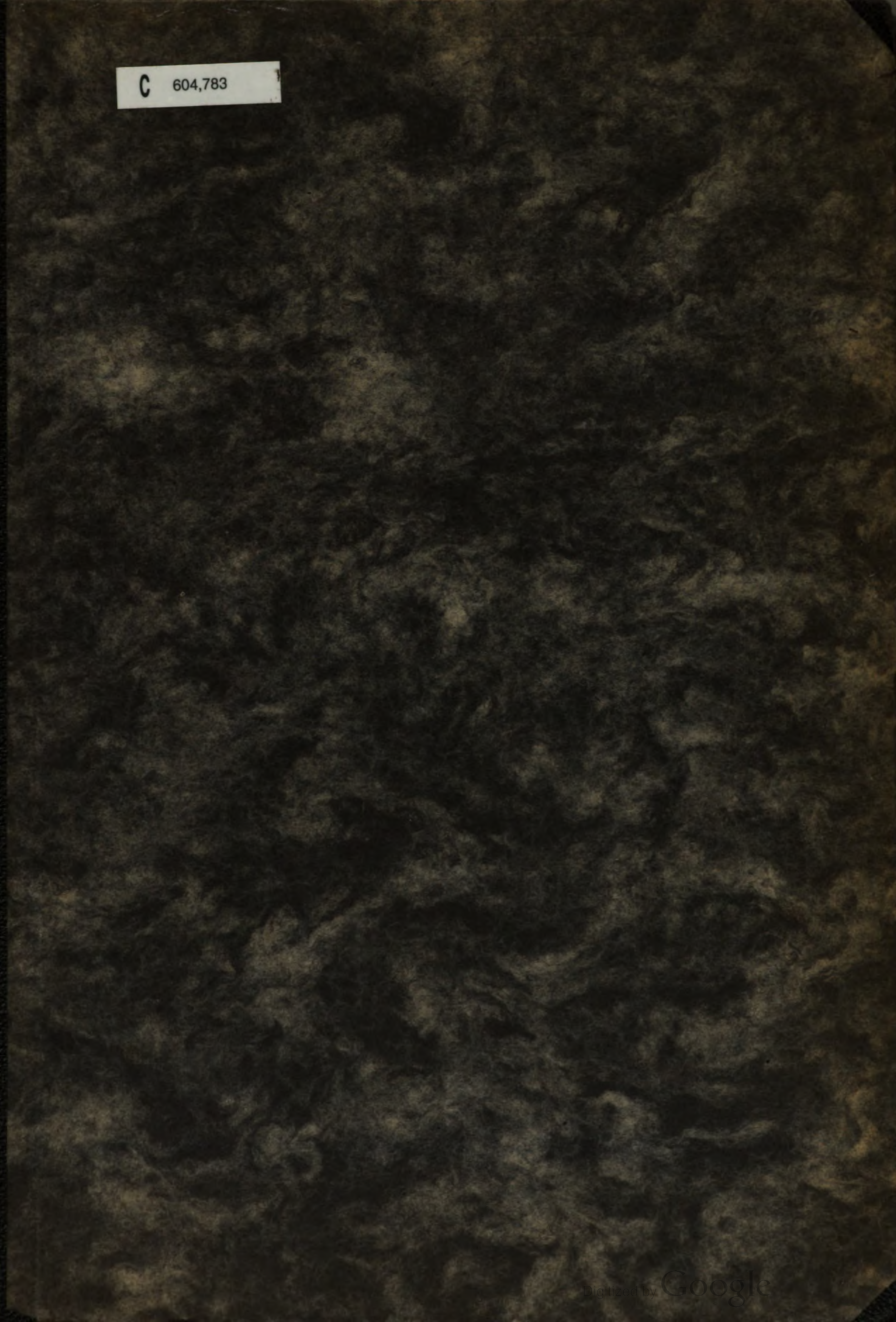






Wochenschrift für Politik und Kultur

Begründer
Dr. Armin Kausen



XV. Jahrgang

1918

Inhaltverzeichnis 1918.

I. Kriegswochenschau

in fortlaufender Reihenfolge.
Von Fritz Nienkemper, Berlin.

II. Politisches, Volkswirtschaftliches und Soziales.

III. Religiöses und Konfessionelles.

IV. Schulfragen, Pädagogisches.

V. Allgemeine Kulturfragen.

VI. Sittlichkeitsfragen.

VII. Wissenschaft und Kunst.

VIII. Literatur.

IX. Feuilletonistisches, Skizzen.

X. Poesie.

XI. Bühnen- und Musikrundschau.

XII. Finanz- und Handelsrundschau.

Weltkrieg 1918.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 × gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf. Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend. Teuerungszuschlag 25%. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.
Bezugspreise - siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 1. München, 5. Januar 1918. XV. Jahrgang.

Am Meilenstein 1918.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Wer dem verflossenen Jahr die Zensur schreiben will, mag gefälligst den Januar 1917 mit dem Dezember 1917 konfrontieren. Im Januar: das tolle Eroberungs- und Vernichtungsprogramm der Entente; im Dezember: Waffenstillstand im Osten, Friedensverhandlungen in Brest.

Welch ein Fortschritt! Welch eine Bresche in der Trutzburg der Kriegstreiber! Wenn die Vollendung des Friedens sich in 1918 hinausschiebt, so soll doch die Anbahnung der Ruhm von 1917 bleiben. Was beim vorigen Jahreswechsel eine kühne Hoffnung war, ist jetzt feste Zuversicht: wir sind in das letzte Kriegsjahr, in das erste Friedensjahr getreten. 1918 wird sich an die Seite von 1648 stellen.

Vor 12 Monaten hatte die Friedenshoffnung nur eine Stütze: das hochherzige Angebot zu Verhandlungen, das der Vierbund nach der Zerschmetterung Rumäniens erlassen hatte. Der gute Wille war einseitig; der böse Wille auf der Gegenseite blieb vorläufig geschlossen und ungebeugt. Unser Sieg in Rumänien wurde als nebensächlicher Teilerfolg hingestellt, unser Friedensangebot als Schwäche mißdeutet, alle Leidenschaften neuerdings aufgepeitscht, alle alten und frischen Kräfte eingesetzt zur „Verbesserung“ der Kriegskarte. Und die wurde in der Tat verbessert, aber nur zu unseren Gunsten, in ganz verblüffender Weise. Vernichtende Niederlage der russischen Massenmacht von Tarnopol über Riga bis Oesel, halbe Vernichtung und volle Zurückwerfung der Italiener bis über die Piave und an die Schwelle von Venedig, Scheitern aller englischen und französischen Angriffe im Westen unter den schwersten Verlusten, besiegelt durch den glorreichen Gegenstoß in der Tankschlacht von Cambrai, dazu die einschneidende Wirkung des ungehemmten U-Bootkrieges: diese Leistungen von 1917 geben sowohl unserer Macht, als auch unserer Friedenshoffnung viel mehr und viel bessere Stützen, wie vor Jahresfrist.

Einige sagen, die russische Revolution bilde den Wendepunkt. Aber die Umwälzung in Rußland war doch nichts anderes, als die Folge unserer Siege. Hätten die Heere des Zaren Waffenglück gehabt, so säße aller Wahrscheinlichkeit nach Nikolaus auf dem Thron und Rasputin neben ihm. Die erste Umwälzung brachte auch noch keineswegs die Friedenspartei in Petersburg ans Ruder. Kerenski drapierte sich in einer Friedensformel, betrieb aber tatsächlich den Krieg ebenso eifrig, wie das alte Regiment. Erst mußten die neuen Offensiven sich in furchtbare Niederlagen verkehren, bis die zweite Umwälzung Leute ans Ruder brachte, die trotz Englands Listen und Drohungen um Waffenstillstand und Friedensverhandlungen zu bitten wagten. Das war die Schicksalswende, offensichtlich erzwungen durch unsere Waffen.

Die Erfahrung von 1917 gibt die Lehre für 1918, daß wir mit Waffengewalt auch den Rest brechen müssen von dem bösen Willen, der noch der Ausschaltung Rußlands und der Lähmung Italiens im Westen noch übrig bleibt. Wenn die gequälten Völker sich selber befreien wollten aus den Händen der Metzger, die sie an die Schlachtbank treiben, so würde das peinliche Verfahren sehr gemildert und abgekürzt werden. Aber wie schwach ist die Hoffnung auf Selbstbesinnung und Selbstbestimmung bei den Engländern und Franzosen, die das ganze Jahr hindurch sich die Unterdrückung des Friedensgedankens knechtselig haben gefallen lassen. Die Weltgeschichte wird als besonderes Kennzeichen des Jahres 1917 buchen, daß in den sog. demokratischen Ländern nicht einmal die „internationale“ Sozialdemokratie es vermocht hat, eine Friedensbesprechung in Stockholm zustande zu bringen. Die englischen und französischen Machthaber brauchten nur die Pässe zu verweigern, und auch die Inhaber des „revolutionärsten“ Mundwerks duckten sich still unter das Joch.

Wir begreifen schwer die Verblendung und fatalistische Ergebenheit der Völker da drüben, aber wir müssen damit rechnen auch für 1918, also auf weitere Kämpfe zur Zwangserziehung gefaßt bleiben. Reichskanzler Graf Hertling hat neulich gesagt, daß er sich mit einem Schimpfbold, wie Lloyd George, nicht an den Verhandlungstisch setzen könne. Mit Clemenceaus Verhandlungsfähigkeit ist es nicht besser bestellt. Erst muß ein Regierungswechsel in London und Paris eintreten, ehe die Friedensverhandlungen von Brest ihre Ergänzung im Westen finden können.

Lloyd George läßt zwischen seinen Schimpfereien manchmal auch ein treffendes Wort einfließen. So unlängst sein Bekenntnis, der Krieg sei jetzt zu einem Kampf um den Schiffsraum geworden. Ein schönes Zeugnis für das Jahr 1917, das uns neben den großen Landerfolgen die freie Entfaltung unserer Tauchboote gebracht hat. Wer da gedacht hat, daß die unterseeische Waffe schon in ein paar Monaten England aushungern und auf die Knie zwingen könne, hat sich auch in diesem Punkt an die längeren Fristen des Weltkrieges gewöhnen müssen. Die Schiffsraumnot wächst von Monat zu Monat. Der entstehende Mangel trifft nicht allein die stumpfsinnigen breiten Schichten, sondern unmittelbar die kapitalistischen Kreise, die auf der feindlichen Seite den Ton angeben.

Wir haben einen guten Tausch gemacht, als wir an Stelle der bisherigen U-Boothemmung uns die Kriegserklärung von Nordamerika gefallen ließen. Die Erfahrung von 1917 hat vollauf bewährt, daß die Vereinigten Staaten nach dem Eintritt in den Krieg uns nicht mehr zu leide tun können, als vorher in ihrer falschen Neutralität. Unsere Tauchboote arbeiten langsam und sicher; Nordamerika arbeitet noch langsamer und höchst unsicher. Herr Wilson konnte sich zu Anfang 1917 als arbiter mundi gerieren; zu Ausgang 1917 war er das fünfte Rad am verfahrenen Ententewagen geworden.

Die wenigen Völker, die noch neutral geblieben sind, haben zumeist mehr Sinn für England, als für Deutschland. Um so bedeutsamer ist es, daß die neutrale Presse zum Jahreswechsel bekennt, die Mittelmächte stehen jetzt stärker da, als je zuvor. So ist es, und die Unterlegenheit der riesigen Entente wird immer klarer hervortreten, je länger die Waffenprobe zu Land und zu Wasser währt.

Das Pochen auf die erfolgreiche Waffenprobe darf uns freilich nicht einseitig und ungerecht machen. Wem verdanken wir die schönen Erfolge von 1917? Nächst der gnädigen Vorsehung in erster Linie unserer meisterhaften Heeresleitung, unseren unvergleichlichen Truppen, unseren wackeren Tauchbooten. Aber wenn einige Blätter die Jahresgeschichte so deuten, als ob es außer Hindenburg und Ludendorff keine Leute gäbe, die etwas Verdienst beanspruchen könnten, so merkt man die parteipolitische Absicht und wird verstimmt. Nicht nur das Waffenheer, sondern auch das Werkzeugheer hat mitgewirkt zu der Ernte von 1917. Die Feldmarschälle und Soldaten konnten von Sieg zu Sieg eilen, weil das ganze Volk in treuer Arbeits- und Opferwilligkeit hinter ihnen stand. Und das Verdienst der Volksvertretung soll nicht unter den Scheffel gestellt werden. Das Wortgefecht um die Friedensentschließung vom 19. Juli und die sonstigen parlamentarischen

Vorgänge sollte man jetzt ruhen lassen, da ja alles so gut ausgegangen ist. Wer mit dem Reichstag nicht zufrieden gewesen ist, kann doch wenigstens erkennen, daß nichts verdorben worden ist. Und die Unbefangenen werden gestehen, daß das schönste Aktivum der Jahresbilanz, die russischen Friedensverhandlungen, wesentlich gefördert worden ist durch die feierliche Bekundung unseres Verständigungswillens. Was der Reichstag beschlossen hat, war im Grunde die folgerichtige Entwicklung des Friedensangebotes unserer Fürsten vom Dezember 1916. Die Mißdeutung als Schwäche darf nun wohl als abgetan gelten. Offenbar konnte aber unsere friedfertige Politik die Russen auf den Weg nach Brest bringen helfen. Sie wird auch die friedliche Wendung im Westen befördern. Und die Hauptsache ist, daß wir die innere Geschlossenheit gewahrt, den ungestörten Fortgang der binnenländischen Kriegsarbeiten gesichert haben. Jeder störende Zwischenfall wäre von den lauernden Feinden für ihre Verführungskunst wirksam ausgebeutet worden. So ist es auch einer gewonnenen Schlacht gleich zu achten, daß wir aus den innerpolitischen Krisen herausgekommen sind. Das Jahr 1917 sah zwei Kanzler gehen und zwei Kanzler kommen. 1918 wird aller Voraussicht nach das Einkanzlerjahr bleiben, — dank der Vorsicht und Geschicklichkeit des Grafen Hertling.

Vor allem gebührt dem Heiligen Vater Lob und Dank für die Förderung des Friedenswerkes im verflossenen Jahre. Er klagt in ergreifenden Worten bei der Weihnachtsansprache über die ablehnende Haltung der Machthaber, wobei er der Schonung halber nicht deutlich sagen darf, auf welcher Seite die Ablehnung erfolgt ist. Wenn nun auch der kühne Friedensschritt des Papstes vom August 1917 vorläufig dasselbe Schicksal hatte, wie das Friedensangebot des Vierbundes vom 12. Dezember 1916, so werden doch beide Maßnahmen ihre nachhaltige Wirkung nicht verfehlen. Die Würde und die moralische Macht des Hl. Stuhles sind im verflossenen Jahre ebenso gestiegen, wie das Ansehen und die weltliche Macht des Vierbundes — trotz der enthüllten Geheimklausel der Entente, die den Papst nicht bloß aus dem Kongreßsaal ausschließen, sondern ihm überhaupt jede Förderung des Friedens verwehren wollte. Das Ende des Krieges wird eine Niederlage der Freimaurerei und der sonstigen Kirchenfeinde, ein Triumph der friedebringenden, völkerversöhnenden, heilenden und tröstenden Religion des Kreuzes sein.

Möge uns 1918 bald in Frieden ernten lassen, was in drei Kriegsjahren in Schweiß und Geduld, in Blut und Not gesäet war und 1917 so hoffnungsvoll in die Halme schoß.

Vom Morgenrot im Osten zum Sonnentag im Westen!

* * *

Die jüngsten Nachrichten aus Brest-Litowsk können die Neujahrs-Zuversicht nur stärken. An den Weihnachtstagen ist dort zwischen den russischen und den Vierbunds-Delegierten über die wichtigsten Grundlagen des Friedens eine Einigung, in den noch schwebenden Punkten eine enge Annäherung erzielt worden. Das Selbstbestimmungsrecht von Polen, Litauen, Kurland und Zubehör wurde von beiden Seiten anerkannt. Offen blieb nur die Frage, ob man schon die bisherigen Willenskundgebungen dieser Völkerschaften als maßgebend erachten soll (wie unsere Vertreter meinen), oder ob noch ein förmliches Plebiszit veranstaltet werden soll (wie die Russen nach ihrer sozialistischen Theorie wünschen). Wir hätten eine förmliche Volksabstimmung nicht zu scheuen, aber diese Prozedur hat große technische Schwierigkeiten und bringt Begleiterscheinungen, die für die betreffenden Länder nicht durchweg heilsam sind. Diese Formfrage wird gewiß ohne Störung zu regeln sein.

Vor der erfreulichen Konkordanzsitzung von Weihnachten war auf Wunsch der Russen noch eine Hand zu den bisherigen Verbündeten Rußlands ausgestreckt worden: es erging eine regelrechte Einladung an die anderen kriegführenden Mächte, sich den Friedensverhandlungen anzuschließen auf Grund der Vorschläge, die von den Russen unterbreitet und vom Vierbund nach den notwendigen Veränderungen akzeptiert worden waren. Bei den Westmächten scheint man der schwerwiegenden Bedeutung der durch die Verhandlungen von Brest-Litowsk geschaffenen Tatsache sich nicht verschließen und den Russen wenigstens eine Antwort erteilen zu wollen. Wir können dieselbe ruhig abwarten. Nach Ablauf der zehntägigen Anschlußfrist (4. Januar) haben wir wieder ganz freie Hand gegenüber dem Westen.

Erziehung zum Frieden.

Von Rechtsanwalt Nuß, Worms.

Nach diesem Krieg müssen alle Völker ernstlich und systematisch zum Frieden erzogen werden. Darüber sollte unter allen Menschen und Christen der Erde kein Zweifel herrschen. Erziehung zum Frieden ist gleichbedeutend mit Anleitung jedes einzelnen Menschen zur Liebe und zur bewußten Abkehr von Haß und Neid. Jetzt muß dieser Krieg so beendigt werden, daß den unmoralischen Kräften, die aus einzel- oder völkeregoistischen Absichten zum Krieg getrieben haben, ein für allemal die Luft vergeht, nochmals früher oder später einen blutigen Waffentanz zu wagen. Der Friedensschluß, der den heutigen Krieg liquidiert, muß etwas von jener höheren sittlichen Weltordnung widerspiegeln, wie sie in den unvergänglichen Grundsätzen der Völkergerechtigkeit und des transzendentalen Weltgerichts ihren Ausdruck findet. Der Trennungsstrich zwischen Verteidigungskrieg und Angriffskrieg, zwischen Notwehrkrieg und Eroberungskrieg, zwischen Abwehrkrieg und Revanchekrieg sollte im Interesse einer überirdischen und überzeitlichen Weltbetrachtung und Geschichtsauffassung auch bei der Art der Kriegsbeendigung nicht verwischt werden. Es wäre auch weder gerecht noch klug, bei den Friedensverhandlungen und in den Friedensverträgen schematisch und starr nach allgemein festgelegten Regeln zu verfahren. Es empfiehlt sich vielmehr, eine völker- und staatsindividualistische Art der Behandlung Platz greifen zu lassen. Der Durchschnittsengländer und die Mammonsautokraten in Amerika z. B. betrachten auch heute noch diesen Krieg als eine Art Geschäft. Beim Friedensschluß muß ihnen fühlbar gemacht werden, daß dieses „Geschäft" für sie sich in keiner Weise „rentiert" hat und daß auch, real und kaufmännisch gedacht, die Wiederholung des „Geschäftes" in absehbarer Zeit nicht rentieren wird. Wir Deutsche müssen uns bei jedem Paragraphen der kommenden Friedensverträge in die Seele des Gegners zu versetzen suchen und werden deshalb — leider — manchmal von der Höhe unseres eigenen Idealismus zur nüchternen Wirklichkeit und kühlen Berechnung herabsteigen müssen. Aber stets muß uns das hehre Ziel vor Augen stehen, einen dauernden Friedenszustand herbeizuführen, der nach menschlicher Voraussicht neue Keime zukünftiger kriegerischer Verwicklungen ausschließt. Ueber den Friedensschluß hinaus werden — darüber scheint kein Zweifel mehr zu sein — internationale Abmachungen (Schiedsgerichte, Abrüstung usw.) unter den Völkern getroffen werden, die der Förderung eines dauerhaften Friedenszustandes dienen wollen.

Die Hauptgarantie für einen künftigen permanenten Weltfrieden aber ist und bleibt der Geist, in dem die Regierungen und Völker künftig miteinander leben. Wenn es uns nicht gelingt, den Geist christlichen Verantwortlichkeitsgefühls, christlicher Pflichtauffassung und christlicher Liebe in die Herzen der Völker und ihrer Führer zu pflanzen und in die Köpfe der Menschheit zu hämmern, dann bauen die Bauleute am glückverheißenden, stolzen Friedensbau zum größten Teile vergebens. Die schwer verpflichtenden Worte: Verantwortung, Pflicht und Liebe müssen zu den unverrückbaren Eckpfeilern des neuen Europa und zu unwandelbaren Leitsternen der aus der Asche des Weltbrandes neu empolsteigenden Menschheit werden. Dann werden auch die einzelnen Faktoren die Rechte, aber auch die Pflichten und Grenzen ihrer Macht verstehen. Die Regierungen, Fürsten, Staatsmänner, Diplomaten und Volksvertreter werden sich ihrer großen Verantwortung gegen die ihnen anvertrauten Völker bewußt bleiben und die Eröffnung kriegerischer Feindseligkeiten nicht mehr als „Amtsgeschäft" und „diplomatische Obliegenheit" oder gar als „Schiebung", sondern als eigene Herzens- und Gewissenssache empfinden. Die Völker, die Massen, werden ihrerseits sich nicht von den Leidenschaften der Straße und einer zügellosen Demagogie in einen volksmörderischen Krieg hineinhetzen lassen, sondern mehr mit dem eigenen Herzschlag und vor allem mit Gewissen, mit verständigem Bewußtsein an dem Gang der Staatsgeschäfte teilnehmen, nicht um der sog. Volksherrschaft, sondern um des allgemeinen Wohles willen.

Neben der ethischen Willenserziehung zum Frieden muß unter genügender Garantie der Gegenseitigkeit in allen Ländern die intellektuelle, verstandesmäßige Erziehung zum Frieden einhergehen. Diese Pädagogik muß gegenseitig bei allen Nationen und möglichst schon bei der Jugend einsetzen. In der Schule werde schon dem Kinde die heilige Ehrfurcht

vor dem hohen Gute des Friedens beigebracht! Vor allem darf der Unterricht in keinem Lande zu einer Verzerrung oder gar Beschimpfung anderer Nationen und ihrer Eigenart mißbraucht werden. Wohl wird und kann, namentlich im Geschichtsunterricht, die Belehrung der Schüler über die geschichtlichen Vorgänge früherer Kriege nicht entbehrt werden. Wohl dürfen und sollen wir Auge und Herz der Kinder zu den großen Männern und Frauen aus großer Zeit als zu großen, nachahmenswerten Beispielen erheben. Ein Hindenburg z. B., unser Nationalheld, wird allezeit mit Fug und Recht von Geschlecht zu Geschlecht weiterleben, und unsrer toten Helden aus den Jahren 1914—1918 werden und dürfen wir gerade bei unsrer Jugend immerdar mit dankbarer Liebe und stolzer Verehrung gedenken. Aber alle Betrachtung darf nicht in einen Lobpreis auf den Krieg als solchen, in eine Verherrlichung des Völkerkampfes ausmünden. Jede derartige Betrachtung muß vielmehr von der Tatsache ausgehen, daß Hindenburg und seine Helden **Wegbereiter des Friedens** waren, und daß wir um des **Friedens** willen Krieg geführt haben. Dabei wären die Schrecknisse und Verwüstungen des Krieges auf allen Gebieten bei Freund und Feind ebenso zu schildern wie die Segnungen und Heilkräfte des Friedens. Ueberhaupt sollte im Geschichtsunterricht die bisher bevorzugte Darstellung der kriegerischen Ereignisse mehr zurücktreten zugunsten einer **kulturell** orientierten Geschichtsbetrachtung. Zur verantwortungsbewußten **Liebe zum Frieden** sollten von Beendigung dieses Völkerkrieges an alle Lehrer und Erzieher in allen Staaten der Erde ihre Schüler aufrufen. Nicht nur das Gewissen des einzelnen, das **Weltgewissen** muß für den Frieden gewonnen werden. **Wissenschaft, Kunst** und **Literatur** sollten sich in gleicher Weise auf der ganzen Welt in den Dienst des Weltfriedens stellen. Vor dem Kriege sah es vielfach anders aus. Bei uns in Deutschland war es nicht einmal so schlimm, wenn auch bei der Belehrung über frühere Kriege und Kriegsgeschichte hier und dort mehr das Kriegerische als der Segen des Friedens betont wurde.

Eine Anregung sei eingestreut: Wir haben in allen Kulturstaaten mitten im tiefsten Frieden einen — Kriegsminister. Wie wäre es, wenn alle zivilisierten Nationen einen **Friedensminister** anstellen wollten, der berufsmäßig alles zu tun hätte, was zur Anregung, Ausbreitung und Vertiefung der Friedenserziehung beitragen könnte?

Neben der ethischen und intellektuellen Arbeit im Geiste der Friedenserziehung wird außer der **politischen** und **diplomatischen** Methode, die in vielem von Grund aus geändert werden muß, das **wirtschaftliche Moment** in den Beziehungen der Völker keine geringe Rolle spielen. Gerade die Handelsbeziehungen von Staat zu Staat, von Volk zu Volk werden, wenn sie vom richtigen Geiste in die richtigen Bahnen geleitet werden, trotz aller Reibungskeime, die sie in sich bergen, zu einer Annäherung der einzelnen Nationen beitragen.

Da, wie oben gezeigt, das **Ethos** das festeste und dauerhafteste Fundament eines beständigen Weltfriedens bildet, ist es ohne weiteres einleuchtend, welch großen Anteil die **Katholiken** aller Länder an der zukünftigen Erziehungsarbeit für den Frieden haben. Seien wir uns der Größe und Verantwortung dieser Stellung allezeit bewußt! Namentlich ein Teil der französischen Katholiken, der sich durch besonderen Haß gegen seine deutschen Glaubensbrüder in diesem Kriege hervorgetan hat, sollte sich auf die universelle Weltaufgabe des Katholizismus besinnen und endlich aufhören, nationalistisch und national zu verwechseln.

Wir Deutschen und wir deutschen Katholiken wissen und empfinden in dieser schweren Schicksalsstunde mehr denn je, daß **national** sein eine **Pflicht** ist. **Wir** fühlen, denken und handeln **deutsch**. Das ist uns selbstverständlich. Als Deutsche, als Angehörige der deutschen Rasse und Nation reichen wir aber aus allgemeiner Liebe zu unsern Brüdern und Schwestern jenseits der vaterländischen Grenzen auch den Gegnern von heute die Hand. Indem wir uns in den Dienst der allgemeinen Friedensidee stellen, **adeln** und **stärken** wir unsere **deutsche** Art und Wesenheit im Dienste des großen Menschheitsgedankens, der der Unmenschlichkeit des Krieges den menschenwürdigen Zustand des Friedens vorzieht. Gesunder Nationalstolz ist gut und hat, da er hohen Kulturwert besitzt, Anspruch auf Dasein und Achtung. Doch wollen wir nicht vergessen, daß Deutschland nicht die Welt, sondern nur ein Teil der Menschheit ist, ein Teil allerdings, der sich weder durch Gewalt noch durch List beiseite schieben läßt.

Des Meeres Gewissen?

Sag mir, selten still und ebnes, ruheloses Meer,
Welche Last treibt deine Wellen ewig hin und her?
Blitzt auf deinem Wogenberge plötzlich blendend grell
Eines Kindes Tränenperle sonnenstrahlenhell?
Blaut in deinem hoffnungsvollen, sehnsuchtssatten Kleid
Azurlicht der Augensterne einer reinen Maid?
Rast in deines blinden Sturmes Unheilleidenschaft
Eines Jünglings hochgemute, jäh erstorb'ne Kraft?
Flammt des Nachts dir in bewegter Zauberfeuerflut
Einer Braut zu früh erstickte, nie entfachte Glut?
Heult in der orkangepeitschten Grauenmelodei
Eines Heimattrostberaubten Todverzweiflungsschrei?
Bebt in deinem langverhaltnen, ächzenden Gestöhn
Einer Mutter leis geseufztes letztes Fürbittflehn?
Graut in deines Abgrunddunkels nie geles'nem Buch
Schwarz und schaurig wie die Hölle eines Vaters Fluch? —

Grollend Schweigen, laute Antwort: „Bitternisgemischt
Von den Zähren Ungezählter, rastlos schwankt mein Gischt!"

Ostsee, auf S. M. S. „Hertha." — P. Alfred Wlotzka, S. V. D.

Wirtschaftliche Zukunftsbetrachtungen.

Von Hauptmann a. D. Hartwig **Schubart**, Salenstein (Thurgau).

Den Lesern der „Allgemeinen Rundschau" wird mein Urteil über die Kriegswirtschaft des nunmehr abgegangenen Vizekanzlers Dr. Helfferich aus dem vorvorigen Jahre noch in Erinnerung sein. Die Folgezeit hat an meinem grundsätzlichen Standpunkt nichts geändert. Indessen hat es bei der augenblicklichen Lage der Dinge keinen praktischen Wert, auf jene Kritik zurückzukommen. Deshalb trage ich den nicht mehr zu ändernden Tatsachen insofern Rechnung, als ich sie zum Ausgangspunkt meiner Betrachtungen über einige wirtschaftliche, speziell **finanzpolitische Zukunftsfragen** nehme. Zuerst möchte ich kurz die beiden Fragen beantworten, was Geld ist und wann ein Staat reich genannt werden kann.

Unter **Geld** ist, wie dieser Krieg gezeigt hat, nicht etwa ein gesetzlich vom Staat eingeführtes Zahlungsmittel zu verstehen, sondern nur ein ganz allgemein anerkanntes Zahlungsmittel[1]), das diese allgemeine Anerkennung entweder einem Eigenwert verdankt, wie das Währungsgeld, das Gold und neuerdings wieder das Silber, oder dem Umstande, daß sein Wert, den es darstellen soll, gedeckt ist durch überall benötigte wirtschaftliche Verbrauchsgüter;[2]) die Deckung durch den weiteren Begriff des wirtschaftlichen Gutes genügt nicht. Alles andere, was man Geld zu nennen pflegt, gehört unter den Begriff des Geldsurrogates. In Deutschland ist z. B. demgemäß augenblicklich nicht sowohl viel Geld im Verkehr als vielmehr viel Geldsurrogat.

Des ferneren zeigt gerade dieser Krieg auch, daß der **Reichtum** eines Landes nicht ohne weiteres identisch ist mit dem Besitz an Geld, er ist vielmehr eine relative, keine absolute Größe. Je weniger Arbeit die große Masse des Volkes aufzuwenden hat zur Beschaffung der notwendigen Verbrauchsgüter, um so reicher wird dies Volk zu nennen sein, namentlich wenn auch ein gehobener Kulturzustand der Masse zugleich wieder einen größeren Verbrauch an Gütern erfordert. Das Geld an sich spielt zunächst gar keine Rolle, und die Amassierung großer Vermögen ist häufig dem Reichtum des Volkes sogar hinderlich — in wirklich reichen Staaten wird von selbst ein Ausgleich des Lebensstandes sich herausbilden, wenn auch natürlich im einzelnen die Begriffe „reich" und „arm" nicht schwinden werden. Dieses anscheinende Paradoxon wird erklärt, wenn man etwa die skandinavischen Staaten betrachtet. Obwohl dieselben durch die Ungunst des Klimas stets zu den ärmeren Ländern gerechnet werden müssen, genügte doch vor dem Kriege die eigene Produktion, um im Verein mit dem Verdienst der Ausfuhr, der geringen internationalen Lohnarbeit und der Fremdenindustrie den Eigenbedarf

[1]) Siehe: Simmel: „Das Geld."
[2]) David Hume: „Money — the representation of commodities and labour."

zu decken. Geld war nur wenig vorhanden und entsprechend auch keine nennenswerten Vermögensansammlungen in Händen einzelner, aber ebenso bestand wohl auch keine Armut. Der Krieg hat diese Verhältnisse geändert, es herrscht heute Goldinflation, so daß die Anhänger einer reinen Zähltheorie berechtigt wären, von dem Reichtum dieser Länder zu reden. Als Gegenstück aber herrscht im Lande Mangel — das Gold hat nicht die Kraft, die Zufuhr zu bewirken, und wenn daran auch der Friede manches ändern wird, so wird doch zunächst wieder ein Goldabfluß eintreten, bestehen bleiben aber wird die Teuerung und die wirtschaftliche Ungleichheit. So werden diese Länder trotz relativ wie absolut größeren Goldbesitzes durch den Krieg verarmt sein. Aehnlich läßt sich von allen neutralen Staaten abstrahieren, und für den Kriegseintritt Amerikas mögen derartige Ueberlegungen nicht das letzte Motiv gewesen sein.

Der an sich gewiß erstrebenswerte Reichtum eines Landes hängt nun ab von drei Faktoren. Zunächst ist er von selbst vorhanden in den glücklichen Ländern, deren Ackerkrume und Klima stets an sich die ausreichende Ernährung der Bevölkerung gewährleisten. Dann kann auch der nicht vom Ackerbau benötigte Teil der Arbeitskräfte noch gewissermaßen Luxusarbeit schaffen. Das Beispiel katexochen dafür ist Frankreich, das aus diesem Grund nicht nur jede Krise überwindet, sondern auch grade das Land der Luxusindustrie werden mußte. Es ist und bleibt das reichste Land Europas. Dabei herrscht gerade in Frankreich, wenn von Paris und einigen Industriegegenden, wie dem Maastal und der Gegend von St. Etienne abgesehen wird, verhältnismäßige Gleichförmigkeit der Lebenshaltung.

Auch der nächste Faktor ist durch die Natur bedingt — der Reichtum der tieferen Erde unter der Ackerkrume. So werden die Kohlenbecken Englands, Belgiens, Nordwestdeutschlands, Schlesiens, Böhmens, das Donezgebiet, die deutschen Kalilager, die Kupferminen Spaniens, das Kupfer, Silber, Platin, Gold des Ural, das Gold des Transvaal, das Petroleum Rumäniens und vieles andere stets einen wirtschaftlichen Reichtum bedeuten. Trotzdem besteht hier bereits die wirtschaftliche Gefahr zu ungleicher Güterverteilung und sozialer Ungleichheit, besonders wenn, wie nur zu häufig, infolge des Aktienwesens und der unpersönlichen Kapitalentwicklung keine eigentlich bodenständige Arbeit mehr geleistet wird. Namentlich wo straffe soziale Gesetzgebung fehlt, führt dieser Reichtum oft zu lokaler Verarmung und Verelendung; man vergleiche Belgien.

Als dritter Reichtumsfaktor ist zu nennen die Arbeit, die wieder in drei Unterabteilungen zerfällt. Sie kann sein lediglich Arbeit des Kapitals im Ausland; ein Beispiel ist England, aber auch z. B. die Investierung deutschen Kapitals in französischer Erzgewinnung und Industrie. Sie kann weiter sein die internationale Arbeit nationaler Unternehmen, wie sie z. B. alle Schiffahrtgesellschaften leisten. Beide fördern nicht unmittelbar den Wohlstand des eigenen Landes, wenngleich sie ihm mittelbar sicher Nutzen bringen.[3]) Drittens ist zu nennen die eigentlich nationale Exportarbeit. Diese war vor dem Kriege Deutschlands größter Reichtumsfaktor, im vorigen Jahrhundert hat sie die Basis englischen Reichstums befestigen helfen. Zunächst gerade geeignet soziale Abstände und Massenverelendung zu schaffen, wirkt sie in der Entwicklung später sozial ausgleichend, weil die geeinten Arbeiter ihrerseits als Machtfaktor auftreten und so z. B. in Deutschland einen recht hohen Stand der Lebensführung errungen haben. Zu erwähnen ist, daß all diesen drei Unterabteilungen der Arbeit gemeinsam die Förderung der Internationalisierung des Lebens innewohnt.

Je höher nun die Kultur und je dichter zugleich die Bevölkerung, um so mehr werden alle diese Faktoren gleichmäßig ihre Rolle im Wirtschaftsleben spielen, Beispiele sind England wie Deutschland. Eine um so größere Rolle wird dann auch dem reinen Kapital zufallen. Trotzdem darf der leitende Staatsmann nie vergessen, daß es nicht seine Aufgabe ist, Milliarden auf Millionen zu häufen, wie die des Bankiers, sondern möglichst gleichmäßige Verteilung der wirtschaftlichen Güter und Ausgleichung schreiender Gegensätze anzustreben.

Prüft man unter diesen Gesichtspunkten die durch den Krieg hervorgerufene Entwicklung unserer Finanzlage, so wird man zu dem Schluß kommen: sie leidet an Blutarmut, sie ist verwässert; sie wieder zu gesunden muß die erste Zukunftsaufgabe sein. Für diese Gesundung sind nun neben der Beschränkung der Ausgaben große Einnahmen nötig, Einnahmen von außen durch Absatz deutscher Arbeit, Einnahmen aus dem Innern durch direkte und indirekte Abgaben. Leider fehlt mir hier jedes statistische Material, so daß ich nur einzelne Punkte hervorheben kann, ohne Detaillierung, um auf Grund dieser lediglich summarischen, der Anregung zu weiterer Diskussion dienenden Betrachtung dann einen eigenen Vorschlag zu bringen.

Im Innern werden Ersparnisse möglich sein zuerst bei den Budgets der Armee und der Marine. Ohne weitgehende allgemeine Abrüstung wird ganz Europa nach diesem Kriege nicht mehr frei atmen können. Aber auch weitere Abstriche werden erfolgen müssen, so wird manches Schloß, daß jetzt nur Unterhaltungskosten verursacht, herangezogen werden müssen als Invalidenheim oder zu anderen Zwecken der Allgemeinheit. Immerhin sind diese Ersparnisse nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Der Staat braucht vermehrte Einnahmen, die sowohl aus der eigenen (Unternehmer-) Tätigkeit des Staates resultieren werden, wie durch erhöhte Abgaben zu beschaffen sind.

Von der Unternehmertätigkeit des Staates darf man leider nicht zu viel erwarten. Monopole kommen meist nur bei Rohstoffen in Betracht, weil in allen anderen Betrieben die fehlende Konkurrenz die Leistung herabsetzen würde. In freiem Wettbewerb aber wird der Staat vom Einzelunternehmer überflügelt, weil der Antrieb des eigenen Nutzens in der Leitung fehlt. Immerhin sind eine Reihe von Monopolen denkbar, so Bergwerks-, insbesondere Kohlen- und Kalimonopole, solche für Austerngewinnung — wir haben bereits staatliche Austernbänke —, für Bernstein, für Elektrizität, Luftstickstoff und ähnliches. Bei dem Alkoholmonopol, das an sich auch denkbar wäre, bei Spiritus wie bei Bier, dürfte auch die fehlende Konkurrenz den Nutzen unter den Ertrag der bisherigen Steuereinnahmen, die sich zudem eventuell noch um einiges erhöhen ließen, herabdrücken. Entschieden zu verwerfen wären alle Importmonopole, wenngleich eine staatliche Verteilung der Importgüter in den ersten Friedenszeiten noch nötig sein kann. Aber von all diesen Maßnahmen ist nicht viel Ertrag zu erwarten, da schon die Ablösungen sehr reichliches Kapital erfordern werden. Etwa bei Austern und Bernstein kann es sich zudem von vornherein nur um geringe Summen handeln. Auch die schon vorhandenen Einnahmen dieser Kategorie, z. B. aus Domänenbesitz, werden bedeutende Steigerung nicht erlauben.

Die Einnahmen aus den Grenzabgaben jeder Art lassen sich noch nicht im geringsten einer Untersuchung unterziehen, nur ganz allgemein läßt sich sagen, daß sie eher eine Tendenz zum Sinken haben müssen, da jede Erschwerung des Handels vom Uebel sein wird.

Indirekte Steuern werden sich nicht umgehen lassen, sie haben in vielen Fällen zudem den Vorteil geringer Verwaltungskosten. Ihr Nachteil ist, daß sie, um einträglich zu sein, gerade die für die große Menge benötigten Güter treffen müssen und dann antisozial wirken können. Daher ist bei ihnen Vorsicht geboten, und auch sie werden nicht genügen. In den ersten Friedensjahren werden vielleicht manche Luxusabgaben möglich sein; auch Edelstein- und Schmuckimport werden hohe Belastung vertragen, letztere würde allerdings an den Exporteur wieder zurückvergütet werden müssen, falls der vor dem Krieg recht bedeutende Schmuckexport wieder einsetzen sollte.

Bei den direkten Steuern werden die Vermögens- wie Einkommensteuern erhebliche Steigerung der Progression gestatten, wobei vielleicht eine Klassifizierung nach dem Zuwachs der Kriegsjahre nicht unangebracht sein wird. Die Grenze wird zu finden sein in der Rücksicht, daß eine tatsächliche Aufhebung des Gewinns durch Besteuerung auch den Erwerbstrieb und damit die Erwerbstätigkeit aufheben, also unsozial wirken würde. Rein theoretisch muß jedem einzelnen die Möglichkeit unbeschränkten Erwerbs offengehalten werden.

Besonders zu betrachten wäre die Erbschaftssteuer, da ich bereits eine völlige Aufhebung der Erbschaft ernsthaft habe in Zeitungen diskutieren sehen. In der „Neuen Zürcher Zeitung" begrüßte Hermann Hesse diesen Gedanken als den Beginn einer wirklichen Gleichheit und Brüderlichkeit — als Dichter hat er für das Land Utopien dieses Recht. Nun würde ja allerdings die völlige Aufhebung der Erbschaft in zwei Generationen den gordischen Knoten zerhauen haben — sämtliche Anleihen, die staatlichen wie die kommunalen, wären getilgt und jeder Besitz an Kapital mobiler wie immobiler Art wäre im Besitz der Allgemeinheit, soweit nicht doch Umgehungen möglich wären. Und daß diese möglich wären, und eine solche im Poetentraum sicher ungemein anmutende Lösung tatsächlich die größte Ungerechtigkeit bedeutete, mag folgende Ueberlegung zeigen:

[3]) „Invincible export." (Hobson.)

Setzen wir drei Personen, A, B und C. Alle drei sollen in gleicher, guter Vermögenslage stehen, alle drei sollen je einen Sohn besitzen. A soll sterben, wenn sein Sohn 5 Jahre alt ist, der Sohn B soll 20 Jahre beim Tode des Vaters zählen, der C 35. Dann kommt der Sohn von A in die Erziehung des Waisenhauses und ist für sein Fortkommen allein auf seine eigenen Fähigkeiten angewiesen. Der Sohn von B dürfte zum mindesten schon eine Berufserziehung genossen haben, also erheblich im Vorteil sein. Der Sohn von C aber wird sich nicht nur in sicherer Stellung befinden, zu der ihm der Vater behilflich war, sondern es ist mit absoluter Sicherheit anzunehmen, daß der größte Teil des väterlichen Vermögens zu Lebzeiten des Vaters auf ihn übergegangen sein wird und daß er so tatsächlich das Erbteil angetreten hat. Derart rigorose Bestimmungen fordern mit logischer Notwendigkeit ihre Umgehung.

Die Aufhebung des Erbrechtes läßt sich demnach nur einführen im Verein mit allgemeiner Erziehung der Kinder außerhalb der Familie durch den Staat, sie würde also zur Aufhebung der Familie führen, zu gesellschaftlicher Anarchie, der die staatliche Anarchie folgen müßte. Schon gegen die Besteuerung der Erbschaften an sich bei direkter Nachkommenschaft lassen sich viele und gewichtige Gründe anführen, obwohl dieselben gegenüber der staatlichen Notwendigkeit infolge des Krieges werden schweigen müssen und schließlich schweigen können von einer gewissen Höhe der Erbschaft an, wobei ein freies Vermögen eine andere Beurteilung wird erfahren dürfen als ein wirtschaftlich gebundenes. Auch hier ist wieder der Erwerbstrieb zu berücksichtigen, der Wunsch der Sicherung für die Nachkommen ist eines seiner edelsten Motive. Auf dem Erwerbstrieb in erster Linie beruhen aber die wirtschaftlichen Erfolge, die zu fördern dringende Aufgabe der Zukunftspolitik ist. — Dieser allgemeinen Betrachtung soll sich der erwähnte positive Vorschlag einer neuen staatlichen Einnahmequelle in einem besonderen Aufsatz anschließen.

Grundsätzliche Fragen aus der bayerischen Reichsratskammer.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

In der bayerischen Reichsratskammer hat es am 18. Dezember des abgelaufenen Jahres einen Zusammenstoß gegeben, der Bedenken grundsätzlicher Art wachruft die, nachdem inzwischen der amtliche stenographische Bericht erschienen ist, ausgesprochen werden sollen.

Es handelt sich um die Aufbringung der Mittel für die bayerische Tapferkeitsmedaille. Die Besitzer der goldenen Medaille erhalten 120 Mark, die der silbernen 60 Mark Jahreszulage. Bis jetzt sind 236000 Mark jährlich notwendig geworden, um die Zulagen für 877 goldene und 2178 silberne Medaillen zu bestreiten; da die Militärverdienstmedaille für die Soldaten keinen Stiftungsfonds besitzt wie der Militär-Max-Josephs-Orden für die Offiziere, so müssen die Medaillenzulagen während des Krieges durch den Kriegsetat, in der Friedenszeit durch den bayerischen Militäretat bestritten werden. Der Kriegsminister hat nun eine Sammlung für die Tapferkeitsmedaillen-Zulage veranstaltet. Die Sammlung, welche nach des Kriegsministers Worten „von einem eng bemessenen Kreise hochherziger Spender“ aufgebracht werden sollte, scheint aber doch über diese Grenze hinausgegangen zu sein, denn es ist nicht unbekannt, daß ihr Wirkungskreis sich bis an die Fronten erstreckt hat und daß sie ebenso von den Bezirkskommandos betrieben wurde. Parallel ging eine von privater Seite im Einverständnis mit dem Kriegsministerium von einzelnen Reichsräten eingeleitete Aktion, die bedeutende Summen erbracht hat.

Reichsrat Frhr. v. Bassus wandte sich am 18. Dezember in der Reichsratskammer gegen diese Art der Aufbringung der Tapferkeitsmedaillen-Zulage. Landesmittel hierfür aufzubringen sei eine „selbstverständliche Ehrenpflicht“, um den Tapfersten der Tapferen „das beschämende Gefühl zu ersparen“, daß die Anerkennung ihrer Verdienste „durch private Wohltätigkeit“ aufgebracht werden müsse. Um seine „Befürchtungen“ zu zerstreuen, ersuchte Frhr. v. Bassus, ein Nachtragspostulat anzufordern. Reichsrat Graf Preysing stellte unter Zustimmung zum Standpunkt des Frhrn. v. Bassus die Angelegenheit mit wenigen Worten und beschränkte sich darauf, auf die prinzipiellen Bedenken hinzuweisen, die Regelung dieser Sache „privaten oder staatlich organisierten Wohltätigkeitsaktionen zuzuweisen“, für die nur Landesmittel in Betracht kommen könnten.

In seiner Antwort wandte sich Kriegsminister v. Hellingrath nicht an den Reichsrat Frhrn. v. Bassus, dessen Kritik ersichtlich weit schärfer war als die des Grafen Preysing, sondern an den letzteren. Warum nicht an beide zugleich? Der Kriegsminister gab loyal Aufschluß über seine Beweggründe. „Die gebotene Entlastung des bayerischen Friedensmilitäretats“ sei schon jetzt „bei seiner ohnehin knappen Bemessung“ zu erwägen. „Im Hinblick auf die große finanzielle Belastung, die dem bayerischen Staate nach Friedensschluß zur Linderung der einem großen Teil der Bevölkerung in seiner Existenz durch den Krieg zugefügten Schäden und für die weitere wirtschaftliche Entwicklung des Landes zweifellos erwachsen wird“, möchte es der Kriegsminister, „wenn irgend tunlich, vermeiden, für die Zwecke der Militärverdienstmedaille bayerische Staatsgelder in erheblicherem Umfang in Anspruch zu nehmen“. Diese Ausführungen, deren gute Absicht nicht verkannt werden soll, erfordern eine grundsätzliche Entgegnung.

Die Tapferkeitsmedaille geht zurück auf eine Ordensstiftung des Kurfürsten Karl Theodor, d. h. auf eine Zeit, in der landesherrliche und staatliche Mittel mehr oder minder zusammenflossen, keinesfalls in dem Maße getrennt waren, wie es heute der Fall ist. Daß mit dieser Trennung speziell in Fragen der Armee die dem Landesherrn aus solchen und ähnlichen Einrichtungen zufallenden Verpflichtungen an den Staat übergingen, ist ohne weiteres klar. Man kann demnach, wie auch die Dinge rechtlich liegen mögen, ruhig sagen, daß es sich bei der Tapferkeitsmedaillen-Zulage um eine Angelegenheit des bayerischen Staates handelt. Zusagen und Rechtsverpflichtungen der Krone und des Staates können nicht auf private Schultern abgewälzt werden. Das ist ein elementares Gesetz staatlicher Rechtsordnung und Finanzpolitik. Wohin sollte es kommen, wenn der vom Kriegsminister aufgestellte Satz auch auf andere Staatszwecke — nächstens für die Lehrer- und Beamtengehälter — ausgedehnt werden wollte! Der Kriegsminister bemerkte zu seiner Rechtfertigung, auch viele staatliche Fonds seien auf dem Weg der Privatsammlung zustande gekommen. Gewiß, es sind die Wittelsbacher Landesstiftung, die Stiftungen des Prinzregenten Luitpold bei seinem 80. und 90. Geburtstag und auch Staatsfonds durch private Sammlungen aufgebracht worden. Diese Sammlungen sind Ehrengaben oder Spenden zur Deckung elementarer Schäden und Förderung wirtschaftlicher und kultureller Zwecke. Allein die dabei betätigten Sammlungen hatten nicht den Zweck, Rechtsverpflichtungen abzulösen, sondern dienten der Erfüllung und Ergänzung wünschenswerter Zwecke, für die keine staatliche Verpflichtung bestand.

Reichsrat Frhr. v. Würzburg, der selber bei der Privatsammlung für die Tapferkeitsmedaille tätig ist, hat aus der Erörterung sofort denn auch den richtigen Schluß gezogen: wenn der Landtag die erforderlichen Mittel für die Tapferkeitsmedaille aufbringt, würde der angesammelte Fonds am besten zu einer Erhöhung dieser Zulage verwendet. Das ist etwas ganz anderes und verträgt sich durchaus mit den Grundsätzen staatlicher Finanzwirtschaft. Schließlich muß auch noch erwogen werden, ob nicht vom Reiche aus direkt Mittel für diesen Tapferkeitsmedaillen-Ehrensold bereitgestellt werden könnten. Es handelt sich hier um die Militärhoheit Bayerns, deren finanzielle Leistungen im vollen Umfang vom Reiche übernommen sind.

Auf die, wie aus dem amtlichen stenographischen Berichte hervorgeht, maßvollen Ausführungen des Grafen Preysing antwortete Kriegsminister v. Hellingrath: „Ob diese Sammlung bedenklich ist oder nicht, darüber glaube ich das richtige Gefühl meinem Urteil zubilligen zu können.“ Die parlamentarische Kritik ist Verfassungsrecht und kein Minister kann sich ihr entziehen, sofern sie in parlamentarischer Form geltend gemacht wird. Ihre Zurückweisung erscheint um so auffallender, als Graf Preysing die vom Minister bemängelte Wendung „bedenklich“ im Hinblick auf die prinzipielle Seite der Angelegenheit gebraucht hatte. Die Gründe für das Verhalten des Kriegsministers dürften wohl in der Richtung der späteren Antwort des Reichsrats Grafen Preysing liegen: „Ich stehe hier nicht als Offizier, sondern ich stehe hier als Mitglied einer gesetzgebenden Körperschaft und werde von den Rechten, die mir diese Tatsache zuweist, solange Gebrauch machen, als den militärdienstlichen Interessen nach meiner Anschauung kein Eintrag geschieht.“ Daß Reichsrat Graf Preysing hier auf den Kernpunkt der Kollision hingewiesen hat, geht gerade aus der hierauf erfolgten Bemerkung des Kriegsministers hervor: „Ich habe nur zu erwidern, daß ich meine Ausführungen nicht gegen einen Offizier gerichtet habe, sonst wären sie ganz anders ausgefallen, sondern lediglich gegen den Herrn Reichsrat.“

Es besteht kein Zweifel, daß die Situation, in der ein Offizier, der Mitglied eines Parlamentes ist, dem Kriegsminister gegenüber steht, naturgemäß heikel ist. Es gilt für ihn, die richtige Mitte zu finden, um weder seinen Pflichten als Mitglied der gesetzgebenden Körperschaft sich zu entziehen, noch in Widerspruch mit seinen Offiziersspflichten zu kommen. Er wird also im allgemeinen darauf verzichten, zu Fragen im Parlament das Wort zu nehmen, die ihn in einen derartigen Konflikt bringen könnten. Wo diese Grenze liegt, wann der Fall gegeben ist, wo vor den Interessen der Armee die Rechte des Parlamentariers zurücktreten müssen, das zu entscheiden muß er freilich sich selbst vorbehalten. Im vorliegenden Fall muß jeder Unbefangene zu der Ueberzeugung gelangen, daß dieser Moment, in dem der Reichsrat hinter dem Offizier zurückzutreten hätte, hier nicht gegeben war. Die auf dem Wege einer durchaus ruhigen und sachlichen Besprechung auszutragende Meinungsverschiedenheit ließ einen derartigen Zusammenstoß nicht erwarten. Es ist zu wünschen, daß der Ausgleich der hier besprochenen Differenzen im Interesse des förderlichen Zusammenwirkens zwischen Staatsregierung und Landtag erfolgt und der Vorgang einen sachgemäßen Abschluß findet.

Zur Pflege der deutsch-vlämischen Beziehungen.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Martin Faßbender, M. d. R. u. d. Pr. A.

Nicht allein in politischer Beziehung, auch in völkischer Hinsicht verdienen die Vlamen und ihre Kultur unser ganzes Interesse, haben wir doch in den Bewohnern der Grafschaft Flandern wahrscheinlich die ersten Germanen zu erblicken, denen die Bezeichnung „Deutsche" beigelegt wurde. Hier (zwischen Brügge und der Seeküste) lag Doornik, die alte Hauptstadt des Merovinger Reiches, der Wiege des Karolingischen Reiches. Der Name „Vlamen" bezeichnete ursprünglich nur die Bewohner dieses Landstriches zwischen Brügge und der Seeküste, während er jetzt für alle Germanen des heutigen Belgiens Anwendung findet. Uralt ist die Grenze zwischen Vlamen und Wallonen. Auf der Scheide des fruchtbaren und unfruchtbaren Belgenlandes legten die Römer eine Heeresstraße an, die von Boulogne über Bavay und weiterhin nach Mastricht führte, um in Köln zu münden. Nördlich von ihr saßen die Vlamen, südlich die Wallonen, und diese Grenze ist, abgesehen von den jetzt noch zu Frankreich gehörenden Teilen Flanderns, bis heute im ganzen so geblieben.

Ueber diese in geschichtlicher und sprachlicher Hinsicht sehr interessanten Fragen verbreitet sich in einer kürzlich erschienenen kleinen Schrift Geheimrat Jostes, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Münster i. W. Der eigentliche Zweck des Büchleins zielt aber darauf hinaus, einen kurzen und knappen Ueberblick über die Entwicklung und den Wert des vlämischen Schrifttums zu gewähren. (Erschienen im Volksvereinsverlag in M.Gladbach.) Jostes war zweifellos zur Abfassung einer solchen, aus dem Vollen schöpfenden Einführung in die vlämische Literatur gar sehr berufen, da er nicht, wie so viele von uns anderen, sich dem Studium des Vlamentums erst seit dem Beginn des Krieges zugewandt, sondern seit langen Jahren tiefgründige Forschungen an Ort und Stelle angestellt hat. Jostes ist auch Vorsitzender der trefflichen Gesellschaft zur Pflege der deutsch-vlämischen Beziehungen, wie denn sein Schriftchen auch das erste Heft der von genannter Gesellschaft herausgegebenen Schriften bildet. In einem weiteren Heft dieser Sammlung bespricht Jostes Persönlichkeit und Schriften von Hendrik Conscience, wie in einem dritten Heft ein anderer ausgezeichneter Kenner des Vlämischen, Dr. Heinrich Brühl, eine einzigartige Auswahl aus der vlämischen Liederdichtung alter und neuer Zeit bietet. Brühl war bisher der sachkundige Leiter eines von der Zentrale für soziale Fürsorge beim Generalgouvernement in dem Brüsseler Vorort Moolenbeek nach meinem Plane für die vlämische Bevölkerung eingerichteten Jugendhortes und hat mit mir zusammen jetzt das Referat für vlämische Jugendpflege bei der Zivilverwaltung in Brüssel. Brühl ist auch Verfasser von noch zwei anderen höchst interessanten und wertvollen Schriften, von denen das eine betitelt ist: „Flandern, literarisches Neuland" und das andere die Ueberschrift „Vlämisch und Holländisch" trägt (beide bei Stilke in Berlin). Ebenso sei seine schöne Sammlung „Vlämische Erzähler" (Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg) erwähnt. Alle vier verdienen Verbreitung.

Jostes führt seine Betrachtungen bis zu den Anfängen der erhaltenen vlämischen Literatur zurück, jener Zeit, als die westgermanische Kultur bereits im Zeichen des Minnedienstes stand. Als Ahnherr und Fürst der Dichter ist Maarlant, ein Westvlame aus der Umgegend von Brügge, etwa 1235 geboren, zu erachten. Seine Zwiegespräche unter dem Titel „Wapene Martyn" werden sehr geschätzt. Unter Maarlants Nachfolgern ist der bedeutendste der Antwerpener Kanzleischreiber Jan van Boendale mit seinem Lekenspiegel. Im 14. Jahrhundert finden sich die ersten Spuren des Volksliedes, dessen Blütezeit dann in das Jahrzehnt zwischen 1540 und 1550 fällt. Und wir besitzen aus dem Jahre 1544 eine in Antwerpen gedruckte Sammlung von weltlichen Liedern unter dem Titel „Een schoon Liedekensboek", die Hoffmann von Fallersleben 1855 neu herausgegeben hat, während das auch durch viele Perlen echter Poesie sich auszeichnende geistliche Volkslied noch einer kritischen Bearbeitung der handschriftlichen, vielfach von einander abweichenden Texte harrt. Das 14. Jahrhundert war auch die Blütezeit der vlämischen Prosa, als deren Meister der Mystiker Jan van Ruisbroek oder Ruusbroek (1294—1381) gilt, von dem die religiöse Literatur der Folgezeit inhaltlich und sprachlich in hohem Maße beeinflußt ist, besonders auch das herrliche Büchlein „Nachfolge Christi" von Thomas von Kempen, während eine auch psychologisch wertvolle Schilderung mystischen Innenlebens von der Schwester Hadewisch aus der Zeit hundert Jahre vor Ruusbroek noch erhalten ist und hundert Jahre nach Ruusbroek die in Antwerpen gestorbene Lehrerin Anna Bijns uns manche religiöse Lieder von rührender Innigkeit und bezaubernder Anmut hinterlassen hat.

Den Schwerpunkt der Darstellung legt Jostes auf die Schilderung der Literatur vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Hier erscheint ihm als der erste Dichter von Bedeutung Prudens van Duyse (1804—1859) zu sein. Neben ihm stehen in hohem Ansehen Karl Ludwig Ledeganck mit seinen Gedichten auf die drei Schwesterstädte Gent, Brügge und Antwerpen, Jan van Beers, Theodor van Rijswijck, Frans de Cort und besonders Emmanuel Hiel mit seinen tief ins Volk eindringenden Volksliedern. Die Höhenpunkte der neueren vlämischen Literatur bilden aber Guido Gezelle (1830—1897) mit seinen Gedichten und Hendrik Conscience (1812—1883) mit seinen Romanen, um welche zwei Persönlichkeiten sich alles Neuere gruppiert. Von Gezelle trägt Jostes kein Bedenken zu sagen, daß in seinen Werken des Schönen und Schönsten sich übergenug finde, dessen Wert und Bedeutung, von Zeit und Umständen unabhängig, geeignet sei, dem Dichter seinen Platz unter den Besten der Weltliteratur zu sichern. Von Gezelle beeinflußt, aber mit Selbständigkeit begabt — sich von fremden Einflüssen freihalten und die dichterische Anlage aus sich heraus zu entwickeln, hält Gezelle für den Ausgangspunkt aller wahren Dichtkunst — kommen in Betracht: Karl de Gheldare mit seinen reizenden Kinderliedern, Eugeen van Oye und Hugo Verriest, Albrecht Rodenbach, René de Clercq, Pol de Mont, von welch letzterem besonders „Die Lenztorheiten" und „Flatternde Schmetterlinge", sowie die Idyllen manches von bleibendem Werte bieten. Es sei noch bemerkt, daß Jostes in der „Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik" (Teubners Verlag in Leipzig) über Eugeen van Oye im Jahrgang 1915 S. 561 ff. und über Guido Gezelle Jahrgang 1916 S. 155 ff. schöne Abhandlungen veröffentlicht hat, die eine Sonderausgabe wünschenswert erscheinen lassen. In Roman und Novelle kommen neben Conscience in Betracht: Dominicus Sleeckx mit Schilderungen des Volkslebens, Renier Snieders und August Snieders, Zettermann, Stijn Streuvels, Hermann Teirlinck. Man wird als Ergänzung zu den Ausführungen von Jostes zweckmäßig den oben erwähnten Vortrag Brühls „Flandern, literarisches Neuland" bezüglich weiterer Dichter und Romanschriftsteller nachlesen. Auch versäume man nicht den Aufsatz von Overmans „Der katholische Gedanke in der neuern vlämischen Literatur" („Stimmen der Zeit" 47. Jahrgang 11. Heft S. 534 ff.) zu beachten. Für eingehenderes Studium fehlt noch ein deutsches Werk.

Der Kampf der Vlamen um ihr Volkstum ist eines der interessantesten Probleme der Völker- und Volks-Psychologie. Zu seinem Verständnis leiten eine Reihe von Schriften an, so: Jostes, Die Vlamen (Münster bei Borgmeyer und Co.), Oswald, Zur belgischen Frage (Berlin bei Stilke), Rhenanus, der Kampf der Vlamen um ihr Volkstum (Berlin bei Stilke), Dosfel, Vlämische Studentenbewegung (M.Gladbach Volksverein), das Sammelheft der Süddeutschen Monatshefte „Die Niederlande" u. a. Ein wirkliches Eindringen in diese Probleme, sowie eine verständnisvolle Würdigung der vlämischen Literatur erfordert naturgemäß die Kenntnis der vlämischen Sprache, welche, wie das Holländische, eine andere Bezeichnung für Niederländisch ist. Zu ihrer Erlernung bietet die Verlagshandlung von Julius Groos in Heidelberg vorzügliche Hilfsmittel zum Selbstunterricht in folgenden Schriften: Niederländische Konv.-Grammatik mit Schlüssel von Valette, 3. Auflage, Niederländisches Lesebuch von Valette, 2. Auflage, Kleine niederländische Sprachlehre von Valette, 4. Auflage, Connor, Deutsch-niederländisches Konv.-Buch, Der neue Reisebegleiter von Motti. Ein gutes Wörterbuch ist das von Scholte bearbeitete Kramers Woordenboek aus dem Verlag von Goor Zonen in Gouda bei Amsterdam. Beherrscht man etwas die Sprache, dann wird man einen tieferen Einblick in die Literatur gewinnen durch Lesen von Werken vlämischer Dichter im Original und durch Studium der Literaturgeschichte z. B. der kleinen von Nehlen und der umfassenden von Kalff.

Zusammenfassend sagt Jostes, daß in Flandern ein reiches literarisches Leben seit 1830 aufgeblüht sei, und zwar unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen, ohne Sonne von oben, ohne Anteilnahme der besitzenden Klassen, lediglich gepflegt von den unteren und zum Teil mittleren Schichten eines Volkes, das noch erst wieder lesen lernen mußte. „Welch gewaltige Trieb-

kraft“, fährt Jostes fort, „muß doch dem Boden innewohnen, der in so kurzer Zeit eine so reiche Ernte zeitigen konnte, wie wir sie zwischen Ledegarck und Gezelle, Conscience und Stijn Streuvels bewundern müssen! Hat sie bisher außerhalb der engern Heimat viel zu wenig Beachtung gefunden, so liegt das zum guten Teil auch daran, daß der vlämische Buchhandel die Entwicklung der Literatur nicht mitgemacht hat. . . Die Werke von Gezelle und Streuvels werden von Amsterdam aus vertrieben und der fruchtbare Romanschreiber Cyrill Buysse ist sogar nach Holland übergesiedelt. Hoffen wir, daß der Krieg auch hier eine Wendung bringe: mit der Gründung der vlämischen Universität ist dafür wenigstens eine Vorbedingung bereits erfüllt. Und auch das gebildete Deutschland darf nicht länger abseits stehen bleiben.“

Non occides!

(5. Mos. 5, 17.)

Von Martin Mayr, München.

In Hause Aeskulap gabs jüngst einen Familienskandal. Einige seiner Söhne habens dem Gotte getan. „Durch Unvorsichtigkeit“ verrieten sie Geheimnisse aus dem Operationssaal, die vom sozialethischen Standpunkt aus wenigstens allen Aerzten peinlich sein müssen. Es handelt sich um das *Schicksal der Ungeborenen*. Eigentlich waren es gar keine Geheimnisse mehr. Man sagte es sich längst in die Ohren. Aber wer konnte und durfte es ohne weiteres wagen gegenüber der Omnipotenz eines Klinikleiters und der Praxis eines, wie sich zeigte, großen Teiles der Aerzteschaft die Wimper zu zucken?

Nun ist der Bann gebrochen. Nicht Privatpersonen haben diesmal die Rolle des Inquisitors und des Richters gespielt. Amt und Behörde haben gesprochen; ein Minister und ein Gerichtspräsident.

Ganz abgesehen von der schwerwiegenden Tatsache, daß überhaupt ein Ministerium zu der in jeder Hinsicht heiklen Frage Stellung nehmen muß, wirken die aufgetischten Zahlen und Daten wie Posaunentöne. Die *Medizinalabteilung des preußischen Ministeriums des Innern* (Heft 8 Band 5 der Veröffentlichungen aus dem Gebiet der Medizinalverwaltung; Berlin 1916, 613—657) gibt gestützt auf reiches Material seinem Befremden lauten Ausdruck [1]). Bei Prüfung der Ursachen des Geburtenrückgangs habe sich herausgestellt, daß die *Beteiligung der Aerzte* an den tötlichen Eingriffen in das ungeborene Leben einen *bedenklichen Umfang* angenommen habe. Den Eindruck des Ministeriums, „daß seit Jahren im Aerztestand eine gewisse Umwertung und Verschiebung der früheren Anschauungen über die Zulässigkeit, das Leben der Ungeborenen anzutasten, sich entwickelt habe“, bestätigen drei Berichte in den genannten Veröffentlichungen aus der Feder angesehenster Aerzte: Geh. Sanitätsrats Dr. Berlach (Neumünster), Geh. Medizinalrats Prof. Dr. E. Bumm (Berlin) und Geh. Medizinalrats Dr. Krohne (Berlin). Unter vielem andern ist in einer Mitteilung eines Klinikleiters an Dr. Krohne von „vielen Aerzten“ die Rede, die auf „ganz unverantwortliche“ Gründe hin eingreifen. Dr. Bumm bemerkt, daß von 202 Fällen, die von Oktober 1910 bis Ende 1915 der Berliner Universitätsklinik von Aerzten überwiesen worden seien, 143 als unbegründet abgelehnt wurden. Eine Aerztekammer äußerte sich Dr. Krohne gegenüber dahin, daß in den großen Städten nicht wenige Aerzte in diesem Geschäfte spezialistisch tätig seien und der kriminalen Verfolgung glücklich auszuweichen wüßten. Dr. Bumm: Leider müsse man es nahezu regelmäßig erleben, daß bei Ablehnung durch einen Arzt ein anderer sich finden lasse, der dem verhängnisvollen Ansinnen nachgebe. In Deutschland treffen auf 1 900 000 Geburten 200 000 Fälle, wo das Kind durch *künstliche* Eingriffe im Mutterschoße sein Grab findet. Wie weit die einzelnen Fälle mit ärztlichen Operationen in Verbindung stehen, lasse sich nicht bestimmen, ihr Anteil aber nehme so zu, daß man zu ernsten Bedenken Anlaß habe usw.

Nun die Stimme des *Tribunals*! Riesiges Aufsehen erregte Ende Oktober 1917 eine Verhandlung in der Disziplinar-Strafkammer des Großherzogtums Sachsen-Weimar Eisenach. Hier war alles merkwürdig. Die Stellung des Angeklagten, das Urteil, die äußere Aufmachung. Es verblieb sonderbarerweise beim Disziplinarverfahren statt eines auf Grund des Anklagematerials zu erwartenden Strafprozesses. Der Professor der Gynäkologie und Direktor der Frauenklinik in Jena, Dr. Max *Henkel*, hatte sich wegen wiederholter Fälle fahrlässiger Tötung, herbeigeführt durch Kunstfehler, völlig unnötige „Operationen“, mangelnde Asepsis, Nebenverletzungen u. a. zu verantworten. Siebentägige Sitzung; das Urteil: Strafversetzung und Tragung der Kosten; dann — wieder allgemeines Kopfschütteln. Doch das eigenartige Urteil interessiert uns heute weniger. Es wird uns auch nicht allzusehr *überraschen*. Wir haben uns schon längst daran gewöhnen müssen, daß der Hauptertrag von gerichtlichen Verhandlungen in künstlerischen und wissenschaftlichen Spezialfragen, auch auf dem Gebiete der Kunst, des Theaters, der Literatur usw. selten liegt in einer der öffentlichen Meinung und dem allgemeinen Rechtsempfinden nahekommenden Sühne am Angeklagten, sondern in den unvermeidlichen Schlaglichtern auf Personen, Stände und Kreise, in Räume, hinter Kulissen, in Laboratorien, in Kneipen, in die sonst keine Laterne ihren Weg gefunden hätte oder doch sehr und zu spät. Vielleicht ist es Professor Henkels zwar sehr ungeahntes und unerwünschtes, aber immerhin größtes Verdienst in seiner Praxis und in seinem Leben, daß durch ihn eine Krebswunde am Volkskörper bloßgelegt und eine Frage in den Vordergrund allgemeinsten Interesses gerückt wurde, die in der ersten Reihe der ersten Fragen aller Hygiene, Kultur, Moral und Existenz der Völker steht.

Dieses Fragezeichen heißt: *Darf der Arzt ein Kind durch künstlichen Eingriff in das keimende Leben vorsätzlich vernichten?* Diese Frage wurde gerade in letzter Zeit unter Aerzten viel diskutiert. Einer der angesehensten Berliner Gynäkologen“, dessen Namen die „Vossische Zeitung“ (30. Okt. 1917) uns leider vorenthält, tritt für eine „möglichste Einschränkung“ des artifiziellen Abortus ein. „Die Gesichtspunkte für diese Meinung“, sagt er wörtlich, „sind verschiedene: Einmal im Sinne religiöser Vorstellungen, die das Töten in jeder Form durch Menschenhand selbst auf die Gefahr der Opferung des mütterlichen Lebens ablehnen. Dann in der sozusagen teils humanitären, teils kulturegoistischen Idee, das Kind im Mutterleibe zu schonen, weil es unahnbare bedeutsame Zukunftshoffnungen für sich und die ganze Menschheit erfüllen kann; und endlich in dem quasi rein sozialen Bestreben, im Interesse der Bevölkerungszahl möglichst viele Individuen für Staatszwecke in der Hand zu haben.“ Wes Geistes Kind der Berliner Gynäkologe selbst ist, erhellt aus der ziemlich subjektiven Formulierung sämtlicher Gründe für die Einschränkung und aus der emphatischen Frage, mit der er die *gesetzliche* Bestimmung (§ 54 St G B.), daß ein Eingriff nur bei schwer bedrohtem Leben der Mutter erlaubt sei, *verurteilend* kommentiert: „Ist der Staat für das Individuum da oder das Individuum für den Staat? Hat der Staat ein Recht, für kommende Generationen vom einzelnen alles zu fordern, Freude, Glück, Gesundheit?“ Gemeint ist: Dadurch daß kranke und sehr arme Mütter („Proletarierfrauen“) dem ungeborenen Kind das Leben schenken (!?). Er sagt: Nein! Wenigstens nicht bei sozialen und den sogenannten eugenetischen (Eugenik, Lehre von der körperlichen und geistigen Vervollkommnung des Menschengeschlechtes) Indikationen, d. h. in Fällen, wo bei degenerierten und armen Müttern „Rücksicht auf den Geldbeutel“ (!) und die kommende Rasse genommen werden muß.

Die Beantwortung unserer grundlegenden Frage färbt sich immer nach den moralischen und religiösen Grundsätzen des einzelnen, hier des Arztes. Moralische Normen dürfen aber ihre Sanktion *nie* erhalten von subjektiven Anschauungen, *nie* von der Stimme eines Fachmannes allein, in dessen Spezialgebiet Fragen am *moralischen* Maßstab gemessen werden müssen. Hier ab erlischt seine Kompetenz; auch in unserem Falle. Schon *die Fragestellung* war bisher *grundfalsch*! Es handelt sich nicht um ein gynäkologisches, überhaupt um kein medizinisches Urteil! Es handelt sich auch nicht um das Verhältnis vom Staat zum Individuum und umgekehrt. Es handelt sich auch nicht um eine Festlegung staatlicher Gesetzgebung! Der Gesichtswinkel ist zu spitz, die Sonde zu kurz! Es handelt sich um die *Beziehung des Menschen zu seiner höchsten sittlichen Autorität*. Der Theist hat dafür den Namen Gott, der Atheist muß es nennen sittliches *Naturgesetz*, jenes Gesetz, das „selbst die Heiden in ihrer Sünde nicht entschuldigt, weil es geschrieben steht in ihren Herzen.“ (Röm. 2, 14—16). Und dieses Naturgesetz heißt: *Du sollst nicht töten!* Die christliche, speziell die katholische Moral besitzt eine Spezifikation des allgemeinen Grundgesetzes durch das in Glaubens- und Sittenlehren unfehlbare kirchliche Lehramt: numquam licet directe abortum procurare; der direkte, kriminelle wie artifizielle Abortus ist Menschenmord und daher nie erlaubt. Es kann nach kirchlicher Moral nur der *indirekte* Abortus in Betracht kommen, d. h. ein Heilmittel, das an sich und seiner Natur nach die Heilung der Mutter bewirkt und per accidens den Abortus zur Folge hat.

Nie also, gar nie ist nach den Maximen der primitivsten Naturmoral, deren Mißachtung auch den weniger zivilisierten Völkern so sehr verübelt und so nachdrücklich angekreidet wird, nie ist der Mord erlaubt weder an geborenen noch ungeborenen Menschen, weder auf soziale, eugenetische, rassenhygienische, wirtschaftliche, noch sonst sehr dringende Gründe hin. Wird das Prinzip einmal durchbrochen und wegen „sehr schwierig gelagerter seelischer und äußerer Verhältnisse“ die Operation vollzogen, wer zieht in Zukunft die *Grenze* zwischen sehr schwierigen, schwierigen und weniger schwierigen Verhältnissen? Vom Standpunkte der hier in Frage kommenden Patientinnen ist die Situation immer sehr kritisch. Dem *uferlosen Subjektivismus* ist Tür und Tor geöffnet, dem Laster ein Freibrief ausgestellt. Wie schützt sich der Arzt gegen die Waffe der Gesamtheit seiner Klienten, die gleiches Recht für jeden von ihnen fordern nach dem mensa aller Justiz, daß, was dem einen recht, dem andern billig sei? Noch ein Gesichtspunkt: Der Prozeß Henkel und die Ministerialkundgebung zeigen, daß es sich hier nicht um eine „Insel von Einsamen“ handelt, sondern daß Henkel als Lehrer, den seine Zuhörer verehrten, jedenfalls manche sehr verständnisvolle Schüler fand; daß außerdem viele Aerzte freier Richtung, die schon die gesetzliche Einschränkung sehr hemmend empfinden, wäre die jeweilige

[1]) Vergleiche „Stimmen der Zeit“, Dezember 1917, Seite 389 ff.

Entscheidung dem Ermessen des einzelnen anheimgestellt, mit geradezu großherzig liberaler Interpretation an die einzelnen Fälle heranträten! „Das Kindermorden ginge ins Ungemessene." Die „erschreckend große Zahl" (Ministerialbericht) von Aerzten, die aus rein wirtschaftlichen Gründen „bei reichem Kindersegen", bei „bloßem Verdacht auf latente Tuberkulose" eingriffen, würde noch erschreckender.

(Schluß folgt.)



Zum heutigen religiösen Bühnenspiel.

Irgend etwas muß in unserer Zeit vorhanden sein, das zum religiösen Bühnenspiel treibt. Ein der katholischen Geisteswelt ursprünglich Fremder gräbt mittelalterliche geistliche Spiele aus und möchte am liebsten sein Leben daran setzen, um die lebendig darstellende Kunst wieder zu einem natürlichen religiösen, wo nicht kultischen Ausdruck des Lebens, der tiefsten Schicht des Lebens zu machen. „Das Theater als moralische Anstalt" wäre ihm nicht genug. Auch da ist ja noch eine Gespaltenheit zwischen der das Gute darstellenden und es empfangenden Welt. Nein, man soll nicht anders in das religiöse Spiel gehen als wie man in die Kirche geht, ja es wird schmerzlich empfunden, daß die Kirche als Schauplatz des geistlichen Spiels nicht mehr in Betracht kommt.

Schon einige Jahre vorher sahen wir nach Reinhardts Vorgang (1911) das Spiel von „Jedermann" auf der Münchener Hofbühne mit großer Pracht der Ausstattung erscheinen (1912). Es war eine Sensation. Eine solche machte Reinhardt mit Bewußtheit aus dem „Mirakel", und es war durchaus folgerichtig, daß es in den Bauch des Kino gesteckt wurde. Es war nicht nötig, daß ihm in dieser Maschinerie erst die Knochen gebrochen wurden. Das Stück war ohne tiefe Eingriffe für die Bühne der aufgepeitschten Nerven und der nur schauenden Augen zu brauchen.

Auf katholischer Seite hatte Erich Eckert einen wenigstens in den Rheinlanden vielbeachteten Versuch gemacht, mittelalterliche geistliche Spiele aus eigenem Dichtergeist nachzudichten. Es darf aber auch die lange vorher in München erfolgte Gründung der Calderon-Gesellschaft (1917) in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben. Ihr Ziel ging weiter. Aber die Pflege des geistlichen Spiels war sie schon dem Dichter schuldig, von dem sie sich den Namen lieh.

Weiter zurück aber als alle diese Erscheinungen streckten die Passionsspiele von Oberammergau, Erl, Brixlegg ihre Wurzeln. Sie waren Ausläufer der geistlichen Spiele des Mittelalters selber. Von einer gläubigen Gemeinde aufgeführt, waren sie lange der Mittelpunkt frommer Wallfahrten aus den umliegenden Gemeinden. Die teilweise Vergeschäftung ist mit eine Erscheinung unserer materialistischen Zeit.

Nun wurde in den letzten Wochen in München viermal eine „Passion" von Dr. Hermann Dimmler unter ungewöhnlich großem Andrang des Volkes aufgeführt. Sie nimmt ihre eigene Stellung ein. Wenn ich das Wesentliche hervorheben soll, so ist es dies, die biblische Leidensgeschichte Zug für Zug durch menschlich allgemein verständliche Motive faßbarer zu machen, sei es, daß Andeutungen der Evangelien weiter ausgebaut oder daß aus den erzählten Begebnissen und Situationen die natürlich dazu führenden Motive gesucht werden. Es wird zum Beispiel hier handgreiflich, wie die Frau des Pilatus zu ihrem Traum, wie Pilatus selbst zu seiner zweifelhaften Haltung kam; ja sogar die schreckliche Tat des Judas wird noch menschlich erklärt. Ein besonderes Gewicht wurde darauf gelegt, alle Worte des Herrn durch entsprechende Anlässe zu motivieren. Ein deutliches Beispiel dafür liefern die sieben Worte am Kreuz. Daß durch dieses Verfahren auch die religiöse Vertiefung öfters gefördert wurde, kann nicht überraschen. Dennoch aber ist hier zur rechten Zeit halt gemacht worden. Das Göttliche durfte nicht ins Menschliche vollkommen aufgelöst werden. Das Zeichen dafür bilden die häufig rein biblischen Worte, die der Herr gebraucht. Die ganze religiöse Atmosphäre scheint mit ihnen in das Bühnenwerk einzuströmen. Große, geheiligte, göttliche Elemente ragen wie Felsen in das flüssige Ineinander menschlicher Beweggründe herein. Daher die Würde Christi, die von dem Darsteller, Herrn Weimar, schauspielerisch mit einer schlichten Einfachheit herausgebracht wurde. Daß die Regie es öfters auf recht gut wirkende Bilder absah und auch sonst mitunter überraschende Wirkungen fand (ich erinnere nur an den Ausrufer beim Kreuzigungszuge), sei nebenbei erwähnt. Manches andere mußte freilich in theatralischer Hinsicht Hoffnung, Fragment oder Anfang bleiben.

Daß die Dimmlersche Passion einen ganz anderen Typus darstellt als die von Oberammergau, wird man nach obigem begreifen. Sie ist ein religiöses Spiel für ein seelisch entwickeltes, regsames, schon menschlich ziemlich differenziertes Volk, das sich nicht bloß erbauen, das auch selber begreifen, das auch interessante Szenen schauen will. Mit einem Wort: es ist ein Spiel für die moderne städtische Bevölkerung, die es bei ihren Bedürfnissen faßt. Es hat also mit den mittelalterlichen Spielen dem Geiste nach nicht sehr viel zu tun, noch weniger mit den höher gehenden Bestrebungen Gümbel-Seilings. Immerhin aber ist es, namentlich in mustergültiger Aufführung, ein interessantes Glied in der Bewegung des heutigen religiösen Schauspiels.

Dr. A. Wurm.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Erfolgreiche Teilunternehmungen.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

27. Dezember. Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Die Regimenter einer Garde-Division führten nordwestlich von Bezonvaux nach kräftiger Artillerie- und Minenwerferwirkung erfolgreiche Unternehmungen durch. Am Vormittag drangen Erkundungsabteilungen in die französischen Linien. Am Nachmittag stürmten mehrere Kompagnien im Verein mit Flammenwerfern und Teilen eines Sturmbataillons begleitet von Infanterie- und Schlachtfliegern, in 900 Meter Breite die beiden ersten feindlichen Gräben. Ein Gegenangriff der Franzosen scheiterte unter schweren Verlusten. Nach Sprengung zahlreicher Unterstände kehrten die Sturmtruppen mit mehr als 100 Gefangenen und einigen erbeuteten Maschinengewehren befehlsgemäß in ihre Ausgangsstellungen zurück.

29. Dezember. Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Nördlich von Courtecon drangen Aufklärungsabteilungen in die französischen Linien und brachten einige Gefangene zurück.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Fortgang der Friedensverhandlungen.

Grundlagen für einen allgemeinen Frieden.

In der Sitzung vom 22. Dez. schlug die russische Delegation vor, den Friedensverhandlungen folgende sechs Punkte zugrunde zu legen:

1. Es wird keine gewaltsame Vereinigung von Gebieten gestattet, die während des Krieges in Besitz genommen sind. Die Truppen, die diese Gebiete besetzt halten, werden in kürzester Frist zurückgezogen.

2. Es wird in vollem Umfange die politische Selbständigkeit der Völker wieder hergestellt, die ihre Selbständigkeit in diesem Krieg verloren haben.

3. Den nationalen Gruppen, die vor dem Kriege politisch nicht selbständig waren, wird die Möglichkeit gewährleistet, die Frage der Zugehörigkeit zu dem einen oder dem anderen Staat oder ihrer staatlichen Selbständigkeit durch eine Volksabstimmung zu entscheiden. Dieses Referendum muß in der Weise veranstaltet werden, daß volle Unabhängigkeit bei der Stimmenabgabe für die ganze Bevölkerung des betreffenden Gebietes einschließlich der Auswanderer und Flüchtlinge gewährleistet ist.

4. In bezug auf Gebiete gemischter Nationalität wird das Recht der Minderheit durch ein besonderes Gesetz geschützt, das ihr die Selbständigkeit der nationalen Kultur und, falls dies praktisch durchführbar, autonome Verwaltung gibt.

5. Keines der kriegführenden Länder ist verpflichtet, einem anderen Lande sogenannte Kriegskosten zu zahlen; bereits erhobene Kontributionen sind zurückzuzahlen. Was den Ersatz der Verluste von Privatpersonen infolge des Krieges anbetrifft, so werden sie aus einem besonderen Fonds beglichen, zu dem die Kriegführenden proportionell beitragen.

6. Koloniale Fragen werden unter Beachtung der unter 1 bis 4 dargelegten Grundsätze entschieden.

In Ergänzung dieser Punkte schlug die russische Delegation vor, jede Art versteckter Bekämpfung der Freiheit schwacher Nationen durch starke als unzulässig zu bezeichnen, z. B. durch wirtschaftlichen Boykott, wirtschaftliche Vorherrschaft des einen Landes über das andere auf Grund aufgezwungener Handelsverträge durch Sonder-Zollverträge, die die Freiheit des Handels dritter Länder beschränken, durch Seeblockade, die nicht unmittelbare Kriegsziele verfolgt usw.

In der Sitzung vom 25. Dez. gab Graf Czernin namens der Delegationen des Vierbundes die Erklärung ab, daß die Leitsätze des russischen Vorschlages eine diskutable Grundlage für einen allgemeinen und gerechten Frieden bilden können. Es müsse aber ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß sich sämtliche, jetzt am Krieg beteiligten Mächte innerhalb einer angemessenen Frist ausnahmslos und ohne jeden Rückhalt zur genauesten Beobachtung der alle Völker in gleicher Weise bindenden Bedingungen verpflichten müssen, wenn die Voraussetzungen der russischen Darlegung erfüllt sein sollten. Dies vorausgeschickt, ist zu den von der russischen Delegation als Verhandlungsgrundlagen vorgeschlagenen Punkten das nachfolgende zu bemerken:

Zu 1. Eine gewaltsame Aneignung von Gebieten, die während des Krieges besetzt worden sind, liegt nicht in den Absichten der verbündeten Regierungen. Ueber die Truppen in den zurzeit besetzten Gebieten wird im Friedensvertrag Bestimmung getroffen, soweit nicht über die Zurückziehung an einigen Stellen vorher Einigkeit erzielt wird.

Zu 2. Es liegt nicht in der Absicht der Verbündeten, eines der Völker, die in diesem Kriege ihre politische Selbständigkeit verloren haben, dieser Selbständigkeit zu berauben.

Zu 3. Die Frage der staatlichen Zugehörigkeit nationaler Gruppen, die keine staatliche Selbständigkeit besitzen, kann nach dem Standpunkte der Vierbundmächte nicht zwischenstaatlich geregelt werden. Sie ist im gegebenen Falle von jedem Staate mit seinen Völkern selbständig auf dem verfassungsmäßigen Wege zu lösen.

Zu 4. Desgleichen bildet nach Erklärungen von Staatsmännern des Vierbundes der Schutz des Rechtes der Minoritäten einen wesentlichen Bestandteil des verfassungsmäßigen Selbstbestimmungsrechtes der

Völker. Auch die Regierungen der Verbündeten verschaffen diesem Grundsatz, soweit er praktisch durchführbar erscheint, überall Geltung.

Zu 5. Die verbündeten Mächte haben mehrfach die Möglichkeit betont, daß nicht nur auf den Ersatz der Kriegskosten, sondern auch auf den Ersatz der Kriegsschäden wechselseitig verzichtet werden könnte. Hiernach würden von jeder kriegführenden Macht nur die Aufwendungen für ihre in Kriegsgefangenschaft geratenen Angehörigen, sowie die im eigenen Gebiete durch völkerrechtswidrige Gewaltakte den Zivilangehörigen des Gegners zugefügten Schäden zu ersetzen sein. Die von der russischen Regierung vorgeschlagene Schaffung eines besonderen Fonds für diese Zwecke könnte erst dann zur Erwägung gestellt werden, wenn die anderen Kriegführenden innerhalb einer angemessenen Frist sich den Friedensverhandlungen anschließen.

Zu 6. Die Rückgabe der während des Krieges gewaltsam in Besitz genommenen Kolonialgebiete ist ein wesentlicher Bestandteil der deutschen Forderungen, von denen unter keinen Umständen abgegangen werden kann. Bei der Natur der deutschen Kolonialgebiete scheint die Ausübung des Selbstbestimmungsrechtes in den von der russischen Delegation vorgeschlagenen Formen zurzeit nicht durchführbar. Der Umstand, daß in den deutschen Kolonien die Eingeborenen in Not und Tod treu zu ihren deutschen Freunden gehalten haben, ist ein Beweis ihrer Anhänglichkeit und ihres Entschlusses, unter allen Umständen bei Deutschland zu bleiben, ein Beweis, der an Ernst und Gewicht jede mögliche Willenskundgebung durch Abstimmung weit übertrifft.

Die von der russischen Delegation vorgeschlagenen Grundsätze für den wirtschaftlichen Verkehr finden die uneingeschränkte Zustimmung der Delegationen der verbündeten Mächte.

Da beide Parteien der Ansicht waren, daß diese Erklärungen trotz der Meinungsverschiedenheiten über Punkt 3 und 4 die faktische Möglichkeit bieten, sofort zu Verhandlungen über einen allgemeinen Frieden unter allen kriegführenden Staaten zu schreiten, beschloß man eine zehntägige Unterbrechung der Verhandlungen, endigend am 4. Januar 1918, damit den Völkern, deren Regierungen sich den Verhandlungen noch nicht angeschlossen haben, die Möglichkeit geboten wird, sich mit den jetzt aufgestellten Prinzipien bekanntzumachen. Dagegen wird die Besprechung jener Einzelheiten, die den Gegenstand spezieller Erörterungen zwischen Rußland und den vier Verbündeten bilden, sogleich fortgesetzt.

Basis für eine Einigung zwischen dem Vierbund und Rußland.

Im Laufe der am 28. Dez. vormittags abgehaltenen Besprechung zwischen den Delegationen der Verbündeten und Rußlands wurde die vorläufige Beratung jener Punkte beendet, die auch bei dem Abschluß eines allgemeinen Friedens zwischen Rußland einerseits und diesen Mächten anderseits geregelt werden müssen. In einer ganzen Reihe wichtiger Punkte wurde die Basis für eine Einigung geschaffen.

Zunächst wurde eine Einigung über die Wiederherstellung des durch den Krieg unterbrochenen Vertragszustandes erzielt. Ferner wurde vereinbart, daß in rechtlicher wie in wirtschaftlicher Beziehung das eine Land von dem anderen nicht schlechter behandelt werden solle als irgendein drittes Land, das sich nicht auf Vertragsrechte berufen kann. In weiteren Bestimmungen werden die für die Kriegskosten und Kriegsschäden aufgestellten Regeln näher ausgeführt. Ueber die gegenseitige Freilassung und Heimbeförderung von Kriegsgefangenen und Zivilinternierten wurde eine grundsätzliche Einigung erzielt. Das gleiche gilt von der Rückgabe der beiderseitigen Kauffahrteischiffe. Endlich wurde die schleunige Wiederaufnahme der diplomatischen und konsularischen Beziehungen vorgesehen.

In wirtschaftlicher Hinsicht ergab sich ein völliges Einverständnis über die sofortige Einstellung des Wirtschaftskrieges, über die Wiedereröffnung des Handelsverkehrs und über die Einrichtung eines organisierten Warenaustausches. Ferner wurde im wesentlichen eine Uebereinstimmung über die Grundlage erzielt, auf welcher die wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Länder dauernd geregelt werden sollen.

In der wichtigen Frage der Behandlung der beiderseits besetzten Gebiete wurde von russischer Seite folgender Vorschlag gemacht: Rußland zieht seine Truppen aus den von ihm okkupierten Teilen Oesterreich-Ungarns, der Türkei und Persien zurück, und die Mächte des Vierbundes aus Polen, Litauen, Kurland und anderen Gebieten Rußlands. Der Bevölkerung dieser Gebiete wird die Möglichkeit gegeben werden, binnen kürzester Frist, vollkommen frei über die Frage ihrer Vereinigung mit dem einen oder anderen Reich oder über die Bildung eines selbständigen Staates zu entscheiden.

Demgegenüber schlug Deutschland vor, den beiden ersten Artikeln des zu schaffenden Präliminarvertrages nachstehende Fassung zu geben:

Artikel 1. Rußland und Deutschland erklären die Beendigung des Kriegszustandes. Beide Nationen sind entschlossen, fortan in Frieden und Freundschaft zusammen zu leben. Deutschland würde (unter Voraussetzung der zugestandenen vollen Gegenseitigkeit gegenüber seinen Bundesgenossen) bereit sein, sobald der Frieden mit Rußland geschlossen und die Demobilisierung der russischen Streitkräfte durchgeführt ist, die jetzigen Stellungen und das besetzte russische Gebiet zu räumen, soweit sich nicht aus Artikel 2 anderes ergibt.

Artikel 2. Nachdem die russische Regierung, entsprechend ihren Grundsätzen, für alle im Verbande des russischen Reiches lebenden Völker ohne Ausnahme ein bis zu ihrer völligen Absonderung gehendes Selbstbestimmungsrecht proklamierte, nimmt sie Kenntnis von den Beschlüssen, in denen der Volkswille ausgedrückt ist, für Polen, sowie für Litauen, Kurland, Teile von Estland und Livland die volle staatliche Selbständigkeit in Anspruch zu nehmen und aus dem russischen Reichsverbande auszuscheiden. Die russische Regierung erkennt an, daß diese Kundgebungen unter den gegenwärtigen Verhältnissen als Ausdruck des Volkswillens anzusehen sind, und ist bereit, die sich hieraus ergebenden Folgerungen zu ziehen. Da in denjenigen Gebieten, auf welche die vorstehenden Bestimmungen Anwendung finden, die Frage der Räumung nicht so liegt, daß diese gemäß den Bestimmungen des Artikels 1 vorgenommen werden kann, so werden der Zeitpunkt und die Modalitäten der nach russischer Auffassung nötigen Bekräftigung der schon vorliegenden Lostrennungserklärungen durch Volksvotum auf breiter Grundlage, bei dem irgendein militärischer Druck in jeder Weise auszuschalten ist, der Beratung und Festsetzung durch eine besondere Kommission vorbehalten. — Eine im wesentlichen gleichlautende Formulierung wurde von österreichisch-ungarischer Seite vorgeschlagen.

Die russische Delegation nahm diese Erklärungen zur Kenntnis und stellte ihre Auffassung daraufhin wie folgt fest: Wir stehen auf dem Standpunkt, daß als tatsächlicher Ausdruck des Volkswillens nur eine solche Willenserklärung betrachtet werden kann, die als das Ergebnis einer bei gänzlicher Abwesenheit fremder Truppen in den betreffenden Gebieten vorgenommenen freien Abstimmung erscheint. Daher schlagen wir vor und bestehen darauf, daß eine klarere und genauere Formulierung dieses Punktes erfolgt. Wir sind jedoch damit einverstanden, daß zur Prüfung der technischen Bedingungen für die Verwirklichung eines derartigen Referendums, desgleichen zur Festsetzung einer bestimmten Räumungsfrist eine Spezialkommission eingesetzt wird.

Die nächste Plenarsitzung wurde dann für den 4. Januar festgesetzt.

Vom Büchertisch.

Laurenz Kiesgen: Der Märchenvogel. Ein Buch neuer Märchen und Mären. Mit 20 Bildern von Rolf Winkler. Freiburg. Herder. gr. 8° 186 S. Preis geb. 4.50 M. Hier hätten wir einen richtigen Schatz für alle, für groß und klein. Möglich, daß noch mehr als die Kinder die Erwachsenen sich seiner freuen werden, weil sie imstande sind, tiefer in den reichen verhaltenen Sinn einzudringen. Aber auch die Jugend wird, zumal beim Vorlesen oder Erzählen, „atemlos" der ganz mit Spannung durchsättigten Vortragsweise folgen. Man kann, wenn man will, auch bei dieser Sammlung von symbolischen, parabelähnlichen und — vielleicht — einem „naturalistisch" angehauchten Märchen reden, jedenfalls steht ein wirklicher Dichter hinter dem Ganzen wie hinter jedem einzelnen, und der Gewinn kann, die richtige Empfänglichkeit vorausgesetzt, stets — ob auch mehr oder minder — ein dankenswerter, wird, sollte sogar, dem Ganzen gegenüber ein beträchtlicher sein. Die Krone der Sammlung wird für die Jungen wahrscheinlich die „Märe" vom Meister Gerhard, dem Kölner Dombauer, bedeuten, während für sie unter den Märchen die Wahl zwischen „Die Träne des Heilands", „Der König" und „Vom Prinzen, der die Prinzessin freite" schwanken dürfte. Die Alten dagegen werden soviel golden lachenden und ernsten Humor, so viel Gutes und Schönes, Geist- und Seelenvolles finden, daß sie gleich nach dem Schluß „Die Heimkehr" am liebsten das Buch noch einmal werden lesen wollen. Der Verlag hat zu allem und jedem das Seine getan, und so darf man wohl bald eine neue große Auflage erwarten. E. M. Hamann.

Maria Köchling: Unser Dorf im Krieg. M.Gladbach, SSS 8° 32 S., 25 Pf — Dreizehn westfälische Skizzen von einem neuen, wohl noch jungen Talent, das sich, nach den hier gebotenen, unter sich freilich nicht gleichwertigen Proben, köstlich entwickeln dürfte. Einem gewissen Ueberschwang — und äußerte er sich nur in unterstrichenen Wiederholungen und aufdringlicher Zeichensetzung — steht schon soviel Kernigkeit der Kraft und poetischer Feinsinn der Auffassung gegenüber, daß man das bei aller verhältnismäßigen Ansehnlichkeit so billige Heftchen nicht bloß als Verheißung auf die Zukunft betrachten, sondern es als eine, ob bescheidene, Bereicherung der häuslichen Bibliothek ruhig für diese gewinnen darf. E. M. Hamann.

Den Weg entlang. Friedliche Bilder zur Kriegszeit. Von F. J. Götz. Mit 15 Originalbildern. Verlag Badenia-Karlsruhe. 1917. 88 S. Preis 1.50 M. Der Verfasser dieses Büchleins ist ein begeisterter und vor Begeisterung fast übersprudelnder Naturfreund. Er redet frisch und frei von der Leber weg und malt mit aller Glut seinen Schwarzwald Sicher mit vollem Recht! Die Schrift wird dem Verfasser Freunde werben. Maria Köchling.

Ein heiliger Lebenskünstler. Von Dr. F. Imle. 2. verb. Auflage. 8° 255 S. 3.20 M. Paderborn, Schöningh. 1917. Das eben in Neuauflage erschienene Prachtwerk „Der hl. Franz von Assisi" von Kunz-Federer hat in dem Kapitel „Der Heilige und der Krieg" in kurzen Strichen dargetan, was er gerade der Gegenwart bedeutet. Das vorliegende gleichfalls in 2. Auflage hinausgehende Franziskusbuch stellt die zu den Bildern von Kunz mehr aphoristisch gebotenen Richtlinien aus dem Leben des seraphischen Heiligen auf eine breitere Grundlage und führt sie weiter aus. Die Verfasserin will vorab zeigen, wie Franziskus in seiner naiven Art den Dualismus auf den meisten Gebieten geradezu klassisch überwunden hat und es tat als Kind der katholischen Kirche. Diesem Nachweis sind fünf Abschnitte gewidmet: Weltflucht oder Weltapostolat? Lebensverneinung oder Lebensbejahung? Geisteskultur oder Liebestat? Idealismus oder Realismus? Selbstpreisgabe oder Persönlichkeitsentfaltung? Dazu kommt ein Charakterbild des hl. Franziskus und eine kurze Biographie. Was wir in der Schule des demütigen Armen und Weltapostels von Assisi vor allem lernen müssen, ist nach Faßbender die Lebenskunst der wahren Harmonie der Seele, indem wir die rechte Mischung finden zwischen Jenseitsstimmung und irdischer Strebsamkeit, zwischen innigem Gottvertrauen und emsiger Lebensbetätigung, zwischen Lebensbejahung und Lebensverneinung. Imle verwertet die Ergebnisse der Franziskusforschung reichlich und weise und sucht durch treffliche Hervorhebung vieler Einzelzüge sein Leben und Wirken uns nicht sowohl anziehend als fruchtbar für die eigene Betätigung nahe zu bringen. O. Heinz.

Patronentasche des Abstinenten. Von P. Elpidius, Franziskanermissionär. 8° 42 S., M —.25. Quickborn-Jugend-Verlag, Heidhausen (Ruhr), 1917. — Die frische, mutige Art der Quickborn-Bewegung wirbt ihr in steigendem Maße Freunde. Sie zielt auf Pflege edler alkohol- und rauchfreier Geselligkeit ab, erstrebt die Ausbildung sozialen Verständnisses, das sie insonderheit dadurch betätigt, daß sie durch ihr Beispiel der Abstinenz für die Befreiung unseres Volkes von der Alkoholnot wirkt. In dem vorliegenden prächtigen Schriftchen werden die landläufigsten Einwände gegen die grundsätzliche Enthaltung von geistigen Getränken von einem ihrer wackersten Vorkämpfer beleuchtet und siegreich zurückgewiesen. Er will Freund und Feind die Ziele der Abstinenz in klarer Weise kennen lehren. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Während die Tanzkunst in unseren Konzertsälen einen Zulauf findet, der von sensationellen Begleiterscheinungen nicht frei ist, hat sich die Tätigkeit unseres Ballettes immer mehr eingeschränkt, so daß eine Neuheit auf diesem Gebiete schon durch den Reiz der Seltenheit das Publikum anzuziehen vermag. Der neue Ballettmeister Kröller hat Tänze von Brahms einstudiert. Zuerst kamen zwei Phantasietänze, aus den „Liebeslieder“-Walzern op. 52 und aus den Walzern op. 39 gebildet, mit welch letzteren der Tondichter (1865) erstmalig Tänze herausgab. Wirkliche Tanzmusik ist das natürlich nicht. Walzermelodie und Rhythmus sind in künstlerisch freier Form behandelt. In freier Form! Die neuzeitige Tanzkunst strebt bekanntlich über ihre früheren Grenzen hinaus — man hat ja schon Beethoven getanzt. In der stärkeren Anschmiegung von Ton und Gebärde wurden von unserem Hofballett im Sinne der rhythmischen Gymnastik von Dalcroz, der uns Barbaren schimpfte, weil wir ihn berühmt machten, recht schöne Ergebnisse erzielt. Auch in der Liniengebung der Gruppen, der Farbe und der Beleuchtung wurde dem heute gesteigerten Kunstempfinden Rechnung getragen. Erstmalig hat man in unserem Hoftheater barfuß getanzt. Die künstlerische Notwendigkeit haben wir zwar nie einzusehen vermocht, aber bei den großen Dimensionen des Hauses ist diese Neuerung ziemlich gleichgiltig, falls man in der Kostümfreiheit nicht zu jenen verwegenen „Fortschritten“ kommt, von denen wir in München schon Beispiele genug hatten. Die „Ungarischen Tänze“ bewegten sich mehr im gewohnten Stile der Tanzpantomime.

Münchener Volkstheater. „Familie Hannemann“, Schwank von Max Reimann und Otto Schwartz. Die Tante Jutta in Kalkutta wünschte ihren Neffen verheiratet, damit er solider lebe. Dieser ging scheinbar auf den Wunsch ein und die gute Tante hat sich stets sehr freigiebig gezeigt. Daß sie sich jemals zu einer Europareise entschließen würde, daran hat der leichtfertige Neffe gar nicht gedacht; aber eines schönen Tages ist sie da und es gilt nun, ihr eine ganze „Familie Hannemann“ vorzuführen, damit der Schwindel nicht an den Tag komme. Ein Schauspieler übernimmt die Rolle der „Frau“. Um ähnliche Possenscherze handelte es sich, als s. Zt. „Charleys Tante“ aus London kam und auf deutschen Bühnen ihr Unwesen trieb. Es ist das nämliche „Kunst“niveau, das Publikum lacht den ganzen Abend über, aber es sind die derbsten Mittel, mit denen die Wirkungen hervorgebracht werden. Verstand und Gemüt gehen leer aus. Gespielt wurde mit der drastischen Komik, mit der derartige Rollen gegeben werden müssen. Immer muß jedoch daran erinnert werden, daß das Volkstheater noch höhere Aufgaben hat. Die Klassikerpflege lediglich am Sonntagnachmittag genügt nicht. Da Schiller und Goethe ausverkaufte Häuser am Nachmittag erzielen, ist nicht gut einzusehen, warum Reimann und Schwartz das Vorrecht auf jeden Abend haben sollen.

Uraufführung im Uniontheater. „Die Spatzen am Dach“, Lustspiel von Real und Ferner, eine liebenswürdige Rolle für Konr. Dreher enthaltend, gefiel sehr. Aus grundloser Verleumdung entstehen die Konflikte dieses volksstückmäßig geformten, wirksam geschriebenen Bühnenwerkes. Der Theateralltag bedarf solcher Stücke, die fesseln, ohne den Geschmack zu verderben.

Verschiedenes aus aller Welt. In Stuttgart hatte Siegfried Wagners neue Märchenoper „Hutchen ist an allem schuld“ eine freundlich warme Aufnahme. Der Schüler Humperdincks hat stets für das Märchen eine besondere Vorliebe gehabt. Hier hat er eine ganze Reihe Grimmscher Märchen zu einem gemeinsamen Heldenpaar in Beziehung gesetzt. Hütchen ist ein böser Kobold, der indessen auf die Dauer nicht verhindern kann, daß der Friedel sein Lieschen kriegt. In der Originalfassung treten Jakob Grimm und Siegfried Wagner in persona (nach Grabbes und Fr. Th. Vischers Vorbild) auf. Grimm beklagt sich, daß Siegfried so erzig Märchen zusammengebraut hat, er nennt ihn einen Dieb und droht ihm mit einem Hieb. Siegfried meint, statt daß er mir dankt, werde ich noch gezankt, ich, der ich dir auf die Beine helf. Siegfrieds Verse sind holperig, seine Musik zeigt komisches Charakterisierungsvermögen, bietet im lyrischen und im Walzer recht hübsches, gibt sich anspruchslos und streift bisweilen das Banale. — „Don Quijote“, eine tragikomische Oper von E. Abrányi jun. gefiel in Budapest. Die Musik vermengt nach Berichten allerlei Opernstile und zeigt wenig Eigenart. Die Instrumentierung verrät den erfahrenen Musiker. Die Textdichtung, welche der Vater des Tonsetzers schrieb, hat den Charakter des Helden nicht folgerichtig durchgeführt. — Weingartners „Dame Kobold“ hatte in Leipzig nur einen mittleren Erfolg. Stärkeren Eindruck hinterließ in Darmstadt sein zur Zeit der Christenverfolgungen im alten Rom spielendes, sich in Wagners Bahnen bewegendes Musikdrama „Genesius“, das zu den Erstlingswerken Weingartners gehört.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Brest-Litowsk — Staatssekretär Dr. Helfferich über den Niedergang der britischen Wirtschaftsvorherrschaft — Das neue Kriegsjahr im Zeichen deutscher Kraftentfaltung.

Während die Besprechungen in Brest-Litowsk zwischen den Delegationen der Verbündeten und Russlands eine grundlegende Einigung über die von der russischen Abordnung gestellten sechs Punkte ergeben konnten — ausser politischen Fragen wurden auch solche rechtlicher und wirtschaftlicher Natur behandelt und vorbehaltlich nochmaliger Nachprüfung in befriedigender Weise geregelt —, während ferner ein völliges Einverständnis über die sofortige Einstellung des Wirtschaftskrieges, über die Wiedereröffnung des Handelsverkehrs und über die Einrichtung eines organisierten Warenaustausches und eine Uebereinstimmung über die Grundlage erzielt wurde, auf welcher die wirtschaftlichen Beziehungen der unterhandelnden Mächte dauernd geregelt werden sollten, auf solche Weise also am Aufbau des Friedens sichtbare und kräftige Fortschritte sich ergeben, bemühen sich die westlichen Mitglieder der Entente, den Weltkrieg unverändert fortzusetzen. Die Einladung an deren Adresse, am Verhandlungstisch Platz zu nehmen, verhallt wirkungslos! England hat ein neues Ministerium für den überseeischen Handel errichtet. Der bekannte britische Kriegshetzer Edward Carson erklärte in einer Rede, dass alle deutschen Handelsfirmen und alle deutschen Unternehmungen überall ausgerottet werden müssten und dafür zu sorgen sei, dass England sodann diese Handelsgeschäfte selbst in die Hand bekommt. Dagegen gehen die Beratungen der Friedensunterhändler dahin, an die Stelle solchen Wirtschaftskrieges nach dem Kriege die Freiheit der Meere und den geordneten, geregelten Handelsverkehr freier Nationen zu setzen. Englands frühere Weltherrschaft im internationalen Handel wird als verloren betrachtet. Der frühere Staatssekretär Dr. Helfferich hat in einer Unterredung mit dem Berliner Vertreter des „Neuen Wiener Tageblattes“ über die wirtschaftliche Zukunft Deutschlands und Englands dieser Auffassung Ausdruck verliehen. Dr. Helfferich sieht Englands Weltvermittlung im Waren- und Geldverkehr ernstlich erschüttert. Das geflügelte Wort: „Sicher, wie in der Bank von England“ habe heute schon jede Zugkraft verloren. Auch die Darlegungen Helfferichs — derselbe wird bei den Friedensverhandlungen die Wirtschaftsfragen mittels eines Stabes von Beamten und Fachkundigen zu regeln haben — über die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reich und der österreichisch-ungarischen Monarchie, über die Wiederanknüpfung von Beziehungen zu den Neutralen und dem feindlichen Auslande, über den schrittweisen Abbau der zwangsläufigen Kriegswirtschaft und vor allem sein

Ruf: „Kaufleute an die Front" fanden Beachtung über die Kreise der Interessenten hinaus. Britische Machinationen sind am Werk zur Verhinderung jeder Wirtschaftsannäherung zwischen den Zentralmächten und Russland. Die englisch-schwedischen Unterhandlungen über das Zustandekommen eines neuen Handelsvertrages, und sei es unter Verletzung der Neutralität, stehen damit im Zusammenhang.

Das neue Jahr findet unsere militärische und wirtschaftliche Lage besser denn je. Des Reichskanzlers Grafen Hertling zuversichtliche Aeusserungen bestätigen das ebenso wie das erheblich gebesserte Verhältnis der heimischen Valuta zu den Notizen der Ententedevisen, unser flüssiger Geldstand, das belebte Geschäft in den deutschen Fonds, die Auslassungen des Reichsarbeitsblattes über die gute Lage des deutschen Arbeitsmarktes im 41. Kriegsmonat, Oesterreichs grosser Finanzsieg — die siebente Kriegsanleihe ergab mit 5,8 Milliarden Kronen das Rekordergebnis der seitherigen Emissionen — und die unentwegt günstige Geschäftslage unserer Grossindustrie. — Von den vielen Fragen der Uebergangswirtschaft wird die Wohnungsfürsorge als am vordringlichsten derzeit behandelt. Erleichterungen in der städtischen Bauordnung und vor allem Massnahmen zur Regelung des Realkredits sind zu diesem Behufe getroffen. Eigene Institute mit der Zentrale: Deutsche Hypothekenbank für Hypothekenschutz A.-G. Berlin, in München die Landesbank bayerischer Grund- und Hausbesitzervereine sorgen für Beschaffung zweiter Hypotheken. In München wird solcher Kredit mit öffentlich-rechtlicher Garantie der Stadtgemeinde, einstweilen für 3 Millionen Mark, angebahnt. Mit der Ernennung des Ministerialrates Dr. Gustav Rolsmer zum stellvertretenden Bevollmächtigten Bayerns zum Bundesrat und des bisherigen Syndikus der Nürnberger Handelskammer, nunmehrigen Regierungsrats Dr. Josef Gunz als dessen Mitarbeiter erhalten die bayerischen Angelegenheiten auf dem Gebiet von Industrie, Gewerbe und Handel im Bundesrat die längst in Aussicht gestellte Vertretung. Diese neue wirtschaftliche Abteilung der bayerischen Gesandtschaft in Berlin — die von der Industrie und einem Bankenkonsortium zur Durchführung dieser Neuschöpfung gegebenen Zuschüsse erhielten trotz gewichtiger Bedenken die Zustimmung im Landtag — wird schon angesichts der Zentralisierung der Kriegswirtschaft in den Berliner Kriegsgesellschaften einen umfangreichen und schwierigen Aufgabenbereich finden.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Der 2. Band des bedeutsamen Werkes Hermann Stegemanns „Geschichte des Krieges", der vor kurzem erschienen ist, wird von der auch als Versandbuchhandlung bestens bekannten Buch- und Kunsthandlung Häusler & Teilhaber, Stuttgart, Rotebühlstraße 110 zu besonders günstigen Bedingungen geliefert. Auf eine diesbezügliche Anzeige in Nr. 50, Seite 874 der „Allg. Rundschau" sei daher nochmals eigens hingewiesen. Als gute Bezugsquelle kann diese Buchhandlung allen Literaturfreunden bestens empfohlen werden. Auch der zweite Band dieser hervorragenden „Kriegsgeschichte" wurde in der „Allgemeinen Rundschau", und zwar in Nr. 51 vom 22. September 1917 ausführlich und wohlwollend besprochen.

Hochschule für kommunale Verwaltung in Düsseldorf. Die seit 30. Oktober 1911 in Düsseldorf bestehende Akademie für kommunale Verwaltung, deren Hochschuleigenschaft schon bisher anerkannt war, hat mit ministerieller Genehmigung jetzt auch den entsprechenden Titel angenommen.

Vierteljährliche Bezugspreise: Bei den deutschen Postämtern, im Buchhandel und beim Verlag ℳ 3.— (2 Mon. ℳ 2.—, 1 Mon. ℳ 1.—), in Oesterreich-Ungarn Kr. 3.86, Schweiz Frcs. 3.92, Luxemburg Frcs. 3.97, Belgien Frcs. 3.66, Holland fl. 2.22, Bulgarien Frcs. 4.78, Schweden, Kr. 3.21, Norwegen Kr. 3.63, Dänemark Kr. 3.41, Dänische Antillen Frcs. 4.96. Nach den übrigen Ländern: Direkter Streifbandversand vierteljährlich ℳ 4.20. Einzelnummer 25 Pfg. Probenummern an jede Adresse im In- und Auslande kostenfrei und unverbindlich.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann. Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann). Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

Anzeigenpreis: Die 5 X gespalt. Grundzeile 60 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf. Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend. Teuerungszuschlag 25%. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Bezugspreise siehe letzte Seite unten.

№ 2. München, 12. Januar 1918. XV. Jahrgang.

Rußland zerreißt seine Sklavenketten.

Von Hofrat Dr. Eugen Jaeger, Mitglied des Reichstags.

Zu den bedeutsamsten Erscheinungen des Weltkrieges gehört die russische Revolution vom März 1917 und als deren Folge der Abfall Rußlands von dem großen Weltbund gegen Deutschland. Wie alle englischen Bundesgenossen, besonders Frankreich und Italien, sollte auch Rußland stark genug sein, um den Söldner Englands gegen dessen Wettbewerber zu machen, aber nicht so stark, um der englischen Weltherrschaft gefährlich zu werden. Die Unschädlichmachung Rußlands im Osten besorgte Japan 1905 mit Englands Einverständnis. Rußland verlor seine ostasiatische Machtstellung und die geplante Vorherrschaft im Großen Ozean an das siegreiche Japan, der politische Zweck der großen sibirischen Eisenbahn war hinfällig geworden. Zwei Jahre darauf überredete England den Zaren zur Teilung Persiens; Rußland erhielt den nördlichen, England den politisch und wirtschaftlich, besonders aber strategisch wertvolleren südlichen Teil. Damit hatte es Rußland vom Persischen Golf abgeschnitten und ihm zugleich den Weg nach Indien versperrt. Jetzt biß Rußland um so eher an den Köder mit Konstantinopel und den Dardanellen, als dem noch übrigen einzigen Zugang zum offenen Meer.

Der Weltkrieg ging aber umgekehrt, wie unsere Feinde dachten. Für Rußland kam Niederlage auf Niederlage, dazu versagte die gesamte innere Verwaltung und Versorgung. Die ererbte Vorstellung der russischen Volksseele von der unendlichen Macht des Zaren, von der Unbesiegbarkeit Rußlands brach zusammen. Was der Zar an Macht verlor, gewann die Revolution. Er wurde abgesetzt, die Republik verkündet. Kein nennenswerter Widerstand erhob sich im Lande dagegen; die Sklavenketten des Zarismus waren gefallen.

Die neuen Herrscher Rußlands, Liberalismus und Sozialismus, hatten gemeinsam die Umwälzung durchgeführt. Der steigende Widerstand der Gebildeten gegen den furchtbaren Druck des zarischen Absolutismus hatte schon längst große Scharen von Russen in den Kerker und nach Sibirien gebracht oder ins Ausland getrieben. Dort erfüllten sich die Flüchtlinge mit westeuropäischen Ideen und bildeten sie, da der russische Charakter gern in Extremen sich bewegt, nach links weiter. Die verfassungsmäßige Monarchie fand ihre Anhänger nur in der höheren Bürgerschaft, die durch Handel und Gewerbe emporgestiegen war und mit dem Zarismus die Herrschaft zu teilen gedachte. Die große Menge der Gebildeten in der Fremde wandte sich dem marxistischen Sozialismus zu, viele wurden Anarchisten, suchten die Freiheit in der Lösung jeder Ordnung und Abhängigkeit, andere träumten von einem Neubau der russischen Gesellschaft in einer idealen Republik und Gütergemeinschaft, von dem Selbstbestimmungsrecht aller Völker mit allgemeiner Befreiung und Verbrüderung derselben. Mit ungeheurem Eifer, auf zahllosen Schleichwegen wurden diese Gedanken in das Volk der Heimat getragen, und als der Zarismus innerlich und äußerlich zusammenbrach, ging die Saat mit elementarer Gewalt auf.

Ein interessantes Kapitel wird es werden, wenn einmal der Schleier weggezogen wird über dem Ringen, das nach dem gemeinsamen Sieg vom 12. März zwischen den beiden großen Richtungen, der monarchisch bürgerlichen und der sozialistischen ausbrach, wenn besonders der bedeutsame Anteil zutage kommt, den Englands Intrigen, Heuchelei und Geld dabei gehabt haben. Die Herrschaft der Sozialisten bedeutete den Zusammenbruch der ganzen englischen Politik im Weltkriege. In der ersten Begeisterung des Sieges verkündeten die Sozialisten einen „Frieden ohne Annexionen und Kontributionen". Die neue Regierung, deren Mitglied auch Kerenski war, erließ einen Aufruf an das russische Volk und die bisherigen Verbündeten: Das neue Rußland wolle nicht andere Völker beherrschen und ihr angestammtes Erbe wegnehmen, noch feindliches Gebiet gewaltsam besetzen. Die englische Regierung antwortete, sie sei damit einverstanden, denn das seien ja auch ihre Kriegsziele, die Befreiung der durch fremde Macht unterdrückten Völker, dafür kämpften die britischen Bürger. Als Beispiel wies England auf Polen unter Oesterreichs und Deutschlands Herrschaft hin, sprach aber kein Wort von Indien, Irland und Aegypten. Die russischen Sozialistenführer, von denen viele in der Verbannung andere Länder gesehen hatten, erkannten die Heuchelei, dachten sicher auch an das griechische Cypern, an das italienische Malta, an das spanische Gibraltar, an die englischen Pläne, sich in diesem Krieg ein kleinasiatisch-arabisches Reich zu schaffen, alles Annexion mit Unterdrückung fremder Völker! Jetzt begann das englische Geld fieberhaft zu arbeiten. Kerenski und viele ließen sich kaufen und ersterer als der „rote Zar" wurde nun aus einem fanatischen Pazifisten das Haupt der englischen Partei. Wenn einmal England als der Betrogene seine Archive öffnet, wird die Welt erfahren, was es gekostet hat. Aber man kann doch nicht alle kaufen, der Bürgerkrieg entbrannte wieder, die zarische Gegenrevolution, hinter der England und Frankreich steckten, wurde niedergeworfen, die Bolschewiki siegten, nahmen die Herrschaft in die Hand und machten uns ein ernsthaftes Friedensangebot. Ihnen verdankt Rußland, daß ihm nach den zarischen nun auch die englischen Sklavenketten abzufallen beginnen. Unter den verschiedenen sozialistischen Richtungen sind sie die schärfsten, wurden daher zuerst Maximalisten, später Bolschewiki genannt. Ihr Programm entspricht ungefähr dem unserer unabhängigen sozialdemokratischen Partei. Sie haben viele gebildete Leute in ihren Reihen, haben die Arbeiter und Soldaten hinter sich und auch, was in Rußland entscheidend ist, die Bauern. Diesen versprachen sie die Lösung der Landfrage, d. h. die Verteilung der Kirchen-, Adels- und Kronländereien.

Man kann bezweifeln, ob die neue russische Regierung und die Republik sich halten werden. Aber das ist zunächst nicht das wichtigste. Entscheidend für uns ist, daß das russische Volk bis auf kleine Kreise, die teils noch imperialistische und ausbeuterische Bestrebungen in sich tragen, teils von England erkauft sind, den Krieg satt hat und mit allen Kräften den Frieden erstrebt. Ob die nicht großrussischen Völker, die Ukrainer, Finnland, dessen Unabhängigkeit von Rußland und Deutschland bereits anerkannt ist der Kaukasus und Sibirien, sich selbständig machen, ob Rußland eine einheitliche Republik oder ein Bund nach Nationalitäten getrennter Sonderrepubliken wird, hat für die Frage der Gegenwart auch keine Bedeutung. Jede kommende Regierung muß den Frieden mit den Mittelmächten suchen und halten, weil sonst eine Erholung Rußlands wirtschaftlich und politisch unmöglich ist. Man kann der Meinung sein, daß die atheistisch-sozialistisch-republikanische Gesellschafts-, Staats- und Wirtschafts-Verfassung, die Lenin und seine Bolschewiki dem neuen Rußland geben wollen, naturgemäß in sich zusammenbrechen muß, daß die sozialistische wieder durch die bürgerliche, auf dem Privateigentum ruhende Ordnung ersetzt wird, daß die Republik sich nicht halten kann, daß der Zar oder ein anderes Mitglied des Hauses Romanow wiederkehren wird; das alte System wird nicht wiederkehren, denn die Russen

sagen sich: je mächtiger die Regierung, desto geringer die innere Freiheit. Wenn aber einmal das gesamte Volk mitsprechen kann, wird eine Verführung, wie sie England bei dem Zarentum und den Kadetten gelungen ist, nicht mehr möglich sein.

Unser Interesse geht nach einer starken russischen Regierung, die imstande ist, den Frieden mit uns zu schließen und seine Durchführung auch gegenüber den früheren Verbündeten zu gewährleisten. Die Widerstände gegen die neue russische Regierung entstammen teilweise den bürgerlich-monarchischen Bestrebungen nach einer antisozialistischen Gegenrevolution, teilweise den Unabhängigkeitsbestrebungen, noch mehr aber den Absichten, mit englischem Geld Rußland wieder in das Fahrwasser der imperialistischen Eroberungsziele zu bringen, damit Rußland wieder vor den englisch-nordamerikanischen Triumphwagen gespannt werden könne. Der Zwischenfall von Brest-Litowsk zeigt, daß diese Kräfte noch am Werke sind. Auch starke international-kapitalistische Interessen wirken dabei mit. Ein Rußland, das sich im Bürgerkrieg zerfleischt, kann keinen Widerstand mehr leisten, wenn seine Gläubiger Faustpfänder nehmen, um sich für ihre Darlehen bezahlt zu machen. Aber das russische Volk will nicht länger sich zum betrogenen Helfer der großkapitalistischen angelsächsischen Weltherrschaft hergeben, die zum Lohn für die russischen Blutströme Rußland selbst neu in Ketten schlagen würde. Geht das neue Rußland ernstlich den neuen Weg, verzichtet es auf die panslawistische Eroberungs- und Unterdrückungspolitik, gibt es wirklich jedem Volk das freie Recht der selbständigen Entwicklung, das die Russen für sich beanspruchen, so steht einem dauernden Frieden im Osten nichts im Wege. Mit einem solchen Rußland haben wir und unsere Verbündeten keine ernstlichen Reibungsflächen, die offene Tür, der freie Wettbewerb genügt uns.

Eine ungeheure Umwälzung hat sich damit vollzogen. Seit einem Jahrhundert war Rußlands gewaltige Macht eine beständige Bedrohung für Deutschland, Oesterreich, den Balkan und das nördliche Vorderasien. Bis zur Elbe, zur Adria, zum Aegäischen Meer und nach Jerusalem hin gingen allmählich seine Pläne, von dem englischen Versucher angestachelt und geleitet, durch Frankreichs Milliarden unterstützt. Aber das deutsche Schwert und Hindenburgs Führung haben die Menschheit von diesem Alp befreit. Bittere Wut und Katzenjammerstimmung herrschen im Kreis unserer westlichen Feinde. Sie fühlen, daß das ungeheure frevelhafte Spiel für sie verloren ist, die Völker Mitteleuropas und des Balkan aber atmen wieder frei.

Das vierte Kriegsjahr.

Von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Zwischenfall im Osten.

Schon am 3. Januar machte der Reichskanzler Graf Hertling im Hauptausschusse des Reichstags die vorsorgliche Bemerkung: Auf Zwischenfälle müssen wir stets gefaßt sein, doch haben wir gute Hoffnung, die Sache zu einem befriedigenden Ende zu führen.

Am 4. Januar war der Zwischenfall offensichtlich geworden. Vom Vorsitzenden der russischen Friedensabordnung, Herrn Joffe, war ein Telegramm eingegangen, das einerseits die Verlegung der Verhandlungen auf neutrales Gebiet (Stockholm) als dringlich beantragte und anderseits die Erklärung der Mittelmächte in der Räumungs- und Volksabstimmungsfrage als „dem Grundsatz der freien Selbstbestimmung der Völker nicht entsprechend" bezeichnete. Inhalt und Form dieses Telegramms ließen eine Schwenkung der russischen Regierung nach der unfriedlichen Seite hin erkennen und schienen den Fortgang der Brester Verhandlungen in Frage zu stellen. Um so mehr, als Herr Joffe die Bemerkung beigefügt hatte, er erwarte die Antwort auf den Vorschlag von Stockholm „in Petersburg", so daß die Rückkehr der russischen Abordnung nach Brest zweifelhaft wurde, obschon die Wiederaufnahme der Verhandlungen in Brest nach Ablauf der zehntägigen Frist, also spätestens am 5. Januar, regelrecht vereinbart worden war. Unser Reichskanzler erklärte daraufhin: 1. zu der Ortsfrage: die Verlegung nach Stockholm werde abgelehnt, da wir nicht in der Lage seien, uns von den Russen vorschreiben zu lassen, wo wir die Verhandlungen weiter führen sollen, und da die Verlegung ins Ausland sehr große Schwierigkeiten, sowie die Gefahr von störenden Machenschaften der Entente herbeiführen würde; 2. zu der sachlichen Meinungsverschiedenheit: daß von einem illoyalen Versuch, uns der Zusage betreffend das Selbstbestimmungsrecht zu entziehen, gar keine Rede sein könne, sondern die betreffenden Punkte unserer Erklärung lediglich aus praktischen Erwägungen hervorgegangen seien, von denen wir nicht abgehen könnten. Der Reichskanzler fügte noch hinzu, daß wir in Brest mit den bevollmächtigten Vertretern der Ukraine ganz ruhig weiter verhandeln werden, und schloß mit der festen Erklärung: „Wir stützen uns auf unsere Machtstellung, auf unsere loyale Gesinnung und auf unser gutes Recht."

So sah die Lage recht gespannt aus; doch schon der 5. Januar brachte wieder eine Entspannung. Es war am Freitag abends 10 Uhr ein Telegramm der russischen Abordnung eingegangen, das deren Rückkehr nach Brest ankündigte, und zwar in Begleitung des Herrn Trotzki selbst — „in Anbetracht der Ankunft der Delegationen der vier Mächte an den früheren Ort der Verhandlungen". Damit war die (gelinde gesagt) Unhöflichkeit des eigenmächtigen Bruchs der Verabredung wieder eingerenkt und durch die persönliche Beteiligung des ministeriellen Volkskommissars Trotzki sogar ein Pflaster auf die Narbe gelegt. Das einlenkende Telegramm enthielt aber noch den Ausdruck der „Ueberzeugung, daß eine Verständigung über die Verlegung auf neutralen Boden keine Schwierigkeiten machen werde", woraus man allenfalls folgern konnte, daß die Russen in Brest nur über die Ortsfrage verhandeln wollen. Von der sachlichen Meinungsverschiedenheit war keine Rede; nur hieß es in der Einleitungsphrase: „Die Verlegung auf neutrales Gebiet entspricht dem erreichten Stand der Verhandlungen." Wenn das etwas mehr als eine Bemäntelung des russischen Rückzuges sein sollte, so wäre es eine optimistische Auffassung vom Verhandlungsstand. Bei objektiver Betrachtung sind gerade die schwebenden Fragen über die Demobilisation, die Räumung und das Volksvotum der ehemals russischen Grenzländer Angelegenheiten, die zwischen uns und den Russen, ohne Einmischung von Neutralen oder Feinden zu regeln sind.

Somit ist der Faden, der gerissen erschien, wieder verknüpft worden; aber wie es mit dem Weiterspinnen dieses Fadens steht, muß sich erst in der Dreikönigswoche zeigen. Bis jetzt liegt ein formeller Rückzug der Russen vor; daß sie in sachlicher Hinsicht sich wieder so friedliebend und verständig zeigen werden, wie in den Weihnachtstagen, darf man wohl hoffen, aber nicht ohne weiteres als sicher annehmen.

Woher und wozu der russische Seitensprung?

Ueber die psychologischen und politischen Triebkräfte lassen sich vorläufig nur Vermutungen aufstellen. Man denkt zunächst an quertreiberische Ränke der Entente. Obschon England und Frankreich die Petersburger Regierung nicht anerkannt, ja sogar als Räuberbande beschimpft haben, sind doch amtliche und verkappte Agenten der Westmächte zahlreich und eifrig in Rußland tätig. Einige meinen, die internationale Sozialdemokratie habe die Herren Lenin und Trotzki aufgestachelt. Vielleicht arbeiten beide Kräfte Hand in Hand, denn Herr Branting, der Stockholmer Führer der Internationalen, steht erwiesenermaßen im englischen Dienst. Es ist zu beachten, daß die jetzt in Petersburg regierenden Bolschewiki oder Maximalisten ihrem Namen entsprechend das Maximum von sozialistischen Theorien und „Prinzipien" verkörpern. Das richtige Augenmaß für die praktische Politik zu gewinnen und zu bewahren, ist solchen Naturen nicht leicht. Allem Anschein nach haben die Petersburger Theoretiker während der Pause sich eingebildet, ihre Abordnung in Brest sei doch etwas zu nachgiebig gewesen, und um die Schwenkung zur schärferen Tonart nicht als Desaveu der eigenen Vertreter erscheinen zu lassen, wurde die Ortsfrage plötzlich in den Vordergrund geschoben. Die Herren Lenin und Trotzki haben eine Kraftprobe riskiert. Als sie merkten, daß die Vierbundmächte sich keineswegs verblüffen ließen, streckten sie nach zwei Tagen schnell den Pflock zurück. Der Entschluß zum Einlenken scheint wesentlich dadurch gefördert worden zu sein, daß unsere Unterhändler einfach mit den ukrainischen Bevollmächtigten in Verhandlungen traten. Für die Petersburger Regierung, deren Macht noch immer auf unsicheren Füßen steht, ergab sich dadurch die Gefahr der Ausschaltung. Die Kraftprobe ist zu ihren Ungunsten ausgeschlagen, und bei der Fortsetzung der Verhandlungen wird sie eine weniger günstige Position haben, als vor diesem Seitensprung, der uns zu erhöhter Vorsicht nötigt. Zunächst stellten die Vierbundmächte den Russen gegenüber fest, daß die an die Leitsätze des 25. Dez. für den

Abschluß eines **allgemeinen Friedens** geknüpfte Bedingung, nämlich der Anschluß **aller** kriegführenden Mächte, durch den fruchtlosen Ablauf der 10tägigen Frist **nicht erfüllt** worden ist. Wie wenig die Westmächte jene Leitsätze anzunehmen geneigt sind, beweist die neueste Formulierung ihrer **Kriegsziele** durch **Lloyd George**, der die Wiederaufrichtung Belgiens, Serbiens, Montenegros und Rumäniens, die „Wiedererwägung des großen Unrechtes von 1871", die Befriedigung der italienischen Eroberungsansprüche und die Abtrennung Arabiens, Armeniens, Mesopotamiens, Syriens und Palästinas von der Türkei fordert und auch die bedingungslose Herausgabe der deutschen Kolonien verweigert.

Die Stimmung in Deutschland.

Die Ueberraschung war begreiflich; die Aufregung im Parlament, in der Presse und in der Volksmeinung war aber doch eigentlich zu groß.

Wir waren **verwöhnt** durch den glatten Verlauf der Waffenstillstandverhandlungen und durch optimistische Berichte aus Brest. Aus der Geschichte und aus der Betrachtung der verzwickten Verhältnisse hätten aber alle wissen sollen, daß es auf dem Wege zum Frieden nicht ohne störende Zwischenfälle abgeht.

Der Deutsche neigt zu einem Uebermaß von „Objektivität". Wenn seine Erwartung getäuscht wird, so sucht er die Schuld lieber bei seinen eigenen Leuten, als bei den andern. So sollte denn auch die Verantwortung für den russischen Seitensprung auf unsere Regierung und unsere Unterhändler geschoben werden. Angriffe von zwei Seiten: die einen sagten, wir seien zu nachgiebig gewesen; die anderen sagten, wir wären in der Einräumung der „Selbstbestimmung" nicht weit genug gegangen. Man malt „Krisen" an die Wand, eine Kühlmannkrisis, eine Kanzlerkrisis, sogar eine Ludendorffkrisis, und bedenkt nicht, welche Ehre man dadurch den Gegnern antut, indem eine brüske Geste der Petersburger Machthaber als genügend zur Erschütterung unserer Regierungsverhältnisse hingestellt wird.

Es war gut, daß die Reichstagsmehrheit nach Klarstellung der Sachlage auf weitere hochpolitische Reden vorläufig verzichtet und sich praktischen Fragen, zunächst dem heilsamen Gefangenenaustausch zugewendet hat. Möge das ganze Volk sich ebenfalls bewußt werden, daß **Ruhe** die erste Bürgerpflicht ist bei den unvermeidlichen Zwischenfällen auf dem holperigen Wege zum Frieden.

Verbrauchsbeschränkung als staatliche Einnahmequelle.

Von Hauptmann a. D. **Hartwig Schubart**, Salenstein (Thurgau).

Wenn ich als Maßnahme für staatliche Einnahmenvergrößerung die „Verbrauchsbeschränkung" nenne, so erscheint dies zunächst eigentlich nur als ein negatives Mittel. Trotzdem dürfte so, wie ich dieselbe auffasse, ein direkt positiver Erfolg erzielt werden. Wenn auch einerseits nicht zu verkennen ist, daß eine zu große Wegbesteuerung hoher Einnahmen den Erwerbstrieb lahmlegt und damit nicht in wirtschaftlichem Sinne günstig wirken kann, so ist doch anderseits nicht einzusehen, weshalb im industriellen oder kommerziellen Leben überhaupt Verhältnisse herrschen müssen, die so sehr gesteigerte Ansprüche im Vergleich mit den Ansprüchen unserer höchsten Staats- und Reichsbeamten zu rechtfertigen geeignet sind. Die Gehälter unserer höchsten Beamtenkategorien, einschließlich der militärischen Friedensgehälter, übersteigen meines Wissens im allgemeinen die runde Summe von 30,000 M kaum, allenfalls noch durch für einige Stellungen gezahlte Repräsentationsgelder. In der Großindustrie oder bei den leitenden Großbanken werden aber Gehälter in Höhe von 30,000 M als etwas durchaus nicht besonders Hohes angesehen, und mir sind Fälle bekannt, wo die Einnahmen mehr als das Zehnfache betrugen. Hier möchte ich den Hebel angesetzt wissen und ein staatliches **Maximum** für den **eigenen Verbrauch** festgestellt sehen, etwa die Summe von 30,000 M. Der **über diese Summe hinaus** erworbene Teil des an sich unbeschränkten Einkommens könnte zunächst schon zu einer **stärkeren Besteuerung** herangezogen werden als das übrige Einkommen, obwohl hierbei Vorsicht zu bewahren ist. Der Mensch will nun einmal den Erfolg seiner Tätigkeit sehen, ansammeln können und seinen Erben zu hinterlassen berechtigt sein, es ist dieser Trieb ein entschieden wichtiger Faktor für das wirtschaftliche Gedeihen eines Staatswesens. Auch muß dem frei erwerbenden Geschäftsmann die Möglichkeit der Vermögensbildung in höherem Maße zugesprochen werden als dem Beamten, da ihm Pension und Hinterbliebenenversorgung gar nicht oder nur beträchtlich geringer zustehen. Aber es kann verlangt werden, daß der **Verbrauch** der Familie eine bestimmte Höhe jährlich nicht überschreitet; dann wird die Mehreinnahme von selbst eine viel **allgemein-produktivere** Anlage suchen und so zur Hebung der allgemeinen wirtschaftlichen Bedingungen beizutragen imstande sein, als bei einer unbeschränkten Verbrauchsmöglichkeit, die zum mindesten in sehr beträchtlichem Maße einem ausländischen Luxusimport zugute kommen wird.

Wenn ich von allgemein produktiverer Anlage der Mehreinnahmen rede, so gehe ich dabei von dem Gedanken aus, daß dieselben, soweit sie nicht durch direkten caritativen Verbrauch unmittelbar der Allgemeinheit zugeführt werden, sich im allgemeinen zwei Kategorien der Betätigung zuwenden müssen, der spekulativeren Anlage **industrieller Beteiligung** und der konsolidierteren Anlage in fest verzinslichen, insbesondere staatlichen Anleihewerten. In unmittelbarerer Weise kommt zunächst die erste Art der Investierung der Allgemeinheit zugut, insofern sie Arbeit zu geben und wirtschaftliche Güter zu schaffen geeignet ist. Aber die Produktionsmöglichkeit ist nicht unbegrenzt, da sie von der Möglichkeit des Absatzes reguliert wird; und namentlich in der ersten Zeit nach dem Kriege wird dies hemmend eingreifen. Ein Ausgleich wird gesucht werden in immer größerer Verfeinerung und Vervollkommnung der Arbeit, die ebenso den Absatz zu heben, wie die hygienischen Bedingungen des Arbeiters zu bessern streben, also **sozial fördernd** wirken muß. Insbesondere wird zuerst die Hygiene, die **Arbeits-Wohlfahrt**, durch vermehrten Kapitalzufluß einen Aufschwung erfahren, endlich aber auch die Lohnsätze selber. Hiermit ist ein weiterer Schritt zu größerer **sozialer Ausgleichung** zu buchen, die ihrerseits höhere und gleichmäßigere Steuereinnahmen erwarten läßt als zu schreiende Unterschiede zwischen „reich" und „arm". **Festverzinsliche Investierung** hebt den Kurs. Damit wird aber einer geschickten Finanzverwaltung die Handhabe gegeben, durch Eigenerwerb diese Konjunkturen auszunutzen und Auslandsbesitz zurückzukaufen. Zugleich führt der Anlagetrieb zur Erniedrigung des Zinsfußes, was für den kleinen Schuldner sehr wichtig ist, sowie zum Erwerb auswärtiger Werte, also ausländischer Arbeit für deutsche Interessen! Einzuschränken wird die Anlage im **Handel** sein, wie ja gerade die Erfahrungen dieses Krieges gezeigt haben, daß die Bewachung und Einschränkung des lediglich verteuernden Zwischenhandels eine neue und wichtige Aufgabe staatlicher Fürsorge bilden müssen.

Freilich verschließe ich mich keineswegs all den Schwierigkeiten, die mit der Einführung der Verbrauchsbeschränkung verbunden wären. Zunächst wird jeder, der hierzu irgend imstande ist, versuchen, seine Söhne und weiteren Familienmitglieder in solche höchst bezahlten Posten zu bringen, und eventuell werden die großen Werke hierzu neue derartige Posten sogar schaffen. Diese Söhne, die dann nominell einen selbständigen Haushalt mit der genannten Verbrauchsmöglichkeit führen könnten, würden in Wahrheit die Lage der Familie umändern. Es werden also Kautelen erforderlich sein, etwa an ein bestimmtes Alter anknüpfend, vielleicht variierend in bezug auf Verheiratung und Kinderzahl. In anderen Fällen werden Kunst- und andere Sammlungen Ausnahmen erfordern. Dann wird zu entscheiden sein, welche Unterhaltungskosten diese Sammlungen erfordern, und dieser Betrag wird der Verbrauchsziffer zuzuschreiben sein, als Entgelt wäre etwa ungehinderte wissenschaftliche Benutzung dieser Sammlungen zu verlangen. Manche Familien werden im Besitz von Treibhäusern und Gartenanlagen sein, deren Unterhaltung nie Vielfaches des erlaubten Höchstverbrauches verlangt. Auch hier wird von der Steuerbehörde eine Summe auszuwerfen sein, etwa mit der Verpflichtung, diese Gärten dem Publikum zu öffnen. Ein Großgrundbesitzer ist im Besitz eines Ahnenschlosses, dessen Unterhaltung ihn schwer belastet und von dem er nur einen bescheidenen Teil selbst bewohnt — in diesem Fall wird natürlich nur der Wohnungswert des bewohnten Teiles auf die Verbrauchsquote angerechnet werden können, während die Unterhaltskosten des übrigen Gebäudes, die sehr wohl sich als allgemeines Interesse zur Erhaltung von Kunst- und Baudenkmälern charakterisieren können, ebenfalls besonders zu berechnen wären.

Einer ganz besonderen Aufsicht würde natürlich in jedem großen Betriebe das beliebte **Spesenkonto** bedürfen, dem so

manches aufgebürdet zu werden pflegt. Es mag auch für die Zukunft stimmen, daß die Spesen eines Betriebes notwendiger bleiben und ganz unvergleichlich höhere Summen erfordern wie etwa die Repräsentationskosten eines hohen Beamten, aber eine Einschränkung wird der Krieg auch auf diesem Gebiet mit sich bringen, und behördliche Einwirkung wird auch hier vonnöten sein.

Unter behördlicher Aufsicht möchte ich nun um alles nicht etwa die Aufsicht des gewiß anerkennenswerten, pflichttreuen Beamten verstanden wissen. Die Festsetzungen werden von Fall zu Fall unter ganz besonderer Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse getroffen werden müssen. Hierzu werden nur Kommissionen imstande sein, die aus Angehörigen des bürgerlichen Erwerbslebens in erster Linie, in zweiter aus Vertretern der verschiedensten Stände zu bestehen haben; nur dann wird man annehmen können, daß der Wirklichkeit der Verhältnisse Rechnung getragen ist. Neben einigen wenigen, ganz allgemein geltenden Regeln wird von jedem Formalismus absolut abzusehen sein. Ich möchte aber annehmen, daß derartige Maßnahmen, die die Möglichkeit des Erwerbs und der Eigentumsvergrößerung an sich durchaus nicht beeinträchtigen und die rein theoretisch zulassen, daß der einzelne wie bisher eine fast unbeschränkte wirtschaftliche Macht erwirbt, dadurch, daß der rein persönliche Genuß beschränkt bleibt, ganz von selbst hinwirken müssen zu einem wirtschaftlichen und sozialen Ausgleich bei gleichzeitiger Hebung der allgemeinen Lebenshaltung und der Steuerkraft.

Mit diesem großen Gesichtspunkt lassen sich noch kleinere Erhöhungen der Steuereinnahmen wohl verbinden. Zunächst wird ja nach dem Krieg noch immer eine staatliche Beaufsichtigung jedes Verbrauches nötig sein und das Kartensystem wird noch für längere Zeit nicht schwinden können. Hier wird es allmählich gelten, eine Bresche zu schlagen, aber so, daß mit diesem Nachlassen, wenn möglich — natürlich nicht bei der Ernährung —, eine Einnahme für den Staatssäckel verbunden ist. Am leichtesten wird dies sich bei der lieben Eitelkeit einführen lassen. Wenn noch für zwei Kleider Bezugscheine zustehen, wird sich eine elegante Dame gar nicht besinnen, für einen eventuellen dritten Bezugschein eine recht erhebliche staatliche Stempelquote zu zahlen. Es werden gewisse andere Kategorien des Luxus, wie Luxuspferde, Autos, eine Abgabe bringen, oder doch wenigstens in erhöhter Form bringen können. Unsere Autoindustrie wird darunter nicht leiden, da sie mit Lieferungen voll versorgt sein wird für alle Betriebe, höchstens auf die Pferdezucht wird man Rücksicht zu nehmen haben. Auch die Zahl der persönlichen Dienstboten kann kontrolliert werden, und ich sehe nicht ein, warum etwa eine „Kammerfrausteuer" an sich unmöglicher sein sollte als früher eine „Schranksteuer". Bei Eisenbahnen werden Verteuerungen der besseren Klassen die an sich notwendige Verbilligung des Verkehrs wenigstens teilweise ausgleichen können — kurz, es läßt sich im kleinen noch manches einnehmen und egalisieren, denn das muß der Leitsatz bleiben für alle wirtschaftlichen Maßnahmen: Der Reichtum eines Volkes ist nur zu finden in der gleichmäßig guten wirtschaftlichen Lage der großen Masse der Bevölkerung und nur an derselben zu messen.

Deutschland, Marokko und das französische Kolonialreich in Afrika.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Die Marokkofrage ist eine der Hauptursachen des Weltkrieges gewesen. Die Einordnung des alten Scherifenreiches in den französischen Kolonialbesitz bildete die Brücke, auf der sich die beiden Rivalen Frankreich und England verständigten, um ihre Front gemeinsam gegen das Deutsche Reich zu wenden. Gerade das Marokkoproblem hat somit dazu beigetragen, die Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich erheblich zu verschärfen. 1911 kam es scheinbar zur Ruhe, indem Kiderlen-Wächter von Anfang an darauf hinarbeitete, durch ein politisches Desinteressement Deutschlands die Gefahr wegzuräumen dadurch, daß er mit dem sogenannten Kompensationsgedanken hervortrat. Wir haben damals das Protektorat Frankreichs anerkannt und im Austausch ein Stück Französisch-Kongos erhalten, wirtschaftlich aber behielten wir uns die „offene Tür" vor und wichen von den Grundlagen des Vertrages von Algesiras nicht ab.

Aber die französische Verwaltung des Protektorates Marokko in den letzten Jahren vor dem Kriege bildete eine Kette von Rechtsbeugungen, denen durch die Behandlung unserer Landsleute dort bei Ausbruch des Krieges die Krone aufgesetzt wurde. Erwähnt seien nur die Fälle Seyfert, Ficke, Gründler, die noch der Sühne bedürfen. Nicht vergessen sei des Leidensweges von Sebdou—Tlemsen—Boghari—Laghouat, den unsere Landsleute geschleppt wurden und auf dem man sie absichtlich allen Unbilden des Wetters aussetzte. Die Behandlung der Deutschen war eine schnöde Undankbarkeit der Republik gerade gegen das Volk, welches wie kein anderes in selbstloser Arbeit für die Erschließung des Landes tätig gewesen war.

Seither ist der Vorhang über Marokko gefallen, und wir erfahren nur so viel von ihm, als es der französischen Zensur gefällt. Immerhin ist doch allerlei durchgesickert und es genügt, um uns ein Bild von den Zuständen dort zu machen. Alle Kräfte des reichen Landes hat sich Frankreich namentlich für den Krieg gegen uns dienstbar gemacht. Die landwirtschaftliche Produktion ist außerordentlich gesteigert worden und hat der Republik teilweise den Ausfall an Getreide ersetzen können, der bei ihr infolge der Kriegsumstände eintrat. Wieweit marokkanisches Erz und die sonstigen Schätze der Erde der französischen Kriegsindustrie zugeführt worden sind, wissen wir nicht und ist auch wohl aus guten Gründen der Welt verschwiegen worden. Um so energischer hat die menschenarme Republik gerade Marokko sich als Feld für Rekrutierung ausersehen. Tausende von Marokkanern sind in die französischen Kolonialtruppen eingereiht worden, sie haben mit Ehren gefochten, und Marokkaner waren es z. B., welche Douaumont zurückerobert haben, die sich an der Aisne, Somme und Marne mit Tapferkeit geschlagen und die erste Blutarbeit verrichtet haben. In der Kammer aber wurde im Oktober 1917 mit Stolz darauf hingewiesen, daß Frankreich in einem Jahrzehnt damit rechnen dürfe, aus Marokko und den übrigen Teilen seines westafrikanischen Kolonialreiches eine Armee von 2 Millionen Mann zur Verfügung zu haben. Unterdessen hat man den entscheidenden Schritt bereits getan und im einstigen Scherifenreich und dem Kolonialreich in Afrika die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Für einen zukünftigen Krieg, so wurde in der Kammer bei dieser Gelegenheit ausgeführt, würde man diese Truppen rasch auf den europäischen Kriegsschauplatz werfen können, da die neue transsaharische Bahn, welche Tanger in Marokko mit dem Niger und Senegal verbinden soll, es möglich mache, diese Mannschaften der französischen Militärbehörde augenblicklich zur Verfügung zu stellen.[1]) Man kann es unter solchen Verhältnissen verstehen, wenn hie und da von deutscher Seite die Forderung erhoben wird, dieser Gefahr müsse unter allen Umständen vorgebeugt werden, und dies sei allein dadurch möglich, daß man durch ein deutsches Marokko ein Gegengewicht gegen solche französische Macht, die sich früher oder später doch einmal gegen uns entladen werde, schaffen müsse. Aber es fragt sich natürlich, ob wir in der Lage sein werden, rechtlich solche Ansprüche mit Erfolg zu vertreten. Zunächst werden die französischen Bäume schon deswegen nicht in den Himmel wachsen, weil auch andere Völker außer Deutschland in Erkenntnis des Reichtums dieses französischen Protektorates nicht gesonnen sind, sich so einfach beiseite schieben zu lassen; dazu rechne ich Großbritannien, Spanien und neuerdings auch Amerika, das sich nicht umsonst auf den Azoren festgesetzt hat. Hier wären also bei anderer europäischer Konstellation gewisse Möglichkeiten nicht ausgeschlossen, durch die es gelingen könnte, die Machtentwicklung Frankreichs zu hemmen, falls dieses eine den europäischen Frieden bedrohende Haltung einnehmen sollte. Insbesondere dürfen wir uns freuen, daß auch Spanien zu den Interessenten Marokkos gehört, ein Land, das uns nicht nur ohne Feindschaft gegenübersteht, sondern das auch wie wir die Ungerechtigkeiten Frankreichs am eigenen Leibe erfahren hat und manches gegenüber der Republik gerade wegen Marokko auf dem Herzen trägt.

Unter allen Umständen aber ist von uns daran festzuhalten, daß die Republik sich zunächst einmal ehrlich dazu bequemt, das zu halten, was sie in Algesiras und später hoch und heilig versprochen hat. Sie hat es von Anfang an nicht gehalten und es wird notwendig sein, Gewähr dafür zu schaffen, daß sie nicht wieder so bösliche Streiche gegen die Deutschen und ihre Unternehmungen spielt, wie sie das bis 1914 getan hat. Das Reich ist kein Jota von dem abgewichen, was ihm

[1]) Man mag diese Zusammenhänge weiter verfolgen in der kleinen ungewöhnlich stoffreichen Schrift von Bernhard Stichel: Die Zukunft in Marokko, Berlin 1917.

rechtens zugesprochen ist, und wird das mit allem Nachdruck bei den Friedensverhandlungen wieder fordern. Das ist der sichere Rechtsboden, von dem wir ausgehen müssen und den uns niemand schmälern kann. Unter diesem Gesichtspunkt wird auch all das zu bewerten sein, was sich die Republik unter dem Generalresidenten Lyautey an schmachvollen Handlungen gegen die ausdrücklichen Verträge vor und nach 1914 erlaubt hat. Dieser Renegat, er ist geborener Elsässer und hat seinen deutschen Namen mit einem nom de guerre vertauscht, wird sich verantworten müssen für das, was er im Auftrage seiner Herren getan hat, um das Deutschtum mit Stumpf und Stiel in Marokko auszulöschen.

Die Marokkofrage kann für das Deutsche Reich ebensowenig wie 1905 oder 1911 eine quantité négligeable sein, sie kann bei der Fülle von Fragen, welche der immer mehr sich nähernde Friede mit sich bringt, gewiß nicht im Vordergrunde stehen, aber ihre Bedeutung wird vom deutschen Volke voll gewürdigt, und wenn Frankreich während des Krieges mit aller Macht versucht hat, in Marokko gleichsam ein Definitivum zu schaffen, um bei den beginnenden Verhandlungen zu sagen: „Hände weg! dies ist voll angegliedertes französisches Territorium", so setzen wir dem entgegen die unüberwindliche Forderung unseres feierlich verbrieften Rechtes, das in den Kriegswirren nicht untergegangen ist und im selben Augenblicke in ganzer Schärfe hervortritt, wo über das zukünftige Schicksal dieses reichgesegneten Landes die Würfel fallen.

Eine Stimme aus Oesterreich.

Von Rudolf Freiherrn v. Manndorff, Klagenfurt.

Im Gegensatz zum Heldenmut des österreichisch-ungarischen Heeres, zur Ausdauer des Volkes beiderlei Geschlechts und aller unserer Sprachen, zu bestimmenden Regierungen und zu unserem edlen Herrscher gab und gibt es bei uns auch Wortführer und Gefolgschaft, die Handlanger der Feinde sind. So oft die Pforten der Volksvertretung des berüchtigten Juniparlaments[1]) sich öffnen, drängen Ephialtes- und Thersitesgestalten zudringlich sich vor.

Es kommen in diesen Wortexzessen und Taten auch alle Fehler längst verschollner Zeiten zur Erscheinung. Denn es gab Zeiten in der Tat, wo man hier Wichtiges verkannte und versäumte, edle Triebe und berechtigte Beschwerden unterdrückte. Es ist und war doch offenbar nur Unrecht, wenn man im 19. Jahrhundert nicht selten anderssprachiger Bevölkerung Volksschulen aufzwang, in welchen weder die Muttersprache noch die deutsche — beziehungsweise ungarische — der Jugend beigebracht wurde. Es heißt ja doch ein Volk verdummen und dem Wettbewerb der besser Unterrichteten preisgeben, wenn in Schule, Amt und bei Gericht es geistig durch Jahrzehnte ausgehungert wurde. Solch Hegemonenherrschaft rächt sich dann auch dort, wo man — zu spät nicht selten — allzuviel nachgeben mußte und ins Gegenteil verfiel, in Liebedienerei für schlimme Kinder, die stets die schönsten Aepfel haben mußten.

Es gab ja ähnliches im sonst so lieben Deutschland auch; in Posen wie im Elsaß hätte man sich Sympathien holen und manchen Mißton vermeiden, zu rechter Zeit den Feinden Wind aus den Segeln nehmen können. Zum mindesten wird künftig hier wie dort der Schaden doch klüger und gerechter machen. Doch jetzt handelt es sich um die Gegenwart, um die Entwaffnung auch der inneren Feinde, die noch da sind.

Es ist gar manches recht gut gemeint, was heute zahlreiche Theoretiker und Praktiker in ernsten Reden, Schriften, in Untersuchungen, Enqueten, Statistiken, staubtrocknen Rechnungen und schwungvollen Erörterungen, Fachzeitungen, Vereinen, Aemtern mit Bienenfleiß und übermenschlicher Geduld in Vorschlag bringen und verteidigen. Selbstverwaltung und Reform, Kreiseinteilung, Kurien und Verhältnis-Wahlrecht, zentralistische und föderale Ideale gibt es in allen Formen und Formaten. Wäre nationaler und sozialer Ausgleich wirklich nur verwaltungstechnisches Problem, es müßte eine von den vielen vorgeschlagenen Lösungen desselben doch über alle Nöten helfen. Sogar ans Sparen wird gedacht und an die gründliche Beseitigung von vieler Schreiberei. Es ist auch in der Nachbarschaft der Freunde, zumal in Deutschland, noch zu wenig bekannt und gewürdigt, was an Geistesarbeit[2]), Forschung und Erfindung, Wohlwollen und Begeisterungsfähigkeit in Oesterreich und Ungarn und in den slawischen Bezirken in kleinerem Kreise oft geleistet wird.

Nun bringt in letzterer Hinsicht die nationale Abgeschlossenheit, ja auch Verdrossenheit und Mißgunst es oft mit sich, daß selbst im Inland man viel zu wenig Kenntnis von einander nimmt. Wie in den Schneckenhäusern stecken und verstecken sich gar oft erfahrene und werktätige Menschenfreunde, die eifervolle Mitarbeiter sein sollten. Doch sie gehen aneinander kühl vorüber, weil der eine guten Morgen, der andere jó régét und dobro jutro sagt. Wie wenig ist bekannt von all den wichtigen Einzelheiten und Erfolgen der christlich-sozialen Selbstverwaltung, Gewerbe-, Gewerkschaftstätigkeit und Wohlfahrtspflege, Versicherungs-, Kredit-, Vermittlerwesen und praktischer Betätigung in Ländern und Gemeinden.[3])

Doch wo die großen Sammelpunkte gemeinnütziger Arbeit sein sollten, im Reichsrat hier und Reichstag dort, in Delegationen und größeren oder kleineren Landesstuben, da sprechen zwar ab und zu begeistert Minister, die es morgen nicht mehr sind, Hofräte und gediegene Berichterstatter, Fachmänner aus Amts- und Volksgebieten; jedoch was nicht Skandal erregt und Aergernis bei Freund und Feind, verhallt im Tageslärm der öffentlichen Meinung. Zumal im diesseitigen Juniparlament von 1911 drängen sich die Gehässigkeiten einzelner vor; utopistische Projekte und Deklarationen unklarer staatsrechtlich genannter Rück- und Umwälzungen vereiteln stete Arbeit, verrammeln die Wege zur Verständigung. Solange nicht der gesunde Sinn des schwergeprüften Volkes, das durchgehalten hat, und der aus den Schützengräben zurückgekehrten Heldensöhne nichtswürdige Wortemacher und Verdiener in die Ecken fegt, kann es nicht besser werden!

Wenn aber endlich einmal dies geschieht, dann wird es sich zeigen, wie sehr die Umwälzungen der äußeren Ereignisse, die Wandlungen des Weltkriegs mittlerweile heilend rückwirken auf die innere Misere des vielgeprüften Oesterreich und Ungarn. Des Zarismus wie des westlerischen, welschen Größenwahns und des habgierigen Britenhochmuts Zusammenbruch entzieht dann den äußeren Haltepunkt all den Utopisten nichtdeutscher Völker Oesterreich-Ungarns. Und auch die Internationale ist zahlungsunfähig geworden; die bloßgestellte Freimaurerei, der unfruchtbare Müßiggängersport des „Los von Rom"-Kultur-

---

[1]) Man muß sich daran erinnern und weiß es im katholischen Deutschland viel zu wenig, wie der Reichsrats- (und nebenbei zum Teile Landtags-) Wahlkampf von 1911 das Zurückdrängen alles wahrhaft Oesterreichischen durch die Vereinigung der Nationalen und Sozialen unter Führung der Semiten mit sich brachte. Mit diesem Parlament (und ihm wesensgleicher Großpresse) als Pfahl im Fleische mußte Oesterreich-Ungarn in den Weltkrieg gehen!

[2]) Um von dieser unentbehrlichen geistigen Vorarbeit für den nationalen Ausgleich in Oesterreich-Ungarn einen ungefähren Begriff zu geben, sei hier hingewiesen auf eine Reihe von nicht weniger als vierzehn Hochschulprofessoren, die in der „Oesterreichischen Zeitschrift für öffentliches Recht" Gutachten abgaben über die Stellung der Kronländer im Gefüge der Verfassung. Dieselben stammen aus den Jahren 1916 und 1917 und sind nunmehr in einem Sonderheft unter dem Titel „Länderautonomie" erschienen; sie erörtern die einschlägigen Tatsachen und Reformvorschläge (auch im Vergleich zu den benachbarten Einheits- und gemischtsprachigen Staaten Europas) von den verschiedensten Standpunkten aus. Vom zentralistischen bis zum Standpunkte der bloßen Personalunion unter dem gemeinsamen Hause Habsburg sind da wohl alle denkbaren Um- und Neugestaltungen der österreichischen Königreiche und Länder durchgesprochen. Außerdem hat der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. Renner ein einschlägiges Werk „Oesterreichs Erneuerung" herausgegeben und sowohl die Thronrede Kaiser Karls als das Programm seines erstberufenen Ministers Graf Clam-Martinic sind wissenschaftlich tief durchdachte Leitgedanken für die österreichische Verfassungsreform. Ueberdies ist die Verwaltungsreform Gegenstand der gründlichsten Erörterungen.

[3]) Besonders die mit der Verfassungsfrage, aber auch mit allen anderen Staatsangelegenheiten eng zusammenhängende Verwaltungsreform wird seit Jahren vor und während des Krieges tief durchdacht. Graf Adalbert Schönborn, langjähriger Landesausschuß Böhmens, unterzog letztere wiederholten Erörterungen auch in der seit 1916 bestehenden Monatschrift „Das Neue Oesterreich". Diese ist überhaupt sozusagen die derzeitige Hauptsammelstelle solcher zumeist von hochangesehenen, gelehrten und erfahrenen Persönlichkeiten Alt- und Neuösterreichs geleiteten Reformarbeit. In den beiden diesjährigen Heften 6 und 7 sind „Zum Umbau Oesterreichs" und „Gliederung und Selbstverwaltung im österreichischen Einheitsstaat" quellenmäßig bearbeitete Aufsätze zu obigem Thema. Sie gipfeln in dem Vorschlag auf eine Zusammenfassung der österreichischen Kronländer in die vier Gruppen Alpenländer, Sudetenländer, Karpathenländer und Karst-Adrialänder. Ungarn mit Kroatien sind die geschichtlich gegebenen Seitenstücke der jenseitigen Hälfte der Monarchie. Auch des gegenwärtigen Ministerpräsidenten Dr. Seidler Regierungsprogramm, das sich besonders auf wirtschaftliche Fragen bezieht, und Graf Czernins epochemachende Weltfriedensrede tragen das Gepräge tiefer Wissenschaftlichkeit im Dienste der Politik. Dies alles gibt eine weitere Bürgschaft dafür, daß diese Dinge spruchreif werden und Oesterreich-Ungarn nicht die Beute kannegießernder Gegenheitsmacher werden wird. Es muß nur zur tiefen Einsicht starker Wille kommen. Dann werden die Volksvertreter nur zu wählen haben, was von dem längst Vorberatenen sie zum Beschluß erheben wollen.

kampfes sind abgebrauchter Maskenland im Zeitalter der Auferstehung neuer, echter Begeisterungsfähigkeit für die höchsten Ziele der Kultur.

Kleingläubigkeit und Mißgunst ziemt den Deutschen in und außer Deutschland am wenigsten nach dem, was sie geleistet haben für alle anderen Nationen, absterbende wie aufwärtsstrebende. Sie können und sie sollen die wirklichen Befreier sein und auch im Donaureich nicht engherzige Hegemonen, sondern Friedensbringer und Erlöser von den Uebeln einer überlebten Zeit.



Folgt Deutschland in dem Duellverbote für die Angehörigen des Heeres?

Von Geistl. Rat Professor Dr. Hoffmann, München.

Der langdauernde Krieg verursacht einen fortschreitenden Verfall des sittlichen Lebens nach seinen verschiedensten Seiten. Da kam nun auch eine höchst erfreuliche Nachricht: Kaiser und König Karl hat am 4. November 1917 für sein Heer ein prinzipielles Verbot des Duells gegeben. Sein Wortlaut ist in Nr. 47 1917, S. 803, unserer Zeitschrift veröffentlicht worden. Wie stehen die Verhältnisse in Deutschland?

Im 16. Jahrhundert kam die Duellunsitte in ihrer jetzigen Gestalt aus Frankreich nach Deutschland. Wiewohl oft verboten und mit Strafen belegt, erhielt sie sich doch namentlich bei Studenten und Offizieren. Die Einsetzung der Ehrengerichte für letztere am Ende der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts hat die heutige eigentümliche Lage geschaffen. Bis dahin war der Zweikampf unter Offizieren eine private, rechtswidrige Handlung; jetzt wurde derselbe unter gewissen Umständen zur Pflicht gemacht, der sich ein Offizier nur unter Verlust seiner Stellung und damit nicht selten seiner ganzen Existenz zu entziehen vermag. Wohl wird das Duell durch die Entscheidung des Ehrengerichts nicht förmlich aufgetragen; weist es jedoch der Offizier zurück, dann wird diese Unterlassung durch ehrengerichtlichen Spruch als Verletzung der Standesehre bezeichnet, womit die Verabschiedung aus dem Heere verbunden ist. Nimmt er das Duell an oder fordert er dazu heraus, dann wird er von den Kriegsgerichten mit den gesetzlichen Strafen belegt. Eine ganz eigenartige Antinomie in einem Rechtsstaate!

Die Stellungnahme der obersten Militärbehörde ist bezeichnet durch die Kabinettsorder des Kaisers vom 2. Mai 1874, worin es heißt: „Einen Offizier, welcher imstande ist, die Ehre eines Kameraden in frevelhafter Weise zu verletzen, werde ich ebensowenig in meinem Heere dulden wie einen Offizier, welcher seine Ehre nicht zu wahren weiß.“ Ein Erlaß des bayerischen Kriegsministers von Asch, der 1904 bekannt wurde, sprach sogar die Mißbilligung über die ehrengerichtliche Verhinderung eines Offiziersduells aus. Unterdessen war eine Ergänzungsverordnung vom 1. Januar 1897, die Ehrengerichte der Offiziere betr., erschienen. Diese beginnt:

„Ich will, daß Zweikämpfen der Offiziere mehr als bisher vorgebeugt wird. Die Anlässe zu Ehrenhändeln sind oft so geringfügiger Natur, daß ein gütlicher Ausgleich ohne Schädigung der Standesehre möglich ist“, und schließt mit der Aufforderung an die Ehrengerichte, „einen gütlichen Ausgleich herbeizuführen, soweit es die Standesehre irgendwie gestattet“ (Handbuch der Militärrechtspflege, 1912, S. 366).

Die ganze Ungeheuerlichkeit der Sache kam zum Ausdruck in der Rede, die am 15. Januar 1906 der preußische Kriegsminister im Reichstage hielt, und der Erklärung, die er im Namen des Reichskanzlers abgab. In einem Falle, von dem der Kriegsminister selbst erklärte, daß „zweifellos eine schwere Beleidigung eines Leutnants“ von einem „nicht ernsten, leichtfertigen jungen Menschen“ vorliege, wurde der betreffende Offizier durch Kabinettsorder des Kaisers mit schlichtem Abschiede entlassen, weil er seine Ehre nicht mit einem Duell wiederherstellen wollte. In der Rede von Einems waren die zwei Sätze enthalten, die einander an die Seite gestellt werden müssen: „Daß die Beteiligung am Zweikampf gegen göttliche und menschliche Gesetze durchaus verstößt, ist zweifellos“, und „Solange der Zweikampf von weiten Kreisen als anerkanntes Mittel zur Wiederherstellung der Ehre gilt, kann auch das Offizierskorps in seinen Reihen kein Mitglied dulden, welches nicht bereit ist, gegebenenfalls auch mit der Waffe für seine Ehre einzutreten“, d. h. also göttliche und menschliche Gesetze zu übertreten. Der höhnische Sarkasmus, dem damals Bebel Ausdruck verlieh, war zutreffend und hat seitdem nichts an Berechtigung verloren. Der Sozialistenführer meinte nämlich, daß der höchste Reichsbeamte im Reichstage die Majestät des Gesetzes mit Füßen treten lasse; er glaube, „daß seine (des Reichskanzlers) Erklärung als Aufreizung zu gesetzwidrigen Handlungen unter den § 110 des Strafgesetzbuches falle, der Gefängnisstrafe bis zu zwei Jahren für solche Fälle vorsieht“.

Die oben erwähnte Ergänzungsverordnung vom 1. Januar 1897 wurde unterm 27. Februar 1911 erneuert. So ist das Duell in der deutschen Armee bis zur Stunde prinzipiell zugelassen, ja unter Umständen eine Pflicht. Gewiß kommt dasselbe nur vereinzelt vor. Doch dieses ist nicht eine Frucht von der Erziehung, die von Einem wünschte, wenn er sagte: „Das Duell läßt sich nur durch Erziehung nicht durch plötzliche Verbote und schwere Strafen beseitigen.“ Geringe, und nicht ehrenrührige Strafen mit unmittelbarer Begnadigung für den Duellanten auf der einen Seite und auf der anderen Dienstentlassung und gesellschaftlicher Ruin dessen, der den Zweikampf zurückweist, sind aber zweifellos keine Erziehungsmittel für die Beseitigung der barbarischen Sitte.

Wir wollen hier nicht im einzelnen das allgemeine Urteil, auch der Anhänger des Duells, begründen, daß dasselbe gegen die Forderungen der Vernunft sowie gegen göttliche und menschliche Gesetze verstößt, auch nicht die ganz eigenartige Ungesetzlichkeit der Hüter der Gesetze näher beleuchten, wenn diese aus Rücksicht auf auch von ihnen teilweise als falsch anerkannte Ehrbegriffe eines ganz verschwindenden Bruchteils des Volkes einem großen, angesehenen Stande das Duell gestatten bzw. aufnötigen, ebenso unterlassen wir es, die kirchlichen Strafen für den Duellanten und seine Begünstiger aufzuführen; dieses alles ist schon ungezählte Mal geschehen. Doch wollen wir zwei Momente hervorheben, die der Krieg grell beleuchtet und darum zur Besprechung auf die Tagesordnung setzt.

Das prinzipielle Festhalten an dem Zweikampfe für eine hochstehende Standesklasse ist in dem Staate, der gleiches Recht für alle gelten lassen müßte, eine große Ungerechtigkeit gegen diejenigen, die sich in ihrem Gewissen verpflichtet fühlen, göttliches und menschliches Gesetz zu beachten. Denn diese vermögen nicht ihr religiöses Bewußtsein so leichthin abzufinden, wie der Kriegsminister v. Einem meinte: „Was den Verstoß gegen göttliche Gesetze anlangt, so soll man demjenigen, der aus Gewissenszwang in ein Duell sich einläßt, es überlassen, wie er als gläubiger Christ sich mit seinem Gotte abfindet. Der Verstoß gegen das Gesetz des Staates wird bestraft.“ Die Folgen machten sich geltend. Ueberzeugte Katholiken hielten sich von der Offizierslaufbahn möglichst fern. Mochte ihnen vielleicht auch sonst manches an der von vielen als standesgemäß betrachteten Lebensweise des Offiziers mißfallen, die Möglichkeit, einmal durch einen „nicht ernsten, leichtfertigen Menschen“ in einen Ehrenhandel gezerrt werden zu können, gab meistens den Ausschlag. Auch bemühten sich die entschiedenen Katholiken meistens nicht um den Reserveoffizier. Sie wußten, daß sie ohnedies nicht gewählt würden, wenn ihre Stellungnahme zum Duell bekannt werde. Die Gewählten waren fortgesetzt in einer eigenartigen Lage. Durfte in letzter Zeit auch nicht mehr direkt nach der Haltung des Bewerbers um den Reserveoffizier zum Zweikampf gefragt werden, es gab Kanäle genug, durch welche diese an die Wahlberechtigten gelangte.

Diese Verhältnisse brachten es mit sich, daß jetzt im Kriege unter den höheren Offizieren wenig Katholiken sind. Von den katholischen Gebildeten gelangten wohl infolge des langen Feldzuges eine große Zahl in die niederen Chargen; doch die persönlichen und finanziellen Vorteile der oberen Offiziersstellen gehen ihnen und damit dem katholischen Volksteile ab und dieses größtenteils, weil sie sich nicht der von den leitenden Reichsbehörden gebilligten, ja geforderten Verletzung göttlicher und menschlicher Gesetze schuldig machen wollten. Das schlimme Mißverhältnis, das hier besteht, wird auch im Felde empfunden. Ein Lazarettpfarrer schreibt uns:

„Wie oft empfand ich es schmerzlich, daß unter den Offizieren aller Garnisonen im Prozentsatz die Katholiken den Protestanten 50fach an Zahl nachstehen. Wie kommt das? Warum sind die katholischen frischen, strammen Studenten meist nur Unteroffiziere? Ich finde keine Erklärung. Aber eine traurige Tatsache, die mit einem gewissen System zusammenhängen muß! Das katholische Bewußtsein und die Gerechtigkeit fordern, daß dies anders wird.“



Der zweite Punkt, den ich berühren möchte, ist, daß sich **die gebildeten katholischen Krieger durchaus bewährt haben.** Darum ist die unverdiente prinzipielle Zurücksetzung ein umso größeres Unrecht gegen sie sowie auch eine Schädigung der Allgemeinheit, da zahlreiche tüchtige Kräfte nicht an die geeignete Stelle kommen. Man darf hinweisen auf den günstigen moralischen Einfluß, den religiös begründete Gewissenhaftigkeit und Treue auf die Umgebung ausüben, und diese Imponderabilien sind im Kriege gewiß nicht zu unterschätzen. Der erwähnte Lazarettpfarrer bemerkt in diesem Betreffe:

„Ich habe acht große Lazarette; die katholischen Korporationsstudenten waren mir immer im Lazarett lichtvolle Gestalten, belebt von frohem Glaubensleben, Helfer in wirksamster Weise bei anderen Kameraden. Ein solcher riß die anderen katholischen Soldaten mit sich, mit Stolz scharten sie sich um ihn." Dieses Urteil wurde uns auch von anderer Seite bestätigt.

Die Bewährung dieser katholischen gebildeten Krieger auch in rein militärischer Hinsicht haben, wie wir bestimmt wissen, höchste maßgebende Kreise anerkannt. Dafür legen auch Zeugnis ab die Beförderungen und hohen, selbst höchsten Auszeichnungen, die verhältnismäßig nicht weniger sind als bei den Angehörigen jener Kreise, die meinten, durch Mensuren und Anleitung zum Duell Mut und Tüchtigkeit im Gebrauche der Waffen anerziehen zu müssen. Universitätsprofessor Dr. W. Goetz, Leipzig, Major d. R. im 1. bayer Inf.-Reg., schreibt bereits Nov. 1915 in der „Münchner-Zeitung":

„Könnt ihr, die ihr die Mitglieder . . . der nichtschlagenden Korporationen und grundsätzlichen Gegner der Mensur und des Duells als Offizier und Kameraden und manchen davon als Helden neben euch gesehen habt, noch jemals wieder glauben, die Mensur sei das Wundermittel, das zur Mannhaftigkeit, zur Tapferkeit, zur Kaltblütigkeit erziehe? Könnt ihr, die ihr das große Streiten der Völker als ein furchtbares Stück Weltgeschichte miterlebt habt, noch wieder ein Genügen finden an den Streitigkeiten über die Güte der Mensuren und ihre Beurteilung? Könnt ihr wünschen, daß die künftige junge Generation ihren Geist mit solchen Dingen ertöte?"

In der bayerischen Abgeordnetenkammer hat am 22. November 1917 Kriegsminister **von Hellingrath** auch für die Beförderung der Offiziere den Grundsatz anerkannt „Freie Bahn dem Tüchtigsten!" Sollte man auch nach dem Kriege die Verletzung göttlicher und menschlicher Gesetze gleichgültig hinnehmen, sollte man weiter die Ausschließung treuer Staatsbürger, die für ihre Person solcher Verletzung nicht schuldig werden wollen, von bestimmten Stellen als selbstverständlich finden, die Rücksicht auf die Notwendigkeit der Oekonomie der Menschenkraft, von der man jetzt so schön zu sprechen weiß, müßte fordern, daß **auch Deutschland dem Beispiele Kaiser Karls folgte und das Duell im Heere verbiete.**[1]) Das Verbot würde die beste und wirksamste Erziehung zur Verzichtleistung auf den Zweikampf sein, eine Erziehung, die zudem den Vorteil hätte, daß sie von den meisten, denen sie zuteil werden sollte, begrüßt würde. Damit würde das Heer außerdem zum Erzieher anderer Kreise, die ihre Anschauungen nach dem, was hier gilt, bilden.

[1]) Auf eine diesbezügliche Anfrage im bayerischen Landtage wußte Hellingrath nichts zu antworten. Wird der Reichskanzler, wenn an ihn die Frage gestellt wird, eine befriedigende Antwort finden?

Vergeltung.

Was weiss der Mann in strahlenden Palästen,
Der reichste Fürst, der mächtigste der Kaiser,
Wenn fern im Nord die Edelsten und Besten
Des Reichs verkümmern, wenn sie traurig, heiser

Den Notschrei senden zu des Himmels Festen,
Bis ihre Ketten leiser klirren, leiser,
Bis dann die Schaufel ihren Ueberresten
Das letzte, harte Lager gibt, . . . was weiss er

Von denen, die im Schatten bloss gelebt? —
Ihr Elend ist Geschick, wie Glück und Krone.
Was kümmert's ihn, wenn weltfern wer verdirbt?

Da kam sein Schicksal, tief hat's ihn durchbebt,
Und durch die Völker raunt es wie zum Hohne:
Was kümmert's uns, wenn weltfern einer stirbt? —

Dr. Joseph Lamby.

Non occides!

(5. Mos. 5, 17.) Schluß.

Von Martin Mayr, München.

Zurück zur Natur! Zurück zum natürlichen, zum positiven **Sittengesetz!** Nicht bloß weil jetzt der Fluch der Sünde seine Zähne zeigt und von Frankreich das Gespenst der Entvölkerung mit hohlen, unterlaufenen Augen beutefroh auch zu uns herübergrinst! Nicht bloß weil ein Berliner Gynäkologe meint, daß man in Anbetracht der Dezimierung der Völker durch den Krieg augenblicklich weniger auf die Qualität als Quantität sehen soll. Die Erde ist kein Menschenzuchtstall. Aus **sittlichen** Motiven kann allein die Regeneration erfolgen! Das körperliche, seelische und geistige Wohl der Völker steht auf dem Spiel; und ihre Moral dazu. Ist es wirklich bloß ein Zufall oder liegt unter der schmutzigen Schicht des Henkelprozesses ein Kabel, ein Kausalnexus zu jenem Jena, das in der Aera Ernst Häckel zum Jena und Auerstädt der Menschenwürde geworden ist; wo man dem Menschen den Geist ausgeblasen und das Surrogat eines potenzierten tierischen Instinkts zugesprochen hat, wo man dem Menschen unter den „Wirbeltieren" einen Ehrenplatz anwies, Gott zum „gasförmigen Wirbeltiere" degradierte und das **sittliche Verantwortungsgefühl** mit dem Kokain der Jenseitsleugnung und des Sterblichkeitsdogmas bis zur Anästhesie abstumpfte?

Zurück zum natürlichen Sittengesetz, das auf Sinai die erste Formulierung fand: Non occides! Du sollst nicht töten! Das ist der einzige Weg zum seelischen und körperlichen Glück der Völker! Anfang alles Glückes ist die Harmonie des Tun und Lassens mit der Moral. „Ob wir aber moralisch gut handeln wollen oder nicht, ist uns nicht freigestellt, sondern das Sittengesetz zu beachten fühlen wir uns verpflichtet." Dieses Wort stammt **nicht aus Rom**, sondern **aus Königsberg.** Es kommt dazu: einzig **erfolgreicher Verpflichtungsgrund** aller Moral ist die Religion bzw. Gott. Sag dem Menschen das Wort Himmel, nenn ihm die Hölle: bei aller Meisterung seiner Gefühle aus Menschenfurcht wird er hier unwillkürlich lächeln und erschrecken. Aus angeborenem Grauen vor Verantwortung und ewiger Strafe rafft sich der Mensch noch auf, wo alle andern Anreizungsmittel versagen. Vor einer Mauer von Not und Verzweiflung steht so ein Gretchenschicksal. Ueber die Gesamtheit natürlicher und irdischer Motive, die von Philanthropen als eine Barrikade gegen Unsittlichkeit und Kindermord errichtet werden: Verantwortung vor dem Strafrichter, Möglichkeit des tödlichen Ausgangs der Operation, Warnung vor chronischem Siechtum, Verantwortung gegenüber Volk und Menschengeschlecht und wie die Gründe alle heißen, über diese Barrikaden bricht die Verzweiflung herein wie eine Lawine; zerschellt und zersplittert sie. Was liegt in dieser Stunde dem Mädchen daran, daß es „die Menschheit um eine Generation betrügt," ob sein Vaterland 100 oder 200 Millionen Einwohner zählt? Nur eins braucht und will es: Hilfe aus den Komplikationen! Und nur eins hält sie von unerlaubter Hilfe zurück, **Gewissen und Verantwortung!** Das lehrt die Erfahrung, wenn die Not nämlich die Geschöpfe nicht gleich zur Masseuse und zu oben gekennzeichneten Aerzten, sondern zuerst zu einem geistig, sittlich und pädagogisch hochstehenden Berater führt! Aber auch der Arzt braucht einen festen Pol sittlicher Grundsätze. Die gleiche klingende Münze, das gleiche Wort der Römer virtus post nummos, das dem jetzigen Kriege Hekatomben von Menschenleibern in den Rachen warf und wirft, wird trotz Gesetz und trotz totalen Mangels „sehr schwieriger Verhältnisse" auch mit **einem** Kinderleben fertig, zumal wenn der Helfer „2000 Kronen Höchsthonorar" in die Taschen stecken kann. Nichts liegt ferner als irgend eine Verallgemeinerung! Aber die Konstatierung des Wiener Arztes Dr. Mich. Hainisch: „der Mord der ungeborenen Kinder sei ein blühendes Gewerbe", läßt sich nicht zerknittern und in den Papierkorb werfen. Nur die **Wiederschärfung des Gewissens** ist der allmächtige Imperativ, der **alle** Aerzte unter die gleiche Fahne ruft und so allein Erfolg garantiert.

Daß der Arzt in seiner Praxis dabei oft genug in die erschütterndsten Konflikte gerät, ist bekannt. Welcher geistige Beruf hat sie nicht? Jener vergesse nur nicht, daß diese Konflikte bloß spezielle Fälle jenes Widerstreites von Herz und Verstand sind, in dem das Wesen fast einer jeden Versuchung und in dessen zu gefühlsmäßiger Lösung das Wesen der meisten Sünden liegt, auch jener Sünden, mit deren Folgen er es hier vielfach zu tun hat. Konflikte aber löst man nie durch Sünden, sondern durch Grundsätze: durch die alle Menschen gleich bindenden **moralischen** Prinzipien, hier Dekalog V und VI! Dann auch durch die Prinzipien des **Berufes** und der **Logik.** Suprema lex aller Medizin ist das leibliche und eng damit verbunden das psychische Wohl der Menschheit. Dieses aber wird furchtbar schlecht bedient von systematischen Dezimatoren der Bevölkerungsziffer, von fast mechanischer Reaktion auf leise Wünsche und unmoralisches Ansinnen der Kranken, von Handlangern gedanken- und gewissenloser Genußsucht und des Dirnentums, von skrupelloser Fahrlässigkeit, die ohne gewichtige, ja oft gar keine medizinische Gründe **lebensgefährliche** Operationen macht, die wie das „scheußliche Sektionsmaterial" (Professor Rößle) aufweist, Bauchfellentzündungen in „ungeheuerlichen Ziffern", frühzeitigen Tod oder wenigstens akute Krankheiten und chronisches Siechtum heraufbeschwört und ein moralisch und oft physisch dekadentes Geschlecht auf dem Gewissen hat. Man darf den Teufel nicht durch

Beelzebub austreiben, nicht aus rassenhygienischen Gründen, aus Rücksicht auf kommende Geschlechter abortieren und dabei das gegenwärtige Geschlecht ruinieren. Die Berufung auf die kommende Generation ist auch keine Gewissensſalvierung für die Praxis des Arztes und seiner Patienten! Das ist Peer Gynt-Moral; die ist gar nicht schön. Als der „die graumelierten Haare bekam" und den Tod nahen fühlte, rührte sich sein Gewissen, daß er in China einen schwunghaften Handel mit Götzenbildern trieb; aber er fand für seine Skrupel ein Pflaster:

> Weil ich die Götzen exportiert,
> Hab ich auch Missionäre ausklariert;
> Gab mit die nötigen Artikel
> Wie Strümpfe, Bibeln, Rum und Nikel. (Peer Gynt IV₁)

Die **Mütter** müssen wieder **erzogen** und nicht **verzogen** werden! Die materialistisch-epikuräische Lebensauffassung, die nur von Genuß zu Genuß taumeln will und von Opfer und Ernst nichts mehr weiß, hat es fertiggebracht, daß „Frauen" wegen „kalter Füße" sich zum Arzte meldeten und teilweise auch bei ihm Verständnis für ihre große Not fanden. Professor Geheimrat Binzwanger sagte, daß, wenn bei Neurasthenie und Hysterie der schwangeren Frauen immer eingegriffen würde, es bald kein Kind mehr gäbe. Die Menschheit muß wieder daran erinnert werden, was sie in den Jahrhunderten vergaß: **Die Ehe ist nicht ein unbegrenzter Rechtstitel auf Genuß**, sie ist eine **Schule ernster und harter Pflichten**. Die Beschwerden der Schwangerschaft und Geburt sind keine Krankheit, **die man kurieren kann und darf**, sondern natürliche Erscheinung, die sich selbst kuriert, der Fluch und die Sühne für alte Schuld, für das Erbübel! „Und zum Weibe sprach er: Ich will groß machen die Schmerzen deiner Schwangerschaft, in Schmerzen sollst du Kinder gebären." (I. Mos. 3, 16.) Mitleid wird in solchen Fällen leicht zur Schwäche. Die Drohung mit Selbstmord beim Patienten ist manchmal nur ein Erpressungsversuch, dem das Ansehen, die Ehre und die Erfahrung des Arztes nicht unterliegen darf. Tritt der tragische Ausgang wirklich ein, dann ist der Arzt ebensowenig verantwortlich wie der Untersuchungsrichter, dessen Klient sich in der Zelle erhängt. Als schweren Trumpf spielen die Leidträgerinnen oft auch ihr Schamgefühl aus. Woher auf einmal dieses förmliche Tischleindeckdich von Ehrgefühl, das vorher jahrelang total versagte? Die schönste und sittlichhöchste Sühne ist der Mut, die Folgen einer Schuld pflichtgemäß und stark zu tragen. Uebrigens bricht die von Vernunft und Gerechtigkeit geleitete öffentliche Meinung den Stab nur über die schamlose, professionelle Dirne, **nicht über ein armes, unerfahrenes Wesen**, das ein Opfer einer schwachen Stunde oder der Verführung wurde. Mutterschutz und Schutz der unehelichen Kinder tun das Ihre. Manches Sprechzimmer ist der berufenste Wegweiser für die Verirrten!

Schließlich bleibt dem Arzt zur Verhütung einer Wiederholung derartiger „seelischer und äußerer Komplikationen beim Kranken" immer noch ein Rezept. Freilich davon zu reden, dazu gehört ein gewisser Mut in einem Säkulum, wo „erwiesenermaßen die männliche Jugend bis zum erreichten 20. Lebensjahre den Geschlechtsverkehr bis zu 70% aufnimmt." (K. k. Universitätsprofessor Dr. Ude.) Aber die Berufspflicht der Aerzteschaft verlangt gebieterisch offen Farbe zu bekennen mit der tausendfach erwiesenen ärztlich-wissenschaftlichen Ueberzeugung, daß **Enthaltsamkeit**, weder die dauernd freiwillige, noch die durch äußere Verhältnisse gebotene temporäre, in keiner Weise körperlich schadet. „Seid enthaltsam — und das könnt ihr bei gutem Willen — und ihr bleibt gesund!" (Dr. Neißer an die Soldaten; „Frankfurter Zeitung" 5. I. 15.)

Es ist eine außerordentliche Genugtuung für die christliche kirchliche Moral, die von ihrem unverrückbaren Grundsatz der absoluten Unerlaubtheit des Mordes aus alle historisch gewordenen medizinischen Operationen, die das Leben direkt vernichten, z. B. direkte Euthanasie, Kraniotomie, Embryotomie, direkten Abortus theoretisch und praktisch ablehnte, daß man in der Not zu ihr Zuflucht nimmt und sich ihr wieder nähert. Und das ist gut! Moralisch wie auch volkshygienisch! Die Differenz zwischen den Frauen- und Kinderleben auf Kosten der Praxis eines großen Teils der modernen Chirurgie und den Menschenleben, die den „Grundsätzen der Kirche zum Opfer fielen", bedeutet für die letztere einen glänzenden Triumph!

Symbol der ärztlichen Kunst ist der Schlangenstab. Möge das Gift dieser symbolischen Schlange paralysierend die Völker entgiften und heilen, und nicht zersetzend sie vergiften und verseuchen!

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine **fortlaufende Orientierung** und eine stets **greifbare Nachschlagetafel** über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Erlasse, Ansprachen, Aufrufe. Abwehr gegnerischer Anschuldigungen.

Weihnachtsansprache Papst Benedikts an die Kardinäle.

In seiner Antwort auf die vom Kardinaldekan Vannutelli dargebrachten Glückwünsche des Kardinalkollegiums am Vigiltage vor Weihnachten sagte Papst **Benedikt** u. a.:

Als Wächter über jene Herde gesetzt, die nur von einem schlechten Hirten dem Blutgemetzel preisgegeben werden kann, fühlten Wir gleich dem Apostel Paulus einen unauslöschlichen Schmerz darüber, daß die von uns zur **Wiederversöhnung** der **Völker** angewandten Kräfte vergeblich waren. Besonders betrübte dies Uns nicht etwa aus verletzter Eitelkeit der Seele, sondern um des hinausgeschobenen **Friedens** der Nationen willen, daß Unser Aufruf an die Häupter der kriegerischen Nationen keinen Widerhall fand. Von hervorragendsten Seiten waren einige Hauptgrundsätze entwickelt worden, die dazu angetan waren, ein gemeinsames Einverständnis herbeizuführen. Wir hatten diese einfach zusammengefaßt, um die Leiter der kriegführenden Staaten einzuladen, sie zum Gegenstand besonderer Studien zu machen, nur in der Absicht, jenen Wunsch schneller in Erfüllung gehen zu sehen, der heimlich und niedergehalten, im Grunde aller Herzen vorhanden ist.

Als Wir sahen, daß Wir entweder einer Antwort nicht gewürdigt wurden, oder mit Argwohn und Verleumdung Uns gelohnt wurde, da mußten Wir in Uns das Signum, cui contradicetur, wiedererkennen. Es tröstete Uns der Gedanke, daß Unser Friedensaufruf, wenn er auch nicht eine augenblickliche Wirkung zeitigte, mit einem Fruchtkörnlein hätte verglichen werden können, von dem Uns Unser göttlicher Meister lehrt, daß es erst zum Treiben gelangt, wenn es durch Erdenhitze aufgelöst ist. Vor allem richtete Uns das Bewußtsein des Rechtes und der Pflicht auf, inmitten der Welt mit der friedfertigen und friedenbringenden Mission Jesu Christi fortzufahren.

Zu guter Stunde fiel Ihr Wort, Herr Kardinal, und Wir zollen der Zweckmäßigkeit der Ansicht Beifall, daß Sie bei Betrachtung des gegenwärtigen Krieges der Nationen im Lichte des Glaubens zur Ueberzeugung gelangten, daß die gegenwärtigen Schrecknisse kein Ende nehmen, bevor nicht die **Menschen zu Gott zurückgekehrt** sein werden. Wenn die heutigen Blinden sehen und die Tauben hören, wenn jede Entgleisung wieder eingerenkt, jede Schärfe wieder geglättet sein wird, kurz, wenn der Mensch und die Gesellschaft zu Gott zurückgekehrt sein werden, dann und nur dann allein wird alles Fleisch die Rettung Gottes erschauen, und dem Armen und Traurigen wird das Evangelium des Friedens zuteil. Möchte doch die unglückliche Menschheit zu Verstand gelangen und zum Herrn zurückkehren! Wie die Zügellosigkeit der Sinne einstmals berühmte Städte in ein Feuermeer versenkte, so hat in unseren Tagen die Sittenlosigkeit und der zum System verfeinerter Kultur erhobene Atheismus die Welt in ein Blutmeer getaucht. Und um zum Herrn zurückzukehren, genügt es, nach **Bethlehem** zu gehen, gleich den einfachen Hirten, genügt es, auf jene Stimme zu lauschen, die vom Himmel auf die Gotteskrippe herniederschallte. Aber der von Engeln in Bethlehem verkündete Friede will keinen Haß, keine Rache noch Gewinnsucht oder Gemetzel. Es ist die Stimme der Sanftmut und des Verzeihens, es ist das gehaltene Wort oder vielmehr der verheißene Preis für die Menschen, die eines guten Willens sind. Möchten dies diejenigen nicht vergessen, die bei der Wiederkehr des Weihnachtsfestes gesonnen sind, der Aufforderung Folge zu leisten, zum Herrn auf dem Weg nach Bethlehem zurückzukehren. Aber vielleicht genügt die Stimme Bethlehems nicht.

In Bewunderung des göttlichen Ratschlusses, der gerade in diesen Tagen eine noch wuchtigere Sprache zum Ohre dessen erschallen läßt, der zu Gott zurückkehren soll, gehen wir über die **Stadt Davids** hinaus den heiligen Spuren Christi nach und wandeln auf den Pfaden dessen, der alles gering achtete, um dem Messias zu folgen, hin nach Jerusalem. Auf den Straßen von Judäa — es ist zeitgenössische Geschichte — sind menschliche Berechnung und göttlicher Ratschluß gemeinsam vorgegangen; und während jene Landstriche unterwarf, hat dieser den jahrhundertalten Wunsch der Väter in die Tat umgesetzt, indem dem christlichen Glauben die **heiligen Orte** und die ehrwürdigen Schollen, wo das Blut vergossen wurde, durch das wir erlöst wurden, wieder zufielen. **Jerusalem**, du himmlische Stadt und gesegnete Offenbarung des Friedens, bringe Gott, dessen herrliches Opfer du erblicktest, den Hymnus der Freude, der Dankbarkeit und der Liebe dar und lasse auch deine Stimme zur Weihnachtsfeier erschallen. Während in Bethlehem Engelgesänge des Friedens dem vom guten Willen beseelten Menschen entgegentönten, wurde in der der symbolische Oelzweig gebrochen und dem Friedensfürsten zu Füßen gelegt mit dem volkstümlichen, kindlichen Rufe: Hosannah, dem Sohne Davids! Da gibt es niemanden, der nicht gewahrt, daß auch die jüngst in Jerusalem eingetretenen Ereignisse eine besondere Sprache redeten, die unsere an die Völker gerichtete Aufforderung, zu Gott wieder zurückzukehren, kräftiger hervortreten läßt! Denn zu Jerusalem wurde gesegnet nicht der, der im Namen der Gewappneten, sondern im Namen des Herrn erschien.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Einnahme englischer Stellungen.

Berichte der **deutschen** Heeresleitung:

31. Dezember. Heeresgruppe **Kronprinz Rupprecht**. Durch sorgfältig vorbereiteten Angriff setzten sich Sturmtrupps **hannoverscher, oldenburgischer und braunschweigischer Verbände**



südlich von Marcoing in den Besitz der vorderen englischen Gräben. Rheinische Bataillone stürmten nördlich von La Vacquerie Teile der englischen Stellung. In mehrfachen, verlustreichen Gegenstößen konnte der Feind verlorenes Gelände teilweise zurückgewinnen. An Gefangenen wurden zehn Offiziere und 365 Mann eingebracht.

1. Januar. Südlich von Marcoing wurde in kleineren Kämpfen der Geländegewinn vom 30. Dezember erweitert. Die Gefangenenzahl hat sich um einige Offiziere und 70 Mann erhöht.

6. Januar. Bei Juvincourt und nordöstlich von Avocourt brachten einige eigene nach Feuervorbereitung durchgeführte Unternehmungen ebenso wie ein überraschender Einbruch in die feindliche Linie westlich von Bezonvaux zahlreiche Gefangene und einige Maschinengewehre als Beute ein. Im Walde von Ailly versuchten die Franzosen zweimal vergeblich in unsere Gräben einzudringen.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Einnahme weiterer italienischer Stellungen.
Zurücknahme österreichischer Stellung an der Piave.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

21. Dezember. Oestlich der Brenta stürmte der Italiener nach heftiger Artillerievorbereitung siebenmal gegen unsere Linien bei Ost. di Lepre, dreimal gegen jene südwestlich des Monte Pertica. Sämtliche Angriffe wurden unter schweren Feindverlusten abgewiesen.

24. Dezember. Westlich der Brenta haben Truppen der Heeresgruppe des Feldmarschalls Freiherrn von Conrad trotz heftigsten feindlichen Widerstandes den Col del Rosso und den Monte di Val Bella genommen. Die Zahl der Gefangenen beträgt über 9000 Mann, darunter 270 Offiziere.

31. Dezember. Nach heftiger Artillerie- und Minenwerfervorbereitung ging gestern nachmittag französische Infanterie gegen unsere Stellungen auf dem Monte Tomba vor. Nach schwerem Kampfe gelang es dem Gegner, an einigen Stellen in unsere Gräben einzudringen.

2. Januar. Am 26. Dezember früh wurde unsere Besatzung aus der Raumstellung Zenson ohne Verluste auf das östliche Piaveufer zurückgenommen. Der Gegner, der diese Räumung erst am 31. Dezember bemerkte, hielt bis zu diesem Tage die verlassenen Deckungen fortgesetzt unter Artillerie- und Minenwerferfeuer.

Vom Büchertisch.

M. Elisabeth Hoffmann: Der Glaube im Frauenleben. Paderborn, Verlag der Junfermannschen Buchhandlung. 12° 94 S. geb. ℳ 1.50. Das anspruchslos sich gebende Büchlein wendet sich an weitere Frauenkreise mit der Absicht, ihnen „die innere Wesensverwandtschaft der Frauenwelt“ mit dem Geiste des Christentums zu verdeutlichen. Das geschieht in sieben Kapiteln über „seelische Eigenheiten“, Persönlichkeit, Arbeit und Religiosität der Frau, über deren Stellung im Heidentum und Christentum, über die Werteschaffung seitens der Frau, über neue Frauenberufe im Lichte des Glaubens, schließlich über den Glauben als „Wanderstab im Frauenleben“. Der Grundton ist konservativ. Vom Frauenstimmrecht will M. E. Hoffmann absolut nichts wissen, doch betont sie, daß diese Forderung in der Kirche keine grundsätzliche Ablehnung finde, wie sie auch Papst Clemens XI. Ausspruch bei Genehmigung des Instituts der „Englischen Fräulein“ anführt: „Lasset Frauen von Frauen regiert werden“. Ihre eigene Beweisführung gegen jene „alleräußerste Forderung der radikalen Frauenrechtlerinnen“ ermangelt bedauerlicherweise der logischen Festigkeit. Im ganzen aber nimmt die Verfasserin ihre Aufgabe klar und ernst genug, um ernstes Verfolgen ihrer Dar- und Klarlegungen erwarten zu können. Gegen den Schluß redet das Büchlein dem neuen Verein der „Schwestern der hl. Familie“ das Wort, ganz am Ende, und zwar besonders kräftig, auch dem Katholischen Frauenbunde Deutschlands, der übrigens die dort angegebene Zahl der Mitgliedschaft inzwischen wieder bedeutend überschritten hat, so daß das 100. Tausend erreicht ist. E. M. Hamann.

Die Kundgebungen Papst Benedikts XV. zum Weltfrieden. Im Urtext und in deutscher Uebersetzung herausgegeben von Dr. A. Struker, Privatdozent an der Universität zu Münster i. W. Mit Bildnis Papst Benedikts von Prof. Leo Samberger. gr. 8° (XII u. 144 S.). Herdersche Verlagshandlung. Freiburg 1917. ℳ 2.50; in Pappband ℳ 3.50. Was diese Sammlung gegenüber den Veröffentlichungen der Presse, zum Teil auch gegenüber dem 1915 erschienenen Buche von H. Wehberg: „Das Papsttum und der Weltfriede“, neues bringt, ist folgendes: Es enthält in leicht vergleichbarer Anordnung Urtext und Uebersetzung der päpstlichen Friedenskundgebungen bis zu der jüngsten Note vom 1. August 1917; es gibt eine Reihe päpstlicher Schreiben an ausländische (z. B. schweizerische und italienische) Bischöfe wieder, die bei uns wenig bekannt geworden sind; es stellt schließlich in einem Anhang die wichtigsten außerpäpstlichen Aktenstücke seit dem Friedensangebot der Mittelmächte vom 12. Dezember 1916 zusammen. In jeder dieser Richtungen ist die Schrift eine dankenswerte Bereicherung unserer Friedensliteratur. Vielleicht hätte auch das Schreiben an Kardinal Bettinger vom Juli 1915, die Weihnachtsansprache von demselben Jahre und die Ansprache an die Fastenprediger Roms vom Februar 1917 noch aufgenommen werden können, da diese Kundgebungen die päpstliche Friedenspolitik bedeutsam charakterisieren. Dr. K. Neundörfer.

Weltfriede und Propheten. Von Dr. Norbert Peters, Theologie-Prof. in Paderborn. 8° 72 S. 1.80 ℳ, geb. 2.60 ℳ. Paderborn, Bonifaciusdruckerei. 1917. — Der ewige Völkerfriede als hohes aber umstrittenes Menschheitsziel erfährt hier an der Hand der alttestamentlichen Prophetenverkündigung nähere Beleuchtung. Gegenstand der Untersuchung ist zunächst die schon vor den Schriftpropheten in den alten Prophetenschulen längst gelehrte, ferner die noch ältere rein volkstümliche und die gemein altorientalische eschatologische Friedensverkündigung (S. 7). Mit zahlreichen eingestreuten Proben wird in dem umfassendsten dritten Abschnitt die Weltfriedensverkündigung der Schriftpropheten behandelt und anschließend Sache und Bild in den Friedensweissagungen. Die Verwirklichung des Weltfriedens wird vom Standpunkt des Offenbarungsgläubigen erörtert und die Gegenwartsbedeutung der Frage hervorgehoben. Der jetzt ohnehin eifrig erörterte Gegenstand wird in dieser gründlichen Behandlung allgemeiner Aufmerksamkeit begegnen. Für den Bereich der altorientalischen endzeitlichen Erwartung und ihr Verhältnis zu den Weissagungen der Propheten Israels, ein katholischerseits noch weniger beachtetes Gebiet, will Peters überdies zur Weiterarbeit anregen. Dem Werkchen fehlt jegliches Verzeichnis. O. Heinz.

Die Balkanstaaten und ihre Völker. Reisen, Beobachtungen und Erlebnisse von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit 33 Abbildungen. 8° 290 Seiten. Regensburg 1917. Verlag Friedr. Pustet. Ungeb. 4.80 ℳ, geb. 6.— ℳ. In seiner anregenden Art erzählt der bekannte Reiseschriftsteller von seinen Fahrten in Serbien, Rumänien, Bulgarien, in der europäischen Türkei, in Mazedonien, Griechenland und in den Küstenländern der Adria. Seine Schilderungen geben eine lebendige Anschauung von jenen Ländern, in deren politischen Wirrnissen der gegenwärtige Weltkireg seinen Ausgang nahm und deren militärische Beherrschung für die Gesamtlage der Mittelmächte gegenwärtig von so großer Bedeutung ist. Auf diesen politischen Gesichtspunkt geht der Verfasser allerdings nur wenig ein. Doch bedeutet das keinen Mangel, sondern nur eine Beschränkung und nimmt dem Buche nichts von seinem Zeitgemäßen und Interessanten. Dr. K. Neundörfer.

Der italienische Irredentismus. Sein Entstehen und seine Entwicklung vornehmlich in Tirol. Von Dr. Michael Mayr, Staatsarchivdirektor und Professor an der Universität Innsbruck. 8° XVI u. 392 S. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. ℳ 4.50, Innsbruck Tyrolia. 1917. — Die erste, in der „Allgemeinen Rundschau“ (1916 S. 518) näher gekennzeichnete Auflage dieses Werkes war rasch erschöpft — ein deutlicher Beweis, welch großem Interesse die darin gründlich und systematisch behandelte wichtige Frage begegnete. Die Neuauflage hat verschiedene Erweiterungen erfahren, namentlich in der Uebersicht über die irredentistische Bewegung seit dem Dreibundsvertrag, ebenso in dem abschließenden, zusammenfassenden Kapitel: Rückblick auf die Entwicklung der nationalen Verhältnisse in Südtirol und am Südostrande der Alpen; desgleichen auch im Literaturnachweis. Dazu kommt dann ein Personen- und Ortsverzeichnis, in dem, soweit tunlich, die alten deutschen Ortsnamen in Welschtirol angeführt sind. Das Werk stellt in seiner ruhigen, beweiskräftigen Art eine wirksame Waffe dar im wogenden Kampf um das Nationalitätsprinzip und seinen Wirklichkeitswert. Deutlich tritt hervor, daß auf Grund des Nationalitätsprinzips nicht Italien es ist, das die Hand auf das südliche Tirol und die anderen Grenzgebiete legen dürfte, daß im Gegenteile mit schwerwiegenderen Gründen Oesterreich im venetianischen Alpenland, im Sinne des alten Deutschtums, desgleichen dann auch im Interesse der friaulischen Slowenen und Ladiner Forderungen an Italien stellen könnte. Ebenso klar wird aber auch durch Mayrs quellenmäßige Darstellung, daß der Kampf letzten Endes nicht nur um einige welsche Grenzgebiete geht, sondern um Tirol selbst, und damit um die stärkste Vormauer Oesterreichs und Deutschlands. O. Heinz.

Das Haus Wittelsbach. Von Dr. Oscar Doering. 60 S. 8° mit 59 Bildern. Verlag Parcus & Co., München 1917. Preis ℳ 3.—. Der Verfasser hat sein Buch für das bayerische Volk, zumal für dessen Jugend, bestimmt, in der Absicht, das vaterländische Empfinden und die Liebe zu dem angestammten Herrscherhause zu fördern und zu vertiefen. Das vornehm ausgestattete Werk spiegelt die bayerische Geschichte in den kurzgefaßten Lebens- und Charakterbildern der wittelsbachischen Regenten aller Linien wieder. Klar und einfach, ruhig, dabei mit schöner Wärme ist der Text geschrieben. Ihn begleiten die vorzüglich ausgeführten Abbildungen (hauptsächlich Bildnisse, aber auch szenische Darstellungen, Siegel usf.) nach Kunstwerken alter und neuer Zeit. Ein Nachwort (statt eines Vorwortes) gibt Aufschluß über die Herkunft und den Grad der Zuverlässigkeit der Bildnisse, von denen die ältesten nur Erzeugnisse der Phantasie sein können. Als Titelbild dient eine farbige Wiedergabe von Walther Thors Porträt König Ludwigs III. Man darf dem trefflichen Büchlein, mit dem sich der bekannte Schriftsteller von einer neuen Seite zeigt, von Herzen Verbreitung in den weitesten Kreisen wünschen. Dr. Fritz Wallbaum.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Das Ungewöhnliche, daß das Erstlingswerk eines sozialdemokratischen Schriftleiters an einer K. Hofbühne uraufgeführt wurde, muß viele geneigt gemacht haben, in der Komödie selbst Ungewöhnliches zu sehen. Die hiesige Aufnahme jedoch stand hinter der Dresdner weit zurück. „Dyckerpotts Erben“ erschienen uns von recht dünnem Witz. Ein Hund wird Universalerbe, allerhand armselige Menschlein werden Hörige des bissigen Köters. Eine groteske Idee, die einige Möglichkeiten birgt. Dem Verfasser, R. Grötzsch, schwebte vermutlich eine Satire vor, wie das Kapital der nutzlosesten Kreatur Macht verleiht; allein ihm gelang nur ein dürftiges Schwänklein, in dem sich verblaßte Benedixtypen mühsam durch drei Akte schleppen. Die Erben trachten heimlich dem von reich besoldeten Wächtern beschützten Köter nach dem Leben; schließlich erschlägt den Unerträglichen der einzige von Goldhunger Freie der Familie. Ihm,

dem Wahrhaftigen, Mutigen, fallen nach dem nunmehr eröffneten zweiten Testament die Millionen zu. Die leichten Rollen wurden recht nett gespielt.

Kammerspiele. „Hans im Schnakenloch“, das 1914 im Elsaß spielende Schauspiel von René Schickele erschien neu einstudiert. Die Milieuschilderung fesselte wieder von dem strammen, etwas überlauten deutschen Gendarmen bis zu dem alten französischen General, der sich an seinen hohlen Phrasen berauscht. „Der Hans im Schnakenloch hat alles, was er will, und was er hat, das will er nicht, und was er will, das hat er nicht, der Hans im Schnakenloch hat alles, was er will.“ Dieses im Elsaß volkstümliche Lied gibt die Grundmelodie des Stückes, zeichnet den schwankenden Charakter des Titelhelden, einen unruhigen Kopf, der das richtige erkennt, aber sprunghaft abgelenkt wird. Von dem Werte seiner deutschen Frau tiefinnerlich überzeugt, besitzt er nicht die Kraft, den Lockungen einer koketten Pariserin zu widerstehen. Als der Weltkrieg ausbricht, weiß er wohl, auf welcher Seite der Sieg sein wird, aber sein Herz zieht ihn zu den anderen, die untergehen und in deren Linien er seinen eigenen Untergang suchen wird, während sein Bruder begeistert den deutschen Fahnen folgt. Ziegel, in dessen bewährter Inszenierung das Stück auch heute gegeben wird, wußte der Titelrolle größeren Persönlichkeitsreiz zu geben als sein Nachfolger. Die mangelnde dramatische Notwendigkeit des Geschehens tritt deshalb heute stärker hervor. Ein Stück, das der Psychologie der Feinde mit so nachfühlendem Verständnis gerecht zu werden sucht, wäre auf jeder Bühne der „Entente“ einfach unmöglich, dazu bedarf es schon der Objektivität von uns „Barbaren“, deshalb ist das Stück als „Zeitdokument“ wichtiger wie als „Kunstwerk“.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Opernbühne in Chemnitz brachte in einer Woche fünf Vorstellungen französischer Opern von Massenet, Bizet und Thomas, was berechtigten Unwillen in der Presse hervorrief. — „Der Menschenfreund“, ein in der Form wunderliches, aber in Einzelheiten fesselndes Drama des Lyrikers Rich. Dehmel fand in Berlin starke Anteilnahme der Zuschauer. Der „Held“ hat seine Jugend der Pflege einer Erbtante gewidmet, mit deren Millionen er nach dem Ableben die Welt beglücken will. Die Dichtung läßt es unentschieden, ob er, des Harrens müde, die Kranke getötet hat. Jedenfalls spricht ihn sein Gewissen des Seelenmordes schuldig. Ihn, der sich innerlich unwürdig fühlt, überhäuft die Welt mit Ehrungen. — In Leipzig fiel das Erstlingswerk H. Schmidts „Die Frau mit den fünf Liebhabern“ durch. Der Stoff ist dem Märchen von 1001 Nacht entnommen. — „Geldzauber“, eine Komödie von O. Sohka gefiel in Berlin durch den witzigen Dialog von der Art Bernard Shaws. — Der Versuch, Platens Literaturkomödie „Die verhängnisvolle Gabel“ aufzuführen, ist in Dresden nicht geglückt. Sie wurde lediglich als Kuriosität empfunden. — Die Tragik eines von seinem Vater ausgebeuteten Wunderkindes sucht Leo Herzog in seiner phantastischen Tragikomödie „Schattentanz“ zu gestalten. Die Berichte über die Dresdener Uraufführung finden, daß dem Werke jeder Funke echten Lebens fehle. — „Die Verführung“, ein Drama von P. Kornfeld, wurde in Frankfurt a. M. geboten. Die Handlung ist Nebensache; in dem Lyrismus der Anklagen gegen unsere Zeit erblicken manche starke dichterische Kraft. — „Durch Feuer und Eisen“, ein den oft dramatisierten Konflikt Friedrichs des Großen mit seinem Vater behandelndes Stück, wurde in Wien wohlwollend aufgenommen. Es ist eine talentvolle Anfängerarbeit. Unter dem Pseudonym W. Engelhardt verbirgt sich Ministerpräsident Dr. v. Seidler, der das Stück in seinen Jugendtagen geschrieben hat. — „Der Garten der Jugend“, eine halb realistische, halb phantastische Komödie von Thaddäus Rittner, hatte im Wiener Burgtheater Erfolg. Sie handelt von einem alternden Märchenkönig, den es lockt, die Freuden der Jugend festzuhalten und dem aus seinem heranwachsenden Sohn die Erkenntnis erwächst, daß für ihn die Zeit der Rosen vorüber ist. Die lyrischen Stimmungsreize zeigen nach Berichten den echten Dichter. — Arno Nadels „Adam“ erwies sich bei der Karlsruher Uraufführung als Buchdrama von schöner Sprache, aber ohne dramatische Kraft. Primitive Anschauungen werden mit ganz modern sich gebärdendem Philosophieren vermengt. Kain erschlägt aus Eifersucht Abel und Adam erkennt erst bei Evas Tode deren vollen Wert. — Rudolf Hawel versetzt in seinem in Wien uraufgeführten Schauspiel „die Patrioten“ in die Gegenwart. Des Dichters berechtigter Zorn über die Kriegswucherer hat ihn nach Urteilen der Presse zu unkünstlerischen Uebertreibungen in der Charakteristik verführt. — „Die Pußtanachtigall“, ein Drama aus dem Künstlerleben von E. H. Bethge, Musik von Albert Mallausch-Racoch, fand bei der Würzburger Uraufführung freundliche Aufnahme. Das theatralisch wirksame Textbuch ist von der Art des Verismo, die Musik zeigt nach Berichten gewandte Instrumentierung ohne besondere Eigenprägung. — „Blutopfer“ nennt sich ein Stück des Berliner Bürgermeisters Reike, das daselbst gut aufgenommen wurde. Auf dem düsteren Hintergrund ostpreußischer Kriegsnot zeichnet der Dichter blaß wirkende Liebesprobleme. — „Der Weg nach Steinach“, eine Komödie von W. Stücklen, gefiel in Berlin durch die lebensvolle Zeichnung eines modern gesehenen Mädchentypus, dessen Gefühl vom Verstande überwacht und gelenkt wird. — Frz. Molnárs „Herrenmode“ ist eine sehr gepfefferte Doppelehebruchskomödie. Der Erfolg des Autors blieb auch bei dieser Budapester Uraufführung nicht aus.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Wirtschaftsprobleme deutscher Handelskammern — Russlands Warenhunger und deutscher Handel — Russisches Staatsmonopol für Banken — Nervosität der Entente.

Den jetzt herauskommenden Jahresberichten der deutschen Handelskammern bietet sich mehr denn je Gelegenheit zur Aussprache über die wichtigsten Wirtschaftsfragen, namentlich die Wiederaufnahme des Wirtschaftsverkehrs Von der Hamburger Handelskammer wird die Begebung von Regulierungsanleihen der kriegführenden Länder untereinander befürwortet, auf Grund deren die erforderlichen Devisen gegenseitig beschafft werden könnten. Fast überall wird angeregt, die den deutchen Handel beschräukenden Kriegsverordnungen nach Friedensschluss zu beseitigen oder wenigstens auf das Notwendigste einzudämmen. Für die baldige volle Wiedereröffnung der deutschen Börsen tritt die Berliner Kammer ein mit dem Hinweis, dass die glänzenden Erfolge der sieben Kriegsanleihen bewiesen haben, wie sehr Börsen- und Bankbetriebe deren Gelingen förderlich waren. Gefordert wird ausserdem bei der Unumgänglichkeit von Monopoleinführungen, solche Zwangswirtschaft mit den privatindustriellen Mitteln und freien Gewerben zu verknüpfen. Vorschläge zur Hebung der Güterproduktion, zur Schaffung neuer Austauschwerte werden gemacht. Trotz der Zwischenfälle in Brest-Litowsk — des Reichskanzlers würdige und unzweideutige Erklärung und das Festhalten an den deutschen Forderungen wird russischerseits nicht missverstanden werden — beginnen unsere Wirtschaftskreise mit einem regelrechten Verkehr mit Russland zu rechnen. Inzwischen hat die russische Postbehörde die direkte Korrespondenz mit den Vierbundmächten zugelassen. Ueber den sonstigen Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverkehr wird in Spezialkonferenzen des deutsch-russischen Wirtschaftsausschusses verhandelt. Gewaltige Schwierigkeiten gilt es hier und auf allen anderen Gebieten zu überwinden, um Ordnung in das vom Weltkrieg geschaffene Chaos zu bringen. Unseren Handelskreisen ist der grosse Warenhunger Russlands bekannt. Mit scheelen Augen registriert die gegnerische Presse, wie bereits heute ein Gutteil der Wucherpreisnotierungen einer grossen Anzahl von Rohstoffen, Lebensmitteln und Fertigwaren im Sinken begriffen ist und wie in Produkten, die zeitweise vollständig aus dem Verkehr verschwunden waren, täglich in oft grossen Mengen Angebot vorliegt. Ueber die vom Reichswirtschaftsamt bezüglich der Eröffnung der Handelsbeziehungen mit Russland abgehaltenen Besprechungen mit Vertretern des Metall-, Leder-, Häute-, Getreide- und Futtermittelhandels, an denen auch die „Z. E. G.“ teilgenommen hat, ist amtlich noch nichts bekannt. Die allgemeine Auffassung dieser Kreise soll dahin gehen, die zu Verbänden zusammengeschlossenen Kaufleute als Kommissionäre mit dem Wareneinkauf zu betrauen und die Warenverteilung zu rationieren.

Unsere Börsen beobachten zu diesen Fragen und Problemen Zurückhaltung. Auch den antikapitalistischen Massnahmen der extremen sozialistischen russischen Regierung, für Bankgeschäfte ein Staatsmonopol einzuführen, die Stahlfächer zu beschlagnahmen, das dort vorgefundene Silber unter Gutschrift des Wertes einzuziehen, begegnet man, gleich der vorhergegangenen Abstempelung des Umlaufes in russischem Papiergeld, bei unseren Finanzinteressenten mit vollkommener Ruhe. Ueber diese Fragen werden letzten Endes die deutschen Friedensunterhändler, soweit heimische Interessen in Betracht kommen, zu entscheiden haben. Grössere Aufregung verursachen derartige Schritte Russlands bei dessen Hauptgläubigern und seitherigen Bundesgenossen. Auch aus

den sonstigen politischen und wirtschaftlichen Vorkehrungen der Entente, vornehmlich der amerikanischen Union und Englands, kann man auf deren Nervosität und Unsicherheit in der Beurteilung der derzeitigen Lage schliessen. Einiges Aufsehen, auch bei uns, verursachte die Rede des Londoner Arbeiterführers Henderson, des vormaligen britischen Ministers; derselbe verkündete als einen Punkt des Planes der Völkerliga die Ablehnung jeder Form eines wirtschaftlichen Boykottes gegen Deutschland nach dem Kriege. In der zunehmenden Schwierigkeit der Lebensmittelbeschaffung, in dem Programm der britischen Rationierung und auch in der Staatskontrolle über die amerikanischen Eisenbahnen kann man ebenfalls solche Anzeichen erblicken. Von der sich weiter entwickelnden Wirtschaftsbesserung bei uns sprechen die fortlaufend glänzenden Meldungen aus allen Industriezentralen — es sei nur auf die Ausdehnung in der Kaliindustrie und der Ersatzstofferzeugung, sowie die planmässige Förderung der bayerischen Graphitproduktion verwiesen — und die nicht hoch genug einzuschätzende Kursaufbesserung in der deutschen Auslandswährung. Der von Tag zu Tag grösser werdende Unterschied zwischen der deutschen und englischen oder französischen Valuta ergibt ein wahres Spiegelbild der derzeitigen Kriegseinwirkung.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.





Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt: G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf. Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend. Teuerungszuschlag 25%. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Bezugspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 3. München, 19. Januar 1918. XV. Jahrgang.

Das Selbstbestimmungsrecht der Völker und die schwebenden Friedensverhandlungen.

Von Professor *Ruchhoff*, Mitglied des Reichstags.

Als die russischen Delegierten sich am 25. Dezember mit den Bevollmächtigten des Vierbundes in Brest-Litowsk zu Friedensverhandlungen zusammenfanden, gaben sie der Anschauung über die Friedensmöglichkeit in 6 Punkten Ausdruck, von denen der 3. und 4. als Kernpunkt der ganzen Verhandlungen das *Selbstbestimmungsrecht der Völker* folgendermaßen festlegten:

„3. Den nationalen Gruppen, die vor dem Kriege politisch nicht selbständig waren, wird die Möglichkeit gewährleistet, die Frage der Zugehörigkeit zu dem einen oder andern Staat oder ihrer staatlichen Selbständigkeit durch Referendum (Volksabstimmung) zu entscheiden." (Auswanderer und Flüchtlinge sollen an dieser Abstimmung teilnehmen.)

„4. In bezug auf Gebiete gemischter Nationalität wird das Recht der Minderheit durch ein besonderes Gesetz geschützt, das ihr die Selbständigkeit der nationalen Kultur und autonome Verwaltung gibt."

Diese Grundsätze sollten *international* festgelegt werden. Praktisch kommen sie im Augenblick, besonders nachdem die Entente es abgelehnt hat, an den Friedensverhandlungen teilzunehmen, nur für den Friedensschluß zwischen Rußland und dem Vierbund in Frage. Der Punkt 3 berührt *Deutschland* nicht. Wir haben innerhalb unseres Staatsgebietes *keine geschlossenen nationalen Gruppen mehr*, sondern nur Gebiete gemischter Nationalität. Auch in den Provinzen *Posen* und *Westpreußen* sind überall Deutsche vorhanden. Die Provinzen als solche sind gemischter Nationalität. Für Oesterreich aber und auch für die Türkei liegt die Frage ganz anders. Man wird einsehen, daß die internationale Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker die *Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie* bedeutet. Aehnlich liegt die Frage in der *Türkei* bezüglich Armeniens, Mesopotamiens und Arabiens.

Deshalb haben denn ja auch die Vertreter des Vierbundes zu den beiden Punkten erklärt, daß die Frage der staatlichen Zugehörigkeit nationaler Gruppen, die keine staatliche Selbständigkeit besitzen, nicht *international* geregelt werden könne. Sie sei vielmehr von *jedem Staate selbständig* auf verfassungsmäßigem Wege zu lösen. Der Schutz des Rechtes der nationalen Minderheiten sei ein Bestandteil des Selbstbestimmungsrechtes der Völker.

Dieser Gegensatz zwischen den beiden verhandelnden Parteien ist noch nicht zum Austrag gekommen, und er bildet auch jetzt noch das wichtigste, wenn nicht einzige Hindernis des Friedensschlusses. Man hat sich aber, ehe man auseinanderging, vor Eintritt in die 10tägige Unterbrechung von dem Abstrakt-Theoretischen zur praktischen Nutzanwendung für den vorliegenden Fall des Friedensschlusses gewandt. In den beiden Schlußäußerungen wird nur noch von den Gebieten nationaler Gruppen, die zum Herrschaftsbereich der Vierbundstaaten und Rußlands gehören, gesprochen, und dabei handelt es sich praktisch für den Frieden nur um die noch besetzten Gebiete Rußlands: *Polen, Litauen und Kurland*. Die Russen haben vor der Abreise erklärt, daß die Bevölkerung dieser Gebiete vollkommen frei über die Vereinigung mit dem einen oder anderen Staate oder über die Bildung eines selbständigen Staates entscheiden müsse. Demnach fordern sie die sofortige Räumung dieser Gebiete durch die deutsch-österreichischen Truppen.

Deutschland hat demgegenüber erklärt, daß es bereit sei, nach durchgeführter Demobilisation und nach Friedensschluß diese Gebiete zu räumen, sofern nicht Ausnahmen notwendig seien. Und diese Ausnahmen sind für sie die Regel. Denn sie stellt fest, daß bereits jetzt durch die in Polen, Litauen, Kurland und Teilen von Estland und Livland eingesetzten Verwaltungs- und Regierungskörperschaften der Wille zur Lostrennung von Rußland und zur Gründung selbständiger Staaten zum Ausdruck gekommen sei. Ein Volksvotum auf breiterer Grundlage ohne militärischen Druck solle erst später nach Bestimmungen einer einzusetzenden Kommission erfolgen. Eine Räumung der Gebiete hält demnach die deutsche Regierung praktisch für unmöglich. Gefordert wird also von deutscher Seite, daß die russische Regierung anerkennt, „daß diese Kundgebungen (der gegenwärtigen Verwaltungskörper in Polen, Litauen und Kurland) unter den *gegenwärtigen Verhältnissen als Ausdruck des Volkswillens* anzusehen sind".

Das ist der *Angelpunkt der ganzen Verhandlungen*. Und so lange man darüber keine Einmütigkeit erlangt, wird es nicht zu einem Frieden zwischen Rußland und dem Vierbunde kommen. Die deutsche Forderung bedeutet für Rußland den Verzicht auf die besetzten Gebiete, bedeutet gleichzeitig die *Errichtung der selbständigen Staaten Polen, Litauen* und *Kurland*. Man sieht, daß die reine Theorie des Selbstbestimmungsrechtes der Völker in der Praxis zuweilen — wenigstens für den einen Teil — ein wenig erfreuliches Aussehen bekommt. Freilich ist dieser Grundsatz zuerst von den russischen Revolutionären aufgestellt worden. Sie werden also auch für sich zunächst die Konsequenzen ziehen müssen. Wie die Dinge heute stehen, bedeutet das die Auflösung des russischen Reiches. Eine selbständige Ukraina, ein Königreich Polen, Königreich Litauen, Fürstentum Kurland, eine Republik Finnland! Es fehlen nur noch Estland und Livland als selbständige Staaten, und dann ist Rußland ein Staat von der Qualität Serbiens. Ob die Bolschewiki mit solchen „russischen" Ideen wirklich noch sehr lange sich als Regierung behaupten können, ist sehr zweifelhaft. Jedenfalls müssen sie bald zum Frieden kommen. Wenn sie jetzt einen Seitensprung machten und die Verlegung der Verhandlungen nach Stockholm beantragten, so haben sie nur das getan, um einen letzten Versuch zu machen, das Recht der Selbstbestimmung der Völker international zu regeln. Da stimmen sie eben mit *Lloyd George* und *Wilson* überein, nur daß sie von verschiedenen Beweggründen ausgehen. Für die augenblicklichen russischen Gewalthaber ist das Selbstbestimmungsrecht der Völker eine aus ihren revolutionär-internationalen Gedankenreihen geborene Idee. Sie wollen die ganze Welt revolutionieren: der Kaiser, Wilson, Lloyd George, Clemenceau und alle werden darum in Rundtelegrammen, die dem deutschen Volke merkwürdigerweise vorenthalten werden, in unglaublicher Weise in der Phraseologie, wie wir sie ehemals bei Liebknecht gewöhnt waren, beschimpft. Sie glauben die *Welt* von den „Gewalthabern" befreien zu können. Lloyd George und Wilson gebrauchen das Wort von der Selbstbestimmung der Völker aber nur als *Waffe gegen Deutschland, Oesterreich* und die *Türkei*. Auf Grund dieses „Rechtes" soll Elsaß-Lothringen französisch werden, Belgien englisch, Oesterreich soll zerfallen, der Türkei soll ihr asiatischer Besitz genommen und unsere Kolonien sollen uns vorenthalten werden. Dagegen wollen sie von der Anwendung des Selbstbestimmungsrechtes auf die von England geknechteten Völker nichts wissen. Die letzte Rede Lloyd Georges und die Botschaft Wilsons haben das ja deutlich dargelegt. Durch

diese Kundgebungen aber und die von Balfour und Pichon ausdrücklich bezeugte Festlegung der Entente auf die darin ausgesprochenen Kriegsziele wird der Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker zu Unsinn, erfunden zur Verhöhnung des mit den Waffen siegreichen Vierbundes. Hierin liegt das dem Frieden im Wege stehende Hindernis, von dem Balfour in Edinburg sprach, als er meinte, daß die Kriegsziele der beiden kämpfenden Parteien sich nicht vereinbaren ließen. Die Entente will eben von ihren Raub- und Unterdrückungszielen nicht abgehen. Balfour hat recht: Der Geist, der Großbritannien und seine Bundesgenossen beseelt, hat sich nicht geändert.

Daß wir den Grundsatz ehrlich haben anerkennen wollen, haben wir gezeigt. Nach den neuen Erklärungen unserer Regierung kann er aber nur für unser Verhältnis zu Rußland in Frage kommen. Wir wollen Polen frei über sich bestimmen lassen, desgleichen Litauen und Kurland. Wenn wir dabei uns militärisch gegen alle Zufälle auch im Osten sichern wollen, so ist das unser gutes Recht, weil und solange die Entente den Frieden nicht will. Darum wird die Einigung in dem Augenblicke erzielt sein, wo die gegenwärtigen russischen Machthaber die Beschlüsse des polnischen Regentschaftsrates, des litauischen und kurländischen Landesrates wenigstens als den vorläufigen Ausdruck des Volkswillens in diesen Gebieten ansehen. Freilich werden sie dann auch mit Recht fordern können, daß Deutschland diese Körperschaften vollkommen frei sich ausgestalten läßt. Der polnische Regentschaftsrat muß ergänzt werden, so daß er eine Vertretung aller Strömungen im Lande darstellt. Der litauische Landesrat muß zunächst einmal wirklich konstituiert werden und er muß unter allen Umständen frei sich entschließen können. Auch die Militärgewalt muß sich eines jeden Eingriffes enthalten. Dasselbe gilt für Kurland. Dann muß der Vierbund diesen Ländern möglichst sofort freieste Bildung ihrer Staatskörper zusichern. Mag man immerhin auf dem Standpunkte stehen, daß militärisch zur Grenzsicherung dieses oder jenes Stück Landes im Osten dem Deutschen Reiche einverleibt werden müsse, so dürfen doch in dieser entscheidenden Stunde solche Wünsche nicht Bedingungen werden. Der Friede im Osten bedeutet für uns den Sieg im Weltkriege. Ihn zu erlangen, ist es notwendig, auf die Idee der jetzigen russischen Machthaber ohne Hintergedanken einzugehen, soweit das in unserer Macht liegt, nämlich in der Beschränkung dieser Idee auf den Osten. Haben wir den Frieden im Osten und die daraus sich ergebende russische Demobilisation, dann wird keine der sicher kommenden, noch so sehr anders gestalteten russischen Regierungen ihn mehr umstoßen können.

Mag sein, daß der Friede mit dem innerlich zerrissenen, ohnmächtigen Rußland militärisch für uns nicht sehr bedeutungsvoll ist, er ist aber wirtschaftlich entscheidend. Und auf diesem Gebiete wird im kommenden Jahre das Ende des Ringens gesucht werden müssen. Das wissen die Engländer und Amerikaner sehr genau und darum setzen sie alles daran, die Friedensverhandlungen zu stören, und zwar gerade dadurch, daß sie das Selbstbestimmungsrecht der Völker in ihrem Sinne gegen Deutschland umdeuten.

Für uns kommt jedenfalls wie für jeden Staat, der politisch selbständig sein und wirken will, die Anwendung des Grundsatzes der Selbstbestimmung der Völker praktisch nur für gegebene Fälle in Frage, nicht als internationales Recht. Als solches wäre der Grundsatz nur eine Parodie und eine Verzerrung. Wer will schließlich Analphabeten und Negern in der modernen Welt es überlassen, selbständig ihre Staatsformen zu bestimmen? Das ist auch eine Verkehrung aller demokratischen Denkweise. Denn diese erkennt die Teilnahme des „Volkes" an der Regierung erst in dem Augenblicke als möglich an, wo das Volk aus sich heraus auf Grund seiner Allgemeinbildung fähig wird, den Staat zu bilden. Eine Nation hat nur insofern ein Recht auf selbständige Geltung in der Welt, als sie kraft ihrer Zahl und ihrer Kulturmöglichkeiten ihre Mission unter der Menschheit wirklich selbständig erfüllen kann. Sonst wird sie zum Spielball in der Hand mächtiger großer Nationen und eine jede ist ein Grund zu ewiger Unruhe in der Welt.

Ueberhaupt muß man sich vor Augen halten, daß die Aufrichtung und Verwirklichung des Grundsatzes der Selbstbestimmung der Völker für sich allein den Weltfrieden niemals schaffen kann, sondern nur in Verbindung mit dem anderen in der Papstnote aufgestellten Grundsatze von der Geltung internationaler Verträge und deren überstaatlicher Sicherung durch die Herrschaft des Rechtes.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Bußtag in Brest.

Etwas de- und wehmütig sah die Rückkehr der Russen nach Brest-Litowsk aus. Die Sühne für ihren Seitensprung wurde ihnen nicht erspart. Erstens mußten sie auf ihren geliebten Antrag wegen Verlegung nach Neutralien verzichten; zweitens mußten sie anerkennen, daß über die Verhandlungen vom 28. Dezember deutscherseits richtig berichtet, dagegen vom russischen Telegraphenbureau falsch berichtet, d. h. in Petersburg ein halbamtlicher Schwindel betrieben worden ist; drittens mußten sie die ukrainischen Bevollmächtigten, die sich in der Neujahrspause in Brest eingefunden hatten, als gleichberechtigte Verhandlungspartei neben sich anerkennen. Man kann noch hinzufügen, daß Trotzki und Genossen auch der Erklärung der Vierbund-Vertreter sich angeschlossen haben, wonach die am 25. Dezember beratenen Grundzüge des Friedens gegenüber den Ententemächten keinerlei Verbindlichkeit mehr besitzen, nachdem diese Mächte den Beitritt zu den Brester Verhandlungen in der vorbehaltenen Frist nicht vollzogen haben.

Der Brester Himmel hat sich also beträchtlich aufgeklärt. Das volle Scheitern der russischen Kraftprobe wirkte offenbar erzieherisch. Wenn nun aber einer sagt, man hätte von vornherein die Russen so energisch anfassen sollen, wie jetzt nach der Pause, so macht er einen Fehlschuß. Es war nötig, daß wir erst durch Entgegenkommen das Vertrauen der Russen erwarben und die schärfere Tonart erst anwandten, als der Seitensprung eine Reprimande erforderte. Jetzt müssen die Russen selbst anerkennen, daß sie dem deutschen Reichskanzler ernste Veranlassung gegeben haben, die Machtstellung Deutschlands und des Vierbundes hervorzukehren. Herr Trotzki selber bezeugte, wie eindringlich dieses Wort gewirkt hat.

Der Wetterumschlag in Brest hat auch wesentlich dazu beigetragen, die regierungsfeindliche Agitation in Deutschland zu dämpfen. Man wird jetzt wohl allmählich erkennen, daß die Vorwürfe wegen Schwäche der Regierung oder eigenmächtiger Nachgiebigkeit des Staatssekretärs v. Kühlmann durch die Tatsachen nicht bestätigt wurden. Allerdings ist die Bewegung noch nicht ganz eingestellt. Es war ja zum Jahreswechsel ein Rundschreiben erlassen worden, das zu brieflichen und telegraphischen Massen-Eingaben aufforderte, die den Zweck verfolgten, eine kräftigere Haltung unsererseits bei den Friedensunterhandlungen gegenüber den Russen herbeizuführen. Im allgemeinen aber hat man eingesehen, daß der Notschrei nicht nötig war. Ein gutes Wort zur rechten Zeit sprach die Zentrumsfraktion des Reichstags aus, als sie gegenüber den falschen oder aufgebauschten Gerüchten durch die Presse die Mahnung ergehen ließ: „Nerven behalten! . . . Es erscheint sehr unnötig und höchst schädlich, neue innere Spannungen zu schaffen oder bestehende zu bestimmten politischen Zwecken verschärfen zu wollen. Für die Zentrumsfraktion besteht nach wie vor keine Veranlassung, in ihrem Vertrauen zur Reichsleitung eine Aenderung eintreten zu lassen." Der Hinweis auf die parteipolitischen Zwecke, die mit dem forcierten Heroenkultus verfolgt werden, ist besonders beachtenswert.

Sehr heilsam wirkte auch das gute Beispiel vom Reichstage, dessen Hauptausschuß nach der kurzen und kräftigen Rede des Reichskanzlers die Erörterung der politischen Seite der Sache zurückstellte, bis eine größere Klärung eingetreten sei.

Augenblicklich sind die Dinge noch derartig im Fluß, daß ein Eingreifen durch öffentliche Diskussion nur schaden und nicht nützen könnte. Die Heeresleiter Hindenburg und Ludendorff sind zu Anfang dieser Woche abermals nach Berlin gekommen; auch der Kronprinz beteiligt sich an den Beratungen. Dort wird vermutlich die Frage unserer militärischen Sicherung im Osten beraten und entschieden werden. Das braucht keinen Anlaß zu neuer Beunruhigung zu geben; denn es ist der ganz natürliche Gang der Dinge, daß zwischen den rein militärisch-strategischen und den hochpolitisch-wirtschaftlichen Interessen, die beim Friedensschluß mit Rußland in Betracht kommen, ein harmonischer Ausgleich erzielt werden muß, und zwar durch Meinungsaustausch zwischen den berufenen Ratgebern der Krone aus beiden Fächern, worauf die Entscheidung von der höchsten Instanz getroffen wird.

Von den Ergebnissen der Beratungen, die in Brest mit neuem Schwung aufgenommen worden sind, ist augenblicklich

noch nichts Näheres gemeldet worden. Wir haben also in den praktischen Einzelheiten noch freie Hand gegenüber den Russen, und wir haben vollständig freie Hand gegenüber den Westmächten. In Brest wird jetzt unter allseitigem Einverständnis ohne Vorbehalt und Rücksicht auf den Sonderfrieden hingearbeitet, was für unsere Gesamtlage das Zweckdienlichste ist.

Die Beredsamkeit im Westen.

Dort übertreffen die feindlichen Staatskünstler zurzeit sich selbst in ihrer stets schon üppigen Beredsamkeit. Auf die Kriegszielrede von Lloyd George hat Präsident Wilson in feierlicherer Form eine Botschaft folgen lassen, die mit reichlichem Phrasenbeiguß nicht weniger als 14 Kriegsziele und Friedensbedingungen aufzählt. Es lohnt sich nicht, sie einzeln zu beleuchten, denn der Kern der Dinge ist: wir sollen Elsaß-Lothringen an Frankreich und die Ostmark an das neue Polen herausgeben, Oesterreich-Ungarn soll sich durch die Selbstbestimmung seiner Nationalitäten gefälligst zersetzen lassen und außerdem den geschlagenen Italienern die strittigen Grenzländer schenken, die Türkei soll ihren asiatischen Besitz verlieren, die Dardanellen sollen internationalisiert werden (der Suez-Kanal und die Straße von Gibraltar aber nicht). Das alte Eroberungs- und Vernichtungsprogramm! Und das mutet man uns und der Welt zu am Ausgange des Jahres 1917, das uns so gewaltige Siege und den Gegnern so schwere Niederlagen gebracht hat!

Eine Reihe von anderen feindlichen Ministern hat noch gesprochen. Pichon und Balfour, die Außenminister Frankreichs und Englands, verkündeten feierlich die Einigkeit zwischen den alliierten Regierungen über die diplomatische Führung des Krieges und über die Definition der Kriegsziele und die französische Kammer sprach der kriegswütigen Regierung ihr Vertrauen aus. Der englische Munitionsminister Churchill erklärte es für das nächste, die „klar, nüchtern und furchtlos" bekannt gegebenen Kriegsziele dem Feinde aufzuzwingen. Der ganze Wortschwall läuft darauf hinaus, daß die Herrschaften unter allen Umständen den Krieg verlängern wollen, weil sie sich an die Hoffnung klammern, die für sie so traurige Kriegskarte doch noch verbessern zu können. Wir wissen, wie windig diese Aussichten sind, und sehen deshalb mit ruhiger Sicherheit der weiteren Kraftprobe im Westen entgegen, die nach aller menschlichen Berechnung die letzte Kraftprobe sein wird.

Der Friedensfürst

(zu G. Voelkels Gemälde)

Die donnernden Himmelswände
schleudern wild grollend sich zu
die qualmenden Brände.

Weit, weit nichts als Mauern,
die schwarz, zerfetzt hintrauern,
zersplitterte Stämme, Wege
zerpflügt von Mörsern, Drahtgehege,
in denen noch tote Helden hängen
vor leeren Gräben und Gängen.

Und zwischen Rädern, zermalmt, zerschlagen,
verbogenen Läufen und Bügeln,
noch glühend aus heissen Kampfestagen,
zwischen Kreuzlein und Hügeln
der Heiland schreitet,
die Hände gebreitet,
auf denen die Friedenstaube schwebt.
Das Antlitz, wie einst im Oelberg, rot
vor tötendem Schmerz und blutender Not.
Der weisse Mantel glüht im Brande,
der schwelgend sich sättigt im Totenlande.
Ihn stösst des Heilands Fuss vom Pfade
und in den Spuren blüht und lebt
die liebliche Blume der Himmelsgnade.

O Friedensfürst, o eile, eile!
O Friedensheiland, o heile, heile!

Seb. Wieser.

Zur Bankenfrage in Bayern.

Von Landtagsabgeordneten Hofrat H. Osel, Pasing.

I.

Gewaltige Aufgaben stehen uns im Reich und in den Einzelstaaten bevor, um die furchtbaren Kriegslasten ertragen und den Neuaufbau unseres Wirtschaftslebens wieder durchführen zu können, auf daß die zurückkehrenden Heere der Feldgrauen wieder Arbeit und Brot finden und das Reich und die Einzelstaaten ihren Pflichten als Staatswesen in sozialer, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht gerecht werden können.

Um das Geld dreht es sich. Dessen Sammelbecken, die Banken, dürfen dabei nicht fehlen, sondern sie müssen die befruchtenden Quellen werden, aus denen Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirtschaft gespeist werden.

In diesem hier beabsichtigten Zusammenhang will nur auf die Funktionen der Banken in Industrie und Handel eingegangen werden. Den Kritikern sage ich gleich: Aller Anfang ist schwer, aber gemacht muß er werden, und der Ausbau ist nur durch Zähigkeit und Vorsicht und unter Ausschluß der Ueberschätzung der eigenen Kraft, aber ebenso der Unterschätzung unserer Fähigkeiten möglich.

Bayern hat in dem neuen Aufgabenkreis des Reiches ein großes Arbeitsgebiet. Seine Wasserkräfte werden mehr und mehr gesucht, seine Bodenschätze, seine Landwirtschaftserzeugnisse heischen bessere Verwertung. Stickstoff, Phosphordünger, Karbid, Azeton, Elektrostahl, Elektroliteisen, Aluminium, Karborundum, Ferrosilyzium usw.; auf der anderen Seite Fleisch-, Obst-, Gemüsekonserven, Milchprodukte, Schokolade, Verwertung der eigenen tierischen Abfälle, Hafer- und Gerstennährmittel usf. zeigen uns neue Wege industrieller Betätigung, Verbreiterung der alten. Dem wesentlichen Faktor, den Banken, wird dabei ein besonderes Augenmerk zuzuwenden sein. Nicht nur weil sie die Verteiler des allseits nötigen Geldes sind, sondern weil ihrer Bedeutung bislang noch immer zu wenig gedacht wird, wenn man bei uns von der Frage der Steuerquellen, der Kapitalneubildung spricht. Der Industrie und dem Handel weist man mit Recht diese Aufgabe in erster Linie zu. Jedoch, daß es ein großer Unterschied für das Endergebnis Bayerns ist, ob das nötige Geld aus dem Inland, wenigstens in größerem Umfang, dazu aufgebracht wird, oder ob es fast ausschließlich von außerhalb des Produktionslandes eingebracht wird, daran geht man selbst in maßgebenden Kreisen noch zu leicht vorbei. So berechtigt es ist, von Befruchtung der Industrie durch fremdes Kapital zu reden, so kurzsichtig ist es, die damit verbundene dauernde Abwanderung der Reinerträge zu übersehen. Man betrachte sich die Bilanzen der Unternehmungen darauf hin. Da wird man sehen, welche Rolle neben Steuern, Frachten und Löhnen der Reingewinn spielt. Sie werden bei guten Unternehmungen trotz der nicht immer durch Gesunderhaltung gebotenen verschiedenen „Reserven" lehrreich sein. Zu verlieren gibt es natürlich in Industrie und Handel auch. Allein wo sonst nicht?

Als Verfasser in engerem Kreise zuerst 1915 die Frage aufwarf, ob Bayern genug tue, um sich unter Mitwirkung seiner Banken mehr zu rühren, da kamen die allen Kennern bekannten Bedenken wegen des „gemischten Charakters" (vorwiegend Hypothekenbanken, Mündelsicherheit usw.). Weiter der Einwand, daß Bayern zu arm sei. Dankend sei anerkannt, daß bayerische Großbanken-Vertreter diese Einwände nur zum Teil erhoben und die Banken sie sehr bald überhaupt ablehnten. Wie kann man auch von Unmöglichkeit in Bayern sprechen, das nötige Kapital zu finden, wenn man weiß, daß Bayern trotz seines Zuspätkommens in der Kriegsindustrie in jeder der sieben Kriegsanleihen im Durchschnitt rund 750 Millionen Mark aufbrachte.

Schon in meinen Ende 1916 an die bayerischen Banken gerichteten Denkschriften, und später in meinem Büchlein „Zur Entwicklung von Bayerns Industrie und Handel" — April 1917 — wurde auf die im Jahrfünft 1911–1915 von den drei Münchener gemischten Großbanken und der Vereinsbank Nürnberg ausgeliehenen Hypotheken hingewiesen. Es kamen zum Ausleihen: in Bayern 1 803 000 000 Mk., außerhalb Bayern 598 900 000 Mk. Der reine Eigengewinn der bayerischen Banken aus diesen Geschäften beträgt aus Bayern ca. 4 507 500 Mk., von außerhalb Bayern ca. 1 495 000 Mk. Diese 600 Millionen Mark, die aus Bayern nach Norddeutschland als Hypotheken

abfließen, befruchten freilich das norddeutsche Wirtschaftsleben ganz anders, indem sie ebensoviel Millionen für nutzbringendere Verwendung direkt in Industrie und Handel freilassen.

Uebrigens hat die an sich gebotene Konzentration der Kriegswirtschaft in Berlin gerade die Frage nach Beteiligung des süddeutschen Kapitals in der Milliardenbewegung aufgedrängt und ebenso kann man an dieser Frage nicht vorübergehen, wenn es sich um die Milliardenbewegung der Uebergangswirtschaft handelt. Wir sind in Bayern, Württemberg und Baden wohl in der Lage, Geld zu geben und an dessen Umkehr zu verdienen. Ich möchte heute einen Fachmann für mich sprechen lassen, um das für Bayern zu beweisen. Der bekannte Herausgeber der Monatsschrift für Finanz- und Bankwesen „Die Bank", S. Lansburgh, sagt darüber in Nr. 11 vom November 1917:

„Die Zurückhaltung, die den bayerischen Hypothekenabteilungen durch Gesetz und durch die Rücksicht auf den Pfandbriefumlauf auferlegt war, teilte sich unwillkürlich (?) auch den Bankabteilungen mit". Dann aber fährt L. fort: „Es ist eine bekannte Tatsache, daß ein großer Teil der am Berliner Geldmarkt ausgeliehenen Reportgelder bayerischen Ursprungs ist, weil sich bei den bayerischen Banken größere Depositenmengen angehäuft haben, als die Banken im eigenen Geschäftskreis verwenden zu sollen glauben. Dieser gewohnheitsmäßige Abfluß süddeutschen Geldes nach Norddeutschland hat allmählich auch andere Formen als die der börsenmäßigen Ausleihung angenommen und bayerisches Geld findet sich heute in der Form des Hypothekendarlehens auf zahlreichen norddeutschen Erwerbsgebieten. Insbesondere das Hotel- und das Warenhausgewerbe haben eine große Anziehungskraft auf das süddeutsche Kapital ausgeübt, das sich im Norden besser anzieht als im Süden mit seiner ruhigeren Gangart und seinen geringeren Ansprüchen an den Kapitalmarkt."

So wird Bayern „in finanzieller Beziehung ein Ueberschußland"! — Natürlich kommen zu diesen hypotheken- und börsenmäßigen Ausleihgeldern noch die in norddeutschen Aktien bei uns angelegten bayerischen Gelder. Und das spielt sich heute schon ab, ohne daß der Hypothekenmarkt ins Wanken kommt. Er ist vielmehr dauernd gut und die Banken werden auch gut bleiben, wenn sie ihrer anderen bankmäßigen Aufgabe mehr als bisher gerecht werden.

II.

Mit Vorhalten jetzt zu arbeiten, die auf vergangene Zeiten zurückgreifen, ist unfruchtbar. Freuen wir uns, daß mit der Erklärung der bayerischen Großbanken an die Staatsregierung im Januar 1917 und mit der neuen Arbeitsgemeinschaft derselben, die zunächst auf dem Gebiete der Ausnützung unserer Wasserkräfte große, erfolgversprechende Arbeit leistet, ein merklich frischerer Zug zu spüren ist. Ein Herr der norddeutschen Großfinanz sagte mir u. a. einmal, als ich mit ihm über das Wesen der Finanzierung industrieller Unternehmungen sprach: „Ich sehe mir erst meine Leute an, dann das Geschäft." Das ist, wie alle wahrhaft leitenden Gedanken, sehr einfach, unkompliziert gesagt, hat aber in der Praxis hohe Bedeutung, denn es beeinflußt die Entwicklung von Geschäften außerordentlich viel mehr als man denkt. Ich begnüge mich zu sagen, daß da zum Teil der Erfolg der deutschen Banken z. B. begründet ist, obwohl sie die sachliche Prüfung schließlich nicht weniger ernst nehmen als andere Banken.

Nun ist, obwohl ich das schon an maßgebender Stelle wiederholt getan habe, es vielleicht doch gut, nochmal zu unterstreichen, daß es sich nicht um bayerische Bankmonopole beim Eintreten für die erhöhte Beteiligung von bayerischem Kapital durch unsere Banken handeln kann, sondern nur um Beseitigung des unnatürlichen und unwürdigen, dabei finanziell uns sehr abträglichen Zustandes handelt, daß in sehr vielen Fällen nur außerbayerisches Kapital bei uns verdient, oder daß unsere Banken nur mit ganz kleinen Beträgen beteiligt sind. Eine Berliner Großfirma, die eine hochwichtige Rohstoffquelle in Bayern heute hauptsächlich in der Hand hat, ließ mir durch ihren Chef persönlich sagen, daß er nicht nur das bayerische Rohprodukt in Bayern selbst verarbeiten will, sondern bayerischem Kapital reichlich Gelegenheit geben wird, sich mitzubeteiligen, weil er meine Auffassung durchaus teile. Diese Beteiligung ist heute durchgeführt, und zwar in der Graphitindustrie. Der Herr Minister des Innern hat mit Erfolg in derselben Richtung hinsichtlich der Ausnutzung der Wasserkräfte gewirkt und man darf rechnen, daß in den bisher vorliegenden Großprojekten für uns zirka 50 Millionen Mark Anlage finden können. Es gibt auch deutsche Banken, die bereit sind, bayerische Banken entsprechend bei bayerischen Unternehmungen zu beteiligen. Immer war es nicht so, muß aber so werden. Hierzu hätte übrigens das bekannte oft recht enge Verhältnis bayerischer und norddeutscher Banken längst den letzteren selbst Anlaß geben sollen. Wir sind doch kein Balkan. Auch bei den Kriegsgesellschaften, die alle große Kapitalien benötigen, ging Bayern leer aus. Selbst in den Geschäften, die für bayerische Rechnung erfolgen, trifft das zu, wenn auch das Ministerium des K. Hauses und des Aeußern einige Abhilfe erreichte. In Heeressachen bestehen heute noch unhaltbare Zustände nach der genannten Richtung. Ein bayerischer Pionierpark in M. z. B. soll jährlich eine hohe doppelstellige Zahl von Millionen Geld umsetzen. Die Rechnungsprüfung und Warenabnahme, sowie der Zahlungsauftrag erfolgt hier, in Berlin die Preisprüfung und Zahlung! Das ist nicht bloß Vielschreiberei, es ist eine glatte Schädigung der bayerischen Banken, die sicher der volkswirtschaftlich außerordentlich versierte bayerische Herr Kriegsminister nicht will. Um so weniger, als zweifellos die bayerischen Großbanken und ihre Filialen so kulant wie die Berliner Banken sind.

Nun ist eine weitere neue Aufgabe der Banken die, in der Uebergangswirtschaft die nötigen Gelder für die Einfuhr- und Verteilungsgesellschaften, die unter einer staatlichen Kontrolle wegen Valuta- und Tonnage stehen werden, zur Verfügung zu stellen. Ich wiederhole die Forderung, hier Bayern endlich zu beteiligen, denn die Geschäfte sind, da doch auch die Verkaufspreise sicher den Einkaufspreisen angepaßt werden, risikolos. Das gilt für das ganze süddeutsche Bankwesen.

Man darf noch ein Arbeitsfeld erwähnen: Die Liquidationsgeschäfte im besetzten Ausland, in Belgien, Frankreich, und nicht zu vergessen, in Rumänien, sollten für süddeutsches Bankenkapital ebenfalls zugänglich sein. — Erfreulicherweise ist das amtliche und private Interesse nach all den angedeuteten Richtungen heute bei uns rege. Hoffen wir aus wirtschaftlichen und politischen Gründen auf Erfolg. Hoffen wir aber auch, daß der Genehmigungszwang vom November 1917, der auf Neugründungen und Erweiterungen von Aktiengesellschaften und G. m. b. H. der Reichsbank zusteht, soweit es sich um Beträge über 300000 M handelt, Bayerns Entwicklung nicht beeinträchtige.

Die italienische Einheitsbewegung von Cavour bis zum Züricher Frieden.[1]

Von Hofrat Dr. Eugen Jaeger, Mitglied des Reichstags.

Ganz auf den Boden der Wirklichkeit kam die Einigungsbewegung, als Cavour 1852 die Leitung der piemontesischen Politik übernahm. Die Sache wurde jetzt großzügig und staatsmännisch betrieben. Cavour, der italienische Bismarck, gab schon von 1847 ab, drei Jahre, ehe er zum erstenmal piemontesischer Minister wurde, gemeinsam mit Cäsar Balbi eine Zeitung heraus, die er nach Gioberti „Risorgimento" Wiederauferstehung nannte, was der Bewegung nun den Namen gab. Er selbst war ein Mann von scharfem Verstande, konservativ-liberal, seine Stunde abwartend, maßhaltend, schrittweise vorgehend, und dabei, wie es zum italienischen Charakter gehört, in allen Intriguen erfahren und selbst das Dunkelste nicht scheuend. Schon König Albert von Savoyen hatte sich 1848 zum „Schwert Italiens", Spada d'Italia, erklärt und auch die Phrase, „Italien wird es von selbst machen", Italia fara da se, wurde damals geprägt. Sie entstammt einem Aufrufe König Alberts vom 23. März 1848, als er zum Feldzug gegen Oesterreich rüstete und sagte: „Gott hat Italien in den Stand gesetzt, allein fertig zu werden." Diese beiden Redensarten wurden jetzt oft wiederholt. In Wahrheit entsprangen sie der italienischen Selbstgefälligkeit und Eitelkeit. Ohne Frankreichs Waffenhilfe, ohne Preußens Siege über Oesterreich 1866 und über Frankreich 1870 wäre die italienische Einheit kaum vollendet worden. An einen Einheitsstaat dachte damals fast niemand, nur Mazzini und sein ganz radikaler Anhang wollten eine große italienische Republik durch den Weg der Revolution, die andern waren mit einem Staatenbunde zufrieden. Selbst die Republikaner dachten nur an einen Bund von Republiken. Aber die Lage hatte sich gegen früher vollständig geändert, nachdem Louis Napoleon als Neffe seines großen

[1] Vergl. „A. R." 1917, Nr. 19, S. 324, Nr. 22, S. 371, Nr. 24, S. 402, Nr. 51, S. 889.

Oheims 1852 Kaiser der Franzosen geworden und geneigt war, seine Waffenmacht und den politischen Einfluß Frankreichs in den Dienst der italienischen Bewegung zu stellen. Mit dieser Rückendeckung konnte Cavour vorgehen. Dazu kam der große Anhang und moralische Halt, den die italienische Sache in den gebildeten Kreisen Italiens inzwischen erlangt hatte, besonders aber der Antiklerikalismus, der in keinem Lande so bei Hoch und Nieder verbreitet ist, wie in Italien.

Zunächst schuf Cavour dadurch, daß er Italien am Krimkrieg mit einem Armeekorps beteiligte, den Anlaß, auf dem Pariser Friedenskongreß in einer unverbindlichen Nachsitzung vom April 1856 die italienische Frage den Großmächten zu unterbreiten. Die Aussprache gab die Gewißheit, daß Piemont auf die Westmächte zählen konnte. Die Idées Napoléoniennes, durch deren Ausbreitung Napoleon III. für sich warb, bargen auf der liberal-demokratischen Grundlage unter absolutistischer Führung auch einen starken antiklerikalen, religions- und kirchenfeindlichen Bodensatz. Ohne einen solchen hätte der Napoleonismus im französischen Volke niemals breitere Wurzeln gefaßt. England war immer papstfeindlich, sein Minister Lord Palmerston suchte überall auf dem Kontinent Unruhen zu stiften, um Englands Handelsmacht dadurch zu festigen, ganz Europa nannte ihn daher Lord Feuerbrand. Auch er wirkte stark mit bei den Vorbereitungen zu den italienischen Aufständen. Ein italienischer Nationalverein wurde gegründet, der mit Cavour und dem König im Hintergrunde die Agitation gegen Oesterreich in die Hand nahm und die nationale Bewegung in den einzelnen Ländern vorwärts trieb. Napoleon versicherte sich inzwischen, daß Rußland in einem Krieg zwischen Oesterreich und Italien neutral bleiben werde. Am 14. Januar 1858 warf der italienische Graf Orsini eine Bombe gegen Napoleon, das dritte Attentat von dieser Seite gegen den Kaiser. Orsini gehörte zum Mazzinischen Kreise, hatte als Student schon sich an Verschwörungen und Aufständen gegen den Kirchenstaat und Oesterreich beteiligt und oft dafür im Kerker gesessen. Sein Bombenwurf, der vielen das Leben kostete aber den Kaiser fehlte, sollte diesen wieder an den Schwur erinnern, den er als Carbonaro für die Einigung Italiens getan hatte. Napoleon mußte jetzt handeln. In dem Vogesenbad Plombières besprach er im Juli 1858 mit Cavour die weiteren Schritte, besonders über den gemeinsamen Krieg gegen Oesterreich. Für seine Hilfe ließ er sich Savoyen und Nizza versprechen. Auch Cavour und Napoleon planten einen italienischen Staatenbund: das durch Lombardei und Venetien vergrößerte Piemont, das durch Stücke vom Kirchenstaat vergrößerte Toscana als mittelitalienisches Königreich, dazu der Kirchenstaat und Neapel. Den Ehrenvorsitz sollte der Papst haben. Beim Neujahrsempfang 1859 leitete Napoleon den Feldzug ein, indem er dem österreichischen Gesandten, Baron Hübner, erklärte, daß die Beziehungen zwischen Frankreich und seinem Staate gespannt seien. Eine Woche später kam das Echo in der italienischen Thronrede: daß der König nicht unempfindlich sein könne gegen den Schmerzensschrei, der aus allen Teilen Italiens ihm zukomme. Das österreichische Ultimatum an Piemont vom 23. April 1859 schuf den längst geplanten Kriegsfall, Napoleons Kriegsmanifest sagte, Italien solle frei werden von den Alpen bis zur Adria, schloß also auch die Eroberung Venetiens ein. Gleichzeitig wurden die drei mittelitalienischen Dynastien Parma, Modena und Toscana durch Aufstände vertrieben oder durch die Volksabstimmung zur Flucht genötigt. In Deutschland wurde viel davon gesprochen, daß der Rhein am Mincio verteidigt werden müsse, aber durch Preußens Einfluß sah der deutsche Bund tatenlos zu, Oesterreich litt an starken inneren Schwierigkeiten, hatte eine schlechte Heerführung und wurde im Juni bei Magenta und Solferino geschlagen. Nun überraschte Napoleon die Welt, indem er, ohne Italien zu fragen, mit Kaiser Franz Joseph zu Villafranca Frieden schloß, sich die Lombardei abtreten ließ, dieses Land an Italien weitergab, aber auf die Eroberung Venetiens, die doch zum gemeinsamen Kriegsziele gehörte, verzichtete. Viktor Emanuel mußte sich fügen, Cavour legte in tiefer Erbitterung sein Ministerium nieder. Der Züricher Friede vom 10. November 1859 sollte die von der italienischen Revolution vertriebenen mittelitalienischen Fürsten wieder einsetzen und Italien zu einem Bundesstaat mit dem Ehrenvorsitz des Papstes machen.

Moderne Missionsbewegungen in Deutschland.

Von Univ.-Prof. Dr. Schmidlin, Münster.

Den Kern und Kompaß des modernen deutschen Missionslebens, die junge Missionswissenschaft und ihre Einzelunternehmungen, haben wir in Nr. 51, 1917 kennen gelernt. Aber es gehört zu ihren bleibenden Errungenschaften, daß sie sich nicht mit abstrakten Theorien begnügte, sondern eine Reihe praktischer Bestrebungen anregte, die sie organisch umrahmen und ihre Prinzipien auch in die Wirklichkeit umsetzen wollen. Mannigfache Befruchtung empfing zunächst die monographische und periodische Missionsliteratur, die in ihrem inneren Werte unter der Einwirkung der missionswissenschaftlichen Ideen und Anforderungen während der letzten Jahre zweifellos erhebliche Fortschritte gemacht hat. Weiter die neueren Missionsveranstaltungen, namentlich ihre Gipfelung in den Missionsfesten, die am Vorabend wie im Verlauf des Krieges mit großem Erfolg ihren Einzug in Stadt und Land hielten. Dann auch die älteren, aber immer noch unentbehrlichen Formen der Missionsunterhaltung, einerseits die Missionsgesellschaften und Missionshäuser, die in ihrer äußern Stellung wie in ihrem innern Betrieb viel moderner geworden sind, anderseits die Missionsvereine, die stärkere Propaganda entfalten und höhere Einnahmen erzielen, sowohl die internationalen als auch die spezifisch deutschen. Was wir indes hier im Auge haben und genauer verfolgen möchten, sind die erst kurz vor dem Kriege so hoffnungsvoll aufgeblühten Missionsorganisationen und Missionsbestrebungen in den besonders maßgebenden Kreisen und Berufen, speziell ihre gegenwärtige wie zukünftige Konstellation und Aufgabe.

An der Spitze steht die Missionsbewegung im Klerus, weil der Priester und Seelsorger die heimatliche Missionsförderung in erster Linie zu leiten und zu betreiben hat. Um ihn für diese seine unabweisbare Berufsarbeit auszurüsten und sie planmäßig zu gestalten, um ihn selbst über die Missionen aufzuklären und dafür zu gewinnen, aber auch zur Aufklärung und Gewinnung anderer zu befähigen, sind kurz nach den missionswissenschaftlichen Institutionen unter ihrem wesentlichen Einfluß die Missionskonferenzen und Missionsvereinigungen der Diözesanpriester entstanden, zunächst in Münster, dann in Straßburg, Paderborn und Trier, mitten im Kriege noch in Köln für die rheinische Erzdiözese als Frucht des dortigen Missionskursus. Diesen durch den Völkerkonflikt nicht gelähmten, sondern eher noch beflügelten Siegeszug werden die Vereinigungen insbesondere nach dem Kriege mit verdoppelter Kraft fortsetzen und durch innere Vollendung der bestehenden Zweige möglichst zu vertiefen suchen, um intensiv wie extensiv den Vergleich mit den protestantischen Missionskonferenzen aufnehmen zu können. Ihre Wirkung soll sich nach außen vor allem darin zeigen, daß die Geistlichkeit eifriger und rationeller als bisher den Missionsgeist inner- wie außerhalb der Kirche pflegt, vielleicht auch eine eigene deutsche Weltpriestermission zustandekommt, welche in die Lücken der hart mitgenommenen französischen einspringen kann.

Aber auch die katholische Laienwelt sollte nach dem Vorbild der evangelischen viel regern Anteil am Missionswerk nehmen und hat sich ihm daher ebenfalls in ihrer ständischen Gliederung teilweise systematischer zugewandt. Vor allem die hierin besonders wichtigen Lehrer und Lehrerinnen, indem sie vor Kriegsausbruch eine allerdings inzwischen ziemlich eingeschlafene Sondervereinigung bildeten und in ihren katholischen Verbänden eigene Missionskommissionen einrichteten, die durch den Münsterschen Missionskursus einen neuen Anstoß erhalten haben. Die anderen Vereine und Verbände beschränken sich auf allgemeine Förderung des Missionsgedankens unter ihren Mitgliedern, wollen dies aber tatkräftiger und methodischer als bislang tun, wie ihre Vertreter auf dem Kölner Kursus einstimmig versichert haben, während die katholischen Jünglingsvereine durch Errichtung eines ständigen Missionssekretariats noch einen Schritt weiter gingen.

Die geistige Führung sollte auch in dieser Hinsicht den Gebildeten und Akademikern zukommen, die sich daher gleichzeitig mit den Priestern und der Missionswissenschaft zu akademischen Missionsvereinen zusammenschlossen, zuerst 1911 in Münster, dann in Tübingen, Freising, Passau, München usw., in Verbindung damit für Oesterreich in den theologischen Missionsvereinigungen. Konnten letztere den Kriegssturm leidlich überstehen und sich sogar noch ausdehnen, so haben die deutschen Brudervereine unter den Einberufungen schwer gelitten. Fast nur noch der Hauptsitz Münster rührte sich, indem er wohlgelungene Semesterversammlungen abhielt, zwei Missionszirkel unter den Studentinnen und den studierenden Nonnen aufrichtete und die Kriegsnummern seiner akademischen Missionsblätter unentgeltlich den katholischen Akademikern an die Front sandte. Um so erfreulicher ist der kräftige Kriegsjunge, der dem akademischen Missionsbund im letzten Jahr zu Freiburg als Zuwachs beschert wurde. Hoffentlich werden ihm nach dem Kriege recht viele Brüder folgen und endlich die gerade an dessen Schwelle in Angriff genommene Gesamtorganisation sich verwirklichen. Vorab eine doppelte Erweiterung hat die Bewegung auf ihr Programm gesetzt, nach oben unter den Gebildeten überhaupt, also den ehemaligen Studenten, nach unten bei den höheren Schülern und Schülerinnen. Dieses Bestreben kommt auch in der Umwandlung oder Differenzierung zum Ausdruck, der ihr Organ, die Missionsblätter gegenwärtig unterzogen werden, indem sie künftighin „für Studierende und Gebildete“ dienen.

Eine ergänzungsbedürftige Lücke klafft nach dieser Richtung insbesondere an den höheren Lehranstalten, die noch mehr als die Hochschulen berufen und geeignet wären, die ganze gebildete Welt mit dem Missionsfeuer zu erfassen und zu entzünden. Auch hier hat der Krieg heranreifen lassen, was langjährige Friedensarbeit schon ideell wie reell vorbereitet hatte. Einerseits sind die Religionslehrer der männlichen wie weiblichen Schulen unter den Nachwehen des Kölner Kursus zu Missionsausschüssen zusammengetreten, anderseits an mehreren Anstalten beider Kategorien spezielle Missionsorganisationen entstanden, wenigstens für die oberen Klassen, während für die unteren der Kindheit-Jesu-Verein hinreichen kann. Es wäre von ungemein wohltuender Tragweite, wenn diese Bewegung nach einheitlichen Grundsätzen allmählich auf sämtliche höheren Schulen Deutschlands hinübergreifen würde, ähnlich selbständig in ihrem Aufbau und universell in ihren Missionszielen wie die eigentlich akademische. Herold und Bahnbrecher verspricht dafür das aus den Missionsblättern verjüngte Organ zu werden, das vom Januar ab vornehm illustriert in jedem Tertial bei Aschendorff erscheinen und von Prof. Dr. Pieper aus Hamm, einem bewährten Führer dieser Bestrebungen, redigiert werden soll.

Aus dem allem ergeben sich wiederum für uns besondere Aufgaben und Pflichten. Kein Angehöriger der genannten Berufe darf mehr fürderhin außerhalb der frischen modernen Missionsbewegung und von ihr unberührt abseits bleiben. Nicht nur vereinzelt dieser oder jener, sondern die Gesamtheit soll dahinter stehen und sich den betreffenden Organisationen anschließen, weil alle gleichmäßig für die Weltmission interessiert und verpflichtet sind. Nicht minder sollen wir in der persönlichen Mitwirkung und finanziellen Kräftigung die behandelten Strömungen nach Möglichkeit unterstützen, weil zu der hinreißenden Idee auch die energische Tat treten muß. Dann wird das deutsche Volk, namentlich in seiner intellektuellen Schicht, bald jenes große Missionsvolk sein, das als Fackelträger des Evangeliums und der Kultur in fernen Heidenländern von der Vorsehung an die Stelle derjenigen Nationen berufen wird, welche ihre Missionshegemonie durch Christus- und Kirchenfeindlichkeit mehr und mehr verwirken!

Kreuz und quer-Gedanken.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg, München.

Durch die angefrorenen Fensterscheiben dringt langsam das Silberlicht des Mondes und vermengt sich mit dem gelblichen elektrischen Lampenschein in Sumegos Einzimmerwohnung. Er sitzt in der Nähe des schon erkalteten Ofens in eine schottische Schafwolljacke gehüllt und liest Seraphita.

Als er darüber nachdenken will, wie sich Emanuel von Swedenborg verhalten hätte, wenn er Katholik gewesen wäre, schlägt die Stutzuhr zwölfmal. Sumego legt das Buch weg und murmelt: da ich heute nichts meditiert habe, besuchen mich sicher keine Schemen. Was könnte mir auch Swedenborg erzählen? Er sagte voraus, daß hundert Jahre nach seinem Tode seine Kirche herrschen werde und täuschte sich. Den Herrn Dr. Steiner sah er nicht voraus, aber der sah wohl allzuviel in Swedenborgs Schriften hinein. Immerhin hat es hundert Jahre nach Swedenborgs Tod weit mehr Swedenborgianer gegeben, als es jetzt nach ungefähr zweihundert Jahren Steinerianer gibt.

Dann dachte Sumego darüber nach, daß der Dämon Swedenborgs diesem vor seiner Sterbestunde zugerufen hatte: Iß doch nicht so viel! — Nicht etwa in diätetischer Hinsicht, sondern wegen der Freiheit des Geistes im Körper.

Sumego jedoch hatte bei der Kartenzuteilung in Isar-Athen wirklich nicht zuviel gegessen und sein Dämon hätte rufen müssen: Hamstere Eier und iß mehr! — Vielleicht tat er es auch, weil Sumego, um sich der inneren Stimme zu entziehen, die neben dem Bande Balzac liegenden „Neuesten Nachrichten" ergriff. Da las er nun, daß die technische Hochschule einen General soeben zum Ehrendoktor wegen Verdienste um die Landwirtschaft ernannt habe, und weil er ein Gepolter im Treppenhause vernahm, vermeinte er, daß vielleicht ein wirklicher Doktor der Oekonomie in ein falsches Haus geraten sei.

Dem war nicht so. Immerhin vergrößerten sich Sumegos Augen, weil durch die verschlossene Tür ein abgehärmter Mann in gänzlich verdorbener Kleidung eintrat.

Sumego sprang auf und suchte nach einer Waffe, aber der Fremde rief mit beruhigend klingender Stimme: Erkennst du mich denn nicht? Ich bin doch der gesunde Menschenverstand und komme eben von einer Weltreise zurück. Freilich erging es mir übel. Siehe doch, wie sie mich zugerichtet haben. Allüberall traf ich mit dem infamen Weibsbild — der Madame Lüge zusammen und so wäre ich beinahe gänzlich verkommen.

Sumego deutete auf einen Stuhl und, sich selbst setzend, meinte er: Eine Weltreise? Nun also erzähle!

Und der gesunde Menschenverstand begann: Am übelsten erging es mir in Amerika, wohin mich Herr Wilson eingeladen hatte. Zwar drückte er lange meine Hand und öffnete weit das Gebiß. Seine Gattin war anwesend und unterhielt sich eifrig mit Madame Lüge, die ein gelbes Seidenkleid trug und einen ganzen Schminktopf für ihr gleißnerisches Gesicht verwendet hatte. Die Präsidentin gleicht schon sehr der Zukunftskönigin von Zion und ich sah, wie einige Damen der Hochplutokratie verächtlich über sie lächelten. Mein lieber Sumego — in Amerika ist alles Lüge! Man schwätzt von Freiheit und behandelt den Arbeiter wie ein Stück Vieh, dessen Kraft man abschätzt und bezahlt, bis man ihn bei ungefähr 40 Jahren zur Seite schleudern kann. Beherzigten sich das doch die deutschen Arbeiter! Wie aber die Gebildeten der Vereinsstaaten fast nur goldene Gebisse haben, so ist auch ihr Herz aus Metall. Alle Menschenfreundlichkeit und vielfach die Religion sind nur ein seelisches Teegebäck, an dem man mit erliehener Vornehmheit knuspert.

Als Wilson über den deutschen Militarismus zu schimpfen begann, half ihm Madame Lüge, aber ich suchte zu erklären, daß dieser Militarismus ja nichts anderes sei als eine etwas geräuschvolle Aeußerungsart der Söhne eines deutschen Volksstammes. Frankreich hätte sich seit Napoleon I. einfach darin überboten, den Militarismus auszugestalten und England sei doch jetzt über Nacht ein Militärstaat geworden. Ein drohender Militärstaat zur See sei es immer gewesen.

Da ging der Bluff los. Herr Wilson fühlte sich als Professor und redete hellen Unsinn. Ich hielt mir die Ohren zu, lief auf die Straße und erhoffte, bei Deutschamerikanern und Iren unterzukommen. Das war aber unmöglich, weil vor jedem Hause noch Denkfähiger ein Agent Wilsons stand. Da kehrte ich Amerika den Rücken und begab mich nach dem Lande Shakespeares, Byrons, Dickens und jener Größen, die einst mich gefeiert hatten. In England gibt es noch viele Vernünftige, aber selbst diese ließen mich nicht zu Wort kommen, weil die anerzogene Anschauung über euch Deutsche das nicht zuläßt. Aehnlich wie die Franzosen von nervöser Eitelkeit beherrscht werden, erfüllt die Briten ein plumper Hochmut, der — mein lieber Sumego — Jahre hindurch von euch Deutschen selbst einfach gemästet wurde. In Rom erging es mir noch schlimmer. Der Freimaurer Nathan verbrüderte sich gerade mit dem kleinen König und d'Annunzio-Rübchen arbeitete an einer Ode für Frau Lüge. Wollte ich nicht gänzlich verkümmern, mußte ich mich bei den Mittelmächten umsehen.

Da hättest du dich aber doch rasch erholen können? fragte Sumego.

Das schon, aber ich geriet in die Parlamente, antwortete der gesunde Menschenverstand und nieste entsetzlich.

Bitte, gebrauche doch dein Taschentuch beim Niesen, rief Sumego, weil er vermeinte, in der Münchener Trambahn sich zu befinden.

Taschentuch? Hier, ich beseitige diese Glocke mit dem Bezugsschein für zwei Taschentücher.

Pfui! O, diese Verordnungen der Beamten! meinte Sumego seufzend.

Ach die! Nein, ich wollte von den Kirchenglocken in Oesterreich erzählen. Du liest doch mehrere Tagesblätter und die meisten verschweigen, daß eine jüdische Gesellschaft die aufgekauften Kirchenglocken zu ihrem Vorteil verwenden konnte. Sage mir, Sumego: Warum goß das Militär nach solcher Entdeckung nicht Kanonen, mit denen es auf diese Musterpatrioten hätte schießen können? Sage mir: Wie wurden die Wien-Budapester Schieber bestraft? Um Millionen handelte es sich, meinte der gesunde Menschenverstand.

Da mußt du die „Neue Freie Presse" fleißiger lesen, gab Sumego zurück, dann fuhr er fort: Es ist allerdings auffallend, daß bei allen diesen großen Skandalen Namen wie Lustig, Rosenblatt und ähnliche vorkommen, aber man erfährt doch nie, wer schützend hinter diesen Marionetten steht, wer sie zum Verbrechen am Volke in Bewegung setzt.

Das kann ich dir schon sagen, fiel der gesunde Menschenverstand ein.

Schweige! Ich darf es nicht wissen! Das Volk, dem ich aufrichtig wohl will, würde mich verdammen, denn es glaubt gern Leuten wie Adler, Kohn und Konsorten. Es liest gierig deren Blätter und hält die in der „Reichspost" enthaltenen Wahrheiten für Lügen. Aber woher dieser entsetzliche Schnupfen? Du niest schon wieder in einen Bezugsschein für einen halben Wollsocken.

Ich war doch in Oesterreich und Deutschland in einigen Parlamenten. Ueberall bei der Kälte weitgeöffnete Fenster. Alle redeten stundenlang durch diese hinaus. Nun hoffte ich aber, sie würden energisch dafür sorgen, daß jeder Staatsbürger genügend Kohlen, genügend Nahrung erhalte. O, sie stritten darüber, daß noch zu wenig Israeliten Offiziere geworden seien, ob die Neuorientierung noch während des Krieges durchgeführt werde, ob die Friedensziele so oder so aufzustellen seien, die Zivilisten sprachen über Militärisches und die Bureaukraten verliefsten sich in die Erzeugnisse des Düngers. Gern hätte ich es erlebt, daß einmal nur ein Dutzend Menschen von dieser Rhetorik gesättigt worden wären.

Als sich der gesunde Menschenverstand also geäußert hatte, fragte Sumego: Und warst du auch in München? Wir besitzen doch ein herrliches Rathaus und drinnen einen Magistrat. O — o!

Ja, ich war im Ratskeller. Wollte mich stärken und setzte mich an den Tisch eines Großindustriellen aus der Pfalz. Dort soll gerade eine Wahl stattgefunden haben. Endlich kam ein anderer Pfälzer und rief: Gott sei Dank! Gewählt! Weggelobt! Dann tranken sie freudigst ein Glas guten Weins und der eine telegraphierte gleich nach der Pfalz.

Lieber Menschenverstand, diesmal spukt's bei dir? entgegnete Sumego nachsinnend.

Nein, nein! Diese Pfälzer besaßen eben mich! lautete die Antwort und es schlug die Geisterstunde.



Wir deutschen Katholiken und die katholische Weltliteratur.

Von Rechtsanwalt Dr. **Bartmann**, Dortmund.

Bei der künftigen Neuordnung der Völkerbeziehungen läßt sich die Tatsache nicht übersehen, daß ein großer Teil der Völker, um deren Sympathien wir uns aus politischen Gründen bewerben, mit Wärme und Innigkeit der katholischen Religion zugetan ist. Bei den Vlamen und Spaniern, vor allem aber bei den Polen und Iren sind Volkstum und Katholizismus zu einem untrennbaren Ganzen — fast möchte man sagen: mystisch — miteinander verbunden, so daß es beinahe unmöglich ist, eines ohne das andere verstehen zu lernen. Die politische Folgerung hieraus ist, daß vor allem der **deutsche Katholizismus** berufen erscheint, die **kulturelle Brücke** zu den genannten Völkern zu schlagen.

Es wäre dies nicht das erstemal, daß der Katholizismus ein wichtiges Ferment für das neue Deutsche Reich gebildet hat. Viel zu wenig wird von uns die Tatsache betont, daß er seit 1871 die Verschmelzung zwischen Nord und Süd unseres Vaterlandes — wenn auch nicht immer bewußt — sehr gefördert hat. Trotz aller früheren Sympathien für Großdeutschland hat das reich aufblühende innere Leben des deutschen Katholizismus den katholischen Süden des kleineren Deutschlands mit den Katholiken des Nordens, vor allem Rheinland-Westfalens und Schlesiens zu einer innigen Ideengemeinschaft verbunden und dadurch den gemeinsamen Interessenkreis der geeinten deutschen Stämme um ein bedeutendes Stück vergrößert.

Jetzt, in den größten Schicksalsjahren des Reiches, erscheint der deutsche Katholizismus berufen, eine stärkere kulturelle Gemeinschaft, als sie bisher bestand, zwischen Deutschland und einem großen Teil derjenigen Völker herzustellen, mit denen uns politische Interessen oder Sympathien bereits mehr oder weniger fest verbinden. Der deutsche Katholizismus kann dies um so eher, als er sich bei aller Liebe zur Heimat und zum Vaterlande von Chauvinismus, der christlicher Liebe so wenig entspricht, stets ferngehalten hat.

Da die **Nationalliteratur** am leichtesten und vollkommensten ein Abbild der Volksseele vermittelt, so fragt es sich: wieviel von der besten modernen Literatur der Iren, Vlamen, Polen und Spanier ist bereits in Deutschland durch Uebersetzungen verbreitet und was bleibt den deutschen Katholiken noch zu tun übrig? Eine ins einzelne gehende Beantwortung dieser beiden Fragen ist an dieser Stelle nicht notwendig. Es dürfte genügen, das Symptomatische hervorzuheben und auf einschlägige Werke der Literaturgeschichte zu verweisen.

Von den **irischen Erzählern** ist wohl nur **Sheehan** († 1913) in Deutschland allgemein bekannt. In deutscher Uebersetzung erschienen von ihm „Mein neuer Kaplan" (Bachem 1901), „Der Erfolg des Mißerfolges" (Missionsdruckerei Steyl 1902), „Lucas Delmege" (Habbel 1903), „Dr. Grays Blindheit", „Die Intellektuellen" (1911), „Miriam Lucas" (1912). Anscheinend sind noch nicht übersetzt „Lisheen", „Glenanaar" sowie die Essays „Under the cedars and the stars" und „Parerga". Von letzteren brachte Professor Lohr im Juniheft 1914 der Zeitschrift „Ueber den Wassern" vielverheißende Proben, die so recht die tieffromme Priesterseele Sheehans bewundern lassen. — **Synge** († 1907), der große irische Dramatiker, hat nur zwei Werke: „Der heilige Brunnen" (1906) und „Der Held des Westerlandes" (1913), die bislang, soweit sich feststellen ließ, einer Uebersetzung ins Deutsche teilhaftig wurden. — Ein Mann wie **Yeats** (geb. 1865) ist in der großen Kgl. Bibliothek in Berlin nur mit den „Märchen", „Erzählungen" und dem „Land der Sehnsucht" in deutscher Uebersetzung vertreten, obschon sein Stück „Cathleen Ni Honlihan" nach Lohrs Angabe bereits klassischen Ruf genießt.

Der Verbreitung **vlämischer Literatur** hat sich besonders der nichtkatholische Inselverlag angenommen. In seiner 80 Pfg.-Bücherei erschienen u. a. von **Stijn Strenvels** die schlichten Erzählungen „Die Ernte" und „Die Arbeiter", von **De Coster**[1]) „Herr Halewijn, eine vlämische Märe", in größeren Ausgaben von demselben „Briefe an Elisa" sowie „vlämische Mären", von **Elhond** „Das neue Karthago", von **Anton Bergmann** der „Advokat Ernst Staas", vor allem aber die Gedichte von **Guido Gezelle**. Die feine Lyrik dieses katholischen Priesters[2]) übersetzen und verbreiten zu lassen, müßte eine schöne Aufgabe für unsere katholischen Verleger sein. Die vlämische Literatur ist so reich an Erzählern, daß man sich nicht darauf zu beschränken braucht, immer wieder die Werke von **Hendrik Conscience** zu verlegen. Eine Auswahl gibt der Band „Vlämische Dichtung in Urtext und Uebersetzung" im Verlag von Eugen Diederichs-Jena. Von vlämischen Liedern hat das rührige Sekretariat sozialer Studentenarbeit (M.Gladbach) durch Heinrich Brühl einige Heftchen übertragen lassen und herausgegeben. Sie enthalten Texte von de Clerq, Rodenbach, Woestijne, Sevens, de Laet, Brehne u. a. m.

1) Vor allem bekannt als Verfasser des „Uilenspiegel" und der „Hochzeitsreise".

2) Man vergl. über ihn: Univ.-Prof. Franz Jostes, „Vlämische Literatur mit besonderer Berücksichtigung von G. Gezelle" (1. Heft der Schriften der Gesellschaft zur Pflege der deutsch-vlämischen Beziehungen). Weiteres Material enthielt der Aufsatz: „Zur Pflege der deutsch-vlämischen Beziehungen", „A. R." 1918, Nr. 1.

Wie Conscience unter den Vlamen, so hatte bislang Sienkiewicz unter den **Polen** den Löwenanteil bei den Uebersetzungen ins Deutsche. Beide haben es gewiß verdient, bei uns bekannt zu werden; aber wozu diese Ausschließlichkeit? Wer von uns kennt die Werke von **Adam Mickiewicz** (Die Ahnen, Herr Thaddäus, seine Sonette und Balladen), von **Julius Slowacki** (Die Orientreise, seine Dramen aus Litauens Vorzeit), von **Krasinski** (Morgendämmerung, Psalmen der Zukunft)? Nach Mitteilung der Auskunftsstelle bei der Kgl. Bibliothek in Berlin sind von Mickiewicz sämtliche Werke ins Deutsche übersetzt, dagegen von Slowacki nur Lilla Weneda und B. Cenci, von Krasinski nur „eine göttliche Komödie" in deutscher Uebersetzung dort vorhanden. Dabei gehören die drei genannten Dichter zu Polens großen Romantikern!

Bereits vor dem Kriege hat Lutoslawski, selbst ein polnischer Mystiker, im „Hochland" auf die innige Verbindung zwischen religiösen und nationalen Vorstellungen bei den Polen hingewiesen, und jetzt wieder Frau Dr. Maria Maresch (Wien) in einer kleinen Studie „Aus Polens Geschichte und Kultur."[3]) Es bedarf kaum noch eines Hinweises, wie wichtig für unsere Polenpolitik die Kenntnis der polnischen Volkspsyche ist, die sich vor allem in den genannten Werken willig erschließt.

Noch ein höchst bedeutendes Werk sei erwähnt: „Die polnischen Bauern" von **Wl. St. Reymont**.[4]) Es gibt in vier Bänden, nach den Jahreszeiten benannt, ein großartiges Bild des polnischen Landlebens. Der Verlag Eugen Diederichs gibt es heraus als ersten Teil einer groß gedachten Sammlung „Der Bauernspiegel", in der durch Bauernromane „Quellen zur zeitgenössischen Völkerkunde" geboten werden sollen. — Einen kurzgefaßten Führer durch die polnische Literaturgeschichte findet man in der trefflichen „Sammlung Kösel".

Von den modernen **Spaniern** ist vor allem **P. Coloma** in Deutschland sehr beliebt. Dagegen ist eine Uebersetzung von **Raymon Casellas** „Des Lazarus Tod"[5]) ziemlich unbeachtet geblieben. Die unlängst verstorbene geistvolle Charlotte Lady Blennerhasset, geborene Gräfin Leyden, hat in ihren hinterlassenen „Literar-historischen Aufsätzen"[6]) den modernen spanischen Romandichtern **Caballero, Coloma, Valera, de Pereda, Galdos** eine längere Abhandlung gewidmet. Bislang waren kaum die Namen dem gebildeten Deutschen bekannt, wie auch die Sympathien beider Völker erst im Weltkrieg recht zum Bewußtsein gekommen sind. Sie werden hoffentlich noch recht wachsen, zumal Spaniens größter katholischer Schriftsteller Mitglied des Ministeriums Garcia Pietro ist.

Unser kurzer Rundgang hat überall das gleiche Bild geboten: statt der ganzen modernen Literatur der Iren, Vlamen, Polen und Spanier kennen wir eigentlich nur einen ihrer Vertreter. Die Werke der übrigen, obschon sie auch literarisch sehr wertvoll sind, wurden teils noch gar nicht ins Deutsche übersetzt, teils nur wenig oder gar nicht verbreitet. Wie ist dem **abzuhelfen**?

Zunächst müssen unsere Büchereien die vorhandenen Uebersetzungen spanischer usw. Werke mehr als bisher beschaffen. Sodann sollten diese in großem Umfange in die literarischen Ratgeber aufgenommen werden. In demjenigen für die Katholiken Deutschlands von 1916[7]) findet man z. B. keine Uebersetzungen von Synge, Yeats, Mickiewicz, de Pereda. Es ist zu wünschen, daß dieser vorzügliche Führer auch dann die wichtigsten Erscheinungen ausländischer Literatur bespricht, wenn sie noch nicht ins Deutsche übersetzt sind. Dann wären nicht nur diejenigen beraten, die Lektüre in fremden Sprachen suchen, sondern auch die Verleger, welche ausländische Werke übersetzen lassen wollen.

Wenn wir Katholiken die **Führung übernehmen**, können wir dafür Sorge tragen, daß vor allem solche Werke übersetzt und verbreitet werden, die aus tief religiösem Empfinden geschaffen sind.[8]) Dadurch bringen wir den Deutschen am besten die Eigenart des polnischen, irischen, vlämischen und spanischen Volkes nahe, die im innersten Wesen fromm ist.

Es ist selbstverständlich, daß die Pflege der katholischen Weltliteratur uns nicht dazu führen darf, die deutsche Literatur zu vernachlässigen, zumal der deutsche Katholizismus noch große Pflichten zu erfüllen hat, sowohl gegenüber den noch lebenden Dichtern als auch gegenüber seinen verstorbenen Größen — den Romantikern, Görres, Annette von Droste, Deutinger u. a. m. Hat doch bislang weder Eichendorff noch Görres eine grundlegende Lebensbeschreibung erhalten. Kennenlernen fremder, treues Bewahren eigener Art ist bei den besten Deutschen stets Hand in Hand gegangen.

3) Herausgegeben vom Sekr. soz. Studentenarbeit (Heft 45 der Sammlung „Der Weltkrieg").

4) Bei Georg Müller, München, erscheint soeben von ihm „Der letzte polnische Reichstag", vorher in der „Köln. Zeitung" abgedruckt.

5) Verlag Frenken in Köln.

6) Verlag Oldenbourg, München-Berlin.

7) Verlag Kösel, Kempten und München.

8) Jetzt steht z. B. ein Mann wie de Coster zu sehr im Vordergrunde. Es ist traurig, daß man glaubt, ihn dadurch noch mehr verbreiten zu können, daß man den Namen des virtuosen Pariser Dirnenmalers Félicien Rops als Lockmittel benutzt — wobei es dahingestellt sein mag, ob die Illustrationen zu de Costers Werken einwandfrei sind oder nicht.

Kgl. b. Wirkl. Rat Dr. phil. B. M. Otto Denk (Otto von Schaching) †.

Ein Wort zum Gedächtnis von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

So hat des Todes Sense, die jetzt so furchtbar ausholende, auch diesen Tapferen gemäht: daheim, weit hinter der Front, zu der aber sein mannhaftes Kämpferherz immer wieder in starken Stößen unmittelbarer Anteilnahme hinpulsierte. So ist auch diese ragende Säule christkatholischer Volksdichtung geborsten, gestürzt. Möge der Efeu katholischen Volksdankes ihre Trümmer umgrünen und ihr derart lebendig zusammengefaßtes Bild im Gedächtnis gegenwärtiger und kommender Geschlechter unversehrt erhalten! Wenn einer, so verdiente es dieser um uns, um das deutsche, vor allem um das bayerische katholische Volk, dem er nicht weniger gab als seine ganze Lebenskraft. Die aber war ein Bedeutendes.

Otto Denk, geb. am 23. März 1853 zu Schaching im Bayerischen Walde, nannte sich als Dichter nach seinem Heimatorte, und unter diesem Namen ist sein Ruf, sein Ruhm am weitesten gedrungen. Seine Begabung und deren Auswertung aber war eine vielseitige. An den Universitäten Breslau und München philologisch und historisch geschult, bildete er sich während mehrerer Jahre in Italien (hier als Lehrer an der „Anima", Rom), England, Frankreich und Spanien weiter, sprang jung, aber kraftvoll zielbewußt in die gewaltige Bewegung des Kulturkampfes ein, gründete sich seinen Wohnsitz zunächst in Donauwörth, dann auf lange hinaus in Regensburg. Er bewährte sich, außer als Erzähler, als Lyriker, Geschichtsforscher, Literarhistoriker, innerpolitischer Schriftsteller, übernahm nach Heinrich Keiters Tode die Redaktion des „Deutschen Hausschatzes", die er dann, unter heißem inneren Jubel, gegen die neugegründete des „Aar" austauschte. Eine Wirksamkeit wie diese hatte er sich immer ersehnt. Nun war es ihm gegeben, gefesselte Schwingen zu stolzem Aufstieg zu lösen. Aber was so verheißungsvoll begann, fiel — zum Schmerze vieler — nur zu bald wieder auseinander.

Für Denk gehörte diese Erfahrung, deren endgültige Entscheidung ihn genau am 60. Geburtstag erreichen mußte, fraglos zu den schwersten Opfern seines Lebens. Das allerschwerste traf ihn kurz nachher durch den plötzlichen Tod seines genialen zweiten und jüngsten Sohnes, der in den Alpen abstürzte. Aber das Lebensgebot legte seine zwingende Hand nach wie vor auf den beraubten Vater. Dessen Kraft mochte wanken, aber sie brach nicht, sondern schaffte pflichtgetreu weiter. — Mit dem „Aar" hatte sich Denk in München niedergelassen; seit kurzem lebte er wieder nahe seinem lieben Regensburg, in Winzer. Die freiere Umgebung mochte ihn gelockt haben, wie es ihn immer wieder zur königlichen Schönheit des deutschen Waldes, des bayerischen Hochgebirges zog. Zur Ergänzung der äußeren Bildumrisse sei bemerkt, daß Dr. Denk außer durch den oben angegebenen Titel eines K. Wirkl. Rates durch die K. bayer. Goldene Ludwigsmedaille für Wissenschaft und Kunst sowie die Prinz-Regent Luitpoldmedaille, dsgl. durch den herzoglich Anhaltischen Verdienstorden für Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet wurde.

Denks Hauptbedeutung beruht in seiner volkstümlichen, markigen, reinen Erzählkunst, deren Schöpfungen unsere Familien-, Schulbildungs-, Volks- und Vereinsbüchereien weit offen stehen sollten, und zwar im interkonfessionellen Sinne. Denn Otto von Schaching besaß beides: hervorragende vielseitige Begabung und Durchbildung, darum auch Sachlichkeit. Zu universal veranlagt, um sich restlos der Heimatkunst engeren Begriffs auszuliefern, schuf dieser wuchtige, religiös-sittliche Dichter doch in ihr sein Bestes. Hier müssen ein paar Herausstellungen genügen. So verweise ich auf seine zahlreichen Jugend- und Volkserzählungen, mit der ungemein reichen und kraftvollen, niemals sich wiederholenden Personenzeichnung, vor allem auf „Waldesrauschen", „Geschichten aus alter Zeit", „Geschichten aus dem Volke", die Bauernromane „Stasi", „Die Teufelsgretl" und den großen Geschichtsroman „Bayerntreue". Da ist alles gesundes, blühendes Leben voll Anschaulichkeit und unaufdringlicher christkatholischer Eingründung und Wirklichkeitstreue. Genannt und anempfohlen sei noch der erste Teil einer großgedachten Erzählreihe: „Widukind der Sachsenheld". Seit lange trug Denk sich mit dem Plan eines Franz von Assisi-Romans —, er hat ihn, wie so manches andere ihm Herz und Sinn Bewegende, nicht mehr ausführen können.

Dieser Mann stand schon seiner Natur nach immer mitten im Lebenskampfe. Er kannte dessen Siegesfreude, aber auch sein Martyrium. Und dies, wissen wir, schließt unfehlbar ein Heldentum ein. So blühe und reife Ehre seinem Andenken!

Ein Vierteljahrhundert „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst".

Im heurigen Januar jährt es sich zum 25. Male, daß in München die „Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst" gegründet wurde. Ihr Entstehen verdankt sie dem Katholikentage zu Mainz. Die Zahl ihrer Mitglieder ist im Laufe der Jahre bis auf gegen 6000 gestiegen. Dieser äußere Erfolg liefert den Beweis dafür, daß die „Deutsche Gesellschaft" wahrhaft bedeutende Ziele verfolgt, Zwecke erreicht, deren Wichtigkeit sich nicht übersehen läßt. Geht doch ihr Streben darnach, die christliche Kunst neu zu beleben, für sie jene Stellung wieder zu erringen, die sie einst unbestritten behauptet hat. Seit den Zeiten des ersten Christentums bis über die Grenze der Neuzeit hat sie die Führung aller Kunst gehabt, sie war das Spiegelbild des christlichen Denkens und Lebens. Dann kam die Religionsspaltung, die in den vom alten Glauben abgefallenen Gegenden die Betätigung und Entfaltung dieser Kunst lahm legte, profanes Wesen an ihre Stelle setzte. In den katholischen Bezirken aber blühte sie weiter und schuf Herrliches, gab der Welt noch bis ins 19. Jahrhundert hinein köstlichen Gewinn. Auch dann starb sie nicht, sondern schlief nur. In der Zeit ihrer Untätigkeit aber gewann allerlei Unkunst mehr und mehr an Boden. Es ist das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst der „Deutschen Gesellschaft" und der Nachweis der Notwendigkeit ihrer Existenz, daß es ihr in dem kurzen Zeitraume eines Vierteljahrhunderts gelungen ist, diese Schäden siegreich zu bekämpfen und der christlichen Kunst neue Kraft und eine glückverheißende Zukunft zu sichern. Zu den Mitteln, mit denen sie arbeitet, gehören die regelmäßig erscheinenden „Jahresmappen", Sammlungen von trefflichen Nachbildungen bester Arbeiten kirchlicher Kunst unserer Zeit. Ankäufe, später Verlosungen mustergültiger Werke wurden unter Aufbietung sehr bedeutender Summen alljährlich veranstaltet. Originalarbeiten christlicher Künstler bringt die „Deutsche Gesellschaft" in ihren eigenen Räumen zur Schau, wie sie sich auch öfter an großen Ausstellungen (München, Dortmund, Regensburg, Düsseldorf, Paderborn) beteiligt hat. Zwei von ihr verlegte Zeitschriften, „Die christliche Kunst" und „Der Pionier", veröffentlichen eine von vorzüglichen Texten erläuterte Fülle zumeist neuer, zum Teil aber auch älterer Meisterwerke. Dazu kommt die Herausgabe von ausgezeichneten Nachbildungen. Das alles dient dazu, echte, von wahrem christlichen Geist erfüllte Kunst in das Volk zu tragen und diesem Geschmack und Lebensanschauungen zu veredeln. Von größter Bedeutung sind die von der „Deutschen Gesellschaft" veranstalteten erfolgreichen Wettbewerbe. Ihnen besonders ist es zu danken, daß die neuzeitliche christliche Kirche wieder ein würdiges Aussehen gewinnt. So darf man der „Deutschen Gesellschaft" in dankbarer Gesinnung die besten Wünsche auf ihren weiteren Weg mitgeben. Dr. O. Doering.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Erlasse, Ansprachen, Aufrufe. Abwehr gegnerischer Anschuldigungen.

König Ludwig von Bayern über den Frieden.

Nach der Parade am Königsgeburtstag sagte König Ludwig III. in einer Ansprache an die verwundeten Offiziere und Mannschaften: Sie wissen, daß Ich immer für den Frieden war, ebenso wie Seine Majestät der Kaiser, und daß wir, als wir von dem größten Teile der Welt überfallen worden sind, gekämpft haben wie Löwen und überall siegreich sind. Je nachdem ein Teil nach dem anderen niedergerungen war, und wieder ein neuer Gegner aufgetreten ist, sind wir Sieger geblieben und so möchten wir auch unserem neuen Gegner, den Amerikanern, gegenüber sein. Im Osten scheint es zum Frieden zu kommen. Auf den übrigen Fronten müssen wir aber noch kämpfen. Wir müssen kämpfen, bis unsere Feinde uns bitten, mit ihnen Frieden zu schließen und von ihren unerhörten Zumutungen, die sie an uns stellen, als ob wir die Besiegten wären, abgehen. Kein Fußbreit deutschen Landes darf abgetreten werden. Wir müssen überall trachten, bessere Grenzen zu bekommen und dafür sorgen, daß wir niemals wieder von allen Seiten von Feinden überfallen werden können.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Gescheiterte feindliche Vorstöße.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

9. Januar. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Unter starkem Feuerschutz stießen englische Erkundungsabteilungen gegen den Südrand des Houthoulsterwaldes vor, einige Kompagnien griffen an der Bahn Boesinghe—Staden an. An einer Stelle konnte der Feind unsere Linien erreichen; in unserem Feuer hatte er schwere Verluste. Oestlich von Bullecourt fanden mehrfach Handgranatenkämpfe um kleinere Grabenstücke statt.

Heeresgruppe Herzog Albrecht. Westlich von Flirey brachen die Franzosen am Nachmittag nach heftiger Feuerwirkung in vier Kilometer Breite zu starken Angriffen vor. An einzelnen Stellen drang der Feind in unsere Postenlinie ein; Versuche, über sie hinaus Boden zu gewinnen, scheiterten. Unsere Gegenstöße warfen den Feind im Laufe der Nacht überall wieder in seine Ausgangsstellungen zurück.

10. Januar. Westlich von Zandvoorde scheiterte ein starker nächtlicher Erkundungsvorstoß der Engländer.

Im Dezember beträgt der Verlust der feindlichen Luftstreitkräfte an den deutschen Fronten 9 Fesselballone und 119 Flugzeuge, von denen 47 hinter unseren Linien, die übrigen jenseits der gegnerischen Stellungen erkennbar abgestürzt sind. Wir haben im Kampfe 82 Flugzeuge und 2 Fesselballone verloren.

11. Januar. Versuche des Feindes, überraschend und nach Feuervorbereitung am Morgen des 10. Januar südöstlich von Ypern in unsere Stellungen einzudringen, scheiterten.

13. Januar. Stärkere französische Abteilungen, die nördlich von Reims, in der Champagne und nordöstlich von Avocourt zur Erkundung vorstießen, wurden im Nahkampfe zurückgeworfen. Südwestlich von Ornes brachte ein eigenes Unternehmen Gefangene ein.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Erweiterung des Seesperrgebiets.

Die „Nordd. Allg. Ztg." veröffentlicht am 8. Januar nachstehende Ergänzung der Seesperrgebietserklärung vom 31. Januar 1917: Um die feindlichen Stützpunkte auf den Capverdischen Inseln und den Stützpunkt Daka mit Einschluß des Küstengebietes wird vom 11. Januar 1918 ab ein neues Sperrgebiet erklärt. Mit dem gleichen Datum wird das Sperrgebiet um die Azoren nach Osten bis über die unseren Gegnern als Stützpunkt dienende Insel Madeira ausgedehnt. Neutrale Schiffe, die zur Zeit der Veröffentlichung dieser Erklärung in Häfen innerhalb des neuen Sperrgebiets liegen, können dieses Gebiet noch verlassen, wenn sie bis 18. Januar auslaufen und den kürzesten Weg in freies Gebiet nehmen.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Wiederaufnahme der Verhandlungen in Brest-Litowsk.

Nach einer Vorbesprechung am 8. Januar zwischen den Vorsitzenden der Abordnungen, an der teilnahmen: Staatssekretär v. Kühlmann, Minister des Äußern Graf Czernin, Justizminister Popow, Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten Trotzki, Großwesir Talaat Pascha und der ukrainische Staatssekretär für Handel und Industrie Wsewolod Golubowitsch, fand am 9. Januar eine Vollsitzung statt. Darin gab Staatssekretär v. Kühlmann einen Ueberblick über den bisherigen Verlauf der Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen und stellte fest, daß mit Ablauf der zehntägigen Frist, die der Entente zur Stellungnahme gegenüber der Erklärung des Vierbunds vom 25. Dezember gelassen worden war, jenes Dokument hinfällig geworden sei. Er erklärte ferner, daß der Vierbund die Verlegung der Verhandlungen über einen Präliminarfrieden an einen anderen Ort nicht zulassen könne. v. Kühlmann wies auch die entstellende Darstellung der Petersburger Telegraphenagentur über die Verhandlungen scharf zurück. Graf Czernin erklärte im Anschluß daran ebenfalls, daß von einer Verlegung von Brest-Litowsk keine Rede sein könne und daß es sich heute nach Ablauf der Frist nur um einen Sonderfrieden zwischen dem Vierbund und Rußland handeln könne. Die Vertreter Bulgariens und der Türkei schlossen sich dem an. Oberst Hoffmann wandte sich im Namen der Obersten Heeresleitung gegen die mit dem Geiste der Friedensverhandlungen nicht vereinbaren Funksprüche und Aufrufe, unterzeichnet von Vertretern der russischen Regierung und der russischen Obersten Heeresleitung, die teils Beschimpfungen der deutschen Heereseinrichtung und der deutschen Obersten Heeresleitung, teils Aufforderungen revolutionären Charakters an unsere Truppen enthalten. Die Vertreter der österreichisch-ungarischen, der türkischen und der bulgarischen Heeresleitung schlossen sich dieser Verwahrung an. Der russische Volkskommissar Trotzki erbat darauf Vertagung zwecks Rücksprache unter den russischen Delegierten.

In der Plenarsitzung vom 11. Januar überreichte der ukrainische Staatssekretär für Handel und Industrie, Golubowitsch, eine Note, in der die Proklamierung der ukrainischen Volksrepublik angezeigt wird, die bis zu dem Zeitpunkt der Bildung einer gemeinsamen Bundesregierung in Rußland selbständige völkerrechtliche Beziehungen anknüpft. Der erste russische Delegierte Trotzki gab Erklärungen zur Beseitigung der in der letzten Sitzung erörterten Differenzen und erklärte, daß die Russen die Friedensverhandlungen weiterführen und auch in Brest-Litowsk bleiben wollen.

In der Plenarsitzung vom 12. Januar gab der Vorsitzende, Graf Czernin, die Erklärung ab, daß die verbündeten Mächte die ukrainische Delegation als selbständige Delegation und als bevollmächtigte Vertretung der selbständigen ukrainischen Volksrepublik anerkennen. Auch Trotzki erklärte, daß die russische Delegation keinerlei Hindernisse für eine selbständige Teilnahme der Delegation des Generalsekretariats an den Friedensverhandlungen sehe. In der weiteren Debatte wurde den Russen noch einmal das Unzulässige ihrer in Deutschland durch Funksprüche und Veröffentlichungen betriebenen revolutionären Propaganda zu Gemüte geführt.

Vom Büchertisch.

Sven Hedin, der große schwedische Forschungsreisende, hat sich während des Weltkrieges in zwei vorzüglich ausgestatteten Werken (Ein Volk in Waffen und Nach Osten) als treuer Freund Deutschlands bewährt. Jetzt erfreut er uns mit einem dritten Werk, „kein Kriegsbuch, nur eine Reisebeschreibung", wie er selbst bemerkt, die aber doch viele Berührungspunkte mit dem Krieg aufzuweisen hat: **Bagdad Babylon Ninive.** Liegt bis jetzt nur in der auszüglichen Feldpost-Ausgabe vor. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1917. 165 S. Mit 26 Abbildungen. Je nach Einband 1—3 M. (Die große Ausgabe, 400 S. mit 200 Abbildungen, 8—10 M, ist in baldige Aussicht gestellt.) Diesmal führt er uns im Frühjahr 1916 durch die östliche Türkei von Konstantinopel bis nach Mosul. In erster Linie besuchte er einen Besuch der großen Ruinenfelder des assyrischen und babylonischen Reiches. Die Schilderung derselben tritt in der Feldausgabe hinter der Nachdruck liegt hier auf der Beschreibung der Reise, welche dem scharfen Beobachter eine Fülle interessanter Begegnungen und Eindrücke brachte. Ueberall fand er offene Türen, bei türkischen Generalen, deutschen Offizieren in türkischen Diensten, auch den Kapitänleutnant der den Helden der Ayesha und den gerade bei der Kapitulation von Kut-el-Amara gefangenen englischen General Townshend hat er getroffen. Eine reizvolle Episode ist seine Euphratfahrt: Als er in der Regenzeit nicht mit dem Auto vorwärts konnte, ist er, ganz wie bei seiner berühmten Befahrung des Tarim in Turkestan, kurz entschlossen auf einem Floß etwa 1000 Kilometer den Euphrat hinuntergefahren. Sein Bericht liest sich schon im Auszug vortrefflich, die Illustration verdanken wir zum Teil wieder seinem gewandten Zeichenstift. In der politischen Einleitung gibt er seiner festen Ueberzeugung vom Endsiege Deutschlands Ausdruck.

Dr. Cardauns.

Heimat im Frieden. Ein Schweizer Skizzenbuch („Im Sonnenschein", neue Folge) von Michael Schnyder. Luzern, Räber & Co. 222 S., geb. M 3.—. Von herzlichem Mitgefühl, sonniger Lebensauffassung und inniger Frömmigkeit sind die Skizzen durchwärmt und in manchen, wie in dem prächtigen „Ueber dem Nebelmeer", „Auferstehn im zweiten Kriegsjahr", „Die Wundernacht", „Die Sendung des Neujahrstages 1916", „Die Seele des Osterfestes" usw. nimmt die Poesie einen hohen Flug. Mit freundlichem Humor sind die Wanderbilder „Abseits der Straße", „Im Fuhrerjubel", „In der Alphütte" gewürzt und durch das die und da einfließende originelle Schweizer „Dütsch" wird die Gemütlichkeit nicht wenig erhöht. Das allerschönste aber in diesem friedlichen Buch ist das herzliche Mitleid, das der Dichter den armen unschuldigen Opfern des von frevelnder Hand geschürten Weltbrandes widmet, wofür ihm Enrica Handel-Mazzetti in folgender Weise ihre Anerkennung zollt: „Treuer, erlenfester Eidgenosse, Dir sei Ehre und Dank für Deine Worte, die Du von Helvetia, Deiner Mutter, erlauscht hast, denn diese Worte in Deinem Munde sind nicht tauber, leerer Schall, sie sind das innerste Empfinden einer die Schmerzen aller Ringenden tief und heiß mitempfindenden Christen- und Mannesseele." Von ganzem Herzen nimme ich diesen schönen Worten, der besten Empfehlung dieses duftigen Straußes, bei.

Leo van Heemstede.

Helene Most: „Gehe hin und künde! Eine Geschichte von Menschenwegen und von Gotteswegen". Mit einem Vorwort von P. Albert Maria Weiß O. Pr. und einem Bildnis der Verfasserin. Freiburg i. Br. Herder, 8° VIII und 142 S. M 1.80. — Manche werden sich der begabten religiösen Dichterin erinnern, die, jugendliche Konvertitin, nach ihrem Eintritt (1907) in den Ordensstand als Dominikanerin, zwei gottdurchglühte Gedichtsammlungen: „Mein Leid dem Herrn" (Ravensburg, Friedr. Alber) und „Sonne, ringe dich durch!" (Regensburg, Friedr. Pustet) veröffentlichte, um dann schon als kaum Dreißigjährige ihr Leben „dem Herrn" hinzugeben. In dem vorliegenden Werke haben wir nun ihre Selbstbiographie, die sie neun Monate vor ihrem Tode: 4. Nov. 1913, begann und trotz schwersten Leidens fortsetzte, bis der große Dunkle, für sie lichte Freund die außerordentlich fesselnde Darstellung für immer unterbrach. Wer für die vielberufene „moderne" Frauenseele ein Interesse hat: hier kann er es in psychologisch, auch rein intellektuell lebhaft anregender Weise befriedigen. Der religiös Empfängliche aber, einerlei welchen Standes oder welchen Geschlechtes, wird mehr als Anregung und Befriedigung: wird in vielen Fällen Erschütterung und Erleuchtung, in jedem Falle Erhebung finden. — Die dieses Buch „in kindlicher Ehrfurcht" vor autoritativem Gebote schrieb, war fraglos eine überraschend Frühreife, zugleich aber — infolge ihrer Veranlagung und Erziehung — eine stark mit menschlichem Fehl Behaftete, die ihren Weg zur Vollkommenheit unmittelbarer Gott-Vereinigung bis zuletzt nach dem Worte der Schrift durch Feuer und Wasser gehen mußte. Wie streng sachlich diese Auserwählte zu unterscheiden vermochte, zeigt die Tatsache, daß die Darstellung des gottgeführten Lebens dessen künstlerische Entwicklung kaum streift. — Ein Geschenk für Tausende!

E. M. Hamann.

Dr. B. M. Otto Denk (Otto von Schaching): **Fürst Ludwig zu Anhalt-Köthen** und der erste Deutsche Sprachverein. Mit vielen Abbildungen. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung G. Braun. Gr. 8° IX und 126 S., geh. 2.50 M. — Die erste, bei festgegründeter Wissenschaftlichkeit allgemeinverständliche Darstellung des Wesens und Wirkens der „Fruchtbringenden Gesellschaft" und ihres fürstlichen Oberhern. Und zwar eine vorzügliche Darstellung, die gerade jetzt, in unserem erneuten Ringen um deutsche Sprachreinheit und -schönheit, in weite Kreise dringen sollte. Haus-, Volks- und Schulbibliotheken wären die geeigneten Wege dazu.

E. M. Hamann.

Edle Frauen unserer Heimat. Schlichte Lebensbilder, dargeboten von Franz Dor. Karlsruhe, Verlag der Aktiengesellschaft Badenia. 2.20 M. In ansprechender Weise schildert der Verfasser das Leben und Wirken von zehn Badenser Frauen des letzten Jahrhunderts, die in echt weiblicher Art christlichen Geist in ihrem Tun verkörpert haben, denen der Sinn nicht nach Ruhm stand und die Einfluß doch weit über den engen Kreis ihrer nächsten Umgebung übten. Niemand wird das kleine Büchlein ohne Erbauung, aber auch ohne warmes Interesse lesen. Mehrere dieser Lebensbilder, wie besonders jenes der Prinzessin Amalie Fürstenberg, der Frau Rat Schlosser, der Schwester Maria Katharina, beweisen klar, daß echter Frauen Liebeskraft sich auch schon im Deutschland des 19. Jahrhunderts den Weg zu ersprießlicher Wirksamkeit zu bahnen wußte! Ein Büchlein — besonders allen Frauen warm zu empfehlen.

M. A. Freiin v. Godin.

Frauenwirtschaft Jahrbuch für das hauswirtschaftliche und gewerbliches Frauenwirken. Herausgegeben vom Verband für soziale Kultur und Wohlfahrtspflege (Arbeiterwohl). Siebter Jahrgang. Redigiert von **Liane Becker.** M.-Gladbach 1917, Volksvereins-Verlag. Gr. 8° 252 S. Geb. 4.80 M. Trotz des Krieges, und gerade im Kriege doppelt wichtig, setzt sich dies segensreiche Unternehmen stetig fort in aufsteigender Linie. Gleich das Inhaltsverzeichnis der Rubrik „Abhandlungen" zeigt deren geistiges Schwergewicht, bei Innehaltung weitschauenden Ausblicks aufs Praktische; sämtliche angeschlagene Themen sind von einschneidender Bedeutung. Die Rubrik „Dokumente" bringt amtliches Material über die hauswirtschaftliche und gewerbliche Fortbildung. Sehr reichhaltig unterrichtend sind die „Rundschau"-Abteilungen: „Bildungswesen", „Hauswesen", „Heimatwesen". Von großer Bedeutung ist der in alle Straßen, Verbindungspfade, Ecken und Winkel der praktischen Orientierungsliteratur hineinleuchtende „Literarische Wegweiser", dem sich die Abteilung „Vereinsnachrichten" würdig anschließt. Die Verlagsanzeige hat recht mit ihrer Feststellung, daß das Jahrbuch in keiner Gemeinde- und Staatsbibliothek fehlen dürfe. Welche Werte die hauswirtschaftliche und gewerbliche Frauenarbeit schafft, hat keine Zeit mehr gezeigt als die unsere, die für alle Zukunft entscheidende; um so mehr heißt es Pflicht, das einschlägige Interesse überall nach Kräften zu fördern.

E. M. Hamann.

Horae diurnae Breviarii Romani. Editio altera juxta typicam amplificata. 16° 110×175 mm. 996 S. Einlageheftchen 32 S. Einlageblätter 38 S. 8.50 M., geb. 11.50—14.50 M. Regensburg, Pustet 1917. — Nunmehr liegt auch eine erweiterte Ausgabe des Diurnale mit den kräftigen Lettern der Breviersausgabe in 12° vor. Sie bietet durchgängig die Vorteile dieser Brevierausgabe unter Berücksichtigung der letzten Dekrete der Ritenkongregation. Die wichtigsten Gebetstexte des Ordinariums sind bei der Dominica und einzelnen Feria des Psalteriums wiederholt. Ebenso sieht die Anlage für die Proprien die möglichste Darbietung der eigenen Gebetstexte am jeweiligen Orte vor, so daß Verweisungen bzw. ein Zurückgreifen auf zitierte Stellen auf ein Mindestmaß beschränkt wird. Soweit es erforderlich ist, wird ein möglichst ungestörtes Beten erreicht durch die neu ausgearbeiteten Einlageblätter. Ein praktischer Anhang enthält neben den preces ante et post missam und den gutgeheißenen Litaneien die hauptsächlich notwendigen Weiheformulare. Auf den letzten vier Seiten sind die Formulae brevissimae des Rituale in fetter Schrift übersichtlich zusammengestellt. Zu dieser Neuausgabe des Diurnale, nach Anlage und Ausstattung eine neue Bürgschaft für die Gediegenheit des Pustetschen liturgischen Verlages, liegen eine Anzahl Diözesan- und Ordensproprien bereits vor, andere sind im Druck. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. An der Spitze eines R. Strauß-Zyklus wie solche der erfolgreichste unserer neuzeitigen Tondichter auf den bedeutendsten Opernbühnen, wie man sagt, auf manches Jahr hinaus festgelegt hat, erschien „Ariadne auf Naxos" in der neuen Fassung. Ich habe in meinem Berichte über die Erstaufführung (1913 Nr. 6) dargelegt, daß Strauß und sein Textdichter Hofmannsthal sich schon zu Streichungen herbeigelassen hätten und daß man hier noch weiter gehen könne, daß jedoch gerade die Begleitmusik zur Molièreschen Komödie vom eigenartigsten und musikalisch feinsten der Partitur enthalte. Indem nun die Verfasser auf den bourgeois gentilhomme ganz verzichteten und damit eine bei allem künstlerischen Können doch künstlich wirkende Verbindung lösten, hat Strauß auch manche musikalische Schönheit geopfert. Das Vorspiel hat Hofmannsthal neu geschrieben. Im Hause eines reichen Wieners rüstet man sich zur Aufführung der „Ariadne", da kommt der Befehl des Hausherrn, gleichzeitig eine Stegreifkomödie auf der Bühne zu mimen, was nach anfänglichem Widerstreben des Tondichters auch geschieht. Die kleine, aber immerhin als lang empfundene Rahmenhandlung mit ihren Blicken hinter die Kulissen und ins bedrängte Herz des Komponisten hat lediglich als Erklärung der Stilmischung der „Ariadne" zu dienen. Zweckdichtung, Kommentar. Rechtfertigte sich Ariadne nicht durch sich selbst, könnte keinerlei kommentierende Darlegung ihre wüste Insel künstlerisch fruchtbar machen; darum scheint es uns nicht unwahrscheinlich, so reizvoll auch Strauß den Plauderton des Vorspiels musikalisch illustriert hat, daß man am Ende zu einer dritten Fassung kommen wird, die sich einzig um „Ariadne" dreht. Die hohen Klangschönheiten dieser Musik haben in dem ekstatischen Zwiegesang zwischen Bacchus und Ariadne ihren Höhepunkt. Reich quellen die Ströme der Erfindung in Melodien von köstlicher Frische. Das von Strauß programmatisch geäußerte Wiederanknüpfen an Mozart findet durch das Gelingen seine volle Rechtfertigung. Die als Kontrast gebotenen Harlekinaden, die man nicht übel mit dem Auftreten Papagenos verglichen hat, haben in der neuen Fassung nicht mehr das letzte Wort; auch bleibt jetzt das Theater auf dem Theater ohne Nachspiel. Der in seiner Vaterstadt anwesende Komponist wurde sehr gefeiert. Walter hat die Leitung an Heß abgegeben, der mit Geist und Wärme dirigierte. Fuchs hatte wieder für eine prunkvolle Inszene gesorgt. Frau Perard-Theissen und Erb boten als „Ariadne" und „Bacchus" glänzendes; wie früher sang Frau Bosetti die schwindelnden Koloraturen der „Zerbinetta" mit spielender Leichtigkeit. Ein Leipziger Gast, Fräulein Sanden, gab die neue Hosenrolle des Komponisten. Von erlesenem Klangreiz war das Terzett von Najade, Dryade und Echo der Damen Reinhard, Willer und von Fladung. Geis, Grifft, Ludwig, Birrenkoven, Schützendorf und Lohfing sind mit lebhafter Anerkennung zu nennen. Die „Ariadne" wurde aus Anlaß des Geburtstages Sr. M. des Königs Ludwig III. erstmalig wiederholt, während gleichzeitig im großen Hause Possart, der greise Meister unserer Schauspielkunst, als „Rabbi Sichel" wieder einmal auf die seine Welt bedeutenden Bretter zurückkehrte. Der weitere Straußzyklus zeigte die zumeist schon früher besprochenen Besetzungen. Erwähnt sei nur noch, daß „Feuersnot" durch die persönliche Leitung des Tondichters musikalisch in mancherlei eine besondere Beleuchtung erfuhr.

Uniontheater. Die Schwänke und Possen Anton Annos sind so ziemlich vergessen. Es sind anspruchslose, heitere Stücke, die von einem Manne geschrieben sind, der das Theater aus praktischer Erfahrung heraus kannte. Er war kein alltäglicher Kopf. Blecharbeiter, Unteroffizier, Komiker, Hofschauspieler, Direktor des K. Schauspielhauses in Berlin sind die einzelnen Sprossen der Stufenleiter seines Lebens gewesen. Seine letzte Posse „Die beiden Reichenmüller" (1851) hat Dreher schon früher gespielt. Es lohnte sich, wieder einmal auf den freundlichen Verwechslungsscherz zurückzugreifen, der durch Konrad Drehers gewinnenden Humor ganz frisch wirkte, auch von dem übrigen Ensemble flott gespielt, angenehme Zerstreuung bot, ohne durch gewaltsame, krampfhafte Komik zu ernüchtern.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Lloyd George und Wilson — Wirtschaftsanbahnung mit der neuen Republik Finnland — Finanzneugründungen — Reichsfinanzreform in Sicht?

Gegen die von Lloyd George den Vertretern der britischen Gewerkschaften abgegebenen Erklärungen über die englischen Kriegsziele wird ebenso wie gegen die neue Botschaft Wilsons in einer Drahtäusserung der Bremer Handelskammer an den Reichskanzler schärfster Widerspruch erhoben. Was Bayerns König in der Ansprache bei der Geburtstagsparade betonte, „dass wir kämpfen müssen, bis unsere Feinde uns bitten, mit ihnen Frieden zu schliessen und von ihren unerhörten Zumutungen, die sie an uns stellen, als ob wir die Besiegten wären, abgehen und dass wir überall trachten müssen, bessere Grenzen zu bekommen", findet angesichts solcher feindlicher Aeusserungen den vollen Widerhall in unseren Wirtschaftskreisen. Angesichts des günstigen Fortganges der Friedensverhandlungen zu Brest-Litowsk, der grossen U-Bootserfolge und der fortgesetzt zuversichtlichen Meldungen aus allen Wirtschaftsgebieten gelangten unsere Finanz- und Industriekreise rasch über solche Aeusserungen der Entente zur Tagesordnung. Berechtigte Bedeutung dagegen wurde den Berliner Wirtschaftsverhandlungen des ungarischen Ministerpräsidenten Dr. Wekerle und des österreichischen Finanzministers Dr. Wimmer beigemessen. Mit grossem Interesse erwartet man die näheren Einzelheiten über die Fragen der wirtschaftlichen Annäherung der verbündeten Zentralmächte, über die Vereinbarungen betreffend Valutamassnahmen und die österreichisch-ungarischen Kredite zur Deckung der Kriegsauslagen. Vielfach besprochen wurden ausserdem die Folgen der von Deutschland vollzogenen Anerkennung der Unabhängigkeit Finnlands. Den Schritten zur Freigabe der etwa 50 Millionen Mark betragenden Guthaben der neuen Republik bei den deutschen Grossbanken wird nunmehr die Anknüpfung wirtschaftlicher Beziehungen zu Finnland folgen.

Wie wenig sich unsere Wirtschaftskreise von den Anrempelungen und Drohungen der Entente in ihrer aufwärtsbewegenden Konjunkturrichtung beirren lassen, bekunden die Börsengestaltung der Effektenmärkte — auch München hat seit Jahresbeginn den amtlichen Verkehr für Dividendenpapiere — und die verschiedensten Wirtschaftsvorgänge. An den neutralen Plätzen hat die Steigerung der deutschen und der österreichischen Valuta neuerlich erhebliche Fortschritte erzielt. Der letzte Reichsbankausweis erbrachte eine ausserordentliche Entlastung der Gesamtanlagen. In festverzinslichen Werten, namentlich Staatspapieren, ebenso wie in Pfandbriefen der bayerischen Hypothekeninstitute vollziehen sich fortgesetzt namhafte Käufe. Die Bayerische Handelsbank, die Pfälzische Hypothekenbank sehen sich zur Ausgabe von 10 bzw. 5 Millionen neuer 4%iger Pfandbriefe veranlasst. Bayerns Wirtschaftsentwicklung erfährt durch die Errichtung eines Ausschusses zur Industrieförderung bei den Handelskammern systematische Förderung Unter Mitwirkung bayerischer Bankgruppen, norddeutscher Fachkreise und verschiedener Grossindustrieller und Schiffahrtsinteressenten wurde zu Nürnberg die „Noris" Transport- und Rückversicherungsgesellschaft mit 4 Millionen Mark gegründet. Dadurch erhält die deutsche Transportversicherung eine Erweiterung, welche bereits mancherseits zur Kritik herausgefordert hat. Charakteristisch für die Vorbereitungen auf die Friedenszeit sind die namhaften Gründungen auf dem norddeutschen Reederei- und Schiffahrtsgebiet. In Hamburg und Berlin werden Schiffsbeleihungsbanken in Form von Aktiengesellschaften gebildet und diesen die Genehmigung zur Ausgabe von Schuldverschreibungen erteilt. Neue Schiffswerften entstehen in Hamburg, an der Unterweser und in Lübeck Auch die Familie Stinnes hat unter der Firma Hugo Stinnes A. G. für Ueberseeverkehr eine Gesellschaft für das Schiffswesen errichtet, welche den Stinnes-Dampferpark bzw. die bestehenden Linienreedereien übernehmen wird. Im Zusammenhang damit verdienen die Anregungen der verschiedenen Donau-Interessenten zur Erbauung von grossen Industriehäfen, wie beispielsweise zu Regensburg, Erwähnung. — Bedeutsame Ausführungen über die Uebergangs- und Friedenszeit gibt Walter Rathenau in seiner jüngst erschienenen Schrift: „Die neue Wirtschaft" Als wichtigste Voraussetzung einer weiteren Steigerung der Leistungskraft nationaler Wirtschaft bezeichnet Rathenau hierbei das äusserste Mass von Sparsamkeit und Kraftkonzentration auf allen Gebieten: im Einzelprozess, in der Arbeitsteilung der Gruppen, im Zusammenwirken der Gewerbe, kurz in der Gesamtbewegung des Wirtschaftskörpers. — Mit besonderer Spannung erwartet man das Resultat der Berliner Zusammenkunft der bundesstaatlichen Finanzminister. Ueber die Neuregelung der Reichsfinanzen, über kommende neue Einnahmequellen zur Deckung der Kriegskosten und über eine tiefgreifende Reform des jetzigen Steuersystems kursieren die verschiedensten Vermutungen.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.



Warnung vor adventistischen und okkultistischen Schriften. In seiner Nr. 12 veröffentlicht das „Augustinusblatt" eine Warnung, in der es u. a. heißt: „Wir müssen alle unsere Zeitungen auf den Verlag von E. Abigt, Wiesbaden, aufmerksam machen, der in jüngster Zeit versucht, die minderwertigen Erzeugnisse seines okkultistischen Verlages durch Anzeigen in den katholischen Blättern an den Mann zu bringen. U. a wird die Schrift „Sozialdemokratie und Weltgericht" von O. Feuerstein angepriesen. Von diesem Werk schreibt der Verlag selbst in einem Waschzettel: ‚Der Verfasser war bis kurz vor dem Weltkrieg 11 Jahre lang katholischer Priester und zuletzt Stadtpfarrer und mußte wegen seines Buches, das auch mit Rom scharf ins Gericht ging, vom Amte. Seine scharfsinnigen Berichte sind logisch kritische Beweise für seine katholischen Glaubensgenossen wie auch Andersgläubige.' – Das genügt!"








Statt jeder besonderen Anzeige.

Am 6. Jan. verschied nach schwerem Leiden, versehen mit den heil. Sterbsakramenten, im 91. Lebensjahre, unser lieber Onkel und Vetter

Herr Dr. Hyacinth Holland

kgl. Professor.

München, Januar 1918.

Im Namen der trauernd Hinterbliebenen:

L. v. Schmid-Kochheim, Neffe.

Die Beerdigung fand am 8. Januar, nachmittags 3 Uhr im südlichen (alten) Friedhof statt. Der Trauergottesdienst wurde in der St. Bonifazkirche am 9. Januar, vormittags 9 Uhr, abgehalten.



Am Feste der Erscheinung des Herrn, morgens 4 Uhr, rief Gott seinen treuen Diener, den

Hochwürdigsten Herrn inful. Prälaten, Protonotar Ap., Geh. Regierungsrat, Professor

Msgr. Dr. HUGO LAEMMER,

unseren hochverehrten Herrn Kurator, mit den heiligen drei Königen zur ewigen Anbetung in den Himmel.

Durch 47 Jahre war der teure Verstorbene unserer Kongregation, mit der er verwachsen war und deren Wohl und Gedeihen ihm stets warm am Herzen lag, nicht nur ein weiser Berater und Führer, sondern auch der beste, treueste Freund und Vater. Wie sehr die Kongregation all sein Denken und Fühlen in Anspruch nahm, gab sich noch während seiner letzten schweren Leidenstage durch glühende Aeusserungen seiner Liebe und Zugehörigkeit zu ihr kund.

Tiefbewegt stehen wir an der Bahre dieses edlen, heiligmässigen Priestergreises, um Abschied zu nehmen und unsern innigen Dank niederzulegen für all das, was er an uns getan und was er uns gewesen ist.

Der liebe Gott möge ihm diese seltene Liebe, die er uns bis zum Tode entgegengebracht und nach dem Tode durch fürbittendes Gebet fortzusetzen versprochen hat, im Himmel reichlichst lohnen.

Kloster Trebnitz, Januar 1918.

Die Generaloberin und die Kongregation der barmherzigen Schwestern vom hl. Karl Borromäus.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann. Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann). Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

: Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.

Allgemeine Rundschau
Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 4. München, 26. Januar 1918. XV. Jahrgang.

Entgleisungen.

Von Landtagsabgeordneten Regierungsdirektor Speck, München.

Als Professor Dr. Förster im Monat Juni 1913 unter Umgehung der vorschlagberechtigten philosophischen Fakultät auf den neu errichteten Lehrstuhl für Pädagogik der Universität München berufen wurde, erfuhr er heftige Anfeindungen von verschiedenen Seiten. In erster Linie natürlich von Mitgliedern der Fakultät selbst, die durch die Nichtberücksichtigung ihrer Vorschlagsliste sich verletzt und zurückgesetzt fühlten und die wissenschaftliche Befähigung des Berufenen für den neuen Lehrstuhl in Zweifel zu ziehen versuchten, und das nicht sehr lange nach dem Zeitpunkt, als akademische Senate in Bayern behauptet hatten, Pädagogik sei überhaupt keine Wissenschaft und deshalb auch nicht geeignet, einen Lehrstuhl zu erhalten.

Von anderer Seite wurde die Berufung Försters als ein „großer Erfolg des Klerikalismus“ hinzustellen versucht, wenn auch durchaus mit Unrecht. Im Jahre 1913 befanden sich unter den 40 Professoren der philosophischen Fakultät in München nur mehr 6 Katholiken. Daß man unter diesen Umständen in Zentrumskreisen den Wunsch hatte, einen Mann katholischer Richtung, und zwar wenn möglich einen Bayern als den Auserkorenen zu sehen, ist selbstverständlich, zumal es an tüchtigen katholischen Anwärtern aus Bayern nicht fehlte. In der Person Försters erschien aber dieser Wunsch nicht erfüllt, denn er ist ebenfalls Protestant und Nichtbayer. Der „Klerikalismus“ hatte deshalb alle Ursache, über die Berufung Försters keine besondere Freude zu empfinden, wenn man in ihm auch nach seinen früheren Leistungen einen Mann begrüßen durfte, der, obgleich Protestant, doch den katholischen Anschauungen und Idealen Gerechtigkeit widerfahren ließ. Durch seine „Jugendlehre“ und seine Schrift: „Autorität und Freiheit“ hatte er sich als einen geborenen Erzieher und als einen Anhänger des katholischen Autoritätsprinzips erwiesen. Diese Leistungen allein schon gaben die Sicherheit, daß mit der Berufung Försters ein wichtiger Lehrstuhl mit einem Vertreter der positiven Richtung besetzt wurde.

Die sozialdemokratische „Münchener Post“ polemisierte damals in ihrem Unmut über den angeblichen „Erfolg des Klerikalismus“ gegen den neu berufenen Professor als gegen einen „klerikalen Phantasten“, der lediglich der Verfasser einiger „pädagogischer Erbauungsbücher“ sei und dem die Aufgabe zufalle, „die ihm zugängliche Jugend wieder zu klerikalisieren“. „Es ist keine wissenschaftliche Professur, sondern eine parteipolitische“, mit solchen Worten wurde damals von dieser Seite der Stab über den neuen Professor gebrochen.

Und ausgerechnet die „Münchener Post“, die ihm damals einen so unfreundlichen Empfang bereitet hatte, brachte am 4. Januar ds. Js. einen Aufsatz aus der Feder Försters über „Friedenshemmungen und Friedensmöglichkeiten“, der mit Recht in den weitesten Kreisen erhebliches Aufsehen und tiefgehende Entrüstung hervorgerufen hat. Der Abdruck des umfangreichen Artikels an dieser Stelle verbietet sich schon durch den Mangel an Raum, auch eine erschöpfende Widerlegung erscheint aus diesem Grunde hier nicht möglich, denn fast jeder Satz fordert Widerspruch heraus. Die Ausführungen Försters gipfeln im wesentlichen in folgenden Leitsätzen:

Nicht gemeine Interessenpolitik ist die Ursache von Englands Vernichtungswillen. Das Gerede von Konkurrenzneid ist eine „hanseatische Kriegsfabel“ und verrät eine „ganz primitive Stufe des ökonomischen Denkens“. England und Amerika führen den Krieg nur, um den Krieg und die Kriegsdrohung aus der Welt zu schaffen. Weder die Mehrheitsresolution des Reichstags noch die Antwort der Zentralmächte auf die Papstnote genügen der Entente als Beweis unserer Bereitschaft zur Mitarbeit an der Herbeiführung des großen Friedensbundes der Völker, weil die Entente bei diesen Kundgebungen noch die überzeugende moralische Garantie hinter all diesen Erklärungen vermißt. Denn einflußreiche Kreise des deutschen Volkes sind immer noch in der machtpolitisch-militärischen Art des Denkens über die großen Völkerprobleme befangen. Auch die Befürworter der Friedensresolution stehen im Verdacht, daß sie diese nur unter der Wirkung eines gewissen Stillstandes der militärischen Unternehmungen unterstützt haben.

Und dieses Mißtrauen ist nach Ansicht Försters bestärkt worden dadurch, daß Czernin sein eindrucksvolles Bekenntnis zu einem annexionslosen Frieden befristete. Förster möchte also wohl unseren Todfeinden einen Freibrief ausgestellt wissen, ohne weitere Gefahr für sich selbst den Krieg beliebig weit in die Länge zu ziehen. Hat Förster bei Niederschrift solcher Worte nicht auch an den Eindruck gedacht, den sie aus der Feder eines deutschen Universitätsprofessors auf unsere Feldgrauen machen könnten, die Tag für Tag unter unsäglichen Mühen und Beschwerden ihr Leben zur Verteidigung des Vaterlandes in die Schanze schlagen? Ein solcher Gedanke lag doch gewiß näher als der in dem Aufsatz immer wiederkehrende Hinweis auf die Ansichten und Wünsche in Ententekreisen, die dem Verfasser offensichtlich das Ein und Alles seiner weltpolitischen Orientierung zu bedeuten scheinen.

Und wer heutzutage bei Besprechung des englischen Konkurrenzneides auf wirtschaftlichem Gebiete von einer „hanseatischen Kriegsfabel“ spricht, hätte doch auch, und wenn es nur geschähe, um den Schein einer gerechten Würdigung zu wahren, wenigstens mit einem Worte auf den viel besprochenen Artikel der „Saturday Review“ vom September 1897 zurückkommen müssen, er hätte aber auch die Lehren der Statistik nicht ganz übersehen dürfen, die dieser angeblichen „Fabel“ allerdings die feste Grundlage ziffernmäßiger Tatsachen und damit größter Wahrscheinlichkeit verleiht.

Der Anteil an dem Gesamtwelthandel betrug

	1904	1912
für das deutsche Zollgebiet . .	11,7 %	12,9 %
für Großbritannien	18 %	16,6 %

Und der Welthandel ist es, um den jetzt seitens der angelsächsischen Rasse gegen das mächtig aufstrebende Deutsche Reich gekämpft wird. Wegen irgend welcher hoher idealer sittlicher Ziele, wie sie offenbar das ganze politische Denken des Herrn Professors Förster ausfüllen, wird der kalt und nüchtern rechnende Durchschnittsengländer niemals die Blüte seiner Jugend ins Feld schicken, ja nicht einmal das Risiko einer größeren Anzahl von Milliarden auf sich nehmen. Die Beherrschung der Erde, soweit auf ihr noch etwas zu verdienen ist, bildet das Ziel englischer Politik seit Jahrhunderten, und folgerichtig soll jetzt auch das Deutsche Reich mit seinem weltumspannenden und dem englischen Handel allmählich gefährlich werdenden industriellen Export in seine Stellung vor dem Jahre 1866 zurückgeworfen, d. h. zur politischen und wirtschaftlichen Ohnmacht verurteilt werden. Das ist die felsenfeste Ueberzeugung nicht nur hanseatischer Kreise, sondern auch der weitesten Kreise des deutschen Volkes. Und an dieser Ueberzeugung werden auch die Auslassungen Försters nichts zu ändern vermögen.

Wer sich aber nicht dem Vorwurf *einseitiger Ungerechtigkeit gegen seine eigenen Volksgenossen* aussetzen will, muß die gleichen Anforderungen in bezug auf moralische Qualitäten, die er an sein Volk und seine Führer stellt, auch bei Beurteilung seiner Feinde erheben. Herr Förster möge also vor allem den Nachweis der *Vertrauenswürdigkeit*, die er auf deutscher Seite so schwer vermißt, für unsere *Feinde* erbringen, bevor er gegen die deutsch-österreichische Politik in aller Oeffentlichkeit das Mißtrauen des In- und Auslandes wachzurufen und zu verstärken sucht. Dieser Nachweis wird ihm allerdings nur schwer gelingen. „Durch das Gebaren der Vaterlandspartei wird bei unseren Feinden der Eindruck erweckt, daß Deutschland unzuverlässig sei und man mit ihm nicht paktieren könne. Ohne Vertrauen kommt man aber im Leben zu nichts." Diese Worte, die der frühere Staatssekretär *Dernburg* kürzlich in einer Versammlung in Frankfurt a. M. gegen die Vaterlandspartei gerichtet hat, hätte er mit mindestens dem gleichen Rechte dem Herrn Professor Förster ins Stammbuch schreiben können. Durch solche unbegreifliche Einseitigkeiten setzt Förster die eigenen Volksgenossen vor aller Welt herab und gefährdet sie aufs schwerste in einer Stunde, die ohnedies der Gefahren genug in sich birgt. Denn nichts anderes als eine schwere Gefährdung der deutschen Interessen enthalten diese Auslassungen Försters, die deshalb in den weitesten Kreisen entschiedene Ablehnung gefunden haben und auch an dieser Stelle zurückgewiesen werden müssen.

In der *elsässischen Frage*, bei deren Behandlung er von einer „Entrechtung und Vergewaltigung des elsässischen Volkes" spricht, liegt nach Ansicht Försters natürlich ebenfalls das ganze Unrecht auf seiten Deutschlands und dieses hat deshalb auch hier die Verpflichtung, „dem Rechtsempfinden der anderen entgegenzukommen." Das Festhalten des Reiches an dem im Jahre 1871 durch rechtmäßigen Vertrag wieder zurückgewonnenen deutschen Lande ist ihm ein „nationaler Besitzkrampf"! Die Frage, ob durch die von ihm verlangte Gewährung der *Autonomie* an die Reichslande den Interessen des deutschen Volkes selbst gedient wäre und ob nicht vielleicht durch ein solches Entgegenkommen eine schwere Gefahr für unsere innere und äußere Politik heraufbeschworen werden könnte, scheint ihm wohl bedeutungslos zu sein, wenn nur das *Rechtsempfinden des Auslandes* geschont und berücksichtigt wird.

Wie kann es aber Förster mit seinem Rechtsempfinden in Einklang bringen, so schwere Vorwürfe gegen sein deutsches Vaterland zu erheben und dabei *kein Wort des Tadels* zu finden gegenüber den jedes Recht verletzenden ausgesprochenen *Kriegszielen unserer Feinde*? Oder hält er es mit dem allgemeinen Rechtsempfinden und mit dem seinigen für vereinbar, daß die *Engländer* die Neutralisierung von ganz *Armenien, Mesopotamien, Syrien* und *Palästina* und der *Durchfahrt* zwischen dem Schwarzen Meer und dem Mittelländischen Meer mit der Maßgabe verlangen, daß diese Länder *nicht mehr unter die frühere Souveränität zurückkehren dürfen*? Und wenn ihn die angebliche „Entrechtung und Vergewaltigung" Elsaß-Lothringens so schwere Klagen gegen sein eigenes Volk erheben läßt, was denkt er dann über *Indien, Irland* und *Aegypten*? Wenn er, wie doch wohl anzunehmen ist, auch hier manches nicht in Ordnung finden sollte, warum dann kein Wort des Tadels gegen die Sünder in anderen Ländern? Und wenn er meint, gerade die Deutschen hätten an der Welt viel wieder gutzumachen, sind denn alle unsere Feinde, sind ganz besonders die Engländer in seinen Augen ohne jegliche Schuld? Wenn von „*Entrechtung und Vergewaltigung*" fremder Völker schon gesprochen werden soll, darf man bei gerechter Beurteilung doch die auf diesem Gebiete bis jetzt noch immer unübertroffen dastehenden Leistungen der *Engländer* nicht unbeachtet lassen.

Und woher findet Professor Förster angesichts der Lehren der Geschichte den Mut, dem deutschen Volke anzusinnen, es möge seine Sache „getrost unter den *Schutz einer neuen Völkergemeinschaft*" stellen? Graut ihm denn nicht vor solch einem „Schutz", wenn er die tatsächliche „Entrechtung" des *irischen Volkes* vor Augen sieht? Alle diese Fragen seien nur gestellt, ihre Beantwortung dürfte nicht schwer fallen, aber auch die ganze Haltlosigkeit der Försterschen Theorien erweisen.

In welch' eigentümlichem Lichte erscheinen aber auch diese Klagen eines deutschen Professors über das mangelnde Vertrauen des Auslandes im Zusammenhalten mit dem ausgesprochenen *Vernichtungswillen* unserer Feinde! *Clemenceau*, der französische „Tiger", proklamierte bei seinem Amtsantritt als das französische Kriegsziel nicht nur die Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen und eine schwere Kriegsentschädigung, sondern er forderte auch die „Vernichtung der modernen Form alter Barbarei" und die „*Ausstoßung Deutschlands aus der Gemeinschaft der Völker nach dem Kriege*". Angesichts dieses von unauslöschlichem Hasse eingegebenen Vernichtungswillens einen deutschen Professor nach dem Vertrauen des Auslandes rufen zu hören, muß wahrlich im In- und Auslande sonderbar anmuten.

Diese Verkündigung des *Rachekrieges* gegen das deutsche Volk bis zur Vernichtung hat mit Vertrauen oder Nichtvertrauen wahrlich nichts zu tun, sie ist der Ausfluß jahrzehntelanger systematischer Verhetzung gegen uns Deutsche, die wir doch kein anderes Verbrechen begangen haben, als daß wir ebenfalls ein Plätzchen an der Sonne uns erringen wollten, um den fleißigen Händen unseres Volkes lohnende Arbeit in der Heimat zu sichern. Solange aber Männer wie Clemenceau die Geschicke unserer Feinde lenken, wird von einer *friedlichen Verständigung keine Rede* sein können, solange wird aber auch Professor Förster gut daran tun, mit seinen, wenn auch gut gemeinten, aber in die rauhe Wirklichkeit so schlecht sich einfügenden und in ihrer Wirkung so wenig erfreulichen Kundgebungen etwas zurückhaltender zu sein. Der Krieg hat es offenbar auch ihm angetan und in seinem Streben, den *Feinden* Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wird er *gegen seine eigenen Volksgenossen ungerecht*. Solche Ausführungen sind vielleicht erträglich und verständlich, aber auch weniger gefährlich, wenn einmal der langersehnte Frieden wieder eingekehrt ist unter den Völkern der Erde. Jetzt, wo das deutsche Volk noch gezwungen ist, gegen eine Uebermacht von Feinden in schwerem Ringen den Kampf ums Dasein zu führen, ist für solche Dinge kein Raum. In so schwerer Stunde bedeuten sie eine *Schädigung der deutschen Interessen* und eine *Förderung der Bestrebungen unserer Feinde*, mit einem Worte: eine *höchst bedauerliche Entgleisung*.

Die Entsendung des Grafen Podewils nach Brest-Litowsk.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Der frühere bayerische Ministerpräsident Graf *Podewils* ging nach Brest-Litowsk, um als *bayerischer Vertreter* an den Friedensverhandlungen teilzunehmen. Das ist eine Ueberraschung auch für die in bayerischen Verhältnissen Orientierten.

Ein offiziöser Kommentar sucht den Vorgang zu erläutern und ihn ins Gleichgewicht politischen Denkens zu bringen. Allein was gesagt wird, ist anfechtbar. Es wird nämlich darauf verwiesen, daß der *Präliminarvertrag mit Frankreich* vom 26. Februar 1871 ebenfalls von einem bayerischen Vertreter unterzeichnet worden sei. Das ist richtig, kann aber nicht zum Vergleich herangezogen werden. Damals hat Graf Bray für Bayern unterzeichnet, aber auch die Vertreter anderer süddeutscher Bundesstaaten, die nicht dem Norddeutschen Bund angehörten, unterzeichneten. In jener Zeit war eben das Deutsche Reich noch nicht fertig. Die *Reichsverfassung*, welche den Kaiser ermächtigt, das Reich völkerrechtlich zu vertreten, Frieden zu schließen und Verträge mit fremden Staaten einzugehen, erlangte erst am 4. Mai 1871 Gesetzeskraft. So wurde der Präliminarfrieden mit Frankreich von den deutschen kriegführenden Staaten abgeschlossen. Den Frankfurter Frieden am 10. Mai 1871 aber vollzog der Kaiser.

In dem offiziösen Kommentar der „Bayerischen Staatszeitung" war weiter bemerkt, die Teilnahme eines bayerischen Vertreters an den Verhandlungen in Brest-Litowsk entspreche „einer gelegentlich der Verhandlungen über den am 23. November 1870 in Versailles geschlossenen Vertrag getroffenen Vereinbarung". Man konnte bei diesen Worten an ein mündliches Uebereinkommen denken, denn unter den bekanntgegebenen Verträgen findet sich eine solche Abmachung nicht. Erst die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" (Nr. 30 vom 17. Januar Seite 1) gibt die Aufklärung. Sie teilt, mit der Einleitung „wie wir hören", mit, es liege eine Vereinbarung vor, die von preußischer Seite am 14. Februar 1871 ratifiziert worden ist, dahingehend, „daß bei Friedensverträgen, die nach einem Bundeskriege geschlossen werden, stets auch ein

Bevollmächtigter Seiner Majestät des Königs von Bayern zugezogen werden soll, der sich an den Verhandlungen beteiligt und durch das Bundeskanzleramt — also durch den deutschen Reichskanzler — seine Instruktion erhält." Das ist eine klare Sprache. Es ist also der Inhalt einer Erklärung, die der bayerische Minister des Aeußern und Vorsitzende im Ministerrat Graf Bray bei der Beratung der Versailler Verträge am 28. Dezember 1870 im besonderen Ausschuß der bayerischen Abgeordnetenkammer zur Vorberatung dieser Verträge abgegeben hat, in die Tat umgesetzt worden. Graf Bray sagte damals: „Die Vertretung Bayerns beim Friedensschluß sei zugesichert worden und im allgemeinen auch für alle Fälle durch eine Vertragsurkunde festgestellt." (Verhandlungen der bayerischen Abgeordnetenkammer im Jahre 1870/71, Beilagen-Band IV, Seite 99). Diese Erklärung des Grafen Bray sei hiermit der Vergessenheit entrissen. Die Vertragsurkunde hat man damals nicht veröffentlicht. Durch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" wird Ratifizierung und Inhalt kursorisch bekanntgegeben. Man sollte nun nicht länger hinter dem Berge halten und den Vertrag veröffentlichen, der die Mission des Grafen Podewils vollständig deckt.

Die Sache liegt auch nicht so, daß man schlechtweg von einer eigenen bayerischen Vertretung bei den Friedensverhandlungen mit Rußland sprechen könnte. Denn es wird ausdrücklich amtlich festgestellt, daß Graf Podewils durch den Reichskanzler seine Instruktion erhält, so daß die Einheit der deutschen Delegation gewährleistet ist. Man würde also berechtigt sein, zu sagen: Mit dem Grafen Podewils geht ein weiterer deutscher Vertreter nach Brest-Litowsk, der aus Bayern ist.

Wer unbefangen urteilt, muß zugeben, daß die Aufstellung eines bayerischen Diplomaten für Brest-Litowsk sich aus der verfassungsmäßigen Obliegenheit Bayerns, im Bundesratsausschuß für auswärtige Angelegenheiten den Vorsitz zu führen, eigentlich von selbst ergibt. Der Vorsitzende sollte in der Lage sein, sich auch durch ein Organ zu unterrichten über das, was in Brest-Litowsk vorgeht. Bei dem vertrauensvollen Zusammenwirken der deutschen Bundesstaaten wird man überall zugeben, daß dieser Informativprozeß des betreffenden Ausschußvorsitzenden wünschenswert ist und ein nobile officium darstellt, dessen Erfüllung man ihm gerne ermöglicht. Darin liegt keine Vorzugsbehandlung Bayerns, es ist das Zugeständnis aber ein verständiger Akt mit vortrefflicher politischer Wirkung, welche die Offenheit und Gradheit der Reichspolitik dokumentiert und das Vertrauen der Bundesglieder stärkt.

Daß dem König Ludwig auf diese Weise die Möglichkeit gegeben ist, sich stets in raschester Weise über die Brest-Litowsker Verhandlungen zu unterrichten, ist eine erfreuliche Folge der Mission des Grafen Podewils. Darin ist zugleich der Dank des Reiches ausgedrückt für die starkmütige Haltung des Königs, dessen ganze Regierungspolitik ein starker Eckpfeiler des Reiches ist.

Nach dem, was außerdem noch über die internen Geschehnisse, die zu dem jetzigen Entschlusse der Beteiligung Bayerns in Brest-Litowsk führten, durchschimmerte, kann man mit vollster Befriedigung auf diese Auswirkung der Bundespolitik blicken.

Vielleicht ist die Angelegenheit auch bedeutsam in persönlicher Hinsicht. Graf Podewils war, ehe er 1902 Kultusminister und 1903 Ministerpräsident wurde, bayerischer Gesandter in Wien. Er ist nach dem bayerischen Gesandten Grafen Lerchenfeld in Berlin das älteste Mitglied der bayerischen Diplomatie. Graf Podewils vollendete am 17. Januar sein 68. Lebensjahr, ist aber noch außerordentlich rüstig. Als er 1912 das Ministerpräsidium verließ, glaubte man, daß er über kurz oder lang wieder in den diplomatischen Dienst zurücktreten würde. Und man weiß auch, daß ihm der Posten am Vatikan entsprochen haben würde, den Graf Hertling seinerzeit ebenfalls angestrebt hat nach dem Tode des Barons Cetto. Allein die bayerische Botschaft am Vatikan ist seitdem durch Frhrn. Ritter von Grünstein besetzt, dessen hervorragende Befähigung anerkannt ist, so daß er bisher als Nachfolger des Grafen Lerchenfeld in Berlin betrachtet wurde. Graf Lerchenfeld harrte im Weltkrieg auf seinem Posten aus trotz hohen Alters und nach überstandener Lungenentzündung im Vorjahr. Da jetzt Graf Podewils wieder in den Vordergrund getreten ist, so liegt nahe, an seine Reaktivierung zu denken. Von ungefähr ist es nicht, daß er nach sechsjähriger Zurückgezogenheit zu wichtiger staatlicher Dienstleistung berufen ist.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die verflossene Woche stand im Zeichen der Schnecke. Es will nicht recht vorwärts gehen, weder in der hohen Politik von Brest noch in unserer inneren Reformpolitik.

Trotzkis Verschleppungsmanöver. Friede mit der Ukraine in Sicht.

Der zweite Abschnitt der Brester Verhandlungen fing sehr vielversprechend an mit den russischen Bußübungen für die bisherigen Seitensprünge. Das schien die Gefahr weiterer Seitensprünge zu beseitigen. Aber es kam anders. Herr Trotzki, der Volkskommissar für die auswärtigen Angelegenheiten, auf dessen persönliche Teilnahme mancher besondere Hoffnungen gesetzt hatte, entfaltete eine bremsende Beredsamkeit, die an die Geduld unserer Unterhändler die überraschendsten Anforderungen stellte. In den kritischen Fragen der Volksabstimmung und der Räumung der besetzten Gebiete kam Trotzki immer wieder auf seine alten Theorien und Forderungen zurück, wenn ihm auch die praktische Unmöglichkeit und das unerschütterliche Veto des Vierbundes ein halbes dutzendmal nachgewiesen worden war. Das Wortgefecht nahm einen Karussel-Charakter an: geräuschvolle Drehung auf demselben Fleck. Was Trotzki mit dieser verschleppenden Taktik des unbelehrbaren Eigensinns eigentlich bezweckt, ist schwer zu sagen. Ist er ein verbissener Ideologe, der über den Zaun seiner radikal-sozialistischen Weltbeglückungs-Theorien nicht hinwegkommen kann? Oder lebt er in dem Irrwahn, daß er durch seine „demokratische" Prinzipienreiterei die Arbeiterschaft oder gar die Soldaten der Mittelmächte gegen die Regierung aufputschen könnte? Dieser Verdacht ist nicht ohne weiteres abzuweisen angesichts der frechen Propaganda an den Grenzen, die sich die Bolschewiki von Petersburg in den letzten Wochen gestattet hatten, und angesichts des „Sympathie"-Streiks der österreichischen Sozialdemokraten. Oder nahm Herr Trotzki Rücksicht auf die Konstituante, die soeben unter den landesüblichen Straßenkämpfen in Petersburg zusammentrat? Rücksichten auf die ehemals verbündeten Regierungen werden wohl kaum noch mitspielen, da der Bruch mit den alten Kampfgenossen schon bis zum Abzug der britischen Botschaft und bis zur vorübergehenden Verhaftung des rumänischen Gesandten gediehen war. Eher deuten gewisse Anzeichen und Aeußerungen darauf hin, daß die sozialistische Internationale über Stockholm her die Bolschewikiführer zu bestärken sucht in der Forderung des „Referendums", obschon die großen Teils analphabetische Bevölkerung noch gar nicht reif ist für ein direktes Plebiszit, und in der Forderung der vorherigen Räumung, obschon daraus sich anarchische Zustände ergeben würden, wie soeben noch Estland sie erlebte.

Die Ironie des Schicksals fügt es, daß dieselbe Regierung, die für ihre ausscheidenden Grenzprovinzen die „Selbstbestimmung" bis in das unmögliche Extrem durchzudrücken sucht, in dem eigenen Reiche, das ihr verbleiben soll, den schärfsten Kampf durchführt gegen alle Ausflüsse der Selbstbestimmung, die ihr unbequem werden. Auch die neue Konstituante soll nur gelten, wenn sie den regierenden Bolschewiki den Willen tut. Trotzki war in seinen langen Reden einmal offenherzig genug, um das Bekenntnis einfließen zu lassen, daß für jede Regierung die Hauptsache die Macht sei. Und darnach handelt er gegenüber der Konstituante; er löste sie auf, weil sie seinem Willen nicht gefügig war.

Glücklicherweise ist bei den schwebenden Verhandlungen die Macht vollständig auf unserer Seite und die Ohnmacht ebenso entschieden auf der russischen Seite. Das haben die Vertreter des Vierbundes neuerdings durch den General Hoffmann den Russen in klaren Worten zu Gemüte geführt, und diese Machtstellung des Siegers wird den Ausschlag geben.

Die politischen Beratungen in Brest sind nun auf zehn Tage ausgesetzt, weil Herr Trotzki inzwischen seine Staatskünste gegenüber der Konstituante versuchen muß. Inzwischen bleibt in den wirtschaftlichen Angelegenheiten und sonstigen Einzelfragen noch genug vorbereitende Arbeit. Dagegen haben die Sonderverhandlungen mit der Ukraine bereits zu einer Einigung über die Grundlagen des Friedens geführt, welche den Abschluß des Friedensvertrags bringen wird, sobald die Unterhändler die Zustimmung ihrer heimischen verantwortlichen Stellen eingeholt haben. Die Ukrainer haben sich im Gegensatz zu den Bolschewiki von vornherein ehrlich und offen auf den Boden der Tatsachen und der realpolitischen Möglichkeiten gestellt und so eine fruchtbringende Verhandlung ermöglicht.

Die Entwicklung der Dinge in Petersburg wird natürlich auf die Brester Verhandlungen zurückwirken. Ob Trotzki selbst zurückkommt oder ein neuer Kommissar, — ob überhaupt eine russische Zentrale für einen einheitlichen Friedensschluß bestehen bleibt oder die Verständigung mit den einzelnen Teilen des alten Reiches getroffen werden muß, wir haben so viel Macht und so gutes Recht, daß wir unseren Willen durchsetzen können.

Mehr Aerger als die Russen machen uns die inneren Zwischenfälle. Dazu gehört auch der **sonderbare Vorstoß des „Wiener Fremdenblattes" gegen den Fürsten Bülow.**

Da hatten wir uns soeben durch alle Krisengerüchte hindurchgearbeitet, die Verständigung der berufenen Faktoren über die Friedensbedingungen begrüßt und die Rückkehr des Staatssekretärs nach Brest mit unveränderten Instruktionen glückwünschend beobachtet, da kommt wie ein Blitz aus aufgeheitertem Himmel ein klobiger Artikel des angeblich halbamtlichen „Wiener Fremdenblattes", der so tut, als ob er Herrn v. Kühlmann und das Deutsche Reich retten müsse vor einem hochgefährlichen Ränkespiel, das den Fürsten Bülow wieder in die Leitung der auswärtigen Politik bringen wolle. Ein Unrecht gegen den Fürsten Bülow, der mit den fraglichen Gerüchten nichts zu schaffen hat und von Oesterreich-Ungarn für seine früheren Freundschaftsdienste Dank statt Angriffe erwarten durfte. Ein Unrecht gegen Herrn v. Kühlmann, der solche Bärendienste ablehnen darf. Ein Unrecht gegen das deutsche Volk, das man unnötigerweise beunruhigt. Ein Unrecht endlich gegenüber Kaiser und Reich, da man den Anschein eines Einspruchsrechts in innerdeutsche Personalfragen erweckt. Wer das Kuckucksei in das Wiener Nest gelegt hat, ist noch unklar. Graf Czernin war in Brest einige Tage leidend. Da eine Rektifikation in Wien nicht erfolgte, hat unsere offiziöse „Nordd. Allg. Zeitung" den Vorstoß in höflicher, aber deutlicher Form mißbilligt und bedauert.

Zum Schluß des Krieges ist ebenso notwendig wie zu seinem Anfang die ruhige Eintracht der Bürger und das herzliche Einvernehmen zwischen den beiden ringenden Kaisermächten. Wir haben alles getan und tun alles, um die Empfindlichkeit unserer Bundesgenossen zu schonen. Gegenseitigkeit gehört sich.

Die preußische Wahlreform.

Die lange Generaldebatte im Berliner Abgeordnetenhause hat ebensowenig zur Klärung geführt, wie der bisherige Wortwechsel in Brest. Abgestimmt wurde in dem Ausschuß bisher nur über die Frage, in welcher Reihenfolge die drei Gesetzentwürfe beraten werden sollten. Da hat nun die reformgegnerische Rechte mit Hilfe der unschlüssigen Nationalliberalen ihren Plan durchgesetzt, erst die Umgestaltung des Herrenhauses zu beraten und dann erst den Kernpunkt, die gleiche Wahl für das Abgeordnetenhaus in Angriff zu nehmen. Das kann zur Verschleppung dienen. Die Nationalliberalen freilich, die den Ausschlag gegeben, verwahren sich gegen eine solche Tendenz und sagen, die größere Hälfte ihrer Fraktion wünsche nur erst Klarheit zu haben über das Gegengewicht, das im Herrenhause gegen den drohenden Radikalismus der künftigen zweiten Kammer zu beschaffen sei. Wenn das zutrifft, so kann man noch hoffen, daß auch auf diesem Umwege das Ziel erreicht wird, ohne daß es zu einer Krisis in Preußen kommt. Zur Schaffung von Sicherheiten wird das Zentrum getreulich mitwirken, aber nicht zur Untergrabung des Reformwerks, das eine politische Notwendigkeit im vollsten Sinn des Wortes geworden ist.

Aufgaben der deutschen Katholiken gegenüber den katholischen Deutsch-Russen.

Von Edmund Schmid, Frankfurt a. O.

(Schluß.)[1]

Gefangenen-Fürsorge.

Angehörige der deutsch-russischen Ansiedler befinden sich zurzeit in großer Zahl in Deutschland als Kriegsgefangene. Es sind mehr als 16000. Schon im August 1914, nach der Schlacht bei Tannenberg, haben deutsch-völkisch orientierte Männer sich um diese deutsch-russischen Gefangenen angenommen, die Aufmerksamkeit der Behörden auf sie gelenkt und sie besonderer Behandlung empfohlen. Das preußische Kriegsministerium ging sofort auf diese Anregung ein und übertrug die besondere Fürsorge für die deutsch-russischen Kriegsgefangenen dem Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer in Berlin. Dieser arbeitete im Laufe der Zeit an der Hand von Erfahrungen eine ganze Reihe von Bevorzugungen aus, die den deutsch-russischen Gefangenen zugewendet wurden. Als Hauptpunkte wurden festgelegt: Die deutsch-russischen Gefangenen sind nur Kriegsgefangene, soweit die völkerrechtlichen Vorschriften dies unbedingt erfordern; in allen übrigen Beziehungen behandeln wir sie als Freunde, als Bluts- und Stammesgenossen, die in ihre Heimat zurückgekommen sind. In Ausführung dieser Grundsätze wurden die deutsch-russischen Kriegsgefangenen vor allem zu landwirtschaftlichen Arbeiten verwendet, die ihnen ja am nächsten lagen, und zwar zumeist in Vertrauensstellungen in solchen Bauernfamilien, deren Haushaltungsvorstand eingezogen oder schon gefallen war. Der Fürsorgeverein hat in der praktischen Ausführung dieser Aufgabe Vorzügliches geleistet und sich die allgemeine Dankbarkeit der deutsch-russischen Gefangenen erworben. Er hat eine Organisation ausgearbeitet, die von der Zentrale einheitlich geleitet, durch mehr als 20 Zweigstellen und Fürsorgestellen im ganzen Deutschen Reiche und durch Hunderte von Vertrauensleuten in Stadt und Land die deutsch-russischen Gefangenen in den entlegensten Arbeitsstellen erfaßt und unermüdlich tätig ist, auch die letzten Deutsch-Russen aus den Gefangenen herauszusuchen, um sie besonderer Behandlung zuzuführen. Ein Hauptgrundsatz des Fürsorgevereins bei der gesamten Arbeit ist, anzuknüpfen an das stark ausgeprägte religiöse Gefühl, den frommen Sinn der deutsch-russischen Gefangenen. Viele Kräfte aus evangelischen, Mennoniten- und Baptistenkreisen haben sich für diese Arbeit zur Verfügung gestellt und arbeiten zum Teil ganz vorzüglich.

Unter den 16000 deutsch-russischen Gefangenen in Deutschland müssen sich nun, der Verhältniszahl entsprechend, mindestens 3 bis 4000 Katholiken befinden. Diese genießen dieselben allgemeinen Vergünstigungen wie die anderen deutschen Gefangenen. Und soweit sie in katholischen Gegenden und Dörfern untergebracht sind, stehen sie auch unter der Seelsorge des Ortsgeistlichen. Die Behörden haben auch — und das beweist wieder ihren guten Willen — die Katholiken in katholischen Gegenden, wie in Westfalen, zu konzentrieren versucht. In einzelnen Sammellagern befinden sich auch katholische Geistliche, oder die Lager werden von ihnen zeitweise besucht.

Jede Art von Proselytenmacherei ist strenge untersagt, und ich habe auch nie etwas derartiges gesehen oder gehört. Es ist nun aber klar, daß die Fürsorgearbeit an den Gefangenen durch die Seelsorgearbeit nicht erschöpft wird. Das ersehen wir schon daraus, daß der Besuch der Gefangenen zu den Werken der Barmherzigkeit gehört. Auf diese Gefangenen, die im Kriege gegen ihre Brüder und Verwandten die Waffen tragen mußten, die zum ersten Male als Gefangene ihre alte Heimat wiedersahen, die das ideale Bild, das sie sich in der Ferne von ihrer alten Heimat gemacht hatten, nun mit der Wirklichkeit vergleichen müssen, mit der schroffen Wirklichkeit der Kriegszeit, stürmen alle möglichen Eindrücke ein, über die sie sich klar werden müssen, sollen sie nicht ein falsches Bild von Deutschland in sich aufnehmen. Es bahnen sich neue Verhältnisse an, es entstehen Gewissensfragen. Dazu tritt die Sorge um die Angehörigen, die in Rußland zurückgeblieben sind, um die Zukunft nach dem Kriege. Wie alle Bauern sind auch diese Bauern und Bauernsöhne mißtrauisch allen Fremden und vor allem allen Beeinflussungsversuchen gegenüber; sind es noch mehr als unsere Bauern, da sie mehrere Generationen hindurch in fremdem Lande, umgeben von fremden Völkern, lebten. Die einzige Möglichkeit ihnen näher zu kommen, in all diesen intimen Dingen ihr Vertrauen zu gewinnen, gewährt die Anknüpfung an das religiöse Gefühl der Gefangenen, wie es der Fürsorge-Verein empfiehlt. Hier aber lassen nun die katholischen Kräfte es an sich fehlen.

Wir in Deutschland wußten ja überhaupt wenig von den deutschen Bauern in Rußland. Die Katholiken anscheinend noch weniger als die übrigen. Es fanden sich im Lande keine Kräfte, die sich für diese Kolonisten, für diese Gefangenen so interessierten, daß sie ihre besonderen Dienste für ihre Betreuung angeboten hätten, wie es von seiten der anderen Konfessionen geschah. Es ist das erklärlich, aber bedauerlich. Damit aber erklärt sich auch das für die Katholiken Deutschlands so beschämende Urteil der Katholiken unter den Gefangenen, das ich an den Anfang meines Aufsatzes stellte. Ist eine solche Klage in Deutschland nicht ergreifend? Und was würden wir sagen, wenn diese Gefangenen morgen nach Rußland zurückkämen und ihren Angehörigen erzählten, wie es ihnen in Deutschland ergangen sei, wenn ihre dortigen Seelsorger uns zur Verantwortung zögen für die Vernachlässigung der ihnen anvertrauten Seelen, die sie selbst in dieser Zeit nicht betreuen konnten? Was würden sie sagen, wenn sie hören müßten, daß die deutschen Katholiken und ihre politischen Führer wohl für ein selbständiges Polen, Litauen, Belgien usw. eingetreten seien, nicht aber für die halbe Million deutscher Katholiken, die man den Russen überließ und der Zerstreuung in alle Winde? Würden sie nicht sagen, daß es unsere Pflicht war, nicht nur für die Fremden, sondern auch und in erster Linie für die eigenen Volks- und Glaubensgenossen einzutreten, für Siedlungsland und Siedlungsgelegenheit für die 500000 deutschen katholischen Kolonisten zu sorgen? Versäumen wir das, laden wir eine Schuld auf uns, die wir nicht auf andere abwälzen können. Und es handelt sich doch bei dieser Fürsorgearbeit nicht allein um die zeitweilige Seel-

[1] Der erste Teil des Aufsatzes, der die angesichts der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk sehr wichtige und aktuelle Frage der Rücksiedlung deutscher Bauern aus Rußland behandelte, erschien in Nr. 48 vom 1. Dezember 1917; die Verzögerung des Abdrucks des zweiten Teil beruhte auf Hemmnissen, die nicht auf seiten des Verfassers oder der Redaktion oder der bayerischen Zensurstelle lagen.

sorge während der Kriegsdauer. Es handelt sich darum, ihre Herzen zu gewinnen, ihren Sinn nach Deutschland zu richten, wo sie eine gesicherte Zukunft finden sollen. Es ist notwendig, ihnen zu zeigen, daß sie, wenn sie den schweren Entschluß, ihre bisherige Heimat zu verlassen, fassen, in eine bessere Heimat kommen, wo warme Herzen für sie schlagen. Im Verfolg dieser Arbeiten ist notwendig, für geeignetes Siedlungsland für diese Bauern zu sorgen. Wir müssen auch noch nach ihrer Umsiedlung für sie sorgen, bis sie sich vollends eingelebt haben. Es ist eine große Reihe von Aufgaben, die uns da gestellt sind, und Zeit zu ihrer Bearbeitung bleibt nicht mehr viel. Oder wollen wir wieder die Arbeit anderen überlassen und uns am Schlusse beklagen, daß wir nicht dabei waren, daß man uns nicht dazu berufen hat? Der Tatkräftige geht selbst und holt sich sein Teil Arbeit, er wartet nicht auf Berufung.[2])

Innere Kolonisation.

Allerdings setzt der eine Teil dieser Arbeiten, der sich mit Siedlung beschäftigt, Kenntnisse und Erfahrungen voraus, mit denen es bei uns Katholiken wohl auch nicht zum besten bestellt ist. Damit komme ich zum dritten Punkt: der Teilnahme der Katholiken an der inneren Kolonisation.

Im Verfolge meiner Arbeiten habe ich viele Landgesellschaften und andere Siedlungsorganisationen in Deutschland kennen gelernt, bin aber darin auf wenig Katholiken gestoßen. Und als für eine neue süddeutsche Landgesellschaft ein katholischer Leiter gesucht werden sollte, fand sich nur schwer ein solcher; er mußte schließlich aus Norddeutschland genommen werden. Diese Landgesellschaften und anderen Siedlungsorganisationen sind offene Gesellschaften und Vereine, an denen sich alle beteiligen können. Warum beteiligen die Katholiken sich so wenig daran, selbst nicht an jenen, die in katholischen Gegenden arbeiten? Es ist allerdings bis jetzt hinderlich gewesen, daß die ältesten und tätigsten dieser Landgesellschaften sich hauptsächlich in protestantischen Gegenden befinden. Durch den Krieg aber und die aus ihm sich ergebenden Bedürfnisse haben die alten großen Gesellschaften sich dezentralisiert, viele neue sind entstanden; sie haben sich über ganz Deutschland verbreitet. Da gibt es Vereine für Wohnungspolitik in der Stadt und für Kleinsiedlung vor der Stadt. Es gibt Siedlungsorganisationen für Landarbeiter, Handwerker und für Bauernsiedlung. Es gibt Einzelbestrebungen für Ansiedlung von Invaliden und Kriegsteilnehmern, und zusammenfassende, wie der Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer und die Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation, und schließlich die Vereinigung zur Siedlung und Wanderung,[3]) die das gesamte Deutschtum der ganzen Welt, jeden, auch den kleinsten deutschen Volkssplitter, wo immer er sich befindet, in den Bereich ihres Studiums und ihrer Tätigkeit zieht. All dieser Vereine und Gesellschaften warten große Aufgaben nach dem Kriege. Viele Arbeitskräfte sind notwendig. Da gibt es reiches Betätigungsfeld für junge strebsame Katholiken. Man will allerdings behaupten, daß die Siedlungsgesellschaften usw. Evangelisationsabsichten hätten. Um so notwendiger ist es für die Katholiken dabei zu sein und nach dem Rechten zu sehen. Man sagt, diese Kolonisationsbestrebungen, innere und äußere, hängen mit alldeutschen Bestrebungen zusammen. Schlimm genug, wenn nur die Alldeutschen in Deutschland Interesse zeigten für so wichtige Arbeiten für die Zukunft des deutschen Volkes. Man nimmt an, daß die Einrichtungen der Siedlungsgesellschaften derart gestaltet seien, daß katholische Fachleute und Bewerber keine Stelle fänden. Wenn wir aber erst die katholischen Fachleute in entsprechender Zahl und Qualität haben, werden sich auch einflußreiche Stellen für sie finden.

Heute ist aber die Lage der Dinge so: Die Katholiken haben in der Siedlungs- und inneren Kolonisationsarbeit fast keine Vertreter. Infolgedessen haben sie auch keine Vertreter bei den Vorbereitungsarbeiten für die großen Siedlungsaufgaben nach dem Kriege, in den Fürsorgearbeiten für die deutsch-russischen Gefangenen. Und die Folge davon ist, daß die politischen Vertreter des deutschen Katholizismus nicht orientiert sind über die Siedlungsbedürfnisse und -notwendigkeiten deutscher Katholiken im Auslande. So ist es erklärlich, daß die litauische Frage vom ausschließlich litauischen Standpunkte behandelt wird, und daß deutsche Katholiken aus dem Auslande mit einem Schein von Recht über mangelnde Unterstützung durch ihre Glaubensgenossen im Reich Klage führen.

Was also nottut, ist zunächst Aufklärung in weitesten katholischen Kreisen und dann tatkräftige Inangriffnahme der einzelnen Aufgaben zur Wahrung der Interessen der katholischen Deutschen im Auslande. Zu erreichen ist das nur auf dem Boden der Organisation und es darf mit Genugtuung festgestellt werden, daß gerade in Bayern die Bestrebungen nach Schaffung einer solchen Organisation bereitwilliges Entgegenkommen finden, das wohl in Bälde greifbare Ergebnisse erhoffen läßt.

---

[2]) Wie wir eben hören, wurde vor kurzem auch in Bayern ein Fürsorge-Komitee gegründet, das die Fürsorgebehandlung der deutsch-russischen Gefangenen in Bayern durchführen soll. Ihm gehören an je ein Vertreter des Kriegsministeriums, des Ministeriums des Innern, der Bayerischen Siedlungsgesellschaft und der beiden christlichen Konfessionen. Die Fürsorgearbeit ist somit auf die denkbar breiteste Basis gestellt.

[3]) In dieser Vereinigung für Siedlung und Wanderung unter dem Vorsitze von Staatssekretär a. D. Lindequist sind der Caritasverband, Freiburg i. Br., und der Raphaelsverein Gründungsmitglieder, und ihr Vorsitzender Prälat Werthmann vertritt die katholischen Interessen im Vorstande dieser Vereinigung.

Moderne Kapuzinerpredigt.

Frei nach Schillers „Wallensteins Lager", VIII. Auftritt.

Heisa Juchei! Friedensschalmei?
Das wär' ja zum Freuen! Bin auch dabei!
Sind wirklich auch Männer da zum Verhandeln?
Oder gilt es am End, nur Zeit zu vertändeln?
Dient man dem Frieden, indem man so tut,
als ob's nur auf dem guten Willen beruht?

Der Schutz der Nationen ist jetzt die Phrase.
Sehr schön! nur packt euch selbst an der Nase!
Wer selber nach Dutzenden sie verschlungen,
ist nie mit solch Predigt noch durchgedrungen.
Ist's Zeit dann wirklich zu solcher Predigt,
ehvor die Frage der Iren erledigt?
Wie steht's denn weiter am Nil und am Ganges?
Wer achtet denn da des Freiheitsdranges?

Auch im Jahr siebzig war die Kriegsfurie los;
wir legten die Hände nicht in den Schoß;
deutsches Land ist damals zurückgekommen,
das uns die Franzosen vordem genommen.
Kein Unrecht war es; wir nahmen zurück,
was uns entrissen ein widrig Geschick.

Aber wenn Herr Professor sich drauf versteifen,
nur etlich Jahrzehnte zurückzugreifen
und nachzusehn, wo Einer frech geworden,
so wüßt ich ein Beispiel an mancherlei Orten.
Hat nicht in Aegypten trotz allen Verträgen
England es verstanden, die Hand drauf zu legen?
Und ist nicht in Kuba altspanischem Rechte
durch Erobrung Unrecht geschehen? ich dächte!
Und wer hat denn in Kapland erobernd gewütet?
Wer hat denn damals das „Recht" gehütet?
Und in Nordafrikas reichen Gefilden?
Haben wirklich den Schutz sich erbeten die Wilden?

Die Christenheit trauert in Sack und Asche;
nur die Kriegslieferanten füllen die Tasche;
in Amerika geschehen Zeichen und Wunder,
keine Aktie geht mehr unter Zehnfach' herunter
und das Sprechen vom Frieden bringt keinem Schaden,
ist man auf der Börse nur gut beraten.
Im Krieg nimmt Jeder, was er nehmen kann;
sonst wär' er ein Tölpel, doch kein wahrhafter Mann.
Nur wird, was dem Einen billig und recht,
beim Feind drüben nicht von selber schlecht.

Die Verantwortung aber für all den Graus,
die geht an den, der anfing, hinaus.
Daß aber wir Deutsche nicht angefangen,
das wissen doch heut schon die dümmsten Rangen.
Was wär' bei den Gegnern, hätten sie gewonnen,
Für Triumphieren, wie fein sie's gesponnen,
wie kundig die klügsten Diplomaten
längst eingefädelt die großen Taten!

Gewiß sind in Belgien wir eingefallen
und halten's umklammert mit griffigen Krallen;
nur hat kein Recht zu Klagen und Flüchen,
wer dasselbe getan den sich wehrenden Griechen.
Und wenn nur die üppigen serbischen Länder
im Krieg verkehrt worden in Elender —
woher das kommt? das kann ich Euch künden:
Das schreibt sich her von den serbischen Sünden;
das kommt von dem Greuel und Verräterstreben,
dem sich die serbischen Herren ergeben;
denn solche Sünd ist ein Magnetenstein,
zieht strafende Rache ins Land hinein.
Dem, der dem Verräter ein Helfer wird,
mit Recht die nämliche Strafe gebührt,
und wer dem Richter den Richterspruch wehrt,
der wird mit Recht als mitschuldig erklärt. —

Wie steht's nun mit der Hoffnung auf Frieden?
Wer macht ein Ende dem Wüten hienieden?
Vielleicht wer die anvertrauten Schiffe stiehlt
und nach dem Kali im Elsaß schielt?
Wer über den Militarismus wettert
und daheim jeden Friedensredner zerschmettert?
In amerikanisch-politischen Fragen
Durfte Europa bisher Nichts sagen.

Hat was für sich! nur hat es auch andere Seiten;
dann gibt es auch kein Herüberzu-Streiten.
Entweder — oder! wo steht denn geschrieben:
Europas Geschäft wird von Wilson betrieben?
Gewiß hat's immer Geldmänner gegeben
mit unersättlichem Reichtum-Erstreben,
die mit ihren Praktiken und bösen Kniffen
auch nach Europas Schätzen gegriffen.

Doch wenn wir jetzt Alle nach Frieden verlangen,
so werden wir selbst vor Wilson nicht bangen;
wir brauchen Niemand, das Recht uns zu lehren,
sind Manns genug, uns das selbst zu erklären.
Das Recht steht zuletzt auf des Schwertes Schneiden;
das Eisen gilt doppelt in eisernen Zeiten;
und gesellt sich zur Schwertmacht auch noch das Recht,
so steht's auch in schwerer Zeit keineswegs schlecht.
Da schaden auch nicht die schönsten Phrasen;
einmal wird doch zum Triumph geblasen.
Laßt solchen Klang uns in Gottes Namen
bald hören und damit: Hoch Deutschland! und Amen!

Frhr. v. Freyberg.



Der Glaubensschutz der katholischen Studenten beim Universitätsstudium.

Von Pfarrer Dr. Timmen, Eutin.

Die philosophischen Studien unserer Studenten auf den Universitäten bergen, so haben verschiedene Aufsätze in der „Allgemeinen Rundschau“ klar dargetan, manche Glaubensgefahren in sich. Die katholischen Akademiker können sich diesen Studien aus Gründen der Bildung und des Examens nicht entziehen; es ist deshalb Sorge zu tragen, daß sie dabei in ihrem Glaubensleben keinen Schaden leiden, vielmehr in ihrer Weltanschauung gefestigt werden. Soll dieses Ziel erreicht werden, so muß das philosophische Studium durch äußere und innere Schutzmaßnahmen umhegt werden.

Die philosophischen Studien werden nach dem Kriege erhöhte Bedeutung und Beachtung finden. Die Weltanschauungsfragen spielen im Weltkriege und im Schützengraben eine große Rolle und werden deshalb auch noch lange Zeit nach dem Kriege die Geister in Spannung halten. Man wird zur Lösung aller dieser Fragen gerne die Auffassungen der großen philosophischen Denker der Vergangenheit heranziehen; damit ist die Notwendigkeit vertiefter philosophischer Studien auch für die katholische Studentenschaft gegeben.

Dieser Notwendigkeit trägt auch bereits die am 1. April 1918 in Kraft tretende neue Ordnung der Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen — allerdings in einseitiger Weise — Rechnung. Während die frühere Prüfungsordnung von allen Kandidaten eine Prüfung in Religion, Deutsch und Philosophie verlangte, ist diese Prüfung jetzt auf die Philosophie beschränkt worden. Während sich bislang also die Kandidaten bei der Vorbereitung auf die Religionsprüfung auch in der christlichen Philosophie umschauen mußten, sind sie jetzt dieser Arbeit mit Rücksicht auf das Staatsexamen überhoben.

In der Philosophie müssen die Kandidaten nach § 9 der Prüfungsordnung nachweisen, daß sie mit den Grundfragen der Psychologie und der Ethik, insbesondere mit denen, die sich auf das Seelenleben der Jugend beziehen und die für den zukünftigen Erzieher und Lehrer wichtig sind, sowie mit den Grundfragen der Logik und der Erkenntnislehre vertraut gemacht haben. Sie müssen ferner zeigen, daß sie mit einigen Hauptwerken eines hervorragenden, für ihre Fachwissenschaft besonders in Betracht kommenden Philosophen oder mit einem wichtigeren Problemkreise aus der Philosophie oder aus der philosophischen Erziehungslehre sich beschäftigt haben und für die Bedeutung der von ihnen behandelten Gebiete innerhalb der Geschichte der Philosophie Verständnis besitzen.

Unsere Studenten müssen also sich genau in die schwierigen Fragen der Philosophie vertiefen und werden dabei nur zu häufig von den philosophischen Vertretern des Kritizismus, des Materialismus und des Pantheismus geleitet. Es ist deshalb von der größten Wichtigkeit, daß unsere Studenten auch Gelegenheit haben, die notwendigen Vorlesungen auch bei Anhängern der christlich-gläubigen Philosophie zu hören. Recht dankbar muß das katholische Volk dem deutschen Episkopat sein, der in seinem jüngsten Hirtenbriefe diese Forderung mit aller Entschiedenheit in folgenden Worten unterstrichen hat:

„Es entspricht nicht der Gleichberechtigung des katholischen Volksteils, daß unsere Studenten auf den Hochschulen vielfach genötigt sind, die sogenannten Geisteswissenschaften, deren Auffassung und Darstellung ganz vom religiösen Standpunkt des Forschers abhängt (Philosophie, Geschichte, Religionsphilosophie und Religionsgeschichte), bei religiös indifferenten, andersgläubigen oder ungläubigen Professoren zu hören. Die Katholiken können verlangen, daß ihre studierenden Söhne und Töchter Gelegenheit haben, diese Wissenschaften nach katholischem Gesichtspunkt kennen und beurteilen zu lernen. Darum ist die Errichtung von Lehrstühlen für ausgesprochen katholische Vertreter dieser Wissenschaften eine Forderung der Gerechtigkeit, der ja in dankenswerter Weise an manchen Hochschulen bereits ganz oder teilweise genügt wurde.“

Mit dieser Forderung ist die Notwendigkeit aufs engste verbunden, daß es den Studenten frei stehen muß, bei welchem Professor sie in dem betreffenden Fache die Prüfung ablegen wollen. Die bisherige Gepflogenheit geht dahin, daß die Fachprofessoren nach einem bestimmten Turnus bei den Prüfungen abwechseln. So kann es kommen, daß ein Student, der bei einem gläubigen Dozenten belegt hat, bei einem Vertreter einer ungläubigen Richtung das Examen ablegen muß. Gerne beugen die Kandidaten diesem Uebelstande dadurch vor, daß sie auch bei diesem Vertreter ein Kolleg belegen, um auf alle Fälle sicher zu gehen. Es ist deshalb notwendig, daß die Studenten die Fachprofessoren nicht nur für die Vorlesungen und Uebungen, sondern auch für ihr Examen frei wählen dürfen.

Die philosophischen Probleme greifen tief in das Gebiet der Religion und der Weltanschauung über. Es ist deshalb gut, wenn diese Zusammenhänge auch in besonderen öffentlichen Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten besonders aufgezeigt werden. Diesem Zwecke dienen die von den Mitgliedern der theologischen Fakultäten abgehaltenen öffentlichen Vorlesungen über religiöse Tagesfragen und aktuelle philosophische Grundfragen. Wir Katholiken verfügen aber nur über verhältnismäßig wenige Universitäten mit theologischen Fakultäten. Unsere Studenten haben aber an allen Universitäten solche religiöse Führung und Aufklärung in wissenschaftlicher Form nötig; es ist deshalb wünschenswert, daß auch an den Universitäten ohne katholische theologische Fakultäten ein qualifizierter Geistlicher oder Laie mit einem solchen Lehrauftrag betraut wird.

Diesen äußeren Hilfsmitteln für das Studium der Philosophie müssen innere Schutzmaßnahmen zur Seite treten. In den Mittelpunkt dieser Bestrebungen darf man das Amt des Studentenseelsorgers stellen. Seine Wohnung und sein Herz stehen jedem Studenten offen, der sich bei seinem philosophischen Studium in religiöser Hinsicht nicht mehr auskennt. Er weiß auch in seinen Vorträgen und Predigten gerade jene Themen auszuwählen, welche den Studenten die meisten inneren Schwierigkeiten zu bereiten pflegen.

Aber auch der Studentenseelsorger kann nichts erreichen, wenn nicht der Student selber innerlich mitarbeitet. Nächst dem Studium der christlichen Philosophie sind es das Gebet und die praktische Ausübung seiner religiösen Pflichten, welche ihm über etwaige Glaubenszweifel am ehesten hinweghelfen. Es genügen aber dafür nicht der regelmäßige Besuch der Sonntagsmesse und der regelmäßige Empfang der Sakramente, sondern er muß Anteil nehmen am Leben und Sorgen der Kirche.

Die jungen Studenten sollen die späteren Führer des Volkes abgeben, man verlangt mit vollem Rechte von ihnen, daß sie mit offenen Augen die Welt ansehen, um sich nicht nur eine gute Berufsbildung, sondern auch eine weitherzige Allgemeinbildung zu erwerben. Staatsbürgerlich und sozial müssen die jungen Studenten geschult werden, aber nicht minder tut auch die kirchenbürgerliche Erziehung not. Wer aber Anteil nimmt am außerkirchlichen Gemeindeleben, sich interessiert für das kirchliche Vereinswesen und mitarbeitet in den kirchlichen Hilfsvereinen wie Vinzenzvereinen, Fürsorgevereinen usw., soweit es in seinen Kräften steht, der hat damit die beste Ablenkung gegen etwaige Glaubensschwierigkeiten gefunden. Er lebt mit im Leben der Kirche und wird sich damit auch sein eigenes Glaubensleben bewahren.

Diese ideale Schwungkraft wird der katholische Student, auf sich allein gestellt, kaum längere Zeit entwickeln; er bedarf dazu der Aufmunterung und Anregung durch gleichgesinnte Freunde, welche er am besten in den katholischen Korporationen findet. Hier in trautem Kreise mit einem oder mehreren Freunden werden sich die Gespräche von selbst auch auf die Schwierigkeiten der Kollegvorträge hinwenden, dabei werden sich die Ansichten klären, manche Bedenken zerfließen, andere durch Ratsuchen beim Studentenseelsorger oder anderen vertrauten Herren aufgelöst werden. So haben die katholischen Studentenvereinigungen nach dem Kriege auch eine große apologetische Mission zu erfüllen.

Die Freiheit des Universitätslebens wird manchem jungen Akademiker zum Verderben, helfen wir alle mit, daß sie den katholischen Studenten zum Heile wird.

„O wie schön sein die Wildnusse.“

Literarischer Brief von M. Herbert.

„O wie schön sein die Wildnusse!“ So steht auf einem bekannten Bilde Schießtls, auf welchem ein Eremit sich in das Glück seiner Einheit mit Berg, Flur, Wald, Pflanze und Tier versenkt. Die Liebe zu den Wildnissen ist immer dann in den Herzen der Völker groß geworden, wenn das Gehaste überreifer Kultur zur Siedehitze sich steigerte. Dann kam der Trieb zur Größe, Stille und Menschenfernheit der Wälder, der Moore, der Berge mit Urgewalt über die Herzen; das letzte Aufflammen der Freigeborenen des Paradieses. Es waren die Verweltlichung gottesfremden Seins, die Grausamkeit der Kriege, die Treulosigkeit der Rede, die eiserne Härte der Gewinn- und Genußsüchtigen, welche einst den hl. Franz v. Assisi aus der Sicherheit und dem Wohlleben eines reichen Kaufmannshauses hinausführten in die felsige, schluchtenreiche Einsamkeit Umbriens, um dort wieder die selige Paradiesesberührung zwischen dem Menschen und aller anderen Kreatur herzustellen, die verloren gegangene Freundschaft mit Tier, Baum und Pflanze zu erneuern. Auch die Dichter und Schriftsteller unserer harten, grausamen und üppigen Tage, in denen der Neid und Haß der handeltreibenden Völker, der Ehrgeiz einer verlogenen Diplomatie, die Ungerechtigkeit und die Schärfe der sozialen Gegensätze zu einer so furchtbaren Eruption, einer so ungeheuerlichen Entwertung des Menschenlebens geführt haben, spüren zum großen Teil diesen franziskanischen Drang nach Entsündigung durch Eintauchen in die Quellenreinheit der Natur. Deshalb wandert die rührend erhabene Gestalt des „Poverello“ heute wieder durch ungezählte Bücher, Bilder und lose Blätter; deshalb hat das seherische Auge Heinrich Federers gerade die umbrische Landschaft mit ihren teils milden, teils strengen und herben Reizen, die Heimat des Heiligen am Berge Averno, gewählt, um uns wie z. B. in dem Bändchen „Aus Franzens

Poetenstube" die feinsten und schärfsten landschaftlichen Zeichnungen zu liefern, Zeichnungen, deren Hintergrund ein gewaltiges geographisches und historisches Wissen ist. Wie vollendet ist in dieser Hinsicht die Studie über den Tiber, diesen weltgeschichtlichsten, einflußreichsten aller Ströme!

Ein beredtes, seelisch unendlich vertieftes Zeugnis von dem unsterblichen Heimweh des Menschenherzens nach der schrankenlosen Freiheit der Berge und Wälder, nach ihrer Heiligkeit und unberührten Unschuld, ihrer nie versiegten Kraft zur Erneuerung und Belebung, hat Heinrich Federer in der Titelnovelle des kleinen Bandes: „Gebt mir meine Wildnis wieder" uns geschenkt. Es ist die an die Seele greifende Geschichte vom Papste Cölestin, die Geschichte vom greisen, frommen Waldbruder und himmelnahen Heiligen der Abruzzen, Peter Morone, auf den im dreizehnten Jahrhundert wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Papstwahl fiel, um ihn zum Unglücklichsten aller Sterblichen zu machen. Mit Kraft und Schlichtheit ist diese große typische Tragödie des Naturmenschen geschildert, den die Kultur erstickt. „Nie tatest ihm, wenn er über grobe Felsen oder knorrige Steine emporkletterte, die Hände so weh, wie jetzt beim Betasten von so viel weichem, wulstigem Samt." „O Eichen, o Felsen, o himmlische Wildnis!"

Ein gar zartes Naturgleichnis schenkt uns Federer in seinem liebreizenden Legendlein aus „Sanct Benedettos Dornen u. Sanct Franziscus Rosen". Alle diese Geschichtchen des Schweizer Poeten kommen auf eine wunderbare intuitive Art dem ethischen Bedürfnis unserer Tage nach der Neugeburt zu innerem Frieden am Herzen der Schöpfung entgegen.

Wenn Federer seinen gesegneten Pinsel vornehmlich der italienischen Landschaft leiht, so hat doch auch das Naturleben germanischen Bodens begeisterte Erforscher und Versteher unter den Dichtern gefunden. Wir erinnern hier nur an die unvergleichlichen Naturstudien des vor dem Feinde gefallenen Herrmann Löns, der als Begründer einer neuen Aera des schriftstellerischen Naturbildes in deutscher Sprache angesehen werden darf. Noch fanden seine markige, unmittelbare Sprache, seine greifbare Wirklichkeitsschilderung, seine tiefe, wissenschaftliche, starke Kenntnis von Tier und Pflanze nicht ihres Gleichen.

Der Deutschrusse Age Madelung in seinem „Sterlett" und dem „Brauthengst" kommt nahe an Löns heran, was Scharfblick betrifft. Otto Alscher in dem Skizzenbuch „Die Kluft", das leider durch das darwinistische Affenbild des Umschlages entstellt ist, hat ebenfalls Verwandtschaft mit dem westfälischen Heidegänger, was das jägermäßige Aufspüren der Eigentümlichkeiten des Raubzeuges betrifft, doch tritt hier eine neue Abschattierung auf. Alscher behandelt nämlich vorzugsweise das Verhältnis, in das der Mensch sich in Freundschaft oder Haß zum Tiere setzt. So in der herrlichen Erzählung von den Polarhunden, wo die Nordpolfahrer nach Widerstreben ihrer heiligen Verpflichtung gegenüber der Treue und dem Vertrauen der Hunde inne werden; so in der Wolfsgeschichte „Der Fremde", in der „Wildkatze", der „Ernte der Tiere" und den Episoden vom Adler und vom Bären. Meisterhaft ausgeprägt ist der Eindruck des urweltlich Trotzigen, des Unbezwinglichen, uferlos Freien, Geheimnisvollen, den uns manche Tierrassen vermitteln, wie Wölfe, Falken, Adler und Katzen. Die Erfassung der wilden, eigensinnigen, unzähmbaren Art des Marders z. B. ist ein Kabinettstück; ebenso wird die unerklärbare, instinktive Sehnsucht auch des zahmen Tieres, sich wie in wilden Zeiten beim Verscheiden im Waldesdickicht zu verkriechen, mit Feinheit und Zartheit geschildert. Neben Alschers „Kluft" steht ebenbürtig des Dänen Svend Fleurion großartige Bildersammlung aus dem Kopenhagener Wildpark, die den Titel trägt: „Wie Kalb erzogen wurde". Das Buch, das in mustergültiger Uebersetzung vorliegt, hat in Deutschland weite Verbreitung gefunden und verdient. Es bietet in der Intimität und Ursprünglichkeit seines beobachtenden Spürsinns, seiner gütigen Tierliebe einen herrlichen Beitrag zur Psychologie des Wildes, den Tragödien und Komödien seiner Erlebnisse, seiner Gewohnheiten, Schliche, Schlauheiten und Streiche, seines Geborenwerdens, seiner Erziehung, seiner Jugendtollheiten, seines Alterns und Sterbens. Die Perle des famosen Werkes ist das Kapitel vom Wildschwan. Da feiert die Kunst der Schilderung hohen Triumph. „Der Wildschwan kam — in seiner blendenden Frühlingspracht in einem Kleid so weiß wie aus Marmor gemeißelt, mit seinem roten Schnabel und aufbrausenden Schwungfedern, flog er über den hundertjährigen Bäumen des Wildparkes dahin".

Tiefsinnige Aufschlüsse über das Sein des Tieres schulden wir auch den dichterisch allwissenden Augen der großen Schwedin Selma Lagerlöf, in der eine wundersame Intensität germanischen Geistes regsam ist.

Zu den Werken, die in hervorragender Weise geeignet sind, uns der Freiheit, Schönheit und Herrlichkeit der einsamen Bergwelt näher zu bringen, gehört das große Werk Ottos von Tegernsee: „Im Zauber des Hochgebirges". Hier werden umfassende Anleitungen gegeben für Hochtouristen. Das Buch reicht uns gleichsam den Schlüssel zu den erhabenen Geheimnissen der Alpenwelt. Es zeigt sich als genialen Führer und Gefährten auf einsamer Fahrt und Wanderung. Der Verfasser ist von denen, deren Seele sich weitet in großem, freiem Blick über Bergeshäupter und verträumte Täler, ihm singen tosende Klamm, rauschender Tobel, sprühender Staubbach, See, Strom und Waldquelle ihre wilden und sanften Lieder. Er weist uns uralte Kulturstätten, er geleitet uns zu den großen Volkserzählern, den Kirchen und Klöstern, den Friedhöfen und Kreuzgängen, den Brunnen und Monumenten und Epitaphien. In der neuen Auflage ist das großzügig angelegte Werk gewaltig gewachsen. Es behandelt jetzt das Hochland Bayerns, des Allgäus, Tirols und der Schweiz. Es ist daheim in den Klüften des Watzmann, am Königssee und in den Dolomiten, in Sankt Moritz und in der Wildnis der Gletscher an der Jungfrau. Wer die Szenerien, die da in begeisterten Worten, vollendeter photographischer Aufnahme und Aquarelldrucken vorliegen, aus eigener Anschauung kennt, fühlt die schönsten Erinnerungen des Lebens wach werden; wer sie niemals erschaute, kann sich doch ein farbig-fröhliches Bild davon schaffen. Für den Reisenovizen sind sie wertvolle Vorbereiter zum Verständnis kommender Schönheit. Das Buch baut, wie alle in diesem Briefe genannten Werke, eine Stufenflucht zu der Erkenntnis, daß die Großstadt und das Leben in engen Räumen uns nimmermehr genügen können, daß wir draußen in den gottgeliebten „Wildnissen" zur Wahrheit, zur Freiheit, zur Jugend und Schönheit der eigenen und himmelverwandten Seele zurückkehren.



Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Kleinere Gefechte.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

16. Januar. An einzelnen Abschnitten Erkundungsgefechte. Südlich von Ornes wurden Gefangene gemacht. Nach mehrstündiger Feuerwirkung stießen französische Abteilungen nördlich von Badonvillers vor und drangen vorübergehend in unsere vorderen Gräben ein. Eigene Aufklärungstruppen brachten in den oberen Vogesen Gefangene ein.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Die Verhandlungen in Brest-Litowsk.

Das Selbstbestimmungsrecht der besetzten Gebiete.

Am 11. Januar konstituierte sich die deutsch-österreichisch-ungarisch-russische Kommission zur Beratung der territorialen Fragen. Sie hielt am 11. Januar und 12. Januar lange Sitzungen ab, die sich mit den Fragen der Räumung und des Selbstbestimmungsrechts der besetzten Gebiete beschäftigten. Die Vierbundsmächte stehen auf dem Standpunkt, daß in Ausübung dieses Selbstbestimmungsrechtes in einem Teil der von uns besetzten Gebiete die zur Vertretung der betreffenden Völker de facto bevollmächtigten Körperschaften ihr Selbstbestimmungsrecht im Sinne der Absonderung von Rußland derart ausgeübt haben, daß nach unserer Auffassung diese Gebiete heute nicht mehr als zum russischen Reich in seinem ehemaligen Umfange gehörig betrachtet werden können. Die Russen wollen dagegen, daß durch ein allgemeines Referendum nach der Zurücknahme der fremden Heere die endgültige Entscheidung über die staatsrechtliche Gestaltung dieser Gebiete getroffen werden solle. Ihre Vorschläge faßte die russische Delegation in vier Punkte zusammen, die des weiteren forderten, daß das Selbstbestimmungsrecht den Nationen und nicht ihren Teilen, die okkupiert sind, zustehen solle und daß die Regierungen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns kategorisch bestätigen sollen das Fehlen irgendwelcher Ansprüche, sowohl auf Einverleibung der okkupierten Gebiete des früheren russischen Kaiserreiches wie auf die sogenannten Grenzkorrekturen auf Kosten dieser Gebiete und daß die deutsche und österreichisch-ungarische Delegation „eine vollkommen exakte Antwort" auf die aufgeworfenen Fragen geben sollen.

Hierauf erklärte General Hoffmann: „Ich muß zunächst gegen den Ton dieser Vorschläge protestieren. Die russische Delegation spricht mit uns, als ob Sie siegreich in unserem Lande ständen und uns Bedingungen diktieren könnten. Ich möchte darauf hinweisen, daß die Tatsachen entgegengesetzt sind. Das siegreiche deutsche Heer steht in Ihrem Gebiet. Ich möchte dann feststellen, daß die russische Delegation für die besetzten Gebiete die Anwendung eines Selbstbestimmungsrechtes der Völker in einer Weise und in einem Umfange fordert, wie es Ihre Regierung im eigenen Lande nicht anwendet. Ihre Regierung ist begründet auf eine Macht, und zwar auf eine Macht, die rücksichtslos mit Gewalt jeden Andersdenkenden unterdrückt. Jeder Andersdenkende wird einfach als Gegenrevolutionär und Bourgeois vogelfrei erklärt. Ich will diese meine Ansicht nur an zwei Beispielen erhärten. In der Nacht zum 31. Dezember wurde der Erste Weißrussische Kongreß in Minsk, der das Selbstbestimmungsrecht des weißrussischen Volkes geltend machen wollte, von den Maximalisten durch Bajonette und Maschinengewehre auseinandergejagt. Als die Ukrainer das Selbstbestimmungsrecht geltend machten, stellte die Petersburger Regierung ein Ultimatum und versuchte, die Erzwingung ihres Willens mit Waffengewalt durchzusetzen. Soviel aus den mir vorliegenden Funksprüchen hervorgeht, ist der Bürgerkrieg noch im Gange. So stellt sich die Anwendung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker durch die maximalistische Regierung in der Praxis dar. Die deutsche Oberste Heeresleitung muß deshalb eine Einmischung in die Regelung der Angelegenheiten der besetzten Gebiete ablehnen. Für uns haben die Völker der besetzten Gebiete ihrem Wunsch der Lostrennung von Rußland bereits klar und unzweideutig Ausdruck gegeben. Von den wichtigsten Beschlüssen der Bevölkerung möchte ich folgende hervorheben: Am 21. September 1917 erbat die kurländische Landesversammlung, die sich ausdrücklich als Vertreterin der Gesamtbevölkerung Kurlands be-

zeichnete, den Schutz des Deutschen Reiches. Am 11. Dezember 1917 proklamierte der litauische Landesrat, der von den Litauern des In- und Auslandes als einzig bevollmächtigte Vertretung des litauischen Volkes anerkannt ist, den Wunsch der Abtrennung von allen staatlichen Verbindungen, die bisher mit anderen Völkern bestanden haben. Am 27. Dezember sprach die Stadtverordnetenversammlung in Riga eine ähnliche Bitte an das Deutsche Reich aus. Diesem Antrage haben sich die Rigaer Kaufmannskammer, die Große Gilde, die Vertreter der Landbevölkerung, sowie 70 Rigaer Vereine angeschlossen. Schließlich haben im Dezember 1917 auch die Vertreter der Ritterschaft, der ländlichen, städtischen und kirchlichen Gemeinden auf Oesel, Dagö und Moon in verschiedenen Erklärungen sich von ihren bisherigen Beziehungen losgelöst. Auch aus verwaltungstechnischen Gründen muß die deutsche Oberste Heeresleitung eine Räumung Kurlands, Litauens, Rigas und der Inseln im Rigaischen Meerbusen ablehnen. Alle diese Gegenden besitzen keine Verwaltungsorgane, keine Organe der Rechtspflege, keine Organe des Rechtsschutzes, keine Eisenbahnen, keine Telegraphen und keine Post. Alles dies ist deutscher Besitz und in deutschem Betriebe. Auch zur Errichtung eines eigenen Volksheeres oder einer Miliz sind die Länder mangels geeigneter Organe in absehbarer Zeit nicht in der Lage."

Die Russen hatten weiter eine Aenderung der bisherigen Arbeitsmethode dahin vorgeschlagen, daß die Delegationen sich gegenseitig formulierte Schriftstücke vorlegen, in denen sie ihre während der Diskussion entwickelte Auffassung darlegen. Staatssekretär v. Kühlmann erklärte, daß nach seiner persönlichen Auffassung dieser Modus weder zur Beschleunigung der Verhandlungen beitragen, noch, besonders wenn die Schriftstücke dem uns heute vorgelegten entsprechen, am allergeringsten dazu beitragen werde, die Aussichten der Verhandlungen in besonders rosigem Lichte erscheinen zu lassen. Behufs Stellungnahme zu dem russischen Vorschlag sei eine Beratung unter den Bundesgenossen nötig. Daher wurde die Sitzung ohne Festsetzung des neuen Sitzungstermins aufgehoben, nachdem Kühlmann auch den Vorschlag der Russen, im Laufe der weiteren Verhandlungen zu einseitigen schriftlichen Formulierungen greifen zu wollen, abgelehnt hatte.

Am 14. Januar, 5 Uhr nachmittags, hielt die Kommission zur Beratung der territorialen Fragen ihre vierte Sitzung ab. Staatssekretär v. Kühlmann teilte mit, daß die verbündeten Regierungen zu dem Entschluß gekommen seien, die formulierten Vorschläge der russischen Delegation ihrerseits gleichfalls in formulierter Form mündlich zu beantworten. Er halte aber die Art, gegenseitig mit formulierten Schriftstücken zu verhandeln, für außerordentlich zeitraubend und wenig fördernd. Es werde sich empfehlen, die Materie durchzusprechen und dann von jeder Seite je einen Herrn zur Redaktion zu beauftragen. Hierauf gelangte die materielle Antwort der Verbündeten zur Verlesung, in der es heißt: Die russischen Vorschläge betreffend die besetzten Gebiete Rußlands weichen dermaßen von der Ansicht der Verbündeten ab, daß sie in der vorliegenden Form als unannehmbar bezeichnet werden müssen. Trotzdem sind die österreichisch-ungarische und die deutsche Delegation bereit, nochmals und diesmal formulierend ihre Anschauungen über die schwebenden Fragen klar zum Ausdruck zu bringen und noch einen Versuch zu unternehmen, ob das von ihnen angestrebte Kompromiß eine Aussicht auf Verwirklichung bieten kann. Es muß auch darauf hingewiesen werden, daß für die Mittelmächte mit dem Abschluß des Friedens mit Rußland keineswegs auch der allgemeine Frieden verbunden ist. Die verbündeten Delegationen erklären aufs neue, daß sie der Anschauung sind, die verfassungsmäßig zuständigen Organe in den neuen Staatengebilden seien als vollkommen befugt anzusehen, den Willen weiter Kreise der Bevölkerung auszudrücken. Die verbündeten Delegationen nehmen Akt von der Erklärung, daß die russische Regierung aus der Tatsache der Zugehörigkeit der besetzten Gebiete zum Bereiche des früheren russischen Kaiserreiches keine Schlüsse zieht, die irgendwelche staatsrechtliche Verpflichtung der Bevölkerung dieser Gebiete im Verhältnis zur russischen Republik auferlegen würden, und daß die alten Grenzen des früheren russischen Kaiserreiches, die durch Gewalttaten und Verbrechen gegen die Völker gebildet wurden, insbesondere gegen das polnische Volk, zusammen mit dem Zarismus verschwunden sind. Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben nicht die Absicht, sich die jetzt von ihnen besetzten Gebiete einzuverleiben oder die fraglichen Gebiete zur Annahme dieser oder jener Staatsform zu nötigen, müßten aber sich und den Völkern der besetzten Gebiete für den Abschluß von Verträgen aller Art freie Hand behalten. Eine Zurückziehung der Heere ist, solange der Weltkrieg dauert, unmöglich, jedoch kann angestrebt werden, die Truppen, falls es die militärischen Umstände gestatten, auf diejenige Zahl zurückzuführen, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung und der technischen Betriebe unbedingt nötig ist. Die Bildung einer nationalen Gendarmerie kann angestrebt werden. Was die Rückkehr der Flüchtlinge und der Evakuierten betrifft, so wird wohlwollende Prüfung von Zeit zu Zeit zugesagt; diese Frage kann einer besonderen Kommission überwiesen werden. Die verbündeten Delegationen sind grundsätzlich bereit zuzustimmen, daß ein Volksvotum auf breiter Grundlage die Beschlüsse über die staatliche Zugehörigkeit der Gebiete sanktionieren soll. Eine einseitige Festlegung auf ein Referendum erscheint unpraktisch. Auch das Votum einer auf breiter Grundlage gewählten und ergänzten repräsentativen Körperschaft würde nach Anschauung der verbündeten Delegationen genügen. Gegenüber Trotzki, der sich in Hinweisen auf die Rechtsphilosophie und das Prinzip des Selbstbestimmungsrechts der Völker erging, erklärte v. Kühlmann: Der grundlegende Unterschied zwischen unserer Auffassung und der der russischen Delegation ist, daß wir im Gegensatz zu ihr auf dem Vorhandenen aufbauen, daß wir ohne Druck und gewaltsames Eingreifen in jenen Gegenden ein geordnetes Staatsleben entstehen lassen wollen und daß wir es ablehnen, aus reiner Liebedienerei gegen die Theorie erst einen luftleeren Raum zu schaffen und in einer bisher näher nicht bezeichneten Weise in diesem luftleeren Raum den Staat sich bilden zu lassen. Trotzki erklärte, daß er in der Frage der Zurückziehung der Truppen in keiner Weise der Ansicht des deutschen Vorsitzenden beitreten könne. Demgegenüber wies v. Kühlmann darauf hin, daß neben den technischen Gründen auch die Gründe der Sicherung in der betreffenden Gegend eine sehr wichtige Rolle spielen würden.

Am 15. Januar haben zwei weitere Sitzungen der deutsch-österreichisch-ungarischen-russischen Kommission zur Regelung der territorialen und politischen Fragen stattgefunden, in denen der getroffenen Vereinbarung entsprechend in die geschäftsmäßige Besprechung der vier zur Diskussion vorgeschlagenen Punkte eingetreten wurde. Der Anregung Trotzkis, Vertreter der besetzten Gebiete an den Verhandlungen teilnehmen zu lassen, erklärte v. Kühlmann sich bereit entsprechen zu wollen, jedoch unter der schon früher festgelegten Voraussetzung, daß das Erscheinen dieser Vertreter in Brest-Litowsk auch von der russischen Delegation dahin aufgefaßt werde, daß die Staatwerdung dieser Gebiete durch die Zulassung ihrer Abgeordneten auch russischerseits wenigstens präsumptiv anerkannt werde. Trotzki erklärte sich außerstande, auf die Voraussetzung einzugehen, da er nicht anerkennen könne, daß diese Vertreter den Willen der gesamten Bevölkerung ihrer Länder zum Ausdruck zu bringen geeignet seien. In der Räumungsfrage vertrat Trotzki die Ansicht, daß die Frage der Regelung der Geschicke der besetzten Gebiete in Zusammenhang gebracht werden müsse mit dem Friedensschluß an der Ostfront. Dagegen erklärte v. Kühlmann, es liege schon ein großes Entgegenkommen darin, daß die Verbündeten sich bereit erklärt hätten, die unter den Artikel 1 der deutsch-österreichisch-ungarischen Formulierung (vgl. „A. R." Nr. 1, S. 9) fallenden Gebiete bereits nach dem Abschluß der russischen Demobilisierung ohne Rücksicht auf den Fortgang des Weltkrieges zu räumen. Da jedoch die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit eines Wiederaufflammens des Kampfes an der Ostfront bei Fortdauer des Krieges an anderen Fronten jedenfalls erheblich größer sei, als nach Abschluß eines allgemeinen Friedens, so müsse er es als ausgeschlossen bezeichnen, für die Räumung der in Artikel 2 des deutsch-österreichisch-ungarischen Entwurfes aufgeführten Gebiete einen Zeitpunkt ins Auge zu fassen, der nicht mit dem Abschluß des allgemeinen Friedens rechne. Bezüglich der Freiheit der Abstimmung in den besetzten Gebieten erklärte v. Kühlmann, es werde von unserer Seite in bindender Form die Zusage gegeben werden, daß die zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und des ökonomischen Betriebs des Landes erforderlichen militärisch organisierten Kräfte in dem Gebiete, um das es sich handelt, in keiner Weise sich politisch betätigen und keinen politischen Druck ausüben dürfen.

Am 18. Januar hielt in der Frage der Abstimmung über die staatliche Zukunft der besetzten Gebiete Trotzki unbedingt an dem Referendum fest, während v. Kühlmann erneut auf das Bestreben der Mittelmächte hinwies, den breiten Schichten der Bevölkerung dieser Gebiete einen immer zunehmenden Einfluß auf die Politik einzuräumen. Das, was unbedingt gewahrt werden müsse, sei die Aufrechterhaltung der Ordnung innerhalb der Uebergangszeit, das, was verhindert werden müsse, sei die Ausbreitung der Revolution auf diese schon vom Kriege genug heimgesuchten Gegenden. Schließlich wurde die Erklärung Trotzkis, aus innerpolitischen Gründen bis auf die Dauer etwa einer Woche nach Petersburg sich begeben zu müssen — weshalb er die Vertagung der Beratungen der politischen Kommission bis zum 29. Januar vorschlägt — seitens der Mittelmächte unter dem Ausdruck der Hoffnung zur Kenntnis genommen, daß nach Trotzkis Rückkehr eine volle Einigung erzielt werden könnte.

Die Verhandlungen mit der Ukraine.

Am 16. Januar fand eine vertrauliche Besprechung mit den ukrainischen Delegierten statt. Sie führte zur Herstellung des prinzipiellen Einvernehmens über die das künftige politische Verhältnis zwischen den Mittelmächten und der Ukraine betreffenden Fragen. Bei der am 17. Januar abgehaltenen Besprechung hob Graf Czernin den für die Brester Verhandlungen überhaupt geltenden und auch von der ukrainischen Delegation anerkannten allgemeinen Grundsatz hervor, daß die Einmischung eines Teiles in die inneren staatlichen Angelegenheiten anderer ausgeschlossen sei. Anderseits bestehe ein Einverständnis darüber, daß bei dem Zustandekommen und der Entwicklung eines dauernden freundschaftlichen Verhältnisses und sicherstellenden Friedens beide Teile bereit seien, sich unter Voraussetzung voller Gegenseitigkeit über verschiedene, sie interessierende politische und kulturelle Fragen auszusprechen. Bei der weiteren Besprechung über die Regelung des beiderseitigen wirtschaftlichen Verkehrs wurden keine solchen Differenzen in den grundlegenden Auffassungen festgestellt, daß sie das Zustandekommen einer Vereinbarung zu hindern vermöchten. Die Beratungen wurden soweit gefördert, daß sie sich bereits auf konkrete Fragen des Warenaustauschverkehrs erstreckten. Die Weiterberatung ist einer Spezialkommission übertragen worden.

Friedensschluß mit der Ukraine in Sicht.

Unterm 20. Januar meldet W. T. B. aus Brest-Litowsk: Die bisherigen Verhandlungen, die zwischen den Delegationen der Mittelmächte einerseits und der der ukrainischen Volksrepublik anderseits geführt worden sind, haben das Ergebnis gezeitigt, daß über die Grundlagen eines abzuschließenden Friedensvertrages Einigung erzielt worden ist. Mit Feststellung der wesentlichen Grundzüge des Friedensvertrages sind die Verhandlungen an einem Punkte angelangt, der es den Delegationen zur Pflicht macht, mit den heimischen verantwortlichen Stellen in Fühlung zu treten. Alle Delegationen sind darüber einig, daß die hierdurch notwendig werdende Aussetzung der Verhandlungen so kurz als möglich bemessen sein soll. Sie haben sich daher zugesagt, sofort nach Brest-Litowsk zurückzukehren und sind entschlossen, im Rahmen der ihnen erteilten Ermächtigungen den Friedensvertrag abzuschließen und zu unterzeichnen. Hiermit ist es zum erstenmal in diesem die Welt erschütternden Kriege gelungen, die Grundlagen zur Herstellung des Friedenszustandes zu finden.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Vergebliche italienische Angriffe.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

15. Januar. Zwischen der Brenta und dem Monte Pertica ging der Italiener nach starker, zeitweise zum Trommelfeuer gesteigerten Artillerievorbereitung zum Infanterieangriff über. Nach sehr heftigen Nahkämpfen gelang es dem Feind, an einzelnen Stellen in unsere Gräben einzudringen. Im Gegenstoß wurde er jedoch aus diesen ge

worfen. Im ganzen Angriffsraum ist die vorderste Kampflinie voll in unserem Besitz. Der Gegner erlitt schwere Verluste. An der unteren Piave wurde ein feindlicher Vorstoß bei Bressanin rasch zum Stehen gebracht.

16. Januar. Auf der Hochfläche von Asiago wurde ein feindlicher Vorstoß westlich des Col del Rosso abgewiesen. Am Westhange des Monte Pertica stürmte der Gegner dreimal gegen unsere Linien. Jedesmal brach sein Ansturm bereits in unserem Artillerie- und Maschinengewehrfeuer unter schweren Verlusten zusammen. Südlich des Monte Fontana Secca wurden feindliche Angriffsversuche im Keime erstickt.

Kriegskalender.

XLI.

In dieser Stelle veröffentlichen wir nach Ablauf eines jeden Monats eine chronologische Uebersicht über die Kriegsereignisse. Die eingeklammerten Zahlen geben die Seiten an, auf welchen das betreffende Ereignis in der Chronik der Kriegsereignisse eingehender verzeichnet oder in Artikeln erwähnt und besprochen ist. Der Kriegskalender bildet somit zugleich ein die schnellste Orientierung ermöglichendes Register zu dem den Krieg betreffenden Inhalt der „Allgemeinen Rundschau".

1. Dez.: U-Bootbeute im November: 607000 Bruttoregistertonnen (911). Die Feinde verloren im November 22 Fesselballone und 205 Flugzeuge, eigener Verlust 2 Fesselballone und 60 Flugzeuge (894). Die Engländer am Westufer der Schelde und bei Vendhuille zurückgeschlagen (849). Ende der Kämpfe in Ostafrika, die Kolonie in den Händen der Engländer (894).

2. Dez.: Englische Angriffe bei Passchendaele, bei Cambrai zwischen Inchy und Bourlon und bei La Vacquerie abgeschlagen (870).

3. Dez.: Englische Vorstöße bei Gheluvelt gescheitert, Erfolge bei Marcoing, Erstürmung des Dorfes La Vacquerie (870). Beginn der Verhandlungen über den Abschluß eines Waffenstillstandes an der Ostfront (842, 870).

4. Dez.: Englische Angriffe bei Moeuvres gescheitert (870).

4./5. Dez.: Niederlage der Italiener in den Sieben Gemeinden, alles Gelände nördlich der Frenzela-Schlucht den Italienern entrissen (870).

5. Dez.: Niederlage der Engländer bei Cambrai, letztere räumen ihre vordersten Stellungen zwischen Moeuvres und Marcoing und ziehen sich auf die Höhen um Flesquieres zurück; Fliegerangriffe auf Calais, London, Sherneß, Gravesend, Chatan, Dover und Margate (870).

6. Dez.: Kämpfe um La Vacquerie zu unseren Gunsten (870). Der Monte Sisemol erobert (870).

7. Dez.: Kriegserklärung Amerikas an Oesterreich-Ungarn (869). Die Engländer bei Graincourt zurückgedrängt (870). Die italienischen Stützpunkte von Stensle erstürmt (870).

7./17. Dez.: Waffenruhe von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere (870).

8. Dez.: Englischer Vorstoß nördlich La Vacquerie gescheitert (870).

9. Dez.: Waffenstillstandsabschluß der verbündeten Armeen mit den russischen und rumänischen Armeen der rumänischen Front zwischen Dnjestr und Donaumündung (862, 870).

10. Dez.: Das österr. Linienschiff „Wien" im Hafen von Triest versenkt (894). Meldung der Einnahme Jerusalems durch die Engländer (864, 895).

11. Dez.: Das englische Luftschiff „C 27" in den Hoofden vernichtet (894).

12. Dez.: Gefecht vor der Tyne-Mündung; erfolgreicher Kampf mit einem Geleitzug (894).

14. Dez.: Die italienischen Stellungen auf dem Col Caprile genommen, italienische Angriffe auf dem Monte Spinuccia abgewiesen (895).

15. Dez.: Englische Vorstöße bei Monchy und Bullecourt gescheitert (894). In Brest-Litowsk wird von den Vertretern der russischen Obersten Heeresleitung und der Obersten Heeresleitungen von Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei der Waffenstillstandsvertrag mit anschließenden Friedensverhandlungen unterzeichnet (887, 895, 911).

16. Dez.: Bomben auf London, Ramsgate und Margate (911).

18. Dez.: Erstürmung italienischer Stellungen bei Ost. di Lepre und des Monte Asolone; bei Solarolo italienische Angriffe zurückgeschlagen (912).

19. Dez.: Italienische Angriffe auf den Monte Pertica abgeschlagen (912).

20. Dez.: Italienische Anstürme östlich der Brenta abgewiesen (21).

22. Dez.: Eröffnung der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk; die russische Delegation schlägt 6 Punkte als Grundlagen für einen allgemeinen Frieden vor (904, 912, 2, 8).

23. Dez.: Der Col del Rosso und der Monte di Val Bella genommenn (21).

26. Dez.: Erfolgreiche Unternehmungen nordwestlich von Bezonvaux (8). Zurücknahme österreichischer Stellung an der Piave (21).

28. Dez.: In Brest-Litowsk wird eine Basis für eine Einigung zwischen dem Vierbund und Rußland geschaffen (9, 13).

30./31. Dez.: Einnahme englischer Stellungen südlich Marcoing und nördlich La Vaquerie (21).

Vom Büchertisch.

Der Feilenhauer. Roman aus dem Fichtelgebirge von Gottfried Flammberg (Dr. A. Ebrard). Verlag von G. Kohler, Wunsiedel. Zweite Auflage, herausgegeben von Kgl. Geh. Konf.-Rat Dr. Fr. Ebrard-Frankfurt 1914. 495 S. M 5.—; Geschenkband M 6.—. In diesem Buch ist ungeheuer viel Material zusammengetragen, und die Materie ist derart ausgenutzt, daß ihre Wirkungskraft daran leidet. Flammberg hat sich in origineller Kleinmalerei versuchen wollen; es ist ihm aber meines Erachtens schwach gelungen. Einzelne Episoden sind derart in die Länge gezogen, daß der Leser hie und da einige Seiten — ohne den Faden zu verlieren — überschlagen kann. Das Buch hätte bei der Neubearbeitung entsprechend gekürzt werden müssen. Scharfumrissene Charaktere bringt der Roman nicht, obschon man dem Dichter den guten Erzähler und Chronisten nicht absprechen kann. Leider können wir den „Feilenhauer" nicht ohne starke Bedenken der Jugend übergeben. Da ist zunächst das arg verzerrte Bild des „Katholiken" A. v. Montclair, des eigentlichen Hauptbelden des Romans. Die Erzählung spielt um das Jahr 1770 herum, da zahlreiche Sekten aus dem Boden wuchsen und auch der Katholizismus nicht immer war, wie er sein sollte. Aber Flammbergs „Katholik" ist weder „kulturecht", noch irgendwie kraftvoll gezeichnet. Ferner sind unsere „fetten, gierigen, materiellen Mönche" mit einem Wohlbehagen gezeichnet, wie wir es von einem gut unterrichteten protestantischen Theologen nicht erwarten durften! Durch viele Seiten des Buches ziehen sich zweideutige, oft sehr verwickelte Auseinandersetzungen über Religion-Philosophie, die manche unverdaute Sachen in den Herzen der Leser zurück lassen. Ebenso sind La Mettrie und Condillacs Schriften, über die im „Feilenhauer" disputiert wird, nicht dazu angetan, jugendlichen und unreifen Lesern bekannt zu werden. Abgesehen von etwaigem kulturgeschichtlichem Wert und einzelnen prächtigen Naturschilderungen können wir den „Feilenhauer" nicht empfehlen. Maria Köchling.

„Aus großer Zeit", Gedichtsammlung von Sebastian Seifenberger. Mühldorf, Rieder. 48 S. Zu allen hervorragenden Kriegsereignissen und damit verbundenen Feierlichkeiten läßt dieser Sänger seine von hoher Begeisterung eingegebenen und getragenen Weisen ertönen. Auf künstlerischen Wert erheben sie keinen Anspruch. „Ein bescheidenes Bändchen Kriegsgedichte, schlicht und einfach, aus dem Volke geboren, für das Volk bestimmt." Mehr will der Verfasser nicht und in diesem Sinn sei seiner Gabe ein freundliches Wort mit auf den Weg gegeben. Leo van Heemstede.

Peter Lippert S. J.: Gott und die Welt. Freiburg i. Br. Herder, kl. 8° VIII u. 160 S., geb. M 2.20. Dies Bändchen ist das dritte einer in der „A. R." wiederholt empfohlenen Sammlung gleichen Verfassers: „Credo. Darstellungen aus dem Gebiet der christlichen Glaubenslehre." Der vorliegende Teil behandelt das „Geheimnis" der Welt: deren Ursprung und Leitung aus und durch Gott, des weiteren „Gottes Immanenz und Transcendenz" im Verhältnis zur Welt, die Weltentwicklung und ihre Gesetze, die Fülle der Welterscheinungen in Natur und Kultur, im menschlichen Seelen- und Geistesleben, ihre geheimnisvollen und unüberbrückbaren Gegensätze zwischen Mann und Weib, zwischen Notwendigkeit und Freiheit, zwischen Finsternis und Licht. Das Kapitel „Die Frau" ist eines der hervorragendsten, mit wohltuender Wärme und Feinsinnigkeit, mit Ehrfurcht und eindringendem Verstehen für die göttlichen Absichten erfaßt und ausgestaltet — Ich meine, dieses Autors Darstellungsweise gibt sich zunehmend bedeutend und anziehend. E. M. Hamann.

Augustin Wibbelt: Ein Spruchbuch. Warendorf in Westf. J. Schnell'sche Verlagsbuchhandlung (C. Leopold). 8° 110 S. geb M 3.40. In seinen schönen, wertvollen lebensphilosophischen Werken: „Von den vier Quellen", „Ein Sonnenbuch", „Ein Trostbüchlein vom Tode", „Ein Heimatbuch", „Ein Herbstbuch", zeigte sich der rühmlich bekannte plattdeutsche Erzähler Wibbelt in der Eigenschaft eines tiefreligiösen, christkatholischen Denkers, der in reichhaltigen, vielgestaltigen Abhandlungen seine tatkräftige, trost- und friedenvolle Weltanschauung klarlegt. Diese spricht sich unter außerordentlich konzentrierter Form in dem obengenannten Bande aus, der sich jedem ernsten, zugleich für echten Humor empfänglichen Leser von selbst empfiehlt. Selbstverständlich konnte nicht jedes der originell benannten sechs Kapitel durchaus neues bringen. Aber der Gesamt- und Einzelinhalt des trefflichen Buches umschließt ein Gedankengut, das uns auch, falls wir es als bereits durch eigene Geistestätigkeit zum inneren Besitztum gewordene Erkenntnis begrüßen, gerade in seiner scharf und licht ausgeprägten Gestalt wie ein lieber Freund, auch wohl mal wie einer anderer Meinung, anspricht und zum weiteren Erwägen anregt. Wer dieses Buch in sich mählich und fortgesetzt aufnimmt, erwirbt einen Schatz fürs Leben. E. M. Hamann.

Hirtenworte des deutschen Episkopats anläßlich der Fastenzeit 1917. 8° VIII u. 238 S. M 3. Paderborn, Junfermann 1917. — Der letzterschienene Band dieser schon gut eingebürgerten Sammlung fügt sich den früher ausgegebenen nach Anlage und Ausstattung vollständig an. Die Kriegshirtenbriefe, welche die zwischen Religion und den meisten durch den Krieg aufgeworfenen Fragen und Aufgaben obwaltenden Beziehungen von hoher Warte beleuchten und deuten, sind Dokumente von dauerndem Werte, eine reiche Fundgrube der Belehrung, eine wirkungsvolle Aufmunterung. Vorliegende Sammlung sollte auch in viele Laienhände kommen. — Das kürzlich erschienene Hirtenschreiben des deutschen Gesamtepiskopates über unsere Friedensaufgaben würde sich sehr zur Aufnahme in diese Sammlung empfehlen. O. Heinz.

Otto Gauß. „Heldensang". Sechs Gedichte von Max Waller, für Männerchor vertont von Otto Gauß. Derselbe: **Kriegs- und Friedensgebet.** Mit Druckerlaubnis des hochw. Herrn Bischofs von Rottenburg. Ausgabe A: für gemischten Chor; Ausgabe B: für Männerchor 1917, Verlagsbuchhandlung Karl Ohlinger, Mergentheim. — Die Heldensänge gelten dem Kaiser, Zeppelin, Abschied des Kriegers, dem Frühling, den letzten Worte, dem sterbenden Soldaten, dem toten Kameraden. Sie und die Gebete sind von schlichter, ergreifender Volkstümlichkeit. Die Vertonungen zeigen reiche Klangpoesie, wirksamen Aufbau und ungekünstelte Melodik. Sie stellen den Chören keine überschweren Aufgaben. Gesangvereine werden sicherlich mit ihrer Wiedergabe dankbare Aufnahme finden. L. G. O.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im K. Residenztheater. Der Name Max Pulvers, dessen Kammerspiel „Igernes Schuld" die Hofbühne zur Uraufführung brachte, ist erst in den letzten Jahren bekannt geworden. Ein Gedichtband „Selbstbegegnung" wird gerühmt und unlängst fand der junge in München lebende Schweizer Dichter mit einer an die alte Narcissussage anknüpfenden Tragikomödie in Frankfurt ungeteilten Beifall. Diese günstige Aufnahme ist der Igerne nicht zuteil geworden. Vor allem ist die Verlegung der Ehegemachszene auf die offene Bühne als zu weitgehend, ungehörig und auch unnötig zu beanstanden; die Regie hätte hier mildern sollen und können, ohne der Wirkung Eintrag zu tun, und auch um dem Empfinden den Boden zu entziehen, als sollten dem Kitzel eines gewissen Publikums Konzessionen gemacht werden. Die Exposition weiß bei aller Knappheit rasch zu fesseln, der Dichter vermag Stimmungen mit wenigen Worten zu malen und seine schöne Sprache beweist einen gepflegten, sicheren Geschmack, aber nirgends fühlt man den heißen Atem der Leidenschaft, obwohl gerade sie Inhalt des Schauspieles ist. Frühes Mittelalter gibt dem Stücke Farbe und Stimmung, ohne durch historische Wirklichkeiten die Phantasie des Dichters zu binden. Der König liebt Igerne, die Gemahlin des Herzogs, seines Vasallen. Anfänglich nimmt sie die stürmischen Huldigungen für ein Spiel höfischer Galanterie, bis sie selbst ihren argwöhnischen Gemahl bittet, mit ihr zu fliehen. Der König fordert vergebens die Rückkehr beider, so verschärft sich der Konflikt zur Fehde. Der König bestimmt in seiner Liebesraserei den Zauberer Merlin, ihm die Gestalt des Herzogs zu verleihen. So naht er in der Maske ihres Gatten Igerne, die wohl getäuscht wird, aber doch die stürmische Leidenschaft als etwas Fremdes quälend empfindet. Kaum ist der falsche Herzog fortgeritten, als Igerne die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls erhält, den ein Pfeilschuß traf, als er in das Feldlager des Königs drang. Ihr Schmerz um den Toten wird zur Verzweiflung durch die Erkenntnis, daß der nächtliche Besucher nicht ihr Gatte gewesen sein kann. Um die Sippe des Herzogs zu versöhnen, wird Igerne gegen ihren Willen mit dem König vermählt. Sie, die sich Mutter fühlt, empfindet sich durch den Trug der Nacht geschändet. Durch ihre Unschuld gerührt, gesteht der König, daß er der Fremde gewesen. Seine übergroße Liebe trägt die Schuld an allem Leide. Igerne beschließt, ihr Schicksal zu tragen und beide sinken demütig vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder. Diese Wendung zum Religiösen wäre unstreitig von größerer Wirkung, wenn sie in dem Verhalten oder wenigstens dem Empfinden der Handlungsträger schon früher vorbereitet wäre, so aber muß sie als Profanierung wirken. Eine grübelnde Dialektik haucht kühlend und ernüchternd über die wilde Liebesglut des Königs. Pulver hat sein Stück Kammerspiel genannt. Dieses nach dem Begriffe Kammermusik gebildete Wort wurde zuerst von Strindberg für eine Dramenreihe gewählt und hat später in Berlin, München und Nürnberg Bühnen den Namen gegeben. Es soll hier den Verzicht auf grelle theatralische Wirkungen kennzeichnen. Um die zärteren, lyrischen Stimmungen zu verdeutlichen, ist Steinrück unstreitig ein geeigneter Spielleiter, besonders der erste Akt gelang gut, das frohe Fest, über dem eine dräuende Schicksalswolke lagert. Ueber dem Reigen auf der Waldwiese vor dem Königszelt lag ein Hauch Schwindscher Märchenpoesie, aber im weiteren Verlaufe kam es doch zu gelegentlichen Dehnungen. Auch gab es oft ein überlautes Pathos, das man durch willkürliche Cäsuren wohl „natürlicher" zu machen bestrebt war, insbesondere litt hierdurch die Gestalt des Königs, den der sehr begabte Janssen spielte. Der Amphitrionwechsel der Gestalt gelang recht leidlich. Für die rührende Unschuld der Titelrolle eignet sich zwar Gestalt und schlichte Gebärde des Frl. Birrkowski, aber zur Verzweiflung fehlt es an Kraft und Technik der Stimme. Die hiesige Privatbühne, an der die Schauspielerin früher tätig gewesen, hatte ihr Rollengebiet enger und dadurch wirksamer gehalten. Gut war Altens Herzog. Die sparsame Bühnenmusik hat Derfin nach „keltischen Motiven" geschickt zusammengestellt.

Verschiedenes aus aller Welt. Der Tondichter Max Bruch feierte in Friedenau bei Berlin seinen achtzigsten Geburtstag. Sein Ruhm knüpft sich an Chorwerke, von denen „Frithjof" das bekannteste ist. Großer Beliebtheit erfreuten sich seine Kammermusikwerke und Violinstücke, die besonders Sarasate gerne gespielt hat; weniger Erfolg hatten Bruchs Oper, u. a. „Lorelei", deren Textbuch von Emanuel Geibel herrührt. — Der Berliner Hof- und Domchor unternahm eine Konzertreise durch die Schweiz und riß besonders durch die Wiedergabe Bachscher Musik in Basel, Zürich, St. Gallen und Bern das zahlreich erschienene Publikum zu wahren Beifallsstürmen hin. — Hermann Essig, der in manchen Literaturblättern als Dramatiker der Zukunft gepriesen wird, kam in Berlin mit zwei Stücken, „Der Held vom Wald" und „Der Kuhhandel" zu Wort. Im Kgl. Schauspielhause war die Aufnahme frostig, im „Kleinen Theater" entstand ein Skandal. Die großen Hoffnungen verwirklichten sich nicht. Man hat vor Jahren Essig mit einem Schauspiel „Die Weiber von Weinsberg" im Kgl. Residenztheater in München kennen gelernt, ohne stärkere Eindrücke zu gewinnen. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Stillegung von Betrieben — Monopolfragen und Steuerreform — Zur Lebensmittelversorgung.

Ein schwieriges Kapitel der Kriegswirtschaftsmassnahmen bildet seit der Hilfsdienstdurchführung die Stillegung von Betrieben. Der Reichstagsausschuss für Handel und Gewerbe hat nunmehr durch einen gemeinsamen Antrag der Parteien Richtlinien aufgestellt. Während darnach unmittelbare Still- und Zusammenlegungen lediglich vom Reichswirtschaftsamt als Hauptstelle nach Anhörung der Landeszentralbehörden und nur bei dringender Kriegsnotwendigkeit verfügt werden sollten, kann nach Erklärung des Kriegsamtes solche Stillegung wegen der Verschiedenartigkeit der Ortsverhältnisse nicht von einer Zentralstelle aus erfolgen. Auch allgemeine und dauernd gültige Grundsätze liessen sich nach Meinung der einschlägigen Behörden nicht ermöglichen. Im Zusammenwirken mit dem Kriegsamt wird nunmehr das Reichswirtschaftsamt künftig Stillegungen möglichst zu vermeiden suchen. Solche Unklarheiten und Verschiedenartigkeiten in der Durchführung von Kriegsmassnahmen zeigen sich auch in der Frage der Einführung oder Beibehaltung von Monopolen. Gegen ein Getreidemonopol richtet sich eine Eingabe des deutschen Handelstages an den Reichtag unter Anführung von erheblichen Bedenken, besonders für die Zeit nach dem Kriege. Unsere Grossindustrie und sonstige Kriegswirtschaftskreise betonen in Versammlungen, Petitionen und in der Fachpresse einheitlich die Notwendigkeit, bei den künftigen handelspolitischen Massnahmen die Mitwirkung des freien Handels keinesfalls auszuschalten. Durch Bundesratsverordnung wurde die Verlängerung der von der deutschen Spirituszentrale abgeschlossenen Verträge bestätigt. Fachinteressenten deuten dies als Einleitung der Verstaatlichung dieser Zentrale und Einführung eines Spiritusmonopols. In Vorbereitung für die Uebergangs- und Friedenszeit wurden gebildet: ein Zwangssyndikat in der Braunkohlenindustrie, eine Wirtschaftsstelle für textile Altstoffe und die Deutsche Bergungs- und Verwertungsgesellschaft Berlin zur Hebung und Verwertung von Schiffen und Ladungen, die in der Nord- und Ostsee oder durch kriegerische Einwirkungen auf Grund geraten sind. In Bayern wurde ein Bund der Lederwirtschaft zur allmählichen Ueberleitung der jetzigen Zwangsbewirtschaftung in das freiere Gewerbe gebildet. Im bayerischen Landtag wurde bei den Debatten über die Brennstoff- und Lederversorgung ebenfalls manche wertvolle Anregung gegeben. Seitens des Hamburger Senates wird durch Gesetzentwurf der, auch auf anderen Gebieten bereits bewährte Gemeinschaftsgedanke auf die Errichtung von Darlehenshilfskassen, also Schaffung einer Kredit-(Risiko-)Gemeinschaft, übertragen. In der einsetzenden Diskussion der künftigen Steuerprobleme stellte der badische Finanzminister fest, dass für die Reichsfinanzen Deckungsmöglichkeiten auch im ungünstigsten Falle in ausreichendem Masse vorhanden seien. In bayerischen Kreisen stehen naturgemäss die veröffentlichten Gesetzentwürfe über die Reform der direkten Steuern im Vordergrund des Interesses. In der Erleichterung der seitherigen Steuerlast der Gesellschaften mit beschränkter Haftung und in der Ermässigung der ohnehin verhältnismässig niedrigen Gewerbesteuer, für die Gemeindeumlagen berechnet, glaubt man weitere Mittel zur Förderung von Bayerns Handel und Industrie erblicken zu können.

Ueber diese Ereignisse hinaus ragt nach wie vor die Einwirkung der Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk. Das Verschleppungssystem der russischen Unterhändler verstimmt ebenso sehr, wie die durch die Ernährungsschwierigkeiten und durch politische Umtriebe hervorgerufene demonstrative Ausstandsbewegung in fast allen Grossstädten Oesterreich-Ungarns. Solche Kriegsfolgen zeigen sich auch in England, wie dies die vielfachen revolutionären Generalstreikdrohungen beweisen. — Gegen die verschiedenen Missstände der heimischen Lebensmittelpolitik hat be-

reits vor Wochen der Bayerische Städtetag Stellung genommen. In einer mit reichen und unanfechtbaren Beweisen für die immer grösser werdende Bedrängnis von weiten Kreisen der Bevölkerung in Stadt und Land, hervorgerufen durch die Preissteigerung des täglichen Lebensbedarfes, versehenen Eingabe wird die Staatsregierung unter Hinweis auf die daraus drohenden Gefahren ersucht, bei den zuständigen Reichsstellen dieser Entwicklung durch einen allgemeinen Abbau entgegenzutreten. Im Berliner Kriegsernährungsamt wurde zwischen Zivil- und Militärbehörden und der Grossindustrie über die Frage der Bekämpfung des Schleichhandels der industriellen Werke — Neuköllner Denkschrift! — und über die Versorgung der industriellen Arbeiterschaft auf legalem Wege, auch mit Vertretern der letzteren, beraten.

München. M. Weber.

Die **Hypothekenbank in Hamburg**, welches Institut wie in den Vorjahren auch in diesem Jahre als erste der deutschen Banken ihr Jahresergebnis bekannt gibt, schlägt für 1917 die Verteilung von **10%**, **im Vorjahre 9%** Dividende vor. Nach dem uns vorliegenden Geschäftsbericht stellt sich der Reingewinn auf M. 4735631 (M. 4440762). Besonders erwähnenswert ist der Hinweis, dass die seitherige Rücklage für Hypothekarausfälle in Höhe von rund 1 Million Mark zu Abschreibungen auf den Hypothekenbestand verwandt wurde, nachdem eine weitere Beibehaltung solcher Reserven nicht mehr erforderlich erscheint. M. W.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).

Statt besonderer Anzeige.

Am 21. Januar früh ½5 Uhr entschlief unerwartet, aber wohl vorbereitet durch ein wahrhaft priesterliches, unermüdlicher Arbeit gewidmetes Leben unser inniggeliebter Bruder und teurer Onkel, der

Hochwürdige Jubilar
Ehrendomherr und Archivdirektor Herr Professor

Dr. Joseph Jungnitz

im 74. Lebensjahr und im 51. Jahre seines Priestertums

In tiefer Trauer zeigt diesen Verlust an, mit der Bitte um treues Gebet für den lieben Verstorbenen

Breslau (Göppertstr. 12), Januar 1918.

Im Namen der Hinterbliebenen
Anton Jungnitz.

Das **Requiem** fand statt am Donnerstag, 24. Januar, ½10 Uhr in der Elisabethkapelle der Kathedrale; darauf erfolgte die **Beisetzung** auf dem neuen Laurentiuskirchhofe.



Am 21. Januar morgens gegen 4 Uhr starb am Herzschlag unverhofft, aber nicht unvorbereitet, im 74. Lebensjahre und im 51. Jahre seines Priestertums, unser innigstgeliebter geistlicher Vater, Freund und Wohltäter,

Herr Kanonikus, Geistlicher Rat, Professor

Dr. Joseph Jungnitz.

Durch seinen Oheim, den verstorbenen Pfarrer Robert Urban von Goldberg, den ersten Kurator unserer Genossenschaft, mit derselben bekannt geworden, war er von seiner ersten Seelsorgstelle in Guhrau her zu ihr in nähere Beziehung getreten. Seitdem hat der teure Verewigte bis zu seinem Tode bei uns als Beichtvater gewirkt, und seit seiner Berufung nach Breslau an dem Wirken und Geschicke, nicht nur unseres Mutterhauses, sondern der ganzen Genossenschaft und einer sehr grossen Zahl einzelner Häuser und Schwestern einen innigen und segensreichen Anteil genommen. Aus Anlass des 50jährigen Gedenktages der Errichtung unserer Genossenschaft schrieb er im Jahre 1892 die Geschichte derselben, zum 50jährigen Jubelfest des hiesigen St. Joseph-Stiftes, das seit 1889 Mutterhaus der Genossenschaft ist, die Festschrift. Auf seinen Ferienreisen besuchte er gern auswärtige Niederlassungen; und in den letzten Jahren seines Lebens suchte und fand er Erholung und Stärkung in unserem St. Hedwigstift in dem anmutigen Lähn.

Seine lautere, treue Gesinnung, seine innige Frömmigkeit, sein bescheidenes, gütiges Wesen, seine väterliche Anteilnahme machten ihn uns allen überaus wert und teuer.

Mit tiefer Wehmut sehen wir den Teueren von uns scheiden. Die Gebete und Aufopferungen der ganzen Genossenschaft begleiten seine Seele in die Ewigkeit. Möge er dort bei Gott weiter unser treuer Freund sein. So lange die Genossenschaft bestehen wird, wird der Verewigte bei ihr in gesegnetem Andenken fortleben.

R. i. p.

Breslau, Januar 1918.

Das Mutterhaus der Grauen Schwestern von der heiligen Elisabeth.

Dr. Carl Augustin, Kurator. **M. Lamberta Fleischer**, Generaloberin.



Es hat dem lieben Gott gefallen, am 21. Januar seinen treuen Diener, den

Hochwürdigen Kanonikus Herrn Professor

Dr. Joseph Jungnitz

aus dieser Welt zu sich in die Ewigkeit zu rufen.

Mit dem Verewigten hat der Orden der Barmherzigen Brüder ein hochgeschätztes Ehrenmitglied, väterlichen Freund und treuen Berater verloren.

In rührender Weise nahm der teure Verstorbene Anteil an den Leiden und Freuden unseres Ordens und gedachte täglich beim Opfer der heiligen Messe der lebenden und verstorbenen Barmherzigen Brüder.

Voll dankbarer Liebe, wenn auch mit tiefem Schmerz, werden wir nun auch täglich des edlen Verblichenen im Gebet gedenken.

Möge der Barmherzige Gott ihm alle uns erwiesene Liebe und Güte reichlich lohnen und ihn bald in die Gemeinschaft der Heiligen aufnehmen, deren Leben er so anziehend geschildert hat.

R. i. p.

Breslau, Januar 1918.

Die Barmherzigen Brüder.




„Concordia“
Cölnische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft
Cöln. Errichtet 1853.
Versicherungsbestand Ende 1917 — 400 Millionen Mk.
Grundkapital über 30 Millionen Mark.
„Keine Liebe ohne Fürsorge über das Grab hinaus.“ (Felix Dahn.)
Aeusserst günstige Kriegsversicherung !


AND. KAUT
K. BAYER. HOF-LIEFERANT
TELEPHON 20877
BÜRO-BEDARF
Ständige Ausstellung von
Büroartikeln, Büromöbeln, Büromaschinen
KAUFINGERSTR. 10

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten aus der Allgemein. Rundschau nur mit ausdrücklich. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh. Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.

Allgemeine Rundschau
Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 5. München, 2. Februar 1918. XV. Jahrgang.

Hertlings Antwort.

Von Professor **Ruckhoff**, Mitglied des Reichstags.

Der Grundsatz des **Selbstbestimmungsrechtes der Völker** als Unterlage für unsere Verhandlungen mit Rußland ist keine Erfindung v. Kühlmanns. Er ist zuerst angedeutet worden durch die deutsche und österreichische Regierung, als durch die Kaiserproklamation die Errichtung eines selbständigen Polen verkündet wurde. Durch den Funkspruch der derzeitigen russischen Regierung und durch die vom Reichskanzler darauf in der Reichstagssitzung vom 29. November gegebene Antwort wurde er feierlich als erste Bedingung des allgemeinen Friedens unter den Völkern gefordert und in der Beschränkung durch die unbedingt zu wahrende Landeshoheit der bestehenden Staaten anerkannt. Die Russen wollten dadurch den **allgemeinen** Frieden zustande bringen, und auf diesen Gedanken sind wir in der 10tägigen Befristung eingegangen. Dann wurde der Grundsatz zum Zwecke des Abschlusses eines Sonderfriedens auf die Gebiete im Osten beschränkt. Wir sind für **diese** Verhandlungen unbedingt an unsere Zusage gebunden, und wenn wir nicht das Odium auf uns laden wollen, daß durch unsere Schuld die Verhandlungen zum Scheitern gekommen sind, müssen wir auf Annexionen im Osten unbedingt verzichten.

Das Volk erwartet einen Frieden mit Rußland auf Grund dieser Verpflichtungen, die sich aus der Antwort Hertlings auf den russischen Funkspruch vom 29. November ergeben. Das Volk glaubt, daß durch Loslösung der besetzten Gebiete von Rußland und ihre mehr oder weniger enge, aber freiwillige wirtschaftliche Angliederung an die Mittelmächte oder an Mitteleuropa genügende Sicherungen im Osten gegeben sind, daß nur so eine Aussöhnung mit dem großen Nachbarn möglich ist. Wohin eine Enttäuschung in diesem Punkte führen kann, zeigen die Ereignisse der letzten Woche in Oesterreich. Oder glaubt vielleicht jemand, daß Oesterreich mit Rußland zum Frieden kommen kann, wir aber nicht? Man mache sich doch einmal die Konsequenzen klar!

Bei den Verhandlungen in Brest-Litowsk haben unsere Unterhändler nicht nur die Russen, sondern auch die Sendlinge der Entente als Gegner. Diese arbeiten sehr geschickt, um den Russen zu beweisen, daß Deutschland gar keine Verständigung wolle, sondern daß es sich Gebiete anzueignen trachte. Oesterreich aber wolle den Frieden. Gelingt es ihnen, die Russen davon zu überzeugen, dann haben sie einen zweifachen Sieg errungen, nämlich den Frieden mit Rußland verhindert und Bresche gelegt in den **Verbund**.

Wir sollten im Lande alles tun, um v. Kühlmann bei den Verhandlungen zu unterstützen. Man stelle sich doch nur die Dinge vor, wie sie liegen: In Brest-Litowsk hatten sich nach dem 3. Januar die russischen Unterhändler nach anfänglicher Weigerung wieder eingefunden. Unsere Unterhändler suchten die Russen davon zu überzeugen, daß es uns ehrlich gemeint sei mit der Aufrichtung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker im Osten. Während der Verhandlungen aber hatten die russischen Unterhändler stets Gelegenheit, an den Zeitungsauslagen die neuesten deutschen Blätter zu kaufen. Welchen Eindruck auf sie nun die Artikel machen mußten, in denen das Selbstbestimmungsrecht mißachtet wurde, in denen weiter Annexionen verlangt wurden, in denen schließlich damit gerechnet wurde, daß nach Erledigung und Demütigung der Russen nunmehr im Westen die Entente vernichtet werden müsse, wenn sie die Telegramme lasen, in denen immer wieder die Heeresleitung gegen die Reichsleitung aufgerufen wurde — den Eindruck zu ermessen, dürfte nicht schwer sein. Dem Frieden haben diese Leute nicht gedient. Seit dem 4. Januar sind die Verhandlungen mit den Russen nach Hertlings Erklärungen aus dem Rahmen **allgemeiner** Friedensverhandlungen herausgenommen.

Muß es nun, ehe der **allgemeine** Friede zustande kommt, noch zu einer großen Offensive im Westen kommen? Ist eine **Verständigung** denn wirklich nicht möglich? Unsere Reichsleitung scheint der Anschauung zu sein, daß es wohl möglich sei, so gut wie sie glaubt trotz aller Schwierigkeiten im Osten doch noch zu einer Verständigung zu kommen. **Hertling** hat sich am 24. Januar in diesem Sinne ausgesprochen. Das deutsche Volk hat mit Recht die letzten Reden von **Lloyd George** und **Wilson** als Zurückweisung der friedlichen Absichten Deutschlands betrachtet. Doch muß man anerkennen, daß sich Wilsons Rede von der des Engländers doch im **Tone** bedeutsam unterscheidet, sowie auch Lloyd George nicht mehr die gleichen Register zieht, wie noch vor wenigen Monaten. Es muß auch auffallen, daß beide nur für sich und ihr Land gesprochen haben. Und wenn auch herüber und hinüber erklärt worden ist, daß man in der Entente hinsichtlich der Kriegsziele vollkommen einig sei, so kann man daran doch nicht recht glauben, wenn man die Aeußerungen der italienischen Presse liest, die auf Wilsons Rede erfolgt sind. Jedenfalls steht fest, daß die Entente zu einer einmütigen Antwort auf die Eröffnung einer neuen Friedensmöglichkeit in Brest-Litowsk nicht mehr fähig war.

Darum ist es richtig, die Neigungen zum Frieden, die sich in den Reihen der Entente zeigen, nicht zurückzuweisen. Das geschieht aber, wenn man sich lediglich auf den Herrenstandpunkt des Siegers stellt. Nachdem wir uns auf den Boden gestellt haben, daß der Friede nur durch Verständigung herbeigeführt werden könne, darf man, wenn der Feind uns entgegenzukommen auch nur **scheint**, ihn nicht schroff zurückweisen.

Was ist es denn, was uns heute noch von der Auffassung Wilsons über den künftigen Frieden trennt? Uns gehen dabei vor allem **Elsaß-Lothringen** und **Polen** an. Man beachte aber, daß Wilson in diesen Punkten das Wort „soll" und nicht „muß", wie in den übrigen Punkten gebraucht. Immerhin aber weist es die deutsche Reichsleitung unter dem Beifall zweifellos des ganzen Volkes ab, über die Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich oder eines Teiles dieses Landes und über Abtretung irgendwelcher preußischer Landesteile an das künftige Polen mit unseren Feinden überhaupt in eine Diskussion einzutreten. Was Oesterreich und die Türkei anlangt, so werden wir natürlich unserer Bündnispflicht treu bleiben und unsere Verbündeten vor einer Verminderung ihrer Gebiete schützen. Alles in allem betrachtet Hertling die Wilsonschen Vorschläge in ihrer größeren Zahl als geeignete Grundlage für Verhandlungen, wobei er in seiner Rede mit viel Geschick bezüglich der Freiheit der Meere und der Kolonien England die Initiative zum Vergleiche zuschiebt. Hier haben die Engländer die beste Gelegenheit, zu zeigen, daß sie ehrlich den Frieden wollen.

Am gleichen Tage wie Graf Hertling hat auch Graf **Czernin** auf Wilsons Angebote geantwortet. Für ihn sind sie durchweg annehmbar, sofern Oesterreich die Ordnung seiner inneren Angelegenheiten ohne jede fremde Einmischung und die Wahrung seiner Balkaninteressen überlassen wird.

Als **Streitpunkte** zwischen den Kriegführenden blieben also nach Wilsons Vorschlägen die Ausdehnung **Polens**, die **Balkanfragen** in Verbindung mit Oesterreich und Elsaß-

Lothringen. Hertling ist der Anschauung, daß aus diesen Vorschlägen ein ehrlicher Friedenswille nicht spreche und zwar deshalb nicht, weil sie ausgesprochen werden in einer Art, wie der Sieger zu sprechen pflegt. Man wirft uns in der Welt stets vor, daß wir nur als Sieger Frieden schließen, daß wir dessen Bedingungen diktieren wollten. Die Sache liegt umgekehrt. Unsere Feinde müssen zuerst anerkennen, daß sie uns nicht haben besiegen können, daß sie deshalb kein Recht haben, Bedingungen zu stellen, die irgendwie die Integrität des Deutschen Reiches oder unserer Verbündeten antasten. Solche Vorschläge stellen, heißt jeden Zugang zum Frieden versperren. Das trifft auch für Belgien zu. Dessen vollste Integrität ist für die deutsche Regierung kein Hindernis zum Frieden. Aber wie sollten wir auf dieses Faustpfand verzichten, ehe uns nicht unzweideutig erklärt worden ist, daß Deutschlands und seiner Verbündeten und auch der deutschen Kolonien Unversehrtheit gewährleistet wird? In einer dahin gehenden Erklärung seitens unserer Feinde läge eine ehrliche Anerkenntnis der wirklichen Lage.

Durch den Schluß seiner Rede aber wollte Graf Hertling keineswegs die Fäden, die doch nun einmal zwischen Wilson und uns angesponnen sind — sogar Lloyd George hat Hertling in einer meisterlich geschickten Wendung die Verhandlungsfähigkeit wieder zuerkannt —, zuschneiden. Er verlangt neue Vorschläge, deren Formulierung unter Berücksichtigung der Ausführungen Hertlings bei ehrlichem Willen nicht sehr schwer sein kann.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das war die Woche der Mundöffnung, sowohl in Berlin wie in Wien. Hertling, Czernin und Kühlmann statteten ihren Parlamenten und Völkern den Rechenschaftsbericht ab, und in beiden Reichen fanden sie die Zustimmung, die für eine fruchtbare Fortsetzung der eingeleiteten Friedenspolitik und der noch notwendigen Kriegspolitik erforderlich ist.

Wer die Klarheit liebt, kann an den Reden der Staatsmänner sein helles Wohlgefallen haben; denn selten ist so freimütig und gründlich die Gesamtlage von verschiedenen Seiten her beleuchtet worden, wie jetzt. Und wer das kostbare Gut der Eintracht zu schätzen weiß, wird dankbar sein für diese Förderung der Sammlung und Verständigung, sowohl unter den verbündeten Mächten, als auch in anbahnender Weise gegenüber den feindlichen Völkern.

In letzterer Hinsicht verdient und findet eine besondere Aufmerksamkeit die **Antwort an Wilson.**

Der deutsche Reichskanzler und der österreichische Minister des Auswärtigen haben sich in die Aufgabe geteilt, dem amerikanischen Präsidenten auf sein 14gliederiges „Friedensprogramm" die Meinung des anderen Teils zu sagen. Eigentlich zu viel Ehre gegenüber dieser eigenartigen Persönlichkeit; aber es kommt auf die Sache an, und die Botschaft des Präsidenten schien einen geeigneten Anknüpfungspunkt zu bieten für den Versuch, die feindliche und die neutrale Welt näher aufzuklären über die obwaltenden Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten und den keimenden Friedensgedanken auf der Gegenseite im Wachstum zu fördern.

Die Antwort an Wilson läßt sich kurz dahin zusammenfassen:

1. Keine Geheimdiplomatie! Annehmbar. Unsere Defensivbündnisse hatten längst Publizität, als die Entente noch ihre Offensivbündnisse sorgsam verschleierte. In Brest verhandeln wir öffentlich.

2. Freiheit der Meere! Durchaus einverstanden. Wesentlich ist, daß England auf seine Meerspeere in Gibraltar, Malta, Aden 2c. verzichtet.

3. Kein Wirtschaftskrieg. Sehr richtig. Nicht von uns geplant, aber leider gegen uns.

4. Rüstungsbeschränkung. Durchaus diskutabel und durch die Finanzlage gefördert.

5. Schlichtung der kolonialen Ansprüche und Streitigkeiten. Die Durchführung des löblichen Gedankens hängt von dem größten Kolonialreich, also von England ab.

6. Räumung der russischen Gebiete. Das geht, nachdem die Entente die Einladung nach Brest abgelehnt hat, nur die Russen und uns an.

7. Die belgische Frage. Die gewaltsame Angliederung hat niemals einen Programmpunkt der deutschen Politik gebildet. Die belgische Angelegenheit kann aber nicht aus der Gesamtdiskussion vorweg genommen werden, so lange nicht die Gegner rückhaltlos die Integrität des Gebietes der Verbündeten anerkennen.

8. Befreiung von Nordfrankreich. Wir wollen keine gewaltsame Angliederung; aber über das Faustpfand, das wir haben, hat Frankreich mit Deutschland zu verhandeln. Abtretung von Elsaß-Lothringen: nie und nimmer!

9., 10. und 11.: Italienische Grenzen, Nationalitätenfrage in Oesterreich und Balkanstaaten. Diese Punkte überließ unser Reichskanzler dem nächstbeteiligten Verbündeten, und Graf Czernin erklärte: Keine Einmischung in unsere inneren Verhältnisse, keine Assekuranz für feindliche Kriegstreiber, keine einseitigen und vorzeitigen Zugeständnisse, die den Gegnern ermöglichen würden, den Krieg ohne Risiko ins Endlose weiterzuschleppen.

12. Die Zukunft der Türkei. Den türkischen Staatsmännern wird die Antwort vorbehalten, aber unsererseits erklärt: Die Integrität der Türkei und die Sicherung ihrer Hauptstadt, die mit der Meerengenfrage zusammenhängt, sind wichtige Lebensinteressen auch des deutschen Reiches.

13. Die Zukunft Polens. Geht nur Deutschland, Oesterreich und Polen an, die auf dem Wege zur Regelung sind.

14. Verband der Völker. Sympathischer Gedanke. Wenn er im Geist voller Gerechtigkeit und Vorurteilslosigkeit verwirklicht werden soll, werden wir gerne ihm näher treten nach Erledigung der anderen schwebenden Fragen.

Der Reichskanzler faßte sein Urteil über das Programm Wilson dahin zusammen: Gewisse Grundsätze für einen allgemeinen Weltfrieden sind annehmbar und könnten die Ausgangs- und Zielpunkte für Verhandlungen bilden, in den konkreten Fragen ist ein Friedenswille weniger bemerkbar.

Graf Czernin fügte noch hinzu: Da Oesterreich Ungarn und die Vereinigten Staaten weniger widerstreitende Interessen hätten, als die anderen Mächte der beiden Gruppen, liege die Erwägung nahe, ob nicht gerade ein Gedankenaustausch zwischen diesen beiden Staaten den Ausgangspunkt für eine Friedensbesprechung bilden könnte. Demgemäß hat Graf Czernin dafür gesorgt, daß seine Rede frühzeitig dem Präsidenten Wilson übermittelt wurde. Wenn von dieser Handausstreckung auch nicht zu viel erwartet werden darf, so ist sie doch in Verbindung mit der rücksichtsvollen Antwort des deutschen Reichskanzlers ein neuer, klarer Beweis für unsere redliche Friedensliebe.

Jetzt hat Wilson wieder das Wort.

Die Eintracht.

Offensichtlich haben die deutschen und österreichischen Staatsmänner nach einem gemeinsamen Plan geredet, und hat Graf Czernin sein Angebot eines Meinungsaustausches mit Wilson nicht ohne Wissen unseres Kanzlers gemacht. Ueberhaupt ist die Solidarität zwischen den beiden Kaiserreichen und den anderen Verbündeten recht klar und kräftig zum Ausdruck gekommen. Graf Hertling bezeichnete unser Bündnis mit Oesterreich als den Kernpunkt der gegenwärtigen Politik und die Richtschnur der Zukunft. Graf Czernin gab in derselben Entschiedenheit die Erklärung ab, daß die habsburgische Monarchie bis zum äußersten für die Rechte ihres Bundesgenossen eintreten werde.

Auch in Brest hat sich die Solidarität der Vierbundmächte bewährt. Ebenso die Eintracht zwischen den militärischen und den politischen Leitern. Wenn in Oesterreich gewisse Kreise Anstoß nehmen wollten an den kräftigen Worten des Generals Hoffmann, so haben sie den Grund und Zweck dieses luftklärenden Auftretens und dessen Harmonie mit der diplomatischen Taktik verkannt, oder sie sind verblendet worden durch die tendenziöse Berichterstattung von Petersburg aus.

Aber die Streikversuche in Oesterreich und die neuesten Streikflugblätter in Deutschland? Im Nachbarlande ist die Verirrung schnell vorübergegangen. In Deutschland werden die Putschversuche der radikalen Sozialdemokratie hoffentlich von vornherein erfolglos bleiben. Die Regierung hat durch den Staatssekretär Wallraf rechtzeitig warnen lassen, und zwar nicht nur durch die Ankündigung entschlossener Maßregeln, sondern auch durch gemeinverständliche Belehrung. Wer streikt, fällt unseren kämpfenden Brüdern und Söhnen in den Rücken, verlängert den Krieg und wird schuldig an dem Blut unserer Soldaten; denn jede Störung in der Herstellung des Kriegsbedarfs vermehrt die persönlichen Opfer auf dem Schlachtfelde. Wer streikt, der arbeitet (bewußt oder unbewußt) den Feinden unseres Volkes in die Hände. Das wird auch die Arbeiterschaft begreifen. Um so leichter, als die Gewerkschaften und die alte Sozialdemokratie dem Treiben fernstehen. In Berlin und Nürnberg wurde teilweise gestreikt.

Die Verhandlungen in Brest.

Die Streikagitation steht offenbar im Zusammenhange mit der **Trotzki-Taktik** in Brest. Aus den Schilderungen Kühlmanns geht hervor, daß Trotzki in den Verkehrsformen und in der Diskussion eine Umwälzung hervorgerufen hat, die an dem Friedenswillen ernste Zweifel weckt. Die Bolschewiki spekulieren offenbar darauf, daß ihre sozialistische Prinzipienreiterei mit Hilfe von tendenziöser Berichterstattung sich zur revolutionären Propaganda in den anderen Staaten verwerten läßt. Erst wenn die Erfolglosigkeit solcher Putschversuche erwiesen ist, darf man auf einen besseren Fortgang der Verhandlungen rechnen.

Daß die Prinzipien und Ideale der Petersburger Herren nur Mittel zum Machtzweck sind, ergibt sich deutlich aus ihrer Vergewaltigung der eigenen Konstituante, aus dem wechselnden Verhalten gegenüber der ukrainischen Rada, die erst als legitime Vertreterin des Landes anerkannt, dann aber als Burgeoisgruppe geschmäht und bekämpft wurde, sowie aus dem Widerstand gegen den Beitritt der polnischen Abordnung und aus sonstigen Winkelzügen. Unsere Vertreter wollen trotz allem den Versuch fortsetzen, mit dem russischen Chaos in der einen oder anderen Form zum haltbaren Abschluß zu kommen, und Graf Czernin hofft insbesondere auf eine Verständigung mit der Ukraine, die uns wirtschaftliche Vorteile bieten könnte. Beneidenswert sind unsere Unterhändler nicht. Um so mehr sollte alles vermieden werden, was ihnen die Arbeit erschwert.

Casement.

Sinnend schritt er den See entlang:
Müd die Schultern von wehen Lasten,
In des Kampfes suchendem Hasten
Starren Auges mit fieberndem Gang.
Hörte nicht, was die Wälder rauschten,
Was aus Winden und Wellen klang,
Schwere, dunkle Gedanken lauschten
Fernem klagenden Heimatsang.

Trauernd sass er am ernsten See,
Lauschte Irlands weinenden Tiefen,
Gotteswunder der Schönheit riefen
Wach der sterbenden Heimat Weh.
Irlands reiche, lebendige Wogen,
Stolze Seen im Vaterland,
Um beglückendes Gut betrogen
Von des Briten verworfener Hand!

Wo er ruhte und wo er ging —
Irland! rauschte das Kampfverlangen,
Irland! dran er mit seiner bangen
Seraphglühenden Liebe hing
Alles Werden ward Heimatweben,
Jede Blume und jeder Strauch,
Menschenatem ward Heimathauch,
Menschenauge ward Heimatleben.

Und ich soll dich nicht wiedersehn?
Möchte alles um eines geben,
Einmal in Irlands Volk zu leben,
Einmal auf Irlands Grün zu stehn.
Den sie drohend Verräter nennen,
Darf er schauen das Vaterland?
Und die Augen des Dulders brennen
Mit des zuckenden Herzens Brand.

Und er sah es — der See ward Meer,
Meer, das trotzig um Irland brandet,
Ein verlorener Kämpfer landet
Und die Stille ist bang und schwer . . .
Schwer und dumpf und ein drückend Tagen
Bringt ein weinendes Morgenrot;
Arme, duldende Menschen klagen
Um des liebenden Heilands Tod.

Meer ward Land und das Land ward Grab,
Grab in Ketten und Grab in Schande,
Das dem stöhnenden armen Lande
Letzte Flamme des Zornes gab.
Nur ein Wollen und ehern Denken,
Irlands Sprache ein wunder Schrei:
Heiligstes Grab dem Heiligen schenken
Wird die Heimat vom Feinde frei!

Dr. Franz Rothenfelder.

Das Recht Bayerns auf Vertretung bei Friedensverhandlungen.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Die Mission des Staatsministers Grafen Podewils als bayerischer Vertreter bei den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk hat in einigen deutschen Zeitungen eine mißgünstige Beurteilung gefunden. Besonders der „Schwäbische Merkur" in Stuttgart hat wiederholt gegen das Bayern eingeräumte Recht Stellung genommen; er behauptet zuletzt noch (Nr. 35 vom 22. Januar), daß das bayerische Recht „in seiner staatsrechtlichen Gültigkeit auf durchaus lockerem Boden steht." Diese Anzweiflung der Rechtsbeständigkeit einer Bayern eingeräumten Vorzugsstellung, die, wenn sie auch nicht überschätzt werden darf, doch, wie jüngst näher dargelegt, ihre bestimmte und wertvolle Bedeutung hat, gibt Anlaß, die geschichtlichen Umrisse und vorhandenen Belege für dieses Recht zu geben.

Wie bekannt, hat im Herbst 1870 Bayern der preußischen Regierung gegenüber den Wunsch ausgesprochen, es möchte ein Vertreter derselben nach München kommen, damit die bayerische Regierung mit ihm die Lage der Dinge besprechen und einen Boden für die weiteren Verhandlungen gewinnen könne. Staatsminister Dr. Frhr. v. Lutz machte später darüber in der bayerischen Abgeordnetenkammer Mitteilungen (14. Dezember 1870, Stenogr. Ber. Seite 22 u. 23). Es erschien dann der preußische Staatsminister Dr. Delbrück in der bayerischen Hauptstadt zur Aufnahme der Beratungen mit Bayern.

Ueber den allgemeinen Stand der Frage ist hervorzuheben, daß die Sachlage minder günstig für Bayern geworden war. Frhr. v. Lutz erinnerte in seiner eben erwähnten Rede an die Sibyllinischen Bücher. Er sagte, er habe in seinem Leben noch keinen Fall gesehen, in welchem die Moral von der alten Sage besser am Platze gewesen wäre als bei den Versailler Bündnisverträgen zur Gründung des Deutschen Reiches. Der Minister verglich nämlich die Situation nach der Besiegung Frankreichs mit jener, als Preußen die Vorschläge vom 10. Juni 1866 über die Grundzüge einer neuen Bundesverfassung (Abdruck im Europäischen Geschichtskalender von Schultheß, Jahrg. 1866, Seite 83) machte. „Die Bedingungen, welche damals zu erlangen gewesen wären, hätten noch ein ganz anderes Bild geboten als der Vertrag, den wir Ihnen heute vorlegen", urteilte der Minister. Herr v. Lutz ging noch weiter und stellte fest, daß selbst noch vor dem deutsch-französischen Kriege ausgiebigere Bedingungen hätten erreicht werden können, was Jörg, der Vorkämpfer des großdeutschen Gedankens, „moralisch revoltierend" nannte (11. Jan. 1871, Stenogr. Ber. Seite 112).

Das Dunkel der damaligen Vorgänge, welche zur Reichsgründung führten, ist noch nicht gelichtet. Vorerst ist nach dem Bekannten die Meinung nicht abzuweisen, daß Fürst Bismarck damals durch Delbrück freundliche Stimmung äußerte für Bayerns Wünsche und dann in Stuttgart doch wieder bremsen ließ. Minister Lutz erzählte in seiner Kammerrede vom 14. Dezember 1870, die Münchener Besprechungen mit Delbrück wurden gepflogen unter dem Eindruck der aus dem Hauptquartier kommenden „außerordentlich freundlichen Mitteilungen, die wir vielleicht zu unseren Gunsten etwas zu weit ausgelegt hatten". „Die Propositionen, die wir damals gemacht haben, stehen hinter dem Vertrag, der nunmehr zu Ihrer Genehmigung vorliegt, weit zurück". Zur Erläuterung der Situation fügte Frhr. v. Lutz, was auch heute noch etwa als Schlüssel gelten kann, hinzu: „Auf unsere hiesigen Propositionen wurde uns von Preußen zunächst eine Mitteilung nicht, und zwar um deswillen nicht, weil früher, als es möglich war, daß uns eine Erwiderung zuging, von seiten Württembergs im Hauptquartiere der Antrag gestellt worden ist, nunmehr die Verhandlungen in Versailles wieder aufzunehmen und dort mündlich zu Ende zu führen."

Die hier skizzierte Lage muß man bei Beurteilung des Bayern eingeräumten Vertragsrechts, durch einen eigenen Abgesandten an künftigen Friedensverhandlungen des Reiches teilzunehmen, und des dabei eingeschlagenen Weges ins Auge fassen.

Der Entwurf über die von Bayern zu erlangenden Reservatrechte, von dem der Minister Lutz (Propositionen) spricht, ist vom 15. September 1870. Er ist in Nr. 260 der „Allgemeinen Zeitung" (damals in Augsburg erscheinend) abgedruckt und enthält folgenden Artikel VI: „Zu etwaigen Friedensverhandlungen nach einem Bundeskriege

wird stets auch ein von Sr. M. dem König von Bayern zu ernennender Vertreter Bayerns zugezogen."[1]) Dieser bayerische Regierungsentwurf rührte vom Ministerialrat Frhrn. v. Völderndorff im bayerischen Ministerium des Aeußern her. Seine Verfasserschaft ergibt sich aus der eigenen Erzählung („Allgem. Ztg.", Beilage, 1902, II, S. 20). In diesem Entwurf tritt das jetzt bei der Entsendung des Grafen Podewils zu den Friedensverhandlungen mit Rußland wirkende Reservat Bayerns zum erstenmal in die Erscheinung.

Während der Münchener Konferenzen zwischen Delbrück und den Vertretern Bayerns und Württembergs (22.—26. Sept. 1870) erhob dann Bayern bei Besprechung des Art. 11 der Norddeutschen Bundesverfassung „Bundespräsidium" unter anderem den Anspruch: „daß zu den Friedensverhandlungen jeweils ein bayerischer Bevollmächtigter zugezogen und dieser Anspruch in der Verfassung anerkannt werden sollte". (Graf Bray-Steinburg, „Denkwürdigkeiten aus seinem Leben" (1901), S. 143.)

Der damalige württembergische Justizminister Frhr. von Mittnacht berichtet in seinen Lebenserinnerungen („Rückblicke", 4. Aufl. 1909, Seite 115 ff) auf Grund einer gleichzeitigen Aufzeichnung über private Vorschläge des Grafen Bray zu einem Vertrage mit dem Norddeutschen Bunde (am 30. Oktober 1870 in Versailles). Darunter findet sich wieder die Forderung: „Bei Friedensschlüssen ist stets ein bayerischer Vertreter beizuziehen." Der „Schwäbische Merkur" (Nr. 35 vom 22. Jan. 1918) weist ebenfalls auf diese Stelle hin und hebt noch hervor, Frhr. v. Mittnacht erzählt, daß Bismarck ihm die bayerischen Vorschläge vorgelesen und sie für unannehmbar gehalten habe. Das ist, wie auch aus den oben wiedergegebenen Worten des Frhrn. v. Lutz hervorgeht, im allgemeinen richtig. Dieses Pauschalurteil Bismarcks bezog sich jedoch nicht auf die Vertretung Bayerns bei Friedensverhandlungen.

Am 22. November 1870, einen Tag vor Unterzeichnung der Versailler Verträge zwischen Bayern und dem Norddeutschen Bunde, erstattete Graf Bray von Versailles aus dem König Ludwig II. auf dessen Verlangen einen Spezialbericht über das in der militärischen und diplomatischen Frage von Bayern Erreichte. Hier heißt es betreffs der letzteren:

„Was sich in dieser Richtung erzielen ließ, ist im wesentlichen Folgendes: Ständige Vertretung der Bundesgesandten in Verhinderungsfällen durch die bayerischen und Beteiligung der letzteren an äußeren gemeinsamen Angelegenheiten überhaupt; Einsetzung eines ständigen diplomatischen Ausschusses im Bundesrate durch die Vertreter der drei Königreiche: Bayern, Sachsen und Württemberg, unter bayerischem Vorsitz, welchem sämtliche auswärtige Angelegenheiten zuzuweisen sind. Wahrung des Rechts, über rein bayerische Verhältnisse Staatsverträge abzuschließen, soweit sie dem Zwecke des Bundes nicht widerstreiten.

Die vertragsmäßige Zusage, daß zu Friedensverhandlungen nach einem Bundeskrieg stets auch ein bayerischer Bevollmächtigter zugezogen wird; endlich finanzielle Abmachungen mit dem Bunde zugunsten des bayerischen Gesandschaftswesens.

Die große Mehrzahl dieser Zugeständnisse sind Bayern allein mit Ausschluß aller übrigen dem Bunde beigetretenen Staaten bewilligt worden. Sie sind also wirkliche Privilegien, mittels welcher der Krone Bayern eine mittelbare Einflußnahme auch auf europäische Verhältnisse gesichert ist, und Eure Kgl. Majestät wollen Allerhöchst Sich versichert halten, daß deren Einräumung nicht ohne Mühe und ohne Kampf erlangt worden ist."

So wörtlich Graf Bray in den Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. (Seite 194 ff.)

Dazu kommt dann noch die schon im vorigen Aufsatz mitgeteilte Erklärung des Grafen Bray im Ausschuß der bayerischen Abgeordnetenkammer, die als Schlußstück nochmals hier wiedergegeben sei: „Die Vertretung Bayerns beim Friedensschluß sei zugesichert worden und im allgemeinen auch für alle Fälle durch eine Vertragsurkunde festgestellt."

Das ist die Geschichte dieses Vertragsrechts Bayerns, das in Vergessenheit geraten war, weil der Vertrag nicht veröffentlicht worden ist. Immerhin stand seine Notorietät fest, wie hier nachgewiesen ist. Es handelt sich also um keinen Akt der Geheimdiplomatie. Auch wird irrig sein, wenn die „Nordd. Allgem. Zeitung" sagt, der Vertrag sei zwischen Bayern und Preußen am 14. Februar 1871 ratifiziert worden. Es war aber doch wohl nur der „Norddeutsche Bund", mit dem der Vertrag geschlossen wurde. Auf das Datum muß man achten.

Warum wurde das Reservat Bayerns über die Vertretung bei Friedensschlüssen nicht als Teil in die Versailler Bündnisverträge einbezogen, sondern erst viel später in einem eigenen Vertrag festgelegt? Die Antwort ergibt sich aus der Geschichte jener Zeit der Reichsgründung. Der Wortlaut des Vertrags würde in Bayern die Stimmung nicht verbessert haben, weil in dem Vertrag festgelegt ist, daß der bayerische Vertreter seine Instruktionen durch den Reichskanzler erhält. Auf der anderen Seite würde in den anderen süddeutschen Staaten die ohnehin bestandene Mißgunst vermehrt und im Norddeutschen Reichstag, in dem schon der Bundesausschuß für auswärtige Angelegenheiten nichts weniger als Gefallen gefunden hatte, die kritische Stimmung vermehrt haben. Aber der Vertrag besteht und erhält jetzt seine erste Anwendung.

[1]) Abgedruckt bei E. Brandenburg, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches, I. Bd., S. 33 ff.

Um Deutschlands Zukunft.

Von Landtagsabgeordneten Hofrat H. Osel, Pasing.

Wenn Steinmann-Bucher den Satz ausspricht, daß das Volksvermögen alles umfasse, was ein Volk vermag, so ist damit der kategorische Imperativ zur Arbeit ausgedrückt, dem sich heute gerade das Deutsche Reich ebensowenig entziehen kann wie die einzelnen Bundesstaaten. Alle Hilfsquellen gilt es im höchsten Maße nutzbar zu machen in Landwirtschaft, Industrie, in Gewerbe und Handel. Nicht nur um den gewaltigen Steuerlasten, die uns der Weltkrieg bringt, gerecht werden zu können, sondern um trotz derselben uns auch wieder den Platz auf dem Weltmarkt zurückzugewinnen, den wir brauchen, um Waren statt Menschen zu exportieren. Die letztere Aufgabe kann nur erfüllt werden, wenn ihr auch die kommende Steuerpolitik Rechnung trägt. So ist letzten Endes unsere künftige Steuerpolitik nicht in unser freies Belieben gestellt, sondern sie muß Rücksicht nehmen darauf, wie unsere Feinde von heute ihre ebenfalls gewaltigen Lasten verteilen, damit wir nicht die Konkurrenzfähigkeit des deutschen Wirtschaftslebens an unrechten Stellen durch Belastung unterbinden. Politische Steuertheoretiker lassen diese Binsenwahrheit aus dem Auge und verlangen bloß und sofort „feste Programme". Sie stehen damit auf demselben, von ihnen oft bekämpften Boden wie die Eroberungspolitiker, die verteilen, was sie nicht haben.

Von der Landwirtschaft verlangen wir eine Erweiterung ihrer Produktion und eine Steigerung ihrer Erträge. Mehr Spinnstoffe, mehr Oelfrüchte, mehr Nahrungsmittel soll sie künftig liefern. Die Erweiterung der Anbauflächen ist sehr begrenzt. Fruchtfolge und vermehrte Düngung, verbessertes Saatgut, die landwirtschaftliche Maschine sind die Hilfsmittel. Ohne genügenden Schutz gegen weniger entwickelte, aber noch billiger produzierende Länder ist die Aufgabe jedoch nicht zu lösen. Der deutschen Industrie ist die Aufgabe gestellt, altes zu erhalten und Neuland zu gewinnen. Freilich sind Männer aus ihr selbst am Werk, die in ödem Materialismus die Vorzüge unserer bisher individualistischer gerichteten industriellen Tätigkeit verwerfen und die amerikanische Typisierung zum Götzen erheben. Nach Aestheten, wie W. Rathenau, wird zwar dem wirtschaftlichen Sein die Kette des syndikalistisch-staatlichen Zwanges nach dem Grundsatz der größten Ueberschüsse dauernd angelegt. Allein Notgebilde werden nicht Dauereinrichtung. Seine Forderung nach Steigerung und Verwertung unserer eigenen Rohstoffquellen hat uns der Krieg gelehrt — nur seine politischen Freunde nicht. Große Schiffahrtspläne, Riesenprojekte zur Erzeugung und Verteilung von Elektrizität stehen zur Diskussion. Unser Bodenreichtum unter und über der Erde soll mehr genützt und unsere Unabhängigkeit so gestärkt werden. Auch wer es mit Recht ablehnt, hier utopistischen Plänen zu folgen, darf nicht übersehen, daß wir einen schweren Stand nach dem Krieg auf dem Weltmarkt haben werden. Man wird uns nicht dauernd Rohstoffe vorenthalten können, die Jahr für Jahr ja neu erzeugt werden wollen und von den Engländern und Amerikanern nicht dauernd allein verbraucht werden können. Aber man kann uns das Leben sauer machen. Weiter darf auch nicht übersehen werden, wie z. B. fortgesetzt die „Neue Züricher Zeitung" Stimmung gegen die nichtschweizerische Produktion macht, Vorschläge zur Gesetzesänderung bringt, um nichtschweizerische Unternehmungen zu bekämpfen (vergl. z. B. Nr. 1949 v. 18. Okt. 17, Nr. 2199 v. 22. Nov. 17 u. 2207 v. 23. Nov. 17 usf.), obwohl man auch in

der Schweiz nicht vergessen sollte, wieviel Schweizer Kapital, gemischt mit französischem, in Deutschland arbeitet, sich sogar als Maske für das französische Geld hergibt. In Bayern sei nur auf gewisse Milchverarbeitungsgesellschaften hingewiesen. Die Haltung mancher der Neutralen ist immer ungewiß. Deshalb wird auch unser Handel sich nicht leicht tun, die Wege zum Güteraustausch wieder zu ebnen. Baldige Freiheit ist ihm nötig zur Befriedigung der tausende von Bedürfnissen des Inlandes. Besonders ist dabei ein tüchtiger Handwerkerstand unentbehrlich. Nur muß er, um stark zu sein, sich zusammenschließen. Wer dieser Notwendigkeit nicht folgt, tut eben nicht, was er an seinem Teil im Volk vermag.

Der alles befruchtende Faktor nun ist schließlich das Geld. Es braucht keiner wissenschaftlichen Erklärung des Geldes und seiner Funktionen. Schlecht und recht fühlt jeder am eigenen Leib seine Bedeutung, und was es um das Geld im großen, in der Weltwirtschaft ist, selbst das ist in der Zeit der Milliardenanleihen in den weitesten Volkskreisen zum Bewußtsein gekommen. Ist es das?

Geld braucht also das Reich, brauchen die Einzelstaaten und Gemeinwesen. Und diese werden es letzten Endes alle schließlich in Form von Steuern und Umlagen holen müssen. Die kurzfristigen Anleihen werden den langfristigen weichen und diese werden Verzinsung und Rückzahlung heischen.

Also Steuern, direkt und indirekt, sind die Losung der Zukunft auf der einen Seite; auf der anderen Seite steht die Sorge um das tägliche Brot der Schaffenden. Wo ist der rechte Weg? Am lautesten tönt es aus dem linkspolitischen Blätterwald. Erst Einziehung eines Teiles des Vermögens, dann höchste direkte Steuern, dann Beseitigung der Schutzzölle in erster Linie jener der Landwirtschaft. Damit wird man am schnellsten die großen Schulden los, damit schafft man dem Volk am sichersten billiges Brot. Um ganz sicher zu sein, soll als unnützes Glied der Handel auch als Importhandel tunlichst lang und tunlichst umfangreich ausgeschaltet werden, sollen auch Handels- und Produktionsmonopole entstehen, um dem Staat neue Gewinne zuzuführen und soll — die Landwirtschaft auf eine Höchstleistung in der Produktion der Nahrungsmittel und Industriepflanzen gebracht werden! Ein buntes Bild, voller Widersprüche und Kurzsichtigkeiten. Eine sog. „Konsumentenpolitik“, die letzten Endes über die Konsumenten im allgemeinen und ganz besonders über unsere wackeren Arbeiterscharen das Gespenst der Arbeitslosigkeit und für alle des Hungers drohend und sicher emporsteigen läßt. Zu wessen Vorteil?

Man ist sich einig, daß der Rohstoffbezug für unsere Industrie sehr erschwert, ja länger gefährdet sein wird, daß auch der deutsche Export lange Zeit schwer wird kämpfen müssen, um nur auf seine alte Höhe zu gelangen. Man erkennt die gewaltige Macht, die den Vereinigten Staaten, Japan und England auf wirtschaftlichem Gebiete zugewachsen ist; die ersten beiden Staaten sind dabei mächtig reich geworden.

Aber man glaubt, der deutschen Industrie, dem deutschen Handel, kurz der deutschen Produktion unbegrenzt das Geld aus der Tasche in Form von Steuern holen zu können ohne zu bedenken, ob sie dann noch auf dem Weltmarkt werden konkurrenzfähig sein. Ja man glaubt, sie trotzdem noch dauernd als Steuerquellen benützen zu können. Sind sie es aber nicht, was ist es dann mit den Arbeitern? Werden die Arbeit haben und entsprechende Löhne? Wo denn? Wird dann das Brot so billig sein, daß die Arbeiterschaft, die körperliche und die geistige, die Arbeitslosigkeit ertragen kann?

Da sollen die beseitigten „Agrarzölle“ das Heilmittel sein. Zwar gibt man selbst zu, daß man Getreide in den nächsten Jahren auch im Ausland wird teuer zahlen müssen. Ja, wir meinen, daß diese Preise um so höher werden, je mehr unser Körnerbau zurückgeht. Und das wird in dem Augenblick sprungartig geschehen, in dem die Landwirtschaft von der Furcht befallen ist, infolge des beseitigten Zollschutzes auf die Dauer nicht mehr lohnend Getreidebau treiben zu können. Das wird also schon bald sein, nicht erst wenn die sinkenden Preise schon da sind — siehe Wirkung der „Preispolitik“ in der Kriegszeit. Mit der sinkenden Getreideanbaufläche aber setzt sicher dann die Steigerung des Getreidepreises auf dem Weltmarkt für uns ein und je mehr, je weiter die Industrialisierung aller wirtschaftlich fortschreitenden Staaten sich entwickelt, desto sicherer ist die Getreidepreissteigerung, die übrigens auch eine Folge der immer teuerer werdenden Produktion ist (Löhne, Kunstdüngung, Maschinen, Gespann- und Nutzvieh, Teuerung aller Kleider usf.).

Die so in ihrer Kaufkraft zurückgehende Landwirtschaft war aber bisher ein Hauptabnehmer der deutschen Industrie. Bei den schlechten Aussichten für den Export der letzteren sollte sie erst recht kaufkräftig zur Steigerung des Inlandsabsatzes sein. Und da denkt man an die Aufhebung der Landwirtschaftszölle, was den Ruin dieser Kaufkraftquelle bedeuten würde! Es war eine Tat, daß in Bayern durch Dr. Heim der Schlachtruf gegen die Beseitigung der Getreidezölle zunächst Oesterreich-Ungarn gegenüber erscholl. Was man auch leugnet: Herr Johannes geht und — hoffentlich kehrt er niemals wieder. Unsere Brüder in Oesterreich und Ungarn sollen sich ernähren und nicht die Pläne ungarischer Getreide- und Mehlspekulanten unterstützen lassen. Es gibt Wege genug, bei gesteigerter Produktion unserer Verbündeten diese bevorzugend dem Markt, besonders bei den Neutralen, zuzuführen.

Nein, was heute als die einzig richtige Konsumentenpolitik verlangt wird, ist die kurzsichtige Augenblickspolitik, die aus den Ernährungsschwierigkeiten eines bald 4jährigen Weltkrieges geboren ist, die alles gerechte Maß für die von Weibern, Kindern und Greisen zu 80% geleistete Riesenarbeit der deutschen Bauern verloren hat, oder aus agitatorischen Gründen davon nichts wissen will. Es wäre ein Verbrechen am arbeitenden Volk, dem man Brot verspricht und Steine geben wird. Und diese Steine würden sich zuletzt gegen Staat und die Obrigkeit richten. Geknebelte Industrie, ausgeschalteter Handel, die konfiszierten Waffen des Kapitals im Weltverkehr und durch Zollfreiheit zum Niedergang verurteilte Landwirtschaft, das sind letzten Endes die „Segnungen“, die sich aus einem durch Kriegsnöte in der Objektivität des Urteils beeinträchtigten Streben ergeben, das heute auch in maßgebenden Stellen herrscht. Das wird die Auguren freuen, die solches erstrebten. Kurzsichtige Regierungsweisheit aber hätte für alle Zeit unsere wirtschaftliche Kraft vernichtet. Respice finem!

Julius Bachem †.

Von Professor Dr. Hermann Cardauns, Bonn.

Vor 2½ Jahren habe ich ihm an dieser Stelle einen kleinen Festartikel zu seinem 70. Geburtstag gewidmet, und jetzt ist auch er dahin: Am 22. Januar in der Frühe ist Justizrat Dr. Julius Bachem gestorben. Einer der letzten von jenen, welche schon vor der Zeit der Reichsgründung und der kirchenpolitischen Wirren zur aufblühenden Zentrumspresse gingen, ein Journalist ersten Ranges, aber auch ein tüchtiger Jurist und ein Politiker von mächtigem Einfluß, nach einem langen Leben reich an Kämpfen und Siegen, an Anfeindung und Anerkennung, überreich an Arbeit, die seine Genossin und Trösterin blieb bis in seine letzten Jahre und an die äußersten Grenzen der Kraft. Ein Blatt dankbarer Erinnerung sei diesem bedeutenden Manne geweiht, mit dem ich ein halbes Jahrhundert hindurch Freude und Leid geteilt habe.

Wie schon früher, so wird auch jetzt in der Tagespresse sein Geburtstag falsch angegeben: Nicht am 12. sondern am 2. Juli 1845 wurde er in Mülheim a. d. Ruhr geboren. Für den kaufmännischen Stand seines Vaters bestimmt, wurde er in einer ausländischen Handelsschule mehrsprachig unterrichtet, machte dann sein deutsches Abiturium und studierte in Bonn und Berlin die Rechtswissenschaft. 1868 trat er als Auskultator beim Kölner Landgericht ein, aber schon im nächsten Jahre zogen ihn verwandtschaftliche Beziehungen in die Redaktion der „Kölner Blätter“, der späteren „Kölnischen Volkszeitung“. Ihr hat er in rasch eroberter leitender Stellung über 46 Jahre lang seine geniale Begabung und seine riesige Arbeitskraft geliehen; ihm war es in erster Reihe zuzuschreiben, wenn aus dem bescheidenen Provinzblatt eines der größten und meist beachteten Blätter Deutschlands erwuchs.

Ein Muster-Redakteur im handwerksmäßigen Sinn des Wortes ist er nicht gewesen. Von Anfang an behielt er sich eine gewisse Freiheit vor, band sich nicht an eine reichlich bemessene Zahl von Präsenzstunden und die ängstlich auf die Minute gestellte Dienstuhr; auch die heilige Ordnung war ihm fremd, nicht zu Hause, wohl aber auf dem Bureau; sein Pult

war gewöhnlich überschwemmt von einer Flut von Zeitungen, Ausschnitten, Briefen, Flugschriften usw., und unser Bureaudiener hat uns sogar einmal schmunzelnd ein Nest mit kleinen Mäuschen gebracht, das er unter dem vielen Papier entdeckt hatte. Aber um so strengere Ordnung hielt er in seinem Kopf. Er wußte genau, wo alles und jedes lag oder nachgeschlagen werden mußte, hatte ein riesiges Gedächtnis, dachte klar, schrieb leicht und zielbewußt in elegantem Stil und ließ nicht leicht etwas lagern, was wirklich Eile hatte; das Ex pede agere war eines seiner Lieblingsworte. Wie er sich seinen Beruf dachte, hat er in seinen „Allerlei Gedanken über Journalistik" gesagt, die er als Siebziger als „journalistisches Testament" noch einmal in erweiterter Auflage drucken ließ — ein kleines aber köstliches Büchlein, das auf keinem Redaktionstisch fehlen sollte.

Ein geborener und eingefleischter Journalist, das Gegenteil eines Pedanten, aber mit dem Nötigen immer rechtzeitig fertig, hat er das Kunststück fertiggebracht, gleichzeitig Redakteur und Jurist zu sein und sich auf die große Staatsprüfung vorzubereiten, die er 1873 mit Auszeichnung bestand. Jetzt hätte er als Advokat — oder Rechtsanwalt, wie man heute sagt — am Kölner Landgericht sich in kurzer Zeit eine große und lohnende Praxis erwerben können, aber „bald ergab sich", wie er in seinen Lebenserinnerungen bemerkt, „die Notwendigkeit, zwischen der Juristerei und der Journalistik zu optieren. Die Journalistik siegte: Wen sie einmal hat, den läßt sie nicht leicht wieder los."

Die „Option" ist nicht ganz wörtlich zu nehmen, vollständig hat er der Juristerei nicht entsagt. Er wurde Justitiar des Kölner erzbischöflichen Stuhles und als solcher Berater des Erzbischofs Paulus Melchers auch während seiner Gefängniszeit. Auch Prozesse hat er hier und da geführt, freilich selten und nur politische. Durchschlagenden Erfolg hatte er namentlich als Verteidiger bei der großen Saarbrückener Verhandlung in der Marpingener Angelegenheit. Unzähligemal hat er in Rechtsfragen guten Rat erteilt und Gutachten ausgearbeitet; solche Bemühungen pflegt sich der Rechtsanwalt gut honorieren zu lassen, mit gutem Recht, aber Julius Bachem hat selten einen Pfennig dafür genommen. Er hat sich wegen dieser Uneigennützigkeit einmal mit einer Titulatur aus dem Tierreich belegt, und Unrecht hatte er eigentlich nicht, denn er konnte leicht ein wohlhabender Mann werden, anstatt zeitlebens in bescheidenen Verhältnissen zu bleiben, aber schön ist es doch von ihm gewesen.

Der Kulturkampf warf ihn bei Beginn der tollen 70er Jahre mitten ins öffentliche Leben. Im Handumdrehen wurde der grundgescheidte, feurige aber nie geschmacklose Versammlungsredner einer der Führer der Kölner Zentrumspartei, die er von Sieg zu Sieg führen half. 1875 wurde er in den Stadtrat gewählt, 1876 fällt seine Wahl in das preußische Abgeordnetenhaus, wo er mit dem hochverehrten Protestanten Ludwig v. Gerlach den Wahlkreis Mülheim-Sieg-Wipperfürth vertrat. Auch hier trat er rasch in die vorderen Reihen. Wenn die Redaktions- und Stadtrats-Geschäfte es eben erlaubten, fehlte er während der Session in Berlin keinen Tag, versäumte nicht leicht eine Kommissions-Sitzung, und als schlagfertiger Debatter, der sehr deutlich werden konnte ohne grob zu werden, stand er nicht manchem Kollegen nach. Und was mehr war: er verfügte über eine gute Dosis von politischem Instinkt, der Dinge kommen sieht, von denen andere noch keine Ahnung haben. Einmal hat er mir keine Ruhe gelassen, bis ich nach Berlin fuhr, um eine innere Krisis zu signalisieren: ich fand erstaunte und ungläubige Gesichter, aber wenige Tage darauf war seine Befürchtung Tatsache geworden. Ludwig Windthorst wußte genau, was er tat, wenn er den jungen Herrn in den Kreis seiner Intimen aufnahm und ihm seine Freundschaft bis zum Ende bewahrte. Und andere Zentrumsführer wie August Reichensperger desgleichen. Umgekehrt hat Julius Bachem die Windthorstschen Ueberlieferungen, die maßvolle praktische Politik seines großen Vorbildes gepflegt und verteidigt bis zu seinem eigenen Ende.

Ein Jahr vor Windthorsts Tode ist er aus der politischen Oeffentlichkeit ausgeschieden (1890). Er legte sein Stadtrats- und Abgeordneten-Mandat nieder, trat auch nur noch selten als Redner auf, aber er blieb der richtunggebende Geist der „Kölnischen Volkszeitung", und hat in engeren Kreisen, im Augustinus-Verein für die katholische Presse wie in den Organisationen der Zentrumspartei, vom Kölner Wahlkomitee bis zum Reichsausschuß, ebenso eifrig wie segensreich zu wirken fortgefahren. Wiederholt hat sein politisches Ahnungsvermögen, seine Ueberzeugungsfestigkeit und Grundsatztreue bei weitestgehendem Entgegenkommen in nebensächlichen Dingen, seine Rednergabe, seine feine Dialektik, verbunden mit gründlicher Menschenkenntnis und geschickter Menschenbehandlung, immer Zwistigkeiten beglichen und auch auf große politische Aktionen, so in der Frage der Kostendeckung der Flottenvermehrung, maßgebend eingewirkt. Vielleicht ist nach seinem Ausscheiden aus der parlamentarischen Laufbahn sein Ansehen eher gestiegen als gesunken. Noch aus der Zeit des Weltkrieges ließen sich dafür Belege anführen. Mancher ehemalige Gegner hat während desselben in ihm den echten Vaterlandsfreund erkannt und dem einst verdächtigen „Ultramontanen" und „Demokraten" Abbitte getan.

Schon früh hat Julius Bachem sich außerhalb der Redaktionstätigkeit als Schriftsteller bekannt gemacht. Bereits in den 70er Jahren beginnt eine lange Reihe von politischen und juristischen Abhandlungen (Das Zentrum in Landtag und Reichstag, Ein Kapitel über die Polizei in Preußen, Preußen und die katholische Kirche usw.). Seine Schriften über die bedingte Verurteilung haben bahnbrechend gewirkt. Lebhaft hat er sich, Hand in Hand mit ihrem Vorsitzenden, dem heutigen Reichskanzler, an den Arbeiten der Görresgesellschaft beteiligt, zu deren Gründern er gehörte (1876). Als der Redakteur ihres großen Staats-Lexikons starb, hat er in kürzester Frist das fünfbändige Werk vollendet, mit einem unglaublich kleinen Apparat — auch hier hatte er eben alles im Kopf und hielt Ordnung, wo andere nicht ohne Kartothek auskommen — und verhalf ihm zu einem großen buchhändlerischen Erfolg in rasch aufeinanderfolgenden Auflagen. 1910 hat er „Lose Blätter aus meinem Leben" veröffentlicht. „Schmeckt nach mehr" hat damals Fritz Nienkemper in einer Besprechung des Buches in der „Allg. Rundschau" gesagt und richtig ließ J. Bachem 1913 eine stark erweiterte neue Auflage erscheinen (Erinnerungen eines alten Publizisten und Politikers), die er mit allerliebsten parlamentarischen Karikaturen nach Handzeichnungen eines Fraktionsfreundes schmückte.

Bis in das Greisenalter hinein hat er sich, bei schwacher Gesundheit, eine erstaunliche Geistesfrische und Arbeitslust bewahrt. Als er bald nach seinem Austritt aus der Redaktion der „Kölnischen Volkszeitung" unter großer Beteiligung die Vollendung des 70. Lebensjahres beging, schien er noch der Alte zu sein. Dann kamen schwere Zeiten, eine schwere Krankheit, die ihn langsam aufrieb. Heldenmütig hat er dagegen gekämpft, zwischen den heftigsten Schmerzanfällen noch vielbemerkte Artikel (so für den Berliner „Tag" und die „Allg. Rundschau") geschrieben. Die freundlichen Worte, die er im Sommer vorigen Jahres in der „Allg. Rundschau" meinem 70. Geburtstag widmete, werden zu dem letzten gehören, was die müde Hand zustande brachte. Wenn ich den alten Freund besuchen kam, habe ich ihn stets gefaßt, geduldig und geistesklar gefunden, bis er am 22. Januar in der Morgenfrühe sanft verschied.

Zur neuesten Missionsbewegung in Deutschland.

Von Generalsekretär Dr. P. Louis, Aachen.

Im letzten Jahre ging durch Deutschland eine Missionsbewegung von ungemein großer Stärke, die durch das eine Wort gekennzeichnet wird: Xaveriusverein. Er ist der deutsche Zweig des allgemeinen Vereins zur Verbreitung des Glaubens, der über die ganze katholische Welt ausgebreitet ist. Das in Aachen äußerst glänzend und eindrucksvoll begangene Jubelfest des Vereins anläßlich seines 75jährigen Bestehens gab Veranlassung genug, diesem ältesten und verdienstvollsten deutschen Missionsverein besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Ein Aachener Arzt, Dr. Heinrich Hahn, gründete den Verein, der sich in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schnell über ganz Deutschland ausbreitete, nicht zuletzt infolge der aufopferungsvollen Bemühungen des Gründers. Der Kölner Erzbischof, Kardinal Johannes von Geissel, und mit ihm fast der ganze Episkopat Deutschlands, förderten den neuen Verein, der sich wegen seiner echt katholischen Ziele, wegen der Einfachheit seiner Satzungen und des geringen Satzes seiner Beiträge bald großer Beliebtheit beim Volke erfreute. Die Summen, die er den katholischen Missionen zuführte, gehen in die Millionen. Auch an Paramenten, Kelchen und Kleiderstücken lieferte er beträchtliche Mengen den stets hilfsbedürftigen Glaubensboten.

Die musterhafte Organisation des Vereins, die sich eng an den kirchlichen Organismus anschließt, wurde leider nicht in allen Diözesen durchgeführt. Auch gelang es dem Gründer, der über 40 Jahre im Aachener Verwaltungsrat die Geschäfte des Vereins führte, trotz vielfacher Anstrengungen nicht, Aachen zum allgemein anerkannten Mittelpunkt des deutschen Zweigvereins zu machen. Leider ging der Verein in den letzten Jahrzehnten unmerklich zurück, während andere Missions-

vereine, vielleicht gerade deshalb, stark aufblühten. Der Ruf nach Neuordnung und Neubelebung des Xaveriusvereins erscholl schon vor zwanzig Jahren. Auch hatte man schon lange den Grund des Rückganges erkannt. Er lag in dem unzulänglichen Vereinsorgan „Annalen" oder „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens". Diese, eine Uebersetzung der französischen „Annales", entsprachen nach Aufmachung und Inhalt nicht den Ansprüchen des deutschen Volkes. Es waren fast immer die Bilder und Berichte französischer Missionsbischöfe und Glaubensboten, welche die Hefte brachten. Deutsche Missionare kamen nicht zu Wort. Kein Wunder, daß der deutsche Klerus die Hefte unwillig ablehnte und vielfach nicht mehr verteilte.

Unter diesen Umständen konnte die kräftige Empfehlung, die 1910 der Episkopat in Fulda dem Xaveriusverein gab, noch keine Besserung herbeiführen: „Wir verordnen, daß für den Xaveriusverein in allen Diözesen, wo er noch nicht vorhanden ist, eine entsprechende Organisation geschaffen und der Verein gemäß seinen Satzungen in den Gemeinden eingeführt werde." Eine Besserung zeigte sich nicht, da dem Klerus das erste und geeignetste Werbemittel fehlte: eine tüchtige Missionszeitschrift, bis endlich im Jahre 1916 der Aachener Verwaltungsrat die veralteten „Jahrbücher" abschaffte und am 1. Januar 1917 ein neues Vereinsorgan „**Die Weltmission der katholischen Kirche**" brachte. Es zeigte sich sofort, daß hier der wunde Punkt der ganzen Xaveriusfrage gelegen hatte. In wenigen Monaten machte die prächtige neue Zeitschrift, die nach Inhalt und Aufmachung allen Ansprüchen genügte, einen wahren Siegeszug durch die deutschen Diözesen. Sie förderte dadurch auch den organisatorischen Ausbau des Xaveriusvereins.

Hier hatte der Episkopat zu Fulda im Jahre 1916 einen bedeutsamen Schritt weitergetan, indem er unter erneuter Empfehlung des Vereins bestimmte, daß jede Diözese einen Vertreter in den Vorstand des Xaveriusvereins zu Aachen entsenden solle. Jetzt konnte auch an den letzten Programmpunkt gedacht werden: Schaffung einer tüchtigen, aktionsfähigen Werbezentrale. Schon lange hatte P. **Huonder** S. J., der ausgezeichnete Kenner des gesamten Missionswesens, auf diesen wichtigen Punkt hingewiesen. Auch Universitätsprofessor Dr. **Schmidlin** (Münster) war mehrfach entschieden für eine Geschäftsstelle des Xaveriusvereins mit allen neuzeitlichen Werbemitteln eingetreten, die unter umsichtiger, fachmännischer Leitung für das gesamte heimatliche Missionswerk von einschneidender Bedeutung sein müsse. Auf dem großen missionswissenschaftlichen Kursus zu Köln 1916 wies der Generalpräses der Gesellenvereine, Msgr. **Schweitzer**, unter dem Beifall der zahlreichen priesterlichen Zuhörerschaft auf die Notwendigkeit der Gründung einer kraftvollen Werbezentrale in Aachen hin.

Auch dieses Ziel ist in den letzten Monaten näher gerückt. Kardinal **von Hartmann**, der Präsident des Xaveriusvereins, errichtete Ostern 1917 ein Generalsekretariat und beauftragte einen eigens dafür freigestellten Priester mit der Leitung desselben. Missionsbibliothek, Missionsmuseum, Missionslichtbilderei, Verlagsabteilung, Briefmarken-Sammelstelle, Geschäftsstelle für Missionspflege an höheren Schulen, statistische Abteilung sind neben einer neuzeitlich arbeitenden Kanzlei die Stichworte und Aufgaben der mächtig aufblühenden Geschäftsstelle des Xaveriusvereins in Aachen. Von besonderem Interesse und weittragendster Bedeutung sind die Bestrebungen, die gebildete Welt mehr für das Missionswerk der Kirche zu gewinnen. Der Weg muß durch die höhere Schule gehen. Daher ist es sehr zu begrüßen, daß das neue Vereinsorgan „Die Weltmission der katholischen Kirche" von zahlreichen Religionslehrern als geeignete Zeitschrift für höhere Schüler und Schülerinnen bezeichnet und eingeführt wurde. Die weitere Ankündigung der Zentrale in Aachen, dreimal im Jahre Sonderhefte für höhere Schulen einzulegen, damit die Hefte in besonderer Weise dem Religionslehrer zur Förderung des Missionssinnes dienlich sein könnten, wird der Bewegung neue Freunde zuführen. Auch ist die Herabsetzung des Mitgliedsbeitrages auf 10 Pf. monatlich geeignet, Tausende von Schülern und Schülerinen dem Xaveriusverein und damit der katholischen Missionssache zu gewinnen. Die höheren Schulbehörden stehen der Bewegung recht wohlwollend gegenüber.

So konnte denn der Verein am 21. Oktober unter hoffnungsreichen Ausblicken sein diamantenes Jubiläum begehen. Kardinal **von Hartmann** wohnte selbst den Feierlichkeiten bei; mit ihm Weihbischof Dr. **Lausberg** von Köln, Bischof **Döring** von Poona, Bischof **Hennemann** von Kamerun, Bischof **Wolf** von Togo, die Aebte Ildefons **Herwegen** von Maria Laach, Rafael **Molitor** von Coesfeld, Laurentius **Zeller** von Seckau (Steiermark), Coelestinus **Maier** von Schweiklberg, sowie fast alle Provinziale der missionierenden Orden und Gesellschaften Deutschlands. Ausgezeichnete Redner sprachen in den zahlreichen Versammlungen und Konferenzen, darunter Exzellenz Freiherr von Rechenberg, der frühere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Landtagsabgeordneter Schulrat Dr. Heß, Generalvikar Prälat Dr. Selbst von Mainz, Universitätsprofessor Dr. Lauscher von Bonn, Exzellenz Generalleutnant Freiherr von Steinäcker, Landgerichtspräsident Gießler von Mosbach, Justizrat Krüsemann, Pfarrektor Könn, sowie die einzelnen Bischöfe und Aebte. Kolonialstaatssekretär Dr. Solf hatte ein langes Begrüßungstelegramm geschickt, Kultusminister Dr. Schmidt gratulierte in einem herzlichen Schreiben, während der Oberpräsident der Rheinprovinz, Freiherr von Rheinbaben, selbst in Aachen erschienen war. Der Episkopat sandte teils brieflich seine Glückwünsche, teils ließ er sie durch eigene Vertreter in Aachen aussprechen. Der Papst schickte dem Verein ein in väterlichen Worten gehaltenes Glückwunschtelegramm mit dem apostolischen Segen.

Der Jubiläumstag selbst war mit einem reichen Programm versehen, das alle Kreise der Bevölkerung zu erfassen suchte. Die Bürgerschaft Aachens überreichte dem Verein als Jubiläumsgabe die Summe von 40 000 M zum Ausbau der Werbeeinrichtungen der Zentrale. Von besonderer Bedeutung waren die Beratungen, die neben den äußeren Feierlichkeiten gepflogen wurden. Morgens versammelte sich die Diözesanvertreterversammlung mit dem Aachener Verwaltungsrat zum ersten Male als Generalvorstand des Vereins und besprach in langer eingehender Verhandlung die schwebenden Fragen des einheimischen Missionswesens. Zu gleicher Zeit waren die Provinziale der deutschen Orden und Kongregationen zu einer Beratung ihrer besonderen Angelegenheiten vereinigt. Nachmittags traten diese beiden wichtigsten Instanzen des heimatlich deutschen Missionswesens zum ersten Male zu einer **gemeinsamen Sitzung** zusammen und erledigten zahlreiche Fragen, die für die gesunde Entwicklung der deutschen Missionsorganisationen schon lange der Klärung bedurft hatten. In dieser einzigartigen neuen Versammlung führte Kardinal von Hartmann selbst den Vorsitz und hielt eine bedeutungsvolle Ansprache. Der greise Vorsitzende der Ordenssuperioren, P. Provinzial **Acker** von Knechtsteden, beglückwünschte den Xaveriusverein zu seinem Jubiläum und leitete zu der Aussprache mit den Diözesanvertretern über.

Diese neuartigen Verhandlungen der berufenen Vertreter des weitverzweigten heimatlichen Missionswesens Deutschlands sollen nach einem einstimmigen Beschluß zu einer dauernden Einrichtung werden. Sie haben in Aachen zu einer hocherfreulichen Stärkung der Missionskräfte beigetragen und werden sich zu großartigen Tagungen, zu den schon oft gewünschten **Deutschen Missionstagen**, im Laufe der Zeit auswachsen. In diesem Jahre werden die beiden Vertretergruppen in **Fulda** tagen.

Es ist in dieser harten Kriegszeit, die alle Kräfte des deutschen Volkes aufs äußerste anspannt, eine der merkwürdigsten Erscheinungen, wie gewaltig und erfolgreich sich das katholische Missionswesen neu organisiert, um beim Friedensschluß kräftig dazustehen. Gilt es doch, die Trümmerfelder, die der Weltbrand auch im Heidenland bewirkte, in die gesegneten Fluren christlicher Kulturarbeit umzuwandeln. Die auf den Schlachtfeldern sich äußernde unversiegbare Kraft des deutschen Volkes lebt auch für noch höhere Ideale, für die Zukunft der Weltkirche, im katholischen Volksteil Deutschlands. Möge die christliche Lebenskraft recht bald an den weiten Fronten des Weltreiches Christi zum Durchbruch und zur sieghaften Entfaltung gelangen! Die Heimatarmee aber, darunter in erster Linie **der Franziskus Xaveriusverein zur Verbreitung des Glaubens**, wird ihre Schuldigkeit tun. Die harte Schule des Krieges konnte die Bedeutung der heimatlichen Hilfskräfte nicht deutlicher zeigen. Für „Mannschaft und Munition", d. h. für Missionsgeld und Missionspersonal, wird der Xaveriusverein in emsiger, unverdrossener Arbeit sorgen. Das sind die letzten und höchsten Ziele seiner Neuordnung und Neubelebung im Jahre 1917.

Der bayerische Klerus und die Jugendschriftenfrage.

Von Pfarrer Michael **Rogg**, Kirchhaslach (Schwaben).

Dem bayerischen Klerus ist es seit einer Reihe von Jahren vergönnt, auf dem Gebiete der Jugendliteratur mehr mitzuarbeiten, als es sonst im Durchschnitt der Fall ist. Das ermöglichte ihm hauptsächlich der Zusammenschluß des Großteiles seiner Mitglieder im „Landesverband katholischer geistlicher Schulvorstände in Bayern". Als eine der Arbeitskommissionen des Verbandes wurde im Jahre 1911 außer der wissenschaftlichen, Schulrechts- und Preßkommission auch eine nach den 8 Kreisen gegliederte **Jugendschriftenkommission** gegründet. Die Vorsitzenden der acht Kreiskommissionen wurden eigens von den einzelnen Kreisen gewählt, so daß sie wohl in besonderer Weise als Vertreter des bayerischen Klerus in der Jugendschriftenfrage gelten dürfen, zudem ihre Arbeit ja in erster Linie dem bayerischen Klerus zugute gekommen ist. Wenn von dieser Arbeit im folgenden etwas Näheres der weiteren Oeffentlichkeit berichtet wird, so sei im voraus konstatiert, daß ein Mitglied des bayerischen Klerus, Dr. F. X. **Thalhofer**, Präfekt am k. Lehrerseminar in Freising, mehr als Person für sich seit vielen Jahren hauptsächlich als Referent für die Jugendschriftensparte des „Literarischen Ratgebers für die Katholiken Deutschlands" und des vom Borromäusverein herausgegebenen „Musterkatalogs für kath. Volks- und Jugendbüchereien" sich ein hervorragendes Verdienst um literarisch wertende Orientierung in der Jugendliteratur namentlich für städtische Verhältnisse erworben hat.

Der erste, rührige Vorort Regensburg unter dem Vorsitz des Seminarpräfekten J. **Scherbaur** schuf zunächst in Verbindung mit den Kreiskommissionen einen reichen **Katalog von Jugendschriften**.[1]) Im Jahre 1912 wurde ein kleinerer **Weihnachtskatalog** in 20 000 Exemplaren, 1913 ein solcher in Verbindung mit dem Kath. Lehrer-, Lehrerinnen- und Preßverein in Bayern in 30 000 Exemplaren verbreitet und zugleich eine Reihe von **Jugendschriften**-

[1]) Erschienen 1911, mit Nachtrag von 1912 zu beziehen durch A. Coppenraths Sortimentsbuchhandlung in Regensburg. Eine ergänzte und verbesserte Neuherausgabe desselben wurde leider durch den Krieg bislang verhindert.

ausstellungen veranstaltet, so in Regensburg und Augsburg. Hat der Krieg von 1914 an hier weiterer Tätigkeit vorläufig ein Ziel gesteckt, so wurde doch die Rezensionstätigkeit fortgesetzt, wovon eine reiche Uebersicht neugeprüfter empfehlenswerter Bücher im September- und Oktoberheft dieses Jahrgangs des Verbandsorgans „Die christliche Schule"[2]) ein beredtes Zeugnis ablegt.

Der prinzipielle Standpunkt der Kommission dem Jugendbuch gegenüber ist in einem Artikel des derzeitigen Vorortsvorsitzenden über die Anforderungen an eine gute Jugendschrift präzisiert[3]), spricht sich übrigens in allen Arbeiten der Kommission deutlich aus. Die Mitglieder der Kommission sind Pädagogen, und als solche arbeiten sie naturgemäß nach pädagogischen Prinzipien, wobei ästhetische Gesichtspunkte und literarische Wertmaße natürlich nicht aus- sondern eingeschlossen sind, und zwar mit allem Nachdruck. Sie arbeiten für die Jugend, beziehungsweise als Berater von Pädagogen auf dem Gebiete der Jugendliteratur und können daher die literarische Wertung nur als einen Teil der umfassenderen pädagogischen Wertung betrachten. Hätten sie über die Aufnahme der Bücher in eine Literaturgeschichte zu entscheiden, dann würde ihnen allein literarische Bewertung angezeigt erscheinen. Der Dichter wird sich nach ihrer Ansicht am besten von „Tendenzen" fernhalten, bei den pädagogischen Beratern der Jugend sprechen aber immer pädagogische Tendenzen mit, mögen nun jene Berater sich und anderen dieses eingestehen oder nicht.

Als katholische Pädagogen fühlen sich die Mitglieder der Kommission besonders der katholischen Jugend verpflichtet, namentlich in den Fragen, in denen sie kein anderer Pädagoge beraten kann. Daher haben sie in ihrer literarischen Tätigkeit ein besonderes Augenmerk auf die sich schön entfaltende Erstkommunionliteratur[4]), auf die lang vernachlässigte Firmungsliteratur[5]), die aktuelle und erzieherisch besonders bedeutsame Missionsliteratur[6]), auf gute Darstellung des Lebens unserer Heiligen[7]) für die Jugend gerichtet. Ueber dieser Arbeit und dem Nachweis des Zusammenhanges zwischen Weltanschauung und Jugendliteratur[8]) wurde das große Gebiet der Erzählungsliteratur, der Sagen und Märchen[9]) nicht vergessen, vielmehr wurde einzelner Erzähler in eigenen Artikeln gedacht. Eine eingehende Würdigung unseres Christoph von Schmid[10]) bekannte sich freudig zu dem, was an seinen Schriften ewig gut bleibt, verkannte aber auch deren Schwächen nicht und zeigte Mittel der Remedur. Auf das Neuland von Jón Svenssons[11]) Jugendbüchern wurde entsprechend aufmerksam gemacht wie auf des Flamländers H. Conscience mit neuem Interesse gelesene Meistererzählungen.[12]) Der Kampf gegen Schund-, auch Kriegsschundliteratur wurde unterstützt durch Hinweis auf entsprechende gute Literatur[13]), besonders durch unermüdliche Forderung und Förderung guter Schul- und Jugendbüchereien[14]), die auch neueste vaterländische und Kriegsliteratur enthalten sollen.[15]) Mit Vorliebe wurden die sonst von allen Seiten stiefmütterlich bedachten Bibliotheken auf dem Lande berücksichtigt. Zu dem wichtigen Schritt von der Schule ins Leben wurden die besten „Andenken zum Schulaustritt"[16]) sorgfältig gesammelt und gewertet.

Manche neu erstandene Bibliothek, manche Zuschrift bekundet, daß all diese Arbeit bei den zahlreichen Lesern der „Christlichen Schule" nicht unwirksam geblieben ist. Die jährlichen Tätigkeitsberichte der Jugendschriftenkommission wissen noch von verschiedener weiterer Arbeit und Frucht zu berichten. Von dem Bestreben der Kommission, auch über den primären Arbeitskreis hinaus anregend zu wirken, geben unter anderem Zeugnis einige Artikel in den „Katechetischen Blättern" wie „Katechet und Jugendliteratur"[17]) und „Mängel in unserer Jugendliteratur."[18])

Zukunftspläne zu entwickeln ist hier nicht der Ort, doch darf wohl noch gesagt werden, daß Fortbildungsschul- und Mädchenliteratur, Lebensbilder als Jugendlektüre und vaterländische Bücher nebst den Neuerscheinungen auf dem ganzen weiten Gebiete besondere Beachtung finden sollen. Und dies alles will geschehen in einiger und einigender Zusammenarbeit zwischen Klerus und den übrigen Erziehungsfaktoren, speziell den katholischen Lehrern, die auf dem Gebiete der Jugendliteratur sich schon so manches Verdienst erworben haben.

Ein Wunsch brennt im Herzen des bayerischen Klerus, es möchte den Standesbrüdern außerhalb Bayerns möglich werden, zur Förderung der Jugendliteratur ebenfalls planmäßige, großzügige Arbeit entfalten zu können. Die notwendige Organisation ließe sich wohl schaffen z. B. überall dort, wo die Priesterkongregationen blühen. Jede lebendige Kongregation arbeitet in Sektionen. Warum sollte sich nicht eine Jugendschriftensektion als zeitgemäße Blüte an dem alten Stamme zeigen und Frucht ansetzen? Reiche Frucht! Und wo eine größere Organisation nicht möglich ist, da möge die sonst geleistete Arbeit möglichst fruchtbar gemacht werden, die Arbeit, welche die katholischen Lehrer Breslaus in ihrem „Verzeichnis von Jugend- und Volksschriften"[19]), der katholische Lehrerverband Deutschlands in seinen Verzeichnissen und in seinem Organ „Der Wächter für Jugendschriften"[20]), Seminaroberlehrer J. K. Brechenmacher in seinem „Führer durch die Jugendliteratur"[21]), der Borromäusverein in seinem „Musterkatalog für kath. Volks- und Jugendbücherei"[22]) und der literarischen Monatsschrift „Die Bücherwelt" niedergelegt hat. Daß auch „Die Christliche Schule" dem für Jugendliteratur Interessierten etwas zu geben hat, dürften die hier aufgeführten Daten bewiesen haben.

Arbeit für gute Jugendlektüre ist Arbeit für die Jugend, und das ist ein Gebot der Stunde. Im Krieg und nach dem Krieg ein doppelt verpflichtendes Gebot.

---

[2]) Erscheint in Eichstätt als Monatsschrift; Jahresabonnement ℳ 6.
[3]) Die Christliche Schule 5 (1914), S. 293–299 „Welchen Anforderungen muß eine gute Jugendschrift entsprechen?" von Pfarrer Michael Rogg, Kirchhaslach
[4]) a. a. O., 6 (1915), S. 98—107.
[5]) a. a. O., 7 (1916), S. 268—272.
[6]) a. a. O., 7 (1916), S. 165—177.
[7]) a. a. O., 6 (1915), S. 501—511.
[8]) a. a. O., 5 (1914), S. 464—466.
[9]) Z. B. a. a. O., 5. (1914) S. 602–608; 8, S. 495—498.
[10]) a. a. O., 7 (1916) S. 649—663.
[11]) a. a. O., 8 (1917) S. 46—48.
[12]) a. a. O., 6 (1915) S. 671—680.
[13]) Z. B. a. a. O., 7. (1916) S. 694–695 u. 557–559.
[14]) a. a. O., 4 (1913) S. 162–171 u. 529—538. 5 (1914) S. 178—184 u. S. 694—697. 7. (1917) S. 593–601.
[15]) a. a. O., 7 (1917), S. 670—674.
[16]) a. a. O., 7 (1917), S. 157—166.
[17]) „Katechetische Blätter" 1915, S. 17—20
[18]) a. a. O., 1917, S. 212—221.

[19]) 10 Hefte, Breslau, Aderholz, je ℳ 1.20.
[20]) Erscheint im 7. Jahrgang bei Bachem (Köln), zu Friedenszeiten monatlich, gegenwärtig vierteljährliche Ausgabe; Jahresabonnement ℳ 1.20.
[21]) 7 Hefte im Durchschnittspreis von ℳ 1; Verlag des kath. Schulvereins für die Diözese Rottenburg in Stuttgart.
[22]) Borromäusvereinsverlag Bonn, 3. Aufl. ℳ 2.20.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Teilkämpfe.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

22. Januar. Mit kleinen Abteilungen versuchte der Engländer vergeblich, an mehreren Stellen in Flandern in unsere Kampfzone einzudringen. In den Argonnen nördlich von Le Four de Paris stießen französische Kompagnien nach tagsüber anhaltender Artilleriewirkung am Abend gegen unsere Stellungen vor. Sie wurden durch Feuer und im Nahkampfe abgewiesen.

23. Januar. Bei St. Quentin wurden bei erfolgreicher Durchführung zahlreicher Erkundungen Gefangene eingebracht. Nördlich von Souain und nordöstlich von Avocourt folgten nach starker Feuerwirkung französische Vorstöße. In heftigen Kämpfen wurde der Feind zurückgeschlagen. Eigene Infanterieabteilungen drangen östlich von Malancourt in die feindlichen Gräben und kehrten mit einer Anzahl Gefangener zurück.

26. Januar. Unsere Infanterie brachte von Erkundungen bei Lens, Croisilles und Epéhy Gefangene zurück. Westfälische Stoßtrupps holten nach kurzer vorbereitender Feuerwirkung aus den französischen Gräben im Walde von Avocourt 24 Gefangene und 1 Maschinengewehr. Ebenso hatte ein kühner Handstreich gegen die feindlichen Linien im Caurières-Walde vollen Erfolg.

In den letzten vier Tagen wurden im Luftkampf und von der Erde aus 25 feindliche Flugzeuge abgeschossen. Unsere Flieger führten erfolgreiche Angriffe gegen die französische Nordküste durch. Gute Wirkung wurde in Dünkirchen, Calais und Boulogne beobachtet. Leutnant Roeth brachte gestern innerhalb weniger Minuten drei französische Fesselballone brennend zum Absturz.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Vorstoß türkischer Seestreitkräfte.

In kühnem Angriff stießen am 20. Januar der Panzerkreuzer „Sultan Javus Selim" (früher „Goeben"), der kleinere Kreuzer „Midilli" (früher „Breslau") und Torpedoboote aus den Dardanellen vor, um feindliche Streitkräfte, die bei Imbros festgestellt worden waren, zu vernichten. Zwei feindliche Monitore, „Raglan" (4000 bis 5000 Tonnen mit zwei 35,6 cm Geschützen), ferner der Monitor „M 28" (5000 Tonnen mit einem 23,4 cm-Geschütz und einem 15,2 cm-Geschütz), ein Transportdampfer von 2000 Tonnen, eine Signalstation und zahlreiche Munitionsdepots wurden vernichtet. Beiderseits herrschte rege Fliegertätigkeit. Ein feindliches Flugzeug wurde im Luftkampf abgeschossen, ein anderes schwer beschädigt. Die Küstenbatterien beschossen erfolgreich die feindlichen Torpedoboote. Auf der Rückfahrt sank die „Midilli" durch mehrfache Minentreffer. „Sultan Javus Selim" kam beim Einlaufen innerhalb der Dardanellen an der Enge bei Nagara leicht fest, konnte aber später in die Dardanellen einlaufen. Nach dem Bericht der britischen Heeresleitung retteten die Engländer 172 Ueberlebende der „Breslau". Die englischen Verluste werden auf über 700 Mann angegeben.

Die U-Bootbeute im Dezember.

Durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte sind im Monat Dezember 1917 insgesamt 702000 Brutto-Registertonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet worden. Damit erhöhen sich die bisherigen Erfolge des uneingeschränkten U-Bootskriegs auf 8958000 Brutto-Registertonnen. Unter den versenkten Schiffen befand sich am 30. Dezember vor Alexandrien ein großer bewaffneter, durch Fischdampfer und Torpedobootszerstörer stark gesicherter vollbesetzter Truppentransporter, der anscheinend ausschließlich weiße Engländer an Bord hatte.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Die Verhandlungen im Osten.

Kommissionsberatungen.

Die deutsche Kommission für wirtschaftliche Angelegenheiten hat ihre am 20. Januar in Brest-Litowsk begonnenen Besprechungen mit den russischen Vertretern am 21. Januar fortgesetzt. Die Vorarbeiten für die weiteren wirtschaftlichen Kommissionsberatungen wurden einer Subkommission überwiesen, die bereits am 21. Januar nachmittags ihre Arbeiten aufgenommen hat.

An den gleichen Tagen haben auch die ersten offiziellen Beratungen der deutsch-russischen Rechtskommission stattgefunden. Es wurde behandelt und formuliert: die Beendigung des Kriegszustandes, sowie die Wiederherstellung der diplomatischen und konsularischen Beziehungen, die Entschädigungsfrage und die Wiederherstellung der Staatsverträge. Gegenwärtig wird über die Wiederherstellung der Privatrechte verhandelt.

Ueber den bisherigen Gang der Kommissionsberatungen in Petersburg wird unterm 25. Januar berichtet, daß die Verhandlungen, an denen sich nun neben den deutschen und österreichisch-ungarischen Delegierten auch bulgarische und türkische Vertreter beteiligen, durch zwei Unterkommissionen, eine für Gefangenenfragen und eine für wirtschaftliche Fragen geführt werden. In der Frage des Invalidenaustausches ist im wesentlichen Einvernehmen erzielt worden, dagegen ist es über den Kreis der auszutauschenden Zivilpersonen zu einer Verständigung noch nicht gekommen; immerhin ist in beschränktem Umfange mit der Heimbeförderung begonnen worden. Vorbehaltlich der Zustimmung der Regierungen ist ein Einvernehmen über die möglichst baldige Aufnahme des direkten Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverkehrs durch die Front erzielt worden. Ueber die Zulassung des Brief- und Paketverkehrs durch die Front ist ebenfalls ein Einvernehmen erzielt worden. Diese Abmachung bedeutet eine wesentliche Besserung der Lage der Kriegsgefangenen, die nun auf einen schnelleren Empfang ihrer Post rechnen dürfen. Ferner wurde ein Einvernehmen darüber erzielt, daß Privattelegramme, zu denen auch Pressetelegramme rechnen, wieder befördert werden dürfen.

Todesfahrt.

(Zur Katastrophe von Schleissheim.)

Es drehn sich die Wälder und Dörfer im Kreise
Und die tanzenden Furchen vor dem Geleise,
Auf welchem in rasendem Fluge rennt
Der Zug, dem die Sehnsucht im Herzen brennt.
Die Menschen drinnen mit glühendem Blick
Treibt alle die Hoffnung, der Hunger nach Glück;
Und keiner gewahrt, wie in grinsender Hast
Aufs Trittbrett sich schwingt ein unheimlicher Gast,
Mit leisem Fuss in den Wagen behende
Sich schleicht und reibt die knöchernen Hände:

„Rase du wilder Renner nur zu,
Bald zeigt sich's, wer schneller, ich oder du!"

Und spinnt seine gaukelnden Zauberkünste.
Der Flasche im Korbe entlockt er Dünste
Und zieht sie wie einen betäubenden Traum
Still, unvermerkt durch den sorglosen Raum
Um das Haupt der Frau, deren Blicke gleiten
Durchs Fenster zur Heimat in schwindenden Weiten;
Auch das holde Kind, das in Mutterarmen
So schuldlos schläft, seine Fäden umgarnen;
Und den Krieger: Kommlest in Flandern entrinnen,
Heut werde ich den Sturm gewinnen.
So zog um die Opfer er seine Schlingen.

„Seid ihr bereit, die ich brauch zum Gelingen,
Du Feuergeist, der im Dunste haust,
Du nährender Wind, der das Dach umbraust?"
Ein Funkensignal; aus dem Hinterhalt
Stürzt prasselnd der Elemente Gewalt.
Wie auf brennendem Schiff in Meeresnot
Die Aermsten doppelt das Grauen umdroht,
Stöhnen hier die einen in zischenden Flammen,
Im Blute die andern, die stürzend entrannen.
Auf rauchenden Trümmern von Gütern und Sehnen
Sieht den schrecklichen Gast, den Tod, man höhnen.

Martin Mayr.

Vom Büchertisch.

Maria Köck: Das Vorstadthaus. Ein Wiener Roman. Mit zehn Bildern von M. Grenag, Köln a. Rh. J. P. Bachem, 8° 331 S., geb. M 6.—. Die Verfasserin dieses liebenswürdigen Erzählbuches lernten wir schon in dem Novellen- und Skizzenbande „Wiener G'müat" sowie in dem steierischen Roman „Wunder der Heimat" kennen. Der verklärenden und doch lebenstreuen Herausstellung des alten „goldenen" Wienertums gilt das vorliegende Buch: in mehr als einer Beziehung eine „altmodische" Geschichte, d. h. eine mit dem gewinnend alten Biederton und den gediegenen alten Grundsätzen unverderbter Sittlichkeit. Alles in allem: so ein rechtes Familienunterhaltungsbuch gehobenerer Art, das dem gemeinsamen Familienkreise manche Anregung, Erquickung, auch Aufrichtung zu bieten vermag. Künstlerisch beurteilt, zeigt es Spuren der Anfängerschaft, aber der aufstrebenden. Im Mittelpunkt der Handlung steht eine hochachtbare Altwiener Handwerkerfamilie. Die einzelnen Glieder, auch ein ihr nur durch Lebensfreundschaft eng verbundenes, erfahren so gründliche Beleuchtung, daß wir alle Tugenden und Fehler an ihnen hervorspringen sehen. Am wenigsten gut durchgeführt erscheint mir der die alte und die neue Zeit überbrückende Held. Auch die einzige, auf vollständige Abart deutende Tochter der Familie dürfte noch genauer motiviert sein dafür sind andere mit um so liebevollerer Eindringlichkeit behandelt. Und das Thema selbst: die warme, große Heimat- und Heimliebe des echten alten Wienertums „im stillen Heldenkampf" gegen den „undeutschen, profitgierigen Geist" der neuerstehenden Großstadt, leuchtet kräftig hervor. Das gefühlsinnige Buch wird sich zweifellos durchsetzen. E. M. Hamann.

Dr. **Anton Dörrer: Vom Isonzo** (von der Soca) **bis in die Seisera.** Feldbriefe eines Tiroler Zugkommandanten aus dem küstenländisch-kärntnerischen Stellungsgraben von 1915/16. Saarlouis, Hausen Verlagsgesellschaft, Hausens Bücherei, herausgegeben von Johannes Mumbauer, Nr. 31, 8° 193 S. geb. 60 Pf. — Der Autor, uns trotz seiner Jugend längst als warmherziger tirolischer Literat bekannt, dessen Hauptquell der Inspiration im Vaterländischen, in patriotischer Begeisterung beruht, schenkt uns ein beachtenswertes Buch, dem der Herausgeber der hier oft empfohlenen Bücherei eine warm beleuchtende Einführung widmet. Man dürfe, besagt diese, aus Dörrers Buch nicht den Gang der kriegerischen Ereignisse in den Julischen und Karnischen Alpen kennen lernen wollen. Der Verfasser biete uns Wertvolleres: das Symbol oder Symbole des heiligen Kampfes seines Volkes gegen den Erbfeind, einen allgemein gültigen Durchschnitt durch die Seele und das Gemüt des Tirolertums und des Oesterreichertums im Ringen um ihre völkische Existenz. Dörrer leiste uns diesen Dienst dadurch, daß er sich vor allem an das rein Menschliche halte und damit die tiefsten Grundlagen des schier übermenschlichen Geschehens aufdecke. Und zwar tue er dies, in Form und Gehalt, als Künstler, denn nur dem Dichter sei es gegeben, durch die äußeren Handlungen hindurch in die geheimen Quellen und tieferen Zusammenhänge zu schauen und das Geschaute in Gestalten von symbolischem Gehalte darzustellen. So glaube er, Mumbauer, dem Büchlein eine das rein stoffliche Interesse des Krieges überragende Dauer voraussagen zu können. — Ich habe den Band gelesen und schließe mich gern dem Urteil des gewiegten Kritikers an, indem ich noch bestätige, daß ich aus dem Büchlein nicht nur Genuß, sondern auch Erhebung geschöpft habe. Erhebung aber ist gerade das, dessen wir am nötigsten bedürfen in dieser uns mit schwerem seelischem Niederringen bedrohenden Zeit. E. M. Hamann.

Unser Fühlen und Erleben vor dem Feind. Von Heinz **Kals.** Verlag: G. Kohler, Wunsiedel. 1917. 32 S. 50 Pf. Dem prächtigen Werklein unsere ganze Anerkennung! Aus ihm spricht der erprobte, kernige Soldat, der den Krieg in der Seele miterlebte. Ich empfehle die Studie allen Miesmachern und Schwarzsehern, aber auch allen, die in der Heimat den Krieg in rechtem Geiste miterleben und um ihn Not und Leid und Sorge ertragen müssen! Maria Köbling.

Franziskus. Den Akademikern im Felde gewidmet von Deutschen Franziskanern. Herausgegeben durch das Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. Mit vier Abbildungen. Volksvereinsverlag M.-Gladbach. Kl. 8°. 80 S. kart. M 1.80. Die Schrift ist „für Leser bestimmt, die in harten Kriegstagen zu Helden im Kampfe für das Vaterland werden, denen der ritterliche Franziskus den Gruß des Waffenbruders entbietet zum Kampfe für Gott und die ewige Heimat". 14 prächtige Skizzen von Söhnen des großen Ordensstifters zeigen uns den Ritter, den Armen, den Freudenkünstler, den Glaubensboten, den Schüler des Gekreuzigten, den Friedensmann, den Liebling der Künstler und Dichter, den großen Beter, den Vater des Dritten Ordens, den „katholischen Mann". Wohltuend wirkt die warme, schlichte franziskanische Sprache. Eine Ausnahme macht freilich der Aufsatz „St. Franziskus und das Werden einer neuen Kunst". Bei manchen Sätzen muß man mehrere Male ansetzen, um einen Sinn zu erraten. Wir haben kein Verständnis für derartige verschwommene und nebelhafte Satzgefüge. Dem letzten Bilde „Seraphische Jüngerschaft" wünschen wir eine besondere Verbreitung; es kann in weiten Kreisen über den Dritten Orden aufklären und werben. Die inhaltreiche Schrift wird gewiß auch außerhalb des großen Kreises, für welchen sie zunächst bestimmt ist, freudig aufgenommen und gern gelesen werden, da sie uns den Seraphischen Heiligen mehrfach unter ganz neuen Gesichtspunkten vorführt. Dr. Masten.

X. Engelhart, Domkapellmeister in Regensburg. Deutsche Herz-Jesu-Singmesse in 8 Liedern, ged. von Schw. Ehrentraud Peter aus dem Orden „Unserer Frau von der Liebe". Komponiert für 2 bis 4 Oberstimmen mit Orgel (Harmonium). Derselbe. Zwei Lieder zur Verehrung des hl. Antonius. Nr. 1. Lied zum hl. Antonius. Nr. 2 Lied zum hl. Antonius bei der Novene. Regensburg, Friedr. Pustet. — Der bekannte geistliche Tondichter hat in den vorliegenden Kompositionen wieder Werke eines reichen Könnens gegeben, die sich durch Schönheit der Erfindung, Klarheit der Durchführung, Schlichtheit des Ausdruckes und Stärke der Empfindung auszeichnen. Obwohl im Volkston gehalten, sind die Lieder der Singmesse doch zunächst nach den Worten des Tonsetzers für Instituts- und Vereinschöre gedacht; diesen wird die Einübung keine Schwierigkeit machen. Da die Kompositionen die Anforderungen nicht zu hoch hinaufschrauben und sich doch von aller akademischen Kühle fernhalten, werden sie sicherlich oft zur Wiedergabe ausgewählt werden. L. G. O.

Bühnen- und Musikrundschau.

Volkstheater. Toni Impekoven und Karl Mathern nennen ihr Stück ein „Schwanklustspiel"; diese Bezeichnung klingt reichlich gesucht, um so angenehmer empfindet man den ungesuchten Humor des lustigen Spieles; besonders gut ist der erste Akt der „Junggesellendämmerung" geraten, später läßt die Frische der Erfindung zwar etwas nach, aber den Verfassern bleibt doch noch Witz und Laune genug, um die Sache zu gutem Ende zu führen. Der ledige Herr Oberlehrer ist ganz in Abhängigkeit geraten von seiner Haushälterin Pauline, die zwar dafür sorgt, daß ihm nichts fehlt, was nur immer ein Philisterherz begehren mag, anderseits aber ein strenges Regiment führt. In dieses Junggesellenheim bricht ein Freund des Professors aus fröhlicher Studentenzeit. Die alten Erinnerungen tauchen auf und bald ist aus der braven Spießbürgerstube ein Kneipzimmer geworden, vor dessen Tabakdampf die entsetzte Haushälterin entflieht. Es gelingt dem Freunde, den guten Professor ganz aus den Banden der Haustyrannin zu befreien, und eine alte Liebe sorgt dafür, daß sein Junggesellentum ein Ende erreicht. Das ist alles mit viel Witz und Fröhlichkeit geschildert, so daß das Publikum in beste Laune gerät. Koutenskys liebenswürdiger Humor machte aus dem hilflosen Hagestolzen eine ganz köstliche Figur, nicht minder gut waren der trinkfeste Korpsbruder des Herrn Lantzsch und Rosi Treuers drastisch gezeichnete Pauline. — Seine allzu einseitige Pflege einer Erheiterungsliteratur hat das Volkstheater wieder einmal unterbrochen, indem es G. Hauptmanns soziales Drama „Vor Sonnenaufgang" einstudierte. Das Stück des Sturmes und Dranges vom Jahre 1889, um das einst die wildesten Kämpfe um eine „neue Kunst" ausgefochten wurden, vermag heute die Leidenschaften nicht mehr zu entzünden. Was einst für schonungslose Wahrheit galt, wirkt doktrinär. Die naturalistischen Derbheiten stoßen zwar noch ab, aber man ist sich über die ideellen Absichten des Dichters nicht im Unklaren. Das Stück wirkt heute nicht mehr als Kunstwerk an sich. Man kann sich gut denken, daß Alkoholgegner „Vor Sonnenaufgang" aufführen lassen, etwa wie Brieux' „Schiffbrüchige" mit der Absicht moralischer Einwirkung dargeboten werden. Die Aufführung war nicht schlecht, aber auch nicht vollkommen. Man hat die Detailmalerei Hauptmanns einst überschätzt, heutige Spielleiter unterschätzen sie oft. Die innigen Liebesszenen, die Hauptmann — hier ganz Dichter — in voller Reinheit in dieser unreinen Atmosphäre erwachsen läßt, holten nicht das letzte an Gefühlstiefe heraus, so daß manche unverständigerweise lachten, auch haben Possenfiguren hier nichts zu tun. „Vor Sonnenaufgang" ist nicht Junggesellendämmerung; aber es fehlte auch nicht an Gelungenem. Den meisten Zuschauern war das Kampfstück früherer Tage neu. Sie fühlten sich wohl stofflich gefesselt, aber die tragische Erschütterung, die Hauptmann anstrebt, blieb aus.

Schauspielhaus. Der Schmerz der Kinderlosen klang schon öfters durch Schönherrs Dramen. „Frau Suitner" hat in ihrem ländlichen Kramladen in emsiger Arbeit Kreuzer auf Kreuzer gehäuft, nun haben sie und ihr braver, aber unbedeutender Mann das Häuschen schuldenfrei, könnten ausschnaufen, genießen; da, an der Schwelle des Alters, erwacht die Sehnsucht nach einem Kinde. Das verscherzte Glück weckt Unzufriedenheit, die bis zu dem Entschlusse wächst, daß Frau Suitner sich aus der Welt stiehlt, bevor ihr Mann sich einer aufkeimenden Liebe zu einem jungen Mädchen bewußt wird. Trotz aller Breite der Schilderung wird uns Frau Suitners Empfinden nur so andeutungsweise klar gemacht, jedenfalls wird uns die Notwendigkeit des Handlungsverlaufes nirgends bewußt. Die Milieuschilderung (der poetische Anschauungsunterricht, wie man Mehl, Leinwand, Soda und dergleichen Nützlichkeiten einkauft, ist ein wenig ermüdend), Sprache und Gebärde sind von lebensechter Realistik, aber die Problemstellung wirkt konstruiert, darüber konnte auch eine sehr gute Aufführung nicht hinwegtäuschen. Stollbergs Regie hatte im Aufbau einer realistischen Umwelt immer ihre Stärke, Elise Aulinger gestaltete die Titelrolle mit packender Charakteristik, auch die übrigen, vor allem Auzinger und Frl. Herterich verdienten den lebhaften Beifall, der wohl mehr den Darstellern, als dem Dichter galt.

Kammerspiele. Ferd. Bonn hatte bei seinem Münchener Gastspiele erstmalig unseren Vorsatz durchbrochen, die Sperre gegen englische Autoren aufrechtzuhalten. Die Kammerspiele sind nun dem Beispiele gefolgt. Wieder ist es ein Stück von Oskar Wilde. Das Publikum bereitete „Bunbury" einen starken Erfolg und das ist nicht unbegreiflich. Der Dichter der „Salome" war in seinen Gesellschaftsstücken ein reizvoller Causeur, sein Dialog schimmert von „Esprit", aber er trägt ihn niemals anspruchsvoll auf, bleibt immer leicht und anmutig. Die Fabel an sich ist belanglos. Eine „triviale Geschichte für ernsthafte Leute" nannte Wilde sein Stück. Auf Fühlen und Verhalten des Normalengländers fällt manch satirisches Licht, aber der Dichter tut das alles in einer Art, die seine Landsleute nicht vor den Kopf stieß und uns doch ergötzt. Wer ist „Bunbury"? Er existiert gar nicht. Er ist eine vorgeschobene Person, die immer krank wird, wenn ein sich im geschäftigen Nichtstun der Gesellschaft langweilender junger Mann sich die Abwechslung einer Reise gönnen will. Viel Komik liegt auch in der Aufdeckung der Geschichte eines Findelkindes, hier wird die volkstümliche Literatur vom verlorenen, nach vielen Jahren durch romanhafte Zufälle wieder gefundenen Kinde mit überlegenem Humor travestiert. Dem Stücke ward unter Kalbecks Regie eine durchaus den künstlerischen Absichten entsprechende Wiedergabe. Man unterstrich nicht, sondern brachte alles in einem leichten, gefälligen Konversationston. Man brachte keine zeitgemäßen Ausrufezeichen an, die etwa besagen sollten: „Seht die englische Heuchelei!", und wirkte dadurch um so mehr. Sämtliche Darsteller trafen den flotten, gefälligen, beziehungsreichen Dialog der Wildeschen Komödie.

Verschiedenes aus aller Welt. Max Reinhardt bemühte sich um die Verlebendigung einer phantastischen Dichtung „Der Bettler" von Reinh. Sorge, einem Dichter, der blutjung im Felde den Heldentod fand. Es ist bühnentechnisch kein gutes Stück, aber manche Geistesfunken blitzen auf und erinnern an den Sturm und Drang des Genietums. — Das russische Schauspiel „Eifersucht" von Arzibaschew hatte trotz mancher Kraßheiten in Wien Erfolg. Eine gehässige Verachtung der Frau ist nach Berichten der Grundton des Stückes. Auch die Neuheiten der übrigen Wiener Bühnen enttäuschten, „Die englischen Fräulein" von Bruno Warden und F. Löhner werden als die Dramatisierung einer belanglosen Familienblattgeschichte bezeichnet und „Wengerka", eine ungarische Komödie von A. Goth und A. Pastor, wird von der Kritik ein Gemisch von Kolportage und Sentimentalität genannt. — Amalie Materna, die erste Darstellerin der Kundry, von Rich. Wagner als die klassische Gestalterin der Brunhilde gepriesen, ist im Alter von 71 Jahren in Wien gestorben. — „Bosporus", ein Schauspiel von M. Langhel und E. Farkas, wurde in Wien nicht ohne Widerspruch aufgenommen. Eine Türkin läßt sich bestimmen, einem in sie verliebten englischen Attaché einen wichtigen Depeschenschlüssel abzulisten. Der Plan gelingt, doch fühlt das Mädchen ihr Gewissen so sehr beschwert, daß sie das Geheimnis nicht verrät und sich selbst den Tod gibt. Das Stück ist nach Berichten von äußerer theatralischer Wirkung.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Deutsche Effektenmärkte — Uebergangswirtschaft und Bayern — Staatsbankrott in Russland.

Bei der Atmosphäre des Unbehagens auf fast allen Gebieten vollzog sich auch auf unseren Effektenbörsen das Geschäft schleppend und ohne Einheitlichkeit in der Kursentwicklung. Auch die Beurteilung der mit besonderer Spannung erwarteten Reden des Reichskanzlers, des Grafen Czernin und des Staatssekretärs v. Kühlmann, sowie die angekündigte Rückkehr Trotzkis nach Brest Litowsk vermochten nur vorübergehende Hebung der Grundstimmung zu bringen. Wichtig für die Geschäftsgestaltung an unseren Börsen bleiben die auch vom Zentralverband des Deutschen Bank- und Bankiersgewerbes unterstützten Bestrebungen, welche auf eine Aenderung des Kursfestsetzungsverfahrens an den Börsen zielen und namentlich zu der Frage Stellung nehmen, ob grundsätzlich die Notierung schwankender Kurse dem kürzlich zur Einführung gelangten System der Einheitsnotiz vorzuziehen ist. Uebereinstimmend wird befürwortet die Erweiterung der variablen Kursnotierung und die alsbaldige Beseitigung des Verbots der Kurslistenveröffentlichung. Viel Beachtung in Börsen- und Finanzkreisen fand der ablehnende Standpunkt der Behörden gegenüber der geplanten Pariausgabe junger Aktien seitens der Adlerwerke A.-G Frankfurt a. Main. Bei einer solchen prinzipiellen Stellungnahme der Aufsichtsbehörde, Deckungen von neuem Kapitalbedarf der Aktiengesellschaften nur unter angemessener Ausnützung des Aktienaufgeldes zuzulassen, sind Kapitalverwässerungen, wie sich solche u. a. auch bei dem Farbenkonzern vollzogen haben, ausgeschlossen. Von den in Bälde herauskommenden, aller Voraussicht nach stattlichen Bilanzergebnissen unserer Grossbanken und Industriegesellschaften erwartet man auch für die Börsengestaltung belebende Tendenzen. Das Jahresergebnis der Kgl. Preussischen Staatsbank „Seehandlung" mit einem Umsatz von 115 (im Vorjahre 58) Milliarden und einem Reingewinn von 24,07 (i. V. 16,07) Millionen gibt einen Vorbegriff von den zu erwartenden Dividendenerträgnissen. Im Uebrigen beherrschen die beginnenden Vorbereitungen auf die kommende achte Kriegsanleihe Bank- und Finanzkreise. Die erstmals mit einem hohen Aufgeld von Mk. 120 pro Tausend erfolgte Auslosung $4^1/_2$%iger Schatzanweisungen aus der sechsten Kriegsanleihe-Emmission und die damit in Verbindung stehende lebhafte Nachfrage nach solchen Stücken bedeuten einen nicht zu unterschätzenden Stimulus für das kommende Zeichnungsgeschäft.

Unsere Kriegswirtschaftskreise befassen sich nach wie vor in der Hauptsache mit den Massnahmen für die Friedenszeiten. Der Uebergang der Aufgaben der Uebergangswirtschaft auf das Reichswirtschaftsamt — der seitherige Handelsschriftleiter des „Berliner Tageblatts", Arthur Norden, wurde als Generalreferent in die Aussenhandelsabteilung dieser Stelle berufen — ist ein weiterer Schritt auf diesem Wege. Der 350 Mitglieder umfassende Beirat für die gesamte deutsche Uebergangswirtschaft überträgt die Vorarbeiten in den einzelnen grösseren Bundesstaaten auf Unterabteilungen. In Bayern ist ein solcher Ausschuss im Werden. Für die personelle Demobilisierung, für die Beschaffung und die Verteilung der Rohstoffe sind die einleitenden Massnahmen ziemlich gefördert. Ent-

scheidend für die künftigen bayerischen Wirtschaftsfragen bleibt der grosszügige Ausbau der bayerischen Wasserkräfte, zu welchem Zwecke nunmehr Finanzkonsortien durch die „Ober Inn“ und „Mittlere Isar“-G. m. b. H. gebildet wurden. Beteiligt hieran sind die bayerischen Grossbanken, die Schuckert-El.-Gesellschaft, Berliner und Frankfurter Finanzgruppen, sowie der Kruppkonzern. Die Bayerische Lloyd-Schiffahrts-A.-G. Regenburg hat mit der Oesterreichischen, der Süddeutschen Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft und der Ungarischen Flussschiffahrts-Gesellschaft eine Verständigung erzielt über die Verkehrsteilung auf der unteren Donau im Gesamtfrachtwesen. Im Zusammenhang damit verdienen Erwähnung die erfolgreichen Unterhandlungen der Kriegsorganisation deutscher und österreichischer Baumwollkäufer, um die zur Verfügung stehende stattliche Menge von Ballen türkischer Baumwolle nach einem vereinbarten Quotensystem zwischen Deutschland, Oesterreich und Ungarn zur Verteilung zu bringen. Massnahmen für die Uebergangswirtschaft sind die Bundesratsverbote für Veräusserungen von Anteilen der deutschen Kolonialgesellschaften und von Kolonialunternehmungen, sowie von Schiffen und Aktien oder sonstigen Anteilen deutscher See- und Binnenschiffahrtsgesellschaften an das Ausland. — Die inzwischen durch amtliche Depeschen bestätigten wiederholten Rentermeldungen über Nichtigerklärung aller äusseren und inneren russischen Staatsanleihen — russischer Staatsbankrott — vermochten bei uns keinerlei Wirkung auszuüben. Für die deutschen Guthaben in Russland von etwa 1½ Milliarden Mark, bestehend zum grössten Teil in Eisenbahnprioritäten, sind überwiegend Gegenwerte vorhanden; auch werden die deutschen Friedensunterhändler die Interessen der deutschen Gläubiger Russlands ausreichend wahren.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Die Abonnentenzahl der „Allgemeinen Rundschau“ ist im neuen Jahre erfreulicherweise so stark im Steigen begriffen, dass die beiden ersten Januarhefte Nr. 1 und 2 leider schon jetzt nicht mehr nachgeliefert werden können. Eine Folge der starken Papiereinschränkung, die es nicht mehr zulässt, grössere Ueberschüsse zu drucken.



Trauer-Anzeige.

Voll Ergebung in den heiligen Willen Gottes verschied am 25. Jan. morgens 3¾ Uhr nach wiederholtem Empfang der hl. Sterbsakramente infolge einer achttägigen schmerzlichen Lungenentzündung im Alter von 49 Jahren 10 Monaten die allseits hochgeachtete, **wohlehrwürdige Frau**

Maria Rigoberta Quinttus

Oberin der Knabenerziehungsanstalt St. Wolfgang

welche als 1. Oberin 12 Jahre der Anstalt in vorbildlicher Pflichterfüllung vorstand. Die teure Verstorbene gehörte 25 Jahre als Ordensmitglied der Kongregation der Schwestern des Allerheiligsten Heilandes aus dem Mutterhause in Niederbronn an. Die Seele der edlen Verstorbenen wird dem frommen Gebete der Gläubigen und besonders ihrer ehrwürdigen Mitschwestern empfohlen.

München, Rohrbach (Rheinpfalz) **Landau, Mutterstadt, Jugenheim, Heidelberg, Merseburg, Amerika,** Januar 1918.

Die Leitung der St. Wolfgangs-Anstalt,
auch im Namen der Verwandten der Verstorbenen und der Klosterschwestern.

Die Leiche wurde am Sonntag, den 27. Januar um ¾3 Uhr von der Anstalt aus (Orleansstrasse 11) zum östlichen Friedhof geleitet und dort um ½4 Uhr zur Erde bestattet. Der hl. Seelengottesdienst fand am Montag, den 28. Januar, vorm. 9 Uhr in der St. Wolfgangs-Pfarrkirche statt.



Holzhäuser

Land-, Jagd-, Unterkunftshäuser, Sportsbauten,
Baracken, zerlegbar. transportabel, feuersicher.
Bauzeit: Je nach Grösse 1—3 Monate
System:
Heilmann & Littmann
Abteilung Holzbau
München, Weinstr. 8. Tel. 24 021
Auskünfte und Vertreterbesuch kostenlos.

Unionsbrauerei Schülein & Co., Aktien-Gesellschaft

München.

Bilanz am 30. September 1917

Aktiva	ℳ
Immobilien I und IV	2 419 874 24
Immobilien VII	2 801 616.84
Immobilien VIII	207 182.52
Immobilien XIV	846 655.71
Wirtschaftsanwesen I	1 567 759 49
Wirtschaftsanwesen II	1 721 639.48
Immobilien VI, X, XI, XII und XIII	115 017.01
Maschinen	155 677 18
Elektrische Lichtanlage	7 297 23
Flaschenfüllerei	1 493.65
Mobilien	22 363.36
Fässer	74 512.59
Fuhrpark	52 638 96
Eisenbahnwägen	10 018 96
Mastvieh	5 492.61
Kasse, Effekten u. Wechsel	812 531.10
Hypothekdarlehen	5 903 372.43
Debitoren	535 741 79
Bankguthaben	2 563 787.03
Beteiligungen	12 500.—
Aval-Debitoren	379 857.88
Konto nuovo	94 479.24
Vorräte	322 916.45
	20 634 425.75

Passiva		ℳ
Aktienkapital		6 700 000.—
Restkaufschilling		1 181 019.55
Passivhypotheken einschl. angefallener Zinsen		5 721 245.22
Kreditoren		1 865 052.84
Beamten- und Arbeiter-Pensionsfonds		188 371 96
Gesetzlicher Reservefonds		442 401.57
Delcredere-Reserve		1 215 617.63
Hypotheken-Reserve		300 000.—
Spezial-Reserve		107 480.44
Reserve wegen Münchener Brauereigemeinschaft		3 255.82
Gebührenäquivalent		45 000.—
Reserve f. Rohmaterialien		120 000.—
Wehrsteuer-Reserve		10 000.—
Talonsteuer-Reserve		26 800 —
Saalerneuerungs-Konto Münchner Kindl		48 556.82
Erneuerungs-Konto		160 652.46
Unerhobene Dividenden		1 440.—
Aktienumtausch-Konto		778 44
Aval-Kreditoren		379 857.88
Konto nuovo		417 424.10
Brutto-Gewinn	2 011 266.49	
Abschreibungen	311 995.47	
Reingewinn		1 699 271.02
		20 634 425 75

München, im Dezember 1917.

Unionsbrauerei Schülein & Co., Aktiengesellschaft.
Josef Schülein. Julius Schülein. Dr. Hermann Schülein.

Vorstehende Abschlußzahlen habe ich mit den Einträgen in den ordnungsgemäß geführten Büchern der Firma Unionsbrauerei Schülein & Co., A. G., München, geprüft und übereinstimmend gefunden.

München, den 19. Dezember 1917. **Jos. Elkan,** beeidigter Bücherrevisor.

Die in unserer heute — 16. Januar 1918 — stattgefundenen ordentlichen Generalversammlung f. d. fünfzehnte Geschäftsjahr unserer Gesellschaft vom 1. Oktober 1916 bis mit 30. September 1917 festgesetzte Dividende von **7 Prozent** gelangt von heute ab mit **Mk. 70.—** per Aktie bei unserer **Gesellschaftskasse,** sowie bei der **Deutschen Bank, Filiale München,** und der **Bayer. Vereinsbank,** München, gegen Einlieferung des Gewinnanteilscheines Nr. 15 zur Auszahlung.

Höchst zeitgemäße Neuerscheinung auf Grund authentischen zum Teil wenig bekannten Materials bearbeitet!

Papst, Kurie und Weltkrieg.

Von einem Deutschen.

Gr. 8° 160 S. Preis M. 2.50.

Das Buch gibt eine Antwort auf die Frage: **Was hat Deutschland von der Friedensvermittlung des Papstes zu erwarten"** und ist für **jeden gebildeten Deutschen von großem Interesse, besonders unentbehrlich für Politiker, Historiker u. Theologen!**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages vom

Säemann-Verlag, Berlin W. 35.

In dieser ernsten Zeit kommt das Harmonium-Spiel ganz besonders zur Geltung. Es ist in der häuslichen Musik Tröster und Erbauer zugleich

HARMONIUM d König d. Hausinstrumente
HARMONIUM sollte i jed. Haus. z. find. sein
HARMONIUM m. edl. Orgelton v. 66-2400 M
HARMONIUM auch von Jederm. ohne Noten 4 stimmig spielbar.

Prachtkatalog umsonst.

Alois Maier, Hofl. Fulda



Dresden Scheffelstrasse hat allein „Atama"-Straussfedern.
Solche bleiben 10 Jahre schön u. kost. 30 cm lang 3 M., 35 cm 4 M., 40 cm 5 M., 45 cm 8 M., 50 cm 12 M., 55 cm 18 M., 60 cm 25 M. Schmale Federn, nur 15-20 cm breit kost. ½ m lg. 3 M. 60 cm 6 M. Straussboas 5, 10, 20 M., Reiher 1, 2, 4, 6 M. bis 60 M. Stutzbaum 1 Karton voll 3. 5 u. 10 Mk.

Selig sind die Friedensstifter!

Broschüre von **Joh. B. Pacificus.** Preis **80 Heller.**

Behandelt die Stellung des Klerus zur Friedensfrage und die Möglichkeit einer Mitarbeit des Klerus zur Herbeiführung eines Dauerfriedens.

REFORMVERLAG „VOLKSHEIL" GRAZ ½.

Gemeinschaftliche



der Schulkinder

für die gefallenen Krieger

von Pfarrer **Dr. Georg Graf.**

Ein Büchlein voll inniger Andacht u. Erbauung, das verdient, bei allen Schulgottesdiensten eingeführt zu werden. Zu beziehen zum Einzelpreis von 15 Pfg., per Hundert 12 Mark, von allen Buchhandlungen oder direkt vom

Verlage J. Keller & Co. Dillingen (Bayern)

Unerwartet schnell, aber wohl vorbereitet durch ein echt priesterliches Glaubensleben und häufigen Empfang der Gnadenmittel unserer Kirche, verschied am 21. Januar gegen Morgen unser teuerer Mitbruder der

Ehren-Domherr ad S. Johannem Herr Dr. theol. et phil.

Joseph Jungnitz

Geistl. Rat, ord. Honorarprofessor in der kathol. theol. Fakultät der K. Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität, Direktor des Diözesan-Archivs und -Museums, Primizerius und Prokurator der Kapelle zur hl. Elisabeth, Priesterjubilar, Ritter mehrerer Orden

im 74. Lebensjahre, dem 51. Jahre seines Priestertums.

Trauernd stehen wir hier an der Bahre eines durch reichste Gaben des Geistes und Herzens ausgezeichneten edlen Gelehrten, der nach aufreibender Seelsorgstätigkeit viele Jahrzehnte lang der wissenschaftlichen Erforschung der Vergangenheit Schlesiens in zahlreichen Schriften, insbesondere Biographien, aber auch als akademischer Lehrer und als Subregens des Alumnats, wie durch Einrichtung, Verwaltung und Verwertung des vom hochseligen Herrn Kardinal begründeten Diözesan-Archivs und -Museums mit unermüdlichem Fleiss überaus frucht- und erfolgreich gedient und vielen Studierenden, Gelehrten und Forschern, ein stets hilfsbereiter Förderer ihrer Studien, bei eigenem gründlichem theologischen und geschichtlichen Wissen selbstlos und zu jeder Unterstützung freudig bereit, in vorbildlicher Bescheidenheit zur Seite gestanden hat. Uns war er allezeit ein hingebender, liebenswürdiger Freund, dessen kundiger und besonnener Rat in gar mancher wichtigen Frage für uns massgebend geworden ist, und dessen Andenken uns teuer bleiben wird.

Breslau, Januar 1918.

Das Domkapitel zum hl. Johannes.

Die Beisetzung auf dem St. Laurentius-Kirchhof fand nach dem um ½ 10 Uhr im Dom begonnenen Requiem Donnerstag den 24. Januar statt.

Am 16. Januar nachts 1 Uhr starb hierselbst nach längerem Kranksein, mit den heiligen Sakramenten versehen, fromm und gottergeben, der

Stadtpfarrer, Erzpriester, Geistliche Rat, Priesterjubilar

Herr Augustin Pischel

im 77. Lebensjahre, nach einem an Arbeit, Tugend und Verdiensten reichen Leben.

Seit seiner Einsetzung als Pfarrer der St. Jakobuskirche in Neisse im Jahre 1886 war der Verewigte Jahrzehnte hindurch Beichtvater, allzeit treuer Freund, Ratgeber und Wohltäter unseres Stammhauses. An dem Wirken und Geschicke unserer Genossenschaft nahm er väterlichen Anteil. Seine tiefe Frömmigkeit, sein bleibend gesammeltes, offenes und freundliches Wesen erfüllte uns mit Vertrauen und Verehrung.

Nunmehr begleiten ihn unsere Gebete und Aufopferungen in die Ewigkeit; sein Name aber wird unter uns fortleben und immer mit dankbarer Liebe genannt werden. Seine Seele empfehlen wir allen, besonders aber unseren Mitschwestern, zum Gedenken beim Gebete und beim hl. Messopfer.

Neisse, Breslau, Januar 1918.

Das Stammhaus und das Mutterhaus der Grauen Schwestern von der hl. Elisabeth.

M. Lamberta Fleischer,	M. Gabriela Schmitt,
Generaloberin.	Oberin.





Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. [illegible] Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr. 7261.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespalt. Grundzeile 60 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf. Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend. Teuerungszuschlag 25 %. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer. Bezugspreise siehe letzte Seite unten.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 6. München, 9. Februar 1918. XV. Jahrgang.

Die ersten Kraftproben.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Zu einem richtigen Urteil über Charakter und Tragweite der sozialdemokratischen Ausstandsbewegung wird man nur kommen, wenn man sie in den Fluß der zeitgeschichtlichen Entwicklung einstellt, wenn man sie wertet als Glied in der Kette der Ereignisse: nicht allein als Parallel- und Folgeerscheinung der voraufgegangenen österreichischen Aktion und als Reflex der russischen Bolschewiki-Herrschaft, sondern auch, und zwar in erster Linie, als Ausdruck der Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie, als Markstein auf dem Wege zum sozialistischen Endziel. Trotzdem oder vielmehr weil die deutsche Sozialdemokratie in ihrer durch die alte Reichstagsfraktion vertretenen Mehrheit seit Ausbruch des Krieges den vaterländischen Notwendigkeiten, da dieselben sich zugleich mit denjenigen der Arbeiterschaft deckten, Rechnung trug, hat sie doch von ihrem grundsätzlichen Programm, von ihren sozialistischen Forderungen und Zielen nicht das Geringste vergeben. Auf dem Würzburger Parteitag betonte Scheidemann ausdrücklich, daß das organisierte Proletariat, wenn es auch nirgends gegen den Existenzkampf des Staates stand, so doch überall sein besonderes Bewußtsein, seine besonderen Klassenideale und Klassenziele aufrecht erhalten habe. Noch mehr, die durch den Krieg hervorgerufenen politischen und wirtschaftlichen Zustände glaubte die Sozialdemokratie nicht allein zur nachdrücklicheren Betonung jener Ideen, sondern auch zur Nährung der Hoffnung auf Verwirklichung derselben ausdeuten und ausnutzen zu dürfen. Die Zuversicht, das Machtgefühl und der Machtwille der Sozialdemokratie sind in ungeahntem Maße gestiegen und dementsprechend auch die Formen ihrer öffentlichen Aeußerung. Und wenn sie heute bereits den Versuch wagt, in einer so bitterernsten Stunde, wie der gegenwärtigen, in dem „ernstesten Moment des Krieges“, wie der bayerische Ministerpräsident v. Dandl in der Abgeordnetenkammer am 31. Januar sich ausdrückte, durch einen politischen Streik der Gesamtheit ihren Willen aufzuzwingen, gibt sie damit zu erkennen, daß sie die Lage bereits für reif genug hält, um von der Propaganda der Worte zur Propaganda der Tat überzugehen.

„Der Boden war für die Streikbewegung geebnet“, sagte der sozialdemokratische Abgeordnete Endres in der genannten Sitzung der bayerischen Abgeordnetenkammer — aber nicht etwa, wie Endres meinte, durch das Verhalten der Regierungen und der „Reaktionäre“, sondern vor allem durch die seit Wochen und Monaten planmäßig betriebene sozialistische Propaganda in Versammlungen, Presse und Parlament; dadurch ist die geistige Atmosphäre, die Temperatur für die jetzige Eruption geschaffen worden. Man braucht nur an den Würzburger Parteitag im Oktober vorigen Jahres zurückzudenken und den Ton, der dort von den Führern der Partei angeschlagen wurde. Die Rede Scheidemanns am 18. Oktober über die nächsten Aufgaben der Partei ist von A bis Z ein Hymnus auf den sozialistischen Zukunftsstaat und die Unumgänglichkeit seiner baldigen Einführung, ein selbstbewußtes, zuversichtliches Pochen auf die Kraft der Sozialdemokratie, ihre Forderungen zum Durchbruch zu bringen, ein nicht mißzuverstehendes Quos ego! an alle, die sich diesen Strebungen widersetzen sollten. Hier einige Stichproben nach den Berichten der „M. Post“: „Das Proletariat ist kein Mietssoldat der herrschenden Klassen, sondern ein durch die Not herbeigerufener Bundesgenosse, der am Schlusse seine Rechnung präsentieren wird. Wir stehen erst am Anfang der ungeheuren Machtverschiebung zugunsten des Proletariats, die der Krieg hervorgerufen hat. Und dadurch hat die sozialdemokratische Partei die unmittelbare Anwartschaft auf die Macht im Staate gewonnen.“ „Bei der nächsten Reichstagswahl geht es um die wirkliche politische Macht, um den entscheidenden Einfluß im Staat, um die Regierung selbst. Wir müssen an jedem Tag, an dem uns das Volk dazu beruft, bereit sein, die sozialistischen Grundsätze in die Wirklichkeit zu übertragen.“ „Mit gutem Gewissen und voller Ueberzeugung erklären wir, daß der Aufbau und die Erholung nach dem Kriege anders überhaupt nicht denkbar ist, als durch die planvolle Anwendung sozialistischer Grundsätze und die methodische Durchdringung der ganzen Wirtschaft mit dem sozialistischen Prinzip.“ Scheidemanns Schlußwort am folgenden Tage klang in die Worte aus: „Im Kampf um ihr Recht wird die deutsche Arbeiterklasse gemeinsam und geschlossen marschieren, davon bin ich überzeugt. Den Gegnern aber rufe ich zu: Hört uns, Ihr seid gewarnt!“

Aus dem gleichen Geiste geboren, dem gleichen Gefühl der Ueberhebung entsprungen und dem gleichen Ziel der Erringung der politischen Macht gewidmet war der bekannte Antrag auf Aenderung der Verfassung, den die sozialdemokratische Landtagsfraktion im vergangenen Herbste in der bayerischen Kammer eingebracht hatte und der die Verwirklichung des ganzen politisch-kulturellen Zukunftsprogramms der Sozialdemokratie in seiner ganzen Nacktheit forderte, die ausschließliche Macht der Masse in Staat und Verwaltung aufrichten wollte. An sich hatte diese völlige Demaskierung des auch im Weltkriege unverändert gebliebenen wahren Gesichts der Sozialdemokratie ihr Gutes, insofern sie geeignet war, mancherlei Illusionen und Vertrauensseligkeiten zu zerstören, die in liberalen und auch nichtliberalen Kreisen, selbst bis in die geheiligten Räume bayerischer Ministerien sich eingenistet hatten. Aber die Tatsache selbst, die Stellung eines solchen Antrages unter den heutigen Zeitverhältnissen und angesichts der gegenwärtigen parlamentarischen Konstellation, ist ein Beweis für die Zähigkeit und die Rücksichtslosigkeit, mit denen die Sozialdemokratie ihrem Ziele zustrebt. Davon zeugte auch die Ablehnung jeglichen Kompromisses gegenüber den Linksliberalen, die einige Punkte herausnehmen wollten, durch den sozialdemokratischen Abgeordneten Süßheim, der die 11 Punkte des Antrages als organisches Ganzes bezeichnete und sich auf den Standpunkt stellte: Alles oder nichts! Es war eine erste Kraftprobe.

Dieselbe Grundtendenz der „durchgreifenden Demokratisierung der gesamten Staatseinrichtungen“, nur garniert mit einigen Spezialforderungen betreffend Friedensschluß, Nahrungsversorgung u. dgl. leitet auch die gegenwärtige Ausstandsbewegung. Sie ist ein Schritt weiter auf dem Wege zum gleichen Ziele, der Schritt vom Parlament auf die Straße, von der Gesetzmäßigkeit zur Gewalt. Allerdings ist der Anstoß zu diesem Schritt von seiten der „Unabhängigen“ erfolgt, deren Verbindung mit den russischen Revolutionären bereits vorher als eine der Ursachen für die Trotzkischen Verschleppungsmanöver der Oeffentlichkeit bekanntgeworden war. Allein der hinter der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion stehende Teil der Sozialdemokratie hat durch den Eintritt seiner Führer in die Streikleitung seine tatsächliche Solidarität mit der Bewegung bekundet und außerdem tragen diejenigen Wortführer und Blätter, die seit Wochen durch mehr oder minder versteckte Andeutungen und Drohungen dem Ausstand vorgearbeitet haben, die

moralische Verantwortung für die Ereignisse und ihre Folgen. Schon der Abg. Süßheim machte bei der Beratung des Verfassungsantrags in der bayerischen Kammer (19. Dez. 17) die Bemerkung: „Wer blind ist, den möge das Beispiel Rußlands mahnen“ („Bayer. Staatsztg.“ Nr. 296). Im Reichstagsausschuß hat Abg. Ebert das Vorgehen des Proletariats in Oesterreich-Ungarn ausdrücklich begrüßt und ihm „unsere volle Sympathie“ zum Ausdruck gebracht. Scheidemann hat in derselben Sitzung gesagt: „Vergessen Sie nicht, daß die Zustände bei uns denen in Oesterreich vor Ausbruch des Ausstandes gleichen. Spielen Sie nicht mit dem Feuer.“ Noch deutlichere Töne hat in der Kölner Stadtverordnetensitzung vom 24. Januar Herr Sollmann bei Begründung der sozialdemokratischen Wahlrechtsanträge angeschlagen: „Soeben hat die österreichische Arbeiterklasse in einem bewundernswerten politischen Streik der Regierung wertvolle Zugeständnisse abgerungen. Bedenken Sie wohl: das gleiche Wahlrecht für die Gemeinden stand mit im Vordergrunde dieser großartigen Bewegung. Die Massen in Deutschland horchen auf. Sie werden und müssen in Aktion treten, wenn die Staatskunst und die Regierungen versagen.“ („Köln. Volksztg.“ Nr. 73). Die in Köln erscheinende sozialdemokratische „Rheinische Zeitung“ erklärte am 28. Januar offen, daß die politischen und seelischen Grundlagen für Demonstrations- oder Zweckstreiks „ohne weiteres gegeben“ und „Streiks als Ausbrüche der Ungeduld und der Auflehnung in diesen Zeiten durchaus wahrscheinlich“ seien. Die sozialdemokratische „Münchener Post“ (Nr. 24) schrieb am 29. Januar in einer Kritik der Verhandlungen des Reichstags-Hauptausschusses:

„Ob es klug war, daß Herr Naumann plötzlich ein deutsches Flugblatt hervorzog, in dem über die rote Republik und die Zerschmetterung der Bourgeoisie ganz erschreckliche Redensarten zu lesen sind, mag dahingestellt bleiben. Vor der Verbreitung durch den besorgten Herrn Naumann hatte dieses Flugblatt sicher nicht allzuviel Leser. An Zerschmetterungsversuchen haben wir nachgerade genug. Wenn es unwahrscheinlich ist, daß man mit irgendwelchen Mitteln England und Amerika zerschmettern kann, so ist es noch viel unwahrscheinlicher, daß man durch ein paar Tage Massenstreik Bourgeoisie, Klassenherrschaft, Kapitalismus und manches andere sonst, was einem mit Recht nicht paßt, zerschmettern könnte. Mit solchen Zerschmetterungsphantasien kann man nur politische Analphabeten einfangen. Politisch denkende Arbeiter aber wissen, daß der große Kampf, den sie führen, nicht nur mit Leidenschaft geführt werden muß, sondern auch mit langatmiger Energie und Umsicht. In diesem Kampf kann jedes Mittel angewendet werden, das dem Siege dient, aber man muß wissen, zu welchem Zweck man es anwenden will und bis zu welchem Ziel. Vergebens sucht man uns das Gespenst eines deutschen Bolschewismus an die Wand zu malen. Wir haben hierzulande ganz andere Zustände als in Rußland, und es ist darum unmöglich, daß sich bei uns die Ereignisse, wie sie in Rußland gewesen sind, in treuer Kopie wiederholen. Das schließt aber natürlich nicht aus, daß in Deutschland zu gegebener Zeit der Massenwille recht mächtig in Erscheinung treten kann, daß er sich für eine bestimmte Aktion ein bestimmtes Ziel setzt und von dieser Aktion nicht abläßt, solange das Ziel nicht erreicht ist. Eine politische Aktion des Proletariats kann indes nur dann gelingen, wenn sie die ganze Arbeiterklasse in voller Einigkeit erfaßt und sogar noch darüber hinaus in bürgerlichen Schichten Sympathie und Verständnis findet. Eine Aktion, die diese Voraussetzungen nicht erfüllt, ist von vornherein zum Scheitern verurteilt, und kein vernünftiger Mensch wird Lust haben, sich auf ein so aussichtsloses Experiment einzulassen. Da gilt immer der Grundsatz: Entweder alle zusammen oder überhaupt nicht.“

Als dann der Streik in Berlin ausgebrochen war, ließ sie sich von ihrem Berliner Mitarbeiter schreiben (Nr. 25):

„Ein Teil der bürgerlichen Presse versucht dafür die Sozialdemokratie verantwortlich zu machen und stellt die Sache so dar, als ob es für die Sozialdemokratie unter den gegenwärtigen Umständen überhaupt keine andere Aufgabe gäbe, als Arbeitseinstellungen zu verhindern. Das ist, wie nicht erst lange ausgeführt zu werden braucht, eine starke Verkennung des Wesens und der Aufgabe der sozialdemokratischen Partei .... Man kann sich Umstände vorstellen, unter denen die jetzt in Gang befindliche Bewegung einen ungeahnten Umfang annehmen oder in naher Zeit von einer viel stärkeren Bewegung abgelöst werden könnte. Die Regierung wird darum gut tun, ihre Friedenspolitik schleunigst und sichtbar auf die Wiener Richtlinie einzustellen, in der Ernährungsfrage der Bevölkerung soweit als möglich entgegenzukommen, die preußische Wahlreform energisch zu fördern und die bürgerliche Freiheit tatkräftig zu schützen. Käme es im Zuge dieser Bewegung oder später zu ernsteren Vorgängen, so würde das auf das Versagen der Regierung zurückzuführen sein.“

Es gehört schon, wenn man so etwas schreibt, eine starke Stirn dazu, die Verantwortung für die Folgen abzulehnen und sie der Regierung zuzuschieben, weil sie „die Ratschläge der Sozialdemokratie dauernd mißachtet“ habe. Wer in dieser Weise fortgesetzt mit dem Feuer spielt und in die glimmenden Funken bläst, kann die Mitschuld am ausgebrochenen Brande nicht mehr von sich abwälzen. Ebensowenig die Mitverantwortung für die Wirkungen. Und für diese liegen bereits Belege vor in der Versicherung Trotzkis vor dem allrussischen Kongreß der Arbeiter- und Soldatenräte, die Macht der imperialistischen und bürgerlichen Regierungen sei unterminiert, das europäische Proletariat werde die Russen unterstützen — ferner in der Mahnung Lloyd Georges an die englische Geschäftswelt, man möchte nur noch eine kurze Zeit Geduld haben; nach ganz zuverlässigen Nachrichten stehe eine innere Revolution Deutschlands unmittelbar bevor. Die ganze demokratische Bewegung in Deutschland sei so stark, daß man auf diesem Wege, ohne die eigenen Verbündeten preisgeben zu brauchen, mit Sicherheit zu einem sogenannten annexionslosen Frieden gelangen werde, der Englands Kriegsziel: die wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands, ohne daß Deutschland es selber merke, voll befriedige.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die deutsche sozialdemokratische Ausstandsbewegung, deren ursprüngliche Verbindung mit der Internationale und den auf die Revolutionierung und Sozialisierung Mitteleuropas gerichteten Bestrebungen der russischen Umstürzler offenkundig geworden ist, die Hoffnungen unserer Feinde auf Niederringung des Vierbundes durch den Umsturz im Innern gewaltig beleben wird. Müssen doch selbst die „Münchner Neuesten Nachrichten“, welche die seltsamsten Eiertänze aufführen, um der „Reaktion“ die Schuld an dem Ausstand zuzuschieben und ihre lieben roten Freunde zu entlasten, wofür sie von dem sozialdemokratischen Abgeordneten Endres in der Kammer als mustergültig empfohlen wurden — muß doch selbst dieses Demokratenblatt gestehen, daß in dieser Bewegung „auch solche Elemente zu Wortführern werden, aus deren Empfindungswelt das nationale Moment längst von der Dogmatik des Internationalismus völlig verdrängt ist“, daß durch dieselbe die Geschäfte des englischen Imperialismus gefördert werden (Nr. 56), daß der „durch die Unreife des Berliner Janhagels“ hervorgerufene Streik „sinnlos und frivol“ ist (Nr. 57).

Ist's schon Tollheit, hat es doch Methode! Die Entwicklungslinie liegt offen vor aller Augen. Es sind erste Kraftproben, denen weitere folgen sollen. Nicht nur die „M. Post“ kündigt sie an, auch der Abg. Endres sagte in der mehrerwähnten Kammersitzung vom 31. Januar: „Wenn die Regierung die Zeichen der Zeit nicht versteht, dann wird sie noch mit anderen Bewegungen rechnen müssen.“ Welcher Art die sein können, deutet die „M. Post“ an, wenn sie meint (Nr. 24): „Daß sozialistische Machthaber ein vom Volk gewähltes Parlament mit Bajonetten auseinanderjagen lassen, das geht in keinen deutsch-sozialdemokratischen Kopf. Also, die Angst, daß wir uns unsere Vorbilder in Rußland suchen könnten, ist ganz unbegründet. Desto begründeter aber ist die Erkenntnis, daß es für jedes Volk eine Grenze gibt, an der es die Geduld verliert.“ Der Abg. Segitz mahnte in der Kammersitzung vom 1. Februar die bayerische Regierung, „nicht nervös zu werden und nicht mit Mitteln vorzugehen, wie es in Preußen geschehen ist, denn sonst könnten die letzten Dinge ärger werden als die ersten.“ Auch über das Ziel besteht kein Zweifel. Scheidemann in Würzburg hat es erklärt, und ebenso Trotzki und Lloyd George. Aber noch gibt es in Deutschland Leute — und sie bilden noch die Mehrheit des Volkes —, die weder den sozialistischen Zukunftsstaat für das Allheilmittel halten, noch der Bolschewikischen Regierungspraxis Geschmack abgewinnen können, und die dafür sorgen wollen und werden, daß die roten Bäume nicht in den Himmel wachsen. Sicher aber werden die jetzigen Streikvorgänge klärend und ernüchternd wirken; klärend auf die, welche der Sozialdemokratie grundsätzlich ablehnend gegenüberstehen, ernüchternd auf die, welche in Gefahr standen, dem Phraseologismus der Genossen zu erliegen. Auch an den Regierungsstellen wird man die Lehren ziehen. Nicht so sehr die Lehre, daß man die Bewegung mit staatlichen Machtmitteln unterdrücken müsse, sondern vor allem die, daß man die äußeren Anlässe derselben und die Ursachen der allgemeinen Unzufriedenheit, soweit dieselbe einen berechtigten Kern hat, beseitigt. Diese liegen heute nicht etwa auf dem Gebiete der Friedenspolitik oder der inneren Reformen; Ministerpräsident von Dandl hat in der bayerischen Abgeordnetenkammer am 31. Januar und am 1. Februar die loyale und korrekte Haltung der Reichsleitung und der preußischen Regierung überzeugend dargelegt und auch die Legende zerstört, als ob eine vom König von Bayern geleitete Aktion der deutschen

Bundesfürsten den Kaiser zu einer Aenderung der bisherigen Politik hätte veranlassen wollen. Aber auf dem Gebiete der Lebensmittelversorgung und überhaupt der Wirtschaftspolitik sind Fehler gemacht worden und herrschen Zustände, die endlich einmal ein durchgreifendes Einschreiten erfordern, um der schamlosen Auswucherung und Ausplünderung des Volkes ein Ende zu machen. Und zwar leiden darunter nicht so sehr die Massen der Arbeiter, besonders der streikenden Rüstungsarbeiter, die durch erhöhte Löhne und Vorzugsversorgung (cf. Neuköllner Denkschrift!) die Teuerung auszugleichen vermögen, sondern die Massen des Mittelstandes, die Festbesoldeten, die freien Berufe und Gewerbe. Sie, die zugleich die festeste Stütze der heutigen gesellschaftlichen Ordnung und der Monarchie sind und waren, haben ein Recht auf Schutz und Erhaltung ihrer Existenz. Möge man endlich zur Wahrung dieses Rechtes wirksame Maßnahmen ergreifen!

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Streikwoche.

Eine Schutzimpfung hat Deutschland durchgemacht. Die Pusteln waren häßlich, aber sie heilen schnell ab.

Angedroht war uns eine solche Ansteckung ja schon längst. Nicht nur von Radikalen im Inlande (hatte doch sogar Herr Scheidemann voriges Jahr das Wort „Revolution" seinem Zahngehege entschlüpfen lassen!), sondern auch von unseren Feinden im Auslande, und die herrschende Partei in Petersburg hatte bekanntlich die Weltrevolutionierung geradezu auf ihr Programm gesetzt. Begriffsverwirrung und Heuchelei sind in diesem Kriege zu systematischen Kampfmitteln geworden. Deshalb darf man sich auch nicht weiter wundern, wenn die Ruhestörer zu allererst vom Frieden reden, während doch ein Blinder mit Fausthandschuhen abtasten kann, wie sehr jeder Ausstand oder Tumult kriegsverlängernd wirkt. In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, daß die angeblichen Bahnbrecher des Friedens nicht in England oder Frankreich, wo die Eroberungspolitik noch immer proklamiert ist, die Schilderhebung besorgen, sondern ausgerechnet in Oesterreich und Deutschland, wo die Regierungen sich auf den Boden des Verständigungsfriedens bereits gestellt haben. Was die Wühler erstreben, ist nicht Friede oder Wohlfahrt, sondern Umsturz und neue Kämpfe — nach dem verlockenden Vorbild des russischen Hexenkessels.

Die Wühler spekulierten einesteils auf die Verdrossenheit, die sich bei den andauernden Ernährungsschwierigkeiten, bei dem Schneckengang der Brester Verhandlungen und bei der Verzögerung der preußischen Wahlreform einstellen konnte, und anderenteils auf die günstigen Lohnverhältnisse, die den Mut zu einem Demonstrationsstreik heben. Demgegenüber hat sich die deutsche Arbeiterschaft in ihrer überwältigenden Mehrheit verständig und pflichttreu erwiesen. Es war nur eine verhältnismäßig kleine, wenn auch geräuschvolle Minderheit, die auf den Streikleim ging. Daß es in Groß-Berlin, Hamburg-Altona, in Nürnberg, München und anderen Städten radikale und rabiate Elemente gibt, war schon vorher bekannt. Ebenso wußten wir schon aus Erfahrungen der Friedenszeit, daß zu Berlin im Anschluß an einen Streik, namentlich wenn für die Streikenden der Erfolg ausbleibt, sich leicht Straßenaufläufe, Gewaltversuche und Zusammenstöße mit der Polizei einstellen. Die Radaubursche und der sensationshungrige Mob haben denn auch bei dieser Gelegenheit ihr Mütchen an vereinzelten Schutzleuten und wehrlosen Straßenbahnwagen gekühlt. Der Vorsicht halber verhängte der dortige Oberbefehlshaber den verschärften Belagerungszustand mit Kriegsgerichten. Die Ruhe und Sicherheit war auch in den kritischen Stadtteilen bald wiederhergestellt; die Verkehrsstörungen blieben vereinzelte Ausnahmen; im großen und ganzen ging der Handel und Wandel in der Reichshauptstadt seinen gewöhnlichen Gang.

Auch der Ausstand selbst begann in der zweiten Hälfte der Woche abzuflauen. Um die Versorgung des Heeres mit Waffen und Munition nicht länger zu gefährden, hat der Oberbefehlshaber in Berlin sieben der größten Kriegswerkstätten unter militärische Leitung gestellt mit dem Befehl, daß die Arbeiter dieser Betriebe spätestens am 4. Februar 7 Uhr früh sich wieder zur Arbeit zu stellen haben unter Vermeidung der schweren Strafen des Belagerungsgesetzes und der Einziehung der Wehrpflichtigen.

Das gilt nur für die sieben Betriebe. Im übrigen läßt sowohl die Heeresleitung als auch die Reichsregierung den Ausstand in sich selbst verflauen und vergehen.

Besondere Anerkennung verdienen der Reichskanzler Graf Hertling und seine Mitarbeiter in der Reichsleitung für ihre Haltung in diesen Tagen, die ebenso fest wie klug war. Von den sozialdemokratischen Abgeordneten hatten sich die „Unabhängigen" und leider auch drei Mitglieder der alten Fraktion an die Seite des Berliner Streikausschusses, des sog. Arbeiterrates gestellt. Es wurde nun in mehrfachen Anläufen alles mögliche versucht, um den Reichskanzler oder den Staatssekretär zu Verhandlungen mit der Abordnung der Ausständigen zu bewegen. Die Regierung blieb aber bei ihrer wohlerwogenen Erklärung: Ueber politische Fragen verhandeln wir jederzeit mit den Abgeordneten und über gewerkschaftliche Angelegenheiten mit der Kommission der Gewerkschaften, aber für die angeblichen Vertreter von Ausständigen, die dem deutschen Heere in den Rücken fallen, sind wir nicht zu sprechen! Als zuletzt der Reichskanzler noch so weit entgegenkam, daß er den Leitern der Gewerkschaften gestatten wollte, noch die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter mitzubringen, scheiterte auch dieser Vorschlag zur Güte an dem Widerspruch der „Unabhängigen". Diese Haasemänner wollten es unbedingt durchsetzen, daß Streikdeputierte als solche empfangen würden. Das hätte sich als amtliche Anerkennung dieser „kriegführenden Macht" auslegen und ausdeuten lassen. Die Regierung ließ sich darauf nicht ein. Das verschafft ihr Respekt und Vertrauen.

Unrühmlich und sehr bedenklich ist das Verhalten des Abg. Scheidemann und seiner engeren Freunde. Nach den Vereinbarungen vom November waren sie verpflichtet, für die Wahrung des Burgfriedens und der regelmäßigen Arbeit einzutreten, also den frivolen und gemeinschädlichen Streik zu bekämpfen. Sie traten aber an die Seite der „Unabhängigen", aus deren Kreisen der Streik hervorgegangen, und versuchten die „Leitung" in gemeinsame Hand zu nehmen. Scheidemann und Genossen wurden aber, wie nicht anders zu erwarten war, nur Dienstmänner der Radikalen. Ob sich die alte sozialdemokratische Fraktion aus den Netzen der Unabhängigen noch wieder befreien kann und was für Folgerungen sich sonst für die Mehrheitsverhältnisse im Reichstag und für die gesamte innere Politik ergeben werden, läßt sich augenblicklich noch nicht klar übersehen.

In München, wo die sozialdemokratische Parteileitung die Führung des politischen Demonstrationsstreiks übernommen hat, wurde beschlossen, den Streik vorläufig zu beenden und am Montag die Arbeit wieder aufzunehmen, die Forderungen der Arbeiter aber aufrechtzuerhalten und mit ihrer Vertretung bei der Regierung eine aus den Delegierten der Arbeiter aller Betriebe gebildete Kommission in Gemeinschaft mit der Parteileitung zu betrauen. Damit ist, wie der betr. Parteibeschluß sagt, „ein Instrument geschaffen, das jeden Augenblick richtig funktionieren kann, wenn scharfmacherische, volksfeindliche Maßnahmen und kriegverlängernde Pläne abzuwehren sind." Wie der bisherige Wortführer der Streikenden in der Schlußversammlung sagte, sei, wenn die Regierung die Forderungen der Arbeiter ablehne, mit einer einheitlichen Ausstandsbewegung der gesamten politisch und gewerkschaftlich organisierten Arbeiterschaft zu rechnen.

Die Verhandlungen in Brest.

Aufgenommen sind sie wieder, und Trotzki hat durch „Berichtigungen" von telegraphischen Nachrichten den Verdacht auszuräumen versucht, daß er keinen Sonderfrieden wolle oder auf Verschleppung ausginge. Leider kommen aber die Verhandlungen doch nicht vorwärts, da sich durch die veränderte Haltung der Petersburger gegenüber der Ukraine und Finnland heftige und weitgreifende Debatten zwischen den ehemaligen Reichsgenossen entwickeln. Trotzki hatte früher die volle Unabhängigkeit der Ukraine anerkannt; jetzt aber, nachdem es den Petersburgern gelungen ist, einen Teil der Ukraine wieder unter ihre Fuchtel zu bringen und in Charkow eine Sowjet-Regierung einzusetzen wird die Selbstherrlichkeit der Rada von Kiew wieder bestritten. Die Abmachungen mit der Ukraine, die unsere Vertreter beinahe schon als fertig betrachteten, sollen wieder abhängig sein von der Zustimmung des Herrn Trotzki, der die Zentralgewalt im ganzen russischen Staatenbund beansprucht. Die fortschreitende Zersetzung Rußlands verzögert das Friedenswerk, und Trotzki tut trotz seiner schönen Versicherungen nichts zur Beschleunigung. Hoffentlich wird der Fehlschlag des Putsches in Deutschland ihn wenigstens von dem Wahn heilen, daß die deutschen Bolschewiki ihm wirksame Hilfe gegen die Mittelmächte bringen könnten.

Der Volksbund für Freiheit und Vaterland.[1]

Von J. Giesberts, Mitglied des Reichstags.

Mit der außerordentlich stark besuchten Versammlung im Plenarsaale des Preußischen Abgeordnetenhauses ist vor kurzem der Volksbund für Freiheit und Vaterland offiziell ins Leben getreten. Die Zentrumspresse hat sich der Gründung gegenüber ziemlich zurückhaltend geäußert und fast im wesentlichen darauf beschränkt, die Tatsache selbst mitzuteilen. Eine Reihe Blätter brachten den Aufruf zur Gründung wörtlich zum Abdruck. Es ist aber wohl nicht zu leugnen, daß man innerhalb unserer Parteikreise im großen und ganzen der Neugründung ziemlich mißtrauisch gegenübersteht. Man sieht in dem Volksbund ein Konkurrenzunternehmen gegenüber der Vaterlandspartei und fürchtet daraus politische Konflikte. In der Tat ist der Umstand, daß die Gründung des Volksbundes kurz nach Gründung der Vaterlandspartei erfolgte, geeignet, diesen Gedanken zu stärken. In Wirklichkeit liegt die Sache folgendermaßen:

Der Gedanke, die bestehenden wirtschaftlichen Organisationen, Gewerkschaften, Angestelltenverbände, Arbeitervereine, Staatsbeamtenverbände, landwirtschaftliche und mittelständische Organisationen zusammenzufassen, um eine wirksame Propaganda im Volke entfalten zu können für den Durchhaltegedanken, liegt schon ein Jahr zurück. Lange vor Gründung der Vaterlandspartei ist im engsten und vertrautesten Kreise der Plan erwogen worden. Daß er nicht sofort verwirklicht wurde, lag an dem Umstand, daß der Personenkreis, welcher sich für diese Gründung interessierte, nicht ohne zwingenden Grund eine neue Kriegsorganisation schaffen wollte. Je länger aber der Krieg dauerte, je mehr sich gegensätzliche Auffassungen im Volke zeigten und je stärker das Bedürfnis wurde, die breiten Volksschichten moralisch zu stärken und zu stützen, um die Kriegsnöte weiter zu ertragen, um so mehr erwies sich die Gründung als notwendig. Es kann darüber kein Zweifel bestehen, daß das deutsche Volk an Opferwilligkeit und Opferfähigkeit alles übertroffen hat, was die größten Optimisten ihm in Friedenszeiten zugemutet haben. Dieser Opfersinn ist nicht nur ein Ausfluß nationalen Pflichtbewußtseins, sondern auch die Erkenntnis vom Wesen dieses Krieges und der Bedeutung eines guten Friedens für die Zukunft von Land und Volk. Unser Volk weiß, daß dieser Weltkrieg ein Kampf ist um die Grundlagen seiner wirtschaftlichen und sozialen Daseinsmöglichkeiten und nicht zuletzt um seine Ehre und Freiheit. Die Gewinnung des Kriegs hängt zum erheblichen Teil davon ab, daß unsere Kriegswirtschaft daheim in vollstem Umfange intakt bleibt. Zu unserer Armee und ihren Führern, welche Heldenmütiges geleistet haben, haben wir unbegrenztes Vertrauen. Die Armee wird auch ihre Tugenden und Eigenschaften infolge ihrer Eigenart vollkommen bewahren. Schwieriger ist es, die nicht unter militärischer Disziplin stehenden großen Massen des Volkes mit jenem Kraftwillen zu erfüllen, welcher notwendig ist, um die Kriegswirtschaft restlos aufrechtzuerhalten und durchzuführen. Die Frontarmee kann ihre Aufgabe nur erfüllen, wenn ihr aus der Heimat alles restlos geliefert wird, Waffen, Munition, Kriegsgerät, Lebensmittel usw., die zur Kriegführung notwendig sind. Diese Heimarmee kampffähig zu erhalten, sie vor Zersetzung zu bewahren und jede Trübung des nationalen Opfersinns zu beseitigen, das ist die Hauptaufgabe, die jenen Männern vorschwebte, welche zuerst dem Gedanken der Volksbundgründung nahegetreten sind, längst bevor die jüngste Aera der Kämpfe um die Kriegsziele einsetzte und die Vaterlandspartei gegründet wurde.

Man wird hier einwenden, daß die Ermahnung zum Durchhalten und zur Ertragung aller Kriegsleiden doch bisher schon reichlich von verschiedenen Stellen und bei den verschiedensten Gelegenheiten an das Volk gerichtet ist. Dem gegenüber muß betont werden, daß die breiten Schichten unseres Volkes auch in diesen Fragen in erster Linie ihren anerkannten Führern und Organisationen folgen. Die dem Volksbund angeschlossenen Organisationen zählen über vier Millionen Mitglieder und umfassen vor allen Dingen die Elite der deutschen Arbeiter- und Angestelltenschaft in der Rüstungsindustrie; außerdem auch alle jene Volksschichten, die persönlich unter dem Krieg und seinen Folgen schwer leiden. Schon aus diesem Grunde ist der Volksbund ein eminent praktisches Instrument, um auf diese Volkskreise einzuwirken, besonders mit Rücksicht auf die mancherlei verschiedenartigen Auffassungen über unsere Kriegsziele. Zwei Dinge sind unerläßlich notwendig: 1. unser Volk muß das Bewußtsein haben, daß dieser Krieg nicht für aussichtslose Annexionspläne geführt wird, daß vielmehr als Richtlinie für unsere ganze Kriegszielpolitik sinngemäß das Wort vom 4. August 1914 „uns treibt nicht Eroberungssucht" unerschütterlich in Geltung bleibt und 2., daß die aus dem Krieg und seinen Begleiterscheinungen herauswachsenden politischen und sozialen Reformen, die sich letzten Endes auf das Vertrauen zum Volke stützen, durchgeführt werden. Von diesen beiden Gesichtspunkten aus erfaßt der Volksbund seine Aufgaben, die er nicht polemisch und im Kampfe gegen andere Auffassungen durchsetzen, sondern für die er positiv, aber doch nachdrücklich und entschieden wirken will. Nun ist nicht zu leugnen, daß die Absicht der Gründer des Volksbundes, eine rein positive und objektive Tätigkeit zu entfalten, in etwa beeinflußt wurde durch die inzwischen erfolgte Gründung der Vaterlandspartei und durch den bekannten Streit um die Kriegszielresolution des Reichstages. Es liegt nicht in der Absicht der Leiter des Volksbundes, einen Kampf gegen die Vaterlandspartei zu führen, es sei denn, daß sie durch die äußeren Umstände dazu genötigt werden. Das schließt in sich, daß in der offiziellen Kundgebung des Volksbundes eine gewisse Stellungnahme zur Vaterlandspartei erfolgen mußte.

Bezüglich der Kriegsziele stellt sich der Volksbund auf den Boden der deutschen Antwort auf die Papstnote. Diese enthält die offiziellen Richtlinien für unsere Kriegszielpolitik, die von der Regierung, der Obersten Heeresleitung, dem Reichskanzler und der Mehrheit des Reichstages gebilligt wird. Bezüglich der sozialen Reformen will der Volksbund jene Strömungen zurückdrängen, die versuchen, dem deutschen Volk die ihm versprochenen Reformen vorzuenthalten. Auch hier deckt sich seine Stellungnahme mit der Auffassung sowohl der Regierung als auch des Reichstages. In diesem Programm nimmt die preußische Wahlrechtsreform eine bedeutsame Stellung ein. Ohne auf diese Frage hier näher einzugehen, muß doch festgestellt werden, daß die Ablehnung des gleichen Wahlrechts in Preußen durch das Abgeordnetenhaus von den breiten Schichten des Volkes nicht bloß als eine Art Treulosigkeit empfunden würde, sondern auch als ein Mißtrauensvotum, das im Widerspruch steht mit den Erfahrungen und Tatsachen des Krieges. Ich will nicht darauf eingehen, welche innerpolitische Wirkung eine solche Ablehnung hervorrufen würde. Sicher ist nur, daß der Volksbund sich mit aller Energie der Wahlrechtsreform annehmen wird. Wie er ebensosehr die ihm angeschlossenen Organisationen mit aller Kraft ermahnen wird, falls die Wahlrechtsvorlage abgelehnt werden sollte, aus einer solch kurzsichtigen Politik keine Folgerungen für unser Durchhalten im Kriege zu ziehen. Desgleichen stellt sich der Volksbund auf den Boden des sozialpolitischen Programms der Reichstagsmehrheit: Schaffung von Arbeitskammern, Reform des Koalitionsrechts. Es liegt in der Natur der gegenwärtigen politischen Lage, daß der Volksbund damit eine starke und kräftige Stütze der gegenwärtigen Reichstagsmehrheit und damit des Kabinetts Hertling wird. Der Reichskanzler Graf Hertling ist in dieser Beziehung mehr wie irgendein Kanzler der jüngsten Zeit ein Programm für unsere innere Politik. Nachdem er die deutsche Antwort auf die Papstnote ausdrücklich als Richtlinie für seine Kriegszielpolitik erklärt und die sozialpolitischen Mindestforderungen anerkannt, ferner im Preußischen Abgeordnetenhause die Wahlrechtsvorlage mit dem gleichen Wahlrecht eingebracht hat, ist er der Mittelpunkt der neuzeitlichen innerpolitischen Reformen geworden. An diesen Reformen mitzuwirken und sie durchzuführen, betrachtet der Volksbund als eine seiner wesentlichsten Aufgaben.

Aus diesen Darlegungen erhellt, daß der Volksbund keinerlei parteipolitische Aspirationen hat; er kann solche gar nicht haben, davor schützt schon seine Zusammensetzung. Die verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen, die Verbände der technischen und kaufmännischen Angestellten, die konfessionellen Arbeitervereine, die alle dem Volksbund angehören, stellen ein parteipolitisch so verschiedenartiges Gebilde dar, daß der Volksbund in dem Moment unmöglich wird, wo er irgendwie versuchen würde, parteipolitische Neubildungen zu arrangieren oder zugunsten bestehender Parteien einseitig zu wirken. Der Aufgabenkreis des Volksbundes ist erwachsen aus den schwierigen Kriegszeiten. Dem Volk und dem Vaterland zu dienen und die großen politischen und sozialpolitischen Fortschritte der Neuzeit zu sichern, das ist seine wesentlichste Aufgabe und darin wird er seine Bedeutung haben. Vom Standpunkt der Zentrumspartei ist der Volksbund jedenfalls eine Organisation, deren Ziel und Zweck sich im allgemeinen deckt mit der

[1] Im Interesse der Objektivität und zur Klärung der Frage veröffentlicht die Redaktion der „A. R." diese Ausführungen, ohne sich mit den Einzelheiten identifizieren zu wollen.

Politik, welche die Zentrumsfraktion des Reichstages während des ganzen Krieges verfolgt hat. Schon aus diesem Grunde liegt für die Anhänger der Zentrumspartei kein Anlaß vor, den Volksbund abzulehnen, besonders, nachdem die christlich-nationale Arbeiterbewegung sich ihm angeschlossen hat.

Ochlokratie.

Von Professor Dr. v. Notthafft, München.

Wie schon mehrere andere Städte hat auch München das unwürdige Schauspiel der gewaltsamen Sprengung einer Versammlung der Vaterlandspartei gesehen. Man braucht kein Anhänger dieser Partei zu sein, man kann ihre Ziele und Mittel verfehlt und die politische Offenheit ihrer Führer nicht für erwiesen betrachten, aber diese Art sie zu bekämpfen muß unter allen Umständen aufs schärfste verurteilt werden. Die politische Bewegung, als deren Ausdruck die Vaterlandspartei gegründet worden ist, ist eine geistige Bewegung. Geistige Bewegungen sind aber mit geistigen Waffen zu bekämpfen. Glauben die Radaumacher und ihre Hintermänner, daß sie mit solch brutaler Vergewaltigung Andersdenkender auch nur einen Freund der Vaterlandspartei ihr abspenstig machen können? Im Gegenteil: ein besseres Agitationsmittel kann sich die letztere gar nicht wünschen. Sie kann mit (zum mindesten scheinbarem) Recht darauf hinweisen, daß man ihr mit geistigen Waffen nicht entgegentreten könne, und daß man daher zu den Gepflogenheiten der Straße greifen müsse. Es wird ihr so eine Bedeutung zuerkannt werden, die sie vielleicht gar nicht hat, und nur zu leicht wird der Ekel vor solchen Demonstrationen kulturfreier Radaubrüder bei vielen übersehen lassen, daß diese bei größerer Sachlichkeit und geringerem Fanatismus auch beherzigenswerte Gegengründe vorzubringen gehabt hätten.

Es gibt nicht wenige in unserem Vaterlande, und sie sitzen gewiß nicht bloß in den Reihen der Scharfmacher und Kriegsgewinnler, welche die Freigebung der Erörterung der Kriegsziele für einen Fehler halten. Diese müßten in ihrer Meinung bestärkt werden, wenn sich derartige Vergewaltigungen der Meinung Andersdenkender wiederholen würden. Wenn es den Anhängern des Verständigungsfriedens gestattet sein soll, ihre Ideen zu entwickeln, so muß man das gleiche Recht auch ihren Gegnern einräumen. Man wende nicht ein: Die Vaterlandspartei gestatte in ihren Versammlungen keine Diskussionen; daher sei die Störung ihrer Versammlungen berechtigte Notwehr! Denn einmal kann von einem Recht da keine Rede sein. Jeder Versammlungseinberufer kann das halten, wie er will; die Gegner können es ja auch in ihren Versammlungen halten, wie sie wollen. Dann aber ist diese Stellungnahme der Vaterlandspartei wohl auch mit dadurch bedingt, daß sie, wohl nicht mit Unrecht, fürchten zu müssen glaubt, daß die Diskussionsredner ihr nicht sachlich, sondern mit politischen Schlagworten und mit fanatisierenden Hetzreden, gestützt auf die Lungenkraft der anwesenden Gegner, entgegentreten möchten. Redefreiheit für jeden! Wer in unserer ernsten Zeit im Interesse des Vaterlandes das Wort ergreift, hat das Recht, daß man ihn geduldig und achtungsvoll anhört, auch wenn man seinen Standpunkt nicht einnimmt. Nur dann, wenn billig und leidenschaftslos die Meinungen dargelegt werden, kann sich das Gute ergeben. Dieses ist niemals bloß auf einer Seite.

Das Eingreifen der Gasse birgt die Gefahr in sich, daß die Regierungen alle und jede Versammlung politischen Charakters kurzerhand verbieten könnten. Ob dann die Vaterlandspartei schwerer getroffen wird als ihre Gegner, wäre noch sehr die Frage.

Für jeden gebildeten Menschen, für jeden Anhänger guter Lebensart war es ein tieftrauriger Anblick, daß eine Handvoll ungebildeter Menschen einen patriotischen Abend in eine Radauversammlung umwandeln durfte, daß unreife Burschen und einige fanatisierte Parteigänger geistig hochstehende und von uneigennütziger Vaterlandsliebe beseelte Männer mit Schimpfworten und Fuhrmannsgepfeife, mit Fußgetrampel und Massengebrüll niederschreien konnten. Und dieses vor den vielen anwesenden Kindern und Frauen, vor welchen sonst auch der einfachste Mann aus dem Volke natürliche Achtung zu haben pflegt!

Die vorstehenden Zeilen richten sich nicht gegen eine Partei. Wir wollen gerne annehmen, daß die Skandalmacher aus mehr als einer politischen Windrichtung zusammengeströmt waren. Um so mehr haben alle Parteien Veranlassung, solche Elemente von ihren Rockschößen abzuschütteln.

Flanderns weltgeschichtliche Stunde.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Der 20. Januar 1918 ist für das vlämische Volk von weltgeschichtlicher Größe; denn an ihm hat in Brüssel der Rat von Flandern seinen am 22. Dezember 1917 in einer allgemeinen Versammlung einstimmig gefaßten Beschluß öffentlich aller Welt kundgetan und feierlich die staatliche Selbständigkeit Flanderns verkündigt. Es ist von Interesse, festzustellen, daß fast gleichzeitig mit diesem Ereignis die belgische Regierung in Le Havre sich entschloß, ihren letzten Rest von Selbständigkeit, die sie der Entente gegenüber noch besaß, aufzugeben und sich durch Einrichtung eines neuen Kriegskabinetts vollständig in die Arme Frankreichs und Englands zu werfen. Das Ereignis der Selbständigkeitserklärung Flanderns war nach den Vorkommnissen der letzten Monate notwendig. Die allgemeine Stimmung der Zeit kam ihm zu Hilfe. Nicht nur die Mittelmächte sondern auch die Entente hatte sich den Grundsatz, wenigstens auf dem Papier, zu eigen gemacht, daß die Völker das Recht hätten, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, gleichgültig, ob sie über eine große oder kleine Volkszahl verfügten. Nach der Ukraine, Finnland, Polen, Litauen konnte auch das germanische Volk der Vlamen nicht zurückbleiben. Wir haben in der „A. R.“ die einzelnen Phasen der Verselbständigung Flanderns eingehend verfolgt. Die Streitfrage hatte sich zuletzt immer mehr auf die Frage: Belgien oder Flandern, zugespitzt, zwischen einem von ihnen galt es zu wählen.

Der ausgesprochene Loyalitätsgedanke, der namentlich den Vlamen tief im Blute sitzt, hat hier länger und hartnäckiger allen Versuchen widerstanden, sich von der alten Regierung abzuwenden, und nur schwer hat darum die aktivistische Bewegung Fuß fassen können. Die starken Widerstände, die sich gegen den Aktivismus auch namentlich aus den hohen kirchlichen Kreisen richteten, waren dann noch eine besondere Ursache, den Prozeß zu verlangsamen. Wir haben wiederholt darauf hinweisen können, daß auch der Gang der großen Ereignisse auf den Schlachtfeldern nicht ohne Einfluß auf die Fortentwickelung der vlämischen Bewegung gewesen ist. Wenn trotz alledem der Aktivismus weiter wachsen konnte, so war dies nur deshalb möglich, weil er sich der herrschenden Zeitidee bemächtigt hatte, die nach Gestaltung drängte und als geschichtlicher Prozeß eben nicht aufzuhalten war. Der Widerstand aber, den die belgische Regierung leistete gegen das, was doch einmal werden mußte, konnte die Bewegung nur auf Bahnen treiben, die immer weiter von den Wegen und Zielen Le Havres abtrieben. Die Stimmen, welche sich für ein freies Flandern ohne Belgien erhoben, wurden immer zahlreicher. Wenn diese Anschauung in zahlreichen Versammlungen propagiert wurde und immer mehr sich an ihr berauschten, so war zu erwarten, daß auch die politischen Organe, die sich Flandern bereits gegeben hatte, diese Forderung nicht überhören konnten. Die Stimmung, die allmählich die treibenden Geister erfaßte, hat am besten der vlämische Dichter René de Clercq gekennzeichnet, wenn er vor wenigen Wochen in der „Gazet van Brüssel“, seinem Blatte, schrieb: Wir wollen ein selbständiges Flandern, nicht weil wir Belgien hassen, sondern weil wir Flandern lieben. Somit war der Boden für die Selbständigkeitserklärung Flanderns geschaffen. In Brüssel, der verfranschten Hauptstadt, hat die Schilderhebung Flanderns stattgefunden. Damit hat der Rat von Flandern den wichtigsten der ihm gewordenen Aufträge erfüllt.

Die allgemeine politische Bedeutung des Ereignisses ist nicht zu unterschätzen. Gewiß wird das neue Volk, das ein eigenes Leben führen will, unter den europäischen Nationen keine überragende Rolle spielen können, dazu ist es zu klein. Aber man darf nicht vergessen, daß es keineswegs das unbedeutendste an Zahl ist. Es ist stärker an Volkszahl wie Dänemark und Norwegen, es ist ebenso volkreich wie Schweden und Portugal, an kulturgeschichtlicher Vergangenheit übertrifft es die genannten Nationen. Seine Lage aber an einem Schnittwinkel des politischen Einflusses der größten und mächtigsten europäischen Völker gibt ihm eine überragende Bedeutung, auch die größten Mächte werden zu ihm Stellung nehmen müssen. Von nicht abzuschwächender Wichtigkeit aber ist es, daß es dem vlämischen Volke noch während des Krieges und vor der allgemeinen Friedensversammlung gelungen ist, zur Selbständigkeitserklärung zu gelangen. Es ist somit ein Faktum geschaffen, zu dem der Friedenskongreß in irgendeiner Form Stellung nehmen muß.

Naturgemäß erheben sich mit dem entscheidenden Schritte, den Flandern getan hat, eine ganze Reihe von **Fragen**, deren Beantwortung schon eine nahe Zukunft bringen muß. Der Schnitt zwischen Flandern und der ehemaligen **Regierung in Le Havre** ist so gründlich, daß nun Todfeindschaft bestehen muß. Nie und nimmer kann die alte Regierung nach Flandern zurückkehren, sie hat sich dieses Rechtes begeben unter allen Umständen und unabhängig von dem Ausgange des großen Waffenganges, der ja auch für die innere Gestaltung Flanderns nicht gleichgültig gewesen ist. Damit erhebt sich von selbst die doppelte Frage: Wird Flandern sich ähnlich wie Finnland um die Anerkennung seines selbständigen politischen Seins bei den kriegführenden Staaten bemühen, indem es sich auf die von beiden Parteien erhobene Forderung des Rechts der Selbstbestimmung stützt? Es wird, falls dies geschehen sollte, nicht uninteressant sein, zu sehen, welche Stellung dazu die **Entente** einnehmen wird, sie wird bei dieser Gelegenheit zeigen können, ob es ihr mit dem **Selbstbestimmungsrecht Ernst ist**, oder nicht. Die zweite wichtige Frage ist die nach der **Verfassung**. Republik oder Monarchie? Und wenn letztere, wem wird das vlämische Volk die Krone Flanderns anbieten? Ob König Albert trotz der großen Sympathien, deren er sich namentlich in den loyalen vlämischen Kreisen erfreut, es sein wird, erscheint mit Rücksicht auf seine Vergangenheit immerhin fraglich. Und was wird nunmehr aus der **Wallonie**, die in passiver Untätigkeit verharrt zu nicht geringer Besorgnis der wallonischen Nationalisten, die schon vor Monaten auf das nahe Bevorstehen des nunmehr eingetretenen Ereignisses hingewiesen haben?

Das belgische Problem beginnt sich unter den Stürmen der politischen Geburtswehen Europas zu lösen und **Deutschland** hat bisher keine Veranlassung, mit der Entwicklung unzufrieden zu sein. Sie bietet auf jeden Fall eine größere Gewähr dafür, daß Belgien nicht mehr ein Aufmarschgebiet unserer Feinde sein wird. Das Werk des Freiherrn v. **Bissing** beginnt nach langer Pflege zu reifen.

Der gesetzliche Jugendschutz.

Von Geistl. Rat Prof. Dr. **Hoffmann**, München.

Eine ernste Sache für die Zukunft unseres Volkes wird der Jugendschutz nach dem Kriege sein. Mit der Hebung oder dem Sinken der Jugend steigt oder fällt die Hoffnung einer Nation. Man erkennt denn auch das ganze Gewicht dieses Problems. Pädagogen, Juristen und Volksvertreter haben begonnen, ihm Beachtung und Sorge zuzuwenden. Mit der zunehmenden Dauer des Krieges trat bei den **männlichen Heranwachsenden** — nur von diesen wollen wir sprechen —, den **schulpflichtigen und schulentlassenen, eine starke Zuchtlosigkeit und ein bedenklicher Zug zur Kriminalität** hervor.[1])

Worin zeigt sich zumeist der sittliche Niedergang eines Großteiles unserer Heranwachsenden? Diese haben infolge der Eigenarten der Entwicklung an sich eine Neigung zu derbem und auch rohem Handeln. Sie wollen ihre werdende Persönlichkeit durchsetzen, dabei fallen sie in eine Großmannssucht, als ob die Welt gerade auf sie gewartet hätte, kommen zur Rücksichtslosigkeit gegen ihre Nebenmenschen, namentlich gegen Autoritätspersonen. Die Genüsse der Erwachsenen, insbesondere Rauchen und Trinken, sind von ihnen besonders geschätzt und gesucht. Gerne verbinden sie sich zu größeren oder kleineren Banden zur Ausübung dummer Streiche, zum Widerstande gegen Eltern und Schule und nicht selten zur Ausführung von Diebstählen, wenn sie auch der entwendeten Sache gar nicht bedürfen. Dieses alles tritt jetzt in vermehrten Fällen und in schlimmer Weise auf. Insbesondere nimmt das bandenmäßige Stehlen zu und ist bis zu den Zöglingen höherer Lehranstalten gekommen.

Die Gründe, welche diese Erscheinung veranlassen, sind mannigfach. Es fehlt an der Erziehung, da viele Väter aus ihren Familien weg sind; die noch Schulpflichtigen haben teilweise einen nur mangelhaften Unterricht. Zudem sieht der Junge, daß man seiner bedarf, daß sein Wert gestiegen ist; er verdient viel, zu viel Geld, und ist deshalb in der Lage, sich etwas zu leisten und den Sitten und Gebräuchen der Alten nachzukommen. Sodann wirken gar manche Kriegsvorgänge auf die Seele des Heranreifenden in eigenartiger, nicht günstiger Weise und schließlich ist das Verhalten weiter Kreise unter den Erwachsenen nicht vorbildlich zum Guten.

Die Jugend in den Entwicklungsjahren bedarf einer konsequenten und mitunter strengen **Erziehung**. „Knabenzucht will harte Hände." Gewiß soll die Persönlichkeit des jungen Menschen geachtet und geschont werden, aber diese besteht nicht in den Auswüchsen und der rücksichtslosen Auflehnung der Individualität gegen berechtigte Schranken, die dem einzelnen gezogen sind. Persönlichkeit ist ein hohes Gut, doch es treibt die **moderne Pädagogik vielfach Unfug damit**, indem sie diesen Begriff falsch auffaßt. Sodann ist die Mutter mit ihrem weichen Gemüte, ihrer natürlichen Neigung zur Unterordnung unter den männlichen Willen und ihrem, bisweilen auch unberechtigten Stolze auf den Herrn Sohn in der Regel zur Erziehung von Knaben in den Pubertätsjahren nicht geeignet. In der Zeit des Krieges kommen noch manche erschwerende Umstände hinzu: Da ist es einmal die erhöhte schlimme Einwirkung von außen, dann fühlt sich bei der Abwesenheit des Vaters der Sohn gerne als der Familienvorstand, die Mutter und jüngere Geschwister sind vielleicht finanziell und geschäftlich von ihm abhängig. Bei dieser Sachlage ist eine erzieherische Einwirkung der Mutter erst recht gleich Null.

Der Junge überschätzt in der Regel seinen Wert. In der ihm eigenen Großmannssucht kann er übermütig und rücksichtslos werden. Schon um bei Seinesgleichen etwas zu gelten und renommieren zu können, läßt er sich zu rohen und gesetzwidrigen Streichen verleiten, die er in seinem Unverstande für Erweise der Männlichkeit ansieht. Der Krieg hat seine eigene Beurteilung mancher Handlungen, die sich von der gewöhnlichen mitunter weit unterscheidet. Erstere aber steht im Einklange mit der psychischen Sonderheit der Entwicklungsjahre. Zu dieser paßt auch die Weise, wie jene Kriegstaten dargestellt werden. Wenn der Krieg auch den Erwachsenen, namentlich den unmittelbaren Teilnehmer verroht, so wirkt er noch mehr nach dieser Seite auf die hierfür empfängliche Seele des Jugendlichen ein. Dieses dürften **manche Erzähler in Wort und Schrift beherzigen.**

Nicht den geringsten Teil der Schuld an dem sittlichen Niedergange der männlichen Jugend tragen die **Erwachsenen**. Der Krieg hat zweifellos bei ihnen einen weitreichenden Tiefstand der sittlichen Begriffe und des rechtlichen Handelns gebracht. Der **materialistische Geist**, der sich vorher nur versteckt und meistens nur verschämt geltend machte, feiert jetzt Orgien. Ein großes Vermögen auf Kosten der Allgemeinheit zu erwerben, gleich mit welchen Mitteln, und die Genußsucht zu befriedigen, um jeden Preis, ist das Bestreben eines großen Teiles des Volkes. So kommt es zu Ungerechtigkeiten, Diebstahl, Wucher und zu Vergnügungen, wie sie namentlich in manchen Kurorten widerlich sich breitmachen. In dieser Atmosphäre lebt die Jugend, diese nimmt sie in sich auf. Wer möchte erwarten, daß sie davon innerlich unberührt bliebe? So liegt in der Klage über die Verrohung der Jugendlichen eine Anklage gegen die Gesellschaft, wenigstens gegen einen Teil derselben.

Gegenüber diesen bedauerlichen Ausschreitungen vieler Jugendlichen haben nun **staatliche Behörden zahlreiche Verordnungen** ergehen lassen. Die Ministerien des Kultus haben solche an die Schulbehörden gerichtet, die des Innern an die Polizeistellen. Letztere sind ihrerseits auch selbständig vorgegangen. Namentlich aber haben stellvertretende **Generalkommandos** eingegriffen.[2]) Die Maßnahmen der genannten Behörden richten sich gegen Gefährdung der Jugend durch Alkoholgenuß, Rauchen, Schundfilms, andere ungeeignete Schaustellungen (Singspielhallen, Tingeltangel, sog. Spezialitätentheater, Variétés, Kabarets, Sing- und Sprechvorträge), durch ungeeignete Plakate, Schundliteratur, Herumtreiben, zu reichlichen Arbeitsverdienst, Müßiggang, Glücksspiele, postlagernden Briefverkehr, feuergefährliche Gegenstände, durch Besitz von Schußwaffen.

In den einzelnen Verordnungen sind immer nur einige Punkte je nach Bedürfnis herausgegriffen. Wir fragen aber: **Sind diese Erlasse mit ihren kalten Strafandrohungen der Jugenderziehung förderlich?** Es ist ein Unterschied zu machen zwischen den Verordnungen, die sich an **Erwachsene** wenden und ihnen Strafe in Aussicht stellen, wenn sie durch bestimmte Handlungen die Jugend in leibliche und sittliche Gefahren bringen, wie durch Zulassung zu ungeeigneten Kino- und anderen Vorstellungen, durch Verkauf von Schundschriften u. a., sowie den Erlassen, die Handlungen der **Jugendlichen selbst** in Strafe nehmen. In ersterem Falle kann offenbar gar kein Zweifel bestehen, daß die behördlichen Maßregeln günstig sind. Wohl machen diese die Heranwachsenden nicht an sich gut und wohlgesittet, aber sie schaffen die **Vorbedingungen**, um eine ungestörte förderliche Einwirkung der Erziehungsfaktoren zu ermöglichen. Ohne solche Vorbedingungen würden oft alle Mühen wirkungslos bleiben, da die schädlichen Momente einen stärkeren Einfluß haben als die hebenden. So können auch die Erlasse der stellvertretenden Generalkommandos heilsam wirken, indem sie erziehungswidrige Einflüsse fernhalten und damit vorbeugend eingreifen. Wohl liegt die Neigung zu den oben erwähnten Streichen und Vergehen in der jugendlichen Natur; doch sie wird meistens erst geweckt, wenn von außen her die Anregung kommt und so zu schlechter Betätigung angereizt wird. Mancher junge Mensch, der z. B. infolge von Schundlektüre zugrunde ging, wäre sicherlich ein tüchtiger,

[1]) Laut Mitteilung des Jugendstaatsanwalts Kaiser in einer Versammlung des Münchener Waisenpflegerinnenverbandes stieg am Münchener Jugendgericht die Zahl der Verurteilungen wegen Vergehen im Jahre 1917 auf 960, fast auf das **Zweieinhalbfache der Friedensziffer**. Mit der Zunahme der Verbrechen aber steht es **noch schlimmer**, [illegible] mmer 1913 nur 99, dagegen 1917 269 Angeklagte ab-

[2]) Diese Erlasse hat Amtsrichter Dr. Albert Hellwig in „Volkswart, Organ des Verbandes der Männervereine zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" 1917 Nr. 3 ff. zusammengestellt und behandelt. Vgl. auch die einschlägigen Aufsätze in der „A. R.", insbesondere 1916 Nr. 11 „Fortschritte im Jugendschutz", Nr. 21 „Jugendschutz", Nr. 22 „Jugendgift", 1917 Nr. 12 „Das Wiederauftauchen der Schund- und Schmutzliteratur", Nr. 31 „Jugendschutz in und nach dem Kriege".

braver Mann geworden, wenn keine Verführung an ihn herangetreten wäre. Da vermag es gewiß auch gegen die Erlasse der Behörden keine Einwendungen zu geben, namentlich kann nicht die Berufung auf Gewerbefreiheit, Schädigung des Geschäftes gelten gelassen werden. Wenn es sich um Gesunderhaltung des Nachwuchses des Volkes handelt, müssen derartige, manchmal zweifelhafte Interessen zurücktreten.

Nicht so einfach liegt die Sache, wenn die Heranwachsenden nicht mehr Schutz- sondern Strafobjekte werden, wenn also die Erlasse der Behörden ihnen Strafe androhen und ihre Handlungen tatsächlich damit ahnden. Diese Seite in den Jugendschutzverordnungen während des Krieges hat mannigfachen Widerspruch hervorgerufen. Man sagt: Eine Erziehungsfrage, als welche doch unsere Sache anzusehen sei, könne nicht durch Strafgesetze und Polizeistock gelöst werden. Damit werde vielmehr der Widerspruchsgeist der Jugend geweckt und aufgereizt, es würden die Delikte gemehrt, eine versittlichende innere Einwirkung werde so keineswegs erreicht, eher das Gegenteil.

Sicherlich würde derjenige, der glaubt, die Heranwachsenden auf diesem Wege allein erziehen und zu einem sittlichen und staatsbürgerlichen Verhalten führen zu können, sich gewaltig täuschen. Anderseits ist aber zu bedenken, daß Strafen bei der Erziehung auch der Jugendlichen nicht entbehrt werden können. Wir glauben sogar, daß die Furcht hiervor nicht wenige Jungen antreibt, die schlimme Tat zu meiden. Dadurch wird schon vieles erreicht. Die Neigung zum Bösen erhält wenigstens dann nicht durch Handlungen eine Stärkung; bei manchen könnte so auch auf die innere Gesinnung eingewirkt werden. Wenn häufiger Strafdelikte vorkommen, so ist es doch mehr in dem Sinn, daß die Handlungen nun unter das Gesetz fallen, als in dem, daß sie überhaupt geschehen. Mit ähnlichem Rechte könnten die Gegner jener Verordnungen alle Strafgesetze als schädlich bezeichnen. Dieses Urteil möchten indes nicht viele aussprechen.

Es kann somit auch durch Strafbestimmungen, die sich gegen die Jugendlichen selbst richten, für die Erziehung vorbereitend gewirkt werden. Voraussetzung ist allerdings, daß sie in geeigneter, pädagogischer Weise zur Anwendung gelangen. Für die eigentlich bildende Beeinflussung des jungen Menschen sind allerdings andere Faktoren und Weisen ihrer Anwendung notwendig. Die Einwirkung muß religiös-sittlich sein und muß durch wahre Erziehungsmittel vollzogen werden, nämlich Belehrung, Mahnung, Anleitung, Uebung und Gewöhnung. Sehr förderlich wäre für die Hebung der Jugend, wenn der allgemeine Geist des Volkes ein besserer würde, wenn soweit die Jugend in einer Umgebung lebte, die sittlich und sozial unbescholten wäre, ja die als Beispiel dastünde.

Aus unseren Darlegungen möchte schließlich die Frage Beantwortung finden, ob diese Jugendschutzgesetzgebung beibehalten und in die Friedenszeit hinübergeleitet werden soll. Auch Amtsrichter Hellwig bejaht sie. In gleichem Sinne sprach sich der Abgeordnete Speck in der bayerischen Kammer der Abgeordneten vom 28. November 1917 aus. Dieses gilt sicherlich von jenem Teile der Verordnungen, welche der Jugend Schutz bietet gegen Personen, die aus irgendeinem Grunde ihr leibliches und geistiges Wohl gefährden. Ebenso soll der Kern der Erlasse, welcher sich gegen rechtswidrige, unsoziale Handlungen der Heranwachsenden selbst wendet, nicht fallen gelassen werden. Notwendig erscheint allerdings, daß zwischen dem Zustande während des Krieges und dem kommenden des Friedens keine Lücke entsteht, daß also der Jugendschutz während des Krieges für die folgende Zeit gesetzlich festgelegt wird und daß die Bestimmungen nach pädagogischen Gesichtspunkten aufgestellt und durchgeführt werden. Die Eingabe, welche der deutsche Wehrverein im Oktober 1916 an den Petitionsausschuß des Reichstags richtete, dürfte im allgemeinen brauchbare Richtungen enthalten.

Kreuz und quer-Gedanken.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg, München.

Man erwartet vielleicht, daß Sumego — ähnlich wie in dem alten Roman „Der hinkende Teufel" von Lesage — durch die Lüfte geführt werde, oder daß er wie Dante einen Rundgang durch Himmel und Hölle antreten dürfte, aber man täuscht sich eben darin. Sumego schmückt sich nicht gerne mit fremden Federn und überläßt es anderen, nach Rezepten zu träumen und Zwiesprache mit Geistern zu führen. Sumego hat dergleichen schon vor Jahren in der früheren „Allgemeinen Zeitung" von sich erzählt und er lehnt sich nicht gerne an einen fremden Geist an, weil ein solcher kein fester Stützpunkt ist.

Der Besuch des gesunden Menschenverstandes bei Sumego blieb übrigens nicht ohne angenehme Folgen. Weil er schrieb, daß ihm durch die Post ersehnte Lebensmittel abhanden gekommen seien, brachte ihm die Post ein Kistchen, das eine deutsche Frauenhand mit allerlei brauchbaren Dingen — nebst einem ausgezeichnet schmeckenden Kuchen — gefüllt hatte. Eine so sinnige Tat zu vollführen, vermag eben nur eine echt deutsche Frau, die es nicht allein versteht, in Küche und Keller zu walten, sondern die auch noch Zeit findet, den Leuten von der Feder Kränze zu winden. Ein hervorragendes Zeugnis für den Sinn der Zeit war aber, daß dem Kranz Zwiebeln eingeflochten waren.

Weil nun absolut kein Schemen erschien, las Sumego die Tagesblätter durch und, des Besuches des gesunden Menschenverstandes gedenkend, machte er sogenannte Ausschnitte. Aus sozialdemokratischen Blättern schnitt er die schadenfrohen Notizen über die Lebensmittelpakete des Reichskanzlers aus Sumego dachte hin und her, er gelangte dabei bis zu Henri IV., der jedem Bauern Sonntags ein Huhn in den Topf wünschte. Auch Sumego liest es nicht gerne, wenn andere Repräsentationstafeln geben und er nicht geladen ist, aber von grünem Neid war er noch nie besessen, wenn er las, ein hoher Staatsbeamter habe die eben übliche Einladung zur Tafel ergehen lassen. Kommt es doch sehr darauf an, was an einer solchen Tafel geboten wird! Sumego hat selbst schon während des Krieges die Vereinfachung und das Sicheinfügen in die allgemeine Lage an fürstlicher Tafel kennen gelernt.

Sicher ist der Reichskanzler nicht in der Lage, die Speisenfolge beim Mahle der silbernen Hochzeit des Munitionsfabrikanten R. St. aus dem Wuppertal nachzuahmen. Für 60 Geladene gab es:

Geflügelpastete.
1913er Aßmannhäuser.
Kraftbrühe mit Markschnitten.
Forellen blau mit frischer Butter und bergische Nieren.
1913er Bernkasteler Rosenberg.
1911er Rüdesheimer Berg Burgweg.
Stangenspargel mit Schinken.
1911er Enkirchner Stephanstrunk.
1911er Rhaungauer Herrentrunk.
Roastbraten mit Salat, frischen Kartoffeln und verschiedenem Kompott.
1914er Rüdesheimer Berg.
1915er Brauneberger.
Eis-Cuvét.
Käseplatte.
Mokka — Backwerk.
Obst.

Da fehlte gerade noch, daß bei dem Gelage die 60 Geladenen das Dessauer Lied anstimmten: So leben wir — so leben wir — so leben wir alle Tage!

Es ist auch noch nicht lange her, daß im schönen Salzburg in einem bekannten Hotel ein Diner mit 14 Gängen, dem der Landespräsident anwohnte, gegeben wurde; auch erzählt die „Reichspost", wie man in Wien speisen kann, wenn man viel Geld besitzt. Hat doch auch während des Krieges der Salzburger Sozialist Dr. Alexander X. seine Erlebnisse preisgegeben. Weil er schon eine Villa besaß, wurde er in Wien schlecht behandelt. Dort, wo die Führer noch keine Villen besaßen, duldete man ihn nicht. Dafür verriet er, daß der Genosse X. in 1. Klasse nach Böhmen fuhr, nach dem Souper den Frack mit einem Kittel vertauschte, nach der Arbeiterversammlung aber im Hotel beim Sekt äußerte, das Bier sei ein Plembel gewesen und hoffentlich schade ihm das hinuntergewürgte Glas nicht.

Der Homme tout-puissant Münchens, der Rat Schmid, nahm neulich ein Wort in den Mund, das in liberalen Blättern vor dem Kriege eine große Rolle spielte: „Denunziant". Dem Herrn gilt wohl jeder als Denunziant, der etwas sagt oder schreibt, was ihm und seinem Anhang nicht paßt, selbst wenn es längst in Druckerschwärze zu lesen war.

Ist das Vorgehen gegen den Lebensmittelbedarf des Reichskanzlers keine Denunziation? Ist der dienstliche Vertrauensbruch, der zur Möglichkeit der Veröffentlichung führte, keine niederträchtige Handlung? War in einem anderen Falle der Ankauf gestohlener Papiere eine Tat der sozialistischen Ethik? Wird auch in den sozialistischen Blättern über das Hamstern im Großen der eigenen Größen erzählt? Warum schnatterten denn die Gänse des sozialistischen Kapitols nicht, als bayerische Gänse in Genossenkörben nach Norddeutschland entführt wurden?

Und selbst wenn man beim Reichskanzler eine Ausnahme zuläßt, begeht man noch lange kein Verbrechen gegen die Utopie der Gleichheit, denn seine Stellung erfordert einen Mehrverbrauch im Haushalt und er treibt weder Kettenhandel noch Preistreiberei mit dem ihm Zugesandten. Außerdem hat er sich um Bayern doch mehr Verdienste erworben, als die Herren der „Münchener Post". Sohin besteht ein weiter Unterschied zwischen dem Zuführen von einigen Lebensmitteln an einen Reichskanzler und dem planmäßigen Aushamstern bayerischer Gegenden von Berliner Kriegsgewinnlern, Großkapitalisten und verkappten Bolschewikis.

Im bayerischen Schwarzwald wird also noch immer ultramontan regiert? Deshalb wurde Kupfer zur Bedachung von Synagogen abgegeben, während man dem christlichen Volk die Glocken nahm. In Augsburg deckten zur Zeit nach der Reformation die Katholiken eine Kirche mit Kupfer. Darob entbrannten die Evangelischen in Zorn und ihre Weiblichkeiten trugen alle Zwetschgendatschi-Model zusammen und gaben nicht nach, bis auch ihre Kirche ein kupfernes Dach besaß. Es kann sich aber bei der Zuteilung von Kupfer in solcher Menge während des größten Krieges, den der Erdball je sah, nicht um einen weiblichen Wettstreit handeln; aber die zuteilende Instanz wußte wohl nicht, was sie unterschrieb? Wer nun die Feder zum Unterzeichnen in die Tinte taucht, will doch gewöhnlich nicht sein Todesurteil unterzeichnen, es sei denn eine solche Flut von schützendem Drachenblut über sein Dasein ausgegossen, daß er überhaupt nicht umzubringen ist. Mit der Neuorientierung hängt das wohl nicht zusammen.

Ist nun aber eine Neuorientierung so stürmisch begehrt, wie ein Großteil der deutschen Presse es ausspricht, dann sollte von den einen nicht Utopien nachgejagt werden, während die anderen sich noch dem zu verschließen scheinen, was selbst in ruhigeren Zeiten von Vorteil gewesen wäre. Ein unheimlicher Feuerschein leuchtet über die Ostgrenze herüber. In Paris inauguriert der dereinstige gefeierte Mitarbeiter der „Wiener Freien Presse" — Herr Clemenceau — eine Schreckensherrschaft, die nicht weniger diktatorisch erscheint als jene der Herren Zederbaum-Lenin und Bronstein-Trozki. Klipp und klar bedeutet das alles den heftigsten Ansturm gegen jede Art von Monarchie. Wie wird nun diesem begegnet und wie sollte es geschehen?

Ein Zusammenschluß der regierenden Fürsten ist nicht mehr möglich, denn die Konstellation in der Hinsicht nach dem Kriege kann ein Weltweiser nicht einmal vorhersagen. Jedenfalls ist der monarchische Gedanke in dem konföderativen Deutschland und in Oesterreich noch am meisten vertreten, aber die Königstreuen dürfen jetzt um keinen Preis der Welt unter sich uneinig sein. Der Feudale muß Hand in Hand mit dem Konstitutionellen gehen und jede nebensächliche Forderung aus dem Spiel bleiben. In erster Linie bedarf es aber den Aufbau eines Hauses, in dem jeder gerne wohnt, — selbst der Sozialist!

Schon oft ist in diesen Gedanken darauf hingewiesen worden, daß es fehlerlose Menschen einfach nicht gibt, und es erscheint sogar gefährlich, gemachte Fehler zu verschweigen oder zu vertuschen. Einem waschechten Monarchisten graut jedoch vor jeder öffentlichen Kritik der Person des Staatsoberhauptes, während in Wahrheit gerade in gewissen Kreisen am meisten geschimpft wird.

Die Zufriedenheit der Staatsbürger ist ebensowenig zu erreichen, wie Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit. Verstöße gegen diese Utopien und namentlich Verstöße gegen das utopistische Ideal „Gerechtigkeit" sind aber in jedem Staate — ob monarchistisch, ob republikanisch — nicht zu vermeiden. Der idealste Fürst ist nicht mehr imstande, Harun al Raschid zu spielen.

Zum Ausüben von Handlungen der Gerechtigkeit gehört aber ein Beschwerderecht. Das ist gewissermaßen in der Immediateingabe vorhanden — wie aber soll der Monarch eines großen Reiches Zeit finden, alle diese Schriftstücke zu lesen! Sohin ist also wieder der Instanzenweg unumgänglich nötig und der „Beamte" tritt zwischen den Monarchen und den Staatsbürger.

Wie es aber keinen an sich fehlerfreien Menschen gibt, so ist auch die Auffassung von Gerechtigkeit eine sehr verschiedene und zugleich die Auffassung von Rechtslagen. Man wird nicht behaupten wollen, daß alle bis jetzt geschaffenen Gesetzesbücher Evangelien des gesunden Menschenverstandes und der Rechtsgefühle der einzelnen Staatsbürger seien, noch weniger aber, daß alle erlassenen Verordnungen der Beamten ihren immer erstrebten Zweck erfüllen.

Kurz gesagt: es ist also ein Idealzustand einfach unmöglich.

Wir besitzen nun in Deutschland und in Oesterreich sicher mehr Freiheiten als die Angehörigen der Länder der Entente, denn weder in England, noch in Frankreich, noch in Italien wäre das zu sagen erlaubt, was unsere sozialistische Presse täglich bietet. Außerdem verweise ich auf das Verhalten der Böhmen usw. Wenn also Freiheiten für einen Teil der Staatsbürger selbst während des Krieges fortbestehen, dürfen sie nicht zur gleichen Zeit für einen anderen Teil aufgehoben werden. In der Presse, in den Parlamenten strotzte es in letzter Zeit von hierher gehörigen Fällen. Dadurch werden die Staatsbürger beunruhigt und ihr unschädliches Gewohnheitsgeschimpfe wird zu einem gefährlichen.

Wohl erfährt der Monarch eines Staates das Gerede über seine Person, über seine Regierung, aber wer je mit Hofgebräuchen zu tun hatte, weiß doch, daß er es immer erst erfährt, wenn es absolut nicht mehr zu verschweigen ist. Dann aber ist es meist zu spät.

Es gibt sicher an den Höfen Persönlichkeiten, denen der Fürst vertraut — das Ohr leiht, aber ich möchte den kennen, der Tag für Tag Unangenehmes erzählen will, wo doch die anderen innerlich seufzen: Um Gottes Willen — nur nichts Unangenehmes — nur eine gute Laune!

Die Höfe unterscheiden sich in nichts; die einen sind größer, die anderen kleiner, reicher oder ärmer, überall herrscht das glatte Parkett, selbst in Schlössern, in denen es nicht gewichst wird. Früher war nun das Volk so freundlich, sich für Aeußerlichkeiten an den Höfen zu interessieren, aber der böse Krieg hat diese Gemütlichkeit weggewischt und das Interesse an die Kriegs-Teetische ältlicher Damen verdrängt.

Je mehr nun in der Presse geglättet und es dargestellt wird, als seien die Fürsten unfehlbar und ihre Regierungsorgane fehlerlos, destomehr erzeugt das Widerspruch in den antimonarchischen Kreisen. Dieser Widerspruch, der sich im Munde des Volkes höhnisch und neidisch ausdehnt, ist viel untergrabender, als je eine Kritik in anständiger Form es sein könnte. Daher muß es der Wunsch eines jeden aufrichtigen, denkenden Freundes der Monarchie jetzt sein, daß der politische Lavastrom — Neuorientierung genannt — in die richtigen Bahnen gelenkt werde.

Die breite Masse liest weder feudale noch liberale Blätter, sie zieht die kleine volkstümliche Presse vor und die Wichtigtuerei der verschiedensten großen Schriftleitungen kann höchstens dort noch imponieren, wo man über die eigene Peripherie nicht hinwegsieht. Hoffen wir, daß Sumego wieder einen Besuch des gesunden Menschenverstandes erhält und daß der sich dann trotz aller hemmenden Aengstlichkeiten recht klar aussprechen werde.

Vergessene Bildstöcke.

Ehrt sie auch niemand mehr, die, frommer Tage Zeugen,
Stumm aufgereckt an Wald und Strasse steh'n,
Wie viele achtlos auch vorübergeh'n,
Sie harren ernst — ihr Los kann sie nicht beugen.

Ist manch Jahrhundert her, seitdem sich presste
Um ihren Sockel eines Beters Arm,
An ihnen eines Mägdleins scheuer Harm
Zur Jungfrau stieg in sel'ger Andachtsgeste,

Dass einst ein Pilgersmann hier Rast gehalten,
Wo Trost sich goss in seines Herzens Schrein,
Längst ist's dahin. . . . Es bröckelt das Gestein
Und Moos und Flechten wuchern in den Spalten.

Es weint die Nacht, der Glast der Sonne zittert
Wohl über ihnen; Schnee umhüllt ihr Bild,
Oft mit des Kreuzes Umriss bloss noch mild.
Sonst ist es sichtbar kaum, so ist's verwittert.

Sie gleichen Wächtern an des Lebens Bahnen,
Die nicht der Menschen Wahn herniederbricht. . . .
Wie lang er währt, ihr steinern Angesicht
Wird ewig sein ein stetes Glaubensmahnen.

Joachim Samtleben.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Erlasse, Ansprachen, Aufrufe. Abwehr gegnerischer Anschuldigungen.

Papst Benedikt an den bayerischen Episkopat über seine ernste Lage.

Das Amtsblatt für die Erzdiözese München-Freising (Nr. 3) bringt ein Schreiben Papst Benedikts XV. vom 5. Dezember 1917 an den bayerischen Episkopat, worin es heißt:

„Wir danken euch von Herzen für das ehrerbietige Schreiben, mit dem ihr gemeinsam zu Beginn der Freisinger Zusammenkunft eure treue Ergebenheit und Anhänglichkeit gegen Uns zum Ausdruck gebracht habt. Es gereichte Uns dies in nicht geringem Grade zur Freude, ja vielmehr zum Troste; denn der Trost ist es gerade, dessen wir in dieser Bitterkeit der Zeit so sehr bedürfen. Denn zur inneren Angst und Unruhe, mit der die lange Dauer des jammervollen Krieges Unser Herz erfüllt, gesellt sich noch die Erfahrung, daß Unsere Mahnung zur Wiederherstellung des Friedens, die doch der Ausfluß lauteren Strebens für die allgemeine Wohlfahrt war, schließlich einen Ausgang genommen hat, wie Wir ihn am wenigsten erwarteten, ja daß diese Mahnung von ruchlosen Menschen sogar benützt worden ist, um den Volkshaß gegen Uns aufzuregen, während Wir doch einen Erweis Unserer Liebe geben wollten. Und dabei beklagen Wir Uns nicht so fast über das Uns zugefügte Unrecht — müssen Wir ja doch immer bereit sein, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden — als Uns der Verlust so vieler Seelen schmerzlich berührt. Indem wir jedoch auf die Hilfe Christi vertrauen, der seine Kirche niemals ohne Beistand läßt, und indem Wir von ihm das Ende dieser Unzahl von Uebeln erflehen, wollen Wir unablässig mit aller Anstrengung Uns bemühen, daß im Schoße der Kirche selbst mehr und mehr die Heiligkeit der Sitten und die Aufrechthaltung der Zucht erblühe. In dieser Absicht haben wir jüngst das kirchliche Rechtsbuch veröffentlicht, zu diesem Zweck haben Wir das allgemeine Schreiben über die Verkündigung des göttlichen Wortes erlassen. Es wird vor allem Aufgabe der Bischöfe sein, mit Gottes Hilfe dafür zu sorgen, daß aus dem einen wie dem andern reiche Früchte erwachsen. Von euch freilich sind Wir überzeugt, daß ihr in dieser Hinsicht hinter niemand zurückstehen werdet; so zahlreich sind ja die Erweise der Hirtensorgfalt, die ihr gegeben habt, so bedeutsam ist die Kundgebung dankbarer Gesinnung, mit der ihr diese Unsere Amtshandlungen begrüßt habt!"

Die sämtlichen kirchenfeindlichen Verbände und Zeitungen in ganz Italien wüten zurzeit in einer Weise gegen den Hl. Vater, die das Allerschlimmste für sein Leben und seine Sicherheit befürchten läßt. Man hat aus deutschen Zeitungen, die in ihrer ehrlichen Freude über die päpstliche Friedensnote die nötige taktische Klugheit vergessen haben, alle einzelnen zustimmenden Sätze und Wendungen sorgsam zusammengetragen und klagt nun auf Grund dieser „Beweise" den Hl. Vater des Landesverrates an. Die päpstliche Friedensnote habe die Kraft Italiens entnervt und sei die Hauptschuld an der Isonzokatastrophe. Der italienische Berichterstatter der „Neuen Züricher Nachrichten" konstatiert ebenfalls, daß in ganz

Italien nunmehr überhaupt kein katholisches Blatt mehr gegen die systematische Hetze gegen den Vatikan protestieren dürfe. Die Lage seien jetzt sehr schlimm geworden für den Papst und sie würden voraussichtlich noch schlimmer werden, da sich immer deutlicher die Anzeichen eines Sturmes gegen den Hl. Vater und den Vatikan bemerkbar machen.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Oertliche Kämpfe in der Champagne. Fliegerangriffe auf England, die französische Nordküste und Paris.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

29. Januar. Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. In der Champagne entwickelten sich lebhafte örtliche Kämpfe. Beiderseits der Straße St. Hilaire-St. Souplet scheiterten am Morgen kleine französische Angriffsunternehmungen. Unsere Stellungen zwischen den von Somme-Py und Ripont nach Südosten führenden Straßen lagen am frühen Nachmittag unter heftigstem feindlichen Feuer. Unter seinem Schutz stieß französische Infanterie mit Flammenwerfern zu starken Erkundungen gegen mehrere Stellen der Front vor. Mit schwersten Verlusten wurden sie zum Teil vor unseren Hindernissen, zum Teil im Nahkampf zurückgeworfen. Einige Gefangene blieben in unserer Hand, mehrere Flammenwerfer wurden erbeutet.

Rege Fliegertätigkeit führte zu zahlreichen Luftkämpfen. Wir schossen gestern 13 feindliche Flugzeuge und einen Fesselballon ab. London und Sheerneß wurden erfolgreich mit Bomben beworfen. Französische Flieger setzten ihre Angriffe gegen unsere Lazarette fort. Während im Monat Dezember die Lazarettanlagen von Rethel mehrfach Ziele ihrer Bombenwürfe waren, griffen sie in den letzten Tagen die Anlagen von Labry (östlich von Conflans) an.

30. Januar. Die Infanterietätigkeit blieb auf Erkundungsgefechte beschränkt. Unsere Flieger führten erfolgreiche Angriffe auf England und die französische Nordküste durch. London und Southend, sowie Dünkirchen, Gravelines und Calais wurden mit Bomben beworfen. Im Luftkampf wurden gestern 8 feindliche Flugzeuge und 2 Fesselballone abgeschossen.

31 Januar. Am Weihnachtsabend und im Laufe des Januar haben Flieger unserer Gegner trotz unserer Warnung wieder offene deutsche Städte weit außerhalb des Operationsgebietes angegriffen. Dank unserer Abwehrmaßnahmen traten nennenswerte Verluste und Schäden nicht ein. Zur Strafe wurde die Stadt Paris im ersten planmäßigen Luftangriff in der Nacht vom 30. zum 31. Januar mit 16 000 Kilogramm Bomben belegt.

3. Februar. Bei Monchy wurde ein starker Erkundungsvorstoß der Engländer abgewiesen. Am Oise-Aisne-Kanal ließen die Franzosen bei einem gescheiterten Unternehmen Gefangene in unserer Hand. Unsere Infanterie brachte von Erkundungen auf dem Ostufer der Maas und nördlich von Badonvillers einige Franzosen zurück.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Die Verhandlungen im Osten.

Wiederaufnahme der Friedensverhandlungen.

Am 30. Januar fand in Brest-Litowsk eine Plenarsitzung statt, in welcher Graf Podewils als Vertreter Bayerns eingeführt wurde. Trotzki machte die Mitteilung, daß zwei Mitglieder der Räte der Arbeiter-, Soldaten- und Bauerndeputierten der ukrainischen Volksrepublik in die russische Delegation eingereiht worden seien, und fügte hinzu, daß ein mit der Delegation des Kiewer Sekretariates abgeschlossener Friede unter den augenblicklichen Verhältnissen keinesfalls bereits als ein Frieden mit der ukrainischen Republik angesehen werden könne. Jedenfalls könnten nur solche mit der Ukraine getroffenen Abkommen anerkannt werden, die durch die Regierung der föderativen Republik Rußlands ihre formelle Bestätigung fänden. Staatssekretär v. Kühlmann befürwortete im Namen der Verbündeten, die Erörterung bis nach Eintreffen der Delegation der Kiewer Rada aufzuschieben. Er lege Wert darauf, festzustellen, daß der Vorsitzende der russischen Delegation seinerzeit mit keinem Worte angedeutet habe, daß neben der Abordnung des Herrn Holubowycz noch eine andere Körperschaft vorhanden sei, welche Anspruch erhebe, namens der Ukraine zu sprechen. Die Lage scheine ihm kurz die zu sein, daß das Bestehen der freien ukrainischen Volksrepublik von keiner Seite in Frage gestellt werde, daß aber zwei konkurrierende Körperschaften behaupteten, berechtigt zu sein, international die freie ukrainische Volksrepublik zu vertreten Es wurde dann beschlossen, daß inzwischen die Kommission für territoriale Fragen ihre Arbeiten wieder aufnehme.

Am 31 Januar wurde in der Kommission für politische und territoriale Fragen die Frage der ukrainischen Vertretung weiter beraten. Trotzki erhob Einspruch dagegen, daß die Delegation der Kiewer Rada sich auf den Standpunkt stelle, sie könne territoriale Fragen einseitig und selbständig lösen; er meinte, die Frage einer Teilnahme der Delegation der Kiewer Rada an den Brester Verhandlungen sei mehr eine Frage der Vergangenheit, da nach einem soeben eingegangenen Telegramm der ausschlaggebende Teil der Kiewer Garnison zur ukrainischen Sowjetregierung übergegangen sei und die weitere Existenz der Rada nur nach ganz kurzen Zeiteinheiten zu bemessen sein soll. Es wurde darauf beschlossen, die Zuständigkeit der ukrainischen Delegation in einer Plenarsitzung in Anwesenheit der ukrainischen Vertreter weiter zu besprechen.

Vom Büchertisch.

Marie Amelie Freiin von Godin: Feinde. Roman. Köln a. Rh., J. P. Bachem. 8° 230 S., geb. M 5.—. Die beliebte Erzählerin aus albanesischer Gegenwart und die feine Psychologin innerhalb des Gebietes unseres vornehmen Gesellschaftswesens stellt auf eben diesen letzten Boden ihren obengenannten jüngsten Roman. Das eingehend und mit scharfem Beobachtungsblick durchgeführte Thema ist die läuternde Wandlung einer Frauenseele: einer mit einem Deutschen verheirateten Französin, deren Ehe sich schon bald nach Schließung unglücklich gestaltet, hauptsächlich durch Schuld der ihre Nationalität unbewußt zu stark betonenden Gattin. Erst der Krieg, der, auch als Einzelschicksal, tief in ihr Leben greift, lehrt sie Einkehr und Einsicht üben, das Rechte in Demut fassen und heroisch tun. E. M. Hamann.

Das humanistische Gymnasium und sein bleibender Wert. Von **Joseph Stiglmayr S. J.** (Ergänzungshefte zu den Stimmen der Zeit. Erste Reihe: Kulturfragen. 4. Heft.) gr. 8° (XII u. 156 S.) Freiburg 1917, Herdersche Verlagshandlung. M 3.—. In der Zeit nach dem Kriege scheint es auch auf dem Gebiete des Schulwesens zu großen Umänderungen zu kommen. Namentlich ist das humanistische Gymnasium stark gefährdet. Da bietet nun weiten Kreisen, die an der Sache ein Interesse haben, vorliegendes Buch sehr wertvolle Aufklärungen und ermöglicht ein richtiges Urteil. Der Verfasser ist ein warmer Verehrer dieser Schule. Doch verkennt er keineswegs die verschiedenen krankhaften Stellen im modernen Gymnasialunterricht und macht zur Besserung Vorschläge: Beschränkung des Lehr- und Lernstoffes, Auslese der Schüler, Ausbildung des höheren Lehrerstandes. Das hierzu Gesagte verdient vollste Beachtung; es berührt sich in der Mittellinie mit den Ansichten der bedeutendsten Führer im Gymnasialwesen, z. B. Rehm. Mathias, Kerschensteiner, Norrenberg. Wenn P. St. in den pädagogischen Umsturzmännern wie Gurlitt, Wyneken, auch die Gegner der christlichen Erziehungswissenschaften erblickt, so schließen wir uns völlig an. Sicherlich trifft auch die Behauptung zu, daß das humanistische Gymnasium auch jetzt noch die geeignetste Vorschule selbst für die exakten Wissenschaften (Naturwissenschaften, Technik, Medizin) ist. Im letzten Teile behandelt P. St. die Beziehungen der humanistischen Studien zur Theologie und weist nach, daß jene die einzige Vorbereitungsschule zu Gottesgelehrtheit sind. Die benützte Literatur umfaßt mit wenigen Ausnahmen die gesamten auf dem Gebiete des Gymnasialschulwesens erschienenen Arbeiten. Dr. Hoffmann.

Leo J. Hohmann und **Dr. E. Reichel: Die Dienstpflicht der deutschen Frauen.** Gekrönte Preisschrift der Mathilde Zimmer-Stiftung Berlin-Zehlendorf, Mathilde Zimmer-Haus, gr. 8° 364 S. — Von 144 Antworten auf ein bezügliches Preisausschreiben wurden die der zwei obengenannten Autoren als die besten erkannt und aus Rücksichten der Zweckmäßigkeit zu einem einheitlichen Werke verschmolzen. Es gibt in seiner klaren, tief eindringenden Ausführlichkeit bereits einen festen Plan zur Grundlegung des bis dahin noch ziemlich in der Luft hängenden Reichsbauwerkes einer allgemein und unausschließlich verpflichtenden Frauendienstleistung. Man sieht sofort: Hier ist ein Boden, auf dem sich fußen läßt, und diesen Eindruck befestigt und vertieft der Haupttext auf die anregendste Weise, auch dort, wo sich der eine oder andere Einwurf seitens des Lesers aufrecken sollte. Riesenfleiß hat alles vorhandene Material gesammelt und bewältigt durch logisch sichtende und eigenschöpferische Aneignung auf das mit scharfem Weitblick und warmherziger Durchfühlung erkannte und festbestimmte Hauptziel hin. Eine der wichtigsten Forderungen, die das Buch stellt, ist die der „Hinordnung der gesamten öffentlichen weiblichen Erziehung auf die besonderen Ziele, die sich aus der natürlichen und sozialen Bestimmung des Weibes ergeben". Sehr eindringlich gibt sich die Feststellung der „Notwendigkeit einer geistigen und wirtschaftlichen Erhebung, einer sozialen Erziehung" für die weibliche Landbevölkerung so gut wie für die weibliche Stadtjugend, denn: „Wir brauchen ein urwüchsiges Geschlecht, das mit seiner Scholle eng verwachsen ist, sie liebt und pflegt. Die Keime zur Heimatliebe kann niemand besser legen als die Mutter". Interessant und idealpraktisch-bedeutend ist Hohmanns planvolle Beleuchtung des Frauendienstes als Notstandshilfe, denn: „Notstände haben wir, eine Notstandshilfe wollen wir. Wir treffen damit auf das Gebiet, das uns den Frauendienst im Frieden und — mit besonderer Prägung — im Krieg fordern läßt: Wahrung und Sicherung des volksgemeinschaftlichen Innenlebens — Erhaltung und Erziehung". — Hohmanns Ablehnung einer Prüfung nach bestandenem Dienstjahr gereicht mir persönlich zur besonderen Freude: „Alles Mechanisieren, aller Drill ist vom Uebel, wollen wir doch das Weib zum Weib erziehen! Hier gibt es keine andere Norm als die Entwicklung des Gefühls zur Strebekraft." Disziplin und Beseelung sind auch für ihn die zwei Grundforderungen zur inneren Gestaltung des Ausbildungsdienstes. — Für die Durchführung des außerordentlich rationell Geplanten wird eine „Uebergangszeit von drei Jahren" gesetzt. Ein besonders schätzenswertes Licht zur praktischen Verwirklichung wirft Reichels Kapitel: „Finanzielle Deckung". Das ist überhaupt das Schöne und Gewinnende an diesem lichtvollen Buche, daß hinter jedem der von ihm eröffneten Ausblicke gleich die Ausführungsmöglichkeit in festen Umrissen und lebensvoller Schattierung steht. E. M. Hamann.

Promptuarium Sacerdotis. 16° 304 u. 32* S. M 2 — und höher. 5. Aufl. Kevelaer, Butzon & Bercker. Dieses handliche, für den alltäglichen Gebrauch des Klerus berechnete Werkchen erstrebt zunächst eine fruchtbare Pflege des Gebetslebens durch eine reiche Auswahl der für den Priester in Betracht kommenden außerliturgischen Gebetstexte, wobei den in neuerer Zeit gebilligten Ablaßgebeten entsprechende Aufmerksamkeit geschenkt ist. Ein zweiter Teil bietet die wichtigsten Segensformulare. Dem schließt sich eine praktische Zusammenstellung all dessen an, was der Seelsorger für die Sakramentenspendung stets zur Hand haben will unter besonderer Berücksichtigung der Kranken- und Sterbendenobsorge. Ein Anhang fügt für letzteren Zweck eine Reihe gut gewählter Gebete in deutscher Sprache an. Die Neuauflage ist auf der 1913 ausgegebenen Fassung des Rituale Romanum gearbeitet, wobei einige Corrigenda (S. 32*) zu beachten sind. O. Heinz.

Wettbewerb für einen Kirchenbau in Nymphenburg.

Zum zweiten Male in kurzer Zeit hat die katholische Gesamtkirchengemeinde Münchens einen Wettbewerb zum Austrage gebracht. Es galt Entwürfe für den Neubau der in Nymphenburg geplanten St. Magdalenenkirche zu gewinnen. Die Lage des Bauplatzes — auf dem in nächster Nähe des architektonisch charakteristischen Schloßrondells befindlichen Gelände des Volksgartens — schuf Schwierigkeiten besonders für die Höhenverhältnisse des neuen Bauwerkes, das keine das Gesamtbild durchschneidenden Vertikallinien entfalten darf. Stilistisch ergab sich die Anlehnung an den Barockstil des Schlosses oder auch völlige Selbständigkeit, während romanische und gotische Formen vorweg ausgeschlossen sein mußten. Dies letztere haben auch alle Wettbewerber richtig empfunden, wenige haben sich an völlig moderne Lösungen gewagt. Ueberfah man das Ergebnis im ganzen, so fand sich, daß seine Bedeutung wesentlich nach quantitativer Richtung lag. Nicht weniger als 98 Entwürfe waren eingereicht und verdienten Anerkennung wegen des auf sie etwa verwendeten Fleißes. Der künstlerische Erfolg entspricht dem nicht. Einer sehr großen Zahl von Entwürfen fühlte man an, daß ihre Urheber zum Kirchenbau kein seelisches Verhältnis besitzen. Aeußerlichkeit überwog, das Schema herrschte. Mit Recht wurde keinem Entwurf ein erster Preis zuerkannt. Einen zweiten erlangte der K. Professor H. Buchert für einen eintürmigen, dreischiffigen Barockbau mit guten Lichtverhältnissen, der runde Chor mit einem Glockendache bekrönt, der Anschluß an die Horizontallinien des Pfarrhofes trefflich gelungen. Außerdem erhielten dritte Preise der Architekt Joseph Scherer und der Diplomingenieur K. Friedl. Vierte Preise wurden den Entwürfen der Firma Heilmann & Littmann und des Städtischen Ingenieurs F. X. Knöpfle zuteil. Angekauft wurden die Pläne von Hans Miller, A. Blössner, Friedrich Freiherr v. Schmidt und K. Hocheder. Von den beiden zuletzt genannten bot der Schmidtsche Plan zweifellos den monumentalsten aller im historischen Stil gehaltenen Entwürfe, während der Millersche mit prachtvoller moderner Großzügigkeit geschaffen war und wohl von allen am meisten zur Ausführung zu empfehlen wäre. Der bedauerlich geringe Erfolg des Wettbewerbes erteilt die Lehre, daß dergleichen zu wirklich befriedigenden Ergebnissen nur dann führen kann, wenn man sich vorweg mit der Heranziehung jener kleineren Zahl von Künstlerkräften bescheidet, die vermöge ihrer geistigen Richtung das Wesen der Aufgabe voll zu erfassen vermögen.

Dr. O. Doering.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. „Das Kind", Komödie von O. Enking blieb trotz einer gut abgestimmten Aufführung ohne stärkeren Eindruck. Das Werk ist dabei künstlerisch nicht ohne Wert, aber nach Stoff und Ausführung weist es nach epischer, nicht nach dramatischer Gestaltung. Ein Roman, der ohne künstlerische Notwendigkeit auf die Bühne gezerrt ist. In übergroßer Liebe hängen die alten Eltern an dem Kinde, das sich immer mehr im Fühlen von ihnen loslöst, in die Großstadt geht und dort einem wenig würdigen Manne die Hand reicht. Die Eltern verlieren das kleine Kapital, dessen Zinsen sie der Tochter schicken, verkaufen ihr Häuschen, leben in bitterster Armut, nur um geben zu können. Als die Tochter einmal heimkehrt, erfahren sie, daß sie die Opfer nicht nötig hatte. Ihr Mann, den die Eltern in schlechten Verhältnissen glaubten, verdient viel (allerdings durch unsaubere Geschäfte). Jetzt hat sie die Absicht, sich scheiden zu lassen, fordert ihr Geld, um sich eine freie Existenz zu gründen. Doch als sie hört, daß das Geld verloren, knüpft sie kurz entschlossen wieder mit dem ungetreuen Gatten an. Die Kluft zwischen der kalten Lebenskunst der Tochter und dem weichherzigen Empfinden der Eltern ist unüberbrückbar geworden. Eine bewegende Elegie, deren Stimmungswerte Raabe und Luise Fischer voll ausschöpften.

Verschiedenes aus aller Welt. Der isländische Dichter Joh. Sigurjonsson, der bei uns durch sein von der Münchener Hofbühne uraufgeführtes Drama „Berg-Eywind" bekannt geworden ist, hatte mit „Loftur der Schwärmer" in Frankfurt a. M. Erfolg. Die Dichtung handelt von einem Manne, den die Sehnsucht nach Ehre und Macht zur Treulosigkeit verlockt; allein das Bewußtsein seiner Schuld führt den Untergang des Bereuenden herbei. Die Menschen werden ohne abstrakte Kälte zu Personifizierungen von geistigen und sittlichen Kräften und reiche Einsicht quillt, wie berichtet wird, aus plastischem Leben. — „Rektor Kleist", eine Tragikomödie von Gg. Kaiser, wurde in Königsberg uraufgeführt. Der jetzt viel genannte Autor blieb wiederum ohne stärkeren Erfolg. Der Kampf zwischen Gewissensnot und Behauptung der Autorität wird in einer reichlich konstruierten Handlung aus dem Schulleben mit überspitzter Psychologie dargestellt. — Beifall fand in Berlin Max Dreyers Komödie „Der Unbestechliche". Ein Universitätslehrer, der durch seine Sammelwut in Wucherhände gefallen ist, gerät in die Versuchung, gegen entsprechende Hilfe die ungenügende Doktorarbeit eines Prinzen anzuerkennen, besinnt sich jedoch seiner Unbestechlichkeit und versucht den Prinzen durchfallen zu lassen. Seine unhöfische Haltung verwickelt ihn in eine Disziplinaruntersuchung, bis die prinzliche Selbsterkenntnis alles in eitel Wohlgefallen löst. Das Stück wird als wirksames Theaterstück mit etwas zahmer Gesellschaftskritik seinen Weg machen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Ausstandsbewegung — Zuversicht unserer Grosswirtschaftskreise — Bayerische Pfandbriefbanken — Bildung eines Finanzbeirates beim Reichsschatzamt.

Die Ausstandsbewegungen im Reiche und deren Begleiterscheinungen bestimmten begreiflicherweise den Grundton für unsere Börsen. Im Zusammenhang damit wurde in Industriekreisen vielfach auf die steigenden Kriegslasten, auf Arbeiterfragen aller Art und auf die Ungewissheit der künftigen Besteuerung hingewiesen. Angesichts der viel beachteten Auslassungen des bayerischen Ministerpräsidenten Dr. v. Dandl im bayerischen Landtag und des Staatssekretärs Wallraf über die Streikbewegungen und des verhältnismässig gutartigen Verlaufes der letzteren erhielt sich die Besonnenheit und Zurückhaltung unserer Handels- und Industriekreise, auch gegenüber der kritischen Gestaltung und Zerfahrenheit der russischen Ereignisse. Weniger Wichtigkeit dagegen legte man den neuerlichen Reden der englischen und französischen Politiker bei. Wilsons Botschaft an die amerikanischen Landwirte, namentlich seine Auslassungen, dass „das Deutsche Reich einen Druck auf die amerikanische Union jetzt auszuüben versuche, das ganze wirt-

schaftliche Leben zum Stillstand zu bringen, den Verkehr mit Europa lahm zu legen, jede Entwicklung des dortigen nationalen Daseins zu unterbinden und die amerikanischen Besitzungen in die Hand der deutschen Regierung zu überliefern", zeigen wieder, mit welch unwahren Motiven unsere Gegner zur Kriegsfortsetzung aufpeitschen. Solche unlautere Tendenzen zeigt auch die Gewaltpolitik des brasilianischen Kongresses, die Beschlagnahme sämtlicher deutscher Handelshäuser und Banken dortselbst und eine Reihe von wirtschaftlichen Massnahmen, welche von Frankreich, England und der amerikanischen Union als das beste Mittel zur Bekämpfung des deutschen Handels nach dem Kriege angesehen werden. Als der Höhepunkt wird mit Recht der mit Hilfe des Londoner Auswärtigen Amtes durch Ententeagenten vorgenommene englische Raub deutscher Farbstoffrezepte bezeichnet. Unsere Jnteressentenkreise sind jedoch vollkommen einig, dass damit das seitherige Fiasko der mit enormen Staatsmitteln unterstützten anglo-amerikanischen Farbindustrie nicht geändert wird.

Eine Bestätigung der andauernden Zuversicht und Leistungsfähigkeit unserer Grossindustrien, Finanzkreise und überhaupt der deutschen Kriegswirtschaft bilden die manigfaltigen Neugründungen und Wirtschaftsmassnahmen gerade der jüngsten Zeit. Ins Leben gerufen wurden mit dem Sitz in München die Donau-Tiegelwerk A.-G. mit 1½ Millionen Mark Kapital, die Schiffswerft Oldenburg A. G., Deutsche Schiffsbeleihungsbanken in Bremen, ferner in Duisburg mit Zweigniederlassung in Nürnberg, letztere unter namhafter Beteiligung bayerischer Industrie- und Bankkreise. Besonders erwähnenswert ist die neue A. G. für internationale Unternehmungen in Hamburg mit 20 Millionen Grundkapital und der Zusammenschluss der Hamburger Verkehrsgesellschaften auf gemischtwirtschaftlicher Basis in einer bisher von keiner europäischen Stadt erreichten Grösse. Zeichen der heimischen Wirtschaftsbewertung sind ausserdem die überraschend günstigen Abschlüsse der deutschen, vor allem der schwäbisch-fränkischen Textilindustrie, die zahlreichen günstigen Bilanzergebnisse anderer Industriezweige und das neuerdings erwachte Interesse auf dem Grundstück- und Immobilienmarkt in den Grosstädten wie Berlin und München. Eine Folge der überaus grossen heimischen Geldflüssigkeit ist die günstige Einlagebewegung bei den deutschen Sparkassen und die Rekordziffer an Depositen bei den Grossbanken, trotz der überwiegenden Inanspruchnahme des Kapitalmarktes durch die Kriegsanleihen des Reiches. Ungeachtet dieses Umstandes ergeben die Veröffentlichungen der bayerischen Bodenkreditinstitute in deren Pfandbriefumlauf für das zweite Halbjahr 1917 eine Mehrung von 25,4 Millionen, somit eine Gesamtzunahme für 1917 von 11,56 Millionen Mark. Solches, bei den norddeutschen Instituten nicht wahrzunehmende Moment bekundet neuerdings die Vorliebe und das Vertrauen unseres Sparpublikums zu den mündelsicheren Pfandbriefwerten der bayerischen Hypothekeninstitute, eine Tatsache, welche um so höher einzuschätzen ist, als gerade diese Stellen in starkem Umfang unter Zurückstellung ihrer eigenen Emissionstätigkeit zur Förderung des Zeichnungsgeschäftes für die Kriegsanleihen tätig waren. — Von den kriegswirtschaftlichen Massnahmen wurden besonders registriert die Bildung eines Finanzbeirates beim Reichsschatzamt mit Mitgliedern aus allen Wirtschaftskreisen, als Sachverständigen-Kollegium für Fragen des Volks- und Wirtschaftslebens. Aus Bayern wurden hierzu berufen: Reichsrat v. Finck, Oekonomierat Mühlhäusser, beide München, Geh. Baurat Dr. von Rieppel, Nürnberg, Professor Dr. v. Schanz.

München. M. Weber.

Bayerische Handelsbank, München. Der Gesamtumlauf an Hypothekenpfandbriefen betrug am 31. Dezember 1917 ℳ 424,196,300 (hiervon eigener Bestand ℳ 1,079,200), somit gegen das erste Semester 1917 eine Zunahme von ℳ 4,490,900. An registrierten Hypotheken bezifferte sich der Gesamtbestand per Jahresschluss 1917 auf ℳ 430,055,210, gegen das Ende des ersten Halbjahres 1917 um ℳ 3,699,620 mehr. Als nicht deckungsfähig kamen an diesen Terminen in Abzug ℳ 308,230 gegen ℳ 317,300. M. W.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Papst, Kurie und Weltkrieg. Wie nachträglich leider festgestellt werden mußte, handelt es sich bei diesem Buch, das der Sämann-Verlag, Berlin in Nr. 5 S. 62 angezeigt hat, um eine einseitig gehaltene Schrift, die den Tatsachen und den Absichten des Hl. Vaters nicht genügend gerecht wird.



Bruchleidende!

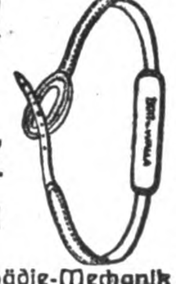
Lesen Sie unseren Prospekt:

Was soll ich über mein Bruchband wissen?

Gratis zu beziehen durch: **Bott & Walla**

München, Sonnenstraße 20

Spezialhaus für Chirurgie u. Orthopädie-Mechanik



Zum 50. Geburtstage

Hans Eschelbachs am 16. Februar

Wildwuchs. Gedichte. 8. Aufl. gebunden ℳ 4 40.

Sommersänge. Neue Gedichte. 5. Aufl. geb. ℳ 4.—.

Die Gedichte Eschelbachs haben eine weite Verbreitung gefunden; sie zählen zu den besten, was die Lyrik in dem letzten Jahrzehnt hervorgebracht hat.

Die Armen und Elenden. Novellen. 3. Tausend. ℳ 4 —, geb. ℳ 5.—.

Das vorstehende Buch ist als Geschenkwerk für Front und Lazarett vorzüglich geeignet, namentlich als Trostbuch für Lazarette wird es gute Dienste leisten.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.



Zur Friedensfrage

schrieb Dr. Max Josef Metzger, der Leiter des Weltfriedenswerkes vom Weissen Kreuz drei Broschüren

Rassenhass oder Völkerfriede?

Klassenkampf und Völkerfriede?

Waffenstillstand oder Völkerfriede?

Preis jeder dieser Broschüren 30 Heller

REFORMVERLAG „VOLKSHEIL" GRAZ.

Bei Entzündungen u. Katarrhen der **Nieren, Blase** u. **Harnröhre,** sowie gegen **Gicht** u. **Rheuma** verordnen d. Aerzte:

eine häusliche Trinkkur mit Reinhardsquelle!

Prospekt kostenlos d. Reinhardsquelle, G. m. b. H. (Post Wildungen).

Blütenstauden

in guten Kulturen, winterhart, farbenreich, in bewährten Arten und Rasenersatzstauden.

Preisliste frei.

Thuya, Buchen und Mahonien zu Hecken.

Ausführung v. Garten-, Park- u. Obstanlagen.

Paul Hatt, Gartenarchitekt,

Breslau, Sternstrasse Nr. 114. Tel 3122.

Allererste Auszeich. f. d. Staudengarten a. d. Jahrh.-Ausstell.

Schreibmaschinen

auf Teilzahlung. Farbbänder, Kohlepapiere usw. billigst.

Alfred Bruck, München, Kaufingerstr. 34.

Hamburg Hotel „zum Kronprinzen"

dir. a. Hauptb., Ankunftseite, Haus I. Rang, mod. Komf., Auto-Gar. 100 Zimmer von Mk. 3.— an.

Bes. Heinr. Loelf.

Als Landwirt

von Jugend auf und bis heute in der Praxis, kann ich Herren Reflektanten

preisw. Güter

in Mecklenburg, Pommern, West u. Ostpreußen zum Kauf empfehlen und übernehme evtl. Verwaltung.

Auskunft nur ernsthaft. Selbstkäuf. F. Reelfs, Schwerin i. M., Rostockerstraße 69.

Der **Hochland-Verband** (kath. neustudent. Verbindungen) läßt im Verlage des Sekretariats Sozialer Studentenarbeit erscheinen das

Hochland-Buch

Aus dem Inhalt: Idealismus der Tat und studierende Jugend, theol Klövekorn. Persönlichkeit und Gottesglaube, P. Dr. Thaddäus Soiron. Zur sozialstudentischen Arbeit, phil. Schätz. Und hätte ich die Liebe nicht, Dr. Strehler. Alkohol und Gesundheit, G. R. Dr. Moehlmann. Neue Geselligkeit, theol. Ruppert Student und Studentin, Frau Dr. Emanuele Meyer. Hochland, Kaplan Hesse.

Preis Mark 1.50.

Zu beziehen durch das SSS M.Gladbach u. durch die **Hochlandzentrale Münster i. W. Schillerstr. 37.**

Neues Studententum

Blätter der Hochlandverbindungen

Schriftl.: **Kapl. Hesse, Ramsbeck b. Bestwig** (Westf.)

Erscheint vorläufig 4 mal jährlich. Preis Mk. 2.— Einzelnummer Mk. 0.60.

„. . . Vor allem wollen wir unsern Mann stehen in dem Kampfe, der um die höchsten Güter unseres Volkes: Religion, Sittlichkeit, Gesundheit geführt wird, der gerade in der Studentenschaft hohe Wogen schlägt, weil die Universitätsjahre meist die Stellung des Einzelnen schon zu den entsprechenden Fragen festlegen. . . . Was wir in unserem eigenen Leben innerhalb und außerhalb der Verbindung durch Selbstschulung und Selbstzucht, durch Wort, Beispiel und helfende Tat zu verwirklichen streben, das soll sich widerspiegeln im „Neuen Studentum" zu gegenseitiger Belehrung und Anregung, und um nach außen hin diese unsere Gesinnung zu vertreten und für sie zu werben . . ." (Aus Nr. 1, 1. Jahrg. Mai 1917.)

Bestellungen nimmt entgegen:

Hochland-Zentrale, Münster i. W., Schillerstraße 37.

Gemeinschaftliche



der Schulkinder

für die gefallenen Krieger

von Pfarrer **Dr. Georg Graf.**

Ein Büchlein voll inniger Andacht u. Erbauung, das verdient, bei allen Schulgottesdiensten eingeführt zu werden. Zu beziehen zum Einzelpreis von 15 Pfg., per Hundert 12 Mark, von allen Buchhandlungen oder direkt vom

Verlage J. Keller & Co. Dillingen (Bayern)

Sendet die „Allgem. Rundschau" ins Feld!

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich ℳ 8.—.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 7. München, 16. Februar 1918. XV. Jahrgang.

Zur Beurteilung der gegenwärtigen Weltlage.

Entgegnung von Prof. Fr. W. Foerster, München.[1])

In dem Artikel „Entgleisungen" (Nr. 4 der „A. R.") erwähnt Herr Regierungsdirektor Speck zunächst, daß ich Graf Czernin kritisiert habe, weil er sein eindrucksvolles Bekenntnis zu einem annexionslosen Frieden befristet hätte. „F. möchte also wohl unseren Feinden einen Freibrief ausgestellt wissen, ohne weitere Gefahr für sich selbst den Krieg beliebig weit in die Länge zu ziehen. Hat F. bei Niederschrift solcher Worte nicht auch an den Eindruck gedacht, den sie aus der Feder eines Universitätsprofessors auf unsere Feldgrauen machen könnten, die Tag für Tag . . ." Ja, gerade an unsere Feldgrauen und an unsere Kriegsgefangenen muß ich immer denken, sobald auf unserer Seite wieder ein staatsmännischer Mißgriff erfolgt, der dem Mißtrauen auf der Gegenseite und damit auch den Kriegstreibern drüben wieder neue Nahrung gibt. Hat man die ehrliche Ueberzeugung, daß nur ein annexionsloser Friede eine Fortsetzung des Wettrüstens ausschließe, daß aber das Aufhören dieses Wettrüstens für alle Staaten eine conditio sine qua non ihres wirtschaftlichen Wiederaufbaus sei, so müssen schon die einfachsten Gesetze der Logik die Beifügung der Klausel verbieten: „Geht ihr aber bis zu einer bestimmten Frist nicht auf unser Anerbieten ein, so annektieren wir dennoch!" Wirklich? Selbst auf die mit so schlagenden Argumenten nachgewiesene Gewißheit hin, daß dadurch ein Zustand Europas geschaffen würde, bei dem alle Beteiligten dem sicheren Ruin verfallen? Muß da nicht dem Ausland der dringende Verdacht aufsteigen, eine Ueberzeugung, deren Gültigkeit man befristet, sei gar keine echte Ueberzeugung? Solche Fristen kann ein Annexionist setzen, aber nicht ein Staatsmann, der Annexionen als eine realpolitisch gar nicht mehr in Frage kommende Basis des künftigen Weltzustandes bezeichnet hat. Die einfachsten Gesetze der Logik sind da wohl auf meiner Seite, es scheint aber, daß der Krieg nicht nur die Gesetze der Ethik, sondern auch diejenigen der Logik aufhebt.

Mein Kritiker kommt ferner auf die Frage des englischen Konkurrenzneides zurück. Er zitiert den bekannten Artikel der „Saturday-Review" vom September 1897. Die „Saturday-Review" aber ist für das wirklich maßgebende England noch weniger repräsentativ, als es etwa die „Grenzboten" für die deutsche öffentliche Meinung sind. Gewiß gab es in den neunziger Jahren eine industrielle Krisis, die die besonders betroffenen Kreise gegen die deutsche Konkurrenz nervös machte. Wer aber die betreffende Literatur kennt, der muß wissen, daß diese Stimmung mit Beginn des neuen Jahrhunderts in allen wirklich maßgebenden Kreisen von Grund aus überwunden wurde. Die leitenden Welthandelszeitschriften und die repräsentativen Monatsschriften standen seit etwa 15 Jahren einstimmig auf der Seite derjenigen Auffassung, die Lord Farrar in der „Contemporary Review" (Dez. 1898) in die Worte faßte: „Der beginnende wirtschaftliche Aufschwung der übrigen Länder kann nur eine Quelle des Gewinns für uns selber sein." Man lese die repräsentative Schrift von Sir S. Smith „The real German rivalry" — hier spricht der britische Welthandel sein maßgebendes Gutachten gegen die Furcht vor der deutschen Konkurrenz. Man lese endlich auch J. Hagenbecks „Abenteuerliche Flucht aus Ceylon" (Deutsche Buchwerkstätten Dresden); da findet sich ein typischer Bericht über die Liberalität, mit der man unseren Großhandelsleuten im englischen Weltreiche entgegengekommen ist — in solchem Stil behandelt man nicht eine Konkurrenz, die man als tödlich betrachtet und gegen die man einen Weltkrieg und einen „Ueberfall" vorbereitet. Mein Kritiker zitiert nun allerdings einige Zahlen, die ein Zurückgehen des englischen Handels unter dem Einfluß der deutschen Konkurrenz beweisen sollen. In Wirklichkeit beweisen solche aus dem Gesamtzusammenhang des internationalen Wirtschaftsbildes herausgerissenen Ziffern gar nichts. Sie sind die Ladenhüter der antienglischen Tendenzliteratur. Ein gewisser Rückgang der englischen Exportziffern bedeutet nur, daß die britische Volkswirtschaft, deren Free trade-Prinzip zugleich das Prinzip der internationalen Arbeitsteilung ist, sich der deutschen Wirtschaftsentwicklung dadurch anzupassen sucht, daß sie ihr Kapital aus Anlagen zurückzieht, die der ausländischen Konkurrenz nicht gewachsen sind, genau so, wie sie es in Belfast gegenüber der amerikanischen Eisenindustrie getan hat: England hat sich in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr zum Frachtführer und Handelsvermittler der ganzen Welt entwickelt. Daher übertraf der englische Schiffsbau, sowie die absolute Zunahme der Handelstonnage diejenige Deutschlands um ein Mehrfaches. Die deutsche Konkurrenz kann daher sehr wohl vorübergehend den britischen Export herabdrücken und dennoch von einer Erhöhung der britischen Wirtschafts-Prosperität begleitet sein. Es kann ja auch gar nicht anders sein: Es ist das immanente Gesetz des Welthandels, daß jeder zugleich Kunde und Lieferant des andern ist und daher von der wirtschaftlichen Prosperität der Gegenseite niemals Schaden haben kann. In diesem Sinne sagte Lord Farrar in dem zitierten Artikel, daß diejenigen, die die weltpolitische Bedeutung der Bergpredigt nicht aus dem Neuen Testament begreifen, sie aus dem Einblick in die tieferen Gesetze des Welthandels verstehen lernen könnten. Er sagte das den damals noch am Ruder befindlichen Schutzzöllnern; selbst diese Leute aber waren weitblickend genug, uns ein Bündnis anzubieten — über die Schuld am Scheitern all dieser Verständigungsversuche wird nach dem Kriege manches offene Wort bei uns geredet werden. . . .

Mit all den vorangehenden Feststellungen soll keineswegs behauptet werden, daß es in England nicht viele Leute gegeben habe, die einen Krieg mit Deutschland als eine Art von unvermeidlichem Fatum betrachteten. Daran aber sind keineswegs bloß die britischen Jingos schuld. Mit Recht hat der Reichstagsabgeordnete Gothein von der „taktlosen Ruhmredigkeit unserer Flottenenthusiasten" gesprochen, deren Machtpropaganda und deren beständiges Drohen gegenüber England, in dessen offenem und wohlgeordnetem Weltreich unsere Kaufleute ihr größtes Geld verdient hatten, die begreifliche Nervosität des Insellandes, das ganz auf seine kolonialen Zufuhren angewiesen ist, stark erregen mußte. Schrieb doch damals (1897) der Hamburger Großkaufmann R. E. May in seiner Schrift „Die Kanone als Industriehebel" vergeblich die warnenden Worte: „Wie kann man sich den anderen Völkern nur so als Bestie darstellen? Werden sie sich nicht eines Tages zusammentun, um die Bestie totzuschlagen?" Im April 1913 sagte der alldeutsche Admiral von Breusing in einem Vortrage in Basel: „Wir sind noch nicht so weit, um englische Kolonien nehmen zu können!" Schon vorher war Bernhardis Vorschlag bekannt geworden, auf kolonialem Gebiete irgend einen Streit vom Zaun zu brechen, um endlich den ersehnten Krieg zu haben. Jawohl, wir Deutsche sind durch all dies Treiben, dem niemals ein autoritatives und machtvolles Dementi führender Kreise entgegengetreten ist, von Grund aus

[1]) Gemäß dem Satze: Audiatur et altera pars gibt die Redaktion der „A. R." das Wort Herrn Prof. Foerster zur Entgegnung und Rechtfertigung, zugleich Herrn Regierungsdirektor Speck zur abschließenden Replik. Nachdruck des Artikels, auch auszugsweise, ist nicht gestattet.

mitverantwortlich für die jetzige Weltnot, und es ist im Interesse der Völkerverständigung besser, das offen und männlich zuzugeben, als im Geiste der Kinderstube immer nur mit dem Finger auf die Gegner zu weisen. Das Verhängnisvolle ist eben, daß die große friedliebende Majorität des deutschen Volkes keine Ahnung davon hatte, was alles hinter ihrem friedlichen Rücken geredet, geschrieben und geplant worden ist.

Die vorstehenden Hinweise sind auch eine Antwort auf die Frage: „Wie kann es aber F. mit seinem Rechtsempfinden in Einklang bringen, so schwere Vorwürfe gegen sein deutsches Vaterland zu erheben und dabei kein Wort des Tadels zu finden gegenüber den jedes Recht verletzenden ausgesprochenen Kriegszielen unserer Feinde?" Ich erhebe gar keine Vorwürfe gegen mein deutsches Vaterland, ich mache nur aufmerksam auf den bösen Eindruck, den *ganz bestimmte Kreise* seit Jahren in der öffentlichen Meinung des Auslandes hervorbringen mußten und auch jetzt wieder hervorbringen. Und wenn ich die mangelnde Vertrauenswürdigkeit zugebe, die in den Augen der Gegner die Bekenntnisse unserer Staatsmänner haben, so ist auch dies *kein Vorwurf gegen unsere ehrlich friedliebenden Staatsmänner*, sondern wiederum nur ein Hinweis auf jene großen und einflußreichen, noch ganz im Machtgedanken steckengebliebenen Schichten, deren *Druck es unseren Staatsmännern unmöglich macht, das allein überzeugende, ganz unzweideutige, konkrete Wort zu finden.* Wenn selbst zahlreiche Christen, die sich ihr Leben lang über den Materialismus Haeckels erregt haben, ganz und gar im Materialismus der äußeren „Sicherungen" stecken bleiben, obwohl doch gerade diese „Sicherungen" den barbarischen Zustand Europas verewigen müssen, welches Vertrauen zu einem neuen völkerverbindenden deutschen Geiste kann man da vom Auslande beanspruchen??

Was die Kriegsziele der Gegner betrifft, so habe ich seinerzeit die bekannte Ententenote eingehend in der „Neuen Züricher Zeitung" (Nr. 98, 1917) verurteilt und kritisiert. Diese Kritik wurde in einer englischen Zeitschrift restlos abgedruckt und dadurch auch denen übermittelt, an die sie gerichtet war. Hier in Deutschland gedenke ich von den *deutschen* Mißgriffen zu sprechen und nicht von den ausländischen, von denen wir jetzt seit fast vier Jahren so unablässig und so einseitig zu hören bekommen, als sei eine deutsche Mitschuld an dem Ausbruch und der Fortdauer dieses Weltelends überhaupt nicht vorhanden. Gewisse offiziöse Depeschenbureaus haben die Kundgebungen der feindlichen Staatsmänner mehrfach so eigenartig verstümmelt, daß das deutsche Publikum über den wirklichen Sinn und Inhalt dieser Kundgebungen vielfach ganz falsche Vorstellungen hat. Die feindlichen Ansprüche, auch in ihren neuesten Formulierungen, enthalten gewiß noch immer eine ganze Reihe von unannehmbaren Forderungen. Aber unbestreitbar ist es, daß alle diese Forderungen, auch die nicht annehmbaren, aus der Absicht zu verstehen sind, daß alle noch zwischen den europäischen Völkern stehenden Erbschaften und Reste von Vergewaltigung tunlichst ausgemerzt werden sollen — wofür man freilich eine allzu einfache politische Chirurgie anwenden will. Die Entente hat keineswegs gesagt, daß sie die von ihr bezeichneten kleinasiatischen Gebiete annektieren wolle, sie hat nur hervorgehoben, auf Grund schwerer Anklagen, die jetzt nicht geprüft werden können, daß die betreffenden Gebiete nicht wieder der türkischen Verwaltung zurückgegeben, sondern zur Verfügung des Friedenskongresses gehalten werden sollen. Wer sich Objektivität bewahrt hat, der kann doch nicht blind gegen die Tatsache sein, daß die Kriegszielkundgebungen des Westens immer mit einem *europäischen Programm*, mit einer neuen Zukunft des Völkerlebens, einem Triumph des Rechts zu tun haben, auch wenn viele seiner Forderungen vor einer tieferen Gerechtigkeit nicht bestehen können — während wir Deutsche immer nur von *unseren eigenen Entwicklungsmöglichkeiten* sprechen und dann zum Schluß eine allgemeine Konzession an den Völkerbund und an den Rechtsgedanken machen, die sehr platonisch wirkt, weil wir in der Besprechung der Einzelfragen leider noch den vollen Durchbruch des Rechtssinns vermissen lassen. Dies muß in der gegenwärtigen entscheidungsvollen Stunde dem deutschen Publikum mit größtem Freimut gesagt werden, damit es aufhört, die Schuld für die Fortdauer des Krieges immer nur bei den anderen zu suchen. Wo bleibt z. B. der Rechtssinn, der allein Vertrauen schaffen kann, wenn man die Rückgabe Belgiens immer noch als *Handelsobjekt* betrachtet, während es sich hier doch um eine Verpflichtung handelt, die in unsere Auseinandersetzung mit den anderen in keiner Weise einbezogen werden darf? Wenn ich in der Notwehr gegenüber einem Gegner einen beiseite stehenden Unbeteiligten schwer beschädige, ist dann nicht seine Wiederherstellung eine Pflicht, die gänzlich unabhängig davon ist, wie ich meinen Streit mit dem Gegner bereinige? Die Basis des Völkerbundes kann nur der aufrichtige Rechtswille jedes einzelnen Volkes sein. Der ist in Italien noch nicht durchgebrochen, solange man dort noch nach „natürlichen Grenzen" verlangt, er ist bei uns noch nicht durchgebrochen, so lange wir in der belgischen Sache nicht endlich ganz klar reden. Die „Westminster Gazette" sagte im letzten Sommer, daß England die Stützpunkte seiner Zufahrtstraßen, die es einer einzelnen Nation zuliebe nicht preisgeben werde, sehr wohl einer *Liga der Nationen* unterstellen könnte. Diese Auslegung der Freiheit der Meere wird trotz Carson in dem Augenblick in England durchbrechen, wo bei uns in der Behandlung der belgischen Frage die Rechtsprinzipien siegen, *ohne die ein Völkerbund moralisch in der Luft steht.*

Ein Wort in bezug auf die *elsässische Frage*: Verständigungsfrieden heißt: die Gegenseite verstehen, ihr entgegenkommen, soweit es die eigene Ehre und Selbsterhaltung erlauben. Es widerspricht unserer Ehre nicht, uns klar zu machen, daß das elsässische Volk, das seine alten freiheitlichen Lebensformen länger bewahrt hatte, als irgend ein deutscher Stamm, das dann mit Begeisterung die demokratischen Prinzipien der französischen Revolution in alle seine Denk- und Lebensgewohnheiten aufgenommen hatte, — daß dieses Volk die preußische Herrschaft als eine schwere Vergewaltigung seiner Eigenart und seiner Traditionen empfinden mußte. *Görres* sagt einmal (Erinnerungen von Ringseis): „Es gibt viele Elsässer, die ganz Preußen regieren können, es gibt keinen einzigen Preußen, der Elsaß regieren könnte." So haben es die Elsässer empfunden, so hat es Frankreich empfunden, wenn die Elsässer um ihrer alten Sympathien willen schikaniert wurden. So hat es die übrige Kulturwelt empfunden, wenn ihr unsere elsässische Politik der Ausgangspunkt tiefer Abneigung gegen deutsche Herrschaftsmethoden wurde. Verständigungsfriede heißt: sich in diese Empfindungen hineinversetzen und demgemäß handeln, wenn anders man die Aussöhnung mit der übrigen Welt wirklich will und als Exportvolk auf Weltsympathien angewiesen ist. Das heißt nicht: Rückgabe, wohl aber heißt es: *Gleichberechtigung*. Wenn man dieser Forderung gegenüber mit innerpolitischen und außerpolitischen Bedenken kommt, so heißt es hier wahrlich: „Ihr Kleingläubigen, was fürchtet ihr euch!" Es ist ein wahrer Fluch unseres politischen Denkens, daß man, nur um jede Lebensregung militärisch und politisch in der Hand zu behalten, sich die ganze Welt zu Feinden macht, alle Grenzbevölkerungen erbittert und ureigene Stammesbrüder ins feindliche Lager treibt — als ob die dadurch geschaffene Lage uns nicht erst recht in die allerschlimmste Unsicherheit hineinstellte! Und solche Wachtstubenpolitik nennt man dann „Staatskunst".

Was den Vergleich mit der *irischen* Frage betrifft, so ist in Irland eine polizistische Verwaltung, etwa im Stil des preußischen Regimes im Elsaß, absolut nicht nachzuweisen. Das kann kein Kenner der wirklichen Sachlage bestreiten. Die britische Regierung hat ja noch kurz vor dem Kriege die weitgehendste Homerule bewilligt, konnte dieselbe bekanntlich nicht durchführen, weil der protestantische Norden Irlands von der irischen Selbstverwaltung eine Majorisierung durch die katholische Mehrheit befürchtete und mit Revolution drohte. Die volle Verwirklichung der Selbstbestimmung wird also hier von dem wirtschaftlich einflußreichsten Teil des irischen Volkes selber durchkreuzt, aus Gründen der „Antipopery" und aus Wunsch nach protestantischen Homerule — es handelt sich also um ein weit komplizierteres Problem, als es die elsässisch-lothringische Frage ist. In dieser Frage muß von uns eine entscheidende Konzession gemacht werden: man muß jene Bevölkerung politisch-rechtlich so stellen, *daß sie sich nicht mehr aus dem Reichsverband heraussehnt.*

Was Indien und Aegypten betrifft, so wird man den Rechtsanspruch unserer deutschen Brüder auf politische Gleichberechtigung wohl nicht mit demjenigen der Eingeborenen Indiens und Aegyptens vergleichen dürfen. Die allmähliche Erziehung auch jener Rassen zu politischer Selbstbestimmung ist gewiß eine kolonialpädagogische Forderung erster Ordnung, über die man bestimmte Richtlinien zu gemeinsamer Anerkennung bringen muß. Wie schwierig dieses Problem jedoch ist, verglichen mit seiner Durchführung in Europa, geht schon daraus hervor, daß die indischen Eingeborenen an vielen Orten indische Richter ablehnen, weil sie die Rechtsprechung durch englische Beamte vorziehen. Was überhaupt die moderne britische Verwaltung in Indien

und Aegypten betrifft, so weiß jeder Deutsche, der die wirklichen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt, daß hier eine musterhafte Verwaltung und Justiz mit gewaltigen Leistungen für die Urbarmachung des Landes vorliegt, woraus Eingeborene und Fremde, im Vergleich zu dem früheren Chaos, unablässig den größten Nutzen ziehen. Es entspricht dem deutschen wissenschaftlichen Geiste besser, dies ruhig und objektiv festzustellen, als alle die tendenziösen Berichte zu glauben und zu verbreiten, die über diese Dinge in gloriam belli zusammengestellt worden sind.

Politik ist die Kunst, das Wesentliche zu erfassen und danach zu handeln. Der Sinn für die Grundzüge im Wesen fremder Zivilisationen, der so überaus wichtig ist für die richtige Abschätzung ihrer Kräfte und für ihre richtige Behandlung, wird heute schwer beeinträchtigt durch den Wunsch, jede Anklage auf den Feind zurückzuwerfen und seinen politischen Gebilden jeden Vorrang auf irgend einem Gebiete abzustreiten. Es ist doch einmal eine unbestreitbar Tatsache, daß die angelsächsische Rasse auf dem Gebiete der politischen Selbstbestimmung am weitesten voran ist, wobei sie alte germanische Erbschaften bewahrt und ausgestaltet hat, und daß sie auch in ihrer kolonialen Arbeit diesem Geiste weitgehende Konzessionen gemacht hat und immer weitere Konzessionen macht. Und es ist ebenso wahr, daß wir Deutsche, weil wir das Volk der Organisation sind und hier unsere neuere Stärke haben, in bezug auf das Gut der politischen Freiheit ins Hintertreffen geraten sind und auch in unserer Behandlung fremder Eigenart, infolge unserer Neigung zur Ueberspannung des Einheitsbegriffes, schwere Mißerfolge zu konstatieren haben. Wer das nun vertuschen und verwischen will, indem er gewisse Inkonsequenzen auch der anderen auf dem Gebiete der Selbstbestimmung heraussucht, und daraufhin nun beweisen will, es sei Schwindel mit ihrem Vorrang auf diesem Gebiete, sie hätten kein Recht, an uns Forderungen zu stellen — der vermag das Wesentliche der Dinge nicht zu erfassen, wird diese Stellung auch im Innerpolitischen einnehmen und dadurch allmählig jeder Objektivität entfremdet werden. Auf diese Gefahr der Kriegspsychose kann nicht ernst genug aufmerksam gemacht werden.

Warum redet man immer noch vom „Vernichtungswillen" unserer Feinde? Spricht denn aus Wilsons und Lloyd Georges letzten Reden etwa ein Vernichtungswillen? Worauf es jetzt ankommt, das ist: Wir müssen den vernünftigen Elementen auf der Gegenseite immer mehr Rückhalt in ihren eigenen Völkern schaffen dadurch, daß wir ganz konsequent und aufrichtig die Sprache der Verständigung reden und nicht immer bloß vom „deutschen Frieden", sondern von einem christlichen Frieden sprechen, der keine neuen Giftstoffe der Völkerentzweiung in sich trägt. Dazu gehört auch, daß man endlich aufhört, diejenigen als schlechte Deutsche zu ächten, die zu nationaler Gewissensprüfung aufrufen. Eine so gewaltige Weltentzweiung wird nicht durch die trennenden Kräfte der Selbstsucht geheilt — sie kann nur im Geiste Christi ihr Ende finden. Es ist an der Zeit, daß wir nicht ewig nur das Ueberlieferte weiterkäuen — wir haben die vaterländische Pflicht, mit ganz anderer Intensität an die Revision unserer politischen Ideen zu gehen. Neben den Waffentaten und über den Waffentaten muß jetzt immer lauter die vox humana ertönen, um diesen Krieg in Frieden zu verwandeln. Gerade bei uns muß das geschehen, denn wir sind mit unserer Kulturarbeit und unserer Weltarbeit am allermeisten auf eine gründliche Lösung und Beruhigung all der furchtbaren Völkerspannungen angewiesen.

* * *

Der vorstehenden umfangreichen Erwiderung Professor Foersters auf meine Ausführungen in Nr. 4 der „A. R." sei an dieser Stelle vorerst Folgendes beigefügt:

Dem Mißtrauen unserer Gegner und damit auch „den Kriegstreibern drüben" hat niemand mehr Nahrung zugeführt als gerade Professor Foerster in den von mir als „Entgleisungen" bezeichneten Ausführungen, die, wie ich gerne anerkenne, vielleicht gut gemeint, in ihrer Wirkung aber nur zu sehr geeignet waren, unsere Feinde in ihrem Haß gegen uns zu bestärken und dadurch zur Kriegsverlängerung beizutragen.

Das Entgegenkommen einzelner englischer Kreise gegenüber deutschen Reisenden ist ja sehr erfreulich, die meisten Deutschen aber, die schon auf Seereisen mit englischen Schiffen zusammengekommen sind, werden mir bestätigen können, daß die große Masse unserer englischen Vettern an Höflichkeit und Entgegenkommen so ziemlich alles vermissen läßt. Wegen ihrer Rücksichtslosigkeit sind ja die Bewohner Albions auch hier zu Lande männiglich bekannt. Und will Herr Foerster etwa leugnen, daß der „Ueberfall" auf das deutsche Volk durch England systematisch vorbereitet war? Die seit Jahren verfolgte Einkreisungspolitik, die unter König Eduard begonnen wurde und in dem Weltkrieg ihre furchtbare Entladung fand, dürfte ihm dies schwer machen.

Meinen Hinweis auf die Statistik glaubt Herr Foerster mit einigen allgemeinen Bemerkungen über „antienglische Tendenzliteratur" abtun zu dürfen und er meint, ich sei „nur ein Opfer all dieser Machenschaften, mit denen man dem deutschen Publikum Sand in die Augen gestreut hat". Diesen wenig freundlichen Bemerkungen gegenüber will ich nur feststellen, daß ich bereits vor Jahr und Tag den Umstand betont habe, daß die Zunahme der Beteiligung Deutschlands am Gesamtwelthandel in der Zeit von 1904 bis 1912 fast genau der Ziffer entspricht, um welche die Beteiligung Großbritanniens an diesem Handel zurückgegangen ist. Ich habe diese Ziffern auch nicht, wie Herr Foerster anzunehmen scheint, der „antienglischen Tendenzliteratur" entnommen, sondern dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich 1914, S. 61*.

Das angebliche „immanente Gesetz des Welthandels", daß ein Staat von der wirtschaftlichen Prosperität eines andern niemals Schaden haben kann, wird nicht überall, am wenigsten in England anerkannt werden. Bisher war ich der Meinung, daß neben dem gesicherten Absatz im Inlande die Produktion und Ausfuhr von Fertigfabrikaten das Hauptziel der deutschen Wirtschaftspolitik sein muß, wenn Deutschland überhaupt seine wachsende Bevölkerung ernähren will. Die Ausfuhr solcher Fabrikate gestaltet die Handelsbilanz möglichst aktiv, sie bringt Geld ins Land und ermöglicht auf diese Weise, die Lebensführung aller Schichten der Bevölkerung günstiger zu gestalten. Jede Einschränkung unserer Ausfuhr infolge der Konkurrenz anderer Staaten auf dem Weltmarkt hemmt natürlich auch die bezeichneten günstigen Folgen für unser Volk, ist also für dieses ein Schaden. Und ebenso wie für uns, trifft dies in gleichem Maße auch für England zu. Und daher der Neid, daher die Einkreisungspolitik und daher der Krieg, als dessen geistiger Urheber England anzusehen ist.

Professor Foerster will jetzt keine Vorwürfe gegen sein Vaterland erhoben, sondern nur gegen bestimmte alldeutsche Kreise sich gewendet haben. Hätte er sich darauf auch in dem von mir beanstandeten Artikel beschränkt, so hätte ich keinen Anlaß gehabt, ihm entgegenzutreten, ihm vielmehr bis zu einem gewissen Grade beistimmen können. Sein Artikel in der „Münchener Post" beschäftigte sich aber auch mit dem mangelnden Vertrauen des Auslandes gegenüber der Mehrheitsresolution des Reichstags und mit der Antwort der Zentralmächte auf die Papstnote. Und der betreffende Abschnitt schließt mit dem Satze: „Solche Politik aber kann kein Vertrauen erzeugen." Damit hat er aber das Mißtrauen des Auslandes gegen Beschlüsse der deutschen Volksvertretung sowie gegen die Regierungen der Zentralmächte als berechtigt hingestellt und der deutschen Sache im jetzigen kritischen Zeitpunkt schweren Schaden zugefügt. Daß er dies nicht einsehen will, ändert an der Tatsache nichts. Wenn sich Herr Professor Foerster zu seiner Rechtfertigung auf eine Kritik beruft, die er seinerzeit in der „Neuen Züricher Zeitung" gegenüber einer Ententenote veröffentlichte, so ist dies für die Beurteilung des hier in Frage stehenden Artikels vollständig ohne Belang, weil zeitlich und örtlich mit diesem nicht im Zusammenhang stehend.

Foerster will schließlich auch den „Vernichtungswillen" unserer Feinde leugnen, und dies angesichts des Ergebnisses der neuesten Versailler Konferenz! Mit Recht sagt er: „Politik ist die Kunst, das Wesentliche zu erfassen und danach zu handeln." Diese Kunst ist aber leider nicht allen gegeben.

Endlich muß aber auch hier noch ein Wort dagegen gesagt werden, daß sich Professor Foerster immer wieder als den berufenen Interpreten des „Geistes Christi" im Zusammenhang mit den deutschen Kriegszielen aufspielt. Dazu erscheint er weder in seiner Eigenschaft als Hochschulprofessor noch als Politiker berufen. Viele Tausende von deutschen Männern, die in einer stärkeren Sicherung unserer Grenzen das unbedingt notwendige Erfordernis für den Weiterbestand des Deutschen Reiches und für einen dauernden Frieden erblicken, halten sich für eben so gute Christen wie Herr Professor Foerster sich selbst. Die Art, wie Herr Foerster in diesem Punkte immer als arbiter mundi sich zu geben pflegt, muß deshalb mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden.

Regierungsdirektor Speck, München.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Primula pacis.

Der erste Teilfriede ist geschlossen worden. Nicht mit Trotzki, sondern trotz Trotzki mit der Ukraine. Der sonst so gerissene Volkskommissar hatte einen Fehltritt begangen, als er neben der Petersburger Abordnung Delegierte der Rada von Kiew an den Verhandlungstisch kommen ließ. Er bemühte sich, die Folgen abzuwehren, indem er den Bürgerkrieg in der Ukraine schürte, den Herren von Kiew die Aktivlegitimation wieder absprach und seine Dienstmänner aus Charkow als Bevollmächtigte in Brest an deren Stelle setzen wollte. Vergebens. Die Rada von Kiew errang militärische Erfolge gegen die Bolschewiki-Truppen, bildete ein regelrechtes Ministerium und schloß mit dem Vierbund schnell den Frieden ab, nachdem sie öffentlich in unübertrefflicher Derbheit dem Fuchs Trotzki die Maske abgerissen und von dem Föderativgedanken sich losgesagt hatte.

Der Anfang des Friedens im Osten und zugleich, wenn nicht alles täuscht, die Götterdämmerung der Bolschewiki-Herrlichkeit.

Der mit der Ukraine abgeschlossene Friedensvertrag stellt sich auf den Boden des Friedens ohne Annexionen und Entschädigungen und will der erste Schritt sein zu einem dauerhaften, für alle Teile ehrenvollen Weltfrieden, der zur Wiederherstellung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Völkern auf politischem, rechtlichem, wirtschaftlichem und geistigem Gebiet führen soll. Daher wird auch die Grenze des neuen ukrainischen Staates im Westen so belassen, wie sie vor Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich-Ungarn und den ukrainischen Gebieten des russischen Kaiserreiches bestand — ein Vorgang, der bezüglich der künftigen Grenzen zwischen dem neuen Staate Polen und dem Königreich Preußen vorbildlich sein kann und hoffentlich erzieherisch wirkt auf gewisse polnische Bestrebungen diesseits und jenseits der Grenzscheide. Am wichtigsten sind die Bestimmungen über die Wiederaufnahme und Gestaltung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen dem Vierbund und der Ukraine, indem bereits eine ins einzelne gehende Organisation des Warenaustausches als Grundlage des künftigen endgültigen Handelsvertrages geschaffen wird.

Die Wirkung dieses Friedensschlusses äußert sich über Erwarten schnell in dem (im Augenblick der Drucklegung dieser Nummer bekannt gewordenen) Entschluß Trotzkis, unter Verzicht auf die Unterzeichnung eines formellen Friedensvertrages den Kriegszustand mit Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Türkei und Bulgarien für beendet zu erklären und gleichzeitig Befehl zur völligen Demobilisierung der russischen Streitkräfte an allen Fronten zu erteilen. Die Tragweite dieses Entschlusses muß sich erst zeigen; der Hinweis Trotzkis auf den Weg des unmittelbaren Verkehrs zwischen den beteiligten Regierungen und auf die bereits in Petersburg befindlichen Kommissionen des Vierbundes zeigt aber, daß der ukrainische Anschauungsunterricht in Verbindung mit der deutlichen Sprache der Vertreter des Vierbundes in Brest auf die Bolschewiki nicht ohne Wirkung geblieben ist, daß sie die Verkehrtheit und Fruchtlosigkeit ihrer bisherigen Methode einzusehen beginnen. Ihren revolutionären und sonstigen Hintergedanken einen Riegel vorzuschieben, wird die Aufgabe der Staatsmänner und der Völker der Mittelmächte sein.

Wir müssen die Friedensfrucht genießen wie eine Artischocke, Blatt für Blatt. Das erste Stück vom Ostfrieden ist aber besonders wertvoll. Zu der militärischen Entlastung kommt die wirtschaftliche Zufuhr aus dem fruchtbarsten Teile Rußlands, die freilich im Augenblick noch von den Produktions- und Verkehrsschäden des Krieges gehemmt ist, aber doch in Zukunft die von den Westmächten geplante Handelssperre wirksam durchbricht. Obendrein ist dieser erste Erfolg für das Ansehen unserer Diplomatie, für die Autorität der Regierung und für die Volksstimmung in den feindlichen und neutralen Ländern von der größten Bedeutung, namentlich jetzt, als Nachklang zu dem Streikfiasko und als Kontrast zu der neuen Kriegsbotschaft von Versailles.

Triarierkampf und Rohstoffsperre.

Die Versailler Konferenz unserer Feinde hat mit der üblichen verächtlichen Geste die Reden des Grafen Hertling und des Grafen Czernin bei Seite geschoben und den Kampf bis aufs äußerste proklamiert. Das war vorauszusehen, denn die verbündeten Machthaber haben ihr alles daran gesetzt, um in diesem Jahre noch die fatale Kriegskarte zu verbessern, und bis die vorbereitete Kraftprobe zum Austrag gekommen ist, lassen sie sich auf keine Friedensverhandlungen ein, wenn wir ihnen auch noch so weit entgegenkommen. Wer auf Hertling und Czernin nicht hören will, wird von Hindenburg und Ludendorff belehrt werden. Deren Aufgabe wird durch den Fehlschlag des Streiks und durch den Teilfrieden im Osten erleichtert.

Auffallend in der jüngsten Taktik der Feinde ist nur die geflissentliche Vorschiebung des künftigen Wirtschaftskrieges, die öffentliche und nachdrückliche Androhung der Rohstoffsperre nach Friedensschluß. Was bisher in englischen Ministerreden angedeutet war, ist jetzt im französischen Senat durch eine Ministerrede und einen feierlichen Beschluß in das Aktionsprogramm aufgenommen worden. Wenn die militärische Einkreisung so oder so zum Abschluß gelangt ist, soll die wirtschaftliche Einkreisung Deutschlands und seiner Verbündeten andauernd und zielbewußt durchgeführt werden, indem die ganze feindliche Genossenschaft ihre Rohstoffe und Lebensmittel für sich behalten, höchstens den „freundlich gesinnten" Neutralen etwas abgeben, uns aber in Rohstoffmangel und Hunger umkommen lassen will. Der französische Senat glaubt, daß wir „diese furchtbare Waffe ganz besonders fürchten". Uns scheint vielmehr, daß die feindlichen Machthaber kein rechtes Vertrauen auf ihre militärische Waffe haben und deshalb mit dem Theaterschwert des künftigen Wirtschaftskrieges nach dem Kriege vorzeitig herumfuchteln. Wir lernen daraus rechtzeitig, daß in den Friedensbedingungen die Handelsfreiheit auf dem Weltmarkt ganz besonders vorgesehen werden muß, daß wir auch gewisse reale Garantien für die Versorgung unserer Industrie anzustreben haben und daß wir schließlich die bereits hochentwickelte Kunst der Selbstversorgung an Nahrung und Stoffen auch im Frieden weiter pflegen müssen. Die künftigen Sperrversuche werden nur ein Kinderspiel sein im Vergleich zu der Sperre, die wir seit 4 Jahren glücklich überstanden haben. Ueberdies hat der Zaun im Osten schon ein großes Loch. Die Einkreisungspolitik ist abgetan.

Die Nachwirkungen des Streikversuchs.

Der preußische Minister des Innern stellte im Ausschuß des Berliner Abgeordnetenhauses fest, daß sich von den Arbeitern in Groß-Berlin 12 Prozent an dem Streik beteiligt haben. Wenn man berücksichtigt, daß dort die „Unabhängigen" ihr größtes Rekrutendepot haben und von Alters her der schärfste Radikalismus in den zahlreichen und großen Metallbetrieben wuchert, so bedeuten 12 Prozent eine erfreulich kleine Minderheit.

Dadurch dürfen wir uns nicht in falsche Sicherheit wiegen lassen, müssen vielmehr alle Vorsorge treffen, daß nicht etwa die letzten Dinge schlimmer werden als die ersten. Aber auf Grund der Tatsachen ist entschieden Einspruch zu erheben gegen die Behauptung in dem erwähnten Ausschuß, daß die Arbeiterschaft ihre „politische Unreife" erwiesen habe. Nur eine Minderheit hat sich als unreif oder unzuverlässig erwiesen; die überwältigende Mehrheit der Arbeiterschaft hat aber die Probe auf ihre Vernunft diesmal noch bestanden. Die Versuchung war nicht gering; zu den ausländischen und inländischen Flugblättern und Einflüsterungen kamen die Versorgungsschwierigkeiten, die Enttäuschung durch den schleppenden Gang der Friedensverhandlungen, dessen Ursache mancher mißverstand, und das Mißtrauen gegenüber den Wahlrechtsberatungen im Abgeordnetenhause. Verschärft wurde die Versuchung noch durch die sonderbare Haltung der sozialdemokratischen Parteileitung und Parteipresse, die (mit oder ohne Absicht, bleibt sich gleich) für den Streikgedanken Propaganda gemacht hat. Wenn trotz alledem das Gros der Arbeiterschaft in der Werkstatt blieb, so ist das eher alles andere als ein Beweis für die Unreife.

Wer aber so etwas entdecken will, kann mit Recht sagen, der Abgeordnete Scheidemann und seine Genossen von der sozialdemokratischen Führung hätten ihr Reifezeugnis aufs Spiel gesetzt. Das gehört in die parteipolitische Liquidation dieses Zwischenfalls, die demnächst im Reichstage vorzunehmen sein wird. Die preußische Wahlreform aber muß von einem höheren Standpunkte mit weiterem Blicke betrachtet werden. Daß bei dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht auch unreife Elemente ihren Stimmzettel in die Wagschale werfen, ist wirklich nichts Neues. Ist ein solches Wahlrecht einmal eingeführt, wie im Reich seit 50 Jahren, oder ist es unvermeidlich geworden, wie jetzt in Preußen, so ist es die Pflicht aller verständigen und braven Elemente, durch treue Mitarbeit im gesunden Parteileben und durch unmittelbare Einwirkung im persönlichen Kreise dafür zu sorgen, daß die Unreifen und Quertreiber an Zahl und Einfluß beschränkt werden.

Die italienische Einheitsbewegung vom Züricher Frieden bis zur Herstellung des Königreichs.[1)]

Von Hofrat Dr. Eugen **Jaeger**, Mitglied des Reichstags.

Was Napoleon veranlaßte, auf halbem Wege stehen zu bleiben, ist nicht bekannt geworden. Preußens Einmischung brauchte er nicht ernstlich zu fürchten. Schwerer wog die Rücksicht auf die französischen Katholiken, die für den Papst bangten, vielleicht auch die Sorge, das Kriegsglück nicht noch einmal mit Oesterreich zu versuchen. Jedenfalls war er sich klar, daß die italienische Revolutionspartei das Werk auch ohne ihn weiterführen würde. Er tat daher im Einverständnis mit England nichts, um den Züricher Frieden durchzuführen. Dieser blieb ein Blatt Papier, wie manche Verträge in der Geschichte. Als die italienische Revolutionspartei merkte, daß Napoleon ihr freien Raum gab, arbeitete sie rasch. **Cavour** übernahm wieder das Ministerium, erstrebte aber jetzt nicht mehr den Bundesstaat, sondern den **nationalen Einheitsstaat**. Damit war der Untergang des Kirchenstaates gegeben. Die Fäden wurden jetzt wieder gespannt, die Maschine begann zu laufen. Die Minen, welche in Form von nationalen und radikalen Komitees in den italienischen Kleinstaaten und der päpstlichen Romagna (den Provinzen Bologna, Ferrara und Ravenna) gelegt wurden, flogen auf, die Führer dieser Empörungen verlangten stürmisch Annexion ihrer Länder. Napoleon war sicher mit allem einverstanden oder ließ es wenigstens geschehen. Er pflegte sorgfältige Freundschaftsbeziehungen mit England, damit von dieser Seite keine Schwierigkeiten kämen, und ließ geräuschvoll, unterstützt vom gesamten Liberalismus Europas und seiner Presse, das **Nichtinterventionsprinzip**, d. h. die Freiheit für die italienische Revolution verkünden. Dabei arbeitete er mit Hochdruck für die Erwerbung von Nizza und Savoyen. Die französische Volksstimme verlangte entschieden die Annexion der beiden Länder und der Kaiser glaubte durch Erfüllung dieser volkstümlichen Forderung seinen schwankenden Thron zu stützen. Es war ein Doppelspiel: Napoleon sagte den Mächten, weil Italien sich durch die Lombardei und Mittelitalien vergrößere, müsse Frankreich zur Erhaltung des Gleichgewichtes die beiden Alpenländer nehmen; Italien dagegen sagte, weil Frankreich ihm diese Länder wegnehme, müsse es sich in Mittelitalien vergrößern. Endlich war der Widerstand Cavours überwunden, der Abtretungsvertrag wurde im März 1860 unterzeichnet. Um das demokratische Prinzip und das vom Liberalismus verkündete Selbstbestimmungsrecht der Völker wenigstens scheinbar zu wahren, wurde überall Napoleons Plebiszitsystem angewandt und auch diese Maschine arbeitete prompt. Im März beschloß die Volksabstimmung in Toscana, Modena und in der Romagna die Einverleibung in das Königreich Italien, in Nizza und Savoyen die Einverleibung in Frankreich. Was Einschüchterung und Bestechung nicht fertig brachte, vollendete in Italien der aufgepeitschte antiklerikale Fanatismus. Am 2. April 1860 eröffnete der König zu Turin das **erste italienische Parlament** und verkündete in der Thronrede „Italien den Italienern“.

Napoleon hatte den Papst preisgegeben und wollte seine Truppen aus Rom zurückziehen, aber doch den Schein wahren, aus Rücksicht auf die französischen Katholiken, die bei den Wahlen ihm damals noch gefährlich werden konnten. Daher veranlaßte Napoleon Pius IX. zur Errichtung einer besonderen päpstlichen Armee im Sommer 1860, der französische General Lamoricière übernahm die Führung. Nun galt es noch, dem Königreich beider Sizilien den Todesstoß zu versetzen. Ein Kriegsvorwand gegen Neapel war zunächst nicht zu finden, daher wurde beschlossen, **Garibaldi** mit Freischaaren loszulassen. Oeffentlich leugnete Cavour jede Beteiligung an dem Unternehmen, im Geheimen gab er Hilfe dazu. Am 4. Mai fuhr Garibaldi mit etwa tausend Freiwilligen von dem kleinen Hafen Quarto bei Genua aus, landete in Sizilien bei Marsala („die Tausend von Marsala“), warf den schwachen Widerstand der geworbenen ausländischen Truppen des Königs nieder und hatte bald ganz Sizilien in seiner Gewalt. Im September zog er als Triumphator in **Neapel** ein. Nur die Felsenfeste Gaëta, wo die Königin Marie, eine geborene bayerische Prinzessin, den Widerstand organisierte, hielt sich noch einige Monate. Cavour befürchtete nun, Garibaldi, der immer ein Durchgänger war, könne sich als Diktator in Neapel festsetzen oder gar in die Hände seiner alten Freunde, der Mazzinisten fallen. Sagten doch Garibaldis Freunde, er habe ein Herz von Gold, aber den Kopf eines Büffels. Dann war zu fürchten, daß die parthenopeische Republik der französischen Revolutionszeit wieder aufleben würde. Das wäre auch für Napoleon höchst peinlich gewesen, weil die französischen Republikaner dadurch gestärkt worden wären. Auch war zu fürchten, daß Garibaldi sich plötzlich gegen Rom wende. Um beides zu verhindern, griff nun Cavour ein, versicherte sich zunächst wieder der Zustimmung Napoleons, denn er sah strenge darauf, daß nichts gegen Napoleons Willen geschehe. Seine Vertreter, darunter General Cialdini, sprachen Ende August den Kaiser zu Chambery und brachten die Gewißheit mit, daß Napoleon das Werk nicht stören werde. Er hatte aber auch beigefügt, sie sollten **sich eilen und ganze Arbeit machen**: Fate presto e compiutamente! Sofort brachen italienische Truppen unter Cialdini in die Marken und Umbrien ein, die dem Kirchenstaate gehörten, die schwache päpstliche Armee wurde bei **Castelfidardo** am 13. September 1860 geschlagen, Cialdini zog weiter nach Neapel und nahm dieses für den König in Besitz. Wieder bestätigte die Volksabstimmung die Einverleibung der eroberten Länder und des Königreichs beider Sizilien in Italien. Im Februar 1861 trat in Turin das erste italienische Parlament zusammen und verkündete das **Königreich Italien**. Viktor Emanuel nahm den Titel eines **Königs von Italien** an. Vorher schon, in der Parlamentssitzung am 11. Oktober, hatte Cavour **Rom als Hauptstadt**, Roma Capitale, verkündet: „Rom, die Stadt, auf welche 25 Jahrhunderte jeglichen Ruhm gehäuft haben, soll die glanzvolle Hauptstadt des italienischen Reiches werden.“

Am 7. Juni 1861 starb Cavour plötzlich, erst 50 Jahre alt. Sein Tod hat am Programm nichts geändert. Rom blieb das Ziel der Bewegung, wohl aber war Napoleon jetzt von dem Drucke frei geworden, den der zum mindesten ihm ebenbürtige Staatsmann auf ihn ausgeübt hatte.

Cavour hatte stets zwei Bedingungen für die Erwerbung Roms aufgestellt: daß dabei **nur moralische Mittel** angewendet würden, und daß sie nur im Einverständnis mit Frankreich geschehen solle. Dieses Programm wirkte noch eine Zeit lang weiter. Dazu kamen noch die inneren Parteikämpfe, das Ringen der liberalen und radikalen Führer um die Staatskrippe, und die wachsende sittliche Fäulnis der herrschenden Parteien. Italien verhielt sich also zunächst abwartend, der **Endkampf um Rom** wurde hinausgeschoben.

[1)] Vergl. „A. R.“ 1917, Nr. 19, S. 324, Nr. 22, S. 371, Nr. 24, S. 402, Nr. 51, S. 889. 1918 Nr. 3, S. 28.

Zwei Beter.

Leer ward es in den Stühlen, in den Gängen . . .
Dort, wo noch Weihrauchwolken duftend hängen,
Hoch vom Gewölbe steigt der Dämmerschein
Und hüllt in Nacht den letzten Beter ein.

Doch den in diesen schweigsam dunklen Hallen
Hat jetzt die schwarze Schwermut angefallen.
Vor ihm steht bergeshoh sein ganzes Leid
In dieser nächtig öden Einsamkeit.
Er zündet an in seinem Riesenschmerze
Mit bitterm Seufzer eine weisse Kerze;
Und bald darauf in tiefe Andacht sank
Er und sein Freund, die Kerze auf der Bank.
Wie beide beten!
Er in lautem Weinen,
Die Kerze neben ihm in stummem Scheinen,
Bis dass die Nacht, die ihn zuvor geweckt,
Jetzt wieder ihn aus seinem Brüten schreckt,
Da neben ihm in heissvertropften Tränen
Der letzte Docht in müdem Todessehnen,
In Sterbensnot noch schweigend, glüht und raucht
Und lautlos seine Seele dann verhaucht . . .
Da färbt des ungestümen Nachbarn Wangen
Ein tiefes rotes Schämen und ein Bangen:
„Still litt und starb sie; hab es kaum gesehn —
Auch ich will still den Kreuzweg weitergehn.“ Martin Mayr.

Eine Weile des Nachdenkens.

Zum Beginn der Fastenzeit des vierten Kriegsjahres.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Martin Faßbender, M. d. R. u. Pr. A.

Vielfach wird als ein grundlegender Unterschied zwischen mittelalterlicher und neuzeitlicher Lebensanschauung hingestellt, daß jene auch die Dinge dieser Zeitlichkeit aus dem Gesichtswinkel des Jenseitsgedankens zu beurteilen pflegte, in der Neuzeit aber die Wertschätzung des diesseitigen Lebens mit seinen Gütern und Aufgaben im Sinne des Selbstzweckes erfolgen müsse. Und so hat der bekannte Wiener Forscher auf dem Gebiete der mittelalterlichen Philosophie Prof. Dr. Grabmann kürzlich in der Zeitschrift „Das neue Oesterreich" eine feinsinnige Studie über die Kulturphilosophie des Thomas v. Aquin veröffentlicht, in der er anknüpfend an eine Textstelle der Summa contra Gentiles, alle irdischen Kulturwerte „von den Höhen des adhaerere Deo, des Gottanhangens, der Weihe eines reichen Innenlebens an Gott" abzuleiten versucht. Weit entfernt auf diesem Wege jedoch eine Verflüchtigung der irdischen Kulturwerte herbeizuführen, finden die letzteren bei solcher Betrachtung geradezu eine Vertiefung und Verklärung. Daß aber auch eine solche Auffassung allein dem Geiste der Religion entspricht, darüber wird niemand im Zweifel sein können, der auch nur eine oberflächliche Vorstellung vom Wesen der letzteren gewonnen hat. Auch darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die neuzeitige Weltanschauung in Gefahr ist, den Sinn für eine überlegene, höhere, geistige Welt zu verlieren und damit alle Religiosität zu vernichten. Das innerste Herz der christlichen Religion muß aber, was auch ein Mann wie Paulsen in seiner „Ethik" klar und deutlich zum Ausdruck bringt, jederzeit bleiben: die Gewißheit eines Gutes jenseits aller irdisch-zeitlichen Güter, — meint doch auch ein Philosoph wie Eucken in seiner Schrift „Vom Wahrheitsgehalt der Religion" daß ohne eine Zweiheit der Welten, ohne Ausblicke in ein neues Sein, Religion ein leeres Wort bleibe; daß aber auch die bloße Anerkennung einer höheren Ordnung keineswegs schon Religion ergebe, sondern daß diese höhere Ordnung in unser Leben hineinragen, unser Dasein auf eine andere Grundlage stellen, uns neue Kräfte zuführen müsse.

Sobald man nur diesen letzten Ausspruch folgerichtig durchzudenken versucht, sieht man sofort nicht allein, daß zwischen theologischer Gedankenarbeit und religiöser Betrachtung ein großer Unterschied besteht, sondern man ahnt auch sofort die erhöhte Bedeutung der letzteren. Der Tübinger Philosoph Professor Oesterreich sagt in seiner „Religionspsychologie", daß es sich bei der religiösen Erwägung um eine Ueberwindung der normalen menschlichen Oberflächlichkeit handle, die nur unter besonderen Eindrücken an Höheres denke, während sie sonst im Alltagsleben aufgehe. Sich bestimmte metaphysische Ueberzeugungen ständig im Bewußtsein zu halten, so daß das ganze Leben von ihnen bedingt werde, mit ihnen in Uebereinstimmung komme, das sei die Aufgabe der religiösen Betrachtung. Wenn man nun in der protestantischen Literatur immer wieder gegenüber der katholischen Kirche den Vorwurf erhoben sieht, daß sie zur Veräußerlichung und zur Verflachung der Religion anleite, so steht man geradezu vor einem Rätsel. Die Verinnerlichung ist doch gerade das Wesen der eucharistischen Frömmigkeit, wie sie in der katholischen Kirche gepflegt wird. Ich war während des Krieges einmal für Zwecke der Kriegswohlfahrtpflege in Krakau in Galizien; mit mir eine Anzahl Berliner Herren, die sehr verschiedenen Richtungen der Weltanschauung und des religiösen Bekenntnisses angehörten. Vor einer der schönen altehrwürdigen Kirchen Krakaus traf ich einen Herrn, von dem mir bekannt war, daß er einer protestantischen Körperschaft angehört, die sich die scharfe Betonung gegensätzlicher Auffassung gegenüber der katholischen Kirche besonders angelegen sein läßt. Dieser Herr war auch in dieser Kirche gewesen und er nahm Veranlassung, eine freudige Ueberraschung zum Ausdruck zu bringen über die Beobachtung, daß so viele Leute dort in Andacht versunken beteten, auch zu dieser Stunde — es nahte die Mittagzeit heran und es war ein Werktag —, wo kein Gottesdienst stattfand. Wir sprachen eingehend über die Pflege der Religiosität und Frömmigkeit bei den verschiedenen Religionsgemeinschaften und gelangten zu der übereinstimmenden Feststellung, daß die Stellung der Predigt im Mittelpunkte des Gottesdienstes, wie sie von Luther angebahnt worden, im Widerspruch stehe zu der Behauptung des Protestantismus, daß er eine individuelle Frömmigkeit in erster Linie zu fördern imstande sei. Bekanntlich habe der Versuch, die evangelischen Kirchen auch in den außergottesdienstlichen Zeiten offenzuhalten, um den breiten Massen Gelegenheit zur Sammlung zu bieten, nicht den gehegten Erwartungen auf größeren Besuch der Kirchen entsprochen. Der soeben wieder in dieser Krakauer Kirche beobachtete Zufluß der Gläubigen sei nur verständlich aus der katholischen Glaubenslehre von der heiligen Eucharistie. Hier sei die Quelle einer individuellen und verinnerlichten Frömmigkeit.

Ja, Innerlichkeit, Verinnerlichung des religiösen Lebens! Was haben wir uns unter diesem Wort zu denken? Nichts anderes als, daß der Mensch in dem tiefsten Kern seiner Seele, in seinem eigentlichen Wesen, also in seinem Denken und Wollen von dem Gottesgedanken durchdrungen ist. Innerlichkeit ist nicht verschwommene Gefühlsseligkeit und das Wesen der Innerlichkeit besteht nicht darin, daß man am äußeren Menschen nichts davon merkt, was in seinem Inneren vorgeht, sondern der Geist der Innerlichkeit verlangt nur, daß die Religiosität sich nicht in Aeußerlichkeiten erschöpft, vielmehr soll der innere Geist gestaltend auf das in die Erscheinung tretende Außenleben einwirken. Und so sagt der Breslauer Fürstbischof Dr. Bertram in seinem diesjährigen Hirtenbrief: „Der Fastenzeit schönste Aufgabe ist es, vom Seelenleben Jesu zu lernen, wie wir den Geist der Innerlichkeit in uns aufnehmen sollen. . . . Dieser Zug im Charakterbilde Jesu soll uns Leitstern sein in der Gefahr der Verwilderung, die zur Kriegszeit der Volksseele droht. Das ist nicht etwa Hinneigung zu weichlichem Gefühlsleben. O nein! Im Innenleben ruht das Geheimnis der Kraft und Größe des Christen. Da empfängt er jenes Gold, von dem die geheime Offenbarung redet, das „Gold, das im Feuer geläutert ist". Da zieht er an „die Waffen des Lichtes". So sollen wir den Fußspuren Jesu folgen, die den Weg zum innerlichen Leben und damit den Weg zu den Quellen der seelischen Kraft uns zeigen".

Unwillkürlich drängt sich nun die Frage auf, worauf zielt denn die wahre Religiosität eigentlich ab? In dem neuesten Bande des bekannten Schneiderschen „Jahrbuches für die evangelischen Landeskirchen Deutschlands" findet sich ein Aufsatz des Leipziger Professors Boehmer über das Wesen der Reformation. Darin wird gesagt, daß die katholische Kirche zwei Arten oder Stufen der Frömmigkeit unterscheide, nämlich die Frömmigkeit der Menge, die ihre Befriedigung im Kultus suche und finde, und die Frömmigkeit der Christen höheren Grades, welche die Gemeinschaft mit Gott ohne Mittel in Extasen und Visionen zu erleben trachte. Das Vorbild der letzteren sei der aszetisch lebende „Charismatiker" oder der „Heilige", denn als ein Heiliger könne nur angesehen werden, der nachweislich übernatürliche Kräfte besitze und durch heroische Tugenden sich auszeichne. Den Erwerb solcher Tugend und damit auch den Erwerb übernatürlicher Kräfte zu gewährleisten, habe die katholische Kirche eine besondere Institution in dem Ordensstande oder Mönchtum geschaffen. Man müßte eine sehr umfangreiche Abhandlung schreiben, wenn man alle Mißverständnisse, die in diesen wenigen Sätzen enthalten sind, ausräumen wollte. Hier sei nur der eine Gedanke hervorgehoben, daß es nach Auffassung der katholischen Kirche nicht zwei, sondern unzählige Stufen der Frömmigkeit geben kann und gibt, daß aber für alle Christen ein einheitliches Lebensideal aufgestellt ist, das Streben nach der wahren Liebe Gottes und des Nächsten. Und diese Liebe Gottes soll sich äußern in einer doppelten Richtung: im steten Gedenken an Gottes Allgegenwart und der Gleichförmigkeit mit Gottes Willen. Denjenigen protestantischen Kreisen, welche den katholischen Christen den Vorwurf der Veräußerlichung der Religion machen, würde ich empfehlen, ein kürzlich erschienenes Schriftchen des Würzburger Spiritual Konrad Hock „Die Uebung der Vergegenwärtigung Gottes" zu lesen.

Die wahre Verinnerlichung in dem oben gekennzeichneten Sinne wird nicht erworben ohne Nachdenken und Erwägung der religiösen Gedanken. Nicht die Lesung religiöser Schriften ohne selbsttätige Teilnahme und ohne rechte Durchdringung des Inhaltes ist das, was uns religiös fördert. Gewiß können wir Bücher nicht entbehren, um zu eigenen Gedanken zu gelangen. Ich denke hier an Schriften wie die Fastenbetrachtungen von Clemens „Die Liebe des Gekreuzigten", die im engsten Anschluß und unter umfassender Heranziehung der patristischen Literatur bearbeitet sind, weiter die unter dem Titel „Tage des Ernstes" neu erschienenen biblischen Lesungen von Hirscher für jeden Tag der Fastenzeit und endlich die herrlichen „Betrachtungen über das

Evangelium" des Stuhlweißenburger Bischofs Prohaszka — auch die besten Bücher können uns der Schürfarbeit eigenen Nachdenkens nicht entheben. Aber diese Fastenzeit des vierten Kriegsjahres redet noch eine besonders ernste Sprache, wenn wir sehen, wie mit der längeren Dauer des Krieges nicht allein die Oberflächlichkeit der Menschen, sondern auch die Verwilderung der Sitten in erschreckendem Maße um sich greift. Da gilt es eine Weile des Nachdenkens, des Sichversenkens in die Gottheit, der Neubelebung des Gottvertrauens. Ich fand kürzlich an einer Stelle, wo ich es kaum erwartet hätte, in einem Buche über „Lebenskunst" (von Diestel) den Abdruck eines Briefes von einem gefallenen Soldaten, dessen lautes Rufen und Schreien seine Kameraden fünf Tage lang anhören mußten, ohne ihm während des die ganze Zeit währenden Trommelfeuers Hilfe bringen zu können. Bei dem Toten fand man einen Zettel, auf dem folgende Worte standen: „Es scheint des Allmächtigen heiliger Wille zu sein, daß ich sterben und euch das letzte Lebewohl zurufen soll. Mein rechtes Knie ist zerschmettert. Erheben kann ich mich nicht mehr. Fünf Tage schon liege ich hier am Walde. Der Hunger wird unerträglich. Ich habe zuerst den Herrn um Hilfe angefleht, aber bis jetzt ist sie ausgeblieben. Trotzdem weiß ich, daß der Herr bei mir ist, und deshalb bin ich ganz ruhig und geduldig. Es geht ja nicht mehr lange und ich bin daheim bei meinen Brüdern, drüben in dem schönen Lande, wo wir uns alle wiederfinden werden. An dem lauteren Strom, klar wie Kristall. Also auf Wiedersehen hier unten oder droben im Licht!" Welch ergreifendes Gottvertrauen, welche tiefe Innigkeit des Gottesglaubens! Die unsagbare Menge körperlicher Schmerzen und das unnennbare seelische Weh, welches der Krieg im Gefolge hat, lenken mit unwiderstehlichem Zwang in dieser Fastenzeit unseren Blick nach Gethsemane und Golgatha. — Eine Weile des Nachdenkens!

Der Sinn der jüngsten portugiesischen Revolution.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Portugal hat einen Kolonialbesitz, der an Größe dem deutschen nur unwesentlich nachsteht und der von keiner Macht so umworben ist, wie von Großbritannien. Dies ist auch der Grund, weshalb England stets Gewicht darauf gelegt hat, mit der Lissaboner Regierung in gutem Einvernehmen zu stehen. Und wenn diese Lust zeigte, eine eigene, von London unabhängige Politik zu betreiben, so setzten die britischen Staatsmänner alles daran, sich die Regierung durch Drohungen gefügig zu machen, oder sie zu stürzen. England hält heute Portugal in so enger finanzieller Abhängigkeit, daß die Regierung, ganz gleichgültig, welche es ist, keinen Schritt tun kann, ohne sich vorher mit der wirklichen Schutzmacht, Großbritannien, ins Benehmen zu setzen.

Diese Zwangslage Portugals hat das Foreign Office mit der bekannten britischen Rücksichtslosigkeit auch während des Weltkrieges ausgenützt und Portugal mußte uns den Krieg erklären und sich namentlich an der Bekämpfung der deutschen Kolonialtruppen in Afrika beteiligen. Die Regierung Affonso Costas hat sich eigentlich wohl ganz gern von England in den Krieg hetzen lassen, obschon das Volk an sich uns kaum Feindschaft entgegenbrachte; wie sollte es auch? Das Kabinett spekulierte dabei in erster Linie auf den billigen Gewinn, sich der deutschen Schiffe, die in portugiesischen Häfen lagen, bemächtigen zu können. Dem Ministerium konnte überdies aus Gründen der inneren Politik ein Krieg, der dem Lande Ruhm und Gewinn brachte, nicht gleichgültig sein, da es unter der Bevölkerung sich steigender Unbeliebtheit erfreute. Diese wurde noch vergrößert durch den wirklichen Verlauf des portugiesischen Krieges. Statt der erhofften Gewinne brachte er nämlich nichts als Verluste. Portugiesen mußten auf die französischen Schlachtfelder. Vor allem aber sah sich Portugal genötigt, in den Kolonien starke Mengen von Truppen festzulegen, einesteils, um die Deutschen zu bekämpfen, anderseits, um Aufstände im eigenen Schutzgebiet, die eine Folge des allgemeinen afrikanischen Kriegszustandes waren, niederzuwerfen. Es sollen nicht weniger wie 50000 Mann so allmählich abgegeben worden sein. Machte dies schon Unzufriedenheit, so kam hinzu, daß das kleine Portugal immer stärker die Not des Krieges zu fühlen bekam. Arbeitseinstellungen, Hunger, oder doch mindestens äußerste Knappheit der Lebensmittel, waren die Folge. Die regierungsfeindliche Presse fand immer mehr Anhänger, zu denen sich auch die portugiesischen Katholiken gesellten, die wegen der kulturkämpferischen Neigungen Affonso Costas mit diesem und seiner englandfreundlichen Regierung verfeindet waren. Man fragte sich in Portugal immer mehr: warum kämpfen wir? Für wen? Für Engand!

Dies war der Boden, aus dem die Ereignisse, welche zum Sturze des Kabinetts führen sollten, hervorwuchsen. Die Entente war über die Stimmung sehr wohl unterrichtet und zählte die Herrschaft Affonso Costas selbst nur noch nach Tagen, daher hatte sie bereits begonnen, sich mit den Unzufriedenen in Verbindung zu setzen, um die neue Bewegung in Bahnen zu leiten, welche das Ententeinteresse, also vor allem das englische, wahrten. Es scheint so, als wenn England gesonnen war, es wieder einmal mit der Monarchie zu versuchen. Aber die Ereignisse überraschten diesmal, der Unmut mit der Regierung war zu groß, die Not zu drückend. Portugal nahm sein Schicksal selbst in die Hand, freilich nur für Augenblicke, aber diese Tatsache mitten im Weltkrieg ist doch bezeichnend. Die Revolution trug dementsprechend, das können selbst die fein frisierten Berichte von Havas und Reuter nicht wegwischen, einen ausgesprochen entente-feindlichen Charakter. Aber Portugal ist eben ohnmächtig, und so verpufften die Anläufe, welche eine Aenderung der lakaienhaften Abhängigkeit herbeizuführen schienen, alsbald wieder. Die Diplomaten der Entente, an der Spitze natürlich England, redeten eine sehr energische Sprache und so kroch man denn in Lissabon zu Kreuze und fügte sich knirschend in das Joch. Denn praktisch, d. i. finanziell, ist Portugal in den Händen Englands, das es jederzeit in der Hand hat, den Staatsbankerott mit all seinen Folgen für Portugal herbeizuführen. Gerade der Weltkrieg hat diese Abhängigkeit noch verschärft. Und Großbritannien hat seine guten Gründe, wenn es trotz der scheinbar schlechten Anlage Portugals weitere Verschuldung begünstigt, und immer neue Darlehen vorstreckt; denn an dem Tage, wo der Bankerott des kleinen Landes da ist, wird der Brite sich die portugiesische Schuld in seiner Weise bezahlen lassen durch die einzigen Aktiva, über die Portugal verfügt, das sind seine Kolonien. Das ist der tiefere Sinn, weshalb England nicht gestatten will, daß Portugal eigene Wege geht. Es ist ein raffiniertes Spiel, das hier gespielt wird, und es zeigt die britische Diplomatie wieder auf ihrer Höhe, aber auch in ihrer kaltherzigen Grausamkeit und selbstischen Art. Auch Sodonio Paes, der neue Präsident, wird sich mit dieser Tatsache auseinandersetzen müssen, die seine Politik wieder in Gegensatz zu dem im Grunde englandfeindlichen Volke bringen muß. Die Revolution war ein Versuch an den Ketten zu rütteln, aber all diese Versuche werden vergebens sein, die Ketten sind so fest, daß diese kleine Nation sie aus eigenen Kräften niemals lösen kann; das wäre eben nur möglich, wenn Englands Weltstellung in entscheidender Weise erschüttert würde. Wir haben auch hier wieder einen Fall vor uns, der zeigt, daß der Kampf der Mittelmächte ein wahrer Freiheitskampf für viele andere Nationen ist.

Aber das Schicksal Portugals hat auch für Deutschland eine Seite, die nicht ohne Bedeutung ist. Falls es zur Liquidation des portugiesischen Kolonialbesitzes kommen sollte, wird das Reich nicht beiseite stehen können. Schon im Jahre 1898 hatten Deutschland und England für diesen Fall in einem geheim gehaltenen Abkommen sich über eine Teilung verständigt; die Lage des deutschen Kolonialbesitzes in Afrika ist ja derart, daß auch das Reich bei einer solchen Teilung eine bedeutsame Abrundung seines Besitzes erreichen könnte. England hat bisher es ängstlich verhindert, daß die vertragsmäßig eingegangene Verpflichtung zur Wahrheit werden könnte. Dazu war das Verhältnis zwischen Deutschland und England in dem letzten Jahrzehnt zu schlecht. Der Weltkrieg, in dem sich Großbritannien wohl als endlichen Sieger von vornherein betrachtete, ließ es manche früher sorgfältig vermiedenen Schritte Portugal gegenüber unternehmen, so daß die Eventualität, die wir skizzierten, doch eintreten kann. Sie hat ihre Bedeutung im Hinblick auf die Friedensverhandlungen.

Ein Festtag der historischen Vereine Deutschlands.

Von Dr. Gg. Hager, K. Generalkonservator der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns.

Auf Schloß Hauzenstein in der Oberpfalz feiert der Geschichtsforscher Graf Hugo von Walderdorff aus einem auch in der Geschichte der Rheinlande bekannten Geschlecht am 14. Februar den 90. Geburtstag. Diese Jubelfeier ist nicht nur für Bayern von Bedeutung. Die Geschichtsfreunde ganz Deutschlands nehmen daran wärmsten Anteil. Denn der Name Walderdorff hat bei ihnen allen guten Klang. Graf Hugo von Walderdorff ist der beste Kenner der sehr verwickelten Geschichte der Oberpfalz. Die zahlreichen Arbeiten, die er über sie veröffentlicht hat, sind mit der Kritik, mit der Methode und der Genauigkeit des Fachmannes geschrieben. Der Graf zählt zu den hervorragendsten Vertretern der Landes- und Ortsgeschichte. Als Angehöriger einer alten Forschergeneration besitzt er das Vorrecht der Universalität. Es gibt keine Zeit und keine Periode der Geschichte der heutigen Oberpfalz, mit der sich Graf von Walderdorff nicht beschäftigt hat. Und es gibt kaum einen Zweig der Kulturgeschichte, den er nicht mehr oder minder beherrscht. Der Vor- und Frühgeschichte des Landes galten seine Forschungen ebenso wie dem Mittelalter und der Neuzeit. Das Geheimnis der prähistorischen Grabhügel und der römischen Hinterlassenschaft fand in ihm nicht minder seinen Meister wie die Kunst des romanischen und gotischen Stiles oder des Barock und Rokoko. Und die historischen Hilfswissenschaften der Genealogie und Heraldik bedeuten ihm ein offenes Buch. Ein angeborenes Streben nach Wissen und Wahrheit, ein unwiderstehlicher Drang nach Vertiefung der Forschung, eine leidenschaftliche Begeisterung für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Vorzeit sind die Seele der Walderdorffschen Muse. Davon zeugt jede Zeile des literarischen Werkes des Grafen. Oft erkennen wir das Wesen eines Mannes aus seinem Urteil über gleichstrebende Vorgänger. So erblicke ich auch in dem 20 Druckbogen starken Lebensbilde, das Walderdorff dem verdienten bayerischen Geschichtsforscher Joseph Rudolf Schuegraf im 27. Bande der Verhandlungen des Historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg 1871 gewidmet hat, einen Spiegel des Geistes des Grafen selbst. Das ist eine der besten Biographien, die es von deutschen Männern gibt. Eindringend, erschöpfend, aufschlußreich, charakterisierend, warmherzig, von glühender Liebe für die vaterländische Forschung zeugend. Wer das Lebensbild Schuegrafs, des ersten Historikers des Regensburger Domes, gelesen, vor dem steht dieser schlichte, zu Lebzeiten viel zu wenig anerkannte Forscher in klarer und warmblütiger Gestalt inmitten einer ebenso anschaulich geschilderten geistigen Umwelt. Vor dem steht aber auch scharf umrissen die sympathische Charakterfigur des Grafen. Unvergeßlich ist mir die Art, wie Walderdorff das persönliche Wesen Schuegrafs durch Erzählung einer mit einem bekannten Kölner Gelehrten verknüpften Episode der zweiten Generalversammlung des Christlichen Kunstvereins in Regensburg im September 1857 zeichnet: „In seiner Bescheidenheit dachte Schuegraf gar nicht daran, daß der Verfasser der Geschichte des Domes vor allen Regensburgern vorzüglich berufen sei, in dieser ansehnlichen Versammlung Sitz und Stimme einzunehmen. Als daher bei der Sitzung am 15. September Professor Kreuser aus Köln Schuegrafs große Verdienste auf das glänzendste hervorhob und rief: „Wo ist Schuegraf, der Ehrenmann? er verdient unter uns der erste zu sein!" war der anspruchslose Forscher gar nicht da; Kreusers Antrag, ihn speziell einzuladen, wurde mit Akklamation angenommen und sofort eine Deputation an den ehrwürdigen siebenundsechzigjährigen Greis entsendet." Ist diese Episode nicht bezeichnend für uns Bayern überhaupt? Und bewundern wir die aus ihr erhellende Anspruchslosigkeit und still in sich selbst gefestigte Natur nicht auch bei unserem gräflichen Jubelgreis?

Aber die Bedeutung des Grafen Walderdorff liegt nicht nur in seinen Forschungen. Dieser Feuergeist ist zu vielseitig und zu klar blickend, als daß er sich mit der Vertiefung unseres Wissens zufrieden gäbe. Die Bedeutung des hochverehrten Mannes ist nicht minder groß auf dem Gebiete des Denkmalschutzes. Man muß in langjährigem Gedankenaustausch mit dem hochverdienten Altmeister den unermüdlichen Idealismus, die nie erlahmende Kraft der Ueberzeugung von den hohen, in den Kunst- und Geschichtsdenkmalen geborgenen Werten kennen gelernt haben, um ganz zu fassen, was die überragende Tätigkeit des Grafen für die Erhaltung der Denkmäler in Bayern und besonders in der Oberpfalz bedeutet. Unübersehbar ist die Anregung, die von ihm für den Denkmalschutz ausging. Umfassend ist der Segen, den der gräfliche Mahner im Laufe der Jahrzehnte auf diesem Felde gestiftet! Die Kraft dieser Aeußerung des Walderdorffschen Geistes ist so groß, weil die Begeisterung aus dem Herzen und dem Verstande zugleich strömt. Nur wer in mühevollem, tief bohrendem, langjährigem Forschen und einfühlendem Genießen in die Geheimnisse der Denkmäler eingedrungen ist, nur wer es solcher Art selbst immer wieder empfunden hat, wie wichtig es ist, rauhe und verständnislose Hände von den Denkmälern fernzuhalten, wie es ein Hauptgebot sein muß, an einem überlieferten alten Bestand ohne ganz zwingenden Grund nichts zu ändern, nur der besitzt die Ueberzeugungskraft, immer wieder als mahnender, warnender und zürnender Rufer im Streite um die Wahrung der Ideale unseres Volkes und der Denkmalswerte der Provinzstädte und des platten Landes aufzutreten. Der tiefe sittliche Ernst und die glühende Begeisterung des Grafen bleiben für immer ein Vorbild in den Bestrebungen des Denkmalschutzes.

Voll Ehrfurcht vor dem gottbegnadeten hohen Alter eines nur dem Idealen zugewandten edlen Mannes erflehen die Geschichts- und Kunstfreunde weiteren Segen für den Eintritt ins Patriarchenalter.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Erlasse, Ansprachen, Aufrufe. Abwehr gegnerischer Anschuldigungen.

Des Kaisers Dank an das Deutsche Volk.

Der Kaiser hat an den Reichskanzler folgenden Erlaß gerichtet:

„Zu meinem Geburtstage sind mir aus allen deutschen Landen und weit darüber hinaus unzählige treue Grüße und Wünsche dargebracht worden. Je ernster die Zeit und je größer die Verantwortung, die mir von Gott auferlegt ist, um so wärmer und dankbarer empfinde ich diese Zeichen treuester Anhänglichkeit an mich und mein Haus.

Das Vertrauensverhältnis zwischen Krone und Volk, von meinen Vorfahren in langer Geschichte erworben, ist gerade in den schwersten Zeiten am innigsten geknüpft. Es leuchtet mir entgegen, wenn ich unseren heldenmütigen Kämpfern an der Front den Dank des Vaterlandes aussreche, es berührt mich tief, wenn ich an den Betten unserer Verwundeten und Sterbenden stehe, und es tritt mir in allen Gauen der Heimat in mich bewegender Weise entgegen, auch da, wo es sich im offenen Ausdruck ernster Sorge um die Zukunft des Vaterlandes äußert.

Durch 26 Jahre ist es mein Herzensanliegen gewesen, das von dem großen Kaiser und seinem eisernen Kanzler geeinte Reich in Frieden auszubauen, Wirtschaftsleben, Wissenschaft und Technik und damit den Aufstieg des gesamten deutschen Volkes zu immer stärkerer Teilnahme an den geistigen und wirtschaftlichen Gütern des Vaterlandes zu fördern, als der Neid unserer Feinde mich zwang, alle Kräfte unseres Volkes zur Verteidigung der heimischen Erde aufzurufen. Mit tiefster Dankbarkeit gedenke ich jener stolzesten Tage der Geschichte Deutschlands, als alle Stände und Parteien bewiesen, daß unser geliebtes Vaterland ihnen jedes Opfer wert war. Seitdem sind uns dank der überlegenen Kriegführung unserer großen Feldherren, der erhebenden Taten unseres Heeres und der Hilfe unserer uns treu zur Seite stehenden Bundesgenossen weltgeschichtliche Erfolge zuteil geworden. Die opferwillige Ausdauer und die gewaltigen Arbeitsleistungen der Heimat haben auch der Not und der Entbehrung Trotz geboten, so daß unser im Felde und im Lande bewährtes Volk mit Gottes Hilfe voll starker Zuversicht einem guten Frieden entgegensehen kann.

Hierzu bedarf es aber jetzt der ernsten Selbstzucht, der inneren Geschlossenheit, der willigen Unterordnung unter große Ziele, der Bereitschaft, auch das Schwerste zu tragen, des Vertrauens auf die eigene Unbesiegbarkeit und der Einstellung aller Kräfte für das eine große Ziel der Erkämpfung einer starken und sicheren Zukunft des Vaterlandes. Hierzu erbitte ich die treue Mitarbeit aller, die unser Volk lieb haben und seiner Zukunft dienen wollen. Dann wird aus der Saat dieser schweren Jahre und dem Blute der gefallenen Söhne Deutschlands ein starkes Reich und ein glückliches, an wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Gütern gesegnetes Volk hervorgehen. Dazu helfe uns Gott!

Ich ersuche Sie, diesen Erlaß zur öffentlichen Kenntnis zu bringen.

Großes Hauptquartier, 7. Februar. Wilhelm I. R."

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Die Verhandlungen im Osten.

Der Streit um die Vertretung der Ukraine.

In der Vollsitzung sämtlicher Delegationen einschließlich der Abordnung der ukrainischen Rada am 1. Februar stellten die Vertreter der letzteren fest, daß die jetzige Haltung Trotzkis in vollständigem Widerspruche zu allen seinen früheren Erklärungen stehe. Die internationale Stellung der ukrainischen Volksrepublik sei nach ihrer Bildung sowohl durch den Rat der Volkskommissare als auch durch die Vertreter der vier verbündeten Mächte anerkannt worden. Die von Trotzki jetzt angeführten Argumente entbehrten jeder Bedeutung. Trotzki meinte, die Anerkennung der Selbständigkeit als Staat könne nicht mit der Anerkennung dieser oder jener Regierung vermengt werden. Der Prozeß der Selbstbestimmung der Ukraine hätte noch keine endgültigen Formen angenommen. Der Vertreter der Kiewer Zentralrada Lubynskij schilderte die Gewaltpolitik der Petersburger Regierung in Charkow, wo eine kleine Gruppe von Bolschewiki sich als neue Regierung der ukrainischen Volksrepublik erklärte. Es sei kein Zweifel darüber möglich, daß sie nicht berufen sei, die ukrainische Republik zu vertreten, sondern daß sie kaum als Vertretung der Stadt Charkow angesehen werden könne. Schließlich gab Graf Czernin namens der Vierbundsdelegationen die Erklärung ab: Wir haben keinen Anlaß, die in der Plenarsitzung vom 12. Januar 1918 erfolgte Anerkennung der ukrainischen Delegation als einer selbständigen Delegation und als einer bevollmächtigten Vertretung der ukrainischen Volksrepublik zurückzunehmen oder einzuschränken. Wir sehen uns vielmehr weiter veranlaßt, die ukrainische Volksrepublik schon jetzt als unabhängigen, freien, souveränen Staat anzuerkennen, der in der Lage ist, selbständig internationale Abmachungen zu treffen.

Energische Worte gegen die russischen Verschleppungsmanöver. Die polnische Frage.

In der Sitzung der deutsch-österreichisch-ungarisch-russischen Kommission zur Regelung der politischen und territorialen Fragen am 7. Februar erhob Trotzki Einspruch gegen die, wie er meinte, in der deutschen, österreichischen und ungarischen Presse „sehr gut organisierte Kampagne", die den Zweck verfolge, der russischen Delegation die Verschleppung der Friedensverhandlungen vorzuwerfen. Demgegenüber müsse er darauf hinweisen, daß die große Bedeutung der von der Gegenseite bekannt gegebenen Bedingungen seinerzeit eine Pause zu deren Prüfung durch die russische Regierung notwendig gemacht habe. Jedenfalls halte er es für notwendig, zu erklären, daß die Verantwortung für die Verschleppung nicht auf die russische Delegation falle. Gerade der Herr Vorsitzende der deutschen Delegation habe eine theoretische Erörterung der verschiedenen Fragen gewünscht. Staatssekretär v. Kühlmann erklärte hierauf, er habe die vom Herrn Vorsitzenden der russischen Delegation als wohlorganisiert bezeichnete deutsche Preßkampagne nicht verfolgt. Dank der Oeffentlichkeit der Diplomatie, welche auf Wunsch der russischen Delegation im Laufe dieser Besprechungen durchaus beobachtet worden sei, habe die deutsche Presse aus den veröffentlichten Verhandlungen und Berichten ein eigenes Urteil bilden können. Der deutsche Journalist sei Manns genug, um sich unabhängig ein Urteil zu bilden, und wenn das Urteil, zu dem die deutsche Presse gelangt sei, der russischen Delegation nicht gefalle, so stehe es der russischen Presse ihrerseits vollkommen frei, diejenigen Ansichten zu verfechten, die sie für richtig halte. Er müsse jedenfalls jede Unterstellung, als wären die Vorsitzenden der verbündeten Delegationen für die Verschleppung der Verhandlungen verantwortlich, auf das nachdrücklichste zurückweisen. Da es sich bei den Verhandlungen um Gedanken handle, die großenteils neu seien und für die weder in der internationalen Theorie noch in der Praxis Vorbilder vorlägen, sei es unbedingt notwendig gewesen, auch von der theoretischen Seite die zur Erörterung gestellten Fragen zu beleuchten. Wäre eine Einigung über die theoretischen Punkte erzielt worden, so wäre man, wie dem Herrn Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten ja wohl bekannt sei, einer befriedigenden Lösung der gemeinsamen Aufgabe sehr nahe gekommen.

Hierauf wurde auf den Antrag Trotzkis das Wort dem Mitglied der russischen Delegation Bobinski als Sachverständigen für polnische Angelegenheiten erteilt. Bobinsky verlas eine Aufzeichnung in russischer Sprache, die von seinem Genossen Radek sodann in deutscher Sprache wiederholt wurde. Die beiden bezeichneten sich in ihren Darlegungen als die einzig berufenen Vertreter des polnischen Volkes, forderten die sofortige Entfernung der jetzigen Regierungsorgane in Polen und ergingen sich in Anklagen gegen die bisherige Entwicklung der Unabhängigkeit Polens. In der Aufzeichnung wurde des weiteren erklärt, daß bis jetzt einzig und allein das revolutionäre Rußland die wahren Interessen und die Freiheit Polens verteidigte. Bobinski und Radek beriefen sich in ihren Ausführungen auch auf die in der deutschen und der österreichisch-ungarischen Armee kämpfenden Polen. Staatssekretär von Kühlmann richtete nach der Verlesung dieser Schrift die kurze Anfrage an den Vorsitzenden der russischen Delegation, ob das eben verlesene Dokument als eine offizielle Mitteilung der russischen Abordnung anzusehen sei. Trotzki entgegnete, die eben vorgetragenen Ansichten seien natürlich nur in denjenigen Grenzen gültig, welche die russische Delegation bei Beginn der gegenwärtigen Verhandlungen festgesetzt habe, und innerhalb dieser Grenzen seien sie als offizielle Erklärungen anzusehen. Was über die Grenzen hinausgehe, sei nur als informatorisches Material zu betrachten. Staatssekretär v. Kühlmann gab hierauf folgende Erklärung ab: Ich finde es merkwürdig, daß in derselben Sitzung, in welcher der Herr Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten den Vorwurf weit von sich weist, daß er die Verhandlungen verschleppe, er uns durch ein Mitglied seiner Delegation Ausführungen von dieser Länge vorlesen läßt, für welche er dann halb und halb die Verantwortung ablehnt. Mir hat die eben verlesene Darlegung den Eindruck gemacht, daß sie durchaus zum Fenster hinausgesprochen ist. Und wie der Herr Vorsitzende der russischen Delegation zur Auffassung kommt, daß durch derart rein agitatorische Volksreden dem Fortschritt unserer Verhandlungen gedient werden soll, ist mir vollständig unklar. Für meine Person lehne ich es auf das bestimmteste ab, von seiten der russischen Delegation irgendwelche Erklärungen entgegenzunehmen, welche nicht von vornherein sich als offizielle Erklärungen der gesamten Delegation darstellen. Ich fürchte, die Geduld der Vorsitzenden der verbündeten Delegationen wird durch Vorgänge, wie die eben gehörte Rede des Mitgliedes der russischen Delegation, auf eine sehr harte Probe gestellt und es werden jetzt nicht nur „bei der deutschen Presse" sehr ernstliche Zweifel darüber entstehen müssen, ob auf seiten der russischen Delegation wirklich die Absicht vorliegt, die hiesigen Verhandlungen erfolgreich zum Abschluß zu bringen. General Hoffmann protestierte dagegen, daß die Herren Bobinski und Radek sich anmaßen, im Namen von Angehörigen des deutschen Heeres zu sprechen. Den Wünschen der russischen Delegation entsprechend sollen in der nächsten Sitzung die Ergebnisse der bisherigen Arbeiten zusammenfassend erörtert werden.

Friede mit der Ukraine.

Am 9. Februar, 2 Uhr morgens, ist in Brest-Litowsk der Friede zwischen dem Vierbund und der Ukrainischen Volksrepublik unterzeichnet worden.

Beendigung des Kriegszustandes mit Rußland.

In der Sitzung vom 10. Februar teilte der Vorsitzende der russischen Delegation mit, daß Rußland unter Verzicht auf die Unterzeichnung eines formellen Friedensvertrages den Kriegszustand mit Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Türkei und Bulgarien für beendet erklärt und gleichzeitig Befehl zur völligen Demobilisierung der russischen Streitkräfte an allen Fronten erteilt. Für die aus dieser Sachlage sich ergebenden weiteren Besprechungen zwischen den Mächten des Vierbundes und Rußland über die Gestaltung der wechselseitigen diplomatischen, konsularischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Beziehungen verwies Herr Trotzki auf den Weg des unmittelbaren Verkehrs zwischen den beteiligten Regierungen und auf die bereits in Petersburg befindlichen Kommissionen des Vierbundes.

Vom Büchertisch.

Das ferne Leuchten, Gedichte von Heinrich Ammann. Augsburg, Haas & Grabherr. 122 S., geb 2.— M. — Zur Bergkapelle steigt der Dichter hinan und klagt der Gottesmutter all seine Leiden. Und er singt: „Viele meiner guten Gaben wußte mir die Welt zu rauben: Eines will ich wieder haben: meinen frommen Kinderglauben; daß ich nicht auf weiter Erde suche eitlen Trostes Scherben, daß ich wieder leben werde und im Frieden könne sterben." In den meisten, ja fast in allen Gedichten dieses schmucken Bändchens, seien es ernste oder launige, wird man etwas Ansprechendes und Erfreuliches für Herz und Gemüt finden, oder irgendeinem Gedanken begegnen, der, wenn er auch nicht gerade etwas Neues bringt, doch durch die gefällige Form, worin er dargeboten wird, überrascht und als Produkt selbsteigener dichterischer Geistesarbeit zu werten ist. Unter dem vielen Guten aber ist das Beste, was die Muttergottes dem Dichter schenkte, indem sie sein Gebet erhörte und ihm den Kinderglauben wiedergab. Die Lieder, die er ihr zum Dank widmet: „Mariä Verkündigung", „Die Jungfrau Maria", „Das Muttergottesbild im Walde" sind kindlicher Frömmigkeit entsprossen und unter den anderen tragen viele die gleiche Signatur. Ihr gesellt sich der männliche Ernst, der festen Blickes dem Leid, dem Tod und der Ewigkeit entgegenschaut und das ferne Leuchten der Sonne, die nimmer untergeht, mit freudiger Erwartung begrüßt. Klein ist die Welt, wenn die Sonne sie erhellt, doch wenn die Nacht den Himmelsbogen abdeckt, schaut das Auge unendlich weit in die goldene Herrlichkeit der Sternenwelten. „Also muß der Tod auch kommen, bis der Schleier weggenommen und die Seele, endlich frei, wisse, was der Himmel sei." Neben diesen Gedichten, die der Sammlung das Gepräge und den Titel geben, finden sich auch anmutige Natur- und Lebensbilder, ein paar hübsche Balladen, Humoristisches und Sprüche, sowie einige treffliche Stücke: „Das Opfer der Mutter", „Das Grab in Siebenbürgen", „Der Weihnachtsbaum", die auf „die große Opferzeit" unserer Tage Bezug nehmen. Und das ganze mit einer hübschen Titel- und Umschlagzeichnung von Karl Sigrist in Stuttgart, die zum Inhalt paßt, ist eine recht liebe Gabe für alle, die an einer gediegenen Poesie ihre Freude haben.
Leo van Heemstede.

Die Militärseelsorge der Karolingerzeit. Ihr Recht und ihre Praxis. Von Albert M. Koeniger. 16° 78 S. M 3 20. München, Lentner. 1918. Unter einläßlicher Quellenuntersuchung wird in diesem im Rahmen der Veröffentlichungen aus dem kirchengeschichtlichen Seminar München (4. Reihe Nr. 7) erschienenen Band zunächst die Stellung des geistlichen Standes zum Waffendienst in der Karolingerzeit behandelt Der kirchliche Standpunkt behauptet sich in fortwährender Geltendmachung des Grundsatzes, dem Gesalbten des Herrn ist es verboten, Waffen zu tragen und in den Krieg zu ziehen. Eingehend wird sodann die durch den hl. Bonifatius ins Leben gerufene und ausgestaltete Militärseelsorge der Karolingerzeit (Synodalbeschluß und Königsgesetz Karlmanns von 742) beleuchtet und in ihre Verzweigungen verfolgt unter Angabe interessanter, der Zeit entstammender Belege, darunter in Anhang 2 und 3 zwei Militärpredigten mit einigen Textverbesserungen. S. 63—68 ist die einschlägige Literatur und im Anschluß daran auch die über die Militärseelsorge im Weltkrieg erschienene Literatur verzeichnet. Für letztere sind auch die in der „Allgemeinen Rundschau" veröffentlichten Stimmen allgemeiner Beachtung wert.
O. Heinz.

Die Psalmen, des Priesters Betrachtungsbuch. Von P. Wendelin Meyer O. F. M. 1. Bd. 2. Aufl. 8° XXIV u. 291 S. 4.50 M, geb. 5.50 M. Paderborn, Bonifatius-Druckerei 1917. — Diese Neuauflage des mit großem Beifall aufgenommenen Betrachtungsbuches über die Psalmen erfuhr darin Verbesserungen, daß die deutsche Uebersetzung des Vulgatatextes eine weitergehende Anlehnung an die vortreffliche sinngemäße Psalmenübertragung von Lanner aufweist. Sehr willkommen ist die im Inhaltsverzeichnis (VII—XIV) gebrachte Ergänzung, wo durch kurze Hinweise kenntlich gemacht wird, in welchen Offizien die einzelnen Psalmen gebetet werden. Die aus der hier erstrebten einläßlichen Beschäftigung mit dem Psalmeninhalt zu gewinnenden Anregungen wurden noch vertieft und erweitert.
O. Heinz.

Den gefallenen Kriegern, gedichtet und komponiert von Franz Günthner. Regensburg, Friedrich Pustet. — Bestimmt für Sopran—Alt und Tenor—Baß mit Baritonsolo, kann das Lied gegebenenfalls von nur einer Stimme gesungen werden, wobei der vierstimmige Satz als Orgelbegleitung dient. Eine erhebende, klangschöne Weise, die sangbar geschrieben ist und leicht bewältigt werden kann.
L. G. O.

Jahresgabe des Münchener Kunstvereins. Der Münchener Kunstverein bietet seinen Mitgliedern für das Jahr 1917 eine farbige Wiedergabe von Hans Thoma's herrlichem Bilde „Offenes Tal". Eine liebliche, ernste Landschaft in grüner Sommerszeit, so echt deutsch gesehen und empfunden, daß dies Gefühl unwiderstehlich auf den Beschauer übergeht, ihn mit Heimatsgefühl umwebt, als hätte er dieses Tal und diese sanften waldigen Hügel, jenes friedliche Dörflein am blinkenden, ruhigen See schon geschaut in seinem Leben, frohe Stunden der Einkehr dort verlebt. Feines Leben kommt in das Bild durch das Rot der Dächer des fernen Dorfes und durch die frischen Farben der Gewänder einiger im Vordergrunde sitzenden Kinder. Durch die großzügige Anordnung und die Schlichtheit seines Vortrages erhält das Bild eine schöne Formwirkung. Es eignet sich in besonderem Maße zum Schmucke der Wohnräume.
Dr. O. Doering.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Kgl. Residenztheater. L. Heller, der geschätzte Darsteller des hiesigen Schauspielhauses, hat eine Menge Schwänke geschrieben, die auf dieser Bühne das Publikum unterhielten und über zahlreiche andere Bretter gingen. Er hat jetzt einen neuen Mitarbeiter, Alice Behrend, und die neue Firma hat ihre „Zigarrenkiste" bei unserem Hofschauspiel angebracht; aber die Idealisten sterben eben doch nicht ganz aus, die da meinen, daß unser Kgl. Theater auf Qualität sehen müsse, und deshalb unterbrachen sie durch sehr energisches Zischen den Beifall der Zufriedenen. Vom Verfasser des „Klubsessels", des „Wolkenkratzers" und anderer Scherze mehr als ein wenig Kurzweil zu verlangen, wäre ungerecht, aber es muß wieder einmal glatt herausgesagt werden, daß der Spielplan des Kgl. Residenztheaters allzusehr auf gangbare Bühnenartikel eingestellt ist. Gewiß, einige literarische Neuheiten hielten sich nicht lang, das ist jedoch noch nicht genügend Anlaß, daß Fulda, Thoma und die glücklichen Autoren von der netten, seichten „Meine Frau, die Hofschauspielerin" ungezählte Male aufgeführt werden, während es einer keineswegs stark fundierten Privatbühne gelang, Shakespearesche Komödien zu Zugstücken zu machen und selbst dem Uniontheater die gute Absicht, die Goethesche „Iphigenie" zu bieten, mit ausverkauftem Hause gedankt wurde. — In der „Zigarrenkiste" bewahrt die gute Erbtante eine Million. Diesen unverzinsten Schatz hat ihr ein Verehrer vermacht, der, als er jung war, sie aus Mangel an Mammon nicht hatte heiraten können. Die Tante will nun das erste Liebespaar aus ihrer Familie beglücken. Uebliche Lustspielerbschleicherei. Dann kommt ein eleganter junger Mann, der das Kästchen stehlen will, versteckt sich unter der Tante Bett. Die Tante macht Nachttoilette. Situationskomik, mit der ohne geistige Anstrengung immer Wirkung zu erzielen ist, denn das Platte gefällt. Die Tante ist ganz im Banne des liebenswürdigen Einbrechers, und wäre nicht die Nichte gekommen, das Kästchen wäre längst fort. Der Dieb liebt die Nichte. Er wandelt sich so, daß er sogar das Mädchen ohne Geld heiraten und seine Arbeitsscheu überwinden würde, denn Tante behauptet plötzlich, der Kasten sei leer. Noch ein anderes Pärchen, von dem man es nicht angenommen, besteht die Probe. Natürlich ist das Geld in Wahrheit vorhanden. Die Tugend, nicht gestohlen zu haben, wird glänzend belohnt! Zwischen diesen Unmöglichkeiten gibt es noch ein paar heitere Zwischenfälle, die auch unmöglich sind. Die Charaktere bieten nichts Sonderliches, auch sind sie brüchig. Gespielt wurde nett, besonders von Waldau, der als Einbrecher seinen liebenswürdigen Schwerenöter gab, und Frl. Dandler, die die Erbtante mit einer warmen Herzlichkeit ausstattete.

Kammerspiele. „Vasantasena", Schauspiel nach dem Indischen des Königs Sudraka von L. Feuchtwanger. Der Name des königlichen Dichters ist der europäischen Welt seit 100 Jahren geläufig, 1400 Jahre sind seit seiner Lebenszeit verflossen. Ob der König das Drama schrieb, ob ein Unbekannter aus höfischer Artigkeit hinter dem Namen des Herrschers in den Schatten trat, ist eine unentschiedene Frage. Der altindische Dichter zeigt eine oft verblüffende Verwandtschaft mit einem anderen genialen Dramatiker, dem einige gelehrte Forscher auch die Vaterschaft seiner Werke absprechen wollen, mit Shakespeare. Wiewohl Sudrakas Drama: „Das tönerne Wägelchen" längst als wertvoller Besitz der Weltliteratur anerkannt und auch in lesbarer Uebersetzung dem ungelehrten Literaturfreund zugänglich ist, sind Versuche, es für unsere Bühne zu gewinnen, nicht zahlreich. Anfangs der neunziger Jahre ging ein Drama „Vasantasena" mit starkem Erfolg über alle Bühnen, von E. Pohl, einem sonst nur als Possendichter vielgenannten, heute vergessenen Manne. Es war ein äußerlich sehr wirksames Stück „mit Benützung der altindischen Dichtung". Feuchtwangers Ehrgeiz geht höher, er will uns den echten Sudraka geben mit den notwendigen Streichungen und Kürzungen, mit einer feinfühligen Transponierung der zarten, lyrischen Stimmungen in uns gemäße Ausdrucksformen. Durch den Wechsel von Vers und Prosa bei ernsten und komischen Szenen unterstreicht Feuchtwanger das an Shakespeare Anklingende noch besonders, aber im ganzen erscheint uns Feuchtwanger als pietätvoller Nachdichter Sudrakas einwandfreier, als im Vorjahre als etwas eigenwilliger freier Bearbeiter Kalidasas. Die Handlung ist bald erzählt. Vasantasena, die schöne Bajadere, bleibt einem Kaufherren, der durch seine Freigiebigkeit verarmt ist, trotz der Werbungen eines Prinzen treu. Der Verschmähte erdrosselt sie aus Eifersucht und bezichtigt den Kaufmann des Mordes. Dieser wird zum Tode verurteilt, schon steht er am Galgen, da naht Vasantasena, die von einem Bettelmönch halbtot Aufgefundene und ins Leben Zurückgerufene. Die wieder vereinigten Liebenden verzeihen dem bösen Prinzen und der König sendet Vasentasena den Schleier, sie durch dies Abzeichen der edel geborenen Kaste aus der niedrigen der Bajaderen emporhebend. Der Sturz einer Dynastie und die Aufrichtung eines neuen Königtums ist mit der Haupthandlung zu einer Einheit organisch verbunden. Ueber den Menschen Sudrakas waltet ein ehernes Schicksal, vor dessen Unerforschlichkeit sie sich willig beugen; aber die stets wache Sehnsucht nach einer Harmonie gebiert eine mitleidige Liebe, welche über die Schranken der Kasten und menschlicher Fehler alle mit dem Gefühl verstehender Milde und Nachsicht umfängt. Die Spielleitung Falkenbergs wußte die bunte Vielfältigkeit der vom Dichter shakespearisch gezeichneten Typen plastisch herauszuarbeiten. Nicht als ob ich mit jeder Einzelheit einverstanden gewesen wäre, so war für meinen Geschmack das Burleske oft in zu schreienden Farben gehalten, so hatte man den dummen, ränkesüchtigen Prinzen allzu clownmäßig ausstaffiert. Framer, im Schmerz ergreifend, entbehrt als Liebhaber der Farbe der Leidenschaft, Sybille Binder gab die Titelrolle, für deren Verse man ein Organ von einigem Klangreiz wünschte, schlicht liebenswürdig mit kluger Charakterisierung. Pasetti zeigte in seinen stilisierten Dekorationen wieder großzügige Betonung des Wesentlichen. Einige Kostüme vertrügen unbeschadet der Echtheit mehr Stoffaufwand, schon damit nicht der Verdacht entsteht, als wolle man denen, die vom Geiste Sudrakas unberührt bleiben, „auch etwas bieten".

Finanz- und Handels-Rundschau.

Friedensschluss mit der Ukraine — Kriegsende mit Russland — Massnahmen gegen den Wirtschaftskrieg der Entente — Steuer- und Finanzdebatten.

Die unter Nachwirkung der Streikwoche, der Presseerörterungen über die Berliner Besprechungen unserer sowie der österreichischen leitenden Kreise und nicht zuletzt der russischen Verschleppungstaktik in Brest-Litowsk gesteigerte Nervosität erhielt ein kräftiges Ventil durch den am 9. Februar erfolgten **Friedensschluss mit der Ukraine.** Ein Waffenstillstand mit darauffolgendem Kriegsschluss mit Rumänien soll in Bälde bevorstehen und soeben erklärt sich Russland für Beendigung des Kriegszustandes und Demobilisierung der Streitkräfte. Unsere Effektenmärkte begrüssten die Tatsache des ersten Friedensschlusses in diesem Weltkrieg naturgemäss, wie auch die übrigen Finanz- und Wirtschaftskreise freudigst. Mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgen unsere Finanz- und Industriekreise die Wirtschaftsverhandlungen im Osten. Die zur Hebung des Warenverkehrs, vor allem mit der Ukraine, notwendige Verbesserung der dortigen Transportwege wird eine Hauptaufgabe und zwar vornehmlich der deutschen und österreichischen Finanzwelt bilden. Schon im Hinblick auf diese und eine Reihe anderer gemeinschaftlicher Wirtschaftsaufgaben verfolgt man mit Interesse die Weiterentwicklung der innerpolitischen Lage unserer Verbündeten. Die neuerliche österreichische Ministerkrise fand deshalb mehr Beachtung, als beispielsweise die von den Entente-Hauptstädten bekannt gewordenen Drohungen mit dem künftigen Wirtschaftskrieg gegen die Mittelmächte. Den verschiedenen Meldungen über militärische und diplomatische Offensivpläne, wie solche in der Versailler Konferenz beschlossen wurden, sieht man bei uns ruhig entgegen. Einigen Kommentar dagegen fand der von der „Kölnischen Zeitung" gebrachte Artikel über die britischen Bestrebungen zur Bildung eines nordischen Bundes, bestehend aus den skandinavischen Mächten, Finnland und den baltischen Provinzen, zwecks Bekämpfung des in letzter Zeit erfreulicherweise gehobenen deutschen Einflusses in jenen Gebieten. Das letzte Wort auch hierüber wird wohl an anderer Stelle gesprochen werden müssen. An Mitteln hierzu fehlt es uns nicht.

In den ununterbrochenen U-Bootserfolgen erblickt man ein solches Moment. Die britischen Ernährungsmassnahmen mit grossen Einschränkungen bekunden dies ebenso, wie die fühlbar werdenden sonstigen wirtschaftlichen Bedrängnisse unserer Gegner. Ein glänzendes Zeugnis der Leistungsfähigkeit unserer Grossindustrie während der Kriegszeit ist der jetzt vollendete Ausbau der Funkenstation zu Nauen, dieser grössten Spezialanlage der Welt. Dem von der britischen Kabelkontrolle nunmehr befreiten deutschen Nachrichtendienst bieten sich grosse Zukunftsmöglichkeiten. — In der Neuorganisation der Uebergangswirtschaft erfolgte ein weiterer Schritt durch die Berufung ehrenamtlicher Mitarbeiter ins Reichswirtschaftsamt neben den amtlichen Referenten zur Leitung von Fachausschüssen, zusammengesetzt aus Persönlichkeiten des praktischen Wirtschaftslebens. Aus Grossindustriekreisen sind hierzu berufen worden: Geh. Baurat Dr. Benckenberg (Generaldirektor der Phönix Bergbau A. G.), Geh. Regierungsrat Dr. Duisberg (Elberfelder Farbenwerke), Direktor Helm (Hansa-Dampfschiffahrtsgesellschaft), Dr. Lohmann (Bremen), Reichsrat Ritter von Rieppel (Nürnberg). Die in der bayerischen Reichsratskammer durch die Interpellation des Grafen von Preysing aufgeworfenen Finanzfragen über den Gesamtumfang der vom Reich und den Bundesstaaten künftig zu tragenden Lasten und die voraussichtliche Finanzpolitik bei uns wurden viel erörtert. Von speziell bayerischen Wirtschaftsereignissen der letzten Zeit fand Beachtung der käufliche Uebergang der Aktienmajorität der bekannten Münchener Gummiwarenfabrik Metzeler & Co. an einen norddeutschen Grossindustriellen, wahrscheinlich als Mittelsperson für vorerst unbekannte Finanzgruppen. Trotz der ausdrücklichen Verwaltungserklärung, dass hierdurch in dem „bayerischen Charakter" dieses Unternehmens eine Aenderung nicht eintreten werde, erinnert man sich eines ähnlichen Vorganges bei dem Uebergang der Münchener Cognak- und Spritfabrik A.-G. vormals Gebrüder Macholl an eine ebenfalls ausserbayerische Gesellschaft.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.



Was ist von den Baptisten zu halten



Von **Dr. Max Heimbucher,** o. Hochschulprofessor in Bamberg, e. G. Rat. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. 8. (VIII, 119 S.) Geheftet und beschnitten M. 2.—. Angesichts der hochgespannten Erwartungen und der rührigen Tätigkeit der Baptisten besteht in weitesten Kreisen der Wunsch, die Lehren und Einrichtungen der Baptisten näher kennen zu lernen. Hier wird von berufenster Seite der Wahrheit entsprechende Aufklärung geboten. Wer Heimbuchers Methodisten, Adventisten kennt, wird sich auch diese neue Arbeit des bekannten Verfassers beilegen. Die Verbreitung beider Schriften ist **für weiteste Volkskreise sehr wichtig!**

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.



Flesse

Dresden Scheffelstrasse hat allein „Atama“-Straussfedern. Solche bleiben 10 Jahre schön u. kost. 30 cm lang 3 M., 35 cm 4 M., 40 cm 5 M., 45 cm 8 M., 50 cm 12 M., 55 cm 18 M., 60 cm 25 M. Schmale Federn, nur 15-20 cm breit kost. ½ m lg. 3 M, 60 cm 6 M Straussboas 5, 10, 20 M., Reiher 1, 2, 4, 6 M bis 60 M Hutblumen, 1 Karton voll 3, 5 u. 10 Mk.

Bruchleidende.
Eine Erlösung für Jeden ist unser
Spranzband
Deutsches Reichs-Patent.
Ausl.-Patent angem.
Ohne Feder,
Ohne Gummiband,
Ohne Schenkelriemen.
Konkurrenzlos dastehend!
Verlangen Sie gratis Prospekt.
Die Erfinder: **Gebr. Spranz**
Unterkochen (Württemb.) Nr. 277.

Im Februar 1918 wird erscheinen:

Die Heilige Woche

Gebete und Gesänge der Kirche v. Palmsonntag b. Karsamstag-Abend

(einschließlich Auferstehungs-Andacht).

— Mit kirchlicher Approbation. —

Umfang 160 S. 12°. Preis in biegs. Umschlag Mk. 1.—.

Das in kräftigen Lettern gedruckte Büchlein schließt sich möglichst eng an die Liturgie der Kirche während der Karwoche an und ermöglicht es dadurch allen Gläubigen, den ergreifenden Gebeten der Kartage zu folgen. Die enthalt. Karmetten und Auferstehungs-Andacht machen es zu einem

Vademecum der Karwoche.

Bestellungen nimmt jede Buchhandl. entgegen und der

Verlag der A.-G. Badenia, Karlsruhe.



Kölner Dom-Weihrauch
Rauchfass-Kohlen in Fabriken
M. & J. Kirschbaum, Cöln a. Rh.
Preislisten zu Diensten. Thieboldsgasse 50.

Karbid

bis 10 kg wird ab 1 Jan. 1918 durch die Kommunalverbände zugewiesen. In Trommeln zu 50 u. 100 kg kann ich gegen Voranmeldung des Monatsbedarfes weiter liefern.

Karbid-Lampen
in grosser Auswahl
: stets auf Lager :
Saug- u. Tropfsystem
zu Mk. 2—10.
Sorgfältige Lieferung.
Man verlange Preisblatt.
Franz Danzer,
Waldkirchen (Niederbay.)

Soeben erschienen:

„Hoffe!“

Den Kranken, besonders in Krankenhäusern und Lazaretten gewidmet

von

Fr. X. Cremer S. J.

1.—3. Aufl. 248 Seiten. Preis Mk. 1.50.

Ein Büchlein mit tief ergreifenden, lebenswahren Bildern. Den Kranken ist es eine hochwillkommene Gabe; es bietet ihnen in einfacher, herzlicher Sprache eine Fülle der Belehrung und des Trostes. Auch die Gesunden werden mit großem Interesse das eigenartige Büchlein lesen und es gerne den Kranken in die Hand geben. Es verdient die weiteste Verbreitung.

Verlag der Paulinus-Druckerei, Trier

Helft den Blinden

durch Bezug von Bürsten, Besen und Pinseln für Haushalt, Industrie, Gewerbe und Landwirtschaft, vom :-: :-: :-: :-:

Blindenerwerb- und Fürsorge-Verein e. V.
München Christophstr. 7.
Teleph. 2348. Wiederverkäuf. gesucht.
Waschmittel verschiedener Art und Bügelkohlen

Mess- und Kommunion-Hostien

empfiehlt genau den kirchlichen Vorschriften entsprechend und in vorzüglichster haltbarer Qualität Kunstvolle Prägungen, auch die Kommunionhostien haben eig. Prägungen. Muster und Prospekte gratis u. franko

Franz Hoch Kgl. bayer. Hoflieferant
Hostienbäckerei
Bischöfl. genehmigt u. beeidigt. Pfarramtlich überwacht.
Miltenberg am Main (Bayern) Diözese Würzburg

Es ist Vorsorge getroffen, dass in der Hostienbäckerei Franz Hoch in Miltenberg nur reinstes Weizenmehl zur Bereitung der Hostien verwendet wird.
Miltenberg, 27. Nov. 1914.
Bischöfl. Dekanal und Stadtpfarramt.
K. Roth, Geistl. Rat.
Dekanats- u. Pfarrsiegel.

Hadern und Knochen
sortiert und unsortiert.
Strumpfwolle, Neutuch, Zeitungen
kauft zu reellen Preisen von Privaten und Händlern, Anstalten, Klöstern usw.
Adolf von der Heiden. München, Baumstr. 4.
Telephon Nr. 22285. — Bahnsendung. München-Süd. Bahnlagernd.

Unkeler Winzerverein

zu Unkel am Rhein, Bahn- und Dampfschiffstation
empfiehlt naturreine und leichtverzuckerte
Rot- und Weissweine
in Fass- und flaschenweise. — Man verlange Preisliste.

Schreibmaschinen

auf Teilzahlung. Farbbänder, Kohlepapiere usw. billigst.
Alfred Bruck, München, Kaufingerstr. 34.

Regensburg Brauerei u. Gasthof **Bischofshof**
neben dem Dome. Pächter: Josef Maag.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau“ beziehen zu wollen.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich ℳ 3.—.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren ℳ 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25%.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen

№ 8. München, 23. Februar 1918. XV. Jahrgang.



König Ludwig III. von Bayern
Königin Marie Therese von Bayern
Zur goldenen Hochzeit.

Zur Goldenen Hochzeit des Königspaares.

Von Universitätsprofessor Geheimen Rat Dr. Hermann von Grauert, München.

Inmitten der fortdauernden Hochspannung des Weltkrieges, in welchem die letzten schweren Entscheidungskämpfe sich vorzubereiten scheinen, rüstet sich Bayerns Königshaus und Volk zu einem Feste des Friedens.

Fünfzig Jahre werden am 20. Februar 1918 verflossen sein, seitdem das allerdurchlauchtigste Königspaar, Se. Majestät König Ludwig III. von Bayern und Ihre Majestät Königin Marie Therese, in der Pfarrkirche der Hofburg zu Wien am Donnerstag den 20. Februar 1868, abends 6 Uhr, das Jawort zur Begründung des Bundes innigster Lebensgemeinschaft mit einander gewechselt haben. Aus dem Glanze der Hochzeitsfeier leuchtete die in jugendlicher Schönheit erstrahlende, noch nicht volle 19 Jahre zählende Braut in ihrer Robe aus Silberbrokat als funkelnder Stern hervor, als sie von ihrer hohen Mutter, der Erzherzogin Elisabeth, und ihrer Tante, der Erzherzogin Adelgunde von Modena, zum Traualtar geführt wurde, und die Anwesenden den Ernst der Stunde von ihrem Antlitz abzulesen vermochten.

Die damals gelobte Treue der innigsten Herzensverbindung des jugendlichen Paares hat in vollstem Ausmasse gehalten, was sie bei ihrer Begründung versprach: das gemeinsame Ausharren auf der Wanderung durchs Leben, auf ebenen wie auf steilen Pfaden, im Sonnenschein des Glückes wie unter dem Alpdruck schwerer und kummervoller Sorgen.

Das hohe Jubelpaar tritt am 20. Februar d. J. im gedämpften Schimmer der Goldmyrthe von neuem an den Traualtar, umgeben von einer Schaar dankbarer Kinder, Enkelkinder und naher Anverwandten, begleitet von seinem bayerischen Volke, das mit den innigsten Glückwünschen aus allen Teilen des Landes dem Throne ehrfurchtsvoll huldigend sich naht und seine tausendfältig sich erneuernden frommen Fürbitten zum Throne des Allerhöchsten Herrn des Weltalls emporsendet.

Die feste Verbindung zwischen Krone und Volk ist wie in den übrigen monarchischen Staaten des Deutschen Reiches, so auch in Bayern eine Tatsache, welche das öffentliche Leben in deutlichster Ausprägung und glückverheissender Kraft beherrscht. Deshalb darf mit dem erlauchten Königspaare zugleich auch das Volk mit denselben tief dankbaren Herzensempfindungen Rückschau halten über den vielfach ergreifenden und erschütternden, immer aber erhebenden, reichen und grossen Lebensinhalt, welchen die Zeitenspanne von 1868 bis 1918 umschliesst. Mit den Geschicken der Königlichen Familie verknüpfen sich dabei aufs innigste die Schicksale des engeren wie des weiteren Vaterlandes. Bald nur leise und unmerklich, bald unter deutlich fühlbaren krampfhaften Zuckungen setzt sich der Wandel fort, welcher die alten auf dem Wiener Kongress von 1815 begründeten Ordnungen Europas seit langem ergriffen hat. Bayern, Deutschland und Europa sahen sich genötigt, ihre Tore immer weiter zu öffnen der Weltwirtschaft und infolgedessen der Weltpolitik, zugleich aber auch Zugeständnisse zu machen an die fortschreitende Ausbreitung der demokratischen Gedanken, soweit sie zur Erhaltung von Staat, Gesellschaft und Kirche sich geeignet, gewillt und stark erwiesen.

König Ludwig I. von Bayern lag in den Tagen der Wiener Hochzeit bereits auf dem Schmerzenslager, das ihm zum Sterbelager wurde, fern von der Heimat an der azurblauen Küste des Golfs von Nizza. Der Tod nahte ihm am 29. Februar 1868 als Erlöser. Am 9. März wurden die irdischen Ueberreste des verehrungswürdigen alten Königs beigesetzt in der herrlichen, von ihm selbst erbauten Basilika von St. Bonifaz in München unter der persönlichen Teilnahme des heutigen Königlichen Jubelpaares. Stiftspropst von Doellinger verglich in seiner am 10. März 1868 in der Basilika gehaltenen Gedächtnisrede König Ludwig I. mit dem Könige Josias von Juda, um welchen das Volk in Juda getrauert habe, länger als um einen anderen König. Wir Bayern würden noch lange unsern König Ludwig zwar nicht beklagen; aber wir würden seiner noch nach Jahrhunderten gedenken in unauslöschlicher Dankbarkeit und mit dem Gefühle des Stolzes, einen solchen König besessen zu haben. Doellinger wies hin auf die Walhalla, welche Ludwig I. erbaut habe, „auf dass Teutscher der Teutsche aus ihr trete, besser als er gekommen". Am Schluss seiner gedruckten Gedächtnisrede konnte der Stiftspropst von St. Kajetan aus dem Leben des toten Königs die Mahnung ableiten, die an das lebende Geschlecht sich richten sollte: „Vergesset es nie, dass ihr ein Glied seid an dem Leibe des deutschen Volkes, und dass Gott diesem Volke einen grossen, universalen, der ganzen Menschheit geltenden Beruf angewiesen hat — einen Beruf, zu dessen Erfüllung Deutschland auch einer achtunggebietenden staatlichen Stellung zwischen den umgebenden Weltmächten bedarf, auf dass es im Rate der Völker moralisch und politisch den Platz einnehme, den ihm die physische Lage schon angewiesen hat."

Mit solchen tiefen und ernsten, in die Weltenweite sich auswirkenden Eindrücken durfte die junge Frau Prinzessin Ludwig in ihr Leben am Münchener Hofe und unter Bayerns getreuem Volke eintreten.

Am Tage ihrer Vermählungsfeier in Wien entschied eine Stichwahl über Münchens Vertretung im Deutschen Zollparlament. Der Handelsminister von Schlör, der sich zur liberalen Mittelpartei bekannte, ging als Sieger über einen fortschrittlichen Advokaten aus dem Wahlkampfe hervor. Die Unfertigkeit der deutschen Staatsverhältnisse offenbarte sich weithin sichtbar, als die in Süddeutschland gewählten Abgeordneten zum ersten Male am 27. April 1868 in Berlin sich mit den Mitgliedern des Norddeutschen Reichstages zum Deutschen Zollparlamente vereinigten. Der Vorsitzende im bayerischen Ministerrate, Fürst Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst, wurde damals als Abgeordneter des bayerischen Wahlkreises Forchheim zum ersten Vizepräsidenten des Zollparlamentes gewählt. Die Versuche aber der liberalen Kreise, das Zollparlament zum Vollparlament auszubauen, als deren beredter Wortführer Rudolf von Bennigsen auftrat, fanden weder die Billigung Bismarcks noch der bayerischen Staatsregierung und wurden auch von der Mehrheit des Zollparlamentes abgelehnt.

Der vom Fürsten Hohenlohe schon im Frühjahr 1867 unternommene Versuch, durch die Sendung des Grafen Karl von Tauffkirchen nach Berlin und Wien eine Annäherung zwischen Preussen, Oesterreich-Ungarn und den Südstaaten herbeizuführen, scheiterte an dem Widerstreben der österreichischen Politik. Durch das erste den österreichisch-ungarischen Delegationen während des Frühjahrs 1868 vorgelegte Rotbuch gab Freiherr von Beust seine Depesche bekannt, welche die Ablehnung der Tauffkirchenschen Anerbietungen begründete.

Um so mehr durfte das Ehebündnis zwischen dem Prinzen Ludwig von Bayern und der Erzherzogin Marie Therese von Oesterreich-Este im Sinne einer erneuten politischen Annäherung der beiden zunächst beteiligten Herrscherhäuser und weiterhin auch ihrer Länder dankbar begrüsst werden.

Die grosse europäische Politik stand damals unter dem Zeichen der französischen Forderung von Kompensationen gegenüber der Machtvermehrung, welche Preussen und Italien aus dem Kriege von 1866 heimgebracht hatten. Dabei lag die neue Kombination eines Dreibundes zwischen Frankreich, Italien und Oesterreich-Ungarn keineswegs ausserhalb des Bereiches der politischen Möglichkeiten. Bereits im Januar 1868 hatte Bismarck dem amerikanisch-deutschen Politiker Karl Schurz gegenüber Oesterreichs kraftvolles Fortbestehen für eine europäische Notwendigkeit, den Krieg mit Frankreich aber für unvermeidlich erklärt.

So war das neu vermählte Prinzenpaar in Bayern schon in den ersten Jahren Zeuge der schweren Verwickelungen der grossen europäischen Politik, welche zum französisch-deutschen Kriege, zum Sturze des Napoléonischen Kaisertums und zur Aufrichtung eines neuen Deutschen Reiches unter der tatkräftigen Mitbeteiligung Bayerns führten.

Gleichzeitig hielten die grossen kirchlichen Fragen, die Berufung des Vatikanischen Konzils, die Kündigung des Oesterreichischen Konkordates, die konfessionellen Gesetze in Oesterreich, der von Gressersche Schulgesetzentwurf in Bayern die Geister in höchster Spannung. Die am 18. Juli 1870 kurz vor der Ueberreichung der französischen Kriegserklärung an Preussen erfolgte Definition des Vatikanischen Konzils über die Unfehlbarkeit kathedratischer päpstlicher Lehrentscheidungen hatte in dem von Doellinger verfassten Rundschreiben des Fürsten Hohenlohe an die bayerischen Gesandtschaften vom 9. April 1869 ihre Schatten vorausgeworfen. Nach der Definition bereitete die Scheidung der Geister sich vor. In Preussen ging sie über in die Aera der Kulturkampfgesetzgebung von 1872—1875, von welcher auch Bayern nicht unberührt blieb.

Hier aber war in den Landtagsverhandlungen des Januar und Februar 1870 der leitende Staatsminister Fürst Chlodwig von Hohenlohe bei Gelegenheit der Adressdebatte schweren Anfechtungen ausgesetzt gewesen, welche in der Kammer der Reichsräte sich zu einem Misstrauensvotum gegen das Gesamtministerium verdichteten, während die im November 1869 neu gewählte Kammer der Abgeordneten ihr Misstrauensvotum in bewusster Absichtlichkeit auf den Fürsten Hohenlohe als Minister der auswärtigen Angelegenheiten einschränkte. In beiden Kammern fand die Kundgebung des Misstrauens die Mehrzahl der Stimmen, in der Kammer der Reichsräte auch die der meisten königlichen Prinzen. König Ludwig II. war in hohem Grade ungehalten darüber und lehnte die Entgegennahme der Adresse der Reichsräte ab, obwohl unter ihren Befürwortern sein eigener Bruder Prinz Otto, seine Oheime die Prinzen Luitpold und Adalbert und seine Vettern die Prinzen Ludwig und Leopold sich befanden. Am 14. Februar 1870 hatte Fürst Hohenlohe trotz alledem seine Entlassung erbeten und erhalten. An seiner Stelle war Graf Otto von Bray-Steinburg zum Minister des Kgl. Hauses und des Aeussern ernannt worden, welchem der Abschluss der Versailler Verträge anheimfiel, der aber bereits im Sommer 1871 wieder ausschied, da er sich mit der von Herrn von Lutz inaugurierten Kirchenpolitik nicht einverstanden zu erklären vermochte. Da der Nachfolger des Grafen Bray, Graf Hegnenberg-Dux, bereits am 2. Juni 1872 starb, so folgte Herr von Pfretzschner als Aussenminister, der acht Jahre später, zur Zeit der grossen Wittelsbacher Zentenarfeier von 1880, durch Freiherrn von Crailsheim im Ministerium am Promenadeplatz ersetzt wurde.

Um das Prinzenpaar Ludwig und Marie Therese erwuchs seit der Geburt des heutigen Kronprinzen Rupprecht (am 18. Mai 1869) eine Schar blühender Kinder. Mehrmals aber hat der Todesengel eingegriffen auch in diesen Familienkreis, besonders tief und schmerzlich mit dem Tode des reich begabten Prinzen Wolfgang (gestorben am 31. Januar 1895) und der Frau Prinzessin Mathilde von Koburg (gestorben am 6. August 1906).

Heimsuchungen und Prüfungen sind auch sonst dem erlauchten Paare nicht erspart geblieben. Die Königskatastrophe, welche in den Pfingsttagen des Jahres 1886 das Königshaus wie das ganze Land schwer erschütterte, hat auch die heutigen Majestäten nahe berührt, ebenso die Katastrophe des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich (1889), die Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich (1898) und der Doppelmord von Serajewo (am 28. Juni 1914).

Prinz und Prinzessin Ludwig von Bayern haben bei alledem Jahrzehnte lang des stillen Glückes eines harmonischen Familienlebens sich erfreuen dürfen. Die Frau Prinzessin ist erst seit dem Tode der Königin-Mutter Marie von Bayern (gestorben am 17. Mai 1889) als hohe Protektorin des Bayerischen Frauenvereins vom Roten Kreuz in der Oeffentlichkeit stärker hervorgetreten. Prinz Ludwig aber ist trotz lebhaftester innerer Anteilnahme an der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung des Vaterlandes wie der Menschheit in seiner äusseren Betätigung im öffentlichen Leben lange Jahre hindurch auf seine Kundgebungen und Abstimmungen in der Kammer der Reichsräte und auf Ansprachen bei Festveranstaltungen und bei Vereinsberatungen gemeinnützigen Inhaltes beschränkt geblieben. Im Vordergrunde seiner ganz besonderen Fürsorge stand da fortgesetzt die Förderung der Binnenschiffahrt und die Schaffung eines Grossschiffahrtsweges zwischen der Donau, dem Main und dem Rheine. Für Bayerns Güterverkehr den unerlässlichen billigeren Anschluss an die Hochstrassen der Meere zu gewinnen, das war das dem Prinzen und ist heute noch das dem Könige vorschwebende hohe und erstrebenswerte Ziel.

Während der ernsten politischen Krise, welche im Februar 1912 zur Berufung des damaligen Freiherrn von Hertling an die Spitze der bayerischen Regierung führte, ist dem Prinzen von seinem erlauchten Vater, dem 91 jährigen Prinzregenten Luitpold, erstmals Gelegenheit geboten worden, einen politisch mitbestimmenden Einfluss auszuüben. Bis dahin hatte er sein Leben lang nicht zu den regierenden Kreisen des bayerischen Volkes gehört.

Auf die langjährige, reichgesegnete Regententätigkeit des allverehrten Prinzen Luitpold folgte am 12. Dezember 1912 Prinz Ludwig, zunächst als Regent und seit dem 5. November 1913 als König Ludwig III.

Vorbildlich aber wirkte all die fünfzig Jahre hindurch die ganze Lebensführung des Jubelpaares. Auf der festen Grundlage des Christentums baute hier in strenger Zucht und Ordnung der Mikrokosmos des Familienlebens sich auf. Werke fürsorgender Nächstenliebe wurden dabei in aller Stille geübt, während der Oeffentlichkeit des Prinzen Stellung als Präsident an der Spitze des Bayerischen Landeskomités für freiwillige Krankenpflege im Kriege angehörte. Hingebungsvolle Arbeit verwandte der Prinz auf die Bewirtschaftung seines im Jahre 1875 erworbenen und mehrfach erweiterten Gutsbesitzes bei Leutstetten, nördlich des Würmsees; ebenso grosse Sorgfalt widmete er den Gütern seiner hohen Gemahlin in Mähren und Ungarn. Unter den Praktikern der Volkswirtschaft gewann Prinz Ludwig auf solche Weise nicht geringes Ansehen, wie er auch der Pflege der Nationalökonomie und der Technik an den Hochschulen des Landes die Aufmerksamkeit eines verständnisvollen Sachkenners zuteil werden liess.

Inmitten aller politischen Betätigung galt ihm als fester Pol die Verbindlichkeit der bayerischen Staatsverfassung vom 26. Mai 1818. Ihr fünfzigjähriges Bestehen konnte drei Monate nach des Prinzen Vermählung im ganzen Königreiche dankbaren Sinnes gefeiert werden. Beim Festmahl im „Bayerischen Hof" zu München, an welchem auch George Bancroft, der deutschfreundliche Berliner Gesandte der Vereinigten Staaten von Nordamerika teilnahm, hielt der eben von den Zollparlamentsverhandlungen heimgekehrte Fürst Chlodwig Hohenlohe jene

Ansprache, in welcher er das Verfassungsfest pries als das „Fest der Einigung zwischen Fürst und Volk, jener Einigung, die die Grundlage unserer Freiheit, unserer Selbständigkeit, unserer staatlichen Existenz ist." Dankbar gedachte der Bankettredner der Dynastie der Wittelsbacher und der vier aus ihr hervorgegangen Könige. Bei König Ludwig I. konnte er hinweisen auf Doellingers kurz vorher gehaltene Gedächtnisrede, jede Beredtsamkeit müsse aber zurücktreten vor des Königs Werken und vor den Tränen, mit denen sein Volk ihn zur letzten Ruhestätte geleitet habe.

Krone und Volk sind in der Tat durch die Verfassung in unauflöslicher Eintracht miteinander verbunden. Und der Begriff des Volkes hat in Bayern mit der fortschreitenden Erweiterung des Wahlrechtes einen immer volleren Inhalt bekommen. Alle sozialen Schichten sind fest in ihm verbunden. Unter der Herrschaft der Verfassung sollen die Gegensätze der Klassen ihres gefährlichen Charakters entkleidet werden. Ganz neue Erkenntnisse sind in dieser Beziehung dem bayerischen Volke gerade im Jahre der Vermählung unseres Königspaares aufgegangen. Edmund Jörg, der führende bayerische Parlamentarier, war im April 1868 als neu gewähltes Mitglied des Zollparlamentes nach Berlin gegangen. Ueber seine damaligen Wahrnehmungen im Bereiche der sozialen Bewegung hat er noch im Sommer 1868 in den „Historisch-politischen Blättern" berichtet. Beim Zollparlamente hätten die süddeutschen Mitglieder zum ersten Male Gelegenheit gehabt, auch erwählte Vertreter der sozialen Demokratie von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Diesseits des Mains existiere die Bewegung des „vierten Standes" bis dahin nur in einigen Ausläufern. In Preussen dagegen drohe die soziale Frage bereits alle politischen Fragen in den Hintergrund zu drängen. Preussen sei eben eine grosse Industrie- und Handelsmacht geworden, die vielleicht in jenem Augenblicke schon mit Frankreich um die Palme auf dem Kontinent ringe. Die Wahl von fünf oder sechs Vertretern des Lassalleanismus zum Norddeutschen Reichstag erschien dem bayerischen Parlamentarier als ein grosser Triumph der noch jungen Arbeiterpartei.

Scharf hebt er die in ihr herrschenden Gegensätze und ihre Beziehungen zur liberalen und radikalen Bourgeoisie hervor. Was der Berliner „Sozialdemokrat" am 5. Juli 1868 über die Macht der damaligen Regierungen in Europa und ihre Bereitwilligkeit, unter einander Kriege zu führen, zu sagen sich getraute, soll in diesem Festartikel nicht wiederholt werden. Aber der Hinweis auf die internationalen Verbindungen und Einwirkungen, die sich damals an den Namen des Russen Bakunin und des Franzosen Chassin knüpften und unter der Devise der Internationalen Arbeiter-Assoziation mit dem Sitz in Genf tätig waren, ist in den Tagen der Lenin, der Trotzki, der Bolschewiki und der antinationalistischen radikalen und anarchistischen Gruppen in anderen Ländern nicht ganz unzeitgemäss.

Seit mehr als 3½ Jahren stehen wir inmitten des gewaltigsten Krieges, welchen die Weltgeschichte je erlebt hat. Zu seinen eindruckvollsten Erscheinungen gehört die überraschend leichte Beseitigung der Monarchie in Russland, gehört die Auflösung des russischen Staates und die Ohnmacht der orthodoxen Kirche. In Deutschland dürfen wir demgegenüber wahrlich stolz sein auf die Gesundheit und Kraft, welche Kirche, Gesellschaft und Staatsleben in unseren Landen allerorten bewährt haben. Und als festeste Grundlagen unserer öffentlichen Institutionen gelten uns die monarchischen Ordnungen. Wir wissen genau, dass überall in der Welt die Staaten und ihre Verfassungsformen Gebilde des geschichtlichen Lebens sind, und dass sie nirgendwo in ihrer geschichtlichen Ausprägung auf unmittelbar göttliche Einsetzung zurückgehen. Nach göttlichem Ratschluss aber müssen unter den Menschen, sofern sie nicht unheilvoller Auflösung anheimfallen sollen, feste staatliche Ordnungen bestehen. Die in der geschichtlichen Entwicklung zur Anerkennung gelangten Staaten bedürfen einer festen Autorität ebenso sehr wie des Lebensodems der Freiheit. Die Autorität aber darf sich, wo immer sie fest gewurzelt im Staatsleben und Volke, in seiner Mitte wie an seiner Spitze aufrecht steht und ihre Macht zum Wohle der Gesamtheit handhabt, auch auf die religiöse Weihe berufen, welche ihren Anordnungen nach biblischen Aussprüchen eine moralisch verpflichtende Kraft verleiht. Wo, wie in den altbayerischen und in den pfälzischen Landen, eine Dynastie mehr als siebenhundert Jahre hindurch mit dem Volke verwachsen ist und ganz überwiegend tüchtige Regenten gestellt hat, da darf der Bund zwischen Krone und Volk in Wahrheit nicht nur geschichtlich, sondern auch religiös als geheiligt erscheinen. Das gleiche darf auch für jene Landesteile gelten, wo die Verbindung wenig mehr als hundert Jahre besteht. Allerorten darf von einer festen Verwurzelung und Verankerung der Dynastie im Volke gesprochen werden.

Unter den gegenwärtig regierenden Majestäten tritt zu der allgemeinen Berechtigung der Dynastien der erhöhte Anspruch hinzu, welcher aus der wahrhaft hoheitsvollen, weisen und menschenfreundlichen Ausübung der Herrschergewalt erwächst. Weder die englische Staatsleitung noch auch die französische oder die amerikanische vermag im bayerischen Volke das Verlangen nach den fremden Vorbildern zu wecken. König und Königin haben, solange der Krieg die Menschheit in Atem hält, alle Beschwerden und Leiden, alle Opfer und Entsagungen getreulich mit ihrem Volke getragen. Das Heimatheer könnte keine besseren, keine edleren Führer haben als König und Königin. Mit dem Kaiser und der Kaiserin und den übrigen Bundesfürsten leuchten sie in ihrem vorbildlichen Wirken dem ganzen deutschen Volke voran.

Erhobenen Hauptes und mit wärmstem Herzensempfinden tritt deshalb das bayerische Volk am 20. Februar huldigend vor den Thron, um dem Königspaare an seinem goldenen Jubeltage ehrfurchtsvollsten und tiefsten Dank zu sagen für alle dem Lande und seinen Bewohnern gewidmete treue Fürsorge. Am Altare aber wünschen wir Glück und Heil, flehen wir zu Gott aus der Fülle unserer Herzen: Er wolle das geliebte Königspaar segnen und erhalten und ihm die Kraft verleihen zu fernerem festen Ausharren auf dem Pfade treuester Pflichterfüllung. Reicher Segen möge auch walten immerdar über dem ganzen Königlichen Hause. Das allerdurchlauchtigste Königspaar, das königliche Haus und das ganze bayerische Volk erbitten nicht zuletzt von der Gnade des Allerhöchsten Herrn des Weltalls als der Güter grösstes das Glück, den Krieg, welcher die Völker zerfleischt, abgeschlossen zu sehen in nicht zu ferner Zukunft durch einen guten, ehrenvollen, dauernden Frieden.

Möge alsdann nach der Rückkehr unserer sieggekrönten Krieger ein neues Schaffen anheben auf den Fluren der Heimat, in den Werkstätten der Industrie und des Handwerks, in den Geschäftsbetrieben des Handels und Verkehrs, in den Arbeitsräumen der Denker, der Dichter und Künstler, in den Schreibstuben und Hörsälen der Beamten, der Lehrer, der Forscher und Techniker; möge allerorten ein neues Leben erblühen zum Heile der Völker, zum Segen der Menschheit!

Neben den grossen und kleinen Nationen der Welt wird da von neuem auch dem deutschen Volke der Ringplatz sich öffnen zu friedlichem Wettkampf. Möge es den allerdurchlauchtigsten Majestäten, König Ludwig III. und Königin Marie Therese, unter Gottes gnädiger Führung noch lange vergönnt sein, die Tränen der Trauernden trocknen zu helfen und sich zu erfreuen an der edlen früchtetragenden und werteschaffenden neuen Friedensarbeit ihres getreuen Bayernvolkes!

Kronen.

Zu Wien im Dome kniet' ein Fürstenpaar
Im Lebensmaienschmuck am Traualtar.
„Marie Therese" klangs in frohem Feiern
„Ein Hoch und Heil! Heil Ludwig Dir von Bayern!"

Zum Himmel Orgeltöne rauschend flehten;
Ein Priestergreis in tief ergriff'nem Beten
Segnet' die Hände
Und den Augenblick.
Birgt Kummer er im Schosse oder Glück?

Und schneller aufwärts in den Gotteshallen
Die Wünsche und die Harmonien wallen,
Bis leis, dem Aug' verhüllt, in mildem Scheine
Ein Engel schwebt herab mit einem Schreine.

Blickt stumm zur Höh';
So oft sein Gott ihm winkt,
Holt er vom Kleinod, das im Innern blinkt.

Das Fest verklang. Da schwebt in Ehrfurcht hin
Der heilige Bote zur Erzherzogin;
Legt ihr aufs reine Haupt als erste Zierde
Das Himmelsdiadem der Mutterwürde;
Dreizehn Juwelen funkelnd es umkränzen,
In ihrem Feuer lichte Kronen glänzen.

Und Jahre sind ins Zeitenmeer geflossen.
Und wieder hat den Schrein er aufgeschlossen.
Wie sich im Firnenschnee die Sterne malen,
Im Silberhaar zwei Königsreifen strahlen.
Durch Bayerns Gaue brandet's donnernd hin:
Es leb' der König und die Königin!

Heut beide Pilger an der Meilensäule
Nach fünf Dezennien rasten eine Weile;
Der langen Spur, wo noch die Freude scheint
Und leis die Träne, folgt der alte Freund,
Den goldnen Kranz um ihre Stirn zu legen
Als treuen Bundes Lohn und Himmelssegen.

Am Grund des Schreins noch eine Krone sprüht
Von Lorbeern und von Palmen siegumblüht.
Im Lande raunt's: „Wann kommst du, Heiliger, wieder?"
Seht hin! Er beugt sich schon zur Krone nieder.

Martin Mayr.

Die Bayern und ihr Königshaus.

Von Landtagsabgeordneten K. Hofrat H. Osel, Pasing.

Ein Familienfest, an dem ihre Bayern von Herzen teilnehmen, feiern am 20. Februar König Ludwig III. und Königin Marie Therese. Eine grosse Familie sind wir an diesem Tag und so soll denn auch nur diese Empfindung hineinklingen in die Worte, die unseren Glückwunsch begleiten.

Als unser König das Licht der Welt erblickte, stand die Tugend der Wohltätigkeit dabei, denn sein Vater, unser unvergessener Prinzregent Luitpold, hatte neben reicher Spende für Münchens Arme die Kleinkinderbewahranstalt in Giesing besonders bedacht. Und seit im Vorjahr das nahende goldene Fest die Oeffentlichkeit beschäftigte, ist es wieder der gleiche Gedanke des Wohltuns, der unserer Jubelfeier die Weihe geben soll. Der Sorge für das Kind gelten des königlichen Ehepaares Wünsche und das ganze Bayernland hat sie sich zu eigen gemacht. In allen Orten unserer schönen Heimat ist ein Wettbewerb entstanden, um die Unterstützung und Neuerrichtung von Anstalten zu fördern, die dem Kinde, seiner körperlichen und geistigen Gesundung dienen. „... Gute Herzen haben sie alle und das ist das Wichtigste," sagte König Ludwig I. von seinen Enkeln, unter denen Ludwig III. der älteste ist. Des hellsichtigen Ludwig I. Urteil hat sich bewahrheitet. Die mütterliche Liebe der Prinzessin Auguste hatte in unseres Königs und seiner Geschwister Herzen die Liebe zu den Mitmenschen eingepflanzt und jedes Gefühl des Stolzes um der Geburt willen daraus fern gehalten.

Das warme Mitgefühl ist im ganzen Leben unseres Königs und seiner Gemahlin sinnfällig. Als Prinz Ludwig die Prinzessin Marie Therese an Pfingsten 1867 das erstemal sah, war es eine Leichenfeier, die der Prinzessin bester Freundin galt, welche den 22jährigen Wittelsbacher ins Oesterreicher Land führte. Mitfühlen und Verstehen spannen die ersten Fäden zwischen den Herzen des Prinzen und der 17jährigen lieblichen Erzherzogin Marie Therese von Oesterreich-Este. Als der Bayernfürst dann im erntereichen Herbstmond wieder gen Mähren zog, fanden sich zwei Herzen und feierten die Verlobung am 22. Oktober 1867.

Jung gefreit hat niemand gereut — am 20. Februar 1868 bereits reichte die jugendschöne, edelherzige Prinzessin dem Prinzen in der stimmungsvollen Hofburgkapelle zu Wien die Hand zum Lebensbund, den Gott gesegnet hat, dem des Lebens Schmerzen und Freuden nicht fremd geblieben sind. Wie oft mag das Fürstenpaar seit seiner am 22. Februar 1868 erfolgten Rückkehr ins Bayernland an diese Weihestunde in der Hofburgkapelle gedacht haben!

In wahrhaft christlicher und bürgerlicher Weise floss das Leben in der Familie des Prinzenpaares lange Jahre dahin. Ueberzeugte Liebe zur Religion und Kirche, welcher der Prinz und König ebenso freimütig überall Ausdruck verlieh, wie unser Kaiser, liess die fürstliche Familie stark sein im Glück und Unglück. Dreizehn Kinder entsprossen der Ehe und wer je das Glück hatte, die dem Leben erhaltenen Königskinder zu sehen, war nur über eines überrascht: über die Schlichtheit in ihrem Aeusseren und über ihr freundliches, ja trauliches Benehmen dem Volke gegenüber. Das wäre ein Beispiel für unsere Frauen, zu sehen, wie einfach sich die bayerischen Prinzessinnen geben. In diesem Augenblicke steht unseres Königs „Aeltester", Kronprinz Rupprecht, mit seinen tapferen Bayern im Felde. Wie die Soldaten an „ihrem Rupprecht" hängen, kann jeder hören, der unsere Flandernhelden zum Erzählen bringt. „Gute Herzen haben sie alle!" Ja alle! Des Königs Bruder, Prinz Leopold im Osten, ist auch der Vater seiner wackeren Armee. So sind sie alle, unsere Wittelsbacher. Kein Wunder freilich, denn die Eltern sind das Beispiel. Den Münchenern ist der in der Lodenjoppe zu seinen Schützenbrüdern „auf die Wiesen" und später ins Schützenhaus nach Sendling wandernde Prinz Ludwig eine liebgewordene Erscheinung gewesen. Und als Prinzregent Ludwig am 5. November 1913 unter dem Jubel des Volkes den lange verwaisten Thron seiner Väter als König bestieg, da ist er sich treu geblieben in allem. Wie seine Bürger, ohne besondere Begleitung, wandert „unser Ludwig" auch als König durch die Strassen seiner Hauptstadt, da und dort grüssend, einen Vorübergehenden ansprechend. Wenn er seine klaren hellblauen Augen auf seine Umgebung richtet, so fühlt jeder, dem es vergönnt ist, in diese Augen zu sehen, dass er nicht bloss vor einem Fürsten, sondern auch vor einem guten Menschen steht, dem sein Herz gehört. Sie passen da so zusammen, König Ludwig und unsere Königin Marie Therese. Wenn doch alle die so guten Augen unseres Königs und „seiner Frau" sehen könnten! „Mann und Frau" sind sich unser Königspaar im edelsten Sinn des Wortes, „Vater und Mutter" nach besten „bürgerlichen" Begriffen; ebenso aber auch „Grossvater und Grossmutter". Weil Ludwig und Marie Therese stets das Familienleben so hochgehalten, die Kindesliebe in ihrem ganzen Wirken nicht nur in ihrer Familie, sondern auch dem Volke und seinen Kindern gegenüber geübt haben, deshalb stehen sie dem Volke so nahe, deshalb soll der ihnen von Gott geschenkte Ehrentag wieder den Kindern des Landes ein ewiger Tag des freudigen und gewiss dankbaren Erinnerns werden an den wahrhaftigen Landesvater, die edle Landesmutter.

König Ludwig war nach menschlicher Voraussicht nicht zum Träger der Krone bestimmt. Er konnte sich daher seine Tätigkeit mehr nach Neigung wählen. Um so reizvoller ist es, dass des Prinzen praktischer Sinn und Herz sich dem Wirtschaftsleben des Bayernlandes zugewendet und sich so in freier Entschliessung eine für sein Herrscheramt so überaus wertvolle und umfassende Kenntnis unserer Lebensnotwendigkeiten geschaffen hat.

Ursprünglich Soldat, wie seine Brüder, wurde Prinz Ludwig 1866 in der Schlacht bei Helmstadt als Adjutant seines Vaters Prinz Luitpold schwer verwundet und trägt heute noch die Kugel im Leib. Doch wendete er schon frühzeitig seine Neigung den Nöten des Volkes zu. Die Erkenntnis und die Förderung des bayerischen Wirtschaftslebens wurde Lebenszweck des Prinzen und so ist er bis zur Stunde der vornehmste Bahnbrecher der wirtschaftlichen Entwicklung seines Landes geworden. Alle Erwerbstände, Landwirtschaft und Industrie und Gewerbe, wissen, wie eingehend er ihre Verhältnisse als Praktiker und Theoretiker verfolgt. Zwei Söhne lernten das Schreinerhandwerk und Prinz Ludwig war es, der seinerzeit im Reichsrat für das Recht der Arbeiterschaft des Staates eintrat, ihre Wünsche an das Parlament zu bringen. Die praktische Sozialpolitik, die Heimarbeiterfrage, besonders aber die ganze Wohnungspolitik der Arbeiter, die Siedlungsfrage fanden und finden bis zur Stunde des Königs lebhafteste Fürsorge. Dass er das Deutsche Museum, dieses Denkmal der Grosstaten der Industrie, die Industrie selbst, die Wissenschaft und Technik und ihre wunderbaren Leistungen überaus hoch wertet, ist gerade auch während des Krieges vom König oft bewiesen worden. Das verträgt sich durchaus mit der segensreichen Tätigkeit, die er für die Landwirtschaft von jeher entwickelte, denn mit Recht sprach einst Seine Majestät in Passau: „Eine gesunde Industrie kann neben einer gesunden Landwirtschaft bestehen, davon ist Deutschland ein Beispiel." Der grosszügigen Rhein—Main—Donauwasserstrasse gehört bekanntlich König Ludwigs besonderes Interesse. Die Männer vom Fach wissen, wie gründlich er beschlagen ist. So manchmal setzte sie eine sachliche Frage, eine Bemerkung des Königs in Erstaunen und — Verlegenheit. Da blitzt auch der Schalk auf in den Blauaugen Ludwigs. Verletzen kann er nie.

Mit der Königin Marie Therese teilt er als Wittelsbacher die Liebe zur Kunst und Natur. Die ländliche Einsamkeit und Einfachheit Leutstettens war hierzu ein besonderer Nährboden. Wie hängt doch das Herz der Königin an Blumen und Vöglein! In Wort und Schrift, aber auch im Bild als hervorragende Darstellerin ist sie Eingeweihten längst bekannt. Das ist ihre Erholung, ihr Ausspannen vom so ernst genommenen Beruf als christliche Haus- und Landesmutter. Zum Bild unserer Königin aber gehört immer ihre mütterliche Sorge für die Kinderwelt und Kinderheime. Die Sorge für die katholischen Mädchen- und Jugendvereine — ohne anderen Konfessionen ihre Hilfe zu versagen — eine Sorge, die immer wieder dem Einzelnen ihrer Pfleglinge gilt, ist der Königin Pflicht geworden. Und das erlauchte Paar will dieser das ganze Volk berührenden hochwichtigen Aufgabe alles widmen, was ihm zum Goldenen Hochzeitsfeste an Liebe zugedacht ist. Das Rote Kreuz weiss wohl zu sagen, was ihm die Huld der Königin Marie Therese bedeutet, die selbst für die Posten, die im Winter vor ihrer Residenz standen, wollene Pulswärmer strickte — Landesmutter!

Deshalb darf wohl Bayerns Herrscherpaar mit gutem Recht sagen, dass es in jedes Untertanen Schoss das Haupt legen kann. Unter seinen Bayern hat es keine Feinde, denn die Wittelsbacher sind Blut von ihrem Blut. Fürst und Volk sind treu deutsch und treu bayerisch. Dass auch die Bayern, Franken, Schwaben, Alemannen ein ausgesprochenes Selbständigkeitsgefühl haben und es betonen, ändert an ihrer Liebe zum Reich nichts. Wenn unsere Feinde von heute das nicht verstehen wollen, die bayerische Wehr zu Deutschlands Ehr wird es immer neu beweisen. Mögen die Feinde auch immer erkennen, dass im Deutschen Reich keinerlei Herrschaftsgelüste die Sonderart und Stärke seiner Teile antasten will. Die Einzelstaaten sind die geistigen und wirtschaftlichen Quellen seiner einheitlichen Kultur und materiellen Kraft, die eine Welt von Feinden in Erstaunen versetzt. Möge unser geliebtes Königspaar mit seinem Volk, mit dem ganzen deutschen Vaterland bald den Frieden begrüssen, der uns frei und stark, wenn auch unter harter Arbeit neuer Blüte unter unseren Wittelsbachern entgegenführt zum Segen unserer Enkel und Urenkel. Unser Schluss aber sei heute: „Wir gratulieren, Herr König und Frau Königin, zur Goldenen Hochzeit und wünschen aus ganzem Herzen, dass der liebe Herrgott Euch noch lange gesund erhalte für Euer Land, Euere Familie, zu der wir Bayern alle uns rechnen."

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Geburtswehen des Ostfriedens.

Trotzki hat den Kriegszustand für beendet erklärt, aber der Kriegszustand zwischen seiner Regierung und dem Vierbund ist wieder da, weil die Taten den Worten nicht entsprechen.

Die einseitige Erklärung, mit der Trotzki seine Verschleppungstaktik in Brest abbrach, konnte uns und unseren Verbündeten gar keine Verpflichtung auferlegen; wohl aber übernahm die Petersburger Regierung die Verpflichtung, sich fortan jeder Feindseligkeit zu enthalten und ihr Heer vollständig zu demobilisieren. Diese Versprechungen haben Trotzki und Genossen nicht gehalten. Aus der verheißenen Abrüstung wurde die Bildung einer neuen Armee; der Bürgerkrieg mit seinen Begleiterscheinungen an Mordtaten, Verhaftungen, Verschleppungen, Raub, Plünderungen und Zerstörungen wurde in verschärfter Weise fortgesetzt, und zwar auch dort, wo unser Interesse in Mitleidenschaft gezogen wurde. Nicht nur in Finnland, dessen Unabhängigkeit anerkannt ist, sondern auch in Estland und Livland mit besonderer Verfolgung der dortigen Deutschen und ihrer Freunde, und auch in der Ukraine, mit der wir jetzt in freundnachbarlichen Beziehungen und in Hoffnung auf Warenaustausch stehen. Unsere Regierung hat sich nun auf den rechtlich unanfechtbaren Standpunkt gestellt: Als Zweck des Waffenstillstands war ausdrücklich die Herbeiführung des Friedens bezeichnet; mit der Ablehnung eines Friedensvertrags hat Rußland auch auf den Waffenstillstand verzichtet; gekündigt am 10. Februar, ist der Waffenstillstand am 17. Februar abgelaufen. Auch die Kommissionen der Vierbundstaaten in Petersburg sind abgereist.

Damit ist die freie Hand, die wir nach dem Abschiede Trotzkis aus Brest wieder gewonnen hatten, auch von der letzten formalen Bindung durch den Waffenstillstandsvertrag erlöst worden. Wir können alle Maßregeln ergreifen, die uns angezeigt erscheinen zur Abwehr der revolutionären Agitation und zum Schutze der okkupierten oder befreundeten Landesteile gegen Vergewaltigung und Anarchie.

Finnland ruft um Hilfe; aber ob wir so weit unmittelbar eingreifen können, ist doch sehr zweifelhaft. Eine mittelbare Hilfe für Finnland wäre es ja schon, wenn wir auf anderen Wegen den Zusammenbruch der Petersburger Mißwirtschaft beschleunigten.

In den Ostseeprovinzen ist unser Eingreifen dringender geboten. Es handelt sich da um Völkerschaften, deren Selbstbestimmung unserem Schutze anheimgegeben ist und deren Schicksal die Ehre sowie die politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Interessen Deutschlands wesentlich berührt. Das gegenwärtige Vorgehen der bolschewistischen Banden hat offenbar den Zweck, in den baltischen Bezirken alles auszurotten oder zu terrorisieren, was von der Selbstbestimmung einen Gebrauch machen könnte, der den Petersburger Machthabern nicht behagt.

Ebenso dringend ist der Schutz der Ukraine. In Wien hat man die Abmachung mit dieser neuen Republik Brotfrieden getauft. Die erhoffte Zufuhr aus diesem fruchtbarsten Teile des alten Russenreichs ist in der Tat von so großem Werte für unser Durchhalten, daß wir die dortigen Vorräte an Lebensmitteln und Rohstoffen nicht den bolschewistischen Mordbrennern anheimfallen lassen dürfen. Die Ukraine müssen wir vor den Petersburgern und ihren Hilfstruppen retten, weil sie einerseits die Bresche bildet in der wirtschaftlichen Einkreisung, die man uns zugedacht, und weil sie anderseits die Absperrung Rumäniens vollständig macht. Infolgedessen ist der Friedensgedanke in Rumänien auf den Marsch gekommen. Der Rücktritt des frevelhaften Kriegsmachers Bratianu war die Einleitung. Sein Nachfolger, General Averescu, hat seine Gesinnung noch nicht enthüllt; auch die Abdankung des Königs Ferdinand ist noch Gerücht. Ob die verführten und schwer bestraften Rumänen sich eine monarchische oder republikanische Staatsform geben wollen, kann uns gleich sein, wenn nur eine solide Regierung zustande kommt, mit der wir einen zuverlässigen Frieden schließen und ehrliche Handelsbeziehungen anknüpfen können. Die von uns geschlagene rumänische Armee hat ja schließlich das unverdiente Glück gehabt, in Beßarabien einige Eroberungen zu machen. Wenn Rumänien das 1878 verlorene Beßarabien wieder erhalten könnte zum reichlichen Ausgleich für die Dobrudscha, die an Bulgarien fallen muß, so wäre das mehr Belohnung als Strafe, zugleich eine Ironie des Schicksals, da die Rumänen auszogen, um mit Hilfe des Räubers von Beßarabien die siebenbürgische Irredenta zu erobern, und statt deren die beßarabische Irredenta erhalten würden auf Kosten des bisherigen Kampfgenossen.

Nun kommt zum Ueberfluß auch noch das polnische Problem auf die schwer bepackte Tagesordnung im Osten. Für den wichtigen Friedensschluß mit der Ukraine war es notwendig, den Bezirk von Cholm in seinem östlichen Teile, wo die Ruthenen die Mehrheit der Bevölkerung bilden, der kleinrussischen Republik zu belassen. Das hat nun die Polen in allen drei Reichen leidenschaftlich aufgeregt. Weil Cholm früher zu Kongreßpolen gehört hat und weil dort auch polnische Grundherren sitzen, beanspruchen sie den ganzen Bezirk mit einer Aufgeregtheit, als ob ohne dieses zweifelhafte Anhängsel das ganze Königreich Polen gar nichts wert sei. Der galizische Polenklub geht in die schärfste Opposition gegen das österreichische Ministerium und den Kaiser selbst, die Polen im preußischen Abgeordnetenhause halten schroffe Kampfreden, das junge Ministerium in Warschau demissioniert und der Regentschaftsrat protestiert. Auch wenn man der Enttäuschung möglichst viel zugute hält, bleibt doch die fatale Wahrnehmung, daß die Polen ihre nationalen Geschäfte mehr mit Phantasie und Leidenschaft als mit praktischem Verstande betreiben und mehr auf glänzende Expansion als auf ruhige innere Entwicklung bedacht sind. Der Anschluß an die Mittelmächte, den nicht nur die Dankbarkeit, sondern auch das wohlverstandene eigene Interesse der polnischen Nation gebietet, läßt zurzeit noch viel zu wünschen übrig.

Ein Rattenkönig von Fragen ist im Osten noch zu lösen. Also sehr erklärlich, daß die Reichsleitung und die Heeresleitung wieder persönliche Rücksprache genommen haben. Das einträchtige Zusammenwirken der berufenen Generäle und Politiker wird aber gewiß eine Schwierigkeit nach der andern überwinden, ohne daß die Aktion an der andern Seite des Kriegstheaters leidet.

Der Entscheidungskampf im Westen.

Da hat die Heeresleitung das Heft in der Hand. Die Diplomatie muß vorläufig eine Reservestellung einnehmen, bis die letzte Kraftprobe vorbei ist und das Ergebnis liquidiert werden kann. Von der Gegenseite wird freilich viel geredet, aber nur zu dem Zweck, die Friedensbewegung hinzuhalten bis zu dem eifrig vorbereiteten Waffengang von 1918. Aus der langen und gewundenen Rede Wilsons ersieht man schließlich nichts anderes, als daß er zurzeit überhaupt nicht verhandeln will, weder mit dem Grafen Czernin noch sonst jemand, sondern durch Prahlerei mit der amerikanischen Hilfe den Kriegsentschluß von Versailles zu fördern sucht. In England hat Lloyd George einen Wortkampf nach zwei Seiten zu bestehen: zur Beschwichtigung der Pazifisten und gegen die Eifersucht der Stockengländer, die den Verdacht haben, daß in Versailles die Franzosen die Führung an sich gerissen haben und ihr General Foch, der vorläufig die gemeinsame Reservearmee befehligen soll, zum Generalissimus auserwählt sei, was den Rücktritt des englischen Generalstabschefs Robertson veranlaßte. Diese Reibereien werden die militärische Aktion unserer Feinde vielleicht erschweren, aber nicht aufhalten. Was beschlossen und vorbereitet ist, wird versucht werden, auch wenn wider Erwarten Lloyd George fallen sollte. Es rast der See und will sein Opfer haben, das hoffentlich das letzte sein wird. Wir sind bereit zum entscheidenden Landkampfe und haben unsere Seekraft neuerdings besonders bekundet durch mehrere erfolgreiche Vorstöße gegen die stark bewachte Straße von Dover-Calais.

Politische Neuorientierung in Spanien.

Von Gustav Stezenbach, Freiburg i. Br.

Seit Maura am 29. April 1917[1]) in der Riesenversammlung zu Madrid die Neutralität Spaniens als unerschütterliches Programm für die spanische Politik proklamierte und das konservative Kabinett Dato im Juli 1917 das liberale Garcia Prietos ablöste, weil dieses das Vertrauen der streng neutralistischen Offiziersvereinigungen (Juntas de defensa) nicht mehr besaß, haben sich in Spanien wichtige Ereignisse zugetragen.

Die Entente, besonders Frankreich und England, fürchten eine innere Erstarkung Spaniens. Die Neutralität dieses größten aller neutralen Staaten Europas hatte eine rapide Steigerung der Ausfuhr Spaniens zur Folge, die zu einer noch

[1]) Vgl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 29 vom 21. Juli 1917 „Maura als Dolmetsch und Führer der spanischen Nation".



nie dagewesenen aktiven Handelsbilanz[2]) und einer gleichfalls noch nicht verzeichneten Golddeckung der Noten der Bank von Spanien (65,3%), ferner zu einem Steigen der spanischen Valuta weit über die englische, französische, italienische und amerikanische führte[3]), womit sich naturgemäß eine bedeutende Hebung des spanischen Staatskredits verband. Spanien hat unter diesen Umständen gar kein Interesse daran, durch aktive Beteiligung am Kriege die gewonnene finanzielle und wirtschaftliche Stellung zu gefährden.

Die Entente hat freilich das entgegengesetzte Interesse. Nur ein starkes Spanien kann England in Gibraltar gefährlich werden; nur ein starkes Spanien mit seinem großen, leider jetzt noch durch die Auswanderung beeinträchtigten Bevölkerungsüberschuß kann Frankreich eines Tages im Rang der Großmächte ablösen. Aber auch die Hoffnung auf militärische Unterstützung durch ein spanisches Heer wurde bei der Entente nie aufgegeben. Da aber das monarchische Spanien für den Krieg nicht zu haben war, so versuchte es die Entente, durch die von ihr im August v. J. angezettelte Revolution, die in den größeren Städten zum Ausbruch kam, die Republik an die Stelle der Monarchie zu setzen. Doch der für den 19. August von dem Ententefreund Malquiades Alvarez prophezeite Todestag der spanischen Monarchie ward zum Todestag vieler Anhänger der Republik und der Entente. Der großangelegte, ganz den Charakter der Ferrer-Revolte von 1909 tragende Aufstand wurde von der ebenso großangelegten Abwehr, deren Oberleitung der gefürchtete liberale Exkriegsminister und Kubaveteran, Generalkapitän Valeriano Weyler, in Händen hatte, in kurzem blutigem Kampfe erstickt. Mehrere der Haupträdelsführer, darunter der liberale Universitätsprofessor M. Unamuno von Salamanca, wurden verhaftet. Lerroux, der Geschäftsträger der Entente in Spanien, entfloh nach Frankreich.

Man sollte meinen, daß dieser Erfolg des Kabinetts Dato dessen Stellung gestärkt hätte. Seine Position krankte aber an dem Umstand, daß das konservative Kabinett genötigt war, mit einer liberalen Kammer, die noch aus der Aera Romanones stammte, zu regieren. Dato half sich zunächst mit Vertagung, er konnte die Auflösung der Kammern so kurz nach der Revolte nicht riskieren. Er büßte jetzt seinen Ehrgeiz und die vorschnelle Uebernahme der Regierung. Er hätte klüger getan, nach Romanones und Garcia Prietos Rücktritt dem gemäßigt liberalen hochangesehenen Kammerpräsidenten Villanueva den Vortritt zu lassen, nachdem er doch einmal an der Schaukelpolitik festhalten wollte. Statt dessen grub er sich sein eigenes Grab durch ein von ihm erlassenes Dekret, wonach die spanischen Reedereien der Regierung 180000 Tonnen Schiffsraum zur Verfügung stellen sollten für die Einfuhr der für das Land nötigen Waren. Hinter diesem Dekret steckte natürlich England, das aber zunächst nicht selbst in den Vordergrund trat, sondern durch den geriebenen neuen französischen Botschafter und früheren Finanzminister Thierry, der an Stelle des wegen der Marokkofrage und wohl auch in der Revolte kompromittierten Geoffroy getreten war, seine Geschäfte besorgen ließ. Datos Vogelstraußpolitik gegenüber den Wühlereien der Entente äußerte sich schon 1914 in einer verfehlten Wirtschaftspolitik, welche zuließ, daß eine Anzahl Großindustrieller, besonders Nordspaniens, sich auf die Kriegsindustrie verlegte und der Landwirtschaft zu viel Arbeitskräfte entzog. Die gleichzeitige ungenügende Ausbeutung der spanischen Kohlengruben bewirkte bei dem durch die Kriegsindustrie gesteigerten Kohlenbedarf einen Kohlenmangel, der nur durch Einfuhr von England ausgeglichen werden konnte. Spanien mußte also die Kriegsgewinne seiner Eisenindustrie mit Kohlennot und Abhängigkeit von England bezahlen. Die katalonische Textilindustrie aber wurde von dem Baumwollieferanten Nordamerika abhängig. Auch hier rächte sich die einseitige Förderung der Industrie zu Exportzwecken. Die Industriegebiete des Landes wurden dazu in fortwährender Unruhe gehalten durch Streiks, die von der Entente angezettelt wurden, aber nie so lange dauerten, daß sie die notwendigen spanischen Baumwoll- und Erzlieferungen ernstlich gefährden konnten. So wurde Spanien trotz aktiver Handelsbilanz und finanziellen Aufschwungs in fortwährender Krise gehalten, die durch eine Notlage des an der Ausfuhr gehinderten Wein- und Früchtebaus sowie durch Teuerung der Lebensmittel verstärkt wurde. Als nun Dato das erwähnte Dekret erließ, protestierte die Offiziersjunta, da sie darin einen verkappten Neutralitätsbruch erblickte, und verlangte in einer Immediateingabe an den König Aenderung des Regierungssystems und Abschaffung der traditionellen Schaukelpolitik. Sie wurde in ihrem Bestreben unterstützt durch katalonische Politiker jeder Richtung und Politiker anderer Provinzen, welche in der Abschaffung des Madrider Zentralismus und in der Wiedererrichtung der Autonomie der einzelnen Landschaften allein die Grundlage für eine neue Entwicklung Spaniens erblicken. Dato trat darauf im Oktober v. J. zurück. Er war kein Freund Deutschlands, sondern neigte mit seinen Sympathien zu Frankreich, dem er stets eine wohlwollende Neutralität hielt, soweit sie sich mit seiner Loyalität gegenüber der Krone vereinbaren ließ.

Die durch Datos Rücktritt entstandene Ministerkrisis war außerordentlich schwer. König Alfons XIII. sah sich vor den Bruch einer Tradition gestellt, die seit 40 Jahren zum Angelpunkt der spanischen Politik geworden war, seit 1876 Cánovas del Castillo, der damalige Führer der Konservativen und Begründer der monarchischen Restauration, mit dem Führer der Liberalen, Sagasta, jenes ungeschriebene Uebereinkommen getroffen hatte, wonach Konservative und Liberale sich abwechselnd in die Regierung teilten. Was in den ersten 20 Jahren nach der Restauration klug und zweckmäßig gewesen sein mochte, das wurde mit der Zeit zum Widersinn. Die Politik wurde zum Tummelplatz der Berufspolitiker, die Wahlen waren eine Komödie, da sie von der neu ans Ruder gelangenden Regierung veranstaltet wurden und in Vereinbarung mit der dynastischen Opposition, der man etwa ein Fünftel der Mandate garantierte, stets eine Mehrheit für die jeweilige Regierung ergaben. Dafür sorgte der „Kazikismus", dessen Träger die „Kaziken", eine Art Vertrauensmänner oder Ortsgewaltige, je nach Wunsch die abhängigen Wähler zur Abstimmung für die Regierungskandidaten (konservativ oder liberal) nötigten. Dem Scheine nach war die Regierung parlamentarisch, in Wirklichkeit war sie absolutistisch. Sie wurde nicht der Parlamentsmehrheit entnommen, sondern sie war zuerst da und schuf sich dann ihr Parlament. Mit der Regierung wechselten sämtliche politischen Beamten und die Bürgermeister aller Städte von mehr als 10000 Einwohnern. Kein Wunder, daß die Stellenjägerei und Korruption groß war und der Hunger nach der Staatskrippe von der jeweiligen Opposition nie länger als 2½—3 Jahre ertragen wurde. Kein spanisches Parlament seit 1876 hat die verfassungsmäßige Legislaturperiode von 5 Jahren erreicht. Madrid war die große Zentrale dieser Stellenjagd und jeder Gruppenführer einer der beiden Rotationsparteien trachtete danach, als Ministerpräsident oder Fachminister innerhalb der 2—3 Jahre seine engeren Anhänger zu versorgen. Es ist kein Wunder, daß die Zeit für ersprießliches Wirken eines Ministeriums zu kurz war, daß das meiste in Anfängen stecken blieb und viele Gesetze und Reformen auf dem Papier blieben, weil die ablösende Partei, die zur Macht kam (el poder, wie der spanische Ausdruck lautet), oft ganz entgegengesetzte Ziele verfolgte. Die Ministerkrisen entstanden dadurch, daß der Führer der gerade in der Opposition befindlichen Rotationspartei der regierenden Partei das Vertrauen aufkündigte. Nicht die Mehrheit stürzte also das Kabinett, sondern die Minderheit. Die Folge dieses Regierungssystems war, daß das Volk in seiner Mehrheit teils gar nicht, teils nur dann zur Wahlurne ging, wenn es einen besonderen Antrieb dazu hatte, z. B. persönliche Beliebtheit eines Kandidaten, lokaler Patriotismus oder wenn das Volk es unternahm, für andere Parteien zu stimmen, als für die der Schaukelpolitik. Solche Parteien, die stets selbständig und ehrlich gegen die Regierung wählten, waren auf monarchischer Seite die Traditionalisten, bestehend aus Jaimisten (früher Karlisten genannt nach dem Prätendenten) und Integristen (streng katholischer Observanz), von neueren die „Católicos", die „Defensa Social" und seit 1913 die Mauristen (Anhänger Mauras), auf republikanischer Seite die „Union Republicana", die Radikalen, auch radikalen Republikaner (Lerroux), die Sozialisten, die republikanischen Federalisten, die Progressisten und die katalonischen Nationalisten. Ferner die Reformisten (zur Monarchie bekehrte Republikaner) und die katalonischen Regionalisten, letztere eine bürgerliche Partei mit Mittelstandsprogramm. Alle diese Parteien zusammen zählten in den bisherigen Parlamenten keine hundert Mandate.

Der Wunsch des Volkes nach Ehrlichkeit in der Politik, zu dessen Sprachrohr sich jetzt merkwürdigerweise das Offizierkorps gemacht

[2]) 1914 Einfuhr 1022 Millionen, Ausfuhr 868 Millionen. 1916 Einfuhr 914 Millionen, Ausfuhr 1368 Millionen.

[3]) Mitte 1917 stand die spanische Valuta 23% über dem Pfd. Sterling, 31% über dem französischen Franken, 59% über der Lira und 18,5% über dem Dollar.

hatte, veranlaßte den König, die Berufung eines Konzentrationsministeriums zu versuchen. Dato kam dafür nicht in Frage, Sanchez de Toca, der frühere konservative Senatspräsident, besaß das Vertrauen der Liberalen nicht und Maura lehnte ab, wohl weil er zu klug war, um sich und seiner Reformpartei während der Wahlkampagne die Hände zu binden. Manuel Garcia Prieto übernahm schließlich die Bildung des Kabinetts, der Politiker, dem man eigentlich am wenigsten das Wagnis zugetraut hätte; denn der Schwiegersohn des verstorbenen liberalen Ministerpräsidenten Montero Rios, der sich als Außenminister unter Canalejas 1911 durch den Frieden mit Marokko den Titel eines „Marqués von Alhucemas“ erwarb, war bisher nicht als Persönlichkeit von bedeutenden Ideen bekannt, sondern galt als Erbe seines Schwiegervaters, dessen Günstlingswirtschaft selbst in Spanien sprichwörtlich war. Als Diplomat hat sich aber Garcia Prieto auch hier bewährt. Denn es gelang ihm die schwere Aufgabe, fünf Parteien unter einen Hut zu bringen. Dato versagte dem Kabinett seine Unterstützung; als unentwegter Schaukelpolitiker hält er den „Sprung ins Dunkle“, den mit dieser Neuorientierung Spanien zu machen sich anschickt, für gefährlich. Romanones hielt schon seine Abneigung gegen Garcia Prieto davon ab, bei einem Kabinett mitzutun, das sich die Neutralität zum Ziel gesetzt hatte.

Freilich diese Neutralität erfuhr bald eine schwere Belastungsprobe, da England von der Erfüllung des sogen. Cortinavertrags die Kohlenlieferung an Spanien abhängig machte. Dieser Vertrag wurde noch von Romanones durch einen Sondergesandten, Marqués Cortina in London vorgeschlagen. Danach holt England (auf spanischen Schiffen) das Erz in Bilbao selbst ab und überläßt für die ausgelieferten Schiffe Spanien monatlich 150000 Tonnen Kohlen (die Spanien auf eigenen andern Schiffen holen muß). Es erlaubt ferner die Ausfuhr einer bestimmten Menge von Früchten, Wein und Branntwein. Der Vertrag gefährdet die spanische Neutralität, da er geeignet ist, Verwicklungen mit Deutschland hervorzurufen, weil die Kohlen holenden spanischen Schiffe das Sperrgebiet durchfahren müssen und es fraglich ist, ob diese Schiffe die von der deutschen Regierung gewährten Vergünstigungen genießen sollen; bedeutet er doch die Auslieferung der spanischen Handelsmarine an England. Die deutschfreundliche katholische, mauristische und traditionalistische Presse bekämpft den Vertrag aufs schärfste und ist der Ansicht, daß zum mindesten ein gleichlautender Vertrag auch mit Deutschland abgeschlossen werden müßte. Auch die Offiziersjunta erhob sofort Widerspruch und nahm jedenfalls nur deshalb eine abwartende Haltung ein, weil sie zunächst das Ergebnis der Neuwahlen abwarten will; denn Garcia Prieto will den Vertrag den neuen Cortes zur Genehmigung vorlegen. Die Wahlen sind auf 24. Februar und 10. März (Senat) festgesetzt. Die Wahlen werden über die Frage der Neutralität Spaniens entscheiden, aber auch darüber, ob in Spanien künftig nach christlich-konservativen Grundsätzen oder nach freimaurerisch-liberalen regiert werden soll.

Der Allerheiligen-Hirtenbrief des Deutschen Episkopats und die Kritik.

Von Geh. Justizrat Marx, Düsseldorf.

Wie ein weithin leuchtendes Flammenzeichen der Zeit, verkündend die Wahrheit, erhellend die Abgründe des Irrtums und der Verneinung, so steht das Hirtenschreiben der Bischöfe Deutschlands vor uns. Möchten sich berufene Federn finden, um all die tiefen, weitfassenden Gedanken und Darlegungen so bedeutungsvoller Probleme der Neuzeit im einzelnen weiter auszuführen und der praktischen Durchführung näher zu bringen. Mit wahrhaft apostolischem Freimut sind so viele Ziele dem katholischen Volke vorgehalten, die man vielfach schon in Kleinmut und Schwäche vergessen oder beiseite gelassen hatte, daß man diesen entschiedenen Schritt des deutschen Episkopats vielleicht in Zukunft noch mehr wie jetzt mit bewundernder Dankbarkeit begrüßen wird. Vielfach, um nur eines anzuführen, wagte man in katholischen Kreisen es nicht mehr, die konfessionelle Gestaltung auch der höheren Lehranstalten zu verlangen! In evangelischen Kreisen trug man kein Bedenken, diese Folgerung aus den, das Verlangen nach konfessioneller Einrichtung der Volksschule rechtfertigenden grundsätzlichen Auffassungen offen und frei zu ziehen. Der Hirtenbrief hat uns in dieser Beziehung mit neuem Mute, mit neuer Tatkraft beseelt! Jede Bedenklichkeit, jede Folgewidrigkeit soll in Zukunft von uns beiseite gelassen werden.

Interessant ist es nun, die verschiedenartige Beurteilung kennen zu lernen, die der Hirtenbrief in den evangelischen Kreisen gefunden hat. Im letzten Heft der „Grenzboten“ von 1917 (Nr. 50) erfährt er eine im Großen und Ganzen freundliche Behandlung von dem bekannten Pfarrer Lic. W. Thimme. Mit der Auffassung des Hirtenschreibens über den Staat und das Verhältnis der Kirche zu ihm kann sich Thimme nicht einverstanden erklären. Er gibt aber zu, daß der Hirtenbrief erkennen lasse, daß „die katholische Kirche mit einem festumrissenen Programm in die ungewisse Zukunft gehe.“ Er hält es für angebracht, daran gute Lehren für die evangelische Kirche zu knüpfen. „Uns evangelischen Christen erscheint die ruhige Sicherheit, diese klare, zielbewußte Energie des Auftretens wirklich beneidenswert. Wenn doch auch die evangelische Kirche ein festes Zukunftsprogramm hätte! Freilich haben wir es viel schwerer.... Die deutschen Katholiken wissen, was sie wollen. Sie sind praktisch und entschlossen. Wir grübeln, streiten und stehen unschlüssig. Wir können viel von ihnen lernen.“

Ganz anders erklingt natürlich der Sang aus den mehr links stehenden Kreisen! Die „Pädagogische Zeitung“, das Hauptorgan des liberalen Deutschen Lehrervereins, druckt in ihrer Nummer 51/52 vom 20. Dezember 1917 den Teil des Hirtenschreibens ab, der sich mit der „nationalen Einheitsschule“ befaßt, und knüpft daran folgende Bemerkung: „Diese Gedankengänge haben wir in den Zentrumsblättern hundertmal gelesen, und ebenso oft sind die dabei unterlaufenen Irrtümer und Denkfehler gezeigt worden. Wir müssen zu unserem Bedauern gestehen, daß wir von der Meinungsäußerung der Bischöfe enttäuscht sind; wir hätten, um es milde auszudrücken, etwas mehr Sorfalt und Sachlichkeit erwartet.“ Diese durch keine Beweisstücke belegte grobe und beleidigende, sachlich auch, wie der Wortlaut des Hirtenbriefs dartut, in keiner Weise berechtigte Kritik nennt die „Pädagog. Ztg.“ „milde“!

In Nr. 4 vom 24. Januar 1918 S. 33 nennt dieselbe Zeitschrift den Hirtenbrief „einen Alarmruf, dessen unsachliche Polemik gegen die nationale Einheitsschule in Nr. 51/52 dargelegt sei“. Sie zieht dann aber eine Auslassung von Professor Dr. Zeitschel im „Reichsboten“ an, die ein ähnliches Vorgehen der evangelischen Kirchenbehörden verlangt: „So tritt der Katholizismus gerüstet in den Kampf ein, den die Verfechter der konfessions- und religionslosen Schule schon während des Krieges wieder eröffnet haben. Wo aber bleiben die evangelischen Kirchenbehörden?.... Wir möchten dringend bitten, daß sie beizeiten den Kampf aufnehmen und den Gemeinden die Augen öffnen und die Gewissen schärfen, damit sie sehen, wohin die Reise gehen soll, und sich nachher nicht durch irreführende Schlagwörter blenden lassen....“ Die zartfühlende „Pädagog Ztg.“ weiß hierauf nichts Besseres zu sagen, als ihre Beleidigung zu wiederholen: „Falls die evangelischen Kirchenbehörden geneigt sein sollten, dieser Mahnung zu folgen und zu dem Problem der Einheitsschule Stellung zu nehmen, so würde es in ihrem Interesse liegen, wenn sie sich nicht gerade die Polemik der katholischen Kirchenfürsten zum Vorbild nähmen, sondern sich größerer Sachlichkeit und Sorgfalt befleißigten.“

Noch gröberes Geschütz fährt natürlich die weiter links stehende „Neue Westdeutsche Lehrerzeitung“, das Organ der (liberalen) Provinzial-Lehrervereine von Rheinland und Westfalen, auf. In der Nummer 48 vom 1. Dezember 1917 S. 527 sagt sie im Anschlusse an die Worte des Hirtenschreibens über die konfessionelle Einrichtung der Schulen: „Wir haben das Endziel der Kirche in bezug auf die Schule immer gekannt. Bisher aber hat die Kirche beider Konfessionen die politischen Parteien für sich streiten lassen. Bisher waren die Zentrumspartei und die Schulorganisationen die Hauptträger der Propaganda für die konfessionelle Schule und sie haben mit Hochdruck gearbeitet. Hat denn das alles nichts geholfen? Muß denn die Kirche selbst in den Kampf eintreten? Ist denn die konfessionelle Schule augenblicklich so sehr gefährdet, daß gerade jetzt, wo eine Parlamentsmehrheit im Reich unter dem Zeichen des Zentrums zusammensteht, eine so scharfe Kampfansage vonnöten wäre? Ist die Arbeit des Deutschen Lehrervereins für die Einheitsschule der konfessionellen Schule schon so gefährlich geworden, daß dieser Bruch des Burgfriedens nicht zu vermeiden war? Der Deutsche Lehrerverein hat wahrlich der konfessionellen Schule bis jetzt

noch nicht sonderlich wehe getan und Herr Tews und der Geschäftsführende Ausschuß, die fast mehr als menschenmöglich bestrebt gewesen sind, die Freunde der konfessionellen Schule nicht zu reizen, werden sich über diesen Dank nicht wenig wundern." Es ist unbestreitbar richtig, daß der Deutsche Lehrerverein bis jetzt der konfessionellen Schule noch nicht so sehr gefährlich geworden ist. Das lag aber wahrhaftig nicht an seinem guten Willen, sondern nur an der entschiedenen Abwehr des christlichen Volkes und an der Aufklärung, die gerade von katholischer Seite über die Phantastereien der liberalen und sozialdemokratischen „Einheitsschule" verbreitet worden ist!

Die „Neue Westdeutsche" fährt dann fort: „Was hat nun zu geschehen? Uns wird es immer klarer, daß wir bei dem Streben nach der deutschen Einheitsschule auf die Gefühle der Kirche keine Rücksicht nehmen dürfen, und da wo nach unserer Meinung die Kirche ihre Hand zu weit ausstreckt, werden wir uns gezwungen sehen, sie schroff zurückzuweisen". Wir können der „Neuen Westdeutschen" eigentlich dankbar dafür sein, daß sie in diesen Sätzen einen neuen Beweis dafür erbringt, daß vielen Kreisen der Kampf für die Einheitsschule deshalb besonders wertvoll erscheint, weil er den Weg bahnt, gegen die Kirche und die religiöse Erziehung des Volkes noch schärfer vorzugehen.

Ganz besonders haben es der „Neuen Westdeutschen" aber die Sätze des Hirtenbriefes angetan, in denen das Recht der Eltern und der Kirche auf die Erziehung der Kinder mit aller Entschiedenheit vertreten wird. Sie führt in dieser Beziehung aus: „Das erste Recht auf die Kinder haben die Eltern, sagt der Hirtenbrief, und wir fügen hinzu: Die Eltern sind der Staat. Es ist geradezu falsch, wenn die Kirche den Willen der Eltern für sich in Anspruch nimmt. Die Kirche ist eine Macht, die hoch über den Eltern steht und von deren Wunsch und Willen nicht im mindesten beeinflußt wird." Das letztere ist zweifellos richtig. Tatsächlich und rechtlich ist es aber falsch, wenn der Staat als gleichbedeutend mit den Eltern dargestellt wird. Das Staatsrecht lehrt etwas ganz anderes. Aber recht bezeichnend ist es, daß die „Neue Westdeutsche Lehrerzeitung" mit aller Schärfe die Lehre aufstellt, daß dem Staat und nicht den Eltern das Recht der Erziehung der Kinder zusteht! Das ist bisher stets nur von sozialdemokratischer Seite behauptet worden! Wir glauben, auch eine große Zahl sonst liberal und freisinnig denkender Männer wird mit aller Entschiedenheit gegen diese ungeheuerliche Entrechtung der Eltern Einspruch erheben. An die Stelle des natürlichen Rechts soll die brutale Gewalt des Staates treten!

Die „Neue Westdeutsche" will für ihre Lehre die durch die Kriegführung geweckte Stimmung aufpeitschen: „Die Eltern aus allen Konfessionen, die vier Jahre lang in Not und Tod, in Mühsal und Arbeit, in Mangel und Entbehrung treulich zusammenstanden, daheim und draußen, die gekämpft, gearbeitet und gedarbt haben für ihr Vaterland, für ihren Staat, den sie sich anschicken einzurichten nach eigenem Willen, die Eltern, die bereit sind zu leben und zu sterben für ein einiges deutsches Vaterland, die wollen keine Schichtung nach Konfessionen mehr, die wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not sich trennen und Gefahr . . . . Nach der Kampfansage der deutschen Bischöfe aber wird es sich zuerst entscheiden müssen, ob die deutschen Eltern willens sind, ihre Kinder ihrem selbstgeschaffenen Staate zu erziehen oder ob sie Wunsch und Knie beugen wollen vor der Allgewalt der Kirche." Es ist seitens der liberalen Lehrerzeitschrift eine Anmaßung sondergleichen, sich zum Sachwalter und Fürsprech der „deutschen Eltern" aufzuwerfen. Wir wissen, daß jedenfalls die katholischen Eltern sich in keiner Weise an Liebe für ihr starkes deutsches Vaterland von den Kreisen der „Neuen Westdeutschen" übertreffen lassen, daß sie aber wohl wissen, wie es der Hirtenbrief darlegt, „Gott zu geben, was Gottes ist und dem Kaiser, was des Kaisers ist"; daß sie mit aller Entschiedenheit dagegen Einspruch erheben werden, daß ihnen das Recht auf ihre Kinder, das ihnen Gott gegeben hat, von irgendwelchen herrschaftslüsternen liberalen Kreisen beeinträchtigt und eingeschränkt wird!

Gerade der leidenschaftliche Ansturm der liberalen Lehrerpresse gegen das Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe läßt den Wert und die zeitgeschichtliche Bedeutung desselben um so mehr erkennen und hervortreten. Wie ein neuzeitliches Labarum soll es uns in den Kampf um die konfessionelle Schule und die katholische Weltanschauung begleiten und wir zweifeln keinen Augenblick daran: Der Sieg wird unser sein!

Kreuz und quer-Gedanken.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg, München.

Es war gegen Mitternacht, als Sumego eine politische Uebersichtskarte Europas zur Seite legte und sich ermüdet und schlaftrunken die Augen rieb. An den Fingern hatte er die Monarchien und Republiken des alten Weltteiles abgezählt — bei dem anarchistischen Rußland aber streckte er den einen Daumen in die Höhe. Den anderen barg er zwischen vier Fingern — warum wußte er wohl selbst nicht.

Als er vom Schreibtisch weg nach dem Alkoven sah, denn die wegen der Kohlennot benötigte Einzimmerbehausung lag ihm mehr im Magen als sonst Gutverdauliches, fuhr er erschreckt vom Stuhle auf. Der gesunde Menschenverstand war eben lautlos eingetreten und er sah jämmerlicher denn je aus.

Warst du vielleicht wieder in Amerika? Oder gar in Versailles? rief Sumego fragend aus.

Nicht einmal in Brest-Litowsk war ich. Ich habe München überhaupt nicht verlassen, seit ich dich heimsuchte, hauchte matt der gesunde Menschenverstand und fuhr mit etwas kräftigerer Stimme fort: Warum kneifst du denn den einen Daumen ein? Stellt der vielleicht ein Königtum dar, das du schützen möchtest — das dir besonders am Herzen liegt?

Und wenn es so wäre? Wir sind doch nicht in Petersburg oder in Moskau? Auch haben wir noch keine Republik und sohin — sind Ansichten und Meinungen noch frei, sagte Sumego mürrisch.

Frei? — Das sagst du, aber glaubt dir das auch die breite Masse? Liest du denn nicht, wie sie Freiheit begehrt? Sieh mich an! So miserabel sehe ich seit dem Streik aus! Kann man denn einfältiger handeln, als es geschehen ist? Ich hätte noch beigestimmt, wenn sie würdig vors Rathaus gezogen wären, um über Nahrung und Kohlen zu verhandeln, doch die fehlen höchstens dir, und den aufgehetzten Arbeitern geht es unter Umständen besser als dir. Erhältst du vielleicht Schwer-Veteranen-Ration? Kannst du in eine Munitionsfabrik gehen? Zahlst du nicht dreifache Preise und wohin fließt denn das Geld, das dir ein sorgenfreies Alter verbürgen sollte?

In die Taschen der wuchernden Händler, meinte Sumego.

Also ist's faul im Staate Dänemark! Strecke den Daumen aus und gestehe, daß auch du unzufrieden bist. Wer ist verantwortlich, wenn es den Staatsbürgern schlecht geht? antwortete der gesunde Menschenverstand und fuhr nach einer Pause fort: Hast du noch nie darüber nachgedacht, ob man in einer Republik nicht mehr nach meinen Grundbegriffen leben würde?

Sumego trat auf den gesunden Menschenverstand zu und sagte lachend: Frage das doch andere Leute! Nachgedacht? — Natürlich! — Wenn du aber jetzt den Versucher spielst, so erinnere dich doch, wie gerade du in den Windungen meines Gehirnes weiltest, wenn es geschah.

Vor Jahren lasest du einen französischen Roman: Les rois en éxil! Damals dachtest du: Wenn ich doch Aehnliches erleben könnte.

Nun ich habe dann Einiges, wenn auch nicht dem Roman Aehnliches erlebt, und es hat mir im Leben viele bittere Stunden bereitet, erwiderte Sumego.

Und warum erschütterten diese deine Ansichten über das Monarchische nicht? Wäre es damals — vor Jahren nicht für dich ein erquickendes Schauspiel gewesen, wenn gegen alle Fürsten so vorgegangen worden wäre, wie man es jetzt versucht? fragte der Schemen mit tiefer Stimme und sah Sumego durchdringend an.

Der dachte nach, und wie in Bildern zogen die Erinnerungen früherer Zeiten an seinem seelischen Auge vorüber, dann erwiderte er: Damals besuchtest du mich noch nicht und dennoch dachte ich damals schon ähnlich wie heute. Wenn ich einst in Frankreich die Leute fragte: Wer hat denn das Gute in eurer Stadt hier geschaffen? dann riefen sie: Oh, le Badinguet! Le maudit! — Empört wandte ich mich von dem undankbaren Volke ab, das ehrgeizige und ehrvergessene Advokaten für ihre Zwecke nasführten. In Paris wandelte ich unter rauchenden Trümmern umher und besah mir, was ein entfesseltes Volk an Kulturwerken über Nacht zu vernichten vermag. Ich sah das zerstörte Denkmal des Korsen, der Frankreich einst reich und mächtig gemacht hatte. Courbet, in blindwütigem Fürstenhaß, schonte als Künstler nicht einmal die Kunst! Die Herostrate und die Catilinas hatten Orgien gefeiert und der Welt gezeigt, welches Glück sie dem Volke zu bringen vermochten. Vergessen ist's, wie die Herostrate mit ihren Schandweibern Champagner tranken, während sie dem Volke karges Brot boten. Und jetzt? Wieder zerbrachen sie einen Thron in Rußland, wieder verkünden sie Freiheit und Gleichheit und morden und stehlen dabei. Wird denn der gewandter Stehlende nicht morgen ein Kapitalist sein, wenn er es nur versteht, das gestohlene Gut zu sichern? Mit einer Kühnheit, die den Parisern damals noch fehlte, rufen sie den Völkern Europas zu, ihrem schauerlichen Beispiele zu folgen. Sage du mir, gesunder Menschenverstand, warum du nicht auch in die Köpfe der breiten Masse einziehen willst?

Willst? Wer sagt denn, daß ich nicht will? Hat man nicht seit Jahren den Sinn der Völker durch falsche Argumente vergiftet? Nicht einmal rechnen können die Völker und gierig blicken die Augen auf die Zahlen einer Zivilliste, ohne zu bedenken, daß diese Gelder wieder unter das Volk gelangen, daß Tausende von Arbeitern von ihnen leben. Allerdings erhält ein Panama-Präsident jährlich nicht soviel,

aber unter einem Fürsten kann auch nicht so schamlos gestohlen werden, wie unter der Herrschaft regierender Freimaurer und Advokaten. Dann — hat man nicht dem Volke erzählt, ich verböte es, an einen Gott zu glauben? Sie sagen dem Volke, es gäbe keinen Gott und ein Volk sei reif und bildungsfähig, wenn es an Freimaurer-Advokaten glaube. Reif ist dann allerdings das Volk zu russischen Zuständen. Und bieten gerade in dieser Hinsicht nicht die Fürsten Angriffspunkte? Gott sei Dank — wir besitzen noch Fürsten, die echt und wahr ihren Gottesglauben bekennen! Mächtig wirkt noch immer das Beispiel und mit Zähneknirschen beobachten das die geheimen Bolschewikis und erfinden Märchen, die sie verbreiten. Doch du schriebst neulich, daß es keine fehlerfreien Menschen überhaupt gäbe. Das ist wahr, aber wir leben auch nicht mehr in einer Zeit, in der man seine Sünden öffentlich bekennt. Und dennoch betet der religiöse Fürst genau wie ein noch gläubiger Arbeiter: Herr — als sündiger Mensch betrete ich dein Heiligtum! In der Bezeichnung „Von Gottes Gnaden" liegt nicht Hochmut, sondern Demut. Nur so ist sie entsprungen.

Da unterbrach Sumego: Das brauchst du alles mir nicht zu sagen. Erfinde ein Mittel, daß die Völker dir wieder lauschen! Seit langen Jahren bekannte ich mich zu dem Grundsatze: die schlechteste Monarchie ist noch vorteilhafter für alle Staatsbürger als die beste Republik. Du weiltest doch in Amerika! Komme mir nicht mit der Schweiz! Das ist ein kleines Gebilde, das durch geographische und politische Lage eine nicht nachahmungsmögliche Ausnahme macht!

Ich sehe, daß du nicht allein mit dem Herzen, sondern auch mit dem Kopfe Monarchist sein willst, es freut mich, daß du dabei stets betonst, kein Mensch auf dieser Erde sei ohne Fehler. Das bewahrt dich vor dem Byzantinismus, der ebenso der Monarchie schadet, wie das gedankenlose, ungerechtfertigte Bekritteln, sagte der gesunde Menschenverstand und Sumego scharf ansehend fügte er bei: Ihr Bayern feiert jetzt ein seltenes Fest. Nach 50 Jahren glücklicher Ehe tritt Euer Königspaar wieder vor den Altar, um den Segen Gottes zu erflehen. Tausende nehmen teil an der Feier und es ist nicht meines Amtes, alle auf ihre Gesinnungen zu prüfen. Nun gib mir eine Antwort — nicht über das Fest —, gib sie mir, wie sie dir gerade durch den Sinn läuft.

Ohne Zögern erwiderte Sumego: Das Herz Münchens schlägt nicht in Schwabing — ich höre es am Marienplatze, am Viktualienmarkt, in den Gegenden, in denen der Altmünchener haust, schlagen. Das Herz Bayerns schlägt nicht dort, wo sich Fabriktürme erheben, es schlägt in den Dörfern, in den Märkten. Damit will ich nicht Gesinnungen verdächtigen, ich möchte nur etwas aussprechen, das du nicht widerlegen kannst. „Bayern, zu verderben seid ihr nicht" und „In Treue fest" — darauf wird jetzt wohl in Schrift und Rede hingewiesen werden, und will man diese guten alten Sprüche auf ihre Wahrheit hin erproben, muß man an solche Orte sich begeben.

Nun — ich bin für heute nicht unzufrieden und besuche dich bald wieder, meinte der gesunde Menschenverstand freundlich und verschwand, um noch andere in deren kontemplativen Stunden aufsuchen zu können.

Nichtkatholische Erzählkunst während der Kriegszeit.

Rundblicke von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Dichterische Werke auf geschichtlichem Hintergrunde.

Zu Anfang dieser Orientierungen von notwendig knappster Geschlossenheit verweise ich dankbar froh auf unsere in dieser schweren Zeit wohlbewährten katholischen Erzähler. Selbstverständlich sollte der Katholik auch hier in erster Linie sich auf eigenem Boden umsehen, sollte die besten der Seinen kennen und wertschätzen, ehe er bei anderen zu Gaste geht. Als ebenso selbstverständlich sollte es ihm gelten, gegen die bei nichtkatholischer Lektüre mehr oder weniger vorauszusetzenden Verkennungen unserer Weltanschauung von vornherein gewappnet zu sein durch klare, feste Urteilsreife. Werke von ausgesprochener akatholischer Tendenz gedenke ich, zunächst wenigstens, auszuschließen.

In die Raubritterzeit des 15. Jahrhunderts führt uns der zweite Taunusroman eines Autors, dessen Darstellungen aus der Gegenwart mir, soweit ich sie kennen lernte, infolge ihrer Neigung zum Versinnlichen und Schwülen wenig zu sagen hatten: „Hatzicho der Wolf" von Robert Fuchs-Liska. Ich stelle dieses Buch aus verschiedenen Gründen noch über seinen ebenfalls während des Krieges erschienenen Vorgänger aus der Schreckensherrschaft der Hexenrichter: „Härmlein von Reifenberg". Beim „Hatzicho" gestaltet sich der Gesamteindruck zu einem ungetrübten, köstlich erquicklichen. Die Erzählung zeigt sicheren Aufbau, treffliche Personenzeichnung, schöne (neuzeitliche) Sprache, Spannung der Handlung ohne Effekthascherei, Poesie des Natur- wie des Herzenslebens, rege, überzeugende Anschaulichkeit, gute, sogar religiös gestimmte Ethik. — Reiner, goldener Humor durchsonnt Franz Karl Ginzkeys farbensprühende, auf den ersten Blick durchweg lustige, auf den zweiten und dritten auch feinsinnige, zugleich kraftvoll vertiefte Geschichte aus den weit zurückliegenden Weltruhmestagen der „gelehrten und wohlgenährten" italischen Hochschulstadt, in der Wissensdurstige aller Nationen zusammenströmten: „Der Gaukler von Bologna." Genau besehen, wirft das Buch der auch bei uns bis in die letzte Zeit übermächtig gewordenen ausschließlichen Verstandesbildung den Fehdehandschuh hin, kündet den überragenden Wert der bleibendsten Kultur für Mann und Weib: der echten Herzensbildung. — Farbenbunt, aber nicht eben vorwiegend heiter, gibt sich Rudolf Greinz' um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Tirol spielender Roman: Aebtissin Verena. Heldin ist eine noch jugendliche Aebtissin des adeligen Nonnenklosters Sonnenburg. Gestützt durch Erzherzog Sigismund, erwehrt sie sich tapfer, sogar auch kriegerisch, der Machtübergriffe des bekannten, zum Teil verkannten Brixener Fürstbischofs Kardinal Nikolaus Cusanus, in dessen Zeichnung Greinz unkünstlerischerweise der Charakterentwicklung eine ausführliche Charakterbeschreibung vorausgehen läßt. Die historisch umsichtig eingegründete Darstellung gewinnt überhaupt mehr durch Kultur- als durch Menschenabspiegelung.

Die wildromantische Kortez-Zeit ruft Leo Perutz' „Die dritte Kugel" in außerordentlicher Eindringlichkeit vor uns auf. Mit Recht kennzeichnete der Verlag den Roman als romantische Historie, als ein Buch der Bilder und der Abenteuer, „voll einer seltsam bunten und finsteren Pracht der Visionen". Wer dafür nicht gerüstet ist, lasse die Hand davon. Aber der gegen noch so unerwartete Vorstöße einer trotzdem künstlerisch geregelten Phantastik gefestigte und auch sonst wegesichere Kenner wird sich lebhaft gefesselt fühlen durch die hier aufgedeckten führenden Schicksalseinwirkungen zumal an Persönlichkeiten mit einem Stück nie verlöschenden Kindersinnes in Gemüt und Wesensäußerung. Ein Buch knorrig urwüchsiger Realistik inmitten lodernder Phantasiebilder, mit dichterischer Sprache und zutiefst deutschem Einschlag. — Eine nach Richtung der Phantasiekräfte ähnlich starke, hinsichtlich der psychologischen Einfühlung genial überlegene Schöpfung ist Verner von Heidenstams zweibändiges Werk „Karl der Zwölfte und seine Krieger." Die Sprache bedurfte der Verdeutschung (einer vorzüglichen durch Gustav Bergmann), nicht der diese wundersame Dichtung durchwehende altgermanische Geist, der heute mehr denn je lebendig ist in urdeutschem Heldentum. Vierunddreißig in sich abgeschlossene Heldenmären bilden den vom Glanze der Genialität umleuchteten Ruhmeskranz, den dieser uns von jeher sympathische Skandinave dem in heroischer, zum Teil mystischer Größe aufstrahlenden Mittelpunkte des Ganzen wand. Viele haben sich an dem Geschichtsbilde dieses seltsamen, schon zu Lebzeiten sagenumwobenen versucht; nie wurde er unmittelbarer und nachschöpferischer erfaßt als hier: in der Urkraft persönlicher und dichterischer Wahrheit. — Mythische Verklärung und Entstellung bemächtigte sich alsbald einer geschichtlichen Persönlichkeit von allerdings weit geringerer historischer Bedeutung: Struensees, dem Kurt Martens in Jan Friedrich, dem „Roman eines Staatsmannes", mit der gegenständlichen Ruhe und Ueberlegenheit des seines Stoffes durchaus sicheren Menschenkenners und -freundes ein Denkmal errichtet hat: ohne Verherrlichung und Uebertünchung, aber mit dem selbstentschiedenen Urteil über die Reinheit der den tragischen Helden und die noch tragischere Heldin verbindenden Neigung.

In und unter die Regierung des Alten Fritz führt uns Hanns von Zobeltitz, der vertieftere der beiden Brüder, in seiner liebenswürdigen Erzählung „Der Alte auf Topper." Diese prächtige Gestalt war des Verfassers Ahne. So hat denn der Nachkomme Herrn und Diener, König und Untertan mit deutscher Pietät ohne Lobhudelei, mit warmem preußischen Patriotismus ohne Hurrafanfarentum sehr gewinnend gezeichnet: den dickschädeligen, eisern ehrenhaften märkischen Landjunker und den selbstherrlichen, sein Volk durch Kriege schwer heimsuchenden, durch Siege und fürsorgende Gerechtigkeit wieder aufrichtenden Herrscher unvergeßlicher Eigenart. — Max Dreyers blüte- und fruchtreifer Roman: „Der deutsche Morgen", „die Geschichte eines Mannes", beleuchtet deutsches Leben, deutsches Menschentum in Gefühl, Wort und vor allem Tun während der Freiheitskriege vor hundert Jahren. Das groß- und weitschauende Buch ist prachtvoll aufgebaut, ist randvoll von innerer wie äußerer Bewegung, mit einem Reichtum rückdeutender und vorwärtsweisender Anregung, wie man ihm auf verhältnismäßig so knappem Raume nur selten begegnet. Der Geist Fichtes, Schleiermachers und Novalis', der Geist des damals geborenen „politischen Protestantismus", aber auch der unseres gewaltigen Görres durchleuchtet die reine, kühne, zielstarke Vortragsweise von zwingend künstlerischer und ethischer Gehobenheit. Wie eine Sonne steht die Liebe zu Volk, Vaterland und Freiheit über dem in Einzelheiten fraglos nicht unantastbaren, aber durchweg edelgewollten und auch edelgekonnten Ganzen — Aehnliches gilt von Julius Havemanns zweibändigem „Roman aus der Zeit der Freiheitskriege": „Der Ruf des Lebens", nur daß er nicht ganz frei ist von einem ob noch so leisen Hauch der Skeptik und auch den Ton absoluter Lauterkeit nicht ununterbrochen innehält. Quellende Schöpferkraft beherrscht auch dieses Werk und die Treue der Wahrhaftigkeit im Auswerten einer gründlichen Geschichts- und Lebenskenntnis. Im Anschluß nenne ich zwei durch Gemütsinnigkeit ansprechende Erzählungen: Georg Münchs „Wendel der Bub und der Bursch", „ein Buch von Krieg, Liebe und Wanderlust" von farben- und bilderreicher, auch humordurchleuchteter Darstellung aus der Epoche der Leipziger Völkerschlacht, und J. B. Semmigs Lebensausschnitt aus der Zeit zwischen 1813 und der Auflösung deutscher Burschenschaft:

„Wir hatten gebauet ...“; das mit großer Zartheit durchgeführte Hauptthema ist die Entwicklung eines kindlichen Seelenlebens zur vorschreitenden Reife des Jungmädchentums unter den Zeichen der Zeit, aus innerer Vereinsamung zu treuverdientem Lebensglück. — Ein auffällig tüchtiges Buch aus Frauenhand haben wir in Meta Schoepps „Blockade“. Eine Rheinländerin hat sich hier unter merkwürdig engster Einfühlung in Zeit, Bühne, Ereignisse und Menschen der ersten, kläglich gescheiterten deutschen Flotte eingelebt. Nicht alles zwar ist klar bewältigt, die eingeflochtene Liebesgeschichte mutet nicht eben sieghaft an, aber der Hauptsache nach zeugt der Roman von erfreulicher Gestaltungskraft und scharfer, auch feiner Beobachtung (diese Menschen der Waterkant strotzen von Leben!), von gründlichster Vorarbeit, von kühnem, sicherem Mut und einem tapferen, herzwarmen, kerngesunden Deutschtum, das vorbildlich wirken kann.

Dreyers „Deutscher Morgen“ wies am Schlusse auf den Erbauer des neuen Deutschen Reiches hin. Den „wilden Bismarck“, den Mann von „Eisen und Blut“ hat Karl Hans Strobl in den weit verbreiteten beiden ersten Teilen seiner geplanten Bismarck-Trilogie vor Deutschland-Oesterreich hingestellt: mit unzweifelhaftem Geschick und fraglos selbsteigener innerster Anteilnahme. Ueber den Wert des Gesamtwerkes kann selbstverständlich erst nach Erscheinen des Ganzen endgültig geurteilt werden. Der riesenhafte Vorwurf setzt freilich riesenhafte Kraft voraus, und die werden manche vermissen, wahrscheinlich beim zweiten Teile noch mehr als beim ersten, da eben dort der Verfasser das Dämonische der Titanennatur seines Helden in Charakter, Bestimmung und Begebnis — ähnlich wie Gundolf bei Goethe — zu überzeugender Wirkung herauszugestalten sucht: eine unendlich schwierige und in der Durchführung nicht immer angenehm wirkende Aufgabe. Mir persönlich hat die Darstellung im ganzen Hochachtung abgezwungen vor dem Wollen, dem bewältigten Arbeitsmaß und dem künstlerisch Erzielten des Autors. Während des Lesens hat sich mir Strobls eigener Ausspruch immer wieder bestätigt: „Der Politiker Bismarck ist nur ein Teil der ungeheueren persönlichen Wesenheit Bismarcks“. Ebenso dieser andere: „Der Gegenstand einer Bismarckdichtung muß sein: Der Weg vom Persönlichen zum Ueberpersönlichen. Der Weg des Helden aus dem Bereich des Handelns zum Mythos“ Daß der Dichter eben dieses wirksam zu machen wußte — ob dem Thema durchweg entsprechend, bleibt eine Frage für sich —, verdient an sich dankbare Anerkennung. Der III. Teil läßt begreiflicherweise auf sich warten; wir dürfen ihm mit Spannung entgegensehen.



Fürst, Volk und Kunst.

Von Dr. Oscar Doering.

Aus den Zeiten der Vergangenheit klingt uns Nachricht, daß die Kunst damals Herzenssache der Menschheit gewesen sei, daß ein jeder auf sie geachtet, sie geehrt und bewundert habe und daß infolge solcher allgemeinen innerlichen Teilnahme das gesamte Leben von Kunst durchdrungen, durch sie über die Alltäglichkeit emporgehoben worden sei. Einzelne Epochen leisteten mehr, andere weniger für die Kunst, aber was die großen geschaffen hatten, war so stark und gewaltig, daß auch ihr Nachklang noch Jahrhunderte hindurch die Gemüter zu freudigem Schaffen anfeuerte. Darum hat die Vergangenheit keine Zeiten gekannt, die künstlerisch nicht in irgendwelcher Art für ihre Gegenwart und Zukunft förderlich gewesen wären.

Ueberschauen wir die großen, ewig ruhmreichen Ereignisse der Kunstgeschichte und fragen wir, durch welche glückliche Fügung sie möglich geworden seien, so ist es unzutreffend, die Ursache dafür in dem Auftreten einzelner mit Genialität begnadeter Menschen zu suchen. Denn es bleibt dabei unerklärt, warum diese Riesen haben erstehen können und wodurch sie in den Stand gesetzt wurden, ihren Ideen Form zu geben. Darauf ist die Antwort: weil der Boden für sie bereitet war und weil die Verhältnisse von Zeit und Ort sie mit innerlicher zwingender Notwendigkeit hervorbringen mußten.

Zweierlei gehört zusammen, damit große, lebenskräftige, weiter zeugende Kunst entstehen und gedeihen kann: eine feste, im bedeutendsten Sinne große, ihrer Ziele voll bewußte, auf ihren Wegen zur Erreichung dieser Ziele unbeirrte Herrschaft und wahre, innerliche Freiheit der Geister. Diese beiden vereinigten sich in dem Griechenland des Perikles und Phidias, in der Epoche Karls des Großen, Ottos des Großen und der erhabenen Staufer, im Rom der vor- und nachavignonischen Zeit, im Frankreich Ludwigs IX., in Süddeutschland vor der Glaubensspaltung, in Venedig, im Florenz der Medici. Und wenn die anderen Stadtrepubliken Italiens nicht zurückblieben, so geschah es, weil die dort herrschenden Tyrannen doch selbst der höheren Gewalt der Kirche, ob willig oder unwillig, sich beugten und die von ihr verwaltete und geschützte Geistesfreiheit nicht anzutasten gedachten. Ewig Unvergleichliches schuf Rom unter Julius II. und Leo X., Werke voll überirdischer Feierlichkeit und Schönheit die Kunst der durch das Tridentinum hergestellten Kirche. Im Bayern des 19. Jahrhunderts hat die Baukunst, die Bildnerei, die Malerei aufs neue erblühen können dank der Kraft des Wittelsbachischen Geschlechts, dank dem Schutze und der Förderung, die Ludwig I. und seine Nachfolger der rechten Freiheit der Geister auf jeglichem Kulturgebiete haben angedeihen lassen. Eine Klage ähnlich dem Schillerschen Worte: „Kein Augustisch Alter blühte, keines Mediceers Güte lächelte der deutschen Kunst“ (ungerecht und unzutreffend übrigens schon in Ansehung vieler früheren Wittelsbacher) ist seitdem unmöglich geworden. Es ist wittelsbachische Tradition, wie allen sonstigen kulturellen und materiellen Bedürfnissen, so auch den künstlerischen Strebungen weitgehende Förderung angedeihen zu lassen.

Und dennoch ist es zu unserer Zeit anders als ehemals. Nicht Herzenssache aller mehr ist die Kunst. Zahllose sind ihr gegenüber gleichgültig geworden, haben das Gefühl für sie verloren, sehen sie im besten Falle als hübschen äußerlichen Schmuck, nicht als lebensführende Kraft an. Unter denjenigen aber, die ein Verhältnis zur Kunst bewahrt haben, gibt es nur wenige, die sich ihrer ruhig erfreuen; die meisten streiten, oft bis zur Leidenschaft, für und wider.

Die Gleichgültigkeit hat wichtigste Ursachen in der Materialisierung des modernen Lebens, im Verluste der wahren Ideale, in der Entkirchlichung und Entchristlichung der Massen. Anderseits aber auch bei sehr vielen, und darunter sind die besten, treuesten Elemente, darin, daß die Kunst selbst zu großem Teil entchristlichter, inhaltleerer, äußerlicher Abklatsch der Wirklichkeit geworden ist. Daß sie es für ihre Aufgabe hält, auf technische Experimente auszugehen. Anderseits, daß sie die Verinnerlichung auf verkehrten Wegen zu erreichen sucht, daß sie einfach und kindlich sein möchte und doch von beidem nur erklügelte, unbegreifliche, weil unbegriffene Nach- und Zerrbilder schafft. Daß sie Ausdrucksform philosophischer Anschauungen sein will, denen es doch an jeglicher Klarheit mangelt, was eben schon der Umstand deutlich beweist, daß man ihre Abstraktionen real gestalten zu können meint. Aus allen diesen Dingen ergibt sich die Gleichgültigkeit, wie auch der Streit, welch letzterer aber weitaus nicht von allen Streitenden um die Kunst als Herzens- und Lebenssache, sondern als um ein Sinnbild dessen geführt wird, was breiten Schichten der modernen Menschheit geistige Freiheit dünkt: Abgelöstheit vom äußeren und inneren Gesetze.

Lassen wir jene Maler und Bildner außer acht, welche nach Sonderbarkeiten haschen, um sich auffällig zu machen. Uebersehen wir auch solche, die sich als bewußte oder unbewußte Nachahmer fremder Formgedanken offenbaren. Der Augenschein lehrt auf vielen Ausstellungen, daß die Kunst in Deutschland überhaupt, in München insbesondere — wohl zu unterscheiden von deutscher und münchnerischer Kunst! — leider viele solcher Vertreter besitzt, Leute, die weder klar zu denken, noch richtig zu arbeiten verstehen, also vorweg nicht fähig sind, als Künstler etwas Brauchbares zu leisten. So bleibt nur eine kleine Zahl solcher übrig, die als Führer der kunstverderblichen Bewegung ernst zu nehmen sind, ehrliche Vorkämpfer für die Ideen des Uebermenschentums und der Revolutionierung der Kunst, Geister, die, so ungebärdig sie sind, und gerade, weil sie es sind, nichts Dauerndes schaffen, auf die Dauer nichts erreichen, zerstörende, nicht aufbauende Elemente, Nehmer, nicht Geber des Guten.

Durch die Welt geht das Streben nach der Demokratisierung aller Verhältnisse. Einzig dann kann Segen daraus wachsen, wenn sie die Erringung der wahren geistigen Freiheit zum Ziele hat. Die Unklarheiten, die technischen und ethischen Zuchtlosigkeiten gewisser Richtungen der modernen Kunst tragen die Todeskeime in sich selbst. An der rechten Demokratisierung aber muß die Kunst gesunden, erstarken, vielleicht — vielleicht, warum soll man es nicht hoffen, weil man es wünscht? — einmal wieder werden, was sie einst gewesen ist.

Denn es fehlt ja nicht an glückverheißenden Voraussetzungen. Haben wir doch neben den auf Irrwegen gehenden Schwärmern, neben den innerlich Unfruchtbaren eine Schar guter Meister, die der deutschen Kunst auf weltlichem wie gottlob auch auf kirchlichem Gebiet Ehre machen. Freilich: Kennt die Masse sie? Uebersieht sie sie nicht vielmehr zumeist, weil ihr Blick durch das Blend- und Scheinwerk der anderen getrübt wird?

Aber eins gebe uns Zuversicht. Unzerstörbar ist die Urkraft des deutschen Wesens, das haben in noch niemals erhörtem Kämpfen und Ringen Fürsten und Mannen in diesem Kriege bewiesen. Im gesunden Körper aber steckt die gesunde Seele. Sie muß wieder begreifen und wird es begreifen, was geistige Freiheit in Wahrheit bedeutet. Damit aber wird sie wieder lernen, daß Demut nicht Knechtschaft, daß weise Strenge nicht Zwang, daß es kein Raub an den Würden des modernen Menschen ist, den leuchtenden Gestalten der Vergangenheit nachzustreben, nicht in äußerlichen Formen, aber indem er mit ihrem Geiste den seinigen belebt und verjüngt. Was hat das politische, das wirtschaftliche, das kulturelle, das tägliche Leben, was hat die Dichtung, die Kunst der Vorfahren jung, ihr Schwert scharf, ihren Schild und ihre Ehre blank erhalten? Was hat sie tüchtig gemacht, künftigen Geschlechtern Vorbilder zu sein? Daß sie treu waren. Treu ihrem Gott und seinem Gebote, treu ihrem Landesherrn, treu sich selbst und ihrer ererbten Art. Folgen wir ihnen, „demokratisieren“ wir unser Leben in solchem Sinne, so leiten wir auch unsere Kunst vom Rande der Gefahr wieder auf den sicheren, den gesunden, den deutschen Boden zurück.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Erlasse, Ansprachen, Aufrufe. Abwehr gegnerischer Anschuldigungen.

Der Friedensvertrag zwischen dem Vierbund und der Ukrainischen Volksrepublik,

der am 9. Februar 1918 in Brest-Litowsk abgeschlossen wurde, bestimmt in seinen wichtigsten Punkten:

Artikel 1. Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei einerseits und die Ukrainische Volksrepublik anderseits erklären, daß der Kriegszustand zwischen ihnen beendet ist. Die vertragschließenden Parteien sind entschlossen, miteinander fortan in Frieden und Freundschaft zu leben.

Artikel 2. 1. Zwischen Oesterreich-Ungarn einerseits und der Ukrainischen Volksrepublik anderseits werden, insoweit diese beiden Mächte aneinander grenzen werden, jene Grenzen bestehen, welche vor Ausbruch des gegenwärtigen Krieges zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Rußland bestanden haben. 2. Weiter nördlich wird die Grenze der Ukrainischen Volksrepublik von Tarnograd angefangen im allgemeinen in der Linie Bjilgorai-Schtschebrischin—Krasnostaw—Pugatschow—Radin—Meshiretschie—Sarnaki—Melnik—Wysoko—Litowsk—Kameniez—Litowsk—Pruschany—Wydonowskojesero verlaufen. Im einzelnen wird diese Grenze nach den ethnographischen Verhältnissen und unter Berücksichtigung der Wünsche der Bevölkerung durch eine gemischte Kommission festgesetzt werden.

Artikel 3. Die Räumung der besetzten Gebiete wird unverzüglich nach der Ratifikation des gegenwärtigen Friedensvertrages beginnen.

Artikel 4. Die diplomatischen und konsularischen Beziehungen zwischen den vertragschließenden Teilen werden sofort nach der Ratifikation des Friedensvertrages aufgenommen werden.

Artikel 5. Die vertragschließenden Teile verzichten gegenseitig auf den Ersatz ihrer Kriegskosten, das heißt der staatlichen Aufwendungen für die Kriegführung, sowie auf den Ersatz der Kriegsschäden, das heißt derjenigen Schäden, die ihnen und ihren Angehörigen in den Kriegsgebieten durch militärische Maßnahmen mit Einschluß aller in Feindesland vorgenommenen Requisitionen entstanden sind.

Artikel 6. Die beiderseitigen Kriegsgefangenen werden in ihre Heimat entlassen werden, soweit sie nicht mit Zustimmung des Aufenthaltsstaates in seinen Gebieten zu bleiben oder sich in ein anderes Land zu begeben wünschen.

Artikel 7. Ueber die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den vertragschließenden Teilen wird folgendes vereinbart: 1. Die vertragschließenden Teile verpflichten sich gegenseitig, unverzüglich die wirtschaftlichen Beziehungen anzuknüpfen und den Warenaustausch auf Grund folgender Bestimmungen zu organisieren: Bis zum 31. Juli des laufenden Jahres ist der gegenseitige Austausch der Ueberschüsse der wichtigsten landwirtschaftlichen und industriellen Produkte zur Deckung der laufenden Bedürfnisse nach Maßgabe der folgenden Bestimmungen durchzuführen: a) Die Mengen und die Art der Produkte, deren Austausch im vorhergehenden Absatz vorgesehen ist, werden auf jeder Seite durch eine Kommission festgestellt, die aus einer gleichen Anzahl von Mitgliedern beider Seiten besteht und sofort nach Unterzeichnung des Friedensvertrages zusammentritt. b) Die Preise der Produkte beim erwähnten Warenaustausch werden auf Grund gegenseitiger Vereinbarung durch eine Kommission festgestellt, die aus der gleichen Zahl von Mitgliedern der beiden Seiten besteht. c) Die Verrechnung erfolgt in Gold auf folgender Basis: 1000 deutsche Reichsmark in Gold der Ukrainischen Volksrepublik = 462 Rubel Gold des früheren russischen Kaiserreiches (1 Rubel = 1/15 Imperial), oder 1000 österreichische und ungarische Kronen Gold = 393 Karbowanjec 76 Grosch Gold der Ukrainischen Volksrepublik = 393 Rubel 78 Kopeken Gold des früheren russischen Kaiserreiches (1 Rubel = 1/15 Imperial). d) Der Austausch der Waren, die durch die in Absatz a) vorgesehene Kommission festgestellt werden, erfolgt durch die staatlichen Zentralstellen oder durch vom Staate kontrollierte Zentralstellen. Der Austausch jener Produkte, welche durch die oben vorgesehenen Kommissionen nicht festgestellt werden, erfolgt im Wege des freien Verkehrs unter den Bedingungen des provisorischen Handelsvertrages, der in der folgenden Ziffer 2 vorgesehen ist. 2. Soweit nicht in Ziffer 1 anders vorgesehen ist, sollen den wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den vertragschließenden Teilen provisorisch bis zum Abschluß eines endgültigen Handelsvertrages, jedenfalls aber bis zum Ablauf von mindestens sechs Monaten nach Abschluß des Friedens zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei einerseits und den zurzeit mit ihnen im Krieg befindlichen europäischen Staaten, den Vereinigten Staaten von Amerika und Japan anderseits die einschlägigen Bestimmungen des deutsch-russischen Handels- und Schiffahrtsvertrages von 1894/1904 mit entsprechenden Modifikationen zugrunde gelegt werden.

Artikel 8. Die Herstellung der öffentlichen und privaten Rechtsbeziehungen, der Austausch der Kriegsgefangenen und der Zivilinternierten, die Amnestiefrage, sowie die Frage der Behandlung der in die Gewalt des Gegners geratenen Handelsschiffe werden in Einzelverträgen mit der Ukrainischen Volksrepublik geregelt, welche einen wesentlichen Bestandteil des gegenwärtigen Friedensvertrages bilden und soweit tunlich gleichzeitig mit diesem in Kraft treten. Der diesbezügliche deutsch-ukrainische Zusatzvertrag ist gleichfalls am 9. Februar unterzeichnet worden.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Kleinere Kämpfe.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

4. Februar. Westlich von Bullecourt scheiterte ein starker Erkundungsvorstoß der Engländer. An der Aillette, nördlich von Brave, drangen die Franzosen vorübergehend in unsere Postenstellung ein. Eigene Infanterie und Pioniere holten nordwestlich von Bézonvaux 19 Gefangene aus den französischen Gräben. In Luftkämpfen und von der Erde aus wurden in den beiden letzten Tagen 18 feindliche Flugzeuge und 2 Fesselballone zum Absturz gebracht.

6. Februar. Bei erfolgreichen Erkundungen südlich von Armentières und bei Graincourt wurden einige Engländer gefangen. — Badische Stoßtrupps drangen südlich von Beaumont tief in die französischen Stellungen, fügten dem Feinde schwere Verluste zu und kehrten mit 33 Gefangenen und mehreren Maschinengewehren in ihre Linie zurück.

10. Februar. Französische Erkundungsabteilungen drangen in der Seille-Niederung vorübergehend in unsere Linien bei Allendorf ein; in der Gegend westlich von Blamont wurden sie vor unseren Hindernissen abgewiesen.

13. Februar. Stärkere Erkundungsabteilungen, die der Feind nördlich von Lens und nördlich vom Omignon-Bach ansetzte, wurden im Nahkampf abgewiesen. Nach heftiger Feuersteigerung zwischen Flirey und der Mosel stießen mehrere französische Kompagnien bei Remenauville und im Westteile des Priesterwaldes gegen unsere Linien vor. Nach kurzem Kampf wurde der Feind unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Gefangene blieben in unserer Hand. In Vergeltung feindlicher Bombenwürfe auf Saarbrücken am 5. Februar griffen unsere Flieger gestern abend die Festung Nancy mit Erfolg an.

14. Februar. Engländer und Franzosen setzten an vielen Stellen der Front ihre Erkundungen fort. Nördlich von Lens und in der Champagne kam es dabei zu heftigen Kämpfen. In einem vorspringenden Teile unserer Stellung südöstlich von Tahure haben sich die Franzosen festgesetzt. Eigene Infanterie brachte in Flandern und auf den Maashöhen Gefangene ein.

König Ludwig III. von Bayern an der Westfront.

König Ludwig begab sich am 4. Februar in Begleitung des Kriegsministers an die Front und kehrte am 8. Februar zurück. Zunächst galt die Reise dem Besuche des Kaisers im Großen Hauptquartier, wo auch der Großherzog von Hessen und Prinz Heinrich von Preußen sowie Generalfeldmarschall von Hindenburg anwesend waren. Sodann besuchte der König mehrere Divisionen an der Front, wobei er auch mit seinem Sohne, dem Prinzen Franz, zusammentraf und besichtigte bayerische, in Metz stehende Truppen. Auf der Rückreise begrüßten der Großherzog, die Großherzogin und die Großherzogin-Mutter von Baden den König auf dem Bahnhof in Karlsruhe. In Stuttgart stattete König Ludwig dem König von Württemberg einen Besuch ab.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Der Erzbischof von München an der Südostfront.

Erzbischof Dr. von Faulhaber, Feldpropst der bayrischen Armee, traf auf seiner Frontreise nach dem südöstlichen Kriegsschauplatz mit seinem Begleiter Domkapitular Dr. Buchberger und Oberpfarrer Esch am 31. Januar in Nisch ein. In der serbischen Kirche fand feierlicher Gottesdienst statt. Ueber Uesküb ging die weitere Reise an die Salonikifront. Zum Feldgottesdienst daselbst waren stundenweit die bayerischen Truppen herbeigeeilt, um des Bischofs Segen als trauten Gruß der Heimat zu empfangen und seinen Worten zu lauschen vom großen Völkerapostel Paulus, der einst gerade in dieser Gegend eine reiche Missionsarbeit vollbracht habe. Auch beim Gottesdienst in Prilep am 3. Februar war die Teilnahme der Krieger recht groß und der Empfang der hl. Sakramente überaus erhebend. Von König Ferdinand von Bulgarien wurde Erzbischof von Faulhaber in Sofia mit großen Ehren empfangen. Am 8. Februar reiste er ab nach Rumänien, um die bayerischen Truppen an der rumänischen Front zu besuchen.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Schwere Kämpfe bei Asiago.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

29. Januar. Auf der Hochfläche von Asiago ging der Italiener gestern nach dreitägiger Artillerievorbereitung zum Angriff über, der zu schweren Kämpfen um den Col del Rosso und den Monte di Val Bella führte. Dank der zähen Ausdauer der tapferen Verteidiger blieben beide Höhen nach wechselvollem Ringen mit dem an Zahl stark überlegenen Gegner in unserem Besitze. Oertliche Einbruchstellen vermochte der Feind nicht zu erweitern. Im Westteile der Hochfläche brachen die italienischen Angriffe bereits in unserem Abwehrfeuer zusammen.

Verschiedene Nachrichten.

Auszeichnungen. Major und Kommerzienrat Hermann Herder, Inhaber der Herderschen Verlagshandlung in Freiburg i. Br., wurde vom Großherzog von Baden zum Geheimen Kommerzienrat ernannt. — Rechtsanwalt Dr. Jos. Kausen (Leutnant d. Res. d. Feldartillerie, im Felde), der jüngste Sohn † Dr. Armin Kausens, erhielt den Bayer. Militär-Verdienst-Orden 4. Kl. mit Schwertern.

Vom Büchertisch.

Frhr. v. Sturmfeder-Horneck: Aus des Frankenlandes heiligen Gauen. Mit Buchschmuck von des Verfassers Gattin. Verlag des „Bamberger Volksblattes". Gr. 8° 62 S. Geb. ℳ 2.—. Sieben kurze Erzählstücke aus der Hand eines jugendlichen Gutsherrn, der mit warmer, mit unmittelbarer Herzensanteilnahme in das Leben der seiner Hut anvertrauten Volksschicht hineingeschaut hat und nun mit ehrfürchtiger Ergriffenheit vor dem Geschauten, dem Miterlebten steht, um es in dichterische, der Wirklichkeit aber noch treue Verklärung zu heben. Zum Teil ringt er noch mit der Sprache, die ihm aus dem eigenen gottinnigen, menschenliebenden Gemüt zuströmt. Nicht selten aber gelangt er schon zu einer engst sich anschmiegenden Ausdrucksfähigkeit innerhalb der Darstellung, daß man diese dann unwillkürlich in die Uebermittlung eines Vortragskünstlers wünscht, so zart und tief, so harmonisch schwingen die angeschlagenen Saiten. Wahrscheinlich haben wir also hier einen werdenden Dichter der Volksseele, zugleich einen Brückenbauer über die Klassenklüfte — im anbrechenden Lichte jenes neuen, großen Kulturtages, dessen wir alle hoffend, und wennmöglich mitvorbereitend, harren wollen.

E. M. Hamann.

Ein Bildnis des bayerischen Königspaares. Rechtzeitig zur Goldenen Hochzeitsfeier des Königspaares ist im Kunstverlage C. Andelfinger & Cie., München, ein Kunstblatt erschienen, das mit seinen ausgezeichneten Eigenschaften den Beifalls weiterer Kreise sicher ist. Es stammt von dem als Porträtist berühmten Münchener Maler Prof. Walter Firle und zeigt die Brustbilder des Königs und der Königin in Profilstellung. Tiefgründig ist die Charakterisierung der beiden Persönlichkeiten, die mit sprechender Aehnlichkeit dargestellt sind. Die Wiedergabe ist in bräunlichem Steindruck erfolgt und wirkt außerordentlich vornehm, so daß sich das Blatt hervorragend zum Zimmerschmuck eignet.

Dr. O. Doering.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Felix Salten, ein Vertreter des Wiener Feuilletons, zeigt dessen leichte, gefällige, schillernde Art auch, wenn er von der Bühne zu uns spricht. Er weiß seine Anekdoten mit Theatersinn vorzutragen, plaudert anmutig, zeigt mehr Geist als psychologische Tiefe und läßt den Vorhang fallen in dem Augenblicke, in dem er befürchten müßte, seine Zuhörer nicht mehr spannen zu können. „Kinder der Freude" heißt der mehr angenehm klingende, als leicht erklärbare Titel, unter dem er seine auf ironische und elegische Töne gestimmten drei Einakter zusammenfaßt. „Von ewiger Liebe" handelt von einem Jüngling, der die Waffe gegen sich richtete, weil eine von ihm heißgeliebte Schauspielerin nichts von ihm wissen wollte. Als er von seinen Wunden geheilt zurückkehrt, wäre die Künstlerin nicht ganz abgeneigt, dem ihr interessant Gewordenen näher zu kommen, allein der Genesene ist auch von seiner Jugendeselei geheilt und so bleibt die Schauspielerin bei ihrem soliden, nüchternen Bankier, der jedoch durchaus nicht eine solche Possenfigur zu sein braucht, wie ihn Herr Heller darzustellen beliebte. Es ist nicht recht wahrscheinlich, daß der den Sohn zurückerwartende Vater sich just die Schauspielerin in diesem Augenblicke einladet; daß die Liebe ganz entschwunden, ist möglich, aber nicht durchwegs überzeugend; allein es wird recht hübsch und espritvoll geplaudert, so daß man die dramatische Kleinigkeit gut aufnahm. Von Leuten der Bühne handeln auch die beiden anderen Stückchen, auch in dem Einakter „Auf der Brücke" findet eine „ewige Liebe" ihre sehr zeitliche Begrenzung. Der junge Mann hört, daß die von ihm Geliebte eine Schulfreundin seiner Mutter, also nicht gerade sehr jung





mehr ist. Eine hübsche Pointe, wenn im Leben auch Konflikte sich nicht so kinderleicht mit einem Worte lösen lassen. Viel interessanter als der junge Mann ist die auf der „Brücke“ zwischen dem jungen und dem älteren Rollenfach stehende Schauspielerin, die in der Liebe des Jünglings gewissermaßen Glauben und Trotz sucht, daß die Tage der Rosen noch nicht vorüber seien. Just an seinem Jubiläum will (in Nr. 3) die Frau des eitlen Kommödianten mit diesem eine Abrechnung halten, ihm darlegen, daß sie seither „Lebensgefährten“ im wahren Sinne nicht gewesen, aber der Hofschauspieler schwimmt in eitel Wonne und Selbstberäucherung, merkt gar nicht, wohin die Rede der Gattin hinaus will, und so wird denn alles beim Alten bleiben. Dr. Endemann hatte das erste, Dr. Cramer die anderen, etwas weniger beklatschten Stücke mit Feinheit einstudiert, Marx, Scharwenka, Weydner und Frau Tondeur wissen einen vornehmen Lustspielton gut zu treffen. Günther spielt die Jünglinge mit der „ewigen Liebe“ sehr liebenswürdig. Die Schauspielerin des ersten Stückes ist wohl minder naiv gedacht, als Frl. Balder sie spielte. Frl. Herterich gab die Bühnenkünstlerin an der Lebenswende sehr überzeugend und Frl. Norden fand echte Töne für die Gattin des Hofschauspielers, den Bayrhammer (a. G. sonst ein sehr bewährter Charakterdarsteller) allzu sehr in den scharfen Linien der Karikatur zeichnete.

Verschiedenes aus aller Welt. Karl Hauptmann hat eines seiner früher ohne rechten Erfolg gegebenen Stücke umgearbeitet; auch die neue Fassung vermochte in Frankfurt a. M. nicht zu erwärmen. „Die Austreibung“ handelt von einer Frau von dämonischer Verführungskraft, die nicht nur ihrem Mann, sondern auch einem anderen den Kopf verdreht und am Ende von ihrem Gatten erschlagen wird. Diese Geschehnisse im bäuerlichen Milieu werden ohne starkes Temperament vorgeführt und vermögen nicht zu packen. — Paul Ernst kam mit zwei Uraufführungen zu Wort. In Stuttgart wurde „Canossa“ gegeben. In seiner Ausführung war der Gang Heinrichs IV. ein schlauer diplomatischer Schritt, um die Macht des Papstes zu erschüttern. Die Gestalten der Tragödie sind nach Berichten mehr Begriffe und Ideenträger als Menschen von Fleisch und Blut. Als kühle Gedankenarbeit in kunstvollem Versgewand zeigte sich auch „Ueber aller Narrheit Liebe“. Das in Nürnberg gebotene Versspiel bringt in veränderter Fassung das alte, oft behandelte Motiv von der Witwe zu Ephesus, die so untröstlich war, daß sie sich zu ihrem Manne in das Grab setzte; wie aber die Nacht kam, wurde sie ängstlich und ließ sich von einem Soldaten trösten, daß sie ihre Witwenschaft fast vergaß. Die gedanklichen Arabesken stören den dramatischen Fluß. — In Zürich wurden zwei Stücke mystischen Inhalts mit Achtung aufgenommen: „Der Garten des Paradieses“ ist die dramatische Fassung eines Märchens von Andersen. Hans Reinhart verfügt über eine gepflegte Sprache. Seine Szenen, die die Sehnsucht symbolisieren, sind stark in der Stimmung, schwächer in dramatischer Hinsicht. Aehnliches wird von Max Pulvers „Christus im Olymp“ berichtet. Das auf deutschen Bühnen nicht zugelassene Stück stellt Christus der antiken Götterwelt gegenüber. Seine Güte und Milde triumphiert über die alten Götter. — Der norwegische Dichter J. Bojer hatte mit „Sigurd Braa“, einem modernen Gesellschafts- und Sittenstück in Kassel Erfolg. Das Schauspiel mit der stark betonten Gegenüberstellung zweier Lebensanschauungen von dem Werdegang, den geschäftlichen Zielen und Kniffen zweier Jugendfreunde ließ sich vielversprechend an, die letzten Akte brachten aber keine Erfüllung. Die Kraft des Dichters reichte nach kritischen Urteilen nicht aus, um die verzweigten wirtschaftlichen, sozialen, ethischen und poetischen Probleme zu einer restlosen dramatischen Durchführung zu bringen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Wirtschaftsabkommen mit der Ukraine — Staatsbankrott der Bolschewiki — Besserung am heimischen Immobiliengebiet und Geldmarkt.

An unseren Börsen erfuhr die schon seit Wochen anhaltende feste Grundstimmung eine weitere Vertiefung. Angeregtes Geschäft entwickelte sich in den Friedenswerten, vor allem in Schiffahrtspapieren, wodurch unsere Finanz- und Handelskreise erkennen lassen, dass sowohl die neue Botschaft Wilsons, wie auch Lloyd Georges Antwort an die Mittelmächte, trotz der darin betonten unveränderten Kriegsbereitschaft nicht ungünstige Beurteilung fanden. Unsere Börsen sehen hierin neben dem höflicheren Ton auch den Beginn der Geneigtheit, die Erörterungen über die Kriegsziele fortzusetzen. Ungeteilten Anklang fanden dagegen die Worte des Grafen Czernin an den Wiener Bürgermeister. Auch das Verhalten der Bolschewiki gegenüber der Ukraine und Finnland und namentlich die Details des inzwischen veröffentlichten Friedensprotokolles, hierbei in erster Linie des Zusatzvertrages mit der Ukraine fanden grosses Interesse. Es bleibt abzuwarten, ob und wie nunmehr die geplanten Einfuhrsyndikate bei dem Importhandel mit der Ukraine in Wirkung treten. Durch die Gründung der „Handelsvereinigung für Getreide, Futtermittel und Saaten G. m. b. H." ist das Bindeglied zwischen den behördlichen Bewirtschaftsstellen für die einzuführenden landwirtschaftlichen Produkte und die beim Importhandel tätigen Firmen geschaffen. Die Einfuhrfirmen hierfür, wie auch für Eisenerze, Oele und die übrigen südrussischen Produkte werden vertraglich zu grossen Kommissionär Syndikaten zusammengeschlossen. Die Abnehmer der Importhandelsvereinigungen werden durch inländische Zentralverteilungsorgane nach gewissen Richtlinien zusammengefasst. Ueber Valuta-, Wechsel- und Scheckgeschäfte fehlen in dem genannten Zusatzvertrag mit der Ukraine bisher noch die notwendigen Regelungen. Aufnahme des öffentlichen Schuldendienstes, Sicherstellung heimischer in der Ukraine vorzunehmenden öffentlichen Arbeiten und Geldforderungen wurden beschlossen. Es wäre am Platze, derartige allgemein wichtige Sätze der breiten Oeffentlichkeit bekannt zu geben. Im grossen Gegensatz zu diesen Finanzverpflichtungen seitens der Ukraine stehen die inzwischen publizierten Einzelheiten der Nichtigkeitserklärung aller ausländischen und eines grossen Teiles der inländischen Staatsschulden der Bolschewiki-Regierung. An unseren Börsen rief diese Lossagung von allen finanziellen Verpflichtungen Russlands begreiflicherweise einen tief verstimmenden Einfluss auf die in Betracht kommenden Werte hervor, welche vorübergehend einen erheblichen Kursabschlag verzeichnen mussten.

Belege unserer gesunden soliden Wirtschaftsentwicklung erbringen in reicher Fülle die Einzelheiten der Geschäftsberichte deutscher Grossbanken, darunter des Jahresberichtes der Bayerischen Notenbank. Von den grossen Leistungen der heimischen Landwirtschaft, von den sichtlichen Besserungen auf dem Gebiete des städtischen Grundbesitzes — die übertriebene pessimistische Beurteilung städtischer Immobiliarverhältnisse ist im sichtlichen Rückgang begriffen — spricht der Geschäftsbericht der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank. Dieses Institut bringt 20 Millionen Mark 4%iger Pfandbriefe, die Bayerische Vereinsbank München 6 Millionen Mark 4%iger Kommunalobligationen in den Verkehr. Dieses Zeichen des starken Anlagebedarfes flüssiger Kapitalien wird bekräftigt durch die an den Börsen und Bankschaltern herrschende starke Nachfrage nach den übrigen Fonds und nicht zuletzt durch den grossen Anlagezuwachs der deutschen Sparkassen von Monat zu Monat. Reichsbankpräsident Dr von Havenstein betont gleichfalls die namhafte Nachfrage nach Schatzanweisungen, welche schon jetzt günstige Aussichten für die neue Kriegsanleihe erhoffen lassen. Erfreulich ist ausserdem die erhebliche Besserung des Reichsmarkkurses im neutralen Auslande. In der Errichtung einer deutschen Girozentrale für die heimischen kommunalen Gelder einschliesslich der öffentlichen Sparkassen, in der Gestaltung und Handhabung der Devisenordnung für die Uebergangswirtschaft darf man weitere Kräftigung der deutschen Geldverhältnisse für die kommenden Zeiten erblicken. Ein Beweis für die günstigere Beurteilung des deutschen Geldmarktes ist die schlanke Plazierung einer 5%igen Anleihe der Stadt München in Höhe von 10 Millionen Mark im neutralen Auslande. Zuversicht und Wirtschaftsausdehnung bekunden auch die Berichte über die ungeschwächte Geschäftstätigkeit unserer Grossindustrien. Die herauskommenden Jahresergebnisse derselben werden ziffernmässige Belege erbringen. So ergab der Jahresabschluss der Scheidemandel Chemische Produkte A. G nach erhöhten Rücklagen und Abschreibungen einen Reingewinn von rund 6 (gegenüber rund 2½) Millionen Mark, woraus den Aktionären neben 20% (im Vorjahre 12%) Dividende ein Bonus von 10% (im Vorjahre 0%) vergütet wird.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles


FEINE GLÄSER,
PORZELLANE
RAU-THALLMAIER
HOFLIEFERANT 18 THEATINERSTR

Gemälde-Versteigerung. Die Gemäldesammlung des † Baron Albert von Oppenheim, Köln, die zu den vielseitigsten und gewähltesten Privatsammlungen, die Deutschland in neuerer Zeit aufzuweisen hat, zählt, wird in Rudolf Lepkes Kunstauktionshaus, Berlin W 35, Potsdamerstr. 122 a/b am 18 März cr. versteigert. Die Ausstellung findet in den Tagen vom 16. bis 18. März statt. Kataloge in verschiedener Ausführung sind von Hugo Helbing, München, Wagmüllerstr. 15 und von Lepkes Kunstauktionshaus, Berlin zu beziehen. Nähere Angaben sind noch aus dem Inserat auf Seite 117 ersichtlich.

Erlernet die Weltsprache. Noch immer kann man fast täglich in allen Zeitungen Inserate sehen, in denen französischer, englischer, italienischer und russischer Sprachenunterricht angeboten wird. Statt an das Studium feindlicher Sprachen Zeit, Mühe und Geld zu vergeuden, sollte man die verbesserte Esperanto-Weltsprache erlernen. Man fördert dadurch die Verwirklichung eines der wichtigsten Zukunftsprobleme. Der Esperantoverlag Leipzig, Eisenacherstr. 17, versendet aufklärende Schriften über kostenlosen Fernunterricht. Siehe Inserat S. 115.



Kais. Kgl. Hoflief. ant

J. A. Henckels Zwillingswerk

München, Theatinerstr. 8.

Erstklassige Stahlwaren.

Münchener Krippenkunst. Einer der berühmtesten Krippenkünstler unserer Zeit ist der Münchener akademische Bildhauer Sebastian Osterrieder. In seinen entzückenden Krippen vereinigt sich echt deutsches, volksmäßiges Empfinden mit jener höchsten Kunstfertigkeit, die den Krippen Italiens eigen ist. Stammen doch diese von Künstlern ersten Ranges. Osterrieder hat ihre Werke auf Reisen durch Italien und Sizilien studiert und ihre technischen Vorzüge nach Deutschland übertragen. So ist der Erwerber einer Osterriederschen Krippe gewiß, ein Kunstwerk zu erhalten, das alle noch so hoch gestellten Ansprüche befriedigt. Die Anerkennung und Bewunderung, die sie überall finden, liefern dafür den vollgültigen Beweis. Stehen doch Osterriedersche Krippen in vielen Kirchen und Domen, ja sogar in der Wohnung des Kaisers und im Vatikan! Man beachte auch das Inserat auf S. 119.

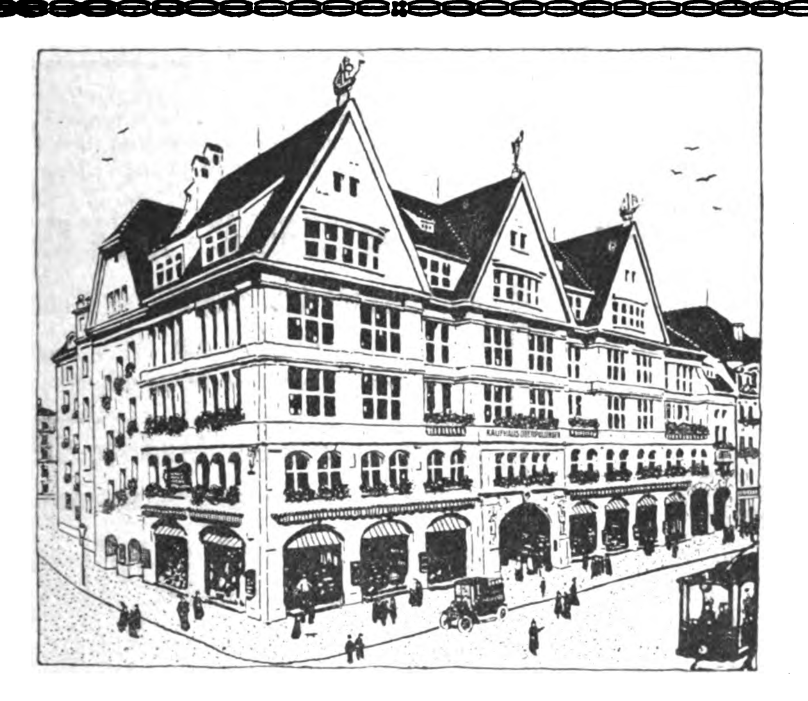
Wir empfehlen unsere Verkaufsstellen für

Oberammergauer Holzschnitzerei

München, Burgstrasse 4,
Altötting, Marienstrasse 2,
gütigem Besuche.

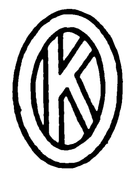
Oberammergau **Gg. Lang sel. Erben.**





KAUFHAUS OBERPOLLINGER
MUENCHEN G. M. B. H.

Einkaufsstätte aller Bedarfsartikel für Mode, Küche und Haus



In allen Abteilungen reichhaltige Auswahl
Sachgemässe Bedienung

Für den besseren Leserkreis

empfehlen wir das in unserem Verlage erschienene Sammelwerk

Katholische Lebenswerte.

Monographien über die Bedeutung des Katholizismus für Welt und Leben.

Von dieser Sammlung sind erschienen:

Bd. I **Der Sinn des Lebens.** Eine katholische Lebensphilosophie Von Dr. Franz Sawicki, Professor der Theologie in Pelplin. 2. Aufl. XVI und 344 Seiten 8⁰. Preis modern gebunden Mk 5.—.

Das Werk hat sich die Aufgabe gestellt, überall die Frage nach dem Sinn des Lebens in der Seele zu wecken und lebendig zu erhalten. Es sucht darum die Probleme des Daseins in ihrer ganzen Tiefe und in ihrem ganzen Ernste dem Leser vor die Augen zu stellen, um sie dann stufenweise der Lösung entgegenzuführen.

Bd. II: **Die Kulturkraft des Katholizismus.** Von Dr. oec. publ. Hans Rost in Augsburg. XXIV und 520 Seiten 8⁰. Preis modern gebunden *M* 6.—. Eine auf unanfechtbarem Zahlenmaterial aufgebaute Apologie des Katholizismus, wie sie überzeugender und glänzender kaum geschrieben sein dürfte.

Bd III: **Die Wissenschaft vom Gesichtspunkte der katholischen Wahrheit.** Von Dr. Otto Willmann, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor i. R. XVI und 188 Seiten. 8⁰. Preis modern gebunden *M* 3.80.

In diesem Werke wird der Nachweis erbracht, daß die katholische Kirche allein den Anspruch erheben kann, das Wahrheitsorgan der Wissenschaft zu sein.

Bd. IV: **Das Seelenleben der Heiligen.** Von Dr. A. Rademacher, Professor der Theologie in Bonn. 2. Aufl. XVI u. 272 Seiten. 8⁰. Preis modern geb. *M* 5.50.

Die fruchtbarsten Gesichtspunkte der modernen Forschungsmethoden beleuchten in strenger Methode die Tiefen und Höhen, die Geheimnisse und Rätsel der aus Natur und Übernatur zusammengesetzten Lebenserscheinungen im Edelmenschen der katholischen Kirche.

Weitere Abhandlungen aus der Feder hervorragender Autoren folgen. Nicht minder empfehlenswert ist die Sammlung

Helden des Christentums.

Heiligenbilder, herausgegeben von Konrad Kirch S. J. Vollständig in 12 Bänden, jeder Band ca 200 Seiten kl 8⁰. Die Sammlung zerfällt in drei Teile. I. Aus dem christl. Altertum. II. Aus dem Mittelalter. III. Die neuere Zeit. Preis des einzelnen Bandes vornehm gebunden Mk 2.—.

Erschienen sind: I. Bd. 1, **Die Kirche der Märtyrer.** I. Bd. 2. **Glaubensstreiter im Osten.** I. Bd 3. **Lehrer des Abendlandes.** II. Bd. 1. **Leuchten in dunkler Zeit.**

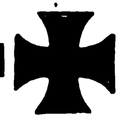
Ein streng wissenschaftliches Werk. Gestützt auf die zuverlässigsten Quellen schildert es die Heiligen ganz so, wie sie tatsächlich lebten und wirkten.

Paderborn. Bonifacius-Druckerei.

100 feinste Gemäldekarten **berühmter Meister** nur Mk. 9.— — **100 religiöse Kunstkarten** Mk. 5.— und Mk. 8.—. **100 Gebetbuchbilder** Mk. 2.— oder Mk. 2.50. **100 verschied. Gemäldekarten** Landschaften Mk. 7.—.

Kunstverlag J. Glas, München,
28 Sternstrasse 28.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.



Den Heldentod starb nach Gottes heiligem Willen, im Alter von 26 Jahren, am 9. Dezember 1917 im Luftkampfe nun auch unser teurer, hoffnungsvoller, jüngster Sohn,

Dagobert Jaeger

Rechtspraktikant und Leutnant der Reserve im Kgl. Bayr. 2. Inf.-Regt. „Kurfürst Max Emanuel", später Führer einer M.-G.-Abteilung, zuletzt Flugzeugführer in einer Bayerischen Feldfliegerabteilung, Ritter des E. K. 2 und I. Klasse und des Bayerischen Militärverdienstordens 4. Klasse mit Schwertern Inhaber des Flugzeugführer-Abzeichens.

In vorbildl. Tapferkeit opferte er freudig sein Leben dem Vaterland. Er wurde in einem Militärfriedhof beerdigt.

Speyer im Februar 1918.

Im Namen der tieftrauernden Hinterbliebenen:

Dr. E. Jaeger
K. Hofrat, M. d. R.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.



Zum Aufbau des geschwächten Körpers für **Erschöpfte,** geistig und körperlich **Ueberarbeitete!** — Leciferrin **bereichert** das Blut; kräftigt die **Nerven!** Ein hervorragendes **Nähr- und Kräftigungsmittel!** — Von hervorragenden Aerzten empfohlen. Ueberall erhältlich.



PAX!

Herzlichsten Dank

all den weltlichen und geistlichen Lehrpersonen an Volksschulen und höheren Anstalten, die aus Liebe zur Jugend, unserer Heimat und unserer Missionen seit dreissig Jahren die Mühe tragen, fort und fort unser liebes „Heidenkind" zu verteilen und weiterzuverbreiten.

(Benediktiner-)
MISSIONSVERLAG ST. OTTILIEN
Oberbayern.

DAS HEIDENKIND
EIN VERGISSMEINNICHT FÜR DIE JUGEND.
Erscheint am 1. u. 15. jeden Monats. 1 Jahr 1.50 M.

C. Andelfinger & Cie., Kunstverlag, **München**
Lindwurmstrasse 24.

Prachtvolle Bilder Ihrer Majestäten **des Königs und der Königin von Bayern**

und patriotische Gedenkblätter verschiedener Künstler sind in obigem Verlage erschienen. — Illustr. Prospekt gratis.

Herren u. Damen

welche sich für das Versicherungsgeschäft interessieren, als

Vertreter für München gesucht.

Off. unt. **M. U. 5236** an **Rudolf Mosse, München.**

Montjoie

Gesundh., erzieher., unterr. Behandlung einzelner Kinder, die keine Schule besuch. sollen. Haus erster Ordnung in herrl. Gebirgsl., hohen Ansprüchen genügend.

Pastor Basten.

Kostenlosen Fernunterricht

zur Erlernung der immer mehr zur Einführung kommenden verbesserten Esperanto-Weltsprache erteilt gegen geringe Spesenvergütung der Esperanto-Verlag, Leipzig-Gohlis, Eisenacherstr 17A. Bisher über 6000 Teilnehmer, darunter 1800 Feldgraue. Bisher fast 2000 Dankschreiben! Flugschrift und Zeitschrift „La Esperantano" gratis.

Institut St. Mariä
Höhere Mädchenschule, Haushaltungs- und Fortbildungspensionat (Ersatz für Frauenschule.)
Bensheim a. d Bergstr Prospekte durch die Oberin.

Institut St. Maria Stern,
Immenstadt.

A. **Seminar** zur Ausbildung von staatlich geprüften Wirtschaftslehrerinnen; 2 Jahreskurse
B. **Haushaltungsschule** mit 5½ monatigen Kursen. Beginn d. Sommerkurses 15. April, d. Winterk. 15. Okt.
C. **Sechsklassige Mädchenmittelschule** m. Erziehungsinstitut. An die 4. Kl. der Volkshauptschule anschließend.

Prospekte stehen zu Diensten.

St. Marienschule, Mainz.
Bischöfliche militärberechtigte Realschule

Sechsklassige Realanstalt mit wahlfr. Latein und Vorschule. Abschlußzeugnis berechtigt zum einj.-freiw. Dienst. Anschluß an die Obersekunda der Oberrealschule und des Realgymnasiums. **Beginn des Schuljahres: 9. April.** Bedingungen des Schülerheims (Willigisplatz 2) und jegliche Auskunft durch den geistl. Rektor.

Das Bischöfl. Convict zu Dieburg
in Hessen
bei den berechtigten 7 Klassen Progymn. m. Realschule

nimmt kathol. Knaben mit vollendetem 9. Lebensjahr an Ostern und im Herbst auf. Beginn der Schule am 15. April Auskunft und Prospekt durch den **geistl. Rektor**

---

vorm. Düringsche höh. Privatschule

Direktor Bride. Vorschule bis Prima all. Schulen. Umschulung u. Einschulung. Vorbreit. zur Einjähr.-Prima-Abiturienten-Prüfung. Notprüfungen. Arbeitsstunden Freiprospekt. Auf Wunsch Pension.
Berlin W. 50, Ranke-Str. 20.

Dresden: Töchterpension Pohler
Schnorrstr. 61 Villa Angelika, Silb. Medaille Int. Hyg.-Ausst.

Eign. Park-Villa m. Tennis. Erste Prof. f. Wiss., Musik, Malen. Sprachlehrerinnen i. H. Fein gesellschaftl. Ausb. Turnen, Sport. Eigenes Bergferienheim. Illustr. Prosp. Ia Referenzen.

Haselmayer's
Einjährig-Freiwill.-Institut
in Würzburg
(staatlich genehmigt.)

Gewissenhafteste Vorbereitung für die Einj.-Freiw.-Prüfungen, bes. auch für junge Leute, welche in der Schule zurückgeblieben sind oder solche, die bereits in einem Beruf stehen. Vorzügl. Pensionat
Eintritt jederzeit
Näheres durch die Direktion.

Dir. J. N. Eckes Höh. Vorbereit.-Anst. m. Pensionat
Berlin-Steglitz, Fichtestr 24.
Gegr. 1883. Staatl. genehmigt. Für alle Kl. Einj. Primaner u. Abiturienten, auch ält. Berufe u. Damen. (Real- u. Gymnas.) Zeitersparnis. Unübertroff. Erfolg., best. Empfehl. d. hochw. Geistlichkeit, von Zentrumsabg. usw. 14 Lehrer. Gute Pension. 2 Villen inmitten grosser Gärten. Herrlicher Aufenthalt.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Einbanddecken für den Jahrgang 1917 der „Allg. Rundschau" sind zum Preise von Mk. 1.50 zu beziehen von der Geschäftsstelle in München.



Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

GEMAELDE-SAMMLUNG

DES VERSTORBENEN HERRN

BARON ALBERT v. OPPENHEIM, CÖLN

BERCHEM, B. BRUYN, PETRUS CHRISTUS, A. CUYP, GERARD DAVID, A. V. DYCK, FYT, F. HALS, HOBBEMA, P. DE HOOCH, TH DE KEYSER, QU MASSYS, A. V DER NEER, OSTADE, POTTER, REMBRANDT, RUBENS, RUISDAEL, STEEN, TENIERS, TER BORCH U. A.

KATALOG 1725 IN FOL LEINWANDBAND MIT 44 HELIOGRAVÜREN M. 40.—
KLEINE AUSGABE MIT 44 KLISCHEEABBILDUNGEN M. 5.—

VERSTEIGERUNG IN RUDOLPH LEPKE'S KUNSTAUKTIONS-HAUS, BERLIN AM 19. MÄRZ 1918, VORMITTAGS 11 UHR

AUSSTELLUNG: SAMSTAG, 16., SONNTAG, 17., SOWIE MONTAG, 18. MÄRZ, VORMITTAGS 10—2, NACHMITTAGS 4—6 UHR

HUGO HELBING, MÜNCHEN
WAGMÜLLERSTRASSE 15

RUDOLPH LEPKE'S KUNST-AUKTIONS-HAUS, BERLIN
W. 35, POTSDAMERSTR. 122 a/b

Hochwichtige Neuerscheinung

Soeben erschien: Dr. OSCAR DOERING

„Das Haus Wittelsbach"

Ein Band im Format 15×21 — Mit 56 Abbildungen und einem Farbendruck — Preis elegant brosch. Mk. 3.—, gebunden Mk. 4.50.

Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, in großem Zuge, in schlichter, ruhig-stolzer Sprache, die alle Wirkung der innerlichen Größe des Gegenstandes überläßt, erzählt dies Buch vom Leben und Wirken der Wittelsbach'schen Fürsten aller Linien, seit den Zeiten des früheren Mittelalters bis zum gegenwärtigen Augenblicke. Eine reiche Fülle historisch beglaubigter Bildnisse, die unter jetzigen Verhältnissen zum Teil nur mit Schwierigkeiten zu erlangen waren und zum Teil bisher unveröffentlicht sind, ziert das Buch, läßt die lange Reihe der Regenten lebensvoll an unserem Auge vorüberziehen. — „Das Haus Wittelsbach" ist ein Buch für jung und alt, für jeden rechten Freund des bayerischen Volkes und seiner großartigen Geschichte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom

Verlag Parcus & Co., München, Pilotystr. 7

Dr. Wigger's Kurheim

Partenkirchen

(Bayer. Hochgebirge).

Sanatorium

für innere, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Kurbedürftige. Gute zeitgemässe Verpflegung, ungestörter Betrieb. Schönster Frühjahrsaufenthalt. Auskunftsbuch.

Ein wirklich empfehlenswertes Vademekum für Priester ist:

Promptuarium Sacerdotis.

Continens Orationes ante et post Missam aliasque preces, varias Benediktionum formulas, Ordinem administrandi Sakramenta Baptismatis, Matrimonii, Poenitentiae, Communionis, Extremae Unctionis, Ritum Benedictionis Apostolicae, Comendationis animae et Exequiarum Ordinem.

Vervollständigt durch Beifügung der Tauf-, Begräbnis- und Ehezeremonien und Gebete. Fünfte Auflage. Verbessert nach dem neuesten Rituale. 336 Seiten 67/117 mm, ganz dünnes, aber starkes Bibeldruckpapier, gediegene Ausstattung, handliches Format, biegsamer Einband, 1 cm dick.

Kalikoband Rotschnitt runde Ecken	Mk. 1.75
Kunstlederband „ „ „	„ 2. 5
Chagrinleder, Goldschnitt runde Ecken	„ 3.75
echt Bockleder „ „ „	„ 4.50

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Butzon & Bercker, G. m. b. H., Kevelaer (Rheinland)
Verleger des Heil. Apostol. Stuhles.

Berlin
Mittelstr. 21-22

2 Min. v. Bahnhof Friedrichstr.
4 Min. v. d. St. Hedwigskirche
Moderner Komfort :: Ruhiges u. angenehmes Wohnen :: Zimmer v. M 3 — an Bes. Franz Stützer

Hotel Stadt Kiel



Flaschenweine

1909er Clottener Brauneberg	naturrein	M 5.—
1910er Clottener Wirges		„ 5.—
1911er Caseler		„ 5.25
1914er Wawerner Goldberg		„ 5.25

in 50er Kisten, Glas und Verpackung frei ab Station Opladen hat abzugeben:

Richard Schmitz, Weinhdlg., Opladen Rhld.

Volksbibliothek

500 Bände gebd., bestempfohlene Romane, Erzählungen u. Humoresken von Achleitner, Artbauer, Brackel, Coloma, Driggeberger, Ekensteen, Herbert, Hennig, Schmidt, Schott, Sheehan usw. billig auch zur Auswahl und gegen Teilzahlung.

Jos. Habbel, Regensburg.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.



Wasser- und Höhenluftkuren (System Kneipp) Luft- und Sonnenbäder, Schwed. Heilgymnastik, Sommer- u. Winter-Saison. 629 Meter ü. M. Wohnung und Verpflegung für jegliche Ansprüche in Sanatorium, Anstalten, Hotels, Pensionen und Villen. Frequenz 1917: 8675 Personen. Prospekte durch den Kurverein.

König Otto-Bad b./Wiesau

am bayer. Fichtelgebirge

altbewährtes und heilkräftiges **Stahl- und Moorbad.**

— Prospekt —

Dr. Becker.

Moorbad **Aibling** (Oberbayern)

Offizier-Genesungsheim

Kurhaus Wittelsbach

Vornehmes behagl Familienhotel. — Illustr. Prospekte üb. die vorzügl. Heilwirkung unserer salinischen Moorbäder durch Besitzerin und Leiterin Frau Rat Knobloch.

Bayerische Hypotheken- u. Wechsel-Bank

Gemäss der §§ 19, 20 und 21 des Statuts ergeht hiemit an die Herren Aktionäre die Einladung zur Teilnahme an der am

Samstag, den 2. März 1918, vorm. 10 Uhr

im Bankgebäude, Theatinerstrasse Nr. 11, II. Stock, dahier stattfindenden ordentlichen

Generalversammlung.

Gegenstände der Tagesordnung sind:

1. Entgegennahme des Geschäftsberichtes der Direktion und des Aufsichtsrates für das Jahr 1917.
2. Bericht der Revisionskommission, in Verbindung hiemit Genehmigung der Jahresrechnung und der Bilanz, Beschlussfassung über Verwendung des Reingewinnes und Erteilung der Entlastung.
3. Wahl von 4 Mitgliedern des Aufsichtsrates.
4. Wahl der Revisionskommission nach § 22 des Statuts.

Die Anmeldung zur Legitimation über den Aktienbesitz und die Abgabe der Karten zur Teilnahme an der Generalversammlung findet v. 12. Februar d. Js. ab statt:

a) in München im Bankgebäude, Theatinerstr. 11, II. Stock, Zimmer Nr. 74,

b) in Frankfurt a. M bei der Direction der Disconto Gesellschaft.

Zur Ausübung des Stimmrechts sind nur jene Aktionäre berechtigt, welche ihren Aktienbesitz bis spätestens 11. Februar d. Js. einschliesslich im Aktienbuche der Bank auf ihren Namen umschreiben liessen und welche bis spätestens 27. Februar d. Js. einschliesslich ihre Aktien unter Uebergabe eines arithmetisch geordneten Nummernverzeichnisses entweder vorgezeigt oder deren Besitz nachgewiesen haben, wobei bemerkt wird, dass bezüglich der Berechtigung zur Ausübung des Stimmrechtes nach § 21 Abs. 6 des Statuts folgende Anordnung getroffen ist:

„Der Besitz einer Aktie zu fl. 500.— berechtigt zur „Abgabe von 6 Stimmen, der Besitz einer Aktie zu „*M* 1000.— zur Abgabe von 7 Stimmen, doch kann „niemand mehr als 1500 Stimmen für den eigenen „Besitz und weitere 1500 Stimmen für Stellvertre-„tung in sich vereinigen."

Die für die Generalversammlung bestimmten Rechenschaftsberichte, Bilanzen und Anträge stehen den Aktionären bei den obenbezeichneten Stellen zur Verfügung.

München, den 12. Febr. 1918. **Die Direktion.**

Sendet die „Allgem. Rundschau" ins Feld!

Mess- und Kommunion-Hostien

empfiehlt genau den kirchlichen Vorschriften entsprechend und in vorzüglichster haltbarer Qualität Kunstvolle Prägungen, auch die Kommunionhostien haben eig. Prägungen. Muster und Prospekte gratis u. franko

Franz Hoch Kgl. bayer. Hoflieferant

Hostienbäckerei

Bischöfl. genehmigt u. beeidigt Pfarramtlich überwacht.

Miltenberg am Main

(Bayern) Diözese Würzburg

Es ist Vorsorge getroffen, dass in der Hostienbäckerei Franz Hoch in Miltenberg nur reinstes Weizenmehl zur Bereitung der Hostien verwendet wird.

Miltenberg, 27 Nov. 1914.

Bischöfl. Dekanat und Stadtpfarramt.

E. Roth, Geistl. Rat.

Dekanats- u. Pfarrsiegel.

! Ostern !

beginnt wieder das neue Schuljahr im Studienheim der Pallottiner Missionsgesellschaft zu Vallendar bei Coblenz a. Rh. Knaben vom vollendeten 12 Lebensjahre an u. Gymnasiasten, die die Absicht haben, sich apostolischer Tätigkeit in dieser Gesellschaft zu widmen, erhalten dortselbst ihre humanistische Ausbildung. Nach Ablegung d. staatl. Abituriums folgen in Limburg a. d. L. die philosophischen und theol. Studien. Wegen Aufnahme wende man sich an d. **Hochw. Herrn P. Provinzial der Pallottiner in Limburg a. d. Lahn.**



Aus

Osterrieders Krippenwerken

München Georgenstrasse 113 Tel. 31947

nach eigenen Studien in **Palästina, Ägypten.**

Erste Referenzen — Reichhaltiges Lager.

Abbildungen werden Interessenten zugegesandt.

Besichtigung der Ausstellung — auch **Maximiliansplatz 12b** — frei.

— Frühzeitige Bestellung durch den Krieg nötig. —

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Religion und Geburtenhäufigkeit

Einfluß der Religion auf die Natalität. Von **J. C. Gwitz.** Mit kirchlicher Druckgenehmigung. 8. (VIII, 86 Seiten.) Broschiert M. 1.50. (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.) Die hochwichtige Veröffentlichung stützt sich in ihrer trefflichen Beweisführung auf das amtliche statistische Material und verbreitet in überzeugender Wirkung neues Licht über diese so wichtige Frage.

Von größtem Interesse für Volkswirtschaftler, Behörden und vor allem für jeden Theologen.



Dresden Scheffelstrasse hat allein „Atama"-Straussfedern. Solche bleiben 10 Jahre schön u. kost. 30 cm lang 3 M., 35 cm 4 M., 40 cm 5 M., 45 cm 8 M., 50 cm 12 M., 55 cm 18 M., 60 cm 25 M. Schmale Federn, nur 15-20 cm breit kost. ½ m lg. 8 M, 60 cm 6 M. Straussboas 5, 10, 20 M. Reiher 1, 2, 4, 6 M bis 60 M Hutblumen, 1 Karton voll 3, 5 u. 10 Mk.

Achtung!

!! Sommersprossen !!

Ueber ein vorzügl. Mittel dageg. an sich selbst erpropt und glänzend bewährt, gibt Auskunft:

Frl Emma Schorisch, Zittau i. S., Prinzenstr. 6.

Viele Dankschreiben und Anerkennungen.

Bücher der Lebenskunst u. Lebensweisheit. **Die Welt als Führerin zur Gottheit** Von Univ.-Prof. Dr Gg. Reinhold, brosch. M. 2.– geb. M. 3.—. **Religiöse Aufstiege und Ausblicke für moderne Gottsucher** von Dr. F. Imle. Kartoniert M. 2.—, **Manresa, Gedanken über die höchsten Wahrheiten** von Dr. F. Imle, gebunden M. 1.50. **Gotteskraft in Leidensnacht von Bischof Sailer,** brosch. M. 1.60, geb. in Leinen M. 2.90 **Mehr Geduld! Die christliche Geduld, die Zucht und Stärke der Seele** von Erzbischof Ullathorne, O.S.B. herausgegeben von der Benediktinerinnen-Abtei Frauenchiemsee, brosch. M. 2.80, geb. in Leinen M. 4.20, in ff. violettem Geschenkbd. M. 4.60. **Glückliches Eheleben.** Moralisch-hygienisch-pädagogischer Führer für Braut und Eheleute, sowie für Erzieher von Anton Ehrler, Dr. med. et phil. A. Baur und Artur Gutmann. Mit kirchlicher Druckerlaubnis. 6–10. Tausf. kartoniert M. 3.—, in Saffianlederbd. mit Goldschn. M. 7.50. **Das Haus in der Sonne des heiligsten Herzens** Ein Freudenbuch für alle christlichen Familien von P. Ladislaus Vanheuversw yn. Kartoniert M. 1.60, **Krebsbüchlein oder Anweisung zur unvernünftigen Erziehung der Kinder** von Christ Gotthilf Salzmann, neu herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Artur Gutmann, geb. M. 1.20. **Die schöne Seele. Gedanken über Charakterbildung und Seelenkultur** von Georg Ströbele. Broschiert M. 1.20, gebunden M. 2.50. **Nun geh mit Gott.** Lebensworte für junge Mädchen von Dr. F. Imle, brosch. M. 0.40, geb. M. 1.20.

Verlagsbuchhandlung Karl Ohlinger, Mergentheim a. d. Tauber. Postfach 25.

Hochbedeutsame Neuerscheinung.

Ende Februar gelangt zur Ausgabe:

Psychologie u. Pädagogik der Erstbeichte u. Erstkommunion

Von Dr. J. Engert, Hochschulprof. in Dillingen a. D. Mit oberhirtl. Approb. Preis voraussichtl. Mk. 1,80.

Die **hochbedeutsamen** Untersuchungen führten zu religions-psychologischen und pädagogischen Ergebnissen, **die für die seelsorgliche u. unterrichtliche Praxis von der größten Bedeutung sind.** Seelsorger und **Religions**lehrer werd. an dieser Schrift **nicht vorübergehen können.**

Bestellungen werden schon jetzt entgegengenommen.

Buchhandlung L. Auer, Donauwörth.



Es ist so leicht

im gutbeschützten, wohlbestellten Heim über der Zeiten Not zu klagen.

Es ist so schwer

manche Mitbürger zu überzeugen, daß es Pflicht ist, in diesen Zeiten den Goldschmuck abzulegen und ihn der Goldankaufsstelle zu verkaufen.



Sendet die „Allgem. Rundschau" ins Feld!

Siehe Dein Heiland kommt

12 Briefe an Erstkommunikanten

von Professor **Dr. Engert.**

Zusammengefaßt, ein herrliches Erbauungsbuch für Erstkommunikanten, in hübschem Einband *M* 1.50.

Die Briefe werden auf Verlangen, um eine Verteilung in Nacheinanderfolge an die Erstkommunikanten zu ermöglichen, **auch einzeln** (jedoch nicht unter 10 Stück) abgegeben. Preis für das Einzelstück 10 Pf.

Innerliches Durchleben, Veranschaulichung, psychologische Vertiefung sind die Leitgedanken dieser Briefe. Sie bilden eine wertvolle Unterstützung des Katecheten im Erstkommuionunterricht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlage

Keller & Co., G. m. b. H., Dillingen an der Donau.

Zur Friedensfrage

schrieb Dr. Max Josef Metzger, der Leiter des Weltfriedenswerkes vom Weissen Kreuz drei Broschüren

Rassenhass oder Völkerfriede?

Klassenkampf und Völkerfriede?

Waffenstillstand oder Völkerfriede?

Preis jeder dieser Broschüren 30 Heller.

REFORMVERLAG „VOLKSHEIL" GRAZ.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Zahlreiche Firmen abonnieren für ihre im Felde stehenden Angestellten die „Allgem. Rundschau" als eine von den Offizieren und gebildeten Mannschaften sehr begehrte Lektüre.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich ℳ 3.—.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 × gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren ℳ 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25 %.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen

№ 9. München, 2. März 1918. XV. Jahrgang.

Die gerade Linie.

Von Studienrat J. Rudhoff, Mitglied des Reichstags.

Im Osten ist der Krieg zu Ende, wir haben den Rücken frei und einen neuen wirtschaftlichen Rückhalt in dem Vertrage mit der Ukraine. Das ist für uns ein gewaltiger Erfolg, der Anfang vom Ende des ungeheuren Ringens. Wodurch haben wir diesen Erfolg errungen? Durch unsere Siege! Die Beantwortung dieser Frage in dieser Form ist so selbstverständlich, daß man sie eigentlich gar nicht zu stellen brauchte. Aber es ist doch ein Haken dabei. Denn es wird gar zu geflissentlich diese Antwort immer wieder in einem Teile der Presse gegeben, so daß man die Absicht erkennt: Es soll so dargestellt werden, als ob die Friedensbemühungen des Reichstags und der deutschen Regierung seit dem 19. Juli ganz überflüssig gewesen, daß sie am besten unterblieben wären.

Nur Toren können allerdings behaupten, der Zusammenbruch Rußlands sei herbeigeführt worden durch die völkerversöhnenden Ideen, die in der Reichspolitik seit dem 19. Juli vertreten wurden, und die Sozialdemokraten hätten die internationale Verbrüderung angebahnt. Der Zweck der Politik der Reichstagsmehrheit war es vielmehr, die gerade Linie zu finden, auf der fortschreitend wir überhaupt nur zu einem dauernden Frieden kommen können. Das ist der Friede der Verständigung und des Ausgleichs. Im Sommer 1917 ließ sich erkennen, daß es nach der politischen Weltlage ausgeschlossen war, den ungeheuren Koalitionskrieg durch Niederzwingung eines Volkes oder einer Mächtegruppe zu Ende zu führen. Höchstens könnte auf solche Weise ein vorübergehender Zustand geschaffen werden, der durch neue Rüstungen und neue Mächtekonstellationen neue Kriege bringen müßte. Das aber muß gerade vermieden werden als Ergebnis dieser Weltkatastrophe. Nur eine Verständigung unter den Völkern bietet die Garantie für einen dauernden Frieden. Das ist ja auch der Inhalt der päpstlichen Friedensaktion. Diesen Weg hat die Reichstagsmehrheit und danach auch die Reichsregierung betreten. Der Inhalt ihres Friedensprogramms ist im Grunde rein negativ, indem die Vergewaltigung irgendeines Staates abgelehnt wird. Was der Friede bringen soll, das ist erst Gegenstand der Friedensverhandlungen mit den einzelnen Mächten bzw. eines allgemeinen Friedenskongresses.

Weil Deutschland eine parlamentarische Regierung nicht kennt, mußte für den besonderen Zweck der Herbeiführung dieses Friedens eine enge Verbindung zwischen Parlament und Regierung geschaffen werden. Denn es liegt auf der Hand, daß eine Verständigung unter den Völkern sich nicht von Regierungen allein schaffen läßt. Deshalb trat die Regierung Bethmanns zurück, die Regierung Michaelis aber konnte sich nicht halten, weil sie ganz ohne Fühlung mit dem Parlament zustande gekommen war. Hertling setzte sich zunächst mit der Volksvertretung in Verbindung und brachte die Einigung mit Friedberg und Payer zustande. Diese repräsentiert angesichts der von diesen Männern vertretenen diametralen politischen Gegensätze kein politisches Programm, sondern sie ist lediglich die Umwandlung des festumschriebenen Friedenswillens des Deutschen Reiches in politische Energie.

Der Auftakt zur Lösung dieser Aufgabe erfolgte seitens Hertlings in seiner ersten Rede im Reichstage. Es war damals die Gelegenheit gegeben, die Probe auf das Exempel zu machen, weil gerade in diesem Augenblicke von Rußland das Angebot zu einem allgemeinen Frieden des Ausgleichs und der Verständigung erfolgte, das für Rußland noch eine bestimmte Färbung erhielt durch die Aufstellung des Grundsatzes des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Dieses Angebot hat Hertling angenommen. Und so ist vom Kanzler sofort bei seinem ersten Auftreten der erste Schritt mit Entschiedenheit getan worden, der nun zum Frieden zunächst mit einem Teile des russischen Reiches und zum Ende des Krieges im Osten geführt hat. Aber die Verhandlungen, die dieses Ergebnis gebracht haben, zeigten der Welt zugleich, daß Ideen für sich genommen sich noch lange nicht in politische Münze umprägen lassen, daß sie, wenn sie nicht im Boden der Wirklichkeit wurzeln, zu Phantasmen werden. So wie der Weltfriede der Verständigung eine schöne Schale ist, die zuerst noch mit politischen Wirklichkeiten gefüllt werden muß, so ist auch der Grundsatz vom Selbstbestimmungsrecht der Völker nicht ohne weiteres ohne Rücksicht auf gegebene Zustände anwendbar. Trotzki hat in Brest-Litowsk bewiesen, daß er mit Wirklichkeiten zu rechnen noch nicht gelernt hat, und Wilson will die Grundsätze von Selbstbestimmung und Verständigung zunächst nur erst als Kampfmittel gegen die Mittelmächte anwenden. Er ist allerdings kein Phantast wie Trotzki, er rechnet mit politischen Wirklichkeiten. Als Phantast aber so gut wie als unehrlicher Mann kann man die schönsten Ideen wie die besten Paradepferde in Kürze zuschanden reiten.

Sowohl die Phantasmen Trotzkis, wie auch die Unehrlichkeit unserer Feinde in der Behandlung des deutscherseits aufgestellten Friedensgrundsatzes haben in unserem Vaterlande Einfluß auf die innerpolitische Lage gehabt. Von rechts hört man sehr vernehmlich und eindrücklich die Stimmen, die unsere Regierung nunmehr von der Linie ihres Friedensprogramms abdrängen wollen, auf der Linken aber ist man geneigt, den neuen russischen Ideen zu glauben, ihre Verwirklichung für möglich zu halten. Gewännen beide Richtungen nach der Mitte hin an Raum, so wäre die Regierungspolitik ernstlich in Frage gestellt. Denn wenn das deutsche Volk jetzt ohne eine starke Mitte in zwei Heerlager auseinanderfällt, dann ist ein Friede der Verständigung unmöglich. Es siegt dann entweder die Linke und dann ist Deutschlands Zukunft verspielt, oder die Rechte, und dann dauert der Krieg weiter bis zur Vernichtung eines Gegners. Daß der Sieg auch dann auf unserer Seite sein würde, das ist nach der gegenwärtigen militärischen Lage wahrscheinlich, aber ein dauernder Friede, ein neuer Aufstieg Deutschlands wäre dann unmöglich. Das bedeutete nach einer kurzen Zeit militärischen Ruhmes unseren sicheren Untergang. Die Gefahr, daß die deutsche Regierung von der geraden Linie abgedrückt wird, ist im Augenblick besonders groß. Denn der Streik hat die Gegensätze verschärft und das gemeinsame weitere Vorgehen der bisherigen Reichstagsmehrheit war ernstlich in Frage gestellt. Das ist die schwere Schuld der Sozialdemokratie, die nach kurzem Anlaufe zur Besserung doch wieder politische Klugheit hinter agitatorische Rücksichten zurückgestellt hat. Weiter aber kann der Friede mit der Ukraine, der Abbruch des Waffenstillstandes und der notwendige schnelle Vormarsch im Osten gar leicht zu der Anschauung verleiten, daß eine praktische Anwendung des Selbstbestimmungsrechtes und der Verständigung doch gar nicht möglich und nicht wünschenswert sei und nur zu theoretischen Friedensgesprächen, aber nicht zu praktischen Ergebnissen führen könne. Deshalb, so werden manche glauben, sei jetzt der Augenblick gekommen, von der geraden Linie abzugehen und im Westen mit Gewalt durch Niederringung der Feinde ein Ende zu suchen.

Gewiß wäre unseren Feinden eine schwere Niederlage im Westen als Strafe für ihr verbrecherisches Festhalten an ihren

Vernichtungsabsichten gegenüber Deutschland zu wünschen, vielleicht ist diese Niederlage auch notwendig, damit sie zu besserer Einsicht kommen. Doch soll man nicht von dem Maulaufreißen auf die wirklichen Ansichten schließen. Es sind Anzeichen genug vorhanden, aus denen hervorgeht, daß es unseren Feinden in ihrer Haut durchaus nicht mehr wohl ist. In England und Frankreich hat man bleiche Angst vor unserer angeblich geplanten Offensive. Daraus erklärt sich auch Lloyd Georges Zwist mit Robertson und die Erschütterung seiner Stellung. Engländer und Franzosen sind eifrig an der Arbeit, unsere Offensive auf ihre Weise zu verhindern. Das schien möglich durch die Entfesselung des Streikes oder vielmehr durch Förderung der Streikstimmung. Sie hoffen auch weiter auf innere Unruhen. Sie hetzen gegen die oberste Heeresleitung, indem sie es so darstellen, als ob dort die Gegner eines Friedens säßen, sie lassen sogar Flugblätter verbreiten, in denen sie unter anderem auf die angebliche Barbarei der Angriffsmittel bei der geplanten Offensive hinweisen. Das sind verzweifelte Mittel und wenn sie auf einige Dumme ihre Wirkung nicht verfehlen werden, so werden sie doch im Ganzen bei der nötigen Ruhe wirkungslos bleiben.

Kühle Ruhe und Geschlossenheit im Innern sind jetzt gerade so wertvoll, wie eine siegreiche Schlacht. Ganz falsch aber wäre es, wenn sich jetzt die Mehrheit des deutschen Volkes die Anschauung zu eigen machte, daß nunmehr keine Verständigung mehr stattfinden dürfe, weil wir stark genug seien, auf Grund unserer militärischen Ueberlegenheit den Krieg durch einen großen Sieg zu beenden. Die Verständigung mit England, mit Frankreich und Amerika, die Verhandlung auf der gleichen Linie, natürlich unter Wahrung des Grundsatzes der unbedingten Sicherung der zukünftigen freien Entfaltung aller wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands und seiner Verbündeten ist unbedingt vorzuziehen. Dieser Friede wird Bestand haben, der unter freien Völkern geschlossen wird, er allein wird uns die Tore des Welthandels wieder öffnen. Wir müssen in der Welt zu einander stehen als Vertragschließende, nicht als Sieger und Besiegte. Die Besiegten würden sich zu einer festen Koalition wieder zusammenschließen, die wir weder wirtschaftlich in nächster noch auch bei unserer europäischen Stellung in späterer Zukunft überwinden könnten.

Wenn unsere Gegner einsehen, daß wir fest bleiben bei der geraden Linie, dann kann es nicht mehr lange dauern, bis sie zur Einsicht kommen. Das deutsche Volk hat den großen Gedanken der päpstlichen Aktion am ersten richtig erfaßt und vertreten. Dabei soll es bleiben zum Segen unserer Kinder und zum Segen Europas. Aus sich selbst allerdings wirken Ideen keinen Weltfrieden. Das zeigt die Entwicklung im Osten. Unser Vormarsch erst hat Trotzki zur Nachgiebigkeit gezwungen, und der Gegensatz zwischen dem künftigen Polen und der neuen Ukraine kann vielleicht durch die der Not des Augenblickes seitens der letzteren gemachten Konzessionen gemildert werden. Aber in der Hand des mächtigen Deutschland ist der Grundsatz von der Verständigung unter den Nationen ein scharfes Schwert, und wir werden damit den Weltfrieden erkämpfen.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Neuer Krieg — neue Friedensverhandlungen.

Am 18. Februar nahmen unsere Truppen den Vormarsch wieder auf, und schon am 19. abends sandten die Bolschewiki in dem durchbohrenden Gefühle ihrer Widerstandsunfähigkeit den Funkspruch nach Berlin, sie seien bereit, den Frieden unter den Bedingungen von Brest-Litowsk zu unterzeichnen. Am 20. Februar konnte Herr v. Kühlmann dem Reichstag von dieser Wendung der Dinge Mitteilung machen. Wochenlange freundliche Zusprache und geduldige Nachsicht hatte die Petersburger nicht zu erziehen vermocht; der Stock brachte sie in wenigen Stunden zur Vernunft.

Der glatte Umfall der Bolschewiki hat in den Ententeländern große Bestürzung erregt, ist aber bei uns ohne besondere Nervenschwingung aufgenommen worden. Mit Genugtuung, doch mit Vorsicht. Anscheinend hatte sich der „Rat der Volkskommissare" gedacht, wir würden telegraphisch antworten: Abgemacht, die Brester Bedingungen brauchen nur unterschrieben zu werden, unsere Truppen machen halt! Aber so schnell stürzten wir uns doch nicht in die plötzlich geöffneten Arme des verschlagenen Trotzki. Herr v. Kühlmann warnte sofort vor Vertrauensseligkeit. Zunächst wurde den Bolschewiki aufgegeben, ihre Friedensbitte schriftlich an unserer Front einzureichen, damit nicht wieder eine Verleugnung der Funksprüche Platz greifen könne. Das Schriftstück wurde auch prompt eingeliefert. Darauf wurden unserseits Vorbereitungen getroffen für neue Verhandlungen in Brest; denn mit der einfachen Unterzeichnung der früher vorgeschlagenen Grundlage des Friedens kann die Sache nicht abgemacht werden, da außer den fehlenden Einzelheiten auch noch die Sicherheiten hinzukommen müssen, die durch die neuesten Missetaten der Petersburger und ihrer Söldlinge in der Ukraine und den anderen Randländern sich als notwendig erwiesen haben. Inzwischen waren nun auch die Friedensverhandlungen mit Rumänien auf die Tagesordnung gekommen. Unsere Regierung erachtete die letzteren für wichtiger und dringlicher als die neuen Verhandlungen in Brest und ließ deshalb den Staatssekretär zunächst nach Bukarest reisen im Verein mit dem Grafen Czernin. Nunmehr hat aber, wie Graf Hertling am 25. Febr. im Reichstag mitteilte, die Petersburger Regierung unsere in Form eines Ultimatums gestellten Friedensbedingungen angenommen und Vertreter zu weiteren Verhandlungen nach Brest-Litowsk gesandt.

Das wirre und lange Völkerringen hat schon eine bunte Menge von Spielarten der Kriegführung gezeitigt. Der neueste Vorstoß im Osten hat wieder seine Eigenheiten. Viel Strapazen, aber wenig Widerstand, da das russische Heer keine Kampfkraft mehr hat; die Hauptlast bilden die weiten Märsche auf schwierigen, vereisten Wegen. Keine Hemmnisse seitens der Bevölkerung; statt des Heckenkrieges, mit dem wir im Westen viel Aerger gehabt, finden unsere Soldaten dort zumeist einen freundlichen Empfang als die ersehnten Befreier von der Tyrannei und Anarchie. Erfreulicherweise kostet der Vorstoß wenig Blut, aber er bringt uns sehr wertvolles Gut. Daß wir zu den anderthalb Millionen russischer Gefangenen noch einige Zehntausende dazu erhalten, ist freilich ein zweifelhafter Gewinn; aber die Beute von mehreren tausend Geschützen, vielen Tausenden von Wagen, zum Teil gefüllten, und sonstigem, vorläufig ungezähltem Kriegsmaterial bildet eine schätzbare Beihilfe für unsere weiteren militärischen Aufgaben. Die reiche Beute bestätigt, daß die russische Wehrkraft nicht aus Mangel an äußerem Kriegsbedarf zusammengebrochen ist, sondern durch die innere Zerrüttung. Im Bürgerkrieg ihre Roheit und Habgier austoben zu lassen, das behagt noch dieser verrotteten Soldateska; aber zu einem ernsten Widerstand gegen eine reguläre Armee langt es nicht mehr.

Alles in allem genommen, ist es gar nicht zu beklagen, daß der hinterlistige Trotzki den ersten Friedensversuch hat scheitern lassen. Das Entgegenkommen, das wir damals den Petersburgern erwiesen, würde sich bei gesteigertem Selbstbewußtsein und unbehinderter Bewegungsfreiheit dieser rücksichtslosen Fanatiker schlecht gelohnt haben. Die Gerüchte, daß die Bolschewikiherrschaft gestürzt sei, haben sich freilich noch nicht bestätigt; aber erschüttert ist sie doch. Der Funkspruch, der um Frieden bat, war ein demütiger Notschrei. Hinter demselben steckt freilich noch die Hoffnung, daß man nach Errettung aus der augenblicklichen Bedrängnis doch noch die Tyrannei im eigenen Lande und die revolutionäre Wühlerei in den Nachbarländern werde fortsetzen können. Aber Trotzki oder sein Nachfolger werden doch mit gesenktem Haupte nach Brest zurückkehren müssen, und unsere Vertreter können nunmehr den Ton, den General Hoffmann einmal ausnahmsweise anschlug, zur regulären Geschäftssprache machen. Wir fordern einfach, was wir nach den gemachten Erfahrungen für unsere Interessen und für den Schutz der Randvölker brauchen; wenn die Petersburger sich sträuben, so können sie wieder heimfahren. Dann besorgen wir ohne sie und gegen sie den Schutz der Ukraine und unseres sonstigen Interessengebiets.

Der Reichstag hat nach eingehender Beratung im Ausschuß und im Plenum dem Vertrage mit der Ukraine seine verfassungsmäßige Genehmigung erteilt. Mit Genugtuung über diese primula pacis, aber ohne überschwengliche Hoffnungen auf den sofortigen Zustrom von Massen an Lebensmitteln und Rohstoffen. Viel schwungvoller wurde in Oesterreich dieser „Brotfrieden" gefeiert. In der Tat wird Oesterreich die Vorteile von dem Verkehr mit der Ukraine aus erster Hand schöpfen. Um so befremdlicher ist es, wenn neuerdings in Oesterreich, nicht allein aus den wegen Cholm verärgerten Polenkreisen, sondern auch sonst sich unfreundliche Stimmen erheben, die gegen Deutschland Mißstimmung bekunden oder Mißtrauen erwecken wollen. Als

ob wir nicht in all' den Schicksalsjahren seit der Mordtat von Serajewo, in den Kämpfen um Galizien, die Bukowina und Siebenbürgen, in dem gemeinsamen Vorstoß am Isonzo zur Sicherung von Triest, sowie in dem ersten Friedensvertrage mit der Ukraine tatsächlich bewiesen hätten, daß uns die Interessen des verbündeten Reiches mindestens ebensosehr am Herzen liegen, wie die eigenen. Hoffentlich wird der Besuch des Kaisers Karl im deutschen Hauptquartier dazu beitragen, daß alle Wolken verscheucht werden, die einen Schatten auf die Solidarität beider Reiche werfen könnten.

Das Aufbrausen der polnischen Volksseele wegen der Cholmer Frage ist ja für die innere Politik Oesterreichs empfindlicher, als für die unserige, obschon die polnische Fraktion im Deutschen Reichstag auch eine wilde Kampfrede gehalten hat, an der nur die Sozialisten Freude haben konnten. Durch einen Zusatz zu dem Vertrag mit der Ukraine ist ja dafür gesorgt, daß die Cholmer Grenze schließlich so gezogen wird, wie es die ethnographischen Verhältnisse verlangen. Wenn das Königreich Polen die Bezirke erhält, wo die polnische Nationalität überwiegt, so müssen die Polen sich beruhigen. Wenn nicht, so wäre das ein schlimmes Zeichen von Mangel an realpolitischem Verständnis und gutem Willen.

Die weiteren Parlamentsverhandlungen.

Die große Aussprache im Reichstag über die hohe und die niedere Politik hat am Montag begonnen; das Fazit kann erst in der nächsten Nummer gezogen worden.

Die „Unabhängigen" versuchten ein Stück vorwegzunehmen, indem sie den Antrag auf Haftentlassung des vom Kriegsgericht wegen einer Streikrede verurteilten Abg. Dittman stellten, um bei der Gelegenheit durch Kraftworte ihre Niederlage zu bemänteln. Der Reichstag lehnte gegen die Sozialdemokraten und Polen den Antrag ab, da sein Recht zum Eingriff in den Strafvollzug mindestens zweifelhaft ist und da er auch gar nicht die Absicht hat, zugunsten eines derartigen Verbrechens am kämpfenden Vaterland einzugreifen. Die Verhandlung ergab eine scharfe Verurteilung des Streikversuchs. Nebenbei eine neue Verirrung der polnischen „Politiker".

Eine gewisse Erregung verursachte der Mehrheitsbeschluß des preußischen Wahlrechtsausschusses, das gleiche Wahlrecht durch Zusatzstimmen nach Alter, Familienstand, Betrieb, Besitz und Bildung zu „verbessern". Die Regierung erklärte jeden Vorzug, der irgendwie mit dem Vermögen zusammenhängt (auch für die höhere Schulbildung) für durchaus unannehmbar, die Auszeichnung der Fünfzigjährigen und der dreifachen Familienväter für unzweckmäßig und gefährlich. Die Schuld an diesem verfehlten Beschluß tragen die uneinigen Nationalliberalen. Zu Besorgnissen liegt noch kein Anlaß vor, da im Ausschuß noch eine zweite Lesung und dann im Plenum noch zwei Lesungen nachkommen, so daß der Fehlgriff noch rückgängig gemacht werden kann. Das gleiche Wahlrecht ist nun einmal verheißen, und daran kann man weder durch einen Frontangriff noch auf Umwegen vorbeikommen.

* * *

Die Goldene Hochzeit des bayerischen Königspaares wurde in dem durch die Zeitverhältnisse wie durch den Willen des Jubelpaares bedingten einfachen Rahmen als wahres Familienfest in ganz Bayern gefeiert und darüber hinaus im Deutschen Reiche und dem verbündeten und befreundeten Auslande mit herzlichen Sympathien begleitet. Das vornehmste Zeichen der letzteren war der spontane Gratulationsbesuch des Kaisers in München. Die Feier in der bayerischen Hauptstadt, welche ihre Glanzpunkte hatte in der Landeshuldigung in der Residenz, der Volksovation auf dem Max-Joseph-Platz, der kirchlichen Feier im Dome und in der Festvorstellung im Hoftheater, war ein Beweis dafür, daß, wie König Ludwig in seiner Antwort auf die Ansprache des Präsidenten der Reichsratskammer, Fürsten Fugger-Glött, bei der Landeshuldigung mit Recht sagen durfte, des Königspaares „nie erlahmende Fürsorge für das Wohl, Blühen und Gedeihen Unseres heißgeliebten Volkes verständnisvoller Aufnahme begegnet ist, und daß das Wort „Treue um Treue" in guten und in ernsten Tagen im Bayernlande seine Geltung bewahrt hat." Diese Treue fand ihren edlen, zeitgemäßen Ausdruck in den reichen Stiftungen im Gesamtbetrag von rund 10 Millionen Mark aus allen Schichten, Kreisen und Ständen, welche das geistige und körperliche Wohl der Bevölkerung, vor allem der Kinder, der Zukunft und Hoffnung des Vaterlandes, zu fördern bestimmt sind. Aus der großen Landesspende bestimmte der König 5 Millionen Mark zur Fürsorge für Säuglinge, Kleinkinder und kinderreiche Familien und 3 1/4 Millionen Mark für Ehrenzulagen für die Inhaber der Militärverdienst-Medaillen; aus eigenem Vermögen stiftete das Königspaar 500,000 Mark für Beihilfen an jährlich 50 Brautpaare zur Gründung eines Hausstands, ferner, getreu den Ueberlieferungen des Wittelsbachischen Hauses in der Pflege und Förderung der Kunst, aus Stiftungsmitteln 1'200,000 Mark als Grundstock zur Errichtung eines vornehmen Ausstellungsgebäudes für Kunst und Kunstgewerbe auf dem Gelände des Alten Botanischen Gartens.

„Das Gepräge des Wohltuns und der Nächstenliebe, das die Feier trägt, hat ihr die ganz besondere Weihe gegeben", sagte König Ludwig in seinem Dankerlaß an sein Volk und Erzbischof v. Faulhaber verdolmetschte in seiner Ansprache bei der kirchlichen Feier den geistigen Segen dieses goldenen Tages für das öffentliche Leben in der Sprache des Heiligtums. Anknüpfend an die Erneuerung des Jaworts entwickelte der Kirchenfürst eine Reihe gerade für die Jetztzeit bedeutsamer Gedanken, die in einigen Zitaten angedeutet werden mögen:

„In einer Zeit wachsender Ehescheidungen und teilweise überstürzter Kriegstrauungen, in einer Zeit, in der das Jawort heute gegeben, morgen zurückgegeben und vielfach mit dem Jawort gespielt wird, wird dieses in 50 Jahren goldecht bewährte Jawort aus Königsmund weithin im Lande in allen Häusern und Herzen widerhallen, überall, wo die Treue kein leerer Wahn und das Treuwort etwas Heiliges ist." „Die Zahl der wilden Ehen, die ohne den Segen ihrer Kirche ihr Haus oder ihre Hütte bauen wollen, ist ins Unheimliche gewachsen. Die Verwilderung des Familienlebens in den Schichten der Armut und in den Höhenschichten, die Verwilderung der Sitten und sogar der sittlichen Begriffe ist geradezu eine Zeitkrankheit geworden. Wenn nun in einer solchen Zeit ein erlauchtes Königspaar in Hochschätzung des kirchlichen Segens seinen Lebensbund zum goldenen Hochzeitstag neu einsegnen läßt, dann ist das für das öffentliche Leben ein leuchtendes Vorbild, das dem Volke den himmelhohen Unterschied zwischen der von der Kirche eingesegneten und der wilden Ehe neu zum Bewußtsein bringt. Wo aber Gottes Segen in den Häusern, da ist auch Gottes Segen im Lande. ... Alles, was heute den guten christlichen Familiengeist stärkt, ist eine Gnade Gottes. Alles, was heute zum Wiederaufbau der Familien einen Baustein liefert, ist eine vaterländische Großtat. So wird das gottgesegnete Familienleben unserer Majestäten, das heute im goldenen Lichtglanz durch die Lande leuchtet, ein Segen für Volksgemeinschaft und Vaterland." „Lauter als sonst melden sich im öffentlichen Leben Stimmen zum Worte, die den monarchischen Gedanken im Volke erschüttern und die Grenzsteine zwischen Regierung und Untertanen verrücken wollen. ... Gerade in unseren Zeiten haben die handfeste Führung, die Einheitsfront der Autorität, der vertrauensvolle Aufblick zu einem König von Gottes Gnaden ihren sieghaften Vorsprung vor der Willkür unberufener Führer und Verführer bewiesen. Die Lasten und Leiden der Zeit liegen schwer auf der Schulter unseres Volkes, die Löwenlast der Zeit liegt auf der Schulter unserer Fürsten. Die Augen des Volkes sehen den Glanz der Krone, die Schwere der Krone fühlt nur, wer sie selber trägt, und jener, der die Dornenkrone trug. ... Und wer die Zeichen der Zeit erforscht und den apostolischen Freimut hat, es auszusprechen, der muß sagen: Die Gefahr, mit Volksrechten Götzendienst zu treiben, ist heute viel größer als die andere Gefahr, mit Kronrechten Götzendienst zu treiben. Das Apostelwort: „Fürchtet Gott, ehret den König", hat Gottesdienst und Königsliebe miteinander vermählt und das Lästerwort gegen die geheiligte Person des Königs zu einer Sünde vor Gott gestempelt."

So möge denn der geistige und materielle Segen dieser Jubelfeier fruchtbar werden allüberall im Land.

Auch das Nachbarland Württemberg hatte sein Königsjubiläum, den

siebzigsten Geburtstag des Königs Wilhelm II.

Wie in Bayern, so verbindet auch im Lande weiland Eberhards im Bart ein inniges Band von Liebe und Treue Volk und Fürstenhaus. Und Wilhelm II. hat — das zeigte sich vor allem bei seinem 25jährigen Regierungsjubiläum vor 1 1/2 Jahren — durch seine das geistige und materielle Wohl seiner Landeskinder fördernde fürsorgliche Regierung wie durch seine gewinnende Persönlichkeit sich echte Volkstümlichkeit begründet. Das Schwabenland ist unter ihm zu wirtschaftlicher und namentlich zu künstlerischer und wissenschaftlicher Blüte gelangt.

Zu gleicher Zeit riß in die Reihen der deutschen Bundesfürsten eine Lücke der tragische Tod des noch nicht ganz 36jährigen Großherzogs Adolf Friedrich VI. von Mecklenburg-Strelitz. Da er der letzte männliche deutsche Sproß seines Hauses ist, dürfte sein Tod die Vereinigung der beiden mecklenburger Großherzogtümer in der Schweriner Linie zur Folge haben.

Das Geheimnis der Papstklausel im Londoner Vertrag.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Die Lage, welche durch den auf Italiens Veranlassung abgeschlossenen Londoner Vertrag vom 26. April 1915 dem Papste bereitet wurde, hat in diesen Tagen den Gegenstand eingehender Debatten im englischen und italienischen Parlamente gebildet. Jüngst haben die dem ehemaligen sog. Trust angehörenden Blätter eine kleine Notiz gebracht, daß, nachdem nunmehr auch Belgien auf die Friedensnote des Papstes geantwortet habe, von allen Ententemächten Antworten eingetroffen seien mit Ausnahme Englands, Frankreichs, Italiens und Rußlands, also jener Mächte, welche damals das Londoner Abkommen unterzeichnet hatten. Darin hatten sie sich verpflichtet, „den Hl. Stuhl zu hindern, irgendwelche diplomatischen für die Erreichung eines Friedensschlusses oder die Regelung von mit dem gegenwärtigen Kriege zusammenhängenden Fragen geeigneten Schritte zu unternehmen." Kein vernünftiger Mensch wird wohl zweifeln, daß eben in jener Nichtbeantwortung die Einhaltung der eingegangenen Verpflichtung bestand. Dieser Meinung ist auch der Erzbischof von Westminster, Kardinal Bourne, der am 10. Februar in einer Predigt der Vermutung Ausdruck gab, die Verbündeten hätten sich wohl durch den mit Italien eingegangenen Vertrag gebunden erachtet.

In der Sitzung des englischen Unterhauses vom 14. Februar nun brachte der irische Abgeordnete Mac Kean die Sache zur Sprache und veranlaßte den Lord Cecil, sich nochmals dazu zu äußern, nachdem derselbe bereits anfangs Dezember auf eine Anfrage des Dep. King die Existenz einer Papstklausel zugegeben hatte. Cecil scheint dem Berichte nach mit einer rührenden Treuherzigkeit gesprochen zu haben. Er „bewies" nach der Londoner Korrespondenz des „Corriere della Sera", daß zwischen der Papstklausel des Geheimvertrages und der unterbliebenen Antwort der Verbündeten auf die Vorschläge des Papstes keinerlei Beziehung bestehe; „weder die Klausel selbst, noch das Verhalten der Verbündeten gegenüber den Vorschlägen des Papstes ist von irgendeinem Gefühle der Feindseligkeit der Regierung gegen den Vatikan oder von irgendeiner weniger achtungsvollen Absicht gegenüber dem Papste oder der katholischen Religion diktiert."

Auch angenommen, daß die erwähnte Beziehung wirklich fehlt, so ist die Nichtbeantwortung der Note dann doch eine Unhöflichkeit, ja Ungezogenheit, die erst recht jeder Veranlassung entbehrt und dadurch nur um so schlimmer wird. Sie stellt unter diesen Umständen an und für sich schon den Ausdruck einer „weniger achtungsvollen Absicht gegenüber dem Papste" dar, ebenso wie die Unterzeichnung des den Art. 15 enthaltenden Londoner Abkommens durch die englische Regierung unbestreitbar einen „Akt der Feindseligkeit gegen den Vatikan" darstellte. Welchen Wert hat es, wenn Lord Cecil dann weiterfährt, „die Regierung gibt diese Erklärung mit vollkommener Aufrichtigkeit ab"? Er beweist damit nur, daß er annimmt, es lägen Gründe zu Zweifeln an dieser Aufrichtigkeit vor.

„Uebrigens antwortete die Regierung Großbritanniens mit aller Willfährlichkeit, indem sie sagte, der König habe die Vorschläge des Papstes erhalten, schätze aufs aufrichtigste die edlen Gesinnungen Sr. Heiligkeit und habe die Regierung beauftragt, die Vorschläge mit der größten Aufmerksamkeit zu prüfen." Worte, nichts als Worte also, eine einfache Empfangsbestätigung auf mündlichem Wege, durch den Gesandten beim Vatikan ausgedrückt. Und das Ergebnis der „mit größter Aufmerksamkeit durchgeführten Prüfung"? Bis heute steht es noch aus.

„Am 29. August sandte Präsident Wilson an den Vatikan eine erschöpfende Antwort und die englische Regierung hielt es daher für nutzlos, irgend etwas den Erklärungen des Präsidenten der Vereinigten Staaten hinzuzufügen; es war dies der einzige Grund, aus dem sie keine weitere Antwort formulierte." Sehr bequem! Weil auf eine an die Vereinigten Staaten gerichtete Note diplomatischer Natur diese durch ihren Präsidenten antworteten, hielt es die Regierung Großbritanniens für unnütz, auf eine an sie selbst gerichtete diplomatische Note zu erwidern! Eine feine Logik! Ein netter diplomatischer Brauch, der prachtvolle Aussichten für die Zukunft eröffnet! Oder hielt man es in London für selbstverständlich, daß Wilson gewissermaßen de facto als der Vormund Englands in dessen Namen ohne besonderen Auftrag dessen diplomatische Geschäfte besorgt? Ist etwa nicht die Beantwortung einer Note für eine Regierung, die noch Wert auf Dokumentierung ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit legt, mehr noch ein Recht, als eine Pflicht? Weshalb hat die englische Regierung nicht wenigstens erwidert, sie schließe sich dem Vorredner Wilson an? Das wäre dann wenigstens eine Antwort gewesen.

„Aber die britische Regierung hatte niemals auch nicht den leisesten Zweifel, daß die Klausel des Abkommens für England ein Hindernis bilden könnte, zu antworten. Jene Klausel trachtet nicht, zu vermeiden, daß der Papst Verhandlungen über auf den Frieden bezügliche Fragen oder über ein den Krieg betreffendes Argument einleite." Nein, nicht im mindesten! Die unterzeichnenden Mächte, worunter an erster Stelle England, verpflichteten sich ja nur, den Hl. Stuhl zu hindern, irgendwelche diplomatischen Schritte für die Erreichung . . . eines Friedensschlusses zu unternehmen! Das ist wohl etwas ganz anderes?!

„In der Tat, jedesmal, wenn der Papst eingriff, um die Schrecknisse des Krieges zu mildern, wurde seine Note stets mit der tiefsten Achtung aufgenommen und seine wohltätige Handlungsweise hat die Erkenntlichkeit Großbritanniens wachgerufen." Stimmt vollkommen! England hat alle Noten zur Linderung der Kriegsschrecknisse und auch jene, die der Welt den Frieden bringen wollte, „mit der tiefsten Achtung aufgenommen", aber auf die Friedensnote nicht einmal eine Antwort gegeben! Das ist „die Erkenntlichkeit Großbritanniens"!

„Die Klausel des Londoner Abkommens wird anwendbar sein im Falle, daß Italien Einspruch gegen die Zulassung eines Vertreters des Papstes zur Friedenskonferenz erhebt." Dieser Satz scheint uns von ganz besonderer Bedeutung zu sein, denn er dürfte die Erklärung des Geheimnisses Sonninos bilden. Dieser hat in der Geheimsitzung der italienischen Kammer vom 12. Dezember 1917 dem ihn interpellierenden Abg. Longinotti gegenüber die Richtigkeit des veröffentlichten Wortlautes des Art. 15 bestritten und in der Sitzung vom 16. Februar neuerdings behauptet, er entspräche nicht der Wirklichkeit. Er könne, an den Vertrag gebunden, den authentischen Text nicht wiedergeben. Er wolle keineswegs der italienischen Regierung das Recht vorwegnehmen, bei einer möglichen künftigen Friedenskonferenz mitzureden, ob es zu gestatten sei oder nicht, Vertreter des Hl. Stuhles zuzulassen.

Demnach ergibt sich mit ziemlicher Klarheit, daß der Art. 15 nachträglich aus dem Gesamtvertrage herausgehoben und zum Gegenstand eines gesonderten Vertrages gemacht und dahin abgeändert wurde, daß bezüglich der Zulassung eines Vertreters des Papstes zur Friedenskonferenz für England, Frankreich und Rußland das Veto Italiens maßgebend sein solle. Somit konnte der Unterstaatssekretär Borsarelli erklären, daß im Londoner Abkommen die Papstklausel nicht enthalten sei. Die Nichtbeantwortung der Friedensnote als Ergebnis eines gemeinsamen Beschlusses läßt die Vermutung zu, daß dieser gegen den Vatikan gerichtete Sondervertrag zwischen August und Dezember 1917 zustandekam und daß die neue Fassung bezüglich der gemeinsamen Behandlung vom Vatikan ausgehender Schritte ein Vetorecht Italiens vorsieht, das bei der Friedensnote bereits in Wirksamkeit trat.

Wahrscheinlich soll diese neue Fassung für Italien auch eine Waffe gegen den Vatikan sein, um diesen während des Krieges dauernd in Schach zu halten. Um nun ja jeden Zweifel zu beseitigen, schloß Lord Cecil: „In Erwägung, daß am Friedenskongreß nur die kriegführenden Mächte teilnehmen werden, wäre der Einspruch irgend einer dieser Mächte gegen die Teilnahme eines Vertreters des Vatikans notwendigerweise berechtigt, auch wenn keine besondere Vereinbarung in dieser Hinsicht unter den Verbündeten bestände." Hier wird also erklärt, daß alle an der Konferenz teilnehmenden Mächte sich dem Sonderwunsche einer einzelnen eo ipso und unter allen Umständen zu beugen haben, wenn es gilt, den Vertreter des Papstes auszuschließen. Daß schließlich, wenn das Wunder geschähe und Italien im Gegensatze zu seinem Vorgehen bei der Haager Konferenz, im Gegensatze zu seinem Widerstreben hinsichtlich der Lösung der römischen Frage und im Gegensatze zu seinen historisch papstfeindlichen Instinkten von dem ihm, wohlgemerkt nur von seinen eigenen Verbündeten, zuerkannten „Rechte" nicht Gebrauch machte, ein anderer, nämlich Frankreich es ablehnen würde, sich an einem Tische mit dem Vertreter des Papstes niederzulassen, ist kaum zu bezweifeln. Lord Cecil und Genossen haben aber nur eine

Kleinigkeit übersehen, nämlich ob sie es sein werden, die allein am grünen Tische der Friedenskonferenz die Rechte zu vergeben haben und ob der Vierbund sich Vorschriften von ihnen machen lassen werde. Die Kriegslage berechtigt eher zu der gegenteiligen Annahme und deswegen ist die Geheimklausel des Londoner Abkommens oder, wenn man will, das Sonderabkommen gegen den Papst ein Stück Papier, dessen praktische Wirkung für den Fall des Friedenskongresses mindestens zweifelhaft ist.

Beiträge zur finanziellen Gesundung Deutschlands.

Von Hauptmann a. D. Hartwig Schubart, Salenstein (Thurgau).

Private Nachrichten aus Deutschland lassen mich erkennen, daß auch in industriellen Kreisen immer mehr die Erkenntnis durchbricht, wie die Kriegsfinanzierung Helfferichs ungesunde Zustände geschaffen hat. Zu ihrer Ueberwindung sind ja auch bereits Vorschläge verschiedenster Art vorgelegt worden, von der Produktionsvermehrung, die Walther Rathenau wünscht, bis zur teilweisen Vermögenskonfiskation, die Professor Jastrow befürwortet[1]). Rathenau läßt sich ganz kurz entgegnen, daß er viel zu wenig mit dem Verlust der Märkte rechnet, die eben auch dann, wenn die Kämpfe nicht in einen Wirtschaftskrieg ausarten, sich an andere Bezugsquellen gewöhnt haben und erst langsam sich wieder dem deutschen Exporteur öffnen werden, mit Ausnahme weniger Ausnahmeartikel, die aber die allgemeine Lage nicht ändern können. Beispielsweise hat nach den Commerce-Reports vom 15. August und 19. Oktober 1917 der Farbstoffexport der Vereinigten Staaten während der Monate bis Juli sich von 1270251 1915 über 4064443 1916 auf 8431598 1917 gesteigert. Es bedeutet diese Steigerung für die deutsche Farbmittelindustrie eine größere Gefahr als der neulich gemeldete Diebstahl der Herstellungsmethoden. Die Produktionsvermehrung kann nur dann eine wirksame Hilfe sein, wenn die Märkte wieder offen stehen; zu ihrer Eroberung hilft sie verhältnismäßig weniger, als etwa Qualitätsproduktion, dagegen ist sie geeignet, ein ausgesprochenes Helotentum der Arbeit zu erzeugen. Soweit ich die Ausführungen Jastrows nach einem, wenn auch eingehenden, Referat beurteilen kann, scheint mir seine Methode zu einseitig zu sein und zu wenig zu differenzieren.

Eine so akute Krankheit, wie die Verwässerung des Wirtschaftskörpers mit Geldsurrogaten ohne wirtschaftliche Gegenwerte, die aber Verzinsung erfordern, verlangt eine Behandlung des Gesamtorganismus, wobei die schwachen Stellen desselben möglichst zu schonen sind. Dies führt von selbst dazu, daß man Kriegsgewinne höher faßt, als Anfangsvermögen, die bereits bei Kriegsbeginn in ihrer jetzigen Höhe bestanden, daß man physischen Personen anders begegnet, als juristischen, daß man Familien anders faßt als Einzelpersonen, und daß man endlich sogar in der Art der Zahlung Modifikationen einführt, ferner, daß man sowohl mit einmaligen Abgaben, wie mit dauernden Steuern und mit den von mir neulich (Nr. 2) empfohlenen Verbrauchsbeschränkungen ganz gleichmäßig neben Produktionserhöhungen wird arbeiten müssen.

Wenn ich zunächst mit den juristischen Personen anfange, so ist der Grund derjenige, daß die gegen sie ergriffenen Maßregeln den Kurs der Papiere beeinflussen und so bereits auf die einzelnen Aktienbesitzer einwirken, so daß die Maßnahmen gegen die Einzelpersonen in ihrer Intensität nicht unwesentlich beeinflußt werden. Bei den juristischen Personen wird zunächst nach dem Gründungsjahr zu fragen sein. Bei Gründungen vor dem Krieg dürfte die Friedensdividende der letzten drei Friedensjahre im Durchschnitt maßgebend bleiben, eventuell diejenige des letzten Friedensjahres, doch sollte ganz allgemein eine Dividende von 8 % als normal zu erachten sein. Bei den Abschreibungen ist in weitherziger Weise den gefährdeten Posten und der Materialauffrischung Rechnung zu tragen, dann aber würde die Quote des Reingewinnes, die über die errechnete Friedensdividende, bzw. über 8 % des Kapitals erzielt wird, ohne weiteres dem Staat anzufallen haben. Bei Kriegsgründungen ist damit zu rechnen, daß diese Werke an sich zu großem Teil bei Friedensschluß einen schwierigeren Stand haben werden, sodaß als Grenze der Dividende wohl 10 % gelten könnten. Damit nun von Anfang an eine gewisse Aufsicht über den Betrieb vorhanden wäre, dürfte es sich empfehlen, den Betrieben mit mindestens einer Million Aktienkapital die Verpflichtung aufzuerlegen, ihre Aufsichtsratssitzungen der betreffenden Steuerbehörde so frühzeitig mitzuteilen, daß ein Beauftragter an denselben Teil nehmen könnte, ebenso würde den Generalversammlungen ein staatlicher Beauftragter mit Stimme bezüglich der Dividendenfestsetzung beizuwohnen haben, dem dann etwa eine Stimmgeltung in Höhe von 1/4 bis 1/2 des Aktienkapitals zuzubilligen wäre. Die gleiche Praxis wäre natürlich bei den Bankgesellschaften einzuführen. Beizubehalten wäre diese Partizipation des Staates an den Dividenden der juristischen Personen bis zur endgültigen Tilgung der Kriegsanleihen.

Wenn diese Maßnahme sofort eingeführt würde, so würde der Kurs der Aktien eine zum Teil nicht unerhebliche Reduktion erfahren und das Volksvermögen scheinbar verringert — scheinbar nur, weil in Wirklichkeit nur eine Verschiebung stattfände zu Gunsten des Staates und damit der Allgemeinheit. Aber das Vermögen mancher Einzelperson wäre beeinträchtigt, und so werden sich die vorzuschlagenden Maßnahmen gegen die physischen Personen erst durchführen lassen nach Einführung der Abgabe der juristischen Personen. Bei den Einzelpersonen nun wird man nicht umhin können, einmalige Abgaben zu verlangen nach Art der Wehrsteuer, nur sehr viel differenzierter und zugleich sehr viel höher. Grundsatz muß zunächst sein, daß die kleineren Vermögen ganz außer Betracht bleiben, sie leiden schon genügend durch die Geldentwertung. Dann wird ein Unterschied zu machen sein, ob es sich um im Kriege erworbene, der Kriegskonjunktur verdankte Vermögen, oder um früher schon bestandene, endlich ob es sich um Einzelpersonen oder um Familien, bzw. solche mit Kindern handelt. Demnach möchte ich drei Kategorien unterscheiden, Einzelpersonen, Verheiratete ohne Kinder und Verheiratete mit Kindern und diese nach der Art des Vermögens verschieden behandeln. Ich käme also etwa auf folgendes Schema:

I. Von dem Ursprungsvermögen (vor dem Krieg vorhanden) ist zu zahlen a) von Einzelpersonen: bis ℳ 200,000 nichts, von ℳ 200 000 bis 300,000 10 %, von ℳ 300,000 bis 500,000 25 %, von ℳ 500,000 bis 1'000,000 50 % und über ℳ 1'000,000 75 %; b) von Verheirateten ohne Kinder: unter ℳ 300,000 nichts, von ℳ 300 000 bis 400,000 10 %, von ℳ 400,000 bis 600,000 25 %, von ℳ 600,000 bis 1'200,000 50 % und über ℳ 1'200,000 75 %; c) von Verheirateten mit Kindern: unter ℳ 400,000 nichts, von ℳ 400,000 bis 500,000 10 %, von ℳ 500,000 bis 800,000 25 %, von ℳ 800,000 bis 1'400,000 50 %, über ℳ 1'400,000 75 %.

II. Von dem Kriegsgewinn wären zu zahlen: a) von Einzelpersonen von ℳ 100 000 bis 200,000 10 %, von ℳ 200,000 bis 400,000 25 %, von ℳ 400,000 bis 800 000 50 %, über ℳ 800,000 75 %; b) von Verheirateten ohne Familie von ℳ 200,000 bis 300,000 10 %, von ℳ 300,000 bis 500,000 25 %, von ℳ 500,000 bis 1'000 000 50 %; über ℳ 1'000,000 75 %; c) von Verheirateten mit Familie von ℳ 300 000 bis 400,000 10 %, von ℳ 400,000 bis 800,000 25 %, von ℳ 800,000 bis 1'200,000 50 %, über ℳ 1'200,000 75 %.

Um zu erläutern, würde also ein kinderloser Verheirateter mit ℳ 500,000 Vermögen vor dem Krieg und ℳ 300,000 Kriegsgewinn, zusammen also ℳ 800 000 Vermögen, zu zahlen haben: von ℳ 400 000 nach I b) 10 % = ℳ 40,000, von ℳ 100,000 nach I b) 25 % = ℳ 25 000, von ℳ 300,000 nach II b) 50 % = ℳ 150,000, zusammen ℳ 215,000. Es blieben ihm also noch ℳ 585 000 Vermögen.[2])

Das wären gewiß harte Abgaben, aber keine unmöglichen. Immerhin erfordern solche Zahlungen auch besonderen Zahlungsmodus, der im Einklang mit der Vermögensberechnung zu regeln wäre. Hierfür darf folgendes vorgeschlagen werden: Bei Vermögensanlage in mobiler Form, also in Staats- und anderen Anleihen, in Aktien und anderen Teilhaberpapieren wäre der Kurs zur Berechnung maßgebend. Wo eine Börsennotierung fehlt, wäre das Kapital bei Industrie- und Handelsanlagen auf Grund einer 8 bzw. 10 % igen Dividende zu errechnen, entsprechend den Ausführungen über juristische Personen. Für Auslandswerte wäre gleiche Berechnung zugrunde zu legen unter weiterer Annahme der Paritätsvaluta. Bei Anrechnung von Hypotheken wäre natürlich auf ihre Rangierung im Grundbuch eingehende Rücksicht zu nehmen. Bei Grundbesitz wird zu unterscheiden sein zwischen städtischem und Landbesitz. Die Teuerungsverhältnisse lassen es bei der immer schwerer zu ersetzenden Abnutzung angezeigt erscheinen, für städtische Grundstücke nicht mehr die bisherige Verzinsung zu 6 %, sondern eine solche zu 8 % der Wertberechnung zugrunde zu legen, bei ländlichen Grundstücken wird ihre Lage zur nächsten Stadt mitsprechen. So werden für Besitz bis etwa 3 Kilometer von einer Stadt 6 % genügen, zumal solche Grundstücke schnell im Wert steigen werden, weiter entfernte dürften auch auf 8 % Anspruch erheben können, zumal ihre Entfernung wieder Kosten verursacht. Des weiteren muß ein für allemal der Grundsatz bestehen, das die einmaligen Abgaben nicht nur in barem Gelde entrichtet werden können, sondern in beliebigen Vermögensteilen, so etwa in Beteiligungsübertragung in einem Unternehmen, oder in hypothekarischer Eintragung auf einen Grundbesitz. Dadurch kann für den Fiskus allerdings eine gewisse Verwaltungslast erwachsen, ebenso aber auch die Möglichkeit, diese Beteiligungen auszunutzen zur Verwirklichung wirtschaftlicher Betätigung auch des Staates als Unternehmers.

Diese Vorschläge werden vielen Besitzenden sehr hart vorkommen; sie sind auch hart, aber nur Radikalmittel helfen, und auch der Reichste ist nur dann geschützt, wenn der staatliche Rahmen, in welchem er sein Vermögen erbaut hat, unversehrt

[1]) Gut und Blut fürs Vaterland, Berlin 1917, Verlag G. Reimer.

[2]) Unter gleichen Verhältnissen würde ein Unverheirateter ℳ 230,000, ein Vater von Kindern nur ℳ 85,000 zu zahlen haben.

erhalten bleibt. Gewiß, wenn ein Milliardär — solche gibt es ja jetzt auch in Deutschland — drei Viertel seines Vermögens opfern soll, so wird er nie wieder über Milliarden verfügen können, aber die restierenden 250 Millionen dürften ihm und allen seinen Nachkommen noch immer Verhältnisse bieten, die außergewöhnlich gut sind, diese aber dann als sichere nach innen wie nach außen.

Zu verwenden wären diese Einnahmen in erster Linie, soweit sie als bare Werte eingingen, zur Ablösung der Kriegsanleihen, weiter zur Erhöhung der Staatseinnahmen unter dem Gesichtspunkt einer Abstoßung bei sich bietender günstiger Gelegenheit. Hier wird etwa den Provinzialsteuerdirektoren der preußischen Verwaltung ein reiches Feld finanzieller Betätigung sich auftun.

Und doch wird sowohl diese einmalige Abgabe der physischen wie die dauerndere der juristischen Personen nicht allein zur Gesundung ausreichen. Daneben könnte etwa mein in Nr. 2 1918 gemachter Vorschlag der Verbrauchsbeschränkung nützlich sein, wenigstens eine gewisse Zeit hindurch, und endlich möchte ich auch nochmals das Augenmerk richten auf die Einführung eines nur im Inland gültigen, dort aber mit Zwangskurs ausgestatteten unverzinslichen Kriegspapiergeldes für die weiteren inländischen Kriegsausgaben.[3])

Wenn es dann noch gelingt, der nationalen Arbeit wieder den Auslandsmarkt voll zu erschließen, dann werden die finanzpolitischen Schwierigkeiten von Deutschland überwunden werden.

[3]) Das Nähere darüber habe ich in der Nr. 125 vom 16. März 1917 der „Augsburger Postzeitung" ausgeführt.

Gymnasium und Jugendpflege.

Von P. Xaverius Picht, O.F.M., Ehrenstein.

Geistl. Rat Professor Dr. Hoffmann hat in Nr. 47, 48 und 50 des letzten Jahrganges der „Allgemeinen Rundschau" in seinen Untersuchungen über die kirchliche Entfremdung der Gebildeten unserer Tage auch auf die Mängel und Hindernisse hingewiesen, die an unseren Gymnasien in bezug auf religiöse Beeinflussung und Belehrung bestehen. Es sei mir hier gestattet, diesen Ausführungen einiges hinzuzufügen.

Der tiefste Grund der kirchlichen Entfremdung unserer Gebildeten liegt mit einem Worte gesagt im Mangel an geeigneter Jugendpflege. Sehr richtig bemerkt Professor Hoffmann: „Die Pflicht der Eltern zur Erziehung ihrer Kinder geht teilweise über an die Schule, bei den Studierenden im entscheidenden Alter, nämlich mit Beginn der Pubertätsentwicklung, an die höheren Lehranstalten. Auch die letzteren sollen nach dem Willen der Schulbehörden Erziehungsschulen sein. Solche sind sie indes nur mehr in geringem Grade; sie unterrichten einzig." Nun stelle man einmal einen Vergleich an unter den Volksschülern und den Gymnasiasten der Unterklassen. Da fällt dem Beobachter ein merklicher Unterschied auf. Der erstere grüßt den Priester, der letztere hält das vielfach nicht mehr für nötig. Der eine ist noch ein Kind, unschuldig und harmlos, der andere ein Gernegroß und vielleicht noch mehr. Mir liegt jede Uebertreibung fern, aber ich glaube bestimmt, daß eine Statistik der Sittlichkeit unter Knaben zuungunsten der studierenden ausfallen würde. Man vergleiche ferner die Studierenden der Mittel- und Oberklassen mit unseren Lehrlingen, Gesellen, jungen Arbeitern. Die letzteren haben im allgemeinen mehr Ernst, mehr Arbeitsfreudigkeit, mehr Religion, mehr Tugend als die ersteren. Wirkt nicht das großtuerische, schnöselhafte Benehmen der studierenden Jugend oft geradezu abstoßend?

Wo liegt der Grund dieses Unterschiedes? Im Mangel an Jugendpflege. Die höhere Lehranstalt „unterrichtet einzig." Das ist der Fehler.

Wieviel ist nicht in den letzten Jahren und Jahrzehnten geschehen für die gewerbliche Jugend! Auf unzähligen Tagungen, Konferenzen, in eigenen Jugendpflegekursen wurden wertvolle Richtlinien aufgestellt und Beschlüsse gefaßt zur religiös-sittlichen Hebung der arbeitenden Jugend. Und unsere Gymnasiasten? Ich weiß es, daß eine religiöse Beeinflussung und tief innerliche Erfassung hier weit größeren Schwierigkeiten begegnet. Doch sie sind nicht unüberwindlich. Die Hauptschwierigkeit liegt wohl in dem Verbot der Teilnahme an Vereinen. Früher haben die Marianischen Kongregationen innerlich viel Segen gestiftet unter der studierenden Jugend. Der Kulturkampf hat hier wie in so manchen anderen Fällen zerstörend gewirkt. Der Krieg hat uns so manche Aenderung gebracht, sollten nicht auch hier Schritte von berufener Seite unternommen werden können?

Doch abgesehen davon kann man auch unter den Gymnasiasten Jugendpflege treiben. Das „unterrichten" allein genügt eben nicht. Wenn der Gymnasiast in seinem Religionslehrer nur einen Philologen erblickt wie in jedem anderen Professor, wenn die Religion als ein Unterrichtsfach gilt wie alle andern, dann ist es nicht zu verwundern, wenn ein tieferes religiöses Erleben und Begeistertwerden ausgeschlossen bleibt. Es ist wahr, unsere katholischen Religionslehrer haben meistens eine Unsumme von Arbeit zu bewältigen, zumal wenn sie Berufsphilologen sind. Trotzdem meine ich, müßte sich Zeit gewinnen lassen, dem Knaben und Jüngling auch außer der Schule näherzutreten, vor allem sein Vertrauen zu gewinnen. Gerade das Letztere ist so ungemein wichtig. In jedem Jungen von 16 bis 20 Jahren gärt es, er sucht, sucht nach einem Weg, nach einem Ventil, durch das seine Jugendkraft ungestüm Auslaß begehrt; er ist zu begeistern für Hohes und Edles, aber ebenso leicht hinabzuziehen in die Niederungen der Sünde und des Lasters. Wehe, wenn ihn die rechte Hand da nicht frühzeitig erfaßt. Diese Hand aber soll der Religionslehrer nach ihm ausstrecken. Mit der Uebersiedelung zum Gymnasium verliert der Pfarrer den Jungen meist aus dem Auge. Der Religionslehrer ist jetzt sein Seelsorger im eigentlichen Sinne des Wortes. Seelsorge fordert aber mehr als einen bloßen Unterricht, Seelsorge ist religiöse Beeinflussung, ist der volle Einsatz der Persönlichkeit für die anvertraute Seele. Der katholische Religionslehrer muß eine Persönlichkeit sein, die dem Gymnasiasten imponiert und zugleich sein volles Vertrauen besitzt. Dieses Vertrauen muß sich der Religionslehrer sichern unter allen Umständen. Der Junge muß ihm alles sagen können. So nur hat jener ihn in der Hand.

Es wäre ja sehr zu begrüßen, wenn wir unter der studierenden Jugend Organisationen schaffen könnten wie unter der gewerblichen. Leider ist das fast unmöglich. Jedoch lassen sich bei gutem Willen immerhin Mittel und Wege finden, um das Fehlende zu ersetzen. Ist der Religionslehrer außerstande, in der angegebenen Weise auf seine Schüler einzuwirken, so ziehe er einen anderen Priester zur Hilfeleistung heran entweder aus dem Säkular- oder Regularklerus. Dieser gründe einen freien Zirkel katholischer Gymnasiasten. Ist er der rechte Mann — und nur ein solcher darf die Sache in die Hand nehmen —, dann wird er bald Erfolg haben und sehen, wie die Jungen in immer größerer Zahl sich ihm anschließen. In den Zirkeln können Vorträge gehalten, kleine Diskussionen veranstaltet werden usw. Es sei aber das ganze Zusammenkommen ungezwungen. Nicht der Zwang, sondern die Persönlichkeit des Priesters muß hier alles tun. In verschiedenen Großstädten hat man bereits solche Zirkel gegründet und mit bestem Erfolg (z. B. in Düsseldorf). Kommt dann ein wirklich gründlicher, Verstand und Herz erfassender Religionsunterricht hinzu, so wird der Gymnasiast nicht so leicht auf falsche Bahn geraten. Die Jungen wissen bald, wer es gut mit ihnen meint. Ich erinnere mich da an die Exerzitien, die ich vor 2 Jahren in Köln für die dortigen Gymnasiasten hielt. Selten habe ich als Priester so viel Freude erlebt wie damals. Faßt man die Jungen in der rechten Weise an, so kann man alles bei ihnen erreichen.

Noch einen Punkt möchte ich erwähnen: die Sonntagspredigt. Diese fällt zumeist dem Religionslehrer zu. Wo es ihm aber bei der Arbeitsfülle nicht möglich wäre, sich gründlich darauf vorzubereiten, da suche er doch vor allem einen guten Ersatzmann. Lieber gar nicht predigen, als schlecht vorbereitet, besonders hier. Unsere studierende Jugend ist nun einmal kritisch veranlagt. Wo das Wort Gottes gar ihren Spott herausfordert oder wenigstens eine gewisse Geringschätzung, da ist es auch um das religiöse Leben bald geschehen.

Unsere Religionslehrer haben eine hohe seelsorgliche Verantwortung. In ihrer Hand ruht das Schicksal unserer gebildeten katholischen Welt.

Der neue Wein.

So oft ein Tropfen Blut die Erde netzt,
Umschliesst sie mütterlich den teuren Saft;
Wo Stich und Schuss den Menschenleib zerfetzt
Und eine tötlich tiefe Wunde klafft,

Steh'n klagend wir und sehen nicht, wie jetzt
Das Leben aus dem Toten saugt die Kraft,
Wie es die Lippen auf die Wunde setzt
Und uns aus Sterben neues Leben schafft.

Wie ist die Erde wundersam durchtränkt
In diesen Tagen, die des Todes voll,
Von Lebenszielen. Fast ein jeder denkt

In einer Weise, die die Toten kränkt,
Was ihm das Leben alles bieten soll:
Berauschend wird der neue Wein verschänkt.

Dr. Joseph Lamby.

R. Fabri de Fabris — Angelika Harten.

Ein Gedenk- und Dankesgruß von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Ein stiller Mensch und eine stille Poesie, eine echt deutsche Frau und eine echt deutsche Erzähldichtung: auf dies mitsamt weist der obige literarische Doppelname, hinter dem wiederum ein ebensolcher bürgerlicher steht: Maria Schmitz-Köhler. Dessen Trägerin beging am 26. Februar ihren 60. Geburtstag. Seiner herzlich zu gedenken haben wir guten Grund, zumal die Frauenwelt und in ihr nicht zuletzt die Kinder und Jungmädchen, auf deren Festtagstischen die Bücher dieser Autorin immer besonders warm, mit heller Freude begrüßt zu werden pflegen. Doch auch die Erwachsenen schulden ihr keinen minderen Dank: im Interesse der Jugend wie im eigenen, denn auch ihnen hat diese edle, feinsinnige Frau viel Gutes und Schönes geboten.

Unter dem Zeichen des Frauengemütes, der Frauengüte stehen alle ihre Werke, hatten doch hochgebildete, gütige Eltern im kinderreichen Heim schon früh die Neigungen dieser ihrer ältesten Tochter durchaus aufs Hauptziel wahrer Weiblichkeit gerichtet. Der Vater, Gymnasialphilologe, dann Gymnasialdirektor Köhler zu Neuß am Niederrhein, später in Münstereifel, weckte und förderte in dem sinnig klugen Mädchen eine rückhaltlose, außerordentlich empfängliche Liebe zur Natur, zur Sagen- und Märchendichtung, zur Poesie überhaupt. Das poetische Talent regte sich denn auch bald und unverkennbar. Die Jahre der Berufsbildung jedoch, dann die der Lehrtätigkeit zu Aachen, endlich, seit 1882, die einer beglückenden Ehe ebendort heischten unabweisbare Pflichten. An der Seite des Gatten aber tat sich den durstigen, noch jungen Augen die wunderschöne Gotteswelt weit auf. Und daheim blühte beseligend die Liebe zu drei begabten Kindern, mit ihr, durch sie die alte, jetzt ununterdrückbare Fabulierlust: zunächst als verborgene köstliche Freude, dann, seit 1897, als mildernder, aufrichtender Witwentrost. Schon im selben Jahre erschien das erste der viel aufgelegten „Wildfang“-Bände der Jugenddichterin Angelika Harten. Zwei Jahre zuvor war bereits die Novellendichterin R. Fabri de Fabris auf den Plan getreten mit „Was die Blumen erzählen“. Von da ab folgte Band auf Band der Doppelreihe — wie lange noch, und Enkelhände werden verlangend nach der Sonne greifen, die Großmütterchen einst so reich in lockende Geschichten eingefangen hat. Doch auch den Ernst des Lebens, den gottgelegten, künden diese Bücher, am meisten, selbstverständlich, die Erzählungen, die R. Fabri de Fabris zu Sammlungen vereinigt oder in Einzelbänden veröffentlicht hat. Die Angelika Harten-Bücher zählen etwa ein Dutzend, die der R. Fabri de Fabris kaum weniger, wenn nicht mehr — wir sehen, eine reiche Betätigung eines reichen Talents. Und keine Zeile darin, die nicht ethisch gewissenhaft erwogen, keine, die nicht künstlerisch überdacht wäre. Die Frage, ob Angelika Hartens Erzählwerke für die Jungmädchenwelt die neupädagogische Abstempelung zu erringen vermöchten, schließe ich hier aus. Nur dies möchte ich betonen: daß sie alle ungemein „ziehen“ und daß viel köstliche gottinnige Lebensweisheit ohne jedweiche Aufdringlichkeit zwischen den Zeilen zu finden ist.

Volltreffer durchaus künstlerischer Wesensart sind die sämtlichen Märchenbücher dieser gewissenhaften Begabten Zeugnisse eines goldklaren, phantasiemächtigen, wundervoll durchsonnten Dichtergemüts. Tolle lege — nimm und lies! Das mag gelten für Alt und Jung, zumal bei gemeinsamer Heimlektüre, dort wo Kinder und Eltern sich noch mit Freuden „am Wichtelborn“, „im Zauberland“, „zur Sonnwendzeit“ zusammenfinden. Für gemeinsamen Genuß im Familienkreise, unter Ausschluß des kindlichen Alters, eignen sich vorzüglich R. Fabri de Fabris drei Einzelwerke „Die Goldmaria“, „Ruth Hergarten“ und „Die Wacholderleute“.

Auch im sozialen Roman hat sich unsere Autorin versucht, nicht gerade mit Glück, denn ihre besondere Begabung weist entschieden auf die Idylle, in der sie Meisterschaft zu erzielen vermag. Die zarte, aber eindringliche Psychologie ist hier einbegriffen, und wer nicht nach „Effekten“, nach starken Augenblickserregungen, sondern nach erquickender Stille, Ruhe und Harmonie bei „Miteinsicht“ in die Weltregierung verlangt, der wird hier auf seine Rechnung kommen. — Familienbesitz im oben beleuchteten Sinne verdient auch die Reihe der R. Fabri de Fabrisschen Novellen- und Skizzensammlungen zu werden. Bei entsprechender Sichtung ließe sich aus ihnen eine Schatzkammer von Kleinodien feiner künstlerischer Fassung, fraglos zuverlässiger Ethik und kluger, dichterischer, gott- und menschenliebender Weltbetrachtung zusammenstellen.

R. Fabri de Fabris wirft keine großen, weltbewegenden Probleme auf, aber sie versteht, eines der allerwichtigsten für Mensch und Menschheit mitzulösen: die Frage echten, adeligen Menschenglücks auf dem Boden unbedingter Gottzugehörigkeit. — So möge ihr noch ein langer goldener Lebensabend voll Schaffenskraft beschieden sein!



Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Teilgefechte.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

19. Februar. Am Oise-Aisne-Kanal führten Infanterieabteilungen erfolgreiche Erkundungen durch. Südöstlich von Tahure stießen badische und thüringische Kompagnien gegen die am 13. Februar in Feindeshand gebliebenen Gräben vor und brachten 125 Gefangene zurück. Der Geländegewinn wurde vor starken feindlichen Gegenangriffen wieder aufgegeben.

20. Februar. Größere Erkundungsvorstöße, die der Engländer westlich von Houthem, der Franzose bei Juvincourt und nördlich von Reims unternahm, wurden abgewiesen.

21. Februar. Stärkere französische Abteilungen griffen am Abend unsere Stellungen bei Moncel, Reclincourt und Mouaucourt an. An einzelnen Stellen drang der Feind ein. Unsere Infanterie warf ihn im Gegenstoß wiederholt hinaus und machte eine größere Anzahl Gefangener.

24. Februar. Stärkere französische Abteilungen, die über die Ailette in Chevregny einzudringen versuchten, wurden im Gegenstoß vor dem südlichen Dorfrand zurückgeworfen. Westlich von Mülhausen griffen französische Bataillone nach heftiger Feuerwirkung beiderseits des Doller an. Ihre Angriffe brachen bei Niederaspach im Gegenstoß, bei Erbrücke und Niederburnhaupt im Feuer bayerischer Truppen zusammen. 14 Gefangene blieben in unserer Hand.

Der Luftkampf im Januar.

Im Januar beträgt der Verlust der feindlichen Luftstreitkräfte an den deutschen Fronten 20 Fesselballone und 151 Flugzeuge, von denen 67 hinter unseren Linien, die übrigen jenseits der gegnerischen Stellungen erkennbar abgestürzt sind. Wir haben im Kampf 68 Flugzeuge und 4 Fesselballone verloren.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Vernichtung der feindlichen Kanal-Bewachung durch unsere Torpedoboote.

In der Nacht vom 14. zum 15. Februar griffen unsere Torpedoboote unter Führung des Korvettenkapitäns Heinecke die aus Torpedobooten, Unterseebootjägern, bewaffneten großen und kleinen Dampfern und Motorschnellbooten bestehende starke Bewachung des englischen Kanals zwischen Calais—Dover und Grisnez—Folkestone überraschend an. Ein großes Fahrzeug, anscheinend ein alter Kreuzer oder ein Spezialschiff, dem die Leitung der Kanalbewachung oblag, wurde durch Artillerietreffer in Brand geschossen und durch ein Torpedo zum Sinken gebracht. Vier zum Angriff gegen unsere Boote vorgehende Motorschnellboote wurden durch Artillerietreffer völlig zersplittert und vernichtet. Ein anscheinend älteres Torpedoboot wurde gleichfalls mit wenigen Salven in Brand geschossen und kenterte dann, ein Unterseebootjäger durch Volltreffer zum Sinken gebracht. Ferner wurde noch das Sinken von mindestens zwölf bewaffneten Fahrzeugen, sowie Treffer und starke Sprengwirkungen auf noch mindestens elf bewaffneten Fahrzeugen beobachtet, so daß mit Sicherheit anzunehmen ist, daß der größte Teil von ihnen ebenfalls sank. Nur einzelne Fahrzeuge können sich schwer beschädigt, nach Dover in Sicherheit gebracht haben. Die Menschen-

verluste beim Feinde übersteigen schätzungsweise 300. Die ganze Vernichtungsarbeit vollzog sich unmittelbar vor der englischen und französischen Küste. In der Nacht vom 15. zum 16. Februar haben abermals leichte deutsche Seestreitkräfte einen Streifzug in den östlichen Teil des Aermelkanals durchgeführt. Die bisherige umfangreiche Bewachung in der Straße von Dover—Calais und in der Linie Kap Grisnez—Folkestone war nicht mehr vorhanden. Nur vor Dover wurde ein Vorpostendampfer angetroffen und durch Geschützfeuer versenkt.

Die U-Bootbeute im Januar.

Im Monat Januar sind durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte insgesamt 632000 Brutto-Register-Tonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet worden. Damit beläuft sich das Ergebnis des ersten Jahres uneingeschränkten Unterseebootkrieges auf 9590000 Brutto-Register-Tonnen.

Hilfskreuzer „Wolf" heimgekehrt.

Laut Meldung des Admiralstabs vom 23. Februar ist der Hilfskreuzer „Wolf" nach fünfzehnmonatiger Kreuzfahrt durch den Atlantischen, Indischen und Stillen Ozean dank der hervorragenden Führung seines Kommandanten, Fregattenkapitäns Nerger, und der glänzenden Leistung seiner Besatzung glücklich und erfolggekrönt in die Heimat zurückgekehrt. Mehr als 400 Angehörige von Besatzungen versenkter Schiffe sind durch „Wolf" nach Deutschland mitgeführt worden. Außer mehreren, von bewaffneten Dampfern erbeuteten Geschützen hat „Wolf" große Mengen von wertvollen Rohstoffen, wie Gummi, Kupfer, Messing, Zink, Kakaobohnen, Kopra usw., im Werte von vielen Millionen Mark mitgebracht. Der im Februar 1917 von „Wolf" aufgebrachte und als zweiter Hilfskreuzer ausgerüstete englische Dampfer „Turritella", der den Namen „Iltis" erhielt, hat unter Führung des ersten Offiziers des „Wolf", Kapitänleutnant Brandes, erfolgreich im Golf von Aden operiert, bis er durch englische Streitkräfte gestellt und von der eigenen Besatzung versenkt wurde, die sich in Stärke von 27 Köpfen in englischer Gefangenschaft befindet. Diese unter den schwierigsten Verhältnissen, ohne jeden Stützpunkt und ohne Verbindung mit der Heimat durchgeführte Kreuzfahrt stellt eine einzigartige Leistung dar.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Der Abbruch der Verhandlungen in Brest-Litowsk.

In der Sitzung der Vollkommission am 10. Februar brachte Staatssekretär von Kühlmann den Befehl zur Sprache, den nach einer Meldung aus Petersburg das russische Oberkommando zur Verbreitung unter den deutschen Truppen veröffentlicht habe und der die russischen Soldaten anweise, die deutschen Truppen zum Vorgehen gegen ihre Feinde, die deutschen Generäle und Offiziere, zu bestimmen.

Trotzki erklärte, von einem solchen Befehl keine Kenntnis zu haben, und fuhr dann nach Ausfällen gegen den Imperialismus in der Welt fort: Rußland wolle an dem Kriege keinen Anteil mehr haben, und es sei nicht gewillt, das Blut seiner Soldaten für die Interessen der einen Partei gegen die andere zu vergießen. Deshalb führe Rußland sein Heer und sein Volk aus dem Kriege heraus. Rußland gebe den Krieg auf und benachrichtige hiervon alle Völker und ihre Regierungen. Es gebe Befehl zur vollständigen Demobilisierung aller Armeen, die jetzt den Armeen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei gegenüberständen. Seine Regierung lehne es aber ab, die deutsch-österreichisch-ungarischen Bedingungen zu sanktionieren. Rußland gehe aus dem Kriege heraus, sehe sich aber genötigt, auf die Unterzeichnung eines Friedensvertrages zu verzichten. Hierauf erfolgte die bekannte Erklärung („A. R." Nr. 7, S. 89) über die Beendigung des Kriegszustandes und die Demobilisierung sämtlicher Truppen.

Staatssekretär von Kühlmann entgegnete: Wenn er den gegenwärtigen Zustand analysiere, so stehe der Vierbund mit der russischen Regierung im Kriege. Die kriegerischen Unternehmungen seien durch den Waffenstillstandsvertrag eingestellt worden, würden aber beim Wegfall dieses Vertrages von selbst wieder aufleben. Wenn sein Gedächtnis ihn nicht trüge, bezeichne der Waffenstillstandsvertrag den Abschluß eines Friedens als den eigentlichen Zweck seines Daseins; würde also mangels des Abschlusses eines Friedens der eigentliche Daseinszweck des Waffenstillstandsvertrages verschwinden, so würden nach Ablauf der vorgesehenen Frist die Kriegshandlungen wieder aufleben. Die Tatsache, daß die eine von den beiden Parteien ihre Armeen demobilisiere, würde hieran weder tatsächlich noch rechtlich irgend etwas ändern. Das Merkmal für das Bestehen des Friedenszustandes sei das Vorhandensein internationaler Beziehungen, wie dies unter den Staaten üblich sei, ferner das Bestehen von Rechts- und Handelsbeziehungen. Er möchte den Vorsitzenden der russischen Delegation um eine Meinungsäußerung darüber bitten, ob die russische Regierung beabsichtige, neben der Erklärung der Beendigung des Kriegszustandes mitzuteilen, wo die Grenzen des russischen Reiches liefen — denn dies sei für die Wiederaufnahme der diplomatischen und konsularischen Rechts- und Handelsbeziehungen eine notwendige Voraussetzung —, sowie, ob die Regierung der Volkskommissare gewillt sei, die rechtlichen und Handelsbeziehungen genau in demselben Umfange aufzunehmen, wie sich dies aus der Beendigung des Kriegszustandes natürlich ergeben würde. Diese Fragen seien wesentlich für die Beurteilung des Problems, ob der Vierbund mit Rußland im Krieg oder im Frieden lebe.

Trotzki erklärte, dem Gesagten nicht viel hinzufügen zu können, worauf von Kühlmann vorschlug, für den folgenden Tag eine Vollsitzung anzuberaumen, in der die Stellungnahme der Verbündeten zu den neuesten Mitteilungen der russischen Delegation bekanntgegeben werden würde. Trotzki erwiderte, seine Delegation habe jetzt alle Vollmachten erschöpft, die sie erhalten habe. Sie halte es für notwendig, nach Petersburg zurückzukehren. Alle Mitteilungen, die die verbündeten Delegationen machen würden, werde sie im Schoße der Regierung der föderativen russischen Republik beraten und darauf Antwort erteilen. Auf die Frage des Staatssekretärs von Kühlmann, auf welchem Wege dieser Gedankenaustausch erfolgen solle, entgegnete Trotzki, die russische Delegation habe von Brest-Litowsk aus eine direkte Drahtverbindung mit Petersburg gehabt; vor Einleitung der Waffenstillstandsverhandlungen habe man sich durch Funksprüche verständigt und außerdem befänden sich jetzt in Petersburg die Vertretungen der vier verbündeten Mächte, die mit ihren Regierungen verkehren könnten. Auf diesem Wege könne man eine Verbindung herstellen.

Die Sitzung wurde hierauf geschlossen.

Wiederbeginn der Operationen an der großrussischen Front. Einmarsch in Estland, Livland und die Ukraine.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

18. Februar. An der großrussischen Front haben heute 12 Uhr mittags die Feindseligkeiten begonnen. Im Vormarsch auf Dünaburg ist die Düna kampflos erreicht. Von der Ukraine zu ihrem schweren Kampf gegen die Großrussen zu Hilfe gerufen, haben unsere Truppen den Vormarsch aus Richtung Kowel angetreten.

19. Februar. Deutsche Truppen sind gestern abend in Dünaburg eingerückt. Sie fanden nur wenig Widerstand. Der Feind war größtenteils geflüchtet. Die vorbereitete Sprengung der Dünabrücken ist ihm nicht gelungen. Beiderseits von Luck sind unsere Divisionen im Vormarsch. Luck wurde kampflos besetzt.

20. Februar. Beiderseits der Bahn Riga—Petersburg wurden die 20 Kilometer vor unserer bisherigen Front liegenden russischen Stellungen überschritten. Schwacher Widerstand des Feindes bei Inzeem, nördlich der Bahn, wurde schnell gebrochen. Ueber Dünaburg hinaus stießen unsere Divisionen in nordöstlicher und östlicher Richtung vor. Zwischen Dünaburg und Luck traten sie in breiten Abschnitten den Vormarsch an. Die über Luck hinaus vorgedrungenen Divisionen marschieren auf Rowno. 2500 Gefangene, mehrere hundert Geschütze und große Mengen an rollendem Material fielen in unsere Hand.

21. Februar. Heeresgruppe Eichhorn: Von der Insel Moon aus sind unsere Regimenter nach Ueberschreitung des zugefrorenen Sundes in Estland eingerückt und haben Leal besetzt. Im Vormarsch, am Rigaischen Meerbusen entlang, wurden Pernigel und Lemsal erreicht. Bei Lemsal kam es zu kurzem Kampfe, in dem 500 Gefangene gemacht und 20 Geschütze erbeutet wurden. Wenden wurde durchschritten, unsere Truppen stehen vor Wolmar. Zwischen Dünaburg und Pinsk sind wir im Vordringen nach Osten.

Heeresgruppe Linsingen: Die Bewegungen gehen vorwärts. An der ganzen Front wurden wichtige Bahn- und Straßenknotenpunkte besetzt. Rowno wurde vom Feinde gesäubert.

Die Beute läßt sich noch nicht annähernd übersehen. Bisher wurden gemeldet: an Gefangenen: ein kommandierender General, mehrere Divisionskommandeure, 425 Offiziere und 8700 Mann; an Beute: 1353 Geschütze, 120 Maschinengewehre, 4000—5000 Fahrzeuge, Eisenbahnzüge mit etwa 1000 Wagen, vielfach mit Lebensmitteln beladen, Flugzeuge und sonstiges, unübersehbares Kriegsgerät.

22. Februar. Heeresgruppe Eichhorn: In Estland wurde Haspal genommen. Das 1. Esten-Regiment hat sich dem deutschen Kommando unterstellt. In Livland stießen unsere Kolonnen über Ronneburg, Wolmar und Spandal hinaus vor. Unter dem Jubel der Bevölkerung sind unsere Truppen in Rjezyca eingerückt. Von dort stießen sie bis Ljuzyn vor, Minsk wurde besetzt.

Heeresgruppe Linsingen: Bei Unterstützung der Ukraine in ihrem Befreiungskampfe wurden Fortschritte erzielt. In Nowograd-Wolynsk haben wir die Verbindung mit ukrainischen Abteilungen aufgenommen.

Andere Kolonnen marschieren auf Dubno.

23. Februar. In Estland sind unsere Truppen im Vordringen nach Osten. In Livland wurde Walk besetzt. In der Ukraine haben die südlich von Luck vorgehenden Kräfte Dubno erreicht. Die Zahl der eingebrachten Gefangenen hat sich um 2 Generäle, 12 Obersten, 433 Offiziere und 8770 Mann erhöht.

24. Februar. Heeresgruppe Eichhorn: In Estland stießen unsere Truppen, von der Bevölkerung überall freudig begrüßt, trotz verschneiter Wege, in Gewaltmärschen vor, warfen den an einzelnen Punkten sich stellenden Feind und nähern sich Reval. Bei der Einnahme von Walk am 22. Februar wurde durch die schneidige Attacke einer Husarenschwadron die Stadt vor der Einäscherung durch den Feind gerettet, 1000 Gefangene gemacht und 600 deutsche und österreichisch-ungarische Kriegsgefangene befreit. Kleinere Abteilungen stießen gestern bis Ostrow vor und brachen dort feindlichen Widerstand. Sächsische Truppen machten in Balbinowo 1000 Gefangene. Von Minsk aus wurde Borissow besetzt. Auch bei der Heeresgruppe Linsingen nehmen die zur Unterstützung der Ukraine in ihrem Befreiungskampfe eingeleiteten Operationen den beabsichtigten Verlauf. In Iskorost sind deutsche Truppen eingerückt. Ein auf dem Bahnhof Schepietowka einlaufender Zug mit großrussischen Truppen wurde angehalten, die Besatzung entwaffnet.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Weitere Kämpfe bei Asiago.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

30. Januar. Die schweren Kämpfe auf der Hochfläche von Asiago dauern an. Südwestlich von Asiago und im Gebiete des Monte Sisemol scheiterten alle italienischen Angriffe unter großen blutigen Verlusten. Der Monte di Val Bella und der Col del Rosso mußten nach heldenmütiger Verteidigung und zähem Ringen den an Zahl immer stärker herangeführten feindlichen Kräften überlassen werden.

1. Februar. Oestlich von Asiago stürmte gestern der Italiener viermal gegen unsere neuen Stellungen. Jeder Angriff scheiterte bereits im eigenen Feuer unter schwersten Verlusten für den Gegner. In den Kämpfen am 28. und 29. Januar haben sich das Egerländer Schützenregiment Nr. 6 und das Landsturmregiment Nr. 6, das Pilsener Schützenregiment Nr. 7, das Mährische Landsturmregiment 25, das 3. Bataillon des 2. Regiments der Tiroler Kaiserjäger, sowie die Tiroler Landsturmbataillone 168 und 171 besonders ausgezeichnet.

Kriegskalender.

XLII.

An dieser Stelle veröffentlichen wir nach Ablauf eines jeden Monats eine chronologische Uebersicht über die Kriegsereignisse. Die eingeklammerten Zahlen geben die Seiten an, auf welchen das betreffende Ereignis in der Chronik der Kriegsereignisse eingehender verzeichnet oder in Artikeln erwähnt und besprochen ist. Der Kriegskalender bildet somit zugleich ein die schnellste Orientierung ermöglichendes Register zu dem den Krieg betreffenden Inhalt der „Allgemeinen Rundschau".

1. Jan.: U-Bootbeute im Dezember: 702000 Bruttoregistertonnen (59). Die Feinde verloren im Dezember 9 Fesselballone und 119 Flugzeuge, eigener Verlust 2 Fesselballone und 82 Flugzeuge (32).

5. Jan.: Stoßtrupperfolge bei Juvoncourt, Avocourt und Bezonvaux (21).

8. Jan.: Englische Vorstöße am Houthoulster-Wald und an der Bahn Boesinghe-Staden, französische westlich Flirey gescheitert (32).

9. Jan.: In Brest-Litowsk wird erklärt, daß von einer Verlegung der Verhandlungen an einen anderen Ort keine Rede sein und es sich nach Ablauf der für Beteiligung der Entente gelassenen 10tägigen Frist nur um einen Sonderfrieden zwischen dem Vierbund und Rußland handeln könne (14, 26, 33).

10. Jan.: Englische Angriffe südöstlich Ypern zurückgeschlagen (33).

11. Jan: Erweiterung des Seesperrgebiets um die Capverdischen Inseln, den Stützpunkt Daka mit Einschluß des Küstengebietes und um die Azoren nach Osten bis zur Insel Madeira (33).

11./18. Jan.: In Brest-Litowsk wird über Fragen der Räumung und des Selbstbestimmungsrechtes der besetzten Gebiete verhandelt (25, 33, 43, 44).

14. Jan.: Italienische Angriffe zwischen der Brenta und dem Monte Pertica gescheitert, italienischer Vorstoß bei Bressanin zum Stehen gebracht (44).

15. Jan.: Italienische Vorstöße westlich des Col del Rosso und am Westhange des Monte Pertica gescheitert (45).

16./17. Jan.: Verhandlungen mit der Ukraine in Brest-Litowsk (44).

18. Jan.: In Brest-Litowsk Vertagung der Beratungen von seiten Trotzkis bis 29. Januar (39, 44).

20. Jan.: Festsetzung der Grundlagen zur Herstellung des Friedenszustandes mit der Ukraine (39, 44). Erfolgreicher Vorstoß türkischer Seestreitkräfte aus den Dardanellen (58).

21. Jan.: Französische Angriffe nördlich Le Four de Paris abgewiesen (58).

22. Jan.: Französische Vorstöße bei Souain und Avocourt zurückgeschlagen (58).

28. Jan.: Französische Angriffe zwischen den von Somme-Py und Ripont nach Südosten führenden Straßen gescheitert (75).

28./31. Jan.: Fliegerangriffe auf England, die französische Nordküste und Paris (75). Italienische Angriffe bei Asiago gescheitert (107, 131).

Vom Büchertisch.

Roland Betsch: Benedikt Patzenberger. Aus der Komödie seines **Lebens**. Ein Roman in drei Büchern. 1.–5. Aufl. Breslau, Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn. 8° 370 S., geb. *M* 5.50 — Die große Auflage deutet auf die Empfänglichkeit auch des heut gen Lesepublikums für den hell lachenden Humor. Aber auch ein gut Stück nachdenklichen Humors enthüllt sich dem alsbald aufs ganze Schauenden in diesem schalkhaften Buche, das übrigens dem feuilletonistischen Erstabdruck gegenüber eine „wesentliche Verbesserung" erfahren haben soll — ich persönlich lese grundsätzlich keine „Fortsetzungen". Wer diesen Roman möglichst in einem Zuge zu sich nimmt, wird sich dem Reiz der nach außen in den lustigsten Buntfarben schillernden, zu tiefst geist- und gemütvollen Darstellung nicht entziehen können: der Geschichte eines geborenen Dichters der sich zunächst als Lügenbold ohne Phantasiegrenzen bekundet, daraufhin sein Leben zu „verpatzen" beginnt als abenteuernder Schmieren-, dann als spekulationswütiger Münchener Bohèmeheld, um schließlich auf ostindischem Boden seine allererste Jugendliebe als Braut, dadurch zugleich einen festen inneren Ankerplatz und, endlich ein „Benedikt", den Segen eines sich aus der Tiefe zu erneuernden Lebens zu gewinnen. Der Verfasser hat zweifelsohne Anwartschaft auf einen ragenden Posten im Königreiche echten deutschen Humors. Aber der alle Feuerwerke eines an sich glänzenden Sarkasmus ungestüm loslassende erste Teil des dritten Buches berechtigt zu der Bitte, daß R. Betsch sich hinfort in der Kraft seines sprühenden Talents immer rechtzeitig zurückhalten möge; er selbst und sein Leserkreis würden dadurch erheblich gewinnen. E. M. Hamann.

Leo Sternbergs neue Bücher. Im Verlag von B. Behr (Friedrich Feddersen), Berlin, hat der nun 40jährige Rüdesheimer Amtsrichter Leo Sternberg die meisten seiner Dichtungen teils in Neuauflagen, teils in neuer Zusammenstellung herausgegeben. Lyrik enthält „Im Weltgesang" (geh. *M* 3.—, geb *M* 4 20), Balladen „Der Heldenring" (geh. *M* 4.—, geb. *M* 5 50), Rheinische Geschichten „Der Venusberg" (geh. *M* 3.—, geb. *M* 4.20), Kriegsdichtungen „Gott hämmert ein Volk" (kart. *M* 2.—), „Du schöner Lärm des Lebens" endlich (geh. *M* 1.50, geb *M* 2.—) gibt neben einer charakteristischen, begeisterten aber objektiven Einführung des jungen, rasch bekannt gewordenen Hanns Heinrich Bormann eine Auswahl aus den gesamten vorliegenden Werken Leo Sternbergs. Dieser Auswahlband faßt glücklich das literarische Portrait des Dichters wie in einem Spiegel auf. Es ist gleichsam ein künstlerisches Testament des als Kanonier ins Feld gerückten Westerwalddichters. Diese Landschaftsbezeichnung jedoch soll ihn nicht programmatisch einschachteln. Das geht bei Sternberg nicht. Sein Gesichtskreis geht weit über eine solche Zufälligkeit hinaus in die eigenen klüftereichen Gebirgshöhen eines selbstsicheren Ringers und Gottsuchers. Diese Ehrlichkeit gerade mag seiner Herbheit trotzdem so viele Freunde zugeführt haben. Auffallend sichtbar dann durch seine Kriegsdichtungen („Gott hämmert ein Volk"), von denen die meisten schon heute in allen Kriegsanthologien zu finden sind. Heinrich Zerkaulen.

Soziale Studentenarbeit beleuchten zwei im SSS-Verlage, M.Gladbach, erschienene Hefte (je 20 u. 25 Pf.): 1. Aus der Sammlung „Akademische Tagesfragen": **Der Akademische Hilfsbund** von **Erich Uetrecht.** Hier wird ein Spiegelbild des segenverheißenden Bundes gegeben: von seinem Wurzelboden, seinem Aufbau, seiner Tätigkeit usw. 2. Aus der Sammlung „Unsere Toten": **Franz Duhme** (Bochum) †. Von **Anton Klövekorn:** Erinnerungen eines Feldgrauen, geschrieben an der Front, durchglüht von Begeisterung und Liebe für den so früh Heimgerufenen und für das diesen beseelende Ideal. Duhme fiel am 8. Mai 1915 auf dem Felde der Ehre fürs Vaterland, nachdem er zuvor seine junge Lebenskraft dem Heile der akademischen Mitjugend, des gesamten Volkes unter dem Zeichen der Abstinenz geweiht hatte. Man lese die wenigen Seiten, um ergriffen und dankbar zu erkennen, was die reine, hohe Idee an Gotteskraft gerade unter unserer gebildeten Jugend auszuwirken vermag. E. M. Hamann.

Die Franziskusforschung in ihrer Entwicklung dargestellt von P. Fidentius van den Borne, Mitglied der holländischen Franziskanerprovinz (Veröffentlichungen aus dem kirchenhist. Seminar, IV. Reihe, Nr. 6). München 1917. Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung (E. Stahl). 8° XII u. 106 S., 3.20 *M*. — Wollte man sich über die in neuerer Zeit so mächtig aufblühende Franziskusforschung schnell und bequem unterrichten, so fehlte es bisher an einem leicht erhältlichen Hilfsmittel. Diesem Mangel hat die vorliegende Schrift des P. van den Borne abgeholfen. Ihren Hauptgegenstand bildet die eigentliche Franziskusforschung: die Quellen, ihre Wertung und Benützung im 19. und 20. Jahrhundert, die in die ganze Entwicklung, die von Wadding ausgeht, hineingesetzt wird. Von Einzelfragen hat der Verfasser nur die Stigmatisation und den Portiunkula-Ablaß an mehreren Stellen herangezogen, die Grundfragen über den II. und III. Orden sind gelegentlich gestreift, während Fragen wie Franziskus und Evangelium mit Absicht außer acht gelassen wurden. Als Einteilungsgrund diente die Zeitabfolge, die, beginnend mit Wadding, fünf deutlich gegliederte Abschnitte ergab. Das Büchlein ist eine Erstlingsarbeit, herausgewachsen aus einem Vortrag im kirchenhistorischen Seminar Geheimrat Knöpflers, aber eine Arbeit, für die dem Verfasser jeder Benützer aufrichtig danken wird. P. Tausend.

Das heilige Kreuz als Lebensbaum. Fastenpredigten von Stadtkaplan Robert Domm. 8° 87 S. *M* 1.60. Augsburg, Huttler-Seitz. 1917. — Den Grundton dieser Predigten bildet die Wahrheit, daß vom Kreuze des Heilandes reiches Licht strömt in die Wirrnisse des Erdendaseins und daß nur im Kreuze Heil gefunden wird für die erlösungsbedürftige Menschheit. Der Verfasser stellt das Menschenleben mit seinen vielverzweigten Fragen hinein in dieses vom Kreuze ausstrahlende Licht und lehrt in praktischer Anwendung die vom Kreuz ausgehende Kraft schöpfen. Im einzelnen lehnt die Ausführung an folgende Gedankenreihe an: Kreuzesform — Lebensform; Kreuzeskönig — Lebenskönig; Kreuzesschuld — Lebensschuld; Kreuzesopfer — Lebensopfer; Kreuzestrost — Lebenstrost; Kreuzessieg — Lebenssieg. O. Heinz.

Panzer, Pankraz. Neuer Lehrgang des Gesangsunterrichtes, ein praktisches Handbuch für Lehrpersonen. Regensburg und Rom 1917, Friedrich Pustet. — Das Buch ist aus langjähriger Praxis hervorgegangen und der Verfasser hatte die Möglichkeit, seinen von angesehenen Pädagogen anerkannten Lehrgang im Schulunterrichte selbst zu erproben. Der theoretische Teil bietet dem Lehrer bei Vermeidung alles überflüssigen gelehrten Ballastes viel treffliche Winke. Daß die Texte zum Teil der Fibel und dem Lesebuch entnommen sind, wird von Lehrern als vorteilhaft begrüßt. Der Lehrgang führt den Schüler systematisch in die Gesangskunst ein; jedes Jahr soll seinen Anteil an der Weiterbildung desselben haben. Die Anfangsübungen und die späteren Uebungsstücke der einzelnen Stufen sind vom Verfasser gesetzt. Die Chöre zeigen sein starkes musikalisches Talent. Volks- und Kirchenlieder erhalten zuerst zwei-, später drei- oder vierstimmigen Satz. Die Weisen der Kirchenlieder sind dem Gebet- und Gesangbuch des Bamberger Bistums entnommen. Man gewinnt den Eindruck, daß das Buch dem Gesangsunterricht vorzügliche Dienste leisten kann. B. G. C

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Eine Festvorstellung im K. Hof- und Nationaltheater bildete den glanzvollen Abschluß der Feierlichkeiten zur Goldenen Hochzeit des Königspaares. Das ausschließlich von Geladenen bis auf den letzten Platz gefüllte Haus bot das bei solch feierlichen Anlässen gewohnte Bild von üppiger Farbenpracht. Die große Königsloge hatte durch grüne Zweige, in denen goldene Früchte glühten, einen schlicht wirksamen Schmuck erhalten, der, statt die architektonische Linienführung zu unterbrechen, deren Rhythmus nur kraftvoll betonte. Mit dem Jubelpaare waren die übrigen Mitglieder des Königshauses anwesend, unter ihnen die Generalfeldmarschälle Kronprinz Rupprecht und Prinz Leopold und der dreizehnjährige Erbprinz Albrecht. Die Anwesenheit der jugendlichen Enkel unseres Königspaares hat, wie man hört, bei der Wahl des Stückes den Ausschlag gegeben. Man gab „Preciosa" von P. A. Wolff mit der Musik Karl Maria v. Webers. Wolff, der berühmte Schauspieler des klassischen Weimar und des vormärzlichen Berlin, der einzige Mensch, der sich ganz nach Goethes Sinne „gebildet hat", wie der Altmeister bekundete, war auch ein sehr fruchtbarer Bühnendichter. Unvergessen ist nur noch die „Preciosa". Einst wegen Goethes Gleichgültigkeit ein Jahrzehnt liegen geblieben und von der Kritik immer unsanft behandelt, hat sie doch mehrere Generationen entzückt. Die gutbürgerliche Zigeunerromantik von der geraubten und wiedergefundenen Grandentochter, die noch unseren Großmüttern ein Tränlein der Rührung entlockte, geht uns heute bei aller Schätzung guter sprachlicher Kultur nicht mehr sonderlich nahe, nur die liebenswürdige Musik, die der Freischütz-Komponist um Preciosa gewoben, vor allem die unverwüstliche „Aufforderung zum Tanz" spricht noch unmittelbar zu unseren Herzen. Walter leitete die lieblichen Weisen. Die Balletteinlagen boten Glanz und Schönheit. Hier, wie in der Spielleitung überhaupt hatte man von den meist stilfremden Modernisierungsbestrebungen abgesehen. Man blieb im Pathos den von Wolff „redigierten Regeln für Schauspieler" Goethes näher, als etwa der Schule — Steinrücks. Die Titelrolle gab reizvoll das seit längerem wenig beschäftigte Frl. Neuhoff. — In wenigen Monaten sind fünfzig Jahre vergangen, daß zum ersten Male das Preislied deutscher Kunst und deutscher Art erklungen ist, die „Meistersinger". In dem halben Jahrhundert seit der Münchener Uraufführung ist das Wunderwerk in vielen denkwürdigen Besetzungen geboten worden, aber gerade in den letzten Jahren machte sich die Notwendigkeit geltend, durch eine Neueinstudierung von Grund auf alle Feinheit der Partitur zu erneuern. Walter hat sich dieser Aufgabe mit Hingebung und eindringendem Verständnis gewidmet. Das Orchester spielte unter seiner Leitung wundervoll und die Chöre (verstärkt durch Mitglieder des Lehrergesangvereins) waren wieder von großer Reinheit und Präzision. Fuchs' Spielleitung sorgte besonders in den Massenszenen für buntbewegte, lebensvolle Bilder. Schippers schöne Stimme meistert die Partie des Sachs mit hoher Klangpoesie; in der geistigen Erfassung der Rolle zeigt er sich in kurzer Zeit gereift. Bekannt ist Wolfs strahlender Stolzing. Erstmalig gab Frl. Reinhardt das Evchen bei schönem sanglichen Gelingen, in der Charakteristik einen Schuß zu schwerblütig. Auch die kleinen Rollen waren gut, meist vortrefflich besetzt; freilich als „David" ist Kuhn unersetzt.

„Neues Theater München". Dr. Schindler, der frühere Leiter der Nürnberger Kammerspiele und des Berliner Trianontheaters, durch ein Gastspiel in den Münchener Kammerspielen als begabter Darsteller bekannt, eröffnet in den Räumen des Uniontheaters am 1. März eine neue Schauspielbühne mit „In Behandlung" von M. Dreyer.

Volkstheater. „Das Extemporale", ein durch drastische Situationskomik wirksames Lustspiel von H. Sturm und M. Färber, wurde sehr belacht und eine sehr flotte, lebendige Vorstellung half über manche Unwahrscheinlichkeit hinweg. Das Professorentöchterlein verhilft dem Pennäler Franz zu einem verbesserten Extemporale, aber die Täuschung gelingt nicht ganz. Das Verhör vor dem Rektor ist der komischste Teil des Schwänkleins, das durch Verlobungen von alt und jung einen freundlichen Ausgang findet. Die auf Anstellung gastierende Geraer Hofschauspielerin Lichnowsky gab sehr munter und frisch eine Theaternaive. Dieser etwas veraltete Typus gibt für eine Beurteilung keinen genügenden Maßstab.

Konzerte. Paul und Charlotte Kuhn, die unvergessenen und unersetzten früheren Mitglieder unserer Hofbühne, boten einen glänzend besuchten Volksliederabend. Die Auswahl älterer und neuerer volkstümlicher Lyrik war höchst glücklich getroffen und die Wiedergabe war an sanglicher Kultur und Stärke des Empfindens eine so glückliche, daß die geradezu jubelnde Aufnahme seitens des dichtbesetzten Saales durchaus erklärlich war. Auch in fein abgewogenen Zwiegesängen bot das Künstlerpaar zwingende künstlerische Leistungen. — Ein Kirchenkonzert (zugunsten einer neuen Orgel) fand im „Bürgersaal" statt. Unter der bewährten Leitung des Chordirektors Berberich bot der über schöne Stimmen verfügende Bürgersaal-Chor, beginnend mit dem „Kyrie" und „Benedictus" von Palestrinas „Missa papae Marcelli", mehrstimmige Chöre von Orlando di Lasso, Rüdinger, Mendelssohn und Bruckner in einer dynamisch fein schattierten Wiedergabe. Dazwischen sang die Kammersängerin Luise Willer Lieder von J. W. Frank, Hugo Wolf und Hefenmayr mit großer Tonschönheit und feiner stilistischer Einfühlung. Die Kirche, deren treffliche Akustik den Darbietungen sehr zu statten kam, war erfreulicherweise außerordentlich gut besucht.

Verschiedenes aus aller Welt. In Mannheim fand die Uraufführung einer Rokokokomödie „Die kleine Königin" von Emil Buell statt. Sie schildert den Kampf der historischen Marquise du Deffrand und der Julie Lespinasse um den berühmten Mathematiker d'Alembert und endigt mit dem Sieg der Jugend und einer Verherrlichung der freien Liebe. Zahlreiche berühmte Namen werden eingeführt ohne jeden Versuch einer tieferen Charakterisierung; auch das technische Geschick des Verfassers ist nach Berichten gering. — Dombrowskis Schauspiel „Ehelegende" war die erste Uraufführung, die der neue Leiter des Wiener Burgtheaters unter persönlicher Regie herausbrachte. Die Kritiken lauten in Blättern aller Richtungen ungünstig, auch ethisch steht das Stück nicht auf der Stufe, die man sich von dem neuen Direktor erwartet hatte, als er das christlich-germanische Schönheitsideal als Norm seiner Bühnenleitung aufstellte.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die Ereignisse im Osten und die Börsen — Steuerfragen und Uebergangswirtschaft — Bankbilanzen.

Gegenüber den sich überstürzenden Begebenheiten im Osten verhielten sich unsere Bank- und Industriekreise ziemlich passiv. Naturgemäss kam an den Effektenmärkten seit Trotzkis neuerlicher Friedenserklärung eine weitere feste Stimmung zum Ausdruck, vornehmlich in den Friedenswerten, welche in breiter Reihe mit namhaften Kurserhöhungen in den Vordergrund traten. Besondere Beachtung fanden die Auslassungen des Prinzen Max von Baden gegenüber dem Direktor des „W. T. B", namentlich die Worte: „Eine moralische Infektion will sich in Bewegung setzen," ferner „wir müssen der Weltunordnung Trotzkis, welche die Freiheit zerstört, die Weltordnung entgegensetzen, welche die Freiheit stützt."

Grösseres Interesse erregen in unseren Wirtschaftskreisen die verschiedentlich kursierenden Meldungen über die künftigen Steuerpläne, ob Vermögensabgabe oder ob Industrie und Kapital auf andere Weise vermehrt herangezogen werden sollen und welchen Umfang die beabsichtigte Monopolisierung erreichen wird u. a. m. In letzterer Hinsicht scheint einer Berliner politischen Korrespondenz zufolge die Erweiterung des staatlichen Einflusses auf die Transportversicherung Aussicht auf Verwirklichung bei den Finanzreformen für die Uebergangswirtschaft zu haben. Im übrigen hat der Reichstagsausschuss für Handel und Gewerbe dem Reichstagsplenum den Entwurf zu einem besonderen Ermächtigungsgesetz für die Uebergangswirtschaft angekündigt, das alle hierauf entfallenden Pläne und Massnahmen umfassen soll. Auch Industrie und Grossgewerbe setzen ihre Rüstung für die Uebergangswirtschaft fort. Dies bekundet der von den beiden zentralen Industrievertretungen — Bund der Industriellen und Zentralverband deutscher Industrieller im Verein mit dem Verband zur Interessewahrung der chemischen Industrie — zu Berlin gegründete deutsche Industrierat zur Gesamtvertretung der deutschen Grossindustrie. Staatssekretäre und preussische Minister nahmen an der Gründungsversammlung teil. Nach dem gleichen Ziele gehen die Bestrebungen der deutschen Handelskammern, voran der bayerischen Stellen, zur Herbeiführung der zollpolitischen Annäherung zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn durch Klärung der allgemeinen zollpolitischen Grundsätze und Gesichtspunkte. U. a. hat für die Uebergangswirtschaft auch das Baugewerbe eine über ganz Deutschland verbreitete Organisation, den zentralen deutschen Wirtschaftsbund für das Baugewerbe ins Leben gerufen. Auf gemeinnütziger Basis wurden Gesellschaften gegründet zur Bereitstellung von Wohnungen, namentlich für die Kriegsteilnehmer und zur Beschaffung von einwandfreien Möbeln zu angemessenen Preisen für Minderbemittelte, so in Bayern unter Beteiligung von Regierung, Gemeinden, Körperschaften und Einzelpersonen durch die „bayerische Hausrathilfe G. m. b. H." Von der Belebung des heimischen Grundstückmarktes spricht der Geschäftsbericht der Heilmann'schen Inmobiliengesellschaft München. Auch hierin wird der kürzlich durch öffentliche Darlegungen des bayerischen Ministers von Brettreich erwähnte dringende Wohnungsbedarf bestätigt. Die von der Kgl. Bayerischen Bank vorbereitete grosszügige Kredithilfe an bayerische Gemeinden und Distrikte — neben den bisher gewährten Krediten sollen Vorschüsse bis drei Jahre nach Kriegsende für Ausgaben, die im Frieden aus Anleihen zu decken waren, genehmigt werden — wird die kommende Uebergangswirtschaft gerade diesen Korporationen erheblich erleichtern. Der Geschäftskreis dieses Staatsinstituts hat durch die Kriegsjahre im besonderen Masse zugenommen. Das Gewinnerträgnis für 1917 dürfte somit das bisher höchste Ergebnis des Vorjahres übersteigen. Die seither veröffentlichten Bilanzen unserer Grossbanken zeigen gleichfalls ein günstiges Bild. So erklärt die Nationalbank für Deutschland für 1917 die letzte volle Friedensdividende mit 6% gegen 4½%, die Berliner Handelsgesellschaft 8% gegen 7% im Vorjahre. Die Süddeutsche Bodenkreditbank München bringt 8% gegen 7½% Dividende in Vorschlag.

M. Weber, München.

Schluß des redaktionellen Teiles

Die Bayerische Vereinsbank in München wird zur Förderung der Beteiligung an der zu erwartenden VIII. Kriegsanleihe Hypothekdarlehen unter Bedingungen gewähren, die für die Darlehensnehmer besonders vorteilhaft sind. Der Darlehensnehmer erhält für den Betrag des Darlehens 5%ige Kriegsanleihe zum Nennwert, über welche er frei verfügen kann. Dagegen zahlt er an die Bank während der ersten zehn Jahre nur 4¾%ige Darlehenszinsen und vom elften Jahre ab noch einen Tilgungsbeischlag von ¼%, dann also im ganzen 5%, wodurch sich das Darlehen innerhalb 64 Jahren tilgt, ohne daß der Darlehensnehmer über die Zinsen der Kriegsanleihe hinaus für die Rückzahlung seiner Schuld noch Mittel aufzuwenden hätte. Seitens der Bank ist das Darlehen unkündbar, seitens des Darlehensnehmers kann es vom Jahre 1928 ab zur Rückzahlung in barem Gelde gekündigt werden. Außerdem kann es vom Jahre 1933 ab auch jederzeit ohne Kündigung in 4%igen Pfandbriefen der Bank zurückbezahlt werden, wobei die Pfandbriefe zum Nennwert angerechnet werden. Die Kosten der Hypothekbestellung trägt die Bank. Im übrigen gelten für die Darlehen, die regelmäßig an erster Hypothekenrangstelle einzutragen sind, die allgemeinen Bedingungen der Bank.



Wegen des nahenden Osterfestes sei vor allem der hochw. Klerus auf die bekannte kirchliche Kunstanstalt Insam & Prinoth, St. Ulrich in Gröden (Tirol) aufmerksam gemacht. Von der Anstalt können für Ostern die in ihrer Gesamtanordnung so einzig schön wirkenden, stilgerechten Grabaltäre (Hl. Gräber) bezogen werden, ebenso Kreuzwege von hervorragender Plastik für die Andachten der Fastenzeit und Karwoche. Engel, Christusse und Kruzifixe für Karfreitag, Auferstehungsstatuen usw. werden in jeder denkbaren Art und Größe hergestellt, ebenso alle sonstigen kirchlichen Kunstschnitzereien in staunenswerter Fülle. Es handelt sich hier um eine vorteilhafte, anerkannt gute Bezugsquelle, die wir nur immer wieder aufs beste empfehlen können. Da die jetzigen Kriegsverhältnisse die Lieferung naturgemäß erschweren, so ist recht frühzeitige Bestellung ratsam.



Preussische Pfandbrief-Bank

Bilanz für 1917.

Aktiva.

	M.	Pf.
Hypotheken zur Deckung für Hypotheken-Pfandbriefe	334 232 949	81
Hypotheken zur Deckung für Hypotheken-Certifikate	2 503 900	—
Freie Hypotheken	1 874 334	98
Kommunal-Darlehen zur Deckung für Kommunal-Obl.	105 298 539	61
Kleinbahnen-Darlehen zur Deckung für Kleinb.-Obl.	7 092 785	71
Bestand eigener Emissionspapiere	467 095	80
Kassen-Bestand	1 130 829	44
Anlage in inländischen Staats-Anleihen	15 567 925	—
Guthaben bei Banken und kommunalen Kassen	8 931 911	—
Guthaben bei Bankhäusern gegen Effekten	145 000	—
Bestand an verlosten Effekten, Kupons Sorten u. Schecks	228 271	—
Debitoren	4 175 933	94
Zinsen fällig am 2. Januar 1918	4 067 894	17
Zinsen rückständig aus 1917 und früheren Jahren	614 385	03
Anteil pro 1917 an den Zinsen per 1. April 1918	38 915	81
Verwaltungskosten-Beiträge	20 622	97
Bankgebäude Vossstrasse 1	1 500 000	—
Inventar	100	—
	487 891 393	77

Passiva.

	M.	Pf.
Aktien-Kapital	24 000 000	—
Reserven ausschl. des Vortrages von M. 338,581.64:		
Kapital-Reserve	4 024 954	95
Ausserordentl. Reserve ausschliessl. diesjähr Zuweisung von M 300,000.—	3 811 626	14
Agio-Reserve ausschl. diesjähriger Zuweisung von M. 207,610.05	1 298 795	25
Disagio-Reserve	1 235 954	14
Provisions-Reserve ausschliessl. diesjähriger Zuweisung von M. 424,194.50	1 041 637	—
Reserve für besondere Bedürfnisse ausschliessl. diesjähriger Zuweisung v. M. 200,000 für Talonsteuer	1 103 836	44
Reserve für Reichsstempel	140 210	—
Pensions-Reserve	557 845	05
Rückstellung für Kriegsschäden	1 687 238	25
Jacob Dannenbaum-Stiftung	61 645	20
Hypotheken-Pfandbriefe zum Zinsfusse von 4%	265 785 300	—
Hypotheken-Pfandbriefe „ „ „ 3¾%	2[illegible] 909 400	—
Hypotheken-Pfandbriefe „ „ „ 3½%	41 577 100	—
Hypotheken-Certifikate „ „ „ 4%	493 600	—
Hypotheken Certifikate „ „ „ 3½%	2 010 300	—
Kommunal-Obligationen „ „ „ 4%	79 595 700	—
Kommunal-Obligationen „ „ „ 3¾%	4 184 900	—
Kommunal-Obligationen „ „ „ 3½%	15 249 000	—
Kleinbahnen Obligationen „ „ „ 4%	4 51 000	—
Kleinbahnen-Obligationen „ „ „ 3½%	279 000	—
Zinsen auf verausgabte Emissionspapiere	4 579 935	77
Gekündigte noch einzulösende Emissionspapiere	6 600	—
Kreditoren	1 943 718	70
Depositen	1 316 343	22
Nicht erhobene Dividende	20 385	—
Reingewinn	3 463 368	66
Berlin, den 31. Dezember 1917.	487 891 393	77

Preussische Pfandbrief-Bank

Gortan. Zimmermann. Dannenbaum.

Bayerische Handelsbank.

Pfandbrief- und Kommunal-Schuldverschreibungen-Verlosung.

I.

In Gegenwart des Kgl. Notars Herrn Justizrats **Wäckerle** wurde heute die 45. Pfandbrief-Verlosung, sowie die 1. Verlosung von Kommunal-Schuldverschreibungen vorgenommen. Es wurden gezogen:

A. 4%ige Pfandbriefe. (Zinstermin April—Oktober.)

Von den Pfandbriefen:

Litera	zu M.	von Nr.	
Litera O	**2000.–**	8204— 8624	**alle Stücke, welche die Endnummer 4** tragen; also beispielsweise die Stücke Litera O 8204, 8214 usw.
Litera P	**1000.–**	44204—44594	„ P 44204, 44214 „
Litera Q	**500.–**	33504—34884	„ Q 33504, 33514 „
Litera R	**200.–**	42504—42834	„ R 42504, 42514 „
Litera S	**100.–**	42504—42734	„ S 42504, 42514 „

B. 3½%ige Pfandbriefe. (Zinstermin Januar—Juli.)

Von den Pfandbriefen:

Litera	zu M.	von Nr.	
Litera T	**2000.–**	5348— 5848	**alle Stücke, welche die Endnummer 8** tragen; also beispielsweise die Stücke Litera T 5348, 5358 usw.
Litera U	**1000.–**	24418—26078	„ U 24418, 24428 „
Litera V	**500.–**	17698—18608	„ V 17698, 17708 „
Litera W	**200.–**	24868—26178	„ W 24868, 24878 „
Litera X	**100.–**	25828—26908	„ X 25828, 25838 „

C. 4%ige Kommunal-Schuldverschreibungen. (Zinstermin Januar—Juli.)

Von den Kommunal-Schuldverschreibungen:

Litera	zu M.	von Nr.	
Litera G	**5000.–**	8— 28	**alle Stücke, welche die Endnummer 8** tragen; also beispielsweise die Stücke **Litera** G 8, 18 usw.
Litera H	**2000.–**	8—138	„ H 8, 18 „
Litera I	**1000.–**	8—368	„ I 8, 18 „
Litera K	**500.–**	8—278	„ K 8, 18 „
Litera L	**200.–**	8—328	„ L 8, 18 „
Litera M	**100.–**	8—258	„ M 8, 18 „

II.

Die zinsscheinmäßige Verzinsung der heute gezogenen Pfandbriefe endet mit dem **1. Juli lfd. Jrs.** diejenige der Kommunal-Schuldverschreibungen mit dem **15. April l. Js.**

Dagegen werden auf die heute verlosten Pfandbriefe und Kommunal-Schuldverschreibungen wie auf alle früher verlosten und auf die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe von dem Tage an, mit welchem die zinsscheinmäßige Verzinsung abgelaufen ist, bis auf weiteres 1% Hinterlegungszinsen vergütet.

III.

Die heute verlosten Pfandbriefe und Kommunal-Schuldverschreibungen, sowie die früher verlosten und die für den 19. Januar 1896 gekündigten Pfandbriefe werden unter Vergütung der entsprechenden Stück- und Hinterlegungszinsen, gegen Rückgabe der Pfandbriefmäntel, der nicht verfallenen Zinsscheine und der Erneuerungsscheine kostenfrei eingelöst: in **München** an unserem Effektenschalter, Maffeistraße 5, in **Alt- und Neuötting, Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bad Reichenhall, Bamberg, Bayreuth, Cham, Deggendorf, Dinkelsbühl, Donauwörth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Ingolstadt, Kaufbeuren, Kempten, Kronach, Krumbach, Kulmbach, Lichtenfels, Lindau, Marktredwitz, Memmingen, Mindelheim, Mühldorf, Münchberg, Neuburg a. D., Neu-Ulm, Nördlingen, Pfarrkirchen, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Selb, Straubing, Traunstein** und **Würzburg** bei unseren Filialen, in **Augsburg** bei Herrn **S. Rosenbusch**, in **Nürnberg** bei Herrn **Anton Kohn**, ferner bei der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und bei deren Filialen in **Amberg, Ansbach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Bayreuth, Erlangen, Fürth, Hof, Ingolstadt a. D., Kaiserslautern, Kempten, Landshut, Ludwigshafen a. Rh., München, Passau, Pirmasens, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Straubing** und **Würzburg**, alsdann bei der **Deutschen Bank** in **Berlin** und deren deutschen **Filialen**, sowie bei der **Bank für Handel und Industrie** in **Berlin**, bei der **Direktion der Diskontogesellschaft in Frankfurt a. M.**, bei der **Filiale der Bank für Handel und Industrie** in **Frankfurt a. M.**, und bei Herrn **J. H. Stein in Köln.**

Auf Namen umgeschriebene (vinkulierte) Pfandbriefe und Kommunalschuldverschreibungen können nur an unserem Effektenschalter und nur auf ordnungsmäßigen Löschungsantrag eingelöst werden.

IV.

Die heute gezogenen 4%igen und 3½%igen Pfandbriefe und 4%igen Kommunal-Schuldverschreibungen können sofort gegen 4%ige unverlosbare und vor 1927/1928 unkündbare Pfandbriefe oder gegen 4%ige verlosbare Pfandbriefe, ferner gegen 4%ige verlosbare Kommunal-Schuldverschreibungen unserer Bank umgetauscht werden. Der Umtausch wird bei der unterfertigten Bank, bei ihren Filialen und bei sämtlichen Pfandbriefverkaufsstellen vorgenommen. Die verlosten Stücke werden selbstverständlich zum Nennwert, die von uns in den Tausch gegebenen Stücke zum jeweiligen Abgabekurs provisionsfrei berechnet; letztere Stücke werden auf unsere Kosten versandt.

Kommen auf Namen lautende (vinkulierte) Stücke zum Umtausch, so werden, wenn nicht anderes beantragt wird, die dagegen gegebenen Stücke kostenlos auf den gleichen Namen umgeschrieben.

V.

Die Pfandbriefe der Bayerischen Handelsbank sind in Bayern zugelassen: zur Anlegung von Mündelgeld sowie zu jeder Art von Verwendung, für welche Mündelsicherheit verlangt wird (z. B. Sicherheitsleistung, Anlegung von eingebrachtem Gut der Frau, von Kindergeld usw.), ferner **zur Anlegung von Kapitalien der Gemeinden und Stiftungen, auch der Kirchen- und Pfründestiftungen,** sowie der sonstigen nicht unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Stiftungen.

Die Kommunal-Schuldverschreibungen der Bayerischen Handelsbank sind zugelassen: zur Anlegung von Kapitalien der Gemeinden und Stiftungen, auch der Kirchen- und Pfründestiftungen, sowie der sonstigen nicht unter gemeindlicher Verwaltung stehenden Stiftungen.

VI.

Die Pfandbriefe und die Kommunal-Schuldverschreibungen der Bayerischen Handelsbank sind gleich den Reichs- und Staats-Schuldverschreibungen unter die im Lombardverkehr der Reichsbank in erster Klasse, also mit ¾ ihres Kurswertes, beleihbaren Werte aufgenommen und werden ebenso auch von der K. Bank in Nürnberg und allen K. Filialbanken beliehen.

VII.

Verlosungs- und Rückständelisten stehen in unserem Effektenbureau sowie bei unseren Filialen zur Verfügung und werden auf Verlangen portofrei zugesendet.

München, den 15. Februar 1918.

Bayerische Handelsbank.



Holzhäuser

Land-, Jagd-, Unterkunftshäuser, Sportsbauten, **Baracken,** zerlegbar, transportabel, feuersicher. **Bauzeit: Je nach Grösse 1—3 Monate**

System:

Hollmann & Littmann

Abteilung Holzbau

München, Weinstr. 8. Tel. 24 021

Auskünfte und Vertreterbesuch kostenlos.



Dresden Scheffelstrasse hat allein „Atama“-Straussfedern. Solche bleiben 10 Jahre schön u. kost. 30 cm lang 3 M., 35 cm 4 M., 40 cm 5 M., 45 cm 8 M., 50 cm 12 M., 55 cm 18 M., 60 cm 25 M. **Schmale Federn** nur 15-20 cm breit kost. ½ m lg. 3 M., 60 cm 6 M. **Straussboas** 5, 10, 20 M. **Reiher** 1, 2, 4, 6 M bis 60 M **Boutblumen**, 1 Karton voll 3, 5 u. 10 Mk.



52000

ferner 4 Prämien, zus. Mk

8000

Prämienziehung 19. März 1918

Losbriefe Mk. 1.10

Porto u. Liste 30 Pfg. extra bei der Generalagentur:

Heinr. & Hugo Marx, München I, Maffeistrasse 4/I

und allen Losverkaufstellen.

Beachten Sie bitte b. Kauf eines

: Pianinos :

daß Sie **bei mir noch** immer

Friedenserzeugnisse

in allen Ausführungen erhalten können. Größter Umsatz. Auf Wunsch günstige Zahlungsweise.

Pianohaus **Karl Lang,** Augsburg, Ulmerstraße 16.

Die Buch- und Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6 übernimmt die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw.

Darlehen z. 5% n. L.-V.-
Abschl. gibt bis 5 J. Gen. Agt. **F. Reitz** Neu-Isenburg 90. Prospekt gratis.

Königliche Filialbank, München

Telephon-Nrn.: 22631—22637. Promenadestrasse 1. Postscheck-Konto Nr. 120.

Annahme von Geldeinlagen zur Verzinsung
entweder auf **Scheckkonto** oder auf **Bankschuldschein** mit und ohne Kündigung.

Aufbewahrung und Verwaltung offener und geschlossener Depots.

Gewährung von Darlehen gegen Verpfändung von Wertpapieren oder Bestellung von Sicherheiten auf Liegenschaften u. zwar unter Eröffnung einer laufenden Rechnung (**Kontokorrent**) oder gegen **Schuldurkunde.**

Ausstellung von Kreditbriefen auf das In- und Ausland.

Vermittlung von Bayer. Staatsschuldbuchforderungen
insbesondere gegen Bareinzahlung zum jeweiligen Tageskurse der 3, 3½ 4 % Staatsschuldverschreibungen **ohne Spesenberechnung.**
(Banken und Bankiers erhalten für die Vermittlung von Bareinzahlungen eine Vergütung von 1‰ vom Nennwerte der Schuldbuchforderungen.)

An- und Verkauf von Wertpapieren
sowie alle sonstigen Börsentransaktionen.

Ankauf von Wechseln und Devisen,

Vermietung von dieb- und feuersicheren Schrankfächern
in der neuen **Stahlkammer.**

Die K. Filialbank beobachtet über alle Vermögensangelegenheiten ihrer Kunden unbedingtes Stillschweigen gegen jedermann und jede Behörde, insbesondere auch gegenüber dem K. Rentamt.

Der **Staat** hat für die K. Bank die **vollkommene Garantie** ohne allen Vorbehalt übernommen.

Prospekte werden an den Schaltern kostenlos abgegeben und auf Verlangen portofrei übersandt.

Bayer. Hypotheken-  und Wechsel-Bank

Promenadestr. 10 **München** Theatinerstr. 11

Zweigstellen in München:
Zenettistr. 3a am Schlacht- u. Viehhof (Viehmarktbank) - eigene Stahlkammer u. Tresoranlage - im Tal (Sparkassenstr 2), in der Grossmarkthalle, in Schwabing (Leopoldstr. 21) u. in Pasing (Bahnhofstr. 1).

Filiale in Landshut.

Gegründet im Jahre 1835
Aktienkapital und Reserven
Mk. 140'000,000.—.

Hypothekdarlehen auf Haus- und Grundbesitz.

Ausgabe und Verkauf von Pfandbriefen, welche von der Reichsbank in erster Klasse beleihbar und seit ihrer ersten Ausgabe (1864) als Kapitalsanlage für Mündelgelder zugelassen sind. Auf Antrag können die Pfandbriefe kostenfrei auf Namen umgeschrieben werden. Solche umgeschriebene Pfandbriefe werden kostenlos auf Verlosung oder Kündigung kontrolliert.

Besorgung aller in das Bankwesen einschlagenden Geschäfte, insbesondere auch:

Entgegennahme von offenen Depots zur Aufbewahrung und Verwaltung.
Aufbewahrung von geschlossenen Depots.
Vermietung von eisernen Geldschränken (Safes).

Bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank dürfen Gelder und offene Depots der Gemeinden und örtlichen Stiftungen, wie auch der Kultusgemeinden und Kultusstiftungen angelegt bezw. hinterlegt werden.

☛ Die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank beobachtet über alle Vermögens-Angelegenheiten ihrer Kunden gegenüber Jedermann, auch gegenüber Staatsbehörden, insbesondere gegenüber den Rentämtern, „unverbrüchlichstes Stillschweigen".

Reglements stehen kostenfrei zur Verfügung

Hypothekenbank in Hamburg.

Vermögen. **Bilanz auf den 31. Dezember 1917.** **Schulden.**

Vermögen	ℳ	₰	ℳ	₰
Cassa und Guthaben bei Banken				
Kassenbestand	98,941	01		
Giroguthaben bei der Reichsbank und bei der Vereinsbank in Hamburg	337,362	13		
Guthaben in laufender Rechnung bei der Deutschen Bank und anderen ersten Bankhäusern	4,759,337	03	5,195,640	17
Wechsel-Conto (Schatzanweisungen)			5,050,000	—
Effekten-Conto (ℳ 11,210,000.— 3%ige Reichs- und bundesstaatliche Anleihen, ℳ 6,750,000.— 5%ige Reichsanleihe, ℳ 1,550,000— 5% ige Reichs-Schatzanweisungen ℳ 4,100 000.— 5%ige Preussische Schatzanweisungen und ℳ 5,000,000.—, 4½% ige Reichs-Schatzanweisungen) zuzügl laufender Zinsen (davon ins Pfandbriefdeckungsregister eingetragen ℳ 2,550,000.—)			24,595,430	92
Darlehen auf Hypotheken			200,000	—
Hypotheken (davon ins Deckungsregister eingetragen ℳ 552,697,993.62)			566,711,734	61
Fällige Hypotheken-Darlehnszinsen (rückständig ℳ 1,341,851.71)			6,540,711	80
Bankgebäude-Conto Hamburg			700,000	—
Bankgebäude-Conto Berlin			500,000	—
Debitoren in laufender Rechnung			479,191	91
		ℳ	609,972,709	41

Schulden	ℳ	₰	ℳ	₰
Aktienkapital-Conto			36,000,000	—
Ordentlicher Reservefonds			15,100,000	—
Reserve-Conto II (erhöht sich durch die diesjährige Zuwendung aus dem Reingewinn auf ℳ 6,330,030,77)			5,856,467	62
Effekten-Abschreibungs-Reserve			653,114	50
Hypothekenpfandbriefe				
4%ige Pfandbriefe	424,217,800	—		
3½%ige »	106,133,600	—	530,351,400	—
Fällige Hypothekenpfandbriefe			4,838	—
Pfandbrief-Zinsen (davon ℳ 3,708,574.75 fällige Zinsscheine)			7,455,271	96
Dividenden-Conto (Restanten)			44,025	—
Pfandbrief-Agio-Conto (§ 26 des Reichshypothekenbankgesetzes)			896,946	76
Vorträge auf Provisions-Conto			4,253,435	32
Vorträge auf Zinsen-Conto			5,016	30
Vortrag auf Unkosten-Conto			90,000	—
Talonsteuer-Conto			,829 562	37
Beamten-Unterstützungsfonds			1 432,198	25
Dr. Karl-Stiftung			50,000	—
Creditoren in laufender Rechnung			738,956	91
Gewinn- und Verlust-Conto			6,211,476	42
		ℳ	609,972,709	41

Soll. **Gewinn- und Verlust-Conto auf den 31. Dezember 1917.** **Haben.**

Soll	ℳ	₰	ℳ	₰
An **Pfandbrief-Zinsen**			20,679,709	59
» **Unkosten-Conto:**				
Saldo des Contos	1,080,977	16		
Vortrag auf neue Rechnung	90,000	—	1,170,977	16
» **Talonsteuer-Conto**			150,000	—
» **Rücklage für Hypothekar-Ausfälle**			332,500	—
Ueberschuss			6,211,476	42
		ℳ	28,544,663	17

Haben	ℳ	₰	ℳ	₰
Per **Bilanz-Conto**			1,475,844	93
» **Hypotheken-Zinsen**			24,843,329	78
» **Zinsen-Conto**			1,352,444	78
» **Provisions-Conto**			667,096	80
» **Pfandbrief-Agio-Conto**			205,946	88
		ℳ	28,544,663	17

Hamburg, den 31. Dezember 1917.

Hypothekenbank in Hamburg.
Die Direktion:
Dr. Gelpcke. Dr. Bendixen. Dr. Henneberg.

Geprüft und richtig befunden.
Hamburg, den 11. Januar 1918.
Friedrich Vogler, beeidigter Bücherrevisor.

☛ **Der Geschäftsbericht kann kostenfrei direkt von der Bank oder durch die Pfandbriefverkaufsstellen bezogen werden.** ☚




Todes- Anzeige.

Nach Gottes heil. Willen verschied am 17. Febr. ½1 Uhr versehen mit den heil. Sterbsakramenten unser lieber hochw. Mitbruder

A. V. P. Reparat Streckl

Guardian aus Straubing

im Alter von 45½ Jahren, wovon er 27 Jahre im hl. Orden und 17½ Jahre als Priester verlebte. Die Seele des Verstorbenen empfiehlt dem Memento ad altare und dem frommen Fürbittgebet der Gläubigen.

Laufen, Februar 1918.

Der Kapuzinerkonvent.

Beerdigung mit darauffolgendem Gottesdienst fand Dienstag, 19. Febr., vorm. 9 Uhr statt.

TODES-ANZEIGE.

Nach Gottes hl. Willen starb am 18. Febr. infolge eines Gehirnschlages nach kurzem Krankenlager, versehen mit den hl. Sterbsakramenten eines sanften Todes unser lieber Mitbruder, der

hochwürdige Pater

Sigismund Lorenz O. M. Cap.

Er erreichte ein Alter von 55¾ Jahren, von denen er über 30½ Jahre im Priesterstande und fast 24½ Jahre im Orden verlebte.

Die Seele des Verstorbenen wird dem Memento der Priester und dem Gebete der Gläubigen empfohlen.

KARLSTADT a. M., Februar 1918.

DER TRAUERNDE KAPUZINERKONVENT.

Sendet die ‚Allgemeine Rundschau' ins Feld!

Gold ist Tand,
wenn du es als Schmuck trägst.
Gold wird Macht,
wenn du es dem Vaterland gibst.
Bring dein Gold zur Goldankaufstelle!



Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München. Galeriestraße 35a. Gb. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich ℳ 3.—.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf. Beilagen einschl. Postgebühren ℳ 12 d. Tausend. Teuerungszuschlag 25%. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch ge andt. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen

№ 10. München, 9. März 1918. XV. Jahrgang.

Kriegsschuldentilgung und Einzelstaaten.

Von Landtagsabgeordneten Regierungsdirektor Speck, München.

Keine erfreulichen Aussichten sind es, die der bayerische Finanzminister durch seine Ausführungen über den voraussichtlichen Mehrbedarf im Reiche in der Sitzung der Kammer der Reichsräte vom 9. Februar ds. Js. eröffnete. Er schätzte diesen *Mehrbedarf auf etwa 10 Milliarden jährlich* und angesichts dieser ungeheuerlichen Ziffer kann sein Hinweis auf unsere Gegner, die noch mehr Schulden zu machen und noch größere fortdauernde Ausgaben während des Krieges auf sich zu nehmen haben, nur wenig Trost bieten. Um die bittere Notwendigkeit, diese Milliarden selbst aufbringen zu müssen, kommt das deutsche Volk nicht herum, wenn es nicht gelingt, beim Friedensschlusse wenigstens einen Teil unserer Kriegsaufwendungen ersetzt zu erhalten. Bietet sich dazu keine Möglichkeit, dann ist allerdings ein gewisser Pessimismus begreiflich. Die Interpellation des R.-R. Grafen *von Preysing* aber, die diktiert war von der vaterländischen Sorge um die Zukunft unseres Volkes, erscheint sachlich durchaus berechtigt. Und wir tun auch gut daran, uns vorerst darauf einzurichten, daß wir ohne fremde Mithilfe unsere Kriegsanleihen selbst wieder einlösen müssen.

Die im Gefolge des Weltkrieges eingetretenen Verhältnisse sind in jeder Beziehung so sehr ins Gigantische gewachsen, daß gar manchem über all' den vielen Millionen und Milliarden der richtige Maßstab dafür abhanden gekommen ist, *was eine solche Mehrbelastung für das deutsche Volk eigentlich bedeutet*. Wie klagte man schon über das riesige Anwachsen der Reichsschuld, als diese nach vierzigjährigem Bestand des Reiches die fünfte Milliarde erreicht hatte. Geistreiche Abhandlungen wurden geschrieben dafür, wie sich diese kolossale Schuldenlast hätte vollständig vermeiden lassen, wenn nur der Reichstag von Anfang an um 70 Millionen Steuern mehr bewilligt hätte. Und jetzt stehen wir vor der Tatsache, daß wir für das Reich neben den bestehenden Steuern *alljährlich das Doppelte* der damals so ungeheuer hoch erschienenen Schuldenlast von fünf Milliarden an neuen Deckungsmitteln aufbringen müssen. Dazu kommen noch die Mehranforderungen der Einzelstaaten an die Steuerkraft ihrer Bürger und der Mehrbedarf der Gemeinden, der sich als Folge des Krieges ebenfalls in erheblichem Umfange einstellen wird. Und alle diese schweren Lasten sollen von einer Generation aufgebracht werden, der — abgesehen von den unermeßlichen Blutopfern — so schwere Wunden in wirtschaftlicher Beziehung geschlagen wurden und die unter der ungeheuerlichen Teuerung aller Bedürfnisse des täglichen Lebens zu leiden hat. Fürwahr Grund genug, der Entwicklung der Dinge mit großer Sorge entgegenzusehen.

Bei der großen Bedeutung dieser Finanznot für die ganze künftige Entwicklung des deutschen Volkes ist es erklärlich, daß so viele Köpfe sich abmühen, um einen Weg zu finden, der ohne allzu schwere Belastung der weniger tragfähigen Schultern und ohne allzu starken Eingriff in das gesamte Wirtschaftsleben eine *Abbürdung der drückenden Schuldenlast* ermöglicht. Diesem an und für sich schon schwierigen Problem erwachsen noch besondere Schwierigkeiten aus der Art der Verteilung der Aufgaben *zwischen Reich und Einzelstaaten*, die naturnotwendig auch eine gewisse *Abgrenzung der Steuergebiete* mit sich bringt, aus denen die Mittel zur Erfüllung dieser Aufgaben zu schöpfen sind. War nun die Scheidung: *dem Reiche die indirekten, den Einzelstaaten die direkten Steuern* schon in der Vergangenheit nur schwer aufrecht zu erhalten — von diesem Grundsatz wurde schon wiederholt abgegangen —; so wird ihre strenge Durchführung angesichts des enormen Geldbedarfs des Reiches sich in Zukunft vielleicht noch weniger ermöglichen lassen, so sehr dies auch vom Standpunkt der Einzelstaaten aus zu bedauern wäre. Wenn sich solche Eingriffe des Reiches in das Steuergebiet der Bundesstaaten aber wirklich nicht vermeiden lassen, so wird im Interesse der letzteren wenigstens darauf hingearbeitet werden müssen, daß diese Eingriffe nicht den Charakter *dauernder Lasten* tragen, sondern als reine Kriegsmaßnahmen lediglich *vorübergehender* Natur sind.

Auf alle die vielen Vorschläge hier einzugehen, die sich mit der Wiederherstellung geordneter Reichsfinanzen befassen, ist nicht möglich, es können an dieser Stelle selbstverständlich nur einige Hauptgesichtspunkte erörtert werden. In einer Abhandlung „Die Rationierung des Kapitals" macht im roten „Tag" vom 26. Februar 1918 Professor *Liefmann* (Freiburg i. Br.) bemerkenswerte Vorschläge, die bezwecken, die in Kriegsanleihen festgelegten Kapitalien wieder für das Erwerbsleben freizumachen, und er bezeichnet die diesem Ziele dienenden Maßregeln mit Recht als eine der wichtigsten Aufgaben der Uebergangswirtschaft. Er wendet sich dabei gegen den Gedanken, den Kreditbedarf, der sich nach dem Kriege in Industrie, Handel und Landwirtschaft, namentlich auch in den Klein- und Mittelbetrieben zeigen wird, etwa durch *ungemessene Vermehrung der Zahlungsmittel*, d. h. des Papiergeldes befriedigen zu wollen. Und mit vollem Recht verlangt er auch Vorkehrungen dagegen, daß das Großkapital, insbesondere die Aktiengesellschaften, alles verfügbare Kapital an sich ziehen und so die kleineren Kapitalbedürftigen leer ausgehen.

Als die zwei Hauptmittel, dem Reiche das zur Einlösung der Kriegsanleihe notwendige Kapital zur Verfügung zu stellen, bezeichnet Liefmann die auch von anderer Seite schon wiederholt empfohlene Erweiterung und Wiederholung der *Kriegsgewinnsteuer* und ferner die schon vielfach erörterte Erhebung einer einmaligen starken Vermögenssteuer durch das Reich. Wenn er dabei allerdings so weit geht, eine „möglichst vollkommene Verhinderung aller Kriegsgewinne" als das Endziel der wiederholten Kriegssteuer zu bezeichnen, so wird man ihm auf diesem Wege nicht ohne weiteres folgen können. Bei dem größeren Risiko und den gegenüber den Friedensverhältnissen erheblich gesteigerten Schwierigkeiten der Kriegsarbeit wird ihr auch billigerweise ein größerer Gewinn als der in Friedenszeiten übliche zuerkannt werden müssen. Das schließt aber natürlich nicht aus, daß die Kriegssteuer, entsprechend der Forderung sozialer Gerechtigkeit, möglichst bald und in etwas verschärfter Auflage wieder erscheint.

Auch mit dem Gedanken der Erhebung einer *einmaligen starken Vermögensbesteuerung* durch das Reich wird man sich, der Not gehorchend und wenn sonst kein anderer Ausweg sich bietet, vielleicht abfinden müssen, es kommt aber auch hier ganz darauf an, wie deren Ausgestaltung, Veranlagung und Erhebung im einzelnen gedacht ist. Auf alle Fälle empfiehlt sich die Einführung einer *progressiven Staffelung* und so ausgedehnter *Zahlungstermine*, daß der Pflichtige in der Lage wäre, bei entsprechender Sparsamkeit die Zinsen und Amortisationsquoten *aus seinen laufenden Einkünften* zu leisten. Jede Veranlagung dieser Steuer, die zur Konfiskation und Veräußerung von Vermögensbestandteilen führen müßte, wäre deshalb unter allen Umständen abzulehnen, denn solche tief einschneidende Maßnahmen müßten zu einer *plötzlichen Entwertung* des gesamten beweglichen und unbeweglichen

Besitzes führen und wären für unsere gesamten Besitzverhältnisse von den unheilvollsten Folgen für alle Zukunft begleitet. Der Schaden, der durch ein solches schroffes Zugreifen in unserem ganzen Wirtschaftsleben angerichtet werden könnte, wäre möglicherweise größer als der Nutzen, der der Reichskasse aus dieser Vermögensbesteuerung erwachsen würde. Die allergrößte Vorsicht ist also hier dringend geboten im Interesse der Allgemeinheit.

Beide Steuerarten, die Kriegssteuer und die einmalige Vermögensbesteuerung durch das Reich, bedeuten nun allerdings auch erhebliche Eingriffe in die Steuergebiete der Einzelstaaten. Allein sie tragen doch immerhin beide den Charakter von Kriegsmaßnahmen, also von vorübergehenden Leistungen und können als solche vielleicht um so eher ertragen werden, als im Falle ihrer grundsätzlichen Ablehnung die letzten Dinge für die Einzelstaaten vielleicht noch schlimmer sich gestalten könnten als die ersten. Denn welche Pläne auf diesem Gebiete noch im Hintergrunde schlummern, das hat der Rechtsanwalt Dr. Kahn angedeutet, als er kürzlich auf Einladung des Zentralverbandes des deutschen Großhandels in München die bayerische Steuerreform besprach und nach Zeitungsberichten dabei die Bemerkung fallen ließ, unter Umständen müßten die Einzelstaaten einen Teil der Reichsschulden übernehmen. Den gleichen Gedanken hat ja auch vor kurzem der bekannte freikonservative Abgeordnete Frhr. von Zedlitz im Staatshaushaltsausschuß des preußischen Abgeordnetenhauses vertreten und zwar — auffallenderweise — bei Begründung seines Antrags, der sich gegen jeden weiteren Uebergriff des Reiches in die Besteuerung des Einkommens und Vermögens richtete, also zum Schutze der Einzelstaaten gestellt war. Endlich hat auch der Zentrumsabgeordnete Trimborn in seiner letzten großen Etatsrede im Reichstag diesen Gedanken berührt und sich ihm nicht ablehnend gegenübergestellt (vergl. Verh.-Bericht der „A. R." Nr. 163).

All' dies „läßt tief blicken" und die Vermutung aufkommen, daß man an maßgebenden Stellen im Reiche nicht abgeneigt wäre, sich auf dem ebenso einfachen wie bequemen Wege der Uebertragung auf die Einzelstaaten eines erheblichen Teiles der Reichsschulden zu entledigen und es den Bundesstaaten zu überlassen, wie sie mit dieser Schuldenlast zurecht kommen. Nicht nur im Reichstag wird wohl der Wunsch bestehen, um das odiose Geschäft der Schuldentilgung auf so billige Weise herumzukommen, auch im Reichsschatzamt wird man diesem Gedanken jedenfalls volles Verständnis entgegenbringen. Es erscheint deshalb wohl veranlaßt, sich mit diesem Plane zu beschäftigen und ihm jetzt schon mit allem Nachdruck entgegenzutreten.

Vor allem wäre ja die Frage zu prüfen, ob eine solche Uebertragung der vom Reiche aufgenommenen Schulden auf die Einzelstaaten verfassungsmäßig zulässig wäre, eine Frage, die nicht ohne weiteres zu bejahen ist. Eine solche Abschiebung der Reichsschulden auf die Einzelstaaten könnte jedenfalls nicht ohne Zustimmung der letzteren, d. h. ihrer Regierungen und der Landtage erfolgen. Ob diese Zustimmung zu erwarten wäre und ob der Kredit des Reiches durch eine solche Maßnahme eine besondere Förderung erfahren würde, soll hier ebenfalls nicht weiter untersucht werden. Jedenfalls wollten doch die gutgläubigen Leute, die dem Reiche ihr Geld für Kriegsanleihen zur Verfügung stellten, nur mit dem Reiche und nicht mit einem beliebigen Einzelstaate in ein Gläubigerverhältnis treten. Bei einem Wechsel in der Person des Schuldners wäre also doch wohl auch die Zustimmung dieser Gläubiger notwendig. Auch erwartet man im gewöhnlichen Leben, daß jeder, der Schulden macht, sie auch selbst bezahlt, nicht aber die Bezahlung anderen überläßt.

Eine solche Abschiebung der Kriegsschulden des Reiches würde aber auch zu großen Schwierigkeiten führen, vor allem bezüglich des für die Verteilung der Schulden auf die Einzelstaaten anzuwendenden Maßstabes. Der rohe Maßstab der Bevölkerungszahl, der bei der Umlegung der ungedeckten Matrikularbeiträge angewendet wird, erscheint hier mit Rücksicht auf die gewaltige Höhe der in Frage kommenden Summen von vornherein ausgeschlossen. Herr von Zedlitz meinte ja nun, diese Schwierigkeiten seien nicht unüberwindlich, er hält das Ergebnis der Wehrbeitragsveranlagung für einen geeigneten Maßstab. Vom rein preußischen Standpunkt aus wäre dieser Maßstab nicht schlecht gewählt. Denn der Wehrbeitrag wurde bekanntlich veranlagt vor dem Kriege, der ganze Milliardensegen, den der Krieg für Norddeutschland gebracht hat, würde also bei einer solchen Veranlagung unberücksichtigt bleiben. Wenn es sich aber um die Umlegung von Kriegsschulden handelt, dürften doch die großen Gewinne, die gerade aus Anlaß des Krieges in einzelnen Bundesstaaten gemacht wurden, nicht außer Betracht bleiben. Geschähe dies, dann würde den süddeutschen Staaten ein schweres Unrecht zugefügt.

Wer Gelegenheit hatte, den Kampf zu verfolgen, der seinerzeit, als es sich um die Einführung der sogenannten veredelten — das heißt der nach der Leistungsfähigkeit der einzelnen Bundesstaaten umzulegenden — Matrikularbeiträge handelte, unter den verschiedenen Staaten einsetzte, hat einen Vorgeschmack bekommen von dem Streite, der jetzt entbrennen müßte. Denn die Zahlen, um die damals gestritten wurde, waren das reinste Kinderspiel gegenüber den Summen, die jetzt in Frage kommen müßten. Angenommen, es sollten von den auf die Einzelstaaten abzuschiebenden Summen auf Bayern etwa 5 Milliarden treffen, so würde deren Verzinsung einen jährlichen Mehraufwand von 250 Millionen erfordern. Das Erträgnis der sämtlichen direkten Steuern mit 80 Millionen angenommen, würde also in Bayern mehr als das Dreifache dieser Steuern notwendig sein, lediglich zur Verzinsung dieser Schuld. Dazu käme aber auch noch die vom Reiche den Anlehenszeichnern zugesicherte und wohl ebenfalls von den Einzelstaaten zu übernehmende Einlösungspflicht, die vom Jahre 1924 ab ganz erhebliche weitere Mittel beanspruchen würde. Daß unter diesen Umständen die Leistungsfähigkeit namentlich der süddeutschen Staaten versagen müßte, liegt auf der Hand.

Wer es also mit der Aufrechterhaltung des föderativen Gedankens im Reiche ernst meint, wird niemals diesen Plan der Abwälzung von Reichsschulden auf die Einzelstaaten befürworten können und wird dafür sorgen müssen, daß dieser Zankapfel nicht unter die Bundesstaaten geworfen wird. Man lasse es also auch hier bei dem guten alten Grundsatz, daß jeder, der Schulden macht, sie auch selbst bezahlt. Und man bedenke, welche Gefühle es namentlich bei uns in Bayern auslösen müßte, wenn solche auf einseitige preußische Interessen zugeschnittenen Vorschläge ernsthaft zur Erörterung gestellt würden.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Mit der letzten Parlamentswoche dürfen wir alle zufrieden sein: Regierung, Reichstag, das deutsche Volk und die ganze friedliebende Welt. Die Vorbereitung des Friedens ist beträchtlich gefördert worden; nach Westen hin durch geschickte wörtliche Anregungen, nach Osten hin zugleich durch geschickte Taten. Die Rede des deutschen Reichskanzlers findet ihre richtige Ergänzung in dem Ultimatum an Rußland, das die enttäuschten Ränkeschmiede von Petersburg annehmen mußten, und in den nachdrücklich betriebenen Verhandlungen mit Rumänien.

Im Reichstag stand auf der Tagesordnung die erste Lesung des Haushalts. Die allgemeine Etatsdebatte ist herkömmlich der Aussprache über die ganze politische Lage in all ihren Verzweigungen gewidmet. Diesmal erwies sich der weite Spielraum des Gedankenaustausches als besonders zeitgemäß und nützlich.

Die Rede des Reichskanzlers und ihr Echo.

Graf Hertling hat seine eigene Art der amtlichen Redeführung. Er verschmäht alles, was sonst die beredten Staatsmänner um ihres persönlichen Prestiges halber oder zu rhetorischen Augenblickserfolgen sich gerne gestatten, also jede Effekthascherei, richtet vielmehr alle Worte und Wendungen auf die wohlüberlegten Zwecke ein, die er sich bei seinem jeweiligen öffentlichen Auftreten gestellt hat.

Die letzte Rede war wieder sehr geschickt angelegt und hat eine außerordentlich starke Wirkung gehabt. Sowohl im Inland und bei den Verbündeten, als auch im neutralen Auslande, dessen Presse ungewöhnlich viel Anerkennung spendete, und im gegnerischen Ausland, das den Eindruck verrät durch die angespannte Polemik in der abhängigen Presse und den Ministerreden.

Während das Friedenswerk im Osten zur Vollendung gebracht wurde, wollte Graf Hertling die Friedensströmung im Westen fördern durch Anregungen zum vorbereitenden Meinungsaustausch. Er knüpfte an die friedlichen Stimmen an, die in England laut geworden sind, besprach die jüngste Rede des Präsidenten Wilson in dem freundlichsten Tone, der möglich war, erklärte sogar seine Uebereinstimmung mit den vier Grundsätzen,

auf die Herr Wilson seine früheren 14 Bedingungen konzentriert hatte, besprach des näheren die belgische Frage in dem Sinne, daß wir keine Annexion wollen, sondern nur die Sicherung vor einer künftigen Benutzung Belgiens als Aufmarschgebiet feindlicher Machenschaften, und knüpfte daran den Wink, die belgische Regierung in Le Havre könnte vielleicht eine unverbindliche Vorbesprechung im engeren Kreise anregen. Dieser Wink des deutschen Reichskanzlers geht offenbar ganz parallel mit der Anfrage des Grafen Czernin, ob nicht Nordamerika mit Oesterreich-Ungarn in einen vorbereitenden Gedankenaustausch eintreten könnte.

Herr Wilson hat die ausgestreckte Hand des Grafen Czernin nicht ergriffen, und der Finger, den Graf Hertling reichte, ist sogar zurückgewiesen worden. Zunächst von dem englischen Minister Balfour, der sich als Vormund Belgiens gerierte, die nachgewiesene Ausnutzung Belgiens für englisch-französische Angriffspläne dreist ableugnete und das weitgehende Angebot Deutschlands für ungenügend erklärte. Sodann durch das belgische Ministerium, das der englischen Parole folgend Sicherheiten von Deutschland zu verlangen wagt, statt über die Gewähr von Sicherheiten mit sich reden zu lassen. Das sieht wie ein Fehlschlag unserer Friedenstaktik aus, ist es aber nicht; denn Graf Hertling hatte durchaus nicht auf einen sofortigen und unmittelbaren Erfolg bei den feindlichen Machthabern gerechnet. Er sagte in seiner Rede ausdrücklich:

„Noch scheinen die Leiter der Entente völlig abgeneigt, der Stimme der Vernunft und Menschlichkeit Gehör zu geben.... Sie wissen immer aufs Neue, die Kriegsfurie unter ihrer Bevölkerung aufzupeitschen. Fortsetzung des Krieges bis zum äußersten, das war die jüngst von der Konferenz in Versailles ausgegebene Parole."

Aber — so führte Graf Hertling weiter aus, es hätten sich in England neuerdings auch andere versöhnlichere Stimmen hören lassen, so von dem ehemaligen Minister Runciman und von Lord Milner. „Man kann nur wünschen, daß solche Stimmen sich mehren, daß die unzweifelhaft auch in den Ententeländern vorhandene Friedensströmung sich durchsetzt; denn die Welt steht jetzt vor größter, schicksalsschwerer Entscheidung."

Das ist der Kernpunkt. Wir wissen, daß die gegenwärtigen Machthaber fest entschlossen sind, noch eine verzweifelte Kraftprobe zur Verbesserung ihrer unglückseligen Kriegskarte zu machen. Wir fürchten diesen letzten Waffengang nicht, aber wir möchten die Blutopfer verhüten. Daher tun wir alles, was uns möglich ist, um die Friedensbewegung in den feindlichen Ländern zu fördern. Kann diese sich nicht rechtzeitig genug oder nicht stark genug geltend machen, so gehen wir im Bewußtsein der voll erfüllten Friedenspflicht in den Entscheidungskampf, mit reinem Gewissen, Selbstsicherheit und Gottvertrauen. Dann gilt das Schlußwort des Reichskanzlers: „Das Blut der Gefallenen, die Qualen der Verstümmelten, alle Not und alles Leid der Völker wird über die Häupter derer kommen, die sich hartnäckig weigern, der Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit Gehör zu geben."

Die innere Sammlung und Stärkung.

Das ist eine Frucht der jüngsten Erörterungen, die auch die böswilligsten Feinde nicht antasten können. Die Politik des Grafen Hertling fand im Reichstag und auch in der öffentlichen Meinung einen viel weiteren und stärkeren Beifall, wie es früher üblich war. Als der neue Vizekanzler v. Payer die innere Politik in einer sehr lebhaften Weise vertrat, schien es einen Augenblick, als ob die Rechte einen Krach im Parlamente herbeiführen wollte. Aber es ging doch glimpflich ab. Der Sammlungstrieb gegenüber den äußeren Feinden kam bei allen bürgerlichen Parteien und auch bei der sozialdemokratischen Mehrheitspartei zur Geltung. Nach den ärgerlichen Zwischenfällen in der Streikwoche ist es hoch zu schätzen, daß die Parteiverhältnisse im Reichstag in der alten Ordnung bleiben und der Geist vom 4. August 1914 keine weitere Einbuße erlitten hat.

Die Anerkennung von Rom.

Ehrenvoll für den Grafen Hertling und sehr günstig für die Politik Deutschlands und seiner Verbündeten ist die Stellungnahme des „Osservatore Romano", des offiziösen Organes des Vatikan, zu der Kanzlerrede. Graf Hertling hatte bei seinen Ausführungen über Belgien Bezug genommen auf die päpstliche Friedensnote. Der „Osservatore" erklärt das Einverständnis mit den Aeußerungen Hertlings. Er stellt ferner fest, daß zwischen den Ansichten des Papstes und denen des Reichskanzlers über die Erwünschtheit eines direkten oder indirekten Meinungsaustausches eine völlige Uebereinstimmung bestehe. Das Blatt richtet dann noch eine Mahnung nach Amerika, daß man dort die bekundete Uebereinstimmung mit Wilsons Grundsätzen auswerten möge.

Brest und Bukarest. Friedensschluß mit Rußland.

Das Ultimatum, das von den vorrückenden Truppen der beiden Kaisermächte unterstrichen wurde, bewährt sich vortrefflich. Glatte Annahme in Petersburg; dann sofort Abreise der Delegation nach Brest, und zwar unter neuer Führung (Sokolnikow), da Trotzki rechtzeitig „krank" geworden. Nach nur zweitägigen Verhandlungen wurde am 3. März der Friede zwischen Rußland und dem Vierbunde unterzeichnet.

Das Ultimatum, das im deutschen Reichstag bekanntgegeben worden, hatte wirklich Hand und Fuß. Darin ist alles vorgesehen, was durch die letzten Ereignisse notwendig geworden: Vorrücken der neuen Grenze bis zum Ostrande von Kurland, Verzicht der Russen auf jede Einmischung oder Belastung über diese Grenzlinie hinaus, Erhaltung einer deutschen Polizeimacht in Livland und Estland bis zur Sicherung der Ordnung, Befreiung Finnlands und der Ukraine von russischen Truppen und Garden, Friedensschluß zwischen Petersburg und der Ukraine, Internierung der Kriegsschiffe usw., dann noch die förmliche Verpflichtung, jede Agitation oder Propaganda gegen die vier verbündeten Regierungen und in den von ihnen besetzten Gebieten einzustellen. Schließlich das Zeitultimatum: 3 Tage für die Unterzeichnung in Brest, 3 Wochen für die Ratifizierung. Die durchgreifenden Bedingungen und ihr Erfolg zeigen, daß auch auf dem Boden der viel angefeindeten Reichstagsresolution sich eine starke und gedeihliche Friedenspolitik durchführen läßt.

Sehr erfreulich war, daß Oesterreich-Ungarn, das sich zunächst aus innerpolitischen Rücksichten in der Waffenruhe gehalten hat, zur Rettung der Ukrainer und ihres wertvollen Besitzes in den Südteil dieses Staates mit einmarschierte. Mit demselben Erfolg an Gefangenen und Kriegsbeute, wie wir im Norden.

In Bukarest stießen die Vorverhandlungen zunächst auf Schwierigkeiten, da die Rumänen ihre Ohnmacht noch nicht erkannten oder wenigstens nicht zugestehen wollten. Auch die überaus höfliche Fahrt des Grafen Czernin zum König Ferdinand nach Jassy hatte nicht sofort Erfolg. Doch scheinen nunmehr die retardierenden Einflüsse der Agenten der Entente gebrochen zu sein. Offenbar hat auch die Besetzung der Ukraine (Kiew eingeschlossen), wodurch die rumänische Armee vollständig eingekreist ist, sowie die Kündigung des Waffenstillstandes die Rumänen zur Annahme neuer Waffenstillstandsbedingungen mit anschließenden Friedensverhandlungen bereit gemacht.

Friedensostern im Osten!

Das Himmelsglück.

Der Himmel wacht in nächtlichem Schein,
Entzündet Lichter in Myriaden,
Sternschnuppen streut er in sprühenden Schwaden
Aus seines Glückes unendlichem Schrein.
Die Wunder sieht ein Menschenkind
Halb jauchzend, halb in bitterm Klagen:
„Kann mich kein Pfad zu ihnen tragen?"
„Kein Flug", tönt es, „kein Berg, kein Wind!"

„Und ist versagt der Weg hinauf,
Dann will ich euch herunterziehen!
Du, Zauberauge auf den Knien,
Fang mir die Herrlichkeiten auf!"

Und sieh'!
In eines Spiegels Raum
Bannt er die fernen, holden Brände.
Den Himmel tragen seine Hände!
Das Herz erfasst die Wonnen kaum.
Doch ach! Was erst so höhenfern,
Winkt jetzt zu ihm in Meerestiefe;
Kein Senkblei wohl, so weit's auch liefe,
Erreichte nur den nächsten Stern.

Da springt er auf mit bitterm Blick,
Zerschlägt das Glas in lauter Trümmer:
Der Himmel steigt zur Erde nimmer;
Der Menschen Lust ist Trug und Flimmer;
Du, Jenseits, birgst das wahre Glück!

Martin Mayr.

Torheiten und Taktlosigkeiten.

Ein offenes Wort

von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Martin Faßbender, M. d. R. u. Pr. A.

Als Graf Hertling zum deutschen Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten ernannt wurde, da schrieb der bekannte Publizist Friedrich Thimme in der Zeitschrift „Grenzboten" den wichtigen Satz: „Wahrhaft verhängnisvoll würde es sein, wenn von protestantischer Seite der Katholizismus Graf Hertlings gegen ihn ausgespielt würde. . . . An dem hohen Gut des konfessionellen Friedens, der durch die treueste Gemeinschaft von Katholiken und Protestanten im Weltkriege über jeden Zweifel in unseren Herzen verankert sein sollte, darf unter keinen Umständen gerüttelt werden. Wir möchten vielmehr hoffen und vertrauen, daß die Eigenschaft Graf Hertlings als Katholik und als Süddeutscher ein neues Band zwischen den Konfessionen einerseits und zwischen Nord- und Süddeutschland anderseits werden möge". — Leider scheinen diese Worte ungehört verhallt zu sein. Es sind insbesondere von alldeutscher Seite so gehässige, die Katholiken tief verletzende Worte seit der Ernennung des neuen Kanzlers gesprochen und geschrieben worden, daß man im Interesse des deutschen Vaterlandes nur die größten Besorgnisse hegen kann. Alles Maß überschreitet aber, was Professor Hans Frhr. v. Liebig in der alldeutschen Monatsschrift „Deutschlands Erneuerung" sich zu leisten erdreistete. Unangenehmes Befremden mußte in katholischen Kreisen ja schon erregen die Art und Weise, wie Graf Hertling bei seinem ersten Auftreten im Preußischen Abgeordnetenhause von konservativer und nationalliberaler Seite empfangen wurde. Besonders verletzend äußerte sich der dem Ideenkreise des Evangelischen Bundes nahestehende Abg. Lohmann, als er mit einer nicht gerade sehr geschickten Verbindlichkeit davon sprach, daß seine Partei den neuen Ministerpräsidenten „mit freundlicher Wachsamkeit" verfolgen werde. Da wußte jedermann, daß diese Wachsamkeit dem Katholiken Hertling gegenüber für notwendig erachtet werde.

Professor v. Liebig setzt tatsächlich jede Rücksichtnahme gegenüber den Katholiken beiseite. Hier hören wir eine Sprache, die an die schlimmsten Zeiten des unseligen Kulturkampfes erinnert. Wird doch sogar der Ausspruch Bismarcks aus jener Zeit, daß die Grundsätze der Zentrumspartei mit den Grundlagen des Deutschen Reiches und Preußens unvereinbar seien, wieder ins Feld geführt. Jeder Katholik ist deshalb für Liebig national unzuverlässig. Man kann nach Liebig nicht bewußter Deutscher und Katholik zugleich sein. Für einen Katholiken, der ersteres sein will, gibt es keinen anderen Ausweg, als sich von dem Bekenntnis zu Rom loszusagen, d. h. aus der Kirche auszutreten, nach dem Vorbild der Männer der „Los von Rom Bewegung" in Oesterreich. Da nun Graf Hertling für Liebig Katholik im bevorzugten Sinne des Wortes ist — er nennt ihn „den feinsten Kopf, über den der entschiedene Katholizismus augenblicklich in Deutschland verfügt, den weltlich-geistigen Führer des deutschen Katholizismus, den Vertrauten des frömmsten katholischen Fürsten in Deutschland, den vatikanisch geschulten Diplomaten, den bevorzugten Vermittler zwischen katholischen und protestantischen deutschen Höfen und dem Vatikan" —, so ist es nur folgerichtig, daß er es dem Grafen stark verübelt, den Reichskanzlerposten überhaupt übernommen zu haben. Allerdings wird auch darüber kein Zweifel gelassen, daß man es dem lutherischen Kaiser Wilhelm II. erst recht verübelt, daß er im Jubiläumsjahr der Reformation keinen Staatsmann habe finden zu können geglaubt, der berufener zum Reichskanzler sei, als ein „Mann, dessen religiöses Ideal notwendig dahingehen müsse, Luthers Tat und ihre vierhundertjährige Auswirkung wieder rückgängig zu machen." Entweder Naivität oder Böswilligkeit — ich entscheide mich für keines von beiden — können in der Tat nur eine solche Insinuation ermöglichen. Die Katholiken, auch in ihren überzeugtesten und bewußtesten Anhängern der Kirche, bedauern gewiß die religiöse Spaltung Deutschlands — nicht zuletzt im vaterländischen Interesse. Aber jeder vernünftige Mensch nimmt die vorhandenen Verhältnisse als gegeben an, nachdem vierhundert Jahre seit der Spaltung verflossen und der Besitzstand der beiden Konfessionen seit dieser Zeit keine nennenswerte Aenderung erfahren hat. Deutschland ist in seiner ganzen Entwicklung davon abhängig, daß die durch das religiöse Bekenntnis getrennten Kreise in gegenseitiger Rücksichtnahme dem Gemeinwohl zu dienen bereit sind. Einem Manne in der Stellung des Reichskanzlers die obige Charakterisierung zu Teil werden zu lassen, bedeutet nichts anderes als die Verdächtigung, daß man ihn nicht für fähig erachte, seines hohen Amtes gemäß der Verfassung in wahrhaft paritätischem Sinne und aufrichtiger Toleranz zu walten.

So lächerlich solche Verdächtigung ist, so kann doch nicht scharf genug dagegen Widerspruch erhoben werden, besonders da sich Liebig noch zu der Behauptung versteigt, daß man hinter dem Grafen Hertling, wenn er nicht einen starken deutschen Frieden — soll natürlich nichts anderes heißen, als einen Frieden ganz im Sinne der Alldeutschen — zustande bringe, den Dritten suchen müsse, der hindernd im Wege gestanden. Die zum Abschluß eines derartigen Friedens notwendigen Fähigkeiten traut Liebig dem Grafen Hertling wohl zu, auch die hierzu erforderliche Widerstandskraft. Schließt Hertling also einen Frieden, der den Wünschen der Alldeutschen nicht entspricht, so muß der Einfluß Roms hindernd sich erwiesen haben. Anders kann man Liebigs dunkle Wendung von dem sogenannten „Dritten" wohl kaum deuten. Auch nach der Richtung hin läßt Professor v. Liebig noch beachtenswerte Streiflichter fallen, wie sich Graf Hertling das Vertrauen der alldeutschen Kreise gewinnen könne. Liebig meint, der Reichskanzler habe seine Stellung sich außerordentlich erleichtern können, wenn er statt des Herrn v. Kühlmann sich einen unverdächtigen Staatssekretär des auswärtigen Amtes gewählt hätte: „Es war taktisch nicht klug, Kühlmann, den Katholiken, Czerninfreund und Süddeutschen an seiner Seite zu behalten." Diese wenigen Worte geben eine blitzartige Beleuchtung der Stimmung und Gesinnung gewisser Kreise. Nach deren Urteil darf sich also kein Katholik frei erachten von dem Verdacht einer gewissen nationalen Unzuverlässigkeit. Nur der Protestant unterliegt diesem Verdacht nicht, sind doch Protestantismus und Deutschtum nach Ansicht großer protestantischer Kreise ganz selbstverständlich und naturgemäß identische Begriffe. So weit wären wir also glücklich im vierten Jahre des Weltkrieges gekommen, dieses Weltkrieges, in welchem gerade die katholischen Volksteile die größten Blutopfer gebracht haben — man vergleiche die interessanten Darlegungen von R. E. May im Ergänzungsheft 13 von Jaffés „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" —, so weit wären wir also gekommen, daß die Katholiken mal wieder

und zwar noch schlimmer, als zu den Zeiten des einstigen Kulturkampfes, nationaler Unzuverlässigkeit geziehen werden.

Wie weit ist doch eine Gesinnung von der Art, wie sie uns in dem Aufsatze des Freiherrn v. Liebig entgegentritt, fern von der vornehmen Auffassung, wie sie Prinz Max von Baden in seiner ausgezeichneten Rede kürzlich zum Ausdruck brachte, da er sein Bedauern aussprach über die Agitation, die darauf hinziele, andere als unpatriotisch zu brandmarken. „Wir müssen aufhören", sagt der Prinz, „bei unseren inneren Auseinandersetzungen beim politischen Gegner immer noch unpatriotische Motive zu suchen. Solche Anklagen dürfen nicht laut werden, sei es auch nur als Waffe im Redekampf." Es ist aber gut, daß einige temperamentvolle Leute von der Art des Freiherrn von Liebig Gefühle öffentlich zum Ausdruck bringen, die andere vorsichtig in ihrem Busen zu bergen für gut erachten. Hoffentlich werden den Katholiken die Augen geöffnet, daß sie klar sehen, wie sehr ihnen die Erhaltung der Eintracht und Einigkeit in den schweren Zeitläufen nottut. Es ist Pflicht der Katholiken dafür zu sorgen, daß den Leuten mit kulturkämpferischen Neigungen, die Deutschlands Erneuerung sich ohne eine Herabdrückung der Katholiken zu Staatsbürgern zweiter Klasse nicht zu denken vermögen, endgültig die Macht aus den Händen gewunden wird.

Von der Mehrheits- zur Verhältniswahl.[1]

Von Gewerkschaftssekretär Franz Weixler, München.

Das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht hat, obwohl es ein Kulturträger von bedeutendem Werte geworden ist, trotzdem sich nicht in den Hoffnungen bewährt, die manche Parteien auf dasselbe setzten. Durch das System seiner Anwendung, das sich auf die absolute und die relative Mehrheit stützt, sind die Parlamente nie das treue Spiegelbild der Wählerschaft geworden, kleinere Parteien und Minoritäten werden unterdrückt, oder von der gesetzgebenden Körperschaft ausgeschlossen. Wir finden deshalb in Deutschland bei Reichstags-, Landtags- und Gemeindewahlen unnatürliche Wahlbündnisse und zersetzende Wahlkämpfe zwischen den politischen Parteien, weil eben nur der oder die Kandidaten als gewählt gelten, die eine absolute oder relative Mehrheit erhalten haben. Die verschiedensten Reichs- und Landtagswahlen wurden bis zur politischen Verwilderung geführt. Grundsätze werden durcheinander geworfen, durch den Handel unter den Parteien werden die Wähler der eigenen Partei irregeführt, entmutigt, von der Partei abgedrängt, oder zu Stimmenabgaben geführt, die ihrem Innern zuwider sind. Das ist besonders der Fall, wenn die einer bürgerlichen Partei angehörende Arbeiterschaft verpflichtet ist, auf Grund eines Wahlabkommens einem sozialdemokratischen Kandidaten die Stimme geben zu müssen. Bei der vielseitigen Parteigestaltung in Deutschland zwingen unter dem Mehrheitssystem die Verhältnisse vielfach zu Kompromissen und Mandatsschacher. Hat die Minderheit ebenfalls Kandidaten aufgestellt, findet aber für die eigenen Parteigänger keine zugkräftige Wahlparole, so fehlt es vorweg an der notwendigen Begeisterung und Stimmung und die Wähler bleiben weg. Wenigstens trifft dies oft bei bürgerlichen Parteien zu, die nicht die Begeisterung aufbringen, lediglich für Zählkandidaten zu stimmen, wie dies bei den Sozialdemokraten der Fall ist. So kommt es häufig, daß die unterliegende Partei, trotzdem sie tausende und zehntausende Stimmen in einem Wahlkreis aufbrachte, leer ausgeht, wenn die Kandidaten der Gegenpartei auch nur einige Dutzend Stimmen mehr erhielten.

Das Majoritätswahlsystem hat somit das Wahlrecht vielfach zu einem Wahlunrecht ausgeprägt. Es muß eine andere, gerechtere Form gefunden werden für die maßgebende Verteilung der Mandate nach Stimmenabgabe der einzelnen Parteien. Eine solche Form ist in der gesetzlichen Einführung des Verhältniswahlsystems zu finden. Ueber die verschiedenen Arten des Verhältniswahlsystems sich auszusprechen, würde an dieser Stelle zuweit führen, nachdem hierzu eine größere ziffernmäßige und tabellarische Aufmachung notwendig ist.

Vom wahltechnischen Standpunkte aus ist das Wahlverfahren nach dem Proporz einfacher und natürlicher als bei Berechnung der absoluten oder relativen Mehrheit. Bedeutungsvoller noch ist die ethische Seite. Der Proporz nimmt dem Wahlakte die Häßlichkeit des leidenschaftlichen, persönlichen Kampfes. Bei der Verhältniswahl kommen im ersten Wahlgange giltige Wahlen zustande, beim Ausscheiden von Abgeordneten braucht eine Nachwahl nicht getätigt zu werden. Es gibt also weder Stich- noch Nachwahlen, weshalb den Parteien, bezw. deren Anhängern Zeit, Geld und aufregende Zwischenwahlen erspart bleiben. Die Verhältniswahl stellt eine Rechtsgleichheit der Bürger her; die Stimme des einzelnen Wählers kommt nicht nur dem einzelnen, sondern sämtlichen von der Partei im Lande oder Abstimmungskreis aufgestellten Kandidaten zugute. Sie verlangt strenge Parteidisziplin von den Wählern und Kandidaten. Einzelne Sonderkandidaturen sind unmöglich gemacht und zwecklos. Die Verhältniswahl hebt die Wahlfreudigkeit und wirkt anreizend zur Wahlarbeit, weil jede einzelne Stimme des Wählers gleich bewertet wird, auch dann, wenn die Partei bei der Gesamtstimmenzahl in der Minderheit bleibt. Die Verhältniswahl fördert die Wahlgerechtigkeit, indem sie jeder Partei nach ihrer Stimmenzahl die Mitarbeit in den gesetzlichen Körperschaften in Reich, Land, Kreis und Gemeinde ermöglicht.

Welches Interesse hat die christlich-nationale Arbeiterbewegung mit ihren Hunderttausenden von Staatsbürgern als Arbeitern in Industrie, Handel, Gewerbe, Verkehr, Staats- und Gemeindebetrieben an der Einführung der Verhältniswahl? Welches Interesse haben die dieser Bewegung angeschlossenen Hunderttausende von Kaufleuten, Staats-, Gemeinde- und Privatangestellten? Die christlich-nationale Arbeiterbewegung stellt kein parteipolitisches Gebilde dar. Sie überläßt es ihren Mitgliedern, sich jenen Parteien anzuschließen, von denen sie erwarten, daß sie ihre politischen, wirtschaftlichen und sozialen Interessen im Rahmen der bestehenden Gesellschaftsordnung und des gesetzlichen Rechtes vertreten und zu denen sie sich nach ihrer Weltanschauung hingezogen fühlen.

Nun ist aber bekannt, daß die Arbeiter und Angestellten den bürgerlichen Parteien als Wähler und zur Mitleistung bei Wahlarbeiten willkommen sind, aber bei Aufstellung von Kandidaten nur in geringem Maße zum Zuge kommen. Die Vertretung der Arbeiter und Angestellten glauben manche Parteien genügend gewahrt, wenn da oder dort ein Arbeitervertreter mit einem Mandat in den politischen und kommunalen Körperschaften betraut wird. Als „Konzessionsschulzen" wurden solche Abgeordnete in der letzten Zeit in Wort und Schrift innerhalb der christlich-nationalen Arbeiter- und Angestelltenbewegung bezeichnet. Eine derartige Vertretung innerhalb von Parteien, die in den gesetzgebenden Körperschaften Dutzende, ja bis zu 100 Mandaten besitzen, ist ziemlich einflußlos, weil jene Abgeordneten bei der Vertretung ihrer Forderungen sich nicht durchzusetzen vermögen. Ihre geringe Zahl läßt eine Teilung des Aufgabengebietes nicht zu, sodaß solche Abgeordnete überlastet sind und infolgedessen den Zusammenhang und das Ziel der zu vertretenden Interessen verlieren. Da ferner die bürgerlichen Parteien von der Sozialdemokratie aus den Großstädten und Industriezentren immer mehr verdrängt werden — eine Folge des gegenwärtigen Mehrheitssystems bei den Wahlen —, müssen Arbeiterabgeordnete der bürgerlichen Parteien in ländlichen Wahlkreisen gewählt werden; dies führt zur Abhängigkeit des Arbeiter-Abgeordneten von Wählern, denen oft die richtige Vorstellung von dem fehlt, was Arbeiter und Angestellte als ihre selbstverständliche Forderung bezeichnen.

Die auf dem christlich-nationalen Arbeiterkongreß in Berlin am 29. und 30. Oktober 1917 erhobenen Forderungen der Arbeiter und Angestellten im neuen Deutschland laufen durch die Maschine der Gesetzgebung. Deshalb sind die bürgerlichen Parteien auf eine Reihe von Mitarbeitern zur sachlichen Behandlung dieser Fragen angewiesen. Mit der Lösung dieser Fragen dürfen nicht lediglich Theoretiker oder Angehörige anderer Berufe und Stände betraut werden. Wo es sich um eine Neuordnung des Arbeiterrechts und zahlreicher anderer wirtschafts- und sozialpolitischer Fragen handelt, müssen Fachleute in verstärktem Maße als Abgeordnete innerhalb der politischen Parteien Aufnahme finden. Nicht gleichgültig erscheint der christlich-nationalen Arbeiter-

[1] Die Redaktion der „A. R." gibt diesen, die Auffassungen christlich-nationaler Arbeiter- und Angestelltenkreise widerspiegelnden Ausführungen Raum in der Annahme, daß sie einer sachlichen Diskussion des angeschnittenen Problems dienlich sein werden.

und Angestelltenbewegung, die 1 1/2 Millionen Staatsbürger repräsentiert, welche neuen Steuern nach dem Kriege gemacht, welche Handelsverträge abgeschlossen werden. Auch der neue Mittelstand, das Heer der Privatangestellten, Staats- und Gemeindebeamten, wird seine politischen und wirtschaftlichen Forderungen geltend machen, wenn die bürgerlichen Parteien bei den nächsten Wahlen Anspruch auf seine Stimmen erheben. Es muß ein frischer Zug in die politischen Parteien gebracht werden und ein frischer Geist, der sie neu belebt. Unsere Bewegung will den bürgerlichen Parteien Sauerteig zuführen, einerlei, ob die Mandatsbewerber Arbeiter aus der Werkstätte und Schreibstube, ob es Beamte von Verbänden der Arbeiter und Angestellten, von Verbrauchern oder Baugenossenschaften oder mit dem Geiste dieser Bewegung gehende Juristen, Akademiker oder Kleriker sind.

Ist ein solcher Eingriff in den gegenwärtigen Bestand der bürgerlichen Parteien für deren Neubelebung möglich? Es wäre die Ausschiffung einer Anzahl Abgeordneter notwendig, die sich nicht schmerzlos und ohne Widerspruch vollziehen würde. In den sogenannten bombensicheren Wahlkreisen sind traditionelle Beziehungen zwischen den Abgeordneten und den Wählern geschaffen worden. Mit einer Aufstellung von Kandidaten aus unserer Bewegung in unsicheren Wahlkreisen ist dieser und den Parteien nicht gedient. Die obersten Parteileitungen sind meist nicht in der Lage, in den Wahlkreisen die Aufstellung von Arbeiterkandidaturen zu betreiben; in Bayern wurde dieser Beweis wiederholt erbracht. In einer Reihe von Wahlkreisen spielen die Heimatkandidaturen eine besondere Rolle. Das alles bietet Schwierigkeiten. Die Anhänger der christlich-nationalen Arbeiterbewegung wollen ihren bisherigen Parteien treu bleiben, aber sie wollen innerhalb derselben besser zur Geltung kommen, sich durchsetzen. Sie wollen im ungefähren Verhältnis wie andere Stände bei Vergebung von Mandaten berücksichtigt sein. Die bisherige Behandlung unserer Bewegung in diesem Sinne ist nicht ohne Weiteres den bürgerlichen Parteien selbst, als vielmehr dem Wahlsystem mit seinem Mehrheitsprinzip zuzuschreiben. Es muß ein neuer Weg gefunden werden, dieser ist die Verhältniswahl, welche den bürgerlichen Parteien auch in solchen Wahlkreisen Vertreter verschafft, in denen sie bisher nicht oder nicht mehr mit ihren Kandidaten durchdringen konnten.

Für die christlich-nationale Arbeiter- und Angestelltenbewegung darf die Erkämpfung der Verhältniswahl nicht lediglich als Mittel zum Zweck dienen, sondern sie muß vom Standpunkte der Wahlgerechtigkeit aus gefördert werden. Die christlich-nationale Arbeiterbewegung in Deutschland betätigt seit mehr als einem Jahrzehnt Wahlen nach dem Verhältniswahlsystem. Sie hat die Verhältniswahl im Reichstage gefordert für die Wahlen der Beisitzer zum Gewerbe- und Kaufmannsgericht, den Ausschüssen der Krankenkassen und zuletzt im Hilfsdienstgesetz für die Wahlen der Arbeiterausschüsse. Haben es die christlich organisierten Arbeiter nicht als eine schreiende Ungerechtigkeit empfunden, wenn sie bei früheren Gewerbegerichts- und Krankenkassenwahlen am einzelnen Orte oft mit tausenden Stimmen gegenüber der Sozialdemokratie infolge des Mehrheitsprinzips unterlegen sind und trotz wuchtiger Stimmenabgabe nicht einen einzigen Beisitzer, bzw. Vertreter durchbringen konnten? Es wäre daher inkonsequent, wenn sie für die Wahlen zu Reichstag und Landtagen usw. gegen die Einführung der Verhältniswahl sein wollten.

Nun ist man ja gar nicht mehr so weit entfernt vom Verhältniswahlsystem. Für die Riesen-Reichstagswahlkreise ist die Einführung der Verhältniswahl beschlossene Sache. In der Reform des preußischen Wahlrechts haben sich die Führer der christlich-nationalen Arbeiterschaft von Rheinland und Westfalen für Einführung der Verhältniswahl ausgesprochen. Auch in der bayerischen Abgeordnetenkammer wurde in der letzten Zeit von den Minderheitsparteien die Verhältniswahl angeschnitten, die aber vorläufig von der Mehrheitspartei abgelehnt wird. Aber für die Gemeindewahlen hat diese Partei die Einführung der Verhältniswahl verlangt, und man hat die allerbesten Erfahrungen gemacht. Gegner der Verhältniswahl zu sein in einem Lande, wo die Volksvertretung bald ein Dutzend Parteigruppierungen aufweist, hat rechtlich und politisch keinen Sinn.

Der Kronrat des neugeschaffenen Königreichs Polen hat beschlossen, für die Wahl der Landtagsabgeordneten die Verhältniswahl einzuführen. In Belgien fand dieselbe ebenfalls bei den Parlamentswahlen volle, in Württemberg teilweise Anwendung. In der Schweiz ist sie in einer Anzahl von Kantonen für die Wahl aller Körperschaften eingeführt.

Die christlich-nationale Arbeiter- und Angestelltenbewegung will Sorge tragen, daß das gleiche und direkte Wahlrecht die ihm zugedachte Wirkung für die Vertretung in den gesetzgebenden Körperschaften ausübt. Deshalb tritt sie ein für die Ersetzung des Mehrheitsprinzips durch die Verhältniswahl. Dadurch wird der Einfluß der christlich-nationalen Arbeiter- und Angestelltenbewegung innerhalb der politischen Parteien gesichert und eine Summe von Kräften zur Mitarbeit in den gesetzgebenden Körperschaften gewonnen.

Eine wichtige kirchenpolitische Gesetzesvorlage in Baden.

Von Geistl. Rat Dr. Schofer, Mitglied der Zweiten badischen Kammer.

Am Freitag, den 22. Februar, wurde in der Zweiten badischen Kammer der Gesetzentwurf über die Neuregelung der Vorbildung der Geistlichen verteilt. Dieser Gesetzentwurf hat nach zwei Seiten eine hohe Bedeutung. Die eine liegt darin, daß durch die Neuordnung der Vorbildungsfrage der Geistlichen der Weg für die Männerorden im Großherzogtum freigemacht werden soll. Die andere liegt in der Tatsache, daß mit verschiedenen Bestimmungen aus der Kulturkampfzeit aufgeräumt werden will.

Die wichtigsten Verbesserungen bzw. Aenderungen, welche die Regierung vorschlägt, sind folgende: Bis jetzt forderte der Staat in Baden nicht bloß für die Uebernahme eines kirchlichen Amtes die Erfüllung bestimmter wissenschaftlicher Voraussetzungen, er verlangte diese auch schon für „die öffentliche Ausübung kirchlicher Funktionen". Diese Bestimmung stammt aus dem Gesetze vom 19. Februar 1874 und hatte dazumal die Aufgabe, den Klerus zu zwingen, das vom Staate geforderte, vom Erzbischof bezw. vom Bistumsverweser verbotene Staatsexamen zu machen oder Dispens davon einzuholen. Als 1880 das Staatsexamen fiel, behielt man trotzdem die Bestimmung bei. Die Kurie hat immer und immer wieder um Entfernung der Forderung angehalten. Die Zentrumsfraktion stellte wiederholt dahingehende Anträge. Sie fanden in der Zweiten Kammer wohl eine Mehrheit, scheiterten aber an dem Willen der Ersten Kammer. Nun schlägt die Regierung, getragen von dem neuen Geist, wie ihn die Kriegserfahrungen gebracht, die Aufhebung der Bestimmung vor.

Eine zweite Verbesserung geht auf den Umfang dessen, was an wissenschaftlicher Vorbildung von denen künftig gefordert werden soll, die ein Kirchenamt übernehmen wollen. Nach dem Gesetz vom 19. Februar 1874 wurden zum Abiturientenzeugnis noch 6 Semester an einer deutschen Hochschule und 3 philosophische Vorlesungen verlangt. Dabei durfte niemand dispensiert werden, der seine Studien an einer Anstalt gemacht hatte, an der Jesuiten oder Mitglieder anderer verwandter Orden lehren.

Nun sollen die Theologen den anderen akademischen Berufen, welche sich dem Staatsdienst widmen, gleichgestellt werden. Wie bisher, wird das Reifezeugnis einer neunklassigen höheren Lehranstalt verlangt; dabei bleibt es der Kurie überlassen, wie sie sich zu den Abiturienten der Realgymnasien und Oberrealschulen hinsichtlich der Zulassung zum Theologiestudium stellen will. Weiter wird verlangt der Besuch einer deutschen Universität im Umfang von drei Semestern! Der Nachweis dreier philosophischer Vorlesungen ist das dritte, was begehrt wird. Damit fällt die Bestimmung gegen die Fakultäten der Jesuiten in Innsbruck und Rom; denn diese sollten ja ehedem getroffen werden.

Der Gesetzentwurf fordert einen dreisemestrigen Universitätsbesuch. Nach dem Wortlaut würden damit Anstalten wie Eichstätt, Mainz, Fulda usw. ausgeschlossen sein, d. h. das Studium dort nicht als Erfüllung der gesetzlichen Forderung gelten können. Ob hier die Volksvertretung der Regierung beitritt, wird abzuwarten sein.

Durch das genannte Gesetz vom 19. Februar 1874 wurden der Kapitelsvikar, der Generalvikar, die außerordentlichen Räte und Assessoren des Ordinariates und die Vorsteher und Lehrer des Priesterseminars den Bestimmungen des Gesetzes über die

Vorbildung der Geistlichen mit unterworfen. Der Entwurf beschränkt nun die Forderungen der wissenschaftlichen Vorbildung, wie sie im Entwurf vorgesehen ist, auf die außerordentlichen Räte und Assessoren des Ordinariates und die Herren des Seminars. Er läßt Kapitelsvikar und Generalvikar frei.

Neu in gewissem Sinne ist folgender Absatz, den der Entwurf vorsieht: „Die öffentliche Ausübung kirchlicher Funktionen kann auswärtigen Geistlichen, die sich nur vorübergehend zur Stellvertretung oder Aushilfeleistung in der Seelsorge im Großherzogtum aufhalten, untersagt werden, wenn sie von der Staatsregierung unter Angabe des Grundes als ihr in bürgerlicher oder politischer Beziehung mißfällig erklärt werden." Diese Bestimmung fällt auf; sie paßt, so will scheinen, nicht recht in ein Gesetz, das als Friedenswerk sich präsentieren will und tatsächlich sonst auch als ein Werk des Friedens angesehen werden darf.

Ist der Artikel II des Entwurfes von untergeordneterer Bedeutung, so gewinnt Artikel III wieder höheren Wert. Er hebt die folgenden Strafbestimmungen auf, die das Gesetz vom 19. Februar 1874 gebracht hat und die bis zur Stunde noch in Kraft sind. Die Strafbestimmungen galten der Uebertretung des Examengesetzes; auf Grund dieses § 16a wurden seinerzeit die jungen Geistlichen verurteilt. Die Bestimmungen lauten:

„Wegen Verletzung der Vorschriften dieses Gesetzes wird bestraft:
1. derjenige Geistliche, welcher kirchliche Funktionen, die ihm unter Verletzung der gesetzlichen Bestimmungen übertragen worden sind, öffentlich ausübt, mit einer Geldstrafe von 60 bis 800 Mark, bei einer zweiten Wiederholung mit Gefängnis von 3 bis 6 Monaten;
2. der kirchliche Obere, welcher einem Geistlichen, entgegen der gesetzlichen Vorschrift, ein Kirchenamt beziehungsweise kirchliche Funktionen überträgt oder einem gesetzlich Unfähigen die kirchliche Einsetzung erteilt, mit einer Geldstrafe von 300 bis 1500 Mark, bei einer zweiten Wiederholung mit Gefängnis von sechs Monaten bis zu einem Jahr;
3. der kirchliche Obere, welcher eine kirchliche Verfügung oder eine Erkenntnis gegen die Freiheit oder das Vermögen einer Person wider deren Willen zu vollziehen sucht, oder deren Vollzug wider deren Willen festsetzt, sofern die Tat nicht in ein schweres Vergehen oder Verbrechen übergeht, mit einer Geldstrafe von 300 bis 1500 Mark oder mit Gefängnis bis zu sechs Monaten."

Auch hier muß man sagen, die Aufhebung dieser Strafbestimmungen stellt, nachdem das Gesetz vom 19. Februar, soweit es die Vorbildung der Geistlichen betraf, aufgehoben ist, nur noch den logisch konsequenten letzten Schritt dar. Tatsächlich haben sie auch seit 1880, also seit das Staatsexamen abgeschafft ist, nie mehr Anwendung gefunden.

Mit diesem Gesetzentwurf kehrt die Regierung im wesentlichen auf den Standpunkt des Kirchengesetzes vom 9. Oktober 1860 zurück; sie räumt in der Hauptsache mit den Kulturkampfmitteln auf. Sie ermöglicht damit zu einem guten Stück das vertrauensvolle Zusammenarbeiten zwischen Staat und Kirche in der Pflege der religiös-sittlichen Wohlfahrt des Volkes. Die Kriegsschäden auf diesem so wichtigen Gebiete fordern gebieterisch diese gemeinsame Arbeit heute mehr als je zuvor.

Sturm.

Wie am Baum die Blätter prangten
In dem hellen Sonnenglast!
Unter seinem Schatten hielten
Bunte Sänger täglich Rast —
Zur Sommerszeit.

Doch es kamen schlimme Tage:
Stürme fegten über Land.
Ach! Die rüttelten die Blätter
Von dem Baum mit rauher Hand —
Zur Herbsteszeit.

„Haltet ein, ihr wilden Stürme,
Schonet doch das letzte Blatt!"...
Doch der Sturm rast tosend weiter,
Bis die Aeste kahl und glatt —
Zur Winterszeit.

Dichtgedrängt in stolzen Reihen
Schritt des Königs Regiment
Durch die Stadt. „Hurrah!" so braust' es
Ihm entgegen ohne End —
Am Abschiedstag.

Nach der Schlacht. — Die vielen Fähnlein
Sind in eins zusammengelegt...
Gott! Wo blieben doch die Tausend?
Ach! Sie hat hinweggefegt —
Der Schlachtensturm.

Betend heb ich meine Hände,
Dass der Schlachtensturm sich legt.
Mach dem Morden, Herr, ein Ende,
Eh vom Feld wird weggefegt —
Der letzte Held.

L. J. Biesendorfer.

Der deutsche Südseebesitz im angelsächsischen Weltmachtstreben.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Zwei Geschehnisse der letzten Wochen haben die Frage der Zukunft des deutschen Südseebesitzes wieder aktuell gemacht. Am 20. Dezember ernannte der Kaiser mitten im Kriege einen neuen Gouverneur von Deutsch-Neuguinea, und am 11. Januar sprach der Kolonialsekretär auf ein Telegramm der Vereinigung der deutschen Südseefirmen die bestimmte Hoffnung aus, daß bald wieder über den reichgesegneten Südseekolonien die deutsche Flagge wehen werde.[1]) Namentlich die erste Nachricht beweist, daß das Deutsche Reich fest entschlossen ist, seinen ihm rechtmäßig gehörigen Kolonialbesitz von den Feinden zurückzufordern.

Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Südseegebiete ist nicht überragend, aber beachtenswert. Dem Werte nach wurden vier Fünftel aller bei uns eingeführten Oelrohstoffe in der deutschen Südsee produziert, auch die Gewinnung von Phosphaten war ganz erheblich. Aber darin beruht doch nicht der eigentliche Schwerpunkt des deutschen Südseebesitzes.

Von größter Bedeutung ist dagegen seine weltpolitische Lage. Der Große Ozean darf wohl als das Weltmeer der Zukunft bezeichnet werden. Durch die Eröffnung des Panamakanales ist ein gewichtiger Schritt getan, um ihm diese Bedeutung zu sichern; das Erwachen Ostasiens und all der Randländer des Stillen Ozeans mit ihren geradezu unerschöpflichen wirtschaftlichen Kräften muß eine völlige Umwälzung auf den gesamten Weltschiffahrtsstraßen und ihren Richtungen in nicht ferner Zukunft hervorrufen. Wenn nicht alles trügt, wird der Stille Ozean schon bald den Atlantischen in seiner Rolle als vermittelndes und zentrales Meer im Weltverkehr ablösen. Mit der zu erwartenden Umwälzung wird die verkehrspolitische Lage der deutschen Südseebesitzungen eine geradezu beherrschende. Jeder Blick auf die Karte zeigt das; Panama und die Karolinen liegen auf demselben Breitegrad! Neuguinea wird Knotenpunkt werden als Vermittler zwischen dem gewaltigen chinesischen und australischen Markt. Die Marianengruppe ist zu einer ähnlichen Rolle berufen zwischen Japan, Australien, Neu-Seeland und den beiden Amerika. Die Anziehungskraft des jungen kolonial-amerikanischen Bodens mit seiner dünnen Bevölkerung und seinen riesenhaften wirtschaftlichen Aussichten auf die alten Kulturgebiete des ostasiatischen Randlandes mit seinen übervölkerten Ländern und ihrer maßlos gesteigerten Expansionslust wird ungeheuer sein.

Wenn wir daher bei Beginn des Krieges einzelne unserer Feinde mit hastigem Eifer sich in den Besitz dessen, was uns gehörte, setzen sahen, so hatte das im Hinblick auf nahe Zukunftsmöglichkeiten seine guten Gründe. Unsere vorläufigen Erben sind Japan, Australien und Neu-Seeland. Von diesen hat Japan bereits Verwaltungsmaßregeln getroffen, die auf die Absicht einer dauernden Erwerbung hinweisen, dasselbe soll für Neu-Seeland zutreffen. Angeblich haben sich die Führer der Entente auch darin geeinigt, daß Tokio sämtliche deutsche Kolonien in der Südsee zugesprochen erhält. Diese Beschlüsse, über die wir nicht sicher unterrichtet sind, sollen auf einer gemeinsamen Konferenz der Entente in Rom im Januar 1917 gefaßt sein. Sollten diese Angaben den Tatsachen entsprechen, so kann es sich bei den Japan zugebilligten Teilen nur um die Marianen, Karolinen, Marschallinseln und Paumotu handeln; auch Australien wird nur unter Zwang Guinea und den Bismarckarchipel wieder herausgeben, ebenso Neu-Seeland Samoa. Diese Beschlüsse mögen unter der damaligen politischen Lage erklärlich gewesen sein und im Plane der Entente gelegen haben, die vor allem möglichst rasch ein Definitivum, auf das übrigens in erster Linie Japan drängte, schaffen wollte, weil man den Krieg für in kurzem als entschieden ansah und nach den Vorbereitungen für 1917 den endgültigen Zusammenbruch des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten erhoffte. Heute ist aber die allgemeine Weltlage eine völlig andere. Das kann nicht ohne Rückwirkung auf die Zukunft der deutschen Südsee sein. Wenn sich der englische Kolonialminister Walter Long in der „Westminster Gazette", also in einem gemäßigten Blatte, Ende Januar 1917 noch äußerte, Deutschland dürfe nicht daran denken, die Südsee wieder zu er-

[1]) Am 27. Februar erklärte er im Reichstag, niemals habe es in unserem Volke Unklarheit darüber gegeben, daß wir unsere Kolonien wieder haben wollen. Die Kolonialfrage sei für uns keine Luxus-, sondern eine Lebensfrage.

halten, so fallen jetzt von der Seite der führenden Minister unserer Feinde wesentlich mildere Worte. Es ist gut, wenn gerade angesichts der Tatsache, daß die Entente selbst ihr koloniales Raubprogramm revidiert, die deutsche Regierung durch die Ernennung eines neuen Gouverneurs auf Neu-Guinea zu erkennen gibt, wie ernst es uns gemeint ist mit der Rückgabe der deutschen Südsee. Aber neben der wesentlich anderen allgemeinen politischen Lage sind für die Entente noch andere Gründe maßgebend, die Südseefrage heute anders zu betrachten, als in früheren Zeiten.

Der Commonwealth, der Haupterbe des deutschen Kolonialbesitzes im Stillen Ozean, hat vor wenigen Wochen in aller Form Großbritannien, dem Mutterlande, die militärische Gefolgschaft durch eine Volksabstimmung auf breitester Grundlage aufgesagt. Das Kabinett Hughes, das scharf imperialistisch gesinnt war, hat damit abgewirtschaftet. Die neue Richtung, wie sie sich in dem Arbeiterminister Tudor darstellt, ist wesentlich australisch und nichts mehr; sie stellt australische Interessen in den Vordergrund, während ihr die gesamtbritischen ziemlich gleichgültig sind; bei Hughes war dies umgekehrt. Der tiefere Grund für die australische Ablehnung weiterer militärischer Unterstützung aber war eben, daß man das kostbarste, was man hat, im Lande behalten wollte, nämlich die Menschen; diese Politik wiederum hat ihren letzten Grund in der Furcht vor Japan, welche die weißen Siedelungsterritorien dort beherrscht, also auch in Neu-Seeland wirkungskräftig ist. Diese Kolonien zürnen Großbritannien schon lange wegen seiner japanfreundlichen Politik; die Abstimmung und ihr Ergebnis ist in gewisser Beziehung auch ein Mißtrauensvotum für das Mutterland. Die gewaltige Angst vor dem Mikadoreich wird bei dem ohnehin bestehenden Mangel an Menschen in Australien die neuen Machthaber keineswegs geneigt sein lassen, durch Erwerbung von deutschen Kolonien, die sie nicht ohne weitere Kolonistenabgabe besiedeln können, ihre Position Tokio gegenüber, in dessen Rachen sie heute schon beinahe zu liegen kommen, noch weiter zu schwächen. Auf der anderen Seite wird auch Großbritanniens Geneigtheit nicht allzu groß sein, dem Commonwealth nach dessen bockbeiniger militärischer Politik den Raub zu sichern. Das sind alles Stimmungsmomente, die die deutschen Südseefragen in einem für uns wesentlich günstigeren Lichte erscheinen lassen.

Durchschlagend aber dürfte für die Angelsachsen die Erwägung sein, daß die Machtstellung Japans in der Südsee unter keinen Umständen weiter gestärkt werden darf. Seitdem das Mikadoreich die Vereinigten Staaten aus China verdrängte und dadurch deren Stellung in der Südsee wesentlich erschütterte, die bei dem völligen Ausscheiden Englands allein ein Gegengewicht gegenüber der ins ungemessene wachsenden japanischen Macht war, ist die Angst der Angelsachsen um ihre Siedelungskolonien gewaltig gestiegen. Ihre Furcht wächst noch, wenn sie erwägen, welche Bedeutung der japanische Raub an deutschem Gut erst in der Zukunft erhalten wird, da er verkehrspolitisch das Inselreich im Norden des Großen Ozeans beherrschend macht, militärisch aber vor allem die Vereinigten Staaten in eine bedenkliche Lage bringen kann. Das Mikadoreich könnte, falls man ihm seinen Raub läßt, allmählich in die Lage kommen, den gesamten australisch-amerikanischen Handel zu beherrschen und damit auch innerhalb des Stillen Ozeans eine Monopolstellung gewinnen, welche die Vernichtung und Ausmerzung der weißen Rasse und ihrer Siedelungen vor allem in Australien und Neu-Seeland bedeutete.

Es liegt daher durchaus im angelsächsischen Interesse, eine wesentliche Dämpfung des japanischen Ehrgeizes herbeizuführen, indem eine neue Macht, oder besser, indem in das Parallelogramm der Kräfte die alte Macht wieder eingefügt wird, nämlich Deutschland. Vom englischen Standpunkt aus betrachtet kann das Deutsche Reich hier nie so stark sein, daß es wirklich eine Gefahr bildet; zur Herstellung des balance of power aber ist ein vierter Großstaat hier unerläßlich. Denn selbst ein japanisch-deutsches Bündnis würde bei der Entlegenheit der deutschen Südsee im Fall eines Krieges gegen die Angelsachsen mit ihren beherrschenden Flotten für England erträglicher sein, als die Tatsache der Herrschaft des Mikadoreiches auf dem gesamten Wege nach Asien, Amerika und Indien.

Unter Berücksichtigung dieser wesentlichen Verschiebungen in der großen Politik kann man es verstehen, wenn sich Wilsons und Lloyd Georges Kolonialpolitik jetzt erheblich sanfter gebärdet. Davon profitiert vor allem die deutsche Südsee; angelsächsische Eigeninteressen gehen hier ein erhebliches Stück mit Deutschland parallel.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Zunehmende Kampftätigkeit.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

28. Februar. Die Engländer setzen ihre Erkundungen an vielen Stellen der Front fort. Mit stärkeren Kräften stießen sie während der Nacht am Houthoulsterwalde und nördlich von der Scarpe nach heftiger Feuerwirkung vor. Im Nahkampf und im Gegenstoß wurden sie zurückgeschlagen.

1. März. Nördlich von Poelkapelle scheiterten nächtliche, nach starker Feuerwirkung unternommene Vorstöße englischer Infanterie. Westlich von La Fere brachte eine Abteilung vom Vorstoß über den Kanal einige Gefangene zurück. Ein feindlicher Luftangriff auf Kortrik verursachte erhebliche Verluste unter der belgischen Bevölkerung. Bei Chavignon drangen Sturmtrupps in die feindlichen Gräben und nahmen 10 Amerikaner und einige Franzosen gefangen.

2. März. An vielen Stellen der Front führten wir erfolgreiche Unternehmungen durch. Oestlich von Reims drangen hessische Truppen in das zerstörte Fort Pompelle, Rheinländer und Westfalen stießen nordwestlich von Prosnes tief in die feindlichen Stellungen vor; die aus den Februarkämpfen südöstlich von Tahure noch in Feindeshand gebliebenen Grabenstücke wurden von badischen und thüringischen Truppen im Angriff gesäubert. Auf dem Westufer der Maas stürmten rheinische Kompagnien die feindlichen Gräben südlich von Haucourt. Nach Durchführung ihrer Erkundungen kehrten unsere Truppen mit mehr als 400 Gefangenen und zahlreichen erbeuteten Maschinengewehren in ihre Ausgangsstellungen zurück. Die südöstlich von Tahure genommenen Gräben wurden gehalten und gegen französische Gegenangriffe behauptet. Zwischen Maas und Mosel stieß Infanterie mit Pionieren in die feindlichen Gräben nordöstlich von Seicheprey vor. Die amerikanische Besatzung erlitt schwere Verluste und büßte 12 Gefangene ein.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Herstellung der Ordnung in Livland, Estland und Ukraine. Einstellung der Operationen in Großrußland.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

25. Februar. Heeresgruppe Eichhorn: Unsere Truppen besetzten Pernau. Ein Esten-Bataillon hat sich dort dem deutschen Kommando unterstellt. Ihren Divisionen voraus, haben gestern vormittag die Sturmkompagnie 18 und die erste Schwadron Husaren-Regiments 16 Dorpat genommen. Diese fliegende Abteilung hat somit in 5½ Tagen über 210 Kilometer zurückgelegt.

Heeresgruppe Linsingen: In Rowno ist der gesamte Stab der russischen „Besonderen Armee" in unsere Hand gefallen; ihr Oberbefehlshaber war geflohen. Vortruppen erreichten Shitomir und nahmen dort Verbindung mit ukrainischen Truppen auf.

26. Februar. Heeresgruppe Eichhorn: Vier Tage nach Ueberschreiten des Moon-Sundes haben gestern vormittag die auf Reval angesetzten Truppen — Radfahrer, Kavallerie und Maschinengewehrscharfschützen an der Spitze — unter Führung des Generalleutnants Freiherrn von Seckendorff nach Kampf die Festung genommen. In Livland haben viele Städte bei unserem Einzuge geflaggt, zahlreiche durch Russen verhaftete Landeseinwohner wurden befreit. Südlich von Pleskau (Pskow) stießen unsere Regimenter auf starken Widerstand. Die Stadt wurde genommen.

Heeresgruppe Linsingen: Feindliche Kräfte warfen sich unseren in der Ukraine längs des Pripjet vordringenden Abteilungen bei Kolenkowitschi entgegen. In schneidigem Angriff wurde der Feind geworfen, Stadt und Bahnhof erstürmt. In wenigen Tagen haben die Truppen der Heeresgruppe Linsingen zu Fuß, mit der Bahn und auf Kraftwagen unter großen Anstrengungen und Entbehrungen mehr als 300 Kilometer zurückgelegt. Im Verein mit ukrainischen Truppen haben sie große Teile des Landes von plündernden Banden befreit. Die ukrainische Regierung hat in den vom Feinde gesäuberten Gebieten die Ruhe und Ordnung wiederhergestellt.

27. Februar. Heeresgruppe Eichhorn: Nördlich von Dorpat nahmen wir zwei russische Regimenter bei ihrem Rückmarsch gefangen.

Heeresgruppe Linsingen: In der Ukraine wurde ein feindliches Bataillon, das sich bei Korosthschew (30 Kilometer östlich von Shitomir) unserem Vormarsch in den Weg stellte, unter Verlusten zerstreut. Südlich von Shitomir drangen unsere Truppen bis Berditschew vor. In Kremenez (südlich von Dubno) nahmen wir den Stab eines russischen Generalkommandos, einen Divisionsstab und 200 Mann gefangen.

28. Februar. In Estland hat sich auch das 4. Esten-Regiment zur Bekämpfung der das Land durchstreichenden Banden unserem Kommando unterstellt. In Minsk wurden 2000 Maschinengewehre und 50 000 Gewehre eingebracht.

1. März. Längs der ukrainischen Nordgrenze im Vordringen nach Osten, haben unsere Truppen den Dnjepr erreicht. Bei Rjetschiga stießen sie auf einen stark ausgebauten und vom Feinde verteidigten Brückenkopf. Stadt und Bahnhof wurden im Sturm genommen und einige hundert Gefangene gemacht. In Mosyr haben wir die Pripjet-Flottille — 6 Panzerboote, 35 Motorboote, 6 Lazarettboote — erbeutet. Bei Fastow und Kasatin wurde die Bahnlinie Kiew—Schmerinka erreicht. Den südwestlich von Starokonstantinow im Kampfe gegen feindliche Uebermacht stehenden polnischen Legionären eilten deutsche Truppen zu Hilfe. Gemeinsam wurde der Feind geschlagen.

2 März. Heeresgruppe Linsingen: In der Verfolgung des bei Rietschica geschlagenen Feindes haben wir Gomel genommen. Kiew, die Hauptstadt der Ukraine, wurde durch Ukrainer und sächsische Truppen befreit.

3. März. Der Tagesbericht gibt einen Ueberblick über die Operationen und stellt an Beute bis jetzt fest: an Gefangenen 6800 Offiziere und 57000 Mann, an Beute: 2400 Geschütze, über 5000 Maschinengewehre, viele tausend Fahrzeuge, darunter über 500 Kraftwagen und 11 Panzerautomobile, über 2 Millionen Schuß Artilleriemunition und 128000 Gewehre, 800 Lokomotiven und 8000 Eisenbahnwagen. Hierzu kommt die Beute von Reval mit 13 Offizieren, 500 Mann, 220 Geschützen, 22 Flugzeugen und vielem rollenden Material.

Infolge der Unterzeichnung des Friedensvertrages mit Rußland sind die militärischen Bewegungen in Großrußland eingestellt.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

1. März. Von Regierung und Bewohnern immer wieder und in den jüngsten Tagen besonders eindringlich aufgerufen, sind gestern Truppen des Feldmarschalls Boehm-Ermolli zu friedlicher Intervention in Podolien eingerückt und haben die Linie Nowostelica—Chotin—Kameniec—Podolsk erreicht. Die an den Bahnen und wichtigen Straßen vordringenden Abteilungen haben den Auftrag, in den durchschrittenen Gebieten Ruhe und Ordnung herzustellen und die für die Einfuhr nötigen Handelswege zu sichern. Bisher haben nahezu 10000 Russen die Waffen gestreckt. Beträchtliche Mengen an Munition, Fuhrwerken und rollendem Material wurden geborgen.

2. März. In Podolien verlaufen die Operationen planmäßig. Unsere Truppen haben Lachowcy, Proskurow und Lipkany erreicht. Bei der Besetzung von Chotin und Kameniec-Podolsk ergaben sich zwei russische Korps und drei Infanteriedivisionskommandos. An Beute fielen bisher über 300 Geschütze, 200 Fahrküchen, mehrere hundert Fuhrwerke, eine komplette Radiostation sowie große Mengen an Munition, sonstigem Kriegsmaterial und an Verpflegungsvorräten in unsere Hände.

3. März. In Podolien haben österreichisch-ungarische Vortruppen Shmerinka nach kurzem Kampf besetzt. Bei der Einnahme von Gorodok ergaben sich ein sibirisches Korps und ein Infanterie-Divisionskommando.

Die deutschen Friedensbedingungen für Rußland.

Nachdem am 19. Februar der Rat der Volkskommissare sich veranlaßt gesehen, „in Anbetracht der geschaffenen Lage sein Einverständnis zu erklären, den Frieden unter den Bedingungen zu unterzeichnen, welche von den Delegationen des Vierbundes in Brest-Litowsk gestellt waren", gab Deutschland unterm 21. Februar die Bedingungen bekannt, unter denen es bereit ist, die Verhandlungen mit Rußland wieder aufzunehmen und Frieden zu schließen:

1. Das Deutsche Reich und Rußland erklären die Beendigung des Kriegszustandes. Beide Nationen sind entschlossen, fortan in Frieden und Freundschaft zusammen zu leben.

2. Die Gebiete, die westlich der den russischen Vertretern in Brest-Litowsk mitgeteilten Linie liegen und zum russischen Reiche gehört haben, werden der territorialen Hoheit Rußlands nicht mehr unterstehen. Die Linie ist in Gegend Dünaburg bis zur Ostgrenze Kurlands zu verlegen. Aus der ehemaligen Zugehörigkeit dieser Gebiete zum russischen Reiche werden ihnen keinerlei Verpflichtungen gegenüber Rußland erwachsen. Rußland verzichtet auf jede Einmischung in die inneren Verhältnisse der Gebiete. Deutschland und Oesterreich Ungarn beabsichtigen, das künftige Schicksal der Gebiete im Benehmen mit deren Bevölkerung zu bestimmen. Deutschland ist bereit, sobald der allgemeine Friede geschlossen und die russische Demobilisierung vollkommen durchgeführt ist, das östlich der oben genannten Linie gelegene Gebiete zu räumen, soweit sich nicht aus Artikel 3 etwas anderes ergibt.

3. Livland und Estland werden von russischen Truppen und Roter Garde unverzüglich geräumt und von deutscher Polizeimacht besetzt, bis Landeseinrichtungen die Sicherheit gewährleisten und die staatliche Ordnung hergestellt ist. Alle aus politischen Gründen verhafteten Landesbewohner sind sofort freizulassen.

4. Rußland schließt sofort Frieden mit der ukrainischen Volksrepublik. Ukraine und Finnland werden ohne jeden Verzug von russischen Truppen und Roter Garde geräumt.

5. Rußland wird alles in seinen Kräften Stehende tun, um alsdann die ordnungsmäßige Rückgabe der ostanatolischen Provinzen an die Türkei sicherzustellen und erkennt die Abschaffung der türkischen Kapitulationen an

6a) Die völlige Demobilmachung des russischen Heeres einschließlich der von der jetzigen Regierung neugebildeten Heeresteile ist unverzüglich durchzuführen.

6b) Die russischen Kriegsschiffe im Schwarzen Meere, in der Ostsee und im Eismeer sind entweder in russische Häfen zu überführen und dort bis zum allgemeinen Friedensschluß zu belassen oder sofort zu desarmieren. Kriegsschiffe der Entente im russischen Machtbereich sind wie russische Kriegsschiffe zu behandeln.

6c) Die Handelsschiffahrt im Schwarzen Meere und in der Ostsee wird wieder aufgenommen, wie es im Waffenstillstandsvertrag vorgesehen war. Das Minenräumen dafür hat sofort zu beginnen, das Sperrgebiet im Eismeer bleibt bis zum allgemeinen Friedensschluß bestehen.

7. Der deutsch-russische Handelsvertrag von 1904 tritt, wie im Art. 7 Ziffer 2a des Friedens mit der Ukraine, wieder in Kraft unter Wegfall der in Art. 2 Ziffer 3 Abs. 3 des Handelsvertrages vorgesehenen besonderen Vergünstigungen für asiatische Länder. Ferner wird der ganze erste Teil des Schlußprotokolls wieder hergestellt. Dazu kommen Sicherung der Ausfuhrfreiheit und Ausfuhrzollfreiheit für Erze, alsbaldige Verhandlungen über Abschluß eines neuen Handelsvertrages, Sicherung der Meistbegünstigung bis mindestens Ende 1925 auch für den Fall der Kündigung des Protokolls. Endlich Bestimmungen entsprechend Art. 7, Ziffer 3, Ziffer 4a, Abs. 1 und Ziffer 5 des Friedens mit der Ukraine.

8. Die rechtspolitischen Angelegenheiten werden geregelt auf Grundlage der Beschlüsse erster Lesung der deutsch-russischen Rechtskommission, soweit Beschlüsse noch nicht gefaßt sind, also insbesondere Ersatz für Zivilschäden auf Grundlage der deutschen Vorschläge, Ersatz der Aufwendungen für Kriegsgefangene auf Grundlage des russischen Vorschlages. Rußland wird deutsche Kommissionen zum Schutze deutscher Kriegsgefangenen, Zivilpersonen und Rückwanderer zulassen und nach Kräften unterstützen.

9. Rußland verpflichtet sich, jegliche amtliche oder amtlich unterstützte Agitation oder Propaganda gegen die vier verbündeten Regierungen und ihre Staats- und Heereseinrichtungen auch in den von den Zentralmächten besetzten Gebieten einzustellen.

10. Vorstehende Bedingungen sind in 48 Stunden anzunehmen. Russische Bevollmächtigte haben sich unverzüglich nach Brest-Litowsk zu begeben und dort binnen drei Tagen den Frieden zu unterzeichnen, der innerhalb weiterer zwei Wochen ratifiziert sein muß.

Die Russen lenken ein.

Am 24. Februar geht folgende Antwort ein: Gemäß der vom ausführenden Hauptausschuß und vom Rat der Vertreter der Arbeiter, Bauern und Soldaten am 24. Februar 4 Uhr 30 Minuten früh getroffenen Entscheidung hat der Rat der Volksbeauftragten beschlossen, die von der deutschen Regierung gestellten Friedensbedingungen anzunehmen und eine Abordnung zur Unterzeichnung des Friedens nach Brest-Litowsk zu senden. Der Vorsitzende des Rates der Volksbeauftragten Wladimir Lenin. Der Volksbeauftragte für auswärtige Angelegenheiten Leo Trotzki.

Friedensschluß mit Rußland.

Der Friede mit Rußland ist am 3. März 5 Uhr nachmittags unterzeichnet worden.

Der Kaiser hat aus Anlaß des Friedensschlusses mit Rußland an den Reichskanzler folgendes Telegramm gesandt: „Das deutsche Schwert hat, geführt von großen Heerführern, den Frieden mit Rußland gebracht. Mit tiefer Dankbarkeit gegen Gott, der mit uns gewesen ist, erfüllt mich stolze Freude über die Taten meiner Armee, über die zähe Ausdauer meines Volkes. Daß deutsches Blut und deutsche Kultur hat gerettet werden können, ist mir eine besondere Befriedigung. Empfangen auch Sie für Ihre treue, starke Mitwirkung am großen Werk meinen warmen Dank. Wilhelm. I. R."

Rumänien zu Verhandlungen bereit.

Laut Meldung der deutschen Heeresleitung ist der Waffenstillstand mit Rumänien am 2. März gekündigt worden. Darauf hat sich die rumänische Regierung bereit erklärt, in neue Verhandlungen über einen weiteren Waffenstillstand auf Grund der von den Mittelmächten gestellten Bedingungen einzutreten. An diese Waffenstillstandsverhandlungen sollen sich Friedensverhandlungen anschließen.

Die Franziskusbasilika zu Assisi.

Die Basilika des seraphischen Heiligen gehört architektonisch sowohl als wegen der Kostbarkeit der Ausstattung zu den wichtigsten Kunstdenkmälern der Welt. Eine große Literatur hat sich über sie gebildet, aus der die Werke von Henry Thode und A. Venturi hervorragen. Trotzdem gab es bisher kein wirklich erschöpfendes Buch, keines, das der Aufgabe gerecht wurde, die Basilika und ihre Schätze an Malereien, Bildnereien und Erzeugnissen des Kunstgewerbes geschichtlich und kunstgeschichtlich zu erforschen, zu beschreiben und bildlich darzustellen. Dies alles unternimmt in einem Werke von monumentalem Umfange der Kunstgelehrte P. Dr. Beda Kleinschmidt O. F. M. in Düsseldorf. Von dem Werke („Verlag für Kunstwissenschaft", Berlin) liegt bisher der 1 Band vor; der 2. wird nach dem Kriege erscheinen. Deutsche Wissenschaft hat mit dieser Leistung, dem Muster einer kunstgeschichtlichen Monographie, sich selbst ein Denkmal für immer gesetzt. Der Verfasser beweist sich als ein Historiker von äußerster Gewissenhaftigkeit und Urteilsschärfe, als ein Kunstkritiker von außerordentlichem Range. Seine Forschungen stellen die Geschichte der Basilika des hl Franziskus zum ersten Male auf wirklich festen Boden und liefern eine Fülle neuer Ergebnisse, die für die Kenntnis des Kunstdenkmals, wie für die der Geschichte des Ordens von größter Wichtigkeit sind. Hervorgehoben seien hier nur die Untersuchungen über die Baugeschichte der Kirche, über ihre Baumeister, über den Einfluß, den dies Denkmal auf andere Kirchenbauten geübt hat Noch besonders zu erwähnen sind die Kapitel über den trotz vieler Verluste immer noch wertvollen Kirchenschatz, sowie über die Glasmalereien, die bisher in der Literatur fast unbeachtet sind. Nicht weniger als 375 Textbilder, 32 Lichtdrucktafeln und 14 Farbendrucke enthält der Band, darunter zum ersten Male in solcher Vollendung die Glasgemälde. Der 2. Band wird mit der Untersuchung und Wiedergabe der Fresken des Martini, Lorenzetti, Cimabue, Cavallini und Giotto ein wertvolles Archiv frühitalienischer Malerei werden.

Dr. O. Doering.



Vom Büchertisch.

Helene Riesch: Die heilige Hildegard von Bingen. Mit zwei Bildern. Herder, 8⁰. 160 S., geb. ℳ 2.40. — Auch dieses Werk der vorteilhaft bekannten Kulturhistorikerin verdient warmes Lob. Gewissenhafte Studien stützen das wie aus einem Guß wirkende Ganze. Auf der überschichtlich erhellten Zeitbühne erhebt sich, liebevoll sorgsam herausgearbeitet, diese königliche Gestalt, deren vorbildliche Einzigart sich bis in unsere Tage und gewiß noch weit darüber hinaus erhält. In die sprachlich schöne Vortragsweise mischt sich hie und da, angesichts des auf dem betreffenden Gebiete vorwiegend noch zu führenden Leserkreises, ein leiser didaktischer Ton, der aber auch Urteilsreife beiderlei Geschlechts, auf die das Buch rechnen darf, keineswegs zu stören braucht. Der ungemein flüssig gemachte Inhalt verbreitet sich, zunächst allgemein orientierend, über das Zeitgeschichtliche sozialer, kultur- und kirchenhistorischer Wesensart; über der Heldin Kindheit und klösterliche Eingliederung; ihr autoritatives Wirken als „Meisterin“ im Konvent; ihr mystisches Schaffen und Schauen; ihre Weltmission; ihre Besuche, Briefe und Wanderungen; ihre Dichtungen und Kompositionen; ihre naturwissenschaftlichen, medizinischen und theologischen Werke. Bedeutend auf allen, groß auf mehreren dieser Gebiete, war sie um größten als gottbegnadete Eigenpersönlichkeit von gewissenhaftester selbsttätiger Ausgestaltung. — Helene Rieschs neues, vornehmfaßliches Buch wird sich abermals rasch durchsetzen können.

E. M. Hamann.

Jaffy Torrund: Die graue Frau. Erlebnisse einer Mutter und andere Kriegserzählungen. Einsiedeln, „Benzigers Brachzeit-Bücher. Ins Feld und für Daheim“. IV. Folge. Nr. 38⁰ 96 S. Kart. 50 Pf. — Ein bemerkenswerter Band. Von den Erzählungen wiegen die erste und letzte künstlerisch wohl am schwersten. Alle drei haben dem Gemüt viel zu sagen, wirken in ihrer zielsicheren psychologischen Vertiefung nachhaltig befreiend, eine Eigenart, die sich bei dieser ihren Beruf mit hohem Ernst und goldenem Humor ausübenden Erzählerin fast ausnahmslos feststellen läßt.

E. M. Hamann

Hoffe! Bilder des Trostes von F. X. Cremer S. J. 16⁰. 248 S. ℳ 1.50. Trier, Paulinus-Druckerei 1918. An zahlreichen lebendfrischen Beispielen zeigt dieses Büchlein, wie notwendig und heilsam in den Tagen des Leidens der Trost der hl. Religion, namentlich die Gnadenspendung der hl. Kirche ist. Besonders trefflich ist die Unterweisung über die hl. Krankenölung, deren Ziele an der Hand der dabei verrichteten liturgischen Gebete erläutert werden (S. 86 f.). Das Werkchen wird dem Krankenseelsorger ein erwünschtes Hilfsmittel, dem er neben wirksamen Beispielen des Krankentrostes auch praktische Winke entnimmt für schwierige Fälle. Für die Kranken selbst ist diese Sammlung ein Trostbringer, Mahner und Lehrer zugleich; in unseren Lazaretten hätte das Büchlein jetzt einen besonders wichtigen, segensreichen Beruf zu erfüllen.

O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung in den Kammerspielen. Die Bühnen halten eifrig Umschau nach neuen Talenten. Die alte Klage, daß die Stücke unbekannter Autoren von den Theaterleitern nicht gelesen werden, scheint der Vergangenheit anzugehören. Die Ergebnisse sind freilich meist nicht sonderlich erfreulich und lassen einen Rückschlag in die alte Gleichgültigkeit befürchten. Auch die Uraufführung von O. Zoffs Trauerspiel „Kerker und Erlösung“ brachte keinen künstlerischen Gewinn. In 13 losen Bildern zieht die oft abstoßende unmoralische Geschichte vorüber. Die Sorglosigkeit der Form, der Mangel an Plastik erinnert an Wedekind, die mit kraftgenialischen „Kühnheiten“ durchsetzte Sprache weiß nicht fortzureißen; was überschäumendes Temperament sein möchte, ist lediglich mangelnde Reife des guten Geschmackes. Der religiöse Ausklang vermag nicht zu versöhnen. Was bei Strindberg hartes Ringen, ist bei den Nachtretern schon Klischee geworden. Maria Helling, die von ihrem Gatten betrogen wird, heuchelt, um diesen zurückzugewinnen, Mutterschaft mit dem „Erfolge“, daß sich dessen Geliebte erschießt. Um aus ihrer Lüge Wahrheit zu machen, bricht sie die Ehe mit einem zwanzigjährigen Jüngling, der in seinem Liebesrausche nicht sieht, daß „er nur die letzte Karte ist, die sie ausspielen konnte“. Später begreift er. Ihm ist, als säße etwas in seinem Ohre und „zische Abgründe“, und er überlegt sich, daß sein Vater eine Pistole hinterlassen habe. Er erschießt sich auf dem Grabe der vorhin erwähnten Selbstmörderin, die ihn bod, gar nichts angeht. Er hat zuvor einen Brief geschrieben, der seiner Mutter die Macht gibt, fortan als Racheengel drohend durch die Szenen zu schreiten. Auch hat er das ungeborene Kind verflucht; ach, wüßte er nur „allen Aussatz, allen Unrat, alle Bespeiung, um sie herabzurufen“. Das Kind wird totgeboren. Die Stelle zwischen den Augen, in die sich die beiden Selbstmörder geschossen, weist bei ihm ein tiefes, schwarzes Kainsmal auf. Die erschütterte Mutter stürzt auf die Bühne, wirft sich vor Peter, ihrem Gatten, auf die Knie und gesteht ihren Betrug. Doch dieser verläßt sie. Verzweifelt und dem Irrsinn nahe irrt Maria ziellos umher. Die Zusammenbrechende findet durch das Kreuz einer Krankenschwester Trost und Jenseitshoffnung. — Zoff vermochte nichts zu tun, um den krassen Stoff in künstlerische Form zu zwingen; man nimmt kaum Anteil an den Geschehnissen, die wie ein übles Kino an uns vorüberziehen. Die Spielleitung tat viel für das Stück; die Umwelt wurde lediglich stimmungsvoll angedeutet, die schwülstige Unnatur der Sprache oft gedämpft. Die an Strindberg geschulten Kräfte wußten die Gestalten in den Umrißlinien überzeugend festzulegen, nur gelang es ihnen selten, die matten Vorlagen mit Blut zu erfüllen. Die Mehrheit des Publikums verhielt sich einer ungemein begeistert gebärdenden Minderheit gegenüber lange still, bis sie schließlich die Geduld verlor und den Dichter recht unsanft anpfiff. Es heißt, daß die Autoren von ihren Niederlagen lernen. Ist dem so, dann wollen wir den Abend nicht zu den verlorenen zählen.

Münchener Schauspielhaus. W. Stücklen nennt „die Straße nach Steinaych“ eine „ernsthafte Komödie“, er will damit den Leuten sagen, daß sie keine „Lachstürme entfesselt“, aber eines müßte eine Komödie immer haben, Humor. Der Dichter muß über seinen Gestalten stehen; er aber gesellt sich den drei Verehrern der „Viga“, die sie mit Liebe und mit Haß, was wie er sagt dasselbe ist, umwerben, als vierter hinzu. Diese einseitige, anklagende Betrachtungsweise gibt kein Bild, das überzeugt. Diese höhere Tochter „um das Jahr 1900“ ist, wie sie selbst sagt, so vernünftig, wie ein Lehrbuch der Psychologie; sie empfindet ihre Illusionslosigkeit selbst als Qual, bis die durch Musik heraufbeschworene Stimmung einer Stunde sie in einen kurzen Liebesrausch versetzt. Anderen Tages, als sich die Familie gegen die „schlechte Partie“ zur Wehr setzt, ist dies gar nicht mehr nötig, denn Viga ist viel zu vernünftig. Der in seinem heiligen Empfinden durch die kühle Rechnerin beleidigte Assessor stößt sie mit harten Worten fort, die ein anderer Verehrer zum Anlaß einer Forderung nimmt. Dieser Zweikampf, bei dem dem armen Assessor der Unterkiefer zerschmettert wird, ist unsinnig und wird auch von den Beteiligten so empfunden. Wertvolle Männer stellen ihr Leben aufs Spiel um eines wertlosen Weibes willen, so lautet die These des Dichters und zu deren Beweis, weniger aus Notwendigkeit des Geschehnisses, erfolgt das Duell. Viga wird vorübergehend erschüttert, dann verlobt sie sich mit ihrem dritten Verehrer, der ist ein wenig dumm, aber die „Straße nach Steinaych“, dem herrlichen Besitze des Millionärs, verspricht einen dornenlosen Lebensweg. So geschieht am Ende doch, was die etwas beschränkte Frau Mama von Anfang an gewollt hat, gegen deren Bevormundung Viga stets brutal opponiert, obwohl sie mit ihrem Selbstbestimmungsrecht im Grunde nichts anzufangen weiß. Diese „Viga“ ist von psychopathischer Minderwertigkeit; daß der Autor seiner Heldin auch einen widerlichen Zug ins Masochistische gab, ist deshalb doppelt unangenehm, weil die ungesunde Zutat mit dem Hauptproblem nur lose im Zusammenhang steht. Das Publikum schien diesen Zusatz harmloser zu nehmen; es betrachtete die Komödie mehr als ein Thesenstück von tiefpessimistischer Grundstimmung, statt als ein Krankheitsbild von Hysterie; wozu die ausgeglichene, mehr vornehm zurückhaltende, als eindringliche Darstellung indirekt aufforderte. Der Autor, ein homo novus, erschien mehrmals auf einen Stab gestützt. Er ist wohl Kriegsinvalide. Man wird von ihm einiges erwarten können, wenn er davon abzugehen vermag, häßliche Einzelheiten als typisch zu verallgemeinern.

„Neues Theater.“ Die neue Bühne in den Räumen des ehemaligen Uniontheaters eröffnete mit Dreyers Lustspiel „In Behandlung“; eine Vorstellung, die sehr befriedigte. Wird es dem neuen Theater gelingen, auch die versprochenen billigen Klassikerabende in würdiger Form zu geben, so ist seine Gründung doppelt freudig zu begrüßen. Dem Dreyerschen Stücke zeigte sich das Ensemble voll gewachsen. Das Lustspiel ist ja ziemlich bejahrt geworden und man kann sich heute nicht mehr denken, daß ein Fräulein einzig, weil es Medizin studiert hat, einen ganzen Ort, und sei es der letzte Krähwinkel, in sittlichen Aufruhr versetzt, aber die flotten harmlosen drei Akte unterhalten. Marietta Olly spielte das Frl. Dr. med. bei aller selbstbewußten Freiheit mit gewinnender Liebenswürdigkeit und Schindler war ihr ein sehr frischer, flotter Partner. Die kernige Figur des biederen, alten Kapitäns war bei Berger gut aufgehoben und die komischen Kleinstadttypen wurden ohne aufdringliche Uebertreibung recht charakteristisch auf die Bühne gestellt.

L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Wirtschaftsforderungen bei den Friedensverhandlungen — Reichstag und Kriegsgesellschaften — Kriegsfinanzen bei uns und der Entente.

Bei den auf das deutsche Ultimatum neuerlich zu Brest-Litowsk begonnenen Friedensverhandlungen nimmt unter den deutschen Forderungen die Sicherung der deutschen Meistbegünstigung im russischen Handelsverkehr bis zum Jahre 1925 einen breiten Raum ein. Auch der Schutz deutscher Gläubigerrechte in Russland — in Berlin waren bereits dieserhalb bei der Reichsbank Verhandlungen zwischen der Regierung und den massgebenden Vertretern der Hochfinanz — fand ebenso gebührende Beachtung als die bei den rumänischen Unterhandlungen deutscherseits aufgestellten finanz- und wirtschaftspolitischen Grundlagen: deutsche Guthaben aus Staatsanleihen, Warenkredite, Entschädigungsansprüche, namentlich hinsichtlich der zerstörten Erdölquellen und Petroleumanlagen, Verständigung über die Einbringung der Ernte, Lebensmittel und Rohstoffbestände. Die heimischen Börsen standen ausserdem unter dem Eindruck der Reichstagsreden des Grafen Hertling und des Vizekanzlers von Payer. Besonders die Betonung des letzteren, dass „die Reichsleitung nicht daran denke, die Kriegsgesellschaften als dauernde Einrichtung für alle Zukunft zu behalten und denselben das freie Wirtschaftsleben auszuliefern“, fand verständnisvolle Zustimmung, wenngleich, wie der Vize-

kanzler erwähnte, „mit einem plötzlichen Verschwinden dieser wenig beliebten Erscheinungen bei einem Friedensschlusse natürlich nicht zu rechnen ist.“ Angesichts dieses Willens zur Wiederherstellung des freien Wirtschaftslebens finden unsere Kriegswirtschaftskreise das Vorgehen des Reichswirtschaftsamts, im vierten Kriegsjahr für die verschiedensten Kriegsgesellschaften nunmehr insgesamt 28 Hotels in erster und teuerster Lage Berlins in Benützung zu lassen, unangebracht. Der an der Börse unter diesem Gesichtspunkt viel erörterte Plan des Ankaufs der „Kaiserhof A.-G. Berlin“ um 13 Millionen Mark ist in letzter Stunde unterblieben. — Von den Reichstagsverhandlungen interessierten in Wirtschaftskreisen auch die Ausführungen des Staatssekretärs Dr. Solf: „Die Kolonialpolitik ist für uns kein Luxus, sondern eine Lebensfrage und wird durch das jetzige Verhalten der Engländer hinsichtlich der deutschen Kolonien bestätigt.“ Im Zusammenhang damit fand die inzwischen von den grossen Wirtschaftsverbänden vorgenommene Gründung der „Deutschen Aussenhandels-Gesellschaft m. b. H.“ mit dem Zweck, der deutschen Industrie und dem deutschen Handel die Möglichkeit zu verschaffen, sich an dem zu erwartenden Ausfuhrgeschäft, vor allem nach den bisher feindlichen Ländern zu beteiligen, ihre gebührende Beachtung.

Aus der Etatrede des Reichsschatzsekretärs Graf Rödern interessierten naturgemäss die Ausführungen über die gesunde deutsche Finanzwirtschaft, namentlich das Erträgnis der Kriegsgewinnsteuer von rund 5,5 Milliarden und der Kohlensteuer in den letzten Monaten von rund 70 Millionen Mark, ferner die amtliche Bestätigung über die Steigerung der Depositen bei unseren Banken um wiederum 5 Milliarden Mark, sowie das starke Anwachsen der Einlageziffern unserer Sparkassen und der Hinweis, dass auch die übrigen Kanäle der deutschen Geldquellen für die kommende Kriegsanleihe in reichem Masse vorhanden sind. Einen scharfen Gegensatz zu diesen Tatsachen bilden die Finanznöte der Entente, besonders unseres britischen Hauptfeindes. Bonar Law, der britische Schatzkanzler, musste die grosse schwebende britische Schuld in einer öffentlichen Rede anerkennen und dabei die Unmöglichkeit der Ausgabe einer neuen englischen Kriegsanleihe für die nächste Zeit zugeben. — Merkmale unserer vorwärts schreitenden Kriegswirtschaft sind die amtlichen Angaben über die Lage des deutschen Arbeitsmarktes im Januar-Monat, die günstigen Aussichten der kommenden Leipziger Frühjahrsmesse, die Zusammenschlussbewegungen in der Kali- und Braunkohlenindustrie und nicht zuletzt die täglich herauskommenden glanzvollen Ziffern der Bilanzen unserer Banken und Industriegesellschaften. Wertvolle Hinweise für die jetzt und später zu erwartenden heimischen Wirtschaftsverhandlungen bot der Verlauf der zahlreich besuchten Münchener Versammlung der bayerischen Landwirtschaft, im besonderen die bemerkenswerte Rede des Geh. Landesökonomierates Dr. Heim über unsere Wirtschaftsziele.

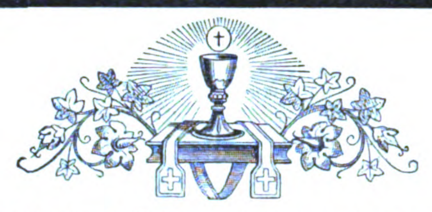
München. M. Weber.

Pfälzische Hypothekenbank in Ludwigshafen am Rhein. Der Gewinn des Jahres 1917 beträgt ausschliesslich des Vortrags aus dem Vorjahre ℳ 3'547,461.06 gegen ℳ 3'415,403.88 im Jahre 1916 Der Aufsichtsrat wird am 15. März dieses Jahres der Generalversammlung vorschlagen, auf das Aktienkapital von ℳ 19'000,000. – nach den üblichen Reservestellungen wieder 9 Prozent Dividende zu verteilen und ℳ 398,072.31 (gegen ℳ 389,850 35 im Vorjahre) auf neue Rechnung vorzutragen.

Die Generalversammlung der **Preussischen Pfandbriefbank Berlin** genehmigte den Jahresabschluss und die vorgeschlagene Dividende von 7½%. Generaldirektor a. D. Hermann Heyl, Beiratsmitglied des Kaiserlichen Aufsichtsamtes für Privatversicherung Berlin, wurde als Aufsichtsrat wieder gewählt.

M. W.

Schluß des redaktionellen Teiles.



ERZABT RAPHAEL WALZER O. S. B. und Konvent geben geziemend Nachricht von dem heute Vormittag 9 Uhr erfolgten Ableben

Sr. Gnaden des hochwürdigsten

Herrn Dr. ILDEFONS SCHOBER O. S. B.

resignierten Erzabtes von St. Martin zu Beuron.

Er entschlief sanft im Herrn nach längerer Krankheit versehen mit den hl. Sterbesakramenten im 70. Jahre seines Lebens, im 44. seiner Ordensprofess, im 31. seiner äbtlichen und im 10. seiner erzäbtlichen Würde.

Die Seele des Verewigten wird dem Gebete der Priester am Altare und der Gläubigen empfohlen.

Beuron, 28. Februar 1918.

R. I. P.

Netto-Bilanz am 31. Dezember 1917.

Aktiva.

	M.	Pf.	M.	Pf.
Cassa:				
1. Der Bestand an Gold in Barren oder ausländischen Münzen, das Pfund fein zu M. 1392.— gerechnet			—	—
2. Der Kassenbestand und zwar an:				
a) kursfähigem deutschen geprägten Gelde . . . Gold	29,277,990	—		
Silber	231,116	65		
	29,509,106	65		
b) Reichskassenscheinen und Darlehenskassenscheinen	1,067,978	—		
c) eigenen Banknoten	1,477,300	—		
d) Reichsbanknoten	2,823,320	—		
e) Noten anderer Banken	86,600	—	34,964,304	65
3. Der Bestand an Silber in Barren und Sorten			—	—
4. **Wechselbestände** abzüglich Rückzinsen hievon bis 15. Januar 1918 fällig M. 11,142,714.57			48,841,313	38
5. **Lombardforderungen:**				
a) auf Gold	—	—		
b) „ Effekten der in § 13 Ziffer 3 Buchstabe b, c, d des Reichsbankgesetzes bezeichneten Art	3,250,890	—		
c) „ andere Effekten	—	—		
d) „ Waren	—	—	3,250,890	—
bis 31. Dezember 1917 anfallende Zinsen			28,720	59
6. **Effektenbestand** an:				
a) diskontierten Wertpapieren	—	—		
b) eigenen Effekten				
M. 2,309,900.— 5% Deutsche Reichsanleihe	2,231,934	25		
M. 20,900.— 4½% Schatzanweis. des Deutschen Reichs	20,070	—		
M. 10,000.— 3% Deutsche Reichsanleihe	6,475	—		
M. 20,000.— 3% Preußisch. consf. Staatsanleihe	12,950	—		
M. 25,000.— 3½% Bayer. Staatsanleihe	18,468	75		
M. 4,500.— 3½% u. 4% Pfdbr. Bayer. Hypoth.-Banken	3,887	50		
	2,293,785	50		
c) Effekten des Reservefonds	—	—	2,293,785	50
7. **Konto-Korrent-Guthaben:** Inkasso-, Giro- u. sonstige Guthaben			5,942,638	07
8. **Betrag der fälligen aber unbezahlt** gebliebenen Wechsel- und Lombardforderungen			102,728	27
9. **Grundstücke**			1,360,000	—
			96,784,380	46

Passiva.

	M.	Pf.	M.	Pf.
1. **Grundkapital**			7,500,000	—
2. **Reservefonds**			3,750,000	—
Spezialreservefonds:				
a) für Personalexigenz	563,955	62		
b) „ Spar- und Sterbekasse	1,364,254	56		
c) „ Banknotenanfertigung	152,924	24		
d) „ Rücklage z. Leistung an d. Staat f. 1918	26,000	—	2,107,134	42
Leistung an den Staat für 1917			53,150	—
3. **Delcredere-Conto**			1,120,013	96
4. **Banknoten-Emission** und zwar:				
Eigene Noten emittiert à M. 100.—	388,300,000	—		
hievon ab laut § 5 des R.-B.-G. aus dem Verkehr gezogen	318,300,000	—	70,000,000	—
5. **Guthaben der Giro- und Konto-Korrent-Gläubiger**			10,865,691	42
6. **Betrag der Depositen** und zwar:				
a) der verzinslichen 1% Depositen ohne Aufkündigung	18,120	—		
b) der verzinslichen 2% Depositen ohne Aufkündigung	—	—		
c) der verzinslichen 3% Depositen mit dreimonatlicher Aufkündigung	—	—		
d) der unverzinslichen Depositen	—	—	18,120	—
7. **Betrag der schuldigen Depositenzinsen**			63	25
Dividenden-Rückstände			26,890	—
8. **Betrag d. zu entrichtenden Notensteuer**			13,236	35
9. **Reingewinn**	1,506,731	06		
ab: Leistung an d. Staat f. 1917 M. 53,150.—				
Zur Spezialreserve für Spar- und Sterbekasse „ 23,500.—				
Dotation des Delcredere-Conto „ 50,000.—				
Reserve für Banknoten-Anfertigung „ 50,000.—	176,650	—		
	1,330,081	06		
hievon:				
Kriegssteuer-Rücklage			73 803	30
zur Verteilung			997,719	45
Gewinn-Uebertrag auf 1918			258,558	31
Verbindlichkeiten aus weiter begebenen, im Inlande zahlbaren Wechseln M. 170,077.03				
			96,784,380	46

Bayerische Notenbank.
Die Direktion.

TODES-ANZEIGE.

Ruhig und gottergeben verschied nach dem unerforschlichen Ratschlusse Gottes am Montag, den 25. Februar, 1/2 9 Uhr vorm. versehen mit den hl. Sterbsakramenten nach kurzer Krankheit

die ehrwürdige, barmherzige Schwester

M. Pia Pfeifer

Oberin im Marienheim zu Peiting

im 50. Lebensjahre und im 25. Jahre ihrer hl. Profess nach 6 jährigem überaus segensreichen Wirken im Marienheim, betrauert von ihren ehrwürdigen Mitschwestern, den dankbaren Pensionären und der ganzen Pfarrgemeinde.

Um frommes Gedenken im Gebete bittet

Die Vorstandschaft der Anstalt Marienheim

im Namen der trauernden Pfarrgemeinde Peiting und der tiefbetrübten Pensionäre.

Statt besonderer Anzeige.

Am 26. Februar 1918 entschlief sanft nach kurzer Krankheit, versehen mit den hl. Sterbsakramenten, unsere liebe gute Mutter, Schwiegermutter, Grossmutter und Tante

Frau Wwe. Jakob Abels

Barbara, geb. Kausen

im hohen Alter von 93 1/2 Jahren.

In tiefer Trauer:

Josefine Siepen, geb. **Abels**
Hermann Siepen
Maria Siepen
Wilhelm Siepen.

Köln, März 1918.

Die Beerdigung fand statt in Neuss von der Friedhofkapelle aus am Freitag, den 1. März, 3 1/4 Uhr nachmittags Seelenamt fand in der Pfarrkirche zu Köln Brück am Montag, den 4. März, morgens 9 1/2 Uhr, in der Pfarrkirche zum heil. Gereon in Koln Mittwoch, den 6. März, 9 1/2 Uhr statt.

Siehe ❧ ❧ ❧
Dein Heiland kommt

12 Briefe an Erstkommunikanten

von Professor **Dr. Engert.**

Zusammengefaßt, ein herrliches Erbauungsbuch für Erstkommunikanten, in hübschem Einband ℳ 1.50.

Die Briefe werden auf Verlangen, um eine Verteilung in Nacheinanderfolge an die Erstkommunikanten zu ermöglichen, **auch einzeln** (jedoch nicht unter 10 Stück) abgegeben. Preis für das Einzelstück 10 Pf.

Innerliches Durchleben, Veranschaulichung, psychologische Vertiefung sind die Leitgedanken dieser Briefe. Sie bilden eine wertvolle Unterstützung des Katecheten im Erstkommuuionunterricht.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlage

Keller & Co., G. m. b. H., Dillingen an der Donau.

In dieser ernsten Zeit kommt das Harmonium-Spiel ganz besonders zur Geltung. Es ist in der häuslichen Musik Tröster und Erbauer zugleich.

HARMONIUM
d. König d. Hausinstrumente
HARMONIUM
sollte i jed. Haus. z. find. sein
HARMONIUM
m. edl Orgelton v. 66–2400 ℳ.
HARMONIUM
auch von Jedem ohne Notenk. 4 stimmig spielbar.
Prachtkatalog umsonst.

Alois Maier, Hofl. Fulda.

Sitz-Auflagen
aus Filz
Filztuche.

Cölner Filzwarenfabrik Ferd. Müller, Köln a. Rh. Friesenwall 67.

Bayer. Wehrkraft
Geld-Lotterie

Sofortige Auszahlung der Gewinne in Bar!

17449 Bar-Geldgewinne Mk.

60000

hievon werd. sofort ausbezahlt Mk.

52000

ferner 4 Prämien, zus. Mk

8000

Prämienziehung 19. März 1918

Losbriefe Mk. 1.10

Porto u. Liste 30 Pfg. extra bei der Generalagentur:
Heinr. & Hugo Marx, München I, Maffeistrasse 4|1
und allen Losverkaufstellen.

Soeben erschienen:

Wie ich mein Leben empfand

dargestellt von **Anna Freiin von Krane.**

Anna Freiin von Krane hat eine reiche Innerlichkeit in diese Seiten hineingelegt, die umso tieferen Eindruck macht, als die Dichterin jede Schönfärberei sorgsam vermied und in rührender anspruchsloser Schlichtheit berichtet, wie sie ihren stillen Weg durch das harte Leben schritt. Der Titel des Buches kennzeichnet in treffender Weise ihren Standpunkt, wie auch die eingestreuten Gedichte in ihrer lyrisch persönlichen Ausdrucksform nur zeigen sollen, wie sie unter mannigfachen Erfahrungen und Leiden das Leben empfunden hat. Das Buch ist eine ausgezeichnete Einführung in das schöne, in sich abgerundete Schaffen der Dichterin. (Köln. Volkszeitung Nr. 1004, 23. Dez. 17).

Preis geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 6.—.

Dr. F. Rohr, Die Prophezeiung von der Entscheidungsschlacht des Europäischen Krieges am Birkenbaum und andere Prophezeiungen.

Dr. Rohr bringt wirklich Licht in das unheimliche Dunkel der Kriegsprophezeiungen. Das gilt besonders von der verklärten Person des siegreichen Heerführers .... Sein Buch ist vor allem ängstlichen Gemütern warm zu empfehlen. Ja, es verdient in 100000 von Abzügen verbreitet zu werden. (Weser-Ztg. Nr. 25472.)

Mit fünf geschichtlichen Abbildungen. Preis geheftet Mk. 2.70, in Halbleinen geb. Mk. 3.60.

Dr. F. Rohr, Die Herkunft des Wortes „Boche". — Eine sprachlich-geschichtliche Skizze als Beitrag zur Erkenntnis der französischen Volksseele. Verkaufspreis 35 Pfg. Reinertrag zum Besten eines kriegsverwaisten Kindes.

Das Schriftchen, in dem der Verfasser die sprachliche Ableitung und geschichtliche Entwicklung des Wortes „Boche" darlegt, ist deshalb besonders anziehend und lesenswert, weil es in knapper, leicht verständlicher Form geschrieben und einen tiefen Einblick in die von infernalem Hass erfüllte französische Volksseele gewährt.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von J. & A. Temming, Bocholt i. W.



Carl Walter

Bildhauer

TRIER Südallee 59

empfiehlt

seine kunstgerecht gearbeiteten

Statuen, Gruppen, Reliefs, Kreuzwege, Krippenfiguren

aus vorzüglichster Terrakotta einfach oder reich polychromiert, ausgezeichnet durch ihre Haltbarkeit in den feuchtesten Kirchen und im Freien,

sowie Ausführung in Holz und Stein.

Kataloge und Zeichnungen zu Diensten.

---

100 feinste Gemäldekarten

berühmter Meister nur Mk. 9.— — **100 religiöse Kunstkarten** Mk. 5.– und Mk. 8.—. **100 Gebetbuchbilder** Mk. 2.— oder Mk. 2.50. **100 verschied. Gemäldekarten** Landschaften Mk. 7.—.

Kunstverlag J. Glas, München, 28 Sternstrasse 28.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Bei Entzündungen u. Katarrhen der **Nieren, Blase** u. **Harnröhre**, sowie gegen **Gicht** u. **Rheuma** verordnen d. Aerzte:

eine häusliche Trinkkur mit Reinhardsquelle!

Prospekt kostenlos d. Reinhardsquelle, G. m. b. H. (Post Wildungen).

Kriegsvorträge 1918

8°. Broschiert Mk. 1.50.

Inhalt: 1. Kampf und Sieg im Jahre 1917. — 2. Wer verlängert den Krieg und verzögert den Frieden? — 3. Ende gut, alles gut. — 4. Volksinteressen und starker Friede. — 5. Unsere Stärke gegenüber England. — 6. Die russische Revolution. — 7. Demokratie und Freiheit. — 8. Die Sozialpolitik bei uns und unsern Feinden. — 9. Die Landwirtschaft auf dem Wege vom Krieg zum Frieden — 10 Was der Landmann nicht vergessen darf. — 11. Deutsche Finanzkraft im Kriege. — 12. Grundlagen des Wiederaufbaus unseres Wirtschaftslebens. — 13. Unsere ungebrochene Kraft beim Wiederaufbau Deutschlands.

M. Gladbach, Volksvereins-Verlag.

Berlin Mittelstr. 21-22
2 Min. v Bahnhof Friedrichstr. 4 Min. v. d. St. Hedwigskirche. Moderner Komfort :: Ruhiges u. angenehmes Wohnen :: Zimmer v. M. 3 — an Bes. Franz Stützer
Hotel Stadt Kiel

Hand aufs Herz!

Trägst und verwahrst du noch Goldschmuck?

Weißt du nicht, daß auch dir die Pflicht gebietet, ihn zur Goldankaufsstelle zu bringen, damit er dem Lande nütze!



Schreibmaschinen

auf Teilzahlung. Farbbänder, Kohlepapiere usw. billigst.

Alfred Bruck, München, Kaufingerstr. 34.

Hadern und Knochen

sortiert und unsortiert.
Strumpfwolle, Neutuch, Zeitungen kauft zu reellen Preisen von Privaten und Händlern, Anstalten, Klöstern usw.

Adolf von der Heiden, München, Baumstr. 4.
Telephon Nr. 22285. — Bahnsendung. München-Süd. Bahnlagernd.

„Eichemeyers Edel-Comfrey"

gibt kolossale Massen Ia breitblättr. Futter f. Pferde, Rindvieh, Ziegen, Kaninchen u. Schweine u. kann das ganze Jahr angebaut werden. Auslese-Steckl. 2,—, gewöhnl. Steckl. 1,50, Ausl.-Kopfsteckl. 4,—, gew. Kopfsteckl. 3,— ℳ p. % Stück. Nachn. (Wenn Kopfsteckl. vergriffen, erf. Lief. gewöhnl. Steckl. ohne vorherige Anz.) Mehr wie 5000 Stück Steckl werden an einen Abnehmer nicht abgegeb.

Eichemeyer-Duderstadt.

Kreuzbündnis e. V.
Verein abstinenter Katholiken
Süddeutscher Verband
Zentrale Leutesdorf (Rhein)

Der Verband wendet sich an alle **Volksfreunde** mit der Bitte um **Mitarbeit**. Sein **Kampf** gilt dem furchtbaren Volkselend des **Alkoholismus** und seinen verderblichen Folgen auf **gesundheitlichem, wirtschaftlichem und sittlichem** Gebiete. Sein **Ziel** ist eine **Erneuerung des Familienlebens** auf der Grundlage vernünftiger Lebensreform und eines **praktischen Christentums**. Seine **Liebesarbeit** gilt den unglücklichen Opfern der Leidenschaft und ihren bedauernswerten Angehörigen.

Mitglieder des Vereins verpflichten sich aus sozialcaritativen Gründen zur vollen Enthaltsamkeit von geistigen Getränken, **Freunde** unterstützen seine Bestrebungen durch Empfehlung und Geldbeiträge.

Zeitschriften des Verbandes sind: **Der Morgen** (jährl. 2,40 Mk.), **Frühro**t (jährl. 1,60 Mk.), **Frisch vom Quell** (jährl. 20 Pfg. zur Massenverbreitung bei der Jugend.)

Der **Morgen-Verlag**, die buchhändlerische Abteilung des Vereins, liefert alle alkoholgegnerischen und sonstigen Schriften des In- und Auslandes.

Schriftenverzeichnisse, Flugblätter und Probenummern der Zeitschriften kostenfrei.

Zum Studium der Alkoholfrage bes. empfohlene Schriften:
Haw, König Alkohol, 0,25 Mk.
Hoppe Dr., Die Tatsachen über den Alkohol, gebunden 10,50 Mk.,
Holitscher Dr., Taschenatlas zur Alkoholfrage, gebunden 1,50 Mk.,
Johannes, Der katholische Klerus und eine moderne Frage, 0,80 Mk.,
Kapitza, Alkoholismus und soziale Frage, 0,20 Mk.

Pianinos

neu u. gespielt, beste Fabrikate, garantiert Friedensware in grösster Auswahl.
Auf Wunsch günstige Zahlungsweise. Grosser Versand

Pianohaus Karl Lang, Augsburg, Ulmerstr. 16.

In Kripp!

Rheinld., Linz gegenüber, steht infolge Versetzung
Wohnhaus sof. z. verkauf.
Es sind vorhanden 8 Räume, Nebengeb. u. 4½ Ar Grund. Linz hat Vollgymnasial- und Töchterschule. Offerten an
Lehrer Vies, Kripp a. R.

Frühere Jahrgänge

der
„Allgemeinen Rundschau"
können zu ermässigten Preisen nachbezogen werden von der Geschäftsstelle der „Allgem. Rundschau", München.

Flaschenweine

1909er Clottener Brauneberg	naturrein	ℳ 5.—
1910er Clottener Wirges		„ 5.—
1911er Caseler		„ 5.25
1914er Waverner Goldberg		„ 5.25

in 50er Kisten, Glas und Verpackung frei ab Station Opladen hat abzugeben:

Richard Schmitz, Weinhdlg., Opladen Rhld.

Unkeler Winzerverein

zu Unkel am Rhein, Bahn- und Dampfschiffstation
empfiehlt naturreine und leichtverzuckerte

Rot- und Weissweine

fass- und flaschenweise. — Man verlange Preisliste.

Achtung!
!! Sommersprossen !!

Ueber ein vorzügl. Mittel dagegen an sich selbst erprobt und glänzend bewährt, gibt Auskunft:
Frl. Emma Schorisch, Zittau i. S., Prinzenstr. 6.
Viele Dankschreiben und Anerkennungen.

Durchaus tücht. geb. Hausfrau 40 Jhr. sucht Stellung als

Hausdame

in feinem frauenl. Haushalt. (Auch auf dem Lande.)
Frau E. Heyden
b. Fr. Geh. San.-Rat Saenger
Neumühlen-Kiel.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.—.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen

№ 11. München, 16. März 1918. XV. Jahrgang.

Katholizismus und kultureller Wiederaufbau.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

In welchem Maße die Friedensschlüsse im Osten als Wegebereiter für den Frieden im Westen und für den allgemeinen Weltfrieden sich erweisen werden, läßt sich noch nicht ermessen. Sicher aber ist, daß sie nicht nur militärische Kräfte für die Westfront frei gemacht und damit vermehrte Druckmittel zur Herbeiführung des Friedens bereitgestellt, sondern daß sie auch bedeutende wirtschaftliche Energien für die praktische Friedensarbeit entbunden, breite Wege für den wieder einsetzenden internationalen Verkehr geöffnet und, wenn auch erst in bescheidenen Grenzen, die geistige Disposition für den Wiederaufbau der kulturellen Gemeinschaft der Völker, für die Befriedung der Geister herzustellen begonnen und so die Bahn für das große allgemeine Friedenswerk mit seinen zahlreichen und schwierigen Problemen frei gemacht haben. Gerade das letztere Moment braucht keineswegs unterschätzt zu werden. Der Friede im Osten steht — auch wenn die russischen Bolschewiki und ihre deutschen Gesinnungsgenossen es bestreiten — tatsächlich auf dem Boden der Verständigung, auf dem Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes, allerdings nicht jenes Selbstbestimmungsrechtes, das als Kulisse für umstürzlerische Machtgelüste oder utopistische Zukunftsphantome vorgeschoben wird, sondern des Selbstbestimmungsrechtes, das auf dem Boden und mit den Institutionen der Gegenwart die Freiheit und die naturgemäße rechtliche und wirtschaftliche Lage der Randvölker sicherstellen will, das auf den Tatsachen fußt und mit den realen Möglichkeiten rechnet.

Somit bilden die Friedensverträge für einen auf dem Prinzip der Verständigung, wie es heute von aller Welt gefordert und anerkannt wird, beruhenden dauerhaften Frieden einen geeigneten Rahmen, es wird nur darauf ankommen, in welcher Weise diese Verträge in die Praxis umgesetzt werden. Dadurch werden sie allerdings auch zum Prüfstein ihrer Eignung als Vorbilder kommender Friedensverträge. Entscheidend wird also sein der Geist, welcher die Ausführung der Verträge beherrscht, ob er sich in den alten, als irreführend erwiesenen Geleisen bewegt, oder ob er neue, dem Wohl der Menschheit förderlichere Bahnen aufsucht.

Wer der Ueberzeugung ist, daß der Weltkrieg die notwendige Folge und der Zusammenbruch der ins Materielle versunkenen europäischen Kultur ist, für den steht außer jedem Zweifel, daß der Neubau auf wesentlich anderer Grundlage errichtet werden muß, daß ein radikaler Bruch mit den falschen Traditionen der Vergangenheit und ein entschiedener Sinneswandel notwendig ist. In einer Betrachtung über den kulturellen Wiederaufbau Europas spricht Max Scheler („Hochland", Februar 1918) von dem „Ultimatum Gottes an Europa, das dieser Krieg für die Erhaltung der bisherigen Weltmission unseres Erdteils und seiner geistigen Gesamtexistenz darstellt", und wer dieses Ultimatum wirklich mit dem Ohre der Seele hört, der wird auch die Forderung Schelers unterschreiben: „Ein kultureller Wiederaufbau ist nur möglich, wenn ein immer größerer Teil innerhalb der europäischen Völker lernt, dieses ganze Ereignis als Folge einer auf Gegenseitigkeit beruhenden Gemeinschuld der Völker Europas anzusehen — als ein schuldhaftes Uebel also, das auch nur durch Gemeinbuße, Gemeinreue, gemeinsames Opfer aufgehoben und innerlich überwunden, nur vermöge sich gegenseitig ergänzender und im Geiste solidarischer Verantwortlichkeit erfolgender Aufbautätigkeit, Hilfe, kooperativen Wirkens aufgehoben und durch neue positive Kulturgemeinschaftsgüter ersetzt werden kann."

Diese Begriffe: Schuld, Buße, Reue, Opfer, Verantwortlichkeit wird man aber im Sprachschatz und im Gedankenkreis des modernen Kulturmenschen meist vergeblich suchen, ihr Fehlen im Gemeinschaftsleben ist ja gerade die tiefste Ursache des gegenwärtigen Zusammenbruches; sie sind eminent christliche, spezifisch katholische Begriffe und Werte, und nur ihre ernsthafte, restlose Anwendung auf das gesamte praktische Leben, nicht nur auf das Privatleben des Einzelnen, sondern auch auf das Zusammenleben und -wirken der Nationen und Völker kann dem kranken Gesellschaftskörper wirkliche Heilung bringen, kann die „längst nicht mehr bestehende, durch das Gift des Nationalismus und Subjektivismus, durch Relativismus und Kapitalismus längst zerfressene europäische Kulturgemeinschaft" zu neuem Leben, zu neuer Blüte erstehen lassen. Kann man an der Berechtigung dieser Forderung irgendwie zweifeln angesichts der kulturellen, moralischen und politischen Entwicklung Europas in den letzten Jahrzehnten, deren Bewegungsrichtung, wie Scheler zutreffend sagt, „auf den sicheren Abgrund hin, auf seine geistig-moralische Selbstauflösung" eingestellt war? Daraus ergibt sich der bedeutungsvolle Anteil, welcher dem positiven Christentum, speziell dem Katholizismus an dem kulturellen Aufbau der Welt nach dem Kriege zukommt.

Ist die Unwandelbarkeit der katholischen Moralgrundsätze die sichere Grundlage für die befriedigende Ordnung der gesellschaftlichen Zustände wie der internationalen Beziehungen, so bietet ihre Anerkennung durch eine über sämtliche Nationen und Erdteile verbreitete Bekennerschaft die ausgedehnteste Möglichkeit der praktischen Verwirklichung dieser Prinzipien. Deshalb ist der Katholizismus in besonderem Maße befähigt und berufen, nach dem Kriege an der Wiederversöhnung der verfeindeten Welt mitzuarbeiten, die zerrissenen Fäden zwischen den Völkern wieder zu knüpfen, Brücken zu schlagen über die Klüfte, welche der Krieg aufgerissen, auszufüllen die Abgründe des Hasses und der Erbitterung, abzutragen die Berge der Mißverständnisse und Verleumdung. Es ist zu begrüßen, daß man diese Friedensarbeit nicht anderen Kreisen, wie der Sozialdemokratie vorzugsweise überläßt, sondern bereits jetzt, soweit die Umstände es gestatten, tatkräftig ans Werk geht, wie die Züricher Konferenzen beweisen. Anknüpfend an das nächstliegende und am ehesten Erfolg versprechende Feld der Caritas und sozialen Fürsorge wird diese Versöhnungsarbeit mit der Zeit auf andere Gebiete, insbesondere Fragen der Weltanschauung, Kunst und Wissenschaft übergreifen und merkbare Ergebnisse zeitigen können.

Zeitlich und räumlich näher liegt die Einflußnahme christlich-katholischer Prinzipien auf das öffentliche Leben im eigenen Lande. Es ist eine der traurigsten Erfahrungen des Weltkrieges, daß gerade der materialistische Geist, welcher die tiefste Ursache desselben bildet, in dieser Zeit sich am häßlichsten entfalten und auswirken konnte. Der Umstand, daß Wille und Kraft sämtlicher Faktoren der Staatsgewalt nicht ausreichten, die Auswüchse dieses Uebels unschädlich zu machen, zeigt, wie tief sich dasselbe bereits in den Volkskörper hineingefressen hat, während anderseits die politische und wirtschaftliche Gefahr dieser Erscheinung durch die Tatsache dokumentiert wird, daß die von ihr am empfindlichsten getroffenen Opfer denjenigen Bevölkerungskreisen angehören, die zu den sichersten Stützen der gegenwärtigen Staats- und Gesellschaftsordnung zählen. Als zu Beginn des Krieges die Heeresverwaltung, um ihren enormen Bedarf decken

zu können, hohe Preise für die Lieferungen stellen mußte, konnte das nicht ohne Einfluß auf die Preisbildung auf anderen Gebieten sein. Die Folge waren gewaltige Einkommenssteigerungen, die ihrerseits wieder die Preise aller möglichen Güter in die Höhe trieben; die dadurch verursachte Verteuerung der Lebenshaltung führte zu Lohnsteigerungen, die wiederum die Preise der Fabrikate beeinflußten, — also ein wirklicher circulus vitiosus. Vor zwei Jahren hat man im Reichstag eine Kommission zur Nachprüfung der Preise der Heereslieferungen niedergesetzt, die seitdem an der Arbeit ist, über deren Ergebnisse aber wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen ist;[1]) inzwischen steigen im Lande die Preise überall weiter und auch die Dividenden. Es wäre aber verhängnisvoll, wollte man sich über die Folgen der durch die Kriegspreispolitik und die wilden Preissteigerungen hervorgerufenen wirtschaftlichen und sozialen Umschichtungen einer Täuschung hingeben; die bekannt gewordenen Ergebnisse der preußischen und badischen Einkommensteuer reden über die bedenkliche Verschiebung der Einkommen- und Besitzverhältnisse eine deutliche Sprache; dabei kommen nur die Wirkungen der ersten bzw. des ersten Kriegsjahres zum Ausdruck, während seitdem die Amerikanisierung in geometrischer Progression fortgeschritten sein dürfte. Diese Entwicklung stellt unsere Wirtschafts- und Finanzpolitik vor schwere Aufgaben und ernste Verantwortung, der sich kein Staatsmann und kein Parlamentarier vor seinem Gewissen und vor der Rechenschaft fordernden Bevölkerung entziehen kann. Nicht nur zur Ordnung unserer Finanzen, sondern vor allem auch zur Sanierung der wirtschaftlichen und sozialen Struktur unserer Gesellschaft werden durchgreifende Maßnahmen nicht zu umgehen sein. Es werden Opfer gebracht werden müssen auf allen Seiten, aber sie werden vor allem dort verlangt werden müssen, wo sie vom Standpunkt der ausgleichenden Gerechtigkeit zugleich den Charakter der Buße für eine soziale Schuld tragen. Hier müssen sich die Prinzipien christlicher Sozial- und Wirtschaftspolitik Durchbruch verschaffen. Die Sozialdemokratie wird alles daransetzen, ihr Wirtschaftsideal zur Verwirklichung zu bringen. Allein der Sozialismus kann das Heil nicht bringen, denn er leidet an demselben Fehler, wie der wirtschaftliche Liberalismus — an seiner materialistischen Grundlage. Durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel würde der Arbeiter nur in eine andere Knechtschaft kommen, aus der des privaten in die des staatlichen Kapitalismus. Nur wenn im Wirtschaftsprozeß das materielle Element wieder in die zweite Stelle zurückgedrängt und das ethische, persönliche Moment wieder den ihm gebührenden ersten Platz erhält, kann eine wirkliche Gesundung des Wirtschaftskörpers erfolgen. Also nicht Vergesellschaftung des Produktionselementes Kapital, sondern Vergesellschaftung des Produktionselementes Arbeit, Wiedererhebung der menschlichen Arbeitskraft, des menschlichen Geistes, als des eigentlichen Produktionsfaktors, zum beherrschenden Zentrum des Wirtschaftslebens; nicht materialistischer Individualismus oder Sozialismus, sondern christlicher Solidarismus! Das Christentum hat schon einmal durch Proklamierung und Schutz der Persönlichkeit, der in der unsterblichen Seele begründeten Menschenwürde eine Sklaverei gebrochen, die antike; es wird auch die Fesseln der modernen Knechtschaft lösen, wenn man seinen Grundsätzen den nötigen Einfluß auf das Wirtschaftsleben einräumt.

So eröffnen sich dem Christen, dem Katholiken weite Perspektiven für die Mitarbeit am Aufbau der materiellen Kultur. Was er bei der Neugestaltung der geistigen Kultur leisten soll und muß, sagt ihm sein Gewissen, lehrt ihn das Bewußtsein von der Würde und dem Wert seiner eigenen Weltanschauung und ihrer Unersetzbarkeit für die Menschheitskultur, zeigt ihm endlich ein Blick auf die kulturellen Zustände vor und während des Krieges. Die Folge dieser Erkenntnis lautet für den Katholiken: **Zusammenschluß aller Glieder, Erschließung, Förderung und Ausnützung aller Kraftquellen, nicht zuletzt derjenigen der katholischen Presse.**

---

[1]) Soeben hat im Hauptausschuß des Reichstags der Unterausschuß über die Preisgestaltung des Waffen- und Munitionsbeschaffungsamtes berichtet. Zur Durchführung der von der „Wumba" aufgestellten Grundsätze für die Preisbildung bei militärischen Bedarfsartikeln ist die geschaffene Preisprüfungsstelle 1916 erweitert worden. Es werden nicht nur die neuen Verträge geprüft, sondern, sobald die Personalverhältnisse das zulassen, auch die alten. Das Prüfungsergebnis ist, daß jetzt etwa 50 Millionen Mark monatlich für das Reich erspart werden. Ob nicht noch mehr und wieviel früher schon hätte erspart werden können, das kann man etwa sich vorstellen, wenn man die in der Sitzung mitgeteilten Einzelheiten über die skandalöse Preispolitik der Daimlerwerke sich vergegenwärtigt. Es war höchste Zeit, daß der Reichstag energische Maßnahmen beschließt.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Zwischen Unterzeichnung und Ratifikation.

Was am 3. März in Brest unterzeichnet wurde, soll innerhalb drei Wochen von beiden Seiten ratifiziert werden. In den russischen Sowjets und den konkurrierenden Parteiklubs hat nun die Friedensfrage wieder viel Rederei und Reibung herbeigeführt. Trotzki, der Besiegte von Brest, hat sein Amt niedergelegt, weil er und seine näheren Anhänger mit der Friedenspolitik Lenins nicht einverstanden sind. Anderseits wird die Stellung Lenins als erschüttert bezeichnet, da er nicht allein einen Flügel der Bolschewiki, sondern auch die wachsende Macht der sozialrevolutionären Partei gegen sich habe. Offenbar stecken hinter dem russischen Parteitreiben Künste und Gelder der Entente, die durch Buchanan und ihre zahlreichen Agenten die Vollendung des Friedenswerkes zu hintertreiben, wenigstens zu verzögern suchen. Daß auch die gegenwärtigen Machthaber in Petersburg nur aus Not, nicht aus Liebe zum Frieden greifen, zeigt sich u. a. in dem Versuche, das halbe Tausend von verschleppten Est- und Livländern, die nach dem Friedensvertrage zurückgeführt werden sollen, in das Innere von Rußland weiter zu schieben. Gegen diese Vertragsverletzung hat unsere Regierung drohenden Einspruch erhoben. Man muß also immer noch mit der Möglichkeit rechnen, daß die von der Petersburger Regierung veranlaßten oder geduldeten Bosheiten zu einer Wiederaufnahme des militärischen Zwangsverfahrens führen. Beunruhigend ist das freilich nicht, denn die Wacht, die auf jeden Fall an der Ostfront bleiben muß, ist offenbar so bemessen, daß sie für alle Fälle ausreicht.

Sogar für die erbetene Hilfeleistung in Finnland. Die Finnen, die auf Grund ihrer Unabhängigkeit mit uns einen Friedens- und Freundschaftsvertrag geschlossen haben, wollen wir ebenso, wie die Esten und Livländer, aus der Bandennot befreien helfen. Für die Expedition nach Finnland mußten wir eine Etappe auf den Alandsinseln einrichten. Das verstößt nicht gegen das Recht, aber wohl gegen das Gefühl der Schweden. Die schwedische Regierung hat aber diesen Druck auf ihr empfindliches Hühnerauge sich selber zuzuschreiben. Wenn sie weniger Angst gehabt hätte vor England und ihrem an England verkauften Sozialistenführer Branting, so hätte sie selber zur Errettung ihres Nachbarn Finnland die Hand gerührt und so das deutsche Eingreifen vermieden. Wir schöpfen aus dem Seitensprung nach Finnland die Ueberzeugung, daß unsere Heeresleitung durch die noch schwebenden Aufgaben im Osten sich durchaus nicht behindert fühlt in der gehörigen Konzentrierung der Kräfte für den Entscheidungskampf im Westen.

Bezeichnend für die Denkart der Bolschewiki ist es, daß der russische Wortführer in Brest sich schließlich darüber beklagte, daß die deutsche Arbeiterschaft Rußland im Stich gelassen habe. Das öffentliche Eingeständnis der verfehlten Spekulation auf die Revolutionierung Deutschlands kann den Verführten nachträglich zum Bewußtsein bringen, daß sie in den Dienst des feindlichen Auslandes gelockt worden sind. Wer noch denkfähig ist, sagt sich: „Einmal und nicht wieder!"

Japan ex machina.

Ein schnurriges Zwischenspiel in der Weltkriegstragödie bildet die japanische Intervention in Sibirien. Die Japaner hatten bisher allen Lockungen widerstanden, ihre kostbaren Knochen für die Entente zu Markte zu tragen. Angesichts des Zusammenbruches der russischen Macht witterten sie aber leichte Beute und kamen auf den Gedanken, in Ostsibirien sich eine hübsche Ausdehnung ihres ostasiatischen Imperiums zu holen. England hatte Sympathie für diesen Stoß in den Rücken der russischen Friedensmacher, und die Pariser Regierung schwärmte sogar für den Plan, da sie auf die Befreiung und die Wiedereinsetzung des in Sibirien weilenden Zaren hoffte. Präsident Wilson aber machte wegen der alten japanisch-amerikanischen Nebenbuhlerschaft ein saures Gesicht, ließ eine neue Rede ankündigen und schickte einige von seinen Kriegsschiffen nach Wladiwostock, natürlich nur „zum Schutze der wirtschaftlichen Interessen der Amerikaner." Darauf hieß es, Japan wolle von dem Projekte Abstand nehmen. Ob Japan seine Eroberungsgedanken wirklich aufgibt, ist noch sehr zweifelhaft, braucht uns aber keine Sorgen zu machen. Wir wollen vorläufig nicht bis nach Hinterasien marschieren, und die Japaner würden auch nicht den weiten Weg bis zu unserer Ostfront bewältigen können, wenn sie überhaupt so ausschweifende

Gedanken hätten. Die Engländer und Franzosen müssen in großer Not sein, wenn sie nach diesem ostasiatischen Strohhalm greifen. Es ist ein neuer Zankapfel in die Entente geworfen worden, und der französische Kriegstreiber Clemenceau hat neue Schwierigkeiten mit seinen Sozialdemokraten, die über den Rückenangriff gegen die russische Revolution empört sind.

Die polnische Aufregung.

Der Sturm ist noch nicht beigelegt, aber doch schon beträchtlich abgeflaut. In Oesterreich, wo man in innerpolitischen Kompromissen sehr geübt ist, hat sich die polnische Reichstagsfraktion durch Eingreifen des Kaisers bewegen lassen, von der Verweigerung des Budgets und des Kriegskredits Abstand zu nehmen und durch Stimmenthaltung der Regierung die parlamentarische Mehrheit für die Staatsnotwendigkeiten zu ermöglichen. Im preußischen Abgeordnetenhause hat es eine lebhafte „Polendebatte" gegeben mit einer geharnischten Erklärung von der einen Seite und kräftiger Gegenrede von den deutschen Parteien. Aber das Ende vom Liede war doch keine Zuspitzung, sondern eher eine Milderung. Die Regierung hält trotz allem fest an ihrer versöhnlichen Politik durch Beseitigung der Kampfgesetze. Wenn nur der Kultusminister noch etwas weitherziger verfahren wollte in der Sprachenfrage, namentlich für den Religionsunterricht in Oberschlesien. Die endgültige Grenzabsteckung gegenüber der Ukraine wird hoffentlich weiter beruhigend wirken. Es können freilich bei der nationalen und historischen Buntscheckigkeit im Osten noch weitere Grenzstreitigkeiten entstehen, z. B. auch gegenüber Litauen; da hilft nur gerechtes Abwägen und festes Durchgreifen, das sich durch Anbrausen der sog. Volksseele weder reizen noch einschüchtern läßt.

Die Ablehnung der Sicherungsanträge des preußischen Zentrums.

Bei der Ausschußberatung der preußischen Wahlreform kam es am 9. März zur ersten Abstimmung über die wichtige Frage, ob die Kulturinteressen gegenüber einer künftigen radikalen Mehrheit gesichert werden sollen. Die Vertreter des Zentrums beantragten, die bestehenden Rechte der beiden christlichen Kirchen und die Konfessionalität der Volksschule in der Verfassung festzulegen und für Verfassungsänderungen (die in Preußen bisher nur einfache Mehrheit bei zweimaliger Beschlußfassung erfordern) die Zweidrittelmehrheit in beiden Kammern vorzuschreiben. Die Konservativen hätten nach ihrem Programm, ihrer Ueberlieferung und ihrem christlichen Gewissen für diese Anträge stimmen müssen; aber sie taten es nicht. Sie treiben nämlich eine pessimistische Taktik. Durch Verweigerung der Garantien denken sie das Zentrum oder wenigstens einen Teil desselben zur Ablehnung des gleichen Wahlrechts zu veranlassen und so die ganze Reform zu Falle zu bringen. Auch der polnische Vertreter stimmte nicht mit dem Zentrum, weil seine Partei jetzt auch in Verärgerung sich gefällt. So fielen die Sicherheiten gegen die Stimmen der Zentrumsmitglieder. In der ersten Lesung des Ausschusses. Es bleibt noch immer eine gewisse Möglichkeit, die Kulturgüter in den folgenden Stadien der Beratung zu retten, aber dann müssen die „Taktiker" sich erst eines Besseren besinnen. Wie man über diese unsachliche Behandlungsweise denkt, wollen wir lieber, damit die Konservativen nicht uns der Feindseligkeit beschuldigen, mit nachstehendem Zitat aus der freisinnigen „Vossischen Zeitung" andeuten:

„Niemand bestreitet, daß eine Wahlreform, die rechtzeitig erfolgt wäre, weit weniger radikal ausgefallen wäre, als die jetzige. Wenn es Herrn v. Heydebrand je gelänge, die Regierungsvorlage zum Scheitern zu bringen, so würde er damit nichts anderes erreichen, als eine noch stärkere Radikalisierung. Es fällt schwer, ein solches Verhalten nicht als Desperado-Politik zu bezeichnen."

Die Wahlreform ist unvermeidlich. Wenn sie schlechter ausfällt, als sie sein müßte, so fällt die Schuld auf die konservativen Taktiker. Das Zentrum hat unter einer sehr geschickten Führung getan, was es konnte, um die bestmögliche Lösung zu erreichen. Vielleicht besinnen sich die „Desperado-Politiker" in der elften Stunde noch.

Die großen Kriegswucherer.

Der Hauptausschuß des Reichstages macht jetzt energische Anstrengungen, um die Ausbeutung des Reiches durch gewinnsüchtige Kriegslieferanten im Millionenstil zu bekämpfen. Die rücksichtslose Profitjagd der Daimler-Gesellschaft hat den Stein ins Rollen gebracht. Darauf wird in der nächsten Nummer nach weiterer Klärung zurückzukommen sein. Angesichts der Millionen muten die zahlreichen Prozesse wegen übermäßigen Gewinns an Groschen und Pfennigen als Spielerei an.

Die Papstklausel vor dem Forum Italiens.

Von Friedrich Ritter v. Lama, Füssen.

Das Londoner Abkommen, dessen Artikel 15 den Ausschluß des Papstes von der Friedenskonferenz bezweckt, stellt ursprünglich eine von der italienischen Regierung ausgehende Denkschrift dar, durch deren Annahme seitens des ehemaligen Dreiverbandes Italien sich seine aktive Teilnahme am Kriege auf der Ententeseite abkaufen ließ. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß, sobald Lord Cecil im Gegensatze zu Borsarelli-Sonnino die Existenz einer Papstklausel eingeräumt und durch Anerkennung der Verpflichtung Englands, den von den Bolschewiken preisgegebenen Vertrag einzuhalten, den veröffentlichten und im übrigen nicht beanstandeten Text gewissermaßen legalisiert hatte, das Abkommen gerade in Italien zum Gegenstand besonderer Erörterungen gemacht würde.

Der von der italienischen Zensur verhängte Schweigezwang, der jede Besprechung der Angelegenheit in der Presse hintanhielt, wurde am 13. Februar dadurch gebrochen, daß der Nationalist Bevione den gesamten Wortlaut des Abkommens vor der Kammer verlas. Zwölf Stunden später stand er in allen Blättern der Halbinsel. Im unmittelbaren Anschlusse daran reichte der Abgeordnete Longinotti eine erneute Anfrage über den Artikel 15 an den Minister des Aeußeren ein.

Wohl um nicht erst den Sturm sich entfesseln und ungehindert wüten zu lassen, ergriff Sonnino selbst in der Sitzung vom 16. Februar sofort zu einer langen Erklärung das Wort, nicht um zu klären, sondern um zu verhüllen und irrezuführen. Denn obwohl man doch inzwischen bei genauer Prüfung aller einschlägigen Kundgebungen mit erheblicher Sicherheit wußte, daß der Artikel 15 später als gesonderter Vertrag eine neue Fassung erhalten hatte[1]), trug Sonnino diesem Umstande nicht im mindesten Rechnung. Er bestritt und dementierte immer noch am „Artikel 15" herum, als gebe es gar nichts anderes auf der Welt. Allerdings bestreitet er nun nicht mehr dessen Existenz schlankweg, sondern nur die Richtigkeit des veröffentlichten Wortlautes, indem er von einem „verschweigen", „böswilligen entstellen" und „unvollkommenen verbreiten" durch die Bolschewiken spricht, jedoch hinsichtlich der erwarteten Richtigstellung sich hinter die eingegangene Schweigepflicht verkriecht. Immer weiter rückt er vom Gegenstande ab, anderes in den Vordergrund schiebend, ein sehr durchsichtiges Manöver! Stets habe er sich in diesem Kriege dafür eingesetzt, in jeder Hinsicht und bei breitester Auslegung Buchstabe und Geist des Garantiegesetzes mit größter Achtung vor den Rechten des Heiligen Stuhles und seiner vollen Wirkungsfreiheit wie seinem Ansehen zu wahren, dafür haltend, daß dies die Feuerprobe des Gesetzes und der Ehrlichkeit Italiens sei. Nicht infolge vertraglicher Verpflichtung, sondern infolge spontanen und gemeinsamen Beschlusses (auf wessen Anregung?) sei die Beantwortung der päpstlichen Friedensnote unterblieben. Die lange Rede endete mit einem von den Sozialisten veranstalteten Tumulte. Modigliani warf Sonnino Widerspruch zu Lord Cecils Offenbarungen vor; da springt der Minister entrüstet auf und überschreit den Lärm: „Lord Cecil hat von „einem", nicht von „diesem" Artikel gesprochen!" . . . nicht von diesem, über den er, Sonnino, soeben eine ganze Stunde lang sein Publikum unterhalten hatte und der längst in der Rumpelkammer der Diplomatie liegt!

Longinotti nagelte die Tatsache fest, daß „vorgestern in der englischen Kammer der Minister auch das zu sagen nicht anstand, was die Geheimklausel wirklich enthält", nämlich Italiens Vetorecht gegenüber der Zulassung des Heiligen Stuhles zur Friedenskonferenz.

Inzwischen ergriff auch der „Osservatore Romano" (Nr. 48) das Wort zur Sache. Keine der Erklärungen der englischen Regierung sei bisher in Italien von den Telegraphenagenturen veröffentlicht worden! Man müsse sich fragen, ob der Art. 15 immer so lautete, wie ihn soeben der edle Lord vorgesetzt hatte; einige zweifeln daran. Die Ausschließung des Hl. Stuhles allein dem Belieben der italienischen Regierung anheimgegeben, das sei das Schimpfliche und Beleidigende, wogegen protestiert werden müsse. Würde eine andere neutrale Macht sich eine solche Ausnahmebehandlung stillschweigend haben bieten lassen? Lord Cecils Beschönigungen seien gut gemeint, aber unvermögend, das Unmögliche, nämlich den Art. 15 als harmlos hinzustellen, zu vollbringen.

[1]) Vgl. „Allgemeine Rundschau" Nr. 9.



Man hat die Empfindung, Sonninos Rede birgt Fußangeln; alle die Wortwucherungen sollen nur die Falle verdecken, so urteilt im „Momento“ (Nr. 48) Marchese Crispolti. Weshalb sagte der Minister nicht gerade heraus: es gibt keinen Vertragsartikel, der einen Achtungsmangel für des Papstes hehre Sendung bedeutet? Die Schweigepflicht ist doch auf Italiens eigenes Verlangen in den Vertrag aufgenommen! Wer könnte ihm daher verübeln, wenn es selbst auf das Geheimnis verzichtet? Das Fortbestehen des Zweifels müsse Italiens Ansehen im Auslande noch mehr schädigen und die Berufung auf das Garantiegesetz war ganz unzweckmäßig, bemerkt „Corriere d'Italia“ (17. 2.), sie sei eine Ironie, wenn man sie in Bezug auf den Art. 15 anwende, der ja selbst im allergünstigsten Falle noch wie eine Beleidigung der geistlichen Würde des Papstes klingt. „Secolo“ dagegen belobt den von ihm sonst so bitter befehdeten Sonnino. Man habe sich im voraus gegen alle Ansprüche des Vatikans wappnen müssen, umsomehr als man wußte, die Mittelmächte würden auf der Friedenskonferenz die Frage der Bürgschaften (Garantiegesetz) aufgeworfen und deren Internationalisierung gefordert haben. Hinter allem stecke nur die deutsche Intrige, auch in der Verstümmelung des Wortlautes erblicke man Deutschlands lange Hand. Sonninos eigenes Organ, „Giornale d'Italia“, aber hat die Stirne, die Berechtigung des Art. 15 mit der Ausschließung des Papstes von der Haager Friedenskonferenz zu begründen.

Am gleichen Tage, da in Rom Sonnino sprach, gab in London sein Kollege das Geheimnis der Papstklausel vollends preis. „Die Klausel wird anwendbar sein im Falle, daß Italien Einspruch gegen die Zulassung eines Vertreters des Papstes zum Friedenskongreß erhebt. Auch wenn diesbezüglich keine besondere Vereinbarung unter den Verbündeten bestände, würde der Einspruch irgend einer dieser Mächte gegen die Teilnahme einer nichtkriegführenden Macht genügen.“

Inzwischen spinnen „Corriere della Sera“ und „Secolo“ den von Sonnino begonnenen Faden der „bewußten Verstümmelung des Art. 15 durch die Bolschewiken und ihre — deutschen Hintermänner“ (Radek wird als deutscher Agent eingeführt!) weiter, um den Schein zu erwecken, als sei der papstfeindliche Zweck und Inhalt des Vertrages erst eine fremde Zutat, durch die die italienische Regierung ganz ungerechtfertigterweise als Feind der katholischen Religion hingestellt und der Krieg den Charakter eines Religionskrieges erhalten solle. „Die Beweisführung des „Osservatore Romano“ ist hinfällig . . . der Unwille des Vatikans unbegründet“ („Secolo“, 19. 2.).

Am 19. Februar antwortete der „Osservatore Romano“ auf Sonninos Erklärungen. Einer habe die Unwahrheit gesagt, Sonnino oder Lord Cecil, denn beider erste Erklärungen bezögen sich auf die gleiche Lesart des Art. 15 und der eine bestreite, was der andere behauptet. Tatsache sei jedenfalls, daß ausgerechnet die vier Firmatarmächte des Abkommens allein die Papstnote zu beantworten unterließen, ein in den Annalen der Diplomatie ebenso unerhörter, wie einziger Fall, dessen gegebene Erklärung nicht annehmbar sei, da Wilson nicht im Namen der anderen Mächte, sondern nur namens der Vereinigten Staaten geantwortet habe und durchaus nicht in allem mit den Forderungen der Verbündeten übereinstimme. Sonninos Worte über Wahrung des Geistes des Garantiegesetzes, Achtung vor den Rechten und der Würde des Papstes klängen aber gerade in seinem Munde auffallend mißtönend. „Enthält nicht der Art. 15 selbst, vorgeschlagen und aufgezwungen von Sonnino, trotz Revision und Korrektur eine Verunglimpfung des Hl. Stuhles? Und bei den Geheimdokumenten verweilend . . . möge Sonnino den Brief des Admirals de Saint Pair, Marine-Attachés bei der französischen Botschaft in Rom an den Chef des französischen Marinestabes lesen . . . Und seine Rede vom 25. Oktober?“ Gegenüber der angerufenen Feuerprobe der Ehrlichkeit Italiens verweist das vatikanische Blatt auf die Beschwerden des Papstes in seiner Ansprache vom 6. Dezember 1915. Gälte der Art. 15 allen nichtkriegführenden Staaten, so könnte niemand etwas dagegen einwenden. Die Beschränkung auf den Hl. Stuhl ist es, was beleidigend und beschimpfend ist, darum handelt es sich!

Welche Bewandtnis hat es mit Saint Pairs Bericht? Wir finden ihn im „Osservatore Romano“ vom 27. Dezember 1917 nach französischen Quellen veröffentlicht und die interessante Stelle lautet: „Mr. Caillaux hat seine Besuche nicht auf einige Politiker beschränkt; er war auch im Vatikan. Trotz der entgegengesetzten Behauptungen Mr. Sonninos ist man sicher, daß er (Caillaux) weder den Papst, noch den Kardinal Gasparri gesehen hat . . .“

Hier haben wir also die Quelle der falschen Meldungen und der Verdächtigungen des Vatikans! Sonnino war es, der behauptet hat, Caillaux habe dem Papste und dem Kardinal-Staatssekretär einen Besuch abgestattet, und seine Behauptungen sind nach de Saint Pairs Worten falsch! Ich kann nicht umhin, im Zusammenhang damit die Tatsache festzustellen, daß es sich bei den Versuchen, den Vatikan in die Affäre Caillaux zu verwickeln, um ein sinnfälliges Manöver handelt, um den Verdacht der Mitschuld an Caillaux' Machenschaften von einigen Persönlichkeiten abzulenken, die während dessen Aufenthalts in Italien seinen intimen Verkehr bildeten, nämlich Cavallini, Ricciardi, Bacci und Dini. Alle vier gehören dem sog. „Rate der 33“, dem höchsten Rate der italienischen Freimaurerei an. In welchem Lichte erscheint der Minister des Aeußern des Königreichs Italien!

Die Erörterung der Papstklausel im italienischen Parlament schloß in ganz unerwarteter Weise am 20. Februar mit einer der Bedeutung der Sache wahrhaft angemessenen Aussprache großen Stiles, an der das Hauptverdienst dem katholischen Abgeordneten Miglioli gebührt. Während die offiziösen Sozialisten Lucci und Treves selbst die Forderung auf Zulassung des Papstes zur Friedenskonferenz befürworteten, verteidigten Bertini, Rodinò und Miglioli den Standpunkt der Katholiken gegenüber der Klausel und der darin enthaltenen Politik Sonninos. Was Miglioli sagte, war eine vernichtende Anklage gegen den Minister und seine kindische, kleinliche Politik in der großen Frage des Friedens und der sittlichen Wiedererneuerung der Welt. Selbst der Standpunkt der Maximalisten erhebe sich noch über den Sonninos, der gerade im Lichte des Garantiegesetzes noch unhaltbarer dasteht. Die Rede ist eine Glanzleistung, von der wir bedauern, daß ihre Länge die Wiedergabe verbietet.[1]

Zwei Tage darauf sprach Sonnino nochmals zum Schlusse der Generaldebatte; aber bezüglich der Frage des Art. 15 findet sich in seiner Rede keine Spur, und am gleichen Tage lehnte in London Lord Cecil jede weitere Erörterung darüber ab. Frankreich hat ihr bekanntlich überhaupt nicht die Aufmerksamkeit einer Besprechung geschenkt. Somit ist für die Entente die Sache erledigt; über die jedoch, wir wiederholen es, das letzte Wort nicht gesprochen ist, denn die Entscheidung hängt von anderen Faktoren ab, vom Endsiege.

[1] Eine demnächst erscheinende Sonderpublikation wird eine ausführliche Zusammenstellung und breitere Wiedergabe enthalten.

Die alte und die neue Sozialdemokratie.

Von Dr. Richard Berger, M.Gladbach.

Vor dem Weltkriege ist die deutsche Sozialdemokratie nicht unwesentlich anders gewesen als heute. Damals pendelte die Politik der großen Partei hin und her und schlug bald die revolutionäre, bald die parlamentarische Marschroute ein. Der Parteivorstand hatte dabei keine leichte Arbeit, um in den oft rasch wechselnden politischen Situationen einen Ausweg, einen Mittelweg zu finden, da ihn von rechts die Revisionisten oder Reformisten bedrängten, die vielfach von den mächtigen sozialdemokratischen Gewerkschaften unterstützt wurden, und von links ihm die Radikalen und Unentwegten, die Liebknecht, Ledebour und Hoffmann unermüdlich zusetzten. Heute liegen die Verhältnisse, trotz der Schwierigkeiten im eigenen Lager, wesentlich anders.

Die deutsche Sozialdemokratie ist gespalten. Auf die Fraktionsspaltung vom 24. März 1916 folgte die Parteispaltung und Zerreißung der sozialdemokratischen Organisationen, von der im wesentlichen nur die Konsumgenossenschaften unberührt blieben. Zwar blieben auch die Gewerkschaften von dem Spaltpilz nicht verschont, aber vornehmlich und vollkommen vollzog sich die Scheidung der Geister und Genossen in den sozialdemokratischen Orts- und Bezirksvereinigungen. In den Bezirken Groß-Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M., Ostpreußen, Niederrhein, Braunschweig, Halle und Groß-Thüringen erzielten die Unabhängigen die Mehrheit; in andern besitzen sie eine starke und ansehnliche Minderheit.

Mit der Spaltung der deutschen Sozialdemokratie in zwei ungleiche Heerlager ist vorerst und für die nächste Zukunft zu rechnen. Sowohl der Verlauf der Gothaer Osterkonferenz (6.—8. April 1917) der Unabhängigen Sozialdemokraten Deutschlands, wie der des Würzburger Parteitags (14.—20. Oktober 1917) der Richtung Scheidemann zwingt diese Schlußfolgerung auf. In Gotha wurde wiederholt und unzweideutig erklärt, daß das Tischtuch zwischen den Unabhängigen und den „Scheidemännern" vollständig entzweigeschnitten ist, und der Vorsitzende der Konferenz, der alte Genosse Bock, stellte in seiner Schlußrede ausdrücklich fest, daß die unabhängigen Sozialdemokraten möglicherweise schweren Zeiten entgegengehen und selbst Niederlagen erleiden würden, „vielleicht schon bei den nächsten Wahlen". Auf dem Würzburger Parteitag wurde viel über die Wiedervereinigung geredet, und fraglos war es auch einer Reihe von Diskussionsrednern sehr ernst damit. In der vom Parteitag angenommenen Entschließung fanden sich aber die folgenden entscheidungsvollen Sätze: „Die Parteieinheit setzt bei einer demokratischen Partei, bei größter Duldung aller Meinungsverschiedenheiten die Unterordnung der Minderheit unter die Beschlüsse der Mehrheit voraus. Wer diese Grundsätze nicht anerkennt, verneint die Lebensquelle der Partei, die in der Zusammenfassung aller Kräfte zu einem einheitlichen Wollen und einheitlichen Aktionen liegen. Alle Bestrebungen auf Herstellung der Parteieinheit müssen deswegen die Forderung auf Anerkennung des Mehrheitsprinzips in sich schließen." Nach diesen drei Kernsätzen der Würzburger „Einigungsresolution" wird die Aussöhnung und Wiedervereinigung von der Anerkennung des Mehrheitsprinzips durch die Parteispalter abhängig gemacht. Da nun gerade die Ablehnung und Verneinung dieses Prinzips zur Fraktions- und Parteispaltung führte, so besteht kein Zweifel, daß durch die Würzburger Entschließung die Einigung nicht gefördert, wohl aber tatsächlich unterbunden wurde.

Daran ändern alle schönen Reden zu Würzburg und nach Würzburg nichts. Dagegen weisen diese nachdrücklich — und das ist auch ihr Hauptzweck — auf die Stimmung in den sozialdemokratischen Massen hin und auf die Agitation, die in den Massen selbst für die Einheit der Partei angeregt wurde und gefördert wird. Die Massen sollen sich für die Einheit der Partei entscheiden, und zwar im Sinne der Mehrheit — so wollen es wenigstens Scheidemann und seine Anhänger haben. Auf dieses Ziel sind die Reden der Mehrheitsführer und die Artikel der ganzen Mehrheitspresse eingestellt. In der gleichen Richtung entfalten auch die freien Gewerkschaften eine fabelhafte Tätigkeit. Ueberhaupt übertrifft gegenwärtig die Rührigkeit der Gewerkschaftsfunktionäre und der gewerkschaftlichen Vertrauensmänner um ein ganz Bedeutendes deren Agitationstätigkeit in den Hochkonjunkturzeiten des Voraugust. Ihre Erfolge sind ungeheuer und besonders markant im Bergarbeiter- und Metallarbeiterverband. Statt vieler nur ein Beispiel: Im rheinisch-westfälischen Industriegebiet hatte der sozialdemokratische Metallarbeiterverband zu Beginn des Jahres 1917 nur 28211 Mitglieder, am 1. Januar 1918 dagegen bereits 65867, das ist innerhalb Jahresfrist eine Zunahme von 133%. Wer diese Zahlen für die Zukunft politisch wägen will, mag sich daran erinnern, daß Bebel auf dem Jenaer Parteitag (17.—23. September 1905) sich anheischig machte, „ein Gewerkschaftsblatt das ganze Jahr hindurch so zu redigieren, daß das Wort Sozialdemokratie überhaupt nicht fällt und die Leser doch Sozialdemokraten werden". Das ist das Geheimnis, das ist die Art, wie agitiert werden muß, meinte damals der alte Bebel. Für die Gegenwart und die nächste Zukunft der sozialdemokratischen Partei ist diese gewaltige Kräftigung der Gewerkschaftsbewegung gerade hinsichtlich der Wiedervereinigungsfrage von entscheidender Bedeutung. Bilden doch die Gewerkschaften das Rückgrat der alten Partei und damit für diese bei der Entscheidung der Massen einen Aktivposten, dem die Unabhängigen auch nicht annähernd etwas Gleichartiges entgegenzusetzen haben.

Dieser Appell an die Massen zeigt die ganze taktische Ueberlegenheit der Ebert und Scheidemann über die Haase und Ledebour. Wohl hatte das taktische Gebahren der Unabhängigen von vorneherein eine gewaltige Aktionskraft aufzuweisen, da sich ihre Kampfesweise in den alten breitgetretenen Bahnen mit den gewohnten Redensarten und Schlagern, die den Massen mundgerecht waren, auf internationalem und revolutionärem Kampffelde bewegte. Indessen konnte auch den ganz Radikalen nicht verborgen bleiben, daß dieser Weltkrieg, dieser Weltrevolutionär, neue Aufgaben und Ziele brachte, die mit den alten Weisheiten und Mitteln, die bei Kriegsausbruch so schmählich versagten, nicht zu lösen waren. Gegen neue Erkenntnisse aber verschlossen sich gerade die unabhängigen Führer systematisch und konsequent, während die „Abhängigen", wie die alte Richtung spöttischerweise von jenen bezeichnet zu werden pflegt, gerade mit neuen Erlebnissen, Erfahrungen, Einsichten und Erfolgen aufwarteten und damit dem Instinkt der Massen schmeichelten. Würden die Unabhängigen sich auf den gleichen Standpunkt stellen, so wäre ihr unverbrüchlicher Dogmenglaube an Karl Marx nicht aufrecht zu halten und ihre ganze reaktionäre Stellung zu den Kriegs- und Friedensfragen unhaltbar. An eine derartige Selbstaufgabe denkt nun bei den Unabhängigen kein Mensch. Ihr Ziel ist unentwegt das gleiche, „die Durchführung des proletarischen Emanzipationskampfes unter Anwendung der sozialdemokratischen Grundsätze und in Befolgung der internationalen Kongresse", wie es verblümt der unabhängige Fraktionschef Haase formulierte.

Eine Wiedervereinigung der alten Sozialdemokratie mit den unabhängigen vor den nächsten Reichstagswahlen würde somit Scheidemann und seine Anhänger mit dem ganzen veralteten und vermoderten Ballast vergangener Zeiten beschweren und überdies die Partei mit allen Dummheiten und Verbrechen der unabhängigen Sozialdemokraten am deutschen Volke während des Krieges belasten. Ob die Mehrheitsanhänger und ihre Führer zur Uebernahme dieser Riesenschwierigkeiten irgendwelche Lust verspüren? Die Entschließung des Würzburger Parteitags sowie die neue Taktik verneint diese Frage. Eine ausdrückliche und eingehende Begründung dieser Verneinung ist aber erst mit der Proklamation der neuen Aufgaben und Ziele der alten Partei gegeben, worüber in einem weiteren Aufsatz zu handeln sein wird.

Bayerische Beamtenpolitik.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Am 1. April tritt der Regierungspräsident der Pfalz v. Neuffer, der im 73. Lebensjahre steht, zurück und an seiner Stelle übernimmt der bisherige Ministerialdirektor im Kultusministerium Dr. v. Winterstein, der 1861 geboren ist, die pfälzische Kreisverwaltung. In diesen Blättern (Nr. 36, 1917) wurde der Wechsel im September vorigen Jahres angekündigt, und daß Dr. v. Winterstein, seitdem Dr. v. Kahr Regierungspräsident von Oberbayern geworden war, Kreischef der Pfalz würde, stand ebenfalls fest.

Die Pfalz erhält nach langer Zeit wieder einen katholischen Regierungspräsidenten. Die unmittelbaren Vorgänger Wintersteins, v. Neuffer und Frhr. v. Welser, waren Protestanten. Bei der starken konfessionellen Mischung in der Pfalz ist eine solche Abwechslung vom Standpunkt der Befriedigung beider Konfessionen durchaus angebracht.

Eine andere Frage ist es, ob das turnusmäßige Vorrücken höherer Beamten aus beiden Abteilungen der Ministerien des Innern und des Kultus auf Regierungspräsidentenstellen angebracht ist. Wir haben bekanntlich in Bayern zwei Ministerien des Innern; das vom Ministerium des Innern seit langem abgezweigte Kultusministerium führt den Titel „Ministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten". Unter den 7 Regierungspräsidenten — die Oberpfalz ist noch immer unbesetzt — sind 3 aus dem Ministerium des Innern (Henle-Würzburg, Strößenreuther-Bayreuth und Kahr-München), 3 aus dem Kultusministerium (Blaul-Ansbach, Pracher-Landshut und Winterstein-Speyer) und 1 aus der Geheimkanzlei (Praun-Augsburg) hervorgegangen. Es mag auffallen, daß sich beide Ministerien die Wage halten, obwohl doch in den Regierungspräsidien die allgemeine Verwaltung überwiegt und die Kultusangelegenheiten einen verhältnismäßig geringeren Teil der Geschäfte der Kreisregierungen ausmachen. Allein es ist zu beachten, daß das Kultusministerium in der Beförderung seiner im Dienstalter vorgerückten höheren Beamten lediglich auf die Regierungspräsidialstellen angewiesen ist, während das Ministerium des Innern noch andere Beförderungsposten zur Verfügung hat, so eine Anzahl höherer Stellen am Verwaltungsgerichtshof, an der Versicherungskammer und am Landesversicherungsamt. Aus diesem Grunde ist es recht und billig, daß auch geeignete Anwärter für Kreischefstellen aus dem Kultusministerium entnommen werden. Da alle Ministerialräte der beiden Ministerien des Innern im äußeren Dienste als Assessoren und Bezirksamtmänner waren, so sind auch die Beamten des Kultusministeriums, unter denen sich auch mehrere befinden, welche lange Zeit an Kreisregierungen gewirkt haben, gleich befähigt, sich rasch in die Geschäfte der Kreisleitung einzuarbeiten und sie zu führen.

Zu kurz kommen aber die Regierungsdirektoren bei dieser Art der Besetzung der Regierungsstellen der Kreise. Zurzeit haben wir keinen einzigen Regierungspräsidenten mehr, der Regierungsdirektor war. Die letzten Präsidenten aus diesem Staatsdienstzweig waren Frhr. v. Aretin und v. Neuffer. Es ist ohne Frage, daß normalerweise gerade bei den Regierungsdirektoren die eingehendere Praxis der inneren Verwaltung anzutreffen ist und daß unter ihnen berufstüchtige Anwärter für die Leitung der Kreise sich fänden, die bei dem jetzigen Modus der Besetzung nicht zum Zuge kommen.

Hier eine Aenderung eintreten zu lassen, wäre erstrebenswert. Es möchte sich zugleich empfehlen, für die dann in den beiden Ministerien eintretende Einschränkung der Beförderungsmöglichkeit Ersatz dadurch zu schaffen, daß diesen Ministerien die budgetmäßige Möglichkeit gegeben wird, Beamten, denen der Titel und Rang eines Ministerialdirektors verliehen wurde, auch die Besoldung eines solchen zu geben. Auch Dr. v. Winterstein war ein Ministerialdirektor, ohne die Gehaltsklasse eines solchen zu besitzen. Mehrfach ist in beiden Ministerien durch Stockung des Avancements infolge des Verbleibens älterer Chefs von Zentralstellen eine Häufung von Titularministerialdirektoren eingetreten. Die Mittel zur Abhilfe sind nicht von Belang. Sie zu schaffen wäre wünschenswert, um die Tüchtigkeit des Nachwuchses in unserem ausgezeichneten Beamtenstande gegenüber der Konkurrenz der Stadtverwaltungen und des Privatdienstes zu erhalten.

Heraklius.

Er legte an sein Purpurkleid
Von Gold gewirkt, demantenschwer,
Es fiel in Falten reich und lang
Der Krönungsmantel um ihn her.
Viel Wappenzeichen prangten stolz
Und Schildereien am Ornat.
Was Herrliches die Kunst ersann
Erschien an seinem Kaiserstaat.
Die Krone trug er auf dem Haupt,
Die heilige, von Perlen dicht,
Und gürtete sich mit dem Schwert.
So stand er da in Pracht und Licht.
Karfreitag wars. Die Gottesnot
War Herrscher über Volk und Land.
O Wunden tief, O Wunden rot!
Jedwede Seele stand in Brand.

Nun gebt mir unsres Heilands Kreuz
In meiner Herrschaft Gloria,
In meiner Hoheit Glanz und Prunk
Trag ich es nach Kalvaria.
Denn höchste Ehre ziemt dem Holz,
Daran mein Heiland dürstend hing,
Darunter in dem Kleid des Spotts
Der dorngekrönte König ging.
Da brachten sie das Marterbett,
Das blutgetränkte, und der Held,
Der Kaiser kniete in dem Staub
Am Fuss des Bergs auf freiem Feld.
Er lud das schwere Kreuz sich auf,
Er setzte mühsam Fuss für Fuss
Und palmenschwingend sang das Volk:
Gepriesen sei Heraklius.

Ach eine Krone blutig brennt,
Hart drückt ein goldgesticktes Kleid,
Ein Königsmantel wiegt wie Blei
Und Heilandswege, die sind weit!
Kreuz, Schwert und Krone welch Gewicht!
Da sinkt der Kaiser in die Knie,
Das Antlitz fahl, das Auge wirr:
„Die Stätte, nie erreich ich sie!
Nehmt mir die Krone von dem Haupt,
Nehmt ab der Herrschaft Schmuck und Tand,
Fort mit des Goldes heisser Wucht,
Gebt mir ein hären Bussgewand.
Reicht statt des Schwerts den Knotenstrick,
Lasst mich als armer Sünder gehn
Den Kreuzesweg, den bittern Steig,
Auf dem Erlöserklagen wehn."
Und da ihm von den Schultern sank
Die weltlich eitle Gloria,
Erklomm er betend unterm Kreuz
Die Höhe des Kalvaria.

M. Herbert.

Die katholischen Studentenkorporationen und die kommenden Aufgaben der Katholiken Deutschlands.

Von Geistl. Rat Professor Dr. Hoffmann, München.

Unsere Darlegungen „Die katholischen Studentenkorporationen nach dem Kriege" („A. R." 1916, Nr. 35) haben in unserer Wochenschrift (1916, Nr. 40 und 48) sowie in Briefen an den Verfasser weitere Ausführungen gefunden. Wir glauben deshalb die Sache einen Schritt vorwärts führen zu sollen. Die katholischen Studentenkorporationen könnten und müssen in den Jahren nach dem Kriege der Kristallisationspunkt für die Sammlung der konservativen, katholischen Kräfte und so das Zentrum eines Laienapostolates werden.

Die Mitglieder der katholischen Studentenverbände, nämlich der Verbindungen (C.V.), der Vereine (K.V.), der süddeutschen katholischen Vereine (S.K.V.), der Unitas (U.V.) und einiger anderer, mehr alleinstehender Korporationen wie Rhätia, München, Goerresverein, sind bereits sehr zahlreich. Vor dem Kriege dürften die „Alten Herrn" 20000 weit überschritten haben. Die Zahl der Aktiven war ebenfalls eine ganz stattliche. Die „Alten Herrn" sind in allen Stellungen des kirchlichen und staatlichen Lebens bis zu den obersten Spitzen; in jeder Stadt der nicht fast ausschließlich protestantischen Gebiete des Reiches finden sich solche. Die verschiedenen Korporationen sind innerlich durch die nämlichen festen und unwandelbaren Prinzipien der katholischen Weltanschauung miteinander verbunden. Getrennt sind sie nur durch nebensächliche, äußere Momente: die einen tragen studentische Abzeichen, Mütze und Band, die andern nicht; wieder andere heben das Streben nach Wissenschaft eigens hervor, und weitere rekrutieren sich mit Vorzug oder ausschließlich aus bestimmten Landesteilen, z. B. dem Süden unseres Vaterlandes. All diese Vereinigungen beteiligen sich treu an den öffentlichen religiösen Veranstaltungen, an den sozialen und caritativen Aufgaben nahmen sie bisher nur in einzelnen Mitgliedern und zaghaft Anteil, Politik ist nach den Statuten ausgeschlossen.

In der dem Kriege folgenden Zeit werden allem Anscheine nach die auflösenden und revolutionären Elemente und Kräfte im Volke stark hervortreten, so daß die Fundamente von Kirche

und Staat gefährdet werden. Da wird wohl Umschau nach einer Abwehrarmee gehalten werden müssen. Die Mannschaft und die Offiziere wären da, und zwar stehen an erster Stelle gerade die Angehörigen der katholischen Studentenkorporationen. Sie sind auch geeignet, über die Abwehr hinauszugehen und in positiver Arbeit weitere Aufgaben zu lösen. Was aber noch fehlt, ist eine auf diese direkt hinzielende Schulung und eine umfassende Organisation.

Es müßten sich zunächst die einzelnen Kartellverbände zu einem großen Ganzen einigen, ihre gesamte Aktivitas und das Philisterium. Wohl wurden früher schon diesbezügliche Versuche zwischen einzelnen Gruppen gemacht; sie führten indes zu keinem bleibenden und befriedigenden Resultate. Der tiefere Grund lag gewiß darin, daß für diesen Zusammenschluß keine großen allgemeinen Ziele ausdrücklich gesetzt waren. Die Programmpunkte desselben könnten im Hinblick auf die allgemeinen Prinzipien einfach sein. Wenn man wollte, dürfte dieser Verband „Arbeitsgemeinschaft der katholischen Studentenkorporationen Deutschlands" genannt werden. Solche Gedanken und Wünsche tauchen in der jetzigen Zeit, die ja auch dazu förmlich drängt, immer wieder auf (vergl. „A. R." 1917, Nr. 16). Eine bedeutsame Kundgebung in diesem Sinne war die Versammlung der Philister Münsters aus dem C.V., K.V. und U.V. am 16. Januar dieses Jahres („Augsb. Postz." Nr. 79).

Bei einer solchen Verbindung brauchte keine Einzelkorporation irgend etwas von ihren Eigenheiten zu opfern, denn diese stehen keineswegs im Widerspruche mit denen der andern. Sie mögen vielmehr mit Entschiedenheit gepflegt werden und somit einen besonderen Anziehungspunkt jeder Vereinigung bilden. Wohl müßten bei der Ausführung des Vorschlages manche Gesetze der Trägheit überwunden und viele Hemmungen beseitigt werden, doch die kommenden Gefahren dürften Ansporn und Mut verleihen. Der Satz: „Getrennt marschieren und vereint schlagen!" bedeutet denn doch meistens eine Entschuldigung, daß man sich beim Marschieren nicht zusammengefunden hat. Viel mehr Sicherheit und Stärke werden gewonnen, wenn man auch bereits vereint marschiert.

Die Mitglieder unserer Studentenkorporationen erhalten durch ihre Vereine ohnedies eine treffliche allgemeine Schulung für die ihnen zugedachte hohe Aufgabe. Sie bringen Glaubensüberzeugung und den Entschluß zur sittlichen Lebensführung mit. Die Verbindung hilft zur Läuterung und Befestigung der Weltanschauung. Nun bedürfte es noch einer damit in Beziehung stehenden Uebung für die allgemeinen Aufgaben der gebildeten Katholiken. Wir haben in der „A. R." 1916, Nr. 35 in den Adiaphoris des studentischen Korporationslebens einige Veränderungen als heilsam und möglich bezeichnet. Es erscheint als eine Hauptforderung, daß die Vereinstätigkeit der Aktivitas großzügiger werde und daß die kleinen Fragen mehr zurücktreten.

Wird dieser Vorschlag befolgt, dann werden Zeit und Möglichkeit gewonnen, um die notwendige spezielle Schulung zur Erstrebung des Zieles zu erlangen, welches die Zeit uns stecken wird. Die Leitung des allgemeinen Verbandes, der Arbeitsgemeinschaft, müßte hierfür gewisse Richtlinien und Grundsätze aufstellen, in einem Verbandsorgan sollte ununterbrochen angeeifert und ermutigt, mit der Tätigkeit des Verbandes vertraut gemacht und Vorbilder vor Augen gestellt werden. Von der Haltung des Verbandsorganes würde die Stoß- und Schwungkraft, sowie das Gelingen des Werkes zum größeren Teile abhängen.

Die katholischen Studentenkorporationen sollen, sagten wir, der Mittelpunkt für die Sicherung dieser Arbeitsgemeinschaft sein. Ein Herr schreibt uns:

„. . . ich hätte gewünscht, daß das zukünftige Programm der katholischen Korporationen sich so erweitere, daß an der Lösung der großen religiösen wie sozialen Fragen nicht nur die katholischen Korporationen allein, sondern auch die katholischen Studenten im allgemeinen mit und zusammenarbeiten könnten." „. . . Das Hauptbestreben der katholischen korporierten Studenten wird in erster Linie nicht die Pflege der Korporation, sondern die des katholischen Gedankens sein müssen. Solange das Programm der katholischen Verbindungsstudenten nicht ein universelles sein wird, solange bleibt die katholische Korporation eine Vereinssache, eine rein studentische Angelegenheit, nur eine konfessionelle Art des deutschen Studentenwesens." „. . . Das Hauptarbeitsfeld beginnt für den katholischen Akademiker mit dem Eintritt in das praktische Leben. Da gilt es so richtig Farbe bekennen für seine Weltanschauung und nach den Richtlinien zu handeln, die auf der Universität gestellt wurden. Aber da zeigt sich so recht der Mangel an Kräften, das Fehlen der „Gebildeten", die so nötig wären für den Kampf um die höchsten geistigen und kulturellen Ideale. Gerade deshalb muß es Aufgabe der Verbindungen sein, sich so für die katholische Sache zu begeistern und auszurüsten, daß sie im späteren praktischen Leben auch die katholischen Akademiker, die aus diesem oder jenem Grunde während der Studentenzeit abseits blieben, zur Mit- und Weiterarbeit leicht gewinnen können." „Denn ohne Zweifel werden (nach dem Krieg) an die Verbindungen zur Mitlösung der so wichtigen Geistes- und Kulturfragen so große Anforderungen gestellt werden, daß diesen die Korporationen in der jetzigen Fassung gar nicht gewachsen sein können. Daher wäre es klug, wenn die geistigen Führer dieser Verbindungen ihre Kommilitonen so erzögen, daß sie auch in steter Fühlung mit den übrigen katholischen Studenten bleiben und so später deren Erfahrungen und Arbeitskräfte im praktischen Leben mitführen könnten."

Diesen Darlegungen dürfte durchaus zugestimmt werden. Die Akademiker, die keiner Korporation angehörten, würden nicht nur die Armee an Zahl reichlich mehren, sondern auch der Sache mit Erfahrungen, die sie außerhalb der Verbindungen gesammelt haben, mit Eifer und Kraft dienen.[1])

Wir möchten die Kreise im Sinne einer anderen Zuschrift noch weiter ausgeführt wissen. Diese besagt u. a.: „Wie steht es aber mit den Nicht-Akademikern, die sich auch noch zu den sogen. katholischen Intellektuellen rechnen, aber aus irgendwelchen Gründen eine Hochschule nicht besucht haben?"

Der Schreiber hat die 6. Klasse des humanistischen Gymnasiums absolviert und etwa 6—7 Jahre (exkl. Kriegszeit) die Redaktion einer Zeitung geführt. Er sagt:

„Während des Krieges wurde ich zum Leutnant der Reserve be fördert und erhielt neben anderen Auszeichnungen auch das Eiserne Kreuz 1. Klasse zu einer Zeit, wo es noch viele Hauptleute nicht hatten. Nun bin ich als Offizier soweit gekommen, wie viele andere bei hoher und höchster Protektion. Allein gesellschaftlich stehe ich eigentlich ohne Halt da — — — Solche, wie ich, gibt es Hunderte und Tausende jetzt. Männer, die der Krieg gesellschaftlich gehoben hat, ohne daß sie deshalb Akademiker sind. Viele davon schwenken in diesem Zustande eben nach links ab. Ich habe schon manchen Monat in den Spalten der „A. R." gespäht, ob nicht irgend jemand dort diese Frage anschnitte und Vorschläge machte, etwa in Art eines Hospitantenverhältnisses zu irgend einer Verbindung o. ä."

Die Rücksicht auf die Sache dürfte es nahelegen, die von uns vorgeschlagene Vereinigung auf all jene Männer auszudehnen, die eine gehobene Bildung, vielleicht die Einjährig-Freiwilligen-Berechtigung sich erworben haben. Damit würden Umfang und Tiefe der Erfahrung und Wirkung des Einflusses auf weitere Volkskreise erhöht werden. Es würden viele tüchtige und eifrige Männer gewonnen werden. In welcher Gestalt könnten solche Ortsgruppen entstehen, als förmliche Vereine oder in losem Zusammenschlusse? Für das eine wie andere sprechen mancherlei Momente. Bei ersteren wäre wohl mehr Gewähr der Lebensfähigkeit und einer planmäßigen, durchgreifenden Tätigkeit gegeben. Nur müßte nach unserer Auffassung alles Aeußerliche, das einem Vereine gerne anhaftet, fern gehalten werden, insbesondere dürften keine sogen. gesellschaftlichen Unterhaltungen, Familienfeiern u. a. statthaben. Durch diese wird der Erfahrung gemäß allen Veranstaltungen gerne der Ernst weggenommen und werden Zwist und Eifersüchteleien herbeigeführt. Der Bestand und das Blühen der Gruppen würde zumeist von dem Leiter abhängen. Die einzelnen Mitglieder aber müßten in wahrer, lauterer Nächstenliebe sich gegenseitig mit Freundlichkeit und Achtung behandeln. Namentlich dürften sich in den Zusammenkünften keine Sondergruppen nach Stand, Zugehörigkeit zu den Studentenkorporationen oder anderen Vereinen, auch nicht Landsmannschaften bilden. Damit wäre nicht ausgeschlossen, daß die Mitglieder der verschiedenen Studentenvereinigungen neben den allgemeinen Versammlungen noch ihre eigenen, gesonderten Zirkel hielten. Für den gegenseitigen Verkehr könnten wir kein geeigneteres Motto finden als die Anweisung, die der hl. Benedikt seinen geistigen Söhnen gab: „Sie sollen sich in Ehrerweisungen zuvorzukommen trachten, ihre Schwachheiten in aller Geduld ertragen, keiner soll dem nachgehen, was er für sich als nützlich ansieht, sondern dem, was dem anderen frommt. Christo sollen sie nichts vorziehen."

Die Aufgabe dieses großen Bundes können wir hier nur in einigen grundlegenden Sätzen umschreiben. Dr. Sonnenschein forderte auf der genannten

[1]) Ein Zusammenschluß von katholischen Akademikern mit ähnlichen Zielen, wie wir sie im Auge haben, besteht in Norddeutschland seit 1913 unter dem Namen „Verband der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung". Er zählt gegen 20 Ortsgruppen (Münch, Das Königsproblem der Gegenwart, Paderborn, Bonifazius-Druckerei, 8 S.).

Versammlung zu Münster sehr entschieden ein soziales Erziehungsprogramm für die Studierenden. Dieses Problem wird zweifellos infolge der Not der Zeit eine große Bedeutung erhalten. Darum muß nach dieser Seite größte Aufmerksamkeit gerichtet werden. Das soziale Studentensekretariat in M. Gladbach hat hier mustergültig vorgearbeitet und reichliche Erfahrungen gesammelt, die der Sache zugute kämen. Die sozialen Arbeiten müßten indes gestützt und begleitet sein von Sicherungen für die Weltanschauungsfrage. Die Einzelpersonen wären im katholischen Geiste zu befestigen und zu ermutigen und anzuleiten, diesen auch in ihrem öffentlichen Wirken zur Geltung zu bringen und in allen kulturellen Fragen, großen und kleinen, christliche, katholische Grundsätze zu vertreten, also namentlich in Kunst, Literatur und Wissenschaft. Bei besonderen Fragen müßten auch größere Gruppen, mitunter der Gesamtverband Stellung nehmen. So würde auch eine breite und gesicherte Basis für ein Laienapostolat geschaffen, das Kirche und Staat zugleich zugute käme. Mittel, um die einzelnen Mitglieder zu solcher Aufgabe zu befähigen, könnten werden: persönliche Anregungen, Vorträge mit Diskussion sowie Versorgung mit entsprechender Literatur. Die Zeit erfordert zur Abwehr destruktiver Tendenzen und zum Aufbaue des Niedergerissenen starke konservative Kräfte, und solche sind genügend da; sie brauchen nur gesammelt, organisiert und dienstbar gemacht zu werden.

Allgemeine Kunstrundschau.

Die Bedeutung jeder Gegenwart liegt in ihren Beziehungen zur Vergangenheit und zur Zukunft. So ist auch die Kunst gleichwie alles andere den Gesetzen der ursächlichen Wirkung und der intellektuellen Begründung unterworfen. Der Glaube an die Notwendigkeit der Tradition beruht auf einem Gebot, das nicht etwa nur auf religiösem Gebiete gilt, sondern der Vernunft zu allgemeiner Richtschnur zu dienen hat.

Wesentlich in dieser Erkenntnis wurzelt die Fürsorge für die Denkmäler des Kunstschaffens vergangener Geschlechter. In die Zeit seit Veröffentlichung der letzten „Kunstrundschau" fiel das große Ereignis der Augsburger Denkmalpflegetagung, über die an dieser Stelle (Nr. 42, 1917) gesondert Bericht erstattet wurde. Daß es möglich gemacht werden konnte, inmitten der Kriegswirren bereits zum zweiten Male eine solche Veranstaltung durchzusetzen, lieferte den Beweis für ihre innerliche Notwendigkeit, charakterisierte die Denkmalpflege als allgemein umfassende Aufgabe zur Erreichung des zuvor bezeichneten Zweckes, dem Schaffen der im Dienste des Wollens, Empfindens und Strebens der Zukunft stehenden Gegenwartskunst die materielle und ideelle feste Grundlage zu sichern. Unter dem Gesichtspunkte der von solchen Gedanken geleiteten Denkmalpflege haben die in diesen Zusammenhang gehörigen Einzelereignisse tieferes Interesse. Sie gewinnen höchsten Wert dann, wenn sie geeignet sind, zugleich nach der religiösen Seite hin wirksam zu werden.

Als ein solches Ereignis wichtigster Art ist das Auffinden einer bisher unbekannten Katakombe in Rom zu begrüßen. Dem wenig rühmlichen römischen Bauunternehmertum war es beschieden, bei Ausschachtungsarbeiten an der Straße nach Ostia, nahe dem Orte, wo St. Paulus den Tod erlitt, eine Begräbnisstätte aufzudecken, die, aus heidnischer Zeit stammend, von den ersten Christen weiter benutzt worden ist. Die erhaltenen Reste architektonischer, malerischer, plastischer und kunstgewerblicher Art gehören dem 1. und 2. christlichen Jahrhundert an.

Die Denkmalpflege als Schützerin religiöser Altertümer fand Gelegenheit sich zu betätigen auch bei der Entdeckung eines am Ende des 15. Jahrhunderts entstandenen kostbaren Schnitzaltares in der St. Jürgenkapelle zu Lübeck; der dem Namen nach nicht bekannte Meister gehört der ortsangesessenen Künstlergruppe an. In der Kathedrale von Antwerpen wurden die beiden großen Rubenswerke, die Kreuzaufrichtung und Kreuzabnahme, an ihren alten Plätzen, die sie während des Krieges hatten räumen müssen, wieder aufgestellt. Zu den wichtigsten denkmalpflegerischen Ereignissen endlich gehört der Abschluß der 1903 begonnenen Herstellungsarbeiten am westlichen Teile der Nürnberger St. Lorenzkirche; besonders in Betracht kommt die Westfront mit ihrem reichen bildhauerischen Schmuck. Die Kosten beliefen sich auf 1'300,000 *M*.

In diesem Zusammenhange sei auch des Mannes gedacht, der sich um die Wiederbelebung der Teilnahme für die Weihnachtskrippe durch Begründung der berühmten Krippensammlung des bayerischen Nationalmuseums ausgezeichnete Verdienste erworben hat, des Kommerzienrats Max Schmederer; gerade in der Adventzeit ist er gestorben. Auch einen der vorzüglichsten Münchener Kunstgelehrten nahm der Tod hinweg, den 1867 in Würzburg geborenen Dr. Karl Voll. Als Professor an der Technischen Hochschule und an der Universität hat er eine bedeutsame Lehrtätigkeit ausgeübt, außerdem eine sehr umfangreiche literarische Tätigkeit entfaltet. Von seinen Werken seien die „Vergleichenden Gemäldestudien" (1906 und 1910) hervorgehoben. Von Ereignissen auf dem Gebiete des Museumswesens gedenke ich der wichtigen Umgestaltung der aus der Alten in die Neue Pinakothek übergesiedelten Graphischen Sammlung, die nach Dr. Pallmanns Rücktritt in der Person des Kunsthistorikers Prof. Dr. Otto Weigmann (geb. 1873 in Lauf bei Hersbruck) einen neuen Leiter erhielt. Eine Kulturtat im besten Sinne ist die hauptsächlich zur Sicherung der Kunstschätze von St. Quentin unternommene Gründung des Museums zu Maubeuge. Von den zum Teil unter größten Gefahren dorthin geretteten Kostbarkeiten (unter anderem vieler Glasgemälde, Holz- und Steinskulpturen der St. Quentiner Kathedrale, Gobelins, Pastellbildnissesammlung usf.) wird im Auftrage des Armeeoberkommandos ein groß angelegter Katalog veröffentlicht werden.

Seit dem Erscheinen unserer letzten „Kunstrundschau" sind mehrere bedeutende Maler und Bildhauer durch den Tod hinweggenommen worden. Zu ihnen gehört der Karlsruher Professor Gustav Kampmann (geb. 1859), Schüler von Schönleber und Baisch, einer der berufensten Schilderer der deutschen Landschaft. Nur 39 Jahre alt ist der aus Nürnberg stammende Hans Hammer geworden, der als Mitglied des „Bundes Bayern" in München lebte. Er hat sich als stark empfindender Landschafts- und Tiermaler, sowie als tüchtiger Meister auf dem Gebiete des farbigen Holzschnittes bewiesen. Das Hinscheiden Toni von Stadlers bedeutet für das Münchener Kunstleben einen zwiefachen harten Verlust. Als feinsinniger Kenner zum Beirate der Leitung der bayerischen Kunstsammlungen erwählt, hat er, ohne der Öffentlichkeit besonders bemerkbar zu werden, ihr doch Dienste von größter Bedeutung geleistet. Als Landschaftsmaler hat er Werke geschaffen, die wegen ihrer von liebevollster Sorgfalt zeugenden Ausführung und ihrer stillen, tiefen, echt deutschen Poesie Wert für immer behalten werden. Stadler, 1850 in Niederösterreich geboren, war in München, wo er seit 1878 lebte, eines der ersten Mitglieder der Sezession. Am 21. Dezember starb — 67 Jahre alt — Wilhelm Trübner in Karlsruhe. Er war Direktor der gleichen Akademie, welche ihn in seiner Jugend Feuerbach zugeführt hatte. Wichtigsten Einfluß gewann auf ihn München, zumal durch Leibl. Er war als Porträtist, wie als Landschafts- und Stillebenmaler ein Vorbild strenger Sachlichkeit, unerbittlicher Selbstzucht, von Jugend auf ein fertiger Beherrscher der Zeichnung und der feinsten, leuchtenden, kraftvollen Farbe, ein Meister, dessen Schaffen sich zu den Höhen wahrer Monumentalität zu erheben vermochte. Am 17. November starb Auguste Rodin, 77jährig. Sein von tiefem Denken geleitetes Lebenswerk legt Zeugnis dafür ab, daß auch unser Zeitalter Früchte des höchsten künstlerischen Idealismus zu zeitigen vermag, und kennzeichnet zugleich die Grenzen, die seinem Können gesteckt sind. Man stelle Rodins Tätigkeit neben jene Michelangelos, des einzigen, mit dem er verglichen werden kann, und man sieht die Eingeschränktheit des modernen Menschengeistes, der sich bei all seinem ins Ungewisse schweifenden Sehnen und Streben von den Fesseln der irdischen Materie nicht zu befreien imstande ist, weil er seine Kraft nicht aus der Wahrheit des religiösen Gedankens schöpft. So schritt Rodin durch ein von gigantischem Schaffen erfülltes Dasein und suchte einsam nach dem höchsten Ziele, das er ahnte und doch nicht erreichte, weil er seine Erhabenheit nur im irdischen Gleichnisse zu erkennen vermochte. Die Uebergewalt dieses ruhelosen Wollens, die Tragik dieses Ringens um das Bild des Gedankens hat Rodin zu einem der größten Künstler aller Zeiten gemacht. Die Sprache seiner Bücher ist die des Franzosen, seine Kunst gehört der Welt. Den Chauvinismus auf dem Gebiete der Kultur wollen wir den geistig Inferioren unter unseren Gegnern überlassen. Deswegen erfreuen wir uns nicht um einen Hauch minder ehrlich der hohen Leistungen eines begnadeten deutschen Verkünders klarster Formenschönheit, wie unser Adolf von Hildebrand es ist, der vor kurzem in jugendfrischer Vollkraft bildnerischen Schaffens seinen 70. Geburtstag feierte. Seine unter italienischem Einflusse herausgebildete Klassizität ist von jener aus der Form der Antike und dem Geiste des Christentums erwachsenen, lebendig schöpferischen, verinnerlichten Art, deren Verständnis unserem Leben und Geiste zur vertrauten Notwendigkeit geworden ist. Ihr Weltbürgertum ist darum ein recht eigentlich deutsches, wesensverschieden anderer Art als jenes, das sich etwa in den Werken eines in israelitischen Auffassungen wurzelnden Künstlers wie Max Liebermann aussprechen kann. Ich erwähne ihn, weil auch er unlängst sein 70. Lebensjahr vollendet hat und bei jener Gelegenheit durch Ausstellungen und unendlich viele Lobschriften gefeiert worden ist. Eine Persönlichkeit von ausgesprochener Eigenart ist mit dem kürzlich verstorbenen Wiener Gustav Klimt (geb. 1862) vom Schauplatz abgetreten. Seine unter japanischen und englischen Einflüssen stehende, überkultivierte Dekorationskunst mit ihren visionären Formen und Farben wurde von vielen gleich wie ein Sinnbild des Wiener Kunstmodernismus angesehen, das sie doch in Wirklichkeit keineswegs war, weil sie nicht die Kraft besaß, über äußerliche Erfolge hinauszukommen.

Dr. O. Doering.

„Die Treue zur katholischen Presse ist eine Bekennerpflicht in unserer vielbewegten, an Entscheidungen reichen Zeit."

(Fürstbischof Dr. Adolf Bertram von Breslau in seinem diesjährigen Fastenhirtenschreiben.)

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Erlasse, Ansprachen, Aufrufe. Abwehr gegnerischer Anschuldigungen.

Der Friedensvertrag mit Rußland.

Der politische Hauptvertrag, der am 3. März unterzeichnet worden ist, zählt zunächst die Namen der Bevollmächtigten auf und fährt dann fort:

Die Bevollmächtigten sind in Brest-Litowsk zu Friedensverhandlungen zusammengetreten und haben sich nach Vorlegung ihrer in guter und gehöriger Form befundenen Vollmachten über folgende Bestimmungen geeinigt:

Artikel 1: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei einerseits und Rußland anderseits erklären, daß der Kriegszustand zwischen ihnen beendet ist. Sie sind entschlossen, fortan in Frieden und Freundschaft miteinander zu leben.

Artikel 2: Die vertragschließenden Teile werden jede Agitation oder Propaganda gegen die Regierung oder die Staats- und Heereseinrichtungen des anderen Teiles unterlassen. Die Verpflichtung gilt, soweit sie Rußland obliegt, auch für die von den Mächten des Vierbundes besetzten Gebiete.

Artikel 3: Die Gebiete, die westlich der zwischen den vertragschließenden Teilen vereinbarten Linien liegen und zu Rußland gehört haben, werden der russischen Staatshoheit nicht mehr unterstehen. Die vereinbarte Linie ergibt sich aus der in dem Friedensvertrag als wesentlicher Bestandteil beigefügten Karte. Die genaue Feststellung der Linie wird durch eine deutsch-russische Kommission erfolgen. Den in Rede stehenden Gebieten wird aus der ehemaligen Zugehörigkeit zu Rußland keinerlei Verpflichtung gegenüber Rußland erwachsen. Rußland verzichtet auf jede Einmischung in die inneren Verhältnisse dieser Gebiete. Deutschland und Oesterreich-Ungarn beabsichtigen, das künftige Schicksal dieser Gebiete im Einvernehmen mit deren Bevölkerung zu bestimmen.

Artikel 4: Deutschland ist bereit, sobald der allgemeine Friede geschlossen und die russische Demobilmachung vollkommen durchgeführt ist, das Gebiet östlich der im Artikel 3 Absatz 1 bezeichneten Linie zu räumen, soweit nicht Artikel 6 anders bestimmt. Rußland wird alles in seinen Kräften stehende tun, um die alsbaldige Räumung der ostanatolischen Provinzen und ihre ordnungsmäßige Rückgabe an die Türkei sicherzustellen. Die Bezirke Erdehan, Kars und Batum werden gleichfalls ohne Verzug von den russischen Truppen geräumt. Rußland wird sich in die Neuordnung der staatsrechtlichen und völkerrechtlichen Verhältnisse dieser Bezirke nicht einmischen, sondern überläßt es der Bevölkerung dieser Bezirke, die Neuordnung im Einvernehmen mit den Nachbarstaaten, namentlich der Türkei, durchzuführen. Heeres einschließlich der von der jetzigen Regierung neugebildeten Heeresteile unverzüglich durchführen. Ferner wird Rußland seine Kriegsschiffe entweder in russische Häfen überführen und dort bis zum allgemeinen

Artikel 5: Rußland wird die völlige Demobilmachung seines Friedensschluß belassen oder sofort sie desarmieren. Die Kriegsschiffe der mit den Mächten des Vierbundes in Kriegszustand verbleibenden Staaten werden, soweit sie sich in russischem Machtbereich befinden, wie russische Kriegsschiffe behandelt werden. Das Sperrgebiet im Eismeer bleibt bis zum allgemeinen Friedensschluß bestehen. In der Ostsee und, soweit die russische Macht reicht, im Schwarzen Meere wird sofort mit der Wegräumung der Minen begonnen. Die Handelsschiffahrt in diesen Seegebieten ist frei und wird sofort wieder aufgenommen. Zur Festlegung der näheren Bestimmungen, namentlich zur Bekanntgabe der gefahrlosen Wege für die Handelsschiffe, werden gemischte Kommissionen eingesetzt. Die Schiffahrtswege sind dauernd von treibenden Minen freizuhalten.

Artikel 6: Rußland verpflichtet sich, sofort Frieden mit der Ukrainischen Volksrepublik zu schließen und den Friedensvertrag zwischen diesem Staate und den Mächten des Vierbundes anzuerkennen. Das ukrainische Gebiet wird unverzüglich von den russischen Truppen und der russischen Roten Garde geräumt. Rußland stellt jede Agitation oder Propaganda gegen die Regierung oder die öffentlichen Einrichtungen der Ukrainischen Volksrepublik ein. Estland und Livland werden gleichfalls ohne Verzug von den russischen Truppen und der russischen Roten Garde geräumt. Der Ostgrenze Estlands entlang läuft im allgemeinen der Narowa-Fluß, die Ostgrenze Livlands verläuft im allgemeinen durch den Peipus-See, den Pskowschen See bis zu dessen Südwestecke, dann über den Lubowschen See in Richtung auf Livenhof an der Düna. Estland und Livland werden von der deutschen Polizeimacht besetzt, bis dort die Sicherheit durch eigene Landeseinrichtungen gewährleistet und die staatliche Ordnung hergestellt ist. Rußland wird alle verhafteten oder verschleppten Bewohner Estlands und Livlands sofort freilassen und gewährleistet die sichere Rücksendung aller verschleppten Estländer und Livländer. Auch Finnland und die Alandsinseln werden alsbald von den russischen Truppen und der russischen Roten Garde und die finnischen Häfen von der russischen Flotte und den russischen Seestreitkräften geräumt. Solange das Eis eine Ueberführung der russischen Kriegsschiffe in russische Häfen ausschließt, werden auf den Kriegsschiffen nur schwache Kommandos zurückbleiben. Rußland stellt jede Agitation oder Propaganda gegen die Regierung oder die öffentlichen Einrichtungen Finnlands ein. Die auf den Alandsinseln angelegten Befestigungen sind so bald als möglich zu entfernen. Ueber die dauernde Nichtbefestigung dieser Inseln, sowie über ihre sonstige Behandlung in militärischer und schiffahrtstechnischer Hinsicht ist ein besonderes Abkommen zwischen Deutschland, Rußland, Finnland und Schweden zu treffen. Es besteht ein Einverständnis darüber, daß hierzu auf Wunsch Deutschlands auch andere Anliegerstaaten der Ostsee hinzuzuziehen sein würden.

Artikel 7: Von der Tatsache ausgehend, daß Persien und Afghanistan freie unabhängige Staaten sind, verpflichten sich die vertragschließenden Teile, die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit und territoriale Unversehrtheit dieser Staaten zu achten.

Artikel 8: Die beiderseitigen Kriegsgefangenen werden in ihre Heimat entlassen. Die Regelung der hiermit zusammenhängenden Fragen erfolgt durch die im Artikel 12 vorgesehenen Einzelverträge.

Artikel 9: Die vertragschließenden Teile verzichten gegenseitig auf den Ersatz ihrer Kriegskosten, d. h. der staatlichen Aufwendungen für die Kriegführung, sowie auf den Ersatz der Kriegsschäden, d. h. derjenigen Schäden, die ihnen und ihren Angehörigen in den Kriegsgebieten durch militärische Maßnahmen mit Einschluß aller in Feindesland vorgenommenen Requisitionen entstanden sind.

Artikel 10: Die diplomatischen und konsularischen Beziehungen zwischen den vertragschließenden Teilen werden sofort nach der Ratifizierung des Friedensvertrages wieder aufgenommen. Wegen der Zulassung der beiderseitigen Konsuln bleiben besondere Vereinbarungen vorbehalten.

Artikel 11: Für die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Mächten des Vierbundes und Rußland sind die in den Anlagen 2—5 enthaltenen Bestimmungen maßgebend.

Artikel 12: Die Herstellung der öffentlichen und privaten Rechtsbeziehungen, der Austausch der Kriegsgefangenen und Zivilinternierten, die Amnestiefrage sowie die Frage der Behandlung der in die Gewalt des Gegners geratenen Handelsschiffe werden in Einzelverträgen mit Rußland geregelt, welche einen wesentlichen Bestandteil des gegenwärtigen Friedensvertrages bilden und soweit tunlich gleichzeitig mit diesem in Kraft treten.

Artikel 13: Bei Auslegung dieses Vertrages sind für die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland der deutsche und der russische Text, für die Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland der deutsche, ungarische und russische Text, für die Beziehungen zwischen Bulgarien und Rußland der bulgarische und russische Text und für die Beziehungen zwischen der Türkei und Rußland der türkische und russische Text maßgebend.

Artikel 14: Der gegenwärtige Friedensvertrag wird ratifiziert werden; die Ratifikationsurkunden sollen tunlichst bald in Berlin ausgetauscht werden. Die russische Regierung verpflichtet sich, den Austausch der Ratifikationsurkunden auf Wunsch einer der Mächte des Vierbundes innerhalb zwei Wochen vorzunehmen. Der Friedensvertrag tritt, soweit nicht seine Artikel, Anlagen oder Zusatzverträge anders bestimmen, mit seiner Ratifikation in Kraft. Zu Urkund dessen haben die Bevollmächtigten diesen Vertrag eigenhändig unterzeichnet. Ausgefertigt in fünffacher Unterschrift in Brest-Litowsk am 3. März 1918 (folgen die Unterschriften).

Die wirtschaftspolitische Anlage stellt im großen ganzen den deutsch-russischen Handelsvertrag von 1904 wieder her. Einzelne Aenderungen sind durch den Weltkrieg und durch Rücksichten auf unsere Interessen veranlaßt. Namentlich haben wir durch Festlegung der freien Durchfuhr die direkte Verbindung im Handelsverkehr über Rußland nach Persien und Afghanistan erreicht, die uns bisher gesperrt war. Durch den rechtspolitischen Zusatzvertrag werden alle bisherigen Staatsverträge zwischen Deutschland und Rußland wieder hergestellt. Auch alle deutschen Privatrechte in Rußland werden hergestellt oder in Geld ersetzt. Besonders ist hier zu erwähnen, daß der russische Schuldendienst gegenüber den deutschen Gläubigern alsbald nach der Ratifikation des Vertrages wieder aufzunehmen ist und daß die bereits fällig gewordenen Verbindlichkeiten in kurzer Frist zu bezahlen sind. Ein besonderes Kapitel ist dem Schutz der deutschen Kolonisten gewidmet, denen Rußland Entlassung aus dem Staatsverband, Rückwanderung in die alte Heimat, Schutz des Eigentums und Ersatz für erlittene Unbill zusichert.

Der Vorfriedensvertrag mit Rumänien.

Im Schlosse Buftea bei Bukarest wurde am 5. März abends 7 Uhr von den Bevollmächtigten des Vierbundes und den rumänischen Bevollmächtigten der Vorfriedensvertrag unterzeichnet.

Die Bevollmächtigten sind dahin übereingekommen, daß vom 5. März 1918 mitternachts an eine 14tägige Waffenruhe mit dreitägiger Kündigungsfrist laufen soll. Zwischen den Unterzeichneten besteht vollständige Uebereinstimmung darüber, daß innerhalb dieses Zeitraumes der endgültige Frieden abzuschließen ist, und zwar auf der Grundlage nachstehender Vereinbarungen:

I. Rumänien tritt an die verbündeten Mächte die Dobrudscha bis zur Donau ab. II. Die Mächte des Vierbundes werden für die Erhaltung des Handelsweges für Rumänien über Konstanza nach dem Schwarzen Meere Sorge tragen. III. Die von Oesterreich-Ungarn geforderten Grenzberichtigungen an der österreichisch-ungarisch-rumänischen Grenze werden von rumänischer Seite grundsätzlich angenommen. IV. Ebenso werden der Lage entsprechende Maßnahmen auf wirtschaftlichem Gebiete grundsätzlich zugestanden. V. Die rumänische Regierung verpflichtet sich, sofort mindestens acht Divisionen der rumänischen Armee zu demobilisieren. Die Leitung der Demobilmachung wird gemeinsam durch das Oberkommando der Heeresgruppe Mackensen und die rumänische Oberste Heeresleitung erfolgen. Sobald zwischen Rußland und Rumänien der Friede wieder hergestellt ist, werden auch die übrigen Teile der rumänischen Armee zu demobilisieren sein, soweit sie nicht zum Sicherheitsdienst an der russisch-rumänischen Grenze benötigt werden. VI. Die rumänischen Truppen haben sofort das von ihnen besetzte Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie zu räumen. VII. Die rumänische Regierung verpflichtet sich, den Transport von Truppen der verbündeten Mächte durch die Moldau und Beßarabien nach Odessa eisenbahntechnisch mit allen Kräften zu unterstützen. VIII. Rumänien verpflichtet sich, die noch in rumänischen Diensten stehenden Offiziere der mit dem Vierbund im Krieg befindlichen Mächte sofort zu entlassen. Diesen Offizieren wird seitens der Vierbundmächte freies Geleit zugesichert.

Friede mit Finnland.

Am 7. März wurde in Berlin der Friedensvertrag zwischen Deutschland und Finnland, ebenso das Handels- und Schiffahrtsabkommen sowie das Zusatzprotokoll zu den beiden Verträgen unterzeichnet.

Die Verhandlungen wurden in Berlin geführt mit dem finnischen Gesandten Senator Hielt. Der Inhalt des Vertrages ist ähnlich dem Inhalt des mit der Ukraine geschlossenen Friedensvertrages. Besonders wird darin bestimmt, daß Deutschland dafür eintreten wird, daß die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Finnlands von allen Mächten anerkannt wird. Dagegen wird Finnland keinen Teil seines Besitzstandes an eine fremde Macht abtreten, noch einer fremden Macht ein Servitut an seinem Hoheitsgebiet einräumen, ohne sich vorher mit Deutschland darüber verständigt zu haben. Zur Regelung der Alandsfrage wird bestimmt, daß die auf den Inseln angelegten Befestigungen so bald als möglich entfernt und die dauernde Nichtbefestigung dieser Inseln durch ein besonderes Abkommen geregelt werden soll.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Die letzte Sitzung in Brest-Litowsk.

In der letzten Vollsitzung am 3. März erklärte der Vorsitzende der russischen Delegation Sokolnikow, das deutsche Ultimatum habe die russische Republik im Zustande der Demobilmachung getroffen. Sie sehe sich deshalb gezwungen, das Ultimatum anzunehmen und die Verträge zu unterzeichnen. Dieser Friede sei kein Verständigungsfriede. Die russischen Randvölker würden unter dem Vorwande des Selbstbestimmungsrechts dem Einfluß des Gegners unterstellt, um die dort herrschenden Klassen gegen die Revolution zu schützen. Auch in Finnland und der Ukraine schütze der Vierbund die revolutionsfeindlichen Bestrebungen. Rußland, durch den Bruch des Waffenstillstandes vergewaltigt, unterzeichne, nachdem es vergeblich an die deutschen Arbeiter appelliert habe, den Friedensvertrag, ohne in Verhandlungen darüber einzutreten.

Botschafter v. Merey gab seinem Bedauern über diese Erklärung Ausdruck. Jede Verantwortung für die jetzige Lage Rußlands müßten die Mächte des Vierbundes ablehnen. Die Verhandlungen in Brest hätten zwei Monate lang gedauert. Die russische Delegation hätte reichlich Zeit gehabt, das Friedenswerk auf der zu Beginn der Verhandlungen festgesetzten Grundlage durchzuarbeiten. Wenn die russische Delegation jetzt auf abschließende Besprechungen verzichtet habe, so treffe die Schuld ausschließlich sie selbst.

General Hoffmann legte gegen den Vorwurf einer Verletzung des Waffenstillstandsvertrages durch Deutschland Verwahrung ein, indem er auf die Erklärungen des Staatssekretärs von Kühlmann in den Verhandlungen vom 10. Februar verwies. Dieser habe dem Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten klar gesagt, daß mit einem einseitigen Abbruch der Verhandlungen der Waffenstillstand außer Kraft trete. Trotzki habe das zur Kenntnis genommen.

Gesandter v. Rosenberg führte aus, die deutschen Delegierten hätten sich im Dezember und Januar bemüht, einen Verständigungsfrieden zu schließen. Den guten Willen zu einer Verständigung habe die deutsche Delegation auf russischer Seite vermißt. Die russische Delegation habe an die Ehrlichkeit der deutschen Absichten mit den Randvölkern nicht glauben wollen. Inzwischen haben sich die Verhältnisse und naturgemäß auch die Forderungen Deutschlands verändert. Aber auch heute noch seien die Forderungen Deutschlands weit davon entfernt, eine rücksichtslose Ausnützung der Machtverhältnisse darzustellen. Hierzu komme, daß die Besprechungen im Januar und Februar gerade auf den Gebieten, in denen die Materie kompliziert sei, bereits zu weitgehenden Ergebnissen geführt haben. Der Friede werde Rußland nicht aufgezwungen. In der freien Entschließung des russischen Volkes stehe es, die deutschen Bedingungen anzunehmen oder den Krieg fortzusetzen.

Nach weiteren Ausführungen Sokolnikows, der im wesentlichen die früher entwickelten Gedankengänge wiederholte, und nach Gegenbemerkungen Hoffmanns wurde die Sitzung auf zwei Stunden unterbrochen. Nach der Wiederaufnahme folgte die Unterzeichnung des Vertrags, die um 5 Uhr beendet war. Sodann wurden die Rechtsverträge unterzeichnet. Botschafter v. Merey erklärte: „Ich möchte den feierlichen Akt, den wir soeben vollzogen haben, nicht vorübergehen lassen, ohne der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß der unterzeichnete Frieden es allen Völkern, die sich länger als 3½ Jahre im Kriege gegenüberstanden, ermöglichen wird, allmählich die früheren freundschaftlichen Beziehungen wieder aufzunehmen."

Vom Büchertisch.

Anna Freiin von Krane: Wie ich mein Leben empfand. Bocholt i. W., J. u. A. Temming. 8° 204 S. Die vielen Freunde der Dichterin werden verlangend nach diesem literarischen Selbstbildnis greifen. Einer der ersten Eindrücke ist der einer fraglosen Wahrhaftigkeit. Die ganze Art der Darstellung, zumal im Anfangsteile, zeugt dafür. Ersichtlich wurde da alles unmittelbar aus einer schwer und schmerzlich, auch heftig bewegten Erinnerung hervorgesprudelt, zum Teil herausgeschleudert, ohne stilistische Feilung oder gar abmessende Erwägung hinsichtlich der Wirkung auf den Leser. Wer A. von Kranes Roman „Starke Liebe" kennt, wird sich auch hier auf erregende Eindrücke gefaßt machen. Die Gesamtlektüre des vorliegenden Werkes aber hinterläßt harmonische Befriedigung. A. v. Kranes Lebensbild zeigt einmal wieder, was Gott den Seinen vorbehält, wenn sie Ihn nicht lassen, bis daß Er sie segne. — Das Buch eröffnet auch interessante gesellschaftliche Einblicke. Die beigegebene illustrierende Lyrik bekundet auch für diese der Dichterin unverkennbares Talent.

E. M. Hamann.

Dein Wille geschehe! Krankengebetbuch von Dr. Alfons Schanz. 16° 304 S. M 2.70, geb. M 3.20. Regensburg, Pustet. 1917. — Ein wahrer Freund der Kranken, der ihnen Belehrung und Aufmunterung, Trost und Hilfe bringt, namentlich im Hinweis auf die übernatürlichen Kraftquellen der göttlichen Gnade. In kurzen Betrachtungen wird das Leben Jesu dargeboten, woraus sich für die Tage des Leidens am wirksamsten Seelentrost schöpfen läßt. Die Auswahl der Gebete ist reichlich und den verschiedenen Verhältnissen angepaßt. Die für die Kranken von der hl. Kirche verwalteten Sakramente und Segnungen finden gebührende Darstellung und Erläuterung; auch für die Angehörigen fehlt die Anleitung nicht. Für die öftere Krankenkommunion kommt die S. 241 noch angeführte Einschränkung — Verweilen in einem Hause, wo das Allerheiligste aufbewahrt ist oder eine Hauskapelle mit Zelebrationserlaubnis besteht — durch die Neuordnung des Jus canonicum in Wegfall. (Siehe Kanon 858 ad 2.)

O. Heinz.

König Ludwig I. von Bayern und seine Bauwerke. Von Max Fürst. Mit 116 Abbildungen. München, Karlstraße 33. Herausgegeben von der Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst. 1918. Heft 33—34. Die Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst beteiligte sich an der Feier der goldenen Hochzeit des bayerischen Königspaares, indem sie gerade zu dem Feste in diesem Doppelhefte eine der interessantesten ihrer unter dem Gesamttitel „Die Kunst dem Volke" bekannten Monographien erscheinen ließ. Dem Verfasser des Textes, dem als einer der besten Kenner jener großen Epoche und als Kunstschriftsteller bewährten Maler Max Fürst, ist es leider nicht vergönnt gewesen, die Veröffentlichung dieser seiner mit besonderer Wärme verfaßten Schrift zu erleben. Der Ueberblick über diese Fülle herrlicher Baudenkmäler liefert den Beweis dafür, daß im Wesen Ludwigs I. Deutschtum, Hellenentum und Christentum zu einem untrennbaren Bunde vereinigt waren. Als sichtbare Zeichen dessen begrüßen wir die Walhalla, die Befreiungshalle mit der Bavaria, die Glyptothek, die Propyläen, die Münchener Ludwigs-, Allerheiligen-, Bonifatius- und Mariahilfkirche, sowie die übrigen Bauten Ludwigs. Die Betrachtung der Bauwerke führt von selbst auch zu jener der Plastik und Malerei. Das alles fügt sich zu einem Bilde zusammen, das in Deutschland und in der Neuzeit seinesgleichen nicht hat.

Dr. O. Doering.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Unser Hofschauspiel wollte wie zahlreiche andere Theater Sudermann zu seinem 60. Geburtstage ehren, aber es gab technische Schwierigkeiten, die ja an Hoftheatern weniger leicht überwunden werden, als an Privatbühnen. An sich haben wir freilich ganz gut noch ein halbes Jahr auf den „Katzensteg" warten können, aber dieses Stück, das Sudermann zu seinem Ehrentage geschaffen hat, erfordert einige Nachsicht. Nächst der „Frau Sorge" ist der 1889 erschienene Roman „Der Katzensteg" dasjenige Buch Sudermanns, das man heute noch mit ungeschmälertem Interesse in die Hand nehmen kann. Epische Werke in dramatische Form umzugießen, ist immer ein gewagtes Unternehmen, denn die ursprünglich gewählte Form, in der eine Dichtung entstand, ist niemals künstlerische Willkür. Für den Dramatiker ist das epische Werk nicht mehr als ein Rohstoff und es kommt darauf an, ob dasjenige, was wir auf der Bühne sehen, für sich bestehen kann. Im Falle Sudermann blieb wenig an Wirkung übrig. Man hatte vor einiger Zeit schon im Kino Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, daß, wenn Sudermanns Erzählungskunst wegfällt, nur ganz äußerliche Effekte bleiben. Die Dramatisierung in einer Reihe loser Bilder stand fast an Eindruckskraft hinter der seelenlosen Filmkunst zurück; es gelang also nicht, viel Seele in die Worte zu legen; selten zeigen sich Spuren von dem einst so gewandten Meister der Szene. Wäre nicht die ganz auf Instinkt gestellte Figur der Regine, das Ganze mutete in seiner undifferenzierten Charakterisierungsweise als ein Stück für die „reifere Jugend" an. Man erinnert sich ähnliche Eindrücke empfangen zu haben, als sich vor ein paar Jahren ein anderer moderner Dichter — Halbe — an einem Stoff aus den Freiheitskriegen bemühte. Im ganzen erstaunt man, wie wenig Sudermann selbst die dankbaren vaterländischen Momente, den erneut ausbrechenden Krieg gegen Napoleon, einer stärkeren Wirkung dienstbar zu machen weiß. An den Inhalt des „Katzensteges" sei nun kurz erinnert. Der alte Baron hat sein Vaterland verraten, indem er den Franzosen den Weg über den Katzensteg zeigte. An dem Sohne, obwohl er als Held aus dem Kriege wiederkehrt, rächt das Dorf des toten Vaters Schuld. Von allen verfolgt, haust er zwischen den Trümmern seines niedergebrannten Besitzes, bis der neuentfachte Krieg ihm gleichsam Erlösung bringt. Janssen gab den unglücklichen Helden mit gewinnender Ritterlichkeit, auch die im Freskostil gemalten Nebenfiguren — der hartherzige Pastor und die Intriganten des Dorfes — wurden durchwegs gut gespielt. Bei Frl. Ritschers Regine, die packende Momente hatte, machte die gesucht abstoßende Hexenhaftigkeit ihres Aeußeren, welche die Verwilderung der Ausgestoßenen charakterisieren sollte, die aufsteigende, aus Mitleid erwachsende Liebe ihres Herrn schwer glaubhaft. Das Publikum blieb recht teilnahmslos; in der zweiten (Sonntags-) Vorstellung plätscherte der Beifall etwas stärker, aber einen rechten Erfolg kann man die Aufnahme nicht nennen.

Neues Theater. Nach dem freundlichen lustspielmäßigen Auftakt und einem Versuch im klassischen Drama errang die neue strebsame Bühne mit „Raskolnikoff" einen starken Darstellungserfolg. Leo Birinski hat eine Tragödie geschaffen, die stark zu fesseln, ja zu erschüttern vermag, wenn auch die weitverzweigte psychologische Verästelung, mit der Dostojewski Schuld und Sühne seines doktrinären Verbrechers darlegt, sich nicht lückenlos aus dem Roman in die Kurzschrift der Bühne übertragen ließ. Der durch schlechte Verhältnisse

niedergehaltene geistvolle Student gelangt zu der verderblichen Theorie, großen Männern das Recht einzuräumen, sich außerhalb der Gesetze zu stellen, um ihren Ideen zum Siege zu verhelfen. Natürlich hält auch er sich für einen großen Menschen. Um sich selbst dies zu beweisen, tötet er die böse Wucherin, deren Geld ihm weiterhelfen soll. Dieses Verrennen in eine Theorie, die in einem im Grunde guten Menschen Unrecht in Recht umbiegt, die ihm die Austilgung einer bösen Frau als soziales Verdienst vorlügt, wobei er durch die Verstrickung der Umstände in die Notlage gerät, um nicht verraten zu werden, auch eine Unschuldige zu morden, bringt das Stück minder deutlich zur Geltung, als das Erwachen des Gewissens in Raskolnikoff, die Erkenntnis, ein Stümper zu sein, er, der Schicksale gestalten wollte. Dies, weniger die drohende Entdeckung, führt ihn dazu, sich den Gerichten zu stellen. Schindler spielte die Titelrolle erschütternd. Er erinnerte an Moissi als Tolstois „Fedja" in der Art, wie er aufwühlende Innenkämpfe mit sparsamsten äußeren Mitteln gestaltete. Die Szenen mit dem Untersuchungsrichter, den Resselträger mit weltmännischer Ueberlegenheit spielte, und die Szenen mit der Mutter, für deren verschüchterte Liebe Elisabeth Scholz echte Töne fand, wirkten am tiefsten. Schindlers Spielleitung, die russische Umwelt ohne Aufdringlichkeit betonend, sorgte auch für charakteristische Besetzung der Nebenfiguren und leitete so das Publikum, die Tragödie der Seele über das kriminalistische Interesse zu stellen. Die neue Bühne hat mit dieser Vorstellung den Beweis erbracht, ernsten künstlerischen Ansprüchen voll genügen zu können. Das Publikum würdigte dies durch starken Beifall.

Wedekind †. In München ist der Dramatiker Frank Wedekind, 54 jährig, gestorben. Von dem Publikum anfänglich verhöhnt und nicht ernst genommen, hat er durch die zähe Energie, mit der er als Darsteller seiner Figuren immer wieder sich auf die Bretter stellte, es erreicht, in Mode zu kommen. Sein geräuschvoll gefeierter 50. Geburtstag bildete den Höhepunkt seines Andenkens. Gewisse libertinistische Zeittendenzen mochten sich mit Wedekinds „Weltanschauung" sympathetisch berühren. Er war der extremste Vertreter jener modernen literarischen Richtung, welche zur Verwirrung und Verwüstung der öffentlichen Moralbegriffe so viel beigetragen hat. Dann kam der Weltkrieg. Anfänglich schien nun für die Stücke des Dichters nur noch in dem friedlichen Zürich eine Stätte; aber als die Hebung unserer theatralischen Kultur nicht in dem von den Besten erhofften Maße gelang, wußte sich auch Wedekind wieder Geltung zu verschaffen; freilich von der leidenschaftlichen Parteigängerschaft vermochte man wenig mehr zu verspüren. Der Versuch, uns eine belanglose Jugendarbeit als kostbaren Fund aufzuschwätzen, scheiterte in München und Berlin völlig. Wenn nun zum erstenmale Wedekind aus seinem erotomanischen Stoffkreise herausstrat und sich bemühte, einen „Bismarck" auf die Bühne zu stellen, so kann dies als Zeichen dafür gelten, daß ihm Zweifel an seiner „Lehre" aufgestiegen sein mögen. Seine „Lehre", sie, nicht die „Kunst", ist das Primäre in Wedekinds Schaffen, denn ihm fehlte die Kraft poetischer Anschauung, all' diese Abenteurer und Dirnen „leben" nicht, sie sind Sprachrohre. Gegenüber den schwülstigen Superlativen der Anhänger sei es heute am offenen Grabe mit diesen wenigen leidenschaftslosen Worten genug. Ich bin fest überzeugt, daß die Nachwelt mir recht geben wird. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Industrieller Kriegswucher — Wiederaufnahme der Zahlungen Russlands an deutsche Gläubiger — Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Finnland.

Grossindustrie und Effektenbörsen stehen vollständig unter dem Einfluss der bei den Verhandlungen des Reichstags-Hauptausschusses über Beschaffung von Kriegsmaterial zutage geförderten Misstände. Industrieller Kriegswucher im schärfsten Sinne des Wortes, vor allem in der Automobilerzeugung und hier wiederum bei den Daimlerwerken Untertürkheim wurde von dem „Unterausschuss für Preisgestaltung des Waffen- und Munitionsbeschaffungsamtes (Wumba)" aufgedeckt. Die Daimlerwerke haben monatlich etwa 4 Millionen Mark über den normalen Gewinn hinaus verdient, trotzdem eine Preiserhöhung für Motore unter Drohung mit dem Streik verlangt, systematisch gefälschte Kalkulationen der „Wumba"-Kontrolle vorgelegt, die Einsicht in die Bücher verweigert, sodass die Militarisierung der Betriebe angeordnet werden musste! Diese ungeheuerliche Ausbeutung der Reichsfinanzen macht die allgemeine Entrüstung über „solchen Kriegswucher im grossen" begreiflich, um so mehr, als man an den Börsen von ähnlichen Zuständen bei anderen Gesellschaften spricht. Auch an dieser Stelle sind die übergrossen Gewinne der Autofabriken (s. Nr. 52, 29. XII. 17) und der Daimlerwerke im besonderen anlässlich der aufsehenerregenden Kapitalverwässerung dieser Gesellschaft von 8 auf 32 Millionen Mark im Oktober 1917 (Aktienausgabe zu 100 %, bei einem Kursstand der alten Aktien von 1350 %!) kritisiert worden. Von allen Mitgliedern des Reichstagsausschusses sind einmütig Massnahmen verlangt, die eine derartige Weiterentwicklung für die Folge unmöglich machen: nicht nur verschärfte Kriegsgewinnsteuer, sondern auch behördliche Ueberwachung der Rüstungsbetriebe durch Einsichtnahme in deren Geschäftsgebahren und Preisgestaltung. Diese Erörterungen verursachten bei starkem Angebot bedeutende Kursstürze der Daimler-Aktien und anderer Kriegspapiere. Eine begreifliche matte Haltung unserer Effektenbörsen, auch auf den übrigen Gebieten des Industrieaktienmarktes, war die Folge. Im Zusammenhang mit den Enthüllungen über Daimler erhält der Kriegswucherprozess Philippi-Wiesbaden, der mit einem freisprechenden Urteil endete, eigenartige Bedeutung. Auch die vielfach erwähnten Schleichhandelsgeschäfte der Grossbetriebe zur Beschaffung von Lebensmitteln, namentlich das Endergebnis der vertraulichen Sitzungen von Grossbetriebsvertretern im Kriegsernährungsamt wurden neuerdings beachtet. Die vom Reichskanzler ins Leben gerufene wissenschaftliche Sammlung der kriegswirtschaftlichen Erfahrungen, mit dem Ziel einer Durchforschung und zusammenfassenden Schilderung der deutschen Kriegswirtschaft, wird in obigen Ereignissen bedauerlicherweise Kapitel der unangenehmsten Art zu registrieren haben!

Von weittragender Bedeutung bleiben für unsere Gesamtwirtschaft die vollzogenen Friedensverträge mit Russland, namentlich auch durch die Abtretung von Batum, des Handelsplatzes für Naphta, Mangan, Blei, Eisen an die Türkei und die ausgesprochene Unabhängigkeit von Persien und Afghanistan. Bei dem Friedensvertrag mit Rumänien kommen für unsere Wirtschaftskreise hauptsächlich in Betracht die beabsichtigte starke Beteiligung an der rumänischen Petroleumindustrie, die Sicherung eines Teiles der Getreideernte und der Wegfall der auf eine Milliarde geschätzten Zahlungen für eingekaufte Vorräte, einschliesslich der Requisitionsbeträge anstatt einer Kriegsentschädigung in bar. Die von Russland übernommene Verpflichtung zur Wiederaufnahme des Schuldendienstes an deutsche Gläubiger verursachte eine prozentweise Kurserhöhung von russischen Kupons, Renten und Eisenbahnobligationen. Im Friedensschluss mit Finnland schätzen unsere Kriegswirtschaftskreise in erster Linie den für uns günstigen Handels- und Schiffahrtsvertrag bzw. die einstweilige Regelung des gegenseitigen Handelsverkehrs. Boden- und Gewerbeerzeugnisse werden nach dem Grundsatz der Meistbegünstigung behandelt. Zur Förderung der deutsch-finnischen Wirtschaftsbeziehungen wurden Sondervertretungen in den Hansastädten errichtet. Ueber die Regelung des Warenverkehrs mit der Ukraine haben in Wien Verhandlungen unter Teilnahme von deutschen Regierungs- und Wirtschaftsdelegierten begonnen. Diesen für uns so hochwichtigen Vorkommnissen gegenüber bleibt das Handels- und Schiffahrts-Uebereinkommen zwischen Schweden und der Entente — Schweden überlässt als Gegenleistung für die freie Einfuhr grosser Mengen wichtiger Waren unseren Feinden einen Schiffsraum von 100 000 Tonnen zu Verfrachtungszwecken — von ebenso geringem Interesse wie die verschiedentlichen Auslassungen der nordischen Neutralen zur deutschen Landung auf den Aalandsinseln. Auch den Plänen Japans gegen Sibirien und nicht zuletzt gegen die amerikanische Union steht man bei uns zurückhaltend gegenüber. M. Weber, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Bringe Deinen Schmuck

Perlen
bedeuten Tränen!
Perlen können aber auch
Tränen trocknen, wenn Du sie
auf dem Altar des
Vaterlandes
opferst.

! zur Goldankaufsstelle !

Pfälzische Bank.

Die Herren Aktionäre werden zu der am

Mittwoch, den 10. April 1918, vormittags 10 Uhr,

im Sitzungssaale des Bankgebäudes in **Ludwigshafen am Rhein** stattfindenden

Ordentlichen Generalversammlung

hiermit ergebenst eingeladen.

Tagesordnung:

1. Vorlage der Bilanz pro 1917 nebst Gewinn- und Verlustrechnung und der Berichte des Vorstandes und des Aufsichtsrates.
2. Entlastung des Vorstandes und des Aufsichtsrates.
3. Verwendung des Reingewinnes.
4. Aufsichtsratswahl.

Nach § 26 des Gesellschaftsvertrages haben diejenigen Aktionäre, welche an der Generalversammlung teilnehmen wollen, ihre Aktien bezw. den ordnungsmässigen Hinterlegungsschein eines deutschen Notars hierüber nebst einem doppelten Nummernverzeichnis der Stücke spätestens am sechsten Tage vor der Generalversammlung **bei der Gesellschaft, einer ihrer Zweigniederlassungen, der Rheinischen Creditbank in Mannheim und deren Niederlassungen, der Deutschen Bank in Berlin und deren Niederlassungen** zu hinterlegen und bis zum Schlusse der Generalversammlung daselbst zu belassen.

In dem notariellen Hinterlegungsschein sind die hinterlegten Aktien nach Serie Nummern etc. genau zu bezeichnen u. es ist hierbei zu bestätigen, dass die Aktien bis zum Schlusse der Generalversammlung bei dem Notar in Verwahr bleiben.

Abwesende Aktionäre können sich in der Generalversammlung durch andere Aktionäre auf Grund schriftlicher Vollmacht vertreten lassen.

Ludwigshafen a. Rh., den 10. März 1918.

Der Aufsichtsrat:

Franz von Wagner, Vorsitzender.

Unkeler Winzerverein

zu Unkel am Rhein, Bahn- und Dampfschiffstation
empfiehlt naturreine und leichtverzuckerte

Rot- und Weissweine

fass- und flaschenweise. — Man verlange Preisliste.

Gesellschaft für christliche Kunst, G.m.b.H.
München, Karlstraße 6.

Künstlerische Andachtsbildchen.
Farbige Meisterpostkarten.
Kriegsgedenkblätter; Handzettel für Angehörige unserer Soldaten

---

Volksbibliothek

500 Bände gebd., bestempfohlene Romane, Erzählungen u. Humoresken von Achleitner, Artbauer, Brackel, Coloma Driggeberger, Elensteen, Herbert, Hennig, Schmidt, Schott, Sheehan usw. billig auch zur Auswahl und gegen Teilzahlung.

Jos. Habbel, Regensburg.



Dresden Scheffelstrasse hat allein „Atama"-Straussfedern. Solche bleiben 10 Jahre schön u. kost. 30 cm lang 3 M., 35 cm 4 M., 40 cm 5 M., 45 cm 8 M., 50 cm 12 M., 55 cm 18 M., 60 cm 25 M. Schmale Federn, nur 15-20 cm breit kost. $1/2$ m lg. 8 M, 60 cm 6 M. Straussboas 5, 10, 20 M. Reiher 1, 2, 4, 6 M bis 60 M Hutblumen, 1 Karton voll 3, 5 u. 10 Mk.

In dieser ernsten Zeit kommt das **Harmonium-Spiel** ganz besonders zur Geltung. Es ist in der häuslichen Musik Tröster und Erbauer zugleich.

HARMONIUM
d. König d. Hausinstrumente
HARMONIUM
sollte i. jed. Haus. z. find. sein
HARMONIUM
m. edl Orgelton v. 66-2400 M.
HARMONIUM
auch von Jederm. ohne Notenk. 4 stimmig spielbar.
Prachtkatalog umsonst.

Alois Maier, Hofl. Fulda.

Beachten Sie bitte b. Kauf eines

: Pianinos :

daß Sie **bei mir noch immer**

Friedenserzeugnisse

in allen Ausführungen erhalten können. Größter Umsatz. Auf Wunsch günstige Zahlungsweise.

Piano-haus **Karl Lang,**
Augsburg, Ulmerstraße 16.

Die Teilnahme a. d. Liturgie vermittelt allen Gläubigen:

Ecclesia psallens

Die Gesänge d. Hochamtes am Sonnt. f. Jugend u. Gemeinde. Preis 20 ₰. Ansichtsf. bereitw.

Karl Baus, Duisburg
Nahestraße 16.

In Kripp!

Rheinld., Linz gegenüber, steht infolge Versetzung

Wohnhaus sof. z. verkauf.

Es sind vorhanden 8 Räume, Nebengeb. u. $4^1/_2$ Ar Grund. Linz hat Vollgymnasial- und Töchterschule. Offerten an **Lehrer Pies, Kripp a. R.**

Suche für sofort

oder 1. April eine zuverlässige katholische

Kindergärtnerin 2. Kl. oder einfaches Fräulein

zu 4 Kindern im Alter von 4—$1/4$ Jahr. Dasselbe muß sehr kinderl. sein u. gründliche Erfahr. in d. Kinderpfl. haben.

Bild, Zeugnisabschriften u. Gehaltsansprüche erbeten an **Frau Th. Ellendorff, Wiedenbrück i. Westf.**

Für die Karwoche

erschien soeben noch rechtzeitig der erste Nachdruck der neuen vatikanischen Choralausgabe des

Cantus Passionis

Domini Nostri Jesu Christi

secundum Matthaeum, Marcum, Lucam et Joannem ex editione authentica excerptus. In 3 Faszikeln: Chronista — Christus — Synagoga. Kleinfolio. Rot- und Schwarzdruck. In einem Band broschiert Mk. 10.—, in 3 Bände geb. Mk. 20.—.

:: Verlag Friedrich Pustet, Regensburg ::

Etliche beschauliche Betrachtungen des bitteren Leidens Jesu

gepredigt und praktiziert durch den andächtigen Vater Bruder

Hieronymus Savanorola.

87 Seiten brosch. 40 Pfg.

Diese mit oberhirtlicher Druckerlaubnis herausgegebenen Betrachtungen dürften um der Person ihres von den einen so innig verehrten, von den anderen geschmähten Verfassers willen manche Leser und Freunde finden.

Literarisches Institut
von Dr. M. Huttler M. Seitz, Augsburg.

Wichtig für Katecheten!

Wie ich beichte.

Beichtandacht für Kinder,
von **Albert Vinsteiner,** Kooperator.

Es handelt sich hier um die Beichtandacht aus dem in der Doppelnummer 2/3 1918 der Münchener „Katechetischen Blätter" in einer eigenen ausführlichen Abhandlung besprochenen, druckfertig vorliegenden Kindermeßbüchlein „Das Kind bei der hl. Messe". Sie soll eine vorläufige, allen Katecheten leicht zugängliche Probe sein, und ist gedacht und geeignet als **Einlage in das Diözesangebetbuch,** dessen Beichtandacht hauptsächlich für Erwachsene gehört und von Erstbeichtenden und schwächeren Kindern überhaupt nur schwer mit dem nötigen Verständnis und Nutzen gebraucht werden kann. So mancher Katechet wird diese wirkliche **Kinderbeichtandacht** als Erlösung von einer stillen Sorge empfinden und begrüßen.

Preis: 25 Stück M. 1.50 bzw. Kr. 2.—; 50 Stück M. 2.50 bzw. Kr. 3.—; 100 Stück M. 4.— bzw. Kr. 5.—.

Selbstverlag des Verfassers, Steinhöring, Oberbayern.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.





Bilanz der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank

per 31. Dezember 1917.

Aktiva.

	M	₰
Hypotheken-Darlehen, darunter Register-Hypotheken M 1,158'614,988.48	1,165'449,236	45
Hypotheken-Zinsen	16'072,551	59
Kasse, Kupons und Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-Banken	10'300,005	99
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen	100'098,627	40
Lombard-Darlehen	1'832,325	—
Lombard-Zinsen	15,784	52
Dauernde Beteiligungen	24'745,559	—
Wertpapiere u. Konsortial-Beteiligungen, darunter M 3'590,200.— eigene Pfandbriefe und Obligationen	31'998,482	77
Konto-Korrent-Debitoren, darunt. M 24'488'825.67 Bank-Guthaben	142'699,948	09
Immobilien	8'346,228	55
	1,501'558,749	36

Passiva.

	M	₰
Aktien-Kapital	68'000 000	—
Reserve-Fonds	72'713,906	88
Pfandbrief-Agio-Rückstellung nach § 26 des H.-B.-G.	81,333	09
Hypotheken-Pfandbriefe in Umlauf	1,155'617,800	—
Pfandbrief-Zinsen	11'143 479	65
Unerhobene Dividenden	78,040	—
Geldeinlagen	31'813,899	89
Konto-Korrent-Kreditoren	147'525,276	45
Akzepte	2'434,638	01
Reingewinn	12'150,375	39
	1,501'558,749	36

Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Soll.

	M	₰
Unkosten und Steuern	5'863,278	43
Zinsen der umlaufenden Pfandbriefe	43'483,219	25
Statutengemäßer Beitrag z. Pfandbrief-Spezial-Reservefonds	285,474	82
Statutenmäßige Beiträge zur Pensionskasse	304,418	01
Zinsen auf Geldeinlagen	1'138,138	40
	51'074,528	91
Reingewinn	12'150,375	39
	63'224,904	30

Haben.

	M	₰
Uebertrag vom Jahre 1916	1'120,657	89
Hypotheken-Erträgnisse	49'834,624	53
Disagio-Gewinn aus Pfandbriefkäufen	230,400	—
Freigewordene Quoten aus Pfandbrief-Agio-Rückstellungen	30,736	83
Verdiente Abschlußprovisionen u. Prolongationsprovisionen im Hypotheken-Geschäfte	239,475	24
Erträgnisse aus Dauernden Beteiligungen	1'686,458	25
Erträgnisse aus Wertpapieren und Konsortial-Beteiligungen	2'386,875	13
Wechsel-Diskonto-Erträgnisse	3'620,191	77
Lombard-Geschäfts-Erträgnisse	101,755	30
Konto-Korrent- und Depositen-Erträgnisse, Zinsen und Provisionen	3'973,729	36
	63'224,904	30

München, den 31. Dezember 1917.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.
Die Direktion.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a. Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.—.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf. Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend. Teuerungszuschlag 25%. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 12. München, 23. März 1918. XV. Jahrgang.

Die neuen Aufgaben und Ziele der deutschen Sozialdemokratie.

Von Dr. Richard Berger, M.Gladbach.

Der Würzburger Parteitag wird in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie und in der deutschen Parteigeschichte überhaupt, wenn nicht alles täuscht, bleibende und tiefgehende Wirkungen auslösen, denn auf ihm erschien die dort vertretene deutsche Sozialdemokratie mit einem völlig neuen Geiste beseelt, der sich unverblümt in den Referaten von Dr. David und Philipp Scheidemann, sowie in den sich diesen anschließenden Diskussionen offenbarte.

Dr. David erklärte in seinem Berichte über die Tätigkeit der Reichstagsfraktion, daß es für die Sozialdemokratie kein Zurück mehr gibt, denn die Arbeiterklasse will bewußt ihren Anteil an der Geschichte erledigen. Im Gegensatz zu den Unabhängigen, die in der Katastrophenpolitik hängen geblieben sind, schreitet die alte Partei Schritt für Schritt vorwärts und nimmt alle Abschlagszahlungen an, um sofort auf volle Zahlung weiter zu dringen. Eine mittlere Linie in der inneren Politik ist jetzt freilich unmöglich geworden; befriedigen kann nur die volle Durchführung des parlamentarischen Systems auf der ganzen Linie. Die Macht der Sozialdemokratie ist gewaltig gewachsen, und sie fühlt in sich die Kraft, ungeheure Aufgaben zu bewältigen. Der einflußreiche Vorwärtsredakteur Stampfer verlangte anschließend daran in der Diskussion eine Politik des gegenseitigen Forderns und des unmittelbar wirksamen Kampfes, eine geschmeidige Taktik, volle Freiheit in der Wahl der Mittel und eine gradlinige Verfolgung der sozialdemokratischen Ziele. Als die wichtigste Aufgabe der Partei sieht der Hamburger Gewerkschaftsführer Winnig, einer der fähigsten Köpfe der Partei, die an, daß die Reichstagsfraktion bestimmenden Einfluß auf die Zusammensetzung der Regierung erringt, und sein Landsmann Stolten sagt unumwunden: „Wir müssen aus der Selbstisolierung heraus. Kompromißpolitik oder Demonstrationspolitik, eine dritte Möglichkeit gibt es nicht, und wir müssen uns für praktische Politik entscheiden.“ Dr. David zieht daraus in seinem Schlußwort die bis zur Stunde wenig beachtete und doch kaum überschätzbare Folgerung: „Wir sind keine Partei der schwieligen Faust, sondern eine allgemeine Volkspartei. Die geistigen Arbeiter gehören in unsere Bewegung hinein. Unser jetziger Kampf gegen die Alldeutschen muß das ganze Volk erfassen.“

Philipp Scheidemann bemerkte in seinem Referat über „Die nächsten Aufgaben der Partei“ vielsagend, daß sich die Partei vielleicht noch einmal zurücksehnen wird in die Zeit, wo sie verfolgt und unterdrückt war und frei von jeder Verantwortung stets lebhaften Beifall erhielt, wenn sie das Spiel der Herren im Ordensschmuck und Ministerfrack schonungslos kritisierte. Zeiten und Verhältnisse haben sich gründlich geändert und mit ihnen auch die Sozialdemokratie. Der Krieg hat den Proletariern überall zum Bewußtsein gebracht, daß der Staat, für den sie kämpfen, nach dem Kriege noch weniger als vorher bloß staatlicher Klassengegner sein werde. Die organisierte Arbeiterklasse kann sich aus tausend Gründen nicht gegen den Staat stellen. Durch die ungeheure Machtverschiebung zu gunsten des Proletariats, die der Krieg erzeugte, hat die sozialdemokratische Partei die unmittelbare Anwartschaft auf die Macht im Staate gewonnen. Das dann notwendige parlamentarische System wird sich so oder so durchsetzen, und Deutschland wird nach dem Kriege ein demokratisch-parlamentarisches Staatswesen sein. Die Mehrheit wird auch die Regierungsstellen und die Verantwortung übernehmen müssen. Bei den ersten Reichstagswahlen nach dem Kriege geht es um die wirkliche politische Macht, um den entscheidenden Einfluß im Staat, um die Regierung selbst. Wenn das Volk sie dazu ruft, muß die Sozialdemokratie bereit sein, die sozialistischen Grundsätze in die Wirklichkeit zu übertragen. Dann gilt es, die Vergesellschaftung der Produktionsmittel und ein neues System der Güterverteilung durchzuführen und dafür zu sorgen, daß jeder ein Dach über seinen Kopf, jeder sein Essen und seine Kleidung erhält. Diese Aufgaben werden nur langsam zu lösen sein und die Sozialdemokratie selbst wird, falls sie nach dem Kriege zur Macht kommt, mit der Gefahr schwerer Rückschläge rechnen müssen; darum muß sie sehr vorsichtig mit ihren Verheißungen sein. Deshalb kann sie auch dem Volk nicht den Himmel auf Erden versprechen. Rein sozialistisch zu wirtschaften und jeden Betrieb bis zum letzten Barbierladen zu verstaatlichen, ist überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit, aber Reich, Staat und Gemeinde, Gewerkschaft und Genossenschaft werden im Wirtschaftsleben nach dem Kriege eine ganz andere Rolle spielen wie zuvor. Noch viel rascher als in den Kriegszeiten wird sich dann der Prozeß der Durchstaatlichung vollziehen. Zur Lösung der bevorstehenden Aufgaben auf sozialpolitischem, bevölkerungspolitischem, finanziellem, wirtschaftlichem und innerpolitischem Gebiete reichen die Kräfte der Partei allein nicht aus. Sie greifen weit hinaus über den Rahmen unserer Parteiorganisation und sind nicht Parteisache, sondern Volkssache, eine allgemeine, nationale Angelegenheit. Das Ziel ist, des Volkes Kraft auf die höchste Stufe der Produktivität zu heben, die vorhandenen Arbeitskräfte voll auszunützen zum Wohle der Allgemeinheit und die ganze Menschheit auf eine höhere Kulturstufe der internationalen Völkergesellschaft zu erheben.

Man halte neben diese Ausführungen und Erklärungen einmal das kommunistische Manifest oder auch das Erfurter Programm. Kein Zweifel, zwischen dem Sozialismus eines Marx und Engels und dem Dr. Davids und Scheidemanns besteht ein abgrundtiefer Unterschied und Gegensatz. Warum und inwiefern? Weil die Stellungnahme zum Gegenwartsstaate bei jenen und diesen so diametral verschieden ist. Karl Marx hatte bei seinem Studium der politischen Oekonomie die individualistische Gesellschaft vor sich, freie Personen, freie Waren und freie Beziehungen beider zu einander ohne staatliches Eingreifen. Die von ihm einseitig geschilderte Epoche des individuellen Privatunternehmertums besteht nun aber schon längst nicht mehr, denn die Privatwirtschaft ist bis in ihr Zellengewebe hinein durchdrungen von der Staatlichkeit, von der gewollten und bewußten Leitung durch den Staat, also gerade durch das, „was Karl Marxens System logisch und praktisch ausgeschlossen hat“. Daraus folgert der österreichische sozialistische Theoretiker Karl Renner in seinem Buche „Marxismus, Krieg und Internationale“, daß der Sozialismus von heute nicht mehr anzuknüpfen hat an die liberale Wirtschaftsordnung vergangener Jahrzehnte, sondern an die durchstaatlichte Oekonomie unserer Tage. Somit stehen die Sozialisten von heute in ganz anderen und neuen Fronten, sie haben nicht Altes zu revidieren, sondern Neues zu ergründen.

Die Sozialdemokratie unserer Tage sieht sich, soweit sie gewillt ist, die Dinge zu sehen, wie sie liegen, vor die Tatsache gestellt, daß die materialistische Geschichtsauffassung ihres Stammvaters zusammenbrach, da es dem sozialen, politischen

und geistigen Leben der Menschheit nicht einfiel, sich „mit eherner Notwendigkeit" nach den „Naturgesetzen" der kapitalistischen Produktion zu entwickeln. Sie sehen, daß sich die Entwicklung der neuen Gesellschaft nicht im Sinne von Karl Marx vollzog, ja, daß nicht einmal der große Revolutionär Weltkrieg seine Katastrophenprophezeien erfüllte. Sie erleben, daß Marxens Grundlehren über Warenpreis, Arbeitslohn, Eigentum und Arbeitsverhältnis veraltet sind und jedenfalls für unsere Zeit keine Geltung mehr beanspruchen können, da diese sozial-wirtschaftlichen Grundfaktoren sich nicht „naturnotwendig" im Sinne des Meisters, sondern unter dem Einfluß von Recht und Staat weiter entwickelten. Da die Altmarxisten diese tatsächliche Entwicklung übersehen oder nicht sehen wollen, verbauen sie sich selbst die Einsicht in den neuen Klassenaufbau und die Klassenschichtung der Gesellschaft unserer Zeit. Die Folge davon war, wie Karl Renner schreibt, eine „Versimpelung" der sozialistischen Klassenkampflehre, die den Sozialdemokraten jede wahre Einsicht in die ökonomische Entwicklung verbarrikadierte. Die Reaktion hiergegen setzte schon vor dem Kriege mächtig ein, in der alten sozialdemokratischen Partei von heute aber hat sie, wie die Reden auf dem Würzburger Parteitag beweisen, völlig Oberwasser erhalten. Sie hat sich in der Führung der Partei völlig durchgesetzt.

Die sozialdemokratische Partei will nicht mehr, wie vor dem Kriege, bloße Arbeiterpartei sein, keine bloße Vertreterin der schwieligen Faust, sondern eine allgemeine Volkspartei. Indem sie diese programmatische Forderung jetzt aufstellt, sucht sie den Veränderungen im Klassenaufbau der deutschen Gesellschaft vor dem Kriege nachträglich Rechnung zu tragen und aus den Verschiebungen während des Völkerringens Kapital zu schlagen. Auf letzterem liegt der Nachdruck! Ueberdenkt man die gewaltigen Vermögensverschiebungen während des Krieges, die soziale Umschichtung in weiten Kreisen des Mittelstandes, die mißliche Lage der Festbesoldeten, der Privatbeamten und anderer Volksschichten, dann wird man sich über die agitatorische Bedeutung dieser neuen Stellungnahme der sozialdemokratischen Partei schwerlich im Zweifel befinden.

Der so erweiterte Rahmen soll der sozialdemokratischen Partei die Unterlage bilden für die unmittelbare Anwartschaft auf die Macht im Staate. Unzweideutig und energisch wird die Eroberung der politischen Gewalt von Scheidemann und seinen Freunden proklamiert, und für den Fall eines Sieges ist bereits klar und scharf umrissen das Zukunftsprogramm enthüllt: Erweiterte Vergesellschaftung der Produktion und vermehrte Sozialisierung des Konsums. Zur Erreichung des Zieles bedarf es der vollen Einführung des parlamentarischen Systems. So oft und so nachdrücklich wie diese Forderung wurde keine zweite auf dem Würzburger Parteitag gestellt. Sie zog sich durch alle Hauptreferate und sämtliche Diskussionen hindurch und bildete zudem in erweiterter Form einen besonderen Punkt der Tagesordnung. Dr. Landsberg, der über die Demokratisierung referierte, verlangte nicht nur ausdrücklich die gänzliche Durchführung des parlamentarischen Systems und die Ministerverantwortlichkeit, sondern auch freies und gleiches Wahlrecht zu allen Körperschaften und für alle Wahlen, die Herabsetzung der bisherigen Altersgrenze, das aktive und passive Wahlrecht für die Frauen, die Einführung des Verhältniswahlrechtes und zum mindesten die Uebertragung des Reichstagswahlrechtes auf die einzelnen Bundesstaaten.

Von der Sozialdemokratie allein sind diese umfassenden Reformen nicht durchzusetzen. Sie braucht die Unterstützung anderer Parteien und will dabei in Zukunft gar nicht spröde sein. Indessen wäre es ein großer und verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, daß die Sozialdemokratie bei politischen Allianzen oder bei gemeinsamer Arbeit mit andern Parteien von ihren Forderungen und Grundsätzen etwas preisgäbe. Im Gegenteil, der bereits erwähnte österreichische Theoretiker, den Scheidemann in seinem Würzburger Hauptreferate den deutschen Genossen als den „trefflichen" Renner vorstellte, schreibt hierüber wörtlich: „Wenn eine vorübergehende Allianz historisch notwendig ist, so muß der Gegner das Proletariat nehmen wie es ist, ohne dessen Selbstverleugnung. Käme sie zustande nur durch die Verleugnung des Proletariats, so wäre sie für dieses wertlos. Ganz mit Recht wird den Relativisten das Engelsche Zitat des Hildebrandliedes in Erinnerung gebracht, man müsse Gaben empfangen mit dem Speer in der Hand, Spitze gegen Spitze!" Wer aufmerksam die politische Stellungnahme der deutschen Sozialdemokratie vor und nach Würzburg verfolgte, wird sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß der sozialdemokratische Parteivorstand und die Reichstagsfraktion der deutschen Sozialdemokratie gerade diese Taktik in die Tat umzusetzen sich bemühten.

Mit all dem steht die Haltung der deutschen Sozialdemokratie bei den politischen Streiks nach Kaisers Geburtstag 1918, die schärfste Zurückweisung und Verurteilung verdient und gefunden hat, nicht in Widerspruch. Sie findet vielmehr in den skizzierten Tendenzen ihre adäquate Erklärung. Die sozialdemokratische Mehrheitspresse und die Mehrheitsführer betonen immer wieder, daß sie die Streikbewegung nicht inszenierten, sich erst auf die Aufforderung von Streikenden hin an der Leitung des Streiks beteiligten und diese Bitte nicht ablehnen konnten, weil sie sonst „einfach an der Arbeiterschaft pflichtvergessen gehandelt hätten". So einfach liegen die Dinge nunmehr keineswegs. Die den Streik inszenierten, waren freilich unabhängige Sozialdemokraten und diesen nahestehende „Internationale Sozialisten Deutschlands", Anarchosozialisten und Syndikalisten. Von diesen wurden die Mehrheitssozialisten aber sicherlich nicht zur Beteiligung an der Streikleitung aufgefordert. Der Schluß liegt nahe — ebenso die weitere Folgerung, daß den alten Sozialdemokraten die Beteiligung an der Streikleitung nicht unangenehm, wohl aber sehr erwünscht war, da sie sonst bei der Streikbewegung, an der sich auch Mehrheitssozialisten beteiligten und an der die Revolutionsdrohungen Scheidemanns nicht unschuldig sind, vollständig ausgeschaltet gewesen wären, so daß die Unabhängigen allein freies Feld und freie Bahn besessen hätten. Dies zu verhindern lag aber vollständig im Interesse des alten Parteivorstandes, der durch die oben skizzierte Taktik, durch die Entscheidung der Massen die Parteieinheit herbeizuführen, die Unabhängigen schachmatt zu setzen sich bemüht. Ging der von den Unabhängigen und ihren Gesinnungsfreunden inszenierte Streik verloren, dann lieferte er nur Wasser auf die Mehrheitsmühlen. Dann konnten die alten Sozialdemokraten sagen, und wir haben es ja immer und immer wieder gelesen, daß die Unabhängigen die großen Sünder sind, die den politischen Streik und sein glänzendes Fiasko verschuldeten, während sie selbst das Interesse der Arbeitermassen aufs beste zu wahren suchten; wäre die Einheit in der Partei vorhanden, so würde alles ganz anders gekommen sein. Schon heute hat diese Taktik ihre Früchte gezeitigt. Der „Vorwärts" hat im Februar einen Abonnementszuwachs von 9346 Exemplaren zu verzeichnen, und bei den Berliner Stadtverordnetenwahlen am 3. März siegte im vierten Bezirk der Mehrheitsanhänger Dittmar mit zwei Drittel Mehrheit, während im 34. Bezirk der „unabhängige" Sozialdemokrat Dr. Weinberg nur mit einer Stimme durchdringen konnte, obwohl dieser Bezirk im sechsten Reichstagswahlkreis liegt, den die Unabhängigen selbst als ihre Berliner Hochburg betrachten.[1]) Wirkt so die Haltung der Mehrheitssozialisten parteipolitisch für sie günstig in den Berliner Volksmassen, so war sie der Regierung gegenüber ein Demonstrations- und Pressionsakt, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

So ist denn die Politik der alten Sozialdemokraten durchaus gradlinig, nach unten eingestellt auf die Gewinnung der breiten Schichten des Volkes und nach oben auf die Erringung der politischen Macht. Selbst die Kriegskredite werden, wie der Magdeburger Delegierte Brandes auf dem Würzburger Parteitag mit Befriedigung feststellte, nicht mehr bedingungslos bewilligt, sondern als wichtiges Druckmittel benutzt, um Erfolge im Sinne der sozialdemokratischen Forderungen zu erzielen. Während so im Osten der Friede einzieht und im Westen Millionen Volksgenossen aller Parteien stehen, bereit zu kämpfen und zu sterben für das allen gemeinsame Vaterland, treibt die sozialdemokratische Partei brutale Parteipolitik auf der ganzen Linie.

[1]) Auch die am 14. März im Wahlkreise Niederbarnim stattgefundene Reichstagswahl ist in dieser Beziehung symptomatisch. Der Wahlkreis wurde bisher von dem jüngst verstorbenen Abgeordneten Stadthagen, einem der Führer der Unabhängigen, vertreten. Jetzt erhielt der Kandidat der alten Partei, Wissell, 28 887, der der Unabhängigen, Dr. Breitscheid, nur 18 943 Stimmen. Die „Münchener Post" bemerkt dazu: „Das eine hat diese bedeutungsvolle Wahl klar festgestellt: auch in den Hochburgen der proletarischen Bewegung haben die Unabhängigen nicht die Mehrheit; das Gros der Wähler ist der sozialdemokratischen Partei treu geblieben."

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Rußland ratifiziert den Friedensvertrag. Die Verhandlungen mit Rumänien.

Die verflossene Woche hatte nichts verdorben, aber sie hatte auch keine wesentlichen Fortschritte gebracht. Die beste Nachricht war die von der Besetzung Odessas durch unsere Truppen. Sonst war im Osten alles noch in der Schwebe geblieben. Am Samstag den 16. März erfolgte dann die Ratifizierung des Friedensvertrages durch die Sowjets in Moskau. Die Friedensverhandlungen mit Rumänien, die schon durch eine Berichterstattungsreise nach Jassy um einige Tage verzögert waren, müssen sich jetzt eine neue Pause gefallen lassen, weil der rumänische Wortführer aus Jassy die Meldung von einer Ministerkrisis mitgebracht hat. Das Ministerium Avarescu, das die Verhandlungen mit dem Vierbund aus Not und nicht aus eigenem Trieb in Gang gebracht, verdiente unsererseits keine Sympathie und kein Vertrauen. Zum Nachfolger soll Marghiloman berufen sein, der ein entschiedener Gegner der verräterischen Kriegspolitik war und Rumäniens Heil in der Anlehnung an Deutschland und Oesterreich sucht. Das sieht recht schön aus, doch hat die Sache einen Haken. Besser wäre es gewesen, wenn Avarescu als Liquidator seines unglückseligen Vorgängers und Freundes Bratianu die Verhandlungen zu Ende geführt, die unvermeidlichen Verzichtleistungen auf seine Kappe genommen und dann das Feld für neue Männer zur Wiedervertretung der alten Politik des Königs Karl geräumt hätte. Wenn jetzt bereits die konservative Partei ans Ruder kommt, so bleibt sie belastet mit der formellen Verantwortlichkeit für die Opfer, die Rumänien bringen muß. Auch sind Weiterungen in den Friedensverhandlungen zu erwarten, da Marghiloman, wie sein jüngstes Interview im „Pesti Naplo" bestätigt, als Anwalt seines Vaterlandes das mögliche versuchen wird, um durch Freundlichkeit und Bündnisverheißungen eine Milderung der Bedingungen, namentlich bezüglich der Dobrudscha und der westlichen Grenzberichtigungen, zu erlangen. Sein erklärtes Ziel ist ein Friede à la Nikolsburg. Aber wenn Bismarck sich 1866 zu einem Verzichtfrieden verstand, um in dem österreichischen Großstaate uns den unentbehrlichen Bundesbruder für die Zukunft zu sichern, so folgt daraus keineswegs, daß wir jetzt für die weniger sichere Freundschaft des kleinen Rumänien einen ähnlich hohen Preis praenumerando zahlen könnten. Erst recht nicht auf Kosten Bulgariens, dessen Enttäuschung nicht nur illoyal, sondern auch verhängnisvoll für unsere ganze Orientpolitik sein würde. In Rumänien muß die angekündigte Operation planmäßig und möglichst schnell durchgeführt werden, ohne Ansehung der Personen, die jeweilig auf dem Thron oder den Ministerstühlen sitzen. Nur Realpolitik kann dauerhafte Ordnung schaffen; Stimmungen kann man vielleicht später pflegen, wenn sie es verdienen.

Das Herzogtum Kurland.

Das ist vielfach hingestellt worden als eine ausgereifte Frucht, die in der letzten Woche gepflückt worden sei. Aber der durchgreifende Beschluß des gegenwärtigen Landesrats von Kurland ist doch bei seiner feierlichen Notifikation in Berlin mit einer gewissen Vorsicht in der freundlichsten Form aufgenommen worden. Der Reichskanzler hat im Namen des Reichs die Anerkennung Kurlands als freies und unabhängiges Herzogtum ausgesprochen, wie das nach der Lösung der bisherigen Verbindungen durch den Brester Friedensvertrag zu erwarten war. Er hat auch den Schutz und Beistand des Deutschen Reiches für die Entwicklung des Staatswesens zugesagt. Ueber die „Festlegung und Formulierung der vom Landesrat beschlossenen engen Verbindung mit dem Deutschen Reiche" soll jedoch das Weitere erst veranlaßt werden. In einem bedeutsamen Nebensatze wird darauf hingewiesen, daß die aufzubauende Verfassung „eine Landesvertretung auf breiter Grundlage vorsehen muß", woraus man folgern darf, daß die geplanten Staatsverträge erst die Zustimmung dieses erweiterten Parlaments von Kurland finden sollen. Das wird insbesondere auch gelten für den Gipfelpunkt des Beschlusses des Landesrats: das Angebot der Herzogskrone Kurlands an den Deutschen Kaiser und König von Preußen. Unter herzlichem Dank für das besondere Zeichen des Vertrauens läßt der Kaiser erklären, seine Entscheidung werde „nach Anhörung der zur Mitwirkung berufenen Stellen" getroffen und mitgeteilt werden. In der Tat bildet diese neue Form für die Angliederung eines selbständigen Staates an das Deutsche Reich als solches oder an dessen Präsidialstaat ein staatsrechtliches und politisches Problem, das die Mitwirkung der Bundesfürsten und der gesetzgebenden Faktoren ernstlich in Anspruch nimmt. Kompliziert wird die Sache noch dadurch, daß die numerisch überwiegenden Letten in Kurland entscheidenden Wert legen auf die Vereinigung mit Livland und Estland zu einem Baltenreiche, und daß Litauen, das, wie Graf Hertling am 18. März im Reichstag erklärte, ebenfalls ein selbstständiger Staat unter Anschluß an das Deutsche Reich werden soll, sich zwischen Ostpreußen und Kurland schiebt.

Die Zukunft Litauens ist nun wieder verzackt mit der Ausgestaltung des polnischen Königreiches, über die neuerdings wieder viel verhandelt wird im Geiste der Beruhigung und des Ausgleichs, ohne daß sich eine bestimmte Lösung bisher absehen läßt. Es greifen dort im nahen Osten die schwebenden Staatsfragen so in- und durcheinander, daß die endgültige Regelung nur in einem großen Gusse gelingen kann.

Holland in der Klemme.

Ueber die schwere Wirkung unseres Tauchbootkrieges hat die Entente uns ein vollgültiges Zeugnis ausgestellt durch das Zwangsverfahren gegen Holland. Um von den Holländern eine halbe Million Tonnen Schiffsraum zu erpressen (was nicht einmal die Verluste eines Monats decken kann), hat man sich zu einem Ultimatum unter Androhung von Hungersnot verstiegen, das nur durch die verzweifelte Not erklärlich ist. Die Entrüstung in Holland, das sich, wenn auch unter einschränkenden Bedingungen, fügen mußte, ist allgemein, auch in den Kreisen, wo man bisher gegenüber der Entente allzuviel Sympathie hatte. Man lernt jetzt durch eigene Erfahrung, was die Phrasen von Freiheit, Menschlichkeit und Schutz der kleinen Nationen zu bedeuten haben. Die Machthaber in London und Washington hatten angesichts des schlimmen Eindrucks ihren Erpressungsversuch etwas abzumildern versucht, aber sie haben bei diesem Uebergriff bereits mehr moralische Verluste gehabt als sich wieder gutmachen lassen. Deutschland hat durch seine ruhige und für Holland freundliche Haltung bei dem Nachbarvolk viel Sympathie und Vertrauen gewonnen, was sich in der Friedenszeit sowohl für die hochpolitische Gruppierung, wie insbesondere in der vlämischen Sache lohnen wird. Eine schwere Sorge für die Entente bildet ferner der japanische Appetit auf Ostsibirien, den die Franzosen begünstigen, die Engländer phrasenhaft verteidigen und Herr Wilson mit verbissener Wut bekämpft. Der Zankapfel ist noch nicht beseitigt. Japan wartet noch, aber es bereitet offenbar alles vor und wird seinen Raubzug schon durchführen, wenn erst Amerika seine Kräfte in Europa mehr festgelegt hat.

In der inneren Politik

hat uns die letzte Woche ein Ereignis gebracht, das auf den ersten Blick wie ein örtlicher Zwischenfall aussieht, aber für die Parteientwicklung von ausschlaggebender Bedeutung ist. Die „Unabhängige Sozialdemokratie" hat im Wettbewerb mit der Scheidemannschen Fraktion den Wahlkreis Niederbarnim bei Berlin verloren, der bisher von dem radikalsten Vielredner Stadthagen vertreten war und neben den Wahlkreisen Berlin VI und Leipzig-Land für die vaterlandslose Richtung die allerbesten Aussichten zu bieten schien. Verloren mit einem Minus von 10000 Stimmen gegenüber der besseren Hälfte der Sozialdemokratie. Das ist der einwandfreie Beweis, daß die Haasemänner in der Arbeiterschaft nur noch einen geringen Anhalt haben und daß in Zukunft die Scheidemannpartei auf diesen abgesprengten Flügel keine Rücksicht mehr zu nehmen braucht. Sogar im Auslande wirkt diese Niederlage der Kreditverweigerer zur Hebung des Respekts vor der deutschen Kraft.

Aus Anlaß des Falles Daimler hat der Hauptausschuß nach einer gründlichen Aussprache einmütig beschlossen, daß Preisprüfungsstellen unter einheitlicher Leitung für alle Beschaffungen von Heeresbedarf eingerichtet und dem Reichskanzler die nötige Vollmacht für die Einsicht der Bücher und der sonstigen Unterlagen gegeben werden soll. Von der Militarisierung dieser Betriebe hat man vorläufig abgesehen, da die Heeresleitung die gewünschte Energie zusagte. Die weitere Klärung des Einzelfalles wird im Gerichtsverfahren erfolgen. Das Volk aber wird sich freuen über die Wahrnehmung, daß die großen Gewinnmacher nicht besser behandelt werden sollen, als die kleinen. Auch das stärkt die Lust zum Zeichnen der achten Kriegsanleihe.

Daimler.

Von Max Roeder.

Zu den bedauerlichen Erscheinungen, welche der Krieg mit seiner vielfachen Umwertung der Rechts- und Moralbegriffe gezeitigt hat, gehört neben dem Heere der Kriegswucherer und Schleichhändler der Fall Daimler, ein typischer Fall der epidemisch gewordenen auri sacra fames. Die Einzelheiten sind bekannt; hier handelt es sich nur um einige grundsätzliche Bemerkungen.

So einstimmig das verurteilende Votum ist, ebenso bedauerlich ist es, wenn solche Vorkommnisse zur politischen oder parteipolitischen Agitation ausgeschlachtet werden. Was verbittert und Gegensätze verschärft, gehört nicht in diese Tage weltgeschichtlicher Größe — das gilt für die Daimler ebenso wie für die Redner der Straße. Deshalb ist auch für Verallgemeinerungen kein Platz. Der Fall Daimler mag nicht der einzige seiner Art sein — aber unzulässig ist es, deshalb unsere ganze Industrie ohne Ausnahme anzuprangern. Allerdings — die anerkannt hohen Leistungen unserer Industrie können solche Verfehlungen nicht entschuldigen. Die Leistungen in Ehren! Aber man darf dabei doch nicht ganz vergessen, daß die Industrie pflichtmäßig und im eigenen, wohl verstandenen Interesse handelte. Die draußen in den Gräben haben in verhältnismäßig höherem Maße unter schwierigeren Verhältnissen ihre Pflicht erfüllt; sie haben keine lohnende Anerkennung gesucht und gefunden, hätten eine solche unter ihrer Würde erachtet; viele haben noch mehr geopfert: Existenz und Familie. Auch sollte man nicht vergessen, daß die Industrie ihre Leistungen nicht zuletzt der verständigen, hingebenden Mithilfe der Arbeiterschaft verdankt und denen, die sie in ihrem Bestande schützten, das sind wiederum die Streiter draußen.

Es kann nicht Aufgabe einer grundsätzlichen Erörterung sein, zu suchen, auf welchen Seiten die Hauptfehler liegen und was geschehen solle, um die Wiederholung solcher Daimleriana zu verhindern. Im Reichstage ist darüber ja viel geredet worden. Aber Verordnungen allein tun es nicht; wenn je hat hier der alte Horatius Recht: „Quid leges sine moribus vanae proficiunt?" Der Angelpunkt ist eine andere Rechts- und Moralauffassung, ein tieferes Verstehen des Krieges und ein tieferes Verständnis für den Krieg, dessen Aneignung allerdings schwerer sein mag, wenn ein hohes Einkommen vor der Not des Krieges und die Reklamation vor anderen Entbehrungen und Fährnissen schützte. Man darf vor allem nicht übersehen, daß das Verhalten der Daimler und Genossen im Grunde nichts anderes ist, als die praktische Auswirkung des materialistischen Zeitgeistes, die Befolgung von Lehren, die von einem Großteile der Wissenschaft seit Jahrzehnten verbreitet und in allen Zweigen des Wirtschaftslebens von den meisten als maßgebende Prinzipien angewandt worden sind. Der Unterschied ist nur, daß das, was in Friedenszeiten in verhältnismäßig geringerem Umfange geübt wurde, jetzt eine den gigantischen Maßstäben des Krieges angepaßte Form annimmt, wodurch allerdings das Prinzip erst in seiner ganzen Häßlichkeit und Verwerflichkeit in die Erscheinung tritt: nämlich der von jeder transzendentalen Gewissensbindung sich frei erachtende, unersättliche Erwerbstrieb, das, was die moderne Wissenschaft euphemistisch das Prinzip der Wirtschaftlichkeit nennt. Es ist bemerkenswert, daß gerade die „Frankf. Zeitung" zugibt: „Der Fall Daimler mag, so wollen wir hoffen, in seiner Kraßheit vereinzelt dastehen — in seinem Kerne ist er typisch. Die Gewinne, die die Daimler-Verwaltung auf Kosten des um seine und unsere Existenz kämpfenden Reichs für angemessen ansah, mögen in solcher Höhe nicht die Regel bilden — die Anschauung aber, daß außergewöhnliche Gewinne bei Kriegslieferungen erlaubt, geboten, selbstverständlich seien, ist allerdings in allen Erwerbskreisen die Regel und diese Regel wird seit 3½ Jahren in ungeheuerlichem Umfange befolgt." Zugleich weist das Demokratenblatt auch auf die andere Gruppe der Ursachen dieser Erscheinung hin, nämlich die von den Staatsbehörden betriebene Preispolitik, die durch Gewährung hoher Preise die Industrie zu möglichst hohen Leistungen zu veranlassen suchte — was, wie die „Frankf. Zeitung" bezeugt, keineswegs überall den erwarteten Erfolg hatte. Schließlich muß sogar die „Frankf. Zeitung" eingestehen: „Eine wirkliche Aenderung aber wäre nur von einer moralischen Selbstbesinnung der führenden Wirtschaftskreise zu erhoffen."

Auch darauf mag es ankommen, zu verhindern, daß die Verhökerung der Industrie mit Politik und Diplomatie eine zu enge, daß die Interessengemeinschaft eine zu große wird, daß Aufsichtsratsstellen gewissermaßen als Versicherungen vergeben werden. Es mag schwer sein, die Sturzflut des Kapitals zu dämmen, aber des Volkes Existenz-Interesse erfordert es, erfordert daher auch Maßnahmen mit starker Hand, rücksichtsloses, rechtzeitiges Zufassen; die Kriegsgewinne lassen sich schlecht, in schwindelnder Höhe gar nicht rechtfertigen, denn Ausnutzung der Konjunktur ist hier Ausbeutung des Volksganzen. Wo solche Gewinne vorliegen, vergesse man allerdings nicht deren zeitige Feststellung, da deren steuerliche Erfassung notwendig ist. Zeitig — denn schon sind Fälle bekannt, in denen Kriegsgewinnler am Ziele ihrer Wünsche den Aufenthalt im neutralen Ausland, das heißt den dauernden Aufenthalt daselbst dem Verbleib im Vaterlande vorgezogen haben, nach dem allerdings auch recht wenig moralischen Grundsatze: ubi bene, ibi patria.

Die Frage, ob und inwieweit sich die Industrie für eventuelle Ausfälle nach dem Kriege jetzt schadlos halten soll und darf, scheidet aus dem Rahmen dieser Abhandlung aus. Sie läßt sich ohne weiteres und schlechthin nicht beantworten. Jedenfalls dürfte für unsere Hauptindustrien: Kohle und Eisen die Konjunktur nach dem Kriege keine schlechtere sein wie vorher. Andere Industrien werden zunächst wohl unter dem Mangel an Rohstoffen und unter der Schwierigkeit der Anbahnung neuer Handelsbeziehungen zu leiden haben. Jedenfalls lassen sich Kriegsgewinne nach Daimlerschem Muster mit solchen Hinweisen nicht rechtfertigen. Anderseits wird man angesichts der Kriegsgewinne der Industrie späterhin von einer sozialen Ueberlastung nicht mehr reden können.

Ueber allem aber muß das einigende Kriegsziel stehen, für das leider in vielen Kreisen noch wenig Verständnis zu finden ist. Wenn erst der Krieg für viele und manche kein Geschäft mehr ist, dann wird es auch den Staatsmännern leichter sein, das Volk in seiner Geschlossenheit zusammenzuhalten. Bis dahin ist aber ein ebenso weiter Schritt wie bis zu der anderen Notwendigkeit der tiefen Erfassung des Zeiternstes und der Zeitlage. Jene egoistischen Strömungen lassen sich mit den Opfern der Volksmehrheit nicht vereinbaren. Riesengewinne — Riesenwucher — Riesenvergnügen: das paßt nicht zu dem einen Großen, das uns den Sieg verleiht: Riesenopfer.

Ehrschutz und Zweikampf.

Von Amtsgerichtsrat Franz Riß, München.

Auf eine Anfrage der Abgeordneten Erzberger und Trimborn über die Einschränkung des Zweikampfs im Heer erwiderte der Reichskanzler, daß durch die bisher getroffenen Anordnungen gute Erfolge erzielt worden seien und daß im Verhältnisse zu der Zahl der Offiziere bei uns nur sehr wenig Zweikämpfe vorkämen. Er fügte bei, ein Armeebefehl, der (wie das für die österreichisch-ungarische Armee geschehen ist) den Offizieren den Zweikampf untersage, werde den gewünschten Erfolg nicht haben, solange nicht anderweit ausreichende Garantien für den Schutz der Ehre geschaffen seien. Treffend bemerkt hierzu die „Kölnische Volkszeitung": „Wenn der Zweikampf an sich unzulässig ist, dann ist es unmöglich, ihn auch nur im kleinsten Umfang zu dulden, weil die bestehenden Garantien für den Schutz der Ehre nicht genügen sollen; wenn diese Garantien nicht genügen, dann möge man offen erklären, welche Verbesserungen verlangt werden, um das volle Verbot der Zweikämpfe möglich zu machen."

Unser Strafgesetzbuch kennt zwei Formen der Ehrverletzung: die Beleidigung und die Rufgefährdung. Zum Wesen der Rufgefährdung gehört, daß dritten Personen gegenüber Behauptungen aufgestellt werden, die geeignet sind, die Personen, auf die sie sich beziehen, verächtlich zu machen oder in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen; je nachdem das in gutem Glauben an die Wahrheit der Behauptungen oder wider besseres Wissen geschieht, wird zwischen übler Nachrede und Verleumdung unterschieden. Unter den Begriff der Beleidigung fallen alle übrigen Formen der Ehrverletzung; das Gesetz enthält sich einer Umschreibung des Begriffs und läßt somit den Gerichten vollkommen freie Hand. Die Höchststrafen für die einzelnen Formen der Ehrverletzung sind: für die einfache (wörtliche oder schriftliche) Beleidigung: ein Jahr Gefängnis, für die tätliche Beleidigung: zwei Jahre Gefängnis, für üble Nachrede: ein Jahr Gefängnis, bei öffentlicher Begehung zwei Jahre Gefängnis; für die Verleumdung: zwei Jahre Gefängnis, bei öffentlicher Begehung fünf Jahre Gefängnis. Diese Strafrahmen sind keineswegs niedrig abgegrenzt; ehe man behauptet, daß sie für den Schutz der Ehre nicht ausreichen, müßte man den Nachweis erbringen, daß tatsächlich Fälle vorgekommen sind, in denen sie als unzulänglich angesehen werden mußten. Wenn in Wirklichkeit die Strafen der Ehrverletzung in der Regel weit hinter diesen Höchstmaßen zurückbleiben, so trifft die Verantwortung dafür nicht das Gesetz, sondern die Gerichte; aber auch hier muß man, ehe man ein abfälliges Urteil über sie ausspricht, den Gründen nachgehen, die sie zu ihrer Haltung bestimmen. Die Annahme, daß besonders die Schöffengerichte zu gelinder Beurteilung der Ehrverletzungen neigen, hat einen richtigen Kern, erschöpft aber die Frage keineswegs; namhafte Hinaufsetzungen durch die nur mit Berufsrichtern besetzte zweite Instanz sind sehr selten. Soweit Beleidigungen zwischen Offizieren in Frage kommen, scheidet diese Erwägung aus, weil hier die mit Berufsgenossen zusammengesetzten militärischen Gerichte entscheiden. Geht man der Sache auf den Grund, so entdeckt man leicht, daß die Urteile von den Verletzten und denen, die ihnen nahe stehen, nur darum als zu mild empfunden werden, weil sie ihrem Rachebedürfnis kein Genüge schaffen. Das können sie aber niemals tun, weil bei jedem Urteil neben den belastenden Tatsachen auch die entlastenden zu berücksichtigen sind; auf diesem Wege gelangt man eben in der Regel zu anderen Ergebnissen, als wenn man die Sachlage einseitig vom Standpunkte des Verletzten aus betrachtet.

Für die Fälle der Beleidigung läßt sich kaum ein Fall denken, für den auf gerichtlichem Wege nicht eine ausreichende Sühne zu schaffen wäre, zumal mit der Verbüßung der Strafe für die Kreise, die hier in Betracht kommen, besonders für Offiziere, die Sache ja in der Regel noch keineswegs erledigt ist; ein Offizier, der wegen Beleidigung mit Gefängnis bestraft wird, kann sich an seiner Stelle wohl nicht mehr halten. Gerade diese Beleidigungen geben aber in der Regel den Anlaß zu Zweikämpfen; viel seltener kommt es wegen Rufgefährdung zu solchen. Hier könnte man eher von Mängeln des Gesetzes sprechen, nicht sowohl hinsichtlich der Höhe der vorgesehenen Strafen — höchstens an die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte für die Verleumdung ließe sich noch denken — als hinsichtlich der Regelung des Verfahrens. Dieses ist grundsätzlich öffentlich und die Führung des Wahrheitsbeweises ist unbeschränkt zugelassen. Nicht selten wird auf diese Weise der Kläger, auch wenn er vollkommen im Rechte ist, im Gerichtssaal zum Angeklagten, der sich fortwährend gegen offene wie heimtückische Angriffe, die unter dem Deckmantel der Verteidigung gegen ihn unternommen werden, wehren muß und auch im Falle siegreicher Erledigung der Sache zu gewärtigen hat, daß von den vorgebrachten und durch die Tagespresse verbreiteten Dingen das und jenes an seinem Rufe hängen bleibt. Diese Tatsache ist schon oft beklagt worden, und der Reichstag hat sich wiederholt mit der Frage befaßt, ob nicht eine Abhilfe getroffen werden könnte; zu einem Ergebnis ist er nie gelangt. Die sich widerstrebenden Interessen des Klägers und des Angeklagten lassen sich hier nicht restlos ausgleichen; der Grundsatz, daß niemand verurteilt werden darf, dessen Schuld nicht sicher feststeht, zwingt zu freier Gestaltung der Verteidigung, und gegen den Ausschluß der Oeffentlichkeit, der nahe zu liegen scheint, spricht vor allem das Bedenken, daß ein hinter verschlossenen Türen geführtes Verfahren auch im Fall eines günstigen Ausgangs für den Kläger leicht zu Mißtrauen und Zweifeln Anlaß gibt. Aber alle Mängel des Verfahrens zugegeben: kann man darum sagen, daß der Zweikampf ein besserer und sicherer Weg zur Wiederherstellung der angegriffenen Ehre ist?

In der englischen Armee ist der Zweikampf bekanntlich nahezu ganz außer Uebung gekommen. Ist in England die Ehre besser geschützt als bei uns? Man hört das manchmal behaupten; zum Beweise dafür wird auf außerordentlich hohe Strafen verwiesen, die in einzelnen Fällen ausgesprochen worden sind. In Wahrheit steht es um den Schutz der Ehre in England viel schlechter als bei uns. Strafbar ist dort regelmäßig nur die schriftliche Beleidigung; die mündlich ausgesprochene Beleidigung nur dann, wenn durch sie ein Vermögensschaden entstanden ist. Nur bei Nachrede einer strafbaren Handlung, einer ansteckenden Krankheit, bei Angriffen auf Amt, Beruf oder Geschäft einer Person ist der Nachweis eines solchen Schadens nicht notwendig. Durch ein Gesetz aus der Zeit der Königin Viktoria ist das auch auf alle Beleidigungen von Frauen ausgedehnt; bis dahin konnte man in England ungestraft eine anständige Frau als Dirne beschimpfen, wenn es ihr nur keinen Vermögensschaden brachte. Man kann diese Regelung sicher nicht als mustergültig bezeichnen. Wenn trotzdem die Beseitigung des Zweikampfs in der englischen Armee durchzuführen war, beweist dies, daß eine allgemein zufriedenstellende Regelung des Ehrschutzes keine notwendige Voraussetzung hiefür ist. Ungleich mehr handelt es sich darum, die Ueberzeugung zu verbreiten, daß die gelassene Hinnahme einer Beleidigung, zumal wenn diese nur in der Erregung ausgesprochen ist, der Ehre in den meisten Fällen keinen Abbruch tut und daß, wenn das doch der Fall gewesen sein sollte, ein Ausgleich viel besser durch eine ruhige Behandlung der Sache nach Ablauf geraumer Zeit als durch einen sofort geführten heftigen Rückschlag herbeizuführen ist. Ueberzeugte Verteidiger des Zweikampfs in dem Sinne, als ob er wirklich geeignet wäre, die verletzte Ehre wieder herzustellen, gibt es auch bei uns wohl kaum; er ist ein Rest aus der Zeit des Faustrechts und wird darum vor allem in den Kreisen festgehalten, die dieses seinerzeit besonders in Uebung hatten. Daß er auch hier immer mehr abnimmt, ist ein Beweis, daß die Sinnlosigkeit seiner Verbindung mit dem Schutz der Ehre immer mehr eingesehen wird.

Ein Appell an die besitzenden und gebildeten Katholiken.

Von Dr. Hans Rost, Westheim bei Augsburg.

Dem Verein des heiligen Vinzenz von Paula gehen so viele sonst ganz gute Katholiken scheu aus dem Wege. Denn sie wissen das eine: er fordert persönliche Opfer. Man gibt ganz gerne den Bettlern an den Kirchentüren; bei wohltätigen Veranstaltungen ist man mit Person und Geldbeutel auch ein wenig dabei. Aber arme, kranke, hohläugige, hart mit dem Leben ringende Menschen bis in den vierten Stock hinauf oder im tiefsten Hinterhause zu besuchen, mit ihnen ein paar Worte der Liebe zu tauschen, sie zu trösten, ihnen mit diesem

oder jenem Wink praktisch unter die Arme zu greifen, ihnen die von der Vinzenzkonferenz gewährte bescheidene Gabe zu überreichen: vor diesem praktischen Christentum scheuen so viele gebildete und besitzende katholische Männer zurück. Und doch rufen unsere Zeitverhältnisse gebieterisch nach mehr jungen und älteren Männern für unsere Vinzenzvereine.

Man sollte meinen, daß der Weltkrieg, der so viel Liebe von den Menschen erheischt, weil er ihnen so fürchterliche Wunden schlägt, unseren caritativen Vereinen Dutzende, ja Hunderte von liebeseifrigen, tatkräftigen Persönlichkeiten hätte zuführen müssen. Das ist, Gott sei's geklagt, nicht der Fall. Auch die materielle Opferwilligkeit läßt in manchen Kreisen — bei den wohlhabenden und reichen mehr als bei den durchschnittlich begüterten Schichten — sehr zu wünschen übrig. Ein in der praktischen Seelsorge grau gewordener ehrwürdiger Geistlicher der Stadt Augsburg erzählte unlängst, daß bei einem von ihm unternommenen großen Kirchenbau lediglich die reichen Leute, die Millionäre, versagt hätten. Und ein anderer Seelsorgsgeistlicher versicherte uns, daß er für sein Kinderheim von Dienstmädchen, Köchinnen und kleinen Leuten am reichlichsten und häufigsten bedacht werde. Wenn wir ferner in unsere Vinzentiusvereine hineinblicken, dann sind es alte pensionierte Eisenbahn- und Postbedienstete, kleinere Gewerbetreibende, wenige Beamte, ganz wenige Akademiker und ganz selten reiche Männer, die den Geist des heiligen Vinzenz von Paula, bzw. die von Ozanam und einigen begeisterten Studenten gegründeten Vinzentiusvereine aufrecht erhalten.

Hier heißt es nicht klagen und verzagen, sondern arbeiten und werben. Es ist so viel Elend auf der Welt, weil nicht genug Liebe da ist, um es einigermaßen auszugleichen. Der Weltkrieg hat fürchterliche Wunden geschlagen. Ebenso tiefe und noch bitterere Wunden schlägt jetzt der Wuchersatan und die Habsucht. Die Frauen und Töchter der Kriegsgewinnler wissen vor Schamlosigkeit nicht mehr, womit und wie sie sich kleiden, wie sie den Mammon in Glanz und Luxus umsetzen sollen, um dessen willen ein so beträchtlicher Teil unseres Volkes die größten Entbehrungen erdulden muß. Je schlimmer dieser Egoismus sein Unwesen treibt, um so mehr muß die Nächstenliebe ihr Haupt erheben und versöhnen und trösten, so gut sie es bei der heutigen Erbitterung der unteren Volksschichten vermag. Der Vinzentiusverein erblickt in dieser sozialen Versöhnung eines seiner Hauptziele. Es kann nicht seine Aufgabe sein, die Sozialreform zu ersetzen. Das ist überhaupt nicht Sinn und Ziel der Caritas. Wenn heute für invalide, kranke und alte Personen infolge der Sozialgesetzgebung täglich über 2 Millionen Mark ausbezahlt werden, so ist das ein Rechtsanspruch der arbeitenden Bevölkerung. Die Caritas kann solche Riesensummen gar nicht aufbringen. Im Geiste der Caritas ist es gelegen, die Sozialreform auf allen Gebieten noch zu steigern. Ihre vornehmste und tiefste Aufgabe ist es, Oel in die Wunden zu träufeln, die seelische Lösung der sozialen Frage in Angriff zu nehmen. Es ist die persönliche Nächstenliebe von Mensch zu Mensch, welche die Caritas und vornehmlich der Vinzentiusverein sich auf seine Fahne geschrieben hat. Nur unter diesem Zeichen wird das Liebesgebot Christi seine wahre Erfüllung finden. Das Mitglied des Vinzentiusvereins geht in die Wohnungen der Armen und Bedürftigen, es nähert sich damit ihrer Gedankenwelt und dringt durch seine fleißigen und häufigen Besuche in ihr Seelenleben ein. Die materielle kleine Gabe, die mitgebracht wird, ist nicht das Wichtigste. Die Hauptsache ist, daß man in dem Armen einen Bruder, eine Schwester erblickt und sich ihrer annimmt nach dem Worte Christi: Was ihr den Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan. Es ist da Gelegenheit geboten, in religiöser Beziehung einzuwirken, in erzieherischer Weise auf Eltern und Kinder Einfluß zu gewinnen, schlechte Lektüre zu verbannen, auf die Schäden der Trinkerei hinzuweisen, zu Sauberkeit und Ordnung zu ermahnen, kurz in religiössittlicher und volkspädagogischer Weise das Volk aus seinem Tiefsstand emporzuheben. Wie unendlich dankbar sind diese Leutchen, wenn man sie in der richtigen Weise anzupacken versteht! Aber das Herz muß dabei eine lautere Sprache reden als der Geldbeutel.

Wer wird leugnen wollen, daß, abgesehen von den Notwendigkeiten der Sozialreform und ihrer materiellen Ausgestaltung, dieser Weg der einzige und wahre Weg ist zur sozialen Zufriedenheit, zur Wiederannäherung der durch so entsetzlich weite Kluften auseinandergerissenen Menschen. Nicht Kommunismus und nicht Sozialismus werden diese Brücken schlagen. Wenn nicht diese Form des christlichen Sozialismus Ausgleich und Versöhnung herbeiführt, dann wird die Menschheit hier auf Erden stets in der Rolle der feindlichen Brüder verharren.

Es mag für viele Männer der gebildeten und besitzenden Klassen schwer sein, diesem caritativen Idealismus in ihrer Gedankenwelt Eingang zu verschaffen und ihn in die Tat umzusetzen. Aber man bedenke, welch günstige Folgen eine solche Arbeit im Geiste des Vinzentiusvereins für das Ansehen der katholischen Kirche, für die menschliche Gesellschaft und für die Heiligung der eigenen Person haben müßte, wenn in jeder kleinen oder großen Stadt einige Hunderte, einige Hunderttausende von Angehörigen der sogen. besseren Gesellschaftsschichten als Mitglieder des Vinzentiusvereins auf diese Weise an der Erneuerung und Verchristlichung der Gesellschaft, an der sittlichen und geistigen Erhebung des Volkes arbeiten würden. Ist es nicht angesichts der heutigen Zeitverhältnisse, der revolutionären und anarchistischen Stimmungen in manchen Volksschichten eine schwere Verantwortung für unsere Reichen und Gebildeten, solange sie sich katholische Christen nennen, wenn sie unseren Vinzentiusvereinen aus Gründen des Geizes, der persönlichen Behaglichkeit, des Stolzes und Hochmutes ferne bleiben, wenn sie keine Brücken schlagen zwischen Arm und Reich, es sei denn, daß sie ab und zu aus ihren Geldvorräten eine Gabe geben, die in keinem Vergleiche zu dem Scherflein der armen Witwe steht.

Gottlob ist der Geist der Vinzentiusvereine in deutschen Landen doch noch lebendig. Es gibt katholische Städte, in denen neben den kleinen Leuten auch Regierungsräte, Justizbeamte, Professoren, Männer von Stand und Ansehen im Vinzentiusverein persönlich eifrig tätig sind. Ihre Zahl muß größer werden. Nur dann wird der Vinzentiusverein mit seinen herrlichen idealen caritativen Zielen seinen praktischen Aufgaben in größerem Umfange gerecht werden können. Es ist notwendig und erfreulich, wenn unsere katholischen Beamten im Leben ihren Mann stellen, wenn unsere Professoren der Wissenschaft erfolgreich dienen, wenn unsere Parlamentarier Volksrechte vertreten, wenn unsere Rechtsanwälte glanzvolle Prozesse führen, wenn unsere Kaufleute Geld verdienen. Wir sind in diese Zeitlichkeit hineingestellt und müssen in der heute herrschenden kapitalistischen Wirtschaftsordnung arbeiten und leben. Um so stärker aber sind die Pflichten des Reichtums geworden, wenn wir die furchtbaren Nöte und Zustände des Teiles unseres Volkes beachten, der auf der Schattenseite des Lebens in Entbehrung und geistigem Elend zu leben genötigt ist. Auf diese Armen hat Christus hingewiesen, als er das furchtbare Wort prägte, daß eher ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher ins Himmelreich eingehen werde. Laut ruft uns der Vinzentiusverein zur Mitarbeit auf. Die Caritas ist und bleibt doch der höchste und schönste und dauernde Ruhmestitel der katholischen Kirche. Die Welt wird nur durch Liebe überwunden. Die katholische Kirche mag noch so großen Stürmen in der nächsten Zeit ausgesetzt sein. Wenn sie Liebe sät im größten Umfang und mit der innigsten Hingebung, dann ist sie unüberwindlich. Zu diesem Meer von Liebe ist der Vinzentiusverein einer der stärksten Ströme. Wenn er in seinen Mitgliedern und seinen Zielen immer mächtiger anwächst, werden unsere Feinde von uns sagen müssen: Seht wie sie einander lieben! Die Organisation des Vereins braucht keine besonderen Neuerungen. Der Verein ist altbewährt. Er braucht nur mehr begeisterte Mitglieder, katholische Jünglinge und Männer. So mancher Pensionist, der seinen Dämmerschoppen liebt, könnte zu diesem körperlichen Vergnügen auch noch die seelische Freude des Besuches der Armen im Sinne und Auftrage des Vinzentiusvereins hinzufügen. So mancher katholischer Akademiker, der in Ehren und Reichtum zu Ansehen gelangt ist, könnte in Demut und christlicher Nächstenliebe im Verein des heiligen Vinzenz von Paula Barmherzigkeit üben. Raffen wir unsere vorhandenen Kräfte zusammen, lassen wir einen Appell ergehen an die besitzenden und gebildeten Katholiken, damit der Vinzentiusverein in Deutschland in caritativer Beziehung werden möge, was der Volksverein für das katholische Deutschland in sozialer Hinsicht geworden ist. Dann können wir den Stürmen kommender Zeiten ruhigen Auges entgegensehen, denn vor der Allgewalt der Liebe beugt sich auch der Umsturz; die Liebe bleibt das starke Mittel, das den Bau der menschlichen Gesellschaft in festem, sicherem Gefüge zusammenhält.

Die Vorgänge an der Universität München.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Das Berufungswesen an den Universitäten ist in der bayerischen Abgeordnetenkammer jüngst einer kritischen Beleuchtung unterzogen worden. Dabei wurde auf Vorkommnisse an der Universität München hingewiesen, die ganz besonderer Art sind. Sie klarzustellen, soweit es geht, ist der Zweck der nachfolgenden Zeilen.

Die bedeutsamste Angelegenheit ist die Wiederbesetzung der Professur für bayerische Geschichte, wegen der in Betracht kommenden Persönlichkeiten und weil bei ihr die auf akademischem Boden nahe bei einander wohnenden Abneigungen, welche schon so viele Mißlichkeiten gebracht haben, am klarsten in die Erscheinung treten. Diese Professur hat schon vor ihrer Entstehung Wellen geworfen und die Unebenheiten, welche man längst beglichen glaubte, sind jetzt wieder aufs neue hervorgetreten.

Die ordentliche Professur für bayerische Landesgeschichte an der Universität München ist ein Werk des Kultusministers Dr. von Landmann. Die Mittel für die Professur sind am 24. März 1898 von der bayerischen Abgeordnetenkammer genehmigt worden. Der Finanzausschuß hatte durch Stichentscheid des Vorsitzenden Dr. von Orterer anders entschieden und lediglich für eine außerordentliche Professur die Mittel bewilligt. Das Zentrum besaß in jener Zeit nicht die Mehrheit in der Abgeordnetenkammer, außerdem fehlten eine Anzahl Doppelmandatare, die in Berlin wegen der Abstimmung über eine Marinevorlage zurückgehalten waren.

An die damalige Situation muß man sich erinnern, wenn man die jetzigen Vorkommnisse richtig verstehen und würdigen will. Damals war für jeden Sachkenner klar, daß die Bewilligung einer solchen ordentlichen Professur für den Oberbibliothekar an der Hof- und Staatsbibliothek und Vorstand des Maximilianeums Dr. Riezler geschehen sollte, während umgekehrt bei Bewilligung der außerordentlichen Professur an den Gymnasialprofessor und Privatdozenten Dr. Döberl gedacht war. Kultusminister Dr. v. Landmann hat zwar in der Abgeordnetenkammer bestritten, daß Dr. Riezler der einzige Kandidat sei. Man könne auch an einen anderen Herrn denken, einen Herrn, der bereits Universitätsprofessor sei und zeitweilig bayerische Geschichte lese; gemeint war damit Dr. v. Heigel. Allein die Professur bekam doch Dr. Riezler.

Auf diesem entwicklungsgeschichtlichen Hintergrund heben sich die jetzigen Vorkommnisse ab, die bei der Wiederbesetzung der Professur nach Riezlers Rücktritt zu beobachten waren. Man wollte Dr. Döberl neuerdings von der Professur fernhalten und suchte auf das Kultusministerium schriftlich durch gutachtliche Empfehlung und mündlich einzuwirken, daß der Privatdozent Dr. K. A. v. Müller die Professur erhielte. Von Dr. Döberl sprach man selbstverständlich nicht — so macht man ja solche Dinge nicht —, aber man stellte eine Gegenkandidatur auf und betrieb sie eifrigst. Die zwei Gutachter zu nennen, soll unterbleiben. So ist der junge Gelehrte Dr. v. Müller in diese Angelegenheit wie Pontius ins Credo hineingekommen. Er ist der Sohn des leider zu früh verstorbenen Kultusministers Dr. v. Müller und hat in der gleich glänzenden Weise seine Studien gemacht wie sein Vater. Auch er konnte (wie sein Vater) wegen seines ausgezeichneten Gymnasialstudiums während seiner Universitätszeit das Maximilianeum für Freistudierende beziehen, obwohl seine Mutter in München wohnt; und seine Habilitation im vorigen Sommer soll hervorragend gewesen sein. Fachkreise sind der Ansicht, daß man es bei ihm mit einer verheißungsvollen Kraft zu tun haben werde, von der man, wenn sie sich entwickelt, Tüchtiges zu erwarten habe.

Nun wäre es an sich nichts Außergewöhnliches gewesen, wenn Dr. v. Müller Professor geworden wäre. Im Jahre 1913 ist der junge Gelehrte Dr. Heckel außerordentlicher Professor für historische Hilfswissenschaften an der Universität München geworden, obwohl er sich noch nicht einmal habilitiert hatte. Allerdings hatte er sich wissenschaftlich durch seine Forschungsarbeit in längeren Jahren schon betätigt. Er war eben der einzige in Betracht kommende bayerische Gelehrte für das betreffende Fach. Ein anderer Historiker, der an dem Münchener Reichsarchiv in der ersten Zulassungsstelle sich befand, hat seinerzeit eine Geschichtsprofessur an der Universität Breslau ohne Habilitation erhalten. Professor Dr. Ernst Jäger, der bekannte Rechtslehrer in Leipzig, war bayerischer Amtsrichter, als er als außerordentlicher Professor für Zivilrecht und Zivilprozeßrecht an die Universität Erlangen berufen wurde. Der bayerische Staatsrechtslehrer Dr. v. Seydel ist aus der Verwaltung geholt worden. Solche außerordentliche Berufungen ohne die übliche Habilitation sind nichts seltenes. Man holt sich die tüchtigen Gelehrten, wo man sie findet.

Die jetzige Münchener Angelegenheit liegt indessen wesentlich anders. Dr. K. A. v. Müller ist vor allem nicht Vertreter des Spezialgebietes der bayerischen Geschichte, sondern des Gebietes der deutschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, bei deren Behandlung die Grenzen der Forschung und Publizistik ineinander fließen. Er war bisher vorwiegend publizistisch tätig. Seine Berufung in die Professur Riezlers konnte darum sachgemäß nicht in Frage kommen. Das hätte ja zur Folge gehabt, daß die ordentliche Professur für bayerische Landesgeschichte in eine solche für neuzeitliche deutsche Geschichte umgewandelt und die bayerische Landesgeschichte einzig auf eine Honorarprofessur verwiesen geblieben wäre. Sie wäre auch ein scharfer Affront gegen



Dr. Döberl gewesen. Nur dieser konnte Riezlers Nachfolger werden. Und er ist es auch geworden. Die Dispositionen des Kultusministeriums waren einzig und allein auf diese Regelung der Nachfolgeschaft eingestellt.

Döberl hat ein arbeitsreiches Gelehrtenleben geführt und das Spezialgebiet für bayerische Geschichte auch denen nahe gebracht, die nicht berufsmäßig bayerische Geschichte studieren müssen. Gerade Dr. Döberl hat das erfüllt, was seinerzeit Kultusminister Dr. v. Landmann als ureigenste Aufgabe dieses Lehrstuhls für bayerische Geschichte bezeichnet hatte. Dr. Döberl war ins Ministerium berufen und ist dort zum Titularministerialrat aufgerückt, er hat trotz seiner Arbeit im Obersten Schulrat als Universitätsdozent (Honorarprofessor) eine eifrige Lehrtätigkeit entwickelt, die Hörer für bayerische Geschichte waren um ihn geschart. Was andere erst zu leisten versprechen, hat er schon geleistet.

Jetzt ist der Weg für Dr. K. A. v. Müller zunächst versperrt. Er wäre wohl der Nachfolger Heigels geworden, wenn er beim Rücktritt Heigels schon fertig dagestanden wäre. Heigels Nachfolger wurde Dr. Marcks, sodaß menschlicher Voraussicht nach auf längere Zeit hinaus ein Lehrstuhl für neue deutsche Geschichte nicht frei wird. Nun hat Dr. v. Müller gleichsam als Aequivalent die Stelle eines Syndikus der Akademie der Wissenschaften erhalten. Er steht als solcher dem Bezirksamtmann gleich (Gehaltsklasse VIII mit 5400 ℳ Anfangs- und 7800 ℳ Endgehalt), während die außerordentlichen Universitätsprofessoren in der XI. Gehaltsklasse mit 3600 ℳ Anfangs- und 6000 ℳ Endgehalt sich befinden. Das ist eine glänzende Dotation für einen jungen Gelehrten, die ihm vergönnt sei. Sie ist ihm vom Kultusminister aus eigener Initiative und nicht auf Anregung aus akademischen Kreisen geboten worden, gegeben aus allerhöchster Huld und Gnade. Man soll es nicht anfechten, wenngleich der Vorgang sehr auffallend ist. Die materielle Unterlage für ein Gelehrtenleben ist ja auch anderen in ähnlicher Weise verschafft worden.

Dagegen hat die gleichzeitige Ernennung Dr. v. Müllers zum ordentlichen Honorarprofessor in akademischen Kreisen lebhaften Widerspruch gefunden. Das war unangebracht und es war eine Verletzung der älteren Privatdozenten, die übergangen sind. Sonst wird der Honorarprofessor nach mehr als zehnjährigem Privatdozententum verliehen und hier erhielt ihn ein Privatdozent, der eben erst zu lesen angefangen hatte.

Von dieser Angelegenheit ist diejenige der nicht zu außerordentlichen Professoren ernannten Privatdozenten zu trennen. Diese Angelegenheit wird das Kultusministerium noch beschäftigen, weil infolge Beschwerde Untersuchung durch den Senat geführt wird. Es wird behauptet, daß der Fakultät einer dieser Privatdozenten als außerordentlicher Professor nicht genehm sei, und daß die anderen dann auch zurückgestellt wurden als socii malorum. Diesen merkwürdigen Grundsatz würde die Unterrichtsverwaltung sicherlich nicht dulden. Zu untersuchen bleibt lediglich, ob eine Disqualifikation vorliegt und ob sie auf sachlich-wissenschaftlichem oder persönlichem Gebiet zu suchen ist. Man wird gut tun, den weiteren Verlauf dieser Angelegenheit einstweilen abzuwarten.

O wär es wahr!

(Friedensklänge.)

O wär es wahr! Dürft ich mein Lied,
Gelagert sanft im Rasen,
Nun mit Virgil und Theokrit
Zur weichen Flöte blasen!

Nicht rollt der Trommel Wirbel schwer,
Nicht schmettern die Trombonen,
Nicht wird die Luft erschüttert mehr
Vom Donner der Kanonen.

Schon höre Drossel ich und Star
Auf meinem Dachsims pfeifen,
Und mit dem Oelzweig seh ich gar
Die weissen Tauben schweifen.

Dem Lenzesboten gleich, dem Föhn,
Steigt zu des Thrones Stufen
Hinbrausend über alle Höhn
Der ganzen Menschheit Rufen:

„O schaue länger nicht im Zorn,
Du grosser Gott, hernieder!
O schenk aus deiner Fülle Horn
Der Welt den Frieden wieder!

Zunichte mache die Frevler, die
Des Hasses Flammen schüren!
Wirf sie zu Boden, lasse sie
Die Hand der Allmacht spüren!

Doch rechte, du Höchster, länger nicht
Mit deinem treuen Volke
Und spanne den Friedensbogen licht
Hin über die dunkle Wolke.

Und führe den hohen Freudentag
Herbei auf strahlenden Schwingen,
Dass wir beim jubelnden Lerchenschlag
Des Dankes Psalmen dir singen!“

Leo van Heemstede.

Kreuz und quer-Gedanken.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg, München.

Und Sumego meditierte wieder einmal spät in der Nacht. Um diese Zeit fühlte er, daß Herr Dr. Rudolf Steiner kurz vorher einen anthroposophischen Vortrag in München gehalten haben mußte.

Verschiedene Schriften lagen vor Sumego und er hatte über die Familienverhältnisse der Engel Swedenborgs gelesen und es nicht verstanden (nach Swedenborg können Engel sich begatten und überirdischen Wesen wie Seraphitus-Seraphita in menschlicher Hülle Dasein verleihen) und in einer der zugesendeten Schriften war gar gedruckt, ein anthroposophisches Fräulein, eine ehemalige Schülerin eines Geheimlehrers habe behauptet, sie hätte ein geistiges Kind infolge sonderbarer Meditationen geboren.

Auch die Neuesten Nachrichten Münchens halten sich über den Vortrag Dr. Steiners aufgeregt und zwar der Kunst halber. Zuerst dachte Sumego, Steiner hätte sich nach dem Beispiele von Größen Münchens mit Bismarck, mit Moltke in Parallele gesetzt, aber ein Geheimlehrer ist ja bescheidener und spricht höchstens über Christus. Nein — Herr Dr. Steiner hatte es gewagt, die Kunst als Vorspann für die Anthroposophie zu benützen.

Empört sprang Sumego empor und da in seiner Einzimmerbehausung noch zwei Farbentöpfe des Hafners vor dem Ofen standen, übersah er das wenig Oel enthaltende Kunstmaterial, stolperte, fiel, und als er sich erhob, zeigte sich auf einem breiteren Teile seines Beinkleides ein wirkliches futuristisches Gemälde, das, wenn ein Kritiker in der Nähe gewesen wäre, eine tiefsättigende Wirkung ausgelöst haben würde. Als deutscher Hunne oder Vandale ergriff Sumego einen Waschschwamm und zerstörte das Kunstwerk. Ein bodenloser Leichtsinn, denn sorgfältig aus seinem Beinkleid ausgeschnitten, würde die futuristische Malerei sicher in München am Odeonsplatze ausgestellt worden sein und Modedamen mit kurzen Röcken und sehr hohen Lederstiefeln wären nicht verhindert worden, vor so einem Schaustück ihre geistreichsten Gedanken auszutauschen.

Es hatte auch die schon oft erwähnte Weltliteratur für die Leser im Schützengraben „Wozzek“ von Georg Büchner gebracht und ich muß zur Schande Sumegos gestehen, daß er es für das unreife, dürftige Werk eines verlotterten Studenten hielt. Jean Paul hat ähnliche Aerzte in lesbarerer Form verhöhnt und es nicht für nötig gehalten, ihre Forschungen an Menschen vorzunehmen, die wie Hunde an der Mauer stehen. Leider erzeugt der Krieg nicht gerade feinere Sitten und Knigge erscheint jetzt doch nötiger als Georg Büchner.

Als Sumego wieder in seinem Lehnstuhle saß, meditierte er tausendmal: Hummer, Lachs und Bärenschinken!

Schon beim siebenhundertstenmale sprang die elektrische Birne auf seinem Schreibtische entzwei und aus den glühenden Drähten schlüpfte ein Homunkulus. Das vollzog sich schöner wie auf den Bühnen in Fausts II. Teil, weil eben das Gebilde nicht aus bemaltem Papier war. Der Homunkulus zog in der Luft einige Male hin und her, dann vergrößerte er sich und setzte sich auf einen Stuhl.

Du hast eigentümliche Gesichtszüge angenommen? sagte Sumego.

Darauf Homunkulus: Natürlich! Bei der herrschenden Teuerung kann ich vom Theatergehalt nicht mehr leben und zu den singenden Wachteln mit Goldkehlen gehöre ich ja nicht. Ich bin so eine Nebenfigur wie der Pudel im I. Teil. Der kann sich bei der Not an Wolle doch öfters scheren lassen, aber an mich hat nicht einmal die Windelwoche gedacht.

Nun Sumego: Tröste dich — auch ich gehe nächstens als Adam umher. Ehe ich die genialen Fragen eines Bezugscheinbeamten ertrage, trage ich paradiesisches Kostüm.

Homunkulus: Du scheinst mir auch zu denen zu gehören, die fortwährend sich beklagen. Als ich neulich von der Bühne aus ins Publikum sah, erblickte ich nur freudige, gutgenährte Gesichter.

Sumego: Nach denen beurteilst du wohl die patriotische Kunst des Durchhaltens.

Homunkulus: Ich beurteile gar nichts; ich warte darauf, als Privatdozent angestellt zu werden. Wenn das trotz des Kultusetats nicht angeht, gehe ich unter die Kriegsgewinnler. Die Phöniker sind jetzt das herrschende Volk. Neulich schlüpfte ich statt in die Phiole in die Tasche eines Phönikers — ob er orientalisch oder arisch war, weiß ich nicht mehr, aber er begab sich in die Bonbonnière, trank zu seinem Braten eine Flasche Tischwein um 10 Mark und zu seinem Kuchen eine Flasche Champagner zu 95 Mark. Das kräftigte mich so, daß ich alle Gedanken des Mannes erriet oder begriff. Fiel sein Blick auf anwesende geputzte Dämchen, rief es in mir: Euch kaufe ich mir alle — um Geld ist alles zu haben! Dann klingelte es in meinem Gehirnchen: Voriges Jahr 56% Dividende — heuer 130%! Heißt es nicht immer, das Militär kostet uns so viel Geld? Mir steckt es das Geld in die Tasche! Unwillkürlich griff er in seine Tasche uud hätte mich beinahe mit seinen fetten, krummen Fingern zerquetscht. Ich quickste ein wenig und wozzekte auf einen seiner Ringe, durch dessen Ankauf er den Staat um 100 Mark Steuern betrogen hatte. Er merkte nicht einmal, daß ich den Diamant erblindet hatte, er war vom Kulturmenschen entfernt — wie Jerusalem von Neuyork. Je dürftiger das Gebotene war, desto lauter lachte er und seine pfiffigen Schlitzaugen huschten über die anwesenden Weiber und sein dreister Blick verkündete: Ich bin der Tambourmajor aus Georg Büchners Wozzek — für Euch meine Damen!



Als ein Moderner aus Schwabing Ungedrucktes zu lesen begann, schlief er ein, aber in seinem Speckgehirn tönte es fort: Friede? — Gott, was heißt Friede? Mir kann er gestohlen werden. Nächstes Jahr gibt's eine neue Konjunktur. Pfeffer — ist noch nicht genug mit Sand vermengt! Wer denkt denn, daß ich so nebenher in Pfeffer mache? Hosenträgerstrippen — 60,000 habe ich — vor dem Kriege 25 Pfennige — jetzt 1 Mark 20 — noch nicht reif, die Pomeranze. — Dann dachte er an dich! Ja — Sumego — an dich! Du hast ihm einmal in der Trambahn einen Ruck gegeben, weil er so viel Platz einnahm, aber die Phöniker sind rachsüchtig.

Sumego lächelte verächtlich und fragte: Was dachte er sonst?

Homunkulus: Er sah einen Automobilvertreter. Da lallte er: Du aber Schalk, Herr Vetter, bist du hier? Im rechten Augenblick! ich danke dir. Ein gut Geschäft führt dich herein — sollt ich dereinst auch schmorend bei dir sein. Dann lachte er laut vor sich hin und murmelte: Befiehl den Krieger in die Schlacht, nordwestlich, Satan, ist dein Luftrevier! Mich langweilt's, wäre der Streit um Freiheitsrechte! Genau besehn, sind's Knechte gegen Knechte! Plötzlich erschrak er. Am Nebentisch erzählte der Leutnant der Reserve und Privatdozent Wagner, daß man in Wien endlich wegen der Kirchenglocken und wegen anderer Schiebereien vorgehe. Waih — den Mantel her und um den Ritter umgeschlagen! rief er. Mir gelang es, aus seiner Tasche zu entweichen und durch die Ventilation einen Ausweg suchend, hörte ich einen Schwabinger rezitieren: Dann ist der große Zweck erreicht. Solch einen Lohn verdient ein solches Streben: Gold, Ehre, Ruhm. Da setzte ich ein: Dazu ein Prasserleben und Wissenschaft und Tugend — — auch vielleicht. Lebt wohl!

Lebt wohl! stimmte Sumego ein, aber der Homunkulus war schon verschwunden, um in den Münchener Neuesten Nachrichten noch die „hochpolitische" Kunde zu lesen, daß Frank Wedekind verstorben sei.



Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten **amtlichen** Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine **fortlaufende Orientierung** und eine stets **greifbare Nachschlagetafel** über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Fortgang der Teilkämpfe.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

3. März. Südwestlich von Lombartzyde nahmen wir eine Anzahl Belgier gefangen. Brandenburgische Sturmtruppen brachten von einem Vorstoß bei Neuve Chapelle 66 Portugiesen, darunter 3 Offiziere, gefangen zurück. Französische Kompagnien griffen am Abend nach mehrstündiger Feuervorbereitung unsere Stellungen bei Corbeny an; sie wurden im Gegenstoß zurückgeworfen.

5. März. Starke französische Abteilungen brachen am Abend zum Angriff gegen unsere Stellungen östlich von Nouilly vor. Sie wurden im Gegenstoß zurückgeschlagen.

6. März. Ein starker englischer Vorstoß bei Waasten wurde im Nahkampf abgewiesen. Sturmabteilungen drangen in der Gegend von Ornes in die französischen Gräben und brachten 28 Gefangene ein.

7. März. Nordwestlich von Dixmuiden brachten Sturmabteilungen von einem Angriff gegen zwei belgische Gehöfte 3 Offiziere, 114 Mann und einige Maschinengewehre ein. Nordwestlich von Avocourt drangen Stoßtrupps tief in die französischen Stellungen ein und kehrten nach heftigem Kampf und nach Zerstörung zahlreicher Unterstände mit 27 Gefangenen zurück.

9. März. Rege beiderseitige Erkundungstätigkeit führte östlich von Merkem, am Houthoulsterwalde, nordwestlich von Gheluvelt und auf dem Nordufer der Lys zu heftigen Infanteriegefechten. Zahlreiche Gefangene wurden eingebracht. Zur Vergeltung für feindliche Bombenabwürfe auf die offenen Städte Trier, Mannheim und Pirmasens am 19. und 20. Februar haben unsere Flugzeuge in der Nacht vom 8. zum 9. März Paris erneut mit Bomben angegriffen und große Wirkung erzielt.

10. März. Die englischen Erkundungsvorstöße dauerten an; stärkere Abteilungen brachen südlich von Monchy vor. Bei ihrer Abwehr wurden Gefangene gemacht. Nördlich von Reims drangen Sturmtrupps in die feindlichen Gräben und brachten Gefangene zurück. Nach mehrstündiger Artillerievorbereitung griffen starke französische Abteilungen am Nachmittag zwischen Ancerville und Badonviller an und drangen teilweise in unsere vorderen Gräben ein. Vor unseren Gegenstößen zog sich der Feind in seine Ausgangsstellungen zurück. Württembergische Sturmtruppen, nassauische Landwehr und Flammenwerfer nahmen bei einem Vorstoß in die französischen Stellungen südwestlich von Markirch 1 Offizier und 36 Mann gefangen.

11. März. Eigene Abteilungen drangen an mehreren Stellen der flandrischen Front, in der Gegend von Armentières und auf dem westlichen Maasufer in die feindlichen Gräben ein und brachten Gefangene und Maschinengewehre zurück. Bei einer deutschen Unternehmung nordöstlich von Reims trat wiederum eine in letzter Zeit mehrfach beobachtete, auf der Kathedrale von Reims eingerichtete Blinkstelle der Franzosen in Tätigkeit.

12. März. Im Vorfeld der beiderseitigen Stellungen kam es zu kleineren Infanteriegefechten. Das Feuer englischer Artillerie auf rückwärtige Ortschaften forderte zahlreiche Opfer unter der französischen Bevölkerung. Auch Cambrai erhielt mehrere Schuß schwersten Kalibers. Zur Vergeltung für feindliche Fliegerangriffe am 9. und 10. März auf Stuttgart, Eßlingen, Untertürkheim und Mainz haben unsere Flieger in letzter Nacht Paris ausgiebig und erfolgreich mit Bomben belegt.

13. März. Bei Abwehr eines belgischen Vorstoßes östlich von Nieuport nahmen wir 1 Offizier und 30 Mann gefangen. Eigene Unternehmungen östlich von Zonnebecke und südwestlich von Fromelles brachten 23 Engländer und Portugiesen ein. In der Champagne stürmten westpreußische Kompagnien nach starker Feuervorbereitung die französischen Gräben nordöstlich von Prosnes und kehrten nach Zerstörung der feindlichen Anlagen mit 90 Gefangenen in ihre Linien zurück. Starke Erkundungstätigkeit in der Luft führte zu heftigen Kämpfen. Wir schossen gestern 19 feindliche Flugzeuge und 2 Fesselballone ab.

15. März. Die Blinkstelle der Franzosen auf der Kathedrale von Reims wurde erneut in Tätigkeit beobachtet. Heftiges Zerstörungsfeuer lag von Mittag an auf unseren Stellungen nördlich und nordöstlich von Prosnes; starke französische Abteilungen, die am Abend in breiter Front vorstießen, konnten nur westlich von der Straße Thingy—Nauroy in unserem vorderen Graben Fuß fassen; im übrigen wurden sie im Nahkampf zurückgeworfen.

17. März. Heeresgruppen Deutscher Kronprinz und von Gallwitz: Nach zehnstündiger Feuervorbereitung stießen französische Abteilungen westlich von Avocourt auf breiter Front vor. Teils hielt unser Feuer sie nieder, teils warf unsere Infanterie sie im Nahkampf zurück. Auf dem östlichen Ufer der Maas brach unsere Infanterie an mehreren Stellen zu Erkundungen vor. Kurhessische und Waldeckische Stoßtrupps drangen bei Samogneux, badische Kompagnien bei Beaumont, sächsische Sturmtruppen bei Bézonvaux tief in die feindlichen Stellungen ein und brachten mehr als 200 Franzosen, darunter einen Bataillonsstab, gefangen zurück.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Luftschiffangriffe auf England.

In der Nacht zum 13. März griff eines unserer Marineluftschiffgeschwader mit gutem Erfolg befestigte Plätze und militärische Anlagen am Humber und in der Grafschaft York an. Die Schiffe stießen auf starke artilleristische Gegenwehr, die den Angriff jedoch nicht aufhalten konnte. Alle Schiffe sind ohne Beschädigungen zurückgekehrt. Die Führung hatte auch diesmal wieder Fregattenkapitän Strasser. Im Anschluß an die Patrouillenfahrt in der Nordsee belegte eines unserer Marineluftschiffe, Kommandant Kapitänleutnant Dietrich, in der Nacht vom 13. zum 14. März Hafen und Industrieanlagen von Hartlepool erfolgreich mit Bomben.

Luftangriff auf Neapel.

Deutsche Marineluftstreitkräfte haben in der Nacht vom 10. zum 11. März Hafenanlagen und militärische Einrichtungen von Neapel sowie die Eisenwerke Bagnoli ausgiebig und wirkungsvoll mit Bomben belegt.

Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Deutsche Landung auf den Alandsinseln. Einnahme Odessas.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

6. März. Im Verfolg der von der finnländischen Regierung erbetenen militärischen Hilfe sind deutsche Truppen auf den Alands-Inseln gelandet. Ein zur Einrichtung eines Etappenplatzes für die Hilfsaktion nach Finnland bestimmter Teil unserer Seestreitkräfte hat am 5. März nachmittags bei Eckerö auf den Alandsinseln geankert.

14. März. Die im Einvernehmen mit der rumänischen Regierung von Braila über Galatz-Bendery auf Odessa angesetzten deutschen Truppen haben nach Bandenkampf bei Moldawanka Odessa besetzt. Ihnen sind von Shmerinka her österreichisch-ungarische Truppen gefolgt.

15. März. Feindliche Banden, die in der Ukraine die von Gomel und Kiew nach Bachmatsch führenden Bahnen bedrohten, wurden in mehrfachen Kämpfen zerstreut. Bachmatsch wurde besetzt.

Auszeichnung des Prinzen Leopold.

Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern wurde nach dem Friedensabschluß mit Rußland vom Kaiser mit dem Großkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet. Dieser höchste preußische Kriegsorden wird nur nach großen, erfolgreichen und entscheidenden Schlachten und nach Abschluß bedeutender Friedensverträge verliehen. Bis jetzt haben ihn nur die Generalfeldmarschälle v. Hindenburg und v. Mackensen erhalten; außerdem besitzt ihn der Kaiser. Aus Anlaß der Auszeichnung des Prinzen Leopold erfolgte ein herzlicher Telegrammwechsel zwischen dem Kaiser und dem König Ludwig von Bayern sowie ein die Verdienste des Prinzen und seiner Truppen würdigendes Telegramm des Kaisers an den ersteren.



Vom Büchertisch.

Bachems Volks- und Jugend-Erzählungen, jeder Band geb. ℳ 1.20, hat eine wirkliche Bereicherung erfahren durch **Heinrich Tiadens** aktuelle Erzählung: **Das eiserne Geschlecht.** Mit vier Bildern von Fritz Bergen, und durch **Wilhelm Lennemanns** neunteiligen Sammelband: **Vergeßt sie nicht, die große Zeit.** Kriegserzählungen. Mit vier Bildern von Franz Müller-Münster. Derartig gefaßte Erinnerungsbilder sind geeignet, auch nach dem Friedensschluß das Andenken an die bisher gewaltigste Weltenschicksalezeit in rechter Weise dem dankbaren, verehrenden Gedächtnisse unserer Jugend- und Volkskreise lebendig zu erhalten.
E. M. Hamann.

Die Bulgaren in ihren historischen, ethnographischen und politischen Grenzen. Atlas mit 40 Landkarten. Vorwort von D. Rizoff, Kgl. Bulgarischer Gesandter in Berlin. Berlin, Greve 1917 — In kurzen, deutlichen Umrissen vermittelt dieses Werk einen Einblick in die Balkanfrage nach ihrer geschichtlichen Entwicklung und den zu ihrer Klärung notwendigen Forderungen. Seinen Hauptteil bildet die Begründung eines möglichst naturgemäßen Zusammenschlusses der dort lebenden Völker: Die Grenzen müssen nach Möglichkeit natürliche Grenzen sein; sie müssen die betreffenden Völker in ihrer nationalen Formation umfassen, ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit verbürgen, ihren geschichtlichen Traditionen entsprechen und dem Rechte jedes Volkes, über sich selbst zu bestimmen, nicht widerstreiten. (S. X.) Der zur Erhärtung dieser Forderungen hergestellte Atlas zeigt, daß ihre Durchführung keine restlose sein kann, aber doch im Sinne einer befriedigenden Lösung zu erstreben ist. Auch auf die vielfach geforderte Volksabstimmung geht Rizoff näher ein. Er schildert dabei eine in den siebziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts in Mazedonien bereits vorgenommene Abstimmung (S. XVI, 55), für die freilich eine günstige Unterlage vorhanden war, die indes in den meisten Fällen fehlt, wie a. a. O. genauer ausgeführt wird. Das ganze Werk, das dem Erweis der unveränderlichen Rechte Bulgariens auf die von ihm geforderten Gebiete, Dobrudscha, Mazedonien, Nisch und Timokbecken, gilt (S. XVII), erläutert seine Darstellungen an der Hand zahlreicher geographischer und ethnographischer Karten. Die Erklärung ist in vier Sprachen, deutsch, englisch, französisch und bulgarisch, beigefügt, eine die wichtigste Bibliographie umfassende Zusammenstellung der einschlägigen Werke (S. XXI) beigegeben.
O. Heinz.

Psychologie und Pädagogik der Erstbeichte und Erstkommunion. Von Dr. phil. et theol. Joseph Engert, Hochschulprofessor in Dillingen a. D. Donauwörth 1918. L. Auer. 55 S. Ausgehend von dem zweifellos richtigen Gedanken, daß unsere katechetischen Lehr- und Hilfsbücher bei allen methodischen Vorzügen doch vielfach an einer gewissen Einseitigkeit leiden, unternimmt Engert den sehr begrüßenswerten Versuch einer Vertiefung des Erstbeicht- und Erstkommunionunterrichtes nach der psychologischen Seite hin. Auf Grund eigener und fremder Kindheitserinnerungen, unmittelbarer Aeußerungen der Kinder, sorgfältiger Beobachtungen legt der Verfasser zunächst dar, welche Wirkungen Erstbeicht- und Erstkommunionunterricht bzw. der Empfang dieser Sakramente in der Psyche des Kindes auslöst, um aus diesem Tatsachenbestand dann die Folgerungen für die Pädagogik abzuleiten und Richtlinien für die Praxis zu geben. Im zweiten Teile der Schrift sieht sich der Verfasser auch veranlaßt, das bekannte Kinderkommunion-Dekret Papst Pius X. nach seinen geschichtlichen und psychologischen Voraussetzungen eingehend zu besprechen. Es wäre zu wünschen, daß die sachlichen und maßvollen Ausführungen und Anregungen der Schrift in den Kreisen der Seelsorger die gebührende Beachtung fänden.
Dr. Zoepfl.

Neue Kommunionandenken. Der Kunstverlag B. Kühlen in M.Gladbach bringt eine Anzahl wertvoller neuer Darbietungen. Sehr schön ist ein in prächtigen Farben und Golddruck ausgeführtes Blatt zum Andenken an die erste hl. Kommunion; es zeigt das von M. Emonds-Alt gemalte, tiefempfundene Bild der Einsetzung der hl. Eucharistie. Die große wie die kleine Ausgabe des Bildes eignen sich trefflich zum Zimmerschmucke. Von anderen Kommunionandenken, die den jugendlichen Empfängern größte Freude bereiten müssen, gibt der Kühlensche „Osterkatalog 1918" ein reichhaltiges illustriertes Verzeichnis. Die Bilder stammen von berühmten Meistern, die wohlfeilen Preise gestatten die Anschaffung auch bei bescheidensten Verhältnissen. Diese Billigkeit gehört auch zu den Vorzügen des Kühlenschen „Eucharistischen Jugendkalenders 1918", der mit seinem reizenden farbigen Umschlage, sehr hübschen Abbildungen und vortrefflichen Erzählungen und Betrachtungen für Erstkommunikanten ein empfehlenswertes Geschenk darstellt.
Dr. O. Doering.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kammerspiele. Die Erstaufführung der „Musik", eines seit 1907 im Schauspielhaus unter des Verfassers darstellerischer Mitwirkung reichlich oft gespielten „Sittengemäldes" von Wedekind, war schon länger geplant. Des Autors Tod hat die Bühne veranlaßt, die erste Vorstellung zu einer „Gedächtnisfeier" auszugestalten. So ging edle Kammermusik (Cavatine von Beethoven von dem prächtigen Siebenquartett gespielt) der dramatischen Kakophonie der „Musik" voraus; dann sprach Kaiser etwas stark pathetisch Hölderlins herrliches Parzenlied: „Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen! und einen Herbst zu reifem Gesang mir . . ." Eine Gedächtnisrede, die Wedekind als den rastlosen Kämpfer zu höchsten Zielen darzustellen versuchte, hielt der Romandichter Hch. Mann in ziemlich trockener Weise. In der Figur des Literaten Lindekuh in dem nun folgenden Stücke stellte sich Wedekind selbst dar, als Idealisten, der durch sein tollpatschiges Einmischen in fremde Angelegenheiten Unheil stiftet mit der in Wedekinds Dramen so oft wiederkehrenden weinerlichen Geste des Verkannten. Als das Stück neu war, wirkte in München die Geschichte des armen Fräulein Hühnerwadel als Schlüsselroman. Nun ist ja längst der Schlüssel ins Meer der Vergessenheit gesunken, einer rein ästhetischen Würdigung stände also nichts im Wege. Das krause Stilgemisch satirischer und naturalistischer Bestandteile läßt es nicht zu, aus dem widerlichen Stoff künstlerische Wirkungen zu ziehen. Klara Hühnerwadel ist von ihrem Gesangsprofessor verführt worden, das ist ja nach Wedekind die natürlichste Sache von der Welt, denn der Gesangsunterricht vergewaltigt Lehrer wie Schülerin. Jede Uebungsstunde endet mit einem „Liebesfest", heißt es in „Franziska". Wegen Abtreibung steht Klara vor dem Strafrichter. Kerkerszene, Begnadigung. Sie wird von dem Professor und dessen alberner Frau ins Haus genommen, mit dem Ergebnis, daß Klara wieder guter Hoffnung wird. Wir finden sie zuletzt in tiefster Not. Das Kind stirbt, die Mutter verliert den Verstand, der schuftige Gesangsmeister erscheint vor der Oeffentlichkeit stets als uneigennütziger Menschenfreund. Das ist Wedekindsche Tragik. Man gibt den Professor nicht mehr wie früher mit dem Barte des fliegenden Holländers, und so bleibt die verführerische Kraft dieses Mannes noch mehr ein Rätsel; im übrigen wußte Kaiser die Figur markant auf die Bühne zu stellen. Annemarie Seidel gab das doppelt verführte Mädchen stark pathologisch, denn wollte man es für gesund halten, fiele es schwer, ihm unser Mitleid zu schenken. (Nebenbei gesagt: läßt sich für die dauernd überanstrengt klingende Stimme der fraglos begabten Schauspielerin denn gar nichts tun?) Den problematischen Journalisten Lindekuh spielte Jeßner, die dumme Professorsfrau Cläre Eckhoff, ohne für die an sich unsympathischen Rollen sonderliches Interesse wecken zu können.

Volkstheater. Das Gastspiel Bassermanns war wieder ein großer Erfolg. Nicht jede Rolle, in der der Künstler im Laufe der Jahre an den verschiedensten Münchener Bühnen aufgetreten ist, gibt restlos echtes Menschentum, wie sein Biegler in „Stein unter Steinen" von Hermann Sudermann. Diese niedergetretene, müde, aber schließlich sich verzweiflungsvoll aufbäumende Menschenseele wirkt bei Bassermann heute nicht weniger erschütternd als früher. Es ist eine Schauspielerleistung, die wie wenige zu der Höhe tragischen Miterlebens heranführt. Sie gab den heimischen Spielern den Ansporn, ihr Bestes zu geben; so stand der Abend auch als Gesamteindruck unter sehr günstigen Sternen. Dieser packenden Menschengestaltung ließ Bassermann eine Rolle von rein spielerischer Natur folgen, für die man nicht solch großen Charakteristiker bedurfte. Er gab die Titelfigur in „Aristid und seine Fehler" von Saßmann. Als dieser Wiener Dichter vor ein paar Jahren bekannt wurde, erhofften manche von ihm eine Erneuerung des Volksstückes, allein die volkstümlichen Elemente traten immer mehr zurück. „Aristid" zeigt viel bewußtlos theatralisches Können, die Fähigkeit, mit wenig Handlung dank einer geistreichen Dialogführung drei Akte zu füllen. Aristid ist ein Draufgänger, der ohne Winkelzüge aufs Ziel lossteuert. Als er die schöne Baronin Mimi kennen lernt, nimmt er keck und verwegen die Gelegenheit beim Schopfe, und wie sie sich auch anfangs sträubt, er gewinnt sie. Wir vergessen bei diesem Stücke keinen Augenblick, daß wir im Theater sitzen. Saßmann hat von französischen Autoren mancherlei gelernt, so durch die Feile des Dialoges Unwahrscheinlichkeit auszugleichen, das Spiel mit Pikanterie, das bei ihm löblicherweise in Grenzen bleibt, von der Regie aber im zweiten Akt unnötigerweise übertrieben betont wurde. Bassermann gibt den Aristid mit überschäumender Lebenslust; er weiß dem Draufgängertum das Brutale zu nehmen. Sein Aristid ist hinreißend, liebenswürdig. Else Bassermann-Schiff spielte die Mimi mit Geschmack und Anmut. Das ausverkaufte Haus nahm die übermütige Lustspielfigur mit nicht geringerer Begeisterung auf, als die große tragische Rolle des ersten Abends.

Peppler †. Als Friedr. Karl Peppler im vorigen Jahre sein vierzigjähriges Schauspielerjubiläum mit seinem 60. Geburtstag feierte, haben wir an dieser Stelle die einzelnen Lebensstationen des Künstlers aufgezählt. Der nun verstorbene Schauspieler hat dem Münchener Schauspielhaus seit 1907 angehört. Hatte er dort nicht Gelegenheit, die großen Rollen des klassischen Spielplanes, in denen er lange Zeit in Hannover an der Hofbühne bedeutendes geleistet, zu spielen, so hat er eine Fülle ernster und heiterer Gestaltungen geschaffen, deren das Publikum des Schauspielhauses dankbar gedenken wird. Eine reiche technische Durchbildung, die sich mit Geist und Geschmack paarte, ermöglichte ihm, in den verschiedensten Fächern und als Spielleiter Gutes zu leisten.

Aus den Konzertsälen. Cornelis Bronsgeest bot einen Bariton von Schönheit und Fülle, der vortrefflich geschult ist. Er besitzt plastisches Charakterisierungsvermögen und Tiefe und Feinheit des Empfindens. Löwesche Balladen und Schubertsche Gesänge machten starken Eindruck. Neu waren P. Graeners wirkungssicher komponierte „Galgenlieder." Erfolg hatte auch der Rezitationsabend von Hanns Carl Müller, dem jungen Schauspieler der Kammerspiele, der eine vielgestaltige Vortragsfolge von Schiller bis Wedekind bot. Vieles gelang gut; einstweilen liegt ihm das Pathos näher, als die Ueberlegenheit des Humors. — Ein Beethoven-Wagner-Abend im Odeon fand zugunsten der Hinterbliebenen-Fürsorge des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 2 mit bestem Erfolge statt. An Stelle von Stuttgarter Künstlern, die in letzter Stunde ihre Zusage nicht hatten einhalten können, standen heimische mit gutem, teils vorzüglichem Gelingen. Ruoff zeigte sich wieder als ausgezeichneter Beethoven-Interpret am Flügel. Anna Erler-Schnaudt sang mit hinreißender Wirkung „An die Hoffnung" von Beethoven, sowie Wagners „Schmerzen" und „Träume". Gretel Stückgold-Schneidt, eine Sopranistin von leuchtenden Klang

farben und schönem Vortragstalent, bot die Hallenarie aus „Tannhäuser". Die Stimme ist technisch sehr gut ausgebildet. Gruber macht, seit er am Hoftheater ist, erfreuliche Fortschritte. Er sang das Preislied und „Am stillen Herd" aus den „Meistersingern" glanzvoll. Daß er nicht immer die Tonwogen des Orchesters durchdringen konnte, fällt nicht ihm zur Last. Die verstärkte Standortmusik I bot unter J. Bertrams Leitung noch die Egmont- und Tannhäuser-Ouverture in recht ansehnlicher Wiedergabe innerhalb der hier möglichen Grenzen. — Ein Konzert auf zwei Klavieren boten Herm. Zilcher und Marie Schlagintweit. Die Pianistin ist technisch trefflich geschult und auch in Empfindung und Vortrag als Partnerin eines Klavierspielers vom Range Zilchers geeignet. Das Zusammenspiel war ausgeglichen; bei Mozart störten uns einige Modernismen in der Auffassung. — Eine Liedersängerin von glanzvoller Höhe und Innerlichkeit des Vortrages ist Amalie Hermann. Sie sang Berlioz, Cornelius, Schumann und Brahms und mußte sich zu mehreren Zugaben verstehen. Zwischen ihren Liedern spielte Paula Klein die Harfe, die das im Konzertsaale selten gehörte Instrument mit großer klanglicher Feinheit meistert.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Bayerns Wirtschaftsentwicklung — Münchener Vorträge über unsere Kriegswirtschaft — Zeichnet die achte Kriegsanleihe.

Die seit geraumer Zeit eingesetzte starke Strömung zur Hebung und Erweiterung von Bayerns Industrie, Grossgewerbe und Wirtschaftsverkehr hat, nicht zuletzt dank der tatkräftigen Förderung von Regierung und Landtag, bereits sichtbare Früchte getragen. Deutlich bewies dies der Verlauf der Leipziger Frühjahrsmesse, woselbst mit in erster Linie der Erfolg des bayerischen Kunstgewerbes erkennbar wurde. In der Aufsichtsratssitzung des Messamtes für die Mustermessen in Leipzig betonte der bayerische Staatsrat von Meinel die Bedeutung der Leipziger Messe für das bayerische Gewerbe. Eine Folge ist die Anbahnung geschäftlicher Beziehungen der bulgarischen Besucher der Leipziger Messe in München. Von Bayerns Industriemehrung während des Krieges sprechen namentlich auch die Bilanzergebnisse der lokalen Gesellschaften: Porzellanfabrik Rosenthal Selb 30 % Dividende, im Vorjahre 10 %, Porzellanfabrik Waldsassen 12 % gegen 7 %, Porzellanfabrik Tirschenreuth 20 % gegen 15 % unter Ausgabe von Gratisaktien, Dachziegelwerke Ergoldsbach 12 % gegen 0 %, „Union" Zündholz und Wichsfabrik 30 % gegen 25 %, Landwirtschaftliche Maschinen Eppel und Buxbaum Augsburg 15 % gegen 14 %, Bayerische Celluloidwarenfabrik Nürnberg 20 % Dividende mit Bonus gegen 8 %. Dazu kommen bedeutende bayerische industrielle Neugründungen: die Bayerische Sprengstoff-A.-G. Nürnberg, die Alpursa-A.-G. (Berner-Alpen-Milch-Gesellschaft), die Bayerische Schiffsbaugesellschaft m. b. H. und die „Noris"-Versicherungs-A.-G. Nürnberg. Auch der ins Leben gerufene deutsch-ukrainische Wirtschaftsverband mit dem Zweck, die kulturellen Beziehungen zu den Ukrainern in jeder Hinsicht zu fördern, hat seinen Sitz in München. Zeugnis für die Wirtschaftslage geben auch die veröffentlichten Geschäftsberichte der Münchener Grossbanken, wie Bayerische Hypotheken- und Wechselbank und Bayerische Handelsbank. Besonders erwähnenswert ist die sichtbare Besserung am Grundstückmarkt der bayerischen Grosstädte, vor allem in München. In der Generalversammlung der Heilmannschen Immobiliengesellschaft wurde dies ausdrücklich bestätigt. „Die Industrien, die sich während des Krieges in München angesiedelt haben, werden weitere Industrien nach sich ziehen und auch der geplante Ausbau der Wasserkräfte wird auf diesen Vorgang anregend wirken." Allerdings müssen diese Industrien selbst ausreichend für Arbeiterwohnungen sorgen. Für Errichtung von Beamten-Wohnhäusern wurden in Münchener Terrains für etwa ½ Million Mark erworben. Die bayerische Hauptstadt beschloss, 15 Millionen Mark aufzunehmen zur Förderung des gemeindlichen Kleinwohnungsbaues und zur Hingabe von zweiten Hypotheken. Für die staatliche Wohnungsfürsorge hat die bayerische Abgeordnetenkammer erhebliche Mittel bereitgestellt. Begreiflicherweise konnte von solchen anregenden Momenten der Terrainaktienmarkt an der Münchener und Berliner Börse erheblichen Nutzen ziehen. Mit einem Stammkapital von zwei Millionen Mark ist eine Bayerische Hausrathilfe G. m. b. H. zur Ermittlung des Bedarfs und Herstellung von Hausrat, namentlich der Kriegsfürsorge, gegründet worden.

Berechtigte Beachtung fand die vom bayerischen Staatsminister v. Brettreich veranstaltete Vortragsfolge über unsere Kriegswirtschaft. Sehr beifällig aufgenommen wurden hierbei die Ausführungen von Geheimrat Dr. Heim: die bayerische Landwirtschaft vor und im Kriege, von Ministerialrat Dr. Zahn: über Bayern in der deutschen Volkswirtschaft, von Oberbürgermeister Dr. Gessler-Nürnberg: über grosstädtische Organisationsarbeit im Kriege. Mit besonderem Interesse folgte man naturgemäss bei dieser Veranstaltung dem Vortrag des Reichsbankpräsidenten v. Havenstein über unsere Kriegsanleihen.

Unsere Effektenmärkte und die Kriegswirtschafts-Interessenten brachten den bekannten industriellen Kriegswuchervorgängen unverminderte Aufmerksamkeit entgegen. Die Reichstagsdebatten ergaben, ungeachtet der von der Verwaltung der Daimler-Motorengesellschaft veröffentlichten Erklärung, eine unveränderte scharfe Aussprache. Nicht minder beachtet blieben die Zentrumsinterpellationen hinsichtlich der wirtschaftlichen Verhältnisse des selbständigen Mittelstandes im Handwerk, sowie in der Kleinindustrie und hieran anschliessend eine Aussprache, die namentlich auch den kaufmännischen Mittelstand als besonders betroffenen Faktor berücksichtigte. — Bestimmend auf die Gestaltung unserer Effektenmärkte war der von Not und Verzweiflung diktierte neue Gewaltschritt der Entente gegenüber den Niederlanden behufs Auslieferung des gesamten Schiffsraumes. Für die Kursgestaltung der russischen Werte wirkte anregend die amtliche Bekanntmachung über Abstempelung russischer Renten und staatlich garantierter Wertpapiere behufs Wiederaufnahme des Schuldendienstes, sowie Einreichung der fällig gewesenen Kupons. — Eine Bundesratsverordnung regelt den Verkehr mit landwirtschaftlichen Grundstücken, indem alle Rechtsgeschäfte dinglicher und schuldrechtlicher Art über Grundstücke von über 5 Hektar genehmigungspflichtig werden. M. Weber, München.

Achte deutsche Kriegsanleihe.

Aus den kaiserlichen Depeschen der jüngsten Zeit, aus den letzten Reichstagsreden des Reichskanzlers, aus den vor einem Kreise von Berichterstattern abgegebenen Erklärungen Hindenburgs und Ludendorffs sprach mit Klarheit und Unwiderlegbarkeit nicht nur die günstige weltpolitische Entwicklung für uns, sondern auch die letzte Mahnung an die Entente zur Besinnung, ehe das Ringen um den endgültigen Sieg und die furchtbare Offensive im Westen zur Wirklichkeit werden solle. Das Bewusstsein der Stärke unserer Heeresmacht und unsere Zuversicht klangen vornehmlich aus den Worten Ludendorffs: **„Wir sind besser denn je gerüstet“.** Dazu gehört nicht in letzter Linie ein neuerlicher finanzieller Erfolg. Die jetzt zur Zeichnung aufliegende achte Kriegsanleihe bedeutet in ihrem Endresultat daher mehr, als jede ihrer sieben Vorgängerinnen. Das Mass der Verantwortung der Heimat ist daher dieses Mal besonders schwerwiegend. Das Reich verlangt hierbei keinerlei Opfer von den Sparern. Hoher Zinsfuss und wertvolle Sicherheit, wie solche in gleichem Masse nirgends zu finden sind, bilden den Entgelt an die Zeichner. Die Prospektbedingungen sind dieselben, wie bei der siebenten Anleihe. Neben 5%igen Schuldverschreibungen werden 4½%ige auslosbare Schatzanweisungen, beide zu 98%, in der Zeit **vom 18. März bis 18. April** Mittags 1 Uhr bei den bisherigen Zeichnungsstellen aufgelegt. Schuldbucheintragungen mit Sperre bis 15. April 1919 werden mit 97,50% verrechnet. Wiederum sind die Einzahlungstermine in vier Raten, letztmals 18. Juli festgesetzt. Vollzahlungen können ab 28. März geleistet werden. Im übrigen sei auf die Zeichnungsaufforderung verwiesen. Dieselbe besagt ausdrücklich: „Das Reich darf die 5%igen Schuldverschreibungen frühestens zum 1. Oktober 1924 kündigen und kann daher auch einen Zinsfuss vorher nicht herabsetzen. Sollte das Reich nach diesem Zeitpunkt eine Zinssatzermässigung beabsichtigen, so muss es die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwerte anbieten.“ Das gleiche gilt auch hinsichtlich der früheren Anleihen. Die Besitzer könnnen über die Schuldverschreibungen und über die 4½%igen Schatzanweisungen wie über jedes andere Papier (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen. Unsere günstige Kriegswirtschaft, der flüssige Geldmarkt, die vielseitige hohe Verdienstmöglichkeit einer Reihe von Erwerbssparten berechtigen zur Annahme einer regen Zeichnungsbeteiligung. Verschiedentliche Erleichterungen, wie die Kriegsanleihe-Versicherung in verschiedener Form, die Hypothekgewährung zur Kriegsanleihe-Zeichnung unter besonders vorteilhaften Bedingungen seitens unserer Banken spielen eine nicht zu unterschätzende Rolle. Möge **Jedermann** an dem vollen Gelingen um den Weltkampfsieg auch durch Beteiligung an der Kriegsanleihezeichnung das Seinige beitragen!

M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Russische Rückblicke und Ausblicke. Von F. von Wrangl. 8°. 67 S. Fr. 1.80, ℳ 2.— (Zürich, Art. Institut Orell Füßli.)

Maria Friedenskönigin! 31 Maibetrachtungen. Von einem Priester der Erzdiözese München-Freising. Brosch. ℳ 1.—, geb. ℳ 1.75. — **Dichtergrüße toter Helden.** Eine Sammlung von Kriegsgedichten gefallener Soldaten. Herausgeg. von Bruno Grabinski. Brosch ℳ 1.50, geb. ℳ 2.50. (Hildesheim, Borgmeyer.)

Ilse — Maria. Roman aus Ostpreußens schwerer Zeit 1914–1915. Von A. von Wohlau. 8°. 452 S. Brosch. ℳ 5.—, geb. ℳ 6.50. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. Els., Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G.)

Mit Napoleon nach Rußland. Tagebuch des Offiziers Walsmann 1812/13. Herausg. von A. Jansen und Ferd. Bruger. ℳ 2.40. — **Erdumschlungen, todumbraust.** Bilder aus dem Schützengraben- und Festungskrieg. Von Joh. Foersch. ℳ 1.80. (Würzburg, Curt Kabitzsch)

An fünf Fronten. Schwarzgelbe Feldbriefe. Gesammelt und mit Buchschmuck versehen von J. H. Königsfeld. 8°. 141 S. Brosch. Kr. 3.40. — **Meine Kriegsgedichte.** Von Hans Menzinger. ℳ 2.60. (Graz und Wien, Verlag Styria.)

Gedanken über Rußland. Von Dr. Martin Kriele Heft 300/301 der „Volkswirtschaftlichen Zeitfragen“. ℳ 2.50. (Berlin, Leonhard Simion Nachf.)

Geistlicher Blumenstrauß für den Tisch des Herrn. Von Pfarrer Karl Egler. 9 : 12½ cm. 25 S. Brosch. ℳ —.25 — **Ich glaube an Gott.** Von Karl Kuhn. ℳ 1.—. (Rottenburg a. N., W. Bader.)

Trag dein Kreuz! Ein Trostbüchlein in schweren Stunden. Von K. Fischer. 12°. 56 S. ℳ —.50. (Karlsruhe, Verlag der A.-G. Badenia.)

Die Braut des Herrn. 4. Aufl. Von P. Walter Sierp S. J. ℳ 3.—. (Kevelaer, Butzon & Bercker.)

Schluß des redaktionellen Teiles.



Achte Kriegsanleihe

5% Deutsche Reichsanleihe.
4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen,

auslosbar mit 110% bis 120%.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Das Reich darf die Schuldverschreibungen frühestens zum 1. Oktober 1924 kündigen und kann daher auch ihren Zinsfuß vorher nicht herabsetzen. Sollte das Reich nach diesem Zeitpunkt eine Ermäßigung des Zinsfußes beabsichtigen, so muß es die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Das gleiche gilt auch hinsichtlich der früheren Anleihen. Die Inhaber können über die Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Die Bestimmungen über die Schuldverschreibungen finden auf die Schuldbuchforderungen entsprechende Anwendung.

Bedingungen:

1. Annahmestellen.

Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden

von Montag, den 18. März bis Donnerstag, den 18. April 1918, mittags 1 Uhr

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der Preußischen Staatsbank (Königl. Seehandlung), der Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder Lebensversicherungsgesellschaft, jeder Kreditgenossenschaft und jeder Postanstalt erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf.

Die Schuldverschreibungen sind in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen, zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jeden Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1918, der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1919 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in Gruppen eingeteilt und in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000 und 1000 Mark mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schuldverschreibungen ausgefertigt. Welcher Gruppe die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

3. Einlösung der Schatzanweisungen.

Die Schatzanweisungen werden zur Einlösung in Gruppen im Januar und Juli jeden Jahres, erstmals im Januar 1919, ausgelost und an dem auf die Auslosung folgenden 1. Juli oder 2. Januar mit 110 Mark für je 100 Mark Nennwert zurückgezahlt. Die Auslosung geschieht nach dem gleichen Plan und gleichzeitig mit den Schatzanweisungen der sechsten Kriegsanleihe. Die nach diesem Plan auf die Auslosungen im Januar und Juli 1918 entfallende Zahl von Gruppen der neuen Schatzanweisungen wird jedoch erst im Januar 1919 mit ausgelost.

Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Juli 1927 unkündbar. Frühestens auf diesen Zeitpunkt ist das Reich berechtigt, sie zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen die Inhaber alsdann statt der Barrückzahlung 4prozentige, bei der ferneren Auslosung mit 115 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Frühestens 10 Jahre nach der ersten Kündigung ist das Reich wieder berechtigt, die dann noch unverlosten Schatzanweisungen zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen alsdann die Inhaber statt der Barzahlung 3½prozentige mit 120 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Eine weitere Kündigung ist nicht zulässig. Die Kündigungen müssen spätestens sechs Monate vor der Rückzahlung und dürfen nur auf einen Zinstermin erfolgen.

Für die Verzinsung der Schatzanweisungen und ihre Tilgung durch Auslosung werden — von der verstärkten Auslosung im ersten Auslosungstermin (vgl. Abs. 1) abgesehen — jährlich 5 Prozent vom Nennwert ihres ursprünglichen Betrages aufgewendet. Die ersparten Zinsen von den ausgelosten Schatzanweisungen werden zur Einlösung mitverwendet. Die auf Grund der Kündigungen vom Reiche zum Nennwert zurückgezahlten Schatzanweisungen nehmen für Rechnung des Reichs weiterhin an der Verzinsung und Auslosung teil.

Am 1. Juli 1967 werden die bis dahin etwa nicht ausgelosten Schatzanweisungen mit dem alsdann für die Rückzahlung der ausgelosten Schatzanweisungen maßgebenden Betrage (110 Prozent, 115 Prozent oder 120 Prozent) zurückgezahlt.

4. Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5proz. Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden, 98.— M,

für die 5proz. Reichsanleihe, wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis zum 15. April 1919 beantragt wird, 97.80 M,

für die 4½proz. Reichsschatzanweisungen 98.— M

für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen.

5. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden.*)

Zu allen Schatzanweisungen sowohl wie zu den Stücken der Reichsanleihe von 1000 Mark und mehr werden auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit möglichster Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im September d. J. ausgegeben werden.

Wünschen Zeichner von Stücken der 5% Reichsanleihe unter 1000 Mark ihre bereits bezahlten, aber noch nicht gelieferten kleinen Stücke bei einer Darlehenskasse des Reichs zu beleihen, so können sie die Ausfertigung besonderer Zwischenscheine zwecks Verpfändung bei der Darlehnskasse beantragen; die Anträge sind an die Stelle zu richten, bei der die Zeichnung erfolgt ist. Diese Zwischenscheine werden nicht an die Zeichner und Vermittlungsstellen ausgehändigt, sondern von der Reichsbank unmittelbar der Darlehnskasse übergeben.

6. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 28. März d. J. an voll bezahlen. Die Verzinsung etwa schon vor diesem Tage bezahlter Beträge erfolgt gleichfalls erst vom 28. März ab.

Die Zeichner sind verpflichtet:

30 % des zugeteilten Betrages spätestens am 27. April d. J.,
20 % „ „ „ „ „ 24. Mai „ „
25 % „ „ „ „ „ 21. Juni „ „
25 % „ „ „ „ „ 18. Juli „ „

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die am 1. August d. J. zur Rückzahlung fälligen Mark 80 000 000 4proz. Deutsche Reichsschatzanweisungen von 1914 Serie I werden bei der Begleichung zugeteilter Kriegsanleihen zum Nennwert — unter Abzug der Stückzinsen vom Zahlungstage, frühestens aber vom 28. März ab, bis zum 31. Juli — in Zahlung genommen. Die zu den Stücken gehörenden Zinsscheine verbleiben den Zeichnern.

*) Die zugeteilten Stücke sämtlicher Kriegsanleihen werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1919 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5 Proz. Diskont vom Zahlungstage, frühestens vom 28. März ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

7. Postzeichnungen.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5proz. Reichsanleihe entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 28. März, sie muß aber spätestens am 27. April geleistet werden. Auf bis zum 28. März geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 92 Tage, auf alle anderen Vollzahlungen bis zum 27. April, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 63 Tage vergütet.

8. Umtausch.

Den Zeichnern neuer 4½proz. Schatzanweisungen ist es gestattet, daneben Schuldverschreibungen der früheren Kriegsanleihen und Schatzanweisungen der 1., 2., 4. und 5. Kriegsanleihe in neue 4½proz. Schatzanweisungen umzutauschen, jedoch kann jeder Zeichner höchstens doppelt so viel alte Anleihen (nach dem Nennwert) zum Umtausch anmelden, wie er neue Schatzanweisungen gezeichnet hat. Die Umtauschanträge sind innerhalb der Zeichnungsfrist bei derjenigen Zeichnungs- oder Vermittlungsstelle, bei der die Schatzanweisungen gezeichnet worden sind, zu stellen. Die alten Stücke sind bis zum 29. Juni 1918 bei der genannten Stelle einzureichen. Die Einreicher der Umtauschstücke erhalten auf Antrag zunächst Zwischenscheine zu den neuen Schatzanweisungen.

Die 5proz. Schuldverschreibungen aller vorangegangenen Kriegsanleihen werden ohne Aufgeld gegen die neuen Schatzanweisungen umgetauscht. Die Einlieferer von 5proz. Schatzanweisungen erhalten eine Vergütung von Mark 2.— für je 100 Mark Nennwert. Die Einlieferer von 4½proz. Schatzanweisungen der vierten und fünften Kriegsanleihe haben Mark 3.— für je 100 Mark Nennwert zuzuzahlen.

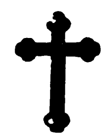
Die mit Januar/Juli-Zinsen ausgestatteten Stücke sind mit Zinsscheinen, die am 2. Januar 1919 fällig sind, die mit April/Oktober-Zinsen ausgestatteten Stücke mit Zinsscheinen, die am 1. Oktober 1918 fällig sind, einzureichen. Der Umtausch erfolgt mit Wirkung vom 1. Juli 1918, so daß die Einlieferer von April/Oktober-Stücken auf ihre alten Anleihen Stückzinsen für ¼ Jahr vergütet erhalten.

Sollen Schuldbuchforderungen zum Umtausch verwendet werden, so ist zuvor ein Antrag auf Ausreichung von Schuldverschreibungen an die Reichsschuldenverwaltung (Berlin SW 68, Oranienstr. 92—94) zu richten. Der Antrag muß einen auf den Umtausch hinweisenden Vermerk enthalten und spätestens bis zum 6. Mai d. J. bei der Reichsschuldenverwaltung eingehen. Daraufhin werden Schuldverschreibungen, die nur für den Umtausch in Reichsschatzanweisungen geeignet sind, ohne Zinsscheinbogen ausgereicht. Für die Ausreichung werden Gebühren nicht erhoben. Eine Zeichnungssperre steht dem Umtausch nicht entgegen. Die Schuldverschreibungen sind bis zum 29. Juni 1918 bei den in Absatz 1 genannten Zeichnungs- oder Vermittlungsstellen einzureichen.

Berlin, im März 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.



In seinem unerforschlichen Ratschlusse hat es Gott dem Allmächtigen gefallen, meinen innigstgeliebten Gatten, unseren guten Vater, Schwiegervater, Grossvater, Bruder und Onkel

Herrn Lehrer a. D.

Franz Quadflieg

I. Vorsitzender des Kath. Lehrerverbandes Prov. Rhld.

nach längerem, schwerem, mit vorbildlicher Geduld ertragenem Leiden, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, im Alter von 68 Jahren am 11. März nachmittags 3 Uhr zu sich in die Ewigkeit zu nehmen.

Um ein andächtiges Gebet für die Seelenruhe des lieben Verstorbenen bitten in tiefer Trauer:

Frau Wwe. Quadflieg, geb. Anna Haffke
Adolfine Quadflieg
Carola Wüstendörfer, geb. Quadflieg
Universitäts-Prof. **Dr. H. Wüstendörfer**
Frau Dr. Franz Quadflieg, geb. Altdorf
Franz Quadflieg, Enkel.

Aachen, März 1918.

Die feierlichen Exequien waren am Freitag, den 15. März, morgens 9 Uhr, in der Pfarrkirche St. Jakob, die Beerdigung an demselben Tage, nachmittags 2 Uhr, vom Trauerhause Vaelserstr. 9 zum Friedhofe an der Vaelserstrasse.

Ein feierliches Seelenamt von seiten des Kath. Lehrerverbandes Rhld. wurde gehalten am 16. März, morg. 9 Uhr, in derselben Pfarrkirche.

Frankfurter Hypotheken-Kredit-Verein.

Bilanz am 31. Dezember 1917.

Aktiva.		Passiva.	
Kasse	1,344,174 83	Aktien-Kapital	19.800,000 —
Wechsel	4,589,804 98	Reservefonds	6,740,000 —
Konto-Korrent	10,982,916 40	Disagio-Reservefonds	500,000 —
Lombard	505,106 95	Pfandbriefagio	1,358,639 83
Wertpapiere	9,344,266 99	Immobilien-Reserve	800,000 —
Hypotheken	374.060,657 14	Beamten-Pensionsergänzungskasse	886,685 26
Hypotheken-Zinsen:		Hypotheken-Delkredere	1,500,000 —
Laufende Zinsen bis 31. Dezember 1917	3,664,340 37	Hypotheken-Pfandbriefe	364,672,400 —
Immobilien	630,000 —	Aufgerufene Pfandbriefe	500 —
		Verloste Pfandbriefe	28,105 —
		Pfandbriefzinsen	4,573,694 83
		Konto-Korrent	1,260,007 88
		Talonsteuer-Konto	780,000 —
		Dividenden	31,017 —
		Gewinn- u. Verlust-Konto	2.690,217 86
	405,121,267 66		405,121,267 66

Gewinn- und Verlust-Konto am 31. Dezember 1917.

Soll.		Haben.	
Unkosten	911,297 80	Vortrag aus 1916	490.654 48
Pfandbriefzinsen	14,421,009 31	Interessen	908,276 81
Wertpapiere	25,261 10	Hypotheken-Zinsen	16,724,898 72
Immobilien	10,000 —	Pfandbrief-Umsatz	85,124 51
Hypotheken-Delkredere	250,000 —	Darlehens-Provisionen	289,302 33
Pfandbrief-Anfertigung	760 —		
Talonsteuer	139,710 78		
Gewinn-Saldo	2,690,217 86		
	18,448,256 85		18,448,256 85

Königl. Bad Kissingen

Werbeschrift und Auskünfte durch den Kurverein.

Sommer- und Winterkur

Uneingeschränkter Badebetrieb für Kur- und Erholungsbedürftige.

Mineralwasserversand durch die Bäderverwaltung.

Kindergärtnerin,
staatl. geprüft, mit Jahreszeugnissen
= sucht =
in einem gut katholischen Hause **Stellung.**
Angebote unt **B. K.,** Regensburg, Straubingerstr. 65/0.

Kath. Lehrerverband des Deutschen Reiches Prov. Rhld. Eingetragener Verein Aachen.

Wir erfüllen hiermit die schmerzliche Pflicht, unsere Mitglieder davon in Kenntnis zu setzen, dass unser 1. Vorsitzender

Herr

Franz Quadflieg

Lehrer a. D. in Aachen

nach längerem, mit grösster Geduld ertragenem Leiden am 11. März nachmittags sanft im Herrn entschlafen ist.

Der liebe Verstorbene hat, ausgerüstet mit umfassenden Kenntnissen, unsern Verband seit 1891 als I. Vorsitzender mit grösster Umsicht und selbstlosester Hingabe von kleinen Anfängen zu schönster Blüte geführt. Die Hebung der Schule nach den Grundsätzen der kath. Kirche und die Förderung der Interessen des Lehrerstandes waren ihm eine heilige Lebensaufgabe, deren Lösung er sich in rastloser Arbeit mit unerschütterlichem Mute, unbeirrt durch entgegenstehende Hindernisse, fortgesetzt widmete. Allen war er ein umsichtiger Berater und treuer Helfer in den verschiedensten Lagen. Durch sein Bemühen hat er sich um Schule und Lehrerschaft die grössten Verdienste erworben, die ihm ein bleibendes Andenken sichern werden. Wir bitten alle Verbandsmitglieder, seiner in andächtigem Gebete stets zu gedenken und die Bestrebungen unseres Verbandes in seinem Sinne weiter zu pflegen.

Aachen, März 1918

Namens des Vorstandes:
Ph. Krug, 2. Vorsitzender. **J. Schneiders,** Schriftführer.

Die feierlichen Exequien waren am Freitag, den 15. März morgens 9 Uhr, in der Pfarrkirche zum hl. Jakobus.

Die Beerdigung an demselben Tage nachmittags 2 Uhr, vom Trauerhause Vaelserstrasse 9 zum Friedhofe an der Vaelserstrasse.

Ein feierliches Seelenamt seitens des Verbandes wurde gehalten am 16. März, morgens 9 Uhr, in derselben Pfarrkirche.

Berlin Mittelstr. 21-22
2 Min. v. Bahnhof Friedrichstr. 4 Min. v. d. St. Hedwigskirche. Moderner Komfort :: Ruhiges u. angenehmes Wohnen :: Zimmer v. M. 3.— an. Bes. Franz Stützer
Hotel Stadt Kiel

Ketteler- : Heim : Bad Nauheim
Kathol. Schwesternhaus, nächst den Bädern gelegen. — Hauskapelle, Personenaufzug. Elektr. Licht, Zentralheizung, Grosser Garten. — Prospekte durch die Oberin.

Kath. kaufm. Verein „Hansa" e. V. München
Landessammelstelle der Bayerischen Kriegsinvalidenfürsorge — Kriegsinvalidenfürsorge der Stadt München
Unter d. Schirmherrschaft d. Herrn Staatsmin. Dr. von Brettreich
Dienstag, den 19. März, Abends 8 Uhr im Kgl. Odeon
4. Kriegsfürsorgetag
Vortrag: Se. Exzellenz der hochwürdigste Herr Erzbischof Dr. **Michael von Faulhaber,** Feldpropst der kgl. bayr. Armee, spricht über:
„Meine Frontreise zu den Bayern auf dem Balkan."
Solovorträge: Geigenkünstlerin Herma Studeny.
Orgelvorträge.
Sitzplätze zu M. 20.—, 10.—, 5.—, 3.—, 2.—, Stehplätze M. 1.50, 1.—.
Vorverkauf bei Emil Michel (Zigarrenhaus Neumann) Dienerstrasse 8, Telephon 24359, und J. Pfeiffer's Relig. Kunstverlag, Herzog-pitalstrasse 6 Tel. 6177.

Soeben erschienen:

Wie ich mein Leben empfand
dargestellt von **Anna Freiin von Krane.**

Anna Freiin von Krane hat eine reiche Innerlichkeit in diese Seiten hineingelegt, die umso tieferen Eindruck macht, als die Dichterin jede Schönfärberei sorgsam vermied und in rührender anspruchsloser Schlichtheit berichtet, wie sie ihren stillen Weg durch das harte Leben schritt. Der Titel des Buches kennzeichnet in treffender Weise ihren Standpunkt, wie auch die eingestreuten Gedichte in ihrer lyrisch persönlichen Ausdrucksform nur zeigen sollen, wie sie unter mannigfachen Erfahrungen und Leiden das Leben empfunden hat. Das Buch ist eine ausgezeichnete Einführung in das schöne, in sich abgerundete Schaffen der Dichterin. (Köln. Volkszeitung Nr. 1004, 23. Dez. 17).

Preis geheftet Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.

Dr. F. Rohr, Die Prophezeiung von der Entscheidungsschlacht des Europäischen Krieges am Birkenbaum und andere Prophezeiungen.

Dr. Rohr bringt wirklich Licht in das unheimliche Dunkel der Kriegsprophezeiungen. Das gilt besonders von der verklärten Person des siegreichen Heerführers .... Sein Buch ist vor allem ängstlichen Gemütern warm zu empfehlen. Ja, es verdient in 100000 von Abzügen verbreitet zu werden. (Weser-Ztg. Nr. 25472.)

Mit fünf geschichtlichen Abbildungen. Preis geheftet Mk. 2.70, in Halbleinen geb. Mk. 3.60.

Dr. F. Rohr, Die Herkunft des Wortes „Boche". — Eine sprachlich-geschichtliche Skizze als Beitrag zur Erkenntnis der französischen Volksseele. Verkaufspreis 35 Pfg. Reinertrag zum Besten eines kriegsverwaisten Kindes.

Das Schriftchen, in dem der Verfasser die sprachliche Ableitung und geschichtliche Entwicklung des Wortes „Boche" darlegt, ist deshalb besonders anziehend und lesenswert, weil es in knapper, leicht verständlicher Form geschrieben und einen tiefen Einblick in die von infernalem Hass erfüllte französische Volksseele gewährt.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von J. & A. Temming, Bocholt i. W.

In dieser ernsten Zeit kommt das Harmonium-Spiel ganz besonders zur Geltung. Es ist in der häuslichen Musik Tröster und Erbauer zugleich.

HARMONIUM d. König d. Hausinstrumente
HARMONIUM sollte i. jed. Haus. z. find. sein
HARMONIUM m. edl Orgelton v. 66-2400 M.
HARMONIUM auch von Jederm. ohne Notenk. 4 stimmig spielbar.
Prachtkatalog umsonst.
Alois Maier, Hofl. Fulda.

---

25 Fuder 1917er Wintricher, 32 Fuder 1917er Berncasteler
alles naturrein u. bess. Kreszenzen, auch einzeln **zu verkaufen.** Proben geg. Berechnung.
Fr. Bildhauer Berncastel a. M.



Dresden Scheffelstrasse hat allein „Atama"-Straussfedern. Solche bleiben 10 Jahre schön u. kost. 30 cm lang 3 M., 35 cm 4 M., 40 cm 5 M., 45 cm 8 M., 50 cm 12 M., 55 cm 18 M., 60 cm 25 M. Schmale Federn, nur 15-20 cm breit kost. 1/2 m lg. 3 M, 60 cm 6 M. Straussboas 5, 10, 20 M. Reiher 1, 2, 4, 6 M bis 60 M Hutblumen, 1 Karton voll 3, 5 u. 10 Mk.

Pianinos
neu u. gespielt, beste Fabrikate, **garantiert Friedensware** in grösster Auswahl. Auf Wunsch günstige Zahlungsweise. Grosser Versand
Pianohaus Karl Lang, Augsburg, Ulmerstr. 16.

---

8. Kriegsanleihe

Jedem wird die Zeichnung möglich und leicht gemacht durch den **Kriegsanleihe-Spartarif** des „**Janus**" in Hamburg.
Einzahlungsfrist 10–20 Jahre
Jährlicher Beitrag:
für M. 500.— M. 18.10
„ „ 100000.— „ 3615.—
Gegr. **„Janus"** 1848
Hamburger Versich.-Akt.-Ges.
Unverbindliche Anfragen an: Janusbureau in München Marienplatz 17 Telephon 26182
Angesehene Mitarbeiter überall willkommen.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M. 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 13. München, 30. März 1918. XV. Jahrgang.

Osterfreude.

Von Dr. F. Zoepfl, Mindelheim.

Das Wesen der christlichen Osterfeier ist die Freude; und zwar nicht jene stille, heimliche Freude des Weihnachtsfestes, die zu ihrem Erwachen verschlossene Fensterläden braucht und das trauliche Kaminfeuer, nein, die helle, jubelnde Freude, die das Haus verläßt und auf der Straße ihres Glückes Genossen wirbt.

So haben wenigstens unsere Vorfahren ihr Ostern begangen. Helle Freude leuchtet uns entgegen aus all den sinnigen Bräuchen, mit denen sie ihren Ostertag umkleideten und die sich zum Teil bis in unsere Tage herübergerettet haben. So laut und froh wie selten im Jahre klangen die Glocken hin über den Ruheplatz der Toten und über die Wohnstätten der Lebenden; Freudenfeuer leuchteten von Berg zu Berg; in frühester Morgenstunde verließen die Menschen ihre Wohnungen und stiegen auf die Höhen, um die Sonne aufgehen zu sehen, die nach altem Glauben an diesem Tage drei Freudensprünge tat. Auf bunt geschmückten Pferden ritten die kecken Burschen um die Dorfmarkung; jung und alt zog mit Schalmeien und Pfeifen von Haus zu Haus, den Auferstandenen preisend; auf lenzgrüner Aue vergnügte sich die Jugend mit Eierlauf und Ballspiel. Ja, die Freude zog auch in die Kirche ein; der Auferstandene mit weißroter Siegesfahne grüßte froh die Kirchleute vom Altare aus; von Halleluja-Rufen widerhallten die alten Mauern; der Priester weihte die farbigen Ostereier und erzählte während der Predigt das sog. Ostermärlein, das die schlichten Leute alle mit herzlicher Fröhlichkeit in Empfang nahmen. Helle Freude — das war die Osterfeier unserer Ahnen und mit Recht konnte darum ein längst vergessener Dichter damals singen:

„Die ganze Welt, Herr Jesu Christ,
Bei deiner Urständ fröhlich ist."

Der Prediger, der am vierten Kriegsostern im Geiste der Alten zu rechter Osterfreude rufen will, muß sich auch auf taube Ohren und viel Widerspruch gefaßt machen. Dankbare helle Osterfreude — sie pocht zwar vernehmlich laut auch an unsere Herzen. Seit wir das letztemal Ostern feierten, haben unsere Heere kraftvolle, ja entscheidende Siege in Ost und West und Süd erfochten und damit manche Pläne unserer Gegner zuschanden gemacht. Die Ostmark ist befreit von drängenden, beutegierigen Feinden; einem Teil unserer Feinde haben wir einen Frieden abgerungen, der unserer Heimat Bestand und Ehre sichert. Und im Westen hat der begonnene Entscheidungskampf bereits gewaltige Erfolge gezeitigt, die uns mit größter Zuversicht in den endgültigen Ausgang des Völkerringens erfüllen. Alle unsere Gedanken, unsere Herzen weilen in diesen Tagen bei den kämpfenden Armeen im Westen, unsere Wünsche, Sorgen und Gebete begleiten unsere Lieben auf ihren schweren, blutigen Wegen, und jede neue Siegeskunde trägt bei zur Hebung unserer Stimmung, zur Mehrung der Osterfreude.

Und doch — den Jüngern gleich, die am Osterabend nach Emmaus pilgerten, können und wollen so manche ihr Auge nicht wenden von dem Leid, das auf der Welt liegt. Ja gerade die Osterzeit mit ihren Geheimnissen und Erinnerungen weckt in vielen erst recht Wehmut und Klage. Das selige Wort von Sieg über Tod und Hölle, von ewigem Leben — es ruft uns unsere Brüder vor Augen, die dahinsanken und dahinsinken in frühem Tod und über deren fernes Grab kein frohes Osterläuten klingt. Die Erzählung von den zagenden Jüngern, die ihren Herrn wiederfanden und jubelten ob des seligen Fundes, sie will uns die Tränen entlocken, weil wir immer noch getrennt sind von denen, die uns die teuersten sind. Der Friedensgruß, den der selig Erstandene den Seinen zum Ostertag entbot, läßt uns trauernd gedenken des vernichtungsgierigen Hasses, mit dem unsere Feinde auch heute noch uns verfolgen, läßt uns trauernder noch gedenken der Gegensätze, die sich im eigenen Lande zwischen einzelnen Gruppen und Parteien herausgebildet haben und die auch heute noch nicht ausgeglichen sind. Die Osterpredigt der Kirche vom geistigen Auferstehen, vom neuen Leben der Seele — viele hören sie nur mehr mit müdem, zagem Lächeln und weisen hin auf die geistigen Verluste, welche die ganze Menschheit durch den Krieg erlitten. Ostern feiert die Kirche — wir aber wandeln noch immer und wandeln wohl noch manches Jahr in entsagungsreicher Fastenzeit. Schwer liegt Ostern auf vielen Seelen.

Und doch sollen Christen auch im vierten Kriegsjahre Ostern in Fröhlichkeit feiern. So ist es der Wunsch der Kirche. Trotz der Kriegsnot legt sie an diesem Tage das Festgewand an, das sie in Friedenszeiten trug; trotz des Krieges singt sie dem Osterlamme ihre Loblieder, trotz des Krieges mahnt sie so eindringlich wie nur je: „Das ist der Tag, vom Herrn gemacht, laßt uns jauchzen und fröhlich sein an ihm!" In Freude sollen wir Ostern feiern.

Und wir können es auch trotz allen Leides und aller Not, wir können es, wenn wir uns nur ernst und willig ergreifen lassen von den Gotteskräften des Ostermysteriums. Das war ja der Quell, aus dem unsere Vorfahren Freude schöpften für den Ostertag, Freude für die kommenden Wochen. Sie hatten auch nicht eitelrosige Zeiten; die gute alte Zeit — sie war erstaunlich hart und beschwerlich. Oefter noch als wir mußten sie Ostern im Kriege feiern, Ostern inmitten von Brand und Mord und Trümmern; der schwarze Tod zog verheerend über das ganze Land und holte seine Beute aus jedem Haus; mit Hunger und Entbehrung mußten sie härter ringen denn wir; Lasten mußten auch sie tragen; Leid ward auch ihnen zugemessen in reicher Fülle. Und doch hatten sie die Kraft, Ostern zu feiern in Fröhlichkeit; doch hatten sie die Kraft, jubelnde Osterlieder zu ersinnen und zu singen; doch hatten sie die Kraft, mit festlichen Bräuchen den Ehrentag ihres Meisters zu umgeben. Woraus schöpften sie Kraft und Mut hierzu? Woraus anders denn aus dem „Wasser, das aus dem Tempel strömt"? Mit kindlich offener Seele hatten sie in der Karwoche die Uebermacht gottfeindlicher Gewalten erlebt; den Besten der Menschenkinder sahen sie gefangen und gebunden, zertreten wie einen Wurm, verlassen von Himmel und Erde; sie hörten das Hohnlachen seiner Feinde und das klagende Seufzen seiner Jünger: „Gott hat ihn gerichtet, sein Werk ist zerstört." Nun aber kam der Ostermorgen. Da sahen sie ihn hervorgehen aus der Nacht des Grabes, herrlicher und machtvoller denn zuvor; da sahen sie sein Werk von neuem wieder erstehen, und ihr Auge war hell genug, hinter den Ereignissen die über alles Leid und alle Sünde siegende Gottesmacht und Gottesliebe zu schauen, zu schauen den Sieg des Lebens über den Tod, den Sieg des Geistes über Raum und Zeit und Vergänglichkeit, den endgültigen Triumph des Guten. Das Osterereignis, in seinem tiefsten Sinn erfaßt, ward ihnen zum Gleichnis ihres Lebens, noch mehr, es ward ihnen Grundlage und Gewähr ihres Glaubens: Alles Leid ist nur zum Heile. Und freudig verankerten sie von neuem ihr Leben im göttlichen Leben und so wurden sie stark und trotzig und konnten lächelnd leiden und in froher Hoffnung sterben. Der Trost kam von innen.

Zu diesem Wunderborn müssen auch wir hinabsteigen, wenn unser Herz der seligen Osterfreude teilhaftig werden soll. Der Trost muß von innen kommen. Den Krieg kann der einzelne Mensch nicht aus der Welt schaffen; er wütet weiter, bis ein Höherer ihm ein Ziel setzt. Den Tod können wir wieder nicht bannen von unseren Schwellen; er wird herrschen bis zum Ende der Zeiten. Ungemach und Not und vielleicht auch Ungerechtigkeit werden nie verschwinden unter den Menschen. Wenn wir unsere Freude von äußeren Ereignissen abhängig machen wollten, nie würde unser Herz Ruhe und Frieden finden. Lebten doch vor dem Kriege sehr viele in glänzenden äußeren Verhältnissen — und doch gab es so wenig Glückliche. Nein, wir müssen uns innerlich unabhängig machen von all den widrigen Ereignissen; wir müssen unsere Seelen retten aus der Welt; wir müssen unsere Seele groß und stark und sonnig machen, so daß sie sieghaft stehe über all dem, was an sie herantritt. Und wie könnten wir besser unsere Seelen erfüllen mit Mut und Kraft, den Grundlagen dauernder Fröhlichkeit, wie besser, als wenn wir Ostern halten im Geiste unserer Ahnen. Lange genug haben wir unter der Wucht der schweren Ereignisse gezagt und sind verzagt. Laßt uns am Ostertag im Geiste zum offenen Grabe des Meisters wandern und mit kindlich-williger Seele den Sieg göttlicher Liebe über alles Menschenleid schauen! Laßt uns ernst und rückhaltlos Anschluß suchen an den, der des wahren Lebens Urheber, der das Leben selbst ist! Und lichte Osterfreude wird trotz der Kriegsnot brechen aus den Tiefen unseres Herzens und dankend werden wir mit dem alten Dichter bekennen:

„Das ist die rechte Osterbeut, der wir teilhaftig werden:
Fried', Freude, Heil, Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden."

Der russische Frieden.

Von Studienrat J. Kuckhoff, Mitglied des Reichstags.

Die Aufrichtung des ukrainischen Staates hat Rußland zum guten Teil vom schwarzen Meere zurückgedrängt. Der Friede, zu dem sich dann die augenblicklichen russischen Gewalthaber gezwungen sahen, läßt ihnen, nachdem auch Finnland sich als freien Staat erklärt hat und als solcher von uns anerkannt worden ist, nach Westen hin zum Weltverkehr auch nur ein enges Fenster. Was die russische Politik seit Peter dem Großen sich zum Ziele gesetzt hatte, die Expansion nach Westen, der Zug gen Konstantinopel, das ist alles in Trümmer geschlagen. Rußland löst sich in seine Teile auf. Wo früher der mit Militärmacht und Autokratie gestützte Koloß stand, ist ein Nichts, und im politisch leeren Raume suchen sich neue Gebilde zu gestalten. Für Deutschland erwachsen daraus ganz neue Aufgaben, ebenso aber auch für — England und Japan.

Das Stück Land, mit dem wir jetzt Frieden geschlossen haben, führt den Namen Rußland zu unrecht, sofern man damit einen historischen Begriff verbindet. Soll darunter nämlich das um einzelne Stücke verkleinerte alte Zarenreich verstanden werden, so imputiert man dem Lande notwendig Expansionsbestrebungen. Denn ohne feste, sichere Verbindung mit dem Weltmeere kann eine europäische, geschweige denn eine Weltmacht, nicht bestehen. Rußland mit Petersburg und Moskau ist aber in Wirklichkeit nur ein gleich bedeutendes Stück, wie alle anderen Stücke des ehemaligen Zarenreiches. Ob sich aus den Teilen wieder einmal eine Weltmacht herausbilden wird, das vermag heute niemand zu sagen.

Deshalb ist es auch ganz müßig, den Frieden mit Rußland als einen Annexionsfrieden kennzeichnen zu wollen. Ein Großstaat löst sich in seine Bestandteile auf. Von diesen liegen die meisten und vorläufig wichtigsten mit langen Grenzen benachbart mit Deutschland und seinen Verbündeten. Darum haben wir alles Interesse daran, darauf zu achten, was nun in dem weltpolitisch leeren Raum an unserer Ostgrenze entsteht. Alle diese neu entstehenden Staaten können doch nicht von Rußland ihre staatenbildende Kraft und die notwendige Hilfe zur Ausbildung dieser Kraft erhalten, weil es eben kein Rußland mehr gibt. Darum müssen sie sich an die Großmacht anlehnen, die ihnen benachbart ist, und das ist eben im weitesten Maße Deutschland. Wenn darum in dem Vertrage mit Rußland eine Grenzlinie festgestellt worden ist, jenseits der der russische Einfluß in Zukunft aufhören soll, so bedeutet das nur, daß die Petersburger Gewalthaber in die Liquidation des Zarenreiches einwilligen.

Die Linie, die Kurland, Litauen, Polen im Osten abgrenzt, bedeutet in Zukunft die Grenze zwischen Mittel- und Osteuropa. In Mitteleuropa wird Deutschland kulturell und politisch die führende Macht sein. Sein Einfluß wird sich ganz selbsttätig auch auf die neu entstehenden Staatengebilde erstrecken. Die Frage, wie groß dieser Einfluß sein wird und das Maß der Abhängigkeit der neuen Länder von Deutschland wird durch den soeben einsetzenden großen Kampf im Westen entschieden werden. Würden wir dort besiegt, so würde eine politische, wirtschaftliche und kulturelle Durchdringung der russischen Teilstaaten durch England und Japan die Folge sein. Denn dann würde auch die Türkei zerschmettert und die Dardanellenfrage im englischen Sinne gelöst werden.

Noch vor wenigen Monaten konnte man sich die Lösung des europäischen Ostproblems ganz anders denken. Es erschien nicht ausgeschlossen, daß ein neues Rußland aus dem Weltkriege hervorgehen könne. Und mit diesem Großstaate hätte Deutschland einen modus vivendi finden müssen. Am glücklichsten hätte damals noch ein Bündnis erscheinen können, das sich gegen die Durchdringung Ostasiens seitens Japans und die Eroberungsabsichten Englands von Indien her richtete. Mit dem Zerfall Rußlands ist diese politische Perspektive verschlossen. Deutschland und mit ihm Mitteleuropa werden nunmehr darnach trachten müssen, die neuen Staaten im Osten möglichst eng mit sich zu verbinden.

Das kann am besten durch Bündnisse wirtschaftlicher und politischer Art geschehen. Zur Erreichung dieses Zieles ist negativ vor allem notwendig, daß jede Annexion — abgesehen von kleinen militärisch notwendigen Grenzberichtigungen — unterbleibt. Wir dürfen nicht Stücke aus den neuen Staaten herausschneiden, ehe sie überhaupt zum Leben gekommen sind. Durch jede Annexion im Osten würden wir uns diese Staaten verfeinden und sie zu einer panslavistischen Politik treiben. Wir würden es dadurch jedem beliebigen der neuen russischen Teilstaaten möglich machen, die anderen durch Feindschaft gegen uns mit sich zu verbinden und einen durch England und Japan unterstützten Bund zu bilden. Wir würden dadurch den Zersetzungsprozeß Rußlands aufhalten und eine neue größere slavische Gefahr schaffen, der unsere Nachkommen sicher einmal unterliegen müßten.

Deshalb sieht man am besten den russischen Frieden gar nicht als eine Auseinandersetzung mit unserem früheren östlichen Nachbarn an, sondern als die Anerkennung der russischen Liquidation. So jedenfalls wird er im Buche der Geschichte einmal verzeichnet werden. Es ist darum auch kein Friede, der den Grundsätzen widerspräche, zu denen sich die deutsche Regierung in der Antwort auf die Papstnote bekannt hat. Von Annexionen und Entschädigungen ist gar keine Rede. Die Weltgeschichte hat zu Gericht gesessen und ihr Urteil gesprochen. Europa behält seinen wirtschaftlichen und kulturellen Mittelpunkt im Deutschen Reiche, und dem Vordringen des Slaventums ist auf unabsehbare Zeit Einhalt geboten. Die Entscheidung im Westen wird das bekräftigen. Wir leben in einer Epoche, die einstmals in den geschichtlichen Lehrbüchern als der Beginn einer neuen Zeit verzeichnet werden wird. Es ist erklärlich, daß wir die Wucht der Ereignisse, weil wir mitten darin stehen, nicht recht fühlen. Aber man sollte doch endlich einmal einsehen, daß es sich gar nicht um die Erwerbung dieses oder jenes Landstriches oder um Kriegsentschädigungen handelt, sondern um die Zukunft der Völker, vor allem um Deutschlands Mission in der Welt. Wenn man das einsieht, dann werden auch die kleinlichen Streitereien über Kriegsziele aufhören. Das deutsche Wesen wird gewogen in dieser Weltkatastrophe, und wir hoffen, daß es nicht zu leicht befunden wird. Wenn wir alle etwas mehr an unsere Zukunft als eine Kulturmission glauben, dann haben wir ein herrliches Kriegsziel.

Es wird auf Grund des russischen Friedensvertrages ein Herzogtum Kurland erstehen, Livland und Estland werden neue Staaten bilden, Litauen wird einen König erhalten sowie auch Polen. Und alle diese Staaten werden sich an uns angliedern müssen. Denn für sich sind sie weder zusammen noch auch einzeln lebensfähig. Durch diese enge Verbindung dürfen diese Staaten nicht in ihrer Entwicklungsmöglichkeit gehemmt werden. Ebensowenig darf es geschehen, daß etwa Polen in seinen nationalen Aspirationen in unser Gebiet hinübergreift. Das nennt man Verständigung unter den Völkern, wobei freilich immer bedacht werden muß, daß der Schwächere verständnisvoll zunächst den politischen Aufgaben des Stärkeren entgegenkommen muß. Das ist Realpolitik. Wir sind die Führer, die Randvölker die Geführten.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Entscheidungskampf im Westen. Der erste große Sieg.

Beginn am 21. März. Als wäre der astronomische Frühlingsanfang zum dies fastus für die Erlösung aus dem harten Kriegswinter ausgewählt worden! Ein dies ater wurde schon der erste Kampftag für unseren Hauptfeind, denn die Engländer, denen Hindenburg die Ehre des ersten Angriffs gewährt, verloren sofort ihre Vorfeldstellung und ihre ersten Linien, obschon sie sich und der gläubigen Welt eingeredet hatten, daß diese raffiniert ausgebauten und bewehrten Positionen überhaupt nicht zu erstürmen seien. Der zweite und dritte Kampftag brachten den Abschluß des ersten Teiles der Großen Schlacht in Frankreich. Wir haben die Schlacht bei Monchy—Cambrai—St. Quentin—La Fère gewonnen. Ein erheblicher Teil des englischen Heeres ist geschlagen. Die beiden Heeresgruppen (Kronprinz Rupprecht und deutscher Kronprinz) haben bereits 30000 Gefangene und 600 Geschütze erbeutet und einen Geländegewinn von 2000 Quadratkilometer zu verzeichnen. Das englische Heer erlitt innerhalb dreier Tage vom 21. bis 23. März die größte Niederlage in der britischen Geschichte. Seitdem geht der deutsche Angriff unaufhaltsam weiter und führte zu einer neuen Niederlage des Feindes bei Bapaume.

Welch' eine Wendung seit den vorigjährigen Kämpfen an derselben Stelle! Damals gingen die Offensiven von den Feinden aus; unsere Heeresleitung mußte sich auf die Defensive beschränken, da ein sehr großer Teil unserer Kräfte noch im Osten und am Isonzo gebunden war. Jetzt sind die Rollen vertauscht. Die Gegner sind in die Defensive gedrängt, seit Wochen bedrückt von der Sorge: Wann und wo und wie wird Er (der gefürchtete Hindenburg) seine Offensive ansetzen?

Als unsere Heeresleitung sich noch in der Defensive halten mußte, hatte sie neue Gedanken und neue Methoden, wie die biegsame Linie, das überraschende Zurückweichen auf vorbereitete bessere Stellungen, die Bereithaltung von flinken Reserven. Die Kriegsräte der feindlichen Genossenschaft sind stumpfsinnig im alten Gleise geblieben. Das höchste, wozu sich der „große" Kriegsrat von Versailles aufzuschwingen vermochte, war die Aufstellung eines kompakten Reserveheeres unter dem französischen General Foch, das vielleicht zum Nachstoß hinter einem gelungenen Durchbruch geeignet sein konnte, aber für die Hilfe bei einer Schlappe schwerlich rechtzeitig kommen kann.

Der Mangel an einheitlicher Führung und voller Solidarität ist bei der gegnerischen Genossenschaft unausrottbar. Unser Vorteil in dieser Hinsicht ist mehrere Armeekorps wert. Besonders erfreulich ist, daß jetzt im Westen sich auch österreichische Artillerie an dem Entscheidungskampfe beteiligt und so das Wort des Grafen Czernin eingelöst wird: Wir kämpfen für Straßburg mit, wie die Deutschen für Triest.

Da wir an den drei ersten Tagen auf einer Kampffront von 80 Kilometer bereits 600 Geschütze erbeuten konnten, ist die feindliche Artillerie offenbar immer noch sehr stark. Aber der Glaube an die Ueberlegenheit ihrer Artillerie ist den Feinden zu ihrem Schrecken verloren gegangen. Alle ihre Berichte bekunden, daß die deutsche Artillerie sowohl in dem Vernichtungsfeuer auf die ersten englischen Stellungen als auch in dem Sperrfeuer auf die hinterliegenden Aufstellungen an Wucht und Präzision die sämtlichen Vorgänge in diesem geschoßreichen Kriege übertroffen hat. Dazu werden neben den österreichischen Batterien wesentlich die vielen Tausende von Geschützen beigetragen haben, die wir vom Osten herbeigeschafft haben, teils aus dem eigenen Bestand, teils aus der reichen Beute von Rußland. Auch mit der Munition brauchen wir offenbar nicht mehr zu kargen. Der kurze Streik einiger Arbeiter hat die Quantität der Munitionserzeugung kaum beeinflußt, und daß in der Qualität dieser Kampfmittel bedeutende Fortschritte erzielt sind, zeigt u. a. die Beschießung von Paris auf 100 km Entfernung.

Je besser die Artillerie desto weniger Blut kosten uns unsere Siege. Die letzte Entscheidung liegt freilich in den Köpfen und Herzen und Muskeln der Sturmtruppen. Die moralische und physische Ueberlegenheit des Menschenmaterials hat sich in diesen ersten Kampftagen wieder glänzend bewährt. Den englischen Soldaten wird die zähe Tapferkeit durchaus nicht abgestritten; die militärische Schulung der Mannschaften scheint aber in schwierigen Lagen nicht auszureichen, und das wirkt um so schlimmer, da die Führung minderwertig ist, sowohl auf den niederen, wie auf den höheren Stufen.

Der englische Generalissimus war an dem Schicksalstag in London. Daraus sieht man, wie überraschend unser Vorstoß gekommen ist, obschon doch alle Welt seit Wochen oder gar Monaten von der Frühjahrsoffensive sprach. Die Herren glaubten bis zum Weißen Sonntag Schonzeit zu haben. Also ist es unserer Heeresleitung gelungen, die gewaltigen Vorbereitungen so zu treffen, daß die Gegner trotz aller Spähkünste um 14 Tage irregeführt wurden. Das schätzbare Hilfsmittel der Ueberraschung kann noch öfter zur Anwendung kommen. Denn wir haben die Offensive und damit die volle Freiheit des Handelns, die beliebige Auswahl von Ort und Zeit. Unsere Feinde dagegen müssen überall und jederzeit auf alles gefaßt sein, und das geht ihnen an die Nerven.

Wir lassen ruhig Hindenburg und seine wackeren Truppen weiter sorgen und schaffen und freuen uns innerlich über den schönen Anfang, dem mit Gottes Hilfe gewiß die Fortsetzung und die Vollendung entsprechen wird. Durch die Frühlingsstürme zum Wonnemond! Wenn das politische Osterfest etwas später fällt als das kirchliche in diesem Jahr, es kommt doch!

Der Raub der holländischen Schiffe.

Die Schandtat ist vollzogen unter salbungsvollen Redensarten des allzeit gerechten Wilson. Er stellt einfach den „anerkannten" Grundsatz auf, daß der Staat das fremde Eigentum, das sich in ihm vorfindet, in Gebrauch nehmen darf. Ja, er macht sogar den Holländern klar, daß der Raub ein Freundschaftsbeweis sei. Daneben behauptet Wilson ohne den geringsten tatsächlichen Anhaltspunkt, daß Deutschlands Druck die Holländer an der freundschaftlichen Verständigung behindert habe. Deutschland hat sich nicht eingemischt, wie die Holländer selbst feststellen. Die Vereinbarung wurde von der Entente unmöglich gemacht, da diese die von Holland geforderten Bedingungen einfach beiseite schob, weil sie den ganzen Schiffsraum sofort und unbedingt (auch zum Truppen- und Munitionstransport) zur Verfügung haben wollte. Ohne weiteres beschlagnahmt! Angeblich in Amerika 640000 Bruttotonnen, in England 150000. Die Entrüstung in Holland ist sehr groß, aber wirkungslos. Mit dem Schurkenstreich gewinnen die Feinde eine kleine Galgenfrist im U-Bootkriege, aber für den entscheidenden Landkampf kommt der Schiffsraub zu spät.

Der Reichstag.

Er hat sich zur rechten Zeit in die Osterferien begeben. Einen Tag nach dem Beginn des Großkampfes in Flandern, der alle Aufmerksamkeit für sich allein in Anspruch nimmt.

Der Reichstag hat die Osterferien verdient, denn fünfzehn Milliarden neuer Kriegskredite sind mit der gewohnten Mehrheit bewilligt, die Friedensverträge mit Rußland und Finnland endgültig genehmigt worden, nach einer sehr eingehenden Besprechung der gegenwärtigen und zukünftigen Verhältnisse im gesamten Osten. Der Vertrag mit Rumänien ist zwar noch nicht fertig, steht aber allen Nachrichten zufolge vor dem Abschluß. Marghiloman und sein neues Ministerium sollen entschlossen in den sauren Apfel beißen wollen. Litauen ist von uns als freier und unabhängiger Staat anerkannt worden.

Außerdem ist im Reichstag mit einem schleichenden Aergernis aufgeräumt worden, nämlich mit einer „vertraulich" verbreiteten Denkschrift des früheren deutschen Botschafters in London, Fürst Lichnowsky. Dieser Mann, der unglückseligerweise in den kritischen Jahren von 1912—14 an die wichtigste diplomatische Stelle geraten war, hatte sich von seiner eigenen Eitelkeit und den englischen Schmeicheleien so verstricken lassen, daß er im schroffsten Gegensatz zu der deutschen Politik auf die Preisgabe Oesterreichs und die Unterwerfung unter das englische „Wohlwollen" hinarbeitete. Seine krause Denkschrift erregte deshalb so großes Aufsehen, weil man befürchten mußte, daß unsere Feinde und die schwankenden Neutralen die Behauptungen dieses krankhaften Querkopfes ausnützen würden, um uns wieder die Schuld an dem Kriegsausbruch zuzuschreiben. Doch ist das Aergernis nicht groß geworden, da die Gegner mit diesem „Kronzeugen" keinen Staat machen können. Die aktenmäßigen Gegenbeweise sind ja auch zu deutlich. Es bleibt nur der unangenehme Eindruck, daß es mit unserem diplomatischen Rüstzeug doch fürchterlich schlecht bestellt war, wenn ein derartiger Mann zwei Jahre lang Botschafter in London sein konnte. Ein schwerer nachträglicher Vorwurf für Herrn von Bethmann Hollweg! Das deutsch-österreichische Bündnis ist glücklicher Weise über solche Anzapfungen erhaben. Es blüht und bewährt sich ja gerade jetzt in Flandern.

Finnland und der Heilige Stuhl.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Am 2. März empfing Papst Benedikt XV. in feierlicher Audienz die finnische Sonderabordnung bestehend aus den Herren Kihlman und Wolff sowie dem Sekretär Borenius, welche im Namen ihrer Regierung und des finnischen Landtages die Konstituierung des unabhängigen Staates Finnland mitzuteilen und um deren Anerkennung nachzusuchen den Auftrag hatte. Ihre Mission endet in Rom, wohin die Reise über London, Paris und Madrid geführt hatte. Außer England, das gewisse Vorbehalte machte, haben nun der Reihe nach die folgenden Mächte Finnlands Unabhängigkeit anerkannt: Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Schweiz, Spanien und der Hl. Stuhl. Die übrigen werden zweifellos ehestens folgen, sobald die Abordnungen, deren im ganzen vier unterwegs sind, ihrer Aufträge sich entledigt haben werden. Die nach Italien entsandte hatte auch die Anerkennung durch das Königreich Italien einzuholen.

Da die Abordnung selbstverständlich nach einer von ihrer Regierung vorgeschriebenen Marschroute handelte, ist in dem Umstande, daß in dem römischen Programme dem Heiligen Stuhle der Vorrang eingeräumt wird, die Auffassung und das Bestreben Finnlands zu erkennen, dem Vatikan die ihm zukommende volle Beachtung zu schenken. Die an keine politische Grenze gebundene Macht des Papsttums, die, über allen Nationen stehend, trotz ihres geistlichen Charakters in ihrer Ausdrucksform desjenigen der weltlichen Macht nicht entbehren kann, wird vom finnischen Staate als solche dadurch anerkannt, daß ihr gegenüber dem Staate Italien unbedenklich der Vorrang eingeräumt wird. „In Kurzem werden wir auch vom Baron Sonnino empfangen werden, worauf unsere Mission endet," erklärte am Tage der Audienz im Vatikan der Delegierte Kihlman einem Vertreter der amtlichen Agentia Volta. Es ist, wenn man Sonninos kleinliche Eifersucht gegenüber der politischen Macht des Papsttums kennt, zu begreifen, daß er nur mit süßsaurer Miene inzwischen die Herren empfangen haben mag, die so ohne weiteres und als ganz selbstverständlich in Rom Italien an zweite und den Vatikan an erste Stelle setzen.

Uebrigens ist es nicht dieser Umstand allein, der es verdient, gebührend ins Licht gerückt zu werden. Der Akt erhält seine ganz besondere Bedeutung dadurch, daß im finnischen Staate katholische konfessionelle Interessen überhaupt kaum vorhanden sind und daher gar nicht in der Lage waren, mitzubestimmen. Von seinen etwas über drei Millionen Einwohnern ist ungefähr ein Zehntausendstel katholisch; man darf also getrost sagen, daß so gut wie die gesamte Bevölkerung aus Nichtkatholiken, nämlich Protestanten, Schismatikern und Heiden besteht. Welches können dann noch die Gründe sein, die Finnland dazu veranlaßten, auch beim Papste um die Anerkennung nachzusuchen? Man ist vollauf berechtigt, sie in der Anerkennung der auf ihrer religiösen Grundlage des Katholizismus aufgebauten moralischen Macht zu erblicken, in der Anerkennung einer Gewalt allgemeiner, sich nicht allein auf den Kreis der Konfession, deren religiöses Oberhaupt der Papst ist, beschränkender Art. Finnlands auch stark sozialistisch durchsetzte Regierung glaubt, seine staatliche Existenz auch in der Anerkennung dieser großen moralischen Macht des Statthalters Jesu Christi verankern zu sollen und gibt aller Welt den Beweis, daß es, obwohl durch kein politisch-konfessionelles Interesse geleitet, den Papst neben allen anderen Mächten als gleichberechtigte Macht anerkennt.

Der vertrauensvolle Akt der finnischen Regierung ist aber zugleich eine Bezeugung der Neutralität des Heiligen Stuhles und der Papst erntet damit die erste Frucht seiner sehr mühsamen und vielfach verkannten und mißdeuteten Haltung im Weltkriege. Wir können es Benedikt XV. vollkommen nachfühlen, daß es mehr als nur eine konventionelle diplomatische Phrase war, wenn er erklärte, er werde sich sehr freuen, dem Wunsche Finnlands zu entsprechen, direkte und freundschaftliche Beziehungen zur finnischen Regierung zu unterhalten.

Finnlands Vorgehen in Rom ist zugleich eine schallende Ohrfeige an die Millionen katholischer Staatsbürger umfassenden drei Ententestaaten Italien, England und Frankreich, die mit ihrer famosen Papstklausel dem Papste die Ausübung eben jener Rechte unmöglich machen möchten, die ihm Finnland durch seine Handlungsweise soeben ausdrücklich zuerkannte.

Ostern.

Es weht ein Hauch von Auferstehn
Hoch über dieser Welt der Grüfte.
Posaunenstösse, Sturmeswehn:
Das ist der Lenzgruss freier Lüfte.
O fort mit der Verwesung Graun!
Die Gräber deckt mit grünen Flören,
Stickt sie mit Blumen, hoch im Blaun
Lasst uns des Sieges Jubel hören.
Ihr Tubabläser, weckt den Tag!
Weckt Mut und Kraft und neuen Glauben!
Wie tief das Herz darniederlag,
Des Willens Kraft ist nicht zu rauben!
Es ist genug der grimmen Not.
Vom Tod muss sich das Leben kehren.
Gehorcht der Stunde Machtgebot!
So müsst ihr die Gefall'nen ehren!

M. Herbert.

Politische Auskundschaftung in Bayern.

Von M. Schwarzhofer.

Am 8. März d. J. brachte das Passauer Zentrumsblatt, die „Donauzeitung", unter der Ueberschrift: „Die dritte Abteilung", eine „Betrachtung am Grabe des alten Rußland", in der die Gesinnungsschnüffelei der russischen Geheimpolizei in ihrer Verwerflichkeit und Verderblichkeit beleuchtet wurde. In einem kurzen Schlußpassus war allerdings die Frage aufgeworfen, ob derartiges wohl auch in einem konstitutionellen Staate möglich sei. Diese Frage wurde vielfach als Anspielung auf ganz bestimmte Dinge aufgefaßt. Der Artikel machte die Runde durch einen großen Teil der Presse und wurde da und dort mit Anmerkungen versehen, in denen die betreffenden Blätter den Anspruch erhoben, von den Vorgängen, auf die da andeutungsweise hingewiesen sei, zu wissen. Namentlich die liberale „Passauer Zeitung" behauptete, es handle sich um eine Filiale der Berliner politischen Polizei und um eine Tätigkeit, die noch in die Friedenszeit zurückreiche. In der sozialdemokratischen „Münchener Post" wurde die Sache auch in Zusammenhang gebracht mit einer in der Kriegszeit erfolgten Regelung des Paßwesens in der Weise, daß Auslandspässe für bayerische Staatsangehörige in Berlin ausgefertigt werden müssen.

Das war alles, was in den Presseerörterungen Greifbares zutage gefördert wurde. Dabei waren die Klagen über das Paßwesen gar nicht neu. Ueber die Unzuträglichkeiten, die sich hier ergeben und die namentlich in einer starken Verzögerung der Paßerteilung zum Ausdruck kommen, war schon vor Monaten im Finanzausschusse der Abgeordnetenkammer geklagt worden. Immerhin hatten die Mitteilungen der Presse in weiteren Kreisen ein so starkes Interesse geweckt, daß die sozialdemokratische Landtagsfraktion in der Sache einen dankbaren Stoff für weitere politische Behandlung erkennen durfte. Sie brachte in der Kammer eine Interpellation ein, die am 22. März verhandelt wurde. Das Ergebnis der Verhandlungen mag dem, der die Berichte nur obenhin gelesen hat, recht gering vorkommen, aber es ist durchaus nicht so bedeutungslos. Die Begründung der Interpellation durch den sozialdemokratischen Redner hat allerdings keine Ueberraschungen gebracht, als höchstens die eine, daß er nur schon Bekanntes vorzubringen wußte. Aber trotzdem haben die Vertreter der bayerischen Regierung, für die der Kriegsminister und der Minister des Innern sprachen, die Angelegenheit keineswegs leicht genommen. Beide haben mit erfreulichem Nachdruck festgestellt, daß, wie jeder gern glauben wird, die bayerische Regierung von Gesinnungsschnüffelei und Bespitzelung der Zivilbevölkerung nichts wissen will. Der Kriegsminister hat auch erklärt, die bayerische Regierung würde versuchen, derartige Bestrebungen von außen her nach Bayern hereinzubringen, entschieden entgegentreten. Der Minister konnte ferner feststellen, daß auch von nichtbayerischen Behörden in Bayern eine derartige Tätigkeit nicht geübt werde. Er bezeichnete das als undenkbar.

Formell und offiziell ist, das muß als feststehend hingenommen werden, alles in Ordnung. Aber es bleibt doch ein nicht unbedenklicher, jedenfalls nicht hinreichend geklärter Rest. Der Kriegsminister konnte nicht in Abrede stellen, „daß Privatpersonen beiderlei Geschlechts zuweilen in unangebrachter Geschäftigkeit oder aus anderen Beweggründen sich berufen fühlen, die Behörden über die politische Gesinnung einzelner Persönlichkeiten oder gewisser Bevölkerungskreise unaufgefordert zu unterrichten." Soweit bayerische Behörden in Frage kommen, darf auf Grund der entschiedenen Art, in der sowohl der Kriegsminister wie der Minister des Innern und auch die Redner des Hauses dieses Denunziantentum verurteilten, angenommen werden, daß diese freiwilligen Spione kaum Unheil anzurichten vermögen. Aber denkt man überall so? Diese Frage ist wichtig, und hier scheint der Kern der ganzen Angelegenheit zu suchen zu sein. Der Zentrumsabgeordnete Dr. von Pichler, der mit dem Kriegsminister im ganzen einverstanden war, zeigte sich sehr wenig befriedigt von der bestehenden Regelung des Paßwesens und bezeichnete den jetzigen Zustand sogar als unerträglich. Er sprach dabei den bemerkenswerten Satz, in Berlin scheine man zu den amtlichen bayerischen Auskünften über die Paßempfänger wenig Vertrauen zu haben, und es liege nahe, daß man sich dann anderer Quellen bediene, um Informationen zu erhalten. Wir möchten fragen: Besteht ein Zusammenhang zwischen Berliner amtlichen Stellen und den Privatpersonen in Bayern, deren Denunziantentum unbestritten ist? Die Zweifel, die sich da aufdrängen, hat auch der Minister des Innern nicht ausgeräumt. Beamtete Schnüffler gibt es nicht, gut, aber wie steht es mit den privaten? Mag formell und offiziell alles noch so sehr in Ordnung sein: Bedienen sich außerbayerische Behörden in Bayern privater politischer Kundschafter, so wäre das sowohl in staatsrechtlicher wie in moralischer Hinsicht fast noch schlimmer als der Versuch direkter Einmischung in bayerische Verhältnisse. Mit Dr. von Pichler kann man nur wünschen, daß der jetzige Zustand im Paßwesen beseitigt und Bayern mit Vertrauen behandelt werde. Gewiß sollen Auslandsreisen von bayerischen Staatsangehörigen den Reichsinteressen nicht zuwiderlaufen, aber muß die Erlaubnis dazu deshalb von Berlin ausgehen? Hat Bayern nicht so viel Kredit in Berlin, daß man ihm seinen Staatsangehörigen gegenüber die Wahrnehmung dieser Interessen anvertrauen zu können glaubt? Ist das nicht der Fall, so wird der Zusammenhang zwischen Berliner amtlichen Stellen und gewissen privaten Informations-„Quellen" in Bayern sozusagen zu einer logischen Selbstverständlichkeit. Das ist das Ergebnis der Interpellation, das uns, wie gesagt, nicht bedeutungslos zu sein scheint.

Der Streit um das Cholmer Land.

Von M. Geßner, München.

Endlich sind die polnischen Aktivisten wirklich aktiv geworden, und ihr entschlossenes Vorgehen scheint eine über die bloße Theorie hinausgehende Lösung der polnischen Frage in Fluß gebracht zu haben. Der Verzicht Polens auf zwar ehemals polnische, aber jetzt preußische Landesteile im Zusammenhang mit einer Neugestaltung der deutsch-polnischen Beziehungen, die auch formell und offiziell die Gewähr für gute Nachbarschaft bietet, dürfte über den toten Punkt hinweggeholfen haben, auf dem man reichlich lange stand. War das, wie nicht zu bezweifeln ist, eine Wirkung der inzwischen ja etwas revidierten Bestimmung des Artikels II des Friedensvertrags mit der Ukraine, so sieht man wieder einmal den alten Satz bewahrheitet, daß auch die unangenehmsten Dinge ihre guten Seiten haben können. Die ursprüngliche Entscheidung über das Cholmer Land war an sich ziemlich unverständlich. Der Anspruch der Ukraine auf Cholm hätte sich schon mit dem Hinweis auf die Tatsache zurückweisen lassen, daß dieses Land ein integrierender Bestandteil des vom Wiener Kongreß geschaffenen Königreichs Polen sei. Man hat zwar damit operiert, daß ja auch Rußland dieses Gebiet als Gouvernement Cholm von Polen losgetrennt hatte, aber einmal war diese Entscheidung während des Krieges so halb und halb rückgängig gemacht worden und dann wäre es auch nicht gerade geistreich, sich Polen gegenüber einfach auf russische Traditionen zu berufen. Das hätte nur dann Sinn, wenn man die Befreiung Polens selbst als möglichst wertlos erscheinen lassen wollte. Zudem mußte man gerade, wenn man die Beweggründe Rußlands für die Losreißung dieses neu geschaffenen Gouvernements von Polen genauer gewürdigt hätte, zu einer anderen Entscheidung kommen. Rußland hatte das Bestreben, Polen, abgesehen von seinen Russifizierungsbestrebungen überhaupt, von den Rändern her „friedlich" zu durchdringen und für das Russentum zu erobern. In Cholm kamen noch konfessionelle Beweggründe hinzu. Der in diesem Kriege zu verdienter Berühmtheit gelangte Eulogius hatte als orthodoxer Bischof von Cholm schon lange auf die Angliederung dieses Gebietes an Rußland hingearbeitet. Statistische Künste sollten die nötige Unterlage schaffen. Aber trotz Einrechnung von etwa hunderttausend Mann importierter russischer Beamten, Geistlichen, Lehrer und der Garnisonen ergab sich auch nicht annähernd eine russisch-orthodoxe Mehrheit. Als dann im Jahre 1905 auf Grund des Toleranzediktes des Zaren in wenigen Tagen etwa zweihunderttausend Menschen, die bis dahin als Orthodoxe und Russen gezählt worden waren, zum Katholizismus und damit nach Lage der Dinge zum Polentum zurückkehrten, war klar geworden, daß das Cholmer Land, so lange es bei Polen blieb, nicht zu russifizieren war. Und nun kam die Frage der Losreißung nicht mehr zur Ruhe, bis sie in russischem Sinne gelöst war, nicht weil das Land als russisch gegolten hätte — Ukrainer ließ Rußland überhaupt nicht gelten —, sondern weil es russisch gemacht werden sollte.

Hätte man auf deutscher Seite dies und anderes genau gekannt und sich nicht vielfach ausschließlich auf einseitige Informationen aus mehr oder minder bewußt antipolnischer Quelle verlassen, so konnte die Erörterung über die Cholmer Frage doch ganz andere Formen annehmen, ohne daß man Maßlosigkeiten der Polen in Wien und Berlin einfach ruhig hinzunehmen brauchte. Man konnte Klarheit von den Polen verlangen, konnte ihnen sagen: Wie sollen wir uns für euch ins Zeug legen, wenn wir nicht wissen, was wir an euch einmal haben werden. Um aber dafür die nötige Grundlage zu gewinnen, hätte schon genügt, wenn die Regelung der Cholmer Frage, sofern sie überhaupt eine Frage sein mußte, von Anfang an in der Form in Aussicht genommen worden wäre, wie sie nachträglich festgelegt worden ist. Auch dann hätten die Polen in Warschau, auf die es ja doch vor allem ankam, wohl gemerkt, daß es nun an der Zeit sei, zu klaren Entschlüssen zu kommen. Vielleicht hätte man ihnen dieses Bewußtsein schon früher beibringen können, wenn man, statt sie hinzuhalten, deutlich mit ihnen gesprochen hätte. Denn darüber, daß Deutschland als Sieger in einem so unerhörten Kampfe nicht deutsches Gebiet abtreten würde, konnte doch nie ein Zweifel bestehen. Nur die Erregung, mit der das gelegentlich betont wurde, hätte diese Selbstverständlichkeit abschwächen können. Im übrigen konnte eine deutliche Sprache schon deshalb notwendig sein, um den polnischen Aktivisten das Rückgrat zu stärken. Ueberflüssig aber waren allerlei Beschuldigungen, mit denen die Auseinandersetzung über Cholm belastet wurde. Es war beispielsweise sehr oberflächlich, in ernsthaft gemeinter Politik mit dem Vorwurf zu kommen, Polen habe für seine Befreiung so gar nichts getan und gleichsam ein Schlaraffenleben geführt, während die ganze übrige Welt unter dem Kriege litt. Wenn Polen selbst nur die Legionen stellte, so haben doch die Hunderttausende von Polen unter deutschen und österreichischen Fahnen schließlich auch einiges zur Befreiung Polens beigetragen. Daß die polnischen Soldaten der russischen Armee das nicht konnten, war ja doch nicht ihre Schuld. Das spätere Nichtzustandekommen eines polnischen Heeres aus den der Aushebung durch Rußland entgangenen wehrfähigen Männern hängt mit allerlei Schwierigkeiten des polnischen Problems überhaupt zusammen, die hier aus Raumrücksichten auch nicht andeutungsweise erörtert werden sollen. Wirtschaftlich aber hat Polen am Kriege so schwer zu tragen gehabt wie sicher kein anderes Land. Es hat uns auch mehr Getreide und sonstige Lebensmittel geliefert, als wir aus der Ukraine jetzt — erwarten. Daß das alles so völlig übersehen oder unbeachtet gelassen wurde, hat der Auseinandersetzung eine unnötige Schärfe verliehen. Jedenfalls hat die Ukraine für ihre Befreiung ganz gewiß nicht mehr getan als Polen. Man hätte daher sie, die immerhin bis zum Zusammenbruch Rußlands im Kriege mit uns stand und ohne diesen Zusammenbruch den Krieg um die „Befreiung" Ostgaliziens fortgeführt hätte, nicht gegen Polen auszuspielen brauchen. Noch weniger hätte man sich die Klagen der österreichischen Ukrainer über die Polen unbesehen zu eigen machen sollen. Mit der Bedrückung der Ukrainer in Galizien, die dort ihre eigene Universität und ihre Mittelschulen und Volks-

schulen in ruthenischer Sprache haben genau wie die Polen ihre polnischen Schulen, verhält es sich so ähnlich wie mit einem früher viel beredeten „klerikalen Druck" in Bayern. Bogdan Chmielnickijs Sohn hatte übrigens vor zweihundertfünfzig Jahren bald erkannt, daß die Polen die besten Herren waren, und er hätte seine Ukrainer gerne wieder zu ihnen zurückgeführt, wenn ihm das Geschick nicht so feindlich gewesen wäre.

Diese Bemerkungen betrachte ich nicht als nachträgliche Kritik, die an sich nicht viel Sinn haben könnte, sondern als Beitrag zur Klarstellung der Wirklichkeit und einer sachlichen Stellungnahme zu den vielleicht bald bevorstehenden Entscheidungen in der gesamten polnischen Frage. Diese letztere soll im nächsten Heft noch gesondert betrachtet werden.

Zum 1200. Todestage des hl. Rupert.

Von Prof. Dr. W. Scherer, Regensburg.

Nach den gründlichen Forschungen der letzten Dezennien, die sich namentlich an den Namen des Regensburger Hochschulprofessors Dr. Bernard Sepp knüpfen, ist der Todestag des hl. Rupert auf den 27. März 715 bestimmt worden. Gleichwohl regen sich noch immer Meinungen, welche das Jahr 718 dafür beanspruchen. Daher sind wir berechtigt und auch verpflichtet, in den Jahren des Weltkrieges dankbar des Heiligen zu gedenken, dessen geschichtliche Bedeutung mit derjenigen Bayerns wie der angrenzenden Gebiete Oesterreichs so innig verknüpft ist.

Freilich die gelehrten Forscher haben dem hl. Rupert den Ehrentitel eines eigentlichen Apostels der Bayern genommen. Durch das Herabrücken der Zeit seines Wirkens vom Anfang des 7. auf dessen Ende und den Anfang des 8 Jahrhunderts steht er als Nachfolger eines hl. Eustasius, Agilus und vor allem des hl. Emmeram und Erhard vor uns, der auf dem von anderer Hand gelegten Grunde weiterbaut. Jedoch scheint ihm an apostolischer Arbeit noch reichlich zu tun übrig geblieben zu sein, so daß wir seine kirchliche Bedeutung nicht hoch genug anschlagen können. Der bayerische Stamm hat sich von jeher durch zähes Festhalten an der überlieferten alten Sitte hervorgetan. Da begreifen wir es, wie schwer es diesem gewesen war, der Predigt der christlichen Glaubensboten sich zu beugen, zumal wenn diese, z. B St. Emmeram, nicht einmal die Landessprache beherrschten und durch Dolmetscher mit dem Volke verkehren mußten. Noch schwerer mag es gewesen sein, selbst nach der Annahme des Christentums, die Vorurteile heidnischer Lebensart abzuschütteln und trotz herumziehender Vertreter der Irrlehren des Arianismus und Priszillianismus den klaren Blick für die Wahrheit selbst zu bewahren. Dazu kam der fast völlige Mangel einer kirchlichen Organisation, die sich nach der Niederlage der Romanen und der Aufgabe des uralten Bischofssitzes in Lorch kaum noch in Seelen behaupten konnte. So gewinnt der Hilferuf des bayerischen Herzogs Theodo mit seiner Schwester Regintrudis an den hl. Rupert, der erst in Worms am Rhein als Bischof wirkte, eine viel tiefere Bedeutung. Wie eine Befreiung von Wirrsal und Irrtum muß es der Herzog empfunden haben, als er im Jahre 696 dem Heiligen mit großem Gefolge entgegenzog und ihn unter höchsten Ehren in seine Hauptstadt Regensburg einführte. Die von Sepp herausgegebene Vita S Hrodberti primigenia (Pedeponti 1891) berichtet, wie St Rupert alsbald begann den Herzog „zum christlichen Lebenswandel zu mahnen und im katholischen Glauben zu unterrichten", wodurch er „ihn selbst mit vielen anderen seiner Volksgenossen zum wahren Glauben an Christus bekehrte und in der heiligen Religion bestärkte". Wenn daher auch aus den ältesten Quellen nicht hervorgeht, daß der Herzog Theodo nebst seinen Edelingen von Ruperts Hand getauft worden sei, so steht wohl fest, daß durch ihn der wankende christliche Glaube in der Form des Katholizismus in Bayern aufs neue begründet und für immer befestigt worden sei. Das wollen und werden wir dem hl. Rupert allezeit danken. Diesem Zweck entsprachen auch die weiteren Verfügungen des Herzogs Theodo, der dem hl. Rupert und dessen Begleitern das Recht erteilte, sich zur Niederlassung im Bayernland nach Gutdünken einen geeigneten Ort auszuwählen, sodann auch die Gotteshäuser neu aufzurichten und der kirchlichen Aufgabe dienende Niederlassungen zu begründen. So müssen wir uns eine ziemlich ausgebreitete Tätigkeit des hl. Rupert in Bayern denken, und ist es ihm auch nicht selbst gelungen, die notwendige Organisation durchzuführen, so hat er sicher dem Werke eines Größeren nach ihm, des hl. Bonifatius, vorgearbeitet, so daß wir sagen können, ohne die von ihm geschaffenen Grundlagen wäre der Erfolg des hl. Bonifatius in Bayern sehr in Frage gestellt gewesen.

Auf der Suche nach einem „geeigneten Ort", als den sich Regensburg nicht erweisen konnte, weil offenbar dort das Kloster St. Emmeram bereits bestand, fuhr der hl. Rupert donauabwärts nach Lorch, wo er predigte und viele Krankheiten heilte. Von hier führte ihn der apostolische Eifer zum Wallersee, nördlich vom heutigen Salzburg. Endlich rief er dieses selbst aus den von Wald und Gestrüpp überwucherten Trümmern des alten Juvavum zu neuem Leben und begründete durch neuherbeigeholte 12 Genossen dortselbst das erste Benediktinerstift St. Peter auf dem Boden des damaligen Bayernlandes, dem bald die Schwestergründung auf dem Nonnenberge unter seiner Nichte Erintrud folgte. Predigend, taufend, Priester weihend zog er noch 10 Jahre in Bayern umher (Riezler, Geschichte Bayerns I 94), bis er in der gleichen Stiftskirche St. Peter seine erste Ruhestätte fand, die er später mit dem Grabe im hohen Dome zu Salzburg vertauschte.

Das Wirken des hl. Rupert war auch von hervorragender Bedeutung für die wirtschaftliche Kultur des Bayernlandes. Das durch Schenkungen Theodos ausgestattete Kloster St. Peter bot mit seinen Tochtergründungen reichliche Hilfsmittel und Lehre dem umliegenden Volke; zugleich wurde es ein Vorbild für andere Gründungen. Wie ferner der Wasserweg auf der Donau schon damals eine fruchtbare Verbindung der Stämme an der Donau darstellte, so lernten sich diese in der neugefestigten einen Religion allmählich freundschaftlich näher treten sowie ihre Güter gegenseitig wertschätzen und austauschen.

In der am 15. März 716 ausgefertigten Instruktion für die drei Gesandten, welche Papst Gregor II. nach Bayern schickte, ist von der dortselbst beabsichtigten kirchlichen Organisation, von der rechtgläubigen Predigt der Lehre, von der Bekämpfung der vom Heidentume wie vom Irrglauben zurückgebliebenen Mißbräuche, aber auch von der Notwendigkeit der Förderung und Bewirtschaftung des Kirchenbesitzes, von der Sorge für die Armen und Reisenden die Rede — Bestimmungen, die Herzog Theodo wohl als einen der letzten Herzenswünsche des heiligen Rupert sich von Rom erbeten hatte. Und sind diese Bestimmungen auch damals nicht gleich zur Durchführung gelangt, so zeugen sie doch dafür, daß durch St. Ruperts Tätigkeit in Bayern das Verständnis für deren Notwendigkeit immermehr erwacht war, so daß das Volk mit Sehnsucht nach der wirklichen Durchführung der Organisation verlangte und sich derselben mit Freuden unterwarf, als der heilige Bonifatius mit tatkräftiger Hand eingriff.

Unter den Kriegsgefangenen im Regensburger Depot hat ein französischer Künstler schon im Jahre 1915 die Taufe des Herzogs Theodo durch den hl. Rupert dargestellt und der Stadt als Erinnerung an die „dankbaren" gefangenen Feinde überwiesen. So kann das Gedächtnis des hl. Rupert geeignet sein, die kämpfenden Völker auf dasjenige hinzuweisen, was einst das mächtigste Band ihrer Einigung gebildet hat und dessen friedenbringende Kraft sich auch in diesen schweren Zeiten wieder bewähren möge — den christkatholischen Glauben.

Erinnerungen einer Krankenschwester.

Von Marianne Speck.

Nun sind wir bald vier Jahre „unter der Haube". Es war einmal eine Zeit, da haben wir unsere weißen Häubchen mit lauter Begeisterung und Stolz und Ehrfurcht getragen. Und nun sind wir still geworden und ernst und müde — sehr müde. Auch unsere Häubchen sind nicht mehr wie damals; sie fangen an zu reißen und sind grau geworden vom vielen Waschen — sie sind auch müde. Aber wir dürfen noch nicht rasten, unsere Zeit der Ruhe ist noch nicht gekommen, immer noch heißt es aushalten — arbeiten. Wir würden so gern einmal das weiße Häubchen mit einem hellen Strohhut vertauschen und über Wiesen und Felder laufen in den lachenden Frühling hinein, die Sonne im Herzen, die uns nur spärlich durchs Fenster scheint und uns einen jungen Frühling ahnen läßt.

Die Jahre ziehen an uns vorüber, wir denken an vier frohe Weihnachtsfeste, wir denken an sonnige und traurige Tage unserer Pflegezeit, wir denken an viel Leid und Elend, an große Dankbarkeit und rührende Anhänglichkeit. Und wir werden ausgesöhnt mit vielem Schweren, das unsere Tätigkeit mit sich bringt, wenn wir in alten Briefen lesen von unseren „dankbaren Patienten", oder wenn uns der Zufall mit einem von ihnen zusammenführt.

Es war draußen im Feld. Ich hatte damals drei Wochen lang Nachtwachen. — Drei lange Wochen das Tageslicht und die Sonne nicht sehen, drei Wochen lang in einen dicken Mantel gehüllt auf Filzpantoffeln durch Säle und Gänge schleichen und mit einer alten, russischen Stallaterne in schmerzverzerrte, gequälte Gesichter leuchten! Das war mein Dasein damals. Wie ich denn so leise von Bett zu Bett gehe, höre ich plötzlich meinen Namen rufen, hilflos und bittend, und ich sehe, wie sich einer mühsam aus den Kissen hebt. Er sagt mir hastig, mit fiebernden, heißen Augen, er sei der Huber Alois von der Kriegsschule in München, Saal 74, das erste Bett neben der Tür. Er hatte mich wiedererkannt als seine ehemalige Schwester, trotz der dürftigen Beleuchtung. Ich saß lange an seinem Bett und wir sprachen von Zuhause, dem Zauberwort für die da draußen. Und so jede Nacht, bis er immer stiller wurde und starb. Er durfte nicht mehr lange leben, aber ich glaube, der Gedanke, nicht ganz verlassen und allein zu sein, hat ihm das Sterben erleichtert.

Ich wollte einmal in die Stadt fahren und war eben im Begriff in die Trambahn einzusteigen, da begrüßte mich der Meyer Anton in der Schaffneruniform und schüttelte mir die Hand und wir plauderten ein wenig zusammen, der Trambahnschaffner und ich. Ja, damals, als er mein Sorgenkind war, als ich den Nikolaus machte mit der großen Rute, da war's halt so schön, meint er. Und während er seine Fahrkarten austeilt und seine Zehnerl einsammelt, kommt er immer

wieder zu mir und erzählt und fragt und freut sich. Als ich aussteigen mußte, war er sichtlich betrübt, half mir auf die Straße, streckte mir noch einmal seine großen Hände entgegen, trug mir Grüße auf und wünschte mir alles Gute. Und die Fahrgäste auf der Plattform warteten schon ungeduldig. Da pfiff er lang und schrill und winkte noch einmal mit seiner kranken Hand: „Grüaß Gott, Schwester, auf Wiedersehen."

Es war auf der Eisenbahn. In einem kalten Vorortzug mit zerbrochenen Fensterscheiben und vielen Menschen. Ich saß in einer Ecke im trüben Dämmerlicht, mit meinen trüben Gedanken beschäftigt, wie sie uns überfallen auf langen Fahrten in ungeheizten Zügen und uns verdrossen machen in kritischer Selbstbetrachtung und innerem Widerspruch. Da werde ich plötzlich aus meinem Trübsinn gerissen, ich höre meinen Namen rufen und sehe in ein bärtiges Männergesicht, das in mir ein blitzartiges Erkennen wachruft, ein Erinnern an die allerersten Kriegsmonate. Dieses Gesicht lacht mich an und strahlt, der breite Mund erzählt und fragt und immer deutlicher steigt ein Bild vor mir auf. Ich sehe ein weißes Bett und eine zerfetzte Hand, ein tiefes Loch im Kopf und ein trauriges Gesicht, dasselbe Gesicht, das mich jetzt so froh und überrascht anschaut. Er weiß noch alles, der Schneider Johann. Er weiß vom Verbinden, er weiß vom Füttern und von der Krankentasse mit dem langen Schnabel, er weiß von einem großen Waschlappen, mit dem ich ihn jeden Morgen gewaschen habe und daß ihm das Waschen noch nie so unterhaltend und angenehm war wie damals. Er redet und redet und wird nicht müde, mich an Vergangenes zu erinnern. Er zeigt mir seine verstümmelte Hand, erzählt von Weib und Kind und bezeigt eine Freude und Herzlichkeit, die mir die Seele erwärmt. Er ahnt es nicht, was er mir wiedergegeben hat: Die Freude an meiner Schwesternaufgabe und das herrliche Bewußtsein, wohl getan zu haben, wo Weh und Schmerzen waren und Sonne gebracht zu haben, wo Dunkel war und Traurigkeit.

Nichtkatholische Erzählkunst während der Kriegszeit.

Rundblicke von E. M. Hamann, Scheinfeld.

Romane und Novellen auf dem Hintergrunde des Weltkrieges.

Es wird nicht schaden, uns auch jetzt die Zeit der Russen, „die schreckliche Zeit", wie sie zu Beginn des Weltkrieges vor uns aufstand, ins Gedächtnis zurückzurufen. Max Geißler, von dem wir späterhin noch einiges zu sagen haben werden, kann uns da vortrefflich beistehen. Schon in seinem Kulturroman „Der Erlkönig" (1911) geleitete er uns in jenes Grenzgebiet, das den Boden für die gewaltigen Hindenburgsiege abgeben sollte. 1915 folgten die beiden polnischen Romane „Nach Rußland wollen wir reiten!" und „Die Wacht in Polen". Jener schließt mit dem Kriegsbeginn, dieser führt während seiner Ausgestaltung mitten hinein in den Kampf. Max Geißler ist immer lesenswert, denn immer bleibt er der Dichter mit höheren Zielen und Mitteln. So auch hier, obwohl beide Bände nicht zu seinem Besten, weil Tiefsten, gehören. Er ist stets der echt deutsche Erzähler und Volksfreund, dieser auch dort, wo er fremdes Land und seine Bewohner schildert. Aber er ist es ohne Sentimentalität, denn neben der Liebe spricht allemal auch die Gerechtigkeit das erste Wort. Und immer stellt er Leben lebendig dar; man sieht in den Adern rotes Blut und aus Seelengründen Seelisches schimmern. Beide Bücher beleuchten die Rassengegensätzlichkeiten, beide aber zeigen auch die Möglichkeiten auf zu Rassenüberbrückungen kraft echter nationaler und universaler Kultur und der Empfänglichkeit für die eine wie die andere.

Verschiedeneres läßt sich nicht leicht denken als die Art eines Max Geißler und die einer Thea von Harbou. In geradem Aufstieg, wenn auch mit gelegentlicher besinnlich unterhaltsamer Ausruhpause der Weg des einen, in sprunghafter Zickzacklinie der der anderen. Bühnenluft umwittert diesen. Aber es wäre doch unrecht, die jüngere Kraft als vorwiegend auf den „Effekt" eingestellt beurteilen zu wollen, wie dies leider gern geschieht nach ihrem äußerst unterhaltsamen, „atemlos" spannenden zweitjüngsten Kriegsroman: „Die Flucht der Beate Hoyermann". Selbst hier ist der freilich stark abenteuernden Darstellung wiederholt Vertiefung nachzuweisen, weit mehr noch aber dem ersten: „Der unsterbliche Acker", einem schleswig-holsteinischen Bauernroman mit lebenstrotzender Charakteristik, und dem letzten: „Der belagerte Tempel" mit der seelen- und geistvollen, wenn auch nicht immer innerlich klaren Reflexspiegelung der Weltbrandwirkung auf das äußere und innere Leben deutscher Bühnenkünstler und ihrer Umwelt. Die glühende Vaterlandsliebe der Dichterin — denn dies bleibt auch sie — wie ihre psychologische Neigung sprechen sich, wie bei ihr überall, obwohl nicht annähernd gleich wertvoll, so auch in ihren Novellen- und Skizzenbänden aus: dem merkwürdig durchschlagkräftigen „Der Krieg und die Frauen" und dem feineren, deutsches allgemeines Pflichtgefühl und deutschen eigenpersönlichen Seelenadel widerstrahlenden zweiten: „Aus Abend und Morgen ein neuer Tag".

Um gleich bei künstlerischen Kriegserzählerinnen zu bleiben: Die gemütvolle Schwäbin Anna Schieber schenkte uns eine Erzählreihe aus heimischem Leben während des Weltkrieges: „Heimat", in ihrer wundervollen, herztiefen Stille, in ihrem unmittelbaren sich Versenken eine köstliche Gabe mütterlich-fraulichen Allverstehens, eine bei zarter Farbenharmonie kristallklare Abspiegelung der Offenbarungsherrlichkeiten deutscher Volksseele. — „Das Schwert im Osten" nannte Klara Hofer, auf deren jüngstes Werk wir während der „Rundblicke" nachdrücklicher zu sprechen kommen werden, eine rasch sich durchsetzende einfach, aber gut aufgebaute Bucherzählung deutsch-patriotischer Prägung aus dem Anfang des Weltbrandes. — Doppelt lebhaftes Interesse darf jetzt ein an sich über der Mittellinie stehender „Roman aus Kurlands Leidenstagen" beanspruchen: „Und doch!" von der Baltin Mia Munier-Wroblesta. Das zwischen den Wirkungen russischer Gewaltherrschaft, lettischer Feindseligkeit und Falschheit sowie eigenen Takt- und Taktikmangels schwankende baltische Deutschtum ohne das heiß ersehnte Vaterland, aber mit glühendster Liebe zu Heim und Heimat hat hier eine vorzügliche, ja vorwiegend glänzende, zugleich innige Darstellung gefunden von packend ergreifender, nicht selten erschütternder Ueberzeugungskraft, lebenstreuer mannigfacher Personenzeichnung aus Adels- und Volkskreisen, aus Gesellschaft und Bürgertum sowie stets interessanter, bisweilen hochkünstlerischer Wiedergabe der wechselvollen baltischen Naturstimmungen.

Eine recht verschiedene Wertung erfährt, auch katholischerseits, Clara Viebigs Kriegsroman daheim: „Töchter der Hekuba". Ich persönlich zähle hier nicht zu den unbedingt Absprechenden. Freilich fehlt dem Buche das, was wir gerade jetzt bei derartigen Darstellungen am schmerzlichsten vermissen: der Zug ins Große, außer wir lassen als solchen die diesmal tatsächlich warm hervorleuchtende Gefühlsanteilnahme der Autorin gelten sowie die unbeirrbare Wirklichkeitstreue der Darstellung, ohne eine Spur von verklärendem Idealismus allerdings, aber auch ohne jenen brutal ausgesprochenen Naturalismus, dessen sich diese Reichbegabte früher zu befleißigen pflegte, während sie ihm jetzt, dankenswerterweise, mehr und mehr abzusagen beginnt. Zeitdokumentarische Bedeutung hat dieser Roman weltkriegsbedrückten und überlasteten Frauentums, das nur zu oft unzeitig, dazwischen auch unrein nach Befreiung und Beglückung greift, zweifelsohne, — auch insofern eine ethische, als er zeigt, wie selbst in dieser unvergleichbar entscheidungsschweren Weltschwebe die Allzuvielen wiederum, im vollen Gegensatze zu den Allzuwenigen, unterhalb jener Scheidelinie leben wollen, welche die zur entwickelnden Ewigkeit aufsteigende Höhe und die zur tödlich verflachenden Alltäglichkeit sich neigende Untiefe für immer trennt. — „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!" denkt man unwillkürlich, wenn man sich Sophie Hoechstetters künstlerisch, zumal psychologisch bemerkenswertem Roman „Die Heimat" zuwendet. Was diese Dichterin nicht immer zu geben hat, finden wir hier: Persönlichkeiten lauterer Gesinnung; dabei viel Kunstsinn, auch der Wahrheit bewußt zustrebende lebensphilosophische Auffassung und eine starke, wohltuende Vaterlands- und Heimatliebe. Im ganzen, bei einigen Seltsamkeiten, ein schönes Bekenntnisbuch, in dessen Mitte ein Fürstensohn steht, den die Sehnsucht nach seinerseits unschuldig verlorenen gegangenem Heimatrecht innerlich zu entwurzeln droht, bis ihn Arbeit, edle Freundschaft und Liebe, nicht zuletzt das grandiose Welt-kriegerlebnis, festigen und für ein beglückendes und glückliches Dasein retten.

Mitten hinein in den Wirbel des ausbrechenden Weltvulkans leuchtete Rudolf Stratz in den Umrißlinien gigantisches, in der vertiefenden und harmonisierenden Durchführung begreiflicherweise oft wenig befriedigendes Wechselgemälde „Das deutsche Wunder", dem nun das nach meinem Empfinden weit künstlerischere „Der Eiserne Mann" gefolgt ist: mit seiner liebevollen, doch keineswegs parteiischen Kennzeichnung des neuen Elsaß und seiner staatlichen, völkischen sowie individuellen Charakterausprägungen, mit seiner verabscheuenden Restaufdeckung der zumal Frankreich und Italien verheerenden „siebenköpfigen Giftschlange": der Phrase.

Auf gleichem Boden spielt Hermann Stegemanns Roman „Die Kraft von Jlzach." Ein vornehmer deutscher Offizier hat die Tochter einer vornehmen französisch gesinnten Familie geheiratet. Der Weltkampf erfaßt auch diese innig, aber noch nicht engst verbundenen Herzen, um sie, in seiner individuell psychologischen Auswirkung, endgültig unauflöslich zu einen — ein der aufgewendeten feinen Kunst würdiges, weitgreifendes Problem.

Auf eroberten französischen Boden führt „Der Hof in Flandern" von Georg Frhr. von Ompteda. Der bekannte fruchtbare Erzähler tat hier einen seiner besten Würfe. Das Deutschtum der vaterländischen und beruflichen Pflicht sowie der echten Menschlichkeit, beides verlebendigt in Offizier und Mannschaft, sowie die zartseelische Gegenüberstellung von Freund und Feind bilden die Hauptthemen, deren Ausgestaltung in den Hauptlinien Hochachtung erzwingt. — Ein Novellenband, der diese Zeit zu überdauern verdient, ist des noch jugendlichen Kurt Küchlers „Feuertaufe," ganz erfüllt schon von des echten Dichters „Miteinsicht" in die Geheimnisse höherer Fügung und Führung, durchglüht auch von jener echten Liebe, die dem Bruder ihr Bestes gibt und sein Bestes, ergriffen und erschüttert, ins Licht stellt. — Hingewiesen sei hier auf Carl Busses vor allem psychologisch, zugleich dichterisch, wenn auch nach dieser Richtung ungleichwertig gefaßte Novellensammlung „Sturmvögel". Angereiht sei die Nennung eines schlichtsonnigen, in ihrer reinen, leichten Kernigkeit erquickende Einzelerzählung „Die Stimme von Helgoland" von Zdenko von Kraft.

In der Gesamtwirkung zweifellos erquicklich, wenn auch im einzelnen selbstverständlich nicht immer licht, ist der von echt deutschem Bürgersinn, überhaupt in seiner humorvoll ernst und heiter ausdeutenden Volks-, Menschheit- und Menschenliebe von echt deutschem Geiste erfüllter Roman „Die Winkelbürger. Eine Geschichte aus der

Käfergasse" von Valentin Traudt. Schauplatz ist ein Winkelsträßchen einer Mittelstadt irgendwo auf der Mittellinie zwischen Nord- und Süddeutschland. Träger der vorgeführten Hauptlebensrollen sind Typen, mehr noch Persönlichkeiten aus der Kleinbürger- und Arbeiterwelt, darunter ein paar vornehmere, aber gut sich einfügende Gestalten aus „höheren" Schichten. Wir werden unmittelbar hineingestellt in die Gedanken-, Gefühls-, Anschauungs-, Interessen- und Betätigungskreise der für die nationale Gesamtheit so hochwichtigen „kleinen Leute" während der Kriegszeit mit ihren einschneidenden, erhebenden, aufrührenden, aufrüttelnden und aufwühlenden, verwirrenden, klärenden und läuternden Einflüssen drinnen und auch draußen, zumal aber tief drinnen im Heimwinkel des Volkslebens. Nichts von naturalistischer Abschreibung, alles von lebenstreuer und zugleich lebenerhöhender Wiedergabe der Wirklichkeit unter dem Lichte berufener, wenn auch bisweilen etwas breiter Dichtung.

Erwähnt sei ein Buch von der vorgeschritteneren Jugend des Sommers 1915, vielleicht auch mit für die Jugend ersonnen, aber sicher, trotz der in unmittelbarer Schönheit vorgeführten Naturherrlichkeiten kärntnerischer Hochgebirgswelt, nicht geeignet für im Kern noch Unausgereifte: wegen des in Glaubens- und Sittlichkeitsauffassung schwankenden, bisweilen direkt auf das Unzulässige übergreifenden Charakters der an sich nicht selten genialen Darstellung. Das Buch: „Die stillen Königreiche" von Joseph Friedrich Perkonig, nimmt die Naturbeseelung und Naturbeseitigung zum Gegenstande: die Einwirkung der Natur auf den rückhaltlos ihr hingegebenen oder doch unterstellten Menschen, wie das hier an zehn jugendlichen Kriegskämpfern verschiedener Stände und Klassen dargetan wird. Besonders interessant ist auch die verlebendigende Zeichnung slawischen Bauerntums innerhalb der Karawanken, wie denn überhaupt ein Reichtum an kraftvoller, auch zart überzeugender Schilderung entfaltet wird.

Ein paar von mir noch für diese Anzeige ins Auge gefaßte „Neuheiten" müssen aus Raumnot zurückgestellt werden. Also ein andermal!

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Beginn der deutschen Offensive. Siegreiche Schlacht bei Monchy—Cambrai—St. Quentin—La Fère. Beschießung von Paris.

Berichte der deutschen Heeresleitung.

19. März. Stoßtrupps preußischer, bayerischer und sächsischer Divisionen führten in Flandern erfolgreiche Erkundungen aus und nahmen dabei mehr als 300 Belgier gefangen. Bei Juvincourt holten brandenburgische Stoßtrupps nach hartem Kampfe 20 Gefangene aus den feindlichen Gräben. Sächsische Abteilungen brachten auf dem Ostufer der Maas 56 Gefangene ein.

21. März. Der Artilleriekampf vor Verdun nahm am Abend große Heftigkeit an. Bayerische Kompagnien überrannten südwestlich von Ornes in überraschendem Angriff die erste feindliche Linie. Sie stiegen bis zur Brule-Schlucht durch und nahmen einen Bataillonsstab und mehr als 240 Franzosen (darunter 20 Offiziere) gefangen. Westlich von Apremont drang rheinische und niedersächsische Landwehr in die französischen Gräben ein und brachte 78 Gefangene zurück.

In breiten Abschnitten der Westfront ist heute früh die Artillerieschlacht mit voller Wucht entbrannt. Oesterreichisch-ungarische Artillerie hat sich am Kampfe gegen Engländer und Franzosen beteiligt.

22. März. Von südöstlich Arras bis La Fere griffen wir englische Stellungen an. Nach starker Feuerwirkung von Artillerie und Minenwerfern stürmte unsere Infanterie in breiten Abschnitten vor und nahm überall die ersten feindlichen Linien. Zwischen La Fere und Soissons, zu beiden Seiten von Reims und in der Champagne nahm der Feuerkampf an Stärke zu. Sturmabteilungen brachten in vielen Abschnitten Gefangene ein. Unsere Artillerie setzte die Zerstörung der feindlichen Infanteriestellungen und Batterien vor Verdun fort.

23. März. Unter Führung des Kaisers ist die Angriffsschlacht gegen die englische Front bei Arras, Cambrai und St. Quentin seit zwei Tagen im Gange. Auch gestern wurden wieder Fortschritte gemacht. Divisionen der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht erstürmten die Höhen nördlich und nordwestlich von Croisilles. Zwischen Fontaine-les-Croisilles und Moeuvres drangen sie in die zweite feindliche Stellung ein und nahmen die in ihr gelegenen Dörfer Vaulx—Vraucourt und Morchies. Starke englische Gegenangriffe scheiterten. Zwischen Gonnelieu und dem Omignon-Bach wurden die beiden ersten Stellungen des Feindes durchstoßen. Die Höhen westlich Gouzeaucourt, Heudicourt und Villers-Faucon wurden genommen, im Tale des Cologne-Baches Roisel und Marquaix erstürmt. Erbittert war der Kampf um die Höhen von Epehy. Von Norden und Süden umfaßt, mußte der Feind sie unseren Truppen überlassen. Zwischen Epehy und Roisel versuchte der Engländer vergeblich, in starken Gegenangriffen unsere siegreich vordringenden Truppen zum Halten zu bringen. Sie warfen ihn überall unter schwersten Verlusten zurück. Die Höhen nördlich von Vermand wurden erstürmt. Wir stehen vor der dritten feindlichen Stellung. Unter der Einwirkung dieser Erfolge räumte der Feind seine Stellungen im Bogen südwestlich von Cambrai. Wir sind ihm über Demicourt, Flesquières und Ribecourt gefolgt.

Zwischen Omignon-Bach und der Somme haben sich Korps der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz nach Eroberung der ersten feindlichen Stellungen den Weg durch den Holnon-Wald und über die Höhen von Savy und Roupy erkämpft und dringen in die feindliche Stellung ein. Südlich der Somme durchbrachen Divisionen die feindlichen Linien und warfen den Feind in unaufhaltsamem Vordringen über den Crozat-Kanal nach Westen zurück. Jägerbataillone erzwangen den Uebergang über die Oise westlich von La Fère. Im Verein mit den ihnen nachfolgenden Divisionen stürmten sie die mit den ständigen Werken von La Fère gekrönten Höhen nordwestlich der Stadt.

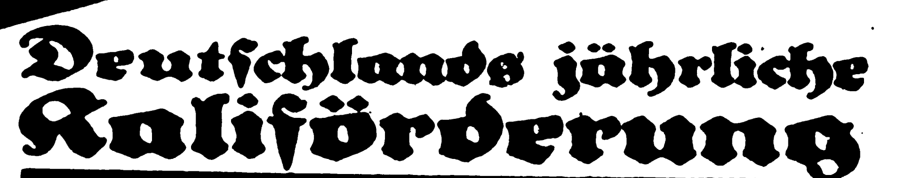
An Beute haben bisher gemeldet: Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht 15 000 Gefangene, 250 Geschütze, Heeresgruppe Deutscher Kronprinz 10 000 Gefangene, 150 Geschütze, 300 Maschinengewehre.

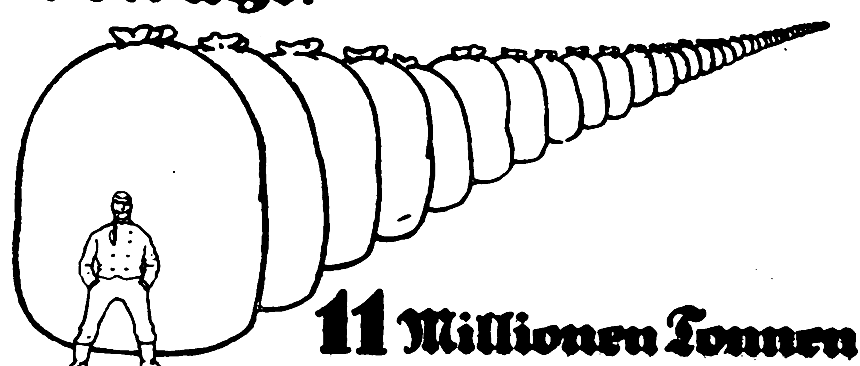
24. März. Die Schlacht bei Monchy—Cambrai—St. Quentin—La Fère ist gewonnen. Die englische 3. und 5. Armee und Teile der herangeführten französisch-amerikanischen Reserven wurden geschlagen und auf Bapaume-Bouchavesnes, hinter der Somme zwischne Péronne und Ham, sowie auf Chauny unter den schwersten Verlusten zurückgeworfen. Die Armee des Generals v. Below (Otto) hat die Höhen von Monchy erstürmt und südlich davon den Angriff über Wancourt und Henin nach Westen vorgetragen. Nordöstlich von Bapaume steht sie im Kampf um die dritte feindliche Stellung. Starke englische Gegenangriffe wurden zurückgeschlagen. Die Armee des Generals von der Marwitz blieb dem geschlagenen Feind auf den Fersen und stieß in scharfer Verfolgung noch in der Nacht vom 22. zum 23. März bis zur dritten feindlichen Stellung in Linie Equancourt—Nurlu—Templeux-la-Fosse—Bernes vor. Gestern früh griff sie den Feind erneut an und schlug ihn trotz verzweifelter Gegenwehr und dauernder feindlicher Gegenangriffe. Die Vereinigung mit dem linken Angriffsflügel der Armee des Generals v. Below wurde erzielt. Zwischen Manancourt und Péronne haben die Truppen der Generale v. Kathen und v. Gontard den Uebergang über den Tortille-Abschnitt erzwungen und stehen auf dem Kampffelde der Somme-Schlacht im Gefecht um Bouchavesnes. Péronne fiel. Andere Divisionen drangen südlich davon bis an die Somme vor. Schon am Abend des 22. März erstürmte die scharf nachdrängende Armee des Generals v. Hutier die dritte feindliche Stellung, durchbrach sie und zwang den Gegner zum Rückzuge. In rastlosem Folgen haben die Korps der Generale v. Luettwitz und v. Oettinger die Somme erreicht. Ham fiel nach erbittertem Kampf in die Hand unserer siegreichen Truppen. Englische Reserven, die sich in verzweifelten Angriffen ihnen entgegenwarfen, verbluteten. Die Korps der Generale v. Webern und v. Conta und die Truppen des Generals v. Gayl haben nach heißem Kampf den Crozat-Kanal überschritten. Sie warfen eilig von Südwesten zum Gegenangriff herangeführte französische, englische und amerikanische Regimenter auf Chauny und in südwestlicher Richtung zurück.

Truppen aller deutschen Stämme haben zur Erringung dieses gewaltigen Erfolges ihre Bestes hergegeben. Der Angriffsgeist der Infanterie war durch nichts zu übertreffen; sie hat gezeigt, was deutsche Tapferkeit vermag. Leichte, schwere und schwerste Artillerie und Minenwerfer, rastlos vorwärtsstrebend über das Trichterfeld, trugen wesentlich dazu bei, den Angriff unserer nach vorne drängenden Infanterie im Fluß zu erhalten. Flammenwerfer taten das ihre. Die Pioniere zeigten sich im Kampf und bei ihrer Arbeit in alter Höhe. Flieger und Ballone brachten der Führung wertvolle Meldungen. Unsere sieggewohnten Jagd- und Schlachtstaffeln behaupteten in harten Kämpfen die Herrschaft in der Luft und griffen zurückflutende feindliche Kolonnen an. Kraftwagentruppen, Kolonnen und Train arbeiteten rastlos. Die Verkehrspunkte im Rücken des Gegners waren das Ziel unserer Nacht für Nacht tätigen Bombengeschwader. Die Beute ist auf 30 000 Gefangene und 600 Geschütze gestiegen.

Der Abendbericht meldet: Gewaltiges Ringen um Bapaume. Kampf in der Linie Le Transloy—Combles—Maurepas. Zwischen Péronne und Ham ist die Somme an vielen Stellen im Angriff überschritten. Zwischen Somme und Oise sind unsere Korps kämpfend im Vordringen. Chauny ist genommen. Die Beute an Geschützmaterial ist gewaltig. Die Engländer verbrennen auf ihrem Rückzug französische Orte und Städte. Mit weittragenden Geschützen beschossen wir die Festung Paris.

Deutschlands jährliche
Kaliförderung
beträgt:





11 Millionen Tonnen

– die Gesamtförderung aller übrigen Länder nur: 0

Deutschlands Kohlenlager
betragen:



Englands:



Auf solchen Wirtschaftskräften beruht die Sicherheit der Kriegsanleihen – darum zeichnet!

Ueber diese Beschießung berichtet Havas aus Paris, 23. März: Seit 8 Uhr morgens beschoß der Feind Paris viertelstündlich aus einem weittragenden Geschütz. 240-Millimeter-Granaten trafen die Hauptstadt und ihr Weichbild. Etwa zehn Personen wurden getötet und 15 verwundet. Maßnahmen zur Bekämpfung des Geschützes sind im Gange. Nach den letzten Meldungen hat das weittragende Geschütz, das Paris beschossen hat, aus einer Entfernung von 120 Kilometer gefeuert. Es war etwa 12 Kilometer von der französischen (?) Front aufgestellt.

Der Kaiser an die Kaiserin.

Die Kaiserin erhielt folgendes Telegramm: Ich freue mich, Dir melden zu können, daß durch Gottes Gnade die Schlacht bei Monchy—Cambrai—St. Quentin—La Fère gewonnen ist. Der Herr hat herrlich geholfen. Er wolle weiter helfen. Wilhelm.

Feindliche Luftangriffe im Februar.

Unsere Gegner unternahmen im Februar 23 Luftangriffe auf das deutsche Gebiet. Davon richteten sich 13 gegen das lothringisch-luxemburgische und das Saar-Mosel-Industriegebiet. Sie riefen in keinem Falle eine Betriebsstörung hervor; meist kamen die feindlichen Flugzeuge dank der Abwehrmittel nicht an die Werke heran. Von den übrigen 10 Angriffen galten drei Angriffe Trier, je ein Angriff Saarbrücken, Offenburg i. B., Wehlen an der Mosel, Ludwigshafen, Zweibrücken, Mannheim und Pirmasens. Während militärischer Schaden hier nicht verursacht werden konnte, war der Schaden an Häusern und Privateigentum mehrfach nicht unbeträchtlich. Im ganzen fielen den Angriffen zwölf Menschenleben zum Opfer. 15 Personen wurden schwer, 21 leicht verletzt. Ein feindlicher Doppeldecker fiel in unsere Hand.

Kriegskalender.

XLIII.

An dieser Stelle veröffentlichen wir nach Ablauf eines jeden Monats eine chronologische Uebersicht über die Kriegsereignisse. Die eingeklammerten Zahlen geben die Seiten an, auf welchen das betreffende Ereignis in der Chronik der Kriegsereignisse eingehender verzeichnet oder in Artikeln erwähnt und besprochen ist. Der Kriegskalender bildet somit zugleich ein die schnellste Orientierung ermöglichendes Register zu dem den Krieg betreffenden Inhalt der „Allgemeinen Rundschau“.

1. Febr.: U-Boot-Beute im Januar: 632 000 Brutto-Register-Tonnen (130). Die Feinde verloren im Januar 20 Fesselballone und 151 Flugzeuge, eigener Verlust 4 Fesselballone und 68 Flugzeuge (129). Streit um die Vertretung der Ukraine in Brest Litowsk (69 88).
7. Febr.: Behandlung der polnischen Frage in Brest Litowsk (89, 101).
9. Febr.: Friede mit der Ukraine (84, 89, 107).
10. Febr.: Beendigung des Kriegszustandes mit Rußland; Abbruch der Verhandlungen in Brest-Litowsk; Trotzki stellt bezüglich der Grenzfrage Verständigung von Petersburg aus in Aussicht (84 89, 101, 130).

14./15 Febr.: Vernichtung der feindlichen Kanalbewachung durch unsere Torpedoboote zwischen Calais—Dover und Grisnez—Folkestone (29).

18. Febr.: Wiederbeginn der Operationen an der großrussischen Front; Einmarsch in Dünaburg (101, 130).
19. Febr.: Ueberschreiten der russischen Stellungen beiderseits der Bahn Riga—Petersburg; Vormarsch auf Rowno (130).
20. Febr.: Französische Angriffe bei Moncel, Recllncourt und Mouaucourt abgewiesen (129). Einmarsch in Estland; Leal besetzt; Pernigel und Lemsal erreicht; Wenden durchschritten; Rowno vom Feinde gesäubert (130).
21. Febr.: Hapsal in Estland genommen; das 1. Esten Regiment unterstellt sich deutschem Kommando; in Livland Vormarsch über Ronneburg, Wolmar und Spandat; Minsk besetzt; in Nowograd-Wolhynsk die Verbindung mit ukrainischen Abteilungen aufgenommen (130) Bekanntgabe der deutschen Friedensbedingungen für Rußland (141, 147).
22. Febr.: Walk in Livland besetzt; Dubno in der Ukraine erreicht (130).
23. Febr.: Französische Vorstöße bei Chevregny und westlich Mülhausen zurückgeschlagen (129). In Estland Vormarsch auf Reval; feindlicher Widerstand bei Ostrow gebrochen; Borissow besetzt; Jskorost in der Ukraine genommen (130). Hilfskreuzer „Wolf“ nach 15-monatiger erfolgreicher Kreuzfahrt heimgekehrt (130).
24. Febr.: Pernau und Dorpat besetzt; Verbindung mit ukrainischen Truppen bei Shitomir (146). Der russische Rat der Volksbeauftragten beschließt, die deutschen Friedensbedingungen anzunehmen und eine Abordnung zur Unterzeichnung des Friedens nach Brest-Litowsk zu senden (124, 147).
25. Febr.: Die Festung Reval in Livland genommen; Pleskau besetzt; Erstürmung von Kolenkowtschi in der Ukraine (146).
26. Febr.: Vordringen in der Ukraine bis Berditschew (146).
27. Febr.: Englische Vorstöße am Houthoulsterwald und nördlich der Scarpe abgeschlagen; das 4. Esten-Regiment unterstellt sich deutschem Kommando (146).
28. Febr.: Sturmtrupperfolge bei Chavignon (146). Längs der ukrainischen Nordgrenze der Dnjepr erreicht; Rjetschica erstürmt; in Mosyr die Pripjet-Flottille erbeutet; Herstellung der Ordnung in der Ukraine (147).

Vom Büchertisch.

E. von Handel-Mazzetti: Jlko Smutniak, der Ulan. Der Roman eines Ruthenen. Kempten, Jos. Kösel. 8° 113 S. geb. Mk. 3.—. Der Untertitel täuscht über den Charakter dieser einfachen in ihrer Einfachheit doppelt erschütternden Geschichte aus dem heutigen österreichischen Lazarettleben im Stile des früher von mir an dieser Stelle angezeigten „Blumenteufels“ derselben Verfasserin. Diese gibt hier tatsächlich von ihrem Besten, indem sie unmittelbar aus dem Leidens- und Opferstrom des historischen Heute schöpft und zugleich die entwickelnde Läuterung eines von der Kultur bisher fast unberührt gebliebenen Kraftmenschen unter einer vollendeten persönlichen Segenseinwirkung aufzeigt. Denn neben dem Helden steht, ihn überragend, eine Heldin: eine junge Priesterin christlicher Caritas im Dienste des Roten Kreuzes, von feiner Geistes- und tiefster Herzensbildung, eine Lichtgestalt von edelster, unberührt gebliebener Leuchtkraft. Das Buch wirkt wie eine ihr und in ihr dem christlichen Ideal weiblicher Opferliebe in ergreifender Demut dargebrachte Huldigung, wie ein Denkmal der Nachfolge Christi durch die Frau, seitens der Frau errichtet.

E. M. Hamann.

Dr. theol. Bernhard Strehler: Für Heimat und Familie. Verlag Buchhandlung Leohaus, Hauptstelle katholisch-sozialer Vereine, München, Pestalozzistraße 1. Gr. 8° 23 S. 50 Pfg. — Hauptthema ist die deutsche Bodenreformbewegung deren „Bund“ auch Kardinal v. Bettinger kurz vor seinem Tode beitrat. Die vorliegende Werbeschrift orientiert gut und nachdrücklich über Wesensart, Zweck und Ziel sowie Auswirkungsmöglichkeit der Bodenreform, die bekanntlich den Menschen nimmt in seiner Vereinigung des Individuellen und Sozialen; die nicht Mammonismus will noch Kommunismus, sondern „soziale Gerechtigkeit und persönliche Freiheit“. Vom Hauptthema geht der Verfasser über zum Spezialthema der Kriegerheimstätten, deren großzügiges Unternehmen als jüngstes aus der Bodenreform hervorgegangen ist. Die von katholischem Idealrealismus durchleuchtete kleine Schrift verdient weite Verbreitung.

E. M. Hamann.

Mein Firmungstag. Den Gefirmten zum Geleit durchs Leben gewidmet von Adolf Bertram, Fürstbischof von Breslau. kl. 12° (VIII u. 134 S.) Freiburg 1918, Herdersche Verlagshandlung. Kart. ℳ 1.70 Der großen Bedeutung, welche nach altchristlicher Auffassung das Firmungssakrament für die Entwicklung des jungen Christen haben soll, ist man sich in letzter Zeit erfreulicherweise wieder mehr bewußt geworden und da und dort haben Bestrebungen eingesetzt, die Wirkungen des Firmungssakramentes zu vertiefen. Mit Freuden werden darum die Seelsorger das Büchlein begrüßen, das Fürstbischof Bertram hier vorlegt. Mit väterlichen, herzlichen Worten wendet er sich an die Firmlinge und spricht als der berufene Künder und Mahner in zwangloser Folge über Wesen, Form, Wirkungen des Firmungssakramentes, über Bereicherung und Verlust der Firmungsgnade, über den Eintritt ins Leben und all die vielen Fragen, die damit zusammenhängen: Reinheit, Alkohol, Freundschaften, Vereine u. a. Die warmen Worte des Bischofs werden ihre Wirkung auf das Kindesgemüt gewiß nicht verfehlen; die Paten mögen es daher nicht versäumen, das einfach und geschmackvoll ausgestattete Büchlein ihren Firmlingen an die Hand zu geben. Manche Kapitel, wie z. B. das über die Presse, worin sich der Verfasser unmittelbar an die Erwachsenen wendet, werden die Kinder für den Augenblick noch nicht voll zu würdigen wissen; allein nach des Verfassers ausdrücklichem Wunsch ist das Büchlein nicht nur für die Firmungszeit bestimmt, sondern es soll ein Begleiter sein durchs ganze Leben.

Dr. Zoepfl.

Clavis Thesauri Breviarii, Psalmorum principales cogitationes ad devote recitandum Officium juxta Psalterium elaboratae. 32° 32 pag 50 heller. Graz und Wien, Styria 1918. — Ein bei aller Knappheit sehr inhaltsreiches Büchlein das die Grundfragen gedeihlicher Beschäftigung mit dem Psalmenbuch der Kirche behandelt in der Darlegung ihres Gegenstandes, ihrer liturgischen Verwendung und möglichen Auswertung zum Seelengewinn. Dem Brevierbeter werden für die einzelnen Tage und Tagzeiten praktische Fingerzeige geboten, in die Gedankentiefe und Ziele der Psalmen vorzudringen.

O. Heinz.

Wilhelm Hohn: Der Kontrapunkt Palestrinas und seiner Zeitgenossen. Eine Kontrapunktlehre mit praktischen Aufgaben. Ders. Notenbeispiele (als Anhang). Regensburg, Rom, Newyork, Cincinnati, Friedr. Pustet 1918. Als 17. Bändchen der von Dr. Karl Weinmann herausgegebenen Sammlung „Kirchenmusik“ erschienen, teilt es die Vorzüge dieser knapp, aber klar gefaßten, sehr billigen und dabei gut ausgestatteten Handbücher, die in Theorie und Praxis der Kirchenmusik einführen. Hohn stellte sich die Aufgabe, den Wunderbau des Palestrinastiles so zu beleuchten, daß es Chorregenten und Kirchensängern möglich ist, in die Geheimnisse dieser Stilgattung einzudringen, wozu die Lehrbücher der modernen Satzkunst wenig geeignet erscheinen. Die in dem Bändchen enthaltenen Aufgaben und Uebungen erschließen die Anlage, den Aufbau und das innere Wesen der klassischen Polyphonie und leiten an, weitere Uebungsbeispiele im Sinne des Werkchens auszuarbeiten.

L. G. O.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Neuen Theater. Wenn ein Dichter trotz der Anstrengungen des Militärdienstes noch Stimmung und Spannkraft zu einem Lustspiel findet, so verdient dies herzliche Anerkennung. Sicherlich aus dieser Erwägung heraus nahm das Publikum „Das Quartett“ von B. Rehse mit allerwärmstem Beifall auf und rief den Feldgrauen immer wieder vor die Rampe. Das „Quartett“ ist ein in einem leichtflüssigen, aber doch zu weitschweifigen Dialog geschriebenes Konversationsstück. Es hat eine Reihe netter Pointen, sie sind aber doch nicht blendend genug, um über die Bedeutungslosigkeit der Handlung hinweg sehen zu lassen. Daß die zwei Pärchen des „Quartetts“ sich über ihre Gefühle nicht gleich klar sind und durch allerhand nicht gerade zwingend wirkende Umstände sich zuerst einmal mit dem unrichtigen Partner verloben, kann uns nicht sonderlich bewegen, zumal der Dichter weder für Spannung, noch für fesselnde Charaktere sorgt. Ein flotter Sportsmann glaubt eine literaturfreundliche Dame zu lieben, er leiht sich von einem Freunde ein Lustspiel und spielt sich als Dichter auf. Nun aber ist der wirkliche Verfasser jener Mann, der nach der Klarstellung der Gefühle als ernster Bewerber der betreffenden Dame auftritt. Der Autor hat die komischen Möglichkeiten hier nicht sonderlich ausgenützt, die Literaturepisode ist ihm mehr Vorwand, um einige niedliche Bosheiten über den modernen Kunstbetrieb sich vom Herzen zu schreiben, und es gelang ihm dabei eine recht lebendige Bühnenfigur, ein Theaterleiter von transleithanisch-semitischem Gepräge, den O. Norden (vormals am Gärtnerplatz) mit feiner Zurückhaltung gab. Der zweite Akt spielt, um ein wenig die Stimmung zu heben, am Rhein, aber man kann mutmaßen, daß die Weingläser Limonade enthalten. Abgesehen von stimmungsmordenden Pausen war die Aufführung sehr zu loben. Schindler spielte den Sportsmann und seine Regie sorgte für gute Salonmanieren, die man heute auf den Brettern nicht allzu oft antrifft. Die Damen Reiter, Simon und de la Chapelle spielten nicht ohne Anmut. Staufen stellte einen eleganten jungen Mann hin, von dem uns versichert wird, daß er ein erfolgreicher Autor sei, Bayerhammer als schlafsüchtiger alter Herr und Nesselträger als pedantischer Jurist nützten die kargen Ansätze zu Humor mit gutem Gelingen aus. Dem fleißigen jungen Unternehmen ist der neue starke Darstellungserfolg von Herzen zu gönnen.

Uraufführung im Volkstheater. „Vater Engelbert“, ein Volksstück mit Gesang von R. Nagel, fand eine sehr gute Aufnahme. Reminiszenzenjäger mögen auf „Mein Leopold“ von L'Arronge hinweisen, dagewesen ist ja schließlich alles schon einmal, aber die volkstümliche Mischung von Heiterem und Ernstem, einfache, klare Charaktere und eine gesunde, lebenstüchtige Tendenz tun doch stets auf ein unverkünsteltes Publikum ihre Wirkung. Vater Engelbert, ein Kunstschlosser, ist durch Fleiß und Geschick zu Wohlstand gekommen. Aber der Sohn, der es höher bringen soll als sein Vater, vergeudet statt zu studieren Zeit und Geld mit einem schlechten Mädel in Wien, wird ein Bummler und Schuldenmacher, der die Elternliebe getäuscht und betrogen. Der Vater sendet ihn als Matrosen aufs Meer und vertauscht selbst, um die Schulden zu tilgen, den ländlichen Frieden seines Lebensabends mit der rußigen Großstadtwerkstatt. Der Sohn wird draußen ein tüchtiger Mann und dem Fleißigen winkt das Glück. So gestaltet sich seine Heimkehr zu schönster Harmonie. Diese Szenen erleben wir in wirksamem Aufbau, der aus Ernst und Humor Kontraste zu gewinnen weiß. Die Charaktere sind von echt volkstümlicher Unkompliziertheit. Die Gesangs- und Tanzeinlagen, von denen der Verfasser sparsamen Gebrauch macht, folgen zumeist den Traditionen des guten Volksstückes, teils neigen sie mehr zur Operette. Die Titelrolle gab Direktor Beck. Welch ein prächtiger Vertreter für das alte, gute Volksstück in Stil, Gefühl und Humor! Wir erinnern uns seiner schon fast vergessenen Bemühungen um Raimund. Erfolge, die stark, aber nicht dauerhaft waren; allein man sollte sie wiederholen. Daß außer Beck auch viele andere Darsteller hierzu trefflich passen, das hat „Vater Engelbert“ neuerdings erwiesen.

Aus den Konzertsälen. Ein Beethoven-Abend wurde im Odeon mit starkem Erfolg zugunsten der Hinterbliebenen Fürsorge des K. B. Infanterie-Leibregimentes abgehalten. Als Orchester dienten die Vereinigten Standortmusiken. Bertrams Leitung bot das Beste in der zwar mit starkem Farbenauftrag gebrachten Leonoren-Ouvertüre. Sehr schön spielte das Violinkonzert D-Dur Ludwig Lauboeck; die Kammersängerin Luise Willer bot das Bußlied und die Klärchenlieder stimmlich trefflich disponiert, mit bekannter eindringlicher Vortragskunst. Gretel Stückgold-Schneidt, die erst unlängst gehörte Sopranistin, veranstaltete einen eigenen Abend, an dem sie oft gesungene Lieder von Schubert, Brahms, Wolf und Mahler mit nicht alltäglicher Vortragskunst zu starker Wirkung brachte. Ihre frische Stimme ist von großer Klangschönheit, ihr Piano entzückt. — Frau Gutheil-Schoder ist auf der Bühne hinreißend. Ihre Kunst ist aber für das Volkslied zu differenziert; zwar vermag sie sich auch hier dem Stil anzupassen, aber die schlichte Naivität fehlt. Am vollkommensten gerieten ihr die Lieder Gustav Mahlers aus dem „Wunderhorn“, weil hier ein Künstler von ähnlicher Kompliziertheit mit der Einfachheit des Volkstümlichen rang. — Tanzabende boten Valerie Kratina und Frances Metz. Die Veranstaltung der ersteren, über die mir günstig berichtet wird, war ich verhindert, persönlich zu besuchen; die zweite Künstlerin erfreute wieder durch die Frische und Ungezwungenheit ihres Sichgebens, durch die Grazie ihres rhythmischen Ausdruckes und ihre sprechende Mimik. Anitras Tanz und der „Fledermaus“-Walzer erschienen uns als die Höhepunkte ihrer Darbietung.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Sicherstellung unserer Wirtschaftsinteressen im Osten — Verlängerung des deutsch-dänischen Wirtschaftsabkommens — Luftschiffverkehrs-Projekte — Zeichnet Kriegsanleihe angesichts der Siege im Westen.

Unsere Bank- und Börsenkreise melden einen erfreulichen Verlauf des **Kriegsanleihe-Zeichnungsgeschäftes.** Grossindustrie, Versicherungsgesellschaften, ländliche und städtische Sparkassen, Kreditgenossenschaften und in breiter Masse die Kleinkapitalisten brachten schon in der ersten Woche erhebliche Beträge auf. Der glänzende Fortgang des grossangelegten **Entscheidungskampfes an der Westfront** wird das Zeichnungsgeschäft sicher aufs günstigste beeinflussen. Auch die Annahme des neuen 15 Milliarden-Kredites, des deutsch-russischen und deutsch-finnischen Friedensvertrages im Reichstage, die hierbei zum Ausdruck gebrachten zuversichtlichen Auslassungen über die Sicherstellung unserer künftigen Wirtschaftsinteressen sind Zeugen des unerschütterlichen Vertrauens auf einen vom Kaiser und von unserer Heeresleitung ausgesprochenen guten Ausganges eines deutschen Friedens. Der Verlauf der heimischen Effektenmärkte unterstrich solche Tendenzen. Auf allen Gebieten lebhaftes Geschäft und vermehrte Umsätze. Die Haltung wurde nur wenig beeinflusst durch die neuerlichen Gerüchte über die geplante Erhöhung des Umsatzstempels für die Dividendenwerte, schärfere Heranziehung der Tantiemen und Besteuerung der Kriegsgewinne der Gesellschaften. In den zur Veröffentlichung gelangenden Bilanzergebnissen unserer führenden Bank- und Industrieunternehmungen steht oben an eine namhafte Stärkung der finanziellen Rüstung. Mehr wie im Vorjahre werden wiederum Reservestellungen und Rücklagen in hohem Masse vorgenommen. Der Fall Daimler blieb nach der Beurteilung in Reichstag und Fachpresse auf die heimischen Effektenmärkte ohne wesentlichen Einfluss. In der Generalversammlung der Scheidemandel-Gesellschaft wurde, gleichwie auch von anderen angegriffenen Unternehmen, gegen die Vorwürfe wucherischer Kriegsgewinne oder Monopolbestrebungen Stellung genommen.

Massgebend für unsere Kriegswirtschaft war nicht zuletzt das Abkommen über unsere wirtschaftlichen Beziehungen zu Russland, namentlich die dabei erzielte Zollfreiheit für eine Reihe von Erzen. Durch die Minensäuberung der unteren Donau bis zum Schwarzen Meere ist diese grosse Wasserstrasse für die Einfuhr der ukrainischen Erzeugnisse nach Mitteleuropa frei geworden. Zuversichtliche Aeusserungen über unsere Gesamtwirtschaft werden aus leitenden Finanz- und Handelskreisen bekannt, so vom Aufsichtsratspräsidenten der Bayer. Handelsbank München, Staatsminister a. D. Dr. v. Pfaff, der in der Generalversammlung dieses Instituts namentlich über die Gestaltung der Ernährungsfragen durch den Friedensschluss im Osten, sowie über die nach verschiedenen Richtungen hervorgetretenen Bestrebungen, sich in Bayern durch Zusammenfassung aller Kräfte für die grossen Aufgaben nach Kriegsbeendigung vorzubereiten, sich äusserte. In der von zahlreichen führenden Persönlichkeiten der Reichsleitung, der Industrie und des Handels besuchten Mitgliederversammlung des Verbandes des Einfuhrhandels sprach der frühere Vizekanzler Dr. Helfferich über Wirtschaftskrieg und Wirtschaftsfrieden. Bezüglich des letzteren sagte er: „Wir verlangen für Rechtsbruch und Zerstörung: Wiederherstellung, für Schaden: Entschädigung. Wir begegnen der Absicht der Differenzierung: mit der Forderung der Meistbegünstigung und Gleichberechtigung, der Absicht der Ausschliessung: mit der Forderung der offenen Tür und des freien Meeres, der Drohung der Rohstoffsperre: mit der Forderung der Rohstofflieferung.“ Was Reichsbankpräsident Dr. von Havenstein in seiner Münchener Rede betont hatte, wurde auch in dieser Versammlung gefordert: Freiheit im Innern und Freiheit nach aussen, namentlich Freiheit des Wettbewerbes und freie Bahn für deutsche Arbeit in der Welt. Von Interesse für unsere Kriegswirtschaft ist ausserdem die Haltung des Bundes amerikanischer Industrieller gegen jede Unterbindung des normalen wirtschaftlichen Verkehrs nach dem Kriege und die Ablehnung der Boykottierung des deutschen Handels bei Friedensbeginn. Erwähnenswert ist ferner die Verlängerung des deutsch-dänischen Wirtschaftsabkommens um weitere vier Monate bis 1. August mit nur unwesentlichen Aenderungen für die Fortsetzung des gegenseitigen Warenaustausches und der Kohlenzufuhr aus Deutschland. Zur Schaffung eines grosszügigen Luftschiffverkehrssystems — von Hamburg nach Konstantinopel über Berlin, Dresden, Prag, Wien, Budapest, Belgrad, Sofia — ist unter Führung der Deutschen Bank die Gründung einer bedeutenden A.-G. geplant. Eine österreichische „internationale Luftverkehrs A.-G.“ hat bereits

eine Luftpost über Krakau, Lemberg nach Kiew eingerichtet, der in kurzer Zeit eine weitere Linie Budapest—Odessa folgen soll, zunächst für die Vermittlung der Dienstpost bestimmt. Auch der allgemeine Luftpostverkehr dürfte in Bälde verwirklicht werden.

Angesichts solcher Wirtschaftsfortschritte können wir unseren tapferen Armeen im Westen nur unseren heissen Dank vermehrt zum Ausdruck bringen durch restlose Beteiligung an der achten Kriegsanleihe. M. Weber, München.

Pfälzische Hypothekenbank in Ludwigshafen a. Rh. Die Generalversammlung genehmigte am 15. März die vom Aufsichtsrat für das Jahr 1917 vorgeschlagene Dividende von 9%. Die ausscheidenden Mitglieder des Aufsichtsrats Wirklicher Geheimer Rat Dr. Albert Bürklin und Geheimer Kommerzienrat Dr. h. c. Dr. Richard Brosien wurden wieder- und Regierungspräsident Adolf Ritter von Neuffer, Speyer und Gutsbesitzer Dr. Friedrich von Bassermann-Jordan, Deidesheim neu gewählt.

Schluß des redaktionellen Teiles



Herzliche Bitte
aus der
Diasporagemeinde Eisenach i. Thüringen.

(Empfehlung der Bischöflichen Behörde und des Hochwürdigsten Herrn Bischofs von Fulda siehe unten.)

Die katholische Schule in Eisenach mit über 160 Schülern ist seit mehr als 50 Jahren neben einem kleinen Staatszuschuß von 475 Mark größtenteils auf die Hilfe des Bonifatius-Vereins und anderer auswärtiger Wohltäter angewiesen.

Während der **Gemeinderat der Stadt Eisenach** jährlich über 15000 Mark von den Gemeindesteuern der Katholiken Eisenachs für die städtischen evangelischen Schulen verwendet, hat er der katholischen Schule noch niemals eine Unterstützung gewährt; er hat bisher nicht nur die Uebernahme der katholischen Schule auf den Gemeindeetat verweigert, sondern auch **im vorigen Jahre ein erneutes Bittgesuch der katholischen Gemeinde um Gewährung eines Zuschusses zur Unterhaltung ihrer Schule rundweg abgelehnt**, weil er „keine katholischen und evangelischen, sondern nur bildungsbedürftige Kinder anerkennt und alljährlich große Summen für die allgemeine — nicht konfessionelle — Volksschule bewilligt.“ Nach dem im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach geltenden Schulgesetz kann er zur Uebernahme der katholischen Schule auf den städtischen Gemeindeetat oder auch nur zur Gewährung eines Zuschusses nicht gezwungen werden.

Die Sorgen der katholischen Gemeinde um ihre Schule steigern sich noch durch den seit Jahren **dringend notwendigen Schulneubau.** Mit Hilfe des Bonifatius-Vereins und privater Wohltäter ist ein geeigneter Bauplatz schon gekauft. Das goldene Jubiläum der Schule im Jahre 1914 und das Bonifatius-Jubiläum im Jahre 1916 sollten die neue Bonifatiusschule bringen. Durch den Mangel an Mitteln und den Krieg kam es anders. Sobald es aber die Zeitverhältnisse ermöglichen, soll mit dem Schulneubau begonnen werden, was jedoch nur geschehen kann, wenn bis dorthin wenigstens ein hinreichender Teil der Bausumme vorhanden ist.

Außerdem bedarf die hiesige **Kommunikantenanstalt,** die seit Weihnachten 1916 für die auswärtigen Kommunikantenkinder der 70 Ortschaften umfassenden Diasporagemeinde Eisenach eingerichtet ist, gar sehr der Unterstützung. Mehrere Bischöfe haben dieselbe schon besichtigt und als „klein und arm und unterstützungsbedürftig“ erklärt.

Sollten sich da nicht hilfsbereite Kinderfreunde, großmütige Verehrer und Verehrerinnen der hl. Elisabeth von Thüringen finden, die den bedrängten Pflanzstätten des jungen katholischen Lebens am Fuße der Wartburg zu Hilfe kommen wollen? Die hl. Elisabeth, die einst in Eisenach so viele leibliche und geistliche Werke der Barmherzigkeit geübt hat, wird gewiß durch ihre Fürbitte bei Gott allen Wohltätern auch die kleinste Gabe reichlich lohnen.

Milde Gaben für den Schulneubau und die Kommunikantenanstalt in Eisenach, sowie Adressen wohltätiger Katholiken nimmt herzlich dankend an

Postscheckkonto Leipzig 29892 **das katholische Pfarramt in Eisenach i. Thür.:**

F. Spies, Pfarrer.

Der vorstehende Hilferuf des katholischen Pfarrers der Elisabethstadt Eisenach wird von uns in allen Teilen bestätigt und allen Freunden und Freundinnen des göttlichen Jesukindes zur gütigen Bewilligung einer hochherzigen Weihnachtsspende wärmstens empfohlen.

Fulda, im Dezember 1917.

Bischöfliches Generalvikariat:
Dr. **Arenhold.**

Die vorstehende herzliche Bitte, der ich mich anschließe, wird dem Wohlwollen und der Mildtätigkeit der Katholiken wärmstens empfohlen. Bald — im Jahre 1919 — vollenden sich 1200 Jahre, daß St. Bonifatius, mit apostolischer Sendung ausgestattet, nach Thüringen kam. Wie schön, wenn dann mit dem Bau der seinen Namen tragenden Schule begonnen werden könnte.

Fulda, den 8. Dezember 1917.

† **Joseph Damian,**
Bischof von Fulda.

Die bekannte K. u. K. priv. Lebensversicherungs-Gesellschaft Oesterr. „Phönix“ in Wien, Zweigniederlassung München, Theatinerstraße, macht im Anzeigenteil unseres Blattes anläßlich der zur Zeichnung aufgelegten 8. deutschen Kriegsanleihe auf ihre Kriegsanleihe-Versicherung mit kostenlosem Einschluß der Kriegsgefahr bis zu 20000 Mark aufmerksam. Ohne jede Anzahlung mit Ausnahme der äußerst mäßigen Prämien kann diese Kriegsanleihe-Versicherung auf die Dauer von 10 bis 15 Jahren von allen Personen bis zu 60 Jahren in jeder Höhe abgeschlossen werden. Sie verbindet die sicherste Sparkasse mit dem großen Vorteil einer vollgültigen Lebensversicherung. Alles Nähere ist aus dem Inserat auf der zweiten Umschlagseite zu ersehen oder von der Gesellschaft oder ihren Vertretern zu erfahren.

Keiner darf fehlen bei diesem erneuten, wichtigsten Waffengange des Heimatheeres: der achten Kriegsanleihe. Sage keiner: ich kann nicht! Wer kein Geld hat, zeichne seiner Hände Arbeit! Die „Kriegsanleihe-Versicherung“ des Allgemeinen Deutschen Versicherungs-Vereins a. G. in Stuttgart ermöglicht einem jeden, zu zeichnen Die über ganz Deutschland verbreiteten Bezirksdirektionen und Vertretungen des Stuttgarter Vereins sind angewiesen, bereitwillig Auskunft zu geben und Anträge auf Abschluß von Kriegsanleihe-Versicherungen entgegenzunehmen.

Handelshochschule München. Das Vorlesungsverzeichnis für das Sommersemester 1918 ist soeben erschienen. Es ist in größeren Buchhandlungen oder direkt durch das Sekretariat der Handelshochschule München, Ludwigstraße 4, erhältlich. Für Studierende, die im Heeresdienst stehen, gelten die gleichen Bedingungen wie an der Universität und der Technischen Hochschule.

Bilanz vom 31. Dezember 1917.

Aktiva.

Posten		M.
Inventar		100
Kasse, Reichs- und Notenbank		710,2¹6 92
Wechsel		9,003,531 30
Wertpapiere und Schuldbuch-Eintragungen		13,048,630.37
Schuldner		
Guthaben bei Banken	M. 13,364,085.90	
Lombard-Darlehen	—.—	
Zins- und Annuitätenrückstande	991,432.30	
Zinsen und Annuitäten fällig am 1. Januar 1918	5,008,334.72	19,363,852.92
Hypotheken-Darlehen		476,597,921.80
Hiervon im Hypotheken Register eingetragen M. 473 951,728.86		
Kommunal-Darlehen, sämtlich im Kommunal-Darlehensregister eingetragen		7,011,758 86
Bankgebäude		570,000.—
Wertpapiere und Schuldbuchforderungen des Beamten-Fürsorgefonds		1,426 487.88
der Erben von Clemm-Stiftung		42,875.—
der Reiss-Stiftung		28,562 50
Reichsstempel auf erstmalig noch nicht ausgegebene Hypothekenpfandbriefe		47,000.—
Zinsen aus Darlehen, berechnet bis 31. Dez. 1917		1,568,149.23
		M. 529,419,076.78

Passiva.

Posten		M.
Aktien Kapital		19,000,000.—
Hypothekenpfandbriefe zu 3½% M. 214.856,700.— verloste M. 517,600 —	M. 215,374,300.—	
zu 4% M. 255,643,600.— verloste M. 71,700.—	M. 255 715,300.—	471,089,600.—
Kommunal-Obligationen zu 4%		5,999,000.—
Kapital-Reservefonds		7,920 000.—
Reservefonds II		6,100,000.—
Ausserordentliche Reserve		2,000 000.—
Rückstellungs-Konto		485.451.01
Talons-Steuer-Reserve		269,610.20
Provisions- und Zinsen-Reserve		1,654,490.14
Disagio-Reserve		
a) Agiovorträge	M. 68,061.65	
b) Disagiovorträge	3,641.815 35	3,709,877.—
Konto für gemeinnützige Zwecke		104,330 46
Beamten-Fürsorgefonds		1,513 601.05
Erben von Clemm-Stiftung		49.019 40
Reiss-Stiftung		34,109.80
Gläubiger		1,231,284.13
Unerhobene Gewinnanteilscheine		6,840 —
Unerhobene Zinsscheine		2,638,300.50
Hypothekenpfandbrief-Zinsen, berechnet bis 31. Dez. 1917		1,677,351.68
Gewinn:		
Vortrag von 1916	M. 389,850 35	
Gewinn in 1917	3,547,361.06	3,937,211.41
		M. 529,419 076.78

Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Soll.

Posten		M.
Geschäftskosten		
Allgemeine Unkosten		507,734 06
Steuern und Umlagen		587,957.71
Kosten des Pfandbrief-Geschäfts		
a) Reichsstempelabgaben	M. 44.015.—	
b) Sonstige	205,965.35	249,980.35
Abschreibung auf Wertpapiere		62,863 08
Hypothekenpfandbrief-Zinsen		17,640.·98.62
Kommunal-Obligationen-Zinsen		186,573.25
Gewinn		3,937,211.41
		M. 23,173,218.48

Haben

Posten	M.
Vortrag aus dem Jahre 1916	389,850 35
Wechsel- u. Wertpapiere-Zinsen	884,696.17
Zinsen aus laufender Rechnung	382,263 50
Hypotheken-Darlehens-Zinsen	21,052,279 13
Kommunal-Darlehens-Zinsen	282,998.15
Provisionen (Beiträge zu den Geldbeschaffungskosten)	181,131.18
	M. 23,173,218 48

Ludwigshafen a. Rh., den 28. Februar 1918. **Pfälzische Hypothekenbank.**

In der heutigen Generalversammlung wurde die **Dividende** für das Jahr 1917 auf **9% = M. 90.— für jede Aktie** festgesetzt, welche sofort ausbezahlt werden.

Ludwigshafen a. Rh., den 15. März 1918. **Die Direktion.**

Bilanz für 31. Dezember 1917.

Aktiva.

Posten		M.
Kassa-Konto inkl. Guthaben bei der Reichs- und Notenbank		59 869.24
Effekten-Konto		1 683 041.73
Effekten-Konto d. Reserve-Fonds		474 555.36
Effekten-Konto des Spezial-Res.-Fonds		538 297.88
Effekten-Konto des Grundstück-Reserve-Fonds		68 165.43
Effekten-Konto des Talon-Steuer-Reserve-Fonds		11 100.—
Effekten-Konto d. Pensions-Fonds		115 522.50
Wechsel-Konto		3 290 117.20
Konto-Korrent-Konto		
Guthaben bei Banken	M. 1 156 936.31	
Rückst Annuität.:		
a) v. 1. Sept. 1917	52 846.98	
b) v. 1. Dez. 1917	393 977.62	
c) aus früheren Terminen	64 160.19	
Sonst. Debitoren	105 950.69	1 773 871.79
Beteiligungs-Konto		6 250.—
Mobiliar-Konto	15 930.17	
10% Abschreib.	1 593.01	14 337.16
Hypothekar-Darleh.-Zins.-Konto		1 085 616.13
Kommunal-Darleh.-Zins.-Konto		47 979.07
Hypothekar-Darlehens-Konto:		
3¾%ige Darleh	M. 72 199 550.—	
4¼%ige Darleh	60 830 000.—	133 029 550.—
Zusatz-Darlehens-Konto		131 465.01
Kommunal-Darlehens-Konto:		
3¾%ige Darleh.	M. 5 120 200.—	
4¼%ige Darleh.	8 191 500.—	13 311 700.—
		M. 155 641 438.50

Passiva.

Posten		M.
K. Staatsministerium d. Finanzen		5 000 000.—
Geschäfts-Anteile-Konto		4 409 900.—
Geschäfts-Anteile-Zinsen-Konto		291 07
Reserve-Fonds-Konto		497 478.20
Spezial-Reserve-Fonds-Konto		1 345 275.52
Spezial-Reserve-Fonds II		90 000.—
Grundstück-Reserve-Fonds-Konto		120 749 74
Talon-Steuer-Res.-Fonds-Konto		50 123.63
Kriegssteuer-Rücklage-Konto		40 860.—
Pensions-Fonds Konto		119 967.09
Pfandbrief-Amortisations-Fonds-Konto		258 952.25
Kommunal-Obligationen-Amortisations-Fonds-Konto		2 312.87
Verloste Pfandbriefe-Konto		4 600.—
Disagio-Reserve-Fonds-Konto		60 000.—
Disagio-Konto		1 163 131.37
Konto-Korrent-Konto		195 868 99
Eigene Pfandbr.-Coupons-Konto		796 866 50
Eigene Kommunal-Obligationen-Coupons-Konto		140 074.50
Eigene Pfandbriefe-Zinsen-Konto		602 721.—
Pfandbrief-Kapital-Konto:		
3½%ige Pfandbr.	M. 67 859 700.—	
4%ige Pfandbr.	60 267 900.—	128 127 600.—
Kommunal-Obligationen-Kapital-Konto:		
3½%ige Obligat.	M. 4 371 500.—	
4%ige Obligat.	7 854 500.—	12 226 000.-
Gewinn- und Verlust-Konto des Jahres 1917	M. 385 508.59	
hiezu Vortrag von 1916	3 157.18	388 665.77
		M. 155 641 438.50

Gewinn- und Verlust-Rechnung für 1917.

Soll.

Posten	M.
Staats-Vorschuss-Zinsen-Konto	120 000.—
Pfandbrief-Zinsen-Konto	4 880 377 25
Kommunal-Obligat.-Zinsen-Konto	479 408.18
Mobiliar-Konto, Abschreibung	1 593.01
Unkosten-Konto	322 069.77
Weitere Rücklage für Kriegssteuer	27 000.—
Reingewinn pro 1917	388 665.77
	M. 6 219 108.93

Haben.

Posten	M.
Gewinn-Vortrag von 1916	3 157 18
Hypothekar-Darleh.-Zinsen-Konto	5 401 562.41
Kommunal-Darleh.-Zinsen-Konto	549 612.90
Konto-Korrent-Zinsen-Konto	55 182.02
Wechsel-Konto	116 011.84
Effekten-Konto	93 582.58
	M. 6 219 108.93

Bayerische Landwirthschaftsbank E. G. m. b. H.

◆ Zeichnet die 8. Kriegsanleihe! ◆

Beachtenswerte Lebensbilder.

Das Leben der heiligen Theresia von Jesu und die besonderen ihr von Gott erteilten Gnaden, auf Geheiß ihrer Beichtväter von ihr selbst beschrieben. Neue deutsche Ausgabe, nach den autographierten und anderen spanischen Originalen bearbeitet und vermehrt von Fr. Petrus de Alcántara a S. Maria, Priester aus dem Orden der unbeschuhten Karmeliten. (I. Band von „Sämtliche Schriften der heiligen Theresia von Jesu".) 12⁰. 660 Seiten. Geb ℳ 3.10.

Leben der seligen Anna vom hl. Bartholomäus, unbeschuhten Karmelitin, durch 15 Jahre Gefährtin der seraphischen Mutter Theresia und nach deren Tode Stifterin mehrerer Klöster in Frankreich und den Niederlanden. Bearbeitet von P. Fr. Cyprianus a Passioni Domini, unbeschuhten Karmeliten. 12⁰. 424 S. Geb. ℳ 3.20.

Die selige Anna vom hl. Bartholomäus. Unbeschuhte Karmelitin von Fr. Redemptus a Cruce Weninger, unbeschuhter Karmelit. 3. u. 6. Tausend. 18⁰. 20 S. Geheftet 25 Pfg.

Leben und Wirken der Dienerin Gottes Maria Anna Josepha a Jesu Lindmayr, unbeschuhte Karmelitin im Dreifaltigkeitskloster zu München. Nach authentischen Quellen bearbeitet von P. Franz Joseph Koch, O. S. B. Umgearbeitete 2. Aufl. 8⁰. 704 Seiten. Gebunden ℳ 6.—.

Leben der Dienerin Gottes Mutter „Maria von Jesus", Maria Deluil Martiny, Stifterin der Gesellschaft der „Töchter des Herzen Jesu". Von L. Laplace. 2. Auflage. 8⁰. 320 S. Gebunden ℳ 3.—.

Leben der ehrwürdigen Mutter Maria von der hl. Euphrasia Pelletier, Stifterin und erste Generaloberin der Kongregation Unserer Frau von der Liebe des guten Hirten in Angers. Mit Bewilligung Sr. Eminenz des Kardinals Monaco La Valletta, Protektors der Kongregation des guten Hirten. Unter dem Schutze der ehrwürdigen Generaloberin dieser Kongregation veröffentlicht von Monsignore H. Pasquier. Einzig autorisierte, von der Kongregation besorgte Ausgabe. 2 Teile. 8⁰. (I. 428 S., II. 540 S.) In 2 Bände gebunden ℳ 12.—.

Der heilige Stanislaus Kostka. Von Augustin Arndt, S. J. 2 Aufl. 16⁰. 256 Seiten. Gebunden ℳ 2.10.

Leben des heiligen Bischofs und Kirchenlehrers Alfons M. von Liguori. Stifter der Kongregation des allerheiligsten Erlösers. Nach P. Saintrain, C. Ss. R., von P. Gerhard Schepers, C. Ss. R. 2. verbesserte Auflage, herausgegeben P. Jos. Alois Krebs, C. Ss. R. 8⁰. 404 Seiten. Geb. ℳ 4.80.

Der hl. Klemens Maria Hofbauer, Generalvikar der Kongregation des Allerheiligsten Erlösers. Eine Lebensskizze von P. Georg Freund, C. Ss. R. 3. vermehrte Auflage. Zur Feier der Heiligsprechung neu herausgegeben mit einigen Aenderungen von P. Franz Weimann, C. Ss. R. 12⁰. 180 Seiten. Gebunden ℳ 1.80.

Der hl. Klemens Maria Hofbauer, ein österreichischer Reformator und der vorzüglichste Verbreiter der Redemptoristenkongregation. Von P. Adolf Innerkofler, C. Ss. R. 2. nach etwa 600 neuentdeckten Dokumenten verbesserte und vermehrte Auflage. 8⁰. 1028 Seiten. Gebunden ℳ 9.50.

Der ehrwürdige Diener Gottes Franz Josef Rudigier, Bischof von Linz. Von Balthasar Scherndl, Domkapitular in Linz. 2. Auflage. Mit 19 Einschaltbildern. Gr. 8⁰. 416 S. Gebunden ℳ 6.40.

Der selige Rudolf Acquaviva und seine Gefährten, gemartert am 15. bzw. 25. Juli 1583, selig gesprochen am 30. April 1893. Von Nikolaus Angelini, S. J., teilweise neu bearbeitet von H. Gruber, S. J. 8⁰. 352 S. Gebunden ℳ 2.40.

Bis auf weiteres auf alle Preise 10% Teuerungszuschlag.

Verlag Friedrich Pustet, Regensburg. :: :: **Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

Bayerische Handelsbank

Bilanz für den 31. Dezember 1917.

Aktiva.

		ℳ ₰
Barbestand, fremde Geldsorten, Zins- und Gewinnanteilscheine, sowie Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken		12,580,894.97
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		183 015,652 16
Eigene Guthaben bei Banken und Bankfirmen		5,971,267.14
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere		753,415.87
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen		215,601 35
Eigene Wertpapiere		12,826,989.34
Gemeinschaftsbeteiligungen		2.110.705.18
Debitoren in laufender Rechnung		83,824,946.71
Bürgschaftsdebitoren	ℳ 12,182,934.08	
Hypotheken- und Kommunaldarlehen:		
Hypothekarische Darlehen } sämtlich in die		482,282,861.65
Kommunal-Darlehen } Register eingetragen		9.628 158.78
Bankgebäude		4,739,212 11
Anwesen „Börsenbasar" München		2,412.460.30
Grundstücke und Gebäude der Lagerhausabteilung		570 515 90
Sonstiger Grundstücksbesitz		545,201.70
Rückstände der Hypothekenabteilung		1,278,847 37
Wertpapiere der Hypothekenabteilung		1,807,050.50
Reichsstempel, von der Hypothekenabteilung vorausbezahlt		16,119.—
Vortragskonto der Hypothekenabteilung		2,121,350.52
		756,700,750.55

Passiva.

		ℳ ₰
Aktienkapital		44,500,000.—
Reservefonds	ℳ 11,412,956.10	
Rücklagen der Hypothekenabteilung	„ 2,705,051.18	14,118,007.28
Rücklage für Zinsbogensteuer		424,497.88
Rücklage für besondere Wohlfahrtszwecke		160.000.—
Kreditoren		248,326,874.78
Akzepte und Schecks		9,145,036.01
Bürgschaftsverpflichtungen	ℳ 12,182,934.08	
Hypothekenpfandbriefe im Umlauf		424,131,900.—
Verloste, noch nicht eingelöste Pfandbriefe		64,400.—
Kommunalschuldverschreibungen im Umlauf		9,527,600.—
Unerhobene Gewinnanteilscheine		20,496.40
Unerhobene Zinsscheine		1,773,873.—
Reingewinn		4,508,065.25
		756,700,750.55

Gewinn- und Verlustrechnung für den 31. Dezember 1917.

Soll.

	ℳ ₰
Unkosten	4,086,263.05
Ausgleich für Kriegsausfälle	450,000.—
Reingewinn	4,508,065.25
	9,044,328.30

Haben.

	ℳ ₰
Gewinnvortrag aus dem Jahre 1916	826 427 45
Wechsel und Zinsen	4,208,098 16
Wertpapier- und Gemeinschaftsgeschäfte	1,228 204.61
Provisionen	1,212,519.52
Gewinne aus Sorten und Zins- und Gewinnanteilscheinen	81,711 98
Erträgnis der Hypothekenabteilung	1,865,724 61
Erträgnis der Lagerhausabteilung	121,634.97
	9,044,328.30

München, den 22. März 1918.

Die Direktion.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Deutsche Bank

Hauptsitz in Berlin

Aktienkapital und Reserven: 500 000 000 Mk.

Im letzten Jahrzehnt [1907—1916] verteilte Dividenden: 12, 12, 12½, 12½, 12½, 12½, 12½, 10, 12½, 12½%.

Niederlassungen in Bayern:

München-Nürnberg-Augsburg.

Verwaltung von Wertpapieren als

offene Depots.

Vermietung von Schrankfächern [Safes]
in den für diesen Zweck besonders eingerichteten

Stahlkammern.

Annahme von Bareinlagen zur Verzinsung.
Amtliche Annahmestelle von Zahlungen für Inhaber von Scheck-Konten bei dem **K. K. Oesterr. Postsparkassen-Amte, Wien.**
Uebernahme von Vermögensverwaltungen für Personen, die infolge des Krieges an der eigenen Wahrnehmung ihrer Interessen verhindert sind.

Die Bank beobachtet über alle Vermögensangelegenheiten ihrer Kunden unbedingtes Stillschweigen gegen jedermann und gegen jede Behörde.

Alle näheren Bedingungen werden an unseren Schaltern verabfolgt, auf Wunsch auch zugesandt.

Deutsche Bank Filiale München

Lenbachplatz 2 und Depositenkasse: Karlsstrasse 21.
Postscheck-Konto: München Nr. 150.



Bruchleidende!
Lesen Sie unseren Prospekt:
Was soll ich über mein Bruchband wissen?
Gratis zu beziehen durch: **Bott & Walla**
München, Sonnenstraße 20
Spezialhaus für Chirurgie u. Orthopädie-Mechanik



Preußischer Beamten-Verein in Hannover.



(Protektor: Seine Majestät der Kaiser.)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 484'518,487 M.
Vermögensbestand 188'529,000 M.

Alle Gewinne werden zugunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reichsstempelabgabe von ½% der Prämie trägt die Vereinskasse.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und **deshalb niedrigste Verwaltungskosten.**

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag, und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Ohne Anzahlung

zeichnet man

8. Kriegsanleihe

lediglich gegen Entrichtung mäßiger Prämien, die nach 3 Jahren durch hohe steigende Dividenden alljährlich sich verringern bei der

Magdeburger Lebens-Versicherungs-Gesellschaft

Subdirektion München, Rosental 15/II.

Kommunion- und Firmungs-Andenken für Kriegerkinder!

Soeben ist erschienen:

Die heilige Elisabeth.

Schutzfrau der deutschen Jugend in eiserner Zeit.
Von **Maria Gonzaga.**
Mit oberhirtlicher Druckerlaubnis.
76 S. mit 3 Bildern Hübsch brosch. 80 Pfg., geb. M 1.20.

In dieser ernsten Kriegszeit, da so viele deutsche Mütter Witwen und so viele Kinder Waisen werden, sucht die Verfasserin unser Augenmerk hinzulenken auf eine deutsche Heldenfrau und ihre Kinder, über die Kriegselend so furchtbares Weh gebracht. Ich habe das Büchlein mit tiefer Ergriffenheit gelesen und würde es hineinwünschen in jedes deutsche Haus, in dem Angst oder Trauer herrscht um Gatten, Vater oder Bruder. Ein besseres Kommunionandenken für unsere Zeit kann ich mir kaum denken. Dr. —a—.

J. Pfeiffer's rel. Kunst-, Buch- und Verlagshandlung (D. Hafner) in München,
Herzogspitalstraße 6.

Pflanzt Riesen-Erdbeeren

v. Hindenburg, wertv. Neuheit, 5—6 Früchte 1 Pfd., 10 St. 2 25 M. Prachtsortiment 100 kräft. Pfl. in 5 Ia frostb. reichtr. Sort. M 6 80 inkl. Verpackung. Liebhabersortiment 100 kräft. Pfl in 5 edelst. Tafelsort. M 8 80 inkl. Verpackung. Kulturanleitung gratis.

Johannisbeersträucher Ia Sort. 10 St. Mk. 7.50.

Himbeerpflanzen großfrücht., früh- u. reichtr. Sort. 10 St. Mk. 2.50.

Kräft. Apfel- und Birnzwergbäume, beste Sommer- u. Wintersorten meiner Wahl, Stück Mk. 2.50.

Buschrosen, ein Sortiment von 10 edelsten, reichblühenden Sorten, in allen Farben Mk. 7.50.

J. Wimmberger, Erdbeerspezialkult.,
Bachern bei Dachau, Oberbayern.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

Wir bitten unsere Leser, sich bei allen Bestellungen und Anfragen auf die „Allgemeine Rundschau" beziehen zu wollen.

TODES-ANZEIGE.

In Gottes Ratschluss war es gelegen, am 15. März abends 5½ Uhr seinen treuen und frommen Diener

den hochwürdigen Herrn

Ernst Summer

Superior der Barmherzigen Schwestern des Mutterhauses Augsburg

in die ewige Heimat zu berufen. Nach schwerem Leiden und oftmaligem Empfange der hl. Sakramente verschied er nach zehnjähriger hingebender Tätigkeit als Superior im 67. Lebensjahr eines sehr erbaulichen Todes. Wir bitten, dem teuren Verstorbenen das Almosen des Gebetes zuzuwenden, und besonders seine priesterlichen Freunde um ein frommes Gedenken am Altare.

AUGSBURG, März 1918.

Die Korporation des Mutterhauses der Barmherzigen Schwestern.

Der Gottesdienst fand Montag den 18. März vormittags ½10 Uhr in der Stadtpfarrkirche St. Maximilian und die Beerdigung am gleichen Tage nachm. 2 Uhr auf dem kath. Friedhof (Hermanstrasse) statt.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M. 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 14. München, 6. April 1918. XV. Jahrgang.

Wahlrechtsreform im Reiche und in Bundesstaaten.

Von Abgeordneten Prälat Dr. von Pichler, Passau.

I.

Die großen Opfer, welche das ganze deutsche Volk im Kriege gebracht hat und in treuer Vaterlandsliebe weiter zu bringen entschlossen ist, haben auch dem Kampfe um Erweiterung der politischen Rechte neue Nahrung gegeben. An hervorragender Stelle stehen dabei die Forderungen nach Erweiterung und Verbesserung des Wahlrechtes. Im Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhaus liegen bezügliche Regierungsvorlagen bereits vor, in anderen Parlamenten sind Anträge gestellt, auch der bayerische Landtag wird sich gleich nach Ostern mit Anträgen auf Abänderung des Wahlrechtes zu befassen haben. Das mag eine gedrängte Uebersicht über die bestehenden Wahlrechte im Reich und in einigen größeren Bundesstaaten und über die beabsichtigten bzw. geforderten Aenderungen derselben rechtfertigen. Am Schlusse möchte ich dabei besonders die liberalen und sozialdemokratischen Forderungen auf Einführung der Verhältniswahl in Bayern etwas eingehender berühren.

1. Das Wahlrecht zum **Deutschen Reichstag** beruht auf dem Gesetz des Norddeutschen Bundes vom 31. Mai 1869 und den ergänzenden Bestimmungen von 1873. Hiernach besteht das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht für jeden deutschen Reichsbürger im Alter von mehr als 25 Jahren. Auf je 100 000 Einwohner soll ein Abgeordneter treffen; kleinere Bundesstaaten erhalten einen Abgeordneten, auch wenn die angegebene Seelenzahl nicht erreicht wird. Das Reich zerfällt in 397 Wahlkreise mit ebensovielen Abgeordneten; davon fallen auf Preußen 235, Bayern 48, Sachsen 23, Württemberg 17, Baden 14, Elsaß 15 Abgeordnete; auf Süddeutschland also bisher im ganzen 94 Abgeordnete. Jetzt ist die Bevölkerung von 40 auf rund 67 Millionen gestiegen; es haben infolge des rapiden Aufschwungs der deutschen Industrie sich gewaltige Verschiebungen in der Bevölkerung ergeben und daraus kolossale Ungleichheiten auch in der Seelenzahl der einzelnen Wahlkreise. So zählt nach der amtlichen Volkszählung von 1910 der Wahlkreis Teltow-Charlottenburg 1 315 601 Seelen mit 339 256 Wahlberechtigten, der zweitgrößte Wahlkreis Berlin VI 865,637 Seelen mit 219 782 Wahlberechtigten, während der Wahlkreis Schleswig-Holstein X (Herzogtum Lauenburg) nur 54,571 Einwohner und 13 284 Wahlberechtigte, der Wahlkreis Schaumburg-Lippe gar nur 46 652 Seelen mit 10 709 Wahlberechtigten aufweist. Wir haben gegenwärtig 25 Reichstagswahlkreise mit mehr als 300 000 Einwohnern, 12 Wahlkreise mit mehr als 100 000 Wahlberechtigten; in 11 Wahlkreisen wurden bei der Reichstagswahl von 1912 mehr als 100 000 Stimmen abgegeben. Dem stehen gegenüber 62 Wahlkreise mit weniger als 100 000 Einwohnern, 40 Wahlkreise mit weniger als 20 000 Wahlberechtigten. Das „gleiche Wahlrecht" ist also in Wirklichkeit sehr ungleichwertig geworden; die Stimme eines Wählers in Schaumburg-Lippe gilt soviel als wie 31 Stimmen im Wahlkreis Teltow.

Diese Entwicklung gab selbstverständlich im Reichstag zu ernsten Klagen Anlaß, deren Berechtigung nicht in Abrede gestellt werden konnte. Der im Frühjahr 1917 im Reichstag gebildete „Verfassungsausschuß" hat sich auch mit dieser Frage beschäftigt; auf Anregung der Fortschrittlichen Volkspartei wurde ein Antrag eingebracht, welcher für die Riesenwahlkreise eine Vermehrung der Mandate unter Einführung der Verhältniswahl für diese Wahlkreise fordert. Der Antrag wurde am 10. Mai mit 19 gegen 9 Stimmen im Ausschuß, am 6. Juli mit großer Mehrheit im Plenum des Reichstages angenommen. Am 16. Februar ds. Js. genehmigte der Bundesrat einen Gesetzentwurf, nach welchem unter Annahme der obigen Grundsätze die Zahl der Abgeordneten um 44, also auf 441 vermehrt werden soll. Von dieser Mehrung treffen auf Preußen 28, auf Sachsen 5, auf Hamburg und Bremen je 3, auf ganz Süddeutschland 5 Abgeordnete. Bei der ersten Beratung in der Vollsitzung des Reichstages am 12. März sprachen die Vertreter der großen Parteien sich für den Entwurf aus, so daß dessen Annahme mit erheblicher Mehrheit gesichert erscheint.

2. Während im Reichstag die teilweise Reform des Wahlrechts verhältnismäßig ruhig verläuft, sind die Schwierigkeiten und Kämpfe im **preußischen Abgeordnetenhaus** umso heftiger und leidenschaftlicher. Das konservative alte Preußen wehrt sich mit verzweifelter Kraft um sein bisheriges Vorrecht gegen eine Reform, welche die tiefgehendsten Aenderungen im innerpolitischen Leben der großen Monarchie herbeizuführen geeignet ist. In Preußen gilt gegenwärtig noch das Dreiklassenwahlrecht. Wahlberechtigt sind alle männlichen Staatsangehörigen, welche das 24. Lebensjahr vollendet haben und seit 6 Monaten sich in der Gemeinde aufhalten; die Wahlen sind indirekt, die Abgabe der Stimmen erfolgt öffentlich. Die Urwähler werden in eine Liste eingetragen und dann nach der Steuerleistung in drei Klassen zerlegt, so daß auf jede Klasse ein Drittel der Gesamtsteuersumme fällt. Jede Klasse wählt ein Drittel der Wahlmänner. Natürlich besteht die erste Klasse stets aus nur wenigen sehr reichen Leuten, während die dritte Klasse die große Menge der Minderbemittelten enthält, darunter meist auch den größten Teil der Gebildeten und Beamten. Die schon lange bestehende Forderung auf Abänderung dieses in jeder Beziehung rückständigen Rechts ist durch den Krieg noch aufs Lebhafteste verstärkt worden. Der Krieg hat starke Vermögensverschiebungen gebracht. Man konnte mit Recht sagen: Nach dem Kriege würden die Kriegsgewinnler in der ersten Klasse den Zehntausenden derjenigen in der dritten Klasse gegenüberstehen, welche im Schützengraben das Vaterland verteidigt und dadurch in ihren Vermögensverhältnissen zurückgeblieben sind oder wenigstens nicht in der Lage waren, sich emporzuarbeiten. Schon im Februar 1910 hatte die preußische Regierung den Entwurf einer Reform mit Gewährung der direkten Wahl aber unter Beibehaltung der öffentlichen Stimmenabgabe vorgelegt. Die Verhandlungen brachten bei der großen Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Kammern kein Ergebnis. Der Stein kam ins Rollen durch die Osterbotschaft des Kaisers von 1917 mit dem Auftrag an die Regierung, einen Entwurf für Einführung der direkten und geheimen Wahl auszuarbeiten. Diese Osterbotschaft wirkte als Aufruf zu heftigen Parteikämpfen. Namentlich in der nationalliberalen Partei kam es zu langwierigen und ernsten Auseinandersetzungen. Während die eine Gruppe ein Pluralwahlrecht befürwortete, wollten andere zwar das gleiche Wahlrecht, aber mit einer Reihe von Sicherungen gegen das Uebertwuchern der nicht seßhaften Bevölkerung; dabei wurde besonders die Verhältniswahl für die Großstädte und sonstigen Riesenwahlkreise vorgeschlagen und eine bestimmte Frist für den Aufenthalt im Wahlbezirk. Auf dem nationalliberalen Vertretertag für die Provinz Sachsen in Magdeburg am 3. Juni wurde die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen von allen abgelehnt, das gleiche Wahlrecht mit zwei Drittel Mehrheit angenommen, aber mit der Forderung einer Aufenthaltsklausel und der Verhältniswahl für die besonders volkreichen Bezirke. Eine allerhöchste Botschaft vom 11. Juli

1917 sicherte die Durchführung des gleichen Wahlrechts zu, so daß nunmehr als Grundlage für den von der Regierung herzustellenden Entwurf das direkte, geheime und gleiche Wahlrecht gegeben war. Die Vorlage erfolgte an das Abgeordnetenhaus am 25. November mit drei Entwürfen über das Wahlrecht zum Abgeordnetenhaus, die Reform des Herrenhauses und die Feststellung der parlamentarischen Zuständigkeit des Herrenhauses. Uns interessiert hier nur die erste Vorlage. Dieselbe bringt das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht zum Abegeordnetenhaus für jeden Preußen, der das 25. Lebensjahr vollendet hat, seit wenigstens drei Jahren die preußische Staatsbürgerschaft besitzt und mindestens ein Jahr in der Gemeinde bezw. im Wahlbezirk seinen Wohnsitz hat. Die bisher gesetzlich festgelegte Abgrenzung der Wahlbezirke wird beibehalten, die Zahl der Abgeordneten wird um 12 vermehrt, indem 12 besonders volkreiche Wahlkreise einen Abgeordneten mehr als bisher erhalten. Zugleich ist im Gesetz bestimmt, daß künftig ein Wahlkreis um einen Abgeordneten mehr erhält, wenn die Zahl der auf einen Abgeordneten treffenden Einwohner mehr als 250 000 beträgt.

Der Entwurf löste in der konservativen Presse sofort einen heftigen Widerstand aus. Für die nationalliberale Partei konnte die „Nationalliberale Korrespondenz" schreiben: „In den Kreisen der nationalliberalen Partei hält man mit der endgültigen Stellungnahme noch zurück. Ueber das Grundprinzip des gleichen, allgemeinen Wahlrechts sind die Ansichten hier noch nicht einheitlich. Jedenfalls müßte gegenüber der Vorlage der Versuch gemacht werden, Kautelen zu finden, um einer zu radikalen Wirkung des Gesetzes entgegenzuarbeiten."

Die erste Lesung im Hause der Abgeordneten nahm fünf Sitzungen vom 5.—11. Dezember in Anspruch. Von konservativer Seite wurde der Entwurf grundsätzlich aufs Schärfste bekämpft. Abgeordneter v. Heydebrand sprach den entschiedensten Protest aus gegen die Entwicklung, welche nach seiner Ansicht zu einem Wendepunkt der ganzen preußischen Geschichte führe. Namens des Zentrums erklärte Dr. Porsch, daß ein Teil seiner Freunde für das gleiche Wahlrecht eintrete, während der andere seine endgültige Stellungnahme davon abhängig mache, ob in der Kommission die notwendigen Sicherungen gegen die Gefahren einer zu großen Radikalisierung, namentlich auf religiösem und kulturellem Gebiete, erreicht werden können. Die Freikonservativen und Nationalliberalen erhoben Bedenken gegen das gleiche Wahlrecht. Sie wollten ein Mehrstimmenwahlrecht vorziehen, wobei die einen Besitz und Vermögen, die anderen bevölkerungspolitische Momente berücksichtigt wissen wollten. Nur die Fortschrittler sprachen sich ganz entschieden für die Vorlage aus unter Zurückstellung weitergehender Wünsche.

Im preußischen Abgeordnetenhause hatten bisher, um nur die größeren Parteien zu nennen, die Konservativen 148 Mitglieder, die Freikonservativen 54, die Nationalliberalen 73, die Fortschrittler 40, das Zentrum 102, die Sozialdemokraten 10, die Polen 12 Mitglieder. Nach einer Aufstellung, welche der Minister des Innern Dr. Drews in der Kommissionssitzung vom 11. Januar machte, würden nach dem neuen Wahlgesetz voraussichtlich erhalten: die Konservativen 81, die Freikonservativen 34, die Nationalliberalen 46, das Zentrum 93, die Fortschrittler 49, die Sozialdemokraten 101, die Polen 41 Mitglieder. Die erste Lesung der drei Entwürfe wurde im Verfassungsausschuß am 15. März beendet. Der Kampf drehte sich hauptsächlich um das gleiche Wahlrecht. § 3 der Regierungsvorlage „jeder Wähler hat eine Stimme" wurde am 18. Februar mit 20 gegen 15 Stimmen abgelehnt. Für die Regierungsvorlage stimmten Zentrum, Fortschrittler, Sozialdemokraten und zwei Nationalliberale, dagegen die Konservativen, Freikonservativen und vier Nationalliberale. In der letzten Sitzung verlangten die Nationalliberalen die Einführung der Verhältniswahl für Posen, Westpreußen und den schlesischen Bezirk Oppeln zum Schutze der deutschen Minderheit gegen die Polen. Die Fortschrittler unterstützten diese Forderung und verlangten weiter die Verhältniswahl auch für die dichtbevölkerten Riesenwahlkreise. Am 11. April wird die zweite Lesung der Vorlagen im Ausschusse beginnen: das Endschicksal hängt hauptsächlich von den Nationalliberalen ab; der Zentralvorstand der Partei hat in einer Sitzung vom 10. März mit 104 gegen 24 Stimmen sich für das gleiche Wahlrecht ausgesprochen.

3. In **Bayern** gilt für die Wahlen zur Abgeordnetenkammer das Gesetz vom 9. April 1906. In Verfolg eines bei Zusammentritt der Kammer 1899 gestellten sozialdemokratischen Antrages wurden nach langwierigen Ausschußberatungen 14 Richtpunkte festgelegt, auf Grund deren die Regierung ein neues Wahlgesetz ausarbeiten sollte. Diese 14 Richtpunkte wurden am 16. Mai 1902 in der Vollsitzung der Abgeordnetenkammer einstimmig genehmigt, ebenso am 1. Juli desselben Jahres von der Reichsratskammer. Hiernach sollte an Stelle der bisherigen indirekten Wahl das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht eingeführt werden mit gesetzlich festgelegter Wahlkreiseinteilung. Die Vorlage der Regierung an den Landtag erfolgte am 28. September 1903; bei der letzten Abstimmung im Plenum am 29. Februar 1904 wurden 96 Stimmen (Zentrum und Sozialdemokraten) für den Entwurf abgegeben, 60 Stimmen (Liberale und Bauernbund) dagegen; die nach der bayerischen Verfassung notwendige Zweidrittelmehrheit war nicht erreicht und damit der Entwurf gefallen. Die Landtagswahl vom Jahre 1905 stand unter der Parole „Wahlgesetz" und brachte für das Zentrum allein 102 Mandate, während die Liberalen auf 23 Sitze zurückkamen. Bei Zusammentritt des Landtages Ende September 1905 wurde die Regierungsvorlage von 1903 vom Zentrum als Initiativantrag an die Kammer gebracht und nach kurzer Vorberatung in einem Ausschuß am 21. November in dritter Lesung von 141 Abstimmenden einstimmig angenommen. Die Abgeordnetenkammer zählt nach diesem Gesetz jetzt 163 Abgeordnete, welche in 133 Wahlkreisen gewählt werden.

4. Im Königreich **Sachsen** besteht nach dem Gesetz vom 5. Sept. 1909 das allgemeine und direkte Wahlrecht. Stimmberechtigt sind alle männlichen Personen, welche das 25. Lebensjahr vollendet haben, seit 2 Jahren die sächsische Staatsangehörigkeit besitzen, seit mindestens 6 Jahren am Ort der Listenaufstellung ihren Wohnsitz haben und eine direkte Staatssteuer entrichten. Das Stimmrecht ist aber nicht für alle Wähler gleich; der Bezug eines höheren Einkommens, Grundbesitz, Berechtigung zum Einjährig Freiwilligen-Dienst und Vollendung des 50. Lebensjahres geben das Recht auf eine weitere Stimme, im Höchstfall kann ein Wähler vier Stimmen abgeben.

Im Mai 1917 wurden von den Fortschrittlern und Sozialdemokraten in der Zweiten Kammer Anträge auf Aenderung des Wahlgesetzes eingebracht und dabei Neueinteilung der Wahlkreise, gleiches Wahlrecht und Einführung der Verhältniswahl verlangt. Die Regierung erklärte auf die Vorschläge der verschiedenen Parteien nicht eingehen zu können, sie müsse die Einführung des Reichstagswahlrechtes, die Neueinteilung der Wahlkreise und die Einführung der Verhältniswahl ablehnen. Die Konservativen erklärten sich gegen jede Aenderung, die Nationalliberalen gaben die Mängel des bestehenden Gesetzes zu, wollten aber erst in einem späteren Zeitraum an eine Aenderung gehen und dabei die Einführung der Verhältniswahl mit zwei Altersstimmen in Aussicht nehmen. Nach langen Verhandlungen wurden alle Anträge abgelehnt. Die Regierung hatte ausgesprochen, der Staat dürfe nicht den breiten Massen überlassen werden, das wäre ungerecht für das gebildete Bürgertum und die Bauernschaft.

5. Ein eigenartig kompliziertes Wahlrecht hat das Königreich **Württemberg** durch Gesetz vom 16. Juli 1906. Wahlberechtigt ist jeder männliche württembergische Staatsangehörige, welcher das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat und im Wahlbezirk wohnt. Die Wahl erfolgt nach dem allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht, im ersten Wahlgang nach absoluter, im zweiten Wahlgang mit relativer Mehrheit. Die sechs Abgeordneten der Hauptstadt Stuttgart werden nach dem System der Verhältniswahl gewählt. In einem zweiten Wahlakt werden von den übrigen Wahlbezirken (außer Stuttgart) 17 weitere Abgeordnete ebenfalls nach dem System der Verhältniswahl gewählt, das ganze Land wird hiebei in zwei Wahlkreise zerlegt.

6. Die Zweite Kammer im Großherzogtum **Baden** hat nach dem Gesetz vom 24. August 1914 73 Abgeordnete, welche nach dem allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht gewählt werden. Wahlberechtigt sind alle männlichen Personen, welche 25 Jahre alt sind und mindestens zwei Jahre die badische Staatsangehörigkeit besitzen.

Ende November 1917 wurden von liberaler und sozialdemokratischer Seite Anträge auf allgemeine Einführung der Verhältniswahl gestellt, während das Zentrum durch Antrag vom 20. Dezember die Einführung der Verhältniswahl für die größeren Städte mit zwei und mehr Abgeordneten verlangte. Der neue Ministerpräsident Frhr. v. Bodman erklärte in der Sitzung vom 10. Juni sich gegen die allgemeine Einführung der Verhältniswahl, er sei aber bereit, eine Aenderung des Wahlsystems in den größeren Städten eintreten zu lassen.

Diese kurze Zusammenstellung, welche sich in ihren Angaben teilweise auf das Buch von Prof. Stier-Somlo „Vom parlamentarischen Wahlrecht in den Kulturstaaten der Welt“ stützt, zeigt, daß das bayerische Wahlrecht mindestens ebenso freiheitlich und modern ausgestaltet ist wie im Reich und den größeren deutschen Bundesstaaten. Trotzdem bestehen darüber von liberaler und sozialdemokratischer Seite heftige Klagen und wird die Forderung auf möglichst baldige Abänderung gestellt. Darüber in einem zweiten Artikel.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der planmäßige Fortgang unserer Offensive.

Von der ersten Ueberraschung konnten sich die Gegner in diesen zwei Kampfwochen schon erholen; aber sie haben doch keine Maßnahmen treffen können, um das jähe Verderben aufzuhalten. Unser Vormarsch, der den Stümpern einmal zeigt, wie eine wirklich große Offensive angesetzt und fortgeführt werden muß, geht Tag für Tag regelmäßig weiter über alle alten und neuen Hindernisse hinweg. Was die Engländer und Franzosen an Reserven und eilends herangeschleppten Hilfskräften in die lange Kampflinie warfen, wird erfolglos geopfert.

Es wächst in einem fort die Beute (bisher 75000 Gefangene, 1100 Geschütze, hunderte von Lokomotiven, Wagen usw.); es wächst der Geländegewinn, wobei nicht nur die Größe des Bodens, sondern auch die militärische Bedeutung der Ortschaften als Knotenpunkte des Verkehrs und Stützpunkte für unsere weiteren Operationen zielgebend für unsere einzelnen Heeresglieder sind. So haben wir unseren Bogen über Noyon, Montdidier und Albert hinaus gespannt, so daß oben Amiens, die Hauptversorgungsstelle der Engländer unmittelbar bedroht ist und unten der Weg nach Paris eröffnet wird.

Die feindliche Genossenschaft ist sich auch heute noch nicht klar darüber, in welcher Richtung Hindenburg zunächst seine Siegestruppen weiter vorwerfen wird. Ja, sie muß auch mit der Möglichkeit rechnen, daß er nach der Lähmung des englischen Flügels erst auf dem französischen Frontteil einen ähnlichen Durchbruch ansetzt, um eine Zangenwirkung zu erzielen. Dieses Zweifeln und Schwanken, das aus der unbegrenzten Handlungsfreiheit der deutschen Heeresleitung resultiert, verzögert den Einsatz der großen strategischen Reserven, die der letzte Versailler Kriegsrat unter General Foch als sog. Manövrierarmee bereitgestellt hatte.

Nun ist dieser Reservehäuptling Foch zum Generalissimus der ganzen Westfront ernannt worden, also zum Entente-Hindenburg. Die Engländer hatten bisher in ihrem britischen Selbstbewußtsein diesen Antrag Clemenceaus abgelehnt. Wenn sie sich jetzt die Unterordnung unter einen französischen General gefallen lassen, so gestehen sie damit ihre durchschlagende Niederlage ein. Der englische General Haig soll sich mit der Unterordnung einverstanden erklärt haben. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Ob nun Haig und seine anspruchsvollen Leute wirklich den Befehlen Fochs gehorchen werden, auch wenn sie ihnen gegen den Strich gehen, bleibt noch abzuwarten. Auf dem geduldigen Papier ist ein einheitliches Kommando leicht zu statuieren, aber dessen Durchsetzung in einem Koalitionskriege ist sehr schwer und zweifelhaft. Auf unserer Seite ist die einheitliche Führung nicht künstlich gemacht worden, sondern natürlich erwachsen auf dem Boden der vollen Solidarität unter der Sonne der gemeinsamen Erfolge. Auf der Gegenseite fehlt es an beidem. Foch könnte eine überragende Autorität erst nach einem glänzenden Siege erlangen, und dazu hat er keine Aussicht, nachdem sich das Kräfteverhältnis so heillos zu Ungunsten der Entente verschoben hat. Wenn Foch überhaupt noch etwas retten soll, so muß er im großen Stile das durchführen, was die Franzosen „sich rückwärts konzentrieren“ nennen. Dazu gehört eine besondere Kunst und noch mehr Willenskraft und Autorität, wie zu einer Offensive. Nach dem ersten Vorstoß gegen Warschau hat unser Hindenburg einen solchen Rückzug zur Gewinnung eines neuen Sprungbrettes mit vielem Geschick und vollem Erfolg durchgeführt. „Mach's einer nach und breche nicht den Hals,“ sagt Goethe.

Wenn Foch auch ein genialer „Marschall Rückwärts“ wäre, würde er doch schwerlich die gehörige Unterstützung der nachgeordneten Führer finden. Die feindlichen Heere lassen bei aller Tapferkeit der Leute doch die gründliche militärische Ausbildung und das zielsichere Zusammenwirken der größeren und kleineren Einheiten vermissen. Die Unfähigkeit zu einer durchschlagenden Offensive haben sie in den letzten Jahren dutzendweise erwiesen. Die erste ernste Probe auf die Kunst und Kraft in der Defensive ist nun auch kläglich gescheitert. Sonst hätten die Engländer, auch wenn sie Boden preisgeben mußten, doch nicht eine so gewaltige Beute an brauchbaren Kanonen, an gefüllten Munitionslagern und sonstigem sehr wertvollen Kriegsgerät in unsere Hände fallen lassen dürfen. Sie haben sich auf die Evakuierung oder Vernichtung ebenso schlecht verstanden, wie die Russen und die Italiener. Die reiche artilleristische Beute (sogar 24 cm- und 33 cm-Geschütze in unversehrter Herrlichkeit) ist uns sehr angenehm. Die Ueberlegenheit auf diesem Gebiete, die wir neuerdings erreicht hatten, wird weiter verstärkt, unmittelbar durch die brauchbaren Beutestücke, mittelbar durch den Rohstoff der demontierten Geschütze. Die Ergänzung der Lücken nimmt sowohl die feindliche Arbeitskraft in Anspruch, als auch den Schiffsraum, so daß unser U-Bootkrieg durch die Landbeute unterstützt wird.

Der rumänische Friedensschluß.

Mit anerkennenswerter Schnelligkeit ist der Vertrag paraphiert worden. Das neue Ministerium Marghiloman hat sich auf Verschleppungsversuche nicht eingelassen. Marghiloman will bekanntlich im Gegensatz zu seinem alten Parteigenossen Carp die gegenwärtige Dynastie halten. Bei uns erheben sich gelegentlich auch Stimmen, die das kompromittierte Königspaar abgesetzt wissen wollen, der Gerechtigkeit halber und auch der Sicherung wegen. Der Grundsatz der Nichtintervention wird hier wohl am Platze sein. Unserseits weder stützen noch stürzen. Wenn die Rumänen selbst noch mit einer konservativ-liberalen Mehrheit die Fortdauer dieser Dynastie für angemessen oder wenigstens für das kleinere Uebel halten, so würde uns die Erzwingung eines Thron- oder Verfassungswechsels keinen Vorteil für die künftige Entwicklung bieten.

Je mehr wir uns den Friedensverhandlungen im Westen nähern, desto dringender wird die Erkenntnis, daß bei den Friedensabschlüssen großzügig verfahren werden muß und das Bessere der Feind des Guten werden würde, wenn man bei allen einzelnen Besorgnissen und Wünschen sich aufhalten wollte. Im Osten, wo doch die Dinge schon recht spruchreif waren, haben die Verhandlungen schon vier Monate in Anspruch genommen. Im Westen müßte man bei den komplizierten Verhältnissen Jahre lang unterhandeln, wenn man jede „Frage“ auf die Goldwage legen wollte. Wollen wir in absehbarer Zeit einen Sicherungsfrieden im Großen, so werden wir in den Einzelheiten manchmal fünf grad sein lassen und das Weitere der Entwicklung in der kommenden Friedenszeit überlassen müssen. Wenn der Weltfrieden nicht sofort in vollendeter Gestalt uns entgegenspringt, wie einst Pallas Athene aus dem Kopfe des Zeus, so kann uns die Erwägung trösten, daß alles Irdische unter Schmerzen und Mängeln zur Welt kommt und die schnelle Erlösung von der grausigen Kriegsnot schon einiges Risiko rechtfertigt.

Um Gott.

Wie ringen wir um Gott in unsern Tagen!
Vom Dunkel wollen wir den Vorhang heben.
Wie Schiffer in der Nacht zu Küsten streben,
So suchen wir das Licht voll heisser Plagen.

Auf allen Stirnen stehen bange Fragen.
Die Seele windet sich — und möchte schweben.
Wir quälen unser ruheloses Leben —
Und hören nicht der Kirche Glocken schlagen...

Er offenbaret sich in ihren Hallen
Voll grosser Einfachheit und ohne Grenzen!
Was alle Zeiten auch voll Glut erflehten —

Es musste ohne sie in Schutt zerfallen.
Und wie die Schönheit lebt in Blumenkränzen:
So Gott in ihren ehernen Gebeten!

Theodor Seidenfaden.

Zur Lösung des polnischen Problems.

Von M. Geßner, München.

Wie die Cholmer Affäre (vgl. Nr. 13) immerhin den Vorteil gehabt hat, polnische Kreise endlich zu zielbewußtem Handeln zu bestimmen, so hat sie anscheinend auch die Möglichkeit der sogenannten austropolnischen Lösung der polnischen Frage zerstört und damit Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt, die vielleicht erst eine spätere Zeit voll würdigen wird, die aber auch als wesentlicher mildernder Umstand für die Polen zu buchen sind. Diese Folge halte ich für durchaus begrüßenswert sowohl im deutschen wie im polnischen Interesse. Zur Begründung dieser Auffassung ließe sich manches anführen, was jedoch einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben mag. Das Interesse Polens möchte ja bei oberflächlicher Betrachtung eine Vereinigung mit Galizien als wünschenswert erscheinen lassen. Wer indes die politischen Zustände Galiziens einigermaßen kennt und von ihnen mit Recht nicht erbaut ist, kann nur wünschen, daß Polen in diesen Sumpf nicht hineingezogen, sondern auf soliderer Grundlage aufgebaut werde. Es muß so nicht einmal kleiner werden, kann aber ganz gewiß gesünder und entwicklungsfähiger sein — wenn die Lösung des polnischen Problems auf der neuen Grundlage so erfolgt, wie sie ohne Nachteil für uns sehr wohl möglich ist.

Ein enges Bündnis mit uns, wie es von polnischer Seite vorgeschlagen ist, und die Anerkennung unseres Besitzstandes im Osten macht vor allem jegliche Annexion polnischen Gebietes durch uns überflüssig. Erkennt Polen unsere Lebensnotwendigkeiten an, so müssen wir Gegenseitigkeit üben und dürfen nicht an Pläne denken, deren Verwirklichung die völlige Verkrüppelung Polens zur Folge hätte, wie die Lostrennung des Dombrowaer Bergwerks- und Industriebezirks. Derartige Prozeduren müßten in Bündnis und Freundschaft den Todeskeim hineintragen und für die Zukunft Gefahren schaffen, die wir um so weniger leicht nehmen können, als im übrigen die Entwicklung der Dinge im Osten noch völlig ungewiß ist. Das Bißchen Kurland und selbst das ganze Baltikum kann nicht alles machen, abgesehen davon, daß dieses Projekt vielleicht noch etwas reichlich illusionistisch ist. Die Hauptmasse der Bevölkerung Kurlands ist lettischen, slawischen Stammes und obendrein in hohem Maße russifiziert. Und auch die wenigen Deutschen waren so sehr an russische Zustände gewöhnt und im allgemeinen auch damit zufrieden, daß man noch nicht weiß, wie sie sich in die neue Lage hineinfinden, namentlich wenn die bolschewistische Gefahr, die mit der Enteignung im Hintergrunde für die baltischen Barone eine doppelte Gefahr war, in Rußland einmal wieder überwunden sein sollte. Was mit Letten und den mongolisch-estnischen, ebenfalls stark russifizierten Bewohnern Livlands und Estlands einmal wird und werden kann, ist auch noch nicht zu beurteilen. Ob ihr protestantisches Bekenntnis genügt, sie auf die Dauer im deutschen Kultur- und Interessenkreis zu halten, kann erst die Zukunft lehren. Finnland aber dürfte, wenn seine Selbständigkeit gesichert ist, keinen sehnlicheren Wunsch haben als den, seine Selbständigkeit ungehindert zu genießen und im übrigen eher nach Schweden gravitieren, dem es durch einen großen Teil seiner Intelligenz und außerdem durch politische Stimmungen näher steht als Deutschland. Unübersehbar ist auch noch die Entwicklung der Ukraine, die einstweilen gewiß unseren Schutz braucht, deren sozialistisch-jüdisches Regiment mit seinen politischen Idealen den Mittelmächten aber nicht näher stehen wird, als seine Interessen gebieten. Dabei ist es nicht ausgeschlossen, daß die Kleinrussen, wie die Ukrainer richtiger heißen würden — denn der übrigens polnische Name Ukraine = Grenzland oder „Mark" ist kein nationaler, sondern nur ein geographischer Begriff —, noch einmal den Weg zum Russentum zurückfinden, wobei ebenso wie nationale auch kirchliche Gesichtspunkte mitsprechen könnten, denn in der Ukraine blickt die Orthodoxie auf eine tausendjährige Geschichte zurück.

Für eine abendländisch-christliche Orientierung bleiben als sichere Faktoren von gößerer Bedeutung nur Litauen und Polen. Die Geschichte Litauens aber hängt auf's engste zusammen mit der Geschichte Polens. Das ethnographische Litauen war noch heidnisch, als es im Jahre 1386 den später durch die Union von Lublin verinnigten Bund mit Polen einging. Ein Kulturvolk waren die Litauer bis dahin nicht. Sie hatten als heidnisches Jägervolk zwar zahlreiche weißrussische und kleinrussische Stämme unterworfen, waren aber nicht imstande, sie kulturell zu beherrschen, im Gegenteil: ruthenischer Einfluß wurde am Hofe der Großfürsten mächtig, bis ihn der polnisch-katholische Einfluß ablöste, der sich über das ganze historische Litauen ebenso ausbreitete wie über die Kerngebiete der Ukraine und hier wie dort Adel und Intelligenz anzog und polonisierte. Diese Kultur verschmolz Litauen trotz seiner äußeren Selbständigkeit immer mehr mit Polen und hielt es noch bis über 1863 hinaus in seinem Bann. Eine staatliche Tradition auf selbständiger eigentlich litauischer Grundlage hat also das katholische Litauen nicht. Wenn die Städte Wilna und Grodno, in denen die Litauer nur einen geringen Prozentsatz der Bevölkerung ausmachen, die vorwiegend polnische Städte sind, mit den ebenfalls polnischen Teilen der gleichnamigen ehemals russischen Gouvernements normaler Weise zu Polen kämen, so bliebe für ein selbständiges Litauen so wenig an Gebiet und namentlich an Bevölkerung übrig, daß es seiner Selbständigkeit kaum recht froh werden könnte. Diesen katholischen Stamm aber in irgendeine baltische Kombination einzubeziehen, wäre aus verschiedenen Gründen bedenklich. Das beste für Litauen wäre eine Verbindung mit Polen auf der Grundlage ihrer jahrhundertelangen Beziehungen gewesen. Mit der gleichen Mühe, die nötig war, um für ein selbständiges Litauen Stimmung zu machen, wären die Litauer sicher auch davon zu überzeugen gewesen.

Soll dieser Lösung ausgewichen werden, so darf Litauen nicht auf Kosten Polens ausgestattet werden. Wenn wir einen wirklichen Wall christlich-abendländischer Kultur und Zivilisation im Osten aufrichten wollen, so ist davon auszugehen, daß der alleinige Träger und erfolgreiche Verbreiter dieser Kultur und Zivilisation durch acht Jahrhunderte Polen war. Sein Einfluß als Repräsentant dieser Kultur reicht noch heute weit nach Weißrußland, in das historische Litauen und die Ukraine hinein. Diesen Einfluß durch naturwidrige Einengung der polnischen Grenzen abschnüren zu wollen, hieße seine Auswirkung im abendländischen Sinne und Interesse unterbinden und sich an Mitteleuropa aufs schwerste versündigen. Aus den protestantischen Splittern und Splitterchen in Kurland, Estland und Livland mag man das Beste zu machen suchen, wir wollen es fördern helfen. Wir haben auch nichts gegen ein selbständiges Litauen. Wenn ihm nicht überwiegend polnische Gebiete zugeschlagen werden, wird auch Polen ihm sympathisch gegenüberstehen. Nur sind wir der Meinung, daß die Aussicht, einen deutschen Herzog in Litauen unterzubringen, in keiner Weise entscheidend sein kann. Der Grundstock der neuen Ordnung im Osten muß immer Polen sein, denn die Polen sind unter all den russischen „Randvölkern" die einzige Kulturnation mit großer Tradition und aussichtsreicher Zukunft. Deutsche oder preußische innerpolitische oder auch einseitig konfessionelle Gesichtspunkte können kein Grund sein, das und die entsprechenden Folgerungen nicht anzuerkennen, um so weniger, als diese Anerkennung unter Voraussetzung der erwähnten Gestaltung der deutsch-polnischen Beziehungen in unserem deutschen Interesse liegt. Nur ein zufriedenes Polen, ein Polen, von dem man vernünftigerweise verlangen kann, daß es zufrieden sei, wird im Osten Mitteleuropa dienen wollen und auch können. Nur in einem solchen Polen werden die Ordnung und Autorität liebenden katholischen Elemente, die am meisten „mitteleuropäisch" sind, den nötigen Einfluß erlangen, um aus Polen machen zu helfen, was es werden soll. In einem unzufriedenen Polen würden sie wie unter russischer Herrschaft zu Schweigen und Einflußlosigkeit verurteilt sein und der Sozialdemokratie und einer radikalen Intelligenz das Feld überlassen müssen, auf dem diese dann ihre Fäden zur russischen und ukrainischen Sozialdemokratie und noch radikaleren Intelligenz herüberspinnen würden. Das sollten Leute, die in ihrer Abneigung eine Politik äußersten Mißtrauens empfehlen, nicht übersehen und sollten viele andere beherzigen, dann wäre, nachdem Polen den richtigen Weg zu uns gefunden, die Bahn zur Lösung eines Problems frei, das trotz allem eines der wichtigsten Probleme dieses Krieges und der Zukunft ist, ein Problem, das viel zu groß ist, als daß es in Kleinlichkeit gelöst werden könnte. Hier ist, nachdem der Vorsicht sonst hinreichend Rechnung getragen, Großzügigkeit am Platze, nicht aber die „Realpolitik" von Leuten, die nicht weiter denken, als ihre Nase reicht. Hakatistische oder antikatholische Stimmungen können erst recht nicht mitsprechen. Ganz gewiß aber haben die deutschen Katholiken keinen Anlaß, die Sache durch die gleiche Brille zu sehen wie die erwähnten Lokalpolitiker, deren Stimmen schweigen müssen, wo Weltpolitik für Jahrhunderte gemacht werden soll.

Die Denkschrift Lichnowskys und die Frage der Schuld am Kriege.

Von Dr. J. Blesch, Berlin.

Läßt man alle die Bruchstücke, die bisher über die Ereignisse kurz vor Ausbruch des Krieges bekannt geworden sind, vor seinem Auge vorübergleiten und vergleicht sie mit dem neuen durch die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky gegebenen Material, um zu sehen, ob die bisherige Ansicht von der Schuld am Kriege durch diese Veröffentlichung vollkommen revidiert und umgestoßen werden muß, so erkennt man erstaunt, daß diese Denkschrift, entfernt davon, Deutschland zu belasten, es vielmehr von den ihm gemachten Vorwürfen entlastet.

Was man heute im Ausland Deutschland zum größten Vorwurf macht, ist, daß es den Krieg gewollt habe, um die Weltherrschaft zu erlangen. Man sagt in diesem Zusammenhang, dieser Krieg sei ein Krieg zwischen Deutschland und England, die miteinander um die Vorherrschaft in der Welt ringen. Deutschland habe in seiner Eroberungssucht den Streit vom Zaune gebrochen. Wie verhält es sich aber mit diesem Kampfe Deutschlands gegen England? Hat Deutschland denn gegen England Krieg führen wollen? War nicht vielmehr sein Kampfobjekt im Osten? Ist es nicht für die Erhaltung Oesterreich-Ungarns als Großstaat in den Kampf getreten und hat es nicht die Feindschaft Rußlands, als des Beschützers der groß-serbischen Bestrebungen, und Frankreichs, als Bundesgenossen Rußlands auf sich genommen, um mit den Interessen Oesterreich-Ungarns seine eigenen Interessen zu wahren?

Die Frage, ob diese Politik für das Deutsche Reich gut oder nicht gut war, scheidet hier völlig aus. Wir wollen nur zeigen, daß die Politik, die Deutschland im Juli 1914 verfolgte, durchaus östlich orientiert war, daß es seine Hauptfront im Osten gegen Rußland erblickte. Dem widerspricht nicht, daß Deutschland beim Ausbruch des Krieges seine Hauptmassen an die Westfront warf. Es lag nach all den bisher erfolgten Veröffentlichungen offenbar im deutschen Plan, so rasch wie möglich Frankreich zu besiegen, ihm einen günstigen Frieden zu bieten und dann die ganze Streitmacht gegen den Osten anzusetzen. Deshalb ist auch die jüngste „Enthüllung" Pichons über die Depesche des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg an den deutschen Botschafter in Paris vom 31. Juli 1914, nach der dieser bei einer eventuellen Neutralitätserklärung Frankreichs als Garantie die Besetzung von Toul und Verdun fordern sollte, nicht in dem Maße belastend für Deutschland, wie man es vielfach hat darstellen wollen. Da wir am 31. Juli durchaus im Osten das Ziel unseres Kampfes erblickten, mußten wir von Frankreich eine bestimmte, klare und eindeutige Stellungnahme fordern. Nach den Berichten, die der deutschen Regierung zugekommen waren, wußte man aber, daß Rußland sich der Mithilfe Frankreichs vergewissert hatte. Daher hätte Deutschland eine Neutralitätserklärung, die Frankreich am 31. Juli abgegeben hätte, nicht mit vollem Vertrauen entgegennehmen können. Wir können sogar die extremste Auslegung der Depesche, Deutschland habe die französische Neutralität gar nicht gewünscht, sondern durch die Forderung der Besetzung von Toul und Verdun diese unmöglich machen wollen, zulassen, ohne daraus einen Rückschluß auf feindliche Absichten Deutschlands Frankreich gegenüber machen zu müssen. Gerade die auch in Frankreich oft als Absicht Deutschlands wiedergegebene Version, Deutschland habe Frankreich in einem kurzen Feldzug besiegen und ihm einen günstigen Frieden bieten wollen, spricht dafür, daß es Deutschland im Westen wirklich nur auf eine gesicherte Rückendeckung ankam, um sich gegen die Drohungen Rußlands verteidigen zu können.

Für diese Auffassung spricht auch die Erklärung des Reichskanzlers vom 4. August 1914, daß wir nur durch die Not gezwungen das Unrecht der Neutralitätsverletzung an Belgien begangen haben. Man hat beinahe allgemein in dieser Erklärung Bethmann Hollwegs eine Ungeschicklichkeit der deutschen Regierung erblicken zu müssen geglaubt. Es wurde der Regierung daraus der Vorwurf gemacht, daß Deutschland militärisch wohl gerüstet gewesen sei, daß aber die deutsche Diplomatie und die Reichsleitung versagten, da sie uns diplomatisch ungerüstet gelassen haben. Dieser Vorwurf ist aber gerade ein Beweis, daß Deutschland nicht jene eroberungssüchtigen Ziele verfolgte, die man ihm nachsagt. Denn hätte die deutsche Regierung wirklich solche Ziele verfolgt, dann wäre sie wohl darauf bedacht gewesen, ein solches Programm, das ja nicht von heute auf morgen aufgestellt werden kann, nach jeder Richtung hin, also auch diplomatisch aufs sorfältigste vorzubereiten. Daß sie das nicht getan hat, beweist gerade, daß sie den Krieg nicht vorbereitet hat, sondern daß auch sie mit in den Strudel der nach der russischen Mobilmachung sich überstürzenden Ereignisse hineingerissen wurde. Dafür, daß Deutschland im Westen keine aggressiven und eroberungssüchtigen Pläne verfolgte, spricht auch jener deutsche Vorschlag, der der englischen Regierung infolge des „Mißverständnisses" vom 1. August bezüglich der französischen Neutralität gemacht worden ist.

Der große Umschwung in der Kriegspolitik vollzog sich erst durch das Eintreten Englands in den Krieg. Da die Dinge am 4. August bereits im Rollen waren, scheidet für diese neue Entwicklung die Frage der Schuld für Deutschland von vornherein vollkommen aus. Durch das Eintreten Englands in den Krieg wurde der ganze Schwerpunkt des Krieges vom Osten nach dem Westen verschoben, wurde aus dem Krieg mit seiner Hauptfront im Osten der Weltkrieg mit der Hauptfront im Westen. Hier kamen dann auf einmal alle die Gegensätze, die sich seit Jahren in der europäischen Politik angesammelt hatten, zur Entladung. Ist dies Deutschlands Schuld? Hier kann man, wenn man von Schuld überhaupt reden will, nur von einer gemeinsamen Schuld aller europäischen Staaten sprechen, denn mit dem Eintritt Englands in den Krieg wurde der Krieg zu einem Krieg des Imperialismus überhaupt.

Die Tatsache, daß der Schwerpunkt des Krieges durch den Eintritt Englands gleich im Anfangsstadium eine andere als die ursprüngliche Lage erhielt, ließ vielfach auch die direkten Ursachen, die zu diesem Kriege geführt haben, zurück und andere in den Vordergrund treten. Der Umstand ferner, daß die Beteiligung Englands am Kampfe die Lage Deutschlands sehr viel schwieriger gestaltete, bewirkte einen Haß gegen England, der zuvor durchaus nicht in den breiten Schichten des deutschen Volkes vorhanden war. Die Auffassung verbreitete sich allgemein, England sei der Hauptgegner und Feind Deutschlands, der darauf ausgehe, uns zu vernichten. Da England uns am meisten schädigen konnte, wurden die gewichtigsten Maßnahmen gerade gegen diesen Feind getroffen. England seinerseits erblickte in uns seinen Hauptfeind. So geschah es, daß schließlich aus dem Kriege, der zur Abwehr der russischen Drohung begonnen hatte, sehr schnell der Weltkrieg sich entspann, in dem der deutsch-englische Gegensatz sich zu einer dominierenden Stellung erhoben hat, unter dessen Schutz die mit England verbündeten Staaten ihre Ansprüche, die sie gegen Deutschland und seine Bundesgenossen erheben zu dürfen glauben, hervorkehren. Für die Schuldfrage an dem Ausbruch des Krieges, so weit er eine Folge des österreichisch-serbischen Konfliktes war, sind die Veröffentlichungen aus dem Suchomlinow-Prozeß maßgebend.

Trotz des vielen Staubs, den Lichnowskys Denkschrift aufgewirbelt hat und noch aufwirbeln wird, hat sie doch das Gute gehabt, einmal wieder die Aufmerksamkeit darauf gelenkt zu haben, daß es sich zu Beginn des Krieges gar nicht um ein Austragen des deutsch-englischen Gegensatzes handelte, daß der Krieg, den Deutschland zur Zurückweisung der russischen Drohung zu führen gezwungen war, erst durch den Eintritt Englands in den Krieg den Charakter des Weltkriegs annahm, daß also für Deutschland die Schuldfrage am Weltkriege, soweit es allein der Angeklagte sein soll, vollkommen ausscheidet. Die Denkschrift muß somit zur Entlastung Deutschlands in den Augen der Neutralen und der Feinde, die bisher alle Schuld am Kriege nur bei Deutschland sehen wollten, beitragen, und zwar um so mehr, als der Verfasser die Ereignisse unmittelbar bei Beginn des Krieges unter vollständig anderer und viel einseitigerer Einstellung schildert, als dem heutigen Stand der Kenntnis auf Grund der seitdem erfolgten Veröffentlichungen entspricht. Vielleicht werden dadurch die Besonneneren unter unseren Feinden nochmals zum Nachdenken über den Ursprung des Krieges und die Schuld an seinem Ausbruch veranlaßt.

Bayerische Staatspolitik nach dem Kriege.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Reichsrat v. Buhl hat in zwei Referaten zum Etat des Ministeriums des Innern Gedanken über den kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Wiederaufbau und die politischen Notwendigkeiten entwickelt, die großes Interesse erwecken wegen ihres grundsätzlichen Gehaltes und weil sie Einigungs-Elemente für weite Kreise des Volkes darstellen. Kann es so von politischer Bedeutung werden, was Reichsrat v. Buhl darlegt, die Art, wie es geschieht, bietet zugleich einen ästhetischen Genuß. Man fühlt sich bei seiner Führung durch das Labyrinth aktueller Fragen der inneren Verwaltung emporgehoben aus den Niederungen materieller Zweckmäßigkeit durch feinsinnige Betrachtung idealer Ziele und sittlicher Güter, welche allein das Zusammenleben der Menschen im Staate fruchtbar machen für die geistige und materielle Kultur der Gesamtheit.

Da alle Bewegungen in der Kulturwelt von einer kleinen, einflußreichen Minderheit auszugehen pflegen, bis sie, immer weitere Kreise umfassend, zu den Tendenzen und Forderungen der Mehrheit anschwellen, so fordert Reichsrat v. Buhl von den gebildeten Schichten die Umkehr auf religiös-geistigem Gebiete. Sie sollen wieder mehr Ehrfurcht lernen vor den Schätzen, welche die Tradition der Väter angehäuft, sich zurückfinden von der philosophischen Aufklärung, die, den Glauben der Väter verachtend, das ganze Leben mit der kühlen Vernunft meistern will, als Zweck des Daseins betrachtet sich auszuleben und die Freuden des Diesseits zu genießen. Buhl wendet sich gegen den materialistischen Zeitgeist mit seinem schrankenlosen Individualismus, gegen das Uebermenschentum, gegen die Ueberschätzung des Wissens, namentlich in der Heranbildung der Jugend. Er fordert Belebung des vaterländischen und religiösen Gefühls im Volke und bei der Heranziehung der Jugend. Namentlich auch der Jugendpflege auf dem Lande redet Reichsrat v. Buhl das Wort; diesem caritativen Zweck müssen Kirche und Schule ihre mächtige Hilfe leisten, wobei konfessionelle Organisationen die besten Dienste leisten würden. Entschieden weist er das Kulturkämpfertum zurück und legt in beredten Worten Zeugnis ab für die nationale Gesinnung der deutschen Katholiken, wobei er kulturkämpferische Verunglimpfung des Reichskanzlers Grafen Hertling und des katholischen Volksteils zurückweist. Diese Gedanken ziehen sich, in Anknüpfung an die verschiedensten Fragen gegenwärtiger Verwaltungspolitik, in großer Mannigfaltigkeit durch die beiden Referate.

Der Minister des Innern von Brettreich, der die Arbeitsleistung Buhls rühmte, erklärte sein volles Einverständnis mit den Referaten, also auch mit diesen hier herausgehobenen grundsätzlichen Auffassungen Buhls. Die formelle Zustimmung muß sich aber in Taten fortsetzen. Reichsrat Frhr. von Cramer-Klett, der Vorgänger des Herrn v. Buhl im Referat, hat hierüber einmal bedeutsame Worte kurz vor Ausbruch des Krieges ausgesprochen. Auch er beklagte in seinem Referat den Rückgang des religiösen Gefühls in beiden Konfessionen und mahnte, ein wahrhaft christlicher Staat, der in allen seinen Handlungen allein die Ehre Gottes suchen würde, hätte bei der als Reaktion gegen den überwuchernden Materialismus allenthalben sich regenden Sehnsucht, sich mit transzendentalen und religiösen Dingen zu beschäftigen, Gelegenheit, den Schaden, den das Jahrhundert Staatskirchentum angerichtet hat, wieder gutzumachen. Der damalige Minister des Innern, Graf Soden, hatte kurz zuvor bei Beratung des Gemeinde-Beamtengesetzentwurfs den bayerischen Staat einen christlichen Staat genannt, und darauf erwiderte dann Frhr. v. Cramer-Klett: Wenn der bayerische Staat als solcher sprechen könnte, würde er sein Verhältnis zur Religion etwa so ausdrücken, daß Gott der Herr recht froh sein darf, in einem so geordneten Staatswesen auch einen Platz empfangen zu haben, daß er aber für den bayerischen Staat nur soweit existiere, als es gewisse Paragraphen seiner Verfassung, des Konkordats und des Religionsedikts ihm zugestehen. Die Läuterung durch den Weltkrieg läßt die Hoffnung zu, daß die Staatsverwaltung den lebendigen Geist positiven Christentums auf sich wirken und in ihrer Gesamtarbeit sich auswirken lasse. Da Minister von Brettreich sich mit der Referatsarbeit des Reichsrats v. Buhl identifizierte, so sei es als ein Unterpfand des Zusammenwirkens der staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Faktoren in religiös-sittlicher Hinsicht hingenommen.

Reichsrat v. Buhl war früher nationalliberaler Landtagsabgeordneter und ist dem rechten Flügel der nationalliberalen Partei der Pfalz zuzuzählen. Auch sein Vater und Oheim waren nationalliberale Abgeordnete und gehörten nach einander als Mitglieder der Reichsratskammer an. Armand Buhl hat als Reichstagsabgeordneter stets Wert darauf gelegt, in freundlichen Beziehungen zur Rechten zu stehen, und hat auch an den Geburtstagen Windthorsts dieser seiner Lebensgewohnheit gelegentlich in schöner Form Ausdruck verliehen. Darauf hinzuweisen ist nicht unangebracht, denn es kommt vielleicht auch politisch die „Uebergangswirtschaft," in welcher die Parteien, in sich festgefügt, doch Veranlassung nehmen könnten, über alles Trennende hinweg, das grundsätzlich gegeben ist und selbstverständlich bleiben wird, Brücken zu schlagen zu gemeinsamem Wirken, wo immer es möglich, und künftig an der erfolgten Entgiftung des öffentlichen Lebens festzuhalten.

Für die Entwicklung zu einer christlich-konservativen, volksvereinigenden, staatserhaltenden nationalen Politik sucht die Referatsarbeit des Reichsrats v. Buhl die Kräfte zu sammeln. Er verlangt die notwendige Fühlung der Regierung mit allen Schichten des Volkes, das Zusammenwirken der Regierung mit beiden Kammern des Landtags, und er strebt diese selbst zu vereinigen, indem er überall bei seinen Ausführungen an die Darlegungen einzelner Abgeordneter anknüpft, das herausgreift, was tragfähig für grundsätzliche und praktische Staatspolitik ist, worauf er dann auf der gewonnenen Gemeinsamkeit der Anschauungen weiter baut. Diese Ideenassoziation erstreckt sich bei ihm weiter auf den Mittelstand und die landwirtschaftlichen Organisationen. Da die Arbeiterpolitik nicht in das Ressort des Innern gehört, ist zunächst von ihr noch keine Rede in den Referaten Buhls.

Insonderheit die Vereinigung der landwirtschaftlichen Berufsorganisationen stellt Buhl in den Vordergrund. Sie haben, durch die Not des Krieges zusammengeführt, am 27. Februar ds. Js. in München jene eindrucksvolle Kundgebung veranstaltet, der sich die bayerische Regierung nicht wird entziehen können. Es ist nicht von ungefähr, daß die Bekämpfung dieser Organisationen unter einander aufgehört hat und daß der Zusammenschluß erfolgte. In Bayern wird dadurch ein starker Mittelpunkt geschaffen, der nicht ohne Einfluß auf das Parteileben bleiben wird und es davor bewahrt, daß es in den Strudel auflösender Bestrebungen des Großstadtradikalismus gerissen wird.

Alle die hier erwähnten Anknüpfungen und Assoziationen, die durch den Reichsrat v. Buhl zum Ausdruck kommen, werden, wenn die politischen Verhältnisse in Bayern auf diesem Wege weitergeführt werden können, die Staatspolitik in ihren Kreis bannen und die Möglichkeit, ja Gewähr für einen gesunden nationalen und christlich-konservativen Charakter unserer öffentlichen Verhältnisse bieten. Es wäre zu wünschen, daß die Staatsregierung sich dabei nicht lediglich rezeptiv verhält und sich schieben läßt, sondern daß sie sich aktiv beteiligt und führend vorangeht.

Nochmals Gymnasium und Jugendpflege.

Von Geistl. Rat Prof. Dr. Hoffmann, München.

Nur die klare und richtige Erkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse kann bei einer so eminent wichtigen Frage wie der der religiösen Hebung des Nachwuchses der gebildeten Stände Nutzen bringen. Darum ist es zu begrüßen, wenn die Anschauungen ohne alle Rücksichten zum Austausch kommen. Dieses gilt auch von den Ergänzungen, die P. Xaverius Picht, O. F. M., in Nr. 9, 1918 zu meinen Darlegungen in Nr. 47, 48 und 50 der „A. R." von 1917 gibt.

Persönliche Seelsorge in Jugendvereinen findet eine besondere Empfehlung, und fürwahr, damit ist das Hauptmittel kurz bezeichnet. Wir sind nun hier glücklicherweise weiter, als P. Xaverius annimmt. Als im verflossenen Jahrzehnt auch der studierenden Jugend die Gründung von Vereinen und die Teilnahme daran erlaubt, teilweise empfohlen wurde, konnte man die religiösen Vereinigungen nicht ausnehmen. So blühte besonders in Bayern die Marianische Studentenkongregation auf. München z. B. besitzt eine solche, jetzt in drei zahlreichen Abteilungen, aus denen in nächster Zeit fünf werden sollen (vgl. unseren Artikel in Nr. 50 der „A. R.").

Auch die persönliche Seelsorge durch den Religionslehrer liegt keineswegs darnieder. Berufsphilologen dürften als Religionslehrer doch selten sein. Wir stehen nicht an, die bayerischen Verhältnisse in unserer Sache als nachahmenswert hinzustellen. Hier ist für diesen keine Prüfung in einem profanen Fache vorgeschrieben. An jene Stelle werden vielmehr Priester

berufen, die eine entsprechende theologische Vorbildung und eine Praxis als Seelsorger von durchschnittlich 10 Jahren haben. Es sind demnach die Religionslehrer an unseren höheren Lehranstalten in der Leitung der Seelen erfahrene Männer, welche auch in dieser Stellung die wichtigste, ihnen liebgewordene Aufgabe nicht hintansetzen.

Sehr richtig urteilt P. P. von den Studentenpredigten: „Lieber gar nicht predigen als schlecht vorbereitet, besonders hier — —". Er läßt indes nicht erkennen, ob er bestimmte Fälle im Auge hat, in denen Religionslehrer wegen der Ueberfülle von Arbeit keine Zeit haben zu einer sorgfältigen Vorbereitung der Predigt, oder ob er hypothetisch spricht. Es kann m. E. für eine unvorbereitete Predigt keine Entschuldigung mit Ueberlastung geben; hier muß der Religionslehrer Zeit finden, und er findet auch solche. Einen „Ersatzmann" dafür aufzustellen, könnte kaum gebilligt werden. Die Predigt muß sich dem ganzen religiös-sittlichen Stande der jungen Leute anpassen und mit der übrigen seelsorgerlichen Beeinflussung, die ausgeübt wird, organisch verbunden sein. Dieses vermag nicht leicht ein Fremder. P. P. beurteilt am Anfange seines Artikels denn doch den religiös-sittlichen Stand unserer jungen Studierenden entschieden zu pessimistisch, namentlich in der Gegenüberstellung mit „unsern Lehrlingen, Gesellen und jungen Arbeitern". Es scheint so der Gymnasiast mit den Mitgliedern katholischer Jugendvereine verglichen zu werden, während der Vergleich allgemeiner gemacht werden müßte, nämlich mit den Schülern der oberen Klassen der Volks-, Fach- und Fortbildungsschulen. Wir kennen in der Sache ganz andere Urteile. Das nämliche dürfte gelten, wenn P. Xaverius sagt: „—, daß eine Statistik der Sittlichkeit unter Knaben zuungunsten der studierenden ausfallen würde". Die Verrohung und Kriminalität der Jugend, über die im Kriege so schwere Klagen erhoben und Befürchtungen wegen der Zukunft ausgesprochen werden, finden sich gewiß weniger bei den Studierenden. Darin liegt auch eine Statistik, wenn wir sie auch nicht als unanfechtbar bezeichnen möchten, weil eben verschiedene Umstände günstigen oder ungünstigen Einfluß ausüben. Auch P. P. gibt am Ende seines Aufsatzes ein versöhnendes Pendant zum Anfange: „Ich erinnere mich da an die Exerzitien, die ich vor zwei Jahren in Köln für die dortigen Gymnasiasten hielt. Selten habe ich als Priester so viel Freude erlebt wie damals. Faßt man die Jungen in der rechten Weise an, so kann man alles bei ihnen erreichen". Letzterem stimmen wir völlig zu. Wir sind überzeugt, P. P. wird sein zuerst ausgesprochenes ungünstiges Urteil noch mehr revidieren, wenn er auch weiter in und außerhalb Köln mit der studierenden Jugend in seelsorgerliche Berührung kommt.

Münchener Karneval im vierten Kriegsjahr.

Von Dr. Ludwig Ernst.

Der mit den Spezialitäten des deutschen Capua nicht vertraute Leser wird erstaunt aufhorchen und ungläubig fragen: Im vierten Kriegsjahr Karneval in München? Gewiß! Allerdings nicht in der herkömmlichen Form allgemeinen und öffentlichen Maskentreibens, allen zugänglicher Tanzereien und Redouten, sondern in geschlossenen Konventikeln, die nur „Eingeladenen" sich öffnen. „Atelierfeste" heißt die Marke, unter der sich die Leute amüsieren, an deren Herz, Takt- und Schamgefühl der Krieg vergebens gepocht, deren Geldbeutel er offenbar umso ausgiebiger bedacht hat. In Schwabing draußen sind die Heimstätten dieser zeitgemäßen Vergnügungen und es sind im Laufe des Winters eine ganze Anzahl derselben veranstaltet worden — ohne daß anscheinend die Behörden eingeschritten sind.

Die Krone aber setzte dem Skandale auf ein am Tage vor Palmsonntag in einem Künstleratelier abgehaltenes Maskenfest, zu dem nach Blättermeldungen nicht weniger als 300 Einladungen ergangen waren und bei dem, wie die „M. N. N." (Nr. 155) berichteten, bei Musik und Tanz sich nicht nur junge Leute vergnügten, sondern auch reifere und Angehörige der Künstlerschaft. Das wurde selbst dem Sendlingerstraßenblatt, das in diesen Dingen sonst gar nicht zimperlich ist und schon den Schmerzen der seit $3^1/_2$ Jahren zum Feiern verurteilten jugendlichen Tanzbeine Ausdruck verlieh, zu toll; es erging sich (Generalanzeiger Nr. 155) in nachdenklichen Betrachtungen über „Atelierfeste" im allgemeinen und das genannte im besonderen und meinte: „Man weiß, daß im Winter mehrfach derartige Unterhaltungen gewesen sind. Man hat wohl auch von Amts wegen ein Auge zugedrückt und man konnte das vielleicht schweigend hingehen lassen in einer Zeit, in der der Waffengang nicht so scharf war wie jetzt. Man kann es ja an sich begreifen, wenn unsere Jugend, die doch bei der langen Dauer des Krieges sich um viele ihrer Vorrechte und Freuden gebracht sah, wenn in Urlaub zurückkehrende Feldgraue sich belustigen wollten. Aber im gegenwärtigen Augenblick ist kein Raum für solch milde Auffassung. Schon die nahe Osterzeit würde aus einem gewissen Taktgefühl, das auf die religiösen Empfindungen anderer Rücksicht nimmt, die Einstellung größerer Hausfeste verbieten. . . . Die „Gebildeten", die an dem Vergnügen sich beteiligten, sollten sich im tiefsten Herzen ihrer Gesinnung schämen."

In der Tat, kein Wort kann scharf genug sein, um dies Treiben und die darin sich dokumentierende Gesinnung zu brandmarken. Allein es darf gerade dem genannten Zensor gegenüber nicht unterlassen werden zu betonen, daß diese Vorgänge im Grunde die Auswirkung jenes libertinistischen Geistes sind, der von jeher gerade in der Presse aufs eifrigste verteidigt und gefördert worden ist, die jetzt notgedrungen am lautesten ihre Stimme erheben möchte, wo sich die Folgen dieses Geistes angesichts der Zeitverhältnisse in einer für seine Anhänger so blamablen, für die Stimmung der Bevölkerung und das Wohl der Allgemeinheit so gefährlichen Weise äußern. Oder kann man — ganz abgesehen von der moralischen Seite der Sache — auch nur einen Augenblick im Zweifel sein über die geradezu aufreizende Wirkung, die solche Ausschreitungen einer vom Glück begünstigten Oberschicht auf die breiten Volksmassen ausüben, die in der Heimat und an der Front alle Leiden und Opfer des Krieges bis zur bittersten Neige durchkosten müssen? Es ist nur ein schwaches Abbild der Wirklichkeit, wenn die schon erwähnte Betrachtung der „M. N. N." diesen Kontrast in folgendem Stimmungsbildchen ausdrückt: „Man hat sich müde getanzt und hat ziemlich viel getrunken: die Stimmung hat sich erhitzt, der Ton ist freier und anzüglicher geworden. Schon graut der Morgen. Nun bricht man auf und wandert oder wankt, es ist nicht eben schön zu sehen, Arm in Arm meist als Pärlein, nach Hause. Schwer bepackt zieht ein Feldurlauber mit Frau und Kindern zum Hauptbahnhof; er sieht nach der lärmenden Schar, bemerkt den Maskenflitter unter den Mänteln und schüttelt den Kopf." Es wird wohl nicht beim Schütteln des Kopfes bleiben, namentlich nicht, wenn aus den von der Polizei jetzt veröffentlichten Einzelheiten bekannt wird, daß die Teilnehmer des Festes meist aus Schriftstellern, Künstlern und Offizieren mit ihren „Damen" bestanden.

Um so auffallender ist das Verhalten der Münchener Polizei in dieser Skandalsache. Obwohl dieses Maskenfest nicht das erste seiner Art im Laufe des Winters war, obwohl jetzt zugegeben wird, daß während des vergangenen Winters noch ein weiteres großes, ähnliches Fest in einer Pension an der Ludwigstraße und sechs kleinere ähnliche Veranstaltungen durch die Polizei festgestellt worden sind, hat diese von dem letzten Fest gar keine Ahnung gehabt und sich erst durch die Tagespresse gewissermaßen mit der Nase darauf stoßen und zum nachträglichen Einschreiten drängen lassen. Die „M. N. N." sprachen von der Langmut der Behörden und meinten, hier könnte zum mindesten der grobe Unfugparagraph angewendet werden; auch die Frage, woher denn für so viele Leute die Verpflegung komme, dürfte in einer Zeit, wo man gegen die Hamsterei so tatkräftig einschreite, die Behörden interessieren. Der „Bayerische Kurier" (Nr. 85 vom 26. März) stellte die Frage: „Wo bleibt die Polizei, daß sie mit dem Donnerkeil hineinführe? Jeder, der bei solch gemeingefährlichem Treiben erwischt wird, gehört kurzerhand in ein Arbeiterbataillon gesteckt, daß ihm in knochenlähmendem Schanzen solch dumme Gedanken vergehen, jedes Weibchen, das jetzt im Maskenkittel läuft, müßte man in eine Granatenfabrik zwangsweise einschaffen. Aber es werden wohl „sozial höher stehende Kreise" beteiligt sein, sonst wäre man nicht so duldsam." Und auf die Nachricht, die Polizei sei auf der Suche nach den Veranstaltern und den Teilnehmern des Atelierfestes, meinte dasselbe Blatt (Nr. 86 vom 27. März): „Das sollte doch nicht allzu schwer sein. Man weiß doch, wem das betreffende Atelier gehört — soviel uns bekannt ist, einem Akademieprofessor. Sollte nun das Atelier vermietet gewesen sein, so muß der Besitzer doch wissen, an wen er die Benützungserlaubnis gegeben hat." Da endlich kam („Bayer. Kur." Nr. 87 vom 28. März) folgende polizeiliche Mitteilung:

„Das „Atelierfest", das in der Oeffentlichkeit mit Recht so unliebsames Aufsehen und allgemeinen Unwillen erregte, fand, wie die Königl. Polizeidirektion leider erst nachträglich erfuhr, tatsächlich letzten Samstag abend im Atelierbau des Geheimrats Professor Dr. Fr. v. Thiersch hier, Georgenstraße 16, als Maskenball statt. Veranstalter des Festes waren 1. der ledige „Regisseur" Karl August Kroth, geb. 1893, zum Militärdienst untauglich, 2. die amerikanischen Staatsangehörigen Hermann und Lucie Schäffer, Kunstmalersehleute und 3. Frau Romanis Wagenseil, geb. Taylor, früher amerikanische, nun deutsche Staatsangehörige, deren Ehemann, Schriftsteller Hans Wagenseil, wegen Verweigerung der Militärdienstpflicht sich in Haft befindet. Dies konnte aus folgendem im Kehricht vorgefundenen Dankschreiben an die Atelierbesitzer festgestellt werden: „Wir danken nochmals herzlichst für die Freundlichkeit, mit der Sie uns Ihre herrlichen Atelierräume zur Verfügung gestellt haben und gestatten uns nach einem künstlerisch wohlgelungenen Feste, Ihnen diesen blumigen Morgengruß zu senden. Ergebenst Frau Hermann Schäffer, Frau Romanis Wagenseil-Taylor, Herm. Schäffer, Karl August Kroth." An dem Feste nahmen etwa 140 Personen teil, zumeist Schriftsteller, Künstler und Offiziere mit ihren Damen. Gegen die Veranstalter des Festes wurde Strafanzeige wegen Abhaltung einer Tanzunterhaltung zu verbotener Zeit, wegen groben Unfugs und wegen

Zuwiderhandlung gegen die Vorschriften über den Verkehr mit Lebensmitteln erstattet."

Alle Achtung vor einer Fixigkeit und Findigkeit, die sogar bis zum Kehrichtkasten heruntersteigt, um die Geheimnisse einer Veranstaltung zu ergründen, die bereits das allgemeine Tagesgespräch bildete! Die Achtung steigt, wenn man erfährt, daß die Polizei am Palmsonntag einem Tanzkränzchen, das ein Tanzlehrer für Tanzlustige beiderlei Geschlechts unter Aufsicht der p. t. Mütter veranstaltete, durch eine unvermutete Kontrolle ein jähes Ende bereitet hat. Das Sprichwort von den großen und kleinen Dieben ist wieder mal ad absurdum geführt und dank der Wachsamkeit der Polizei wird die ganze Gesellschaft, der gefällige Tanzlehrer, der freundliche Professor, der tüchtige „Regisseur", die smarten Amerikaner und die tanzsüchtigen Schriftsteller, Künstler und Offiziere mit ihren „Damen" demnächst vor ihrem Richter stehen — wenn sich erfüllt, was die sozialdemokratische „M. Post" (Nr. 74) fordert: „In diesem Falle ist das Verlangen sicher gerechtfertigt, die Herrschaften nicht mit einem milden Strafmandat abzuwandeln. Leisteten sie doch alle willig das geforderte Eintrittsgeld von 30 Mark pro Nase und bezahlten sie üppige Speisen, Sekt und Leckereien mit unerhörten Preisen. Das Gericht soll die Verhandlung in öffentlicher Sitzung durchführen. Die werktätige Bevölkerung hat ein Recht darauf, die Namen aller „Festteilnehmer" und ihr verwerfliches Treiben im vollen Umfange kennen zu lernen."

Nachdem der Skandal offenkundig geworden, hat das Stellvertr. Generalkommando I. A.-K. eingegriffen und folgende Anordnung erlassen: „Die Veranstaltung von öffentlichen und geschlossenen Tanzunterhaltungen jeder Art und die Teilnahme an solchen ist verboten. Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis bis zu einem Jahre, beim Vorliegen mildernder Umstände mit Haft oder Geldstrafe bis zu 1500 Mark bestraft." Das ist das Todesurteil für den Münchener Karneval im vierten Kriegsjahr, sein Aschermittwoch dämmert herauf.



Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Niederlage der Engländer bei Bapaume. Siegreiche Schlacht beiderseits der Somme; der Feind weicht in breiter Front.

Berichte der deutschen Heeresleitung.

25. März. Kronprinz Rupprecht hat mit den Armeen der Generale v. Below (Otto) und von der Marwitz in dem gewaltigen Ringen bei Bapaume den Feind aufs neue geschlagen. Während die Korps der Generale von dem Borne, v. Lindequist und Kühne die starken Stellungen des Gegners nordöstlich von Bapaume in erbitterten Kämpfen durchbrachen, warfen von Osten und Südosten her die Truppen der Generale Grunert und Staabs den Feind über Ytres und Sailly zurück. Der zähe, durch frische Kräfte verstärkte feindliche Widerstand wurde in heftigen Kämpfen gebrochen. Neu herangeführte Divisionen und zahlreiche Panzerwagen warfen sich längs den von Bapaume auf Cambrai und Péronne führenden Straßen unseren vorwärtsdringenden Truppen entgegen. Sie konnten die Entscheidung nicht zugunsten des Feindes herbeiführen. Am Abend fluteten sie geschlagen in westlicher Richtung zurück. Im nächtlichen Kampf fiel Bapaume in die Hände der Sieger. Heiße Kämpfe entspannen sich um Combles und die westlich vorgelagerten Höhen. Der Feind wurde geworfen. Englische Kavallerieangriffe brachen zusammen. Wir stehen nördlich der Somme mitten in dem Schlachtfeld der Sommeschlacht.

Der Deutsche Kronprinz hat mit der Armee des Generals v. Hutier den Uebergang über die Somme unterhalb von Ham erzwungen. Seine siegreichen Truppen haben in erbitterten Kämpfen die Höhen westlich der Somme erstiegen. Heftige Gegenangriffe englischer Infanterie und Kavallerie brachen blutig zusammen. Die Stadt Nesle wurde am Abend erstürmt. Zwischen Somme und Oise haben die über den Crozat-Kanal vorgedrungenen Truppen noch spät am Abend des 23. März die stark ausgebauten und zähe verteidigten Stellungen auf dem Westufer des Kanals erstürmt. In heißem Ringen wurden Engländer, Franzosen und Amerikaner durch das unwegsame Waldgelände über La Neuville und Villequier-Aumont zurückgeworfen. Gestern ging der Angriff weiter. Französische, zum Gegenstoß angesetzte Infanterie- und Kavalleriedivisionen wurden blutig zurückgeschlagen. In rastloser Verfolgung stießen die Generale von Conta und von Gayl dem weichenden Feinde nach. Guiscard und Chauny wurden am Abend erobert.

Mit weittragenden Geschützen beschossen wir die Festung Paris.

Die blutigen feindlichen Verluste sind ungemein schwer. Die gewaltige Beute, die seit dem 21. März in unsere Hände fiel, ist noch nicht zu übersehen. Festgestellt sind mehr als 45 000 Gefangene, weit über 600 Geschütze, Tausende von Maschinengewehren, ungeheuere Bestände an Munition und Gerät, große Vorräte an Verpflegungs- und Bekleidungsstücken.

26. März. Im Weitergange der „Großen Schlacht" in Frankreich haben unsere Truppen gestern neue Erfolge errungen. Aus Flandern und aus Italien herangeführte englische Divisionen und Franzosen warfen sich ihnen in verzweifelten Angriffen entgegen. Sie wurden geschlagen. Die Armeen der Generale v. Below (Otto) und von der Marwitz haben in heißem, wechselvollem Kampf Ervillers endgültig behauptet und im Vordringen auf Achiet-le-Grand die Dörfer Bihucourt, Biefvillers und Grévillers genommen. Sie eroberten Irles und Miraumont und haben dort die Ancre überschritten. Von Albert aus griffen neu herangeführte englische Kräfte in breiter Front heftig an. In erbittertem Ringen wurde der Feind zurückgeworfen. Wir haben die Straße Bapaume—Albert bei Courcelette und Pozières überschritten. Südlich von Péronne hat General von Hofacker den Uebergang über die Somme erzwungen und die in der Sommeschlacht 1916 heiß umstrittene Höhe von Maisonette, sowie die Dörfer Biaches und Barleux erstürmt. Starke feindliche Gegenangriffe verbluteten vor unseren Linien. Die Armee des Generals v. Hutier hat in harten Kämpfen den Feind bei Marchelepot und Hattencourt über die Bahn Péronne—Roye zurückgeworfen. Franzosen und Engländern wurde das zäh verteidigte Etalon entrissen. Von Noyon herangeführte französische Divisionen wurden bei Fréniches und Bethencourt geschlagen. Bussy wurde genommen. Wir stehen auf den Höhen nördlich von Noyon.

An den errungenen Erfolgen haben unsere Nachrichtentruppen hervorragenden Anteil. In unermüdlicher Arbeit ermöglichten sie das Zusammenwirken der nebeneinander fechtenden Verbände und gaben der Führung die Sicherheit, die Schlacht in die gewollten Bahnen zu lenken. Eisenbahntruppen, die erst den gewaltigen Aufmarsch vor Beginn des Kampfes reibungslos vollführten und jetzt den Verkehr hinter der Front bewältigen, arbeiten rastlos an der Wiederherstellung zerstörter Bahnen. Seit Beginn der Schlacht wurden 93 feindliche Flugzeuge und 6 Fesselballone abgeschossen. Die Beute an Geschützen ist auf 963 gestiegen. Mehr als 100 Panzerwagen liegen in den eroberten Stellungen.

27. März. Die am 25. März geschlagenen englischen und französischen Divisionen suchten gestern erneut in dem unwegsamen Trichtergelände der Sommeschlacht unserem Vordringen Einhalt zu tun. Unser Angriff durchbrach die feindlichen Linien. Seit frühem Morgen begann der Feind auf breiter Front zu beiden Seiten der Somme zu weichen. Zäher Widerstand feindlicher Nachhuten wurde in scharfem Nachdrängen bezwungen. Nördlich und südlich von Albert erkämpften wir uns den Uebergang über die Ancre. Am Abend fiel Albert. Südlich der Somme warfen wir den Feind nach heftigem Kampf über Chaulnes und Lihons zurück, Roye wurde erstürmt, Noyon in blutigem Straßenkampf vom Feinde gesäubert. Wir haben unsere alten Stellungen vor der Sommeschlacht von 1916 nach Westen an vielen Stellen überschritten.

28. März. Auf dem Schlachtfeld in Frankreich führte der Engländer erneut frische, aus anderen Fronten herausgezogene Divisionen unseren Truppen entgegen. Nordwestlich von Bapaume warfen wir den Feind aus alten Trichterstellungen auf Bucquoy und Hébuterne. Mit besonderer Zähigkeit kämpfte der Feind vergeblich um die Wiedereroberung von Albert. Starke, von Panzerwagen begleitete Angriffe brachen auf den Hängen der der Stadt westlich vorgelagerten Höhen blutig zusammen. Südlich der Somme bahnten sich unsere Divisionen an vielen Stellen den Weg durch alte feindliche Stellungen und warfen Engländer und Franzosen in das seit 1914 vom Kriege unberührt gebliebene Gebiet von Frankreich zurück. Die siegreichen Truppen des Deutschen Kronprinzen haben in unaufhaltsamem Angriff von St. Quentin über die Somme die feindlichen Stellungen in 60 Kilometer Tiefe eingestoßen. Sie drangen gestern bis Pierrepont vor und haben Montdidier genommen. Unsere Verluste halten sich in normalen Grenzen, an einzelnen Brennpunkten sind sie schwerer. Die Zahl der Leichtverwundeten wird auf 60 bis 70 vom Hundert aller Verluste geschätzt.

29. März. In örtlichen Kämpfen zu beiden Seiten der Scarpe brachen wir in die vordersten englischen Stellungen ein und machten mehrere tausend Gefangene. Bei und nördlich von Albert setzte der Engländer erfolglose und verlustreiche Gegenangriffe fort. Zwischen Somme und Avre griffen wir erneut an. Aus alten Stellungen und tapfer verteidigten Dörfern warfen wir den Feind über Warfusée—Abancourt und Plessier nach Westen und Nordwesten zurück. Gegen einzelne Abschnitte unserer neuen Front zwischen Montdidier und Noyon führte der Franzose mehrfach heftige Gegenangriffe. Sie scheiterten unter schweren Verlusten.

Die bisher festgestellte Beute seit Beginn der Schlacht beträgt: 70 000 Gefangene, 1100 Geschütze. Die Armee des Generals Hutier brachte davon allein 40 000 Gefangene und 600 Geschütze ein.


In 4 Jahrzehnten
ist Deutschlands
Roheisenerzeugung
Stahlerzeugung
Steinkohlenförderung
Bevölkerungszahl
um das 4fache,
um das 30fache,
um das 6fache,
um über 25 Millionen
gestiegen
Ein Volk, das solchen Aufschwung genommen,
das über solche Wirtschaftskräfte verfügt, das
eine solch arbeitsame Bevölkerung hat, ist
der sicherste Schuldner. – Wer Kriegsanleihe zeichnet, zeichnet daher
die sicherste Kapitalsanlage
der Welt!

Auszeichnung der Heeresleitung.

Der Kaiser verlieh dem Generalfeldmarschall von Hindenburg das Eiserne Kreuz mit goldenen Strahlen (höchste Auszeichnung des Eisernen Kreuzes, die bisher nur einmal, an den Fürsten Blücher nach der Schlacht von Belle-Alliance verliehen wurde); Generalquartiermeister Ludendorff erhielt das Großkreuz des Eisernen Kreuzes (als dessen fünfter Inhaber); auch Abteilungschefs der Obersten Heeresleitung wurden ausgezeichnet. In dem betr. Handschreiben an Hindenburg sagt der Kaiser: „Mit dem gesamten Vaterlande weiß ich mich eins, daß diese hohe Auszeichnung niemandem mehr gebührt als Ihnen, dem auch heute wieder alle deutschen Herzen in Dankbarkeit, Verehrung und Vertrauen entgegenschlagen."

Der Luftkampf im Februar.

Im Februar beträgt der Verlust der feindlichen Luftstreitkräfte an den deutschen Fronten 13 Fesselballone und 138 Flugzeuge, von denen 59 hinter unseren Linien, die übrigen jenseits der gegnerischen Stellungen erkennbar abgestürzt sind. Wir haben im Kampf 61 Flugzeuge und 3 Fesselballone verloren.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Torpedoboote gegen Dünkirchen.

Torpedobootsstreitkräfte in Flandern haben am 21. März früh in drei Gruppen die Festung Dünkirchen sowie militärische Anlagen bei Bray Dunes und De Panne nachhaltig unter Feuer genommen. Die Aufschläge lagen überall gut. In einem umfangreichen Barackenlager bei De Panne, das mit 800 Schuß belegt wurde, brachen zwei große Brände aus. Die Küstenbatterien erwiderten das Feuer heftig, aber ergebnislos. Auf dem Rückmarsch kam es zu einem Feuergefecht mit einigen feindlichen Zerstörern, die sich jedoch zurückzogen, nachdem sie mehrere Treffer erhalten hatten. Die an dem Vorstoß beteiligten Streitkräfte sind ohne Beschädigung oder Verluste eingelaufen. Zwei unserer kleinen Vorpostenboote sind heute nacht von einer Fahrt westlich von Ostende nicht zurückgekehrt und müssen als vermißt gelten.

Die U-Bootbeute im Februar.

Im Monat Februar sind durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte unter Hinzurechnung des in den bisherigen Monatsveröffentlichungen noch nicht verrechneten Teiles der vom Hilfskreuzer „Wolf" erzielten Erfolge insgesamt 680000 Brutto-Registertonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet worden. Damit beläuft sich das Gesamtergebnis der Vernichtung seit Beginn des uneingeschränkten U-Bootkrieges auf insgesamt 10270000 Brutto-Registertonnen. Durch die kriegerischen Maßnahmen der Mittelmächte ist der unseren Feinden zur Verfügung stehende Welt-Handelsschiffsraum seit Kriegsbeginn bis zum 31. Januar 1918 um rund 15100000 Brutto-Registertonnen verringert worden. Hiervon entfallen rund 9400000 Brutto-Registertonnen auf die englische Handelsflotte.

Verschiedene Nachrichten.

Kriegsauszeichnungen. Dem Erzbischof von München-Freising Dr. Ritter v. Faulhaber wurde der Stern zum Militärverdienstorden 2. Klasse mit Schwertern am Bande für Kriegsverdienst und dem Geistl. Rat und Domkapitular Dr. Michael Buchberger der Militärverdienstorden 3. Klasse mit Schwertern am Bande für Kriegsverdienst verliehen.

Vom Büchertisch.

Michael Huber O. S. B.: Im Reiche der Pharaonen. Mit 54 Bildern und einer Karte. Herder, I. und II. Bd. zus. 8° 561 S., geb. 10.—*M*. — Ein zunehmend fesselndes, interessantes Werk. Der leise Zug pessimistischer Müdigkeit, der sich zuerst einzuschleichen droht, verschwindet im Verlaufe der von scharfer Beobachtung und gründlicher Sach-, auch selbstverständlich historischer und theologischer Kenntnis zeugenden Darstellung gänzlich und macht einem kräftig regen Lebenswillen, einer reinen tiefatmenden Genußfreudigkeit Platz. Ein paarmal läßt sogar ein derb hereinfahrender Ausdruck den überraschten Leser lachend aufschauen Vorzüglich getroffen ist der häufig angewandte Plauderton. Das Ganze wirkt ansprechend persönlich. Man vergißt nie, daß ein begabter, zutiefst sehr lebendiger Mensch hinter dem allen steht. Zugleich hat man den Eindruck vollkommener Gegenständlichkeit betreffs des das Jetzt und Einst anschaulich aufdeckenden Vortrags. Das an sich akute Urteil zeigt auch echt christliche Nachsicht, z. B. hinsichtlich der schismatischen Mönche des Orients, wie der Kopten überhaupt, in dem prächtig eindrucksvollen Kapitel „Bei den Wüstenvätern". Alexandrien, Kairo, die Pyramiden, Memphis, Theben: „die Märchenstadt in Trümmern", die Totengrüfte des Königstales, das „Weltwunder von Karnak" bilden Brennpunkte der verschiedenen farbenstrahlenden Schilderungsellipsen. Glanzkapitel sind auch die tief in Welt-, Kirchen- und Kulturgeschichte leuchtenden Kapitel: „Der Göttliche Flüchtling im Lande der Pharaonen" und „Es war einmal", das 12. und 21. der 22 Kapitel. Der Dichter im Verfasser zeigt sich oft, nicht zuletzt im 18. Kapitel: „Das Märchen von Theben". Das dankenswerterweise mit einem reichen „Register" versehene, buchtechnisch trefflich ausgestattete Werk ist geeignet, eine Zierde der Privat-, Familien-, gehobenen Schul-, Volks- und Vereinsbüchereien zu werden. E. M. Hamann.

Henriette Brey: Mein Bruder bist du! Ein Trostbüchlein für schwere Tage, den lieben Verwundeten und Kranken gewidmet. Einsiedeln, Benziger & Co., 8° 94 S. — Das Werkchen entstand aus folgendem Gedankengang heraus: Die selbst immer schwer leidende Verfasserin lag in einem Krankenhause darnieder, das zugleich als Lazarett dienen mußte. Eines Tages hörte sie, wie ein wahrscheinlich Schwerstverwundeter in das Zimmer über dem ihren geschafft wurde. Von da an setzte sie sich innerlich mit diesem Märtyrer fürs Vaterland in Verbindung. Schlaflose Nächte, schmerzvolle Tage leiteten immer wieder Gedanken innigen Erbarmens und Verstehens, tröstenden Mitgefühls und wichtigster Fragen Lösungsversuche im Lichte der Ewigkeit zu dem Bruder im Leiden, der nichts ahnte von dieser ihm dargebotenen Gabe, die eingehüllt war in demütig dankbare Bewunderung des „draußen" geleisteten unübersehbaren Heldentums. — Das Büchlein kann seine Bestimmung auch außerhalb der Lazarette erfüllen. Die Heilandsliebe, die es durchdringt, spricht überall an, wo der Kreuzesweg gegangen wird, der sich zum Königsweg gestalten soll. E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. „Der polnische Jude", die Volksoper des böhmischen Komponisten Karl Weis, ist vor 14 Jahren hier erstmalig in Szene gegangen. Sie wurde gut aufgenommen, verschwand aber nach einigen Aufführungen aus dem Spielplan. Nun ist sie neueinstudiert worden. Die Aufnahme war wieder eine gute. Heute wie damals spendete man der überragenden Hauptrolle, die Brodersen schön sang und erschütternd spielte, besonders starken, ja begeisterten Beifall. Da die Zahl der Neueinstudierungen im Laufe eines Spieljahres keine große ist, so fragt es sich, ob die Wahl gerade dieser Oper als besonders dringend zu erachten war. Musikalisch steht das Werk auf einer gewissen mittleren Linie; das eigenartigste gibt Weis in den slavischen Tanzweisen. Ist Smetana in mancher Hinsicht sein landsmannschaftliches Vorbild, so hat er in den dramatischen Akzenten vom Verismus Mascagnis gelernt, aber auch Wagner und frühere deutsche Tondichter haben auf Weis eingewirkt. Dabei zeigt er freilich genug Geschmack und Können, um seiner Musik ein gewisses künstlerisches Niveau zu sichern und allzu billige Effekte, zu denen die Handlung verleiden könnte, zu meiden. Weis' Instrumentation ist reizvoll, im Idyllischen nicht ohne Anmut. Der Held der von Victor Leon und Richard Batka nach einer Novelle von Erckmann-Chatrian bearbeiteten Fabel ist Mathis, ein Elsässer Bauernbürgermeister und Gastwirt; er hat vor langen Jahren einen Juden totgeschlagen und dessen Geld geraubt. Dem Mörder läßt die Angst vor Entdeckung keine Ruhe. Er glaubt sich sicherer, wenn er seine Tochter einem Gendarmeriewachtmeister vermählt. Da, bei der Feier des Polterabends, erscheint zufälligerweise ein polnischer Jude. Wie der Ermordete damals tritt er mit den Worten: „Der Friede Gottes sei mit Euch" ein und bittet, seine Geldkatze ablegend, um ein Nachtlager. Draußen wütet ein Schneesturm wie damals. Die Wiederkehr der gleichen Situation erschüttert Mathis aufs tiefste. Er bricht zusammen. In der Nacht träumt er seine Verurteilung; wie der Henker ihm die Hand auf die Schulter legt, stürzt er mit einem gellenden Aufschrei zu Boden. Die Angehörigen, die am Morgen den Brautvater zur frohen Hochzeitsfeier abholen wollen, finden einen Toten im Bette. Diese Vorgänge sind wirksam im Sinne des Kinos. Die Freuden des Polterabends und die Schrecken der Traumnacht sind durch den Kontrast fesselnd; in den ersteren ist die Musik wertvoller, in letzteren ist sie hauptsächlich die melodramatische Unterstreichung eines aufregenden Schauspiels. Die Führung der Singstimmen ist geschickt und das Orchester bleibt immer maßvoll, den Gesang niemals durch üppige Tonwogen überflutend. Unter Röhrs musikalischer und Wirks szenischer Leitung waren die Vorzüge des Stückes werbend herausgearbeitet. Brodersens schon gerühmte Gestaltung ließ stellenweise vergessen, welch ein unseres Mitleides unwürdiger Mensch der von Gewissensqualen gepeinigte Mörder im Grunde ist. Die anderen Rollen treten ziemlich zurück. Frl. Fichtmüller als Frau des Mathis und Frau Almo, welche die Tochter anmutig sang, bewährten sich; etwas mehr kam noch Grubers schöner Tenor zur Geltung.

Aus den Konzertsälen. Der Münchener Bachverein bot am Karfreitag einen Abend, der Brahms, Reger und Bruckner gewidmet war. Schillers „Naenie" hat Brahms im Angedenken an Anselm Feuerbach komponiert. Die verhaltene Klage in den Distichen Schillers, daß „auch das Schöne muß sterben, das Menschen und Götter bezwinget", hatte schon früher in der herben Kunst des Tondichters verwandte Saiten berührt, wie er sich gleichermaßen zu dem „Griechentum" Feuerbachs hingezogen fühlte. Das Chorwerk, an schönen und erhabenen Stellen reich, hat doch etwas von einer marmornen Kühle, die ein intensives Miterleben des Publikums hindert. Viel stärker war der Anteil, den die Hörer an Regers „Requiem" nahmen. Im letzten Lebensjahre des Tondichters entstanden, ist es dem Andenken der im Kriege gefallenen deutschen Helden gewidmet. Das dankbare Altsolo sang Frau Erler-Schnaudt mit hohem Klangreiz. Sie ward auch der Geistigkeit der Hebbelschen Verse gerecht; den Schluß bildete Bruckners „Tedeum", die am stärksten wirkende Gabe des Abends. Hier gesellten sich zu der genannten Altistin Wolf, der ausgezeichnete Tenor unserer Hofoper, sowie bestbekannte Stuttgarter Künstler, Elise Betz und Helge Liedberg. Eine Indisposition zwang den Baritonisten, die Erstaufführung von Regers „Einsiedler", der die Mitte hätte bilden sollen, abzusetzen. Dr. Landshoff leitete mit gewohnter Sorgfalt und Stilgefühl die Chöre und das verstärkte Neue Münchener Konzertorchester. Hatte man nicht immer den Eindruck eines das Letzte herausholenden künstlerischen Nachschaffens, so empfing man in allen

Zeilen das Gefühl liebevollen Eindringens und sorgfältiger Vorbereitung. Das Publikum dankte durch freundlichen Beifall. — Neu war uns Helene Charlotte Schütz, die einen Liederabend gab. Sie hat schöne Mittel, aber die Höhe bedarf noch der Schulung, während andere Töne oft von überraschendem Klangreiz sind. Sie sang Lieder von Schubert, Brahms und Tschaikowsky mit gutem Vortrag.

Debussy †. Der französische Tondichter Claude Debussy ist im Alter von 55 Jahren gestorben. Seine Oper „Peleas und Melisande" wurde auf einer Anzahl Opernbühnen, auch auf der Münchener, gegeben. Verschiedene symphonische Werke, Klavierstücke und Kammermusik fanden gleichfalls in Deutschland Schätzung. Mit seinen a cappella-Chören machte uns das „französische Musikfest München 1910" bekannt. Die schillernden Farben seiner Musik von verschwommenen Umrissen mit Verwendung der Ganztonleiter, seine fließende Rhythmik sind für geheimnisvolle Stimmungen, wie Maeterlincks Melisande von wirksamem Reize und in diesem engeren Rahmen hat sein differenzierter Klangsinn Neues hervorgebracht. Seine Auflösung der Form zugunsten malerischer Wirkungen, die künstlerische Gefahren in sich birgt, ist auf unsere jüngere Musikergeneration von stärkstem, wohl noch lange fortwirkendem Einfluß.

Verschiedenes aus aller Welt. Eine Fortsetzung der Operette „Dreimäderlhaus" hatte in Wien Erfolg. „Hannerl" spielt zwanzig Jahre später; für die gute Aufnahme maßgebend sind wieder die Schubert'schen Melodien. Diesmal hat Professor Karl Lafite die Musik zusammengestellt, nach Urteilen der Wiener Presse mit größerem Geschmacke. — J. Benavente, einer der bedeutendsten Vertreter des neuen spanischen Dramas, kam mit der „Schule der Prinzessinnen" erstmalig in Deutschland durch eine Aufführung im Frankfurter Schauspielhause zu Wort. Das Stück zeigt einen sehr abgeklärten Stil, strenge, konventionelle Disziplin, selbstverständliche Autorität der gesellschaftlichen Gesetze, untermischt mit demokratischen Ideen, die indes nirgends die gesellschaftliche Struktur problematisch nehmen. Sehr viel Schönes sagt der Dichter über Deutschland. Daß diese stolzen Verheißungen vor dem Kriege niedergeschrieben wurden, gibt ihnen für uns besonderen Wert. — „Seeschlacht", ein Drama von R. Göring, wurde im Dresdner Hoftheater in geschlossener Vorstellung gegeben. Das teils packende, teils abstoßende aktuelle Stück fand verschiedene Beurteilung. Graf Seebach, der Leiter der Kgl. Hofbühne, erhebt in einem offenen Brief Einspruch gegen den Vorwurf der Taktlosigkeit. Seiner Ueberzeugung nach sei es die erste Pflicht jedes Theaterleiters, Werke, in denen das innerste Ringen der Zeit einen starken und über die bloße Gestaltung vergänglicher Einzelschicksale hinausragenden Ausdruck gefunden hat, dem Publikum zugänglich zu machen. — „Jenufa", Oper von G. Preiß, Musik von Leo Janacek, fand in der Wiener Hofoper beifällige Aufnahme. Die Wertung ist außerordentlich verschieden, was die einen peinliches Suchen und Quälen nach einer Wortmelodie nennen, gilt den anderen als kunstvolles Gewebe von seltener Schönheit. — Die erste türkische Oper in deutscher Sprache wurde in der Wiener Volksoper gegeben. Das gedehnte, in der zeitgenössischen Türkei spielende Textbuch schrieb Djelal Essad Bey, der Intendant der durch ihre Konzertreise jüngst in Deutschland bekannt gewordenen Kaiserlichen Kapelle. Radeglias Musik verwertet alte türkische Motive und bewegt sich in dem Stile der alten französischen Spieloper. — „Gewitter", das in Dresden gebotene, ibsenverwandte Drama eines Uebermenschen von A. Zinn, fand freundliche Aufnahme. — Richard Strauß dirigierte in Zürich einige seiner Werke mit größtem Beifall. — „König Griesehaar", ein Epigonendrama aus der Tristansage von O. Anthes, dem besonders durch die Operndichtung „Don Juans letztes Abenteuer" bekannt gewordenen Dichter, wurde in Nürnberg beifällig aufgenommen. — In geistiger Umnachtung starb, 41 Jahre alt, J. A. Kisielewski, der bedeutendste Dramatiker des zeitgenössischen Polen. Seine Komödie „Die tolle Julka" wußte vor anderthalb Jahren im Münchener Kgl. Residenztheater vorübergehend zu interessieren. — In Prag wurde Dvoraks Oper „Dimitry" in der ursprünglichen Fassung aufgeführt. Sie erscheint hier im Stile Meyerbeers und wirkte frischer, als die unter dem Einflusse Richard Wagners vorgenommene Bearbeitung. Besonders gefiel nach Berichten die farbenprächtige Instrumentation. Dem Buche liegt Schillers „Demetrius" zugrunde. — „Meister Grobian", komische Oper von A. Winternitz, gefiel in Hamburg. Der vornehmen und empfindungswarmen Musik wird Geist und Farben fülle nachgerühmt. Das Buch schrieb Rudolf Klutmann nach Riehls Novelle „Ovid bei Hofe", es behandelt den Widerstreit zwischen einem deutschen und einem welschen Musiker. — Lehárs neueste Operette „Wo die Lerche singt" hatte in Budapest starken Erfolg. Die Musik weist Erfindung und Stimmungsreiz auf. Ungarische Motive sind mit Geschick verwertet.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Deutsche Einigkeit im Kriegsanleihe-Zeichnungsgeschäft — Bayerns Wirtschaftsbetätigung — Unsere Reichsbank im Jahre 1917.

Den unvergleichlichen und beispiellosen Erfolgen unserer tapferen Heere im Westen gesellt sich die überaus günstige Gestaltung des **Zeichnungsgeschäftes auf die achte deutsche Kriegsanleihe.** Aus den fortlaufenden Aufstellungen in der Tagespresse ergeben sich bereits stattliche Milliardenziffern. Auch das Kleinkapital nimmt erheblichen Anteil hieran. Die Lage unserer Kriegswirtschaft spiegelt sich in der neuerlichen Entlastung der Reichsbank. Die Inanspruchnahme der Darlehenskassen für Kriegsanleihezwecke beträgt zur Zeit insgesamt nur 758 Millionen Mark = 1% der Einzahlungen auf die seither herausgegebenen Kriegsanleihen. Für Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie gleich wichtig ist der Beschluss des Reichsschatzamtes, dass nach Demobilisierung bei Verkauf entbehrlicher Bestände — Pferde, Fahrzeuge und Gerätschaften aller Art, Futtermittel und sonstige Vorräte an Metallen, Holz, Rohstoffe — Käufer, welche die Bezahlung in Kriegsanleihe leisten, bei sonst gleichen Geboten bevorzugt werden. Erwähnenswert ist die Kriegsanleihezeichnung der Bayerischen Zentraldarlehenskasse in München in







Höhe von 50 Millionen Mark. Zeitgemäss und viel beachtet blieben die Worte des Vizekanzlers von Payer bei dem Berliner Festabend zu Ehren der heimgekehrten Mannschaft des ruhmbedeckten Hilfskreuzers „Wolf": „Wir sollten, wenn das Vaterland jetzt wieder um Mittel zum Kriege und Siege bittet, mit einer Summe antworten, wie sie Deutschland noch nicht gesehen". Auch der Vortrag des Geheimen Landesökonomierates Dr. Heim in der stark besuchten Bamberger Landwirtschaftlichen Versammlung über die Zukunft der deutschen Landwirtschaft und über die deutsch-österreich-ungarischen Wirtschaftsverhandlungen fand allseits Beifall. Beide Reden betonten die Notwendigkeit der **deutschen Einigkeit**. Dr. Heims Worte „Gewehr, Pflug und Hammer halten das Reich zusammen", ferner „die deutsche Landwirtschaft ist die beste Abnehmerin unserer Industrie" werden wohl noch bei späteren Gelegenheiten zitiert. Unsere Kriegswirtschaftskreise legen grossen Wert auf die Durchführung des beabsichtigten Handels- und Wirtschaftsabkommens und weitgehender Verkehrsgemeinschaft mit dem zukünftigen Staat Litauen. Die bezüglichen Mitteilungen des Reichskanzlers wurden daher günstig aufgenommen. Diese wirtschaftlichen Momente und die siegreiche Westoffensive üben einen günstigen Einfluss auf die deutsche Markvaluta aus. In den nordischen Staaten erfolgte eine Steigerung um ca. 10 Kronen.

Für die fortschreitende Entwicklung der bayerischen Wirtschaftsbetätigung spricht ausser den an dieser Stelle schon mehrfach angeführten Belegen die Statistik des Reichsarbeitsblattes über die Lage des Arbeitsmarktes in Bayern mit einer ausgesprochen günstigen Beurteilung. In einem u. a. auch vom bayerischen König besuchten Vortrag im Münchener Polytechnischen Verein wurde Bayerns Anteil an der wertschaffenden Arbeit am Weltmarkt, namentlich in Kunst-Gewerbe und -Industrie ausführlich belegt. Zeichen der zuversichtlichen Entwicklung des bayerischen Grundstückmarktes sind die zahlreichen Bauprojekte, besonders industrieller Erweiterung in den Grossstädten und die Beteiligung des bayerischen Staates an der Lösung von Wohnungs- und Siedelungsfragen in Gesamthöhe von 3 Millionen Mark. Von bayerischen Industrieunternehmungen erzielten Jahresergebnisse: Oberbayerische Ueberlandzentrale A. G. 6 Prozent gegen 4 Prozent, München-Dachauer A. G. für Maschinen-Papierfabrikation 21 Prozent gegen 18 Prozent, Bayerische Spiegel- und Spiegelglasfabriken A. G. 20 Prozent gegen 10 Prozent. Von bayerischen Neugründungen seien aufgeführt: Oberlech G. m. b. H. München zur Wasserkraft-Ausnützung auf dem Gebiete der elektro-chemischen und -metallurgischen Industrie, ferner die Katholischen Volkskunstanstalten A. G.; diese übernimmt die Devotionalienfabrik Carl Becker, Kevelaer und plant die Errichtung einer Fabrik grösseren Umfanges in München. Mit der neu errichteten Filiale in Amberg ist die Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank) nunmehr an elf bayerischen Plätzen vertreten. Bemerkt wurde in den heimischen Finanzkreisen die kommanditarische Beteiligung des Berliner Bankhauses S. Bleichröder an einer Münchner Bankfirma, namentlich weil es sich in diesem Falle um die engere Verbindung zweier privater Bankfirmen handelt.

Die sehr scharfe Einwirkung der kriegswirtschaftlichen Massnahmen auf unsere Industrie ergibt sich aus dem Umfang der vorgenommenen Stillegungen deutscher Unternehmungen. Nach einer Aufzeichnung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" sind beispielsweise in der Baumwollsparte von 1700 Spinnereien und Webereien 70, in der Oelindustrie von 720 Betrieben nur 15 sogenannte Höchstleistungsbetriebe aufrecht erhalten worden. In der Schuhindustrie hat eine Zusammenlegung von 1400 auf 300 Fabriken stattgefunden; bei den Seidenwebereien ist eine Einschränkung der Webstuhlzahl von 45000 auf 2500 erfolgt. — Der Verwaltungsbericht der Reichsbank für 1917 gibt trotz solcher Schwierigkeiten ein Bild der gewaltigen Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens. Unser Zentralnoteninstitut, welches bereits im Jahre 1916 mit über einer Billion Jahresumsatz die Rekordziffer des Umsatzes einer einzigen Bank aufweisen konnte, erzielte für 1917 eine Gesamtumsatzziffer von **über 2 Billionen Mark**, genau 22,967 Milliarden Mark.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Kriegsanleihe-Versicherung.

Auf welche Weise es möglich ist, auch der 8. Kriegsanleihe zu einem glänzenden Abschluß zu verhelfen, wurde in Nr. 13 der „A. R." auf Seite 198 in längeren Ausführungen dargelegt. Es sind die Deutschen Lebensversicherungs-Gesellschaften, die hier die Hand zur Vermittlung bieten und selbst solchen Personen, die zurzeit über keine Barmittel verfügen, die Zeichnung von Kriegsanleihe ermöglichen. Wir empfehlen jedem Interessenten, sich die nötigen Prospekte und Unterlagen von den einzelnen Versicherungsgesellschaften oder deren Vertreter kommen zu lassen. Als weitere Gesellschaften, die im Inseratenteil der „A. R." auf ihre Kriegsanleihe-Versicherung aufmerksam machen, nennen wir noch die „Germania" zu Stettin, Bezirksverw. München, Neuhauserstr. 14, und die „Wilhelma" in Magdeburg.

Die Verlagshandlung Friedrich Pustet in Regensburg gibt in der buchhändlerischen Fachpresse soeben bekannt, daß sie in Wien die dortige altangesehene Buchhandlung Mayer & Comp. (gegründet 1812) erworben habe und als österreichische Zweigniederlassung unter der bisherigen Firma weiterführen werde. Der Verlag bringt durch sein Wiener Haus auch eine österreichische Ausgabe seiner in sichtlichem Aufschwung begriffenen illustrierten Familienzeitschrift „Deutscher Hausschatz" unter dem Titel „Oesterreichischer Hausschatz", nach außen durch schwarzgelbe Umschlagfarben kenntlich, zum Vertrieb.

Königliche Filialbank, München

Telephon-Nrn.: 22621—22627. Promenadestrasse 1. Postscheck-Konto Nr. 120.

Annahme von Geldeinlagen zur Verzinsung

entweder auf **Scheckkonto** oder auf **Bankschuldschein** mit und ohne Kündigung.

Aufbewahrung und Verwaltung offener und geschlossener Depots.

Gewährung von Darlehen gegen Verpfändung von Wertpapieren oder Bestellung von Sicherheiten auf Liegenschaften u. zwar unter Eröffnung einer laufenden Rechnung **(Kontokorrent)** oder gegen **Schuldurkunde.**

Ausstellung von Kreditbriefen auf das In- und Ausland.

Vermittlung von Bayer. Staatsschuldbuchforderungen

insbesondere gegen Bareinzahlung zum jeweiligen Tageskurse der 3, 3½ 4 % Staatsschuldverschreibungen **ohne Spesenberechnung.**
(Banken und Bankiers erhalten für die Vermittlung von Bareinzahlungen eine Vergütung von 1‰ vom Nennwerte der Schuldbuchforderungen.)

An- und Verkauf von Wertpapieren

sowie alle sonstigen Börsentransaktionen.

Ankauf von Wechseln und Devisen,

Vermietung von dieb- und feuersicheren **Schrankfächern**

in der neuen **Stahlkammer.**

Die K. Filialbank beobachtet über alle Vermögensangelegenheiten ihrer Kunden unbedingtes Stillschweigen gegen jedermann und jede Behörde, insbesondere auch gegenüber dem K. Rentamt.

Der **Staat** hat für die K. Bank die **vollkommene Garantie** ohne allen Vorbehalt übernommen.

Prospekte werden an den Schaltern kostenlos abgegeben und auf Verlangen portofrei übersandt.



München-Dachauer Aktiengesellschaft für Maschinenpapierfabrikation in München

Die Aktionäre unserer Gesellschaft werden hiemit zu der am

Mittwoch den 24. April 1918
Vormittags 11½ Uhr

im Sitzungssaale des Kgl. Notariates München II, Neuhauserstraße 6/II dahier

stattfindenden

ordentl. Generalversammlung

eingeladen.

Tagesordnung:

1. Bericht des Vorstandes und des Aufsichtsrates unter Vorlage der Bilanz mit Gewinn- u. Verlustrechnung. Beratung u. Beschlußfassung hierüber, sowie Erteilung der Entlastung.
2. Verwendung des Reingewinnes.

München, 25. März 1918.

Der Vorstand:

Kullen. Kaula.

In dieser ernsten Zeit kommt das **Harmonium-Spiel** ganz besonders zur Geltung. Es ist in der häuslichen Musik Tröster und Erbauer zugleich.

HARMONIUM d. König d. Hausinstrumente
HARMONIUM sollte i. jed. Haus. z. find. sein
HARMONIUM m. edl Orgelton v. 66–2400 M.
HARMONIUM auch von Jederm. ohne Notenk. 4 stimmig spielbar.

Prachtkatalog umsonst.

Alois Maier, Hofl. Fulda.

Otto Strehle

Photogr. Apparate und Bedarfs-Artikel

München

Neuhauserstr. 11/0 u. 1. St.

Achtung!

!! Sommersprossen !!

Ueber ein vorzügl. Mittel dagegen an sich selbst erpropt und glänzend bewährt, gibt Auskunft:

Frl. Emma Schorisch, Zittau i. S., Prinzenstr. 6.

Viele Dankschreiben und Anerkennungen.



Bayer. Hypotheken- und Wechsel-Bank

Promenadestr. 10 **München** Theatinerstr. 11

Zweigstellen in München:

Zenettistr. 3a am Schlacht- u. Viehhof (Viehmarktbank) - eigene Stahlkammer u. Tresoranlage - im Tal (Sparkassenstr 2), in der Grossmarkthalle, in Schwabing (Leopoldstr. 21) u. in Pasing (Bahnhofstr. 1).

Filiale in Landshut.

Gegründet im Jahre 1835.

Aktienkapital und Reserven Mk. 140'000,000.—.

Hypothekdarlehen auf Haus- und Grundbesitz.

Ausgabe und Verkauf von Pfandbriefen, welche von der Reichsbank in erster Klasse belehnbar und seit ihrer ersten Ausgabe (1864) als Kapitalsanlage für Mündelgelder zugelassen sind. Auf Antrag können die Pfandbriefe kostenfrei auf Namen umgeschrieben werden. Solche umgeschriebene Pfandbriefe werden kostenlos auf Verlosung oder Kündigung kontrolliert.

Besorgung aller in das Bankwesen einschlagenden Geschäfte, insbesondere auch:

Entgegennahme von offenen Depots zur Aufbewahrung und Verwaltung.
Aufbewahrung von geschlossenen Depots.
Vermietung von eisernen Geldschränken (Safes).

Bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank dürfen Gelder und offene Depots der Gemeinden und örtlichen Stiftungen, wie auch der Kultusgemeinden und Kultusstiftungen angelegt bezw. hinterlegt werden.

Die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank beobachtet über alle Vermögens-Angelegenheiten ihrer Kunden gegenüber jedermann, auch gegenüber Staatsbehörden, insbesondere gegenüber den Rentämtern, „unverbrüchlichstes Stillschweigen“.

Reglements stehen kostenfrei zur Verfügung

Unkeler Winzerverein

zu Unkel am Rhein, Bahn- und Dampfschiffstation

empfiehlt naturreine und leichtverzuckerte

Rot- und Weissweine

fass- und flaschenweise. — Man verlange Preisliste.

Pfälzische Bank

Aktienkapital Mark 50,000,000.—
Reserven Mark 10,800,000.—

Hauptsitz in Ludwigshafen am Rhein.

Zweigniederlassungen in Alzey, Bad Dürkheim, Bamberg, Bensheim, Donaueschingen, Frankenthal, Frankfurt a. M., Germersheim, Gernsheim a. Rh., Grossgerau, Grünstadt, Hassloch, Homburg (Pfalz), Kaiserslautern, Kirchheimbolanden, Lambrecht, Lampertheim (Hessen), Landau (Pfalz), Landstuhl, Mannheim, München, Neustadt a. H., Nierstein, Nürnberg, Oppenheim, Osthofen (Rheinhessen), Pirmasens, Speyer, St. Ingbert, Waldfischbach, Worms, Zweibrücken.

Interessengemeinschaft mit der Rheinisch. Creditbank Mannheim.

Pfälzische Bank Filiale München

(Neuhauserstrasse No. 6)

Wechselstuben und Depositenkassen:
Frauenstr. 11 (Ecke Reichenbachstr.); Bahnhofplatz 5 (Ecke Dachauerstr.); Max Weberplatz 4 (Ecke Ismaningerstr.).

An- und Verkauf von Wertpapieren jeder Art an allen deutschen und ausländischen Börsen, ebenso von nicht notierten Werten im freien Verkehr. Auskunftserteilung über Wertpapiere und in Vermögensanlagefragen.
Aufbewahrung u. Verwaltung von Wertpapieren, Wertsachen usw. in den feuer- und diebessicheren Stahlpanzergewölben der Bank.
Vermietung einzelner Tresorfächer (Safes).
Umwechslung von Kupons, Sorten und Papiergeld jeder Art.
Kontrolle und Versicherung von Wertpapieren gegen Kursverlust bei Auslosung.
Annahme von Bar-Depositengeldern unter bestmöglichster Verzinsung.
Eröffnung laufender Rechnungen mit und ohne Kreditgewährung sowie provisionsfreier Scheckrechnungen.
Beleihung von Wertpapieren und Waren.
Ausstellung von Kreditbriefen und Reisegeldbriefen für einzelne Plätze und Rundreisen.
Ausstellung von Schecks und Wechseln auf alle Länder (insbesondere auf amerikanische Plätze).
Diskontierung und Inkasso von Wechseln auf alle Plätze.
Die Bank beobachtet über alle Vermögensangelegenheiten ihrer Kunden strengste Verschwiegenheit gegen jedermann und gegen alle Behörden.



Wo bringen wir unsere erholungsbedürftigen Kinder hin?

Antwort: *Ins Kinder-Erholungsheim* **„Waldesruhe"** **nach dem schönen Reichenhall.**

Gewissenhaft geführt von einer Dame aus ersten Kreisen und ärztlich geleitet vom grossen Kinderfreund, Herrn Hofrat und Oberstabsarzt Dr. Carl Schoeppner, wird das Heim stets die beste Erholungsstation bieten für Kinder, die sich kräftigen sollen. — Wer kennt nicht die herrlichen Bäder und die segensreichen Wirkungen der Inhalationen, diese, sowie Liege- u. Sonnenkuren — an sonnenlosen Tagen tritt für besonders schwache Kinder die heilende Quarzlampe in Kraft — sind Heilfaktoren, welche die Leiterin selbst in ihrer ganzen prachtvollen Wirkung erprobt hat, und die so recht geeignet sind, allen schwächlichen, sowie in der Rekonvaleszenz befindlichen Kindern die ersehnte Kräftigung zu geben. Das ganze Jahr und für jede Konfession geöffnet, soll das Heim allen Kindern besserer Stände so recht ein Zufluchtsort werden, wenn Vater oder Mutter, selbst auch erholungsbedürftig, für Wochen und Monate den Haushalt schliessen wollen. — Aeusserst kinderlieb, ist es der Leiterin eifrigstes Bestreben, ihren Pfleglingen durch viel Bewegung in frischer Luft, sorgfältige Behütung und kräftige Kost, geistige und körperliche Frische wieder zu verschaffen. — Unterstützt wird sie in diesem Bestreben durch den leitenden Arzt und liebevolle, mütterlich gesinnte bewährte Kräfte.

Näh. Auskunft erteilt die *Leiterin Fräul. Lina Hassler, Reichsratstochter,* *derzeit in* **Bischofswiesen b. Berchtesgaden, Landhaus Untertann.**

St. Marienschule, Mainz.

Bischöfliche militärberechtigte Realschule

Sechsklassige Realanstalt mit wahlfr. Latein und Vorschule. Abschlußzeugnis berechtigt zum einj.-freiw. Dienst. Anschluß an die Obersekunda der Oberrealschule und des Realgymnasiums. **Beginn des Schuljahres: 9. April.** Bedingungen des Schülerheims (Willigisplatz 2) und jegliche Auskunft durch den geistl. Rektor.

Haselmayer's
Einjährig-Freiwill.-Institut
in Würzburg
(staatlich genehmigt.)

Gewissenhafteste Vorbereitung für die Einj.-Freiw.-Prüfungen, bes. auch für junge Leute, welche in der Schule zurückgeblieben sind oder solche, die bereits in einem Beruf stehen. Vorzügl. Pensionat
— Eintritt jederzeit —
Näheres durch die Direktion.

Pensionat „Marienburg"
Bad Godesberg am Rhein
(Gegrundet 1892.)
Katholisches Töchterheim für Haushaltung u. fremdsprachlichen Unterricht.
Prospekt u. Referenzen durch die Vorsteherin
Frau Ww. Pahlke.

Carl Poellath, Schrobenhausen:

Hoflieferant Sr. Heiligkeit d. Papstes u. Königl. Bayer. Hoflieferant, seit über 100 Jahren bewährt als Fabrikant und Lieferant von

Rosenkränzen, Medaillen, Missions- und Wallfahrtsartikeln und Heiligenbildern.

Neu! Medaillen u. Gebetbuchbildchen m. Patrona Bavariae in verschiedenen Darstellungen. Kataloge und Prospekte gratis. **Neu!**

Paramente

Fahnen Baldachine

sowie sämtliche kirchliche Bedarfsartikel.
Vorgezeichnete Waren, Stoffe, Borten usw. für Paramenten-Vereine preiswürdig bei

Joh. Bapt. Düster, Köln a. Rh. :: Gegr. 1795.

Telephon B 9004. — Post-Scheck-K. 2817.

Zeichnet die 8. Kriegsanleihe!

Dir. J. N. Eckes Höh. Vorbereit. Anst. u. Pensionat
Berlin-Steglitz, Fichtestr. 24.
Gegr. 1888. Staatl. genehmigt. Für alle Kl. Einj. Primaner u. Abiturienten, auch ält. Berufe u. Damen (Real- u. Gymnas.) Zeitersparnis. Unübertroff. Erfolg., best. Empfehl. d. hochw. Geistlichkeit, von Zentrumsabg. usw. 14 Lehrer. Gute Pension. 2 Villen inmitten grosser Gärten. Herrlicher Aufenthalt.

Techn. Seminar Haag (Oberbayern)

mit staatl. Prüfungen im Institut selbst:
1. Kinderpflegerinnenkurs, einjährig 600 M. Pension,
2. Kindergärtnerinnenseminar, 2 Jahreskurse à 600 M.
3. Handarbeitslehrerinnenseminar, 2 Jahreskurse à 600 M. Eintrittsbedingung: Alter von 16–25 Jahren Institutsbildung für die 3 genannten Arten.
4. Wirtschaftslehrerinnenseminar mit landwirtschaftl. Charakter, 2 Jahreskurse à 750 M. Eintrittsbedingung: Alter von 18–30 Jhr., höh. Mädchenschule.
5. Haushaltungsschule f. Bürger- und Beamtentöchter in Jahreskursen 750 M.
6. Weissnäh- u. Kleidermachkurse, halbjährig 400 M.
7. Handelskurs, Jahreskurs 750 M. Eintritt 17 September.

Prospekte durch die Vorsteherin.

Mess- und Kommunion-Hostien

empfiehlt genau den kirchlichen Vorschriften entsprechend und in vorzüglichster haltbarer Qualität. Kunstvolle Prägungen, auch die Kommunionhostien haben eig. Prägungen. Muster und Prospekte gratis u. franko

Franz Hoch Kgl. bayer. Hoflieferant
Hostienbäckerei
Bischöfl. genehmigt u. beeidigt. Pfarramtlich überwacht.
Miltenberg am Main (Bayern) Diözese Würzburg.

Es ist Vorsorge getroffen, dass in der Hostienbäckerei Franz Hoch in Miltenberg nur reinstes Weizenmehl zur Bereitung der Hostien verwendet wird.
Miltenberg, 27. Nov. 1914.
Bischöfl. Dekanat und Stadtpfarramt.
E. Roth, Geistl. Rat.
Dekanats- u. Pfarrsiegel.

Hochschule für kommunale Verwaltung in Düsseldorf.

Vorbereitung für den höhern Kommunaldienst
Prüfung unter staatlicher Leitung
Diplom (Dipl. H. K. V. D.)
Studiendauer 1½, bei Vorbildung 1 Jahr.
Drucksachen kostenlos vom Sekretariat, Moorenstr. 5.

Das Bischöfl. Convict zu Dieburg
in Hessen
bei den berechtigten 7 Klassen Progymn. u. Realschule
nimmt kathol. Knaben mit vollendetem 9. Lebensjahr an Ostern und im Herbst auf. Beginn der Schule am 15. April Auskunft und Prospekt durch den geistl. Rektor

---

Kgl. Albertinum

in München.

Erziehungsinstitut für kath. Gymnasialschüler.

Volle Verpflegung monatlich 80 Mark.
Aufnahmegesuche an das Institutsdirektorat zu richten.

Höh. Mädchenschule mit Erziehungsinstitut der Armen Schulschwestern v. U. L. Fr.,
München, Unteranger 2.

Mit Beginn des Schuljahres 1918/19 wird ein
Mädchengymnasium
(6klassiges Realgymnasium im Anschluß a. d. III. Kl. der höh. Mädch.-Schule) angegliedert, und zwar zunächst die I. Klasse. Einschreibung für beide Schulen 2. Juli. Vorzulegen: Geburtsurkunde, Taufschein, Impfschein, Schulzeugnis. Aufnahmeprüfungen: 3. u. 4. Juli, eventuell auch 9. und 10. September.

Das Direktorat.

I.
Wirtschaftslehrerinnen-Seminar
der Ursulinen in Landshut mit staatlicher Prüfung im Institut selbst. 2 Jahreskurse à 700 M. Eintrittsbedingungen: Alter von 18 bis 25 Jahren, Höhere Mädchenschule oder die 3 ersten Klassen einer Lehrerinnen-Bildungsanstalt.

II.
Haushaltungsschule in Jahreskursen, 650 M.

III.
Handarbeitslehrerinnen-Seminar
2 Jahreskurse à 700 M. Eintrittsbedingungen: Alter von 16 bis 22 Jahren; Mädchenmittelschule.

Prospekt durch die Leitung.

---

vorm. Düringsche höh. Privatschule
Direktor Bride. Vorschule bis Prima all. Schulen. Umschulungs. Einschulung. Vorbereit. zur Einjähr.-Prima-Abiturienten-Prüfung. Notprüfungen. Arbeitsstunden Freiprospekt. Auf Wunsch Pension. Berlin W. 30, Ranke-Str. 28.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 15. München, 13. April 1918. XV. Jahrgang.

Wahlrechtsreform im Reiche und in Bundesstaaten.

Von Abgeordneten Prälat Dr. von Pichler, Passau.

II. Wahlreform in Bayern.

Die Aenderung des bayerischen Wahlgesetzes wird zurzeit lebhafter als früher gefordert unter Hinweis auf die im Gang befindlichen Reformen im Reich und in Preußen.

1. Wie aus den im ersten Artikel gemachten Darlegungen sich ergibt, sind die für die Wahlen zur bayerischen Abgeordnetenkammer geltenden Bestimmungen im wesentlichen dieselben, wie für den Deutschen Reichstag. Die für den bayerischen Landtag geltende Bestimmung der Bezahlung einer direkten Steuer beschränkt sich auf einen so geringen Betrag (50 Pfennig), daß er nicht als nennenswert bezeichnet werden kann. Professor Stier-Somlo in seinem schon erwähnten Buche über das „parlamentarische Wahlrecht" kommt nach seinen Darlegungen über das Wahlrecht in den verschiedenen Ländern zum Schlusse, „daß das Deutsche Reich mit seinem allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrecht für den Deutschen Reichstag an der Spitze aller Staaten vorangeschritten ist." Was hier vom Reichstag gesagt ist, kann wohl mit demselben Rechte vom bayerischen Wahlrecht im Vergleiche zu den übrigen deutschen Bundesstaaten gesagt werden; ob das komplizierte Wahlrecht für die württembergische Zweite Kammer einen besonderen Vorzug verdient, möchten wir dahingestellt sein lassen.

Die Aenderung des Reichstagswahlgesetzes ist veranlaßt durch die übergroßen Verschiebungen der Bevölkerung und die hieraus sich ergebende Entwicklung einer Reihe von Riesenwahlkreisen mit einer weit über den Durchschnitt hinausgehenden Bevölkerungszahl. Ein paar Ziffern sind im ersten Artikel angegeben. Die Reform des Reichstagswahlrechtes beschränkt sich darauf, einen Ausgleich in diesen übermäßig großen Unterschieden teilweise wenigstens herbeizuführen. Nach dem bayerischen Wahlgesetz vom 9. April 1906 soll ein Abgeordneter auf durchschnittlich 38000 Einwohner treffen. Die Seelenzahl eines Wahlkreises soll in der Regel nicht weniger als 32000 und nicht mehr als 42000 betragen; dabei ist die Volkszählung vom Jahre 1900 zugrunde gelegt. Nach der Volkszählung von 1910 treffen auf einen Abgeordneten im Durchschnitt 42250 Seelen. Die größten Wahlkreise waren bei den letzten Wahlen: München VI mit 77330, Nürnberg IV mit 73622, Nürnberg V mit 60742, München-Land mit 60288 und Nürnberg III mit 60199 Seelen. Außerdem waren noch 12 Wahlkreise mit einer Zahl von 50—60000 Seelen vorhanden. Die kleinsten Wahlkreise waren Nabburg mit 32821 und Oberviechtach mit 32829 Seelen auf einen Abgeordneten. Die Seelenzahl des bevölkertsten Wahlkreises übersteigt also den Durchschnitt um 83 Prozent, während die größten Riesenwahlkreise des Reichstages bisher um 4—700 Prozent über den Durchschnitt hinausgingen. Von der neuen Reform werden im Reiche nur die Wahlkreise mit mehr als 300000 Einwohner berührt, also jene Wahlkreise, welche die durchschnittliche Einwohnerzahl (163500) um mehr als 83,5 Prozent übersteigen. Diese große Differenz würde selbst auf den dichtest bevölkerten bayerischen Landtagswahlkreis noch nicht ganz zutreffen.

2. Von verschiedenen Seiten wird zur Bekräftigung der Notwendigkeit einer Aenderung des bayerischen Wahlrechtes auf die Reform in Preußen hingewiesen. Der frühere liberale Abgeordnete Dr. Goldschmit hat einen nicht mißverständlichen Appell an das Königshaus Wittelsbach gerichtet mit dem Hinweis auf die Osterbotschaft des Deutschen Kaisers, der dadurch „von neuem die im Hohenzollernhaus traditionelle, tiefe, sittliche Auffassung von den Pflichten dem ganzen Volke gegenüber bekannt" habe („M. N. N." Nr. 282, 6. Juni 1917). Der preußische Gesetzentwurf hat in der liberalen bayerischen Presse seinerzeit eine sehr wohlwollende Aufnahme gefunden. Die „Münchner Neueste Nachrichten" erblickten in demselben „einen epochemachenden Fortschritt" in der Wahlrechtsfrage (Nr. 598 v. 26. Nov. 1917). Die „Münchner Zeitung" bemerkte, „daß der Gesetzentwurf nach unserer Ansicht die Reichswünsche im vollen Maße erfüllt. Das Wahlrecht ist allgemein, gleich, direkt und geheim, erfüllt also alle Grundbedingungen eines freiheitlichen Volksrechtes" (Nr. 326). Die „M.-Augsb. Abendzeitung" glaubte versichern zu können, die Vorlage „dürfte allen billigen Anforderungen und Erwartungen entsprechen" (Nr. 611). Wie schon im ersten Artikel ausgeführt, hat diese Vorlage im preußischen Abgeordnetenhaus bei einem großen Teil der Nationalliberalen heftigen Widerspruch erfahren, von den Fortschrittlern wurde dieselbe sympathisch begrüßt und der Krone Dank ausgesprochen, daß sie die Führung in der Wahlrechtsfrage übernommen habe.

Ein kurzer Vergleich zeigt, daß die von vielen Nationalliberalen so gefürchtete, vom Fortschritt so lebhaft begrüßte Reform in Preußen immer noch sehr weit zurücksteht hinter dem in Bayern seit 1906 geltenden Recht. Nach dem preußischen Entwurf ist wahlberechtigt, wer seit wenigstens 3 Jahren die preußische Staatsbürgerschaft besitzt und mindestens ein Jahr in der Gemeinde, bezw. im Wahlbezirk seinen Wohnsitz hat. Durch die letztere Bestimmung werden zunächst Tausende von Arbeitern des Wahlrechtes beraubt, welche im Jahre vor der Wahl den Arbeitsort gewechselt oder auch nur in einer größeren Stadt von einem Bezirk in einen anderen verzogen sind, ebenso wird dies vielen Hunderten von Beamten geschehen, welche in derselben Zeit an einen neuen Dienstort versetzt wurden. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß von manchem Großindustriellen diese Bestimmung benützt wird, um den politischen Einfluß von Arbeitern bei den Wahlen auszuschalten. In Bayern ist nach Artikel 3 des Gesetzes das Wahlrecht nur an die Voraussetzung einer einjährigen Staatsangehörigkeit geknüpft, eine Beschränkung in bezug auf den Wohnsitz in einer Gemeinde besteht nicht. In Preußen trafen bisher nach der Volkszählung von 1910 auf einen Abgeordneten durchschnittlich rund 90000 Einwohner. Durch die Reform erhalten, wie schon angegeben, die am stärksten bevölkerten 12 Wahlkreise je einen weiteren Abgeordneten und zugleich wird bestimmt, daß künftig jeder Wahlkreis einen Abgeordneten mehr erhält, wenn die Zahl der auf einen Abgeordneten treffenden Einwohner über 250000 steigt. Der durch die Reform getroffene Ausgleich hält sich also in sehr engen Grenzen; auch in dieser Beziehung sind die bayerischen Verhältnisse wesentlich günstiger.

3. Die liberalen Angriffe gegen das bayerische Wahlgesetz richteten sich mit wechselnder Schärfe gegen zwei Punkte: Gegen die Wahlkreiseinteilung und gegen die Bestimmung in Artikel 14, nach welcher die Wahl erfolgt durch „relative Mehrheit aller in einem Wahlkreis abgegebenen gültigen Stimmen mit der Einschränkung, daß der Gewählte wenigstens ein Drittel dieser Stimmen auf sich vereinigen muß". Im ersten Stadium bildete den Hauptangriffspunkt die relative Mehrheit, obgleich dieselbe auf Anregung und mit Zustimmung der Liberalen unter die 14 Richtpunkte aufgenommen worden war. Als während der Beratungen im Februar 1904 bekannt wurde, daß das Zentrum bereit sei, zur Herbeiführung einer Einigung auf diese Bestimmung zu verzichten, erfolgte plötzlich ein energischer

Frontwechsel in der liberalen Presse, alle Geschütze richteten sich von da an gegen die Wahlkreiseinteilung. Im letzten Akt des Kampfes (November 1905) erschien wieder die relative Mehrheit als letztes und zwar alleiniges Streitobjekt. Die Liberalen stellten zur zweiten Lesung des Entwurfes den Antrag, in Artikel 14 die absolute Mehrheit als Voraussetzung der Gültigkeit einer Wahl einzustellen. Dr. Müller-Hof richtete in seiner Rede vom 21. November 1905 an das Zentrum die Aufforderung: „Nehmen Sie diesen unseren letzten Antrag an — und der Wahlfriede ist vollkommen hergestellt." Von der Wahlkreiseinteilung war gar keine Rede mehr. Gegenwärtig sind alle Klagen wieder nur gegen die Wahlkreiseinteilung gerichtet. Der eben genannte Abgeordnete Dr. Müller-Hof schrieb in der „Vossischen Zeitung" in einem Artikel „Verfassungsreformen in Bayern" (April 1917): „Eine von der den Landtag beherrschenden Zentrumspartei durchgesetzte, gesetzlich festgelegte, raffiniert ausgeklügelte Wahlkreiseinteilung zeigt, daß man durch Partei-Triangulierung auch ein gutes Wahlrecht völlig illusorisch machen kann." Wo bleibt da der „Wahlfriede"? Sachlich ebenso scharf, wenn auch in der Form etwas milder, lautet das Urteil des ehemaligen Abg. Dr. Goldschmit in den „Münchner Neueste Nachrichten" (Nr. 282, 6. Juni 1917): „Die Wahlkreiseinteilung schlägt das gleiche Wahlrecht tot." Auf diesen Urteilen fußend, hat die Leitung der fortschrittlichen Volkspartei die liberale Fraktion des Landtags aufgefordert, energisch, unverzüglich und mit allen Mitteln dafür einzutreten, daß das durch eine „ungerechte Wahlkreiseinteilung geschaffene Unrecht" alsbald beseitigt werde.

Diesen Urteilen und Forderungen gegenüber ist es nicht ganz ohne Interesse, auf die Geschichte des Wahlgesetzes und der Wahlkreiseinteilung etwas einzugehen; auch den seinerzeitigen Mitarbeitern mag es angenehm sein, einige Erinnerungen wieder aufzufrischen.

Nach dem alten bayerischen Landtagswahlgesetz vom 4. Juni 1848 (rev. 22. März 1881) war die Wahlkreiseinteilung der Regierung überlassen. Die „Wahlkreisgeometrie" wurde mit solcher Kunstfertigkeit gehandhabt, daß die damals in Bayern allein sich gegenüber stehenden Parteien, Zentrum und Liberale, sich in jeder Tagung des Landtages so ziemlich das Gleichgewicht halten konnten. Der Klagen und Beschwerden war kein Ende. Am 21. April 1870 wurde wiederholten Anträgen zufolge der erste Entwurf auf Einführung der direkten Wahlen mit gesetzlicher Wahlkreiseinteilung vorgelegt. Infolge des Ausbruches des Krieges kam er nicht zur Beratung. 1874 wurde die Vorlage wiederholt, aber als gänzlich aussichtslos zurückgezogen. Nach verschiedenen erfolglosen Anträgen der Abgeordneten Jörg und Schels gelang 1881 die Verabschiedung einer Novelle mit Einführung der geheimen Wahl. Später in jeder Session wiederholte Anträge brachten keinen Erfolg. Endlich kam 1902, wie schon im ersten Artikel erwähnt, die Einigung der beiden Kammern auf 14 Richtpunkte zustande, mit dem Ersuchen an die Regierung, auf Grund derselben eine neue Vorlage auszuarbeiten. Am 29. September 1903 kam diese Vorlage an den Landtag; sie wurde am 16. Oktober an einen Ausschuß von 21 Mitgliedern zur Vorberatung überwiesen. Der liberale Abgeordnete Dr. Hammerschmidt legte am 5. Dezember diesem Ausschuß eine Reihe von Anträgen vor auf Abänderung der Wahlkreiseinteilung in Niederbayern, Pfalz, Oberfranken, Mittelfranken und Schwaben; am 11. Dezember folgte ihm der Bauernbundabgeordnete Dirr mit weiteren Anträgen für Oberbayern, Pfalz, Oberpfalz und Mittelfranken. Minister Freiherr v. Feilitzsch verteidigte seine Vorlage mit den Worten: „Wir haben uns an die Grundsätze gehalten, die bezüglich der Wahlkreiseinteilung im allgemeinen von allen Parteien vereinbart worden sind. Wir haben die Wahlkreise zunächst in der Weise festgesetzt, daß wir für jeden Regierungsbezirk ausgerechnet haben, wie viele Abgeordnete auf einen Regierungsbezirk treffen, nach der Bevölkerung vom Jahre 1900. Ferner haben wir daran festgehalten, daß die Amtsgerichtsbezirke in keinem einzigen Falle zerrissen werden. Wenn Sie die räumlichen Verhältnisse nach der Karte betrachten, so werden Sie finden, daß wir immer den Zusammenhang der zunächst wohnenden Bevölkerung gewahrt haben."

In der Presse war schon vorher eine vielfach recht scharfe Kritik an Einzelheiten der Wahlkreiseinteilung geübt worden. Die Zentrumspresse behauptete, die Einteilung sei zugunsten der Liberalen gemacht, die liberalen Blätter sagten das Gegenteil. Im Ausschuß erklärte das Zentrum, die Vorlage der Regierung anzunehmen trotz der großen Opfer, welche die Partei dabei zu bringen habe, namentlich in der Pfalz. Namens der Sozialdemokraten erklärte Segitz, seine Partei habe beschlossen, Abänderungsanträge nicht zu stellen. „Wir haben uns sehr eingehend mit der Wahlkreiseinteilung befaßt. Wir sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß, wo man auch anfängt, an dieser Vorlage zu ändern und eine andere Einteilung herbeizuführen, sich Konsequenzen ergeben . . . Es ist ungemein schwierig, zu beurteilen, ob eine Partei bei dieser Wahlkreiseinteilung gewinnen oder verlieren wird . . . Ich glaube, wenn etwas zustande kommen soll, so wird es gar nicht anders gehen, als daß die verschiedenen Parteien auf ihre speziellen Wünsche bei der Wahlkreiseinteilung verzichten und sich auf den Regierungsentwurf einigen." Bei der zweiten Lesung im Ausschuß (18. Dezember) verwies Segitz auf die Tatsache, daß seit mehr als 20 Jahren die Wahlreform an der Wahlkreiseinteilung gescheitert sei, jede Partei versuche, ihre Stellung soviel als möglich dabei zu verbessern. „Wenn die Wahlkreiseinteilung Objekt der Verständigung sein soll, so wäre ich gezwungen, eine ganze Anzahl von Anträgen in bezug auf die Wahlkreiseinteilung in Mittelfranken, in der Pfalz, zum Teil auch in Oberfranken zu stellen." Dr. Hammerschmidt erklärte, seine Partei wolle für sich keine besonderen Vorteile, sie wolle nur so viele Mandate haben, als sie nach der Zahl der im Land abgegebenen Stimmen beanspruchen könne. Eine spezielle Begründung der einzelnen Anträge fand nicht statt. Die Antragsteller machten also keinen Versuch, im einzelnen nachzuweisen, daß die Regierungsvorlage ungerecht sei; die sämtlichen Anträge wurden im Ausschuß abgelehnt.

Bei der Beratung im Plenum fand zunächst eine fünftägige Generaldebatte vom 19. bis 24. Februar 1904 statt, welche stellenweise den schärfsten parteipolitischen Charakter annahm. Dr. Hammerschmidt äußerte sich dabei als erster liberaler Redner zur Wahlkreiseinteilung: „Die Frage der Wahlkreiseinteilung ist eine so eminent politische, daß man es den einzelnen Parteien, die bei der Beschlußfassung über ein neues Wahlgesetz doch in erster Linie ihre zukünftige Stärke in Betracht ziehen müssen, nicht übel nehmen kann, wenn sie sich die Wahlkreiseinteilung näher besehen. Wir wollen die Sache so gestalten, daß die Wahlkreiseinteilung und die übrigen Bestimmungen des Wahlgesetzes es wenigstens nicht verhindern, daß die im Lande auf unsere Partei fallende Anzahl von Stimmen wenigstens einigermaßen und annähernd in der Zahl der Mandate zum Ausdruck gelangt, und wenn wir die Wahlkreiseinteilung auf diesen gewiß einwandfreien Grundsatz prüfen, so müssen wir sagen, daß sie demselben nicht entspricht und daraus ergibt sich dann der gewiß berechtigte Versuch, die bessernde Hand anzulegen, Besserungen für unsere Partei anzubringen. Wir haben niemals gesagt, daß die Wahlkreiseinteilung absichtlich für uns ungünstig gestaltet worden ist, aber tatsächlich ungünstig ist sie." Der Sozialdemokrat Erhart konnte den Liberalen erwidern: „Bisher war im ganzen Lande ein Geschrei gegen die Wahlkreiseinteilung, aber zum Beweis der Berechtigung dieses Geschreis hat noch niemand etwas getan." Er verwies dann auf die Anträge, welche Hammerschmidt für die Einteilung in Nürnberg gestellt, die ungerecht seien in allen Teilen. Zum Beweis dafür, um wieviel schlechter der liberale Entwurf sei gegenüber der Regierungsvorlage, legte er zwei Karten vor, auf welchen die beiden Entwürfe eingetragen waren.

Die Wahlkreiskunst der Liberalen wurde am 26. Februar beleuchtet durch ein geradezu köstliches Geständnis des fortschrittlichen Abgeordneten Sartorius. Er gestand, er habe an einen ihm bekannten Herrn in Nürnberg „das Gesuch gerichtet, uns zwei Wahlkreiseinteilungen zu besorgen, eine für 6 Abgeordnete mit 2 sicheren Wahlkreisen für unsere Leute . . . und eine Einteilung mit 7 Abgeordneten, wenn es möglich sei, 3 sichere Wahlkreise für die Liberalen herauszuschneiden . . . Ich habe dazu geschrieben, wenn sie keine drei Wahlkreise herausbekommen bei sieben, so habe diese zweite Einteilung gar keinen Wert, weil wir ja dann bloß uns abmühen, um den Sozialdemokraten weitere Sitze zu sichern." (Stenographischer Bericht, Band 13, Seite 192). Also die Liberalen hätten für Nürnberg sieben Abgeordnete verlangt, wenn sie drei davon bekommen hätten; war dieses nicht möglich, so genügten sechs. So ist bestätigt, wie richtig der Demokrat Köhl die liberalen Ansprüche in seiner Rede vom 20. Februar gezeichnet hatte. Köhl sagte: „Wenn wirklich die liberale Partei bei dieser Wahlkreisgeometrie zu kurz kommt, so ist meiner Ansicht nach nicht der Mangel an Objektivität des betreffenden Ministerialreferenten daran schuld, sondern die räumliche Gruppierung und Verteilung der Wähler der verschiedenen Parteien im Lande. Was dem Zentrum seine sicheren Erfolge bei den Reichstags- und Landtagswahlen verschafft, das ist der vielfach übersehene Umstand, daß seine Wähler zumeist in kompakten Massen in gewissen Landstrichen gerade so wie die Sozialdemokraten in den Städten zusammenwohnen und die etwa vorhandenen Minoritäten anderer Parteien leicht unterdrücken können. Die Anhänger der liberalen Partei sind dagegen viel gleichmäßiger über das ganze Land verteilt und können deshalb nicht in der gleichen Weise mit kompakten Massen operieren. Es ist deshalb die an und für sich richtige Rechnungsstellung des Abgeordneten Hammerschmidt in der Praxis meiner Ansicht nach nicht durchzuführen. Hammerschmidt sagt: Wir Liberalen verfügen über so und soviel Stimmen laut Ausfall der letzten Reichstagswahl, folglich müssen wir so und soviel Landtagsabgeordnetensitze bekommen, und nun ist es Sache der Regierung, den Parteien diese Wahlkreise so auszuzirkeln, daß wir zu den von uns beanspruchten Mandaten kommen. Meine Herren! Das ist ohne die künstlichste, ich möchte sagen, die widernatürlichste Wahlkreiseinteilung in vielen Fällen gar nicht möglich." (Stenographischer Bericht Seite 43.) Bei dieser Sachlage war es ganz verständlich, daß die Antragsteller erklärten, auf die Begründung ihrer Anträge einzeln zu verzichten. (Stenographischer Bericht Seite 206.) Der Entwurf kam am 29. Februar durch die Stimmen der Liberalen und Bauernbündler zu Fall.

Nach den Neuwahlen von 1905 brachte das Zentrum den abgelehnten Entwurf als Initiativantrag an die Kammer. Im Ausschuß wurde der Entwurf in zwei Sitzungen beraten (27. und 30. Oktober),

die Wahlkreiseinteilung wurde ohne eine ins einzelne gehende Diskussion mit einer kleinen, rein formellen Aenderung einstimmig angenommen; ebenso im Plenum in drei Beratungen der ganze Gesetzentwurf einstimmig genehmigt. Dieser Stimmungsumschlag bei den Liberalen war durch den Ausfall der Wahlen herbeigeführt. In der Reichsratskammer wurde ohne Widerspruch konstatiert, daß „die Wahlkreiseinteilung mit vollster Objektivität" gebildet worden sei.

Auf Grund dieser historischen Darlegung wird jeder unbefangene Beurteiler die jetzt erhobenen Klagen über die „ungerechte Wahlkreiseinteilung" als gegenstandslos anerkennen.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

An der Front setzte in der Berichtswoche der zweite Akt der deutschen Offensive ein, und in den politischen Kreisen riefen neue Enthüllungen Wellen und Wirbel hervor.

Der Verlauf des Waffenganges.

Im gemessenen, aber sicheren Schritt vorwärts. Als nach dem schnellen Vordringen in der letzten Dekade des März das deutsche Heer sich einige Tage Atempause gönnte, glaubten leichtfertige Leute auf der Gegenseite schon vom Stillstand der Offensive reden und auf einen Rückschlag hoffen zu dürfen. Sie wurden bald enttäuscht, denn schon am 4. April wurde der Vorstoß wieder aufgenommen. Was man „Atempause" nennt, ist nicht auf Erschöpfung, sondern auf Sparsamkeit im Kräfteverbrauch und umsichtige Vorbereitung der weiteren Stöße zurückzuführen. Die Verbände werden nach Bedarf ausgewechselt und aufgefüllt, Fahrwege angelegt oder verbessert, die Schienenwege verlängert, der Nachschub neu geregelt, insbesondere die schwere Artillerie herangeholt. Im Frühjahrsschlamm waren diese Aufgaben sehr erschwert; aber sie wurden von unseren Truppen viel schneller und besser bewältigt, als jemals von den Feinden bei deren sog. großen Offensiven. Die neue Aktion setzte am kräftigsten südlich der Somme ein, wo in der Richtung gegen Amiens wichtige Punkte trotz heftiger Gegenwehr den Gegnern entrissen wurden. Wir sind zurzeit kaum noch zwei Meilen von Amiens entfernt, und dieser Kernpunkt der englischen Kriegsmacht ist aufs ärgste bedroht. Ob Amiens unmittelbar angegriffen oder ob zunächst der Keil südlich von Amiens weiter getrieben werden soll, wissen die Feinde noch nicht. In letzterem Fall würde Compiègne und Paris scharf bedroht sein. In jedem Falle ist aber der englische Flügel von der französischen Hauptmacht abgeschnitten, wenn unsere Truppen auch die Hauptbahnstrecke von Paris nach Amiens in ihre Hand bekommen. Welch eine Ironie des Schicksals, wenn gerade nach der endlichen Ernennung eines einheitlichen Oberkommandos eine Scheidewand zwischen den Heeresteilen aufgerichtet wird.

Die Panik in Paris ist begreiflich. Neuerdings scheint sogar die Regierung die Flucht der reisefähigen Bevölkerung von Paris zu begünstigen, um die Zahl der Brotesser in der bedrohten Festung zu vermindern. Es zeigt sich da, welch ein Unsinn und Unfug es ist, drei Millionen Menschen in einen Festungsgürtel einzuschließen, der gegen die modernen Geschütze keinen Schutz bieten kann und auch bei bloßer Einschließung der Hungersnot ebenso schnell erliegen würde, wie 1871.

Erfreulich, wenn auch nicht von entscheidender Bedeutung, ist ein Sieg der Türken über die Engländer am Jordan. Die Eroberung von Palästina ist etwas voreilig bejubelt worden.

Zwei Enthüllungen.

Eine österreichische und eine russische.

Die letztere hat Maxim Gorki besorgt, indem er in seiner „Nowaja Shisn" das Protokoll eines russischen Kronrats vom 2. Februar 1914 veröffentlichte. Daraus ergibt sich, daß Zar Nikolaus und seine Minister und Generäle bereits ein halbes Jahr vor Ausbruch des Krieges den Plan festgelegt hatten, durch Ueberrumpelung der Türkei Konstantinopel und die Meerengen zu erobern. Dieser Raubzug wurde verabredet und vorbereitet in dem geständigen Bewußtsein, daß damit ein „europäischer Krieg" entfesselt würde. Im Lichte dieses Kronrats erkennt man recht deutlich, welche Tragweite die Reise Poincarés nach Petersburg hatte. Der Friedensbruch war für die Entente eine beschlossene Sache. Durch den russischen Angriff auf die Türkei würde der Krieg zum Ausbruch gekommen sein, auch wenn das Attentat von Serajewo erfolglos geblieben oder von Oesterreich geduldig hingenommen worden wäre. Das Protokoll ergänzt und bekräftigt die früheren aktenmäßigen Enthüllungen über die Schuld am Kriege. Bei den feindlichen Völkern hilft das freilich nicht; dieser mundus vult decipi. Die Lüge ist nicht durch die schönsten Papierakten, sondern nur durch militärische Akte zu bezwingen.

Mehr aktuelle Bedeutung hat die Enthüllung, die Graf Czernin in einer großen Rede vor einer Wiener Abordnung vorbrachte. Graf Czernin gab einen Ueberblick über die gesamte Lage und rechnete dabei scharf ab mit den Kriegsverlängerern, die er in drei Klassen teilte: flaumachende Schwächlinge, überspannte Annexionisten und bewußte oder unbewußte Hochverräter, zu denen er neben den tschechischen Volksverführern auch die Quertreiber gegenüber dem deutsch-österreichischen Bündnis rechnete. Die kräftige Betonung der vollen Solidarität der beiden Kaiserreiche bildete den schönen Ausklang seiner Rede. Im Zusammenhang damit stand die Mitteilung, daß noch kurz vor der Westoffensive die französische Regierung bei ihm habe anfragen lassen wegen Friedensverhandlungen. Im Einvernehmen mit Berlin sei geantwortet worden, daß für Verhandlungen kein anderes Hindernis bestehe, als der französische Anspruch auf Elsaß-Lothringen. Darauf habe Clemenceau die Sache abgebrochen, weil der Verzicht auf Elsaß-Lothringen nicht diskutabel sei. Als Clemenceau von dieser Enthüllung erfuhr, sagte er im ersten Aerger: „Graf Czernin hat gelogen." Als nun Graf Czernin darlegte, wie die erwähnten Besprechungen in der Schweiz stattgefunden haben durch die beiderseitigen Vertrauenspersonen Graf Armand und Graf Revertera, da mußte Clemenceau zu etwas höflicheren, aber keineswegs stichhaltigeren Ausreden greifen. Die Chauvinisten in Paris werden es dem „Tiger", der Caillaux und alle Pazifisten rücksichtslos verfolgt, arg verdenken, daß er sich zu einem solchen Anklopfen in Wien „erniedrigt" hat. Aber schließlich kann man zugunsten Clemenceaus geltend machen, daß er es weniger auf die Vermeidung der Westoffensive abgesehen hatte, als vielmehr auf die Verlockung Oesterreichs zum Abfall vom Bündnis mit Deutschland. Dabei hat er sich freilich eine gründliche Niederlage geholt, ebenso wie seinerzeit König Eduard bei der Versuchung des Kaisers Franz Josef. Man hat mehrfach gemeint, die Stellung Clemenceaus und des mitwissenden Lloyd George sei nunmehr erschüttert. Aber diese geriebenen Leute stolpern nicht über „Enthüllungen", sie werden wohl erst unter der Niederlage auf dem Schlachtfelde zusammenbrechen. Immerhin befördert die Rede des Grafen Czernin den Klärungsprozeß, der in der öffentlichen Meinung sich anbahnt.

Ein charakteristisches Pendant ist die jüngste Schmäh- und Prahlrede, die Präsident Wilson zum Jahrestage der Kriegserklärung und zur Werbung für die amerikanische Anleihe gehalten hat. Er redet von deutscher Gewaltpolitik und von dem Freiheitskriege der Entente, um schließlich seinerseits die Parole auszugeben: „Gewalt, Gewalt bis zum äußersten, Gewalt ohne Maß und Grenzen." Allerdings; besonders beliebt ist die gefahrlose Gewalt gegen schwache Neutrale! Beweise: Hollands Vergewaltigung und die englisch-japanische Landung in Wladiwostok.

Das Volksvermögen unter dem Einfluß des Weltkriegs.

Von Dr. Paul Beusch, M.-Gladbach.

Je näher das Kriegsende rückt, um so lebhafter beschäftigt uns die Frage der finanziellen Liquidation des Krieges. Die Lösung dieses Riesenproblems ist ein wesentlicher Teil des ungeheueren Werkes unserer Selbstbehauptung; denn erst wenn auch die finanzielle Seite des Kampfes ihre Regelung gefunden, haben wir die flammende Wendelinie überschritten, welche die Zeit des Vorauguft scheidet von der kommenden Epoche der Weltgeschichte. Erst dann ist die Bahn vollkommen frei für den Aufbau und Ausbau der neuen Zeit.

Es fehlt wahrhaftig nicht an Vorschlägen zur Lösung des gewaltigen Problems, das sich vor uns auftut. Sonderbarerweise aber wird die Frage, wie es dabei mit den Grundlagen aller Finanzpolitik, mit dem Volksvermögen und dem Volkseinkommen steht, kaum gestreift. Und doch ist gerade die Frage so unendlich wichtig.



Die Schätzungen des deutschen Volksvermögens gingen in der Vorkriegszeit erheblich auseinander. Sie schwankten zwischen 300 und 400 Milliarden. Die erstaunliche Finanzkraft, welche Deutschland vom ersten Augenblick des Krieges an gezeigt hat, gab denen Recht, die das Volksvermögen hoch einwerteten. Das waren bezeichnenderweise Männer der Praxis. Die behördlichen Drucksachen, die bei Gelegenheit der Kriegsanleihen ausgegeben wurden, sprachen denn auch meist von 375 Milliarden deutschen Volksvermögens. Dennoch ist auch diese Summe m. E. noch zu klein. Denn selbst die höchste Rechnung, die von Steinmann-Bucher, die auf annähernd 400 Milliarden kam, setzt z. B. den Wert eines Hektars Landes im Durchschnitt nur mit 1000 Mk. an. Nun aber bewegten sich die Kaufpreise pro Hektar Ackerland vor dem Krieg bei einigermaßen gutem Boden im allgemeinen um 3000 Mk., ein Zeichen, daß auch dieser optimistische Wirtschaftsstatistiker noch sehr vorsichtig verfahren ist.

Nun hat uns der Krieg bisher eine Verschuldung von 100 und einigen Milliarden gebracht. Vorschnelle Beurteiler könnten nun meinen, daß das Volksvermögen um diese Summe geringer geworden sei. Dem aber widerspricht schon der Augenschein. Niemals war die Kapitalbildung größer als im Weltkrieg. Die Kriegsanleihen haben Jahr für Jahr größere Ergebnisse gebracht. Die Sparkassen, die Banken der kleinen Leute, haben durch die Zeichnungen der Sparer dem Reiche etwa 12 Milliarden gegeben und ihr 20 Milliardenbestand, den sie am Vorabend des Weltkrieges aufzuweisen hatten, ist nicht um diese Summe geringer geworden, sondern hat sich noch vermehrt und beträgt am Vorabend der neuen Anleihe 24 Milliarden Mark. Die Depositen der Banken zählen statt der 8 Milliarden im Frieden reichlich 20 Milliarden. Das sind Ziffern, die mit der vorerwähnten Meinung schlecht im Einklang stehen.

Will man einigermaßen Klarheit erhalten, so tut man gut, zwischen der Vermögenssubstanz und dem Nennwert des Volksvermögens zu unterscheiden. Die Vermögenssubstanz, d. h. die reale Unterlage des Vermögens, das Sachvermögen, ist durch den Krieg in vieler Hinsicht geringer geworden, in mancher Hinsicht hat es auch wieder Zuwachs erfahren. Die Verminderung tritt am deutlichsten zutage bei den Rohstoffen. Die Rohstoffvorräte sind, soweit sie sich nicht aus der heimischen Produktion ergänzen lassen, größtenteils aufgezehrt, allerdings nicht so weit, daß wir nicht den Krieg mit ihnen bis zum siegreichen Frieden durchhalten könnten. Wie groß diese Milliardensumme ist, kann niemand mit Sicherheit berechnen. Angenommen, wir hätten z. B. auf dem Gebiete der Textilstoffe zu Beginn des Krieges noch Vorräte gehabt, welche roh und verarbeitet zusammen dem Rohstoffverbrauch von $1^1/_2$ Friedensjahren entsprachen, dann würde sich hier eine Wertsumme von $2^1/_4$—$2^1/_2$ Milliarden ergeben. Bei andern Rohstoff-Gruppen sind die Summen nicht so groß, weil da die Inlandserzeugung einen weit höheren Prozentsatz ausmacht. Gemindert wurde die zehrende Wirkung des Krieges durch den Verbrauch von Altsachen, die vordem so gut wie wertlos waren, und durch die Verwendung von inländischen Ersatzstoffen (in der Textilindustrie durch Verwendung von Papier, Textilose, Torffasern, Brennesseln, Rohrkolbenfasern usw.). Immerhin ist der Verbrauch von umlaufendem Sachgutkapital auf 13—15 Milliarden einzuschätzen.

Dazu kommt als zweites Moment der Verschleiß an Dauergütern. Sowohl bei den Haushaltungsgegenständen wie bei den Produktionsmitteln (Maschinen, Gerätschaften) ist eine starke Abnutzung eingetreten. Reparaturen sind nicht im gleichen Maße erfolgt wie in Friedenszeiten; Ergänzungen sind vielfach unterblieben. Etwas ähnliches, wenn auch in geringerem Umfange, gilt vom feststehendem Kapital, von den Gebäuden usw. Auch bei der Friedenswirtschaft wäre eine Verminderung des Wertes dieser Vermögensstücke durch Abnutzung erfolgt, aber durch Ausbesserung und Neubeschaffung mehr als ausgeglichen worden. All diese Ergänzungen an beweglichem und unbeweglichem Vermögen sind auf die Friedensjahre verschoben.

Die Entnahme von Bodenschätzen aus dem Mineralvorrat zu Zwecken des Krieges kommt für die Minderung der Vermögenssubstanz nicht so stark in Frage. Denn wenn der Krieg nicht gekommen wäre, hätten wir noch mehr Kohle und Erze gefördert, als es jetzt geschehen ist. Dagegen gilt von den Bergwerksanlagen dasselbe, was eben von der Abnutzung des Sachkapitals überhaupt gesagt wurde.

Bei der Land- und Forstwirtschaft ist zu beachten, daß ein enormer Holzverbrauch durch den Krieg eingetreten ist, daß die Bodenkultur eine Verschlechterung erfahren hat und der Boden an Nährstoffen ärmer geworden ist. Doch braucht man nicht zu denken, daß mit dem Frieden die ganze Minderzufuhr an Düngstoffen, die während des Krieges eingetreten ist, sofort wieder gedeckt werden müßte. Das könnte der Boden unter Umständen nicht einmal gut vertragen. Eine etwas bessere Düngung wie in Friedenszeiten wird die Bodenkraft rasch wieder heben. Größer sind dagegen die Verluste, welche eingetreten sind infolge der starken Verminderung der Viehbestände. Diese Lücken schließen sich erst nach einigen Jahren.

Endlich kommen noch als Kriegsschäden hinzu die direkten Zerstörungen und Verwüstungen, welche der Krieg angerichtet hat in Ostpreußen und in dem kleinen Grenzstreifen im Elsaß. Doch handelt es sich hier zum Glück nur um Summen, welche etwa den Kriegsausgaben eines Monats entsprechen. Wir können gar nicht ermessen, welch ein Glück es für uns bedeutet, daß der Krieg fast ausschließlich im Feindesland geführt wurde. Dadurch sind die Quellen des Volkseinkommens bei uns fast ganz intakt geblieben. Nur an Schiffen ist ein erheblicher Verlust eingetreten.

So groß nun auch die eben genannten Minderungen in der Substanz des Volksvermögens sein mögen: ein Gutes ist doch dabei. Es handelt sich meist um Dinge, die durch Arbeit verhältnismäßig bald wieder ersetzt werden können. Die Arbeits- und Verdienstmöglichkeit steigt dadurch nach dem Kriege ganz gewaltig im Verhältnis zur letzten Friedenszeit. Das Uebel, an welchem die moderne Wirtschaftsentwicklung gekrankt, war ja die Ueberproduktion, war, daß von Zeit zu Zeit das Angebot größer wurde, als die Nachfrage. Dieses Uebel ist für längere Zeit gebannt, weil es eben gilt, die Substanzminderung im Volksvermögen wieder einzuholen.

Doch sind nicht bloß Minderungen eingetreten. In mancher Hinsicht ist auch ein Zuwachs des Volksvermögens erfolgt. Zahlreiche Werke sind errichtet worden, die auch in Friedenszeiten ihren Wert behalten. Man denke an die vielen Millionen, die angelegt wurden in Luftstickstoffabriken, in Trocknungsanstalten, in Werken zur Strohaufschließung usw. Weiterhin sind auch von Privaten stattliche Summen zur Errichtung von neuen Unternehmungen und Erweiterung von bestehenden Werken produktiv angelegt worden. Die beiden Jahre 1916 und 1917 haben allein bei Gesellschaften Neugründungen und Kapitalserhöhungen von über 2 Milliarden gebracht. Dazu kommt der gewaltige Wert mancher großen technischen Fortschritte, die der Krieg hat reifen lassen, wie die Gewinnung von Stickstoff, die künstliche Herstellung von Kautschuk, manche lebensfähigen Ersatzindustrien, die Fortschritte auf dem Gebiete der Trocknung von Feldfrüchten, durch welche Jahr für Jahr Hunderte von Millionen an Feldfruchtwerten vor dem Verderben bewahrt werden usw. Die Bereicherung, welche unsere Volkswirtschaft durch diese Fortschritte erfahren hat, geht in die Milliarden.

Auch die Nahrungsfläche hat sich vergrößert. Es sind umfangreiche Flächen urbar gemacht worden, andere sind einer höheren Kultur zugeführt worden.

Schließlich kann auch noch eine Substanzvermehrung des Volksvermögens erfolgen beim Friedensschluß. Nachdem Kurland den Anschluß an das Deutsche Reich gesucht hat und auch Livland in die deutsche Wirtschaftsgemeinschaft aufgenommen werden will, hat sich das Gebiet ganz bedeutend erweitert und das Vermögen dieser erweiterten Volkswirtschaft ist realiter ganz gewaltig gewachsen. Was der endgültige Frieden noch bringt, ist heute noch nicht abzusehen; jedoch sind die Aussichten günstig. Würden wir auf dem Wege der Kriegsentschädigung wieder soviel hereinbekommen, als an Verminderung der Vermögenssubstanz durch Rohstoff- und Warenverbrauch, durch Verlust (Schiffe, Auslandswerte, Verwüstung) und Abnutzung eingetreten ist, dann würde das sachliche Volksvermögen nach dem Krieg nicht geringer, sondern sogar um die vorgenannten Zuwachssummen größer sein.

Bei alldem ist immer auch vorausgesetzt, daß wir uns hinsichtlich des Rechtes auf weltwirtschaftliche Betätigung durchsetzen werden. Dafür bürgt uns ja unser Sieg.

Wie steht es nun mit dem Nennwert unseres Volksvermögens nach dem Kriege? Hier ergibt sich das Gegenteil dessen, was bezüglich des Sachvermögens gilt. Die Summen, die wir dem Reiche gegeben haben und die sich nach der achten Kriegsanleihe zusammen mit den schwebenden Schulden auf etwas über 100 Milliarden belaufen werden, sind fast ganz im Inland geblieben. Die Schuldverpflichtungen des Reiches sind in den Händen der Privatleute Vermögensobjekte. Zum allergrößten Teil handelt es sich dabei um Kapital, das im Kriege erst neu ent-

standen ist. Nur die Summe an umlaufenden Kapitalgütern, die im Moment des Kriegsausbruches vorhanden, aber inzwischen in die Kriegswirtschaft übergeführt wurden, ist davon abzurechnen. Die weit überwiegende Hauptsumme der 100 Milliarden ist für die Privatwirtschaft neues Kapital, ist erspart aus der angespannten und hochgelohnten Arbeit der ganzen Nation in den vier Kriegsjahren. Bei näherem Nachdenken findet man, daß sich die Riesenwerte der Kriegsaufwände darstellen als Arbeit, die wir dem Reiche gestundet haben vermittels der Kriegsanleihen. Wir gaben dem Reiche Geld, das Reich gab dieses Geld wieder an uns zurück für die Waren, die wir ihm zur Kriegführung mit unserer Arbeit schufen. Und dann gaben wir wieder Geld und das Reich gab es wieder in die Volkswirtschaft zurück.

Wie gewaltig sich das Privatkapital vermehrt haben muß, zeigt ja auch das Ergebnis der Kriegsgewinnsteuer mit ihrem Fünf- bis Sechsmilliarden-Ertrag. Und dabei konnte vieler Gewinn gar nicht erfaßt werden.

Dem Besitze der Privaten steht die Schuld des Reiches als Passivum gegenüber. Gelänge es, die Verzinsung und Tilgung dieser Summe durch erhöhten Arbeitsertrag aus der Volkswirtschaft zu ziehen, so wäre das Nationalvermögen nicht kleiner, sondern größer geworden.

Aber noch auf eine andere Weise hat sich der Nennwert des Volksvermögens verschoben. Der Geldwert ist — aus verschiedenen Ursachen — gesunken und damit hat sich der Nennwert der Sachgüter gehoben. Der Grund und Boden ist ganz erheblich im Preise gestiegen und wird auf lange Zeit hinaus nicht wieder auf den Friedensstand zurückkehren. Die Häuser sind sehr erheblich im Werte in die Höhe gegangen. Selbst das Hausgerät, das doch durch Abnutzung etwas weniger wert ist, als vor dem Krieg, wird von vielen Besitzern zu höheren Summen bei den Versicherungen versichert als früher. Das lebende und tote Inventar in der Wirtschaft hat einen weit höheren Wert als ehedem. Kurz: die Preisrevolution ist allgemein. So sicher nun auch die Preise nach dem Kriege wieder sinken werden, so sicher ist es aber auch, daß sie wohl kaum je wieder auf den Punkt des Vorauguſt heruntergehen werden, schon aus dem Grunde, weil die Preisrevolution die ganze Welt erfaßt.

So wird also, rein rechnerisch genommen, unser Volksvermögen nach dem Kriege größer sein, als vorher. Für die Aufbringung des Finanzbedarfs ist das von größter Wichtigkeit. Denn es wird nicht allein das Volksvermögen durch diese „Umwertung der Werte“ erfaßt, sondern auch das Volkseinkommen wird bei gleichem materiellen Produktionsergebnis wie vor dem Kriege durch die Preisrevolution sprunghaft emporgetrieben. Auf dem Nennwert beider aber, des Volksvermögens und des Volkseinkommens, baut die Besteuerung auf. Nach der sozialen Seite freilich ergibt sich eine wesentlich andere Wertung.

Der Pilot.

Ich streife durch das wirre Netz der Gräben,
Ein einsamer Pilot.
Ob meiner Taube seh ich schweben
Den Flieger Tod.

Der Nordwind peitscht verlorne, lose Blätter.
Ich berge mein Gesicht
Tief in die Falten düstrer Wetter —
Und weiss es nicht.

Dem Sturme gleich, der die Natur erschüttert
In wilderregtem Streit,
Hat's in mein Schicksal auch gewittert
In dunklem Leid.

Wie dürres Laub die falschen Freunde fallen
Fernab vom Lebensstamm.
Der Schlechte kennt für sein Gefallen
Nicht Furcht, noch Scham.

Dem Traum von Glück zu huldigen ist eitel;
Wer weiss, wohin es flieht?
Doch schmückt die Krone manchen Scheitel,
Die niemand sieht. —

Trifft rauschend nicht aus hundert Wolkengründen
Des Gegners Ruf mein Ohr?
Nur im Gefecht kann ich verwinden,
Was ich verlor.

H. Schneider.

Die Neuordnung der Teuerungsbezüge der Beamten, Geistlichen und Lehrer in Württemberg.

Von Redakteur Karl Grießer, Stuttgart.

Die von der württembergischen Regierung kürzlich in einer Denkschrift niedergelegte Teuerungsvorlage für die Beamten, Pensionäre und staatlichen Arbeiter ist mit nur wenigen Aenderungen von der württembergischen II. Kammer einstimmig genehmigt worden (nur in einigen Punkten haben die 3 unabhängigen Sozialdemokraten sich ablehnend verhalten). Diese rasche Erledigung ist ein ausdrücklicher Beweis der hohen Wertung des Beamtentums für das gesamte Volksleben, was die Beamtenschaft selbst wohl zu würdigen wissen wird. Es herrschte in der ganzen Beratung im Landtag nur eine Stimme der Anerkennung dafür, was wir an dem soliden, tüchtigen, opferbereiten Stamme unserer Beamtenschaft haben, besonders in einer Zeit, wo fast alle Berufe von der Raffgier ergriffen sind. In einer solchen Zeit tut es wohl, in dem Heer der Beamten eine geschlossene Gruppe zu haben, die Höchstleistungen gibt rein aus sich heraus, in Verwirklichung des sittlichen Gedankens und oft unter erheblichen eigenen Opfern. Von diesem warmen Verständnis schloß sich auch die Sozialdemokratie nicht aus. Das mag der Beamtenschaft ein neuer Sporn sein, immer mehr die besonderen Gefahren ihres Berufes zu vermeiden, denen einzelne verfallen sind und die dann Anlaß gaben zu verallgemeinernden Vorwürfen.

Die Neuordnung der Teuerungsbezüge trifft auch uneingeschränkt auf die ständigen und unständigen Lehrer zu; und zwar wird die Zulage vom Staate gereicht, wobei ins Auge gefaßt ist, daß die Gemeinden zu einem Teil zur Teilnahme an den vermehrten Ausgaben herangezogen werden. Auch die Geistlichen beziehen die Teuerungszulagen nach der für die Staatsbeamten getroffenen Regelung. Sie werden je nach ihrer Dienststellung in die Beamtengehaltsabteilungen eingereiht. In der Landtagsberatung wurde von Zentrumsseite bemängelt, daß die Zulagen an die unständigen Geistlichen, die auf katholischer Seite eine viel größere Zahl als auf evangelischer Seite ausmachen, von der Staatskasse an die Kirchenkasse nicht ersetzt würden, wodurch eine unverhältnismäßige Belastung der Kirchenkasse entstünde. Daraufhin erklärte der Finanzminister, mit dem Kultusminister über eine anderweitige Regelung des seitherigen Verfahrens verhandeln zu wollen. Schließlich sollen bezüglich der Teuerungsbezüge auch die staatlichen Arbeiter im wesentlichen gleich wie die Unterbeamten behandelt werden.

Die Vorlage, die eine jährliche Ausgabe von über 67 Millionen Mark im Gefolge hat, ist die größte, finanziell folgenschwerste, die seit Jahrzehnten (ausgenommen den Bahnhofumbau in Stuttgart) den Ständen übergeben wurde. Dabei ist in Aussicht genommen, sofort nach dem Kriege die Frage der Gehaltsneuordnung grundsätzlich zu regeln. Zu beachten ist allerdings, daß in dieser Summe die bisherigen Teuerungsanforderungen in Höhe von 40 Millionen Mark inbegriffen sind; der Finanzminister hofft, für den über diesen seitherigen Aufwand weiter erforderlichen von 27 Millionen Mark, „wenn auch nicht ohne Sorgen“, aufkommen zu können. Die Teuerungszulage wird rückwirkend vom 1. Februar 1918 gereicht und schließt sich in ihrer Neuregelung an die früheren an, die sie in systematischer Weise möglichst gerecht und gleichmäßig auszubauen sucht. In seiner Einführungsrede bemühte sich der Finanzminister klarzulegen, warum bei der diesmaligen Regelung der Gehalts- und Teuerungszulagen nicht mehr an dem ausgesprochen sozialen Gesichtspunkte festgehalten werden könnte, daß nach unten höhere Sätze gewährt werden, wie nach oben. Die ganze wirtschaftliche Lage habe sich über den rein vorübergehenden Notzustand hinaus festgelegt und eine dauernde Entwertung des Geldes sei eingetreten. Dementsprechend würde sich eine gleichmäßige prozentuale Erhöhung der Gehälter gerechtfertigt haben, die ungefähr dieser Geldentwertung entsprechen würde. Trotzdem hat die württembergische Regierung auch jetzt an einer sozialen Gestaltung der Zulage festgehalten, ein Standpunkt, der von den Beamten mit höherem Gehalt entsprechend der Notlage der Zeit verstanden werden wird.

Die Teuerungszulage wird sich künftig in zwei grundsätzlich verschiedene Bezüge teilen, die die Bezeichnungen „Gehaltszulage“ und „Beihilfe“ erhielten. Die Gehaltszulage, als die Fortsetzung und Ausgestaltung der für 1917 gereichten „besonderen Kriegszulage“ und „einmaligen Kriegsbei-

hilfe" ist dazu bestimmt, einen gewissen Ausgleich für die gesteigerten Kosten der gesamten Lebenshaltung zu schaffen; sie mußte sich daher einigermaßen an den Aufbau der ebenfalls nach dem Gesichtspunkt der angemessenen Lebenshaltung gestalteten Gehaltsordnung anschließen. Die **Beihilfe** nimmt den in der bisherigen „Kriegsteuerungszulage" verwirklichten Gedanken wieder auf, soweit es nach dem planmäßigen Ausbau der Gehaltsfrage noch berechtigt erschien. Sie gewährt den unter den gegenwärtigen Teuerungsverhältnissen besonders schwer leidenden Beamten mit geringerem Einkommen einen außerordentlichen, nach **Familienstand und Kinderzahl** bemessenen Zuschuß. Sie wird also den wirtschaftlich schwächsten Beamten ohne Vermögen und mit großer Kinderzahl eine „Beihilfe" sein.

Die **Gehaltszulage** beträgt jährlich für verheiratete (männliche) Beamte und für verwitwete, geschiedene oder unverheiratete (männliche) Beamte mit eigenem Haushalt in Abt. I der Gehaltsordnung 700 Mk., Abt. II 850 Mk., Abt. III 1000 Mk., Abt. IV 1150 Mk., Abt. V 1300 Mk., Abt. VI 1400 Mk. (nach dem Beschluß der II. Kammer ist diese Gehaltszulage auch auf Abt. VII auszudehnen). Für unverheiratete, verwitwete, geschiedene männliche Beamte ohne eigenen Haushalt und für weibliche Beamte von 21 Jahren und darüber 500, 600, 650, 700, 750, 800 Mk. Männliche und weibliche Beamte unter 21 Jahren erhalten 400 Mk. Die unständigen Beamten erhalten die Gehaltszulage nach dem Satze der Abteilung, in der sie ihre erste planmäßige Anstellung finden würden. Die Gehaltszulage **erhöht sich für jedes Kind des Beamten** um jährlich 100 Mk. (d. h. Kinder unter 16 Jahren; Kinder bis 18 Jahre, wenn sie sich noch in Schul- und Berufsausbildung befinden; Kinder über 18 Jahre, die erwerbsunfähig sind). Sind Ehemann und Ehefrau im Staatsdienst, so wird nur die dem Ehemann zustehende Zulage ausbezahlt. Die Gehaltszulage kommt **auch** den **beim Heere dienenden Beamten** zu, deren Diensteinkommen weiter gewährt wird. (Die Gehaltszulage ist pensionsberechtigt.)

Die **Beihilfe** beträgt für verheiratete (männliche) Beamte, verwitwete, oder geschiedene Beamte mit eigenem Hauhalt bzw. mit Kindern, für unverheiratete Beamte mit eigenem Haushalt, weibliche Beamte mit Kindern: bei einem Gesamteinkommen bis 3000 Mk. jährlich 250 Mk. und für 1 Kind 100 Mk., von 3001—4500 Mk. 200 Mk. und für 1 Kind 90 Mk., von 4501—6000 Mk. 150 Mk. und für 1 Kind 75 Mk., von 6001—7200 Mk. 125 Mk. und für 1 Kind 60 Mk., unverheiratete, verwitwete, geschiedene (männliche) Beamte ohne eigenen Haushalt und weibliche Beamte ohne Kinder a) wenn sie erwerbsunfähige Eltern u. ä. zu unterhalten haben (nach dem obigen Schema) 200, 175, 150 Mk., b) sonst nur bis zu einem Einkommen von 3000 Mk. jährlich 120 Mk. Die beim Heere dienenden Beamten erhalten im allgemeinen die Beihilfe nicht; dagegen können ihnen entsprechende Zuwendungen bewilligt werden. Die Familien der Hilfsunterbeamten und staatlichen Arbeiter erhalten erhöhte Beihilfen.

Eine Teuerungszulage erhalten ferner die **Pensionäre**, die **Witwen** von früheren Staatsbeamten und die unter 18 Jahre alten **Waisen**. Sie beträgt jährlich für verheiratete männliche Pensionäre, sowie für ledige, verwitwete oder geschiedene (männliche) Pensionäre mit eigenem Haushalt, je nach ihrer früheren Zugehörigkeit zu den Gehaltsabteilungen 300, 350, 400, 450, 500 Mk.; für ledige, verwitwete, geschiedene Pensionäre ohne eigenen Haushalt sowie für alle weiblichen Pensionäre 200, 240, 280, 320, 360 Mk., für Witwen 200, 240, 280, 320, 360 Mk., für jede Vollwaise 100 Mk., für jede Halbwaise 60 Mk. Haben die Pensionäre Kinder unter 16 Jahren, so erhöht sich die Teuerungszulage um 60 Mk. Die Teuerungszulagen der Pensionäre und Witwen werden erhöht um je 100 Mk., soweit die Zuruhesetzung vor den 1. April 1907 fällt, und um 50 Mk., soweit die Zuruhesetzung in die Zeit vom April 1907 bis April 1911 fällt.[1])

Wie im einzelnen die Neuregelung wirkt, geht aus folgender Tabelle hervor:

Abteilung der Gehaltsordn.	Mittlerer Gehalt	Kinder	Teuerungszulage M	M	Beihilfe M	M	Zusammen M
Abt. I	2070	a) 1	700	+ 100	+ 250	+ 100	= 1150
		b) 3	700	+ 300	+ 250	+ 300	= 1550
Abt. II	2950	1	850	+ 100	+ 250	+ 100	= 1300
Abt. III	4120	1	1000	+ 100	+ 200	+ 90	= 1390
Abt. IV	5200	1	1150	+ 100	+ 150	+ 75	= 1475
Abt. V	6700	1	1300	+ 100	+ 125	+ 60	= 1585
Abt. VI	9250	1	1400	+ 100	—	—	= 1500

Einen Antrag des Zentrums auf Ausdehnung der Teuerungszulagen an die körperschaftlichen Beamten, Unterbeamten und Arbeiter erklärte der Finanzminister durch einen Erlaß des Ministeriums des Innern für erledigt, in dem die Gemeinden und Amtskörperschaften angehalten werden, ihren Beamten entsprechende Teuerungszulagen zu gewähren. Mit dieser Neuregelung der Teuerungsbezüge steht Württemberg an der Spitze sämtlicher Bundesstaaten.

[1]) Anm. d. Red. Zum Vergleich seien die soeben in **Bayern** mit Wirkung vom 1. April eingeführten Kriegsteuerungsbezüge angeführt. **Gehaltszulagen** für Verheiratete: Gruppen 5—1 360, 480, 600, 800, 1000 M (für Ledige je 70%); **Kinderzulagen**: 120 M für jedes Kind; **Beihilfen** (bei Diensteinkommen bis zu 5500 M): Verheiratete mit Diensteinkommen bis 2700 M Gruppe 5—2 440, 320, 300, 200 M, mit Diensteinkommen über 2700 M Gruppe 4—2 280, 260, 160 M, Unverheiratete mit Diensteinkommen bis 2700 M Gruppe 5—2 288, 204, 190, 120 M; **einmalige Zulage** für April: Verheiratete 200, Unverheiratete 150, jedes Kind 20 M.

Die Landtagsersatzwahlen in Hessen.

Von Professor **Hattemer**, Worms.

Die Ersatzwahlen zum Landtag am 26. März sind so ausgefallen, wie man voraussah. Sie geschahen im Zeichen des Burgfriedens, mit Ausnahme des Wahlkreises **Bad Nauheim-Butzbach**, wo nicht weniger als 7 Kandidaten aufgestellt worden waren, ein bedeutsames Zeichen politischer Zersplitterung und kleinlicher Eigenbrödelei. Das vorläufige Ziel des Zentrums, dort in die Stichwahl zu kommen ist erreicht dank der geschlossenen politischen Auffassung der zum Wahlkreis gehörigen katholischen Orte und der Beliebtheit des Kandidaten, Rechtsanwaltes **Schröder** in Friedberg. Wir müssen gestehen, wir hätten es noch lieber gesehen, wenn Rechtsanwalt Schröder das ihm angebotene Mandat des Wahlkreises **Lampertheim** angenommen hätte. Dort stand seine Wahl sicher, die der Partei und dem Landtag einen Mann von Qualitäten zugeführt hätte. Statt dessen wurde der Generalsekretär des hessischen Bauernvereins Hofmann gewählt, der die Zahl der Abgeordneten, welche nicht nur in der ohnedies tonangebenden Parteigruppe des Bauernbundes sondern auch in den Reihen des Zentrums und der Nationalliberalen die landwirtschaftlichen Interessen vertreten, um einen weiteren Fürsprecher vermehrt.

Immer und immer wieder hat man von seiten der Parteileitung des Zentrums den arbeitenden Kreisen eine Vertretung im Landtag versprochen. Im Wahlkreis Lampertheim konnte man dies Versprechen einlösen, da in keinem anderen dem Zentrum sicheren Wahlkreis so viele Industriearbeiter wohnen. Vier Fünftel sind katholisch und dürften die bäuerliche Bevölkerung weit überwiegen. Beim demokratisierenden Zug der Zeit schien es ein Gebot der Klugheit, wenn man sich mal zu dem Vertreter eines Standes entschlossen hatte, die lange ausgesprochene platonische Liebe für die Arbeiter in die praktische umzusetzen. Gewiß, Generalsekretär Hofmann ist legal aufgestellt worden. Aber gerade daß er — auch der Präsident des hessischen Bauernvereins ist Zentrumsmitglied der Zweiten Kammer — in einem Wahlkreis, der mehr und mehr der Industrialisierung entgegengeht, auf den Schild erhoben wurde, mußte den Protest der Arbeiter automatisch auslösen, der ihnen um so leichter fiel, als eine ungeschickte parteioffiziöse Veröffentlichung des Wahlkreiskomitees (vgl. „Wormser Nachrichten" Nr. 48 vom 26. Februar 1918) Hofmann als Leiter eines Arbeitersekretariats — was in der Tat nicht der Fall ist — bezeichnete, der aber auf der anderen Seite dem Bauernstand nicht fremd sei! Da die Arbeiter aus Parteidisziplin einen Gegenkandidaten nicht aufstellten, so ist Hofmann wohl gewählt worden, die Vorgänge im Wahlbezirk sind aber symptomatisch und für weite Kreise bedeutungsvoll.

Diese unliebsamen Dinge wären vermieden worden, wenn der **Geistliche**, den die Parteileitung des Wahlkreises vorgeschlagen hatte, zur Wahl gekommen wäre. Er konnte die bestehenden Gegensätze überbrücken und beiden Interessen, den landwirtschaftlichen und den industriellen in ausgleichenden Formen am besten dienen. Wann werden in Hessen die Pforten der Zweiten Kammer dem katholischen Geistlichen sich öffnen? Stehen dem wirklich kirchliche Gesetze entgegen? Oder welche sind die Bedenken? Wenn in dem überwiegend protestantischen Landtag von Sachsen-Weimar jahrzehntelang **ein** katholischer Geistlicher ohne Gefahr für seinen Stand und seine Person Ersprießliches wirken konnte, sollte das in der Zweiten Hessischen Kammer, deren roteste Mitglieder dem Landesfürsten gegenüber durchaus nicht salonunfähig sich erwiesen, nicht möglich sein? Oder wünscht man von autoritativer Seite, daß der Klerus in Hessen sich auf Kanzel und Altar beschränke, der Vereinstätigkeit und dem öffentlichen Leben entsage? Custos, quid de nocte? (Isai 21, 11.)

An Stelle des vor kurzem ausgeschiedenen Abgeordneten Molthan wurde im Wahlkreis **Gonsenheim-Niederolm** Lehrer **Schorn**, der Vorsitzende des katholischen Lehrervereins, aufgestellt. In ihm dürfte das Zentrum einen redegewandten Abgeordneten von hohen Idealen und gediegenen Kenntnissen gewinnen.

Der neue Kurs in der Jugendfürsorge.

Von Martin Mayr, München.

In der Geschichte des Schmerzes und der Not der Erde bedeutet das Jahr 1, das Jahr der Geburt Jesu Christi, eine einzigartige Umwälzung. Was zuvor als Schwäche und Schande galt, was aus der menschlichen Gesellschaft ausschloß und selbst die Existenzberechtigung in Frage stellte, wie Krankheit, Gebrechen, Sklaverei, Armut, ist seit Christus nur mehr Unglück, oft sogar Segen für den, der daran schleppt und für den, der es heilen will. Denn von nun an galten die Armen im Geiste und die Barmherzigen als selig. Diesen werktätigen Willen, fremde Tränen zu trocknen, nannten die Träger der neuen Weisheit Caritas. Die Caritas ist das Kind des von Christus in die Welt gebrachten Geistes und der von ihm gegründeten Kirche. Letztere blieb dem Sinn des Stifters bis heute treu. Die Caritas ist ihr erstes Gesetz; lang war es ausschließlich ihr Gesetz.

Allmählich nur kam es anders. Erst spät wurde die Caritas, wenn wir so sagen dürfen, säkularisiert. Staat und weltliche Einzelbehörden fingen an, ihr ein Augenmerk zu schenken. So entstanden die segensvollen Einrichtungen städtischer Krankenhäuser, Invalidenfürsorge, Krankenkassen, staatlich geregelte Armenpflege usw.

Grundsätzlich hatte die Kirche selbstverständlich nichts dagegen. Im Gegenteil, in Hinsicht auf die allgemeine moralische Pflicht des Almosens und der barmherzigen Nächstenliebe und in der Erkenntnis, daß die finanzielle Kraft eines staatlichen Organismus Schöpfungen möglich machte, die weit über die bisherige Leistungsfähigkeit hinausgingen, begrüßte sie von Herzen diese Wandlung in der Geschichte der Caritas. Freilich einer Befürchtung konnte sie sich nicht verschließen, daß sich dabei jener aus rein sittlich-religiösen Motiven geborene Geist der selbstlosen Liebe verflüchtigen möchte, der allein wahrhaft Großes schafft, der den altruistischen verdienstlichen Charakter nicht durch andere, z. B. politische Nebenabsichten trübt, der so allein das höchste Wohl der Schutzbefohlenen garantiert. Ganz ernste Formen nahmen diese Bedenken an in Fragen, wo es sich nicht um rein materielle Hilfe handelte, sondern um geistig-sittliche Hebung und Beeinflussung. In ganz hervorstechendem Maße trifft das zu bei der Jugendfürsorge.

Die Jugendfürsorge ist jenes Teilgebiet in dem fast unübersehbaren Feld der Caritas, welches der armen, verwaisten, verwahrlosten, körperlich und geistig kranken und verkrüppelten, der sittlich gefährdeten Jugend eingeräumt wurde. Bisher ruhte die Jugendfürsorge ausschließlich in den bewährten Händen der freien Liebestätigkeit. Die Kirche, welche Obhut und Pflege der Jugend von jeher als heiligste Pflicht und verbrieftes Recht betrachtete, nahm sich auch des kranken Kindes an, und zwar schon zu einer Zeit, wo niemand sich um dasselbe kümmerte, oft nicht einmal die eigene Mutter. Die Arbeit war riesengroß. Die einzelnen Diözesanverbände teilten sich darein. Für München-Freising besteht der „Kath. Jugendfürsorge-Verein der Erzdiözese München und Freising, E. V." unter dem Protektorate Ihrer Königlichen Hoheit Prinzessin Franz von Bayern; Geschäftsstelle München, Altheimereck 20. Für Bayern besteht ein bayer. Landesverband der kath. Jugendfürsorgevereine und Fürsorge-Erziehungsanstalten (Geschäftsstelle München, Altheimereck 20).

Der eben gekennzeichnete Prozeß der Laisierung und Verstaatlichung der Caritas geht nun, wie es scheint, auch an dieser Jugendfürsorge nicht spurlos vorüber. Die Wünsche nach staatlichen „Jugendämtern" werden immer häufiger. Für Preußen ist bereits ein diesbezüglicher vertraulicher Gesetzentwurf ausgearbeitet, der im Falle seiner Annahme jedenfalls der Typ für die anderen Bundesstaaten würde.

Wie stellen wir uns zu dieser neuen Entwicklungsmöglichkeit? Es kann gewiß nur mit Freude begrüßt werden, wenn für die Jugendfürsorge überall in den Städten wie auf dem flachen Lande eine lückenlose behördliche und daher von zufälligen Verhältnissen unabhängige Organisation geschaffen wird.

Aber! Gerade wir Kinder des Weltkrieges mit seinen unzählbaren Kommissionen, Lebensmittelstellen, „Bureaus", „Zentralen", „Versorgungsstellen" sind gebrannte Kinder; die fürchten das Feuer. Eine Bureaukratisierung, die offen oder verdeckt nur mit Buchstaben, Ziffern oder Paragraphen rechnet und den alles belebenden Geist vergißt, wäre der Anfang vom Ende aller Jugendfürsorge. Deswegen lehnte der Zentralausschuß des „Caritasverbandes für das kath. Deutschland E. V." eine reichsgesetzliche Regelung der Jugendamtsfrage ab. Die Gefahr einer mechanischen Schablonisierung, welche die oft grundverschiedene soziale, wirtschaftliche, religiöse Eigenart einzelner Länder ignoriert, ist eine ganz unmittelbare.

Dem landesgesetzlichen Ausbau trat der Zentralausschuß ohne weiteres näher unter zwei unerläßlichen Bedingungen: 1. Der freien Liebestätigkeit (im Gegensatz zur behördlichen) muß freie Bahn bleiben; 2. das religiöse und konfessionelle Moment darf nicht ausgeschaltet werden.

Jugendfürsorge ist die Summe zweier Summanden. Jugendpflege und Jugenderziehung. Jugenderziehung erfordert schon gegenüber dem körperlich und moralisch normalen Kind alle Fähigkeit des Geistes, Gemütes und Herzens. Nicht umsonst verglich die alte griechische Weisheit den Erzieher mit einem Künstler, der zwar nicht am Marmor aber an einer Seele formt. Kunst ist aber auch hier Leben. Es darf nicht geschwächt und erstickt werden im Aktenstaub. Mißgriffe in einem solchen Bureau wären ungleich verhängnisvoller als bei der Kohlenverteilung und Nahrungsmittelversorgung. Das „Jugendamt" darf nicht in die Hände gutbesoldeter Beamte geraten, die in üblicher erfahrungsgemäßer, aber nicht immer sachdienlicher Weise (Dienstalter usw.) ausgewählt und befördert werden, welchen Jugendfürsorge zunächst Brotfrage wird, welchen infolge ihrer Vergangenheit, ihrer religiösen oder politischen Anschauung, ihrer persönlichen Veranlagung Verständnis und Interesse oder auch die richtigen Grundsätze fehlen. Die Jugendfürsorge wuchs und wurde in wenigen Jahren so groß vor allem dadurch, daß Männer und Frauen sich für das Werk opferten, die bei mäßiger Honorierung, teilweise ehrenamtlich und aus rein geistigen Beweggründen heraus Zeit, Mühe, gute Werke, ihre Feder und Enttäuschungen in den Dienst der Sache stellten. Dankbarkeit und Gerechtigkeit verlangen im Interesse des Unternehmens selbst, daß neben den begrüßenswerten Behörden der bisherigen freien Liebestätigkeit volle Bewegungsfreiheit bleibt. Ihre glänzend bewährte Praxis, ihre langjährige Erfahrung könnte nicht ungestraft ausgeschaltet werden. Ihr und teilweise ihr allein stehen viele Quellen verschiedenartiger Beihilfe zur Verfügung. Die bewunderungswerte, opferfrohe Bereitwilligkeit des breiten Volkes zudem würde wohl stark abkühlen, sobald die bisherige herzliche, vertrauliche Fühlungnahme mit der Jugendfürsorgestelle abrisse und nur mehr amtliche, behördliche Anmeldungen und Anfragen nach dem Formblatt so und so in Stadt und Land durch die Post einliefern.

Erster und oberster Programmpunkt der Jugendfürsorge jedoch ist die Jugenderziehung. Eine Erziehung ohne konfessionelle Färbung, ohne religiöse, konfessionelle Moral gibt es nicht; geradesowenig wie eine Moral ohne Gott. Deswegen legte der oben genannte Caritasverband seinen Finger vor allem auf die zweite Bedingung, auf das religiöse und konfessionelle Moment der Erziehungsarbeit. Daß sich die neuesten Bemühungen um die Jugendfürsorge in einem Zeitpunkt, wo diese durch das Verdienst religiöser Gesellschaften groß geworden, zu einer neuen Form des alten Kampfes um die Jugend heraus zu entwickeln scheinen, beweisen verschiedene Strömungen in Städten. Das beweisen aber auch die Debatten, die sich an die einzelnen einschlägigen Paragraphen des oben genannten preußischen Gesetzentwurfes bei dessen Besprechung am 11. Dezember 1917 knüpften. Hier wurde unter anderem von einem liberalen Städtevertreter allen Ernstes behauptet, „daß ein Geistlicher kraft seines Amtes überhaupt nicht in das Jugendamt gehöre." Die religiös-sittliche Erziehung ist die conditio sine qua non schon bei gesunden Kindern; bei kranken, gefährdeten, früh verdorbenen Jugendlichen überhaupt nur das einzige erfolgreiche Erziehungsmittel. Ein Experimentieren mit anderen ethischen Prinzipien, z. B. nach dem Rezepte der freireligiösen Moral, wäre hier doppeltes Verbrechen: am Zögling und am Volkswohl. Man lasse doch die unerbittliche und unbestechliche Sprache des Lebens und der Erfahrung auch zu Worte kommen. Nicht zu übersehen endlich ist, daß die selbst vom Gesetz beabsichtigte und faktisch unerläßliche Interessierung des Volkes nur dann gelingt, daß nur dann das Volk sich mit den Behörden verbündet, wenn die diesem Volke heiligsten Güter, die es mit seinen Opfern erkaufen soll und will, auch garantiert werden: Körperliches und seelisches Gedeihen seiner armen Jugend.

Aus diesen Erwägungen resultiert als entschiedenes Gebot: entsprechende Vertretung der konfessionellen Stellen im „Jugendamt", das sich in seinem Ausschuß aus den Vertretern der freien Fürsorge-Organisationen zusammensetzt. Das wird auch ohne weiteres gewährleistet, wenn sich das Jugendamt als das darstellt, was es sein soll: Sammel- und Brennpunkt der freien Bestrebungen und Organisationen auf dem Gebiet der Jugendpflege und Jugendfürsorge. Das Jugendamt hat den Zweck des Zusammenfassens, nicht aber des direkten Eingreifens in die Arbeit der freien Organisationen. Die unmittelbare Arbeit muß der freien Liebestätigkeit verbleiben.

Der Stein zu einem großen Bau ist gelegt. Staat und Kirche können und müssen auch hier mitsammen gehen. Bedeutet am werdenden Organismus der Staat die Hand und die Kirche das Herz, dann ist auch die arme unglückliche Jugend des deutschen Volkes geborgen. Und das tut not.

Zwei Kriegsausstellungen.

Schwacher Wiederschein der Kriegesflammen! Nach dem Willen der göttlichen Allmacht und Weisheit verzehren sie Menschen und Menschenwerk. Aber uns bleibt die Zuversicht, daß, wenn das Brausen des Brandes, wenn einst die Rufe der Klage verstummt sein werden, neuer reicherer Segen dem Boden entsprießen werde, den die Asche der alten Kultur gedüngt hat. Wann diese Zuversicht sich erfüllen wird, wer will das sagen? Wer von uns kann hoffen, mehr als die Anfänge ihrer Erfüllung zu erleben? Wer will der Zukunft das Horoskop stellen, jetzt, mitten in Not und Drang der Gegenwart, jetzt, wo nur das Gebot der Stunde gilt? Selbst die Kunst ist keine Prophetin.

Die Zeit wird kommen, wo sie sich über die Ereignisse stellen und die dauernden Gedanken des Geschehenen verewigen wird. Für jetzt aber kann auch sie nicht darüber hinaus, lediglich die Erscheinungen des Augenblicks festzuhalten, und sie gibt das Aeußerste, was wir von ihr erwarten dürfen, wenn sie nachbildend verurteilt oder verherrlicht und so unsere Anschauung und Kenntnis erweitert, unser Urteil leitet und abklärt.

Urkundlichen Wert für die Geschichte des Krieges können nur solche Kunstwerke besitzen, die auf unmittelbarer Anschauung beruhen. Nur unter zum Teil außerordentlichsten Schwierigkeiten und Gefahren entstehen sie. Wir müssen von vornherein auf Werke großen Umfanges und schwieriger technischer Ausführung zumeist verzichten. Aber nur auf die wesentlichen Züge kommt es ja an, und diese vermag die Gewandtheit des Künstlers auch in der schnell hingeworfenen Skizze festzuhalten. Die meiste Nachbildung der Ereignisse und Typen des Krieges ist naturgemäß zeichnerischer Art. Schwacher Wiederschein der Kriegsflammen. Und doch — denn so übergewaltig lodern und vernichten sie — stark genug, um die Phantasie des Beschauers heiß zu erregen, sein nachfühlendes Gemüt aufs tiefste zu erschüttern.

Eine Sammlung von Kriegsmalereien außerordentlichen gegenständlichen und zugleich künstlerischen Wertes bietet die im Auftrage des k. u. k. Kriegspressequartiers durch Oberst Eisner-Bubna, den Kriegsmaler Prof. Ferdinand Pamberger u. a. ins Werk gesetzte Ausstellung der „Bilder von der Isonzofront". Nachdem die Veranstaltung sich seit dem Dezember 1917 auf deutschem Boden befindet und zunächst in Berlin und Dresden vorgeführt worden ist, zeigt man sie jetzt auch in München, wo sie der Kunstverein in seinen Räumen aufgenommen hat. Der Zweck dieser ausschließlich aus Werken österreichischer und ungarischer Kriegsmaler und Kriegsbildhauer zusammengesetzten Ausstellung ist, die weite Oeffentlichkeit in Oesterreich und Deutschland mit den Landschaften und Oertlichkeiten, mit zahlreichen Heerführern wie mit der Eigenart der Soldaten bekannt zu machen, die durch die langen, unendlich schweren, opferreichen, von herrlichem Siege belohnten Kämpfe an der Isonzofront Ruhm für alle Zeiten erlangt haben. Mit lebhaftem Interesse sieht man diese Täler, weiten Gegenden und Meeresküsten, diese rauhen Gebirge, zumal den Karst, der sich jetzt zum ersten Male seit der Weltschöpfung gewaltigen Menschenmassen hat eröffnen müssen. Tiefbewegt werden wir vom Anblicke zerstörter Schlösser (Duino!), Dörfer, Städte, zumal des einst so herrlichen Görz. Mit Bewunderung und Anerkennung sehen wir die kühnen Anführer, so C. von Hötzendorf, von Arz, Erzherzog Joseph und viele andere, an der Spitze den Kaiser Karl (Statue von G. S. Herrmann). Mit innerlichster Ergriffenheit beobachten wir die tapferen, zu jeder höchsten Leistung bereiten Soldaten bei ihren mühevollen Arbeiten, bei ihrer Ruhe, in Kampf und Sieg und Tod. Das alles will uns diese Ausstellung kennen und würdigen lehren. Kein Zweifel, daß es ihr ausgezeichnet gelungen ist. Dem bedeutsamen Zwecke entspricht der stattliche Umfang der Schau. Sie bietet weit über 300 Zeichnungen nebst einigen Graphiken und einer Anzahl von Gemälden; dazu gesellt sich eine kleine Auswahl von Plastiken. Durchweg waltet, der Absicht dieser Ausstellung entsprechend, die Bedeutung des Gegenstandes vor. Trotzdem sieht man hier nicht etwa eine Sammlung äußerlicher Illustrationen. Alle diese Wirklichkeit ist vom Geiste und Temperamente echter Künstler durchdrungen; fast überall vereinigt sich Gegenständlichkeit mit künstlerischer Freiheit zu Leistungen voll befriedigenden Wertes. Dem Freunde der Kunst wird es zuteil, eine Anzahl von Talenten sehr bedeutenden Ranges kennen zu lernen. So den vorzüglichen Zeichner der Trümmer von Görz F. Pamberger (dessen Werke allein einen Saal füllen), den Bildnismaler Nicolaus Schattenstein, den besonders auch in der Farbe tüchtigen Schilderer kriegerischer Szenen K. Fahringer, den Landschafter E. Puchinger, von Bildhauern den frisch temperamentvollen F. Gornik.

Während uns in der Isonzoausstellung der Krieg sein künstlerisches Abbild zeigt,. sendet er uns in einer zweiten gleichzeitig (auf der Theresienhöhe) stattfindenden Ausstellung wahrhaftiges, greifbares Zeugnis seines sieghaften Hasses. Die Deutsche Luftkriegsbeute-Ausstellung enthält auch drei Kunstabteilungen: eine (veranstaltet vom „Bayerischen Luftfahrerdank") mit Malereien verschiedener bedeutender deutscher Künstler, eine mit von Oberleutnant Klinghardt angefertigten Zeichnungen nach Landschafts- und Architekturmotiven des Orients, eine dritte mit Glasmalereien der k. b. Hofkunstanstalt F. X. Zettler — alle drei wertvoll und interessant, zu dem eigentlichen Gegenstande der Ausstellung aber ohne viel innerliche Beziehung. An dieser Stelle üben daher erheblich größere Wirkung die Menge der vom Flugzeuge aus aufgenommenen Photos von Kampfstellungen, Landschaften, Städten usw. Ferner die Bildnisse bekannter und berühmter Kampfflieger, wie Immelmann, Mulzer, Tutschek, Boelcke, Richthofen u. a. m. Zahlreiche der von ihnen abgeschossenen feindlichen Luftfahrzeuge in verschiedensten Erhaltungszuständen sind innerhalb der Ausstellungshalle und außen auf der weiten Arena untergebracht. Dazu kommen Maschinen und deren Teile, Modelle, Konstruktionszeichnungen und tausenderlei andere Dinge, endlich der mit großer Mühe herbeigeschaffte feindliche Tank. — Beide Ausstellungen ergänzen sich in mancherlei Beziehung und beanspruchen gleiches Interesse. Sie legen Zeugnis davon ab, daß deutschem und österreichisch-ungarischem Heldenmute keine Aufgabe zu schwer, kein Opfer zu groß ist. Dasselbe soll für uns und unsere Dankbarkeit gelten.

Dr. O. Doering.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Weitere Erfolge am Südflügel. Atempause. Fortgang der Offensive.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

30. März. Ayette wurde vom Feinde gesäubert. Zwischen Somme und Avre warfen wir Engländer und die ihnen zu Hilfe geeilten Franzosen aus Teilen ihrer vorderen Stellung und nahmen Beaucourt und Mezières. Französische Angriffe gegen Montdidier scheiterten. Die Franzosen haben nunmehr auch mit der Zerstörung von Laon begonnen. Durch anhaltende Beschießung wurde die Kathedrale erheblich beschädigt.

31. März. Auf den Höhen westlich der oberen Ancre wiesen wir englische Gegenangriffe ab. Zwischen Somme und Oise haben wir im Angriff neue Erfolge errungen. Zu beiden Seiten des Luce-Baches durchstießen wir die vordersten, durch französische Regimenter verstärkten englischen Linien, erstürmten die im Tale gelegenen Dörfer Aubercourt, Hangard und Demuin und warfen den Feind trotz heftigster Gegenangriffe auf Moreuil und die nördlich gelegenen Waldhöhen zurück. Zwischen Moreuil und Noyon griffen wir die neu herangeführten, im Aufmarsch befindlichen französischen Armeekorps an. Nördlich von Montdidier warfen wir den Feind über die Avre- und Don-Niederung zurück und erstürmten die auf dem Westufer gelegenen Höhen. Mehrfach wiederholte Gegenangriffe der Franzosen westlich von Montdidier aus Fontaine heraus und gegen das eroberte Mesnil scheiterten blutig. Fontaine wurde am Abend erstürmt, Mesnil im zähen Kampf behauptet. Die von Montdidier bis Noyon angreifenden Truppen warfen den Feind aus seinen frisch aufgeworfenen Gräben über Assainvillers, Rollot und Hainvillers, sowie auf Thiescourt und Ville zurück. Starke Gegenangriffe der Franzosen brachen auch hier zusammen. Das die Oise beherrschende Fort Renault, südwestlich von Noyon, wurde im Sturm genommen.

1. April. Zwischen dem Luce-Bach und der Avre setzten wir unsere Angriffe fort und nahmen die Höhen nördlich von Moreuil. Engländer und Franzosen, die mehrmals vergeblich im Gegenstoß anliefen, erlitten schwere Verluste. Oertlicher Vorstoß auf dem westlichen Avre-Ufer brachte uns in den Besitz des Waldes von Arrachis. Auch gestern versuchten französische Divisionen in mehrfachem Ansturm die westlich von Montdidier sowie zwischen Don und Matz verlorenen Dörfer und Höhen zurückzugewinnen. Ihre Angriffe brachen blutig zusammen. Mit den Kämpfen der letzten Tage hat sich die Zahl der seit Beginn der Schlacht eingebrachten Gefangenen auf über 75000 erhöht.

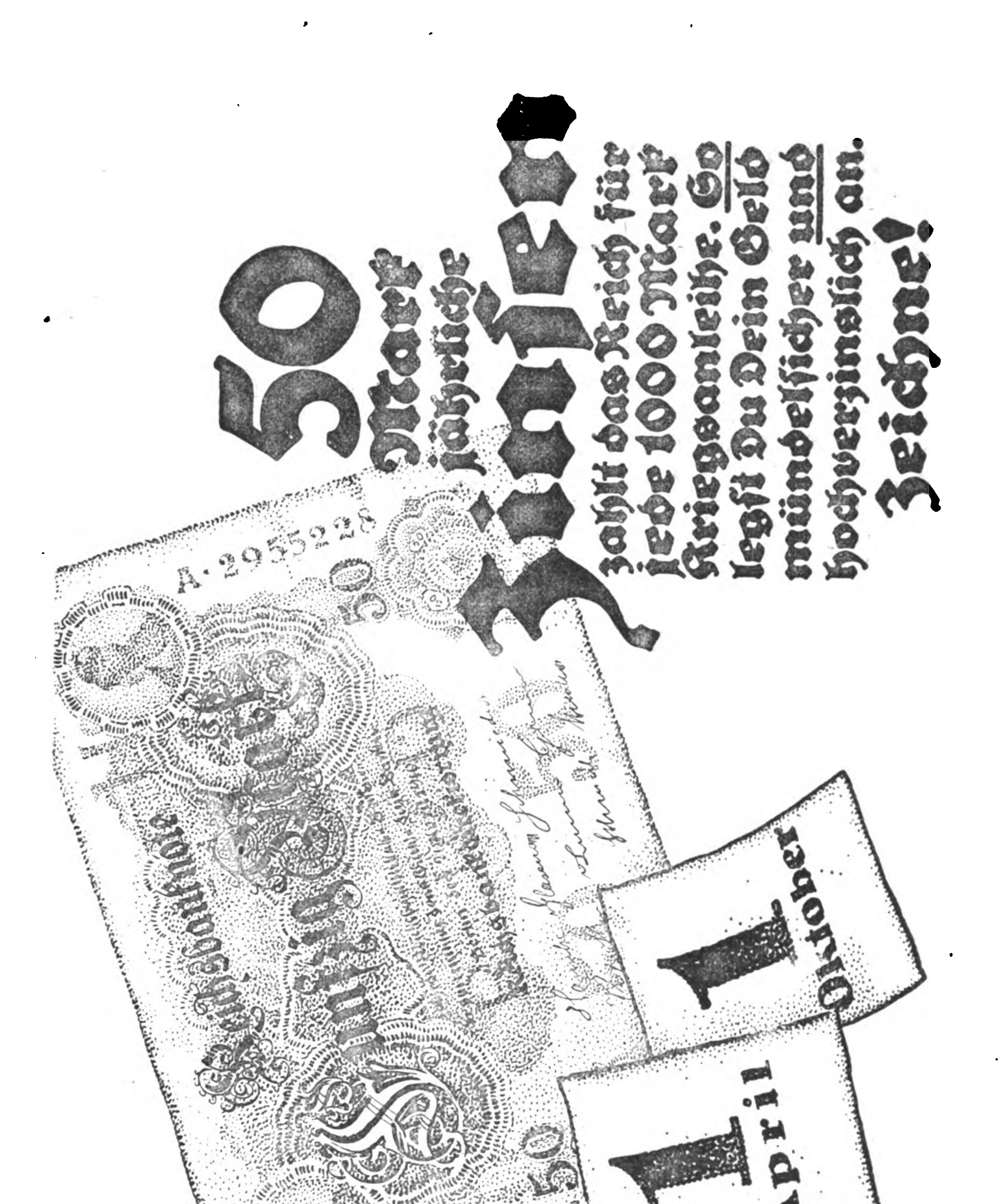
2. April. Gegenangriffe, die der Feind bei Hébuterne und mit besonderer Zähigkeit gegen die von uns genommenen Höhen zwischen dem Luce-Bach und der Avre führte, brachen unter schweren Verlusten zusammen. Kleine Infanteriekämpfe zwischen Avre und Oise. Die Franzosen setzten die Beschießung von Laon fort. Zahlreiche Einwohner fielen ihr zum Opfer.

3. April. Ein nächtlicher Vorstoß englischer Kompagnien gegen Ayette wurde im Gegenstoß abgewiesen. Mit stärkeren Kräften griff der Feind am Abend zwischen Marcelcave und dem Luce-Bach an. Er wurde unter schweren Verlusten zurückgewiesen. Durch Handstreich setzten wir uns in den Besitz der Höhe südwestlich von Moreuil. Die Zerstörung von Laon durch französische Artillerie dauerte an.

4. April. Ueberraschend und nach starker Artillerievorbereitung versuchte der Feind am frühen Morgen und am Nachmittage viermal vergeblich die ihm entrissene Höhe südwestlich von Moreuil wiederzugewinnen. Unter schweren Verlusten brachen seine Angriffe zusammen.

5. April. Wir griffen gestern südlich von der Somme und zu beiden Seiten von Moreuil an und warfen den Feind aus seinen starken Stellungen. Englische und französische Reserven stießen unseren Truppen entgegen. Ihr Ansturm zerschellte in unserem Feuer. Nach hartem Ringen haben wir zwischen Somme und Luce-Bach Hamel sowie die Waldstücke nordöstlich und südöstlich von Villers-Bretonneux, auf dem Westufer der Avre Castel und Mailly genommen. Der Feind leistete auf ganzer Front verzweifelten Widerstand. Seine blutigen Verluste sind daher ungewöhnlich schwer. Wir machten einige tausend Gefangene.

Nach beendeter Feststellung beträgt die Zahl der von der Armee des Generals v. Hutier in der Zeit vom 21. bis 28. März eingebrachten Gefangenen 51218, der eroberten Geschütze 729. Damit ist die bisherige Gesamtbeute auf mehr als 90000 Gefangene und über 1300 Geschütze gestiegen. Zur Vergeltung für die seit einigen Tagen anhaltende Beschießung unserer Unterkünfte in Laon durch die Franzosen haben wir Reims unter Feuer genommen.



50 Mark jährliche Zinsen
zahlt das Reich für jede 1000 Mark Kriegsanleihe. So legst Du Dein Geld mündelsicher und hochverzinslich an.
Zeichne!
1 Oktober
1 April

6. April. Auf dem Westufer der Ancre erweiterten wir im Angriff unsere Brückenkopfstellung beiderseits von Albert. Französische Angriffe in breiten Abschnitten zwischen Moreuil und Montdidier versuchten uns den Gewinn des 4. April zu entreißen; sie brachen unter den schwersten Verlusten zusammen. Montdidier lag unter französischem Feuer.

7. April. An der Schlachtfront entwickelten sich am Nachmittage heftige Feuerkämpfe, denen starke englische und französische Angriffe an der Ancre und Avre folgten. In dichten Massen vorstürmende englische Regimenter brachen nördlich von Beaumont—Hamel und vor unserer Brückenkopfstellung beiderseits von Albert zusammen. Südlich von Villers=Bretonneux kamen bereitgestellte Sturmtruppen des Feindes in unserem Feuer nicht zur Entwicklung. Von anderen Fronten neu herangeführte französische Divisionen stürmten auf dem Westufer der Avre zwischen Castel und Mailly, südlich von Thory, bei Cantigny und fünfmal bei Mesnil vergeblich an. Unter schwersten Verlusten sind ihre Angriffe vielfach nach erbittertem Nahkampf gescheitert. Truppen der Armee des Generals v. Boehn griffen gestern früh die feindlichen Stellungen auf dem Süduser der Oise bei Amigny an. Während sich Teile den Uebergang über den breiten, stark versumpften Oise=Abschnitt erzwangen und die Vorstädte von Chauny erstürmten, nahmen andere Truppen im Angriff von Osten her die starken feindlichen Stellungen bei Amigny und den Nordostteil des Waldes von Coucy. Wir erreichten die Linie Bichancourt—Autreville—Nordrand von Barisis. Durch das überwältigende Feuer unserer Artillerie und Minenwerfer erlitten die Franzosen hohe blutige Verluste. Bisher wurden mehr als 1400 Gefangene eingebracht.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Landung deutscher Seestreitkräfte in Südfinnland.

Teile unserer Seestreitkräfte haben am 3. April nach beschwerlichem Marsch von den Aalandsinseln aus durch Eis und Minenfelder die für die Hilfeleistung in Finnland bestimmten Truppen in Hangö (Südfinnland) gelandet.

Asiatischer Kriegsschauplatz.

Englische Niederlage am Jordan.

Nach dem deutschen Heeresbericht vom 5. April haben deutsche Truppen im Verein mit osmanischen Kräften englische nach Ueberschreitung des Jordan über El Salt und auf Amman vorgedrungene Infanterie- und Kavalleriebrigaden in mehrtägigem Kampf gegen den Jordan zurückgeworfen. Nach den türkischen Berichten vom 3. und 4. April sind die verbündeten Truppen in siegreichem Vordringen. Unter Führung von Essad Bey wurde von Norden her der Uebergang über den Wadi Abiad erkämpft, El Salt wieder genommen und in unaufhaltsamem Vorwärtsdringen beiderseits der Straße El Salt—Jericho der Jordan erreicht.

Vom Büchertisch.

M. Müller: Emmy Giehrl (Tante Emmy). Ihr Leben, Leiden und Lieben. Freiburg, Herder. M 2.80. Foris pugnae, intus timores: Aeußere Leidenskämpfe, innere Oelbergsängste. So kann man das 52jährige Martyrium der zu Anfang des Krieges verstorbenen Emmy Giehrl, weltbekannt besonders in Kinder- und Gebildetenkreisen, Tochter des bayerischen Ministers v. Aschenbrenner, kurz umschreiben. Aeußere Kämpfe mit einer schweren, dauernden, heimtückischen Krankheit, die sich oft bis zu todesähnlichen Ohnmachten steigerte, innere Oelbergsängste, Glaubensdunkel, Abfall der Altkatholiken unter Führung Döllingers, sowie ihres eigenen Beichtvaters, Kampf ums tägliche Brot mit der Feder — auf diesem dunklen Hintergrund läßt die gleichgesinnte, durch persönliche Beziehungen, klaren Stil, echt frauenhaften Seelenspürsinn dazu berufene Dichterin M. Müller ein Gemälde ihres Lebens, Leidens und besonders ihres Liebens aufleuchten, daß der Leser fassungslos steht vor solch berückender Seelenschönheit, welche in diesem gebrechlichen Leidensgefäße wohnte und nimmermüde wirkte. Der Krieg ist kaum genannt in dem Buch. Und doch ein Kriegsbuch erlesenster Art, für alle Leidtragenden und Schmerzgebeugten, das Leiden mutig und freudig zu übernehmen nach der Parole ihrer in verschiedenen Sprachen übersetzten „Kreuzesblüten“: „Immer heiter, Gott hilft weiter!“ Möge es vielen den Weg bahnen zu ihren weiteren Werken, besonders auch zu ihren Standesbüchern „Die Verlobte“, „Das Reich der Frau“, „Die Witwe nach dem Herzen Gottes“ und zu ihren herzigen Kinderbüchern, die ein wahres Festmahl für unsere Jugend sind. P. Euler.

Wie ich beichte. Beichtandacht für Kinder von Albert Binsteiner, Kooperator. 32°. 8 S. 25 Exemplare M 1.50, 50 Exemplare M 2.50, 100 Exemplare M 4.—. Selbstverlag des Verfassers. Steinhöring (Obb.). 1918. Dieses Schriftchen bezweckt tunlichste Vereinfachung in der Anleitung zur heiligen Beicht, insofern die Aufmerksamkeit auf das Wesentliche eingestellt und alles Entbehrliche beseitigt wird. Zu diesem Behufe ist vor allem der Beichtspiegel unter genauer Umgrenzung der Verhältnisse der Kinderjahre in knappster Form gehalten. Die beim Empfang des heiligen Bußsakramentes treffenden Gebete sind dem kindlichen Fassungsvermögen gut angepaßt. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Nach Hebbels Wort zeigt das Theater immer die Zeit an, allerdings nicht, was es wahrhaft an der Zeit ist, sondern wofür es die an der Zeit halten, welche die Uhren stellen. Ich habe schon lange kein Hehl daraus gemacht, daß mir die Psychologie der Uhrenrichter in unserem Hofschauspiel rätselhaft ist, sie scheinen die Zeit für seichte Unterhaltung gekommen. Ist ein Theaterwinter im Residenztheater je ereignisloser gewesen? Hat es je dürftigere „Novitäten“ gegeben? Steht es mit der Klassikerpflege besser? Man hört seit Monaten nichts mehr von Neueinstudierungen. Vorstellungen, die unternommen werden, um Gäste zu erproben, zeigen, daß solche sehr notwendig wären. Das Residenztheater ist ganz Stücken zum geistigen Ausruhen vorbehalten. Man vertröste uns nicht auf die Friedenszeit. Der Theaterhunger ist vorhanden, neue Schichten drängen in den Zuschauerraum; es gilt sie künstlerisch emporzuziehen, nicht sich ihnen anzupassen. — Molnar ist ein geschickter Könner, ein kalter Rechner mit nicht gerade dickem Kulturfirnis, aber nicht ohne Geist. Freilich in seiner neuesten „Herrenmode“ hat sich auch letzterer verflüchtigt. Die Fabel ist einfach albern. Der Ladenbesitzer hat ein gutes Herz und eine schöne Frau. Letztere wendet sich dem Kommis zu und nimmt das Sparkassenbuch mit. Vor dem Konkurs rettet ihn ein Graf, auf dessen Gut er sich wieder tölpelhaft benimmt, „denn“ er hat ein „gutes Herz“. Jetzt liebt er sein Tippfräulein, doch diese liebt den Grafen, deshalb muß letzterer dem falliten Herrenartikelgeschäft wieder auf die Beine helfen, um den Rivalen zu entfernen. Von dem Tippfräulein ist anzunehmen, daß sie nun mit dem Grafen an die Riviera fahre, doch nein, der Geldgeber hat das Nachsehen; Fräulein Paula setzt sich an die Ladenkassa. Sie wird wohl den Mann mit dem guten Herzen heiraten; jedenfalls bekommt er in ihr einen energischen Vormund. Von psychologischer Wahrscheinlichkeit, von logischer Charakterschilderung keine Spur. Verschwenden wir nicht zu viel Raum an diese ungarische Bagatelle. Waldau und Schwannecke übten sich mit Humor im höheren Ladenschwengeltum und waren von einer Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit, wie sie im Zeitalter der Bezugsscheine abhanden gekommen sind. Da der Laden über ein reich assortiertes Lager von Socken, Kravatten, Taschentüchern und Sportsmützen verfügte, konnte das Publikum sich angenehmen Friedenserinnerungen hingeben und dankte dem „Dichter“!!

Kammerspiele. „Der Einsame“, ein Menschenuntergang von H. Johst, ist unter den Dramen, die uns seither im Zyklus „Das jüngste Deutschland“ geboten wurden, das wirksamste, weil statt lediglich Träger von gedanklich Abstraktem zu sein, die Gestalten von wirklichem Leben erfüllt scheinen. Der „Einsame“ ist der Dichter Grabbe. Mit dessen äußeren Lebensumständen hat Johst frei geschaltet. Er läßt seine Frau im Wochenbett sterben, statt der unglücklichen Ehe schildert er eine kurze glückliche, deren jäher Abbruch mit dazu beiträgt, Grabbe dem Alkoholteufel auszuliefern. Trotz eines mystischen Glaubens an die geistige Allgegenwart der toten Frau verführt der „Held“ des Stückes bald darauf die Braut seines treuesten Freundes, die dann den Tod in den Wellen sucht. Dies und manch anderes machen es unmöglich, dem „Genie“ einen Rest von Sympathie zu wahren. In diesen Schilderungen ergeht sich der Verfasser in Derbheiten, die an die Flegeljahre des Naturalismus erinnern. Sie wirken nicht nur abstoßend, sondern auch überflüssig, denn zur Charakteristik des „Einsamen“ bringen sie keinen wesentlich neuen Zug. Im ganzen kann man jedoch anerkennen, daß es dem jungen Dichter um eine höhere Idee zu tun ist. Seine Szenenreihe möchte darlegen, was Freiligrath in seinem oft zitierten Nachruf: „bei Grabbes Tod“ in den Versen ausdrückt: „Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch und Male brennt sie; durch die Mitwelt geht einsam mit flammender Stirne der Poet: Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel“. Ein Trost, freilich auch für hunderte im Sumpfe der Bohème versunkene Halbtalente. So teilt dies Drama mit anderen Künstlerdramen eine Schwäche. Woran sollen wir erkennen, daß dieser Mann der große Dichter ist, für den er sich hält, und nicht nur ein Großmaul und Säufer, über den die Spießbürger von Lippe-Detmold mit Recht lachen? Doch nur, weil wir Grabbe aus — der Literaturgeschichte kennen. Freilich sonst ist das Bild aus viel wirksamen Einzelzügen zusammengetragen; wir sehen ihn im Rausch dichterischer Gesichte und dann dem Leben gegenüber als hilfloses Kind. Er lebt im Bewußtsein seiner Größe und sieht sich verkannt und gering geschätzt. Das leise Bedürfnis, sich anderen mitzuteilen, führt ihn ins Wirtshaus, die Verständnislosigkeit seiner Umwelt reizt ihn zur Maßlosigkeit im Uebertreiben. Im Gefühl seiner inneren Einsamkeit stößt er sogar die problematischen Gestalten seiner Zechbrüder ab, vernachlässigt sein Amt, über das er sich als Dichter erhaben fühlt. Als er in wüster Alkohollaune in unwürdiger Kleidung als Auditeur Eide abnimmt, wird er zwangsweise pensioniert. Mit königlicher Gebärde wirft er die Pfennige seines kargen Ruhegehaltes einem Armen zu, verschenkt Dichterhonorare, die er nur in seinen Träumen besitzt, um dann seiner Mutter den Lohn wegzunehmen, den sie sich als Waschfrau in fremden Häusern erarbeitete, die weicheren Regungen seines Herzens durch wüsten Zynismus betäubend. Dann eine große Szene, die beste, die Johst gelang. Spießbürger lassen in der Kneipe den eingeschlafenen Zecher wecken, damit er ihnen etwas vorlese. Der Betrunkene merkt den Hohn nicht, und wie er aus den Fetzen seines Manuskriptes vorträgt, schwindet der

Duft des Alkohols, die Gestalten seiner Dichtung wachsen vor ihm auf, seine Phantasie formt neue Gesichte, während die gelangweilten Philister ulken und lachen. Sein zügelloses Leben wirft den Dichter auf das Krankenlager und er stirbt, während die brutale Zimmervermieterin bereits die Bude für einen solideren Zahler rüstet. Im Augenblicke des Todes nahen ein paar Musiker. Die Jugend will den Dichter durch ein Ständchen ehren. So werden dem Finale gewaltsam noch ein paar versöhnliche Akkorde beigemischt. Die Szenen ziehen in epischer Folge, wie Filmstreifen an uns vorüber. Sie sollen nach des Dichters Absicht „einen Menschen und sein Erleben aufglühen lassen, daß seine hellere, brennendere Rot unserem Leben ein Stück Wegweiser werde". Wegweiser? sollte es nicht Warntafel heißen? Die von Falckenberg mit Liebe herausgearbeiteten Szenen tauchten aus dem Dunkel auf und versanken plötzlich wieder in der Finsternis, wodurch ihr impressionistischer Charakter besonders betont wurde. Kalser war schon in der Maske sehr gut. Er machte sich wohl Immermanns Schilderung von Grabbes Aussehen zu nutze von der Disharmonie zwischen der hohen, gewölbten Stirne und dem „häßlichen, verworrenen, ungereimten" unteren Teil des Gesichtes, aber auch seelisch wußte er das Zerrissene überzeugend zu gestalten und auch durch das abstoßende Gebaren des Wüstlings den Geniefunken hindurchleuchten zu lassen.

Schauspielhaus. In seiner Komödie „Der Unbestechliche" behandelt Max Dreyer ein Lieblingsthema, dem er schon manchen Bühnenerfolg verdankte. Er stellt wieder einmal einen Mann auf die Bretter, der seine Meinung frank und frei heraussagt und alle Folgen seiner Kühnheit auf sich nimmt. Der ethische Triumph über Streber und Heuchler wirkt immer auf das Publikum, das dann gerne über psychologische Unwahrscheinlichkeiten hinwegsieht. Der „Unbestechliche" ist ein Universitätsprofessor, der eine schlechte Doktorarbeit selbst dann schlecht findet, wenn sie von einem Prinzen herrührt. Allein der Bücherwurm ist durch leichtfertige Bücherankäufe in Geldschwierigkeiten geraten, ein Kammerherr hilft ihm aus ihnen heraus und aus Dankbarkeit zeigt sich der Professor geneigt, sich die Dissertation nochmals anzusehen, dann aber besinnt er sich auf seine Unbestechlichkeit, blamiert den Prinzen im mündlichen Examen und beantragt gegen sich selbst Disziplinaruntersuchung. Der prinzliche Doktor, der die Intrige zugelassen, verzichtet auf die ihm nicht gebührende Würde und ist von dem „Unbestechlichen" so begeistert, daß er sich ihn als Reisebegleiter erbittet. Dieser Mut zur Wahrheit gewinnt dem Prinzen nicht nur das Herz des Publikums, sondern auch dasjenige eines Hoffräuleins. Es scheint Aussicht vorhanden, daß gegen die mangelnde Ebenbürtigkeit Einwände nicht erhoben werden. Die Professorentypen sind recht satirisch charakterisiert, der Prinz ist ein sehr netter, lieber Kerl und der Unbestechliche ein „Original", das dankbar zu spielen ist. Marx gab die Titelrolle famos, aber auch die anderen fühlten sich in der Hofluft und der Hochschulatmosphäre so wohl, daß eine ungezwungene Frische über manche Breite der harmlosen Neuheit hinweg half.

Volkstheater. Das Volkstheater hat in erfreulichem künstlerischem Ehrgeiz „Literarische Abende" vorgesehen und zu deren Spielleiter den Bühnenschriftsteller Feuchtwanger verpflichtet. Der erste Abend brachte „Ein Frühlingsopfer" von E. v. Keyserling. Seit das Drama im Schauspielhause seine rauschenden Erfolge erlebte, sind fast zwei Jahrzehnte verflossen. Die naturalistische Schilderung der Umwelt des armen litauischen Bauernhauses wirkt heute nicht mehr so stark auf uns ein, wie früher, dagegen wissen wir noch die feine Kunst zu schätzen, mit der Graf Keyserling aus dem rohen, häßlichen Alltag ein Wunder aufblühen läßt. Angeregt durch eine alte Sage faßt die arme, stets zurückgestoßene Orti den Entschluß, sich für die todkranke Stiefmutter der Muttergottes als Opfer anzubieten. Sie ist überzeugt, daß sie erhört würde. Gerade jetzt, da sie glaubt, bald sterben zu müssen, findet das Aschenbrödel ein Liebesglück. Mit viel psychologischer Feinheit schildert das Schauspiel Ortis Kampf zwischen freudiger Selbstaufopferung und Lebenswillen. Dann zeigt sich, daß ihr Liebesglück Täuschung gewesen, da greift sie zu der Arznei, die nicht nur tropfenweise genommen tötet. Das Stück verträgt keine religiöse Wertung, seine Stärke liegt in naturalistischer Seelenschilderung ekstatischen Einschlags, die jedoch nicht ohne Poesie ist. Grete Lichnowski gab der Gestalt etwas rührend Unschuldiges bei aller Stärke des Empfindens. Kampers Bauernbursche war von urwüchsiger Unkompliziertheit und die alte Großmutter, die unsere frühere Hofschauspielerin Brünner spielte, hatte etwas von der schlichten Einfalt des Märchens.

Neues Theater. „Der reizende Adrian" ist ein recht nettes Lustspiel aus der Welt des Ballettes. Hier ist der Dichter H. Müller entschieden besser zu Hause, als im Pathos der großen Historie, worin er sich voriges Jahr dank der Resonanz vaterländischer Anklänge einen blendenden Augenblickserfolg holte. Der reizende Adrian ist ein von den Damen sehr verehrter Tänzer, der freilich an Anziehungskraft verliert, als er sich als Familienvater entpuppt. Wie das geschieht, ist nicht ohne Anmut, Witz und szenischer Geschicklichkeit geschildert. Schindler gibt den Adrian mit viel Liebenswürdigkeit; ganz köstlich spielt wieder Norden eine Judenrolle. Die Damen Simon und Reiter geben ihren Gestalten Schliff und Anmut. Die leichte, gefällige Komödie fand starken Beifall. Leider ist der Besuch des Theaters noch nicht so gut, wie es das gute Ensemble verdient.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Zuversichtliche Stimmung — Deutsch-österreich-ungarische Textilorganisationen — Wirtschaftsabkommen mit Rumänien — Monopolfragen — Amtliche bayerische Wirtschaftsförderung.

Die zuversichtliche Stimmung der heimischen Grossindustrie und Finanzwelt kam deutlich an den Effektenmärkten zum Ausdruck, und zwar bezeichnenderweise namentlich bei den reinen Friedenswerten. Schiffahrts-, Kali- und, was besonders zu erwähnen ist, die deutschen Kolonialpapiere standen im Mittelpunkt. Dazu kamen die überaus günstigen Meldungen unserer Grossindustrie. So ergibt der Geschäftsausweis der Phönix-Bergbau A.-G. für die sieben Monate des abgelaufenen Geschäftsjahres ein Mehr von über 20% gegenüber dem Vorjahre. Besonders die Zement- und Kalisparte berichtet von zufriedenstellenden Leistungen. Auch der überaus befriedigende Verlauf des Kriegsanleihe-Zeichnungsgeschäftes unterstrich den vorherrschenden Optimismus. Das Ergebnis der Vollzahlungen stellt sich schon bisher ganz wesentlich höher, als zur gleichen Zeit irgend einer der früheren Anleihen. Die bekannt werdenden Jahresabschlüsse unserer führenden Banken und Industriegesellschaften mit vielfach erheblicher Dividendenmehrung spiegeln die scharfe Kurve in der Aufwärtsbewegung unserer Wirtschaftslage. Im besonderen sind die Berliner Grossbanken in der Lage, ihre Dividendenerträgnisse vielfach über den Stand des letzten Friedensjahres hinaus festzusetzen. Von der günstigen Entwickelung zeugen auch die mannigfaltigen Neugründungen, vor allem Geschäftsmehrungen in der Holz- und Textilindustrie und Bildung von Schiffskreditbanken. Die rheinische Grossindustrie hat durch Geheimrat Franz Haniel, Düsseldorf im Hamburger Kohlenhandel Fuss gefasst. Zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn sind Verhandlungen zum Abschluss gekommen, denen zufolge die „Europäische Handelsgesellschaft m. b. H. Bremen" zwecks engen Zusammenarbeitens dieser Länder bei der Einfuhr von Faserstoffen aller Art aus den russischen Reichen, der Ukraine und den anderen Ostrandstaaten gebildet worden ist. Das Reichswirtschaftsamt, das deutsche Kriegsamt und die österreich-ungarischen Handelsministerien beaufsichtigen diese gemeinnützige Gesellschaft. Zur Ausbeutung des dem deutschen Erfindungsgeist gelungenen vollwertigen Ersatzes für Baumwolle, Hanf, Jute und Leinen wurde die Baumwollersatz-Produkte-Studiengesellschaft ins Leben gerufen. Hinter diesen Unternehmungen steht die gesamte

Wer dazu in der Lage ist, zum Gelingen der achten Kriegsanleihe etwas beizutragen, der muß, jawohl, muß dabei sein!

deutsche Textilsparte. Innerhalb der süddeutschen Handwerkskammern sind zwecks Rohstoffversorgung Zentralstellen errichtet. Auch bayerische Wirtschaftskreise sind in hervorragendem Masse an allen diesen hochwichtigen Neubildungen beteiligt. Einen Beleg für die Förderung bayerischer Industrie im Kriege erbringt auch die für die Allgemeinheit interessante deutsche Luftkriegsbeute-Ausstellung zu München in der Sonderausstellung für die Ehrenabteilung der bayerischen Industrie. Ueber die industrielle und gewerbliche Erschliessung Bayerns und die den bayerischen Banken hierbei zufallenden Aufgaben wurde in der Generalversammlung der Bayerischen Vereinsbank — Geheimer Hofrat Heinrich Held, bayerischer Landtagsabgeordneter, Regensburg wurde neu in den Aufsichtsrat gewählt — ausführlich debattiert.

Von der aufsehenerregenden Wiener Ansprache des Grafen Czernin über Krieg und Frieden interessierten unsere Wirtschaftskreise namentlich die bemerkenswerten Hinweise über die Friedensbedingungen mit Rumänien. Dass Schutz und Förderung der wichtigen Handelsschiffahrt auf der unteren Donau unter Sicherung des Eisernen Tores gewährleistet wird, wichtige Werftanlagen, Kohlenreviere und nicht zuletzt innerhalb der Erdölindustrie grundlegende Pachtungen und Rechte für unsere Verbündeten und in gleichem Masse für uns gesichert werden, ist von entscheidender Bedeutung für unsere Neuorientierung am Balkan. Allerdings verstimmten in unseren Handelskreisen die wiederholten Meldungen, wonach ein Reichsmonopol für solche Petroleum-Unternehmungen geplant ist, da man eine Beeinträchtigung der Entschädigungsansprüche der seitherigen deutschen Erdölgesellschaften befürchtet. Auch die Einzelheiten des kommenden Branntwein-Monopolentwurfes — ein kaiserliches Monopolamt für Branntweinverwertung wird errichtet — wecken die wirtschaftlichen, sozialen und finanziellen Bedenken gegen Reichsmonopole. Neuerdings wurde im Reichstag die Forderung eingebracht, die Bildung und Gründung von Syndikaten und Kriegsgesellschaften durch staatliche Organe einzuschränken und die Wiederherstellung des freien kaufmännischen Verkehrs in die Wege zu leiten. Der Erfolg bleibt einstweilen zweifelhaft. — Zu begrüssen ist jedenfalls die Förderung von Industrie, Handel und Gewerbe in Bayern durch den Ausbau des zuständigen Ministeriums des Aeussern. Eine Verstärkung der Beamtenschaft, eine neue Zuständigkeitsverteilung für diese Gebiete, auch für die Fragen der Uebergangswirtschaft ist im Gange. Wie für Berlin, so soll eine wirtschaftliche Vertretung Bayerns nunmehr auch bei den Gesandtschaften in Wien und Bern ernannt werden. M. Weber, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Kriegsanleihe-Versicherung. Die Verbindung von Kriegsanleihe-Zeichnung und Lebensversicherung dient dem Vaterlande und verschafft dem Versicherten selbst bei gegenwärtig kleinem Barkapital ein Vielfaches an Kriegsanleihe. Die bekannte Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft „Germania" in Stettin schließt Kriegsanleihe-Versicherungen zu den allergünstigsten Bedingungen ab. Man beachte das diesbezügliche Inserat auf der zweiten Umschlagseite. Gleichzeitig empfehlen wir allen Interessenten, den Artikel über Kriegsanleihe-Versicherung in Nr. 13 der „A. R." auf S. 198 nochmals eingehend durchlesen zu wollen.

„Vermißt." Schlimmer als die Gewißheit, von dem Streiter an der Front zu hören, daß er gefallen sei, ist den Angehörigen die Botschaft, daß er „vermißt" gemeldet wurde. Hier kann den Angehörigen zur Klarstellung des Schicksals des Vermißten behilflich sein: für preußische Truppen: die „Deutsche Suchliste" in Berlin S. 14, Dresdenerstraße 43; für bayerische Truppen: die „Bayerische Suchliste" in Augsburg, von der Tannstraße 48; für österreichisch-ungarische Heeresangehörige das „Oesterreichische Suchblatt" in Wien, Stock im Eisen Nr. 3. Nähere Auskünfte geben alle drei Geschäftsstellen. Bedingungen für die Aufnahme des Vermißten in eine der drei Listen ist, daß das zuständige Rote Kreuz um Nachforschung nach dem Vermißten angegangen worden ist.



Fesselnde, lehrreiche Lebensbeschreibungen.

Aus unsern Verlagswerken empfehlen wir als Lektüre für jedermann:

Das Leben des heiligen Johannes von Gott. Von Fr. Luziano del Pozo. Mit Erlaubnis des Provinzials der Barmherzigen Brüder in Granada aus dem Spanischen übersetzt von W. Frank, Domkapitular. XX u. 284 Seiten. 8°. Preis gebunden M. 3.30.

Die Kongregation der Barmherzigen Brüder erfreut sich mit Recht einer allseitigen Beliebtheit. Für diese wird die deutsche Bearbeitung des Lebens des hl. Johannes von Gott eine willkommene Gabe sein. Aber auch jeder Katholik wird das Buch mit Interesse lesen: man möchte ja das Leben dieses Heiligen nennen ein Menschenleben voll hehrer Liebe u. Weisheit zur Ehre Gottes u. z. Heile der Kranken.

Das Literatur-Apostolat eines Heiligen. Verdienste des hl. Klemens Maria Hofbauer um die katholische Literatur. Von F. Flinterhoff. 72 Seiten 8°. Preis geheftet M. —.80, gebunden M. 1.20.

Hier wird gezeigt, wie Klemens Hofbauer, mit klarem Blicke in seiner verworrenen Zeit die Bedeutung der Literatur für das religiöse Leben weiter Kreise durchschaute, und wie er alles tat, um die Pflege der Literatur im katholischen Sinne zu fördern.

Helden des Christentums. Heiligenbilder, herausgegeben von Konrad Kirch S. J. Vollständig in zwölf Bänden, jeder Band ca. 200 Seiten. — Die Sammlung zerfällt in drei Teile: I. Aus dem christlichen Altertum, II. Aus dem Mittelalter, III. Die neuere Zeit. Jeder Teil umfaßt 4 Bände. Preis des einzelnen Bandes vornehm gebunden Mk. 2.—.

Erschienen sind: I. Bd. 1.: **Die Kirche der Märtyrer.** I. Bd. 2.: **Glaubensstreiter im Osten.** I. Bd. 3.: **Lehrer des Abendlandes.** II. Bd. 1.: **Leuchten in dunkler Zeit.**

Das Werk ist auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut. Gestützt auf die besten und zuverlässigsten Quellen, schildert es die Heiligen ganz so, wie sie tatsächlich lebten und wirkten.

Der heilige Bonifatius, Apostel der Deutschen. Von L. Kuhlmann, Gymnasiallehrer. XII und 504 Seiten. Preis geheftet M. 3.60, gebunden M. 5.—.

In populärer Sprache schildert uns das Werk die segensreiche Tätigkeit des Apostels der Deutschen. Er erscheint wie eine andere Sonne, umkreist von einem Heere hellglänzender Sterne anderer Glaubensboten und Heiligen. Der Verfasser hat in seinem Werke alle Forschungen und Studien katholischer wie akatholischer Geschichtsschreiber verwertet.

Geschichte der hl. Kunigunde von Luxemburg, Kaiserin von Deutschland. Von J. P. Toussaint, Priester der Diözese Luxemburg. 136 Seiten kl. 8°. Preis gebunden M. 2.—.

In lebendiger Sprache und anziehender Darstellung wird uns hier ein treffliches Lebensbild der heiligen Kunigunde, der Gemahlin des Kaisers Heinrich II., dargeboten. Gleichzeitig werden interessante Einzelheiten aus dem Leben dieses heiligen Herrschers eingeflochten. Der kurzen und doch ausführlichen Lebensbeschreibung liegen die zuverlässigsten Quellen zugrunde.

Lebensbilder hervorragender Katholiken des neunzehnten Jahrhunderts. Nach Quellen bearbeitet u. herausgegeben von J. J. Hansen, Pfarrer. Acht Bände VIII u. 294 Seiten bis VIII u. 444 Seiten. 8°. Preis des einzelnen Bandes Mk. 4.60 bis M. 5.20.

Eine lange Reihe glänzender Gestalten aus allen Lebensständen und Lebensberufen wird hier vorgeführt, alle glaubenstreue und glaubensstarke Kinder der katholischen Kirche. Damit wird die so häufig vorgebrachte Behauptung von der „geistigen Rückständigkeit" des Katholiken in ihrer ganzen Haltlosigkeit hingestellt. Ein solches Werk sollte Eingang in jede katholische Familie finden.

Roswitha von Gandersheim, die erste deutsche Dichterin. Von Joh. Schneiderhan. VIII und 208 Seiten kl. 8°. Preis geheftet M. 2.60, gebunden M. 3.30.

Eine hochinteressante Abhandlung über das Leben und Schaffen der edlen Ordensfrau, die bereits im 10. Jahrhundert es verstand, Nationales, Christliches und Humoristisches in ihren Dichtungen glücklich zu vereinen.

Daniel O'Connel, der Befreier, und seine politische Bedeutung für Irland und England. Von A. Zimmermann, S. J. XVI und 242 Seiten 8°. Preis geheftet M. 2.40. gebunden M. 3.00.

Gerade in unserer Kriegszeit wird es für jeden Deutschen von besonderem Interesse sein, von der gewissenlosen Unterdrückung der Iren durch die Engländer zu lesen und von dem großen Manne, der so furchtlos den Bedrückern entgegentrat, indem er für Irlands gerechte Sache kämpfte.

Professor Contardo Ferrini, ein Mann des Glaubens und der Wissenschaft. Autorisierte deutsche Ausg. Von P. Leo Schlegel, O. Cist. 32 Seiten 8°. Pr. geh. M. 0.25.

Das Werk schildert das Leben und Wirken eines hochgebildeten Mannes, den jeder Katholik, und zumal der Katholik in höherer Lebensstellung, sich zum Vorbilde nehmen sollte.

Paderborn. **Bonifacius-Druckerei.**



Grosse vaterländische Kundgebung

für die

VIII. Kriegsanleihe

am Donnerstag, den 11. April 1918, abends 8 Uhr im Löwenbräukeller, Nymphenburgerstrasse

veranstaltet von **Mitgliedern der politischen Parteien des Landes.**
Auch Frauen sind willkommen.

Eintrittskarten werden vom Rathaustorwart unentgeltlich abgegeben.

1. Militärmarsch op. 41 . . . . von F. Schubert
2. Ouverture zur Oper „Rienzi" . . . . . von Richard Wagner
3. „Die Allmacht", Männerchor mit Orchester . . . . von Vinz. Lachner
4. Ansprache des II. Bürgermeisters Hofrat Dr. Küfner
5. „Blücher am Rhein", Männerchor . . . . von Reissinger
6. Vortrag des Oberleutnants zur See Ziemer über den U-Bootskrieg mit Lichtbildern
7. „Wach auf", Chor aus der Oper „Die Meistersinger" . . . . von Rich. Wagner
8. „Generalfeldmarschall von Hindenburg", Marsch . . . . von Fetras

Mitwirkende:
Münchener Sängerbund — Frauenchor des Lehrergesangvereins — Neues Münchener Konzertorchester.
Musikalische Leitung: Eduard Zengerle, K. Chordirektor.

Friedrich Beckh, Landesökonomierat und Landtagsabgeordneter; Ludwig Giehr, K. Oberzollinspektor, Schriftführer der Kammer der Abgeordneten; Dr. Joseph Heigl, K. Sanitätsrat, Gemeindebevollmächtigter; Karl Hübsch, Magistratsrat und Landtagsabgeordneter; Joseph Humar, Verleger und Gemeindebevollmächtigter; Dr. Ernst Müller, K. Oberlandesgerichtsrat, Reichstags- und Landtagsabgeordneter; Karl Scharnagl, Bäckermeister und Landtagsabgeordneter; J. Schön, K. Kommerzienrat, II. Vorstand des Gemeindekollegiums und Landtagsabgeordneter; Karl von Spies, K. Bayer. Kammerherr, Oberstleutnant a. D.; Karl Stierstorfer, Diplomingenieur, K. Kommerzienrat und Gemeindebevollmächtiger; Karl Stöhr, K. Kommerzienrat, Architekt; Ludwig Wenng, Schriftsteller und Verleger; Sebastian Witti, Direktor, I. Vorstand des Gemeindekollegiums; Fritz Wörz, K. Kommerzienrat u. Gemeindebevollmächtigter.

Zeichnet die 8. Kriegsanleihe!

Preußische Lebens-Versicherungs-Actien-Gesellschaft

Den besten Weg Kriegsanleihe zu zeichnen
bietet die

Kriegsanleiheversicherung

Keine Einzahlung außer der Versicherungsprämie :: Keine Wartezeit
Keine ärztliche Untersuchung :: Garantiert fallende Prämie
Aushändigung der Anleihestücke sofort beim Tode — ganz gleich wieviel Prämien gezahlt sind — spätestens nach 12 Jahren
Nähere Auskunft durch die Direktion, Berlin W 8, Mohrenstr. 62.

Handbuch des katholischen Kirchenrechts

auf Grund des neuen Kodex vom 28. Juni 1917
herausgegeben von

Prälat Dr. Martin Leitner

o. Hochschulprofessor für Kirchenrecht und Grundzüge des bayerischen Staats- und Verwaltungsrechts, Defensor vinculi am Bischöfl. Ehegericht zu Passau

In Einzellieferungen

Erste Lieferung

Grundlagen der katholischen Gesetzgebung; Konkordate, Kirchengebote

IV u. 84 S. in kl. 8o. In Umschlag geheftet einschließlich Teuerungszuschlag Mk. 1.65.

Die vorliegende erste Lieferung bietet vor allem die Grundlagen der katholischen Gesetzgebung, wie das neue Recht sie auffaßt, indem zunächst die Frage beantwortet wird, was unangetastet bleibt, was geändert wird.

Im besonderen wird gezeigt, welches Partikularrecht in den Gebieten deutscher Zunge auch fürderhin in Geltung ist. Endlich werden die „Kirchengebote", welche ja bereits seit August 1917 in Geltung sind, nach dem neuen Rechte dargelegt und erklärt. Die nächste Lieferung soll zwei wichtige Kapitel behandeln: Rechte und Pflichten der Laien, Eintritt in den geistlichen Stand.

Neue Fünfminutenpredigten

Von P. **Gaudentius Koch**, Kap. 156 S. Preis einschließlich Teuerungszuschlag Mk. 2.75.

Ueber des Verfassers erste Sammlung Fünfminutenpredigten hat die Kritik zu ihrem größten Teil die Erklärung abgegeben, sie seien volkstümlich, praktisch und zeitgemäß. Dies Urteil wird niemand befremden, der weiß, daß sich Gaudentius Koch seit acht Jahren ununterbrochen auf diesem Gebiete betätigt. So wird dies Büchlein besonders dort erwünscht sein, wo der Klerus zur Spätmesse und beim Abendgottesdienst der kurzen, frischen und packenden Anreden bedarf. Jeder Prediger wird damit gut beraten sein; denn hier ist logisch gearbeitet und gut disponiert.
Theologielektor Thomas v. Villanova Gerster, Domprediger in Brixen.

Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Sendet die „Allgem. Rundschau" ins Feld!

Das Deutschland von Morgen.

Zeit- u. Zukunftsfragen, wie sie der Weltkrieg stellt
von **J. A. Kral**

Reichskanzler Graf Hertling schreibt hiezu: „daß die Schrift eine Fülle von beherzigenden Gedanken enthält"

Aus dem Inhalt: Ein einig Volk — Der Krieg als Kampf zweier Kulturen — Der Burgfriede von heute — Der innere Friede von morgen — Religiöse Erneuerung oder Bankerott des Christentums — Christentum und Staat — Die Einheitsschule — Politik und Moral — Der Fall Förster — Das Jahrhundert der Kinder — Sozialdemokratie und Zentrum — Zentrum, Liberalismus u Demokratie — Der Fall des Jesuitengesetzes — Die Blutschuld der Loge — Papsttum u. Römische Frage — Ein Wort von der Presse — Die Weltsprache der Zukunft — Arbeit und Wohnstätten den heimkehrenden Helden.

Zu beziehen zum Preise von 2.20 Mk. von allen Buchhandlungen oder gegen Portozuschlag von 30 Pfg. direkt vom Verlage

J. Keller & Co. Dillingen Donau.

Todes-  Anzeige.

Nach Gottes heiligstem Willen ist am 4. April nachmittags um 1/24 Uhr unser lieber, guter Onkel

Hochw. Herr Karl Lederle

Direktor und freiresignierender Pfarrer
Commorant in St. Ottilien

nach längerer Krankheit, wohlversehen mit allen Tröstungen unserer hl. Kirche, sanft entschlafen. Der Verstorbene ist am 25. Oktober 1862 geboren, wurde am 23. Juli 1887 zum Priester geweiht, war dann bis 1892 Kaplan in Aichach und wirkte dann bis 1902 als Pfarrer in Schildberg. Besonders segensreich wirkte der teure Verstorbene von 1902—1912 als Wallfahrtsdirektor in Herrgottsruh. Wegen eines schweren Augenleidens musste er 1912 in den Ruhestand treten und weilte dann bis zu seinem seligen Tode im hiesigen Kloster.

Wir empfehlen die Seele des Verstorbenen dem Gebete der Priester am Altare und dem frommen Gedenken der Gläubigen.

St. Ottilien, April 1918.

Die trauernden Hinterbliebenen.

Der Trauergottesdienst mit darauffolgender Beisetzung fand in St. Ottilien am Samstag den 6. April vormittags 8 Uhr statt.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M. 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 16. München, 20. April 1918. XV. Jahrgang.

Verbündete, nicht Vasallen!

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Die Beziehungen zwischen Kaiser Wilhelm und König Ludwig sind die aufrichtiger und herzlicher Freundschaft. Aus den Begegnungen und Kundgebungen der beiden Herrscher, welche die Oeffentlichkeit kennt, ist dies bekannt, und durch andere Vorgänge, die sich dem öffentlichen Leben entziehen, wird es erhärtet. Hinzu kommt, daß die weitausschauende und zielsichere Haltung des bayerischen Staatsoberhauptes im Reiche, in allen Kreisen außerhalb Bayerns, welche den internen Gang der Ereignisse zu beobachten in der Lage sind, sich eines festgegründeten Vertrauens und einer großen Volkstümlichkeit erfreut.

Der bayerische Staat hat sich im Kriege als ein Fels in den das Reich bedrohenden Gefahren erwiesen. In unerschütterlicher Treue, durch welche die bayerischen Stämme mit dem Reiche verbunden sind, mit einer im Wesen dieser Stämme begründeten hervorragenden Kriegstüchtigkeit haben die bayerischen Heldensöhne sich unauslöschliche, unvergängliche Verdienste auf den Schlachtfeldern in Ost, Süd und West errungen. Die bayerischen Heerführer, unter ihnen Kronprinz Rupprecht und Prinz Leopold, haben sich ihrer hohen Aufgaben voll gewachsen gezeigt und ihre Namen mit dem Glanz erfolgreicher geschichtlicher Taten umgeben. Die bayerische Volkswirtschaft, die Staatsverwaltung in allen ihren Zweigen wie die Selbstverwaltung der Gemeinden haben sich als durch und durch tüchtig erwiesen und ihr Bestes hergegeben, um die auf die wirtschaftliche Niederringung Deutschlands gerichteten Pläne der Feinde zuschanden werden zu lassen.

Das ist aus den bayerischen Verhältnissen heraus gesprochen. Es soll nicht gesagt sein um eitlen Rühmens willen, nicht um Vorzüge vor anderen deutschen Stämmen und Staaten zu behaupten, sondern um die Gleichwertigkeit aller festzustellen, die in treuer, aufopfernder Hingabe und glänzenden Leistungen für das deutsche Vaterland miteinander wetteifern, die, in ihrer völkischen und staatlichen Individualität so verschieden, gerade aus dieser Individualität die Impulse empfingen zu den bewunderswerten Großtaten, welche in diesem furchtbaren Kriege von allen vollbracht worden sind, vollbracht in vollster Einheitlichkeit und Harmonie, in klarer, alle durchdringenden Erkenntnis dessen, was für das Reich wie für die Einzelstaaten, für die einzelnen Stämme wie für das ganze deutsche Volkstum auf dem Spiele steht.

Die mittelstaatliche Dezentralisation, welche gerade bei der Vielgestaltigkeit in der geschichtlichen Vergangenheit West-, Mittel- und Süddeutschlands so viele Kulturzentren hervorbrachte, deren sich andere Länder nicht erfreuen und die den Fortschritt Deutschlands mächtig förderten, ist im Deutschen Reiche in glücklicher Weise zu einem Ganzen verbunden, welches der Selbsttätigkeit der einzelnen Glieder Luft und Licht und Bewegungsfreiheit läßt. Allein wie nach dem Deutsch-Französischen Kriege von 1870/71, so regen sich auch jetzt in diesem Kriege allerorts Kräfte, welche dem Unitarismus zusteuern. Davor immer wieder zu warnen und dagegen den Widerstand anzuspornen, liegt im eigensten Interesse des Reiches und der Einzelstaaten und ist daher eine öffentliche Pflicht.

Die Kriegsbewirtschaftung, die Konzentration der Reichswirtschaftsstellen in Berlin, die Anhäufung aller Aufträge in Norddeutschland bereiten der Wirtschaft der süddeutschen Staaten schon jetzt die schwersten Hemmungen, und deutlich erkennbar sind die Bestrebungen, eine Monopolstellung in Handel, Industrie und Gewerbe für den Norden und in Berlin zu errichten, bei denen die Südstaaten abhängige Kostgänger werden sollen. Wie weit gesteckt die Absichten sind, geht aus der Rede des Kruppschen Finanzrats Hugenberg hervor, der „den ganzen kostspieligen Apparat der Einzelstaaten" aufgeben will, wenn in Preußen das gleiche Wahlrecht eingeführt wird, weil ihr Zweck dann ausgewischt sei und nur die von ihnen ausgehenden Hemmungen des wirtschaftlichen Lebens und des Geschäftsganges übrig geblieben seien. Wenn solche auflösende Gedanken im Hause Krupp kundgegeben werden, das doch auch ein Eckstein des Reiches sein will, was soll man erst von jenen anderen Kreisen erwarten, bei denen die Freizügigkeit der Wirtschaft gleich ist mit der jederzeit wechselbaren Freizügigkeit der Gesinnung!

Die staatlichen Faktoren im Reiche wie in den Einzelstaaten mögen auf die Zeichen der Zeit achten. Greift der Unitarismus, der nach der Reichsgründung aus politischen Gründen einsetzte, auf das wirtschaftliche Gebiet über, dann wird er eine reale Macht, welche reichsauflösend wirkt. Darüber gebe man sich keiner Täuschung hin, daß die deutschen Einzelstaaten die ihnen von gewissen wirtschaftlichen Schichten zugedachte Mediatisierung in staatspolitischer und wirtschaftspolitischer Hinsicht nach den Erlebnissen des Krieges nicht auf sich nehmen werden.

Bei der Reichsleitung, die einig mit den einzelstaatlichen Regierungen geht und in fester Ideenassoziation mit ihnen verbunden ist, besteht die klare Erkenntnis, daß der bestmögliche wirtschaftliche Ausgleich unter den Einzelstaaten eine grundlegende Notwendigkeit ist. Man hat den Beweis dafür jetzt wieder bei der Regelung der Frühdruschprämienfrage erhalten, welche von Reichsstellen so geregelt werden wollte, daß Bayern ausgeschlossen worden wäre und die betroffenen, um 5½ Millionen Mark geschwächten bayerischen Kommunalverbände den Brotpreis hätten in die Höhe setzen müssen. Als der bayerische Minister Dr. v. Brettreich mit seiner durchaus zutreffenden Rechtsauffassung nicht durchdrang, gab sich in Bayern eine erregte Stimmung kund, denn die Frage legte sich jedem auf den Magen. Dann hat die Reichsleitung die Sache aus der Welt geschafft: der Anspruch Bayerns wurde in einem eigens eingesetzten Ausschuß des Bundesrats geprüft und für sachlich gerechtfertigt erklärt. Das Mißliche des vom politischen Zentrum losgelösten Eigenbetriebs von Reichsstellen — hier der Reichsgetreidestelle, deren Entscheid das Reichsschatzamt übernommen hatte — konnte nicht drastischer in die Erscheinung treten.

Und schon wieder ersteht eine neue wirtschaftliche Gefahr durch die Bildung einer Deutschen Kraftwagengesellschaft und eines Benzinmonopols in Berlin, die im Interesse der Heeresverwaltung betrieben wird, um das Kraftfahrwesen einheitlich so zu gestalten, daß es für Kriegszwecke ohne weiteres umgestaltet werden kann. Leuchtet auch der Zweck ein, so doch nicht die Monopolisierung und Zentralisation in Berlin, die eine neue wirtschaftliche Schädigung den Bundesstaaten zu bereiten geeignet ist. Bayern hat sich selbständig gemacht, die in Berlin entstehende Gesellschaft bleibt von Bayern ausgeschlossen. Und die anderen Bundesstaaten? Der gleiche Zweck wäre bei einer organischen Dezentralisation doch ebenso zu erreichen. Der verstorbene nationalliberale Abgeordnete v. Eynern hat Berlin einmal einen „Wasserkopf" genannt. Soll er denn immer mehr Kräfte des Reiches zersetzen?

Glänzend hat sich gerade die staatsrechtliche Organisation des Reiches in diesem Kriege bewährt, das Zusammenwirken der Einzelstaaten im Reich steht in gewaltiger Größe vor den Zeitgenossen. Das Reich so zu erhalten, wie es sich bewährt hat, ist eine Existenzfrage der deutschen Nation, von welcher alle politischen, aber ebenso alle wirtschaftlichen Hemmungen ferngehalten werden müssen, die das Fundament dieses herrlichen Baues angreifen. Verbündete, nicht Vasallen! Das Wort des Prinzen Ludwig gilt nicht nur in politischer, sondern auch in wirtschaftlicher Beziehung.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau] von Fritz Nienkemper, Berlin.

Wenn man den Spieltisch neben das blutige Schlachtfeld stellen darf, so erscheint der gegenwärtige Kampf als eine militärische Schachpartie Hindenburgs von feinster Anlage und meisterhafter Fortführung. Daneben sehen wir ein diplomatisches Turnier zwischen Czernin und Clemenceau in wenigen eiligen Zügen sich zum verblüffenden Matt abspielen.

Die neue Schlacht bei Armentières.

Wieder eine überraschende Wendung, wieder ein voller Erfolg! Nach der österlichen Atempause hatten unsere Truppen am Südrande der Einbruchstelle ihre Vorstöße fortgesetzt und den sog. Generalissimus Foch gezwungen, alle verfügbaren französischen Reserven südlich der Oise anzusetzen. Während die Gegner nun darüber grübelten, ob der nächste Stoß sich gegen Amiens oder gegen Compiègne-Paris richten werde, erfolgte plötzlich am 9. April im Norden ein Angriff von Lille aus, den niemand erwartet hatte. Entweder liegt der Aufklärungsdienst bei den Engländern ganz im argen, oder die Verschleierungskunst ist bei unseren Leuten auf wunderbare Höhe gebracht: die Feinde hatten von den gewaltigen Vorbereitungen, die zu einer solchen Offensive erforderlich sind, dort oben an der Lys eben so wenig bemerkt, wie vor drei Wochen an der Somme. Vielleicht waren sie in dem Wahne befangen, daß die Erweiterung der Bresche überhaupt nicht anders möglich sei, als nach dem herkömmlichen Verfahren, vom Flügel der Einbruchstelle aus Schritt für Schritt sich auszudehnen. Unsere Heeresleitung versuchte eine neue Methode: es wurde in einiger Entfernung eine neue Bresche geschlagen; der Mauerrest, der zwischen beiden vorläufig stehen geblieben, war bei der Bedrohung von beiden Seiten ohne weiteres verloren. Wenn die Kampfplätze, für die jedesmal die verhältnismäßig schwächste Stelle des Feindes ausgesucht wird, vorläufig räumlich getrennt sind, so hat der Angreifer um so leichter taktische Arbeit, während für die strategische Gesamtwirkung das Ineinandergreifen der verschiedenen Unternehmungen zur rechten Zeit vorgesehen ist.

Getrennt marschieren und vereint schlagen, war einst der Moltke'sche Leitsatz. In diesem Riesenkriege ist die Schlachteinheit à la Königgrätz nicht mehr durchzuführen. Jetzt kann man sagen: Getrennt marschieren, einzeln schlagen, vereint siegen.

Das nächste Hauptziel ist allem Anschein nach die Vernichtung der englischen Landarmee unter vorläufiger Fesselung der französischen Truppen. Die Sprengung der Britenstellung wird nicht durch eine einzelne Riesenbombe, sondern durch mehrere Dynamitpatronen in wohlbemessenem Abstand erstrebt. So geht es offenbar sicherer und auch billiger, d. h. unter geringeren Blutopfern von unserer Seite.

Die Methode der Umfassung wird im kleinen wie im großen erfolgreich angewandt. Die Eroberung des mächtigen Stapelplatzes und Bollwerkes Armentières bildet ein leuchtendes Muster. Das Ingrundschießen hätte außer dem Material viel Zeit erfordert, der Frontangriff hätte viel Opfer gekostet. Man ersparte sich beides, indem man rechts und links neben der Festung so weit vordrang, daß die beiden Flügel sich zum Ring schließen konnten. Damit war die abgeschnürte Festung geliefert mit dem ganzen Inhalt, der nicht vor Toresschluß noch entwischen konnte. Am 11. April bereits fiel Armentières mit 3000 Soldaten, 50 Offizieren, 45 Geschützen und sonstiger reicher Beute an Munition, Kleidung usw. in unsere Hand. Man kann von unserer Kriegskunst sagen: In der Beschränkung der eigenen Verluste zeigt sich der Meister. Schon bei der Defensivtaktik des vorigen Jahres mit ihren klugen Räumungen wertloser Vorgelände, und jetzt erst recht in der Zangentaktik.

Beim glücklichen Fortgang der Aktionen werden auch Amiens und die anderen Stützpunkte der Engländer das Schicksal von Armentières erleben; einer fällt nach dem andern, bis der Rest der englischen Herrlichkeit an der Küste eingekreist ist. Diese Befürchtung wird schon in der Londoner Presse laut.

Lloyd George drückte inzwischen im Unterhaus ein neues Mannschaftsgesetz durch, das den Dienstzwang auf das 50. Lebensjahr ausdehnen und auch auf Irland Anwendung finden soll. Letzteres bedeutet nichts anderes, als Irland in Aufruhr setzen. Das gleichzeitige Angebot einer beschränkten Selbstverwaltung bleibt eindruckslos. Asquith und die liberale Partei erkennen diesen schweren Fehlgriff, aber sie verzichteten auf den Widerstand, weil sie sonst die Nachfolge von Lloyd George und damit die Verantwortlichkeit für den drohenden Zusammenbruch hätten übernehmen müssen. Welch ein Abstand zwischen den früheren Prahlreden von Lloyd George und den gegenwärtigen Notschreien! Man muß das Volk schon trösten mit der Versicherung, daß England schlimmstenfalls zur See weiterkämpfen werde (trotz der U-Boote?), und daß 1919 sich nachholen lasse, was 1918 mißlungen sei.

Czernin—Clemenceau und der Kaiserbrief.

Als der französische Ministerpräsident bei dem Wortwechsel über die Schweizer Verhandlungen ins Gedränge geriet, griff er auf einen angeblichen Brief des Kaisers Karl zurück, zuerst mit Anspielungen, dann durch Veröffentlichung des Aktenstückes. Von Wien aus wurde bestätigt, daß Kaiser Karl am 31. März 1917 an seinen Schwager Sixt von Bourbon einen auf die Friedensfragen bezüglichen vertraulichen Brief gerichtet hat, aber der in Paris veröffentlichte Text wurde als gefälscht in den entscheidenden Punkten gebrandmarkt. Ein Satz über Belgien sei von dem Fälscher eingeschoben und die Sätze über Elsaß-Lothringen so gefälscht, daß das gerade Gegenteil der Ansicht des Kaisers zum Ausdruck komme. Nach der Pariser Lesart sollte Kaiser Karl den „gerechten Ansprüchen Frankreichs hinsichtlich Elsaß-Lothringens" seine Unterstützung zugesagt haben, während er in Wirklichkeit geschrieben hatte, er würde diese Ansprüche unterstützen, wenn sie gerecht wären; „sie sind es aber nicht". Aktenfälschungen zu politischen Zwecken sind schon öfter dagewesen, und gerade die französischen Finger verstehen sich auf solche Kunstgriffe. Im vorliegenden Falle ist es sehr rätselhaft, warum die französische Regierung, wenn sie an die Echtheit ihres Textes glaubte, den Kaiserbrief mit seinem vermeintlichen, hochwichtigen Zugeständnis ein ganzes Jahr lang unbenutzt liegen ließ, obschon sich daraus viel Kapital hätte schlagen lassen, sowohl für die öffentliche Diskussion, als auch bei den vertraulichen Verhandlungen in der Schweiz.

Von der anderen Seite ist es wohl zu erklären, daß der junge Kaiser von Oesterreich im vorigen Frühjahr, als das Friedensangebot des Vierbunds noch nachwirkte und die russische Revolution sowie die Haltung Amerikas neuerdings die Friedensfrage anschnitten, durch den vertraulichen Brief an einen Verwandten, der in Frankreich Fühlung hatte, zur Anbahnung einer Verständigung mitzuwirken suchte. Kaiser Karl hat dabei den unerbittlichen Kriegswillen der französischen und englischen Machthaber unterschätzt. Aber nachträglich hat sein Schreiben die gute Folge, daß die Bosheit und Verstocktheit der Feinde in grellem Licht offenbar wird. Sie haben selbst dieses vermeintlich weitgreifende Entgegenkommen frivol beiseite geschoben, um ihren Vernichtungskampf fortzusetzen. Jetzt erhebt sich bei den feindlichen Völkern schon der Seufzer: Warum haben unsere Führer nicht damals die Gelegenheit zu Verhandlungen ergriffen, bei denen wir viel besser dagestanden hätten als bei den künftigen Verhandlungen?

Wenn Clemenceau auf die Erregung von Mißtrauen zwischen den Herrschern und den Völkern der Mittelmächte spekuliert hat, wird er bitter enttäuscht sein. Der Zwischenfall hat Anlaß gegeben zu einem Telegrammaustausch zwischen den beiden Kaisern, wobei die „vollständige Solidarität" der beiden Reiche mit einer außerordentlichen Wärme vor aller Welt festgestellt wird. Die Feinde haben das Gegenteil erreicht von dem, was sie wünschten. Die Lage ist geklärt, die Luft gereinigt, die Innigkeit und Unauflöslichkeit des Bundes bekräftigt. Das Weitere besorgen die Siege im Westen, an denen auch österreichische Kräfte beteiligt sind, wie ja auch deutsche Truppen in Italien mitgewirkt haben und voraussichtlich bald wieder mitwirken werden.

„Unsere weitere Antwort sind meine Kanonen im Westen!" so schließt Kaiser Karl sein letztes Telegramm an den Deutschen Kaiser, worin er die Anschuldigung Clemenceaus, als ob er (Kaiser Karl) seinen Schwager fälschlich beschuldige, indem er eigenhändig einen lügnerischen Text konstruiere, für so niedrig erklärt, daß er nicht gesonnen sei, mit Frankreich über die Sache ferner zu diskutieren. Auch die österreichische Regierung erklärt mit der wiederholten Feststellung der französischen Fälschung (unter Offenlassung der Frage, wo dort die Unterschiebung des falschen Briefes erfolgt ist — Prinz Sixtus, dessen Charakter eine Fälschung ausschließt, scheidet dabei aus) die Angelegenheit als beendet. Andererseits ist im Augenblick, da diese Zeilen in Druck gehen, noch nicht zu ermessen, inwieweit der Rücktritt des Grafen Czernin mit der Angelegenheit zusammenhängt oder verursacht ist durch weitergehende Meinungsverschiedenheiten mit der Krone sowie durch die tschechisch-südslavische Gegnerschaft, die Graf Czernin sich durch die Brandmarkung gewisser Quertreibereien und Verrätereien in seiner Wiener Rede vom 2. April zugezogen hatte.

Wahlrechtsreform im Reiche und in Bundesstaaten.

Von Abgeordneten Prälat Dr. von Pichler, Passau.

III. Das System der Verhältniswahl.

Die bayerischen Liberalen fordern jetzt die Einführung der Verhältniswahl ausgehend von der durchaus richtigen Erkenntnis, daß bei dem jetzt geltenden Wahlsystem ein durchschlagender politischer Erfolg für ihre Partei in Bayern nicht zu erwarten sei. Die Sozialdemokraten haben immer die Verhältniswahl als Parteigrundsatz verlangt. In Nummer 10 der „Allgemeinen Rundschau" hat Gewerkschaftssekretär Weizler die Einführung der Verhältniswahl für den bayerischen Landtag befürwortet und dabei namentlich die Interessen der Arbeiterschaft betont.

1. Das System der Verhältniswahl ist zurzeit noch eine lebhaft umstrittene politische Frage. Die Auffassungen der Politiker und der Staatsrechtslehrer gehen sehr weit auseinander. Gewiß können gewichtige Gründe für dieses Wahlsystem ins Feld geführt werden: Es ist die vollkommenste Durchführung des gleichen Wahlrechts, entspricht also am besten den aus der Wehrpflicht sich ergebenden Rechten des ganzen Volkes; es gibt ein vollständigeres Bild der politischen Stimmungen im Volke, indem auch die kleineren Parteigruppen zur Geltung kommen; es beseitigt die Stichwahlen und die bei denselben oft in so peinlicher Weise zutage tretenden unnatürlichen Wahlbündnisse. Die Freunde der Verhältniswahl tragen sich mit der Hoffnung, daß durch dieselbe die Wahlkämpfe eine bessere Form annehmen und die Häßlichkeit der persönlichen Kämpfe ausscheiden werde, sie erwarten davon eine heilsame Stärkung der Parteidisziplin und eine intensivere Belebung des politischen Lebens. Die Sozialdemokraten und die Fortschrittler treten im Reich und in Bayern für die Verhältniswahl ein, weil sie davon eine bedeutende Verstärkung der Linken im Parlament erwarten. Staatssekretär Wallraf hat aber wohl mit Recht bei Empfehlung der Reformvorlage für die Reichstagswahlen am 12. März betont: „den unzweifelhaften Vorteilen stehen ebenso unzweifelhafte Nachteile gegenüber." Das Wahlrecht soll zwar ein möglichst treues Bild der Stimmung und der Interessen des Volkes geben, aber es muß auch ein arbeitsfähiges Parlament schaffen und den Lebensnotwendigkeiten des Staatswesens gerecht werden. Nach der wirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland, welche auch in Bayern immer mehr sich geltend macht, wird die fluktuierende radikalere Bevölkerung der Großstädte und Industrie-Bezirke bei der einfachen Stimmenzählung in der Verhältniswahl einen immer größeren Einfluß gewinnen zum Nachteil des flachen Landes. Die Verhältniswahl setzt große Wahlkreise voraus — die meisten wünschen für Bayern die Einteilung nach Regierungsbezirken —, die Kandidaten werden von der Parteileitung aufgestellt, infolgedessen geht die persönliche Fühlungnahme des Abgeordneten mit seinen Wählern fast vollständig verloren, es bildet sich ein Berufspolitikertum heraus, in welchem meistens die lautesten Radikalen die Führung behaupten. Die Möglichkeit, daß auch kleinere Minderheiten zu einer Vertretung im Parlament kommen, führt zur Bildung neuer Parteien oder von Interessenten-Gruppen innerhalb der Parteien. Bei großen Wahlkreisen wird die Entwicklung möglicherweise dahin führen, daß einzelne Stände oder Interessenten-Gruppen Vertreter ihrer eigenen Interessen ins Parlament schicken wollen, sie werden die Ansprüche, welche sie jetzt als Forderung an die politischen Parteien stellen, durch die Zahl der eigenen Stimmen zu erreichen wissen. Daraus ergibt sich notwendig eine wesentliche Erschwerung der parlamentarischen Arbeit und eine Verschärfung der Interessenten-Kämpfe im Parlament, mit der Zeit wohl auch eine Auflösung größerer Parteien in einzelne Interessenten-Gruppen. Diese Bedenken wurden im Reichstag bei Besprechung der neuen Wahlvorlage von allen Seiten mit Ausnahme der Sozialdemokraten anerkannt. Selbst der Fortschrittler Dr. Müller-Meiningen erklärte die Notwendigkeit, „daß wir für ein großes politisches Gebiet wie für das Reich diesen Versuch — und der Versuch, den wir machen, ist der erste, das Verhältniswahlrecht auf ein großes politisches Gebiet anzuwenden — mit einer gewissen Vorsicht machen." (Stenographischer Bericht Seite 4329). Er hat auch die Schattenseiten des neuen Systems angegeben, welche in dem Mangel an Zusammenhang von Wählern und Abgeordneten und in allerlei möglichen Wahlintrigen einer kleinen Klique gelegen sind. Der nationalliberale Abgeordnete Dr. Junck hat zugegeben, das System sei „noch in keiner Weise erprobt für den größeren politischen Hintergrund der Reichstagswahlen und wir werden durchaus abwarten müssen, wie es sich hier bewährt." (Seite 4331). Der ehemalige hochverdiente Staatssekretär Graf Posadowsky hat mit sehr ernsten Worten auf die großen Gefahren hingewiesen, die darin liegen, daß das Zahlenverhältnis der Bevölkerung der Großstädte sich fortwährend verschiebt zu ungunsten des flachen Landes und der kleineren Städte; die notwendige Folge davon würde bei allgemeiner Durchführung der Verhältniswahlen sein, daß das Parlament immer mehr zu einer Vertretung der Großstädte und der großstädtischen Interessen würde. Die „M. N. N." haben in Nr. 98 vom 23. Februar dieses Jahres die Zuschrift eines „angesehenen bayerischen Nationalliberalen" an die liberale Landtagskorrespondenz veröffentlicht, in welcher es u. a. heißt: „Es ist hinlänglich bekannt, daß sich in der nationalliberalen Partei von jeher sehr viele und sehr beachtenswerte Stimmen gegen ein System der Gleichmacherei ausgesprochen haben, und obwohl es im gegenwärtigen Zeitpunkt vielleicht sehr wenig volkstümlich klingt, muß doch ausgesprochen werden, daß es noch immer dahin steht, ob diese Stimmen nicht in der Sache recht haben." Die ebenfalls liberale „Münchner Zeitung" hat in der Besprechung des preußischen Wahlgesetzentwurfes geschrieben: „Daß der Schutz der Minderheit, wie er allein in der Verhältniswahl geboten werden kann, nicht gewährleistet wird, mag manchem ein Fehler erscheinen. Indessen ist wohl nicht zu verlangeu, daß immerhin noch unerprobte Methoden gerade in Preußen bei dieser Gelegenheit angenommen werden sollen."

Aber so ziemlich alle Liberalen scheinen mit den Sozialdemokraten einig darin zu sein, daß diese „unerprobten Methoden" gerade in Bayern durchgeführt werden müssen!

Man beruft sich darauf, daß die Verhältniswahl schon vielfach durchgeführt sei und sich durchaus bewährt habe. Wir haben in Bayern seit 1908 die Verhältniswahl bei den Gemeindewahlen in den Städten mit mehr als 4000 Einwohner, wir haben sie im Deutschen Reich bei den Wahlen zur Durchführung der Versicherungsgesetze: Im ersteren Fall handelt es sich um geschlossene Gemeinwesen, in beiden Fällen bestehen nicht die vielfachen Interessengegensätze wie bei den allgemeinen politischen Wahlen. Für die Wahlen zum Parlament besteht die Verhältniswahl seit 1909 in Schweden, das ganze Land ist dabei in 56 Wahlkreise eingeteilt, so daß auf jeden Wahlkreis im Durchschnitt nur 4 Abgeordnete treffen. In Dänemark werden 54 Mitglieder der ersten Kammer (von im ganzen 66) nach diesem System gewählt, für die zweite Kammer besteht das Recht der Mehrheitswahl. Belgien hat ein eigentümliches Gemisch von Pluralstimmrecht mit Verhältniswahl, also nicht das gleiche Wahlrecht. In der Schweiz besteht die Verhältniswahl in einzelnen Kantonen, für die Wahlen zum Nationalrat wurde sie abgelehnt. In Frankreich wird die Einführung dieses Systems seit langem angestrebt, ist aber bisher nicht erreicht; England hat es abgelehnt. Das gemischte System in Württemberg ist im ersten Artikel besprochen. Von deutschen Bundesstaaten hat nur Hamburg durch Gesetz vom 5. März 1906 das Verhältniswahlsystem für die Bürgerschaftswahlen; ein Schluß für größere Staatswesen mit städtischer und ländlicher Bevölkerung läßt sich hieraus in keiner Weise ziehen. Mit der Berufung auf Erfahrungen in fremden

Ländern muß man besonders beim Wahlrecht sehr vorsichtig sein, denn wohl bei keiner Sache kommt es viel weniger auf den Buchstaben des Gesetzes als vielmehr auf die Art der praktischen Durchführung an.

Im Königreich Sachsen wurden im vorigen Jahre verschiedene Anträge auf Abänderung des Wahlrechtes gestellt, sämtliche abgelehnt. Ein fortschrittlicher Antrag auf Einführung des Reichstagswahlrechtes mit Verhältniswahl und einer Alterszusatzstimme erhielt nur die Stimmen der Fortschrittler und Sozialdemokraten. Die Regierung lehnte Reichstagswahlrecht und Verhältniswahl ab. In Baden sprach sich Minister Dusch am 6. Juni vor. Js. gegen die Verhältniswahl aus; der neue Minister Frhr. v. Bodmann stellte sich am 10. Januar ds. Js. auf denselben Standpunkt, erklärte sich aber bereit, eine Aenderung des Wahlsystems für die größeren Städte eintreten zu lassen.

2. In der bayerischen Abgeordnetenkammer wurde diese Frage zum letzten Male im Oktober vor. Js. besprochen aus Anlaß der sozialdemokratischen Anträge zur Verfassungsreform. Neben der grundstürzenden Beschränkung wesentlichster Rechte des Königs stand dabei auch die Forderung der Verhältniswahlen. Dr. Süßheim betonte, die Lösung dieser Frage sei der Prüfstein des Versprechens einer freiheitlichen Entwicklung. Die Vertreter des Bauernbundes und der Freien Vereinigung sprachen sich gegen dieses System aus, weil dasselbe eine Benachteiligung des flachen Landes bringen würde. Aus demselben Grund steht auch das bayerische Zentrum gegen die Einführung der Verhältniswahl für das ganze Land. Abg. Held hat hingewiesen auf die im Reich und in Preußen beabsichtigten Reformen und betont, das Zentrum werde auch in Bayern sich nicht sträuben gegen Vorschläge, die nachahmenswert erschienen.

Die preußische Gesetzesvorlage kann, wie aus dem vorhergehenden erhellt, als Vorbild für eine Reform in Bayern nach keiner Richtung angesprochen werden. Anders der dem Reichstag vorliegende Entwurf. Dem Beispiel des Reiches folgend könnte auch in Bayern in Erwägung gezogen werden, die Verhältniswahl für die Großstädte einzuführen. Es kämen dabei nur Wahlkreise mit mindestens drei Abgeordneten in Frage, also München, Nürnberg, Augsburg und Ludwigshafen; die Einwohnerzahl der beiden letzteren Städte hat nach der letzten Volkszählung 100000 erheblich überschritten. Verschiedene liberale Vereinigungen haben diesen Gedanken entschieden abgelehnt. Sie setzen sich damit in Widerspruch mit den Anschauungen der Nationalliberalen und Fortschrittler im Reichstag und in anderen Bundesstaaten. Der fortschrittliche Abgeordnete Dr. Pachnicke hat am 5. Dezember 1917 im preußischen Abgeordnetenhaus namens seiner Partei erklärt: „Was die dichtbevölkerten Wahlkreise anbelangt, so möchten wir auf den Gedanken der Verhältniswahl für diese nicht verzichten.“ Nach Meldung der „Berliner Volkszeitung“ haben in einer Sitzung der nationalliberalen Fraktion im Abgeordnetenhaus anfangs Dezember sich 14 Mitglieder überhaupt gegen die Wahlreform ausgesprochen, 12 waren dafür, aber nur unter der Bedingung, daß die Verhältniswahl in den Großstädten eingeführt werde. Dieselbe Stellung hat Mitte Dezember der nationalliberale Hauptverein Berlin eingenommen. Bei den Beratungen im Verfassungsausschuß des Abgeordnetenhauses hat auch Minister Dr. Drews anerkannt, daß gewichtige Gründe für den Proporz in den gemischtsprachigen Gegenden und in den Großstädten sprechen. Im Reichstag ist bekanntlich der Antrag auf Beschränkung der Verhältniswahl auf die Großstädte und die dichtbevölkerten Industriebezirke zuerst von fortschrittlicher Seite gestellt worden, von der richtigen Erkenntnis ausgehend, daß damit zunächst die größten Beschwerden beseitigt werden und eine weitergehende Reform nicht zu erreichen sei.

Der gleiche Standpunkt scheint uns für Bayern gegeben. Die allgemeine Einführung der Verhältniswahl ist nicht zu erreichen; Zentrum, Konservative und Bauernbund widersprechen, eine Zustimmung der Reichsratskammer muß als ausgeschlossen erachtet werden. Im übrigen darf ich zum Schlusse wiederholen, was ich schon dargelegt habe: Das bayerische Wahlgesetz vom 9. April 1906 ist durch einstimmigen Beschluß beider Kammern des Landtages zustande gekommen; die Bestimmungen des Gesetzes und die Wahlkreiseinteilung sind aufgebaut auf den Grundsätzen, welche beide Kammern 1902 einstimmig genehmigt haben; Beschwerden gegen dieses Gesetz können also von keiner politischen Partei erhoben werden, wenn sie nicht sich selbst anklagen und ins Unrecht setzen will.

In der Fabrik.

Sirenen heulen. Riesenhämmer schlagen,
Dass rings der Boden und die Wände beben.
Maschinen gehn in rastlos schnellem Streben
Und reissen mit, wer ängstlich will verzagen.

Es dröhnt und rollt wie an Gewittertagen.
Aus hohen Oefen jagt das Feuer Leben.
Gewalt'ge Kranen Eisenplatten heben
So leicht, wie Kinder wohl ihr Spielzeug tragen...

Hier wirkt die kühnste Tat! Was Menschen wollen,
Es wird durch seelenloser Körper Schaffen
Zu glücklicher Vollendung durchgestaltet...

Und doch — wird alles endlich niederrollen,
In schwachen Trümmern auseinanderklaffen —
Wenn nicht mehr Gottes Weltenliebe waltet!

Theodor Seidenfaden.

„Ein Deutscher“ über „Papst, Kurie und Weltkrieg.“

Von Dr. K. Neundörfer, Mainz.

Im Säemann-Verlag (Berlin 1918) ist unter obigem Titel eine „historisch-kritische Studie von einem Deutschen“ erschienen, welche in der Presse viel Beachtung gefunden hat. Sie unternimmt es, „auf Grund von Tatsachen und Dokumenten ein historisch-objektives Bild von der Haltung des Vatikans im Weltkrieg zu geben“ (S. 5). Wie dieses Bild ausgefallen ist, davon möge folgende Stelle aus dem zusammenfassenden Schlußwort eine Vorstellung geben:

„Um sich die Gunst des Volkes der Franken und seiner Helfershelfer nicht zu verscherzen, stellt er [d. i. Papst Benedikt XV.] durch die Wahl seines Staatssekretärs die Kurienpolitik auf den ihm persönlich geläufigen und liebgewonnenen einseitigen Kurs ein. Den Katholiken der Mittelmächte und ihrer Treue mutet er dabei harte Proben zu, den die Kirche ungerecht überwuchernden Romanismus bestätigt und verstärkt er. Den Senat der Kirche vermehrt er um mehr als ein Sechstel zugunsten der Entente und läßt historische Rechte der Mittelmächte, die in dieser Zeit doppelten Wert hatten, unberücksichtigt. 54 Kardinäle der Ententemächte und 5 der Mittelmächte bilden den engeren Rat des Papstes. Den Nuntius für Bayern, Frühwirth, deutscher Sprache mächtig und mit deutscher Empfindung vertraut, beruft er unter formalem Vorwand ab, verurteilt ihn zur Unbeweglichkeit in dem ihm feindlichen Rom und ernennt statt dessen nicht etwa einen neutralen Stellvertreter, sondern jungitalienische Diplomaten der neapolitanischen und Rampollaschen Schule. Die Gesandten Preußens, Bayerns und Oesterreich-Ungarns läßt er ziehen. Der moderne Nachfolger der Märtyrer und Apostelfürsten will es nicht auf eine Kraftprobe ankommen lassen, sondern alles vermeiden, was der augenblicklichen Regierung in Italien Ungelegenheiten bereiten könnte. Die zu rein politischen Zwecken neu errichtete Gesandtschaft Englands läßt er unter Mitwirkung von Kurienkardinälen ohne Protest und Vorbehalt die politische Führung im vatikanischen Rom übernehmen. Das Friedensangebot der Mittelmächte vom 12. Dezember 1916 wird trotz persönlichen Ersuchens nicht als Oelzweig angesehen, und der Papst kann sich nicht, entgegen seinem Versprechen, entschließen, die Hand, die sich zum Frieden entgegengestreckt, zu segnen. In seinen neuesten Amtsauslassungen bestätigt der päpstliche Staatssekretär ausdrücklich die Begünstigung Frankreichs und Belgiens durch die päpstlichen Friedensvorschläge und gibt damit die einseitige Parteinahme des Papstes zugunsten der Entente zu.“ (S. 152/3.)

Wir haben diese Auslassung so ausführlich wiedergegeben, um unsere Leser über eine Beurteilung der päpstlichen Politik zu unterrichten, die vielen vielleicht neu und überraschend ist, die aber tatsächlich nicht wenige Vertreter hat. Was der Verfasser zur Begründung dieser Auffassung an „Tatsachen und Dokumenten“ anführt, ist in der Hauptsache bekannt. Wir wissen alle, daß Benedikt XV. einem italienischen Adelsgeschlecht entstammt, das in seinen übrigen Gliedern im Dienste des geeinten Italien steht, und daß er ein Schüler des verstorbenen Kardinals Rampolla ist, dessen politische Stellung zu dem Veto Oesterreich-Ungarns in dem Konklave von 1903 führte. Wir wissen auch, daß der Kardinalstaatssekretär Gasparri

18 Jahre als Lehrer des Kirchenrechtes in Paris weilte und daß die weitaus überwiegende Mehrheit der einflußreichen Persönlichkeiten an der Kurie der romanischen Nation, insbesondere der italienischen, entnommen ist. Wir wissen schließlich, daß der Papst seit nun bald drei Jahren von einem unmittelbaren Verkehr mit den Mittelmächten abgesperrt, in seinen Informationen und Beratungen fast ausschließlich auf Angehörige uns feindlicher Staaten angewiesen und dazu stets einer Vergewaltigung durch den römischen Pöbel oder durch die italienische Regierung ausgesetzt ist. Das alles sind unbestreitbare und unbestrittene Tatsachen. Sie mögen die Vermutung nahelegen, daß die Mehrzahl der römischen Würdenträger *persönlich* der Entente mehr geneigt ist als uns; sie mögen auch den Eindruck verstärken, daß manche *amtliche* Aeußerungen der Kurie während des Krieges auf Anregungen von uns feindlicher Seite zurückzuführen seien, und die offensichtige Zurückhaltung der Kurie gegenüber den Mittelmächten verständlich machen. Zum Beweise dessen aber, daß es dem Papste und der von ihm geleiteten kurialen Politik an dem *aufrichtigen Willen zur Unparteilichkeit* fehle, genügen die vorgebrachten „Tatsachen und Dokumente" nicht.

Das kann namentlich auch nicht aus der *Papstnote vom 1. August 1917* gefolgert werden, die der Verfasser in diesem Sinne ausdeutet. Er urteilt über sie: „Der Papst und sein Staatssekretär haben die Pflichten der Neutralität schwer verletzt. Sie haben in einer amtlichen Kundgebung Erklärungen abgegeben, die dem Frieden nicht förderlich sein können. Sie haben sich zum Anwalt der Entente gemacht" (S. 122). Solche einseitig ententefreundlichen Erklärungen sieht der Verfasser hauptsächlich in den konkreten Friedensvorschlägen der genannten Note sowie in zwei Briefen des Kardinalstaatssekretärs an die Bischöfe von Valence und Sens, in denen von einer Begünstigung Frankreichs und Belgiens durch diese Friedensvorschläge die Rede ist. Daß diese Vorschläge in allem unsere Wünsche sich zu eigen machten, konnte doch wirklich nicht erwartet werden. Das hätte der Papst selbst bei deutschfreundlicher Gesinnung nicht tun können, wenn er seinen Vermittlungsversuch nicht von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilen wollte. Er mußte sich allerdings auch davor hüten, die Kriegsziele unserer Gegner im ganzen anzuerkennen. Das hat er aber auch nicht getan, wie seine Vorschläge bezüglich der Freiheit der Meere und Rückgabe unserer Kolonien beweisen. Wenn er im übrigen auf die Forderungen unserer Gegner mehr einzugehen scheint, als auf die unseren, so muß das durchaus nicht als einseitige Parteinahme gedeutet werden. Der Papst wollte unter allen Umständen *Frieden* und suchte zu diesem *Zwecke Verhandlungen* unter den feindlichen Mächten in Gang zu bringen. Da aber die Ententemächte, vor allem Frankreich, solchen Verhandlungen offensichtlich ablehnender gegenüberstanden als wir, lag es nahe, dieses Widerstreben durch ein gewisses besonderes Entgegenkommen zu überwinden. Da es sich bei dem Papste nur um unverbindliche Vorschläge handelte, konnte das ohne eigentliche Parteinahme auch geschehen. Wären wirklich auf Grund dieser Vorschläge Verhandlungen in Gang gekommen, so hätten unsere berechtigten Forderungen voll zur Geltung kommen können, auch wenn sie in der Papstnote nicht ausdrücklich aufgeführt waren. Auf jeden Fall spricht es nicht für wirklich „sachliche Kritik" und Freiheit von „konfessioneller Voreingenommenheit oder parteipolitischen Sonderinteressen", wenn der Verfasser eine solche Auslegung der Papstnote und der anderen angeführten Dokumente *überhaupt nicht* in Betracht zieht, sondern einseitig bei allen seinen „Tatsachen und Dokumenten" *nur die Seiten* hervorhebt, die einer deutschfeindlichen Deutung mehr oder weniger fähig sind.

Außer durch seine nationale Zugehörigkeit und diplomatische Vorschule glaubt der Verfasser Benedikt XV. auch wegen „*dogmatischer Gebundenheit*" wahre Neutralität absprechen zu müssen. Benedikt mache sich so sehr zum Träger ausschließlich katholischer Auffassungen und Interessen, daß man von ihm vollkommene Unparteilichkeit gegenüber solchen Nationen nicht erwarten könne, die in ihrer Mehrheit nicht zur katholischen Kirche gehörten. „*Das Schwergewicht der katholischen Interessen*" liege aber *bei der Entente* mit ihren 123 770 000 Katholiken gegenüber nur 64 300 000 Katholiken bei den Mittelmächten (S. 31).

Zu einer solchen Verteilung des Schwergewichtes der katholischen Interessen kann man aber nur dann kommen, wenn man *bloß die Zahl* der in den betreffenden Ländern wohnenden *einzelnen Katholiken* berücksichtigt. Daß in dieser Hinsicht die Entente uns übertrifft, ist einfach eine Folge ihrer in *jeder* Hinsicht vorhandenen zahlenmäßigen Ueberlegenheit. Die bloße Zahl der Katholiken ist aber kein genügender Gradmesser kirchlicher Interessen an einem Lande. Mindestens von derselben Bedeutung für das Leben der Gesamtkirche ist die Stellung der *politischen Mächte* in religiösen Fragen. Beachtet man aber dieses, so wird es doch sehr zweifelhaft, ob wirklich das Schwergewicht der katholischen Interessen auf seiten der Entente liegt. Der Kaiserstaat an der Donau mit seinem treu katholischen Herrscherhaus und seinen großen geschlossenen katholischen Gebieten, das Deutsche Reich mit seiner wohl organisierten, auch politisch einflußreichen katholischen Bevölkerung, Bulgarien mit seinen katholischen Zukunftsmöglichkeiten, die katholischen Länder Polen und Litauen in ihrer politischen und militärischen Abhängigkeit von den Mittelmächten — das alles hält doch gewiß den katholischen Interessen in dem ausgesprochen kirchenfeindlichen Frankreich und Italien und in dem ebenso ausgesprochen protestantischen England und Nordamerika mindestens das Gleichgewicht! Gerade unter diesem Gesichtspunkt der kirchlichen Lebensinteressen erscheint darum wirkliche Unparteilichkeit gegenüber allen Kriegführenden als eine so elementare Forderung kirchlicher Selbsterhaltung, daß man *bewußte Verstöße* gegen eine solche Politik der kirchlichen Oberleitung wirklich nicht zutrauen kann.

Aber auch in der Annahme *unwillkürlicher Nachgiebigkeit* des Papstes gegenüber Ententeeinflüssen müssen wir vorsichtig sein, wenn vielleicht eine päpstliche Aeußerung uns weniger genehm ist. Die Möglichkeit solchen Nachgebens soll gewiß nicht in Abrede gestellt werden. Mangelndes Entgegenkommen des Papstes gegenüber unseren Wünschen kann aber auch darin seinen Grund haben, daß diese unsere Wünsche über das rechte Maß hinausgehen und sittlich nicht berechtigt sind. Denn wir können so wenig wie unsere Gegner uns moralischer Unfehlbarkeit rühmen. Vielmehr müssen auch wir mit der Möglichkeit rechnen, daß wir in Hinsicht auf Kriegsmittel wie auf Kriegsziele sittlicher Wegweisung bedürfen. Zu solcher aber ist der Papst auch im Völkerleben berufen — ohne Rücksicht auf die Person. Für einen Katholiken ist das selbstverständlich; aber auch genug Akatholiken haben diese moralische Autorität des Papstes offen anerkannt. Unser „Deutscher" kann sich allerdings dazu nicht erschwingen. Ihm steht fest, „daß der Papst bei all seinen Bemühungen um den Frieden die *kirchenpolitischen Sonderinteressen* nicht aus dem Auge lassen kann und will. Das letzte Ziel dieser Bestrebungen ist deutlich aus den von Leo XIII. für das Vermittleramt des Papstes aufgestellten Richtlinien zu ersehen: Beugung der Völker unter das Joch des römischen Pontifikates. Benedikt XV. verleugnet auch hierin nicht seinen Lehrmeister" (S. 151). Der Verfasser[1]) scheint so im Bereiche des öffentlichen Lebens überhaupt nur mit — staatlichen oder kirchlichen — *Machtbestrebungen und Interessenkämpfen* zu rechnen; *sittliche Grundsätze und Autoritäten* scheinen für ihn, in diesem Bereich wenigstens, keine Geltung zu haben. Wenigstens versucht er gar

[1]) Bekanntlich wurde beim Erscheinen der Schrift die Vermutung geäußert, ihr Verfasser sei der Exjesuit Graf *Hoensbroech*, was indessen vom Verlag bestritten wurde. Jetzt stellt ein Mitarbeiter der „Augsburger Postzeitung" (Nr. 165 vom 10. April) die Behauptung auf, daß zwar der Exjesuit Hoensbroech *nicht der* Verfasser, wohl aber *einer* der Verfasser ist, während sich in die Sammlung des Materiales und seine Verarbeitung ein abgefallener Dominikaner, früherer Korrespondent der „Täglichen Rundschau", und dessen Nachfolger in diesem Amte, ein zurzeit in Lugano ansässiger Journalist mosaischen Glaubens, teilten. Der frühere Hinweis der „A. P." auf des Verfassers „Hintermänner von der Täglichen Rundschau und deren weitere Hintermänner", die bekanntlich niemand anderes seien als die Herren vom *Evangelischen* Bund, erfährt eine Bestätigung durch ein *Rundschreiben der Vorstandschaft des genannten Bundes*, das in ihrer Nr. 159 die „Schlesische Volkszeitung" zu veröffentlichen in der Lage ist und in dem es heißt: „Das Reformationsgedenkjahr 1917 hat uns die größere Bewegungsfreiheit der Jesuiten, eine sich steigernde *Papstverherrlichung* mit dem Ziele eines *Papstfriedens* und endlich einen bisherigen Zentrumsführer als Reichskanzler gebracht. Diese Entwicklung stellt unserem Bunde zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen neue und große Aufgaben. Das Vorstandsblatt wendet sich an die Vorstände unserer Vereine, um die tatkräftige Mitwirkung insbesondere für drei Aufgaben zu erbitten: 1. Um dem *Papstmythus*, der sich bis weit in die evangelischen Kreise hinein während des Krieges durch eine geschickte Preßtätigkeit gebildet hat, entgegenzutreten, *haben wir die Schrift* „Papst, Kurie und Weltkrieg" (Säemann-Verlag, Berlin W 35) *veranlaßt*. Sie bringt in sachlichem und ruhigem Tone den urkundlichen Beweis, daß die Kurie zu unseren Feinden hinneigt und ein Papstfriede den Lebensinteressen des deutschen Volkes nicht gerecht wird. Die Vorstände aller Haupt- und Zweigvereine werden es als *Pflicht* ansehen, diese Schrift zu erwerben und zu verbreiten." Es folgen eingehende Anweisungen über diese Werbetätigkeit. Demnach stellt sich die Schrift als eine *Streitschrift des Evangelischen Bundes* heraus, womit ihr das Urteil gesprochen ist. Zwar wird vom Säemann-Verlag jetzt auch die neue Behauptung der „A. P." über die Verfasser der Schrift bestritten, *nicht* aber die Vaterschaft des Evangelischen Bundes.

nicht, unter diesem Gesichtspunkte dem Papste gerecht zu werden. Er schreibt nur, wie er im Vorworte sagt, „**als Deutscher**", der „die Dinge mit deutschen Augen ansieht". Der Papst aber spricht vor allem **als Christ**, der nach sittlich-religiösen Grundsätzen sein Urteil bildet. Nun dürfen und sollen wir gewiß auch als Deutsche unsere Interessen wahren, aber doch darüber nicht als Christen unsere Grundsätze vergessen. Wer bloß von den eigenen nationalen Interessen ausgeht, wird niemals „ein objektives Bild von der Haltung des Vatikans im Weltkriege" zeichnen können, weil ihm das Verständnis für die inneren Gesetze dieser Haltung abgeht. — Möge dieses Verständnis wenigstens in unseren Kreisen nicht fehlen!

Kreuz und quer-Gedanken

zum Schwabinger Karneval.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg, München.

Es war am Vorabend der Karwoche und altmodische Leute oblagen den Osterpflichten. Gott sei Dank, waren sie selbst in den verderbten Großstädten die überwiegende Mehrzahl, aber das interessierte höchstens einen Statistiker der Volksmoral. Auch in den Tagesblättern las man es, wenn Raum vorhanden, und Weltblätter scheuten sich nicht über den Kirchenbesuch zu berichten, wenn es in ihren Kram oder in die schillernde Gesinnung paßte.

Ein verfrühter Frühling erzeugte komische Gelüste in Pflanze, Tier und Mensch. Manche Blumen übersahen das Datum des Kalenders, viele Kälblein, Lämmlein und noch lebende und nicht als Spanferkel von reichen Leuten verzehrte Schweinlein begannen auf den Wiesen zu hüpfen und eine Schar moderner Kulturmenschen erinnerte sich, daß man es dem lieben Vieh doch gleichtun könnte. Man hatte eben keinen **Karneval** gehabt und Männlein, denen der Krieg allzu hohe Solde in die Tasche geliefert oder die sonst durch die Blutzeit sich bereichern konnten, umfing ein tiefes Weh, weil ihre kurzberockten Evatinnen weder getanzt noch sich maskiert hatten. In Isarathen munkelte man, daß die Polizei anderer Großstädte fortwährend ein Auge zudrücke — eine Manipulation, bei der man gewöhnlich gar nichts sieht. Allenfallsige Bedenken, daß man Oben anstoßen könnte, wurden durch das Vorschieben hochmoralischer Persönlichkeiten niedergeschlagen und — was das Volk betraf — nun zu was hatte denn Nietzsche die Herrenmoral erfunden?

Um jene Zeit hatte auch Sumego das Bedürfnis, sich zu maskieren und bei einer Flasche Wein Vergleiche anzustellen, ob die Pariserinnen anno 1870 schöner gewesen seien als unsere Schwabingerinnen von jetzt. So warf er sich denn in einen Gesellschaftsanzug, in dem er sogar beim Fürsten Lichnowsky in London empfangen worden wäre, und schickte nach einem Auto.

Ein solches gab es nicht; alle waren nach **Schwabing** unterwegs.

Schon wollte sich Sumego umkleiden, da hörte er das ihm eigentlich verhaßte Getute vor seiner Wohnung und der gesunde Menschenverstand trat ein.

Ah — du hast dich schön herausgeputzt! Ein Phantasiekostüm — wohl ein deutsches? Wirklich einmal geschmackvoll — also nicht aus Berlin, begrüßte Sumego den Eingetretenen.

Willst du „ein neues Pathos für das festliche Lebensbewußtsein"[1]) kennen lernen, so komm mit mir, meinte der gesunde Menschenverstand und führte Sumego an das Auto, in dem eine helleuchtende Frauengestalt schon saß.

Meine Schwester — die Wahrheit. Nimm gefälligst Platz neben ihr. So — und nun vorwärts!

Das Auto setzte sich von selbst in Bewegung und die Augen der Wahrheit beleuchteten geisterhaft seinen Weg. Sumego bewunderte die herrliche Gestalt der Wahrheit und das antike Byssusgewand, das sie dezent umhüllte. Mit Entsetzen gewahrte er aber, daß die edelgeformten Handgelenke von schweren verrosteten Ketten belastet waren.

Die Wahrheit hatte die Blicke Sumegos aufgefangen und erklärte lächelnd: Mein Gewand ist eigenartig — aus Tarantelnetzen im Paradies gewoben — also zur Zeit, da der Stich dieses Tieres die Menschen noch mit Wohlbehagen erfüllte. Diese Kerkerketten passen allerdings nicht zu dem herrlichen Gewebe, aber ich trage sie, seit Eva zum ersten Male log.

Du wirst dich bei uns sehr wohl befinden — bei uns wird nämlich gar nicht gelogen, sagte Sumego und machte ein sehr dummes Gesicht dazu, dann aber stieß er einen lauten Wehruf aus.

Nichts von Bedeutung! Das Auto ist nur über einen Mehlsack gefahren, den ein Müller verlor. An solche Kleinigkeiten könntest du in Isarathen schon gewöhnt sein. Bedenke, daß die vorzüglich informierte Polizei bei dem Leutemangel nicht auf jeden Mehlsack achthaben kann!

Ach — hat sie wieder mit 17jährigen Mördern zu tun? fragte Sumego, der ja ein Freund einer guten Polizei ist und gerne seine Dienste schon angeboten hätte, wäre ihm nicht einmal von einem Schutzmanne bewiesen worden, daß ein pensionierter Offizier gar nichts sei.

Nein — alles wird übertrieben. Es ist ein Entente-Bureau hier, das Apachengeschichten in Umlauf setzt, die dann über die Schweiz in die feindlichen Länder gelangen, warf der gesunde Menschenverstand ein. In München ist es so sicher, daß man beim Stören der Versammlung der Vaterlandspartei einen Sergeanten in Uniform brauchte, damit nur überhaupt sich etwas ereigne.

Sumego sah in die Straßen und erstaunte, weil das Auto in die engen Gäßchen der Altstadt sauste, auch bemerkte er, daß dem Kraftwagen jedermann ängstlich auswich. Einige Male hatte es vor großen Häusern, dann wieder vor Straßengewinkel gehalten, doch überall erloschen bei seinem Erscheinen die Lichter hinter den Fenstern. Ich habe nur über Einiges nachfragen wollen — vor Wochen las ich es mit Freuden, aber dann vernahm ich nichts mehr, sagte der gesunde Menschenverstand: Lassen wir es — ich erlebe das oft, wenn meine Schwester mit mir fährt. Dann aber war man in Schwabing angelangt, entstieg dem Auto und legte in einem Möbelwagen die Mäntel ab. Nur die Wahrheit hatte nichts abzulegen, denn der Veranstalter des Festes stud. phil. Karl August Kroth hielt auf „großen Gesellschaftsanzug".

Im Atelier des Herrn Geheimrat v. Thiersch, der nichts wußte, aber kurz vor Beginn des Festes die geschmückten Räume besuchte und der ebensowenig wie die Instrumente der Musiker verstimmt war, hatte sich ein sehr ausgewähltes Publikum versammelt. Da sah man Offiziere bis zu hohen Rängen, bekannte Erscheinungen der wissenschaftlichen und künstlerischen Welt und Aristokraten mit sogar fürstlichen Namen.

Der Veranstalter — Student aus Hamburg — ging angesichts der Tatsache, daß überall in Deutschland in den Monaten Februar-März getanzt und gefestet worden ist, umher und rief Gott zum Zeugen auf, daß sein Fest recht anständig sei. Den persönlich erschienenen Polizeibeamten versicherte er es ebenfalls. In seiner Vaterstadt hat man „bis zum kommandierenden General hinauf" ein Regimentsfest drei Tage lang gefeiert und dort hatte man nicht „gefastet" und auch tüchtig getanzt, wozu doch eigentlich Gott der Herr den Menschen erschaffen hat.

Die vier Haushaltungen, die seit langem gesammelten Ueberfluß in Form von Kuchen, süßen Speisen, koscheren Salaten beigesteuert hatten, blieben die Erklärung schuldig, wie man jetzt kärglich vom „Ueberfluß" lebt und sammelt. Deshalb war der gesunde Menschenverstand schon in Aufregung geraten und sprach sehr laut von Unsinn und jugendlichem Unverstand.

Sumego war aber in verzeihlicher Stimmung. Zuerst dachte er daran, wie er es einst selbst in Orleans und vor Paris getrieben hatte und wie eben die Jugend allzeit mit der Moral etwas in Konflikt geraten sei. Das ärgerte wohl die Wahrheit, denn sie sagte: Du hast Dich in der Osterzeit vor Paris auch nicht besonders aufgeführt — doch ein erobertes Paris ist nicht ein Isarathen hinter der Front! Und jetzt? Begann nicht Hindenburg die Offensive?

Dabei warf sie eine Pille in Sumegos Weinglas.

O — warum zeigst Du mir das brennende Bazeilles? Warum die Massengräber? fragte Sumego entsetzt, doch war die Vision schon zerronnen.

Es tanzte eben ein angeblicher Aristokrat mit roten Haaren vorüber, erklärte die Wahrheit und ich — als Wahrheit — mußte eben deswegen in Dir das Bild erstehen lassen. Das sind die geheimen Dinge, die Euch Menschen nie so ganz entschleiert werden.

Aristokrat? — Wo? — Der? — Ein Aristokrat! rief nun Sumego und, das entsetzliche Schlachtenbild ganz vergessend, gab er sich einem Lachkrampf hin, der ihn nur so schüttelte.

Treibe doch keine solchen Scherze mit ihm, legte sich der gesunde Menschenverstand ins Mittel, aber seine Schwester meinte: Kann ich dafür, wenn man in Isarathen dergleichen für einen Aristokraten hält? Und — spielt der Mann nicht unter den „hohen Rängen" des Veranstalters eine Rolle?

Langsam ergriffen die Fingerspitzen der Wahrheit eine Pille und dann warf sie sie mitten unter die Tanzenden.

Da ereignete sich etwas, das nicht einmal Dr. Rudolf Steiner durch seine Geheimlehre in so kurzer Zeit zuwege gebracht hätte. Plötzlich wurden die Augen der Tanzenden durchsichtig, dann zeigten sich ihre Köpfe gläsern und alles, was nicht am Kopfe angewachsen war, stand wie Siegfrieds Finger in der Götterdämmerung in die Höhe. Wer einen falschen Zahn besaß, der fing wie ein Storch zu klappern an, alle Schminke auf der Haut gerann, die Hühneraugen traten über die Schuhe heraus und schließlich sah man wie bei den Statuen St. Gertrudis ein Herz — nur war kein Jesuskindlein darinnen. Der Spuk währte nur kurz und konnte nur von denen beobachtet werden, deren Köpfe nicht total hohl waren. Einige anwesende Futuristen versuchten es, das ihnen als schön erscheinende Bild festzuhalten.

Aber Karl August Kroth, stud. phil. aus Hamburg, ließ sich als Jüngling seiner Zeit nicht so schnell ins Bockshorn jagen. Mit dem geübten Verstand eines mindestens 100jährigen Weltweisen begabt, erkannte er sofort, wer das „Neue Pathos" gestört hatte. Mit hamburg-englischen großen Gesellschaftsbewegungen trat er an den Tisch, vor dem sich Sumego vor Lachen bog.

[1]) „Atelierfest und Neues Pathos" von Karl August Kroth, stud. phil., dem „Regisseur" des Schwabinger Karnevalfestes („Münchn. Neuest. Nachr." Generalanz. Nr. 174).

Von wem sind die Herrschaften eingeführt? begann er und die Wahrheit geringschätzig musternd rief er aus: Das ist ja die Dame, die von aller Welt gemieden wird, und dort — ihr Bruder, den wir immer im Munde führen und der sich uns stets feindlich erzeigt! Sicher — von der Polizei, die niemand entdeckt? Oder gar von der „politischen Gruppe", die blödsinnig um Ostern fastet und nicht festet.

Sumego lachte fort und fort. Er kam erst zu sich, als er wieder im Auto saß. Da sagte er von Dank erfüllt: Wahrheit — du bist eine prächtige Person! Darf ich dir die Ketten nicht abnehmen?

Unmöglich, kam's traurig von ihren Lippen.

So gewähre mir eine Gunst! Erlaube — daß ich dich hie und da einigen Menschen an den Kopf werfe!

* * *

Nachschrift der Redaktion. Am 13. April standen die Veranstalter des Schwabinger Karnevalsfestes, der 24 Jahre alte stud. phil. Karl August Kroth aus Bendorf am Rhein, der Kunstmaler Herm. Schaeffer aus New-York, dessen Frau Lucie Schaeffer und die Schriftstellersfrau Romaine Wagenseil aus Baden-Baden vor dem Münchener Schöffengericht unter der Anklage, daß sie als Mitglieder einer geschlossenen Gesellschaft in der Nacht vom 23. auf 24. März in dem Anwesen an der Georgenstraße 16 eine Tanzunterhaltung abgehalten haben, obwohl nach Art. 35 des P.St.G.B. solche Veranstaltungen in der Zeit vom Aschermittwoch bis zum ersten Sonntag nach Ostern untersagt sind, und daß sie dadurch groben Unfug verübt haben. Die Verhandlung erbrachte noch eine Reihe Gravamina für die Teilnehmer sowohl wie für die beiseite stehende Polizei. Die Angeklagten legten nämlich viel Gewicht darauf, daß die Münchener Polizei sich anderen, vorausgegangenen Tanzveranstaltungen gegenüber passiv verhalten hatte, obgleich sie davon Kenntnis hatte. Solche Veranstaltungen hätten stattgefunden in der Belgradstraße, Ludwig-, Augusten- und Kaulbachstraße, sogar Polizeibeamte hätten sich daran beteiligt, das seien wirkliche Redouten gewesen. Und nur von diesem Schwabinger Maskenfest, dessen Vorbereitungen zehn Tage in Anspruch nahmen und an denen eine Anzahl bekannter Münchener Firmen mit Lieferungen beteiligt waren, hat die Kgl. Polizeidirektion nach ihrem eigenen Geständnis „leider erst nachträglich erfahren". O ahnungsloser Engel!

Der Hauptangeklagte suchte das Karnevalfest als künstlerische Veranstaltung zu frisieren, als eine Art Vorübung für die Inszenierung eines Bühnenwerks, als den expressionistischen Ausdruck eines „neuen Pathos für das festliche Bewußtsein". Und für diese „Kunst" hatte man eine Menge Erfrischungen, Puddinge, Salate und Süßspeisen, an Getränken Rot- und Weißwein sowie Sekt für 900 Mk. bereitgestellt und von abends 9 Uhr bis früh 5 Uhr getanzt! Bekanntlich wird in München immer allen möglichen Ausschreitungen gegen die öffentliche Moral der Mantel der Kunst umzuhängen versucht.

Erfreulicherweise ist das Gericht diesmal auf diese Ausflucht nicht eingegangen und hat die Angeklagten dem Antrag des Amtsanwalts entsprechend zum Höchstmaß der zulässigen Strafe, sechs Wochen Haft nebst den Kosten verurteilt. Die Urteilsbegründung betont („M. Nachr." Nr. 187): „Wenn sich jemand mit Maskentand bewirft und sich im Faschingstanze dreht, während Tausende unserer Volksgenossen im Totentanz des schlimmsten Entscheidungskampfes Blut und Leben opfern, zu einer Zeit, da ungezählte Familien um ihre Väter und Söhne trauern, so ergreift jeden berechtigte Entrüstung, der Zeuge solch unwürdigen Treibens wird. Wer vor solchen Dingen nicht zurückschreckt, der übt Verrat an denen, die mit ihren Leibern die Heimat schützen, verhöhnt alle, die in solchen Zeiten dem Ernst der Stunde sich hingeben. Wer es wagt, die öffentliche Meinung in einer solchen Weise herauszufordern, der verdient empfindliche Strafe." Der Anklagevertreter erklärte, es sei zu bedauern, daß es gerade die gebildeten Kreise waren, die die Geschmacklosigkeit besaßen, eine derartige Veranstaltung in Szene zu setzen und zu besuchen. Derartige Vorkommnisse müßten tiefe Risse in unsere ganze Gesellschaftsordnung bringen.

In dem Hinwegsetzen über die religiösen und vaterländischen Empfindungen weiter Volkskreise liegt in der Tat der Kern des Skandals. Es ist schade, daß der Erlaß des Generalkommandos, der nicht nur die Veranstalter, sondern auch die Teilnehmer solcher Tanzereien unter Strafe stellt, erst nach dem Bekanntwerden des Schwabinger Festes das Licht der Welt erblickte, sonst wäre es möglich gewesen, dem beleidigten Rechtsbewußtsein des Volkes volle Genugtuung zu geben und auch die übrigen Sünder aus der Künstlerwelt, aus wissenschaftlichen und ersten bürgerlichen Kreisen („vom Kommerzienrat aufwärts", wie der Hauptangeklagte auf eine Frage des Gerichtsvorsitzenden bestätigte), aus der Aristokratie und dem Offiziersstand der verdienten Strafe vor der breiten Oeffentlichkeit zuzuführen. Denn deren Schuld ist nicht kleiner als die der Veranstalter. Moralisch sind sie ebenfalls gerichtet und ihre Blamage wird nicht geringer durch den Umstand, daß sie sich in ihrer Vergnügungssucht als Vorspann für die angeblichen „künstlerischen" Aspirationen eines 24jährigen Jünglings gebrauchen ließen, dessen Großmannssucht etwas noch nie Dagewesenes, eine Art Quos ego! an Festen geben zu wollen sich vermaß, die schließlich nichts war als eine Art „erweiterter Modeschau" mit den Begleiterscheinungen einer gewöhnlichen Karnevalsbelustigung.

Wohin mit dem Münchener Kunstausstellungsgebäude?

Anläßlich seiner goldenen Hochzeit hat das bayerische Königspaar eine Stiftung gemacht, ein Geschenk wahrhaft königlicher Art, hervorgegangen aus echt wittelsbachischem Geiste, aus jener Hoheit und Idealität der Auffassungen, die einen Ludwig I. zu Leistungen unvergleichlichen und unvergänglichen Wertes anfeuerten. Eine Summe von 1'200,000 ℳ hat das bayerische Königspaar bereitgestellt als Grundstock für den Bau eines neuen Kunstausstellungsgebäudes in München.

Natürlich setzte alsbald die Erörterung ein, in welcher Weise der Gedanke des Stifterpaares am besten und sinngemäßesten verwirklicht werden könne. Man glaubt bisher ziemlich allgemein, dieses Ziel dadurch erreichen zu können, daß das neue Gebäude an der Stelle des bisherigen erbaut würde. Da aber der alte Glaspalast erst vor kurzem einer Ausbesserung unterzogen worden ist, die ihn noch für etliche Jahre benutzungsfähig erhält, so stellt man sich fürs erste einen Uebergangszustand vor, während dessen an den vorhandenen Bau Nebengebäude gesetzt werden können — freilich nicht eben viele, weil sonst die Gartenanlage allzu sehr beeinträchtigt werden würde. Dieses Bedenken ist durchaus gerechtfertigt, nicht nur aus Rücksichten auf die öffentliche Gesundheit, sondern wesentlich auch aus ästhetischen Gründen. Nun erfordert aber die vorsorglich ins Auge zu fassende Schaffung hinlänglichen Raumes für alle Bedürfnisse der Kunst, die sich zum Teil bereits jetzt stark fühlbar machen und es sicher in absehbaren Zeiten noch viel energischer tun werden, ausgedehnte Neubauten, am praktischsten nach dem sogenannten Pavillonsystem, das nach Entwicklung in die Breite strebt. Welchen Eindruck soll nun eine so gewaltige Gebäudemasse an jener Stelle gewinnen, wo die beiden Justizpaläste die unmittelbare Nachbarschaft bilden? Es müßte ein Gedränge von Bauten werden, die an keiner Stelle zu übersichtlichen, städtebaulich befriedigenden Wirkungen gelangen und schließlich an diesem Platze nicht einmal vollzählig untergebracht werden können. Man gewänne statt einer Unvollkommenheit lediglich eine neue.

Ich sehe nicht, daß das öffentliche Urteil diese Bedenken schon ins Auge gefaßt hätte. Immerhin fehlt es aber doch nicht an Stimmen, die sich gegen die Benutzung des alten Botanischen Gartens erklären. In der Tat liegt für die Wahl dieses Platzes kein genügender Grund vor. Nichts spricht für ihn als die Gewohnheit. Seit man eines Tages auf die Idee kam, ein neues Gebäude für die Sezession gerade dort zu erbauen, hält man an dieser Vorstellung noch fester als ehedem. Gleichwohl sind schon andere Vorschläge laut geworden. Sie gehen darauf aus, das künftige Kunstausstellungsgebäude ganz aus der Stadt hinauszuschieben, etwa in den Englischen Garten oder dergleichen. Man übersieht dabei die Nachteile, die eine solche Entfernung aus dem Mittelpunkte der Stadt für die Teilnahme und den Besuch der Einheimischen und Fremden haben müßte, Nachteile, die nicht verfehlen könnten, sich in geistiger wie wirtschaftlicher Beziehung zu äußern. Sie sind erheblich genug, um für derartige Ideen die Möglichkeit ernstlicher Erörterung auszuschließen.

Diesen Dingen gegenüber erwächst die Aufgabe, eine wirklich befriedigende, bis in ferne Zukunft genügende Lösung zu suchen. In der Ueberzeugung eine solche gefunden zu haben, verweise ich auf den vor längerer Zeit an dieser Stelle von mir veröffentlichten Artikel „Zur Frage der Münchener Museumsneubauten" („Allgemeine Rundschau" 11. Jahrgang Nr. 20 vom 16. Mai 1914). Was ich in jenen Darlegungen auseinandergesetzt habe — damals in der Absicht, für die Unterbringung neuer Sammlungsgebäude einen Wink zu geben —, das wiederhole ich jetzt als ebenso brauchbar und ratsam für die Beantwortung der Frage, wo man in Zukunft die für Kunstausstellungs- und damit zusammenhängende Zwecke benötigten Neubauten errichten könne. Die damals und jetzt von mir empfohlene Stelle ist der Königsplatz!

Seine Entstehung verdankt er den Ideen König Ludwigs I. An dem Platze stehen, wie bekannt, bisher drei Monumentalgebäude. Zuerst (1816) begonnen wurde die Glyptothek, von 1838—45 enstand ihr gegenüber das Kunstausstellungsgebäude (statt einer ursprünglich beabsichtigten Zwölf Apostelkirche); erst nach Ludwigs Abdankung wurden von 1854—62 die von ihm geplanten Propyläen errichtet. Mit den drei Gebäuden ist aber bei weitem nicht erschöpft, was der König dort im Sinne hatte. Nichts Geringeres plante er als die Errichtung eines herrlichen Prachtplatzes, eines der Kunst geweihten Tempelbezirkes von einer Schönheit, die nur im griechischen Altertum, aber nicht in der Gegenwart ihresgleichen haben sollte. Klenze hat diese Ideen bereits erwogen; den literarischen Nachweis habe ich in dem erwähnten Aufsatze geliefert. Wieder aufgenommen wurde der erhabene Gedanke, zu dem Klenze nur die ersten Anregungen hinterlassen hatte, unter König Ludwig II. Im Jahre 1883 fertigte Max v. Heckel zwei Entwürfe zur Umbauung des Königsplatzes, jeden in mehreren höchst sorgfältig durchgeführten Blättern (1:500 bzw. 1:250). Obgleich diese sechs Zeichnungen allgemein zugänglich im Stiegenhause des Münchener Stadtmuseums hängen, sind sie doch den wenigsten bekannt. Vor allem ist bisher niemand darauf gekommen, die in ihnen ruhenden herrlichen Gedanken, dem Wunsche des großen Königs entsprechend, in die Tat umzusetzen.

Heckel schuf einen großartigeren und einen schlichteren Plan. Der letztere gibt dem Königsplatze eine feste Einrahmung mittelst Säulenhallen und einzelnen tempelartigen Gebäuden, deren zwei größte sich zu den Seiten der Glyptothek befinden. Stilistisch ist das Ganze wundervoll harmonisch zusammengestimmt; für die Zwecke künftiger Kunstausstellungen usw. würde der Raum nicht ausreichen. Doch gäbe es hierfür einen Ausweg, weil bei dem schlichteren Plane das (jetzt mit einfachen Gartenanlagen erfüllte) Gelände hinter der Glyptothek unbenutzt geblieben ist. Der größere Plan setzt gerade dorthin das stattlichste aller Gebäude. Mit einer großen und vier kleineren Kuppeln bekrönt, umfaßt es in Hufeisenform die drei dem Königsplatze abgekehrten Seiten der Glyptothek. Seinem Umfange nach würde es allein genügen, um den Glaspalast zu ersetzen. Dazu gesellen sich aber noch fünf andere Gebäude, die sich an der Seite der Arcisstraße, sowie rechts und links von dem Kunstausstellungsgebäude erheben. Säulenhallen und dergleichen stellen die Verbindung zwischen allen diesen Bauten her; die Mitte des von ihnen umfaßten unvergleichlichen Forums ist mit einem Brunnendenkmal und edel gezeichneten Gartenanlagen geschmückt. Gegen den größeren Plan kann man einwenden, daß er mit der Pracht seiner Kuppeln usw. die bereits vorhandenen drei Gebäude beeinträchtige. Größere Einfachheit und damit eine volle Harmonie wäre aber leicht herbeizuführen. Ich stehe auch nicht auf dem Standpunkte, die Pläne Heckels für die einzig möglichen zu erklären. Sicher fänden unsere Münchener Architekten noch manche andere Lösung, die nicht minder schön, vom ästhetischen, städtebaulichen, praktischen Standpunkte ebenso glücklich und dem Gedanken Ludwigs I. nicht weniger entsprechend wäre. Zweifellos: kostspielig ist die Umbauung des Königsplatzes. Aber sie braucht ja nicht übereilt zu werden. Während die neuen Gebäude langsam entständen, könnte der alte Glaspalast noch eine gute Weile aushelfen. Die Hauptsache ist nur, daß die allgemeine Idee festgelegt und auf bestimmten Weg gebracht wird.

Sie kommt vor allem darauf hinaus, daß der Königsplatz ein geschlossenes und dabei einheitliches Bild von wunderbarster Monumentalität erhalten soll. Wenn die Ausführung dieses Gedankens dazu dient, der Stadt München unermeßlichen Vorteil, der Kunst und den Künstlern Förderung, den Wünschen zweier Könige glänzende Erfüllung zu schaffen, wie möchte man dieser Sache nicht mit Begeisterung das Wort reden?

Dr. O. Doering.



Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Offensive zwischen Armentières und dem La Bassée-Kanal; Schlacht bei Armentières.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

8. April. Teilangriffe der Engländer im Walde von Hangard, der Franzosen bei Grivesnes scheiterten unter schweren Verlusten. Auf dem Süduser der Oise zwangen unsere Erfolge vom 6. April den Feind, noch in der Nacht vom 6. zum 7. April Teile seiner Stellungen zwischen Bichancourt und Barisis zu räumen. Gestern führten wir unsere Angriffe fort und warfen den Feind nach Einnahme von Pierremande und Folembray auf das westliche Ufer der Ailette zurück. Von Bichancourt an der Oise entlang zurückgehende feindliche Kolonnen wurden vom Norduser des Flusses von unserem Maschinengewehrfeuer flankierend gefaßt und unter den schwersten Verlusten zusammengeschossen. Die am Ostrande des Waldes von Coucy und über Barisis vorstoßenden Truppen erstürmten den Bergklotz nordöstlich von Folembray und drangen bis Verneuil vor.

9. April. Auf dem Süduser der Oise griffen die Truppen der Generale v. Schoeler und Wichura den Feind erneut an. Zwischen der Oise und Folembray stießen sie über die Ailette bis zum Oise—Aisne-Kanal vor. In heftigen Kämpfen nahmen sie den zäh verteidigten Wald östlich von Guny. Sie erklommen im Angriff von Norden und Osten her die steilen Hänge der Höhen südlich von Coucy-le-Château und erstürmten stark ausgebaute Stellungen des Feindes. Quincy und Landricourt wurden genommen. Nach besonders erbittertem Kampf fiel heute früh auch das festungsartige Coucy-le-Château.

10. April. Zwischen Armentières und dem La Bassée-Kanal griffen wir nach starker Feuervorbereitung durch Artillerie und Minenwerfer englische und portugiesische Stellungen an und nahmen die ersten feindlichen Linien. Wir machten etwa 6000 Mann zu Gefangenen und erbeuteten etwa 100 Geschütze. Auf dem Süduser der Oise warfen wir den Feind auch zwischen Folembray und Brancourt über den Oise—Aisne-Kanal zurück.

11. April. Die Schlacht bei Armentières ist seit dem 9. April in vollem Gange. Die Armee des General von Quast hat zwischen Armentières und Festubert die englischen und portugiesischen Stellungen auf dem Süduser der Lys und dem Ostufer der Lawe genommen. Nach Erstürmung von Bois Grenier und Neuve Chapelle überwand sie im ersten Anlauf über das verschlammte Trichterfeld hinweg die zu zäher Verteidigung eingerichtete weite Ebene mit ihren zahllosen, in jahrelanger Arbeit zu starken Stützpunkten ausgebauten Gehöfte, Häuser- und Baumgruppen. Unter tatkräftiger Führung des Generalmajors Hoefer wurde noch am Abend des 9. April der Uebergang über die Lys bei Bac St. Maur durch schneidiges Zufassen des Leutnants Drebing vom Inf.-Regt. Nr. 370 erzwungen. Truppen des Generals Sixt von Arnim nahmen Hollebeke und die südlich anschließenden ersten englischen Linien. Sie erstürmten die Höhen von Meesen (Messines) und behaupteten sie gegen starke feindliche Gegenangriffe. Südlich von Waasten (Warneton) stießen sie bis in den Ploegsteert-Wald vor und erreichten die Straße Ploegsteert—Armentières. Die Armee des Generals von Quast überschritt an mehreren Stellen zwischen Armentières und Estaires die Lys und steht im Kampf mit neu herangeführten englischen Truppen auf dem Norduser des Flusses. Südlich von Estaires haben wir kämpfend die Lawe und die Gegend nordöstlich von Bethune erreicht. Die Gefangenenzahl ist auf weit über 10000 gestiegen, darunter 1 portugiesischer General.

12. April. Durch die Truppen der Generale v. Eberhardt und v. Stetten von Norden und Süden umfaßt, ihrer Rückzugsstraßen beraubt, streckte die englische Besatzung von Armentières — 50 Offiziere und mehr als 3000 Mann — nach tapferer Wehr die Waffen. Mit ihnen fielen 45 Geschütze, zahlreiche Maschinengewehre, große Munitionsmengen, ein Bekleidungslager und reiche andere Beute in unsere Hand. Nordwestlich von Armentières gewannen wir Raum. Westlich von Armentières warfen die Truppen der Generale v. Stetten und v. Carlowitz nach Abwehr starker, mit zusammengerafften Kräften gegen Steenwerck geführter Gegenangriffe und nach erbittertem Kampf um die vierte englische Stellung den Feind in Richtung Bailleul und Merville zurück. Merville wurde genommen. Auf dem Süduser der Lys erkämpften sich die Truppen des Generals von Bernhardt den Uebergang über die Lawe und stießen bis in Höhe von Merville vor. Die Gesamtbeute aus der Schlacht bei Armentières beträgt nach bisherigen Feststellungen 20,000 Gefangene, darunter ein englischer und ein portugiesischer General und mehr als 200 Geschütze. Die Ueberwindung des versumpften Trichtergeländes in und vor unserer Ausgangsstellung des 9. April stellte die höchsten Anforderungen an die Truppen aller Waffen der vordersten Linie. An ihrem Gelingen haben Pioniere, Armierungssoldaten und die hinteren Divisionen hervorragenden Anteil.

Auf dem Schlachtfelde zu beiden Seiten der Somme entwickelten sich heftige Artilleriekämpfe. Französische Regimenter, die auf dem Westufer der Avre westlich von Moreuil anstürmten, brachen unter schwersten Verlusten zusammen und ließen 300 Gefangene in unserer Hand, die später durch französisches Artilleriefeuer vernichtet wurden.

13. April. Auf dem Schlachtfeld an der Lys machten unsere Angriffe gegen eiligst auf Kraftwagen und mit der Bahn herangeführte englische Divisionen gute Fortschritte. Von den Höhen von Meesen (Messines) aus stießen wir über den Steen-Bach vor und erreichten den Ostrand von Wulverghem. Südlich vom Ploegsteert-Wald vorgedrungene Truppen schwenkten im schnellen und selbsttätigen Handeln unter ihrem Regimentskommandeur, Oberstleutnant Polmann, nach Norden ein, erstürmten die befestigte Höhe von Rossignol und reichten den nördlich am Walde entlang vorgestoßenen Abteilungen die Hand. Der stark verdrahtete, frontal schwer zu nehmende Wald fiel durch Umfassung. Zwischen den von Armentières auf Bailleul und Merville führenden Bahnen trugen wir den Angriff bis an die Bahn von Bailleul nach Meeres und an den Ostrand des Waldes von Nieppe vor. Südlich von Merville überwanden unsere Truppen den Clarence-Fluß und erreichten nach Erstürmung von Locon den La Bassée-Kanal nordwestlich von Bethune. An der Schlachtfront zu beiden Seiten der Somme hielt in vielen Abschnitten lebhafter Artilleriekampf an. Oertliche Vorstöße unserer Infanterie beiderseits des Luce-Baches brachten 400 gefangene Franzosen und Engländer ein.

14. April. Auf dem Schlachtfelde an der Lys gewannen wir im zähen Kampfe Boden. Südlich vom Douve-Bach durchstießen die Truppen des Generals v. Eberhardt die feindliche Stellung südwestlich von Wulverghem und erstürmten nach erbittertem Ringen mit englischen, zum Gegenangriff angesetzten Verbänden Nieuwekerke. Ein in den Abendstunden durchgeführter Angriff unter Führung des Generals Maercker brachte uns in den Besitz der Höhe westlich vom Orte. Bei Bailleul wurde wechselvoll gekämpft. Die Orte Merris und Vieux-Berquin wurden genommen. Dem Schlachtfelde zustrebende feindliche Kolonnen erlitten in unserem durch Erd- und Luftbeobachtung wirksam geleiteten Feuer schwere Verluste. An der Schlachtfront zu beiden Seiten der Somme Artilleriekämpfe. Ein Angriff mehrerer französischer Bataillone gegen Mainvillers brach blutig zu-


Zeichne die Kriegsanleihe!
An jedem Zinstage wirst Du von neuem Deine Freude haben!
Mark 1000
5 Prozent Anleihe des Deutschen Reichs vom Jahre 1918
Schuldverschreibung
1000 Mark
Eintausend Mark

sammen. Zahlreiche Gefangene blieben in unserer Hand. Nördlich von Mihiel führten wir einen erfolgreichen Vorstoß gegen amerikanische Truppen aus, fügten ihnen schwere Verluste zu und brachten Gefangene zurück.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Deutsche Seestreitkräfte vor Helsingfors.

Der die Hilfsunternehmung der Armee nach Finnland unterstützende Teil unserer Seestreitkräfte ist am 12. April nachmittags in den Hafen von Helsingfors (Südfinnland) eingelaufen und vor der Stadt vor Anker gegangen.

Luftschiffangriff auf Mittelengland.

In der Nacht vom 12. zum 13. April griff Fregattenkapitän Straßer mit einem unserer Marineluftschiffgeschwader wichtige Stapel-, Herstellungs- und Verschiffungsplätze der Kriegsindustrie Mittelenglands an. Beworfen wurden Birmingham, Nottingham, Sheffield, Leeds, Hull und Grimsby. Trotz außerordentlich starker artilleristischer Gegenwehr und Fliegerverfolgung sind alle Luftschiffe wohlbehalten zurückgekehrt. An dem Erfolg haben besonderen Anteil die Luftschiffkommandanten Hauptmann Manger, Kapitänleutnant Ehrlich (Herbert), v. Freudenreich und Flemming und Korvettenkapitän Arnold Schütze mit ihren tapferen Besatzungen.

Vom Büchertisch.

Enrica von Handel-Mazzetti: Ritas Briefe. Dritter Teil. Saarlouis, Hausen Verlagsgesellschaft, 8°, 204 S., Nr. 66/67 der Hausens Bücherei, herausgegeben von Johannes Mumbauer, geb. 1.— ℳ. Das von wunderbarer Einfühlungskraft hinsichtlich der lauteren katholisch-gläubigen Jungmädchenseele zeugende Werk hat auch im vorliegenden ergreifenden Bande noch nicht seinen Abschluß gefunden. Daß dies einer weiteren Anteilnahme keinen Abbruch tut, zeigt die starke Verbreitung. Der Roman „Brüderlein und Schwesterlein" erhält durch den selbständigen Rita-Briefroman eine interessante psychologisch tiefschürfende Ergänzung.

E. M. Hamann.

P. **Paschalis Neyer: Luise Hensel,** unser Vorbild in Kriegsnöten. Eine zeitgemäße Erinnerung nach den Liedern und Briefen der Dichterin, geb. 1798, gest. 1876. Mit vier Bildern. Paderborn, Ferd. Schöningh, kl. 8° 63 S., geb. 1.— ℳ. — Das sehr willkommene Büchlein bringt außer dem das Lebens- und Persönlichkeitsbild der Dichterin warm überglänzenden „Geleitwort" Luise Hensels vaterländische Lieder während der Freiheitskämpfe 1813—1815, sowie ihre Kriegsbriefe 1866 und 1870: gerichtet an Schlüter, Apollonia Diepenbrock, Elise Schülgen und eine unbekannte Freundin. Das Werkchen ist geeignet, zu erfreuen, zu stärken und zu werben — ein dreifacher Segen auf weiter hinaus.

E. M. Hamann.

Heimgartengeschichten. Harmlos geplaudert von Ferd. Feldigel. Mit künstlerischer Umschlagzeichnung von Karl Sigrist. Verlag von Haas & Grabherr, Augsburg. Preis kart. ℳ 2.—. 147 S. Wirklich harmlose Geschichtlein! Keine geschliffenen Kabinettstücke, sondern prachtvolle, gut erzählte Geschichten. Kein Kriegslärm stört die Behaglichkeit und den goldenen Humor des Buches. Darum gehören die Heimgartengeschichten zu unseren Soldaten und in alle Feldbibliotheken. Wir daheim wollen uns freuen, daß wieder ein Buch aufliegt, das so recht ein Hausbuch zu werden verdient, ohne Gefahr für alt und jung.

Maria Köchling.

Zimmermann O., S. J. **Warum Schuld und Schmerz.** Freiburg, Herder. 114 S., ℳ 2.—. Zwischen dem Pessimismus eines Schopenhauer und dem Optimismus eines Leibnitz zeigt uns der Verfasser in einer Reihe von gedankenreichen philosophisch-theologischen Abhandlungen den gangbarsten Weg zum Verständnis des uralten Problems vom Ursprung des Bösen und des Uebels und dessen Bedeutung in der von einem unendlich guten und heiligen Gott erschaffenen Welt. Es bleibt auch hier trotz alles Scharfsinnes, den der Verfasser aufbietet, und trotz der Klarheit und Eindringlichkeit seiner Deduktionen manches dunkel und rätselhaft, wie das in der Natur der Sache liegt. Denn, so heißt es S. 92 in dem Aufsatz über die Unendlichkeit Gottes: „Wir enden unser Forschen mit dem Bekenntnis der Unerforschlichkeit Gottes." Es ist aber ein besonderer Genuß für den gebildeten Leser, dem gelehrten und sich doch einer allgemein verständlichen Sprache befleißenden Führer auf den Höhenpfaden der Spekulation zu folgen. Geist und Herz finden dabei eine reiche Ausbeute.

Leo van Heemstede.

Dr. **M. Heimbucher, Was ist von den Baptisten zu halten?** 8° 119 S. ℳ 2.—. Regensburg, Manz, 1918. Wie die kürzlich in Neuauflage erschienene Würdigung der Methodisten, Adventisten und Neu-Apostolischen Gemeinde von Dr. Heimbucher, so verdankt die vorliegende gründliche Darstellung der Baptisten-Sekte ihre Entstehung der mit dem Krieg gegebenen Notwendigkeit, hineinzuleuchten in das Treiben dieser neueren religiösen Sekten, welche in den Kriegswirren den geeigneten Zeitpunkt eines ausgiebigen und nicht erfolglosen Werbezuges sehen. An der Hand einer umfassenden Literatur — eine Zusammenstellung S. 115—119; 30—31 — erörtert Heimbucher in klar verständlicher Weise Ursprung und Entwicklung der Baptistensekte, Ausbreitung und gegenwärtigen Stand. Eine einläßliche Darstellung der von dieser Sekte vertretenen Lehrpunkte wird zur wirksamen Widerlegung ihrer Irrgänge. Wie die früheren Veröffentlichungen Heimbuchers über die jetzt eifrig werbenden religiösen Sekten erfüllt auch das angezeigte Werk trefflich seine Aufgabe, über ihr Wesen Licht zu verbreiten.

O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Auch das Schauspielhaus, das ja die erste Münchener Wedekindbühne war, bevor die Kammerspiele an seine Stelle traten, wollte eine Wedekind-Feier haben. Der Besuch war nicht eben stark und von Feierlichkeit wenig zu spüren. Eine Gedächtnisrede hielt Dr. Sinzheimer, der frühere Kammerspieldirektor. Man hörte wieder die großen Worte, die auf Beweiskraft verzichten, weil sie an Anhänger gerichtet sind, deren Begeisterung als vorhanden angenommen wird. Ibsen habe lediglich ein paar alte Plüschmöbel abgestaubt, allein Wedekind habe die ganze bürgerliche Einrichtung durcheinandergestellt. Ibsen und der Naturalismus hätten zur Verpuppung der Kunst geführt, metaphysische Ziele habe lediglich der „große Moralist" gehabt, und diesen Mann, der für uns viel zu früh gestorben sei, habe man lange gering geschätzt. Dann wurde, von Stollberg neueinstudiert, „Hidalla" gegeben, worin Scharwenka die Rolle des Sexualreformers reicher ausstattete, als man sie durch die dürftigen Ausdrucksmittel von Wedekinds Schauspielertum in Erinnerung hatte. Im Publikum bestand gelegentlich die Neigung, den Verein zur Züchtung schöner Menschen komisch zu nehmen und es langweilte sich im übrigen über die in ewiger Wiederkehr durch die Dramen Wedekinds sich ziehenden Zusammenstöße mit dem Staatsanwalt, bis endlich der große Denker sich aufhängt, weil ein Zirkusdirektor ihn als dummen August engagieren möchte. Das währte eine ganze Stunde länger, als auf dem Zettel stand, und gar mancher ergriff vorher die Flucht. Die Stimmung war reichlich flau und der Beifall nicht sonderlich stark, bis am Schlusse ein Häuflein durch Klatschezzesse die „Feierstimmung" zu retouchieren suchte.

Uraufführung am Gärtnertheater. „Die Liebe im Schnee" ist jetzt hundertmal gegeben worden. Es soll zwar immer noch Leute geben, die die Operette noch sehen wollen, aber für die armen Künstler war es doch wohl nötig, aus dem ausgefahrenen Geleise herauszukommen. Also eine Neuheit: „Die Lore am Tore", ein Operetten-Idyll aus Alt-München von W. Walzer, Musik von K. Grandauer. Maria Theresia hat zu so manchem Libretto gedient, warum es nicht einmal mit dem volkstümlichen Herzog Max in Bayern versuchen? Die Mischung von Hof- und Landluft hat sich hundertmal bewährt, für Altmünchener Stimmung ist das alte Hofbräuhaus eine den Zweck nie verfehlende Kulisse, so bedarf man nur noch eine schon oft gebrauchte Handlung, in die fürstliche Jugendliebe sentimental hineinklingt, und die Operettendichtung ist „erfunden". Halt, noch einen Gedanken, Herzog Max' Tochter, die Kaiserin Elisabeth, als Kind. Kinderrollen sind immer herzig, singen sie richtig, ist das Publikum gerührt, kommt die Kleine, wie bei der Uraufführung, mit dem Orchester in kleine Notendifferenz, ist das Publikum noch gerührter. Die Musik, leidlich geschickt gemacht, ist dem Textbuche gemäß. Spiel und Ausstattung sind zu loben; allzuviel läßt sich aus den Rollen nicht herausholen. Von den Darstellern teilten sich in den Erfolg des Abends Paula Menari in der Titelrolle, Mizzi Parla, Seibold, Olschinsky und Wonger.

Volkstheater. Pepi Glöckner, deren Wiege übrigens in — Berlin stand, ist für uns die Repräsentantin echten Wiener Humors. Dieser, ihr scharfes, gelegentlich dem Derben nicht abholdes Charakterisierungstalent und ihre Frohnatur machen sie zu einer ausgezeichneten Vertreterin des Volksstückes. Wir sehen sie freilich immer in Singspielen, die mehr der Operette zuneigen, denn diese gelten leider bei Gastspielen für zugkräftiger. Sie sind meist nur der Vorwand, um die frische, liebenswürdige Persönlichkeit der Künstlerin in Aktion zu setzen. Ob sie daher in der „Welt ohne Männer" spielt, die wir schon kennen oder uns mit der Hoflieferantin (von L. W. Stein, Musik von H. Hirsch), der resoluten Schuhgeschäftsinhaberin, bekannt macht, so ist das literarisch gleich belanglos, aber darstellerisch unterhaltsam. Neben der Glöckner boten im ausverkauften Hause Koutenski und Berger sehr Erfreuliches.

Neues Theater. Neu ist Molnars „Leibgardist" nur im Rahmen dieser Bühne. Der Ehegatte täuscht seine Frau als eleganter Anbeter verkleidet, die sich auf einen Flirt einläßt; bei der Entlarvung weiß sie sich aus der Schlinge zu ziehen, indem sie vorgibt, ihren Mann sofort erkannt und lediglich auf seinen Scherz eingegangen zu sein. Keine Menschen, nur dankbare Rollen. Frau Olly und Dr. Schindler spielen sie gefällig, flott, mit überlegenem Humor. Das Publikum, das endlich zahlreicher zu kommen scheint, unterhielt sich und dankte herzlich.

Aus den Konzertsälen. Gesangs- und Instrumentalmusik aus dem 17. und 18. Jahrhundert boten Wanda Landowska und Philippine Landshoff. Man kennt die vollkommene stilistische Anpassung, die diese beiden Künstlerinnen für alte Musik besitzen. Die erstere zeigte sich wieder als Meisterin des Cembalo, weiß jedoch auch den modernen Flügel mit gleicher Vollkommenheit zu spielen. Die Sopranistin Landshoff sang verschiedene reizvolle, fast vergessene Arien klangschön mit prächtiger Schulung. Der Cellist Hans Weber und die Flötisten Kalebe, Deimer und Laberer waren der Sängerin treffliche Partner. Einen Schumannabend bot Jörgen Bendix. Die Stimme des hier erstmals gehörten Dänen hat Umfang und Reiz, die Wiedergabe hat oft etwas zündendes, über die Auffassung ließe sich öfters streiten. Ein sehr fesselndes Vortragstalent besitzt die Dresdener Hofopernsängerin Liesel von Schuch. Ihr Sopran ist von angenehmem Klangreiz, seine technische Ausbildung vollkommen.

Verschiedenes aus aller Welt. Eugen d'Alberts neue Oper „Der Stier von Olivera" fand in Leipzig sehr gute Aufnahme. Das mit krassen theatralischen Effekten gewürzte Textbuch schrieb R. Batka nach einem Drama Lilienfeins. Es behandelt den menschlich packenden Kampf zwischen einem körperlich häßlichen französischen General und einer schönen spanischen Patriotin im Jahre 1808. Puccinis „Tosca" scheint heute d'Alberts Vorbild. Breitgezogene Kantilenen, eine raffinierte Instrumentation, packende Untermalung grausiger Szenen und eine gefällige Andeutung des spanischen Kolorits wirkten sehr stark auf das Publikum ein. — In Frankfurt a. M. hatte P. Ernst's Drama „Manfred und Beatrice" einen starken Achtungserfolg. Die Gestalten des Dichters sind, nach Berichten, keine dramatische Gestalten, sondern Symbole sittlicher Prinzipe; das Stück ist ein Kunstwerk, bewunderungswürdig durch die bilder- und gedankenreiche Sprache und die Schönheit der Form, die freilich starr und kalt anmutet. — „Das hohe Ziel" von Gg. Hirschfeld fesselte in Köln. Die „Tragödie armer junger Leute" bleibt in mancher Hinsicht verschwommen, stärker als das Dramatische wirkt das Lyrische, eine elegische Stimmung von Jugend und Sehnsucht. — In Kopenhagen fand ein Drama von Sigurd Ibsen, Henrik Ibsens einzigem Sohne, freundlichen Beifall. In „Robert Frank" stellt der Verfasser zwei politische Weltanschauungen, die aristokratische und die demokratische im Kampfe einander gegenüber. Das Werk wird mehr als die Schöpfung eines gedankenreichen Politikers, wie als Dichtung beurteilt. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Letzte Woche des Kriegsanleihe-Zeichnungsgeschäftes — Organisation des Einfuhrhandels mit der Ukraine — Wirtschaftsfragen und Politik.

Hand in Hand mit den gewaltigen militärischen Erfolgen unserer Westfront erbrachte die letzte Woche des Kriegsanleihegeschäftes einen glanzvollen Abschluss. Wilsons Drohung der „Anwendung der äussersten Gewalt, der Gewalt ohne Grenzen" stellt das deutsche Volk an der Front und in der Heimat die Antwort des entschlossenen Willens zum Sieg gegenüber. Reichsschatzsekretär Graf Rödern und Reichsbankpräsident v. Havenstein betonen, wie sehr „der deutsche Siegeswille und das Vertrauen auf den deutschen Sieg" auf das Höchste gestiegen seien und sich in den Zeichnungsergebnissen widerspiegeln. Einen bemerkenswerten Ruf zur Kriegsanleihezeichnung richteten die grossen landwirtschaftlichen Körperschaften an die Landwirte: „Kein Geld ist schöner und nützlicher angewandt, als durch die Zeichnung auf die Kriegsanleihe." Auch der Verlauf des deutschen Wirtschaftslebens begründet das in den Wert der Kriegsanleihezeichnung gesetzte Vertrauen. Gewaltige Geschäftsausdehnung wird besonders bei den Berliner Grossbanken nachgewiesen. So erzielte die Dresdner Bank eine Steigerung ihres Gesamtumsatzes um fast 30 Milliarden auf über 116 Milliarden Mark. Vom rheinisch-westfälischen und oberschlesischen Kohlenmarkt mehren sich die Meldungen über erfreuliche Produktionshebung und, was seit langem nicht mehr zu registrieren war, eine Besserung der Eisenbahn-Wagengestellung. Die Tendenz der Industrieförderung in Bayern kam wiederholt zum Ausdruck. Von besonderer Bedeutung ist der jetzt endgültig erfolgte Zusammenschluss der landwirtschaftlichen Körperschaften Bayerns einschliesslich der Müllerei- und Mälzereiverbände zu einer handelspolitischen Vereinigung mit dem Zweck, bei der Regelung der wirtschaftlichen Beziehungen zu den Verbündeten, zu den neutralen und zu den augenblicklich noch feindlichen Staaten die Interessen der deutschen und besonders der bayerischen Landwirtschaft, Forstwirtschaft, Müllerei und Mälzerei gemeinsam nachdrücklich zu wahren im Einklang mit den Lebensinteressen des Reiches. Zum 1. Vorsitzenden der Vereinigung wurde der Präsident des Bayerischen Landwirtschaftsrats Dr. v. Cetto und zum 2. Vorsitzenden der Leiter des Bayerischen Christlichen Bauernvereins Dr. Schlittenbauer gewählt. Im Finanzausschuss des bayerischen Landtags wurde die bayerische Mitwirkung im deutschen Luftpostverkehr erklärt. Die Bayerische Vereinsbank errichtet eine neue Filiale in Aschaffenburg; die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank solche in Dillingen, Lauingen, Krumbach und Simbach. In der Generalversammlung der Pfälzischen Bank wurde der gute Aufschwung der Wirtschaftshebung Bayerns und die Notwendigkeit betont, den Geschäften im rechtsrheinischen Bayern grösste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Geheimer Hofrat Dr. von Fuchs, Präsident der Abgeordnetenkammer München, wurde als Aufsichtsrat in dieses Institut neu gewählt.

Mit besonderem Interesse verfolgen unsere Wirtschaftskreise die Organisationen zur Herbeiführung eines geregelten Einfuhrhandels mit den russischen Randstaaten, namentlich mit der Ukraine. Nach langen schwierigen Verhandlungen ist das Abkommen über Beschaffung von etwa 1 Million Tonnen Brot- und Futtergetreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten von den ukrainischen, deutschen und österreich-ungarischen Delegierten unterzeichnet worden. Deutschland und Oesterreich-Ungarn haben in Kiew eine kaufmännische Wirtschaftsstelle errichtet, welche mit den ihr angeschlossenen privaten, auch bayerischen Einfuhrfirmen — auch die Geschäftstätigkeit der deutschen Handelsvereinigung, der Geschäftsstelle für das deutsche Einfuhrsyndikat, wird nunmehr aufgenommen — diesen Getreide- und Nahrungsmittelverkehr leitet. Unter Förderung der deutschen Reichsregierung ist eine neue G. m. b. H. deutscher Zuckergrossfirmen zur Uebernahme der verfügbaren Zuckervorräte von etwa 3/4 Millionen Zentner in der Ukraine in Bildung begriffen. Deutsche Einfuhrsyndikate für Eier und für Wolle aus den ukrainischen Gebieten sind geplant. Seitens der Banken der Mittelmächte wird wohl der Abschluss eines gemeinschaftlichen Darlehens von 50 bis 60 Millionen Rubel an die Ukraine perfekt werden. Angesichts dieser bedeutenden wirtschaftlichen Interessen Deutschlands im Osten sieht man der Bekanntgabe der Einzelheiten über die jüngsten Beratungen im Hauptquartier über die wichtigsten Fragen der wirtschaftlichen Vorbereitung des Friedenszustandes, speziell über die zukünftige Stellung Rumäniens zu den Zentralmächten mit Spannung entgegen. Verschiedenartige Kritik, und zwar nicht nur aus Wirtschaftskreisen, erfuhr die Denkschrift der deutschen Eisenindustrie über die Forderung der „Einverleibung der französisch-lothringischen Eisenerzbecken Briey und Longwy in das deutsche Reichsgebiet". Auch der Eintritt des sächsischen Finanzministers gegen einen Verständigungsfrieden und die Forderung einer Kriegsbeendigung wurden vielfach besprochen. Die zutreffendste Charakterisierung erhält die augenblickliche Lage durch die Worte des Reichskanzlers Graf Hertling: „Es ist jetzt keine Zeit zum Reden, nur zum Handeln." Dass dem so ist, besagt die klare Rede des britischen Ministerpräsidenten Lloyd George im Unterhaus: „Die kritischste Phase dieses schrecklichsten Krieges ist gekommen."

München. M. Weber.

Die Generalversammlung der **Bayerischen Landwirtschaftsbank E. G. m. b. H.** unter dem Vorsitz des K. Kämmerers Landtagsabgeordneten Freiherrn von Freyberg — Jetzendorf genehmigte einstimmig die Verwaltungsvorschläge. Aus dem Geschäftsgewinn von ℳ 388,665.— einschliesslich Vortrag gelangen demnach **4 Proz.** Verzinsung der Geschäftsanteile zur Verteilung. — Die Generalversammlung der **Preussischen Pfandbriefbank Berlin** genehmigte die Jahresabschlüsse und die Verteilung der sofort zahlbaren **Dividende von 7,5 Proz.** Generaldirektor a. D. Hermann Heyl, Beiratsmitglied des Kaiserlichen Aufsichtsamtes für Privatversicherung Berlin, wurde als Aufsichtsrat wieder gewählt. M. W.

Das Jahresergebnis der **Bayerischen Versicherungsbank A. G.** (vormals Versicherungsanstalten der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank) erwähnt die starke Zunahme des Versicherungsbedürfnisses im abgelaufenen Jahr auf fast allen Gebieten. Als Dividende aus dem Gesamtgewinn von rund 1 3/4 Millionen Mark gelangt wie im Vorjahre an die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank als einzige Aktionärin der Betrag von 1 Million Mark zur Auszahlung. Die Bayerische Versicherungsbank hat mit ihrer Zeichnung zur achten Kriegsanleihe mit 4 Millionen nunmehr insgesamt 25 1/2 Millionen Mark Kriegsanleihe gezeichnet. M. W.

Pfälzische Bank. In der Generalversammlung wurden die satzungsgemäss ausscheidenden Aufsichtsratsmitglieder Fabrikdirektor Otto Clemm, Mannheim, Geh. Kommerzienrat Fritz Dörr, Fabrikbesitzer in Worms, Dr. h. c. Arthur Netter, Grosskaufmann in Mannheim, einstimmig wieder- und Geh. Hofrat von Fuchs, Präsident der Bayerischen Abgeordnetenkammer in München, neu in den Aufsichtsrat gewählt. Die Dividende kommt mit 7% zur Auszahlung.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Wie das republikanische Frankreich aus dem Kriege von 1870/71 herauskam. Von Henri Martinet. ℳ 1.50. (Berlin, La Paix.)

Anstandslehre für Seminarzöglinge. Von H. Feuchtinger. ℳ 1.20. (Donauwörth, Ludwig Auer.)

Schweizer Weltbühne. Von Carl-Ernst Matthias. 95 S. 8°. ℳ 2.—. (Zürich, Art.-Institut Orell Füßli.)

Die Gaben der katholischen Kirche an das deutsche Volk. Von P. Mannes Maria Rings O. P. 8°. 151 S. ℳ 2.25. (Dülmen i. W., A. Laumann.)

Der Völkerapostel Paulus und seine Bedeutung für die christliche Erziehung. Von Prof. Dr. W. Scherer. gr. 8°. IV u. 96. S. Brosch. ℳ 1.50. — **Das bayerische Konkordat** vom 5. Juni 1817. Von Dr. K. Aug. Geiger. Brosch. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—. (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.)

„Sonntagsgedanken" für das christliche Volk zur Kriegszeit; 2. Teil. Von Prof. Js. Hopfner S. J. Kart. Kr. 2.—. (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.)

Im Lande der Seligen. Dichtung von Hch. Gassert. Geb. ℳ 4.50. (Caritasverlag, Freiburg i. Br.)

Die Erbschaft. Eine Pfälzer Dorfgeschichte von C. Forschner. kl. 8°. VII u. 180 S. ℳ 1.80, hierzu 20 Proz. Teuerungszuschlag. (Kirchheim & Co., Mainz.)

Stoffkunde f. d. Unterr. an Mädchen-Fortb.-Schulen u. z. Selbststud. Von Paula Seitz. 80 S. kl. 8°. Geb. ℳ 1.65. (Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G.)

Hindenburg oder Napoleon! Von Karl Leyst. 2 ℳ. (Berlin W 35, Verlag Gust. Braunbeck, G. m. b. H.)

Belgien als französische Ostmark. Von Dr. P. Dirr. (Berlin SW 68, Verlag von Max Kirstein.)

Die Standarte — Ein Almanach. Herausg. von Hanns Heinrich Bormann. ℳ 2.50. (Saarlouis, Verlag Hausen.)

Briefe an Friedrich Schlegel. Von Prof. Dr. Heinr. Fink. ℳ 2.50. (Köln, Bachem.)

Die Wiedergeburt der deutschen Volkskunst. Von Karl O. Hartmann. ℳ 3.—. (München, R. Oldenbourg.)

Hauptziele der Friedensseelsorge. Von P. Sondergeld. ℳ —.60. (Donauwörth, Auer.)

Christus und die Kranken. Nach den heiligen Evangelien zusammengestellt und erklärt zum Troste der Kranken. Von Weihbischof Dr. Sigmund Waitz. 295 S. 3 Aufl. Geb. Kr. 6.—, ℳ 5.—. (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck u. München.)

Weltkrieg und Weltreligion. Von Chr. Flaskamp. ℳ 1. — **Erziehung zur Jugend.** Vorträge für kirchliche Vereine, insbesondere für Müttervereine. Von Dr. P. Oberdoerffer. ℳ 3.50. (Warendorf, J. Schnell.)

Grundzüge des katholischen Kirchenrechts. Von Prof. Dr. Joh. B. Haring. Ergänzungsheft. ℳ 2.—. (Graz, Ulrich Moser.)

Richard Wagner als Mystiker. Von Max Seiling. 60 Pfg. (Leipzig, Oswald Mutze.)

Eucharistisches Gnadenjahr. Gebet- und Kommunionbuch. Vom Verfasser des „Auf zum heiligen Gastmahl." (Mainz, Verlag des St. Josephs-Vereins.)

Hohenzollern Burgkalender 1918. (Berlin-Grunewald, Burgverlag, G. m. b. H.)

Kinder- und Jugendmissionsbewegung. Von P. Odorich Heinz. (Salzburg, St. Petrus Claver-Sodalität.)

Schluß des redaktionellen Teiles.

Zeichnet die 8. Kriegsanleihe!

Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck — Wien — München.

P. Franz Suarez S. J.

Gedenkblätter zu seinem 300jährigen Todestag (25. 9. 1917)
Beiträge zur Philosophie des P. F. Suarez von K. Six S. J., Dr. M. Grabmann, F. Hartheyer S. J, Inisum S. J., Biederlack S. J. Mk. 6.40.

Am 25. September 1617 schloß zu Lissabon ein stiller spanischer Gelehrter im bescheidnen Ordensgewande sein arbeitsreiches Leben. Durch seinen Geist und durch sein Wissen jedoch lebte und wirkte er fort durch die drei Jahrhunderte, die uns von ihm trennen, er lebt und wirkt noch heute. Nicht nur seine Ordensbrüder inspirierten sich von seinen Lehren. Die Bedeutung und Größe seines Wissens hob ihn hinaus über den engen Kreis, dem er angehörte, hinaus über sein Vaterland und sein Jahrhundert, sein Name wurde zum Symbol der wiederaufblühenden Scholastik seit dem Ende des 16. Jahrhunderts. — Dieser Mann war P. Franz Suarez aus der Gesellschaft Jesu.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Für Dörrgemüse. Für Futtermittel.

1300 Anlagen seit Anfang 1915 mit einer täglichen Verarbeitung von

260000 Zentnern!

Dr. Zimmermanns Expreß-Darre

Zur Trocknung von allen landw. Produkten u. Abfällen

Dr. Otto Zimmermann, Ludwigshafen a. Rh. 17.

Vertretung: Carl Prandtl, München SW. 4, Schwanthalerstr. 80.

Für Getreide. Für Pflanzenmehl. Für Dörrobst. Für Rauhfutter.

Karlsruher Lebensversicherung a. G.

Kriegsanleihe-Versicherung
ohne besondere Anzahlung.
Die Stücke für Kriegsanleihe-Versicherung werden von der Anstalt für den Versicherungsnehmer gezeichnet.
Bei Versicherungen mit einmaligem Beitrag wird 8. Kriegsanleihe zum Nennwert in Zahlung genommen.
Versicherungsbestand 800 Millionen Mark.

Kais. Kgl. Hoflieferant

J. A. Henckels Zwillingswerk

München, Theatinerstr. 8.

Erstklassige Stahlwaren.

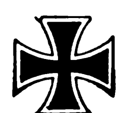
Salzbrunner

Oberbrunnen bei Katarrhen der Atmungs- und Verdauungsorgane, Emphysem, Asthma, Influenza, auch bei Stoffwechselerkrankungen.
Kronenquelle bei Gicht, Zuckerkrankheit, Steinbildung, Nieren- u. Blasenleiden. — Nieren-Sanatorium.
Salzbrunner Quellen-Versand Bad Salzbrunn i. Schlesien.

Die Gold- und Silberankaufstelle

München (im Rathaus)
zum Ankauf von
Gold- und Silbergegenständen
täglich von 10—12 Uhr geöffnet.

Statt besonderer Anzeige.



Am 21. März fand den Heldentod an der Spitze seiner Kompagnie, auf dem Schlachtfelde im Westen, nachdem er drei Jahre in der vordersten Front gekämpft hatte, mein einziger, unvergesslicher Sohn, unser lieber, guter Bruder, der

stud. jur.

Carl Hentze

Leutnant d. R. u. Kompagnieführer in einem Inf.-Regt.
Inhaber des Eisernen Kreuzes

im Alter von 26 Jahren.

In tiefer Trauer:
Frau Justizrat Hentze
Franziska geb. Schlieker
Maria Hentze
Hedwig Hentze
Emmy Hentze.

Lüdinghausen, den 7. April 1918.

Das feierliche Seelenamt fand statt am Montag, den 15. April, morgens 9 Uhr.

Bayerische Hypotheken- und Wechselbank.

Mittwoch, den 1. Mai 1918, vormittags 8 Uhr, findet im Bankgebäude, Promenadestraße Nr. 10, Zimmer 37, in Gegenwart des K. Notars, Herrn Justizrats Oskar **Schmidt** in **München**, die

107. öffentliche Verlosung

unserer Pfandbriefe statt.

Die Verlosungsliste wird im Deutschen Reichsanzeiger, im Kgl. Bayerischen Staatsanzeiger, sowie in einer Reihe anderer Blätter veröffentlicht.

München, im April 1918.

Die Bank-Direktion.

Neu erschienen:

Blumen am Wege

von **J. Greinwald**

3. Auflage elegant gebunden
Preis **3.50** Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und direkt vom Verlag:
M. Haeber'sche Buchhandlung Schrobenhausen.

Sitz-Auflagen

aus Filz
Filztuche
Cölner Filzwarenfabrik Ferd. Müller, Köln a. Rh. Friesenwall 67.

Zeichnet die 8. Kriegsanleihe!

Unpünktlichkeiten und Unregelmässigkeiten in der Zustellung
der „Allgemeinen Rundschau" bitten wir der Geschäftsstelle in München, Galeriestrasse 35a Gh. stets sofort bekannt geben zu wollen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges. [illegible] in München

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 17. München, 27. April 1918. XV. Jahrgang.

Der Schutz der Christen in der Türkei.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Am 1. Oktober 1915 hat die Türkei die sog. Kapitulationen aufgehoben und damit auch ihre Anerkennung des französischen Schutzrechtes über die Christen des Orients zurückgezogen. Durch die inzwischen mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn abgeschlossenen Sonderverträge, denen mit der Zeit wohl noch weitere folgen werden, ist die Türkei wieder in ihre vollen Souveränitätsrechte eingesetzt und der Anfang zur Herstellung eines neuen Rechtsverhältnisses zwischen ihr und dem Auslande gemacht. Es ist begreiflich, daß man in Frankreich, wo man sich bereits durch Verträge mit den Bundesgenossen über die Aufteilung der türkischen Erbschaft verständigt hatte, mit dem Schwinden der Siegeshoffnungen sich an den Gedanken klammert, im Orient künftig wenigstens die ehemaligen Vorrechte zu behalten, um wie in der Vergangenheit daraus auch fernerhin politisches Kapital zu schlagen. Nachdem aber die Türkei als unser Verbündeter im Kampfe gegen Frankreich jener Mächtegruppe angehört, deren Endsieg heute nicht mehr zweifelhaft ist, vollzieht sich eine vollständige Umkehrung des bisherigen Verhältnisses, indem die unerläßliche Voraussetzung für die Ausübung irgendeines Schutzrechtes auf türkischem Gebiete über türkische Staatsangehörige, nämlich die Ueberlegenheit an Macht wegfällt. Ohne eine solche Ueberlegenheit besteht keine Möglichkeit, die Durchführung der auf das Vorrecht begründeten Forderungen zu erzwingen, und die Drohung wird zur inhaltslosen Geste. Ja, man könnte sogar so weit gehen, angesichts der Zustände in Frankreich die Frage aufzuwerfen, ob nicht dort die Notwendigkeit eines fremden Schutzrechtes hinsichtlich des Christentums und seiner Interessen vorliegt.

Aus verständlichen Gründen, die keineswegs einem Uebelwollen oder Mißtrauen gegenüber der Türkei entspringen, hält der Heilige Stuhl, der seinerzeit jenes Vorrecht an Frankreich verliehen hat, bis auf weiteres noch an dem bisherigen Rechtszustande fest, wenngleich auch er sich der Erkenntnis nicht verschließt, daß derselbe heute schon unhaltbar und dazu verurteilt ist, der unvermeidlichen Neuordnung zu weichen. Wenn daher zutreffen sollte, was im Februar Kardinal Amette von Paris und im März Kardinal Dubois von Rouen angeblich behaupteten, nämlich daß sie in Rom neuerdings bindende Zusagen erhalten haben, der Hl. Stuhl werde das Schutzrecht nicht aufheben, so kann damit wohl keineswegs gemeint sein, Rom werde sich weigern, die effektive neue Lage im türkischen Reiche und damit auch die mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn bezüglich des Schutzes ihrer Untertanen abgeschlossenen und das französische Schutzrecht ignorierenden Verträge anzuerkennen. Diese Annahme erfährt ihre Bestätigung durch ein Schreiben des Kardinal-Staatssekretärs Gasparri vom vorigen Juni, das erst am 28. Dezember 1917 durch seine Veröffentlichung im „Figaro" zur Kenntnis der Oeffentlichkeit gelangte.

In einer Ministerratssitzung jenes Monats hatte der katholische Blockminister im Kabinett Ribot, Denys Cochin, den Ministerpräsidenten nach einem an diesen gerichteten Schreiben des Kardinals befragt, das die Antwort auf eine schriftliche Anfrage Cochins über gewisse Gerüchte darstellte, wonach mit einer Aufhebung des französischen Schutzrechtes gerechnet werden müsse. Ribot erklärte die Mitteilung des Inhaltes des Schreibens an die übrigen Mitglieder des Kabinetts für unzweckdienlich und da die Pariser Regierung die Sache damit erledigt erachtete, veröffentlichte Cochin im Dezember das Schriftstück. Darin versichert der Kardinal in feierlicher Weise, es habe sich hinsichtlich des Schutzrechtes Frankreichs über die Katholiken im Oriente nichts geändert. Die alten Vorrechte, die sich auf die Kapitulationen begründen, die Anweisungen des Hl. Stuhles an die religiösen Genossenschaften, sich bezüglich ihres Schutzes an die französischen Behörden zu wenden, sowie die weltlichen Prärogativen bleiben unverändert. Dann, nachdem der Kardinal sie im einzelnen aufgezählt hat, fährt er jedoch fort: „Die Grundlage, auf der das Schutzrecht beruht, verschwindet durch die Gewalt der Kriegsereignisse. Würde die türkische Herrschaft verschwinden oder die Beseitigung der Kapitulationen aufrecht erhalten bleiben, so würde das Schutzrecht über die Untertanen der anderen Nationen durch die Natur der Dinge selbst zu bestehen aufhören. Gewiß bliebe die vom Hl. Stuhle erteilte Weisung, aber in der Praxis wäre sie ein toter Buchstabe, denn gleich den anderen Nationen verbliebe Frankreich nur das Recht des Schutzes über seine eigenen Untertanen. . . . Ich verstehe, Frankreich kann nicht, ohne auf den Ruhm seiner geschichtlichen Vergangenheit zu verzichten, seinem Interesse an der Erhaltung seines Ansehens im Oriente entsagen, aber gegenüber dem kraftvollen Wettbewerbe der anderen Nationen könnte es schwerlich seinen Ehrenplatz im Oriente aufrecht erhalten, ohne die Stütze des Hl. Stuhles. Uebrigens müßte dieser selbst aus Gründen, deren Aufzählung allzu weitläufig wäre, sich auf Frankreich stützen. An Stelle des verschwundenen Schutzrechtes müßte daher etwas anderes treten und ich beeile mich, hinzuzufügen, daß der Hl. Stuhl gegebenenfalls nicht verfehlen würde, dem seine ganze wohlwollende Aufmerksamkeit zuzuwenden."

Dieser Hinweis bezieht sich natürlich auf ein neues Konkordat. Wie sich aber inzwischen gezeigt hat, ist Frankreich nicht gewillt, diesen Weg zu beschreiten, es setzt lieber alles auf die eine Kriegskarte. Ja, indem es wenige Monate nach jenem Schreiben die Friedensnote des Hl. Stuhles nicht einmal einer Antwort würdigte, hat es gezeigt, daß die Hoffnungen auf Wiederherstellung wenigstens eines amtlichen Verkehres verfrüht waren. Somit wird es mit seiner von ihm selbst gewollten militärischen Niederlage im Westen auch seine politische Niederlage im Osten besiegeln.

Die Frage aber des fremden Schutzes der Christen und der christlichen Interessen im türkischen Reiche, soweit es sich nicht um fremdnationale handelt, bleibt offen. Ob er notwendig sein wird oder nicht, wird die türkische Regierung beweisen, sehr bald beweisen müssen und zwar durch Taten, welche geeignet sind, den Eindruck und die Befürchtungen, den gewisse Vorgänge bei uns bereits hervorzurufen beginnen, raschestens und gründlich zu beseitigen. Die türkische Regierung wird sich der Bedeutung der Tatsache nicht verschließen können und dürfen, daß der bei weitem überwiegende Teil der Bevölkerung ihrer Bundesgenossen nicht nur aus Christen, sondern aus Katholiken sich zusammensetzt, deren Gemeinschaftsgefühl dem der Anhänger des Islam in nichts nachzustehen gesonnen ist.

Das Bundesverhältnis schließt eine Bevormundung, wie sie ein Schutzrecht bisheriger Art darstellt, aus; die unausbleibliche Niederlage der Verbandsmächte beraubt diese der Fähigkeit, ein solches Schutzrecht gegenüber der Türkei künftig zu übernehmen, und die kleinen neutralen Mächte besitzen nicht die Machtmittel, um nötigenfalls dem Rechte Geltung zu verschaffen. Es wird sich daher ein Konkordat des Hl. Stuhles mit der

Türkei notwendig erweisen, dessen einleitende Schritte jedoch solange unmöglich sind, als der Hl. Stuhl an dem französischen Schutzrechte und der damit verbundenen Weigerung, der Errichtung einer türkischen Gesandtschaft beim Vatikan die Genehmigung zu erteilen, festzuhalten Veranlassung hat.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Geldsieg in der Heimat, — Waffensiege in Flandern, — Beilegung der Wiener Krisis: das genügt für eine gute Woche!

14½ Milliarden aus der achten Kriegsanleihe.

Mit einem Dutzend Milliarden hätten wir schon zufrieden sein können. Das ist der Normalsatz geworden seit der dritten Anleihe vom Herbst 1915, nachdem die beiden ersten Anleihen das Volk auf diesem Gebiete trainiert hatten. Im Jahre 1916 erreichten die beiden folgenden Anleihen nicht ganz 11 Milliarden — vermutlich wegen der Schwierigkeiten im geschäftlichen Leben, die damals der Uebergang in die reine Dauerkriegswirtschaft hervorrief. In der Frühlingsanleihe von 1917 wurde die kleine Lücke aufgefüllt mit einem Ertrag von über 13 Milliarden. Der vorige Herbst brachte auch noch 600 Millionen über das Milliardendutzend. Und jetzt ist der Normalsatz überraschend weit überschritten. Die erste Aufrechnung am vorigen Samstag ergab schon 14½ Milliarden, und es fehlten noch heimatliche Teilergebnisse und Frontzeichnungen mit verlängerter Frist. Das Schlußergebnis wird nicht weit von 15 Milliarden bleiben.

Da offenbart sich eine strotzende Volkskraft. Nicht nur eine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, die zum Ausgang des vierten Kriegsjahres phänomenal ist, sondern auch eine geistige und sittliche Reife des Volkes, die Bewunderung verdient und bei den Feinden Schrecken hervorrufen muß.

Bei der günstigen Wendung der Gesamtlage war diesmal keine lähmende Verzagtheit zu fürchten; eher ein Optimismus, der in Ueberschätzung der bisherigen Erfolge sich einreden konnte: das Reich braucht ja nicht mehr so viel Geld, besondere Anstrengungen für die Anleihe sind nicht nötig! Solche Stimmen fanden kein Gehör; das Volk zeigte bei aller Freude über die erreichten Fortschritte doch das richtige Verständnis für die Schwere des Endkampfs, der noch den Volldampf aus allen Rohren erfordert.

Und die richtige Einsicht wurde in die wuchtige Tat übersetzt. Trotz der langen Kriegsdauer, der empfindlichen Teuerung und der vielfachen Entbehrungen kein Ermatten, keine Drückebergerei, kein Abschieben der Last auf „die anderen, die es schon machen werden". 15 Milliarden sind nur aufzubringen bei einer allgemeinen Beteiligung aller, die etwas haben, und der dadurch gelieferte Beweis, daß die Spannkraft in der Volksseele nicht nachläßt, sondern sich erhöht, geht über allen Geldeswert hinaus.

Gesund ist die Volksstimmung, gesund ist auch die Volkswirtschaft. Beim besten Willen kann eine Nation nicht mehr aufbringen, als sie hat. Steigt der Anleiheertrag, so muß auch das Vermögen gestiegen sein. Geldstolz wollen wir nicht werden, aber beruhigend ist doch die nationale Wohlhabenheit, die uns das Durchhalten bis zum Ende des Krieges sichert und den Uebergang in die Friedenswirtschaft erleichtern wird.

Den Feinden sagt der überwältigende Erfolg der achten deutschen Kriegsanleihe: Laßt alle Hoffnung fahren; auf den Schlachtfeldern könnt ihr nicht siegen und mit der Auspowerung oder Aushungerung ist den Deutschen erst recht nicht beizukommen!

Die gesunde Volkswirtschaft wird uns auch hinweghelfen über die Steuersorgen.

Drei Milliarden neuer Reichsabgaben.

Hinter der schönen Anleihe steht die weniger schöne Zins- und Tilgungslast. Seit der Helfferichschen Steuerreform steht der Entschluß fest, mit der Zinsendeckung nicht bis zum Kriegsschluß zu warten, sondern den ordentlichen Etat durch neue Einnahmen im Gleichgewicht zu halten. Dazu brauchen wir jetzt wieder 3 Milliarden. Vor dem Kriege hätte uns ein solches Steuerbündel in Krämpfe gestürzt. Jetzt sind die gewichtigen Vorlagen mit Gleichmut aufgenommen worden. Man fügt sich gelassen in das Unvermeidliche und vertraut dem Reichstage, daß er schon nach dem Rechten sehen werde. Von links her werden freilich Stimmen laut, die über Stück- und Flickwerk schelten und eine „organische Reform" verlangen, d. h. weitere Eingriffe des Reichs in die direkten Steuern, die von den Einzelstaaten aus guten Gründen als ihr finanzielles Landesrückgrat gehütet werden. Von der andern Seite wird es als erfreulich betrachtet, daß die Reichsleitung die drei Milliarden zu decken sucht in den hergebrachten Formen und Wegen, ohne die staatsrechtlichen Grundlagen oder die Eintracht zu erschüttern. Auch der Nothelfer „Monopol" ist nur für den Branntwein herangezogen worden. Mit scharfen Getränkesteuern, neuer Erhöhung der Postgebühren, teilweiser Verschärfung der Kriegsgewinnabgaben und einer ausgiebigen, auf alle „Leistungen" ausgedehnten Umsatzsteuer hofft man das gegenwärtige Loch stopfen zu können. „Fortsetzung folgt" steht unter allen Steuervorlagen. Wenn sich etwas Ganzes und Endgültiges zurzeit nicht erreichen läßt, so wäre es doch wünschenswert, die einzelnen Steuerquellen nicht wiederholt anzuzapfen, sondern an jeder Stelle sorglich ganze Arbeit zu leisten, so daß der betroffene Geschäftszweig nicht alle Jahre von neuem zu kalkulieren und sich einzustellen braucht. Wenn schon dem Hund der Schwanz abgehackt werden muß, dann lieber mit einem Schlage, als durch wiederholte Abschnitte.

Der Reichstag hat ein gerütteltes und geschütteltes Maß an Sommerarbeit zu bewältigen. Die Augen des Volkes sind aber vorläufig weniger nach Berlin gerichtet, als vielmehr auf die

Kämpfe an der Westfront.

Deren Brennpunkt hat sich immer mehr nach Norden verschoben, in das flandrische Gebiet, das schon seit 1914 alle Jahre die Stätte heißen Ringens bildete. Was die Engländer dort in langen Monaten unter schweren Opfern erobert hatten, ist ihnen jetzt zum größten Teil in wenigen Tagen wieder entrissen. Und das schlimmste für sie ist, daß der deutsche Vorstoß ihre Verbindung mit dem Mutterlande, Dünkirchen, Calais und Boulogne aufs schwerste bedroht. Daher die Hilferufe von England an die Kolonien und Amerika, daher die Durchdrückung des neuen Mannschaftsgesetzes auf die Gefahr der irischen Revolution hin; daher die Herbeiziehung französischer Reserven bis in den hohen Norden hinauf. In unserer halbamtlichen Uebersicht über den ersten Monat unserer Offensive werden 117000 Gefangene und 1550 eroberte Geschütze nebst ungeheurer sonstiger Beute festgestellt und der blutige Verlust der Engländer in der ersten Hälfte des Monats bereits auf eine halbe Million geschätzt. All das würden die Londoner Machthaber auf ihre harte Achsel nehmen, wenn sie nur von dem Alp der Abschneidung und Einkreisung ihrer Landarmee befreit würden. Nachdem wir Wytschaete und Bailleul durch unsere Zangentaktik auf verhältnismäßig billige Weise erobert und die Engländer zu der sog. freiwilligen Räumung des Ostens von Ypern bereits genötigt haben, stehen ihre Verbindungswege unter dem Feuer unserer Artillerie, und die sonst so übermütigen Briten müssen mit dem Verlust der Küste und dem vollen Scheitern ihres kontinentalen Ausflugs rechnen. Wesentlich ist noch, daß die Franzosen ihre Reserven verzetteln, so daß sie nichts Rechtes mehr einzusetzen haben, wenn die Abrechnung mit ihnen ernstlich beginnt. Die Italiener sollen Hilfstruppen schicken, während sie selbst in der Angst vor der österreichischen Offensive schweben. Es geht zu Ende mit der Ententemacht!

Der Ministerwechsel in Oesterreich-Ungarn.

Graf Czernin ist in allen Gnaden entlassen worden und hat in seinem Vorgänger, dem Baron Burian, den Nachfolger erhalten. Ein anderer Mann, aber kein Neuling auf dem Posten des auswärtigen Ministers. Die Wahl schließt schon einen hochpolitischen Kurswechsel aus, und durch die Erklärungen des Kaisers Karl wird das bestätigt.

Die Auseinandersetzungen wegen des Kaiserbriefes waren der Anlaß, aber nicht die eigentliche Ursache des Personenwechsels. Graf Czernin hatte durch sein temperamentvolles Vorgehen mancherlei Reibungen und Schwierigkeiten hervorgerufen, was ihm nicht zur Unehre, aber doch zur Belastung gereichte. Seine kräftige Rede gegen die bewußten und unbewußten „Kriegsverlängerer" vom 2. April hat uns sehr gut gefallen; ob sie für das dortige Milieu richtig abgestimmt war, mag dahingestellt bleiben. Gewichtiger waren wohl die Differenzen bezüglich des rumänischen Friedens sowie die Verantwortlichkeit für die polnische Erregung, die auf Czernins Schultern fiel, weil er in heißem Eifer für den Friedensschluß mit der Ukraine, seinen „Brotfrieden", die Grenze bei Cholm kühn nach Westen hin verschoben hatte. Unsere deutschen Brüder in Oesterreich haben sich etwas stark für den fallenden Grafen Czernin ins Zeug gelegt. Ihre Aufregung brauchen wir nicht zu teilen. Ein Triumph der Tschechen und ihrer südslawischen Genossen liegt



nicht vor, wie sich schon darin zeigt, daß die Tschechen gleichmäßig auch den Nachfolger Burian bekämpfen. Wenn durch den Personenwechsel die Verständigung mit den Polen gefördert wird, so ist das keine Gefahr für das Deutschtum, sondern für Oesterreich eine Staatsnotwendigkeit und für uns eine Erleichterung der verzwickten Aufgaben im Osten.

Man hat auch in der Verabschiedung Czernins eine Sanktionierung der Hof- oder Kabinettspolitik im Gegensatz zu der regelrechten konstitutionellen Geschäftsführung durch den verantwortlichen Minister erblicken wollen. Der Kaiserbrief war allerdings eine Abweichung von der Regel. Der Personenwechsel besagt aber keineswegs, daß die retrospektive Kritik des Ministers unbeachtet bleiben soll. Wenn die Berufung Burians auf dessen intimen Freund Tisza zurückgeführt wird, so darf man bei dem bekannten Charakter dieses steifnackigen Ungarn wohl voraussetzen, daß die Gewähr vorliege, diese familienpolitische Episode werde eine einmalige Ausnahme bleiben. Wir hoffen auf ruhige Entwicklung in Oesterreich und betrachten die deutsch-österreichische Solidarität als gesichert und bekräftigt. Dem Grafen Czernin aber rufen wir zu: Auf Wiedersehen! Das steht auch im Einklang mit dem gnädigen Abschiedsbrief seines Monarchen.

Der katholische Adel in Bayern.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Der Heldentod des Reichsrats Kaspar Grafen v. Preysing, der in der vorigen Woche in den Kämpfen auf Frankreichs Boden gefallen ist, hat in den weitesten Kreisen des katholischen Bayern tiefe Anteilnahme erweckt, die der persönlichen Sympathie für den Verstorbenen und das Geschlecht derer von Preysing, sowie der Trauer, daß all die schönen Hoffnungen auf die Mitwirkung dieses Adelssprossen für die katholische und bayerische Sache geknickt sind, entquillt.

Den katholischen Adelsfamilien in Bayern muß nachgerühmt werden, daß sie in der langen ungünstigen Zeitperiode, die während der Regierungszeit Maximilian II. und Ludwig II. im Lande geherrscht hat, die christlich-konservative Staatsidee und einen wurzelfesten bayerischen Patriotismus, der deutsch und monarchisch war, hochgehalten haben.

Als bayerisch-patriotische Partei ist die heutige bayerische Zentrumspartei nach 1866 ins Leben getreten. Aus der Not der Zeit war sie geboren, zur Sammlung des Volkes gegen die herandrängenden Gefahren, welche Kirche und Staat bedrohten.

Ihre Tendenz war durch und durch deutsch, aber großdeutsch. Die bayerisch-patriotische Partei erblickte in dem Ausscheiden Oesterreichs eine Schwächung des Deutschtums und in der Vormachtstellung Preußens eine Gefährdung der selbstständigen Existenz der deutschen Mittelstaaten durch das Schwergewicht unitarischer Ziele. Heute stehen die Dinge in einer anderen Beleuchtung da, seitdem das deutsch-österreichische Bündnis, das Jörg einst als die Erfüllung der in der großdeutschen Denkweise begründeten Bestrebungen bezeichnete, als der mächtige europäische Block sich erwiesen hat, seit die Veröffentlichungen über die innere Geschichte der Aera Bismarck die Strebungen jener Zeit in verklärendem Lichte erscheinen ließen und die deutschen Einzelstaaten in selbständiger Entfaltung ihrer Eigenart neuer Blüte entgegengeführt worden sind.

In der innerbayerischen Politik gab den Hauptanstoß zur Gründung das Greßersche Schulgesetz, die Kulturkampfspolitik gegenüber der Kirche, welche offen oder in verkniffener Weise betrieben wurde, die Entwurzelung des christlich-konservativen Staatsgedankens durch die Regierung im Zusammenhang mit den liberalen Gruppen und ihrem dem bayerisch-nationalen Wesen fremden Hochschulbetrieb.

Es muß dem katholischen bayerischen Adel als hohes und dauerndes Verdienst angerechnet werden, daß er in diesen schweren Zeiten treu zum katholischen Volke gestanden ist. Die Lage war darum so schwierig, weil die liberalen Regierungen das Beamtentum entweder zur peinlichsten Zurückhaltung genötigt oder es in das liberale Lager geführt hatten. An der politischen Bewegung der bayerisch-patriotischen Partei beteiligten sich offen nur einzelne erleuchtete Häupter aus der Beamtenschicht als Führer. Der katholische Adel lieh unter diesen Umständen der politischen Arbeit des Klerus und des Volkes eine Hilfe von intensiver Bedeutung.

Heute, nachdem die Entwicklung von Jahrzehnten andere Verhältnisse gebracht hat, immer wieder daran erinnert zu werden, ist nützlich und notwendig für die Kontinuität der Gedankenrichtung und ihrer Durchführung. Die jüngere Generation hat das Erbe der Väter übernommen, sie wird es in den Bedürfnissen der neuen Zeit mehren, wenn sie die historisch-politische Grundlage festhält.

Unter den katholischen Adelsfamilien, welche aktiv in diese Bewegung eingegriffen haben, sind es besonders die Geschlechter der Löwensteine, der Arco-Zinneberg, der Franckensteine und Preysinge, deren Namen allen teuer sind, die an der Wiege der bayerisch-patriotischen Partei standen oder den Zeiten nahe waren, die oben skizziert wurden. Der greise Karl Fürst Löwenstein, der als langjähriger Kommissar der Katholikentage, als Reichstagsabgeordneter und Reichsrat furchtlos und treu die Fahne hochgehalten, lebt noch als lebendiger Zeuge jener Tage. Allzufrüh ist Ludwig Graf Arco-Zinneberg 1882 im Alter von 42 Jahren dahingeschieden, welcher der feste Mittelpunkt der Münchener Bewegung war und als Gründer des Bayerisch-patriotischen Bauernvereins Tuntenhausen fortlebt, von dessen Plattform viele Führerkundgebungen ausgegangen sind. Georg Freiherr v. Franckenstein, der langjährige Vorsitzende der deutschen Zentrumspartei und Präsident der bayerischen Reichsratskammer I, ist 1890 im Alter von 60 Jahren verstorben. König Ludwig II. hat 1875 den Versuch unternommen, diesem Paladin der Krone Bayern die Neubildung eines Ministeriums zu übertragen. Wäre sie möglich geworden, wie rasch wäre die Entwicklung in die Bahnen eingelenkt, die sie heute geht. Konrad Graf v. Preysing, dessen Name mit den wichtigsten Vorgängen während der Regentschaft verknüpft ist, der zum Prinzregenten Luitpold in einem besonderen Vertrauensverhältnis stand und den unser jetziger König Ludwig als seinen engsten Freund rühmte, ist 1903, auch erst 60 Jahre alt, gestorben. Ihrer möge das katholische Bayern in Treue gedenken immerdar; sie sind Eckpfeiler der Kirche und des Staates gewesen, Felsen in den brandenden Wogen der Zeit.

Die Söhne erweisen sich der Väter würdig. Die Adelshäuser, welche im engen Bunde mit dem katholischen Volke die hohen Ziele christlich-konservativer Staatspolitik verfolgen, sind die gleichen geblieben, neue sind hinzugekommen, welche Wurzel geschlagen haben in der christlichen Volksbewegung. Mit dem Volke und durch das Volk muß die Losung sein! Ihre Mitglieder finden sich heute zusammen auf dem Boden des Zentrums mit den Vertretern des Beamtenstandes, mit einem organisierten starken Bauernstande, dem Mittelstande und einer festgegliederten Arbeiterschaft, um an einer Weltwende, wo alle Begriffe sich lösen, sichere Verhältnisse zu schaffen für die künftige staatliche Entwicklung.

Mit Wehmut muß man da an jene Jüngeren des Nachwuchses denken, die der Tod hinweggeführt hat. Wer denkt nicht an Konrad Freiherrn v. Malsen, der durch sein Wissen und seine staatsmännische Befähigung so weit hervorragte und Großes geleistet haben würde. Und jetzt sank als Opfer des erbarmungslosen Krieges Kaspar Graf v. Preysing ins Grab. Von der glücklichen Fortentwicklung dieses mit herrlichen Gaben des Geistes und Gemütes ausgestatteten hochstrebenden Mannes, in dem rastlose Energie mit hoher politischer Begabung zusammenwirkten, hätten Staat und Kirche eine starke Förderung zu erwarten gehabt. Gott hat es anders gewollt.

Kirchenpolitische Wendung in Baden.

Von Geistl. Rat Dr. Schofer, Mitglied der Zweiten badischen Kammer.

Am 14. April waren gerade 50 Jahre verflossen, seit Erzbischof Hermann von Vicari seine irdische Laufbahn beschlossen hat. Badens politische Welt hat unbewußt diesen Todestag würdig gefeiert. Am 9. April hat die Zweite Kammer einstimmig das „Kirchengesetz" angenommen, das mit einem guten Teil der Kulturkampfsgesetzgebung, wie sie noch bestand, aufräumte.

Es war im September 1867, als eine Verordnung das Staatsexamen für die Geistlichen, soweit sie ein Kirchenamt bekleiden wollten, vorschrieb. Hermann von Vicari, der greise Erzbischof, erhob sofort Protest und verbot seinen Klerikern, das

Examen zu machen oder Dispens davon zu erbitten. Im Dezember gelobte eine Deputation der vom Gesetze Betroffenen unbedingten Gehorsam. Der Konflikt mit dem Staat war so gegeben.

Das war die eine schwere Sorge, die auf dem Herzen des greisen Oberhirten lag; die andere drückte ihn nicht minder schwer, die Frage nämlich, wer den Hirtenstab weiter in die Hand nehmen sollte, wenn der Tod den Erzbischof abrief. Viele Jahre lang hatte er sich um einen Coadjutor cum iure successionis bemüht. Am liebsten hätte er dazu den Oberhirten von Mainz Emanuel von Ketteler, seinen vertrauten Berater, ausersehen. Der Wunsch blieb nach jeder Seite hin unerfüllt. Darum blieb dem Erzbischofe nichts anderes übrig, als wenigstens dafür Sorge zu tragen, daß die bischöfliche Würde in der Leitung der Diözese bei seinem Ableben vorhanden war. So erbat er von Pius IX. einen Weihbischof in der Person des Domdekans Lothar von Kübel. Am 25. März 1868 feierte dieser im Münster zu Freiburg sein erstes Pontifikalamt aus Anlaß des 25jährigen Jubiläums des Metropoliten und Erzbischofes. Ein Monat später war ihm in seiner Eigenschaft als Kapitelsvikar der Hirtenstab des hl. Konrad anvertraut, damit er ihn führe während der sturmbewegten, hirtenlosen Zeit.

1874 kam das Gesetz, welches den Gehorsam gegen das geforderte Staatsexamen erzwingen sollte. Es forderte nun das Staatsexamen auch von denen, die öffentliche Funktionen ausüben wollten, traf also auch die Vikare und Pfarrverweser und Aushilfsseelsorger. Es forderte einen dreijährigen Besuch einer deutschen Hochschule. Wer bei einer von Jesuiten geleiteten Fakultät seine Theologie studiert hatte, durfte von der Regierung nicht dispensiert werden. Die Stellen des General- und Kapitularvikars, der außerordentlichen Räte und Assessoren des Ordinariates und die Vorsteher des Priesterseminars wurden der staatlichen Nichtfälligkeitserklärung des § 9 des Gesetzes vom 9. Oktober 1860 unterworfen. Die kirchlichen Erziehungs- und Bildungsanstalten für den künftigen Klerus wurden aufgehoben. Nur das ehrwürdige Priesterseminar zu St. Peter in den Bergen des Schwarzwaldes blieb verschont. Um aber diesen schweren Forderungen Nachdruck zu verleihen und den Gehorsam zu erzwingen, brachte das Gesetz in § 16a, b, c, d, e schwere Strafbestimmungen.

Die Folgen des Gesetzes waren schwere. Eine Reihe von jungen Geistlichen wurde zu langen Gefängnisstrafen verurteilt. Die vom Gesetze betroffenen Geistlichen saßen so entweder hinter eisernen Gittern oder aber sie traten in fremden Kirchendienst. Der Zugang zum geistlichen Beruf sank beängstigend. Die Seelsorge stand in Gefahr zu veröden.

1880 fiel das Examengesetz; 1888 wurden die Konvikte wieder zugelassen. Es fielen auch die schwersten Strafbestimmungen. Am 9. April 1918 aber räumte die Zweite Kammer mit den Kulturkampfresten auf. Sie führte das staatlicherseits geforderte Maß an Vorbildung auf folgende Punkte zurück: 1. das Abitur an einer 9klassigen höheren Lehranstalt, 2. drei Semester an einer deutschen Hochschule und 3. Nachweis über ein mehrstündiges philosophisches Kolleg während dieser drei Semester. Diese drei Forderungen gelten aber nur dem, der zu einem Kirchenamt, nicht aber dem, der nur zur geistlichen Funktion bestimmt ist. Die aus dem Jahre 1874 stammenden Bestimmungen gegen den General- und Kapitelsvikar usw. wurden aufgehoben; ebenso das odiöse Dispensverbot gegen die Jesuitenschüler. Gegen die kirchlichen Anstalten zur Heranbildung des Klerus bestand noch eine gehässige Bestimmung. Danach konnte die Regierung einen Geistlichen, der vom Erzbischof als Vorsteher einer solchen Anstalt eingesetzt werden sollte, ablehnen wegen „moralischer" Unwürdigkeit. Durch die Beschlüsse der Zweiten Kammer ist diese merkwürdige Bestimmung auch gefallen. Endlich fiel noch der § 16a, also jene Kraftbestimmung, die seinerzeit die jungen Geistlichen ins Gefängnis brachte.

Wie gesagt, der 9. April sah die Zweite Kammer in Baden in ihrer vollkommenen Einigkeit. Darin liegt etwas hoch Erfreuliches. Wer hätte damals, als der Athanasius der oberrheinischen Kirchenprovinz in das Grab stieg, zu hoffen gewagt, daß an seinem Todestag nach 50 Jahren das badische Volksparlament in geschlossener Einmütigkeit die Waffen und Fesseln aus böser Kampfeszeit wegräumen und der Kirche die verweigerte Freiheit wiedergeben werde? Der Krieg ist in der Tat ein großer Lehrmeister.

Noch sind die Beschlüsse der Zweiten Kammer nicht Gesetz. Die Erste Kammer wird noch Stellung dazu nehmen. Man darf aber wohl erwarten, daß diese den Standpunkt vom Jahre 1888 wieder einnimmt. Damals schrieb der Referent von Holst in seinen Bericht über die damalige kirchenpolitische Vorlage u. a. auch folgende Erwägung:

„Zunächst ist daran zu erinnern, daß wir in schweren und furchtbar ernsten Zeiten leben. Aufs ernsteste muß die Möglichkeit einer europäischen Krisis ins Auge gefaßt werden, bei der in erster Stelle die Behauptung dessen, was wir nach vielhundertjährigem Ringen mit so ungeheuren Opfern an Gut und Blut gewonnen, und die Sicherung einer gedeihlichen Zukunft unseres nationalen Lebens den Einsatz des Spiels bilden würden. Wohl unterliegt es keinem Zweifel, daß unsere katholischen Mitbürger dann unter allen Umständen voll und ganz ihre Pflicht gegen das Vaterland erfüllen würden. Allein dieses Ringen der Völker kann leicht so gewaltig werden, daß auch die letzte Fiber unserer nationalen Kraft bis zum Springen angespannt werden muß, um uns als Sieger hervorgehen zu lassen. Die Fähigkeit, das zu tun, wächst aber in dem Maße, als Kopf und Herz aller frei sind von hemmenden Einflüssen jeder Art. Darum ist es zu dieser Zeit in besonderem Grade patriotische Pflicht, alles zu tun, was geeignet erscheint, Eintracht und Zufriedenheit im ganzen Volke zu wecken und zu steigern. Weniger denn je dürfen wir uns gerade jetzt den Luxus innern Haders gestatten und zwar schon deswegen, weil die Aussicht, daß der Eintritt einer solchen Krisis sich noch vermeiden lassen werde, um so größer wird, je weniger die Feinde uns durch Zwistigkeiten im eigenen Hause geschwächt glauben."

Was 1888 von unserem Vaterlande befürchtet wurde, ist seit 1914 Tatsache; darum ist zu erwarten, daß die Erste Kammer zum gleichen Resultat wie die erwählten Volksvertreter kommen wird. An der Zustimmung der Krone darf nicht gezweifelt werden.

Das Gesetz, wie es die Zweite Kammer am 9. April verabschiedete, gewinnt an Bedeutung dadurch, daß es die Voraussetzungen für die Zulassung von Männerklöstern bildet. Nach § 11 des Gesetzes vom 9. Oktober 1860 kann nun die Regierung jederzeit dazu die Genehmigung geben. Sie hat bereits auch dahingehende Zusagen gemacht.

Die Wunden, die der Krieg schlug, sind gewaltig an Zahl und tief in ihrer Bedeutung. Wir werden alle Kräfte brauchen, sie zu heilen. Darum begrüßt jeder wahre Freund von Volk und Vaterland die Wendung der kirchenpolitischen Dinge in Baden.

Wallonischer Aktivismus.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Es gehörte zu den charakteristischen Kennzeichen der wallonischen Bewegung während des großen Krieges, daß sie plötzlich alle ihre Ideale zu verleugnen schien. Obschon von hier aus der Ruf nach „séparation" in Belgien ausgegangen war, verstummte er mit den ersten Kanonenschlägen an der Westfront vollkommen, obschon hier der Ruf nach der Vernichtung des alten Belgien zuerst ertönt war, wurden die Wallonen nun auf einmal zu den treuesten Anhängern Belgiens. Die Führer des Wallonentums, welche meist ausgewichen waren, haben in der Welt draußen für Belgien alle Hebel in Bewegung gesetzt, als wenn sie nie den Gedanken der Verwaltungstrennung und noch viel weiter gehende politische Forderungen erhoben hätten. Ja gerade der Mann, welcher im Jahre 1912 noch dem Könige der Belgier das starke Wort zugerufen hatte: „Sire, es gibt bei uns Wallonen und Vlamen, aber keine Belgier", Jules Destree, hat wie kein anderer leidenschaftlich seine Stimme für das von ihm einst so tief geschmähte und verurteilte Belgien erhoben.

Die Erklärung für diesen auffälligen Frontwechsel der Nationalwallonen wird demjenigen nicht schwer fallen, der über die inneren Zustände des belgischen Staates vor dem Kriege und die Hoffnungen, welche Wallonien bei Ausbruch des Weltkrieges auf Frankreich setzte, im klaren ist. Wenn der Gedanke der séparation, wie das oft ausgesprochen worden ist, nichts anderes war, als eine „Vorstufe der Annexion" durch Frankreich, so mußte er allerdings dem Nationalwallonentum schon im Frieden um dessentwillen sympathisch sein, weil so die einzige Möglichkeit gegeben schien, das tiefste Sehnen der nationalistischen Kreise zu erfüllen. Er mußte schon um dessentwillen im Frieden propagiert werden, weil es menschlichem Ermessen nach sonst keinen anderen Weg gab, sich vor dem Vordringen der vlämischen Bewegung, die immer selbstbewußter und zielklarer auftrat, zu wehren, denn infolge der enormen Volksvermehrung des vlämischen Stammes, trotz aller Französierung des belgischen Staates, stand das Wallonentum und mit

ihm das romanische Element innerhalb Belgiens vor der Gefahr, sich langsam Schritt um Schritt zurückdrängen zu lassen, zumal der Zug der Zeit eher ein weiteres An- als Abschwellen der national-vlämischen Kräfte befürchten ließ.

Alle diese nur für den Frieden geltenden Berechnungen schienen dem Wallonentum hinfällig, als der Weltkrieg ausbrach; da man mit einem sicheren Siege der Entente, also vor allem auch Frankreichs, spätestens innerhalb Jahresfrist rechnete, so stand den Nationalisten Walloniens der nationale Kampf nunmehr unter ganz anderen Perspektiven. Die Stoßkraft des Vlamentums, das man geflissentlich und unter nichtswürdiger Beugung der Wahrheit als Vortrupp des Germanentums, womit Deutschland gemeint war, hingestellt hatte, war zum mindesten geschwächt, wenn nicht erlahmt. Der Andrang des Wallonentums mit Frankreich im Rücken aber mußte in einem belgischen Staate nach dem Siege der Entente ganz ungeheuer sein. Ja unter der Maske des belgischen Staates konnte ein neuer und viel gefährlicherer Kampf gegen das Vlamentum entfesselt werden, als je zuvor, in dessen Verlauf sich das Vlamentum, baar jeder Unterstützung, allmählich von selbst zermürben mußte. Deshalb war die Losung: Belgien! auf einmal die des ganzen nationalen Walentums und nirgendwo fand darum dies Staatswesen glühendere Verteidiger als in den Walen. Ein spezifisch belgischer Patriotismus wurde in Wort und Schrift gepredigt und fand natürlich die liebevolle Unterstützung der französischen Regierung und der Presse. So aktiv aber sich das außerhalb Belgiens befindliche Walentum gebärdete, innerhalb Belgiens mußte es entsprechend der politisch-militärischen Lage zu absoluter Passivität verurteilt sein; denn jegliche Unterstützung des „Landesfeindes" erschien als ein Attentat auf Belgien. So ergab sich das merkwürdige Bild, daß die früher zurückhaltenden Vlamen eine neue nationale Bewegung entfesselten, die sonst national so rührigen Walen aber sich in Belgien nicht betätigten. Die staatspolitische Aktivität, die vor dem Kriege das Erbteil der Wallonen gewesen war, ging nunmehr an die Vlamen über.

Diese Vertauschung der politischen Rollen konnte nur so lange Bestand haben, wie das Phantom eines Sieges der Entente in den Köpfen der Walen ein unumstößliches Axiom blieb; das ist bis tief in das Jahr 1917 hinein der Fall gewesen. Aber die großen politischen Ereignisse begannen auch auf das Leben Belgiens im Innern zurückzuwirken. Der Friede im Osten bildete auch hier einen Wendepunkt, indem er den rechnenden Politikern auch unter den daheimgebliebenen Walen die Möglichkeit einer Niederlage der Entente immer deutlicher vor Augen führte. Hier begann sich deshalb ein Umschwung bemerkbar zu machen. Sie, die den Deutschen tagtäglich beobachteten, seine Leistungsfähigkeit und seine Kräfte richtiger einzuschätzen in der Lage waren, als ihre draußen befindlichen nationalen Kampfgenossen, begannen langsam umzulernen. Dazu bewog sie auch wohl vor allem der Erfolg der vlämischen Bewegung im Norden. Dieser würde das Walentum längst nicht mehr so gerüstet entgegentreten können wie vor dem Kriege, wo die Walen an ihrer inneren Organisation den Vlamen zweifellos überlegen waren. Hinzu kam die Erwägung, daß nur die Nationalitäten, welche vor der zivilisierten Welt es verstanden hatten, durch rege Propaganda auf sich aufmerksam zu machen, Aussicht hatten, sich zur Geltung zu bringen. Das Beispiel der Polen, Litauer, Ukrainer wies die Wege, welche für eine zielbewußte Nation zu gehen waren. Passivismus konnte nur als endliche Folge nationalen Tod zeitigen.

Unter diesen Umständen darf es uns nicht wundern, wenn wir auch einen wallonischen Aktivismus aus dem Boden hervorwachsen sehen; vorläufig ist er erst in den Anfängen, aber er ist doch bereits so bedeutend geworden, daß man von seinem Dasein Kenntnis nehmen muß. Eine ganze Reihe von Kundgebungen der letzten Wochen beweist es, daß auch Wallonien sich zu rühren beginnt. Vorweggenommen sei hier gleich, daß der neue Aktivismus sich auf das Programm festgelegt hat: séparation und die Einrichtung eines wallonisch-vlämischen Bundesstaates. Diesem Gedanken wirbt vor allem das neu gegründete „Le peuple Wallon" Anhänger. Es ist das Organ der Ligue Wallone du Brabant. Das Blatt verurteilt das Zweisprachensystem und weist darauf hin, daß die Regierung in Le Havre auf Anfrage über den Einsprachengrundsatz in Wallonien keine beruhigende Antwort erteilt habe, es macht ferner darauf aufmerksam, daß die belgische Regierung auch sonst den Aeußerungen des wallonischen Nationalismus mit Bedenken gegenübergestanden habe, die nichts Gutes erwarten ließen.

Das Programm bedeutet also nichts anderes als eine Erneuerung der alten Forderungen. Aber darin liegt auch seine Gefahr. Man tut von deutscher Seite aus gut, der Entwicklung des wallonischen Aktivismus, soweit er die séparation betrifft, mit wohlwollender Aufmerksamkeit zu folgen, anders soweit er den zweiten Grundsatz, der Vereinigten Staaten von Wallonien und Flandern vertritt. Hier liegt ein gefährliches Moment für die Zukunft Flanderns, so verlockend auch auf den ersten Blick die ganze Frage ist. Es ist mir hier nicht möglich, gerade das Bedenkliche des letzteren Gedankens, der besonders propagiert wird und auch von vlämischer Seite unbegreiflicherweise hie und da noch Unterstützung findet, im einzelnen darzulegen. Ich verweise dafür auf mein Buch: Belgien der Angelpunkt des Weltkrieges, Regensburg, 1917, wo dieses Problem eingehend behandelt ist.

Man tut überhaupt gut, grundsätzlich von dem Gedanken sich leiten zu lassen, daß das Walentum, wenn es bestimmte politische Ziele verfolgt, sich ebensosehr von seiner Zuneigung zu Frankreich, wie von seiner Abneigung gegen Deutschland tragen läßt. Man wird nicht umhin können, diesen Gesichtspunkt auch gegenüber dem wallonischen Aktivismus, so begrüßenswert er an sich ist, zur Anwendung zu bringen, dann wird man ihn richtig beurteilen und sich vor Ueberraschungen hüten. Die Geschichte der walischen Bewegung ist für Deutschland eine ernste Warnung; oder sie sollte es doch wenigstens sein.

Staatliche Sozialpolitik und Beamtentum.

Von Rechtsanwalt Dr. Otto Hipp, z. Zt. im Felde.

In der bayerischen Reichsratskammer hat Mitte März Reichsrat Graf v. Soden bemerkenswerte Ausführungen gemacht über die derzeitige Lage des bayerischen Beamtenstandes. Um so bemerkenswerter, als sie aus dem Munde eines Mannes kommen, der selbst bis vor noch nicht allzu langer Zeit Staatsminister gewesen ist. Nach einigen Sätzen höchster Anerkennung für die Leistungen der gesamten Beamtenschaft während des Krieges kam Soden auf die zweifellos vorhandene allzugroße Ueberbürdung der Beamten mit Arbeit zu sprechen und äußerte dabei u. a.: „Die Anforderungen, die man stellt, müssen eben in Beziehung stehen zu der Arbeitskraft derer, die sie ausführen sollen und zu der Leistungsfähigkeit der betreffenden Persönlichkeiten; ... ich glaube, der anzulegende Maßstab sollte der des Durchschnittsbeamten sein und nicht so viel von ihm verlangen, daß es in der Ausführung dann doch unterbleiben muß." Die Richtigkeit dieser Darlegung, mit der Soden so warm mittelbar für die Erhaltung der gesunden Arbeitskraft der Beamten für die wichtige Zeit nach dem Kriege eintritt, liegt gerade in der Zeit der sich überstürzenden Kriegsverordnungen auf der Hand.

Von grundsätzlicher Tragweite aber sind die weiteren Ausführungen des Reichsrates zur Besoldungs- und Anstellungsfrage mit einer deutlichen Warnung an das Gesamtministerium, daß die Gehaltsverhältnisse der gesamten Beamtenschaft unzulänglich, und daß dadurch die Beamten in ihrer Stellung im bürgerlichen Leben zurückgedrängt sind. Gerade in dieser sozial für das gesamte Staatswesen überaus bedeutungsvollen Frage steht Graf Soden durchaus auf demselben Standpunkt, wie ihn namentlich die „A. R." schon wiederholt in früheren Jahren entschieden vertreten hat. Soden beklagt vor allem die schlechten Anstellungs- und Vorrückungsverhältnisse. Er warnt vor einer Beamtenpolitik, die letzten Endes dazu führen müsse und werde, daß der gegenwärtig noch vorhandene Ueberschuß an Staatsdienstanwärtern in nicht allzulanger Zeit bis unter den Bedarf zurückgehen werde, weil es für niemand mehr etwas Verlockendes sein werde, sich um Anstellung im Staatsdienste zu bemühen. Soden verlangt daher wirklich ausreichenden Gehalt zu einer standesgemäßen Lebenshaltung und Regelung der Titelfrage. Die Möglichkeit eines derartigen Rückganges in der Bewerbung um Anstellung im Staatsdienst, wie Soden bei Aufrechterhaltung der bisherigen Verhältnisse ihn als unvermeidlich erklärt, ist durchaus kein Phantasiegebilde, wie man im ersten Augenblick vielleicht meinen möchte. Ganz im Gegenteil, wer einigermaßen mit offenen Augen die Entwicklung vor allem des Zuganges zur höheren Beamtenlaufbahn in den letzten Jahren beobachtet hat, der wird ganz deutlich

wahrgenommen haben, daß wir über die ersten Anfänge der von Soden befürchteten Entwicklung, wenigstens was die wirklich wertvollen, für den Staat dringend erwünschten und notwendigen Kräfte anlangt, schon ganz erheblich hinaus sind. *Die Abwanderung aus dem Staatsdienst* ist gerade bei den guten und besten Kräften, den erstklassigen Noten und vor allem hier wieder unter den Akademikern vom Interesse des Staates selbst aus betrachtet sehr bedenklich. Bei dem einen oder anderen Ressort kann man von einer förmlichen Flucht der guten Noten sprechen. Der Grund ist einfach der, daß ein Mann, der ein Menschenalter lang mit ganzer Kraft studiert und etwas Tüchtiges erreicht hat und Hervorragendes leisten könnte, beim Arbeitgeber Staat kein Dasein voll verschämter Entbehrung führen möchte. Eine *Familie gründen und unterhalten* in einer Großstadt ohne eigenes Vermögen oder ohne reiche Frau — wie sollte das in den letzten Jahren einem jüngeren akademisch gebildeten Beamten möglich gewesen sein? Begreiflich ist es bei derartigen Verhältnissen, wenn der junge Beamte voll frischer Schaffenskraft in den beständigen Alltagssorgen allmählich mürbe wird und den Angeboten der großen Industrieunternehmungen, Banken, Aktiengesellschaften u. dgl. Folge leistet, um sich und seiner Familie eine äußere Lebenshaltung zu ermöglichen, die all den gebrachten Opfern der Eltern und eigenen Mühen entsprechend erscheint.

Die *rassenhygienischen Folgen einer kurzsichtigen Beamtenpolitik* sind tief beklagenswert. Entweder *Ehelosigkeit* mit allen daran haftenden üblen ethischen und sozialen Begleiterscheinungen oder — *Versorgungsehe*; aber hier zur Versorgung des Mannes. Bezeichnenderweise wurde fast zur nämlichen Zeit, als Graf v. Soden seine Ausführungen in der bayerischen Reichsratskammer machte, im *sächsischen Landtag* eine Entschließung eingebracht, die Staatsregierung solle doch den immer zahlreicher werdenden Zeitungsanzeigen, wonach Staatsbeamte unter ausdrücklicher Hervorhebung dieser ihrer Stellung eine reiche Frau suchen, ihr Augenmerk zuwenden. Denn ein derartiges Verhalten, das aus der Ehe ein bloßes Geldgeschäft mache, vertrage sich nicht mit dem Ansehen und dem sittlichen Ernst des Beamtenstandes. Sehr richtig, nicht bloß für Sachsen! Das moralisch Bedenkliche dieser Erscheinung soll keineswegs verkannt oder beschönigt werden, es offenbart sich hier ein übler Zug des materialistischen Zeitgeistes. Aber es muß auch zugestanden werden, daß ein Teil der Schuld in den Gehaltsverhältnissen liegt. Manche Beamtenklassen, besonders in den Anfangsstellen, zu denen ja gerade die Akademiker mit in so erfreulich „jungen" Jahren gelangen, sind mit einem derartigen Gehalt ausgestattet, daß solche Auswüchse, wie im sächsischen Landtag gerügt, menschlich begreiflich werden. Daß der Beamte jeden Grades, soll sein Ansehen und damit sein Amt selbst nicht leiden, mit dem Volke in der seinem besonderen Stande eigentümlichen Gesellschaftsschicht mit ihren jeweils üblichen Anforderungen an die Lebenshaltung aus den ihm vom Staat zu gewährenden Mitteln leben können muß, daß ein geistig hochstehender Mann das Bestreben haben kann, sich in seinem Fach durch Anschaffung der neueren Literatur weiterzubilden und dazu auch die Mittel verfügbar haben soll, ohne seinen Familienunterhalt einschränken zu müssen, eine solche Auffassung von der Pflicht des Staates gegenüber seinen Beamten ist in dem Krämerstaat — England in nachahmenswertem Maße verwirklicht! Hier ist man von dem Standpunkt ausgegangen, daß ein hochstehender, kaufkräftiger, von *materiellen Sorgen befreiter Beamtenstand* trotz erhöhter Aufwendungen für den Staat und das Volksganze keine unfruchtbare, tote Kapitalsanlage ist, sondern letzten Endes für die nationale Volkswirtschaft *wertvoller* und damit für den Staatshaushalt auch *billiger* ist als wie eine niedergedrückte, des großen, freien Zuges entbehrende Beamtenschaft, ganz abgesehen davon, daß ein gesicherter, unabhängiger Beamtenstand viel bessere und gerechtere und damit auch wieder für das Volksganze wertvollere Arbeit leisten wird.

Jedenfalls hat das mannhafte Wort des Reichsrates und früheren Ministers befreiend und klärend gewirkt. Die Regelung der *Kriegsbeihilfen* läßt inzwischen im allgemeinen anerkennenswerten Weitblick erfreulicherweise nicht vermissen. Aber die ungleich *größeren Aufgaben* bringt erst die *Zukunft*, die Zeit nach dem Kriege. Wir wollen hoffen, daß die Staatsregierungen es verstehen, sich rechtzeitig die Grundlagen für die Erhaltung des bisherigen Hochstandes der deutschen Beamtenschaft zu sichern und, wo notwendig, neu zu schaffen.

Musik.

Nach segnendem Tagewerk auf der Erde
Ihrer Strahlen lachende Kinderherde
Sammelt die Sonne im Wolkenhaus.

Da huscht noch rasch ein Schelm heraus
Zur Welt zurück in fliegendem Eilen;
Heut muss er noch einen Kranken heilen.
Am düstern Fenster, an der Vorhänge Spalt
Macht der Barmherzige gleich halt,
Sucht zitternd an den glühenden Scheiben;
Es naht die Nacht, er darf nicht bleiben.
In der Ecke endlich in stummem Trauern
Sieht er, den er liebt, einen Menschen kauern.

Sein Auge leuchtet sprühend auf.
Er klettert zum offenen Flügel hinauf,
Wo aufgeschlagen stand gerade
Vom fliegenden Holländer die Ballade;
Und deutet mit goldenem Finger leise
Auf die himmlisch milde Erlösungsweise,
Dass unter der Wunderhand des Boten
Aus dem Grabe schwarzer starrer Noten
In Osterpracht die Akkorde sich heben,
Verklärt durch die frostige Kammer schweben,
Sich neigend den Träumer im Winkel umfächeln,
Um die Züge ihm legen genesendes Lächeln.

Der Müde sank dem Gast zu Füssen.
Da war er fort....;
Lass, Trauter, dich grüssen
Dort in der Dämmerung sterbender Schöne:
„Hab Dank! Mich heilten dein Licht und die Töne."

Martin Mayr.

Die staatsbürgerliche Erziehung an den höheren Lehranstalten.

Von Geistl. Rat Prof. Dr. *Hoffmann*, München.

Seit längerer Zeit macht sich ein starker Zug geltend, an unserem gesamten Schulwesen tiefgreifende Veränderungen, teilweise Umgestaltungen vorzunehmen. So trat auch die Forderung hervor, *Bürgerkunde und staatsbürgerliche Erziehung einzufügen*. Ihr wird nun nach Vorschrift der neuen Schulordnung bereits entsprochen, ohne daß die Diskussion geschlossen wäre. Es liegt nahe, daß bei den Reformbewegungen auf dem Gebiete der Schule neben rein sachlichen Rücksichten auch Fragen der Politik und der Weltanschauung eine Rolle spielen. Hiervon ist auch die staatsbürgerliche Erziehung nicht unberührt geblieben. Der Beginn ihrer lebhaften Erörterung fällt zusammen mit der neuen Phase des Kampfes gegen das humanistische Gymnasium, das als die vorzüglichste Schule eines konservativen und im großen und ganzen religiösen Geistes gelten kann. Es ist nicht zufällig, daß die Vertreter der modernen hyperfreiheitlichen und revolutionären Pädagogik im Widerstreite gegen diese Schulgattung im Vordertreffen stehen. Unter der Parole: „wir wollen keine jungen Griechen und Römer erziehen!" und mit dem Hinweis, daß unsere Gymnasiasten, wie denn die Studierenden zumeist, für politische, soziale und ökonomische Fragen keine Interessen hätten, verlangte man die Einführung der Bürgerkunde und einer staatsbürgerlichen Erziehung.

Nicht gering an Zahl und unbedeutend an Ansehen sind die Männer, die jenen lauten Rufern die Wirklichkeit und *Gediegenheit der staatsbürgerlichen Erziehung*, die gerade *das humanistische Gymnasium* seinen Zöglingen auch bisher vermittelte, entgegenhalten. Die geschichtliche Betrachtungsweise der staatlichen Verhältnisse der alten Kulturvölker, namentlich der Hellenen und Römer, die Einsicht in ihre Entwicklung und Ausgänge, die abgeschlossen klar vor Augen liegen, schulen und schärfen den Blick für eine tiefere Erfassung und richtigere Beurteilung der Verhältnisse der Gegenwart. Die Hellenen z. B.

haben eine Geschichte, die man mit Recht als eine *Geschichte des politischen Experimentes* bezeichnet hat. Plato spricht von einem förmlichen Warenlager von Verfassungen. Und wie sie eine Fülle von politischen Formen geschaffen haben, so haben sie auch in wahrhaft vorbildlicher Weise von ihnen Rechenschaft gegeben. So ist ihre Geschichtschreibung, ihre Publizistik und Staatslehre, ja selbst ihre Dichtung ein wahrer Spiegel dessen geworden, was sich dem politischen Denken an tiefgreifenden Problemen aufdrängt (vergl. P. Stiglmayr S. J., Das humanistische Gymnasium und sein bleibender Wert, Freiburg 1917, 86 f.). Auf diesem verlässigen Fundamente fußend, haben das Gymnasium und entsprechend auch die übrigen höheren Lehranstalten eine staatsbürgerliche Erziehung geleistet, wenn ihre Angehörigen damit auch nicht in der weiten Oeffentlichkeit viel Aufhebens machten. Es haben indes die Tatsachen gesprochen.

Wollen wir mit diesen Feststellungen die eigene Behandlung der Bürgerkunde an den höheren Schulen als überflüssig erklären? Die Gegenströmungen gegen ein treues staatsbürgerliches Verhalten mit seinen mannigfachen Tugenden sind in unseren Tagen so viel und stark geworden und dürften in der Folgezeit noch weiter zunehmen, daß es einer sicheren, mehrfachen Betonierung bedarf. Es erscheint demnach notwendig, daß an unseren höheren Schulen, also auch an den humanistischen Gymnasien, *ausdrücklich Rücksicht auf die Erziehung der Jugend zu treuen Staatsbürgern* genommen werde. Hierüber wird in den Reihen aller Vaterlandsfreunde Uebereinstimmung bestehen.

Wird nun die Art und Weise, wie in der Neuzeit die Sache betrieben wird, den Erfolg sichern? Wir glauben, daß man von Anbeginn an auf einen falschen Weg geraten ist. Man hat sich in pädagogischen Kreisen in neuer Zeit stark gegen den Intellektualismus gewandt und Bildung des Willens gefordert. Nicht wenige sind sogar nach dieser Richtung einseitig geworden und unterschätzen eine Verstandesbildung, als ob nicht der Wille durch die Einsicht der Vernunft erleuchtet, angeregt und gestärkt werden könnte und müßte. Es zeigt sich indes auch hier, daß die Praxis sich oft von der Theorie abwendet, in gleicher Weise, daß die Einwirkung auf den Verstand des jungen Menschen viel leichter fällt als auf den Willen. *So ist man bei der staatsbürgerlichen Erziehung ganz bedenklich dem Intellektualismus nahe gekommen.* Viele, überreichlich viele Kenntnisse sollen den Schülern beigebracht werden und je öfter Ministerium und Landtag für die Sache Stellung nehmen, desto mehr scheint sich der Umfang des staatsbürgerlichen Wissens mehren zu wollen. Dieses kann nicht zum Heile sein. Namentlich in den unteren Klassen, in denen ja bereits der Anfang gemacht werden soll, wird der Junge manches vernehmen, was er nicht verdauen kann, weil ihm die notwendigen Voraussetzungen fehlen; er wird vieles wiederholt hören, und zwar nicht immer in gleicher Auffassung, sondern bisweilen in geradezu entgegengesetzter Wiederspiegelung. Gewiß ist es das beste, wenn kein eigener Unterrichtszweig „Bürgerkunde" mit festgelegten Stunden zur Einführung kommt. Doch erscheint es uns als notwendig, daß ein *Kanon* aufgestellt wird, der die mannigfachen Materien auf die verschiedenen Klassen und Fächer verteilt. Vielleicht dürften auch für die Art der Unterweisung und die Beurteilung einzelner Punkte gewisse *Normen* gegeben werden. Die Fruchtbarkeit eines Unterrichtes für wirkliche Erziehung wird ja ganz beträchtlich abgeschwächt durch Zersplitterung und Widersprüche. Wenn die Bürgerkunde mehr als eine Mitteilung verschiedener Kenntnisse sein soll, dann ist es eine Forderung der Pädagogik, daß ein *System* in dieselbe gebracht wird und die Ansprüche, die eine wahre Bildung stellt, erfüllt werden.

Für einen treuen Staatsbürger ist indes mehr erforderlich als die Kenntnis der öffentlichen Verhältnisse. Man rühmt das Interesse der werktätigen Jugend hierfür. Mancherlei Vorkommnisse in der schweren Zeit, in der wir leben, lassen befürchten, daß diese sie zum großen Teil nicht in den Dienst des Guten stellt. *Notwendig ist eine Gesinnung, die im Gewissen verankert, stark genug ist, für die Allgemeinheit Opfer zu bringen, ja mit freiem Entschluß das Wohl und Heil der eigenen Person einzusetzen.*

Wird die staatsbürgerliche Erziehung, wie sie an unseren Schulen betätigt wird, dieses große Resultat durch sich erreichen? Wir wagen es nicht in weitgehendem Grade zu behaupten. Einem treuen staatsbürgerlichen Verhalten steht vor allem eine materialistische und darum folgerichtig selbstsüchtige Gesinnung entgegen. Diese kann aber durch Belehrung und Aufklärung allein nicht gebändigt und überwunden werden. Mögen die Gesetze und Einrichtungen des Staates noch so schön und zweckmäßig erscheinen, dem Egoismus des einzelnen werden sie sich nicht selten als hinderlich erweisen. Nur zu oft wird dann das Wort des römischen Dichters Ovid Wirklichkeit: „Das Bessere sehe ich und billige es, das Schlechtere tue ich". Der Intellektualismus zeigt sich auch in unserer Sache als nicht hinreichend wirksam. Es ist notwendig, daß die staatsbürgerliche Erziehung sich direkt der *Willensbildung* zuwendet. Einsicht in die diesbezügliche Literatur und Schlüsse aus dem allgemeinen Laufe unserer Unterrichtsweisen lassen uns aber daran zweifeln, ob dieses in genügender Weise geschieht; die höheren Schulen in ihrer heutigen Verfassung vermöchten dieses auch gar nicht mit weiterreichendem Erfolge zu tun. Sie haben in ihren weltlichen Fächern nicht nur das konfessionelle, sondern fast selbst das allgemein religiöse Moment ausgestoßen; darum können sie nur rein natürliche, menschliche Beweggründe und Ideale vorstellen. Gewiß bleiben diese bei der Jugend mit ihrer Empfänglichkeit und Begeisterung für das Hohe und Vollkommene nicht wirkungslos, doch sind sie nicht stark genug, um auf die Dauer den in die Tiefe ziehenden Neigungen des eigenen Herzens und den Lockrufen des alten Uhu standzuhalten.

Nur die in konkreter Form gefaßten Sätze der christlichen Religion genügen. Diese Erkenntnis leuchtet selbst vielen Vertretern der religionslosen Ethik ein. Der französische Determinist Payot z. B. sagt in der Vorrede seines Buches „Die Erziehung des Willens": „Die Kräfte, über welche die katholische Kirche, diese unvergleichliche Erzieherin der Charaktere, verfügt, genügten, um dem Leben der Gläubigen in seinen großen Linien Ziel und Richtung zu geben". So vermag auch an unseren höheren Lehranstalten eine kirchlich neutrale und christlich verschämt zurückhaltende Bürgerkunde keine verläßige staatsbürgerliche Gesinnung zu erziehen, die auf einem unerschütterlichen Willen beruhte. Das gilt für das humanistische Gymnasium und sicherlich nicht weniger für die realistischen Anstalten mit ihren noch geringeren Vorbedingungen zur Seelenbildung und ihrer „materialistischen Orientierung" (Walther Classen, Zucht und Freiheit. München 1914 S. 22). *Der Religionsunterricht, der an unseren höheren Lehranstalten besteht, ist imstande, jener staatsbürgerlichen Erziehung mehr Kraft und Dauer zu geben, indem er wichtige Momente ergänzt, die im profanen Unterricht fehlen.*

Der Religionsunterricht enthält zahllose Elemente, die sich gleichsam von selbst einstellen und fruchtbar erweisen. Es kann dieses hier nicht im einzelnen dargelegt werden. Welch reichliches und höchst wirksames Material enthält nur z. B. die zweite Tafel des *Dekalogs*! Das 4. Gebot festigt das Fundament, auf dem alles staatsbürgerliche Leben beruht, indem es das Verhältnis zwischen Kindern und Eltern, Untergebenen und Vorgesetzten, Untertanen und Obrigkeiten ordnet und ihm eine sichere Gewähr verleiht. Die übrigen Gebote regeln die Pflichten, die der einzelne gegenüber den Gütern seines Nebenmenschen hat, hinsichtlich des Lebens, der Ehefrau, des Vermögens und der Ehre. Die Belehrung hierüber erhält ihre volle Wirksamkeit dadurch, daß sie mit einer Schulung und Stärkung des Willens Hand in Hand geht. Hierin sieht ja der Religionsunterricht seine Hauptaufgabe und hierzu hat er nicht nur natürliche Mittel, sondern in Gebet, Gottesdienst und Sakramenten übernatürliche Kräfte, welche die menschliche Natur mit ihrer Energie über sich hinaus zu erheben vermögen.

Dazu kommt noch ein Letztes. *Die Religion stellt die staatsbürgerlichen Pflichten auf das sicherste Fundament, das Gewissen.* Berufung auf den Fortschritt, auf Kultur und Zivilisation, Wohl und Wehe der Stammesgenossen sind Balken, die bei allzu schwerer Belastung brechen, das Gewissen aber hält den schlimmsten Stürmen gegenüber stand. Schön hat Plato in seinem „Staat" gesprochen, tiefgründige Ausführungen haben andere Philosophen über die bürgerlichen Gemeinwesen gemacht; was sich hieraus an günstigen Einwirkungen auf die Welt ergeben hat, überragen die wenigen, aber lapidaren Sätze des hl. Paulus, die das Programm der christlichen staatsbürgerlichen Erziehung geworden sind: „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gibt keine Gewalt außer von Gott und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Darum ist es euere Pflicht untertan zu sein,

nicht nur um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen. Gebet also jedem, was ihr schuldig seid, Steuer, wem Steuer, Zoll, wem Zoll, Ehrfurcht, wem Ehrfurcht, Ehre, wem Ehre gebührt" (Röm. 13, 1 ff.).

Gegenüber dieser ausschlaggebenden Stellung der Religion für die staatsbürgerliche Erziehung erscheint es als unverständlich, daß namentlich die preußische Regierung keine größere Energie gefunden hat, um den Fortbildungs- und Fachschulen, an denen eine solche Erziehung der werktätigen Jugend Platz greifen muß, den Religionsunterricht zu sichern. Wir möchten fast meinen, die Früchte dieser Unterlassung jetzt bereits in dem gemeinwidrigen Verhalten eines Großteils der heranwachsenden Generation heranreifen zu sehen.

Noch sei bemerkt, daß die dargelegten Wirkungen für die staatsbürgerliche Erziehung nicht der säkularisierte Religionsunterricht haben kann, wie ihn „Deutscher Bund für Reform des Religionsunterrichts" erstrebt. Von diesem glauben wir, daß er, wie Walther Classen zu Unrecht allgemein behauptet, bei der Erziehung der Jugendlichen völlig versagt. Man nehme darum nicht zuerst der Religion ihre Kraft und klage sie dann der Ohnmacht an!



Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Erfolgreicher Fortgang der Schlacht an der Lys.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

15. April. Auf dem Schlachtfeld an der Lys kam es vielfach zu erbitterten Nahkämpfen. Südwestlich von Nieuwekerke sowie zwischen Bailleul und Merris wurden englische Maschinengewehrnester gesäubert, ihre Besatzung gefangen. Gegenangriffe, die der Feind aus Bailleul heraus und nordwestlich von Béthune führte, brachen verlustreich zusammen.

16. April. Angriffe auf dem Schlachtfelde an der Lys führten zu vollem Erfolg. Die großen Sprengtrichter aus der Wytschaete-Schlacht 1917 wurden im Handstreich genommen. Nach kurzem Feuerschlag erstürmten wir in überraschendem Angriff Wulverghem und die feindlichen Stellungen beiderseits des Ortes. Gegenstöße englischer Kompagnien brachen völlig zusammen. Von der Ebene herauf erstiegen unsere Truppen im Angriff die Höhen zwischen Nieuwekerke und Bailleul und entrissen sie im heftigen Nahkampf dem Feinde. Englische Angriffe gegen Locon scheiterten. An der Schlachtfront zu beiden Seiten der Somme nahm der Artilleriekampf nur am Luce-Bach, in der Gegend von Moreuil und Montdidier größere Stärke an. Bei Abwehr eines von Engländern und Franzosen gemeinsam durchgeführten Angriffes nördlich vom Luce-Bach machten wir Gefangene.

17. April. Die Armee des Generals Sixt v. Arnim besetzte Passchendaele und schob auch bei Becelaere und Gheluvelt ihre Linien vor. Nördlich von der Lys erstürmten die Truppen des Generals Sieger das Dorf Wytschaete, warfen den Feind trotz heftiger Gegenwehr von den Höhen nordöstlich und westlich vom Orte und wiesen starke Gegenangriffe ab. Den südwestlich von Wulverghem in rückwärtige Linien ausweichenden Gegner drängten wir über den Douve-Bach zurück. Bailleul und die zäh verteidigten Stützpunkte Cappellynde, nördlich von Bailleul und Meteren, wurden genommen. Mit starkem Kräfteeinsatz versuchte der Engländer, gestützt durch Franzosen, vergeblich, Meteren und das verlorene Gelände beiderseits von Merris zurückzuerobern. Seine Angriffe brachen unter schwersten Verlusten zusammen.

18. April. Die Armee des Generals Sixt v. Arnim nahm Poelcapelle, Langemarck und Zonnebeke und warf den Feind bis über den Steen-Bach zurück. Die Kämpfe der letzten Tage brachten mehr als 2500 Gefangene, einige Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre ein. An der Schlachtfront zu beiden Seiten der Somme nahm der zeitweilig auflebende Feuerkampf bei Moreuil und Montdidier größere Stärke an. Nördlich von Flirey (zwischen Maas und Mosel) scheiterte ein starker französischer Vorstoß unter blutigen Verlusten.

19. April. Starke Angriffe, die der Feind vom Norden und Nordwesten her gegen Wytschaete führte, wurden abgewiesen. Schon bei seiner Bereitstellung erlitt der Feind in unserem Vernichtungsfeuer schwerste Verluste. Zwischen Bailleul und La Bassée starke Kampftätigkeit der Artillerien. Nordwestlich von Béthune stieß unsere Infanterie gegen feindliche Linien nördlich vom La Bassée-Kanal vor und eroberte einige Geschütze. Bei Festubert und Givenchy wurde wechselvoll gekämpft. Wir machten mehr als 600 Gefangene. Der seit einigen Tagen an der Avre gesteigerten Feuertätigkeit folgten gestern starke tiefgegliederte französische Angriffe gegen Morisel und Moreuil. Auf beiden Avre-Ufern, durch den Senecat-Wald und zu beiden Seiten der Straße Ailly—Moreuil stürmten dichte Angriffswellen mehrfach vergeblich an. In erbittertem Kampf wurde der Feind unter blutigen Verlusten zurückgeworfen. Stärkeres Artilleriefeuer hielt in diesem Kampfabschnitt auch während der Nacht an.

20. April. Starker Feuerkampf bei Wytschaete und Bailleul. Zwischen Scarpe und Somme lebte die Artillerietätigkeit gegen Abend auf; an der Avre nordwestlich von Moreuil blieb sie tagsüber gesteigert.

21. April. An den Schlachtfronten führten beiderseitige Erkundungen zu heftigen Infanteriegefechten. Bei La Bassée, Lens und Albert lebhafter Feuerkampf. Auch zwischen Avre und Oise war die Artillerietätigkeit vielfach rege. Zwischen Maas und Mosel griffen niedersächsische Bataillone Amerikaner in ihren Stellungen bei Seicheprey an. Wir stürmten den Ort und stießen bis zu zwei Kilometer tief in die feindliche Linie vor. Schwächere Gegenstöße des Feindes wurden abgewiesen, stärkere Angriffsversuche durch Niederhalten im Anmarsch und in der Bereitstellung erkannter Truppen vereitelt. In der Nacht wurden unsere Sturmtruppen nach Zerstörung der feindlichen Anlagen in ihre Ausgangslinien zurückgenommen. Die blutigen Verluste der Amerikaner sind außerordentlich hoch. 183 Amerikaner, darunter 5 Offiziere, wurden gefangen, 25 Maschinengewehre erbeutet.

Kriegskalender.

XLIV.

An dieser Stelle veröffentlichen wir nach Ablauf eines jeden Monats eine chronologische Uebersicht über die Kriegsereignisse. Die eingeklammerten Zahlen geben die Seiten an, auf welchen das betreffende Ereignis in der Chronik der Kriegsereignisse eingehender verzeichnet oder in Artikeln erwähnt und besprochen ist. Der Kriegskalender bildet somit zugleich ein die schnellste Orientierung ermöglichendes Register zu dem den Krieg betreffenden Inhalt der „Allgemeinen Rundschau".

1. März: U-Boot-Beute im Februar: 680 000 Bruttoregistertonnen. Die Feinde verloren im Februar 13 Fesselballone und 138 Flugzeuge, eigener Verlust 3 Fesselballone und 61 Flugzeuge (214). Stoßtrupperfolge im Fort Pompelle, bei Prosnes, Tahure, Haucourt und Seicheprey (146). Gomel genommen; Kiew, die Hauptstadt der Ukraine, vom Feinde befreit; Chotin und Kameniec-Podolsk besetzt (147).

2. März: Nach Kündigung des Waffenstillstandes erklärt sich Rumänien zu neuen Verhandlungen über einen weiteren Waffenstillstand und anschließende Friedensverhandlungen bereit (141, 147). Shmerinka in Podolien besetzt (147). Stoßtrupperfolge bei Lombartzyde und Nieuve Chapelle (177).

3. März: Einstellung der Operationen in Großrußland. Der Friede mit Rußland 5 Uhr nachmittags in Brest-Litowsk unterzeichnet (141, 147, 156, 163, 164).

4. März: Französischer Angriff bei Nouilly abgewiesen (177).

5. März: Der Vorfriedensvertrag mit Rumänien im Schlosse Buftea bei Bukarest von den Bevollmächtigten des Vierbundes und den rumänischen Bevollmächtigten unterzeichnet (163, 171). Englischer Vorstoß bei Waasten abgeschlagen (177). Deutsche Landung auf den Aalandsinseln (177).

6. März: Stoßtrupperfolge bei Dixmuiden und Avocourt (177).

7. März: Der Friedensvertrag zwischen Deutschland und Finnland in Berlin unterzeichnet (164).

8./9. März: Bomben auf Paris (177).

9. März: Englische Vorstöße bei Monchy, französische zwischen Ancreville und Badonviller zurückgeschlagen (177).

10./11. März: Luftangriff auf Neapel (177).

11. März: Bomben auf Paris als Vergeltung für feindliche Fliegerangriffe auf Stuttgart, Eßlingen, Untertürkheim und Mainz am 9. und 10. März (177).

12. März: Erstürmung französischer Gräben bei Prosnes (177).

12./14. März: Luftschiffangriffe auf England: am Humber, in der Grafschaft York und auf Hartlepool (177).

13. März: Einnahme von Odessa (177).

14. März: Französische Angriffe bei Prosnes zurückgeschlagen. Bachmatsch in der Ukraine besetzt (177).

15. März: Das Herzogtum Kurland wieder errichtet (171).

16. März: Französische Angriffe westlich Avocourt abgewiesen (177). Rußland ratifiziert den Friedensvertrag (171).

21. März: Beginn der deutschen Offensive im Westen (194). Vorstoß deutscher Torpedoboote gegen Dünkirchen (214). Beschlagnahme 71 holländischer Schiffe in Amerika (171, 189).



21./23. März: Siegreiche Schlacht bei Monchy—Cambrai—St. Quentin—La Fère, die drei ersten feindlichen Linien durchstoßen, Peronne und Ham gefallen (189, 194).
23./24. März: Beschießung von Paris (194, 196).
24. März: Niederlage der Engländer bei Bapaume; Uebergang über die Somme unterhalb Ham; Nesle erstürmt (212).
25. März: Bei Irles und Miraumont die Ancre, südlich Peronne die Somme überschritten; bei Marchelepot und Hattencourt der Feind über die Bahn Peronne—Roye zurückgeworfen (212).
26. März: Siegreiche Schlacht beiderseits der Somme; Albert gefallen (212).
27. März: Feindliche Gegenangriffe scheitern bei Bapaume und Albert; Montdidier genommen (212).
28. März: Erfolgreiche Vorstöße beiderseits der Scarpe und zwischen Somme und Avre; vergebliche feindliche Gegenangriffe bei Albert und zwischen Montdidier und Noyon (212).
29. März: Beaucourt und Mezières genommen (228).
30. März: Zwischen Somme und Oise nach Durchbruch der englischen Linien die Dörfer Aubercourt, Hangard und Demuin erstürmt; der Feind bei Montdidier zurückgeworfen; Fontaine und das die Oise beherrschende Fort Renault genommen (228).
31. März: Die Höhen nördlich Moreuil genommen. Feindliche Angriffe zwischen Don und Maz zusammengebrochen (228).

Vom Büchertisch.

Prof. Dr. Willems: Grundfragen der Philosophie und Pädagogik, für gebildete Kreise dargestellt. 3. Bd. Das sittliche Leben. 534 S, 6.—, geb. 7.— ℳ. Trier, Paulinus-Druckerei, 1918. Das dreibändige Werk des Trierer Professors hat nun durch das Erscheinen des dritten Teiles, der das sittliche Leben des Menschen zum Gegenstand hat, während die beiden vorhergehenden Bände das Sinnen- und Geistesleben zur Darstellung brachten, seinen Abschluß gefunden. Zunächst wird der Träger, der freie Wille, einer eingehenden Behandlung unterzogen, wobei die einschlägigen Fragen nach Charakter und Persönlichkeit zur Besprechung kommen. Nach einer längeren Untersuchung des Wesens des sittlichen Lebens geht Verfasser auf dessen Vollendung in dem unsterblichen Leben der Seele durch die christliche Religion näher ein. Die Krönung und Zusammenfassung des Ganzen bildet die Darstellung und Kritik der Sinnenlehre Kants. Das günstige Urteil über die zwei ersten Bände des großangelegten Werkes (vgl. „A. R." 1917, Nr. 12) findet in seinem Schlußband seine volle Bestätigung, besonders da dieser sich durch eine geschlossene Darstellung der zahlreichen Fragen auszeichnet, wenn auch in manchen Punkten diese Klippen auch hier nicht vermieden sind. Und jetzt, da die Fragen des sittlichen Lebens durch den Krieg und manche unliebsame Begleitumstände desselben wieder sehr eindringlich gestellt sind, bietet das vorliegende gediegene Werk jedem Gebildeten in dem kommenden Geisteskampf einen vortrefflichen Rückhalt. Dr. R. Guardini.

Helene Pagés: Deutsche Mädchen. Warendorf i. W., J. Schnellsche Verlagsbuchhandlung. 12° 108 S., geb. 1.40 ℳ. — Ein packend erzählendes Kinderbuch mit zehn sinnigen, bei aller Besinnlichkeit zugleich in der Handlung regen Geschichten aus dieser unserer Kriegszeit mit ihren läuternden, weckenden und fördernden Einwirkungen des gewaltigen „Draußen" auf die kindlich seelische Entwicklung daheim. Ich habe das schmucke Bändchen mit angeregtestem Interesse gelesen, und es war mir leid, als ich es, weil durch-, nicht „aus"gelesen, schloß, denn was es in seiner aus gut eindringendem, gesundem Miterleben geschöpften Darstellung bietet, „schmeckt nach mehr". Nicht nur den kindlichen Mädchen selbst, auch den Müttern und allen, die erziehlichen Einfluß auf diese noch aufzuschließende Jugendwelt haben, sei das Büchlein voll warmen Sonnenscheins und lichter Quelltiefe empfohlen. E. M. Hamann.

Mutter Bruckners Nachlaß. Humoristischer Roman von F. Kaltenhauser. Mit vielen Bildern versehen von Karl Sigrist. Verlag von Haas & Grabherr, Augsburg. Preis geh. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—. 236 S. Das Buch hat einen Vorzug: es ist kein Kriegsbuch. Darum wird es seine Leser finden. Kritisch besehen, ist das Motiv weder originell, noch ist die Handlung künstlerisch durchgeführt. Sonst ist der Roman nett und flott erzählt, gut beobachtet. Liebhabern der Dialektdichtung sei er empfohlen. Maria Köchling.

Wilhelm Müller-Rüdersdorf: Des Glückes Brücke, Spruchgedichte. München, Fr. Seybolds Verlagsbuchhandlung. kl. 4°, 72 S., geb. 1.35 ℳ. — Ein wertvolles Büchlein von streng logischer Geradlinigkeit des Gedankens, weitschauendem Blick und inniger Gefühlstiefe. Lebensreifen wie Lebensreifenden kann man nicht leicht Besseres schenken. E. M. Hamann.

Handbuch für die katholischen Feldgeistlichen des preußischen Heeres. Von Armeeoberpfarrer Fr. Albert. Preis 3 ℳ. Aus den Kreisen der Feldgeistlichen ist oft der Wunsch geäußert worden nach einer vollständigen Zusammenstellung der zahlreichen Verordnungen und Erlasse, welche von der kirchlichen und militärischen Behörde für die Feldseelsorge im Laufe des Krieges ergangen sind. Der kath. Armeeoberpfarrer der 10. Armee, Fr. Albert, hat die mühevolle Arbeit auf sich genommen, das weit zerstreute Material zu sammeln und zu einem Handbuch zu verarbeiten. Das Buch, das mit Genehmigung und Empfehlung der katholischen Feldpropstei erscheint, ist herausgewachsen aus zwei Dienstanweisungen, welche der Verfasser im Jahre 1917 als Armeereferent im Auftrage der militärischen Behörden ausgearbeitet hat, die eine für die katholischen Feldgeistlichen, die andere für die katholischen Etappengeistlichen der 10. Armee. Das neue Handbuch enthält eine nahezu lückenlose Sammlung aller auf die Ausübung der katholischen Militärseelsorge an der Front, in der Etappe, im besetzten und Heimatgebiete sich beziehenden Verordnungen und Bestimmungen. U. a. wird behandelt die Einteilung der Feldgeistlichen (Feldpropst, Oberpfarrer, Feldgeistliche im Operations- und Etappengebiet usw.), die Dienstverhältnisse (Anstellung, Ausrüstung, Geschäftsführung usw.). Der Hauptteil ist der Seelsorgetätigkeit der Feldgeistlichen gewidmet unter eingehender Berücksichtigung der modernen Kriegsverhältnisse. Ein Anhang bringt im Wortlaut die kirchlichen Bestimmungen über die Ausübung der Feldseelsorge. Das Buch ist zweifellos für alle katholischen Militärgeistlichen von hohem Wert. Bestellungen sind zu richten an die Zeitung der 10. Armee, Deutsche Feldpost 671. Dr. Preunhoff, Etappenpfarrer.

Zimmermann O., S. J. Ohne Grenzen und Enden. Gedanken über den unendlichen Gott. 2. u. 3. Aufl. Freiburg, Herder. 208 S., ℳ 2, geb. 2.70. — Nachdem P. Zimmermann in den 14 ersten Exkursen dieser bedeutsamen Schrift mit den Materialisten, Monisten und Pantheisten abgerechnet und das Wahre und Falsche in den philosophischen Lehrsätzen Kants, Fichtes, Schellings und Hegels, soweit es die hier behandelte Frage betrifft, kurz hervorgehoben hat, sagt er am Schluß des 14. Kapitels: „Es ist Zeit, aus den halben widerspruchsvollen Unendlichkeiten des Pantheismus zu dem Gott der wahren Unendlichkeit zurückzukehren." Es ist ein wahres befreiendes Aufatmen, dessen sich der Leser erfreut, wenn er aus der schwülen, dumpfen Atmosphäre der philosophischen Irrgänge, worin die namhaftesten deutschen Forscher sich bewegen, auf die Höhe des freiliegenden Gipfels geführt wird, von wo die im Glauben gefestigte katholische Wissenschaft zu den Regionen des in Unendlichkeit waltenden unerschaffenen Gottes emporschaut. In den Schlußkapiteln, worin der Philosoph zum Dichter, der Polemiker zum Panegyriker sich erhebt, wird dem Leser eine wahre Erquickung, ein Trunk aus frischem Lebensquell geboten, der ihm die Mühe, womit er sich an der Hand des kundigen Führers durch das urwüchsige Gestrüpp und den „Rattenkönig von Irrtümern und Fehlschlüssen" hindurcharbeiten mußte, reichlich vergütet und vergessen läßt. Leo van Heemstede.

Ave Maria. Unter diesem Titel vereinigt Domprediger Wagner-Augsburg eine Reihe gehaltvoller Maipredigten in zwei Bändchen: Maria und das Vater unser (je 8° 64 S. 85 Pfg., Augsburg, Seitz); Maria unsere Führerin zum Glücke. Die Bändchen wollen zugleich eine erbauliche Lesung zum fruchtbaren Begehen des Maienmonates sein. Sie wurden zum Besten des christlichen Jugend-Fürsorge-Vereins ausgegeben. Im gleichen Verlag erscheint das Gedicht von Guido Görres „O blicke mild hernieder, dich grüßen unsere Lieder . . ." unter dem Titel „Patrona Bavariae", als einstimmiges Volkslied, vertont wie auch für drei gleiche Stimmen mit und ohne Begleitung eingerichtet von Dr. Joh. Nep. Ahle (je 5 bzw. 10 Pfg.). Einen kurzen kernigen Gruß an die Himmelskönigin für jeden Tag des ihr geweihten Monats bedeutet das Büchlein von Kaplan Reiner: Maiblüten für die Jugend (16° 40 S. 10 Pfg., ebenda). Eine willkommene Gabe stellt die ebendort erschienene Uebertragung der Festmesse auf den 14. Mai, Fest der seligsten Jungfrau Maria, der Schutzfrau Bayerns dar (7 S. 20 Pfg.). Der Faszikel kann den Ausgaben des deutschen Meßbuches leicht eingefügt werden. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Hoftheater. Mit einer Neueinstudierung von „Nathan dem Weisen" kam unsere Hofbühne der nötigen Auffrischung unseres klassischen Spielplanes entgegen. Robert hatte an die Regie des Lessingschen Werkes viel Fleiß und Sorgfalt verwendet, dennoch wurde das Publikum erst im Laufe des Abends warm. Die Stimmung erreichte in der Erzählung von den drei Ringen ihren Höhepunkt. Es ist das Schicksal vieler Nathanvorstellungen, daß der vierte und fünfte Akt an Wirkung zurücksteht. Man betrachtet die theologische oder wenn man will philosemitische Tendenz genugsam dargelegt und das übrige als Beiwerk. Die Darstellung muß aber den Nachdruck darauf legen, daß es sich nicht lediglich um die Entwirrung und Aufdeckung von nicht allzu fesselnden Familienverhältnissen handelt, wobei das Publikum dann in Bedauern darüber gerät, daß Recha und Tempelherr Geschwister sind und sich nicht kriegen können. Nein, es gilt vielmehr herauszuarbeiten, daß auch diese Vorgänge lediglich Diener des Grundgedankens sind, den Herder in die Worte gefaßt hat: „Ihr Völker, duldet euch; ihr Menschen verschiedener Sitten, Meinungen und Charaktere vertragt euch, seid Menschen." Es ist überflüssig, über das Zeitgemäße oder Unzeitgemäße dieser Ideen, über die Berechtigung des Lehrhaften in der Poesie, die Lessing als Kunstrichter verneinte, sich heute zu verbreiten. Den Absichten des Dichters dient hier eine weitgehende Kultur des Wortes. Sie besitzt der Vertreter der Titelrolle in hohem Maße, aber nicht alle sprachen die Jamben, die für die Entwicklung unserer klassischen Literatur vorbildlich geworden sind, ganz deutlich. Es fehlte in der Charakterisierung nicht an jenen überdeutlichen Konturen, die im Stildrama nicht etwa die Plastik erhöhen, sondern fast an das Karikieren grenzen. Den Nathan spielte Lützenkirchen. Man freut sich, den Künstler jetzt wieder in reicherem Maße beschäftigt und in neue Rollengebiete eindringen zu sehen. Er betonte im Aeußeren das Jüdische weit stärker, als es seither Gebrauch war, was kein Fehler ist. Die Auffassung war etwas weicher, als im Charakter des poetischen Abbildes Moses Mendelssohns begründet ist. Sonnenthal spielte ihn so, wenigstens in seinen letzten Jahren, von früheren kann ich nicht reden. Die Ringerzählung war wirksam. Der Künstler mied das rein Rhetorische fast ängstlich. Ich habe des öfteren das Gefühl, als tue Lützenkirchen der Klangpoesie seiner Stimmittel gelegentlich Gewalt an, um moderner zu sein, d. h. sich dem Ensemble besser anzupassen. Im ganzen genommen war sein Nathan eine starke Leistung. Es empfiehlt sich, mit Lützenkirchen Jacobi alternieren zu lassen, den vor Bekanntgabe der Besetzung wohl jeder als „Nathan" erwartet hätte. Man hätte dann Lützenkirchen frei für die Rolle des Sultan, die bei

Henrich doch nicht volle Plastik gewinnt. Sehr gut war Janssen als Tempelherr und Frl. Neuhoff, die die Recha mit schlichtinnigem Gefühl ausstattete. Man darf hoffen, daß schlechtausgefallene Gastspiele, die dem Vernehmen nach der Sache nach einem Ersatz galten, bei allen Faktoren die Ueberzeugung von ihrem schönen Können wieder gestärkt haben. Höfer (Patriarch) und Frau Ramlo (Daja) stehen von früher auf altem Posten, Frau v. Hagen, Alten und Basil fügten sich gut ein in das Gesamtspiel. Der Beifall war sehr lebhaft.

Uraufführung in den Kammerspielen. Eug. Albu ist vor ein paar Jahren mit einem Milieustück bekannt geworden; jetzt hat er sich der Pathetik zugewendet; die äußere Wahrscheinlichkeit wird gering geachtet, die innere Entwicklung gilt alles, da aber diese nur in einzelnen Momenten gezeigt werden kann, muß sich der Zuschauer die Zwischenglieder ergänzen. Haben die einzelnen Szenen starke Suggestivkraft, mag es gelingen, daß man den Eindruck eines geschlossenen Zusammenhanges infolge seiner mitschaffenden Phantasie empfängt. Albu fehlt aber die formende Kraft; man sieht deshalb einige Stücke epischer Vorgänge. Das ist nicht dramatische, das ist Kinotechnik. Man könnte den Vergleich weiterführen und sagen, wie auf dem Filmstreifen bleiben die Gestalten flächenhaft, haben keine Plastik. „Kinder des Zufalls" heißt das Stück. Gleich in den ersten Minuten erfahren wir, daß ein häßliches Verbrechen geschehen. Eine Frau hat die Abwesenheit ihres Mannes benutzt, um durch einen gewissenlosen und eigennützigen Arzt einen Eingriff vornehmen zu lassen. Die Aufgabe des Dramatikers wäre es, zu zeigen, wie jemand dazu kommt, solche Schuld auf sich zu laden. Hier bleibt der „Heldin" nichts übrig, als sich zu verteidigen. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken, sagt Lessing. Ottilie hat eine traurige Jugend gehabt, ihrer Mutter scheint das Kind ungelegen gekommen zu sein, sie hat ihre Mutter stets gehaßt, sie bezweifelt, daß sie ein Kind haben könne, das des Lebens froh werde. Genügt das, solch eine Tat auch nur erklärlich zu machen? Dabei scheint sie ihren Gatten zu lieben. Er kommt zurück, eine schwärmerische Natur, der seine Frau vergöttert und Sehnsucht nach einem Kinde hat, dann kommt die Wahrheit zutage, da verstößt er sie. Ottilie lebt nun von Klavierstunden und Zimmervermieten, um nicht ganz in der finanziellen Hörigkeit des Arztes stehen zu müssen. Allerhand Zufälle wecken ihr Gewissen, wecken ihr mütterliches Empfinden, das sich in der Pflege eines herzkranken Zimmerherrn kundgibt. In ihm sieht Ottilie einen Verbrechergenossen; er hat nämlich seine Mutter umgebracht, als diese sagte, daß seine Geburt nur ein unerwünschter Zufall gewesen. Die Unbeholfenheit, mit der der Autor diesen Mieter in die Handlung einführt, wie sich die beiden in den ersten Minuten zwischen den Erwägungen, ob 28 Mark inklusive Kaffee zuviel ist, ihre tiefsten Geheimnisse anvertrauen, wirkt komisch, es bedurfte der ganzen Eindringlichkeit von Kalsers und Frl. Herdmengers Spiel, daß das Publikum nicht laut auflachte. Am nächsten Morgen ist der Herzkranke verschieden und der Autor hält Ottilie für geläutert genug, um die Gatten auszusöhnen. Der Arzt versichert, daß Ottilie seinen Wünschen gegenüber eine Heilige geblieben. Es entspricht den Absichten des Dichters, auch ihn als gebessert zu betrachten. Wieder wurde viel schauspielerisches Können für eine hoffnungslose und häßliche Sache eingesetzt. Ein Teil der Zuschauer rief den Verfasser.

Verschiedenes aus aller Welt. Eine nicht unwidersprochene gute Aufnahme fand in Frankfurt a. M. Adam Kuckhoffs Schauspiel „Der Deutsche von Bayencourt". Der „Deutsche" hat ein halbes Jahrhundert in Frankreich gelebt, seine Frau, seine Kinder sind Franzosen, ihm selbst wurde seine Volkszugehörigkeit nie problematisch, bis der Krieg sein schlummerndes Deutschtum wachrüttelt. Die Vorzüge des Stückes liegen weniger in der Entwicklung des Titelhelden, als in der naturalistischen Milieuschilderung. — In einer neuen Bearbeitung erschien Grabbes „Kaiser Heinrich VI" im Dresdener Kgl. Schauspielhause. Einzelne Episoden wirkten durch dichterische Größe, ohne sich zu einem einheitlichen Kunstwerke zusammenzuschließen. Ein Fragment aus dem Napoleondrama dieses von unserer jüngsten Dichtergeneration besonders verehrten Dichters, „Napoleon auf Elba" machte in Mannheim Eindruck. Daselbst bemühte man sich auch nicht ohne Glück mit der Erneuerung von Stücken Hans Sachsens und seiner Schule. — In Wien gefiel „Theater", ein parodistisches Lustspiel von A. Ried, das sich mit Wedekinds „Kammersänger" wesensverwandt zeigt. — Nach 49 Jahren glanzvoller Bühnenlaufbahn starb Alexander Girardi, Wiens volkstümlichster Komiker; ein Menschengestalter von echtem Humor, der manche Operettenschablone zu einer packenden Figur umschuf, ein ausgezeichneter Vertreter des Volksstückes. Zur Pflege Raimunds hatte ihn erst vor kurzem der neue Leiter des Burgtheaters berufen, um auf der vornehmsten Bühne Oesterreichs dem klassischen Volksstück ein klassischer Vertreter zu sein. — Mit G. Morin starb der Nestor der Münchener Schriftstellerwelt. Der 1831 in Freising geborene Schriftsteller wandte sich frühzeitig der Presse zu, widmete sich jedoch die letzten vier Jahrzehnte ausschließlich der Lyrik. Seine Versbücher zeigen ein liebenswürdiges, sonniges Gemüt; ein Idylliker, der gewiß war, daß auf Gewitterstürme immer wieder der Sonnenschein folge. Die „A. R." brachte am 80. Geburtstag eine Dichtung aus der Feder des beliebten Poeten. — Der Tod der greisen Josephine Nordheim, die noch vor wenigen Jahren im Münchener Schauspielhaus auftrat, erinnert an die Glanzzeit des Volksstückes am Gärtnerplatztheater, dem sie eine wertvolle Stütze bedeutete.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Rekordsieg der 8. Kriegsanleihe — Reichssteuer-Vorlagen und Wirtschaft — Trotz stärkster Steuerbelastung Zuversicht der Börsen.

Die Bestürzung, welche die dem Reichstag zugegangenen **12 Steuervorschläge** gebracht hatten, konnte trotz der Höhe von 2800 Millionen Mark rasch einer beruhigten Auffassung Platz machen. Dass ein Steuerbukett in solchem Umfang zur Aufstellung gelangen musste, um die Fundierung der Reichsschuld auf solide Basis zu bringen, war bekannt; auch dass das Kapital und vor allem Handel und Wandel in erster Linie betroffen würden, blieb keine Ueberraschung. Namentlich das Kleingewerbe und der städtische Konsument fühlen sich betroffen. Die Erhöhung des Wechselstempels, der Post-, Telegraphen- und Fernsprechgebühren und die Vorschläge der Umsatzsteuervorlagen finden jetzt schon starke Beanstandung bei den politischen Parteien der verschiedensten Schattierung. Unsere Finanzkreise, direkt berührt durch die geplante Versteuerung von Geldumsätzen und vor allem die heimischen Effektenmärkte, diese ganz besonders empfindsam getroffen durch die Verschärfung des Börsenumsatzstempels — namentlich der Verzehnfachung solcher Gebühren aus Dividendenwerten — geben sich der Hoffnung hin, dass statt des veröffentlichten Steuerprogramms aus der Mitte des Reichstags heraus Steuervorschläge zur Erörterung gestellt werden. Eine erneute Erhöhung des Wehrbeitrages und eine verschärfte allgemeine Kriegsgewinnsteuer werden für die nächste Zeit erwartet. Die Kriegssteuer der Gesellschaften, die Luxus- und Tantiemensteuer und das Gesetz gegen die Steuerflucht werden wohl nur wenig Widerspruch finden, mehr schon die andere Forderung, dass künftig auch Umsätze in Reichs- und Bundesanleihen und in Kriegsanleihen dem Börsenstempel unterliegen sollen. Von einer Dividenden- und Kuponsteuer scheint man noch Abstand nehmen zu wollen. Erstaunlicherweise setzten unsere Effektenmärkte nach kurzer Pause ihren angeregten und festen Verlauf in verstärktem Masse fort. Deckungs- und Meinungskäufe mit beträchtlichen Kurssteigerungen sind zu verzeichnen. Für die Unberechenbarkeit der Spekulationskreise bildet dieser Hinweis eine neue Bestätigung, umsomehr als eine Reihe weiterer Ereignisse mehr denn je grosse Zurückhaltung bedingt hätten. Besonders die Begleiterscheinungen der innerpolitischen Verwicklungen in Oesterreich-Ungarn berechtigen zu solcher Auffassung. Auch die vielfachen Angriffe auf unsere Kriegsindustrie anlässlich der Reichstagserörterungen des Falles Daimler seien erwähnt, trotzdem von den verschiedensten Rednern anerkannt worden ist, wie sehr die deutsche Industrie als einer der wichtigsten Faktoren im Weltkriege „Leistungen vollbracht hätte von einer Grösse, die selbst unsere Kriegswirtschaftskreise nicht geahnt haben, und welche mit Voraussetzung sind, dass wir militärisch auf unserem jetzigen Standpunkt stehen". Naturgemäss nehmen nach wie vor auch die Kriegswirtschaftsmassnahmen hinsichtlich eines möglichst baldigen Abbaues der Zwangsbewirtschaftung und der Wiedereinsetzung des freien Handels einen breiten Raum in den Debatten der betroffenen Faktoren ein. Der „Reichsbund deutscher Textil-Detaillisten-Verbände" hat beispielsweise in einer Resolution gegen die durch staats- und kommunal-sozialistische Pläne drohende Einschnürung der seitherigen Fachkreise in bemerkenswerter Weise Stellung genommen. Augenscheinlich richten sich auch andere Massnahmen gegen die vielfach unverständlichen Gewaltverordnungen der Reichsbekleidungsstelle, welche namentlich durch ihre Verfügungen hinsichtlich Altbekleidung dem Mittelstande manche unnötige Erschwerung bringen. Von den jüngsten Kriegswirtschaftsmassnahmen verdienen noch Erwähnung die verschiedensten Vorschläge für eine zielbewusste Bevölkerungspolitik, wie solche z. B. seitens des Reichswirtschaftsamtes zwecks planmässiger und umfangreicher Wohnungsherstellung nach dem Kriege durch Bildung eines aus Reichsmitteln verfügbaren Wirtschaftsfonds von 500 Millionen Mark beabsichtigt wird.

Turmhoch überragt alle diese Vorgänge das glanzvolle, selbst die kühnsten Erwartungen übertreffende **Ergebnis des Zeichnungsgeschäftes der achten Kriegsanleihe** mit — wie vorläufig festgestellt werden konnte — **rund 14,55 Milliarden Mark**. Auf den Reichsbankbezirk München entfallen rund 420 Millionen Mark gegen 285 Millionen Mark bei der siebenten Kriegsanleihe. Eine solche Rekordziffer beweist neuerdings die Ueberlegenheit unserer finanziellen Kraft und die opferfreudige Bekundung des deutschen Volkes zum Aushalten in diesen schweren Zeiten, trotz aller Belastungen und Schwierigkeiten im Wirtschaftsleben. Unser Finanzsieg, der einer grossen gewonnenen Schlacht gleichkommt, bekundet anderseits der Entente, namentlich dem britischen Erzfeind, dass dessen Hoffnungen auf irgendwelche Zersplitterung bei uns völlig aussichtslos sind. Auch die übrigen Meldungen aus unseren Finanz- und Wirtschaftsgebieten belegen unsere unverminderte Tatkraft, so die Jahresergebnisse der führenden heimischen Grossbanken und Grossunternehmungen. Dass gleichzeitig die damals mit soviel Aufheben seitens England und Frankreich in Amerika aufgenommene Dollaranleihe gegenüber dem Emissionspreis um über 10 % gesunken ist, erspart weiteren Kommentar bei der Beurteilung der Wirtschaftsentwicklung unserer Feinde!

M. Weber, München.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Das allerheiligste Altarssakrament. 30 Lesungen nach P. F. W. Faber von Bernhard Schuler. M 3.30. — **Du Königin des Friedens, bitte für uns!** Von Joh. Phil. Dickerscheid. 35 ₰. — **Meßandachten für die Osterzeit für Kinder,** 12 ₰. — **Meßandachten für die Zeit von Pfingsten bis Advent.** 30 ₰. **Herz-Jesu-Bußlied.** 5 ₰. — **Litaneien zu Unserer lb. Frau v. g. Rate, zu Uns. lb. Frau v. d. i. Hilfe, zur Königin des Friedens,** je 6 ₰. (München, J. Pfeiffer.)

Der bayerische Watschenbaum. Von Georg Queri. M 1.—. (Berlin, Ullstein & Co.)

Ablaßbüchlein, ein Auskunfts- und Gebetbüchlein. Von Schüpfer, P. Angelus O. F. M. 90 S., geb. M 1.50. (Schierstein a. Rh., W. Probst.)

Durch! 2. Teil. Paul Michels Kampf um die Kultur. Von Dr. Ph.. Münch-Born. Brosch. M 4.—, geb. M 5.50. (Leipzig, Oskar Born.)

Geschichte der Nationalökonomie. Von Ad. Damaschke. 1. Bd. 400 S. M 4.—. (Jena, Gust. Fischer.)

Wer hat den Weltkrieg gemacht? Von Edm. Frhr. v. Wucherer. M 1.70. (Styria, Verlagsbuchhandlung, Graz.)

Das Haus der Grimani. Roman von Rich. Voß. M 4.50. (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart.)

Mein Vaterland. Bd. 36 u. 37. Heimat Kamerun. Erzählg. von Fr. Herwig. M 1.20. (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.)

Der Friede und die deutsche Zukunft. Von Prof. Alfred Hettner. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Judas-Briten. Zeitgemäßes Allerlei. Von J. Schreyer. (München 36, Schwabinger Eigenverlag.)

Auszug und Heimkehr. Kriegsgedichte von Johannes Hönig. M 2.—. (Glogau, Verlag Hellmann.)

Die letzten Acht von S. M. S. „Frauenlob". Das Schicksal der acht Ueberlebenden. Von Fähnrich z. See Walter Stolzmann. M 1.— (Stuttgart, Jul. Hoffmann.)

Herr Stäberl als Landsturmmann. Von Marie Köck. Feldausgabe geh. M 1.50, geb. M 2.—. (Regensburg, Jos. Habbel.)

Bilder aus Anatolien. Von Max Bierbaum. M 2.50. (Düsseldorf, Emil Bierbaum.)

Kirchenstaat und Christus. Eine Lösung der römischen Frage. Von Graf Paul von Hoensbroech. M 2.—. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.)

Briefe eines Soldaten. M 4.50. — **Ludwig van Beethoven.** Von Romain Rolland. Deutsch von L. Langnese-Hug. M 3.50. (Zürich, Max Rascher.)

Briefe an einen Landlehrer. Von Rektor A. Heinen. 8°. 137 S. M 3.60. — **Flämische Liederdichtung alter und neuer Zeit.** Eine Auswahl in deutschen Nachbildungen von Heinrich Brühl. Herausg. von der Deutsch-Flämischen Gesellschaft. 8°. 245 S. M 4.80. (M.Gladbach, Volksvereinsverlag G. m. b. H.)

Morgenrot. Kriegsgedichte von Wilh. Becker. M 2.—. (Augsburg, Th. Lampart.)

Zwangsverwaltung und Liquidation des feindlichen Vermögens im Inlande. Von Dr. E. Petri. (Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt.)

„Wie sie's tragen." Erzählungen von Elise Miller. M 1.20. (München, Kunstanstalten Jos. Müller.)

Joseph Ludwig Aloys v. Hommer, Bischof von Trier. 1824–1836. Von Pfarrer J. Wagner. (Trier, Petrus-Verlag.)

Die Geduld — Unser Sieg. Auszug aus dem größeren Werke von Erzbischof Ullathorne „Mehr Geduld". 278 S. Kart. M 1.60, geb. M 2.50. (Mergentheim, K. Ohlinger.)

Für Gott und Vaterland. Ein Weckruf an das christliche Volk zum Kampfe gegen die Weltmacht der Freimaurerei. Von P. Albuin. 4. Aufl. (Münster, Kanton Graubünden, Katholisches Pfarramt.)

Die Menschheit in 30 Weltbildern. Von Prof. Dr. Erwin Hanslik. M 2.50 u. M 4.—. (Wien I, Institut für Kulturforschung.)

Schluß des redaktionellen Teiles.



Goldenes Dienstjubiläum. Am 1. April waren es 50 Jahre, daß Herr August Berns in der Firma B. Kühlen, M. Gladbach, tätig ist. Als Lithographenlehrling am 1. April 1868 eingetreten, hat Herr Berns den ganzen großen Aufschwung zur Weltfirma miterlebt und mitgemacht und steht heute an der Spitze der lithographischen Abteilung. In seltener Körper- und Geistesfrische war es dem Jubilar vergönnt, diesen Gedenktag zu begehen. Außer einem größeren Geldgeschenk der Firma waren dem Jubilar von den Angestellten und Arbeitern sehr sinnvolle und reiche Gaben übergeben worden und von vielen Freunden des Jubilars und der Firma schriftliche und telegraphische Glückwünsche eingelaufen. Möge es Herrn Berns vergönnt sein, noch recht viele Jahre in der berühmten Kunstanstalt B. Kühlen tätig zu sein.

Bayerische Versicherungsbank, Aktiengesellschaft, vormals Versicherungsanstalten der Bayer. Hypotheken- und Wechselbank.

Bilanz per 31. Dezember 1917.

A. Aktiva.	ℳ	₰
I. Forderung auf nicht eingezahltes Aktienkapital	7'500,000	—
II. Grundbesitz und Hypotheken	69'237,074	49
III. Wertpapiere	25'909,764	42
IV. Vorauszahlungen und Darlehen auf Policen sowie Kautionsdarlehen an versicherte Beamte	5'075,009	52
V. Guthaben bei Bankhäusern u. bei anderen Versicherungsunternehmungen	7'142,481	87
VI. Gestundete Prämien, rückständige Zinsen und Mieten	3'036,932	33
VII. Ausstände bei Generalagenten bzw. Agenten und Rückstände der Versicherten	1'766,359	20
VIII. Barer Kassenbestand	111,125	60
IX. Inventar und Drucksachen	1	—
X. Sonstige Aktiva	38'344,387	63
Gesamtbetrag	158'123,136	06

B. Passiva.	ℳ	₰	ℳ	₰
I. Aktienkapital			10'000,000	—
II. Gesetzl. Rücklage (§ 37 V.A.G., § 262 H.G.B.)			1'000,000	—
III. Prämienrücklagen u. Prämienüberträge für:				
1. Feuer- u. Einbruchdiebstahlversicherungen	5'098,154	97		
2. Lebensversicherungen	109'839,671	59		
3. Unfall- und Haftpflichtversicherungen	469,637	81	115'407,664	37
IV. Rücklage f. schwebende Versicherungsfälle für:				
1. Feuer- u. Einbruchdiebstahlversicherungen	3'248,896	—		
2. Lebensversicherungen	592,791	95		
3. Unfall- und Haftpflichtversicherungen	326,751	21	4'168,439	16
V. Gewinnrücklage der mit Gewinnanteil Versicherten der Lebensversicherung			3'863,711	95
VI. Rücklage f. Kriegsschäden (Gewinn d. reinen Lebensversicherung f. 1914, 1915, 1916 u. 1917)			8'077,619	50
VII. Sonstige Rücklagen und zwar:				
1. Feuer- und Einbruchdiebstahlversicherung	3'590,000	—		
2. Lebensversicherung	2'647,081	84		
3. Unfall- und Haftpflichtversicherung	732,000	—		
4. Fond für Wohlfahrtszwecke	660,541	—	7'629,622	84
VIII. Sonstige Passiva			6'243,139	70
IX. Gewinn			1'733,138	54
Gesamtbetrag			158'123,136	06

Pfälzische Bank.

Bilanz per 31. Dezember 1917.

Aktiva.		ℳ	₰
Kasse, fremde Geldsorten, Zinsscheine und Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken		10,115,882	58
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		151,678,268	07
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen		7,797,177	18
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere		40,769,980	74
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen		3,614,963	80
Eigene Wertpapiere		20,197,168	44
Konsortialbeteiligungen		3,163,837	82
Debitoren in laufender Rechnung:			
a) gedeckte	ℳ 83,010,829.21		
b) ungedeckte	„ 58,760,645.23	141,771,474	44
Aval- und Bürgschaftsdebitoren	„ 15,397,536.15		
Bankgebäude		5,483,886	76
Sonstige Immobilien		1,053,358	77
Uebergangs-Saldi der Zentrale und Filialen untereinander		47,571	59
Mobilien		1	—
Hypotheken, Zessionen und Restkaufschillinge		3,479,706	71
Kommanditarische Beteiligungen		588,000	—
		389,761,277	90

Passiva.		ℳ	₰
Aktienkapital		50,000,000	—
Gesetzlicher Reservefonds		10,000,000	—
Spezial-Reservefonds		200,000	—
Delkrederefonds		600,000	—
Kreditoren		289,630,645	88
Akzepte und Schecks		29,678,628	67
Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen	ℳ 15,397,536.15		
Passiv-Hypotheken		1,609,089	74
Beamten-Pensions- und Unterstützungsfonds		1,803,038	46
Talonsteuer-Reserve		50,000	—
Dividenden unerhobener früherer Jahrgänge		34,752	—
Reingewinn		6,155,123	15
		389,761,277	90

Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1917.

Soll.	ℳ	₰
Geschäftsunkosten einschliesslich Tantièmen der Filialvorstände	3,570,598	96
Gewinn-Saldo	6,155,123	15
	9,725,722	11

Haben.	ℳ	₰
Gewinn-Vortrag vom Jahre 1916	750,000	—
Ueberschuss auf Zinsen- und Diskont-Konto	4,243,707	79
„ „ Provisions-Konto	2,685,430	06
„ „ Zinsschein- und Sorten-Konto	275,559	46
„ „ Devisen-Konto	201,726	80
„ aus Wertpapieren, Gemeinschaftsgeschäften und Beteiligungen	1,569,298	—
	9,725,722	11

Der Gewinnanteil für das Geschäftsjahr 1917 wurde in der heutigen Generalversammlung auf **7%** festgesetzt und es gelangen demnach die Gewinnanteilscheine Nr. 22 für das Jahr 1917 mit:

M. 42.— für die Aktien à M. 600.—
„ 70.— „ „ „ „ „ 1000.—
„ 84.— „ „ „ „ „ 1200.—

vom 12. April a. c. ab zur Auszahlung bei: **unserer Bank und ihren sämtlichen Zweigniederlassungen,** ferner bei der **Rheinischen Creditbank Mannheim** und ihren sämtlichen Zweigniederlassungen, bei der **Deutschen Bank Berlin** und ihren sämtlichen Zweigniederlassungen, bei der **Deutschen Vereinsbank Frankfurt a. M.,** bei der **Kgl. Hauptbank Nürnberg** und ihren sämtlichen Zweigniederlassungen, bei der **Bayerischen Handelsbank München** und ihren sämtlichen Zweigniederlassungen, bei der **Kgl. Württemberg. Hofbank G. m. b. H., Stuttgart.**

Bei der Einlieferung sind die Gewinnanteilscheine mit dem Firmenstempel oder Namen der Einreicher zu versehen.

Ludwigshafen a. Rh., den 10. April 1918.

Pfälzische Bank.

Ehrentafel.

Von den

Beamten des Stadtmagistrates München

starben den Heldentod für das Vaterland:

Bauer	**Hans**, Oberassistent, am 30. März 1917, 32 Jahre alt.
Biberger	**Johann**, Schaffner, am 14. März 1917, 42 Jahre alt.
Botzenhart	**Joseph**, Berufsfeuerwehrmann, am 7. Dezember 1916, 44 Jahre alt.
Dollinger	**Max**, Strassenbahnführer, am 4. Juli 1917, 39 Jahre alt.
Fuchs	**Johann**, Strassenbahnführer, am 27. Juli 1917, 33 Jahre alt.
Gellner	**Joseph**, städtischer Forstgehilfe, am 28. August 1914, 36 Jahre alt.
Grünbauer	**Ludwig**, Funktionär, am 28. November 1916, 25 Jahre alt.
Haller	**Franz**, Stadtsekretär, am 24. Dezember 1917, 45 Jahre alt.
Häring	**Michael**, Berufsfeuerwehrmann, am 3. April 1917, 26 Jahre alt.
Hatzl	**Joseph**, Berufsfeuerwehrmann, am 3. Januar 1917, 28 Jahre alt.
Hierlmeier	**Alois**, Strassenbahnführer, am 14. April 1917, 35 Jahre alt.
Hollweck	**Andreas**, Strassenbahnführer, am 13. April 1917, 36 Jahre alt.
Ittlinger	**Otto**, Schaffner, am 10. April 1917, 32 Jahre alt.
Klugherz	**Andreas**, Strassenbahnführer, am 7. März 1915, 36 Jahre alt.
Kobl	**Friedrich**, Assistent, am 17. Januar 1918, 30 Jahre alt.
Limmer	**Matthias**, Strassenbahnführer, am 23. September 1915, 34 Jahre alt.
Maier	**Friedrich**, Assistent, am 12. August 1917, 25 Jahre alt.
Neuss	**Philipp**, Oberassistent, am 11. Januar 1917, 34 Jahre alt.
Pröbstl	**Thomas**, Strassenbahnführer, am 11. August 1917, 34 Jahre alt.
Robl	**Joseph**, Berufsfeuerwehrmann, am 29. Januar 1917, 33 Jahre alt
Schneider	**Sebastian**, Amtsdiener, am 14. August 1917, 36 Jahre alt
Schuhmacher	**Johann**, Schaffner, am 5. Februar 1917; 45 Jahre alt
Sendner	**Heinrich**, Strassenbahnführer, am 12. Oktober 1916, 32 Jahre alt.
Sporer	**Ferdinand**, Strassenbahnführer, am 13. Juni 1917, 32 Jahre alt
Stadler	**Alois**, Strassenbahnführer, am 13. April 1917, 35 Jahre alt.
Weiss	**Johann**, Magistratssekretär, am 12. Mai 1917, 38 Jahre alt,
Wieslsperger	**Luitpold**, Oberassistent, am 3. September 1917, 29 Jahre alt.
Wimmer	**Johann**, Schaffner, am 1. Juli 1917, 34 Jahre alt.

Ehre ihrem Andenken!

Stadtmagistrat München.

Oberbürgermeister: **Dr. von Borscht.**

Ehrentafel.

Von den
Arbeitern des Stadtmagistrates München
starben den Heldentod für das Vaterland:

Bock	**Johann,** Pflasterer, am 24. Dezember 1916, 36 Jahre alt.
Geissler	**Eduard,** Helfer, am 8. August 1917, 42 Jahre alt.
Gilch	**Johann,** Taglöhner, am 9. April 1917, 30 Jahre alt.
Hain	**Heinrich,** Kanalarbeiter, am 1. Mai 1917, 43 Jahre alt.
Höck	**Andreas,** Gasarbeiter, am 6. Oktober 1917, 40 Jahre alt.
Höck	**Joseph,** Rohrstemmer, am 4. Dezember 1916, 35 Jahre alt.
Höfle	**Franz,** Schlosser, am 8. März 1915, 34 Jahre alt.
Höflmaier	**Andreas,** Werkgehilfe, am 8. Juli 1916, 32 Jahre alt.
Höllmiller	**Otto,** Gasarbeiter, am 9. Februar 1917, 32 Jahre alt.
Klug	**Peter,** Taglöhner, am 5. Juli 1917, 36 Jahre alt.
Korndorfer	**Anton,** Pflasterer, am 27. Dezember 1916, 33 Jahre alt.
Mayer	**Georg,** Gasarbeiter, am 29. Dezember 1916, 30 Jahre alt.
Schmalhofer	**Georg,** Wagenwascher, am 20. Januar 1917, 30 Jahre alt.
Schütz	**Johann,** Taglöhner, am 30. März 1916, 42 Jahre alt.
Söll	**Eduard,** Lackierer, am 2. September 1916, 32 Jahre alt.
Weinfurtner	**Joseph,** Monteur, am 1. April 1917, 36 Jahre alt.
Weiss	**Joseph,** Schlosser, am 9. August 1917, 40 Jahre alt.
Wimmer	**Joseph,** Gasarbeiter, am 29. August 1916, 33 Jahre alt.
Zimmerer	**Franz,** Friedhofaufseher, am 15. Dezember 1916, 42 Jahre alt.

Ehre ihrem Andenken!

Stadtmagistrat München.

Oberbürgermeister: **Dr. von Borscht.**

Sendet die „Allgemeine Rundschau" ins Feld!

Für gebildete katholische Leserkreise empfehlen wir aus unserem Verlage:

Katholische Lebenswerte. Monographien über die Bedeutung des Katholizismus für Welt und Leben. Von dieser Sammlung sind erschienen:

Bd. I **Der Sinn des Lebens.** Eine kathol. Lebensphilosophie. Von Dr. Franz Sawicki, Prof. der Theologie in Pelplin. Zweite Aufl. XVI und 344 Seiten 8⁰. Preis geh. Mk. 4.—, gebunden Mk. 5.—.
Das Werk hat sich die Aufgabe gestellt, überall die Frage nach dem Sinn des Lebens in der Seele zu wecken und lebendig zu erhalten.

Bd. II **Die Kulturkraft des Katholizismus.** Von Dr. oec. publ. Hans Rost in Augsburg. XXIV u. 520 Seiten 8⁰. Preis geb. Mk. 6.—.
Eine auf unanfechtbarem Zahlenmaterial aufgebaute Apologie des Katholizismus, wie sie überzeugender und glänzender kaum geschrieben sein dürfte.

Bd. III **Die Wissenschaft vom Gesichtspunkte der katholischen Wahrheit.** Von Dr. O. Willmann, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor i. R. XVI und 188 Seiten 8⁰ Preis gebunden Mk. 3.80.
Hier wird der Nachweis erbracht, daß nur die katholische Kirche den Anspruch erheben kann, das Wahrheitsorgan der Wissenschaft zu sein. Katholische Wahrheit und wahre Wissenschaft decken sich.

Bd. IV **Das Seelenleben der Heiligen.** Von Universitätsprofessor Dr. A. Rademacher in Bonn. XVI u. 272 Seiten 8⁰. Preis gbd. Mk. 5.50.
Mit wissenschaftlich strenger Sorgfalt läßt der Verfasser die lichtvollsten Erkenntnisse in die Tiefen und auf die Höhen strahlen, wo die Edelmenschen der kathol. Kirchengeschichte wandeln und die Bewunderung der Nachwelt herausfordern.

Weitere Abhandlungen aus der Feder hervorragender Autoren folgen.

Helden des Christentums. Heiligenbilder, herausgegeben von Konrad Kirch S. J. Vollständig in zwölf Bänden, jeder Band ca. 200 Seiten kl. 8⁰. Die Sammlung zerfällt in drei Teile: I. Aus dem christlichen Altertum, II. Aus dem Mittelalter, III. Die neuere Zeit. Jeder Teil umfaßt 4 Bände. Preis des einzelnen Bandes vornehm gebunden Mk. 2.—.
Erschienen sind: I. Bd. 1.: **Die Kirche der Märtyrer.** I. Bd. 2.: **Glaubensstreiter im Osten.** 2. Aufl. II. Bd. 1.: **Leuchten in dunkler Zeit.** I. Bd. 3.: **Lehrer des Abendlandes.** (neu!)
Das Werk ist auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut. Gestützt auf die besten und zuverlässigsten Quellen, schildert es die Heiligen ganz so, wie sie tatsächlich lebten und wirkten.

Philosophie und Weltanschauung. Skizzen zur Einführung in das Studium der Philosophie u. zur philosophischen Orientierung für weitere gebildete Kreise. Von Dr. H. Funke. XVI und 178 Seiten 8⁰. Preis geb. Mk. 3—.
Das Buch enthält lichtvolle, vom sittlichen Ernste durchwehte Darbietungen über das Wesen der Philosophie, über die subjektiven Vorbedingungen zu ihrem Studium und über den Weg zur wahren, philosophischen Weltanschauung.

Jahreszeiten. Gedanken aus Natur und Leben. Von H. Schauerte. VIII u. 216 Seiten. 8⁰. Preis gebunden Mk. 3.60.
Der Verfasser führt den Leser auf munteren Wanderungen durch die weite Natur, macht auf alle Erscheinungen und Vorkommnisse aufmerksam und weiß an diese recht beherzigenswerte Lehren, Mahnungen und Hoffnungen für das menschliche Leben zu knüpfen.

Auf Gottes Spuren. Von Joseph Rüther. 94 Seiten. 8⁰. Preis gebunden Mk. 2.40.
Dem Verfasser genügen kurze Spaziergänge, um die Spuren des Allmächtigen in der weiten Natur zu erkennen. Die sprießende Saat, die alles belebende Sonne, eine Luftspiegelung und selbst der Sumpf predigt das Dasein Gottes und stimmt zu ernsten Erwägungen.

Der Meister ist da! Betrachtungen für Seminaristinnen und Lehrerinnen. Von P. Ludwig Koch S. J. I. Weihnachtsfestkreis VIII u. 304 S. kl. 8⁰. Preis geb. Mk. 4.—.
Christus als Meister, als Führer, Lehrer und Vorbild, das ist der Grundgedanke des Werkes. Auch die gereifte Lehrerin wird sich gern in dieses Buch vertiefen, das überhaupt allen gebildeten Damen eine angenehme Lesung für stille Stunden darbietet.

Die große Sehnsucht. Gedanken über des Glaubens Sinn und Glück. Von Prof. Dr. Wilhelm Liese. VIII und 288 Seiten. 8⁰. Preis gebunden Mk. 3.80.
In leicht verständlichen Abhandlungen legt der Verfasser seine Gedanken nieder über Gott, über Christus und sein Werk, die Kirche. Die uralte und doch ewig neue Schönheit der geoffenbarten Wahrheit, die nichts anderes ist als ein Strahl der Göttlichkeit, tritt leuchtend vor unsere Seele. Die Einflechtung sozial bedeutsamer Fragen verleiht dem Werke einen besonderen Wert.

Lebensbilder hervorragender Katholiken des neunzehnten Jahrhunderts. Nach Quellen bearbeitet u. herausgegeben von J. J. Hansen, Pfarrer. Acht Bände VIII u. 294 Seiten bis VIII u. 444 Seiten 8⁰. Preis des einzelnen Bandes Mk. 4.60 bis Mk. 5.20.
An einer glänzenden Reihe hervorragender Männer und Frauen aus allen Ständen und Berufen erkennt der Leser, daß man sehr gut ein gläubiger Katholik sein und dabei doch auf der Höhe der Zeit stehen kann.

Kriegsliteratur. Werke von Dr. Norbert Peters, Professor an der Bischöfl. theol. Fakultät zu Paderborn:

Heldentod. Trostgedanken für schwere Tage in großer Zeit. 6. und 7. Taus. VIII u. 122 Seiten kl. 8⁰. Preis steif broschiert Mk. 1.25, gebunden Mk. 1.80.
Ein lindernder Trostquell für Leidtragende, zugleich eine erhebende Lesung für ernste Gemüter.

Das Buch vom Dulder Job. Aus dem Hebräischen neu übersetzt. 154 S. kl. 8⁰. Preis steif brosch. Mk. 1.80.
Der Geist und das Schicksal des glaubensstarken Dulders der Vorzeit soll in der bedrängten Gegenwart unsere Seelen mit Trost, Mut und Gottvertrauen erfüllen.

Paderborn. **Bonifacius-Druckerei.**

Der katholische Universitäts-Verein in Salzburg

will „die berechtigten Ansprüche des katholischen Volkes in den Hochschulfragen vertreten, und zwar a) durch Gründung einer **freien katholischen Universität** in Salzburg; b) durch Errichtung und Erhaltung von **katholischen Vertragsprofessuren** an einer staatlichen Hochschule in Salzburg, wenn eine freie katholische Universität daselbst nicht gegründet werden kann; c) durch Schaffung selbständiger **Institute für die wissenschaftliche Forschungsarbeit** und für die Verbreiterung der Universitätsbildung durch Kurse und Vorträge"; (aus § 1 der Statuten).

Rund 5½ Millionen Kronen sind hiefür bisher gesammelt worden, eine **weitere Stärkung der Mittel ist jedoch dringend nötig!** Jeder Katholik trage nach Vermögen sein Scherflein zu diesem **dringenden und wichtigen Friedenswerke** bei!

Mitglieder zahlen jährlich mindestens 2 *M* (K); von 4 *M* (K) an die monatliche Vereinsschrift **„Universitätsblatt"** gratis. Förderer zahlen auf einmal oder in Raten 100 *M* (K), **Wohltäter** 200 *M* (K), **Gründer** 1000 *M* (K), **Stifter** 2000 *M* (K) oder mehr und erhalten ein entsprechendes Diplom. Spenden mit Zinsvorbehalt werden dankbarst angenommen. **Bücher** aller Wissenschaften und ganze Bibliotheken für die Vereinsbücherei **erwünscht.**

Sendungen und Anfragen an:

Katholischer Universitätsverein, Salzburg.

(Postscheckkonto München Nr. 523 (Kath. Univ.-Ver. Salzburg.)

Das Deutschland von Morgen.

Zeit- u. Zukunftsfragen, wie sie der Weltkrieg stellt
von **J. M. Kral**

Reichskanzler Graf Hertling schreibt hiezu: „daß die Schrift eine Fülle von beherzigenden Gedanken enthält"

Aus dem Inhalt: Ein einig Volk — Der Krieg als Kampf zweier Kulturen — Der Burgfriede von heute — Der innere Friede von morgen — Religiöse Erneuerung oder Bankerott des Christentums — Christentum und Staat — Die Einheitsschule — Politik und Moral — Der Fall Förster — Das Jahrhundert der Kinder — Sozialdemokratie und Zentrum — Zentrum, Liberalismus u. Demokratie — Der Fall des Jesuitengesetzes — Die Blutschuld der Loge — Papsttum u. Römische Frage — Ein Wort von der Presse — Die Weltsprache der Zukunft — Arbeit und Wohnstätten den heimkehrenden Helden.

Zu beziehen zum Preise von 2.20 Mk. von allen Buchhandlungen oder gegen Portozuschlag von 30 Pfg. direkt vom Verlage

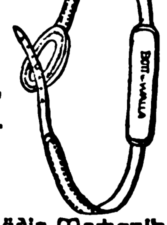
J. Keller & Co. Dillingen Donau.



Bruchleidende!

Lesen Sie unsere Broschüre:

Was soll ich über mein Bruchband wissen?



Gratis zu beziehen durch: **Bott & Walla**
München, Sonnenstraße 20
Spezialhaus für Chirurgie u. Orthopädie-Mechanik

Die Buch- u. Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

. Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich ℳ 8.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 × gespalt. Grundzeile 60 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren ℳ 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25%.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 18. München, 4. Mai 1918. XV. Jahrgang.

Politisches zu den neuen Steuern.

Von Studienrat J. Kuckhoff, Mitglied des Reichstags.

Von den Lasten, die das Deutsche Reich sich infolge des Krieges hat aufbürden müssen, sind bereits 88 Milliarden in festen Kriegsanleihen „konsolidiert". Das bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß die deutschen Reichsbürger für die Verzinsung dieser Anleihen allein jetzt schon jährlich 4 1/2 Milliarden durch Steuern aufbringen müssen. Das ist aber nur ein Teil von dem, was wir künftig für die weiteren Anleihen, für die Schäden an Menschen und Material werden zahlen müssen, was wir weiter aufbringen müssen als Ersatz für die Ausfälle, die die Reichseinnahmen in den Kriegsjahren erlitten haben.

Von einer derartigen ungeheuerlichen Verschuldung konnten wir uns vor dem Kriege gar keinen Begriff machen, und auch im Beginn des Krieges hielt man es für unklug, während desselben durch Flickwerk allerhand an der Balanzierung des Haushaltes herumzubessern, man hielt es für besser, eine großzügige Finanzreform für die Zeit nach dem Kriege aufzusparen. Im Hintergrunde leuchtete dabei immer die Hoffnung auf größere Kriegsentschädigungen. Darauf haben wir auch heute noch nicht verzichtet, wenn auch der Friede im Osten ohne solche zustande gekommen ist. Aber daß unsere gesamten Kriegskosten von unseren westlichen Feinden getragen werden, das zu hoffen ist doch etwas arg vermessen. Außerdem ist eine künftige Kriegsentschädigung ein so unsicherer Rechenfaktor, daß man klug tut, jetzt noch nicht damit zu rechnen, besonders für die nunmehr schon laufenden dauernden Ausgaben. Man kann doch schließlich die Hypothekenzinsen nicht mit neuen Hypotheken zahlen.

Darum hat das Vorgehen des Reichsschatzamtes, durch Erschließung neuer Einnahmequellen die laufende Ausgabenvermehrung, wenigstens was deren Verzinsung anlangt, zu decken, die Zustimmung aller Parteien des Reichstages gefunden. Ueber die Art der neuen Steuern ist man allerdings nicht einer Meinung. Es steht heute in keiner Weise fest, welche Zusammensetzung der Steuern die endgültige Zustimmung des Reichstages finden wird. Einig ist man lediglich darin, daß die vorgesehene Höhe der Steuereinnahmen erreicht wird. Man ist sogar nicht abgeneigt, sich auf den Standpunkt zu stellen, daß der von der Regierung als notwendig vorgesehene Betrag nicht ausreicht. Mit Recht wird auch bezweifelt, daß dieser Betrag aus den vorgeschlagenen Steuern erreicht wird. Die finanzielle Wirksamkeit wird zweifellos in manchen Punkten vom Reichsschatzamt überschätzt. Die vorgeschlagene Zollerhöhung und die Branntweinsteuer werden jedenfalls vorläufig auf dem Papier stehen, und die letztere wird zunächst nur Ausgaben erfordern, weil eben die zu verbrauchende Materie nicht vorhanden ist. Steuern aber für die Zukunft zu machen, ist jetzt kaum Zeit.

Von der größten Tragweite unter allen vorgeschlagenen Steuern — auch in politischer Beziehung — ist die Umsatzsteuer in ihrer Ausdehnung auf jede bezahlte Leistung. Es soll in Zukunft jedesmal, wenn für Geld etwas geliefert oder geleistet wird, der Staat von dem vereinbarten Preise einen Aufschlag für seine Bedürfnisse erheben. Das ist eine Steuer, die in jedem Augenblick je nach Bedarf angezogen werden kann, die auch in ihrer Form, wenn sie einmal eingeführt ist, eine sichere rechnerische Grundlage bildet für die künftige Finanzgestaltung des Reiches. Den Vorzug hat sie vor allen Steuern: sie stellt eine ganze Arbeit dar und ist kein Flickwerk. Das ist aber auch das einzige Gute — sofern man an einer Steuer überhaupt etwas Gutes finden kann —, das sie hat. Sie ist eine drückende Verbrauchssteuer. Sozial hat sie wenig Erfreuliches. Das kann man nur etwa darin finden, daß Luxusartikel beim Verkauf an den Verbraucher höher belastet werden als gewöhnliche Verbrauchsgegenstände. Und weil Luxus- und Wertgegenstände nicht im eigentlichen Sinne „verbraucht" werden, sondern nach dem Erwerb häufiger ihren Besitzer wechseln und entsprechend im Werte steigen, so werden sie mehr wie einmal zur Steuer herangezogen. Auch kann man ja zugeben, daß reiche Leute mehr verbrauchen und kaufen, wie arme, und daß schon dadurch eine höhere Besteuerung für die sozial besser gestellten Schichten erreicht wird. Aber darum bleibt diese Steuer doch eine Verbrauchssteuer, die diejenigen am meisten drückt, die jede Mehrausgabe besonders bei größerer Familie am härtesten empfinden, die als reine Verbraucher die schließlichen Leidtragenden sind und die Steuer nicht abwälzen können. Für diese bedeutet die Steuer eine weitere Verteuerung ihrer so wie so kaum noch zu erschwingenden Lebenshaltung. Hoffentlich lassen sich Mittel und Wege finden, um diese Mängel durch Schonung der kleinen Umsätze und stärkere Heranziehung aller nicht gerade unbedingt notwendigen Lebensbedürfnisse zu beheben.

Aber alle Steuern, die vorgeschlagen sind, und alle Steuern, die noch erfunden werden, sofern sie lediglich Verbrauch, Verzehr und Verkehr belasten, die alle vom Großkapital wieder abgewälzt werden können, werden nicht ausreichen, um die Bedürfnisse des Reiches auf die Dauer zu decken. Es ist nur ein einfaches Rechenexempel notwendig, um das zu ermessen. Man sehe sich nur die steigende Schuldenlast des Reiches an. Außerdem ist es nach Lage der Dinge bei der jetzigen und künftigen Zusammensetzung des Reichstages ganz ausgeschlossen, daß wir ohne Eingriff in Vermögen und Einkommen auskommen werden. Gewiß wird die Linke nicht auf dem starren Parteidogma stehen bleiben, daß indirekte Steuern zu verwerfen sind, aber sie wird auch niemals den Grundsatz anerkennen, der ja auch reichs- und landesgesetzlich nirgendwo geschrieben steht, daß das Reich sich mit indirekten oder Verbrauchssteuern begnügen müsse. Darum wird jede Finanzreform stets ein Kompromiß darstellen. Man wird es dahin umschreiben können, daß die direkten Vermögens- und Einkommensteuern die Einnahmequellen der Bundesstaaten darstellen, daß sie diesen aber nicht allein zukommen, nicht weil das durch Parteigrundsätze so verlangt wird, sondern weil die Verhältnisse praktisch und politisch einen anderen Ausweg nicht mehr zulassen.

Die direkten Kriegssteuern haben sich nicht bewährt. Die Kriegsgewinnsteuer war eine verfehlte Maßnahme, weil sie nicht die eigentlichen Kriegsgewinne erfaßte, sondern lediglich eine Vermögenszuwachssteuer darstellte. Eine Vermögenszuwachssteuer ist gewiß theoretisch ansprechend, aber praktisch ist sie sehr schlecht zu veranlagen und in ihrer Wirkung und ihrem Ertrag kaum zu übersehen. Sie öffnet, vor allem wenn es sich um diese unregelmäßigen Gewinne in Kriegszeiten handelt, der Verschwendung Tür und Tor und ist sozusagen eine Strafe für Kapitalbildung und Sparsamkeit. Es ist ja geradezu unglaublich, in welcher Art die eigentlichen Kriegsgewinnler ihre Einnahmen durch ein Leben des Luxus und durch die tollsten Anschaffungen haben verschwinden lassen. Hätte man ihr Einkommen erfaßt, so wäre man dem verfolgten Zwecke viel näher gekommen. Besser noch, wenn man die Einkommensvermehrung besteuert hätte.

Das Problem der Beteiligung des Reiches an den Steuern auf Besitz und Einkommen ist natürlich ein außerordentlich

schwieriges und es erscheint ausgeschlossen, daß es sich im Augenblick für den jetzigen Steuerbedarf lösen läßt. In der Zukunft wird man aber nicht vermeiden können, ihm näherzutreten. Natürlich darf dabei keinesfalls die Steuer- und Finanzhoheit der Bundesstaaten erschüttert werden. Das geschähe aber, wenn etwa die Einkommen- und Vermögensteuer dem Reiche übertragen und die Bundesstaaten daran beteiligt würden. Es geschieht auch schon dadurch, daß ein Teil dieser Steuern selbständig vom Reiche neben der Besteuerung in den Bundesstaaten erhoben wird. Es kann sich deshalb höchstens darum handeln, wie das Reich an der Vermögens- und Einkommensbesteuerung beteiligt werden kann.

Ob man dem Steuerbündel des Reichsschatzamtes jetzt noch eine Vermögenssteuer einfügt, ist eine andere Frage, die nicht zu umgehen ist. Wie sie sich gestalten wird, das kann noch niemand sagen. Das hängt von Vereinbarungen unter den Parteien ab. Allem Anschein nach werden die Steuervorlagen glatt über die Bühne des Reichstages gehen, schon deshalb, weil die Notwendigkeit von keiner Seite bestritten wird. Steuerkämpfe sind nicht zu erwarten. Danach war denn ja auch die Aussprache in der ersten Lesung eine sehr ruhige. Durch große Reden und öffentliche Verhandlungen werden dieses Mal keine Entscheidungen gemacht werden. Das ist ein großer Vorteil gegenüber den üblichen Steuerdebatten und -kämpfen, die so vergiftend auf die Stimmung im Lande wirken können.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Ypern und Zeebrügge.

Zum Kampfe um die Küste spitzt sich die Kriegshandlung im Westen zu.

Die flandrische Küste hatten die Engländer seit ihrer Flucht aus Antwerpen verloren; die nordfranzösische Küste haben sie bisher behauptet, aber durch die fortgesetzten Niederlagen des englischen Landheeres ist dieses Bindeglied mit dem Mutterlande schwer bedroht. In dieser heiklen Lage reifte der Entschluß, die vorsichtig zurückgehaltene Flotte endlich einmal etwas tun zu lassen, was wie eine kühne Tat aussehe. „Bedrohst du Calais, so greife ich Zeebrügge an!" Aber nicht zur Eroberung — das wäre zu riskant für die Schiffe und die Mannschaften —, nur zur Versperrung. Daher der Plan, unter dem Schleier von natürlichem und künstlichem Nebel sich an Zeebrügge und Ostende heranzuschleichen, die Mole von Zeebrügge zu sprengen und die Hafeneinfahrt mittels Versenkung von ein paar alten, mit Beton gefüllten Schiffen zu blockieren. Der Plan war sorgfältig vorbereitet, ist aber kläglich gescheitert. An Ostende kamen sie überhaupt nicht heran. Bei Zeebrügge gelangte eine feindliche Abteilung auf die Mole, wurde aber dort alsbald überwältigt. Die Mole selbst blieb unbeschädigt; nur das eiserne Brückenwerk, das den Steindamm mit dem Lande verbindet, wurde durch ein englisches Sprengschiff beschädigt, aber die Verbindung war bald wieder hergestellt. Es gelang auch den Engländern, zwei Sperrschiffe zu versenken; nur liegen sie nicht in der Fahrrinne, sondern hübsch daneben, sodaß der Ein- und Auslauf unserer Tauch- und Torpedoboote keinen Augenblick gestört worden ist. Also nichts erreicht, aber mehrere Begleitschiffe verloren. Dazu die blutigen Verluste. Doch der Fehlschlag des kostspieligen Unternehmens hinderte die Engländer nicht, eine Siegeskomödie in Szene zu setzen, ähnlich wie nach der unglücklichen Schlacht am Skagerrak. Falsche Berichte, Glückwunschtelegramme, Ordensverleihungen usw. Da drängt sich der Verdacht auf, daß bei dem ganzen Unternehmen weniger der militärische Erfolg, als die Stimmungsmache maßgebend gewesen ist. Es hätte ja auch auf die bedrückten englischen Gemüter einen erfrischenden Eindruck gemacht, wenn es gelungen wäre, das „Brutnest der U-Bootpest" zu verstopfen. Der Rückschlag wird freilich um so stärker sein, da das Volk trotz aller Beschwindelung doch bald merken wird, daß die deutschen Tauchboote ihre verheerende Arbeit ungehemmt fortsetzen und Hindenburg sich durch die Anzapfung der flandrischen Küste nicht im mindesten stören läßt in der Jagd auf die englische Landarmee und die Bedrohung der Kanalküste.

Davon haben die Feinde alsbald nach dem Zwischenfall von Zeebrügge einen empfindlichen Beweis erhalten durch die Eroberung des Kemmelberges. Die Wichtigkeit dieser Stellung, die das ganze flache Flandernland beherrscht und auch die Zufahrtstraße nach Ypern zu beschießen gestattet, hatten die Engländer richtig erkannt und dort im Bewußtsein ihrer eigenen Schwäche französische Nothelfer in Masse einrücken lassen. Von den 6500 Gefangenen, die wir dort machten, waren die meisten Franzosen. Das läßt tief blicken, würde Sabor sagen. Tief blicken in die Not der Engländer und in die Verzettelung der französischen Reserven. Nach dem Falle des Kemmel scheint sich Ypern in derselben Lage zu befinden, wie vor einigen Wochen Armentières. Der vielgepriesene Ypernbogen, den die Engländer unter Strömen von Blut erkauft hatten, wird von den Deutschen unter verhältnismäßig geringen Opfern erobert, und dann kann das Kesseltreiben seinen Fortgang nehmen.

Vorausgesetzt, daß nicht Hindenburg zunächst an einer anderen Stelle wieder ein Zwischenspiel eröffnet! Diese Unsicherheit wirkt lähmend auf die feindlichen Heerführer. Seitdem wir die numerische Unterlegenheit im Westen so ziemlich ausgleichen konnten, ist die Initiative im vollsten Sinne des Wortes auf unserer Seite. Die unbeschränkte Bewegungsfreiheit eines genialen Generalstabes, der sich auf seine Unterführer und die Truppen in jeder Lage verlassen kann, wiegt viele Armeekorps auf. An dieser Siegesgewähr kann der Feind durch Seitensprünge à la Zeebrügge nichts ändern.

Die Nachwirkungen des Kaiserbriefes.

Nach der Entlassung Czernins war in Oesterreich stürmische See. Das Ministerium Seidler schien ihr unschuldiges Opfer werden zu sollen. Aber der Wellenschlag hat sich beruhigt, der Schiffer sich behauptet.

Zu der Erregung in den deutschen Volksparteien kam ein Vorstoß der Mehrheitsparteien des Herrenhauses. Die Mittelpartei und die Verfassungspartei dieser Körperschaft forderten eine Sitzung; der Präsident Fürst Windischgrätz lehnte ab und stellte sein Amt zur Verfügung. Die Regierung drohte mit ihrem Rücktritt, wenn die Fronde aus beiden Häusern fortdauere. Darauf wurde auf die formelle Opposition verzichtet, und die ruhigeren Mitglieder des Herrenhauses begnügten sich mit dem Empfang einer Abordnung durch den Ministerpräsidenten, wobei die Unerschütterlichkeit des deutsch-österreichischen Bündnisses und die volle Verantwortlichkeit der Minister für alle Handlungen der Krone (der gegengezeichneten und der nicht gegengezeichneten) einträchtig klar gestellt wurden. Auch die christlich-soziale Partei des Abgeordnetenhauses hat sich dem gütlichen Ausgleich angeschlossen mit der Erklärung, daß es ihr nur um die Sicherung der Verfassung und des Bündnisses zu tun sei. Die Tschechen und ihre südslavischen Genossen blieben unversöhnlich, aber das ist für die Regierung eher ein Vorteil, als eine Belastung. So ist schließlich die zisleithanische Regierung gestärkt worden, da die deutschen Parteien einsehen, daß zurzeit nichts besseres an ihre Stelle gesetzt werden kann. An den leidlichen Ausgang des Zwischenfalls kann man freilich schreiben: Vor Wiederholung wird gewarnt!

Ungarn hat auch seine Ministerkrisis, aber sie hängt nicht mit dem Kaiserbriefe zusammen, sondern entspringt der alten Schwierigkeit der Wahlreform. Ein Versuch Szterenyi's, durch Vertagung der Wahlreform die Grundlage für ein neues Kabinett zu finden, ist gescheitert. Wahrscheinlich wird Wekerle mit einem aufgefrischten Ministerium die Sisyphusarbeit fortsetzen müssen.

In Preußen gibt es ja zur Zeit auch Sorgen und Schmerzen wegen der Wahlreform, aber hier steht nicht der Bestand der Regierung in Frage, sondern der Bestand des Abgeordnetenhauses. Krone und Regierung bestehen fest auf ihrer Wahlrechtsvorlage, darüber beseitigt die Erklärung Graf Hertlings gegenüber den Arbeitervertretern, daß er mit der Wahlrechtsvorlage stehe und falle und der Kaiser nach wie vor an seiner Botschaft festhalte, jeden Zweifel. Den Ausschlag geben die Nationalliberalen, deren preußischer Parteitag als maßgebende Parteiinstanz am 28. April sich mit überwältigender Mehrheit auf den Boden des gleichen Wahlrechts gestellt und die Erwartung ausgesprochen hat, daß die nationalliberalen Mitglieder des Abgeordnetenhauses dem gleichen Wahlrecht im Rahmen der Regierungsvorlage zustimmen. Inwieweit dies der Fall ist, wird, wenn dieses Heft in die Hände der Leser gelangt, die Abstimmung des 30. April bereits gezeigt haben.

Wir sollten froh und dankbar sein, wenn wir im Punkte der Ministerkrisen jetzt besser gestellt sind als unsere Verbündeten und auch besser als die Feinde, die sich immer wieder fragen müssen, wann denn die wankende Herrlichkeit von Lloyd George und Clemenceau zum Fall kommen wird. Manche Alldeutsche

finden aber keinen Gefallen an der jetzigen Regierung. Sie haben jetzt den Hebel des Sittengerichts angesetzt bei dem Staatssekretär v. Kühlmann, der in Bukarest des Abends zu leichtlebig befunden worden sein soll. Ob ein Verschulden vorliegt, wird ja bei der Gerichtsverhandlung gegen ein alldeutsches Blatt sich herausstellen. Der richtige Weg im Falle eines Fehltritts wäre aber die Beschwerde an der vorgesetzten Stelle gewesen. In diesen ernsten Zeiten Aergernis im Volke und Schadenfreude bei den Gegnern zu verhüten, gehört auch in die Moral.

Die Steuervorlagen im Reichstag.

Der Steuerplan ist der größte von all seinen Vorgängern und bezeichnenderweise wird er mit dem größten Gleichmut aufgenommen. Das Volk interessiert sich mehr für die Kriegshandlungen und die hohe Politik, als für die kommenden Steuerlasten, und die Reichstagsparteien stehen unter dem Druck der unbedingten Notwendigkeit, so daß an die Stelle der sonst üblichen scharfen Kritik bedächtige Besserungsvorschläge treten. Die vorberatende Kommission des Reichstags wird nach den Ankündigungen der Parteiredner hauptsächlich nach zwei Richtungen hin arbeiten. Erstens zur besseren Sicherung des **Mittelstandes** und der Kleinbetriebe sowohl gegen die formalen Belästigungen, als auch gegen die Erdrückung durch die Vertrustung, die sich insbesondere aus der Umsatzsteuer zu entwickeln droht. Zweitens zur stärkeren Heranziehung des Besitzes als Gegengewicht gegen die stark erhöhte Belastung des Verbrauches. In dieser Hinsicht wird wohl die Erbschaftssteuer als Prügelknabe herhalten müssen. Der Schatzsekretär hatte auch die Verschärfung dieser Reichsabgabe angekündigt, aber in Reserve gestellt für die künftige organische Steuerreform. Nimmt man jetzt schon die Erbschaftssteuer in Angriff, so wird es ein Flickwerk geben, das bei der endgültigen Regelung wieder umgestaltet werden dürfte. Zum Troste kann man sich freilich sagen, daß die Erbschaftssteuer ein solches Schwanken und Schweben eher verträgt, als eine Verkehrs- oder Warensteuer, die bei jeder Umgestaltung neue Kalkulationen und Dispositionen in der gewerblichen und häuslichen Wirtschaft erfordert. Der ausgiebige Schutz des Handels und Wandels, namentlich des annoch selbständigen Mittelstandes, scheint uns noch wichtiger zu sein, als die skrupulöse Abmessung des Lastenteils für den Besitz. Wenn nach dem Kriege ganze Arbeit auf dem Steuergebiet gemacht werden muß, wird sich Anlaß genug und Notwendigkeit übergenug einstellen zur Belastung von Vermögen und Einkommen nach dem englischen Vorbild. Auch dann, wenn wir eine Kriegsentschädigung in barem Gelde bedingen und vollstrecken können sollten.

Ein bayerisches Modell für die Verhältniswahl.

Von M. Geßner, München.

Der Finanzausschuß der bayerischen Abgeordnetenkammer hatte jüngst neben anderen Wahlrechtsanträgen auch einen liberalen Antrag auf Einführung der Verhältniswahl für ganz Bayern und einen Zentrumsantrag auf Einführung der Verhältniswahl für die großen Städte zu beraten. Die Verhandlungen gingen am 25. April zu Ende mit dem Ergebnis, daß der liberale Antrag gegen die Stimmen der Liberalen und Sozialdemokraten abgelehnt, der Zentrumsantrag mit den Stimmen des Zentrums angenommen wurde, ein Resultat, das ungefähr so vorauszusehen war und an sich keiner besonderen Betrachtung wert wäre. Es handelt sich jedoch um ein bemerkenswertes Kapitel aus den bayerischen Wahlrechtserörterungen im allgemeinen und aus den Erörterungen über die Verhältniswahl im besonderen, bei dessen Darstellung der vom Abgeordneten Prälaten Dr. **von Pichler** kürzlich in diesen Blättern (Nr. 14, 15 und 16) gegebene Gesamtüberblick über den Stand der Wahlrechtsfragen im Reiche und in den Bundesstaaten als bekannt vorausgesetzt wird. Ich knüpfe an seine Feststellung an, die dahin ging, daß man auch in liberalen bayerischen Kreisen für die nichtbayerische Welt wenigstens die allgemeine Verhältniswahl noch als unerprobte Methode gelten läßt und es anderen Ländern nicht allzu übel nimmt, wenn sie sich mit ihrer Einführung Zeit lassen. In diesem Sinne schrieben die „Münch. N. Nachr." (Nr. 191 vom 16. April) in einem Artikel über die Reform der Reichstagswahlkreise inzwischen noch folgendes: „Aber für den Augenblick ist die Zeit zur Forderung der generellen Einführung der Verhältniswahl noch nicht gekommen, dazu sind die Widerstände, die ihr entgegenstehen, noch zu mächtig und die Gesamtheit der **damit verbundenen Probleme noch zu ungeklärt.** Realpolitische Erwägungen gebieten daher, für den Augenblick sich mit dem Erreichbaren zu begnügen und die volle Durchsetzung des theoretisch Wünschenswerten für einen geeigneten Zeitpunkt aufzuschieben."

In Konsequenz dieser Auffassung hätte der Liberalismus in Bayern für den Antrag Held stimmen müssen. Man tat das indes nicht und beharrte bei dem Antrag auf Einführung der Verhältniswahl für ganz Bayern. Die Verhandlungen zeigten jedoch in zweifacher Hinsicht einen ganz interessanten und beachtenswerten Wandel, einmal hinsichtlich der Auffassung über das bestehende Wahlrecht und namentlich die Wahlkreiseinteilung, und dann hinsichtlich der Beurteilung des Problems der Verhältniswahl selbst. Und zwar war es, was besonders vermerkt werden darf, der Fortschrittler Dr. **Quidde**, der diesen Wandel zum Ausdruck brachte. Er meinte, zwar nicht ganz richtig, aber doch anerkennenswert, die Liberalen hätten nie behauptet, daß die jetzige Wahlkreiseinteilung ungerecht durchgeführt sei, sie wirke allerdings ungerecht. Das verdeutlichte er noch also: Jedes Mehrheitswahlsystem mit Wahlkreiseinteilung begünstige das Zentrum, da seine Wähler in dichten Massen beisammensäßen, so daß der Großteil der Stimmen sich in Wähler umsetze. Soviel zum einen. Eine besondere Bosheit des Zentrums ist darin jedenfalls nicht zu erblicken. Und zum andern gab Dr. Quidde alle bekannten Bedenken gegen die Verhältniswahl zu: das Ueberwuchern der Interessengruppen, die Lockerung der Beziehungen zwischen Wählern und Abgeordneten, den entscheidenden Einfluß der Zentralleitungen der Parteien bei der Kandidatenaufstellung, das Ueberhandnehmen des Berufsparlamentariertums. Er gab auch zu, daß der Einfluß des flachen Landes zugunsten der Großstädte verkürzt werde, nur daß er das nicht als bedenklich ansah, sondern meinte, das entspräche der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes, eine Auffassung, die bei der Mehrzahl aller Deutschen gerade während des Krieges wohl keine Stärkung erfahren hat. Die Wucht der übrigen Bedenken aber hielt er für so groß, daß er eine Möglichkeit zu ihrer Beseitigung zeigen wollte: Man solle nicht nach Listen wählen, sondern mit der Verhältniswahl das System der **Einzelwahl** verbinden: **Lassen wir alles beim alten** und verteilen wir die Abgeordnetensitze nach den Grundsätzen der Verhältniswahl. Eine besondere Begeisterung für das „System" der Verhältniswahl als solches verrät das nicht.

Auf dieses sozusagen „gemischte System" hatte schon am 15. April der liberale Führer Dr. **Hammerschmidt** vorbereitet. In einem Artikel der „Münch. N. Nachr." (Nr. 189) erkannte auch er die Schwierigkeiten des Verhältniswahlsystems für das Land und die ländlichen Wähler an, wies auch hin auf die Entfremdung zwischen Wählern und Abgeordneten, auf den übermächtigen Einfluß der Parteileitung bei der Listenwahl, hier besonders auf die Gefahr, daß den Wählern zugemutet werden könnte, „ihnen vielleicht noch ganz **unbekannte** und ferne von ihrer Heimat wohnende Männer zu wählen"! Diese Bedenken glaubte er beseitigen zu können: „Die Verhältniswahl kann eingeführt werden, ohne daß die Aufstellung der Kandidaten, die Werbearbeit und die Wahl selbst auch nur in einem einzigen Punkte irgendeine Aenderung erfährt. Auch die Wahlkreise können beibehalten werden, wie sie heute sind, sodaß die Wähler die **Männer ihres Vertrauens**, die unter ihnen leben... wählen wie bisher auch. Alles bleibt wie sonst." Bis hierher allerdings! Aber nun kommt das dicke Ende, das Dr. Hammerschmidt den „maßgebenden Unterschied" nennt: Diese Wahl, die alles beim alten läßt, ist nur eine „Vorwahl", sie hat nur die Bedeutung der Stimmenzählung durch das ganze Land, „sodaß die auf die Parteien treffende Anzahl von Abgeordneten festgesetzt werden kann und zwar nach den Bestimmungen der Verhältniswahl... Als endgültig gewählte Abgeordnete werden dann nach der Reihenfolge der ihnen persönlich zugefallenen Stimmenzahl so viele Kandidaten bezeichnet, als Abgeordnete auf die Parteien treffen. Werden für eine Partei mehr Kandidaten gewählt, als ihr zugebilligt werden können, so werden die Abgeordneten für die freigewordenen Wahlkreise aus der nächstberechtigten Partei genommen." In diesem Sinne stellte dann Dr. Hammerschmidt im Finanzausschuß auch tatsächlich einen Antrag, den auch die sozialdemokratischen Mitglieder des Ausschusses und der Vertreter des Bauernbundes, Abg. Eisenberger, unterschrieben. Die einfache Verhältniswahl war also **fallen gelassen**, und man sprach jetzt von der „Verhältnis

wahl in Verbindung mit der Wahlkreiseinteilung." Einer im Ausschuß von Dr. Hammerschmidt gegebenen Erläuterung entnehmen wir im Anschluß an die Mitteilungen über die Bestimmung der Abgeordneten noch folgendes: „Zunächst sind diejenigen Kandidaten gewählt, die in ihren Wahlkreisen die relative Mehrheit erhalten haben, und zwar in der Reihenfolge ihrer Stimmenzahl, bis die Sitze, die einer Partei zustehen, besetzt sind. Dabei wird es vorkommen, daß Wahlkreise noch unbesetzt bleiben oder daß ein zweimänniger Wahlkreis vorerst nur einen Vertreter erhält, wenn eine Partei in mehr Wahlkreisen die relative Mehrheit erlangt hat, als ihr Sitze zustehen. Dagegen werden andere Parteien die ihnen zukommenden Sitze durch Kandidaten mit relativer Mehrheit nicht voll besetzen können. Deshalb gelten in zweiter Linie jene Kandidaten als endgültig gewählt, die in einem noch nicht vertretenen Wahlkreise oder in einem nur einfach vertretenen zweimännigen Wahlkreise mit ihrer Stimmenzahl an zweiter Stelle stehen, wiederum in der Reihenfolge ihrer Stimmenzahl. Bleiben auch dann noch einerseits Wahlkreise ganz oder teilweise unvertreten, anderseits Sitze, die einer Partei noch zustehen, unbesetzt, so sind die in solchen Wahlkreisen an dritter Stelle stehenden Kandidaten, wieder nach der Reihenfolge der Stimmenzahl ihrer Parteiliste, gewählt."

Bemerken wir nun noch, daß die Stimmenzahlen der Kandidaten in zweimännigen Wahlkreisen durch zwei zu teilen sind, so haben wir ein ziemlich vollständiges Bild von der Theorie des liberalen Antrags. Die Methode ist weder klar, noch einfach. Sie würde mehr Schwierigkeiten schaffen, mehr Bedenken hervorrufen als beseitigen. Schon in rein technischer Hinsicht. Im übrigen bliebe aber auch sehr wenig beim Alten. Dr. Hammerschmidt sagt, die Wähler könnten wie bisher Männer ihres Vertrauens, die unter ihnen leben, wählen. Allerdings, aber zum guten Teil doch nur, um dafür Abgeordnete zu erhalten, die nicht nur fern von ihnen leben, sondern auch ihre schärfsten politischen Gegner sind, also gewiß nicht Männer ihres Vertrauens. Es kämen eben, wie der Minister des Innern Dr. von Brettreich es ausdrückte, zwei Arten von Abgeordneten zustande: Solche, die tatsächlich durch das Vertrauen der Mehrheit der Wähler der Wahlkreise berufen wären, aber auch solche, die in ihnen ganz fremden Wahlkreisen als Abgeordnete bezeichnet würden an Stelle von einheimischen Kandidaten, denen sie nicht nur an Stimmenzahl mehr oder weniger beträchtlich nachstehen würden, mit denen sie sich natürlich auch an Vertrautheit mit den Verhältnissen und Beliebtheit im besten Falle nicht entfernt messen könnten. Gerade eine Partei wie das Zentrum wird bei der, wie Dr. Quidde sagte, eigenartigen Verteilung der Bevölkerung in einer größeren Anzahl von Wahlkreisen die relative, oder auch absolute Mehrheit erhalten, als ihm nach der Stimmenzählung über das ganze Land Mandate zufallen. Die Differenz an Mandaten kommt also anderen Parteien zugute. Das wäre beim einfachen Proporz ganz glatt. Der Verlust würde das Zentrum und die landwirtschaftliche Bevölkerung in ziemlich gleichem Maße treffen, aber doch nur in der Gesamtzahl der Mandate zum Ausdruck kommen. Anders bei der „Verbindung" von Verhältniswahl und Wahlkreis. Zu den nach Besetzung der nach dem Landesdurchschnitt dem Zentrum zustehenden Mandate noch freibleibenden und also für andere Parteien in Betracht kommenden Wahlkreisen würden bei ihrer vielfach verhältnismäßig niedrigen Gesamtwählerzahl gerade ländliche Wahlkreise gehören, die bisher vom Zentrum vertreten waren und nur wenige Stimmen für andere Parteien aufweisen. Diese Wahlkreise, die bei der „Vorwahl" natürlich als Männer ihres Vertrauens Zentrumskandidaten wählen würden, erhielten schließlich als Abgeordneten irgend einen Großstadtliberalen oder einen Sozialdemokraten aus einem entfernten Industriebezirk, man muß schon sagen, zugewiesen. Das wäre ein Zustand, den man, wie Minister Dr. von Brettreich mit Recht meinte, kaum volkstümlich nennen könnte. Gewiß nicht! Die einzigen Zufriedenen in solchem Falle wären vielfach nur der landfremde sozialdemokratische Abgeordnete und seine paar Dutzend Anhänger im Wahlkreise, die immerhin eine bessere Grundlage für ihre Propaganda gewonnen hätten.

Ein bezeichnendes Zukunftsbild für den Fall der Verwirklichung des liberalen Antrags hat im Laufe der Verhandlungen Dr. von Pichler entworfen. Unter Zugrundelegung der Wahlziffern von 1907 — weil die Ziffern der Blockwahlen von 1912 kein klares Bild geben — würden von den 18 Mandaten Niederbayerns, von denen jetzt 17 dem Zentrum gehören, erhalten das Zentrum bei 41 090 Stimmen fünf, der Bayerische Bauernbund bei 17 051 Stimmen vier, die Liberalen bei 3821 Stimmen drei und die Sozialdemokratie bei 1939 Stimmen — sechs Mandate! Es bliebe also durchaus nicht alles wie sonst, sondern vieles würde völlig auf den Kopf gestellt. Die „Verbindung" mit dem Wahlkreis würde da zur Komödie. Dem Antrag Hammerschmidt kommt zweifellos das Verdienst zu, den ländlichen Kreisen und allen, die es sonst sehen wollen, gezeigt zu haben, wie es nach Einführung der Verhältniswahl mit dem politischen Einfluß des flachen Landes abwärts gehen müßte, einerlei, welche Form da beliebt wird, das einfache oder das gemischte System. Und wo sind die sonstigen Vorteile für die Allgemeinheit? Gewiß, der Einfluß der zentralen Parteileitungen würde durch das gemischte System beschränkt, aber dafür würde sich der blinde Zufall um so roher breit machen. Diese und andere technische Umständlichkeiten und Unmöglichkeiten, die sachlichen und politischen Unsinnigkeiten und Geschmacklosigkeiten, die ein praktischer Versuch in dieser Richtung zur Folge hätte — die Sozialdemokraten sollen sich, als Dr. von Pichler die Sache näher beleuchtete, vor Lachen geschüttelt haben — konnten das Zentrum natürlich nicht bestimmen, dem Antrag gegenüber eine andere Haltung einzunehmen, als gegenüber der glatten Forderung des Proporzes. Mit dem Zentrum stimmte der Vertreter der Freien Vereinigung, Abg. Beckh, gegen den Antrag mit der Begründung, seine Freunde wollten nicht bei der Schädigung des flachen Landes mitwirken. Herr Eisenberger vom Bauernbund schien inzwischen auch ein Haar in der Suppe gefunden zu haben, denn in der letzten Sitzung und bei der Abstimmung fehlte er. So standen Liberalismus und Sozialdemokratie allein zu dem Antrag, der ja auch schon eine bedenkliche Abweichung von der reinen Lehre der Verhältniswahl bedeutet. Die Regierung hatte ebenfalls abgewinkt. Auch ihr ist das Problem noch zu ungeklärt, am Antrag Hammerschmidt hatte sie Wesentliches auszusetzen und überhaupt würde sie mit einer Vorlage erst kommen, wenn eine Einigung unter den Parteien und die Zustimmung der Reichsratskammer sicher wäre. Voraussetzung sind also einige Unwahrscheinlichkeiten. Da der Zentrumsantrag außerhalb des Zentrums keine Gegenliebe gefunden hat — die Regierung wäre gegebenenfalls mit von der Partie —, sind einstweilen praktische Schritte in der Wahlrechtsfrage nicht zu erwarten. Immerhin ist eine gewisse Klärung der Angelegenheit, ein gewisser Fortschritt unbestreitbar: Die Liberalen haben das, was man bisher Verhältniswahl nannte, aufgegeben, und zwar unter Anführung von Gründen, die die Annahme rechtfertigen, daß sie kaum mehr darauf zurückgreifen werden. Der neue Antrag aber ist aus mancherlei Gründen undurchführbar. Das bedeutet gewiß noch nicht den ewigen Wahlrechtsfrieden, aber die Gesamtlage auf diesem Gebiete ist doch derart, daß man hoffen darf, künftige Erörterungen würden mit etwas mehr Sachlichkeit und weniger Leidenschaftlichkeit ausgestattet, als es bis vor kurzem der Fall war.

Ikarus — Richthofen.

Gewaltige Zeiten! Aus Märchen und Mythe
Entsprosst uns die Wirklichkeit: Blüte auf Blüte
Ein sonnenaufjauchzendes Heldengeschlecht.
Jung-Ikarus fiel. Doch sein Name geblieben,
Mit Sonnengold in die Geschichte geschrieben;
Selbst Dädalus fand mit dem Trost sich zurecht.

Held-Immelmann sank. Hell sein Name zu lesen,
Ist leuchtend Symbol für Held-Boelke gewesen,
Der selber dann wieder erstrahlte wie Gold.
Ihr Sturmüberwinder, Ihr Adlergenossen,
Aus Erz Eure Namen blankbiegsam gegossen;
Der Feind selbst hat neidlos das Lob Euch gezollt!

Und Richthofen tot! — Der am leuchtendsten flammte,
Der Stern stieg zum Sternhimmel, dem er entstammte,
Dort wird unvergänglicher Glanz ihm zu teil.
Jedoch, dessen Glühen solch Leuchttaten melden,
Der zeugt im Versprühen gigantische Helden:
Dank Richthofen Dir! Deinem Vaterland Heil!

Heiligkreuz (Schlesien). Alfred Wlotzka, S. V. D.

Okkultismus und Unsterblichkeit.

Von Universitätsprofessor Dr. Braig, Freiburg i. B.

Der Talmud erzählt — so merkt die Psalmenerklärung von Loch und Reischl an —, daß die Leviten im Tempel zu Jerusalem den 93. Psalm angestimmt und das Lied bis auf den Schlußvers gesungen haben zu der Stunde, da Nabuchodonosors Soldatenscharen in das Heiligtum eindrangen. Das war um das Jahr 586 v. Chr. Stadt und Tempel wurden dem Erdboden gleichgemacht. Das Lied, das ob dem Untergange des Reiches Juda, des damaligen Gottesreiches auf Erden, erklungen sein soll, führt das Thema durch, das im elften Verse genannt ist und in der deutschen Uebersetzung also gegeben wird: „Der Herr kennt die Gedanken der Menschen, daß sie nichtig sind.“ Das Thema ist den Hl. Schriften überaus geläufig. Insbesondere das Buch des Predigers und Job behandeln den Gedanken, den Ps. 38,6 f in die Worte faßt: „Nichtigkeit ist alles, jedweder Mensch, der lebt: nur als Schattenbild geht er dahin, und umsonst grämt er sich.“

Die Offenbarungsurkunden wollen die Tatsache, die Tatwahrheit als Selbstverständlichkeit hinstellen: „Staub ist alles irdische Wesen“ — des Menschen Sein und Wesen aber und sein auf sich allein gestelltes Sinnen, zumal das Sinnen der gottvergessenen Gewaltmenschen, der Tiger im Menschengeschlechte, bildet in der Reihe „Eitelkeit der Eitelkeiten“ den ersten Posten. Man sagt, daß Weltkatastrophen, wie der Untergang Jerusalems, die gesamte Weltnichtigkeit zur Anschauung bringen, gleichsam greifbar darlegen, auch für den blödesten, den verblendetsten Verstand. Daß der gegenwärtige Weltkrieg dies tut in einem Umfange, wie ihn die Weltgeschichte bisher nicht gekannt hat, ist gewiß nicht eine bloß rednerische Versicherung. Ein Beispiel soll uns dies beleuchten. Es ist eine unter den Kriegseindrücken stehende Fassung des Unsterblichkeitsgedankens, eine Behandlung jener Frage, die, wenn je ein Problema, die Lebensfrage jedes Menschen und die Lebensfrage jeder Wissenschaft ist — der Wissenschaft namentlich moderner Philosophie, deren Stolz, wie nichts sonst hier unter dem wechselnden Mond, durch den Krieg der Ratlosigkeit, der Eitelkeit, der Hohlheit überführt ist.

Zufällig kam mir ein Heft mit dem Titel vor Augen: „Gibt es ein Fortleben nach dem Tode?“ (Stuttgart, Zentralverlag.) Mehr aus Neugier als aus wissenschaftlichem Interesse las ich die Antwort, die Max Kröning auf die Frage gibt. Der Herr will auf den Wegen des „Okkultismus“, der „modernen Magie“, allen Trauernden, denen der Krieg Leid und oft namenloses Weh gebracht hat, „mit Sicherheit beweisen“, daß ihre verstorbenen Lieben leben und sie überzeugt sein dürfen, diese wieder zu sehen. Welches sind die Beweise, die mit dem Anspruche auf unerschütterliche Zuverlässigkeit vorgeführt werden?

Der Verfasser sucht die Willigkeit und Glaubenswilligkeit, die Sehnsucht nach Leben und die Hoffnung auf Fortleben, das glühende Verlangen nach dem Wiedersehen bei den Tausenden und Tausenden, die teure Angehörige durch den Krieg verloren haben, zu nützen, um sie seinen Darlegungen geneigt zu machen. Allein, wenn je das Herz enttäuscht wird, das sich an einen Kopf mit hohlen Versprechungen hingibt, dann wird dies der Fall sein in der Schule der heutigen Geheimwissenschaften. Von dem Wert ihrer Aufschlüsse Kenntnis zu nehmen, mag nicht völlig ohne Wert sein.

Der okkultistische Beweis für die Unsterblichkeit des Menschen ist eine Sache von handgreiflicher Einfachheit. „Zuerst Seelenkeim, dann Pflanze! Von der Pflanze zum Tier, vom Tier zum Menschen, vom Menschen zum Geisteswesen! Unausgesetzte und unausbleibliche, stetige Entwicklung, ständige Vervollkommnung, immerwährendes, ewiges Streben nach Vollendung bis zur allerhöchsten Stufe!“ Die „Entdeckung der Seele“ nämlich durch das Experiment ist gelungen. Die Seele ist der „geistige Leib“, der „Astralleib“, der „Aetherleib“, unser „Doppelkörper“, der die „umgebende Hülle“ des unsinnlichen Wesens bildet, von unserem organischen Leibe sich lösen, frei und unabhängig leben und wirken kann. Das tun die Erscheinungen des „magnetischen Schlafes“, die „gewaltigen“ Tatsachen des Somnambulismus dar, in dessen Verlauf die dem menschlichen Auge nicht sichtbaren „Aether- oder Odschichten“ sich vom Körper des Schlafenden abtrennen und sich, eben „Seelen“, im Reiche des Uebersinnlichen ergehen, indem sie zugleich in das Reich des Sinnlichen hereingreifen, sich „materialisieren“ und unter Umständen sogar photographieren lassen. Hiermit ist dargetan, daß die Seele des Menschen nicht an seinen Leib, nicht an sein Gehirn gebunden ist.

Die Experimente des magnetischen Schlafes finden auch durch anderweitige Beobachtungen ihre Bestätigung. „So soll der Schädel des genialen Architekten Schinel in Berlin, der bis zum Eintritt des Todes bei nahezu vollem Bewußtsein war, bei der Obduktion völlig leer gewesen sein. Auch Hufeland berichtet, daß er bei der Oeffnung eines Schädels, dessen Besitzer bis zu dem letzten Tag vor seinem Tode bei Bewußtsein geblieben war, das Behältnis des Gehirnes leer wie eine Büchse ohne Inhalt gefunden habe“.

Halten wir ein mit den „experimentellen“ Beweisen für die Sonderexistenz der Seele, die der tatsächliche Beweis für deren unzerstörbare Fortdauer sein soll! Bemerkt sei lediglich, daß der hirnlose „Schinel in Berlin“ wahrscheinlich der Architekt und Maler Karl Friedrich Schinkel sein soll (geb. 13. März 1781 in Neuruppin, gest. 9. Oktober 1841 in Berlin).

Zu den weiteren Tatsachen, die den Beweis unserer Unsterblichkeit „voll und ganz“ erbringen sollen, zu den Beispielen, die der Spiritismus von der Rückkehr Verstorbener aus dem Jenseits anzuführen weiß, zu den Geistererscheinungen endlich, wie sie in klassischer Form Justinus Kerner in seiner „Seherin von Prevorst“ berichtet, sei die schalkhafte Selbstverspottung des braven Justinus, des edlen Freundes von Ludwig Uhland und Nikolaus Lenau, aus dem Gedächtnis zitiert:

„Flüchtig leb' ich durch's Gedicht,
Durch die Kunst des Arztes flüchtig . . .
Nur wenn man von Geistern spricht,
Denkt man mein und schimpft recht tüchtig.“ —

Es ist ein hoffnungsloses Unterfangen, mit darwinistischen Märchen und okkultistischen Sagen einen Beweis, gar den Beweis für die Unsterblichkeit der Menschenseele führen zu wollen. Gewiß enthält die Natur mit ihrem Entwicklungsgange des Rätselhaften genug, und die „Nachtseiten“ unseres Seelenlebens sind voll von Geheimnissen; aber nur vollendete Kritiklosigkeit kann das Dunkle, das Unergründete zum Erklärungs-, zum Beweisgrund eines schwierigen Satzes machen. Ein derartiger Denkfehler wird nicht gebessert, sondern nur grell beleuchtet durch die Berufung auf eine „Urkraft“, einen „Urgeist“ und „Allgeist“, den wir Gott, Schöpfer und Erhalter des Weltalls nennen, durch eine Berufung vollends auf den „Gottglauben“ unserer größten Künstler, Denker und Dichter, auf den „Gottglauben“ unserer großen Heerführer, auf den „riesig großen und überzeugenden Gottglauben unseres über alles geliebten Kaisers“. Es ist mindestens eine arge Geschmacksverirrung, die erlauchten Namen führender Persönlichkeiten mit spiritistischem, okkultistischem Aberwitz in Zusammenhang zu bringen.

Mit der Frage der Unsterblichkeit, der ernstesten Frage unseres ganzen Daseins, liegt es wahrlich ganz anders, als die Anhänger der „modernen Magie“, welche die Menschheit aus dem „Sumpfe des Materialismus in höchster Potenz“ herausreißen wollen, sich träumen lassen. In unseren Schulen betonen wir, daß zunächst eine umfassende geschichtliche Betrachtung zu zeigen hat, wie der Unsterblichkeitsglaube, gleich dem Gottesglauben, zu den allgemeinen Ueberzeugungen der Menschheit gehört, trotz den zum Teil greulichen Verzerrungen, die der Glaube bei Barbaren und Gebildeten im Laufe der Jahrtausende erlitten hat. Dann sind die Gründe für den Glauben selbst wissenschaftlich zu entwickeln. Ausgehen kann man hierbei von der Analogie des Werdens in der Welt, die nirgends eine Vernichtung im eigentlichen Sinne erkennen läßt. Der theologische Beweis deutet an, daß es einen Gegensatz zu der göttlichen Weisheit und Gerechtigkeit bilden würde, wenn der Mensch, der hienieden die Vollendung seines Seins nicht zu erreichen vermag, als ein „Widerspruch der Natur“ in das Nichts versinken müßte. Der philosophische Beweis endlich will aus den Tätigkeiten der Seele deren Natur und Wesenheit erschließen, aus der Einfachheit des Seelenwesens dessen Unauflösbarkeit dartun und zuletzt einleuchtend machen, daß der Unsterblichkeitsgedanke eine Wirkung ohne Ursache, eine Erscheinung ohne jeglichen Seinszweck wäre, wenn der Menschengeist, der den Gedanken einer ewigen, unveränderlichen, unzerstörbaren Wahrheit zu denken die Kraft hat, nicht unsterblich wäre. Darum verkündet die Kirchenlehre (5. Laterankonzil 1512—1517): „Anima intellectiva non solum vere per se et essentialiter humani corporis forma exsistit, verum et immortalis est, die geistige Seele ist nicht nur durch sich und ihre Wesenheit in Wahrheit die Lebensform des menschlichen Leibes, sondern sie ist auch unsterblich.“

Aber das alles — glauben wir zu vernehmen — ist doch altes, vertrocknetes, langweiliges Latein! In der Tat! Der Krieg hat in weiten Kreisen auch das bewirkt, daß das Interesse an den ernsten und schwierigen Fragen der Wissenschaft vielfach abgestumpft, eingetrocknet, erloschen ist. „Philosophie?!" — kann man hören — „Nein, in dieser Region friert es mich!"

All dem entgegen wird man aber doch dem Ausrufe lauschen wollen, mit dem einer der lebensfrohesten Sänger sich zur Klarheit durchzuringen sucht, zur Klarheit über die höchste Hoffnung, deren unser für eine Ewigkeit angelegter Menschengeist fähig und bedürftig ist:

„Schal ist unser Tun und Handeln,
Siech und alt sind wir geworden ...
Aber einmal — schwer Geständnis —,
Einmal mußt du doch dich beugen,
Und am Ende der Erkenntnis
Steht ein ahnungsvolles Schweigen."

Zur Reorganisation des Xaveriusvereins.[1]

Von Universitätsprofessor Dr. Schmidlin, Münster.

Wiederum werde ich vom jetzigen Generalsekretär des Aachener Xaveriusvereins als Kronzeuge für Errichtung einer Werbezentrale desselben in Aachen angeführt („A. R." Nr. 5. S. 57). Tatsächlich habe ich von jeher eine zeitgemäße Reform des Vereins der Glaubensverbreitung und seines deutschen Zweiges empfohlen, ja das Generalsekretariat selbst geht wenigstens indirekt auf meine Anregung zurück. Auch soll anerkannt werden, daß es sich bisher sehr rührig erwiesen und manche nützliche Neuerung gebracht hat. Aber es sind dabei doch Fehler und Irrtümer unterlaufen, deren Richtigstellung zur Verhütung weiterer Mißverständnisse geboten erscheint.

Zunächst in der Zeitschriftenfrage. Wenn der Xaveriusverein in Deutschland sich nicht recht entfalten konnte und die Geistlichkeit vielfach sein Organ, die in Straßburg gedruckten und redigierten Annalen oder Jahrbücher nicht immer verteilte, so war daran diese Zeitschrift nicht allein schuld, sondern u. a. nicht zuletzt die anscheinend ebenso große Rückständigkeit des bisherigen Aachener Verwaltungsrats. Trotzdem kann zugegeben werden, daß die altehrwürdigen Blätter mehr hätten mit dem Fortschritt gehen und den Bedürfnissen der deutschen Lesewelt Rechnung tragen sollen, wie ich es auch selbst immer vertrat und nach Kräften herbeizuführen suchte. Aber der Aachener Verwaltungsrat war in keiner Weise befugt, die Jahrbücher und namentlich die Annalen eigenmächtig abzuschaffen und eine neue Zeitschrift an ihre Stelle zu setzen, wenigstens nicht für jene Diözesen, die ihm nicht angeschlossen waren, wie er es getan oder doch versucht hat. Dies um so weniger, als das einzig offizielle Straßburger Organ sich gleichzeitig ebenfalls reformierte und es gegenwärtig an innerer Güte reichlich mit der Aachener „Weltmission" aufnehmen kann. Einen Ausweg aus dem Wirrwarr zweier Zeitschriften suchte die letztjährige Bischofskonferenz von Fulda dadurch, daß sie die Wahl zwischen beiden den einzelnen Diözesen freistellte; infolgedessen haben die einen sich für die „Weltmission", die anderen, wie Trier, Limburg, Breslau, für die „Jahrbücher" entschieden, während z. B. Münster und Paderborn die Entscheidung den Pfarrern überließen. Es ist daher irreführend, wenn es so hingestellt wird, als sei die „Weltmission" an Stelle der „Jahrbücher" getreten, oder wenn auf das Titelblatt des 2. Jahrgangs der „Weltmission" der Zusatz kommt „Neue Folge der Jahrbücher".

Auch das Vorgehen Aachens in der Aktion für die höheren Schulen bedarf einer Aufklärung. Ich selbst habe darauf hingewirkt, daß die Regierungsbehörden eine organisierte Missionsbetätigung an denselben zuließen, aber sie fügten als ausdrückliche Bedingung bei, daß dabei jede Schule bzw. Schülervereinigung für sich bleiben sollte. Anderseits befürwortete der Episkopat in Fulda für die weiblichen höheren Lehranstalten einen losen Anschluß an die Missionsvereinigung katholischer Frauen und Jungfrauen, natürlich im Rahmen der Schulvorschriften und wie es vorher Dr. Louis selbst namens des hierfür aufgestellten Religionslehrerausschusses in einer Denkschrift den Bischöfen vorgeschlagen hatte. Wie reimt sich nun damit, daß die Schüler und Schülerinnen beider Kategorien plötzlich dem Xaveriusverein beitreten sollen? Als einzige Bedingung dieses Beitritts oder dieser Mitgliedschaft wird zudem (ähnlich im Januarheft der „Weltmission" für Jünglinge und Jungfrauen überhaupt) der Bezug der „Weltmission" für 10 Pf. monatlich hingestellt: dies scheitert schon daran, daß die eigenen Vereinsstatuten als Mindestbeitrag (außer im Falle dringendster Armut) 4 Pf. pro Woche für die Mitgliedschaft vorschreiben (außerdem Alter über 21 Jahren). Jedenfalls entspricht es den staatlichen und teilweise auch den kirchlichen Absichten wie den Zielen dieser Bestrebungen besser, wenn die Missionsbewegung an den höheren Schulen selbständig bleibt und als Organ dafür die aus der akademischen Missionszeitschrift herausgewachsenen „Missionsblätter für Studierende und Gebildete" gewählt werden.

Daß auch die übrigen deutschen Missionsunternehmungen, sowohl die modernen (im Sinne meiner beiden Artikel in Nr. 51, 1917 und Nr. 3, 1918 der „A. R.") als auch die Missionsgesellschaften und Missionsvereine durch die Aachener „Neubelebung" sich bedroht fühlten, haben ihre Denkschriften an den Episkopat dargetan. Nach den Aachener Plänen sollen oder sollten die Missionsbewegungen unter dem Klerus, den Akademikern usw. dem Xaveriusverein angeschlossen, die weiblichen Missionsorganisationen ihm eingegliedert, die Missionsgesellschaften in ihrer Propagandatätigkeit eingeengt oder Aachen unterstellt werden. Diesen Tendenzen hat der Episkopat in Fulda dadurch einen Riegel vorgeschoben, daß er neben dem Xaveriusverein auch den Bestrebungen und der Sammelarbeit der anderen Missionsvereine und Missionsgesellschaften seine warme Unterstützung zusicherte und speziell die Hineinziehung von Frauenorganisationen und Missionsparamenten durch Aachen mißbilligte.

Jeder wahre Missionsfreund wird es sehr begrüßen, daß auch der Aachener Xaveriusverein sich rührt und mit allen Mitteln neuzeitlicher Werbetätigkeit umgibt. Aber wir alle dürfen und müssen verlangen, daß er dafür innerhalb seiner Schranken bleibe. P. Fischer hat in der „Germania" und jüngst noch in der „Stadt Gottes" gezeigt, wie die deutsche Missionseigenart auf verschiedenen Faktoren aufgebaut ist, ohne deren lebensfähige und selbständige Erhaltung unser ganzes Missionswesen erschüttert würde; und in meinem Einführungsartikel des gegenwärtigen Jahrgangs unserer missionswissenschaftlichen Zeitschrift (Grundsätzliches zur heimatlichen Missionsorganisation) habe ich darauf hingewiesen, daß es in Deutschland keinen Zentralmissionsverein gibt, der die anderen unterjochen oder ausschließen dürfte. Nichtsdestoweniger lesen wir im Januarheft der „katholischen Missionen", daß Aachen die Zentrale des ganzen katholischen Missionswesens in Deutschland sei und der Verein die ihm zukommende Führerstellung im heimatlichen Missionswesen sich nicht wieder entwinden lassen werde. Und dem entspricht es auch, wenn der Generalsekretär in diesem Organ gemeinsame Sitzungen der Vertreter des Xaveriusvereins mit Gesellschaftsobern als „deutsche Missionstage" schlechtweg ausgibt, zu denen die beiden „wichtigsten Instanzen des heimatlichen Missionswesens" versammelt seien. Da müssen wir doch fragen, wer dem Aachener Xaveriusverein diese Missionshegemonie in Deutschland übertragen hat und was z. B. der bayerische Ludwig-Missionsverein dazu sagt, der doch ganz unabhängig und ebenbürtig neben dem Xaveriusverein steht.[2] Die verwickelten Probleme des innern Verhältnisses zum Gesamtverein wie zu den Diözesandirektionen, den einzigen statutarisch vorgesehenen Instanzen des Glaubensvereins selbst, mögen hier unerörtert bleiben, weil sie uns zu weit führen würden; soviel sei nur erwähnt, daß wenigstens bei dem Eingriff in der Zeitschriftneuerung der Aachener Verwaltungsrat gar nicht Zentrale für den ganzen deutschen Vereinszweig war und es auch jetzt nicht ist, daß viele deutsche Diözesen (auch außerhalb Bayerns) in Bezug auf den Verein nichts mit Aachen zu tun hatten und teilweise noch immer nichts zu tun haben, daß darum der Episkopatsbeschluß von 1916 bezüglich der Entsendung von Diözesanvertretern in den Gesamtvorstand nicht notwendig auf Aachen zu beziehen und der Beisatz „zu Aachen" mithin willkürliche Exegese des Generalsekretärs ist.

Besonders zu betrachten ist diese Zentralisationstendenz auch nach der nationalen Seite hin. Der erwähnte anonyme Artikel der „katholischen Missionen" wendet sich auch gegen den angeblichen Vorwurf, die von Aachen ausgegangene Bewegung gehe auf eine „Nationalisierung des Missionswerks" bzw. Loslösung des deutschen Vereinszweigs vom großen Weltverein der Glaubensverbreitung aus, und meint dazu, die Rede des Kölner Erzbischofs auf dem Aachener Missionsfest habe dieser Beschuldigung die Spitze abgebrochen. Ich glaube, daß durch diese Verwahrung der „katholischen Missionen" auch dem entgegengesetzten Vorwurf die Spitze abgebrochen werden soll. Lange genug hatte der Aachener Xaveriusverein in einem national-internationalen Zwielicht gestanden, einerseits als Zweig des „Weltvereins" dessen geistliche Gnaden beanspruchend, anderseits gestützt auf seine 1841 den Behörden vorgelegten Sondersatzungen, die ihm Unabhängigkeit von Lyon oder wenigstens die Möglichkeit einer solchen zusichern; und manche mochten wohl gewähnt haben, daß die Reorganisation zugleich eine vollständige Trennung von der französischen Zentrale mit sich bringen werde. Durch die Erklärung des Herrn Kardinals, daß dem Xaveriusverein eine Trennung vom allgemeinen Glaubens-

---

[1] Die Redaktion gibt dem Wunsche des Herrn Einsenders gemäß diesem Artikel Raum, ohne damit selbst in der Sache Stellung nehmen zu wollen.

[2] Anm. d. Red.: Wie der Zentralsekretär des Ludwig-Missionsvereins, J. Neuhäusler, in Nr. 106 des „Bayer. Kurier" feststellt, hat der Ludwig-Missionsverein mit dem Xaveriusverein einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen zwecks paralleler Aufgabenlösung und Zusammengehens in einigen Punkten, ohne Aufgabe der Selbständigkeit. Der bayerische Verein übernimmt die Zeitschrift „Weltmission" von Aachen, aber in seinen eigenen Verlag; er wird eigenen Umschlagseitentext, von Januar ab auch eigenes Titelbild, nach Belieben auch einzelne weitere Textseiten haben und weiters alljährlich einen eigenen Jahresbericht (als 13. Heft) herausgeben.

verein gänzlich fernliege und seine Mitgliederbeiträge nach wie vor unvermindert nach Lyon gehen werden, ist diesen Erwartungen die Spitze abgebrochen. Bei dieser Sachlage ist es erklärlich, daß neben dem Xaveriusverein noch weitere deutsche Missionsorganisationen und Missionsbewegungen bestehen, durch deren Zusammenschluß auf der Basis der Gleichberechtigung eine die deutschen Missionsinteressen wahrnehmende Gesamtorganisation wirksam werden soll. Wir wollen damit durchaus nicht unser Missionswesen nationalisieren und jede internationale Missionsbetätigung verdammen, sondern die richtige Mischung wahren, wie sie nach meinem erwähnten Aufsatz tatsächlich vorliegt. P. Fischer hat mit Recht daran erinnert und zahlenmäßig ausgerechnet, daß namentlich die deutschen Missionsgesellschaften, auf denen stets das Schwergericht unserer Missionsbetätigung ruhen wird, zum unberechenbaren Schaden derselben durch einseitige Pflege des Xaveriusvereins verkümmern müßten. Die Aachener Aktion sollte sich daher mit ihren gewiß nicht unbedeutsamen Aufgaben bescheiden und an ihrem Teil als Glied des Ganzen zum friedlichen Aufschwung des Weltapostolates beitragen. Unter dieser Voraussetzung sind und bleiben auch wir zur Zusammenarbeit mit ihr bereit.

Die Moral des Kino.

Von W. Thamerus.

Die Zeiten, in denen es für ein Zeichen geistiger Ueberlegenheit galt, sittliche Probleme mit geringschätziger Geste beiseite zu schieben, sind wohl vorüber. Es war dieselbe Zeit, da der Ausspruch des verstorbenen Wedekind: „Sünde ist nur eine pathetische Bezeichnung für schlechte Geschäfte" selbst von Leuten, die ernst genommen werden wollten, ernst genommen wurde. Immerhin geht es noch, wie bei der Pelzwäsche, man will wohl waschen, aber der Pelz soll dabei nicht naß werden. So in der Behandlung der Kinofrage, die ja unlängst wieder im Reichstage zu Worte kam. Nicht nur der Sprecher des Zentrums, Abgeordneter Kuckhoff, sondern auch eine Reihe anderer Abgeordneter stehen auf dem Standpunkt, daß das Kino, wie es heute ist, eine schwere sittliche Gefahr für die Jugend darstellt. Nach dem Verhalten der Behörden zu urteilen, gehen die Ansichten über die Qualität der Aufführungen sehr weit auseinander, so daß trotz der Filmprüfungskommissionen immer noch viel verderbliches Zeug geboten wird.

Auf ein sehr wesentliches Moment wies Abgeordneter Kuckhoff in seiner Reichstagsrede hin, indem er sagte: „Es wäre wirklich zu wünschen, daß die Presse bei der Aufnahme der Kinoanzeigen etwas mehr Verantwortlichkeitsgefühl an den Tag legen würde. Wenn eine Zeitung auf der ersten Seite über die sittliche Verrohung unseres Volkes und über die Zunahme des Verbrechertums klagt, während auf der letzten Seite diese Kriminalromane und Liebesgeschichten in ekelhaften sensationellen Aufmachungen angepriesen werden, so versteht man einfach nicht, wie eine Zeitung das miteinander zu vereinbaren imstande ist." Hier sei das Beispiel des „Euskirchner Volksblatt" zur Nachahmung empfohlen, das diese Mahnung gar nicht abgewartet, sondern als ihm die Sache zu arg wurde, die Aufnahme der Kino-Inserate verweigert hat. Anderswo sieht es damit noch schlecht aus. Es wirkt oft geradezu grotesk, wie viel Raum in diesen Zeiten der Papiernot für die Großinserenten der Kinobranche übrig bleibt. Ich habe schon früher einmal darauf hingewiesen, daß allergrößte Blätter eine ernsthafte Kritik über Kinoleistungen nicht zu bringen wagen, weil dann gleich der großspurige Kinobesitzer bei dem Verlage vorspricht. Man nimmt im einzelnen „Rücksicht" und erleichtert sein Gewissen durch allgemein gehaltene Betrachtungen über die ästhetische oder ethische Hebung des Kinos, gegen die die Lichtspieltheater nichts einzuwenden haben, weil sie sich doch nicht darnach richten und sicher sind, auch für Schundfilme auf einer anderen Seite des Blattes wohlwollende Erwähnung zu finden. In München wurde vor ein paar Wochen ein indischer Film gezeigt, bei dem auf das Leben und Treiben in den Freudenhäusern in den Reklamen hingewiesen wurde. Mag der Film an sich relativ harmlos gewesen sein, jedenfalls gebrauchte man das Unzüchtige als Lockmittel. In einem Kölner Blatte sah man unlängst eine Kinoanzeige mit 20 Worten Inhalt, die 10 Zeilen Raum einnahmen. Angekündigt wurde eine Dirnen- und Bordellgeschichte, noch dazu mit der Anmerkung: Zahllosen Wünschen nachkommend. Solche Beispiele ließen sich ohne Mühe vermehren.

In München ist durch Verfügung des Generalkommandos den Schulpflichtigen der Besuch des Kinos verboten. Wie in der Lokalschulkommission berichtet wurde, macht sich nun die Erscheinung bemerkbar, daß sich die Kinder in Theatern, Varietés, sogar Kabaretts einfinden. Die Polizeidirektion hat auf eine Vorstellung hin mitgeteilt, daß sie Einschränkungsmaßnahmen nicht empfehle, da es hierdurch zu Zusammenstößen mit den Eltern komme. Sie halte es für besser, die Kinder mit ins Theater zu nehmen, als sie auf der Straße herumlungern zu lassen. Uebrigens müßte die Polizei aus Personalmangel eine derartige Ueberwachung ablehnen. Trotzdem beantragte der Referent, Schulrat Schmid, sich nochmals an die Polizeidirektion zu wenden, den Theater-, Varieté-, Kinobesitzern usw. bei der Konzessionserteilung die Verpflichtung aufzuerlegen, Schulpflichtige zum Besuch nicht zuzulassen. Ausgenommen sollen sein die Hofbühnen, Gärtnertheater, Volkstheater und Schauspielhaus. Es würde nun nicht schwer fallen, Stücke dieser Bühnen zu nennen, die sich für Unerwachsene durchaus nicht eignen, und wiederum einzelne Stücke an anderen Theatern, die ohne Gefahr besucht werden könnten. Witti, der sozialdemokratische Vorstand des Gemeindekollegiums und Rechtsrat Hörburger wollen von behördlichen Maßnahmen nichts wissen, sie wollen lediglich auf die Eltern einwirken, daß sie Zucht und Sitte der Kinder nicht aus den Augen verlieren. Der letztere äußerte hierbei noch eine etwas merkwürdige Anschauung, die Stimmung wäre wahrhaftig nicht so gut, wenn sich die Leute nicht unterhalten könnten. (Von diesem Standpunkte aus wären dann auch solch frivole Vorkommnisse, wie sie der Münchener Karneval im vierten Kriegswinter zeitigte, zu „rechtfertigen".) Es wäre zweifellos besser, die Kinder ins Theater mitzunehmen, als sie ohne Aufsicht zu Hause oder auf der Straße herumstreunen zu lassen. Ihm gegenüber vertraten Dr. Lochbrunner und Stadtpfarrer Kräpl mit vollem Rechte die Ansicht, daß es erste Pflicht der Eltern sei, für ihre Kinder zu sorgen, daß sie die Pflicht hätten, auf ein Vergnügen zu verzichten, wenn dadurch ihre Kinder in sittliche Gefahren kämen. Der Antrag wurde im Sinne des Referenten angenommen und es ist gut so; die Vergnügungssucht hat durch die Steigerung der Einnahmen bei Kriegsgewinnlern und Munitionsarbeitern so sehr zugenommen, daß von einer Einsicht der Eltern allein wenig Besserung zu erhoffen ist.

Welche Schädigungen das Kino bringt, davon haben weite Schichten der Bevölkerung kaum eine Ahnung, denn gerade der Gebildete fühlt zumeist wenig Anreiz, die Lichtspieltheater aufzusuchen. Da kommt zu guter Stunde ein Buch, betitelt: Nationale Kinoreform, das wohl zum ersten Male allein das Kinowesen einschlagende Fragen erschöpfend behandelt.[1]) Was der bekannte Aesthetiker über die Abhängigkeit des Kinos vom Auslande, die Möglichkeiten einer Reform, die künstlerische Minderwertigkeit aller Filme, die mit der Dichtkunst zu rivalisieren suchen, und dergleichen darlegt, ist im hohen Grade lesenswert, doch kann hierauf in diesem Zusammenhange nicht eingegangen werden. Lange bezieht sich oft auf das württembergische Lichtspielgesetz vom Jahre 1914, dessen Entstehung er aus nächster Nähe miterleben durfte. Die für unsere Anschauung wichtigsten Bestimmungen des Gesetzes sind: Die Zulassung eines Bildstreifens ist zu versagen, wenn die öffentliche Vorführung vermöge der dargestellten Vorgänge oder der Art, wie sie dargestellt werden, geeignet wäre, die Gesundheit oder Sittlichkeit der Zuschauer zu gefährden oder das religiöse Empfinden der Zuschauer zu verletzen oder eine verrohende, oder die Phantasie verderbende oder überreizende oder den Sinn für Recht und öffentliche Ordnung verwirrende oder abstumpfende Einwirkung auf sie auszuüben (Art. 2.) Ferner: Personen unter 17 Jahren dürfen zu anderen als Jugendvorstellungen nicht zugelassen werden (Art. 7). Das Gesetz ist nun drei Jahre in Kraft; eine ästhetische Hebung des Niveaus hat nach Lange nicht stattgefunden, immerhin sind die schlimmsten Auswüchse sexueller und krimineller Art beseitigt worden. Das Geschäft blüht nach wie vor. Man hat nämlich allerorts eine Scheu, die Filmverleiher und Kinobesitzer in ihrem Verdienst zu schmälern. Man fand da die Formel von der Notwendigkeit eines „gerechten Ausgleiches widerstreitender Interessen". Mit Recht sagt Lange: „Die Gesundheit und Sittlichkeit vieler Tausender und die Vermehrung des ausländischen und heimischen Kinokapitals sind für uns Deutsche keine gleichwertigen Interessen. — Der eigentliche Kern und die wichtigste Seite unserer Kinozensur und -Gesetzgebung ist, daß sie die Jugend vor dieser neuen Volksgefahr schützen will." Ob der dem Reichstag zugegangene Gesetzentwurf mit seinen nach Ansicht verschiedener Sachkenner einseitigen Monopolisierungstendenzen, der die Ausübung des Lichtspiel-Gewerbes konzessionspflichtig macht und das Einspruchsrecht gegen den Gesetzen oder guten Sitten zuwiderlaufende Darbietungen einführt, jene Wirkung ausüben wird, bleibt abzuwarten.

Daß regelmäßiger Kinobesuch unsere Kinder schädigt, gesundheitlich sowohl, als sittlich, darüber herrscht unter Aerzten, Lehrern, Geistlichen und Richtern nur eine Stimme. Es wird berichtet, daß kleine Kinder, die pflichtvergessene Eltern aus Bequemlichkeit in Schauerdramen mitnahmen, nervöse Anfälle erlitten; alle Lehrer klagen darüber, daß der Kino die Schüler unaufmerksam mache. In Düsseldorf hat die Schulverwaltung festgestellt, daß nicht weniger als 57 Schulkinder das Lichtspiel täglich — sage täglich — besuchen. Es zeigt sich, daß in dieser Hinsicht, wie ein württembergischer Abgeordneter betonte, die Familie vollständig versagt hat, so daß eben die Gesetzgebung eingreifen muß. Die Motive für den Kinobesuch, die in Mannheim zusammengestellt wurden, geben einen erschreckenden Einblick in die moralische Verwilderung der Arbeiterjugend in unseren Industriestädten. Fünfzehn- bis sechzehnjährige Arbeiter gehen mit ihren ‚Freundinnen' besonders gern in den Kino, der am dunkelsten ist und in dem die meisten sexuellen Dramen vorgeführt werden.

Das Kinodrama, so wie es gegenwärtig in der Regel gehandhabt wird, ist das würdige Kind eines höchst anrüchigen Vaters, näm-

[1]) Nationale Kinoreform von Dr. Konrad Lange, ordentlicher Professor der Kunstwissenschaften an der Universität Tübingen. M.Gladbach 1918. Volksvereins-Verlag.

lich des Hintertreppenromans. Es unterscheidet sich von ihm nur durch die viel stärkere, weil unmittelbarere und sinnlichere Wirkung. „Durch gewohnheitsmäßigen Anblick . . .", heißt es in der Begründung des württembergischen Gesetzes, „müßten namentlich Kinder und Halberwachsene, deren sittliche Anschauungen erst in der Entwicklung begriffen sind, wie auch Erwachsene mit mangelhafter Verstandes- und Charakterbildung gegen das Abschreckende des sittlich Verwerflichen so abgestumpft werden, daß es sie, wenn die Versuchung herantritt, keinen oder wenig Kampf kostet, selbst sittlich verwerfliche Handlungen zu begehen." Die demoralisierende Wirkung des Kinos besteht besonders darin, daß die in ihm dargestellten Handlungen von der Mehrzahl der Zuschauer nicht als Kunst, sondern als Wirklichkeit aufgefaßt werden. Im Leben behütet uns die Polizei ängstlich vor dem Anblick aller Handlungen, die unter dem Begriff des groben Unfuges fallen. Es ist kein Zweifel, daß das kriminelle und sexuelle Kinodrama eine hohe Schule des Verbrechens und der Sünde gerade für diejenigen ist, die das große Kontingent zu seinem Besuche stellen. Man beschränkt sich darauf, die allerschlimmsten zu verbieten, während alle Kinodramen mit verbrecherischem oder anstößigem Inhalt verboten werden sollten, einerlei, ob die Aufnahmen gut oder schlecht sind, einerlei ob ihr Inhalt mehr oder weniger anstößig ist; denn der Staat hat nicht das geringste Interesse daran, eine Kunst zu schützen, die in Wirklichkeit gar keine Kunst ist, dabei aber durch ihren Inhalt das Seelenleben der ästhetisch weniger Gebildeten vergiftet.

Die Maßnahmen, die Lange für eine Veredelung der Kinokunst vorschlägt — die Möglichkeit einer Monopolisierung durch Staat oder Kommune scheint er selbst in finanztechnischer Hinsicht zu bezweifeln — brauchen uns hier nicht eingehend zu beschäftigen. Es besteht die Gefahr, daß, wenn im Frieden die Verfügungen des Generalkommandos aufgehoben werden, das Kino wieder von der Jugend allgemein besucht wird, zumal in weiten Kreisen man diese Frage noch immer herzlich leicht nimmt. Haben wir aber erkannt, daß Handeln notwendig ist, so müssen wir nun über das Stadium der „Pelzwäsche" hinausgelangen.

Vor kurzem hat sich unter dem Ehrenvorsitz des Münchener Polizeipräsidenten ein Verein gebildet, um in jeder Hinsicht einwandfreie Films zu schaffen. Zum Bau eines eigenen Atelierbaues und zur Beschaffung eines Fundus von Dekorationen und Kostümen ist eine Million vorgesehen. Da dieser Bauplan erst längere Zeit nach Friedensschluß in Angriff genommen werden kann, hat man, um Fabrikation und Vertrieb sofort beginnen zu können, die Firma „Münchener Kunstfilm P. Ostermayr" angekauft. Für den Erwerb dieser Firma sowie als Betriebskapital ist eine weitere Million vorgesehen. Auch der „Bioskop-Konzern Köln", der vier Fabrikationsfirmen umfaßt, die ihre Bilder durch sieben eigene Filialen verbreiten, zu dem auch die Lichtbilderei des Volksvereins in M.Gladbach in Beziehung trat, macht schöne Versprechungen. Man wird sich freuen, wenn diesen Filmunternehmen Gutes gelingt; das enthebt uns jedoch nicht der Verpflichtung, auf den Schund ein scharfes Auge zu behalten. Läßt sich doch nicht einmal alles, was mit ästhetischem Ehrgeiz auftritt, unbesehen als gefahrlos hinnehmen in einer Zeit, in der man einen Wedekind als Klassiker ausrufen kann, ohne daß die Lächerlichkeit tötet . . .



Wohin das Münchener Kunstausstellungsgebäude?

Von Landtagsabgeordneten Hofrat H. Osel, Pasing.

In der für München hochwichtigen Frage, die der Titel besagt, hat Dr. Doering versucht die Oeffentlichkeit dafür zu gewinnen, sich die Vergangenheit etwas daraufhin anzusehen, was sie in der Kunstausstellungshausangelegenheit etwa lehren könnte. Dabei kommt Doering auf ein Projekt, das sich im Stiegenhaus der sogenannten Maillinger-sammlung, dem Münchener Stadtmuseum, in zwei Entwürfen vorfindet und von Max von Heckel stammt. Ob er damit für diejenigen, die sich als Berufene mit der Neuschaffung von Ausstellungsräumen der Kunst Münchens befassen, Neues sagte, weiß ich nicht. D. setzt es voraus und es spricht für ihn, daß bisher sowohl in der Presse, wie im Landtag kein Wort fiel, aus dem die Bekanntschaft mit den Plänen von Heckels hervorginge. Den herrlichen Königsplatz baut v. Heckel aus, den König Ludwig I. München geschenkt hat. Zweifellos würde die Verwirklichung dieser Pläne teuer, sehr teuer. Auch fehlt dem Laien jeder Anhaltspunkt dafür, ob der zu gewinnende Raum den Anforderungen entspräche, die heute gestellt werden.

Wir brauchen große Ausstellungsräume für die Kunst und für das Kunstgewerbe. Wir brauchen sie so gelagert, daß die einzelnen Gruppen ihre eigenen Räume haben. Letzteres scheint allerdings nach den Plänen v. Heckels zweifellos möglich. Ja, sogar eigene Häuser dürften so entstehen; ein Wunsch vieler, aber auch nicht Gewolltes anderer Berufener. Vielleicht ist aber die Ablehnung des sogenannten Pavillonsystems z. B. durch den verehrten Reichsrat F. von Miller nur für den Platz gültig, der bislang als der einzige in Frage kommt, für den aufgelassenen Botanischen Garten. Uebrigens: Herr von Miller hat ja der Sezession noch den eigenen Bau zugesprochen. Sie hat auch ein besonderes Recht darauf. Ihr verdienter Präsident Baron Habermann hat daraufhin schon nicht nur feste Zusagen, sondern auch Geld. Von unserer Sezession abgesehen, ist es schließlich gar nicht notwendig, daß jedes Grüppchen sich so ganz isoliert. Sie können auch Gäste bei anderen sein.

Man braucht nicht den Schlachtruf zu erheben: hie Botanischer Garten, hie Königsplatz. Aber vielleicht ist es doch nützlich, für beide Grundstücke sich zu interessieren, und die Künstlerschaft müßte es schon reizen, für beide Plätze Pläne zu erhalten. Natürlich sofern eben die Größe des Grundes und die etwa nötigen Baukosten der Verwirklichung nicht unübersteigliche Hindernisse bereiten. Der Mammon sollte allerdings in einer Zeit, in der so manche Menschen schwer Geld verdient haben, so daß sie es für die gewagtesten „Kunstwerke" in großen Summen anlegen, kein Hindernis sein. Hier, bei der Schaffung dauernder Heimstätten für die Kunst und das Kunstgewerbe wären die oft leicht verdienten Gelder die rechten Bausteine, die ihren Spendern Ehre machen würden.

Was sagt das K. Kultusministerium zu der Sache?



Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Geländegewinn südlich der Somme. Einnahme des Kemmel.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

22. April. Versuche des Feindes, über den La Bassée-Kanal nordwestlich von Béthune vorzudringen, scheiterten in unserem Feuer. Nördlich von Albert nahmen wir 88 Engländer, darunter 2 Offiziere, gefangen und erbeuteten 22 Minenwerfer und einige Maschinengewehre.

23. April. Die englische Infanterie war namentlich zwischen Lens und Albert sehr tätig. Erkundungsabteilungen, die an zahlreichen Punkten gegen unsere Linien vorstießen, wurden überall zurückgeschlagen. Vergeblich versuchte der Feind mit starken Kräften das am 21. April im Walde von Aveluy verlorene Gelände wiederzunehmen und beiderseits der Straße Bouzincourt—Aveluy die Bahn nördlich von Albert zu gewinnen. In mehrfach verlustreichem Ansturm büßte er Gefangene ein.

24. April. Nordöstlich von Bailleul erstürmten wir die Höhe von Vleugelhoek und nahmen hier Franzosen gefangen. Westlich von Bailleul wiesen wir englische Angriffe ab. Starke Vorstöße des Feindes nordwestlich von Béthune wurden in unseren Vorpostenlinien zum Scheitern gebracht.

25. April. Auf dem Schlachtfelde an der Lys scheiterte ein starker Gegenangriff der Franzosen gegen die Höhen von Vleugelhoek unter schweren Verlusten. Oertliche Kämpfe nordwestlich von Béthune, bei Festubert und zu beiden Seiten der Scarpe. Südlich von der Somme griffen wir Engländer und Franzosen bei und südlich von Villers-Bretonneux an. In hartem Kampfe bahnte sich unsere Infanterie den Weg durch die Maschinengewehrnester des Feindes. Panzerwagen haben sie hierbei wirksam unterstützt. Wir nahmen den vielumkämpften Ort Hangard. Auf dem Westufer der Avre schoben wir unsere Linien an die Höhen nordwestlich von Castel vor. Den ganzen Tag über führte der Feind mit seinen, auf dem Kampffelde bereitgehaltenen und von rückwärts herangeführten Unterstützungen heftige Gegenangriffe. Sie brachen blutig zusammen. Erbitterte Kämpfe dauerten in dem gewonnenen Gelände die Nacht hindurch an. Mehr als 2000 Gefangene blieben in unserer Hand, vier Geschütze und zahlreiche Maschinengewehre wurden erbeutet.

26. April. Der Angriff der Armee des Generals Sixt v. Arnim gegen den Kemmel führte zu vollem Erfolg; der Kemmel, die weit in die flandrische Ebene blickende Höhe, ist in unserem Besitz. Nach starker artilleristischer Feuerwirkung brach die Infanterie der Generale Sieger und v. Eberhardt gestern morgen zum Sturm vor. Französische Divisionen im Rahmen englischer Truppen mit der Verteidigung des Kemmel betraut, und die bei Wytschaete und Dranoutre anschließenden Engländer wurden aus ihren Stellungen geworfen. Die großen Sprengtrichter von St. Eloi und der Ort selbst wurden genommen. Die zahlreichen, in dem Kampfgelände gelegenen Betonhäuser und ausgebauten Gehöfte wurden erobert. Preußische und bayerische Truppen erstürmten Dorf und Berg Kemmel. Unter dem Schutz der trotz schwierigen Geländes heranbleibenden Artillerie stieß die Infanterie an vielen Stellen bis zum Kemmelbach vor. Wir nahmen Dranoutre und die Höhe nordwestlich von Vleugelhoek. Schlachtgeschwader griffen die mit Fahrzeugen und Kolonnen stark belegten rückwärtigen Straßen des Feindes mit großem Erfolg an. Als Beute des gestrigen Kampftages sind bisher mehr als 6500 Gefangene, in der Mehrzahl Franzosen, unter den Gefangenen ein englischer und französischer Regimentskommandeur, gemeldet. Südlich von der Somme konnte Villers-Bretonneux, in das wir eingedrungen waren, vor feindlichem Gegenangriff nicht gehalten werden. Weitere starke

Gegenangriffe scheiterten hart östlich vom Dorf an dem dem Feind entrissenen Wald und Dorf Hangard. Die Gefangenenzahl aus diesem Kampfabschnitt hat sich auf 2400 erhöht. Auf dem Westufer der Mosel stürmten sächsische Kompagnien französische Gräben und drangen in Regnieville ein. Nach Erfüllung ihrer Aufgaben kehrten sie mit Gefangenen in ihre Linie zurück.

27. April. Nördlich von Wytschaete stießen wir bis an den Südrand von Voormezeele vor. Französische und englische Divisionen versuchten vergeblich, uns den Kemmel wieder zu entreißen. Ihre am Vormittag an der Front von Dikkebusch bis Loker, in den Abendstunden aus der Gegend von Loker bis westlich von Dranoutre angesetzten Angriffe brachen in unserem Feuer verlustreich zusammen. Wo der Feind unsere Linien erreichte, unterlag er im Nahkampf. Nordwestlich von Merville, auf dem Südufer der Lys, und bei Givenchy scheiterten feindliche Vorstöße. Südlich von der Somme verbluteten sich die Franzosen in mehrfachem Ansturm bei und südlich von Villers-Bretonneux. Nach dem Scheitern starker Frühangriffe an und nördlich vom Walde von Hangard faßte der Feind am Nachmittage seine Kräfte — vornehmlich Marokkaner — zu erneuten Vorstößen gegen den Hangard-Wald und nördlich vom Luce-Bach zusammen. Die mehrfach wiederholten, durch stärkstes Artilleriefeuer eingeleiteten Versuche, unsere Linien zu durchstoßen, schlugen fehl. Aus eigenem Entschluß schritten Infanterieabteilungen beiderseits des Luce-Baches zum Angriff, säuberten mehrere Maschinengewehrnester und nahmen hierbei Franzosen gefangen.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Ein mißglückter Angriff gegen die flandrische Küste.

In der Nacht vom 22. zum 23. April wurde ein großangelegtes und mit rücksichtslosem Einsatz geplantes Unternehmen englischer Seestreitkräfte gegen unsere flandrischen Stützpunkte vereitelt. Nach heftiger Beschießung von See aus drangen unter dem Schutze eines dichten Schleiers von künstlichem Nebel kleine Kreuzer, begleitet von zahlreichen Zerstörern und Motorbooten, bei Ostende und Zeebrügge bis unmittelbar unter die Küste vor mit der Absicht, die dortigen Schleusen und Hafenanlagen zu zerstören. Gleichzeitig sollte nach Aussage von Gefangenen eine Abteilung von vier Kompagnien Seesoldaten (Royal Mariners) die Mole von Zeebrügge handstreichartig besetzen, um alle auf ihr befindlichen Bauten, Geschütze und Kriegsgeräte, sowie die im Hafen liegenden Fahrzeuge zu vernichten. Nur etwa 40 von ihnen haben die Mole betreten. Diese sind teils tot, teils lebend in unsere Hand gefallen. Auf den schmalen hohen Mauern der Mole ist von beiden Seiten mit äußerster Erbitterung gefochten worden. Von den am Angriff beteiligten englischen Seestreitkräften wurden die kleinen Kreuzer „Iphigenia", „Intrepid", „Sirius" und zwei andere gleicher Bauart, deren Namen unbekannt sind, dicht unter der Küste versenkt. Ferner wurden drei Zerstörer und eine größere Anzahl von Torpedomotorbooten durch unser Artilleriefeuer zum Sinken gebracht. Nur einzelne Leute der Besatzung konnten von uns gerettet werden. Außer einer durch Torpedotreffer verursachten Beschädigung der Mole sind unsere Hafenanlagen und Küstenbatterien völlig unversehrt. Von unseren Seestreitkräften erlitt nur ein Torpedoboot Beschädigungen leichtester Natur. Unsere Menschenverluste sind gering.

Zum Jubiläum der Firma J. P. Bachem.

Von G. Hölscher, Köln.

Zu den verhältnismäßig wenigen Verlagsbuchhandlungen, denen es beschieden ist, ihr hundertjähriges Bestehen zu feiern, tritt in diesen Tagen die Firma J. P. Bachem in Köln, die sich um die katholische Sache und im besonderen um die katholische Belletristik hervorragend verdient gemacht hat.

Am 4. Mai 1818 eröffnete Johann Peter Bachem, der drei Jahre vorher nach Köln gekommen war, eine Sortimentsbuchhandlung in Verbindung mit einem Verlag, für dessen Herstellung er gleichzeitig eine Druckerei in kleinem Umfange diesen Geschäftszweigen angliederte. Er war der Sohn des letzten kurfürstlichen „Domkellers" (Güterverwalters) Jos. Wilhelm Bachem, der aus Erpel am Rhein stammte, wo die Familie seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts ansässig war. Johann Peter hatte den Buchhandel erlernt und war bei Hoffmann und Campe in Hamburg, dem Verlag des späteren „Jungen Deutschland", vierzehn Jahre in Stellung gewesen. Im Jahre 1815 hatte er mit Marcus Du Mont die „Du Mont-Bachemsche Buchhandlung" gegründet, dann aber das Verhältnis gelöst und das Geschäft auf den eigenen Namen fortgeführt. Hauptsächlich staats- und rechtswissenschaftliche Werke gingen aus dem Verlag hervor, aber auch die Belletristik, die später die Hauptrichtung des Verlags werden sollte, war in einer bemerkenswerten Veröffentlichung vertreten: in dem Erstling von Heinrich Hoffmann von Fallersleben. Er war damals Student in Bonn und Geldmangel veranlaßte ihn zur Herausgabe seiner „Lieder und Romanzen". Ein „Geschäft" war damals freilich mit ihm noch nicht zu machen; vielmehr verlor der Verlag an dem bescheidenen Heftchen fast zehn Taler.

Ein längeres Wirken war dem Gründer nicht vergönnt. Im Alter von 37 Jahren wurde er das Opfer eines Schlaganfalls, und da er unverheiratet gewesen war, übernahm sein Bruder Lambert das Geschäft. Dieser hatte mit Johann Peter schon 1816 eine Leihbibliothek gegründet, die später in der Firma J. P. Bachem aufging, während Lambert sich dem Weinhandel widmete, den er in Honnef am Rhein betrieb. Als Verlagsbuchhändler seit 1822 entfaltete er eine sehr rege Tätigkeit auf allen Gebieten der Wissenschaft und Literatur, aber auch jetzt noch überragen die Staats- und Rechtswissenschaften. So ging das hervorragende achtbändige „Handbuch der für die Rheinprovinzen verkündigten Gesetze, Verordnungen, Regierungsbeschlüsse aus der Zeit der Fremdherrschaft" des berühmten Juristen Dr. Alexander von Daniels aus seinem Verlag hervor.

Lambert Bachem war ein ideal veranlagter Mann, der mehr auf den Wert als auf die Verkaufsfähigkeit seiner Verlagswerke sah. Dabei war er kein gelernter Buchhändler, und die Fülle der Geschäfte neben dem Verlag: Sortiment, Druckerei und Leihbibliothek erschwerten ihm den Ueberblick. Durch die Lieblosigkeit zweier Gläubiger geriet er im Jahre 1840 plötzlich in Zahlungsschwierigkeiten, die ihn zu einem Konkordat zwangen. Die Gläubiger erhielten die Hälfte ihrer Guthaben sofort und 25 v. H. sollten innerhalb fünf Jahren gezahlt werden. Nachdem diese Bedingungen aber erfüllt waren, ruhte Lambert Bachem nicht, bis auch das restliche Viertel der Guthaben, sowie sämtliche Zinsen noch abbezahlt waren, worauf ihn der Rheinische Appellationsgerichtshof in feierlicher Sitzung als „rehabilitiert" erklärte, ein Fall, der seit 23 Jahren im Bezirke des Gerichts nicht mehr vorgekommen war.

Nach diesem Schlag, der ihn im Jahre 1840 betroffen hatte, erholte sich der Verlag — Sortiment und Leihbibliothek waren aufgegeben worden — langsam wieder, hauptsächlich durch die Energie und den Fleiß des ältesten Sohnes Joseph, der 1840 noch nicht 20 Jahre zählte. Lambert Bachem — ein Beweis, wie wenig ihm sein geschäftliches Unglück in der Achtung seiner Geschäftsgenossen geschadet hatte — trat an die Spitze des 1843 neugegründeten Kreisvereins der rheinisch-westfälischen Buchhändler und des Kölner Verlagsvereins von 1844, gehörte auch bis zu seinem Tode dem Vorstande des 1845 gegründeten Borromäus-Vereins an.

Nach Lambert Bachems Ableben im Jahre 1854 baute Joseph Bachem den schöngeistigen Verlag aus. Mit bestem Erfolge brachte er noch im selben Jahre die ersten Bände der „Sammlung von klassischen Werken der neueren katholischen Literatur Englands" heraus, die nun mit Hilfe eines Stammes tüchtiger Uebersetzer — an ihrer Spitze Heinrich Reusch — rasch gefördert wurde und 1865 auf 21 Bände angewachsen war. Darunter befanden sich manche Werke der Kardinäle Wiseman und Newman, u. a. die Fabiola, die einen für die damalige Zeit riesigen Absatz fand.

Mittlerweile war 1857 eine zweite „Sammlung unterhaltender Schriften der neueren englischen Literatur für gebildete katholische Leser" begonnen worden, die ebenfalls rasch anwuchs. Weiterhin folgten als Reihenunternehmungen „Bilder aus dem Volksleben" und „Zeitbilder in Erzählungen aus der Geschichte der christlichen Kirche".

In den 1870er Jahren gab es endlich auch die Anfänge einer deutschen katholischen Literatur. Maria Lenzen di Sebregondi erscheint mit vielen Werken ihrer fleißigen Feder in Bachems Verlag, die Freiin Ferdinande von Brackel, die mit der „Tochter des Kunstreiters" 1875 debutiert hatte, wird fast ausschließlich durch Bachem in die Literatur eingeführt. Anfangs der 1880er Jahre folgt Therese Kellner, die schon 1881 den Decknamen M. Herbert zu Ehren bringt. Ein Jahr darauf beginnt Bachems Novellensammlung ihr Erscheinen, der 1884 Bachems Romansammlung auf dem Fuße folgt.

Zweifellos hat sich Joseph Bachem um die katholische Belletristik ein unvergängliches persönliches Verdienst erworben, denn er förderte seine Autoren und Verfasserinnen unausgesetzt. Aber darin erschöpfte sich seine Tätigkeit nicht. Vielleicht noch größer ist seine Bedeutung als „Altmeister der katholischen Presse". 1860 gründete er die „Kölnischen Blätter", die 1869 den Namen „Kölnische Volkszeitung" annahmen und deren Geschichte ein Kapitel für sich bildet (vgl. „A. R." 1910, Nr. 14).

Nach dem Tode Jos. Bachems im Jahre 1893 verfolgte der Verlag die bewährten Bahnen nicht nur, sondern war auch zeitgemäßen Neuerungen nicht abhold und nahm neue Ideen auf. Die Liste seiner belletristischen Autoren vergrößerte sich beträchtlich; wir nennen z. B. Anton Schott, Hans Schrott-Fiechtl, Dirking, Franziska Bram, Anna v. Krane, v. Hutten, Isabelle Kaiser u. v. a. Zu erwähnen sind noch die verschiedenen Bachemschen Jugendschriftensammlungen. Dabei werden auch andere Verlagsrichtungen nicht vernachlässigt, sodaß die Firma im Gesamtverlagsbuchhandel eine angesehene Stellung einnimmt. Möge sie in gleichem Sinne in das nächste Jahrhundert hinein- und darüber hinauswachsen!

Vom Büchertisch.

F. Schrönghamer-Heimdal: Vom Ende der Zeiten. Das Wissen vom Weltuntergang nach Edda, Wissenschaft und Offenbarung. Preis M 2.—. Haas & Grabherr, Augsburg. Schrönghamer-Heimdal, den wir bis jetzt als seelenvollen Dichter und Mahner zu ernster Lebensführung kennen, begibt sich mit vorliegender Schrift auf das labyrinthen-



reiche Gebiet der Eschatologie und sucht den Nachweis zu erbringen, daß die Weltuntergangslehre von Edda, (gegenwärtiger) Wissenschaft und Bibel „im Geiste und in der Wahrheit“ vollständig miteinander übereinstimmen. Seine Beweisführung gründet sich hauptsächlich auf allegorisch-mystische Exegese, Wort- und Zahlensymbolik. In der Johannes-Apokalypse sieht der Verfasser zahlreiche Erscheinungen des gegenwärtigen Krieges, wie Schützengräben, Minenstollen, Fliegerbomben, Riesengeschütze, Markenwesen u. a. vorhergesagt. Der dogmatische Standpunkt des Verfassers scheint nicht der orthodox-kirchliche zu sein; man vergleiche etwa S. 7: „Der Sigfried der Edda ist der heilige Georg der Kirche, ist Christus selbst, ist der Sieg der Sonne über den Winter, ist der Sieg des Guten über das Böse, der Wahrheit über die Lüge, des Geistes über den Leib.“ Ein stark anti-semitischer, pro-arischer Geist durchzieht die ganze Schrift.

Dr. Zoepfl.

Sabbatruhe. Gedanken über mystisches Gnadenleben von Emil Dimmler. 8° XVI u. 284 S. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—. Kempten, Kösel. 1917. — Eifriger Pflege erfreut sich im letzten Jahrzehnt die Wissenschaft der Mystik. Die Werke von Saudreau, Poulain und Zahn haben zu einläßlicher Behandlung dieses Gegenstandes geführt. In gemeinverständlicher Form geht Dimmler den damit beregten Fragen nach. Er macht vor allem genauer mit dem Wesen der Mystik vertraut in gedrängtem Rückblick auf die Geschichte der Wissenschaft der Mystik unter Aufdeckung mancher Irrgänge, wozu namentlich die Ueberschätzung Dionysius des Areopagiden gehört. Dimmlers Buch will vor allem dem Leben dienen. Im Anschluß an das Wort des Völkerapostels im Hebräerbrief (4, 9) von der Sabbatruhe Gottes, das von der Ruhe des ewigen Lebens, aber auch von der vollen Vereinigung mit Gott in diesem Leben verstanden werden kann, wird zunächst in eingehender Form als Kern des mystischen Lebens dargetan, daß der Mensch dem alten Leben abstirbt und mit Christus in Gott lebt. Des weiteren wird über Gefahren und Verirrungen des mystischen Lebens gehandelt und seine Pflege genauer erörtert. Licht und Wärme durchfluten dieses Buch, das sich denen als Führer anbietet, die das Wort Mystik noch nicht kennen oder es gar fürchten. (Vorrede X). Denn es ist überaus nützlich, von Mystik etwas zu wissen, seien es auch nur die Grundbegriffe.

C. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Neues Theater. Man hat bei unseren Privatbühnen immer die Erfahrung machen können, sie gaben ihre besten Vorstellungen, als sie am härtesten um den Platz an der Sonne kämpfen mußten, so das Schauspielhaus, dann die Kammerspiele, nun ist das „Neue Theater“ an der Reihe. Mit Strindbergs „Vater“ hatte es einen neuen großen Darstellungserfolg, der um so höher zu werten ist, als wir hier schon sehr gute Vorstellungen des Stückes hatten, der Reiz der Neuheit also bei den wenigsten mitsprechen konnte. Es ist deshalb auch gar nicht nötig, über dieses Werk, wie über den von unseren Bühnen seit Jahren getriebenen Strindbergkultus wieder ausführlich zu reden. Die einseitige Pflege eines großen Einseitigen hat eine ganze Dichtergeneration herangezüchtet, deren Werke trotz liebevollster Kommentatoren doch nur Scheinerfolge haben. Es fehlt ihnen an echter Tragik, für die ein Weltkatzenjammer, und habe er auch ein gigantisches Ausmaß, keinen Ersatz geben kann. Dies gilt auch von der genialeren Natur Strindbergs. Er stand niemals über seinen Geschöpfen, führte immer in der Maske des Helden die eigene Sache. „Der Vater“ gehört zu den naturalistischen Dramen um 1890. Auch das „Naturalistische“ war letzten Endes „Kostüm“. Gewiß trägt die Frau des Rittmeisters viele Züge einer fein gesehenen Beobachtungskunst, aber die Gestalt als ganzes genommen ist in ihrer eisernen Konsequenz gesteigert ins Uebermenschliche, besser gesagt Unmenschliche, gesehen mit den Augen des Gegenkämpfers, der nach Strindberg unterliegen muß, des Mannes. Nesselträger spielt den Rittmeister als klare, einfache Soldatennatur, die weicher Regungen fähig, diese aber im Zaum zu halten weiß. Er geht von seinem Wege nicht ab, nur wenn er an den Widerständen mürbe zu werden beginnt, sucht er durch Zornausbrüche seinen Standpunkt zu behaupten. Der Schauspieler trägt mit Recht in diesen Kampf um die Erziehung des Kindes anfänglich keine pathologischen Züge hinein, erst als die Frau den Zweifel weckt, ob er der richtige „Vater“ sei und diesen anfänglich abgewiesenen Gedanken immer tiefer in das müde, reizbare Gehirn bohrt, beginnen sich die Linien zu verschieben, bis der auf das höchste Gereizte die brennende Lampe nach der Peinigerin wirft. Das ward durch Nesselträgers Spiel zu einem unmittelbaren Erlebnis. Auch die Szenen, in denen die alte Amme dem Ermatteten die Zwangsjacke anlistet, wirkten stark. Mea Steuermann gab die Laura, diese ganz von schlechten Instinkten beherrschte Frau, die dem Manne durch ihre Herzenskälte überlegen ist, mit viel diskret betonten Einzelzügen. Schindlers Spielleitung hatte das Ganze gut zusammengetönt. Die brave Beschränktheit der Amme, die Frln. Scholz gab, das ratlos zwischen Vater und Mutter schwankende Kind, für das Frln. Paschen packende Töne hatte, und die Durchschnittsgestalten von Arzt und Pfarrer, die Staufer und Helmer ohne Farbengrellheit hinstellten, gaben gute Hintergrundsfiguren für die zermalmende, wenn auch nicht erhebende Tragik des Strindbergwerkes.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Bankabschlüsse und Börse — Die neuen Steuervorlagen — Bayerische Industriemehrung.

Unsere Effektenbörsen in ausgesprochen fester Grundstimmung, die heimische Kriegswirtschaft in fortschreitender Entwicklung, deutsche Grossindustrie und Finanzwelt in rastlosem Vorwärtsstreben! Diese seit Monaten anhaltende Grundtendenz wird durch die militärische und wirtschaftliche Lage im Weltkrieg neuerdings vertieft. An den Börsen hat die Geschäftsmehrung zugenommen. Der Werdegang unseres Wirtschaftslebens kommt vor allem in den jetzt vollständig vorliegenden Jahresergebnissen der deutschen Grossbanken zum Ausdruck. Den imposanten Bilanzeinzelheiten der Dresdner Bank, der Berliner Diskontogesellschaft gesellen sich als letzte die Abschlussdaten unseres grössten Bankunternehmens, der Deutschen Bank, welche 14% gegen 12½% an Dividende erklärt. Bei einem Gesamtumsatz von 188 gegen 131 Milliarden Mark hat dieses Institut am Jahresschluss mit über 5½ Milliarden gegen 3½ Milliarden Mark fremden Mitteln gearbeitet. Der erkennbare Gesamtjahresgewinn stieg um 25 Millionen auf über 112 Millionen. Eine Zusammenstellung der Bilanzen aller deutschen Grossbanken ergibt trotz des starken Zustroms an unbeschäftigten Kapitalien eine wesentliche Verbesserung der Liquidität dieser Institute und eine beispiellose Interessenvermehrung im abgelaufenen Jahr. Die Filialgründungen und Uebernahmen mittlerer und kleinerer Firmen durch Grossbanken haben sowohl in Nord- und Mitteldeutschland, wie auch namentlich bei uns in Bayern weitere Fortschritte gemacht. So errichten u. a. neue Zweigniederlassungen in Bad Tölz die Pfälzische Bank, in Mindelheim die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, in Günzburg und Ichenhausen die Bayerische Handelsbank. Mit Recht bezeichnet man die neuen Sätze für die geplante Umsatzsteuer geradezu als Prämie für Banken mit dichtem Filialnetz zwecks Vermeidung der Doppelbesteuerung. Im übrigen brachten die Steuerdebatten im Reichstag für unsere Kriegswirtschaftskreise keine neuerliche Ueberraschung. Interessant war lediglich die Ankündigung des Reichsschatzsekretärs über weitere Monopolpläne für Mineralöle und Stickstoffe. Bayerns Anregungen und entschiedene Interessenvertretung des süddeutschen Gewerbes in den Fragen des Branntweinmonopols und der Biersteuer begegnen dem vollen Einverständnis aller Kreise.

Deutschlands Grosswirtschaft wird am besten gekennzeichnet durch die Geschäftsmehrungen und Finanzgründungen der jüngsten Zeit. Von bayerischen Unternehmungen ver-

dienen Erwähnung die Neugründung der „Kapuziner-Malzkaffee, G. m. b. H.", der Bayerischen Motorenwerke A. G., beide München und der Bayerischen Eggenfabrik A. G. Feucht. Bezüglich der Gründung des Bayernkraftwerkes — Zusammenfassung staatlicher, gemeindlicher und privater Wasserkraftanlagen behufs möglichst rationeller Ausnutzung und Verteilung der vorhandenen Strommengen — nähern sich die langjährigen Verhandlungen zwischen dem bayerischen Staat, den Städten und Banken dem Abschluss. Unter Leitung der Deutschen Bank München wurde inzwischen ein für Bayern hochwichtiges Unternehmen ins Leben gerufen: das Innkraft-Syndikat zur Erschliessung der Wasserkräfte des unteren Inns von etwa 2000 PS. Neben den bayerischen Grossbanken gehören diesem grössten bisher in Deutschland jemals in die Wege geleiteten Geschäft in Höhe von 150 Millionen Mark sämtliche Firmen der deutschen Bankgruppe an. Hervorragende Fachleute und Gelehrte zählen zu diesem, namentlich von den Bayerischen Stickstoffwerken zur Ausführung geplanten Unternehmen. Bemerkenswert ist auch die von der bayerischen Staatsregierung eingebrachte Nachtragsforderung von 1,88 Millionen Mark für die Erweiterung des Regensburger Luitpoldhafens. Neben einer Reihe von bayerischen Industrieunternehmungen zeigen besonders die grossen norddeutschen Industriegesellschaften in ihren Bilanzergebnissen erhöhte Gewinne und Geschäftsausdehnung. Von den vielen Neugründungen der jüngsten Zeit seien erwähnt die der „Drahtlosen Ueberseeverkehr" A.-G., der „Aktiengesellschaft für In- und Auslandsunternehmungen", diese mit 25 Millionen Mark Kapital unter Beteiligung von Export- und Industriefirmen, Reedereien und Banken aus den verschiedensten Teilen Deutschlands, der „Hochseefischerei" und verschiedener Unternehmungen der Textil-, Glas- und Schiffahrtssparten. In den Generalversammlungen, namentlich der Schwerindustrie wurde wiederholt von ausreichenden Auftragsbeständen und lohnender Beschäftigung gesprochen. In der Versammlung der Dresdner Bank wurde beispielsweise hingewiesen, dass für das laufende Jahr mit einem sehr guten Ergebnis und mit einer wesentlichen Erhöhung der Dividende zu rechnen sei. Eine günstige Bewertung erfuhr die Tatsache der über 12½ Milliarden Mark betragenden Bareinzahlungen auf die jüngste Kriegsanleihe und nicht zuletzt der günstige Saatenstand. Zusammenhängend damit ist bedeutungsvoll die im Reichstag ausgesprochene Aussicht auf Beibehaltung der jetzigen Brotration, angesichts der zufriedenstellenden Entwicklung der Getreidezufuhren aus der Ukraine, für welche in dem am 23. April zwischen Deutschland-Oesterreich und der ukrainischen Volksrepublik unterzeichneten Wirtschaftsabkommen eine feste Grundlage geschaffen ist. Auch der Erledigung der wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Verhandlungen zwischen Deutschland und Holland über Warendurchfuhr, Schiffsraumprobleme und Rheinschiffahrtsfragen steht man zuversichtlich gegenüber.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

DEUTSCHE BANK.

Geschäftsbericht für das Jahr 1917.

Wir berichten über das achtundvierzigste Geschäftsjahr der Deutschen Bank.

Der russische Koloß, dessen Ländergier und üble innere Verfassung einen so großen Teil der Schuld an dem verbrecherischen Weltkriege getragen hat, ist zusammengebrochen und löst sich in die seit zwei Jahrhunderten zusammengeschweißten, heterogenen Teile auf. In der Schlacht von Tannenberg, drei Wochen nach Kriegsausbruch, standen die sibirischen Armeekorps bereits auf deutschem Boden; ihre Mobilmachung hatte Monate erfordert. Daß die russische Armee seit April von Wladiwostok bis Warschau im Anmarsch war, hatten deutsche Reisende auf der sibirischen Bahn beobachtet. Der Suchomlinow-Prozeß brachte die Bestätigung von Vielem, was dem deutschen Generalstab schon vor Kriegsbeginn bekannt geworden war.

Der Ring ist gesprengt. Deutschland und seine Verbündeten haben den Rücken frei. Geniale Feldherren führen uns auch im Westen dem Sieg und Frieden entgegen.

Wirtschaftlich hat unser Volk gleichfalls Beispielloses geleistet und die schwere Zeit der vollständigen Abschnürung und Einkreisung siegreich überwunden. Die Hoffnung unserer Gegner, uns auszuhungern, ist zuschanden geworden gleich ihrer Erwartung, uns auf die Knie zu zwingen, weil uns eines Tages Streiter oder Rohstoffe ausgehen könnten. Für die Beschaffung von Metallen zum Beispiel stehen wir erst am Beginn der Mobilmachung der deutschen Vorräte. Der sich anbahnende wirtschaftliche Verkehr und Güteraustausch mit dem Osten verspricht uns weitgehende Erleichterung und ergänzt, was deutsche Erfindungsgabe und deutsche Tüchtigkeit nicht bereits durch Schaffung von Ersatzstoffen, vorübergehend oder auch dauernd, entbehrlich gemacht haben.

Die Ernte war genügend, für Kartoffeln sogar recht gut. Kriegsgefangene ersetzten die Arbeitskräfte, die uns gefehlt hätten. Die beiden Kriegsanleihen des Jahres ergaben 25¾ Milliarden Mark und lieferten die Mittel zur Fortsetzung des uns aufgezwungenen Kampfes. Deutschland allein, von allen Völkern Europas, bringt den größten Teil seiner Kriegskosten durch langbefristete Anleihen auf und ausschließlich im eigenen Lande: jede deutsche Staatsschuld oder Grundschuld gehört einem deutschen Gläubiger, hebt sich also innerhalb der eigenen Volkswirtschaft auf. Abermals und in noch höherer Progression als früher sind die Einlagen in Banken und Sparkassen gewachsen, die letzteren allein um 3½ Milliarden auf rund 24½ Milliarden Mark. Es versteht sich, daß diese, in allen am Kriege beteiligten Ländern auffallende Geldansammlung mit der starken Erhöhung des Umlaufs von Papiergeld zusammenhängt, die in Wechselwirkung eine allgemeine Verringerung der Kaufkraft des Geldes bedingt.

Der Bankdiskont betrug während des ganzen Berichtsjahres unverändert 5 Prozent. Die Wechselkurse haben sich nach dem russischen Zusammenbruch und in Anbetracht der auch im Auslande wachsenden Erkenntnis, daß wir die Sieger bleiben, sehr erheblich zu Deutschlands Gunsten gebessert. Dagegen verliert das englische Pfund Sterling im neutralen Ausland bereits 20 Prozent seines früheren Goldwertes, der französische Franken noch erheblich mehr; italienische Lire sind gar auf weniger als die Hälfte ihres Nennwertes gesunken und sogar der amerikanische Dollar steht an den Börsen der glücklichen und klugen Völker, die dem Weltkrieg ferngeblieben sind, nicht unerheblich unter Goldwert; und zwar trotz der von den Vereinigten Staaten erzielten Riesengewinne an Kriegslieferungen für unsere Feinde und seiner auf Europas Kosten vermehrten Goldvorräte. Aber der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg hat auch für diese die gewonnenen Vorteile umgewandelt in allgemeine Teuerung, schwierige Arbeiterverhältnisse, Forderungen von bis jetzt 22 Milliarden Mark an die Bundesgenossen und den aus politischen Gründen vordem allgemein bekämpften Staatsbetrieb der amerikanischen Eisenbahnen.

Unsere heutigen Feinde haben schon seit der Jahrhundertwende auch auf wirtschaftlichem Gebiet die öffentliche Meinung gegen Deutschland durch Verbreitung falscher Nachrichten vergiftet. Der nahe Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft war in den englischen Blättern längst eine kurshabende falsche Münze, die eifrig in Umlauf gebracht worden ist. Solcher Verhetzung gegenüber dürfen wir einige Kurse vergleichen, aus denen hervorgeht, wie sich die deutsche Wirtschaft sogar unter dieser furchtbaren Belastungsprobe bewährt hat, und wie der Vergleich bei den anderen aussieht.

Kurse		Ende 1913	Ende 1917
3% Deutsche Reichsanleihe		76	70
4% Preußische Consols		98	90
Deutsche Bank		248	263
Disconto-Gesellschaft		186	204
Dresdner Bank		150	172
Anatolische Eisenbahn		117	152
Hamburg Amerika Linie	(Schiffahrt)	133	136
Norddeutscher Lloyd	(Schiffahrt)	116	137
Bochumer Gußstahl	(Eisen)	208	322
Rombacher Hüttenwerke	(Eisen)	148	179
Deutsche Kaliwerke		126	249
Harpener Bergbau	(Kohle)	172	214
Consolidation	(Kohle)	329	386
Kattowitzer Bergbau	(Kohle)	228	243
Elberfelder Farben	(Chemie)	550	600
Rütgerswerke	(Chemie)	190	224
Siemens & Halske A.-G.		218	239
dagegen:			
4% Russische Anleihe von 1902		90	56
3% Französische Rente	in Paris	85	58
Banque de Paris		1670	1010
Englische Consols	in London	71¾	54¼
Bank of England	„	237	201
London City & Midland Bank	„	46	40
London & Northwestern Eisenbahn	„	130	93
3% United States (Panama) Bonds	in New York	100	84
Union Pacific Eisenbahn	„	154	114
Chicago, Milwaukee & St. Paul Eisenbahn	„	99	46
aber erst die Kriegsanleihen:			
5% Deutsche Kriegsanleihe	Ausgabekurs:	98	98
5% Englisch-Französische Kriegsanleihe fällig Oktober 1920	„	98	88½

Die Deutschen Kriegsanleihen, von denen jetzt 87 Milliarden in Umlauf sind, haben ihren Ausgabekurs behauptet; dagegen ist der vereinigte Britisch-Französische Staatskredit in dem verbündeten Amerika nur noch zu einem Preise bewertet, der eine Verzinsung von 10 Prozent ausdrückt. Dieser öffentliche Kurs ist aber ein genauerer Wertmesser als alle Reden und Reklamen.

Unsere eigenen Abschlußzahlen spiegeln die deutsche Wirtschaftslage deutlich nider: der Gesamtumsatz stieg von 129 Milliarden im Vorjahre auf 188 Milliarden, die fremden Gelder und Einlagen erhöhten sich von 3½ Milliarden auf über 5¼ Milliarden; die Gesamtsumme unserer Vermögensaufstellung von 4076 Millionen auf 6309 Millionen. Nur in Höhe von weniger als einem Zehntel sind diese Zunahmen zurückzuführen auf die in unserem vorjährigen Bericht erwähnte Aufnahme des Schlesischen Bankvereins und der Norddeutschen Creditanstalt. Durch diese Verschmelzung erhöhten sich unser Aktienkapital von 250 auf 275 Millionen, unsere bilanzmäßigen Rücklagen von 181½ auf 225 Millionen Mark.

Unsere Londoner Bankgebäude sind durch die englische Regierung zwangsweise an zwei Konkurrenten verkauft worden. Trotz eifrigsten Durchforschens aller Bücher, Briefschaften und Geschäfte der Londoner Niederlassung hat sich nicht der geringste Anlaß zu irgendeinem Vorwurf oder einem Vorwand für solch völkerrechtswidriges Vorgehen gefunden. Dagegen haben die englischen Behörden sich für berechtigt erachtet, unsere Beamten, auch wenn sie das 55. Lebensjahr überschritten hatten, jahrelang zurückzuhalten und ihrer Freiheit zu berauben. Unsere Telegraphenschlüssel, unsere Auskunftsbücher, unsere Kundenlisten sind uns fortgenommen worden. Das bleibe unvergessen und werde in der ganzen Welt zur Warnung bekannt.

Zu unseren Abschlußzahlen dürfen wir bemerken, daß der Zunahme der fremden Gelder von über 2000 Millionen eine mehr als entsprechende Zunahme der flüssig angelegten Mittel gegenübersteht. Das Verhältnis dieser flüssigen Mittel zu den Verpflichtungen hat sich weiter von 84,63 Prozent auf 86,98 Prozent gehoben.

Der Besitz und die Verpflichtungen unserer Londoner Filiale sind nach den letzten uns bekannt gewordenen Zahlen in unseren Abschluß aufgenommen.

Der Betrag unserer Akzepte ist abermals gesunken. Infolge der gewaltsamen Unterbindung des Weltverkehrs ist unser Akzept vielfach ersetzt worden durch Inanspruchnahme von Bürgschaftskrediten; deren Betrag hat sich von 238 auf 356 Millionen erhöht.

Die Zahl der bei der Deutschen Bank geführten Kundenrechnungen ist von 380,416 auf 530,767 am Ende des Berichtsjahres gestiegen. Die Vermehrung unserer Kundenzahl ist zu erheblichem Teil durch die Verschmelzung mit dem Schlesischen Bankverein und der Norddeutschen Creditanstalt entstanden.

Unseren Bestand an verzinslichen Deutschen Schatzanweisungen haben wir um 70 Millionen auf 201 Millionen erhöht. In diesem Posten sind nur die kurzbefristeten Schatzanweisungen enthalten; die langfristigen finden sich unter den deutschen Anleihen, deren Bestand von 25 Millionen auf 38½ Millionen gewachsen ist. Andere Wertpapiere als diese Anleihen des Reichs und der Bundesstaaten haben wir nur noch in Höhe von rund 14 Millionen Mark. Die Eigenen Beteiligungen an Gemeinschaftsunternehmen haben sich durch Abwicklungen auf 28 Millionen vermindert. Von der Zunahme der Schuldner entfallen 232 Millionen auf die neuen Filialen in den Provinzen Schlesien, Ostpreußen, Westpreußen und Posen. Die Vorschüsse auf Waren haben sich vermindert, weil viele der Kriegsgesellschaften, denen die Bewirtschaftung der deutschen Warenvorräte untersteht, allmählich ihren Geldbedarf aus Rücklagen selbst befriedigen konnten.

Unsere Zweiganstalten haben sich durchweg bewährt. Schon

heute dürfen wir den Beweis als erbracht ansehen, daß unsere Ausdehnung auf den deutschen Osten ein Schritt in der rechten Richtung gewesen ist. Die Filiale in **Sofia** hat ihre Tätigkeit im Berichtsjahre aufgenommen. Für die schon vor Kriegsbeginn geplante Filiale in **Bukarest** haben wir ein geeignetes Bankgebäude gefunden. Die Errichtung einer Niederlassung in **Riga** haben wir solange verschieben müssen, bis dort Privatbanken der Geschäftsbetrieb gestattet wird.

Auch in diesem Jahre haben wir alle Ausgaben für **Neueinrichtung**, Abnutzung und bauliche Anpassung unserer **Bankgebäude** vollständig abgeschrieben.

Der **bargeldlose Verkehr** hat sich in erfreulicher Weise ausgebreitet. Allerdings bleiben noch viele Einrichtungen in dieser Hinsicht verbesserungsfähig, nicht zum wenigsten die Gebräuche der Behörden selbst. Unseren Beamten erwuchs durch den erhöhten Ueberweisungs- und Scheckverkehr eine kaum zu bewältigende Arbeit, und allen Banken die entsprechenden Mehrausgaben. Unsere Inanspruchnahme im Scheckverkehr hat sich während des Krieges nach Stückzahl und Gesamtbetrag verdoppelt.

Unsere Abteilung zur Vermittlung von **Geldsendungen an deutsche, österreichische, ungarische und türkische Gefangene** im feindlichen Ausland, in der über 160 Beamte arbeiten, hat im Jahre 1917 ihre segensreiche Tätigkeit fortgesetzt. Leider wurden in den letzten Monaten des Berichtsjahres infolge der erzwungenen Betriebseinstellung der russischen Banken Auszahlungen in Rußland unmöglich.

Eine sehr große Zahl unserer **Beamten** dient in den Fronten. Durch Anstellung von Hilfskräften haben wir so gut wie eben möglich unsere Betriebe aufrechterhalten, wenn auch nur dank außerordentlicher, hingebungsvoller Anstrengung aller Mitarbeiter, vom ersten bis zum letzten. Die Zahl der Beamten der Deutschen Bank einschließlich der Vorstandsmitglieder betrug am Jahresschluß 13 322 gegen 10 603 Ende 1916. Als Anlage zu diesem Bericht geben wir wiederum das Verzeichnis der Tapferen aus unserem Kreise, die ihr Leben für das Vaterland lassen mußten. Ihr Andenken bleibt bei uns in Ehren und soll an geeigneter Stelle in unserem Direktionsgebäude verewigt werden.

Wir haben unserer Beamtenschaft auch während des Berichtsjahres durch wiederholte Zulagen die Ueberwindung der herrschenden Teuerung zu erleichtern gesucht und schlagen der Generalversammlung vor, den Beamten für ihre außerordentliche Anstrengung und die Ueberlastung durch die Kriegsverhältnisse eine einmalige Zuwendung von 2½ Millionen Mark zu bewilligen. Insgesamt hat alsdann die Deutsche Bank für ihre Beamtenschaft in **1917 über die festen Gehälter und Weihnachtszuwendungen hinaus eine Summe von ℳ 29,724,497 getragen.**

Dem Dr. Georg von Siemens-Fond für die Beamten sind freie für ähnliche Zwecke bestimmte Gelder zugewachsen, die beim Schlesischen Bankverein und bei der Norddeutschen Creditanstalt angesammelt waren.

Für **Steuern und Abgaben** hatten wir einschließlich der Rücklage für Zinsbogensteuer ℳ 7,133,648.97 zu erlegen, gegen ℳ 5,450,151.91 im Vorjahr.

Die **Deutsche Ueberseeische Bank** hat sich unter sehr schwierigen Verhältnissen abermals gut behauptet und dürfte die gleiche Dividende wie im vorigen Jahre verteilen.

Der Ertrag aus „**Dauernden Beteiligungen**" und Kommanditen enthält die für 1916 vereinnahmten Dividenden auf unseren Besitz an Aktien

der Deutschen Ueberseeischen Bank (6%)	
der Deutschen Vereinsbank (6%)	(für 1917 6½%)
der Essener Credit-Anstalt (8½%)	(„ 9%)
der Hannoverschen Bank (7½%)	(„ 8%)
der Mecklenburgischen Hypotheken- und Wechselbank (15%)	(„ 15%)
der Niederlausitzer Bank A.-G. (7%)	(„ 8%)
der Oldenburgischen Spar- und Leih-Bank (10%)	(„ 12½%)
der Pfälzischen Bank (6%)	(„ 7%)
der Privatbank zu Gotha (6%)	(„ 7%)
der Rheinischen Creditbank (6%)	(„ 7%)
der Württembergischen Vereinsbank (7%)	(„ 7%)
und der Deutschen Treuhand-Gesellschaft (12½%)	(„ 15%)

Wie aus dem Obigen ersichtlich, können alle diese Institute für das vierte Kriegsjahr den gleichen oder einen höheren Gewinn verteilen, wie für das dritte.

Der starke Rückgang der „**Dauernden Beteiligungen**" erklärt sich durch die Verschmelzung mit dem Schlesischen Bankverein, dessen Anteile bekanntlich seit 20 Jahren zu sehr erheblichem Teile in unserem Besitz gewesen sind.

Die **Anatolische Eisenbahn-Gesellschaft** hat 7% Dividende verteilt und sich unter den schwierigen Kriegsverhältnissen voll bewährt. Die Bahnhofanlagen in Haidar-Pascha wurden durch eine Feuersbrunst schwer beschädigt; die Gesellschaft war glücklicherweise gegen solche Zufälle durch Versicherung gedeckt und wird nur von einem erträglichen Schaden betroffen. Die **Bagdad Eisenbahn-Gesellschaft** konnte aus Mitteln des Reichs den Bau ihrer Strecken, soweit er den Zwecken der Kriegführung dient, fortsetzen. Noch immer harrt die Gesellschaft einer gerechten Lösung der Schwierigkeiten, auf die wir in unserem vorjährigen Bericht hingewiesen haben.

Unsere **Petroleum-Unternehmungen** haben für die Versorgung, namentlich auch der deutschen Eisenbahnen, des Heeres und der Flotte mit Schmieröl, Treiböl, Benzin und Petroleum abermals kaum zu entbehrende Dienste geleistet. Die **Steaua Romana A.-G. für Petroleum-Industrie in Bukarest** hat die im Vorjahr erwähnten Zerstörungen im Wesentlichen wieder gutmachen können, wobei allerdings ihre großen Vorräte an Materialien zum erheblichen Teil aufgebraucht worden sind. Die Grubenbetriebe in der Moldau wie in der Wallachei haben die Friedensausbeute zumeist wieder erreicht. Für die willkürliche Zerstörung unserer Anlagen haben wir seitens des Rumänischen Staates eine bedeutende Entschädigung zu erwarten. Inzwischen ruft die Gesellschaft zur Stärkung ihrer Betriebsmittel für die vorhandenen Aufgaben die Vollzahlung des Aktienkapitals von 100 Millionen Lei ein und verteilt für das Jahr 1916, wie in 1915, eine Dividende von 16 Prozent. Auch die **Deutsche Petroleum-Aktien-Gesellschaft**, die nunmehr unter anderem 50 Millionen Lei vollbezahlte Steaua Romana-Aktien besitzt, hat die Vollzahlung auf ihr Kapital von 35 Millionen Mark einberufen. Das englische Eigentum der **Europäischen Petroleum Union G. m. b. H.**, von deren Kapital die Steaua etwas über die Hälfte besitzt, ist von der Britischen Regierung zwangsweise verkauft worden. Auch aus diesem Titel steht der Steaua eine hohe Summe zu, da sowohl die Tankdampfer-Flotte von über 70 000 Tonnen, wie das sonstige in England gelegene Eigentum dieser Gesellschaft, bedeutende Werte darstellt.

Die **Ungarische Erdgas-Aktien-Gesellschaft** hat im Berichtsjahr die zweite Einzahlung von 30 Prozent auf ihr Aktienkapital von 27 Millionen Kronen eingefordert. Die bisher abgeteuften Schächte haben mit einer täglichen Erzeugung von 1¼ Millionen Kubikmeter die auf die Entwicklung dieses Unternehmens gesetzten Erwartungen vollauf gerechtfertigt.

Die Donau-Schiffahrtsunternehmung **Bayerischer Lloyd** hat sich aus der vor dem Kriege gegründeten G. m. b. H. mit 4 Millionen Kapital im Berichtsjahr zu einer Aktiengesellschaft mit 16 Millionen Mark Grundvermögen entwickelt; davon sind 10 Millionen einbezahlt. An dem Unternehmen ist nunmehr auch das Reich, ebenso wie die Königlich Bayerische Staatsregierung, mit nennenswerten Beträgen beteiligt. Nach Vereinigung mit der Donauflotte der Zentral-Einkaufs-Gesellschaft besitzt das Unternehmen nunmehr an Dampfern, Motorschiffen und Schleppkähnen insgesamt etwa 140 Schiffseinheiten mit etwa 10 000 PS. und 100 000 Tonnen Frachtraum. Für das Geschäftsjahr 1916 wurde eine Dividende von 7½ Prozent verteilt und auch für das abgelaufene Jahr darf ein günstiger Bericht erwartet werden.

Die **Bayerischen Stickstoff-Werke A.-G.** haben abermals 14 Prozent verteilt. Die Gesellschaft hat von der Königlich Bayerischen Regierung die Vorkonzession zur Ausnützung der Wasserkraft (von rund 200 000 Pferdestärken) des unteren Innflusses erhalten. Mit hervorragender Beteiligung bayerischer Banken und Firmen hat sich unter unserer finanziellen Führung ein Syndikat zur Vorbereitung dieses Unternehmens gebildet, dessen Durchführung einen Kapitalaufwand von über 150 Millionen Mark erfordern dürfte.

Die **Mitropa, Mitteleuropäische Schlafwagen- und Speisewagen A.-G.** kann für ihr erstes Geschäftsjahr die Ausschüttung einer Dividende von 8 Prozent vorschlagen.

Die uns seit Jahrzehnten nahestehende **Baugesellschaft Philipp Holzmann** in Frankfurt a. M. wurde unter Führung der Deutschen Vereinsbank und unseres Instituts mit der Internationalen Baugesellschaft verschmolzen und in eine Aktiengesellschaft umgewandelt.

Von sonstigen **Gemeinschafts-Unternehmungen** erwähnen wir:

Kapitalerhöhungen

der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co., der Badischen Anilin- und Sodafabrik, der A.-G. für Anilin-Fabrikation, sowie der Farbwerke vorm. Meister Lucius & Brüning,
der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft,
der Schultheiß' Brauerei A.-G. (Verschmelzung mit der Spandauer Berg-Brauerei),
der Kostheimer Cellulose- und Papierfabrik A.-G.,
der Rheinischen Stahlwerke zu Duisburg-Meiderich,
der Howaldtswerke, Kiel,
der Maschinenfabrik Schieß A.-G., Düsseldorf,
der Braunkohlen- und Brikett-Industrie A.-G., Berlin, u. a. m.

Die Filiale Frankfurt war beteiligt bei der Kapitalerhöhung der Chemischen Fabrik Griesheim-Elektron, der A.-G. für Zellstoff- und Papierfabrikation Aschaffenburg, der J. Brüning & Sohn A.-G., Langendiebach.

Die Filiale Stettin beteiligte sich an der Kapitalerhöhung der Neuen Dampfer-Compagnie und der Stettiner Oderwerke A.-G. für Schiff- und Maschinenbau.

Die Filiale Breslau war beteiligt bei der Kapitalerhöhung der Linke-Hofmann-Werke, Breslauer A.-G. für Eisenbahnwagen-, Lokomotiv- und Maschinenbau.

Die Filiale Dresden war beteiligt an der Kapitalerhöhung der Sächsischen Gußstahlfabrik in Döhlen und an der Uebernahme von Aktien der Lingner-Werke A.-G. in Dresden.

Ferner haben wir neue Aktien der Baroper Walzwerk A.-G., der Kattowitzer A.-G. für Bergbau- und Eisenhüttenbetrieb, sowie der A.-G. Charlottenhütte an der Börse eingeführt.

Von **abgewickelten Geschäften** erwähnen wir u. a.: Aktien der Schubert & Salzer Maschinenfabrik A.-G., der Vereinigten

Glanzstoffabriken A.-G., der Hirsch, Kupfer- und Messingwerke A.-G., der R. Wolf A.-G. in Magdeburg, der Deutschen Eisenbahnsignalwerke A.-G., der Kronprinz A.-G. für Metallindustrie, der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G., der Braunkohlen- und Brikettwerke Roddergrube A.-G., der Stahlwerk Becker A.-G., Umwandlung der Vorzugsaktien des Georgs-Marien-Bergwerks- und Hütten-Vereins usw.

Unsere **Konsortial-Rechnung** enthielt am Jahresschlusse

Beteiligungen an festverzinslichen Werten .	M	2,831,294.48
„ an Aktien von Banken, sowie Eisenbahnen und anderen Transport-Unternehmungen .	„	9,539,978.85
„ an Grundstück-Geschäften . .	„	2,763,771.55
„ an industriellen und verschiedenen anderen Unternehmungen	„	11,818,753.83
„ an Kriegskreditbanken und Kriegsgesellschaften	„	1,405,603.—
zusammen 332 Beteiligungen im Buchwerte von	M	28,359,401.71

Den über 4 Prozent Geldzinsen (welche in die Zinsenrechnung geflossen sind) erzielten Gewinn auf Gemeinschafts-Unternehmen haben wir, wie in den Vorjahren, zu Abschreibungen verwendet.

Der **Bestand eigener Wertpapiere** gliedert sich wie folgt:

Staats- und Kommunal-Papiere sowie deutsche Pfandbriefe	M	47,806,926.35
Eisenbahn- und Industrie-Obligationen . .	„	2,735,090.60
Eisenbahn-, Bank- und Industrie-Aktien . .	„	2,010,326.85
Verschiedene kleine Bestände	„	128,427.30
zusammen in 746 Gattungen	M	52,680,771.10

An der Zeichnung der bis zum Ende des Jahres 1917 ausgegebenen Kriegsanleihen waren wir mit rund fünf Milliarden beteiligt. Darüber hinaus haben wir annähernd zwei Milliarden übernommene Kriegsanleihen in unserer Kundschaft untergebracht. Auf die während der Abfassung dieses Berichts aufgelegte achte Kriegsanleihe beträgt die Summe der von uns vermittelten Zeichnungen weit über eine Milliarde.

Wir haben alle Vermögensteile der Bank sorgfältig geprüft und unter Berücksichtigung der Kriegsgefahren bewertet, insbesondere auch die in London befindlichen Aktiven, sowie unsere Außenstände in Rußland.

Hiernach sind wir in der erfreulichen Lage, die Erhöhung unserer erstmals für das Jahr 1909 erklärten Dividende von 12½ Prozent auf 14 Prozent vorzuschlagen.

In den Aufsichtsrat wurden in der letzten ordentlichen Generalversammlung neu gewählt:

Herr Kommerzienrat Nicolaus Eich, Generaldirektor der Mannesmannröhren-Werke in Düsseldorf;

Herr Kommerzienrat Albert Pinkuß in Berlin, der unserer Bank wertvolle Mitarbeit geleistet hat, aber leider schon am 7. Januar d. J. zu unserem größten Bedauern unserem Kreise durch den Tod entrissen wurde; sowie

Herr Senator Emil Possehl in Lübeck.

Am 16. Juli des Berichtsjahres verlor unser Aufsichtsrat durch den Tod zwei geschätzte Mitglieder, Herrn Geheimen Kommerzienrat Fritz von Friedlaender-Fuld und unseren langjährigen Mitarbeiter in wichtigen Geschäften Herrn Geheimen Kommerzienrat Otto Braunfels. Wir werden das Andenken der beiden Verstorbenen dauernd in Ehren halten.

In den Ortsausschuß Konstantinopel wurde neu gewählt Seine Exzellenz Herr Wirklicher Geheimer Rat Dr. J. Zahn, Mitglied der Verwaltung der öffentlichen Ottomanischen Schuld als Vertreter der deutschen Staatsgläubiger. Sein Vorgänger Herr Minister R. Pritsch Exzellenz sah sich zu unserem besonderen Bedauern veranlaßt, aus dem Ortsausschuß in Konstantinopel auszuscheiden, nachdem er seinen Wohnsitz nach Deutschland zurückverlegt hatte.

In den Ausschuß der Rheinisch-Westfälischen Filialen wurden neu gewählt die Herren Paul the Losen in Düsseldorf und Fabrikbesitzer Hugo Mann in Barmen.

Verluste hatten wir zu beklagen bei dem Ausschuß für die Rheinisch-Westfälischen Filialen durch den Tod des Herrn Geheimen Kommerzienrat Adalbert Colsman, sowie bei dem Ausschuß für die Schlesischen Niederlassungen durch das Hinscheiden des Herrn Albert Möller.

Herr Dr. jur. Alfred Wolff, seither Direktor der Münchener Filiale, ist zum Direktor der Filiale Brüssel ernannt worden. Unser langjähriger Mitarbeiter Herr Ferdinand Kautz, früher Direktor in Brüssel, wurde mit der Errichtung der neuen Filiale in Bukarest betraut.

Im Berichtsjahre wurden ferner ernannt:

in Berlin: Herr Rechtsanwalt Dr. Jacob Berne zum stellvertretenden Direktor, die Herren Theodor Nitzschke, Paul Bödinger, Karl Wichmann und Otto Reichhard zu Abteilungsdirektoren;

in Breslau: zu stellvertretenden Direktoren der Filiale die Herren Carl Böttcher und Max Mende;

in Cronenberg: zum Direktor der Zweigstelle Herr Fritz Kirschner;

in Darmstadt: Herr Ferdinand Bausback zum Direktor der Zweigstelle;

in Dresden: Herr Adolf Kraemer zum Direktor, Herr Alwin Wenzel zum stellvertretenden Direktor der Filiale;

in Düsseldorf: Herr Richard Stengel zum stellvertretenden Direktor;

in Hamburg: zu stellvertretenden Direktoren die Herren Edwin von Janinski und Carl Simminger;

in Sofia: zum Direktor Herr Dr. Paul Bonn, vordem stellvertretender Direktor der Frankfurter Filiale;

in Stettin: Herr Ernst Finke zum stellvertretenden Direktor.

Diese sämtlichen Ernennungen bedeuten Beförderungen langjähriger Mitarbeiter aus unserem eigenen Kreise. Neu trat in denselben Herr Kommerzienrat Josef Böhm, der zum Direktor für unsere Niederlassungen in München, Nürnberg und Augsburg ernannt worden ist.

Unser Freund und Mitarbeiter, Herr Otto Roese, langjähriges Direktionsmitglied unserer Londoner Niederlassung, hat sich in den Ruhestand zurückgezogen, nachdem er drei Jahre lang von den Engländern zwar an der Ausübung seines Berufs und an dem Besuch der City verhindert, aber auch nicht freigelassen worden war, obgleich dem bald Sechzigjährigen nach Völkerrecht das Verlassen Englands nicht hätte versagt werden dürfen. Im Berichtsjahre endlich durfte er nach Deutschland zurückkehren. Er bleibt unserem Freundeskreise ein geschätztes Mitglied.

Ausgeschieden sind auch der Direktor der Filiale Dresden, Herr Carl Behrends, und Herr Otto Ecke, Direktor bei der Filiale München, die sich beide nach langjähriger treuer Mitarbeit in den Ruhestand zurückgezogen haben. Ferner ist ausgeschieden Herr Franz Köbner, stellvertretender Direktor bei der Filiale Konstantinopel, um in den Reichsdienst überzutreten.

Bei der Hauptniederlassung haben wir leider den Tod zweier langjähriger, bewährter und treuer Mitarbeiter zu verzeichnen, der Abteilungsdirektoren Herren Paul Herrmann und Friedrich Koppe.

Im Feldlazarett verstarben Herr Fritz Liepmann, Direktor unserer Filiale Danzig, und Herr Friedrich Berger, Direktor der Zweigstelle Wiesbaden. Diesen beiden bewährten Mitarbeitern, die nun leider Opfer des Krieges geworden sind, bleibt ein besonderes Andenken in unserem Kreise gesichert.

Zu dem Reingewinn des Jahres von . .	M	50,003,241.65
tritt der Vortrag aus 1916 mit	„	12,272,747.44
zusammen	M	62,275,989.09

Wir beantragen:

1. der freien Rücklage wie im vorigen Jahr zu überweisen	M	1,500,000.—
2. für Abschluß-Zuwendungen an die Angestellten zu bewilligen .	„	4,300,000.—
3. eine **Dividende von 14 Prozent** auf M 275,000,000 Grundkapital an die Aktionäre zu verteilen	„	38,500,000.—
4. dem Aufsichtsrat den satzungsgemäßen Gewinnanteil (7 vom Hundert nach 6½% Dividende und allen Rücklagen und Zuwendungen) zu überweisen	„	1,552,419.35
5. wie im vorigen Jahre auf unsere Bankgebäude eine Sonderabschreibung vorzunehmen, um deren Buchwert auf M 40,000,000 zurückzuführen . . .	„	4,000,000.—
zusammen	M	49,852,419.35
Hiernach verbleibt ein Gewinn-Ueberschuß von	M	12,423,569.74

Der im Osten wiederhergestellte Frieden und die günstige Kriegslage im Westen gestatten, die im ersten Kriegsjahr vorgenommene außerordentliche Erhöhung des Gewinnvortrages bestimmten Zwecken zuzuführen. Wir beantragen deshalb, die Generalversammlung wolle beschließen

6. der Beamtenschaft in Ansehung der außergewöhnlichen Arbeitsbelastung durch die Kriegsverhältnisse zuzuwenden	M	2,500,000.—
7. der freien Rücklage zuzuführen weitere	„	3,500,000.—
und den Rest von . . . . auf neue Rechnung vorzutragen	„	6,423,569.74
	M	12,423,569.74

Das Vermögen der Deutschen Bank an Kapital und Rücklagen beträgt hiernach ohne den Vortrag M **505,000,000.**

Berlin, im April 1918.

Der Vorstand der Deutschen Bank.

A. v. Gwinner C. Heinemann P. M. Herrmann P. Mankiewitz
C. Michalowsky O. Schlitter G. Schröter E. G. v. Stauß
O. Wassermann

DEUTSCHE BANK.

Die Aktionäre unserer Gesellschaft werden hierdurch zu der am **15. Mai 1918, 11 Uhr vormittags** in unserem Bankgebäude, Eingang Kanonierstr. 22, stattfindenden

ordentlichen Generalversammlung

eingeladen. Aktionäre, welche ihr Stimmrecht nach Massgabe § 23 der Satzungen ausüben wollen, müssen ihre Aktien (oder die darüber lautenden Hinterlegungsscheine der Reichsbank) mit einem der Zahlenreihe nach geordneten doppelten Nummernverzeichnis spätestens am 11. Mai d. J.

in Berlin bei der **Effektenkasse der Deutschen Bank, Behrenstr. 11** (für die Mitglieder des Giro-Effekten-Depots auch bei der Bank des Berliner Kassen-Vereins),
„ Breslau „ dem **Schlesischen Bankverein Filiale der Deutschen Bank,**
„ Elberfeld „ der **Bergisch-Märkischen Bank Filiale der Deutschen Bank,**
„ Aachen, Augsburg, Barmen, Bremen, Brüssel, Chemnitz, Crefeld, Danzig, Darmstadt, Dresden, Düsseldorf, Frankfurt a. M., Görlitz, Hamburg, Köln a. Rh., Königsberg i. Pr., Konstantinopel, Leipzig, München, Nürnberg, Posen, Saarbrücken, Stettin, Trier, Wiesbaden

bei den Filialen und Zweigstellen der Deutschen Bank,

ausserdem:

in Düsseldorf bei dem Bankhause **C. G. Trinkaus,**
„ Essen a. d. Ruhr „ der **Essener Credit-Anstalt,**
Frankfurt a. M. „ „ **Deutschen Vereinsbank,**
„ dem Bankhause **L. Speyer Ellissen,**
„ „ „ **Jacob S. H. Stern,**
„ „ „ **Gebrüder Sulzbach,**
„ Hannover „ der **Hannoverschen Bank,**
„ Ludwigshafen a. Rh. „ „ **Pfälzischen Bank,**
„ Mannheim „ „ **Rheinischen Creditbank,**
„ „ **Süddeutschen Bank Abteilung der Pfälzischen Bank,**
„ Stuttgart „ „ **Württembergischen Vereinsbank**

oder bei einem deutschen **Notar** hinterlegen und bis nach der Generalversammlung belassen. Stimmkarten werden bei den Hinterlegungsstellen ausgehändigt.

Tagesordnung:

1. Jahresbericht über die Geschäfte der Gesellschaft.
2. Die Rechnungsablage mit dem Bericht des Aufsichtsrats.
3. Beschlussfassung über die Genehmigung der Jahresbilanz, die Gewinnverteilung, sowie über die Entlastung des Vorstands und des Aufsichtsrats.
4. Wahlen zum Aufsichtsrat unter Festsetzung der Zahl seiner Mitglieder.

Berlin, den 18. April 1918.

DEUTSCHE BANK
Gwinner. Mankiewitz.

Soeben erscheint:

„Mein Lazarettfreund"

Mit Gebeten nach Bischof Sailer.
Zusammengestellt von **Georg Timpe P. S. M.**, Etappenpfarrer in Rumänien.
Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

24 Seiten. Preis pro Stück 10 Pfg. 50 Stück Mk 4.50; 100 Stück Mk. 9 —.

An Büchern und Schriften für den Soldaten, sowohl für den Feldsoldaten wie auch für die stillen Helden in den Lazaretten ist gewiß kein Mangel; dennoch glauben wir, daß dieses bescheidene Heftchen, verfaßt von einem Manne, der faßt seit Kriegsbeginn da draußen für seine Soldaten arbeitet, der mit ihnen Freude und Leid trägt, gerne genommen wird, zumal der Preis ein so billiger ist. — P. Timpe, früher Seelsorger an der deutschen Bonifatiuskirche in London, kam im November 1914 durch Austausch nach Deutschland zurück und wirkt seit dieser Zeit als Feldgeistlicher. In dieser langen Zeit hat der hochw. Herr Verfasser viel Not und Elend an der Front gesehen und er weiß dem kranken Soldaten gegenüber das rechte Wort zu finden. Wir hoffen zuversichtlich, daß die kleine Gabe freudig aufgenommen wird.

Limburg a. d. Lahn. Kongregation der Pallottiner.

Dr. Bergmann's Wasserheilanstalt
Luftkurort Cleve bei nervösen Angst- u. Zwangsleiden fachärztl. seel. Behand'g. Prosp. gr.

Hadern und Knochen
sortiert und unsortiert.
Strumpfwolle, Neutuch, Zeitungen
kauft zu reellen Preisen von Privaten und Händlern, Anstalten, Klöstern usw.
Adolf von der Heiden, München, Baumstr. 4.
Telephon Nr. 22285. — Bahnsendung. München-Süd. Bahnlagernd

Achtung!
!! Sommersprossen !!
Ueber ein vorzügl. Mittel dagegen an sich selbst erprobt und glänzend bewährt, gibt Auskunft:
Frl. Emma Schorisch, Zittau i. S., Prinzenstr. 6.
Viele Dankschreiben und Anerkennungen.

ROSENHEIM

Städt. Erziehungsinstitut für Gymnasialschüler

mit dem Gymnasialgebäude durch eine Wandelhalle verbunden, gewährt den Schülern des Kgl. Humanistischen Gymnasiums Rosenheim beste Aufnahme. Garten und Spielplatz am Hause. Ueberwachung und Nachhilfeunterricht durch 2 Präfekten. Jahrespreis 750 Mark. Auch Halbzöglinge finden Aufnahme. Weitere Auskunft durch den Vorstand

Joh. B. Geiger, Kgl. Gymnasialprofessor.

Städt. Erziehungsinstitut für Realschüler

in der Nähe des Realschulgebäudes — für Schüler der Kgl. Realschule Rosenheim mit Handelsabteilung. Garten und Spielplatz am Hause. Ueberwachung und Nachhilfeunterricht durch 3 Präfekten. Jahrespreis 750 Mark. Auch Halbzöglinge finden Aufnahme. Weitere Auskunft durch das Kgl. Rektorat der Realschule oder den Vorstand

Johann Grünschneder, Kgl. Professor.

Städt. höhere Mädchenschule u. Städt. Mädchen-Mittelschule mit Erziehungsinstitut unter Leitung der Armen Schulschwestern v. U. L. F.

Sechsklassige höhere Mädchenschule in Anschluss an die 4. Klasse der Volkshauptschule.
Dreiklassige Mittelschule für Mädchen von 13—16 Jahren.
Schule und Institut mitten im Garten, in ruhiger, staubfreier Lage. Einrichtung und Ausstattung den Anforderungen der Neuzeit entsprechend. Jahrespreis mit Schulgeld 600 Mk. Weitere Auskunft durch die Anstaltsleitung

Oberin Mar. Chleopha Bradl.

Das Deutschland von Morgen.

Zeit- u. Zukunftsfragen, wie sie der Weltkrieg stellt
von **F. X. Kral**

Reichskanzler Graf Hertling schreibt hiezu: „daß die Schrift eine Fülle von beherzigenden Gedanken enthält"

Aus dem Inhalt: Ein einig Volk — Der Krieg als Kampf zweier Kulturen — Der Burgfriede von heute — Der innere Friede von morgen — Religiöse Erneuerung oder Bankerott des Christentums — Christentum und Staat — Die Einheitsschule — Politik und Moral — Der Fall Förster — Das Jahrhundert der Kinder — Sozialdemokratie und Zentrum — Zentrum, Liberalismus u. Demokratie — Der Fall des Jesuitengesetzes — Die Blutschuld der Loge — Papsttum u. Römische Frage — Ein Wort von der Presse — Die Weltsprache der Zukunft — Arbeit und Wohnstätten den heimkehrenden Helden.

Zu beziehen zum Preise von 2.20 Mk. von allen Buchhandlungen oder gegen Portozuschlag von 30 Pfg. direkt vom Verlage

J. Keller & Co. Dillingen Donau.

Heiligenstatuen

in jeder Grösse u. Darstellung von 20 cm ab bis Lebensgrösse aus Holz, Terrakotta u. Gussmasse für Kirche u. Haus sowie fürs Freie, ferner
— 14 Stationen, Kruzifixe, Krippendarstellungen, Hl. Gräber etc. —
fertigt und empfiehlt dem hochw. Klerus in grösster Auswahl

F. X. Banzer, kirchliche Kunstanstalt **Würzburg**
gegenüber dem Priesterseminar.
Preisliste auf Wunsch zu Diensten.

Schreibmaschinen

auf Teilzahlung. Farbbänder, Kohlepapiere usw. billigst.

Alfred Bruck, München, Kaufingerstr. 34.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann. Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann). Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich ℳ 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 19. München, 11. Mai 1918. XV. Jahrgang.

Deutschlands Ostpolitik — Das russische Problem.

Von Hofrat Dr. Eugen Jaeger, Mitglied des Reichstags.

I.

Nirgends hat der ungeheure Weltkrieg eine so katastrophale Weltwende herbeigeführt, wie in Osteuropa: das Zarentum gestürzt, der ungeheure Länderkoloß auseinandergebrochen! Die Länder, die seit Jahrhunderten ihrer natürlichen Rechte und völkischen Eigenart beraubt waren und nur für den unersättlichen Landhunger des Zarentums bluten mußten, sind befreit, haben ihre Selbständigkeit wieder gewonnen. Der Begriff *Rußland*, der wie ein Alp auf Mitteleuropa, dem Balkan, Vorder- und Mittelasien lastete, ist zusammengebrochen, eine neue geschichtliche Epoche beginnt; statt von der russischen, wird man künftig von der osteuropäischen Geschichte und von *osteuropäischen Fragen* sprechen. Wie nach dem Zerfall des römischen Weltreiches das Abendland sich in seine nationalen Teile auflöste, so wird jetzt auch Osteuropa in Nationalitäten und Nationalstaaten zerfallen. Während England und Nordamerika trotz aller Reden von *Freiheit der Völker* jene Nationalitäten unter dem Sklavenjoch des Zarismus weiterleben ließen, hat Deutschland sie befreit. Unsere Siege haben den äußeren und den inneren Zusammenbruch des zarischen Rußland herbeigeführt, die *Neuordnung des Ostens* müssen die Mittelmächte vornehmen. Im Osten liegt die Entscheidung der Zukunft Mitteleuropas, haben wir *auf die Dauer* von dort den Rücken frei, so können wir die Feindschaft des Westens leicht ertragen.

Die russischen Vorgänge haben gezeigt, daß ein *Friede der Verständigung und des Ausgleiches* nur möglich ist, *wenn auch der andere Teil ihn will!* Bei den ersten Friedensverhandlungen vom 22. Dezember zu Litauisch-Brest stellten Deutschland und Oesterreich getreu ihrer bisherigen Haltung zunächst den Bundesgenossen Rußlands eine zehntägige Frist, um allgemeine Friedensverhandlungen einzuleiten. Haß und Vernichtungswille unserer Feinde ließen die Frist stillschweigend verstreichen, worauf die Sonderverhandlungen mit Rußland begannen. Bald zeigte sich, daß die russische sozialistische Regierung unter Trotzki, was sie gegenüber der Verzweiflung des russischen Volkes tun mußte, wohl den Krieg gegen uns einstellen, aber die Entlastung, welche sie dadurch im Innern erhielt, benutzen wollte, um durch Aufstellung einer neuen sozialistischen Armee *einen neuen sozialistischen Krieg gegen die Mittelmächte zu beginnen* und mit Hilfe der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie, die einen Generalstreik mit besonderer Einstellung der Kohlenförderung und Munitionsbeschaffung beginnen sollte, die Revolution, den Sturz der bürgerlichen Ordnung und Monarchie unter die Völker der Mittelmächte zu tragen. Die *Herrschaft des revolutionären Proletariats* in ganz Europa war das Endziel. Das mußte unter allen Umständen verhindert werden. Am 10. Februar erklärte *Trotzki*, daß er wohl den Krieg beenden, aber den Frieden nicht unterzeichnen werde. Diese Friedensverweigerung kam einer *Kündigung des Waffenstillstandes* gleich. Wir erklärten daher am 18. Februar ihn für hinfällig und nahmen unseren Vormarsch nach Rußland wieder auf, was die russische Regierung veranlaßte, neuerdings um Frieden zu bitten und unser Ultimatum vom 22. Februar bedingungslos anzunehmen. Am 3. März wurde der Friede bereits unterzeichnet. Die unaufrichtige, zweideutige und gefährliche Haltung der russischen Regierung hatte uns genötigt, unsere Bedingungen gegenüber den ersten Verhandlungen etwas kräftiger zu gestalten. Der Friede selbst ging in einzelnen Stücken über die zehn Punkte jenes Ultimatums hinaus, nachdem die russische Regierung *nach Annahme des Ultimatums* durch ihre Rote Garde und andere sozialistische Gruppen in den Randländern Rußlands den Sieg der kommunistischen Revolution durch Blut und Gewalt herbeizuführen versucht hatte und die betreffenden Völker, Finnländer, Ukrainer und Balten, dringende Hilferufe für Sicherheit von Leben und Eigentum, für Rettung vor dem Untergange im Roten Meer an uns gerichtet hatten, Notschreie, die wir im *eigensten Interesse* berücksichtigen mußten. Mit Ausnahme der Sozialdemokraten und auch diese nicht ganz, hat von den Anhängern der Friedenskundgebung vom 19. Juli keine Partei dieses Verhalten der deutschen Regierung ernstlich getadelt.

Der Friede vom 3. März ist zwar ein Machtfriede, aber doch, um bei der von der russischen Revolution selbst verkündeten Formel zu bleiben, ein *Friede ohne Annexionen und Kontributionen*, hat also den Weg der Verständigung mit Rußland nicht verlassen. Bedenkt man, in welchem Maße Rußland uns mit Vernichtung bedrohte, so hat kaum jemals ein widerstandslos besiegter Feind so milde Bedingungen erhalten. Wir hätten das Recht und die Macht gehabt, ihm einige Milliarden Kriegsentschädigung aufzulegen, wir haben das nicht getan; wir hätten noch mehr das Recht gehabt, wenigstens die ungeheuren Schäden der Verwüstung *Ostpreußens* uns vergüten zu lassen, wir haben auch das unterlassen. Besonders haben wir Rußland *keine entehrenden Bedingungen auferlegt*, so daß einer dauernden Freundschaft zwischen ihm und den Mittelmächten nichts im Wege steht. Die Abtrennung der Randländer wurde wohl durch den Friedensvertrag festgelegt, ist aber das eigenste Werk der russischen Revolution gewesen, die für alle russischen Völker das Recht der Selbstbestimmung *bis zur Abtrennung vom Reiche*, also der Bildung von neuen Staaten nach dem Nationalitätsprinzip verkündet hatte. Daß wir unsere wirtschaftlichen Interessen gesichert haben, ist selbstverständlich.

Das *neue Rußland* hat durch den Friedensvertrag fast alle Länder verloren, welche ihm seit Peter dem Großen durch Eroberung und Krieg zugewachsen waren. Das sind im Norden und Westen *Finnland, Kurland, Estland, Livland*, dann beinahe das ganze Gouvernement *Kowno*, mehr als zwei Drittel der Gouvernements *Wilna* und *Grodno* und endlich *ganz Polen*, im Süden die *Ukraine*, mit den Gouvernements *Wolynien, Podolien, Kiew, Tschernigow, Poltawa, Charkow, Cherson, Jekaterinoslaw, Taurien* und *Krim*. Beßarabien dürfte Rumänien zufallen, *Kars* und *Batum* erhält die Türkei. Damit ist Rußland, Ingermanland ausgenommen, auf seine Größe aus der Zeit vor Peter dem Großen zurückgeführt, im Nordwesten grenzt es noch mit wenigen Meilen an das Meer, im Süden versperrt ihm die Ukraine den Weg. Was vielleicht Japan im Osten wegnehmen wird, liegt noch im Schoße der Zukunft, jedenfalls wird Rußland auf dem Stillen Ozean nichts mehr zu sagen haben. Der Rumpf, der vom russischen Reiche noch übrig bleibt, ist wesentlich das *alte Moskowien*, allerdings, wenn man Sibirien noch dazu nimmt, ein Körper von rund 100 Millionen Einwohnern, nachdem die Randstaaten mit 1 500 000 qk und etwa 80 Millionen Menschen abgefallen sind; diese Bewegung wird vielleicht auch die Kaukasusvölker und die vor 40 Jahren eroberten muselmanischen Khanate Mittelasiens erfassen. *Sibirien*, in welchem nur die Groß-

russen politisch von Wert sind, dürfte wohl bei Rußland bleiben, die Trennung wäre für beide Teile ein wirtschaftlicher Schaden. Die sibirische Bauernschaft hat meist großen Grundbesitz, beschäftigt sich neben dem Getreidebau vorwiegend mit der Herstellung von Butter, die in ungeheueren Mengen nach Rußland und von dort nach Dänemark, Holland und Deutschland geht. Nur der politische Zusammenhang mit Rußland gewährleistet die Sicherung dieser langen Reise. Umgekehrt ist Sibirien das Hauptabsatzgebiet für die russische Industrie, die nach dem Kulturzustand ihrer eigenen und der sibirischen Bevölkerung vorwiegend derbe Massenfabrikate anfertigt.

II.

Die weitere Entwicklung der russischen Verhältnisse ist das große Rätsel des Ostens, das die abgefallenen Randstaaten und die Mittelmächte besonders stark berührt. In dieser Beziehung ist noch alles Vermutung. Manche bezweifeln, ob das heutige demokratische Rußland einer selbständigen Politik fähig sei, weil es die fremdstämmigen Randstaaten, die ihm den Zugang zum Mittelmeer und zur Ostsee vermittelten, verloren hat; damit seine wichtigsten Ackerbau-, Industrie-, Erz-, Kohlen- und Handelsgebiete. Rußland, so wird weiter gesagt, könne vielleicht Polen entbehren, niemals aber die baltischen Länder und die Ukraine mit Riga und Odessa, es sei sonst ganz von Deutschland abhängig und müsse daher, ob es demokratische Republik bleibe, oder wieder zarisch werde, besonders wenn der imperialistische Liberalismus dazu komme, einen neuen Krieg zur Rückeroberung der abgetretenen Länder suchen, also sofort in die Bundesgenossenschaft des Angelsachsentums geraten. Dieser Krieg müßte aber auch gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker geführt werden, das nicht bloß die russische Revolution verkündet, sondern das auch der westeuropäische bürgerliche Liberalismus stets gelehrt hat. Allerdings hat sich im russischen Volke seit Jahrzehnten ein tiefer Haß gegen Deutschland eingenistet. Die Organisation der verhaßten bureaukratischen Verwaltung galt als Werk von Deutschen, dazu fühlte sich das russische Volk überall von deutschen Kaufleuten, Bankiers, Technikern und Industrieunternehmern durchsetzt und glaubte sich von diesen ausgebeutet. Die Blüte der deutschen Bauernsiedelungen stand in schroffem Gegensatz zu der Verkommenheit der russischen Wirtschaft. Die höheren Stände und die russische Intelligenz holten ihre Bildung aus Frankreich, dessen Bücher und Zeitungen mit ihrer 40jährigen systematischen Deutschenhetze ihre geistige Nahrung waren. Die Liberalen vom Schlage Miljukoff, die Sozialdemokraten unter Führung von Kerenski und Trotzki sahen in Deutschland und Preußen, wenn auch mit Unrecht, eine Stütze des zarischen Absolutismus, dessen Niederlage nur durch Zerschmetterung Deutschlands möglich sei. In Wirklichkeit haben nur unsere Siege über das zarische Rußland dem demokratischen Drange des russischen Volkes Luft gemacht, ohne uns hätte es niemals seine Sklavenketten abgeschüttelt. Die Panslavisten vollends, die auf Regierung und Volk so großen Einfluß hatten, sahen in dem mit Deutschland verbündeten Oesterreich das große Hindernis ihrer Pläne auf den Besitz der Meerengen, auf die Herrschaft über den Balkan und Vorderasien, immer tiefer fraß sich der Gedanke ein, daß der Weg nach Konstantinopel über Wien und in letzter Hinsicht über Berlin gehe. Wie weit das ungeheure Erlebnis dieses Krieges, der Zusammenbruch der ganzen zarischen und bürgerlichen Eroberungs- und Auslandspolitik, diese Gesinnungen verändert hat, läßt sich zurzeit nicht erkennen. Jedenfalls werden unsere Feinde alles versuchen, um Rußland wieder in das große Weltbündnis gegen Deutschland hineinzuziehen, damit es dem atlantischen Dreibund (so darf man ihn nennen) gegen Rußlands Interessen die angelsächsische Weltherrschaft sichere. Trotzki und Radek wären in sozialistischem Haß gegen die Mittelmächte wohl dazu imstande, und manche Anzeichen deuten darauf hin, daß sie den kaum geschlossenen Frieden nicht ehrlich ausführen wollen. Allein der realpolitisch denkende Lenin wird auch hier bremsen, um die Revolution zu retten, obwohl auch er sicher das Endziel billigt, die soziale Revolution in die abgefallenen Länder zu tragen, die Bevölkerung der Mittelmächte allmählich in diese Bewegung hineinzuziehen und so endlich doch alle Staaten in einem international-pazifistisch-proletarischen Bund zu vereinigen.

III.

Eine wirkliche politische Rolle kann Rußland erst wieder spielen, wenn es sich wirtschaftlich erholt hat, wenn also wieder eine bürgerliche Ordnung und feste Regierung zurückgekehrt und jedermann in Stadt und Land die Gewißheit hat, die Früchte seiner ehrlichen Arbeit auch zu genießen. Die Bolschewiki und der Sozialismus werden das niemals erreichen. Darum wird die Hoffnung unserer Gegner sich dem Zaren wieder zuwenden. Die sozialistische Republik hat ihn nach Sibirien verbracht, damit das Bürgertum ihn nicht zur Herstellung seiner Herrschaft benutze. Vielleicht wird Japan mit Zustimmung seiner Verbündeten ihn oder ein anderes Mitglied des Hauses Romanow als Kaiser aller Reußen nach Moskau bringen.

Das alles sind wohl Möglichkeiten, aber nicht Notwendigkeiten. Einstweilen hat das russische Volk in diesem Kriege und Zusammenbruch so Furchtbares über sich ergehen lassen, daß das gegenwärtige Geschlecht zu einem Kriege gegen Deutschland sicher nicht mehr zu haben ist. Auch das Bürgertum wird nach seinen jetzigen Erfahrungen sich wohl vor dem Wiederbeginn eines solchen Krieges hüten, weil es mit der Möglichkeit rechnen muß, daß neue russische Niederlagen die sozialistische Revolution von neuem entfesseln. Viel hängt von der inneren Weiterentwicklung Rußlands ab, ob und wann z. B. eine Reaktion des gesunden Menschenverstandes gegen die bolschewikische Regierung eintritt, welcher Art sie wird und welchen Boden sie in dem Volke findet. Das meiste hängt dabei von der Regelung der Agrarfrage ab, ob hier der altrussische mit politischem Imperialismus vermischte Kommunismus, oder der mit sozialem Oel gesalbte Individualismus siegen wird. Sehr wichtig ist ferner die Frage, ob das russische Volk gegenüber der bolschewikischen Unduldsamkeit, hinter welcher kaum 10% der Bevölkerung stehen, eine wahre Volksvertretung zustande bringt und welche schöpferische Kraft dieser innewohnt. In all diesen Fragen sind zurzeit Prophezeiungen, ja selbst Vermutungen unmöglich.

Keines der zahlreichen Probleme, vor welchen die Zukunft Rußlands und Osteuropas steht, wird eine restlose Lösung finden können. Das ist, wie die Geschichte zeigt, bei derartigen verwickelten Fragen ganz unmöglich. Immerhin aber ist den Mittelmächten ihre Aufgabe in großen Zügen vorgezeichnet. Sobald als möglich müssen wir im Osten feste Zustände herstellen, den bisherigen russischen Randvölkern, die sich ihre Selbständigkeit und Selbstbestimmung gegeben haben, diese gewährleisten, sie dabei zugleich an die Mittelmächte anschließen, nicht als Unterworfene, sondern als Verbündete. Wohl steht hinter dieser Neuordnung zunächst noch das siegreiche deutsche Schwert, aber sie muß auch ihre sittliche Berechtigung in sich selbst tragen, d. h. auf dem freien, politisch richtig geleiteten Willen dieser Völker beruhen. Was uns vor dem Kriege von Rußland trennte, war der unersättliche Machthunger und Eroberungsdrang seines Zaren- und seines Bürgertums. Erkennt das neue Rußland die Unmöglichkeit, die freigewordenen Randvölker wieder zu gewinnen, weil ihre Selbständigkeit auf dem durch dieses neue Rußland selbst verkündeten Rechte der Selbstbestimmung beruht und weil diese Völker Kraft und Willen haben, ihre Freiheit auch zu verteidigen, so wird es sich in die neue Lage finden und vielleicht sogar einsehen, daß gegenüber den angelsächsischen Lockungen, die Rußland doch nur politisch und wirtschaftlich auszubeuten suchen, der Deutsche immer noch der beste und anständigste Nachbar ist, und Anschluß an uns suchen. Wir dürfen daher Rußland nichts zumuten, was ihm auf die Dauer und besonders, wenn es sich politisch wieder erholt hat, unerträglich sein wird. Dazu gehört in erster Linie seine weitgehende Abschließung vom Meere. In dieser Hinsicht dürften wir vielleicht bei Regelung der baltischen Frage Entgegenkommen zeigen. Auch sonst werden wir einem friedlich gesinnten Rußland nachbarlich beistehen, besonders auf dem Gebiete der Finanz-, Handels- und Wirtschaftspolitik. Hat Rußland die französische Milliardenschuld und die weiteren fremden Kriegsanleihen von sich abgeschüttelt, vermag es durch Verzicht auf Eroberungs- und Rachepolitik seine innere Steuerlast niedrig zu halten, so erblühen ihm im Lande selbst weitschauende Kulturaufgaben. Ungeheueres ist zu schaffen, nachdem das zarische System die Geistesgaben und wirtschaftlichen Fähigkeiten aller seiner Völker nach Kräften unterdrückt hat. Durch allmählichen Uebergang zu intensiver Landwirtschaft, durch Pflege von Industrie und Gewerbe kann das russische Volk auf seinem Boden eine weit größere Menschenzahl ernähren als bisher. Damit fällt auch der Druck, mit dem die wachsende Volkszahl unter der bisherigen mangelhaften Wirtschaftsweise die Eroberungspolitik der Regierung unterstützte.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Atempause! Nicht allein auf dem Kampfplatz im Westen, sondern auch in dem Streit um das preußische Wahlrecht.

Die zweite Lesung im Berliner Abgeordnetenhause bildete den Höhepunkt des innerpolitischen Fiebers. Nach der Abstimmung über den Kernpunkt ergab sich ein plötzlicher Temperatursturz wie bei einer gut verlaufenden Lungenentzündung. Die Ablehnung des gleichen Wahlrechts mit 235 gegen 183 Stimmen hätte eigentlich auf der Rechten Hurrastimmung, auf der Gegenseite Grimm und Wut hervorrufen müssen; aber man nahm sie mit Gleichmut hin in der Erkenntnis: Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen. Obschon die verneinende Mehrheit von 52 Stimmen die Vorschätzungen übertraf, wuchsen gerade nach dieser Abstimmung die Hoffnungen auf eine gedeihliche Verständigung. Man sah in der vorläufigen Kraftprobe nicht ein Hemmnis, sondern eine Klärung und Anregung zu Ausgleichsverhandlungen.

Also noch kein Konflikt, noch keine Krisis. In das Verdienst um die ruhige Fortentwicklung können sich der Reichskanzler und die Zentrumspartei teilen. Letztere hatte von Anfang an durch ihre Anträge auf verfassungsrechtliche Schutzwälle gegen die radikale Hochflut auf das richtige Mittel hingewiesen, um das unvermeidliche gleiche Wahlrecht auch den besorgten Gemütern annehmbar zu machen. Graf Hertling hat dann in seiner kurzen und eindrucksvollen Rede zur zweiten Lesung die Verständigung über die erforderlichen Sicherungen als Regierungsparole aufgestellt. Er rechnete offenbar nicht darauf, die alte Mehrheit des Hauses von dem „grundsätzlichen" Bekenntnis in der zweiten Lesung abzubringen, sondern erwartet vielmehr das Heil von den realpolitischen Erwägungen, die nach dieser salvatio animae Platz greifen würden. Daher die Regierungserklärung: Das gleiche Wahlrecht ist unvermeidlich und wird durchgeführt werden, im Notfalle auch durch Auflösung und Neuwahlen; die Regierung wartet aber mit ihren Entschlüssen, um der Volksvertretung die Möglichkeit zu lassen, das gleiche Wahlrecht mit den wünschenswerten Sicherungen zu umgeben und so die schweren Erschütterungen im Staats- und Volksleben zu verhüten.

Das entspricht so recht der Methode, mit der Graf Hertling als Kanzler und Ministerpräsident seine Politik betreibt. Er drängt seine Person nicht in den Vordergrund, sondern tritt nur bei wichtigen und schwierigen Angelegenheiten unmittelbar hervor. Er hält keine überflüssigen Reden, erst recht keine „akademischen" Reden, in denen einige seiner Vorgänger sich mehr gefielen, als der ehemalige Professor der Philosophie. Er hält auch keine langen Reden trotz aller Fülle des lockenden Stoffes, sondern spricht möglichst kurz, klar und sachlich, ohne Effekthascherei und gerade dadurch wirksam. Wenn ein friedlicher Ausgang des preußischen Wahlrechtskampfes überhaupt möglich ist, so wird es der langmütigen und klugen Taktik des gegenwärtigen Leiters der Politik in erster Linie zu verdanken sein. Der Minister des Innern Dr. Drews hat ein lebhafteres Temperament und eine raschere Hand; er scheint aber neuerdings auch der Ausgleichstaktik Rechnung zu tragen.

Die dritte Lesung ist in die Woche vor Pfingsten verschoben. Inzwischen wird über die Sicherungen verhandelt. Diese müßten so viel Zugkraft entwickeln, daß wenigstens 26 Abgeordnete ihren Widerspruch gegen das gleiche Wahlrecht fallen lassen.

Vom Zentrum haben 12 Mitglieder vorläufig mit Nein gestimmt; das Groß der Fraktion mit Ja, aber das „vorläufig" gilt auch dafür, da die Fraktion auf die Sicherung der religiös-sittlichen Interessen den höchsten Wert legt. Wenn die Anträge des Zentrums auf Verankerung der kirchlichen Freiheit und der konfessionellen Schule angenommen würden, so könnten doch die fraglichen zwölf Zentrumsstimmen für sich allein die Reform noch nicht retten.

Von den beiden konservativen Parteien ist wenig Heil zu erwarten. Man müßte schon sehr zufrieden sein, wenn die Konservativen wenigstens von ihrer verhängnisvollen „Spekulation à la baisse", von der Verschlechterungstaktik ablassen und die ihren Grundsätzen entsprechenden Sicherungen unterstützen wollten. Etwas Hoffnung in dieser Beziehung läßt sich schöpfen aus der Tatsache, daß sogar unter den Konservativen des Herrenhauses eine Strömung besteht zugunsten einer Verständigung über die Sicherungen.

Das Zünglein an der Wage bildet für die dritte Lesung die nationalliberale Partei. Obschon deren Preußentag sich mit $^3/_4$ Mehrheit für das gleiche Wahlrecht ausgesprochen hatte, ist doch fast die Hälfte der Landtagsfraktion unter Führung des Vorsitzenden Dr. Lohmann bei dem Nein verblieben. Diese Halbierung der Fraktion schien zu einer Sprengung führen zu wollen; doch machten sich alsbald die parteierhaltenden Kräfte geltend. Die Existenz der nationalliberalen Partei würde aber bedroht sein, wenn sie mit einer solchen Spaltung in einen Wahlkampf treten müßte, der ausschließlich um das gleiche Wahlrecht ausgefochten würde. Diese Partei des gemäßigten Liberalismus ist also durch ihr eigenstes Interesse angewiesen auf die Mitarbeit an einer friedlichen Lösung auf der Basis der Sicherungen.

Würde so der Zutritt von etwa 30 Abgeordneten aus den Mittelparteien erreicht, so wäre immerhin noch mit der Gefahr zu rechnen, daß bei der Schlußabstimmung die Fortschrittler und Sozialdemokraten „aus Bosheit" die ganze Sache zu Falle brächten. Dagegen gäbe es kein anderes Hilfsmittel, als ein Gegenschachzug von rechts, indem eine entsprechende Anzahl von konservativen Abgeordneten sich zur Stimmenthaltung entschlösse, um die Sache an das Herrenhaus gelangen zu lassen.

Ferner wird die Sicherungsfrage dadurch erschwert, daß außer den religiös-sittlichen Gütern, die das Zentrum in den Vordergrund stellt, auch die Ostmarkenpolitik geschützt werden soll. Ob da eine Verständigung möglich ist, wird wesentlich abhängen von dem endgültigen Verzicht auf alle Kampfgesetze gegenüber den polnischen Mitbürgern und von der Beschränkung auf solche positive Maßnahmen zum Schutze der Deutschen in den Ostmarken, die sich mit der Gerechtigkeit und dem inneren Frieden vereinigen lassen.

Die Schwierigkeiten sind groß, aber die Ueberwindung ist noch möglich. Sogar bei einem Fehlschlag in der dritten Lesung könnte man noch die Hoffnung aufpflanzen, wenn nur etwas übrig bleibt für die zweite Abstimmung nach 21 Tagen und für die Beratung des Herrenhauses. Langsam, aber sicher dringt doch die Erkenntnis durch: das gleiche Wahlrecht ist unvermeidlich, also muß man es mit den Sicherungen zustande bringen, um das größere Uebel, die Durchsetzung ohne Sicherungen, zu verhüten.

Zur Weltlage sind diesmal keine großen Neuigkeiten zu melden. An unserer Westfront ist, wie schon erwähnt, wieder eine kleine Ruhepause eingetreten, die zur Vorbereitung neuer Unternehmungen dient. Bei den Gegnern geht es freilich sehr unruhig zu. Sie erschöpfen sich in verzweifelten Anstrengungen, etwas wiederzuerlangen von den verlorenen Positionen, sowohl am Kemmelgebirge als an der Somme. Vergebliche Opfer an Blut und Munition!

Ein bedeutender Erfolg wird aus Finnland gemeldet, wo es unserer Ordnungstruppe gelang, das Gros der Roten Garde, 20000 Mann mit reicher Beute, zur Kapitulation zu zwingen.

Im Gegensatz zu dieser Erleichterung im Norden haben sich in der Ukraine beträchtliche Schwierigkeiten ergeben. Diese Erstgeburt der Verständigungspolitik, die Graf Czernin als Brotfrieden begrüßt hat, wurde gefährdet durch die Ohnmacht der Regierung, die Unsicherheit der agrarischen Besitzverhältnisse und die Versäumung der Frühjahrsaussaat. Als das deutsche Kommando zur Rettung der kommenden Ernte und zum Schutze eines verschleppten deutschfreundlichen Mannes energisch eingriff, ergaben sich Mißverständnisse, Hetzereien und Reibungen mit Ministern; die Sache komplizierte sich dadurch, daß gleichzeitig die Bauern einen Umsturz der unfähigen Rada herbeiführten. Jetzt soll dort eine „demokratische" Diktatur die Oberhand haben. Im Reichstags-Ausschuß ist die unangenehme Sache besprochen, aber noch nicht gründlich geklärt worden. Auf ähnliche Schwierigkeiten wird man freilich bei den verzwickten Verhältnissen im Osten immer noch gefaßt sein müssen. Hoffentlich bleibt die versprochene Einfuhr doch im Gange. Erfreulich ist, daß unsere Truppen auch die Krim besetzt und in Sebastopol nicht bloß den besten Hafen des Schwarzen Meeres, sondern auch den Rest der dortigen russischen Flotte, den fruchtbarsten Herd der Ruhestörungen, in sichere Hand genommen haben.

Die Verhandlungen zwischen Deutschland und Holland haben nun endlich zu einer Einigung über alle strittigen Punkte geführt.

Manche Steine liegen auf dem Wege, aber es geht doch überall vorwärts.

Eine Parlamentserörterung über den christlichen Staat.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

In der bayerischen Reichsratskammer wurde bei der Beratung des Kultusetats, angeregt durch den Referenten Frhrn. v. Cramer-Klett, eine Erörterung über den christlichen Staat geführt, die im Finanzausschuß einsetzte (12. und 13. April) und auch in die Vollsitzung der Kammer (22. April) hinüber brandete.

Den Staat wie er ist, hat bekanntlich Frhr. v. Cramer-Klett in einem früheren Referat schon einmal mit den Worten charakterisiert: Wenn der bayerische Staat als solcher sprechen könnte, würde er sein Verhältnis zur Religion etwa so ausdrücken, daß Gott der Herr froh sein darf, in einem so geordneten Staatswesen auch einen Platz empfangen zu haben, daß er aber für den bayerischen Staat nur soweit existiere, als es gewisse Paragraphen seiner Verfassung, des Konkordats und des Religionsedikts ihm gestatten. Ist der vom Frhrn. v. Cramer-Klett hier gekennzeichnete Staat noch der christliche Staat?

In Bayern hat unter Kurfürst Maximilian IV. Joseph die katholische Kirche aufgehört, die Landeskirche zu sein. Es erfolgte eine Regelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche auf dem Boden des Polizeistaates, mit einer Rechtslage, wie sie oben durch Frhrn. v. Cramer-Klett gekennzeichnet wurde. Der Gedanke der alles überragenden Staatshoheit, welche die Souveränität der Gesetzgebung gegenüber der Kirche und den kirchlichen Angelegenheiten bis in die innersten Gebiete zur Anwendung zu bringen suchte, ist in einzelnen Verfassungsbestimmungen und im Religionsedikt zum Ausdruck gekommen. Das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, die beide die höchsten Gewalten in ihrem eigenen Rechtsgebiete sind, ist dadurch mißbildet. Der Geist, aus dem die kirchenpolitischen Verfassungsbestimmungen in Bayern hervorgegangen sind, wird durch ein Wort Döberls treffend gekennzeichnet: „Die Kirche sollte eine religiöse Polizeianstalt im Staate werden." (Entwicklungsgeschichte Bayerns, Band II, Seite 412.) Danach wurde die Gesetzgebung und Verwaltung eingerichtet. In jener Zeit trug sich die bayerische Regierung sogar mit dem Gedanken, einen gemeinsamen Religionsunterricht für alle Bekenntnisse einzuführen, dem dann erst der konfessionelle folgen sollte. Gegenüber den staatlichen Eingriffen in das kirchliche Gebiet warnte Westenrieder, „nicht alles Herzliche, alles Holde, Trost und Liebe Verbreitende" zu verhöhnen und auszumerzen. (Döberl, Band II, Seite 411.) Es ist die Theorie des Polizeistaates, die in Bayern gegenüber der katholischen Kirche zur Geltung gebracht wurde, welche im Staatslexikon der Görresgesellschaft (Band III, Seite 134) also definiert wird: „Die Polizei leitet alles zum Besten, ohne dabei der Selbstbetätigung der Bürger zu bedürfen; vielmehr ist es das Prinzip des Mißtrauens, welches das Verhalten der Regierung gegenüber den im Staate vorhandenen Gesellschaften normiert. Derlei Gesellschaften, und dazu gehört insbesondere die katholische Kirche, sind gut nur, insofern sie sich nicht nur dem Zwecke, sondern auch der Leitung des Staates unterordnen."

Diesem Staate hat jetzt Frhr. v. Cramer-Klett den Spiegel vorgehalten. Er machte einen Rundgang durch den Staatsbetrieb und gab Stichproben staatlichen Verhaltens in religiös-kirchlichen Dingen. Was der Redner vorführte, waren mehr Unterlassungssünden des Staates gegen das bekenntnistreue Christentum beider Konfessionen, und er hatte ein Recht, nach den Reden anderer Reichsräte zu fragen, ob in seinem Referat auch nur ein Wort vorkomme, welches nicht in einem rein paritätischen Staate gesprochen werden darf. In der Tat, es bezog sich nicht auf die katholische oder auf die protestantische Kirche, sondern auf beide zugleich, auf das Christentum ganz allgemein. Die „M.-Augsb. Abendztg." spricht fälschlich von der „katholischen Heilsbotschaft" des Frhrn. v. Cramer-Klett. Das ist eine häßlich zu nennende Entstellung, ausgesprochen zu bestimmtem Zweck. Man braucht nicht allem zuzustimmen, was Frhr. v. Cramer-Klett sagte, und wird doch die von ihm gezogenen Linien als Richtschnur annehmen. Auch Reichsrat und Staatsminister a. D. Graf Soden erklärte, in allem Wesentlichen, wenn vielleicht nicht in allen Einzelausführungen, die Anschauungen des Referenten zu teilen.

Die Darlegung des Frhrn. v. Cramer-Klett läßt sich in die kurze Formel fassen: Der Staat will ein christlicher sein, ist es aber nicht, weil er beim Bekenntnis zu den christlichen Ideen versagt. Will die Staatsidee eine christliche sein, und das will die Monarchie von Gottesgnaden immer sein, sonst hat sie ihre Hauptstütze und Hauptberechtigung verloren, so darf sie das Christentum nicht nur dann nehmen, wenn sie es als Stab und Stecken braucht, so argumentiert Frhr. v. Cramer-Klett aus der Prüfung der Lage, sie muß es auch freudig, entschieden und präzis bekennen. Andernfalls ist es besser, ein solches Staatswesen verschwinde mit Anstand, als es lebt weiter in jämmerlichem Eiertanz.

Gewiß hat der Polizeistaat in der Not der Zeit gegenüber der Kirche um einige Pflöcke zurückgesteckt. Man hält auf korrekte, angenehme Beziehungen, die indes während des Kulturkampfs gänzlich in Bayern versagten. Der Staat steht mit dem Christentum nicht mit innerer Anteilnahme, mit der Bekenntnistreue in Verbindung, er nimmt nicht Rücksicht auf den höheren, überirdischen Zweck der Kirche, sondern steht ihr immer noch mit der Grundidee des Polizeistaates gegenüber.

Nach dem Vorgehen des Reichsrats Dr. von Schanz erklärte auch Kultusminister Dr. von Knilling, die Auffassungen des Frhrn. von Cramer-Klett könnten im vollen Umfang nur im alten geschlossenen Glaubensstaat verwirklicht werden. Dem gegenüber ist es von Wert, daß Staatsminister Graf Soden urteilt, er habe aus Cramer-Kletts Ausführungen nicht entnommen, daß er damit den Grundprinzipien unserer Staatsverfassung entgegentrete! Aehnlich auch Reichsrat Frhr. v. Würtzburg, der in der Vollsitzung der Reichsratskammer ausführte, es sei begreiflich, wenn bei solchen, die nicht auf dem gleichen Boden der Weltanschauung stehen wie der Referent, seine Meinungsäußerung nicht unwidersprochen geblieben ist; er für seinen Teil habe nicht finden können, daß derartige Aeußerungen in einem paritätischen Staate zu beanstanden seien, wenn sich auch in einem solchen das aufgestellte Ideal nicht verwirklichen läßt. Auch der Kultusminister bekannte dann, dem Referenten, der nur seinen Idealen Ausdruck geben wollte, habe es gewiß fern gelegen, an den paritätischen Grundlagen des Staates und den Rechten Andersgläubiger zu rütteln. Es braucht darüber nicht in eine nähere Untersuchung eingetreten zu werden, denn es liegt auf der Hand, daß die innere Anteilnahme an den Aufgaben und dem Wesen des Christentums den Rücksichten des paritätischen Staates nicht widerstreitet.

Das dürfte auch gelten mit Bezug auf den Standpunkt des Reichsrats und Präsidenten des Oberkonsistoriums Dr. von Veit, der in der Reichsratskammer ausführte, das „Ideal" des interkonfessionellen Christentums existiere nicht; das mache auch den christlichen Staat als solchen unmöglich. Die Trennung der Bekenntnisse veranlasse den Staat zur Vorsicht, wenn er sich als christlicher Staat gebärden möchte. Damit will wohl nicht der Meinung Ausdruck gegeben sein, daß der christliche Staat nur möglich sei beim Bestehen einer Konfession oder eines Konglomerats von einander angeglichenen christlichen Konfessionen.

Aus der Erörterung zog Frhr. v. Cramer-Klett für sich den Schluß: Er wisse genau, daß die Idee, die er ausgesprochen, absolut undurchführbar sei; er sei kein Träumer, der vor 600 Jahren stehen geblieben ist. Die Besprechung endigte also negativ: Der bekenntnisfreudige christliche Staat ist nicht möglich. Das hat schon das Echo in der Reichsratskammer gezeigt. Die Denkweise der Staatslenker und Parlamente, die mit anderem Geiste erfüllt sind, läßt nichts zu, was über die formal-rechtliche Bindung hinausgeht. Ein Minister gerät allenfalls in Schwung, wenn er den monarchischen Gedanken zu feiern hat, aber wenn der christliche Gedanke in Frage steht, nimmt er sich in acht, denn er könnte sich der „Theokratie" ausliefern.

Es ist aber, um in den Worten des Frhrn. v. Würtzburg zu sprechen, „ein berechtigter und tatsächlich in weiten Kreisen bestehender Wunsch, daß den Grundideen des Christentums, insoweit die verfassungsrechtlich gewährleistete Gewissensfreiheit dadurch nicht beeinträchtigt wird, in unserem Staatsleben Geltung verschafft wird." Diese Erörterung im bayerischen Reichsrat soll darum ein neuer Weckruf für alle Bekenner des Christentums sein, im Kampf zur Verwirklichung der grundlegenden Bedeutung des Christentums im Staats- und Völkerleben nicht zu rasten und nicht zu rosten.

Dich lieb ich . . .

Dich lieb ich, Jungfrau im Maienkranz,
von Orgeltönen umschwommen,
Dein zartes Gesicht im Kerzenglanz — —
und Kinder und Mütter kommen.

Und Greise im silberweissen Haar
und Männer, zu Krüppeln geschossen —
sie alle knien um Deinen Altar
in Reih und Glied geschlossen.

Sie stürmen daheim der Jungfrau Thron
mit heissem, wildem Verlangen.
Da zeigst Du stille auf Deinen Sohn,
der blutend am Kreuze gehangen.

So nimm uns, Mutter, in Deinen Schoss —
wir bluten aus tausend Wunden!
Ach, Deine Lieb ist so tief und gross,
lass Du die Welt gesunden!

Seb. Wieser.

„Treue um Treue".

Ein Wort zum 12. Mai ds. Js., dem VI. Katholischen Frauentage in Bayern.

Von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Die obige Hauptaufschrift erhob der Bayerische Landesverband des Katholischen Frauenbundes Deutschlands, in Gemeinschaft mit anderen katholischen Frauenvereinen, zum Leitspruch des diesmaligen „Katholischen Frauentages in Bayern" am Feste der Patrona Bavariae. Kein geeigneteres Grundthema konnte zu dem Zwecke aufgerichtet werden. Denn die Treue ist ja der Liebe bester Teil, und wenn je, so ist sie seit Anbeginn der Kirche auf Erden durch Frauen geübt worden.

„Was für Frauen haben doch die Christen!" Dies alte Heidenwort steht, angesichts der nahenden Feier, in Urkraft vor uns auf: nicht zur Belebung eines eitlen Stolzes, sondern zur Anfeuerung edlen Bekennertums, demütig rückhaltloser Hingabe an Gott und alles was sein ist, einer Vollerkenntnis dessen, was wir der göttlichen Erlösertreue an heiligsten Pflichten schulden.

Ich habe vor mir die im folgenden nur zu streifenden Leitsätze für diese bevorstehende auserlesene Marienfeier. Sie zeigen, wie tief die katholische Frau in Bayern das mächtige Thema erfaßt hat, das wie ein leuchtendes Sinnbild dem hoffentlich von der gesamten katholischen Frauenschaft des Landes in möglichst zahlreicher Vertretung zu begehenden Feste obragt. Zu Häupten des großen Frauentages also, erstrahlend in Glorie, die Himmelskönigin, in hehrster Vorbildlichkeit die treueste Frau aller Völker und Zeiten! In ihrer, der Gottesmutter, Verehrung waren denn auch stets — Treue um Treue — Fürst und Volk Bayerns einig. Das beweist schon diese Kennzeichnung mystischer Schutzherrschaft: Patrona Bavariae. Wo aber ruhen die bayerischen Herrscherherzen aus von dem oft so schweren Erdenwallen? In der Altöttinger Gnadenkapelle der allerseligsten Jungfrau. Und wer rief, in neubewährter Frömmigkeit und Weisheit, durch eigenste Anregung die allgemeine Festfeier der Patrona Bavariae gleich einer Friedens- und Segensinsel ins weltkriegdurchtoste Dasein? Unser vielgeliebter regierender König Ludwig III. Ja, Fürst und Volk Bayerns wissen durch innerste Erfahrung, was der von ihnen heiliggehaltene, tatsächlich in die höchsten Erkenntnissphären zu rückende „Marienkult" bedeuten kann und soll: die zu unmittelbarer Besitzergreifung führende Herausstellung und Beleuchtung aller Idealgüter unseres christkatholischen Glaubens.

So hat sich denn auch, wie die Leitsätze betonen, die Treue des Bayernvolkes in seiner ganzen Geschichte bewährt. Sie tat es unter starken äußeren und inneren Hemmungen und Schwierigkeiten: in Krieg, Seuche, Not, Verarmung, Revolutions- und Fremdherrschaftszeiten; sie tat und tut es nicht zuletzt in diesem furchtbaren Weltbrande, der von bayerischem Heldentum drinnen und draußen die denkbar größten Opfer und fortgesetzte unübersehbare Entbehrungen bis zur Stunde, und weit darüber hinaus, fordert. Darum mache sich jede an unserer Feier teilnehmende Frau klar: Wir begehen an diesem in erster Linie einen erneuten Treueschwur gegen Gott und seine Mutter heischenden Marientage zugleich einen rechten Bayerntag, an dem wir — Treue um Treue — mit dem Willen fragloser Erfüllung ebenfalls Treue geloben: Treue gegen den monarchischen Gedanken, dessen Aufrechterhaltung die Existenz Bayerns als Volkseinheit sichert; Treue gegen das Haus Wittelsbach, das klar, tief und fest die Existenzberechtigung Bayerns in seiner Eigenart als deutscher katholischer Einzel- und Bundesstaat faßt und gewährleistet; Treue gegen dieses teure engere Vaterland, an dessen Edelfortschritt im Aufstieg zur Gipfelhöhe die Frau so gut wie der Mann, wenn auch in vielem anders, mitwirken kann, darf und muß; Treue gegen das weitere, gesamtdeutsche Vaterland, da aus der liebenden Treue gegen das engere und dessen Herrscherhaus unbedingt die zu „Kaiser und Reich" hervorzugehen hat.

Endlich feiern wir einen echten Frauentag, an dem der Frauen schönste Tugend: goldene Treue reiner, Gott und Welt umfassender Liebe, hervortreten soll. Eine Treue gottgewollter Mission: in sakramentaler Ehe; in idealpraktisch, erhaben geübter Mutterschaft und Mütterlichkeit; in organisch festem Zusammenschluß (Katholischer Frauenbund usw. usw.); in möglichst vollkommener Berufsübung; in nie erlahmender seelenwerbender Liebe: zu Gott und Menschen, Heim, Heimat und Vaterland, zu jeder übernommenen Pflicht, zumal auch zu den heute und fürder mehr denn je hochwichtigen Zeitaufgaben. Diese Treue blühe vor allem in der Liebe zur „Zukunft" Deutschlands, der Kirche, der Menschheit: zur Jugend, der eine jede von uns, die wir das Leben in seinen heiligsten Verpflichtungen erkennen, ahnen dürfen, mit ihren besten Kräften zu dienen hat in Erziehung und wahrem Verstehen, damit auch sie emporwachse zu jener Einheit, für die wir alle bestimmt sind: dem Volke Gottes, das „Treue um Treue", im oben angedeuteten Gesamtsinne, als Hauptgebot über alle anderen setzt.

Alles dieses wird der 12. Mai ds. Js., ein schöner Marien-, Bayern- und Frauentag, in helles, reiches Licht bringen, und die katholischen Frauen Bayerns werden sich gehoben fühlen durch das unvergleichliche Bewußtsein des Vereintseins: in wahrer Gotteskindschaft und Mütterlichkeit mit ihrer beider beseligenden Verantwortlichkeit; in der Vaterlands- und Heimatszugehörigkeit mit ihren beglückenden, weil segensreichen Verpflichtungen; in der Organisationstreue, der sich jetzt, im Kriege, ein unübersehbares Feld der Fürsorge eröffnet; in dem gemeinsamen Streben zum Ewigkeitsziele, da des Heilands Verheißung sich erfüllen wird an allen jenen, die „in wenigem getreu" gewesen — Treue um Treue.

Die sozial-caritative Mission des Dritten Ordens.

Von Maria Wernhard, München.

Schon seit längerer Zeit ist der Dritte Orden des hl. Franziskus darangegangen, durch straffere Organisation seine Kräfte zu sammeln und in den Dienst zielbewußter sozial-caritativer Arbeit zu stellen.

Tätig war er eigentlich immer. In seinem Schoß hat er den Sauerteig in echt katholischer Lebensauffassung und persönlicher Opferbereitschaft gebildet. Die Einzelbeteiligung und nimmermüde Mitarbeit seiner Besten hat ihn hineingetragen in alle Schichten unseres katholischen Organisations- und Vereinslebens. Es ist eine viel zu wenig bekannte und beachtete Tatsache, daß viele und bedeutende Persönlichkeiten, die an der Lösung der großen sozialen Zeitaufgaben auf der Grundlage katholischer Lebensauffassung mitwirken, Persönlichkeiten bis hinauf in die höchsten kirchlichen und staatlichen Stellen, Tertiaren sind. Auch unter dem großen Heer jener schlichten Opferseelen, die in mühsamer Kleinarbeit ihre ehrenamtlichen Dienste den Vereinen des christlichen Altruismus und des Laienapostolates zur Verfügung stellen, sind ungezählte Tertiaren. Es entspricht dies dem Geiste der Regel und dem Wunsche der Kirche; gerade der sozial empfindende Sohn des heiligen Franziskus auf dem Stuhle Petri, Leo XIII. hat die ganze katholische Welt auf den Dritten Orden als das große Heilmittel zur Genesung der Menschheit hingewiesen. Pius X. desgleichen. Es soll darum in Zukunft der Dritte Orden noch mehr wie bisher seiner sozial-caritativen Mission gerecht werden.

Viele kostbare Werte liegen im Dritten Orden verborgen, die aber noch unbehoben und ungenützt sind. Diese alle will er zusammenfassen und aneifern zur gemeinsamen Mitarbeit an einem großen, bedeutungsvollen, vor drei Lustren entstandenen Werk der christlichen Nächstenliebe. Es ist zunächst ihr Werk, weil ein Werk des Dritten Ordens: die Krankenfürsorge des Dritten Ordens in Bayern.



Ihre Daseinsberechtigung als Wohlfahrts- und Wohltätigkeitseinrichtung hat sie längst bewiesen durch die gewaltige Arbeitsleistung in der kurzen Zeit ihres Bestehens. Unsere katholischen Ordensschwestern, deren Tätigkeit am Krankenbette allezeit ein Ruhmesblatt in der Geschichte bleiben wird, können längst nicht mehr allen Anforderungen gerecht werden. Ihre Zahl ist zwar groß; aber die veränderten Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen unseres Volkes haben den Ordensfrauen außer der Krankenpflege auch noch andere Arbeitsfelder zugewiesen, wie Krippen, Kinderbewahranstalten, soziale Heime, Hauswirtschaftsunterricht usw., wo sie ebenso segensreich wirken können. Wer anders soll nun die Lücken ausfüllen und dem immer wachsenden Bedürfnis gerecht werden, als die katholische Laienpflegerin? Sie kann es als Glied einer starken Organisation, die nicht nur eine gediegene Ausbildung sicherstellt, sondern auch in autoritativer, moralischer und wirtschaftlicher Hinsicht den notwendigen Rückhalt bietet.

Die Entwicklung nicht nur der organisierten Sozial- und Caritasarbeit, sondern auch des organisierten Weltanschauungsgedankens in allen Lagern und auf allen Gebieten gibt der Krankenfürsorge des Dritten Ordens noch eine weitere Daseinsberechtigung. Wir haben die Notwendigkeit eines katholischen Frauenbundes eingesehen, als das Vorhandensein anderer Frauenorganisationen und ihre Arbeit uns zu dieser Erkenntnis brachten. Ebenso entwickelte sich die Standesbewegung der katholischen Arbeiter und Arbeiterinnen. Die katholischen Jugendvereine haben in ihrer früheren Form nach rein caritativen und pädagogischen Gesichtspunkten gearbeitet, bis auch sie sich ihrer wichtigen Aufgabe als Träger des katholischen Gedankens gerade in der Eigenart ihres Arbeitsgebietes bewußt wurden.

Diese Entwicklung nahm auch die Krankenfürsorge des Dritten Ordens. Aus caritativen Beweggründen wurde sie 1901/02 zunächst als Sektion innerhalb der Drittenordensgemeinde St. Anton in München, vorzüglich für den Kreis der eigenen Drittenordensgemeinde ins Leben gerufen. Als das Bedürfnis an materiellen Mitteln für die Armenkrankenpflege so groß wurde, daß es von der Drittordenskasse nicht mehr befriedigt werden konnte, wurde die Krankenfürsorge ein eigener Verein. Sie verbreitete sich rasch über die Großstadt und hinaus auf das Land. Die Zahl ihrer Pflegeleistungen in Tag- und Nachtdienst ist gewaltig, die Berufsschwestern sind Hunderte geworden, weil eben das Bedürfnis vorlag. Heute ist die Schwesternvereinigung eine stattliche Organisation, die umfassendste selbständige Organisation katholischer weltlicher Krankenschwestern in Deutschland, wie Dr. Liese in seinem Buche: Wohlfahrtspflege und Caritas (M.Gladbach 1914) sie nennt.

Als solche stellt sie auch die einzige wirksame Vertretung auf diesem Gebiete in Bayern dar, wenn es gilt, Weltanschauungsfragen zu diskutieren. Und ob es für die Krankenschwester sowohl persönlich als auch für ihr Arbeitsfeld Weltanschauungsfragen gibt, die zur Unterscheidung berechtigen? Wo wäre ein Beruf, der mehr Gefahren ausgesetzt ist und deshalb mehr des religiösen Rückhaltes bedürfte als der Beruf einer Krankenpflegerin! Und das Arbeitsgebiet selbst! Denken wir nur an die Neuerscheinung der Fürsorgerin, die in ausgedehnter Pflegetätigkeit eindringt in das innerste Heiligtum der Familie und zur Beraterin der jungen Mütter wird. Die ernsten Fragen der Bevölkerungspolitik gründen mit ihrer tiefsten Wurzel in unserer christlichen Eheauffassung. Die Fürsorgerin wird an der Lösung dieser Fragen einen großen Anteil nehmen können. Von diesen Gesichtspunkten aus betrachtet gewinnt diese Organisation eine erhöhte Bedeutung. Sie tritt damit heraus aus dem engeren Rahmen des Dritten Ordens und wird eine Sache der Allgemeinheit, die besonders das Interesse der katholischen Frauenorganisationen in Anspruch nehmen darf.

Die Krankenfürsorge braucht auch dieses Interesse und die Unterstützung der Katholiken, wenn ihre Entwicklung parallel den Bedürfnissen fortschreiten soll. Es handelt sich dabei nicht in erster Linie um die Zuführung von Schwesternmaterial. Die Krankenfürsorge bildet ihre Schwestern zum größten Teil selbst aus in ihrer vorzüglich geleiteten Schwesternschule im Krankenhaus München-Nymphenburg. Anmeldungen von Schülerinnen, soweit sie bei dem jetzigen Umfang der Schwesternschule aufgenommen werden können, sind immer genügend vorhanden. Ein Beruf in gehobener sozialer Stellung, der bei auskömmlichem Einkommen schon nach kurzer Zeit eine vollständige Versorgung auf Lebenszeit bietet, gewinnt auch in besseren Kreisen immer mehr an Wertschätzung.

Es handelt sich vielmehr darum, diese Schwesternschule so auszubauen, daß eine doppelt so große Schülerinnenzahl aufgenommen werden kann. Wenn alljährlich eine größere Anzahl von Schwestern ausgebildet und für neue Stationen und Spezialgebiete bereitgestellt werden kann, dann ist die Ausbreitung der Krankenfürsorge des Dritten Ordens von selbst gegeben. Die Erweiterung einer Schwesternschule in einem modernen Krankenhause ist aber im Wesentlichen eine Geldfrage. Der Verein „Krankenfürsorge" hat sie zu lösen und dieser Verein, welcher als der Träger der ganzen Organisation in ganz Bayern zu arbeiten gewillt ist, hat trotz seines mehr als fünfzehnjährigen Bestehens bisher nur die bescheidene Mitgliederzahl von 6700 bei einem Jahresbeitrag von 2 M, oder einem lebenslänglichen Beitrag von 50 M erreicht. Diese Zahl ist gering, sehr gering, wenn man ihr die großen Aufgaben des Vereins gegenüberstellt. Es wäre deshalb ein höchst dankenswertes Beginnen, wenn in unsern Kreisen das Interesse und damit der Mitgliederstand der Krankenfürsorge sich erhöhen würde. Die Katholiken haben zu jeder Zeit gerne Opfer gebracht. Viele aus ihnen werden deshalb auch mit ihrem Scherflein für die Krankenfürsorge nicht zurückhalten, wenn sie wissen, welch großen Zwecken sie dient. Die Geschichte weist aus, daß in den Glanzperioden des Dritten Ordens stets auch die von ihm gepflegten Caritaswerke in hoher Blüte standen. Möge das bei der steten Vorwärtsbewegung des Dritten Ordens auch für die Krankenfürsorge zutreffen. Möge sich gleich der segensreichen Jugendfürsorge auch die Krankenfürsorge des Dritten Ordens zu einer Institution entwickeln, der Freund und Feind ihre Anerkennung nicht versagen können.

Die Namen Joseph und Osiris.

Von A. Frhr. v. Ow, Schloß Piesing bei Burghausen.

Die merkwürdigen Beziehungen des Namens Joseph zur ägyptischen Mythologie habe ich in meinem Buche über „Joseph von Aegypten und Aseneth" (Verlag Manz-Regensburg 1918[1]) etwas nebensächlich und an verschiedenen Stellen zerstreut (S. 40, 45 f., 144 f.) behandelt, so daß im Nachfolgenden eine zusammenfassende Darstellung erwünscht und von Interesse erscheinen dürfte.

Bei Jo—seph bildet das „Jo" die Silbe für Jahve (Jehovah), den Gottesnamen der Israeliten. Jo—seph heißt so viel wie Deodatus, d. h. der Herr (Gott Jahve) fügt hinzu (1. Mos. 30, 24).

Manetho, der ägyptische Oberpriester zu Heliopolis zur Zeit der Ptolemäer (3. Jahrh. vor Chr.), sagt in seinen historischen Aufzeichnungen von Moses: „Die Israeliten hatten als Gesetzgeber einen Priester von Heliopolis Namens Osar—siph, so genannt zu Ehren des Osiris, welcher der Gott war, den man in dieser Stadt anbetete; dieser Priester änderte jedoch seinen Glauben und damit auch seinen Namen und nannte sich Moses." Alfred Jeremias (Orientalist und Universitätsprofessor in Leipzig) sagt in seinem Buche: „Das Alte Testament im Lichte des Alten Orients" S. 405 zu dieser Bemerkung Manethos, daß derselbe hier offenbar Moses mit Joseph verwechselt habe. Das Jo (Jao, Jahve) im Namen Jo—seph habe die ägyptische Ueberlieferung als israelitischen Gottesnamen aufgefaßt und daher durch den ägyptischen Götternamen Osiris ersetzt.

Osiris war der in der römisch-griechischen Welt und im Orient bekannte Name für diesen berühmtesten aller ägyptischen Götter. Auf ägyptisch hieß jedoch der Name nicht Osiris sondern: Asar. Unser alter Plutarch, heidnischer Priester zu Delphi, hat unter anderen ein Buch über Osiris und Isis geschrieben, und dort treffen wir die hochinteressante Bemerkung: Der eigentliche Name des Osiris habe Arsaphes gelautet. (Siehe hierüber auch: Lefèbure „Le mythe Osirien") Arsaphes nun ist zweifellos per methatesin, wie sie auch sonst sprachlich nachgewiesen werden kann, aus Asar—seph entstanden und ist sonach identisch mit dem Osar—siph des Manetho. Auch Miketta in seinem „Der Pharao des Auszuges", S. 60, Note 4, stellt israelitisch Jeho—seph (Joseph) gleich mit ägyptisch Osir—sip (Asar—seph, i. e. Arsaphes.

Was nun den Gottesnamen Asar betrifft, so kommt zu berücksichtigen, daß das Altägyptische als semitischer Sprachzweig zu betrachten ist. Der Orientalist und Universitätsprofessor Hommel in München nennt in seinem „Grundriß der Geographie und Geschichte des Alten Orients" „das Altägyptische ein mit sumerischen und anderen Lehenwörtern versetztes rein babylonisch—semitisches Idiom", das Altägyptische ist nach ihm „ein prähistorischer Ableger des ältesten babylonischen Semitisch", die alten Aegypter sind: „Ostsemiten". Wir treffen nun die Grundsilbe „Har" und „Sar" in der Bedeutung von „Herr" (Dominus, Deus) nicht nur in den verschiedensten semitischen, sondern auch in den indogermanischen Sprachen. Bei den alten Persern ist ahura (= der Herr) der oberste und höchste Gott. Im Sanskrit bei den Indern lautet der Name: asura. Das persische anlautende „h" wird im Indischen zu „s". So z. B. persisch hapt = sieben (griechisch hepta) wird im Indischen (Sanskrit) zu sapt (lateinisch septem, französisch sept, englisch seven). Das Siebenstromland heißt persisch: hapta-Hendu, indisch: sapta-Sindhawa usw. Von ahura ist das altdeutsche herro = Herr abzuleiten, von asura das französische Sire, das englische Sir (= Herr). Pelasgisch-etruskisch: aesar bedeutet Gott (d. h. der Herr), („Anthropos" 1914 S. 775), Alarodisch—hethitisch: aser oder sir = Herr, hebräisch: Sara = die Fürstin (die Herrin). Sar, Zar, Caesar = der Fürst, der Kaiser. Schon Cornelius a Lapide weist bei der Silbe „Sar" (Asar, Sar—apis) darauf hin, daß das hebräische Sar (Fürst, Herr) in den verschiedensten Sprachen sich finde, so bei den Syrern, Chaldäern, Arabern, Moschern, Tataren, Franzosen, Engländern und so offenbar auch bei den Aegyptern. Die Zusammenhänge mit Zend (ahura) und

[1]) In den „Historisch-politischen Blättern" (Heft vom 1. April ds. Js. S. 540—548) hat Domdekan Dr. Kiefl diesem Buche eine geistvolle Besprechung gewidmet und dabei gesagt: „Es muß unserem Verfasser zu hohem Verdienst angerechnet werden, daß er als der erste und bisher einzige gegenüber diesem gefährlichen Vorstoß des modernen Monismus (gemeint ist Drews Christusmythe) die Apologetik wieder auf eine alte bewährte Position zurückzulenken sucht, indem er die große Annäherung des Mythus an das christliche Dogma als Tatsache zugibt und mit der These zu erklären sucht. . ."



Sanskrit (asura) konnten Cornelius a Lapide noch nicht bekannt sein. Das ägyptische Asar hatte die Bedeutung von Gott im Sinne unseres „der Herr" oder des lateinischen dominus, griechischen kyrios (dominus vobiscum, kyrie eleison). Der Gottesname der Israeliten: Jo, Jao konnte daher von den Aegyptern nur mit Asar übersetzt werden. Apis war der dem Osiris heilige Stier (wie ja auch dem Joseph nach der Bibel das Stiersymbol eigen war.) Der Gott Sar—apis (dasselbe wie Osiris; in späterer Zeit wurde für Osiris fast ausschließlich der Name Sarapis oder Serapis gebraucht) hieß sonach nichts anderes als: Gott (i. e. Herr) Apis. Cornelius a Lapide meint, daß Apis vel Apes nichts anderes bedeute wie Joseph; die Aegypter hätten Joseph in Aseph verderbt und per methatesin Apes vel Apis genannt, „sicut Hollandi pro Jacob dicunt Japic".

Merkwürdig ist nun weiters, daß in den ägyptischen Texten Osiris manchmal Seb oder Sep genannt wird (Lefébure „le mythe Osirien" pag. 215) und der Vater des Osiris: Keb (Jacob). Die Lesung „Keb" wird durch den bekannten Aegyptologen Dr. Brugsch verfochten. Wie bei Jo—seph hätten also hier die Aegypter auch bei Ja—kob den ihnen fremden und wahrscheinlich als feindlich empfundenen Gottesnamen (Jo, Ja) ausgemerzt.

Bei derartigen prähistorischen Dingen kann nie ein einziger schlüssiger Beweis geliefert werden, aber wenn eine große Anzahl mehr oder weniger schlüssiger Nachweise für eine solche These angeführt werden kann, wird wenigstens ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit zustande kommen, und so erscheint es schon nur auf Grund der Namensvergleichung als sehr wahrscheinlich, daß wir es bei Osiris mit einer Apotheose des biblischen Joseph, Sohnes des Patriarchen Jakob, zu tun haben. Wenn dann noch dazu die Uebereinstimmung sonstiger zahlreicher Eigenschaften und Merkmale zwischen Joseph und Osiris sowie zwischen dessen Gattin Aseneth und der Isis nachgewiesen werden kann (wie ich es in meinem angeführten Buche versucht habe), so muß schließlich die Wahrscheinlichkeit zur förmlichen Gewißheit werden.

Eine dringende Aufgabe der Gegenwart.

Von Helene Stummel, Kevelaer.

Das Wiedererwachen deutschen Kunstempfindens offenbarte sich zunächst im Kunstgewerbe, um in der Baukunst eine überraschende Steigerung zu erleben. Wenn die großen Züge unserer neuen Architektur Zweckmäßigkeit, Materialgerechtigkeit und Schönheit sind, so muß das Kunstgewerbe dieselben Eigenschaften auf der einzig sicheren Basis, der Konstruktionsmäßigkeit an sich haben. Heute spannt die Architektur ihre Bogen so weit, wie es dem Zwecke des Raumes, den sie gestaltet, entspricht. Sie errichtet Hallen, die es ermöglichen, die Handlung von allen Seiten zu sehen, die Rede von jeder Stelle zu hören. Sie schafft Räume von einer Schlichtheit, die gerade ihre Wucht ausmacht, beleuchtet sie sinnvoll und gestaltet eine bewundernswerte Akustik. Vor allen anderen hat der Kirchenbau großen Nutzen aus dem modernen Auffassen der Baukunst gezogen. Die glückliche Vereinigung von Zweckmäßigkeit und Weihe ist in vielen neuen Kirchen erreicht, und zwar nicht nur in solchen, die als Rundkirche mit Kuppel ohnehin der Säulen und Pfeiler entraten können, sondern auch gotische und romanische Kirchen der Neuzeit wurden so konstruiert, daß der Forderung nach guter Durchsicht und Akustik genügt war. In engster Anpassung an die Architektur schufen Kunst und Kunsthandwerk, Glasmaler, Goldschmiede, Bildhauer und Maler an der Ausgestaltung des Innern.

Fast ausgeschlossen von den Segnungen dieser neuen Erkenntnisse steht noch immer ein hochbedeutsamer Zweig des kirchlichen Kunstgewerbes abseits. Trotz der enormen Werte, um die es sich bei der kirchlichen Textil- und Stickereikunst handelt, hat sie noch längst nicht die Beachtung gefunden, die um ihrer vielseitigen Bedeutung willen durchaus verdient. Man hat bei der modernen Innenausstattung der Räume gerade dem Stofflichen eine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt. In der Kirche handelt es sich aber nicht nur um eine geschmackvolle Dekoration, sondern um eine sinnvolle Verkörperung hoher liturgischer und symbolischer Gedanken und Absichten. Weit mehr noch als die Sorgfalt, die auf streng historische Treue bei den Gewändern und Ausstattungen zu hervorragenden dramatischen Darbietungen angewandt wird, kommt es bei der mystischen Handlung des heiligen Meßopfers auf äußerste Weihe und Würde an. Der Altar ist die heiligste Stätte, die auf Erden gedacht werden kann. Hier erneuert sich täglich das größte Wunder der Liebe, an dem der Himmel in tiefster Ehrfurcht teilnimmt. Die Erhabenheit dieses Gnadenwerkes sinnfällig zum Ausdruck zu bringen, ist die Paramentik mitberufen. Ihre Bedeutung ist lange vor ihrer Zeit in der weitgehenden Sorgfalt dargetan, mit der Gott selbst Moses die genauesten Vorschriften für die Ausstattung des heiligen Zeltes und die Anfertigung der Priestergewänder gab. (2. B. Mos. 36‑40) War eine solche Bewertung der priesterlichen Gewänder im Alten Testament offensichtlich gottgewollt, so muß sie es im Neuen Bunde um der ungleich größeren Erhabenheit des Opfers willen in gesteigertem Maße sein. Jetzt bedient sich Gott des Mundes der Kirche und stellt in den Vorschriften der heiligen Liturgie die Anforderungen, nach denen die Würde und Schönheit der kirchlichen Gewänder und Paramente sich zu richten hat.

Der Befolgung dieser Vorschriften und Wünsche stehen indes große Hindernisse im Wege, zu deren Beseitigung im gegenwärtigen Augenblick der geeignetste Zeitpunkt gekommen sein dürfte. Zwischen dem innigen Zusammenhang des Geistes der Kirche und der Textil- und Stickereikunst stand seit langen Jahren bis zum Ausbruch des Krieges als störendstes Element die Masseneinfuhr minderwertiger Stoffe und Stickereien vom Ausland. Gegen diese Ueberflutung waren alle Ansätze einer künstlerischen Hebung und Belebung der Paramentik fast machtlos. Der Krieg hat der Einfuhr ein jähes Ende bereitet. Zweifellos liegen aber bereits reichliche Vorräte fertig, um sie nach der Wiedereröffnung der Grenzen in alter Weise nach Deutschland zu schicken und die eigene Heimatindustrie um die Summen zu schädigen, die seit nahezu 60 Jahren dem Auslande zugute gekommen sind. Von dem jährlichen Umsatz von wenigstens 15 Millionen Mark für Paramente in Deutschland ist nur der kleinste Teil im Lande geblieben. Der Masseneinfuhr gegenüber konnte die Heimalindustrie natürlich nur in mäßigem Umfange arbeiten, ja konnte es noch nicht einmal zu einer Organisation bringen, die als Grundlage einer Entwicklung nun einmal unerläßlich ist. Da die Geschäfte vorzugsweise mit dem Auslande arbeiteten, sahen die Fabrikanten sich mehr oder weniger zum Einzelverkauf genötigt, wodurch eine unliebsame Konkurrenz zwischen Fabrik und Geschäft gezeitigt wurde. Sobald den deutschen Fabriken, die sich technisch durchaus leistungsfähig erwiesen haben, die Aufträge gegeben würden, die bisher ins Ausland gingen, würde der richtige Ausgleich zwischen Geschäft und Fabrik von selbst eintreten. Bei dem Import vom Auslande war natürlich jede Einwirkung heimischer Kunstbestrebungen ausgeschlossen. Wir mußten uns in unseren deutschen Kirchen Erzeugnisse französischer Geschmacklosigkeit gefallen lassen. Wir bereicherten dieselben Franzosen, die ihre eigenen Priester und Ordensleute verfolgten und vertrieben. Sollen wir auch nach dem Kriege das Frankreich weiter bereichern, das seinem Haß in den bekannten Schmähschriften gegen den deutschen Katholizismus Ausdruck gab?

Ist ein so bedeutsamer Zweig des kirchlichen Kunstgewerbes, das tausenden von Arbeiterhänden Beschäftigung und Brot, das vielen Künstlern und Kunstgewerblern die anregendsten und lohnendsten Aufgaben zu stellen vermag, das berufen ist, von heiliger Stätte aus das deutsche Gemüt erzieherisch zu beeinflussen, ihm die hehrsten Eindrücke zu vermitteln, nicht ernstester Fürsorge, ja entschiedensten Kampfes wert? Liegt einerseits in der von aller, auch der feindlichen Welt, offen eingestandenen Höhe deutscher Technik ein zwingender Grund, jede fremde Einmischung von einem Gebiet fern zu halten, dessen Bemeisterung im eigenen Lande aber auch gar nichts im Wege steht (die Einfuhr roher Seide ist zollfrei), so kann heute außerdem frei erklärt werden: Auch die deutsche Kunst und das Kunstgewerbe stehen bereit, sich dieses Gebietes in verständnisvoller Weise anzunehmen. Darum muß die Losung sein, die Paramentik auf eine deutsche Basis zu bringen, in der geschäftlichen Handhabung zunächst, und dann sie auszubauen nach den Erkenntnissen der neudeutschen Kunst im Anschlusse an den Geist der Kirche, die mit ihrer Fülle heiliger Poesie aller Kunst die Verklärung geben muß, soll sie in ihrem Heiligtum eine Heimat finden. War bis heute der allgemeine Stempel der Paramentik der der Willkür, Geist- und Geschmacklosigkeit, sowie des stammelnden Dilettantismus, so muß er verdrängt werden durch das Gepräge der altehrwürdigen Kunstepochen und der modernen Kunstbewegung, von der Muthesius[1]) sagt, daß sie sich zu jenen alten Glaubenssätzen alles architektonischen Bildens bekenne, die in dem Rhythmischen, Harmonischen, Wohlproportionierten, dem im höchsten Sinne schönen Bilde, gipfele. In diesem Satze legt Muthesius im Namen der neuen deutschen Kunst ein Bekenntnis ab, das sie geradezu zur katholischen Kunst erhebt. Denn Gesetzmäßigkeit und auf ihr reichste Weiterentfaltung ist dem Geiste und Charakter der Kirche entsprechend.

Es kommt nun darauf an, wer die Verantwortung für eine bessere Zukunft der Paramentik zu tragen hat und zu tragen bereit ist. Ohne Frage ist es durchaus ein Interesse der Geistlichkeit und, wie ich in den vielen Jahren meiner Betätigung auf dem Gebiete erkannt habe, hängt von ihrer Initiative alles ab. Beim Priester setzt man die nötige Kenntnis der liturgischen Vorschriften und ebensowohl ein Verständnis für die Würde und Schönheit der Dinge voraus, die nur dann, wenn sie diese Merkmale tragen, Anspruch auf wahren liturgischen Charakter erheben können. Unzertrennlich von Würde und Schönheit ist Gediegenheit. Also auch gewisse technische Instinkte, besser noch Kenntnisse, sind unerläßlich, um den späteren Bauherrn oder doch Verwalter einer Kirche und ihrer Ausstattung für die mannigfachen damit verbundenen Aufgaben geeignet zu machen. Schon bei der Primiz steht im Vordergrunde die Paramentik, denn dem jungen Priester strömen von allen Seiten Geschenke gerade in Gestalt von Paramenten zu. Aber wie sieht es damit aus! Hatte der Beschenkte das Glück einsichtsvoller Verwandter, die mit ihm die Frage der Geschenke überlegten, standen ferner Künstler und deren von kirchlichem Geist und Geschmack getragenen Entwürfe zur Verfügung, die verständnisvoll ausgeführt wurden, so werden solche Geschenke bleibenden Wert haben. Da indessen bisher aller Einfluß auf dem Gebiete der Paramentik von den Geschäften ausging und bei diesen vielfach die Auffassung galt, Fachkenntnisse seien nicht erforderlich, so erklärt sich die in geistlichen

[1]) Hermann Muthesius „Die Zukunft der deutschen Form". Politische Flugschriften. Herausgegeben von Ernst Jäth. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin.



Kreisen zuweilen beobachtete Gleichgültigkeit der Paramentik gegenüber. Gewiß ist eine religiöse Anregung der Paramentenvereine durch einen geistlichen Präses sehr zu begrüßen, aber für die Sache selbst ist zunächst eine Leiterin nötig, der die Hauptstücke der Aufgabe, nämlich liturgische Kenntnisse, künstlerisches Verständnis und technische Sicherheit dem Fabrikanten gegenüber vertraut sind. Nur das volle Verständnis des Klerus für die Unerläßlichkeit dieser Eigenschaften wird es ermöglichen, daß derartige Leiterinnen kommen. Ebenso werden nur positive Kenntnisse der Geistlichkeit und diesen entspringende bestimmte Forderungen an die Geschäftswelt, die Klöster und Vereine die Paramentik zu dem machen, was sie sein muß, wenn sie ihrer Aufgabe gerecht werden soll.

Theologie und Kunst werden die Patenschaft antreten müssen, wenn eine neue Zeit für die Paramentik aufgehen soll. Wie schon gesagt, die Kunst ist bereit. Sie muß aber ihren Halt haben an der Theologie. Diese muß dem Uebermute wehren, wenn der moderne Künstler allzu kühne Züge tun und allzu fremdartiges Eigenes dem aufprägen will, das vor allem den einen großen, unverkennbaren Familienzug des kirchlich Würdigen tragen muß.

Für den Priester kommt wohl nur das Seminar als die Stätte in Frage, die ihm wenigstens in festen Umrissen die nötige Vorbildung auf den manigfaltigen künstlerischen Gebieten, namentlich dem der Paramentik, vermitteln muß. Da der rein theoretische Unterricht wenig Erfolg haben würde, so wäre möglichst reichhaltiges Anschauungsmaterial erwünscht. Einmal könnten in Gängen und Zimmern in Wechselrahmen geeignete Darstellungen von alten und neuen Werken der Architektur, Malerei, Plastik, Goldschmiedekunst u. a. m. Platz finden. Die Tafeln einschlägiger Werke, z. B. Kuhn's Kunstgeschichte, sowie die herrlichen Drei- und Vierfarbendrucke nach alten Meistern könnten so eine höchst erziehliche Verwendung finden. Die Paramentik sollte in einer kleinen Ausstellung neuzeitlicher, möglichst kunstgerechter Sachen jeder Art von Gewand vertreten sein, um in Farbe und Form ihren bildenden Einfluß auf den Geschmack des jungen Theologen auszuüben. Eine Gelegenheit zum Vergleich mit alter Paramentenkunst bietet sich in den meisten Diözesen in ihren Diözesanmuseen. Diese allein können heute indessen nicht mehr genügen.

Anderseits fehlt es noch an Möglichkeiten der Ausbildung für Geschäftsleute, Vereinsleiterinnen, Klosterfrauen und so viele, die aus Liebe zur Sache manche Werte an Geld und Mühe opfern. Warum sollten nicht an geeigneten Orten, an Kunstzentren oder in bedeutenden Diözesanstädten Lehranstalten entstehen, die dem Mangel abhelfen müßten? Wo katholischerseits keine Mittel zur Verfügung stehen, müßte die Regierung in Anspruch genommen werden. Zweifellos hat sie mehr als ein nebensächliches Interesse an einem Zweige der kirchlichen Kunst, die auch ein vaterländisches Moment darstellt. Den Kunstgewerbeschulen könnte an anderen Orten unschwer ein Lehrgang für Paramentik angegliedert werden.

Nur wirkliches und allgemeines Verständnis für die volle Bedeutung der Frage wird den so nötigen Einfluß auf die Fabrikation zeitigen und schädlichen Import verhindern. Mit ruhigem Abwarten wird nichts erreicht. Nur ernsthaftes Angreifen und zähes Vorwärts- und Aufwärtsdrängen bürgt für Erfolg. Die Paramentik muß deutsch werden, dem deutschen Geiste in Gediegenheit und Schönheit entsprechen, um Träger und Vermittler der hohen Absichten der heiligen Liturgie sein zu können.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Vorstoß in Flandern über die Stellung im Herbst 1914 hinaus.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

28. April. Auf dem flandrischen Kampffelde wich der Feind in rückwärtige Linien aus. Südlich von Langemarck ging er über den Steenbach, östlich von Ypern in seine Stellungen vom Herbst 1914, bei Zillebeke über diese hinaus zurück. In scharfem Nachdrängen zwangen wir den Feind vielfach zum Kampf. Hierbei nahmen wir Belgier und mehrere hundert Engländer gefangen. Wir erreichten die Linie südwestlich von Langemarck-Westufer des Steenbaches-Verlorenhoek-Hooge-Zillebeke-Voormezeele. Die im vergangenen Jahr schwer umkämpfte Höhe 60 ist in unserem Besitz. Starke Artillerietätigkeit im Abschnitt des Kemmel. Nach Abwehr der französischen, am Abend des 26. April gegen den Westhang des Berges geführten Gegenangriffe stieß unsere Infanterie aus eigenem Entschluß dem zurückgeschlagenen Feind nach und erstürmte den Ort Loker. Auf dem Nordufer des Lys scheiterten feindliche Vorstöße. Hierbei nahmen wir ebenso wie bei einer erfolgreichen Unternehmung nordwestlich von Festubert Engländer gefangen. Bei Givenchy wurden starke englische Angriffe abgewiesen. Am Hangard-Walde brach ein französischer Teilangriff zusammen.

29. April. Die Beute seit der Erstürmung des Kemmel hat sich auf über 7100 Gefangene, darunter 181 Offiziere, 53 Geschütze und 238 Maschinengewehre erhöht. Starke Teilangriffe der Franzosen gegen Hangard, Wald und Dorf, wurden blutig abgewiesen.

30. April. Auf dem Schlachtfelde in Flandern entwickelten sich in einzelnen Abschnitten heftige Infanteriekämpfe. Nördlich von Voormezeele und Groode Vierstraad nahmen wir mehrere englische Gräben. Bei Loker in die feindlichen Linien eindringende Sturmabteilungen stießen mit starken französischen Gegenangriffen zusammen. Im Verlauf dieser Kämpfe konnte sich der Feind in Loker festsetzen. Seine Versuche, über den Ort hinaus vorzudringen, scheiterten.

1. Mai. Frisch in den Kampf geworfene französische Kräfte versuchten vergeblich gegen Dranoutre vorzudringen. Ihr mehrfacher Ansturm brach in unserem Feuer zusammen. Vorstöße in die feindlichen Linien südwestlich von Noyon und über den Oise-Aisne-Kanal bei Baresnes brachten mehr als 50 Gefangene ein.

3. Mai. Starker Feuerwirkung folgten feindliche Teilangriffe südlich von Villers-Bretonneux und auf dem Westufer der Avre. Im Gegenstoß machten wir Gefangene.

5. Mai. Nach stärkster Feuervorbereitung griffen französische Divisionen unsere Stellungen am Kemmel und bei Bailleul vergeblich an. Sie wurden unter schweren Verlusten abgewiesen und ließen mehr als 300 Gefangene in unserer Hand. Der beabsichtigte Angriff einer englischen Division westlich von Bailleul kam unter unserem Feuer nicht zur Entwicklung. Südlich von Hebuterne scheiterten starke englische Vorstöße.

Rittmeister Freiherr v. Richthofen †.

Der kühne Führer der berühmten Jagdstaffel 11, Rittmeister Manfred Freiherr von Richthofen ist am 21. April von einem Jagdflug an der Somme nicht zurückgekehrt. Eine Reutermeldung vom 23. April läßt keinen Zweifel darüber, daß Richthofen den Tod gefunden hat. Nach dieser Meldung ist Richthofen auf einen Kirchhof in der Nähe seines Landungsplatzes am 22. April unter militärischen Ehren bestattet worden.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Die U-Bootbeute im März.

Im Monat März wurden insgesamt 689000 Brutto-Register-Tonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet. Der unseren Feinden zur Verfügung stehende Welthandelsschiffsraum wurde somit allein durch kriegerische Maßnahmen seit Kriegsbeginn um rund 16469000 Brutto-Register-Tonnen verringert.

Operationen im Osten.

In der Ukraine.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

1. Mai. In der Krim haben wir Feodosia kampflos besetzt.

2. Mai. Vor Sebastopol brachen wir feindlichen Widerstand. Die Stadt wurde am 1. Mai kampflos von uns besetzt.

3. Mai. Aus der Linie Jekaterinoslaw—Charkow sind wir in das Donez-Gebiet einmarschiert. Am Asowschen Meer haben wir Taganrog besetzt.

In Finnland.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

1. Mai. In verzweifelten Kämpfen versuchte der Feind, unsere Linien nordöstlich von Tavastehus und bei Lahti zu durchbrechen. Unter schwersten Verlusten wurde er zurückgeschlagen. Finnländische Truppen haben die Festung Wiborg genommen.

4. Mai. Südwestfinnland ist vom Feinde befreit. Deutsche Truppen, im Verein mit finnländischen Bataillonen, griffen den Feind zwischen Lahti und Tavastehus umfassend an und haben ihn in fünftägiger Schlacht trotz erbitterter Gegenwehr und verzweifelter Durchbruchsversuche vernichtend geschlagen. Finnländische Kräfte verlegten ihm den Rückzug nach Norden. Von allen Seiten umstellt, streckte der Feind nach schwersten blutigen Verlusten die Waffen. Wir machten 20000 Gefangene. 50 Geschütze, 200 Maschinengewehre, Tausende von Pferden und Fahrzeugen wurden erbeutet.

Abschluß der Verträge mit Rumänien.

Am 3. Mai ist durch die Vertreter Oesterreich Ungarns, Deutschlands und Rumäniens der wirtschaftliche Zusatzvertrag zum rumänischen Friedensvertrag paraphiert worden. Damit sind sämtliche mit dem Friedensschluß zusammenhängende Verträge zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn einerseits und Rumänien anderseits abgeschlossen und zur Unterschrift fertig.

Vom Büchertisch.

Nikolaus Hein: Lichter und Funken. Gedichte. Luxemburg, Verlag von P. Worré-Mertens. 8°. 128 S. — Ein neuer Dichter, ein tiefer und von eigenem Ton. Männlich kraftvoll, weitblickend, lauteren Gemütes und Sinnes. Herr des Wortes, der Bilder und der Form. Ein Könner, der noch zu lernen hat und lernen will: aus dem Einst und Jetzt, wie es sich auf das Künftige entwickeln soll. Ein Gedankenlyriker, der den Gedanken nach innen lebt: in tiefem, wohl auch heißem Gefühl. Ein noch Jugendlicher, der die Versunkenheit kennt, sich aber nie völlig an sie verliert. Ein Herber durch das Ringen mit dem Leben, das er liebt und in dem er Sieger werden will. Ein zutiefst Gemütsweicher, Zarter, von zielstarker Sicherheit ohne Ueberhebung. Ein echter Sohn der Scholle mit großer Liebe zum kleinen Heimatlande: Luxemburg, das er umstürmt weiß vom Weltenbrand. Wie der vergeistigt patriotische Neutrale den Völkerkrieg sieht, zeigt das bedeutende Kapitel „Der Heimat Schicksalsstunde". Von persönlichstem Reiz sind das erste und dritte: „Am Lebensweg" und „der liebe ein krenzelein". Interessant, weil entschieden Talent bezeugend, ist das vierte: „Bilder und Balladen". Hinsichtlich der letzteren möchte man dem Dichter vorzugsweise große Stoffe wünschen. — Alles in allem: Einer, der schon „ist" und bald mehr werden wird. E. M. Hamann.

Lehrbuch der Dogmatik. Von Dr. Bernhard Bartmann, Prof. der Theologie in Paderborn. 3. vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. XII u. 452, X u. 552 S. M 19.50, geb. M 23.—. Freiburg, Herder. 1917—18 — Was dieses an Umfang etwa die Mitte haltende Lehrbuch der Dogmatik besonders auszeichnet, ist die in formvollendetem Aufbau, in mustergültiger Uebersicht gebotene umfassende Behandlung des Stoffes, wodurch rühmenswerte Klarheit erzielt wird. Das Glaubensgut ist in Kernsätzen deutlich herausgestellt, die Beweise werden erschöpfend behandelt, gut gegliedert, wobei mehrfach dem Schriftbeweis eine höchst willkommene einläßliche Aufmerksamkeit gewidmet wird. Sehr ausgiebig ist die Heranziehung der einschlägigen Literatur, nicht nur im Ueberblick zu Anfang des jeweiligen Abschnittes, sondern auch in der Verarbeitung. Namentlich die Neuauflage nützte die in den letzten Jahren reichlich fließende Einzelforschung. Der 2. Band ergänzte S. 515—20 die letzten Erscheinungen in Nachträgen. Besonderer Erwähnung bedürfen die gründlichen Auseinandersetzungen mit den Aufstellungen der liberalen Religionsgeschichte; gebührend wird Bedacht genommen auf die Erörterung des nicht selten als neues Forschungsergebnis ausgegebenen „leichtbegreiflichen Tatsache einer gewissen Verwandtschaft der natürlichen und übernatürlichen Religionsanschauungen und Kultübungen". (I³ Vorwort V.) Mit Genugtuung ist es zu begrüßen, daß die Lehrunterschiede zwischen der römisch-katholischen und griechisch-katholischen Kirche gebührend hervorgehoben und in der Darlegung durchweg berücksichtigt wurden. — Mit einem Wort: ein zeitgemäßes Dogmatikwerk, von dem der Verfasser mit Recht im Geleitwort hofft, daß es eine Waffenrüstung sei, die Kämpfe Gottes siegreich zu bestehen. O. Heinz.

Die Lauretanische Litanei eine Maiandacht. Von Chr. Gräfin von Preysing. 16°. 63 S. M —.60. Regensburg, Pustet, 1918. Im reichen Kranze gemütsinniger Gebetsweisen, wie die Marienverehrung sie schuf, nimmt die Lauretanische Litanei einen Ehrenplatz ein. Das vorliegende schlichte Büchlein bietet eine prächtige Anleitung, in ihren reichen Inhalt einzudringen und ihren Segen besser auszuschöpfen. Die Anrufungen sind so verteilt bzw. zusammengefaßt, daß sie im Rahmen des Marienmonats alle zur Behandlung kommen, einschließlich der von Papst Benedikt XV. zuletzt gewährten Anrufung: Königin des Friedens, bitte für uns! In kurzer Erläuterung der einzelnen Anrufungen, mehr noch in praktischer Anwendung und betender Betrachtung wird hier die Muttergotteslitanei zur Grundlage einer wirklich fruchtbaren Maiandacht gestaltet. Dem Werkchen muß man von Herzen reichen Erfolg wünschen. O. Heinz.

Kleine Tagzeiten zur Patrona Bavariae. Von Klemens Blume, S. J. 9 × 14 cm. 44 S. M —.35. Regensburg, Pustet, 1918. — Der Verfasser gibt einleitend einen kurzen Ueberblick über Entstehung und Anlage der kleinen Tagzeiten oder Stundenlieder, in denen seit alters die Laien ihre Gebetsweisen gern dem priesterlichen Stundengebet anpaßten. Die hier gebotenen kleinen Tagzeiten zu Ehren der Schutzfrau Bayerns (Seite 17—41) nützen reichlich das von Benedikt XV. gewährte Brevieroffizium des Priesters und enthalten dazu manch kostbare Perle an altehrwürdigen Gebeten und Liedern zur Muttergottes. Es ist erfreulich, daß damit aufs neue ein Teil der liturgischen Gebete der Kirche der Laienwelt zugänglich gemacht wird, die in diesem herrlichen Ehrenpreis auf Maria gewiß gern ihrer Verehrung zur Beschützerin unseres Vaterlandes Ausdruck gibt. O. Heinz.

Vom kommenden Weltfrieden. Herausgegeben von Karl Jünger, eingeleitet von Paul Reichsgraf von und zu Hoensbroech unter Mitarbeit von Mitgliedern aller Parteien des Reichstages. Montanusverlag in Siegen und Leipzig 1918 (Band 8 der Kleinen Montanusbücher). Das Buch verfolgt den Zweck einer Aussprache über die deutschen Kriegs- und Friedensziele, herbeigeführt durch Aeußerungen einer Reihe von Parlamentariern aus allen Parteirichtungen, wobei allerdings nicht ersichtlich ist, ob es sich um ad hoc geschriebene Aufsätze oder um bei anderen Gelegenheiten entstandene Auslassungen handelt. Jedenfalls gewährt die Lektüre einen Einblick in die Mannigfaltigkeit der diesbezüglichen Auffassungen, die sich auf dem einen Boden, der Erhaltung unseres staatlichen und wirtschaftlichen Daseins, vereinigen. In der Einleitung des Herausgebers wird dieser Sicherungsgedanke auf eine genauere Formel gebracht, indessen wird mancher Leser mit mir nicht einzusehen vermögen, weshalb der katholische Herausgeber bei der Betonung der Einigkeit des deutschen Volkes „wieder jenen trutzigen Geist wach und lebendig" werden ließ, „wie er in den Reformationsliedern zum Ausdruck kommt", und weshalb er gerade den Grafen Paul von und zu Hoensbroech zu einem Geleitwort veranlaßte, das an sich zwar zur Beanstandung keinen Anlaß gibt (wenngleich die Mahnung: „sei ein Deutscher, tue von dir alles Undeutsche, zeige der Welt, was echtes Deutschtum zu leisten imstande ist," aus dem Munde des Grafen Paul Hoensbroech für einen Katholiken immerhin einen eigenen Beigeschmack hat), aber auch nur einige Selbstverständlichkeiten vorbringt und nach der Einleitung des Herausgebers überflüssig war. Weiters aber erhebt sich die Frage, ob alle die in dem Buche vertretenen Parlamentarier, beispielsweise die drei Zentrumsabgeordneten, mit diesem Geleitengel einverstanden waren, bzw. ob sie überhaupt von dessen Geleitwort Kenntnis hatten. Von einem derselben wenigstens glaube ich diese Frage bestimmt verneinen zu können. Dr. L. Ernst.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Wir lernten einen neuen Dichter, Alexander Zinn, kennen, der einen starken Erfolg hatte, oder war es lediglich ein Erfolg des Schauspielers? Nun, es war jedenfalls ein glückliches Zusammentreffen, daß sich die Hauptgestalt des Stückes eignet, die Vorzüge Steinrück'scher Darstellungskunst ins hellste Licht zu rücken. „Das Gewitter" heißt die Komödie, die man besser als Schauspiel bezeichnet, da nach unserem Sprachgebrauch in der Komödie das Publikum Anlässe zum Lachen voraussetzt. Professor Birkner ist ein großer Künstler, aber ein brutaler Genußmensch. Er schämt sich dessen gar nicht. Künstlertum und bürgerliche Sitte sind für ihn unvereinbar. Seine Frau ist nach elfmonatlicher Ehe von ihm gegangen, weil sie seine Brutalität nicht ertragen konnte. Er wehrt sich gegen jede Erinnerung, die doch sein Gewissen wecken, seine Kunst stören könnte. Er hat Geliebte, die er nach kurzer Zeit achtlos beiseite wirft, um deren Seelen, die er in den Schmutz zieht, er sich nichts bekümmert. Eine derselben, Franziska, gehört nun einem Bauunternehmer, der ihr moralisch gleichwertig ist. Sie sucht sich an Birk zu rächen. Auf einer Reise lernt sie Birks Sohn, einen jungen Arzt kennen und bestimmt diesen, seinen ungekannten Vater aufzusuchen, denn sie mutmaßt, daß diese Begegnung für Birk und wohl auch für dessen Geliebte sehr peinlich werde. Die Unterredung verläuft äußerlich ergebnislos; der Professor wappnet sein Herz mit brutalem Zynismus. Seine Brutalität veranlassen seinen hochbegabten Assistenten und seine Geliebte Agnes, sich von ihm zu wenden. Die Ereignisse haben jedoch auf sein Inneres größeren Eindruck gemacht, als er wahrhaben will, nicht so frei wie sonst, steht er seiner künstlerischen Aufgabe gegenüber und unterliegt bei der Preiskonkurrenz um eine große Arbeit. Den Wütenden trifft der Schlag. Die Lähmung von Arm und Bein bleibt dauernd; die Rechte wird nie mehr den Zeichenstift führen können. Sein Sohn und die auf ein Eigenglück verzichtende Agnes machen ihn langsam mit dem Gedanken vertraut, in den Lebenskreis seiner Gattin zurückzukehren. Diese Heimkehr soll auf seelische Wandlung hindeuten, Aufschwung, nicht das Kapitulieren eines gebrochenen Gewaltmenschen, welcher Gedanke schärfere Formung verdient hätte. Der Handlungsverlauf zeigt nicht immer zwingende Notwendigkeit, aber die Charaktere wirken sehr lebendig; gut beobachtete Einzelzüge schließen sich zu einem plastischen Ganzen zusammen. Die drei Akte sind geschickt gebaut, knapp, wirksam, fesselnd. Keine Person spricht aus Stimmungsgründen, sondern jeder Satz steuert zielbewußt die Handlung weiter vorwärts. Das sind Eigenschaften des Dramatikers, die heute nicht alltäglich sind. Steinrück, schon in der Maske ausgezeichnet, konnte sein großes Temperament austoben. Gewisse Urwüchsigkeiten dürften hier als sprechende Kennzeichnung dieses Uebermenschen mit Bohémegewohnheiten gelten. Wie er tobt und doch fühlbar werden läßt, daß er dabei sein Gewissen überschreien will, das ist große Kunst. Mit seiner Neigung zum Dehnen der Szenen muß man sich abfinden und wohl auch damit, daß die Stimme des Souffleurkastens hörbar wird. Sehr gut, doch gelegentlich zu leise sprechend, gab Alice Rohde die Agnes, als feine, zarte Frauennatur, die an ihrer Liebesenttäuschung bitter leidet, aber sich seelisch wieder emporhebt, zum Gegensatz zu Franziska, die durch

ihre Erfahrungen moralisch tiefer sank; eine Kanaille, für die Frl. Ritscher den rechten Ton fand, aber äußerlich das Halbweltlerische etwas stärker betonte, als wahrscheinlich ist, da diese Franziska auf bürgerliche Geltung nicht ganz verzichtet. Janssens und Henrichs Gestalten weckten die erwünschte Sympathie und den Gesinnungslumpen, der in der Mundart der „5 Frankfurter" spricht, gab Graumann nicht ohne die Glanzlichter eines etwas versöhnenden Humors.

Hoftheater. Kurz vor dem Kriege war „Falstaff" zuletzt über unsere Szene gegangen. Jetzt erschien Verdis Oper neu einstudiert, wie ja überhaupt Verdi in letzter Zeit bei uns wieder ziemlich häufig gepflegt wird. Wir Barbaren sind eben bessere Menschen... Man mag in Feindesland gegen deutsche Kunst und Künstler noch so sehr wüten; Gegenmaßregeln sind hierin von uns nicht zu befürchten. Dies nebenbei. Die Aufführung war von Br. Walter und v. Fuchs sehr sorgfältig vorbereitet worden und verlief reizvoll, stilsicher und in vornehmer Heiterkeit. Besonderes Verdienst daran hatte Brodersens feinkomische Gestaltung des Sir John, der auch gesanglich vortrefflich war. Frau v. Fladung gab mit den Damen Fichtmüller und Willer die Damen Windsors mit anmutigem Humor. Das „Aennchen" sang Frl. Ivogün sehr schön und Erb war ein sehr klangschöner Fenton. Schützendorf (Ford), Ludwig und die komischen Dienergestalten Birrenkovens und Lohfings ergänzten das Ensemble mit feinem Stilgefühl. Das Tanzarrangement Kröllers war von farbigem Reiz. Die szenischen Bilder bedurften keiner Erneuerung; kurzum, es war ein harmonisch verlaufener Abend. Wichtiger freilich ist, daß man nächstens Pfitzners „Palestrina" wieder aufnehmen wird; wenn man auch dieses Werk entgegen früheren Entschlüssen, um Kohlen zu sparen (?), von der Festspielbühne ins Hoftheater verpflanzen will.

Aus den Konzertsälen. Der Beethovenzyklus der Herren Berber, Hegar, Ratterer und Zilcher fand eine begeisterte Aufnahme. Die drei letzten Abende, denen wir beiwohnten, brachten uns wieder Eindrücke stärkster Art, die vielleicht gegen Ende an Eindringlichkeit noch gewannen. Die Vortragsfolge war aus den verschiedenen Schaffenszeiten des Meisters zusammengesetzt und bot auch durch den Vergleich manchen Reiz. Der dritte Abend brachte die Triowerke in C-Moll aus op. 1, in D-dur aus op. 9 und in B-Dur op. 11. Der vierte begann mit dem Klavierquartett Es-Dur aus der Frühzeit Beethovens (ohne Opuszahl), ließ das Trio C-Moll op. 9 und das Klaviertrio D-Dur op. 70 folgen, eine gewaltige Steigerung der Eindrücke von fesselnder Tonkunst bis zu den tiefsten Ausdeutungen des Genies. Ganz besonders schön gelang auch die anmutsvolle Serenade op. 9. Die Wiedergabe war hier restlos vollkommen, sowohl durch die Schönheit der Klangpoesie, der feinsten Harmonie des Zusammenspieles, als auch durch das volle Erfassen und Ausschöpfen des geistigen Gehaltes. Von dem Hösl-quartett hörten wir Regers Klavierquartett A-Moll op. 133. Man hat hierin im letzten Lebensjahre des Tondichters diesen selbst am Flügel gesehen. Den Klavierteil hatte diesmal Anna Hirzel-Langenhan inne, die mit der bei ihr gewohnten musikalischen Einfühlung spielte. Auch in dem Streichquartett von Brahms zeigten die Künstler ihr großes Können und starkes Empfinden. Sophie Blum, die geschätzte Geigerin, konzertierte mit Schmid-Lindner in Sonaten von Reger, Beer-Walbrunn und L. Windsberger. Die Arbeit des letzteren brachte Kraft, Schwung und Klangschönheit der beiden Künstler zu wirksamer Geltung, während die anderen Sonaten auch zu Vertiefung und Gefühl Anlaß geben. Gerne hörte man auch Gisela v. Paszthory wieder, deren großes pianistisches Können bei Liszt den stärksten Widerhall findet. — Aus Wien kam ein Wunderkind, das die hohen Erwartungen, die man nach allem, was man gehört hatte, hegte, nicht enttäuschte. Else Hilger, die erst 13 Lenze zählt, verfügt über eine Technik, die erstaunlich ist; zu ihr gesellt sich eine Tongebung von Fülle und Schönheit. Die Violincellistin zeigt starkes musikalisches Empfinden. Da ihren frühreifen Leistungen Anzeichen des Verkünstelten und Forcierten fehlen, so lassen sich in der Tat auf Else Hilgers künstlerische Entwicklung die angenehmsten Hoffnungen setzen. Anna Erler-Schnaudt hatte sich mit einer noch unbekannten Künstlerin Käte Kramm zu einem Liederabend verbunden. Ueber Frau Erlers Kunst ist Neues nicht zu sagen. Man darf stets von neuem die Schönheit und Kraft ihrer Altstimme, die hohe sangliche Kultur und die packende Gestaltungskraft bewundern. Sie bot unter anderem einen Zyklus „Mädchenlieder" von Josef Ziegler (Gedichte von Albert Sergel) als Uraufführung. Die Lieder zeigen Empfindung, Wärme und klangliche Feinheit. Der begleitende Tondichter fand lebhafte Anerkennung. Noch eindringlicher wirkte die Wiedergabe von Gustav Mahlers „Kindertotenlieder", deren Poesie sich durchaus nicht jeder schönen Stimme erschließt. Bei aller Eindringlichkeit des Vortrages bleibt Frau Erler-Schnaudt stets in den Stilgrenzen der Liedersängerin. Käte Kramms Vortragstalent drängt zur Bühne, das zeigte sich nebenbei auch in der Wahl zweier Arien von Bizet und Meyerbeer, die sich dem Gesamtbilde des Abends schwer einfügten. Die Sopranstimme ist schön, gut gebildet, wenn auch noch nicht umfangreich; kurz, man gewann einen sehr günstigen Eindruck. — Der Berliner Tenorist Walther Kirchhoff besitzt eine Stimme, die das Publikum immer hinreißen wird. Er weiß zu blenden und er geht den Wirkungen nicht aus dem Wege; ist mehr Virtuose, als dienender Interpret des Kunstwerkes. Sein zweiter Konzertabend gibt Anlaß, nochmals auf den Sänger J. Bendix hinzuweisen, ein wunderbolles Material und starkes Empfinden; ist die technische Schulung einmal vollendet, wird der junge Däne sicherlich zu den gesuchtesten Sängern gehören. Die hohe Kultur des Singens erfreut an Anna Bahr-Mildenburg. Die berühmte Wagnersängerin hat sich in den letzten Jahren, von ihrer Stimme nicht mehr voll befriedigt, auch als Schauspielerin versucht, welche Leistungen verschieden beurteilt wurden; jetzt bot sie uns einen Liederabend, der sehr freundlich aufgenommen wurde. — Von Grete Wiesenthals liebenswürdiger, anmutiger, im Rhythmus des Wiener Walzers unübertrefflichen Tanzkunst, die hier oft gewürdigt, wird mir von meinem Vertreter wieder Erfreuliches berichtet.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Britischer Kriegswille — Zuversicht unserer Börsen — Deutschlands Wirtschaftskraft, des Kaisers Dankerlass — Arbeitskammergesetz — Kriegswirtschaftsmassnahmen.

Kennzeichnend für den englischen Kriegswillen ist die neuerliche Kundgebung Loyd Georges für die Austragung des Kampfes bis zum Ende. Unsere Kriegswirtschaftskreise unterschätzen solche die anglo-amerikanische Kriegspartei charakterisierende Stimmen keineswegs, ohne sich hierdurch jedoch von ihren Zielen abbringen zu lassen. Auch das Abkommen zwischen der belgischen und englischen Regierung über eine britische Besetzung Belgiens noch 18 Monate nach Friedensschluss wurde einfach zur Kenntnis genommen. Das Vertrauen in unsere militärische Ueberlegenheit ist in

Deutschland überall so tief eingewurzelt, dass weder diese Tatsachen, noch die politischen Unruhen in der Ukraine den Glauben an den glücklichen Ausgang des Weltkrieges beeinträchtigen konnten. Eine Verstärkung erfuhr auch die Widerstandskraft unserer Effektenmärkte, trotz der Steuerdebatten im Reichstag und der ungeklärten innerpolitischen Lage bei uns und in der Donaumonarchie, namentlich bezüglich der preussischen Wahlrechtsreform. Zu den ausschlaggebenden wirtschaftlichen Momenten zählt neben dem guten Saatenstand besonders auch die unveränderte günstige Beurteilung unserer Finanzen. Reichsbankpräsident Havenstein hat über die achte Kriegsanleihe, besonders die ungewöhnlich hohe Quote (90%) der bis jetzt erfolgten freiwilligen Vollzahlungen erfreuliche Daten bekanntgeben können. Der kaiserliche Erlass an den Reichskanzler über die wirtschaftliche Kraft Deutschlands und über die hervorragende Politik unserer Reichsbank fand daher zustimmenden Widerhall.

Massgebend für die Börsenstimmung, welche zuweilen über Gebühr ungesunde Zustände von planloser Spekulation gezeitigt hat, blieben naturgemäss die Wirkungen der Bilanzen unserer grossindustriellen Betriebe mit ihren verstärkten Rückstellungen, mit den glänzenden Dividendenergebnissen und den gewaltigen Kapitalüberflüssen. Die führenden Farbenunternehmungen konnten im abgelaufenen Jahr trotz der bekanntlich übergrossen Kapitalverwässerungen durchaus befriedigende Dividendensätze ausweisen. Die gegenüber den Vorjahren erheblich vermehrten Anforderungen der bayerischen Staatseisenbahnen für Beschaffung von Fahrmaterial gewähren unserer Gesamtindustrie neuerliche Beschäftigung. Von günstiger Einwirkung war auch die Wiedereröffnung der russischen Banken und die dadurch nähergerückte Entschädigungsmöglichkeit der deutschen Aktionäre. Ein Zeichen der Zuversicht, namentlich unserer Schiffahrts- und Ueberseekreise ist der Dividendenvorschlag der Dampfschiffahrtsgesellschaft „Argo"-Bremen mit 24% (in den beiden Vorjahren hatte dieses Unternehmen, wie auch alle anderen Reedereien Bilanzaufschub.) Auch die Einzelheiten der deutsch-schweizerischen Verhandlungen über das Wirtschaftsabkommen und der Abschluss der deutsch-holländischen Beratungen über die strittigen Wirtschaftspunkte befriedigen ebensosehr wie die bulgarisch-türkische Verständigung über die schwebenden Streitfragen.

Von den kriegswirtschaftlichen Ereignissen verdient Erwähnung die Reichstagsdebatte über das Arbeitskammergesetz. Der vom Zentrumsabgeordneten Kuckhoff hierbei vertretene Standpunkt, dass für die Angestellten selbständige Kammern errichtet werden sollen, wird auch von der Arbeitsgemeinschaft kaufmännischer Verbände mit mehreren 100 000 von Angestellten geteilt. Zur Regelung des Frachtraumes nach dem Kriege wird mit dem Sitz in Hamburg eine Frachtraumverteilungs-Gesellschaft m. b. H. gebildet. Auch die Uebergangswirtschaft innerhalb der Textilindustrie ist unter Leitung des Reichswirtschaftsamtes inzwischen geordnet. Eine sofort in Kraft tretende Bundesratsverordnung bezweckt die Sicherung der Luxussteuer auf — noch vor Inkrafttreten derselben — vollzogenen Erwerb von Edelmetallen, Perlen, Edelsteinen, Gemälden, Antiquitäten usw. Ein im Reichswirtschaftsamt ausgearbeiteter Entwurf eines Reichsgesetzes bezweckt die Reform des deutschen Erbbaurechtes. M. Weber, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Auf die dieser Nummer beiliegende Zahlkarte des katholischen Pfarramtes in Flammberg (Ostpreußen) sei besonders hingewiesen.

Providentia, Frankfurter Versicherungs-Gesellschaft in Frankfurt a. M.

Bilanz am 31. Dezember 1917.

A. Aktiva.	M	Pf
1. Einlageverpflichtung der Aktionäre	15,428,571	43
2. Grundbesitz	2,205,000	—
3 Hypotheken	43,770,650	—
4. Wertpapiere	11,400,592	—
5. Vorauszahlungen und Darlehen auf Policen	6,529,372	90
6. Guthaben bei Bankhäusern und Versicherungsunternehmungen	59,644	16
7. Gestundete Prämien	1,656,673	24
8. Rückständige Zinsen und Mieten	134,456	03
9. Ausstände bei Generalagenten und Agenten	912,089	88
10. Barer Kassenbestand	309.061	34
11. Sonstige Aktiva	818.106	—
Gesamtbetrag	83,224,216	98

B. Passiva.	M	Pf
1. Aktien- oder Garantiekapital	17,142,857	14
2. Reservefonds	1,714,285	71
3. Prämienreserve und Prämienüberträge	48,435.609	58
4. Reserven für schwebende Versicherungsfälle	1,655,893	26
5. Gewinnreserven der mit Gewinnanteil Versicherten der Lebensversicherung	4,225,343	01
6. Sonstige Reserven	4,882,852	45
7. Guthaben anderer Versicherungsunternehmungen	877,179	22
8. Barkautionen	83.976	54
9. Sonstige Passiva	2,403,182	50
10. Gewinn	1,803,037	57
Gesamtbetrag	83,224,216	98

Die **Garantiemittel** der Gesellschaft stellen sich wie folgt:

Grundkapital	M. **17,142,857.14**
Kapital- und ausserordentliche Reserven	„ **4,964,285.71**
Prämien-Reserven und Ueberträge	„ **48,435,609.58**
Sonstige Reserven	„ **5,858,195 46**
Vortrag auf neue Rechnung	„ **451,476.93**
Garantiemittel zusammen	M. **76,852,424.82**



Gott dem Allmächtigen hat es in seinem unerforschlichen Ratschlusse gefallen, meinen innigstgeliebten, herzensguten Mann, unsern treusorgenden, unvergesslichen Vater, Schwiegervater, Grossvater, Bruder, Schwager, Onkel und Grossonkel, den

Herrn Geheimen Sanitätsrat

Dr. Heinrich Krabbel

Oberarzt am städt. Mariahilfkrankenhaus
Vorsitzender des ärztlichen Ehrengerichts und Mitglied des Vorstandes der Aerztekammer für die Rheinlande, Inhaber des Eisernen Kreuzes am weiss-schwarzen Bande und des Roten Adlerordens IV. Klasse

am 26. April abends 9 Uhr, im Alter von 67 Jahren, nach kurzem, schwerem, mit grösster Geduld ertragenem Leiden, gestärkt mit den Heilsmitteln der hl. katholischen Kirche, nach echt christlichem Lebenswandel aus einem arbeitsreichen Leben zu sich in die Ewigkeit zu nehmen.

Die trauernden Hinterbliebenen:

Frau Emilie Krabbel geb. **Greve**
Gerta Krabbel Dr. phil.
Dr. Max Krabbel, Oberarzt der Res., z. Z. im Felde
Nini Krabbel
Maria Krabbel
Maria Krabbel geb. **Thier**
und 1 Enkel

Aachen, Westl. Kriegsschauplatz, Bonn, Köln, Iserlohn, Berlin, April 1918.

Die feierlichen Exequien wurden gehalten Dienstag, den 30. April, morgens 10 Uhr in der Hauptpfarrkirche zum hl. Petrus. Die Beerdigung fand statt am gleichen Tage, nachmittags 3 Uhr, vom Trauerhause Monheimsallee 61.

Im Sinne des Verstorbenen wird gebeten, von Kranzspenden abzusehen, aber seiner im Gebete zu gedenken.

Sollte jemand aus Versehen keine besondere Anzeige erhalten, so bitte diese als solche zu betrachten.

Statt jeder besonderen Anzeige!



Am 12. April fiel bei einem Sturmangriff unser innigstgeliebter Sohn, Bruder, Neffe und Vetter

Student der Theologie

Hubert Frantzen

Unteroffizier und Offiziersaspirant im Res.-Inf.-Reg. Nr. 31

im Alter von 21 Jahren.

Um ein Gebet für den lieben Verstorbenen bitten in tiefem Schmerz

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:

Hubert Frantzen und **Frau**
Anna geb. **Mieves**
Gertrud Frantzen
Maria Frantzen.

Jülich, April 1918.

Es wird gebeten, von Beileidsbesuchen abzusehen.

Die Exequien waren am Montag, den 6. Mai, morgens 10 Uhr.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 X gespalt. Grundzeile 60 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25%.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 20. München, 18. Mai 1918. XV. Jahrgang.

Da läuten die Glocken zum Pfingstfest durch den Maientag.

Von Universitätsprofessor Dr. Joseph Wittig, Breslau.

Der Weltkrieg ist ein Hochfest der Erdenkräfte. Nie waren ihrer so viele und so starke und so stolze geladen. Vielleicht, ehe die Menschheit war. Denn damals durften sie sich offenbaren und wirksam werden, durften in gewaltigen Revolutionen das Weltall bilden, durften die Erde losreißen von dem glühenden Ball, durften mit ihr die Himmelsräume durchjagen, bis sie stiller und stiller wurden und endlich die Erde zu einem friedlichen Wohnort gestalteten. Da zogen sie sich zurück in die Tiefe der Berge, verbargen sich in Quell und Meeresgrund. Nur die zahmsten wurden dem jungen Menschen zum Dienst gegeben. Die anderen durften sich nur selten offenbaren, und es war dann immer, als wären sie die Stimme Gottes oder die Hand Gottes. Erdbeben und Gewitter waren ihre kleinen Feste. Unterdessen gelang es den Menschen, die verborgenen Kräfte in ihren Schlupfwinkeln aufzufinden und eine nach der anderen in ihren Dienst zu zwingen, vor allem die Kräfte, die in den Menschen selber, in den Völkern und Nationen lagen. Als Technik und Masse ihre Höchstzahlen erreicht zu haben schienen, brach der Weltkrieg aus. Die Zukunft der Erde wurde wieder dem Spiel der Kräfte ausgeliefert. Sie jagen über weite fruchtbare Länder und veröden sie, sie raffen große Völkerbestände dahin, sie vernichten die alte Kultur, und wir wissen nicht, ob wir vor einem Untergang oder vor einer Neuschöpfung stehen.

Da läuten die Glocken zum **Pfingstfest** durch den Maientag. „Süßer Gast der Seele, komme“, so hebt ein Chor zu singen an, und betende Stimmen überall: „Sende aus deinen Geist, und alle Dinge werden neugeschaffen werden, und du wirst das Angesicht der Erde erneuern!“ Und aus dem heiligen Buche wird der Text gelesen: „Durch des Herrn Wort sind die Himmel gefestigt, und durch den Geist seines Mundes alle ihre Zier.“ Die Welt singt ihr Evangelium von der physischen Gewalt und Masse, die Kirche ihr Evangelium vom Heiligen **Geiste**.

Glauben wir noch an den Heiligen Geist? Wir bekennen ihn noch, und wenn wir uns recht zusammenraffen und verinnerlichen, gelingt uns auch ein aufrichtiger Glaubensakt. Aber daß dieser Geist nicht bloß eine Kraft und nicht nur eine Summe zusammenwirkender Geisteskräfte, sondern eine göttliche Person, ein Herr und ein König und der **Vollender der Welt** ist, das kommt uns nicht lebendig genug in das Bewußtsein. Sonst würden wir froher und getrösteter sein. Denn er ist der Geist der Freude und des Trostes. Wir rechnen zu wenig oder gar nicht mit ihm. Die Wissenschaft von der Geschichte sucht alle möglichen Kräfte aufzuspüren, welche am Weltgeschehen beteiligt sind, und sie ist freudig dankbar, wenn sie einen bisher noch unbekannten Einfluß entdeckt. An dem Herrschergeiste aber geht sie abgewandten Auges vorüber. Selbst die moderne Kirchengeschichtsschreibung, die jedes Bächlein in seinem Laufe erforscht, weiß uns wenig zu sagen von dem großen Sturme, der die ganze Kirchengeschichte durchbraust, von dem heiligen Pneuma, das vom Vater und dem Sohne ausgeht, von dem heiligen Feuer, das aus den Tiefen der Gottheit kommt und den Erdball überflutet. Christus selbst spricht voll Ehrerbietung von ihm. „Jede Sünde und Lästerung wird dem Menschen nachgelassen, aber die Lästerung wider den Heiligen Geist wird nicht nachgelassen werden.“ Ist unser schuldbares Vergessen des Geistes nicht etwa eine solche Lästerung?

Wir werden auch im Weltkrieg die Tätigkeit des Heiligen Geistes erkennen müssen. Mit seinen tiefsten Ursachen wurzelnd in dem Abfall der Welt von Christus und in der Zuwendung der Welt zu Geld, Ehre und Genuß, ein furchtbares Wettspiel ungeistiger Kräfte, offenbart dieser Krieg alle bisher sorglich zugedeckte Lüge und Heuchelei, alle Untreue, alle rohe Selbstsucht. „Wenn dieser kommt“, so sagt Christus von dem Geiste, „so wird er die Welt überzeugen von der Sünde und von der Gerechtigkeit und von dem Gerichte: von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben, von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe und ihr mich nicht mehr sehen werdet, und vom Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist.“

Die Welt zur Zeit Christi war noch klein. Wie im Kinderreigen umspannten die Länder das Mittelmeer. Ehe dieses Gericht kam, mußte sie erst groß und reif werden. Und das ist sie erst kurz vor dem Weltkrieg geworden. Eduard Meyer sagte jüngst in einer Rede: „Zum ersten Male, solange die Erde steht, ist die gesamte Menschheit, sind alle Staaten, Völker und Rassen des Erdballs zu einer einheitlichen Aktion zusammengeschlossen. Damit ist eine Entwicklung zum Abschluß gekommen, die sich seit den Entdeckungsfahrten des fünfzehnten Jahrhunderts und den Anfängen der europäischen Kolonisationen zunächst langsam vorbereitet hat, dann im achtzehnten Jahrhundert durch die wachsende Ausbreitung der englischen Macht und ihre Kämpfe mit Frankreich und Spanien immer rascher vorwärts geschritten, aber erst im Verlauf des letzten Menschenalters zum Abschluß gelangt ist, vor allem durch die Okkupation des Hauptteils von Afrika durch die Engländer und durch den Eintritt einerseits Japans, andererseits der amerikanischen Union in die universelle Weltpolitik.“ Die Welt ist fertig mit ihrer Organisation und ihrem Wachstum. Sie ist in zwei große Einheiten geordnet. **Ein Krieg ist ihr Werk**, ihre Erwartung, ihr Schrecken.

Da läuten die Glocken zum Pfingstfest durch den Maientag, und die Christenheit betet: „Sende aus deinen Geist und alle Dinge werden neu erschaffen werden, und du wirst das Angesicht der Erde erneuern.“ Die Menschheit kann sich nicht retten aus ihrer katastrophalen Verwirrung. Derselbe Mann, dessen Worte ich oben angeführt, sagt in seiner Rede weiter: „So wird, wer die weltgeschichtliche Entwicklung in ihrem Zusammenhang überschaut, kaum zweifeln können, daß mit dem jetzigen Kriege die moderne Kultur ihren Höhepunkt überschritten hat und dem Niedergang sich zuwendet, und vor allem, daß durch ihn die Weltstellung der europäischen Völker so erschüttert, ihre Kraft in der gegenseitigen Zerfleischung so sehr aufgerieben ist, daß sie ihre bisherige Stellung als das beherrschende Element der Weltgeschichte kaum länger werden behaupten können.“ Wird es der Geist Christi sein, der die Neuschaffung und Neuordnung übernimmt? Durch die Zeitungen geht die Nachricht, daß der anglikanische Bischof Wakefield von Birmingham, ein hochangesehener Würdenträger der anglikanischen Kirche, begeistert durch die Hirtenworte des Kardinals Bourne, Erzbischofs von Westminster, in seinem neuesten Monatsbrief schreibt: „Durch das ganze Land herrscht heute als Frucht des Krieges die Auffassung, daß die Grundsätze Christi triumphieren müssen.“ „Er wird mich verherrlichen,“ sagt Christus von dem Geiste, den er zu senden versprach.

Nur mit klopfenden Herzen vermögen wir uns zu der Hoffnung zu bekennen, daß noch einmal die christliche Kultur auf der ganzen Erde herrschend wird, daß wir noch einmal alle **eines** Geistes werden. Von unseren Kriegern ziehen viele ins Feld in der Hoffnung, daß sie eine neue Zeit erkämpfen, in welcher ein

neuer Geist regieren wird. Mehr oder weniger deutlich meinen sie damit den Heiligen Geist. Wir, die wir daheim bleiben müssen, sollen diesen Geist rufen mit flehentlichen Pfingstgebeten. Seine Sendung knüpft Christus an zwei Bedingungen: daß wir an ihn glauben, daß wir um ihn bitten. Beide Bedingungen können und müssen wir in vollkommenerer Weise erfüllen, als wir es je getan. Geben jene ihren Leib dahin, um dem rechten Geiste die Wege zu bahnen, müssen wir ihm unsere Seele geben. Erwarten wir nicht mehr so sehr von unserer Zahl und Masse, nicht mehr von Partei und Parität den Sieg unserer Ideen, sondern von unserem Geiste, welcher sein muß der Heilige Geist!

Da läuten die Glocken zum Pfingstfest durch den Maientag.

Ein politisches und soziales Weltprogramm.

Von Dr. J. Blesch, Berlin.

Unter dem Titel: „Griechenland und das Christentum" erschien kürzlich in der Schweiz eine Broschüre, deren Verfasser sich als zur griechisch-orthodoxen Kirche gehörig bekennt und mit Christianus unterzeichnet. Die Schrift lenkt von neuem die Aufmerksamkeit auf das Schicksal des unglücklichen Griechenland. Christianus widerlegt alle die Einwände, die von Ententeseite aus gegen das Verhalten der griechischen Regierung, die eines neutralitätswidrigen Benehmens und des Vertragsbruchs gegen Serbien beschuldigt wurde, erhoben worden sind und führt alle die Leiden vor, die das griechische Volk seit Beginn des Weltkrieges wegen seines unbeugsamen Festhaltens an der Neutralität über sich ergehen lassen mußte. Die Wiederherstellung Griechenlands, seiner Unabhängigkeit und seines Königs müsse daher die erste Aufgabe sein, sobald das menschliche Morden aufhören und die Menschheit wieder moralisch und normal zu denken und zu handeln beginnen werde. Christianus rechnet dabei auf die mächtige Unterstützung der katholischen Kirche und aller guten Christen, um die gerechten Ansprüche Griechenlands durchzusetzen.

Und hier kommen wir zum eigentlichen Hauptpunkt der ganzen Schrift. Wohl ist es dem Verfasser darauf angekommen, Aufklärung über die griechischen Verhältnisse während des Krieges zu schaffen, sein Vaterland von den ihm gemachten Vorwürfen zu rechtfertigen und die Forderungen, die Griechenland beim allgemeinen Friedensschluß erheben will, aufzustellen; aber daneben schwebt Christianus noch ein anderes, viel höheres Ziel vor. Er veröffentlicht seine Schrift als eine an Papst Benedikt XV. gerichtete Denkschrift. Der Orthodoxe wendet sich darin an den römischen Papst als den Repräsentanten des Katholizismus, den er als die größte moralische Kraft der gesamten Menschheit, als eine humanitäre, wohltätige, universale, von Sympathien, Voreingenommenheiten, Interessen und Politik unabhängige Kraft betrachtet. Der Papst soll daher auch nicht nur über Griechenland aufgeklärt, sondern für das orthodoxe Griechenland interessiert werden. Denn nicht mehr und nicht weniger erstrebt Christianus für die Zukunft als die Verschmelzung der römisch-katholischen mit der griechisch-orthodoxen Kirche und nicht nur mit dieser, sondern auch mit den anderen christlichen Konfessionen. Unter diesem Gesichtspunkt legt der Verfasser der Tatsache, daß die heilige Synode zu Anfang des Jahres 1917, als die Not in Griechenland infolge der Blockade sehr groß wurde, sich an den Hl. Vater wandte, große Bedeutung bei, indem er ausdrücklich hervorhebt, daß dies die erste Korrespondenz zwischen den beiden Kirchen seit Jahrhunderten gewesen sei.

Die Annäherung oder sogar Verschmelzung der römisch-katholischen und der griechisch-orthodoxen Kirche verursacht nach Christianus keine ernsten Schwierigkeiten. Die griechische Kirche könne ihre Besonderheiten beibehalten; die einzige Bedingung sei nur, daß sie die Suprematie des Papstes anerkenne. Christianus betrachtet diese Schwierigkeit als leicht zu beheben, während er zugeben muß, daß allerdings große Schwierigkeiten sich aus dem Verhältnis der römischen Kirche zur lutherischen und den anderen protestantischen Kirchen wegen der sehr ernsten dogmatischen Unterschiede ergeben werden. Doch hofft er, daß auch diese allmählich schwinden werden, weil die Union und die Verschmelzung der Kirchen ja nicht von einem Tag zum andern zu geschehen brauche. Die Anbahnung der Verschmelzung der christlichen Kirchen denkt sich Christianus durch ein allchristliches Konzil eingeleitet, das zu gleicher Zeit wie die allgemeinen Friedensverhandlungen stattfinden und sich mit der Feststellung der Beziehungen zwischen den christlichen Bekenntnissen und ihrer stufenweisen Annäherung, sowie mit den sozialen und internationalen Problemen beschäftigen sollte.

Der Verfasser begnügt sich also nicht damit, die Verschmelzung der christlichen Konfessionen als ideales Ziel aufzustellen, er weist vielmehr der gesamten Christenheit auch praktische Ziele zu, die sich einmal auf den Frieden zwischen den sich heute bekämpfenden Völkern und dann auf den sozialen Frieden beziehen. Während er in bezug auf den Frieden zwischen den Völkern die Tätigkeit des Hl. Vaters der gesamten Christenheit als Vorbild, wie sie zum Zustandekommen des Friedens mitwirken solle, aufstellt, entwickelt er hinsichtlich des sozialen Friedens ein Programm, das den Forderungen der modernen Sozialpolitik sehr weit entgegenkommt. Die sozialen Bedingungen der gegenwärtigen Gesellschaft werden als unerträglich anerkannt. Dem Kapitalismus wird die Schuld an der heutigen Katastrophe beigemessen. Die kapitalistische Gesellschaftsordnung muß daher umgewandelt werden. Christianus verlangt, daß alle Glieder der Gesellschaft ein menschenwürdiges Dasein führen können; daß die Arbeit nach hygienischen Prinzipien bemessen werde, daß Nahrung, Wohnung, Kleidung geziemend seien. Die Arbeitsunfähigen sollen der Gesamtheit zur Last fallen. Aber neben diesem Existenzminimum, das jedem ohne Ausnahme gesichert sein muß, verlangt Christianus auch die Aufstellung eines Existenzmaximums. Er versteht darunter ein Maximum an Vermögen, das nicht überschritten werden darf oder jenseits dessen alle Summen starken Abgaben unterzogen werden. Mit diesen Abgaben wären dann einerseits die durch den Krieg akut gewordenen Finanzprobleme des Staates zu lösen und anderseits das allen Staatsbürgern zukommende Existenzminimum zu sichern. Darüber hinaus soll der Versuch gemacht werden, alle sogenannten nicht produktiven Arbeiten zu unterdrücken. Auch soll die Nationalisierung und Verstaatlichung der Arbeitsmittel, der Produktion und der Verteilung erstrebt werden.

Wir sehen, Christianus gibt an radikalen sozialpolitischen Forderungen der Sozialdemokratie in nichts nach. Und doch will er mit ihr nicht auf eine Stufe gestellt werden, ja er verwirft sogar die sozialistischen Theorien, weil sie eine neue Gesellschaftsordnung durch gewaltsamen Umsturz der bestehenden Verhältnisse herbeiführen wollen, während diese neue Ordnung nur durch Evolution, durch allmähliche Entwicklung geschaffen werden könne. Diese Entwicklung herbeizuführen und dabei die heftigen Stöße und Katastrophen der Revolutionen zu vermeiden, hält er gerade für die Aufgabe des Christentums.

Um diese höchsten Aufgaben erfüllen zu können, wünscht Christianus den Zusammenschluß aller christlichen Konfessionen, der ihm also gewissermaßen nur Mittel zum Zweck ist. Wie der Papst die Friedensinitiative ergriffen habe, so soll er auch jetzt die Initiative zum allchristlichen Konzil ergreifen, aus dem jene Vereinigung erstehen soll. Christianus erwartet von der „viribus unitis" arbeitenden Christenheit eine mit Riesenschritten fortschreitende Entwicklung, die Dramen, wie der jetzige Weltkrieg, künftig unmöglich machen wird.

* * *

Die einzelnen Gedanken des christlich-politischen und sozialen Programms Christianus' sind nicht neu. Das soziale Programm enthält die allgemein bekannten Forderungen der Sozialdemokratie. Auch der Gedanke der Vereinigung aller christlichen Konfessionen wird hier nicht zum ersten Male ausgesprochen. Beinahe vor gerade hundert Jahren, im Jahre 1819, war es der französische Abbé Lamennais, der dafür eintrat. Auch bei ihm ist die Idee der Union der christlichen Kirchen sozialen Erwägungen entsprungen. Lamennais erkannte die auch für seine Zeit bestehende Notwendigkeit einer Institution, welche die gesamte menschliche Gesellschaft vor dem Untergang bewahrte, einer Institution, welche die Menschheit, die sich in so viele Zweige gespalten hatte, wieder vereinigte.

„Vergebens", so sagt er in seinem Aufsatz „Ueber die Vereinigung der verschiedenen christlichen Gemeinschaften", „würde man in der Politik das Mittel suchen, die Nationen Europas miteinander zu verbinden: selbst unter demselben Chef, denselben Institutionen, denselben Gesetzen würden sie getrennt bleiben und vielleicht mehr als in ihrem heutigen Zustand. Um wirklich vereinigt zu sein, ist es für die Völker gerade wie für die Menschen nötig, daß sie die Glieder einer und derselben

Gesellschaft werden, einer Gesellschaft, die ganz geistig ist, gegründet auf unveränderliche Beziehungen und die deshalb alle denkenden Wesen umfassen kann und soll. Wie im Privatleben jede Familie von den andern Familien unabhängig ist, so bleibt jedes Volk im politischen Leben von den andern Völkern unabhängig; und doch besitzen alle Untertanen derselben geistigen und religiösen Macht, als Glaubensbrüder, dieselben Wahrheiten, gehorchen denselben Gesetzen, sind durch dieselben Pflichten gebunden".

Diese über den einzelnen Völkern und Nationen stehende geistige und religiöse Macht sollten nach Lamennais eben die vereinigten christlichen Gemeinschaften sein. Stellt Lamennais 1819 auch noch kein detailliertes soziales Programm auf, so ist doch der Grundgedanke bei ihm durchaus sozial. Christianus, der auf die Erfahrungen eines ganzen Jahrhunderts zurückblickt, konnte dagegen ganz bestimmte sozialpolitische Forderungen als Arbeitsprogramm seiner Vereinigung der christlichen Bekenntnisse aufstellen.

Welches ist aber der innere Sinn und die innere Bedeutung der von Christianus in der Perspektive gezeigten Vereinigung aller christlichen Kirchen und der von ihr geleisteten Durchführung der sozialen Reformen? Es ist die Sehnsucht der einzelnen Menschen sowie der Völker über die Zersplitterung und Spaltung hinweg nach Einrichtungen, welche die Schäden jener Spaltung aufheben und alle Kräfte sammeln sollen, die notwendig sind, um Forderungen durchzusetzen, die nur dann durchführbar sind, wenn sie ganz allgemein und überall durchgeführt werden. Und gerade heute, inmitten des furchtbaren Erlebnisses des Weltkriegs, wird diese Sehnsucht und dieser Drang nach übernationalen Einrichtungen immer stärker und stärker. Sie zeigen sich in den Bestrebungen, einen alle Staaten umfassenden Völkerbund zu errichten, der in Zukunft das Hereinbrechen eines Unheils wie das heutige unmöglich machen soll, wie in den Bestrebungen der internationalen Sozialdemokratie. Namentlich mit dieser läßt sich das in der Verbindung der Gedanken neue politische und soziale Programm Christianus' vergleichen. Was die sozialdemokratische Internationale auf dem Boden des Materialismus erstrebt, das erstrebt diese neue christliche Internationale auf dem Boden der Religion, auf dem Boden des Christentums.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der rumänische Friedensvertrag.

Das war das vollendete Ereignis der Berichtswoche, die sonst noch den Stempel des Abwartens und der Vorbereitung trug.

Der Friede von Bukarest, wie das hoffnungsvolle Kind getauft wurde, ist gebührend gefeiert worden unter Dank für die Heerführer, die ihn durch ihre Siege errungen haben, und auch unter warmer Anerkennung für die Staatsmänner, die in langen und mühsamen Verhandlungen die Verträge gestaltet haben. Der Hauptvertrag mit seinen rechtspolitischen und wirtschaftspolitischen Annexen bildet ein umfangreiches und inhaltschweres Werk, das als Musterbuch bei künftigen Friedensverhandlungen dienen kann. Mit viel Umsicht und Vorsicht hat man die verwickelten Verhältnisse zu regeln gesucht; in den Hauptpunkten mit der starken Hand des Siegers, in den Nebensachen mit der milden Hand des Nachbarn, der leben und leben lassen will.

Zu den kräftigen Eingriffen gehören die Abtrennung der Dobrudscha, die Grenzberichtigungen, die militärische Sicherung des Donauweges, die Vormundschaft über die Erdölindustrie und die Ersatzpflicht für Kriegsschäden, die deutschen Nichtkombattanten in Rumänien zugefügt worden sind. In das Kapitel der Nachsicht und Milde gehören die Belassung der Dynastie, die Offenhaltung des rumänischen Ausfuhrweges über Constanza und die Erlaubnis zum Erwerb von Bessarabien.

Der Ersatz für Kriegsschäden, den Rumänien übernommen hat, wird Anlaß geben zu Erörterungen über die Frage, ob das mit der Formel „Ohne Annexionen und Kontributionen" sich vereinbaren lasse. Grundsätzlich ist festzuhalten, daß die Gegner aus der Reichstagsresolution vom 19. Juli und aus unseren sonstigen Friedensangeboten keinerlei Rechtsanspruch erlangt haben, da sie diese Vorschläge zur Güte abgelehnt haben. Wie wiederholt im Reichstage und auch von der Regierung erklärt worden ist, haben wir wiederum vollständig freie Hand erlangt. Mit Fug und Recht hätten wir von Rumänien eine Kriegsentschädigung in einer hübschen runden Summe verlangen können. Es ist schon Nachsicht genug, wenn wir uns beschränken auf den Ersatz für nachweisbare Schäden und dabei auch noch diejenigen Schäden ausfallen lassen, die deutschen Soldaten durch Kampfhandlungen zugefügt worden sind. Der Schadenersatz trägt einen zivilrechtlichen Charakter. Folgerichtig ist er auch ausgedehnt auf die Aktionäre der in Rumänien befindlichen Unternehmungen, was besonders den Teilhabern an den Erdölwerken zugute kommt. Wenn das den Rumänen unangenehm ist, so müssen sie sich an England halten, das die Zerstörung der rumänischen Erdölwerke durch seine Techniker so schonungslos besorgt hat. Die Höhe der ersatzpflichtigen Schäden soll von einer internationalen Kommission abgemessen werden, die aus Rumänen, Deutschen und Neutralen gleichmäßig zusammengesetzt ist.

Die rumänische Regierung hat zugestanden, daß unter den vereinbarten Bedingungen ihr Land bestehen und sich entwickeln kann. Als Folge des Friedensschlusses bezeichnet sie die Rückkehr Rumäniens zur Neutralität. Das kann uns vorläufig genügen, wenn die Neutralität ehrlich gemeint ist und redlich durchgeführt wird. Dann wird sich die weitere Annäherung an die Nachbarn und an das wirtschaftlich beteiligte Deutsche Reich aus der Natur der Dinge ergeben. Gefährlich bleibt immer noch die Agitation von Bratianu und dessen Parteigenossen, die durch Bestechung oder Verführung noch an England gekettet sind. Daher können sich manche Deutsche auch nicht mit der Schonung der verräterischen Dynastie zufrieden geben. Sie meinen, von der leidenschaftlichen Königin Marie und dem charakterschwachen König Ferdinand werde die Feindseligkeit gegen die Mittelmächte erst recht gefördert werden. Aber wenn wir die Absetzung erzwungen hätten, würde dann dieses Paar in der Gloriole des Märtyrertums nicht noch mehr agitatorische Zugkraft haben? Es kommt auf die Parteientwicklung im Volke an, und die kann man nicht erzwingen, sondern muß sie erwachsen lassen.

Die Friedensverträge bedürfen zunächst noch der Ratifikation. In Rumänien müssen sogar erst Neuwahlen zu dem genehmigenden Parlament stattfinden. Dabei werden wir ja sehen, wie dort nach den Kriegserfahrungen der Wind weht. An eine Ablehnung ist ebensowenig zu denken, wie 1871 nach der Wahl der Nationalversammlung von Bordeaux.

Obschon der „Friede von Bukarest" technisch vollkommener ausgestaltet ist, wie sein Vorläufer von Brest-Litowsk, müssen wir doch auf Schwierigkeiten und Reibungen bei der Ausführung uns gefaßt halten. Hoffentlich werden die Zwischenfälle von Rumänien mit etwas mehr Gleichmut im Reichstage behandelt werden, wie soeben die Zwischenfälle von der Ukraine. Bei den wirren und gährenden Verhältnissen im Osten geht nicht alles nach idealen Wünschen und am theoretischen Schnürchen.

Wesentlich ist, daß durch die Schwierigkeiten im Osten die Eintracht im Vierbunde nicht erschüttert wird. Der rumänische Friede hat offenbar die deutsch-österreichische Solidarität bekräftigt und auch Bulgarien durch den reichen Ersatz für die Verluste im zweiten Balkankrieg noch enger mit uns verbunden. Die einzige Schwierigkeit entstand durch den Wunsch der Türkei, eine Kompensation zu erhalten durch die Ausbuchtung der Grenze um ihr geliebtes Adrianopel herum. Um den Abschluß der türkisch-bulgarischen Verhandlungen zu erleichtern, hat man zunächst nur die südliche Hälfte der Dobrudscha an Bulgarien überwiesen und den Nordteil im Kondominium der Vierbundmächte gelassen, um damit das Opfer auszugleichen, das Bulgarien zur Beruhigung des türkischen Bundesgenossen bringen soll.

Der Krieg im Osten ist beendet; die Wiederherstellung der Ordnung ist freilich noch nicht ganz abgeschlossen, doch zeigt sie guten Fortgang, auch in der Ukraine, wo die Regierung des neuen Hetman sich vernünftig anläßt. Die weitere Friedensarbeit zur Durchführung der Abmachungen wird noch viel Mühe kosten und viel Geduld erfordern.

Trotzdem konnte Kaiser Karl, der unseren Kaiser im Hauptquartier besuchte, im Kreise der beiderseitigen Minister und der Heerführer ein frohes Fest der gemeinsamen Erfolge feiern. Das bedeutsame Ergebnis dieser Zusammenkunft ist die Vereinbarung von Richtlinien für den Ausbau und die Vertiefung des bestehenden Bundesverhältnisses.

Der innere Frieden.

England hat wieder einmal eine Ministerkrisis gehabt und Lloyd George, der Unersetzliche, hat sie wieder einmal bestanden. Dort lag übergenug Anlaß zum Regierungswechsel

vor: der Fehlschlag der Verkoppelung von Dienstzwang und Homerule, der Irland in (vorläufig passive) Rebellion treibt, die Niederlagen auf den Schlachtfeldern (auch in Palästina), der Zwist zwischen der Regierung und einem Teile der Generalität, der sich neuerdings zu der öffentlichen Anklage des Generals Maurice gegen Lloyd George und Bonar Law wegen falscher Angabe militärischer Zahlen verdichtet hatte. Trotzdem siegte Lloyd George mit 293 gegen 106 Stimmen (bei Abwesenheit der Iren). Man läßt diesen lästigen Kraftmenschen nicht fallen, weil es zu schwer ist, einen Nachfolger zu finden und weil Lloyd George im entscheidenden Augenblick immer das Nationalgefühl wirksam aufzurufen versteht. „In diesem Augenblick, wo nach dem Zeugnis von Generälen die Deutschen den größten Schlag des Krieges vorbereiten", erklärte er die Aktenschnüffelei und den inneren Zwist für verzweifelt unangebracht.

Wir stehen nicht unter einer Diktatur und seufzen nicht unter Niederlagen. Aber wir stehen in der entscheidenden Phase des Krieges um Sein oder Nichtsein, und deshalb darf auch bei uns zu Lande in diesem Augenblick nicht wegen Einzelheiten und aus Rechthaberei oder Parteigelüsten die Stetigkeit der Regierung und der innere Friede angetastet werden. Eine Krisis hatten wir freilich neuerdings nicht; aber an Krisengerüchten wieder viel zu viel. Hinter den Kulissen wird viel Ohrenbläserei, Verdächtigung und Entstellung betrieben. Wenn im Hauptausschusse die Meinungsverschiedenheiten über die jüngsten Ereignisse in der Ukraine etwas schneidiger, als nötig ist, ausgefochten werden, so braucht man aus temperamentvollen Reden einzelner Abgeordneter noch nicht sofort ministerstürzende Anträge von Mehrheitsparteien zu machen. Das Ende der ukrainischen Debatten waren glücklicherweise Vertrauenserklärungen seitens der Fraktionsvorstände des Zentrums und der Freisinnigen. Der Vorsitzende des Zentrums stellt durch die Presse fest, daß kein kritischer Antrag formuliert worden ist und es sich überhaupt um einen Vorstoß gegen den Grafen Hertling oder die Oberste Heeresleitung nicht gehandelt habe. Weder die Zentrumsfraktion noch eines ihrer Mitglieder sei so töricht, den politischen Gegnern diesen Gefallen zu erweisen. „Die Männer der Regierung, welche, wesentlich durch das Vertrauen der Zentrumspartei unterstützt, in ihr Amt kamen, haben nach wie vor das volle Vertrauen der Partei." So ist es recht, und diese Sachlage muß von allen Politikern in Rechnung gezogen werden.

Die Stellung der Regierung leidet auch keineswegs darunter, daß die erstrebte Verständigung in der Wahlrechtsfrage bis zum Eintritt des Abgeordnetenhauses in die dritte Lesung nicht gelöst ist. Wenn das Abgeordnetenhaus bei dem bisherigen Beschlusse beharrt, geht die Sache nach der zweiten Abstimmung in 21 Tagen an das Herrenhaus. Sollte sich auch dort keine Basis für einen Ausgleich finden und das Abgeordnetenhaus weiterhin unversöhnlich bleiben, so erfolgt im Herbst die Auflösung und die Neuwahl. Auf Seiten der Regierung ist kein Zweifeln und Schwanken zu bemerken, aber auch keine Erhitzung und Ueberstürzung. Durch die Gerüchtenträger sollte sich das Publikum nicht aus der abwartenden Ruhe bringen lassen.

Laon.

Wie lagst du doch an jenem Frühlingsmorgen,
Da ich zuerst dich sah, von Wolkenträumen
Umkost und einem Kranz von Blütenbäumen,
Auf Bergeshöh' so stark und treu geborgen.

Als hätt' sich hier das Glück der Welt verborgen,
Ein Glück, das leuchtend strebt zu Himmelsräumen,
Das Sonnenstrahlen immerfort umsäumen . . .
Ein steingeworden Märchen ohne Sorgen.

Nun brennen deine Kirchen und Kapellen.
Durch aufgeriss'ne Strassen fliesst das Blut,
Und öde Fenster starren ins Gelände.

Entsetzen wohnt in dir. Granaten schnellen.
Du schreist und stöhnst voll Angst und Not und Wut . . .
Dich morden hasserfüllte Bruderhände!

Theodor Seidenfaden.

Was Spanien vom Frieden erwartet.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Die spanischen Wahlen haben zunächst das für die Mittelmächte und alle Freunde des Friedens hocherfreuliche Ergebnis gehabt, daß in Spanien nun volle Klarheit geschaffen wurde. Die Antwort der Nation war unzweideutig, und die Blätter der Entente haben selbst zugegeben, daß es nunmehr für die weitere Dauer des Krieges ausgeschlossen sei, Madrid zur Intervention verleiten zu können. In diesem Punkte hat also die Entente eine scharfe Absage bekommen, die ihr um so unangenehmer sein wird, als sie es an nichts hatte fehlen lassen, um das spanische Volk nach Kräften zu bearbeiten, selbst Lord Northcliffe hat nicht gezögert, persönlich nach der iberischen Halbinsel zu kommen und dort sein Geld und seinen Einfluß in die Wagschale zu werfen.

Die Zukunft wird dem Urteile der Nation recht geben, wenn sie sich gegen den Krieg entschied. Für Spanien wäre dabei nichts zu holen, wohl aber viel zu verlieren gewesen. Die Opfer, welche das Land für die Sache des Friedens gebracht hat, kommen einer Teilnahme am Kriege beinahe gleich. Denn die Entente hat nicht versäumt, das Wirtschaftsleben des Landes nach Kräften einzuschnüren, da sie die stille Hoffnung hatte, es werde so noch gelingen, die Nation umzustimmen. Aber diese ertrug die Lasten mit unerwarteter Geduld und hat, von einigen allerdings ernsteren Bewegungen abgesehen, es verstanden, sich der Größe der Stunde würdig zu erzeigen. Somit dürfte die Madrider Politik die eigentlich kritische Zeit hinter sich haben, sie kann mit größerer Ruhe und Festigkeit gestützt auf die neue Kammer an die zahlreichen Aufgaben herantreten, welche sich aus der Mitte des Volkes erheben. Neben der inneren Reform ist es naturgemäß die Friedensfrage, welche die leitenden Organe und alle nationalen Kreise des Landes beschäftigt.

Namentlich in den Kreisen der Armee wendet man naturgemäß diesen Fragen besondere Aufmerksamkeit zu. Hier findet altspanischer Stolz und ein lebhaftes Bewußtsein für das, was Spanien leisten kann, eine besondere Stätte, hier empfindet man dementsprechend auch am härtesten all das, was den spanischen Stolz treffen muß. Insbesondere wird daher der Besitz Gibraltars und die Beherrschung der Meerenge durch eine fremde Macht peinlich empfunden und die Herausgabe der englischen Festung wurde schon vor Monaten in der „Correspondenzia Militar" gefordert. Sie stützte sich dabei auf die von den Briten selbst aufgestellten Grundsätze des Selbstbestimmungsrechts der Völker und der Freiheit der Meere. Aber die Blicke Spaniens wenden sich weiter. Seit dem Raube der spanischen Kolonien durch Amerika besitzt das ehemals weltbeherrschende Land keine Kolonien mehr außer dem schmalen Streifen im Norden von Marokko. Dieser Teil wurde ihm 1904 im Vertrage zwischen Frankreich und Großbritannien zugesichert, aber ohne den wichtigen Hafen von Tanger, der zwar geographisch zu dem spanischen Kolonialbesitz gehört, doch aus politischen Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, internationalisiert wurde. Auch diese Stadt fordert das genannte Organ, und endlich die Verleihung einer wirklichen Selbständigkeit an Portugal. Letztere Frage ist keineswegs rein aus Rücksicht für den schwachen Nachbarstaat gestellt, sondern in erster Linie aus Rücksicht für Spanien selbst. Denn die Fragen Gibraltar und Portugal hängen viel enger zusammen, als es scheint. Beide sind Klammern gleichsam, an denen Großbritannien auch Spanien unter seiner Botmäßigkeit hält und scharf beobachtet. Portugal bedeutet eine englische Enklave auf der iberischen Halbinsel, durch die auch Spanien stets den Wünschen Englands gebeugt wird und gebeugt worden ist, das beweist die spanische Geschichte der letzten Dezennien auf das klarste. Die nationalen Kreise erkennen es ganz richtig, daß der iberische Staat erst einmal daheim von all den schweren Fesseln befreit werden müsse, welche ihn anketten, dann erst könne er sich auch nach außen wieder regen und eine seinen Kräften entsprechende Rolle spielen.

Nichts beweist besser, daß man ernstlich gewillt ist, all das zu tun, was im Zuge des oben skizzierten Programms liegt, als die Tatsache, daß die Einsetzung einer Kommission gefordert wird, die dem Ministerium des Auswärtigen angegliedert werden soll und der Vorbereitung auf den Frieden zu dienen hat. Man ersieht aus alle dem schon, daß Madrid, wenn es der Stimmung der Nation Rechnung tragen will, die Forderung nach Teilnahme an der Friedenskonferenz stellen wird. Diese Forderung würde und könnte Deutschland durchaus unter-

stützen; denn bei der Ausdehnung des Kriegsschauplatzes werden solche Probleme zur Behandlung kommen, an denen Spanien aufs höchste interessiert ist und eine Ausschaltung unter keinen Umständen dulden kann; man denke nur an die Aufrollung der Marokkofrage, die auch für Deutschland eine Lebensfrage ist.

Während also von seiten der Mittelmächte die spanischen Wünsche und Hoffnungen für den Frieden Unterstützung finden können, ist das in gleichem Maße bei der Entente keineswegs der Fall. Dies ist verständlich; denn die spanischen Forderungen richten sich ja überall gegen die Entente. London wie Paris betrachten daher das Erwachen der Spanier mit besorgten Blicken und bringen den spanischen Forderungen das größte Mißtrauen entgegen. Hatte man anfangs gehofft, durch eine Beteiligung Spaniens am Kriege im Bunde mit den Alliierten den Dingen eine für die Entente günstige Wendung geben zu können, so sieht man sich heute in die unangenehme Lage versetzt, Fragen, die man umgehen wollte, zur Erörterung bringen zu müssen. Und man muß der Diplomatie unserer Gegner das Zeugnis ausstellen, daß sie es mit vielem Geschick versteht, ihr Interesse zu wahren. So wird im „Homme libre“ vorgeschlagen, Großbritannien solle Gibraltar an Spanien abtreten, wofür es dann Ceuta erhalte, Frankreich dagegen wird den Löwenanteil erhalten, nämlich das ganze spanische Marokko nebst dem bisher internationalisierten Tanger. Diese Lösung ist raffiniert. Da sie vom „Homme libre“ ausgeht, der das Blatt des jetzigen Ministerpräsidenten in Frankreich ist, so darf man annehmen, daß die offiziellen Kreise Frankreichs dem Artikel nicht ganz fernstehen. Das Manöver aber ist zu durchsichtig, als daß die spanische Politik darauf hineinfallen wird. Gewiß wird darin ein heißer Wunsch der spanischen Patrioten erfüllt: Gibraltar. Aber dafür sollen sie doch gar zu viel hergeben. Daß Widerstände gegen diesen Vorschlag seitens Großbritanniens zu erwarten sind, ist weniger anzunehmen, da dieses ja einen vollgültigen Ersatz finden würde. Frankreich hofft aber mit seinem Vorschlag zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, einmal Spaniens Wünsche zu erfüllen und dann es von der Friedenskonferenz auszuschließen, da man hier bei der inneren Gegensätzlichkeit der spanischen und Ententeinteressen Schwierigkeiten und Unterstützung der Mittelmächte durch die iberische Politik befürchtet. Aber es ist ohne Frage, daß der französische Vorschlag an Tanger und dem spanischen Marokko scheitern wird. Das beweisen die letzten Nachrichten aus Spanien. Das Erwachen der Nation tut sich auf das deutlichste kund durch den regen Eifer, mit dem man sich gerade in diese hochpolitischen und nun einmal vom Feinde angeschnittenen Fragen stürzt.

Es war deshalb kein schlechter Schachzug, als man sich auch von seiten der Mittelmächte in der letzten Zeit derselben Frage bemächtigt hat und der Graf Andrassy seinerseits das Gibraltarproblem aufrollte und die Stellung der Mittelmächte dazu erörterte, wobei sich eine weitgehende Uebereinstimmung zwischen den Zielen Spaniens und der Zentralmächte zeigte. Vielleicht wäre es zweckmäßiger gewesen, wenn Andrassy bezüglich der Meerengenfrage noch klarer die Uebereinstimmung zwischen Spanien und den Mittelmächten zum Ausdruck gebracht hätte. Denn die Gesamtheit der Wünsche, welche das spanische Volk zur Festigung und Sicherung seiner nationalen Zukunft hegt, sind mit unseren politischen Interessen im weitesten Sinne vereinbar. Ueberdies haben wir alles Interesse an der spanischen Freundschaft. Ganz abgesehen davon, daß wir ihnen ihre mannhafte Haltung gegenüber der Entente nicht vergessen werden, dürften wir schon mit Rücksicht der Rückwirkung auf das lateinische Amerika nicht säumen, uns alle die Vorteile zu sichern, die uns die Freundschaft mit dem spanischen Volke bietet.

Eine Hochschule für Religionswissenschaft in München?

Von Universitätsprof. Dr. theol. et phil. Anton Seitz, München.

Unter obigem Titel hat der Redakteur der „München-Augsburger Abendzeitung“ (früher des „Zwanzigsten Jahrhunderts“) Dr. Philipp Funk in Nr. 223 seines Blattes vom 3. Mai 1918 unter dem Strich das Geheimnis gelüftet, welches seit Wochen das religiös interessierte München in Atem hält, den Plan zur Gründung einer religionswissenschaftlichen Hochschule, — in negativem Sinne. Er hat 'erstört die märchenhafte Illusion von den „flüssigen Millionen“ als „durchaus nicht gesichert“, den hochgespannten Optimismus bezüglich der Aussichten des an sich „zeitgemäßen“ Unternehmens als „verkehrt und hoffnungslos angepackt“, den wissenschaftlichen Nimbus des „Gründerkreises: Es sind unfertige, des Gärens volle, durch keine sichere Geschmackswahl oder allseitige Bildung gehemmte Geister, die sich titanisch gebärden, ohne daß zu hoffen ist, daß aus dem schäumenden Gebrodel des gärenden Mostes je klarer Wein wird, — eine kleine Gruppe von unruhigen Menschen, die auf ihrem Suchen an allerhand exzentrischen, exotischen und nebensächlichen Erscheinungen hängen geblieben und nie mit dem Kern der europäischen, das heißt der griechisch-römischen und christlichen Bildung wesentlich in Berührung gekommen sind. — Hans Ludwig Held, der Mittelpunkt dieses Kreises, und die paar Dilettanten um ihn, die Weltanschauung machen wollen, suchten, in der sie charakterisierenden system- und wahllosen, rein zufällige Kenntnisse aufgreifenden Art, um ihren Kern einen Kranz von Fachgelehrten zu sammeln, der ihrem wissenschaftlichen Kredit aufhelfen sollte. Ein deutscher Philologe, ein Folklorist[1]) und Dialektforscher, ein Kenner der chinesischen Sprache, ein Indologe, ein Astronom und ein katholischer Theologe fanden sich, die Fundamente mit zu legen. Die Tüchtigkeit dieser Herren und ihre reinen Absichten in Ehren —. Es fehlt in ihren Reihen nicht an Widerspruch gegen Held und Genossen, aber solange sie nicht das Tafeltuch zwischen dem Dilettantenkreis und sich entzwei schneiden, muß man sie für diesen mit haftbar machen.“

Soweit die Orientierung über die Personalien, deren zutreffender Charakter auch von anderen Eingeweihten bestätigt wird. Die Geistesart des bisherigen Gesellschaftsleiters insbesondere spiegelt objektiv wider dessen „Deutsche Bibliographie des Buddhismus“ im Hans Sachs-Verlag zu München-Leipzig 1916, als deren „Zweck“ am Schlusse der Vorrede angegeben wird: „Ein Wegweiser soll es sein für das schwere Studium des wohl bedeutsamsten Denkmals menschlicher Sehnsucht und geistigen Erkenntnisstrebens.“ So nennt Held Buddhas Lehre, die bekanntlich gerade das „geistige Erkenntnisstreben“ als brahmanischen Wissensdünkel aufs tiefste verachtet und moralisch vernichtet hat. In derselben Vorrede preist er sein Werk an als „Versuch, zum erstenmal eine Uebersicht über wohl alle Buchwerke, Abhandlungen, Vorträge, Aufsätze, Erwähnungen, Hinweise und Rezensionen über die buddhistische Materie in deutscher Sprache zu geben“ (III), um schon auf der nächsten Seite „die nur annähernde Vollständigkeit seiner Aufzeichnungen“ und auf der übernächsten bezüglich der Rezensionen das gerade Gegenteil zu verkünden: „Hier war keine Vollständigkeit angestrebt. Die Bibliographie wäre durch sie nur mit unsachlicher und bedauerlicher Anmaßung belastet worden.“ Für seine Person findet er natürlich keine Anmaßung darin, nicht bloß „den fraglichen Arbeiten Selbständigkeitswert zuzuerkennen“ nach seinem „Eindruck“, sondern auch seinem ganzen Werke die pompöse Ankündigung vorauszuschicken: „Wir durften uns bis heute keines Werkes erfreuen, das dem Eindrucke des Verfassers entsprechend allein genügte, die grandiose und vielverzweigte Welt des Buddhismus in seinem innersten Wesen und Kern uns erleben zu lassen“, obwohl er doch selbst den Schwerpunkt vom Wesen oder inneren Kern auf das Werden oder die äußere, geschichtliche Entwicklung des buddhistischen Grunddogmas von der Wiedergeburt verlegt und sich weniger von einer „philosophischen oder gar theologischen Einführung in den Buddhismus“ verspricht als vielmehr von den „so überaus notwendigen Grenzgebieten der Religionswissenschaft: wie Ethnologie, Völkerpsychologie u. a. m.“, und den von ihm selbst als „die besten“ anerkannten „Wissenschaftlern“: Oldenberg und Pischel ihre „verstandestätige“ Methode zum Vorwurfe macht, um daneben überhaupt nur noch zu nennen „Dahlke, Grimm und Seidenstücker aus der Reihe der deutschen buddhistischen Missionäre“, d. h. der bis zum Fanatismus einseitigen Neubuddhisten. Der Verfasser selbst steht nicht an, „der fruchtbaren Ethik des ‚heidnischen und götzendienenden‘ Buddhismus zum Teil den Vorrang vor anderen uns bekannten religiösen Weltanschauungen zuzusprechen“ (III f.). Am Schlusse gibt er uns eine Uebersicht über seine literarische Tätigkeit „aus den religionsphilosophischen Disziplinen“, die sich hauptsächlich erstreckt auf den Buddhismus, Talmudlegenden und den Begründer der mystisch-religiösen Richtung im 17. Jahrhundert, den Konvertiten und Priester Johann Scheffler mit dem Dichternamen Angelus Silesius. Dazu kommt noch eine Arbeit über „Friedrich Schlegel, Anfangspunkte des christlichen Nachdenkens“, München 1917, und über den „Golem“ im 1. Jahrgang des „Reichs“ (Nr. 3 und 4), „ein mit Gelehrsamkeit gestopftes Werk“, worüber Funk urteilt, daß es „zum Gesamtbau unserer Kultur nicht in dem Verhältnis steht, das die Selbsteinschätzung des Verfassers nahelegen könnte“. Auch ein „volkstümliches Archiv für Religionskunde“ hat er seit 1912 herausgegeben unter dem Titel „Die religiöse Kultur.“

„Buddhismus, Kabbala, Astrologie, okkulte Systeme — das ist die chaotische Welt, in der der Hochschulplan geboren wurde“ nach Dr. Philipp Funk, wobei „die völlig halt- und kritiklosen ‚Sucher‘ jeden Geschlechts durch ‚Religionswissenschaft‘ sich eine neue Geistesheimat auf eklektischem Wege gewinnen zu können hoffen“. Eben dieser dilettantische Eklektizismus der „Gründer“ ist noch schärfer zu unterstreichen, der sich in einen Wust von religionsgeschichtlicher Literatur hineingelesen hat, ohne in seiner zu philosophisch-theologischer Tiefgründigkeit unfähigen Geistesschwäche sich daraus herausarbeiten zu

[1]) = Erforscher volkstümlicher Sagenkreise, von Fölklör = Wissen des Volkes.



können, ja ohne bei der Unbeständigkeit seines überwiegenden Gefühlslebens auch nur die Garantie eines Ausharrens in seiner „ersten Liebe" zur buddhistischen bzw. neubuddhistischen Weltanschauung zu bieten, sowenig wie man anderwärts Bedenken trägt, seine monistische Grundanschauung zu verleugnen, sobald man durch einen überlegenen Gegner ins Gedränge kommt. Die Hauptfrage für den gedeihlichen Erfolg des Unternehmens ist, ob den eigentlichen Trägern des Gedankens soviel Selbstverleugnung zuzutrauen ist, daß sie ihre Persönlichkeit der Sache unterordnen, dem großen Ziel einer objektiv zu begründenden Religionswissenschaft, frei von allen nicht bloß rein individuellen, sei es idealen Liebhabereien oder realen Interessen, sondern auch sachlichen Einseitigkeiten und Vorurteilen.

Dr. Funk zielt vorläufig hauptsächlich ab auf die „Sicherung des wissenschaftlichen Charakters" durch „Säuberung" der Organisation vom Dilettantismus des „unkritischen theosophischen Haufens" der „leichtfertigen Schwabinger" und seiner Verbrämung mit „Fachwissenschaft" von nur nebensächlicher Bedeutung. Sein Referat reizt zum Widerspruch von zwei Seiten her: Die „Gründer" der Münchener „Hochschule" für Religionswissenschaft werden sich verwahren gegen eine Verwechslung ihres „Hochschulbetriebes" mit Veranstaltungen öffentlicher Vortrags- und Diskussionsabende im populären Stile der „Schwabinger Versammlungen", bei denen jeder sozialdemokratische oder gar anarchistische Weltbeglücker und theosophische Schwarmgeist praktisch mindestens ebenso hoch gewertet wird, wie ein religionswissenschaftlich Gebildeter. Vor allem aber müssen die einer streng wissenschaftlichen Haltung sich befleißenden katholischen Theologen vom letzten Jünger der heiligen Wissenschaft bis zum Fachvertreter der Religionswissenschaft auf dem Universitätskatheder hinauf es sich ernstlich verbitten, ohne weiteres zusammengeworfen zu werden mit den nächsten besten unwissenschaftlichen, tendenziösen „Weltanschauungsmachern" oder „Religionspolitikern" im Gegensatz zu dem „Gelehrten, dem Philosophen wie dem Historiker, in seiner ruhigen sachlichen Art". Es ist eine ungerechtfertigte logische Verallgemeinerung der schlimmsten Art, wenn Funk so leicht den Satz hinwirft: „Jeder, der der Religion als Verkündiger dient, also der Priester, Prediger, kirchlich oder freireligiös, der Sektenstifter und Weltanschauungsmacher, sehen in dem, was sie Religionswissenschaft nennen, das Graben nach Bausteinen für ihren Aufbau, für die Apologie oder Neubegründung ihres Systems." Darin liegt die Unterstellung, ein Apologet der streng kirchlichen, katholischen Weltanschauung verdiene von vorneherein keinen Glauben, weil er die objektive Wissenschaft beuge unter die subjektive Tendenz, um jeden Preis nichts als Bausteine zum kirchlichen Dogmengebäude zu liefern; oder jeder Professor, zumal an der Hochschule, sei ein „Systemmacher" oder „Wissenschaftspolitiker", der die Wahrheit beuge unter seine wissenschaftliche Richtung, zu deren Beweis er alles sophistisch ausdeute. Gewiß gibt es unlautere Elemente, welche die Wahrheit mißbrauchen für persönliche Lieblingsneigungen und selbstsüchtige Privatinteressen, in allen Wissenschaftsbetrieben, aber damit sind doch nicht in einen Topf zu werfen die gewissenhaften Forscher, welche das reine, ideale, objektive Wahrheitsinteresse über alles stellen, und diese sind gerade auf seiten der katholischen Theologen schon unter rein psychologischem Gesichtspunkte um so eher zu erwarten, als kein Stand so systematisch zur Pflege des Idealen unter den schwersten Opfern der Selbstverleugnung erzogen und zum Dienst der lauteren Wahrheit so streng im Gewissen verpflichtet wird, wie derjenige, welcher im katholischen Priestertum der Urquelle und Urfülle aller Wahrheit, der ungeschaffenen, persönlichen, absoluten oder göttlichen Urwahrheit sein Leben weiht und für den Abfall von seinem hohen Beruf auch mit verhältnismäßig ungleich schwereren Strafen bedroht wird als der Laie. Nicht blinden Glauben an seine höhere, göttliche Wahrheitsmission und deren getreue Erfüllung verlangt deshalb das katholische Priestertum, aber wenigstens gerechte, vorurteilslose Prüfung seiner wissenschaftlichen Arbeitsmethode im Dienste des wahren Wissens und Glaubens zugleich und ihres sachlichen Arbeitserfolges. Der katholische Apologet speziell schwört als solcher überhaupt auf keine, nicht einmal die göttliche Autorität, sondern kennt keine anderen obersten Voraussetzungen als die allgemeinwissenschaftlichen des Ausgangspunktes von der natürlichen Wirklichkeitserfahrung und deren folgerichtiger Verarbeitung durch die Vernunft.

Ohne gründliche philosophische und theologische Bildung ist überhaupt keine Religionswissenschaft lebensfähig, sowenig wie ein Leib ohne Seele. Eine noch so gediegene philologische und historisch-psychologische Schulung ist eine zwar höchst wünschenswerte, aber allein durchaus nicht zureichende Vorbildung. Funk selbst anerkennt dies in dankenswerter Weise in seiner Kritik über den wissenschaftlichen Stab von Fachgelehrten, mit welchem der dilettantische Gründerkreis der Münchener religionswissenschaftlichen Hochschule sich umgibt: „Die von ihnen vertretenen Fächer verhalten sich nur als Nachbar- und Grenzgebiete, bestenfalls als Hilfswissenschaften zu den eigentlichen Disziplinen der Religionswissenschaft. Diese Fächer zu Grundpfeilern des Unternehmens machen, ihnen eigene Lehrstühle errichten, kann eben nur der Dilettantismus, der den Plan geboren hat." Wie der Hebel positiv anzusetzen ist zur Gesundung einer bisher verfehlten Organisation, soll in einem folgenden Artikel fachwissenschaftlich in den Grundzügen dargelegt werden.

Wedekind-Nachklänge.

Von W. Thamerus.

Gestützt auf die Autorität eines großen Bühnenkünstlers hat man seinerzeit in München die Aufführung von Wedekinds „Simson" verboten. Nun hat der von Max Halbe präsidierte Bühnenklub es unternommen, das „dramatische Gedicht" in einer einmaligen geschlossenen Vorstellung im Schauspielhause aufzuführen. Würde es sich nur um eine Vereinsveranstaltung zur Ehrung eines verstorbenen Mitgliedes handeln, so läge kein Anlaß vor, über diese Vorstellung zu sprechen; allein man weiß, daß eine geschlossene Aufführung sich von öffentlichen nur durch kinderleicht erfüllbare Formalitäten unterscheidet. Die Einschränkung besteht im Grunde nur darin, daß die Aufführungen nicht beliebig oft wiederholt werden können. Gerade als Gegner Wedekinds begrüße ich diese Aufführung, sie war geeignet, gründlich mit der Fabel aufzuräumen, daß hier ein großes Kunstwerk uns vorenthalten werde. Die Aufnahme war geradezu lau und der von einzelnen ein wenig forcierte Schlußapplaus blieb nicht einmal unwidersprochen; selbst von Kritikern, die Wedekinds Dichtertum ernst zu nehmen vermögen, lese ich das Bekenntnis, daß es „ungewiß" sei, ob Wedekind zu klarer Form zu gestalten vermocht habe, was ihm hier vorgeschwebt haben möge. Im ganzen freilich gilt das Schauspielhaus als Sündenbock. „Um ein solches Stück, das dem Spielleiter erheblich viel zu tun übrig gelassen hat, zu wirklichem Eigenleben zu erwecken, muß man Einfälle, Witz und Geist haben." („Münchener Zeitung" Nr. 124.) Man sieht sich genötigt, Herrn Intendanzrat Stollberg gegen die hier behauptete geistige Armut zu verteidigen. Gewiß, seine Schauspieler fühlen sich in Kostümen nicht wohl. Es geht ihnen just so, wie den Puppen Wedekinds. „Lulu", das schöne, wilde Tier, ist eben statt schwabingerisch einmal altbiblisch garniert und heißt deshalb „Delila". Simson entbehrt alles Heldentums, sehend und blind ist er in erotischer Hörigkeit; die zu hohlem Pathos heraufgequälte Alltagssprache zeigt unzweideutig des Dichters sprachschöpferische Ohnmacht. Der erste Akt: Entlockung des Geheimnisses und Blendung wirkt fast eindruckslos. Delila entbehrt jeder Dämonie; man spürt kein Ringen, keine Nötigung, keinen Zwang, wundert sich höchstens, wie rasch der Mann zum Schwätzen zu bringen ist. Der zweite Akt bringt den Blinden im Frondienst an der Mühle. Um dieser Szene willen hat sich Wedekind des alten Stoffes „angenommen". „Simson oder Scham und Eifersucht", nannte er das Stück. Simson steht nach wie vor im Banne des „schönen, wilden Tieres". Delila prostituiert die Leidenschaft des Blinden vor den Augen der Oeffentlichkeit und betrügt ihn anderseits mit dem Philisterfürsten, wozu Simson blutenden Herzens singen muß, die Wahrheit ahnend. Er leidet jetzt, „was Millionen Weiber schweigend leiden." Durch seine Blindheit sind sie so vertauscht, daß er das Weib ist und daß Delila der Mann sei. Blind weiß er nicht, wie er auf andere wirke, darum braucht er Liebe, braucht Geborgenheit. Wer mag, kann dies „tief" finden! Es sind eben wieder wirre erotische Spekulationen, in die Wedekinds Schaffen ja immer einmündete. Die Delila ist ein perverses Geschöpf, verwandt der „Salome", nur fehlen dem dürren Demonstrator Wedekind die Farben eines Wilde und Rich. Strauß. Gerade aber dieses der Hülle einer wirklichen Kunst entbehrende Schwätzen wirkt um so widerlicher. Im letzten Akt erlangt Simson wieder seine Kraft und stürzt die Säulen über sich und die Philister zusammen. Bevor die Halle stürzt, hat Og von Basam noch Delila und zwei Fürsten totgestochen, das unvermutete Blutvergießen wirkte ein wenig komisch. Man hat den Eindruck, als habe sich Wedekinds Interesse mit der „Scham und Eifersucht" des zweiten Aktes erschöpft. Der Zusammenhang ist nicht organisch, sondern lose; der szenische Aufbau von primitiver Dürftigkeit. Selbst die beste Wiedergabe und die vollendetsten technischen Einrichtungen hätten nicht darüber hinwegtäuschen können, daß Wedekinds Kraft an dem Stoffe kläglich gescheitert ist. Man nehme die nicht von Scham beschwerte Kühnheit der sich durch Wedekinds ganzes Schaffen ziehenden erotischen Zwangsvorstellungen weg, was bleibt übrig? Und diesen Mann nennt man einen Klassiker!

Auch diese Wedekind-Gedächtnisfeier hat keinen starken Eindruck hinterlassen. Es ist, als ob die „Gemeinde" fühle, wie sich das Interesse des Publikums mäßigt, und sie sucht durch große Worte die Begeisterung anzufachen. Schon mit dem sterbenden Schriftsteller trieb man Theater. „Wir, seine Freunde sind um ihn", so las man und geradezu peinlich war es, wie man über um Wedekind geweinte Tränen journalistisch Buch zu führen den mehr als schlechten Geschmack hatte. Wir wollen den Herrschaften nicht auf das Gebiet der Indiskretion folgen. In einer Gedächtnisrede, die in Frankfurt a. M. der Feuilletonist St. Großmann vom Hause Ullstein hielt, erzählte er, noch am Grabe Wedekinds habe sich eine Farce abgespielt. In einem besonders rührenden Augenblick, da einer weinend am Grabe stand und die Arme ausbreitete, rief eine Stimme: „Jetzt kurbeln" und die anwesenden Berühmtheiten stellten sich in Positur, um gefilmt zu werden. Viel deutlicher, als die aesthetisierenden Münchener Festredner legte Großmann die „Kultur"-Tendenz klar: Jetzt sei die Lebensfreude rationiert, da müsse, wer an die Lust zu glauben wage — und Wedekind war ihr Verkünder — sehr unzeitgemäß sein. Aber nach dem Kriege werde er uns wieder werden, was er vorher gewesen, ja noch viel mehr als früher. Kritischere Köpfe, wie der greise einstige Führer der „Moderne"

M. G. Conrad, die zwar Wedekind als einen sich strebend Mühenden zu retten suchen, gestehen, daß „viel Verzerrtes und Verirrtes in ihm gewesen als schöpferische Person", viel Krankes und Abstoßendes in seinem Werk („Propyläen" Nr. 25). Mit einer hellen Begeisterung pries die Moral Wedekinds jedoch die „Frankfurter Zeitung". So ungeschminkt wie das liberale Börsenblatt haben sich selbst in München die Wedekindianer nicht geäußert. Man fühlt sich an die frischfröhliche Proklamierung des „Rechtes auf Unsittlichkeit" des verstorbenen Dr. Gg. Hirth erinnert, wenn man folgenden Erguß liest:

„Shakespeare beschwor... Könige und Kaiser auf sein Welttheater; sie boten seiner Zeit lebendige Symbole. Wedekind sucht die Entbürgerlichten nicht über dem Niveau im höfischen Zirkel der von Geburt Erhöhten, er fand sie, ihre Macht und Freiheit unter der Normallinie gesellschaftlicher Anständigkeit, bei den Entwerteten, den Vogelfreien, aber Urkräftigen, bei Dirnen, Hochstaplern, denen das Geld als Geld doch wieder nichts bedeutet (weil sie nur Leidenschaft, die Jagd nach Liebe peitscht), bei Athleten, lächerlichen Ideologen ... Ein Gesetz in sich, ein Ziel vor sich. Leben wollen, lieben wollen! Keine höhere Moral als die des Weltgesetzes. Zeugen müssen um des schöpfenden Geistes im Fleische willen. Denn das Fleisch hat seine Göttlichkeit wie der Geist, nur daß nicht kirchliche Posaunenchöre und gemischte Gesangvereine seine Hymnen stören dürfen. Wir feiern heute keine Dionysien mehr mit Becken- und Zimbelklang — Konsistorialräte legten errötenden Protest ein —: so muß es der Zirkuspeitschenknall, das Stöhnen und Gellen der Liebestollen sein, das da singt zum Preis der Schönheit als der Moral des Fleisches. Wahrlich dem Publikum hat es Wedekind nicht leicht gemacht, an seine „Moral der Schönheit" zu glauben. Denn diese Schönheit war nicht ästhetisch zu fassen, sie lag — o es tönt paradox — zu sehr im Bestialischen oder — im Ethischen: „Das wahre Tier, das wilde, schöne Tier, das, meine Damen!, sehen Sie nur bei mir." Wahrheit, die die zivilisatorische Menschlichkeit vor der inneren Bestialität zur Heuchelei stempelt — das ist Wedekinds Fanatismus... Er sah, daß der Geist der Pedanten, der Konventionstyrannen, der Ueberpädagogen, daß Nützlichkeit und Scheinehre, falsche Geschlechterscham und Tugenddünkelei die frohe, die gewaltige Sinnlichkeit der Menschheit unterjocht und entwürdigt hatte. Man sprach immer vom geneigten Geist und vom schwachen Fleisch ... Wedekind sah in der ersten wieder die Schönheit in Tatkraft, Gesundheit, Leidenschaft, in allen treibenden Weltgesetzen, die er als göttlich und heilig erkannte ... Im ehrlichen Eifer gegen die fleischtötende Moralität, gegen die ihm unsittlich scheinende Zwangsmoral der ungewollten Keuschheit, erfunden nur für die Schwachen und Armen gegen den „Feudalismus der Liebe", gegen die Verachtung der Edelh ..., gegen die „Verkrüppelung aus Tugend" der alten Jungfer, gegen das Pseudoideal der zwangsweisen weiblichen Unberührtheit — gegen all die prüde Verlogenheit des geistigen Biedermeiertums stachelte ihn sein Teufel zur triumphierenden Anbetung des Fleisches. Doch alles um der Wahrheit willen, um einer Freiheit, die im moralischen Sinne keine ist."

Mit vollem Rechte bemerkt hierzu die „Deutsche Tageszeitung", der wir das obige Zitat aus dem Frankfurter Blatte verdanken: „Heine, Wedekind und all die anderen weisen niemals darauf hin, daß ihre Zivilisation die Syphilisation ist. Sie lügen bewußt, wenn sie den Weg, der unmittelbar, unentrinnbar zur greulichsten aller Krankheiten führt, als die Bahn zur Tatkraft und Gesundheit bezeichnen, wenn sie die „Vogelfreien", Hochstapler und Dirnen die „Urkräftigen" nennen. Es wird Zeit, diesem dreisten und dummen Schwindel, der unsere Jugend verdirbt und verpestet, ebenso scharf entgegenzutreten wie den Zutreibern der Unzucht, die leider sehr zahlreiche Zeitungsfeuilletons zur Verfügung haben."

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Erlasse, Ansprachen, Aufrufe. Abwehr gegnerischer Anschuldigungen.

Päpstliches Motuproprio betr. eine Friedensmesse.

Die „Agenzia Stefani" veröffentlicht (7. Mai) folgendes päpstliche Motuproprio:

Das vierte Jahr ist im Begriffe, sich zu vollenden seit dem Augenblick, wo fast zu Beginn des Europäischen Krieges Wir mit Zittern die Last des Obersten Hirtenamtes übernahmen. Während dieser ganzen Zeit, in der die Kriegswut sich noch immer stärker steigerte, statt sich zu lindern, ist dem Leiden Unseres väterlichen Herzens nicht ein Augenblick der Ruhe gegönnt. Angesichts der schrecklichen Uebel, die infolge dieser Entwicklung der Ereignisse sich häuften, empfinden Wir nicht nur den Schmerz von jedermann, so daß wir mit St. Paulus sagen konnten: „Wer ist schwach und ich werde nicht schwach; wer wird geärgert und ich brenne nicht". (2. Kor. 11, 29.) Wir versäumten gleichzeitig nichts, was zu tun möglich war im Gehorsam gegen die Eingebungen und das Bewußtsein unserer apostolischen Pflicht und gegen die der christlichen Liebe. Heute ist die Lage, in der Wir uns befinden, derart, daß sie wohl an die des alten Königs Josaphat erinnert, wie er in den beängstigenden Schwierigkeiten ausrief: „Herr, Gott, unser Vater, du bist der Gott im Himmel und der Herrscher über alle Königreiche und alle Völker, Kraft und Macht sind in deiner Hand und niemand kann dir widerstehen. In unseren Aengsten werden wir unsere Rufe zu dir erheben. Du wirst uns erhören und du wirst uns raten, o Gott! Du bist unsere letzte Zuflucht."

Darum legen wir uns in die Hände Gottes, der die Herzen der Menschen und den Gang der Ereignisse lenkt. Wir erwarten nunmehr von ihm allein das Ende der schrecklichen Plage, daß er, indem er der zusammengebrochenen Welt seinen Frieden gibt, ehestens unter den Menschen das Reich der Liebe und Gerechtigkeit wieder aufrichte. Aber vor allem gilt es, den Zorn Gottes zu besänftigen, der durch die so umfassende große Verderbtheit und so zahlreich begangenen Fehltritte beleidigt ist. Ein demütiges, flehendes Gebet wird unter diesen Umständen sehr große Wirkung tun, falls es mit Ausdauer und Vertrauen geschieht. Aber das heilige Meßopfer ist noch viel wirksamer, um sich die himmlische Gnade geneigt zu machen. Denn es bietet dem himmlischen Vater als Opfer denjenigen dar, der sich selbst dahingegeben hat zur Erlösung aller, und der stets lebt, um Fürbitte für uns zu tun, und mit gutem Recht schreibt die Kirche allen Seelenhirten vor, an bestimmten Tagen eine Messe für die Nöte des christlichen Volkes abzuhalten. An diesen Tagen will die Kirche, diese Mutter voll Erbarmen, das himmlische Erbarmen besonders für die Bedürfnisse ihrer Kinder anrufen.

Aber welche Not kann gegenwärtig dringlicher sein, als die alle umfassende, nämlich, daß die Ruhe und die wahre Brüderlichkeit wieder die Herrschaft unter den Völkern antreten würden. Infolgedessen erscheint es uns außerordentlich wichtig, zu diesem Zwecke alle Diener der Kirche aufzufordern, zu gleicher Zeit mit uns in feierlicher Weise eine Messe zu lesen. Ferner ordnen Wir durch dieses Motuproprio an, daß am 29. Juni dem Tage der Heiligen Peter und Paul, der Schirmer der Christenheit, alle Priester gehalten sind, eine Messe für das Volk zu lesen und das hl. Meßopfer in der erwähnten Absicht darzubringen. Alle Welt- und Ordenspriester sollen außerdem wissen, daß sie Uns einen sehr großen Gefallen tun würden, wenn sie beim Zelebrieren des hl. Meßopfers an diesem Tage ihre Absichten mit den Unsrigen vereinigen würden. So wird die gesamte katholische Priesterschaft im Verein mit dem Obersten Haupte auf allen Altären der Erde die Hostie des Erbarmens und der Liebe darbieten und so mit Gewalt zum Herzen Gottes dringen. Um so größer wird dann meine Hoffnung sein, den Wunsch Davids verwirklicht zu sehen, der heute in gleicher Weise das Seufzen der Völker ist: Justitia et pax osculatae sunt!

Der Friedensvertrag mit Rumänien

ist am 7. Mai um 11 Uhr vormittag von den Bevollmächtigten der vier verbündeten Mächte unterzeichnet worden. Die feierliche Schlußsitzung, in der die Unterzeichnung erfolgte, fand unter dem Vorsitz des Staatssekretärs v. Kühlmann im Schlosse Cotroceni und zwar in demselben Raume statt, in dem seinerzeit der Eintritt Rumäniens in den Weltkrieg beschlossen wurde. Der Friede wird den Namen „Frieden von Bukarest" führen. Die wichtigeren Bestimmungen sind:

Kapitel 2 regelt die Demobilisierung der rumänischen Streitkräfte. Von den Divisionen 1—10 werden die in Beßarabien verwendeten zwei Infanteriedivisionen und die zwei Kavalleriedivisionen der rumänischen Armee auf Kriegsstärke bleiben, bis infolge der in der Ukraine durchgeführten Operationen der verbündeten Mächte eine Gefahr für die Grenzen Rumäniens nicht mehr besteht. Die übrigen acht Divisionen sollen in der Moldau in verringerter Friedensstärke erhalten bleiben. Alle übrigen rumänischen Truppenteile, die nicht im Frieden bestanden haben, werden aufgelöst. Die infolge der Herabsetzung oder Auflösung verfügbaren Geschütze, Maschinengewehre, Handwaffen, Pferde, Wagen und Munitionsbestände werden bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens dem Oberkommando der verbündeten Streitkräfte in dem besetzten rumänischen Gebiet zur Aufbewahrung übergeben werden. Die rumänischen Fluß- und Seestreitkräfte werden bis zur Klärung der Verhältnisse in Beßarabien in ihrer Bemannung und Ausrüstung belassen.

Kapitel 3 regelt die Gebietsabtretung. Ueber die nach Nr. 1 der Friedenspräliminarien von Rumänien abzutretende Dobrudscha wird bestimmt, daß Rumänien das ihm nach dem Bukarester Friedensvertrag von 1915 zugefallene bulgarische Gebiet an Bulgarien mit einer Grenzberichtigung zu dessen Gunsten wieder abtritt. An die verbündeten Mächte tritt Rumänien den nördlich der soeben erwähnten neuen Grenzlinie liegenden Teil der Dobrudscha bis zur Donau ab und zwar zwischen der Gabelung des Stromes und dem Schwarzen Meer bis zum Sankt Georgsarm. Die verbündeten Mächte werden dafür Sorge tragen, daß Rumänien einen gesicherten Handelsweg nach dem Schwarzen Meer über Cernavoda-Constantza erhält. Rumänien ist ferner damit einverstanden, daß seine Grenze zugunsten Oesterreich-Ungarns eine Berichtigung erfährt. Die neue Grenze, beginnend beim Eisenbahndurchlaß westlich Turn-Severin, südlich Dudazu, endet am Pruth, 1 Kilometer östlich Lunea.

Kapitel 4 behandelt die Kriegsentschädigungen und besagt: Art. 13. Die vertragschließenden Teile verzichten gegenseitig auf Ersatz ihrer Kriegskosten, das heißt der Staatsaufwendungen für die Kriegführung. Wegen der Regelung von Kriegsschäden bleiben besondere Vereinbarungen vorbehalten.

Kapitel 5 betrifft die Räumung der besetzten Gebiete. Art. 14. Die von den Streitkräften der verbündeten Mächte besetzten rumänischen Gebiete werden vorbehaltlich der Bestimmungen über die Gebietsabtretungen zu einem später zu vereinbarenden Zeitpunkt geräumt werden. Art. 16. Nach der Ratifikation des Friedensvertrages wird die Zivilverwaltung der besetzten Gebiete den rumänischen Behörden nach Maßgabe der Art. 17 bis 23 wieder übergeben werden. Die Verkehrseinrichtungen, wie insbesondere Eisenbahn, Post und Telegraph, werden bis auf weiteres in militärischer Verwaltung bleiben.

Kapitel 6 enthält die Regelung der Donauschiffahrt. Darnach wird Rumänien mit den verbündeten Mächten eine neue Donauschiffahrtsakte abschließen. Die Verhandlungen darüber sollen möglichst bald nach der Ratifizierung des Friedensvertrages in München beginnen. Auf dem Strom von Braila abwärts mit Einschluß dieses Armes wird die europäische Donaukommission unter dem Namen „Donaumündungskommission" als dauernde Einrichtung aufrechterhalten bleiben. Sie wird fortan nur aus Vertretern von Staaten bestehen, die an der Donau oder an der europäischen Küste des Schwarzen Meeres gelegen sind. Rumänien gewährleistet den Schiffen der anderen vertragschließenden Teile den freien Verkehr auf dem rumänischen Teil der Donau mit Einschluß der zugehörigen Häfen. Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien, die Türkei Rumänien haben das Recht, auf der Donau Kriegsschiffe zu halten. Diese dürfen stromabwärts bis zum Meer, stromaufwärts bis zur oberen Grenze des eigenen Staatsgebietes fahren. Sie dürfen aber mit dem Ufer eines anderen Staates nur mit Zustimmung dieses Staates in Verkehr treten. Jede der in der Donaumündungskommission vertretenen Mächte hat das Recht, je zwei leichte Kriegsschiffe als Stationsschiffe an den Donaumündungen zu halten.

Kapitel 7 behandelt die Gleichstellung der Religionsbekenntnisse in Rumänien. Es wird u. a. bestimmt, daß die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses in Rumänien keinen Einfluß auf die Rechtsstellung der Einwohner, insbesondere auf ihre politischen und bürgerlichen Rechte ausübt. Dieser Grundsatz wird auch insoweit zur Durchführung gebracht werden, als es sich um die Einbürgerung der staatenlosen Bevölkerung Rumäniens mit Einschluß der Juden handelt.

Kriegserklärung Guatemalas.

Die spanische Regierung teilte (10. Mai) dem Berliner Auswärtigen Amt mit, daß die Regierung von Guatemala nach einem Dekret vom 30. April sich dem Kriegszustande, wie er zwischen den Vereinigten Staaten und der deutschen Regierung bestehe, anschließe.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Oertliche Kampfhandlungen.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

6. Mai. Im flandrischen Kampfgebiet führten wir erfolgreiche Unternehmungen durch. Ein feindlicher Teilangriff südlich von Loker scheiterte. Erkundungsgefechte und Vorstöße in die feindlichen Linien bei Hangard und südwestlich von Brimont brachten Gefangene ein. In Vorfeldkämpfen mit Amerikanern südwestlich von Blamont und mit Franzosen am Hartmannsweilerkopf machten wir Gefangene.

7. Mai. Auf dem Nordufer der Lys scheiterten Vorstöße englischer Kompagnien. Zwischen Ancre und Somme setzte der Feind Australier zu nächtlichem Angriff an. Beiderseits der Straße Corbie—Bray konnten sie unsere vordere Linie erreichen; im übrigen brach ihr zweimaliger Ansturm schon vor unseren Posten verlustreich zusammen. Südlich von Brimont stießen Sturmabteilungen über den Aisne-Kanal in die feindlichen Stellungen bei Courcy vor und brachten Gefangene zurück.

8. Mai. Beiderseits der Straße Corbie—Bray griff der Feind nach starker Minenvorbereitung erfolglos an. Bereitstellungen wurden durch unser Feuer wirkungsvoll gefaßt. Bei einem in der Nacht südlich von der Straße wiederholten Angriff warfen wir den Feind im Gegenstoß zurück.

9. Mai. Oertliche eigene Angriffe südlich vom Dikkebuscher See hatten vollen Erfolg. Rheinische und badische Truppen erstürmten in zwei Kilometer Breite stark ausgebaute feindliche Linien auf dem Ostufer des Yser-Baches. Sie stießen hier anscheinend in einen französisch-englischen Angriff hinein und zersplitterten seine Kräfte. Nur zu beiden Seiten der Straße Reninghelst-Kemmel kam der feindliche Angriff zu voller Entwicklung. Er wurde ebenso zurückgeschlagen wie Gegenangriffe gegen unsere neugewonnene Stellung. Wir machten 675 Gefangene von sechs französischen und zwei englischen Divisionen, die schwere blutige Verluste erlitten. Bei dem gestrigen erfolglosen nächtlichen Angriff australischer Truppen an der Straße Corbie—Bray blieben 45 Gefangene, darunter 4 Offiziere in unserer Hand.

11. Mai. Französische Teilangriffe nördlich vom Kemmel und bei Loker wurden abgewiesen. Auf dem Schlachtfelde an der Somme entwickelten sich mehrfach heftige Infanteriekämpfe. Englische Regimenter griffen nach mehrstündiger Feuerwirkung unsere Linien im Walde von Aveluy vergeblich an. Ihre Angriffswellen erlitten in unserem Feuer schwerste Verluste. Ebenso scheiterten nächtliche Angriffe des Feindes gegen Hangard. Auf dem Westufer der Avre faßte der Franzose im Park von Grivesnes Fuß. Im übrigen brach auch hier sein Angriff blutig zusammen. Im Walde von Apremont wiesen wir den Vorstoß eines durch Pioniere und Flammenwerfer verstärkten französischen Bataillons ab. Mit starkem Minenbeschuß fügten wir den Amerikanern südwestlich von Apremont und nördlich von Parroy schwere Verluste zu.

12. Mai. Nördlich vom Kemmel und am Südufer der Lys griff der Feind nach heftiger Artillerievorbereitung an; an mehreren Stellen stieß er zu starken Erkundungen vor. Nördlich vom Kemmel brachten wir im Nahkampf einen feindlichen Angriff in unseren Linien zum Scheitern; im übrigen brachen seine Sturmtruppen schon in unserem Feuer zusammen. Auf dem Westufer der Avre entwickelten sich aus einem eigenen Vorstoß südwestlich von Mailly heftige Kämpfe, in denen wir mehr als 30 Gefangene machten.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Englischer Sperrangriff auf Ostende vereitelt.

Englische Seestreitkräfte unternahmen am 10. Mai 3 Uhr morgens nach heftiger Beschießung erneut einen Sperrangriff gegen Ostende. Mehrere feindliche Schiffe, die unter dem Schutz künstlicher Nebel in den Hafen eindringen wollten, wurden durch das vortrefflich geleitete Feuer unserer Küstenbatterien abgewiesen. Ein alter Kreuzer (die „Vindictive") liegt gänzlich zusammengeschossen außerhalb des Fahrwassers vor dem Hafen auf dem Grund. Die Einfahrt ist völlig unbehindert. An Bord des gestrandeten Schiffes wurden nur noch Tote vorgefunden. Zwei Ueberlebende waren über Bord gesprungen und sind gefangen. Nach bisherigen Ermittlungen wurden mindestens zwei feindliche Motorboote abgeschossen, ein Monitor schwer beschädigt. Der Sperrversuch ist somit völlig vereitelt.

Asiatischer Kriegsschauplatz.

Zweite Niederlage der Engländer am Jordan.

Nach dem türkischen Bericht vom 5. Mai endete auch der zweite Vorstoß der Engländer auf das östliche Jordanufer mit einer schweren Niederlage. Unter dem Schutze starker, in überhöhender Stellung befindlicher Artillerie warf der Gegner vom 30. April morgens an seine Angriffswellen über den Jordan gegen die türkischen Stellungen seitwärts der Straße Jericho—Es Salt, während große Kavalleriemassen mit Geschützen und Maschinengewehren, im Jordantal nach Norden ausholend, dazu bestimmt waren, den Türken in den Rücken zu fallen. Dank der unerschütterlichen Haltung der Türken Schulter an Schulter mit den deutschen Kameraden wurden die Pläne des Gegners zunichte. Die fünftägigen Anstürme gegen die Front wehrten die Truppen des Obersten Ali Fuck Bey ab; der vorgeschobenen feindlichen Kavallerie bereiteten die nach Gewaltmärschen rasch zufassenden Truppen des Obersten Böhm, sowie der bis zu seiner Verwundung seinen mutigen Reitern vorauseilende Oberst Essad Bey eine vernichtende Niederlage. Die Truppen des Obersten Böhm nahmen einer feindlichen Kavalleriedivision sämtliche Geschütze ab. Unter Einbuße vieler Menschen und zahlreichen Materials flutete der Gegner zum Jordan zurück.

O Stern und Blume, Geist und Kleid.

Ein Hinweis von E. M. Hamann, Scheinfeld (Mittelfranken).

Die obige Aufschrift wählte M. Herbert für ihr jüngstes Gedichtbuch (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, geb. 5 ℳ); sie entnahm sie einem Versworte Kl. Brentanos, das sie ihrer Sammlung als Motto voranstellte: „O Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit". Die hier angeschlagenen Themen finden sich sämtlich in dem schönen Bande, der unter den nicht wenigen lyrischen der für eben diese Dichtungsart außerordentlich begabten Dichterin einen ragenden Platz einzunehmen bestimmt sein dürfte. Just deshalb komme ich auf ihn an dieser Stelle zu sprechen.

Die groß und feinst gefügte, auch ebenso entwickelte Eigenart der Lyrikerin M. Herbert tritt nirgends einheitlicher gefaßt und packender ausgestaltet zutage als hier. Es ist, als hätte die hochbedeutende, gottinnige, gottglühende Menschen- und Naturkennerin wie -liebhaberin als Künstlerin den Gipfel des Aufstiegs erreicht und halte nun Umschau auf das weithin leuchtende Gewoge ihrer Kraft und Tiefe, ihres inneren Anschauens und Erlebens, um das alles zu neuem dichterischen Gebilde schöpferisch zu durchseelen. Eine Welt hoher und höchster, dennoch fürs Leben einzusetzender Ideale tut sich vor uns auf; ein Born wird erschlossen, der unausschöpfbare Güte, Wahrheit und Weisheit spendet; eine wunderbar edel ausgeglichene Persönlichkeit gibt uns die Fülle ihres Besten, das der wissende Idealstrebende von vornherein als durchaus erstrebenswert bezeichnen muß. Schicksal und Wille in Wirklichkeit und in dichterischer Aeußerung zur durchgeistigten Einheit zusammengeschweißt: durchsetzt von Erkenntnis, durchblitzt von Intuition, durchleuchtet von unentwegter Entschlossenheit, durchschüttert von jener Demut, die auf dem Wege durch Feuer und Wasser wurde, wuchs und sich stählte, durchglüht von zielstarkem, sieghellem Vollbewußtsein des echten Dichters, der innerlich Kronen trägt und mit überströmenden Händen sein Lebens- und Ewigkeitsgut ausstreut, ohne einen nur kleinsten Teil zu verlieren: das ist es, was M. Herberts Buch darstellt, ausstrahlt und widerspiegelt. In dem allein beschlossen liegt der Segen ihrer schwer erstrittenen und behaupteten Einsamkeit mit Menschen, ihrer Zweisamkeit mit dem Höchsten und der erhabenen Berufs- und Lebensarbeit, ihre Ergebung, ihre Hingabe an Gott und die Brüder, ihre edle Liebe zu Heimat und Heim, zu den Ihren und der einen erwählten teuersten Seele, die der Tod von ihr schied, ihre ergreifende Innen- und Selbstschau, ihr Ergründen der verborgensten Tiefen in der eigenen und der fremden Menschenbrust, ihr wundersames Einssein mit der großen Kunst: ihrer eigensten in Sprache und Seele.

Als ich zum erstenmal den Band, hoch aufatmend, schloß, sagte ich mir: Früher hätte man ihn zum großen Teile unter die Etikettierung „Reflexion" gestellt. Inzwischen aber haben wir gelernt, und so beugen wir uns heute vor der im rechten Augenblick hinreißenden künstlerischen und rein menschlichen Offenbarung eines heiß und unmittelbar errungenen geistig-seelischen Lebensergebnisses. Das Schönste, Großartigste in dieser Sammlung ist allemal das Eigenstpersönliche, das sich Hinströmen in das organisch sich darbietende sprachliche Ausdrucksmittel. Die sichere, königliche Formbeherrschung ist vollständig erreicht; ein paar Druckfehler fallen den bekannten jetzigen Hemmungen im Betriebe zur Last. Wo sich die Dichterin kühn eine gelegentliche technische Unebenheit gestattet, geschieht dies vorwiegend dadurch, daß sie auf einen harten einen weichen

Mitlauter, oder umgekehrt, reimt —, eine poetische Freiheit, die nur den darin besonders Empfindlichen ein immerhin nur leicht Störendes bedeuten kann.

Den Eindruck des Kühnen macht M. Herberts Lyrik überhaupt, und dafür haben wir ihr zu danken. Kühn ist z. B. die ein paarmal bekundete Tat swam asi-Auffassung in — wohlgemerkt — franziskanischem Geiste, kühn auch, aber immer packend, nicht selten überschauernd selbstberechtigt, manche ihrer besonderen, zumal Schluß-Wendungen: voll Geist und Gemüt, voll weckenden Lebens; kühn wirkt desgleichen die herrliche Gedrungenheit ihrer Diktion, die Knappheit ihrer Einzelgedichte. Immer noch erinnert ihre wundersam eigenpersönliche Dichtung an die Annette Drostes, aber nur im Unmittelbaren des Gefühls, nicht im Geschlossenen, Konzentrierten der Ausdrucksweise und formalen Abrundung; hierin übertrifft sie weit ihre große Vorgängerin.

Vervollkommnet hat sich noch M. Herberts Kunst, die Natur in ihren Stimmungen, Einzelerscheinungen, Gesamtbildern durch die poetische Wiedergabe zu vertiefen, zu beseelen. Der Herbst blieb eines ihrer Lieblingsthemen, das sie grandios durchzuführen versteht. Von höchstem Reiz, fast ausnahmslos da aufs Tiefste schürfend, ist ihre vergeistigend-verlebendigende Art der Herstellung von Wechselbeziehungen zwischen Natur und Mensch; man sieht ihren scharf und umfassenden eindringenden Beobachterblick, spürt ihr rückhaltloses Sicheinsfühlen mit der großen Mutter, deren Schönheit und Mächtigkeit sie besingt.

Daß M. Herbert auch dem geschichtlich, kultur- und kunsthistorisch, sagenhaft und legendär abgespiegelten Menschentum hochdichterisch beizukommen weiß, bestätigt der letzte Teil des Bandes abermals. Er stellt sie zu den besten Vertretern der Balladendichtung, diese in Börries von Münchhausens Weitdeutung genommen. Hier tritt auch ihre Begabung fürs Volkstümliche, das sonnig anmutige, herb gewaltige, derb kraftvolle, ins Licht.

Auf einzelnes näher einzugehen, verbietet der Raumzwang. So greife man selbst zu dem in blühendem Reichtum Dargebotenen, versenke sich rückhaltlos hinein, um es, als Ganzes, nie mehr aus dem Gedächtnis zu entlassen.

Vom Büchertisch.

Petershüttly. Ein Friedensziel in den Vogesen. Von Dr. Karl Kiesel. Verlag Dietrichs Reimer (Ernst Vohsen), Berlin. Elegant gebd. 8.50 M. Es ist ein äußerst kluges Buch, nicht nur für historische Seminarien, sondern auch für den Laien geschrieben. Der Verfasser lenkt das Augenmerk auf ein Friedensziel, das bis jetzt noch sehr wenig beachtet worden ist, nämlich auf die notwendig vorzunehmenden Regulierungen an der Vogesengrenze zwischen Deutschland und Frankreich. Er weist die allgemein verbreitete Meinung zurück, daß die Vogesen die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Frankreich bilden, und sagt mit Recht, „daß der Verlauf der politischen Grenzlinie nicht gebunden ist an die geologischen Hauptlinien, nichts naturgesetzlich Gegebenes ist, sondern als eine Zweckschöpfung aufgenommen werden müsse." Dr. Kiesel gibt einige wichtige Gesichtspunkte für die künftige Grenzführung und beweist mit schlagkräftigen Argumenten, daß bei den Friedensverhandlungen Deutschland unter allen Umständen darauf sehen muß, die Vogesengrenze neu regulieren zu können. Das Buch hat weiter für den, der wissenschaftlich arbeitet, den Vorteil, daß ihm ein reiches Quellenmaterial und übersichtlich geordnete Karten beigegeben sind. Man kann das Werk jedem, der sich mit dieser höchst aktuellen Lebensfrage beschäftigt, nur empfehlen. Dr. Decker.

Supplementum continens ea, quibus ex **codice juris canonici Summa Theologiae moralis** auctore H. **Noldin** ex rata vel mutatur vel explicatur. Edidit Albertus **Schmitt**, S. J. 8°. 82 pag. M 2,10. Oenipontе Rauch 1917. In übersichtlicher Form stellt dieses Ergänzungsheft in enger Anlehnung an Noldins Summa Theologiae Moralis all das zusammen, was sich auf diesem Gebiete durch das neue kirchliche Gesetzbuch an Aenderungen, bzw. Erweiterungen oder Abstrichen ergibt. Auch hier zeigt sich, wie das neue Gesetzbuch der hl. Kirche größere Deutlichkeit und Vereinfachung im Gefolge hat. Schmitt hat diese Erläuterungen ganz im Sinne des Noldinschen Moralwerkes gehalten, unter dessen Vorzügen Klarheit sowohl in der Anordnung des Stoffes als in seiner Darbietung hervorleuchtet. Die Anlage mit einseitigem Druck ist auf bequeme Verwendbarkeit eingestellt. Die zum neuen Codex ergangenen Korrekturen (Acta apostolicae Sedis IX [November 1917,] pag. 557) sind bereits einbezogen. O. Heinz.

Ein Bild der Patrona Bavariae. Wie wenige von den Tausenden, die täglich an der Säule auf dem Münchener Marienplatze vorübereilen, mögen sich einmal Zeit nehmen, die auf der Höhe dieses Denkmals stehende bronzene Bildsäule der Himmelskönigin etwas genauer anzuschauen? Und doch gehört diese Figur zu den schönsten, welche die Kunst der Spätrenaissance für die Hauptstadt Bayerns geschaffen hat. Nicht völlig sicher, aber höchst wahrscheinlich stammt der Entwurf von dem berühmten Hofbildhauer Pieter de Witte (Peter Candid), während der Guß durch den Weilheimer Künstler Hans Krumper ausgeführt sein dürfte. Herrlich und hoheitsvoll ist die Auffassung des Kunstwerkes, überaus edel seine Linie, entzückend der Gegensatz, in dem doch gleichzeitig schönste Harmonie liegt, zwischen den Gestalten der Mutter und des lieblichen Jesusknaben. Als prächtiger Sockel dient der Statue das korrinthische Kapitell der Säule. Auf diese, die zur Feier des Sieges am Weißen Berge aufgestellt worden ist, wurde die Figur 1625 übertragen; vorher zierte das Werk den Hochaltar der Frauenkirche. Es ist ein Verdienst der Gesellschaft für christliche Kunst, München, Karlstraße 6, daß sie dieses herrliche Bild der Patrona Bavariae in einem mit vollendeter technischer Meisterschaft hergestellten Lichtdrucke veröffentlicht. Das Blatt eignet sich wegen seiner Vornehmheit besonders zum Zimmerschmuck und erfreut auch durch die als Unterschrift beigefügten Verse. Dr. O. Doering.

Die Toten leben! Eigene Erlebnisse von H. Ohlhaver, Hamburg 1916. Geb. 3.50 M. Der Titel und der marktschreierische Reklamezettel dieses Büchleins ist eine Spekulation auf die durch den Verlust von Angehörigen im Weltkrieg geschaffene Seelenstimmung vieler, der gute Absatz desselben ein Beweis für die trostbedürftige Oede des glaubenslosen Herzens. Dem Inhalte nach ist es eine Darstellung spiritistischer Begebenheiten, die schon um deswillen unkontrollierbar sind, weil sie sich vor zirka 25 Jahren in Privathäusern und in spiritistischen Kreisen abgespielt haben sollen und deshalb wenig beweiskräftig sind, weil der Verfasser, so gereizt er auch gegen die Kirche redet, doch philosophisch zu wenig geschult ist, als daß er ernsthaft als Gewährsmann in Frage käme. Wer schreibt, er habe Geister mit Schnurrbärten gesehen (Seite 12) und die Seele Astralleib nennt und in einem Atemzug verkündigt, dieses Astralwesen sei trennbar von dem materiellen Körper und sei „der geheimnisvolle Mahner, den man Gewissen nennt" (Seite 114), sollte vorsichtiger sein, der Kirche auf Grund seiner Beweise (!) das Grablied zu singen. Bezeichnenderweise versagten zum großen Teile die spiritistischen Ereignisse gerade da, wo eine objektivere Untersuchung eher möglich gewesen wäre, in der Sitzung vor dem Spiritisten Du Prel vom 28. Mai bis 9. Juni 1894 in München. Abzüglich der 95 Prozent der spiritistischen Erscheinungen, die nach v. Hartmann auf Betrug und Suggestion zurückzuführen sind, bleibt von allen diesen Erscheinungen ein winziger Bruchteil wirklicher Tatsachen übrig, der auch wissenschaftlich erklärt und auf eine natürliche Kausalität zurückgeführt werden kann, soweit man nicht dämonische Einflüsse annehmen muß. Man sehe Näheres in den einschlägigen Werken von v. Hartmann, Gutberlet, Schneider. Daß die Toten leben, dies zu zeigen, ist dem Verfasser nicht gelungen. Warum man zu den Astralwesen beten soll, ist sein Geheimnis und wie man, wenn der Mensch eo ipso ein Astralwesen ist und wird und es kein Gericht gibt, auf dieser Annahme die Forderung aufbaut, zu leiden und edel zu sein, ist ebenfalls ein Rätsel. Man muß viel glauben, wenn man ungläubig ist. . Reichert.

Rich. Dax, Vesper vom Allerheiligsten Altar-Sakramente. Choral mit Orgelbegleitung nach der Editio Vaticana und Falsibordoni. Opus 25a. Regensburg und Rom. J. Pustet. (Gemäß Indulgenz des römischen Stuhles vom 29. Dezember 1884 kann diese Vesper in Kirchen, an denen keine Verpflichtung zum Chorgebete besteht, an jedem Sonn- und Festtag statt der betreffenden Tagesvesper gesungen werden.) Das Werk zeigt die erprobten Vorzüge des verdienten Kirchenkomponisten, gute Sangbarkeit, starkes Empfinden, Klarheit und Schönheit der Form seien hervorgehoben. L. G. O.

Bühnen- und Musikrundschau.

Neues Theater. In der Zeit des von den „Freien Bühnen" auf den Schild gehobenen Naturalismus, dem das Drama vielfach zum Vorbild wurde, hatte Tolstojs „Macht der Finsternis" seine größten Erfolge. Mit dem Verebben dieser künstlerischen Richtung ist auch das russische Werk mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Nun hat man kürzlich in Berlin und jetzt hier versucht, das Drama wieder zu spielen. „Die Macht der Finsternis" hat heute einen Eindruck gemacht, der gegen früher kaum geringer war. Aus dem dumpfen Milieu seiner Bauern läßt Tolstoj alle Verwicklungen und Verbrechen erwachsen. Der Knecht Nikita hat ein Mädchen verführt und verlassen, bricht mit der Frau seines kranken Dienstherrn die Ehe, heiratet diese, nachdem der kränkliche Bauer durch Gift beiseite geschafft worden. Die gewonnene Unabhängigkeit macht ihn arbeitsscheu, führt ihn zum Branntwein und er knüpft mit der Stieftochter seiner Frau ein Verhältnis an. Nikita läßt sich trotz allen Sträubens bestimmen, das eben geborene Kind zu erwürgen. Mit lärmender alkoholischer Ausgelassenheit feiert man Akchinas Hochzeit mit einem durch einen Freiwerber nach Bauernweise für sie gesuchten, der Mitgift bedürftigen Manne, da lassen sich Nikitas Gewissensqualen nicht mehr zurückdämmen, mit elementarer Gewalt lösen Verzweiflung und Reue seine Lippen und er bekennt sühnebereit seine Schuld. Mit diesem Bekenntnis hebt Tolstoj seine Gestalt über ihr trostloses Milieu hinaus. Die verbrecherischen Vorgänge, die uns sonst nur quälen und abstoßen könnten, führen zur tragischen Katharsis. Die Aufführung unter Dr. Schindlers Leitung brachte die russische Umwelt in charakteristischer Kennzeichnung heraus; vielleicht, daß die Lärmszenen noch einige Dämpfung unbeschadet ihrer Natürlichkeit vertrügen. Staufen zeichnete mit schlichten Mitteln den Nikita als einen einfachen Menschen, der im Grunde gar nicht sonderlich schlecht, „dem Teufel den kleinen Finger gereicht hat" und so immer tiefer in das Verderben hineingerissen wird. Die elementare Erschütterung des Endes gelang ohne unbäuerliche Pathetik. Die „Anissja" des Frl. Bronsgeest hatte ihre darstellerischen Höhepunkte in der Szene, in der sie sich zur Giftmischerei anstiften läßt. Die vom Gewissen ungehemmte Schlechtigkeit von Nikitas Mutter brachte Frl. Scholz zu überzeugender Wirkung. Nesselträger gab den Vater, der in seiner Frömmigkeit eine sittliche Sicherheit besitzt, die ihn über seine Umgebung hinaushebt. Der Darsteller gab ihn nicht so unansehnlich, wie Tolstoj will, wahrte ihm aber ganz die schlichte Einfalt, die er haben soll. Der Knecht Dimitritsch, den Helmer recht gut spielt, ist viel klüger und scharfsichtiger als er, aber ohne Glauben an Besserung, deshalb erfüllt von stumpfer Passivität. Für die Angst eines zehnjährigen Kindes, das aus halbem Wissen und halbem Ahnen durch die Schreckensereignisse erschüttert wird, fand Ruth Ruesch packende Töne. Walds kranker Bauer, die Damen Helling und Paschen mögen aus dem vielköpfigen Personenverzeichnis noch genannt werden. Der Beifall war außerordentlich stark und herzlich.

Kammerspiele. Der Dichter Wilh. v. Scholz sprach vor der Uraufführung seines Mirakelstückes „Das Herzwunder" über die deutschen Mystiker, denen er zwei größere Werke gewidmet hat. Er beherrscht nicht nur die Literatur, er steht der Gefühlswelt eines

Suso, Tauler, Eckhart sichtlich mit dem Herzen nahe und so vermag er mit knappen, aber eindringlichen Sätzen das Publikum an die schwierigen Probleme heranzuführen. Jedenfalls wußte der Vortrag gut die Stimmung vorzubereiten, in welcher das folgende „Mirakelspiel" aufgenommen werden will. Das aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzte Publikum ist mystisch gerichteten Werken gegenüber nicht so ablehnend, wie viele glauben. Die Aufnahme der letzten Werke Strindbergs beweist es, wie die Aufführung einiger alten Spiele, wobei Reinhardts viel umstrittenes, sich zu sehr an die Schaulust wendendes Mirakel in der Zirkusarena außer Betracht bleiben kann. Ich weiß nicht, wie viel Scholz seiner ungenannten mittelalterlichen Quelle, wie viel seinem eigenen poetischen Können verdankt, aber sicherlich ist das „Herzwunder" mehr, als die artistische Spielerei eines geschmackvollen Aestheten, es ist durchdrungen von einem starken Empfinden, das den Zuschauer in seinen Bann zwingt und ihn zum Miterlebenden des Wunders macht. Bruder Amandus steht ob seiner großen Frömmigkeit und der Gewalt seiner Predigt in hohem Ansehen, aber eine schwere Schuld lastet auf seinem Gewissen; in seinen Jugendtagen hat er als junger Krieger ein Weib geliebt und verlassen. Nie glaubt er, diese Schuld abwaschen zu können. Der Ruhm des frommen Bruders ist zu Mechthild gedrungen. Tief ergreift sie der Inhalt seiner Predigt, während der Ton seiner Stimme die Erinnerung an die Vergangenheit weckt. Sie beichtet Amandus ihr Leben. Er erkennt, daß durch seine Schuld sie einem Leben der Schande verfallen. Bewußtlos stürzt er zu Boden; Mechthild flieht entsetzt. Ueber den Sterbenden neigt sich liebreich die Mutter Gottes und tauscht ihr Herz mit dem seinen. Staunend und begreifend sehen die Klosterbrüder das Wunder des Herzens. Mechthild, die Amandus inzwischen fühlend erkannt hat, kehrt zurück und sinkt an seiner Leiche nieder. Die Poesie der Verse wird durch eine stimmungskräftige Musik von A. Prefuhn gehoben. Der von Kerzen nur schwach erhellte Raum war von einer Einfachheit, die suggestiv wirkte. Unter der Regie des Dichters verbanden sich Amandus und Mechthilds empfindungsdurchglühte Worte zu einem dichterischen Erlebnis. Jeßner und Sophie Regler vom Stuttgarter Hofschauspiel spielten sie. Die Zuschauer riefen stürmisch nach dem Dichter. — Jetzt sind Ziegel und Mirjam Horwitz als stets willkommene Gäste eingezogen. Man hat hierzu „Kameraden" und „Rausch" neu einstudiert. Strindberg, der streitbare Dialektiker und Strindberg, der mystische Sucher, wußten wie früher zu fesseln.

VI. **Katholischer Frauentag.** Der 6. Katholische Frauentag in Bayern wurde am Sonntag, den 12. Mai, dem Feste der Patrona Bavariae am Morgen durch Generalkommunion in sämtlichen Pfarrkirchen begangen. Nachmittags und Abends fanden in verschiedenen Stadtteilen drei Festversammlungen statt. Prolog, Hymne zu Ehren der Patrona Bavariae und Vortragsthema waren überall die gleichen. Den Vortrag über „Treue um Treue" hielt im kath. Gesellschaftshause H. H. P. Gabriel O. Cap., im Hotel Bayerischer Hof H. H. Stadtpfarrer Knebel (Freiburg i. B.), im kath. Gesellschaftshaus H. H. Kaplan Gaßner. Die drei Versammlungen waren ungemein stark besucht. Dem Feste im Bayerischen Hofe wohnte vom Königshause Prinzessin Klara bei. Auch Se. Exzellenz Erzbischof Dr. v. Faulhaber von München-Freising und Abt Gregor Danner von St. Bonifaz waren erschienen. Die erste Vorsitzende des Kath. Frauenbundes, Frau Hofrat Ammann, wies in ihrer Eröffnungsansprache in gewohnt feinsinniger, geistvoller und warmherziger Weise auf die Bedeutung des Festes hin. Der von Schülerinnen der Sozialen und Charitativen Frauenschule verfaßte Prolog erfuhr eine schwungvolle Wiedergabe. In der Einleitung seines Vortrages „Treue um Treue" wies Pfarrer Knebel auf das große Beispiel der Helden an der Front hin, die in Treue aushalten, gedachte des Heldentodes eines Richthofen, des Prinzen Heinrich von Bayern und der hunderttausende stille sterbender Helden, die ihr Leben lassen, damit wir in Glück und Ruhe unserer friedlichen Arbeit nachgehen können. Treue ist die Liebe bis ans Ende. Wir sollen nicht klagen, warum die Besten fallen. Sie sterben für Heimat und Vaterland, für König und Kaiser, aus Liebe und Treue. Sie sterben nicht für die Ichmenschen, sie sterben für diejenigen, die so leben, wie sie, wenn sie aus dem Kriege zurückgekehrt wären, selbst weitergelebt, wie sie, sich für andere opfernd, weitergearbeitet hätten. Liebe ist Kraft der Betätigung, nicht Sentimentalität, Liebe ist die größte Kraft, die unendliche Quelle. Hat man in Italien einen Frauenbund gegründet, um den Haß wachzuhalten, so wird von den deutschen Frauen Liebe gefordert. Das Lebensopfer in der Erziehung der Jugend, das ist es, was die Gegentreue verlangt. Christus ist das Vorbild der Treue, das uns zur Liebe entflammt, die Kraft spendet, die wir suchen und brauchen. Ist es im Kriege Männerart, das Karfreitagsopfer zu bringen, so ist es Aufgabe der Frau, die Treue zu halten, für sie zu leben, ihr Tag für Tag Opfer zu bringen für Christus und Vaterland, Kaiser, König und Reich. Für diese Treue hat die kath. Frauenwelt ein hehres Vorbild in der Patrona Bavariae; indem König Ludwig III. die in seinem Hause seit Jahrhunderten bestehende Marienverehrung ausbaute, schuf er in seinem Lande ragende Marienburgen, als Sinnbilder der Treue. Die von Begeisterung getragenen Ausführungen wurden mit stürmischem Beifall aufgenommen. Der Frauenchor der Bürgersaalkirche sang hierauf die „Sinnsprüche aus des Angelus Silesius Cherubinischem Wandersmann" von G. Rüdinger und den Psalm 23 von Schubert in großer Tonschönheit unter der bewährten, feinsinnigen Leitung des Herrn Chordirektors Berberich. Nunmehr bestieg der Hochw. Herr Erzbischof das Podium zu einer gedankentiefen und formvollendeten Ansprache. Er erinnerte an das vom Königspaare an seinem goldenen Hochzeitstage am Altar der Frauenkirche erneuerte Gelöbnis der Treue und sieht in dem vom Frauentage gegebenen Bekenntnis einen Widerhall dieser goldenen Treue. Glauben und Treue stehen in engem Zusammenhang. Die Verehrung der Patrona Bavariae ist ein Sinnbild der Treue des Wittelsbachschen Fürstenhauses. Unter dem Kurfürsten Maximilian I. in der schweren Zeit des dreißigjährigen Krieges wurde die Bezeichnung der Muttergottes als Patrona Bavariae volkstümlich, während des jetzigen Weltkrieges hat der Papst auf Ansuchen unseres Königs einen Festtag für die Schutzherrin Bayerns eingesetzt. Die Treue, die der König seinem Volke unter den gemeinsam getragenen schweren Lasten des Krieges entgegenbringt, kann nicht ungehört verhallen. Es ist Aufgabe der Frau, das heilige Herdfeuer der Treue zu hüten, die seelische Aufrichtung des Volkes vorzubereiten durch die Erziehung zur Liebe zum König, die mit der Liebe zum Vaterlande gleichbedeutend ist. Die Frauenfrage gipfelt darin, daß auch die Mädchen damit Ernst machen mit dem Bewußtsein, daß auch sie den heiligen Geist als Pfingstgeschenk empfangen haben. Die Rede des Kirchenfürsten, die wir nur in wenigen Strichen zu skizzieren versuchen konnten, rief in der Festversammluug lebhafte Begeisterung hervor.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Die wirtschaftliche Seite des Friedens von Bukarest — Heimische Geldfülle und Effektenverkehr — Steuerreformen — Deutsche Kriegswirtschaft.

Mit besonderer Genugtuung begrüssen unsere Kriegswirtschaftskreise die **Unterzeichnung des „Friedens von Bukarest"**, weil hierbei — im Gegensatz zu den Friedensbeschlüssen mit den russischen Randstaaten — unseren wirtschaftlichen Anforderungen in umfassender Weise entsprochen worden ist. Zu den wichtigsten Einzelheiten zählt die **Monopolisierung des rumänischen Rohölhandels** unter Nutzbarmachung desselben für den Bedarf Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. Neben der nach deutschem Recht geschaffenen „Oelländerei-Pachtgesellschaft" ist eine „Handelsmonopolgesellschaft" in der Rechtsform eines rumänischen Unternehmens ins Leben gerufen. Dieses 90 Jahre laufende Petroleum-Abkommen sichert, nach Verständigung mit Oesterreich-Ungarn, dem Deutschen Reiche den ausschlaggebenden Einfluss auf die Gewinnung, Verarbeitung und Verwertung

des rumänischen Rohöles und der Erdölerzeugnisse, wobei dem weiteren Ausbau dieser Industrie unter finanzieller Beteiligung der rumänischen Regierung besonderes Augenmerk zugewandt worden ist. Weitere wichtige Punkte des Friedensvertrages sind der Abschluss einer neuen Donauschiffahrtsakte — die Verhandlungen hierüber sollen baldmöglichst in München beginnen — und die Regelung der verschiedenen finanziellen Fragen, namentlich des öffentlichen Schuldendienstes Rumäniens gegenüber deutschen Interessen (Einlösung fälliger Zinsscheine und unausgeloster Stücke, Schadenersatz an deutsche Aktionäre u. a.). Begreiflicherweise lösten solch günstige Resultate an den deutschen Effektenmärkten neuerliche optimistische Stimmung, erhöhte Kauflust und beträchtliche Kurssteigerungen in den Spekulationswerten aus. Den vielfach kritiklosen Kursübertreibungen, die jedes ungünstige Moment soviel wie gänzlich unbeachtet lassen, mussten auch in der Fachpresse ernste Vorstellungen gemacht werden. Die Spekulanten sind jedoch solchen Verwarnungen gegenüber ziemlich unzugänglich, namentlich angesichts der immer wiederkehrenden grossen Geldfülle. Dieser Kapitalüberschuss zeigt sich nicht nur in dem hohen Satz von 92% der Vollzahlungen auf die achte Kriegsanleihe und der geringeren Inanspruchnahme der für diese Zwecke bestehenden Darlehenskassen, sondern auch in der ununterbrochen lebhaften Nachfrage nach fest verzinslichen Werten: Renten, Pfandbriefen und Städteanleihen. Die von einer Bankgruppe zum Verkauf im neutralen Auslande übernommenen 10 Millionen Mark 5%iger Frankfurter Stadtanleihe zu 97½% wurden nebst einer Option auf weitere 10 Millionen Mark für die nächsten drei Monate innerhalb kurzer Zeit vollständig ausverkauft. Im Zusammenhang damit verdient Erwähnung die von der Reichsbank bereits teilweise durchgeführte Errichtung einer Zentrale nebst Provinzialunterabteilungen für die Organisation zur Förderung des bargeldlosen Verkehrs: Reichspostamt, Postscheckverkehr, gewerbliche Genossenschaften, Zentralverbände des deutschen Bankgewerbes stellen sich unter Benützung und Ausbau der vorhandenen Kriegsanleihe-Werbeorganisation in den Dienst dieser Bestrebung. Weitere Beachtung fanden in den Kriegswirtschaftskreisen die Wiederaufnahme des finnländischen Schiffsverkehrs mit den hanseatischen Hafenplätzen, sowie die Bildung der „Ausfuhr-G.m.b.H.“, der führenden Vermittlungsstelle des deutschen Exportes nach der Ukraine. Diese Gründung erfolgte unter Mitwirkung des Reichswirtschaftsamtes durch den Zentralverband deutscher Industrieller, den Bund der Industriellen und den Zentralverband des deutschen Grosshandels. Von grossindustriellen Daten sind erwähnenswert die günstigen Auslassungen der Elektrounternehmungen — A. E. G., Bergmann Elektrizitätswerke, die Bildung neuer elektrischer Ueberlandbahnen in Mitteldeutschland —, die Verhandlungen zur Verlängerung und zum Ausbau des deutschen Stahlwerksverbandes und die fortschreitende Besserung am Ruhrkohlenmarkt, besonders durch die günstige Wagengestellung. Diese auch für bayerische Verhältnisse zutreffende Entwicklung unserer Gesamtwirtschaft spiegelt sich weiterhin in der neuerlichen Zunahme von Filialgründungen deutscher Banken. Von Münchener Instituten sind solche zu nennen: von der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in Bad Tölz und Markt Oberdorf (Allgäu), der Bayerischen Vereinsbank in Aichach und Schrobenhausen und die Erweiterung der Augsburger Depositenkasse der Deutschen Bank München zu einer Filiale.

Den Beratungen des Steuerreformausschusses im bayerischen Landtag über die Vermögenssteuer und den Verhandlungen über die Reichssteuergesetze, vornehmlich die beabsichtigte Vorlage eines Gesetzentwurfes „über einen einmaligen Kriegsbeitrag, Besitzsteuer“ wird naturgemäss grosses Interesse zugewandt. Unter den Kriegswirtschaftsmassnahmen steht an erster Stelle der in einer von Landtagsabgeordneten, Stadtvertretern und anderen bayerischen Interessenten zahlreich besuchten Generalversammlung der Bayerischen Landesgewerbebank, München, zur Sprache gekommene Wiederaufbau unserer Gewerbe- und Handwerksbetriebe. — Das bayerische Brandversicherungsgesetz erhält hinsichtlich Kriegsversicherungen erhebliche Abänderungen. Eine neue Kriegswucherverordnung soll endlich dem sogenannten Provisionswucher steuern. Im Reichstag wurde eine dauernde Erhöhung der Reichsversicherungsrenten durch Gesetz beantragt und genehmigt. Nach wie vor bilden die deutschen Massnahmen und Beteiligung zur Milderung der misslichen Wirtschaftslage der deutschen Bezirke in Oesterreich Hauptgesprächsstoff aller Interessenten. M. Weber, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Aufruf

zur Sammlung von getragenen Anzügen

für die Arbeiter in kriegswichtigen Betrieben.

Drei Millionen Anzüge sind nötig zur Beschaffung von Arbeitskleidung für die in kriegswichtigen Betrieben tätigen Arbeiter. **Davon muß eine Million getragener Männeranzüge durch eine Sammlung im ganzen Deutschen Reiche binnen Monatsfrist aufgebracht werden.**

Jeder Kommunalverband hat eine bestimmte Zahl getragener Männeranzüge abzuliefern, die für starke Inanspruchnahme noch geeignet sind.

Wir bitten die Münchener Bürgerschaft dringend, diese Sammlung, die in erster Linie für bayerische Arbeiter bestimmt ist, durch freiwillige Ablieferung entbehrlicher Männerkleidung zu unterstützen.

Kein entbehrlicher Anzug darf im Kasten modern! Was der Einzelne für den eigenen Bedarf nicht unbedingt nötig hat, was ererbt und unbenützt an alten Kleidern, soll dem vaterländischen Sammelzwecke zugeführt werden.

In den Bergwerken tief unter der Erde fördern unsere Arbeiter das Erz und die Kohle. In den Fabriken und Werkstätten schaffen sie Waffen und Munition für Kampf und Sieg unserer todesmutigen, unvergleichlichen Heere, die Deutschland vor der Heimsuchung der Feinde aus allen Weltteilen schützen. Fleißige Hände bebauen das Land und bereiten die Ernte, die uns vor Hungersnot und einem schimpflichen Frieden bewahrt. Die Eisenbahnen halten unser wirtschaftliches Leben aufrecht.

Wer will zurückbleiben, wenn das Vaterland ruft, daß wir jenen helfen, die unsere Waffen schmieden und unser tägliches Brot uns sichern, aber an ihrer Kleidung Mangel leiden!

In Friedenszeiten wird dereinst alles leicht wieder ersetzt, was wir heute aus unserem liebgewordenen Besitz dem Vaterlande geben müssen. Zum Frieden aber führt uns nur der Opferwille aller Volksgenossen.

Wir wenden uns besonders an die wohlhabenden und mit Kleidern noch gut versorgten Kreise und an jene vielbewährten Freunde des Vaterlandes, die sich immer, wenn Hilfe not ist, hilfreich erweisen, an alle die helfen können, mit der ernsten Bitte:

Gebt freiwillig, was Ihr an alten Kleidern entbehren könnt für unseres Bayerlandes und der deutschen Heimat Schutz und Wehr!

Alle brauchbaren Anzüge werden auf Wunsch angemessen bezahlt. Wer innerhalb der ersten drei Wochen nach Eröffnung der Sammlung, **die am Montag, den 13. Mai beginnt, abliefert, erhält einen Zuschlag** von 10 Prozent über den Schätzungsbetrag, der nach den Richtlinien der Reichsbekleidungsstelle festgesetzt wird. Wer mindestens einen Anzug abliefert, ist für diesmal von der Verpflichtung der Bestandsanzeige seiner Oberkleidung befreit. **Die Sammelstelle befindet sich im Pettenbeckhause, Ecke Pettenbeck- und Dultstraße.**

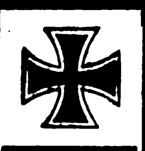
Nicht angenommen werden weiße und helle Flanell-, Leinen- und Lüstersachen, Frack-, Smokinganzüge und Uniformen.

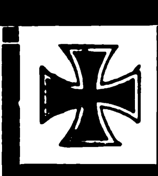
Mitbürger, hört unseren Ruf und folgt ihm ohne Zaudern. Wenn Ihr uns mehr gebt, als wir für diese Sammlung benötigen, so sorgt Ihr zugleich für die **heimkehrenden Münchener Krieger**, für unsere Brüder im Felde, die im schwersten Kampfe für die Heimat stehen!

Am 4. Mai 1918.

Stadtmagistrat München.







In den Kämpfen an der Westfront starb am 1. ds. Mts. im Alter von 42 Jahren den Heldentod für Gott und Vaterland der

hochwürdige Herr Kamillianerpater

Divisionspfarrer

Bernhard Tembories

Inhaber des Eisernen Kreuzes.

Die Ordensprovinz der deutschen Kamillianer betrauert in seinem Tode den schmerzlichen Verlust eines reichbegabten, pflichttreuen Priesters und teuren, allseitig beliebten Mitbruders. Während seiner Amtszeit als Oberer in Reermond, Heidhausen und zuletzt in Tarnowitz, hat sich der Dahingeschiedene in hervorragender Weise um das Wachstum und Gedeihen unseres Ordens verdient gemacht.

Seit Kriegsbeginn im Felde, ist er in zahlreichen schweren Kämpfen vielen verwundeten Kriegern priesterlicher Freund und Helfer in der Todesstunde gewesen. Mitten in seiner seelsorglichen Tätigkeit auf dem Verbandsplatze traf ihn das feindliche Geschoss, das seinem noch vielverheissenden Leben ein so jähes Ende setzte.

Sein Andenken wird in unsern Herzen und in den Annalen unserer Provinz fortleben.

Heidhausen (Ruhr), den 5. Mai 1918.

Die Ordensprovinz der deutschen Kamillianer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 45 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25%.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 21. München, 25. Mai 1918. XV. Jahrgang.

Hundert Jahre Verfassungsstaat in Bayern.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Aus den Stürmen der napoleonischen Kriegszeit hat das Fürstengeschlecht der Wittelsbacher den Gedanken des Verfassungsstaates herausgeführt zur friedlichen Entwicklung und Vollendung. Nach hundert Jahren, mitten im Tosen des furchtbarsten aller Kriege der Weltgeschichte, da republikanische Despotien die Völker mit Zerrbildern über deutsche Zustände betören möchten, begehen Königshaus und Volk des Bayerlandes in schlichter Feier das Jubiläum der bayerischen Verfassung, des hundertjährigen verfassungsmäßig geeinten Zusammenwirkens von Herrscher und Beherrschten auf dem Boden der Freiheit und Gesetzmäßigkeit.

Nächst Sachsen-Weimar, das August 1816 seine Verfassung erhielt, ist Bayern der älteste Verfassungsstaat in Deutschland. Die bayerische Verfassungsurkunde ist am 26. Mai 1818 in Kraft getreten. Die anderen süddeutschen Staaten haben unmittelbar darauf ihre Verfassungen bekommen, Baden am 22. August 1818, Württemberg am 25. September 1819. In Sachsen wurde am 4. September 1831 die Verfassung eingeführt, Preußen folgte am 31. Januar 1850.

Gervinus spricht in seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts" den Gedanken aus, die bayerische Verfassung sei aus Eifersucht gegenüber den deutschen Großmächten und aus dem Bestreben, den badischen Liberalismus zu übertrumpfen, hervorgegangen. In Wirklichkeit ist die bayerische Verfassung von 1818 das Ergebnis einer langen Zeitperiode. Es ist an sich schon selbstverständlich, daß ein Verfassungswerk, das nicht abgetrotzt, sondern eine freie Gabe des regierenden Hauses war, nicht unvermittelt ins Leben trat, sondern auf die Rechtsgedanken der Vergangenheit sich gründet, die es zu einem zeitgemäßen Ganzen zusammenfaßt. Bayern hatte in der altständischen Landschaft eine zeitweise stark entwickelte Mitwirkung der Stände an den Staatsgeschäften. Nach dem Auf- und Niedergang dieser Einrichtung folgte die Verfassung vom 1. Oktober 1808. Bayern hatte im Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805 die Souveränität und die Erhebung zum Königreich erhalten; die Annahme der Königswürde durch den Kurfürsten wurde am 1. Januar 1806 verkündet. Das neue Königreich mit bedeutend vergrößertem Landesgebiet sprengte die altbayerischen Verfassungszustände und an deren Stelle trat die allgemeine Verfassung von 1808. Sie war ein bedeutender Fortschritt, genügte aber doch den fortgeschrittenen Bedürfnissen der Zeit nicht mehr und war hinsichtlich der Ständeorganisation nicht brauchbar. Allein die Abänderung blieb in der Kriegszeit liegen. Die Verzögerung ist auch auf den Ministerpräsidenten Grafen Montgelas (1799—1817), den Schöpfer der inneren Staatsverwaltung und der Staatseinheit Bayerns, zurückzuführen, der noch bremste, als durch königliche Verordnung vom 17. September 1814 ein Verfassungsausschuß von höheren Staatsbeamten dazu berufen worden war, die Verfassung von 1808 zu revidieren und durch eine neue Organisation der Versammlung der Stände zu ergänzen. Das Verfassungswerk wurde in 22 Sitzungen geschaffen und war am 26. Oktober 1815 im ersten Entwurf fertig. König Max I. übertrug die Ueberprüfung desselben einem engeren Ausschuß, der auch die Verfassungsdarlegungen des Kronprinzen Ludwig berücksichtigen mußte, die dieser in einem Memorandum vom 9. März 1815 niedergelegt hatte. Dann blieb die Arbeit wiederum liegen, verzögert durch den allmächtigen Montgelas, dessen Sturz durch den Kronprinzen Ludwig am 2. Februar 1817 herbeigeführt wurde. „Kronprinz Ludwig und mit ihm alle Freunde eines wirklichen, wenn auch gemäßigten Verfassungslebens erblickten in Montgelas das vornehmste Hindernis zur Erreichung des Zieles." (Döberl, Entwicklungsgeschichte Bayerns, Bd. II, Seite 475). Die weiteren Arbeiten wurden dann 1818 aufgenommen und vollendet.

Die bayerische Verfassung wird mit der allgemeinen Erklärung eingeleitet, daß das Königreich Bayern „ein souveräner monarchischer Staat nach den Bestimmungen der gegenwärtigen Verfassungsurkunde" ist, und daß „für das ganze Königreich eine allgemeine, in zwei Kammern abgeteilte Ständeversammlung" besteht, die, seitdem im Jahre 1848 die Vertretung nach Ständen in der Abgeordnetenkammer aufgehoben worden ist, nunmehr Landtag heißt. Dazu wird an der Spitze der Einzelbestimmungen noch gesagt: „Der König ist das Oberhaupt des Staates, vereinigt in sich alle Rechte der Staatsgewalt und übt sie unter den von ihm gegebenen, in der gegenwärtigen Verfassungsurkunde festgesetzten Bestimmungen aus."

Damit wird der Grundcharakter des bayerischen Staatswesens festgelegt: Bayern ist ein souveräner, konstitutionell-monarchischer Staat, in welchem die Herrschergewalt den Beschränkungen unterworfen ist, die sich aus der bayerischen Verfassung ergeben. Dazu ist dann später noch das Reichsrecht gekommen.

Ein nachdrücklicher Hinweis auf die Souveränität ist um so mehr am Platze, als seit der Reichsgründung eine, namentlich von dem jüngst verstorbenen Staatsrechtslehrer Laband vertretene unitaristische staatsrechtliche Theorie Verbreitung gefunden hat, nach welcher es im Deutschen Reiche nur die eine souveräne Gewalt, die des Reiches, gibt und die „gesamte Rechtssphäre der Einzelstaaten zur Disposition des verfassungsmäßig erklärten Willens des Reiches" steht (Laband). Dagegen wird vom Standpunkt Bayerns aus geltend gemacht, daß durch den Eintritt Bayerns in das Reich der Satz unserer Verfassung, daß der König alle Rechte des Staates in sich vereinigt, nicht im mindesten geändert worden ist. Nach wie vor bleibt die Königsgewalt Quelle alles Rechts, welches im Lande gilt. „Auf der königlichen Erklärung vom 30. Januar 1871, welche den Bündnisverträgen für Bayern „gesetzliche Kraft und Geltung" erteilte, beruht der Rechtsbestand des ganzen Reichsrechts im Königreiche. Und so ergibt sich denn für die Ausübung der Staatsgewalt durch den König eine doppelte Selbstbeschränkung durch das besondere bayerische und das gemeinsame deutsche Verfassungsrecht." (Bayerisches Staatsrecht von Seydel-Piloty, Bd. I, Seite 72.)

Der König vereinigt als Oberhaupt des Staates alle Rechte der Staatsgewalt in sich. Die Verfassung ist nicht dem König auferlegt, sondern vom König gegeben. „Ich genieße," sagte König Max I. in seiner ersten Thronrede an die Ständeversammlung (4. Februar 1819), „heute den erhebenden Moment, in der Mitte von Ständen zu sein, welche das freie Wort meines festen Entschlusses hervorgerufen" hat. Die Verfassung ist ein Akt freier königlicher Initiative, ein Werk der Königsgewalt. Als Souverän steht der König über dem Staat, er ist nicht ein Organ des Staates.

„Der Zweck der staatlichen Herrschaft sind die Interessen der Beherrschten, nicht des Herrschers. Das ideale Ziel der rechtlichen Ordnung der Staatsgewalt besteht darin, die Ausübung der Herrschergewalt im Interesse der Beherrschten zu sichern," sagt der Staatsrechtslehrer Dr. Löhning

(in seiner allgemeinen Staatslehre im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften“, Bd. 7, S. 705) und fügt an einer anderen Stelle hinzu: „Als Inhaber der Herrschergewalt hat der Monarch Rechte und Pflichten, die ihm nur zustehen um der Beherrschten willen, die von seinen persönlichen Bedürfnissen und Interessen unabhängig sind oder doch sein sollen. Sie gehen deshalb auf Grund der Rechtsnormen und unabhängig von seinen Willenserklärungen auf denjenigen über, der ihm in der Herrschaft nachfolgt. Trotz des Wechsels des Subjekts bleiben sie bestehen.“ (Seite 709.) Diese schönen Gedanken finden in der verfassungsmäßigen Ordnung des Staatslebens in Bayern einen befriedigenden Ausdruck und sind wesentlicher Inhalt auch des Legitimitätsprinzips.

Die Krone mit ihren Souveränitätsrechten leitet die Staatsgeschäfte, sie ist frei in der Ernennung ihrer Minister, sie hat die Exekutive und Verwaltung, ist jedoch gebunden durch Gesetzgebung und Budgetrecht, auf welchen Gebieten der Landtag ein verfassungsmäßig geordnetes Mitwirkungsrecht besitzt. Von allen Faktoren im Staate unabhängig ist die Rechtsprechung.

Die Bestimmungen der Verfassungsurkunde über die Thronfolgeordnung erklären: Die Krone ist erblich im Mannesstamme nach dem Rechte der Erstgeburt und der agnatisch-linealischen Erbfolge. Die letztere ist bereits einmal wirksam geworden; beim Erlöschen der Linie des Königs Max II. ist die Luitpoldinische Linie mit König Ludwig III. am 5. November 1913 zur Herrschaft gelangt. In der Thronfolgeordnung ist 1913 eine wesentliche Aenderung erfolgt. Es wurden in der Verfassung Vorkehrungen getroffen, um die 27jährige Regentschaft zu beendigen und die Wiederkehr eines solchen unhaltbaren Zustandes abzuwenden. Bei Titel 2, § 21, der von der Regentschaft handelt, wurde ein zweiter Absatz angefügt, worin es heißt: „Ist die Reichsverwesung wegen eines körperlichen oder geistigen Gebrechens des Königs, das ihn an der Ausübung der Regierung hindert, eingetreten, und besteht nach Ablauf von zehn Jahren keine Aussicht, daß der König regierungsfähig wird, so kann der Regent die Regentschaft für beendigt und den Thron als erledigt erklären. Der Landtag ist unverzüglich einzuberufen, es sind ihm die Gründe, aus denen sich die dauernde Regierungsunfähigkeit ergibt, zur Zustimmung anzuzeigen.“ Diese neue Bestimmung wurde in der Abgeordnetenkammer am 30. Oktober 1913 mit 122 gegen 27 sozialdemokratische und demokratische Stimmen, in der Reichsratskammer am 4. November einstimmig angenommen. Am 5. November vollzog sich der Thronwechsel, am 8. November fand die Eidesleistung König Ludwig III. statt. Die neue Verfassungsbestimmung ist einfach, klar und sachlich gerechtfertigt. Bei der Eidesleistung sagte der König: „Es ist zu beklagen, daß nicht rechtzeitig durch entsprechende Maßnahme der Entstehung eines Zustandes vorgebeugt worden ist, der auf die Dauer unvereinbar mit dem monarchischen Gedanken und dem Staatswohl zu erachten ist.“ In diesen Worten aus Königs Mund ist die Begründung der Verfassungsänderung von autoritativster Seite gegeben und es sind damit die Einwände gegen die lange Dauer der Regentschaft, welche in der Zentrumspublizistik und namentlich in der „Allgemeinen Rundschau“ immer erhoben worden waren, bestätigt. Die Regentschaft als dauernde Einrichtung ist ein Unglück; das lebendige Legitimitätsprinzip, der monarchische Gedanke verlangen, daß an der Spitze des Königreichs regierungsfähige Monarchen stehen. Es ist gerade im Weltkrieg erhärtet worden, wie notwendig es war, wieder normale Herrschaftsverhältnisse herbeizuführen.

Das Budgetrecht gilt gemeinhin als das wesentlichste Recht der Volksvertretung, durch dessen Gebrauch sie auf die Minister einen Druck und dadurch auf die Führung der Herrschergewalt Einfluß ausüben kann. Das ist auch in Bayern möglich, aber für den Parlamentarismus bietet das bayerische Budgetrecht keinen Hebel. Entgegen der belgisch-französischen Doktrin des Parlamentarismus ist das bayerische Budgetrecht historisch aus den finanzrechtlichen Zuständen Bayerns, der früheren landständischen Verfassung heraus entwickelt und für die neuzeitlichen Verhältnisse gestaltet worden. In Bayern ist das Budget nicht, wie im Reiche und in Preußen, ein formelles Gesetz, sondern ein Wirtschaftsplan, ein Verwaltungsakt, gegenüber dem die Gebundenheit des Landtags feststeht. Es steht der Landtag dem Budget nicht gegenüber wie einem Gesetz, das er annehmen oder ablehnen kann. Dem Landtag wird „die genaue Uebersicht des Staatsbedürfnisses“ vorgelegt, um es zu prüfen, zu dem Zweck, nach der Höhe des Erfordernisses die nötigen Mittel zu bewilligen. Darüber ist im Landtag schon viel gestritten worden. In der Zentrumsfraktion hat es seit 1869 nicht an Befürwortern der Budgetverweigerung gefehlt, weil man kein anderes Mittel fand, bei der Dispositionsunfähigkeit der Krone unter König Ludwig II. die liberalen Ministerien zum Rücktritt zu bewegen. Der Sozialistenführer Grillenberger sagte später einmal in der Abgeordnetenkammer: „Wenn das Bewilligungsrecht einen Sinn haben soll, so muß ihm gegenüber auch ein Ablehnungsrecht stehen“ (Abgeordnetenkammer, Session 1895/96, Stenogr. Bericht Band V, S. 351). Das ist in Ansehung des bayerischen Budgets nur bedingt richtig. Vorschrift ist die regierungsseitige Vorlage einer „genauen Uebersicht des Staatsbedürfnisses“ (Titel 7 § 4 der Verfassung), die nach dem durch das Ministerium Abel herbeigeführten Verfassungsverständnis von 1843 das gesamte, bestimmt vorherzusehende Staatsbedürfnis und alle irgend zu erwartenden Staatseinnahmen „vollständig und nachhaltig evident stellen“ muß. Die Budgetprüfung ist beschränkt. Der Landtag ist gebunden, die Mittel zu bewilligen für die im Staate bestehenden staatsrechtlichen Verpflichtungen (Zivilliste, Ausgleichsbeträge an das Reich, Staatsschuld, Vertragsverpflichtungen), für die einmal bewilligten dauernden Staatseinrichtungen und zur Durchführung der Gesetze, für die weitere Leistung von Raten bis zur Gesamtsumme für bewilligte einmalige Ausgaben, für neue notwendige und vom Landtag anerkannte Staatszwecke. Frei ist der Landtag hinsichtlich der Staatsbedürfnisse, die vorübergehender Natur sind, hinsichtlich der Neuforderungen für dauernde Staatsausgaben, für dauernde Bedürfnisse, über deren Notwendigkeit, Ausgestaltung und Art der Befriedigung der Landtag abweichend von der Regierung urteilt, und hinsichtlich wünschenswerter, aber nicht notwendiger Forderungen. Auf diesem Boden wird das Budgetrecht in Bayern wirksam. Da aber in all diesen Fragen die Interessen der Wahlkreise ins Spiel kommen können, ist es eine subtile Sache, bei Konflikten mit Ministerien Posten herauszufinden, bei denen eine Ablehnung nicht mit den Auffassungen der Wahlkreisinteressen kollidiert. So ist demgemäß die Anwendung des Budgetrechts im Kampfe immerhin auch in dem übrig gebliebenen Raume nicht so einfach.

Eine Ablehnung des Budgets im ganzen ist nach bayerischem Staatsrecht ausgeschlossen. Die Sozialdemokratie des Landtags hat schon oft gegen das Finanzgesetz gestimmt. Dieses ist bloß eine statistische Zusammenfassung der schon bewilligten Einzeletats und enthält dazu noch eine Reihe von Vorschriften, welche die Regierung binden. Die Ablehnung des Finanzgesetzes würde daher nur das Gegenteil des Zweckes der Opposition erreichen und die Regierung freimachen von den Bindungen des Finanzgesetzes, während sich an den bewilligten Etats nichts mehr ändert. Im Jahre 1843 ist ohne ein Finanzgesetz gewirtschaftet worden.

Die Regelung des Staatskirchenrechts hat gleich beim Erlaß der Verfassung die schwersten Anfechtungen erfahren durch das Placetum regium in der Verfassung und durch Einschiebung des Religionsediktes, welches das Plazet wiederholt und auch sonst noch Bestimmungen enthält, die gegen das vorher ratifizierte Konkordat verstoßen. Bei der ersten Eidesleistung auf die Verfassung (4. Februar 1819) weigerte sich der Erzbischof Frhr. v. Gebsattel von München und Freising einen bedingungslosen Eid zu schwören; er werde die Verfassung nur im Sinne der päpstlichen Allokution vom 2. Oktober 1818 beschwören, daß das Religionsedikt nicht verbindlich sei für die Katholiken. Nach Uebereinkunft mit der Regierung erklärte der Erzbischof, er leiste den Eid nur unter der Bedingung, daß derselbe bloß die bürgerliche Ordnung betreffe und zu nichts verpflichte, was den Glaubenslehren oder den Gesetzen Gottes und der katholischen Kirche widerstreite. Das Gleiche erklärten geistliche Abgeordnete der zweiten Kammer. Der Erzbischof von Bamberg schwor selbst mit der Formel Gebsattels nicht. Die vielen Konflikte, welche seit jener Zeit bei der Lage des bayerischen Staatskirchenrechts eingetreten sind, sollen nicht Gegenstand dieser nur kursorischen verfassungsgeschichtlichen und verfassungsrechtlichen Uebersicht sein.

In der neuesten Zeit ist mehr Ruhe in diese Verhältnisse gekommen. Der Abg. Dr. v. Pichler hat am 11. Februar 1908 (Stenogr. Ber. Seite 151) aus Anlaß der damaligen Erörterung über das Plazet nochmals den ablehnenden Standpunkt des Zentrums in dieser Hauptfrage festgelegt durch eine Fraktionserklärung, worauf dann Kultusminister Dr. v. Wehner eine Interpretation des Plazets gab,

die wesentlich von der Regierungspraxis in Konfliktszeiten abweicht. (Stenogr. Ber. Seite 160/61.)

Der Minister stellte als das Verfassungserfordernis (Tit. IV, § 9, Abs. 5) auf, daß Gesetze, Verordnungen und sonstige Anordnungen der Kirchengewalt nicht ohne vorgängige Einsichtnahme und das Plazet des Königs verkündet und vollzogen werden dürfen. Die Bestimmung über die Verkündigung gab der Minister ohne weiteres preis; sie sei „durch die völlig geänderten Verhältnisse gänzlich überholt". Die gesteigerte Oeffentlichkeit namentlich infolge der Entwicklung der Presse habe es mit sich gebracht, daß kirchliche Anordnungen längst in der ganzen Welt bekannt sind, ehe eine amtliche Veröffentlichung der betreffenden Erlasse in Bayern erfolgt und ehe deshalb die Anwendung des Plazets überhaupt nur in Frage kommen kann. „Die verfassungsmäßigen Bestimmungen haben so in dieser Hinsicht ihre Bedeutung verloren."

Dagegen stellte der Minister das Plazet als notwendig für den staatlichen Vollzug kirchlicher Konstitutionen hin. Die Staatsregierung sieht das Placetum regium an als das Korrelat der Schutzpflicht, welche dem Staate der Kirche gegenüber obliegt. Die Schutzpflicht würde dann zessieren, wenn ein dem Placetum regium unterliegender Erlaß vor der Veröffentlichung seitens der Bischöfe des Landes das Plazet nicht gefunden hat. Die Folge wäre, daß die weltliche Gewalt zum Vollzuge eines solchen nichtplazetierten Erlasses nicht mitwirken darf. Die Erteilung des Plazets beseitigt das verfassungsmäßige Hindernis für den Vollzug.

Die Auffassung des Kultusministers Dr. v. Wehner ist, daß die Art und Weise, wie das Placetum regium in Bayern gehandhabt wird, mit dem katholischen Dogma nicht im Widerspruch steht. Er sagte, die Regierung bestreitet nicht, daß die vom Apostolischen Stuhle oder unter seiner Autorität zur Leitung der Kirche erlassenen Konstitutionen auch für das Gewissen der bayerischen Katholiken schon mit der Verkündigung in Rom verbindlich sind. Die bayerische Regierung gesteht demnach auch den nichtplazetierten Konstitutionen des Apostolischen Stuhles für das interne Forum volle Kraft und Gültigkeit zu. Sie ist verfassungsmäßig nur gehindert, zum äußeren Vollzug solcher nichtplazetierter Erlasse der Kirche den weltlichen Arm und damit die staatlichen Zwangsmittel zur Verfügung zu stellen.

Bemerkenswert war die Interpretation, welche im Anschluß daran Kultusminister Dr. v. Wehner der Schutzpflicht des Staates gab. Nach Verfassung und Religionsedikt darf die geistliche Gewalt in ihrem eigentlichen Wirkungskreise nicht gehemmt werden. Verweigerte die Staatsregierung einem kirchlichen Erlasse, der innerhalb des eigentlichen Wirkungskreises der geistlichen Gewalt sich bewegt, das Plazet, dann würde sie nicht im Sinne der Verfassung handeln.[1] Der Minister ließ übrigens durchblicken, daß man gründlicher Abstellung der Beschwerden nicht abgeneigt ist. „Dieses Prüfungsrecht ist in anderen Staaten anders geregelt und kann vielleicht auch in Bayern im Laufe der Zeit einmal anders geordnet werden", meinte der Minister.

Damit wird die Verfassungsrevision gestreift. Darüber ein kurzes Wort. Die bayerische Verfassung ist als Ganzes wohl gelungen und hat Bayern eine ruhige und sichere Entwicklung gebracht. Sie ist nicht vollkommen und trägt Spuren einer langjährigen Kompromißarbeit an sich. Von einer Total-Revision kann aber keine Rede sein, wenn sie auch wünschenswert wäre, um eine sachliche und formelle Einheitlichkeit herzustellen, Veraltetes abzustreifen und neuzeitliche Bedürfnisse unterzubringen. Ob dazu ein Parlament heutzutage imstande wäre? Ein solches Monumentalwerk kann nur die Arbeit weniger sein. Und dann muß Bedacht darauf genommen werden, daß in Bayern zur Abänderung der Verfassung und der vielen Verfassungsgesetze eine Zwei-Drittel-Mehrheit notwendig ist, was die Verfassungsrevision wesentlich erschwert. Daß Teil-Aenderungen kommen werden, kann man aus der Erörterung der Abgeordnetenkammer in dieser Session über die sozialdemokratischen Verfassungsanträge, welche die Einführung der Republik bezwecken, entnehmen. (Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 19. Dezember 1917.)

Der Grundgedanke der bayerischen Verfassung ist in dem eingangs erwähnten Memorandum des Kronprinzen Ludwig in schönen Worten zum Ausdruck gekommen. Der Kronprinz wünschte eine Verfassung, die vor allem dem Volke Rechte gibt, damit sich die Anhänglichkeit an den Thron auf Liebe und Einsicht gründe. Und er meinte: „Wenn einmal seine Verfassung mit dem Bayer verwebt sein wird und wenn einmal die Jugend sie gleichsam mit der Muttermilch eingesogen haben wird, dann erst wird sich ihre Wirkung herrlich zeigen. Lange Zeit braucht es, bis die Eiche erwachse; dann ist sie tief gewurzelt, wankt aber im Sturme nicht." (Heigel, „Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns", S. 388.)

Das sind herrliche, staatsmännische Worte. König Ludwig I. hat in diesem Sinne regiert, Großes geschaffen und sich unsterblich gemacht. Heute führt das Szepter im Lande des großen Königs Enkel König Ludwig III. Am 8. November 1913 kleidete dieser bei der Eidesleistung sein grundsätzliches Regierungsprogramm in die Worte: „Möge es mir beschieden sein, die erfreuliche kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung, die Bayern in den letzten Jahrzehnten genommen hat, in gemeinsamer Arbeit mit der Volksvertretung fortzuführen. Für all mein Tun aber wird das Wohl meines teuren Volkes die Richtlinie bilden."

Das ist der Geist des großen Königs, dem König Ludwig III. als seinem erhabenen Vorbilde nachstrebt. Beim Eintritt Bayerns in das zweite Jahrhundert seines Verfassungslebens ist es einem Könige anvertraut, der den Verfassungsstaat hochhält und nur durch das enge Zusammenwirken von König und Volk die gedeihliche Förderung aller geistigen und materiellen Güter zum Wohle des Vaterlandes erstrebt. Gott schütze den König und führe seine edlen, volkstümlichen Absichten und seine treue, umsichtige, auf einer eingehenden und beherrschenden Sachkunde gestützte Arbeit zum segensvollen Gelingen!

[1] Es ist dies das Fazit der ministeriellen Ausführungen über die Plazetierung der Antimodernisten-Enzyklika „Pascendi Dominici gregis".

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Zwischenakt.

Was die Zuschauer im Theater Pause nennen, ist auf der anderen Seite des Vorhanges eine Zeit der emsigen Arbeit, um alles für den folgenden Akt bereit zu machen. Weil die Pause auf den Schlachtfeldern diesmal ungewöhnlich lang wird, lassen manche Toren auf der Gegenseite sich einreden, die deutsche Stoßkraft sei erschöpft. Aber die vernünftigeren und ehrlicheren Beobachter ziehen die Folgerung, daß Hindenburg etwas recht Großes plane, weil er so viel Zeit zur Vorbereitung brauche. Die feindlichen Führer und Truppen kommen während des Zwischenaktes erst recht nicht zur Ruhe. Die Umgruppierung, die auf jede Niederlage folgen muß, macht ihnen viel Sorge und Arbeit; dazu kommen noch die fortgesetzten Vorstöße zur Wiedererlangung von wertvollen Stellungen mit dem gewohnten Ergebnis: nichts erreicht und neue Verluste!

Wenn man den Deutschen nicht beikommen kann, so hascht man nach billigeren Lorbeeren im Kampfe gegen die Neutralen.

Die Schweiz in der Klemme.

Wie England die Skandinavier und die Holländer zu knechten sucht, so pressen Frankreich und Nordamerika die armen Schweizer. Die brauchen Brot und Kohle. Deutschland macht die bestmöglichen Zugeständnisse für die Sicherheit der Getreidezufuhr aus Amerika für die Schweiz, aber der emeritierte Weltfriedensprediger Wilson stellt jedesmal neue Bedingungen zu Ehren seiner Kriegsflagge oder schreibt neue Routen vor, damit das deutsche Entgegenkommen vereitelt werde. Wenn die Schweiz mit uns einen neuen Kohlenvertrag schließen will, so sind wir bereit unter der einzigen Bedingung, daß die nötige Kontrolle ermöglicht werde, damit nicht gerade die deutsche Kohle verwertet wird in den Werkstätten, wo man Kriegsmaterial für Frankreich verfertigt. Eine solche Kontrolle wäre nichts Ungewohntes, sondern nur ein bescheidenes paritätisches Seitenstück zu der weitergehenden surveillance, welche die Entente in der Schweiz schon seit Jahren hat. Aber quod licet Iovi, non licet bovi; die Schweizer beschwören uns, auf die Kontrolle zu verzichten, um ihnen Nackenschläge zu ersparen. Gutmütig, wie wir sind, lassen wir fünf gerade sein und sagen: Wenn Frankreich auch das seinerseits versprochene Quantum Kohlen liefert, so wollen wir machen, daß die Kontrebande mit französischen Kohlen fabriziert werde; wir verlangen also schließlich nur den Nachweis, daß Frankreich wirklich so und so viel Kohlen liefert. So wird der Vertrag aufgesetzt. Aber während der Unterzeichnung kommt

das Veto des französischen Gesandten. Die Schweiz bittet um Aufschub bis zum 22. Mai, bis dahin hofft sie das „Mißverständnis" in Paris aufzuklären. Dort fehlt es aber nicht an der Kenntnis, sondern am guten Willen. Frankreich will sich nicht auf sein Kohlenversprechen festnageln lassen, und das um so weniger, als es bei der eigenen Kohlennot und bei der Beschießung der Zechen von Bethune schwerlich regelmäßig liefern kann. Die Not des Nachbarn mag den sentimentalen Boche rühren, die Pariser Machthaber nutzen lieber die Zwangslage der Schweiz rücksichtslos aus. Unterdessen wird in aller Welt weiter verkündigt und zumeist auch geglaubt, die Entente sei die Pflegemutter der kleinen Nationen und Deutschland der kinderfresserische Moloch.

Die Schreckensherrschaft in Irland.

Auch die Iren können ihrem alten langen Klageliede über den „Schutz der Kleinen" neue Strophen hinzufügen. General French, der in Südafrika das Unterdrücken gelernt hat, soll in Irland die Kirchhofsruhe herstellen und beginnt mit der Verhaftung des parlamentarischen Führers Dr. Dillon und anderer Häupter der Sinnfeiner-Bewegung. Wie sich der „Kulturkampf" auf der grünen Insel entwickeln wird, interessiert uns nicht allein aus altem Mitleid mit dem seit Jahrhunderten mißhandelten Volke, sondern auch in der aktuellen kriegspolitischen Berechnung, die ein englischer Militär in die Formel gefaßt hat: Um eine Brigade irischer Rekruten aufzubringen, werden mindestens drei Divisionen ausgebildete Truppen verbraucht. Der Versuch, den Dienstzwang auf Irland auszudehnen, war offenbar ein grober Mißgriff, für den man als mildernden Umstand nur die schlimme Notlage des englischen Heeres geltend machen kann. Der Widerstand des irischen Volkes war zu erwarten. Er bringt für die Wehrkraft des britischen Reiches die schwersten Nachteile und wirkt sogar lähmend auf die Hilfe von Amerika. Das gleichzeitige Angebot von etwas Home Rule ließ erkennen, daß Lloyd George die irische Volksseele gar nicht kennt. Wenn jetzt davon geredet wird, man wolle Home Rule für alle Teile des Vereinigten Königreiches einführen, also auch für Schottland, Wales und Oldengland, so ist das wohl nur ein Manöver zur Verschleierung des Rückzuges aus der Sackgasse.

Das deutsch-österreichische Bündnis.

Das Gegenteil des Erstrebten hat auch Herr Clemenceau erreicht, als er mit dem gefälschten Kaiserbrief an die Rampe sprang. In das deutsch-österreichische Bündnis sollte ein Keil getrieben werden; es ist ein neuer Kitt geworden. Statt des ersehnten Abbruchs erleben die Feinde den Ausbau der Solidarität der Mittelmächte. Ueber die Richtlinien, die bei der jüngsten Begegnung der Monarchen und der Staatsmänner vereinbart worden sind, konnten bisher noch keine positiven Einzelheiten mitgeteilt werden, aber man hat von vornherein geflissentlich Verwahrung eingelegt gegenüber der Verdächtigung, die nach den feindlichen Gewohnheiten zu erwarten war: als ob die Erweiterung und Vertiefung des Bundesverhältnisses irgend einen aggressiven Charakter habe. Auch die wirtschaftspolitische Annäherung soll nichts Exklusives oder Feindseliges an sich haben, was sie mit dem angedrohten Wirtschaftskriege der Entente auf eine Stufe stellen könnte. Diese vorgängige Richtigstellung ist begründet und gut; man darf sich nur keine große Wirkung gegenüber der feindlichen Lügenkunst versprechen. Wir wollen das Haus ausbauen nach unseren Bedürfnissen und unserem Geschmack, ohne uns durch das fremde Gerede beirren zu lassen. Nicht die Rücksicht auf die Feinde, sondern die eigene Klugheit muß zum Maßhalten führen. Wenn schon in der inneren Politik die Ideen sich den Maßstab der praktischen Durchführbarkeit gefallen lassen müssen, so ist bei zwischenstaatlichen Verträgen erst recht zu prüfen, was den natürlichen und psychischen Verhältnissen auf beiden Seiten entspricht und somit die Gewähr des dauernden, ungestörten Einvernehmens bietet. Der glorreich erprobte Waffenbund läßt sich leichter ausbauen, als die Wirtschaftsgemeinschaft, bei der tausend divergierende Interessen und Stimmungen zu berücksichtigen sind. Als Inschrift über dem Beratungstisch empfiehlt sich der alte Spruch: In necessariis unitas etc.

Von den inneren Sorgen.

Die „kritische" Erörterung, die sich an die ukrainischen Zwischenfälle geknüpft hatte, ist vorläufig verhallt. Das preußische Wahlrecht und die Reichssteuerfragen kommen in den Vordergrund.

Die dritte Lesung der Wahlgesetze im Abgeordnetenhause hat keine Verständigung gezeitigt, aber einen Torso. Abgelehnt wurden wiederum die Sicherungsanträge des Zentrums, abgelehnt auch der nationalliberale Antrag auf zwei Zusatzstimmen, und schließlich sogar abgelehnt das Pluralwahlrecht des Ausschusses, das in der zweiten Lesung eine Mehrheit gefunden hatte. Die umfangreiche Hülle wurde angenommen, der Kern fehlt darin. Das sieht wie eine Verschlimmerung der Lage aus; doch kann gerade aus den Ruinen neues Leben blühen. Die Sicherungstaktik des Zentrums hat einen bedeutsamen Erfolg errungen durch den Beitritt der ganzen nationalliberalen Fraktion. Die gähnende Lücke in dem Hauptparagraphen vom Wahlrecht ist ein Zwangsmittel zur Verständigung. Für das Abgeordnetenhaus wäre es eine Demütigung, wenn es die Ausfüllung wegen eigener Hilflosigkeit dem selbst reformbedürftigen Herrenhaus überlassen müßte. Die Regierung hat ihre Hoffnung auf die Hilfe vom Herrenhaus offen ausgesprochen und zugleich in aller Form erklärt, daß sie, wenn nicht in gemessener Frist eine Verständigung auf der Grundlage des gleichen Wahlrechts erfolge, zur Auflösung schreiten werde zu einem Zeitpunkt, der der Kriegslage entspräche.

In den Steuerteig ist ein neuer Gährstoff gefahren durch die Anregung, auch die höheren Einkommen und Vermögen schon jetzt, gleichzeitig mit der indirekten Belastung, zu den Reichsbedürfnissen heranzuziehen. Dafür spricht das finanzielle Bedürfnis, da die vorgeschlagenen indirekten Steuern nicht sofort und nicht in ausreichender Höhe die Kasse füllen, und ferner die sozialpolitische Rücksicht auf die ausgleichende Gerechtigkeit. Bedenklich wird aber die Sache durch den natürlichen Widerstand der einzelstaatlichen Regierungen gegen jeden Eingriff in die Einkommen- und Vermögenssteuer, die das Rückgrat der Staatsfinanzen bilden. Es wird nicht leicht sein, eine zweckmäßige Formel zu finden für den Zuwachs an Einkommen, dessen Besteuerung von Reichswegen die Einzelstaaten ebenso tolerieren könnten, wie die Reichsabgabe vom Vermögenszuwachs und Kriegsgewinn. Die Improvisation von tiefgreifenden Steuergesetzen hat ja überhaupt schon Schwierigkeiten und Gefahren. Wer die Steuern zahlen muß, ist nicht zu beneiden, aber wer die Steuergesetze schaffen muß, auch nicht.

Haydns „Schöpfung".

Fernab vom schillernden Strom der Mengen,
Die in den strahlenden Saal sich drängen,
Ein Einsamer in der Ecke stand
Mit den Händen tastend an der Wand,
Das Haupt wie ein strenger Mönch gesenkt,
Der den Flitter verachtend Erhabenes denkt.

All die Fluten von Licht, die an blühenden Wangen,
In sprühenden Augen sich verfangen;
All den Glanz, der an rauschender, leuchtender Seide,
An wallendem Haar, an goldnem Geschmeide,
An Trompeten und Geigen sich blendend bricht,
Der Blindgeborene sieht ihn nicht.
Drum wie ein Wandrer zur Quelle sinkt,
Um so heisser er heute die Töne trinkt,
Die labend ihm perlen ans lechzende Ohr,
Dass weit sich öffnet das innere Tor.
Als nun in der „Schöpfung" die Schleier zerrissen
Von chaotischen, wüsten Finsternissen;
Als nach hohlen, geheimnisvollen, düstern
Akkorden, nach spannendem bangem Flüstern
Aus dem Chore jauchzend es flammt und bricht
Von Trompeten umschmettert: „Und es ward Licht!",
Dass in jeder Seele, die's gehört,
Es tausend Sonnen heraufbeschwört:
Da bricht aus des Auges totem Meer
Dem Blinden die Träne wonnenschwer.

Kein Mensch hat ihn darnach gefragt,
Er hätt' es so gern einem jeden gesagt:
Um was ich gefleht in Nacht und Grauen,
Ist gewährt; nur einmal das Licht zu schauen.

Martin Mayr.



Was soll aus Albanien werden?

Von Friedrich Ritter v. Lama, Füssen.

Wohl hauptsächlich infolge der eifrigen Werbetätigkeit des verstorbenen bulgarischen Gesandten am Berliner Hofe, des Herrn Rizow, vertraten angesehene Blätter seit geraumer Zeit eine Aufteilung Albaniens. Ausdauernd und eifrig war Rizow für den Gedanken eingetreten, Serbien und Griechenland für die Abtretung ihrer künftig an Bulgarien fallenden Gebietsteile dadurch zu entschädigen, daß ihnen gestattet würde, sich auf Albaniens Kosten schadlos zu halten. Dafür ist der bulgarische Staatsmann auch in seinem kurz vor seinem Tode erschienenen Atlas des Balkans eingetreten, ohne, soweit ersichtlich, auf nennenswerten Widerstand gestoßen zu sein. Zwar hat die bulgarische Regierung erklärt, daß ihre balkanischen Zukunftspläne sich nicht mit denen ihres Berliner Vertreters decken, doch geschah es in so allgemeiner Weise, daß nicht hervortritt, ob damit die Albanienpläne Rizows gemeint seien oder nicht.

Wenn wir uns die Gründe vor Augen halten, aus denen allein schon die verbündete Nachbarmonarchie ein unbestreitbares und unveräußerliches Interesse an einer den freien Zutritt zum Meere verbürgenden Gestaltung des Ostufers der Adria besitzt, dann müßte der Aufteilungsgedanke für uns hinfällig sein. Wir wollen aber ganz von dieser einseitigen Beurteilung absehen und mehr das gemeinsame Interesse zu Wort kommen lassen.

Was den Entschädigungsgedanken betrifft, so wäre fraglos seine Anerkennung soviel wie ein Freibrief zur endlosen Hinziehung des Kriegszustandes gegenüber einem Staate, der im Vertrauen auf den russischen Rückhalt einen sehr großen Teil der Verantwortung am Weltkriege trägt. Es wäre jener Freibrief, den unsere Staatsmänner wiederholt abgelehnt haben.

Man darf ein Land wie Albanien, das sich in diesem Kriege neutral verhielt, ja, dessen männliche Bevölkerung großenteils auf unserer Seite gegen Italien kämpft, nicht zugunsten seines Todfeindes Serbien, jenes ewigen Elementes der Beunruhigung auf dem Balkan, dessen Bundestreue Bulgarien zum eigenen Schaden so gründlich kennen lernte, preisgeben. Sollte Serbien wirklich deswegen von uns niedergeworfen worden sein, um es für all das noch durch eine Gebietserweiterung nach der angestrebten Adria hin zu entschädigen, durch welche die im Friedensschlusse mit Rußland und der Ukraine, in den amtlichen Erklärungen über Litauens, Polens usw. Zukunft anerkannten Grundsätze des nationalen Zusammenschlusses verneint würden? Weshalb soll gerade der albanischen Nation dieses Recht vorenthalten werden? Soll, was dem Bundesgenossen Bulgarien in der Dobrudscha und in Mazedonien recht ist, dem Freunde Albanien nicht billig sein? Ist mit Grund anzunehmen, daß der bisher unversöhnliche Feind durch solche Lösung dauernd befriedigt wäre? Müssen alle diese Umstände nicht vielmehr unsere Forderung aufs neue bestärken, auf dem auf der Londoner Botschafterkonferenz hartnäckig erkämpften Gedanken der Selbständigkeit Albaniens nun erst recht zu bestehen?

Man wendet ein, Albanien hat sich als nicht lebensfähig erwiesen. Woran liegt dies aber? Einerseits schufen es die widerstrebenden Interessen der in London vertretenen Mächte als ein lebensunfähiges Wirtschaftsgebilde, wobei sie es auch noch seiner wahren ethnischen Grenzen beraubten, anderseits war seine innere staatliche Organisierung noch nicht einmal im Rohbaue fertig, als das Land schon Tummelplatz der politischen Nebenbuhlerschaft von sechs Großmächten und ihrer Gruppierungen wurde. Die meisten von ihnen benützten ihr Schutzrecht, indem sie sich Albaniens als eines Mittels zur Bekämpfung feindlicher wirtschaftlicher oder politischer Interessen bedienten. Wo ist das Land, das unter solchen Umständen die Probe bestanden hätte? Es wäre übrigens sehr dankenswert, wenn zur Ehrenrettung Albaniens und seines ersten Fürsten Oesterreich-Ungarn, durch keine Rücksicht mehr gebunden, heute die damaligen Vorgänge in Durazzo vor aller Welt enthüllend, der Oeffentlichkeit auch diesen Einblick in die damalige Bundestreue Italiens gewährte!

Das Londoner Abkommen der Botschafterkonferenz ist heute insoferne zerrissen, als unsere Verpflichtung auf die Einzelheiten gegenüber den vier uns feindlichen Großmächten nicht mehr besteht; solchen Verträgen hat der Krieg ein Ende bereitet. Zu allem Ueberflusse aber hat auch die Gegenseite gezeigt, daß sie sich durch dasselbe in keiner Weise mehr gebunden erachtet, nachdem der inzwischen bekannt gewordene Inhalt des Londoner Abkommens vom 26. April 1915 jenes einfach beiseite schiebt, aufhebt und eine fast restlose Aufteilung Albaniens vorsieht. Indem wir künftig an dem Grundgedanken festhalten, haben wir also freie Hand, im Vereine mit unseren an der Gestaltung des Landes interessierten Bundesgenossen ein dergestaltetes Albanien erstehen zu lassen, daß es unseren ursprünglichen Forderungen und des Landes berechtigten Ansprüchen entspricht. Die von England, Italien und Rußland seinerzeit erpreßten Zugeständnisse zugunsten Serbiens und Montenegros rückgängig zu machen ist ebensosehr eine Forderung elementarster Gerechtigkeit, wie auch die Einverleibung des durch die verbrecherischen Umtriebe eines Zographos und seiner Banden ‚hellenisierten' Epirus. Eben jene Anwendung von Gewalt durch Vertreibung und Niedermetzelung der ehemals ansässigen albanischen Bevölkerung jenes Gebietes beweist, daß es kein griechisches war und ist und daß der griechische Anspruch unberechtigt ist. Das von der internationalen Grenzkommission festgestellte Albanien stellte das Minimum dar, an dem auch wir heute noch festzuhalten alle Ursache haben. Die Mittelmächte schulden es ihrem eigenen Ansehen, der Achtung ihres seinerzeit vertraglich festgelegten Willens Geltung zu verschaffen. Die Bevölkerung von Epirus ist trotz ihrer griechischen Sprache so wenig griechisch, wie die irische Bevölkerung trotz ihrer englischen Sprache englisch ist.

Die Wahrung seines völkischen Charakters, seiner Unabhängigkeit und Sicherheit, die notwendige kulturelle Hebung des nicht mit Reichtümern gesegneten Landes sowie die Erfahrungen, welche Albanien bisher auf seinem Lebenswege machte, haben in dem übergroßen Teile der Bevölkerung den entschlossenen Willen erzeugt, festen Anschluß an die Mittelmächte zu suchen, sich insbesondere an Oesterreich-Ungarn anzulehnen und an seiner Hand einer gedeihlichen Zukunft zuzustreben. Dieses Streben verdient unsererseits alle Förderung und dazu ist die erste notwendige Voraussetzung, daß wir jeden Aufteilungsgedanken abweisen und auf dem seinerzeit in London beschrittenen Wege weiterschreitend, von unserer Macht Gebrauch machen und das Land einer besseren und sicheren Zukunft entgegenführen.

Religionswissenschaft und „Fachbildung".[1]

Von Universitätsprof. Dr. theol. et phil. Anton Seitz, München.

Die ungebührliche Ueberhebung der Hilfswissenschaften, insbesondere der Völkerpsychologie und vergleichenden Religionsgeschichte, über die allein auf den Kern der Sache zu gehen vermögende Religionsphilosophie und spekulative Theologie in der modernistischen Religionswissenschaft ist ein Rückstand aus dem durch das Freidenkertum auf den Schild erhobenen positivistischen System eines August Comte, welches mit dem „Kritizismus" Kants alle metaphysischen Untersuchungen über den inneren Wesenskern und den tiefsten Grund der Erscheinungsformen in der Wirklichkeit als „Hirngespinnste" einer „veralteten Scheinwissenschaft der Scholastik" verpönt und das Gebiet exakt wissenschaftlicher Erkenntnis willkürlich eingeengt hat auf einfache Beobachtung der sinnenfälligen Erfahrung zugänglicher, „positiver" Tatsachen und logische Zusammenordnung ihrer gesetzmäßigen Beziehungen[2]).

In den freisinnigen „Protestantischen Monatsheften"[3]) ist von dem damaligen Stettiner Lizentiaten Jüngst „der Religionsbegriff" nach dieser positivistischen Methode durchgeführt und eben damit nolens volens ad absurdum geführt worden. Den Ausgangspunkt bildet hiernach die Grundregel: Die Aufgabe der Religionswissenschaft nach der „historisch-kritischen" Methode besteht darin, „das allgemeingeschichtliche Religionsbild mit möglichster Treue aus den verschiedenen positiven Religionen zu erheben, um sodann erst der Frage nach den leitenden psychischen Motiven näherzutreten". Dagegen hat sogar ein so ausgesprochen antichristlicher Religionsphilosoph aus der Hegelschen Schule wie Arthur Drews[4]) geltend gemacht: „Theologen, welche die ganze Religion in ihre Geschichte auflösen, sind nur das Seitenstück der Philosophen, welche die Philosophie sich in ihrer Geschichte erschöpfen lassen. Es ist dies der Standpunkt einer an sich selbst verzweifelnden Skepsis, die den Glauben an ihre Sache im Grunde verloren hat und doch nicht imstande ist, die Konsequenzen hieraus zu ziehen. Zutreffend hat Hegel derartige Theologen, welche den Kern der Religion nur historisch fassen, mit den Kontorbedienten eines Handlungshauses verglichen, die nur über fremden Reichtum Buch und Rechnung führen, ohne eigenes Vermögen zu bekommen: sie erhalten zwar Salär, ihr Verdienst ist aber nur, zu dienen

[1]) Vgl. den Aufsatz „Eine Hochschule für Religionswissenschaft in München?" in Nr. 20 der „A. R.".

[2]) Vgl. Anton Seitz, Natürliche Religionsbegründung, Regensburg 1914, S. 239 ff.

[3]) 1902, S. 309 ff.

[4]) Die Religion als Selbstbewußtsein Gottes, Jena 1906, S. 172.

und zu registrieren, was das Vermögen anderer ist." — Ein anderer, ebensowenig einer Parteinahme für die Theologen verdächtiger Religionstheoretiker, Ed. Grimm in Hamburg[5]), hat gegen jene einseitig empiristische Methode eingewendet, daß sie „uns eine solche Verschiedenheit des religiösen Wesens nachweist, daß man beinahe irre wird und nicht mehr zu unterscheiden wagt, welches das Richtige ist. — Wer eine Theorie der Religion aufstellen will," muß daher vielmehr „aus der Mannigfaltigkeit des geschichtlich gegebenen Stoffes und aus dem unmittelbar gegenwärtigen Leben die Grundzüge herausheben, in denen er das Wesen der Religion erkennen zu dürfen meint" nach den Regeln der auf die Erfahrung angewandten Logik und nach der eigenartigen Methode eines jeden Wissenschaftszweiges, auch der Religionsphilosophie.

In der Anwendung seiner grundverfehlten Methode hat Jüngst sozusagen vor lauter Bäumen den Wald nicht gesehen und unter den erfahrungsgemäßen religiösen Aeußerungen höchst unkritisch auch solche aufgeführt, welche der natürlichen Religion und Sittlichkeit geradezu Hohn sprechen, wie Selbstverstümmelung, Selbstmord, Mord, Kannibalismus, Zauberei, Sklaverei, geschlechtliche Ausschweifung, sowie die Extreme des Quietismus und Fanatismus, d. i. des Mangels an religiösem Eifer und des religiösen Uebereifers, ja die Auswüchse des verbohrtesten Hasses gegen die Vertreter der Religion und sogar die grundsätzliche Auflehnung gegen die elementarsten Forderungen der Sittlichkeit (= Antinomismus). Zu solchen offensichtlichen Mißgriffen hat die Methode des modernistischen Empirismus und Psychologismus geführt, welche aus Scheu vor der Aufstellung eines metaphysischen Wesensbegriffes der Religion alles unter diesem Begriff zusammenfaßt, was in irgendwelcher, noch so äußerlicher, erfahrungsgemäßer Verbindung mit Religion steht, mag es auch innerlich oder wesentlich deren Verkehrung ins gerade Gegenteil sein. Für solche zu jeder philosophischen Durchdringung unfähige Geister gilt „das allen empirischen Religionen Gemeinsame[6]) als das Wesen", aber „das Gemeinsame braucht noch nicht das Wesentliche zu sein", wie der Direktor des protestantischen Predigerseminars in Naumburg Dr. Kalweit[7]) kritisch bemerkt. — Es ist das geradeso, wie wenn man das Wesen z. B. eines Baumes nicht nach den normalen Vertretern der Gattung bestimmen wollte, sondern mit Berücksichtigung aller Abnormitäten, aller Verkrüppelungen und Verkümmerungen bis zur völligen Entartung, welche sich erfahrungsgemäß in einigen Exemplaren dieser Gattung vorfinden, und schließlich sogar bereits völlig abgestorbene Bäume in gleicher Linie mit lebenskräftigen als Verwirklichungen des Wesensbegriffes Baum anführte.

Wer Religionswissenschaft fruchtbar betreiben und nicht im Namen einer „exakt wissenschaftlichen", d. i. empirischen, historisch-psychologischen Methode aus der Religion selbst ein Zerrbild und eine Spottgeburt machen will, der muß sich vor allem Klarheit verschaffen über den rechten Begriff der Religion, und das kann nur, wer religionsphilosophisch durchgebildet ist. Wer weiterhin auf dem Gebiete der Geschichte den Werdegang der religiösen Entwicklung darstellen und dabei nicht gerade die vollendetste und lebenskräftigste Entfaltung der religiösen Idee in der israelitisch-christlichen Offenbarungsreligion unwissenschaftlich ignorieren will, muß zudem gründlich theologisch gebildet sein, um sich vollkommen hineindenken zu können, nicht bloß in die an der Oberfläche liegenden, äußeren Formen der erfahrungsgemäßen religiösen Erscheinungswelt, sondern auch in deren tiefsten, verborgensten Kern und eigensten, innersten Geist und Zusammenhang oder theologischen Gehalt. Wie wenig aber speziell der christkatholischen Offenbarungsreligion nicht bloß Laien, sondern sogar berufsmäßige Theologen unter den Andersgläubigen, mögen sie auch sonst die gelehrtesten Philologen, Historiker und Psychologen und die gewiegtesten wissenschaftlichen Kritiker sein, gerecht zu werden imstande sind, beweist wiederum das warnende Beispiel der auf keiner haltbaren metaphysischen Grundlage aufgebauten protestantischen Theologie. Welch' unglaublichen Mangel an Verständnis für das Grundgeheimnis der christlichen Offenbarungsreligion von der göttlichen Dreieinigkeit bekundet ein Gelehrter vom Rufe eines Gustav Krüger, da er kritiklos dem altersschwachen Goethe zustimmt: Die Zumutung, zu „glauben, daß drei eins sei und eins drei, — widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele". Das damit zusammenhängende altkirchliche Fundamentaldogma vom Gottmenschen Christus erweckt in einem Theologen wie Bernhard Weiß an der ersten Hochschule Deutschlands, in Berlin, ein solch tragikomisches Gruseln, daß er von vornherein erklärt, es sei von Jesus „undenkbar, daß er ein unheimliches Doppelleben geführt haben sollte, ein natürliches, menschliches und eines mit Teilnahme am göttlichen Sein und Leben".[8]) Auf die vielgerühmte Voraussetzungslosigkeit der modernen Religionswissenschaft wirft ein grelles Licht das Modedogma des „Evolutionismus", jenes Ueberlebsel des Darwinismus, welchen Herbert Spencer auf alle möglichen Wissenschaftsgebiete, auch die Religionswissenschaft, schematisch übertragen hat: Wie eine Tarnkappe verhüllt es auch den nach den fortgeschrittensten Methoden „exakt wissenschaftlich" arbeitenden Religionsforschern den Einblick in die — nicht etwa tiefgründigen metaphysisch-theologischen Spekulationen, sondern die — augenscheinlichsten Tatsachen religionsgeschichtlicher Erfahrung von einem, je ursprünglicheren, desto einfacheren, aber auch ungetrübteren, reineren und höheren religiös-sittlichen Bewußtsein und Leben der Menschheit, wie sie sogar in bezug auf die in der Kultur zurückgebliebensten Naturvölker ein allseitig durchgebildeter Religionsforscher, der Schotte Andrew Lang, unter mannhafter Ueberwindung eigener Vorurteile in epochemachender Weise aufgezeigt, und nach ihm die erfahrensten katholischen Missionäre, vor allem P. Wilhelm Schmidt aus der Steyler Missionsgesellschaft, der Leiter eines ethnologischen Zentralinstitutes zu St. Gabriel-Mödling bei Wien und der internationalen Fachzeitschrift für Völkerkunde „Anthropos", sowie der Generalobere der Väter vom Hl. Geist, Bischof Le Roy, wissenschaftlich unanfechtbar bestätigt haben.[9])

Wenn aber solches am Baume gereifter „freisinniger" Religionswissenschaft geschieht, was steht dann wohl vom grünen Holze des „Gründerkreises" einer Münchener Hochschule zu erwarten? Zu welchen Hoffnungen berechtigt ein Leiter, dem an Stelle gediegener, positiver religionsphilosophischer und theologischer Durchbildung noch allzusehr ankleben die Eierschalen einer in wissenschaftlicher Hinsicht so seichten und verschwommenen, und in religiöser so antichristlichen, je verkappteren, desto gefährlicheren exotischen Richtung wie die der aus Buddhismus, Kabbala und Mystizismus heraus orientierten Theosophie? Ueber die Quintessenz dieses modernen religionswissenschaftlichen Sportes orientieren treffend die Feststellungen von C. Schlesinger[10]): „Die theosophischen Gesellschaften sollen 1. den Kern eines allgemeinen Bruderbundes der Menschheit bilden ohne Unterschied — des Bekenntnisses; 2. das Studium der arischen (orientalischen) und anderer Schriften fördern, die sich auf die Religionen und Wissenschaften der Welt beziehen; 3. die verborgenen Geheimnisse der Natur erforschen und die im Menschen schlummernden seelischen und geistigen Kräfte." Diese „internationale Verbrüderung hat ihre Grundlage in der Erkenntnis der Einheit des Universums. — Sie ist die Mutter und der Kern aller historischen Religionen und die Religion der Zukunft, ... eine interkonfessionelle, interkonfessionelle Lebensgemeinschaft, verlangt von ihren Mitgliedern kein Glaubensbekenntnis, ... sucht nicht die Menschen ihrer eigenen Religion zu entfremden, ... übt einen friedlich wirkenden Einfluß in dem Konflikte der modernen Zivilisation ... Auf pantheistischer Grundlage werden darin alle Religionen symbolisch oder relativ aufgefaßt, der geschichtliche Charakter der geoffenbarten Religion wird geleugnet. — In den theosophischen Werken und Schriften verblüfft viele die erstaunliche Gelehrsamkeit... Aber nur allzubald bemerkt man, daß es sich um armseligsten, blutigsten Dilettantismus handelt... Das haben zwei der bedeutendsten Indologen und Religionsforscher gezeigt: Max Müller und Paul Deussen[11])." — Die Wunder der Theosophie gleichen „völlig denen des Spiritismus" und sind von der höchst gewissenhaften Untersuchungskommission der Gesellschaft für psychische Forschung in London in der Mehrzahl bereits als „eitel Trug" entlarvt worden. — „Die theosophische Lehre widerspricht in den wesentlichsten Punkten den grundlegenden Dogmen des Christentums... Seit einigen Jahren aber hat sich die Theosophie nicht bloß die Hauptlehren unseres Glaubens (in ihrer Art und in ihrem Sinne) angeeignet, sondern selbst unsere Sakramente und die katholischen Andachtsübungen — ein wenig würdiger und ehrlicher Frontwechsel, eine geschickte, schlaue Taktik."

Für den Einsichtigen werden diese wenigen Andeutungen genügen zum Verständnis dafür, welche Gefahr unter Umständen erwachsen kann aus einem mit dem Nimbus religionswissenschaftlicher Gelehrsamkeit und Objektivität umkleideten Dilettantismus, und wie dieser Gefahr wirksam nur begegnet werden kann durch reinliche Scheidung der Geister, durch peinliche Fernhaltung aller wissenschaftlichen und religiösen Halbbildung, deren Schein und Einbildung im umgekehrten Verhältnis steht zu ihrem wirklichen Gehalt. Nicht nur aus Neben- oder Hilfsfächern der Religionswissenschaft sind einwandfreie Fachgelehrte zur Außendekoration des neu zu errichtenden Wissenschaftsgebäudes herbeizuziehen, sondern vor allem aus dem eigentlichen Gebiete der Religionswissenschaft zur Hauptarbeit. Und nicht nur der eine oder andere Philosoph und Theologe, der vielleicht noch dazu persönlich mehr schöngeistig als tiefgründig angelegt und weder metaphysisch noch theologisch durchgebildet ist, genügt als Mitarbeiter oder Beirat, sondern das ganze Unternehmen und in erster Linie die Seele des Ganzen, die Leitung, muß durchdrungen sein vom Geist innigster Vertrautheit mit dem eigentlichen Kern der wissenschaftlich darzustellenden und zu vergleichenden Inhalte religiös-sittlicher Ideen und Werte und ganz besonders ihrer Konzentration in der einzigartig innerlich abgeschlossenen und äußerlich weltumspannenden, eine unerschöpfliche und unversiegliche Lebensfülle in sich schließenden Kirche des Welterlösers Christus. — Zwei Herren zugleich kann in Wahrheit auf die Dauer niemand dienen, auch nicht eine noch so universale Hochschule für Religionswissenschaft. Sie kann nicht nach dem vielleicht unbewußt nachwirkenden theosophischen Ideal des Münchener Gründerkreises eine doppelzüngige Weltanschauungssprache reden, sondern muß

[5]) Theorie der Religion, Leipzig 1908, S. 13 ff.

[6]) Besser: „mit allen empirischen Religionen — sogar als Defekt — Verwachsene".

[7]) Die Begründung der Religion, Jena 1902, S. 31.

[8]) Vgl. näher Anton Seitz, das Evangelium vom Gottessohn, Freiburg 1908, S. 114 ff. 203.

[9]) Vgl. hierzu das III. Buch der oben erwähnten „Natürlichen Religionsbegründung".

[10]) „Moderne Theosophie und altes Christentum" in „Frankfurter zeitgemäße Broschüren", Bd. 33, Heft 9 u. 10 (15. Juni 1914), S. 280 ff. 300. 304 ff. 330 ff.

[11]) Selbst Monist.



ehrlich Farbe bekennen in dem immer mehr zu offener Entscheidung drängenden Zukunftskampf der Endzeit zwischen dem urwüchsigen, wahren und vollen Christentum und dem modernen halben und schließlich ganzen Antichristentum.

Eine Propaganda für Monismus und Nacktkultur.

Kritik zur naturwissenschaftlichen Bücherauslage in der Ausstellung „Mutter und Säugling".

Von Studienassessor F. Lüdenbach, Köln.

Bei Gelegenheit der in der Rheinprovinz von Stadt zu Stadt ziehenden Ausstellung für „Mutter und Säugling" fand sich unter der für die Ausstellung passenden Literatur, die übrigens sehr mangelhaft war und nicht einmal die ethisch und wissenschaftlich bedeutsamen Abhandlungen der letzten Zeit, wie die von Muckermann u. a. enthielt, eine Reihe von Büchern und Schriften, die zunächst mit der Ausstellung und deren volkshygienischen und sittlichen Aufgaben in keinem inneren Zusammenhange standen, dagegen mehr oder weniger unter dem Gewande vulgärer Wissenschaft monistische Tendenzen verfolgen, an manchen Stellen sogar geeignet sind, Gottesglauben und Christentum zu untergraben. Aus vorliegendem Material mögen zur näheren Kritik folgende drei Bücher herausgegriffen werden: 1. „Affe und Mensch" von Dr. Alexander Sokolowsky, 2. „Die Entstehung des Denkvermögens" von Dr. Georges Bohn, 3. „Das Tier und Wir" von Prof. Dr. Bastian Schmid.

Zwei Gedanken sind bei den beiden ersten Werken gemeinsam. Es ist den Verfassern, ohne den geringsten stichhaltigen Beweis zu erbringen, auf Grund der vergleichenden Anatomie ganz selbstverständlich, daß der Mensch einen tierischen Ursprung hat. Bei der Schwierigkeit, die sich beim Unterschiede der Menschen- und Tierseele ergibt, wird es sodann unbewiesen als Ergebnis der voraussetzungslosen Wissenschaft erklärt, daß zwischen Menschen- und Tierseelen kein wesentlicher, sondern nur ein gradueller Unterschied besteht. So heißt es in „Affe und Mensch" Seite 9: „Während eine Anzahl Forscher für den prinzipiellen Seelenunterschied eintreten und dem Tier Vernunft und Ueberlegung ableugnen, erkennen andere nur einen graduellen Unterschied der Seeleneigenschaften an und sprechen demgegenüber den Tieren die genannten beiden Seelenäußerungen, wenn auch nur in beschränkterem, mit ihrer Organisationshöhe übereinstimmenden Maße zu. Für mich steht es fest und ich werde im Laufe dieser Arbeit noch eingehend darauf zurückkommen, daß vor dem Forum voraussetzungsloser Forschung nur die letzt aufgeführten Gelehrten Recht haben können... Es kann nur Voreingenommenheit sein, die in erster Linie auf religiöse Ursachen zurückzuführen ist, wenn einige Forscher sich scheuen, den einmal begonnenen geistigen Weg auszudenken."

Ueberhaupt ist die ganze Tierpsychologie bei allem Pochen auf experimentelle Methode in den genannten Büchern auf eine unwissenschaftliche und seichte Grundlage gestellt. Auf der ganzen breiten Linie der Abhandlungen begegnet man überall der Vermenschlichung des Tieres und mehr oder weniger der Vertierung des Menschen. Die Psychologie der Vorzeit wird mit kurzen Bemerkungen abgetan. Eine gründliche Methodik wird nicht festgelegt. Seit alters her in der Psychologie festgelegte Begriffe werden zwar herunterkritisiert, aber trotzdem gebraucht, ohne ihnen einen wissenschaftlich engbegrenzten Inhalt zu geben. Es wird nicht versucht, klare Begriffe aufzustellen, ebensowenig wird eingegangen auf die der Intelligenz spezifisch zukommenden Fähigkeiten, nämlich durch Abstrahieren Begriffe, Urteile und Schlüsse zu bilden. Das, was Menschen- und Tierseelen gemeinsam haben, sinnliche Reaktionen, Imitationen, Gedächtnis, Affekte werden als die grundlegenden Funktionen des menschlichen und tierischen Seelenlebens dargestellt. Der Unterschied zwischen Erinnerungsbildern in der Tierseele, die unverändert dem Tiergedächtnis anhaften und nur auf einen entsprechenden Reiz der Sinne wach werden, und der menschlichen Phanthasie, welche die Sinnenbilder nach freiem Willen verarbeiten kann, wodurch z. B. die Kunst erst möglich wird, ist nicht klargelegt. Die menschliche Sprache wird in ihren Uranfängen auf gleiche Stufe mit den tierischen Verständigungsmitteln gestellt. Einige vorsichtige Verklausulierungen verwischen in langen Auseinandersetzungen über Verständigungsmittel der Herdentiere und der rohen Sprache der wilden Naturvölker nicht den Eindruck, daß beide auf gemeinsamer Basis stehen.

Wie unwissenschaftlich z. B. Dr. Bohn in seinem Buche: „Die Entstehung des Denkvermögens" mit den elementarsten Begriffen der Psychologie umgeht, dafür, abgesehen von den vielen anderen Stellen, ein Beispiel aus dem Kapitel: „Die psychischen Revolutionen" Seite 202: „Jeder Reiz, der auf einen einfachen oder höheren pflanzlichen oder tierischen Organismus einwirkt, hinterläßt eine mehr oder minder tiefgreifende Spur, er gräbt sich gewissermaßen in die organische Substanz ein. Auf dieser Tatsache fußt ja auch Semons Theorie der „Mneme". Nur ist die „engraphische Empfänglichkeit" aller reizbaren organischen Substanzen nicht die gleiche, am besten gestellt in dieser Hinsicht sind die nervösen Gewebe. Die Eindrücke auf die organische Substanz sind die „Engramme", die in ihrer Gesamtheit die „Mneme" (Erinnerung der Kritiker) vorstellen, die Eindrücke auf das Nervensystem sind die „Empfindungen"". „Engramme" und „Empfindung" sind zwei Grade der gleichen Erscheinung, von einem Gegensatz zwischen ihnen kann keine Rede sein, zumal wenn man bedenkt, daß das einfachste einzellige Tier, die Amöbe, in ihrer chemischen Zusammensetzung den Nervenzellen des Menschen sehr nahe kommt. Trotz aller schönen Fremdwörter gestattet sich der Verfasser, einem denkenden Menschen zuzumuten, daß er z. B. den chemischen Reiz eines Lichtstrahles auf eine Pflanze (unbewußt) und die Empfindungen des Menschen (bewußt) wesentlich für dasselbe hält. Es soll nur ein gewisser gradueller Unterschied sein.

So weit die Religion gestreift ist, kommt sie übel weg. „Affe und Mensch" Seite 15: „Wenn ich über die Entstehung der Religion nachdenke, so kann ich den Gedanken nicht los werden, die ersten religiösen Regungen darauf zurückzuführen, daß der Mensch den Einfluß, den er auf die Umwelt durch seine geistige Ueberlegenheit gewann, als ein Gnadengeschenk überirdischer Macht empfand, der er Dank zu bringen sich verpflichtet fühlte." Seite 132: „Gottes- und Totenverehrung konnten erst entstehen, nachdem die Menschwerdung bis zur Erkenntnis seiner eigenen Existenz beim Urmenschen vorgedrungen war. Der Mensch erkannte dann die Hilflosigkeit seiner Lage den Naturvorgängen gegenüber, er fing an nachzugrübeln, welche Mittel er ausfindig machen könnte, um sich von diesen Einflüssen zu befreien. Dabei verfiel er auf die Anbetung der überweltlichen Wesen, deren Existenz er annehmen zu müssen glaubte, sowie auf die Verehrung der Toten, die er als Vermittler zwischen sich und der Gottheit um Fürsprache bat."

Die Schrift „Das Tier und Wir" behauptet im allgemeinen eine vornehme Reserve gegenüber den grundlegenden Fragen über den Unterschied zwischen Menschen- und Tierseele und gegenüber der Religion. Indessen leidet sie auch an der Unklarheit der Begriffe und verlegt das Wesen der ältesten und tiefsten Seelenkräfte in das Affekts- und Gemütsleben. Auf dieser Grundlage weiß man kaum einen Unterschied zwischen menschlichen und tierischen Charaktereigentümlichkeiten. Der Verfasser glaubt, durch persönlich sich Hineinfühlen in die Tierseele das Tier am besten zu verstehen. Wie anregend auch manche Beobachtungen sein mögen, der Verfasser geht entschieden zu weit, wenn er ein Tiergemüt aus der Stimmung eines Menschengemütes heraus erklären will. Wirklich wissenschaftliche, auf Grund langjähriger Beobachtungen verfaßte Schriften über das Seelenleben der Tiere, wie die von Altum, Wasmann, Fabre, Lloyd Morgan u. a. könnten den Verfasser eines besseren belehren. Dort könnte er unumstößliche Beweise dafür finden, daß die staunenswerte Kunstfertigkeit bei den Insekten, der Nestbau der Vögel, der Gesang, das Liebeswerben, aufopfernde Liebe der Tiereltern für die Kinder usw. nichts anderes als Funktionen des Fortpflanzungstriebes sind, mit diesem erwachen, sich steigern, fallen und erlöschen, und daß diese staunenswerten Fähigkeiten außer der Fortpflanzungszeit gar nicht vorhanden sind und dann in höchster Blüte stehen, wenn das Tier auf der Vollkraft seines Lebens steht. Wenn der streng wissenschaftlich arbeitende Tierpsychologe eine scheinbar vernunftgemäße Handlung des Tieres prüfen will, so hat er zu untersuchen, ob das Tier unter wesentlich gleichen unwesentlich geänderten Verhältnissen auch die vermeintliche Vernunfthandlung setzt. Wer etwas sachgemäß mit den nötigen biologischen Voraussetzungen an Tieren experimentiert hat, wird reichlich oft auf lächerlich vernunftwidrige Handlungen stoßen. Die Beobachtungen von Dr. Schmid zeigen vielfach Mangel an streng wissenschaftlicher Methode. Zudem wird es selten zur ethischen Hebung des Lesers beitragen, in den Funktionen des tierischen Seelenlebens menschenähnliche Affekte zu finden. Es erzieht eine ungesunde Sentimentalität in der Behandlung der Haustiere, die nicht selten zur sittlichen Entartung führt. Meines Erachtens wird die Gefahr solcher vulgärer Schriften über Tierpsychologie, Tier und Mensch usw. vom sozialethischen Standpunkt aus viel zu sehr unterschätzt. Sie ziehen besonders den jungen Menschen, auch manchen Erwachsenen aus einer idealen Höhe herab, mit der vermeintlichen Erkenntnis der Abstammungs- und Seelengemeinschaft entwickelt sich sehr oft ein Gefühl des Tierseins. Man wird bei einem aufmerksamen Beobachten unserer studierenden Jugend oft genug bemerkt haben, daß ein Lesen solcher Bücher mit großen sittlichen Verirrungen zusammenfiel.

Es ist aber absolut nicht einzusehen, was derartige Schriften mit der Ausstellung „Mutter und Säugling" zu tun haben. Eine solche Ausstellung wird ihre Aufgabe nur erfüllen, wenn sie neben der demonstrativen Aufklärung eine sittliche Hebung des Mutterideals verbindet. Von der aufliegenden Literatur war davon keine Spur zu beobachten. Man hatte allgemein den Eindruck, als wenn es sich um eine Rassenzucht des „homo sapiens" handelte, wozu ja auch die ganze monistische Literatur paßt. Fügt man zu der monistisch-naturwissenschaftlichen Literatur noch die in breiter Behäbigkeit angepriesene Broschüre „Die Schönheit" mit den zweifelhaften Annoncen und den noch zweifelhafteren Darstellungen schamloser Menschen der Gegenwart „in klassisch griechischen Reigen", sowie die Abhandlungen über Nacktkultur, über Aufbesserung des Menschengeschlechts durch neuzuerrichtende Zuchtstation größeren Stils und bedenkt, daß für „die Schönheit" durch auffällige Anzeige im Ausstellungskatalog offensichtlich Propaganda gemacht wurde, so werfen diese Tatsachen auf die weltbeglückende Volksborngesellschaft ein ganz eigenartiges Licht. Der Verein Volksborngesellschaft scheint nach diesen Gesichtpunkten zu urteilen neben sozialhygienischer Aufklärung die Propaganda für Monismus und Nacktkultur mitübernommen zu haben. Sicherlich kann er nicht den Anspruch erheben, durch die Verbreitung solcher Schriften auf die sittliche Hebung einzuwirken, worauf es doch heute noch mehr ankommt, als auf die körperliche Ertüchtigung.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Erlasse, Ansprachen, Aufrufe. Abwehr gegnerischer Anschuldigungen.

Die Zusatzverträge zum rumänischen Friedensvertrag.

Der rechtspolitische Zusatzvertrag zwischen Deutschland und Rumänien bestimmt hinsichtlich der Kriegsschäden, daß Rumänien auf den Ersatz der Schäden verzichtet, die auf seinem Gebiete durch deutsche militärische Maßnahmen mit Einschluß aller Requisitionen und Kontributionen entstanden sind. Dagegen wird Rumänien deutschen Staatsangehörigen alle Schäden ersetzen, die ihnen auf seinem Gebiete durch militärische Maßnahmen einer der kriegführenden Mächte entstanden sind. Dazu gehören auch Schäden, die deutsche Staatsangehörige als Teilhaber und als Aktionäre der auf rumänischem Gebiet befindlichen Unternehmungen erlitten haben. Was den Ersatz von Zivilschäden betrifft, so legt Artikel 20 jedem der beiden vertragschließenden Teile die Verpflichtung auf, die Angehörigen des andern Teils, die in seinem Gebiet infolge von Kriegsgesetzen Schaden erlitten haben, in angemessener Weise zu entschädigen. Ueber die Wiederherstellung der Schuldverhältnisse bestimmt Artikel 14 besonders, daß für die Abwickelung der Außenstände und sonstigen privatrechtlichen Verbindlichkeiten die staatlich anerkannten Gläubiger-Schutzverbände zur Verfolgung der Ansprüche der ihnen angeschlossenen natürlichen und juristischen Personen als deren Bevollmächtigte anzuerkennen sind. Die deutschen Kirchengemeinden und Schulen in Rumänien sollen nach Artikel 38 als zu Recht bestehend anerkannt und zur Verfolgung ihrer Rechte vor Gericht zugelassen werden. Im übrigen sollen sie in den Rechtszustand vor dem Kriege wieder eingesetzt werden.

Durch das Petroleumabkommen erhält Deutschland im Verein mit Oesterreich-Ungarn ein ausschlaggebendes Bestimmungsrecht über Erzeugung und Verwertung des rumänischen Petroleums. In der Hauptsache enthält das Abkommen die Verpachtung der rumänischen Staatsländereien an eine von der deutschen Regierung kontrollierte Monopol-Gesellschaft und die Errichtung eines staatlichen Handelsmonopols und die Uebertragung des Monopolrechtes auf eine von der deutschen und österreichisch-ungarischen Regierung zu ernennende Gesellschaft. Die rumänische Regierung überträgt das Ausnützungsrecht nicht nur derjenigen Ländereien, die jetzt im besetzten Gebiete liegen, sondern auch die in der Moldau gelegenen Staatsterrains zur Gewinnung und Verarbeitung von Erdöl, Asphalt zunächst auf die Oelländerei-Pachtgesellschaft. Das Ausnützungsrecht läuft 90 Jahre, und zwar in drei Zeitabschnitten zu je 30 Jahren. Nach Ablauf des 25. bzw. 55. Jahres kann die Gesellschaft die Verlängerung der Pacht beanspruchen. Das Ausnützungsrecht erstreckt sich auf alle Staatsländereien mit Ausnahme derjenigen, für die es bereits am 1. August 1914 vergeben war. Der Gesellschaft stehen weitgehende Rechte zu für die Benützung der öffentlichen Einrichtungen, Wasserstraßen, Eisenbahnen, Telegraphen, Enteignungsrechte, Beschaffung des Holzes aus den Staatsländereien, zollfreie Einfuhr aller zum Betriebe erforderlichen Materialien usw.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Fortgang der örtlichen Kampfhandlungen.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

14. Mai. Nach heftiger Feuerwirkung nördlich vom La Bassée-Kanal versuchten die Engländer am Abend starke Teilangriffe gegen unsere Stellungen nördlich und südlich von Givenchy. Sie wurden verlustreich zurückgeschlagen.

15. Mai. Nördlich vom Kemmel hatten örtliche Angriffsunternehmungen vollen Erfolg und brachten 120 Gefangene ein. Unser Angriff traf in der Ablösung befindliche Truppen und kostete den Franzosen hohe blutige Verluste. Im Gebiet des Kemmel haben sich heute früh mit französischen Vorstößen neue Infanteriegefechte entwickelt. Zwischen Ancre und Somme drangen wir im kurzen Stoß an der Straße Bray-Corbie in englische Linien ein und behaupteten das gewonnene Gelände gegen zweimalige starke Gegenangriffe des Feindes. Auf dem westlichen Avreufer griff der Feind unsere Linien bei Castel an. Unter schweren Verlusten wurde er zurückgeschlagen. Wir bewarfen Calais, Dünkirchen und andere rückwärtige Munitionslager und Bahnanlagen des Feindes ausgiebig mit Bomben.

16. Mai. Nach Abschluß der gestrigen Infanteriegefechte nördlich von Kemmel, in denen wir den Franzosen aus örtlicher Einbruchsstelle wieder zurückwarfen, flaute der Artilleriekampf im Kemmel-Gebiet ab. Auf dem Westufer der Avre stieß der Feind gestern früh aus dem Seneca-Walde mit starken Kräften vor. Unter schweren Verlusten wurde er zurückgeschlagen.

Starker Fliegereinsatz an den Kampffronten führte zu zahlreichen Luftkämpfen. Wir schossen 33 feindliche Flugzeuge ab. 14 von ihnen brachte wiederum das früher von Rittmeister Freiherrn v. Richthofen geführte Jagdgeschwader zum Absturz.

17. Mai. Ein feindlicher Monitor beschoß Ostende und fügte der Bevölkerung erhebliche Verluste zu. Bei Abwehr starker englischer Vorstöße nördlich von der Scarpe und bei Beaumont-Hamel, sowie bei erfolgreichen eigenen Unternehmungen südlich von Arras machten wir Gefangene.

König Ludwig von Bayern an der Westfront.

König Ludwig III. reiste am 12. Mai in Begleitung des Ministerpräsidenten v. Dandl ins Große Hauptquartier und an die Front. Den 13. Mai brachte er beim Kaiser im Großen Hauptquartier zu. Am 15. Mai besichtigte er in Gegenwart des Kronprinzen Rupprecht und des Armeeoberbefehlshabers Sixt v. Arnim seine Regimenter, die unter Führung des Generals v. Tutschek an den schweren Kämpfen um den Kemmelberg teilgenommen und dabei ganz Hervorragendes geleistet hatten. Darauf begab sich der König zur Division des Prinzen Franz von Bayern, dem er das Kommandeurkreuz des Max-Joseph-Ordens verlieh.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

U-Bootangriff auf Carloforte.

Im Morgengrauen des 29. April drang Kapitänleutnant Steinbauer mit seinem U-Boot in die stark befestigte Durchfahrt von San Pietro (Sardinien) ein und griff im Hafen Carloforte die zu Anker liegenden Schiffe an. Er versenkte im Feuer von mehreren Landbatterien den englischen bewaffneten Dampfer „Kingstonian" (6564 BRT.) durch einen Torpedotreffer, vernichtete mit seiner Artillerie zwei große bewaffnete Seeschlepper, schoß einen französischen Viermastschoner in Brand und bekämpfte das feindliche Artilleriefeuer. Alsdann erzwang sich das U-Boot trotz des Sperrfeuers der Landbatterien und der Angriffe eines bewaffneten großen Motorbootes die Ausfahrt. Im Ablaufen von Carloforte führte das U-Boot ein halbstündiges Artilleriegefecht gegen die stark bewaffneten Bewacher und beschoß das Fort und die Signalstation von Kap Sperone (Insel Antioco) mit beobachteter Trefferwirkung.

Kriegskalender.

XLV.

An dieser Stelle veröffentlichen wir nach Ablauf eines jeden Monats eine chronologische Uebersicht über die Kriegsereignisse. Die eingeklammerten Zahlen geben die Seiten an, auf welchen das betreffende Ereignis in der Chronik der Kriegsereignisse eingehender verzeichnet oder in Artikeln erwähnt und besprochen ist. Der Kriegskalender bildet somit zugleich ein die schnellste Orientierung ermöglichendes Register zu dem den Krieg betreffenden Inhalt der „Allgemeinen Rundschau".

1. April: U-Bootbeute im März: 689 000 Brutto-Registertonnen (286). Feindliche Angriffe bei Hebuterne und zwischen dem Luce-Bach und der Avre abgewiesen (228).

2. April: Abwehr feindlicher Angriffe zwischen Marcelcave und dem Lucebach (228).

3. April: Landung deutscher Seestreitkräfte in Südfinnland (230).

4. April: Erfolgreicher Angriff südlich der Somme und zu beiden Seiten von Moreuil: Hamel, die Waldstücke nord- und südöstlich von Villers-Bretonneux, Castel und Mailly genommen (228).

5. April: Französische Angriffe zwischen Moreuil und Montdidier zusammengebrochen. Meldung einer englischen Niederlage am Jordan (230).

6. April: Feindliche Anstürme nördlich Beaumont-Hamel, beiderseits Albert, zwischen Castel und Mailly, südlich Thory, bei Cantigny und Mesnil zurückgeschlagen; die Vorstädte von Chauny, feindliche Stellungen bei Amigny und den Nordostteil des Waldes von Coucy erstürmt (230).

7. April: Der Feind nach Einnahme von Pierremande und Folembray auf das westliche Ailette-Ufer zurückgeworfen; der Bergklotz nordöstlich Folembray erstürmt (242).

8. April: Der Wald östlich Guny, die Orte Quincy und Landricourt genommen (242).

9. April: Coucy-le-Château gefallen (242).

9./11. April: Siegreiche Schlacht bei Armentières, der Feind auf Bailleul und Merville zurückgeworfen (236, 242).

11. April: Französische Vorstöße westlich Moreuil zusammengebrochen (242).

12. April: Erstürmung der Höhe von Rossignol; erfolgreiche Angriffe bis an die Bahn von Bailleul nach Meeres; südlich Merville der Clarence-Fluß überwunden und nach Erstürmung von Locon der La Bassée-Kanal nordwestlich Bethune erreicht (242). Deutsche Seestreitkräfte vor Helsingfors (244).

13. April: Nach Durchbruch der feindlichen Stellung südwestlich Wulverghem Nieuwekerke erstürmt; die Orte Merris und Vieux-Berquin genommen; französischer Angriff bei Mainvillers gescheitert (242). Luftschiffangriff auf Mittelengland (244).

15. April: Wulverghem erstürmt; die Höhen zwischen Nieuwekerke und Bailleul genommen (254).

16. April: Paschendaele besetzt; Wytschaete, Bailleul und die Stützpunkte Capellynde genommen; englische Angriffe beiderseits Merris zurückgeschlagen (254).

17. April: Der Feind nach Einnahme von Poelcapelle, Langemarck und Zonnebeke über den Steen-Bach zurückgeworfen; französischer Vorstoß nördlich Flirey gescheitert (254).

18. April: Feindliche Angriffe gegen Wytschaete abgewiesen; französische Anstürme gegen Morisel und beiderseits der Straße Ailly-Moreuil zurückgeschlagen (254).

20. April: Seicheprey zwischen Maas und Mosel erstürmt (254).

21. April: Rittmeister Freiherr von Richthofen gefallen (286).

22. April: Feindliche Angriffe im Walde von Aveluy und nördlich Albert abgewiesen (270).

22./23. April: Mißglückter Angriff englischer Seestreitkräfte gegen die flandrische Küste (264, 271).
23. April: Die Höhe von Bleugelhoek erstürmt (270).
24. April: Erfolgreiche Vorstöße bei und südlich Villers-Bretonneux, Hangard genommen (270).
25. April: Einnahme des Kemmel; Villers-Bretonneux verloren (264, 270).
26. April: Feindliche Angriffe an der Front von Dikkebusch bis Loker und westlich Dranoutre gegen den Kemmel, nordwestlich Merville, bei Givenchy, südlich Villers-Bretonneux, am Walde von Hangard und nördlich des Luce-Baches zurückgeschlagen (271).
27. April: Vorstoß in Flandern über die Stellung im Herbst 1914 hinaus (286).
28. April: Französische Angriffe gegen Hangard abgewiesen (286).
29. April: Nördlich Voormezeele und Groode Vierstraad mehrere englische Gräben genommen (286). U-Bootangriff auf Carloforte (314).
30. April: Französische Vorstöße gegen Dranoutre zusammengebrochen. Feodosia in der Krim besetzt (286). Feindliche Durchbruchsversuche nordöstlich Tavastehus und bei Lahti vereitelt, finnländische Truppen besetzen die Festung Wiborg (287).

Vom Büchertisch.

Laurenz Kiesgen: Mickelpickels Abenteuer auf drei Kriegsschauplätzen. Nach seinen eigenen Erzählungen aufgezeichnet. Mit Buchschmuck von M. Grengg. Cöln, J. P. Bachem. 26. Band der „Sammlung von Volks- und Jugendschriften". gr. 8°. 154 S. geb. 3 M. — Eine schalkhafte, saubere Münchhausiade voll lustiger Windbeuteleien mit dem ausgesprochenen Zweck, in blutiger Zeit das herzstärkende Schmunzeln und Lachen in Uebung zu halten. Der Verfasser hat recht: Stünde es schlecht um die deutsche Sache, dann wäre Mickelpickel mit seinen kriegerischen Wundertaten ein überheblicher Bursche, der zu schweigen hätte. So aber gibt sich diese Aufreihung seiner als selbstverständlich erzählten Heldenabenteuer im Lichte des heiteren Humors als ein anderer, wenn nicht just das Herz, so doch das Zwerchfell erschütternder „Triumph des Mutes über Tod, Gefahr und Widerwärtigkeit". Es ist vorauszusehen, daß manch freudiger Leser sich an dem kühn fröhlichen Buche erquicken wird, vielleicht auch — wer weiß? — der eine oder andere findige Kopf aus der lebhaft anschaulichen Darstellung für die künftige Lösung dieses oder jenes technischen Problems seine Schlüsse ziehen mag. E. M. Hamann.

Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Gelehrter und Schriftsteller von Adam Müller-Guttenbrunn. Mit 22 Tafeln in Vierfarben- und Tiefdruck sowie 600 Abbildungen im Text. Fol. 524 S., geb. M 30.—. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1916. — Ein grundlegendes, würdig ausgestattetes Monumentalwerk mitten im Weltkrieg! Seine Anfänge und Vorarbeiten reichen in die letzten Friedensjahre zurück; die Kriegsereignisse finden darin den gebührenden Widerhall. Die Beiträge stammen samt und sonders aus berufener Feder. Der Herausgeber, dem Banat entstammend und deutscher Abkunft, steht den beiden Reichshälften der Donaumonarchie nahe und ist ein guter Kenner der obwaltenden Verhältnisse. Dafür zeugen seine „Deutsche Kulturbilder aus Ungarn" sowie die „Alt-Wiener Wanderungen und Schilderungen" (1915). Seit 1879 lebt er in Wien. Vier Aufsätze stammen von ihm, Karl der Große und die Ostmark; Oesterreich eine deutsche Kolonie; Die Schwaben in Süd-Ungarn; Das deutsche Theater in Oesterreich-Ungarn. Einen Großteil der Beiträge lieferte der ob seiner tiefgründigen geschichtsphilosophischen Studien, die durchweg hoffnungsvolle Vaterlandsliebe atmen, wohlbekannte Historiker Richard v. Kralik. Es sind zehn: Die deutsche Arbeit der Babenberger; Deutsche Staatengründungen in Ungarn und Böhmen; Die deutsche Heldensage in Oesterreich; Die österreichischen Minnesänger; Die deutsche Arbeit der Habsburger; Deutscher Humanismus in Oesterreich; Das große Zeitalter Leopold I.; Joseph II. der Deutsche; Der deutsche Charakter der Stadt Wien und ihrer Bürgermeister; Die deutsche Literatur in Oesterreich. Um der Eigenart und umfassenden Bedeutung dieser Veröffentlichung gerecht zu werden, müssen die übrigen, durchgängig vorzüglichen Aufsätze wenigstens angeführt werden: Dr. Buberl, Die romanische Kunst in Deutschösterreich; Dr. Neuwirth, Gotische Kunst in Oesterreich, Die deutsche Kunst in Böhmen, Mähren und Krakau; Dr. Kaindl, Deutsche Ansiedlung und deutsche Kulturarbeit in Ungarn, Deutsche Kulturarbeit in Galizien und der Bukowina; Dr. Semper, Tiroler Kunst im 16. Jahrhundert; Dr. Schlossar, Deutsche Arbeit in Steiermark, Kärnten und Krain; Bischof Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen; Dr. Ludwig, Die deutschen Stifte und Klöster in Oesterreich; Dr. Schnürer, Die Habsburger als Mäzene und Sammler; Dr. Bauer, Die ältesten deutschen Universitäten und das Hochschulwesen in Oesterreich; Dr. Haberlandt, Deutsche Volkskunst in Oesterreich; Dr. Tietze, Die Kunst der Renaissance und der Barocke in Oesterreich; Rieger, Die Wehrmacht als Kulturträgerin; Dr. Ubell, Die deutschen Volkstrachten (mit farbigen Proben); Dr. Senfelder, Die Wiener medizinische Schule; Dr. Hoffmeister, Der deutsche Bauer und die Landwirtschaft, Das deutsche Handwerk und die Städte; Leisching, Das Kunsthandwerk und die Kunstindustrie; Petermann, Wissenschaftliche Fahrten und Unternehmungen; Feldegg, Die Wiener Baukunst des 19. Jahrhunderts; Dr. Tomafeth, Deutsch-österreichische Malerei im 19. Jahrhundert; Dr. Englmann, Wiener Denkmalkunst; Morold-Antropp, Die deutsche Tonkunst in Oesterreich; Dr. Bryk, Die technischen Leistungen Oesterreichs; Dr. Thiel, Der deutsche Kaufmann in Oesterreich; Junker, Die Kulturarbeit des deutschen Buchhandels; Dr. v. Wotawa, Die deutsche Schularbeit in Oesterreich; Dr. Samassa, Die Deutschen der Donaumonarchie im Weltkrieg. Zu diesen 43 Abhandlungen gesellt sich ein trefflicher Bildschmuck, bei dessen Auswahl eine glückliche Hand waltete. In diesem Werk haben wir eine gründliche, wirksame Apologie deutschen Kulturschaffens, einer Zeit entstammend, da es zäh aber zielsicher um seine Geltung ringt. O. Heinz.

Streit P. Robert O.M.J.. Bibliotheca Missionum. Veröffentlichungen des internationalen Instituts für missionswissenschaftliche Forschung. 1. Bd. Grundlegender und allgemeiner Teil. Münster, Aschendorff 1916, XII, 24, 877, gr. 8°, M 28.60. Das internationale Institut für missionswissenschaftliche Forschung darf mit Genugtuung den 1. Band der „Bibliotheca missionum" begrüßen als reichhaltigen, sorgsam gearbeiteten Ueberblick über die Missionsliteratur der neuen Missionsepoche (1502—1910). Als grundlegender und allgemeiner Teil bietet die Veröffentlichung missionstheoretische, -methodische und -rechtliche Werke, dazu allgemein missionsgeschichtliche, ordensgeschichtliche Arbeiten und Literatur über die Geschichte des heimatlichen Missionswesens. Die noch folgenden 3 Bände sollen die Spezialwerke, geographisch geordnet (Amerika, Asien, Afrika und Ozeanien) bringen. In einer Ausführlichkeit, die das Original fast in unserer Hand erscheinen läßt, werden Titel (mit Strichzeichnung und verschiedenen Drucktypen), genaue typographische Beschreibung und Analyse des Inhaltes gegeben. Der sich mehrende Papiermangel und die gewaltige Erhöhung der Druckpreise werden wohl in den folgenden Bänden manche Einschränkung auferlegen, die ohne Schädigung des Ganzen, ja sogar zum Nutzen des Werkes im Interesse des Gebrauches nur zu begrüßen wären. Dafür könnte vielleicht die Charakterisierung und Literaturangabe über die Werke bisweilen reichhaltiger gestaltet, an Stelle der losen chronologischen Aneinanderreihung die systematische Anordnung (ähnlich wie bei Dahlmann-Waitz) gewählt werden. Für alle Missionsfreunde erleichtert das Sach- und Ortsregister den Gebrauch des mächtigen Bandes sehr erfreulich; möge in den folgenden Teilen auch die Benutzung der aufgezählten Werke dadurch leichter gestaltet werden, daß an Stelle weitentlegener Bibliotheken unsere heimischen deutschen Bibliotheken, die gar manche auch der selteneren Bücher enthalten, angegeben werden. Dr. Aufhauser.

P. Alban Beck, Ein Gottsucher im Waffenrock. Verlag Augustinerkloster, Münnerstadt (Bayern). 140 S. 1.20 M. Das Büchlein führt dem Leser die Lebensgeschichte eines Terziars und Klosterschülers des Augustinerordens vor und im Kriege vor, einer ringenden Seele, die es mit der Berufswahl außerordentlich ernst nimmt. Auch im Krieg zeigt er eine tiefe religiöse Auffassung von seinen Aufgaben, strengste Pflichterfüllung aus höheren Beweggründen und trotz eifrigster Dienstleistung Hinwendung des Herzens zu Gott. Diese inhaltsreiche, mit vielen Briefabschnitten ausgestattete und echten religiösen Sinn atmende Biographie eignet sich nicht nur für Jünglinge, die in den Orden oder den geistlichen Stand treten wollen; sie wird jedem christlichgesinntem jungen Manne für sein Seelenleben höchste Förderung bringen. Dr. Hoffmann.

Die Geduld — Unser Sieg! Auszug aus dem mit Druckerlaubnis und Empfehlung des hochwürdigsten Herrn Bischofs Dr. Paul Wilhelm von Keppler in Rottenburg erschienenen größeren Werke des Erzbischofs Ullathorne „Mehr Geduld", neu herausgegeben von den Benediktinerinnen der Abtei Frauenchiemsee. Mit vollständigem Gebetsanhang. Verlagsbuchhandlung K. Ohlinger, Mergentheim s. a. 8° VII u. 278. Preis kart. M 1.60, geb. M 2.50. Erzbischof Ullathornes größeres Buch „Mehr Geduld" hat nicht nur in der Kritik überall eine gute Aufnahme gefunden, sondern sich auch, wie dem Seelsorger versichert wird, im Leben gut bewährt und als ein Handbuch christlichen Trostes und christlicher Lebens- und Leidenskunst viele Freunde erworben. Da war es ein guter Gedanke, die schönsten und trostreichsten Stellen dieses Buches zu einem kleinen Büchlein zusammenzufassen, das infolge seines geringeren Preises in noch mehr Hände und Häuser, auch in manchen Unterstand und Schützengraben draußen im Feld, gelangen kann und soll. Das Büchlein hebt an mit dem Gedanken, daß Geduld nichts anderes ist als die im Leiden erprobte Liebe zu Gott; es schildert dann, wie in Christus diese geduldige Liebe und liebevolle Geduld sich bewährt hat und wie in unserem Alltagsleben die Geduld sich bewähren und segensreich entfalten könne. Das Beste und Kräftigste, was dem trostbedürftigen Gemüt gesagt werden kann, ist auf diesen Blättern enthalten, deren praktische Verwendbarkeit durch einen reichlichen Gebetsanhang vervollständigt wird. Das Büchlein hat in unseren Tagen sicher eine Mission zu erfüllen: es kann und will dem leidenden Volk einen heiligen Dienst erweisen, einen Apostel- und Samariterdienst. P. B. Wöhrmüller O. S. B.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Volkstheater. Nachdem alle Theaterfreunde genug Gelegenheit gehabt, Pepi Glöckner als „Hoflieferantin" zu sehen, war für die Wiener Künstlerin die Zeit zu einer neuen Rolle gekommen. Das neue Stück heißt „Hanni geht tanzen". R. Bodanzky hat das Singspiel erdacht, Edmund Eysler schrieb dazu Walzerrhythmen, flotte und süße, besonders letztere, die auf das „Gemüt" wirken. Die Weisen sind nicht immer ganz neu, aber sie fußen auf einer ansehnlichen Tradition, die immer noch nachwirkt. Hanni, das fesche Wiener Vorstadtmädel, hat einen Grafen geheiratet, aber in dem Palais ist es ein wenig fade. Noch einmal möchte sie tanzen gehen in der volkstümlichen Art ihrer vorgräflichen Tage. Das tut sie auch, aber die Zeit läßt sich nicht zurückschrauben. Hanni findet nicht ganz die alte Stimmung wieder. Man söhnt sich am Ende wegen des kleinen Abenteuers aus und einigt sich auf einen mittleren Lebensstil zwischen aristokratischer Steifheit und volkstümlicher Urwüchsigkeit. Wie die Glöckner diese Schablonenrolle „erlebt", voll Humor und Liebenswürdigkeit mit ihrem urwüchsigen Temperament, das sehr derb und doch wieder anmutig wirken kann, läßt oft den problematischen Wert des Singspieles vergessen. Koutensky und der sich nach der humoristischen Seite hin außerordentlich entwickelnde Berger waren ihr treffliche Partner. D[illegible] Publikum war so begeistert, daß unser Wunsch, diese starke künstlerische Begabung in wertvolleren Rollen zu sehen, sicherlich — unerfüllt bleiben wird.

Aus den Konzertsälen. Karl Erb, der treffliche Sänger unserer Hofoper, gab einen schön verlaufenen Liederabend (zugunsten des Frauenbundes der deutschen Kolonialgesellschaft). Seine schöne Stimme und die Eindringlichkeit und Ausgeglichenheit seines Vortrages machten auf die Hörer wieder großen Eindruck. Durch die starke Innerlichkeit

seines Künstlertums ist er zum Schubertsänger besonders geeignet. — Luise Höfer ist auf den Brettern von größerer Wirkung als im Konzertsaal. Ihre wohlgeschulte Stimme brachte Lieder von Schubert, Reger und Courvoisier in schöner Tongebung und Schattierung. Ihr geschmackvoller Vortrag vermochte unser Gefühl jedoch nicht in stärkeres Mitschwingen zu versetzen. Mit ihr konzertierte Frieda Ritter, eine Pianistin von sehr ansehnlicher Technik, jedoch von noch wenig ausgeprägter Persönlichkeitsfarbe. — Meta Gutmann, die sich auch freundlicher Aufnahme erfreuen durfte, ist an pianistischem Können noch nicht soweit vorgeschritten, wie Frieda Ritter. — Von Hans Pfitzner begleitet, bot Mientje v. Lammen einen Abend, der an Ausschöpfen des Stimmungsgehaltes der Schumann- und Pfitznerlieder keinen Wunsch offen ließ. Die guten stimmlichen Mittel der Sängerin sind schon oft mit Anerkennung hervorgehoben. — Aenny Lankes-Rosen besitzt angenehmes Stimmaterial und eine gute Schulung. Sie sang u. a. Schubert und Wolf liebenswürdig, aber nicht gerade warm. — Das Künstlerpaar Nane und Ejnar Forchhammer bot wieder nordische Volksweisen in packender, lebensvoller Wiedergabe. — Frau Erler-Schnaudts Kunst hat man heuer schon mehrmals genossen. Sie ist eine Sängerin, die man immer wieder hören kann. Diesmal führte sie ein junges Talent in das Konzertleben ein. Lisa Brechter, die durch ihre schöne, noch der technischen Vervollkommnung fähige Stimme angenehme Hoffnungen weckt. Auch die Darbietungen der Gesangsschule Schmitt-Hummel zeigen gute Aussichten für die Zukunft. Es sind recht schöne Stimmen vorhanden, auch die Schulung ist sorgfältig und scheint zu guten Ergebnissen zu führen. Am weitesten vorgeschritten ist Frl. Wilfrid, die einen schönen Sopran besitzt. Auch die Damen Hösl, Zneichen, Winterer, Henrich und Grimm verdienen anerkennende Nennung. — Viel Beifall fand der Tanzabend von Sent M'ahesa und Ellen Petz. Die exotischen Tänze der ersteren sind bekannt. Ihre Kunst strebt ganz nach strenger Stilisierung und Schönheit der Linie. Frl. Petz besitzt viel Anmut und Temperament. Ihre rhythmische Einfühlung wird durch ungewöhnliche technische Schulung unterstützt.

Verschiedenes aus aller Welt. Das Regensburger Theater, über dessen Einseitigkeit geklagt wurde, wird unter der neuen Leitung des Mannheimer Oberspielleiters Reiter und des Kapellmeisters Hofmann alle Kunstgattungen pflegen und auch Symphoniekonzerte bieten. Der Fürst von Thurn und Taxis hat seinen Zuschuß auf 100,000 M erhöht, die Stadt zahlt 24,000 M. An der Einrichtung der Theaterbibliothek beteiligen sich Fürst und Stadt. — Max Schillings tritt, um zu eigenem Schaffen mehr Zeit zu gewinnen, von der musikalischen Leitung der Stuttgarter Hofbühnen zurück. Der städt. Musikdirektor Fritz Busch, Aachen, tritt an seine Stelle. — Einen hervorragenden Förderer verlor die Bühnenkunst in dem verstorbenen Herzog von Anhalt. Durch Kunstbegeisterung und hohes Kunstverständnis, Opferfreudigkeit und kluge Wahl der leitenden Persönlichkeiten hatte er sein Hoftheater in Dessau zu einer unserer ersten deutschen Bühnen gemacht. — Zur Besserung der Bamberger Theaterverhältnisse stiftete ein Ungenannter 100 000 M. — Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft tagte zu alljährlich gewohnter Zeit in Weimar. Auch das Jahrbuch wird trotz des Krieges erscheinen. Prof. Keller-Münster hielt den Festvortrag über „Shakespeare und sein König". — Im Westen Berlins wird ein neues Theater errichtet, das die bildenden Künste in höherem Maße, als dies bisher geschehen, heranziehen will. — Beide Teile des „Faust" mit der Musik Weingartners gab das Deutsche Theater in Brüssel. — „Die blaue Marie" und „Bettelchristel", zwei Stückchen von M. Jungnickel, gefielen in Frankfurt a. M. Sie sind von einem zarten Lyrismus, dessen Farben auf der Bühne zu rasch verblassen. — L. Fuldas neues Bühnenwerk „Die Richtige" wurde in Berlin vom Publikum freundlich, von der Kritik unfreundlich aufgenommen. Das Lustspiel handelt von einem Kunstdilettanten, der sich als „unverstandener" Mann fühlt. Da schickt ihm der Dichter einen bösen Traum, in dem er schlimmere Eheweiber kennen lernt. Grund genug, um beim Erwachen überzeugt zu sein, die beste, die „richtige" Frau zu besitzen. Der Scherz ist nach Berichten ziemlich trocken. — Auf Veranlassung des Verbandes für Theaterkultur ging in Hannover F. Mellingers Tragödie „Der Verführer" in Szene, ein mit mehr lyrischen als dramatischen Kunstmitteln nach der Loslösung vom Materialismus strebendes Werk. — R. Prechtls Tragödie „Alkestis", die in Dresden uraufgeführt wurde, wird als ein sympathischer, aber epigonenhafter Versuch, den antiken Mythos der heutigen Bühne zu gewinnen, bezeichnet. — Einen Fischeraufstand behandelt ein geschickt gebautes Schauspiel „Das Meer" von N. Sverdrup, das in Rostock gut aufgenommen wurde. — In Mannheim hatte P. v. Klenaus neue Oper „Kjartan und Gudrun" Erfolg. Das Textbuch, vom Komponisten gedichtet, spielt in grauer isländischer Vorzeit, in die eine Ehebruchsgeschichte ganz unproblematisch hineingestellt wird. Gudrum zeigt eine seltsame Mischung von äußerer Starrheit und dekadenter Schwäche. Klenau erweist sich wieder als Meister musikalischer Stimmungsmalerei. Seine Melodik ist kraftvoll; die Instrumentation reizvoll. — Nachdem Rich. Strauß seine „Ariadne" aus dem Rahmen des „Bürgers als Edelmann" gelöst hat, hat er nun die Musik zur Molièreschen Komödie, die Hofmannsthal sehr frei bearbeitet hat, ausgebaut. Die Uraufführung gefiel, glanzvoll besetzt, in Berlin. — In Bozen wurde ein neues Theater eröffnet. Der von Prof. Littmann (München) geschaffene Bau zeigt eine reizvolle Stilmischung nordischer und südlicher Architektur.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Bundesvertrags-Ausbau — Rumänische Wirtschaftsabkommen — Börsenstimmung — Steuerfragen.

Von dem bei der Monarchen-Zusammenkunft im grossen Hauptquartier grundsätzlich beschlossenen Ausbau der Bundesverträge zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn erwarten sich unsere Finanz- und Handelskreise ganz besondere Wirkung. Namentlich die wirtschaftlichen und zollpolitischen Beziehungen sollen eine Ausgestaltung im Sinne engeren Zusammenschlusses der Mittelmächte erfahren. Ausserdem wird von ähnlichen Abmachungen zwischen den Mittelmächten und Bulgarien, sowie der Türkei berichtet. Auch die inzwischen bekannt gewordenen weiteren Einzelheiten der wirtschaftspolitischen Abmachungen mit Rumänien, z. B. das Abschlussrecht eines Zollbündnisses, die Neuregelung des rumänischen Handelsverkehrs unter wesentlichen Verbesserungen für uns, abgeschlossen bis zum 31. Dezember 1930, die Aenderung des Eisenbahn-, Post- und Telegraphen-Dienstes unter Gewährung gewisser Erleichterungen für uns und nicht zuletzt die feste Kaufsicherung des Ueberschusses der rumänischen Ernte für die Mittelmächte zunächst für zwei Jahre, für weitere sieben Jahre durch Zusicherung eines Vorkaufsrechtes werden von grossem Einfluss auf die Gestaltung unserer heimischen Kriegswirtschaft sein und dazu beitragen, den beabsichtigten Repressalien der Entente erfolgreich begegnen zu können. Die Regensburger Aktiengesellschaft für Mineralölindustrie „Danubia" hat laut Geschäftsbericht für das erste Betriebsjahr der künftigen Entwicklung der bayerischen und deutschen Erdölraffinerien seit langem schon das Hauptaugenmerk zugewandt, speziell durch wesentliche Verstärkung ihres Schiffsparkes und durch rationelle Ausnutzung der Donau-Wasserstrasse und des Regensburger Hafens. Die seither schon übergrosse Lebhaftigkeit der deutschen Effektenmärkte hat neuerdings zu ansehnlichen Kurssteigerungen, namentlich auf dem Aktiengebiet, geführt, bei einem derart umfangreichen Geschäft, dass sogar die regelmässigen Kursfeststellungen vielfach nur unter grossen Schwierigkeiten vonstatten gehen konnten! Die Umsatzlebhaftigkeit vollzog sich in fast allen Aktienkategorien und wurde verstärkt durch die fortgesetzt zuversichtliche Gestaltung unserer Grossindustrieverhältnisse. Auch die beabsichtigte Reformierung des deutschen Börsen-

verkehrs, namentlich die Erweiterung der veränderlichen Kursnotierungen wirkte stimulierend. Beachtung fanden die geplante Uebernahme des gesamten Aktienkapitales der A. G. Meggener Walzwerk durch die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten- A. G. Bochum, ferner die Durchführung der Geschäftsüberleitung von chemisch-technischen Abteilungen der Th. Goldschmidt A. G. zwecks rationeller Ausübung der Benzingewinnung aus Kohle und der Erdölspaltung. Ein Konsortium in Höhe von vielen Millionen Mark — auch Interessenten der Fürst Donnersmarck-Gruppe werden in den Aufsichtsrat eintreten — ist bereits gebildet. Als günstige Momente kommen wieder zufriedenstellende Jahresabschlussergebnisse von führenden Unternehmungen — Felten & Guilleaume Elektrizitäts-A. G. 15 Prozent gegen 12 Prozent — und vor allem die zuversichtlichen Auslassungen bei der Generalversammlung der Deutschen Bank. Ueber die Geschäftslage dieses unseres grössten Bankinstitutes konnte beispielsweise gemeldet werden, dass eine weitere Umsatzsteigerung von über 40 Prozent gegenüber dem Vorjahre im Zusammenhang mit der grossen Geldflüssigkeit zu verzeichnen ist. Die Errichtung einer Zweigniederlassung der Dresdener Bank in Bukarest steht unmittelbar bevor. Unter der Firma „Zentralwollhandels-Gesellschaft m. b H. Leipzig" ist auf Veranlassung des Zentralausschusses der Wollhandelsvereine eine wirtschaftliche Gesamtvertretung dieser Sparte als Bereitschaftsgesellschaft für die kommende Friedenszeit geschaffen. Für Bayern ist eine Niederlassung dieser Gesellschaft in München errichtet worden.

Weder die durch französische Störungsversuche hervorgerufenen Zwischenfälle bei den Verhandlungen mit der Schweiz, noch die Herabsetzung der Fleisch- und Brotration während der Sommerzeit waren von Einfluss auf die günstige Beurteilung der Gesamtwirtschaftslage. Auch die Einzelheiten der Steuerdebatten im Reichstag und im bayerischen Landtag riefen keinerlei nachhaltige ungünstige Wirkung hervor. Auch die Forderung weiterer scharfer Anziehung der Steuerschraube für Börse und Kapital blieb namentlich unter dem Eindrucke der jetzigen, vielfach unbegreiflichen Kursausschreitungen an unseren Börsen unbeachtet. Die Ausführungen des bayerischen Finanzministers von Breunig über die Besitzsteuer, die Annahme der bayerischen Vermögenssteuer in erster Beratung, die einstimmige Genehmigung der Zentrumsanregung betr. Errichtung eines Steuergerichtshofes für das deutsche Reich und der glatte Verlauf der Debatten über den Antrag Gröber und Genossen hinsichtlich der Heranziehung des Einkommens und Vermögens zu einer ausserordentlichen Abgabe für das Reich bilden die wichtigsten Momente in der für die Kriegswirtschaft hochwichtigen Steueraktion.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

DEUTSCHE BANK.

Abschluss am 31. Dezember 1917.

Besitz.

Besitz				
Bargeld, Sorten, Zinsscheine und Guthaben bei Abrechnungsbanken			496,599,508	65
Guthaben bei Banken und Bankfirmen			509,630,203	08
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen			3,053,231,847	30
Verzinsl. Deutsche Schatzanweisungen			201,094,382	88
Report- und Lombard-Vorschüsse gegen börsengängige Wertpapiere (darunter 500 Millionen an Städte und sonstige Körperschaften)			600,017,130	13
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen (dav. am Abschlusstage durch Waren, Verschiffungs-Papiere usw. gedeckt 113 Millionen)			120,537,306	43
Eigene Wertpapiere Gesamtbestand M 52,680,771 10				
Anleihen des Reichs und der Bundesstaaten			38,591,818	63
			5,019,702,197	10
sonstige bei der Reichsbank beleihbare Wertpapiere	6,795,693	30		
sonstige börsengängige Wertpapiere	6,661,449	92		
nicht notierte Wertpapiere	631,809	25	14,088,952	47
Beteiligung an Gemeinschafts-Unternehmungen			28,359,401	71
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Firmen			40,712,988	30
Schuldner in laufender Rechnung				
gedeckte	937,935,170	99		
ungedeckte	224,998,282	17	1,162,933,453	16
(ausserdem: Schuldner aus geleisteten Bürgschaften 356 Millionen)				
Bankgebäude			44,000,000	—
Sonstiger Grundbesitz			1	—
Verschiedenes			1	—
Mark			6,309,796,994	74

Verbindlichkeiten.

Verbindlichkeiten				
Grundvermögen			275,000,000	—
Rücklagen				
gesetzlich vorgeschriebene	173,388,031	30		
freie	51.611,968	70	225,000,000	—
			500,000,000	—
Gläubiger in laufender Rechnung				
Verpflichtungen für eig. Rechnung	49,440,944	96		
seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	20,118,169	50		
Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	287,888,800	31		
Einlag. a. gebührenfreier Rechnung innerhalb 7 Tagen fällig . M 2,087,195,692.26; darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig . M 1,054,889,065.23; nach 3 Monaten fällig . . M 479,220,379.23	3,621,305,136	72		
sonstige Gläubiger innerhalb 7 Tagen fällig . M 1,211,081,217.23; darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig M 85,410,798.15; nach 3 Monaten fällig . . M 394,063,705.37	1,690,555,720	75	5,669,308,772	24
Akzepte				
eigentliche	47,852,091	44		
noch nicht eingelöste Schecks	17,612,513	97	65,464,605	41
(ausserdem: geleistete Bürgschaften 356 Millionen)				
Sonstige Verbindlichkeiten				
Unerhobene Dividende	1,499,971	—		
Dr. Georg von Siemens-Fond für die Beamten	9,111,145	—		
Rückstellung für Zinsbogensteuer	1,025,000	—		
Uebergangsposten der eigenen Stellen untereinander	1,111,512	—	12,747,628	—
Zur Verteilung verbleibender Ueberschuss			62,275,989	09
Mark			6,309,796,994	74

Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Ausgaben.

Ausgaben				
Gehälter, Weihnachts-Zuwendungen an die Beamten, feste Bezüge des Vorstandes, Bezüge der Filialdirektionen und allgemeine Unkosten	36,258,823	23		
Kriegsfürsorge für die Beamten . . . . M 10,302,345.08; Wohlfahrtseinrichtung für d. Beamten (Klub, Kantinen usw.) . . „ 1,141,233.64; Beiträge der Bank zum Beamtenfürsorge-Verein . . . . . „ 1,911,023.27	13,354,601	99		
Steuern und Abgaben	6,858,648	97		
Zinsbogensteuer	275,000	—		
Gewinnbeteiligung an den Vorstand usw. in Berlin	3,202,308	32	59,949,382	51
Abschreibungen auf Einrichtung	947,853	87		
„ „ Bankgebäude	1,413,432	58	2,361,286	45
Zur Verteilung verbleibender Ueberschuss			62,275,989	09
Mark			124,586,658	05

Einnahmen.

Einnahmen				
Vortrag aus 1916			12,272,747	44
Gewinn auf Zinsen und Wechsel	72,224,087	46		
„ „ Sorten, Zinsscheine usw.	955,677	—		
„ „ Wertpapiere	2,511,977	24		
„ „ Gebühren	33,533,939	70		
„ „ Dauernde Beteiligung.	3,088,229	21	112,313,910	61
Mark			124,586,658	05

Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die **5%** **Schuldverschreibungen** und **4½%** **Schatzanweisungen der VII. Kriegsanleihe** können vom

27. Mai d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **2. Dezember 1918** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Für die 5% Reichsanleihe und für die 4½% Reichsschatzanweisungen sind besondere Nummernverzeichnisse auszufertigen; Formulare hierzu sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Von den Zwischenscheinen für die **I., III., IV., V.** und **VI. Kriegsanleihe** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916, 2. Januar, 1. Juli, 1. Oktober 1917 und 2. Januar d. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Mai 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.



Bekanntmachung.

Betreff:

Die Wiederbesetzung einer erledigten Präfektenstelle.

Im Frhr. von Aufsees'schen Studienseminar zu Bamberg ist durch Beförderung des bisherigen Inhabers die Stelle eines Präfekten in Erledigung gekommen. Mit genannter Stelle ist der Genuß freier Wohnung und entsprechender Verpflegung sowie ein jährlicher Anfangsgehalt von 1080 Mk. und eine Teuerungszulage von 180 Mk. im Jahr, bei entsprechender Dienstleistung von 120 Mk. bis 1800 Mk. steigend, verbunden.

Geeignet qualifizierte Bewerber geistlichen Standes wollen ihre Gesuche mit dem Nachweis humanistisch-wissenschaftlicher Bildung (Gymnasialabsolutorialzeugnis), körperlicher Gesundheit (Bezirksärztl. Gesundheitszeugnis) und tadelfreien staatsbürgerlichen Verhaltens stilisiert an das K. Staatsministerium d. J. f. K.- u. Sch.-A. binnen acht Tagen beim unterzeichneten Seminardirektorate in Vorlage bringen.

Bamberg, den 16. Mai 1918.

K. Direktorat des Frhr. von Aufsees'schen Studienseminars:

Karl.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 22. München, 1. Juni 1918. XV. Jahrgang.

Der Untergang des Kirchenstaates.[1]

Von Hofrat Dr. Eugen Jaeger, Mitglied des Reichstags.

Zahlreiche Schriften erschienen über die römische Frage. Manche suchten in konservativem Sinne die Bedeutung der weltlichen Herrschaft des Papsttums für die Freiheit der Kirche, für den Einfluß des Christentums auf die Völker klar zu machen. Auch Napoleon griff zur Publizistik. Im Dezember 1859, als der Kirchenstaat seine Nordprovinzen bereits verloren hatte und die Volksabstimmung zur Einverleibung an Italien vorbereitet wurde, die übrigen Teile des päpstlichen Gebietes voll von Putsch- und Abfallgedanken waren, erschien zu Paris die Schrift „Der Papst und der Kongreß", von einem Vertrauten Napoleons herausgegeben. Sie sprach sehr ehrfürchtig vom Papste, betonte auch die Notwendigkeit der weltlichen Herrschaft, damit der Papst unabhängig sei, meinte aber: je kleiner der Umfang dieser Herrschaft, desto größer sei der Papst, offenbar von dem Gedanken ausgehend, daß die politische Regierung eines größeren Staatswesens in der Gegenwart dem Ansehen des Papstes abträglich sei. Die Schrift wurde von allen Kirchenfeinden, die ja bekanntlich, wenn es nützlich scheint, auch sehr kirchenfreundlich tun können, übereifrig gelobt. Man witterte mit Recht hinter ihr die Kundgebung Napoleons, daß er die weltliche Herrschaft nicht länger stützen und die französischen Katholiken auf deren Zusammenbruch vorbereiten wolle. Der „Moniteur", das französische amtliche Regierungsblatt, brachte am 11. Januar 1860 einen Brief Napoleons an den Papst vom 31. Dezember, in dem Pius IX. ersucht wurde, auf die empörte Romagna zu verzichten und dafür von den Mächten die Bürgschaft für den Rest des Kirchenstaates zu erbitten. Am 6. Februar 1860 folgte im Einverständnis mit Napoleon ein Brief Viktor Emanuels an Pius, in welchem der König bat, der Papst möge seine Souveränitätsrechte über die Romagna, Umbrien und die Marken ihm übertragen, die Einkünfte würden ihm teilweise wenigstens bleiben, die Regierung aber werde der König übernehmen. Pius IX. durchschaute natürlich alle diese Vorschläge und die damit verbundenen Umtriebe und Intriguen, wenn sie auch äußerlich für die Sicherheit seiner Person und für die Erhaltung der Religion zu wirken vorgaben. Er wußte, daß die letzte und stärkste Triebfeder doch die Feindschaft gegen die Kirche sei und daß auch die sogenannten katholischen Mächte ihm keine Bürgschaft bieten könnten für den Rest seiner Herrschaft, selbst wenn sie alle gewollt hätten. Von dieser Bürgschaft wurde in jenen Tagen viel gesprochen, aber sie war nur dann von Wert, wenn sie als äußerste Waffe die Gewalt gegen jeden proklamiert und ausgeführt hätte, der Rom dem Papst wegnehmen würde. Das bedeutete Krieg gegen Italien und wohl auch gegen Frankreich.

Auch die Formel von der freien Kirche im freien Staat gehört zu den Vermittlungsversuchen. Am 27. März 1861 hat Cavour sie dem Parlament verkündet. Es mag ihm wohl ernst damit gewesen sein; denn die religiöse Stellung des Papstes wollte er nicht antasten. Aber die hinter ihm stehenden Mächte, die Freimaurerei, der politische und religiöse Radikalismus hatten andere Ziele. Sie dachten mit dem Kirchenstaat das Papsttum selbst und die katholische Kirche zu stürzen. Jene Formel hatte damals viele Köpfe verwirrt und wurde auch in Deutschland und Frankreich viel gebraucht. Als sie ihren Zweck erfüllt hatte, ließ man sie fallen, in Deutschland trat an ihre Stelle der Kulturkampf, der Versuch, die katholische Kirche unter die Staatsgewalt zu beugen, in Frankreich die Trennung von Staat und Kirche in der bekannten Form, die eine Erdrosselung der Kirche sein sollte. Jedenfalls bildet jene Formel auch die Brücke für die vollkommene Laisierung des Staates, sie verdrängt alles Uebernatürliche aus dem öffentlichen Leben und der Politik, aus Gesetzgebung und Unterricht, wie es das Ziel der romanischen Freimaurerei ist. Pius IX. setzte allen Verführungsversuchen, allen Drohungen, Schmeicheleien und Versprechungen ein unerschütterliches „Non possumus", wir können nicht, entgegen.

Durch die im letzten Artikel geschilderten Ereignisse des Jahres 1860 war der Kirchenstaat auf Rom und das eigentliche Patrimonium Petri, auf das alte Ducat von Rom beschränkt. Noch vor wenigen Jahren ein schönes Königreich von drei Millionen Seelen, umfaßte der Kirchenstaat jetzt nur noch Rom und dessen nähere Umgebung mit etwa 700 000 Einwohnern. Garibaldi glühte ständig von revolutionären Leidenschaften, er plante Aufstände und Putsche gegen Oesterreich in Ungarn, gegen Rußland in Polen, gegen die Türkei in Serbien. Mit ihm in ständiger Fühlung war die ganze internationale Verschwörergesellschaft, die sich nach dem Zusammensturz von 1849 in London gesammelt hatte und nun durch Napoleons italienischen Feldzug wieder aufgeweckt war. Im August 1862 landete Garibaldi unerwartet und ziemlich planlos bei Aspromonte in Calabrien, um auf Rom zu marschieren. Italienische Truppen griffen ihn an, er wurde verwundet, mit seiner Schar gefangen genommen und nach der ihm gehörigen Zieegeninsel, Caprera, verbannt. Eine besondere Stütze hatte er an England, das an sich schon die festländischen Staaten stets durcheinander zu rütteln suchte, damit sie wirtschaftlich nicht aufsteigen konnten. Mit diesem politischen Ziele verband sich gewohnheitsmäßig papst- und katholikenfeindliche Politik. Im April 1864 machte Garibaldi, von seinen Freunden eingeladen, einen Besuch in England. Reise und Aufenthalt waren ein Triumphzug, nicht nur das Volk, sondern auch der Hochadel, der sich sonst so konservativ gebärdete, war von einem Freudentaumel ergriffen und feierte den italienischen Freischarenführer als „Befreier der unterdrückten Völker" mit besonderer Begeisterung. Die Heuchelei, die darin lag, kennzeichnete ein Schriftsteller damals mit den Worten: Garibaldi baumelte längst in der Takelage eines englischen Schiffes, wenn er Iren und Hindus die Hälfte von dem gesagt hätte, was er gewohnheitsmäßig Polen, Ungarn und Südslaven vordeklamierte.[2]

Inzwischen plante Napoleon eine andere Lösung der römischen Frage, nachdem Mazzini durch einen neuen Attentatsversuch bei ihm nachgeholfen hatte. Auch dieser neue Plan Napoleons trug den zweideutigen Charakter seines Urhebers. Napoleon wollte aber die Gefahr beseitigen, die von Garibaldi und der Revolutionspartei drohte, daß sie im stillen Einverständnis mit der italienischen Regierung Rom überfallen. Zu diesem Zwecke versprach er der italienischen Regierung, seine Truppen aus Rom zurückzuziehen unter der Bedingung, daß Italien seine Hauptstadt von Turin nach Florenz verlege und so gewissermaßen öffentlich auf Rom verzichte. Auch das war auf beiden Seiten Heuchelei. Schon 1863 hatte der Kaiser zu Francesca Arese im Vertrauen gesagt: „Seid ruhig, schläfert den Papst ein, gebt ihm die Zuversicht, daß ihr ihn nicht angreifen

[1] Vgl. „A. R." 1917, Nr. 19, S. 324, Nr. 22, S. 371, Nr. 24, S. 402 Nr. 51, S. 889. 1918 Nr. 3, S. 28, Nr. 7, S. 85.

[2] P. Nostitz, S. J. „Stimmen der Zeit," August 1916.

werdet. Nichts ist mir lieber, als wenn ihr es mir ermöglicht, meine Truppen aus Rom fortzunehmen, nachher werdet ihr tun, was euch beliebt."[5]) So kam der Vertrag vom September 1864 (Septemberkonvention) zustande. Napoleon verpflichtete sich, binnen zwei Jahren seine Truppen aus Rom zurückzuziehen, die italienische Regierung versprach, den Kirchenstaat nicht anzugreifen, ihn gegen jeden Angriff zu schützen und die Hauptstadt des Königreichs von Turin nach Florenz zu verlegen. Beide Teile wußten ganz genau, daß, sobald einmal die Franzosen Rom verlassen hätten, Italien bei erster Gelegenheit die Stadt besetzen würde. Unter dem Einfluß dieses Hintergedankens wurde der Vertrag in der italienischen Kammer rasch angenommen. Die Verlegung der Hauptstadt nach Florenz wurde 1865 vollzogen, aber wegen Rom mußte sich Italien noch etwas gedulden.

Das Jahr 1866, das die deutsche Frage löste, brachte Italien Venetien. Um seines Erfolges sicher zu sein, hatte Preußen sich im Frühjahr mit Italien gegen Oesterreich verbündet, dieses schlug zwar die italienischen Truppen bei Custozza, die italienische Flotte bei Lissa, trat aber nach der Niederlage bei Königgrätz Venetien an Napoleon ab, der es an Italien weiter schenkte. Am 11. Dezember verließen dann die französischen Truppen wirklich Rom, die blau-weiß-rote Fahne sank von der Engelsburg, nachdem sie seit 1849 dort aufgezogen war. Ein Jahr später kamen die Franzosen aber wieder, weil Garibaldi einen neuen Angriff auf Rom gemacht hatte. Bei ihrer Landung zog sich der alte Freischärler in die Berge zurück, wurde von den französischen und päpstlichen Truppen am 3. November 1867 bei Mentana geschlagen und vertrieben.

Der deutsch-französische Krieg brachte Italien endlich das langersehnte Rom, und zwar durch Bismarcks Mitwirkung, der an der Hoffnung festhielt, an dem einigen Italien werde Deutschland einen dauernden Bundesgenossen bekommen! Schon 1869, bei Beratung der Frage, ob der Norddeutsche Bund und die andern deutschen Staaten zum Bau des Gotthardtunnels Beiträge leisten sollten, hatte Bismarck von dem „auf die Dauer befreundeten Italien" gesprochen. Seine enge protestantische Auffassung, seine starke Abneigung gegen den Katholizismus verblendete in dieser Hinsicht den sonst so klarblickenden Mann. Er fühlte nicht die Summe von Untreue, Lüge, Heuchelei, Treulosigkeit und Verrat, die sich gegen die italienischen Kleinfürsten und noch mehr gegen den Papst in den letzten Jahren abgespielt hatte und die sich später auch gegen Deutschland wiederholte, nachdem Bismarck Italien in den Dreibund gezogen hatte. Italiens Treubruch vom Mai 1915 war nur die würdige Fortsetzung der Geschichte seiner Entstehung, ganz wie schon Sallust sagte: daß ein Reich leicht durch jene Mittel erhalten wird, durch welche es entstanden ist.

Als die ersten deutschen Siege im August 1870 Elsaß und Lothringen von Frankreich abgesprengt hatten, als die Pariser ernsthaft daran dachten, die Dynastie, von der der Kriegsruhm gewichen, abzuschütteln, da schickte Napoleon seinen Vetter Plonplon nach Florenz, damit er seinen Schwiegervater um Hilfe bitte. Der König wäre zur Hilfe bereit gewesen; aber Napoleons und Frankreichs Niederlagen hatten den Septembervertrag, der immer als lästige Fessel war empfunden worden, zerrissen, den Weg nach Rom geöffnet, und die italienische Kammer wünschte in einer besonderen Tagesordnung, daß die Regierung „für eine den nationalen Aspirationen entsprechende Lösung der römischen Frage sorge". So fand der rote Prinz kein Gehör. Bismarck aber schickte nach Napoleons weiterer Niederlage und Gefangennahme bei Sedan, während in Paris bereits die Republik verkündet wurde, die Weisung nach Florenz: „jetzt nach Rom oder nie". Als der König zögerte, erklärte man ihm (wie Crispi später in der italienischen Kammer bei den Verhandlungen über die römische Frage am 3. bis 7. Dezember 1891 erzählte): Entweder geht das Heer mit dem König nach Rom, oder das Volk mit Garibaldi. Das wirkte. Visconti Venosta erklärte, eine so günstige Gelegenheit, nach Rom zu kommen, dürfe man nicht ungenützt lassen, worauf Kardinal-Staatssekretär Antonelli boshaft aber wahr bemerkte: damit habe die sardinische Regierung wohl zum ersten und einzigen Male seit zehn Jahren die Wahrheit gesprochen. Italien sagte sich vom Septembervertrag los und stellte in einem Rundschreiben vom 7. September die beabsichtigte Wegnahme Roms als notwendig hin, um den Papst vor der Revolution zu schützen, versprach auch gleichzeitig Bürgschaft für die religiöse Unabhängigkeit des Papstes zu geben. Die italienischen Truppen rückten vor Rom, der preußische Gesandte Graf Arnim trat offen auf die Seite der Papstfeinde, die Italiener schossen am 20. September in die Porta Pia eine Bresche, der Papst zog seine Truppen zurück, da jedes Blutvergießen doch den Enderfolg nicht gehindert hätte. Viktor Emanuel nahm Besitz von der ewigen Stadt mit den Worten: Ci siamo ci resteremo, hier sind wir, hier bleiben wir und setzte die Königsfamilie in den Quirinal. Die übliche Volksabstimmung beschloß am 2. Oktober die Einverleibung Roms. Der Papst blieb im Vatikan. Er war tatsächlich ein Gefangener und seine Proteste verhallten ungehört, niemand mehr, keine Macht auf dem ganzen Erdkreise nahm sich seiner an.

Napoleon hatte den Kirchenfeinden alles getan, was möglich war, und nur die Rücksicht auf die französischen Katholiken hatte ihn veranlaßt, zögernd und schrittweise vorzugehen, die Hauptsache durch Italien selbst machen zu lassen, aber unter seiner Zustimmung. Die Niederlage bei Sedan machte seiner Herrschaft ein Ende, er selbst starb einige Jahre später in England in der Verbannung; sein einziger Sohn fiel im englischen Heere im Feldzug gegen die Zulu. Auch über Graf Arnim kam das Strafgericht. Später, 1872, suchte er als Gesandter in Paris die Politik des Reichskanzlers zu durchkreuzen und verfiel dadurch mit Bismarck. Dieser klagte ihn der Zurückhaltung amtlicher Aktenstücke aus dem Pariser Botschafts-Archiv an. Arnim wurde auf Grund eines Paragraphen, den Bismarck für diesen Fall hatte schaffen lassen, zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt und starb im Auslande. Es gibt auch auf Erden bereits ein Weltgericht.

[5]) P. Rostitz, „Stimmen der Zeit," Augustheft 1916, S. 425.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das Reichstagspräsidium.

Der Tod des sechsundsiebzigjährigen Präsidenten Dr. Kämpf, der seit 1912 den Vorsitz im Reichstage führte, stellt die Volksvertretung vor eine Aufgabe, der man in den Kriegsjahren ausgewichen war. Das Reichstagspräsidium Kämpf-Paasche-Dove war vor sechs Jahren nach manchen Wirrungen als Verlegenheitsprodukt und Notbehelf zustande gekommen. Zusammengesetzt aus zwei Fortschrittlern und einem Nationalliberalen entsprach es nicht im mindesten den Parteiverhältnissen im Reichstage. Es hat aber doch einen außerordentlich langen Bestand gehabt, weil einerseits der Reichstag in den ereignisschweren Jahren besseres zu tun hatte, als Zeit und Kraft in häuslichen Wahlkämpfen zu verbrauchen, und weil anderseits der jetzt verstorbene Präsident Dr. Kämpf, ein aus eigener Tüchtigkeit emporgekommener Mann, als würdiger und geschickter Repräsentant des deutschen Parlaments sich mit steigendem Erfolge bewährt hatte. Die Wahlwirren von 1912 wurzelten darin, daß bei der Neuwahl nach der Blockperiode sich keine feste Mehrheit gebildet hatte. Dieser Mangel, wenn man ihn so nennen will, ist auch jetzt noch nicht gehoben. Allerdings ist bei der Sozialdemokratie, die damals in der stärksten Zahl und mit den größten Ansprüchen aus dem Wahlkampfe heimkam, inzwischen eine große Aenderung eingetreten, da seit dem 4. August die Mehrheit der sozialdemokratischen Abgeordneten unter Führung Scheidemanns sich zur positiven Mitarbeit an der Verteidigung des Vaterlandes entschlossen, und die Durchführung dieses löblichen Entschlusses zur Absprengung der „Unabhängigen" führte. Die im Jahre 1912 noch kritische Frage der Beteiligung der Sozialdemokratie am Präsidium hat jetzt ein ganz anderes Gesicht. Es ist im Reichstage eine große und sichere Mehrheit für die Bewilligung der Kriegs- und Reichsnotwendigkeiten vorhanden, aber scharfe Gegensätze zwischen den Parteien bestehen noch fort und sind durch den Streit um die Friedensziele, besonders um die Resolution vom 19. Juli v. J., noch gespannter geworden. Von einer bestimmten, sozusagen regierenden Mehrheitsbildung kann man nicht sprechen. Das natürlichste wäre unter den obwaltenden Verhältnissen, daß die Zentrumspartei, die nicht nur an Zahl die stärkste Fraktion ist, sondern auch das wirkliche Zentrum des parlamentarischen Betriebes bildet, den ersten Präsidenten stellte. Das wäre die Rückkehr zu der Lösung, die bereits 1912 in der Wahl des damaligen Zentrumsführers Dr. Spahn versucht wurde. Ob die Zentrumsfraktion geneigt ist, die Lasten und die Verantwortlichkeit zu übernehmen, die mit der Besetzung einer solchen Ehrenstelle

verbunden sind, und ob die anderen Parteien die Unterstützung in ausreichendem Maße sichern wollen, bleibt abzuwarten. Der Ehrgeiz muß unter den obwaltenden Verhältnissen im Hintergrunde bleiben. Es kommt nur darauf an, daß der Reichstag gute Arbeit leistet für das Heil des Vaterlandes und die Wohlfahrt des Volkes. Der erste Präsident ist mehr Repräsentant, als Werkmeister, da die eigentliche Geschäftsleitung im sog. Seniorenkonvent liegt. Die Vertretung des deutschen Reichstags vor der Oeffentlichkeit, nach oben hin und zum Volke hin, hat auch das bisherige, parteipolitisch unzulängliche Präsidium Kämpf gut besorgt. Daraufhin läßt sich wohl hoffen, daß die Ersatzwahl nicht zu störenden Weiterungen führt.

Immer noch in Erwartung.

Unsere Heeresleitung läßt sich Zeit; das liegt den Feinden schwer auf den Nerven. In ihrer unbehaglichen Stellung können sie das Vorbild der klassischen Ruhe nicht nachahmen. Sogar die Italiener fühlten sich gedrängt, zum dritten Jahrestag ihrer verräterischen Kriegserklärung etwas zu leisten: nämlich drei heftige, aber erfolglose Vorstöße gegen die österreichischen Stellungen im Etschtal und auf der Zugna Torta. Ut aliquid fecisse videantur. Auch die verstärkte Schießerei auf der französischen Front hat nicht mehr zu bedeuten. Ernst gemeint war freilich der neue Ansturm auf den Kemmelberg, den die Franzosen gerade zu Pfingsten ansetzten. Das Ende vom Liede waren schwere Verluste der Franzosen. Die Engländer standen in zweiter Linie und sahen zu, wie ihre Bundesgenossen sich nutzlos verbluteten. Eine solche Selbstschwächung des Feindes ist eine gute Vorbereitung für unsere weiteren Unternehmungen.

Lloyd George sucht durch zahlreiche Reden wett zu machen, was die ungünstigen Kriegsmeldungen anrichten. Er macht dabei reichlich Gebrauch von dem Privilegium, das er sich im Streit mit General Maurice erstritten hat, nämlich die öffentliche Meinung mit falschen Zahlen zu füttern. So „beweist" er, daß unser Tauchbootkrieg im Versagen sei, während unsere Admiralität feststellt, daß auch im April die Tauchboote dieselbe Summe von Bruttoregistertonnen versenkt haben (2/3 Million), wie es seit einem halben Jahre die übliche Monatsbeute ist. Das Einhalten der gleichen Höhe ist bei der Abnahme der fahrenden Schiffe und bei der Steigerung der feindlichen Vorsicht ein wachsender Erfolg. Es geht immer vorwärts zu Wasser und zu Land.

Die irisch-deutsche „Verschwörung".

Auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Verleumdung hat die englische Regierung den Gewaltstreich gegen die irischen Volksführer zu „begründen" versucht. Schon vorher war in der Presse die Behauptung verbreitet, diese Iren ständen in deutschem Dienst und wollten mit landenden deutschen Truppen England bekämpfen. Schon Anfang Mai protestierten die Irenführer gegen diese Lüge. Jetzt endlich tischt die Londoner Regierung die verlangten „Beweise" auf. Sie redet lang und breit über die Bewegung von 1915 und 16, über den unglücklichen Casement und unseren Gesandten Bernstorff. Ob diese alten Einzelheiten richtig sind, kann dahingestellt bleiben. Casement ist von den Engländern erschossen, sein Unternehmen war längst abgetan. Jetzt handelt es sich um eine neue Bewegung aller irischen Stände und Parteien. Für die „Schuld" der gegenwärtigen Irenführer bringt aber die Londoner Auslassung nichts weiter vor, als die billige Behauptung: „Es liegen Beweise vor, daß die Unterhandlungen zwischen den Leitern der Sinnfeiner und Deutschland tatsächlich während 3½ Jahre fortgesetzt wurden." Der öffentlichen Meinung legt man die angeblichen „Beweise" nicht vor. Offenbar existieren sie nicht. Wir kennen ja längst die Methode der feindlichen Machthaber (auch in Paris und Washington), alle Stimmungen und Strebungen, die ihnen unbequem sind, als deutsche Machenschaften zu bezeichnen, die Friedensfreunde oder sonstigen Opponenten als „Verräter" zu verfolgen. Bei ihren Völkern finden sie damit umsomehr Glauben, als diese aus sattsamer Erfahrung wissen, daß ihre Regierungen kein Geld und keine sonstigen Verführungskünste scheuen, um in den gegnerischen oder neutralen Ländern Hetzen und Verschwörungen in Gang zu bringen. Sie denken dann, Deutschland werde wohl mit demselben schmutzigen Wasser kochen.

Die Feinde haben den Weltkrieg zu einem Lügenkrieg gemacht. Was die irische Bewegung angeht, so darf man vorläufig feststellen, daß die Iren durch die Verhaftung der Führer sich nicht zu unbesonnenem Losschlagen haben verleiten lassen. Je bedächtiger sie in ihrem passiven Widerstand verharren, desto besser für ihr Land und desto schlimmer für die Zwingherren.

Wunderlich genug ist es, wenn Lloyd George in demselben Augenblick, wo er die Iren mit roher Gewalt um den Rest ihrer Selbstbestimmung bringen will, von der Selbstherrlichkeit der Nationalitäten in Oesterreich-Ungarn deklamiert und obendrein es als eine furchtbare Brutalität des deutschen Militarismus „brandmarkt", daß wir den Randvölkern im Osten die Selbstbestimmung verschafft haben. Neuerdings haben Estland und Livland durch Vermittelung unseres Auswärtigen Amtes der Moskauer Regierung den Beschluß ihrer Selbständigkeit notifiziert.

*

Hundert Jahre Bayerische Verfassung. Dem Ernste der Zeit entsprechend und nach dem Wunsche und Willen des Königs wie der Staatsregierung wurde diese denkwürdige Feier in ganz Bayern in schlichter Weise begangen. Dem feierlichen Gottesdienste am 26. Mai in der St. Michaels-Hofkirche zu München wohnten der König mit den Prinzen und den Prinzessinnen des Königl. Hauses bei. Mittags um 12 Uhr fand im großen Thronsaal der Residenz ein Festakt statt, zu dem sich sämtliche Mitglieder beider Kammern, die Staatsminister und Staatsräte versammelt hatten. Nachdem der König begleitet von den Prinzen des Königl. Hauses den Thron bestiegen, hielt zunächst der Präsident der Kammer der Reichsräte, Fürst Fugger von Glött, sodann der Präsident der Kammer der Abgeordneten, Geheimer Hofrat von Fuchs eine Ansprache, auf welche der König mit erhobener Stimme eine Thronrede verlas. Im Anschluß an die Feier fand eine königliche Tafel statt, zu der alle Reichsräte, Landtagsabgeordnete, die Minister, die Staatsräte, die Ministerialdirektoren und der Große Dienst geladen waren. Zum Gedächtnis an die Jahrhundertfeier wurde sämtlichen Mitgliedern beider Kammern das neugeschaffene Ludwigskreuz in Silber überreicht. Zur Erinnerung an das hundertjährige Bestehen der Verfassung ist auch eine Denkmünze geprägt worden, die sämtlichen Teilnehmern der Hoftafel überreicht wurde.

In einer Kundgebung des Königs aus Anlaß der Verfassungsfeier heißt es u. a: „Zu dem altbewährten Herzensbunde, der Bayerns Fürst und Volk, gleichen Blutes und Stammes, seit Jahrhunderten eint, hat die Verfassungsurkunde ein neues, auf das geschriebene Gesetz gegründetes unzerreißbares Band gefügt. So auf zweifache Weise gefestigt wird unser teures Vaterland auch künftig allen Anstürmen siegreich Trotz bieten. Seit dem Bestehen des Deutschen Reichs erfreut sich Bayern zudem der äußeren und inneren Segnungen, welche die Zugehörigkeit zu einem so mächtigen Staatsgebilde gewährleistet."

Grundsätzliches über Steuern und wirtschaftliche Zukunft.

Von Landtagsabgeordneten K. Hofrat H. Osel, Pasing.

Der Kampf gegen den Kapitalismus ist heute Gemeingut der Wissenschaft und Politik sowie der Religion. Die Erscheinungen des Weltkrieges haben diesem Kampf auf allen Gebieten neue Nahrung gegeben. Dabei versteht man — trivial gesagt — unter „Kapitalismus" heute nicht bloß den sozialistisch eingeengten Begriff: „Ausbeutung der Arbeiter durch das Privatkapital", sondern auch die gewaltige Bereicherung einzelner Kapitalisten und Konzerne, zunächst auf Kosten des Reichs im Weltkrieg, dann auf Kosten aller sog. Nichtkriegsgewinner. Die Nurkonsumenten spüren die Teuerung an allen Ecken und Enden. Indes auch die Produzenten in großer Zahl trifft diese Teuerung in all ihren Betriebsmitteln und Rohstoffen. Weiter wirkt die Macht des Kapitals in der Industrie selbst bei der Gewinnung der Hilfskräfte. Ingenieure und Werkmeister, kaufmännische Leiter und Facharbeiter werden von den kapitalkräftigeren und gewinnbringenderen Betrieben durch Ueberbietung in Gehältern und Löhnen den schwächeren Betrieben fortgenommen, und so ist in der Tat die Erregung gegen den Kriegsgewinn-Kapitalisten mit Recht allgemein und groß.

Indes fordert es die Gerechtigkeit auch gegenüber dem Kapitalismus zu sagen, daß es das Reich selbst ist, das, auf eine wesentlich kürzere Kriegsdauer rechnend, eine Preispolitik gerade auf dem Gebiete der Industrie und des Handels trieb, die die Quelle der übergroßen Gewinne geworden ist. Die Ausgestaltung der die Zwangsläufigkeit der Fabrikation und der Verwendung der Erzeugnisse regelnden Berliner Zentralen, ihre Besetzung mit Interessen-Vertretern, die besonders zu Anfang des Krieges gebotene neue und riesenhafte

eiligste Beschaffung von Material und die Umstellung der Betriebe gaben den Boden der Ueberpreise. Der Anreiz der letzteren galt als einzige Triebfeder, um den großen Aufgaben gerecht werden zu können. Und Großes, Nieerwartetes wurde tatsächlich von der Industrie geleistet. Es wird jetzt völlig vergessen, und übrig bleibt nur der Kampf gegen „den Wucher“ als hassenswerteste Form der Betätigung des Kapitalismus. Die Kriegsmilliarden, die das Land aufbrachte, und aus denen allein die großen Gewinne stammen, sind zu einer immer gewaltigeren Höhe angeschwollen und heischen jetzt Verzinsung, später auch noch Tilgung. Gewaltige neue Steuern sind die Folge. Und diese den Kriegsgewinnern kräftig zu tragen zu geben, ist die „gemeine Meinung“ aller politischen Parteien. Natürlich, denn es ist ein Akt der Gerechtigkeit. Aber soll deswegen der Satz zur Wahrheit werden: fiat justitia pereat mundus?

Man verlangt vom Reich eine „Besitzsteuerpolitik“, „Zurückführung der Kriegsvermögensgewinne in die Reichskasse“, „progressive Einkommensteuer“, „Reichserbschaftssteuer“ und „Reichserbrecht“, „Vermögenssteuer“ und „Verstaatlichung der fortgeschrittenen Zweige des Wirtschaftslebens.“ Im selben Sinne soll die Steuerpolitik der Einzelstaaten sich bewegen.

Diese Steuer-„Politik“ ist zweifellos dankbar. Zunächst ist nur die Frage: wie lange? Es scheint doch, daß man — mit Recht durch die gewaltige einseitige Kapitalverschiebung gereizt — die Beurteilung der Wirkungen einer reinen „Besitzsteuerpolitik“ sich allzu leicht macht.

Man isoliert sich zunächst ganz einfach von der Weltwirtschaft und tut so, als ob man in Deutschland allein auf der Welt stünde und sich gar nicht darum kümmern bräuchte, was jene Großstaaten mit ihrem Kapital tun, mit denen wir den wirtschaftlichen Kampf nach dem Kriege auf dem Weltmarkt aufzunehmen hätten. Wie wird dieser Kampf ausgehen, wenn diese feindlichen Konkurrenten sich der Macht des Kapitals besser bewußt sind und es steuerlich mehr schonen als wir? Es gibt Männer in Deutschland, und zwar in allen Parteien und Ständen, die auf die Kriegsgewinn- und sonstigen Besitzsteuern in England hinweisen. Sie vergessen nur stets, auch an die gewaltigen Vermögen zu denken, die England schon vor dem Krieg hatte.

Als weiterer, meist gänzlich der bequemen „Isoliermethode“ geopferter Gesichtspunkt muß doch auch dem Steuerpolitiker die Veränderung des Goldwertes gelten. Sowohl die Gütererzeugung und -Verteilung des Inlandes, als ganz besonders die auf den Welthandel einzustellende, hat künftig mit ganz anderen Betriebskapitalien und Betriebskosten zu rechnen, denn vor dem Kriege. Gesteigerte Bau- und Einrichtungskosten, gesteigerte Rohstoff- und überhaupt Materialpreise, erhöhte Löhne sind allen Betrieben gemeinsam. Den Exportindustrien, dem Export- und Importhandel aber blühen Neuaufwendungen in noch nicht zu ahnendem Maße. Die Anknüpfung neuer Verbindungen, die Gründung neuer Niederlassungen, die Frachten kosten Summen, die weit über die früher aufgewendeten und nun meist verlorenen hinausgehen. Das wird Verdoppelung und mehr an Aufwendungen auf Jahre hinaus bedeuten, aber keine Verdoppelung der Erträge alsbald im Gefolge haben. Bedenken das alle jene, die jetzt so ausschließlich den Besitz als die einzig berechtigte Quelle der gewaltigen kommenden Staatssteuern ansprechen? Es sind etwa nicht bloß Sozialdemokraten, denen der Sinn für die nackten Tatsachen des Wirtschaftslebens und ihre weltwirtschaftlichen Zusammenhänge zu fehlen scheint. Man ist sich in den weitesten Kreisen des deutschen Volkes einig, daß die deutsche Arbeitskraft zu schützen ist, auch die Sozialdemokratie verlangt das. Aber ist es „Schutz“ derselben, Schutz der Arbeit und Arbeiter überhaupt, wenn man ohne Rücksicht auf das Vorgehen unserer wirtschaftlichen Gegner in Deutschland bloß vom Beschneiden des Kapitals spricht — ohne übrigens nur versuchsweise durchzurechnen, was denn dann noch davon übrig bleibt, um unseren Platz auf dem Weltmarkt gegenüber dem mächtigen amerikanischen und englischen Kapital zu erkämpfen?

Dabei rechnen Nationalökonomen damit, daß wir künftig unsere jährliche Gütererzeugung und damit unsere jährlichen Einkommen verdoppeln sollen und können, um die Kriegslasten tragen und abbürden zu können. Das ist mit rationellerer Arbeit allein nicht zu machen, es gehört auch dazu vermehrtes schaffendes Kapital.

Eine Steuerpolitik, welche diese drei Tatsachen: Wiedereinstellung in die Weltwirtschaft, Erhöhung der Produktion und daher vervielfachter Anspruch an das private Kapital außer acht läßt, führt zum Ruin Deutschlands im Sinne unserer Gegner; ist ebenso töricht wie der Ruf nach erhöhter Produktion der Landwirtschaft unter gleichzeitiger Beseitigung der Schutzzölle derselben. Eine Kuh, der ich das Futter zu sehr kürze, gibt immer schlechtere und weniger Milch. Daß deswegen auch jetzt schon ein Mehr an Besitzsteuern im Reich möglich und zulässig ist, das ist durch diese Thesen natürlich nicht bestritten. Wie es ja auch durch die Steuervorschläge im Reichstag verwirklicht werden soll.

Vom Kapital verlangen wir nicht nur einmalige hohe Abgaben, sondern dauernd hohe Steuern neben den Löhnen und Einkommen, die ihre direkten Arbeitskräfte und der von ihm beschäftigte Handwerkerstand usw. von ihnen beanspruchen bzw. erwarten. Es hat also nicht nur die Kriegsanleihen mit im weitesten Umfang aufzubringen, es muß sie auch dauernd in Form von Steuern im größten Maße mit verzinsen und abzahlen. Wird ihm diese Möglichkeit durch eine einseitig gerichtete Steuerpolitik unterbunden, so kommt es zum Versiegen. Das bedeutet nicht nur eine schwere Schädigung der vom Kapital beschäftigten Millionen Arbeitskräfte. Da die Steuerlasten bleiben, ist die weitere Folge ein erhöhter Druck der Steuern auf den landwirtschaftlichen und gewerblichen Mittelstand. Nur Kurzsichtige oder Tendenzler können diese Zusammenhänge leugnen. Erst ein gemeinsames Vorgehen auf internationalem Wege könnte auch in Deutschland eine Höchstbelastung des Kapitals ohne Schädigung des Wirtschaftslebens denkbar erscheinen lassen. Löst der Sozialismus diese internationale Aufgabe, dann wird er alle an seiner Seite finden.

Wir können also heute leider nicht die Frage so stellen: Wie stehen wir in Deutschland zum Kapitalismus? Wir müssen vielmehr fragen: wie werden unsere wirtschaftlichen außerdeutschen Gegner sich dazu stellen? Darnach müssen wir uns letzten Endes richten. Das gilt auch hinsichtlich unserer Stellung in Bayern gegenüber den konkurrierenden Bundesstaaten. Es wird deswegen nicht am kräftigen Zupacken gegenüber dem Kapital zu fehlen brauchen, denn das blüht ihm überall, auch im Ausland.

Das neue badische Fortbildungsschulgesetz.

Von Geistl. Rat Dr. Schofer, Mitglied der Zweiten badischen Kammer.

Die letzten Tage vor Pfingsten fanden in der Zweiten badischen Kammer wichtige Verhandlungen statt. Das neue Fortbildungsschulgesetz stand zur Debatte. Es wurde mit 41 gegen 13 Stimmen bei 4 Stimmenthaltungen angenommen. Die Mehrheit setzt sich zusammen aus den Stimmen des Zentrums und der Nationalliberalen. Von der rechtsstehenden Vereinigung haben zwei dafür und zwei dagegen gestimmt; das fünfte Mitglied der kleinen Fraktion war abwesend. Enthalten hat sich die demokratische Fraktion; dagegen stimmten die Sozialdemokraten.

Die Frage, bei deren Beantwortung die Geister sich schieden, war die des obligatorischen Religionsunterrichtes. Die Vorlage sah nur einen fakultativen in dem Sinne vor, daß in allen Gemeinden, die im Rahmen des Mindestmaßes der Unterrichtszeit blieben, den Religionsunterricht einführen konnten, die Gemeinden aber, die über das Mindestmaß hinausgingen, ihn einführen mußten.

Das Zentrum erklärte von vornherein, ein Fortbildungsschulgesetz ohne den obligatorischen Religionsunterricht sei ihm unbedingt unannehmbar. Die Nationalliberalen stellten sich schließlich auf den Boden des obligatorischen Charakters des Religionsunterrichtes, da sie offenbar Bedenken trugen, ohne und gegen das Zentrum das Gesetz mit der Linken zu machen. Sie knüpften dieses ihr Ja an folgende drei Bedingungen: 1. der Religionsunterricht müsse eine schulische Veranstaltung bleiben; er dürfe darum nicht in die Kirche verlegt werden; 2. durch die Aufnahme des Religionsunterrichtes in den Lehrplan dürften die weltlichen Fächer nicht verkürzt werden; 3. der Religionsunterricht dürfe erst mit Inkrafttreten des ganzen Gesetzes eingeführt werden.

In Punkt zwei hat die Partei für die landwirtschafttreibenden Gemeinden nachgegeben, so daß eine Fassung des Gesetzes gefunden wurde, die auch vom Zentrum angenommen werden konnte. So lautet jetzt § 1 des Gesetzes: „Die allgemeine Fortbildungsschule ist eine Fortsetzung der Volksschule. Sie hat den Zweck, die in der Volksschule gepflegten religiös-sittlichen, geistigen und körperlichen Fähigkeiten und Kräfte, sowie die in ihr erworbenen Kenntnisse als Grundlage für das Leben in Staat und Beruf zu festigen und weiter zu entwickeln." Das erzieherische Ziel steht also an erster Stelle und hier steht wieder die „religiös-sittliche" Aufgabe den anderen voran. Der Entwurf hatte den Begriff „religiös" nicht, die Kammermehrheit fügte ihn ein. Konsequent setzte sie dann auch im § 13, wo die Pflichtfächer aufgeführt sind, an erster Stelle „Religion".

Die Unterweisung in der Religion geschieht in der Schule durch die Organe der Kirche. Die Lehrerschaft kann beigezogen werden, aber nur wenn sie will. Daß der in der Fortbildungsschule erteilte Religionsunterricht nach Form und Inhalt etwas anders sein muß wie der in der Volksschule, liegt auf der Hand.

Das Gesetz erfaßt nur die Fortbildungsschüler, nicht die der Gewerbe- und Handelsschulen. Diese unterstehen dem Ministerium des Innern. Das Zentrum hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß die Verhältnisse dort so gut wie hier die Lösung der erzieherischen Aufgaben und damit die Erteilung von Religion fordern. Die Regierung anerkennt diese wichtige Aufgabe. Die Nationalliberalen bewahrten sich freie Hand für den gegebenen Zeitpunkt, der eine Gesetzesvorlage bringt. Es ist interessant zu sehen, wie viele Knaben und Mädchen jetzt in den Städten, wo ja die Fachschulen hauptsächlich errichtet sind, von der Fortbildungsschule und so von dem Religionsunterricht erfaßt werden. In den Städten der Städteordnung, also in Mannheim, Heidelberg, Bruchsal, Karlsruhe, Pforzheim, Baden-Baden, Offenburg, Lahr, Freiburg und Konstanz sind es 3506 Knaben und 5111 Mädchen, also 8617 zusammen. Die überwiegende Zahl besucht also in den Städten die Fachschulen.

Eine andere wichtige Frage spielte im Zusammenhang mit dem obligatorischen Religionsunterricht eine hervorragende Rolle, nämlich die Behandlung der Dissidentenkinder. Das Schulgesetz von 1910 befreit in § 35 Abs. 4 diese von dem Religionsunterricht. Das Zentrum stimmte damals gegen diese Bestimmung, die von der fortschrittlichen Volkspartei beantragt war. Die Aufnahme einer ähnlichen Bestimmung wurde nun auch für das Fortbildungsschulgesetz als Zusatz zu § 13 beantragt und zwar von der gleichen Fraktion. Die ganze Linke stimmte dem Antrag zu; das Zentrum gab eine Erklärung ab und stimmte wie 1910.

Nun kam die Frage, ob die Dissidentenkinder in der Stunde, welche für Religion vorgesehen ist, frei haben sollten; das Gesetz stellt sich auf den Standpunkt, sie sollen in dieser Stunde von einem Lehrer der Schule eine weitere Lektion in der Lebenskunde mit Sittenlehre erteilt erhalten. Das Zentrum stimmte dieser Forderung zu, sagte aber in seiner Erklärung, daß die Erteilung des betr. Unterrichtes nur durch einen staatlichen Lehrer und unter Aufsicht des Staates geschehen könne und daß dieser Unterricht sich aller Angriffe auf die anerkannten Religionsgesellschaften zu enthalten habe.

Nach § 9 erstreckt sich die Fortbildungsschulpflicht bei Knaben auf drei Jahre und bei Mädchen auf zwei. Das Bestreben, auch für die Mädchen drei Jahre einzuführen, fände in der Kammer wohl eine Mehrheit, soweit die Städte, Industrieorte in Frage kommen, fand aber auch den Widerspruch der Regierung. Das Mindestmaß der Wochenstunden sind für die Knaben 6, für die Mädchen 5; das Höchstmaß, das eine Gemeinde durch Ortsstatut einführen kann, sind 12 Stunden. § 17 macht nun für vorwiegend landbautreibende Gemeinden eine Ausnahme, insofern, daß 160 Unterrichtsstunden für das ganze Jahr gefordert werden, so daß im allgemeinen 4 Wochenstunden die Regel bilden, dabei darf hier der Religionsunterricht auch am Sonntag und außerhalb der Schule erteilt werden.

Nach allem, was die Vorlage und die Verhandlungen in der Kommission erkennen ließen, soll der Unterricht dem praktischen Berufsleben dienen; dementsprechend soll auch das Lehrerpersonal vorgebildet werden.

Was die Zweite Kammer am Freitag vor Pfingsten beschloß, wird für Baden und darüber hinaus eine weittragende Bedeutung haben. Vielleicht macht es selbst jenseits des Mains Eindruck, daß in dem demokratischen Baden solch ein Schulgesetz in der Zweiten Kammer angenommen worden ist.

Der Wunderbalsam.

(Fronleichnamstrost.)

Die Welt geht ihren schalen Lüsten nach,
Mag auch das Blut in Strömen sich ergiessen.
Und ach! wie viel der bitt'ren Tränen fliessen
Aufs Kissen nächtig unter jedem Dach!

Doch wie nach langem Winter allgemach
Am apern Hang die grünen Halme spriessen
Und zarte Blumen schüchtern sich erschliessen,
So wird ein neuer Lenz im Herzen wach.

„Zur Freude wird sich eure Trauer wenden,
Ich werd' euch wiederseh'n und euer Herz
Wird Wonnen kosten dann, die nimmer enden!"

Seht! Der so sprach kommt her, dem tiefsten Schmerz
Den Wunderbalsam Tag für Tag zu spenden —
So richtet all' eu'r Sehnen himmelwärts! L. v. Heemstede.

Gottes Finger.

Von Univ.-Professor Dr. Engelbert Krebs, Freiburg i. Br.

Zwei erschütternde Zeugnisse von Gottes richtendem Walten liegen heute auf meinem Schreibtische. Ein mir Unbekannter hat sie mir aus der Aisnelandschaft geschickt. Ein kleiner Einblattdruck ist es und eine kleine Photographie. In der Zeit, da in Frankreich Dorf auf Dorf, Stadt auf Stadt, Münster auf Münster in Trümmer sinkt, weil eine verblendete Regierung die oft gebotene Friedenshand immer und immer wieder zurückgewiesen hat, genügt es, diese beiden kleinen Dinge dem Leser vorzulegen, um ihn den Sinn eines so furchtbaren Schicksals ahnen zu lehren und ihn selber zur ernsten Besinnung auf die Zukunft der Heimat zu bringen.

Also zunächst die Drucksache. Sie stammt vom 28. April 1907, ist also in diesen Frühjahrstagen elf Jahre alt geworden. Man erinnert sich, daß damals infolge des Trennungsgesetzes, das im Jahre 1906 die Kirche in Frankreich vom Staate loslöste, die Kirchen und Pfarrhäuser den Katholiken abgenommen wurden, und zum Teil in Verfall gerieten, zum Teil zu öffentlichen weltlichen Zwecken benützt wurden, und nur zum Teil im Gebrauch der katholischen Pfarrgemeinden belassen wurden. Ich gebe den Inhalt des Einblattdruckes in dem französischen Urtext und in deutscher wörtlicher Uebersetzung.

Brief des Herrn Pfarrers von Neufchâtel an der Aisne an seine Pfarrkinder, gelegentlich seines Auszuges aus dem Pfarrhaus.

Neufchâtel, den 28. April 1907.

Meine lieben Pfarrkinder! Ich habe soeben das Pfarrhaus verlassen. Die Ereignisse, welche seit einem Jahre in unserem Lande sich abspielen, haben es so gewollt. Indes, ich beschuldige niemanden. Fünf oder sechs Familien haben meine Möbel, mein Geflügel und die übrigen Haustiere aufgenommen, welche bisher mit ihrer Gegenwart das Pfarrhaus erheiterten. Sie sind fortgegangen, eines nach dem anderen, in verschiedenen Richtungen, verwundert über den Wechsel und mit einem Gesicht, als wollten sie fragen: Warum? — Meine Bücher vor allem, diese alten Kameraden, mit denen ich seit Jahren mich immer so glücklich unterhielt, sind eines auf das andere gepackt, in ihren Holzgefängnissen verschwunden, mit sichtlichen Vorwürfen gegen meine Härte, oder besser gegen meine Undankbarkeit, und mit Tränen über unsere Trennung. Denn auch die Dinge haben Tränen: Sunt lacrimae

Lettre de Monsieur le Curé de Neufchâtel-sur Aisne à ses Paroissiens à l'occasion de sa sortie du Presbytère.

Neufchâtel, le 28. Avril 1907.

Mes chers Paroissiens. Je viens de quitter le presbytère. Les événements qui se déroulent dans notre pays depuis un an l'ont voulu ainsi. Donc je n'incrime personne. Cinq ou six familles ont recueilli mes meubles, la basse-cour, et les autres animaux domestiques, qui, par leur présence, égayaient le presbytère. Ils s'en allaient les uns après les autres, dans différentes directions, étonnés de ce changement, ayant l'air de demander pourquoi? Mes livres surtout, ces vieux compagnons avec lesquels j'entretenait un commerce suivi et si heureux, depuis de longues années, mes livres entassés les uns sur les autres disparaissaient, tour à tour dans leurs prisons de bois, semblant me reprocher cette rigueur, j'allais dire cette ingratitude, et pleurer cette séparation. SUNT LACRIMAE RERUM, a dit le poète, il y a des larmes dans les choses. Et cependant ce n'était pas la mort qui les dispersait. Non. J'étais bien vivant! Mais comme l'église, ma



rerum! Und doch war es nicht der Tod, der sie alle zerstreute. Ich lebe ja noch! Aber wie meine Mutter, die Kirche, wie alle meine Brüder, so bin ich vertrieben. Als Bürger eines freien Landes bin ich vertrieben, — ich muß dieses Wort unterstreichen, — weil ich Priester bin, weil ich in dieser Pfarre der Stellvertreter dessen bin, der die Niedrigen und Armen geliebt hat, und für sie gestorben ist. Ich bin vertrieben, weil ich zu jenen gehöre, die Frankreich katholisch gemacht haben. Weil ich einer in der langen Reihe jener Priester bin, die mit den Bischöfen, und unter ihrer Leitung für Frankreich gearbeitet haben, nach dem Worte eines englischen Protestanten gearbeitet haben, mit der gleichen Liebe, wie die Bienen für den Bienenkorb arbeiten. Darum allein bin ich vertrieben! Ich bin darüber weder erstaunt noch trostlos, vor allem nicht gekränkt. Ein einziges Gefühl macht sich geltend in meiner Seele: das Gefühl eines unendlichen Mitleides mit dem großem Volke von Frankreich, das nicht sieht, nicht sehen will, sich vielleicht fürchtet, zu sehen, wohin man es führt. Auf dem Wege nach Kalvaria begegnete der Heiland den weinenden Töchtern von Jerusalem. Seine eigenen Leiden vergessend, wandte sich der Meister zu ihnen und sagte ihnen die prophetischen Worte: ‚Weinet nicht über mich! Weinet vielmehr über Euch und Euere Kinder und Euer Vaterland!' So hat es das Evangelium uns überliefert. Nun denn! Ich, ein Sohn dieses Frankreichs, das Christus so sehr geliebt hat, ich, heute ohne Dach und Herberge und seit Tagen auf der Suche, nach einem Zufluchtsort, wo ich mein Haupt niederlegen und meine müden Glieder ausstrecken könnte, ich halte wie mein Heiland einen Augenblick an und wende mich zu euch und rufe euch zu: „Weinet nicht über mich! Weinet nicht über Euere katholischen Priester! Sparet Euere Tränen für Euch, für Euere Kinder, für unser — Vaterland!" Was wir heute sehen, sollte es nicht erst ein Anfang sein? — Nach dem Hirten, wer wird dann daran kommen? — Wenn die Gerechtigkeit gelästert wird, gibt es einen Augenblick, wo sie dessen müde wird, und dann bereitet sie ihren Lästerern ein furchtbares Erwachen... Aber Gott möge unserem Vaterland diese Prüfung ersparen! Genehmigt, liebe Pfarrkinder, die Versicherung meiner Hochschätzung im Herrn, Henri Brûlé, Pfarrer von Neufchâtel und Evergnicourt.

mère, comme tous mes frères, j'étais frappé. Citoyen d'un pays libre, j'étais frappé — et je tiens à souligner ce mot—parce que je suis prêtre, parce que je suis dans cette paroisse le représentant de Celui qui a aimé les humbles et les pauvres et pour lesquels Il est mort. J'ai été frappé parce que je suis de la race de ceux qui ont fait la France catholique. Parce que je suis le successeur de cette longue suite de Prêtres qui, avec les Evêques, et sous leur direction, ont travaillé pour la France sellon le mot d'un écrivain protestant de l'Angleterre, avec le même amour que les abeilles travaillent pour la prospérité de leur ruche. VOILA POURQUOI JE SUIS FRAPPÉ. Je n'en suis ni étonné, ni désolé, ni surtout indigné. Un seul sentiment se fait jour en mon âme: celui d'une miséricordieuse compassion pour ce grand peuple de France, qui ne voit pas. Qui ne veut pas voir. Qui a peur peut-être de voir où on le mène. Sur la route royale du Calvaire, Notre-Seigneur rencontre les filles de Jerusalem qui pleuraient. Oubliant ses propres souffrances, le Maître se tourna vers elles et leur adressa ces paroles prophétiques que l'évangile nous a conservées: ‚Ne pleurez pas sur moi, mais sur vous, sur vos enfants, sur votre patrie'. Eh bien! Moi, fils de cette France que le Christ a tant aimée, moi, aujourd'hui sans abri, presque sans asile, depuis plusieurs jours à la recherche d'un refuge où je puisse reposer ma tête et calmer mes fatigues comme, Notre-Seigneur, je m'arrête un instant, je me retourne vers vous et je crie à vous: „Ne me plaignez pas. Ne nous plaignez pas, nous, prêtres catholiques. Conservez vos plaintes pour vous, pour vos enfants, pour notre pays..." Ce que nous voyons aujourd'hui ne serait-il que le commencement? Après le Pasteur, qui seracе? La justice outragée se fatigue de l'être. Elle a de terribles lendemains parfois ... Mais que Dieu épargne cette épreuve à notre pays! Je vous prie d'agréer, mes chers Paroissiens, l'assurance de mes respectueux sentiments en Notre-Seigneur. Henri Brulé, Curé de Neufchâtel et d'Evergnicourt.

Es sind ernste, milde Worte, aber als Profetie sind sie schrecklich wahr geworden: „Nach dem Hirten, wer wird dann an die Reihe kommen," nämlich an die Reihe, vertrieben zu werden?" Die kleine Photographie, welche mit dem Einblattdruck zusammen mir zugesandt wurde, gibt die schreckliche Antwort: „Sie zeigt die Straße eines zerstörten Städtchens, dessen ehedem freundliche und schmucke Bauart noch erkennbar ist. Aber die Fenster sind leer und gehen ins Freie, denn hinter den Mauern stehen keine Häuser mehr. Kein einziger Bürger belebt mehr die alte Siedelung. Nur deutsche Soldaten führen in unterirdischen Kellern ein ernstes Kriegsleben. Auf der Rückseite des kleinen Bildes stehen die fünf Worte: „Was aus Neufchâtel geworden ist!"

Wissen wir jetzt, warum die Städte und Dörfer, die Häuser und Kirchen Nordfrankreichs zu hunderten und hunderten in Schutt und Trümmer sinken? Verstehen wir jetzt die sinnlose Verblendung, mit welcher dieses unselige Volk seine eigenen Wunderbauten von Reims und Arras, St. Quentin und Perrone, Laon und Bapaume durch eigenes und feindliches Feuer zu Staub und Kies zermürbt und zertrommelt? Ahnen wir jetzt etwas vom Finger Gottes in der Weltgeschichte? — Laßt uns noch einmal den Brief des Pfarrers von Neufchâtel lesen und noch einmal das Bild der Trümmer von Neufchâtel ansehen, dann werden wir es verstehen lernen, was es heißt: „Mein ist die Rache, und der Tag der Vergeltung kommt schnell heran!"

„Ewigkeit — Weltkriegsgedanken".

Von Martin Mayr, München.

Eine durch die Erfahrungen unserer harten Zeit vielfach gerechtfertigte Auffassung von Welt und Leben verbindet zwei alte Sätze zu der neuen Formel: Geld und Leid regiert die Welt. Mehr noch das letztere als das erstere, schon aus dem Grund, weil das Leid in ungleich höherem Maße Gemeingut der Menschheit geworden ist; zumal jetzt im Krieg. Der Krieg ist potenzierter Jammer.

Auch die kühnsten und unbeirrbarsten Glückspropheten und Pioniere in verschiedenartigstem Philosophenmantel, welche die genießende Menschheit über alles Störende, über Ewigkeit, Gewissen, Verantwortung, Gericht und Hölle hinwegtäuschen mußten, wollten und konnten, eines vermochten sie nicht hinwegzudisputieren: den Schmerz und den Tod; die waren und sind zu fühlbar; auch dem konsequenten Materialisten. Aber jene blieben immerhin ritterlich. Sie ließen ihre Klienten auch jetzt nicht im Stich. Sie suchten ein Kräutlein zwar nicht gegen den Tod, aber gegen die herben Schauer von Tod und Leid; sie suchten diesen den bittern Stachel zu nehmen. Materielle Kultur, Krematorium, Waldfriedhöfe und philosophische Medizinen: „Ewiger Bund" (Sonntagsfeiern) usw. wurden zu Hilfe gerufen.

Einen ähnlichen Zweck, „Trost und Antwort auf die großen Fragen nach dem Sinne des Lebens, Ewigkeit und Unsterblichkeit zu geben" (Vorwort), verfolgt eine im Krieg erschienene Broschüre des Monisten Ernst Häckel: „Ewigkeit, Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre."

Man konnte immerhin gespannt sein auf den Inhalt einer Schrift, wo der greise Verfasser unter dem Eindruck einer unerhörten, erschütternden Weltkatastrophe das Gebiet seiner Fachwissenschaft der Biologie und der exakten Forschung verläßt und religiöse, philosophische Betrachtungen über Krieg, Leben, Tod und Ewigkeit anstellt.

Diese Spannung aber weicht alsbald ernüchternder Enttäuschung. Hier handelt es sich lediglich um einen Auszug, eine verdünnte, „religiös" verbrämte Neuauflage der „Welträtsel", dieses Evangeliums monistischer Philosophie. Kapitel über Einheit des Weltalls, der Materie; Weltgesetz und Zufall; Freitod; Allgott und Schulgott; deutsches Christentum; monistische Sittenlehre; Entwicklungslehre; Urkunden der Offenbarung. Nur mit dem Unterschied: diesmal alles betrachtet und vertieft im Licht des Weltkriegs.

Dadurch verliert das Buch die harmlose Farbe einer gelehrten Studie für Gelehrte. Es wendet sich an die breite Oeffentlichkeit, und zwar zu einer Stunde, wo diese unter dem Gewicht der Erlebnisse viel sehnsüchtiger Ausschau hält nach Lösung der unsterblichen Diesseits- und Jenseitsrätsel, nach seelischer Beruhigung, Klärung und Festigung, und viel gieriger als sonst nach allem greift, was diesen Bedürfnissen nur halbwegs entgegenkommt. Mit diesem hochgespannten Bedürfnis der Leser wächst aber auch die Größe des Segens oder Fluches, der von einem solchen Buch ausgeht und damit die schwere Verantwortung des Verfassers am einzelnen Menschen, an der Familie, am Vaterland, dessen Heil oder Untergang nicht in letzter Linie auf die moralische Verfassung seiner Söhne und Töchter gestellt ist.

Leit- und Grundgedanke ist das Motiv: Ewigkeit und Krieg. Welchen Inhalt birgt das Wort Ewigkeit in der Feder Häckels? Keinen! Wir erleben wieder das seit den letzten Jahrzehnten viel praktizierte Verfahren, die alten Formen und Formeln Gott, Ewigkeit, Religion, Seele, Schuld, Sühne beizubehalten, aber

sie mit neuem Inhalt unvermerkt zu füllen. Ein großer Prozentsatz der Hörer und Leser merkt nicht, was sie in Wirklichkeit getrost nach Hause tragen: ausgepreßte Zitronenschalen, die man am vernünftigsten und ehrlichsten wegwirft und nicht als volle Früchte gibt und nimmt. *Ewigkeit* bei Häckel? Eine ganze Spalte im Inhaltsverzeichnis. Ewigkeit der Materie, der Energie, des Psychoms, des Geistes, der Menschenseele. Also aufgeschlagen Ewigkeit der Menschenseele! Seite 18. „Die immaterielle Seele bleibt immer nur eine Funktion des materiellen Hirns". „Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben, dieser mystische Glaubensartikel. . . ." „Ich habe dieses weitverbreitete oft als höchstes Gut des Christentums betrachtete Dogma vom „Athanatismus" in den „Welträtseln" kritisch beleuchtet und als die unzerstörbare Zitadelle des Aberglaubens bezeichnet . . . Es gehört dem uferlosen Gebiet der religiösen Dichtung an." Faktisch ist der langen Rede (S. 12—23) kurzer Sinn der: es gibt weder Ewigkeit noch Unsterblichkeit. — Denn die Ewigkeit der „Weltseele" ist und bleibt Vernichtung, Ende des Individuums; und nur *individuelle* Unsterblichkeit interessiert den denkenden, fühlenden Menschen im Schützengraben und daheim. Alles andere bedeutet ein unverantwortliches Spiel mit Worten. Die Tatsachen des unveränderlichen Selbstbewußtseins, der wunderbaren Fähigkeiten der geistigen Menschenseele: Denken, Wollen, Intuition, Gedankenübertragung, die im Leben in Verbindung mit der hemmenden Gehirntätigkeit nie ihre volle Betätigung und Erfüllung finden können, bleiben dabei ein Wald von Fragezeichen. *Der Monismus streut sich und den Lesern Sand in die Augen*, daß er ihn nicht sieht. *Er unterschlägt diese Schwierigkeiten*. Er hat sich „seit einem halben Jahrhundert daran gewöhnt, alle Erscheinungen nach dem Maßstab der Entwicklungslehre zu betrachten" (Vorwort). „Die Frage aller Fragen, das Kardinalproblem, die Primaten- (Affen) Abstammung des Menschen ist definitiv gelöst." Wohlgemerkt im Buch über Ewigkeit und Weltkriegsgedanken! *Ein Schulbeispiel von Voraussetzung und Vorurteil*. Ein furchtbarer Fluch des unglücklichen Prinzips: Ignorierung aller seelischen, nicht sichtbaren, meß- und wägbaren Erscheinungen, der Wünsche und Bedürfnisse des Menschengeistes, Monarchie der Materie, Monopol der fünf Sinne auf Forschung und Erkenntnis, Diktatur der Naturwissenschaft, des „Einmaleins, Hebels und Hammers".

Nach dem Gesagten kann uns in den übrigen Kapiteln schließlich nichts mehr überraschen, abgesehen von mehreren entwürdigenden Lästerungen Gottes und der Mutter Gottes.[1] Im Kapitel „Weltkrieg und Vorsehung" will der Verfasser dem *Vorsehungsglauben*, diesem stärksten Anker für die blutende Menschheit, wieder einmal den Todesstoß versetzen; und zwar mit dem Dilemma: entweder Vorsehung oder blinder Zufall. Wenn ersteres, dann muß „ein liebender Allvater" alles Leid und Weh „vom einzelnen Menschen wie von jedem anderen Wirbeltier" abhalten. Das ist nicht der Fall; vergleiche die Greuel des Krieges. Schluß: Nieder mit der Vorsehung, es lebe der Zufall! Häckel beweist hier nur, daß jemand ein großer Biologe sein kann, aber vom Inhalt des religiösen Vorsehungsglaubens keine blasse Ahnung hat, daß ein Gelehrter mit dem Mikroskop in der Hand tief in die Welt der Plasmakugeln, Zellen und Bakterien hinunterzusteigen vermag und dabei den Blick *über* ein einziges aus Zellen zusammengesetztes Tier und *über* die Welt verliert. Er vergißt, daß das gleiche Denkgesetz, das Kausalitätsprinzip, das ihn Seite 72 von den vererbten Eigenschaften der Kinder auf die Uebertragung durch die zwei Stammzellen führt, andere denkenden Menschen von der wunderbaren Gesetzmäßigkeit, von den latenten Kräften dieser gleichen Zellen auf einen Schöpfer und Lenker des Menschen und der Menschheitsgeschichte bringt. *Es fehlt der Weitblick für Tatsachen*, für die Gedankenwelt eines leidenden, eines sterbenden Menschen. Es ist ein Riesenunterschied, vor einer Leiche oder vor einem Sterbebett zu stehen! Es fehlt der Weitblick dafür, daß kein einziges Menschenschicksal beim Tode befriedigend oder gar restlos verstanden werden kann, daß ein einziger Tropfen Blutes über das Heldengrab hinüberdeutet. Warum schrieb Häckel kein Kapitel über *Weltkrieg und Verantwortung*? Das hätte im Zusammenhang unendlich mehr interessiert als die öden Abhandlungen über Moneren und Menschenaffen und Affenmenschen. Weil seine Herrenmoral weder das „Opfer" noch die „Verantwortung" kennt, weil seine Lebensauffassung jeder sittlichen Erhebung entbehrt (Seite 37), weil die Begriffe Schuld, Strafe, Ehrlosigkeit, die noch gebraucht werden, anderen Weltanschauungen entlehnt sind, im Monismus aber Fremdkörper bleiben müssen.

Häckel hätte viel sachgemäßer über das Thema Weltkrieg und Ewigkeit schreiben können, wenn er nicht wieder mit dem berühmten und berüchtigten „Urschleim" begonnen, d. h. seine ganze Entwicklungsgeschichte aufgerollt hätte. Der Ausgangspunkt vom Leben, vom Sinn und Zweck des Lebens hätte ihn in die Sache geführt. Er spricht wirklich einmal davon: „Der wahre Sinn des Lebens liegt in der richtigen Anwendung der praktischen Vernunft auf dasselbe." Dieses Moralprinzip führt entweder zum Epikureismus oder zur Verzweiflung. Wer möchte es aussprechen auf die Gefahr hin, ein Kriegsinvalide mit abgeschossenen Füßen könnte es hören, den eben eine barmherzige Schwester unten im Krankenstuhl vorbeifährt? Der Satz ist geschrieben in geheizter, bequem ausgestatteter Gelehrtenstube, fern vom rauhen Leben, vom Schuß, von den Hütten der Armen, von den Krankenhäusern, von den Palästen, in welche die blutige Hand des Krieges schrecklich gegriffen hat.

Was käme heraus, wenn die Menschheit *folgte* und die praktische Vernunft auf das Leben anwendete, auf das Leben der Sorge, der Todesangst, des Hungers, der Verluste an Gut und Blut, der Einzel- und der Staatsbankerotte? 80 Prozent Selbstmord! Es gibt auch nichts Vernünftigeres als ein Leben wegzuwerfen, das in der Gegenwart nichts bietet und für die Zukunft nichts verspricht. Häckel ist sich über diese Folgen nicht im Unklaren, drum hält er eine Verteidigungsrede auf die „Selbsterlösung", auf den „Freitod", der immer eine „Heldentat bedeutet, wenn er im Interesse anderer oder der Gesellschaft geschieht". Häckel kennt nicht die Logik der vom Ewigkeitsglauben „befreiten" Menschenseele, sonst müßte er sehen, daß *bei ihr sich das Verantwortlichkeitsgefühl verflüchtigt*, daß *die Grenzen zwischen Egoismus und Altruismus sich völlig verwischen*, daß dann die Begriffe Ehre, Ritterlichkeit, Vaterlandsliebe, guter Name zu inhaltslos sind, um nur die Strapazen eines einzigen Sturmangriffes aufzunehmen. Anwendung der praktischen Vernunft aufs Leben bei einem mit solchen Ideen ausgerüsteten Rekruten ist der Selbstmord am Tage vor der Schlacht, oder wenn er's in seiner Philosophie schon besonders weit brachte, am Abend vor dem Abschied von den Seinen.

Eine solche Welt- und Lebensauffassung hätte die Belastungsprobe des gegenwärtigen Weltkrieges nicht überstanden, weder militärisch, noch wirtschaftlich, noch caritativ! Man muß sich wirklich fragen, was helfen die Aufrufe von Kaisern, Königen, Aufrufe des Papstes, der kirchlichen und weltlichen Behörden zum Durchhalten, zu Opfern an Gut und Blut, wenn in Wort und Schrift dem Opfer jeder Wert, dem Heldentum die innere, sittliche, verdienstliche Größe, dem Leben und Tod der rechte Sinn, dem großen, breiten, mit den Nöten des Krieges vor allem ringenden Volk das für die Dauer allein werbekräftige Kleinod des Ewigkeits- und Volksglaubens gefährdet und genommen wird? Jenes Glaubens, den nicht eine Utilitätsreligion geboren hat, sondern dem Menschen wesentlich innewohnende Wünsche, Bedürfnisse und Potenzen. Wenn diese „Ewigkeitsgedanken" bisher nach außen ihren destruktiven Charakter, der geradezu katastrophal werden könnte, nicht gezeigt haben, so verdanken wir dies dem glücklichen Umstand, daß „der Prozentsatz der monistischen Dissidenten verhältnismäßig gering ist und größtenteils den höheren, feiner gebildeten Kreisen angehört" (Seite 53) und daß Leute dieser Gesellschaftsklassen die praktische Vernunft leichter auf das Leben d. h. auf materielle Kultur, Wohlstand, Geld, Vergnügen anwenden können. Systeme beurteilt man aber nicht nach ihren augenblicklichen, ungewollten geringen Erfolgen, sondern *nach ihren Grundsätzen und Tendenzen* und ihrer späteren Auswirkung.

Mit einem Wort, Häckel hat in seinen „Ewigkeitsgedanken" das Geheimnis des Todes ebensowenig gelöst als in den „Welträtseln" das Geheimnis des Lebens. Mit seinen nie bewiesenen, aber zu dutzendmalen widerlegten monistischen Dogmen und mehreren buchstäblich blasphemischen Witzen ging er über eine Frage hinweg, die jeden andern denkenden und fühlenden

[1]) Von den mehrfachen Aeußerungen dieser Sorte sei zunächst nur eine (Seite 71) aufgeführt: „Der Instinkt der Mutterliebe, die mit Recht als eine der wertvollsten Familienbeziehungen gefeiert wird, und deren edelste Form im Bilde der Madonna mit dem Christuskinde Millionen von schönen Kunstwerken hervorgerufen hat, ist bei den Affen bekanntlich nicht weniger entwickelt wie bei den Menschen'; die besondere Anlage und Entwicklung der milchliefernden Brustdrüsen und ihrer Saugwarzen ist beim Menschen genau dieselbe wie beim Affen." Betont sei noch, daß Häckel die gleiche Geschmacklosigkeit unter dem Hinweis auf die Muttergottes noch viel *roher* ausdrückt in den Welträtseln, die als Volksausgabe in einer Auflage von 310 Tausend im Volk verbreitet sind.

Menschen mit tiefstem Ernst und natürlichem Grauen erfüllt, von der ein Professor in Göttingen sagte: Wenn ich in Berlin jemand wüßte, der mir restlos das Geheimnis des Todes erklären könnte, auf den Knien wollte ich bis dorthin rutschen.

Daß Naturwissenschaft und Ewigkeitsglaube keine heterogenen, einander ausschließenden Begriffe sind, daß gerade tiefe, objektive, vorurteilslose Betrachtung der physischen und psychischen Gesetze und Erscheinungen mit zwingender Kraft zur Unsterblichkeit der Menschenseele führen kann und führen muß, beweist eine Schrift des bedeutenden protestantischen Naturforschers und Professors Dennert.[2] Nach eingehenden, mit Tatsachen und Belegen beleuchteten Untersuchungen über die Eigenschaften und Fähigkeiten des menschlichen Geistes kommt er vom rein naturwissenschaftlich-philosophischen Standpunkt zu dem unwiderleglichen Schluß: „Ein selbständiges Fortbestehen des Geistes nach dem Tode außerhalb des Körpers wird von den uns vorliegenden Tatsachen des Geistes- und Naturlebens gefordert." Womit der Naturwissenschaftler Häckel von dem eigenen Fachgenossen abgetan ist.

Häckel hat überhaupt sehr wenige Welträtsel gelöst, aber der Menschheit ein neues, sehr schweres aufgegeben: wie nämlich ein Forscher den tausendfachen Gegenbeweisen von Fachgelehrten dauernd, ein achtzigjähriges Leben lang, das Ohr verschließen kann und will.

[2]) Prof. Dr. Dennert: Gibt es ein Leben nach dem Tode? Beantwortet vom naturwissenschaftl.-philosophischen Standpunkt. Naturwissenschaftlicher Verlag. Godesberg bei Bonn 1915.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Fortgang der örtlichen Kampfhandlungen.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

18. Mai. Rege Erkundungstätigkeit führte namentlich in der Gegend von Lassigny zu heftigen Nahkämpfen.

19. Mai. Westlich von Hulluch griff der Engländer mit mehreren Kompagnien an. Unter schweren Verlusten wurde er zurückgeschlagen.

20. Mai. Im Kemmelgebiet haben sich heute früh heftige Artilleriekämpfe entwickelt. Auf dem Südufer der Ancre griff der Engländer am frühen Morgen mit starken Kräften an. In Ville-sur Ancre drang er ein. Versuche des Feindes, im Ancretal weiter vorzudringen, scheiterten. Mehrfacher, gegen Morlancourt gerichteter Ansturm brach vor dem Dorfe blutig zusammen. In letzter Nacht wurden London, Dover und andere englische Küstenorte erfolgreich mit Bomben angegriffen.

21. Mai. Der Kemmel war gestern wiederum das Ziel starker feindlicher Angriffe. Sie sind blutig gescheitert. Die Verteidiger des Kemmelberges haben einen vollen Erfolg errungen. An der Front von Voormezeele bis westlich von Dranoutre leitete stärkster Feuerkampf die Infanterieangriffe ein. Ihr Hauptstoß war gegen den Kemmelberg und seine westlichen Hänge gerichtet. In mehreren Wellen brachen die vorn eingesetzten französischen Truppen vor. Infanteristische und artilleristische Feuerkraft brachte ihren Ansturm zum Scheitern und zwang sie unter schwersten Verlusten zur Umkehr. Oertliche Einbrüche des Feindes in unsere Trichterzone wurden durch Gegenstöße wieder hergestellt. Oestlich von Loker ist noch ein Franzosennest zurückgeblieben. Englische Divisionen standen nach Gefangenenaussagen in dritter Linie bereit. Da den Franzosen jeder Erfolg versagt blieb, kamen sie nicht mehr zum Einsatz. Am Abend und während der Nacht nahm der Artilleriekampf mehrfach größte Heftigkeit an. Erneute feindliche Angriffe am Abend aus Loker heraus und nächtliche Teilvorstöße nordöstlich von Loker wurden abgewiesen.

In den letzten drei Tagen wurden 59 feindliche Flugzeuge und drei Fesselballone zum Absturz gebracht. Leutnant Löwenhardt errang seinen 24., Vizefeldwebel Runey seinen 20. und 21. Luftsieg.

22. Mai. Im Kemmelgebiet hielt lebhafte Feuertätigkeit an. Nördlich vom Dorf Kemmel und südlich von Loker scheiterten am Abend starke feindliche Teilangriffe. Beiderseits der Lys und am La Bassée-Kanal lag unser rückwärtiges Gelände wiederum unter starkem Feuer. Auch zwischen Arras und Albert war die feindliche Artillerie am Abend sehr rege.

Eines unserer Bombengeschwader vernichtete in der Nacht vom 20. zum 21. Mai die ausgedehnten französischen Munitionslager bei Blargies.

Leutnant Wenkhoff errang seinen 27., Leutnant Puetter seinen 23. und 24. Luftsieg.

23. Mai. Im Kemmelgebiet hielt gesteigerte Feuertätigkeit an. Während der Nacht lebhafte Tätigkeit der Franzosen auf dem Westufer der Avre. Auf dem Kampffelde an der Lys wurden gestern unter anderen drei amerikanische Flugzeuge abgeschossen. Die in letzter Zeit sich mehrenden feindlichen Fliegerangriffe gegen belgisches Gebiet haben der Zivilbevölkerung schweren Schaden und Verluste zugefügt. Militärische Schäden entstanden nicht. Durch erfolgreichen Bombenabwurf wurden große Munitionslager des Feindes nordwestlich von Abbéville vernichtet. Paris wurde mit Bomben beworfen.

24. Mai. Im Kemmelgebiet, beiderseits der Lys, an der Scarpe, südlich von der Somme, sowie zwischen Moreuil und Montdidier lebte die Artillerietätigkeit am Abend auf und war auch während der Nacht lebhaft.

25. Mai. Die Kampftätigkeit der Artillerien blieb tagsüber bei Sturm und Regen in mäßigen Grenzen. In Verbindung mit nächtlichen Teilangriffen des Feindes nordwestlich vom Kemmel, nördlich und und westlich von Albert nahm sie vorübergehend große Stärke an. Die feindlichen Angriffe brachen überall verlustreich zusammen. Bei Hamel warfen wir den Feind im Gegenstoß zurück. Im übrigen wurden seine Sturmtrupps schon vor unseren Linien zusammengeschossen. Die Besatzung eines Beobachterflugzeuges, Leutnant Eisenmenger und Vizefeldwebel Gund, hat am 23. Mai aus einer Kette von 6 englischen Kampfeinsitzern 4 Flugzeuge abgeschossen.

Luftangriffe auf Köln und Landau.

Am 19. Mai wurden von sechs feindlichen Fliegern 23 Bomben auf Köln abgeworfen. Es waren durchweg solche von geringer Durchschlagskraft, aber desto größerer Splitterwirkung. Der Gebäude- und Sachschaden ist unerheblich, dagegen sind 25 Tote und 47 Verletzte zu beklagen. — Am 20. Mai wurde die offene Stadt Landau in der Pfalz von feindlichen Fliegern mit mehreren Bomben beworfen, die zwei Frauen und ein Kind töteten und einigen Häuserschaden anrichteten.

Großer Luftangriff auf London.

In der Nacht vom 19. zum 20. Mai griffen starke deutsche Bombengeschwader wiederum London an. Die Unternehmung gestaltete sich durch die große Anzahl von Flugzeugen, die London erreichten und die Menge der auf die Mitte der Stadt abgeworfenen Bomben zum größten aller bisher durchgeführten Angriffe auf London. Einwandfrei wurde die starke Wirkung unserer Bomben in der City zwischen der Admiralität und den Westindiendocks beobachtet. Vier große Brände brachen in der inneren Stadt aus. Mit demselben guten Erfolge griffen andere Bombenflugzeuge Dover, Chelmsford, Chatam und Southend an.

Der Luftkampf im April.

Im April beträgt der Verlust der feindlichen Luftstreitkräfte an den deutschen Fronten 15 Fesselballone und 271 Flugzeuge, von denen 122 hinter unseren Linien, die übrigen jenseits der gegnerischen Stellungen erkennbar abgestürzt sind. Wir haben im Kampf 123 Flugzeuge und 14 Fesselballone verloren.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Die U-Boot-Beute im April.

Im Monat April wurden insgesamt 652000 Brutto-Registertonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet; der ihnen zur Verfügung stehende Welt-Handelsschiffsraum ist somit allein durch kriegerische Maßnahmen seit Kriegsbeginn um rund 17116000 Brutto-Registertonnen verringert.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

24. Mai. Gestern griffen die Italiener unsere Stellungen auf der Zugna Torta und im Etschtal nach starkem, weitgreifendem Geschützfeuer zu wiederholten Malen an. — Die beiden ersten Angriffe brachen schon in dem trefflich wirkenden Feuer unserer Batterien blutig zusammen. Die Angreifer fluteten in ihre Graben zurück. Beim dritten Ansturm kamen die Italiener knapp an unsere Stellungen. Kaiserschützen vom 3. Regiment sprangen aus ihren Deckungen und warfen sich dem Feinde mit gewohnter Tapferkeit entgegen. Der Angriff endete mit einem vollen Sieg der Unsrigen. Der Angreifer wurde überall zurückgeworfen, ein letztes Italienernest noch in der Nacht gesäubert. Zu gleichem Ergebnis führten drei Vorstöße, die der Feind gegen unsere Stellungen auf dem Monte Asolone versuchte. Auch hier wurde er jedesmal abgeschlagen.

Verschiedene Nachrichten.

Ehrung deutscher Heerführer. Um die Taten der Heerführer, die sich in diesem Kriege bei der Verteidigung und Sicherung der deutschen Ostgrenze besondere Verdienste erwarben, späteren Geschlechtern in dauernder Erinnerung zu erhalten, hat der Kaiser angeordnet, daß jedem der acht Wehrtürme des an dem alten deutschen Ordensschlosse Marienburg zu errichtenden Plauenschen Bollwerks der Name eines dieser Generale gegeben wird und zwar: v. Mackensen, v. Eichhorn, v. Woyrsch, Ludendorff, v. Gallwitz, v. Scholtz, v. François und v. Below (Otto).

Auszeichnung. Sr. Kgl. Hoheit dem Generalmajor Prinzen Franz von Bayern wurde am 15. Mai der Orden Pour le mérite verliehen

E. M. Hamanns Literaturgeschichte in neuer Auflage.[1])

Die Brauchbarkeit dieses Leitfadens deutscher Literaturgeschichte ergibt sich nicht bloß aus der hohen Auflagenziffer, sondern auch aus seinem inneren Werte. Es ist in der Tat ein gutes Buch, das seinem Zweck vorzüglich gerecht wird. Ein Buch, das dem Unterrichte zugrunde gelegt werden soll, oder das dem Autodidakten die geschichtliche Entwicklung unseres Schrifttums verständlich zu machen sucht, darf sich nicht damit begnügen, — was ja für einen den Stoff beherrschenden Verfasser lohnender und verlockender ist — in fortlaufender, von geistreichen Kombinationen durchwebter Darstellung den Entwicklungsgang der Literatur zu zeichnen, sondern der Verfasser muß in Hinsicht auf den pädagogischen Zweck nach methodischen Gesichtspunkten vorgehen, sichten, einteilen und dadurch der Fassungs- und Gedächtniskraft des Schülers in weitestem Maße entgegenkommen. Das ist in diesem Buche erreicht, und noch mehr: die lehrhafte Nüchternheit, der trockene Schematismus ist durchaus vermieden, das Buch ist reich an Anregungen, appelliert stets an die geistige Selbsttätigkeit des Lesers. Ich muß gestehen, daß mir von den mancherlei ähnlichen Leitfäden, die ich für den literaturgeschichtlichen Unterricht ausprobierte, der vorliegende die praktischen Anforderungen am besten zu erfüllen scheint.[2]) Er hält die gute Mitte zwischen breiteren Darstellungen und den zu bloßen Nomenclaturen gewordenen Büchern dieser Art. In ihrem Urteil über die hervorragenden Dichter — und auf diese wird der verständige Lehrer das Hauptgewicht legen — zeigt die Verfasserin bei aller Wahrung ihres aus der christlich katholischen Weltanschauung sich ergebenden Standpunktes, ein unbefangenes Urteil. Was sie z. B. über Goethe sagt, ist vorbildlich. Auch die neueste Literatur, bis auf die noch nicht berührte Erscheinung des „Expressionismus“, ist dem Umfang des Buches entsprechend, hinreichend charakterisiert.

Dr. Luzian Pfleger, Straßburg.

[1]) **Abriß der Geschichte der deutschen Literatur.** Zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung hergestellt von **E. M. Hamann.** Siebte, gründlich neubearbeitete Auflage (27.—30. Tausend). gr. 8⁰ (VIII u. 328 S.) Freiburg 1918, Herdersche Verlagshandlung. M 4.—; geb in Halbleinwand M 4.80.

[2]) Anm. d. Red. Um so unverständlicher ist, daß der Abriß in Bayern als Schulbuch bisher immer noch nicht freigegeben und von der „Schulliste“ ausgeschlossen ist. Schon im Jahre 1911 beim Erscheinen der sechsten Auflage (die vorliegende siebente Auflage ist durch den Krieg verzögert worden) rügte der Herausgeber der „Allg. Rundschau“ (1911 Nr. 33) diesen Ausschluß als einen Skandal. Man sollte meinen, daß inzwischen auch in Bayern die Objektivität derartige Fortschritte gemacht hätte, daß man dem Buch einer Verfasserin, die seit langen Jahren in Bayern ansässig ist, dieselbe gerechte Würdigung und Beachtung zuteil werden läßt, die es in anderen Bundesstaaten längst genießt.

Vom Büchertisch.

Die Standarte. Ein Almanach. Herausgegeben von Hanns Heinrich Bormann. Saarlouis, Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H. 8⁰, 295 S., geb. 2.50 M. — Der Umstand, daß ich selbst mit ein paar Sätzen (über „Kritik“) in diesem Sammelwerke vertreten bin, konnte mich kaum abhalten, die Bitte der Redaktion um Anzeige des Buches zu erfüllen. Der Band ist gedacht als Widmungsgeschenk für einen verdienten Förderer der katholischen deutschen Dichtung: Johannes Mumbauer, zu dessen 50. Geburtstage. Heinrich Zerkaulen setzte seiner einleitenden biographischen Skizze über den Gefeierten das Motto voraus: „Das war mein Traum, daß sich die Jugend zu mir stellte“. Viel Jugend findet sich denn auch unter den gegen 40 Autoren, aber nicht sie ausschließlich. Interessant erfreulich war mir die Anteil- und dadurch Stellungnahme Nanny Lambrechts und Ilse Frankes. Unter den zahlreichen Beiträgen finden sich nur drei von nicht selbstschöpferisch dichterischer Art, darunter zwei längere Studien: Karl Muths „Herder“ und Hermann Bahrs „Max Scheler“. — Man zerpflückt nicht einen als sinnige Weihegabe gedachten Blütenstrauß; eben deshalb übe ich hier keine Einzelkritik. Das fesselnd eingeordnete Ganze bedeutet für mich einen entschieden künstlerischen Wert, zugleich eine Verheißung, nicht aber durchweg eine „Erfüllung“, wie das auch Zerkaulen vorsichtig-klug unterstreicht. Diejenigen unter den Beiträgern, die sich nur einmal, aber zumeist ausführlich äußern, sind: Bahr, Federer, Feiten, Hamann, Handel-Mazzetti, Herwig, Kiesgen, Lambrecht, T. Lindner, H. Mohr, Muth, J. v. Stach, Wiemann, Wieprecht. Die übrigen, die wiederholt, nicht selten mehrfach, zumeist in beidem: Erzählung und Lyrik hervortreten, sind: P. Bauer, Berlenbach †, Bormann, Dörfler, M. Fischer, Franke, Fridol. Hofer, Marg. Hiemenz, If. Kaiser, Hedw. Kiesekam, Lersch, Knies, Ferd. Mayer, K. Salm, Schaukal, Schrönghamer-Heimdal, H. Steiger, H. Sturm, Maria Weinand, Konr. Weiß, Zerkaulen. Wir sehen: viele, aber nicht sämtliche „gute“ Namen; vielleicht, daß eine Neuauflage da weiter ausbaut. Das Buch entstand ja überhaupt unter hemmenden Kriegsnöten. Erfreulicherweise zeigt es das weit weniger inhaltlich als äußerlich: Einige sinnstörende Druckfehler sind stehen geblieben; der Einband, zumal dessen — allerdings charakteristische — „hypermoderne“ Titel und nachfolgende Porträtzeichnung lassen sich weit ansprechender denken; auch ist das Inhaltsverzeichnis irgendwo hängen geblieben. Alles in allem aber: Respekt! Hier wird etwas geboten, das als Ganzes auch den berechtigterweise Anspruchsvollen und Verwöhnten befriedigen, in vielem einzelnen erfreuen kann — etwas, das als Stufe zu einem literarischen Zukunftsbau betrachtet werden dürfte. Also schenke man ihm die Beachtung, die es tatsächlich verdient.

E. M. Hamann.

Ein Prachtwerk ersten Ranges ist der mächtige Band **Im Zauber des Hochgebirges.** Alpine Stimmungsbilder. Von Otto Hartmann (Otto von Tegernsee), welcher bei seinem ersten Erscheinen (1913) eine so günstige wohlverdiente Aufnahme fand, daß schon nach wenigen Monaten eine zweite und dritte Auflage in Angriff genommen werden konnte. Ausgegeben aber wurde sie wegen des Krieges nur zum Teil und die Hauptauflage erst in den folgenden Jahren fertiggestellt. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 982 S. Lex. 8. Mit 884 Abbildungen, Tafeln und Karten. 22 M, geb. 26 M.) Es ist eine gründlich „verbesserte und vermehrte“ Bearbeitung, Umfang und Illustrationen auf das Doppelte gewachsen, ganze Kapitel sind neu hinzugekommen, andere sehr stark erweitert, der Bilderschmuck namentlich durch ausgezeichnete Farbenbilder nach Aquarellen von Karl Frank vermehrt. Wie schon vor vier Jahren wird dieses Buch erst recht in seiner neuen Gestalt das Entzücken aller Alpenfreunde sein.

Dr. Cardauns.

Censurae latae sententiae codicis juris canonici Confessariorum usui adaptatae a Dr. P. Hieronymo Aebischer O. S. B. 8×12 cm 40 S. 35 Pfg. Einsiedeln, Benziger 1918: Dieses Schriftchen bietet eine übersichtliche, kurzgefaßte Zusammenstellung der kirchlichen censurae latae sententiae in der nach der Neuausgabe des codex juris canonici geltenden Form. Es sind auch die allgemeinen Grundsätze dabei knapp behandelt, wann eine Zensur zutrifft, wer die Lossprechung zu erteilen hat und wie dies geschehen muß. Für die Verwaltung des Bußsakramentes wird dieses Werkchen wegen seiner verlässigen bündigen Klarstellung dieses Gebietes willkommen sein.

O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Von Wilhelm v. Scholz, dessen Mirakelspiel „Herzwunder“ jüngst in den Kammerspielen zu fesseln wußte, haben wir einst im Hoftheater das Drama „Meroë“ gesehen, auch seine Komödie „Vertauschte Seelen“ ist uns (durch das Schauspielhaus) bekannt geworden. Früher als diese Werke schrieb Scholz das Trauerspiel: „Der Jude von Konstanz“, das nun im Residenztheater mit Steinrück in der Titelrolle starken Eindruck machte. Ich kann nicht sagen, daß mich dies Werk in allen Szenen zu restlosem seelischem Miterleben gezwungen, aber immerhin hatte ich das Gefühl, daß ein Dichter zu uns sprach, und das ist nicht wenig. Machen sich doch so viel herzlose Macher und wirre Draufgänger auf unseren Brettern breit. Das Drama spielt während der Judenverfolgungen im 14. Jahrhundert. In dem Stoffe liegt die Gefahr, daß die Handlung zu einer billigen Apologie der Unterdrückten werde. Scholz suchte die Tragik dessen zu bilden, der zwischen beiden Lagern steht. Nasson, ein jüdischer Arzt, hat sich taufen lassen. Heimat und freies Wirken will er dadurch erwerben, er, der innerlich losgelöst von den auf Handel konzentrierten Lebensinteressen seines Stammes. Mit dem Christentum verbindet ihn seine als Arzt oft betätigte Menschenliebe kaum mehr. Der Dichter hat den Umstand mehr verdeckt, als hervorgehoben, daß Nassons Christwerdung doch um Vorteile willen, wenn auch nicht plump materieller, erfolgte. Die Juden verfluchen den Abtrünnigen, die Christen mißtrauen dem Getauften, der nicht ganz alle Fäden, die ihn mit dem verachteten Volke verbanden, zu zerreißen vermag. Um das Glück des gewonnenen heimatlichen Hauses und Herdes zu vollenden, bedarf er Bellets. Die schöne Jüdin liebt auch ihn, aber ihr Vater und ihr eigenes Gefühl widerstreben dem Glaubenswechsel, wenn auch die jüdischen Lehren für ihr Empfinden nur noch schöne Märchen sind. Auch Nasson selbst zögert, die Geliebte zur Taufe zu überreden, weil sie dem Flammentod verfällt, wenn ihr Herz sie einmal zu dem Glauben ihrer Väter zurückziehe. Als alle Bedenken überwunden, ist es durch den Lauf der Ereignisse zu spät. Es sind schlechte Zeiten. Die Bevölkerung gibt an dem kargen Verdienst den Juden Schuld. Die Erregung wächst, sie kann jeden Augenblick zu lodernder Flamme werden. Nasson, dessen ärztliche Kunst den totkranken Bischof gerettet, weiß diesen zu besonderen Maßregeln zum Schutze der Juden zu bestimmen. Das fördert das Mißtrauen der Christen gegen Nasson, und als ein junger Jude einen Christen, der Bellet auf der Straße belästigt, niedersticht, ist die Wut des Volkes entfesselt. Nasson eilt im alten Judenkleide verborgen, um die Juden zur Flucht zu veranlassen. Es ist zu spät; es kommt zu Straßenkämpfen. Nasson sucht die Braut, die ins Judenviertel gekommen, um vor ihrer Taufe von den Eltern Abschied zu nehmen. Fanatischer jüdischer Haß tötet Bellet, die Abtrünnige, entlarvt Nasson als Scheinchristen. Der durch den Tod der Geliebten Verzweifelte bekennt sich als solchen. Bürgerliches Gericht hat Nasson und die Juden zum Tode verurteilt. Der Bischof, kaum genesen, eilt herbei, um Nasson zu retten, der seiner geistlichen Judikatur unterstünde. Doch Nasson wählt den Flammentod, nachdem es ihm gelungen ist, die Stammesgenossen zu retten. Ich muß gestehen, daß mir diese Schlußszene trotz Steinrücks meisterlichen Spiels nur einen theatralischen Eindruck gemacht hat. Bei allen hohen Worten ist Nassons Flammentod nichts anderes, als ein Selbstmord und der Bischof, der hier das Christentum repräsentativ (als Gegensatz zu dem fanatischen Juden, der Nasson verflucht hat), vertreten mußte, ist doch nicht viel mehr, als ein wohlwollender, alter Herr. Das Stück ist gut gebaut; wie die Ereignisse fortschreiten, kleine Vorkommnisse die Flammen schüren, wirkt durchaus überzeugend. Zufälle treiben zur Katastrophe, ihr tragischer Anlaß jedoch ist Nassons schwankende Stellung zwischen den Rassen. Steinrück gab ihn, ohne übermäßige Betonung des Semitischen mit viel feingesehenen Einzelzügen, klug und überlegen, leidenschaftlich und

weich. Frl. Bierkowski traf wohl den Charakter der Bellet richtig, blieb aber etwas zu unscheinbar für die Rolle. Jacobi, Lützenkirchen, Graumann seien noch aus dem langen Personenverzeichnis, in dem einige Schauspielernamen doppelt wiederkehrten, genannt. Basils Spielleitung bot in den häuslichen Szenen Bilder von stimmungsvoller Abtönung. Die Hochspannung der Erregung und der Ausbruch des Straßenkampfes fanden sinnvolle Ausdeutung, ohne daß gerade sich eine funkensprühende Leidenschaft fühlbar gemacht hätte. Der Dichter und der Darsteller des „Juden" wurden besonders in der zweiten Hälfte des Trauerspieles stürmisch gerufen.

Neues Theater. „Der ideale Gatte" gehört zu jenen Komödien, die für Oskar Wilde mehr Arbeit für Bühnenbedarf, als dichterische Angelegenheit waren. Die Form ist diejenige des französischen Konversationsstückes, die Intrige wird mit leichter Hand gesponnen, mit leichter Hand gelöst; das wertvollste liegt im Dialog, in dem Wilde der hinter korrekte Formen versteckten Verschlagenheit und Skrupellosigkeit der herrschenden Kaste Englands einen Spiegel vorhält. Der „ideale" Gatte steht in Gefahr, als ein Politiker entlarvt zu werden, der Staatsgeheimnisse zu Börsenspekulationen verriet. Die Gefahr wird abgeschlagen, man spielt dann ein wenig mit sentimentalem Verzichten, aber am Ende nimmt man praktisch seine Vorteile wahr. Gegeben wurde die Komödie mit dem feinen Stilgefühl, das Schindlers Spielleitung immer nachzurühmen ist. Marietta Ollys elegante Abenteuerin, Staufen, Schindler und Frl. Reiter trafen ungezwungen den Ton einer „Gesellschaft", die sich in der äußeren Form niemals etwas vergibt. Das Publikum unterhielt sich ausgezeichnet und dankte durch warmen Beifall.

Kammerspiele. O. Soykas Komödie „Goldzauber" hat eine nicht alltägliche Fabel. Man kann alles kaufen, auch Freundschaft, Erfolg, Ruhm. Es kommt nur darauf an, daß man den Preis bezahlen kann, meint ein junger Milliardär. So kauft er einfach die Leute, die einem armen Mädchen, das er liebt, zu Erfolg verhelfen. Sie wird als große Künstlerin gepriesen, ihre Bilder zu hohen Preisen gekauft, ihr Vater, ein altersschwacher Pianist, gelangt zu neuem Zeitungsruhm, das Mädchen ist, bis es die Wahrheit entdeckt, glücklich. Auch eine tyrannische Wohltätigkeit, die das Unglück ohne Berücksichtigung des Seelischen bekämpfen will, wird nicht ohne Laune bloßgestellt. Im ganzen ist aber Soykas Satire etwas lau. Ihr fehlt die Leidenschaft, die sich empört. Am Ende siegt denn doch das Gefühl über die Berechnung. Ziegel und Mirjam Horwitz, der Kammerspiele angenehme Gäste, führten die Neuheit zu hübschem Erfolg. Der erste hat Gelegenheit, in einigen Verkleidungen seine schauspielerische Wandlungsfähigkeit zu zeigen.

Gärtnerplatztheater. Was einem Schubert just passieret, daß er lange nach seinem Tode eine Operette schreiben und selbst darin mitspielen mußte, davon braucht ein kleinerer auch nicht verschont zu werden. Jeder weiß, welch volkstümliche Beliebtheit die „Original-Schrammel-Quartetts" sich in Wien erfreuten, also konnte man damit rechnen, daß sich aus den Motiven des schlichten Musikers schon etwas „machen" lassen könne. Freilich aus eigenem mag der ungenannte Bearbeiter schon noch einiges hinzugefügt haben, denn manchmal reckt sich das „Singspiel" zu schmelzender Opernweise. Vieles hört sich recht nett an, und wie viel man an Süßigkeit verträgt, wäre schließlich Sache des persönlichen Geschmackes, wenn die allzu verzuckerte Kunst nicht zu sentimentaler Unwahrhaftigkeit verführte. Den Text der „Wiener Kinder" haben V. Leon und H. Reichert nach einem vielgelesenen Wiener Roman nicht allzugeschickt und ein wenig gedehnt verfaßt. Die Damen Menari und Weißmann, Seibold, Graf u. a. spielen mit Lust und Hingabe. Die frischen Kinderszenen würde ich besonders loben, aber man soll das Hineinziehen der Unmündigen in das Reich der Schminke auch nicht indirekt fördern.

Verschiedenes aus aller Welt. Der Kaiser spendete für das Theater in Riga 50,000 ℳ. — Frz. Schreker, Komponist des „Fernen Klanges", hat eine neue Oper geschrieben. „Die Gezeichneten" fanden bei einer sehr guten Aufführung in Frankfurt a. M. sehr starken Beifall, die kritischen Urteile lauten verschieden. Schreker hat das expressionistische, verworrene, blutvoll phantastische Buch selbst verfaßt. Es versucht eine Dithyrambe der Lust mit der Tragödie des Krüppels zu vereinigen und es bleibt unklar, auf welcher Seite der Verfasser innerlich steht. Die musikalische Ausdruckspsychologie ist durch Schreker erweitert; in gewaltiger Steigerung des Ausdruckes weiß er durch üppige, geschickt erdachte orchestrale Farbenklänge sein erstaunliches Können zu zeigen, aber das Empfindungsmoment tritt vor der Verstandesarbeit zurück, ohne sich mit ihr zu durchdringen. — Fr. W. Kochs tragische Oper „Die Hügelmühle" fand in Charlottenburg einen starken Publikumserfolg. Der Komponist hat die Textdichtung nach einer Erzählung von Karl Gjellerup geschrieben. Es ist ein veristisches Eifersuchtsdrama, das nicht sonderlich wahrscheinlich wirkt. Das schwerste musikalische Pathos des Wagnerschen Musikdramas paßt oft schlecht zu der kleinbürgerlichen Umweltsschilderung. Die Singstimmen weichen nach Berichten dem Sanglichen oft aus, des charakteristischen Ausdrucks wegen. — In der Berliner Hofoper fesselte der „Glöckner von Notre Dame" mit Musik von Fr. Schmidt. Der Tondichter schreibt eine äußerlich glanzvolle moderne Orchestersprache, die jedoch weniger dramatischen als symphonischen Charakter trägt. Die Bearbeitung von Victor Hugos berühmtem Roman wird als nicht völlig geglückt bezeichnet. — „Die heilige Zita", eine Opernlegende, erlebte in Wien am Namenstage der österreichischen Kaiserin ihre erfolgreiche Uraufführung. Bei der Stilrichtung des Werkes nehmen die Chöre einen breiten Raum ein. In ihnen zeigt sich nach Berichten am stärksten das Können H. Graedeners, des 75jährigen Tondichters. Wagnerscher Einfluß ist gering, das Werk bewahrt den Stil des klassischen Oratoriums. Sehr zart und innig ist die rührende Gestalt der Zita musikalisch ausgestattet. Das Textbuch schrieb Beatrice Dovsky, die Librettistin von Schillings „Mona Lisa". — „Die stille Stunde", eine Komödie von Gg. Eisner-Terramare hatte in Wien einen freundlichen Erfolg. „Prinz Eugen, der edle Ritter" wird in diesem Stücke von Hofintrigen bedroht; es läßt sich nicht mit Martin Greifs tieferem Bühnenwerk vergleichen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Bayerischer Wirtschaftsausbau — „Frieden noch in diesem Jahre"? — Englands Kriegsfinanzen — „Handelskrieg nach dem Kriege".

Trotz der über Gebühr hochgeschraubten Kurse, trotz Verwarnungen aller Art hält die stürmische Haussebewegung an unseren Effektenmärkten an. Neben der günstigen Beurteilung der politischen und militärischen Lage begründen wiederum die überaus zuversichtlichen Wirtschaftsmeldungen in der Hauptsache diese Börsenströmung. Vor allem bieten die Dividendenerhöhungen der verschiedensten Industriegesellschaften neue Anregungen. Von diesen sind hier zu nennen: Orenstein & Koppel 14 Prozent gegen 12 Prozent, Alkali-Werke Ronnenberg 8 Prozent gegen 4 Prozent, Zellstoff-Fabrik Waldhof-Mannheim 15 Prozent gegen drei dividendenlose Jahre. Von der seit einiger Zeit bemerkbaren erhöhten Wirtschaftsbetätigung in Bayern sprechen die neuen Gesetzentwürfe. Im Zusammenhang mit dem Walchenseewerk sind dem bayerischen Landtag zwei grosse Nachtragsforderungen vorgelegt; eine von über 4½ Millionen Mark dient zum Bau von Lokal- und Waldbahnen im Isarwinkel zwecks vermehrter Holzabfuhr, während die andere von über 5,4 Millionen Mark die Beteiligung des Bayerischen Staates am Bayernwerk G. m. b. H. die Elektrizitätsversorgung des Landes bezweckt. Neben den bayerischen Grossstädten sind an dieser Elektrizitäts-Versorgungsanlage die Ueberlandwerke und sonstige Finanzinteressenten beteiligt. Bei der Beratung des Eisenbahnetats im Finanzausschuss des bayerischen Landtags wurde sowohl vom Verkehrsminister, wie auch von mehreren Abgeordneten die Einführung des elektrischen Bahnbetriebs in Bayern in ernste Erwägung gestellt. Ausserdem wurde die Beteiligung Bayerns an der neuen Reichsfuttermittelstelle G. m. b. H. mit einer Summe von 900.000 ℳ beantragt. Im Anschluss an den Gesetzentwurf über die Einschränkung der Bergbaufreiheit in Bayern wird ein solcher für ein Grubenfeld-Abgabegesetz in die Wege geleitet. Mit dieser Verstaatlichung bayerischer Bodenschätze — namentlich der Eisen- und Manganerze, der Braun- und Steinkohle und vor allem des so wichtigen Graphits — wird neben einer Vorbeugung der Spekulation in erster Linie dem Staate und dadurch der Allgemeinheit die Hebung dieser Bodenschätze und ihre Nutzung vorbehalten. Eine bayerische Fleischeinfuhrgesellschaft wurde mit Unterstützung der Regierung u. a. von der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank und der Bayerischen Handelsbank als Mitgesellschafter gegründet. Für die Jahre 1918 und 1919 werden zur Bestreitung des wiederum erheblich zu vermehrenden bayerischen Güterwagenparks 39 Millionen Mark ausgeworfen. Durch die günstigen Wasserstandsverhältnisse konnte in jüngster Zeit ein lebhafter Schiffsverkehr auf der Donau und im fränkischen Kanalnetz bemerkt werden. Grössere Transporte u. a. mit rumänischem Mais gingen nach dem Rhein. Ein Zeichen der Wirtschaftsausdehnung in Bayern ist die wiederum zu registrierende Errichtung von neuen Bankniederlassungen: Bayerische Vereinsbank in Ansbach, Dingolfing, Landau, Pfarrkirchen; Bayerische Handelsbank in Freising.

Eine Erklärung für diese rastlose Wirtschaftsbetätigung an der Schwelle des vierten Kriegsjahres finden unsere Finanz- und Handelskreise in der zuversichtlichen politischen Lage. „Frieden noch in diesem Jahre" konnten die verantwortlichen Staatslenker der Zentralmächte Graf Hertling und Graf Burian als Pfingstgruss verlautbaren. Auch des deutschen Reichskanzlers und des bulgarischen Ministerpräsidenten Radoslawow Aeusserungen über den Ausbau des Bündnisses der Zentralmächte, des österreichischen Kaisers Besuche in Sofia und Konstantinopel und nicht zuletzt Staatssekretär von Kühlmanns bemerkenswerte Rede über den Bukarester Frieden bestärken solche Ansichten. Aus dem letzterwähnten Vortrag verdienen namentlich die Ausführungen über die deutsche Donauschiffahrt hervorgehoben zu werden. Zwei selbständige Werftstützpunkte hat sich Deutschland gesichert. In der Wiener Tagung der „Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine" konnte durch begründete Massnahmen neben einer gemeinsamen wirtschaftlichen Sicherstellung vor allem die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion der Mittelmächte beraten werden. Der österreichische Ackerbauminister erwartet eine Hebung der dortigen landwirtschaftlichen Erzeugung von über 500 Millionen Meterzentnern.

Mit der Unterzeichnung des deutsch-schweizerischen Wirtschaftsabkommens bestätigt die Schweiz neuerdings ihren alten Wahlspruch: „Aufrecht und frei“, und sie verschafft dadurch Deutschland einen berechtigten Wirtschaftssieg über die Entente. Die militärischen und vor allem die wirtschaftlichen **Schwierigkeiten unserer Feinde**, besonders des britischen Erzfeindes, spiegeln sich ganz besonders in einer der letzten Reden Lloyd Georges, in welcher er den „Wettlauf zwischen Hindenburg und Wilson“ behandelt. Auch in der **Gestaltung der englischen Kriegsfinanzen**, namentlich in den geplanten neuen Steuern, welche in Höhe, Ausgiebigkeit und Mannigfaltigkeit das deutsche Steuerprogramm weit überragen und nicht zuletzt in der von Bonar-Law bekannt gegebenen **künftigen englischen Handelspolitik** — Uebergang vom Freihandel zum Schutzzoll — kann man derartiges wahrnehmen. Angesichts des Rückganges der britischen Wareneinfuhr, der bekanntlich stark verminderten Schiffstonnage und vor allem angesichts des starken Willens unserer führenden Handels- und Finanzkreise sieht man den jüngst bekannt gewordenen Ententevorbereitungen, d. h. dem „**Handelskrieg nach dem Kriege**“ ohne sonderliche Erregung entgegen. Wir werden auch diesen, sicherlich nicht geringen Schwierigkeiten zu begegnen wissen!

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Wer stiftet Feldabonnements auf die „Allgemeine Rundschau" für die gebildeten Soldaten im Felde?

Meggendorfer-Blätter. Band 110 und 111 (2. Halbjahr 1917) Es ist ein beachtenswertes Stück Zeitgeschichte, das hier die künstlerischen Mitarbeiter in Scherz und Ernst geschaffen haben, besonders aber in der dem Hauptteil angefügten, reichhaltigen Kriegschronik. In diesem Rahmen schwingt auch beständig der satirische Humor sein unerbittliches Szepter, ohne dabei jemals aus der Grenze anständiger Kampfesweise herauszutreten. Die literarischen Mitarbeiter stellen sich ihren Kollegen von der Kunst wacker an die Seite, und ihr vornehmer und liebenswürdiger Witz neben gehaltvoller Lyrik machen die Meggendorfer-Blätter zu einer gediegenen, bei Lesern der verschiedensten Ansprüche gleich beliebten, im besten Sinne modernen Zeitschrift.

Bücher-Inserate haben in der Allg. Rundschau guten Erfolg.

„VATERLAND"
Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.

Vermögens-Aufstellung.
für den 31. Dezember 1917.

Vermögen.

1. Forderungen an die Aktionäre	3 000 000.—
2. Guthaben bei Banken, anderen Versicherungsunternehmungen und anderen	1 975 178 58
3. Kassenbestand	2 193.43
4. Wertpapiere	195 284.65
5. Beitragsüberträge in Händen der übertragenden Gesellschaften	2 167 090.09
	7 339 746.75

Verbindlichkeiten.

1. Aktienkapital		4 000 000.—
2. Gesetzliche Rücklage		6 000.—
3. Zinsscheinsteuer-Rücklage		750.—
4. Beitragsüberträge für eigene Rechnung		1 247 461.30
5. Rücklagen für schwebende Versichungsfälle für eigene Rechnung		479 126.10
6. Guthaben anderer Versicherungsunternehmungen und verschiedener		399 688.50
7. Guthaben der eigenen Rückversicherer für einbehaltene Beitragsüberträge		797 984.02
8. Organisationsfonds		351 861.99
9. Gewinn und dessen Verwendung:		
a) an die gesetzliche Rücklage	3 000.—	
b) für Zinsscheinsteuer-Rücklage	750.—	
c) Gewinnanteil der Aktionäre	37 500.—	
d) Uebertrag auf neue Rechnung	15 624.84	56 874.84
		7 339 746.75

BERLIN, den 10. April 1918.

Die Direktion.

✝

In der Frühe des zweiten Pfingstfeiertages entschlief gottergeben, wie sie gelebt, auf ihrem Herrensitz in Falkenberg O.-S. meine hohe mütterliche Gönnerin,

Ihre Erlaucht Frau Gräfin

Elisabeth von Praschma

geb. Gräfin zu Stolberg-Stolberg

im Alter von nahezu 75 Jahren.

Ihrer beispiellosen Herzensgüte verdanke ich zu viel, als dass es diese schlichten Worte innerer Ergriffenheit und tiefsten Schmerzes über den Heimgang dieser wahrhaft Edlen auch nur anzudeuten vermöchten. Tief betrübt stehe ich an ihrer Bahre, aber auch voll freudigen Trostes und heiliger Zuversicht auf den überreichen Lohn, der ihr der Vergelter alles Guten sein wird für ihre kindliche Frömmigkeit, ihren erbaulichen Lebenswandel, ihre Tugendschönheit und für alles, was sie denen insbesondere war, die sie durch die Güte ihres Herzens in ihren Bann zog.

Ihre edle Seele empfehle ich dem Gebete aller, insbesondere den Priestern beim hl. Opfer.

R. i. p.

Nesselwitz, Kreis Cosel, am zweiten Pfingstfeiertag 1918.

Kuratus **Jos. Woehl,**
früher Schlosskaplan in Falkenberg O.-S.

„HOHENZOLLERN"
Versicherungs-Aktiengesellschaft.

Vermögens-Aufstellung
für den 31. Dezember 1917.

Vermögen		Verbindlichkeiten		
1. Forderungen an die Aktionäre für noch nicht eingezahltes Aktienkapital	3 750 000.—	1. Aktienkapital		5 000 000.—
2. Guthaben bei Vertretern, Versicherten, Banken, anderen Versicherungsunternehmungen und anderen	1 511 094.95	2. Ueberträge auf das nächste Jahr nach Abzug des Anteils der Rückversicherer:		
3. Kassenbestand	440.60	a) für noch nicht verdiente Beiträge (Beitragsüberträge)		643 168.31
4. Kapitalanlagen in Hypotheken, Kommunal-Darlehen und Wertpapieren	1 318 940.—	b) für angemeldete, aber noch nicht bezahlte Schäden (Schadenrückstellungen)		220 691.47
5. Mobiliar	63 200.—	3. Guthaben anderer Versicherungsunternehmungen, von Hauptvertretern und anderen		519 431. 9
6. Sonstiges Vermögen	5 500.60	4. Organisationsfonds		199 434.78
		5. Gesetzliche Rücklage		4 000.—
		6. Nicht erhobene Dividende 1915/16		5 617.50
		7. Gewinn und dessen Verwendung:		
		a) an die gesetzliche Rücklage	3 000.—	
		b) an die Aktionäre	50 000.—	
		c) an die Zinsscheinsteuer-Rücklage	1 000.—	
		d) Vortrag auf neue Rechnung	2 832 17	56 832.17
	6 649 176.15			6 649 176.15

BERLIN, den 10. April 1918.

Die Direktion.



Todes-Anzeige.

Auf dem Felde der Ehre fiel am 28. April unser herzensguter, innigstgeliebter Sohn, Bruder, Schwager, Neffe und Onkel

Leutnant der Reserve

OTTO SCHÖN

Kgl. Reallehrer der Mathematik

Inhaber des Eisernen Kreuzes 2. Kl. und des bayer. Militär-Verdienst-Kreuzes 3. Kl. mit Krone und Schwertern.

Kaufbeuren, Mai 1918.

In tiefster Trauer:

P. Schön, Buchhändler

nebst den Geschwistern und den übrigen Verwandten.

Der Trauergottesdienst fand am Donnerstag, den 23. Mai, vormittags 10 Uhr, in der hiesigen Stadtpfarrkirche St. Martin statt.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: A. Hammelmann, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich ℳ 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf. Beilagen einschl. Postgebühren ℳ 12 d. Tausend. Teuerungszuschlag 25 %. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 23. München, 8. Juni 1918. XV. Jahrgang.

Orientfragen.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Durch die Beherrschung des Schwarzen Meeres, welche durch die jüngsten Ereignisse zur Wirklichkeit geworden ist, sind wir auf unserer Bahn im Orient einen erheblichen Schritt weitergekommen. Die geographische Richtung des Meeres weist uns von selbst hinaus über jenen Begriff, der eine Zeit lang in das Schlagwort Berlin—Bagdad gefaßt wurde. Das Schwarze Meer rückt die Richtung unserer Interessen von selbst zurecht, indem es sie mehr nach *Osten* verschiebt und am Kaukasus entlang über Persien, Afghanistan, Belutschistan nach Indien, anderseits aber auch nach Transkaspien, Sibirien und China verweist. Freilich handelt es sich um Gebiete, die sozusagen noch ein Chaos sind, denen die ordnende Hand fehlt, dabei haben sie teilweise unter den Einwirkungen des Krieges nicht unerheblich gelitten. In dies Neuland gilt es für uns nicht nur wirtschaftlich einzudringen und ihm gegenüber unsere Kulturmission zu erfüllen, sondern auch seine politischen Verhältnisse in einer den dortigen Völkern nutzbringenden Weise zu gestalten. Es ist klar, daß eine direkte Einmischung der Mittelmächte nicht beabsichtigt werden kann, wohl aber *Anregungen* zu geben; die nähere Ausgestaltung muß in der Hand der *Völker selbst* liegen.

Unsere Stellung bei Erfüllung unserer Kulturmission ist deshalb so stark und kann uns von niemanden streitig gemacht werden, weil wir überall als *Bundesgenossen der Türkei* und des *Kalifen* erscheinen. Denn die Gesamtheit dieser Nationen ist mohammedanisch und schaut mit geringen Ausnahmen nach der türkischen Hauptstadt als dem politischen Mittelpunkte des Islams. Das allislamische Gefühl hat aber durch den Weltkrieg eine unverkennbare Erstarkung erfahren. Dagegen spricht der manchen zu schwach scheinende Widerhall des Heiligen Krieges durchaus nicht; ihn und sein Echo richtig zu beurteilen, dazu ist die Zeit noch nicht gekommen. Das wird erst klar werden, wenn wir von den Schwierigkeiten hören werden, welche die Engländer und Franzosen mit ihrer mohammedanischen Bevölkerung gehabt haben, was natürlich der Außenwelt sorgsam zu verbergen gesucht wird. Die Religion des Mohammed ersetzt im Oriente das Nationalgefühl als solches und darf daher als politisches Bindemittel nicht unterschätzt werden, ebenso wie vor Ueberschätzung zu warnen ist, der weite deutsche Kreise bei Beginn des Krieges der Türkei gegen die Westmächte Raum gegeben haben.

Als gegliederte Staatswesen liegen innerhalb des fraglichen Gebietes die Türkei, Persien, Afghanistan; Ansätze von Staatswesen, aber durch lange Fremdherrschaft im Keime gehemmt, sind Buchara und Chiwa, sowie Belutschistan. In heftiger Bewegung sind die mohammedanisch-kaukasischen Völker, ganz ungeordnet die Riesengebiete Turkestans bis hinein in das Generalgouvernement der Steppe. Irgendwelche Verbindungen bestehen zwischen uns und diesen fernsten Völkern überhaupt nicht, aber sie werden wirtschaftlich zur Tat werden, sobald einmal der deutsche Unternehmungsgeist seine Schwingen regen kann, und dies wird sehr bald, wohl schon in den nächsten Monaten der Fall sein. Ueberall wird uns da der Umstand, daß wir Freunde des Kalifen sind, zu gute kommen. Notwendig aber, um das Chaos zu ordnen und gleichsam einen Kristallisationspunkt zu schaffen, ist vor allem, daß ein fester politischer Mittelpunkt gestaltet wird. Dieser ist auf das natürlichste gegeben durch ein Bündnis zwischen der Türkei und *Persien*. Dieser Gedanke mag zunächst etwas utopisch erscheinen, wenn man bedenkt, daß gerade der Islam es ist, der zwischen diesen beiden Völkern ein trennendes Moment ist. Die Perser sind Schiiten, die Türken Sunniten. Die Geschichte beweist in der Tat, daß der Gegensatz Jahrhunderte alt ist und stets eine Verbindung zwischen den beiden Völkern verhindert hat. Doch auch diesen Gegensatz hat der Weltkrieg wenn nicht verwischt, so doch erheblich vermindert und die Stimmen derer, welche in beiden Ländern jetzt das Bündnis energisch fordern, haben sich gerade in den letzten Monaten außerordentlich vermehrt. Das ist natürlich. Denn kein Land hat von der Isolierung, in der es sich befunden, soviel Schaden gehabt, wie Persien. Es war zu einem Pufferstaat zwischen Rußland und Großbritannien erniedrigt worden und hat die langsame Erdrosselung seiner staatlichen Freiheit wehrlos mit ansehen müssen. Von der russischen Geißel ist es befreit durch die Sorge der Mittelmächte; bekanntlich bestimmte der Brester Friede, daß Rußland in Anerkennung des Grundsatzes von der Selbstbestimmung der Nationen seine Truppen aus Nordpersien zurückziehen werde. Dies ist geschehen und im Norden erfreut sich Persien dank den mächtigen Freunden der Türkei wieder der alten Freiheit. Diese Tat haben uns die Perser nicht vergessen. Aber gleichzeitig wurde ihnen doch wieder die dringende Notwendigkeit, sich nach starken Freunden umzusehen, dadurch vor Augen geführt, daß Großbritannien, welches seinerzeit sich mit dem Zarenreiche über die Teilung des persischen Raubes verständigt hatte, nicht gesonnen war, seinen Raub preis zu geben. Mit zynischer Offenheit ist es im britischen Parlament zum Ausdruck gekommen, daß dies schon mit Rücksicht auf die Flankendeckung der in Mesopotamien streitenden englischen Heere nicht geschehen könne. Ja Percy Shikes, der englische Gouverneur in Südpersien, hat sogar versucht, auch in die russische Einflußsphäre einzudringen. Daß Großbritannien auf nichts geringeres hinausgeht, als Persien völlig zu beherrschen, ist klar, da dieses ein wichtiges Glied für die Sicherung des Weges nach Indien ist. Die persische Freiheit ist damit dauernd von einem mächtigen Feinde bedroht, gegen den nur der Anschluß an einen mächtigen Nachbarn helfen kann: das ist allein die Türkei. Die türkische Presse hat den Bündnisgedanken in der letzten Zeit bereits mit aller Deutlichkeit ventiliert. Wenn aus Persien seitens der offiziellen Kreise die Antwort bisher ausgeblieben ist, so liegt dies lediglich an der geschilderten traurigen Lage des Landes. Aber in dem Maße wie im Osten die deutschen Kräfte frei werden und die Türkei vordringen kann, wird sich auch hier langsam eine Aenderung anbahnen. An den orientalischen Zweibund könnten sich die anderen natürlich anschließen.

Hier käme zunächst *Afghanistan* in Frage. Es befindet sich in derselben Lage wie Persien. An den Toren Indiens gelegen, ist es in den Klauen des britischen Löwen, solange es diesem gefällt, falls es nicht durch Bundesgenossenschaft sich seine Selbständigkeit wahrt. An diese Staaten, die seit Alters wenigstens fest umgrenzte Gebilde waren, könnten sich die anderen, die noch heute wie politischer Flugsand daliegen, anschließen. Zwischen Riesengebilden wie China, Indien, Rußland-Sibirien, Türkei-Mittelmächte kann sie nur Zusammenschluß vor der staatlichen Auflösung retten. Insbesondere gilt dies für die mohammedanischen Staaten, welche in *Turkestan* jetzt um eine neue Form ringen, da hier traditionell Großrußland, sobald es wieder mehr konsolidiert sein wird, seine Hand darauf legen könnte, andererseits Großbritannien schon heute intrigiert, um sein indisches Glacis auch von dieser Seite her in dem allgemeinen Wirrwarr zu sichern.

Die politischen Zukunftsaufgaben sind also hier namentlich für die Türkei außerordentlich reich. Aber sie wird sich beeilen müssen. Die politische Lage dieser Länder, die zusammen die wichtige Landbrücke nach allen drei Kontinenten der alten Welt bilden, zieht naturgemäß begehrliche Augen auf sich. Neben politischer Aufklärung muß wirtschaftliche Erschließung gehen, sie ist der natürlichste und beste Weg, Verwandtes miteinander zu verbinden. In Richtung vom Schwarzen Meere und Kaukasien zum Kaspisee führt bereits die transkaspische Bahn auf das Pamir zu mit einer Abzweigung nach Afghanistan. Hier liegt gleichsam der Nervenstrang des ganzen Wirtschaftslebens. Hier entlang muß auch das politische Leben spielen.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Wieder an der Marne!

Der neue Vorstoß in der Champagne, der am 27. Mai begonnen und seitdem mit Zweimeilenstiefeln Tag für Tag fortgesetzt worden ist bei fächerförmiger Ausdehnung in die Breite, hat einen Zipfel enthüllt von dem verschleierten Bilde, das den Gegnern so viel Kopfzerbrechen und Herzensangst verursacht hatte. Aber auch nur einen Zipfel. Denn dahinter erhebt sich sofort wieder die bange Frage: Was wird nun Hindenburg am wieder erreichten Ufer der Marne machen? Wird er den bedeutend verkürzten Weg nach Paris fortsetzen? Oder wird er dort zunächst halt machen, um wieder den Siegeszug bei Amiens oder Ypern aufzunehmen und die Küste zu bedrohen? Oder plant er gar eine Ueberraschung nach Südosten hin, um Verdun abzuschneiden? Foch weiß nach wie vor nicht, wohin er die Reste der Reserven schieben soll, und bleibt nach dieser dritten trüben Erfahrung erst recht unter dem fatalen Gefühl, daß er überall einen Posttag zu spät kommt.

Unsere Maioffensive am Chemin des Dames war wieder eine Ueberraschung für die Feinde. Wenn sie es in Worten leugnen, so wird die Wahrheit bewiesen durch die Tatsache, daß an der kritischen Stelle ausgepumpte englische Divisionen aus Flandern zu ihrer „Erholung" aufgestellt waren. Die Herren hatten sich offenbar darauf verlassen, daß der Höhenzug des Damenweges vom steilen Nordrande her sturmfest sei. Eine Unterschätzung der deutschen Sturmkraft, wie am Kemmelberg. Und ebenso wie im Artois und in Flandern hatte der Aufklärungsdienst der Gegner versagt. Die Vorbereitungen zum Durchbruch auf 50 Kilometer Breite waren unbemerkt geblieben trotz ihres großen Umfangs und der außerordentlich langen Zeitdauer. Wir verzeichnen mit Genugtuung die wiederholten Proben der unzulänglichen Information der feindlichen Führung. Es ist etwas faul in ihrer Organisation, — auch nach der Herstellung des gepriesenen Einheitskommandos.

Den Ausschlag für unsere gewaltigen Erfolge gab freilich die Bravour unserer Truppen und die geschickte Leitung unter dem verständnisinnigen Zusammenarbeiten aller Führer vom obersten General bis zum untersten Leutnant. Es klappte wieder alles, wie es sollte. Sowohl die steilen Höhen wie die sumpfigen Gelände der querlaufenden Flüsse wurden in der vorgesehenen Zeit überwunden. In vier Tagen über alle lebenden und toten Hindernisse hinweg über mehr als 50 Kilometer vorzudringen und dabei den Vorstoß noch in die Breite um mehr als das Doppelte auszudehnen, das bringen nur die „erschöpften" deutschen Truppen am Ende des vierten Kriegsjahres fertig!

Die Eroberung von festen Städten wird sozusagen nebenbei besorgt. Soissons haben wir schon ganz erobert und von Reims sind, während wir dieses schreiben, schon Vorwerke in deutscher Hand. Im Bewegungskrieg, wie er jetzt im Gange ist, hat die Eroberung solcher Punkte immer noch eine doppelte Bedeutung: 1. eine moralische, indem dieser auffällige und gemeinverständliche Verlust den betörten Völkern das drohende Verhängnis klar macht, 2. eine verkehrstechnische Bedeutung, da es sich um wichtige Knotenpunkte an Eisenbahnen und Straßen handelt, deren Besitz uns den Nachschub und die Truppenverschiebung erleichtert, während der verdrängte Feind seinen Verkehr teils einstellen, teils unter großem Zeit- und Kraftverlust auf Umwege leiten muß. Sogar die Linie Paris—Chalons s. M., eine Lebensader des militärischen Frankreich, ist bereits gestört.

So macht für uns der Vorteil der inneren Linie sich immer besser geltend. Wenn die Kämpfe an der Oise, die neuerdings in Gang gekommen sind, die Lücke ausfüllen, die bisher noch zwischen unseren Märzerrungenschaften und den Maierfolgen bestand, so schließt sich unser Geländeerwerb zu einem großen Kreise zusammen, um den herum die Gegner sich mühsam bewegen müssen, während uns kürzere und sicherere Wege die überlegene Operationsfreiheit geben. Damit auch die Möglichkeit, unsere weiteren Vorstöße nach jeder beliebigen Seite hin zu richten, wie es gerade vorteilhaft erscheint für das Endziel: die feindliche Macht zu vernichten. Den Zusammenhang der deutschen Vorstöße, die trotz der anfänglichen räumlichen Trennung sich gegenseitig ergänzen und ausgestalten, werden auch die Gegner endlich wohl erkennen und das Gerede von „Diversionen" aufgeben müssen.

Ein bedenkliches Trostsprüchlein ist ferner die Behauptung, die Deutschen hätten durch die erdrückende Ueberzahl gesiegt. Den Ausschlag gibt die Qualität der Truppen und ihrer Führer. Wenn aber die Quantität auch auf unserer Seite ist, umso besser. Können die Engländer und Franzosen mit all ihren exotischen Hilfstruppen das Gleichgewicht nicht herstellen, so sind sie eben verloren. Denn Hindenburg geht zwar bedächtig vor, aber er wartet doch nicht so lange, bis das ersehnte Millionenheer des Herrn Wilson ausgebildet, eingeschifft, übergeführt, ausgeladen und aufgestellt sein könnte. Es fehlt der Entente das russische Kanonenfutter, das ihnen von 1914 bis 1917 zur Rettung gedient hatte.

Gerade darum begrüßen wir die Rückkehr unserer Truppen an die Marne mit heller Freude. Es ist die restitutio in integrum, die Wiederaufnahme des Ariadnefadens, den wir im September 1914 fallen lassen mußten, weil die Russenmassen in Ostpreußen eingedrungen waren und Schlesien bedrohten. Als wir damals unseren stürmischen Siegeszug im Westen stoppen mußten, weil zu viel Kräfte an die Ostfront abgegeben werden mußten, da packte uns der ganze Jammer des Zweifrontenkrieges, die ganze Gefahr der Einkreisung an. Da waren wir wirklich in der Quantität so unterlegen, daß wir unser Heil im Westen in dem Stellungskrieg suchen mußten. Diese Zwangsjacke haben wir $3^1/_2$ Jahre getragen, — wunderbarerweise ohne Schaden für den Geist der Truppen und ihrer Führer. Erlöst hat uns der Zusammenbruch Rußlands und seiner Dependenzien. Wer da sagt, das sei ein Glückszufall infolge der russischen Revolution, der verkennt die Tatsache, daß die Umwälzung in Rußland eine Folge unserer dortigen Siege war, made in Germany. Was Hindenburg und Genossen in den schweren Jahren hinter der Weichsel und der Donau gekocht haben, wird jetzt im Westen genossen. In Rußland und Rumänien wurde die Revision der Marneschlacht ermöglicht. An der Marne hatten damals nicht die Franzosen gesiegt, wie sie sich selber vorflunkerten, sondern die Russen hatten das deutsche Siegesheer am Rockzipfel aufgehalten. Jetzt dringen wir wieder bis an das damals geräumte Marneufer vor und es zeigt sich tagtäglich deutlicher, daß die Franzosen ohne die Russenhilfe nicht siegen können, auch nicht mit Hilfe der Engländer und der vielfarbigen Hilfskräfte. Lange verschoben, aber nicht aufgehoben war die Abrechnung im Westen. Hat Deutschland für sich allein jetzt das Gleichgewicht der Truppenzahl hergestellt, so ist das ein glänzendes Zeugnis für seine Volkskraft und für deren sparsame Verwendung; denn wir haben gegen uns immer noch das Rekrutenaufgebot der halben Welt.

Seit dem 27. Mai haben wir bereits 50000 Gefangene und über 400 Geschütze nebst sonstigem reichen Kriegsmaterial heimgebracht, letzteres vor allem in gewaltigen Mengen aus den bei Fere-en-Tardenois in unsere Hände gefallenen französisch-amerikanischen Lagern, wo weit über eine halbe Million Schuß Artilleriemunition, unermeßliche Bestände an Pionier- und Fernsprechmaterial und mehr als 1000 Fahrzeuge erbeutet wurden. Und da schwindeln die Gegner noch vom „geordneten Rückzug". Unser Rückzug auf den Stellungskrieg war damals wirklich geordnet. Was die Gegner jetzt leisten müssen, ist Flucht, und wir kommen auf dem Wege der unaufhaltsamen Verfolgung zu unserem Ziele.

Wahlrecht — Wahlpflicht.

Von Cl. Graf v. Galen, Berlin.

„L'État c'est moi!" Der Staat bin ich, das ist der krasse Ausdruck absolutistischer Regierungsauffassung, die im Sonnenkönig von Versailles ihren glänzendsten und erfolgreichsten Vertreter gefunden hat. Ich bin der Staat, mein Wohl ist das Staatswohl, der Staat ist und soll sein nur dadurch glücklich, mächtig, reich, daß ich, der Fürst, Reichtum, Macht, Glück besitze und davon nach Gefallen und Gnade den Untertanen mitteile. So wollte es das heidnische römische Recht, das in der Renaissancezeit seine Wiederbelebung fand und unter Abweisung oder Abschwächung der christlichen Rechtsgrundsätze zunächst durch Macchiavelli, Barclay, Hobbes den Fürsten, später durch Locke, Sidney, Rousseau und Hegel den unpersönlichen „Staat" mit unbeschränkter, fast göttlicher Macht und Hoheit bekleidete. „Das Recht ist dem Römer nicht Ordnung des gesamten sozialen Lebens, sondern vor allem Mittel der Macht. Wie der selbstsüchtige Wille des Individuums das treibende Motiv der Ausgestaltung des Privatrechts, so ist Macht und Herrschaft von jeder Rücksichtnahme auf höhere sittliche Lebenselemente losgelöst, Ziel und Aufgabe des Staatswesens." (Hertling, Staatslexikon.)

„Servus servorum Dei", Diener der Diener Gottes, so nennt sich seit den Tagen Gregors des Großen der Fürst und Führer der Christenheit, dem Christus selbst absolute Regierungsgewalt verliehen hat: „Was du binden wirst auf Erden, das wird auch im Himmel gebunden sein, was du lösen wirst auf Erden, das wird auch im Himmel gelöst sein." Der Papst legt Wert darauf, immer wieder und vor aller Welt zu bekennen, daß die höchste Regierungsgewalt zugleich die umfassendste Dienstpflicht bedeutet, daß er, der allen Dienern Gottes gebietet, zugleich sich verbunden weiß, allen Dienern Gottes zu dienen. Gott, „dem zu dienen, herrschen heißt", will, daß der Herrscher über den gleichgeborenen Nächsten dessen verpflichteter Diener sei. „Griechen und Barbaren, Weisen und Ungebildeten bin ich verpflichtet", schreibt der Apostelfürst Paulus an die Römer. Der Grundsatz der preußischen Könige: „Der König ist der erste Diener des Staates", spricht diesen echt christlichen Gedanken als Norm weltlicher Regierungsgewalt aus. Das Herrscherrecht nicht zum eigenen Nutzen, sondern zur Förderung des Gemeinwohls verliehen, verpflichtet zu selbstlosem Auswirken dieses Rechtes im Dienste der Beherrschten!

Das Herrscherrecht ein Mittel der Macht, um die selbstsüchtigen Ziele des Herrschenden oder der herrschenden Klasse ohne Rücksichtnahme auf höhere sittliche Lebenselemente durchzusetzen: das ist die Auffassung der absolutistischen heidnisch-egoistischen Staatsphilosophie.

Das Herrscherrecht eine heilige Dienstpflicht, um das wahre Glück des ganzen Volkes und jedes einzelnen Volksgenossen durch heilsame Ordnung des gesamten sozialen Lebens selbstlos zu fördern: das ist die freiheitliche, christlich-altruistische Auffassung.

Das Herrscherrecht ist in den europäischen Kulturstaaten längst nicht mehr in die Hände eines einzelnen Mannes gelegt. Die gesetzgebende Gewalt wird nach Verfassung und Gebrauch ausgeübt von mehreren mehr oder weniger gleichberechtigten Faktoren, deren Zusammenwirken erst das Zustandekommen der Gesetze ermöglicht. Das Volk selbst übt, vereinzelt sogar direkt durch Referendum oder Plebiszit, meist indirekt durch gewählte Vertreter als mitbestimmender Faktor die gesetzgebende Gewalt aus.

Auch diesem Herrscherrecht des Volkes kann in Auffassung und Auswirkung entweder der heidnisch-absolutistische oder der christlich-freiheitliche Begriff zugrunde gelegt werden. Als Mittel nur zur Macht betrachtet, um die egoistischen Ziele der herrschenden Mehrheit ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl und die berechtigten Interessen der Minderheit durchzusetzen, erzeugt es die schlimmste Tyrannei der Masse, öffnet es dem Demagogentum und der Korruption Tür und Tor. Als heilige Dienstpflicht zum Wohle der Gesamtheit gibt es den am Herrscherrecht teilnehmenden Volkskreisen ein hehres Ziel, eine ehrenvolle Verantwortung und weitgehende Gelegenheit, in Ausbau und Erhaltung der sozialen Ordnung die schönsten christlichen Tugenden, Gerechtigkeit und Nächstenliebe zu üben zum Wohle der Volksgenossen.

Im deutschen Reiche sowohl wie in Preußen ist dem Volke diese Teilnahme am Herrscherrecht durch freie Wahl seiner Vertreter in die gesetzgebenden Körperschaften eingeräumt. Daß diese Vertreter nicht als Werkzeuge selbstsüchtiger Machtgelüste der sie wählenden Mehrheit, nicht als Anwälte der Privatinteressen ihres Wahlkreises, noch weniger ihres Standes oder gar ihres eigenen Vorteils am Herrscherrecht teilnehmen, sprechen sowohl die preußische wie die Reichsverfassung ausdrücklich aus: „Die Mitglieder des Reichstags sind Vertreter des gesamten Volkes und an Aufträge und Instruktionen nicht gebunden. Kein Mitglied des Reichstages darf zu irgendeiner Zeit wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufes getanen Aeußerungen gerichtlich oder disziplinarisch verfolgt oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden." Art. 29 u. 30 der Verf. d. Deutschen Reiches.

Die Teilnahme an der Gesetzgebung ist ein öffentliches Recht, nicht eine private Rechtswohltat zugunsten des wählenden Volksteils oder gar des erwählten Volksvertreters. Durch die Wahl wird dem Gewählten das Vertrauen ausgesprochen, daß er „seinen Beruf", das „gesamte Volk" und seine wahren Interessen zu vertreten, auf Grund seiner eigenen Einsicht und Uebersicht nach bestem Wissen und Gewissen frei und unabhängig von äußeren Einflüssen, die der Machthunger oder das Privatinteresse einzelner ausüben möchten, ausführen wird. Wie das Staatsoberhaupt durch verfassungsmäßige Rechtsnachfolge zur Regierung berufen, in der Ausübung seines Herrscherrechts nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich und keinem Menschen Rechenschaft schuldig ist, so soll auch der einmal gewählte Volksvertreter seinen Teil des Herrscherrechts als ein ihm zum gemeinen Wohl übertragenes öffentliches Amt betrachten, über dessen Ausübung er keinem Menschen, umsomehr aber Gott und seinem Gewissen strenge Rechenschaft schuldig ist. Das Herrscherrecht sowohl des Fürsten wie des erwählten Volksvertreters ist eine heilige Dienstpflicht, um das wahre Glück des ganzen Volkes durch heilsame Ordnung des sozialen Lebens selbstlos zu fördern; diese christlich-freiheitliche Auffassung liegt den genannten Verfassungsbestimmungen im Reiche und in Preußen unzweideutig zu Grunde.

Daß die Ausübung des Mandats, die Teilnahme an den Arbeiten der gesetzgebenden Körperschaften nicht ein in das Belieben des Abgeordneten gestelltes Privatrecht, sondern eine mit der Annahme der Wahl übernommene öffentliche Pflicht sei, hat das lebendige Volksbewußtsein stets festgehalten. Um die Wahrnehmung dieser Pflicht zu erleichtern, hat man im Reiche 1906 unter Abweisung prinzipieller Bedenken den Reichstagsabgeordneten eine jährliche Aufwandsentschädigung zugebilligt, um ihre Vernachlässigung als ungehörig zu kennzeichnen und in etwa zu bestrafen, hat man einen Abzug von der Entschädigungssumme für jede unentschuldigt versäumte Sitzung festgesetzt.

Die gesetzgebende Gewalt ist eine Dienstpflicht im Interesse des Gemeinwohls. Diesen Dienst auszuüben ist Pflicht der verfassungsmäßig zur Gesetzgebung berufenen Faktoren, Fürst und Parlament, zu gemeinsamem Wirken verbunden. Aber die Volksvertreter haben diesen Dienst nicht zu leisten im eigenen Namen, wie der König, sondern im Namen und als Vertreter des ganzen Volkes, das sie nach festgeregeltem Wahlverfahren zu diesem „Beruf" und diesem Dienst bestellt. Das Recht der Gesetzgebung ruht im modernen Staat, soweit es vom Parlament ausgeübt wird, grundsätzlich beim Volke, das durch das Wahlrecht in weiterem oder engerem Ausmaß zur Teilnahme am Herrscherrecht berufen ist.

Das Herrscherrecht ist nach christlicher Auffassung eine Dienstpflicht, zum Wohle des gesamten Volkes, auch soweit es sich beschränkt auf die Wahl der zur Teilnahme an der Gesetzgebung Berufenen. Daß es moralische Pflicht sei, das Wahlrecht auszuüben, ev. durch bewußte Enthaltung von der Stimmabgabe, ist in jedem Wahlkampf von jeder Partei den Wählern wieder und wieder vorgehalten worden. Wenn Prof. Stier-Somlo in seinem Werk „Vom parlamentarischen Wahlrecht" (Berlin 1918 bei Dietrich Reimer) die Wahlpflicht ablehnen zu sollen glaubt „aus der grundsätzlichen Erwägung, daß niemand zur Ausübung seines Rechtes gezwungen werden kann", so dürfte dieser Begründung die falsche Auffassung zugrunde liegen, daß das Wahlrecht ein Privatrecht sei, das bestimmten Personen als Mittel der Macht zur wirksamen Verteidigung und Vertretung ihrer Interessen zugebilligt werde. Als öffentliches Recht nach christlicher Auffassung zum Zwecke heilsamer Ordnung des gesamten sozialen Lebens betrachtet, enthält das Wahlrecht

unzweifelhaft bereits die Wahlpflicht, über deren Erfüllung der Berechtigte Gott und seinem Gewissen und auch der Gesamtheit der Volksgenossen Rechenschaft schuldig ist.

Wenn das neue preußische Wahlgesetz nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses also die Wahlpflicht gesetzlich festlegt, für den Vernachlässiger dieser Pflicht empfindliche Strafen festsetzt, so schafft es damit nicht neue Pflichten. Es spricht nur eine im Naturrecht und christlichen Sittengesetz begründete öffentliche Pflicht der Staatsbürger positiv aus und erfüllt somit in schönster Weise die Aufgaben staatlicher Gesetzgebung.

Ein Nachwort zum bayerischen Verfassungsjubiläum.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Die Kundgebungen des Königs Ludwig III. von Bayern anläßlich der Jahrhundertfeier des bayerischen Verfassungsstaates kann man nicht ohne tiefe Bewegung lesen. Das ganze Wesen des Königs gibt sich in ihnen wieder kund. Hier offenbart sich der treue, hellblickende Führer und Vater des Vaterlandes, der sein eigenes Lebensglück nur in dem Glück und in der Liebe seines Volkes erblickt, spricht er in innigen, ergreifenden Worten zum Volke, um den altbewährten Herzensbund zwischen Fürst und Volk in Bayern zu erneuern, die lebendige Fühlungnahme mit Land und Volk und das Bewußtsein engster Zusammengehörigkeit, von denen der König spricht, in feierlicher, geschichtlich denkwürdiger Stunde vor den Zeitgenossen in die Erscheinung treten zu lassen. „Treue um Treue! Treue der Verfassung, Treue meinem geliebten Bayernvolke! Das sind die Leitsterne meines Lebens. Gott gebe dazu auch fürderhin seinen Segen!" Das ist das Gelöbnis und das Gebet des Königs.

Der Gleichklang der Gedanken und Empfindungen mit der edlen Gesinnung und den volksfreundlichen Absichten des Königs kam in beredter, ansprechender Weise zum Ausdruck in der Huldigung des Landtags, welche die Präsidenten der beiden Kammern vermittelten. In nachdrucksvoller Weise gelangte in diesen Reden auch die enge, friedfertige und achtungsvolle Fühlung, welche die beiden Kammern mit einander halten, und das vertrauensvolle Zusammenarbeiten des Landtags mit der Krone zur Geltung.

Zur Seite stand die Sozialdemokratie. Ihre parlamentarischen Vertreter waren zu der Verfassungsfeier in der Residenz nicht erschienen. In einer längeren öffentlichen Erklärung wird dies vor dem Lande zu rechtfertigen gesucht. Liest man diese Ausführungen, so könnte man meinen, das bayerische Volk lebte in der schlechtesten aller Welten in Unfreiheit und Knechtung dahin. Die Verfassung wird als die Ausführung eines Befehls Napoleons hingestellt und König Ludwig als Autokrat, welcher der Verfassung nach dem Leben gestellt habe. Die Verfassung wird charakterisiert, als ob sie ein Pfuschwerk sei von Anbeginn bis heute. Daß die Sozialdemokratie in der bayerischen Verfassung nicht ihr Ideal und keine Befriedigung findet, ist zuzugeben. Für den Umsturz bietet sie keine Handhabe. Darum haben ja auch die Landtagssozialisten im vorigen Jahre die schönen Anträge zur Einführung der Republik in Bayern gestellt, die am 19. Dezember 1917 in der Abgeordnetenkammer von allen bürgerlichen Parteien a limine abgewiesen wurden. Diesen Tag des Mißerfolges bezeichnet die sozialdemokratische Presse in einem sonderbaren Gallimathias soeben als „das wahre Jubiläum" der bayerischen Verfassung.

In seiner Huldigungsansprache nannte der Präsident der Reichsratskammer Fürst Fugger die Verfassung den „Bau politischer Freiheit" und der Präsident der Abgeordnetenkammer von Fuchs sagte, daß in der Verfassung eherne Begriffe der Freiheit des Gewissens und der Meinungen, der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung, der individuellen und politischen Freiheit festgelegt sind, ein Wort, das der König aufnahm und bestätigte. Damit ist freilich die Sozialdemokratie nicht zufrieden. Allein gerade in Rußland wird den Westeuropäern recht eindringlich zu Gemüte geführt, was von der sozialdemokratischen Massenherrschaft für die staatsbürgerliche Freiheit und die ordnungsgemäße Führung des Staates zu erwarten ist. Die französische Republik hinwiederum, welche den Ausbau des Verfassungslebens bis zur sozialdemokratischen Staatsidee durchgemacht hat, ist einer Anzahl politischer Abenteurer anheimgefallen, in England, das trotz seiner erblichen monarchischen Spitze eine Republik ist, herrscht die Diktatur und in der Republik Amerika regiert Wilson noch unbeschränkter wie je ein Zar in Rußland und befiehlt in schrankenloser Machtfülle alles an, in der Gesetzgebung und erst recht in der Verwaltung. Die bürgerliche und sozialistische Republik widerlegen sich selbst, und es gehört eine unendlich schwere Idiosynkrasie dazu, anzunehmen, nach solchen Mustern habe das bayerische Volk, das sich einer Freiheit wie kein anderes der Welt erfreut, Sehnsucht nach dem Staate der bayerischen Sozialdemokratie.

Die bayerische Verfassung hat sich nach jeder Richtung hin bewährt und dem Staate Festigkeit und eine ruhige Fortentwicklung gebracht. Daß sie Fehler hat, ist schon früher dargelegt worden. Sie wird weiterhin sich nach dem Bedürfnis der Zeit entwickeln, um, wie Fürst Fugger in seiner Huldigungsansprache es als Aufgabe des Kultur- und Rechtsstaates erklärte, Freiheit und Sicherheit im Staatsleben zum Ausdruck zu bringen unter gleichzeitiger Vermeidung einseitiger Klassenherrschaft und schrankenloser Massenherrschaft, unter einem starken, in sich selbst gefestigten Königtum, wie es der monarchisch-konstitutionellen Staatsidee entspricht.

Auch für die sozialdemokratische Geschichtsklitterung ist kein Raum. Die Artikelserie, die jetzt durch die sozialistische Presse Bayerns gegangen, ist keine Verfassungsgeschichte, sondern bietet zusammengelesene Zerrbilder, welche durch die Tatsachen der verfassungsgesetzlichen Lage und die Ergebnisse der Quellenforschung unserer bayerischen Gelehrten widerlegt sind. Die Sozialdemokraten hätten besser getan, das angekündigte Werk Dr. Döberls über das Jahrhundert bayerischen Verfassungslebens abzuwarten, der namentlich aus der Zeit der Entstehung der Verfassungen von 1808 und 1818 neues und wertvolles Quellenmaterial bringt, durch welches Altes eine neue Fassung erhält und eine Erkenntnis erschlossen wird, an der auch die sozialistische Geschichtsdichtung scheitert.

Durch die Forschung Dr. Döberls ist auch die von dem bayerischen Staatsrat v. Hazzi ins Leben gesetzte Auffassung, die bayerische Verfassung von 1808 sei in Mailand von Napoleon dem König Max I. anbefohlen worden, der König aber, zu gerecht und weise, habe keinen Anstand genommen zuzusagen, beseitigt. Dr. Döberl weist nach, daß die Verfassung von 1808 nicht auf ein ausdrückliches Gebot Napoleons hin erlassen wurde. Sie entsprach wohl einem Wunsche Napoleons, ist aber freiwillig gegeben, sogar in der Absicht, eine Einmischung Napoleons in die inneren Rechtsverhältnisse Bayerns zu durchkreuzen. Die Darstellung Dr. Döberls erschöpft nicht einmal die Beweisführung. Es liegt auf der Hand, daß die Verfassung von 1808 ein Gebot staatlicher Notwendigkeit war, um auf diesem Boden die neuen Landesteile Bayerns mit ihrem von den alten Stammlanden verschiedenen Ideen- und Interessenkreise zu einem einheitlichen Ganzen zusammenwachsen zu lassen. Daß die westfälische Verfassung dazu benützt wurde, beweist nichts dagegen. Auch heute wird die Gesetzgebung anderer Staaten durchforscht, wenn man eigene Gesetze baut. Man ist 1807/08 in der Galopparbeit, die gemacht werden mußte, um einer Rheinbundverfassung zuvorzukommen, vielleicht in der Herübernahme von westfälischen Verfassungsbestimmungen zu weit gegangen, allein wesentlich ist doch, daß die Verfassung von 1808 die Rechtsgedanken aus Bayerns Vergangenheit in die Verfassung einführte, und daß das bayerische Rechtsleben und die Bedürfnisse des Landes in der Verfassung niedergelegt sind. Die Verfassung von 1814 aber ist nach diesen Gesichtspunkten selbständig weiter entwickelt worden durch hervorragende Männer, die fremden Rates nicht bedürftig waren. Zu ihnen gehörte auch Kronprinz Ludwig, der ein durch und durch volkstümliches Programm zur Verfassungsberatung vorlegte, 1819 die neue Verfassung vor schweren Stürmen bewahrte, als die Volksvertretung schwere Kollisionen verursacht hatte, und der als König den budgetrechtlichen Ausbau der Verfassung durch das gewährte Verfassungsverständnis von 1843, das eine Grundsäule des Verfassungslebens ist, vollzog.

Unter der Herrschaft der Bayernkönige hat sich ein fruchtbares Verfassungsleben in durchaus selbständiger Weise aus eigener Initiative entwickelt. Bayern trat in das zweite Jahrhundert des Bestandes seiner Verfassung ein mit der vollen Aussicht auf ein gedeihliches staatserhaltendes Fortschreiten auch auf diesem Gebiete.

Morgenstunde.

Neugeborene Insekten gaffen,
Zierlich tanzend überm Wiesenrain,
Wie der Tau aus duftenden Karaffen
Perlend tröpfelt über Moos und Stein.

Ew'ge Welt, wer hat dich umgeschaffen? —
Warst so sterbensmüde, alter Hain!
Deine Aeste sich wie Sehnen straffen
Und dein Saft pulsiert wie junger Wein.

Ueberall der langverborg'nen Kräfte
Frei aufjauchzendes Gebärdenspiel!
Ueberall die wunderbaren Säfte!

Ueberall an jedem Blatt und Stil
Warten hundert wichtige Geschäfte
Eines neuen Tages Lebensziel...

Dr. Joseph Lamby.

Die griechische Kirche und die religiösen Verhältnisse auf dem Balkan.

Von Geistl. Rat Prof. Dr. Hoffmann, München.

Das Schwert hat im Osten in dem harten Weltkriege zu unseren Gunsten entschieden. Nun gilt es, die Verhältnisse daselbst zur Ordnung zu führen. Da tauchen mitunter schwer verständliche Tatsachen auf, und die Volksseele jener Nationen mutet uns in manchen Stücken seltsam an. Wir werden sie aber besser verstehen, wenn wir das religiöse Moment richtig würdigen können; denn dieses hat gerade bei ihnen einen tiefgehenden Einfluß.

Schon frühe waren in manchen Stücken in der Kirche des Morgen- und Abendlandes Abweichungen aufgetreten, die wohl nicht das Wesen der Lehre oder des Gottesdienstes berührten, aber doch immerhin nicht unbeachtet blieben. Lange dauerte z. B. der Streit wegen des Tages der Osterfeier. Namentlich unterschied sich die äußere Gestalt der hl. Messe; hervorspringend ist hier die Verschiedenheit der Sprache. Im Osten ist es zumeist das Altgriechische und später daneben das Altslavische, im Westen das Lateinische. So redet man von einem griechischen und lateinischen (römischen) Ritus. Die Völker, die letzterem folgen, werden zur lateinischen (römischen) Kirche gezählt, und die, welche ersteren annahmen, zur griechischen. Diese wohnten zumeist in den Gebieten des griechischen Kaiserreiches, das 1453 sein Ende fand, also in der östlichen Hälfte des ehemaligen römischen Weltreiches.

Konstantin machte 330 Byzanz, das nach ihm Konstantinopel genannt wurde, zur Residenz des Reiches. Diese Stadt hatte auch den Sitz eines Bischofs, der später in der Kirche eine wichtige, vielfach nicht glückliche Rolle spielte. Wiewohl erst um 300 errichtet, wurde dem Bistum Konstantinopel bereits von der zweiten allgemeinen Synode 381 der Rang unmittelbar hinter Rom zugesprochen und das Konzil von Chalcedo aus dem Jahre 451 teilte ihm als Patriarchalsprengel Thrazien, Pontus und Asien zu.

Die Verbindung des Bischofssitzes mit der Hauptstadt der oströmischen Kaiser wurde verhängnisvoll. Es bildete sich ein Staatskirchentum heraus. Die weltlichen Fürsten maßten sich große kirchliche Rechte an; schon Konstantin, der sich als Bischof der äußeren Angelegenheiten bezeichnete, griff auch in die inneren ein. Die vielen Glaubensstreitigkeiten und Sektenbildungen, wie die der Arianer, Nestorianer, Monophysiten, Monotheleten, Pneumatomachen, die seit dem vierten Jahrhundert die Kirche im Osten zerrissen und schwächten, waren nicht zuletzt durch die Beschäftigung der Kaiser mit dogmatischen Fragen herbeigeführt; namentlich ist der Vandalismus des Bildersturmes (726—842) auf ihr Schuldkonto zu setzen. Besonders aber traten in Konstantinopel Eifersucht und Abneigung, ja Haß gegen Rom hervor. Die ziemlich weit verbreitete Meinung, daß mit der Residenz des Kaisers auch die oberste kirchliche Gewalt nach Byzanz verlegt sei, ließ schlimme Pläne heranreifen. So nahmen die Patriarchen von Konstantinopel trotz des Widerspruches der Päpste den Titel „Allgemeiner Patriarch" an. Dem gegenüber nannten sich diese seit Gregor I. (590—604) „Knecht der Knechte Gottes". Die Verhältnisse brachten es mit sich, daß Byzanz den ihm zugesprochenen Vorrang auch über die altapostolischen Kirchen von Antiochien, Alexandrien und Jerusalem immer mehr ausdehnen konnte. Die Schwächung dieser Diözesen durch den Islam kam hier zustatten.

Die Entwickelung führte zur völligen Trennung der griechischen Kirche und damit des ganzen Morgenlandes vom Haupte des Christentums, von Rom. Es ist zu unterscheiden zwischen den Ursachen, die das Schisma herbeiführten, und denen, die man vorschützte. Erstere waren: die Verstimmung der Kaiser über die Päpste, die Teile des alten römischen Reiches im Kirchenstaate besaßen und sich von der byzantinischen Herrschaft losgesagt hatten; der unausgesetzt wachsende Ehrgeiz der Patriarchen von Konstantinopel; die Unwissenheit des Klerus in theologischen Materien und die Eitelkeit des Volkes. Ueber all dieses suchte man indes hinwegzutäuschen durch schwere Vorwürfe gegen die Abendländer. Diese hätten, wurde geltend gemacht, im achten Glaubensartikel das filioque zu unrecht eingefügt, so daß sie vom Hl. Geiste beteten: „der vom Vater und vom Sohne ausgehe." Hierin sei eine Fälschung des Symbolums gelegen. Die Griechen wollten oder konnten nicht einsehen, daß an dem Wesen der Lehre gar nichts geändert war, daß jenes Wort nur eine Ergänzung im Sinne des Glaubensbekenntnisses ist. Außerdem erklärten sie Aergernis zu nehmen an der Verpflichtung der Kleriker zur Ehelosigkeit, dem Fasten am Samstage, der Kürzung der Osterfasten zu 40 Tagen, dem Gebrauche des Ungesäuerten bei der hl. Messe u. ä.

Die vom Patriarchen Photius herbeigeführte Trennung wurde bald wieder beseitigt, nämlich durch das Konzil von Konstantinopel 869. Unter Michael Cärularius trat das Schisma indes aufs neue ein und wurde bleibend. Dieser verbot den Legaten des Papstes, in Konstantinopel die hl. Messe zu lesen. Nach vergeblichen Versuchen, den Patriarchen umzustimmen, legten diese die Exkommunikationsbulle gegen ihn auf dem Altare der Sophienkirche nieder, am 16. Juli 1054. Nach und nach ließen sich die übrigen Patriarchen des Morgenlandes, die ja, wie schon erwähnt, von Konstantinopel abhängig waren, in den Abfall hineinziehen. Die griechische Kirche nannte sich die „orthodoxe", d. h. rechtgläubige und blieb bei der kirchlichen Tradition der 7 ersten Konzilien stehen; sie verpflanzte den Haß, den sie selbst gegen die Lateiner hatte, auch in die mit ihr verbundenen Kirchengemeinden. Die Wiedervereinigung von Morgenland und Abendland, die auf den Konzilien von Lyon 1274 und Florenz 1439 zustande kam, war nicht von Dauer.

Durch das Vordringen des Islams verlor die griechische Kirche immer mehr von ihrem Besitze und 1453 fiel auch die Hauptstadt Konstantinopel an die Türken. Nun folgten für die Patriarchen daselbst harte und bisweilen unrühmliche Zeiten. Sie kamen in völlige Abhängigkeit vom Sultan und mußten sich durch Geschenke an ihn und seine Beamten und durch Zugeständnisse ihre Würde erwerben und erhalten. Gleichzeitig verfiel die einst so blühende morgenländische Kirche in Unfruchtbarkeit und Erstarrung. Das wahre religiöse Leben erstarb.

Ein Teil der griechischen Kirche, der ein besonders wechselvolles Schicksal hatte, sind die Kirchengemeinschaften auf dem Balkan. Hierher war das Christentum gleich bei seinem ersten Auftreten gekommen; war doch der Völkerapostel Paulus im Süden, also in Mazedonien und Griechenland, tätig. So weisen bereits die zwei ersten Jahrhunderte ein entwickeltes christliches Leben auf. Der Norden wurde jedoch beträchtlich später erreicht. Zu den Balkanvölkern gehören die Bewohner der europäischen Türkei, die Griechen, Montenegriner, Serben, Bulgaren, Albaner, und meistens wird auch Rumänien hierher gerechnet.

Die Bekehrung der Serben war schwierig, erst seit 868 können sie als christlich gelten. Schon beim Eintritt der Bulgaren ins Christentum, die tatarisch-turanischer Herkunft sind, aber Sitten und Sprache der von ihnen überwundenen Slaven annahmen, bekundete sich der Widerstreit der griechischen Kirche gegen Rom, der in ihrer kirchlichen Geschichte bis zur Stunde in einzelnen Symptomen immer wieder aufleuchtet. Der Fürst Bogaris hatte sich auf Zureden seiner Schwester und wohl auch

aus politischen Erwägungen taufen lassen und sein Volk zur Annahme des Glaubens veranlaßt (864). Dieses geschah durch einen von Konstantinopel gesandten Bischof. Doch schon 866 wandte sich Bogaris an den Papst und Ludwig den Deutschen um Glaubensboten. Nikolaus I. willfahrte dem Ersuchen, sandte Missionäre und Antworten auf eine Reihe von Fragen, die ihm von den Bulgaren vorgelegt worden waren. Die Griechen verdrängten jedoch bald die Lateiner wieder und die allgemeine Synode vom Jahre 869 unterstellte das Land dem Patriarchate Konstantinopel. Der Papst konnte es nicht verhindern. Seit 870 leitete ein von da geschickter Bischof die bulgarische Kirche. Mit der kirchlichen Abhängigkeit ging die politische Hand in Hand und so wurde 1019 das durch Kriege zerrüttete Land eine Provinz des byzantinischen Reiches. Die ab und zu mit Rom angeknüpften Verhandlungen zeitigten wenig Frucht. 1202 kam eine, allerdings nur kurze Zeit dauernde Vereinigung zustande. 1861 war eine Union mit Rom durch den bisherigen Archimandriten Joseph Sobolski soviel wie vollendet, doch Rußland wußte sie mit Gewalt zu unterdrücken.

In Albanien wurde das Christentum im 6. Jahrhundert von Iberien aus verkündigt.

In die Gegenden des heutigen Rumäniens, des ehemaligen Daciens, drang die christliche Glaubenslehre sehr früh und zwar von Rom aus. Fast alles, was zur Religion gehört, wird dort auch jetzt noch durch lateinische Worte ausgedrückt, mit Ausnahme von einigen Kulthandlungen und kirchlichen Personen. Die geordnete Entwickelung wurde auf lange Zeit hinaus durch die Einfälle heidnischer slawischer Stämme und später der Tartaren gehindert. Aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts erfahren wir weiteres, daß nämlich die ungarischen Könige die Niederlassung und Missionstätigkeit des Deutschordens und der Johanniter begünstigten. Die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts sieht die Kirche in der Moldau günstig organisiert; es gibt daselbst einen Metropoliten in Suczava mit zwei Suffraganen, sowie eine Anzahl von Klöstern. Auch hat sie ihre Unabhängigkeit von Konstantinopel sich erhalten. Ein trübes Bild bietet indes am Ausgang des Mittelalters die religiöse Lage in der Walachei. Sie erhält ihre Leitung von dem Patriarchen in Byzanz (Jorga, Geschichte des rumänischen Volkes, Gotha 1905, I. S. 93, 133, 139, 223, 336).

Noch im 14. Jahrhundert kamen die Balkanvölker in Abhängigkeit von den Türken. Nachdem Bulgarier, Serben, Bosnier und Albaner 1387 ein Heer derselben vernichtet hatten, wurden sie 1389 entschieden geschlagen. 1453 fiel Konstantinopel in die Gewalt des Islams und 1460 die Walachei. Unter der Herrschaft des Halbmondes hatte die Kirche all dieser Stämme eine schwere Zeit. 1683 wurde endlich vor Wien die Macht des Sultans gebrochen. Nach und nach drängten die Christen sein Heer weiter nach Osten zurück, zunächst aus Ungarn. Doch konnte noch geraume Zeit der Balkan nicht befreit werden. Ein ansehnlicher Teil der Serben war nach 1690 unter dem Patriarchen von Ippek nach Ungarn ausgewandert, woselbst sie im Gebiete des alten Sirmiums eine eigene Wojwodschaft bildeten und vom Kaiser die Erlaubnis erhielten, das schismatische Bekenntnis festzuhalten. Schon früher hatten sich zahlreiche Albanesen nach Kalabrien und Sizilien geflüchtet. Die Päpste gestanden ihnen ein eigenes Bistum mit Seminar zu. Die auf dem Balkan verbleibenden Katholiken und Unierte wurden gerade hier von den Türken hart bedrängt. Im Frieden von Passarowitz (1718) fielen neben anderen Gebieten die Walachei und Belgrad an Oesterreich.

Als im vorigen Jahrhundert die europäische Türkei zu zerfallen begann und die Balkanvölker eigene Staaten bildeten, lösten sich diese im Unfrieden und unter Kämpfen auch vom Patriarchate Konstantinopel los und schufen Nationalkirchen unter stark hervortretender staatlicher Beeinflussung. Die orthodoxe Kirche Griechenlands erklärte sich 1852 als unabhängig, die rumänische 1865, die serbische, die seit 1351 selbständig war, sich aber 1766 wieder mit Konstantinopel geeint hatte, trennte sich neuerdings 1879, die Kirche in Montenegro ist seit gleichfalls 1879 autonom, die bulgarische seit 1872. In der Glaubenslehre, dem Gottesdienste, den Sakramenten sowie in der Disziplin blieben alle diese Kirchen an Konstantinopel angelehnt.

Die Zahl der mit Rom verbundenen Katholiken ist in den genannten Gebieten klein und ihre Lage ist ungünstig. Sie haben teils den lateinischen, teils den griechischen Ritus. Die Verhältnisse vor dem Kriege waren (nach Streit, Atlas hierarchicus, Freiburg 1913, S. 29 u. 96) folgende: Montenegro bildet jetzt eine Erzdiözese mit etwa 7200 Katholiken. Serbien ist gleichfalls eine Diözese; Belgrad, der bischöfliche Stuhl, ist seit 1729 verwaist; nur zwei Priester sind da. Bulgarien zeigt sich auch in der Gegenwart der katholischen Kirche am versöhnlichsten: etwa 43000 Bulgaren gehören ihr an. Es bestehen für den lateinischen Ritus das Bistum Nikopoli und das Vikariat Sofia; diejenigen, die griechischem Ritus folgen, aber mit Rom uniert sind, unterstehen dem apostolischen Administrator in Konstantinopel. Rumänien zählt ungefähr 144,000 Katholiken in zwei Diözesen; sie haben unter dem Fanatismus der „Orthodoxen" viel zu leiden. Ob ihnen die durch den Frieden von Bukarest gewährleistete Religionsfreiheit viel nützen wird, bleibt abzuwarten. Griechenland mit etwa 20,000 Katholiken hat das Erzbistum Athen, die agäischen und jonischen Inseln umfassen die Kirchenprovinzen Corfu und Naxos. Die Diözesen Andros und Tinos sowie Milos und Syros sind unter einem Oberhirten geeint. Das Patriarchalvikariat Konstantinopel umfaßt Mazedonien, Thrazien sowie das nördliche Kleinasien. In jener Stadt residieren der Patriarchalvikar sowie der Apostolische Delegat für den Orient; daselbst ist auch der Mittelpunkt für die Missionen im türkischen Reiche in Europa und Asien. Fast alle Ordensgenossen, die im Orient wirken, haben hier Niederlassungen. Die Katholiken mit lateinischem Ritus erreichen im Patriarchalvikariate Konstantinopel nicht die Zahl 50,000.

Von der griechisch-orthodoxen Kirche trennten sich auch die schismatischen Gemeinden in der Bukowina (1873), auf Cypern 1880, in Ungarn, Kroatien, Slavonien (1766); die Metropoliten in Bosnien, Herzegowina und von Kreta sind fast selbständig. Schweren Verlust brachte Konstantinopel der Abfall von Rußland, bereits 1588. So sind mit jenem nurmehr geeint die Patriachate Antiochien, Alexandrien und Jerusalem und machen die anatolisch- (morgenländisch) orthodoxe Kirche aus. Auch die Inhaber der zwei ersten haben ihren Regierungssitz in Konstantinopel, der von Jerusalem auf den Prinzeninseln in der Nähe. Wenn auch dem Patriarchen von Konstantinopel ziemlich gleichstehend, ist ihr Einfluß von nur geringer Bedeutung. In den Kämpfen, welche die Christen des Orients für religiöse Freiheit und kirchliche Reformen zu führen geneigt waren, wirkten Patriarch und die höhere Geistlichkeit nicht mit, sie zeigten sich eher hinderlich.

So gleicht jene Kirche, deren Bischöfe den stolzen Titel „ökumenischer Patriarch" beanspruchten, einem vom Baum getrennten Aste, dessen Zweige vom Sturme zerzaust und größtenteils wieder vom Aste abgerissen sind, fruchtlos wie dieser selbst.



Volksvergiftung.

Von W. Thamerus.

Die offensichtlichen Mißerfolge, welche unsere Bühnen mit ihren Wedekindgedächtnisfeiern hatten, gaben mir die Hoffnung, daß ich den Namen des toten Schriftstellers so bald nicht wieder in die Feder nehmen möchte; da zwingt mich ein Vorkommnis, wiederum das Wort zu ergreifen. Seit ein paar Tagen liegt in vielen Buchhandlungen, in Zeitungs- und Schreibwarenläden ein Zwanzigpfennigheft auf in zahllosen Exemplaren, die unsere Papiernot recht eigenartig illustrieren. Wedekinds Sexualtragödie der Kinder „Frühlings-erwachen". Es ist die ‚Weltliteratur', die sich die Aufgabe gestellt hat, diese „Aufklärungsdichtung" in die breiten Massen zu werfen. Haben die durch das Nachgeben der Zensur ermöglichten Theatervorstellungen schon bei jedem Klardenkenden schwere Bedenken erregt — ist es doch unbestreitbar, daß zu diesem Drama der Unmündigen sich besonders viel schlechtbehütete Unmündige drängen —, so ist es nun auch den Aermsten möglich, dieses Buch zu lesen. Man weiß, wie der Lesehunger der Jugend nach so billiger Kost greift. Bei vielen wird ja schon vom Hörensagen die Neugierde geweckt sein, andere wieder, denen der Name Wedekind noch Schall und Rauch ist, werden ganz ahnungslos in diesen Dunstkreis überhitzter Sexualität gezogen, in dem die Aufklärung in brutaler Form vollzogen, die Verführung unter Schulkindern als etwas ganz natürliches hingestellt, die Autorität von Schule und Haus auf das grausamste verhöhnt wird. Literaturfremde Eltern, die das Heft vielleicht zu Gesichte bekommen, werfen einen Blick auf die lobhudelnde Vorrede, lesen etwas von der großen Reinheit (!) des Moralisten (!) Wedekind und sind dann über die Unschädlichkeit der Lektüre ihrer Kinder völlig beruhigt. „Die Weltliteratur", die ja fraglos auch schon manches wertvolle Werk unter die Massen getragen hat, ließ bei der Auswahl schon öfters Takt und Verantwortungsgefühl vermissen. Der Staatsanwalt hat ja vor nicht langer Zeit eines der Hefte (eine Novelle) einziehen lassen,

allein in der Verhandlung obsiegte der Verlag, dank der literarischen Sachverständigen, die nicht einsehen wollen, daß das reinästhetische Urteil nicht maßgebend sein kann. Ob „Frühlingserwachen" in der Gesamtausgabe der Firma Müller steht oder in Kolportageheftform für ein paar Pfennige unter das Volk geworfen wird, ist durchaus zweierlei. Eine Statue kann im Museum als erhabenes Kunstwerk wirken und dennoch kann ihre Reproduktion auf einer Postkarte sittlich schädigen. Selbst wenn jene Recht hätten, die dem Wedekindschen Werke Kunstwert beimessen, unsere Vorwürfe blieben dadurch unerschüttert. In München wurden in diesen Tagen in Anwesenheit des Königs die Probleme der Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft von führenden Männern der Wissenschaft eingehend erörtert, allein was nützen alle verständigen Vorschläge, wenn wir ruhig zusehen, wie das Gift unter die Jugend getragen, die sittlichen Stützen der Volkskraft unterminiert werden? —

Wie sich die Schundliteratur immer wieder hervorwagt, zeigte auch eine Strafkammerverhandlung in Hechingen (Hohenzollern). Es handelte sich um einen Familienkalender, den ein Stuttgarter Verlag herausgab, der unter verschiedenen Titeln in einer Auflage von mehreren Hunderttausend Exemplaren vertrieben wurde. Der Staatsanwalt führte (nach dem „Neuen Mannheimer Volksblatt" Nr. 139) u. a. aus, daß die in Frage kommenden Vorgänge so grob geschildert worden seien, daß sie ohne weiteres die Phantasie speziell der Jugend sehr in Anspruch nehmen. Das wesentliche Erfordernis der Anklage der Unzüchtigkeit sei gegeben; sogar der Verteidiger mußte die Verletzung des Anstandes einräumen.

Interessant ist das Gerichtsurteil: „Das Gericht sieht die Artikel als unzüchtig im Sinne des Gesetzes an. Dementsprechend hätte auf eine Bestrafung und Beschlagnahme erkannt werden müssen. Das Gericht ist aber zu einer Bestrafung deshalb nicht gekommen, weil es der Behauptung des Angeklagten Glauben schenkte, daß er sich auf den Stuttgarter Verlag des Kalenders verließ, von dem er erwartete, daß er derartige unwürdige, ungeheuerliche Erzeugnisse nicht herausgebe, und daß er von dem Inhalt des Kalenders keine Kenntnis hatte. Die betreffenden Artikel sind tatsächlich unzüchtig, weil sie das Schamgefühl eines jeden normalen Menschen verletzen. Materiell ist der Inhalt des Kalenders in hohem Maße anstößig und deshalb als unzüchtig zu erachten. Dringend wünschenswert ist es, daß dem gewöhnlichen Volke, das seinen literarischen Durst, abgesehen von den Tageszeitungen, aus diesem minderwertigen Kalender stillt, nur das Beste vorgesetzt wird. Das aber, was der Kalender des Angeklagten bot, ist unerhört, ist empörend, ist ein Skandal, um nicht einen schärferen Ausdruck zu gebrauchen. Nur das Beste unserer Literatur sollte in das Volk kommen." Das Gericht riet dem Angeklagten, in Zukunft solche Sachen aufs genaueste zu untersuchen, bevor er sie vertreibt, sonst würden keine geringen Strafen ausgesprochen werden.

Ein unbeachteter Zweck der Kunst.

Von Kunstmaler Erich Bamler, München.

Vergoldete, im Licht jubelnde Wolken strecken sehnsuchtsvoll ihre zarten, sanftzerfließenden Arme nach der untergehenden Sonne aus, die sich mit der glühenden Farbenpracht in einem von dunklen Tannen umrauschten See glitzernd spiegelt. Die Meisterin Natur hat so ein ergreifendes Gemälde vor uns hingezaubert, hinter dessen unendlichem Farben- und Lichtreichtum die menschliche Kunst mit ihren unzureichenden Mitteln weit zurückbleiben muß. Denn wenn wir die Helligkeitswerte der Natur nach Böcklin mit Zahlen von 1—100 bezeichnen, so können wir mit den Farben der Palette nur die Helligkeitsunterschiede von vielleicht 30—50 wiedergeben. Selbst das hellste, technisch herstellbare Weiß ist dunkel neben dem farbigen Glanz eines Perlmutterknopfes, so daß sich das Leuchtende nur scheinbar durch die beschränkte Uebersetzung nach der Seite des Dunklen malerisch zur Darstellung bringen läßt. Auch da, wo die Natur in der Landschaft oft Hunderte von Metern als Tiefenwirkung zur Verfügung hat, muß der Maler diese durch perspektivische Uebersetzung auf einer Fläche zu erzeugen wissen. Wer wollte da die Meisterin Natur, die mit einer unendlichen Fülle von Kräften und Armen schafft, mit menschlichen Mitteln je zu übertreffen wagen? Doch erst da, wo der Mensch die Natur scheinbar übertrifft, beginnt das Reich der Kunst.

Der bildende Künstler soll als Philosoph des Sichtbaren die Natur auswählen, ordnen und verdeutlichen, das Wesentliche herausarbeiten und das Unwesentliche zurückdrängen; denn das Richtige in der Kunst ist nach Goethe „nicht sechs Pfennige wert, wenn es weiter nichts zu bringen hat." Die Formen und Farben sollen gleichsam nur Ausdrucksmittel, nur Sprache sein, womit des Künstlers gestaltende Seele das Raunen der unerschöpflichen Natur seinen Mitmenschen verständlich machen kann. Indem er sich in die stumme Kräfte-Sprache der Mutter Natur versenkt und sie zum seelischen Erlebnis steigert, vermag er als Interpret des Unaussprechlichen das Weltenwerden in seinen Werken fortzuführen. Da sich um den geheimnisvollen Tempel der Kunst nach allen Richtungen noch unbetretene, ungeahnte Pfade finden lassen, soll im folgenden der Versuch gewagt werden, einen praktischen, unsern Kunsthistorikern fast ganz entgangenen Zweck der Malerei näher zu betrachten.

Aus dem grauen Altertume wird uns von dem klugen Jakob berichtet, wie er, seine Einsicht in gewisse Gesetze der Natur benützend, zum reichen Manne wurde, indem er sich — zur Erreichung seines verabredeten Lohnes — eines feinen Kunstgriffes bediente. Er schälte an Pappelstäben (1. Mos. 30, 37—43) weiße Streifen ab und legte sie in die Tränkrinnen der Herden, damit die Tiere die geringelt-fleckigen Stäbe bei der Empfängnis vor Augen hätten. Dieses Ansehen der Farbenflecken wirkte dann so auf das keimende Leben, daß Jakob die vielen Geburten von fleckigen und gesprenkelten Tieren erzielte. Dieser Glaube an eine intime Wirkung des Gesehenen ist auch niemals in der Menschheit ausgestorben, selbst nicht im Zeitalter des Materialismus. Im Gegenteil befinden sich in den Schriften Darwins viele Beobachtungen, die die fortschreitende Anpassung der Organisation der Tiere an die gesehene Umgebung bezeugen. Auch weiß jede Mutter, daß starke, durch das Auge empfangene Eindrücke auf das keimende Leben wirken. Weil man sich dieses Einflusses bewußt war, wurde im alten Griechenland das Malen des Häßlichen vom Staate bestraft.

Nun dürfte es wohl leicht begreiflich sein, daß die Formen und Farben eines echten Kunstwerkes einen besonders starken Einfluß ausüben. Ein echtes Werk der bildenden Kunst ist eben nicht nur vom Künstler „gebildet" worden, sondern es soll auch „bildend" wirken. Von größter Bedeutung wird diese Wirkung auf Kinder — etwa bis zum 5. Lebensjahre — sein, weil gerade in jener Zeit die Anpassungsfähigkeit an das gesehene Vorbild so groß ist, daß das weitere Leben diese Einflüsse kaum mehr verwischen kann. Man bedenke, daß das neugeborene Kind ein vollständig unausgebildetes Gehirn besitzt. Wenn aber das Kind freudig die Aermchen den leuchtenden Farben und harmonischen Formen entgegenstreckt, dann wirkt die gesehene Harmonie an der Ausbildung des jungen Gehirnes mit, wie die Sonnenwärme beim Wachstum der Pflanzen. Diese Ausbildung des Gehirnes kann noch der Erwachsene beobachten, der, ohne vorher viel Vortreffliches gesehen zu haben, sich etwa in reiferen Jahren der künstlerischen Tätigkeit widmet. Er wird sich dann Jahre lang abmühen müssen, um richtig „sehen" zu lernen, um die Gehirnpartien, die mit den Sehnerven in Verbindung stehen, für die Erkennung aller feineren Farben- und Formenunterschiede auszubilden.

Nun wäre es recht unsinnig, dem kleinen Kinde, das weder denk- noch erinnerungsfähig ist, Belehrungen zu geben, wie es wachsen oder heranreifen soll. Ehe das Gehirn nicht bis zu einem gewissen Grade ausgebildet ist, hat es keinen Sinn, an den Verstand des Kindes zu appellieren. Darum muß zuerst auf die Sinne gewirkt werden, wozu die Kunst eines der wirksamsten Mittel ist. Wo die Sinne sich in Entzücken und Freude öffnen, da werden sie andere ausbildende Kräfte aufnehmen, als da, wo sie sich vor Entsetzen und Ekel schließen, weshalb allgemein bekannt ist, daß man kleine Kinder nichts Schlechtes sehen lassen darf. Die im zarten Alter durch die Sinne aufgenommenen Harmonien oder Disharmonien erzeugen im Unbewußten die Veranlagung zu vielen Neigungen und Trieben, Idealen und Lastern, so daß mancher Mensch gegen die Fehler seiner Erziehung sein ganzes Leben ankämpfen muß. Soweit wir überhaupt pädagogische Mittel zur Verfügung haben, ist die Kunst einer der wichtigsten Faktoren der Erziehung des teilweise noch unbewußten Kindes. Besonders in unserer Zeit müßte zur Kunst gegriffen werden, weil viele Kinder durch das Leben in den Städten die günstige Wirkung der Natur entbehren müssen.

Was für den weichen, bildsamen und für die zartesten Einwirkungen empfänglichen Organismus des Kindes von grundlegender Bedeutung ist, hat auch für den Erwachsenen noch seinen Wert. Die am Kunstwerk empfundene Freude wirkt bei ihm noch auf Stimmung, Gemüt und Nerven. Diese Wirkung erzeugt sich nicht nur aus der Harmonie der gesehenen Farben und Formen, sondern auch aus dem geistigen Inhalt, der sich durch sie, vielleicht unbewußt, in das Menschenherz eingräbt. Weil die großen Kunstwerke durch Inspiration aus den wesenhaften Tiefen des Ueberweltlichen geschaffen sind und ein geheimnisvolles Leuchten aus unsichtbaren Gefilden die Seele des Künstlers beim Schaffen geführt hat, bergen solche Werke viel mehr in sich, als man bewußt wahrnimmt und als auch oft dem Verstande des Künstlers selbst bewußt geworden ist. Der Künstler schafft aus dem Bewußtsein des unmittelbaren Empfindens, dem der enge, erkennende Verstand nur schwerfällig nachhinken kann. So hatte Raffael die Erfahrung gemacht, daß ihm das Malen besser gelang, wenn er es vermied, darüber nachzudenken. Um ein Fundament für die weiteren Gedanken zu geben, möge hier ein Beispiel — das auch den Kunsthistorikern neu und für München besonders interessant sein wird — mit der Betrachtung der „heiligen Familie aus dem Hause Canigiani" von Raffael gegeben werden.

Auf diesem, in der Münchener Pinakothek befindlichen Gemälde stützt sich der in den Farben der geistigen Reife — grün und gelb — gekleidete Joseph auf seinen Stab der Erfahrung, während unter ihm Maria die Farben der seelischen Vollkommenheit, das leuchtende Rot der Liebe und das reine Blau der Verehrung, zum Ausdruck bringt. Ihr gegenüber kniet Elisabeth viel fester auf dem Boden; sie trägt die gleichen Farben, nur ins alltägliche, graue und schmutzige nüanciert und hebt, gesättigt von den irdischen Erlebnissen, den Blick nach oben. In der Mitte stehen nun die in der Menschheitsentwicklung so sehr hervorragenden Kinder: der Mensch Johannes und der Gottmensch Jesus. Ihre Augen reden die tiefste Sprache. Man fühlt bei dem

fragend und staunend blickenden Johannes jene Worte auf den Lippen, die er dann im heftigsten Seelenkampf im Kerker gesprochen hat: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?" Da hält ihm Jesus als Antwort den Pergamentstreifen hin: „Siehe, das Gotteslamm! — Siehe, ich bin es!"

Schon äußerlich betrachtet, stellt diese Menschengruppe ein Dreieck dar, das seine Spitze, seinen Ausgangspunkt oben — im Himmel hat. Verfolgt man dann die Richtung der in ihrer Wirkung sich fortwährend verstärkenden Parallelen — z. B. den Goldsaum am Kragen des Kleides der Elisabeth, der sich dann fortsetzt im vorderen Arm und hinteren Bein des Johannes — und denkt man sich dazu die Linie des Horizontes, so ergibt sich ein anderes Dreieck, das die Spitze unten auf der Erde hat und deshalb unvollendet, durchbrochen zur Darstellung gebracht werden mußte. Diesen sechs wirkungsvollen Hauptlinien, die immer durch Parallelen verstärkt werden, kamen ursprünglich sechs Engel entgegen, weil der aufstrebenden Menschheitspyramide, der Auffassung Raffaels entsprechend, die himmlischen Kräfte entgegenkommen müssen. Ein alter Stich von Giulio Bonasone veranschaulicht noch, wenn auch nicht richtig, die Wirkung der Komposition Raffaels, die etwa ums Jahr 1800 zerstört wurde, als ein Düsseldorfer Galeriedirektor die Engel, die er nicht leiden konnte, mit einem schmutzigen, wahrhaft unraffaelischen Luftton übermalen ließ. So ist eines der intuitivsten Bilder Münchens eigentlich eine Ruine, denn die bedeutendste Kraft des Bildes, seine geistige Dynamik, das Wechselspiel von Irdischem und Himmlischem, hat man mit trüber Luft verdeckt und damit ein welthistorisches Dokument von der Anschauungswandlung der Menschheit geschaffen. Wir finden nun gemalt, was der Materialismus anstrebt, indem er das Geistige mit trübem Dunst zu umnebeln sucht.

Alles, was die Augen sonst in der Natur beobachten, trägt den Stempel des Vergänglichen an sich; doch echte Künstler müssen dies nur als die halbe Wirklichkeit empfinden und fügen zur Erlangung einer wahren Harmonie die andere Hälfte — das Unvergängliche — hinzu. Bei der Komposition Raffaels handelt es sich nicht nur um einen edlen Ausschnitt der irdischen Natur, sondern alle Farben und Formen sind mit innerster Notwendigkeit auf ein höchstes Ziel hingeordnet, so daß das Natürliche zum Mittel wird, unser Empfinden aufs Ewige hinzulenken. Erst da, wo Irdisches und Zeitliches im Rhythmus des Uebersinnlichen und Ewigen zu schwingen beginnen, wird die tiefste bildende Wirkung der Kunst wahrhaft erzielt. Die Kirche wußte, was sie für den Fortschritt der Menschheit tat, als sie die großen Renaissancekünstler — die internationalen, in Farben und Formen redenden Prediger und Erzieher — in ihre Dienste nahm. Würde unsere Pädagogik die Erziehung des Denkens nicht zu einseitig erstrebt und die Ausbildung und Verfeinerung der Gefühlsseelenkräfte durch die Kunst vernachlässigt haben, dann hätte die materialistische Weltanschauung nicht so viele Anhänger gewinnen können.

Zum Glück hat sich das Volk das gesunde Gefühl für das Richtige von einer verirrten Kunstkritik noch nicht rauben lassen. Noch ist Raffaels „Sixtinische Madonna" eines der pädagogisch wirksamsten und zugleich eines der verbreitetsten Bilder der Welt. Man schüttelt — Gott sei Dank — noch die Köpfe vor jenen französischen Bildern, für die ein Meier-Gräfe die plumpe Reklametrommel schlug. Jeder gesund empfindende Mensch wählt sich schon instinktiv solche Kunstwerke aus, die für ihn geeignet sind, ein beglückendes Gleichgewicht im Gemüte herzustellen. Menschen, die fortwährend vom Grau des Alltags umgeben oder durch Krankheit geschwächt sind, dürsten geradezu nach reinen, leuchtenden Farben, so daß Fr. Naumann in seinem Buche „Form und Farbe" mit Recht sagen konnte: „Jeder Mensch hat einen gewissen Hunger nach bestimmten Farben. Vielleicht ist wirklich das Ansehen von Farben eine Speisung des inneren Menschen, und zwar jenes innersten Menschen, der sich uns selbst nur halb auftut, wenn wir uns selbst halb verlieren. Geschmack ist ein anderer Ausdruck für Bedarf." Wenn man bedenkt, daß die echten Kunstwerke — die in unserer veräußerlichten Kultur sehr schwer hervorzubringen sind — aus dem weltentiefen Bewußtsein der Empfindung geschaffen sind, dann wird man ihre kraftvolle Wirkung gerade auf das innerste, verborgenste Wesen des Menschen begreifen. Zugleich wird man aber auch die tiefe Beziehung erkennen, die denkerisch-unbewußt schaffende Künstlerkraft zu den aufbauenden Kräften hat, die in den ersten Lebensjahren des unbewußten Kindes wirken.

Mit Freuden ist es zu begrüßen, daß man neuerdings die Wirkung der Farben zur Heilung unserer gemüts- und nervenkranken Soldaten zu benützen bestrebt ist. Da man aber kaum die Bedürfnisse der kranken Psyche tief genug erkennen kann, wird man wahre Erfolge mit der Heilkraft des farbigen Lichtes nur da erzielen, wo man bei dessen Wahl das innerste Empfinden und Sehnen des Kranken berücksichtigt. Unsere Feldgrauen, die Monate oder Jahre den furchtbaren Aufregungen und Disharmonien dieses Krieges ausgesetzt waren und dabei nervös und gemütskrank wurden, werden gewiß leichter wieder gesunden, wenn ihnen Gelegenheit gegeben wird, aus echten Kunstwerken die harmonisierenden Kräfte ins Gemüt aufzunehmen. Diese Zeilen sollten deshalb zugleich eine Anregung sein, das farbige Licht nicht nur allein, sondern auch die durch Farben und Formen wirkende Kunst in den Dienst einer psychologischen Krankenpflege zu stellen.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Siegreiche Offensive der Armee des Deutschen Kronprinzen (der Chemin des Dames, Soissons genommen).

Berichte der deutschen Heeresleitung:

26. Mai. Das tagsüber mäßige Artilleriefeuer wurde am Abend in einzelnen Abschnitten der Kampffronten lebhafter. Nach Einbruch der Dunkelheit trat im Kemmel-Gebiet, südlich von der Somme, zwischen Moreuil und Montdidier zeitweilig erhebliche Feuersteigerung ein. Bei Bucquoy scheiterten mehrfach englische Vorstöße. Auch in den übrigen Abschnitten dauerte starke Erkundungstätigkeit des Feindes an.

27. Mai. Die Artillerietätigkeit lebte an den Kampffronten erst in den Nachmittagsstunden auf. Die feindliche Artillerie war vor allem im Kemmelgebiet, auf dem Nordufer der Lys, zwischen Arras und Albert und auf dem Westufer der Avre tätig. Die Erkundungstätigkeit blieb rege. In den Kampfabschnitten in Flandern und an der Lys, auf dem Schlachtfelde zu beiden Seiten der Somme und an der Avre haben sich die Artilleriekämpfe verschärft.

Südlich von Laon ist seit heute früh die Schlacht um den Chemin des Dames im Gange. Die Truppen des Deutschen Kronprinzen haben den Bergrücken in seiner ganzen Ausdehnung erstürmt und stehen im Kampfe an der Aisne.

28. Mai. Am Kemmel und an der Lys, auf dem Schlachtfelde zu beiden Seiten der Somme und an der Avre haben sich die Artilleriekämpfe gestern morgen verschärft. Zwischen Voormezeele und Loker stießen wir in die französischen Linien vor und machten mehr als 300 Gefangene. Der Angriff des Deutschen Kronprinzen südlich von Laon führte zu vollem Erfolge. Die dort stehenden französischen und englischen Divisionen wurden vollständig geschlagen. Die Armee des Generals von Boehn hat den Chemin des Dames erstürmt. Der langgestreckte Bergrücken, an dem der große Durchbruchsversuch der Franzosen im Frühjahr 1917 zerschellte und den wir aus strategischen Gründen im Herbst vorigen Jahres räumten, ist wieder in unserer Hand. Nach gewaltiger Artillerievorbereitung erzwang unsere unvergleichliche Infanterie im Morgengrauen zwischen Vauxaillon und Craonne den Uebergang über die Ailette und drang weiter östlich zwischen Corbény und der Aisne in die englischen Linien ein. Völlig überrascht, leistete die Besatzung der ersten feindlichen Linien meist nur geringen Widerstand. Schon in den frühen Morgenstunden waren Pinon, Chavignon, Fort Malmaison, Courtecon, Cerny, der Winterberg und Craonne, der Viller-Berg und die ausgebauten Werke bei und nördlich von Berry-au-Bac erstürmt. Gegen Mittag war unter steten Kämpfen zwischen Vailly und Berry-au-Bac die Aisne erreicht. Vailly wurde genommen. Das Trichterfeld der vorjährigen Frühjahrs- und Herbstkämpfe war in unaufhaltsamem Angriffsdrang überwunden. Am Nachmittag ging der Angriff weiter. Zwischen Vauxaillon und Vailly stehen wir auf den Höhen bei Neuville, Laffaux und nördlich von Condé. Zwischen Vailly und Berry-au-Bac haben wir die Aisne überschritten und den Kampf in das seit 1914 vom Krieg unberührt gebliebene Gebiet hineingetragen. Von den befestigten Waldhöhen auf dem Südufer des Flusses wurde der Feind erneut geworfen. Wir haben zwischen Vailly und Beaurieux die Höhen hart nördlich von Vesle erreicht. Die Armee des Generals v. Below (Fritz) warf den Feind aus seinen starken Stellungen zwischen Sappigneul und Brimont über den Aisne-Marne-Kanal zurück und erstürmte auf dem Westufer des Kanals die Orte Cormicy, Cauroy und Loivre. Bisher wurden 15,000 Gefangene gemeldet. Zwischen Maas und Mosel und an der lothringischen Front lebte die Gefechtstätigkeit auf. Vorstöße in die feindlichen Linien brachten mehr als 150 Gefangene französischer und amerikanischer Regimenter ein.

In Fortführung unseres Angriffs über die Aisne wurden die Erfolge des gestrigen Tages erweitert. Wir stehen im Kampfe um den Abschnitt der Vesle zwischen Soissons und westlich von Reims und haben zu beiden Seiten von Fismes das südliche Ufer genommen.

29. Mai. An den Kampffronten von der Yser bis zur Oise hielt erhöhte Gefechtstätigkeit an. Französische Teilangriffe südlich von Ypern scheiterten. Westlich von Montdidier drang der Feind bei örtlichem Vorstoß in Cantigny ein. Die Armeen des Generaloberstlen von Boehn und des Generals von Below (Fritz) der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz haben gestern den Angriff siegreich fortgeführt. Heraneilende französische und englische Reserven wurden geworfen. Auf dem rechten Flügel haben die Divisionen des Generals v. Larisch nach Abwehr französischer Gegenangriffe den Rücken von Terny-Sorny und die Höhen nordöstlich von Soissons genommen. Nach hartem Kampf brachen auch die Truppen des Generals Wichura den Widerstand des Feindes auf der Hochfläche von Condé. Fort Condé wurde erstürmt, Vregny und Missy genommen, auf dem

Südufer der Aisne und Vesle wurden die Höhen westlich von Ciry erstiegen. Die Korps der Generale v. Winckler, v. Conta und v. Schmettow haben die Vesle überschritten. Braisne und Fismes wurden erobert. Wir stehen auf den Höhen hart südlich der Vesle. Die Truppen des Generals Ilse haben die Höhen nordöstlich von Prouilly erstürmt, Villers-Franqueux und Courcy genommen und kämpfen um die Höhen von Thierry. Der unermüdlich vorwärtsstrebenden Infanterie-, Artillerie- und Minenwerferwaffe folgen Ballone, Flaks und Nachrichtentruppen auf dem Fuße. Kraftvolle Arbeit der Pioniere, Eisenbahn-, Armierungs- und Bautruppen haben die Ueberwindung des Angriffsfeldes und den Nachschub der Kampfmittel durch die rastlos tätigen Kolonnen ermöglicht. In aufopfernder Tätigkeit versorgen Aerzte und Krankenträger die Verwundeten auf dem Schlachtfelde. Trotz wechselnden Wetters griffen unsere Flugkräfte den Feind immer wieder mit Bomben und Maschinengewehren an, während Infanterie- und Artillerieflieger ohne Unterbrechung den fortschreitenden Angriff und die Wirkung unseres Artilleriefeuers überwachten. Die Gefangenenzahl ist auf 25000 gestiegen, unter ihnen ein französischer und ein englischer General.

30. Mai. An den Kampffronten zwischen Yser und Oise nahm die Gefechtstätigkeit vielfach zu. Oertliche Infanteriekämpfe. Der Angriff der Kampfarmeen des Deutschen Kronprinzen schreitet siegreich vorwärts. Nördlich der Aisne wurden im harten Kampfe bei Crécy-au-Mont, Juvigny und Cuffies Gelände gewonnen. Brandenburgische Truppen haben Soissons genommen. Südlich der Vesle brach die in der Bildung begriffene neue Front der Franzosen in den unaufhaltsamen Angriffen unserer Divisionen zusammen. Wir warfen den Feind nach hartnäckigem Widerstand bis über die Linie Villemontoire—Fère-en-Tardenois—Coulonges—Brouillet—Branscourt zurück. Die Forts der Nordwestfront von Reims sind gefallen. Der Nordteil von La Neuvillette und Bétheny wurden genommen. Die Gefangenenzahl ist auf über 35000 gestiegen. Die Beute an Artillerie- und Kriegsmaterial ist gewaltig. Geschütze aller Art bis zu Eisenbahngeschützen schwersten Kalibers wurden erobert. Das stürmische Vordringen unserer Angriffstruppen verwehrte dem Feind, die im eroberten Gebiete aufgestapelten reichen Kriegsvorräte zurückzuführen. Große Bestände fielen in Soissons, Braisne und Fismes in unsere Hand. Ausgedehnte Munitionslager, Eisenbahnzüge, Lazarettanlagen mit zahlreichen Sanitätsausrüstungen kamen in unseren Besitz. Flughäfen mit startbereiten Maschinen und Flugzeugmaterial wurden erbeutet.

31. Mai. Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Dem von der Ailette-Front südlich der Oise weichenden Feind stießen wir über die Oise und Ailette scharf nach und gewannen die Linie Bretigny-St. Paul-Loisly-Loire. Nördlich der Aisne warfen wir in stetem Kampf den Feind über Vieuxy-Chavigny zurück. Südlich von Soissons führte der Franzose Kavallerie und Infanterie zu heftigen Gegenangriffen vor. Er wurde von unserem Feuer vernichtend gefaßt und geschlagen. Wir haben die Straße Soissons-Hartennes überschritten. Die in Richtung Fère-en-Tardenois von Südwesten, über die Marne und von Südosten herangeführten französischen Divisionen vermochten trotz verzweifelter Gegenangriffe nirgends unseren vorwärtsdringenden Korps erfolgreichen Widerstand zu leisten. Rückwärtige Stellungen des Feindes bei Arcy und Grand Rozoy wurden durchstoßen. Südlich von Fère-en-Tardenois haben wir die Marne erreicht. Die Höhen bei Champvoisy, St. Gemme und Romigny sind in unserem Besitz. Auf dem Südufer der Vesle westlich von Reims wurden Germigny, Gueux und Thillois genommen. Gefangenenzahlen und Beute ständig im Wachsen. Mehr als 45000 Gefangene, weit über 400 Geschütze, Tausende von Maschinengewehren.

1. Juni. Südlich der Oise südwestlich von Chauny warfen die Truppen der Generale Hofmann und von François den Feind aus starken Stellungen bei Cuts und südlich von Blérancourt. Auf dem Nordufer der Aisne stießen wir in heftigen Teilkämpfen bis Nouvron—Fontenoy vor. Verzweifelte Gegenangriffe führte der Franzose mit frischen, auf Bahn- und Kraftwagen herangebrachten Divisionen gegen unsere über die Straße Soissons-Hartennes vordringenden Truppen. Am Abend waren die erbitterten Kämpfe zu unseren Gunsten entschieden. Dem weichenden Feinde stießen wir bis auf die Höhen östlich von Chaudun-Vierzy-Blanzy nach. Beiderseits des Ourcq-Flusses haben wir die Straße Soissons-Château-Thierry überschritten und erreichten, immer wieder aufs Neue feindlichen Widerstand brechend, die Höhen von Neuilly, nördlich von Château-Thierry. Zwischen Château-Thierry und östlich von Dormans stehen wir an der Marne. Von der Marne bis westlich von Reims gewannen wir im Angriff die Linie Verneuil-Olizy-Sarcy-Champigny. Die gestrigen Kämpfe brachten von neuem mehrere Tausende Gefangene und reiche Beute ein.

2. Juni. Südöstlich von Noyon drängten wir den Feind trotz heftigen Widerstandes auf den Wald von Carlepont und von Montagne zurück. Wir nahmen die Höhen östlich von Moulin-sous-Touvent und stark verdrahtete feindliche Linien westlich von Nouvron. Im Angriff beiderseits des Ourcq-Flusses warfen wir den Feind über den Savières-Abschnitt zurück und eroberten die Höhen von Passy und Courchamps. An der Marne ist die Lage unverändert. Der auf dem Nordufer des Flusses gelegene Teil von Château-Thierry wurde vom Feinde gesäubert. Nordöstlich von Verneuil und beiderseits der Ardre heftige Gegenangriffe der Franzosen. Unter blutigen Verlusten wurde der Feind zurückgeschlagen. Oestlich von Reims drangen wir im örtlichen Vorstoß in französische Gräben bei St. Leonard ein und nahmen die Besatzung des vorübergehend von uns besetzten Forts Pompelle gefangen. Französisch-amerikanische Lager von gewaltiger Ausdehnung fielen bei Fère-en-Tardenois in unsere Hand. Weit über eine halbe Million Schuß Artillerie, unermeßliche Bestände an Pionier- und Fernsprechmaterial, mehr als 1000 Fahrzeuge wurden hier erbeutet.

Vom Büchertisch.

M. Herbert: Das goldene Feld. Novellen (es sollte heißen: Skizzen) und Verse. Regensburg, Jos. Habbel. 8°. 122 S. geb. ℳ 2.—. Man beginnt jetzt mehr und mehr, für Mußestunden „kriegsfreie" Lektüre zu fordern. Weiß man, was man damit vom wahren Dichter seiner Zeit verlangt? Eine Unmöglichkeit! Denn wie kann er, gerade er, sich von den Eindrücken dieser gewaltigen Weltbegebnisse, die alles wachrufen in ihm, was Empfänglichkeit ist, völlig lösen, abstrahieren? Heißt das nicht eine Lahmlegung seiner besten Kräfte heischen? — M. Herberts neueste Kriegsgabe umschließt, in gebundener und ungebundener Rede, echte Dichtung, die angetan ist, bei langsamem, vielleicht auch wählendem Genießen jederzeit einen befreienden, aufrichtenden Eindruck zu hinterlassen. Nicht alles in dem Bändchen stellt den Weltkrieg in den Vordergrund. Aber alles paßt für diese schwerste aller Weltzeiten, da es Unvergängliches im Schoße trägt. E. M. Hamann.

Neue Fünfminutenpredigten. Von P. Gaudentius Koch, Kapuziner. 8° 156 S. ℳ 2.75. Regensburg, Pustet, 1918. — Kurze Predigten, die allein heutigentags vielen noch die Anhörung des Wortes Gottes ermöglichen, stellen keine geringen Anforderungen, wollen sie ihrem Zwecke gerecht werden. Der als Dichter bekannte Kapuzinerpater Gaudentius Koch, der schon jahrelang diese kurze Predigtweise übt, legt hier einen zweiten Jahrgang Fünfminutenpredigten vor. Große Sorgfalt ist auf die Anordnung der Gedanken verwendet, die den vorgetragenen Stoff in eine straffe, leicht übersichtliche Form bringt und so viel beiträgt zum Erfolg dieser kurzen Predigten. Die Darstellung bewegt sich in knappen Sätzen, so daß die kaum zwei Druckseiten umfassende Einzelpredigt doch eine Fülle des Inhaltes bietet. Die zeitgemäßen volkstümlich gehaltenen Ausführungen sind durchsetzt mit kräftigen, jeweils genauer bezeugten Beispielen mit starkem Tiroler Einschlag. Das Bändchen bildet eine allgemein empfehlenswerte fruchtbare Lesung. O. Heinz.

Die Marienverehrung in Bayerns Königshause. Von Karl Joseph Baudenbacher, Redemptorist. 8°. 288 S. mit 20 Bildern. ℳ 2.80, geb. ℳ 4.—. Altötting, Geiselberger. 1918. In schlichten, lebenswarmen Bildern, bei deren Auswahl und Darstellung der Verfasser sich an die geschichtliche Abfolge der Ereignisse hält, erbringt dieses Werkchen den Beweis für die tiefeingewurzelte, weitverzweigte Marienverehrung in bayerischen Landen, die aus ungezählten, meist altehrwürdigen Denkmälern spricht und sich wirksam neuestens bekundete in der Weihe des Landes an die „Schutzfrau Bayerns". Die Muttergottesverehrung in Bayern trägt den besonderen Charakter des Gemütsinnigen, wie schon die Anrufung „Unsere liebe Frau" zum Ausdruck bringt; herrliche Vorbilder sind ihr allzeit erstanden im angestammten Herrscherhause. Dieser geschichtliche Rückblick, der diese Ruhmestitel der Marienverehrung in Bayern für die Vergangenheit bezeugt, bedeutet zugleich eine Mahnung, sie für die Zukunft zu rechtfertigen. — Als Sonderausgabe erscheint im gleichen Verlag als Auszug aus diesem Werkchen: Kurfürst Maximilian I. der Große von Bayern ein marianischer Sodale. 24 S. ℳ —.25. O. Heinz.

Die älteste Sammlung von Papstbildnissen. Zu den Schätzen der Münchener K. Hof- und Staatsbibliothek gehört eine Reihe von Bänden, welche der gelehrte Augustiner Onophrius Panvinius († 1568) im Auftrage Johann Jakob Fuggers verfaßt hat. Sechs von ihnen enthalten die Bildnisse und Lebensbeschreibungen der Päpste von Petrus an bis auf Pius V., sowie die Wappen aller Kardinäle. Im 2. Hefte des jetzigen (38.) Jahrganges des „Historischen Jahrbuches" bringt der K. Bibliothekkustos Dr. Otto Hartig über jenes Werk eine eingehende und höchst interessante Studie, in der er auf die Bedeutung hinweist, welche das Werk des Panvinius als der älteste Versuch einer Ikonographie der Päpste besitzt. Sie ist ein Erzeugnis neuzeitlich erfaßter historischer Kritik, das Werk eines Mannes, dem eine für damalige Zeit außerordentliche Kenntnis der Kunst- und Kulturdenkmäler, sowie die Fähigkeit zu Gebote stand, diese nach ihrem Werte einzuschätzen und als Forschungsmaterial zu benutzen. Für die Kunde der liturgischen Kostüme ist das Werk ungemein wertvoll. Die echten Papstbilder verdankte Panvinius Gemälden, Mosaiken und Marmorwerken. An die Bilder reihen sich die päpstlichen Wappen, Siegel, Unterschriftszeichen, Sinnbilder, Monogramme und Grabschriften. Mit ebenso großer Sorgfalt und Schärfe der wissenschaftlichen Beurteilung hat Panvinius die Wappen, Unterschriftzeichen und Grabschriften der Kardinäle gesammelt und in jenem Werke wiedergegeben. Von den Papstbildnissen sind 96 beglaubigt, 17 nicht beglaubigt. Im ganzen übertrifft das Werk des Panvinius weitaus andere Papstikonographien, sogar einzelne moderne nicht ausgenommen. Dr. O. Doering.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. „Blaufuchs", Komödie von F. Herczek. Frau Ilona betrügt ihren Gatten. Das würde in der Welt, in der ungarische Lustspieldichter französische Komödienstoffe wiederkäuen, nicht viel auf sich haben, wenn der Hausfreund nicht eifersüchtig wäre. Er entlarvt Ilonas Galan als erbärmlichen Windbeutel und bringt es so weit, daß der Gatte sich scheiden lassen muß. Am Ende heiratet er

selbst Ilona, denn erstens hat er sie stets geliebt und zweitens ist es gar nicht ausgemacht, ob sie den Ehebruch begangen hat, selbst wenn sie ihn eingestanden. Diese Frau ist als elegante, glänzende Erscheinung gedacht, leicht, hohl, dekadent. Ein Gast aus Zürich, Mella Kennedy, repräsentierte sie nicht gerade blendend und vergriff sich auch im Ton. Sie hatte stellenweise eine Pathetik, als gälte es sittliche Forderungen Henrik Ibsens statt des Geplänkels Pester Unsitten. Ganz traf den Stil der Windbeutel Günthers. Der Beifall hielt sich in mäßigen Grenzen. Vielleicht wird das Publikum diese wurmstichigen Geschichten doch satt, die bühnengewandte Macher ihm in immer neuen Varianten wieder auftischen. Nun sind die Leute vom Schauspielhaus in Ferien gegangen und die Innsbrucker Exl-Bühne zu einem Gesamtgastspiel gekommen. Sie hat in der Wiedergabe tiroler Heimatkunst einen guten Ruf und gilt den meist auch im künstlerischen Sinne entwurzelten Bauerntheatern als überlegen. Die Truppe begann mit Schönherrs „Erde", vom Dichter selbst in Szene gesetzt. Was an den Frühwerken Schönherrs gut ist, die ungeschminkte, harte, illusionslose Charakteristik, kam in voller Plastik zur Geltung; das Bodenständige ward stärker fühlbar als in unseren früheren Aufführungen. Wir werden die Spieler auch in Stücken sehen, die uns neu sind, dann wird auch Anlaß sein, über die einzelnen Darsteller ein paar Worte zu sagen.

Münchener Musik. Der „Konzertverein München" wird nach langer Kriegspause seine künstlerische Tätigkeit wieder aufnehmen. Das Orchester wird ergänzt, für die verschiedenen Arten der Konzertveranstaltungen werden Dirigenten verpflichtet. Da bis zum Herbst ein Kapellmeister von Namen nicht zu gewinnen sein wird, wird man für den Zyklus der großen Konzertabende einstweilen Gäste berufen, die Volkskonzerte werden von Dirigenten geleitet, die dauernd in den Dienst des Unternehmens treten. Das Generalkommando hat den Konzertverein für einen kriegswichtigen Betrieb erklärt; die Ortskohlenstelle hat zugesagt, den Konzerten keine Schwierigkeiten zu bereiten. Es soll hier nicht nochmals untersucht werden, ob es eine dringende Notwendigkeit war, daß der Konzertverein 1914 unter dem Eindruck der ersten Einberufungen zu den Fahnen die Flinte ins Korn warf; auch in kleineren Städten ist es gelungen, durch alle Kriegswinter durchzuhalten, überall hat man bei den militärischen Behörden für die Bedürfnisse der Kunstpflege volles Verständnis gefunden, freuen wir uns der Tatsache, daß der Konzertverein Kraft und Mut hat, jetzt an seine Aufgabe wieder heranzutreten, nachdem das Hoforchester über die wenigen Symphoniekonzerte der Musikalischen Akademie hinaus durch den Opernbetrieb für die Konzertbedürfnisse nichts tun kann. Daß es dem Konzertverein an Publikum nicht fehlen wird, ist sicher. Hat doch der Kunsthunger immer weitere Kreise ergriffen. — Aussichtsreich für unser Musikleben, das vielfach in letzter Zeit zielbewußter Richtlinien entbehrte, ist auch die kürzlich vollzogene Gründung eines „Hans Pfitzner-Vereins für deutsche Tonkunst". Dieser von Künstlern und Freunden der Kunst gegründete Bund will nicht nur das Schaffen seines Namenspatrones, sondern auch ernste und würdige Werke der deutschen Tonkunst fördern, die in ihrem inneren Wesen dem Ethos des Pfitznerschen Schaffens entsprechen. Der Name Pfitzner soll das Symbol sein, in dem der Verein, an dessen Spitze Prof. Crusius, der Präsident der K. B. Akademie der Wissenschaften steht, zu wirken gesonnen ist. Der Arbeitsausschuß weist viele Namen von bekannten Männern auf, an deren ernstem Kunstwillen nicht zu zweifeln ist. Man wird annehmen dürfen, daß sie mit praktischen Vorschlägen bald hervortreten werden.

Hatte uns der vorige Juni eine Pfitznerwoche gebracht, so wird uns diesmal ein Ueberblick über das Schaffen Friedrich Kloses geboten. Wohl hat es diesem in München lebenden Meister an Anerkennung nie gefehlt, aber dennoch wird diese „Woche" manchem erstaunt zeigen, welcher Reichtum künstlerischen Besitzes uns durch Klose geworden ist.

Marie Conrad-Ramlo. Nach wenigen Monaten der Uebung in der Provinz betrat am 1. Juni 1868 eine blutjunge Schauspielerin erstmalig die Bretter der Münchener Hofbühne, der sie noch heute angehört. Ein halbes Jahrhundert! Daß Marie Ramlo sofort festen Fuß fassen konnte, zeigt, wie stark ihre Künstlerschaft schon in ihren Anfängen gewesen ist, denn das Hofschauspiel hatte damals einen uns heute märchenhaft dünkenden Reichtum an „Größen"; aber die Größe ihres Künstlertums beweist erst die Tatsache, daß sie sich fünfzig Jahre lang im steten Wechsel der künstlerischen Richtungen und Umwandlungen zu behaupten wußte. Nicht, daß sie sich dem [illegible] des Tages angepaßt hätte, im Gegenteil, sie diente immer nur dem Dichterwerk. Man denkt bei ihr nicht an das Technische der Kunst, dessen bravouröse Beherrschung bei vielen so sehr angestaunt wird. Hier wirkt es als selbstverständliche Voraussetzung, deshalb als „Natur". Bewunderer ihrer Frühzeit rühmen die „klare, glockenreine Stimme, die die feinsten Töne jener Musik des Herzens, die man Gefühl nennt", vernehmen läßt. Die Musik des Herzens, das scheint mir das Wesentliche, das ist es, was uns noch heute gefangen nimmt, die Seele, die bei jedem Worte mitschwingt. Ihre Kunst ist ganz auf das Seelische eingestellt. Die „Franziska" in Lessings „Minna" gehörte zu ihren frühesten Rollen, wir haben sie als Jubilarin einmal in ihr gesehen. „Puck", der „Georg" in Goethes „Götz", die Naiven Molières werden in ihrer Gestaltung hoch gerühmt. Sie wurde dann die erste „Nora" der deutschen Bühne und Ibsen erklärte sie als eine der größten. In zahllosen Spielen ernster und heiterer Art hat sie in den langen Jahren auf der Bühne gestanden, die Gestalt der Dichtung in voller Bildkraft uns vor die Augen führend (ich will nur ihre Martha Schwerdtlein nennen) und selbst Schablonenfiguren in den schnell verblaßten Komödien des Bühnenalltages mit warmem Leben erfüllend. Vor ein paar Wochen spielte sie uns in kraftvollen Umrissen die „Daja" im „Nathan"; in bäuerlichen Thomagestalten sollte sie an ihrem Ehrentage vor uns treten, aber die Jubilarin floh vor dem Festgepränge in die Berge.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Steigerung der Markdevise, eine Folge der Westoffensive — Geldflüssigkeit — Gegen die Berliner Zentralisierung der Kriegswirtschaft — Ludendorff-Spende.

Die **glänzenden Waffenerfolge im Westen** und die dadurch hervorgerufene grosse Verwirrung bei unseren Gegnern, auch in politischer Beziehung, brachten unseren Effektenmärkten begreiflicherweise neue Belebung. Eine direkte Folge der Siege ist die **Steigerung der Markdevise** in Holland und in der Schweiz und eine entsprechende Entwertung der Valuta Englands und Frankreichs. Ungeachtet der neuerlichen Verwarnungen nahm die **ausschweifende Börsenbewegung** namentlich in Berlin zu. Der förmliche Effektenhunger des Kapitalistenpublikums blieb unverändert. **Rückschläge sind unausbleiblich.** Die von Tag zu Tag sich vergrössernde **Geldflüssigkeit** bildet wohl das Hauptmoment. Ein Beweis der **übergrossen Zunahme des unbeschäftigten Kapitals** ist nicht nur die bedeutende Entlastung unserer Reichsbank, sondern auch die starke Nachfrage nach den von unserem Zentralnoteninstitut bereits jetzt zur Ausgabe gelangenden unverzinslichen Reichsschatzanweisungen zu den Fälligkeitsterminen für die wohl noch in weiter Ferne liegende — hoffentlich letzte! — neunte Kriegsanleihe. Dabei ist die speziell in Bayern herrschende Vorliebe nach den Pfandbriefen der lokalen Hypothekeninstitute unverändert. Die Süddeutsche Bodenkreditbank und die Bayerische Handelsbank, beide in München, erhielten die Genehmigung zur Neuausgabe von 20 bzw. 10 Millionen Mark Hypothekenpfandbriefe. Die Stadt München hat einen weiteren Betrag von 20 Millionen Mark neuer Anleihen — zunächst als Darlehen — zu 98%, diesmal an die Dresdner Bank begeben. Und es ist ebenfalls ein Zeichen der Zeit — man vergleiche die schwierige Unterbringung von Städte-Emissionen in Friedenstagen —, dass diese Bank ihre Bereitwilligkeit erklärt, einen weiteren Betrag von 20 Millionen

Mark zu übernehmen, falls die Stadt weitere Mittel benötigen solle. Angesichts dieses Uebermasses von Geldflüssigkeit und im Hinblick auf die allgemeine Besserung der Wirtschaftslage in den Donaumonarchien, namentlich angesichts einer voraussichtlich guten Getreideernte, kann man dem Ergebnis der jetzt zur Zeichnung aufliegenden achten österreichischen Kriegsanleihe mit Zuversicht entgegensehen. Emittiert werden neuerdings 5½ %ige 40jährige Kriegsanleihen zum Kurse von 92½ % — abzüglich Vergütungen für Zinsen, Provisionen = 90,165 % netto — und ab 1923 halbjährlich rückzahlbare 5½ %ige Schatzscheine zu 95½ % — abzüglich Rückvergütungen mit 94⅛ % netto.

Zu grosser Befriedigung gereichen die fortlaufend günstig lautenden Saatenstandsberichte, namentlich die bereits im Gange befindlichen Vorbereitungen zur möglichst frühzeitigen Hereinbringung der Ernte. Interesse fanden auch die anlässlich der Anfrage des Zentrumsabgeordneten Hofrat Osel in der bayerischen Abgeordnetenkammer über die Rohölversorgung gemachten ausführlichen Mitteilungen der Staatsbehörden. Denen zufolge ist die Schaffung einer ausreichenden Tankflotte für die Rohölzufuhr nach Bayern im Gange. Auch die umfangreiche Organisation des Lastkraftwagenverkehrs nach dem Kriege wird die gewünschte Besserung im Absatz dieser wichtigen Stoffe hoffentlich bringen. Den Erörterungen über die Aufhebung des mit fast schrankenloser Machtvollkommenheit bestehenden „Ermächtigungsgesetzes des deutschen Reichstags vom 4. August 1914“, das bekanntlich das deutsche Wirtschaftsleben zum grössten Teil dem Bundesrat bzw. den kriegswirtschaftlichen Organisationen ausgeliefert hat, wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Ein Erfolg wird jedoch kaum erwartet! Die gleiche Ursache hatte der scharfe Protest der Frankfurter Versammlung von 35 südwestdeutschen Handelskammern gegen die Zentralisierung der Kriegs- und Uebergangswirtschaft ausschliesslich in Berlin. Dieser Versammlung wohnten Vertreter von süddeutschen Regierungen bei — bezeichnenderweise hatte es die Reichsregierung nicht der Mühe wert gefunden, sich auf dieser Tagung vertreten zu lassen. Ein Beschluss tadelte diese Interesselosigkeit. „Die beinahe lückenlose Zentralisierung der Kriegswirtschaft in Berlin hat dem südwestdeutschen Wirtschaftsgebiet schwere Nachteile gebracht. Um die gemeinsame Gefahr für den Wiederaufbau und die spätere Entwicklung dieses Gebietes abzuwenden, wird die dringende Aufforderung an das Reich gerichtet, mit diesem System der Zentralisierung zu brechen, um bei allen diesen Organisationen Südwestdeutschland die ihm gebührende Vertretung zu gewähren.“ Vom Hauptausschusse des deutschen Industrie- und Handelstages wurde zu den vorliegenden zwölf Steuergesetzentwürfen bemerkenswerte Stellung genommen. In einem geforderten Gesamtplan für die Abbürdung der Kriegskosten wird vor allem mit Nachdruck die möglichst geringe direkte Besteuerung im Reiche verlangt. Bei der Regelung der indirekten Besteuerung soll darauf geachtet werden, „dass Güter-Erzeugung und -Absatz möglichst wenig gehemmt und nicht die Quellen verstopft werden, aus denen schliesslich jeder Steuerertrag fliesst.“ Für den Gesetzentwurf über das Branntweinmonopol wurden seitens des Reichstagsausschusses Sachverständige der verschiedenen Gruppen von Interessenten aus ganz Deutschland berufen. Gegen die bevorstehende Weinsteuer erfolgte seitens der württembergischen Regierung ein eingehender Protest. Ueber all diesen wichtigen Kriegswirtschaftsereignissen steht die in ganz Deutschland einsetzende rege Beteiligung für die Ludendorff-Spende — Fürsorge für die Kriegsbeschädigten und Kriegshinterbliebenen. Bayerns Königspaar hat sich mit ℳ 50,000 an die Spitze der Gebenden gestellt.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Concordia. Cölnische Lebens-Versicherungs-Gesellschaft. Für das Jahr 1917 ergibt sich nach Abschreibung von ℳ 245,455.60 (ℳ 681,808.—) auf Wertpapiere und von ℳ 16,926.83 (ℳ 49,889.85) auf Währungsverluste, ferner nach Erhöhung der Rücklage für Kriegsschäden um ℳ 584,303.19 (ℳ 571,262.24) und der Grundstücksrücklage um ℳ 60,960.— (ℳ 60,960.—), sowie nach Ueberweisung von ℳ 121,475.78 (0) an eine neu zu bildende Rücklage für die als vermißt gemeldeten Versicherten und von ℳ 564,607.80 (ℳ 530,509 08) Zinsen an die Gewinnverbände B_1, B_2, C und R ein Reingewinn von ℳ 4'050,345.50 (ℳ 3'925,045.59). Den Verbänden der mit Gewinnanteil Versicherten werden zur späteren Verteilung als Gewinnanteil im ganzen ℳ 3'288,057.68 (ℳ 3'136,769.69) zugewendet. Für das Jahr 1919 erhalten hiernach die Versicherten des Gewinnverbandes A einen Gewinnanteil von 24% (23%). Die Gewinnanteile der Verbände B_1 und B_2 erhöhen sich um die gleichen Einheitssätze wie im Vorjahre. Die Versicherten der Verbände C und R erhalten in 1919 einen Gewinnanteil von 30% bzw. die daraus sich ergebenden Gewinnrenten wie in den Jahren 1916, 1917 und 1918. — Der Pensions-, Witwen- und Waisenkasse der Concordia wird eine Sonderzuwendung von ℳ 100,000 zwecks Erhöhung der Kostenleistung zugewiesen.

Betr. „Vaterland“ Rückversicherungs-Aktiengesellschaft, Berlin. Die Entwicklung der Gesellschaft ist eine recht gute. Die Bruttobeiträge betrugen im Jahre 1917 (2. Geschäftsjahr) ℳ 4'805,020 gegenüber ℳ 3'147,765 im Vorjahre, mithin mehr ℳ 1'657,255. Der günstige Geschäftsverlauf gestattete es, die Garantiemittel der Gesellschaft bedeutend zu stärken usw. von ℳ 3'677,193 im Jahre 1916 auf ℳ 5'605,323 im Jahre 1917, also um ℳ 1'928,130, der ausgewiesene Gewinn beträgt ℳ 56,874. — **Betr. „Hohenzollern“ Versicherungs-Aktiengesellschaft, Berlin.** Die aufsteigende Entwicklung der Gesellschaft zeigt sich vorteilhaft auch im Rechenschaftsabschluß 1917 (4. Geschäftsjahr). Die Bruttobeiträge betragen ℳ 2'233,598 gegenüber ℳ 1'332'403 im Vorjahre, mithin mehr ℳ 901,195. Die Garantiemittel beziffern sich Ende 1917 auf ℳ 5'846,603 gegenüber ℳ 5'500,629, konnten mithin um ℳ 344,974 verstärkt werden. Als Geschäftsgewinn we

Kurdirektor Rütten, der 1. Vorsitzende des „Schutzvereins deutscher Bäder und Kurorte“, konnte am 1. Juni auf eine 25jährige Tätigkeit als Leiter von Bad Neuenahr zurücksehen, das dank seiner Tatkraft sich aus einem kleinen Kurort von etwa 3500 Besuchern im Jahre 1895 zu einem Weltbad mit weit über 15,000 Kurgästen entwickelt hat. Unter seiner Leitung sind alle größeren Bauten des Badebetriebes ausgeführt worden. Ihm verdankt Neuenahr auch die Erbohrung des Willibrordus-Sprudels, der gleich dem „Großen Sprudel“ eine alkalische Therme darstellt. Während des Krieges hat Kurdirektor Rütten sich besondere Verdienste um die teils unentgeltliche, teils ermäßigte Bereitstellung der deutschen Bäder für unsere Kriegsbeschädigten erworben.

Am 17. Mai verschied im Etappen-Lazarett zu Farnaraki bei Konstantinopel infolge von Fleckfieber

Ihre Durchlaucht

Schwester Marie Agnes
Prinzessin zu Hohenlohe-Ingelfingen.

Die Entschlafene gehörte von Kriegsbeginn bis zum 1. August 1916 dem Reserve-Lazarett Euskirchen als Schwester an.

Freudig hatte sie sich, nachdem sie seit Jahren ihren Schwesternberuf in Aegypten ausübte, dem Vaterlande zur Verfügung gestellt.

Beherrscht von unermüdlichem Eifer zu lernen, von unbedingter Pflichttreue und dem Willen sich aufzuopfern beseelt, war die Entschlafene in hohem Masse zum Schwesternberufe geschaffen. Er füllte ihr Leben aus und ist nun ihr Tod geworden.

In treuem Gedenken:

Der Chefarzt des Reserve-Lazarett Euskirchen:
Dr. Bayer, Oberstabsarzt.

Der Delegierte beim Reserve-Lazarett Euskirchen:
von Mallinckrodt.

Euskirchen, den 21. Mai 1918.

Demokratische Forderungen und deutsche Freiheit.

Von **Dr. August Pieper.** 8° 1918. Preis M. 1.—.

Inhalt: Ausländische Demokratie und deutsche Freiheit. — Das Schicksal unserer freiheitlichen Entwicklung in der Vergangenheit. — Die gegenwärtigen Forderungen einer freiheitlichen Entwicklung. — Der Kernpunkt wahrer demokratischer Volksfreiheit. — Wie erziehen wir zur staatsbürgerlichen Mündigkeit im Sinne echter Demokratie? — Anlage. Die Kaiserliche Osterbotschaft von 1917 und die Wiedergewinnung der Arbeiter. — Anhang I. Die Osterbotschaft 1917 Kaiser Wilhelm II. — II. Kundgebungen des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg.

Volksvereins-Verlag G. m. b. H. M.Gladbach (Postsch. Cöln 1217).

Sendet die „Allg. Rdsch." ins Feld!

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespalt. Grundzeile 60 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25%.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 24. München, 15. Juni 1918. XV. Jahrgang.

In necessariis unitas, in dubiis libertas.

Von Studienrat J. Ruckhoff, Mitglied des Reichstags.

Daß wir uns über die Kriegsziele nicht einig werden, liegt auf der Hand. Es wird das auch nicht innerhalb der einzelnen Parteien gelingen. Deshalb ist es auch gar nicht verwunderlich, daß während der Dauer dieses Krieges sich innerhalb der verschiedenen Parteien die schwersten Gegensätze herausgebildet haben, die bei den Sozialdemokraten zur endgültigen Trennung geführt und auch im Zentrum zwei Richtungen haben aufkommen lassen. Daß dabei auch innerpolitische Fragen trennend wirken, darf niemand Wunder nehmen. Denn ein solcher Volkskrieg kann nicht ohne die tiefgreifendsten Veränderungen des sozialen und politischen Volkskörpers über die Weltbühne gehen. Nur sollte man die beiden Gruppen von Fragen nicht mit einander verquicken.

Es werden sich neue Leitgedanken der Politik herausbilden, die neu bestimmend auf die Haltung der einzelnen Parteien einwirken und ihre Stärkeverhältnisse beeinflussen werden. Es würde sich zweifellos im Reichstage ein ganz anderes Bild ergeben, wenn es jetzt zu Neuwahlen käme. Wie sie ausfallen würden, vermag eigentlich niemand zu sagen. Was da berechnet und vorausgesagt wird, sind nur Vermutungen, und der Wunsch ist dabei der Vater des Gedankens. So ist es in allen Parlamenten. Wir befinden uns also in der unerfreulichen Lage, daß wir uns in den einzelnen Fraktionen und auch draußen im Lande immer wieder sagen müssen, daß es durchaus nicht sicher ist, ob diese oder jene Entscheidung eigentlich der Stimmung im Volke entspricht. Deshalb sollte man vorsichtig sein im Urteil und in der Entscheidung und möglichst immer den Blick auf das Ganze, auf die unzweifelhaften Notwendigkeiten gerichtet halten. Nicht Widersprüche dürfen hervorgerufen werden, sondern es muß immer das Einigende betont werden.

Wir sind in unserer Gründlichkeit und Neigung zum Theoretisieren gewohnt, Streitpunkte auch während des Ringens um unsere Existenz bis zur Neige auszuschöpfen. Und wir sind mit dieser unserer umgekehrten Danaidenarbeit oft nur ein kleines Stück vorangekommen, dann ist schon die Geschichte mit ihrem schweren Schritt voranschreitend über den kleinlichen Zwist zur Tagesordnung übergegangen. Wir glauben oft, Geschichte zu machen mit armseligen Mitteln, während die Weltgeschichte ihre Entscheidungen trifft. Sie braucht dazu nicht ungezählter Zeitungsspalten.

Was soll uns deshalb heute noch der Streit um die Friedensresolution des Reichstags vom vorigen Jahre? In ihrem Grundgedanken, daß wir alle für einen Sieg des Rechtes im Verhältnis der Völker unter einander eintreten wollen und eintreten müssen, besteht sie weiter, sie ist insofern die Auswirkung einer christlichen Idee. Daß sie aber keine Schablone ist, in die sich Friedensschlüsse hineinpressen lassen, das hat sich im Osten gezeigt. Die Geschichte hat vorläufig anders entschieden; unsere Feinde haben die Resolution als Grundlage eines alsbaldigen Friedens zerschlagen. Warum also darüber rechten, ob diese oder jene Entscheidung „im Rahmen" oder „im Sinne" der Friedensresolution gefallen ist? Es wird noch mehr passieren im Verlauf dieses Krieges, das sich nicht diesem oder jenem Programm, diesem oder jenem Frieden, wie er jetzt verkündet wird, einordnen läßt.

Die letzte Auswirkung des Streites um die Friedensresolution sehen wir in dem Streite der Zentrumspresse um Erzberger. Das ist anerkanntermaßen einer unserer tüchtigsten und hervorragendsten Parlamentarier, der sich manche Verdienste um das Vaterland und die Partei erworben, der aber auch als Politiker oft geirrt hat, was zuzugeben er selbst wohl nie Anstand nehmen wird. Keinesfalls ist sein Name ein Programm, soll und darf es auch nicht sein, und aussichtslos muß und wird sein der Wunsch mancher unserer politischen Gegner, daß es in der Zentrumspartei hieße: Hie Erzberger, da seine Gegner!

Aber der Name Hertling bedeutet für das Vaterland heute ein Programm und darum muß er heute unter allen Umständen davor sicher sein, daß er um der Politik eines einzelnen willen in seiner Stellung erschüttert wird. Bethmann hatte sich unmöglich gemacht, Michaelis sich als unfähig erwiesen; da sollte Hertling die Einheit des Landes repräsentieren, den Zusammenschluß aller politischen und militärischen Kräfte. Vielleicht war es gut, daß in der Art, wie das Vorgehen Erzbergers im Lande und in allen Parteien aufgenommen worden ist, noch einmal deutlich der Wille des Volkes zum Durchbruch gekommen ist, daß es dabei bleibe, bis der Sieg errungen ist.

Erzberger sagt, daß er einen Sturz Hertlings nicht wolle. Man sollte ihm das glauben und ihn beim Worte nehmen. Damit wäre der neue Fall befriedigend beigelegt. Nachdem ihm klar geworden ist, daß er durch die Form seiner Rede und die Art seines Auftretens Gefahren heraufbeschworen hat, die er selbst nicht wollte, dürfte auch er sich sagen, daß man nicht eine Person als ein Zeichen aufstellen kann, an dem die Geister sich scheiden. Kein Parteipolitiker darf beanspruchen, daß sich über seiner Person die Nation oder auch nur eine Partei in schweren Zeiten in zwei Lager spalte. Das Vaterland will es nicht, daß wir Politik um Personen treiben, wo hohe und höchste Fragen zur Entscheidung stehen.

Man sollte sich überhaupt scheuen, im politischen Tagesstreit jetzt die Frage aufzuwerfen: Macht oder Recht? Wer will bei uns nicht den Sieg des Rechtes? Unter uns Deutschen ist ihre Zahl gewiß gering. Das hoffe ich. Denn wehe dem Volke, das heute noch die Macht als die Grundlage des Verhältnisses unter den Nationen proklamiert! Es wird daran zu grunde gehen. Uns liegt es ob, diesen unbarmherzigen Machtwillen bei unseren Feinden zu brechen, damit sie sich bereit erklären, den Grundsatz des Rechtes anzuerkennen. Es müßte sich furchtbar rächen, wenn wir unsere politischen Heerlager im Inneren jetzt nach dem Grundsatze Macht oder Recht scheiden wollten. Es gilt doch nur, nunmehr dem Rechte durch die Macht zum Siege zu verhelfen, nachdem unsere Feinde es abgelehnt haben, den Grundsatz des Rechtes anzuerkennen, wozu wir in der Friedensresolution entschlossen waren.

Darum lautet unser Wahlspruch nicht: „für oder gegen diesen oder jenen Abgeordneten" — und es wäre vermessen, dies Wort noch umdeuten zu wollen in: „Macht oder Recht"! — sondern Kampf um Freiheit und Recht unter Hertling und Hindenburg!

Deshalb erachte ich es auch als das Verderblichste, was man machen kann, wenn man jetzt noch immer wieder die Friedensresolution als bestehendes Friedensangebot hinstellt oder sie etwa in diesem Sinne erneut proklamiert. Sie kann noch immer als höchstes Ideal für das Verhältnis unter den Völkern bestehen, als Grundlage des jetzt abzuschließenden Friedens ist sie abgelehnt worden. Deshalb gilt heute als oberster Grundsatz: zuerst die eigene Nation, dann die Menschheit! Das deutsche Volk, das es über sich gebracht hat, so hohe selbstlose Ideale der Welt zu verkünden, ist berufen, im Rate der Völker in der Zukunft führend und umwälzend zu wirken. Das aber kann nur ein starkes Deutschland, einig im Willen und Bewußtsein seiner Mission unter den Völkern.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Das neue Präsidium des Reichstags.

Die Wahl wurde um ein paar Tage verschoben, weil man erst in der Geschäftsordnung die Unterlage für eine gründliche Lösung schaffen wollte. Dann ging es aber glatt und gut. Der Grundsatz von der Verteilung der Ehrenstellen nach der Stärke der Fraktionen kam zur Geltung. Die Wahl des Abgeordneten Fehrenbach auf Präsentation des Zentrums stand von vornherein fest. Die Sozialdemokratie bildet nach dem Abscheiden der „Unabhängigen" die zweitstärkste Fraktion; ihr Wunsch nach einer Vertretung im Präsidium brauchte nicht mehr beanstandet zu werden, seitdem sich die Scheidemannsche Fraktion zur positiven Mitarbeit an der Kriegs- und Friedensarbeit entschlossen hat. Da bisher nur zwei Vizepräsidenten vorgesehen waren, hätte entweder die nationalliberale oder die fortschrittliche Partei auf einen dieser Posten verzichten müssen. Das wollte man weder den Fraktionen noch den schon seit Jahren fungierenden Persönlichkeiten zumuten. Daher der Gedanke, die Zahl der Vizepräsidenten zu vermehren. Das Zentrum wollte die Gelegenheit benutzen, um auch die Konservativen zur Beteiligung am Präsidium zu veranlassen. Die gefallen sich aber immer noch in der Isolierung und werden aus dem Schmollwinkel wahrscheinlich erst nach Friedensschluß heraustreten, d. h. nach Erledigung der preußischen Wahlreform und des Weltkrieges. Es muß aber anerkannt werden, daß die konservative Fraktion bei den Wahlakten sowohl für Fehrenbach, als auch für die bisherigen beiden liberalen Vizepräsidenten gestimmt und ihre Unversöhnlichkeit nur gegen den Sozialdemokraten Scheidemann bekundet hat. Von der Linken her wurde in ähnlicher Weise gegen die Wiederwahl des nationalliberalen Vizepräsidenten Paasche demonstriert. Diese Seitensprünge der Extremen an beiden Flügeln änderten nichts an der Tatsache, daß das neue Präsidium Fehrenbach-Dove-Scheidemann-Paasche mit einer so „erdrückenden Mehrheit" gewählt worden ist, wie kaum ein Vorgänger. Welch' ein Unterschied gegenüber den Wahlwirren, die sich 1912 bei der ersten Konstituierung dieses Reichstages ergeben hatten!

Präsident Fehrenbach konnte in seiner schwungvollen Antrittsrede das Fortwalten des Geistes vom 4. August 1914 betonen. Dieser Geist hat in der Tat den anfänglich zerfahrenen Reichstag von 1912 zu einem patriotischen Block gestaltet. Als die Konservativen in den Schmollwinkel gingen, blieb noch eine starke und entschlossene Arbeitsmehrheit mit Einschluß der positiven Sozialdemokratie. Diese Arbeitsgemeinschaft ist durch die neue Verteilung der Ehrenstellen noch fester verankert worden. Der Anschluß der besseren und größeren Hälfte der Sozialdemokratie an die positiven Parteien war und ist eine Kriegsnotwendigkeit, von der man sich auch für die Friedenszeit viel Vorteil versprechen darf.

Das Steuerkompromiß.

Der Reichstag hofft bis zum 5. Juli mit seiner Sommerarbeit fertig zu werden. Wenn das bei der Fülle des Stoffes gelingen soll, müssen die Arbeitstage recht lang und die Reden recht kurz werden. Ein gutes Vorzeichen ist es, daß die angebahnte Verständigung über die Steuern vom Mehreinkommen und vom Besitz die Zustimmung der bundesstaatlichen Schatzmeister fand. Die neue Kriegsgewinnsteuer, die zu den indirekten Abgaben die finanzielle Ergänzung und das sozialpolitische Gegengewicht bilden soll, ist so gedacht, daß von der Vermehrung des Einkommens gegenüber dem Friedensstande etwa 800 Millionen, von den Vermögen über 50 000 Mark in gestaffelter Belastung von 1 bis 5 auf das Tausend etwa 500 Millionen für die Reichskasse aufgebracht werden sollen. Da bei dem Einkommen nur der Zuwachs und bei dem Besitze nur die größeren Vermögen gefaßt werden sollen, kann man diese Anzapfung der direkten Steuerquellen nicht als unerträglich für die Einzelstaaten bezeichnen, wenn sie auch lästig ist. Die Kriegsnotwendigkeit fordert von allen Personen und Korporationen Opfer. Dazu gehört auch die Einsetzung eines Reichsfinanzhofes als Steuergericht und die Ausdehnung der Befugnisse der Reichskommissare behufs gleichmäßiger Veranlagung. Man kann das als Zentralisierung beklagen, aber die Logik der Tatsachen muß ertragen werden.

Ein anderes Kompromiß wird angestrebt im preußischen Abgeordnetenhause, nämlich von den Konservativen und dem rechten Flügel der Nationalliberalen behufs Ausfüllung der Lücke, die in dem Wahlgesetz geblieben war. Es soll auf zwei Zusatzstimmen hinauslaufen, eine für die älteren Jahrgänge, eine für berufliche Selbständigkeit. Dafür lassen sich schöne Gründe anführen, die vor Jahr und Tag noch als durchschlagend hätten gelten können. Nachdem aber das gleiche Wahlrecht feierlich versprochen worden ist, muß man vor jeder Abweichung von der Stimmengleichheit erst prüfen, ob der davon erhoffte Schutz gegen die Radikalisierung wirklich sicherer und gewichtiger ist, als die zu befürchtende agitatorische Ausbeutung der Einschränkung. Beruhigung und Stabilität wird nicht anders zu erreichen sein, als durch die Bewilligung des gleichen Wahlrechts unter verfassungsrechtlichen Kautelen für die wichtigsten politischen und kulturellen Güter. Die letzte Sicherung liegt schließlich darin, daß die positiven Parteien ihre Organisationen ausbauen, ihre erzieherische und werbende Tätigkeit in allen Volksschichten vervollkommnen.

Vom Kampfplatze.

Nach den großen Erfolgen unserer dritten Offensive an der Marne und im Winkel südlich Soissons war wieder eine Atempause eingetreten. Der Puls der Feinde geht freilich noch immer angstvoll stürmisch. Sehr bezeichnend ist dafür die Art, wie sich Clemenceau in der Pariser Kammer ein sog. Vertrauensvotum verschaffte. Der Tiger ist noch gelenkiger als der Löwe. Bisher hatte Clemenceau zur Beschwichtigung des Volkes sich wiederholt „entzückt" ausgesprochen. Als die Kammer sein Entzücken ernstlich prüfen wollte, änderte er die Tonart gründlich und erklärte: „Der Augenblick ist furchtbar". Gestern pfeifender Komödiant, heute stöhnender Tragöde. Die Furchtbarkeit des Augenblicks gestand er ein, um die Kammer zum vorsichtigen Stillschweigen in dieser kritischen Stunde zu veranlassen. Tatsächlich vertagte auch die Mehrheit die bezüglichen Interpellationen auf unbestimmte Zeit in der vagen Hoffnung, daß inzwischen eine wunderbare Wendung eintreten könne. Natürlich spürt auch der Ehrgeizige keine Lust, gerade jetzt, wo die Kriegspolitik Clemenceaus an ihrem Schicksalspunkt angelangt ist, den Tiger abzulösen und die Verantwortlichkeit selbst zu übernehmen. Das ist die ministerstützende Kraft des Mißerfolges, die auch Lloyd George schon ausgeprobt hat.

Wenn der Minister Furcht erregt unter seinen Kritikern und Erbschleichern, so muß er doch bei der misera plebs das Hoffnungslämpchen in Gang halten. Dafür fügt Clemenceau an das bittere Geständnis, daß die Engländer und Franzosen sich erschöpfen, die beschwichtigende Behauptung: die Deutschen auch! Das ist sein Wunsch, aber das Gegenteil der Wirklichkeit. Wir nähern uns nicht der Erschöpfung, weil wir 1. verhältnismäßig mehr Ersatz haben und 2. viel sparsamer mit unseren Streitkräften zu wirtschaften verstehen. Der Haupttrumpf des Trostspiels bei der Entente ist der Ruf: die Amerikaner helfen! Auch in London gibt die Regierung diese Parole aus, und Präsident Wilson hat, anscheinend auf Verabredung, den Bundesgenossen den Gefallen getan, die Beschleunigung der amerikanischen Rüstungen anzuordnen, — nämlich auf dem geduldigen Papier. Zu gleicher Zeit mußte aber New-York melden, daß deutsche U-Boote an der amerikanischen Küste erschienen sind und eine Reihe von Schiffen versenkt haben. Deshalb ist Hafensperre und Verdunkelung der ganzen Küste angeordnet worden, und 20 Kriegsschiffe sind auf die Jagd gezogen, bisher erfolglos. Man hat auch eine große Furcht vor deutschen Luftangriffen auf den heiligen Boden Amerikas, obschon bisher gar nicht ausgemacht ist, daß die Tauchboote bei ihrer kühnen Fahrt über 6000 Kilometer Ozean auch noch Flugzeuge mitführen. Der Vorstoß in die neue Welt kam gerade zur rechten Zeit, um den Gegnern, die noch etwas denken, zum Bewußtsein zu bringen, daß die Amerikaner, die da kommen sollen, noch längst nicht da sind.

Wir verzeichnen das Eingeständnis, daß die eigene Kraft der Franzosen und des ganzen englischen Weltreiches unzulänglich ist zur Abwehr der Niederlage, und stellen unserseits fest, daß wir außer Gottes Hilfe nichts weiter brauchen zum Endsiege, als unsere deutsche Heer- und Volkskraft. Das Kräfteverhältnis kennzeichnet sich in den wenigen, aber gewichtigen Ziffern: seit dem 21. März haben wir auf unserer Westoffensive erbeutet 185 000 Gefangene, 2250 Geschütze, viele Tausende von Maschinengewehren, unzählbares sonstiges Kriegsgerät. Das genügt wirklich für den Anfang vom Ende.

Aus dem Bericht über den letzten Versailler Kriegsrat und manchen anderen Anzeichen ergibt sich, daß die Feinde bei der Unmöglichkeit eines Waffensieges sich wieder mit großem Eifer

auf den hochpolitischen Minenkrieg werfen, d. h. in Oesterreich-Ungarn durch Hetzworte und Geld die Tschechen und Südslawen aufzuwiegeln und auch unter den Polen in Galizien und Warschau Ränke zu schmieden suchen. Ein bezeichnendes Licht auf diese Bestrebungen der Entente werfen auch die Enthüllungen der Wiener „Reichspost". Danach wäre die Entente, um Oesterreich-Ungarn im Innern zu spalten und vom Vierbund abzudrängen, sogar bereit, Italien zu opfern, indem sie „in nüchterner Wirklichkeit" folgendermaßen kalkuliert: Während Italien, das heute der einzige wirkliche Kampfgegner Oesterreich-Ungarns sei, Oesterreich auf die Seite Deutschlands dränge, sei dieses Italien für die Entente ohne Wert, es koste die Entente viel Geld und Material und sei dabei nicht imstande, die Front in Frankreich zu entlasten und irgendwie zu den Hauptentscheidungen beizutragen. Wenn Italien ausfalle, so sei dies somit eine Erleichterung für die Entente und eine Isolierung Deutschlands. Diese Spekulation wird zwar ebensowenig Erfolg haben wie die Propaganda unter den tschechisch-slawischen Völkern der Donaumonarchie, aber man versteht es, wenn der österreichische Ministerpräsident Seidler bei der Einberufung des Parlaments sehr vorsichtig vorgeht und erst sichere Garantien verlangt, daß die Tagung nicht mißbraucht werde zu revolutionären Zwecken. Diese Dinge werden auch in Betracht kommen bei den Verhandlungen über die Vertiefung des deutsch-österreichischen Bündnisses, die Graf Burian in der laufenden Woche in Berlin betreiben will. Die austropolnische Lösung der Polenfrage, die dabei von Wien aus anscheinend wieder angeregt werden soll, muß besonders auch von dem Gesichtspunkte aus geprüft werden, ob nicht die Einigkeit unter den beiden Kaisermächten gefährdet werden kann, wenn die Haltung der etwas heißblütigen Polen von Oesterreich als dem bestallten Vormund verantwortet werden muß.

Eine weitere kirchenpolitische Gesetzesvorlage in Baden.

Von Geistl. Rat Dr. Schofer, Mitglied der Zweiten badischen Kammer.

Am 14. Mai in der 47. öffentlichen Sitzung legte der Minister des Kultus und Unterrichts einen Gesetzentwurf vor betreffend die Abänderung des Stiftungsgesetzes. Durch die Vorlage sollen einige von den längst gehegten Wünschen der Kurie erfüllt werden.

Das am 5. Mai 1870 erlassene Stiftungsgesetz zählt zu den brutalsten Kulturkampfgesetzen, die unter dem Ministerium Jolly zustande gekommen sind. Es anerkennt nur den Zweck einer Stiftung, nicht aber den Stifterwillen. Nach dem Zweck der Stiftungen werden diese in weltliche und kirchliche eingeteilt. Nur ein ganz enger Kreis wird als kirchliche Stiftungen anerkannt, nämlich die, „deren Vermögen zur Befriedigung kirchlicher Bedürfnisse einer Religionsgemeinschaft bestimmt ist", ferner „die Stiftungen zum Vorteil von Bildungsanstalten, welche nach Maßgabe der Gesetze von Kirchen errichtet werden", schließlich die wenigen Stiftungen, welche durch Abmachungen oder richterliches Urteil als kirchliche bereits anerkannt sind. „Alle anderen bei Verkündigung des Gesetzes vorhandenen Stiftungen sind weltliche" (§ 3). Die Kirche verlor 1870 auf diesem Wege ein Vermögen von rund 20 Millionen Mark.

In Artikel I will nun die Regierung, daß an dem, was unter der Herrschaft des Gesetzes geschehen ist, nicht gerüttelt werde. Das Zentrum hat dazu bereits einen Antrag eingebracht, daß „die Stipendienstiftungen zur Förderung des theologischen Studiums" als kirchliche Stiftungen anerkannt und darum der Kirche zurückgegeben werden sollen. Artikel II erweitert den Begriff der kirchlichen Stiftung, aber nur für „neue" Stiftungen. Der Artikel bringt noch nach einer anderen Richtung eine begrüßenswerte Neuerung. Er will auch den Stifterwillen berücksichtigt wissen, wenn es sich um die Entscheidung handelt, ob eine Stiftung eine kirchliche oder weltliche sei. Bis jetzt lautete der § 5, der hier in Frage steht: „Künftige Stiftungen sind kirchliche, wenn ihr Vermögen einem Zwecke gewidmet ist, welchen der § 3 Ziffer 1 u. 2 bezeichnet. Alle anderen künftigen Stiftungen gelten als weltliche." Ziffer 1 des § 3 spricht von den Stiftungen, „die kirchlichen Bedürfnissen" dienen, und Ziffer 2 von solchen „zum Vorteil von Bildungsanstalten, welche von den Kirchen nach Maßgabe der Gesetze errichtet werden". Nur diese Stiftungen waren bisher kirchliche, alle anderen weltliche, auch wenn der Stifter eine kirchliche Stiftung machen wollte. Nun soll der § 5 folgende Fassung erhalten:

„Neue Stiftungen sind kirchliche, wenn ihr Vermögen gewidmet ist

1. einem der in § 3 Ziff. 1 und 2 bezeichneten Zwecke. Dabei gelten im Sinn des § 3 Ziff. 1 als kirchliche Bedürfnisse: die Abhaltung von Gottesdienst und die Ausübung der Seelsorge, die Herstellung und Instandhaltung kirchlicher Bauten, die Errichtung und Ausstattung von Kirchenämtern, die Pflege der Kirchenmusik und die Erteilung von Religionsunterricht;
2. zu Studienbeihilfen ausschließlich an solche, welche sich dem Studium der Theologie widmen wollen, und zur beruflichen Weiterbildung von Geistlichen;
3. zur Unterstützung und Altersversorgung von Geistlichen und kirchlichen Bediensteten sowie ihrer Angehörigen, zur Errichtung und Unterhaltung von Erholungs- und Verpflegungsheimen für Geistliche und ihre Angehörigen;
4. zur Ausstattung von Erstkommunikanten und Konfirmanden, zur Unterstützung und sonstigen Vergebungen aus Anlaß einer kirchlichen Feier an Bekenntnisangehörige, zur Pflege des kirchlichen Gemeindelebens, zur Errichtung und Unterhaltung von Pfarrbüchereien und zur Anschaffung von religiösen Büchern für Bekenntnisangehörige;
5. zu Zwecken der Wohltätigkeit und der sozialen Fürsorge für Bekenntnisangehörige, insofern die Stiftung nach dem Willen des Stifters eine kirchliche sein soll. Dies ist auch ohne ausdrückliche Kundgebung dann anzunehmen, wenn die Zuwendung an eine bestehende kirchliche Stiftung erfolgt, oder aber die Verwaltung des Vermögens oder die Vergebung seiner Erträgnisse einer kirchlichen Behörde zugewiesen wird. Alle anderen neuen Stiftungen, insbesondere solche für Schulen, gelten als weltliche."

Daß kirchliche Schulstiftungen weiter ausgeschlossen bleiben sollen, gehört in das Kapitel des Unbegreiflichen. Es gibt in der ganzen Welt keine Kulturanstalt, die so viel für die Schule geleistet hat wie die Kirche. Sie in ihrer Arbeit mit derlei Mitteln chikanieren und hemmen wollen, scheint ebenso kleinlich wie töricht.

Seitens des Zentrums sind bereits eine Reihe von Anträgen eingereicht. Darunter befindet sich auch ein Antrag, der dem Ausschluß von kirchlichen Schulstiftungen entsprechend begegnet.

Es wäre zu wünschen, daß auch auf dem Stiftungsgebiet die Kulturkampfbestimmungen aus der Gesetzgebung entfernt und dafür friedliche Verhältnisse geschaffen würden. Die Zeiten, in denen wir leben, lassen wahrhaftig für Kulturkämpferei keinen Raum mehr. Die Interessen von Volk und Vaterland fordern vielmehr ein treues Zusammenarbeiten von Staat und Kirche.

Soziale Versicherung in Belgien.

Von P. Wirtz, Brüssel.

In Belgien ist das soziale Versicherungswesen bei weitem nicht so vollständig ausgebaut wie in Deutschland, dem Musterlande sozialer Einrichtungen. Trotzdem wurden auch auf diesem Gebiete seit langem schon, und nicht immer ohne Erfolg, Versuche gemacht, auf die ein Rückblick zum besseren Verständnis der soeben getroffenen diesbezüglichen Bestimmungen des deutschen Generalgouverneurs am Platze sein dürfte.

Wie für andere soziale Einrichtungen war und ist auch heute noch in vielen belgischen, namentlich industriellen Kreisen die Ansicht gang und gäbe, daß dem manchesterlichen Grundsatz laisser faire, laisser aller zufolge im Versicherungswesen jeder für sich selber sorge. Trotzdem versuchte man, mit Hilfe der durch Gesetz vom 8. Mai 1850 ins Dasein gerufenen allgemeinen Pensionskasse für Altersversicherungen (Caisse de Retraite) die Arbeiterwelt und den Mittelstand für die Altersversicherung zu interessieren. Leider fehlte damals die notwendige Aufklärung der Massen hinsichtlich des praktischen Wertes einer solchen Einrichtung und so blieb im großen Ganzen die staatliche Pensionskasse für die Mehrzahl der Bevölkerung ein verschlossenes Buch.

Unterdessen hatten sich eine Reihe von Hilfsgenossenschaften auf Gegenseitigkeit (mutualités) gegründet und diese begannen ihre Mitglieder bei der staatlichen Pensionskasse versichern zu lassen. Aber erst nachdem das Gesetz vom Jahre 1894 den Genossenschaften eine ausgiebige gesetzliche Anerkennung zugesichert hatte, fand auch die Pensionskasse einen größeren Anklang. Am 31. Dezember 1899 zählte man 1880 eingetragene Genossenschaften mit 168000 Versicherten, von denen 141534 Arbeiter waren.

Mit Ausnahme der Versicherung gegen Betriebsunfälle, die das Gesetz vom Jahre 1903 regelt, und der Altersversicherung der Bergarbeiter, sieht sich also die belgische Arbeiterwelt, was soziale Versicherung anbelangt, auf die erwähnten Genossenschaften angewiesen. Die Mitglieder zahlen an die Genossenschaft einen Minimalbeitrag, den sie freiwillig erhöhen können. Die Genossenschaft zahlt dann, je nach dem Vermögensstand auf das persönliche Rentenheft eines jeden Mitgliedes eine alljährlich zu bestimmende Summe, zu welcher endlich die Zuschüsse des Staates, der Provinzial- und Gemeindeverwaltungen kommen. Das Gesetz gestattet den Beitrag zu mehreren Genossenschaften für eine und dieselbe Person. Mit diesem System fand die Pensionskasse immer mehr Anhänger und 1913 waren 1618000 Personen versichert. Die Renten schwankten zwischen dem Mindestbetrag von einem Franken und dem Höchstbetrag von 1200 Frs.

Neben der Altersrente hatten die Genossenschaften in ihren reichen Aufgabenkreis auch die Kranken- und Invalidenversicherung aufgenommen. Im Jahre 1913 waren für die Krankenversicherung etwa eine halbe Million Menschen eingeschrieben in den verschiedenen Genossenschaften auf Gegenseitigkeit, denen in demselben Jahre der Staat über 400,000 Frs. Zuschüsse gewährte. Träger der Invalidenversicherung waren Kassenverbände, denen laut Gesetz vom 15. Mai 1912 der Staat 0,60 Frs. Versicherungsbeitrag pro Franken beisteuerte. Vor dem Kriege erreichten die Zuschüsse 450,000 Frs. für 300000 Mitglieder und das Vermögen der Verbände belief sich auf zwei Millionen Frs.

So sieht, abgesehen von der Unfallversicherung, die heutige soziale Versicherung in Belgien aus. Da aber, sowohl im Beitritt zu den Versicherungskassen wie auch z. B. für die Altersrenten in Festsetzung der Rentenhöhe und des Zeitpunktes für den Beginn der Rentenzahlung dem Versicherten volle Freiheit gelassen ist, bleibt das Versicherungswesen unvollständig und notwendigerweise ein Stückwerk. 1913 waren von rund 2100000 Arbeitern und Angestellten nur etwa ein Viertel der Krankenversicherung, ein Siebentel der Invalidenversicherung und ein Sechstel der Altersversicherung beigetreten. Daß dieses System den modernen Anschauungen über soziales Versicherungswesen nicht mehr gerecht wird, hat auch die frühere belgische Regierung eingesehen, als sie im Jahre 1913 einen Gesetzentwurf einbrachte, der am 5. Mai 1914 von der Kammer verabschiedet wurde, den aber infolge des Krieges der Senat nicht mehr erledigen konnte.

Das von der Kammer angenommene Gesetz läßt zunächst die bestehende Einrichtung der Genossenschaften auf Gegenseitigkeit weiterbestehen. Neben denselben sind für diejenigen, die aus dem einen oder anderen Grunde keiner der bestehenden Genossenschaften beitreten wollen und können, öffentliche Versicherungsstellen, die sogenannten Bezirksversicherungsausschüsse ins Dasein gerufen. Die Versicherung wird zur Pflicht für alle mindestens 16 Jahre alten Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes, die bei einem Landwirt, einem Handel- oder Gewerbetreibenden gegen Lohn oder Gehalt oder sonstwelche Bezahlung angestellt sind (also neben den Arbeitern auch die Angestellten) und weniger als 2400 Frs. pro Jahr verdienen. Die Versicherung gegen Krankheit und Arbeitsunfähigkeit erfolgt durch die oben beschriebenen Genossenschaften oder die soeben erwähnten Bezirksversicherungsausschüsse, während die Versicherung auf Altersrente nach wie vor der staatlichen Pensionskasse vorbehalten bleibt. Jede der oben angegebenen Personen ist verpflichtet, sich den Anspruch auf eine Altersrente zu erwerben durch Beitritt zu der öffentlichen Pensionskasse mit einem Mindestjahresbeitrag von 6 Franken. Denselben Betrag hat der Versicherte für die Krankenkasse und für die Invalidenversicherung zu entrichten; er zahlt also im ganzen 18 Frs. pro Jahr. Die übrigen Kosten werden durch Beiträge der Arbeitgeber — 6 Franken jährlich für jeden beschäftigten Arbeiter — und durch Zuschüsse von Staat, Provinz und Gemeinde aufgebracht. Als Mindestleistung der Krankenversicherung sind vorgesehen: Bestreitung der Arzt- und Apothekerkosten und ein Franken täglicher Zuschuß bis zur Heilung oder, bei vorzeitiger Invalidität, bis zum 65. Lebensjahr, wo dann die Altersversicherung eintritt. Man hat berechnet, daß ein Arbeiter, der vom 14. Lebensjahr an seine Beiträge bezahlt, mit 65 Jahren in den Genuß einer Rente von 365 Frs. gelangen würde.

In enger Anlehnung an den so aus den belgischen Kammerdebatten im Mai 1914 hervorgegangenen Entwurf hat der Generalgouverneur in Belgien durch Verordnung vom 18. April 1918 die obligatorische soziale Versicherung im besetzten Gebiete eingeführt. Der die Versicherungspflicht begrenzende regelmäßige Jahresarbeitsverdienst ist von 2400 auf 3000 Frs., das Krankengeld auf 1.50 Frs. erhöht. Versicherten Arbeiterinnen wird bei Niederkunft eine Wöchnerinnenunterstützung in gleicher Höhe für vier Wochen gewährt. Die Verordnung sieht auch die Auswerfung staatlicher Mittel zur Einrichtung von Heilstätten (Sanatorien u. dgl.) und endlich die Einrichtung eines Oberversicherungsrates als besonderen Organs der neuen Versicherung vor.

Die deutsche Verordnung zeitigt also einen neuen bedeutsamen Fortschritt auf dem Gebiete der Reformen in dem besetzten Belgien. Die deutsche Verwaltung hat bereits den Schulzwang verwirklicht. Jetzt bringt sie eine Reform zur Durchführung, auf die in Friedenszeiten die belgische Arbeiterwelt Jahre lang hatte und nach dem Krieg vielleicht auch noch hätte warten müssen. Derartige, ohne Geräusch und ohne Reklame durchgeführte Reformen in Feindesland sind Ruhmestitel deutschen Organisationsgeistes und Gerechtigkeitssinnes.

Gedenken.

Gedenke mein, wie du gedenkst
der Blume, die am Wegesrand
mit hellem Leuchten einen Gruss,
ein Wölkchen Duft dir zugesandt.

Wie eines Vogels, der vom Zweig,
als du vorübergingst, dir sang
und dessen Liedlein wie ein Gruss
dir in die stille Seele drang.

Wie eines Fremden denke mein,
der dir begegnet auf dem Pfad
und über rauhen Steg und Stein
den irren Fuss geführt dir hat.

Doch wenn ich etwas mehr dir bin,
mein Bild durch dein Erinnern geht —
dann nenne meinen Namen auch
einmal im frommen Herzgebet!

Heinrich Helmanns.

Anforderungen der Schule — Kriegslehrpläne.

Von Oberlehrer Dr. Beisenherz, Münster i. W.

In den Schulen mit Ostertermin hat nun schon zum vierten Male in diesem Kriege die Versetzung stattgefunden. Viermal sind die Schüler mit Rücksicht auf die durch den Krieg hervorgerufenen, allgemein bekannten Störungen des Lehr- und Lernbetriebes nach Anweisung des Ministers mit Milde, zum Teil mit sehr weitgehender Milde beurteilt und in die folgende Klasse weitergeschoben worden; ja, an einigen Anstalten soll offen oder stillschweigend die Parole befolgt worden sein: Im Kriege wird jeder Schüler versetzt. Da drängt sich uns Schulmännern und auch wohl vielen anderen Gebildeten die Frage auf: Soll und darf das so bleiben während der ganzen Kriegszeit oder wäre es nicht vielmehr geraten, so weit als irgend möglich zu den früheren Anforderungen zurückzukehren, die die Schule an jene Männer gestellt hat, welche unser Volk heute durch die gewaltigste Sturmzeit der Weltgeschichte stetig und sicher führen zum Endsieg und zum Triumpf über Millionen Feinde aus allen Zonen und Breiten des Erdballs?

Auf der Schule beruht das ganze Bildungswesen und damit die gesamte Kultur einer Nation. Die deutsche Schule ist jahrzehntelang von der ganzen Welt bewundert worden, für unsere Feinde in der Neuen Welt ist sie geradezu vorbildlich gewesen. Das weiß jeder, der längere Zeit im Auslande gelebt hat.

Wir sind alle überzeugt, daß unserem Volke nach Beendigung dieses Krieges ein erbitterter Kampf gegen Verleumdung, Tücke, Rücksichtslosigkeit und weit überlegene Finanzkraft einer feindseligen, haßerfüllten Welt bevorsteht und daß nur die stärksten Nerven und Muskeln und die tüchtigsten Geister befähigt sein werden, Deutschland trotz aller Widerstände wieder Achtung und Geltung zu erzwingen und ihm den Platz unter den Völkern der Erde zurückzuerobern, der ihm nach Geschichte, Kultur und Bedeutung gebührt.

Gewiß haben die Hemmnisse des Unterrichtsbetriebes bei Lernenden wie Lehrenden — auf welche hier wegen Mangel an Raum nicht eingegangen werden kann — mit der Dauer des Krieges eher zu- als abgenommen. Wie soll es da möglich sein, wieder höhere Anforderungen an die Schüler zu stellen, wird vielleicht mancher fragen. Und doch erfüllt viele, viele unter uns im Hinblick auf die Zukunft unseres Volkes angesichts der übergroßen Nachsicht bei den Schülerversetzungen ernste Sorge und diese Sorge ist nach dem oben Gesagten mindestens zu verstehen!

Was kann aber geschehen, um dem Rückgang der Schülerleistungen, der Grundlage der wissenschaftlichen Bildung unseres Volkes, zu steuern, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen und — wenigstens allmählich — wieder zu strengeren Forderungen überzugehen?

Zunächst muß einmal Halt gemacht werden auf dem abschüssigen Wege der Anforderungen an die Schüler, und zwar müßte dieses „Halt" u. E. von den Schulaufsichtsbehörden kommandiert werden. Die vom Minister gegebene Weisung, auf die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, läßt eine solch verschiedenartige Auslegung zu, daß sich damit schließlich jedes Maß an Nachsicht und Milde bei Beurteilung der Schülerleistungen, wenigstens subjektiv, rechtfertigen läßt. Schulleiter und Lehrer werden zwar im allgemeinen wissen, wie weit sie gehen können. Immerhin sind die Ansichten verschieden und schließlich kann jeder sich auf das Gebot des Ministers berufen und damit selbst unvernünftig weitgehende Nachsicht entschuldigen. So ist es Tatsache, daß hier eine gewisse Unsicherheit und Ungleichmäßigkeit herrscht, selbst innerhalb des Lehrkörpers derselben Anstalt. Eine einheitlichere Auffassung des Begriffes der „Milde" ließe sich aber wahrscheinlich erreichen, wenn die Behörden durch bindende Erklärungen darlegten, wie weit die Anforderungen in den einzelnen Lehraufgaben und Klassen (oder Klassengruppen) im äußersten Fall herabgemindert werden dürfen, und damit ein für den Krieg und etwa auch noch für zwei oder drei Jahre nachher gültiges Provisorium schüfen, das als sichere Richtschnur gelten könnte. Unmöglich scheint uns die Durchführung eines solchen „Kriegslehrplanes" keineswegs.

Auf Grund der bisherigen Kriegserfahrungen könnten Fachlehrer und Anstaltsleiter der Behörde entsprechende Vorschläge machen, die eine geeignete Unterlage für die gedachten behördlichen Anweisungen abgeben dürften. Sie würden nicht nur deshalb zu begrüßen sein, weil sie ein Regulativ bilden könnten, das einmal den allzu nachsichtigen Lehrern bestimmt die unterste Linie der möglichen Milde zeigte, den übrigen aber eine willkommene Rückendeckung böte gegen etwaige Angriffe wegen zu großer Strenge; sie würden auch aufklärend, ja, man möchte sagen, luftreinigend wirken in Schüler- und Elternkreisen. Denn tatsächlich sind heute viele Schüler der Ansicht, im Kriege käme es auf das Können in den einzelnen Fächern nicht mehr so genau an, da auf allergrößte Nachsicht der Lehrer, d. h. nach ihrer Meinung, auf Versetzung immerhin gerechnet werden könne. Die Zahl derer, die sich daraufhin stark vernachlässigt und längst nicht geleistet haben, was sie bei gutem Willen und ernstem Streben hätten leisten können, ist sehr groß. Daß aber solche Ansichten und Erscheinungen, von allem anderen abgesehen, auf die sittliche Erziehung unseres Nachwuchses verheerend wirken können, muß allen klar sein. Schon heute sind diesbezügliche Klagen gerade häufig genug.

Dazu gibt es trotz des großen Ernstes der Zeit auch noch viele unverständige Eltern, die ihre Jungen in ihrem verhängnisvollen Irrtum bestärken und sich mit ihnen bei vielfach offenkundiger Unreife der Jungen auf den „Gnadenerlaß" des Ministers berufen, der von ihnen immer nur als eine an die Schule gerichtete Mahnung zu unbegrenzter Milde gedeutet wird.

Eine deutliche Sprache der Behörden würde der notwendigen Rücksichtnahme, ohne die es in der Kriegszeit natürlich nicht geht, festere Grenzen setzen, dem ganzen Unterrichtsbetrieb mehr Gleichmäßigkeit und Sicherheit in den Zielen und Anforderungen geben und damit an einen Krebsschaden, an dem unser gesamtes Bildungswesen sich verbluten kann, die heilende Sonde anlegen. Auch vor dem bloßen Schein der Willkür und des Dilettantismus muß ein so hohes Gut des deutschen Volkes, wie seine Schule es darstellt, unbedingt bewahrt bleiben. Wir möchten glauben, daß, je länger der Krieg dauert, um so notwendiger der Mahnruf wird: Videant consules!

Ein Unrecht am unehelichen Kinde.

Von Landgerichtsrat Eggler, Offenburg.

Der Weltkrieg hat unsere Volkswirtschaft schwer erschüttert, nicht weniger aber unsere Volkskraft. Um so mehr gilt es jetzt, jedes Kinderleben, das uns beschert ist, zu erhalten. Auf unsern Kindern baut sich unsere Zukunft wieder auf.

Für das eheliche Kind sorgen die Eltern. Aermer daran und hilfsbedürftiger sind die außerehelichen. Sie müssen oft ihrer Lebtage darunter leiden, daß sie nicht aus einer Ehe stammen. Von frühester Jugend werden sie da und dort verstellt, haben kein Haus und kein Heim und leiden unter dem Vorurteil eines großen Teiles unserer gut bürgerlichen Kreise, die den Fehltritt der Mutter dem Kinde nicht verzeihen können. Aber nicht nur unsere gesellschaftlichen Anschauungen, sondern auch das Gesetz benachteiligt das uneheliche Kind. Es entzieht ihm den Unterhaltsanspruch gegenüber seinem Vater, wenn die Mutter sich innerhalb der Empfängniszeit mit mehreren Männern abgegeben hat. In dieser Ausnahmebestimmung liegt ein schweres Unrecht am Kinde selbst. Es muß für den Leichtsinn der Mutter unschuldig büßen. § 1717 d. BGB. bestimmt nämlich, „daß als Vater des unehelichen Kindes gelte, wer der Mutter innerhalb der Empfängniszeit beigewohnt hat, es sei denn, daß auch ein anderer ihr innerhalb dieser Zeit beigewohnt hat". Mit anderen Worten: Gelingt es dem als Vater in Anspruch genommenen nachzuweisen, daß auch ein anderer die Gunst der Mutter genossen hat, so geht er frei aus.

Die meisten unehelichen Kinder stammen von Mädchen der dienenden Volksklasse, von Dienstmädchen, Arbeiterinnen, Kellnerinnen u. dgl., die oft nur schwer sich selbst durchbringen können. Der geringe Ueberschuß ihres schmalen Verdienstes muß für das Kind oft genügen. Je billiger es untergebracht ist, desto angenehmer für die Mutter, desto schlechter für das Kind. Die Mittellosigkeit der Mutter oder Verwandten ist aber in vielen Fällen die Ursache, daß solche Kinder geistig und körperlich verkommen, daß die Knaben früh dem Strafrichter, die Mädchen der Prostitution verfallen. Kann die Mutter oder die Verwandten nicht für den Unterhalt aufkommen, so muß es die Armenbehörde tun. Also nicht nur das Kind, sondern die Allgemeinheit muß für den Leichtsinn des Mädchens oder die Gewissenlosigkeit der Männer einstehen.

Man wird mir nun einwenden, man würde durch die Beseitigung der Gesetzesbestimmung geradezu die Mädchen dazu reizen, noch leichtfertiger zu werden, und dann ihnen die Möglichkeit geben, gerade den vermögendsten herauszusuchen, und es widerspreche auch dem Gebote der Gerechtigkeit, einem Mann die langjährigen Kosten für den Unterhalt eines Kindes aufzubürden, wenn seine Vaterschaft nicht sicher erwiesen sei. Gewiß! Diese Bedenken haben auch dazu geführt, dem Gesetze die jetzige Fassung zu geben. Aber bei näherer Prüfung sind sie meines Erachtens nicht stichhaltig genug, um nicht eine Aenderung des Gesetzes zuzulassen.

Wird denn die Angst, keinen Unterhalt für das Kind zu bekommen, ein Mädchen sittlicher machen, es abhalten, sich anderen hinzugeben? Wie viele kennen denn überhaupt diese Gesetzesbestimmung? Abgesehen von den Geprellten, die wenigsten! Die gut gemeinte gesetzgeberische Absicht geht also an der Gesetzesunkenntnis der Mehrzahl verloren. Die Abgefeimten aber wird das Gesetz zur größten Vorsicht mahnen, jeden Nachfolger dem Vordermann peinlich zu verheimlichen, damit womöglich keiner vom andern etwas erfährt. Mit Gesetzen jemanden sittlich zu machen, ist ein fruchtlos Unternehmen. Der erste Einwand erscheint mir nicht stichfest genug.

Und die Ungewißheit der Vaterschaft? Sicher entspricht es einem Gebote der Gerechtigkeit, nur den tatsächlichen Erzeuger haftbar zu machen. Deshalb soll jedem als Vater in Anspruch genommenen der im Gesetz vorgesehene Beweis offen stehen, daß das Kind den Umständen nach offenbar unmöglich von ihm herstammen kann. (§ 1717 Satz 2 d. BGB.) Aber ich meine, die Ungewißheit der Vaterschaft sollte eher ein Grund sein, jeden möglichen Erzeuger haftbar zu machen. Ihm geschieht vielleicht ein Unrecht, dem unschuldigen Kinde aber sicher ein solches, wenn ihm der Unterhaltsanspruch genommen wird und es

so dem Elend preisgegeben ist. Man hat hier eine doppelte Moral geschaffen. Der Kindsmutter verübelt das Gesetz eine Hingabe an mehrere und straft sie und das Kind, den Vätern gibt es die weitgehendste Freiheit, nimmt ihnen die Last der Ernährung ab, bürdet sie der Mutter, den Verwandten oder der öffentlichen Armenpflege auf. Ob die Frauen auch ein solches Gesetz geschaffen hätten? Auch sonst hat man in neueren Gesetzen einen engeren Kreis von Personen statt der Gesamtheit für ein schädigendes Ereignis haftbar gemacht, weil man richtig von dem Gedanken ausging, daß die unmittelbar Beteiligten ohne Rücksicht auf das Maß der Beteiligung für einen Schaden eher haften sollen, als die ferner stehende Gesamtheit, z. B. bei einer gemeinschaftlich begangenen unerlaubten Handlung. Man kann im einzelnen Falle meist nicht feststellen, wer gerade der Hauptbeteiligte ist, also macht man alle haftbar. Weshalb soll man den nämlichen Grundsatz nicht auch gegen mehrere Schwängerer anwenden? Warum muß gerade hier das unschuldige Kind oder gar die Allgemeinheit darunter leiden? Warum ist denn hier etwas anderes gerecht als dort? Die juristischen und rechtspolitischen Gründe müssen gegenüber dem sozialen Interesse des Kindes und dem nationalen auf Vermehrung der Volkskraft zurücktreten. Verteilt sich die Ernährungspflicht auf eine Mehrheit, so fällt sie auch dem einzelnen leichter, unsere Gerichte bräuchten nicht mehr auf die existenzwidrigen Sätze von monatlich 15 bis 30 ℳ erkennen. Dadurch könnten die Kinder in bessere Pflege kommen, sie überstünden eher Krankheit und Not und würden auch geistig und seelisch darunter erstarken. Gerechtigkeit und christliche Nächstenliebe und Staatsinteresse verlangen nach einer Aenderung des harten Gesetzes.



Kreuz und quer-Gedanken.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg, München.

Sumego erwartete noch spät in der Nacht Gäste. Ein Atelierfest gedachte er zwar nicht zu geben, auch hatte er die indulgente Polizei nicht zu benachrichtigen gebraucht, weil im Hofe des Nebenhauses mehrere Hähne vom Morgengrauen bis in die stille Nacht grauenhafte, ohrenzerschmetternde Kickerickis ausstießen. Als er einst einen Jünger der hl. Hermandad darauf aufmerksam gemacht hatte, erwiderte der, daß diese Musik einem hohen Hofbeamten sehr wohlgefalle.

Chacun à son goût, heißt's im Atelierfest der Fledermaus und so empfing Sumego gegen Mitternacht den abgehärmten gesunden Menschenverstand und seine Schwester die Wahrheit. Auf dem Tische stand eine Flasche Pfälzer Wein, die vor dem Kriege zu 1,25 Mark, jetzt aber zu 4,50 Mark geliefert worden war.

Die beiden Schemen verbaten es sich, daß ihnen von dem Wein eingeschenkt wurde, und die Wahrheit fragte: Kannst du dir denn Wein und Zigarette bei den teueren Zeiten nicht ganz abgewöhnen?

In meinem Alter? Nicht so leicht. Diese Flasche muß jetzt so schon 2 bis 3 Tage ausreichen und sollte die Eigenschaft des Oelkrügleins der Witwe besitzen. Auch einige Zigaretten sind mir so nötig wie das tägliche Brot, und ich war ja einer der ersten, der bei Beginn des Krieges in der Allgemeinen Rundschau schrieb: Schickt Tabak an die Front!

Nun fiel der gesunde Menschenverstand ein: Ueber das Rauchen herrschen so verschiedene Ansichten, daß mir beim Anhören derselben sehr oft übel wird. Es bestehen zwar strenge Verbote für den Verkauf an Jünglinge in den Flegeljahren, aber ich sehe täglich, wie sich solche Kerlchen in nächster Nähe von Offizieren „bis zu höheren Rängen" ein Tabakröllchen anzünden. Freilich hatte jener Offizier Recht, der beim Entlarven eines Schwindlers in Uniform neulich weltweise die Antwort gab: „Das ist nicht meine Sache, es ist Sache der Polizei!" — Es ist auch nicht meine Sache, mich mit verkehrten Ansichten der Menschheit zu befassen, denn wenn mich alle besäßen, dann sähe die Welt bald gesünder aus.

Die Wahrheit nahm aber nun das Wort: Ich will Euch nicht über Sixtus von Parma erzählen, sondern Sumegos Pfälzertischwein und seine sündteuere Zigarettenschachtel veranlassen mich, an einige Phönikermachenschaften zu denken. Warum sind denn Wein und Tabake plötzlich so teuer geworden? Die Beschlagnahme für das Heer konnte wohl eine Preiserhöhung veranlassen, doch in welche Taschen floß denn der Ertrag der künstlichen Preissteigerung?

Dazu läuten die ehemaligen Kirchenglocken in Oesterreich die Antwort. Manche Taschen sind weit und bergen sogar das zu Kanonen bestimmte Metall, sagte Sumego.

Nun der gesunde Menschenverstand: Ich will nicht über die von den Juristen ausgesprochenen Strafen und Urteile sprechen, aber ich möchte bemerken, daß der Krieg an sich eine Verschiebung der Vermögen bedeutet. Das war immer so. Krieg und Säkularisationen sind verwandt. Die Phöniker kaufen in solchen Fällen, was zu kaufen ist und schachern damit. Warum sollte man einen findigen Ladenjüngling, der plötzlich durch Lieferung von Ofenröhren Millionär wurde, nicht bestaunen. Eine Art Rothschild nach Waterloo steckt sicher in ihm. Natürlich liegt der Fehler am Staat, wenn er Ofenröhren viel zu teuer sich liefern läßt. Aehnlich verhält es sich mit den Ernährungsfragen im Falle einer vom Feinde geplanten Aushungerung und das Durchhalten gehört auch in diese Rubrik.

Da rief die Wahrheit aus: Sicher! Man hätte schon im zweiten Kriegsjahre aus allen Bundesstaaten die gewandtesten Köchinnen nach Berlin berufen müssen. Nicht, um zu kochen, sondern um die Kriegseinkaufsstellen zu überwachen. So eine Köchin versteht es zu handeln und Paläste, Silbergeschirr, Klubsessel und Kasinos beansprucht sie ja auch nicht.

Hierauf der gesunde Menschenverstand: Ich hätte es lieber gesehen, wenn jeder Bundesstaat nach einer Norm zuerst sich selbst versorgt und nur den Ueberschuß an das Reich abgegeben hätte. Bei dem Hinundherschicken kommt nicht viel heraus —.

Ja — wo warst du denn damals? unterbrach Sumego.

Ich? — Ich war damals auf dem Lande — also nicht in Berlin. Dort strömten gerade alle Phöniker zusammen und die höchsten Beamten der Bundesstaaten waren gerade alle — in der Stadt.

Du solltest Sumego nicht über Berlin erzählen. Er ist ein Feind der großen Städte und jeder Zentralisation, meinte die Wahrheit und fuhr lächelnd fort: Krupp hat es mit München auch so gut gemeint, indem er seine lammfrömmsten Arbeiter dorthin nach Freimann abschubte. O, wie man die Bayern in Norddeutschland liebt! Herr Augstin hat das doch dem Dr. Schlittenbauer auf die reinlichste Weise kundgegeben. Aber wie jener zu reinigende Teil des Kulturmenschen Augstin beschaffen ist, las man bisher noch nicht in der die Deutschen belehrenden Woche Scherls. Eigentlich wär's ein Titelbild für die „Jugend", die ja jetzt besonders geehrt wird.

Ich weiß von nichts und zeichne auch nicht, meinte der gesunde Menschenverstand: Eben dachte ich an das preußische Wahlrecht. Wie denkst Du darüber, liebe Schwester?

Ach — sie hat sich ja plötzlich unter den Tisch gesetzt? Man sieht gar nichts mehr von ihr, sagte Sumego.

Das tut sie oft, wenn man sie nicht zu Wort kommen läßt. Sprechen wir einmal über das patriotische Durchhalten, dann wird sie gleich sichtbar, meinte der gesunde Menschenverstand.

Ja — das Durchhalten! Wer hält eigentlich wirklich durch? — Aber da ist sie ja wieder die liebe Wahrheit! Also, wer hält wirklich durch? fragte der Hausherr.

Nun nahm die Wahrheit das Wort: Jeder, der sein Leben ohne Hinsicht auf Geld und Vorteil in die Schanze schlägt —, jeder, der hinter der Front ohne frivole Absicht auf Gewinn für sein Vaterland arbeitet —, jeder Kaufmann, der einsieht, daß auch er wie die anderen Einbuße an seinem Vermögen zu erleiden hat — —.

Ja — was ist's denn dann mit den vielen Deutschen, die durch den Krieg reich werden, die ihre Einkünfte, ihr Vermögen verdreifachen, verzehnfachen? unterbrach Sumego.

Da sitzt sie schon wieder unter dem Tisch. Sie will nicht antworten, damit über unser heutiges Beisammensein etwas gedruckt werden darf, erwiderte der gesunde Menschenverstand und meinte: Du, Sumego, bist ein echter Durchhalter. Sprach man nicht neulich von einem geschickten Schlossergesellen, der jetzt täglich 23 Mark verdient?

Ja — es handelte sich um einen fleißigen Mann, der spart, der das viele Geld nicht verlumpt. Ich gönne solchen Leuten den hohen Gewinn.

Aber Du? — Du machtest auch zwei Feldzüge mit, bist ein alter Invalide —, wie viel nimmst Du täglich ein? fragte die Wahrheit.

Ich? Alles in allem täglich 14 Mark, und dabei muß ich wegen meines Alters und wegen meiner Gesundheitsverhältnisse einen Haushalt führen. Arbeite auch mit 71 Jahren ein wenig ehrenamtlich — — kam's zögernd von Sumegos Lippen.

Und gerade solchen Leuten, denn das ist jetzt der Mittelstand, wird durch die heutigen Preise gewissermaßen das Geld aus der Tasche gestohlen! Ein geistiger Pogrom wäre am Platze — ein edler Kulturmensch aus dem Lande der Phöniker sollte erstehen und den Wucher brandmarken! rief die Wahrheit empört aus, dann aber war sie plötzlich nicht mehr sichtbar.

Verwundert blickte der gesunde Menschenverstand umher und fragte: Wolltest Du dazu etwas sagen, Sumego? Aber wohin kam doch meine Schwester?

Ich habe sie soeben hinuntergeschluckt, gab Sumego zurück, und es schlug die Geisterstunde.

Ein ernstes Wort der Literaturfrage.

Von Theodor Seidenfaden.

Als ich im Felde daran ging, eine Bücherei für das Bataillon zusammenzustellen und meine Kameraden aufforderte, mich durch freiwillige Gaben zu unterstützen, durch solche Bücher also, die als gelesen meist in Unterständen oder Quartieren liegen blieben — wurden mir in drei Tagen nicht weniger als fünfzig „Ullstein-Bändchen" ins Haus gebracht. Und männiglich freute sich der guten Gabe. Die Freude aber wandelte sich in Erstaunen oder Entrüstung, wenn man sah, daß ich die meisten dieser Bändchen kurz entschlossen in den Papierkorb oder in den Ofen warf. Man muß unerbittlich hart in solchen Dingen sein — auch wenn jedesmal eine gute Mark zum Henker geht....

Ja — es ist traurig, wie ungeheuer verbreitet die Ullstein-Bücherei ist. Beschämend für den ästhetischen und moralischen Geschmack

breitester Volksschichten in Deutschland, für die Urteilslosigkeit so vieler Gebildeten dieser Warenhausliteratur gegenüber.

Ihre Verbreitung ist ein recht typisches Beispiel für den unheimlichen Einfluß, den jüdische Verleger auf die Gestaltung des deutschen Geisteslebens ausüben. Jean Paul sagte einmal in seiner paradoxen Art: „Wenn es auch nicht wahr ist, daß Bücher gut oder schlecht machen — besser oder schlechter machen sie doch." Liest ein Mensch aber dauernd nichts, was ihn besser macht — dann wird er allmählich schlecht. Schlecht in seinem künstlerischen Urteil, in seinen literarischen Ansprüchen — und was schlimmer ist, in seinen sittlichen Begriffen. Und ein großer Teil der Ullsteinschen Mark-Bändchen ist danach angetan, jene Laxheit im sittlichen Empfinden hochzuzüchten, deren Folgen wir in Frankreich sehen.

Ein riesenhafter Erfolg krönt des betriebsamen Verlegers kühne Spekulation. Er hat seinem Unternehmen ein literarisches Mäntelchen umgehängt. Namen der meist gelesenen, vielfach gerühmten deutschen Autoren finden sich auf den Titeln der roten Bändchen. Das kitzelt natürlich eine große Zahl von Leuten, die sich gebildet dünkt und auf die Leser der Karl May- und Nick Carter-Literatur mitleidig herabschaut. Ich halte nichts von der „literarischen Kultur" dieser Herrschaften — auch dann nicht, wenn sie hochtrabende Titel tragen und ausgedehnte seminaristische oder akademische Studien hinter sich haben. Glaube ich doch, daß sie gar nicht mehr imstande sind, „Unterschiede zu merken —" und Unterschiede merken ist alles. Darin besteht, wie es einmal im „Heiligen Feuer" heißt, die Kultur, ob es sich nun um ein Bild, eine Statue, eine Melodie oder eine poetische Leistung handelt. Jene Ullstein-Freunde also werden kaum den Unterschied fühlen zwischen einem Gedichte Eichendorffs, der Droste und der Reimerei im Unterhaltungsblatt ihrer Zeitung. Werden keinen Unterschied wahrnehmen zwischen einem Grimmschen Märchen, einer Novelle Storms, zwischen einer Seite Federers oder der Handel Mazzetti und der Tageskost, die sich unter dem Strich im Feuilleton breitmacht. Gott sei's geklagt. Es ist so....

Wie oft habe ich im Felde gegen Ullstein angekämpft und auf solche Tatsachen hingewiesen! Wie oft habe ich erklärt und nachgewiesen, daß es dem Verlag ums Geld und nicht so sehr um literarische Kultur geht, daß er vielfach größere Werke anerkannter Schriftsteller auf die für die Bändchen notwendigen 300 Seiten zusammenstreicht! Man vergleiche da z. B. die Ullstein-Ausgabe von F. v. Zobeltitz „Gasthaus zur Ehe" mit der großen Original-Ausgabe bei Fleischel, Berlin! Wie oft habe ich an Beispielen dargelegt, wie in den Ullstein-Büchern mit den Instinkten einer leichtsinnigen Welt gespielt wird. Mit den überreizten, abgestumpften Nerven unserer Soldaten hatte man ja leichtes Spiel. Wie in meiner Umgebung ist's überall an der ganzen ungeheuren Front, ist's überall in der Etappe und in der Heimat gewesen!

Nur wenig Einsichtige hatte ich zu belehren vermocht. In meine Bataillonsbücherei hatte ich natürlich nichts von diesem Lesefutter aufgenommen — und ich hatte die Freude, daß auch sie, wenn wir in Ruhe lagen, immer ganz ausgeliehen war, obschon ich sie nach streng literarischen Grundsätzen zusammengestellt hatte. Möglich ist's also schon, Ersprießliches zu erreichen, wobei es durchaus nicht notwendig ist, daß jeder Arbeiter dazu kommt, Goethes Iphigenie in der Tasche nachzutragen und zu lesen.

Möglich ist's, auch der Ullstein-Bändchen, die wie eine moderne Krankheit um sich greifen, Herr zu werden. Aber nur durch opfervolle, treueste Kleinarbeit, die vor allem in der Heimat einzusetzen hat. Jeder muß an seinem Platze zugreifen. Befreien wir uns zunächst selbst von dieser Krankheit! Es muß Gewissenssache sein, solange diese Verhältnisse bestehen, nie einen Ullstein zu kaufen — mag die Bahnfahrt noch so lang sein, mögen die Titel, vor allem die Autorennamen, die vielleicht eben „Mode" sind, noch so sehr locken. Wenn wir auf der Reise lesen wollen, dann verlangen wir in den Bahnhofbuchhandlungen, die mehr Schuld an der Verbreitung flacher Lektüre tragen als die meisten Leute glauben, nur gute Sachen. Und für uns Katholiken ist es doppelt Gewissenspflicht, Bücher aus katholischen — nicht aus jüdischen Verlagen zu verlangen. Sind die Bändchen „Aus Vergangenheit und Gegenwart" (Butzon u. Bercker, Kevelaer), um hier ein Beispiel zu erwähnen, nicht viel, viel wertvoller und — billiger als die Ullstein-Bücher? Leider werden diese aus dem Felde auch manchmal heimgeschickt. Mancher Soldat, der stolz ist, von seiner Löhnung noch Bücher gekauft zu haben, will seinen „Schatz" bewahrt wissen, packt ihn ein und schickt ihn nach Hause. Und da besteht denn die große Gefahr, daß er Familienlektüre wird. Bewahren wir vor allem unsere lesehungrige Jugend vor diesen Bändchen. Ihr drohen an sich durch den Krieg und seine spezielle Schundliteratur Gefahren genug.

Auch die drei Mark Ullstein-Bände sind nicht besser; Zeittotschläger wie die kleinen. Ich habe im Felde einen großen Teil von ihnen geprüft und muß der „Bücherwelt" (Bonn) recht geben, wenn sie sagt: „Wer drei oder vier davon hintereinander gelesen hat, kann nach ein paar Tagen unmöglich den Inhalt der einzelnen Bände mehr auseinanderhalten; immer dasselbe prickelnde Thema, nur jedesmal ein bißchen anders drapiert . . ."

Unser Volkstum wird durch solche Erzeugnisse jüdischer Verleger immer mehr gefährdet. Höchstes steht auf dem Spiel. Der Einfluß des Buches wird immer gewaltiger. Und man darf wohl sagen, daß keine Familie in Deutschland von ihm verschont wird.

Und noch eins: Unsere katholischen Schriftsteller hungern.

Das muß anders werden. Auch hier gilt's einen heiligen Kampf. Deutschland ist reich genug an guter Literatur!

Einige Bemerkungen zur neuesten Kunst.

Die Betrachtungen unserer letzten Kunstrundschau („A. R." Nr. 11) konnten aus Raumgründen bei weitem nicht alles berücksichtigen, was von den Ereignissen der letzten Monate dessen wert gewesen wäre. Boten doch alle wichtigen Kunstorte eine fast unübersehbare Menge größerer und kleinerer Unternehmungen. So erwähne ich die in Berlin veranstaltete Ausstellung der dortigen „Freien Sezession". Den meisten und wesentlichsten Anteil an diesen Dingen behauptete wie immer München. Seit den in diesen Blättern besprochenen Ausstellungen des Glaspalastes, der Sezession, der „Neuen Sezession" und der „Juryfreien" haben der Kunstverein und die zahlreichen Salons (Brakl, Heinemann, Caspari, Baum, Thannhauser, Schmidt-Bertsch u. a.) so vieles Neue gebracht, daß eine Würdigung hier nur in ganz großem Zuge möglich ist.

Dargeboten wurden fast lediglich Erzeugnisse der Gegenwart. Eine Ausnahme machte der unlängst eröffnete „Bildersaal" mit einer Schau von Malereien der 70er bis 80er Jahre. Also immerhin noch verhältnismäßig neue Kunst. Und doch ist sie mit ihrer ruhigen, durch Tradition genährten Kraft, mit der Sicherheit ihrer Sprache bereits historisch für uns geworden. Hat sie auch nicht viele Gedanken und Tatsachen zu verkünden, so hält sie doch daran fest, daß die Kunst zugleich sprechen und klar bilden, daß sie aus Gefühl und Verstand, aus hohem Schwunge der Empfindung und redlichem Handwerk hervorgehen muß. Nur ein Teil unserer gegenwärtig schaffenden Maler, Graphiker und Bildhauer hält an dieser Wahrheit noch fest. So etliche Porträtisten, Blumen- und Stillebenmaler, namentlich aber Landschafter. Nur vereinzelt entwickeln die letzteren die alte Münchener Art weiter, die meisten gehen, und das ist ihr Recht und ihre Pflicht, auf eigenen Wegen vorwärts als Entdecker und Ergründer von Luft-, Licht- und Farbenproblemen und zugleich als Verkünder des in den Naturdingen waltenden Schöpfungsgeistes. Hierher gehören auch Schilderer der Dramatik des Krieges oder auch seiner Schauplätze, wie Zeno Diemer (mit seiner hochinteressanten Ausstellung im Kunstverein); anderseits lyrische Verherrlicher des Friedens, des deutschen Volkstums, wie Paul Hey (ebendort). Neben dieser Kunst und über sie sich hinwegdrängend stellen die beiden Richtungen der einseitigen Techniker und der einseitigen Gedankenbildner den Anspruch auf den Vorrang. Jene, die Vertreter des l'art pour l'art, die Ausstifler von Aeußerlichkeiten, die doch niemals mehr sein können als Mittel zu höheren künstlerischen Zwecken. Diese, die ihr Fühlen, Denken, wirkliches oder eingebildetes inneres Erleben zu abstraktionsmäßem Ausdrucke zu zwingen versuchen; solche, die sich in unsinnigen Zerrformen ergehen, wie der Kubist Bollschweiler (bei Thannhauser); andere in Menge, die auf den gleichen oder ähnlichen Irrwegen gehen mit der Absicht „aus der Schablone herauszukommen", während sie doch selbst nur eine von ihnen nicht erdachte Manier übernehmen, also statt einer Schablone einer anderen verfallen. Nur wenige dabei, die wirklich Erhebliches leisten, wie der wahrhaft groß empfindende und gedankentiefe Hans Lesker, der leider gefallen ist, oder wie der mit seinen Blumenphantasien so prachtvoll monumentale Carl Strathmann. Andere, die ihr starkes Talent dabei in Gefahr bringen, wie der herbe Holzschnittkünstler Joseph Weiß (in der Graphischen Sammlung). Ueberhaupt betätigt sich die Graphik nach allen bezeichneten Richtungen lebhaft. Die Ausstellungen bei Schmidt-Bertsch, die Schau des Vereins für Originalradierung (im Kunstverein) haben dafür wieder eine Fülle interessanter Beweise geliefert, die auch darum wertvoll sind, weil sie die zunehmende Herausbildung einer Hauskunst dartun, die für die schwer erschwinglichen Malereien Ersatz leistet.

Von dem Erwähnten entbehrt vieles nicht einer gewissen inneren Größe. Dennoch bleibt sie leider gelegentlich dann aus, wenn sie unbedingt nötig wäre, wie bei dem fast ganz mißglückten Plakatwettbewerbe für den Opfertag (im Kunstverein). Immerhin zeigen Einzelheiten auch monumentale Eigenschaften, wie besonders die Plastik (die Drexler'sche Ausstellung des Kunstvereins!) und die Glasmalerei (u. a. der Münchener G. van Treeck und der Freiburger E. Stritt, ebendaselbst). Und daß wir auch eine Monumentalkunst haben, darüber beruhigen Beispiele gerade aus letzter Zeit. Schade, daß man sich ihrer nicht immer ungetrübt erfreuen kann.

Weite Kreise zieht noch immer der Streit um den Neubau des Rathauses von Neidenburg. Die Sache fing damit an, daß in einem linksliberalen Organ, dem „Kölner Tageblatt", ein Anonymer, der bis zum gegenwärtigen Augenblick seine Maske noch nicht gelüftet hat, lauten Protest gegen den Beschluß der Kölner Stadtverordneten erhob, wonach der Neubau des von den Russen zerstörten Rathauses in der Patenstadt Kölns dem Berliner Architekten Prof. Bodo Ebhardt übertragen werden soll. Dieser Protest ist dann durch einen großen Teil der deutschen Presse getrieben worden. Obgleich nun ein anderer Teil (voran die „Kölnische Volkszeitung", sowie Architekturfachblätter ersten Ranges) den Anfeindungen die eigentlichen Tatsachen entgegenstellte und an der Hand wirklicher Sachkenntnis die außerordentliche Vielseitigkeit und Modernität Ebhardts nachgewiesen hat, lehnt die Gegnerschaft jeden Belehrungsversuch ab, indem sie kein Hehl daraus macht, daß sie nicht eigentlich Ebhardt, sondern ganz andere Stellen treffen will. Der Vorfall bietet ein Bild, in welchem sich neben anderem auch die Kollegialität eines Teiles der deutschen Architektenschaft in eigentümlichem Lichte darstellt. Uebrigens ist für Ebhardt der Neiden-

burger Bau gesichert. Vom künstlerischen Standpunkte ist dies nur zu begrüßen. In vielerlei Beziehung bedenklich ist die auch bei dieser Gelegenheit wieder deutlich gewordene Kampfstellung mancher Bauberatungsämter gegenüber den Privatarchitekten.

Unter den vielen Darbietungen der letzten Monate waren nur wenige, die Erzeugnisse der christlichen Kunst brachten. Rückhaltslos erfreuen konnte man sich an einem schlichten, echt volkstümlichen Altarwerke, das der Maler Joseph Albrecht als Kriegserinnerungszeichen für eine Dorfkirche bei Moosburg geschaffen hat. Gleichem Zweck dient ein von Prof. Philipp Schumacher für die Herz Jesu-Kirche in Hörde (Westfalen) gemaltes großartiges Altarbild, das die Allerheiligste Dreifaltigkeit mit Heiligen und gefallenen Soldaten darstellt. Auch unter den neueren Werken Ludwig Glötzles, der in einer bemerkenswerten Ausstellung einen Ueberblick über die Arbeit seines Lebens gab, befanden sich verschiedene Gemälde, die das christliche Andenken unserer Helden feiern. Ich habe an dieser Stelle wiederholt von Kriegsdenkmälern heidnischer und anstößiger Art sprechen müssen — Zuschriften aus dem Felde haben mir noch manche solche Machwerke nachgewiesen. Um so größere Freude muß man an jenen formenschönen, innerlich reinen Werken haben und aufs lebhafteste wünschen, daß durch ihr Vorbild, daß auch durch die von der „Deutschen Gesellschaft" und anderen bedeutsamen Stellen geförderten Bestrebungen das Gedächtnis des Heldenkampfes in wahrhaft würdiger Art gefeiert und den christlichen Künstlern eine immer reichere Fülle von Aufgaben zeitgemäßer Bedeutung erwachsen möchte. Die Höhe ihrer Leistungen ist ja längst über jeden Zweifel erhaben. Daß sie auch auf angewandtem Gebiete außerordentlich ist, bewies in letzter Zeit ein Paar im Littauerschen Kunstsalon ausgestellter wundervoller Kirchenleuchter; in mehrjähriger Arbeit wurden sie von Schülern der Breslauer Kunstgewerbeschule unter Leitung Th. von Gosens ausgeführt, Werke von moderner Auffassung und dabei voll echten kirchlichen Geistes. Welch ein Abstand aller solcher Schöpfungen von jenen jetzt so verbreiteten, die den heiligen Gegenstand ohne innerliches Erleben zu technischen Versuchen mißbrauchen oder ihn durch unbeholfenes, unverständliches Gestammel herabwürdigen. Namen nenne ich nicht, es wären ihrer allzu viele, weil die meisten der Uebermodernen sich mit solcher Verarbeitung gerade heiligster Dinge abgeben zu sollen glauben. Wer den Sinn und die Bedürfnisse der christlichen Kunst recht erfaßt hat, bleibt auch bei größter Selbständigkeit der Ueberlieferung treu, wie das Beispiel Carl Caspars beweist, der ohne Mache und Verstellung den Weg zur Einfachheit zurückgefunden hat, um mit neuen Mitteln alte, ewig gleiche Wahrheit auszusprechen. Kirchenfähig ist er bisher freilich nur in dekorativem Sinne. Volkstümlich kann auch er — so wie er jetzt ist — nicht werden.

Ueber den Wettbewerb für die Ausmalung der Münchener Maximilianskirche und den für den Neubau einer Kirche in Nymphenburg ist an dieser Stelle (Nr. 48, 1917 und 6, 1918) schon berichtet worden. Beide Ereignisse zeigen von neuem, daß die christliche Kunst zurzeit die einzige ist, die Monumentalaufgaben stellt und sicher ist, sie wenigstens von ein paar Künstlern in bedeutender Art gelöst zu sehen. Daß diese dabei den Formen der Ueberlieferung folgen, kann nur Verständnislosigkeit tadeln. Es fehlte bei den erwähnten Gelegenheiten nicht an Bewerbern, die auf moderne Neuerungen ausgingen; das Mißlingen bewies weniger die Schwäche jener Künstler als die der von ihnen vertretenen Auffassungen. Aus dem im Innersten profanen, ins Ungewisse schweifenden Geiste der Gegenwart kann eine das Seelenleben befriedigende neue kirchliche Kunst nicht erwachsen. So lange der Geist der Zeit nicht zur Allgemeinheit des die Geister bezwingenden, das Leben führenden Glaubens zurückgekehrt ist, bleibt es für die christliche Kunst Voraussetzung gedeihlichen Schaffens, nicht nachtreterisch und mit innerlicher Unfreiheit, sondern im Sinne der Nachfolge Christi an den Vorbildern alter künstlerischer Frömmigkeit festzuhalten.

Dr. O. Doering.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Fortgang der Offensive. Kampfpause.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

3. Juni. Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Zum Ersatz der durch unseren Angriff zerschlagenen französischen und englischen Armeekorps und zur Stützung der bisher von den Nachbararmeen eilig auf das Schlachtfeld herangeführten und stark gelichteten Divisionen sind neue französische Verbände weit abgelegener Fronten in den Kampf getreten. Nördlich der Aisne versuchten sie vergeblich, die ihnen angewiesenen Stellungen zu halten. Wir schlugen sie in hartem Grabenkampf aus Moulin-sous-Touvent—St. Christophe—Vingré zurück. Südwestlich von Soissons wurde Chaudun genommen. Wir stießen im Angriff über den Savières-Grund bis an den Ostrand der Wälder von Villers-Cotterêts vor. Südlich der Ourcq führte der Feind heftige Gegenangriffe. Sie wurden blutig abgewiesen. Ueber Courchamps und Monthiers hinaus gewannen wir Boden und nahmen die Höhen westlich von Château-Thierry. Die auf das Schlachtfeld führenden, mit Truppenbewegungen stark belegten Bahnen wurden durch unsere Bombengeschwader erfolgreich angegriffen.

4. Juni. Nördlich der Aisne entrissen wir dem Feind in hartem Kampfe einige Gräben. Der zähe Widerstand des auf den Höhen westlich und südwestlich von Soissons sich anklammernden Feindes wurde gestern gebrochen. Die Höhen von Vauxbuin und westlich von Chaudun wurden genommen. Nach Erstürmung von Pernant und Missi-aux-Bois warfen wir den Feind auf die Linie Le-Soulier—Dommiers zurück. Mehrere Batterien wurden erobert, einige Tausend Gefangene eingebracht. Französische Gegenangriffe beiderseits des Ourcq-Flusses scheiterten unter schweren Verlusten. Nordwestlich von Château-Thierry haben wir im Kampfe die Bahn Bussiares-Bouresches überschritten und feindliche Gegenangriffe abgewiesen.

5. Juni. In Erweiterung unserer Erfolge auf dem Südufer der Aisne warfen wir den Feind auf Ambleny Cutry zurück und nahmen seine Stellungen nördlich von Dommiers. Oertliche Kampfhandlungen beiderseits des Ourcq-Flusses.

6. Juni. An der Schlachtfront ist die Lage unverändert. Oertliche Kampfhandlungen westlich von Pontoise nördlich der Aisne und am Savières-Grund brachten uns in den Besitz feindlicher Erdwerke und Gräben. Château-Thierry lag unter anhaltendem Zerstörungsfeuer der Franzosen. Die Beute der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz seit 27. Mai beträgt nach bisherigen Feststellungen mehr als 55 000 Gefangene, darunter über 1500 Offiziere, mehr als 660 Geschütze und weit über 2000 Maschinengewehre.

7. Juni. Nördlich der Aisne und nordwestlich von Château-Thierry wurden Teilangriffe des Feindes abgewiesen. Südöstlich von Sercy nahmen wir nach starker Artillerievorbereitung die feindlichen Linien beiderseits der Ardre. Wir machten 300 Gefangene.

8. Juni. Erneute Angriffe des Feindes nordwestlich von Château-Thierry und Gegenangriffe zur Wiedernahme der verlorenen Linien an der Ardre brachten ihm nur unbedeutenden Geländegewinn. Mehrfacher Ansturm französischer, amerikanischer und englischer Regimenter scheiterte unter schweren Verlusten.

9. Juni. Teilangriffe der Franzosen südlich von Ypern, der Engländer nördlich von Beaumont—Hamel wurden blutig abgewiesen. Oertliche Angriffe der Franzosen auf dem Südufer der Aisne und südlich des Ourcq scheiterten. Eigener Vorstoß östlich von Coutry brachte 45 Gefangene ein. Amerikaner, die nordwestlich von Château-Thierry erneut anzugreifen versuchten, wurden unter schweren Verlusten und unter Einbuße von Gefangenen über ihre Ausgangsstellung hinaus zurückgeworfen. Westlich von der Oise nahmen wir die Höhe von Gury und die anschließenden feindlichen Linien.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Deutsche U-Boote vor der amerikanischen Küste.

Aus dem Haag, 6. Juni kommt folgende Reutermeldung aus Washington: Das amerikanische Marineministerium hat die amtliche Nachricht erhalten, daß an der amerikanischen Küste ein Dampfer und drei amerikanische Schoner von deutschen Unterseebooten versenkt worden sind. Berichte aus Neuyork besagen, daß bei den Versenkungen zwei Unterseeboote beteiligt gewesen, und daß die Schiffe wahrscheinlich an der Küste von Neuengland (zu beiden Seiten von Boston) und Neujersey (zwischen Neuyork und Philadelphia) verloren gegangen sind. Nach einer späteren Reutermeldung aus Neuyork wird angenommen, daß seit dem 25. Mai an der amerikanischen Küste etwa 15 amerikanische Schiffe versenkt worden sind. Der größte Dampfer, das Passagierschiff „Carolina" der Portoricolinie, wurde am 2. Juni 125 Seemeilen südwestlich von Sandy Hook angegriffen. Die „Carolina" hatte 220 Fahrgäste und 120 Mann Besatzung an Bord, von denen 58 Personen vermißt werden, einschließlich 16 Personen, die durch das Kentern eines Bootes ertranken; die übrigen wurden gelandet. Die Londoner Blätter melden aus Neuyork, daß die Häfen von Neuyork, Boston und Philadelphia wegen der Unterseebootsgefahr geschlossen wurden.

Kriegskalender.

XLVI.

An dieser Stelle veröffentlichen wir nach Ablauf eines jeden Monats eine chronologische Uebersicht über die Kriegsereignisse. Die eingeklammerten Zahlen geben die Seiten an, auf welchen das betreffende Ereignis in der Chronik der Kriegsereignisse eingehender verzeichnet oder in Artikeln erwähnt und besprochen ist. Der Kriegskalender bildet somit zugleich ein die schnellste Orientierung ermöglichendes Register zu dem den Krieg betreffenden Inhalt der „Allgemeinen Rundschau".

1. Mai: U-Bootbeute im April: 652 000 Brutto-Register-Tonnen. Die Feinde verloren im April 15 Fesselballone und 271 Flugzeuge, eigener Verlust 14 Fesselballone und 123 Flugzeuge (328). Sebastopol besetzt (281, 286).
2. Mai: Aus der Linie Jekaterinoslaw—Charkow in das Donez-Gebiet einmarschiert, Taganrog am Asowschen Meer besetzt (286).

3. Mai: Südwestfinnland nach fünftägiger siegreicher Schlacht zwischen Lahti und Tavastehus vom Feinde befreit (281, 287). Abschluß der Verträge mit Rumänien (207, 287, 314).

4. Mai: Französische Vorstöße gegen den Kemmel und bei Bailleul, englische südlich Hebuterne gescheitert (286).

5. Mai: Zweite Niederlage der Engländer am Jordan (seitwärts der Straße Jericho—Es Salt) nach fünftägiger Schlacht (300).

7. Mai: Veröffentlichung des päpstlichen Motuproprio betr. eine Friedensmesse. Unterzeichnung des Friedensvertrags mit Rumänien im Schlosse Cotroceni („Frieden von Bukarest") durch die Bevollmächtigten der vier verbündeten Mächte (295, 299). Französischer Angriff beiderseits der Straße Corbie—Brey erfolglos (300).

8. Mai: Feindliche Linien auf dem Ostufer des Yyber-Baches erstürmt; feindliche Angriffe zu beiden Seiten der Straße Reninghelst—Kemmel zurückgeschlagen (300).

10. Mai: Feindliche Angriffe im Walde von Aveluy, gegen Hangard und im Walde von Apremont abgewiesen. Englischer Sperrangriff auf Ostende vereitelt. Meldung der Kriegserklärung Guatemalas (300).

11. Mai: Feindliche Vorstöße nördlich vom Kemmel und südwestlich Mailly zurückgeschlagen (300).

15. Mai: Erfolgreicher Vorstoß an der Straße Bray—Corbie im Kemmelgebiet; feindlicher Vorstoß aus dem Seneca-Wald zurückgeschlagen (314).

16. Mai: Abwehr englischer Angriffe nördlich der Scarpe und bei Beaumont-Hamel (314).

19. Mai: Feindliche Luftangriffe auf Köln (328).

20. Mai: Deutsche Bombengeschwader über London, Dover, Chelmsford, Chatam und Souchend. Feindliche Bomben auf Landau, Pfalz (328). Deutscher Sieg am Kemmelberg (328).

21. Mai: Ein deutsches Bombengeschwader vernichtet die französischen Munitionslager bei Blargies (328).

23. Mai: Oesterreichischer Sieg über die Italiener auf der Zugna Torta und im Etschtal (323, 328).

24. Mai: Feindliche Angriffe nordwestlich vom Kemmel, nördlich und westlich von Albert zurückgeschlagen (323, 328).

25. Mai: Englische Vorstöße bei Bucquoy gescheitert (344).

27. Mai: Beginn einer siegreichen Offensive des Deutschen Kronprinzen, Erstürmung des Chemin des Dames; Pinon, Chavignon, Fort Malmaison, Courtecon, Cerny, der Winterberg und Craonne, der Viller-Berg und die ausgebauten Werke bei Berry-au-Bac und Vailly genommen; der Feind zwischen Sappigneul und Brimont über den Aisne—Marnekanal zurückgeworfen und die Orte Cormicy, Cauroy und Loivre erstürmt (344).

28. Mai: Der Rücken von Terny—Sorny, die Höhen nordöstlich von Soissons, Fort Condé, Bregny und Missy, Braisne und Fismes, die Höhen nordöstlich von Prouilly, Villers—Franqueux und Courcy genommen (345).

29. Mai: Soissons genommen; südlich der Vesle der Feind bis über die Linie Villemontoire—Fère-en-Tardenois—Coulonges—Brouillet—Branscourt zurückgeworfen; die Forts der Nordwestfront von Reims gefallen; der Nordteil von Neuvillette und Bétheny genommen (345).

30. Mai: Feindliche Gegenangriffe südlich Soissons zurückgeschlagen, die Straße Soissons—Hartennes überschritten; südlich Fère-en-Tardenois die Marne erreicht; die Höhen bei Campvoisy, St. Gemme und Romigny besetzt, Germigny, Gneux und Thillois genommen (345).

31. Mai: Der Feind bei Cuts und südlich Blerancourt aus seinen Stellungen geworfen; siegreiche Kämpfe an der Straße Soissons—Hartennes; die Straße Chateau-Thierry überschritten, die Höhen von Neuilly, nördlich Chateau-Thierry erreicht; von der Marne bis westlich Reims die Linie Verneuil—Olizy—Sarcy—Champigny gewonnen (345).

Vom Büchertisch.

Marx Möller: Die Gartensonate. Ein Roman. Leipzig, L. Staackmann. 8°. 348 S. geb. 6 ℳ. — Ein gewinnendes, ethisch gehaltvolles, sehr deutsches Buch in der unvergeßlichen W. Raabeschen Linie. Zunächst ein nordisches Kleinstadtbild mit trefflich gezeichnetem Kleinstädtleben und verhältnismäßigem Reichtum an Kleinstadttypen und »persönlichkeiten. Später ein schwungvoller Bühnenwechsel: das von gegenwärtigem Leben erfüllte Warschau, wie es der Weltkrieg prägte und prägt — und in all dem bunten Gewühl die Ruhe und Klarheit deutschen Gemüts, das äußere und innere Heldentum deutscher Seele. In der künstlerischen Darstellung ein zeitweise behagliches Ausspinnen, dann wieder akutes Straffen des epischen Fadens, der bis ans Ende ohne störende Verknotung und komplizierte Verästelung in feiner, kraftvoller Farbenschönheit verläuft.

E. M. Hamann.

Gefangenen-Leiden. Zu Unrecht drei Jahre Sibirien. Selbsterlebtes eines Neutralen. Herausgegeben von Chr. Zahnd. Leipzig, Verlag: Allgemeiner Schweizerbund (Jur. Pers.). Preis ℳ 1.50. — Man greift sich manchmal an den Kopf, wie Menschen, die, wenn auch nur ein klein wenig, Unrecht darauf haben, zu einer Kulturnation zu gehören, ihre Mitmenschen in solch grauenerregender Weise quälen und peinigen konnten. Es ist ein trauriges Lied, das hier ein Schweizer Bürger von seiner Leidenszeit als Zivilgefangener in Rußland erzählt. Nach dem Krieg wird man erst erfahren, wieviel Menschenwerte, wieviel Geistiges in den russischen Gefangenen-Konzentrationslagern zugrunde gegangen ist. Die Schrift sollte die weiteste Verbreitung in Deutschland finden, daß man erkennen möge, welcher Geist in Rußland vor dem Kriege herrschte.

Dr. Decker.

Im Rahmen der wissenschaftlichen Lehrbücher (1. Reihe: theologische Lehrbücher) des Schöninghschen Verlages (Paderborn) sind in Neubearbeitung zwei hervorragende Werke der Aszetik erschienen. In vierter Auflage liegt vor: **Christliche Aszetik.** Von Dr. Franz Xaver Mutz, Domkapitular in Freiburg i. B. 8°. XVI u. 592 S. ℳ 11.—. 1918. — Das Werk bietet auf dogmatischer Grundlage, gestützt auf die Ergebnisse psychologischer Forschung, eine systematische Darstellung der Lehre von der christlichen Vollkommenheit und den Wegen, die dahin führen. Die Darlegung erweist den natürlichen Unterbau der christlichen Vollkommenheit in dem Nachweis, wie das Uebernatürliche an die in die Menschennatur gelegten Gesetze anknüpft und dann weiterbaut; in eingehender Behandlung werden die Zusammenhänge zwischen christlicher Lehre und christlichem Leben klargelegt. Die Neuauflagen des Werkes ziehen in steigendem Maße neu beregte Zeitfragen der Ethik und Aszetik in den Kreis der Betrachtung. Einläßlich wird der Anschauung begegnet, als erschöpfe sich die katholische Aszese in Selbstverleugnung und Abtötung; ihre schaffenden Werte werden gebührend in den Vordergrund gestellt. Mutz sieht sich in der letzten Auflage auch veranlaßt, Stellung zu nehmen zu den von neuern Psychologen (William James, Mörchen) beliebten Verzerrungen des katholischen Heiligenideals; gegenüber den von der modernen Philosophie (Schopenhauer, v. Hartmann, Nietzsche u. a.) gepredigten Lebenszielen wird das christliche Lebensideal in seiner überragenden Höhe, seinem Zeit und Ewigkeit umfassenden Wert gekennzeichnet. Die Darstellung dieses Handbuches ist ebenso gründlich als faßlich. S. 30—39 wird bei der Behandlung der Geschichte der Aszetik ein Ueberblick über die aszetische Literatur geboten. — Im Vorwort zur ersten Auflage seiner Aszetik hatte Mutz den Wunsch geäußert, die Mystik möge einen eigenen Bearbeiter finden. Dieser Wunsch fand eine vorzügliche Erfüllung in dem nunmehr in zweiter, vielfach umgearbeiteter und ergänzter Auflage ausgegebenen Werk des Würzburger Professors Dr. Joseph Zahn, **Einführung in die christliche Mystik.** 8°. XII u. 642 S. ℳ 12.—. 1918. Zahn belehrt uns unter umfassender Heranziehung der einschlägigen Literatur über den Grundcharakter der Mystik, indem er näherhin Mystik als Leben und Mystik als Wissenschaft darlegt und zeigt, wie das innere Leben, um das es sich bei der Mystik handelt, den inneren Menschen in Anspruch nimmt, insbesondere sein Verhältnis untersucht zu den Gaben der Erkenntnis, zu den Aufgaben des tätigen Lebens, zur kirchlichen Wahrheits- und Gnadenvermittlung. Ein weiterer Abschnitt zergliedert den Stufengang und Vollendungsstand des mystischen Lebens unter Darlegung des gewöhnlichen christlichen Gebetslebens und seines Verhältnisses zur mystischen Gottvereinigung. Einläßliche Behandlung findet in diesem Abschnitt die Beschauung als wesentliche Form des mystischen Lebens, sowie die Bedingtheit der diesseitigen Vollendung des beschaulichen Lebens. Ein dritter Abschnitt handelt grundsätzlich über die außerordentlichen Erscheinungen des mystischen Lebens und erörtert im einzelnen Ekstase, Gesicht und Offenbarung. Das Werk von Zahn ist berufen, allen Freunden der Mystik ein verläßiger Führer zu sein und sie zu stets eifrigerer Pflege dieses längst nicht nach Gebühr gekannten und geschätzten Gebietes anzuregen; nicht weniger ist es sein großes Verdienst, daß es vielen irrigen Anschauungen und manchen Zweifeln über diesen Gegenstand wirksam begegnet.

O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Hoftheater. Wie in „Don Juans letztem Abenteuer" ist in „Theophano" Otto Anthes Paul Graeners Textdichter gewesen. Ungern verläßt Alexios den stillen Klosterfrieden, in dem er aufgewachsen, als das Volk, das einst seinen Vater ermordete, ihm die Krone von Byzanz anbietet. Den Purpurgeborenen lockt nicht der Glanz der Kaiserwürde, aber er folgt der Pflicht, als Diener Christi will er vor dem oft von Blut getränkten Throne stehen. „Lächelnder Friede soll vom Palaste durch die schauernden Gassen gehen." Aus dem düsteren Grauen, das ihm die schreckliche Stadt umhüllt, winkt ihm der Zwillingsschwester weißleuchtende Hand. Sie, die er kaum gekannt, liebt er, sie dünkt ihm seines Wesens Hälfte. In wirksamem Gegensatz zu Alexios steht sein Jugendfreund Harald aus nordischem Stamme, ihn lockt Byzanz, die „Spenderin köstlicher Freuden". Sein stürmisches Blut drängt ihn hinaus ins Leben. Der erste Akt, der mit Alexios' Bekleidung mit dem Purpur schließt, wäre handlungsarm, böte er nicht dem Komponisten Gelegenheit, die Gegensätze zwischen den himmlischen und irdischen Idealen der Jugendfreunde zu malen. Weniger aus dem Gesangspart als dem Orchester steigen die Motive auf, die in reicher Klangpoesie den Widerstreit der beiden Welten ausprägen. Alexios findet in Byzanz Enttäuschungen. Das Volk murrt über sein asketisches Regiment, auch Theophano, bei der der Bruder Verständnis sucht, fügt sich nur äußerlich in die fromme Atmosphäre seines Hofes. Sie ist eine sinnliche Natur. Ihre Sehnsucht gilt Harald, den sie in ihren Bann zu ziehen weiß. Aehnlich geartet ist Eudoxia, ihre Sklavin. Sie liebt den Kaiser. In ihr Gefühl mischt sich freilich schlaue Herrschsucht. „Dirnen haben schon den Thron bestiegen, Gauklerinnen schon Kaiser gebannt — ich will hinauf, ich will siegen." Ihre sehr gradlinige, unverhüllte Umbuhlung des Kaisers erregt die Wut des Sittenstrengen. Er befiehlt, sie in ein Kloster zu bringen. Alexios' Zorn wird zur Raserei, als er Theophano und Harald bei einer Liebesszene überrascht im tollen Wirbel eines Tanzfestes, obwohl er alle weltliche Kurzweil dem Volke während eines der Buße geweihten Monates verboten. Vor Gericht verhöhnt der gefesselte Harald seinen kaiserlichen Freund. Selbst der Tod ist ihm jubelnde Lust und im letzten Blitz des Denkens

set die Geliebte noch sein. Theophano entreißt dem auf Harald eindringenden Henker das Schwert und wirft es zu Boden. Langsam verläßt alles den Kaiser, dem nur ein Getreuer bleibt, und schart sich um Theophano; da ergreift der Kaiser selbst das Schwert und bringt auf Harald ein, aber er kann nicht töten, er darf nicht töten. Er sinkt im Gebete vor dem Gekreuzigten nieder, ihm dankend, daß er ihn vor dem Blutvergießen bewahrt hat. In der Erkenntnis, daß die Welt seine Ideale ablehnt, legt er Krone und Purpurmantel ab und schreitet aus dem Palaste in die drohende Menge. Ein Schrei kündet uns, daß Alexios von der erregten Masse getötet wird. Festen Schrittes schreitet Theophano, von Harald geleitet, zum Throne, während sie sich das Diadem auf das Haupt setzt, sinkt alles huldigend auf die Knie. Diese letzte Szene vollzieht sich wortlos. Das Orchester malt in üppigen Klangfarben die Stimmung. Wie eingangs erwähnt, überwiegt musikalisch die impressionistische Sprache des Orchesters bedeutend den Gesang. Am unmittelbarsten wirkt letzterer in der großen Liebesszene zwischen Theophano und Harald, hier strömen die Worte in schmelzender Kantilene dahin. Auch Haralds sinnenfreudiger Sang, in dem er der Todesdrohungen spottet, ist von hohem Klangzauber. Die Partie des Kaisers ist sanglich etwas weniger reich ausgestattet. Das vielfach wiederkehrende Kaisermotiv charakterisiert sowohl die Würde des sich als Purpurgeborener fühlenden, als auch die Strenge seiner asketischen Weltanschauung; wieder klingt das Motiv des Friedenskaisers. Auch das schon in dem kurzen Orchestervorspiel anklingende Theophanomotiv ist von eindringlicher Prägung. Pompös ist der instrumentale Aufbau des Finales im ersten Akt bei dem Zug des neuerwählten Herrschers zur Kirche. Hier mischen sich weltliche und kirchliche Jubeltöne zu einer imposanten Einheit. Graeners sinnenfreudige, lebenbejahende Klänge wirken stärker, unmittelbarer und überzeugender, als seine der geistigen Welt eines Parsifal angehörende. Hier zeigt sich eben, daß die Erfindung nicht die Stärke Graenerscher Kunst ist. Wenn „Don Juans letztes Abenteuer" hierin Ansätze bot, die zu Hoffnungen berechtigten, so sehen wir in „Theophano" nichts, was diese Erwartungen bestärken könnte. Er beherrscht alle klanglichen Wirkungen des komplizierten modernen Tonkörpers in souveräner Weise, er weiß die äußeren Wirkungen wohl zu schätzen, aber hat Geschmack genug, die künstlerische Linie zu wahren. Aehnlich steht es mit dem Textdichter, sprachliche Kultur und szenischer Aufbau stehen über der handwerklichen Routine eilfertiger Librettisten, aber eine „Dichtung" ist das Buch nicht geworden. Zwischen der historischen und der opernhaften „Theophano" vergleichende Studien anzustellen erübrigt sich. Auch die geschichtliche liebte die Tugend nicht, im übrigen stand es Anthes frei, eine neue Fabel zu erfinnen. Himmlische und irdische Liebe, dieser Gegensatz hat die Verfasser angezogen. Galt es ihnen, den tragischen Untergang eines Idealisten oder den Triumph der Lebensfreude zu zeigen? Theophano, die sich beim ersten Auftreten über das „Geplärre der Priester" beklagt, steigt am Ende siegreich auf den Thron. Die Autoren haben es an poetischer Gerechtigkeit fehlen lassen. Wenn sie sich auch mit vieler Kunst befleißigten, den frommen Kaiser würdig zu gestalten, so siegt doch in dieser Oper wenigstens äußerlich das Heidentum über das Christentum, beide Weltanschauungen erscheinen freilich mit einem Zusatz von fataler Hysterie. Ich glaube nicht an eine tendenziöse Absicht, aber die tendenziöse Wirkung ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Was Anthes und Graener zu dem Stoffe geführt haben mag, war wohl nicht das Bedürfnis, im Widerstreit der Weltanschauungen eine künstlerische Lösung zu suchen etwa wie Ibsen in „Kaiser und Galiläer", sondern einfach artistisches Interesse, das so oft zu künstlerischer und ethischer Haltlosigkeit führt. Die von Heß mit Hingabe vorbereitete Aufführung war in vieler Hinsicht bestechend. Die Titelrolle spielte Berta Morena, sie, die selten aus der Welt Wagnerscher Frauengestalten heraustritt, lieh der verdorbenen Byzantinerin etwas von deren Adel, so daß die Figur minder abstieß, als sie verdient. Glänzend disponiert sang sie mit hinreißendem Klangzauber. Dem Kaiser lieh Schipper den edlen Klang seiner Stimme; er spielte ihn auch mit starker Verinnerlichung, wenn er auch rein äußerlich von dem schwärmerischen Asketen nicht ganz das richtige Bild gab. Auch Harald, der lebensfreudige Nordlandsrecke, ist äußerlich anders gedacht; man sah, was man ändern könnte, nicht einmal dessen oft betonte Blondheit. Gruber sang die Partie mit Gelingen. Die listige Eudozia gab Frau v. Fladung angemessen. Die Bühnenbilder ließen genugsam den Farbenzauber von Byzanz erkennen. Graener wurde mit den Darstellern wohl zehnmal gerufen, so drückt unser Opernpublikum seine Anerkennung aus; bei Begeisterung muß man bis zwanzig zählen.

Franz Fischer †. In dem Generalmusikdirektor Franz Ritter v. Fischer ist einer der letzten, einer der besten aus der großen Zeit des Wagnertums dahingegangen. 1849 in München geboren, war er schon mit 22 Jahren Cellist an der Pester Oper. Der begeisterte Anhänger Richard Wagners ward dann nach Bayreuth berufen, um mit Mottl in der sog. ‚Nibelungenkanzlei' und als Chordirektor der ersten Festspiele zu wirken. 1877 wurde er Kapellmeister in Mannheim. In der glanzvollsten Epoche der Münchener Hofbühne stand er (1880—1918) in vorderer Reihe neben Levi, Zumpe und Mottl. Er empfand es wohl tragisch, daß er trotz seiner genialen Persönlichkeit immer der zweite blieb. Das lag wohl an seinem stillen, bescheidenen Wesen, das sich nicht vordrängte und wohl auch nicht sonderlich Neigung hatte zu organisieren und zu herrschen, aber er war eine hinreißende Musikernatur, die auf ihren Höhepunkten unvergeßliches bot im Münchener Hoftheater, bei den Bayreuther und den Münchener Festspielen. Auch anderen Tondichtern ein überzeugender Interpret, gipfelte doch seine Kunst im Wagnertum; er war ein begeisterter Hüter der großen Tradition, die dem unter des Meisters Führung Herangereiften ein heiliges Vermächtnis gewesen ist.

Kammerspiele. Essigs „Glückskuh" hat insofern Glück, als sich nach so und so vielen Durchfällen immer noch eine Bühne findet, die glaubt, ihr Glück mit dem Lustspiele machen zu können. Auch hier wurde die Unheilskuh am Ende derb angepfiffen; schlimmer als dies, der Beifall blieb eine Angelegenheit von wenigen. Ein armes Bauernmädel braucht einen Vater für ein zu erwartendes Kind. Der Schuldige will nicht, da wird ein Unschuldiger in eine bloßstellende Lage gebracht und soll zur Anerkennung gezwungen werden. Inzwischen stiehlt sich die als Diebin bekannte Person eine Kuh, nun wollen beide sie wegen dieser melkbaren Mitgift heiraten. Der Diebstahl kommt heraus, aber es geschieht dem Mädchen dank der Hilfe eines schwankhaften Amtmannes nichts. Der Unschuldige muß Alimente bezahlen und der Schuldige heiratet sie wegen dieser Rente. Anfangs wirken einige Szenen possierlich für denjenigen, der die durchgehends schmutzige Gesinnung der Bauern erträglich findet. Für einen satirischen Standpunkt zeigt der Autor zu viel sattes Behagen und für fünf Akte reicht seine Phantasie nicht aus. So konnte auch die Langeweile nicht ausbleiben. Die ausgestopfte Kuh, die man über die Bühne zerrte, konnte als Symbol des Ganzen gelten, äußerer Naturalismus ohne inneres Leben. Mit der Darstellung hat man sich viel Mühe gegeben.

Schauspielhaus. Die Exlbühne setzt ihr Gastspiel fort; sie findet den verdienten Beifall, verdient aber noch stärkeren Besuch; denn sie überragt künstlerisch die Bauerntruppen, die sich auf ihre Beliebtheit so viel zu gute tun, bei weitem. „Der Meineidbauer" Anzengrubers, von Köck in der Titelrolle, mit Ferdinand und Anna Exl besetzt, packt von neuem. Auch „Um Haus und Hof" tat starke Wirkung. Die Vorgänge dieses Kampfes um die Scholle sind nicht immer wahrscheinlich, aber die Charaktere sind plastisch gesehen. Die Gestalt dieser ländlichen Lady Macbeth, die den schwachen Mann zu Verbrechen überredet, zeigt Kranewitter, diesen Tiroler Dichter, als ein in seiner heimatlichen Umgrenzung starkes Talent.

Verschiedenes aus aller Welt. Die Gemeinde Waal bei Buchloe besitzt das älteste schwäbische Passionsspiel. Der Kriegsausbruch hatte den bereits getroffenen Vorbereitungen ein Ende gesetzt. Mittlerweile ist der Christusdarsteller gestorben. Die Gemeinde will heuer das von ihrem Pfarrer Sebastian Wieser gedichtete Drama „Judith" in dem vollständig neu eingerichteten Theater spielen. — Zur Erinnerung an den am 17. Juni stattfindenden hundertsten Geburtstag Gounods veranstaltet das Manskopfsche musikhistorische Museum in Frankfurt a. M. eine Gounodausstellung. Trotz des Weltkrieges beschloß man diese Ehrung in „vornehmer deutscher Art" und nennt in deutscher Liebenswürdigkeit Gounod den Komponisten des Goetheschen „Faust", von dessen Geist er und seine Librettisten kaum einen Hauch verspürten.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

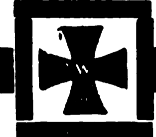
Reichsbankpräsident von Havenstein über die wilde Börsenspekulation — Errichtung eines Reichsfinanz-Gerichtshofes — Der Daimler-Jahresabschluss — Neuerlicher Protest gegen die Berliner Zentralisierung.

Dank der zunehmenden Warnungen, auch aus Kreisen der Bankwelt, konnte die sprunghafte Kursgestaltung am Industriemarkt unserer Börsen einigermassen eingedämmt werden. Diese wiederholt schon gerügte Uebertreibung der Börsenbewegung, welche sogar auf die kleinsten Kreise übergegriffen hatte, ist von Grund auf ungesund. Zeugnis dafür sind nicht zulezt die unzweideutigen Erklärungen jener Industriegesellschaften, deren Aktien ganz besonders als Spielobjekt der Spekulation dienten. Durch das sich täglich mehrende beschäftigungslose Kapital bei gleichzeitiger Minderung des greifbaren Effektenmaterials ist jedoch mit einer Wiederbelebung dieses Börsenbetriebes zu rechnen. Hoffentlich bringen die Reichstagsverhandlungen über die neuen Reichssteuern jenen Börsenkreisen einige Ernüchterung. Reichsbankpräsident von Havenstein sagte im Reichstag über die Börsensteuern: „Wir brauchen eine geschäftskräftige und tätige Börse. Für gesunde Zeiten würde der vorgeschlagene Satz der Börsensteuern nicht passen, wohl aber jetzt im Krieg, um die Spekulationslust einigermassen einzudämmen. Wir stehen vor einer besonders wilden Spekulation als Kriegserscheinung. Kriegsgewinnler und andere Kreise wirken mit, derselben zu fröhnen." Mit Interesse begrüssen unsere Finanz- und Handelskreise die vom Unterausschuss des Reichstags beschlossene Errichtung eines mit dem 1. August 1918 in Wirksamkeit tretenden Reichsfinanz-Gerichtshofes. Ebenfalls viel besprochen und noch immer kritisiert bleibt der wider Erwarten jetzt schon veröffentlichte Abschluss der Daimler-Motoren-Gesellschaft. Man erinnerte sich hierbei der bekannten Manipulationen dieser Gesellschaft hinsichtlich ihrer Kriegsaufträge. Das Unternehmen steht seither unter militärischer Leitung. Und es wirkt eigentümlich, dass trotz der auch von der Gesellschaft zugestandenen erheblichen Gewinne der Abschluss

für das Geschäftsjahr 1917 bei einem um rund 2 Millionen geringeren Reinerträgnis eine Dividende von nur 30 % gegen 35 % im Vorjahre ergeben konnte! Solche Bilanzen beweisen anderseits auch die Unzulänglichkeit der entsprechenden Gesetzesvorschriften und die Notwendigkeit der u. a. auch von Zentrumsabgeordneten verlangten Erweiterung der gesetzlichen Massnahmen für die Bilanzierung von Aktiengesellschaften. — Belege der übergrossen Geldflüssigkeit bei uns erbrachten die vom Amtsblatt des deutschen Sparkassenverbandes für den Aprilmonat bekannt gegebenen Sparkasseneinlagen. Dieselben belaufen sich auf 600 Millionen Mark, gegen 300, bzw. 275 Millionen Mark im April der beiden Vorjahre. Der Gesamtzuwachs an Spareinlagen seit Jahresbeginn beläuft sich auf 2,85 Milliarden Mark gegen 1,36 Milliarden Mark in der gleichen Vorjahrszeit. Dabei ist die achte Kriegsanleihe so gut wie voll bezahlt. Die Nachfrage nach soliden, fest verzinslichen Werten hält unverändert an. Zur Förderung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs sind inzwischen auch in Bayern Landesstellen errichtet. Der grösseren Verwendbarkeit des Postschecks wird besonderes Augenmerk zugewendet.

Von den wirtschaftlichen Daten der jüngsten Tage verdienen Erwähnung die Errichtung der Donau-Transport G. m. b. H. mit dem Sitz in — Berlin! für das Gebiet der unteren Donau. In der Münchener Aufsichtsratssitzung des Bayerischen Lloyd, Schifffahrts-A.G. Regensburg wurden die erfreulichen Bilanzziffern für 1917 — wiederum 7 ½ % Dividende — bekannt. Das neue Geschäftsjahr diente diesem Unternehmen besonders für den Ausbau seiner Organisation auf dem Balkan. In Bulgarien ist die Gesellschaft durch den bulgarischen Lloyd, in Rumänien durch den rumänischen Lloyd vertreten, beide gegründet vom Bayerischen Lloyd gemeinsam mit der Deutschen Bank. Die Flotte dieses beachtenswerten bayerischen Unternehmens ist auch im neuen Jahre voll beschäftigt. Vielfache Beachtung fanden in bayerischen Finanzkreisen die Landtagsverhandlungen über den Etat der K. Bayerischen Bank, namentlich die Aeusserung des Finanzministers von Breunig, dass die K. Bank alles flüssige Geld dem Handel, der Industrie und der Landwirtschaft wieder zuführen soll. Welch ausserordentlichen Umfang die kriegswirtschaftlichen Aufgaben der landwirtschaftlichen Genossenschaften angenommen haben, zeigen die Jahresausweise der bayerischen Zentraldarlehenskasse und des bayerischen Landesverbandes landwirtschaftlicher Genossenschaften München. Neben einer Rekordsteigerung des Gesamtumsatzes von 4,82 auf 7,11 Milliarden Mark verdienen namentlich Erwähnung die umfangreichen Geschäftsabwicklungen der Getreideabteilung und der Gütervermittlung. Von allgemeinem Interesse sind die erfreulichen Meldungen über eine Besserung der Lage in der Ukraine und damit im Zusammenhang die fortschreitende Gestaltung der Zucker- und Schlachtviehlieferungen. Durch die Bildung einer Deutschen Ausfuhrgesellschaft hat auch die Regelung unseres Importes nach der Ukraine eingesetzt. Ueber die Zukunft der deutschen Landwirtschaft sprach Geheimer Landesökonomierat Dr. Heim in einer Nürnberger Tagung der handelspolitischen Vereinigung der landwirtschaftlichen Körperschaften Bayerns. Eine angenommene Resolution verlangt das Festhalten an dem Schutzzollsystem, auch Oesterreich-Ungarn gegenüber. Für den Ausbau der Kriegswirtschaft und für die Abkehr von dem herrschenden Staatssozialismus trat am Bayerischen Hansatag Reichstagsabgeordneter Dr. Riesser, Berlin, ein. Eine Entschliessung wendet sich gegen jede den freien Handel einschränkende und ausschaltende, Industrie, Handel und Handwerk bevormundende Zwangswirtschaft und fordert die Wiederherstellung des Eigenbetriebes als feste und sichere Grundlage der deutschen Gesamtwirtschaft. Wieder ein Protest gegen die Berliner Zentralisierung und wohl wieder tauben Ohren gegenüber! M. Weber, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.



Auf hervorragender Höhe irdischen Ruhmes und höchster militärischer Auszeichnungen starb am 31. Mai cr. auf seinem Beobachtungsposten in der jetzigen Marneschlacht den Heldentod als Führer seiner Division

Generalmajor

Freiherr Curt Prinz von Buchau

aus Nieder-Kühschmalz,

Ritter allerhöchster Orden.

Seine wohlwollende, edle Gesinnung in Sachen des Kirchenpatronats, die milde Hilfsbereitschaft und das lebhafte, teilnehmende Interesse für alle Angelegenheiten im weitverzweigten Verwandtschaftskreise sichern dem nunmehr verewigten hochverehrten Mitpatron hiesiger Kirchgemeinde bleibende dankschuldige Erinnerung.

Im Namen aller zum Teil im Felde stehenden Mitpatrone, der dankbaren Anverwandten, des Kirchenvorstandes, der Gemeindevertretung und des Kriegervereins:

Gast, Pfarrer.



TRAUER-ANZEIGE.

Soeben erhalten wir aus fernem Land die traurige Kunde, dass unser lieber Bruder

Herr Karl Rottenkolber

Kaiserl. Gouvernementssekretär in Dar-es-Salaam

am 31. Juli 1917 den Tod fürs Vaterland gestorben ist. Er kämpfte seit Kriegsbeginn in der heldenmütigen Schar unserer ostafrikanischen Schutztruppe und erlag seiner im Gefecht bei Ifakara am 28. Juli 1917 erhaltenen Verwundung.

In Sonthofen wird für ihn ein Trauergottesdienst stattfinden, dessen Termin noch bekannt gegeben wird.

PENZBERG, Kolbermoor, Im Felde, München, Tura bei Kairo, Sonthofen, den 22. Mai 1918.

Dr. Adolf Rottenkolber, Divisionspfarrer i. Feld
zugleich im Namen der übrigen Geschwister.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hemmelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich ℳ 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 25. München, 22. Juni 1918. XV. Jahrgang.

Deutschland und die innerpolitischen Verhältnisse Oesterreichs.

Von Dr. Michael Hechenblaikner, Schwaz (Tirol).

Die innerpolitischen Verhältnisse der Donaumonarchie müssen begreiflicherweise die Aufmerksamkeit der politischen Kreise Deutschlands in hohem Maße erregen. Beide Reiche sind nun einmal auf Leben und Tod zusammengeschmiedet und Bestand und Weiterentwicklung des einen vom Bestande des andern bedingt. Gewiß ist Deutschland der stärkere Teil, stärker in finanzieller, wirtschaftlicher, militärischer und demgemäß auch in politischer Hinsicht, aber so stark es sein und sich fühlen mag, es bedurfte und bedarf der Waffenhilfe und Staatskraft Oesterreichs sowohl, um den bisherigen Kampf zu bestehen, als auch um die für die weitere kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung des deutschen Volkes notwendige Weltgeltung zu erringen und zu behaupten. Man stelle sich nur vor, was es für Deutschland besagen würde, wenn Oesterreich zerfallen wäre und wenn eine Reihe von deutschfeindlichen fremdnationalen Kleinstaaten dem deutschen Volk den Weg nach Osten und Südosten versperren, wenn das natürliche Sprungbrett Europas nach Asien hin, der Balkan, in russische oder englische Botmäßigkeit gelangen würde und nicht Oesterreich als treuer Torwart ihm den Zugang zum Balkan und nach Vorderasien offen halten könnte. Liegt ein gutes Stück der absehbaren Zukunftsentwicklung in diesen Gebieten, dann ist es klar, wie wichtig und notwendig der Weiterbestand, die Ausgestaltung und Vertiefung des bestehenden Bündnisses ist.

Heute, wo die ersten Anzeichen des nach dem Friedensschluß gegen die Mittelmächte unter englisch-amerikanischer Leitung geplanten Wirtschaftskrieges sichtbar werden, ist dies ebenso einleuchtend wie angesichts der Bestrebungen Englands, sein afrikanisches und ostasiatisches Kolonialreich über die Landbrücke von Arabien, Mesopotamien, Persien zusammenzufügen und durch einen Schienenstrang noch enger zu verbinden. Die Durchkreuzung dieses gigantischen Planes, der heute ja schon stark in die Sphäre des Erreichbaren gerückt erscheint, nachdem die Bahn Kapstadt—Kairo—Jerusalem bereits besteht, ist wieder nur möglich, wenn dieser Umschnürung gegenüber das Problem Berlin—Bagdad größere Durchschlagskraft erhält. Und dies setzt wieder voraus, daß Oesterreich als kräftiger Staat existiere, damit die einheitliche Interessensphäre von der Nord- und Ostsee bis zum Indischen Ozean nicht unterbrochen sei.

Es scheint nun, als ob Oesterreich zufolge seiner inneren Wirren dieser Aufgabe nicht gerecht zu werden vermöchte, als ob es dem Zerfalle und nicht einem neuen Wiederaufleben entgegengehen möchte und als ob daher Zweifel an der Nützlichkeit oder Zweckmäßigkeit des Bündnisses entstehen könnten.

Klar ist zunächst das eine: Wo die Notwendigkeit des Bündnisses im beiderseitigen Interesse so klar und einleuchtend nicht etwa bloß als Gegenpol gegen den geplanten Druck der militärisch geworfenen Gegner, sondern als natürliche Folge der Lage und Struktur der beiderseitigen Staatengebilde gegeben erscheint, da kann doch eine Debatte über die Zweckmäßigkeit nicht mehr möglich sein, da heißt es lediglich, das notwendig Gegebene zweckmäßig zu gestalten!

Nun muß aber offen gesagt werden, daß in Deutschland vielfach irrige Anschauungen über österreichische politische Zustände herrschen, die dann zu den vorerwähnten Zweifeln führen. So hat die Meinung der Entente, daß der Bestand des Reiches selbst angesichts der zutage liegenden zentrifugalen Strömungen, welche das alte Reich heute durchtoben, in Frage gestellt sei, auch in Deutschland nicht wenig Anhänger. Eine ruhige, objektive Ueberlegung müßte sich aber doch sagen, daß ein Staat, der jahrhundertelang trotz dieser schon früher vorhandenen zentrifugalen Strömungen existieren konnte und die schwersten inneren und äußeren Krisen zu überwinden vermochte, doch tiefer liegende zentripetale, beharrende Kräfte bergen müsse, welche an sich die zentrifugalen Kräfte an Stärke und Gewalt überwiegen, aber nur deshalb nicht in Erscheinung treten, weil sie eben tiefer liegen und stiller sind, während die zentrifugalen Kräfte wie Schaumkronen auf den Wellen allüberall sichtbar werden.

Gewiß, Oesterreich befindet sich in einer Krisis, in einer Zeit des Ueberganges aus unzulänglich gewordenen staats- und verfassungsrechtlichen Zuständen zu einem neuen Staatswesen, gewiß, diese Strömungen wühlen das Reich tiefer auf, als es jemals der Fall gewesen sein mag, und doch, wer die Geschichte Oesterreichs und die Struktur seines Staatswesens einigermaßen kennt, kann behaupten, sie gehen nicht so tief, daß die Faktoren, welche die einzelnen Habsburgerländer zu einem Staatsganzen zusammengefügt haben, selbst berührt erscheinen, und wahr erscheint das Wort: Selbst wenn Oesterreich zerfiele, im nächsten Moment würde die ihnen innewohnende natürliche Schwerkraft die zersprengten Teile wieder zusammenführen. Eine Krisis, wie Oesterreich sie heute durchlebt, geht natürlich nie ohne Kämpfe ab. Wir in Oesterreich werden und müssen nur den Weg finden aus diesen Wirren durch bewußtes Erfassen der Natur und Geschichte unseres Staatswesens. Nur so lernen wir die tieferliegenden beharrenden Kräfte kennen, welche Oesterreich gebildet und erhalten haben, nur so vermögen wir diese Kräfte aktiv und wirksam zu machen. Mit ihrer Gewalt wird es dann aber auch gelingen, den heute in Erscheinung tretenden zentrifugalen Strömungen zu begegnen, diese selbst zu überwinden und nach Abschleifung der übertriebenen Radikalismen als staatsbildende und staatsfördernde Faktoren ins neue Staatsleben einzuführen. Darüber in einem späteren Artikel.

Eine tiefere Kenntnis der Geschichte und Natur des österreichischen Staates ist aber auch manchen deutschen Kreisen nötig, einmal, um zu einer richtigeren Beurteilung der tatsächlich bestehenden Verhältnisse in Oesterreich zu gelangen, dann aber auch, um von wohl gutgemeinten aber falschen Ratschlägen, wie eine Besserung zu erzielen wäre, sich zu enthalten. Oesterreich ist ein Staat für sich, ein ganz eigentümliches Gebilde und es lassen sich nicht Maßnahmen, die in anderen Staaten zielführend sich erwiesen haben, ohne weiteres auf den österreichischen Staat anwenden, Maßnahmen z. B., die ein so straff organisiertes Staatswesen wie Preußen oder ein Nationalstaat wie Italien anwenden konnte, passen noch lange nicht für die Donaumonarchie. Derartige Versuche, wie sie z. B. Joseph II. probierte, endigten jedesmal mit einem Fiasko.

Das eine kann heute schon gesagt werden: Besinnen sich die Völker Oesterreichs, besinnen sich die Politiker Oesterreichs auf die aus der Natur ihres Staatswesens entspringenden Aufgaben, werden somit die zentripetalen Faktoren wirksam, dann ist es bei der großen Elastizität, die dem politischen Charakter des Oesterreichers, ob er nun Germane oder Slawe ist, eignet und die den ersten als Süddeutschen von der norddeutschen Art, den Westslawen so scharf von melancholischen Ostslawen unterscheidet, sicher ein Weg aus den heutigen Wirrnissen zu finden und die Rechnung der Entente auf ein zerfallendes Oesterreich scheitert.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der vierte Vorstoß.

Sonst griff Hindenburg gerade dort an, wo man es nicht erwartet hatte. Diesmal setzte er seine Offensive an dem Punkte ein, auf den die Gegner mit Sorge und die Freunde mit Spannung geblickt hatten. Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß nach den Erfolgen vor Amiens und an der Marne der Zwickel, der zwischen diesen beiden Ausbuchtungen unserer Front noch übrig geblieben war, vom Feinde gesäubert und so die Abrundung unserer Stellung mit der Vorschiebung auf Paris zu vollzogen werden würde. Von Montdidier über Compiegne nach Reims — das gibt einen hübschen Bogen. Am 9. Juni begann der Vorstoß gegen die französischen Stellungen westlich der Oise. Obschon das Ueberraschungsmoment fortfiel und der Feind Verstärkungen herangezogen hatte, drangen doch unsere Truppen in dem gewohnten schnellen Tempo vor, so daß bereits am zweiten Tage die auf der anderen Seite der Oise stehenden Franzosen durch die Bedrohung in Flanke und Rücken genötigt wurden, sich rückwärts zu konzentrieren. In dem Gefühl, daß dort sich das Schicksal von Paris entscheiden wolle, haben die Franzosen es an zäher Abwehr und krampfhaften Gegenstößen nicht fehlen lassen; aber all die Opfer an Blut und Kriegsmaterial waren vergebens. Foch hat den letzten Rest von seinem Reserveheer, der einst so hochgepriesenen Manövrierarmee, dort eingesetzt. Auch im feindlichen Lager merkt man allmählich, daß unsere Heeresleitung, wenn sie bald hier, bald da den Hebel ansetzt, einen umfassenden Plan zielsicher verfolgt und etwas mehr erstrebt als Raumgewinn oder örtliche Erfolge, nämlich die allmähliche Zermürbung der feindlichen Streitmacht bis zur schließlichen Vernichtung.

Immer mehr gewinnt man den Eindruck, daß die französischen Regimenter, deren Tapferkeit bisher anerkannt war, in ihrer Kampfkraft zurückgehen. Der moral, wie die Franzosen den Akkumulator der persönlichen Energie nennen, scheint seine Spannkraft einzubüßen. Wenn jetzt berichtet wird, daß Paris unter einem neuen Kommandanten zum Widerstande gegen eine Belagerung bis aufs äußerste eingerichtet wird, so bestätigt das nur diese Wahrnehmung. Denn dahinter steckt die Erkenntnis, daß die Armee nicht mehr imstande ist, die Deutschen von Paris fernzuhalten, wenn sie dahin vorstoßen wollen. Das Vertrauen auf die Befestigungen von Paris gleicht dem Strohhalm des Ertrinkenden. Wenn wir Paris umschließen, so fällt es bald unserer Artillerie und unseren Flugzeugen zur Beute, ob die Bevölkerung ausgewandert ist oder nicht. Die Hungerkur von 1870/71 ist heutzutage nicht mehr üblich. Bezeichnend ist, daß die französische Presse bei der Erörterung der Frage, ob man die in Paris zurückbleibende Bevölkerung bewaffnen solle, die Befürchtung ausspricht, es könnte wieder zu einem Kommuneaufstand kommen, wie vor 47 Jahren. Inzwischen weiß noch kein Mensch außerhalb des engsten Kreises der deutschen Heeresleitung, ob der weitere Siegeszug zuerst nach Paris oder nach Calais oder nach einer anderen überraschenden Richtung sich wenden soll.

Als Zeichen der Zeit verdient beachtet zu werden, daß jetzt, während unserer Waffenoffensive, in der feindlichen Presse viel mehr als früher von der sog. Friedensoffensive gesprochen wird. Ein gelegentlicher Mitarbeiter der konservativen „Kreuzzeitung" hatte angeregt, daß Deutschland jetzt seine Kriegsziele formulieren und bekanntgeben müsse. Während die Redaktion und die konservative Partei von dieser minder haltbaren Leistung abrücken, nimmt man sie im Ausland sehr ernst als die Einleitung zu einer deutschen Friedensoffensive. Das Schlagwort soll verdächtigend wirken; aber zugleich werden doch immer mehr Zweifel laut, ob die dortigen Staatsmänner auf dem richtigen Wege seien, wenn sie alle Friedensanregungen ohne weiteres für einen „Fall" erklärten und ungeprüft von der Türe wiesen. Der Ruf, daß man die Angebote prüfen müsse, deutet auf Ernüchterung hin. Doch darf man darin noch nicht den Anfang von Verhandlungen sehen wollen. Die feindlichen Machthaber, die ihre ganze Existenz auf den Krieg bis zum äußersten gesetzt haben, können auf das Gaukelspiel der „gewissenhaften Prüfung" immerhin eingehen, da der böse Wille stets Vorwände findet, um die Vorschläge als unannehmbar hinzustellen. Es kommt nicht zu Verhandlungen, ehe nicht Clemenceau und Lloyd George durch Männer mit mehr Vernunft und weniger Belastung ersetzt sind. Die Artikel und Reden zur Friedensfrage in Frankreich und England haben nur insofern Bedeutung, als sie den Personen- und Systemwechsel vorbereiten helfen. Vorläufig bleibt es aber beim alten, d. h. der begonnene Kampf muß den feindlichen Völkern die Unmöglichkeit des Widerstandes noch empfindlicher klar machen, wie es bisher schon geschehen ist. Zurzeit ist der Stock der berufene Volkserzieher, nicht das freundliche Wort.

Darum freut es uns, daß nunmehr auch die verbündete Macht Oesterreich-Ungarns zur Offensive gegen Italien geschritten ist. Am 15. vormittags sind die habsburgischen Armeen sowohl auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden als auch über die Piave hinweg in die feindlichen Linien eingebrochen. Schon die ersten beiden Tage brachten 21,000 Gefangene und eine beträchtliche Geschützbeute. Wie die Mischung der Gefangenen beweist, sind auch Engländer und Franzosen noch in der italienischen Front.

Hoffentlich geht der Siegeszug der Oesterreicher flott vorwärts und lenkt die Blicke etwas ab von den unerquicklichen Vorgängen in der inneren Politik. Die Parteikämpfe stehen noch in reger Blüte. Die Berufung des Parlamentes ist noch immer nicht möglich. Die inneren Wirren wirken offensichtlich auch hinderlich auf die Verhandlungen, die Graf Burian wegen der Vertiefung unseres Bündnisses und wegen der politischen Zukunftsfragen bei seinem Antrittsbesuche in Berlin weiterführen wollte.

In beiden Kaiserreichen ist jetzt das Gebot der Stunde, alle Kraft zu konzentrieren auf die Entscheidungskämpfe an den Fronten. Sie drückte auch dem Gedenktag des

30jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers,

das derselbe in schlichter Weise zusammen mit dem Kronprinzen und dem Prinzen Heinrich im Großen Hauptquartier bei Hindenburg und Ludendorff beging, ihren Stempel auf. Wäre es nach dem Willen des Jubilars und der deutschen Völker gegangen, so würde der Tag ebenso wie das 25jährige Jubiläum im tiefsten Frieden gefeiert worden sein, dessen Erhaltung alle Regentensorge des Kaisers stets gewidmet war. So aber muß das deutsche Volk mit seinen Verbündeten jetzt im letzten und schwersten Entscheidungskampfe die Bedingungen für einen Frieden erkämpfen, der deutsches Leben verbürgt, — in einem Kampfe, dessen Größe und Schwere darin begründet ist, daß es sich, nach den Worten des Kaisers an Hindenburg, handelt „um den Kampf zweier Weltanschauungen. Entweder soll die preußisch-deutsch-germanische Weltanschauung — Recht, Freiheit, Ehre und Sitte — in Ehre bleiben oder die angelsächsische, das bedeutet: dem Götzendienste des Geldes verfallen, wo die Völker der Welt arbeiten als Sklaven für die angelsächsische Herrenrasse, die sie unterjocht".

Der unhaltbare Lückenbüßer im preuß. Abgeordnetenhause.

Bei der vierten Beratung der Wahlreform hat das konservativ-rechtsnationalliberale Kompromiß die Mehrheit erlangt. Der § 3, der das Wahlrecht definieren sollte, aber bisher bei lauter negativen Abstimmungen ein hohler Raum geblieben war, ist nun ausgefüllt worden mit den umständlichen Bedingungen für zwei Zusatzstimmen. In das Gesetzblatt wird aber dieses Füllsel niemals kommen, denn die Regierung hat den Beschluß in aller Form für unannehmbar erklärt. Der unbedingte Widerspruch richtet sich weniger gegen die erste Zusatzstimme für das Alter, worüber sich auch unter dem Prinzip des gleichen Wahlrechts allenfalls reden ließe, als vielmehr gegen die zweite Zusatzstimme, die den Arbeitgebern unter leichten, den Arbeitnehmern unter viel schwierigeren Bedingungen zufallen sollte. Die disparitätische Behandlung der besitzenden und nichtbesitzenden Klassen tritt so scharf hervor, daß auch im Falle eines Regierungswechsels ein solches Gesetz gegenüber der auflodernden Agitation unhaltbar sein würde.

Die Konservativen haben von ihrem Standpunkt aus ein scheinbares Zugeständnis gemacht, indem sie ihre Abstufungsgelüste auf zwei Zusatzstimmen beschränkten. Obendrein noch eine Schwenkung durch die Annahme der Sicherungsanträge des Zentrums, die sie bisher abgelehnt hatten. Die veränderte Taktik war darauf berechnet, möglichst viel Stimmen aus den Reihen der Nationalliberalen und des Zentrums zu gewinnen. Das hat auch einen gewissen Erfolg gehabt. Durch die Verbrüderung der Konservativen mit dem Lohmannschen Flügel ist die Spaltung in der nationalliberalen Fraktion so erweitert und vertieft worden, daß der Abg. Lohmann den Vorsitz in der Fraktion aufgeben mußte und die Gefahr einer Sezession ernstlich besteht. Für das Zentrum wurde die Entschließung erschwert durch das verlockende Angebot, die Sicherungsanträge in den Gesetzentwurf aufzunehmen. Ein Teil unserer Parteigenossen, der seine end-

gültige Stellungnahme von dem Gang der Verhandlungen abhängig gemacht hatte, hielt die Einführung der Sicherungen in den Gesetzentwurf für wertvoll genug, um dieserhalb für das Kompromiß einzutreten, — jedoch unter Ablehnung jener Einzelheiten des Kompromißantrags, die das Erlangen der Zusatzstimmen oder die Ausübung des Wahlrechts ungebührlich erschweren. Die überwiegende Mehrheit der Fraktion folgte aber der Erwägung, daß die Sicherungen keinen wirklichen Wert haben, so lange sie nicht in einem Gesetze stehen, das auf Annahme und Bestand zu rechnen hat, und stimmte deshalb für die Wiederherstellung der Regierungsvorlage. Diese Meinungsverschiedenheit ist sehr bedauerlich, aber sie ist mehr taktischer, als prinzipieller Natur und greift nicht so tief in die häusliche Eintracht, wie der Zwiespalt bei den Nationalliberalen.

Die nächste Folge der vierten Abstimmung ist die Notwendigkeit, daß das Abgeordnetenhaus Anfang Juli noch eine fünfte Abstimmung vornehmen muß. Dann gehen die Vorlagen an das Herrenhaus, dessen Entscheidung erst im Spätherbst fallen wird. Wenn das Herrenhaus uns mit einer Mehrheit überrascht, die sich auf den Boden des unvermeidlichen gleichen Wahlrechts stellt, so wäre noch eine friedliche Lösung möglich. Sonst müßte es im Winter, während wahrscheinlich noch der Waffenkrieg im Gange ist, zu einem bitterbösen Wahlkampf in Preußen kommen, der auch den Burgfrieden im Reich in Mitleidenschaft ziehen würde.

In **Bayern** hat man sich ja auch mit Wahlrechtsanträgen befassen müssen. Aber dort kräuselt sich nur die Oberfläche, während in Preußen das Staatsleben von Grund aus aufgewühlt wird. In Bayern hatte man die zeitgemäße Reform des Wahlrechts noch rechtzeitig durchgeführt; in Preußen hat man sie viel zu lange hinausgeschoben. Eine verzögerte Evolutionsreform pflegt sich mit revolutionären Zuckungen durchzusetzen.

Neue Würden — neue Verantwortung.

Von Studienrat J. **Kuckhoff**, Mitglied des Reichstages.

Mit seltener Einmütigkeit hat der Reichstag seinen **neuen Präsidenten** gewählt. Diese Einmütigkeit ist nicht nur ein Ausdruck der durch den Krieg gänzlich veränderten innerpolitischen Lage, sondern auch die spontane Kundgebung des Vertrauens zu Fehrenbach. Er ist beliebt wie keiner bei allen Kollegen des Hauses. Man sieht in ihm den Mann unbedingter Gerechtigkeit und unübertrefflicher Liebenswürdigkeit. Seine großen Reden, die er mehrfach in den schwierigsten Lagen gehalten hat, waren stets nicht etwa nur vom Beifall seiner Parteifreunde begleitet, sondern fanden überall Widerhall. In Ton und Gebärde ist er ein unübertrefflicher Redner, er spricht stets vom Herzen und greift an die Herzen. Es ist eben etwas ganz Eigenartiges um Fehrenbachsche Reden. Sie klingen so gar nicht politisch gewogen und gezirkelt, sie sind so echt und wahr. So redet nur einer, der auch als Politiker ganz Mensch sein will. Das süddeutsche Gemütvolle ist dabei besonders anziehend. Jedesmal, wenn er sprach, redete aus ihm das **Volk**.

Damit ist er jetzt der **rechte Mann** am rechten Platze, wo das deutsche Volk zur letzten gewaltigen Kraftanstrengung schreitet. Es wurde niemandem im Reichstage schwer, wo es sich von vorneherein ganz von selbst verstand, daß **er** vom Zentrum präsentiert werden würde, wieder auf den Grundsatz sich zu einigen, daß die stärkste Partei auch den Präsidenten zu stellen habe. Dieser Grundsatz ist mehrfach nicht beachtet worden und zwar am meisten zuungunsten des Zentrums. Daß man jetzt ohne weiteres darnach handelte — ohne daß übrigens dieser Grundsatz noch besonders als berechtigt betont worden wäre —, ist ein Zeichen der veränderten politischen Lage. Dieser entsprach die Zusammensetzung des Präsidiums Kämpf keineswegs mehr. Das neue Präsidium aber ist der **Ausdruck der Einmütigkeit** der großen Mehrheit, ja eigentlich des **ganzen Reichstages**, auf Grund des Programms des 4. August 1914. Es wäre gut gewesen, wenn auch die Konservativen das Angebot angenommen hätten, einen 4. Vizepräsidenten zu stellen. Dann wären alle Parteien von Bedeutung vertreten gewesen. Die Konservativen aber gefallen sich nun einmal in ihrer splendid isolation. Nationalliberale, Freisinnige und Sozialdemokraten tragen durch die ihnen zufallenden Posten im Präsidium die Verantwortung mit.

Daß die Sozialdemokraten durch Scheidemann am Präsidium teilnehmen, ist auch ein Zeichen der politischen Neuordnung. Stillschweigend erkennt damit diese Partei die Pflicht an, in gegebenen Fällen auch zum Kaiser zu gehen. Man denke nur daran, welche Stellung gerade ein Scheidemann früher gegenüber der Monarchie im allgemeinen und gegenüber der preußischen Dynastie im besonderen eingenommen hat. Und nun „geht er zu Hofe“, nachdem die Sozialdemokraten schon einmal bei Helfferich mit dem Kaiser zusammengetroffen sind und auch schon mit dem Kronprinzen eine Unterredung gehabt haben. Die Sozialdemokratie hat durch das Ausscheiden der radikalen Gruppe der Unabhängigen an Bewegungsfreiheit gewonnen.

Den Geist des 4. August zu erhalten, ist das Programm des neuen Präsidenten. Damit hat er seine Tätigkeit außerordentlich glücklich eingeleitet. Schließlich hat ja auch dieser Reichstag mit seinem Präsidenten nur die eine Aufgabe, mit der Regierung zusammen **durchzuhalten**, um das Volk einem **glücklichen Frieden entgegenzuführen**. Darum ja auch der Wunsch, von dem Präsident Fehrenbach sprach, daß seine Geschäftsführung eine möglichst kurze sein möge. Im Reichstage laufen die Klagen zusammen über Not und Elend des Volkes, über seine Entbehrungen und den auf ihm lastenden Druck. Dagegen steht die notwendige und planmäßige Hebung und Erhaltung der Stimmung, worin alle Preßorgane wetteifern. Und darum mag es nicht immer gleich verständlich sein, daß im Reichstage nicht auch nur der Wein der Begeisterung getrunken wird. Es ist kein Vergnügen, heute Abgeordneter zu sein, und eine schwere Last ist die Würde eines Präsidenten. In diesem Sinne kann man ihm nur wünschen, daß er die Bürde nicht allzu lange zu tragen haben möge.

Der **Zentrumspartei** ist eine **neue Verantwortung** auferlegt worden durch die Wahl Fehrenbachs. Er ist eines ihrer besten Mitglieder, und nur ungern sieht sie ihn aus ihren Reihen scheiden. Die beiden im Kriege sichtbarsten Stellen im Reiche sind jetzt mit Zentrumsmännern besetzt. Was das für unsere Partei und ihre Haltung bedeutet, muß draußen im Lande bis in die letzten Reihen erkannt und gewürdigt werden. Das Zentrum hat die Verpflichtung, nunmehr aufs engste **geschlossen zusammenzustehen**. Wir dürfen stolz darauf sein, diese hohen Posten in der schwersten Zeit, im Augenblicke der höchsten weltgeschichtlichen Entscheidungen, zu bekleiden. Daraus entspringt aber auch die Pflicht, die Männer, die an diesen Stellen stehen, unbedingt zu stützen. Das Zentrum ist die Partei, um die sich die anderen politischen Richtungen gruppieren müssen. Nicht Machtkitzel ist es, der diesen Gedanken eingibt, sondern vaterländisches Pflichtgefühl. Politische Disziplin ist jetzt die größte politische Klugheit für die Partei und für jedes einzelne Mitglied derselben. **Treue** der Partei und Treue allen ihren Organen, Einrichtungen und Kraftquellen! Damit sichern wir auch für die Zukunft nach dem Kriege Bestand und Wirksamkeit der Partei und den Schutz unserer eigenen idealen und materiellen Güter!

Nachklänge zum Karl Marx-Jubiläum.

Von Dr. Richard Berger, M.Gladbach.

Am 5. Mai 1918 konnten die Anhänger des Sozialismus die hundertste Wiederkehr des Geburtstages von Karl Marx feiern. Seine Persönlichkeit, die auf die politische Bewegung, insonderheit Deutschlands, von größtem Einfluß war, verlangte eine tiefgehende Würdigung, und seine Vielseitigkeit bot reichlichen Stoff zu umfassenden Erörterungen. Ist doch Karl Marx simpler Jurist und begeisterter Philosoph, exakter Naturwissenschaftler und gründlicher Volkswirt, braver Familienvater und wütender Revolutionär, tiefgrabender Theoretiker und weitschichtiger Praktiker in einer Person gewesen, fraglos eine bedeutende Persönlichkeit, die nicht nur die Parteiliteraten, sondern auch die Nationalökonomen und Politiker von Fach seit Jahrzehnten unablässig beschäftigt. Grund genug, sich mit dem Mann an seinem hundertsten Geburtstag gründlich zu befassen.

Tat dies die deutsche sozialdemokratische Presse, und wie ist es geschehen? Sie war gespalten. Das Zentralorgan der „Unabhängigen", die „Leipziger Volkszeitung", eröffnete am 1. Mai den Festreigen mit einem durch fette Lettern signierten Leitartikel „Der erste Mai im Zeichen von Karl Marx". Elegisch heißt es da: Aus einem Tag der Freude und der Hochgestimmtheit ist der 1. Mai ein Tag der Trauer und des Leides geworden; wir begehen ihn wie ein Fest wehmütiger Erinnerung, fast wie eine Totenfeier; und wir legen Kränze nieder am Grabe der dahingeschiedenen Internationale; die sozialistische Praxis hat versagt, nicht die Theorie; darum zurück auf Marx, den Denker und Revolutionär, der uns den Weg und das Ziel unseres Sieges gewiesen. Nach dieser Ouvertüre konnte man gespannt sein auf die Festhymne am 5. Mai. Franz Mehring selbst, der vielseitige Historiker der deutschen Sozialdemokratie, ergriff das Wort, um Marx als Wissenschaftler, Revolutionär und Mensch zu preisen und zum Schlusse „Ehrfurcht" vor dem kostbaren Erbe zu verlangen, das er den Seinen hinterließ. Mehrings Ausführungen erschienen in blumenumranktem Gewande. Der Verleger und die Drucker taten ihr Bestes, um die Festnummer würdig auszustatten, und die Redaktion widmete das ganze Hauptblatt dem hundertsten Wiegenfeste des Patriarchen.

Wesentlich anders war die Mehrheitspresse, für die das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei, der „Vorwärts" typisch ist, am Festtage gestimmt. Vor dem Kriege und ohne Krieg und Weltrevolution hätte sich nach ihm wohl kein Sozialdemokrat den hundertsten Geburtstag des Meisters ohne internationale Festversammlung vorstellen können. Jetzt aber ist alles so ganz anders geworden. In Rußland streiten sich Menschewiki und Bolschewiki über die Frage, wer von ihnen in Wahrheit den Marxismus vertrete, und die Maximalisten wollen in St. Petersburg Karl Marx das erste Denkmal errichten. In Frankreich wird Marx als „Boche" verfemt, in England und bei den Slaven wird er als Pangermanist, vulgo Alldeutscher, verdächtigt, und in Deutschland ist die Partei gespalten. Ihrer ganzen Länge und Breite nach ist die Internationale zerrissen und ihre Trümmer sind gegeneinander geschleudert. All' das rührt daher, daß man ihre Kräfte vor dem Kriege überschätzte und die entgegenwirkenden Tendenzen falsch taxierte. Dies war ein Fehler, und von solchen Fehlern hat sich „auch Marx selbst nicht frei gehalten". Ein Rückblick bietet so kein erfreuliches Festbild. Und ein Ausblick? Der vorwärtsschauende Sozialist stößt auf die Frage, ob er an der Schwelle des Zeitalters steht, in dem der Kapitalismus in den Sozialismus umschlägt. Mag sein! Optimistische Auffassungen sind bei den Sozialisten aller Länder vorhanden, „nur über das Tempo dieses Entwicklungsganges und die Mittel ihn zu beschleunigen, tobt der Streit der Meinung". Das aber ist des Pudels Kern! Und das ist alles, was das Zentralorgan am Festtage zu sagen wußte. Vergebens sucht man nach einer großzügigen Schilderung von Karl Marx' Lehren, nach einer wissenschaftlichen Kritik seines Systems, nach einer Würdigung seiner Persönlichkeit und seiner Verdienste um die deutsche Sozialdemokratie. Keine brillante Festnummer und keine glänzenden Essays, nichts! Ein wunderbares tiefes Schweigen!

Was hier versäumt war, wurde von anderer Seite, vornehmlich dem „Hamburger Echo", das die Ansichten des rechten Flügels der Partei verkündet, gründlich nachgeholt. „Ueber Marx hinaus" ist nach Dr. P. Lensch die Entwicklung gegangen und mußte sie gehen — nach seinen eigenen Bewegungsgesetzen. Wir sind Söhne einer anderen Zeit. Eine „Torheit", behaupten zu wollen, daß die Revolution, die wir heute erleben, sich mit jener deckt, die Marx und Engels so oft prophezeiten, erwarteten und kommen sahen. Die kapitalistische Gesellschaft, wie sie von den Patriarchen erlebt und beschrieben wurde, besteht längst nicht mehr. Ein ganz neues Weltalter ist heraufgekommen, schreibt ebendort der hellsehende Konrad Haenisch. Beide, Marx und Engels, kannten nicht die heutige volkswirtschaftliche Rolle des Bankkapitals, nicht die Kartellierung und Vertrustung der Industrie, nicht das Ausscheiden der freien Konkurrenz für wichtige Wirtschaftszweige, nicht den Riesenorganismus der heutigen Gewerkschaften und den neuen Arbeitertyp, nicht die heutige Stellung Amerikas und Japans auf dem Weltmarkte und in der Weltpolitik. Wären sie heute noch am Leben, so hätten sie in den letzten zwei Jahrzehnten zweifelsohne gründlich umgelernt. Das „Umlernen" überhaupt war ihnen nicht neu. Im Gegenteil, „wenn es überhaupt ein marxistisches Prinzip gibt, so ist es das Prinzip des ständigen Umlernens", das gerade durch Marx und Engels „zum Range eines wissenschaftlichen Systems erhoben wurde". Konnte schon dieses Ergebnis seiner Marxstudien die unentwegten Genossen in helle Wut versetzen, so muß Haenischs Nachweis, daß Karl Marx „umlernefreudig" war, bei Mehring, Kautsky und Bernstein Stimmungen und Gesinnungen auslösen, auf deren Analyse hier füglich verzichtet werden kann.

Ueberblickt man die Haltung der deutschen sozialdemokratischen Presse beim Marx-Jubiläum, so offenbart sich jedem, der sehen will, der tiefe Zwiespalt, der in der Beurteilung des Meisters, weniger seiner Person als vielmehr seiner Lehren, zwischen den beiden Richtungen in der deutschen Sozialdemokratie klafft. Auf der einen Seite stehen die „unabhängigen" Sozialdemokraten, die festhalten an der alten Auffassung des Marxismus, an seiner Interpretation durch Engels und Kautsky, an den in seinem Geiste gefaßten Beschlüssen der internationalen Konferenzen und der deutschen Parteitage, kurz an der Theorie und Praxis der deutschen Sozialdemokratie vor dem Kriege. Ihr tritt heute schon in der praktischen Politik die neue Sozialdemokratie Scheidemannscher Prägung scharf gegenüber, obwohl sie sich mit der gleichen erhobenen Stimme auf Marx beruft, ihre offiziösen und offiziellen Kundgebungen ausgiebig mit Marxzitaten durchsetzt und sich als die wahre Erbin, Hüterin und Entwicklerin seiner Lehre den Genossen vorstellt. Sind auch die Worte vielfach gleich, so wird doch der Sinn von Marxens Lehren — „so wie ich sie auffasse" — ein wesentlich anderer. Das beweist der heute in der sozialdemokratischen Partei immer weiter um sich greifende „Neumarxismus" ebenso, wie der Entwurf des neuen Aktionsprogramms der deutschen Sozialdemokratie, der in den letzten Wochen veröffentlicht wurde. Auf beides wird noch zurückzukommen sein.

Der Ministerwechsel in Le Havre und die belgische Zukunft.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Im Kabinett von Sinte-Adresse haben sich bemerkenswerte Aenderungen vollzogen; an die Stelle des bisherigen Ministerpräsidenten de Broqueville ist Gérard Cooreman getreten. De Broqueville ist den Lesern bekannt als einer der unentwegtesten Anhänger der Entente, als ein Mann, der mit auf die Hineinziehung seines Vaterlandes in den großen Weltkrieg gearbeitet hatte, weil er hoffte, dadurch seine weitschichtigen Pläne auf Gestaltung eines größeren Belgiens verwirklichen zu können. Als Gegner der Vlamen hat er sich immer bekannt, wenn er es auch gelegentlich an freundlichen Versprechungen nicht fehlen ließ, aber wirkliche Förderung hätte von ihm das Vlamentum niemals erhalten, er haßte die Vlamen insgeheim und wollte von ihnen nichts wissen, wennschon er sich wieder hütete, durch eine allzu antivlämische Politik diesen Wasser auf die Mühlen zu liefern.

De Broqueville war groß geworden in den Anschauungen von der Unbesiegbarkeit Großbritanniens. Dies war für ihn eine Art Axiom, das gleichsam als Pol in seiner Politik feststand. Von dieser Grundlage aus versteht man sein ganzes Programm, erklärt sich sein „Großbelgien" und seine Vlamenfeindschaft. In der übermächtigen Umarmung der Westmächte blieb seinem kleinen Lande dann allerdings nichts anderes übrig, als der bedingungslose Anschluß an die beiden Nachbarn.

Der Rücktritt de Broquevilles kommt keineswegs überraschend. Für den, der die belgischen Verhältnisse kannte, war dies Er-

eignis seit längerer Zeit vorauszusehen. Schon im Dezember 1917 waren die Verhältnisse im Kabinett so zugespitzt, daß de Broqueville das Portefeuille für das Auswärtige, das er von dem gemäßigten Beyens erhalten hatte, der durch die sog. belgischen Gesandtschaftsberichte bekannt geworden ist, abtreten mußte. Dies erhielt P. Heymans, übrigens wie der Ministerpräsident ein eingeschworener Freund der Entente und in den Grundfragen mit de Broqueville jedenfalls vollkommen eins. De Broqueville erhielt das Amt des Verpflegungsministers, aber es war klar, daß er sich auf die Dauer als Leiter des Kabinettes nicht würde halten können.

Da das belgische Parlament nicht existierte, sich übrigens im Beginne des Krieges durch eine Reihe von Beschlüssen gebunden hatte, kraft deren der Ministerpräsident eine geradezu diktatorische Gewalt bekam, so durfte de Broqueville nach eigenen Heften regieren. Aber gerade dies diktatorische Verfahren, das sich für einen Clemenceau oder Lloyd George recht hübsch macht, wurde dem Minister des kleinen Belgien sehr übel genommen. Er verstärkte dadurch diejenigen Kreise, welche schon lange über die völlige Ausschaltung des Parlaments lebhaft Klage führten und nur in einer Einberufung belgischer Parlamentarier, die nach Sainte-Adresse kommen konnten, Rettung sehen, die vielen schwierigen Fragen zu lösen, in die sich das Land durch den Krieg verstrickt hat. De Broqueville hat diesen Bestrebungen allzeit äußerst kühl gegenübergestanden, wennschon er es an gelegentlichen freundlichen Ermunterungen nach dieser Richtung nicht fehlen ließ, da er ganz genau mußte, daß die Opposition doch nicht in der Lage sei, ihre Pläne praktisch auszuführen.

Hier aber liegen die tieferen Gründe für seinen schließlichen Sturz. Seine Politik mußte ja notwendig immer mehr von ihrer Schwungkraft einbüßen, je weniger ihre Grundlagen stimmten. Dies aber war in dem Maße der Fall, als seine unerschütterlichen Hoffnungen auf den Sieg der beiden Westmächte sich nicht bewahrheiteten. Dies mußte die Opposition stärken. Es mußte sogar endlich der Tag eintreten, wo er innerhalb des Kabinetts sich so isoliert hatte, daß er den Vorsitz nicht mehr behalten, ja völlig ausscheiden mußte. Diese Konsequenzen sind nunmehr zur Tat geworden und in gewisser Beziehung läßt sich sagen, daß der belgische Ministerpräsident ein Opfer der siegreichen deutschen Kämpfe an der Westfront ist. Er schreitet seinen Freunden Clemenceau und Lloyd George voran. Diese Ueberbleibsel einer mehr und mehr verklingenden Kriegsstimmung in den Ententeländern müssen erst fort, ehe die Welt zu einem Frieden reif werden kann. Unter diesem Gesichtspunkt hat die belgische Ministerkrise zweifellos europäische, wenn nicht planetarische Bedeutung, sie ist ein Signal, das wir zu beachten alle Veranlassung haben. Damit ist aber nicht gesagt, daß nun auf einmal eine entscheidende politische Wendung Belgiens geschehen sei. Dazu ist Belgien, solange es in den Klauen der Westmächte sich befindet, überhaupt nicht imstande. Auch die Vlamenbewegung bildet keinen Hauptgrund für den Sturz des Ministerpräsidenten. Es soll gewiß nicht geleugnet werden, daß die Vlamenbewegung, die de Broqueville in keiner Weise zu meistern vermochte, seinen Rücktritt beschleunigt habe, aber sie ist nur ein Grund unter vielen.

Wenn an den neuen Ministerpräsidenten Cooreman gleich Vermutungen geknüpft wurden, als sei er vlämisch gesinnt oder werde in der Vlamenpolitik ganz andere Saiten aufziehen, so ist das sicher unzutreffend. Cooreman ist 1852 in Gent geboren. Von Beruf Advokat, trat er schon frühzeitig in nahe Berührung zu Bankkreisen, der Wahlkreis Gent-Eecloo sandte ihn in die Deputiertenkammer. Als Präsident der Deputiertenkammer hat er diese in den Jahren 1908—1912 geleitet, schon 1911 wurde ihm das Amt des Ministerpräsidenten angeboten, er lehnte aber ab. Bekannt wurde er als Präsident der Genter Weltausstellung. Seit Kriegsbeginn war er mehrfach hervorgetreten, irgend welcher Freundlichkeit gegen Deutschland ist er nie verdächtig gewesen, im Gegenteil; war er doch der Vorsitzende der Kommission, welche über die von den Deutschen angeblich begangenen „Greuel" Material sammelte. Er ist auch nichts weniger als ein besonderer Vlamenfreund.

Cooreman ist ein außerordentlich gewandter und vermittelnder Politiker, wie ihn die heillos verfahrenen belgischen Zustände gebrauchen. Er wird wohl versuchen, Gegensätze nach Kräften auszugleichen; daran hat er in der Tat genug zu tun. Es ist daher nicht anzunehmen, daß Cooreman lange in seinem Amte bleibt. Im übrigen wird man gut tun, erst sein Wirken abzuwarten; vermutlich ist er nur ein Platzhalter und sein Ministerium ein Uebergangsstadium zu einer ausgesprocheneren Richtung.

Mittagsstunde.

Streift die Arbeitskette von den Händen,
Sorgenfalten, die die Stirn zerknittern
Zwischen licht- und freudelosen Wänden,
Hinter freigewählten Kerkergittern,

Hinter Büchern, alten Lederbänden,
Hinter Kassen, die das Herz verbittern . . .
Streift sie ab, geniesst in den Geländen
Ueberall das volle Lichterzittern!

Von dem Massendrang die Strassen glühen.
. . . Nur was dampft, was brodelt in den Kesseln,
Hat ein Sein, hat Wert sich zu bemühen.

Alle andern Werte werden eitel.
Menschen, die die dumpfen Triebe fesseln,
Brennt die Sonne auf den müden Scheitel . . .

Dr. Joseph Lamby.

Die „Verkirchlichung" der Jugendpflege.

Von Jugendsekretär Dr. Ludwig Schiela, München.

Das Wort stammt aus evangelischen Kreisen und kann nicht ohne weiteres ins Katholische übertragen werden, wo Konfession und Kirche sich decken. Immerhin mag ein Blick auf die protestantische Jugendarbeit für die katholische Jugendpflege von Wert sein, da schließlich im Kampfe um die Jugend der beiderseits konfessionelle Charakter das zuletzt Entscheidende ist.

„Aus dem wohlgebauten Hause des Evangelischen Oberkirchenrates am Bahnhof Zoo", so schrieb vor mehr als einem Jahre der Berliner Jugendpastor Dr. Wegener (Ratgeber, Berlin 1917 S. 17), „ist vor wenigen Tagen eine umfangreiche Enzyklika an die Konsistorien in Königsberg, Danzig, Stettin, Posen, Breslau, Berlin, Magdeburg, Münster und Koblenz hinausgegangen. Aus diesen provinzialen Zentralen wird sie an die Superintendenten, die Mittelpunkte der einzelnen Kirchenkreise, und von diesen an die einzelnen Pfarrhäuser weiter gegeben werden. Von der Maas bis an die Memel werden Pfarrer erfahren, daß von nun an die Kirche sie fragen wird, was sie in der Jugendpflege geleistet haben. So oft der geistliche Generalstab der Provinz seine Besichtigungsfahrt durch die Kirchengemeinden und Pfarrhäuser macht, bei jeder „Generalvisitation", wird künftig nicht nur Predigt, Konfirmandenunterricht, Stand der Seelsorge und des geistlichen Lebens in der Gemeinde geprüft werden; es wird auch festgestellt werden, was vom Pfarrer in der Jugendpflege erreichbar war und was erreicht worden ist. Nicht in allen Pfarrhäusern wird dieser geistliche Armeebefehl lauten Jubel auslösen."

Das ist es, was der Schriftleiter des Thüringer Jünglingsbundes, Pastor Dr. Barthauer, mit der „Verkirchlichung" der Jugendpflege meint, welche er mit der „Verstaatlichung" und der „Verweltlichung" als die drei großen Gefahren in der Jugendarbeit der Gegenwart bezeichnet. Immerhin haben jedoch auch in evangelischen Kreisen solche Befürchtungen sich als grundlos erwiesen, und der Nutzen, welcher aus der Interessierung der kirchlichen, d. h. behördlichen und offiziellen Kreise der evangelischen Gemeinde erwachsen ist, muß nach einem Jahre der Entwicklung unbedingt anerkannt werden. Mochte auch infolge des Prinzipes der Freiheit vom Anfang an ängstlich daran festgehalten werden, daß „ihre Kirche, wenn sie den persönlichen Glaubensanschluß der jungen Seele an den lebendigen Gott wirklich als ihr eigenes und alleiniges Ziel im Auge hat, grundsätzlich auf jede äußere Nötigung ihrer jungen Glieder zu verzichten hat, wenn anders sie nicht in römische Bahnen zurücksinken will; denn nicht um eine noch so gütige und weise Bevormundung und Seelenlenkung der zur Selbständigkeit hindrängenden Jugend darf es sich hier handeln, nicht um irgend welchen Beichtiger- und Priesterstand, der sich zwischen die Jugend und ihren alleinigen Hohenpriester schiebt, sondern um einen vorübergehenden Erzieherdienst, eine Ueberleitung, eine Geleitmannspflicht, bei der sich der treue Geleitsmann freiwillig verabschiedet, sobald er den jungen Wandergesellen auf rechter Straße weiß" (Pfarrer Jäger-Frankfurt), mag diese Aeußerung wie immer verstanden werden: soviel geht daraus hervor, daß schließlich von der „Verkirchlichung der Jugendpflege" im evangelischen Sinne nur das eine übrig bleibt, daß „kirchliche Einrichtungen", wie sich Dr. Barthauer nun weiter äußert, „an freie Vereine sich anschließen und keine neuen Bündnisse neben den bestehenden begründen, daß alle kirchlichen oder im kirchlichen Sinne arbeitenden Jugendbestrebungen mit Mitteln der Gemeinden, Provinzial- und Landessynoden unterstützt werden und daß die Leitungen der kirchlichen und freien Jugendpflege enge Fühlungnahme miteinander nehmen". Nur in diesem Sinne hat man die Verkirchlichung in evangelischen Kreisen auch verstanden, und die erste Konsequenz war, daß Kirchengemeinden und Provinzialsynoden große Summen für die Jugendpflege flüssig gemacht haben. So berichtet der Jünglingsverein (März 1918), daß in letzter Zeit allein für die evangelische Jugendpflege 115,590 ℳ von

Landes- und Provinzialsynoden genehmigt wurden, obwohl auch an vielen sonstigen kirchlichen Ausgaben die Jugendpflege stark beteiligt ist. Neue Jugendpfarrämter werden errichtet und große Summen für Jugendpflegerschulen und Jugendpflegelehrgänge ausgeworfen. Damit gewinnt die „Verkirchlichung" eine eigenartige Beleuchtung und eine allerdings weittragende Bedeutung. Sie löst eine Frage, die auch für die katholische Jugendpflege auf die Dauer nicht ungelöst bleiben kann, sollen die katholischen Jugendvereine gleich den evangelischen auf eine sichere und dauernd gesicherte Grundlage gestellt werden: Wie sollen die Mittel für die wichtigen Aufgaben und großen Ausgaben in der Jugendpflege beschafft werden?

Durch Allerhöchstes Wohlwollen ist zunächst auch in Bayern ein Anfang mit dieser Art „Verkirchlichung" der Jugendpflege möglich geworden; in jedem Jahre soll an einem Sonntag, der dem Aloysiusfeste am nächsten liegt (heuer am 23. Juni), eine Kirchensammlung in allen katholischen Kirchen durchgeführt werden, welche Mittel für Zwecke der Jugendfürsorge und Jugendpflege herbeischaffen hilft.

In Baden ist ja allerdings dieser Jugendsonntag schon seit Juli 1914 eingeführt und hat große Erfolge gezeigt. Die Wichtigkeit des Jugendsonntages betont der Erlaß des Hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg vom 25. Juni 1914 in folgender Weise: „Jugendpflege ist dringend nötig. Jugendpflege, das ist ein Notruf unserer Zeit. . . . Jugendpflege, wir meinen damit die Pflege des in der Schulzeit erworbenen Glaubens und Uebung des Glaubenslebens, aber auch Pflege des Körpers und Geistes zur Ertüchtigung für das Fortkommen und Wohlergehen. . . . Wir hoffen, daß durch die Veranstaltung dieses Jugendsonntages der Sinn des katholischen Volkes für unsere Bemühungen um die katholische Jugend geweckt werde, daß dasselbe die Bedeutung einer auf religiös-sittlicher Grundlage aufgebauten Jugendpflege und Jugendseelsorge immer mehr erkenne und die Bemühungen unserer Seelsorger durch Wort und Werk unterstütze". (Vgl. „Jugendpflege", München, 4. Jahrg., Seite 235.) Damit ist der Zweck und die Bedeutung des Jugendsonntags klar umschrieben. Das katholische Volk in seiner Gesamtheit soll interessiert werden und soll auch zum Gelingen der großen Aufgabe, welche sich die katholische Jugendpflege gestellt, nach Kräften beitragen. Zunächst soll die Aufmerksamkeit der Eltern geweckt werden, daß sie ihre Schulentlassenen den katholischen Vereinen zuführen, damit sie sich nicht selbst überlassen bleiben. Sodann soll der Jugend selbst zum Bewußtsein gebracht werden, daß die Augen der Gemeinde auf sie gerichtet sind. Mitarbeiter, Ehrenmitglieder, welche den Präses mit Rat und Tat unterstützen, sollen vor allem gewonnen werden.

So will die „Verkirchlichung" auf katholischer Seite nichts anderes, als daß nun einmal die ganze Kirche, das kirchlich gläubige Volk, Männer und Frauen, die Jugendpflege als eine Pflicht hervorgehend aus ihrem Glauben und ihrem religiösen Bewußtsein ansehen müssen. Ebenso wie häusliche Erzieher- und Standespflichten Glaubens- und Gewissenssache sind, ist auch die Mitarbeit an den großen Interessen der katholischen Kirche in irgendeiner Form nach Möglichkeit und Eigenart eine Pflicht des ganzen katholischen Volkes.

Aus dem kirchlichen Organismus ist die katholische Jugendpflege nie herausgefallen: Diözesanpräses als Stellvertreter des Bischofs in der Jugendbewegung, sowie Pfarrseelsorge auch im katholischen Jugendverein sichern den inneren Zusammenhang und garantieren nach der ideellen und religiösen Seite den dauernden Bestand der katholischen Jugendpflege, die nur auf dem Felsen und Fundament der Kirche gegen die Stürme der Zeit gesichert und geschützt ist. Wenn man „Verkirchlichung" als Vertiefung des religiösen Lebens im Jugendverein ansehen will, hat die katholische Jugendpflege gerade in den letzten Jahren eine starke Verinnerlichung ihrer Arbeit durchzuführen vermocht, wenn sie auch stets daran festgehalten, daß neben der „Kirche" das „Jugendheim" und die breite Oeffentlichkeit im Leben der Jugend eine zunehmende Bedeutung gewinnt. Aber eine „Verkirchlichung" im Sinne einer Ausschaltung der sozialen, beruflichen, wirtschaftlichen und auch geselligen Führung und Erziehung der Jugendlichen wird die katholische Kirche selbst von sich weisen, weil es immer in ihrem Wesen gelegen hat, den ganzen Menschen mit ihrer Weihe und ihrem Segen zu durchdringen und weil sich nie das äußere und innere Leben, Leib und Seele von einander trennen läßt, ohne beides zu gefährden. Vielmehr wird sich die katholische Jugendpflege in Zukunft noch mehr bemühen, da sich der Kampf um die Jugend nicht in der Kirche, sondern in der Werkstätte und im lauten Lärm der Welt abspielen wird, ihre kirchlichen Gedanken erst recht tief ins Familienleben, ins Berufsleben, ins öffentliche Leben hineinzutragen und alle Kräfte, insbesondere die katholischen Laien aufzurufen, mit den Jugendseelsorgern eine Einheitsfront zu schaffen zum Schutze und zum Wohle der Jugend. Angesichts der drohenden „Verweltlichung" und „Verstaatlichung" der Jugendpflege ist eine richtig verstandene „Verkirchlichung" der Jugendpflege gerade eine bittere Notwendigkeit. Denn wenn Universitätsprofessor Fischer Recht hat mit der Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Jugendpflege (Jugendpflege 1918 Nr. 1): „Das eigentliche Gebiet der Jugendpflege ist der Werdegang der Weltanschauung," dann muß es das erste und unveräußerliche Recht der Kirche, der evangelischen wie der katholischen sein und bleiben, die Jugendpflege als „Kirchensache" zu betrachten. Das wird den Staate wie der Welt ihre Rechte auf die Jugend nicht verkürzen, sondern erst recht die besten Bürger dem Vaterlande und die tüchtigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft für alle Zukunft garantieren.

Antonie Jüngst † 8. Juni 1918.

Von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Wer sie kannte, wirklich kannte und darum ehrfürchtig liebte, der kann sich ihr von jetzt ab ständiges Fernsein nicht denken. Sie gehörte zu den Menschen, von denen nur zu wissen, daß sie leben, an sich Freude, Trost, Erquickung bedeutet. Ein Strahlenweg des Wohltuns aus vollkommener weiblicher Milde heraus entquoll ihrem Seelenlande; ein Stern reinster Güte erlosch bei ihrem letzten Atemzuge — und doch bleibt bestehen, daß solche Spur des Besten im Menschentum nie untergehen vermag.

Antonie Jüngst hat das hohe Alter von fast 75 Jahren erreicht, und dennoch starb sie uns allen, die wir zu ihr gehörten, viel zu früh. Bis zu ihrer letzten schweren Krankheit hatte sie sich ihre wundervolle Geistesfrische und Gemütstiefe bewahrt. Dann freilich schwebte der Todesengel monatelang dicht ob ihrem Leidenslager und streifte ihre Kräfte, daß sie versagten. Vor einigen Wochen aber entfachte eine überraschende Besserung von neuem unsere Hoffnung, die Sprech- und Bewegungsfähigkeit kehrte zurück, sogar die Schreibkraft bis zu den früheren klaren, festen Zügen, dem Widerschein der sie spendenden Persönlichkeit.

Antonie Jüngst war vollbewußte Westfalin und nicht zuletzt Münsteranerin. Im kleinen Werne an der Lippe zwar war sie geboren, am 13. Juni 1843, Münster aber bot dem früh verwaisten Kinde in edlem, feingeistigem Hause eine Heimstatt für Lebenszeit. Liebedurchsonnte Heimat war von da ab um sie und — nach sorgfältigster Erziehung und selbsttätiger Durchbildung — in ihr. Ihr dichterisches Talent regte sich bald. Der blinde Schlüter, Annettes Freund und Berater, wurde auch noch der ihre. Sie lernte früh, pflichtstreng vor die Begabung den Fleiß zu setzen und reifte so zum tüchtigen Dichter und noch tüchtigeren Menschen. Denn auch von ihr gilt: Was sie lebte, war noch schöner als was sie schrieb. Klarheit, Lauterkeit, jene, die ständige Selbstläuterung umschließt, und Güte bildeten die Hauptkennzeichen ihrer Wesenheit; zutiefst hatte auch sie Feuer in Herz und Adern, das sie freilich zu bändigen wußte.

Wie der Mensch, so der Dichter. Genau besehen, war ihr ganzes Leben und Wirken ein stetig sich vervollkommnendes Kunstwerk im Goethe'schen Sinne; Charakter und Künstlerpersönlichkeit deckten sich durchaus. Und Liebe war, hier wie dort, die treibende Kraft. Sie hatte, in allem und für alles, ihr nie versagendes Vorbild. Wer ihr Heim betrat, ihren Poetenwinkel, wurde sofort angezogen durch ein großes Bild dicht neben dem Schreibtisch: eine herrliche Kopie nach Leonardos Christus. „Wie unsagbar ähnlich ist sie Ihm im Leben geworden, Güte, nur Güte spendend", lese ich heute in dem Briefe einer ihr besonders Vertrauten. . . .

Reinheit, Klarheit, Innigkeit, Tiefe spricht auch aus ihrer Dichtung, die der inhaltlichen Bedeutung nach hauptsächlich auf dem Felde der lyrischen Epik und der reinen Lyrik liegt. Wir danken Antonie Jüngst eine Reihe sprachschöner, formsicherer, bei eindrucksvoller Anschaulichkeit verinnerlichter rhythmischer Erzählwerke: zunächst die drei lieddurchwobenen: „Konradin", den altmünsterschen Sang aus der Kreuzfahrerzeit „Unterm Krummstab" und das stofflich der Edda entnommene, den Kampf zwischen Gut und Böse, Licht und Finsternis darstellende „Der Tod Baldurs", mit ergreifendem Hinweis auf den christlichen Baldur; ferner drei Bilderzyklen: den historischen „Was die Lagune birgt", den bei allem Farbenreichtum künstlerisch gehaltenen, sehr schönen legendären „Maria von Magdala" und den ebenfalls in dichterische Bilder gegliederten Lebensgang des großen westfälischen Pädagogen „Overberg". — Sprach- und Formschönheit, künstlerisch maßvolle, seelische Inbrunst, religiöse Durchglühung, wie überhaupt Gefühlsreichtum zeichnen die drei Gedichtsammlungen aus: „Leben und Weben", „Aus meiner Werkstatt", „Sommerfäden". Ein bemerkenswertes poetisches Betrachtungs- und Gebetbuch ist „Vater unser".

Antonie Jüngst war auch eine fleiß'ge, begabte, immer poetische Erzählerin. Am meisten Verbreitung fanden: die seelisch reich bewegten Tagebuchblätter „Gesucht und gefunden", der echt dichterische Novellenkranz „Der Glocken Romfahrt", die thüringische Waldgeschichte aus der Ritterzeit „Reginald von Reinhardsbrunn", die Künstlergeschichte „Consolatrix afflictorum", die historische Erzählung „Gebeugt, nicht gebrochen". Nie schrieb diese edle Erzählerin eine Zeile, die sie — sittlich gesehen — zu bereuen gehabt hätte. Der Leser, der sich zu ihr stellt, ist, künstlerisch genommen, in guter, ethisch genommen, in bester Gesellschaft.

Wahrscheinlich wird der literarische Nachlaß Antonie Jüngsts noch Willkommenes bergen; ich weiß, daß die Dichterin jahrelang an einem bis jetzt unveröffentlichten größeren Epos schuf, das angesichts ihrer ständig vorschreitenden dichterischen Entwicklung sicher — bei notwendigem künstlerischen Abschluß — einen Gewinn bedeuten würde.

Antonie Jüngst gehörte immer zu den rastlos Tätigen. Die Kriegsjahre stellten auch an sie starke Anforderungen, die sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Kräften, und wohl über ihre Kräfte, erfüllte. So ist ihr ganzer Lebensgang ein Lichtweg, ein Segensweg, der auch uns, wenn wir ihn nachwandeln, sicher zum höchsten, zum ewigen Ziele führt.

Auf den Tod von Tony Jüngst.

Ein sanftes Licht verglomm, ein Lächeln starb,
Ein güt'ger Mund ward blass und endlich stumm,
Ein mildes Antlitz wen'ger auf der Welt,
Ein schönes Blatt im Buche schlug sich um.
Ein reines Herz ging ein zu seiner Freud',
Barmherz'ge Hände ruh'n auf stiller Brust,
Ein Herz zerbrach, das wenig von sich selbst
Und viel und tief um fremde Qual gewusst.
Ein Silberstift ward aus der Hand gelegt,
Ein lieblich Lautenspiel auf immer schweigt,
So leise war der Ton, so zart das Lied,
Wie wenn der Wind in Weidenästen geigt.
Aus and'rer Zeit ein blondes Frauenbild:
An guten, frommen Taten überreich,
Von Willen stark, wenn es dem Nächsten galt,
In kalter Welt an warmer Liebe reich.
Ihr Angedenken sei gebenedeit:
O, wer ihre Freundesgrösse je vergisst?
Wir alle wissen heute, dass die Zeit
Um eine Seele Gottes ärmer ist.

M. Herbert.

Die Reliquien St. Bennos.

Von Professor Dr. Richard Hoffmann, Kgl. Konservator am Landesamt für Denkmalpflege in München.

Gegenwärtig feiert Bayerns Volk und Bayerns Hauptstadt das Fest des hl. Benno (16. Juni), des bayerischen Stadt- und Landpatrons. Benno war 1010 zu Bennoburg, dem heutigen Hildesheim, in Niedersachsen aus dem gräflich Woldenburgischen Geschlechte geboren. Seine Jugend war heiligen Männern anvertraut, dem hl. Bischof Bernward und dem frommen Abte Wigerus. 1066 wurde Benno Bischof von Meißen. Nach heiligmäßiger 40jähriger bischöflicher Regierung, die durch viele Wundertaten verherrlicht war, starb er im Kreise seiner Domherrn, Priester und Schüler am 16. Juni 1106, im Patriarchenalter von 96 Jahren. Fast 170 Jahre hatte Benno im Grabe gelegen, als er 1274 vom Bischof Witigo erhoben und in ein herrliches Mausoleum inmitten des Meißener Domes gelegt wurde. Am 31. Mai 1523 wurde Bischof Benno durch Papst Hadrian VI. feierlich in die Zahl der Heiligen aufgenommen, nachdem seine Tugenden und Wunder sorgfältig geprüft worden waren. Diese Heiligsprechung wurde auch den bayerischen Herzögen Wilhelm und Ludwig durch den damals regierenden Meißener Bischof bekannt gegeben. Da stellte der fromme bayerische Herzog Albrecht V. die Bitte, die heiligen Ueberreste nach München bringen lassen zu dürfen, und Bischof Johannes war gerne bereit, dem Herzoge, den er „eine feste Säule des katholischen Wesens" nannte, zu willfahren. Der bayerische Herzog ließ die kostbaren Reste des Heiligen in seine Residenz, neue Veste, zu München bringen und daselbst beisetzen. Die Verehrung des Heiligen sollte jedoch eine allgemeine, ganz Bayern berührende Sache werden. Und darum wurden die heiligen Reliquien 1580 in die Collegiatsstiftskirche zu Unserer lieben Frau in München überführt und zunächst auf dem Hochaltar aufgestellt. Hierauf ließ Herzog Wilhelm V. mit großen Kosten einen eigenen Altar für St. Benno errichten. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts erhielt der Mittelchor der Frauenkirche einen großartigen Einbau, den sogenannten Bennobogen, der gleichsam als Triumphbogen über St. Bennos neuem, von Kurfürst Maximilian I. gestiftetem Altar sich wölben sollte. Dieser Bennobogen war aufs reichste stukkiert und mit farbenprächtigen Gemälden von Peter Candids Meisterhand geschmückt.

Jetzt, da wir St. Bennos hohes Fest begehen, wenden sich unsere Blicke ehrfurchtsvollst auf seine hl. Reliquien und auf sonstige Erinnerungen, die in unserer Domkirche heute noch zu sehen sind, vor allem Schrein und Silberbüste des Heiligen. Beide sind in der Domsakristei verwahrt. Der Schrein, in dem die hl. Reliquien geborgen sind, ist ein kunstvoll geschnitzter Kasten aus Ebenholz, aufs reichste mit Silberornamenten verziert, im Stil der Spätrenaissance aus der Zeit vom Ende des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts gehalten.

Laut Inventar des Bennoschatzes in der Frauenkirche von 1604 (vgl. M. Hartig, Die fünf Inventare des Bennoschatzes in der Frauenkirche zu München, Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst, München 1912) stand die silberne Büste auf einer schwarzen mit Silber verzierten und von einem Baldachin gekrönten Tumba. Dieser Baldachin ist nicht mehr vorhanden. An seine Stelle trat ein Strahlenkranz, der an Pracht der Ausstattung weit hinter dem früheren Baldachin zurücksteht. Die Ueppigkeit des alten Baldachins, der in Durchbildung und Verzierung vollständig mit dem heute noch vorhandenen Reliquienschreine übereinstimmte, ist auf einem von Jungwirth reproduzierten Kupferstich noch zu sehen. Nun zu der Silberbüste selbst! Sie entstand im Jahre 1601. Der hl. Benno ist in vollem Bischofsornate mit Stab, Pluviale, Pektorale und edelsteingeschmückter Mitra dargestellt. Wundervoll ist die prachtvolle Kette samt dem perlenbesetzten Kreuze. Ebenso herrlich ist die edle Durchbildung des Rauchmantels mit getriebenen Engelsfiguren und Rankenmotiven. Dem schönen Männerantlitz des Heiligen ist erhabene Ruhe und milder Ernst aufgeprägt. Die ganze Arbeit stammt sicher aus einer Münchener Werkstätte, wenn auch Beschau- und Meisterzeichen fehlen. Es ist schade, daß die in edelsten Formen gehaltene Büste auf einem wolkenähnlich aus Silberblech geformten Untersatz ruht. Hier ist die Meistermarke J. R. zu sehen, woraus Frankenburger in seinem verdienstvollen Werke: Die Altmünchener Goldschmiede und ihre Kunst (München 1912) den Schluß zieht, daß der Verfertiger sehr wahrscheinlich der Münchener Silberarbeiter Johann Baptist Rousseau (1761—1807) gewesen ist.

Noch eine Reliquie, nämlich eine Armspindel des Heiligen, birgt die Domsakristei, die in geschmackvoller gotisierender Arbeit aus dem 19. Jahrhundert gefaßt ist.

Wollen wir noch mehr Erinnerungen an den großen heiligen Bischof und Bekenner verehren, so müssen wir die St. Bennokapelle im nördlichen Seitenschiffe des Domes betreten. Hier erhebt sich der in reicher modern-gotischer Schnitzerei gehaltene und mit zahlreichen Figuren und Reliefs aus dem Leben St. Bennos geschmückte Altar, eine wertvolle Bildhauerarbeit aus dem Atelier von Prof. Folz, was den figürlichen Schmuck betrifft, und aus der Werkstätte des Kunstschnitzers Kraus, was Architektur und Ornamente anlangt. Von noch größerem Interesse als diese modern-gotische Arbeit sind altehrwürdige Votivbilder, die die Domrestaurierung nach Mitte des vergangenen Jahrhunderts überdauert haben. Da sehen wir in erster Linie eine auf Kupferblech gemalte Tafel mit 15 Darstellungen aus dem Wunderleben St. Bennos. Die Szenen sind kostümlich und kulturgeschichtlich sehr interessant geschildert. Bisher versetzte man die Malerei in das Ende des 17. Jahrhunderts. Das dürfte aber nicht stimmen; sowohl die Art der Malerei, als auch die Darstellung des St. Petersturmes im Münchener Stadtbilde mit zwei Spitzhelmen beweisen, daß die Entstehungszeit des Bildes um 1600, jedenfalls vor 1607, anzusetzen ist. Erst 1607 erhielt der Petersturm nach dem großen Brande seine noch heute sichtbare Kuppel-Bekrönung.

Ein anderes Votivbild, über dem Beichtstuhl hängend, ist von der guten Stadt Braunau geopfert worden. 1747 und 1752 wandte sich in argen Kriegs- und Brandnöten die Stadtgemeinde Braunau an den heiligen Benno um Hilfe. Dieses Votivbild gibt Zeugnis ab, wie St. Benno tatsächlich auch als Landespatron Bayerns größte Verehrung genoß.

Ueber dem Bilde gegenüber dem Altare ist an der Wand ein modern-gotischer, schön geschnitzter Flügelschrein angebracht (von Bildhauer Wirth), der hinter Glas die Mitra, Kasula und das Pedum (Stab) des hl. Bischofs zeigt.

St. Benno wurde auch vom Bayerischen Herrscherhaus innigst verehrt. Das beweisen zwei niedliche Votivgaben, die heute noch in der St. Bennokapelle auf dem Dache des Beichtstuhles zu sehen sind. Die knienden Gestalten zweier Kinder aus Wachs, bronziert, stellen laut Inschrift Ferdinand Maria und Maximilian Philipp Hieronymus dar. Es sind die spätgeborenen Söhne des Großen Kurfürsten Maximilian I. Bekanntlich war die erste Ehe Maximilians mit Elisabeth von Lothringen kinderlos. Da schenkte Gott dem frommen Kurfürsten, der damals schon Mitte der 60ziger war, in der zweiten Ehe mit Maria Anna zwei Knaben, Ferdinand Maria, den nachmaligen Kurfürsten, geboren 1636 und Maximilian Philipp Hieronymus, den späteren Landgrafen zu Leuchtenberg, geboren 1638. Aus Dankbarkeit gegen den hl. Benno hat der Kurfürst wohl diese beiden Kinder, die er vermutlich durch St. Bennos Fürbitte erfleht hatte, mit diesen beiden Knabengestalten als Votive in den besonderen Schutz des Heiligen gestellt.

1780 war in der Frauenkirche das 200jährige Jubiläum von der Ueberbringung der Reliquien St. Bennos in diese Kirche. Die Feierlichkeiten, die vom 16.—24. Juni dauerten, waren wohl das letzte im großen Stile zur Verehrung des Heiligen gefeierte Fest. Der verdienstvolle Chronist unserer Frauenkirche, Anton Mayer, bedauert in seinem Buche über die Frauenkirche (München 1868) es ungemein, „daß im Sturme der Aufklärerei und all dessen, was ihr folgte, die innige Andacht zu diesem lieben Heiligen gar sehr nachgelassen hat, wie denn von außen her keine Wallfahrtszüge mehr kommen und man der vielen Gnadenerweisungen dieses hohen Patrons fast da und dort außer München ganz vergessen zu haben scheint." Und er fügt hinzu: „Wie es denn eben leider oft geht, wenn eine Zeit über die genossenen Wohltaten hingeflossen ist". Wir wollen uns diese Belehrung des ausgezeichneten Mannes merken und nicht als undankbar gelten.

Nach langer Zeit wurden wieder die Reliquien des hl. Benno am vergangenen Sonntage, 16. Juni, als am Ehrentage des Heiligen, in feierlicher Prozession durch die mächtigen Schiffe der Münchener Frauenkirche getragen. Hymnen und kirchliche Gesänge St. Benno zu Ehren hallten wieder wie ehedem durch die gewaltigen Hallen des Domes. Und ehrfurchtsvollst grüßte das dichtgedrängte gläubige Volk die hl. Ueberreste des geliebten bayerischen Stadt- und Landpatrons, dessen Bedeutung weit über Bayerns Grenzen sich einstens erstreckte. Daher möge auch der von auswärts kommende Besucher der bayerischen Hauptstadt und ihrer Metropolitankirche nicht versäumen, die hl. Reliquien und sonstigen Erinnerungen des großen Heiligen aufzusuchen und ihnen seine Verehrung zu bezeigen.

Parricida als Ethiker der Bühne.

Bemerkungen zu einer geschlossenen Kammerspielvorstellung.

Von W. Thamerus.

„Dieses Stück hat den Zweck, die Welt zu ändern", sagt Hasenclever im Vorwort zur Dresdner Uraufführung seines schon ein paar Jahre früher geschriebenen Dramas „Der Sohn". Mag er das Stück mit 22 Jahren geschrieben haben, der 27jährige bekennt sich noch zu dem unreifen, brutalen Machwerk; „will die Welt ändern"! In welchem Sinne denn? Was hat der Mann neues gefunden? Der Gegensatz zwischen Vater und Sohn, der tausendfach behandelte Konflikt scheint ihm neu. „In tyrannos" soll auf dem Titelblatt des Dramas stehen, zwischen dessen prachtvoller Buchausstattung und seinem inneren Werte ein allzugroßer Widerspruch klafft, wie unlängst ein namhafter Literarhistoriker meinte. Ein großer Teil der Presse tat aber Herrn Hasenclever den Gefallen, von der Gleichheit des Mottos zu Vergleichen zwischen Hasenclever und Schiller zu kommen. In den „Räubern" gärt eine Welt, im „Sohne" revoltiert ein Sohn, weil er trotz Hauslehrer und Gouvernante (!?) durchs Abiturium gefallen ist. So verzerrt und lieblos der Vater geschildert ist, man kann nicht sagen, was er eigentlich anders tun sollte mit dem grünen Bengel, der die „Freiheit" fordert. Der Primaner steht an Reife nicht höher als der Wedekindsche Schulknabe, der darüber wimmert, Hausaufgaben lösen zu müssen, wo doch der „Frühling" in ihm „erwacht" ist. Der eingesperrte „Sohn" nimmt auf Rat eines mephistophelischen Freundes Reißaus. Diese Figur soll, so sagt man mir (man muß sich eben in die Finessen des Expressionismus erst einleben), gewissermaßen ein alter ego bedeuten. Alle Figuren, die den Sohn umgeben, will Hasenclever verstanden wissen als dessen Phantasiegestalten ohne objektives Leben, als Ausstrahlungen seiner Innerlichkeit, gleichsam als Projektionen seines erregten Gemütes. Der Jüngling kommt zu anderen Phrasendreschern, die einen Bund zur Erhaltung der Freude gegründet haben. Sie, die ihre geistige Garderobe von Wedekind bezogen, machen mit dem Schnabel „Revolution", scheinen aber selbst nicht zu wissen, was sie wollen. Ein Prinz ist darunter, der bedauert, daß er einmal den Thron besteigen müsse, schon der Presse wegen (?). Schließlich hält der „Sohn" eine „zündende" Rede, nicht über die Freude, sondern über den Jammer, daß man einen „Vater" hat. Unsichtbare Hörer toben Beifall und die sehr ferne Musik läßt („deutsche" Dichter, selbst wenn sie Kriegsfreiwillige sind, sind eben „objektiv") die Marseillaise anklingen. Der Teufel hole die Objektivität dieser Dichter und des Publikums! Dann treffen wir den „Sohn" bei einer Halbweltlerin, später ist es mit der goldenen Freiheit vorbei, der Vater läßt durch die Polizei den unmündigen Jüngling heimholen. Wen es noch nicht genug vor der Grausamkeit unserer Gesetze schaudert, für den läßt der Dichter den Burschen auch noch in „Ketten" legen. Wieder stehen sich Vater und Sohn gegenüber, wieder fordert der Sohn die Freiheit, der Vater greift zur Peitsche. Da zieht der Sohn den Revolver, den Alten trifft der Schlag. An der Konsequenz zum Vatermord hat der Dichter sich doch vorbei gedrückt. Brutaler, widerlicher und unnatürlicher noch als dies Attentat ist, daß der Sohn ganz unbewegt den Vater liegen läßt, ohne sich auch nur zur Leiche herabzubeugen. Er hat noch eine Unterredung mit seiner Gouvernante, die gerne sein G'spusi sein möchte, und stürmt ins Leben wild hinaus.

So ist beschaffen der Held eines Buches, das die Welt ändern soll! Solch ein Dichter wird preisgekrönt und ein Troß Kunstschreiber läuft hinter seinem Triumphwagen her. — Dieses Stück des Häuptlings der „Expressionisten" ist in München mit Fug und Recht verboten. Natürlich blieb ihm eine sogenannte „geschlossene Vorstellung" nicht erspart. Das Mannheimer Hof- und Nationaltheater reiste zu dem Zwecke nach München. Es gab ein wenig Widerspruch, aber die Leute werden immer bequemer und überlassen einer überlauten Minderheit das Feld, und diese „Jugend", der man es auf Schritt und Tritt ansieht, daß eine viel zu milde Erziehung sie zu weich angefaßt, jubelt dem Dichter zu, der die Welt ändert, auf daß die Morgenröte der Freiheit in die Kinderstube dringe.

Wie steht es mit der künstlerischen Begabung dieses Vielgepriesenen? Nun, eine gewisse Bildkraft und lyrischer Schwung lassen sich zwischen wirren Phrasen nicht übersehen. Seine Umdichtung der sophokläischen „Antigone" scheint sprachlich einigen Fortschritt erkennen zu lassen. Freilich hätte er besser, so urteilt der bekannte Literarhistoriker Koch (Schlesische Zeitung Nr. 211), zu solcher antimonarchischer, pazifistischer Tendenzdichtung die antiken Schatten nicht beschworen. Koch mahnt mit allem Nachdruck Front zu machen „gegen das mehr als unwürdige Gebaren eines großen Teiles unserer jüngeren Literaturvertreter, denen der deutsche Krieg nur eine Aufforderung ist, ihre weltbürgerliche Abneigung gegen Vaterlandsgefühl und überlieferte Sittlichkeitsbegriffe in herausforderndster Weise zur Schau zu tragen. Es wäre an der Zeit, die Schande und Gefährlichkeit dieser literarischen Richtung nicht mit Gleichgültigkeit gewähren zu lassen, sondern das Uebel als solches zu erkennen und pflichtgemäß zu bekämpfen. Aber leider fehlt gerade in maßgebenden Kreisen bedenklicht das Verständnis für die Bedeutung und die schweren Folgen künstlerischer Entartung. Wie wäre es sonst möglich, daß Mehrinks Romane, in denen jeder Offizier und Beamter selbstverständlich als Schurke geschildert wird, in allen Feldbüchereien geführt werden, daß die Feldkinos die für die Soldaten ungeeignetsten Dinge mit amtlicher Unterstützung vorführen dürfen."

Schönherrs „Weibsteufel" doch in München?!

Infolge des energischen Alarmrufes in der „Allg. Rundschau" (Nr. 40 vom 2. Oktober 1915) ist es gelungen, die damals von der Königlichen Hofbühne in München geplante Aufführung von Schönherrs „Weibsteufel" zu verhindern. Es wurde dann berichtet, daß die Generalintendanz das Stück dem Münchener Schauspielhaus überlassen habe, doch von einer Aufführung war keine Rede mehr. Die entrüsteten Proteste und vernichtenden Urteile über das Stück, selbst von solchen Seiten, denen man gewiß keine konfessionelle oder sonstige Voreingenommenheit vorwerfen konnte (vgl. darüber „A. R." Nr. 17 vom 24. April 1915), hatten offenbar so starken Eindruck, vor allem auch bei den maßgebenden polizeilichen Stellen hervorgerufen, daß man eine Aufführung nicht für statthaft erachtete. Gewiß blieb damals auch der Hinweis auf den Ernst der Zeit nicht ohne Einfluß, sodaß man schicklicherweise davon absah, in einem Augenblicke, da an der Westfront Hekatomben von Blut und Leben zur Abwehr des französischen Einfalls geopfert werden mußten, ein Stück aufzuführen, das vom übelsten französischen Geiste durchtränkt ist und die widerwärtigste Erotik mit einer Brutalität entfesselt, die kaum mehr überboten werden kann.

Jetzt aber scheint das Gastspiel der Exlbühne als willkommener Anlaß zur Aufgabe dieser Zurückhaltung genommen zu werden. Die Direktion des Münchener Schauspielhauses veranstaltete am letzten Montag (17. Juni) eine von der Kgl. Polizeidirektion gestattete Hauptprobe von Schönherrs „Weibsteufel", zu welcher der Zutritt nur den Herren der Münchner Presse, Polizei und des Zensurbeirates gestattet war. Die Vorstellung lieferte den Beweis, daß die früher gegen die öffentliche Aufführung des Stückes geltend gemachten Argumente auch heute noch zu vollem Rechte bestehen, sowohl die moralisch-ästhetischen wie die aus den Forderungen der Zeit hergeleiteten Einwände. Es wäre ganz unfaßbar, würde man ausgerechnet im gegenwärtigen Augenblick, wo das mörderische Entscheidungsringen im Westen seinem Höhepunkt zudrängt, wo alles von der physischen und moralischen Kraft des ganzen Volkes abhängt, ein Stück aufführen, das in seiner Aufpeitschung der niedrigsten tierischen Instinkte im Menschen das gerade Gegenteil von dem Geiste offenbart, der heute zum Durchhalten am allernotwendigsten ist. Es wäre ein in seinen Folgen unübersehbares Aergernis für die weitesten, unter dem Druck der Kriegsleiden stehenden Volkskreise, wenn eine kleine, vom Kriegsglück begünstigte Volksschicht sich in diesen blutigernsten Tagen an Schaustellungen ergötzen wollte, die den Moralbegriffen des Volkes wie dem Geiste der Zeit Hohn sprechen. Vor zwei Jahren forderte der damalige, inzwischen leider verstorbene Münchener Polizeipräsident v. Grundherr dazu auf, mitzuhelfen, „daß sich ein natürliches Gefühl des Anstandes und des guten Geschmacks entrüstet dagegen auflehnt, daß trotz der Trauer, die unser Volk erfüllt, schlüpfrige Stücke dargeboten werden, weil seichte und demoralisierte Gesellschaftskreise der Großstadt auch jetzt frivol gekitzelt sein wollen." Es würde dem in diesen Worten sich offenbarenden Geiste nicht entsprechen, wenn jetzt dem Antrag der Direktion des Schauspielhauses auf Freigabe der öffentlichen Aufführung des „Weibsteufels" stattgegeben würde. Dr. Ferdinand Abel.



Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Siegreicher Vorstoß südwestlich Noyon.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

10. Juni. Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. In kräftigem Angriff brachen wir gestern in das Höhengelände südwestlich von Noyon ein. Westlich der Matz nahmen wir die französischen Stellungen bei Mortemer und Orvillers und stießen über Cuvilly—Ricquebourg hinaus vor. Oestlich der Matz wurde die Höhe von Gury erobert. Trotz zähen feindlichen Widerstandes erkämpfte Infanterie den Weg durch die Wälder von Ricquebourg und

Lamotte und warf den Feind über Bourmont—Mareuil zurück. Südlich und südöstlich von Lassigny drangen wir weit in den Wald von Thiescourt ein. Heftige Gegenangriffe der Franzosen wurden abgewiesen. Wir machten etwa 8000 Gefangene und erbeuteten Geschütze.

11. Juni. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Nach starker Feuersteigerung griff der Feind am Abend zwischen Ancre und Somme an. Oertlicher Einbruch des Feindes an der Straße Corbie—Bray wurde durch Gegenstoß zum Stehen gebracht. Vor der übrigen Front brach der Angriff blutig zusammen.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. In zwei Kampftagen hat der Angriff der Armee des Generals Hutier zu dem beabsichtigten Erfolg geführt und uns in den Besitz des Höhengeländes südwestlich von Noyon gebracht. Der Stoß traf einen auf unseren Angriff vorbereiteten tiefgegliederten Feind in stärkster Stellung. Die französischen Divisionen konnten trotzdem der ungestümen Angriffskraft unserer Truppen nicht widerstehen. Auch die zu einheitlichen Gegenangriffen herangeführten Divisionen der französischen Heeresreserve wurden gestern in erbitterten Kämpfen zurückgeschlagen. Auf dem rechten Angriffsflügel behaupteten Truppen des Generals Oettinger die südlich von Assainvillers genommenen feindlichen Linien gegen heftige Gegenangriffe. Die Truppen des Generals Webern stehen im Kampf bei Courcelles und Mery. Beiderseits der großen Straße Roye-Estrées-St. Denis eroberten wir den Höhenrücken östlich von Mery, durchstießen die vierte feindliche Stellung und warfen den Feind über die Aronde zurück. Trotz zäher feindlicher Gegenwehr erkämpften sich die Truppen des Generals v. Schoeler den Uebergang über die Matz. Nach Erstürmung der Höhe von Marqueglise und des Vignemont-Berges drangen sie in unaufhaltsamem Angriff bis Antheuil vor. Das Korps des Generals Hofmann hat in stetem Kampf das feindliche Stellengewirr auf den Höhen südlich von Thiescourt durchstoßen. Auf den nach Süden zur Oise abfallenden Hängen drangen wir bis Ribécourt vor. Die Gefangenenzahl hat sich auf mehr als 10 000 Mann erhöht. Damit steigt die Zahl der von der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz seit 24. Mai eingebrachten Gefangenen auf etwa 75 000.

12. Juni. In schweren Kämpfen hat die Armee des Generals v. Hutier gestern den erwarteten, zur Wiedereinnahme des Höhenblocks südwestlich von Noyon geführten heftigen Gegenangriff mehrerer französischer Divisionen zum Scheitern gebracht. Unter schwersten Verlusten wurde der Feind auf seiner ganzen Angriffsfront von Le Ployron bis Antheuil zurückgeworfen. Seine in großer Zahl zum Einsatz gebrachten Panzerwagen liegen zerschossen auf dem Kampffelde. Zwischen Mery und Belloy, wo der feindliche Ansturm an unserem Gegenstoß zerschellte, dauerten erbitterte Kämpfe bis zur Dunkelheit an. Das westliche Oiseufer nördlich der Matzmündung wurde vom Feinde gesäubert. Die Zahl der von der Armee eingebrachten Gefangenen hat sich auf mehr als 13 000 erhöht. Der Verlust der Höhen südwestlich von Noyon zwang den Feind zur Räumung seiner Stellungen im Carlepont-Walde auf dem Ostufer der Oise. Dem weichenden Feind stießen wir über Carlepont und Caisnes scharf nach und erreichten kämpfend die Linie nördlich von Bailly—Tracy-le-Val westlich Nampcel. Hartnäckig und keine Opfer scheuend, setzte der Feind seine vergeblichen Angriffe nordwestlich von Château-Thierry fort. Mehrfacher Ansturm brach hier blutig zusammen.

13. Juni. Südwestlich von Noyon führte der Franzose erneut starke Gegenangriffe beiderseits der großen Straße Roye—Estrées—St. Denis. Unter schwersten Verlusten brach auch dieser Ansturm zusammen. Mehr als 60 Panzerwagen liegen zerschossen auf dem Kampffeld. Die Gefangenenzahl ist auf über 15 000 gestiegen. Die Beute an Geschützen beträgt nach bisherigen Feststellungen mehr als 150. Bei Abwehr der feindlichen Gegenangriffe fielen einige unserer bis in die vorderen Infanterielinien hinein aufgefahrenen Geschütze in Feindeshand. Nördlich der Aisne drangen Sturmabteilungen in die feindlichen Gräben. Südlich der Aisne griffen wir nach starker Artilleriewirkung den Feind an und warfen ihn aus seinen Linien östlich von Cutry—Dommiers über diese Orte hinaus zurück. Nördlich von Corcy wurde der Savières-Grund vom Feinde gesäubert. Wir machten mehr als 1500 Gefangene. Mehrfach wiederholte feindliche Angriffe nordwestlich von Château-Thierry brachen verlustreich zusammen.

14. Juni. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Südwestlich von Ypern führten die Franzosen heftige Angriffe gegen unsere Linien zwischen Voormezeele und Vierstraat. Sie wurden blutig abgewiesen. Mehrere Offiziere und mehr als 150 Mann blieben hierbei gefangen in unserer Hand.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Bei Courcelle und Mery, sowie im Matzgrund dicht westlich der Oise wiederholte der Feinde seine vergeblichen Gegenangriffe. Unter schweren Verlusten wurde er zurückgeworfen. Beiderseits der Straße Soissons—Villers-Cotterets drangen wir in den Wald von Villers-Cotterets ein. Die Armee des Generaloberſten v. Böhn hat seit dem 27. Mai 830 Geschütze erbeutet. Damit steigt die Zahl der von der Heeresgruppe Deutscher Kronprinz seit dem 27. Mai eingebrachten Geschütze auf 1050.

15. Juni. Stärkere Vorstöße des Feindes an der Ancre wurden abgewiesen. Südwestlich von Noyon blieb die Infanterietätigkeit auf örtliche Kampfhandlungen beschränkt. Mehrfache Teilangriffe, die der Feind gegen unsere Linien im Walde von Villers-Cotterets führte, wurden abgewiesen. Die Gefangenenzahl aus den letzten Kämpfen südlich der Aisne hat sich auf 48 Offiziere und mehr als 2000 Mann erhöht.

16. Juni. Südwestlich von Merris und nördlich von Béthune wurden englische Teilangriffe, bei denen der Feind westlich von Locon in unsere vorderen Linien eindrang, im Nahkampf abgewiesen. Starke Angriffe der Franzosen gegen Dommiers wurden durch Gegenstoß auf der Höhe westlich von Dommiers zum Scheitern gebracht. Ebenso brach ein gegen unsere Linien am Walde von Villers-Cotterets gerichteter Angriff verlustreich zusammen.

Der Luftkampf im Mai.

Im Monat Mai beträgt der Verlust der feindlichen Luftstreitkräfte an den deutschen Fronten 23 Fesselballone und 413 Flugzeuge, von denen 223 hinter unseren Linien, die übrigen jenseits der gegnerischen Stellungen erkennbar abgestürzt sind. Wir haben im ganzen 180 Flugzeuge und 28 Fesselballone verloren.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Untergang des österreichischen Linienschiffes „Szent Istvan".

Laut Mitteilung des österreichischen Kriegsministeriums wurde am 10. Juni das Linienschiff „Szent Istvan" (21 370 Tonnen, 962 Mann Besatzung) bei einer Nachtfahrt in der Adria torpediert und ist gesunken. Es werden Linienschiffsleutnant Maron de Rövid, Maschinenbetriebsleiter Sarnitz, Seekadett Anton Müller und etwa 80 Mannschaftspersonen vermißt. Seeaspirant Josef Serda ist tot. Der Rest der Bemannung wurde gerettet.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Beginn der österreichischen Offensive an der Piave und Brenta.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

16. Juni. Gestern früh griffen an der Piave und beiderseits der Brenta unsere Armeen nach mehrstündigem Artilleriemassenfeuer die Italiener und ihre Verbündeten an. Die Heeresgruppe des Feldmarschalls von Boroevic erzwang sich an zahlreichen Stellen den Uebergang über die hochgehende Piave. Die Korps des Generaloberſten Wurm nahmen nach Niederringen erbitterter Gegenwehr bei San Donà di Piave und beiderseits der Bahn Oderzo—Treviso in breiter Front die feindlichen Stellungen. Die Truppen des Generaloberſten Erzherzog Joseph bemächtigten sich überraschend der Verteidigungsanlage am Ostrand des Montello und drangen in dieses Höhengelände ein. General der Kavallerie Fürst Schönburg wurde während des Ueberganges seines Korps durch eine Granate verwundet. Die Zahl der an der Piave eingebrachten Gefangenen beträgt 10 000. An erbeuteten Geschützen sind bisher etwa 50 gemeldet.

Auch der erste Ansturm beiderseits der Brenta hatte Erfolg. Starken feindlichen Widerstand brechend und alle Hindernisse des zerklüfteten waldreichen Gebirges überwindend, stießen unsere Truppen vielfach bis in die dritte feindliche Stellung vor, wobei 6000 Italiener, Franzosen und Engländer als Gefangene in unserer Hand blieben. Die damit gewonnenen Vorteile vermochten wir aber nur teilweise zu behaupten. Oestlich der Brenta mußte der Berg Raniero vor überlegenem, durch flankierendes Geschützfeuer unterstütztem Gegenangriff des Feindes wieder freigegeben werden, indessen der Italiener, an den Nordhängen der Grappa vergebens gegen unsere dort in seinen ersten Linien festgeklammerten Bataillone vorstürmte. In den Waldzonen der Sieben Gemeinden trafen unsere Regimenter auf eine von den Alliierten schon in den Vortagen vorbereitete Angriffsgruppe, vor deren Gegenstoß ein Teil des eroberten Geländes wieder geräumt wurde. Bei Riva, im Abschnitt des Majors Erzherzog Maximilian, entrissen wir den Italienern den Dosso Alto. Im Adamello-Gebiet erstürmten bewährte Hochgebirgskompagnien den Corno di Cavento, wobei 100 Gefangene und drei feindliche Geschütze eingebracht wurden.

Vom Büchertisch.

Johannes Mayrhofer: Der Kaiser des Sonnengottes. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 12°. 347 S. ℳ 2.80. Ein geschichtlich, psychologisch und ethisch gut eingegründeter, lehrreicher gehobener Unterhaltungsroman mit Julian dem Abtrünnigen als Mittelpunkt. Die historische Tatsächlichkeit ist zur Grundlegung und lebenden Ausgestaltung der epischen Entwicklung kräftig herausgestellt, die Charakteristik anschaulich motivierend durchgeführt. Der uns übermittelte, später als Erfindung festgestellte Ruf des sterbenden Julian: „So hast du doch gesiegt, verhaßter Galiläer!" wird vom Verfasser, kraft dichterischer „Lizenz", übernommen, wie Mayrhofer überhaupt die letzte Lebenszeit des unglücklichen Kaisers mit großer Freiheit auffaßt und darstellt, dagegen

das unstreitige Gute dieser Herrschaft mehr in den Hintergrund drängt. Am interessantesten erscheint mir die Schilderung der Lern- und Werdezeit des kaiserlichen Jünglings mit dem philosophischen und okkultistischen Drang zur verquickenden Erneuerung des Altheidentums. Die bekannte, mit Phantasie und wissenschaftlichen Mitteln ausgebaute Handlung ist sehr reichlich durchsetzt mit ausführlichem Dialog, der die zwitterhafte Weltanschauung, die Kriegsführung und Regierungsweise sowie das verdorbene und verderbende Hofschranzentum der damaligen Zeit abspiegelt. Das beratende Gespräch des Kaisers mit seiner Umgebung über Annahme oder Nichtannahme des angebotenen Friedens in Gegenwart des feindlichen Gesandten wirkt meines Erachtens als unwahrscheinlich. Das verdienstliche Buch dürfte sich vornehmlich eignen für Familien-, Volks-, Schul- und Vereinsbibliotheken, auch für Feld und Lazarett. — Im Anschluß sei bemerkt, daß Mayrhofers schönes Buch „Spanien, Reisebilder" (Herder) sein 4.—7. Tausend erleben dürfte. E. M. Hamann.

Frontbesuche des Erzbischofs und Feldpropstes Dr. M. von Faulhaber. Berichtet von Dr. M. Buchberger. Mit 43 Bildern. Regensburg, Friedrich Pustet, kl. 8°. 182 Seiten. ℳ 2.80. — Ein spannend fesselndes Buch. Der Verfasser, Referent für bayer. Militärseelsorge, hatte sich schon unter Kardinal von Bettinger als Berichterstatter der erzbischöfl. feldpröpstlichen Westfrontreisen bewährt. Den bereits von dem jäh dahingeschiedenen Kirchenfürsten geplanten Ostfrontbesuch führte alsbald der hochwürdigste Nachfolger, der große Soldatenfreund, aus: Oktober 1917 nach Polen, Lithauen (Brest-Litowsk) und Galizien; Januar und Februar 1918 nach Serbien, Mazedonien, Bulgarien und Rumänien. Die lebendige Schilderung dieser für die innere Stimmung des bayerischen Heeres so wichtigen Reisen interessiert ungemein. Gleich in den ersten Kapiteln, da man doch noch altbekannte Strecken mit dem Verfasser befährt, wundert man sich, wie anziehend und gleichsam neu einem das alles vorgestellt wird. Die durch das ganze Buch fortgesetzten welt-, kultur-, kirchen- und kriegsgeschichtlichen Rück- und Hinblicke beleuchten wie farbige Scheinwerfer die zurückzulegende Bahn aktueller Gegenwart, wecken des Lesers rege Anteilnahme und halten sie fest, vertiefen, erhöhen und erweitern sie. Glanzkapitel sind die über Lodz, Warschau, Galizien, Mazedonien und Bulgarien. Man erkennt mit Dank, welch verinnerlichender Wert einer solchen mit vielen Opfern an Zeit, Mühe und Kraft verbundenen hohepriesterlichen Missionierungsreise anhaftet. — Je stärker, desto verdienstlicher die Verbreitung des liebenswürdigen Büchleins. E. M. Hamann.

Bausteine der Evangelien zur Begründung einer Evangelienharmonie. Von Joseph Maiworm, zurzeit Garnisonspfarrer. 8°. 142 Seiten. Magdeburg, Eilers. 1918. — Von der Ueberzeugung geleitet, erst eine vergleichende Zusammenstellung der Evangelien zeige die ganze Pracht des Wunderbaues der vier Evangelisten, will Maiworm nicht das Bauwerk einer Evangelienharmonie fertig darstellen, sondern vor den Augen des Lesers erstehen lassen, indem er gleichsam Stein an Stein fügt und so auch jene versteckten Schönheiten zeigt, die am fertigen Bau leicht übersehen werden können. Dabei wird die Geschichte der Evangelienharmonisierung kurz erläutert unter vornehmlicher Anführung der um sie verdienten Arbeiten Tatians und Augustins. Dann folgt eine einläßliche übersichtliche Gruppierung der Evangelientexte mit Einbeziehung der Apostelgeschichte und einzelner Apostelbriefe. Den Hauptteil (S. 27—139) bildet die nach Nummern und Verweisen auf die Gruppierung angelegte Begründung der versuchten Harmonie, wobei eine Fülle von Einzelbeobachtungen zu Tage tritt unter Bezugnahme auf die reiche einschlägige Literatur. (Verzeichnis S. 141—142.) Der Verfasser erstrebt naturgemäß nicht eine Lösung der zahlreichen mit dem Gegenstand verknüpften Fragen; doch bedeutet seine Arbeit eine wertvolle Förderung. O. Heinz.

Der Schutzfrau Bayerns. Ein Andachtsbuch für das katholische Volk von Dr. theol. Jos. Oberhauser, Domprediger in München. 16°. VIII und 416 S. ℳ 2.80. München, Kunstanstalten Joseph Müller. 1918. Ein sinniges, überaus inhaltsreiches marianisches Gebetbuch, das in der Hauptsache aus alten Schätzen schöpft, wie auch seine Ausstattung altehrwürdiges Gepräge aufweist. Ein geschichtlicher Ueberblick zeigt uns Bayern unter dem Schutze Mariens, die Gottesmutter als Schutzfrau der bayerischen Fürsten und des bayerischen Volkes. Ein zweiter Teil bringt eine reiche Auswahl kerniger Gebete zur Schutzfrau Bayerns, zum guten Teil nach dem Gebetbuch Herzog Wilhelm V. des Frommen v. Jahre 1590; des weiteren eine Anleitung zur Heiligung des täglichen Lebens nach Quellen aus dem 15. Jahrhundert, dazu Meßgebete, auch die vom Feste der Patrona Bavariae, Gebete und Lieder für die Muttergottesfeste während des ganzen Kirchenjahres, zum Schluß noch einen marianischen Kreuzweg. Das Büchlein enthält wirklich Perlen des Marienpreises und bildet ein herrliches Denkmal der in bayerischen Landen tiefgewurzelten Verehrung unserer lieben Frau, zugleich auch ein recht geeignetes Hilfsmittel zu ihrer kräftigen Pflege. O. Heinz.

Dr. P. Oberdörffer: Die schöne Tugend. Köln a. Rh., J. P. Bachem, gr. 8° 240 S., geb. ℳ 3.80. Dieser stattliche, nach thomasischem Vorbilde sehr auf Tiefe und auch vereinzelnde Gründlichkeit zielende Band über die Tugend der Keuschheit wendet sich in erster Linie an Geistliche und Erzieher, vor allem an die „vielgeplagten Präsides" der männlichen und weiblichen Vereine, um ihnen auf leichte, zeitgemäß zupackende Weise das notwendige und weitgreifende Material über das hochbedeutsame Thema der Sittlichkeitsfrage an die Hand zu geben. E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Friedrich Klose-Woche. Die Verlegung des „Palestrina" in die für dieses Bühnenwerk minder geeigneten Räume des Hoftheaters hatte befürchten lassen, daß unsere Festspielbühne heuer dauernd geschlossen bleiben solle. Die Aufführung der „Ilsebill" hat diese Befürchtung zerstreut. Mit ihr begann die Friedrich Klose-Woche. Die Darbietung dieses Werkes im Prinzregententheater ist an und für sich kein Novum. Es war seinerzeit die erste musikalische Schöpfung eines lebenden Meisters, der die Auszeichnung zuteil wurde, auf unserer Wagnerbühne dargeboten zu werden, und sie hat sich in dieser Ausnahmestellung voll bewährt. Felix Mottl, der 1903 in Karlsruhe das Werk herausbrachte und auch in München Klose den Weg bereitete, hat schon frühzeitig auf den heranreifenden Künstler wohltuenden Einfluß genommen. Er war es, der Klose, den sein Lehrer Vinzenz Lachner als talentlos erklärt hatte, auf Bruckner hinwies, als denjenigen, der ihm Lehrer und Führer werden solle. Schon zu seinem 20. Geburtstag hatte Kloses Vater dem jungen Musiker den Ilsebillentwurf zugesandt, mit welchem er jedoch infolge seiner noch nicht abgeschlossenen Studien in Harmonielehre und Kontrapunkt damals nicht zustande kam. „Ilsebill" gehört erst späteren Jahren an. Wenn wir daher in kurzen Strichen den Entwicklungsgang Kloses skizzieren wollen, so möchten wir dies im Zusammenhang mit den Werken tun, die die Konzerte der laufenden Woche uns bieten.

Schauspielhaus. Anzengrubers „Kreuzelschreiber" hatten in der Darstellung der Innsbrucker Exlbühne guten Erfolg. Der Steinklopferhans geriet in der Gestaltung Köcks viel einfacher, als man ihn oft gesehen. Der tragische Grund, aus dem sein Humor hervorgewachsen, wurde freilich minder stark sichtbar, dafür blieb die Figur auch von jeder theatralischen Geste befreit. Auch Ganghofers „Heiliger Rat" wurde gut aufgeführt. Der Dichter hat hier versucht, die Geschichte zwischen Sarah und Hagar ins neuzeitlich-ländliche zu übertragen. Das Stück schloß anfänglich tragisch und wurde später zu einer Komödie umgestaltet. Wir haben es vor 15 Jahren bereits im Schauspielhause gesehen und vermögen es heute wie damals nicht zu den besten Ludwig Ganghofers zu zählen. Gute „Rollen" können nicht über das Konstruierte des wenig sympathischen Vorwurfes hinwegtäuschen.

Verschiedenes aus aller Welt. Im vorigen Jahre haben auf deutschen Bühnen nach einer Statistik der Shakespearegesellschaft 990 Aufführungen Shakespearescher Werke stattgefunden. Die Zahl der Lustspiele überwiegt bedeutend diejenige der Dramen. Unter den Städten steht München mit 121 Vorstellungen an erster Stelle. — An die Stelle des Stuttgarter Generalmusikdirektors v. Schillings wurde Fritz Busch, Musikdirektor aus Aachen berufen. Derselbe leitet auch das vom 21. bis 23. Juni in Jena stattfindende Max Regerfest. Rudolf Siegels heitere Oper „Herr Dandolo" gefiel in Stuttgart. Die Musik ist nach Berichten reich an Erfindung, der Humor des Textbuches wenig zündend. „Dandolo" wurde von der Münchener Hofbühne zur Aufführung angenommen. — Ilse von Stachs dramatische Legende „Der heilige Nepomuk" hatte in Leipzig Erfolg. Der Dichtung wird warme, poetische Empfindung nachgerühmt. — Heinrich Lilienheins Drama „Hildebrand" wurde im Wiener Burgtheater mit starkem Beifall aufgenommen. Der alte epische Sagenstoff ist zu einem sprachschönen, packenden Bühnenwerk umgegossen. — „Der 18. Lenz", ein sich durch frische, liebenswürdige Musik auszeichnendes Ballet, gefiel in der Wiener Hofoper. Als der nur mit einem Monogramm bezeichnete Autor wird die junge Erzherzogin Immaculata genannt. — Versuche, neue Dichter der Bühne zu gewinnen, blieben in Berlin ohne sonderlichen Erfolg. Frz. Werfels Einakter „Besuch aus dem Elysium" entbehrt des dramatischen Aufbaues. Der verschmähte Liebhaber kommt aus dem Jenseits zur geliebten Frau und dankt ihr, daß sie ihm in ihrer Grausamkeit das unvergleichliche, unzerstörbare Glück der ewigen Sehnsucht gegeben hat. Gerühmt wird die Musik und Weichheit der Sprache. F. Koffkas „Kain" zeigt den Brudermörder als nervösen Schwächling, der die glänzende Gestalt Abels beneidet und doch auch mit einer krankhaften Erotik liebt. — Zwei Opern gefielen in der Wiener Volksoper. „Die glückliche Insel" ist Oskar Blumenthals letztes, etwas weitschweifiges Werk. Die Musik schrieb Leop. Schmidt nach verschollenen Singspielen und Operetten Offenbachs. „Abbé Innocent" von J. Brandt hat einen frivolen Text. Die Musik von M. Ast ist, nach Berichten, bühnenwirksam, aber ohne starke Schwungkraft. — In Augsburg wurde ein neues Theater gegründet, das im Mai nächsten Jahres eröffnet werden soll. Es wird im Winter Schauspiel und Operette, im Sommer nur Operetten pflegen. — Georg

Fuchs, der Gründer des Münchener Künstlertheaters, hat ein nach dem Muster mittelalterlicher Mysterien gebildetes Passionsspiel mit Sprech- und Singchören geschrieben, dessen Aufführung in Budapest geplant wird. — Der Dichter Rich. Voß ist in seiner Villa am Königssee im Alter von 67 Jahren gestorben. Seine Novellen und Romane, die mit Vorliebe in Italien spielen und die südliche Landschaft mit einer ungewöhnlichen Leuchtkraft der Sprache schildern, werden noch gerne gelesen. Seine Gesellschaftsdramen, besonders „Alexandra", „Eva" und „Schuldig" wurden in den achtziger und neunziger Jahren viel gegeben, allein die einst vielgesuchten effektvollen Rollen verblaßten rasch. — Der Komponist Arrigo Boito ist in Mailand gestorben. Von seinen sich den Kunstprinzipien Rich. Wagners anschließenden Opern ist „Mefistofele" (nach Goethes „Faust") am bekanntesten geworden. Er übertrug „Rienzi" und „Tristan" ins Italienische und dichtete für Verdi die Texte zu „Falstaff" und „Othello".

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Börsen und Steuerpläne — Entente-Vorbereitungen für den kommenden Wirtschaftskrieg — Reform des deutschen Auslandsdienstes?

Mit begreiflichem Interesse verfolgen unsere Kriegswirtschaftskreise die Reichstagsverhandlungen über die Reichssteuervorlagen. Das Kompromiss zwischen Regierung und Parteien in der Besitzsteuerfrage — Steuer vom Einkommenzuwachs und einmalige Vermögensabgabe, Kriegsbeitrag — und der Hinweis, dass die vorgeschlagenen indirekten Steuern des Regierungsplanes unverkürzt bewilligt werden sollen, insbesondere auch die Getränkesteuern, wurden im grossen ganzen von der Finanzwelt und der Börse nicht ungünstig aufgenommen. Man ging hierbei namentlich von der Auffassung aus, dass auf die Dauer das Reich doch nicht auf solche direkte Besteuerung des Einkommens und des Vermögens hätte verzichten können. Gegen die Erhöhung des Börsenumsatzstempels wendet sich neuerlich der „Verein für die Interessen der Berliner Fondsbörse" in einer Erklärung, die betont, „wie sehr dadurch die Erwerbsfähigkeit der mittleren und kleinen Bankfirmen beeinträchtigt und die ohnehin schon bedenklichen Umfang annehmende Konzentration im Bankgewerbe gefördert wird." Solche Zusammenschlussbestrebungen im Bankgewerbe treten neuerlich zutage in Meldungen über Bankenaufnahme seitens der Berliner Diskontogesellschaft und der Kommerz- und der Diskontobank. In Bayern erfolgten Filialgründungen von der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank Nürnberg in Bad Kissingen und von der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in Burghausen, Freilassing, Laufen, Tittmoning, Höchstädt a. D. unter Uebernahme von Provinzbankgeschäften. Im Einvernehmen mit den massgebenden Eisenindustrievertretern plant die Reichsregierung laut „Deutscher Bergwerkszeitung" eine Roheisensteuer — entweder ℳ 10 pro Tonne oder 10 % des Fakturenwertes. Angesichts dieser fortgesetzten Steuerbelegung von Handel und Industrie und namentlich unter Einwirkung der Verwarnungen durch den Reichsbankpräsidenten ist an den deutschen Börsen eine Ernüchterung von dem fiebernden Spekulationsrausch eingetreten. Immerhin kann man heute noch von einer gewissen Widerstandskraft auf dem hochgeschraubten Industrieaktien-Kursgebiet sprechen. Der vom Hauptausschuss des Reichstags angenommene Antrag Riesser auf Herabsetzung des Börsenumsatzstempels für Kundengeschäfte von 3 auf 1 vom Tausend wurde mit Befriedigung registriert. Die wenig günstig lautenden Meldungen über die Ernährungsfragen in der Uebergangszeit wurden viel besprochen, wenn auch anderseits die Nachrichten über den derzeitigen Saatenstand nach wie vor befriedigen. Namentlich die neuerlich bekannt gewordenen Einzelheiten über die englisch-amerikanischen **Vorbereitungen für den Wirtschaftskrieg nach dem Kriege** — das Londoner „Komitee für die Handels- und Industriepolitik nach dem Kriege" hat ein 80 Seiten starkes Programm veröffentlicht — besonders bezüglich der Bearbeitung der schweizerischen Wirtschaftskreise fanden Beachtung. Schon aus diesem Grunde begrüsste man die vom Staatssekretär von Kühlmann angekündigten ernstlichen Bestrebungen zur Reform des deutschen Auslandsdienstes. „Dem Tüchtigen freie Bahn" wird gerade auf diesem Gebiete mehr denn je notwendig sein!

Bestimmend für die Börsengestaltung war nach wie vor die glänzende militärische Lage an der Westfront und die erfolgreiche Tätigkeit der deutschen Unterseeboote an der amerikanischen Küste, sowie auch der dadurch verursachte Umschwung der öffentlichen Meinung bei der Entente. Das Grosskapital betätigt sich fortgesetzt in industriellen Neugründungen. In München wurde die „Münchener Lichtspielkunst G. m. b. H." gegründet, in Hamburg unter Beteiligung von Bergwerks-, Elektrizitäts- und Schiffahrtskreisen die „Deutsche Schiffswerft A. G.", ausserdem die „Hamburger Allgemeine Seeversicherungsgesellschaft". Von der Solidität und Leistungsfähigkeit der deutschen Lebensversicherungsgesellschaften spricht die Auflösung der als Kriegsmassnahme zur Sicherung gegründeten „Bank deutscher Lebensversicherungsgesellschaften A. G.", Berlin; weder die damit bezweckte Kapitalunterstützung, noch sonstige irgendwelche finanzielle Hilfeleistungen wurden seither beansprucht. Eine bedeutende Kapitalverschiebung in der Kali-Industrie erfolgte durch Besitzveränderung von Kuxen aus dem Heldburg-Konzern. Viel besprochen an der Börse waren ausserdem die verschiedenen Meldungen vom Schiffahrtsaktienmarkt, nämlich über angeblich nutzbringende Wiederaufnahme der Handelsschiffahrt auf der von Minen befreiten Ostsee, über demnächste Auszahlung der ersten Regierungsentschädigungsrate an die Schiffahrtsgesellschaften und über Beteiligung Hamburger Kreise an der beabsichtigten halbstaatlichen rumänischen Oelgesellschaft. Die günstigen Abschlussziffern des Badischen Rheinschiffahrtskonzerns belebten auch das Interesse der Binnenschiffahrt, besonders im Hinweis auf den wichtigen Ausbau der süddeutschen Wasserstrassen.

München. M. Weber.

Der Geschäftsbericht der **Versicherungsgesellschaft „Thuringia", Erfurt** bezeichnet den Geschäftsverlauf als befriedigend, wie auch die erhebliche Steigerung der Prämieneinnahmen. Aus dem nach Dotierung der Prämien- und Schadenreserve verbleibenden Ueberschuss von ℳ 4'335,514 (im Vorjahre ℳ 4'052,512) gelangt wie im Vorjahre eine Dividende von ℳ 400 für die Aktie zur Verteilung. ℳ 487,500 werden ausserdem zur Einzahlungserhöhung von 20 % auf 25 % des Aktienkapitals verwendet. M. W.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Die Münchener **Reichs-Kleidersammlung** wird während der beiden **Frauenkleidersammelwochen** auch noch **Herrenanzüge** im Bettenbeckhause zu den bisherigen Bestimmungen entgegennehmen. Besonders erfreulich ist, daß sich in der letzten Zeit viele Ablieferer eingestellt haben, weil die nun eingehenden Anzüge für die heimkehrenden Kriegsteilnehmer zurückgelegt werden, nachdem die vorgeschriebene Anzahl von 11508 Anzügen erreicht ist.

Aufruf!

Deutschland kämpft seinen schwersten Kampf; das Ringen drängt zum Ende. Tausende und Abertausende der Kämpfer in Heer und Flotte kehren zurück, die Glieder verstümmelt, die Gesundheit erschüttert. Ihre Kraft dem deutschen Wirtschaftsleben zurückzugewinnen, ihre Zukunft zn sichern, ist Dankespflicht der Heimat. Die Rentenversorgung liegt ausschließlich dem Reiche ob. Soziale Fürsorge muß sie ergänzen. Sie auszuüben, sind die im Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge zusammengefaßten Organisationen berufen. Das gewaltige soziale Werk auszubauen, ist das Ziel der

Ludendorff=Spende

für Kriegsbeschädigte.

Darum gebt! Macht aus sorgenvollen Opfern des Krieges freudige Mitarbeiter an Deutschlands Zukunft! Ehret die Männer, die für uns kämpften und litten! Nur wenn alle zusammenstehen, wird das hohe Ziel erreicht.

Der Ehrenvorsitzende:

Ludendorff

Erster Generalquart'ermeister, General der Infanterie

v. Hindenburg
Generalfeldmarschall

v. Stein, Kriegsminister
General der Artillerie

Dr. Graf v. Hertling
Reichskanzler

Dr. Kaempf †,
Präsident des Reichstags

Die Ehrenvorsitzenden des Landesausschusses in Bayern:

Otto v. Dandl
Staatsminister des K. Hauses und des Aeußern, Vorsitzender im Ministerrate

Dr. Friedrich v. Brettreich
Staatsminister des Innern

Philipp v. Hellingrath
General der Kavallerie, Kriegsminister

Der Arbeitsausschuß des Landesausschusses in Bayern:

Dr. Schweyer
Ministerialrat im Staatsministerium des Innern, Vorsitzender

Dr. Gütermann
Landgerichtsrat, stellv. Vorsitzender

Frau Hofrat Ammann. Baumgärtner, Schriftleiter. Böhm, Kommerzienrat, Direktor der Bayerischen Filialen der Deutschen Bank. von Brauser, Geheimer Kommerzienrat. Dr. Dietrich, Direktor der Bayerischen Vereinsbank. Eichborn, Direktor der Hamburg=Amerika-Linie, Hauptmann d. L. Funke, Landrat, Gewerkschaftssekretär. Hagen, Rentner. Hartl, Kommerzienrat. Heyn, Kais. Geh. Reg.=Rat, 1. Vorstandsbeamter der Reichsbankhauptstelle. Horn, Fabrikbesitzer. Hübsch, Magistratsrat, M. d. L. Hümmer, Direktor. Dr. Otto Kahn, Rechtsanwalt. Kiderlin, Oberfinanzrat. Frau Professor Kiesselbach. Dr. Köck, Rechtsanwalt. Dr. Kuhlo, Syndikus des Bayer. Ind. Verbandes. von Maffei, Reichsrat der Krone Bayerns. Frau Kreismedizinalrat Müller. Frau Hofrat Oppenheimer. Oschatz, Kaufmann. Georg Pschorr, Kommerzienrat. Remshard, Hofrat, Direktor der Bayer. Hypothek- und Wechselbank. Roeckl, Kommerzienrat, Konsul. Rosa, Kommerzienrat. Rosenbusch, Major und Adjutant i. st. Gen.=K. I. A.-K. Schelosky, Kommerzienrat. Schmid, Magistratsrat, M. d. L. Schüssel, Kommerzienrat. Adolf Schulz, Kaufmann. Karl Schulz, Direktor, Hauptmann d. R. Seitz, Kommerzienrat, Direktor der Dresdener Bank. Silbereisen, Kooperator. Stegmann, Oberpostrat a. D. Fritz Steyrer, Hofrat, Direktor der Bayer. Handelsbank. Timm, Arbeitersekretär, M. d. L. Karl Wild, Kommerzienrat. Frl. Willich. Zentz, Kommerzienrat.

Spenden werden entgegengenommen bei den Zahlstellen der Orts- und Bezirksausschüsse sowie bei allen bayerischen Banken und Postanstalten.

Aufruf!

Seit wir uns vor vier Wochen an die Einwohnerschaft Münchens mit der Bitte um die Abgabe getragener Männeranzüge gewandt haben, **wetteifern alle Kreise der Bevölkerung in der Ablieferung ihrer entbehrlichen Kleidungsstücke,** um den **sozialen Zweck der Sammlung** erreichen zu helfen. Herzlichster Dank und vollste Anerkennung sei Allen hiemit gezollt, die in großherziger Weise ihren Teil beigetragen haben, um den dringendsten Bedarf in der Bekleidung der erwerbstätigen Bevölkerung zu decken

Unsere wichtige Aufgabe ist jedoch damit noch nicht gelöst. Denn nicht minder groß ist der

Mangel an Frauenkleidung

bei der arbeitenden, in dienender oder beruflicher Stellung tätigen weiblichen Bevölkerung, die kaum mehr in der Lage ist, sich Kleider zu erschwinglichen Preisen zu beschaffen.

An die

Münchener Frauen,

die schon so viele Male Opfersinn und Gebefreudigkeit im reichsten Maße bewiesen, wenden wir uns heute mit vollem Vertrauen. An die wohlhabenden und wohlversorgten Kreise ergeht unsere

herzlichste Bitte:

Gebt uns von Euren entbehrlichen Stücken! In Schränken und Laden habt Ihr noch manche Röcke und Blusen, Kleider und Mäntel, vielleicht auch unmoderne Sachen, die Ihr nicht mehr tragt, die aber anderen viel nützen können. Ueberlaßt sie uns: **Es warten darauf viele fleissige Frauen, deren Männer draussen an der Front kämpfen und bluten für die Sicherheit unserer Heimat und viele andere, die in schwerer Mühsal ihr Brot im öffentlichen Dienste, in Fabriken, Werkstätten und in der Alltagsarbeit für sich und ihre Familie verdienen.**

Deutsche Frauen,

die Ihr fühlt mit der Sorge Eurer Volksgenossen, legt Eure Gaben nieder, gerne und freiwillig, aus Liebe zur Heimat und zur Ehre des deutschen Vaterlandes!

Alle brauchbaren Kleidungsstücke werden, soferne sie nicht schenkungsweise abgegeben werden, gut bezahlt; **die Sammlung beginnt am 10. Juni 1918** und dauert zwei Wochen, während deren

10% Zuschlag

auf den Schätzungsbetrag besonders vergütet werden.

Sämtliche eingehenden Sachen werden

nur an die Bevölkerung von München-Stadt

und zwar

ohne jeden Preisaufschlag zum reinen Einkaufs- bezw. Schätzungswerte abgegeben.

Die Sammlung ist im Pettenbeckhause, Pettenbeckstr. 8.

München, 6. Juni 1918.

Stadtmagistrat München.



Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: J. V.: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hemmelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich ℳ 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf. Beilagen einschl. Postgebühren ℳ 12 d. Tausend. Teuerungszuschlag 25 %. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 26. München, 29. Juni 1918. XV. Jahrgang.

Unser Elsaß!

Gedanken über die elsässische Frage.

Von Rechtsanwalt Dr. iur. Otto *Hipp*, Lt. d. R.

Hoch oben auf einem zerschossenen, von Granaten und Minen durchwühlten Berge der heißumkämpften Vogesen! Tief unten liegt das herrliche Münstertal, im Hintergrund der weichgeschwungene, blauviolett dämmernde Grenzkamm; nur ab und zu grollt in der Ferne vereinzeltes Artillerie- und Minenfeuer. Deutsches Elsaß, wir haben standgehalten! Man kommt ins Träumen. *Gibt es überhaupt eine elsässische Frage?*

Seit drei Jahren stehe ich nun bei einer Kampfstruppe im Elsaß, kam in den Ruhezeiten in den elsässischen Weindörfchen zusammen mit allen Schichten der Bevölkerung, sprach in den Städten und Märkten mit hochgebildeten Elsässern der ersten Kreise, mit Beamten und Aerzten, mit Lehrern und Geistlichen der beiden christlichen Konfessionen und es drängt mich, das auszusprechen, was ich auf Grund dieser jahrelangen Erfahrungen und nüchterner, objektiver Beobachtung für ein Bild gewonnen habe von der elsässischen Frage.

Das Elsaß ist deutsch. Es ist nur zu wenig bekannt, daß sich das Elsaß mit ungeheurer völkischer Kraft rund 150 Jahre gegen das Aufgehen in Frankreich gewehrt hat. Das ist um so bemerkenswerter, als Frankreich den Vorteil eines geschlossenen, straffen Nationalstaates für sich hatte, während Deutschland in seiner kläglichen Zerrissenheit und politischen Ohnmacht wenig Verlockendes für völkische Treue hatte. Und doch hat sich das Elsaß mit aller Kraft der Französisierung entgegengestemmt. Ueberhaupt hatte das *rein deutsche Nationalbewußtsein* schon in früheren Jahrhunderten im Elsaß eine Hochburg wie kaum sonstwo in Deutschland. Beatus *Rhenanus* schrieb mit anderen Mitarbeitern die *erste deutsche Nationalgeschichte.* Die großen *Elsässer Humanisten* waren die ersten Vorkämpfer des Gedankens von einem reinen, vom römisch-deutschen Kaiserreich unabhängigen *Deutschtum.* Aber das Elsaß ist ein eigener Stamm mit *berechtigter Stammeseigenart.* Der Elsässer ist zunächst durchweg in seinem Wesen sehr zurückhaltend. Alte, gute Familientraditionen, vornehme Lebenshaltung werden sehr gepflegt. Diese an sich schon in der Natur des Elsässers liegende Zurückhaltung und Abschließung in seinen engeren Familien- und Freundeskreis wird dann noch erheblich stärker, wenn man ihm unter Verletzung der altgewohnten guten Formen mit derben Nagelschuhen in seine Häuslichkeit getrampelt kommt. Das legt man ihm dann wieder in Unkenntnis der Ursachen gar manchmal aus als übertriebenen Stolz, ja als undeutsche Abneigung gegen Altdeutschland. Ueberhaupt war und ist man gar leicht bei der Hand, dem Elsässer mangelnden Patriotismus vorzuwerfen; was mußte dazu nicht alles herhalten: Blumenthal, Wetterlé und Konsorten; französisierende Schreier und Hetzer, von denen das Volk nichts wissen will, einzelne für sich abgeschlossene Grenzgemeinden welschen Stammes, uralte Familienbeziehungen der alteingesessenen Familien zu Frankreich und sonst noch alles Mögliche.

Man darf nicht vergessen, daß das elsässische Volk, wenn auch kerndeutschen Stammes, doch eine *zweihundertjährige französische Vergangenheit* hinter sich hat und erst 45 Jahre des neuen Deutschen Reiches! Die zwei Jahrhunderte Franzosenzeit lassen sich nicht hinwegwischen wie ein Kreidestrich von einer Tafel. Das gab weitverästelte Familienbeziehungen tief hinein nach Frankreich und tief hinein nach Deutschland, und wenn dabei gewisse Sympathien für Frankreich entstanden sind, so ist das auch unter der deutschen Herrschaft noch kein Unrecht. Man kann sehr wohl bei vollem eigenem Staatsbewußtsein und zweifelsfreiester Vaterlandsliebe irgendwelche berechtigten sympathischen Empfindungen für ein Nachbarland haben, mit dem man durch weit zurückreichende Kulturbeziehungen Berührungspunkte hat. Solche freundschaftlichen Gefühle haben gerade wir Süddeutsche von jeher sehr tiefgehend gehabt zu Oesterreich und lange Zeit das ganze deutsche Volk zu unserem liebwerten Erbbundesgenossen Italien. Daß dabei auch für den Elsässer das Urteil eines jeden Deutschen über Frankreichs Haltung bei der Entstehung des Weltkrieges unberührt bleibt, ist selbstverständlich.

Wohl niemand im ganzen Elsaß oder nur eine verschwindende Minderheit hat einen Krieg gewünscht, um zu Frankreich zurückzukommen. Das Elsaß weiß ganz genau, was es als *Grenzland bei einem Kriege* zu fürchten hat. Allein über diesen reinen Nützlichkeitsstandpunkt hinaus sind nicht nur alle wirtschaftlichen Interessen, die der Industrie, des Arbeiters, des Bauern, des Weingutsbesitzers usw. beim Deutschen Reich, *auch völkisch und der inneren Gesinnung nach fühlt sich das ganze elsässische Volk in seiner überwältigenden Mehrheit als treuen, untrennbaren Bestandteil des Deutschen Reiches.* Niemand leugnet die bedauerlichen *Ausnahmefälle* von deutschfeindlicher Gesinnung. Aber es sind wirklich nur von der großen Masse des Volkes verurteilte Ausnahmen; ehrlose, käufliche Verräter gibt es schließlich überall; auch im Osten hat es solche gegeben. Sicher ist auch manches ungeheuer *übertrieben* worden; wie es immer geht. Das Schlechte, Traurige, das Unheilvolle wird erzählt und immer wieder erzählt. Von dem tausendfältigen Guten und Schönen spricht kein Mensch; warum? weil es eben das Natürliche, das Selbstverständliche, das Regelmäßige ist. Wenn einmal die Geschichte des Krieges geschrieben ist, dann werden nicht nur die Verräter gebrandmarkt dastehen, sondern auch mit Ehren die elsässischen Heeresangehörigen, die ganzen Regimenter genannt werden, die sich geschlagen haben so gut und so tapfer und dasselbe deutsche Blut vergossen haben, wie jeder andere deutsche Bruderstamm!

Daß *kein wirklicher, grundsätzlicher Stammesgegensatz* besteht zwischen Elsaß und Altdeutschland, kein Deutschenhaß, wie man manchmal zu behaupten wagte, daß auch das elsässische Volk kein „fremdes" Volk ist im Deutschen Reiche, das beweisen auch die zahlreichen wechselseitigen Eheschließungen, besonders zahlreich auch während des Krieges. Ein so seiner Eigenart bewußtes Volk wie das elsässische hätte sich strenge gegen jede Vermengung mit nichtelsässischen Bestandteilen abgeschlossen, wenn wirklich ein tiefgehender Gegensatz zu Altdeutschland vorhanden gewesen wäre. Zweifellos wäre diese friedliche Durchdringung des Elsaß noch viel weitgehender, viel erfolgreicher gewesen, wenn in das Elsaß in früheren Zeiten als Beamte und Offiziere *mehr süddeutsche Katholiken* geschickt worden wären. Denn der weit überwiegende katholische Volksteil des Elsaß ist auch in seiner Lebenshaltung gut katholisch und lehnt aus religiösem Empfinden Mischehen ganz entschieden ab auch da, wo der Gegensatz zwischen norddeutscher und süddeutscher Eigenart zu überbrücken gewesen wäre.

Bei dieser Gelegenheit gleich ein paar Bemerkungen über den *elsässischen Klerus!* Ein in Frankreich erzogener Geistlicher sagte mir vor kurzem, wenn vor dem Kriege eine

Umfrage gehalten worden wäre unter den Geistlichen über die Zugehörigkeit zu Frankreich oder Deutschland, so hätten sicher neunzig vom Hundert für das Deutsche Reich sich entschieden. Von demselben Herrn wurde mir von glaubwürdiger Seite der Ausspruch erzählt, er wolle lieber im deutschen Elsaß ein einfacher Dorfpfarrer sein als in Frankreich Domherr. Mit ganz verschwindenden Ausnahmen brachte sich Frankreich ja selbst durch seine Kirchenpolitik um alle Sympathien beim katholischen Klerus. Wenn es hier die deutsche Politik nicht verstanden hat, diese Gelegenheit klug auszunützen und sich gerade im katholischen Klerus einen festen und treuen Rückhalt der nationalen Politik zu verschaffen, so ist es nicht Schuld des elsässischen Klerus. Wetterlé und seine Politik wurde von den allermeisten seiner Standesgenossen entschieden verurteilt. Aber was z. B. bei den Wahlen tun? Neben einem Kandidaten von der Richtung Wetterlé als Gegenkandidaten gar oft ein extrem liberaler, verbissener Katholikengegner oder ein radikaler Sozialdemokrat. Da blieb der katholische Geistliche dann am liebsten neutral. Die hochwohlweise Regierung aber verhandelte vor den Wahlen ihrerseits mit den Herren Blumenthal und Wetterlé und treudeutsch gesinnte überzeugte Katholiken, Geistliche und Laien, die mit Unterstützung der Regierung es wohl gewagt und auch erreicht hätten, die Herrschaft der Herren um Wetterlé zu brechen, ließ man mit einem Achselzucken links liegen. Da braucht man sich dann wirklich nicht zu wundern, wenn allmählich die besten Köpfe unter den Katholiken von der Politik nichts wissen wollten und die Regierung mit Elementen sich abraufen ließen, die diese sich selbst großgezogen hatte.

Ueberhaupt nun zur Kehrseite der elsässischen Frage: was hat man denn getan und geleistet, um das Elsaß für Deutschland zu gewinnen, mit seinem Herzen zu gewinnen? Gewiß manches Gute und Rühmliche; gewiß gab es wiederholt hervorragende Beamte im Elsaß, die auch das Volk zu verstehen trachteten. Aber das ist alles nicht genug. 45 Jahre sind eine sehr kurze Spanne Zeit im Leben eines Volkes. Sie können unter besonders günstigen Verhältnissen dann einen entscheidenden Einfluß üben auf das ganze Wesen eines Volkes, wenn in dieser Zeit eine einheitliche, nicht schwankende, starke, aber gerechte Politik durchgeführt wird. Aber die elsässische Politik zeigt ein beständiges Schwanken, Versuchen und Wechseln. Ein paar Jahre Zuckerbrot; und weil da noch nicht alles gut war, ein paar Jahre die Peitsche. Dann hielt man es wieder an der Zeit, neuerdings es im guten zu versuchen. So ging es beständig hin und her. Und vor allem, man hat dem Volk als Ganzem kein Vertrauen entgegengebracht. Wenn ein Volk merkt, daß man ihm kein Vertrauen schenkt, dann fühlt es sich innerlich auch nicht verpflichtet, ein Vertrauen zu rechtfertigen, das ihm gar nicht dargebracht wird. Sogar während des Krieges hat man es noch vielfach elsässischen Heeresangehörigen, ganz abgesehen von militärisch berechtigten, wenn auch nicht angenehm empfundenen Maßnahmen, in unnötiger, ja verletzender Weise fühlen lassen, daß man ganz generell zur Reichstreue des elsässischen Volkes kein genügendes Zutrauen habe. Was da an edelster, treudeutscher Begeisterung in den Herzen so mancher jungen Männer vernichtet worden ist, läßt sich gar nicht ermessen! Wie will man sich bei all dem dann bei einem ganzen Volk wundern, wenn nicht alles so steht, wie es sein sollte und sein könnte? Der Elsässer fühlte sich während der ganzen Zeit nur als Objekt der Herrschaft, an dem man die verschiedensten Regierungsgrundsätze ausprobierte und den man dann gleichsam unter einem Käfig betrachtete, ob er nun endlich genügend deutsch dressiert sei. Man glaube nicht, das sei übertrieben. In hunderten von Gesprächen mit treudeutschen Elsässern kann man immer nur das tiefe Bedauern hören, daß man gar so wenig Rücksicht genommen habe auf die berechtigte Eigenart des elsässischen Volkes. Und wenn man es dann in gewissen Zeiten im guten versuchte, dann verfiel man in das doppelt schädliche Extrem, nicht selten gerade die Kreise zu hofieren, die für immer unbekehrbar sind, die nicht das Elsaß sind, und die dann das Elsaß in Altdeutschland in den schlechten Ruf gebracht haben, den das wahre elsässische Volk wirklich nicht verdient!

Bei der Besetzung der Beamtenstellen wurde viel zu sehr das stammesverwandte süddeutsche Element ausgeschaltet. Mit dem guten Willen allein ist es bei so schwierigen Verhältnissen nicht getan. Männer, ganze Männer hätte das Elsaß mehr gebraucht, Männer mit tief menschlich empfindendem Herzen, mit feinem Verständnis für das ganze Wesen des Volkes. Niemand würde es wagen, einen noch so bewährten Landrat aus dem nördlichen Preußen als Bezirksamtmann etwa ins bayerische Oberland zu setzen. Der Mann hätte bei allem guten Willen nach zehn Tagen schon das schönste Haberfeldtreiben, weil er das Volk nicht versteht und das Volk ihn nicht. Im Elsaß aber hat man, zum Teil bewußt, zum Teil unbewußt, sehr wenig Rücksicht auf derartige doch so unendlich wichtige Imponderabilien genommen. Nun taucht ausgerechnet während des Krieges noch ein Verein „Westmark" auf, der mit ostpreußischen, protestantischen Kolonisten das Elsaß „verdeutschen" will! Auch in der Behandlung des elsässischen Nachwuchses wurde schwer gefehlt. Zuerst hielt man den Elsässern vor, es sei aus dem eigenen Land kein genügender Nachwuchs da an Akademikern usw. Als dann die jungen Elsässer auf deutschen Hochschulen zahlreich studierten und sich Berechtigungen erwarben, hatte man für allzu viele keine Stellen im eigenen Heimatlande. Da ist es dann nicht erstaunlich, wenn gerade unter den jüngeren Elsässern die Stimmung vielfach mehr verbittert ist als unter den noch zur Franzosenzeit Geborenen, und wenn sich vielfach die Elsässer — darunter gewiß nicht die schlechtesten Deutschen! — gekränkt und als Staatsbürger zweiten Ranges behandelt fühlen. Es ist wirklich aller Ehren wert, wie unter diesen Verhältnissen und noch dazu unter den Nöten und Schrecken des Krieges die Elsässer noch willig im vierten Kriegsjahr die ungeheueren Kriegslasten tragen. Nicht leicht in einem anderen Landesteil werden unsere Truppen auch jetzt noch immer so gut aufgenommen, als wie in vielen Gegenden im Elsaß. Seit vier Jahren ununterbrochen Einquartierung; seit vier Jahren der Bürger und Bauer nicht mehr Herr im eigenen Haus; die Felder und Fluren vielfach unbestellt oder verwüstet. Aber ohne Murren, ohne Klagen, ja stets noch mit herzlicher Freundlichkeit, mit liebevoller Fürsorge wird fast ausnahmslos der deutsche Soldat aufgenommen im elsässischen Hause. Besonders bayerische und württembergische Landwehr hat vielfach eine wahre Kriegsheimat gefunden in ihren regelmäßigen Ruhequartieren nach Ablösung aus den Stellungen. Der Altdeutsche, vor allem der Süddeutsche, hat den Elsässer kennen und schätzen gelernt, seitdem er in der Not des Krieges mit dem elsässischen Volk, so wie es wirklich ist, vertraut geworden ist. Das Elsaß ist kein uns fremdes Volk, es ist deutsches Brudervolk!

Trotzdem, was wurde während des Krieges immer noch übersehen! Wie lange dauerte es, bis man einmal energisch eintrat für die elsässischen Verschleppten! Wie hat man — und mit Recht! — in ganz Deutschland begeisterte Anteilnahme erweckt für die Leiden Ostpreußens, für die dortigen Verschleppten! Auch das Elsaß hat seine zerstörten Städte und Märkte; auch das Elsaß hat seine Verschleppten, die jahrelang in Frankreich den härtesten Bedrückungen ausgesetzt waren, aber es wartete sehnsüchtig und schmerzerfüllt nach einer überwältigenden Sympathiekundgebung des ganzen Altdeutschlands. —

(Schluß folgt.)

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Erschöpfungskrieg.

Clemenceau hat neulich zugestanden, die Franzosen und die Engländer erschöpften sich. Er könnte jetzt hinzufügen: die Italiener auch.

Die Franzosen wittern die verhängnisvolle Erschöpfung; sie machen sich immer mehr, auch wenn Hindenburg pausieren läßt, auf den Vormarsch der Deutschen bis Paris und in Paris hinein gefaßt. Ihre Heeresberichte, die Kamele verschlucken und Mücken aufblasen, ziehen nicht mehr.

Die optimistischen Heeresberichte der Italiener werden bald auch nicht mehr verfangen. Der Vorstoß der Oesterreicher geht freilich nur langsam vor sich, da am Brentaflügel die Berge, an dem Piaveflügel Sümpfe, Regen und die Anhäufung von italienischen Reserven den Gang verzögern. Aber die Oesterreicher haben doch schon den größten Teil des westlichen Piaveufers in der Hand, halten den beherrschenden Höhenrücken von Montello zu drei Vierteln besetzt und sind bis an die Lagunen von Venedig vorgedrungen. 40 000 Gefangene in fünf Tagen — das läßt tief blicken.

Der Erschöpfungsprozeß an der Westfront wird grell beleuchtet durch die Vierteljahresbilanz, die unsere Heeresleitung aufgestellt hat. Nach zuverlässiger, vorsichtiger Schätzung haben die Feinde dort vom 21. März bis 21. Juni an Toten, Verwundeten und Gefangenen rund 1 Million verloren. Das läßt sich nicht ersetzen, auch nicht durch die Amerikaner, selbst wenn sie noch rechtzeitig herüberschwimmen könnten.

Auf der Suche nach Hilfe.

„Die Amerikaner kommen!" Das wird amtlich und marktschreierisch verkündet zur Beschwichtigung der geängstigten Völker. Aber die Machthaber haschen unterdes auch nach andern Hilfsmitteln. Einesteils spekuliert man auf revolutionäre Bewegungen in Oesterreich, anderenteils auf die Verführung Rußlands zu einem neuen Kriegszuge. Kein Geld, keine Agenten, keine List wird gespart, um die militärisch unbezwingbare Macht unseres Bundesgenossen von innen aus zu untergraben und die unkriegerische Sowjet-Regierung durch irgendeine Gegenrevolution zu stürzen. Das Treiben in Rußland ist so arg geworden, daß die Regierung schon einen halbamtlichen Protest gegen die Eingriffe der Entente losgelassen hat, der etwas bedenkliche Anklänge an einen Notschrei hat. Schwere Sorgen scheinen den Moskauern die tschechisch-südslawischen Legionäre zu machen, die in dem entwaffneten Rußland sich noch umhertreiben und in Sibirien beträchtliche Erfolge erringen konnten. Zugleich berichten die Oesterreicher, daß sie in Italien tschechische und südslawische Soldaten gefangen genommen und dem Kriegsgericht überwiesen haben. In Italien hatte man ja auch jüngst ein Verbrüderungsfest mit diesen Verrätern gefeiert. Der Zusammenhang zwischen den Kriegstreibereien in Rußland und den revolutionären Agitationen in der habsburgischen Monarchie tritt klar zu Tage.

Den russischen Gährungsprozeß können wir mit Gemütsruhe betrachten, denn auch im Falle einer Gegenrevolution würde kein neues Kriegsheer aus der Erde zu stampfen sein, das uns gefährlich werden könnte. Mehr Sorge machen uns

die inneren Schwierigkeiten Oesterreichs.

Der Opposition der Tschechen und Südslawen würde man leicht Herr werden können, wenn nicht die Polen an diesem Schadenfeuer ihre Suppe zu kochen suchten. Sie bestanden unerbittlich auf dem Sturz des Ministeriums Seidler in einem Augenblick, wo das Lebensinteresse der Monarchie die Stabilität der Regierung und die Flottmachung des Parlaments gebieterisch fordert. Sie wollen die Vereinigung mit dem Königreich Polen, die sog. austropolnische Lösung mit Gewalt erzwingen und übersehen dabei, daß dieses rücksichtslose Vorgehen in Deutschland das größte Mißtrauen erwecken muß. Wir bringen ja gern dem Bundesgenossen jedes Opfer, das uns möglich ist. Aber die Sicherheit unserer Ostgrenze müssen wir unbedingt im Auge behalten und ebenso darauf bedacht sein, daß nicht ein Keil sich bildet, der das Bündnis der beiden aufeinander angewiesenen Kaisermächte sprengen könnte.

Die brüderliche Hilfsbereitschaft Deutschlands zeigte sich neuerdings gegenüber der österreichischen Brotnot, die in Wien zur Herabsetzung der Mehlquote auf die Hälfte führte. Im dortigen Rathause suchte man im ersten Aerger die Schuld auf Deutschland zu schieben, als ob dieses seinen Verpflichtungen zur Versorgung Oesterreichs nicht nachgekommen wäre. In Wirklichkeit hatte sich Deutschland in keiner Weise zu eigener Lieferung verpflichtet oder solche versprochen; das war ja auch von vornherein unmöglich, weil unsere Regierung schon längst die Verkürzung der deutschen Brotration angekündigt und seit dem 15. Juni in Kraft gesetzt hatte. Deutschland hatte freilich die Leitung der Getreidebezüge aus der Ukraine in die Hand genommen und von diesen Zufuhren dem verbündeten Staat die größere Hälfte in Aussicht gestellt. Nun blieben aber die Sammlung und die Ausfuhr aus der Ukraine, Bessarabien und Rumänien im Rückstande wegen der dortigen wirren Verhältnisse. Diese höhere Gewalt mußten sich beide Interessenten gefallen lassen. Wenn Oesterreich davon empfindlicher berührt wurde als Deutschland, so liegt es wohl daran, daß man dort vertrauensseliger sich auf den Zuschuß von Osten her verlassen hat. Wir haben so sparsam und vorsichtig gewirtschaftet, daß wir mit der Verkürzung um 20 Prozent bis zur neuen Ernte auskommen können. Auf den Hilferuf der enttäuschten Oesterreicher konnten wir freilich aus unserem Volksvorrat nichts abgeben, aber die Heeresverwaltung hat ein Uebriges getan, indem sie aus der Militärreserve 5000 Tonnen nach Wien geschickt hat. Vorschußweise unter dem Versprechen, daß aus der jenseitigen Früherernte bis 15. Juli zurückgeliefert wird. Angesichts dieser brüderlichen Leistung wird wohl die Verdächtigung, als ob Deutschland seine Pflicht versäumt habe, keinen Boden finden. Man sollte aber so etwas auch im ersten Aerger nicht aussprechen, da es nur den Feinden Freude machen kann, die auf Sprengung des Bündnisses hinarbeiten.

Von diesem Gesichtspunkt aus war es auch nicht opportun, daß Graf Tisza im ungarischen Parlament scharf polemisierte gegen ein Interview des deutschen Vizekanzlers v. Payer, das er mißverständlich ausgelegt hatte. Es fällt bei uns zu Lande niemanden ein, in die staatsrechtlichen Verhältnisse Ungarns oder dessen landwirtschaftliche Interessen einzugreifen. Tisza hat auch seine bewährte Bündnistreue kräftig betont; doch hätte er die öffentliche Verwahrung gegen eingebildete Gefahren sich lieber sparen sollen, bis amtliche Vorschläge Deutschlands über die künftigen wirtschaftlichen und politischen Verträge vorliegen.

Rumänien und Bulgarien.

Die Rücksicht auf die Bundesgenossen machte sich auch geltend, als der rumänische Friedensvertrag im Deutschen Reichstag zur ersten Besprechung gelangte. Das vorläufige Kondominium in der Norddobrudscha wurde beklagt, aber der Staatssekretär v. Kühlmann vermochte diesen provisorischen Notbehelf geschickt zu verteidigen, ohne den Bulgaren oder den Türken, deren Verständigung abgewartet werden soll, irgendeinen Anstoß zu geben.

Inzwischen hat diese Angelegenheit wesentlich mitgewirkt bei dem Ministerwechsel in Sofia. Der bewährte Radoslawow ist zurückgetreten, weil die Opposition aus der Vertagung der Dobrudschafrage und der Ansprüche der Türkei zu viel Nahrung saugen konnte. Das neue Ministerium Malinow hat etwas mehr russischen Anstrich, aber einen Kurswechsel braucht man nicht zu befürchten, da sowohl die Person des Königs (vgl. dessen Telegramm an Kaiser Wilhelm) als auch die tatsächlichen Verhältnisse das Festhalten am Bündnisse gewährleisten. Wahrscheinlich hat König Ferdinand dem Personenwechsel in der Absicht zugestimmt, um die türkischen Unterhändler etwas nachgiebiger zu stimmen.

Eine Kriegsrede Balfours.

Im englischen Unterhause mußte die Regierung einen sehr kräftigen Vorstoß des Friedensfreundes Snowden abwehren, wobei Balfour die unerbittliche Kriegspolitik mit vielen Worten und schlechter Logik zu verteidigen suchte. Es ergibt sich daraus, daß die gegenwärtigen Machthaber von Friedensverhandlungen oder irgendwelcher Nachgiebigkeit nach wie vor nichts wissen wollen und ihre Völker immer weiter an die Schlachtbank treiben mit dem albernen, aber leider vielfach geglaubten Schreckensruf, Deutschland erstrebe die „Weltherrschaft". Es ist nichts so dumm, in diesem Lügenkrieg findet es sein Publikum.

Des Statthalters Christi Weltopfer.

(Zum 29. Juni 1918.)

Schweigsamer Gott! Unermessliche menschliche Wehen
Fliessen auch uns unermüdlich ermahnen und flehen:
Pax sit vobiscum! — Doch irdische Mittel versagen,
Hilfe nur hofft noch von Dir unser väterlich Klagen.
Niedergebrochen die Welt. Hass und Zwietracht regieren.
Eines verbleibt uns unfehlbar Dein Mitleid zu rühren:
Christus, die Hostie der Liebe! Die Menschheit zu schonen,
Sei sie geopfert von uns und des Erdballs Millionen!:

Mächtiger Gott! Lass verstummen den Sturm auf den Meeren,
Eintrachtsgedanken verleih' Du den Führern und Heeren!
Kräftige neu die erlöschende Liebe bald wieder,
Dass Deine Kinder im Kuss sich erkennen als Brüder!
Gütiger Gott! Gib in Gnaden das Gut uns der Güter,
Ruhe, den lindernden Trost der betrübten Gemüter!
Strahlend durchs Schlachtgewölk möge der Bogen erscheinen,
Dass endlich gottversöhnt singen Te Deum die Deinen!
Heiliger Gott! Wie die Grösse des Unheils auf Erden,
Also lass Heil, paradiesische Seligkeit werden!
Friedlose fleh'n wir in Ehrfurcht Deine vornehmsten Namen:
Friedfert'ger, Friedensfürst, fert'ge den Frieden uns, Amen!

Alfred Wlotzka. S. V. D.

Das Ergebnis des Kriegsrates von Versailles.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Der am 2. Juni in Versailles abgehaltene Kriegsrat hat beschlossen, im Anschluß an Lansings Erklärung den Tschechoslowaken und den Südslawen seine Sympathien auszudrücken. Hinter dieser amtlich verbreiteten Note verbirgt sich die Entscheidung in einem erbitterten Ringen, das seit drei Jahren sich zwischen Italien einerseits und dem serbisch-südslawisch-tschechischen Irredentisten-Komitee anderseits abspielte, eine Entscheidung, die aber das Entgegengesetzte dessen ist, was man vielfach aus jener Note herausgelesen hat.

In Versailles sahen sich England und Frankreich von Italien vor die Wahl gestellt, sich entweder für dessen weitere Bundesgenossenschaft oder unter Verzicht auf diese für die im Pakte von Korfu umschriebenen Forderungen der Pasic-Trumbicschen Koalition zu entscheiden. Und Tatsache ist, daß die südslawischen Forderungen fallen gelassen wurden. Jeder nüchterne Realpolitiker mußte das übrigens voraussehen. Für die Entente besitzen heute nur mehr jene Mächte Geltung, die noch militärischen Wert aufweisen können. Italien hat immer noch eine gewaltige Truppenmacht auf den Füßen, es verfügt über reichliches Kriegsmaterial trotz des nicht geringen Aderlasses vom vergangenen Spätherbste, es besitzt auch eine Flotte, mit der gerechnet werden muß. Durfte und konnte da überhaupt der englisch-französische Zweiverband in seiner gegenwärtigen Lage sich den Luxus erlauben, das Londoner Abkommen zu zerreißen und Italien seine volle Handlungsfreiheit wiederzugeben? Solches bedeutete aber die Zumutung, die man Italien jüngst noch machte. Der ursprüngliche Dreiverband hat seinerzeit unbedenklich und nur das eine Ziel ins Auge fassend, Italien vom Dreibunde loszureißen und auf seine Seite zu bringen, das im Gegensatze zu den serbisch-slawischen Aspirationen stehende Abkommen vom 26. April 1915 unterzeichnet. Er mochte wohl gedacht haben, die Wechselfälle des Krieges würden schon eines Tages die Möglichkeit bieten, die widerstreitenden Interessen, auf die man sich unklugerweise verpflichtet hatte, irgendwie in Einklang zu bringen und für die Enttäuschung des Betrogenen ein Pflaster zu finden. Man versprach Italien ohne weiteres ganz Istrien, Dalmatien und die dem Ostufer des Adriatischen Meeres vorgelagerten Inseln, also ausschließlich von Slawen bewohntes Gebiet. Seit dem Juni 1917 nun läßt sich ein starker Druck nachweisen, der von Paris und London aus auf die römische Regierung ausgeübt wurde, um sie zu einer Revision und Reduktion jenes Abkommens zu veranlassen. Seine Verstärkung und Wiederholung tritt uns in der Rede Lloyd Georges und der Botschaft Wilsons vom vorigen Januar entgegen, während der Gipfelpunkt im vergangenen Mai erreicht worden sein dürfte. Es war der Werbearbeit des südslawisch-tschechischen Komitees Paris-London gelungen, die französischen und englischen Staatsmänner von der Berechtigung der Komiteeforderungen zu überzeugen und den Nachweis zu erbringen, daß, was man Italien verbürgt hatte, ein Faustschlag ins Angesicht des Nationalitätsprinzips war. Aber Italien hatte beizeiten vorgebaut. Stellt doch das Londoner Abkommen in der Gesamtheit seiner sechzehn Punkte den Preis dar, um den Italien sich zur Teilnahme am Kriege auf der Ententeseite verpflichtete. Jede Vertragsverletzung mußte daher Italien seine volle Handlungsfreiheit wieder zurückgeben. Es konnte somit nur bei Italien allein liegen, eine Preisermäßigung herbeizuführen.

Was dessen Bundesgenossen zu dem Versuch veranlaßte, Italien dazu zu bewegen, war vorzugsweise die Kriegslage. Das genannte Komitee Paris-London hatte die militärische Hilfe, welche die Tschechen durch ihre Verrätereien im Kriege gegen Rußland bereits geleistet hatten, und welche ein Aufstand der Südslawen in diesem kritischen Augenblicke den Westmächten als entlastender Faktor bringen mußte, in möglichst grellen Farben gemalt. Die sich zunehmend verschlimmernde Lage der Verbandsmächte auf ihren Kriegsschauplätzen ließ die vorgespiegelte Hilfe von zunehmend größerem Werte erscheinen. Gleichfalls aber konnte man sich in Paris und London der Einsicht nicht verschließen, daß der Gedanke, im Falle des Gelingens des Revolutionsplanes und im Zusammenhange damit des Ententesieges unter italienische Herrschaft gelangen zu müssen, die slawische Bevölkerung jener umstrittenen Gebiete niemals veranlassen würde, sich in die blutigen Unkosten eines Aufstandes zu stürzen. Ohne einen Verzicht Italiens war also die ganze Sache unausführbar. Neben der verzehnfachten Agitation der italienischen Freimaurerpresse, welche der Weisung des internationalen Pariser Kongresses vom Juni 1917 gehorchte, mag wohl hinter den verschlossenen Türen der Kabinette manches sich vollzogen haben, was vielleicht erst in jenen Tagen bekannt wird, da nach der endgültigen Niederlage die Verbandsmächte sich gegenseitig für dieselbe verantwortlich machen werden. Manches aber ist doch auch öffentlich in Erscheinung getreten. Ausgerechnet die große offizielle Feier, mit der London die Wiederkehr des Jahrestages der italienischen Kriegserklärung beging, hat der offizielle Festredner, der Unterstaats-Sekretär des Auswärtigen Amtes Lord Robert Cecil, sich ausgesucht, um Italien dringend ins Gewissen zu reden, den „weisen, klugen und mäßigen“ Forderungen des römischen „Kongresses der von Oesterreich-Ungarn unterdrückten Völkerschaften“ zu weichen und auch den slawischen Völkern gegenüber jenes Nationalitätsprinzip zur Geltung kommen zu lassen, auf Grund dessen Italien selbst seine Einigung vollzogen hat. Es war eine sehr starke Prise, die hier den Herren Orlando und Sonnino geboten wurde. Daß Italiens Verzicht sich sogar auf Triest erstrecken sollte, ist auch gerade kein Geheimnis mehr, denn sonst wären Barzilais Worte in der Kammersitzung vom 1. Juli 1917, daß Trient und Triest für Italien unzertrennlich seien, ebenso unverständlich, wie der Notschrei des gequälten Orlando bei der Feier in Rom am 25. Mai 1918. Einem so hohen Gaste, wie dem Prinzen von Wales, der eigens zu jener Feier nach Rom gekommen war, pflegt man sonst nicht unterschriftlich eingegangene Verpflichtungen ins Gedächtnis zu rufen! Konnte, so müssen wir uns fragen, Italien denn überhaupt nachgeben? Würde nicht ein Verzicht, wie ihn seine Bundesgenossen von ihm erwarten, eine wahre Explosion der Erbitterung und des Unwillens hervorrufen müssen, dessen Folgen unberechenbar wären? Was bliebe denn nach einem Verzichte auf die von Slawen bewohnten Gebiete vom Londoner Abkommen noch übrig? Wofür wären denn dann die furchtbaren Opfer gebracht, die der nun über drei Jahre währende Krieg Italien auferlegte? Was bliebe von allen Kriegszielen Italiens noch übrig, das in den Augen des Volkes einigermaßen die Last des Krieges wert wäre? Das Trentino allein! Also viel weniger, als was Oesterreich-Ungarn seinerzeit kampflos zuzugestehen bereit gewesen wäre. Für den Dodekanes, Adalia und eine Grenzberichtigung in Somaliland aber würde das italienische Volk sich niemals soweit erwärmt haben, daß ihm auch nur geringe Opfer gerechtfertigt erschienen. Und wie, wenn Italien dennoch verzichtete und die Entente unterläge? Wie, wenn die geplante südslawische Revolution fehlschlüge? Wem käme dann der Verzicht zugute? Doch wohl Oesterreich-Ungarn! Und ist es denn wirklich wahr, was die Benesch, Stephanik, Trumbic, Hinkovich glauben zu machen suchten, daß hinter ihnen „ihre“ Völker stehen? Bisher hat nur die italienische Presse des freimaurerischen Konzerns auf dieses Dogma geschworen.

So lagen die Dinge, als unter der Wucht des deutschen Vorstoßes an die Marne der Kriegsrat in Versailles zusammentrat. Sonnino, sonst kein Freund von Reisen ins Ausland, erschien selbst, um Italiens Sache zu vertreten. Das Ergebnis der Beratung kennen wir. So gering es erscheinen mag, es reicht dennoch vollauf hin, um mit Sicherheit erkennen zu lassen, daß der italienische Standpunkt, auf nichts zu verzichten, gesiegt hat und daß es bei den Vereinbarungen des Londoner Abkommens bleibt. Die Erwartung des tschechisch-südslawischen Komitees hat sich nicht erfüllt, daß die Entente die Forderungen des Paktes von Korfu unter ihre eigenen Kriegsziele aufnehmen würde. Sympathie, mein Gott, Sympathie ist ja billig, verpflichtet zu nichts, aber um der Sympathie der Verbandsmächte willen werden die Südslawen ebensowenig wie die Tschechen eine Revolution riskieren wollen! Sympathie! Das klingt schon beinahe wie ein Hohn, zum mindesten aber wie Ironie, wenn man sich die hochgespannten Erwartungen des famosen römischen Kongresses vergegenwärtigt. Schon hat Benesch seine große Enttäuschung geäußert und die Hoffnung ausgesprochen, das werde nicht das letzte Wort der Entente sein. Jawohl, Herr Benesch, es ist das letzte Wort. Denn glauben Sie, daß in einem so kritischen Augenblicke, da die Herren Clemenceau-Lloyd George das Messer an der Kehle fühlen und die leitenden Staatsmänner selbst zu Beratungen sich zusammenfinden, von deren Ergebnis Sein oder Nichtsein abhängt, etwa Beschlüsse gefaßt werden, die nicht endgültig sind? Vergebliches Hoffen. In Versailles hat man einfach, um sich Italien zu erhalten, die Südslawen fallen gelassen. Das ist das Ergebnis der Versailler Konferenz.

Ueber die Verflämischung des Gymnasialunterrichts in Flandern.

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Beyerle, z. Zt. Brüssel.

Der Mittelpunkt der vlämischen Bewegung, die mit dem Reifen der westlichen Kriegsziele bei Freund und Gegner immer mehr in den Vordergrund tritt, ist die *Sprachenfrage*: der *Kampf des niederdeutschen Vlamentums gegen die Verwelschung*, gegen die bewußte Französierung als Vorstufe des erstrebten völligen Aufgehens der $4^1/_2$ Millionen Vlamen im französischen Kulturkreis und damit in der politischen Ideenwelt Frankreichs. Unter dem Schein, der vlämischen Jugend mit der französischen Unterrichtssprache höhere Bildungswerte und bessere Daseinsmöglichkeiten zu erschließen, lauert das Gift antigermanischer Entartung und Verkümmerung des vlämischen Wesens. Von der Schule, und zwar vom Kindergarten bis zur Universität, muß darum die Besserung kommen, muß Flandern seiner niederländischen Sprache zurückgegeben werden. So ist der politische Kampf der Vlamen in erster Linie auch *Schulkampf*. Er ist umso erbitterter, als die bestehende belgische Schulfreiheit die so nötigen durchgreifenden Maßregeln erschwert. Besonders in den höheren Schulen, den zumeist geistlichen Gymnasialanstalten Flanderns, sitzt das Uebel der einseitig französischen Erziehung tief. Um einen Eingriff in die *religiös-sittlichen* Seiten der kirchlichen Schulfreiheit handelt es sich dabei ganz und gar nicht, wie es dem deutschen Katholiken-Leserkreis nicht scharf genug betont werden kann.

Die Aufgaben, welche das vlämische Problem *auch dem deutschen Politiker katholischer Richtung* stellt, sind so groß, daß man weder an ihnen vorbeigehen, noch die berechtigten vlämischen Forderungen als kulturkämpferische Eingriffe in das Palladium der freien kirchlichen Schulen brandmarken darf. Haben doch selbst Bischöfe, wie der weitblickende warmherzige Freund des vlämischen Volkes, Msg. Rutten in Lüttich, von sich aus bei Neugründungen den vlämischen Forderungen Rechnung getragen. Näherer Beachtung im katholischen Deutschland ist aber auch die Tatsache wert, daß der große Agrarverband des „Belgischen Bauernbundes“ in Löwen, dessen Leitung in hervorragenden geistlichen Händen liegt, noch unlängst zwar gegen die Erklärung der staatlichen Selbständigkeit Flanderns durch seinen Vorstand protestierte, in dem nämlichen Proteste aber das beinahe ungeschmälerte vlämische Programm, so die Durchführung des Vlämischen als Unterrichtssprache in allen Schulen Flanderns, ausdrücklich billigte. Die berufensten katholischen Vlamenführer, Geistliche wie Laien, kämpfen darum seit Jahrzehnten ganz besonders um die Zurückbringung des Französischen in den höheren geistlichen Schulen, aus denen die breite Schicht der belgischen Gebildeten hervorgeht und durch die künstlich aufgerichtete Sprachschranke ihrem vlämischen Volke entfremdet wird.

Im allgemeinen fällt es uns Deutschen, die wir an staatlich geordnete Schulverhältnisse gewöhnt sind, schwer, uns in die belgischen Schulzustände hineinzuversetzen. Man darf aber getrost behaupten, daß kein gebildeter deutscher Katholik, Geistlicher oder Laie, dem die Tatsache des germanischen Volkstums Flanderns an sich und in ihrer erhöhten Bedeutung für Gegenwart und Zukunft des westlichen Nachbarstaates bewußt geworden ist, nicht mit Befremden die Verwelschung der freien Schulen in belgisch Flandern gewahr wird und die Rechtmäßigkeit der vlämischen Forderungen verkennen würde. Darum sei es gestattet, die folgenden Originalausführungen eines vlämischen Geistlichen zur Sprachenfrage in den freien kirchlichen Schulen, wie sie mir zur Verfügung gestellt werden, in Uebersetzung zu bringen.

Neben den Staatsgymnasien, Athenea genannt, gibt es in Belgien freie Gymnasien oder Kollegien, errichtet und verwaltet durch die Bischöfe und gewisse Klosterorden. In allen diesen Anstalten, in Flandern sowie in Wallonien, ist die *Unterrichtssprache Französisch*; in ganz Belgien gibt es kein einziges Gymnasium, wo in niederländischer Sprache unterrichtet wird. In den letzten Jahren vor dem Kriege ist es zwar der vlämischen Bewegung gelungen, ein Gesetz durchzubringen, das auch die Kollegien verpflichtet, wöchentlich einzelne Stunden dem Unterrichte der Landessprache oder durch die Landessprache zu widmen. Dieses Gesetz aber würde, wenn es auch treu befolgt werden würde, was durchaus nicht überall der Fall ist, keinem Vlamen Befriedigung geben können, der noch Stammesbewußtsein besitzt.

Die Freiheit im Sprachgebrauch, in der belgischen Verfassung festgelegt, besteht also, was den Unterricht anbetrifft, für die Vlamen nicht. Diese Freiheit wurde in Flandern zum Monopol der vier Bischöfe des vlämischen Landes und des Provinzials der Jesuiten; um ganz vollständig zu sein, können wir noch den Provinzial der Josephiten und den Obersten der Kreuzherren zu Maaseik dazu rechnen. Zwei von diesen sieben Männern, gerade die zwei, welche in ihren Kollegien mehr Schüler haben als die fünf übrigen zusammen, der Kardinal von Mecheln und der Provinzial der Jesuiten, sind Vollblut-Wallonen.

Die Folgen dieses Zustandes auf intellektuellem und sozialem Gebiet sind nicht schwer zu erraten. Viele vlämische Kinder sind von vornherein, wegen ungenügender Kenntnis der französischen Sprache, von den gymnasialen Studien ausgeschlossen. Wenn sie es doch wagen, sind sie nach einzelnen Monaten oder Jahren entmutigt und zurückgeblieben; viele davon müssen das Studium aufgeben. Diejenigen, welche bis zum Ende durchhalten, fühlen sich jedoch andauernd in ihrer Verstandesentwicklung gehindert und ziehen selbstverständlich aus dem in fremder Sprache genossenen Unterricht nicht denselben Nutzen, wie es unter normalen Umständen der Fall sein würde. Was aber noch schlimmer ist, nach Ablauf der gymnasialen Studien sind viele Jünglinge halb oder ganz französiert und vermehren die Anzahl derjenigen, welche ihrem Volke fremd geworden sind oder sogar es verachten und bekämpfen. Die nicht französierten sind jedoch gewöhnlich durch die fremde Sprache des gelehrten Unterrichts außerstande gesetzt, ihre weniger begünstigten vlämischen Mitbürger der empfangenen Kenntnisse teilhaftig zu machen.

Wenn man noch vor Augen hält, daß auch der Universitäts-Unterricht — sehr seltene Kurse ausgenommen — bis 1914 ausschließlich französisch war, so wird man verstehen, wie es kommt, daß viele vlämische Aerzte und Rechtsanwälte nicht imstande sind, ihre Klienten bezw. Patienten, welche die französische Sprache nicht beherrschen, über ihre Anliegen aufzuklären; daß viele Offiziere, wenn auch von vlämischer Abstammung, nur einen einheimischen Dialekt kennen und sich schämen, ihn zu sprechen; daß eine Anzahl Pfarrer und Vikare in Groß-Brüssel keine einfache Predigt, keinen Religionsunterricht abhalten können in der Sprache der großen Mehrheit ihrer Pfarrkinder. Dann wird man verstehen, welch breite Kluft in Flandern zwischen Gebildeten und Ungebildeten herrscht, eine Kluft, welche verhindert, daß die höheren Klassen einen bildenden und erhebenden Einfluß auf das Volk ausüben. Dann wird man eine der hauptsächlichsten Ursachen begreifen, wodurch das vlämische Volk, das im Mittelalter an der Spitze der Kultur gestanden hat, wirtschaftlich, intellektuell und sittlich so tief heruntergekommen ist.

Warum, wird man fragen, errichten die Vlamen keine *eigenen* Kollegien? Als Staatsbürger tragen die Vlamen schon bisher die Kosten des staatlichen französischen Unterrichts zum größten Teil mit; die katholischen Vlamen unterstützen außerdem den freien französischen Unterricht der kirchlichen Anstalten; kann man von ihnen, den wirtschaftlich Schwächeren, verlangen, daß sie noch eine dritte Gattung Schuleinrichtungen ins Leben rufen sollten? Was speziell den katholischen freien Unterricht anbetrifft, wäre schon um der Stellung halber, welche der höhere Klerus hierin einnimmt, ein katholisches Gymnasium, unabhängig von Bischöfen und Klosterorden, in Belgien fast nicht denkbar. Vor ungefähr zwölf Jahren hatte eine vlämisch-gesinnte Kongregation den Plan gefaßt, ein vlämisches Kollegium zu errichten; Kardinal Mercier wußte es aber zu verhindern. Uebrigens würden ein oder mehrere vlämische Kollegien dem großen Uebel, woran Flandern leidet, nicht abhelfen können: der andauernden Französierung durch den grundsätzlich französischen Unterricht der besten Elemente des vlämischen Volkes. Dieses Mittel würde die Kluft nicht füllen zwischen höheren und unteren Klassen, zwischen arm und reich. Das einzige Mittel dazu ist die *Abschaffung des anti-nationalen französischen Unterrichts in Flandern*.

* * *

Eine bevorstehende Verordnung der besetzenden Behörde wird bestimmen, daß auch in Flandern die *Landessprache* die Sprache des *Elementar- sowie des mittleren Unterrichts sein muß*. Ob die Verordnung befolgt wird, wird nicht durch Staatsinspektion festgestellt werden, sondern durch ein schriftliches Zeugnis des Schulleiters.

Dadurch paßt man sich ganz genau der belgischen Gesetzgebung an und teilt die belgische Auffassung der Unterrichtsfreiheit. Denn das Gesetz vom 10. April 1890 forderte für den Zutritt zu den meisten Universitätsprüfungen ein schriftliches Zeugnis des Schulleiters sechsjähriger Gymnasialstudien, das bezeugt, daß der Zeugnisinhaber dem Unterricht der gesetzlich vorgeschriebenen Fächer mit Erfolg gefolgt sei. Mit dem Besitze dieses Zeugnisses sind auch Zusatzstimmen für die Wahl zum belgischen Parlament verbunden. Von jetzt ab wird das Zeugnis auch erklären müssen, daß *die Sprache des Unterrichts die Landessprache gewesen ist*.

Diese Maßnahme wird beim Staatsunterricht sofort in Kraft treten und auch in den freien Kollegien unmittelbar oder nach einiger Zeit viel Gutes auswirken.

Sie wird aber nicht die Wünsche der Vlamen zur Erfüllung bringen. In Belgien wurden schon bisher viele unrichtige Zeugnisse ausgegeben. Das belgische Gewissen ist aber in dieser Hinsicht sehr weit, und weder die Regierung noch die öffentliche Meinung halten viel auf intellektuelle Interessen. Deshalb wäre eine *Staatsinspektion* sehr zu wünschen, eine Inspektion, *welche sich streng auf die Unterrichtssprache zu beschränken hätte*.

Mancher, der dem vlämischen Volke und unserer aktivistisch-nationalistischen Bewegung sehr gewogen ist, stellt sich die Frage, ob die Staatsinspektion nicht im Widerspruch sein würde mit der Unterrichtsfreiheit, welche die belgische Verfassung verbürgt. Wahrscheinlich würde man eine gute Beweisführung aufbringen können, um das zu beweisen, und eine nicht weniger gute, um es zu leugnen. Im ersteren Falle jedoch sollte man auch mit der Ausführung nicht mehr länger zögern. Salus populi suprema lex esto: Jedes Volk hat die Verpflichtung, das Uebel zu entfernen, das seiner Erhaltung schädlich ist. In keinem Lande auf der ganzen Welt würde ein antinationaler Unterricht auf solcher riesenhaften Skala geduldet werden, nirgends auch wäre das möglich, nur im kranken Flandern.

Uebrigens das Gesetz ist nicht Ziel, sondern Mittel zum Wohlsein des Volkes. Wenn ein Gesetz, wie das belgische, über die bis zur Regelung der Unterrichtssprache im Sinne einer volksfremden Sprache überspannte Unterrichtsfreiheit nicht zum Ziele führt, sondern zum Gegenteil mißbraucht wird, so ist das ein Beweis dafür, daß dieses Gesetz unter den gegebenen Verhältnissen ganz oder teilweise schlecht ist; man muß es daher ganz oder teilweise verwerfen. Die Furcht, außerhalb des Gesetzes zu treten, mutet lächerlich an, wo man jetzt schon in viel wichtigeren Sachen aus dieser Gesetzlichkeit herausgetreten ist. Vor kurzer Zeit haben wir im „Nieuwe Rotterdamsche Courant" gelesen, mit welcher Zufriedenheit der französische Minister festgestellt hatte, daß die Schulkinder im besetzten Elsaß schon ganz hübsch französisch sprechen und schreiben konnten. Ganz gewiß haben sich die Franzosen wenig um Prinzipien gekümmert, um dort die Landessprache durch die Sprache des Eroberers zu verdrängen. Bei uns in Flandern gilt es einfach, der Landessprache zu ihrem Rechte zu verhelfen. Der belgische Kongreß von 1830 hat auch das Niederländische auf allen Gebieten abgeschafft, ohne sich um bestehende Gesetze zu kümmern. Endlich hat die belgische Regierung uns nicht viel Ehrfurcht vor dem Gesetze gelehrt. Kein einziges ihrer Sprachengesetze zugunsten des Vlämischen hat sie jemals genau befolgt; einzelne schlägt sie sogar ganz in den Wind. Die Verordnung vom 9. August 1917 über die Verwaltungssprache in Flandern, welche, obwohl unvollkommen befolgt, schon so vieles zum Guten geändert hat, schreibt in der Hauptsache dasselbe vor wie ein Gesetz, das schon vor vierzig Jahren von der belgischen Kammer angenommen, aber durch keine belgische Regierung befolgt wurde. Andere sehr bekannte Beispiele sind das Gesetz von 1908 über die Verwaltungssprache in Kongo zugunsten der zahlreichen vlämischen Bauern, welche man nach der Kolonie zu locken wußte, und vor allem das Gesetz von 1913 über den Sprachgebrauch in der Armee. Trotz dieses Gesetzes werden jetzt noch die vlämischen Soldaten, welche ungefähr 85 Prozent des belgischen Heeres bilden und von denen drei Viertel kein Französisch kennen, in den Tod gejagt durch Offiziere, welche kein Wort ihrer Sprache verstehen. Um wieviel besser werden da nicht die französischen und englischen Soldaten aller Farben behandelt! Denn diese empfangen wenigstens, obwohl durch keine Sprachengesetze beschützt, in eigener Sprache den Befehl, für England zu sterben.

Würde sich aber bei Einführung der Staatsinspektion kein Schulkrieg entfesseln, dem von 1879—84 gleich? Würde eine Anzahl von freien Instituten nicht streiken, hierin das Beispiel der belgischen Ministerien befolgend, zum Nachteil der intellektuellen Interessen der Jugend?

So etwas wäre wohl nicht zu befürchten. Jetzt schon ist die finanzielle Lage in sehr vielen, vielleicht in den meisten Kollegien ungünstig; auf Launen, welche einen sehr geringen Gewinn abwerfen, z. B. wie auf einen zeitweiligen Streik, muß man verzichten. Die Befürchtung, daß die unbenutzten Schulräume von der militärischen Behörde beschlagnahmt werden könnten, würde auch einen sehr heilsamen Einfluß ausüben. Der triftigste Grund aber, der vollkommen beruhigen muß, ist folgender: Die freien Kollegien würden nicht vor dieselbe Lage gestellt werden, wie im vergangenen Jahre die belgischen Ministerien; man würde sie nicht zwingen können noch wollen, Werkzeuge der Verwaltungstrennung oder der politischen Selbständigkeit Flanderns zu werden. Sie würden eigentlich zu nichts gezwungen werden; sie würden sich frei unterwerfen können oder nicht; im letzteren Falle würden sie lediglich das Recht verlieren, Zeugnisse abzugeben, welche von der heutigen Staatsmacht als rechtsgültig erkannt werden. Dieses Recht wünschen sie aber nicht zu besitzen. Vor dem Kriege lieferten die Direktionen der Kollegien das Zeugnis den Jünglingen, welche ihre Studien „mit Erfolg" vollendet hatten, spontan aus und veranlaßten selbst die nötigen Schritte für die offizielle Bekräftigung. Jetzt aber, als Protest gegen das vlämische Unterrichtsministerium und insbesondere, um zu verhüten, daß die Studenten ihre Studien an der vlämischen Hochschule in Gent fortsetzen, wird ihnen in vielen Kollegien dringend abgeraten, das Zeugnis zu fordern; man verspricht es ihnen für später, wenn die belgische Regierung zurückgekehrt sein werde. Diejenigen, welche sich nicht bereden lassen und es trotzdem fordern, müssen selbst für die Bekräftigung sorgen. Es gibt Kollegien, wo seit zwei Jahren kein einziges Zeugnis abgeliefert wurde. Wenn die jetzige Regierung ihnen das Recht versagen wollte, Zeugnisse auszuliefern, so würde sie nur ihre augenblicklichen Wünsche in Erfüllung bringen. Später, wenn die neue Lage in Belgien definitiv bestätigt wird, würden sie zur Einkehr kommen müssen; wozu aber könnte dann noch ein Streik führen? Kulturkampf-Episoden wären auf keinen Fall zu befürchten.

Die Missionsberatungen in Fulda.

Von J. Neuhäusler, Zentralsekretär des bayerischen Ludwigmissionsvereins, München.

In Fulda, am Grabe des größten Missionärs Deutschlands, in der Stadt, die auch in der neueren Missionsgeschichte Deutschlands immer ruhmvoll genannt werden wird, weil sie im Jahre 1911 das erste Beispiel eines glänzend verlaufenen Missionsfestes gegeben hat, hielt am 26. und 27. Mai der Franziskus-Xaverius-Missionsverein seine diesjährige Generalversammlung ab. Gleichzeitig fand dort auch eine Zusammenkunft der Oberen unserer deutschen Missionsorden und Missionsgesellschaften statt. Als Gäste waren drei Vertreter des bayerischen Ludwigmissionsvereins und zwei Vertreter des Kardinals Fürsterzbischofs Piffl von Wien erschienen. Vertreten waren ferner das Zentralkomitee der deutschen Katholikentage, der katholische Caritasverband, das internationale Institut für missionswissenschaftliche Forschung, der Kindheit-Jesuverein und die katholischen Jünglings- und Gesellenvereine. Fast alle außerbayerischen Diözesen Deutschlands hatten ihre Vertrauensmänner geschickt. Zwei Missionsbischöfe und mehrere Prälaten, auch führende Männer des Laienstandes waren erschienen. Die Diözese Fulda gab der hochwichtigen Versammlung eine festliche Umrahmung, indem sie in allen Pfarreien einen Missionssonntag feierte: das erste Beispiel eines Diözesan-Missionstages. Fuldas hochwürdigster Bischof Dr. Joseph Damian Schmitt, der zu seiner eigenen Freude sagen konnte, daß zur Stunde keine einzige Pfarrei in seiner Diözese sei, in welcher der Franziskus-Xaveriusverein nicht eingeführt sei, führte den Vorsitz in allen Versammlungen und bildete so das Band zwischen deutschen Missionsvereinen und deutschem Episkopat. Er griff selbst des öfteren mit praktischen Vorschlägen und Anträgen ein. Gleich hohes Interesse zeigte Prinz Johann Georg von Sachsen, Bruder des gegenwärtigen Königs, Mitglied des Aachener Generalvorstandes.

Wille zu fruchtbringender Arbeit drückte den ganzen Beratungen seinen ersten Stempel auf, Wille zum Frieden nach jeder Seite gab allen Besprechungen die leitende Richtung. Es gab ja manche Schwierigkeit zu beheben, die sich bei der raschen Entwicklung des Vereins fast naturnotwendig ergeben hatte; es galt manche Befürchtung zu zerstreuen, welche begreiflicherweise die gleichzeitig im Franziskanerkloster auf dem Frauenberg tagende Versammlung der Superioren aller deutschen Missionsorden erfüllte. Zunächst die Befürchtung, es möchte die gewaltige Neuentwicklung des Franziskus-Xaverius-Missionsvereins (in Jahresfrist über 300000 neue Mitglieder) das Bestehen und Wachsen der von einzelnen Missionsgesellschaften gegründeten Spezialvereine gefährden. Da war eine zweite Befürchtung, es möchten die vom Franziskus-Xaverius-Missionsverein erzielten Mehreinnahmen einerseits die Einnahmequellen der deutschen Missionshäuser ungünstig beeinflussen, anderseits aber denselben keinen vollen Ersatz leisten können, da die Mitgliederbeiträge an die Zentrale nach Lyon fließen, von dort her aber den deutschen Missionären sicher nicht soviel mal mehr gegeben würde, als der Franziskusmissionsverein in Zukunft mehr dorthin schicke. Eine dritte Befürchtung ging dahin, daß die segensreiche Einführung der Missionsfeste allmählich zur ausschließlichen Einrichtung des Franziskus-Xaveriusvereins werden könnte und so die einzelnen Missionsorden selbst gar nicht mehr zum Zuge kämen.

Demgegenüber wurden in der Generalversammlung des Vereins Entschließungen gefaßt, die alle diese Befürchtungen aufhoben und, getreu durchgeführt, gewiß auch geeignet sein werden, alle sonst unvermeidlichen Reibungen für die Zukunft hintanzuhalten. Einhellige Zustimmung fand zunächst die vom stellvertretenden Vorsitzenden Dr. Mergentheim (Wipperfürth) vorgeschlagene bedeutungsvolle Resolution: „Die Generalversammlung des Franziskus-Xaveriusvereins lehnt sowohl für sich als auch für andere Organisationen jede ganze oder teilweise Monopolisierung des heimatlichen Missionswesens ab. Sie erstrebt gegenseitige volle Arbeitsfreiheit innerhalb der Statuten und unter der Oberleitung des hochwürdigsten Episkopates." In gleicher Richtung bewegte sich ein Antrag der geschlossenen Vorstandssitzung vom 27. Mai, die an den Episkopat die Bitte richtet, es möchte alljährlich am ersten Adventsonntag der Franziskus-Xaveriusverein von allen Kanzeln der Pfarrkirchen empfohlen werden, wobei aber auch auf die Wichtigkeit der Spezialvereine, besonders der in den Diözesen eingeführten, hingewiesen werden soll. Um die zweite Befürchtung zu beheben, wurde ebenso einstimmig der Beschluß gefaßt, daß alle außerordentlichen Einnahmen des Vereins (aus Schenkungen, Erbschaften, Kirchensammlungen) nicht nach Lyon geschickt werden sollen, sondern regelmäßig den deutschen Missionen und Missionshäusern zugewendet werden sollen, ein Beschluß, der Deutschlands Missionskräften eine gewaltige Unterstützung geben wird. Auch die dritte Sorge der Missionsobern wurde behoben: Rückhaltlos wurde von der Leitung des Vereins zugegeben, daß die Missionsgesellschaften auch ohne Vermittlung des Vereins Missionsfeste abhalten und als solche auch die gesamten Einnahmen für sich beanspruchen könnten. In der gemeinsamen Sitzung des Vereinsvorstandes und der Ordensabgesandten wurde schließlich noch ein viertes verheißungsvolles Ergebnis erzielt, der Beschluß gefaßt, eine sechsgliederige Kommission zu bilden, welche alle in Zukunft sich ergebenden wichtigen Fragen der heimatlichen Missionspflege erörtern und entscheiden, beziehungsweise

für eine Gesamtkonferenz vorbereiten soll. Das ist ein besserer Weg, über nie ganz ausbleibende Schwierigkeiten hinwegzukommen, als unerquickliche Veröffentlichungen und Klagen in Tagesblättern. In dieser Hinsicht besagt eine einstimmige Entschließung: „Die Generalversammlung des Franziskus-Xaveriusvereins hat mit Bedauern davon Kenntnis genommen, daß in letzter Zeit mehrfach unerledigte Angelegenheiten des heimatlichen Missionswesens in der Oeffentlichkeit behandelt worden sind. Sie dankt dem Generalvorstand für die diesbezüglich bewiesene weise Zurückhaltung und bittet ihn, wie bisher auch weiter solche unerledigte Angelegenheiten der Oeffentlichkeit nicht vorzulegen, sondern nur dem hochwürdigsten Episkopate zur Entscheidung zu unterbreiten."

Zeitigte also schon in allen diesen Fragen die Fuldaer Tagung wichtige Ergebnisse, die nicht bloß für den Franziskus-Xaveriusverein, sondern auch für den Bayerischen Ludwig-Missionsverein, schließlich für alle deutschen Missionsvereinigungen von Bedeutung sind, so wurde auch noch in manch anderen Punkten fruchtbringende Arbeit geleistet: so vor allem in der Sitzung des Missionsausschusses deutscher Religionslehrer, in welcher der eifrigst tätige Vorsitzende, Professor Serres aus Aachen, hocherfreuliche Mitteilungen machen konnte über den Stand der Missionsbewegung in höheren Schulen, die nun schon über 30000 Mitglieder umfaßt. Auch ein weiterer Ausbau der Studentenmissionsbewegung bis zur Gewinnung der Akademiker soll in die Wege geleitet werden. Daß unter der Leitung von Dr. Mergentheim kleine, unter dem Namen „Zeitfragen aus der Weltmission" erscheinende Heftchen für die studierende Jugend interessante, lehrreiche und anfeuernde Abschnitte aus der Missionskunde bringen sollen, daß des weiteren eigene populär gehaltene „Abhandlungen" den Volkskreisen die wichtigsten Fragen des Missionswesens auseindersetzen sollen, kann nur freudig begrüßt werden; ebenso das Resultat der eingehenden Einzelbesprechungen mit dem Bayerischen Ludwig-Missionsverein, daß nämlich auch von diesem in treuer Zusammenarbeit, aber voller Selbständigkeit die Studenten-Missionsbewegung in Angriff genommen und mit Beginn des neuen Schuljahres bereits praktisch in die Wege geleitet werden soll.

Der vom unermüdlich tätigen Generalsekretär des Vereins Dr. Louis erstattete Jahresbericht gab ein Bild von der einzig dastehenden Entwicklung des Vereins, dem Musterausbau aller seiner Einrichtungen und den idealen, noch der zukünftigen Arbeit vorbehaltenen Zielen des Vereins. Weitere Beratungen dienten der Förderung und Pflege des Missionsgedankens, wie Einführung des Eucharistischen Missions-Apostolates zur Vertiefung des ganzen Vereinslebens, Schaffung von guten Missionstheaterstücken und Musikstücken zur festlichen Ausgestaltung der Missionstage, gemeinsames Zusammenarbeiten mit dem Ausschuß der Katholikentage, dem Kindheit Jesuverein u. ä.

Wie hoch der Hochwürdigste Bischof des Ortes die Tagung einschätzte, zeigte er dadurch, daß er sie schloß mit der gleichen Andacht, wie sie sonst nur bei Bischofskonferenzen Uebung ist, mit einer sakramentalen Andacht in der Bonifatiusgruft, in der sämtlichen Teilnehmern die Reliquie des hl. Bonifatius aufs Haupt gelegt und so der Geist des großen Missionärs und Apostels auf sie als Förderer der neuen Missionsbewegung herabgefleht wurde. Des weiteren erweisen die Bedeutung der Konferenz die huldvollen Telegramme, welche von den höchsten kirchlichen und weltlichen Stellen eintrafen, vom hohen Protektor und Förderer des Vereins, Kardinal von Hartmann von Köln, vom Reichskanzler, vom Reichskolonialamt, besonders aber dasjenige des Apostolischen Nuntius in München, der sein Bedauern ausdrückte, daß er an persönlicher Teilnahme verhindert sei, aber mit um so regerem Interesse im Geiste dabei sei und aus ganzem Herzen der glanzvollen Tagung den Segen des Allmächtigen erflehe, damit das so ausgezeichnet geleitete Missionswerk immer mehr sich ausbreite und in allen Schichten der Bevölkerung tiefere Wurzel schlüge. Er übermittelte im Auftrag des Hl. Vaters allen Festteilnehmern den päpstlichen Segen. Daß auch der Kaiser nicht bloß mit kurzen Worten für das Begrüßungstelegramm dankte, sondern versicherte, „daß er mit festem Vertrauen auf die Zukunft der deutschen Kolonien schaue und wisse, daß die deutschen Missionsorden, deren Schutz und Förderung er sich angelegen sein lasse, eine treue Hilfe sein werden", das offenbart auch die hohe Wertung der Missionsvereine und Missionsgesellschaften von höchster weltlicher Stelle. So dürfen wir hoffen, daß der freudige Arbeitsgeist der Fuldaer Konferenz, das einmütige Zusammenarbeiten aller dort beteiligten Kreise, das bedeutungsvolle Wohlwollen der höchsten kirchlichen und weltlichen Stellen die Missionsbewegung des katholischen Deutschlands nach dem Krieg recht fruchtreich gestalten wird, daß so sich das Wort erfüllt, das ein Teilnehmer der Konferenz, Landtagsabgeordneter Gießler am 21. Oktober 1917 sprach: „Die guten Hoffnungen der katholischen Missionen werden jetzt auf Deutschland ruhen, das mit seinen zahlreichen Missionshäusern, seinen heimatlichen Missionspropagandamitteln und seinem regen kirchlichen Leben die beste Vorbedingung für die Schaffung einer großen Missionsarmee besitzt."

Zur Ludendorff-Spende. Mitbrüder, die für Heimat und Volk Gesundheit und Glieder des Leibes geopfert haben, verdienen als Dank von unserer Seite auch opferwillige Gaben, damit ihr Leben nach blutigem Kampfe nicht zu schwer mit Opfern belastet werde. Die Sammlung für unsere bayerischen Kriegsbeschädigten ehrt durch ihren Namen auch den Mann, der in der deutschen Geschichte für immer fortleben wird. † Leo, Bischof von Eichstätt.

Der „Weibsteufel" in München.

Wider Erwarten hat die Münchener Polizeidirektion die öffentliche Aufführung von Schönherrs „Weibsteufel" im Schauspielhaus gestattet. In einer Kundmachung durch die Tagespresse gab sie als Grund an, daß sie sich in der Sonderaufführung, die in Anwesenheit des Polizeipräsidenten vor dem Zensurbeirat und Vertretern der Presse stattfand, überzeugt habe, daß die früher beanstandeten Härten des Stückes beseitigt worden seien und die vom Dichter selbst inszenierte Darstellung durch die Exl-Bühne eine so diskrete sei, daß das frühere Verbot nicht mehr hätte aufrecht erhalten werden können.

Dieser Motivierung kann man nicht ohne Widerspruch begegnen. Es mag sein, daß einige der gröbsten Anstößigkeiten gestrichen oder gemildert worden sind, es mag auch zugegeben werden, daß die Darstellung durch die Exl-Bühne sich möglichster Zurückhaltung befleißigt, das alles schließt aber nicht aus, daß noch eine ganze Reihe von solchen Stellen zurückgeblieben sind, welche der polizeiliche Amtsstil euphemistisch als „Härten" zu bezeichnen beliebt, welche aber vor dem Forum des sittlichen Volksbewußtseins als grobe Verletzungen der christlichen Moral gelten müssen und durch keine noch so diskrete Darstellung ihres abstoßenden Charakters entkleidet werden können.

Doch das ist gar nicht einmal das einzig entscheidende Moment; ausschlaggebend ist vielmehr der Charakter des Stückes und der ist in seiner Eindeutigkeit unverändert geblieben, konnte auch gar nicht geändert werden. Schönherr stellt auf die Bühne die Gestalt eines Weibes, in dem nach 10jähriger Ehe mit einem kränklichen, impotenten Manne durch das Erscheinen eines jungen, kräftigen Grenzjägers die niedrigste sinnliche Begierde in einem Maße erregt wird, daß es, um zur Befriedigung derselben zu kommen und den Jäger für sich zu gewinnen, vor keinem Mittel zurückschreckt und schließlich den letzteren dazu bringt, daß er den Ehemann, das Hindernis ihrer Vereinigung, niedersticht. Diese ganze Entwicklung von der ursprünglich harmlosen und ehrbaren Frau bis zu dem in seiner verbrecherischen Sinnenglut rasenden „Weibsteufel" wird durch alle einzelnen Stadien in raffiniertester Ausmalung vor Augen geführt, in einer Folge von Szenen, deren sinnliche Schwüle oder starker Realismus das Gefühl peinlichen Unbehagens, der Niedergeschlagenheit, des Abscheues und Ekels hervorrufen muß. Keinesfalls ist von der Auswirkung dieser von schrankenloser Sinnlichkeit und niederer Habsucht (cf. die Charakteristik des Mannes und die peinliche Szene, wo die Frau den Mann veranlaßt, ihr das aus den Erträgnissen des Schmuggels gekaufte Haus testamentarisch zu verschreiben, ehe sie ihn aus dem Leben schaffen läßt) beherrschten Charaktere eine Erhebung oder gar eine Läuterung zu erwarten, denn es fehlt die Kraft der sittlichen Idee, die Sühne, Schönherr und seine Figuren kleben hoffnungslos in der Tiefe.

Nun könnte eingewendet werden, es fehle an einer gesetzlichen Handhabe, das Verbot eines solchen Stückes aufrechtzuerhalten. Wenn es aber zulässig war, den Hasencleverschen „Sohn" von der öffentlichen Aufführung auszuschließen und auf eine sog. geschlossene Vorstellung zu beschränken, so ist nicht einzusehen, weshalb das beim „Weibsteufel" nicht möglich sein soll. Ist „Der Sohn" etwa schlimmer als „Der Weibsteufel"? Dort steht der Sohn gegen den Vater auf, hier die Frau gegen den Mann, dort handelt es sich um Affektäußerungen eines unreifen Jungen, den ein Zufall vor dem Vatermord bewahrt, hier um einen aus sinnlicher Leidenschaft geborenen, aber im übrigen planmäßig geförderten Gattenmord, dort um Verbrechen gegen das vierte, hier um Verbrechen gegen das sechste Gebot Gottes, in beiden Fällen um Vorstöße gegen die Heiligkeit und Existenz der Familie und Ehe, um Angriffe auf grundlegende Einrichtungen unserer christlichen Gesellschaftsordnung. Beide Stücke sind aber keine Ausnahmeerscheinungen, sondern Glieder in der Kette jener modernen Literaturerzeugnisse, die mehr oder minder unverhüllt revolutionäre, grundstürzende Tendenzen gegenüber der heutigen moralischen Weltordnung verfolgen. Es ist gewiß sehr bezeichnend, daß gerade die sozialdemokratische „Münchener Post" (Nr. 141) ihre Stimme für die Freigabe des „Weibsteufels" erhob und denselben als „grundgediegenes Stück", als „volkstümlich nahrhaften Kohl" feierte, als „die bis ins Innerste herbe Liebestragödie zweier triebstarker Menschen, die viel zu kernhaft, viel zu sittlich sind, um an dem triebschwachen Dritten vorbei zum Ziel ihrer eugenetisch hochwohllöblichen, dem Staatswohl durchaus zuträglichen Wünsche zu eilen."

Aber, so könnte gesagt werden, der „Weibsteufel" ist ein ernst zu nehmendes Stück, dessen Bekanntschaft man dem Publikum nicht versagen soll. Gewiß, ernst zu nehmen ist Schönherr sicher, sehr ernst. Bitterernst ist es ihm mit der Zeichnung der Wollust, der tierischen Instinkte, der Eitelkeit, der Habsucht, blutig und schauerlich ernst auch mit der handgreiflichen Lösung des Konflikts, und auch den letzten Zweifel an der Ernsthaftigkeit seiner Tendenz muß zerstreuen der Umstand, daß er seine Personen, die Träger jener Fehler und Verbrechen, nicht als Ausnahmefälle betrachtet wissen will, sondern als Normalfiguren, als Typen (der Mann, das Weib; genau so wie Hasenclever den Sohn und den Vater zu zeichnen vorgibt). Will sich der deutsche Mann, die deutsche Frau, und gerade in der jetzigen Zeit, diese Charakterisierung, diese Beleidigung widerspruchslos

gefallen lassen? Ueber die — wie gesagt gegenüber dem Original wesentlich gemilderte und abgeschwächte — erste öffentliche Aufführung sei auf den Bericht im Bühnenteil verwiesen.

Zur selben Stunde, da vor einigen hunderten Zuhörern das Schaustück der Sinnlichkeit, des Ehebruchs, des Gattenmordes und der freien Liebe aufgeführt wurde, scharten sich im Dome Unserer lieben Frau, der Reinsten der Reinen, tausende gläubiger Katholiken um ihren Erzbischof vor dem Tabernakel des Allerheiligsten. Und von der Kanzel übte Erzbischof v. Faulhaber mit Freimut Kritik an den Ausschreitungen der modernen Bühnenliteratur und dem „Weibsteufel" im besonderen und entwickelte in herrlichen Worten die Prinzipien und Forderungen des christlichen Sittengesetzes, der christlichen Ehe und Familie. Und da war wohl keiner, der nicht tief ergriffen, gestärkt und geläutert hinweggegangen wäre. Sicher schärft dieser in seiner Form so edle, in seiner Kraft um so wirksamere Protest den Blick für die Erkenntnis des Ernstes der Zeit und seiner Forderungen. Dr. Ferd. Abel.

(Während des Druckes kommt die Meldung, daß die Direktion des Münchner Schauspielhauses sich auf Wunsch des Königs entschlossen hat, den „Weibsteufel" nach der ersten öffentlichen Aufführung vom Spielplan abzusetzen. Die Zurückziehung des Stückes sei im Interesse des Burgfriedens erfolgt.)



Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Oertliche Kampfhandlungen.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

17. Juni. Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Zwischen Ourcq und Marne machten wir bei örtlichen Unternehmungen 120 Gefangene. Die Geschützbeute aus unserem Vorstoß zwischen Montdidier und Noyon hat sich von 150 auf mehr als 300, dabei schwerste Kaliber, erhöht. Die Beute an Maschinengewehren beträgt weit über 1000.

Heeresgruppe Gallwitz. Zwischen Maas und Mosel fügten wir den Amerikanern durch Vorstoß beiderseits von Xivrey Verluste zu und zerstörten Teile ihrer Stellungen.

18. Juni. Nach heftigem Feuerüberfall griff der Feind gegen Mitternacht südwestlich von Albert an. Er wurde abgewiesen und ließ Gefangene in unserer Hand. Teilvorstöße des Feindes nördlich der Aisne und nordwestlich von Château-Thierry wurden abgewiesen.

19. Juni. Südwestlich von Dommiers scheiterte am frühen Morgen der Angriff französischer Regimenter. Im Nordostteil des Waldes von Villers-Cotterêts am Tage mehrfach wiederholter Ansturm drückte unsere östlich von Montgobert vorspringende Linie etwas in das Innere des Waldes zurück. Im Clignon-Abschnitt nordwestlich von Château-Thierry stießen mehrere feindliche Kompagnien zum Angriff vor. Sie wurden von unseren Vorposten abgewiesen. Artillerie und Minenwerfer belegten mit starken Feuerüberfällen die feindlichen Anlagen bei Reims. Nachstoßende Infanterie-Abteilungen brachten etwa 50 Gefangene ein.

20. Juni. Erneute Versuche des Feindes, nordwestlich von Château-Thierry über den Clignon-Abschnitt vorzudringen, scheiterten in unserem Feuer. Zwischen Maas und Mosel drangen eigene Sturmtruppen tief in die amerikanischen Stellungen bei Seicheprey ein und fügten dem Feinde schwere Verluste zu.

21. Juni. Nordöstlich von Merris und nördlich von Albert brachen englische Teilangriffe blutig zusammen. Oertliche Angriffe der Franzosen südwestlich von Noyon, der Amerikaner nordwestlich von Château-Thierry scheiterten. Franzosen und Amerikaner erlitten hierbei schwere Verluste. Gefangene blieben in unserer Hand. Südwestlich von Reims wurden Italiener gefangen. Die großen, ehemals von Franzosen benützten deutlich kenntlich gemachten Lazarettanlagen im Vesletal zwischen Breuil und Montigny waren in letzter Zeit zweimal das Ziel feindlicher Bombenangriffe.

22. Juni. Zwischen Arras und Albert dauerten die heftigen Teilvorstöße des Feindes gestern bis zum Morgen an. Sie endeten mit vollem Mißerfolg für den Gegner. Beiderseits der Scarpe, bei Boiry Becquerelle, Hébuterne, Hamel und im Walde von Aveluy wurden starke englische Abteilungen, teilweise in erbittertem Nahkampf, zurückgeschlagen. Südwestlich von Noyon wiederholte der Feind mit stärkeren Abteilungen seine vergeblichen Angriffe südlich von Vandelicourt. Teilangriffe der Franzosen und Amerikaner nordwestlich von Château-Thierry wurden blutig abgewiesen.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Erfolgreicher Fortgang der Schlacht in Venezien. Vergebliche feindliche Angriffe an der Gebirgsfront.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

17. Juni. An der venezianischen Gebirgsfront wurde gestern die Kampftätigkeit durch Wetter und Nebel beträchtlich eingeschränkt. Westlich der Brenta behaupteten alpenländische Regimenter die tags zuvor erkämpften Gebirgsstellungen gegen heftige Angriffe. Im Höhengelände des Montello schoben sich die Divisionen des Feldmarschall-Leutnants Ludwig Gaiginger kämpfend gegen Westen vor. Beiderseits der Bahn Oderzo—Treviso scheiterten starke italienische Gegenstöße. Die am Südflügel der Heeresgruppe Feldmarschall v. Boroevic vordringenden Streitkräfte des Generals der Infanterie Csicserics entrissen dem Feinde westlich von San Dona weiteren Boden und nahmen Capo Sile. Mit deutschösterreichischen und ungarischen Mannschaften wetteifernd, legten hier tschechische und polnisch-ruthenische Bataillone durch ihr tapferes Verhalten die Probe ab, daß die seit Monaten täglich wiederkehrenden Versuche des Feindes, sie zu Verrat und Schurkerei zu verleiten, erfolglos geblieben sind. Für die Piavekämpfe vom 15. Juni verdient unter der über alles Lob erhabenen Infanterie das junge oberungarische Regiment Nr. 106 besondere Erwähnung. Wie immer haben unsere braven Sappeure und unsere Schlacht- und Jagdflieger auch am Erfolge der letzten Tage hervorragenden Anteil. Die Zahl der an der Südwestfront eingebrachten Gefangenen erhöhte sich auf 21 000.

18. Juni. Die Schlacht in Venezien nimmt ihren Fortgang. Die Armee des Generalobersten Freiherrn v. Wurm gewann an zahlreichen Stellen Raum. Ihr Südflügel erreichte in zähen Kämpfen den Kanal Fossetta. Generaloberst Erzherzog Joseph baute seine Erfolge im Montello-Gelände aus. Italienische Gegenstöße scheiterten. An drei Kampftagen wurden in diesem Gebiet 73 italienische Geschütze eingebracht, darunter zahlreiche schwere Kaliber. Beiderseits der Brenta rannte der Feind abermals vergeblich gegen unsere neuen Stellungen an. Ebenso erfolglos verliefen südlich von Asiago mehrere englische Angriffe. Die Zahl der Gefangenen ist auf 30 000 gestiegen, jene der erbeuteten Geschütze auf mehr als 120.

19. Juni. Der Südflügel der Heeresgruppe des Feldmarschalls v. Boroevic erkämpfte in stetem Vordringen neue Vorteile. Der Kanal Fossetta wurde an einigen Punkten überschritten. Der Italiener setzt alles daran, unser Vordringen zu hemmen. Auf engen Räumen werden Gefangene zahlreicher zusammengewürfelter Verbände eingebracht. Heftige feindliche Angriffe, die namentlich beiderseits der Bahn Oderzo—Treviso mit großer Zähigkeit geführt wurden, brachen unter schweren Verlusten teils in unserem Feuer, teils im Nahkampf zusammen. Die Divisionen des Generalobersten Erzherzogs Joseph durchstießen bei Sovilla am Südfuß des Montello mehrere italienische Linien. Die Zahl der Gefangenen erhöht sich. An der Gebirgsfront waren die von uns am 15. Juni genommenen Stellungen zwischen Piave und Brenta und südöstlich von Asiago abermals das Ziel erbitterter Anstürme. Der Feind vermochte trotz großer Opfer nirgends Vorteile zu erringen. Auch auf dem Dosso Alto stießen die Italiener immer wieder vergebens vor.

20. Juni. Der Feind erwiderte den Fall des größten Teiles der Piavefront durch heftige, mit zäher Ausdauer geführte Gegenangriffe. Um unsere neuen Stellungen am Fossetta-Kanal, an der Bahn Oderzo—Treviso und auf dem Montello wurde erbittert gerungen. Im Montello-Gelände steigerte sich der Kampf mitunter zur Heftigkeit der großen Karstschlachten. Die Italiener trieben ihre Sturmkolonnen stellenweise sechsmal vor. Große Verluste zwangen den Feind zu regellosem Einsatz seiner Reserven, die er divisions- und regimenterweise in den Kampf warf. Alle seine Anstrengungen waren vergebens. Die Heeresgruppe des Feldmarschalls von Boroevic behauptete nicht nur restlos die erkämpften Linien, sondern warf mit den Divisionen des Generals der Infanterie Schariczer die Italiener südlich der nach Treviso führenden Bahn weiter gegen Westen zurück. Auch südöstlich von Asiago liefen die Italiener abermals und mit gleichem Mißerfolg wie an den Vortagen Sturm.

21. Juni. Der Feind setzte seine Anstrengungen, uns die westlich der Piave erkämpften Erfolge wieder zu entreißen, auch gestern mit unverminderter Heftigkeit fort. Seine Opfer waren abermals vergebens. Alle Anstürme brachen an dem unerschütterlichen Widerstand unserer heldenhaften Truppen zusammen. Zu besonderer Wucht steigerte sich das Ringen auf der Karsthochfläche des Montello, wo an den flüchtig aufgeworfenen Verschanzungen der Divisionen des Feldmarschalleutnants Ludw. Goiginger Sturmwelle auf Sturmwelle zerschellte. Ueberall stand Mann gegen Mann im Handgemenge. Auf Frontbreiten von zwei Kilometern ballte der Feind Stoßtruppen in der Stärke von acht Regimentern zusammen, um den Wall unserer Braven ins Wanken zu bringen. Gewaltiger Kräfteverbrauch zwang den Italiener, Reserven auf Reserven in die Schlacht zu werfen. Neben großen blutigen Verlusten nimmt auch seine Einbuße an Gefangenen täglich zu. So wurden am vorletzten Gefechtstage auf dem Montello

allein 3200 Mann eingebracht, davon 2000 durch das ungarische Infanterieregiment Nr. 139. Ungarische Heeresregimenter, österreichische Schützen und ungarische Honveds haben in diesen heißen, durch Tag und Nacht fortdauernden Kämpfen als Angreifer ebenso wie als Verteidiger ihrer ruhmreichen Geschichte ein neues Ruhmesblatt eingefügt.

22. Juni. Die Kämpfe an der Piavefront haben gestern an Heftigkeit abgenommen. Wo die Italiener, wie in einzelnen Abschnitten des Montello und westlich von San Dona, ihre Angriffe erneuerten, wurden sie wie früher unter großen Verlusten abgeschlagen. Die Zahl der Gefangenen ist auf 40 000 gestiegen. Unter diesen befanden sich auch einige tschecho-slowakische Legionäre, die sofort der durch die Kriegsgesetze vorgesehenen standrechtlichen Behandlung zugeführt wurden.

Vom Büchertisch.

Die Mission im Familien- und Gemeindeleben. Von Bernard Arens S. J. 8° VIII und 150 S. M 3.40, geb. M 4.40. Freiburg, Herder. 1918. In gemeinverständlicher Weise erörtert dieser Band der Herderschen Missionsbibliothek die Notwendigkeit und vielseitige Möglichkeit einer praktischen Pflege des Missionsgedankens in weitesten Kreisen. Am häuslichen Herd sollte Missionsverständnis geweckt und Missionsliebe entzündet werden. Die Missionszeitschriften gehören auf den Familientisch, Teilnahme an den Missionsvereinen hält die Aufmerksamkeit für das Werk der Glaubensverbreitung rege. Die religiöse Unterweisung in Kirche und Schule muß dem Missionsgedanken breiten Einschlag gewähren, die Erziehung auch auf Weckung des Apostolatsgeistes Bedacht nehmen. Diese Ziele finden ja durch die gut voranschreitende Kinder- und Jugendmissionsbewegung erwünschte Förderung. Im Vereinsleben ist eine öftere Bezugnahme auf das Missionswerk der Kirche durchaus im Einklang mit den Vereinszwecken und dazu ein treffliches Hilfsmittel fruchtbarer Vereinsarbeit. Reiche Anregungen bietet dieser Band für gedeihliche Missionsarbeit auf allen diesen Gebieten. Eifrigere Pflege des Apostolatsgeistes in weitesten Kreisen, wie sie hier angestrebt wird, ist um so mehr zu begrüßen, als ja jeder Tag fast die Apostolatsaufgaben mehrt. Dabei ist nicht nur der Heidenmissionen zu gedenken, sondern auch der uns so nahe liegenden großen Nöte der Diaspora.
O. Heinz.

Das zarische Rußland und die katholische Kirche. Eine apologetische Studie von Dr. theol. Franz Meffert. (Apologetische Tagesfragen Heft 18.) 8° 207 S. Volksvereinsverlag, M.Gladbach 1918. 3.60 M. Für den Katholizismus hat die Revolution in Rußland ohne Zweifel neue Zukunftsmöglichkeiten eröffnet. Das weckt Interesse für die Geschicke der katholischen Kirche auch in dem zarischen Rußland, das nun der Vergangenheit angehört, in seiner alten Form gewiß für immer. Ueber diese Geschicke unterrichtet Dr. Meffert in vier Kapiteln, welche „Das ‚dritte Rom' und sein byzantinisches Erbe", „Die Union der Ruthenen mit Rom", „Rußlands Zaren im Kampf gegen die katholische Kirche" und „Rußlands romfeindliche äußere Politik" behandeln. Die Darstellung ist anschaulich und eignet sich gut als Grundlage zu Vorträgen. Ein Verzeichnis benützter Werke erleichtert weitere Studien, beschränkt sich allerdings auf die deutsche Literatur. Sonst dürften grundlegende Werke, wie Pierling S. J.: „La Russie et le Saint-Siège", 5 Bde., Paris 1896—1912, und A. Palmieri: „La chiesa russa", Florenz 1908, nicht fehlen.
Dr. K. Neundörfer.

Johannes Baptist van dem Spenlhof S. J.: Unser Gottsuchen und Gottfinden. Gedanken über Glaube und Atheismus. Köln a. Rh., J. P. Bachem, kl. 8°, 143 S., geb. M 2.—. Dies für weite Kreise gebildeter Leser bestimmte Büchlein erfreut sich einer vorzüglichen Gliederung und einer maßvoll eindringlichen, zielbewußt abgerundeten sprachlichen Darstellung. Man sieht auf den ersten Blick: Der Verfasser steht in Einsicht, Ueberschicht und Beherrschung der Mittel über seinem gewaltigen Thema, sodaß er einem jeden, auch dem positiv Gläubigen, manches, oder auch sehr viel, in seiner eigenen knappen, immer aber anziehenden Art zu sagen hat. Die drei Hauptkapitel: Ueberzeugung und Gott; Wissenschaft und Gott; Geschichte und Gott, beleuchten Hauptwege zum Hauptziele: der Ewigkeit Gottes.
E. M. Hamann.

Tony Kellen, Die Presse als Verleumderin. Ein Beitrag zur Geschichte des Weltkrieges. Bücher der Stunde. 8. Band. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg. Preis brosch. M 1.20 zuz. 10 Prozent Teuerungszuschlag. — Die Arbeit ist eine vorteilhafte Ergänzung zu der bekannten Schrift von Moritz Loeb „Die Presse als Schürer des Weltbrandes". Mit der möglichsten Genauigkeit sind hier die Dokumente zusammengestellt, mit denen die gegnerische Presse den Lügenfeldzug gegen uns einleitete und fortführt. Auch dieser Band ist ein Zeugnis dafür, daß der Verlag bestrebt ist, mit seiner Schriftenreihe ergänzend in die Kriegsliteratur einzutreten.
Dr. Decker.

Geschichte der Basilika von Saint-Quentin im Weltkriege und in der Forschung. Mit 16 Abbildungen. Von Franziskanerpater Professor Dr. Rehmund Dreiling. Im Felde 1917. Nach dem 15. August 1917 hatte der Heeresbericht zu melden, daß infolge feindlicher Beschießung die Kathedrale von St.-Quentin nunmehr zur Ruine geworden sei. Schon 1916, als sie nur erst unbedeutend versehrt war, hatte der Verfasser des hier in Rede stehenden Heftes eine Schrift über sie herausgegeben (vgl. „A. R." 1916, 43), um die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes auf jenes herrliche Baudenkmal zu lenken, dem seitens der deutschen Heeresverwaltung allersorgfältigste, aufopferndste Schonung zuteil geworden war. In Vorausficht kommender Dinge hatte man viele der kostbaren Glasmalereien und andere Kunstwerke aus ihr entfernt und in Sicherheit gebracht und hätte dieses heldenmütige Rettungswerk zu Ende führen können, wenn nicht das eigenwillige, kurzsichtige Verhalten des Erzpriesters Hindernisse bereitet hätte. Die von Prof. Dreiling jetzt herausgegebene Schrift hat den Zweck nachzuweisen, daß die deutsche Fürsorge für die Kathedrale von St.-Quentin bis an die Grenze des Menschenmöglichen gegangen ist, und daß die Schuld am Untergange des Bauwerkes einzig und allein der feindlichen Barbarei beizumessen ist. Wie die schöne Kirche durch das feindliche Artilleriefeuer zugerichtet wurde, zeigen die beigegebenen Abbildungen. — Der zweite Teil weist nach, daß die schöne Kirche zugrunde geht, ohne daß die kunstwissenschaftliche Literatur ihr rechtzeitig ein würdiges Denkmal gestiftet hätte. Nur Einzelstudien gibt es über sie. Ein zusammenhängendes Werk bereitete der St.-Quentiner Architekt Hachet vor. Bei der durch die Kriegsereignisse erzwungenen Abwanderung hat er den größten Teil seiner Aufzeichnungen dem Prof. Dreiling zur Aufbewahrung eingehändigt. — Bemerkt sei an dieser Stelle, daß der in der „A. R." (Nr. 11 vom 16. März 1918, S. 162, Spalte 2 oben) erwähnte Katalog des Museums von Maubeuge bereits in Stuttgart (Hoffmann) erschienen ist.
Dr. O. Doering.

Bühnen- und Musikrundschau.

Friedrich Klose-Woche. Die 1903 von Felix Mottl in Karlsruhe und später in München auf die Bühne gebrachte „Ilsebill" hat den Namen des Tondichters Friedrich Klose erst in weitere Kreise getragen. Freilich haben diese Erfolge noch wenige Theater angeeifert, den von Mottl angegebenen Bahnen zu folgen. Das Spiel von dem „Fischer und seiner Frau", das Klose eine dramatische Symphonie genannt hat, will weder eine Oper im alten Sinne sein, noch ein Musikdrama im Sinne Wagners; er strebt nach einem Tonwerk, das durch parallel verlaufende szenische Vorgänge erklärt wird. Es ist der musikalisch-dramatische Parallelismus, der sich in Pfitzners „Armen Heinrich" schon anzeigte, in der mit „Ilsebill" fast gleichzeitig entstandenen „Rose vom Liebesgarten" und endlich im „Palestrina" sich seine Bühnengeltung erkämpfte. Es erübrigt sich, auf das in München nun seit Jahren gutgekannte Werk, das auch im Beginn der „Woche" stand, näher einzugehen. Aber es kennzeichnet gut die Richtung des Tondichters, den nach seinem eigenen Bekenntnis nicht die absolute, sondern die programmatische Musik, von früher Jugend an, am meisten fesselte. Von dem Wesen von Kloses Lehrer Bruckner fühlen wir etwas in der unter dem Eindrucke von Liszts Tode dessen Angedenken gewidmeten „Messe in D-Moll" für Soli, Chor, Orchester und Orgel (1889), die den zweiten Teil des ersten Konzertabends bildete. Das Werk strebt nicht an, die Schätze der Kirchenmusik zu mehren; der liturgische Text ist Klose lediglich Anlaß, sein subjektives Empfinden in erhabenen Tönen ausströmen zu lassen. Innerlichkeit und glanzvolle Form zeichnen das Werk aus. Lassen sich Erinnerungen an Liszt, Bruckner und Wagners Parsifal nicht ganz von der Hand weisen, so sind sie nicht Abhängigkeiten und schließen Stellen von Ursprünglichkeit und hoher Schönheit nicht aus. Br. Walter hatte sich der Messe mit einfühlendem Verständnis angenommen. Solisten von glänzendem Stimmaterial, wie die Damen Möhl-Knabl und Erler-Schnaudt und die Kammersänger Wolf und Bender, der Chor des Lehrergesangvereins und das Hoforchester (mit L. Maier an der Orgel) gaben dem bedeutenden Werke eine bedeutende Wiedergabe. Voraus ging die symphonische Dichtung „Das Leben ein Traum" (1896). Mit Calderon hat dies pessimistische Bekenntnis nur den Namen gemeinsam. Es verkündet, daß alles Wahn sei. Die Gestalten des Traumes, erst schillernd und lockend, verdüstern sich immer mehr. Jugend, Liebe, Schönheit, alles sinkt zu Enttäuschungen dahin, wahr und wirklich ist nur der Schmerz. Endlich bleibt nur die Sehnsucht nach dem Nichts. Diese Sehnsucht malt ein ergreifender Trauermarsch. Nun läßt der Tondichter die Musik schweigen. Eine Bahnsens „Pessimisten-Brevier" entnommene Ode wird vom „Dysangelisten" gesprochen. Klose wählte diesen Wechsel der Kunstmittel, um den Augenblick des Erwachens darzustellen. Die Worte geben gleichsam ein „Programm" der vorausgegangenen Töne. Man hat gesagt, daß dieses Werk sich der Gunst des Publikums deshalb weniger erfreue, weil man die Verkündung „unfroher Botschaft" nicht gerne höre. Ich glaube aber, auch diejenigen, die sich zu der tragischen Anschauung bekennen, werden über eine gewisse ästhetische Disharmonie nicht hinwegkommen. Der Sprecher ruft den Tod — hier erklingt das Orchester zu melodramatischer Begleitung — und während ein Frauenchor mit dem Rufe „Nirwana" lockt, bereitet er sich vor, die dunkle Pforte zu durchschreiten. Die Orchestersprache ist von einer lebensvollen Polyphonie, eigenartigen Klangwirkungen und packenden Gegensätzen. Lützenkirchen sprach die schwierigen und im Grunde nicht sehr dankbaren Sätze mit dem Wohlklang, den vormals Possart in die Rolle gelegt, und Walter meisterte das Orchester.

Diese Musik läßt begreifen, daß Klose lange der Kammermusik ferne stand, und doch hat er dann mit einem Werke der absoluten Musik (ähnlich wie Pfitzner) eine Höhe seines Schaffens erreicht: dem Streichquartett in Es-Dur. Frische der Empfindung, packend, von klanglicher Eigenart, oft freilich ernst und schwer, gibt es Zeugnis vom Ringen einer Künstlerseele. Das Wendlingquartett hat uns das Werk, wie früher, in kongenialer Wiedergabe zum Erklingen gebracht. Das Präludium und Doppelfuge für Orgel, zu dem Bruckner die Idee des Themas gegeben, kam in der Uebertragung für Klavier von A. Stradal zu Gehör. W. Braunfels' pianistische Meisterschaft setzte sich mit vollem Gelingen für das Werk ein; wenn auch die Originalfassung noch stärker und packender die Gegensätze zwischen dem „eigenartig wild aufstürmenden" Thema und dem versöhnenden Choralmotiv herauszuarbeiten vermag. Die ersten Veröffentlichungen Kloses (op. 1—5) sind Lieder, denen sich später

(op. 8) noch ein Rückertzyklus anschloß, dann aber hat er als Lyriker lange geschwiegen, bis er vor kurzem fünf Gesänge schuf, die uns nun die große Kunst **Paul Benders** interpretierte. Ein Lyriker, der singt, wie der Vogel singt, war Klose nie. Mit erlesenem Geschmacke und feinster Einfühlung sucht und findet er für verborgene dichterische Schönheiten musikalischen Ausdruck. Das Klavier ist in Hugo Wolfschen Sinne mehr als lediglich „Begleitung". Die fünf Gesänge sind von Giordano Bruno, in der sprachschönen Verdeutschung des Wagnerianers H. v. Stein. Es gehört ein Sänger von der Geistigkeit Benders dazu, damit diese sich den Worten fein anschmiegende Musik volle Plastik gewinnt. Ihre Gefühlswerte liegen nicht auf der Oberfläche. Trotz mancher farbigen Schönheit können diese Gesänge kaum „populär" werden. **Raucheisen** begleitete Bender schmiegsam und klangschön.

Diese Lieder waren die eigentliche **Uraufführung**, denn die die „Klose-Woche" schließende Wiedergabe von „**Der Sonne Geist**" (für Soli, Chöre, Orchester und Orgel) war Erstaufführung nur für Deutschland (in Basel ist das Werk schon erfolgreich gegeben). Dem Werk liegt **Momberts** gleichnamige Dichtung zugrunde. Dieser metaphysische Dichter, der in seinen Versen einen **Sonnenmythus** uns geben will, neigt zur Verschwommenheit. Seine Worte **fordern** etwa wie die Schlußszenen des zweiten „Faust"teiles Musik. Die Tondichtung ist nach Kloses eigenen Worten nichts anderes, als ein Wiedererzählen dessen, was die geheimnisvolle Gottesnatur ihm überall zuraunt. Das lichte, frohe, freudige Hauptmotiv ist eine der schönsten Eingebungen des Komponisten. Unendlichkeit und nächtliches Chaos, die Sehnsucht nach der Erde, Sonnenuntergang, der Jubel der Natur im Sonnenglanze im strahlenden C-Dur, der Chorus mysticus von der ewigen Wiederkehr bieten musikalische Schönheiten auch dem, der die Verse oft dunkel findet. Die von **Zengerle** einstudierten Chöre wurden vom Lehrergesangverein und dem Hoftheatersingchor sehr klangschön geboten. Das Orchester spielte, von Walter geleitet, prachtvoll. Die Sängerinnen **Stückgold, Reinhardt, Willer**, die Herren **Wolf, Brodersen** und **Stephani**, sowie Hoforganist Prof. **Maier** verdienen volle Anerkennung. Klose wurden an allen Abenden jubelnde Huldigungen zu teil. Am Tage, da vor einem **halben Jahrhundert erstmalig** die „**Meistersinger**" erklangen und den wir gerne mit Wagners Preislied deutscher Kunst, ohne die Nachfeier zu unterschätzen, begangen hätten, warb unser Hoforchester für **Klose** und war damit doch eingedenk der Meistersingermahnung: „Ehrt Euere deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister."

„Der Weibsteufel" im Schauspielhaus. Was in einem Sonderartikel des vorigen Heftes befürchtet wurde, ist eingetroffen. Der Schönherrsche „**Weibsteufel**" ist von der **Münchener Zensur freigegeben** worden; just zur Zeit, in der derselbe für immer von den Brettern des **Wiener Burgtheaters verschwunden** ist. Der „Weibsteufel", wie er uns dargeboten wird, ist nicht mehr ganz derjenige, der mit Recht so viel Entrüstung und Widerspruch hervorgerufen hat; der Dichter und vor allem die Darsteller der Exl-Bühne haben viel gemildert und manches Anstößige in ein minder grelles Licht gestellt. Wenn man sich vorstellt, wie gewisse, dem Modernsten zugeneigte Mitglieder unserer Hofbühne die Originalfassung gespielt hätten, wenn die Intendanz nicht in Würdigung der in der Oeffentlichkeit geäußerten Bedenken auf die Aufführung verzichtet hätte, so muß man sagen, daß nach dieser Richtung hin immerhin etwas erreicht ist. Gegen die Entfesselung der Instinkte, wie wir sie hier auf der Bühne sehen, bleiben freilich die **ernstesten Bedenken** bestehen, insbesondere muß der Schluß verletzen, weil die Taten des „Weibsteufels" ungesühnt bleiben. Die junge Frau ist seit sechs Jahren mit einem kränklichen Schwächling verheiratet. Wohl hat sie Sehnsucht nach einem Kinde, fühlt sich jedoch im ganzen glücklich, bis der junge Grenzwächter erscheint. Dieser ist von seinem Vorgesetzten angestiftet, mit der Frau zu tändeln, um hinter die Schmuggelgeschäfte ihres Mannes zu kommen, und letzterer will, daß sie dem Wächter schön tut, um seine Aufmerksamkeit abzulenken. Beide werden also in dies Liebesspiel hineingehetzt, aus dem blutiger Ernst wird, der zur wilden Entfesselung der Instinkte führt. Das Weib wird zur Bestie, sie reizt, anfänglich vergebens, den Grenzjäger zum Mord ihres Gatten und als die Tat geschehen ist, wendet sie sich brutal vom Lebenden, wie vom Toten. Die aufgepeitschten Sinne werden sich ein anderes Objekt suchen. Das ausverkaufte Haus spendete starken Beifall, der sich jedoch in Grenzen hielt; Sensationslüsterne schienen sogar wegen der dezenten Wiedergabe enttäuscht. Im „Weibsteufel" siegt die elementare Erotik über die **sittliche Bindung der Ehe**, deshalb ist seine Wirkung eine **destruktive, gerade in unseren Zeiten gefahrvolle**. Daß die Wiedergabe eine künstlerisch vollendete war, ändert an diesen Tatsachen nichts. L. G. **Oberlaender**, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Gegen die Börsenspekulation — Oesterreich-Ungar. Wirtschaftslage — Hamburger Besuch des Reichstages — Ueberhandnahme des Grossbank-Systems.

Angesichts der immer bedenklicheren Umfang annehmenden **Börsenspekulation in Industriepapieren** veranlasste das preussische Handelsministerium die Einberufung einer Konferenz von Banken, Bankiers und verschiedenen wirtschaftlichen Vereinigungen zur Ergreifung einschneidender Massnahmen. Namentlich die Spekulation von Angestellten und auf Grundlage eingeräumten Kredites soll unterbunden werden. Die Börsen, dadurch in ihrem Element be-

Wer der gemeinsamen Sache und einer guten Zukunft der deutschen Katholiken einen Dienst erweisen will, scheue nicht die Mühe, in seinem Bekanntenkreise der „Allgemeinen Rundschau" einen neuen Abonnenten für das kommende Quartal zu werben.

einträchtigt, sahen sich auch infolge einer Reihe von anderen Gründen zu einer erheblichen Eindämmung des Geschäfts veranlasst. Dass trotzdem der Börsenverkehr keinen besonderen Rückgang aufweist, ist namentlich auf das Festhalten des Kapitalistenpublikums an seinem fast ausnahmslos bar bezahlten Effektenbesitz zurückzuführen. Es zeigte sich hierbei neuerdings die Tatsache der gewaltigen beschäftigungslosen Geldsummen, welche immer wieder nach Anlage drängen. So herrscht sowohl an den Börsen, wie auch an den Bankschaltern ununterbrochene Nachfrage nach fest verzinslichen Werten, Staatsanleihen, namentlich nach den Kriegsemissionen und nicht zuletzt nach den altbewährten Pfandbriefen der bayerischen Hypotheken-Institute. Dass das Endresultat der achten Kriegsanleihe auf der Rekordziffer von 15,001 Milliarden Mark angelangt ist, gehört ebenfalls in dieses Kapitel der beschäftigungslosen Gelder. Eine Reihe von ungünstigen Hinweisen beschäftigte im übrigen unsere Wirtschaftskreise. Nach dem bekannten Fall der Daimler-Gesellschaft werden nunmehr Vorgänge bei der Berliner Scheidemandelgesellschaft von den massgebenden Reichsstellen einer genauen Prüfung unterzogen. Von einer Reihe von führenden Industrieunternehmungen wird in den Generalversammlungen bekannt, dass dieselben trotz des derzeit vorliegenden umfangreichen Auftragsbestandes nicht in der Lage sind, eine Gewähr zu übernehmen, ob die diesjährigen Dividenden in ihrer Höhe aufrecht erhalten werden können. Zu solchen Daten gesellen sich verschiedene politische Ereignisse, wovon der bulgarische Kabinettswechsel im Zusammenhang mit der weiteren Gestaltung der Beziehungen innerhalb der Zentralmächte besprochen wurde. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung war ausserdem der starke Rückgang der österreich-ungarischen Valuta, welche durch die planmässige Ueberschwemmung des Auslandes mit Kronennoten in erster Linie verursacht worden ist. Naturgemäss wurden auch die österreichisch-ungarischen Effektenwerte empfindsam hiervon betroffen. Dieses Moment im Zusammenhang mit den Ernährungsschwierigkeiten unseres Nachbarstaates wird das Ergebnis der aufliegenden österreichischen und ungarischen achten Kriegsanleihe wohl nicht so sehr beeinflussen, da der Fortgang der österreichischen Offensive in Italien ein weiteres Zeugnis für die zuversichtliche Gestaltung unserer gesamten militärischen Lage bringt.

Das vom Kaiser anlässlich seines 30jährigen Regierungsjubiläums an den Reichskanzler gerichtete Wort, dass „unser Sieg in diesem Weltkrieg einen Frieden bringen wird, der deutsches Leben verbürgt“, wurde von den Kriegswirtschaftskreisen vielfach dahin aufgefasst, dass auch von höchster Stelle nunmehr dem deutschen freien Handel freie Bahn geschafft werden kann. In unzweideutiger Weise wurden solche Auslassungen bei dem Hamburger Besuch der Reichstagsmitglieder laut. In den hierbei von ersten Vertretern der Handels-, Finanz- und Schiffahrtskreise gehaltenen volkswirtschaftlichen Vorträgen wurde nachdrücklichst verlangt: die Aufhebung der meisten kriegswirtschaftlichen Verordnungen, die baldige Beseitigung des Rationierungsgedankens. Handelsmonopole wurden für die Friedenswirtschaft als unzureichende Mittel bezeichnet. Eine vollständige Beseitigung, also kein allmählicher Abbau unserer Devisenordnung wird verlangt. „Für den Ausbau der deutschen Wirtschaft brauchen wir die Elastizität und den Wagemut des deutschen Kaufmanns.“ „Ein Volk, das wie das deutsche Volk aus eigener Kraft während vier schwerer Kriegsjahre alle Hilfsmittel zu einer siegreichen Kriegsführung aus sich selbst geschaffen habe, verdient nicht das von der Regierung bisher gezeigte Misstrauen.“ „Los von der Berliner Zentralwirtschaft“, solche Worte kennzeichnen die allgemeine Stimmung der beteiligten Faktoren. — Die als Kriegsfolge anzusehende Zentralisierung des deutschen Wirtschaftslebens kommt in den Veränderungen unseres Bankwesens auffallend stark zum Ausdruck. Besonders macht die Erweiterung des Filialnetzes der deutschen Banken umfangreiche Fortschritte, namentlich bei einzelnen bayerischen Instituten. So übernimmt die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank in München die Genossenschaftsbank in Miesbach; die Bayerische Vereinsbank in München errichtet neue Niederlassungen in Amberg, Sulzbach, Kaufbeuren, Oettingen, Weissenburg unter Aufsaugung dort bestehender angesehener Bankfirmen. Dadurch erreichen Münchener Institute die ansehnliche Ziffer von annähernd 100 Niederlassungen innerhalb Bayerns. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei den Berliner Grossbanken. Es ist nicht abzusehen, welche Folgen solche übergrosse Erweiterung der Grossbanken — Personalfragen, Mangel an Uebersicht, Kontrollsystem! — für die gesamte Wirtschaft mit sich bringen kann. Auch die Häufung von Aufsichtsratsstellen bei verhältnismässig wenigen Persönlichkeiten — das „Adressbuch der Direktoren und Aufsichtsräte Jahrgang 1918“ bringt verschiedene Namen mit 20—30—50 und als Höchstzahl 56 Aufsichtsratsstellen in einer Hand — verdient aus gleichen Gründen hier Erwähnung.

München. **M. Weber.**

Dem ersten Direktor der Regensburger Zentralgenossenschaft, Geheimen Landesökonomierat **Dr. Heim** wurde der Bayerische Verdienstorden vom heiligen Michael III. Klasse verliehen. M. W.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Lesestoff für unsere Feldgrauen

Aus unserem Verlage empfehlen wir:

Zur Belehrung:

Der Sinn des Lebens. Eine katholische Lebensphilosophie. Von Dr. Fr. Sawicki, Professor der Theologie in Pelphin. 2. Aufl. XVI und 344 Seiten 8⁰. Preis geheftet Mk. 4.—. gebunden Mk. 5.—.

Auf Gottes Spuren. Von Joseph Rüther. 94 Seiten 8⁰. Preis geheftet Mk. 1.60, gebunden Mk. 2.40.

Jahreszeiten. Gedanken aus Natur und Leben. Von H. Schauerte. VIII und 216 Seiten gr. 8⁰. Preis geheftet Mk. 2.60, gebunden Mk. 3.60.

Philosophie und Weltanschauung. Skizzen zur Einführung in das Studium der Philosophie und zu philosophischen Orientierung für weitere gebildete Kreise. Von Dr. H. Funke. XVI und 178 Seiten. Preis geheftet Mk. 2,20. gebunden Mk. 3.—.

Helden des Christentums. Heiligenbilder, herausgegeben von Konrad Kirch S. J. Vollständig in zwölf Bänden, jeder Band ca. 200 Seiten kl. 8⁰. Das Sammelwerk zerfällt in 3 Teile: I. Das christliche Altertum. II. Das Mittelalter. III. Die neuere Zeit. Preis des einzelnen Bandes geh. Mk. 1.50 gebunden Mk. 2.—. Bisher sind erschienen: I. Bd. 1, **Die Kirche der Märtyrer**, 2. Aufl., I. Bd. 2, **Glaubensstreiter im Osten**, 2. Aufl., I. Bd. 3, **Lehrer des Abendlandes**, II. Bd. 1, **Leuchten in dunkler Zeit.**

Der Krieg des Herrn. Biblische Lesungen, Gebete und Lieder für die Kriegszeit, aus dem Alten Testamente zusammengestellt und mit kurzen Anmerkungen erläutert von Dr. Norbert Peters, Professor der Theologie in Paderborn. Sechstes Tausend. XVI u. 80 Seiten kl. 8⁰. Preis steif broschiert Mk 0.75.

Heldentod. Trostgedanken für schwere Tage in großer Zeit. Von Dr. Norbert Peters. Professor der Theologie an der Bischöfl. theol. Fakultät zu Paderborn. 6. und 7. Tausend. VIII und 122 Seiten kl. 8⁰. Preis geheftet Mk. 1.25, gebunden Mk. 1.80.

Das Buch vom Dulder Job. Aus dem Hebräischen neu übersetzt und kurz erläutert von Dr. Norbert Peters, Professor an der Bischöfl. theologischen Akademie zu Paderborn. 152 Seiten kl. 8⁰. Preis steif broschiert Mk. 1.80.

Die vorzügliche Abhandlung kann in unsern stürmischen Tagen eine Quelle inneren Trostes und glaubensstarker Aufrichtung werden.

Zur Unterhaltung:

Gott und Götter. Roman von Johann Walter Neumann. 676 S. gr. 8⁰. Geheftet Mk. 5.—, gebunden Mk. 7.—.

Die spannende Erzählung versetzt uns in die Zeit der letzten Kämpfe Israels; Schauplatz ist das alte Babylon. Ein interessanter Abschnitt der alten Geschichte wird dem Leser vorgeführt.

Aus dem Volksleben. Von A. J. Cüppers. 304 Seiten kl. 8⁰. Geheftet Mk. 2 20, gebunden Mk. 2.80.

Sechs fesselnde Erzählungen aus dem Volksleben. Die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet, die Sprache ist fließend.

Schildereien aus dem Tagebuch des Johannes Clericus (Dr. Magnus Jocham). VIII u. 240 Seiten 8⁰. Geheftet Mk. 2.40, gebunden Mk. 3 —.

Fünfzehn an Gehalt und Grundgedanken verschiedene Vorkommnisse während seiner Seelsorgetätigkeit führt hier der Verfasser vor die Seele. Die geschilderten Erlebnisse sind ebenso fesselnd wie lehrreich.

Die Erbin von Tregonec. Von Wilma Wera. 272 Seiten kl. 8⁰. Geheftet Mk. 2.—, gebunden Mk. 2.80.

Ein spannender Roman aus den ersten Jahrzehnten nach der großen französischen Revolution.

Wege und Abwege. Novelle von P. A. Schupp S. J. 2. Aufl. 275 S. 8⁰. Geheftet Mk. 2.60, gebunden Mk. 3.20.

Ein Beispiel von der bestrickenden Gewalt der Verführung und ihren Folgen. Die Sprache ist edel und fließend.

Zwei Erzählungen für Volk und Jugend. Von P. Ambros Schupp S. J. 304 Seiten 8⁰. Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.80.

Zwei belehrende und zugleich fesselnde Erzählungen. Die erste schildert die verderblichen Folgen einer Leidenschaft, die zweite zeigt uns den Lohn und Segen des unerschütterlichen Gottvertrauens.

Wanderungen und Wandlungen. Erzählung für Volk und Jugend. Von P. Ambros Schupp S. J. 232 Seiten kl. 8⁰. Gebunden Mk. 2.90.

Hier werden heimatsmüde Jünglinge in einer hübschen Erzählung belehrt, daß auch jenseits des Ozeans Fleiß und Gottvertrauen nötig ist, um eine sichere Existenz zu erringen.

Die Mucker. Eine Episode aus der Geschichte der deutschen Kolonien von Rio Grande de Sul, Brasilien. Von P. Ambros Schupp, S. J. 3. Aufl. 312 S. 8⁰. Preis geb. Mk. 6.—.

Die hochinteressante Erzählung schildert das rätselhaft schnelle Emporkommen einer schwärmerischen Sekte in Brasilien, ihre blutigen Ausschreitungen und endlich ihren tragischen Untergang.

Paderborn **Bonifacius-Druckerei.**

Die katholischen Missionen

In dem furchtbaren Weltkrieg, der einen unsäglich traurigen Haß unter den Völkern erzeugt hat, ist es eine erquickende, tröstliche Erscheinung, daß das Interesse für die auswärtigen Missionen, für die Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden in ständigem Wachsen begriffen ist. . . .

Diese erfreuliche Tatsache verdanken wir nächst der Gnade Gottes vor allem den Angehörigen der missionierenden Orden und Ordensgenossenschaften, welche die Liebe und Begeisterung für die Weltmission in den Herzen entzündet haben; wir verdanken sie nichtweniger den zahlreichen Missionsblättern und Missionszeitschriften, und unter ihnen zuerst und zumeist den „Katholischen Missionen“, die seit 45 Jahren mit unermüdlichem Eifer und mit glühender Liebe zum Heilande die großen Ideen und Ziele der Ausbreitung seines Reiches auf Erden erfolgreich vertreten haben. Wieviel Berufe diese Zeitschrift in jugendlichen Herzen geweckt, wieviel apostolischen Opfersinn sie entflammt, wieviel materielle Mittel sie für die Missionen beschafft haben, das wird die Geschichte nie erzählen, aber es steht aufgeschrieben im Buche des Lebens.

Die „Katholischen Missionen“ haben sich erwiesen als eine Quelle lebendigen Glaubenslebens und frischer sittlicher Kraft. Mögen auch in Zukunft viele, viele daraus schöpfen.

Cöln, den 2. September 1917.

Felix Kardinal v. Hartmann
Erzbischof von Cöln.

(Verlag von Herder zu Freiburg i. Br.) Preis nur M. 5.— jährlich. Durch die Post und den Buchhandel zu beziehen.

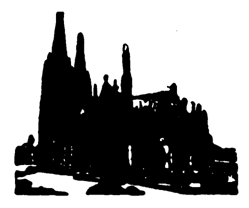
Volksbibliothek

500 Bände gebd., bestempfohlene Romane, Erzählungen u. Humoresken von Achleitner, Arlbauer, Brackel, Coloma Driggeberger, Elensteen, Herbert, Hennig, Schmidt, Schott, Sheehan usw billig auch zur Auswahl und gegen Teilzahlung.

Jos. Habbel, Regensburg.

Sitz-Auflagen aus Filz Filztuche

Cölner Filzwarenfabrik Ferd. Müller, Köln a. Rh. Friesenwall 67.



Kölner Dom-Weihrauch

Rauchfass-Kohlen in Fabrikat

Beste Bezugsquelle für Grossisten.

M. & J. Kirschbaum, Cöln a. Rh.
Richard Wagnerstrasse 33

Bücher-Inserate

sind in der „Allgemeinen Rundschau“ sehr wirksam.

Sendet die „A. R.“ ins Feld!

Soeben gelangt zur Ausgabe:

Krieg im Busch

Selbsterlebtes aus dem Kamerunkrieg
— Von **Hermann Skolaster** —

Mit einer Ueberſichtskarte (160 S.)
In steifen Umschlag geheftet Mk. 1.25

So sehr der Büchermarkt überschwemmt ist mit Schilderungen aus dem europäischen Krieg, so wenig Gediegenes und wirklich Entsprechendes besitzen wir einstweilen noch über die Einzelheiten der heldenhaften Kolonialkämpfe. Und doch müßte die Eigenart von Land und Leuten, Klima und Lebensweise, die ganz neuartigen Schwierigkeiten kriegerischer Operationen für die unvorbereiteten Deutschen jeder dieser Schilderungen von vornherein einen ganz eigenen Reiz verleihen. Da ist denn das neueste Werk von P. Hermann Skolaster, den wir schon längst als geistreichen Plauderer und lebensvollen Schilderer kennen, eine Gabe, nach der man sich gleichsam gesehnt hat. Der Verfasser, der den Kameruner Krieg als Feldgeistlicher vorn an der Front und hinter derselben kennen gelernt hat, bringt uns eine Fülle packender Bilder aus dem Kameruner Ringen und läßt zugleich so viel Belehrendes und sachlich Orientierendes einfließen, daß man nach der Lektüre das Bewußtsein hat, auf höchst amüsante Weise ein Kapitel Kriegsgeschichte, Kolonialleben und Menschengeschichte kennen gelernt zu haben. Die Spannung des Buches läßt in keinem Augenblick nach und verfolgt uns bis zum Ende der Schilderungen. Für alt und jung, gelehrt und ungelehrt, besonders für Feldgraue und Kolonialfreunde eine sehr empfehlenswerte Lektüre.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag der Kongregation der Pallottiner Limburg a. d. Lahn

Eutin in der Holsteinischen Schweiz

Schülerheim für einen kleineren Kreis v. Söhnen aus best. Familien. Staatl. Vollgymn. (m. realgymn. Abt. bis z. Einj.), städt. Real- u. Vorschule, auch kath. Kirche am Ort. Engster Familienanschl. Besond. Berücksichtig. v. Schwächerbegabten. Arbeitsst. Hauslehrer. Betriebsplan frei.

Gymnasial-Oberlehrer Prof. Dr. Genz.

Die Buch- u. Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 und 6

übernimmt die Herstellung von Werken jed. Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: J. V.: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, A.-G., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M. 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 27. München, 6. Juli 1918. XV. Jahrgang.

Das österreichische Problem.

Von Dr. Michael Hechenblaikner, Schwaz (Tirol).

Die innerpolitischen Verhältnisse der Donaumonarchie und speziell des österreichischen Teiles haben sich zu einem Problem verdichtet, das weit über die Staatsgrenzen hinaus Interesse erregt, auf dessen Unlösbarkeit die Entente ein Gutteil ihrer restlichen Siegeshoffnung stellt, an dessen Lösbarkeit auch in Deutschland gar mancher zweifelt, an dessen Lösung man in Oesterreich selbst arbeitet. Schwer ist ja die Lösung. Es besagt das österreichische Problem in seinem Kerne, *eine Vielheit von Ländern und Völkern zu einer Einheit höherer Ordnung, zu einem einheitlichen Staatswesen, zusammenzufügen.*

Es mangelt in Oesterreich jede Homogenität, jede Gleichartigkeit in nationaler, wirtschaftlicher, kultureller und auch in religiöser Hinsicht. Die großen indogermanischen Sprachstämme der Germanen, Slawen, Romanen, diese untereinander wieder sich teilend in einzelne Volksstämme, bei den Germanen in nord- und süddeutsche Typen, bei den Slawen in die voneinander verschiedenen Nationen der Polen, Tschechen, Slowenen, Kroaten, Serben, dazu noch der Ueberrest der mongolischen Rasse als geschlossene Masse im ungarischen Tiefland, das alles wieder gegliedert in einzelne Länder mit grundverschiedenen Bodenverhältnissen, jedes einzelne Land wieder eine Individualität für sich hinsichtlich Größe, geschichtlicher, kultureller, politischer und wirtschaftlicher Entwicklung: das ist das ganz ungleichartige Material für den Bau des österreichischen Staates. So bunt dieses Bild bereits ist, es wird noch bunter, wenn die wirtschaftliche, kulturelle, religiöse Struktur in Betracht gezogen wird. Intensivste Ackerkultur und primitivste Bodenwirtschaft, Höhenlage, Hügelland und Tiefebene, ausgebildetste Industrie- und Verkehrsentwicklung wie reine Landwirtschaft und bescheidene Formen des Gewerbes und Handwerkes sind eben so zu finden, wie gute Durchschnittsbildung und anderorts wieder kulturelle Verwahrlosung und Zurückgebliebenheit. Die großen europäischen Religionsformen der Katholiken, Protestanten, Orthodoxen sind ebenso zu finden wie deren verschiedene Verzweigungen. Es scheint fast unmöglich zu sein, aus diesem nach jeder Richtung hin ungleichartigen Materiale eine Einheit zusammenzukonstruieren. Und doch, es ist möglich und muß möglich sein. Es dreht sich ja nicht darum, einen neuen Staat zu erfinden, Oesterreich *existiert ja*, hat trotz dieser Ungleichartigkeit jahrhundertelang existieren können, diese Länder sind auf die natürlichste Art, wie von einer natürlichen Schwerkraft gezogen, zusammengekommen, es hat die schwersten Krisen, die gerade aus diesen Ungleichartigkeiten erflossen, überstanden, es dreht sich also lediglich darum, etwas schon bereits Gegebenes in eine den *heutigen Zeitverhältnissen* und ihren geistigen Strömungen *entsprechende Form* zu bringen.

Die neuzeitliche Entwicklung mit ihrer Betonung der Eigenpersönlichkeit, der Selbstverherrlichung des Individuums hat die Struktur unseres Gesellschafts- und Staatslebens gründlich geändert und neue Faktoren in die Völkerpsychologie eingeführt, sowie sie einmal Nationen und Staaten als Persönlichkeitsbegriffe höherer Ordnung erfaßte. Demokratie, Konstitutionalismus, Parlamentarismus, nationale Autonomie, Selbstbestimmungsrecht der Völker sind nicht lediglich Schlagworte auf politischem Gebiete, sondern nur die konsequente Ausdehnung des individualistischen Zeitgeistes auf Völker und Staaten. Es ist klar, daß mit dem Eindringen dieser Ideen in ein Staatswesen wie Oesterreich die dort vorhandenen bisher latenten Ungleichartigkeiten aktiv werden mußten und die so entbundenen Kräfte nach einer rechtlichen Regelung, nach einer festen Form streben. Man schafft nun die Schwierigkeiten nicht weg, wenn man die Lösung verschiebt, wenn man ein *Provisorium* schafft, wie es in Oesterreich in der *Dezemberverfassung von 1867* geschehen ist. Gerade unter einem provisorischen Notbehelf müssen sich die nach Gestaltung drängenden Kräfte immer stärker entwickeln und die Entwicklung drängt dann regelmäßig zu immer radikaleren Formen. 40 Jahre lastet nun das Beustprovisorium auf dem österreichischen Staate. Daß da die verfassungs- und staatsrechtliche Form nach jeder Richtung hin unzulänglich und rissig werden mußte, leuchtet ein. Hält man sich diese Tatsache vor Augen, daß Oesterreich *eine provisorische Staatsverfassung seit vierzig Jahren hatte*, daß im Rahmen derselben lediglich, wie Taaffe mit Resignation sagte, ein „Fortwursteln" möglich war, so wird einem klar, daß jetzt unter den Einwirkungen des Weltkrieges, der die ungeklärten Zustände nur noch verschärfte und die politischen Strömungen nur noch mehr erstarken ließ, dieser Zustand unhaltbar geworden ist und eine Lösung ungestüm fordert. Anderseits ist aber der Umstand, daß Oesterreich eine 40jährige provisorische Regelung, die lediglich ein Verschieben brennender Fragen auf eine Lösung in späterer Zeit bedeutete, auszuhalten vermochte, der beste Beweis für die ungeheuere tiefinnerliche Schwerkraft des Staates. Eine solche Belastungsprobe würde ein anderer Staat kaum vertragen. Nehmen wir heute z. B. den preußischen Wahlrechtskampf. Es erschiene geradezu unmöglich, daß dort 40 Jahre diese Frage in Schwebe gelassen werden könnte, und der Staatsmann, die Regierung, welche dies versuchen wollte, würde den Bestand des Staates ernstlich gefährden. Oesterreich hat dieses gewagte Experiment vertragen. Dazu kommt ein weiteres Moment. Die Verquickung der *nationalen Fragen* in Oesterreich mit staatsrechtlichen Strömungen verschärft zwar begreiflicherweise einerseits den Kampf, birgt aber anderseits ein starkes Moment der Gesundung, weil der Drang nach staatlicher Neugestaltung als Vorbedingung der Lösung der nationalen Fragen den Bestand Oesterreichs geradezu voraussetzt, damit aber gleichzeitig auch den Weg angibt, auf dem die Beilegung der nationalen Schwierigkeiten erfolgen kann. Der Fehler aller bisher gescheiterten Ausgleichsversuche war eben, daß man von vornherein auf eine grundlegende Beseitigung verzichtete, die Neugestaltung des Gesamtstaates in Schwebe ließ und so nur auf ein erträgliches Nebeneinander und nicht auf ein zielbewußtes Miteinander der verschiedenen Völker und Länder zu einer Einheit höherer Ordnung, zu einem Gesamtstaat, lossteuerte. Durch dieses ewige Verschieben, Verpassen, Weiterwursteln mit einem unzulänglichen Notbehelf radikalisierten sich die nationalen Autonomiebestrebungen immer mehr, und es ist nun begreiflich schwerer, bestehende Radikalismen abzuschleifen als die Entstehung solcher zu verhindern.

Die verfassungs- und staatsrechtliche Geschichte Oesterreichs zeigt nun das Widerspiel zweier Richtungen, *Zentralismus und Föderalismus*. Bis zum Tage von Königgrätz war ein beständiger Wechsel. Bald überwog die föderalistische, bald die zentralistische Richtung, seit dieser Zeit hat man eigentlich die Methode des „Reden wir nicht mehr davon" verfolgt. In dem Momente aber, wo die Neugestaltung praktisch in Angriff genommen wird, heißt es sich entscheiden, ob mehr

föderalistische oder zentralistische Grundsätze zur Anwendung kommen, ob man die historischen Individualitäten der einzelnen Kronländer zum Ausgangspunkt nimmt, ihre historische Entwicklung zumindest gelten läßt und in Anschlag bringt oder ob man einen zentralistischen Einheitsstaat erstrebt.

Die Deutschen Oesterreichs sind heute fast durchgängig zentralistisch, zumindest vertreten ihre politischen Parteien diese Richtung. Der Föderalismus hat seine politische Vertretung heute überwiegend bei den Slawen. Das Rezept des Sozialisten Renner, das auch in bürgerlichen Kreisen viel Anklang gefunden hat, ist in seinem Kern zentralistischer Natur, nur ausgehend von den Nationen und besagt: Einheitsstaat, Kreisverfassung und dadurch gewährleistete nationale Autonomie. Die Regierung sucht einen Mittelweg, der den verschiedenen Richtungen gerecht werden soll, schließlich aber keiner gerecht ist. Die Lösung liegt freilich doch auf diesem Wege und nicht in der Realisierung irgendeiner einseitigen Richtung. Man lege nur die Vogelsangsche Begriffsbestimmung der Politik (als die Kunst, einen gegebenen Staat nach den in ihm liegenden Gesetzen seiner Natur und Geschichte so zu regieren, daß aus dem Rechte und der Freiheit der Einzelnen die Wohlfahrt der Gesamtheit sich ergibt) als Maßstab an und fasse unter diesen „Einzelnen" auch die einzelnen Völker und Nationen als Einheitsbegriffe, dann ist die Lösung für das österreichische Problem nahegerückt. Natur und Geschichte sind somit die Wegweiser. Sie legen die staatsbildenden Faktoren bloß, welche heute als beharrende Faktoren den Habsburgerstaat zusammenhalten. Diese Faktoren, die heute noch ihre alte Kraft haben, sind die natürliche, geographische Lage und Gestaltung der Habsburgerländer zueinander und miteinander, die kulturpolitische Arbeit des deutschen Volkes, und als führender politischer Faktor die Habsburgische Dynastie.

Die Lösung liegt in der Erkenntnis des geschichtlichen Werdens des österreichischen Staates, darin, daß die einzelnen „Erbländer" eben als Länder, als geschlossene Gebilde mit einer geschichtlich gewordenen Eigenart zusammengekommen sind, daß aber all diesen Gebilden das Streben nach einer höheren Ordnung, nach einem Gesamtstaat innewohnt, liegt somit in einer organischen Verbindung von Föderalismus und Zentralismus, in einer bundesstaatlichen Organisation der einzelnen selbständigen, im Innern mit nationaler Autonomie ausgestatteten Länder mit einer straffen, aber in der Kompetenz umgrenzten zentralistischen Spitze und einer einheitlichen, alle Länder umfassenden Dynastie.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Rauhes Wetter muß man auch ertragen und mit den Dornen am Rosenstrauch sich abfinden. Der Rückzug der Oesterreicher über die Piave und die Mißhelligkeiten wegen der Kühlmann-Rede drückten der Berichtswoche einen unerquicklichen Stempel auf.

Der Kampf mit dem Hochwasser.

Unsere Bundesgenossen haben den Vorstoß über die Piave, der so schön begonnen war, vorläufig sistieren und sich über die Piave zurückziehen müssen. Nicht vor den italienischen Waffen, sondern vor den entfesselten Elementarkräften, von denen Schiller singt: Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke. Durch die Wolkenbrüche war der bisher sanfte Fluß plötzlich zum reißenden Strom angeschwollen; von den drei Brücken, die als Nabelstränge das vorgeschobene Heer mit dem Stamm verbanden, wurde die oberste von den Fluten vernichtet und ihre treibenden Trümmer zerschellten die anderen. Es war unmöglich, die Truppen am westlichen Ufer mit Munition und Lebensmitteln zu versorgen. Um nutzlose Blutopfer zu vermeiden, mußte der schwere Entschluß zum Rückzug gefaßt werden, dessen Ausführung war ungeheuer schwierig. Es ist ein Ruhm für die Oesterreicher, daß sie sowohl ihre Geschütze als auch das Gros der Truppen über den geschwollenen Fluß zurückbringen konnten und nur eine opferwillige Nachhut von 12000 Mann in die Hände des vom Wetterglück begünstigten Feindes fallen ließen. Dem österreichischen Verlust von 12000 Gefangenen stehen 50000 italienische Gefangene aus den jüngsten Kämpfen gegenüber. Dabei ist der große Unterschied, daß unsere Bundesgenossen die Beute aus eigener Kraft errungen haben, während den Italienern ihr „Erfolg" durch eine höhere Gewalt in den Schoß geworfen wurde. Die neue Front an der Brenta steht noch, wenn auch der Col del Rosso und der Monte di Val Bella, die nur unter großen Opfern sich hätten behaupten lassen, aufgegeben wurden. Man darf hoffen, daß die Oesterreicher bald wieder wett machen, was die Ungunst des Wetters vorläufig vereitelt hat. Trotz des störenden Zwischenfalls hat die österreichische Offensive schon jetzt den wichtigen Zweck erreicht, die dortigen feindlichen Kräfte zu binden und so zur Entlastung unserer Truppen auf dem entscheidenden Kampfplatz im Westen beizutragen.

Die sogen. Kühlmann-Krisis.

Da spielten in gewissem Sinne auch tückische Naturkräfte mit. Staatssekretär von Kühlmann hatte am Vormittag anstrengende Ausschußsitzungen wegen des rumänischen Friedens mitgemacht. Ermüdet und unerquickt, wie er war, mußte er am Nachmittag im Plenum die hochpolitische Rede zum Etat des Reichskanzlers und des Auswärtigen Amtes halten. Das ging glatt und schön, solange er über die Friedensschlüsse im Osten, sein eigenes Werk, sachlichen Bericht erstattete. Aber er traute sich zu, auch über die Weltlage im Ganzen und die Friedensaussichten im Westen eine Rede aus dem Stegreif zu halten, ja sogar das delikate Thema von dem militärischen Zwangsfrieden und dem diplomatischen Verhandlungsfrieden ohne vorsichtig abgewogenes Manuskript zu behandeln. Sein Metier macht es begreiflich, daß er die diplomatische Vorbereitung des Friedens stärker betonte, als die militärische Vorbereitung. So klang die Rede zu einseitig; im freien Fluß der Rede geriet der eine Satz etwas zu scharf, der andere zu matt. Das an sich erklärliche, aber augenblicklich aussichtslose und deshalb unzeitgemäße Verlangen nach diplomatischer Anknüpfung trat so stark hervor, daß die Kritiker ihm Mangel an Siegeszuversicht, Unterschätzung der militärischen Aktion, Aufdringlichkeit an England usw. vorwerfen zu müssen glaubten. Man erblickte in der Rede ein neues Friedensangebot und verwies auf die früheren Erfahrungen mit den erfolglosen Angeboten.

Der Widerspruch wurde so stark und die Zweifel so verbreitet, daß der Reichskanzler, der ursprünglich nicht hatte reden wollen, zur Klar- und Richtigstellung eingreifen mußte. Bei dieser Gelegenheit bewährte Graf Hertling wieder seine staatsmännische Geschicklichkeit. Was andere mit langen Reden nicht erreicht hätten, renkte er mit einem kurzen klugen Vortrage ein. Zunächst die Feststellung, daß Wilson auf die zustimmende Erklärung des Kanzlers zu seinen 4 Friedensprinzipien in allen Sprachen geschwiegen hat. Dann ein Hinweis auf die charakteristischen Ausführungen der Gegner über den „Völkerbund", aus denen sich ergibt, daß diese angebliche Friedensliga dazu mißbraucht werden soll, Deutschland zu isolieren und durch wirtschaftliche Abschnürung seinen Lebensnerv zu treffen. Daran schloß sich die Einrenkung: die Spitze der vorhin geschilderten Auslegung der Kühlmann-Rede wurde abgebrochen durch die Hervorhebung der einwandfreien Tendenz, die Verantwortlichkeit für die Kriegsverlängerung und die Elendsvermehrung den hartnäckigen Gegnern aufzuladen. Den bedenklichen Exkurs Kühlmanns auf die Entstehung des Krieges schob der Kanzler vor das Tribunal der Weltgeschichte und überließ dann dem Staatssekretär die Aufklärung der „Mißverständnisse". Zum Schluß fand der Reichskanzler für unser Vertrauen auf die militärische Aktion und unsere Zuversicht auf den Endsieg klare und kraftvolle Worte, die auf allen Seiten warmen Beifall weckten.

Herr v. Kühlmann holte dann seinerseits nach, was in seiner ersten Rede an Betonung des Siegeswillens vermißt worden war. Seine unerbittlichen Kritiker haben ihm freilich vorgeworfen, daß er im eigenen Interesse sich zu sehr selbst berichtigt habe; aber den Vorwurf der Kleberei und des Mangels an Mut verdient der Staatssekretär nicht. Sein Verhalten bezweckt offenbar dasselbe, was der Reichskanzler aus gutem Grunde anstrebt: die Vermeidung eines Personenwechsels unter den gegenwärtigen Umständen. Der Friedensvertrag mit Rumänien muß noch ratifiziert und durchgeführt werden; mit den Russen haben Verhandlungen über die Ergänzung des Friedensvertrages von Brest begonnen; das Schicksal der Randstaaten ist noch in der Schwebe. An diesen Aufgaben ist Herr v. Kühlmann der berufenste und geschulteste Mitarbeiter. Die Stetigkeit unserer Politik darf nicht gefährdet werden; der Wiederausbruch einer Krisis, die Graf Hertling bisher erfolgreich vermieden hatte, würde uns sowohl im Inland als im Auslande viel Schaden

und keine Vorteile gebracht haben. Daher wurde mit vereinten Kräften der Ausgleich der Mißhelligkeiten versucht und erreicht.

Die feindlichen Machthaber haben die Dinge zwar zu ihren Zwecken auszubeuten versucht, aber das übliche Gerede von der Schwäche Deutschlands, das sich an jedes Wort vom Frieden und an jede friedliebende Geste zu knüpfen pflegt, ist diesmal recht matt und eindruckslos geblieben.

Auf die skrupulöse Abwägung, ob der Waffensieg oder die diplomatischen Verhandlungen den größeren Beitrag zum künftigen Friedensbau zu liefern haben, brauchen wir uns gar nicht einzulassen. Die Lage ist einfach die, daß Schwert und Feder zusammenarbeiten müssen. Die Waffensiege müssen die Grundlage schaffen, auf der überhaupt verhandelt werden kann, und die Diplomatie muß den Ausgleich herbeiführen in den Einzelheiten, die auch nach dem schönsten Endsieg noch zweifelhaft und streitig bleiben.

Ministerkrisis in Oesterreich, Staatskrisis in Rußland.

Die Unerbittlichkeit, die der Polenklub gegen den österreichischen Ministerpräsidenten Seidler zeigt, hatte den letzteren veranlaßt, die Demission des Kabinetts einzureichen. Kaiser Karl behielt sich zunächst die Entscheidung vor und ließ einen homo regius noch einen Verständigungsversuch machen. Abermals vergeblich. Darauf wurde das Entlassungsgesuch abgelehnt und zugleich der Reichsrat auf den 16. Juli einberufen. Sollte es doch zum Regiment des § 14, des Notverordnungsparagraphen, kommen, so fällt die Schuld auf die obstruktionellen Parteien und nicht auf die Regierung, die mit der Einberufung der Volksvertretung das ihrige getan hat.

Die Entwicklung in Bulgarien sieht besser aus, da das neue Ministerium Malinow unter kräftigster Betonung seiner Bündnistreue mit guten Aussichten seine Arbeit beginnt. In Bulgarien scheinen die Agenten der Entente keine Anhaltspunkte gefunden zu haben.

In Rußland ist eine wahre Staatskrisis ausgebrochen, da die Gegenrevolution am Ural gefährliche Fortschritte macht. Bezeichnender Weise kristallisiert sich die Gegenrevolution um die tschechisch-slowakischen Regimenter, also um vagabundierende Streitkräfte aus denselben Schichten, die in Oesterreich das Zersetzungswerk betreiben. Dahinter stecken an beiden Stellen die Ränke und das Geld der Entente. Die feindlichen Machthaber arbeiten offensichtlich mit allen Kräften auf den Sturz der Räte-Regierung hin, um ihren alten Freund Kerenski wieder zu Macht und damit Rußland zu einem neuen Kriegsversuch zu bringen. Der längst geplante, aber bisher durch die amerikanische Eifersucht verzögerte Einmarsch der Japaner, Chinesen und sonstigen Hilfskräfte in Ostsibirien steht jetzt ernstlich auf der Tagesordnung. Kerenski ist bezeichnender Weise zu einem sozialistischen Kongreß in London eingetroffen; der Zweck der Reise ist offenbar die hochpolitische Konspiration.

Aus den Wirren in Rußland hatte sich das Gerücht entwickelt, der Exzar Nikolaus sei von einem Rotgardisten ermordet worden. Die Nachricht wird jetzt als falsch bezeichnet. Eine politische Rolle wird der arme Mann überhaupt nicht mehr spielen können.

Nacht.

Ein Dunkel ringsum, dessen Last man spürt,
Die freigewohnte Seele sucht das Tor,
Das auf zum Licht aus der Bedrängnis führt,
Hat nicht die Kraft, dass sie hindurch sich bohr.

Nun fühlt sie erst, was sie am Tag verlor,
Dass ihr die Sonne als ihr Recht gebührt.
Zög' wilde Blitze diesem Dunkel vor,
Dem starren Druck, der allen Atem schnürt.

Ein Stern erscheint, von sanftem Hauch begleitet.
Gepriesen sei dein hoffnungsfrohes Licht,
Das tief ins Weltall mein Erleben weitet! — —

Gespenstisch eine Nebelwolke schreitet.
Lautlose Hand am Horizonte wischt
Und schwarze Nacht den schweren Mantel breitet . . .

Dr. Joseph Lamby.

Unser Elsaß!

Von Rechtsanwalt Dr. iur. Otto Hipp, Lt. d. R.

Gedanken über die elsässische Frage.

(Schluß.)

Es gibt eine elsässische Frage. Freilich nicht im Sinne Clemenceaus. Daß das Elsaß deutsch ist und deutsch bleibt, steht außer aller Frage. Aber die jetzige Staatsform in Elsaß-Lothringen in ein Unding. Schon Bismarck hat die Form des „Reichslandes" nicht als etwas Endgültiges angesehen und es war zweifellos einer der schwersten Fehler der deutschen Politik, sich mit der elsässischen Frage, die wirklich besteht, nicht vor dem Kriege schon längst ernstlich auseinandergesetzt zu haben. Auch die Reform von 1911 war nur ein wenig glücklicher Versuch auf dem Wege zu einer endgültigen Lösung. Entweder ist der Elsässer Volldeutscher; dann ist die ganze bisherige Staatsform unhaltbar; oder er ist es nicht; dann darf man es ihm auch nicht übel nehmen, wenn er sich selbst nicht als Volldeutschen fühlt! Man kann ihm nicht zumuten, mit freudigen Gefühlen eine Art innere Kolonie zu sein. Was an Stelle des bisherigen, absolut unnatürlichen, unorganischen Staatengebildes treten soll, ist vollständig gleichgültig. Entweder eigener, selbständiger deutscher Bundesstaat oder Aufteilung, das sind Fragen der inneren Politik, über die letzten Endes die dazu berufenen Faktoren zu entscheiden haben. Das erste und wichtigste Ziel der innerdeutschen, elsässischen Politik ist: der Elsässer muß sich als vollberechtigten deutschen Staatsbürger fühlen! Man wende nicht ein, das könnte ja schon längst der Fall sein. Der Elsässer hat eine Heimat, aber kein Vaterland! Wenigstens nicht in kerndeutschem Sinne! Jeder Preuße, Bayer usw. wird das nachfühlen können. Vaterlandsliebe ist die zu einem höheren Begriff gesteigerte Heimatliebe. Gerade diese Vaterlandsliebe ist typisch deutsch. Sie ist die Grundlage eines jeden deutschen Staatsbewußtseins; und sie dem Elsässer zu geben, das hat man übersehen! Das Reichsland ist kein „Vaterland", wie es der Deutsche kennt. Auch das darüber stehende Deutsche Reich ist es nicht; nicht einmal staatsrechtlich. Jeder Inlandsdeutsche gehört dem Deutschen Reiche an nur mittels des Zwischengliedes seines eigenen Bundesstaates, seines besonderen Vaterlandes, das ihm trotz aller heiligen Liebe für das große Deutsche Reich im Herzen am nächsten steht. Das fehlt dem Elsässer. Gewiß, der Kaiser ist sein oberster Herr, aber doch ganz anders wie der Monarch eines Bundesstaates. Es fehlt der persönliche, innige Kontakt zwischen Herrscher und Untertan. Dabei ist der Elsässer von Haus aus sehr monarchisch veranlagt, wenn auch mit demokratischem Einschlag; trotz der französischen Vergangenheit (oder wegen der Erinnerung an den großen Napoleon?). Wie wird stets unser Kaiser umjubelt, wenn er ins Elsaß kommt! Welcher Sturm von Begeisterung im ganzen Lande bei den Besuchen des bayerischen Königs! Das ist nicht gemacht, das war echt und kam aus tiefem, vollem Herzen.

Die elsässische Frage drängt zur Lösung. Man hat schon eine Gefahr darin erblickt, daß man bei den Ententemächten, vor allem in Frankreich, ein Anzeichen von Schwäche darin sehen könnte, wenn Deutschland im gegenwärtigen Zeitpunkte die inneren Verhältnisse Elsaß-Lothringens umgestaltete oder für die Zeit nach Friedensschluß im vornherein bereits regelte. Diese Gefahr kann das Deutsche Reich ruhig ertragen. Im Gegenteil muß vor einer ganz anderen Gefahr gewarnt werden, daß man nämlich einem deutschen Volksstamm sein gutes, neuerdings mit seinem eigenen Blute auf den Schlachtfeldern wohlverdientes Recht auch nur um einen Monat zu lange vorenthält, weil es vielleicht bei unseren Feinden den Eindruck von Schwäche oder Nachgiebigkeit machen könnte. Mit derartigen Erwägungen und Befürchtungen könnte und dürfte man operieren, wenn es sich um ein annektiertes feindliches Gebiet handelte, nicht aber bei einem Bestandteil des Deutschen Reiches. Da gibt es keine politischen Gefühle und Rücksichten, sondern maßgebend ist allein das Recht und das Wohl des Volkes, des elsässischen Volkes. Das ist auch das allein Entscheidende bei der Beantwortung der Frage, ob Bundesstaat oder Aufteilung bzw. Einverleibung. Nicht preußische, nicht bayerische und sonstige Interessen sind da als alleiniger Maßstab der Beurteilung zu nehmen, sondern mit als gleichberechtigt die elsässischen! Was insbesondere die Frage der Angliederung anlangt,

so dürften im Elsaß die Sympathien für eine Vereinigung mit Preußen nicht gerade allzu zahlreich sein. Der Elsässer ist Süddeutscher. Trotz aller Anerkennung der straffen Disziplin des deutschen Nordens, der Süddeutsche vermißt eben zu leicht beim Norddeutschen das persönlich Warme, das Gefühlsmäßige; und dann — seit 45 Jahren hat ja das Elsaß in Wirklichkeit doch eine preußische Regierung gehabt; nicht mit allzuviel Erfolg, nicht mit allzuviel Sympathie.

Ende April hat sich die sächsische Zweite Kammer, nicht gerade glücklich, mit der Regelung der elsässischen Frage befaßt. Der fortschrittliche Abgeordnete Günther kritisierte die etwaigen Aufteilungspläne. Die Begründung, daß die Aufteilung erfolgen soll, um die Tapferkeit der Preußen und Bayern zu belohnen, sei ganz und gar verfehlt, denn die Württemberger, Sachsen und Hessen hätten nicht weniger tapfer gekämpft. Eine solche Begründung der Aufteilung, wie es Günther kritisierte, wäre selbstverständlich vollkommen haltlos. Das Elsaß ist kein Belohnungsobjekt für irgendwelche noch so hervorragenden Leistungen. Anderseits aber kann auch anderen Bundesstaaten nicht das Recht zuerkannt werden, wegen ihrer eigenen angeblichen Benachteiligung einer Aufteilung Elsaß-Lothringens zu widersprechen, wenn eine solche im wohlverstandenen Interesse des Landes gelegen ist und von der Bevölkerung selbst gewünscht wird. Für Bayern handelt es sich vor allem darum, unter Wahrung der besonderen elsässischen Wünsche darauf zu achten, daß keine ungesunde innerpolitische Verschiebung der bundesstaatlichen Verhältnisse im Deutschen Reiche eintritt. Preußen wird ohnehin bei Friedensschluß mit ganz gewaltigen wirtschaftlichen und politischen Machterweiterungen im Osten ausgestattet sein. Für Bayern ist es eine Frage von größter Bedeutung, daß es nicht durch einen unausgeglichenen Zuwachs Preußens in seiner immerhin bedeutenden Stellung als zweitgrößter Bundesstaat und Vormacht des deutschen Südens herabgedrückt wird. Dieser Befürchtung für alle süddeutschen Bundesstaaten gab auch der württembergische Abgeordnete Haußmann am 15. Mai in der Zweiten Kammer Ausdruck, indem er äußerte, der Anschluß des ganzen Reichslandes an Preußen würde ein Riesenpreußen schaffen, dem gegenüber die übrigen Bundesstaaten nur ein Scheinleben führen könnten. Anderseits wurde in der Kammersitzung vom 18. Juni auf die Bedenken hingewiesen, die der Finanzausschuß und der Ministerpräsident gegen eine Aufteilung der Reichslande unter den beiden größten Bundesstaaten erhoben haben.

Gerade dadurch, daß berechtigte bayerische Interessen zur Geltung gebracht werden, sind auch, unbeschadet der Lösung im einzelnen, die elsässischen Interessen selbst gefördert. Wir sind es dem Elsaß schuldig, einmal zunächst seine Interessen und Wünsche zu hören. Um das Elsaß darf nicht verhandelt werden, als ob es ein politisches Tausch- und Handelsobjekt sei. Keine Zahlen, keine kühlen, nüchternen Berechnungen, aber auch kein alleinseligmachender Patentpatriotismus! Das Elsaß braucht keine „Versöhnung" mit Altdeutschland, aber eines, nach dem es sich gesehnt hat jahrzehntelang, Liebe, viel, viel Liebe! Wer sie bringt, auf welche Weise sie kommt, auf welchen Flügeln wie das Frühlingsahnen, das kann man heute noch nicht sagen. Aber sie muß kommen, und an ihr wird das Elsaß gesunden.

Vor Jahren schon hat Friedrich Lienhard einmal die Ueberzeugung ausgesprochen, nur ein Krieg, den die Söhne des Elsaß Schulter an Schulter mit ihren altdeutschen Brüdern gegen ihren gemeinsamen Feind ausfechten müßten, werde ein innerlich deutsches Elsaß schaffen können. Nun haben wir den Krieg. Lienhard hatte damals zweifellos recht; aber nicht so fast deswegen, weil der Elsässer sich erst vom Grunde aus umwandeln müßte durch den Krieg, sondern weil durch den Krieg erst die Vorurteile hinweggefegt werden müssen, die gegen das Elsaß in Altdeutschland bestanden und noch bestehen und die es ihm so sehr erschwerten, so recht aus freiem Herzen sich als vollwertiges deutsches Land zu fühlen.

Wieder wendet sich der Blick hinweg von dem zerwühlten Trichterfeld, dem zerschossenen, zersplitterten Wald, schweift zurück über die in tiefem Frieden liegenden, tief unten leuchtenden Weinberge und Fluren, gleitet die bläuenden Berghänge wieder aufwärts zur ragenden Hohkönigsburg — o, Elsaß, unser deutsches Elsaß, wie bist du schön! Möge dir der kommende Friede auch den inneren Frieden und deutsches Glück bringen!

Stimmen aus der Schule im Großherzogtum Hessen.

Von Heinrich Wächter.

Das Großherzogtum Baden soll jetzt ein von der Zweiten Kammer bereits angenommenes neues Fortbildungsschulgesetz erhalten (vgl. „Allg. R." 1918/22), das mit Recht „die allgemeine Fortbildungsschule" als „eine Fortsetzung der Volksschule" bezeichnet und ihr den Zweck zuschreibt, „die in der Volksschule gepflegten religiös-sittlichen, geistigen und körperlichen Fähigkeiten und Kräfte, sowie die in ihr erworbenen Kenntnisse als Grundlage für das Leben in Staat und Beruf zu festigen und weiter zu entwickeln". Diese Schulpolitik ist folgerichtig. Ist die Fortbildungsschule eine Fortsetzung der Volksschule, so muß sie auch mit dieser dieselben Ziele haben, sie muß erziehen auf religiös-sittlicher Grundlage. Die notwendige Folgerung daraus ist dann die Einsetzung des Religionsunterrichts als Pflichtfach in die Fortbildungsschule. Darum sieht der badische Entwurf unter den Pflichtfächern für die Fortbildungsschule an erster Stelle den Religionsunterricht vor.

Hessen hat die Pflichtfortbildungsschule für Knaben schon seit 1874, die für Mädchen ist als Vorlage im Ministerium bereits ausgearbeitet und wird jedenfalls gleich nach dem Kriege den Ständen zur Beratung zugehen. Obwohl auch in Hessen das Volksschulgesetz von 1874 den Unterricht der Volksschule auf religiös-sittliche Grundlage stellt, hat man damals — es waren Kulturkampfzeiten! — die Fortbildungsschule ohne Religionsunterricht geschaffen, mit welchem Erfolg, wird dem nicht zweifelhaft sein, der mit unserer Jugend umgeht. Gerade in der Zeit der Entwicklung, wo die Reflexionstätigkeit einsetzt und die vielen die Religion bedrohenden Gefährdungen auf den jugendlichen Geist einwirken, also wo durch entsprechenden Religionsunterricht die Festigung der christlichen Weltanschauung am meisten vonnöten ist, wird der Jugend das notwendige Brot vorenthalten. Daß man bei der geplanten Mädchenfortbildungsschule auch an eine Fortbildung ohne Religionsunterricht denkt, ist wahrscheinlich, zumal man bei Besprechung der Frage in Vorberatungsversammlungen von evangelischer Seite kein scharfes Eintreten, ja mehr eine ablehnende Stellung gegenüber dem Religionsunterricht fand und auch auf katholischer Seite die Frage zu wenig diskutiert wurde. Die politische Presse der Katholiken und das Organ des katholischen Lehrervereins in Hessen müßten noch öftere und kräftigere Töne anschlagen. Die katholischen Lehrerinnen Hessens hatten leider noch keine entsprechende Organisation, um ähnlich wie die evangelischen weiblichen Lehrkräfte ihre Stellung und Forderungen kundzugeben. Nun ist Preußen mit seinem fakultativen und Bayern und Baden mit dem obligatorischen Religionsunterricht in der Fortbildungsschule vorangegangen; wird Hessen endlich folgen? Hoffen wir, daß die konservativen Elemente noch stark genug sind, gegenüber den Bestrebungen weiter Kreise der Lehrerschaft, mancher Parteien und deren Presse standzuhalten, in der Volksschule den christlichen Geist zu erhalten, in der Fortbildungsschule ihn endlich wirken zu lassen.

Die letzten zwanzig Jahre (die Aera Eisenhuth und Süffert) haben ja eine kleine Besserung vom kulturkämpferischen Schulliberalismus zum konservativen Geiste hin gebracht, was sich darin zeigt, daß man den zirka ein Drittel der Bevölkerung bildenden Katholiken mehr entgegenkam. Allerdings hat es bis zum 1. April 1918 gedauert, bis endlich in die oberste Schulleitung des Landes (vier Oberschulräte und der vorsitzende Staatsrat) ein Katholik als Oberschulrat einzog. In der Leitung der höheren Schulen des Landes ist es seit Eisenhuth auch etwas besser geworden. Es sind unter zirka 45 Direktoren der Gymnasien, Realgymnasien, Realschulen und Seminarien sieben, also ein schwaches Sechstel, katholisch; da aber die Katholiken 31 Prozent der Bevölkerung sind, wäre erst die doppelte Zahl (14) die volle Parität. Hier muß durch Drängen, Erinnern und Fordern noch manches erreicht werden. Allerdings bleibt die Zahl der katholischen Anwärter für das höhere Lehramt immer noch weit hinter dem Prozentsatz der katholischen Bevölkerung zurück. Es muß nach dem Krieg eine noch stärkere Erhöhung der Zahl erreicht werden. Aufklärung, Unterstützung durch Private und der katholische Studienverein müssen noch mehr leisten.

Kulturkampfluft weht in der hessischen Schulpolitik auch noch bezüglich der katholischen Erziehungsfaktoren, besonders der religiösen Vereine und der Bedeutung der

Religionszensur. Zwar steht die Religion als Fach noch an erster Stelle, in Wirklichkeit ist sie ein ganz unbedeutendes Nebenfach geworden, ja dies nicht einmal mehr, da, abgesehen von den Seminarien, weder bei Aufnahme-, noch bei Abgangs-, noch bei der Reifeprüfung in Religion geprüft, die Religionsnote nicht einmal bei Versetzungen gewertet wird, wenn es nicht gerade einem Lehrerkollegium einfällt, in Ausnahmefällen dies zu tun. Selbst die Note im Zeichnen gilt seit drei Jahren mehr als die Religionszensur. Dazu kommt, daß Schüler von dem Religionsunterricht als Nebenfach leicht befreit werden können, so daß es geschehen kann, daß Schüler monatelang keinen Religionsunterricht erhalten. Von seiten der evangelischen und katholischen Religionslehrer höherer Lehranstalten hat man schon versucht, die oberste Schulbehörde zu einer entsprechenden Wertung der Religionsnote zu bringen — umsonst. Daß der Schüler dies weiß und den Religionsunterricht danach einschätzt, ist klar. Die Erziehungskraft des Religionsunterrichts wird herabgedrückt. Was dies in der Simultanschule — denn um solche handelt es sich in Hessen! — bedeutet, braucht man nicht zu sagen.

Untersagt bleiben immer noch die religiösen Schülervereine. Das Verbot, daß Schüler höherer Lehranstalten solchen Vereinen angehören, ist ein Kulturkampfkind und wurde sogar in der Aera Schiller-Dettweiler, in den neunziger Jahren, nochmals eingeschärft. In den letzten Jahren läßt man höhere Schüler in sog. Wanderklubs und Wehrvereinen ruhig mittun; seit langem und schon wiederholt ist von hoher kirchlicher Seite an das Ministerium mit dem Ersuchen herangetreten worden, man möge endlich wieder den alten Friedenszustand einführen, d. h. die Schüler wieder zu den religiösen Vereinen, Kongregationen, Missionsvereinen, zulassen — bis heute ohne Erfolg!

Auf dem Gebiete der Volksschule steht in Hessen eine Revision des 1874 in heißem Kulturkampf geschaffenen, echt liberalen Schulgesetzes bevor. Die kommenden Kämpfe werfen ihre Schatten schon voraus. Bestrebungen des kirchenfeindlichen Sozialismus, freisinniger und linksliberaler Kreise gehen dahin, die Volksschulen in Hessen völlig zu simultanisieren. 1874 ließ man die damals schon vorhandenen zirka 70 Konfessionsschulen noch bestehen, aber nur mit einer Galgenfrist. Diese Schulen können durch Beschluß der Gemeindeschulvertretung zwar jederzeit simultanisiert, niemals aber kann eine Simultanschule in eine konfessionelle Schule umgewandelt werden. Schon ist die Hälfte jener 70 Konfessionsschulen verschwunden; für die Simultanisierung der anderen Hälfte hat sich bereits die Zweite Kammer in ihrer Mehrheit ausgesprochen. Ob die Erste Kammer festbleiben wird, ist abzuwarten. Es geht eben in Hessen, wie auch in anderen Bundesstaaten, das Streben des liberalen Landeslehrervereins, der sozialdemokratischen und linksliberalen Kreise auf die Trennung von Schule und Kirche. Strömungen, die sich für eine Herabsetzung der Religionsstundenzahl in der Volksschule aussprechen, sind vorhanden. Leider gehören auch noch manche katholische Lehrer dem liberalen Landeslehrerverein an und werden damit, ob sie wollen oder nicht, als Vertreter solcher Tendenzen mit in Anspruch genommen.

Dabei hat sich der schon über 25 Jahre bestehende katholische Lehrerverein Hessens auf fast alle katholischen Lehrer und Geistlichen ausgedehnt. Der altbewährte Obmann, Lehrer Schorn (Mainz), ist jüngst im Wahlkreis Gonsenheim-Niederolm in den hessischen Landtag gewählt worden. Am 9. Juni haben die katholischen Lehrerinnen Hessens in Mainz einen Gautag gehalten, um sich enger zusammenzuschließen. Man hat eingesehen, daß eine kräftigere Vertretung der katholischen Lehrerinneninteressen gerade jetzt um so nötiger ist, als die schwebenden Schul- und Lehrerfragen den Lehrerinnenstand immer stärker erfassen. Der Mainzer Gautag hat einen hessischen Landesausschuß für die Vertretung der Lehrerinneninteressen in Hessen gegründet.

Unter den idealen Interessen hessischer Lehrer und Lehrerinnen steht im Vordergrund die Frage, wie man für den katholischen Nachwuchs sorgen könne. Hier liegt besonders bei den katholischen Lehrern ein Rückgang des Zuwachses vor, der immer bedenklicher wird und vom sozialen und materiellen Standpunkt aus sehr zu bedauern ist. Eine weitere Standessorge der beiden katholischen Lehrerorganisationen wird es sein müssen, bei der Revision des Schulgesetzes und des Lehrplanes kräftig ihre Stimme zu erheben, außerdem auch die kirchliche Behörde bei der Neuaufstellung des Lehrplanes für den katholischen Religionsunterricht mit ihren Erfahrungen zu unterstützen. Der Umfang sowie auch die Verteilung des Stoffes zwischen den Geistlichen und Lehrerkatecheten wird auf eine neue Grundlage gestellt werden müssen.

Eine warm zu begrüßende Neuerung hat die jüngst erlassene Prüfungsordnung für Volksschullehrer und -lehrerinnen gebracht. Sie ist wohl das letzte Werk des jetzt aus dem Amt geschiedenen Geh. Oberschulrates Dr. Scheuermann, der auch als Schöpfer des sog. „Pädagogischen Kurses" in Darmstadt sich ein großes Verdienst erworben hat. Die neue Prüfungsordnung weist besonders für die sog. Definitorialprüfung, die nach zweijähriger praktischer Tätigkeit abgelegt werden kann und Vorbedingung für die endgültige Anstellung ist, eine zeitgemäße Vereinfachung auf. Diese erstreckt sich nicht mehr, wie seither, auf alle wissenschaftlichen Seminarfächer, sondern sieht als für alle Kandidaten obligatorische Prüfungsgegenstände nur noch Religion, Pädagogik und Deutsch vor, während der Prüfling unter den anderen Gegenständen sich drei weitere selbst wählen kann. Allerdings hat diese Prüfungsordnung eine Ungleichheit nicht beseitigt. Die in die Kategorie der Volksschullehrer eintretenden Abiturienten von Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen werden nach zweijährigem Besuch des „Pädagogischen Kurses" bezüglich der Definitorialprüfung den seminarisch gebildeten Lehrpersonen gleichgestellt, haben also diese zweite Prüfung abzulegen, während die Damen, die die höheren Lehrerinnenseminare zu Mainz und Darmstadt absolviert, also denselben Lehrgang haben wie die Besucher des „Pädagogischen Kurses", zu einer zweiten Prüfung nicht herangezogen werden, obwohl man sie im Volksschuldienst definitiv anstellt. Dadurch wird ein sozialer Gegensatz besonders in die Lehrerinnenkreise des Landes hineingetragen. Denn ohne Zweifel werden die Abiturientinnen der höheren Lehrerinnenseminare wegen ihrer Nichtheranziehung zur Definitorialprüfung etwas Höheres zu sein glauben, als die Kolleginnen, die das Seminar für Volksschullehrerinnen in Darmstadt absolviert haben und zu dieser zweiten Prüfung herangezogen werden.

Die Niederlande in den Wahlen.

Von P. Wirtz, Brüssel.

Im Oktober vorigen Jahres schrieb der übrigens sehr ententefreundliche Leiter des niederländischen Overzee-Trust und holländische Großkaufmann van Aalst in einem offenen Brief an Wilson u. a. folgendes: „Das Abkommen mit England und Deutschland sichert sowohl England wie Deutschland von Holland aus ungefähr die gleichen Ausfuhrmengen. Deutschland aber liefert dafür Steinkohlen, d. h. es sichert uns Heizung, Gas, Beleuchtung, Tätigkeit der Fabriken, den Lauf der Züge usw. Ferner liefert Deutschland Stahl, Eisen, Holz und Maschinen. England dagegen schneidet die Ueberseeeinfuhr einfach ab. Es entzieht uns hiermit das Getreide, die Fette, die Rohmaterialien und liefert uns der Arbeitslosigkeit und den Entbehrungen und der wachsenden Unzufriedenheit aus und führt eine Abkühlung der Beziehungen herbei." Treffender konnte die dem neutralen Holland von den beiden kriegführenden Parteien zuteil werdende Behandlung nicht illustriert werden. Seitdem die Entente mit dem Heuchler Wilson an der Spitze die sämtlichen greifbaren niederländischen Schiffe beschlagnahmt hat, ist die Lage nur noch schlimmer geworden. Von ihren Kolonien abgeschnitten, sind die Holländer jetzt, was ihre Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen anbelangt, in einer um so kritischeren Lage, als infolge seiner eigenen Bedürfnisse Deutschland nicht imstande ist, dem Nachbarlande noch mehr Hilfe zuzuwenden. Dieses muß nunmehr den Schutz der „Beschirmer der kleinen Nationen" am eigenen Leibe spüren und die von Herrn van Aalst vor einem halben Jahre vorausgesagten Entbehrungen bis zur Neige auskosten. Zählt man dazu die großen Lasten, die dem Lande aus dem mobilen Zustande seines Heeres erwachsen und die Verluste, die es aus der anderthalben Milliarde russischer in Holland an den Mann gebrachten Staatsanleihen erleidet, dann kann man sagen, daß die Niederlande wirklich nicht auf Rosen gebettet sind und wie alle anderen Völker den Weltfrieden sehnlichst herbeiwünschen.

Wenn also bezüglich ihrer wirtschaftlichen Lage die Holländer augenblicklich wirklich in Not sind, ist auf innerpolitischem Gebiete die nunmehr abgelaufene und ausnahmsweise fünfjährige Legislaturperiode nicht unfruchtbar geblieben. Zwei große Fragen beherrschten seit vielen Jahren schon das

innere politische Leben der Niederlande, die Schulfrage und die Wahlreform. Bislang war in Holland die bekenntnislose öffentliche Volksschule allein behördlich anerkannt. Da aber diese Schule weder den gläubigen Protestanten noch den Katholiken die nötigen Garantien bot, hatten sie eine ganze Reihe konfessioneller Schulen beider Bekenntnisse gegründet und aus eigenen Mitteln unterhalten. Zu gleicher Zeit kämpften sie für die Gleichberechtigung der freien Schulen mit der Staatsschule, und hier lag einer der Gründe, warum bei früheren Wahlen die Protestanten unter Leitung des greisen Staatsmannes Dr. Kuyper und die Katholiken unter Leitung des katholischen Geistlichen und bekannten Dichters Dr. Schaepman Wahlbündnisse abschlossen, denen die verschiedenen Gruppierungen der Liberalen das Kartell der Linken mit den Sozialdemokraten als Mitläufern entgegensetzten. Wenn die Rechte die Schulreform anbahnte, redete die Linke einer Wahlreform auf breiterer und demokratischerer Grundlage das Wort. Leider kam nach den Wahlen von 1913 eine regierungsfähige Mehrheit weder auf der einen noch auf der anderen Seite zustande und deshalb betraute die Königin ein Geschäftsministerium unter Leitung des heutigen Ministerpräsidenten Cort van der Linden mit der Führung der Regierung. Unter diesem Ministerium kam ein Kompromiß für die beiden schwebenden Fragen zustande. Bei vollständiger Gleichberechtigung der privaten und der öffentlichen Schule hält sich der Staat lediglich die Kontrolle über die Tauglichkeit des Lehrplanes und die sittliche und wissenschaftliche Befähigung der Lehrkräfte vor. Bezüglich der Wahlreform wurde bestimmt, daß jeder Niederländer, Mann oder Frau, der das 23. Lebensjahr vollendet hat, wahlberechtigt ist; nur muß ein Gesetz das Frauenwahlrecht noch näher bestimmen. Die Wahlen erfolgen in Zukunft nach der Verhältniswahl.

Unter den Bestimmungen dieses neuen Wahlgesetzes finden am 3. Juli Neuwahlen für die zweite Kammer statt. In den 18 Wahlkreisen wurden eine ganze Reihe Listen aufgestellt. Man zählt im ganzen 25 politische Parteien. Es würde zu weit führen, sie alle hier mit Namen aufzuzählen, geschweige denn die sämtlichen Wahlprogramme einer Prüfung zu unterziehen, zumal aller Wahrscheinlichkeit nach die alten Parteien in mehr oder minder größerer Stärke mit einigen wenigen Neulingen wieder in der Kammer erscheinen dürften.

Uns interessiert hier vor allem das Programm der katholischen Partei, die geschlossen auftritt und wohl ein Drittel der neuen Kammer ausmachen dürfte. Bezüglich der Außenpolitik will sie größeren Einfluß der Volksvertretung auf die äußeren Beziehungen des Landes und Lösung der internationalen Konflikte durch Schiedsgerichte. Innerpolitisch wünscht sie Anwendung christlicher Grundsätze in der Gesetzgebung bezüglich der Ehe, Vereinfachung des Gerichtsverfahrens, Durchsicht der Gesetze über Kinderschutz, Einrichtung von Heer und Flotte auf das zur Verteidigung der Neutralität und der Unabhängigkeit des Landes Notwendige, Hebung der Staatsfinanzen durch bessere Veranlagung des Vermögens, Förderung der Sonntagsruhe, Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, der Kinos und des Alkoholismus, gesetzliche Regelung des gemeinsamen Arbeitsvertrages, Vorbereitung sozialer Gesetze: Reform der Unfallversicherung, Einrichtung der Invaliden- und Krankenversicherung.

Diesem Programm ähnlich ist das der antirevolutionären Partei, deren Führer Dr. Kuyper ist und die, wie es ihr Name andeutet, die nichtchristliche durch die französische Revolution heraufbeschworene Weltanschauung bekämpft; dasselbe tut die Partei der Christlich-Historischen — ihren Charakter deutet ebenfalls der Name an —, welche an den alten Ueberlieferungen des Calvinismus festhält, während die Antirevolutionären den freien Kirchengemeinden das Wort reden. Diesen Parteien gegenüber stehen die Liberalen, namentlich die liberale Union. Sie will auf sozialem Gebiete die staatliche Alterspension aller Arbeiter und auf wirtschaftlichem Gebiete verficht sie ähnliche Grundsätze wie der von dem Finanzminister Treub ins Dasein gerufene Economische Bond, dem der wirtschaftliche Aufschluß des Landes am Herzen liegt. Die sozialdemokratische Arbeiterpartei bewegt sich natürlich in den allgemeinen sozialistischen Grundgedanken, zeigt aber die Neuerung, daß sie die Beteiligung an der Regierung nicht von der Hand weist, wenn Garantien für eine demokratische Regierung gewährt werden.

Vom Gesamtergebnis der Wahlen wird es abhängen, ob dem jetzigen Geschäftsministerium ein reines Parteikabinett oder ein parlamentarisches Koalitionskabinett folgen wird und in welchem Masse die genannten Fragen der Lösung zugeführt werden.

„Das Leben ein Traum."

Von Martin Mayr, München.

„Die rechte Kunst ist nur diese, welche den höchsten Genuß verschafft."
(Schiller „Ueber den Gebrauch des Chores in der Tragödie".)

München erlebte jüngst eine Klosewoche. Solche Künstlerwochen wirken gerne wie Glashäuser, die wenigstens am vierten oder fünften Tag die gewünschte Begeisterung ausbrüten. Aber alle suggestiven Kräfte abgerechnet, diese musikalische Festwoche stellte uns vor die Seele das Bild eines großen Künstlers und ganz gewaltigen Musikers. In sich abgeschlossen, ohne störende Züge freilich wirkt auch dieses Porträt nicht, selbst oder besser gerade auf jene nicht, die das Geheimnis von Kloses Kunst mit dem Schlüssel lösen wollten, den der Gefeierte uns in einer autobiographischen Skizze in die Hand drückt: „Ich bin zu der völlig klaren Erkenntnis der Bedeutung der Musik gelangt: nämlich einzig und allein innerstes Erleben und Erschauen ... auszudrücken." Trotz dieses Schlüssels standen die Gäste des ersten Orchesterabends vor einem hartnäckigen Vexierschloß. Vielleicht noch nie erlebte das Odeon innerhalb dreier Stunden von ein und demselben Schöpfer so Gegensätzliches wie damals, wo die Riesenpartituren der symphonischen Dichtung „Das Leben ein Traum" und die „Messe in D-Moll" aus dem teilweise dreißigjährigen Grabe starrer Noten eine allerdings strahlende Auferstehung feierten.

Klose ist Ideenmusiker. Absolute Musik liegt seinem Können und Wollen nicht. Er will Gedanken aussprechen nicht nur in komponierten Texten wie bei der Messe, sondern auch in genannter Symphonie. Dadurch bildet Kloses Musik eine neue Kategorie. Nicht als ob die Programmusik neu wäre. Seit Berlioz hat sie in Liszt, Wagner, Strauß glänzende Vertreter gefunden, wenn auch Hans Pfitzner unbegreiflicherweise Liszt „alles" abspricht, „was man zum Komponieren braucht". Neu aber ist die Absicht, eine philosophische Welt, eine Weltanschauung in dieser Form mit so unbeugsamer Konsequenz darzulegen, wie es hier geschieht im „Leben ein Traum". Wagners Tristan unterscheidet sich in der psychologischen Behandlung wesentlich. Dadurch erwächst aber Kloses hinreißender Orchestersprache im eigenen Herzen ein Rivale, ein Schädling unter Umständen, der wie feiner ungesehener Gifthauch in die Zauberatmosphäre seiner Töne sich für jene mischt, welche seine Weltanschauung ebenso entschieden ablehnen müssen, wie Klose sie programmatisch aller Welt empfiehlt. Klose spricht nicht allein als Musiker zum Gemüt, sondern ebenso, gewollt oder ungewollt, als Philosoph zum Intellekt, und daher oft die Zwiespältigkeit vor allem in der Wirkung.

Im „Leben ein Traum" läßt er das raffiniert ausgestattete Orchester in kühner Harmonik und Modulation, in manchmal schmelzendem Melos (2. Satz) seine Auffassung von Welt und Leben verkünden, und er findet, daß alles, Jugendglück, Liebe, Ideale, Hoffnungen, Lebenswerk, Künstlerruhm, Gottesglaube nichts sei als Wahn. Die musikalischen Mittel im Dienste dieser tönenden Philosophie sind teilweise genial. Man muß es erlebt haben, wie plötzlich das ganze Orchester schweigt, wie die Orgel als Symbol des Gottesglaubens das erste Hauptthema brausend in den Saal betet, um dann im kolossalen Bläsereinsatz zu zerbrechen und mit dem Wrak einer preisgegebenen Religion zu versinken. Oder: im Finale lassen die heulenden, aufwärts grollenden Orchesterwogen in plötzlichem Verstummen nichts zurück als die gähnende Leere eines Strudels, die das Ohr des Hörers martert; aus dem Abgrund steigt wie aus anderer Welt gleich einem Phantom die Stimme des „Dysangelisten" (Lützenkirchen), der im Gegensatz zum Evangelisten, dem Bringer froher Botschaft, jedem, den die Musik vielleicht noch im Zweifel ließ, in einem Monolog nochmals unterstreicht, daß das Leben wirklich nur ein Wahn sei. Das ästhetische Urteil über dieses Mittel ist verschieden, die Wirkung aber jedenfalls packend.

Diesem Hohenlied, dieser „Apotheose des Pessimismus", diesen schneidenden, zerreißenden Klängen wimmernden Weltschmerzes folgten auf dem Fuße Fanfaren himmelstürmenden Jubels in der D-Moll Messe. Diese Fanfaren weckten den ersten Zweifel; sie wurden zum Verräter. Wo spricht der Künstler Klose „einzig und allein Erlebtes und Erschautes"? In der jauchzenden Intonation des Gloria, dem lapidaren „Credo in unum Deum", dem grandiosen „et vitam venturi saeculi", in der kraftstrotzenden pompösen Lebensbejahung der Messe oder im „Wahn und Traum", in der zerbrochenen Orgelharmonie, in der dreistimmigen Frauenchorinterjektion „Nirwana", in der pathetischen Todesbeschwörung, in der fast pathologischen Lebensnegierung seiner Symphonie? Beides zugleich ist nicht möglich. Ein Hinweis auf Beethovens „Fünfte" und „Neunte" ist verfehlt, weil es sich dort um einen aus geheiltem Schmerz psychologisch motiviert und organisch herauswachsendem Jubel handelt, während hier zwei kontradiktorische Ideen aufeinander prallen, die keine Philosophie, keine Psychologie, nicht einmal die Röntgenarbeit der Musik überbrücken kann.

Der Knoten ist nicht unlöslich. Im Gegensatz zum sonstigen Schaffen Kloses dürfen wir bei seiner Messe nur nicht zu viel suchen. Sie ist nicht das Kind künstlerischen Müssens. Sie verdankt ihr Entstehen, wie es scheint, dem Bedürfnis des beginnenden Komponisten und Programmusikers, überhaupt an einem Stoff die erste sprühende, stürmische Kraft zu messen, sowie dem damaligen Mangel eines sonst entsprechenden Vorwurfs, dem auch wegen der Heimlichkeit der Bearbeitung vor den Augen seines Lehrers Bruckner nicht so leicht zu

steuern war. Mit einem Wort: **innerlich erlebt** ist die Messe von dem Protestanten Klose nicht, wie auch teilweise ziemlich billige musikalische Mittel und Effekte im Kredo, Sanktus und Benediktus zu beweisen scheinen.

Ein viel echterer Klose steht vor uns in der Symphonie, dem Glaubensbekenntnis buddhistischen Weltschmerzes und des süchtigsten Willens nach Tod und Nichts. Das Werk ist ein Schopenhauer, Nietzsche, Lenau in Tönen. Bitterkeit, öde, enttäuschte Verzweiflung hat schon lange nicht mehr so an den Toren einer Menschenseele gerüttelt wie im dritten Teil, dem ungefähr die Worte des Dysangelisten entsprechen: „Und jene stolze Burg (gemeint Lebenswerk)... hat sie nicht der Alltäglichkeit neidischer Alp in Trümmer zerschlagen... in seinem Schutte begrabend Daseinsfreude und Frohmut... Da versagt die Kraft, entschwunden ist die lockende Lüge... und gellend dröhnt durch die Nacht der Alltäglichkeit teuflisch Gespött... So komm, du einziger Freund, aus des Lebens Traum erweckender Tod!... Was zögerst du?... Kommst du nicht als mein Freund, so kommst du als mein Sklave. Ich will!..." (Text aus Bahnsens „Pessimistisches Brevier".)

Ob man es einem Sterblichen des 20. Jahrhunderts wohl verzeiht, wenn er es wagt, Kloses düsteres Werk als ein Danaergeschenk zu bezeichnen? Nicht bloß schillernd, im tiefsten Innern fesselnd, packend, erschütternd hält die Musik Einzug in die fiebernde Seele durch das zitternde Ohr, aber nicht um zu heben, zu trösten, zu heilen, sondern wie ein goldener Dolch zu verwunden. Der Pessimismus, der den Glauben da drinnen zernagt, den Lebensmut entnervt, die Kraft aushöhlt, das Leben und damit die Tat, das Verdienst und damit die sittliche Leistung wertlos macht und Tugend und Laster nivelliert, hat einen berückenden Sänger gefunden. Die lähmende, stumpfe, schwächliche Resignation des Buddhismus, die Philosophie Leopardis, des „schwarzen Schwanes von Rekanati", dieses italienischen Schrittmachers des Selbstmordes, die tränentriefende dem Wahnsinn entgegenreifende Welt Lenaus hüllte sich in den verlockenden Mantel der Musik. Schiller hält uns in der Einleitung zur „Braut von Messina" eine zeitgemäßeste Lektion: „Alle Kunst ist der **Freude** gewidmet, sie hat die Aufgabe... die Menschen zu **beglücken**"; auch wenn sie grau in grau malt, darf sie es nie versäumen, die **erlösende Idee** zu bringen, die befreit und erquickt. Das Nirwana hat aber noch keinen seiner Jünger erquickt und gehoben, weder im fernen Osten noch bei uns im Westen. Sein Evangelium ist im Munde der einen grauenvolle geistige Selbstvergewaltigung, im Munde der anderen philosophische Koketterie. Mit der Todessehnsucht des religiösen Optimismus im Christentum, welcher im ewigen Jenseitsglück nach dem Tode den Lohn und Ausgleich für allen Jammer und alle Enttäuschung auf Erden erblickt, hat die Todessehnsucht des Buddhismus nur den Namen gemeinsam.

Solche moderne Kunst wird aber auch zur vernichtenden Anklägerin der **modernen Kultur** und der pantheistisch-monistischen Doktrin. Wenn diese schillernde Diesseitskultur bei ihren Favoriten, denen sie, eine zweite Pandora, alles auf den Lebensweg schüttet: angenehme äußere Lebensbedingungen nach der materiellen Seite, vor allem auch ideelle Werte von augenblicklich hohem Kurs, Anerkennung, Ehre, hohe Kunst, rauschenden Triumph, wenn sie hier schon nichts erntet als Undank und Untreue, Absagen, Sehnsuchtslieder an den Tod des Nichts oder an „das Nichts" des Todes, welchen Sinn und Inhalt hat dann das Leben des **vom Glück Enterbten**, des Nichtgenius, des „Philisters", des „vierten Standes"? Wie kommt es, daß die Menschen hier herunten wärmere und süßere Tränen weinen, herzlicher lachen und friedlicher und glücklicher am müden Abend das Haupt in zerschlissene Kissen legen können? Etwas hat wohl auch die Pandora-Diesseitskultur in ihrer Büchse gelassen. Und das ist auch heute noch die Hoffnung, jene Hoffnung, die Beethoven, „dem Unglücklichsten der Menschen" seine Schlußdithyramben in der 5. und 9. Symphonie abrang, die Haydn bis in den Tod hineinlachen ließ, die Hoffnung auf **Heilung** der kranken Seele, der Glaube an die **Erfüllung** der ewigen Wünsche, des hoffenden Herzens, der Glaube an persönliches Fortleben, ewige Vergeltung und ewiges Glück.

Die Festtage der Klose-Feier, die so schwarzblütig und düster anbrachen, haben ihren Charakter stark geändert und in dem monumentalen „**Sonne-Geist**" eine jubelnde, triumphierende Höhe der Kunst erreicht, die wohl Gipfelpunkte inneren Erlebens und künstlerischer Ekstasen bedeutet.

Diese **gesunde, lachende** Musik in „Sonne-Geist", dieser starke überzeugende **Glaube an Licht und Kraft und Freude**, die Genugtuung, mit welcher der große Künstler wohlverdiente Kränze frischer Lorbeeren in Empfang nehmen konnte, haben Symptome eines regelrechten Pessimismus im **Menschen Klose** nicht erkennen lassen.

„Sonne-Geist" und seine Musik ist nicht ein fremder aus exotischer Ferne kommender Strahl, der gleich einer leuchtenden Tangente die schwarze Welt einer pessimistischen Seele berührt. Des **Menschen Klose** Seele selbst ist der Feuerstein, aus dem der Musiker dieses Strahlenmeer von Licht und Wärme schlug. Der letzte Akkord, in den die Klose-Woche im Odeon ausklang, war das „Sonnenmotiv" in ätherischem Dur verschimmernd.

Bis jetzt gibt es wohl keine Kunst der Modulation, welche den Zwiespalt zwischen „Leben ein Traum" und „Sonne-Geist" zu einem gleich überzeugenden Ausklang führen könnte.

Auf jeden Fall brachte diese Woche dem **Künstler**, was ihm lange Jahre versagten: den verdienten Platz an der Sonne.

Der Erzbischof von München gegen die Ausschreitungen der modernen Bühnenliteratur.

Zu der im letzten Heft bereits kurz erwähnten **Kriegspredigt** des Herrn Erzbischofs Dr. v. **Faulhaber** in der Münchener Frauenkirche gegen die Aufführung von Schönherrs „Weibsteufel" im Münchener Schauspielhaus, sowie gegen die die Grundlagen unserer christlichen Gesellschaftsordnung untergrabende moderne Bühnenliteratur überhaupt hatten sich die katholischen Gläubigen in solchen Scharen eingefunden, daß die weiten Hallen des Domes dicht gefüllt waren. Wahrlich, an sich schon ein imposantes Schauspiel, erdrückend in seiner Wucht gegenüber der verhältnismäßig geringen Zahl, die zur gleichen Stunde im Kunsttempel an der Maximilianstraße sich in die Niederungen moralischen Sumpfes führen ließ, — zugleich ein Beweis, daß weite Kreise der Bevölkerung mit der von einem kleinen Klüngel ausgeübten Beherrschung der deutschen Bühnen mit moral- und volksverderbenden Theaterstücken durchaus nicht einverstanden sind und es von Herzen begrüßen, daß jetzt einmal von **berufener kirchlicher Seite ein weithin klingender Warn- und Mahnruf** angesichts dieser nicht allein religiöse, sondern auch staatliche Interessen berührenden und bedrohenden Gefahren erfolgt ist. Die von wahrhaft apostolischem Freimut getragenen Ausführungen des Erzbischofs seien auch an dieser Stelle in ihrem von der katholischen Tagespresse veröffentlichten Gedankengange wiedergegeben, weil sie **vorbildlich** und **aneifernd** auch für andere Städte sein können.

Einleitend bemerkte der Herr Erzbischof, ein besonderer Anlaß habe ihn gezwungen, seine Firmungsreise zu unterbrechen und von heiliger Stätte aus seiner Entrüstung Ausdruck zu geben. Um die gleiche Stunde werde in einem Münchener Theater ein Theaterstück aufgeführt, worin das Weib als Teufel, ihr Mann als Mammonsknecht und ein Beamter als pflichtvergessener Ehebrecher dargestellt werden. In einer Zeit, in der wir alle moralische Kraft des Volkes zusammenfassen müssen, um aufrecht zu bleiben, in einer Zeit, in der von den Beamten die Treue bis zum Zusammenbruch ihrer Kräfte gefordert wird, in einer solchen Zeit wird **Ehebruch** und **Pflichtvergessenheit** zum Spiel der Unterhaltung gemacht. Da höre ich das Wort, das an den Propheten erging: Erhebe wie eine Posaune deine Stimme und verkünde meinem Volk seine Frevel und dem Hause Israel seine Sünden! Im Artikel 13 und 14 des Konkordates, also im Anhang zur bayerischen Verfassung, wird den Bischöfen das Recht verbürgt, gegen Verletzung der Sittenlehre Einspruch zu erheben. Ich bin bereit, jeden Satz, den ich spreche, zu verantworten; ich weiß aber, daß ein Schweigen in diesem Falle schwerer zu verantworten wäre als das Reden.

Man sagt mir: Einige Stellen seien gemildert oder ganz gestrichen. Aber die **Seele des ganzen Stückes ist die gleiche geblieben**, das Ganze hat den Erdgeruch von Sodoma behalten. Es bleibt deshalb unverständlich, daß im Jahre 1915, im zweiten Kriegsjahr, das Stück vom Spielplan der K. Hofbühne abgesetzt wurde, während heute, im vierten Kriegsjahr, die rechtlichen oder wenigstens die sittlichen Grundlagen fehlen sollen, es abzusetzen. Ueber allen Gesetzen der Aesthetik stehen die Gesetze der Ethik: Du sollst nicht ehebrechen und nicht begehren deines Nächsten Weib! Mögen noch so viele Beifall klatschen, die Bühnenwirkung ist nicht entscheidend und Finsternis wird trotz allen Beifalls nicht zum Lichte. Unsere Zeit wäre feinfühliger, wenn überhaupt im gesellschaftlichen Leben ein Frauenjäger, der in das Heiligtum einer anderen Familie eingebrochen ist, gesellschaftlich erledigt wäre.

Die drei Personen, die das Stück spielen, führen keine Namen, bezeichnen also nicht die Verirrung von drei Einzelpersonen, sondern die sittliche Erbärmlichkeit der Männer im allgemeinen und die teuflischen Anlagen der Frauen im allgemeinen. Die deutschen Frauen arbeiten über ihre Kraft, um wirtschaftlich durchzukommen, die deutschen Frauen bangen um das Leben und trauern um den Tod ihrer Teuren und stehen als Engel des barmherzigen Samariters in den Lazaretten und müssen sich hier eine solche **Verhöhnung ihrer sittlichen Würde** gefallen lassen, als ob sie bei der ersten Gelegenheit jeder Schlechtigkeit fähig wären.

Ich spreche nicht vom „Weibsteufel" allein. Ich weiß, daß Woche für Woche hier und in anderen Städten über die Bretter, welche die Welt bedeuten, Stücke gehen, die einen noch lauteren Widerspruch herausfordern; aber eben deshalb **müssen wir einmal öffentlich gegen diesen Skandal Verwahrung einlegen**, daß auf den deutschen Bühnen französische Ehebruchstücke im Kriege wie im Frieden weitergespielt werden, während unsere Soldaten gegen Frankreich Blut und Leben einsetzen. Gerade in diesen Tagen stehen unsere Soldaten in schweren Kämpfen — was muß es in ihrer Seele für eine Verbitterung und Verdrossenheit erwecken, wenn sie hören oder lesen: Daheim feiern sie Künstlerfeste mit neuem Pathos, daheim unterhalten sie sich mit solchen Theaterstücken, als wären es Tage der Rosen. Die militärischen Machtmittel werden unser Volk nicht retten, wenn die moralische Tüchtigkeit mit der militärischen nicht Schritt hält. Das **sechste Gebot**, das über die moralische Kraft den Schild hält, ist also ein **vaterländischer Segen**. Alles, was die sittliche Gesundheit stützt, hat dem Vaterlande einen Dienst erwiesen; alles, was die sittliche Gesundheit verseucht, ist ein Verbrechen am Vaterland. Völker!

Wenn ihr nach dem Fleische lebt, werdet ihr sterben. Auch dem deutschen Volke gilt, was Salvian vom Römerreich sagte: Nur die Laster, nicht die Feinde könnten es besiegen.

Die zehn Gebote Gottes bilden unter sich eine unteilbare Größe. Wenn das sechste Gebot nicht mehr gilt, haben auch die anderen Gebote ihre Grundlage verloren. Auch das vierte Gebot, das den Gehorsam gegen die staatliche Obrigkeit und die Liebe zum Vaterlande von uns fordert. Ein Volk, das in Treue gegen das vierte Gebot dem Staate gibt, was des Staates ist, kann darum auch von der staatlichen Obrigkeit fordern, daß sie einmal den eisernen Fausthandschuh anziehe und die Frevler gegen das sechste Gebot erfasse. Ein Staat, der die zehn Gebote nicht in Schutz nimmt, hat seine eigene Grundlage zerstört. Tatsächlich ist der Umsturz der sittlichen Ordnung der Vorläufer der sozialen Revolution. Wir brauchen uns also nicht zu wundern, wenn die Feinde der staatlichen Ordnung und ihre Zeitungen über Theaterstücke jubeln, die einen Vorstoß gegen die sittliche Ordnung machen.

Die Trümmer des Krieges sind groß; der schrecklichste Ruin wäre die Zertrümmerung des Heiligtums der Familie und ihrer Grundlage, der ehelichen Treue. Der Blutverlust ist groß; noch schwerer wäre die Blutverseuchung. So kann die Hochschätzung des Familienlebens nicht wiedergeboren werden, wenn man von der Bühne verkündet: Die Treue der Frauen ist ein leerer Wahn. Was könnte eine gesunde Bühnenkunst als Großmacht im Kulturleben heute Gutes schaffen, wenn sie dem Volke Lichtgestalten sittlicher Größe, weiblicher Würde, beruflicher Treue zeigen würde, statt die Nachtseiten des Lebens, die Zerrbilder der Entgleisten auszumalen und auf die niedrigen Triebe zu spekulieren, wenn sie unsere Jugend zu den Sternen erhöbe, statt zum Staube niederzuziehen, wenn sie das Publikum zu einem besseren Geschmack erziehen wollte, statt der Geschmacksverirrung der Zeit sich zu beugen!

Im Bankettsaale zu Babylon, wo mit dem Heiligen gefrevelt wurde, erschien die schreibende Hand. Diese Hand schreibt heute noch Weltgeschichte. Mag morgen das Haberfeldtreiben beginnen, wir gehen geradeaus und reden was unsere Pflicht ist. Und reden wieder, wenn es notwendig wird! Zeitungen, die in den nächsten Tagen das genannte Theaterstück in Schutz nehmen, gehören nicht in ein katholisches Haus.

Unsere Soldaten im Felde leisten mit beispielloser Treue, was noch niemals Soldaten in der Weltgeschichte geleistet haben, unser Volk trägt die Sorge und Trauer mit starker Ergebung, unsere Beamten arbeiten sich krank in den wirtschaftlichen Fragen der Ernährung des Volkes. Was unser Volk groß und stark erhält, ist nicht der Mammonsdienst, sondern der Opfergeist, nicht der Ehebruch, sondern die Treue. Was nützt es unserem Volke, den Krieg zu gewinnen, wenn es dabei an seiner Seele und Sittlichkeit Schaden leidet! —

Wie in einem Teile der Auflage der letzten Nummer noch mitgeteilt werden konnte, ist als Erfolg dieser, von der Münchener katholischen Presse energisch unterstützten Aktion des Herrn Erzbischofes zu buchen die Absetzung des „Weibsteufels“ vom Spielplan des Schauspielhauses nach der ersten öffentlichen Aufführung gemäß einem Wunsche des Königs und im Interesse des Burgfriedens. Hoffentlich sind diese Vorgänge eine heilsame Lehre nicht allein für die betroffenen Literaten- und Bühnenkreise, sondern auch für die Stellen, welche darin eine fühlbare Korrektur ihres für die Bedürfnisse der Zeit bewiesenen Verständnisses zu erblicken haben.

Hohe Vaterlandsliebe und niedriges Geschäftsgebaren.

Von Theodor Gschwendtner.

Nichts hat der Krieg so klar erwiesen, als daß von der sittlichen Gesundheit, Stärke und Reinheit Gedeih und Verderb unseres Volkes abhängt. Wenn die zerstörenden Mächte wie bisher an der sittlichen Kraft des Volkes zerfressend weiterwirken können, wenn die Schranken der göttlichen Gebote von einem gewissenlos, haltlos und schwächlich gewordenen Geschlechte leichtfertig durchbrochen werden, wenn die furchtbaren Folgen der Sünde immer weitere Kreise im Heere und im Volke erfassen, dann sind wir unrettbar verloren, auch wenn wir den Krieg gewinnen. Daher redet und schreibt man so viel von einer sittlichen Ertüchtigung und Regeneration unseres Volkes, besonders der Jugend, gründet Vereine zur Erhaltung und Hebung der Volkskraft, treibt „Bevölkerungspolitik“, wünscht sehr lebhaft eine Wiedergeburt der Familie und eines echten Familienglückes, ruft auf zur Opferfreudigkeit in der Heranziehung einer möglichst großen Kinderschar. So in der Theorie! Und in der Tat?

Wie das Heiligtum der christlichen Sitte und Ehe auf manchen Bühnen und durch andere öffentliche Schaustellungen geschändet wird, das hat am Montag, den 24. Juni, der beredte und berufene Mund Sr. Exzellenz des Herrn Erzbischofs von Faulhaber mit flammender, heiliger Entrüstung am heiligen Orte ausgesprochen. Nicht geringer aber ist die Schuld, welche ein Teil unserer Literaten und unseres Buchhandels auf sich ladet durch wahl- und skrupellose Ausnützung gewisser Triebe und Schwächen des Menschen. Sie ködern den Menschen mit sinnlichen Reizen und Lockungen und vergiften ihn, um Geld zu gewinnen. Das reine Glück und der reine Sinn Tausender wird zerstört oder doch bedroht des Mammons willen. Man weiß, wie rücksichtslos vielfach nach dem Grundsatz gearbeitet wird: „Geschäft ist Geschäft; wenn es nur Geld trägt, alles andere ist gleich.“ Wie raffiniert auf die niedern Triebe des Menschen gesündigt wird, das zeigen die Kataloge, Angebote und Auslagen mancher Buchversandgeschäfte und -handlungen.

Wir wollen den Münchener Buchhandel im allgemeinen damit durchaus nicht treffen, auch nicht ein einzelnes Geschäft; die eigentlichen Schmutznester sitzen fast ausnahmslos in nördlicheren Regionen. Aber immerhin sei auch auf die Auslagen gewisser Münchener Buchhandlungen aufmerksam gemacht. In wie vielen Auslagen ist seit Wochen in einer Reihe von Exemplaren „Frühlingserwachen“ von Wedekind ausgestellt — ein Hohn auf Sittlichkeit, Autorität und Ehrerbietung, Begriffe, welche eben selbst eine Menschheit vom Schlage des Verfassers kaum entraten kann. Wenn alle Menschen nach den Rezepten leben würden, die hier nahe gebracht werden, könnte es sogar den Leuten vom „neuen Pathos“ unheimlich werden. Daß diese Ausstellung zunächst bei den „Münchner Neuesten Nachrichten“ — neben dem — man möchte fast sagen obligaten — nackten Frauenzimmer — zu finden ist, wird niemand wundern; denn dort wird ja die „Weltliteratur“ der Leute wie Wedekind, Mann, Meyrink fabriziert. Daß aber auch am Schaufenster einer im Rathaus untergebrachten Buchhandlung ein solches Machwerk prangt, zeugt doch schon von einer tief bedauerlichen Abstumpfung des Schicklichkeits-Empfindens.

Sind in den meisten Buchhandlungen solche Ausstellungen noch eine Ausnahme, so gibt es auch solche, wo der literarische Schund und Schmutz geradezu haufenweise aus den Fenstern guckt. Am Sonntag, den 23. Juni, ging Schreiber dieser Zeilen vorbei an einer Buchhandlung am Bahnhofplatz — direkt am Hauptbahnhof. Viele Leute blieben dort stehen, die einen kichernd, die andern mit offenbarer Entrüstung. Es war da direkt am Schaufenster unter anderen ausgestellt: 1. „Nackt“ von Ungewitter, mit großem Aufdruck auf dem Umschlag: „Beschlagnahme nach 15 Monaten vom Reichsgerichte aufgehoben“, 2. „Irrwege des Geschlechtslebens“, 3. „Mädchen, die man nicht heiraten soll“, 4. „Den Mann nimm nicht!“, 5. „Die Sexualnot unserer Zeit“, 6. „Die Schönheit“, 7. „Habsburgische Mesalliancen und Liebesaffären“ — auf dem Umschlag der Aufdruck: „In Oesterreich verboten!“, 8. „Der Hofkaplan, Wiener Erinnerungen eines katholischen Priesters“ — auf dem Umschlag der Aufdruck: „In Oesterreich verboten!“, 9. „Die ungeschminkte Wahrheit über das Liebesdrama des Kronprinzen Rudolf“ — auf dem Umschlag der Aufdruck: „In Oesterreich verboten!“

Das ist der erste Blick für jeden Menschen, der München betritt und eine Auslage besieht. Wie eine auf die sinnlichen Schwächen lauernde Dirne zeigt es sich. Welche Schmach! Und das in einer Zeit, wo Opfer und Entsagung die Parole sein muß; in einer Zeit, wo uns ein Bund auf Leben und Tod mit Oesterreich vereint; in einer Zeit, wo Tausende und Abertausende von Kriegern, aus Not und Tod kommend, den ersten Eindruck erhalten vom Leben und Treiben der Heimat, für welche sie ihr Blut und Leben einsetzen. Sind das die heiligen Güter, welche durch Mauern kostbarer Menschenleiber geschützt werden sollen! Haben dazu brave Eltern ihre Söhne mit tausend Sorgen und Opfern groß gezogen, daß sie durch geile und schlechte Schriften verdorben werden! Woher soll der Idealismus und die Opferfreude noch die Kraft nehmen, wenn man so rücksichtslos auf ihn lossündigt, und das am Hauptbahnhof und in einem dem Staat gehörenden Gebäude!

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Feindliche Bombenangriffe auf Karlsruhe, Offenburg und das lothringische Industriegebiet. Gegenangriff auf Paris. Feindliche Angriffe nördlich der Lys und südlich der Aisne abgeschlagen.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

26. Juni. Südlich der Scarpe griff der Engländer gestern früh mit mehreren Kompagnien in breiten Abschnitten an. Bei Feuchy und Neuville-Vitasse wurde er im Gegenstoß zurückgeworfen. In den Nachbarabschnitten scheiterten seine Vorstöße in unserem Feuer. Ein feindlicher Teilangriff nordwestlich von Château-Thierry wurde abgewiesen. Nördlich vom Rhein-Marne-Kanal drang bayerische Landwehr in die französischen Stellungen nordwestlich von Bures ein und brachte 2 Offiziere und 40 Gefangene zurück.

27. Juni. Auf der Kathedrale von Reims wurden erneut Beobachter des Feindes erkannt. Aus feindlichen Bombenstaffeln, die in den beiden letzten Tagen zum Angriff gegen Karlsruhe,



Offenburg und das lothringische Industriegebiet vorstießen, wurden fünf Flugzeuge abgeschossen. Unsere Bombengeschwader griffen gestern Paris und auf dem Wege dorthin Bahnknotenpunkte und Flugplätze des Feindes an.

29. Juni. Nördlich der Lys sind heftigem Feuer Infanterieangriffe der Engländer gefolgt. Dreimaliger Ansturm gegen Merris brach unter schweren Verlusten zusammen. In der Mitte des Kampffeldes drang der Feind in Vieux-Berquin ein. Gegenstoß der Bereitschaften brachte ihn dort zum Stehen und warf ihn über den Westrand des Ortes zurück. Nördlich von Merville scheiterten die feindlichen Angriffe in unserem Feuer. Südlich der Aisne griff der Franzose nach starker Feuerwirkung an. Bei Ambleny wurde er nach hartem Kampf abgewiesen. Ueber Cutry hinaus gewann er Boden. Unser Gegenstoß warf ihn auf die Höhen beiderseits des Ortes zurück. Versuche des Feindes, unter Einsatz von Panzerkraftwagen den Angriff seiner Infanterie weiter vorzutragen, scheiterten. Am Walde von Villers-Cotterêts stießen wir dem weichenden Feind bis in seine Ausgangsstellungen nach und machten Gefangene. In der Luft erlitt der Feind eine schwere Niederlage, 19 feindliche Flugzeuge wurden abgeschossen.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Stillstand an der Piave infolge Hochwassers (Räumung des Montello und des rechten Ufers durch die Oesterreicher). Scheitern feindlicher Angriffe an der Gebirgsfront.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

23. Juni. Die Kämpfe an der Piave waren auch gestern weniger heftig, nur am Südflügel unserer Armeefront nahm der Feind nachmittags seine Gegenangriffe wieder auf. Die schweren, wolkenbruchartigen Regen, die in der letzten Woche fast täglich über Venezien niedergingen und weite Strecken der Ebene unter Wasser setzten, haben für die Truppen die Lasten und Entbehrungen des Kampfes vervielfältigt. Die Piave ist zu einem reißenden Strome geworden, dessen Wassermassen wiederholt den Verkehr zwischen beiden Ufern auf viele Stunden unterbanden. Es ist nur unter den größten Schwierigkeiten möglich, den Kämpfern an der Front den nötigsten Bedarf an Munition und Verpflegung zuzuführen. Um so größere Anerkennung ist den braven Truppen zu zollen, deren Kampfkraft auch in solch harter Lage ungebrochen blieb.

24. Juni. Die durch Hochwasser und Witterungsunbill entstandene Lage veranlaßte uns, den Montello und einige Abschnitte anderer, auf dem rechten Piaveufer erkämpfter Stellungen zu räumen. Der hierzu schon vor vier Tagen erteilte Befehl wurde trotz den mit dem Uferwechsel verbundenen Schwierigkeiten so durchgeführt, daß dem Gegner unsere Bewegungen völlig verborgen geblieben sind. Mehrere der bereits geräumten Linien waren gestern das Ziel starker italienischer Geschützwirkung, die sich stellenweise bis zum Trommelfeuer steigerte. Auch feindliche Infanterie ging gegen die von uns verlassenen Gräben zum Angriff vor. Sie wurde durch unsere Fernbatterien zurückgetrieben.

25. Juni. Gestern war die Gebirgsfront zwischen Asiago und der Piave wieder der Schauplatz heftiger Kämpfe. Der Feind bot alles auf, um die am 15. Juni verlorenen Höhenstellungen zurückzuerobern. Auf dem Monte di Val Bella, Col del Rosso, Assolona, Solarole und Monte Pertica wurde den größten Teil des Tages erbittert gerungen. Die Italiener wurden überall, an mehreren Stellen durch Gegenstoß, zurückgeworfen. Im Montello-Gebiet und südlich davon fühlt der Feind mit Patrouillen an die Piave vor. Im Raume von San Dona hatten die den Uferwechsel unserer Divisionen sichernden Deckungstruppen in den letzten Tagen starke Angriffe abzuwehren. Unsere Bewegungen verliefen auch hier planmäßig und ohne Verluste an Kriegsgerät. Seit dem 15. Juni büßte der Italiener über 50 000 Mann an Gefangenen, darunter etwa 1100 Offiziere ein. Die Gesamtverluste des Feindes sind bei strengster Schätzung mit 150 000 Mann zu berechnen.

26. Juni. Auf dem Zugna-Rücken schlugen wir starke, durch heftiges Geschützfeuer eingeleitete Vorstöße unter schweren Feindverlusten ab. Auf der Hochfläche von Asiago und zwischen Brenta und Piave verlief der gestrige Tag wesentlich ruhiger. Das erbitterte Ringen vom 24. Juni hat für die Italiener mit einem vollen Mißerfolg geendet, der am ersten dadurch in die Erscheinung tritt, daß in den meistumstrittenen Kampfgebieten, auf dem Asolone und dem Monte Pertica, unsere dem Feinde folgenden Abteilungen beträchtliche Abschnitte seiner vordersten Linie in Besitz nahmen. So sind demnach dank der Tapferkeit und dem herzhaften Zugreifen unserer in ungebrochener Kampfkraft fechtenden Truppen alle italienischen Anstrengungen, das am 15. Juni eingebüßte Gelände zurückzuerobern, blutig gescheitert.

27. Juni. Der heiß umstrittene Col del Rosso, am 15. Juni von der ruhmreichen Edelweißdivision im Sturm genommen und seither in den schwersten Kämpfen siegreich behauptet, wurde gestern vormittag nach schwerstem Trommelfeuer abermals durch starke Kräfte angegriffen. Es war für den Feind ein vergebliches Beginnen, seine Kampftüchtigkeit mit der unserer Salzburger, Kärntner, Ober- und Niederösterreicher zu messen, an deren Tapferkeit alle Angriffe zerschellten. Die jungen Regimenter 107 und 114, von der Artillerie in allen Gefechtstagen mustergültig unterstützt, haben sich eines Geistes mit ihren altbewährten Stammtruppen, den 59ern, 7ern, 14ern und 49ern gezeigt. Der Feind erlitt schwere Einbuße an Toten und Verwundeten und ließ zahlreiche Gefangene in unserer Hand. Bei Ponte di Piave versuchte der Italiener in Booten unser Ufer zu gewinnen. Er wurde zusammengeschossen.

Vom Büchertisch.

R. Braun-Artaria: Lebenserinnerungen einer Siebzigerin. Mit zwei Bildnissen der Verfasserin nach Lenbach und Feuerbach. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, 8° 215 S., geb. 5.50 M. — Das in erstaunlicher Frische und liebenswürdig geistvoller Darstellungsweise gehaltene Buch einer nicht gerade aufdringlich, aber doch unverkennbar „liberalen" Katholikin ist gehoben-unterhaltsam von Anfang bis Ende. Zuerst führt es in die Gelehrten-, Dichter- und Künstlerwelt Heidelbergs (Scheffel) und Tübingens (Feuerbach: Mutter und Sohn, O. Wildermuth!), dann in die der Glanzzeit Münchens: sechziger und siebziger Jahre, auch vorübergehend nach Rom zu Liszt, der Fürstin Wittgenstein und — dem Großinquisitor. Für München interessieren am meisten die Geibel, Schwind, v. Siebold, v. Kobell, Paul Heyse, Graf Schack, v. Hornstein, Wagner-Bülow, Lenbach, v. Mohl und Anna v. Helmholtz, Piloty, Döllinger, nicht zuletzt die Verfasserin selbst durch ihre ersichtliche Lebenstüchtigkeit, trotz der für uns nicht eben angenehmen „konfessionellen" Stellungnahme. E. M. Hamann.

Wilhelm Bauer, der Schöpfer des ersten deutschen Unterseebootes. Die Tragödie eines Erfinders von Dr. Oskar Gluth. Mit Bildnissen und Skizzen. 2. Aufl. Verlag J. Keller, Dillingen. Den Lesern der „Allg. Rundschau" sind die Lebensschicksale des Erfinders des ersten deutschen Unterseebootes nicht unbekannt (vgl. Nr. 51, 1915). Es ist eben das typische Erfinderschicksal mit all den tragischen Hindernissen, wie sie schon Hunderte unserer Größten erfahren haben. Oskar Gluth hat eine sicher gestaltende Hand. Manche Seiten des Buches liest man mit einer Spannung, die nicht nur auf die kurvenreiche Lebenslinie Bauers zurückzuführen ist, sondern in noch höherem Grade auf die schlichte Darstellungskraft des Verfassers. Das Büchlein liegt bereits in zweiter Auflage vor, ein Beweis für die Beliebtheit der kleinen Schrift. Dr. Decker.

Handbuch des katholischen Kirchenrechtes auf Grund des neuen Kodex vom 28. Juni 1917. Herausgegeben von Prälat Dr. Martin Leitner, o. Hochschulprofessor in Passau. In Einzellieferungen. Erste Lieferung. kl. 8° 84 S. Verlag Fr. Pustet, Regensburg und Rom. 1918. Brosch. 1.65 M einschl. Teuerungszuschlag. Nachdem das neue kirchliche Gesetzbuch mit Pfingsten dieses Jahres in Kraft getreten ist, müssen Geistliche und Laien möglichst rasch und gründlich über dasselbe unterrichtet werden. Dieser Aufgabe hat sich in dankenswerter Weise der Verfasser unterzogen. Er will — im Gegensatz zu den seither über den Kodex erschienenen Broschüren — den ganzen Stoff des neuen Gesetzbuches, und zwar unter besonderer Berücksichtigung der praktischen Seelsorgsbedürfnisse, zur Darstellung bringen. Und er tut dies in einzelnen Lieferungen, die möglichst rasch aufeinander folgen sollen. Die vorliegende erste Lieferung befaßt sich mit den Grundlagen der katholischen Gesetzgebung, mit den Kontordaten und den Kirchengeboten. Die Ausführungen sind übersichtlich und vielfach durch praktische Beispiele erläutert. Das Werk kann darum allen, die das neue Kirchenrecht kennen lernen wollen, nur empfohlen werden. Dr. K. Neundörfer.

Familienweihe an das heiligste Herz Jesu nebst liturgischer Abendandacht. Von P. Sebastian v. Oer O. S. B. 12° VIII und 96 S. M 1.20. Freiburg, Herder. 1918. — Eine gründliche Darstellung der Familienweihe ans heiligste Herz Jesu, über die in manchen Kreisen immer noch Unklarheit herrscht. Der Verfasser gibt eine Einführung (mit genauerem Quellenerweis S. 92) in Wesen und Wert dieser Uebung und zeigt sie als ganz naturgemäßen Ausfluß echter Herz-Jesu-Verehrung. Einen Hauptteil des Büchleins bildet die praktische Anleitung zur fruchtbaren Betätigung der Familienweihe, nicht nur in einmaliger Vornahme des Weiheaktes, sondern in stetem Festhalten an dieser Uebung. Diesem Zwecke dient eine für Wechselgebet angelegte Abendweihe für jeden Tag der Woche, ebenso einunddreißig kurze Lehrstücke über diesen Gegenstand, dann eine treffliche Auswahl passender Gebete, unter denen verschiedene kirchliche Hymnen (in deutscher Uebersetzung), sowie die Tagzeitengebete zu Ehren des heiligsten Herzens (von der hl. Gertrud) besonders hervorzuheben sind. Das praktische Werkchen ist recht geeignet, die Familienweihe ans Herz Jesu zu dem zu machen, was sie sein will: eine reiche Segensquelle für alle, die sie recht üben. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Der „Weibsteufel" ist nach der Erstaufführung vom Spielplane abgesetzt worden. Die Direktion hatte die Möglichkeit, durch diese Entschließung einem offiziellen Verbot zu begegnen. Mit anderen Stücken kam Schönherr ausgiebig zu Wort. Wir sahen den „Sonnwendtag", der, auch in den kleineren Rollen sehr gut besetzt, starken Eindruck machte. Die „Einrichtung der Exlbühne" hat das Stück von seinen politischen Spitzen und Schärfen vielfach gesäubert, so daß das allgemein Menschliche stärker in den Vordergrund tritt. Die Aufführung ist vom Dichter selbst einstudiert. Die Burgfriedensfassung trägt also seine Billigung. Auch „Volk in Not" wirkte stärker als in der unlängst gesehenen Wiedergabe des Volkstheaters. Schönherr gibt dem Andreas Hofer und den Bauern eine holzschnittartige Vereinfachung der Linien, die den Gestalten einen monumentalen Zug verleiht. Es gelang Exl und seinen vortrefflich

eingespielten Künstlern gar gut, diesen dichterischen Absichten zu folgen. Dieses Stilisieren kam auch der Aufführung dreier Stücke aus Kranewitters Einakterfolge: „Die sieben Todsünden" sehr zu gute. Die Stücke, die uns Geiz, Trägheit und Hochmut vorführten, ließen bedauern, daß uns die übrigen nicht gezeigt wurden, denn dieser Dichter hat einen echt volkstümlichen Zug. Man könnte ihn einen modernen Hans Sachs nennen. Er hat einen untrüglichen Blick für das Dramatische, so daß das Didaktische seiner Poesie nie spröde klingt. Ettlingers „Beschwerdebuch" mit seiner gesuchten Fabel von dem Pfarrer, der ein „Beschwerdebuch Gottes" auflegen läßt, wodurch allerhand dörfliche Geheimnisse offenbar werden, bedarf keiner neuen Besprechung. Die Exl-Leute täuschen zuweilen darüber hinweg, daß hier ein großstädtischer Humorist sich mit Bauern beschäftigt. Zuletzt gaben die Innsbrucker Gäste den „Dürren Baum" von Briz. Es ist behauptet worden, dies Bauerndrama sei dem „Weibsteufel" sehr ähnlich, und wenn keine Entrüstung laut werde, so beweise dies nur die besondere Animosität gegen Schönherr. Das ist durchaus falsch; gewiß auch hier ein Ehebruch; aber es fehlt weder die Sühne, noch sucht der Autor eine hemmungslose, ja verbrecherische Herrschaft der Sinne als natürlich, mithin als verzeihlich hinzustellen. Der Bauernhof fällt in andere Hände, wenn nach sieben Jahren kein Erbe vorhanden. Der vergebens auf Nachkommenschaft wartende Bauer macht seiner Frau das Leben zur Hölle und treibt sie so in ein sündhaftes Verhältnis zum Großknecht hinein. Der Mann kommt schließlich dahinter und muß gleichzeitig erfahren, daß er, nicht sie der „dürre Baum" gewesen. Er treibt die beiden vom Hofe, steckt das Haus an, wirft sein Geld in die Flammen und erhängt sich. Das klingt wie ein krasser Kriminalroman und ist in der künstlerischen Gestaltung zu schwach, als daß das Rohstoffliche nicht vorherrschen und nicht mehr peinigend, als erschütternd wirken müßte.

Kammerspiele. Carl Hauptmann ist in vielen Wesenszügen seines Dichtens dem erfolgreichen jüngeren Bruder Gerhart verwandt, aber zu einem starken Bühnenerfolg hat er es nie recht bringen können. Es bleibt alles blaß in der Farbe; auch er wandte sich vom Naturalistischen zum Symbolischen, aber er findet dann keine greifbare Form. Es zerfließt alles. Hauptmann hat unlängst seinen 60. Geburtstag gefeiert. Die Kammerspiele ehrten ihn durch Aufführung seiner burlesken Tragödie „Tobias Buntschuh". Der Erfolg war nicht stark. Der Mann mit dem merkwürdigen Namen ist ein Genie, das es durch seine Erfindungen zu Macht und Geld gebracht, aber er ist dennoch unglücklich, er liebt eine Schlangendame im Zirkus, doch diese vermag dem abstoßend häßlichen Buckligen keine Gegenliebe zu schenken. Daß Buntschuh ein Genie ist, müssen wir ihm gutwillig glauben, aber wir sehen nur einen recht unsympathischen Sonderling und für das bischen elegische Stimmung sind fünf Akte ein wenig viel. Ueber dem zarten, naiven Geschöpfchen, das in einer Biedermeierstube glaubhafter wirken würde, als im Zirkus, liegt etwas Poesie, die Frl. Seidel einzufangen wußte. Karma gab die Titelrolle mit fesselnden Aeußerlichkeiten, ohne gerade Herztöne anklingen zu lassen. Auch die langen Pausen trugen dazu bei, daß eine geschlossene Stimmung nicht zustande kommen wollte.

Uraufführung im Volkstheater. „Ein modernes Mädel", Gesangsposse von Aug. Neidhart; Musik von Leon Jessel. Eine Rolle, die sicherlich für Lisa Weise geschrieben, von ihr mit kecker Anmut, Frische und Uebermut gespielt wird. Sie erscheint nicht nur als zartes Komteßchen, sondern auch als derber Laufbursche, denn sie ist der strittige Gegenstand in einer geschiedenen Ehe und da gilt es durch Verkleidungsscherze allerhand Schwierigkeiten zu begegnen. Die Idee ist nicht neu und viele Possentypen sind es noch weniger, aber wenn so flott und lustig gespielt wird, wie von Hiller und Kontenski, so kann man dem Autor nicht böse sein. Die Musik ist leicht ins Ohr gehend; man glaubt alles schon einmal gehört zu haben, aber die Weisen sind flott und zündend. Das Haus unterhielt sich glänzend.

Gärtnerplatztheater. Leo Falls „Rose von Stambul" hat hier den starken Erfolg gefunden, der der Operette bereits auswärts zuteil geworden. Fall ist ein liebenswürdiger Melodiker, der Geschmack hat, auch wenn er dem Publikum Konzessionen macht. Zuweilen verfällt er ins Opernmäßige und da wird seine Musik kühl und leer; aber wenn er orientalische Klangfarben mischt und einen schwungvollen Walzer schreibt, da ist er auf der Linie seines liebenswürdigen Talentes. Eine moderne Türkin muß wider Willen heiraten. Sie liebt einen Dichter, den sie nur aus seinen Büchern kennt. Angenehmerweise entpuppt sich der Gatte als jener Poet. Das Textbuch von Branner und Grünwald ist an witzigen Einfällen nicht sonderlich reich und wirkt dadurch zu gedehnt; aber die Musik hilft über die Längen hinweg. Tina Hellina gab die Titelpartie sehr reizvoll. Der prächtig singende Graf, Frl. Weißmann und Seibold waren die erfolgreichen Träger der Hauptrollen.

Die künstlerische Volksbühne hat im Uniontheater ein St. Georgsspiel mit starkem Erfolge gegeben. Max Gümbel-Seilings Bestrebungen, alte Dichterschätze zu heben, sie in feinsinniger sprachlicher Erneuerung und Stilisierung dem szenischen Leben wieder zu gewinnen, sind auch diesmal wieder zu glücklichen Ergebnissen gelangt. Das Leben des heiligen Georg hat die geistlichen Spiele des 15. Jahrhunderts vielfach beschäftigt. Das uns gebotene Stück wurde 1473 in Augsburg zu Ehren Kaiser Friedrichs III. aufgeführt. Es handelt von einer Königstochter, die einem das Land bedrohenden Drachen zum Fraße vorgeworfen werden soll. In St. Georg ersteht ihr ein Retter, der zugleich das Kreuz in das Land trägt. Die volkstümliche Wiedergabe mied wieder mit Geschick die der naiven Kunst widerstreitende theatralische Geste.

L. G. Oberlaender, München.



Finanz- und Handels-Rundschau.

Geldmarkt und Börse zum Halbjahresschluss — Oesterreichische Valuta — Bayerns Wirtschaftspolitik — Ententevorbereitungen für den Kampf um den Welthandel.

Mit auffallend geringfügigen Massnahmen konnten diesmal die Geldansprüche zum Halbjahresschluss befriedigt werden. Um den flüssigen Geldstand den Reichsfinanzen dienstbar zu machen, konnte ein begrenzter Betrag von 4½prozentigen Reichsschatzanweisungen mit Fälligkeit zum 1. April 1924 zwecks Weiterveräusserung an das Publikum zu 97½ Prozent der Bankwelt zur Verfügung gestellt werden. Am offenen Markt bedingt die fortgesetzte Nachfrage nach fest verzinslichen Werten wiederholte Kurserhöhungen. Das Absatzgebiet von Pfandbriefen nimmt zu; so wurde der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank München neuerlich die Genehmigung zur Plazierung von 15 Millionen Mark 4prozentiger Pfandbriefe erteilt. An den ernüchterten Börsen bleibt die Neigung zu Abwicklungen bestehen, wenn auch in der Kursgestaltung überwiegende Widerstandsfähigkeit bemerkbar ist. Der Antrag des Zentrumsabgeordneten Gröber, die Börsenumsatzsteuer von 1 auf 2 pro mille nebst einem Kriegszuschlag von 3 pro mille zu erhöhen, wird ein Uebriges tun, die unbedingt notwendige Einschränkung des Gesamtverkehrs an unseren Effektenmärkten herbeizuführen. Auch die regierungsseits angeordneten Massnahmen zur Eindämmung der Spekulationssucht wirken mit. Seitens des preussischen Handelsministers wurde der Antrag des Berliner Börsenvorstandes, an Stelle der jetzigen Einheitskurse für sämtliche Dividendenpapiere fortlaufende Notierungen von Kursen herbeizuführen, abgelehnt. Verstimmend für den Börsenverkehr war ausserdem das aufsehenerregende übergrosse Angebot der österreichischen Valuta, trotzdem der Notenschmuggel von Kronennoten nach der Ukraine und Polen nachgewiesen werden konnte. Die inzwischen vorgenommene Neuregelung der Devisenordnung mit Oesterreich-Ungarn und die hierbei durchgeführten Verkehrsverschärfungen werden jedenfalls Abhilfe schaffen. Im Hinblick auf die innerpolitische Lage in der Doppelmonarchie waren begreiflicherweise die österreich-ungarischen Werte stark gedrückt. Im Uebrigen stand das heimische Börsengeschäft unter dem Eindruck der Wirtschaftsnachrichten, welche die Vermutung nahe legen, ob nicht doch schon der Höhepunkt der Kriegswirtschaftskurve überschritten ist. Dividendenenttäuschungen und Warnungen führender Gesellschaften hinsichtlich kommender Jahreserträgnisse zielen ebenfalls darauf hin. Vorkommnisse, wie bei der Scheidemandel-Gesellschaft, der deutschen Erdöl-A.-G. und die Einzelheiten bei der Generalversammlung der Daimler-Gesellschaft wurden ebenfalls aufmerksam verfolgt.

Von weittragender Bedeutung, nicht nur für Bayerns Wirtschaft, ist nach wie vor die Grossschiffahrtsstrassenpolitik. Im Ausschuss der Bayerischen Reichsratskammer wurde die Regierungsforderung betr. die Schiffahrtsstrasse von Achaffenburg bis zur Grenze (Passau) in Höhe von 2 Millionen Mark genehmigt. Aus dem Verlauf der Generalversammlung des Bayerischen Lloyd Schiffahrt-A.-G. Regensburg, aus der durch den Bukarester Friedensvertrag noch erheblich gesteigerten Bedeutung der Donau-Schiffahrt für Bayern, aus den Programmarbeiten für das alle elektrischen Energiequellen des Landes umfassende Bayernwerk ergeben sich für Bayerns Zukunft erfreuliche Ausblicke. Neuerliche Filialgründungen werden gemeldet seitens der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in Landsberg und Dachau; seitens der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank in Nördlingen. Die Berliner Kommerz- und Diskontobank errichtet unter Uebernahme eines angesehenen Privatgeschäftes Zweigniederlassungen in Fürth und Nürnberg. Wiederum verschwindet dadurch eine Reihe alteingesessener, zum Teil bedeutender Privatbankgeschäfte! Interessante Ausblicke auf die Entwicklung des bayerischen Wirtschaftslebens entwickelte Landtagsabgeordneter Hofrat H. Osel in seinem Vortrag anlässlich der Tagung des Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen. Ueber den Wiederaufbau des gewerblichen Mittelstandes sprach Reichstagsabgeordneter Irl, Erding, bei der Bamberger Kriegstagung des bayerischen Handwerker- und Gewerbebundes.

Während England sein Programm für die ausserordentliche Förderung des amtlichen Wirtschaftsdienstes in der Erweiterung des Aussenhandels bekannt gibt — eine Reihe von nachahmenswerten Vorschlägen ist hierbei zu registrieren —, während die amerikanische Union und auch Japan alles daransetzen, jetzt schon im kommenden Wettbewerb um den Welthandel vollauf gerüstet zu sein, will bei uns der Kampf gegen die Berliner Zentralisierung unserer Kriegswirtschaft als Grundübel aller Hemmnisse nicht verstummen! Des Hamburger Generaldirektors Ballin Zuruf an die Reichstagsabgeordneten: „Sorgen Sie dafür, dass man Abstand nimmt von der gefährlichen Absicht, Volkswirtschaft und Weltwirtschaft im Kasernenhof zu treiben!" fanden verständnisvollen Widerhall in unseren Finanz-, Industrie- und Handelskreisen. Mögen der geplanten Reform des deutschen Auslandsdienstes weitere Schritte in der Vorbereitung des kommenden Kampfes um die Weltwirtschaft folgen.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: J. V.: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., ... ben.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M. 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25%.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✻ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 28. München, 13. Juli 1918. XV. Jahrgang.

Glossen zur deutschen Außenwirtschaft.

Von Landtagsabgeordneten k. Hofrat H. Osel, Pasing.

Man braucht nicht besonders hellhörig zu sein, um aus dem Echo aus Ungarn zu erkennen, daß die „wirtschaftliche Vertiefung" unseres Bundesverhältnisses zu Oesterreich-Ungarn ein Problem darstellt, das weniger mit dem Herzen als mit dem Verstand zu lösen ist. Wir leben in einer Zeit der „Mißverständnisse". Wie letzthin Herr von Kühlmann im Reichstag „mißverstanden" wurde, so daß der Reichskanzler selbst und Herr von Kühlmann ein zweitesmal „erklären" mußten, wie seine erste Rede, die als eine Entschuldigung Englands und als das Eingeständnis der Unmöglichkeit des Sieges auf dem Schlachtfeld empfunden wurde, zu verstehen sei, so hatte vorher der Stellvertreter des Reichskanzlers, Herr von Payer, nochmal zu „erklären", wie seine Worte über unser zukünftiges wirtschaftliches Verhältnis zur Donaumonarchie gemeint gewesen seien. Weil im ungarischen Reichstag sowohl Graf Tisza wie der Ministerpräsident Dr. A. Wekerle von der allzugroßen Liebe und zu innigen Verbindung Deutschlands mit dem Donau-Doppelstaat nicht viel wissen wollen. Das Kapitel von den „aufgedrängten Wohltaten" bedarf in Berlin des eingehendsten Studiums, wenn wir nach Beendigung des Krieges nicht ein sehr enttäuschendes Erwachen erleben sollen. Im Dezember 1915 habe ich in „Nord und Süd" gegen Frhrn. von Rechenberg gesagt:

„Es ist ein Irrtum, wenn man annimmt, daß unsere Kampfgenossenschaft und ihre herrlichen Erfolge nun alle Momente beseitigt hätten, die einer völligen Einigkeit der Gefühle und Bedürfnisse sowohl in Deutschland als in Oesterreich-Ungarn etwa im Wege standen. Die gewaltige Kriegsarbeit hat uns dank ihrer Erfolge nicht so tief gedrückt, daß alles übrige Leben und Streben nur mehr unter eine Formel gebracht werden könne. So wenig die politischen Parteien ihre Grundsätze aufgegeben haben, so wenig sind die allen Fortschritt bedingenden verschiedenen politischen, völkischen und wirtschaftlichen Auffassungen ausgelöscht. Das gilt auch für das Verhältnis zu unseren verbündeten Freunden. Alle hat die gemeinsame, zugestandenermaßen uns mit völkischer und wirtschaftlicher Vernichtung bedrohende Gefahr zusammengeführt und dieses eine große Ziel der Selbsterhaltung steht naturnotwendig im Vordergrund aller Gedanken. Wer aber nicht vom Isolierschemel persönlicher Gefühle aus die Verhältnisse und Menschen beobachtet, der weiß, daß es verhängnisvoll werden könnte, wollte man die Völker in noch so guter Absicht durch Zwang in irgend einer Form sich näherbringen, sofern eben dieser Zwang nicht durch feindliche Mächte ausgeübt wird . . . . ."

Ich weiß längst aus persönlichem Verkehr, daß die beiden derzeitigen ungarischen Ministerkollegen Dr. Wekerle und J. Szterényi warme Anhänger einer engeren wirtschaftlichen Verbindung der Donaumonarchie mit Deutschland sind. Sie haben auch jetzt wieder keinen Zweifel über diese ihre Gefühle im Budapester Parlament gelassen, aber auch darüber, daß es für sie Grenzen gibt, die in der politischen und wirtschaftlichen Selbständigkeit ihres Landes liegen. Man erhält das Gefühl, daß speziell Ungarn auf dem Agrarzollgebiet von Deutschland hohe Opfer heischt. Worin die wirtschaftliche Gegenleistung liegt, ist aber bis zur Stunde schleierhaft. Von deutscher und besonders auch bayerischer agrarischer Seite ist der ungarischen und der Balkan-Landwirtschaft immer geraten worden, uns in jenen Bodenfrüchten zu ergänzen, die dort vermöge der wärmeren Lage, der Bodenpreise u. s. f. besser zu erzeugen sind, als bei uns. Nach dieser Richtung ist das Problem noch gar nicht ernsthaft untersucht worden, obwohl hier eine befriedigende Lösung zu erhoffen sein dürfte.

Die Industrie sowohl in Oesterreich wie in Ungarn hat meist bloß „nasse Augen" für den Annäherungsgedanken auf zollpolitischer Grundlage. Da sich die von mir 1915 ausgesprochenen Gedanken, je länger der Krieg dauert, desto mehr als richtig erwiesen haben, ist Skepsis gegenüber den Hoffnungen, die sich in offizieller Form ankündigten, geboten, welche aus der Zusammenkunft der beiden verbündeten Monarchen im deutschen Großen Hauptquartier für die wirtschaftliche Verbindung der Völker der Mittelmächte in die Presse flossen. Solche über das Mögliche hinausgehende Erwartungen sind gefährlich. Die daran glauben und darauf hoffen, werden enttäuscht, die nicht daran glauben und die Erfüllung nicht wünschen, werden zur schärferen Bekämpfung aufgerufen, wobei dann leicht „der ganze Porzellanladen" Gefahr läuft, zusammengeschlagen zu werden. Unsere Feinde aber verdoppeln ihre bekanntlich auch heute noch nach Oesterreich, Ungarn, Bulgarien, Rumänien[1]) und in die Türkei reichenden Anstrengungen und Beziehungen, um dort gegen die „deutsche wirtschaftliche Vergewaltigung" Stimmung zu machen. Unter sich wieder dient ihnen diese behauptete „Vergewaltigung" dazu, die englisch-amerikanischen Einflüsse in Frankreich, Italien und besonders auch Südamerika noch mehr zu sichern, die unter der Flagge der wirtschaftlichen Bekämpfung der Mittelmächte segeln. Man habe endlich ein Programm der Annäherung, die doch nur eine Bevorzugung sein kann, und man tue nicht immer so, als ob dieser ganze große Fragenkomplex nur als eine Zolltariffrage sich darstelle. Es ist mir natürlich bekannt, daß auf dem Finanz-, Verkehrs- und Rechtsgebiet gleichfalls Verhandlungen schweben, allein man tut gar nichts zur Popularisierung der Gedanken, die auf den genannten drei Gebieten liegen, und einzig und allein die Zollfrage gilt als der Weisheit Schluß. So bildet sich eine falsch gerichtete „öffentliche Meinung", die schädlich wirkt. Die Kongresse privater Organisationen und gar die offiziellen Jubelreden dabei tun es nicht. Wer sie selbst länger verfolgt und mitmacht, weiß zwar, daß viel Anregungen hin- und hergehen, daß man menschlich sich wohltuend nähertritt, allein es sind immer die gleichen Personenkreise, in denen das Für und Wider sich abspielt, und die große Oeffentlichkeit kommt nicht zu Wort. Ich habe an dieser Stelle schon Stimmen früher erwähnt, die sich gegen die heftigen deutschen „Mitteleuropäer" richteten. Diese Heftigen, die selbst ihren ernst gemeinten Wohltaten etwas vom „Militarismus", vom Zwang, Befehl zu geben sich berechtigt glauben! Es ist leider eine Tatsache: In Deutschland gibt es zwei Menschengattungen, die eine grundsätzliche Verschiedenheit in der Beurteilung dessen haben, was „im Umgang mit Menschen" politisch das Richtige ist; ganz besonders, wenn es sich um das Ausland handelt. Und diese verschiedene Wertung der „Imponderabilien" ist kein Segen für uns, um so mehr, als die „schärfere Tonart" das Heft in der Hand hat und offenbar nichts zulernen will oder — kann. Wobei der Ton zu unterstreichen ist. Merkwürdig, daß man dort, wo diese Tonart herrscht, dem Süddeutschen Grobheit vorwirft, während der „grobe Süddeutsche" — ob Bayer, ob Schwabe — doch meist ein weit größeres Maß von Sympathie jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle genießt, als der größere Bruder. — Wir stehen ja vor einer „Reform des diplomatischen Dienstes". Darf man hoffen, daß die Maßgebenden wissen und nützen, was bisher nach dieser Richtung jeder im Ausland erfahren konnte, der es erfahren wollte? Das ist keine Kleinstaaterei-

[1]) Vgl. „Deutschlands Arbeit in Rumänien" v. H. Osel — Verlag Huber, Diessen (Ammersee), wobei die rumänischen Ausführungen in der Petroleumfrage lehrreich sein dürften.

Weisheit; es ist vielmehr eine beachtliche Tatsache. Wer sie außer acht läßt, wird Wilhelm Buschens Weisheit zum Schaden der Sache später hier erkennen müssen: Erstens, es kommt immer anders; zweitens, als man denkt.

Wir haben alle Ursache, uns die wirkliche Lage der Dinge klarzumachen, nicht Augenblickspolitik zu treiben, sondern der Zukunft klar ins Gesicht zu sehen. Um Eines z. B. zu nennen: Unsere Devisenpolitik ist für den Augenblick vielleicht nicht schlecht. Wir werden manche kleine Erfolge jetzt haben. Aber für die Zukunft stiftet sie Schaden, wie sie in der Gegenwart schon manches verhindert hat, was wert gewesen wäre, im Interesse der Stimmung auch im Inlande teuerer bezahlt zu werden. Man seiht Mücken und schluckt schließlich Elefanten. Die Schweiz wird hierfür einmal ebenso Beispiel sein, wie die Freunde im Südosten. Das „Leben und Leben lassen" müssen wir jetzt schon gelten lassen, auch wenn es uns jetzt etwas kostet. Man krempelt großgewachsene Stimmungen nicht um wie einen alten weichen Hut. Und für uns sind die Stimmungen in Neutralien mindestens künftig so wichtig, wie für die einseitig tätige „Erwerbsgesellschaft m. b. H. Entente". Es gibt heute gewiß auch Transportschwierigkeiten. Aber ob sie so groß sind, daß dauernde Verstimmung unter Freunden entstehen muß, bleibt zweifelhaft. Und eine relativ leichte Sache ist es, neutrale Staaten wunschgemäß an dem Verkehr nach Osten zu beteiligen. Wir haben keine große Konkurrenz davon, aber wir schaffen die Möglichkeit, die Freundschaft der Neutralen in anderer Richtung einmal wirtschaftlich in weit höherem Maße zu nützen. Unsere Politik wird sich weit mehr auf das ausschauende „prevoir", als auf das kurzlebige „prestige" einstellen müssen.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Ermordung des deutschen Gesandten in Moskau.

Bald nach dem vierten Jahrestag der grausigen Mordtat von Serajewo hat die Entente ihr häßliches Banner mit einer neuen Bluttat befleckt. Der deutsche Gesandte in Moskau, Graf Mirbach, ist in seinem Empfangszimmer ermordet worden von zwei Männern, die mit Revolver und Handgranaten unter dem Vorwande einer Unterredung sich eingeschlichen hatten. Die Verbrecher sind geflüchtet und vorläufig noch nicht wieder ergriffen. Die bisherige Untersuchung bekräftigt aber den Verdacht, daß es sich um Agenten im Dienste der Entente handelt.

England und seine Genossen haben in jüngster Zeit alle Mittel aufgewendet, um in Rußland eine Gegenrevolution herbeizuführen, zu dem Zwecke, die russische Macht wieder mobil zu machen zu einem neuen Kampf gegen Deutschland behufs Entlastung der Westfront. Darauf antwortete die Presse der Bolschewiki-Regierung mit der Drohung, Deutschland zur Hilfe zu rufen gegen die englischen Truppen, die in Murman gelandet wurden, und gegen die tschechisch-slowakischen Soldaten, die am Ural die Geschäfte Englands besorgen. Die Entente hatte also zurzeit das Bedürfnis, die guten Beziehungen der Sowjet-Regierung zu Deutschland zu stören. Allerdings hat auch der linke Flügel der sozial-revolutionären russischen Partei neuerdings in seinem Wettkampf um die Macht gegen Deutschland im allgemeinen und den deutschen Gesandten Grafen Mirbach im besonderen gehetzt; doch gerade solche öffentliche Hetze macht es unwahrscheinlich, daß von dieser Partei Meuchelmörder abgeschickt worden seien. Den englischen Agenten ist aber eine Mordtat wohl zuzutrauen. Hat doch der beglaubigte Gesandte in Norwegen, Sir Findley, die Ermordung Casements in die Wege zu leiten gesucht, und ist trotz der Entlarvung im Amte geblieben. Vermutlich hat man gedacht, die Verantwortlichkeit für die Bluttat in Moskau würde auf die gegenwärtige russische Regierung fallen und Deutschland von einer weiteren Unterstützung der letzteren abhalten.

In diesem Falle wird sich freilich die Rechnung als falsch erweisen. Die Unsicherheit und die Verwirrung in Rußland ist leider sehr groß, und für die unfähige Sowjet-Regierung können wir keine Vorliebe haben. Wenn aber die Entente auf den Umsturz hinarbeitet, um eine Kriegspartei ans Ruder zu bringen und uns wieder in einen Zweifrontenkrieg zu verwickeln, so müssen wir den gegenwärtigen Machthabern den Vorzug geben, weil sie den Frieden zu erhalten suchen. Ob Deutschland sich zu einem hilfreichen Einmarsch nach Rußland entschließt, ist allerdings eine Frage, die nur die Oberste Heeresleitung im Verein mit der Reichsleitung entscheiden kann unter vorsichtiger Abwägung der entstehenden Schwierigkeiten und der möglichen Vorteile. Die Gefahr, daß sich in Rußland aus gelandeten Engländern, vagabundierenden Tschecho-Slovaken, eingeborenen Zwangsrekruten und etwaigen Zuzüglern vom fernen Osten ein brauchbares Kriegsheer bilde, steht noch in weitem Felde. Wir brauchen uns also mit der Absendung von Truppen aus unserer Westfront nicht zu übereilen, — es sei denn, daß man bestimmte Aussicht habe, die östlichen Umtriebe recht leicht und schnell im Keime ersticken zu können. Die Spekulation der Gegner, die ihre Entlastung auf dem entscheidenden Kampfplatze durch diesen Umweg über das Eismeer und ganz Sibirien herbeiführen möchten, wird uns gewiß nicht zur Verzettelung unserer Kräfte verleiten, führt aber bereits jetzt zu einer Verzettelung von Ententekräften, die anderswo besser am Platze wären. Doch die Entente ist ja an solche Ausschweifungen ins weite gewöhnt; vgl. die Dardanellen-Expedition und Saloniki. Die Diversion über Rußland ist im Grunde das Eingeständnis, daß man in offenem Kampfe an der Westfront sich ohnmächtig fühlt.

Diese Selbsterkenntnis ist freilich wohlbegründet. Die neuesten Anläufe zu einer Entlastungsoffensive an der Somme und an der Piave sind wieder kläglich gescheitert. Hindenburg hat nach wie vor die Initiative in seiner ebenso vorsichtigen wie starken Hand.

Vom Reichstag.

Für den übernormalen Arbeitstag, der von morgenlichen Ausschußsitzungen bis in mitternächtliche Vollsitzungen sich spannt, verdienen die Abgeordneten Lob und Dank. Aber ungemischte Freude erblüht aus dem Fleiße nicht.

Die Steuergesetze, die ihrer Vollendung entgegengehen, sind eine großartige Leistung. Das Publikum betrachtet sie mit einem frohen Auge vom Standpunkte des Patrioten und mit einem nassen Auge vom Standpunkte des Zahlers. Die Opferwilligkeit überwiegt. Nur die Bank- und Börsenleute führen einen leidenschaftlichen Kampf gegen den erhöhten Aktienumsatzstempel für die Kriegszeit, den der Ausschuß auf Antrag Gröber beschlossen hat. Als ob die ganze Volkswirtschaft aus den Fugen ginge, wenn die Spekulation sich während des Krieges mit einem halben Prozent abfinden muß! Nachdem die größten politischen, wirtschaftlichen und sozialen Schwierigkeiten überwunden sind, kann man der Lösung dieser aufgebauschten Börsenfrage gelassen entgegensehen.

In Sachen der Ernährung gibt uns der Chef der großen Reichsküche die beruhigende Versicherung, daß wir durchkommen; aber auf eine Verbesserung der Volksversorgung dürfen wir vorderhand nicht rechnen. Im Gegenteil: wir werden vorbereitet auf fleischlose Wochen, die zeitweilig eingestreut werden sollen, gemildert durch höhere Mehlrationen. Das geltende System der öffentlichen Bewirtschaftung aller wesentlichen Nahrungsmittel wird trotz aller Kritik bestehen bleiben, denn Experimente auf diesem Gebiete, die für den Ausgang des Krieges gefährlich werden könnten, will die Regierung nicht riskieren. Unser System hat sogar werbende Kraft bewiesen, da Oesterreich-Ungarn, der Brotnot gehorchend, unser strengeres Verfahren der Erfassung und Rationierung nachahmt.

Bei der Schlußberatung des Reichshaushalts machte eine Hetzrede des sozialdemokratischen Führers Scheidemann unerquickliches Aufsehen. Es schien so, als ob Herr Scheidemann nach seiner Wahl zum Vizepräsidenten das Bedürfnis fühle, sich als starken Mann und unentwegten Agitator zu zeigen. Er fordert nichts Geringeres, als den Rücktritt der Regierung, ohne sich um die hoch- und innerpolitischen Folgen einer solchen Krisis Skrupel zu machen. Warum die deklamatorische Ministerstürzerei? Weil die Regierung die Auflösung des preußischen Abgeordnetenhauses nicht sofort vollzogen hat und weil angeblich die Regierung den Befehlen der Obersten Heeresleitung gehorcht, der „Militärdiktatur" sich fügt. Unbegründete Vorwürfe! Die Regierung führt getreulich und fest den Kampf für das gleiche Wahlrecht und ist auch zur Auflösung entschlossen. Wenn sie damit bis auf einen geeigneten Zeitpunkt wartet, so vergibt sie sich oder der Sache nichts, denn die erste Anwendung des neuen Wahlgesetzes sollte ja überhaupt erst nach der Heimkehr der Feldgrauen stattfinden. Was man Militärdiktatur nennt, ist die natürliche, gesetzliche und unvermeidliche Folge des Kriegszustandes, in dem wir leider auch am Schlusse des vierten Jahres noch leben. Die Oberste Heeresleitung hat die Pflicht und das Recht, in allen Dingen, die mit der Wehrkraft und den Kriegszielen zusammenhängen, ihre An-

sicht an der entscheidenden Stelle geltend zu machen. Daß sie darüber hinaus in die innere Politik eingriffe, ist eine tendenziöse Behauptung ohne tatsächliche Unterlage. Graf Hertling hat vor Antritt seines Amtes mit den Führern der Mehrheitsparteien (einschließlich Scheidemann) ein Aktionsprogramm vereinbart, und dasselbe ist in ungestörter Ausführung begriffen, sowohl im Reichstage durch die sozialpolitischen Vorlagen, als auch im Landtage durch den Kampf um das gleiche Wahlrecht. Die Heeresleitung hindert die Regierung durchaus nicht, die anerkannten Forderungen der Linken zu befriedigen. Wenn trotzdem der Abgeordnete Scheidemann den Acheron aufzuwühlen und einen großen Krach herbeizuführen sucht, so wirft das ein schlechtes Licht auf die Vertragstreue der besseren Hälfte der Sozialdemokratie. Wo bleibt der alte Burgfrieden von 1914 und das neue Arbeitsabkommen vom Herbst 1917, wenn die Sozialdemokratie jetzt in die alte Manier der rücksichtslosen Agitation und Demonstration, in die negierende Demagogie zurückfällt? So fragt man besorgt in den Mehrheitsparteien und schadenfroh in den reaktionären Kreisen. Wir wollen hoffen, daß dieser Seitensprung mehr dem Drange nach agitatorischem Wettbewerb mit den „Unabhängigen", als aus ernsthafter Sinnesänderung zu erklären ist. Gerade der Vizekanzler v. Payer, der den Sozialdemokraten als der Mann ihres Vertrauens in der Regierung galt, ist der überschäumenden Beredsamkeit Scheidemanns energisch entgegengetreten. Graf Hertling wird wohl sein weißes Haupt ein wenig geschüttelt haben, als er in demselben Augenblick, wo er Herrn v. Kühlmann gegenüber den Extremen von rechts gedeckt hatte, von den Extremen auf der Linken als Knecht der Militärpartei angegriffen wurde. Die Extremen arbeiten sich gegenseitig in die Hände; der mittlere Weg ist der richtige Weg und muß trotz alledem eingehalten werden.

Die Arbeitsgrundlage für die Zentrumspartei.

Der Reichsausschuß der Zentrumspartei hat sich an alle Parteifreunde gewandt mit einem warmen Aufruf zu frischer gemeinsamer Tätigkeit im gewaltigen Aufgabengebiet der Gegenwart und Zukunft, und er hat zugleich die Richtlinien für die Parteiarbeit in den Verfassungsfragen, in der Außenpolitik und der Innenpolitik in 25 kurzen, aber inhaltschweren Leitsätzen aufgestellt. Das oberste Organ der Partei hat damit eine sehr zeitgemäße Aufgabe mit Geschick und Glück gelöst. Es galt nicht etwa, ein neues Parteiprogramm aus dem Boden zu stampfen, sondern vielmehr den greifbaren Nachweis zu liefern, daß die alten Grundsätze und Ideale die Zentrumspartei sowohl verpflichten, als auch befähigen, unter den neuen Verhältnissen, die der Krieg geschaffen hat und der Friede ausgestalten muß, ihre ehrenvolle und fruchtbare Tätigkeit an der entscheidenden Stelle für das Heil von Staat, Kirche und Volk fortzusetzen.

Die übersichtliche Zusammenstellung der sämtlichen Parteiziele ist das beste Mittel, um einer Gefahr zu begegnen, die sich leicht ergeben kann, wenn im Laufe von schicksalsreichen Jahren diese oder jene sensationellen Zwischenfälle besonderes Aufsehen erregen. Mancher sieht dann vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr. Sachliche und persönliche Einzelheiten werden dann mit einem Eifer erörtert, als ob sie die Achse der Weltgeschichte bildeten, und wenn dabei eine Meinungsverschiedenheit zutage tritt, so stiert man auf den kleinen Zankapfel und sieht dabei hinweg über die viel zahlreicheren und viel gewichtigeren gemeinsamen Interessen und Bestrebungen. Die Kundgebung des Reichsausschusses macht allen klar, den Freunden und auch den Gegnern, welch ein festes und breites Fundament der Eintracht die Zentrumspartei besitzt. Sie zeigt zugleich, wie notwendig der Fortbestand des Zentrums gerade in dieser auslaufenden Kriegszeit und der kommenden Friedenszeit ist, da keine andere Partei in gleichem Maße befähigt ist, in diesem Komplex von neuen Aufgaben schaffend, sammelnd, ausgleichend für die Erhaltung des Guten und die gesunde Entwicklung zum Besseren zu wirken.

Die berufenen Führer der Zentrumspartei haben das Ihrige getan. Ob ein neuer Aufschwung des Parteilebens erreicht wird, hängt von der Tätigkeit der Parteifreunde im Lande ab. Ueberall müssen in der Presse, in den Vereinen und Versammlungen, in gelegentlichen Zusammenkünften, im ganzen Leben und Treiben aller Volksschichten die Richtlinien in die Geister und Herzen der Wähler eingeführt werden, damit wir die bevorstehenden Wahlkämpfe bestehen können, die wahrhaft entscheidend sein werden für das Wohl des Volkes und auch für die Zukunft der Zentrumspartei.

Deutschland und die kaukasische Frage.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Die Kaukasusfrage gehört für uns zu den wichtigsten, welche aus der Liquidation Rußlands hervorgegangen sind. Maßgebend dafür sind sowohl wirtschaftliche, wie auch rein politische Gründe. Bekanntlich gehört Kaukasien, das in die beiden großen Stücke Cis- und Transkaukasien zerfällt, zu den wertvollsten Erzländern Europas. Namentlich Manganerz, ein durch seine Reinheit hervorragender Brauneisenstein, wird in der Gegend von Poti gewonnen und wurde schon vor dem Kriege an Ort und Stelle namentlich von den Siemenswerken ausgebeutet; außer nach Deutschland ging das Manganerz zur Herstellung von Stahl nach Amerika. Neben Erz tritt dann auf der Halbinsel Apscheron bei Baku Naphta und zwar in solchen Mengen auf, daß die Beleuchtungsindustrie eines erheblichen Teiles von Asien und Europa damit versehen wird, dazu kommt als Exportprodukt der Rückstand der fraktionierten Destillation von Naphta, der als Masud ein vollkommenes Heizmaterial für Schiffe und Lokomotiven abgibt. Der wirtschaftliche Wert des Landes ist also fraglos groß.

Aber nicht minder die politische Bedeutung. Man braucht nur die Karte zur Hand zu nehmen, um zu erkennen, daß der Kaukasus ein echtes Brückenland zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer darstellt. Verhältnismäßig entwickelte Eisenbahnlinien aber erhöhen seinen Wert als Durchgangsland zwischen Rußland und Persien und damit zwischen uns und dem Oriente im weitesten Sinne, also vor allem auch mit Afghanistan, Indien, China! Das zwischen Deutschland und dem Orient in dieser Richtung zunächst vermittelnde Land ist freilich die Ukraine, dann eben der Kaukasus. Eine zweckmäßige Entwickelung der Schiffahrt auf der Donau, dem Schwarzen und Kaspischen Meere also und eine parallele Entwickelung der Bahnverbindungen durch die Ukraine, wobei dann neben Kiew Rostow und Baku als Eisenbahnknotenpunkte eine große Rolle spielen würden, müßten dem deutschen und dem gesamten mitteleuropäischen Handel nach dem ferneren und fernsten Orient einen gewaltigen Impuls geben! Der Kaukasus ist also berufen, in unseren Orientinteressen, soweit sie scharf östlich sind, eine ähnlich vermittelnde Rolle zu spielen, wie Persien für die südöstliche Linie. Während dessen Vermittelung mehr nach Indien hinweist, würde die des Kaukasus mehr nach Mittelasien und China zeigen.

Leider entwickeln sich aber die Verhältnisse in Kaukasien vorläufig keineswegs zufriedenstellend, wenn auch die Gefahr, daß eine Lösung der sicherlich schwierigen Verhältnisse überhaupt nicht zu finden sei, nicht besteht. Ganz unsicher ist zunächst die Lage in Ciskaukasien, also in dem Teile, der nördlich des Hochgebirges liegt. Hier hat sich freilich eine Ciskaukasische Republik gebildet, deren Sitz ursprünglich Wladikawkas, der Ausgangspunkt der Bahnlinie über den Kaukasus nach Tiflis, war, aber im Augenblicke scheinen die Dinge dort ganz unübersichtlich zu sein. Wenn auch die Nord- oder Ciskaukasische Republik sich für unabhängig erklärt hat, so müssen wir doch das weitere abwarten, so sehr wir, ebenso wie unsere türkischen Bundesgenossen, ihrer Entwickelung mit Sympathie gegenüberstehen. Nach Norden zu geht sie bis an die Manytschniederung, nach Süden will sie sich in freundschaftlichem Einvernehmen mit der Transkaukasischen Republik über die Landesgrenze verständigen. Das Gebiet, das sie bedeckt, entspricht etwa einem Flächenraum von 250000 Quadratkilometer, aber mit nur 5 Millionen Bewohnern. Die Bevölkerung ist nichts weniger wie einheitlich: neben Groß- und Kleinrussen wohnen auch tatarische Völker hier, die naturgemäß kulturell und politisch der Türkei zuneigen, wie denn auch die neue Republik sogleich durch ihre Abgesandten den Weg nach Konstantinopel gefunden hat, in der klaren Erkenntnis, daß einzig von hier aus Rettung gegen übermächtige Feinde zu erwarten und auch zu erhoffen sei.

Erheblich schwieriger noch sind die Verhältnisse in Transkaukasien, das bei rund 250000 Quadratkilometer etwa 7 Millionen Einwohner zählt. Das große Völkergemisch, das hier herrscht, und nicht minder der religiöse Gegensatz, der seit alters Muhamedaner und Christen scheidet, hat dazu beigetragen, die Frage nach einer aussichtsreichen politischen Zukunft weiter zu komplizieren. In der Hauptsache sind dort Armenier, Tataren und Georgier vertreten. Im ersten Rausch der Freiheit war es allerdings möglich, zu einer raschen Einigung zu gelangen, deren Ergebnis die Transkaukasische Republik war, aber nunmehr haben

sich die eben berührten Gegensätze doch in ihrer ganzen Schärfe wieder herausgestellt. Die Türkei selbst ist Mitbesitzer kaukasischen Landes, indem sie die ihr durch den Frieden von Brest zugesprochenen Teile Batum, Ardahan und Kars besetzte, die ihr von den Russen 1878 entrissen worden waren. Aber darüber hinaus dürfte sich unser Bundesgenosse zurückhalten wollen. Denn innerhalb des Kaukasus besteht ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen ihm und den christlichen Armeniern und zwischen diesen und den Tataren, die wieder zu den Türken neigen. Die Georgier nehmen eine mehr vermittelnde Haltung ein. Aus diesen historischen Gegensätzen sind dann alsbald wieder solche Zwistigkeiten entstanden, daß sich die kaukasische Republik Ende Mai aufgelöst hat. Die Georgier haben bereits einen selbständigen Schritt getan und eine Republik Georgien ausgerufen, neuerdings scheinen Armenier und Tataren ihrem Beispiele gefolgt zu sein. Damit ist die Möglichkeit unabsehbarer Wirren im Kaukasus wieder gegeben und die Wahrscheinlichkeit, daß, wenn ihnen nicht gewehrt wird, Verhältnisse erwachsen, welche die wirtschaftliche und politische Bedeutung des Kaukasus außerordentlich mindern.

Zu begrüßen ist es daher, daß die **deutsche Regierung** sich als **Vermittler** der vielfachen Gegensätze und Streitigkeiten angeboten und auch die Beziehung zwischen Transkaukasien und der Sowjetrepublik hergestellt hat, die sich weigerte, die Selbständigkeit Kaukasiens anzuerkennen. Die Modalitäten dieser Regelung der kaukasischen Angelegenheiten werden, wie Staatssekretär v. Kühlmann am 24. Juni im Reichstag mitteilte, in einer Konferenz in Konstantinopel festgestellt werden. Wir haben an diesen Verhandlungen ein um so größeres Interesse, als Großbritannien in klarer Erkenntnis der schweren Gefahren, die sich hier für Indien letzten Endes anbahnen, bereits begonnen hat, in einer kühnen Streife von Persien oder Mesopotamien her seine Hand auch in diese Verhältnisse zu stecken. Englische Soldaten sind in Baku, der Naphtastadt, angelangt! Es ist klar, daß dies englische Vorgehen zunächst auf die Türkei einwirken mußte, die allein imstande ist, militärisch gegen sie vorzugehen, wobei sie auch sehr naheliegende eigene Interessen verteidigte. Anderseits ist nicht zu verkennen, daß wieder weite Kreise Kaukasiens gerade einem Vorgehen der Türkei nur ungern zusehen würden, weshalb sich diese allergrößte Zurückhaltung auferlegen muß, namentlich im Hinblick auf die bevorstehenden Verhandlungen, an deren glücklichem Ausgang sie nicht minder interessiert ist, wie wir selbst. Inzwischen ist denn auch der türkische Vormarsch nach Kaukasien eingestellt worden. Daß natürlich die Festsetzung der Engländer in Baku unter keinen Umständen geduldet werden kann, liegt auf der Hand; die Folgen wären gerade im Hinblick auf die von uns eingangs dargelegten Verhältnisse unabsehbar!

Damit ergibt sich eine Fülle von Problemen. Deutschland ist die geeignetste Macht zur Vermittlung. Es hat im Kaukasus irgend welchen Landerwerb nicht im Auge und steht allen Völkern dort freundlich gegenüber. Es ist also gleichsam zum „ehrlichen Makler" prädestiniert. Was wir vor allem und einzig erstreben, liegt auch im **direkten Interesse aller Kaukasusvölker**, nämlich, daß bald Ordnung und Ruhe dort einziehen möge und das wirtschaftliche Leben wieder seinen normalen Gang gehen könne.

Gleichzeitig aber wird darauf zu dringen sein, daß die alten Reibungspunkte nach Kräften beseitigt werden, soweit das eben möglich ist. Namentlich wird die **armenische Frage** gelöst werden müssen, damit sowohl der Türkei, wie auch den christlichen Armeniern, die sich in jahrhunderte altem Haß einander gegenüberstehen, endlich und für immer Recht werde. Ob sich unter solchen Verhältnissen die kaukasische Republik, wie sie ursprünglich gedacht war, als ein unteilbares Ganzes, überhaupt wird aufrecht erhalten lassen, muß die Zukunft lehren. Es scheint vielmehr, daß der Kaukasus sich dauernd in eine Reihe kleiner Republiken auflösen wird, womit die Georgier zuerst einen Anfang gemacht haben. In der Tat sind gerade in Kaukasien Abgrenzungen größerer Bezirke wegen des heillosen Völkergemisches fast unmöglich, wenn man nicht die eine oder andere Völkergruppe schädigen will, was bei der herrschenden Eifersucht untereinander nicht verwunderlich ist. Jede staatliche Form ist daher zu begrüßen, wenn sie nur der **Ruhe** dient und Aussicht auf **Dauer** hat. Nach dieser Richtung werden die Verhältnisse in Ciskaukasien erheblich weniger Schwierigkeiten bieten. Hier sind Religion und Nation, wenn auch noch vielgestaltig genug, immerhin einheitlicher.

Das neue Rumänien.

Von Studienrat J. **Kuckhoff**, Mitglied des Reichstages.

Für die Verhältnisse auf dem Balkan war und ist bestimmend der Gegensatz zwischen Rumänien und Bulgarien. Die beiden Länder sind natürliche Gegner, und man dürfte wohl nicht übertreiben, wenn man sagt, daß in jeder europäischen Bündnispolitik stets Rumänien den umgekehrten Weg einschlagen wird, wie Bulgarien, es sei denn, daß jedes für sich an ein großes, ihnen gemeinsam gegenüberstehendes Mitteleuropa sich gebunden fühlt.

Auch das **neue Rumänien** wird unter diesem politischen Druck der Gegnerschaft zu Bulgarien stehen. Die **Dobrudscha** ist ihm genommen worden, und sie wird, das hat der Staatssekretär Kühlmann offen und deutlich erklärt, Bulgarien zufallen. Das ist eine Wunde, die nicht so bald vernarben wird, und es wäre ein verderblicher Optimismus, wenn man sich der Hoffnung hingeben wollte, daß nunmehr eine freiwillig ehrliche Verständigung der beiden größten Balkanvölker herbeigeführt sei. Die Rumänen suchen sich ja vorläufig angesichts dieses Verlustes damit abzufinden, daß ihnen **Beßarabien** zugefallen ist. Da bieten sich dem Lande allerdings große Entwicklungsmöglichkeiten. Und die rumänische Regierung tut sehr klug daran, daß sie diese Erwerbung und Vergrößerung des Landes als einen ganz bedeutenden Gewinn darstellt. Dadurch vermag sie allerdings festen Fuß im Lande zu fassen. Sie kann dem Volke sagen: Wir sind nicht besiegt worden. Die Deutschen und ihre Verbündeten haben sich mit uns verständigen müssen. Unsere Königsfamilie haben wir zurückgeführt. So spricht man in den Kreisen um **Marghiloman**, und darauf beruht seine Stärke.

Die neue rumänische Regierung ficht es nicht an, daß der König, den sie zurückgeführt hat, ein eidbrüchiger Mann ist. Er ist sicherlich keine Zierde des Thrones, und dem Empfinden des Volkes in Oesterreich und Deutschland wäre es eine Erleichterung gewesen, wenn dieser Mann nicht weiter auf dem Throne säße. Wir haben nun einmal andere Begriffe von der Würde des Königtums. Auf der anderen Seite allerdings ist es immerhin gerade in unserer Zeit sehr gefährlich, Könige ihres Thrones zu entsetzen. Wer will Richter sein über ihre Handlungen, besonders dann, wenn sie nicht einmal aus eigenem Willen entscheiden, sondern sich dem Drucke ihrer parlamentarischen Regierung unterwerfen müssen? Es wäre ein schlechtes Beispiel für die Zukunft, wenn auswärtige Mächte in diese internen Verhältnisse eines Volkes hineinregieren wollten. Ich erinnere daran, mit welchem Unmut unser Volk jeden Eingriff in unsere inneren Regierungsverhältnisse seitens der Entente immer zurückgewiesen hat.

Letzten Endes geben aber auch hier die **praktischen Bedürfnisse** die Entscheidung. Vor Staatsnotwendigkeiten müssen jedenfalls Gefühlsmomente zurücktreten. Das rumänische Heer steht fest zum Königshause, und durch das Heer wurde die Macht Rumäniens im Augenblicke des Friedensschlusses repräsentiert. Hätten wir für ein anderes Königshaus noch Tausende unserer tapferen Söhne bluten lassen sollen? Hätten wir dem Osten einen Kern des Widerstandes geben sollen, um den sich alle die Elemente unter Führung englischer und französischer Offiziere hätten kristallisieren können, die den russischen Frieden im Osten nicht anerkennen? Dadurch konnten wir unsere Offensive im Westen in Frage stellen.

Vielleicht wäre **Peter Carp**, der treue Freund Deutschlands, bereit gewesen, die Regierung eines neuen Rumänien zu übernehmen und ein anderes Königsgeschlecht auf den Thron zu erheben. Es wird bezweifelt, daß dieser gewiß verdiente Staatsmann eine große Partei hinter sich habe. Nach Lage der Dinge ist dieser Zweifel durchaus berechtigt. Es hätte also ein Regiment Carp nicht lange bestehen können, und es hätte das neue Königsgeschlecht in seinen Sturz hineingezogen, sobald die Okkupation durch die deutschen Truppen aufhörte.

Das künftige Rumänien darf auch nicht von vorneherein in Gegensatz zu dem aufstrebenden **Bulgarien** gestellt werden. Dieses Land ist aber in den Krieg eingetreten mit dem offen und wiederholt proklamierten Grundsatze der Einigung **aller** Bulgaren. Es kann keinen Frieden geben nach den Ereignissen des zweiten Balkankrieges zwischen den beiden Mächten, wenn den Bulgaren die Dobrudscha nicht wiedergegeben wird. Das ist nötig, um das Gleichgewicht auf dem Balkan herzustellen. Damit sind dann auch die Geschicke Bulgariens an die der Mittelmächte gekettet. Es kann nur erhalten mit deren Freundschaft, was es

mit ihr gewann. Und Rumänien hat seinen Bestand im wesentlichen gerettet, ihn nach Osten vermehrt und ist eine Macht am Schwarzen Meere geblieben, weil die Mittelmächte als Vermittler aufgetreten sind. Deshalb ist es auch keine Phrase, wenn das rumänische Parlament erklärt, daß es in Zukunft in Freundschaft mit den Mittelmächten leben wolle und darin die Möglichkeit seiner künftigen Entwicklung erblicke. Daß an der Spitze dieses Landes ein Deutschland feindliches Königsgeschlecht stehen wird, ist gewiß bedenklich, aber Könige sind heute nicht mehr allein entscheidend in der Politik ihrer Länder. Wahrscheinlich war der heutige König auch noch nie führend. Seine hervorstechendste Eigenschaft ist Schwäche. Jedenfalls werden wir durch unsere diplomatische Vertretung Einfluß auf die Regierung behalten müssen. Mitteleuropa, die Interessengemeinschaft Deutschlands, Oesterreichs, Bulgariens und der Türkei, ist die sicherste Garantie für ein beruhigtes Rumänien. Es wird diesem Lande nichts anderes übrig bleiben, als sich wirtschaftlich an Mitteleuropa anzulehnen, auch dann, wenn die Auflagen, die ihm gemacht worden sind, im Laufe der Jahre erfüllt sind. Diese Wirtschaftsnotwendigkeiten werden stärker sein als alle Könige.

Wir haben den Frieden geschlossen mit demselben Gegner, der auch die Schuld trug am Eintritt in den Krieg. Der König trägt die Verantwortung für das vergossene Blut seiner Landeskinder, er trägt auch die Verantwortung für die seinem Volke für seine Verblendung auferlegte Strafe. Das ist von größter Bedeutung. Um das zu erkennen, braucht man nur die Verhältnisse im heutigen Rußland zum Vergleich heranzuziehen. Dort haben andere den Frieden geschlossen, als die, die für den Krieg verantwortlich sind. Das war nicht gut, denn es sind unsichere Gegenspieler, von denen wir heute noch nicht wissen, ob es ihnen gelingt, das Land zur Einheit zu bringen. Deshalb ist dieser Friede so unsicher, weil die Hand, in die wir einschlugen, die einer Nebelgestalt ist, die mählich zerrinnt. Das war in Rumänien anders. Hier haben wir einen Gegenspieler, der die große Mehrheit des Volkes in einer wirklich geordneten Regierung, die die gesamte Verantwortung der Vergangenheit trägt, darstellt.

Neumarxismus.

Von Dr. Richard Berger, M.Gladbach.

Die deutsche Sozialdemokratie geht entschlossen den am 4. August 1914 betretenen Weg weiter. Die Frage, was sie dazu drängt und bestimmt, beantworten die Politiker vom Tage dahin, daß Scheidemann und Genossen glauben, mit dieser Politik den Interessen ihrer Wähler am besten zu dienen, ihrer Partei für die Gegenwart und nächste Zukunft eine gewaltige Anziehungskraft zu verleihen und sie zu einem oder gar dem ersten Machtfaktor im neuen Deutschland machen zu können. Diese Antwort ist zutreffend und könnte aus der sozialdemokratischen Presse und Literatur reichlich belegt werden. Sie mag darum auch für den Tagesbedarf vollauf genügen. Doch wer tiefer nach den letzten Ursachen und treibenden Kräften der politisch und wirtschaftlich so hochbedeutsamen Wendung in der deutschen Sozialdemokratie sucht, wird sie in den neuen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Erlebnissen und Erkenntnissen finden, die von den führenden Genossen im Weltkrieg gemacht wurden und die gegenwärtig, theoretisch gesehen, zu einem System, dem des Neumarxismus zu verdichten sich anschicken.

Alle Prophetien von Marx und Engels, Bebel und Kautsky, daß der Ausbruch eines Weltkrieges die Weltrevolution im Gefolge haben müßte, brachen im August 1914 zusammen. Gleichzeitig ging die rote Internationale in Scherben, und die Sozialisten der kriegführenden Länder stellten sich, von Ausnahmen abgesehen, überall an die Seite der übrigen Volksgenossen, der Bürger und Kapitalisten, kurzum des Staates, dem sie bisher allen Kredit versagt, und den sie auf das entschiedenste bekämpfen zu sollen glaubten. Bald gewahrten sie auch, daß der Kapitalismus gar nicht willens war unterzugehen, sondern vielmehr elastisch wie ein gesunder Naturbursche in die Kriegskonjunktur sprang, dabei in die Höhe und Breite wuchs und sich um so üppiger dehnte und regte, je elender es vielen, nur allzuvielen, unserer Volksgenossen mit der längeren Dauer des Krieges ging. All das, und noch manches dazu, veranlaßte die fähigsten Köpfe im sozialistischen Lager zur Selbstbesinnung. Wenn alle die schönen Verheißungen, denen sie schon längst mißtrauten, sich nicht erfüllten, wie stand es dann überhaupt mit der materialistischen Geschichtsauffassung. Wie mit den marxistischen Bewegungsgesetzen des Kapitalismus? Wie mit seinen ökonomischen Widersprüchen? Wie mit der Taktik und dem Endziel der Arbeiterbewegung?

Am Kern der materialistischen Geschichtsauffassung halten, um das vorweg festzustellen, auch die Neumarxisten fest, insofern sie die Produktionsverhältnisse als den wesentlichen Gestaltungsfaktor der Wirtschafts- und Gesellschaftsverfassung betrachten, doch sind sie über die materialistische Immanenz Marxens, die von der menschlichen Willensfreiheit absieht und die Menschen ihre Geschichte „nicht aus freien Stücken“ machen läßt, längst hinaus. Schon um die Jahrhundertwende hatte Eduard Bernstein klar erkannt, daß neben den rein ökonomischen auch andere Kräfte das Leben der Gesellschaft beeinflussen, wie die Wissenschaften, die Künste, soziale Beziehungen und dergl. mehr, und daß diese sogar in steigendem Maße die wirtschaftliche Entwicklung zu „leiten“ sich anschicken. Weit über Bernstein hinaus geht jetzt Karl Renner, der große Theoretiker der neuen Sozialdemokratie. Er reitet gegen die materialistische Geschichtsauffassung eine scharfe Attacke, wenn er auf die steigende Beeinflussung der Wirtschaft durch den Staat hinweist und erklärt, daß die Privatwirtschaft bis in ihr Zellengewebe hinein durchdrungen ist von der Staatlichkeit, von der gewollten und bewußten Leitung durch den Staat, „also gerade durch das, was Karl Marxens System logisch und praktisch ausgeschlossen hat“. Können da noch die Bewegungsgesetze des Kapitalismus gelten, wie sie Karl Marx vor mehr denn 50 Jahren in seinem Hauptwerk „Das Kapital“ nach grundlegenden Untersuchungen dargestellt? Stimmen noch die so anschaulichen, einfachen und durchsichtigen Grundlehren des Meisters, die jeder Genosse sich faustdick hinter die Ohren schreiben sollte? Besteht die ganze Skala noch zu Recht: Wert, Mehrwert, fortwährende Abnahme der Kapitalistenzahl bei konstanter Kapitalakkumulation und Konzentration nach oben, immanente Zunahme der industriellen Reservearmee bei absoluter und unentrinnbarer Verelendung der Massen nach unten, schwer über die Menschheit dahinrollende Riesenkrisen, unvermeidbarer Zusammenstoß, Kladderadatsch? Gilt das alles heute noch? Ach nein! Wohl hat Marx, so sagen uns die Neuerer, die Bewegungsgesetze des Kapitalismus seiner Zeit, jene der liberalen Wirtschaftsära, die er gründlich studierte und analysierte, zutreffend geschildert, aber jene Zeiten und Verhältnisse existieren nicht mehr, da auf die Manchesterepoche schon in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts die soziale Aera folgte. In dieser, und seitdem haben sich die sozialen Grundverhältnisse völlig geändert.

Der Warenpreis ist längst nicht mehr der ökonomische, sondern der Reihe nach Tarifpreis, nationaler Preis, Taxpreis und schließlich im Kriege unmittelbar staatlicher Preis geworden. Ferner ward der Individuallohn schon in den neunziger Jahren zum Gewerkschaftslohn, dann Tariflohn, pragmatischer Lohn, und heute nähert er sich mehr und mehr der Lohntaxe. Die soziale Lage der Arbeiterklasse wird darum auch seit Jahren nicht mehr durch bloße Lohnskalen erfaßt, denn für ihre Beurteilung sind „die öffentlichen Anstalten, die Versicherungen, die Schulen, aber auch Gemeinde- und Staatseinrichtungen“ immer gewichtiger geworden. Eine nahezu volle Umdrehung vollzog sich nicht zuletzt im Wesen des Eigentums, das in ungeahnter Weise zur öffentlichen Anstalt (vgl. Eisenbahnen, Wäschereien, Molkereien usw.) wurde und den souveränen Privateigentümer von ehemals zum öffentlichen Pflichtträger unserer Zeit machte. Somit ist durch die soziale Entwicklung nicht so sehr „die Heiligkeit des Privateigentums“ als vielmehr die volle Verfügungsfreiheit des Eigentümers über seine Sache, diese Grundsäule privatkapitalistischer Ordnung, in steigenden Widerspruch mit den öffentlichen Interessen geraten. Umgekehrt ist das rein willkürliche Arbeitsverhältnis der Manchesterzeiten mehr und mehr zur „Stelle“ geworden, vielfach schon zur „Anstellung“, was unabweislich große Umwälzungen im Denken und Wollen des Proletariats zur Folge haben mußte. Im Laufe der Entwicklung ist die Arbeit selbst aus der Sphäre des Privatrechtes in steigendem Maße in jene des öffentlichen Rechtes gerückt. Große Streiks, z. B. im Verkehrswesen, sind heute Fragen des öffentlichen Interesses und damit Fragen des öffentlichen Rechtes.

Die Kapitalkonzentration geht gleichfalls ihre eigenen Wege. Schon lange frißt nicht mehr der eine Kapitalist den

andern in der Art und Weise auf, wie Marx im schillernden Panoptikum seines „Kapitals“ es zeigte. Bevor es dazu kommt, übergibt der schwache Privatkapitalist dem starken seinen Betrieb, um sich bescheiden und vernünftig mit Aktien abfinden zu lassen. Durch die Aktiengesellschaften, die Kommanditgesellschaften, die Gesellschaften mit beschränkter bzw. unbeschränkter Haftpflicht wird das Kapital gleichzeitig zentralisiert und dezentralisiert, ein Vorgang, der Karl Marx noch völlig unbekannt war. Außerdem heben diese Gesellschaften das persönliche Verhältnis, das früher zwischen Kapitalist und Proletarier bestand, auf, denn im Betriebe stehen den Arbeitern nur die Beamten und Angestellten der Kapitalisten gegenüber. Das Arbeitsverhältnis ist heute im Großbetriebe vollständig unpersönlich geworden. Dort im Himmel der Besitzenden aber spielen sich selbst zwischen den Besitzern von Grundkapital und Leihkapital, Handelskapital und Industriekapital gewaltige Kämpfe ab um die Kapitalformen, und immer wogt das Ringen hin und her. Diese Kämpfe gilt es zu studieren und aus ihnen für das Proletariat die Konsequenzen zu ziehen. Nicht minder sind offenen Auges die Wandlungen im Mittelstande zu verfolgen, der durch die ungestümen Angriffe der Weltrevolution am stärksten berannt und überrannt wurde.

Ueberhaupt, und auch ohne Krieg, stünde außer Frage, daß mit den sozialen Grundverhältnissen sich auch der ganze Klassenaufbau und die Klassenschichtung der Gesellschaft verschieben mußte. Vor Kriegsausbruch sträubte sich freilich die Sozialdemokratie den nackten Tatsachen mutig ins Gesicht zu sehen. Darum konnte es auch nicht ausbleiben, daß ihre ganze Klassenkampflehre völlig verknöcherte und „versimpelte“. Schon ein offener und tiefer Blick in die Gesellschaft hinein hätte zeigen müssen, daß die herrschenden Klassen von Haus aus zwiespältig sind, Agrarier und Bourgeois, erstere wieder Großagrarier und Bauern, letztere Kaufleute, Industrielle und Finanzkapitalisten, beide Gruppen je nach der Größe ihres Besitzes wiederum von ungleichem Einfluß und Herrschaftsbereich. Zu ihnen allen steht das Proletariat im Gegensatz, aber zu jedem Bruchteil der herrschenden Klasse befindet es sich tatsächlich in einem andern Verhältnis. Dieses Verhältnis, die Relation zwischen Proletariat und den einzelnen Gruppen der herrschenden Klasse, gilt es heute kritisch zu untersuchen und der Partei aufzuzeigen, damit sie aus ihm ihre Schlüsse für die praktische Politik zu ziehen vermag. Allzu schwer kann mit Hilfe der altbewährten dialektischen Methode die Lösung dieser Kernfragen jetzt nicht fallen, denn der revolutionäre Weltkrieg hat die Situation des Proletariats in Deutschland, in Preußen insbesondere, sonnenklar enthüllt. In Ostelbien steht der Feind! Gegen den Feudalismus, gegen den Agrarismus, gegen das Herren- und Uebermenschentum des Konservativismus, muß die Parole lauten. Eine Torheit, den Klassenkampf gegen das Kapital „an sich“ oder „aus Prinzip“ zu proklamieren!

Also keine Krisis? „Hundertfach, tausendfach ist prophezeit worden, daß dem Elend des kapitalistischen Klassenstaates ein Ende bereitet würde durch einen großen Kladderadatsch in Gestalt einer allgemeinen Revolution oder eines Weltkrieges“, dem die Republik und der Sozialistenstaat folgen würde. Marxens Krisentheorie mit ihrer bestechenden Umsturzdialektik war wie keine zweite seiner Lehren den Massen in Fleisch und Blut übergegangen, und Hunderttausende haben felsenfest und unverbrüchlich an sie geglaubt. Sie haben eine gründliche Enttäuschung erlebt und erleben müssen. Warum? Weil ihre Führer, vornehmlich auch ihre Theoretiker, vor dem Krieg übersahen, daß infolge der Durchstaatlichung der Oekonomie die „Krisen“ immer seltener wurden und seit Jahren nur mehr als wirtschaftliche Depressionen in die Erscheinung traten. Nur wenige haben das beachtet, und noch weniger hatten den Mut, auf diese „Entwicklungstendenzen“ hinzuweisen trotz aller sonstiger „Tendenzentwicklungswut“ in der Partei. Jetzt aber werden auch daraus die Folgerungen gezogen, und heute sind schon die „Vulgärmarxisten“, die „Reaktionäre“, die an der alten Ideologie festzuhalten sich bemühen, der allgemeinen Lächerlichkeit preisgegeben.

Aussprechen was ist, heißt heute die Losung! Der Imperialismus ist da, und für die sozialdemokratische Arbeiterpartei entsteht damit die Aufgabe „die schädlichen Folgen des Imperialismus möglichst abzuwehren, hingegen die wirtschaftlichen Neugestaltungen, aus denen sich etwas für den Arbeiter herausholen läßt, rücksichtslos im Interesse der Arbeiter auszunutzen, ihre Organisationen auszubauen und wenn es sein muß, den neuen Zwecken entsprechend umzubilden, kurz die Arbeiterschaft möglichst wohlbehalten, körperlich wie geistig, durch die neue Entwicklungsperiode zu bringen; anderseits gilt es der Arbeiterklasse immer stärkeren Einfluß auf die Staatsgewalt zu verschaffen oder, wie es gewöhnlich heißt, die politische Macht zu erobern und diese Macht dahin auszunutzen, daß nicht die Vorteile der wirtschaftlichen Entwicklung allein der Kapitaloligarchie zugute kommen, sondern im steigenden Maße Staat und Arbeiterschaft Anteil daran erlangen, ferner, daß der Staat immer mehr die Kontrolle über die wichtigsten Zweige der Großproduktion und der Finanzwirtschaft gewinnt und, soweit dafür die Bedingungen gegeben sind, sie in staatliche Verwaltung nimmt“. So schreibt der kluge Heinrich Cunow, der inzwischen Chefredakteur der wissenschaftlichen Zeitschrift der deutschen Sozialdemokratie, „Die Neue Zeit“, geworden ist, schon 1915 in einem offenen Worte zum innern Parteistreit, „Parteizusammenbruch?“ betitelt. Inzwischen sind diese seine Kerngedanken von Haenisch, Jansson, Winnig, Cohen, Kolb, Lensch, Renner, Goldscheid, Keil und anderen weiter ausgebaut worden.

Mag die aus dem Weltkrieg, dieser Weltrevolution, hervorgehende Epoche heißen, wie sie will, die des „höchstorganisierten Kapitalismus“, die imperialistische, die staatsmonopolitische, die staatskapitalistische oder staatssozialistische, einerlei, für die Anhänger des Sozialismus handelt es sich darum, diese Epoche so zu gestalten, „daß sie für die Arbeiter gegenüber dem Zustand vor dem Kriege auch Fortschritte und Vorteile bringt“. Darum muß die sozialistisch orientierte Politik unzweideutig die revolutionäre Methode aufgeben, entschieden die parlamentarische wählen und konsequent den einmal eingeschlagenen Weg weitergehen. Sie darf nicht mehr, wie es früher „nicht selten“ geschah, die gesunde Vernunft „dem Götzen der revolutionären Tradition“ opfern. — Geschieht dies, und wird fürderhin die parlamentarisch-gewerkschaftliche Methode angewandt, dann ist die Sozialdemokratie in Deutschland, wenn nicht alles täuscht, auch in nächster Zukunft auf das Zusammenarbeiten mit anderen Parteien angewiesen, und ihre Erfolge werden hinter den programmatischen Forderungen, die vorerst in die Form eines Aktionsprogramms gekleidet werden sollen, nicht unwesentlich zurückbleiben, weil unter den gegebenen Verhältnissen eben reichlich mit Wasser gekocht werden dürfte.

Nichtkatholische Erzählkunst während des Krieges.

Rundblicke von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Dichterische Werke auf kulturellem Hintergrunde.

Bis auf den Anfang christlicher Kultur griff Rudolf Hans Bartsch zurück in seinem vielberufenen „Er. Ein Buch der Andacht“ (1915) mit Christus als Mittelpunkt der willkürlich geschaffenen legendären Darstellung. Wer den österreichischen Dichter kannte, konnte unmöglich von ihm eine Glaubens-, höchstens eine unbestimmt religiös-getönte Stimmungsdichtung erwarten, als welche sich denn auch das Buch ergab. Wer aber Bartschs Schubertroman „Schwammerl“ (1912) gelesen hatte, wußte bereits, daß dessen Verfasser auch lichtere Wege einzuschlagen vermöchte und demgemäß immerhin noch als strebend Suchender zu betrachten sei. Als eben solcher, ohne irgendwelche Anspruchserhebung auf Autorität, zeigte er sich im vorliegenden Werke, dessen zweifellos aufzufindende lyrisch-künstlerische Bedeutung rein auszukosten dem positiv-christusgläubigen Leser schon deshalb ungemein schwer fallen muß, weil er sich von dem unübertrefflichen biblischen Heilandsbilde nicht loslösen kann, darf und mag. — Die vom Verfasser des „Er“ selbstherrlich anerkannte Voraussetzung eines durch häufige Christuserneuerung, d. h. Christuswiederkehr, bedingten Entwicklungsganges des Christentums bildet die Brücke zum jüngsten Bartsch-Roman: „Lukas Rabesam“ (1917) mit dem Vorspruch: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“. Das Buch knüpft, den damals empfangenen Eindruck in gehobener Weise weckend, an des Dichters „Zwölf aus der Steiermark“ an. Der Held, ein „Christuserneuerer“, ist in seinem religiös schwärmerischen Charakterbilde meines Erachtens nicht völlig logisch durchgeführt, jedenfalls nicht durchweg über die Gefahr der Lächerlichkeit hinausgestellt. Was ihn uns interessant macht, ist seine Verkörperung des bereits in „Er“ angedeuteten neuen Zuges der literarischen Bartsch-Persönlichkeit: die ersichtlich „suchende“ Annäherung an das christliche Glaubensideal, die ganz auf Sehnsucht deutende unumwundene Anerkennung der Beseligungskraft im positiven Christentum, so daß der „Christuserneuerer“ Rabesam seinen „Jüngern“ geradezu die Bekämpfung der „alten Bekenntnisse“ und ihres „herrlichen Kinderglaubens“ verbietet. Wie zu der für Mensch und Menschheit, Bürger und Staat unumgänglichen Notwendigkeit eines Gottglaubens, so bekennt sich das Buch zur heftigen Gegnerschaft aller tyrannischen Wissenschaft und deren Träger, der „unfehlbaren“ Wissenschaftler. Das nicht selten dichterisch anziehende, aber ethisch wie künstlerisch des öfteren widerspruchsvolle Werk wird wohl abermals den Anschluß zur inneren Weiterbildung seines Verfassers bieten können.

An die Schwelle der Deutschland zerklüftendsten ungeheuren Spaltung führt Klara Hofers als „das literarische Denkmal des 400-jährigen Reformationsjubiläums" angesprochenes „Buch vom deutschen Gewissen Bruder Martinus" (1917). Der jugendliche Mönch und Schriftgelehrte Luther ist, vom Noviziat bis zum Thesenanschlag in Wittenberg, der Held. Man mag von der Autorin „Gewissens"auffassung halten und denken was und wie man will: ihre künstlerisch-schöpferische Ausgestaltung dieses komplizierten Hauptträgers der Handlung verdient unbedingt Anerkennung. Ich habe die Darstellung an der Hand Grisars (s. dessen großes Lutherwerk) genau verfolgt und den Eindruck gewonnen, daß dem Buche eine überraschend fleißige Forschung, zugleich ein charaktervolles Streben nach Sachlichkeit zugrunde liegt. Aber begreiflicherweise reichten Forschung und Sachlichkeit nicht überall aus. Hinzu trat die von Grisar selbst betonte Unmöglichkeit einer von jeder persönlichen Ueberzeugung absehenden Geschichtsübermittlung sowie vor allem das Vorrecht des Dichters, in ihm etwa noch zweifelhaften Urteilsfragen für seinen Helden zu entscheiden. Gemäß allem diesem konnte ein dichterisches Erzählwerk entstehen, das einerseits die vom wilden Sturm der Leidenschaft: des Trotzes, des Hochmuts, des Unabhängigkeitsdranges, des Wahrheitsdurstes, des Skrupulantentums, der Schwermut und der furchtbaren Gewissensnöte, bis zum Krankhaften bewegte Persönlichkeit des jungen Luther außerordentlich treu, nicht selten unter dem Zeichen des Peinlichen, zeichnet sowie Verhältnisse und Personen jener Zeit und Umgebung richtig abschätzt, das aber auch anderseits das zu schaffende Einzel- und Gesamtbild subjektiv zu sehr überdunkelt oder erhellt. (Um nur ein paar Beispiele anzuführen: Der im Grunde doch schwächliche Staupitz ist viel zu sehr verklärt, Tetzel mit seinem Ablaßhandel, den nachgewiesenen „Tetzelfabeln" gegenüber, viel zu schwer genommen.[1]) Ein von Größe der Innigkeit durchwehtes Glanzkapitel ist „Die Priesterweihe", wogegen bezeichnenderweise das zweitnächstfolgende: „Die erste Messe", sehr abfällt. Prachtvoll hat sich auch das 22. ausgestaltet: „Der Tod redet", über Gericht und dessen Vollstreckung am Erfurter Bürgermeister Heinrich Kellner (bei Grisar unerwähnt). Ueber Daten und bestimmten Personen in den Mund gelegte Reden ließe sich bisweilen disputieren, gerade der sonst waltenden Genauigkeit der Darstellung gegenüber. Gegen den an sich wirkungsvollen „Vorklang" könnte man vielleicht erinnern, daß er von vornherein des Autors Parteinahme andeutet. Die zwischen Biographie und Dichtung gehaltene Vortragsweise fesselt von Anfang bis Ende durch Kraft der Anschaulichkeit und Vertieftheit sowie durch die dem Zeitcharakter geistig, nicht durchweg wörtlich angepaßte Sprache. Die Leser des Buches werden hauptsächlich unter den „intellektuellen" Protestanten zu finden sein, die sich hoffentlich angeregt fühlen, hinsichtlich der einschlägigen katholischen Geschichtsdarstellung sich nachdrücklich umzutun. — An dieser Stelle verweise ich gleich auf derselben Autorin bedeutenden Hebbelroman „Alles Leben ist Raub" (1916). Kl. Hofers psychologische Hochkunst tritt hier besonders sieghaft zutage, indem sie uns einen zu ragender Größe Vorbestimmten ebensosehr durch Veranlagung wie durch jammervolle äußere Verhältnisse zu grausam rücksichtsloser Selbstbetonung getrieben zeigt, uns keine historisch festgestellten Züge und Vorgänge peinlicher, auch abstoßender Art erspart und dennoch ununterbrochen unser Interesse zu spannen, unsere Anteilnahme bis zum seelischen Miterleben zu erhöhen weiß, um sie dann schließlich zu krönen durch das in uns kraft der mitreißenden Darstellung geweckte und gefestete Bewußtsein: Dieser Mann, ein Genialer, suchte lange und fand endlich, fehlte leidend, büßte und sühnte hingegeben, vernichtete Lebenswerte und schuf solche: größer als alles von ihm und durch ihn Verlorene. Er, ein Zerstörer und unaufhörlich Schöpferischer, fand endlich den Menschen, der zu ihm gehörte: eine ebenfalls durchs Leben hart angefaßte edle Frau und Künstlerin, die ihm, wiederum eine sich Opfernde, den Lichtweg zur Abklärung und Vollendung wies und selbst mit ihm diesen wandelte, bis über dem „Alles Leben ist Raub" die Sternenschrift „Alles Leben ist Segensgewinn" erstrahlte.

Deckt das obengenannte Werk einen ganzen abgeschlossenen Lebensweg auf, so beleuchtet E. G. Kolbenheyers beachtenswerter Roman „Die Kindheit des Parazelsus" den Anfang eines berühmt gewordenen persönlichen Entwicklungsganges. Hier steht neben der psychologischen Kunst die kulturhistorisch schildernde auf gleicher Höhe. Das alte Einsiedeln mit den schon damals weltbekannten Pilgerzügen und der Boden der Bündnerkämpfe sind die Schauplätze. Die bekundete Lebensauffassung gibt sich im Grunde als negativ; zumal katholische Leser dürften wiederholt Einspruch erheben wollen. — Max Brods auf fast gleicher Zeitbühne spielender Roman „Tycho Brahes Weg zu Gott" gilt in erster Linie der Abspiegelung reich bewegten seelischen Lebens. Tycho und Kepler, durch des ersteren liebenden und bewundernden Willen Freunde, zutiefst aber Gegenfüßler, sind die Hauptpersonen. Der künstlerisch angestrebten Darstellung fehlt es nach meinem Gefühl an wirksamer Geschlossenheit und Anschaulichkeit. „Bilde, Künstler, rede nicht!"... Sogar die Hauptsache: Tychos Läuterungsweg, bleibt ziemlich im Schatten. Dennoch zieht das Buch an: durch seine intellektuelle Geistigkeit, die freilich (M. Brod ist noch ein Junger, geb. 1884) mehr für die Zukunft verheißt als für die Gegenwart erfüllt.

Ein traurig verneinendes, so recht trübseliges Kulturbild stellt uns Juliane Karwath in ihrem um mehr als hundert Jahre zurückgreifenden Roman „Das schlesische Fräulein" vor Augen. Eine Warnungstafel mit der Inschrift: „Erhebung — Reaktion — Kastengeist — Niedergang"? Vielleicht. Jedenfalls zeugt das Buch von Begabung und Ernst auch der Wahrhaftigkeit. Aber jede Ermutigung, Erquickung fehlt. Eine an segnenden Gottesgesetzen arme, an aushöhlenden Standesvorurteilen reiche „allmächtige" Gesellschaftstradition mit vielem verdeckten selbstverschuldeten und unverschuldeten Elend sozialer wie persönlicher Art, kein erkennbar führender Kompaß auf diesem unwirtlichen Meere der Glaubens- und Sittenlosigkeit — das ist so der Haupteindruck. Nacht, fast ohne sichtbaren Stern, wie sie nie wieder über irgend einem Teile Deutschlands aufgehen möge. — Ein völlig anderes, von Gefühlswärme und Gesinnungsreinheit zeugendes und für beide eintretendes Buch ist Paul Burgs „Roman aus der deutschen Vergangenheit Die Sendung der Gräfin Marie Barbara". Das edle Fürstenpaar Wilhelm und Marie Barbara Eleonore von Schaumburg-Lippe und der noch jugendliche Herder stehen im Mittelpunkte. Das vorbildliche gegenseitige Läuterungsverhältnis der an Alter sehr ungleichen Gatten sowie die Stellung des künftigem Weltruhme entgegenreifenden Hofpredigers zu beiden, besonders zur idealen Herrin, ist ergreifend gezeichnet. Zudem trifft die Beurteilung des Werkes durch den Verlag zu: Ein echter deutscher Kulturroman mit den Anfängen des heute so machtvollen unbesiegten deutschen Volksheeres, zugleich mit packenden Bildern aus deutscher wirtschaftlicher Rüstung und mit Abspiegelung des ersten befruchtenden Webens deutscher Friedenszeit nach dem 7jährigen Kriege.

Hier sei der zur Hälfte noch vor dem Weltbrande erschienene, in seinem dritten und vierten Bande aber erst 1914—1916 vollendete Schillerromanzyklus Walter von Molos wenigstens in Erinnerung gebracht. Zweifellos: Das Werk hat seine empfindlichen Fehler, doch auch seine großen Vorzüge. Der Held ist einseitig, aber überragend einheitlich gefaßt, er wird uns wieder einmal, und anders als je zuvor, zum inneren Erlebnis. Gewiß, Verzeichnungen hier und dort und zuletzt ein unausgeglichener fragmentarischer Eindruck — dennoch zugleich das beglückende, befreiende Bewußtsein: Hier hat der große Dichter des Ideals einen idealistischen Dichterbiographen gefunden, der eindringlich, „den Sternen zu", beseelend auf weite Kreise zu wirken vermag. — Den sternenwärts führenden Weg weist auch das traulichliebe und — man fühlt dies alsbald — der echten Wirklichkeit entsprechende Buch Joseph August Lux': „Franz Schuberts Lebenslied. Ein Roman der Freundschaft." Der kleine große Künstler, dem die Verleumdung nichts anhaben konnte und kann, und sein wunderbarer Freundeskreis: Schwind, Sonnleithner, Grillparzer, Bauernfeld, Lachner, Vogl, die Milder, die Schwestern Fröhlich — ach, und Wien, des Meisters „einzige unsterbliche Geliebte", die ihm, dem „Allerwienerischsten", mehr galt als alle, die er „liebend gekannt hat": sie leben vor uns in diesem köstlich klaren, warmen Buche, das uns Schubert selbst, das Größte in ihm: sein Herz, aus dem seine herrliche Musik floß, unmittelbar nahe bringt — sein gesamtes reines Lebenslied, in dem „alles beschlossen lag: die süßen Namen der Liebe, das Herz der Menschheit, die schmerzhaft verklärte Freude, das alles und noch viel mehr".

Und mit diesem hellen Klange aus dem Harmonienreiche deutscher Kultur wollen wir für heute Abschied nehmen.

[1] Luther behauptete später, 1541, er habe damals „nichts" gewußt, „was das Ablaß wäre, wie es kein Mensch nicht wußte", eine Irrung, die seine eigenen 1515 gehaltenen Ablaßpredigten auf das kräftigste widerlegen.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Wiederholte feindliche Angriffe verlustreich gescheitert.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

1. Juli. Englische Teilangriffe nördlich Albert wurden abgewiesen. Bei und südlich von St. Pierre-Aigle griff der Franzose gegen Mittag nach heftiger Feuervorbereitung an. Er wurde abgewiesen. Ebenso scheiterten hier nächtliche Vorstöße des Feindes.

2. Juli. Stärkere Teilangriffe des Feindes südlich des Ourcq und westlich Château-Thierry wurden in unserem Kampfgelände zum Scheitern gebracht.

3. Juli. Starke Vorstöße der Engländer bei Merris und Moyenneville (südlich von Arras) scheiterten. In örtlichen Kämpfen nordwestlich von Albert machten wir Gefangene. Teilangriffe bei St. Pierre-Aigle und westlich von Château-Thierry wurden abgewiesen. Aus einem amerikanischen Geschwader von 9 Einheiten wurden 4 Flugzeuge abgeschossen.

4. Juli. Seit frühem Morgen starkes Feuer des Feindes beiderseits der Somme. Hier haben sich Infanteriekämpfe entwickelt. Heftige Teilangriffe der Franzosen nördlich der Aisne. Oestlich von Moulins-sous-Touvent wurde der Feind im Gegenstoß in unseren vorderen Kampflinien abgewiesen. Im übrigen brachen seine Angriffe vor unseren Hindernissen zusammen. Erneute Vorstöße des Gegners westlich von Château-Thierry scheiterten.

5. Juli. Oestlich von Ypern wurden stärkere Vorstöße des Feindes abgewiesen. Beiderseits der Somme sind gestern früh dem starken englischen Feuer Infanterieangriffe des Feindes gefolgt. Auf dem Nordufer des Flusses brachen sie vor unseren Linien blutig zusammen. Südlich der Somme drang der Feind in Dorf und Wald Hamel ein. Auf der Höhe östlich von Hamel wurde sein Angriff durch unseren Gegenstoß zum Scheitern gebracht. Oestlich von Villers-Bretonneux warfen wir den Feind in seine Ausgangsstellungen zurück.

6. Juli. Mehrfache Angriffsversuche des Feindes westlich von Langemarck scheiterten. Zwischen der Aisne und Marne und südwestlich von Reims zeitweilig erhöhte Gefechtstätigkeit. Stärkere Vorstöße des Feindes gegen den Clignon-Abschnitt wurden abgewiesen.

7. Juli. Westlich von Château-Thierry griffen Franzosen und Amerikaner trotz ihrer wiederholten Mißerfolge erneut unter Einsatz stärkerer Kräfte an. Die Angriffe sind gescheitert. Harte Nahkämpfe dauerten bis in die Nacht hinein an. Die Verluste des Feindes sind nach Truppenmeldungen wiederum schwer. In den oberen Vogesen wurden feindliche Vorstöße am Hilsenfirst abgewiesen.

Die Beute der Frühjahrsoffensive.

Nach Abschluß der Prüfungen beträgt die Zahl der seit Beginn unserer Angriffsschlachten — 21. März 1918 — bis Ende Juni über unsere Sammelstellen abgeführten Gefangenen (ausschließlich der durch die Krankenanstalten zurückgeführten Verwundeten) 191454. Davon haben Engländer 94939 Gefangene, darunter vier Generale und etwa 3100 Offiziere, die Franzosen 89099 Gefangene, darunter zwei Generale und etwa 3100 Offiziere, verloren. Der Rest verteilt sich auf Portugiesen, Belgier und Amerikaner. Von den Schlachtfeldern wurden 2476 Geschütze und 15024 Maschinengewehre in die Beutesammelstellen zurückgeführt.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Die U-Bootbeute im Mai.

Im Monat Mai sind insgesamt 614000 Brutto-Register-Tonnen für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet worden. Der ihnen zur Verfügung stehende Welthandelsschiffsraum ist somit allein durch kriegerische Maßnahmen seit Kriegsbeginn um rund 17730000 Brutto-Register-Tonnen verringert worden; hiervon sind rund 10828000 Brutto-Register-Tonnen allein Verluste der englischen Handelsflotte. Nach den inzwischen gemachten Feststellungen sind im Monat April außer den seinerzeit (Nr. 22) bekanntgegebenen Verlusten von feindlichen oder im Dienste unserer Gegner fahrenden Handelsschiffen noch weitere Schiffe von rund 56000 Brutto-Register-Tonnen durch kriegerische Maßnahmen schwer beschädigt in feindliche Häfen eingebracht worden.

Erfolgreiche Luft- und Seegefechte an der flandrischen Küste.

Am 27. Juni vormittags griff eine unserer Marine-Jagdketten unter der Führung von Leutnant der Reserve Osterkamp querab der flandrischen Küste ein stark von Einsitzern gesichertes Bombengeschwader an. Im Verlauf des Kampfes, in den alle feindlichen Flugzeuge — ungefähr 20 — eingriffen, gelang es unserer Kette, die nur aus vier Flugzeugen bestand, vier feindliche Flugzeuge abzuschießen. Am Abend des 27. Juni gerieten Teile unserer Torpedobootsstreitkräfte Flanderns auf einer Patrouillenfahrt vor Ostende in ein Gefecht mit englischen Zerstörern unter Führung eines Zerstörerführerschiffes. Nach einem etwa halbstündigen Gefecht zogen sich die feindlichen Zerstörer mit hoher Fahrt zurück, indem sie sich durch Einnebeln der Sicht entzogen. Es wurden Treffer auf dem Führerschiff und einem der feindlichen Zerstörer beobachtet. Unsere eigenen Boote sind ohne Verluste und Beschädigungen eingelaufen.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Fortdauer der Kämpfe an der Piavefront.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

30. Juni. Unsere Stellungen auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden lagen gestern seit 3 Uhr früh unter dem schwersten feindlichen Artilleriefeuer, dem einige Stunden später starke Angriffe gegen den Col del Rosso und den Monte di Val Bella folgten. Während die gegen den Col del Rosso gerichteten Anstürme von Haus aus erfolglos blieben, vermochte auf dem Monte di Val Bella der Italiener nach erbitterten Nahkämpfen in unsere erste Linie einzubrechen, doch wurde er durch Bataillone des ungarischen Infanterie-Regiments Nr. 131 und des Warasdiner-Regiments Nr. 16 im Gegenstoß wieder hinausgeworfen.

1. Juli. Südöstlich von Asiago kam es erneut zu heftigen Kämpfen. Da sich der Col del Rosso und der Monte di Val Bella nur unter großen Opfern hätten behaupten lassen, wurden die Besatzungen dieser Punkte in die frühere Hauptstellung am Walde von Stenfle zurückgenommen.

3. Juli. Gestern am frühen Morgen setzte an der ganzen Piavefront von Susegana abwärts heftiges italienisches Geschützfeuer ein, das sich südlich von San Donna in mehreren Abschnitten bis zum Trommelfeuer steigerte. Einige Stunden später ging im Piavemündungsgebiet die feindliche Infanterie zum Angriff über. In erbitterten, den ganzen Tag über währenden Kämpfen vermochte der Gegner, abgesehen von kleinem Raumgewinn bei Chiesanuova, nirgends einen Erfolg zu erringen. Auch sein Versuch, am Südflügel bei Revedoli unter dem Schutz feindlicher Seestreitkräfte Infanterie ans Land zu werfen, scheiterte in unserem Feuer. Ein italienischer Uebergangsversuch bei Zenson wurde vereitelt. An der venezianischen Gebirgsfront war die Kampftätigkeit gleichfalls außerordentlich rege. Westlich des Asolone wurde ein starker Angriff durch das bewährte niederösterreichische Infanterie-Regiment Nr. 49 im Gegenstoß aufgefangen. Auch nördlich des Col del Rosso und bei Asiago wiesen wir italienische Infanterievorstöße ab.

5. Juli. Die Kämpfe an der Piavemündungsinsel haben auch gestern keine Unterbrechung erfahren. Die beiderseits eingesetzten Kräfte hielten einander die Wage. Starke italienische Angriffe gegen unseren Südflügel wurden durch Gegenstöße wettgemacht. Bei Chiesanova warf das altbewährte schlesische Infanterie-Regiment Nr. 1 durch kühnes Auftreten den in unsere Stellungen eingebrochenen Italiener wieder hinaus. Zwischen der Piave und der Brenta setzte der Feind seine Versuche, die von uns am 15. Juni genommenen Stellungen zurückzuerobern, mit Zähigkeit fort. Ein Hauptstoß richtete sich gegen den Raum des Monte Solarolo. Der bis an unsere Gräben vorgetragene Angriff führte zu erbitterten Nahkämpfen, in denen ein großer Teil des Feindes niedergemacht, der Rest zurückgetrieben wurde. Von Batterien der Grazer 1. und der Bukowiner 55. Feld-Artillerie-Brigade vortrefflich unterstützt, haben sich, seit drei Wochen fast ununterbrochen im Kampfe stehend, wieder die Schlesier des Bataillons II/120 und Bosniaken des 4. Regiments besonders ausgezeichnet. Die Verluste des Gegners sind außerordentlich schwer. Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden und auf der Piave-Front lebhafte Artillerietätigkeit.

6. Juli. An der Piavemündung hielten die Kämpfe auch gestern an. Am Südflügel der dortigen Stellung vermochte uns der Feind gegen den Hauptarm zurückzudrängen. Heute früh unternahm der Italiener am Solarologebiet und bei Asiago erneut heftige Vorstöße, die überall zurückgeschlagen wurden.

7. Juli. Da sich das Piavedelta ohne schwerere Opfer nicht hätte behaupten lassen, nahmen wir unsere dort eingesetzten Truppen in die Damm-Stellung am Ostufer des Hauptarmes zurück. Die Bewegung vollzog sich in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli. Der Feind fühlte gestern mittag bis an den Fluß nach. Oestlich des Monte Pertica schlug das wackere Otocacer Infanterie-Regiment Nr. 79 starke italienische Angriffe in blutigen Nahkämpfen zurück.

In Albanien griffen zwischen dem Devoli und dem Osum Franzosen und Italiener unsere Gebirgsstellung an. Im Verlaufe des Kampfes gelang es dem Feinde, an zwei Stellen Vorteile zu erringen, die ihm aber durch Gegenstöße wieder entrissen wurden.

Verschiedene Nachrichten.

Reichsrat Freiherr von Cramer-Klett hat dem Zweigverein Bayern des Bundes deutscher Offiziersfrauen den Betrag von 100000 M überwiesen. Durch diese hochherzige Gabe hat der Spender seine Ueberzeugung von der Notwendigkeit vermehrter werktätiger Fürsorge für Angehörige des Mittelstandes, der am schwersten an den Opfern des Krieges trägt, in die Tat umgesetzt.

Vom Büchertisch.

Uve Jens Kruse. Ich will! Eine Schule des Willens und der Persönlichkeit. Felsen-Verlag, Buchenbach in Baden. M 12.50. Seit ungefähr zehn Jahren erörtert die Pädagogik in erhöhtem Grade die Frage nach Möglichkeit und Notwendigkeit einer unmittelbaren, formalen Willensbildung, also in der Weise der Gedächtnis- oder Verstandesschulung. Es werden auch bereits Gesichtspunkte aufgestellt, nach denen diese zu geschehen habe. Da legt nun Kruse ein System dieser eigentlichen Willensbildung an der eigenen Person vor. „Ich will!" Als Ziel bezeichnet er in Gegenüberstellung zum hl. Ignatius von Loyola: „Wir erziehen zu freiem Menschentum, jener aber zu geschmeidigem Werkzeug der kirchlichen Lehre," wir üben uns im freien Gehorsam, „während die Zucht des Loyola etwas Knechtisches eingab" (S. 121). Das Ziel soll auf 17 Stufen (Wochen) erreicht werden. Die in dem System angewandten Mittel sind die von der Pädagogik im allgemeinen bezeichneten systematisch verwertet. Die Religion ist gänzlich außer acht gelassen. Die Reue möchte Kr. aus dem Willensleben völlig gestrichen sehen (S. 91, 94). Wir sprechen ihr dagegen in gar manchen Fällen nicht geringe Wirksamkeit zu, um den schwankenden Willen für die Zukunft zu kräftigen. Trieb und Leidenschaft werden von Kr. hochgeschätzt. der Affekt indes durchaus verurteilt; das Leben soll affektlos werden. Es ist dabei übersehen, daß es auch gute Affekte gibt, und daß diese doch mit den Trieben und Leidenschaften eng verbunden sind. Von „dem Loyola" hat der Verfasser Phantasiebilder; so meint er, dieser habe für die Uebung, Gedanken fernzuhalten, zuerst „den Zögling irgendein ergreifendes Bild, z. B. Christus am Kreuze, oder die Jungfrau Maria, auch wohl Weltliches, ein nacktes Weib etwa (mit absichtlichem Einschluß des Erotischen, um die Gier des Triebes zu reizen) lange, lange betrachten und bis in die letzte Einzelheit beschreiben" lassen (S. 116 ff.). Er spricht davon, daß „der Loyola" seine Ziele „mit grausamen Strafen" zu erreichen suchte. Das Ganze ist in acht Heftchen geteilt; davon enthalten sechs die Uebungen und die Anweisungen dazu, eines umfaßt die Wochentafeln und eines ist ein Merkbüchlein zum Eintragen der Vorsätze. Die behandelten Uebungen sind gewiß fast durchwegs geeignet zur Schulung des Willens zu dienen, doch ist das System zu mechanisch und starr und entbehrt durchgreifender

Mittel und Motive wie der religiösen, um das hochgesteckte Ziel überhaupt, geschweige denn in 17 Wochen erreichen zu können. Interesse bietet der Versuch immerhin. Der Preis ist sehr hoch. Geistl. Rat Dr. Hoffmann.

Der russische Mensch! Studien zur Ideengeschichte und Psychologie des Ostens von Dr. Maria Maresch, Doz. a. d. Lehrer-Akademie Wien. Verlagsanstalt Tyrolia München. Preis ℳ 2.40. Die Arbeit zeugt von einem feinen Verständnis für die Psyche eines Volkes, denn es will etwas heißen, in die russische Sphinx sich einzuleben und reproduktiv seine Ergebnisse in gemeinverständlicher Form wiederzugeben. Es ist kein dicker Band geworden, aber vielleicht doch wertvoll in seiner Disposition und in seiner Verständlichkeit. Die einzelnen Aufsätze sind lebensfrisch, frei von aller Schulweisheit und lesen sich ungemein anziehend. Besonders die Kapitel, die vom russischen Sozialismus, der alle Schichten des russischen Volkes durchsetzt hat, und von der „Erlöseridee" des Volkes handeln, sind gemeinverständlich dargestellt. Ob es genügend war, lediglich an Gorki und Dostojewski die Typen der Volksnot zu illustrieren, möchte ich noch bezweifeln. Das Ganze ist eine sehr ernst zu nehmende Darlegung der Ursachen der russischen Revolution auf geschichtlich sozialem Gebiet.
Dr. Decker.

Vom Antichrist. Ein Büchlein von Gott und Geld, vom deutschen Wesen und vom ewigen Juden. Von F. Schrönghamer-Heimdal. Verlag Haas & Grabherr, Augsburg. Preis ℳ 2.—. Mit größerer Befriedigung als des Verfassers letzte Schrift „Vom Ende der Zeiten" (vgl. „Allg. Rundschau" 1918, Nr. 18) legen wir sein neuestes Büchlein aus der Hand. In neun Kapiteln deckt Schrönghammer-Heimdal das Grundübel auf, an dem unser Vaterland seit langem schon krankte und noch immer krankt. Als dieses Grundübel erscheint ihm der aus römisch-jüdischem Geiste geborene Mammonismus, der sich vor allem im Zinsnehmen und im Handelswesen offenbart und sich mit dem Freimaurertum verbündet. Dieser Mammonismus ist dem Verfasser mit dem biblischen Antichrist identisch. Mag man auch in verschiedenen Punkten — z. B. in der Gleichsetzung von „deutsch" und „christlich", in der Beurteilung caritativen Wirkens — anderer Meinung sein als der Verfasser, mag man manches übertrieben finden oder an den häufigen Wiederholungen sich stoßen, die ehrliche Entrüstung des Verfassers über das Unrechtswesen, dem unser Volk ausgeliefert ist und gegen das auch die Staatsleitung machtlos ist, der fröhliche Zukunftsglaube, in den trotz allem das Büchlein ausklingt, läßt unser Herz bei den Ausführungen des Verfassers warm werden.
Dr. Zoepfl.

Mich. Haller Zur Primiz. Derf. **Zur heiligen Profeß.** Regensburg, F. Pustet. Der erste vierstimmige Gesang und der zweite dreistimmige mit Orgel zeigt den erfahrenen Musiker, der über melodischen Reichtum, schönes Können und wirksame Stimmführung verfügt. Mit sicherem Stilgefühl fügen sich die Gesänge dem Charakter der Kirchenmusik ein.
L. G. O.

Nochmals die Absetzung des „Weibsteufels" vom Spielplan des Schauspielhauses.

Die Münchener K. Polizeidirektion teilt zur Angelegenheit des „Weibsteufels" folgendes mit:

Auf Anfrage der Direktion des Münchener Schauspielhauses hat die K. Polizeidirektion mit Rücksicht auf das Gastspiel der Exltruppe aus Innsbruck eine Probeaufführung des „Weibsteufels" vor dem Zensurbeirat und Vertretern der Münchener Presse anberaumt. Nachdem sämtliche anwesenden Mitglieder des Zensurbeirates sich einstimmig für die Zulassung des Stückes aussprachen, da keinerlei sittliche Gefährdung zu befürchten sei, und da der „Weibsteufel" ohne Widerspruch nicht nur im K. K. Hofburgtheater in Wien, sondern auch auf verschiedenen reichsdeutschen Bühnen aufgeführt worden war, hatte die K. Polizeidirektion vorerst keine genügende Handhabe, die Genehmigung zur Aufführung zu verweigern. Als jedoch durch die katholische Presse und die Kriegspredigt des Herrn Erzbischofs am 24. Juni starke Gegnerschaft gegen die Aufführung des „Weibsteufels" geltend gemacht wurde, griff der Polizeipräsident persönlich in der Weise ein, daß er die Direktion des Münchener Schauspielhauses ersuchte, im Interesse des Burgfriedens den „Weibsteufel" vom Spielplan wieder abzusetzen, welchem Ersuchen von der Direktion ohne weiteres stattgegeben wurde. Hierbei hat der Polizeipräsident der Direktion selbstredend zugestanden, die Presse in geeigneter Weise zu verständigen. Bei diesen Verhandlungen ist weder seitens des Polizeipräsidenten noch seitens der Bühnenleitung des Schauspielhauses irgend eine Erwähnung der Person S. M. des Königs geschehen, und es ist unerfindlich, wie diese falsche Mitteilung über ein angebliches Eingreifen S. M. des Königs in die Presse gelangen konnte. (Die diesbezüglichen Hinweise der „A. R." in Nr. 26 und 27 fußten auf Meldungen der liberalen „M.-Augsb. Abendztg.". Anm. d. Red.)

Am 28. Juni teilte die Direktion des Münchener Schauspielhauses dem Polizeipräsidenten neuerlich mit, daß die Kunstkommission der Münchener Gewerkschaften (d. h. der sozialdemokratischen, sog. freien Gewerkschaften. Anm. d. Red. d. „A. R.") eine „geschlossene" Vorstellung des „Weibsteufels" am Sonntag den 30. Juni wünsche. Die Direktion wurde vom Polizeipräsidenten darauf hingewiesen, daß es nicht angängig sei, den vom Spielplan abgesetzten „Weibsteufel" neuerlich auf den Spielplan zu setzen, und daß von einer „geschlossenen" Vorstellung im Sinne der Zensurbestimmungen nicht die Rede sein könne, da nach der seit langen Jahren den Theaterdirektionen gegenüber vertretenen Praxis der K. Polizeidirektion eine „geschlossene" Vorstellung nur vor persönlich geladenen Gästen stattfinden könne.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die Münchener Hoftheater sind in die Ferien gegangen. Abschied nahm Frl. Neuhoff. Wir verlieren in ihr eine Naive, die besonders im klassischen Spielplan durch ihre frische Begabung, ihre sympathische Erscheinung und ihre sehr gepflegte Sprachtechnik Vortreffliches geboten hat. Sie blendete nicht durch eigenartige, „neue" Auffassungen, aber sie enttäuschte auch niemals. — Die gewohnten Vorstellungen im Prinzregententheater im August und September werden auch heuer nicht den Namen Festspiele tragen. Vorgesehen sind Parsifal, Tristan, Meistersinger, Palestrina, Der arme Heinrich, Ilsebill; im Kgl. Residenztheater: Figaros Hochzeit, Don Giovanni, Cosi fan tutte, **Ariadne auf Naxos; im Hoftheater: Zauberflöte, Freischütz, Euryanthe, Hans Heiling, Salome, Elektra, Rosenkavalier, Rose vom Liebesgarten, Don Juans letztes Abenteuer, Teophano, Barbier von Bagdad, Zar und Zimmermann, Undine. „Rheingold" kann wegen Mangels an geschultem technischen Personal überhaupt nicht, die übrigen Teile des „Ringes" können nur im Hoftheater aufgeführt werden. — Zu Goethes Geburtstag, der, wie wir seit einigen Jahren bemerken mußten, lange „ungefeiert" blieb, gehen heuer „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen" in Szene, ferner erscheinen neu einstudiert: Torquato Tasso, Maß für Maß, Hamlet, Richard II, Herodes und Mariamne. An Erstaufführungen sind für die kommende Spielzeit vorgesehen: „Menschenfreund" von R. Dehmel, „Brabach" von H. Mann, „Die Schwestern" von Tschechow, „Der Schöpfer" von H. Müller, „Die Richtige" von L. Fulda, „Waldfrieden" von L. Thoma.**

Schauspielhaus. Hermine Körner, die berühmte Heroine der Berliner Reinhardtbühnen, ist wieder als Gast im Schauspielhause eingezogen und erneuerte in Molnárs „Fasching", Hauptmanns „Elga" und Grillparzers „Medea" die großen Erfolge des vorigen Sommers. Diese Reihenfolge bedeutet eine literarische Stufenleiter und je höher sie hinaufsteigt, desto wertvoller ist uns die Gabe des Gastes, desto größer freilich wird der Abstand zwischen der Körner und ihren Mitspielern. Diese Feststellung soll kein Tadel für das heimische, dem klassischen Drama ferner stehenden Ensemble sein, allein es läßt sich das Bedauern nicht unterdrücken, daß die Pflege des größten Dichters Deutschösterreichs in unserer Kunststadt seit den Tagen der Klara Ziegler eine recht bescheidene geworden ist. Dann vermittelte uns Frau Körner die Bekanntschaft mit dem Werke eines Führers des „jüngsten Deutschlands". Auch hier hatte die Künstlerin in heroischen Gesten große Momente, im ganzen jedoch sind die Töne des Duldens nicht die am unmittelbarsten wirkenden auf dem virtuos gespielten Instrument ihrer Künstlerseele. — Georg Kaiser ist rasch „berühmt" geworden. Wir sahen hier im vorigen Jahre von ihm das stilistisch von Wedekind und Strindberg beeinflußte Drama „Von morgens bis mitternachts". Der Erfolg bei dem Publikum war nicht groß, allein Kaiser hat soviel begeisterte Lobredner, daß sich hier, wie vielerorts schon die Erscheinung bemerkbar macht, daß das Publikum, auch wenn es innerlich nicht mitgeht, sich doch dem Urteil der „Besserwissenden" beugt. Dazu hat man so viel Gelegenheit, bewundernde Abhandlungen über den Dichter zu lesen, kennt sogar die Stationen seines Lebens von Magdeburg über Buenos Aires nach dem von klassischen Erinnerungen umwitterten Weimar, die Zensur hat ihm verschiedene Stücke verboten, welche Tatsache an und für sich bei vielen genügt, den Verfasser zum Freiheitshelden zu stempeln. Grund genug, daß das Publikum sich die Meinung von Fachleuten vorschreiben läßt, wobei es nicht in Gefahr kommt, als rückständig zu gelten. Ich kenne die verbotenen Werke nicht, da jedoch das „Frauenopfer" freigegeben ist, lassen sich gewisse Schlüsse ziehen. Trotz einer gehobenen Sprache finden sich hier sexuelle Erörterungen und Brutalitäten, die künstlerisch mitzuerleben geradezu peinvoll wirken. Das Stück spielt 1815. Das Historische jedoch ist nur Gewand für die Probleme, um die es dem Verfasser zu tun ist, er hätte gerade so gut das Kostüm des Decamerone oder ein exotisches wählen können. Daß man als Schlußeffekt den von Elba zurückkehrenden Napoleon unter dem Jubel der Bevölkerung einziehen hört, gehört zu jenen vaterländischen Geschmacklosigkeiten, durch welche gewisse deutsche Dichter sich „d. u." erklären, in dieser gigantischen Weltentragödie die Empfindungen ihrer Nation zu teilen. Der Graf Lavalette saß im Kerker, ihm drohte als Anhänger des Korsen das Schaffot. Da rettete ihn seine Frau, die im Gefängnis mit ihm die Kleider tauschte, worauf er als falsche Gräfin unbehindert Reißaus nehmen konnte. Als seine Frau nackt vor ihm stand, war er verwirrt und unmännlich genug, dieses Opfer anzunehmen. Diese bei einem Toilettenwechsel unnötige Nacktheit wird wiederholt so stark betont, daß sie uns als das Ausmalen einer ungesunden Phantasie abstößt. Wenn wir die Gedankengänge des Dichters recht verstanden haben, ist dadurch die Ehe, welche seither nur ein Bündnis zur Förderung ehrgeiziger Pläne gewesen, bei dem Grafen zur Leidenschaft geworden. Er erwartet seine freigelassene Frau in seinem Versteck zu einem neuen „Hochzeitstag" und lehnt eine Mission, die sonst seiner Ruhmsucht gelegen käme, ab. Aber die Gräfin läßt sich ihr Nachtlager in einem anderen Flügel des Landsitzes rüsten, dies und andere Umstände wecken und nähren seinen Verdacht, daß seine Frau sich die Freiheit durch unrechte Mittel erkauft habe. Die Befürchtungen werden übertroffen. Die Frau wurde im Kerker vergewaltigt, und man hat sie (ich suche

immer nach schonenden Worten) dort zur Kurzweil der Soldaten gelassen, so lange die Flucht des Grafen zu verbergen war. Der Gedanke, daß sie ihrem Manne dadurch Zeit und Möglichkeit zu großen Taten gäbe, hat der Gräfin das „Opfer" erleichtert und sie ist bestürzt, daß er in der Zwischenzeit untätig aß, trank und schlief. Brutal schreit er ihr ihr Dirnentum ins Gesicht, schreit, daß nun alle Welt seine Frau besitzen dürfe, bietet sie in seinem Zorne einem Bauernburschen geradezu an. Daß wir die Frau später vor der verschlossenen Türe des Gatten winseln sehen, glaube wer will. Neue Verhaftung droht dem Grafen. Er will fliehen; zurück nach Paris in den Kerker. Seine Frau aber findet einen Weg, der ihn frei macht. Sie tritt den Gendarmen in Männerkleidern gegenüber. Man schießt auf sie; überzeugt, daß der Graf nun tot ist, gehen die Soldaten weg, zumal das Vordringen des Korsen lautbar wird. In seinem Schmerz erstarkt hält der Graf seiner Frau eine Art Leichenrede von gesuchter Psychologie. Der erbärmliche Kavalier gewinnt die billige Geste eines Opernheldentums, und von dem Jubel um den triumphierenden Imperator fällt ein bischen Abglanz auf dessen angeblichen Freund. Ueber die Unwahrscheinlichkeit dieser Räubergeschichte brauchen wir nicht zu reden; auch sind diese Menschen nicht von Fleisch und Blut, sondern Sprachrohre von psychologischen Spitzfindigkeiten. Eine ungesunde Treibhausluft weht um diese sexuellen Wirrnisse, was Leidenschaft sein möchte, ist nichts als das hysterische Beschnuppern sexueller „Probleme", kaltherzige philosophische Spekulation einer „Sinnenkultur". Man denkt an Wedekind, der nur weniger bildnerische Kraft besaß, wie Kaiser. Man rede auch nicht von der Unreife hoffnungsvoller Jugend. Der Herr hat das Schwabenalter erreicht. Am Ende gab es kräftiges Zischen, aber die Gegenpartei war stärker, wenn nicht an Zahl, so doch an Zielbewußtsein, und so endete der Abend mit rauschenden Ovationen. Hasenclevers vatermörderischer „Sohn", der „Weibsteufel", dies „Frauenopfer", in Mannheim mußten neulich die Geistlichen beider Konfessionen dem Intendanten die Konzession abringen, daß wenigstens keine — Nachtgefäße auf der Bühne Schillers spazieren getragen werden. Wo bleiben die moralischen Vorsätze des ersten Kriegsjahres, wann endlich tagt das Verantwortungsgefühl derer, die unserer „Kultur"-Führer sein wollen?

Kammerspiele. Dr. Eugen Robert, der früher Leiter der Kammerspiele gewesen, ist mit der Truppe des von ihm geführten Berliner Residenztheaters auf einen Sommermonat an die Stätte seines früheren Wirkens zurückgekehrt. In „Frau Warrens Gewerbe" zeigten sich die Berliner als ein wohldisziplinertes Ensemble, das die besondere englische Note des Shawschen Stückes sehr gut trifft. Das Schauspiel ist 1907 und 1908 hier gegeben worden; zuerst auf der Bühne des K. Residenztheaters, wohin es durchaus nicht gehört als Sonderaufführung des „Neuen Vereins" (Shaw zu bewundern gehörte damals zur „Bildung"!), dann im Schauspielhaus durch Gäste des Deutschen Theaters in Berlin. Ich schrieb damals: „Der Konflikt zwischen der in Reinheit erzogenen Tochter und ihrer Dirnenhäusern vorstehenden Mutter ist gewiß ein tragischer, aber der Standpunkt des Dichters bleibt ein unklarer. Unreife Gemüter können aus seinen Sophismen leicht entnehmen, es sei für eine Frau geradezu töricht, sich in ehrbarer Armseligkeit durchs Leben zu schlagen." Ich hatte wieder den gleichen Eindruck. Der Beifall des Publikums galt in der Hauptsache den Spielern. Da bereits die letzte Aufführung des Stückes angekündigt ist, hat es keinen Zweck, neuerdings eingehend von diesem Werke des irischen Ironikers zu sprechen. Ein weiteres Schauspiel „Der junge Zar" wird über das schauspielerische Können der Berliner Truppe nähere Aufschlüsse geben.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Zur Börsensteuer-Erhöhung — Förderung heimischer Zukunftswirtschaft — Bankenerweiterungen.

In Bank-, Börsen- und Grosswirtschaftskreisen erhob sich gegen die geplante scharfe Erhöhung der Börsensteuer eine umfassende Bewegung. An allen Börsenplätzen fanden Protestkundgebungen statt, die sich zeitweise bis zur vollständigen Geschäftsaufhebung verdichteten. Das bündige Vorgehen des Hamburger stellvertretenden Generalkommandos brachte zwar nach letzterer Richtung hin rasch die Wiederherstellung der normalen Verhältnisse. Inzwischen scheint man auch in Reichstagskreisen vielfach einzusehen, dass man mit der seitherigen unbestimmten Tendenz hinsichtlich der Börsenversteuerung zu weit gegangen ist. Eine ernstere Finanzpolitik wird auch in diesem Punkte das Rechte zu treffen wissen. Anstelle der seither wiederholt nach oben und nach unten abgeänderten Börsensteuersätze darf man wohl endlich eine den Verhältnissen entsprechende richtige Norm in dieser Steuererfassung erwarten. Eine über sechzehnfache Erhöhung der bisherigen Friedenssteuersätze im Börsengeschäft wird — das begreifen alle Steuerfachkreise — dem Fiskus keinerlei finanzielle Mehreinnahmen bringen. Eine Verödung des Börsenverkehrs wäre in diesem Falle wahrscheinlich und der Ruin des

mittleren und kleinen Provinzbankgeschäftes und der Maklerschaft unausbleiblich. Man würde im Uebrigen auch eine Vermehrung in der Unreellität des Börsengeschäftes eintreten sehen. Banken und Bankiers waren während der seitherigen Kriegszeit als Träger des notwendigen Geschäftsoptimismus mit in erster Linie notwendig, und haben solches auch bewiesen in der nicht zu unterschätzenden Arbeitskraft für die finanziellen Kriegserfordernisse im Dienste des Vaterlandes. Man wird, wie in ähnlichen Fällen, wohl auch in punkto Börsensteuerverschärfung den goldenen Mittelweg einschlagen müssen. Der Börsenverkehr war zeitweise vollkommen lahmgelegt. Der nun erwarteten dritten Lesung der vom Reichstags-Hauptausschuss beschlossenen Börsensteuersätze sieht man auch in Nichtfachkreisen mit grösstem Interesse entgegen.

Auf dem Gebiete der Aussenpolitik besprachen unsere Kriegswirtschaftskreise naturgemäss die neueste Wilsonrede. Die vier Kriegszielforderungen, welche dieser Ententeleiter am Grabe Washingtons mit üblicher Scheinheiligkeit aufstellte, liessen zwar die „seitherige knock-out-Politik" des Zerschmetterns der Mittelmächte angenehm vermissen, irgend welche sichtliche Friedensgrundlage war jedoch diesen Professorworten mit bestem Willen nicht zu entnehmen. In nicht minderem Masse erregen die Salzburger Verhandlungen über den Ausbau des Zweibundes vollste Teilnahme. Unsere Industrie und nicht zuletzt unsere Landwirtschaft erwartet von den deutschen Staatsmännern wenigstens nach dieser Richtung hin eine vollwertige Förderung ihres notwendigen Lebensprogrammes. Dies um so mehr, als neuerdings deutsches Entgegenkommen in der gemeinsamen planmässigen Verwertung aller Getreidevorräte bis zur neuen Ernte unseren Bundesgenossen bewiesen werden konnte. Englands fortgesetzte ausserordentlichen Anstrengungen zur Förderung des Ententehandels in kommender Friedenszeit lenken unsere Aufmerksamkeit ununterbrochen auf die so wichtige Frage der künftigen Versorgung Deutschlands mit Rohstoffen. Der von unserer Kriegswirtschaft vorgenommene Schachzug in der Aufschliessung und Gewinnung von Bodenschätzen des nunmehr freien Ostens hat bedauerlicherweise durch die politischen Vorkommnisse in den russischen Staatengebilden und durch die immer wieder auftauchenden Intriguen der Ententediplomaten eine unliebsame Störung erfahren. Deutsche Zähigkeit und deutscher Erfindungsgeist — im Frieden und namentlich in unserer jetzigen Kriegszeit stets aufs neue erprobt — wird in der bekannten Rastlosigkeit wohl immer hochkommen und führend bleiben. Dazu bedarf es aber der gründlichen Mitarbeit und des restlosen Verständnisses unserer Regierungskreise, vornehmlich der Berliner Stellen. Gerade nach dieser Richtung hin empfinden unsere Industrie- und Finanzkreise das jederzeit geübte Entgegenkommen der bayerischen Staatsregierung vorbildlich. Die bayerische Wirtschaftspolitik und deren grosszügiges Erfassen aller einschlägigen Arbeiten ist auch in norddeutschen Kreisen wiederholt betont und gerühmt worden. Möge — und das kann nicht oft genug erwähnt werden — auch Berlin und die dort schrankenlos geübte Zentralisierung der Kriegswirtschaft gleichfalls endlich Beweise solcher Taktik bringen! Nutzen und Folgerungen hieraus gehören doch letzten Endes der Allgemeinheit.

Trotz des anhaltenden Anlagegeschäftes am deutschen Rentenmarkt hat die Geldflüssigkeit zugenommen. Der Mai-Ausweis der deutschen Sparkassen erbrachte laut Bericht der „Sparkasse" einen Einlagezuwachs von 450 Millionen Mark gegen 300 bezw. 250 Millionen Mark in der gleichen Vorjahreszeit. Wiederum konnte die Beteiligung der breitesten Bevölkerungsschichten im Sparkassengeschäft bewiesen werden. In dem viel beachteten Erweiterungsbestreben unserer Banken ist immer noch kein Stillstand wahrzunehmen. Von Bayerns Grossbanken sind besonders erwähnenswert die Filialgründungen der Bayerischen Handelsbank in Dillingen, Höchstädt, Rain, die der Bayerischen Vereinsbank in Rosenheim. Die Bank für Handel und Industrie errichtet in Passau eine Niederlassung. Neben der Erweiterung des Pfandbriefabsatzes erstgenannter Banken darf man als Ursache solcher Filialenmehrung wohl die erhöhte Konkurrenztätigkeit im Bankgeschäftsbetriebe durch die verschiedensten Sparkassengruppen erblicken. M. Weber, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Zwei Weltkrieg-Lieder. „Deutsches Kampflied" und „Deutscher Wahlspruch". Von Arthur Bock. A f. mittl. Stimme mit Klavier. M 1.50. (Berlin-Stegl., Arthur Bock.)

Der Wächter, Zeitschrift für alle Zweige der Kutur in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund, begründet und herausg. von Prof. Dr. W. Kosch. Jährl. 4 Hefte. Preis pro Jahr M 12.—. (München, Verlag Parcus & Co.)

Haesdonck. Von General A. v. Kersting. M 2.80 u. 3.60. — Der Spuk. Von Fr. Otto Piper. M 3.20 u. 4.—. — Der Kaiser im Weltkriege. Von Dr. Otto Thissen. M 2.40 u. 3.—. — Die deutsche Schulreform der Zukunft. Von Otto Kley. M 3.— u. 4.—. — Deutsche Klosterbibliotheken. Von Dr. Kl. Löffler. M 1.60. (Köln, J. P. Bachem.)

Davids Totenklage um Saul und Jonathas. Magnificat-Antiphon der Samstags-Vesper vor dem 5. Sonntag nach Pfingsten. M 3.—. (Trier, Paulinusdruckerei.)

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel; für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M. 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf. Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend. Teuerungszuschlag 25 %. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 29. München, 20. Juli 1918. XV. Jahrgang.

Hertling — Kühlmann — Hintze.

Von Studienrat J. Kuckhoff, Mitglied des Reichstags.

Kühlmann ist gefallen wegen seiner viel besprochenen und wenig gelobten Rede im Reichstage, nicht etwa wegen seines Prozesses und des damit in Verbindung stehenden Klatsches. Die Rede war ungeschickt, was auch alle diejenigen anerkennen, die sie sachlich für richtig halten. Das Schlimmste war die Korrektur, die Kühlmann am folgenden Tage selbst an seiner Rede vorgenommen hat. Hat er unseren Hauptfeind England gewinnen wollen, so mußte er ihn durch die zweite Rede um so mehr verschnupfen, und die unentwegten Anhänger des Gedankens der völligen Niederringung Deutschlands mußten hohnlachend triumphieren. Die aber, die den sachlichen Gedanken Kühlmanns zustimmten, mußten nun an ihm irre werden.

Er hat in jener Rede davon gesprochen, daß militärische Erfolge allein ohne Verhandlungen nicht zum Frieden führen könnten. Entweder war das eine banale Selbstverständlichkeit, — dann ist nicht einzusehen, weshalb die Worte gesprochen wurden. Oder aber man mußte heraushören, daß alles Blutvergießen umsonst gewesen sei und sein werde, — dann hat Kühlmann etwas gesagt, was den Hoffnungen und Gesinnungen des ganzen Volkes schnurstracks entgegen war und deprimierend wirken mußte. Weiter hat der Staatssekretär in Verbindung mit einem Zitat aus einer Rede Moltkes von einem sieben- oder dreißigjährigen Kriege gesprochen. Auch da ist nur eine Alternative: Entweder sollte das nur ein rein akademisch-historisches Zitat sein, — dann weiß man nicht, was es in Verbindung mit diesem Kriege sollte. Oder es sollte damit ein Zukunftsausblick gegeben werden. Das aber konnte nur den einen Erfolg haben, unsere Soldaten an der Front mutlos zu machen. Noch 30 Jahre Krieg für ein gewerbefleißiges Volk, das bis auf wenige ständig unter den Waffen steht — dann doch lieber ein Friede unter jeder Bedingung! Schließlich sind auch die Erörterungen der Schuldfrage ganz müßig gewesen. Wer der Schürer des Weltbrandes gewesen ist, das festzustellen wird Aufgabe der Gelehrten sein, wenn einmal wieder mehr — Papier zur Verfügung stehen wird. Kühlmann wollte durch seine Darlegungen, daß Rußland der Hauptschuldige sei, England gewinnen. Das ist in seinem ganzen Gedankengang zu verstehen, der ja auf Verständigung mit England abzielte. Wer der Führende unter unseren Feinden im Kriege ist, das stets vor Augen zu halten, ist unsere Aufgabe. Und wir alle fühlen und wissen, daß das England ist. Der Versuch, Rußland die Schuld aufzubürden, war deplaziert in dem Augenblicke, wo wir mit den Ländern im Osten allmählich in ein geeignetes Verhältnis zu kommen suchen. Blut ist dicker als alle Tinte diplomatischer Beweiskunst, und darum werden die Russen nicht, so wie Kühlmann es vielleicht wollte, zwischen zaristischem und revolutionärem Rußland unterscheiden.

Nach Kühlmanns Rede stand es außer Zweifel, daß seine Stellung so erschüttert war, daß er über kurz oder lang gehen mußte. Daß er so rasch seine Verabschiedung erhielt, mochte überraschen. Anderseits aber darf man auch nicht verkennen, daß es sehr wertvoll war, mit dem Reichstage noch vor dessen Auseinandergehen klare Verhältnisse zu schaffen. Dadurch ist dem Kanzler die Gelegenheit gegeben worden, sich noch einmal klar zu seiner Politik zu bekennen, die in vollster Uebereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung den Frieden sucht, wo und wie immer er unter Wahrung des Bestandes und der Ehre Deutschlands möglich ist, und die daher und jeder ernstgemeinten Anregung von gegnerischer Seite sofort mit allem Ernste nachgehen wird. „Wenn eine ernste Friedensneigung auf der anderen Seite hervortritt, dann werden wir sofort darauf eingehen, d. h. wir werden sie nicht zurückstoßen", so betonte Graf Hertling vor dem Hauptausschuß des Reichstags am 11. Juli.

Kühlmann war kein unfähiger Mann. Er hat sich unvergängliche Verdienste erworben durch die Friedensschlüsse im Osten. Aber er hat durch die Art seiner Rede der Politik des Durchhaltens, wie sie der Kanzler treiben will und muß, geschadet, er hat auch das Vertrauen der Obersten Heeresleitung verloren, während auch hier des Kanzlers Politik darauf gerichtet ist, stets im Einklang mit dieser Stelle zu arbeiten. Darum hat er gehen müssen. Denn der Kanzler ist für die innere und äußere Politik allein verantwortlich, und jeder Staatssekretär hat sich dem zu fügen oder abzutreten, solange der Kanzler das Vertrauen des Kaisers besitzt.

Ein Systemwechsel wird durch den Wechsel im Auswärtigen Amt nicht eingeleitet. Der Kanzler hat es dem Hauptausschuß des Reichstags mit aller Wärme des Tones und mit nicht mißzuverstehenden Worten erklärt, daß er an der bisherigen Politik, so wie er sie am 29. November 1917 dargelegt hat, festhalten werde. Das war die Politik, die gezeichnet ist durch die deutsche Antwort auf die Papstnote: Keine Eroberungen, keine Vergewaltigungen! Friede der Verständigung zur Sicherung der deutschen Zukunft! Wenn er das erklärt, so hat niemand das Recht, seinen guten Willen zu bezweifeln. Er wird eher wie jeder andere imstande sein, dieses Programm durchzusetzen, und der Umstand, daß er in diesem Augenblicke des Rücktrittes Kühlmanns vom Großen Hauptquartier kommend erneut diesen Frieden proklamiert, sollte alle Deutschen und alle Friedensfreunde draußen belehren, daß keine Stelle des offiziellen Deutschlands besteht, die eine Weltherrschaft und eine Unterjochung auch nur eines einzigen Volkes anstrebt. Die Einheit: Oberste Heeresleitung und Reichsleitung ist erneut dokumentiert.

Der kommende Staatssekretär v. Hintze wird dieselbe Politik zu vertreten haben, sonst würde der Kanzler nicht seine Unterschrift zu seiner Berufung gegeben haben. Es ist also ganz müssig, an seine Person Mutmaßungen über unsere künftige Haltung anzuknüpfen. Seine Politik ist die Politik Hertlings, wie der Kanzler ausdrücklich feststellte. Keine Partei kann ihn für sich beanspruchen. Damit ist zugleich dem vorgebeugt, daß der Wechsel in der Leitung des Auswärtigen Amtes von unseren Feinden dahin ausgebeutet werden kann, daß sie uns Eroberungsabsichten andichten.

Die Politik im Innern hat durch die neuen Erklärungen Hertlings allerdings eine sehr erwünschte Klärung erfahren. Er wird die Politik des Fortschritts weiterführen, auch mit allem Nachdruck den Fortschritt erkämpfen, wenn es nötig ist. Das gleiche Wahlrecht in Preußen muß und wird durchgesetzt werden. Hertling ist der Mann, der verantwortlich die Politik des Durchhaltens und Zusammenhaltens aller Kräfte bis zu einem siegreichen Ende verkörpert. Das ist sein Programm und er führt es mit unvergleichlicher Geduld und Ausdauer durch. Es wäre das Bedauerlichste gewesen, was hätte geschehen können, wenn es etwa durch den Abgang Kühlmanns zu einer Absprengung der Sozialdemokratie von der Reichstagsmehrheit gekommen wäre, wenn sie etwa die Kredite verweigert hätte. Dadurch wäre dann vor dem In- und Auslande erklärt worden, daß die deutsche Politik eine Schwenkung vollzogen habe. Nun aber steht fest: Kühlmann ist gegangen — ein anderer wird Hertlings Politik fortsetzen.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der agitatorische Seitensprung des Abg. Scheidemann hat keine bitteren Folgen gehabt; aber der hochpolitische Seitensprung des Staatssekretärs v. Kühlmann hat zu dessen Rücktritt geführt.

Personenwechsel, kein Systemwechsel.

Nach der unglücklichen Montagsrede war Herr v. Kühlmann ein gezeichneter Baum. Der Reichskanzler vermochte die persönliche Krisis zu verzögern, aber nicht zu verhindern. Wahrscheinlich hatte er auch nicht mehr beabsichtigt. Denn es war ja klar, daß Herr v. Kühlmann, mochte man über seine schwache Stunde milde oder scharf urteilen, an seinem Prestige und deshalb auch an seiner Leistungsfähigkeit Schaden gelitten hatte. Als nun Herr v. Kühlmann dem Kanzler in das Hauptquartier folgte, stellte sich alsbald heraus, daß das notwendige Vertrauensverhältnis zwischen ihm und den anderen Faktoren, wie es für eine reibungslose Führung der Geschäfte unentbehrlich ist, nicht mehr bestand. Herr v. Kühlmann sah das selber ein und überreichte sein Abschiedsgesuch. Der Kaiser nahm es an. Damit war im regelrechten Laufe der Dinge die Entscheidung gefallen, daß ein Personenwechsel zur Erleichterung der Politik angezeigt sei.

Aus der Bemerkung des Reichskanzlers, daß nicht sachliche, sondern persönliche Gründe den Rücktritt veranlaßt hätten, wollten einige Gegner des scheidenden Staatsmannes folgern, daß die Bemängelung seiner Lebensführung zu Bukarest seitens der Alldeutschen Presse den Ausschlag gegeben hätte. Das ist falsch; der Beleidigungsprozeß gegen die beteiligten Blätter, der wegen der dilatorischen Taktik der Angeklagten noch in der Schwebe ist, hat mit der Entscheidung nichts zu tun. Der Reichskanzler fügte ganz klar und unzweideutig hinzu, daß nur der Mangel an Vertrauen, der sich infolge der verfehlten Rede eingestellt hatte, den Ausschlag gegeben habe. Unbegründet ist ferner der Vorwurf von der anderen Seite, daß hier die „Militärdiktatur" einen Uebergriff begangen hat. Offenbar rechnete der Kanzler die Oberste Heeresleitung zu den Faktoren, mit denen er reibungslos zusammenarbeiten muß. Die Heeresleitung überschritt aber nicht ihre Befugnis, sondern erfüllt ihre Amtspflicht in der Bewahrung der deutschen Kampfkraft, wenn sie ihre Bedenken und Sorgen wegen des Auftretens des Staatssekretärs kundgibt. Die Entscheidung lag bei der Krone, und der Kaiser hat alle berufenen Faktoren, auch den Reichskanzler, zu Rate gezogen und die Gesamtlage gewürdigt, als er das Abschiedsgesuch annahm.

Es war auch rechtzeitig für einen geeigneten Ersatzmann gesorgt. Herr v. Hintze, der bisherige Gesandte in Christiania, der aus dem Flottendienst in die Diplomatie übergegangen ist und in beiden Laufbahnen sich eine beträchtliche Weltkenntnis, namentlich auch in den russischen Angelegenheiten erworben hat, stand als Nachfolger bereit. Die Forderung einiger „Demokraten", daß der Personenwechsel nicht ohne Zustimmung des Parlaments erfolgen dürfe, geht über den Rahmen der monarchischen Staatsverfassung hinaus. Graf Hertling hat freilich, als er zum Reichskanzler designiert war, erst mit den Parteiführern Rücksprache genommen, um sich den parlamentarischen Rückhalt bei seiner politischen Leitung zu sichern; aber man kann nicht verlangen, daß auch bei jedem Wechsel in der Gehilfenschaft des leitenden Staatsmannes dasselbe umständliche Verfahren eingehalten werde. Der Reichstag hätte nur dann Anlaß zum Eingreifen, wenn durch einen solchen Wechsel eine sachliche Aenderung in der Politik einträte. Das war hier nicht der Fall. Graf Hertling nahm aber in der Vorsicht, die ihm eigen ist, auf die parlamentarische Empfindlichkeit Rücksicht, indem er den Vollzug der Berufung Hintzes hinausschob, bis er sich im Reichstage über die Sache geäußert hatte.

Die Aussprache erfolgte nicht im Plenum, sondern im Hauptausschuß, der die Kondensation der Volksvertretung darstellt und bei seiner beschränkten Oeffentlichkeit auch Mitteilungen gestattet, die aus Rücksicht auf die lauernden Feinde vertraulich bleiben sollen.

Das persönliche Ansehen des Herrn v. Kühlmann hatte durch die vorangezogene Redeführung gelitten. Das Ansehen des Reichskanzlers ist durch seine geschickte Redeführung sichtlich weiter gehoben worden. Seine Hauptaufgabe war, nicht nur der Volksvertretung, sondern auch der ganzen öffentlichen Meinung überzeugend klar zu machen, daß kein Systemwechsel, sondern nur ein Personenwechsel vorliege. Das hat er durchschlagend erreicht. Er stellte fest, daß der Kurs der Politik unverändert derselbe bleibt, sowohl hinsichtlich der inneren Reformen, die mit aller Energie gemäß den gemachten Zusagen durchgeführt werden sollen, als auch nach außen hin, indem die Regierung in den Richtlinien beharrt, die in der Antwort auf die Friedensnote des Papstes gegeben sind. Er konnte ferner amtlich mitteilen, daß der in Aussicht genommene Nachfolger des Herrn v. Kühlmann die bindende Erklärung abgegeben hat, er werde die Politik des Reichskanzlers in jeder Beziehung mitmachen.

Zur Friedensfrage gab Graf Hertling ferner die Erklärung ab: Solange unsere Feinde in ihrem Vernichtungswillen beharren, müßten wir weiterkämpfen um unsere Freiheit und unsere Wohlfahrt; wenn aber ernsthafte Verhandlungsvorschläge von autorisierten Personen erfolgen sollten, so würde die Regierung darauf eingehen, und diese Bereitwilligkeit bestehe im vollsten Einverständnis mit der Heeresleitung. Am nächsten Tage ergänzte der Kanzler das noch durch eine vertrauliche Auslassung über Belgien: Das besetzte Belgien ist uns ein Faustpfand, aber wir haben keine Eroberungs-, sondern nur Sicherungs-Absichten. Daß der Kanzler sich nicht näher über diese Frage aussprechen konnte, ist selbstverständlich, da wir bei der Böswilligkeit der Gegner davon abstehen müssen, unsere Friedensbedingungen im einzelnen vorzeitig aufzuspielen.

Die Rede des Kanzlers wurde im Reichstag mit großer Befriedigung aufgenommen. Auch durch die kritischen Bemerkungen, die in gewohnter Weise von den extremen Parteiführern rechts und links vorgebracht wurden, klang deutlich die Genugtuung über die gute Erledigung dieser „Krisis" hervor.

Dabei muß hervorgehoben werden, daß überhaupt die Abgeordneten während des ganzen Verlaufes der Angelegenheit eine dankenswerte Besonnenheit bewahrt haben, während die Aufregung im Lande von einem Teile der Presse herbeigeführt wurde. Vielleicht zieht das Publikum aus dem Zwischenfall die Nutzanwendung, daß man die hitzigen Tagesartikel gewisser „Weltblätter" nur mit größter Vorsicht genießen darf und die Hetzereien von unverantwortlichen Agitatoren aus dem anderen Ohr hinausgehen lassen soll, wenn sie in das eine Ohr geraten sind.

Der Reichstagsschluß.

Arbeit war des Reichstags Zierde; Segen ist der Mühe Preis. Der Schatzsekretär prägte das schöne Wort: Der Reichstag und seine Ausschüsse konnten sich in den letzten drei Monaten der Schwerarbeiter der Heimarmee zurechnen. Den führenden Abgeordneten, namentlich den Steuertechnikern, darf man sogar den Ehrentitel Schwerstarbeiter geben. Wenn das Volk die gesetzgeberische Ernte begrüßt, darf es des Schweißes seiner Vertreter nicht vergessen.

Das Erntefest konnte mit viel Behagen gefeiert werden. Nicht nur wegen der reifen Früchte, sondern vor allem auch wegen der Wahrung der Einheitsfront, die trotz allem Wind- und Wellengang erreicht worden ist. Entscheidend war in dieser Hinsicht die schließliche Abstimmung über den neuen Kriegskredit von 15 Milliarden. Eine Ablehnung war freilich nicht zu befürchten, aber die Absplitterung der Scheidemannschen Partei wurde von besorgten Leuten eine Zeitlang für möglich gehalten.

Daß die „Unabhängigen" gegen alles stimmen, sogar gegen die Sektsteuer, und daß die Polen ihren Mangel an realpolitischem Sinn und an häuslicher Einigkeit in Stimmenthaltung bekunden, ist eine gewohnte und ungefährliche Erscheinung. Die alte sozialdemokratische Partei hat freilich aus agitatorischer Vorsicht nur für einen Teil der Steuergesetze gestimmt, um sich vor dem Vorwurf der „indirekten Massenbelastung" zu schützen, den die Unabhängigen für den Wahlkampf bereit haben.

Das gewaltige Steuerwerk ist auch ohne Schaden für die staatsrechtliche Einheitsfront zustande gekommen unter Zustimmung der einzelstaatlichen Finanzminister, die in patriotischer Einsicht ein Stück ihrer wertvollen Besitztümer auf dem Altare des kämpfenden Vaterlandes opferten. Das verständige und opferwillige Zusammenarbeiten aller Regierungen, aller Stämme und Stände und Schichten — das ist unser Heil und unser Stolz in dieser schweren Zeit.

An den Dank des Schatzsekretärs knüpfte Herr Fehrenbach, der neue Reichstagspräsident, die sehr zeitgemäße Mahnung, daß die Abgeordneten nach der vollbrachten Parlamentsarbeit noch die Aufgabe hätten, belehrend und beruhigend zu wirken in den Volkskreisen, welche die neuen Steuern zu zahlen haben.

Deutschland und die finnische Frage.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Das Interesse des deutschen Volkes an Finnland ist besonders lebendig. War doch dieses Volk das erste, welches den Mut besaß, sich mit Entschlossenheit auf die Seite der Mittelmächte zu schlagen. Finnland hat so unter den Ostvölkern zuerst seine Dankbarkeit für die gewordene neue staatliche Freiheit dem deutschen Volke ausgesprochen. Seitdem wurden die Bande noch enger. Als die Stunde der Prüfung für die junge finnische Freiheit gekommen war, die sich erst in einem heldenhaften Kampfe gegen Anarchismus und Zerstörertum schlimmster Art durchsetzen mußte, da war es wieder das deutsche Volk, das werktätigen Anteil an Finnland genommen hat. Dies mußte die Finnen um so mehr packen, als diejenige Macht, von der sie nach Lage und Geschichte zuerst und vor allem Unterstützung erwartet hatten, abseits stand. Schweden begnügte sich mit einer sehr lauen und privaten Unterstützung, als Staat versäumte es, dem stammverwandten Volke Beihilfe zu leisten, sodaß die Errungenschaften eines zähen und opfervollen Kampfes auf einmal in Frage gestellt waren. Es ist bekannt, wie allein die werktätige deutsche Unterstützung es den Finnen möglich machte, sich der roten Garden zu erwehren, die, wenn sie gesiegt hätten, das Land in einen unabsehbaren Wirrwar hineingerissen hätten, dessen Ende das Chaos gewesen wäre, in dem sicherlich die finnische Freiheit von neuem die Beute irgend einer fremden Macht geworden wäre. So hat die kurze Geschichte des von dem Zarismus befreiten nordischen Landes bereits zahlreiche unzerreißbare Bande zwischen uns und ihm gewebt.

Es liegt auf der Hand, daß die Unterstützung, welche das deutsche Reich geleistet hat, nicht von ungefähr geschah, sondern in den Verhältnissen seine Erklärung findet. Deutschland kann Finnland ebenso brauchen, wie der nordische Staat uns; es handelt sich also um eine Interessenehe und solche Bündnisse sind in der Politik immer die festesten und bewähren sich in Sturm und Drang. Durch die finnische Freundschaft stärkt Deutschland zunächst seine Stellung an der Ostsee ganz gewaltig. Finnland ist der Hauptanlieger an dem mächtigen botnischen Meerbusen, der durch die Aalands geschlossen werden kann. Da wir infolge des Brester Friedens auch des Baltikum sicher sind, so ist die Stellung des Reiches in der Ostsee eine ganz überragende. Die Ostsee ist wirklich ein deutsches Meer, neben dem Schwarzen Meer das einzige, auf dem die deutsche Flagge herrscht und über dessen Fluten der Union Jack nicht weht! Es ist klar, daß unsere enge Freundschaft mit den Finnen auch nicht ohne Rückwirkung auf die nordischen Staaten bleiben kann; dies bedeutet ein notwendiges Gegengewicht gegen den verstärkten angelsächsischen Druck, der sich dort in den letzten Monaten fast diktatorisch geltend gemacht hat. Wußte doch Wilsons Hungerpolitik Stockholm und Christiania Abkommen zu erpressen, welche diese Länder in die verschärfte Abhängigkeit von Washington und London bringen. Demgegenüber stellt die finnische Freundschaft ein bemerkenswertes Gegengewicht dar, für das im Interesse seiner Unabhängigkeit niemand dankbarer sein sollte als der skandinavische Norden, in dessen Interesse ein übermächtiges Anwachsen der Angelsachsen nicht liegt. Finnland schafft hier also wieder eine gewisse Gleichgewichtslage zwischen den rivalisierenden Großmächten. Uns aber hält es dauernd die nördliche Flanke offen gegen alle Einkreisungen, die übrigens schon in früheren Jahren, als Eduard VII. noch lebte und für uns weit ungünstigere Verhältnisse herrschten, nicht gelungen ist. Sie dürfte, solange wir uns der finnischen Freundschaft erfreuen, auch für die Zukunft eine bare Unmöglichkeit bleiben! Das wäre für einen eventuellen Wirtschaftskrieg nach dem Kriege für die Mittelmächte kein geringer Gewinn.

Aber noch sind weder wir noch die Finnen im gesicherten Besitz des Erreichten, sondern es hat den Anschein, als stünden noch beiden Völkern neue Kämpfe bevor. Die Ereignisse im höchsten Norden nehmen einen immer ernsteren Charakter an. Bekanntlich ist die Murmanküste der Gegenstand des Streites. Aber man darf nicht vergessen, daß es sich hier um mehr als eine Küste handelt. Großbritanniens Vorgehen an der Murmanküste richtet sich ebensosehr gegen Rußland wie gegen Finnland, in beiden aber hat es seine Spitze letzten Endes gegen das Deutsche Reich. Das Ziel ist, uns die Vorteile, welche wir durch unsere Siege erworben haben, in der Ostsee wieder zu entreißen. Gelingt dies, so ist der überwältigende Einfluß Englands im gesamten hohen Norden unter völliger Ausschaltung des Deutschen Reiches sicher gestellt; als reife Frucht fällt dann die wirtschaftliche Beherrschung des russischen Handels und des gewaltigen nördlichen russischen Wirtschaftsgebietes von selbst ab. Somit ist die finnische Frage für uns eine Lebensfrage; wir richten sogut unsere Waffen gegen England, wie dies Finnland tun muß, dessen starke Rolle im hohen Norden sogleich ausgespielt wäre, sobald der britische Plan geglückt sein würde; denn Großbritannien kann im hohen Norden keine freien Staaten dulden, sondern lediglich solche, die unter dem Scheine der Freiheit nichts anderes als britische Vasallen sind, deren Aufgabe höchstens die sein könnte, die britischen Handelswege in das Innere Rußlands hinein zu sichern und ihm Waffenhilfe zu leisten, wenn es den Russen etwa beifallen sollte, sich der britischen Vormundschaft zu entziehen. Unter diesem Gesichtspunkte gewinnt die englische Aktion an der Murmanküste erst ihre volle Bedeutung. Die Murmanbahn, die die Küste des nördlichen Eismeeres mit Petersburg verbindet, ist in den Händen der Engländer. Darin liegt eine gewaltige Bedrohung der gesamten Ostgrenze Finnlands, gegen welches die Unfreundlichkeiten der Briten schon groß genug sind, daß die Regierung in Helsingfors weiß, wessen sie sich von London aus zu versehen hat. Die Zusammensetzung der an der Murmanküste gesammelten Armee, in der sich zahlreiche ehemalige rote finnische Gardisten befinden, die unter englischem Schutz ausgebildet werden sollen, zeigt weiter, daß Großbritannien auch den Bürgerkrieg und die Aufwühlung alter politischer Leidenschaften in Finnland nicht scheuen wird, um zu seinem heiß erstrebten Ziele zu kommen. Die Gründung einer Republik des Eismeeres unter britischem Schutz mit Archangelsk als Hauptstadt macht weiter deutlich, wie ernst es Großbritannien mit der Wiedergewinnung des Nordens ist. Jedenfalls wird Finnland von neuem im Mittelpunkte der Ereignisse stehen. Es wurde bereits in der offiziösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" angedeutet, daß man von finnischer Seite die Gefahr wohl erkenne, und daß man ihr mit deutscher Hilfe zu begegnen wissen werde. Es ist klar, daß das Endziel, in dem sich nach der Lage der Dinge Deutschland, Finnland und Großrußland einig sind, die Vertreibung der Briten aus dem hohen Norden sein muß. Wie im einzelnen die Neugestaltung dort sein wird, ist eine Frage zweiter Ordnung, über die sich bei einigem guten Willen Finnland und die Sowjetrepublik ohne große Schwierigkeit einigen werden. Darin aber werden beide klar sehen: die einzig noch bestehende Verbindung Osteuropas zum freien Weltmeere darf nicht in britischen Händen sein!

Wunderperle.

Gleich wirren, traumhaft taumelnden Gedanken
Zwei Menschen aus dem Paradiese wanken . . .

Den Engel fasst unnennbares Erbarmen
Mit dem zerbroch'nen Erdenglück der Armen.
„Kann ich die Qualen, die im Hirn euch wühlen,
Nicht heilen auch, ich werde sie doch kühlen."
Er geht versonnen zu der heil'gen Stelle,
Wo silbern rauscht des Wonnegartens Quelle,
Und fängt in dessen sorglos frohem Lauf
Mit hohlen Händen einen Tropfen auf.
Taucht tief denselben in des Weltmeers Zischen,
Dass Bitterkeiten sich mit ihm vermischen,
Und noch ins sprüh'nde Gold der Sonnenstrahlen,
Bis die sich an kristall'nen Wangen malen.
Wie nun das Tröpflein in des Arztes Hand
Der Perle gleichend aus dem Wunderland
So glüht und glänzt,
Auf einen Augenblick
Der Engel ruft die Scheidenden zurück:

„Den Edelstein als wunderstarken Segen
Müsst ihr aufs brennend heisse Auge legen
In frohen Stunden und an schweren Tagen;
Ihr werdet leichter Schmerz und Glück ertragen;
Denn was so rätselhaft hier blinkt und scheint,
Heisst Träne, die der Gram und Jubel weint."

Martin Mayr.

Die neue Aera in Spanien.

Von Gustav Stezenbach, Freiburg i. B.

Die Corteswahlen vom 24. Februar und 10. März haben nicht bloß über die politische Haltung Spaniens in diesem Krieg entschieden. Ihre Wirkung zeigt sich auch in der inneren Politik des Königreiches. Das Ergebnis der Wahlen brachte nämlich keiner der bisherigen sog. Rotations- oder Schaukelparteien eine Mehrheit. Zahlenmäßig[1]) stellt sich das Wahlergebnis folgendermaßen dar:

	Rechte		Linke	
	Kongreß	Senat	Kongreß	Senat
„Demokraten" (Garcia Prietos)			92	46
Konservative Rotationspartei (Dato)	94	43		
Liberale Gruppe (Albas)			24	16
„ „ (Gasset)			18	
Linksliberale (Romanones)			36	16
Konservative Mauristen (Maura)	31	8		
Konservative Ciervisten (La Cierva)	25	7		
Jaimisten (Vazquez de Mella)	5	5		
Integristen (Senante)	2	2		
Katolicos	1			
Reformisten			2	
Republikaner aller Richtungen			30	2
Nationalisten				3
Sozialisten (P. Iglesias)			4	
Unabhängige	4	4	4	6
Regionalisten (Cambó)	45	8		
	207	74	210	89

Da die Zahl der Kongreßdeputierten z. Zt. 432 beträgt, so ergibt sich, daß Rechte und Linke sich hier fast die Wage halten. Da aber die Partei Garcia Prietos, obwohl sie den Namen „Demokraten" trägt, als rechtsliberal angesprochen werden muß, so bedeutet der Wahlausgang einen entschiedenen Sieg der Rechten, zumal er eine vernichtende Niederlage der Republikaner und Linksliberalen ergab. Die Reformisten mit ihrem großsprecherischen Führer Melquiades Alvarez verschwanden fast völlig, dieser und der Radikalrepublikaner Alejandro Lerroux fielen in zwei Wahlkreisen durch, ebenso unterlag der dritte Helfershelfer der Entente Miguel Unamuno, Exrektor der Universität Salamanca, ein Haupt der Loge. Maura, der in Madrid und seiner Heimat Palma (Mallorca) glänzend gewählt wurde, war mit seinem Neutralitätsprogramm Sieger geblieben. Da er eigene Kandidaten bei der noch jungen Organisation der Partei noch nicht überall aufstellen konnte, so unterstützten seine Anhänger die übrigen Parteien der Rechten und der Rechtsliberalen Garcia Prietos, die gleichfalls für die Neutralität eintraten. Die Senatswahlen ergaben ein ähnliches Bild. Im Senat treten noch zu den Gewählten die 100 vom König ernannten, sowie die erblichen Mitglieder, ferner die Vertreter des hohen Klerus (9 Erzbischöfe und 9 Bischöfe), die dem Senat ein Schwergewicht nach rechts verleihen. Als Präsidenten ernannte der König deshalb auch den Konservativen Sanchez de Toca, der dies Amt schon unter Dato bekleidet hatte, während vom Kongreß der Rechtsliberale Miguel Villanueva, bisher schon Kammerpräsident, wieder gewählt wurde. So bedeutete der gesamte Wahlausfall einen glänzenden Sieg des Neutralitätsgedankens und einen moralischen Sieg Mauras, dessen Ideen sich durchgesetzt hatten. Der Kazikismus, der aus alter Gewohnheit noch zugunsten der Partei des Ministerpräsidenten nachgewirkt hatte, wird in späteren Wahlen seinen Einfluß mehr und mehr verlieren und die Reinlichkeit des politischen Lebens wird an die Stelle der bisherigen Korruption treten.

Das Kabinett Garcia Prieto sah sich durch die Wahlen vor eine neue Lage gestellt. Es hatte sich nur verpflichtet, die Regierung bis nach den Wahlen zu führen, die Thronrede und die Kammereröffnung vorzubereiten. Trotzdem wäre das Kabinett vielleicht noch am Ruder geblieben, wenn nicht über die Art der Behandlung der Heeresreform eine Spaltung eingetreten wäre, hervorgerufen durch den Kriegsminister La Cierva, der die Durchführung dieser Reform auf Grund eines Kgl. Dekrets ohne Mitwirkung des Parlaments verlangte. Auch andere Unstimmigkeiten trugen dazu bei, den Rücktritt von Garcia Prietos erstem Sammlungskabinett zu beschleunigen. Die Krisis, die dadurch entstand, war die schwierigste seit 1876, da Maura, den der König zu ihrer Lösung berief, bei der Linken keine Unterstützung fand und kein anderer Staatsmann angesichts der unsicheren Mehrheitsverhältnisse des Parlaments die Regierung übernehmen wollte. Erst das persönliche Eingreifen des Königs, der seine eigene Abdankung anbot, brachte die Lösung, indem die Staatsmänner erklärten, sich dem Wunsche des Königs unterzuordnen, der Maura als dem ältesten der früheren Ministerpräsidenten dieses Amt übertrug. In die übrigen Ministerien teilten sich die hervorragendsten Politiker des Landes. Garcia Prieto (Dem.) übernahm das Innere, Dato (konſ.) das Aeußere, Romanones (lib.) die Justiz, Alba (lib.) den Unterricht, Besada (konſ.) die Finanzen, Cambó (Regionalist) Handel und öffentliche Arbeiten, General Marina, z. Zt. der hervorragendste Militär Spaniens neben Weyler, das Kriegsministerium und Admiral Pidal die Marine, ersterer schon in konservativem, letzterer in liberalem Kabinett einmal Inhaber seines Postens. Ein solch' „Großes Kabinett" hatte Spanien noch nie gesehen. Sämtliche 4 ehemaligen Ministerpräsidenten figurieren in demselben. Santiago Alba ist Führer einer stärkeren liberalen Sezession. Gonzalez Besada, früher wiederholt Finanzminister und Kammerpräsident, ist ein hervorragender Fachmann, der schon dem Kabinett Maura von 1907 angehörte. Francisco Cambó, der Einzige, der noch nie Minister war, ist der Führer der katalonischen Regionalistenpartei, ein Mann, der an schöpferischen Ideen und persönlicher Bedeutung nur mit Maura verglichen werden kann. Nur La Cierva, der bisherige konservative Kriegsminister und Führer einer Gruppe, fehlt im Kabinett, da er das Kriegsministerium nicht erhalten konnte! Er wird später sicher noch eine wichtige Rolle spielen, denn er ist eine der bedeutendsten politischen Charaktere Spaniens.

Für Maura selbst bedeutet seine Reaktivierung nach 9 vollen Jahren eine späte, aber um so glänzendere Genugtuung. So langer Zeit bedurfte es, bis der Mann, den sein Landsmann José Montesinos in der „Nordd. Allg. Ztg." Spaniens größten Staatsmann seit Kardinal Cisneros nennt, ein Politiker, dessen Berufung das gutgesinnte Volk seit seinem Rücktritt von 1909 wiederersehnte, aus seiner erzwungenen Isolierung und Kaltstellung heraustreten konnte. Heute ist der Schatten Ferrers verblaßt, und auch in Deutschland hat man die Bedeutung und den wahren Wert dieses Mannes erkannt, den man einst als Mörder Ferrers und Handlanger der Inquisition glaubte an den Pranger stellen zu dürfen. Schreiber dieses darf mit Genugtuung darauf hinweisen, daß er die Bedeutung Mauras für Spanien schon vor 10 Jahren richtig erkannt hat.[2]) Mit bisher unerhörter Begeisterung hat das spanische Volk die Berufung Mauras aufgenommen und dem König in Madrid dafür riesige Ovationen dargebracht. Und die Freude des Volkes war nicht ungerechtfertigt. Denn, obwohl das Programm, welches Maura mit Gottes Hilfe (so erklärte er in den Kammern) zunächst zur Durchführung vorgenommen hatte, sich nur auf die Erhaltung der Neutralität, Durchführung der Heeresreform, Erledigung des Staatsvoranschlags und Amnestierung der politischen Verbrechen vom August 1917 erstreckte, begann der greise Ministerpräsident sofort damit, Reformen vorzunehmen, die von seiner ungeschwächten Tatkraft, Energie und Entschlossenheit, den günstigen Zeitpunkt zu nützen, glänzend Zeugnis ablegen.

Mit der Uebernahme der Regierung durch das neue, einzigartige Kabinett Maura nahmen die streikenden Beamten ihre Arbeit wieder auf, die „Juntas de Defensa" der Offiziere machten Frieden mit der Regierung, sodaß Maura in der Kammer sogar erklären konnte, sie würden die Oeffentlichkeit nicht mehr beschäftigen. Die Ordnung und Ruhe im Land war wiederhergestellt. In Frankreich und England rief die Nachricht von der Berufung Mauras große Enttäuschung hervor. Denn sie bedeutete ein starkes Festhalten an der entschiedenen Neutralitätspolitik nach außen und Erstarkung Spaniens im Innern. Kein Wunder, daß die Entente mit ihrer Hetze weiterfährt, zu der sie sich jetzt ein eigenes Organ in Madrid „El Sol" geschaffen und sogar einen eigenen Papiertrust daselbst gegründet hat, der den ententefeindlichen Blättern mit Papierentziehung drohte, sodaß die Regierung auf das Verlangen der neutralistischen Presse einschreiten mußte. Nicht weniger als 95 Prozesse wegen Beleidigung Deutschlands mußte die Staatsanwaltschaft gegen bestochene Organe der Entente einleiten. Neben dieser „Propaganda", die in der Hetze der „Sol" gegen die deutsche Botschaft, als angebliche Urheberin der Putsche vom August 1917 (im Verein mit Anarchisten!) ihren

[1]) Die Zahlen machen auf völlige Genauigkeit keinen Anspruch, da Nachwahlen, Doppelwahlen usw. stets noch Aenderungen herbeiführen.

[2]) „Maura der Regenerator Spaniens", Histor.-pol. Bl. 1907. 140[11]. Maura und die konserv. Partei in Spanien von G. Stezenbach, Konstanz 1911.

Gipfelpunkt fand, ging die französisch-spanische Annäherungsbewegung, geleitet von einem Komitee, an dessen Spitze in Spanien der konservative, aber frankophile Herzog von Alba, in Frankreich der Exminister des Aeußern, Senator Gabriel Hanotaux steht, Hand in Hand, zuletzt wurde mit der Veranstaltung einer Ausstellung französischer Gemälde auf die spanischen geistig führenden Kreise Einfluß zu gewinnen versucht. Der Eröffnungsfeier wohnten das Königspaar, Maura (der selbst ein guter Maler ist) und der Unterrichtsminister bei. Solchen Höflichkeitsakten darf man nicht zu viel Gewicht beilegen, aber man darf diese Dinge auch nicht unterschätzen, besonders da **Deutschland zur Zeit dem nichts entgegenstellen kann.** Uebrigens lassen sich in Spanien weder der König noch Maura durch solche Dinge darüber hinwegtäuschen, daß das Land von der Entente nichts Gutes zu erwarten hat. Es zeigt sich ja dies schon in der illoyalen Art und Weise, wie der spanisch-französische Wirtschaftsvertrag eingehalten oder vielmehr nicht eingehalten wird, durch den Spanien seinem in einer Krisis befindlichen Südfrüchtebau und Handel Absatz verschaffen wollte, wie man seine Schiffahrt behindert, seine Dampfer zwingt, Ententehäfen anzulaufen, Spanien die Juteeinfuhr unterbindet usw. Trotz alledem nahm die wirtschaftliche Lage in Spanien einen solchen Aufschwung wie in keinem anderen neutralen Land. Der Goldvorrat der Bank von Spanien erhöhte sich von 550 Millionen Pesetas vor dem Krieg auf über 2 Milliarden, obwohl der größte Teil der äußeren Anleihe im Laufe des Krieges aufgekauft wurde. Diese beträgt ungefähr 1 Milliarde Pesetas. Die spanische Valuta steht jetzt 60 Prozent über der französischen und noch 18 Prozent über der günstigen schweizerischen. Diese Lage benutzte Maura, der stets als ein vorzüglicher Finanzpolitiker galt, um die äußere Anleihe in eine innere umzuwandeln und die Goldwährung einzuführen. Diese Maßnahme ist geeignet, **den Kredit Spaniens ganz bedeutend zu erhöhen.** Ein weiterer Gesetzentwurf plant die „Nationalisierung der Militärindustrie", wonach aller Heeresbedarf Erzeugnis der einheimischen Industrie sein soll. Neben volkswirtschaftlichen Gründen ist hier die Absicht maßgebend, Spanien im Kriegsfall vom Ausland unabhängig zu machen. Von großer Wichtigkeit ist ferner der Entwurf eines Beamtengesetzes und Gehaltstarifs, durch welche in Spanien ein **politisch unabhängiger,** geschäftstüchtiger Beamtenstand geschaffen werden soll. Die übergroßen Gewinne der Schiffahrtsgesellschaften will Maura bedeutend beschränken und den gesamten Schiffsraum für die Regierung beschlagnahmen. Noch wichtiger ist sein Vorgehen in der Frage der Eisenbahnen, die bisher französischen Gesellschaften gehörten, was zu Vernachlässigung der spanischen Interessen und zur Korruption führte. Maura steuert nun auf die **Verstaatlichung der Bahnen** zu, was dem Staate bedeutende Einnahmequellen sichern würde. Die Regierung erwägt sogar die Untertunnelung der Meerenge von Gibraltar.[3])

So werden die Hoffnungen, die man in Spanien auf Maura setzte, nicht zu schanden werden, und unter der Führung dieses Staatsmannes, der das volle Vertrauen seines Königs genießt, geht Spanien einem neuen Aufschwung entgegen. Mögen dem schon an der Schwelle des Greisenalters stehenden, aber sehr rüstigen Ministerpräsidenten noch genug Jahre vergönnt sein, mit seinen Reformen die Grundlage zu einem **neuen Spanien** zu legen, das auch auf **Südamerika** wieder seinen kulturellen Einfluß ausüben kann. Die Erklärung des 12. Oktober, des Tags der Entdeckung Amerikas, zum Nationalfeiertag — auf Antrag der südamerikanischen Staaten — kann als ein günstiges Vorzeichen für eine Wiederannäherung der alten Kolonien an das Mutterland betrachtet werden. Gerade in Südamerika hat 1908 Mauras Wirksamkeit die höchste Anerkennung gefunden. In Jacinto Benavente, Spaniens bedeutendstem Dramatiker der Gegenwart, der selbst in Madrid auf Mauras Programm sich wählen ließ, hat Maura schon seinen Dichter gefunden, der ihn in seinem neuesten Drama „La ciudad alegre" („Die Stadt des Leichtsinns") in der Person des „Verbannten" das Gewissen des Staates darstellen läßt, das dem Volke die Bahn zur Gesundung und staatlichen Erhebung weist.

Spanien ist durch die Verblendung Frankreichs und Italiens und deren kommenden Niedergang berufen, an die Spitze der romanischen Nationen zu treten. **Deutschland** kann eine solche Entwicklung nur begrüßen!

[3]) Die weiteren diesbezüglichen Pläne enthüllte Maura in einer aufsehenerregenden Rede, in der er erklärte, Spanien müsse, um seinen Platz in der Meerenge von Gibraltar einzunehmen, sich schon jetzt bereit zeigen, ihn zu besetzen.

Die Hauptursache des Völkersterbens.

Von Geistl. Rat Prof. Dr. **Hoffmann,** München.

Große Sorge bereitet den ernsten und weiterblickenden Angehörigen unserer Nation das „**Problem der Zukunft des deutschen Volkes**", d. i. der **Geburtenrückgang.** Die erschreckenden Tatsachen der Statistik haben wir, „A. R." 1917 Nr. 1 und 2, dargelegt, ebenso die Bestrebungen, die Ursachen dieser Erscheinung zu ergründen und ihnen zu begegnen. Es besteht nun in Preußen im Ministerium eine eigene Kommission für die Geburtenrückgangsfrage, der Medizinaletat des Staatshaushaltes ersieht in ihr seine vordringlichste Frage, die Verhandlungen der Einzellandtage der Bundesstaaten widmen ihr einen weiten Raum, wie z. B. das preußische Abgeordnetenhaus am 17. und 19. Februar 1917, mit Unterstützung von Staatsministerien werden Kongresse von Sachverständigen in der Frage abgehalten, wie der von der „Deutschen Wacht" am 27. und 28. März 1918 in München veranstaltete. In zahlreichen Publikationen wendet man sich an die Oeffentlichkeit. Die Vorschläge beginnen sich zu teilweise tiefeinschneidenden öffentlichen Maßnahmen und Gesetzesvorschlägen zu verdichten. Wer möchte nicht all die Mittel gutheißen, die Hilfe und Heilung versprechen, wenn sie auch für den einzelnen und die Gesamtheit des Volkes schmerzlich sein mögen? Wir müssen indes sehen, daß **man den Hauptherd des Uebels nicht sieht oder nicht den Mut findet, ihn ernstlich anzupacken oder aber daß man glaubt, auch zum Ziele zu kommen, wenn dieser fortbestehen bleibt.** Wer die menschliche Natur kennt und die Lehren der Geschichte beachtet, wird unmöglich den Zweifel unterdrücken können, ob nicht bei solchem Heilverfahren alle Arbeiten und Opfer, die aufgewendet werden, umsonst sind oder nur geringen Nutzen bringen werden.

Wo aber liegt der Hauptherd des Uebels? In den **Attentaten unserer Zeit auf die Ehe.** Fachmänner und Behörden tagen und raten, um dem Sinken des Volkswachstums zu steuern, und unterdessen gehen im Volke Geister umher, die mehr verderben, als dort gutgemacht werden kann. Es sind dieses Leute, die mit **Wort und Schrift die Ehe in ihrer Wurzel angreifen und vernichten.** Die Ehe ist und bleibt aber die Stätte der Volksmehrung. Ihr Niedergang führt unfehlbar zum Abstiege der Volkskraft. Nun aber wird an dem Ruine der Ehe in neuerer Zeit unheimlich gearbeitet. Der Staat hat die Ehescheidung zugestanden und ihre Durchführung nicht sonderlich erschwert; damit wurde aus dem Baue der erste wichtige Stein herausgezogen. In den folgenden Dezennien höhlten destruktive Mächte den Bau immer mehr aus, namentlich aber geschieht dieses in unseren Tagen in mannigfacher Weise.

Die Unsittlichkeit dringt bis in die weite Oeffentlichkeit vor, **vergiftet und schwächt die Volksseele und vernichtet die Gesinnung, wie sie eine wahre christliche Ehe erfordert.** Die Sinnlichkeit, unnatürlich genährt, will nichts mehr von Verantwortlichkeit wissen und weist höhnisch die Opfer zurück, die in der Ehe gebracht werden müssen; sie widerstrebt, sich in ihrer niederen Form heben und läutern zu lassen und so den Erdgeist auszutreiben. Ein großer Teil der modernen Literatur im Roman und im Schauspiel atmet aber diese Gesinnung und erobert ihr in weiten Kreisen die Herrschaft. Naturalismus und Realismus des inneren und äußeren Lebens, bis zur schrankenlosen Heranziehung jeglicher Fragen und autonome Moral, die sich gegen alle „lähmenden Satzungen" auflehnt und ein uneingeschränktes Sichausleben fordert, machen die Ehe mit Vorliebe zum Problem; hierbei wird mit feinerer oder gröberer Derbheit ein richtiges Eheleben indirekt und direkt verspottet, der Verächter der Ehe ist mit Liebe behandelt und erscheint als Held, der brave Ehemann oder die sorgsame, opferbereite Frau werden als Toren, wenn nicht Idioten hingestellt. Dieses Evangelium, das ehedem nur den oberen Schichten verkündigt wurde, gelangt nun auch in die Niederungen des Volkes.

Zwei Strömungen richten sich weiter mehr unmittelbar gegen das Wesen der Ehe. Sie können bezeichnet werden **als Schrei gegen das Kind und Schrei für das Kind.** In ihrer Wirkung treffen sie auf verschiedenen Wegen zusammen, nämlich in der Entweihung der Ehe und in der Schwächung der Volkskraft.

Wir sehen ab von den Systemen des Malthusianismus und Neomalthusianismus, die aus Gründen der Schonung für die Frau oder aus volkswirtschaftlicher Erwägung einer Begrenzung des Nachwuchses das Wort reden. Es sei indes hingewiesen auf Bestrebungen, die **in dämonischem Fanatismus gegen germanisch-christliche Sittlichkeit in der Ehe eifern.** Der Zynismus dieser Männer und noch mehr des Chorus fanatischer Weiber ist derart, daß wir hier keine ausgeführte Darstellung geben wollen (Geheimer Medizinalrat Dr. Borntraeger, Düsseldorf, bietet eine Auslese der noch anständigsten Aeußerungen im „Volkswort" 1918 Nr. 3 u. 4, S. 36 ff.). Nur eine kleine Probe: die „Welt am Montag" meint in Nr. 51 vom 16. Dezember 1912 in einem Artikel „Wozu Kinder?" u. a.: „Nur eine Wohnung, in der es aus jeder Ecke brüllt, atmet wahrhaft deutsches Gemüt; unter Schnüren, auf denen Windeln trocknen, wandelt es sich ungestrafter als unter Palmen, und der Dunst der Kinderwäsche dünkt der treuen deutschen Nase lieblicher denn Ambra — —." Welch ein Hohn auf das deutsche Wesen von dem Verfasser Dr. Frosch! Eine neue Zeit schaut als Frucht dieser Bestrebungen die Frauenrechtlerin Marie Stritt: „Von jetzt an wird die Frau nicht mehr unter

ihrer Fruchtbarkeit wie unter einem Fluche aus dem verlorenen Paradiese seufzen; durch physiologisches Wissen ist sie nun die Herrin ihres eigenen Körpers, ihres eigenen Geschickes geworden."

Man glaube aber ja nicht, daß diese Stimmen vereinzelt sind und mehr in der Einsamkeit der Wüste ertönen. Ein großer Teil auch unserer Tagespresse, von bestimmten Witzblättern zu schweigen, sympathisiert damit oder duldet sie in ihren Spalten. Auch Aerzte mit bekannten Namen begünstigen diese Erscheinungen. Eine gegenwärtig vom Generalkommando verbotene Schrift des sozialdemokratischen Arztes Dr. Zadek, die den Anhang hat „Die Verhütung der Schwangerschaft", soll in einer Auflage von 3 Millionen verbreitet sein. In denselben Bahnen wandeln auch viele Bücher der „Naturheilkunde" und solche hausärztlicher Art, die in viele hunderttausend Familien die volksmörderischen Gedanken tragen. Berlin ist bereits soweit aufgeklärt, daß im August 1913 eine Volksversammlung für den Gebärstreik einen überfüllten großen Saal aufwies.

Damit geht Hand in Hand ein schwunghafter Betrieb mit antikonzeptionellen Mitteln, der nach einer Beurteilung im preußischen Abgeordnetenhause ein „öffentlicher Skandal" geworden ist. Hierzu gesellt sich der unheimlich häufig betriebene künstliche Abortus. So wird ein ungezählter Mord an Nichtgeborenen vollzogen — und zwar unter dem Schutze einer milden Auslegung von § 54 St. G. B., der einen Eingriff bei schwer bedrohtem Leben der Mutter gestattet. In „A. R." 1918, Nr. 1 f. werden in die Oeffentlichkeit gedrungene Geheimnisse mitgeteilt über das Treiben von gewissenlosen in größeren Städten nicht vereinzelt vorhandenen Aerzten, die in diesem Geschäfte spezialistisch tätig sind. In unserem Vaterlande kommen nach autoritativen Feststellungen auf 1900000 jährliche Geburten 200000 legal vorgenommene Abolitionen. Ist es aber wohl soziale Not, die Frau und Arzt zu einem derartigen frevelhaften Treiben führt? In der „Deutschen Hochschul-Zeitung. Akademisches Wochenblatt", Wien, vom 28. Julmonat (Dezember) 1916 führt mit bitterem Hohne Dr. Ad. Harpf, Leoben, aus, wie die Damen der höheren besitzenden Stände, die aus Eitelkeit, Bequemlichkeit oder anderen Gründen weiblicher Selbstsucht nicht Mutter werden wollen, zu einem der vielen beliebten und stets gefälligen Frauenärzte kommen, ihm ihr Unglück klagen und ihre Befürchtungen vortragen. Der Frauenarzt findet diese begründet, um sich aber für alle Fälle zu decken, zieht er eine Leuchte der medizinischen Wissenschaft bei, um den Fall vom strengwissenschaftlichen Standpunkt zu begutachten. Und er hat für gewöhnlich seinen kundigen medizinischen Gutachter schon bei der Hand. Der „Spezialist" erkennt natürlich auch sofort, um was es sich handelt, und gibt sein maßgebendes Urteil dahin ab, daß „in Anbetracht des Gesundheitszustandes der Dame das Kind genommen werden könne, weil mit oder infolge der Geburt eine Gefahr für das Leben der Mutter eintreten würde".

Welch eine furchtbare Anklage wegen Vergehens, um nichts anderes zu sagen, gegen die Volkskraft! Wir begreifen nun auch, daß man den weiten Volksschichten diese Vorkommnisse als ganz alltäglich zur Nachahmung vorstellt, und daß man darauf die Agitation zur völligen Aufhebung des vorhin genannten Paragraphen des Strafgesetzbuches begründet.

Dieser so betätigte Schrei gegen das Kind stellt Axthiebe dar, die wider die Wurzel der Ehe geführt werden, der natürlichen Stätte der Volksvermehrung. Dasselbe gilt von dem anderen Schrei, der namentlich von den modernen Frauenrechtlerinnen erhoben wird, nämlich dem Schrei für das Kind. Ihre Vertreterinnen verlangen, daß jedes gesunde Mädchen, namentlich in selbständiger Stellung, das über 25 Jahre alt sei und noch keinen Mann habe, das Recht auf ein Kind besitzen solle, ohne daß es die Bindung der Ehe auf sich nehme. Dabei ist man bescheiden; nur ein Kind wird gewünscht, und spricht dabei zugleich die Hoffnung aus, daß der Staat für dessen Unterhalt sorge. Schon sind weite, auch maßgebende Kreise, sei es aus Prinzip oder natürlicher Güte, bereit, der unehelichen Mutter mit ihrem Kinde gleiche Stellung und gleiche Rechte wie der ehelichen zuzugestehen („A. R." 1917, Nr. 2 S. 24). Auch hier sind es wieder Aerzte, die der Bewegung den wissenschaftlichen Anstrich zu geben bemüht sind.

Nun tritt in allerneuester Zeit der Vorschlag hervor, „die Nebenehe" als einziges Mittel zur schnellen Bildung einer „neuen und kräftigen Wehrmacht und Veredelung der Sittlichkeit" (!) zu gestatten. Unter diesem Titel erschien in Köln eine zur Massenverbreitung bestimmte Schrift, die wohl von dem Stellv. Generalkommando verboten wurde, aber doch eine beschränkte Verbreitung fand. Aehnliche Wünsche und Ratschläge tauchten außerdem in Wort und Schrift auf. Auf sie hat namentlich das Ausland, zumal das feindliche, ein aufmerksames Auge. So folgerte aus ihnen Lord Cecil den moralischen Niedergang Deutschlands, ähnlich machten es Zeitungen wie der Temps vom 15. Nov. 1917.

Wer möchte sich nach all dem wundern, wenn auch in unserem Vaterlande amerikanische Ideen Platz greifen, und man die Ehe auch für eine bestimmte Zeit und nur unter gewissen Bedingungen eingeht? Damit hängt die erschreckend wachsende Zahl der Scheidungen zusammen, nicht allein der oft leichtfertig vollzogenen Kriegstrauungen, sondern auch der Ehen aus vorausgehender Zeit. Ein typisches Muster bringen z. B. in dieser Sache die „Zeitbilder", Beilage zur Vossischen Zeitung vom 8. Febr. 1917 unter dem Titel „Veränderung. Ein Brief ins Feld". In demselben läßt der Verfasser, bzw. die Verfasserin, eine Frau ihrem Ehegatten, nachdem dieser vom Urlaub ins Feld zurückgekehrt war, den Ehebund aufkündigen. Die Erklärung schließt: „Der Krieg hat mir dich genommen — und mich dir. Dich hat er von mir fort verändert zu sich, und mich hat er von mir fort verändert zu mir. Laß uns das nicht tragisch nehmen, sondern wie es ist — und denken wir beide gerne an das, was war!"

In den Attentaten auf die christliche Ehe, in ihrer Entweihung und der überhandnehmenden Vereitelung ihres primären Zweckes liegt zweifellos die Hauptursache des Völkersterbens. Könnten hier jene, die sich bemühen zu helfen, nichts zur Heilung tun, muß insbesondere der Staat ohnmächtig dem Niedergange der Ehe zusehen? Auf diese Fragen wollen wir in einem weiteren Artikel antworten.

Probleme der Uebergangswirtschaft.

Von Ina Neundörfer, Mainz.

Es hat den Anschein, als ob in bestimmten Kreisen das Interesse und die Sorge für die Zeit nach dem Friedensschluß, speziell für die mit dem Schlagwort „Uebergangswirtschaft" gekennzeichnete Periode vorwiegen würden vor dem Bestreben nach Abhilfe der gegenwärtigen Kriegshärten und Schwierigkeiten. Bis zu einem gewissen Grade hat dies auch seine Berechtigung. Es ist allein schon rein psychologisch erklärlich, daß das Zukünftige, das noch Unbekannte Geist und Phantasie viel mehr beschäftigt, als das Gegenwärtige Dem Gegenwärtigen sieht man klar ins Auge. Man findet sich damit ab, tapfer oder resigniert, je nachdem. Das Kommende dagegen ist gestaltlos wie ein Phantom. Es gewinnt an Bedeutsamkeit durch den Umstand, daß es, aus der Entfernung gesehen, in bezug auf verlockende Reize oder drückende Belastung, leicht Dimensionen annimmt, die der späteren Wirklichkeit nicht entsprechen. Aber dieses vergrößerte Bild liegt doch als seelischer Druck auf dem Gemüt der großen Menge. Und nicht nur das. Es schafft konsequent auch vermehrte Verantwortlichkeitsgefühle bei denjenigen, die in der Zukunft einmal auf irgendeinem Gebiete zu organisieren, zu reformieren, zu leiten und zu tragen berufen sind. Hier liegt die vernünftige Begründung und auch die moralische Berechtigung zu jeder vorzeitigen Beschäftigung mit zukünftigen Dingen.

Zu den Trägern künftiger Verantwortungen gehören mit in erster Linie die großen sozialen und caritativen Organisationen, die Berufs- und Standesvereinigungen, all die Quellpunkte großer Ideen und Bewegungen. Keine wird daran vorbeikommen, im Rahmen ihres Programms sich mit den Problemen der Uebergangswirtschaft auseinanderzusetzen, die neuen Verpflichtungen und Aufgaben im Lichte der voraussichtlichen Verhältnisse jetzt schon in Betracht zu ziehen, sie zu studieren, zu zergliedern, Einzelgebiete herauszugreifen und möglichst frühzeitig den tiefsten Wurzelgrund vorzubereiten und zu bearbeiten, soweit er schon erreichbar ist. Dies gilt vor allen Dingen von jenen Zukunftsaufgaben, die eine innere Reform der Menschen anbahnen wollen. Aus einer solchen müssen ja die Früchte dieses blutigen und umstürzenden Krieges herauswachsen, sollen sie überhaupt von Dauer sein. Die innere Reform der Persönlichkeiten wie auch der großen Menge ist die Voraussetzung, die Grundlage, die Stütze und die Bürgschaft jeglicher Aufwärtsbewegung, wie wir sie nach dem Kriege erwarten, jeder politischen Klärung und wirtschaftlichen Hebung.

Diesen zwingenden Gedanken stellte Frl. Oberlehrerin Hopman (Köln) an die Spitze ihres Referates: „Die Probleme der Frauenarbeit in der Uebergangswirtschaft", gehalten auf der 7. Generalversammlung des K. F. D. in Fulda (9. bis 13. Juni). Das war ein Frauenwort! gestützt auf die erlebten Tatsachen eines erfahrungsreichen Berufslebens, geschöpft aus den gesegneten verborgenen Winkeln eines Frauengemütes, das inmitten aller ernsten, schweren und oft so hoffnungslos ernüchternden Wirklichkeitsarbeit sich den Ausblick auf jene Kraft- und Machtquellen gewahrt hat, die gar leicht unbeachtet bleiben oder gar verloren gehen in der Ueberschätzung statistischer Feststellungen, logischer Berechnungen und zahlenmäßig theoretisch kombinierter Hilfssysteme. Bei aller Wahrung strengster Sachlichkeit in der Darlegung der gegenwärtigen Verhältnisse, in der Aufstellung und Begründung der notwendigen Forderungen in bezug auf Arbeiterinnenschutz, Arbeitsvermittlung, Erwerbslosenfürsorge, auf Gewinnpolitik der Unternehmer, auf Schutz und Pflege des Familienlebens und der Mutterpflichten klang doch immer dieser eine warme Unterton mit, der dem oft traurigen und bedrückenden Tatsachenmaterial eine wohltuend versöhnende Note lieh.

Den gleichen Auftakt fand Frau Heßberger (Berlin) zu ihren Ausführungen über das gewiß schwerste Problem der Gegenwart wie der nächsten Zukunft; das den Deutschen wie den Christen mit gleich wuchtigem Ernst und innerer Erschütterung erfassen muß: „Die sozialen und wirtschaftlichen Forderungen zur Bevölkerungsfrage". Der Geburtenrückgang, die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten, das Anwachsen der Prostitution sind schwärende Wunden an unserem Volkskörper und schwere Sorgen be-

sonders für den Staatsmann wie für den Pädagogen der nächsten Jahrzehnte. Nur die sittlich-religiöse Erneuerung des einzelnen kann diesem Uebel steuern.

Auch die Ausführungen von Herrn Dr. Götz Briefs (Gießen) über „Die deutsche Ware in unserer zukünftigen Wirtschaftspolitik", in denen er sich über das staatspolitische Eingreifen in Volksbekleidung und Volksernährung verbreitete, setzten als Bedingung des Erfolges all dieser Maßnahmen die innere Bereitschaft des Volkes in unabänderliche Notwendigkeiten, das willige und gewissenhafte Sicheinfügen in den strammen Zwang gesetzlicher Organisation und Rationierung.

Die Referate: „Unsere Stellung zur Zentralisation der Wohlfahrtspflege in Staat und Gemeinde" (H. H. Prälat Dr. Werthmann, Freiburg i. B.), „Drängende Aufgaben auf dem Gebiet der Familienpflege" (Frl. Dr. Lauer, Köln) und auch das Referat des Hausfrauenabends: „Das Kleid der deutschen Frau" (Baroneß Ketteler, Schurgast) gingen naturgemäß über die jetzige Kriegsperiode hinaus und griffen mit ganz bestimmten Vorschlägen, Forderungen und Richtlinien in das noch ruhende Räderwerk der Uebergangswirtschaft ein.

So stand die diesjährige Generalversammlung des Kath. Frauenbundes Deutschlands, abgesehen von den innervereinlichen Angelegenheiten, in seinen Hauptreferaten ganz im Zeichen der Zeit, der brennenden Probleme der Uebergangswirtschaft vom Krieg zum Frieden. Doch all diese theoretischen Beratungen, Feststellungen und Berechnungen müssen jetzt schon gewisse praktische Resultate zeitigen. Es muß auch schon an die Bereitstellung und die Schulung der Kräfte gedacht werden, die diese Aufgaben einmal übernehmen sollen. Der Anteil der Frau an der Bewältigung dieser Aufgaben liegt zu einem großen Teile auf den Gebieten der Caritas und der sozialen Fürsorge. Hier wird es in der nächsten Zukunft nicht genug Kräfte geben können, die sich beruflich oder ehrenamtlich dieser öffentlichen Hilfsarbeit zur Verfügung stellen. Beide, die Sozialbeamtin wie die freiwillige Helferin, brauchen einen gediegenen Grundstock von fachlichem Wissen, von technischer Schulung für alle Sparten der öffentlichen Arbeit, um erfolgreich mitarbeiten zu können an dem heutzutage recht komplizierten Mechanismus der staatlichen und kommunalen Wohlfahrtspflege. Soziale und caritative Hilfsarbeit, besonders in den verwickelten Verhältnissen der Uebergangswirtschaft, denen wir entgegengehen, verlangt ganze Persönlichkeiten und ganze Kräfte. Auch wir Katholiken sehen uns vor, daß wir zur gegebenen Zeit eine genügende Anzahl fachlich geschulter, innerlich reifer und mit dem rechten Geiste arbeitender Kräfte vorschlagen und in die erstehenden Posten einstellen können. Unsere katholischen Sozialen Frauenschulen*) (München, Berlin, Heidelberg, Aachen) sind in wachsendem Aufblühen begriffen. Immer mehr dringt das Verständnis durch, wie verpflichtend einerseits für die große Menge selbständiger, berufsloser Frauen und junger Mädchen die klaffenden Lücken an Helferinnen in der sozialen und caritativen Arbeit ist, — wie aber anderseits kaum ein zweiter Beruf so sehr der natürlichen Frauenbestimmung zur Gattin und Mutter nahekommt, als das Arbeitsgebiet der Sozialbeamtin mit seinen mannigfachen Verpflichtungen zum helfenden Dienen, zum mütterlichen Beraten, zu fraulichem Beistehen, mit seinen vielen Gelegenheiten zu erzieblichem Einwirken und dem Pflegen zarter Beziehungen von Mensch zu Mensch. Man denke nur an das Amt einer Fürsorgerin, Schulpflegerin, Armen- und Waisenpflegerin, an die Beamtinnen der Berufsvormundschaft, an den Wirkungskreis der Kreisfürsorgerinnen auf den wichtigen Gebieten der Säuglingspflege, der Tuberkulosenfürsorge, der ländlichen Krankenpflege usw. Und auch die junge Helferin im Elisabethenverein, Fürsorgeverein usw. wird eine erhebliche Erleichterung in ihren Vereinsarbeiten, auf ihren stillen Liebesgängen verspüren, wenn sie nicht nur eng den einzelnen Fall und seine Regelung erfaßt, sondern auch die großen Zusammenhänge der sozialen Nöte und sittlichen Mißstände versteht, alle Hilfsmittel der öffentlichen Wohltätigkeit kennt und sie richtig auszuwählen und zu gebrauchen weiß. Vermehrte Freude an den übernommenen Pflichten, vermehrtes Zutrauen in den Erfolg der Arbeit werden ihre Leistungsfähigkeit und ihre Opferfähigkeit verstärken, — ein Segen, der letzten Endes den Armen und Leidenden zugute kommt.

Unter dem Eindruck des Ernstes und der Wichtigkeit der kommenden Aufgaben, und der Erkenntnis der Verpflichtung und Verantwortung jedes Einzelnen, nach dem Maße seiner Kräfte und seiner Einsicht mitzuwirken an der Neugestaltung unserer Zukunft, an der inneren Reform der Menschen, sei darum für alle in Betracht kommenden Frauenkreise auf die sozialen Berufe und auf ihre Ausbildungsstätten hingewiesen. Die Sozialbeamtinnen werden in der Zeit der Uebergangswirtschaft einen wichtigen Posten zu verwalten haben. Und es braucht gebildete Frauen und Mädchen an diesen Posten, die nicht nur in bezug auf Fachkenntnisse allen Anforderungen entsprechen, sondern die auch die inneren Voraussetzungen seelischer Zartheit, vornehmen Taktes, disziplinierter Charakterschulung und einer tiefen gläubigen Frömmigkeit in ihre Arbeit mitbringen.

*) Soziale und caritative Frauenschule des Kath. Frauenbundes in Bayern, München, Theresienstraße 25/1 Gg. Prospekte gegen Einsendung des Portos. Bericht der Schule über die Jahre 1909/18 (M 1.—).

Die Schlacht der goldenen Sporen.

Von P. Wirtz, Brüssel.

Wie alljährlich feierte am 11. Juli das vlämische Volk den Gedenktag der Schlacht der goldenen Sporen mit um so größerem Recht, als die damalige mit der heutigen Lage in Flandern viel Aehnlichkeit aufweist.

Dank des Fleißes seiner Bevölkerung, der günstigen geographischen Lage an den Gestaden der Nordsee, seiner kommunalen Freiheiten, seiner Märkte und Messen, sah Flandern Ende des 13. Jahrhunderts seinen Handel und sein Gewerbe sich derartig ausbreiten, daß es als das blühendste Land Europas angesehen wurde. Seine Messen in Brügge und in Thourout waren das Stelldichein der Kaufleute ganz Europas.

Leider mehrten sich in dieser Blütezeit die Anzeichen einer heranrückenden Krisis. Die Arbeiter, und namentlich die Weber, denen Flandern einen großen Teil seines Wohlstandes verdankte, zogen aus demselben nur wenig Nutzen und, um ihr Los aufzubessern, beschlossen sie, den Patriziern die Gemeindeverwaltung zu entreißen. Anderseits wollte der Graf von Flandern und Vasall des Königs von Frankreich seine Macht auf Kosten der Gemeinden verstärken. Frankreich erhob um die damalige Zeit das Haupt und wollte Flandern zu einer französischen Provinz machen, eingedenk des Wortes Philippe-Augusts: „Frankreich wird Flandern aufsaugen oder von ihm aufgesogen werden." In dem Streit gegen die Gemeindeverwaltungen stellte sich Guido von Dampierre auf die Seite des Volkes oder der Arbeiter-Innungen, clauwaerts (von clauw, Klaue des Löwen von Flandern). Sofort trat Philipp der Schöne, König von Frankreich, auf Seite der Bürger und Edelleute, der Leliaerts (von lelie, Lilie aus dem französischen Wappen). Der König behandelte seinen Vasallen derartig, daß dieser gezwungen war, sich aufzulehnen. Er warf sich in die Arme Englands, als aber französische Truppen Flandern überfluteten, war kein Engländer zur Stelle; von ihnen im Stich gelassen, wurde Guido besiegt und als Lehnsfrevler in den Kerker geworfen. Die Leliaerts feierten große Feste zur Feier des französischen Sieges und Jaques de Chatillon wurde Gouverneur von Flandern. Die von ihm erhobenen Steuern für Begleichung der Unkosten, welche die Siegesfeier erfordert hatte, schlugen dem Faß den Boden aus und das Volk erhob sich. Ein unbekannter Weber, Pieter de Coninck, und Jan Breydel führten die Innungen in den Kampf gegen die Leliaerts, die Chatillon unterstützte. Am 17. Mai 1302 sandte er Truppen nach Brügge, um die Ordnung wieder herzustellen, und in der Nacht, die in der Geschichte den Namen „Brügger Metten" führt, wurden die Franzosen niedergemacht.

Philipp der Schöne betraute Robert von Artois mit einem Heere von 60 000 Mann, bestehend aus der Blüte der französischen Ritterschaft, das sich vor den Toren der Stadt Kortrijk aufstellte, die Toten von Brügge zu rächen. Dort stellte sich ihr die flämische Armee unter dem Befehle von Guido von Namur und Wilhelm von Jülich entgegen. Sie hatte eine ausgezeichnete Stellung inne: im Rücken die Lys, rechts die Wälle der Stadt, links und vorne die beiden Bäche Groningen und Neerlander, dazwischen im Vorgelände sumpfige Wiesen. Die Leute waren hauptsächlich bewaffnet mit dem furchtbaren Goedendag (eiserne Keule mit Spitzen).

Am Morgen des großen Schlachttages durchschritten Geistliche die Reihen und spendeten die Sakramente; ein Priester erteilte den sakramentalischen Segen und kniend brachte jeder Soldat ein Stückchen der Erde, die sein Blut tränken würde, an die Lippen. Mit diesen Fußtruppen von Bauern und Arbeitern würden die französischen Ritter und Leliaerts, die hoch zu Roß einherritten, schon fertig werden, und sogar spielend, meinte Robert von Artois. Aber es kam anders. Unter ausgezeichneter Führung und mit dem Bewußtsein, für ihre Existenz zu streiten, zogen die Flamen in den Kampf und der Leineweber hielt dem Ritter stand. Robert von Artois und zahlreiche Edelleute blieben tot auf dem Schlachtfeld liegen. Ungefähr 6000 Leichen blieben auf dem Kampffeld, wo die Sieger 700 goldene Sporen — eine Auszeichnung der französischen Ritterschaft — sammelten, woher der Name der Schlacht.

Der so zum Scheitern gebrachte Einbruch Frankreichs in Flandern war der sechsundzwanzigste seit dem Frieden von Verdun im Jahre 843, der über das Geschick von Flandern beschloß. Daran hätte das offizielle Belgien denken sollen, als es, lang vor dem gegenwärtigen Weltkrieg, sich der Entente verschrieb. Wenn sich die Lenker der Geschicke Belgiens, anstatt Maeterlinck nachzuplatschen, daß die Sporenschlacht eine Katastrophe für die Kultur sei, sich des Beispiels von Guido von Dampierre erinnert hätten, als, genau wie heute, bereits vor 600 Jahren die Engländer ihre Verbündeten im Stich ließen, hätten sie sich viel Elend erspart.

Offiziell hat das vorkriegliche Belgien die Schlacht der goldenen Sporen, von der alle ernsten vlämischen Geschichtsschreiber behaupten, daß sie Flandern vor der französischen Herrschaft bewahrt habe, niemals gefeiert. Hendrik Conscience blieb es vorbehalten, 1835, mit seinem „Löwen von Flandern" die Gemüter der Flamen anzufeuern und sie an die Freiheitskriege von 1302 zu erinnern. Allmählich kamen die Kämpfer von Kortrijk zu Ehren und die Sporenfeste zu großem Glanze, namentlich seitdem 1902 gelegentlich der 6. Jahrhundertfeier das Siegesdenkmal auf dem Schlachtfeld von Kortrijk errichtet wurde.

„Weibsteufel" und — „Werther".

Von Dr. Joh. Stechele, München.

Als der 25jährige Goethe seinen „Werther" schrieb, erweckte er Begeisterung, aber auch heftigen Widerspruch. Diese Geschichte seiner Liebesqualen und seines Lotte-Romans war Gift für junge Seelen und es war begreiflich, daß sich insbesondere auf kirchlicher Seite Stimmen erhoben, die vor dem „Werther" warnten und ihn als schädliche Lesung für die Jugend verboten. Aber nicht nur bei den Katholiken, auch bei den Protestanten wurden alsbald die ernstesten Bedenken gegen Goethes Jugendwerk laut, wenn es auch, rein künstlerisch genommen, vollkommen war. Hat man die widersprechenden Zeitgenossen Goethes damals für so arg rückständig gehalten und über ihren Widerspruch einen so großen Lärm aufgeschlagen? Kein anderer als Goethe selbst war es, der so einsichtsvoll, aber auch so offen war, die Berechtigung des lauten Einspruches zuzugeben. Von dem „Werther" erschien sehr bald eine italienische Uebersetzung in Mailand. „Aber", so erzählt Goethe Eckermann, „von der ganzen Auflage war in kurzer Zeit auch nicht ein einziges Exemplar mehr zu sehen. Der Bischof war dahinter gekommen und hatte die ganze Edition von den Geistlichen in den Gemeinden aufkaufen lassen. Es verdroß mich nicht, ich freute mich vielmehr über den klugen Herrn, der sogleich einsah, daß der Werther für die Katholiken ein schlechtes Buch sei, und ich mußte ihn loben, daß er auf der Stelle die wirksamsten Mittel ergriffen, es ganz im Stillen wieder aus der Welt zu schaffen."

So urteilte Goethe unbefangen über die Maßnahme eines katholischen Bischofs, wenngleich er selbst dadurch in Mitleidenschaft gezogen wurde. Damit vergleiche man die Erscheinungen dieser Tage, als wieder ein katholischer Bischof gegen eine Dichtung auftrat und sie als gefährlich für Sitte und Glauben bezeichnete. Schönherr dürfte sich schwerlich zu dem Standpunkte Goethes aufgeschwungen und zugestanden haben, daß der Münchener Erzbischof mit seinem Vorgehen im Rechte sei. Noch weniger zu reden von den Anhängern des Wiener Verfassers und der ihm ergebenen Presse. Was der Erzbischof in seiner Predigt vorausgesagt, ist eingetroffen. Man hat mit den großen Worten von Kunst und Freiheit gearbeitet und von einem Anschlag auf ihre Rechte geredet. Aber unverrückbar bleibt das Gesetz der Tafeln von Sinai und die zehn Gebote Gottes sind auch nicht durch die sogenannte Aufklärung unserer Zeit außer Kurs gesetzt worden. Erzbischof Faulhaber wandelte in den Fußtapfen seines Mailänder Amtsgenossen aus dem 18. Jahrhundert, er konnte auch gar nicht anders handeln. Der Heranziehung von Schönherrs Stück liegt natürlich auch nur der leiseste Gedanke fern, es etwa auf eine Stufe mit Goethes Werk stellen zu wollen. Aber gemeinsam ist beiden Stücken, daß kirchlicherseits davor gewarnt wurde, mit dem großen Unterschiede allerdings, daß dies zu Goethes Zeit als selbstverständlich galt.

Man könnte nun einwenden: die katholische Engherzigkeit ist sich eben zu allen Zeiten gleich geblieben. Mit nichten! Goethes „Werther" ist auch von den protestantischen Zeitgenossen Goethes verurteilt und verworfen worden. Protestantische Pastoren und Professoren haben es verdammt. So heißt es in Schubarts Deutscher Chronik, Augsburg, 27. Februar 1775: „Die hochwürdige theologische Fakultät zu Leipzig hat kürzlich die Leiden des jungen Werthers konfisziert". Die dänische Regierung wies den „Werther", sobald er ins Dänische übersetzt war, an eine Kommission von drei theologischen Zensoren, welche denselben am 16. September 1776 als ein gefährliches Buch bezeichnete. Der Roman hatte (Vergl. Baumgartners klassisches Goethe-Werk) solchen Absatz gefunden, daß die Zensoren in drei Buchläden vergeblich nach einem Exemplar fragten. Als sie in einem vierten endlich ein Exemplar aufgetrieben hatten, „fanden" sie: „daß es für die Wenigen, die es ohne Schaden lesen könnten, ein langweiliger Zeitverlust ist.... Allein für die Menge und besonders für jene Menge, die zu unordentlichen Liebschaften starke Neigung hat, und am meisten für jene, bei denen eine solche Leidenschaft noch durch Lesung loser Poeten und Romane, Einbildung und böse Lust aufgeregt worden ist, erachten wir dieses kleine Buch als sehr verführerisch und deshalb nicht allein schädlich für die christliche Religion, sondern auch für bürgerlich gute Sitten". Auch Aufgeklärte und Rationalisten verwarfen es. Am merkwürdigsten übrigens war das verwerfende Urteil Lessings. Es befriedigte sein künstlerisches Empfinden nicht, indem er es an den Kunstwerken der Alten maß.

Der Münchner Oberhirte befindet sich in guter Gesellschaft, und der Vorwurf der Engherzigkeit trifft ihn ebensowenig wie den Bischof von Mailand, dem Goethe das Recht der Warnung zubilligte. Die Kundgebung des Erzbischofs hat ein starkes Echo gefunden, er hat aus allen Kreisen, von Hoch und Nieder, Zustimmungen erhalten und den Ausdruck der Freude über sein Vorgehen, und das auch von nichtkatholischer Seite. Es ist nicht die erste Kundgebung dieser Art innerhalb unserer Mauern während dieses Krieges. Von einer anderen hohen Stelle aus ist eine warnende und tadelnde Stimme erklungen und hat dem leichten Sinn der Zeit ins Gewissen gesprochen. Es war der frühere Polizeipräsident v. Grundherr, der Amtsvorgänger des jetzigen Münchener Polizeipräsidenten. Er hat bekanntlich in einer Versammlung die Sünden der Heimat, besonders der Großstadt München, in dieser schweren Zeit bloßgestellt und gegeißelt und namentlich auch auf den Unflat von literarischen Erzeugnissen hingewiesen.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Oertliche Kämpfe. Amerikanische Flugzeuge gegen Koblenz.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

8. Juli. Stärkere Vorstöße des Feindes bei Merris und südlich der Lys scheiterten. Vorstöße des Feindes gegen den Clignon-Abschnitt und südwestlich von Reims wurden abgewiesen.

9. Juli. Südlich des La Bassee-Kanals wurden mehrfach wiederholte Teilangriffe, auf dem Nordufer der Somme starke Vorstöße des Feindes abgewiesen. Am Walde von Villers-Cotterets scheiterten Teilangriffe der Franzosen in unserem Kampfgelände. Gestern wurden 18 feindliche Flugzeuge abgeschossen.

10. Juli. Der Franzose setzte seine heftigen Teilangriffe fort. Südwestlich von Noyon und südlich der Aisne stieß er mehrfach mit stärkeren Kräften vor und setzte sich in den Gehöften Porte und des Loges westlich von Antheuil, sowie in alten französischen Gräben nördlich von Longton fest. In den anschließenden Abschnitten wurde er durch Feuer abgewiesen. Bei einem örtlichen erfolgreichen Vorstoß westlich von Chateau-Thierry machten wir Gefangene. Im Sundgau brachten Stoßtrupps aus französischen Gräben nördlich von Largitzen Gefangene zurück.

11. Juli. Ein stärkerer Vorstoß des Feindes nordöstlich Béthune wurde abgewiesen. Erneute Teilangriffe, die der Feind aus dem Walde von Villers-Cotterets heraus führte, drückten unsere Posten an den Savières-Grund zurück.

Von einem Geschwader von sechs amerikanischen Flugzeugen, die Koblenz angreifen wollten fielen fünf Flugzeuge in unsere Hände. Die Besatzungen wurden gefangen.

13. Juli. Südwestlich von Bailleul wurden mehrfache Angriffe stärkerer englischer Abteilungen abgewiesen. Ebenso scheiterten nächtliche Vorstöße des Feindes nördlich von Albert. Heftigem Feuerkampf auf dem Westufer der Avre folgten zwischen Castel und Mailly Teilangriffe der Franzosen, die der Feind am Nachmittage bei Mailly, am Abend in dem ganzen Kampfabschnitt nach erneuter stärkster Artillerievorbereitung wiederholte. In Castel und im Gehöfte Anchin setzte sich der Feind fest. Oestlich dieser Linie brachen seine Angriffe in unserem Gegenstoß zusammen. Erneute Vorstöße des Feindes nördlich von Longpont und südlich des Ourq wurden abgewiesen. Nordwestlich von Pont à Mousson und im Favegrund scheiterten nächtliche Vorstöße des Feindes.

Der Luftkampf im Juni.

Im Juni wurden an den deutschen Fronten 468 feindliche Flugzeuge, davon 92 durch unsere Flugabwehrgeschütze, und 62 Fesselballone abgeschossen. Hiervon sind 217 Flugzeuge in unserem Besitz; der Rest ist jenseits der gegnerischen Stellungen erkennbar abgestürzt. Wir haben im Kampf 153 Flugzeuge und 51 Fesselballone verloren.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Teilkämpfe in Italien. Zurücknahme der österreichischen Front in Albanien.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

8. Juli. Das Ringen um die Tassonstellungen östlich des Monte Pertica dauerte bis zum Nachmittag an. Siebenmal hatte sich das tapfere Otocacer-Regiment Nr. 79 im Gegenstoß auf den Feind geworfen, ehe dessen Angriffskraft völlig gebrochen war und er endgültig in seine Gräben zurückflüchten mußte. Der Regimentskommandant der Otocacer, Oberstleutnant Karl Zeller, ist an der Spitze seiner Braven den Heldentod gestorben.

In Albanien ging gestern der Italiener an der mittleren und unteren Voiusa mit starkem Westflügel zum Angriff über. Wir nahmen unsere ins Flußtal vorgeschobenen Posten gegen die Hauptstellung zurück.

9. Juli. Südwestlich von Berat kam es zu Gefechten. Im Zusammenhang mit diesen Kampfhandlungen erzielten die Franzosen am oberen Devoli Raumgewinn.

10. Juli. Im Brentatal schlugen unsere Sicherungstruppen einen italienischen Vorstoß ab. Unsere albanische Südfront wurde vor dem Drucke starker feindlicher Kräfte über die Linie Berat—Fyeri zurückgenommen.

Vom Büchertisch.

Pesch Johannes, Die Glocke. A. Laumannsche Buchhandlung, Dülmen i. W. Ladenpreis kart. ℳ 1.80. — Die Arbeit hat einen rein kompilatorischen Wert und ist ein Zeugnis eminenten Fleißes und wahren Sammeleifers. Pesch gibt einen kurzen Ueberblick über die Geschichte der Glocke und der Glockengießer, und zwar mit lobenswerter Kürze. Er trägt viel Interessantes, noch nicht Gewußtes aus der Sage und dem Volksglauben über die Glocke in seinem Büchlein zusammen. In besonders dankenswerter Weise teilt er aus der Glockenlyrik und aus der Glockensage ganz prächtige poetische Erzeugnisse mit. Dr. Decker.

Der Weltkrieg. Hefte des Sekretariats sozialer Studentenarbeit (M.-Gladbach). Preis je 25 Pfg. Heft 86: Rechtsberatung im Kriege von Karl Zurnieden (Worms). Ein mit warmherzigem, sozialem Gefühl und mit Beherrschung des Stoffs gewandt geschriebenes Heftchen, das lebende Bilder aus der Kriegsberatung bietet. — Heft 95: Der Arzt im Weltkrieg von Heinz Lossen (Darmstadt). Eine lesenswerte gedrängte Darstellung der vorbeugenden, rettenden und heilenden Samaritertätigkeit des Arztes in diesem Kriege. — Heft 96: Das deutsche Volkslied nach dem Kriege von Johannes Hatzfeld (Paderborn). Eine wertvolle, sehr flott und kenntnisreich geschriebene Abhandlung über die Bedeutung des deutschen Volksliedes in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Verf. preist ohne Uebertreibungen, aber mit viel Wärme und Gemüt die nationale, kulturelle und soziale Aufgabe des Volksliedes. Der Gassenhauer findet die gebührende „Beachtung". — Heft 98: Julius Bachem † von Hermann Cardauns (Bonn). Diese kleine, aber sehr interessante Schrift ist hauptsächlich deshalb so reizvoll, weil kein Geringerer als Professor Cardauns über keinen Geringeren als Julius Bachem schreibt. Aug. Nuß.

Der Hebräerbrief. Wissenschaftlich-praktische Erklärung von Dr. Julius Graf, Oberpräzeptor am Realgymnasium zu Schwäbisch-Gmünd. Gr. 8° XVI u. 332 S. ℳ 14. Freiburg, Herder, 1918. In gründlicher Arbeit will dieses Werk den tiefen, reichen Gehalt jenes neutestamentlichen Buches leichter zugänglich machen, von dem der Verfasser S. 280 sagt, ein mit sieben Siegeln verschlossener Brief, ein Fremdling mit schwarzen Augen — so mutet uns der Hebräerbrief an. Und doch enthält er Goldadern, welche dem praktischen Leben soviel Reichtum bieten. Die erhabene Gedankenwelt des immerwährenden Hohenpriestertums Jesu Christi im Himmel und auf dem Altar der hl. Messe, als Hauptgegenstand des Hebräerbriefes, tritt durch diese einläßliche Erklärung in helles Licht. Graf bahnt dem Eindringen in diese für das Glaubensleben so fruchtbare Gedankenwelt die Wege durch eine genaue Zergliederung dieses Apostelbriefes, wobei jeder Textabschnitt durch eine zutreffende Ueberschrift gut gekennzeichnet wird. Einer gut begründeten Uebersetzung des jeweiligen Abschnittes reiht sich eine freiere Wiedergabe des Sinnes an, dann die eingehende wissenschaftliche Erklärung an der Hand des griechischen Textes. Zusammenfassend wird in einem abschließenden Kapitel Anleitung geboten, wie der Hebräerbrief mit seinem reichen Inhalt an erhabenen Wahrheiten und kräftigem Ansporn zu einem im Opfergeiste Christi erfaßten Leben zu verwerten ist für das eigene Seelenleben wie auch in der Ausübung des Seelsorgerberufes. — Dieser Kommentar erweist sich ebenso als Bereicherung der wissenschaftlichen Schrifterklärung, wie als willkommene Grundlage praktischer Schriftverwertung. O. Heinz.

Codicis Juris canonici canones selecti usuique cleri saecularis accommodati. Trier, Paulinusdruckerei 1918. 40 Pf. 20 S. Eine Zusammenfassung der für den Weltklerus und die Seelsorge wichtigsten Bestimmungen aus dem neuen kanonischen Rechtsbuch der Kirche. Sie wurde amtlich in den Sprengeln der niederrheinischen Kirchenprovinz bekanntgegeben. Als rasch und verläßlich unterrichtender Ueberblick wird das in handlicher Ausgabe vorliegende Werkchen allgemein erwünscht sein. O. Heinz.

„Judith."

Die Schaubühne ist mehr als jede andere öffentliche Anstalt des Staates eine Schule der praktischen Weisheit, ein Wegweiser durch das bürgerliche Leben, ein unfehlbarer Schlüssel zu den geheimsten Zugängen der menschlichen Seele." Diese Worte Schillers sollten eigentlich auf jede Schaubühne Anwendung finden können. Leider ist es nicht so. Erst die letzten Wochen haben uns wieder deutlich gezeigt, welch verkehrte Wege unsere moderne Bühne einschlägt. Aber sicher finden diese Worte Anwendung auf die biblischen Spiele. Hier schöpft die Dichtung aus dem Quell der Wahrheit, sie zeigt uns Männer und Frauen, an deren Taten wir uns erbauen, deren Leben wir zur Richtlinie unseres eigenen Lebens nehmen können.

Eine Heldin, die so recht ein Bild des Glaubens und des Vertrauens darstellt, führt uns der als hochsinniger Dichter bekannte Pfarrer in Waal, Geb. Wieser, vor Augen in seinem Schauspiel „Judith", das er am 29. Juni im Passionstheater seiner Pfarrei zum ersten Male über die Bretter gehen ließ. Es spricht in edler Sprache, voll Schönheit und Kraft, eindringlich zu den Herzen des Volkes. Seine „Judith" ist nicht entstellt und verzerrt, sie ist die biblische geblieben. Gott ruft sie und sie gehorcht. Wie wunderbar sind die Worte, mit denen sie dem Fürsten von Bethulia und dem Hohepriester ihre Berufung von Gott mitteilt:

„Die vor euch steht, die ist das Werkzeug Gottes,
der Schwachheit Bild hat dieser auserwählt,
daß offenbar sein Ruhm und seine Allmacht.
— — — — — — — — — —
Wenn der Sturm hinfährt übers Meer,
das still und lächelnd lag im Sternenschein,
und nun die Wogen sich erheben himmelhoch,
und des Meeres Stimme die Nacht erfüllt
schauerlich groß —
ist's nicht des Sturmes Kraft,
die in die Zügel nahm das schlummernde Gewässer,
es aufpeitscht, daß es brüllt und rast?
So aber nahm des Himmels Gewalt
meine stille Seele in straffe Zügel.
So mußt ich reden, weil ich gehorchen muß
und handeln muß im Gehorsam."

Der erste Akt führt uns in das Zelt des Holofernes. Tyrannei und Grausamkeit tritt uns entgegen, ein Wüstling, der im Blute watet, ein Uebermensch, der keinen Höheren über sich dulden will und deshalb sich als Gott verehren läßt, dem Gott der Juden aber den Krieg ansagt. Ungeduldig erwartet er die Rückkehr Achiors, eines jungen Offiziers, den er als Kundschafter ins Judenland gesandt. Aber dieser bringt ihm keine gute Nachricht. Er kehrt zurück als einer, der an Jehova glaubt und warnt seinen Herrn vor dem Kriege mit den Juden.

„. . . . Schirmt Jehova noch sein Judenvolk,
dann wird ein Weib den Holofernes schlagen!"

Voll Zorn erfüllt läßt Holofernes Achior dem Feinde ausliefern.

Der zweite Akt zeigt das jüdische Volk in Bethulia, wie es vor dem Tempel betet. Aber die Not des Krieges hat das Volk vielfach wankend gemacht im Glauben an seinen Gott. Verzweifelt schreit es nach Wasser und Brot. Es hört nicht mehr auf die Stimme seines Fürsten und des Hohepriesters und fordert die Uebergabe der Stadt. Da erscheint Judith. Sie tröstet das Volk und spricht ihm Mut zu.

Den Höhepunkt erreicht das Stück im dritten Akte. In Judith wird der Gedanke wach, das Judenvolk zu retten. Gewaltige Seelenkämpfe bemächtigen sich ihrer. In heißem Gebete wendet sie sich zu Got: um Hilfe. Es erscheint ihr ein Engel und bringt ihr die Botschaft, daß Gott sie auserwählt, das Judenvolk zu retten. Der Engel erinnert sie an eine andere jüdische Heldin, die Sisara tötete.

„Du sollst wie Jahel sein,
den Holofernes sollst du schlagen!"

Der assyrische Offizier Achior erscheint in ihrem Gemache. In kräftiger Sprache zeichnet er ihr ein Bild von Holofernes, dem Manne des Hasses und des Schreckens, und warnt sie vor ihm. Doch ihr Entschluß ist fest. In Gehorsam gegen Gott handelt sie, und geschmückt wie eine Königin zieht sie ins Lager des Holofernes.

Im vierten Akte sehen wir Judith in Holofernes Gezelt. Sein Innerstes wird ergriffen von der Schönheit und Anmut der jüdischen Frau. Der Blutmensch unterliegt ihrer List. Als Königin will sie ihn durchs Judenland nach Jerusalem führen. Zu ihren Ehren gibt er ein großes Gastmahl. Die Kraft des Weines überwältigt ihn. In Trunkenheit tötet er seinen Kämmerling. Die Höflinge ziehen sich zurück. Bald liegt er betrunken am Boden. Jetzt war für Judith der Augenblick gekommen, ihr Werk zu vollbringen. Doch das Menschliche in ihr sträubt sich dagegen, einen Menschen zu töten. Schwer und hart kämpft ihre Seele, aber der Gehorsam gegen Gott siegt: sie ergreift das Schwert und schlägt Holofernes das Haupt ab. Mit dem blutenden Haupte verläßt sie das Lager. Achior, der ihr gefolgt war, um sie zu schützen, sieht das Geschehene und beschuldigt sich selbst des Mordes, um die Geliebte nicht in Gefahr zu bringen. Er wird von seinem Vater niedergestoßen und vor die Mauern Bethulias geworfen.

Im letzten Akte sehen wir Judith als Heldin unter dem Jubel des Volkes in Bethulia einziehen. Im Tempel singt sie dem Herrn ihr Danklied. Achior wird als Sterbender vor den Tempel getragen und er gibt seinen Geist auf mit den Worten: „Judith, ich glaube."

Gesänge und Chöre sind in das Stück, das außerdem mit großen Volksszenen ausgestattet ist, eingefügt, wodurch die Wirkung des Ganzen gehoben wird.

Es war keine leichte Arbeit, bei der knappen Auswahl der Kräfte dieses gewaltige Stück, an dem etwa 120 Personen mitwirkten, in so hochbefriedigender Weise durchzuführen. Die Trägerin der Titelrolle, Sieglinde Filchner, hat sich ihrer gewaltigen Aufgabe mit großem Geschick zu entledigen gewußt. Die schweren seelischen Kämpfe, die Festigkeit im Entschlusse, die Zähigkeit in der Ausführung, die Anmut und Würde, welche den Tyrannen gefangen nahmen, der demütige Gehorsam gegen den Herrn und die Liebe zum eigenen Volke wurden von der Darstellerin in glücklicher Weise zum Ausdrucke gebracht. Ihr Spiel war eine hervorragende Leistung. Holofernes fand in Karl Schempp einen prächtigen Darsteller. Er verstand es, dem Feuer der Leidenschaft kraftvolle Gestaltung zu geben. Der jugendfrische Achior hatte einen trefflichen Vertreter in Gebhard Heinz. Frisch und lebendig war sein Spiel, auch den tiefsten Empfindungen wußte er glücklich gerecht zu werden. Alle Darsteller haben sich bemüht, ihr Bestes zu geben, so daß das Stück einen schönen, hochbefriedigenden Abschluß fand. Die Wiedergabe des Ganzen ließ auf eine vortreffliche Leitung schließen, die es verstand, die Kräfte richtig einzuschätzen und auszunützen.

Pfarrer Wieser hat mit seiner „Judith" eine glückliche Hand gehabt, und es wäre nur zu wünschen, daß dieses vollwertige Schauspiel auch an größeren Bühnen Eingang finden möchte.

F. Aker, Kirchheim.



Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Ob die „Kameliendame“ zu jenen Meisterwerken unserer Feinde gehört, die wir auch während der Kriegszeit nicht von unserer Bühne verbannen können, ist eine Frage, die sich ruhig verneinen läßt. Ueberlegen wir recht, so haben wir recht lange ohne sie ausgehalten. Im letzten Jahrzehnte wenigstens war sie ganz vergessen und lebte nur noch in der musikalischen Umformung als „Traviata“ Giuf. Verdis auf unseren Brettern. Als Roman kann die rührsame Geschichte von der wahren Liebe der großen Demimondaine heuer ihren 70. Geburtstag feiern, das Drama ist nur wenige Jahre jünger. Seit den Anfängen des zweiten Kaiserreiches hatte das Stück auf der französischen Bühne seine beherrschende Stellung und auch auf den deutschen Brettern hat die Rolle der Marguerite Gauthier in langen Jahrzehnten als eine der erstrebenswertesten Schauspielerinnenrollen gegolten. Erst in den Zeiten des Naturalismus trat das Drama des jüngeren Dumas mehr und mehr in den Hintergrund. In der Grundtendenz des menschlichen Eintretens für die von der Gesellschaft ausgestoßene Dirne hatte das alte Stück und die neue Schule gemeinsames, allein die idealistische Färbung ließ das Drama als zu unwahrscheinlich erscheinen. Nur bei ausländischen Gastspielen erschien die Kameliendame noch auf der Bühne. Sarah Bernhard, die in ihren Jugendtagen nur um den Preis der Rückgabe Elsaß-Lothringens in Deutschland hatte spielen wollen, tat es später erheblich billiger. Wir bewunderten kühl die posereiche Dressur ihrer Stilkunst, während uns die tiefe Menschlichkeit einer Eleonore Duse zu stärkstem Miterleben hinriß. — Wenn nun Hermine Körner die fast verschollene Rolle hervorholte, so durfte man eine Virtuosenleistung erwarten, die die vielen Wirkungen, die diese Partie ermöglicht, reichlich ausnützt; aber sie tat viel mehr, sie packte, sie riß hin. Ich gestehe, daß ich der Künstlerin nicht ganz objektiv gegenübertrat. Ich war ärgerlich, daß sie der trotz aller schönen Vorsätze wieder auftauchenden Ausländerei Vorschub leistete, aber ich ward bezwungen durch eine überragende künstlerische Leistung. Frau Körner war in der Zeichnung des Krankheitsbildes äußerst sparsam, sie begnügte sich mit wenigen Andeutungen. Sie starb mehr an ihrer Liebe, als an Schwindsucht. Ihre Liebe zu Armand war wie die Erfüllung einer Sehnsucht, der Sehnsucht nach Abkehr von dem Leben der Demimonde. Erschütternd wirkte ihr Entschluß, Armand zu verlassen, die Unterredung mit dem Vater desselben war vielleicht der Höhepunkt der Leistung. Wie verinnerlichte sie die Theatereffekte des Balles, auf dem sie mit dem aus Liebe Verlassenen, in Selbstaufopferung Belogenen wieder zusammentrifft; endlich das Wiedersehen in der Sterbestunde. Das ausverkaufte Haus stand unter dem Eindruck einer außergewöhnlichen Leistung und rief Frau Körner immer und immer wieder an die Rampe. Man hatte das Kostüm der Entstehungszeit gewählt. Die Gestalten rücken uns dadurch ferner; wir sehen nicht so den Staub, der schon auf ihnen liegt, und der romantische Schimmer, den Dumas um sie spielen läßt, wirkt natürlicher. Dr. Cramers Spielleitung, die für eine vornehme geschmackvolle Umwelt gesorgt hatte, ließ eine sorgfältig abtönende Hand erkennen, welche auch den kleineren Rollen eine diskrete Außenkultur verlieh. Scharwenka gab dem schwärmerischen Armand Innerlichkeit und weltmännische Formen.

Kammerspiele. Die Berliner Gäste vom dortigen Residenztheater boten in der zweiten Woche ihres Auftretens zwei neue Stücke, den „Jungen Zaren“ von Gabryla Zapolska und den „Raskolnikoff“. Die dramatische Bearbeitung des Dostojewskischen Romanes durch Leo Birinski haben wir vor fünf Monaten im „Neuen Theater“ kennen gelernt. Wir haben das Stück damals als beachtenswerte literarische Leistung gewürdigt, wenn es uns auch das Meisterwerk der Weltliteratur nicht ersetzen kann und soll. Die Tragödie hat auch in dem neuen Rahmen stark gewirkt. Szalit gab ein erschütterndes pathologisches Bild von dem ideologischen Verbrecher, freilich tritt das Schuldbewußtsein von Anfang an so stark hervor; er unterlag der seelischen Folter des Untersuchungsrichters so bald, daß die Winkelzüge des schlauen Juristen fast wie das Spiel der Katze mit der Maus anmuteten. Eugen Roberts Spielleitung gab dem Ganzen lebensechte Farbe, sie traf auch die zarische Umwelt im Stücke der Zapolska, den kalten, freudlosen Prunk eines goldenen Käfigs, dessen Sicherheit in jeder Minute geladene Gewehre bewachen. Wir kennen die polnische Dichterin, die auch als Romanschriftstellerin und als Schauspielerin auf polnischen und französischen Brettern eine erstaunliche Vielseitigkeit bewies, von der im Volkstheater viel gegebenen „Warschauer Zitadelle“, die das zarische Regime geißelt. Im „Jungen Zaren“ bietet sie ein Zarenidyll. „Alt-Heidelberg“ in Petersburger Rahmen, am Schlusse kommt das Auseinandergehen; just in dem Augenblick, als der Zarewitsch Selbstherrscher wird, lenkt er in die Bahnen, die die Drahtzieher ihn führen wollen. Das Stück will kein Dichterwerk sein, aber es ist mit feinem Bühnensinn geschrieben und hat einzelne Szenen, die nicht ohne Poesie sind. Szalits weiches Organ paßt besser für diesen unfertigen Jüngling, als für den sich als Tatmenschen geeignet fühlenden Raskolnikoff. In der äußeren Repräsentation für den jugendlichen Helden nicht in jeder Hinsicht geeignet, hatte er doch Momente von persönlichem Zauber. Sehr reizvoll, anmutig und mit echtem Gefühl spielte Paula Somary die junge Tänzerin, und dem Verzicht fehlten nicht die Töne echten Schmerzes. Auch hier stand jeder Schauspieler an richtiger Stelle. Das Publikum fühlte sich angenehm unterhalten und zeigte sich dankbar. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Neuerliche Effekten-Haussebewegung — Börsenoptimismus trotz zehnfacher Aktienumsatz-Steuererhöhung — Britische Beweise des unveränderten Deutschen-Hasses.

Der bis zum 5. November vertagte Reichstag hat die Steuervorlagen endgültig angenommen, den neuerlichen Kriegskredit von 15 Milliarden gegen die üblichen Stimmen der Unabhängigen Sozialisten bewilligt und sich hinsichtlich des Aktienumsatzstempels auf das allseits vorausgesagte Kompromiss der Verzehnfachung in seitheriger Höhe geeinigt. **Und unsere Börsen?** Angesichts solcher hochwichtigen Ereignisse, von denen dieselben durch die Börsenversteuerung besonders empfindsam getroffen wurden, hätte man mit Recht eine äusserste Zurückhaltung der Börsenkreise erwarten müssen. Dies um so mehr, nachdem gerade die Finanzpresse mit ihren Schlagwörtern: „Die Börse im Kampfe um ihre Existenz“, „Man erwartet die schlimmsten Befürchtungen angesichts solcher steuertechnischen Ungeheuerlichkeiten“, „Misstrauen gegen Bank- und Börsenkreise“ und dergleichen mehr sich auf solche Tendenzgestaltung genügend vorbereitet hatte. Das Gegenteil ist, wie solches an den Effektenmärkten von jeher schon bei vollständigen Tatsachen bemerkbar war, eingetreten. Auf den meisten Marktgebieten kam eine ausnehmend zuversichtliche Stimmung zum Durchbruch. Ein neuerlicher Haussetaumel mit starker Aufwärtsbewegung der Kurse waren die Folge. Das Börsengeschäft hat sogar an Lebhaftigkeit zugenommen. Banken und Makler erfreuen sich vermehrter Geschäfte. Anscheinend ist eine solche Tendenz dadurch verursacht, dass die grosskapitalistischen Finanz- und Industriekreise ihren Effektenbedarf noch vor Inkrafttreten der teuren Börsensätze rechtzeitig decken wollen. Effektenhamstereien im wahrsten Sinne des Wortes! Grössere Anlagekäufe erfolgten namentlich auf dem Bankaktienmarkt in Rücksicht auf die gewinnbringende Tätigkeit unserer Grossbanken im laufenden Jahre. Fusionsbestrebungen innerhalb der führenden Elektrowerte, Meldungen, dass unseren Textilgesellschaften ein Verfahren gelungen sei, Kunstbaumwolle aus Cellulose einwandfrei herzustellen, neue Geschäftsmehrung in der chemischen und Rüstungs-Industrie und in anderen Sparten trugen ein Uebriges dazu bei, dem Börsengetriebe zu einem derartigen Umschwunge Nahrung zu geben. Der günstige Fortgang der Ernteaussichten bei uns und in Ungarn, die nahmhafte Entlastung der Reichsbank nach der starken Anspannung zum Halbjahresschluss — die gesamte Kapitalanlage erfuhr bereits in der ersten Juliwoche eine Abnahme von über 1 Milliarde Mark —, neuerliche günstige Berichte aus den grossen Industriezentralen Rheinland, Westfalen und Oberschlesien und nicht zuletzt die täglich herauskommenden Dividendenerklärungen sind ebenfalls Gründe zu solchen optimistischen Wirtschaftsanschauungen. Wenn auch angesichts solcher Voraussetzungen Finanzen und Börsen Anlass zu Vertrauen und Zuversicht zu haben glauben, so gleicht eine solche Börsengestaltung doch keineswegs der allgemeinen Lage unserer Kriegswirtschaft. Sie ist lediglich das Spiegelbild reinster Kriegskonjunktur, und bleibt somit als Zerrbild des einseitigen und daher vorsichtig zu beurteilenden Optimismus bestehen.

Schon die verschiedensten Vorgänge in der Aussenpolitik hätten mehr Zurückhaltung und abwartende Stimmung an unseren Börsen gerechtfertigt. Seit dem Rücktritt des Staatssekretärs von Kühlmann überstürzen sich wichtige politische Momente. Wenn auch Reichskanzler Graf Hertling die unveränderte Friedensbereitschaft Deutschlands und die Innehaltung der bisherigen Politik, namentlich die Einigkeit auch mit der Heeresleitung nach dieser Richtung hin verkünden konnte, in der Innenpolitik eine völlige Entspannung zu verzeichnen ist, und des Kanzlers Worte über Belgien ebenfalls befriedigten, so besagen doch die Vorgänge im Ententelager, wie weit wir noch von deren Friedensüberzeugung entfernt bleiben. Des Königs Ludwig III. von Bayern jüngste Worte bei der Münchener Truppenvereidigung: „Wir haben den Krieg nicht gewollt und wir waren in unseren Siegen jederzeit bereit zu einem ehrenvollen Frieden; unsere Feinde aber haben unsere wahrhaftig sehr bescheidenen Anträge mit Hohn zurückgewiesen“, charakterisieren vollinhaltlich die jetzige Lage. Dessen fernere Auslassungen: „Wir wollen einen Frieden, der es verhindert, dass wir wieder von der ganzen Welt überfallen werden, der uns freie Bahn schafft zu Wasser und zu Land, so dass jeder Deutsche, wo er sich befindet, sich sicher fühlt,“ bedingen anderseits mehr denn je, die vorjährige Mahnung Graf Hertlings: Abwarten, ausharren, durchhalten. Die scharfen Massnahmen der britischen Regierung gegen feindliche Ausländer in England geben ein Bild des unveränderten Ententehasses gegenüber Deutschland. Beispielsweise sollen alle an feindliche Ausländer vor dem Kriege bewilligten Patente öffentlich verwaltet werden. Zur jetzigen Beaufsichtigung feindlicher Banken und ihrer späteren Liquidierung wird ein besonderer Gerichtshof eingesetzt, ausserdem ein Gesetz erlassen, das für bestimmte Zeit nach dem Kriege die Niederlassung feindlicher Banken in England verbietet. Solche feindselige Stimmungen stehen im scharfen Widerspruch zu der bei uns jetzt schon wieder zum Durchbruch kommenden Bestrebung, wie eine solche zur „Hebung des Fremdenverkehrs“ vielfach unzeitgemäss einsetzt. M. Weber, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Trauer-Kunde.

Nach Gottes heiligstem Willen verschied gottergeben selig im Herrn unser hochedler, herzensguter Gatte, treubesorgter, innigstgeliebter Vater, Schwager, Onkel, Vetter und Pate

Herr Bernhard Müller

vereidigter Messweinkeltereibesitzer und Weingrosshändler

versehen mit den heil. Sterbsakramenten, nach 11wöchigem, mit bewundernswerter Geduld ertragenem Herzleiden.

Wer die Aufrichtigkeit seines hochedlen Charakters kannte, wird unsern herben Schmerz zu würdigen wissen und seiner im heil. Gebete gedenken.

Traunstein, den 6. Juli 1918.

In tiefster Trauer:
Wally Müller, geb. Angerer, Gattin
Wally und **Klara,** Töchter
Bernhard und **Josef,** Söhne
im Namen der Verwandten.

Die hl Seelengottesdienste wurden am Mittwoch, den 10. Juli, früh 8 Uhr, in der Stadtpfarrkirche abgehalten.

TODES- ✝ ANZEIGE.

Statt besonderer Anzeige.

Gott dem Herrn hat es gefallen, unseren lieben Sohn, Bruder, Schwager und Onkel, Herrn

Hermann Josef Banmeister

Cand. der Theologie

unerwartet rasch in München am 3. Juli vormittags aus dem Leben abzurufen. Wir empfehlen die Seele des teuren Verstorbenen dem Gebete und bitten um stille Teilnahme.

Kempten, Juli 1918.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen:
Familie Postoberschaffner Baumeister.

Die Beerdigung fand am Sonntag, 7. Juli, nachm. 4 Uhr, auf dem kathol Gottesacker in Kempten statt. der Seelengottesdienst wurde am Montag, den 8. Juli, früh um 9½ Uhr, in der Stadtpfarrkirche daselbst abgehalten.

✝

Heute abend 9½ Uhr entschlief sanft in Breslau im 88. Lebensjahre unser geliebter Vater, Schwiegervater, Grossvater und Onkel

Franz Nitschke

Steuerbeamter a. D.

Um ein Memento bittet in tiefer Trauer

Poremba b. Leschnitz OS., den 5. Juli 1918

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:
P. Quirinus Nitschke O. F. M.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel; für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann;
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., [illegible] München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich ℳ 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 × gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf. Beilagen einschl. Postgebühren ℳ 12 d. Tausend. Teuerungszuschlag 25%. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 30. München, 27. Juli 1918. XV. Jahrgang.

Deutschlands Ostpolitik. — Die Ukraine.

Von Hofrat Dr. Eugen Jaeger, Mitglied des Reichstags.

Die Ukrainer, Ruthenen oder Kleinrussen, bilden ein Volk von etwa 37 Millionen im Süden Großrußlands, von Lemberg und der Bukowina bis zum Kaukasus hin. Die kleinrussische Sprache ist ein besonderer Zweig der russischen, aber so stark von ihr verschieden, daß die Ukrainer entgegen der russischen Auffassung daraus ein Recht auf selbständige nationale Existenz ableiten. Lange vor Rußland, schon im 9. Jahrhundert war die Ukraine ein selbständiger Großstaat mit der Hauptstadt Kiew am Dnjepr, mit großem Handel an der wichtigen Durchgangsstraße vom Schwarzen Meer nach Nordrußland, Polen und dem Abendlande. Dann folgte Polen, bis Großrußland beide verschlang. Der Friede von Andrussow 1667 gab die ganze Ost-Ukraine mit Kiew an Moskowien, was westlich vom Dnjepr lag, an Polen, der südliche Teil fiel an die Türkei. Die zweite Teilung Polens 1793 brachte den polnischen Teil vorwiegend an Rußland, Galizien und die Bukowina mit dem ruthenischen Teil an Oesterreich. Im Nordischen Kriege hatte Peter der Große die letzte Selbständigkeitsbestrebung der Ukraine unter dem Kosaken-Hetmann Mazeppa vernichtet. Seit diesen zwei Jahrhunderten hat die russische Regierung die kleinrussische Sprache und Literatur verboten, sie sollten untergehen wie alles, was nicht stockrussisch war in dem großen Reiche. Von der Gesamtbevölkerung der Ukraine sind 70% Kleinrussen, dazu kommen Großrussen im Osten und Norden, Polen im Westen, Litauer im Norden, Rumänen und Tataren im Süden, sowie 650000 Deutsche, die unter den Kaiserinnen Elisabeth und Katharina II. angesiedelt worden sind.

Das Land ist weitaus der fruchtbarste Teil des alten russischen Reiches. Es umfaßt die berühmte **schwarze Erde**, einen fast unerschöpflichen Getreideboden. Vom Gesamtweizenertrag des europäischen Rußland lieferte die Ukraine 60%, mit der ukrainischen Getreideausfuhr hat Rußland den Zins seiner Staatsschulden bezahlt. Auch von der Zuckererzeugung kommt der größte Teil, 88% auf die Ukraine. Dazu kommt ein vorzüglicher Zigarettentabak, 70% des ganzen russischen Erzeugnisses, ferner reiche Massen an Mais, Oelsamen, Obst, Gemüse, Honig und Viehzucht. Die Ukraine birgt ferner große Lager an Steinkohlen und Eisenerz. Das Donezbecken, das 90% der russischen Kohlenerzeugung lieferte, ist im Frieden an die Ukraine gefallen, die russische Eisenerzausbeute kam zu 70% aus der Ukraine. Es sind also die günstigsten Bedingungen gegeben, um diesem Staat ein selbständiges Wirtschaftsleben zu gewähren, die Mittelmächte dabei mit Lebensmitteln zu versorgen, ohne von diesen in eine wirtschaftliche Abhängigkeit geraten zu müssen.

Schon der erste Abschnitt der russischen Revolution, die bürgerlich-sozialistische Regierung, verkündete ein beschränktes Selbstbestimmungsrecht der Völker. Die Kadettenpartei wollte dieses Recht beschränken auf das kulturell-nationale Gebiet, im übrigen sollten alle Völker im Reichsverband bleiben. Als dann, durch die offenkundige deutsche Friedensgesinnung unterstützt, die Bolschewiki die Kadettenregierung vertrieben, verkündeten sie durch Dekret vom 3./16. November 1917 das **volle Selbstbestimmungsrecht der Völker** bis zur Abtrennung vom Reichsverband. Je mehr die Bolschewiki durch die Tat später gezeigt haben, daß sie selbst diese Grundsätze mißachteten, desto mehr wuchs bei den Fremdvölkern das Verlangen nach voller Unabhängigkeit. Bahnbrechend war hier die Ukraine. In begreiflicher Reaktion gegen das zarische System, und weil dieses den einheimischen Adel und alle führenden hervorragenden Familien vernichtet oder ins Dunkel geworfen hatte, sind diese befreiten Völker sofort in das andere Extrem, die **sozialistische Republik** gefallen. Am 20. November 1917 erklärte die Ukraine sich als Volksrepublik, schuf sich eine Volksvertretung, Rada, die aber anfangs noch in einem Bundesverhältnis zu Großrußland bleiben wollte. Bei den ersten deutsch-russischen Verhandlungen im Dezember 1917 bildeten die Ukrainer einen Teil der russischen Vertretung. Weil aber die Ukraine bis auf eine kleine gewalttätige Minderheit keine Bolschewiki wählte, suchte die sozialistische Petersburger Regierung sie zu unterdrücken, worauf die Ukraine am 24. Januar 1918 ihre volle Selbständigkeit verkündete. Bei den Friedensverhandlungen erkannten wir sie am 4. Februar als souveränen Staat an. Wir hatten keinen Grund, das nicht zu tun, und mußten, wenn nicht mit ganz Rußland, so doch mit dem wertvolleren südlichen Teil zum Frieden kommen. Die Bolschewiki suchten den Friedensschluß mit der Ukraine zu hintertreiben und ließen ihre **Rote Garde** gegen sie los. Ihr Ziel war ja nicht, wie sie den Völkern verkündeten, der Friede, sondern die Unterdrückung ihrer politischen Gegner und die kriegerische **Ausbreitung der sozialen Revolution**. Mitten in diesen Kämpfen wurde am 9. Februar 1918 unser Friede mit der Ukraine in Litauisch-Brest geschlossen. Einige Tage später erließen die dort anwesenden Vertreter der Ukraine einen Hilferuf gegen die Bolschewikibanden, die das Land mit Mord und Brand erfüllten. Wir folgten diesem Hilferuf, die Ukraine dankt nicht bloß ihre Erlösung von der zarischen Tyrannei, sondern von der noch weit grausameren und blutigeren Herrschaft der russischen Sozialdemokratie, die Möglichkeit freien kulturellen Aufstiegs der deutschen Armee.

Unser Friede mit der Ukraine sollte ein **Brotfriede** sein. Aber die erhofften Getreidemengen kamen nicht. Als mit dem Sieg der Bolschewiki die Aussicht auf Land sich eröffnete, strömten die Soldaten tausendweis eigenmächtig in die Heimat zurück. Die Revolutionsregierung hatte ja die Verteilung des Ackerlandes beschlossen, die zurückgekehrten Soldaten und alle die zahlreichen Landlosen entfesselten nun einen wilden Vernichtungskrieg gegen die vielen Großgrundbesitzer und die Höfe der wohlhabenderen Bauern. Die größeren Grundbesitzer, mit der Konfiskation ihres Vermögens bedroht, haben ihr Land nicht bewirtschaftet, soweit überhaupt Arbeitskräfte und Pferde vorhanden waren. Unser Friedensvertrag mit Rußland verpflichtet dieses, auch mit der Ukraine Frieden zu schließen. Der Petersburger Regierung aber war es auch damit nicht ernst. Sie hatte schon vorher ihre Rote Garde auf die Ukraine losgelassen, um deren Selbständigkeit rückgängig zu machen und ihr bolschewikische Methoden aufzuzwingen. Der Unterschied zwischen den Petersburger **Bolschewiki** und den ukrainischen **Sozialrevolutionären** liegt mehr in der Methode als in der Sache; denn auch die ukrainische Revolutionsregierung hat durch das dritte Universal vom 7. November 1917 das **Eigentum** am landwirtschaftlichen Grund und Boden **aufgehoben**, er sollte der arbeitenden Bevölkerung unentgeltlich in Eigentum zufallen, die Gutsbesitzer, der Adel, Staat und Kirche sollten ihres Eigentums beraubt werden. Die sozialistischen Doktrinäre, welche die Rada beherrschten, wollten damit nicht nur ihre sozialen Theorien verwirklichen, sondern auch die **polnische und russische Oberschicht** treffen, in deren Hand der ukrainische Großgrundbesitz fast ausschließlich ist. Das vierte Universal vom 9. Januar 1918 bestätigte diese Konfiskation des Privateigentums und ein Landgesetz vom 18. Januar bestimmte, jeder dürfe nur so viel

Land haben, als er für seinen eigenen Unterhalt brauche. Das nannte man Sozialisierung des Bodens. Holubowitsch, Ministerpräsident der nunmehr gestürzten Rada-Regierung, verkündete den bodenreformerischen Gedanken, der ja auch der deutschrechtlichen Auffassung entspricht, daß der Boden keine Ware sei, die man beliebig kaufen und verkaufen könne, und daß der Ackerboden den Bauern in Erbpacht gegeben werden solle. Er fügte aber weiter den gefährlichen Gedanken bei, der in den russischen Bauernköpfen seit Jahrhunderten spukt, daß die Früchte des Bodens dem gehören, der ihn bebaue. Dieser Gedanke erklärt sich durch die höchst ungesunde Grundbesitzverteilung in Rußland. Eine dünne Oberschicht, einige tausend Familien besitzen fast den ganzen Boden, die große Masse muß sich mit schmalen Stücken begnügen, auf denen sie ständig hungert. Bei solcher Unterlage mußte die Lehre, daß das Land seinem Bebauer gehöre, die agrarische Revolution entfesseln. Die wahnsinnige Zerstörung der größeren Höfe und Betriebe war die Folge. Es hat sich wieder gezeigt, daß sich derartige Reformen, so notwendig sie auch sind, in einem großen Kriege und bei allgemeinem Zusammensturz, wie es in Rußland der Fall war, nicht machen lassen.

Alle diese Erlasse der revolutionären Regierung, die Wahres mit Falschem vermengten, haben in den Dörfern wohl die Landlosen und das ganze ländliche Proletariat für die Regierung gewonnen, aber die Bauern abgestoßen. Sie wollten das Eigene behalten und erwarteten dazu von der Revolution noch die Verteilung der übergroßen Ländereien des Adels und des Wenigen, was die Kirche besitzt. Die Krongüter wurden durch die Aufhebung des Mir in der großen Stolypinischen Reform von 1910 bereits aufgeteilt. Die jungen Leute, welche die ukrainische Revolution gemacht hatten, durch das zarische System in Gegensatz und Feindschaft zu jeder bürgerlichen Ordnung und gesunden sozialen Ueberlieferung gebracht, erfüllt von phantastischen Volksbeglückungsplänen staatssozialistischer und utopistischer Art, schwangen sich aus dem Dunkel, in dem sie bisher gelebt, rasch an die Spitze, wurden durch den Beifall ihrer Umgebung in die Rada, die große Landesversammlung von etwa 800 Abgeordneten gewählt, die dann, um überhaupt regieren zu können, einen vollziehenden Ausschuß, die Engere Rada bildete, der zugleich Rede- und Regierungsklub war. Mit diesem haben wir den Frieden geschlossen. Die Rada dachte dadurch ihre Stellung im Volk zu befestigen und unsere Hilfe gegen die Petersburger Bolschewiki zu erhalten. Ohne zu fragen, ob sie es ausführen könnte, versprach sie uns Getreidelieferungen, aber nur das ländliche und städtische Proletariat hing ihr an, die ordnungsliebenden, arbeitsamen und besitzenden Elemente, die Gebildeten und der ganze städtische Bürgerstand waren gegen sie, wurden aber von der Bewegung überrumpelt und mußten sie gehen lassen. Die Bolschewiki und ihre Anhänger im Land, hinter ihnen die Entente, taten alles Mögliche, um die Bauern von der Herausgabe des Getreides abzuhalten, die Bevölkerung gegen uns aufzuwiegeln. Die Deutschen haben nur die wichtigsten Eisenbahnlinien und Verkehrspunkte besetzt, sonst herrscht im Lande noch allgemeine Zerrüttung. Die deutsche Kommandogewalt glaubte eingreifen zu müssen und bei Strafe die Bestellung der Felder erzwingen zu sollen. All das kam zusammen, um eine Verschwörung gegen die Deutschen in den Reihen der Sozialrevolutionäre zu erzeugen, und die Regierung war offenbar mit im Bunde. Vizekanzler v. Payer teilte am 4. Mai im Ausschuß darüber näheres mit. Er sagte weiter, die Regierung habe unserer Beschwerde über die Verhetzung gegen die Deutschen nicht abgeholfen, das deutsche Oberkommando hätte daher die Verdächtigen in der Rada verhaften lassen. Diese Verhaftung geschah allerdings in offener Sitzung der Rada, ein Mißgriff, den die deutsche Regierung sofort bedauerte; wahrscheinlich war es aber notwendig, um die Verdächtigen nicht entschlüpfen zu lassen. Payer fügte bei, das deutsche Oberkommando sei nun angewiesen worden, in allen Angelegenheiten von politischer Bedeutung künftig Hand in Hand mit dem deutschen Gesandten vorzugehen. An diesem Zusammenwirken hat es gefehlt.

Jene Vorgänge haben aber auch die Gegenrevolution ausgelöst, die offenbar schon längst sich im stillen vorbereitete. Am 29. April eilten tausende von Bauern nach Kiew und stürzten die sozialistische Regierung; dann, während der Hetmann ernannt wurde, hielten sie einen allukrainischen Kongreß der Ackerbauern und erklärten dabei: der Besitz des Landes in anderer Form als in Eigentum widerspreche dem geschichtlichen Verständnis des ukrainischen Bauern; sie fordern unverzüglich Wiederherstellung der freien Verfügung über ihr Land, Maßregeln zum Wiederaufbau der erschütterten Landwirtschaft und Aufhebung aller Landes- und anderer Ausschüsse, welche die freiheitliche Selbstbetätigung des Bauern verhindern.

Unter dem Schutze der deutschen Truppen verlief der Staatsstreich der Bauern rasch und blutlos und Männer von Erfahrung mit in der Oeffentlichkeit bekannten Namen haben die Regierung übernommen. Diese zweite ukrainische Revolution bedeutet die Rückkehr zum gesunden Menschenverstand. Der neue Hetmann Skoropadsky hat in einem Aufruf vom 30. April dem ukrainischen Volk erklärt, daß das Recht des Privateigentums als Grundlage der Kultur und Zivilisation wieder hergestellt werden solle; man will wohl den größeren Grundbesitz, der vielfach in polnischen Händen ist, und die Staatsländereien an die Bauern verteilen, diese sollen aber den Erwerb zum wahren Werte bezahlen. Auch die Freiheit des Handels wurde wieder hergestellt, der phantastische Staatssozialismus, der nur von dem kleinen Ring der Sozialrevolutionäre vertreten war, beseitigt. Fällt das Getreidemonopol und der Agrarsozialismus, unter denen die Städte hungern mußten, kann der Bauer wieder seinen Acker bewirtschaften mit der Gewißheit, dessen Früchte zu ernten und den Ueberschuß zu verkaufen, dann wird auch für die Mittelmächte Getreide genug übrig bleiben. Unser Friede mit der Ukraine bestimmt hierüber, daß diese Getreidelieferungen in Austausch gegen Industriewaren, besonders landwirtschaftlicher Art, vor sich gehen sollen. An solchen hat die Ukraine großen Bedarf. Diese Gegenlieferung war bisher nicht organisiert, ein großer Fehler der deutschen Verwaltung! Seit dem Friedensschluß vom 9. Februar waren drei Monate ins Land gegangen, Zeit genug, um gemeinsam mit der Obersten Heeresleitung die Herstellung und Ablieferung dieser Austauschgegenstände zu organisieren. Auch in dieser Hinsicht scheint die deutsche Diplomatie versagt zu haben.

Die innere politische Festigung der Ukraine und der Wiederaufbau ihres Wirtschaftslebens sind für die Mittelmächte von der allergrößten Wichtigkeit.

In dieser Beziehung ist es auch von großer politischer Bedeutung, daß wir das fremde Kapital, das in der Ukraine angelegt ist, hinausdrängen. Die Zuckererzeugung hat vorwiegend belgisches, die Kohlenausbeute in dem reichen Donezbecken dazu noch englisches, französisches und amerikanisches Kapital. Die Besitzer dieser Anteile haben nicht nur kein Interesse an der Ukraine, sondern sind auch Feinde der Mittelmächte und erstreben vor allem wieder die enge politische Verbindung mit Großrußland, das der beste Abnehmer ihrer Zeugnisse war. Diese Kapitalien müssen daher durch deutsche und österreichische ersetzt werden. Unsere führenden Bankiers werden das eher und besser zustande bringen, als die deutsche Diplomatie. Nur darf man bei den Ukrainern das Gefühl der Abhängigkeit nicht aufkommen lassen. Die Mittelmächte sind vor allem daran interessiert, am Schwarzen Meer und an den Donaumündungen einen größeren Staat als zuverlässigen Freund zu haben, der den Weg zum Orient uns nicht versperrt und der ebenfalls daran interessiert ist, daß im östlichen Mittelmeer nicht England die Vorherrschaft hat.

Die jüngsten Reichstagsverhandlungen haben wieder die Unfertigkeit und Gefährlichkeit der Ukrainer Zustände gezeigt. Die russische Revolution vom Frühjahr 1917 hat auch in der Ukraine überall sozialistische Ortsausschüsse gebracht, in denen verwilderte Massen unter redegewandten Führern eine Schreckensherrschaft übten, deren Haß sich dann, als die Deutschen einmarschierten, gegen diese richtete. Nur so weit unsere Bajonette reichten, herrschte Ordnung. Die neue Regierung und die zur Führung berufenen Klassen sind vielfach in Erziehung und Bildung großrussisch gesinnt. Darin liegt eine große Gefahr, die Gegenrevolution in Rußland, von den Kadetten und den Zaren-Anhängern geführt, erhebt immer stärker ihr Haupt, England und Nordamerika opfern ungeheure Summen, um diese Pläne zum Siege zu bringen und Rußland wieder in den Krieg gegen uns zu hetzen. Sie werden zu diesem Zwecke alles, aber auch alles versuchen und diese Gefahr muß daher sehr ernst ins Auge gefaßt werden. Siegt das Bürgertum und der mit ihm verbündete Zarismus, so wird jeder mögliche Druck, werden ungeheure Bestechungsgelder angewendet, um auch die Ukraine wieder an Rußland zu bringen. Die neue Regierung in Kiew hat zwar wiederholt erklärt, daß sie die Selbständigkeit der Ukraine erhalten, ihre Politik und ihre Volkswirtschaft mitteleuropäisch orientieren wolle, aber es ist trotzdem möglich, daß noch einmal die Waffen entscheiden müssen.

Das vierte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Angriffs- und Abwehrschlachten im Westen.

Zur Neige des vierten Kriegsjahres scheint eine wahre Riesenschlacht sich auswachsen zu wollen.

Nach der langen Atempause unternahm die Armee des Deutschen Kronprinzen einen zweiflügeligen Vorstoß an beiden Seiten von Reims mit der gewohnten Wucht und dem gewohnten Erfolg. Südwestlich wurde über den Marnestrom, den die Franzosen seit dem September 1914 als ein geheiligtes „Bis hierher und nicht weiter" betrachteten, der Uebergang erzwungen und nordöstlich in der Champagne ein taktisch wertvolles Plateau errungen. Der Plan, den Hindenburg bei dieser Offensive verfolgte, war nicht sofort zu übersehen. Die weitere Einschnürung von Reims, die Gefährdung der Verbindung nach Verdun und die gesteigerte Bedrohung von Paris ließen sich freilich erkennen, doch blieb es sowohl uns als den Feinden zweifelhaft, ob dieser Vorstoß auf geradem Wege fortgeführt werden oder als Vorspiel für eine Offensive an anderer Stelle gelten solle.

Unter dem Drucke des Reimser Vorstoßes, den er an Ort und Stelle nicht zurückwerfen konnte, entschloß sich nun General Foch, zu der Gegenoffensive auszuholen, die er in den letzten Wochen vorbereitet hatte, und zwar westlich von dem augenblicklichen Kampfplatze, in dem Gebiete zwischen Aisne und Marne, wo die französische Stellung von Compiegne nach Soissons zu noch in einem breiten Keile vorstößt. Das Terrain mit seinen vielen Wäldern war günstig für den Aufmarsch und ließ einen Flankendruck auf die östlich vorgeschobene Linie der Deutschen erhoffen. Zugleich konnte man sich von einer dortigen Offensive beruhigende Wirkung versprechen, da der nächste Weg nach Paris geschützt und die Wiedereroberung des schmerzlich vermißten Soissons möglich erschien. Die Sache war also nicht ungeschickt geplant und zur Durchführung waren in der Tat beträchtliche Kräfte zusammengezogen, weiße und farbige Truppen, alles, was man noch an Reserven aufbringen konnte. So kam es denn auch zu dem Anfangserfolg, der bei allen vorbereiteten Offensiven seit Jahren üblich ist: die ersten deutschen Linien, die als Vorposten zu gelten haben, wurden wieder einmal eingedrückt. An der zweiten Linie, die fester ausgebaut ist, gab es freilich wieder den Aufenthalt, an der die feindlichen Angreifer sich schon wiederholt haben gewöhnen müssen. Ein wirklicher Durchstoß im ersten Anlauf, wie wir ihn in unseren Offensiven, auch in der letzten um Reims, regelmäßig zu erzielen pflegen, wurde nicht erreicht. Foch läßt aber nicht locker und wirft seine Truppen zu weiteren Angriffen vor, obschon die Verluste riesig wachsen. Es handelt sich eben um eine verzweifelte Offensive, da die Franzosen im Fall des Scheiterns nichts mehr zuzusetzen haben. Unsere Heeresleitung scheint sich dort vorläufig auf die Abwehr zu beschränken. Dabei kommt sie ihrem Hauptziele, der Vernichtung der feindlichen Kampfkraft, sichtlich näher; denn die Gegner betreiben in ihrer Not die Selbstzermürbung, die Aufreibung ihrer Truppen in der wirksamsten Weise. In diese dilatorische Taktik, die unsere Truppen nach Möglichkeit aufspart, paßt auch die freiwillige und ungestörte Rücknahme der vorgestoßenen Truppenteile auf das nördliche Marneufer. Derartige Konzentrationen beunruhigen uns nicht mehr, seitdem wir die Vorteile der geschmeidigen Kriegführung wiederholt beobachtet haben.

Indem wir die weitere Entwickelung der Riesenschlacht mit Zuversicht erwarten, lassen uns die übrigen Tagesneuigkeiten vorläufig kalt. Ob der Zar nun wirklich in Jekaterinenburg ermordet ist oder ob ein altes Gerücht neuerdings in Umlauf kam, ist nicht weltbewegend. Auch den Versuch einer litauischen Partei, den Herzog von Urach zu ihrem König auszurufen, kann man sich ruhig weiter entwickeln lassen, bis die gesamte Regelung der Ostfragen reif wird. Zurzeit beherrscht der Waffengang Hindenburg-Foch die Lage.

Friedensvermittlung?

Was Graf Hertling über die deutsche Friedenspolitik gesagt hatte, ist bei Gelegenheit der Wiedereröffnung des Wiener Reichsrats von den österreichisch-ungarischen Staatsmännern bekräftigt worden. Wohltuend wirkte sowohl die warme Betonung der Solidarität mit Deutschland, als auch die Bekundung der Friedensliebe. Unsere Regierung konnte auf die Beantwortung der Papstnote verweisen; in Oesterreich wird verwiesen auf das Friedensangebot der verbündeten Vierfürsten vom 12. Dezember 1916, dessen Geist noch immer in Kraft und Geltung ist.

Leider haben alle guten Worte noch keinen sichtlichen Erfolg in den feindlichen Ländern, da die dortigen Machthaber jede pazifistische Stimme unterdrücken. Aber unter den Neutralen macht, wie sich aus den Presseäußerungen ergibt, die Erkenntnis Fortschritte, daß die Mittelmächte wirklich einen ehrlichen Friedenswillen, die Alliierten dagegen einen rücksichtslosen Kriegswillen haben. Das ist immerhin ein Fortschritt.

Graf Czernin, der frühere Minister des Auswärtigen in Wien, ist nun in seiner Herrenhausrede noch etwas weiter gegangen als sein Nachfolger im Amte, und hat ausdrücklich von einer Friedensvermittlung gesprochen. Zunächst sprach er seinem eigenen Lande den Vermittlungsberuf zu, indem er ausführte, Oesterreich habe keine direkten Reibungsflächen mit England und sei auch sonst weniger unbeliebt, als der große Bruder an der Spree, also zur Vermittelung qualifiziert. Dann mochte er sich wohl erinnern, daß alle Vermittelungsversuche, die bisher von Oesterreich geplant waren oder erwartet wurden, erfolglos geblieben sind, sowohl gegenüber Nordamerika wie gegenüber Frankreich. Es kommt nicht auf das Plus oder Minus von Reibungsflächen an, sondern auf das Plus oder Minus an gutem Willen, und die feindlichen Machthaber wollen aber keinerlei Verhandlung oder Vermittlung, sondern die verwegene Fortsetzung des Kampfes. Das englische Regierungsblatt erklärte klipp und klar: Ueber den Frieden sei nicht zu verhandeln, sondern er werde diktiert werden. Bei dieser psychologischen und politischen Lage hat auch der weitere Vorschlag des Grafen Czernin keine Aussicht auf Verwirklichung. Er meint, jede der beiden Mächtegruppen solle ihre Friedensbedingungen einer neutralen Macht mitteilen, und diese könne nach einem Vergleich der beiden Propositionen entscheiden, ob sich die Anbahnung von Verhandlungen empfehle. Vielleicht fände sich eine neutrale Regierung, die dieses heikle Amt übernähme; aber so lange Lloyd George und Clemenceau am Ruder sind, würde eine Offerte der Entente das alte Raub- und Unterdrückungsprogramm enthalten, über das die Mittelmächte natürlich nicht verhandeln können.

Nachdem der Hl. Vater mit seinem wohlerwogenen Ausgleichsvorschlag gescheitert ist, kann man von irgendwelchen Vermittelungen erst etwas hoffen, wenn die Regierung der feindlichen Länder in andere Hände gelangt ist. Und das steht nicht eher zu erwarten, als bis weitere durchschlagende Siege zu Lande und zu Wasser erfochten sind. Daher halten wir es für ein aussichtsloses und taktisch fehlerhaftes Beginnen, wenn Graf Czernin ebenso wie sein deutscher Kollege a. D. von Kühlmann durchaus die Anbahnung von Verhandlungen (mündlichen oder schriftlichen, direkten oder mittelbaren) in den Vordergrund stellen und sozusagen forcieren wollen. Es ist bemerkenswert, daß diese beiden Diplomaten in der Ueberschätzung ihres Metiers und einer gewissen Zurücksetzung des militärischen Faktors sich berühren. Der letzte Grund des Rücktrittes liegt offenbar bei beiden in dieser Einseitigkeit. Die Vorliebe für die diplomatische Aktion mag wohl noch gestärkt worden sein durch die Friedensverträge, die von den beiden Herren im Osten zustande gebracht wurden. Bei aller Selbstzufriedenheit durfte sie aber nicht übersehen, daß weder in Brest-Litowsk noch in Bukarest etwas Gescheites zustande gekommen wäre, wenn nicht die militärischen Schläge die Gegenpartei zum Bewußtsein ihrer Ohnmacht gebracht hätten. Gegenüber Rußland mußte ja das kriegerische Erziehungsmittel noch während der Verhandlungen von neuem zur Anwendung gelangen.

Erst muß der böse Wille gebrochen werden. Das gelingt nicht der feinsten Diplomatie, sondern nur der Logik der Tatsachen, die das Militär schafft. Doch darf man von Vermittlungen und Verhandlungen nicht zu frühzeitig etwas erhoffen und nicht übereifrig werden.

Der Zentrumsantrag Galen im Jahre 1877 im Lichte der Neuorientierung nach dem Weltkriege.

Vom seinerzeitigen Mitantragsteller Sigmund Frhr. von Pfetten-Arnbach.

Unter dem Gesichtswinkel der „Freiheit", hier der Gewerbefreiheit, war die Reichsgewerbe-Ordnung zu einem Gesetze von wenigen Paragraphen zusammengeschmolzen. Da versuchte im Jahre 1877 ein Antrag aus den Reihen der konservativen Reichstagsfraktion, der den Titel VII der Gewerbeordnung — Gewerbegehilfen, Gesellen, Lehrlinge, Fabrikarbeiter — zum Gegenstande hatte, einschränkende Bestimmungen in das Gesetz zu bringen. Zu jener Zeit, in der ich die Ehre hatte, als junger Mann vom bayerischen Wahlkreise Aichach in den Reichstag entsandt zu werden, waren die Konservativen mehr bestrebt, das Handwerk und den kleineren Bürgerstand vor dem nachteiligen Einflusse der Gewerbefreiheit zu schützen, während das Zentrum, dem ich mich angeschlossen hatte, ohne die Interessen der Handwerker und Bürger zu vernachlässigen, die weiteren Interessen der Lösung der sozialen Fragen durch Eintreten für die industriellen Arbeiter zum besonderen Gegenstande seiner parlamentarischen Arbeit machte.

So sah sich die Zentrumsfraktion veranlaßt, einen Antrag allgemeineren Inhalts zur Gewerbeordnung einzubringen. Während es gewöhnlich üblich ist, daß nur jene Abgeordneten einen Antrag als Antragsteller unterzeichnen, die sich mit dessen Bearbeitung besonders beschäftigen, dagegen andere, die sich dafür interessieren, denselben durch ihre Unterschrift „unterstützen", legte die Fraktion hier Wert darauf, daß alle ihre Mitglieder als „Antragsteller" unterzeichneten. Ebenso glaubte sie der weit über den Wortlaut des Antrages hinausgehenden allgemeinen grundsätzlichen Tragweite des Antrages dadurch Ausdruck zu verleihen, daß sie den Namen ihres Mitgliedes Grafen Ferdinand Galen an die Spitze der Antragsteller stellte und diesen Herrn, der sonst nicht als Redner in den Plenarsitzungen des Reichstages hervorzutreten pflegte, mit der Vertretung betraute. Graf Ferdinand Galen wurde hiezu erwählt, weil seine grundsätzlich auf den idealen Anschauungen der Zentrumspartei beruhende Richtung ihn als geeignetsten Redner erscheinen ließ, das Bedürfnis einer vollen Umkehr auf dem Gebiete der Sozial- und Wirtschaftspolitik als ein dringendes zu schildern, dem mit halben Maßregeln nicht gedient werden kann. Dieser Gedanke konnte nicht im Antrage selbst, sondern nur in der zu dessen Begründung gehaltenen Rede zum vollen, klaren Ausdruck kommen.

Neben den Anträgen der Konservativen und des Zentrums standen am 16. April 1877 noch Anträge der übrigen Fraktionen zur Beratung, bestimmt, die besonderen Wünsche derselben zur Geltung zu bringen.

Zur Charakterisierung des Antrages Galen in seinem Einflusse auf die Neuorientierung nach dem Weltkriege ist daher weniger auf den Wortlaut des Antrages als auf die Rede des Grafen Galen zurückzugreifen. Es empfiehlt sich, deren Gedankengang (den Wortlaut siehe stenographischer Reichstagsbericht 1877 1. Bd. S. 501) den Zeitgenossen in Erinnerung zu bringen.

Graf Galen beklagt das Prinzip, das der Wirtschaftspolitik und der aus derselben hervorgehenden Gesetzgebung zugrunde liegt, und bezeichnet es als Nichtachtung der Gebote Gottes, fordert Umkehr unter Anerkennung des Christentums und seiner Gesetze. Darum tritt er vor allem ein für den Schutz der Familie, hervorgegangen aus der christlichen Ehe. Aus den Rechten und Pflichten des Familienhauptes entwickelt sich organisch die Autorität in Gesellschaft und Staat. Als den Kernpunkt einer verderblichen Entwicklung erkennt er den von Gott und seinen Geboten losgelösten menschlichen Egoismus, der zur Herrschaft des Geldes und des Genusses führt.

Nach diesen einleitenden Ausführungen geht er über zur Begründung der einzelnen Teile des Antrages, an dessen Spitze Sonntagsruhe als Voraussetzung der Heiligung des Sonntages gefordert wird. Die Wirtschaftspolitik darf den Schutz des religiös-sittlichen Lebens nicht außer acht lassen. Es gibt kein Volkswohl ohne Sittlichkeit und keine Sittlichkeit ohne Religion. Für den Handwerkerstand fordert der Antrag Pflege des Genossenschaftswesens und Normativbestimmungen für eine Handwerkerordnung. Eingehend werden die Forderungen zum Schutze der Arbeiter in der Industrie besprochen. An erste Stelle stellt Graf Galen auch hier den Schutz der Familie. Er reklamiert die Mutter für die Kinderpflege; empfiehlt Schutz der Sittlichkeit und der Gesundheit der Arbeiter, trägt Bedenken vor gegen die Gefahren, mit denen das Ueberhandnehmen von Schank- und Gastwirtschaften das häusliche Leben in der Familie bedroht, hält Normalarbeitstag und Minimalarbeitslohn für erreichbar auf dem Wege der Verständigung. Die Gefahren der Freizügigkeit sollen Gegenstand gesetzlicher Würdigung werden. Endlich findet die Forderung strengerer gesetzlicher Bestimmungen über Schadensvergütung Erwähnung. Eindringlich warnt Graf Galen vor der immer breitere Grundlage im Parlamentarismus gewinnenden Meinung, daß das Recht gemacht werden könne, wie man Gesetze macht. „Gott," sagt er, „ist der Urquell des Rechtes und nicht der Mensch." Das Recht ist in die von Gott gewollten „Organismen" gelegt, in die Familie, in den Staat, in die Gesellschaft und deren mannigfache Gliederungen, es lebt im Volksleben. Es muß gesucht und gefunden und dann ausgesprochen werden. Es kann aber niemals gemacht werden.

Der tiefe Gegensatz zwischen den Anschauungen des Zentrums und der damals nahezu allein herrschenden liberalen öffentlichen Meinung fand in der unmittelbar folgenden Rede des Abgeordneten Rickert und in weiterer Folge in einem Beschlusse der Reichstagskommission ihren Ausdruck.

Der Abgeordnete Rickert äußerte unter anderem:

„Ich gestehe, daß ich da, wo ich den Vorredner verstanden habe, nicht seiner Meinung bin, daß er aber in dem größten Teil seiner Ausführungen mir unverständlich geblieben ist. Meine Herren, was soll man wohl damit anfangen, wenn jemand hier im Reichstage auftritt und sagt, die gegenwärtige Gesetzgebung zerstöre die christlich-soziale Weltordnung, sie nähre den Geist des vom Christentum getrennten Organismus, es sei eine Rückkehr zu dem Organismus erforderlich. Ja meine Herren, statt aller dieser philosophischen, christlichen Auseinandersetzungen vier oder fünf Paragraphen mit praktischem Inhalt, damit wir vor uns gesehen hätten den Weg, auf dem der Herr Vorredner die Gesellschaft wieder zu der christlich-sozialen Weltordnung und zu dem „Organismus" zurückführen will! ... Wie zwei verschiedene Welten stehen wir von einander entfernt und können uns nicht verstehen."

Von der Reichstagskommission wurden sodann sämtliche Anträge der Regierung als Material überwiesen mit alleiniger Ausnahme des Zentrumsantrages.

Es liegt mir ferne, dem Abgeordneten Rickert, der nicht mehr unter den Lebenden weilt, hier einen Vorwurf zu machen. Er hat die Anschauung der großen Mehrheit des Reichstages und die damals herrschende öffentliche Meinung zum Ausdrucke gebracht. Das entsprach seiner Ueberzeugung und sie im Reichstage auszusprechen, war sein Recht und seine Pflicht. Der Weltkrieg mit seinen schrecklichen Leiden hat den Beweis erbracht, wohin die Herrschaft des von Christus losgelösten „Egoismus" die Welt führt, und was vorher den weitesten Kreisen unverständlich blieb, das darf wohl im gegenwärtigen Augenblicke, in dem so viel von Neuorientierung gesprochen wird, auf besseres Verständnis hoffen. Die Worte, mit welchen der Abgeordnete Rickert Paragraphen fordert, erinnern sie nicht an Worte des Heilandes, als er aussprach, der Geist ist es, der lebendig macht, der Buchstabe tötet. Es gibt keinen andern Eckstein als der gelegt ist in Christus, und wenn die Bauleute ihn bei der Neuorientierung verwerfen, dann wird der Bau, den sie aufführen, statt auf den Felsen auf Sand gebaut sein. Sein Fall wird groß sein, wie es der Heiland an anderer Stelle und bei anderer Gelegenheit vorhergesagt hat.

Inniger Dank gegen die Vorsehung muß unsere Herzen erfüllen, wenn wir die Erfolge betrachten, die dem Antrage im Laufe der Jahrzehnte verliehen wurden, ganz im Gegensatze zu dem Ablehnungswillen der damaligen Reichstagsmehrheit.

Schritt für Schritt konnte der Zentrumsabgeordnete Dr. Lingens den einzelnen Ressorts die Sonntagsruhe abringen. Die Sonntagsheiligung kann nicht durch Gesetz eingeführt werden.

Viel ist für das Volkswohl geschehen, aber eine Voraussetzung, die Graf Galen betonte, vermag kein Gesetz zu erfüllen. Sittlichkeit und Religion beruht auf dem Wollen jedes Einzelnen im Volke.

Das Genossenschaftswesen hat eine Entwickelung erfahren, wie sie vor vierzig Jahren kein Mensch für möglich gehalten hätte. Das Innungswesen neu zu beleben, wurde versucht. Der Arbeiterschutz in seinen Einzelheiten ist in einem Umfange ausgebaut worden, der das Deutsche Reich und seine Sozialgesetzgebung an die Spitze der Kulturvölker stellt.

Sitte und Religion aber haben einen Rückschlag erfahren, den die jetzt viel besprochene Frage der Bevölkerungspolitik in erschreckender Weise beleuchtet.

An Stelle einer Verständigung über Normalarbeitstag und Lohnminimum sind schwere Kämpfe über den Acht-

stundentag getreten und Arbeitseinstellungen sind zu Alltagsvorkommnissen geworden. Die Nachteile der ungeordneten Freizügigkeit haben zu einem Anwachsen der Großstädte und zu einer Bedenken erregenden Landflucht geführt.

Kein Gesetz wird gegen diese Folgen ausreichend schützen können. Nur der Wille des Einzelnen wird Hilfe bringen, wenn ihn Abwendung vom Mammonsdienste und von Genußsucht wieder mehr als zurzeit beseelt.

Jeder der Augen hat zu sehen, Ohren zu hören, könnte aus der Betrachtung des Antrages Galen, seines Mißerfolges und seiner Erfolge lernen, welches die Aufgaben einer gesunden „Neuorientierung“ nach dem Weltkriege sind, lernen auch, von der Gesetzgebung nicht alles zu verlangen ohne Unterschied, ob das Verlangen vom Gesetze allein erfüllt werden kann, wenn demselben in einer überwältigenden Mehrheit das Heer der Einzelnen gegenübersteht, erfüllt von Genußsucht und Egoismus.

In diesem Sinne soll durch diese Zeilen das Interesse für den Antrag Galen und seine Bedeutung für die Neuorientierung der Gegenwart geweckt werden. Dabei ist es sehr nebensächlich, ob die wirtschaftliche Umkehr, wie sie im Jahre 1879 durch die Annahme des Schutzzolles vollzogen wurde, oder die mit der Kaiserlichen Botschaft vom Jahre 1881 eingeleitete großzügige Arbeiterschutzgesetzgebung mit dem Antrage Galen in Verbindung gebracht werden wollen oder nicht. Ueber die Frage des post hoc ergo propter hoc zu streiten, ist jetzt völlig gegenstandslos. Daß wir im Zentrum in der erfolgten „Umkehr“ eine wenn auch mittelbare Folge der im Antrage Galen gestellten Forderung der Umkehr erkennen zu dürfen glauben, mag uns ebenso zugute gehalten werden, als jenen, welche die Umkehr in der Folge angeregt und ihr durch ihre Zustimmung Gesetzeskraft verliehen haben, gerne gestattet sein mag zu urteilen, daß diese Umkehr auch ohne den Antrag Galen gekommen wäre.

Möchten doch jetzt, zur Zeit der „Neuorientierung“, Männer sich finden, die auch in jenem Punkte, in dem die von Graf Galen geforderte Umkehr noch nicht Platz gegriffen hat, erkennen, wie notwendig es ist, die Herrschaft der „Gebote Gottes“ in das öffentliche Leben in Staat und Gesellschaft einzuführen, und die Wege finden, daß nicht nur das „Gesetz“, sondern der „Wille der Einzelnen“ in weitesten Kreisen diese Notwendigkeit erkennt und nach solcher Erkenntnis handelt. Auf welche Quelle eine solche glückliche „Neuorientierung“ dann zurückgeführt werden will, ist Nebensache.

Sicher aber ist, daß manche kleine Uneinigkeit dann schwinden wird, und eine Neuordnung angebahnt werden kann unter dem gewaltigen Gedanken der Aussöhnung der Gegensätze, zu der der Vater der Christenheit, Papst Benedikt XV. in so eindringlichen Worten die Völker der Erde gemahnt hat.

Waldsee.

Waldesauge, tief und unergründlich,
Eingeschmiegt in ernster Fichten Saum,
Wie ein Märchenrätsel unerfindlich —:
Nur die Seele, welche rein und kindlich,
Kann verstehen deinen Zaubertraum.

Klarer Nächte blaue Seide ruht,
Ueberstickt mit vielen Tausend Sternen,
Ueber deiner spiegelglatten Flut,
Wenn des Sommertages schwüle Glut
Längst verzittert in entlegne Fernen.

Heimlich aus krystallnen Brunnen steigen
Nymphen. Ueber den Gewässern hin
Schwebend führen seltsam sie den Reigen
Und aus Irisgold und Nebelzweigen
Weben sie der Elfenkönigin

Einen Schleier. Bei des Morgens Grauen
Schwindet er zugleich hinab zum Grund
Mit dem keuschen Chor der Geisterfrauen.
Und kein sterblich Auge kann sie schauen,
Der Natur bloss wird ihr Walten kund.

Heribert Schneider.

Die Frage des Parlamentarismus vor dem württembergischen Landtag.

Von Redakteur Grießer, Stuttgart.

Der Vorgang im Reich, bzw. in Preußen, mit den parlamentarischen Ministerernennungen, und nicht etwa ein innerer sachlicher Zwang war der Anlaß zu einer Aussprache in der württembergischen Zweiten Kammer über den Parlamentarismus. In Württemberg bestand schon seit langem eine engere Fühlungnahme zwischen der Regierung und der Volksvertretung als in vielen anderen Bundesstaaten. Daher hatte wohl niemand jetzt, in einer Zeit, wo man durchaus andere Sorgen hat, eine prinzipielle Erörterung über den Parlamentarismus erwartet.

Den unmittelbaren Anstoß zu dieser Aussprache in der Zweiten Kammer gab der im letzten halben Jahre vor sich gegangene mehrfache Wechsel in der Besetzung verschiedener Ministerien. So wurde an Stelle des Alters halber zurückgetretenen Justizministers Dr. v. Schmidlin im Dezember 1917 Staatsrat Mandry zum Justizminister ernannt. Das Amt des Kultusministers übernahm für den aus Gesundheitsrücksichten anfangs 1918 zurückgetretenen Minister von Habermaas der bisherige Minister des Innern v. Fleischhauer, der ebenfalls gesundheitshalber das verantwortungsvolle und arbeitsreiche Ministerium des Innern niederzulegen gezwungen war und nur auf Ersuchen des Ministerpräsidenten, bzw. der Krone, sich herbeiließ, das „leichtere“ Amt eines Kultusministers zu übernehmen, um seine Arbeitskraft dem Gesamtministerium zu erhalten. Zum Minister des Innern wurde dann der Bundesratsbevollmächtigte Ministerialdirektor Dr. v. Köhler ernannt.

Die Besetzung der drei Ministerposten mit Staatsbeamten nahm nun der volksparteiliche Abgeordnete Konrad Haußmann zum äußeren Anlaß, um endlich wieder einmal seinem gepreßten Herzen Luft zu machen. Schon lange vor dem Krieg war die Einführung des parlamentarischen Systems in Württemberg sein „ceterum censeo“ geworden, wobei er immer Frankreich bzw. England als Vorbilder hinstellte. Kaum vor Jahresfrist hatte er für Württemberg die Bildung eines Koalitionsministeriums gefordert. Diese Forderung schien ihm nun nicht erfüllt zu sein, da die Ministerpostaturen nur höhere Staatsbeamte, nicht aber Parlamentarier in die Regierung gebracht hatten. Daraus zog K. Haußmann den Schluß, daß der württembergische Ministerpräsident durch Uebergehen des Landtags gleichsam die Mitglieder desselben „disqualifiziert“ habe, obgleich man der Meinung sein müsse, daß auch in der württembergischen Zweiten Kammer Männer sich befinden, die befähigt seien, in die Geschäfte der Regierung einzutreten.

Nur ungern ging man auf seiten der Regierung im gegenwärtigen Augenblick auf eine grundsätzliche Auseinandersetzung der von Konrad Haußmann in die Debatte geworfenen Frage ein. Obgleich dieser seine Forderung, in Württemberg das parlamentarische System einzuführen, mehr oder weniger verklausuliert hatte, hielt es Ministerpräsident Frhr. v. Weizsäcker für notwendig, dieses Kind gleich beim richtigen Namen zu nennen. Er wies in einer alle Gesichtspunkte zusammenfassenden Rede Haußmanns weitgehende Forderungen zurück und stellte, ohne irgendwie Widerspruch in der Zweiten Kammer zu finden, fest, daß die Ersetzung der Regierung durch die jeweilige Mehrheit des Landtages nicht im Willen des Landes liege, daß aber ebenso selbstverständlich bei der Regierung keine Rede sei von einer grundsätzlichen Abneigung gegen die Besetzung dieses oder jenes Ministerpostens durch Kammermitglieder. Zum Beweise dafür konnte darauf verwiesen werden, daß die Fälle gar nicht so selten sind, daß Landtagsabgeordnete, die gar nicht die Beamtenlaufbahn eingeschlagen hatten, zu Ministern ernannt wurden (so vor allem die früheren Minister Sick, Hölder, Sarwey, Schmid). Nachdem dann der Ministerpräsident noch ein scharfes Verdammungsurteil über die parlamentarisch regierten Länder Frankreich, England und Amerika, ausgesprochen hatte — „nur der Selbsterhaltungstrieb der Mehrheit in den Parlamenten dieser Staaten läßt die (dortigen) Diktatoren noch ihres Amtes walten“ —, konnte er mit vollem Recht hervorheben, daß das württembergische Volk mit seiner konstitutionellen Verfassung zufrieden ist und zurzeit andere Sorgen hat, als die Einführung eines neuen Verfassungssystems. Dagegen steht die Regierung völlig auf dem Standpunkt, daß eine engere, lebendige Teilnahme des Volkes und seiner Vertreter in der Regierungskontrolle und Staatsverwaltung ganz in ihrem (der Regierung) Sinne ist, und daß eine Herübernahme von Parlamentariern in die Regierung keineswegs gegen ihre Grundsätze verstoße.

Von dieser kräftigen Zurückweisung des Vorschlages der Einführung des parlamentarischen Systems in Württemberg durch die Regierung war der Urheber desselben, bzw. die durch ihn vertretene Partei, jedenfalls nicht so sehr überrascht, wie durch die unzweideutige Stellungnahme des Zentrums, der Nationalliberalen und selbst der Sozialdemokratie. Der Zentrumsführer Vizepräsident Dr. v. Kiene wies das parlamentarische System strikte ab und trat warm für eine starke Monarchie, eine kraftvolle Volksvertretung und ein wirksames Zusammenarbeiten zwi-

schen Regierung und Volksvertretung ein. Er rechnet dazu auch „die Besetzung von verantwortungsvollen Stellen in der Regierung nicht nur mit tüchtigen Beamten, sondern auch mit hervorragenden Vertrauensmännern des Volkes", eine Forderung, wie sie im Reiche zu einer glücklichen Lösung gelangt ist und wie sie auch in Württemberg gemacht werden kann und soll. Damit ist aber noch keine Parlamentsregierung gegeben, die das Zentrum nicht will, so wenig, wie es im Reich eine solche gibt; es ist damit auch nicht irgendeine Schwächung der Krone gegeben, vielmehr eine Stärkung derselben, weil diese im Vertrauen des Volkes gefestigt und vertieft wird. Vor jeweils wichtigen und aktuellen Entscheidungen der Regierung soll „eine wenn auch nur vertrauliche Aussprache mit Führern und Vertretern der Parteien" mit der Regierung stattfinden, wodurch aber das freie Kronrecht der Berufung der verantwortungsvollen Leiter nicht ausgeschaltet wird; aber es sollen jeweilige Parlamentsmehrheiten in ihrem Wechsel nicht zur Herrschaft gelangen und sich in der Bildung von Ministerien sowie in der Regierungsgewalt ablösen. Ein derartiges System, das die Krone von jeder beliebigen Zufallsmehrheit abhängig machen und das innerpolitische Leben fortgesetzt Krisen aussetzen würde, widerspricht durchaus den Wünschen der großen Mehrheit unseres Volkes.

Ueberraschend war die Haltung der Sozialdemokratie in dieser Frage. Sie fordert zwar in ihrem Programm die parlamentarische Regierungsform; doch erklärte ihr Führer, der Reichs- und Landtagsabgeordnete Keil, er sei „kein begeisterter Verherrlicher" dieses Regierungssystems, wenn er auch allerdings nicht die gerühmte „Gottähnlichkeit der Bureaukratie" anerkennen könne. Er meinte, auch im Rahmen eines konstitutionellen Staates sei für eine parlamentarische Regierung ebensoviel Raum wie für eine bureaukratische.

So war daher die Behandlung dieser wichtigen politischen Frage in der württembergischen Zweiten Kammer nicht ohne Wert. Es hat sich gezeigt, daß, wie im Landtag, so auch im Volk, kein Bedürfnis für die Einführung des parlamentarischen Regierungssystems in seiner klassischen Form in Württemberg vorhanden ist. Man gab sich vielmehr mit dem Versprechen der Regierung zufrieden, in weiterem Umfang die sachliche Fühlungnahme, wie sie durch das Zentrum besonders deutlich umgrenzt worden war, auch in Zukunft anzustreben und die Aufnahme von Parlamentariern in ihre Reihen nicht abzulehnen. Auch einer zeitgemäßen Weiterbildung der konstitutionellen Verfassung wird die Regierung, falls sie sich als notwendig erweisen wird, kein unüberwindliches Hindernis in den Weg legen. Es ist zu hoffen, daß die durch die luftreinigende Aussprache zutage getretene weitgehende Uebereinstimmung über die Richtlinien der konstitutionellen Entwicklung in Württemberg von Dauer ist.

Kreuz und quer-Gedanken.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg, Mün en.

Auf Anraten des gesunden Menschenverstandes unternahm Sumego einen Ausflug in Bayerns schöne Gefilde. Wie ein zugereister Preuße erhoffte er sich: Butterbrot, Eier, Milch und Honig.

Da hieß es nun überlegen: Großes oder kleines Gepäck? Ist ein zweiter Anzug nötig? Wie steht es mit der Fußbekleidung? Greise fürchten nasse Stiefelsohlen, obwohl sie in Isar-Athen, wo man selbst bei Regen die Straßen bespritzt, daran gewöhnt sein könnten.

Sumego zog die übliche Hamsterei nicht in Betracht. Obwohl er finanziell jetzt dem bedrängten Mittelstand angehört, dünkt er sich immer noch zu vornehm dazu. Also — ein kleiner Handkoffer wurde gewählt und Sumego bemerkte nicht, daß beim Einpacken die Wahrheit hineingeschlüpft war.

Die Bekleidungsstelle des Kommunalverbandes Isar-Athens hatte aber gerade verordnet, daß männiglich ein Anzug einzuliefern sei. Wenn man einen Anzug weggibt und dafür 30 ℳ erhält, muß man nach Ansicht des gesunden Menschenverstandes mit der Zeit sich einen Anzug kaufen. Ein solcher Anzug kostete vor dem Kriege 100 ℳ — jetzt 300—400 ℳ —, und nur eine Hornisse kann auf den Gedanken kommen, daß Angehörige des jetzt ausgepumpten Mittelstandes dergleichen mit patriotischen Gefühlen vollziehen. Wohl aber sieht sie ein, daß ein Kriegsgewinnler, ein Phöniker, mit Leichtigkeit 3—4 Anzüge zu dem an sich edlen Zweck abgeben kann, daß aber, falls ein alter Veteran von 1870 ein Paar Anzüge besitzt, diese einen Teil seines „Vermögens" bilden. Zahlt ihm der Staat monatlich z. B. 400 ℳ Pension, so müßte er, um sich einen neuen Anzug kaufen zu können, einen Monat hindurch von der Luft leben, und in der fliegen bekanntlich die Hornissen herum.

Als Sumego eben abreisen wollte, brachte die dotschengewohnte Köchin eines der Tagesblätter ins Zimmer und Sumego las, daß Isar-Athen schon mehr der geforderten Anzüge als die Millionenstadt Berlin eingesammelt habe. — Heil euch Phöniker! München immer mit Dampf voraus! quiekste die Wahrheit aus dem Handkoffer.

Sumego aber schlug den Deckel zu und eilte zum Bahnhof. Dort stand er über 3/4 Stunden an der Schranke. Die vielen Soldaten umher rauchten leidliche Zigaretten, die Zivilisten meist Hopfenblätter um 50 Pfennige das Stück mit lieblichstem Geruch. Ziemlich unbelästigt kam Sumego in der ersten Klasse in einem schwäbischen Städtchen an und erfreute sich beim Kaffee an einem Stück Kuchen, das doppelt so groß war als jene in München. Dann besah er Wohnungen, denn das Städtchen gefiel ihm, weil es weder eine Garnison noch Fremde beherbergte. Die Einwohner machten einen Eindruck von Klugheit und Manierlichkeit und schnarrten nicht aus Brusttönen wie Abonnenten des „Berliner Tageblattes".

Abends gab es einen leidlichen Braten und es saß niemand um Sumego, der ausrief: Jott — wie schön ist der Braten und man wie billig!

Später kam eine Gesellschaft ins Gastzimmer, die kriegsgewinnlerisch roch, denn sie trank teuere Weine und hatte sich. Da wurde erzählt, daß man in Ulm, in Stuttgart noch ziemlich gut lebe, denn dort habe ein hoher Herr geäußert: Zuerst essen meine Schwaben und was wir zu viel haben, erhält der Norden.

Doch Sumego hatte andern Tages noch einen Freund zu besuchen, der in der Nähe ein Schloß besitzt, und so lernte er auch das Leben am Lande wieder kennen. Ueberall wurde geklagt, daß die Ablieferung Härten besitze. Dort herrschte nicht der württembergische Grundsatz, sondern der Gewaltige huldigte der Ansicht: Zuerst „ißt" die Ablieferung, dann ißt der Erzeuger. Schade, daß der gesunde Menschenverstand Sumego nicht begleitet hatte, und die Wahrheit im Handkoffer rührte sich nicht mehr, denn dies Gepäckstück kostete stets mehr als das Fahrbillett. Vielleicht war sie beleidigt, weil Sumego das Köfferchen immer als Passagiergut aufgab, während die anderen Reisenden mit einem Dutzend solcher Dinge in den Abteil kamen, vielleicht hätte sie gerne erforscht, wer mit Recht, wer zu Unrecht gehamstert hatte, vielleicht hatte sie erhofft, in Gesellschaft einer Handtasche, deren Inhalt eine steuerhinterziehende Perlenschnur enthielt, zu fahren.

Warum ist denn dieses Gelände nicht angebaut? fragte Sumego beim Spaziergange.

Der Graf antwortete: Ich wollte Erbsen anbauen, gab rechtzeitig ein, erhielt die Antwort, daß für mich zwei Zentner im bayerischen Depot zu haben seien. Nach einigen Wochen erhielt ich nach mehrfachem Herumschreiben den Entscheid, ich hätte die Erbsen aus Altona zu erhalten. Die Zeit zum Ansäen war unterdessen vorbei.

Heiliger Dr. Heim! quiekste es vom Schlosse her aus dem Handkösserchen und wie aus einem Grammophon kreischte die Wahrheit: Ganz wie im Vorjahre! Da erlaubten die Oesterreicher Eurem Freunde das Tafelobst seines Gartens mitzunehmen, aber Berlin verbot es — wahrscheinlich, weil wir zu viel Obst in Bayern hatten. Hütet Eueren Reichsapfel!

Sumego sah dann noch zu, wie die Kühe gemolken wurden, und fragte naiv: Wo ist denn der Gendarm, der das beaufsichtigt?

Da streckte eine Kuh den Schweif in die Höhe und Sumego — naiv, wie er nun einmal ist — rief: die hat sicher schon eine Vorlesung an der Universität über englische Landwirtschaft gehört!

Bald fuhr Sumego über Augsburg nach dem Lechfelde. Am Bahnhof der alten Reichsstadt machte er große Augen, weil das Stückchen Braten bei 5 Fleischmarken nicht größer wie seine Visitenkarte war. Einst, von den Manövern heimkehrend, verspeiste er in diesem Warteraum Rebhühner und den berühmten Zwetschgendatschi — jetzt gab's nicht einmal Dotschen-Datschi.

Während der Fahrt nach Landsberg grüßte er nach dem Kloster hinüber, in dem einst herrliches bayerisches Bier gebraut wurde, in dem er einst vom Guardian für eine Gefälligkeit zum Essen geladen worden war. Ihm zu Ehren gab's Schinkenknödel so groß wie Kanonenkugeln, aber Sumego — noch nicht dem bedrängten Mittelstand angehörend — versuchte nur aus Artigkeit das Gebotene. Glückliche Zeit! Jetzt als alter Mann würde er sich durch einen Riesenknödel durchessen und einen weiter angebotenen würde er dem Präsidenten Wilson in den Mund werfen und mit der Faust daraufschlagen.

Seine langjährige Garnison Landsberg am Lech lachte ihm im Sonnenglanze entgegen, aber sie war verkaserniert, vervillat und sogar ein Fabrikschlot ragte verunschönend in das Himmelsblau.

Niemand erkannte ihn mehr und er begab sich zum Friedhof, dem die Blütenpracht des Frühlings ein fast fröhliches Antlitz lieh. Eine Unzahl alter Bekannter schlummerte hier unter Vergißmeinnicht, unter Tulpen und Narzissen. Die einen unter Syenit, die anderen unter Sandstein. Draußen zogen die grünen Wellen des Lechs unter der alten Holzbrücke weg und um den nahen Dohlenturm flogen quatschend die dunklen mystischen Vögel.

„Schwarz ist unser Gefieder!" Aber der Himmel ist blau, die Wolken sind weiß! Dohlenturm, nistlicher Hort, schütze die bayerische Stadt!

Vor unberechtigten, fremden Hamstern! ergänzte Sumego und ging lechaufwärts. Dort glitzerte aus dem jungen Grün alter Bäume das farbige Dach von Hubert von Herkommers Mutterturm. Ein deutscher Engländer oder umgekehrt, aber in der Aera der Kunstgunst bekronenordnet und geadelt. Freilich — die ganz englische Witwe hat sich nicht so recht in die Erfordernisse des Kriegsernstes finden können und Milady soll interniert sein. Der Lech wälzte seine Flut über das breite Wehr und Sumego gedachte der seligen Zeiten, als zehn und

zwanzigpfündige Huchen darüber aus den Wassern sprangen, von denen manch einer beim Schafbräu in Rahm gebraten verzehrt wurde. Jetzt sieht kein Eingeborener einen Rotfisch mehr — sie wandern um unglaubliche Preise in die Großstädte, wo sie von Kriegsgewinnlern und Zugereisten den Bayern weggegessen werden. „Elende Macht des Geldes! Herrliche Neuorientierung!" knirschte Sumego vor sich hin und bedauerte nun doch den Tod Hubert von Herkomers.

Gefällig war ja der berühmte Maler. Der hätte ihm vielleicht eine Moritat mit den Bildern von Sedan, von Orleans, von Paris gemalt und Sumego hätte singend auf Märkten das ihm durch erlaubte wahnwitzige Preissteigerung aus den Taschen gezogene Geld ergänzen können.

Da kam ein Kind des Weges und in seinen Händchen hielt es ein Heiligenbild. Auf der Rückseite war das Gebet mit einer Banknote verklebt.

„Meiner Mutter soll i's bringa. Rita nehma!" rief es lächelnd.

Wohl für ein Pfund Butter, dachte Sumego und eine erneute Verwünschung aller Hamsterer, die selbst durch solche Triks unsere guten Bayern verderben, stahl sich auf seine Lippen.

„Vom Sieg der Seele."

Von P. Lippert S. J.

Wir haben es längst geahnt, wir Daheimleute, daß 'eine gewaltige Kluft uns innerlich trennt von den Menschen der vordersten Front: daß sie, die unsäglich Schweres tragen und leisten, unmittelbarer in der Wirklichkeit stehen, daß sie unendlich richtiger, einfacher und sachlicher denken und größer handeln als wir. Ein Vortrag, den der Feldgeistliche Joseph Schneider vor kurzem im Münchener Asamsaal auf Veranlassung des „Kath. Akademiker-Ausschusses" gehalten hat, unter dem Titel: Vom Sieg der Seele, hat jene geahnte Kluft zwischen Daheim und Draußen in ihrer ganzen erschütternden Weite und Tiefe aufgezeigt. Der Vortrag, der nur Tatsachen bot, Bruchstücke einer titanischen Wirklichkeit, und doch aus dem tiefsten Erleben einer edlen Menschen- und Priesterseele hervorquoll, hatte des Belehrenden und Ergreifenden, des Erschreckenden und Tröstenden so viel, wie vielleicht alle unsere durchschnittlichen Kriegsvorträge zusammen es nicht haben. Im Spiegel der Frontkämpferseelen, das heißt der Seelen derer, die in den vordersten Stellungen stürmen, Patrouillen gehen, in Unterständen ausharren, den grimmen Tod zum alltäglichen Tisch- und Lagergenossen haben, im Spiegel dieser Frontkämpferseelen (einige Kilometer hinter ihrer Linie beginnt es schon, anders, ganz anders zu werden in stufenweisem Abfall bis herein in unsere immer noch ästhetisierenden Heimatstädte) in diesem Spiegel also wurde uns eine Ahnung gegeben von dem Sinn des Krieges, dem wahren Sinn, von jenem Sinn, der den Irrsinn des Völkermordens und des wirtschaftlichen Neides und des chauvinistischen Rausches überwindet und niederschlägt. Einen Sinn haben wir geahnt, der in der Ueberwindung des Stofflichen und Mechanischen durch das Geistige, des Triebhaften und Tierischen durch das Seelische und Sittliche besteht, der weit jenseits aller politischen, wirtschaftlichen und sozialen Kriegsziele liegt. Einen Sinn, der aus dem Wort leuchtet, das einer „draußen" unter dem Eindruck unerhörter seelischer und sittlicher Leistungen gesprochen hat: „Wenn die Menschen so zu leiden und zu sterben lernen, dann hat der Krieg einen Sinn." Da draußen, wo „nicht der Krieg die Menschen trägt, sondern die Menschenseelen den Krieg tragen," stark und ruhig, in rührender Treue, in eisernem Zielbewußtsein und in gewaltig entschlossener Tat und doch zugleich mit zartem Empfinden, fern von allem kranken Denken und perversen Genießen, fern von allem unfruchtbaren Aesthetizismus und blasierten Zynismus, da bricht der reine und doch tatsachenmächtige Idealismus durch, dessen tiefste Wurzel religiös ist, und der wieder in Religion mündet, nicht in einer schwächlichen und kleinlichen, nicht in einer zeitlich und selbstisch gebundenen, sondern in einer willensstarken und leistungsfähigen, läuternden und geläuterten Religion. Da werden die Menschen gebildet, die größer sind als die Verhältnisse und Schicksale, die alles überwinden in der Kraft des Seelischen und Sittlichen, in der Kraft der Liebe. Wenn es auch eine schweigende und rauhe und herbe Religion und Liebe ist, die diese Männer hervorbringen, sie ist doch innerlich und tatenstark, einfach und warm und heldenhaft bei aller äußeren Anspruchslosigkeit; sie verschmilzt die Seelen der Kameraden untereinander und mit Gott, vor dessen Angesicht sie täglich tritt in ihrer Todesbereitschaft.

Davon erzählte uns der Vortrag und zwischen den schlichten, ergreifenden Worten war es uns, als klinge von den Schützengräben ein männlich kurzes und kindlich warmes Dankwort herüber, ein Dank für unsere Feldseelsorger und für eine Seelsorge, die zu den Frontkämpfern sich neigt, die neben ihnen als Sanitätshilfe ausharrt in den verschlammten Trichtern, die die einsamsten aller jetzt lebenden Seelen zu finden und zu tragen und das Beste und Tiefste in ihnen aufzuwecken und zu entfalten weiß. Das ist Feldseelsorge, wie sie nur Priester und nur ganz ideale Priester zu üben verstehen, die unendlich mehr ist als offizieller Feldgottesdienst, mehr als ein militärisches Hilfsinstitut, mehr auch als eine Tröstung für schwache Gemüter, sondern ein Herablangen göttlicher Arme in das Dunkel des Schützengrabens, eine Verdolmetschung göttlicher Fragen und Stimmen in den Seelen, die mehr als alle anderen Uebermenschliches aufzubringen haben.

Man möchte wünschen, daß auch wir in der Heimat mehr von solcher Verdolmetschung geboten erhielten, aber wir dürfen auch unsere Allerbesten, „die draußen", solcher Seelsorger nicht berauben wollen. Denn diese Feldseelsorge dient auch dem einzigen Kriegsziel, das der Mühen und des unendlichen Blutes wert ist, und all das namenlose Grauen rechtfertigt: dem Sieg der Seele, den der Frontkämpfer, der leidende und sterbende, der seelisch geläuterte und umgewandelte, erringt. Solche Feldseelsorge hat das Recht zu dem erlösenden Wort: „Verflucht sei uns der Krieg, aber gesegnet sei uns der Sieg der Seele über den Krieg!"

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Entwicklung einer neuen Großschlacht. Voller Erfolg der deutschen Waffen.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

15. Juli. Südwestlich von Ypern griff der Feind gestern früh nach starker Feuervorbereitung an und drang in geringer Breite in unser Kampfgelände ein. Zwischen Aisne und Marne blieb die Gefechtstätigkeit lebhaft. Südwestlich und östlich von Reims sind wir in Teile der französischen Stellungen eingedrungen.

16. Juli. Südwestlich und östlich von Reims sind wir gestern früh in Teile der französischen Stellungen eingedrungen. An den Vorbereitungen für die artilleristische Kampfführung hatten Vermessungstruppen besonderen Anteil. Artillerie, Minenwerfer und Gaswerfer öffneten durch ihre vernichtende Wirkung im Verein mit Panzerkraftwagen und Flammenwerfern der Infanterie den Weg in den Feind. Die Armee des Generalobersten v. Boehn hat zwischen Jaulgonne und östlich von Dormans die Marne überschritten. Pioniere setzten im Morgengrauen die Sturmtruppen über den Fluß und schufen damit die Grundlage für den Erfolg des Tages. Infanterie erstürmte die steilen Hänge auf dem Südufer der Marne. Unter ihrem Schutz vollzog sich der Brückenschlag. In stetem Kampf durchstießen wir das zäh verteidigte Waldgelände der ersten feindlichen Stellung und warfen den Feind auf seine rückwärtigen Linien bei Condé — La Chapelle — Comblizy — Mareuil zurück. Auch nördlich der Marne entrissen wir Franzosen und Italienern ihre ersten Stellungen zwischen Ardre und Marne. Wir standen am Abend im Kampf östlich der Linie Chatillon — Cuchery — Chaumizy. Die Armeen der Generale v. Mudra und v. Einem griffen den Feind in der Champagne von Prunay (östlich von Reims) bis Tahure an und nahmen im Kampf mit dem sich unserem Angriff entziehenden Feinde die erste französische Stellung. Südlich von Nauroy—Maronvillers stießen wir über die Höhenkette Cornillet—Hochberg—Keilberg—Pöhlberg durch das Trichterfeld der vorjährigen Frühjahrsschlacht bis an die Römerstraße nordwestlich von Prosnes und in das Waldgelände südlich des Fichtelberges vor. Oestlich der Suippes entrissen wir dem Feinde das Kampffeld der Champagneschlachten zwischen Auberive und südöstlich von Tahure. Auf unserer Angriffsfront östlich von Reims hält der Feind seine zweite Stellung nördlich von Prosnes—Souain—Perthes. Trotz tiefer Wolken und böigen Windes waren die Luftstreitkräfte tätig. In niedrigen Höhen griffen Flieger mit Bomben und Maschinengewehren in den Kampf auf der Erde ein. Sie schossen gestern über dem Schlachtfelde 31 feindliche Flugzeuge und vier Fesselballone ab. Die Zahl der bisher eingebrachten Gefangenen beträgt mehr als 13000.

17. Juli. Oertliche Kämpfe im Savières-Grund und westlich von Château-Thierry. Südwestlich von Courtemont schoben wir unsere Linien bis an den Surmelin-Abschnitt heran. Heftige Gegenangriffe führte der Feind mit starken Kräften gegen unsere Front auf dem Süduser der Marne. Seine Angriffe brachen unter schwersten Verlusten, teilweise nach erbittertem Kampf vor unseren Linien zusammen. Auf dem Nordufer der Marne wurden die Erfolge des ersten Angriffstages erweitert. Nach Abwehr französischer Gegenangriffe stießen wir dem Feind bis auf die Höhe nördlich Venteuil nach und kämpften uns durch den Rodemat- und Königswald hindurch. Beiderseits der Ardre warfen wir den Feind auf das Reimser Bergland zwischen Nanteuil und nördlich von Pourcy zurück. Wir hielten die feindlichen Linien unter starkem Feuer und verbesserten an der Römerstraße und an der Suippes unsere Stellungen. Nordwestlich von Massiges nahmen wir einige befestigte Höhen. Die Gefangenenzahl ist auf mehr als 18000 gestiegen. Ueber dem Kampffeld wurden gestern von neuem 36 feindliche Flugzeuge und zwei Fesselballone abgeschossen.

18. Juli. Nördlich von Lens und östlich von Villers-Bretonneux wurden örtliche Angriffe des Feindes abgewiesen. Die Armee des Generalobersten v. Boehn stand gestern tagsüber in schwerem Kampf. Durch neu herangeführte Divisionen verstärkt, setzte der Feind von neuem nach mehrstündiger Artillerievorbereitung zu größerem, einheitlichem Gegenangriff gegen unsere ganze Front südlich der Marne an. Am Abend war die Schlacht zu unseren Gunsten entschieden. Unter schwersten Verlusten brachen die Angriffe des Feindes zusammen. Aus kleinen Ortschaften südöstlich von Mareuil, in die der Feind vorübergehend eindrang, warf ihn unser Gegenstoß wieder hinaus. Auch auf dem Nordufer des Flusses versuchte der Feind vergeblich, uns unsere Erfolge streitig zu machen. Bei Erstürmung eines Bergrückens südlich von Pourcy nahmen wir seine Besatzung mit ihrem Regimentskommandeur und mehreren Geschützen gefangen. Zwischen Aisne und Marne hat der Franzose mit starken Kräften und Panzerwagen angegriffen und etwas Gelände gewonnen. Unsere bereitstehenden Reserven haben in den Kampf eingegriffen. Gestern wurden 23 feindliche Flugzeuge abgeschossen.

19. Juli. Zwischen Aisne und Marne ist die Schlacht von neuem entbrannt. Der Franzose hat dort seine langerwartete Gegenoffensive begonnen. Durch Verwendung stärkster Geschwader von Panzerkraftwagen gelang es ihm zunächst, überraschend an einzelnen Stellen in unsere vorderste Infanterie- und Artillerielinie einzubrechen und unsere Linie zurückzudrücken. Weiterhin haben unsere Stellungsdivisionen im Verein mit bereitstehenden Reserven einen feindlichen Durchbruch vereitelt. Gegen Mittag waren die französischen Angriffe in der Linie südwestlich von Soissons — Neuilly — nordwestlich von Château-Thierry zum Scheitern gebracht. Am Nachmittage brachen an der ganzen Angriffsfront sehr starke Teilangriffe des Feindes an unseren neuen Linien zusammen. Die dem Kampffelde zustrebenden feindlichen Kolonnen waren das Ziel unserer erfolgreichen Schlachtflieger. Unsere Jagdflieger schossen 32 Flugzeuge des Gegners ab. Feindliche Angriffe im Königswalde und beiderseits von Pourcy scheiterten. Bei erfolgreichem Vorstoß nordwestlich von Prosnes und bei Abwehr feindlicher Teilangriffe an der Suippes und beiderseits von Perthes machten wir Gefangene. Auf dem Schlachtfelde zwischen Aisne und Marne ist ein erneuter französischer Durchbruchsversuch unter schwersten Verlusten für den Feind gescheitert. Die Zahl der seit 15. Juli eingebrachten Gefangenen hat 20000 überschritten.

20. Juli. Gegen Meteren, nördlich von Meris und südlich von Vieux-Berquin griff der Feind am Vormittag an. In Meteren faßte er Fuß, im übrigen wurde er abgewiesen und ließ Gefangene in unserer Hand. Zwischen Aisne und Marne nimmt die Schlacht ihren Fortgang. Panzerwagen drangen am frühen Morgen in Teile unserer vorderen Linien ein. Nach erbittertem Kampf war gegen Mittag der erste Stoß des Feindes auf den Höhen südwestlich von Soissons — westlich von Hartennes —, östlich von Neuilly, nordwestlich von Château-Thierry zum Scheitern gebracht. Die von Fliegern im Anmarsch auf das Schlachtfeld gemeldeten und von ihnen wirksam bekämpften feindlichen Kolonnen kündeten Fortführung der Angriffe an. Sie erfolgten gegen Abend nach stärkster Feuersteigerung. Zwischen Aisne und Ourcq brachen sie in unseren Gegenstößen, südlich des Ourcq meist schon im Feuer zusammen. Nördlich von Hartennes warfen wir den Feind über seine Ausgangslinien hinaus zurück. Die Truppe meldet schwerste Verluste des Feindes. Eine große Anzahl Panzerwagen liegt zerschossen vor unserer Front. Südwestlich von Mareuil wurden erneute Teilangriffe des Feindes abgewiesen. Während der Nacht nahmen wir unsere südlich der Marne stehenden Truppen vom Feinde unbemerkt auf das nördliche Flußufer zurück. Nordwestlich von Souain wurden französische Vorstöße blutig abgewiesen. Gestern wurden wiederum 30 feindliche Flugzeuge und 7 Fesselballone abgeschossen.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Vergebliche verlustreiche Angriffe des Feindes.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

16. Juli. Im Raume des Monte Pertica und des Monte Solarolo unternahm der Italiener nach heftiger, überfallartiger Artillerievorbereitung vier gewaltige Sturmangriffe. Sie wurden von den braven Truppen der 55. Division teils durch Feuer, teils im Nahkampf abgeschlagen. Die Blutopfer des Feindes sind außerordentlich groß.

17. Juli. Südlich von Asiago vermochten zwei englische Kompagnien vorübergehend in unsere Gräben einzudringen. Die Verluste des Feindes in den letzten Kämpfen auf dem Solarolo erwiesen sich als außerordentlich schwer. In einem schmalen Frontabschnitt wurden über 500 italienische Leichen gezählt.

20. Juli. Im Adamello-Gebiet wurden mehrere italienische Vorstöße abgewiesen. Auf dem Monte Cavento mußte dem Feinde ein vorgeschobener Stützpunkt überlassen werden.

Wechsel in den Kommandostellen der österr.-ungar. Armee.

Kaiser Karl hat in einem Handschreiben vom 16. Juli an Feldmarschall Conrad von Hötzendorf dessen Rücktrittsgesuch angenommen. In dem Schreiben heißt es am Schlusse: „Für Ihre durch ein Menschenalter erfolgreich und aufopferungsreich geleistete Arbeit gebührt Ihnen für immer mein, meiner Wehrmacht und des Vaterlandes Dank. Ich ernenne Sie zum Oberst aller Leibgarden und erhebe Sie in den erblichen Grafenstand." — Gleichzeitig wurden ernannt, Generaloberst Erzherzog Joseph zum Kommandanten einer Heeresgruppe und der General der Kavallerie Fürst Alois Schönburg-Hartenstein zum Kommandanten einer Armee.

Verschiedene Nachrichten.

Auszeichnung. Dem Dekan und Stadtpfarrer von Scheinfeld, Frhrn. Heinr. v. Hausen, der als Divisionsgeistlicher im Felde seit Beginn des Krieges wirkt, wurde das Eiserne Kreuz 1. Klasse verliehen.

Kriegskalender.

XLVII.

An dieser Stelle veröffentlichen wir nach Ablauf eines jeden Monats eine chronologische Uebersicht über die Kriegsereignisse. Die eingeklammerten Zahlen geben die Seiten an, auf welchen das betreffende Ereignis in der Chronik der Kriegsereignisse eingehender verzeichnet oder in Artikeln erwähnt und besprochen ist. Der Kriegskalender bildet somit zugleich ein die schnellste Orientierung ermöglichendes Register zu dem den Krieg betreffenden Inhalt der „Allgemeinen Rundschau".

1. Juni: U-Bootsbeute im Mai: 614000 Brutto-Registertonnen (410). Die Feinde verloren im Mai 23 Fesselballone und 413 Flugzeuge, eigener Verlust 28 Fesselballone und 180 Flugzeuge (371). Fortgang der Offensive der Armee des deutschen Kronprinzen. Der Feind südöstlich Noyon auf den Wald von Carlepont und Montagne und im Angriff beiderseits des Ourcq-Flusses über den Savières-Abschnitt zurückgeworfen, die Höhen östlich Moulin-sous-Touvent und die Höhen von Passy und Courchamps erobert; französische Angriffe nordöstlich von Verneuil und beiderseits der Ardre zurückgeschlagen. (345).

2. Juni: Der Feind aus Moulin-sous-Touvent—St. Christophe—Vingré zurückgeschlagen; Chaudun und die Höhen westlich von Château-Thierry genommen; feindliche Gegenangriffe südlich der Ourcq abgewiesen (356).

3. Juni: Die Höhen von Vauxbuin und westlich Chaudun genommen; der Feind nach Erstürmung von Pernant und Missi-aux-Bois auf die Linie Le-Soulier—Dommiers zurückgeworfen; nordwestlich Château-Thierry die Bahn Buisiares-Boureiches überschritten (356).

4. Juni: Der Feind auf Ambleny Cutry zurückgeworfen (356).

6. Juni: Südöstlich Sercy die feindlichen Linien beiderseits der Ardre genommen (356). Deutsche U-Boote vor der amerikanischen Küste (350, 356).

7. Juni: Feindliche Angriffe nordwestlich Château-Thierry und an der Ardre abgewiesen (356).

9./10. Juni: In siegreichem Vorstoß das Höhengelände südwestlich Noyon erobert (364, 370, 371).

10. Juni. Feindlicher Angriff zwischen Ancre und Somme zusammengebrochen. Untergang des österr. Linienschiffes „Szent Istvan" in der Adria (371).

11. Juni: Der Feind von Le Plouron bis Antheuil und nordwestlich von Château-Thierry zurückgeworfen (371).

12. Juni: Französische Gegenangriffe beiderseits der Straße Roye—Estrees—St. Denis zurückgeschlagen; der Feind in erfolgreichem Angriff östlich Cutry—Dommiers über diese Orte hinaus zurückgeworfen (371).

13. Juni: Französische Angriffe zwischen Voormezeele und Vierstraat, bei Courcelle und Mery, sowie im Matzgrund zurückgeschlagen (371).

14. Juni: Feindliche Vorstöße an der Ancre abgewiesen (371).

15. Juni: Zusammenbruch französischer Angriffe bei Dommiers und am Walde von Villers-Cotterets. Beginn der österreichischen Offensive an der Piave und Brenta (364, 371).

16. Juni: Oesterreichische Erfolge im Höhengelände des Montello und westlich San Dona, Capo Sile genommen (384).

17. Juni: Französischer Angriff südwestlich Albert gescheitert. Zusammenbruch italienisch-englischer Angriffe beiderseits der Brenta und südlich Asiago (384).

18. Juni: Ueberschreiten des Kanals Fossetta; italienische Vorstöße beiderseits der Bahn Oderzo—Treviso, zwischen Piave und Brenta, südöstlich Asiago und am Tosso Alto gescheitert; erfolgreicher Vorstoß bei Sovilla (384).

18./19. Juni: Feindliche Vorstöße im Clignon-Abschnitt nordwestlich Château-Thierry zurückgeschlagen (384).

19./20. Juni: Italienische Anstürme am Fossetta-Kanal, an der Bahn Oderzo—Treviso, auf dem Montello und südöstlich Asiago gescheitert (384).

21. Juni: Abflauen der Kämpfe an der Piavefront; die Italiener in einzelnen Abschnitten des Montello und westlich San Dona zurückgeschlagen (378, 385).

23. Juni: Stillstand an der Piave infolge Hochwassers, Räumung des Montello und des rechten Ufers durch die Oesterreicher (390, 397).

24 Juni: Scheitern italienischer Angriffe an der Gebirgsfront zwischen Asiago und der Piave (397).
25. Juni: Englische Angriffe bei Feuchy und Neuville-Vitasse abgewiesen (396).
25./26. Juni: Feindliche Bombenangriffe auf Karlsruhe, Offenburg und das lothringische Industriegebiet; Gegenangriff auf Paris (396 397).
26. Juni: Italienische Niederlage am Col del Rosso (397).
27. Juni: Erfolgreiche Luft- und Seegefechte an der flandrischen Küste (410).
28. Juni: Englische Vorstöße bei Merris und Merville, französische bei Ambleny und Cutry zurückgeschlagen (397).
29. Juni: Italienische Vorstöße gegen den Col del Rosso und den Monte di Val Bella zurückgeschlagen (410).
30. Juni: Französische Angriffe bei St. Pierre Aigle abgewiesen (409). Die österreichischen Besatzungen vom Col del Rosso und Monte di Val Bella zurückgenommen (410).

Vom Büchertisch.

v. Notthafft, Univ.-Prof.: **Geschlechtskrankheiten und Ehe.** 175 S. geb. 2.50 M. Berlin, Max Hesse. 1918. Das Buch verkündigt mit nüchtern wissenschaftlichen, aber erschreckenden Worten und Zahlen, wie sich die Verletzung des Sittengesetzes in geradezu furchtbarer Weise rächt an dem Sünder selbst, an Frau und Kindern, wenn er in die Ehe tritt, und an der Volksgemeinschaft, in der er lebt. „Der furchtbarste Schädling der Ehe — — —sind die Geschlechtskrankheiten" (S. 3). Der Verfasser kommt auch auf das Bevölkerungsproblem zu sprechen; da sagt er manches Wahre: „Es ist nur der Hang zum Wohlleben, die Mode und die Massensuggestion, welche die Kinderzahl sinken läßt" (S. 67). Doch kann ihm hier nicht allwegs zugestimmt werden, z. B. nicht der Anschauung: „Das Allerunglücklichste, was man tun könnte, wären besondere Maßnahmen zur Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse" (S. 72). Gegenüber dem „unheimlichen Gedanken, daß an die Stelle eines jeden nicht gezeugten Deutschen ein Slawe einrückt," meint N. pessimistisch: „Wenn man etwas tun will, muß man die Kultur und ihr Gift nach dem Osten tragen"; „alle unfruchtbare Gesetzmacherei und das unfruchtbare Weltverbessern" solle man lassen. Die „größte Entschiedenheit ", die N. „gegen die verbrecherische Abtreibung" vorschlägt, genügt nicht, da es nach dem Urteile kompetenter Kreise neben gewissenhaften Aerzten in dieser Sache auch gewissenlose gibt. Erfreulich ist die Entschiedenheit, mit der N. gegen manchen Unfug in der modernen geschlechtlichen Erziehung Stellung nimmt, z. B. gegen den Aufklärungsrummel. Geistl. Rat Dr. Hoffmann.

Staatsmonopol der Feuerversicherung in den Niederlanden. Von A. F. Breedenbeck. Intern. Verlagsbuchhandlung „Messis", Amsterdam. Pr. M 2.40. Es ist eine rein interne Angelegenheit der Niederlande, gegen die hier in scharfen Worten Stellung genommen wird. Nur insofern, als unsere deutschen Versicherungsgesellschaften durch die Einführung des Staatsmonopols der Feuerversicherung in Holland eine schwere Schädigung erleiden, ist diese Schrift eine eifrige Vorkämpferin für ihre Sache. Der Verfasser kennt die Materie bis ins einzelnste und gibt seine Schlüsse in klarer Logik. Die internationale Betriebsfreiheit, für die Br. eintritt, hält ihn nicht ab, die Arbeit der deutschen Versicherungsgesellschaften gebührend hervorzuheben. Auch der Nichtfachmann findet in dieser Broschüre eine Fülle anziehenden Stoffes, da es sich um Lebensfragen handelt, die auch bei uns in Deutschland einmal aktuell werden können. Dr. Decker.

Das Almosengeben, eine Segenquelle für Zeit und Ewigkeit. Ein Mahnwort an alle Christen. Von einem Tertiaren des hl. Franziskus. 32 Seiten. Preis 30 Pf. Verlag von J. Pfeiffer (D. Hafner), München. Für unsere ernste Zeit, welche des Guten und Barmherzigen eine so reiche Fülle schaut, ein wahrhaft beherzigenswertes Werkchen. In sieben Abschnitten beleuchtet es das Almosengeben als eine überaus nützliche Segensquelle fürs Diesseits und Jenseits. Trefflich weiß es dieses gute Werk der Barmherzigkeit zu schildern und mit passenden Stellen aus der Hl. Schrift zu belegen. Möge die Broschüre recht viele offene Türen und Herzen finden! J. Frick.

Das 35. Heft der **„Kunst dem Volke"** (Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, München) bringt aus der Feder des Dr. Walther Rothes eine Würdigung des Anthonis Van Dyck. Die Anordnung des Textes wäre wohl methodisch richtiger in der Weise erfolgt, daß nach einem biographischen Ueberblick zunächst die Werke beschrieben worden wären und sich darauf erst die allgemeine Analyse des Wirkens und Schaffens Van Dycks aufgebaut hätte — statt daß hiermit der voraussetzungslose Anfang gemacht wurde. Aber das ist schließlich nicht sehr erheblich. Im ganzen ist das Heft gut geeignet, in das Verständnis dieses oft unter- und nicht selten überschätzten Künstlers einzuführen. Die bemerkenswerte Schärfe der Beurteilung verhindert nicht, daß wie den Mängeln, so auch den Vorzügen ihr Recht zuteil wird. Auch in der Auswahl des gut wiedergegebenen Bildermaterials (56 Nummern) macht sich dieses Bestreben geltend: neben außerordentlichen Leistungen werden auch einige schwächere gezeigt. Der Eindruck, der erreicht wird und den Tatsachen auch entspricht, ist der einer hohen Eleganz, die sich in den Bildnissen, und lyrischer Sentimentaliät, die sich in den religiösen Werken spiegelt. Je ein Kapitel des Textes ist beiden Gruppen gewidmet. Bei den kirchlichen Werken tritt weniger Originalität zutage, als bei der Bildnismalerei, in der Van Dycks ungeheuer fruchtbares Talent seine größten Triumphe feierte. Neben diesen beiden Gruppen treten des Künstlers andere Werke historischer, allegorischer und sonstiger Art in den Hintergrund. Auch diese Monographie ist geeignet, dem „Volke" viel zu geben, wofern man diesen Begriff mit richtiger Einschränkung erfaßt. Die erziehliche Wirkung des trefflichen Unternehmens ist unbestritten.

Dr. O. Doering.

Auszeichnung.

Se. Majestät König Ludwig III. von Bayern hat der Mitbegründerin der „Allgemeinen Rundschau", Frau Ww. Dr. Armin Kausen, das König Ludwig-Kreuz verliehen.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhaus. Die Gluthitze hat den Theaterbesuch nicht zu vermindern vermocht. Hermine Körner hat fast täglich ein ausverkauftes Haus. Auch in der „Heimat" hatte sie starken Erfolg. Ihr Spiel, das oft dem Virtuosen nicht abhold ist, geht gerade in diesen Paraderollen, wie die Magda und die Kameliendame den Virtuoseneffekten mehr aus dem Wege und läßt nur die Töne des Herzens erklingen. Die Spielleitung Dr. Cramers dämpfte angenehm die Grellheit der Sudermannschen Farbengebung. Als Magdas Vater stellte sich Willy Loehr vor, der den verstorbenen Herrn Peppler ersetzen soll. Ein Schauspieler von reicher Erfahrung, der u. a. in Meiningen, Braunschweig, Darmstadt der Hofbühne angehört hat, in Amerika spielte und jetzt von dem Deutschen Volkstheater in Wien kommt. Er begnügte sich nicht, den polternden Haustyrannen hinzustellen, diesem alten Offizier fehlte es keineswegs an Herz, aber er war mit dem starren Autoritätsprinzip, mit seinen Ehrbegriffen so sehr verwachsen, daß sein Handeln für ihn die einzig sittliche Möglichkeit war. Es war eine Leistung, die gute Aussichten eröffnete; sie überragte die recht ansehnlichen Gestaltungen Scharwenkas und Weigerts als Regierungsrat und Pfarrer. Falsch ist, die Stiefmutter Magdas wegen der Enge ihres Horizontes wie eine bescheidene Haushälterin zu spielen. Wir hatten im Schauspielhause gerade für alte Damen sehr gute Schauspielerinnen. Ich vermute, daß sie noch in Ferien sind. — Das Schauspielhaus plant für die Winterspielzeit 4 Uraufführungen von „Schloß Zeit vorbei", dramatische Legende von M. Halbe, „Das Meer", dramatische Dichtung von N. Sverdrick, Musik von L. Maaß, „Purpus", Schauspiel von W. Stücklen und die „Freundin", Schauspiel von H. Sudermann. Zu diesen vier Uraufführungen gesellen sich Erstaufführungen von Gg. Kaisers „Bürgern von Calais", ein Schauspiel „Loftur der Schwärmer" des Isländers Sigurdsson, „Die Höhe des Gefühls" von M. Brod, „Kain", ein Drama von F. Koffka, „Das neue Leben", Drama von F. Zimmermann und „Der tugendsame Glücksritter" des Spaniers Benavente.

Der Konzertverein München wird seine Tätigkeit am 30. September wieder beginnen. Für die 12 Abonnementskonzerte haben als Dirigenten zugesagt Leo Blech (Berlin), Fiedler (Essen), Löwe (Wien) und v. Weingartner (Darmstadt). Als zweiter Kapellmeister ist Werner (Dresden), als dritter Schulze-Reudnitz (Berlin) verpflichtet. Rich. Strauß wird einen Sonderzyklus dirigieren. Für den Sommer 1919 ist eine Rich. Straußwoche vorgesehen.

Verschiedenes aus aller Welt. Schönherrs „Weibsteufel" ist nunmehr auch in Treptow an der Rega verboten worden. Das Verbot erfolgte auf Anordnung des stellv. Generalkommandos des 2. Armeekorps in Stettin, Generals von Wittinghoff. — Für Salzburg wird, wie vor geraumer Zeit gemeldet, ein Festspielhaus geplant. Um die Mittel zur Erbauung und Erhaltung des Hauses aufzubringen, wurde nun ein Verein „Salzburger Festspielgemeinde" gebildet, an dessen Spitze Prinz Alexander von Thurn und Taxis steht. — Der preußische Kultusminister stellte dem Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur besondere Unterstützung für den in Bildung begriffenen Ausschuß für das Wandertheaterwesen in Aussicht, der seine Tätigkeit mit einer umfassenden Rundfrage und Statistik über die Versorgung der kleinen Städte mit Theatervorstellungen im ganzen Reichsgebiete beginnen wird. — Der Unterricht zur Ausbildung von Bühnenkünstlern soll in Preußen einer Erlaubnispflicht unterstellt werden. Daß sich auf diesem Gebiete viel schädliche und unfähige Elemente als Lehrer breit machen, ist eine alte Klage. — In München hat sich eine „Gesellschaft der Musikfreunde" gebildet, die gute, insbesondere moderne Orchestermusik pflegen will. Als Dirigent des nächsten Winters wurde der Komponist Dr. Rud. Siegel gewählt. — Der Komödiendichter Hermann Essig starb in Berlin an einer Lungenentzündung, die er sich bei der Hauptprobe zur Münchener Erstaufführung seiner „Glückskuh" zugezogen hatte. Er besaß einen scharfen Blick für das Komische, der bei Läuterung des Geschmackes Wertvolleres erwarten ließ. — Herr v. Millenkowitsch ist von der Leitung des Wiener Burgtheaters zurückgetreten. Sein Bekenntnis zum germanisch-christlichen Kunstideal hatte ihm am ersten Tage viel Feinde gemacht, anderseits gelang es ihm in seiner kurzen Amtsdauer nicht, zur Erfüllung seines hohen Ideales wesentliches zu tun. — Eine ukrainische Oper wird in Kiew im Herbst eröffnet werden. — In Christiania soll mit staatlicher und privater Unterstützung ein neues Theater vornehmen Stils geschaffen werden. — In Berlin starb der Schriftsteller und Dramaturg Alfred Bratt im Alter von 27 Jahren. Er ist durch den Roman die „Welt ohne Hunger" vor einigen Jahren bekannt geworden. Der Dichter läßt durch eine Erfindung das Ernährungsproblem gegen-

standslos werden und zeigt, daß die Tilgung der materiellen Not kein Glück zu verbürgen vermag. — Lothar Kemptner, der vier Jahrzehnte die Züricher Oper geleitet und zur Blüte gebracht, ist gestorben. Er war ein Schüler der Münchener Musikschule. — Das Hoftheater von Koburg brachte aus Anlaß des 100. Geburtstages des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha dessen Oper „Santa Chiara", die kein stärkeres Interesse mehr finden konnte.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

„Der Weltkrieg, ein Duell zwischen England und Deutschland" — Unsere Handelsregelung mit Rumänien und der Schweiz — Wirtschaftspolitisches — Industrieförderung und Bayerns Anteil.

Angesichts der gewaltigen Kämpfe an der Westfront treten auch die wichtigsten Ereignisse innerhalb unserer Kriegswirtschaft in den Hintergrund. Auch die Kundgebung des Grafen Czernin im Wiener Herrenhaus über den deutschen Kurs und die innere Politik Oesterreichs kam nicht voll zur Geltung. Dessen Hinweis, dass der **Weltkrieg ein Duell zwischen England und Deutschland** sei, wurde von jeher schon von unseren Finanz- und Handelskreisen ausgesprochen. Der ganze Werdegang aller Kriegswirtschaftsmassnahmen bei der Entente und im gleichen Masse bei uns bestätigt dies lückenlos. Und dass es im Zusammenhang damit unseren Feinden — voran der angloamerikanische Verbündete — gleichzeitig darum zu tun ist, uns vom Welthandel zu verdrängen, belegt deren gewaltsames Vorhaben. So beabsichtigt die amerikanische Union gegen den deutschen Handel nach dem Kriege einen Schlag zu führen, durch die widerrechtliche Uebernahme der Besitztitel auf allen Werften, Docks und dem übrigen Eigentum des Norddeutschen Lloyds und der Hapag in Newyork. Solche Tendenzen, zu deren endgültiger Lösung auch das deutsche Schwert ein letztes Wort mitzureden haben wird, verhindern unsere Kriegswirtschaftskreise nicht, ihr Augenmerk mehr denn je auf die künftige Wirtschaftsgestaltung Deutschlands zu richten. So wurde zur Handelsregelung mit Rumänien eine der deutschen Militärverwaltung in Bukarest unterstellte deutsche Handelsabteilung errichtet. Der deutsch-schweizerische Warenverkehr erfährt durch die Bildung der „schweizerischen Treuhandstelle" und durch die für die verschiedensten deutschen Waren vorgesehenen Einfuhrsyndikate ebenfalls eine grosszügige Belebung. Bemerkenswert für die Handelsabsichten der Schweiz sind deren Massnahmen für die Wahrung der freien Schiffsverbindung mit der Nordsee. Im Zusammenhang damit verdienen Erwähnung die deutschen Verhandlungen mit der Schweiz über die Schiffbarmachung des Oberrheins und die bayerisch-württembergischen Bestrebungen über eine Regulierung der oberen Donau. Die Meldung über die neugegründete Reederei Schwaben-Stuttgart, Zweigniederlassungen in Mannheim und Duisburg, wurde auch von Bayerns Schiffahrtskreisen begrüsst. Mit Rücksicht auf die starken Aussenhandels-Interessen seiner Mitglieder beschloss der Zentralverband des deutschen Grosshandels die Errichtung einer besonderen Abteilung für Aussenhandel als wichtigen Gegenschritt gegen die entsprechenden Ententevorbereitungen. Besonders bemerkenswert sind die geplanten Absichten des deutschen Industrierates, im Herbst eine gemeinschaftliche Kundgebung der Zentral- und Wirtschaftsorganisationen zur möglichst einheitlichen Stellungnahme der Industrie, Landwirtschaft, Seeschiffahrt und des Handels zu den von der Regierung beabsichtigten Massnahmen für den Kriegswirtschaftsabbau und für die Herbeiführung der Wiederanknüpfung unserer weltwirtschaftlichen Beziehungen zu veranstalten. Diese Demonstration soll sich vor allem auch gegen die staatssozialistischen Strömungen und gegen eine über das notwendige Mass hinausgehende Zwangswirtschaft in der Uebergangszeit richten. In einer Tagung des Kartells der christlichen Gewerkschaften befürwortete deren Generalsekretär Stegerwald in einem Vortrag über die Stellung der Arbeiterschaft zu den staatlichen Umwälzungen der Gegenwart u. a. auch eine Organisierung des Sparwesens der Gewerkschaften und Genossenschaften in einer hierzu zu errichtenden Bank. Der Hamburger Senat hat in einem Erlass an die Bürgerschaft sich bereit erklärt, dafür einzutreten, dass der freie Handel mit dem Friedensschluss wieder in seine Rechte eingesetzt werden müsse.

Die Wahl Münchens zum Sitze des neuen Reichsfinanzhofes hat begreiflicherweise, namentlich in Bayern, ein gut Teil der Verstimmung über die seitherige Zentralisation fast aller Reichsstellen in Berlin beseitigt. Der bayerische Landtag hat, wie in Berlin der Reichstag, gerade in jüngster Zeit eine Reihe der wichtigsten Wirtschaftsmassnahmen behandelt. Es erfolgte die Regelung der Sonderrechte Bayerns im Branntweinsteuergebiet und die Annahme des Zentrumsantrages Held-Graf Pestalozza, Leitern und Beamten von Staatsbetrieben neben dem Dienstvertrag auch Tantiemen zu gewähren. Auch unsere Privatrüstungsindustrie erblickt

in dieser letzten Massnahme eine berechtigte Anerkennung der gerade in der Kriegszeit hervorragend bewährten industriellen Staatsunternehmungen. Weniger Verständnis dagegen fand auch in Nichtfachkreisen der Landtagsbeschluss über die **Verstaatlichung der Mobiliar-Feuerversicherung**. Dies um so weniger, als weder im Hinblick auf das Prinzip des freien Wettbewerbes noch — Minister Dr. von Brettreich bestätigte dies — sonst irgend welche Klagen gegen die vorzüglich funktionierende Privatfeuerversicherung Grund zu einer solchen Monopolisierung geben.

Dass Deutschlands Grosswirtschaft, namentlich unsere Industriekreise, unaufhörliche Fortschritte aufweisen, bestätigen nicht nur die täglich herauskommenden Bilanzergebnisse der führenden Gesellschaften, z. B. Kattowitzer Bergbau, Benz-Mannheim, sondern mehr noch **die vielen finanziellen Neugründungen** innerhalb ganz Deutschland. Von bayerischen Daten seien erwähnt die Gründung einer Porzellanfabrik in der Oberpfalz, die Gründung der Bayerischen Schraubenfabrik in München und die Gründung der Maedler-Motoren-A.-G. in Augsburg. Letztere erfolgt zwecks Ausnützung einer epochemachenden vierfachen Verbesserung des Einzylinderwesens. **Bayerische Bilanzergebnisse**, wie solche der Eisenwerkgesellschaft Maximilianshütte (15% gegen 12%), Tafelglasfabriken Fürth (25% gegen 20%), Chemische Fabriken, Heufeld, Nachzahlung von viermal Jahresdividenden je 6%, bezw. 4% auf die Stammaktien, Zahnradfabrik Renk, Augsburg mit Bonus 35% gegen 20% u. a. m. bestätigen **auch Bayerns rührigen Anteil** an solcher Industriemehrung. Eine Folge derselben ist die jüngst bekannt gewordene, in bedeutendem Masse neuerlich vorgenommene **industrielle gemeinnützige Wohnungsfürsorge in München**.

München. M. Weber.

Aus dem uns vorliegenden Geschäftsbericht der **Deutschen Lebensversicherungsbank A. G. Berlin** ergibt sich die Erhöhung des Bruttozuganges im Versicherungsbestande von 158,5 auf 162,9 Millionen Mark. Die Prämieneinnahme beträgt 6 44 (i. V. 6 Millionen Mark). Von dem Ueberschuss von rund 1 Million Mark werden der Gewinnreserve der Versicherten M. 734221 (i. V. M. 667701) überwiesen, während die Aktionäre wie im Vorjahre **für jede Aktie M. 50 Dividende** erhalten. In der Generalversammlung wurde mitgeteilt, dass sich die Geschäfte auch im neuen Jahre sehr gut anlassen M. W.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der **Redaktion eingelaufenen** Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion **keinerlei Verantwortung für den Inhalt**. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Jon Svenson: Sonnentage. Nonnis Jugenderlebnisse auf Island. 8°. VIII u. 294 S. M. 3.60 u. 4.80. — **Das Erbe der Helfensteiner.** Preisgekrönte historische Erzählung. Von Katharina Hofmann. 2 u. 3. Aufl. 8°. XII u. 304 S. M. 3.20 u. 4.20. — **Am Wege des Kindes.** Ein Buch für unsere Mütter. Von N. Faßbinder, Kgl. Konrektor. 2. u. 3. Aufl. 8°. XVI. u. 396 S. M. 3.80 u. 4.80. — **Aus mittelalterlichen Frauenklöstern.** Von H. Wilms O. Pr. 2 u. 3. Aufl. 8°. XVI u. 284 S. M. 3.80 u. 4.80. — **Spanien und sein ritterliches Volk.** Reisebilder von Johs. Mayrhofer. XVI u. 258 S. 4.—7. Tausend. M. 4.20 u 5.20. — Joh. Bapt. Diehl: **Köhlers Töchterlein** M. —.75; **Der Zigeunerknabe** M. —.75; **Musikantenleben** M. —.75; **Regentropfen** M. —.75; **Der Steinmetz von Köln** M. 1.—; **Johannes Jodokus** M. —.75; **Aus den westfälischen Forsten** M. —.75. — **Zum Priesterideal.** Von Ferd. Ehrenborg S J 2. u. 3. verb. Aufl. 8°. XII u. 292 S. M. 4.— u. 5.—. **Vermächtnis eines Protestanten an seine Kinder.** Von Dr. Frz. Hettinger. 2. Aufl. von Dr. Frz Keller. 12°. VI u. 42 S. 50 Pf. — **Lazarett- und Friedhofsbilder aus Saint-Quentin.** Von Prof. Dr. Raymund Dreiling O. F. M. 8°. VIII u. 38 S. M. 1.—. — **Die Marianischen Kongregationen in Deutschland.** Von Walter Sierp S. J. 8°. IV u. 106 S. M. 1.80. — Dr. M. Mertens: **Deutsche Geschichte.** Ausgabe A I M. 1.80 u. 2.40; **Hilfsbuch der alten Geschichte.** Ausgabe A M. 2.— u. 2.60. — **Der Ausbruch der Reformation und die spätmittelalterliche Ablaßpraxis.** Von Dr. Emil Göller. M. 3.20. — **Feldbriefe katholischer Soldaten.** Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Georg Pfeilschifter. Drei Teile. 8°. Erster Teil: **Aus Tagen des Kampfes.** XXIV u. 226 S. M. 4.—, kart. 4.80. Zweiter Teil: **Aus Ruhestellung und Etappe,** VI u. 264 S. M. 4.20, kart. 5.—. Dritter (Schluß-) Teil: **Die religiöse Gedankenwelt des Feldsoldaten.** VI u. 170 S. M. 3.—, kart. 3.80. — **Deutsches Volk und Christusglaube.** Von Anton Worlitscheck. 8°. VIII u. 284 S. M. 4.— u. 5.—. — **Die Wunder Jesu.** Von Prof. Dr. Jakob Schäfer, Geistl. Rat. 8°. VIII u. 312 S. M. 5.50 u. 6.50. — **Ueber Wahrheit und Evidenz.** Von Dr Joseph Geyser. 8°. VIII u. 98 S. M. 3.20. — **Die Ehe im Lichte der katholischen Glaubenslehre.** Von Prof. Dr. Jakob Bilz. Hirt und Herde. 8°. VI u. 52 S. M. 1.—. — **Geheiligtes Jahr.** Von Dr. Friedrich Hense. 5. und 6. Aufl. 12°. XII u. 528 S. M. 4.50 u. 6.—. (Freiburg i. Br., Herder.)

Die Pforte zum Orient. Von Dr Fr. Wallisch. M. 3.20. — **Im ewigen Sommer.** Von Prof. Th. Klinger. M. 4.50 u. 6.—. — **Historische Studien zur alten und neuesten Zeit.** Von Rich. v. Kralik. 501 S. M. 4.80. — **Rosenrote und dämmergraue Geschichten.** Von G. Denemy. Kr. 4.—. **Hermann Bahr 1917.** Tagebuch. M. 9.60. — **Im serbischen Feldzug 1914.** Erlebnisse und Stimmungen eines Landsturm-Offiziers. Von Joseph Neumair. 1. Bd. Herausg vom Oesterr Volksschriften-Verein. (Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia.)

Schönere Zukunft. Kriegsaufsätze. Von Dr. Joseph Eberle. 4.—6. Tausend. M. 3.60. — **Des Kindes Paradies.** 2 Vom Wunderland. Von W. Prechtl. Mit 22 Illustr. 96 S. 12°. Geb. M. 1.40. — **Ave-Läuten.** 5 Marienlieder. Von Sem.-Präfekt M. Schreiber. Partitur M. 1.40. — **Kindesgrüße an die himmlische Mutter.** 12 Marienlieder für gemischten Chor. Partitur M. 4.50. — **Ave verum corpus!** 15 eucharistische Gesänge. Partitur M. 4.60. — **3 Veni sponsa Christi** mit einem Tantum ergo Partitur M. 1.60. — 5 lat. **Predigtgesänge.** Partitur M. 1.40. — **Graduale und Offertorium** für das Fest der Schutzfrau Bayerns. M. 1.60 u. 1.80. — Sechsstimmige **Fest-Messe** für gemischten Chor zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria. Partitur M. 4.— (Kompositionen von Georg Schächtl). — **VIII Pange lingua.** Komp. von Franz X. Geisenhofer. Partitur M. 1.40. — **Messe** zu Ehren des hl. Herzens Maria. Komp. von Jos. Deschermeier. Partitur M. 2.80. — **Votiv-Vesper** zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria. Partitur M. 2.80.— — **Vesper für das hl. Pfingstfest.** Part. M. 2.80. — **Passion** für Palmsonntag und Karfreitag. Komp. von Heinrich Luif. Part. M. 1.50. — **Requiem.** Komp. von Ign. Mitterer. Partitur M. 1.80. (Regensburg, Pustet.)

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Redaktion verantwortlich J. V.: A. Hammelmann; für die Inserate und den Reklameteil: J. V.: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M. 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 31. München, 3. August 1918. XV. Jahrgang.

Staatssozialismus oder freie Wirtschaft?

Von Studienrat Ruckhoff, Mitglied des Reichstags.

Vor einiger Zeit war ich einmal Zeuge einer Auseinandersetzung über die Vorteile und Nachteile eines Spiritusmonopols. Ein Gegner meinte, die Unkosten einer staatlichen Produktion und Verwaltung würden so hoch werden, daß das erhoffte Steuererträgnis zum guten Teile in Frage gestellt sei. Der Freund des Monopols suchte diese Einwände zu entkräften, indem er ausführte, daß die Ausschaltung des Unternehmergewinnes, der Wegfall der hohen Gehälter der Direktoren und Privatangestellten und die Einführung eines mäßig besoldeten Beamtenapparates ein gutes Geschäft für den Staat verbürge. Ich war sehr erstaunt, daß ein sonst sehr kluger Mann die alimentierte Arbeitskraft des Beamten so hoch einschätzte, dagegen dem gewinnsuchenden Willen des Fabrikanten und Kaufmannes so wenig Bedeutung beimaß. Aber bei Gebrauchsgegenständen, deren Bedarf eng umgrenzt ist und feststeht, mag man immerhin an eine zwangsweise Bewirtschaftung zum Zwecke der Steuerbeschaffung denken.

Das darf aber nicht geschehen bei Dingen, deren Vermehrung erstes Interesse der Gemeinschaft ist, oder die in immer vermehrtem Maße zu produzieren und zu exportieren eine Daseinsnotwendigkeit eines großen Volkes ist. Rohstoffbeschaffung, Produktion und Verkauf sind keine Gegenstände der Verwaltung in geordneten, ruhigen Zeiten; zu ihrer Verwaltung kann man Beamte nicht gebrauchen. Ich schätze den deutschen Beamten sehr hoch ein: sein Wesen und sein Höchstes ist Pflicht und Verantwortung. Der Fabrikant und der Kaufmann aber brauchen anderes: höchste Kraftentfaltung und Unternehmungsgeist. Der Beamte ist die Uhr, der Kaufmann die Dampfmaschine. Kann eine Uhr neue Werte schaffen? Was hat eine Maschine für einen Zweck, deren Gang „rationiert" und die nicht auf Mehrleistung und Ueberstunden eingestellt ist?

Als der Reichstag vor kurzem in Hamburg weilte, mußte der Eindruck der freien aufstrebenden Kaufmannschaft ein nachhaltiger sein, die die Kraft in sich fühlt, neue Werte zu schaffen zum Segen des Volkes, das berufen erscheint, nicht die Welt zu beherrschen, wohl aber unter den Völkern geistig und kulturell führend zu sein. Ich habe lange genug mitten in der größten und bienenfleißigen Industrie gelebt, um zu wissen, was des alten Krupp Wahlspruch bedeutet: Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein! Auf Schritt und Tritt begegnet man in Essen den Zeugen der in diesem Sinne geleiteten industriellen Tätigkeit eines Krupp und seiner Gesinnungsgenossen. Diese Wirksamkeit aber würde vollkommen unmöglich sein, alle Verhältnisse würden auf den Kopf gestellt, wenn an die Stelle des Unternehmergeistes die Beamtenverwaltung gesetzt würde. Woher sollten dann die Mehrwerte kommen, die doch allein das Wohl der Gemeinschaft wirken können?

Vor einiger Zeit fiel mir einmal das Wort eines Technikers auf, der behauptete: Eigentlich werden ja doch nur Ueberstunden bezahlt. Das klingt kalt und geschäftsmäßig, ist aber durchaus richtig. Der Beamte hat weder Zeit noch Antrieb, Ueberstunden zu leisten in seiner amtlichen Tätigkeit. Er würde damit höchstens Unzufriedenheit bei seinen Vorgesetzten wecken. Er muß seine ihm bleibende Kraft in außeramtlicher Tätigkeit verwenden. Deshalb werden im staatlichen Betriebe keine Ueberstunden geleistet im Sinne einer zu steigernden Produktion. Die dem Beamten zufallende Bezahlung ist nur da zur Deckung seiner Bedürfnisse, sie ist eine Alimentation. Nur die Ueberstunden, die ein Volk in seiner Gesamtheit durch seine spekulativen Köpfe leistet, werden ihm bezahlt, sie geben ihm die Möglichkeit, über die unbedingt notwendigen Bedürfnisse des Alltags an Nahrung, Wohnung und Kleidung hinaus an den Werken der Kunst und Wissenschaft sich zu erfreuen, sein Dasein zu schmücken, Technik, Kunst und Wissenschaft zu fördern und sie in immer erhöhter Vollkommenheit der Menschheit zu schenken. Fichte hat gelehrt, daß der Mensch auch abgesehen von seiner übernatürlichen Bestimmung ein natürliches Verlangen nach Unsterblichkeit habe, die darin besteht, daß er seine Spur in der Menschheit hinterläßt. Auch ein Volk will ewig sein. Wie aber soll es seine Siegel der Menschheit aufdrücken, wenn es als ganzes nur eine Maschine darstellt, die wie eine Uhr sich nur selbst reglementiert und keine neuen Werte schafft? Stillstand bedeutet für ein Volk Untergang, und Staatssozialismus ist kultureller Tod. Man blicke zurück in der Geschichte und betrachte nur ganz oberflächlich das Werden der Nationen, deren Wirken in der Menschheit ewige Spuren hinterlassen hat. Sie hätten nie das werden können, was sie geworden sind, wenn sie nicht volkswirtschaftlich zunächst immer neue Werte geschaffen hätten, die den Grund zum kulturellen Wachstum gelegt haben. Staatssozialistische Tendenzen stehen immer erst am Ende einer Volksentwicklung; mit der Privatwirtschaft und Kapitalbildung beginnt der Aufstieg.

Wer behaupten wollte, daß aus den Reden der Hamburger Kaufleute etwa egoistische Gewinnsucht gesprochen hätte, der würde die Unwahrheit sagen. Es sprach aus ihnen vielmehr die ehrliche Sorge um die Zukunft des Volkes und speziell ihrer Vaterstadt. Natürlich ist jeder Arbeiter seines Lohnes wert, und Ueberstunden müssen besser bezahlt werden als gewöhnliche Tagesarbeit. Während des Krieges haben wir allerdings häßliche Bilder gesehen von Gewinn und Erwerb. Der Begriff des Kriegsgewinnlers wird immer ein Abscheu des Volkes bleiben in den Erinnerungen an die große Zeit. Ein Abscheu allerdings nicht deshalb, weil sie mehr Geld verdienten wie andere — der Neid ist eine trübe Brille, durch die man die Dinge der Umwelt stets falsch sehen muß —, sondern ein Abscheu deshalb, weil und insofern bei ihnen nicht das Bestreben vorherrschte, Mehrwerte zu schaffen zum Wohle des Ganzen, sondern weil sie nach dem Gelde jagten um des Geldes willen. Aber diese Gewinnsucht läßt sich ja gar nicht durch Reglementierung unterdrücken, wodurch man freilich ehrliche —, wenn auch große, aber wohlverdiente — Gewinne unmöglich machen kann. Im Gegenteil wird sich dann die Gewinnsucht unter den häßlichsten Bildern zeigen. Sie wird zur Spielwut. Jeder wird leicht gewinnen, seinen Reichtum vermehren wollen, das Börsenspiel tritt an die Stelle der Ueberstundenarbeit.

Wenn anders unserem Volke eine große Zukunft bestimmt ist, wird sie nicht durch Rationierung und Reglementierung zu erreichen sein, sondern nur durch das freie Streben aller tüchtigen Kräfte. Nicht „Berlin" mit seinem Beamtenapparat, sondern „Essen" und „Hamburg" mit ihrer werktätigen Arbeit und ihrem freien Schaffen werden unsere Zukunft bestimmen. Das fühlt man im Volke, und das ist der Grund, weshalb das Wort, das in Hamburg so vornehmlich gesprochen wurde, so lauten Widerhall gefunden hat: Los von Berlin! Das deutsche Volk mag sich theoretisch auch vielfach mit staatssozialistischen Ideen befreundet und hier und da auch für die Praxis das eine oder andere diesen Theorien entnommen haben, aber seine Volkswirtschaft, seinen Handel und seine Industrie wird es sich nicht rationieren und reglementieren lassen.

Die Rationierung war und ist im Kriege in manchen Dingen gut und segensreich. In die Friedenszeit aber darf sie keinen Schritt weiter mit hinüber genommen werden, als es notwendig ist, um die Wege der Produktion und des Handels wieder gangbar zu machen. Wir hoffen, daß die schlimmen Zeiten des Krieges bald vorüber sein werden, und die siegreichen Schläge der letzten Zeit haben den alten Hanseatengeist unseres Volkes wieder geweckt. Es äußert sich wieder kraftvoller Wille zu neuer Arbeit: Frachtraumnot, Rohstoffmangel, Valuta sind gewiß Worte, die einen Berg von Schwierigkeiten aufrichten. Aber auch über diesen Berg wird die Kraft des deutschen Volkes, geführt von den Kapitänen des Handels, der Industrie und der Schiffahrt, den Weg finden. Wenn das erste Schiff wieder unter deutscher Flagge ins freie Weltmeer hinausfährt, ist Deutschlands Zukunft gesichert.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Zur Wende des Kriegsjahres.

Die große Schlacht, die sich letzte Woche im Westen entwickeln wollte, ist zurzeit wieder abgeflaut. Der Stillstand ist das Zugeständnis der Niederlage seitens unserer Feinde; denn die Fochsche Gegenoffensive hatte nur Sinn und Zweck, wenn sie bis zum Durchbruch durchgeführt werden sollte und konnte. Das Steckenbleiben in kleinen örtlichen Erfolgen macht die riesigen Opfer an Menschen und Material vollständig nutzlos. Frankreich muß, nachdem der voreilige Siegesjubel verstummt ist, mit Kaiser Augustus seufzen: Foch, gib mir meine Legionen wieder, gib mir meine Tanks und meine Flugzeuge wieder! Es hat sich jetzt ganz klar gezeigt, daß unsere Heeresleitung zu ihrem Hauptziele, die Vernichtung der feindlichen Wehrmacht, auch auf diesem Wege gelangt, indem sie abwechselt mit eigenen Vorstößen und mit provozierten Gegenangriffen der Feinde.

So steht denn am Schlusse des vierten Kriegsjahres die feindliche Genossenschaft wiederum unter der Erkenntnis, daß ihre Macht, auch wenn die letzten Reserven zusammengekratzt werden, nicht ausreicht, um die deutsche Kriegsmacht zurückzudrängen oder auf die Dauer am Vormarsch zu hindern. Wir aber stehen bei diesem Zeitabschnitt unter dem erfreulichen Eindruck, daß wir die Oberhand haben und sie bis zum Endsieg auszunutzen vermögen, allerdings ohne Uebereilung, Schritt für Schritt, aber ohne nachhaltiges Hindernis.

Bei der Jahreswende schweben die Gegner bereits wieder in der hellen Angst vor dem nächsten Schlage Hindenburgs, den sie mit nervöser Unsicherheit an einer überraschenden Stelle und in überraschender Form erwarten. Wir aber werden nicht von Zweifeln geplagt, sondern haben uns nur in der Geduld zu üben. Eine Aufgabe, die uns nach dem Ueberstehen von vier Jahren voll größerer Schwierigkeiten verhältnismäßig leicht fallen sollte.

Ein Rückblick auf die Lage zu Anfang August 1917 ist doch wahrlich trostvoll und erquickend. Damals mußten wir noch nach zwei Fronten hin uns wehren gegen die äußeren Feinde und hatten obendrein im Innern die unangenehmen Zuckungen wegen des Kanzlerwechsels und der Streitigkeiten über die Friedensresolution. Inzwischen ist die Kriegslast im Osten durch die Friedensschlüsse ausgeräumt worden, der Resolutionsstreit hat seinen brennenden, zersetzenden Charakter verloren, und die Regierungsverhältnisse haben eine Stetigkeit gewonnen, wie wir sie seit langem nicht mehr gewohnt waren.

Keine Rose ohne Dornen und kein irdischer Freudenbecher ohne einen bitteren Tropfen.

An den Friedensschlüssen mit der Ukraine, mit Großrußland und Rumänien wissen eifrige Kritiker dies und das auszusetzen, weil man sich immer noch etwas Besseres vorzustellen weiß, als das, was aus den verzwickten Verhältnissen vorläufig herausgeholt wurde. Ferner verstärken sich fortwährend die Bestrebungen der Entente, in Rußland eine neue Umwälzung nach der kriegerischen Seite hin herbeizuführen. Letzteres ist gewiß der Beachtung wert, aber nicht der Beunruhigung, wozu auch die Ermordung des Zaren keine Veranlassung gibt.

Die Möglichkeit, daß in Rußland wieder eine kampffähige Armee auf die Beine gebracht werde, ist so gering, daß wir dadurch in unserer Freude über den Fortschritt zum Einfrontenkrieg uns nicht stören zu lassen brauchen. Was noch von unseren Kräften gegenwärtig im Osten steht, reicht für absehbare Zeit für alle Fälle aus. Die Konzentration unserer Streitkräfte an der Westfront wird nicht beeinträchtigt. Damit hängt die Zuversicht zusammen, daß wir der Schwierigkeiten nach und nach Herr werden, die uns die Friedensschlüsse dort noch übrig gelassen hatten. Der üppige „Brotfriede“, von dem Graf Czernin in väterlicher Selbstgefälligkeit etwas voreilig schwärmte, wird durch tot discrimino rerum et hominum etwas aufgehalten; doch die Verzögerung der Zufuhren muß ertragen werden, zumal die neue einheimische Ernte uns über die schlimmsten Versorgungsmonate hinweghilft.

Ueber die Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917 wird auch heute noch in der Presse gelegentlich gestritten. Aber es hat keine praktische Bedeutung mehr. Wer unbefangen zurückblickt, muß doch, auch wenn er seine prinzipiellen Bedenken aufrecht erhält, schließlich zugestehen, daß die vielangefochtene Resolution uns nicht gehindert hat, im Osten vorteilhafte Friedensverträge zu schließen, und daß sie auf dem Wege zu den Friedensschlüssen im Westen kein Hindernis bildet, eher noch eine Erleichterung, da sie den feindlichen Machthabern die übliche Verleumdung des deutschen „Militarismus“ doch erheblich erschwert hat. Nach außen hin ist wenigstens nichts verdorben worden durch die Resolution. Wohl aber haben wir auf ihrem Grunde den leichten Anschluß gefunden an die päpstliche Friedensnote, deren Jahrestag vor der Türe steht und die trotz der schnöden Ablehnung durch die feindlichen Regierungen bei der schließlichen Errichtung des Friedenskongresses noch eine wichtige Rolle spielen dürfte.

Die Hauptsache ist, daß wir die innere Einheit und Entschlossenheit, die Einheitsfront in der Heimat, auch im vierten Kriegsjahr gewahrt haben, trotz aller Versuche der Spaltung und Verhetzung, die teils durch Unverstand, teils durch Bosheit veranlaßt wurden.

Und dann der Gewinn der Stetigkeit. Vor Jahresfrist folgte auf die Ermattungsära Bethmann der unzulängliche Versuch Michaelis'. Wie haben da alle Patrioten geseufzt nach einer festen und geschickten Hand am Reichsruder, die uns aus dem Schwanken und Zweifeln, aus den ewigen Krisen heraus in ruhige und gesicherte Regierungsverhältnisse brächte! Graf Hertling hat die Hoffnungen reichlich erfüllt. Durch kluge Vorbereitung und geschickte Geschäftsführung hat er die Stetigkeit begründet, die auch über die Jahresfrist hinaus noch zu dauern verspricht.

Zwischenfälle, wie der Ersatz eines überarbeiteten Staatssekretärs durch eine frische Kraft, sind in diesen schwierigen Zeitläufen nicht zu vermeiden. Der Gehilfenwechsel macht nichts aus, wenn der Meister auf dem Posten ist und bleibt. Graf Hertling versteht es sehr gut, in necessariis selbst einzugreifen und die dubia in den Einzelressorts sich entwickeln zu lassen. Der alte Parlamentarier Frhr. von Zedlitz-Neukirch prägte das treffende Wort: Graf Hertling führe die Zügel mit leichter und doch fester Hand.

Für die Vermeidung von ernstlichen Krisen seit drei Viertel Jahren müssen wir um so dankbarer sein bei einem Vergleich unserer Zustände mit den österreichischen. Dort kommt man zu keinem stabilen Regiment. Der bisherige Ministerpräsident v. Seidler hat schließlich das Opfer seiner Person bringen müssen, um die Bewilligung der Staatsnotwendigkeiten durch das Parlament zu ermöglichen. Sein Nachfolger Hussarek hat mit Mühe und Not eine knappe Mehrheit erreicht, aber bald wird die alte Zerfahrenheit im Reichsrat wohl wieder auftreten. Nicht einmal die deutschen Parteien haben es zur vollen Einigkeit bringen können. Ein wahres Glück, daß Deutschland stark genug ist, um von dem österreichischen Bundesgenossen nichts weiter fordern zu müssen, als die Bezwingung des eigenen Erbfeindes Italien.

Beim Eintritt in das fünfte Kriegsjahr wollen wir uns die andauernde Geduldsprobe erleichtern durch den Hinblick auf die feste Einheitsfront, die wir uns gewahrt haben in der Heimat und errungen haben auf dem Kriegsschauplatz durch die Ausschaltung der östlichen Gefahr. Ohne uns selbst zu belügen, können wir doch einen großen Fortschritt in diesem vierten Schicksalsjahr buchen und die Hoffnung hegen, daß wir trotz der Kühlmannschen Erinnerung an den Siebenjährigen Krieg, mit einem fünfjährigen Ringen davonkommen.

Die Lösung des österreichischen Problems.

Von Dr. Michael Hechenblaikner, Schwaz (Tirol).

Wir haben in Oesterreich so viele nationale Fragen, als wir Nationen haben, so viele staatsrechtliche Fragen, als wir Länder mit selbständiger historischer und politischer Entwicklung haben, dazu kommen die allgemeinen politischen, sozialen, wirtschaftlichen Fragen, wie sie die moderne Kultur- und Staatsentwicklung mit sich gebracht hat, alle diese Fragen gegenseitig sich wieder beeinflussend, fördernd und hemmend, das ist der Wirrwarr der politischen Fragen in Oesterreich.

Voran stehen natürlich die nationalen und staatsrechtlichen Probleme, beide im innigsten Zusammenhang. Das Ueble an der Sache ist nur, daß die Träger und Vertreter dieser Forderungen durchgängig ein inkonsequentes Doppelspiel treiben, jeweils immer auf jenen Standpunkt sich stellen, den der andere Teil, mit dem der Ausgleich vollzogen werden soll, nicht vertritt und daß demzufolge eben nie eine Einigung erzielt werden konnte. So ist es in Galizien zwischen Polen und Ruthenen, so in den Sudetenländern zwischen Deutschen und Tschechen, in Steiermark, Kärnten und Krain zwischen Deutschen und Slowenen, in Tirol zwischen Deutschen und Italienern. Es ließe sich eine Vereinbarung finden, wenn beide Teile konsequent gleichzeitig nur einmal einen einheitlichen Verhandlungsstandpunkt einnehmen wollten. Ersichtlich wird dies z. B. in Böhmen im Kampfe zwischen Deutschen und Tschechen. Dem nationalen Standpunkt der Tschechen arbeiten die Deutschen mit dem staatsrechtlichen Zentralismus entgegen, dem nationalen Recht der Deutschen arbeiten die Tschechen mit ihrem böhmischen Staatsrecht entgegen. Stellte man sich einmal kurzweg auf den Standpunkt des Nationalitätenprinzips oder des Selbstbestimmungsrechtes der Völker in der heutigen Prägung, aber dann auch mit der vollen Schärfe und Konsequenz, sogleich würde sichtbar werden, daß die extreme gleichzeitige Vertretung beider Prinzipien, des staatsrechtlichen und nationalen undenkbar und undurchführbar wäre. Also: Selbstbestimmungsrecht der Völker. Dann aber auch durchweg und in allem, dann gilt und muß gelten: Was du nicht willst, daß man dir tue, das tue auch einem andern nicht. Wie können dann in konsequenter Anwendung dieses Grundsatzes, z. B. die Tschechen verlangen, daß in ihrem erträumten Nationalstaat mehrere Millionen Deutsche einbezogen würden, die in geschlossenen Massen bestimmte Gebietsteile bewohnen? Verzichten sie in konsequenter Weise bei Zugrundelegung des Selbstbestimmungsrechtes auf diese geschlossenen Massen und die von denselben bewohnten Gebiete, ganz abgesehen von den zerstreut sich vorfindenden Minoritäten, die ja auch das gleiche Recht haben, dann ist der tschecho-slowakische Staat ein unhaltbares, unmögliches Gebilde.

Klar zeigt sich zunächst, daß Nation und Staat zwei sich nicht deckende Begriffe sind, daß Nation und Staat wohl zusammenfallen kann, aber nicht zusammenfallen muß, daß Nationen Bluts- und Kulturgemeinschaften, der Staat aber darüber hinaus eine Rechts-, Wirtschafts- und Wohlfahrtsgemeinschaft ist, daß in ganz Europa nur ein Staat, Portugal, ist, wo nationale und Staatsgrenzen sich decken, daß der Staat andere Grenzen benötigt, die aus strategischen und wirtschaftlichen Motiven sprießen, als wie eine Nation sie faktisch inne hat. Der Schluß ist klar: Die Forderung nach staatlicher Formierung lediglich aus dem Nationalitätenprinzip, aus dem vielgerühmten Selbstbestimmungsrecht der Völker heraus ist falsch, weil übertrieben, weil dem Begriff der Nation nicht entsprechend, weil dem berechtigten Kern der nationalen Autonomie selbst widerstreitend, der kein anderer sein kann als die freie kulturelle und soziale Entwicklung. Klar zeigt sich, daß die nationale Autonomie, das Nationalitätenprinzip und Selbstbestimmungsrecht der Völker nur ein Korrektiv der staatsrechtsrechtlichen Forderung sein kann.

Geht man nun in Oesterreich an die Lösung dieser brennenden, immer verschobenen Fragen, dann ist es wohl zweckmäßig, vom allgemeinen Staatsstandpunkt aus — der ja als gegebener Faktor in Frage kommt, während ein Nationalstaat in strenger Form ohne Vergewaltigung anderer Völker in Oesterreich nicht denkbar ist, weder ein deutscher für ganz Oesterreich, noch ein tschechischer für die Sudetenländer — dies Problem von der staatsrechtlichen Seite aus zu erfassen und der Lösung zuzuführen. Geschieht dies, dann taucht sofort die alte Frage auf, ob Föderalismus oder Zentralismus die maßgebende Parole zu sein hat.

Föderalismus besagt die Zugrundelegung der alten, historischen Kronländerverfassung auf das neue, zu schaffende Staatswesen, besagt somit die weitergehende Ausstattung dieser Kronländer mit politischer, wirtschaftlicher und kultureller autonomer Entwicklung, also ihre Ausgestaltung zu selbständigen Staaten, jedoch immer im Rahmen des Gesamtreiches Oesterreich bzw. der österreichischen Reichshälfte. Es bedeutet somit Föderalismus weitgehendste Dezentralisation in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Arbeit, deren äußerste Konsequenz die Föderatividee, die bundesstaatliche Verfassung ist. Der Föderalismus geht aus von der historischen Entwicklung des österreichischen Staatswesens, will somit eine naturgemäße Fort-, Aufwärts- und Weiterentwicklung der historischen Individualitäten der einzelnen Kronländer, ist somit ein konservatives Programm. Der Föderalismus ersieht nun die historische Entwicklung des österreichischen Staates in folgenden Momenten gegeben:

1. In der natürlichen geographischen Lage und Gestaltung des Reiches. Diese feste geographische Umschnürung eines wesentlichen Teiles des Donaustromgebietes, die natürliche Gliederung innerhalb dieses weiten Gebietes brachte es mit sich, daß in diesem großen weiten, in sich wieder abgeteilten Gebiete, die Wogen der Völkerwanderung sich brachen und zur Ruhe kamen und das Völkergemisch als die erstarrten Wellen dieser Völkerbrandung sich niederschlug. Die einzelnen Gebiete nun entwickelten sich als selbständige politische und wirtschaftliche Gebilde, waren aber durch das geographische Schwergewicht doch bereits in irgendwelchem Zusammenhange, der freilich latent und unbewußt war.

2. Es kam dann ein neues bindendes Ferment hinzu, die Durchsetzung dieses Gebietes mit deutschen Volksteilen, die als Ueberreste aus den Zeiten der Völkerwanderung noch vorhanden waren oder von Westen und Nordwesten her eindrangen. Dieses deutsche Ferment war der Träger der abendländischen Kultur und Gesittung und vermittelte dieselbe an die Völker. Dadurch entstanden dann bereits kulturelle, religiöse, wirtschaftliche Zusammenhänge zwischen den bisher selbständigen Gebietsteilen.

3. Als bildender und bindender, als aktiv treibender Faktor, der dann endlich diese innerlich, geographisch und zufolge der deutschen Volksarbeit auch kulturell in einem vorläufig noch passiven Zusammenhang stehenden Gebiete vereinigte, trat dann die Habsburger Dynastie in die Geschichte ein. Dieser gelang es in kluger konsequenter Förderung ihrer Hausmachtbestrebungen, die notwendig waren, um den nötigen Rückhalt im Deutschen Reiche überhaupt zu haben, diese Länder zu vereinigen. Und so ist Oesterreich ein Habsburgerstaat, habsburgische Familienpolitik und österreichische Staatspolitik waren Eins, sind Eins und sollen Eins bleiben.

Nun weist gerade diese allmähliche historische Entwicklung Züge auf, die entscheidend für die weitere Entwicklung geworden sind. Die österreichischen Länder hatten schon habsburgische Landesdynastien, ehe noch der Gesamtstaat Oesterreich erstand. Tirol hatte z. B. noch Ende des 17. Jahrhunderts seinen eigenen Fürsten. Aber die Habsburger haben den Dynastiezusammenhang, eine zentralisierte dynastische Politik auch dann betrieben, als sie noch in einzelne Zweige sich gliederten. Dieser unbedingte Familienzusammenhang, die Treue an der Familientradition und eine sich stets gleichbleibende freundliche, staatskluge gütige Politik waren und sind heute noch die hervorstechendsten Eigenschaften dieses Herrschergeschlechtes. Wir in Oesterreich wissen, was ein Habsburgerwort bedeutet, daß es einen vollen Inhalt unbedingter Treue und Festigkeit besagt.

Ein anderer Zug war dann die Art und Weise, wie diese Länder vereinigt wurden. Es war keine gewaltsame Eroberungspolitik, sondern alles kam zustande auf die denkbar friedlichste Weise durch Heirat und Erbverträge. Die Habsburger haben viele Länder verloren, aber mit brutaler Macht sich kaum eines zugeeignet. Man könnte höchstens bei der Teilung Polens davon sprechen, und auch da wissen wir historisch, wie sich die große Kaiserin Theresia gegen diese Annexion gewehrt hat. Gerade jene Art der Erwerbung brachte aber in Verbindung mit der natürlichen, echt süddeutschen staatsklugen Güte der habsburgischen Fürsten einen neuen Zug in die Geschichte hinein. Einem eroberten Land wird eine Verfassung, ein Recht, eine Politik, eine Kultur aufgezwungen, einem friedlich sozusagen heimfallenden Lande passiert dies nicht. Die Habsburger respektierten das Landesrecht, die Landespolitik, ließen die Eigenart der Länder unberührt und so hat

sich diese Eigenart eingebürgert und eingelebt und jeder Versuch, dieselbe abzuschleifen, scheiterte, mußte scheitern. Josef II. machte ja den Versuch, einen einheitlichen Staat zu uniformieren, der Versuch mißlang. Das Jahr 1809 in Tirol ist der gleiche klassische Beleg. Die Regierung Montgelas wollte eben Tirol zu einem reinen Verwaltungsgebiet umkrempeln, bei den Tirolern verknüpfte sich der Gedanke des Festhaltens an den alten Freiheiten und Rechten mit der Tatsache, daß dieselben unter den Habsburgern stets gewahrt waren, die Folge der erbitterte Widerstand gegen die schablonisierenden zentralistischen Maßnahmen, der Aufstand.

Heute sind nun die Deutschen in Oesterreich Zentralisten, sind es aber im tiefsten Kern nur theoretisch, außen- und obenhin. Der deutsche politische Charakter ist landsmannschaftlich, partikularistisch hier wie dort, er ist historisch so geworden und läßt sich nicht verwischen. Gewiß, will man einen Staat, dann ist ein gewisser **Zentralismus** notwendig, es dreht sich nur um die Frage, **wie weit** derselbe sich zu erstrecken hat. Gerade die föderative Gestaltung des Deutschen Reiches zeigt, daß weitgehendste Dezentralisation kraftvollste Staatsentfaltung nicht nur nicht hindert, sondern im Gegenteil fördert. Je mehr Kulturzentren ein Land, ein Reich aufweist, je mehr Selbständigkeiten unter Beibehaltung des Einheits- und Einigungsgedankens, um so kraftvoller die Entwicklung, weil eben eine gleichmäßig starke Entwicklung aller Glieder besser ist als die hypertrophierte eines einzelnen. Zentralismus ist auch in Oesterreich notwendig, aber gerade weil wir verschiedene Länder, verschiedene Nationen haben, in viel geringerem Maße hinsichtlich des **Kompetenzkreises**, weil eben die Nation als kultureller und sozialer Faktor, das Land als Verwaltungs- und Wirtschaftsfaktor der Zentrale viel Arbeit abnehmen kann und soll.

Gerade an der deutschen Politik in Oesterreich läßt sich dann ersehen, wie unmöglich und schädlich für das deutsche Volk eine Uebertreibung der zentralistischen Politik ist und wie die Deutschen selbst dann, wenn es ernst wird, regelmäßig zu föderalistisch-konservativen Ideen sich flüchten und hinter denselben sich zu verschanzen gezwungen sehen. Daher liegt die Lösung des österreichischen Problems im **bundesstaatlichen Ausbau** des Reiches mit einer auf das Notwendigste beschränkten Zentralgewalt.

Christus bei den Feldgrauen.

Ich sah Ihn diese Nacht im Lazarett, —
Im Mondenlicht schritt Er von Bett zu Bett.

Und neigte sich mit mildem Heilandsinn
Erbarmend zu den bleichen Duldern hin.

Und legte kühlend seine Segenshand
Auf Schläfen, heiss von wildem Fieberbrand.

Und wunde Glieder, die verkrampft im Schmerz,
Nahm Er voll Mitleid an sein Heilandherz.

Qualmüde Augen, die beraubt der Ruh,
Sie fielen friedevoll im Schlummer zu. —

Am Bett des Jüngsten blieb Er sinnend stehn
— Und war ein Hauch um Ihn wie Lilienweh'n —

Und wie die Mutter mit dem Kinde tut,
Strich Er ihm liebevoll die Lockenflut

Sein Auge blickte milden Himmelsgruss
Und seine Lippen neigten sich zum Kuss . . .

Wie Weihe lag es auf dem weiten Saal,
Verweht schien alle Schmerzensnot und Qual.

Ein starkes Heiltum, eine Himmelsmacht,
Floss wie ein Strom in die verklärte Nacht.

Von seinem Scheitel ging ein Leuchten aus
Und leise, wie Er kam, — glitt Er hinaus. —

Ein inneres Erleben war's — kein Traum. —
Ich sah den Heiland schreiten durch den Raum . . .

Josefine Moos.

De Broquevilles Ende und Cooremans Anfang.

Von P. Wirtz, Brüssel.

Lange schon hatte de Broqueville, der seit 13. Juni 1911 an der Spitze der belgischen Regierung stand, im Havre ohne jegliche parlamentarische Kontrolle fortgewurstelt und mit Umgestaltungen, Schaffung neuer Ministerien, Gehaltsaufbesserungen, Aufnahme einer ganzen Reihe unbequem gewordener Parlamentarier in die Regierung sein Dasein gefristet. Sein politisches Programm ließ sich folgendermaßen zusammenfassen: Fortführung des Krieges bis zum Siege der Entente und als Lohn für Belgien Annexion von Teilen Deutschlands und Hollands; für die Zeit nach dem Kriege Wirtschaftskrieg gegen Deutschland mit engerem Anschluß an die Entente; im Innern des Landes Fortbestehen der Lage vor dem Kriege, nämlich weitere Unterdrückung des vlämischen Elementes und nachdrücklichere Verfranzösierung des Landes.

Je mehr sich die militärische Lage zugunsten Deutschlands entschied, erhoben sich anderseits auch immer lauter werdende Stimmen gegen die Broquevilles-Politik. Was zunächst die **Verwaltungstrennung** in Belgien betrifft, sind heute weitaus die größere Mehrzahl der Vlamen und Wallonen im In- und Auslande der Ansicht, daß die von den Deutschen in Belgien eingeführte Verwaltungstrennung weiterbestehen muß und daß eine Rückkehr zu den früheren Zuständen ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Nicht viel weiter kam de **Broqueville** mit seiner **Wirtschaftspolitik**. Sämtliche richtig denkende Handel- und Gewerbetreibende Belgiens sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Wirtschaftskrieg gegen Deutschland den Ruin des Landes bedeuten würde, und nach kürzlich in Brüssel bekannt gewordenen und von der Zeitung „La Belgique“ gebrachten Enthüllungen mißbilligte auch der Kolonialminister **Renkin**, der sich verschiedentlich als gewiegter Realpolitiker bewährte und dem möglicherweise auch die englischen Machenschaften gegen die Kongokolonie zuwider sind, die englisch-belgische Bündnispolitik de Broquevilles. Das hat ihn zu Fall gebracht. So schreibt nämlich der Londoner Berichterstatter des „Manchester Guardian“: „Sein (de Broquevilles) Zwist mit seinen Kollegen spitzte sich zu durch einen Brief, den er einem bekannten im besetzten Belgien wohnenden Priester schrieb und in dem er sich abfällig über einen seiner Ministerkollegen ausgesprochen haben soll . . . Die Tatsache, daß Renkin de Broqueville verdrängen konnte, hat insofern eine politische Bedeutung, als Renkin der Führer des demokratischen Flügels der katholischen Partei in Belgien ist.“ Stellt man diese Nachricht des englischen Blattes der der erwähnten belgischen Zeitung gegenüber, so kann man also behaupten, daß in Sinte-Adresse die **Vertreter des Wirtschaftskrieges gegen Deutschland abgewirtschaftet haben** und daß aus diesem Grunde de Broqueville isoliert und schließlich gezwungen wurde, das Heft aus der Hand zu legen.

Sein Nachfolger Staatsminister **Cooreman** ist, nach seiner politischen Vergangenheit zu urteilen, der Mann des Ausgleichs; in verschiedenen politischen Fragen hat er den Weg zur Verständigung zwischen den politischen Parteien gefunden. So meint das in Antwerpen erscheinende „Vlaamsch Nieuws“, daß man Cooreman hätte bis zur Friedenskonferenz aufsparen sollen, und in einer Zuschrift an den „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ heißt es, daß die Mittelmächte sich mit ihm besser verständigen würden, als mit seinem Vorgänger. Fügt man hinzu, daß das holländische Ententeblatt „Telegraaf“ behauptet, daß der Ministerwechsel im Havre von den Gegnern der Fortsetzung des Krieges bis zum Endsieg der Entente als „defaitisme“ ausgelegt werden würde und daß „Vrij Belgie“ anderseits erklärt, es stelle sich Cooreman nicht als Vorkämpfer der Annexionen und des Wirtschaftskrieges vor, so darf man behaupten, daß vielleicht auch die Leiter der Geschicke Belgiens geneigt sind, zartere Saiten anzuschlagen. Es wäre aber trotzdem verfehlt, sich hierüber allzu großem Optimismus hinzugeben. Was die wirtschaftliche Zukunft Belgiens angeht, so wird Cooreman jedenfalls die Ansichten der **Parlamentarier** nicht übergehen; hat er doch mit seinem Freund Schollaert, kurz vor dessen Tode im Jahre 1916, energisch die Rechte des Parlamentes und die parlamentarische Kontrolle der Regierungsakte verfochten.

Bleibt dann die **vlämische Frage**. Vlame von Geburt, bedient sich Cooreman bei öffentlichen Gelegenheiten gern seiner Muttersprache. Er hat auch verschiedentlich zur Lösung dies-

bezüglicher Fragen, so des Sprachgebrauchs in den Mittelschulen, seinen Einfluß zugunsten der Vlamen in die Wagschale geworfen. Aber daraus zu schließen, daß er die jetzige Verwaltungstrennung gutheißt und allen vlämischen Wünschen entgegenkommen dürfte, wäre verfehlt.

Im großen und ganzen steht man Cooreman sympathischer gegenüber als de Broqueville, schon wegen seines biedermeierischen und äußerst einnehmenden Wesens, und man darf, ohne zu vergessen, daß auch er zu den Feinden Deutschlands gehört, wohl annehmen, daß mit seiner Regierung der Weg vom „jusqu'au boutisme" in gangbarere Bahnen sich zu öffnen begonnen hat.

Zu den kirchenpolitischen Vorgängen in Baden.

Von Geistl. Rat Dr. Schofer, Mitglied der Zweiten badischen Kammer.

Der Landtag geht zu Ende. Der Ertrag der Tagung ist ein ausgiebiger. Das kann auch in kirchenpolitischer Beziehung gesagt werden. In vier Fragen sind schöne Erfolge erzielt worden.

1. An der Spitze steht das Kirchengesetz; hier wurde mit einer Reihe von Kulturkampfbestimmungen aus dem Jahre 1874 aufgeräumt. Wenn wir nach den Beratungen in der Zweiten Kammer die Meinung aussprachen, in der Ersten Kammer würde eine Gefährdung nicht zu erwarten sein, so haben wir uns doch getäuscht. Unter Führung des Staatsrates Glockner erhob sich dort eine anfangs nicht unbedenkliche Opposition gegen die freiheitlichen Beschlüsse der Volkskammer. Selbst die in bescheidenen Grenzen sich haltende Regierungsvorlage hatte schon das Mißbehagen des genannten Herrn erregt. Mit saurer Miene erklärte er, er habe sich mit der Tendenz des vorliegenden Gesetzentwurfes „abgefunden". Die Opposition gegen das Kirchengesetz, wie es die Zweite Kammer, geleitet von dem großen Gedanken der Freiheit und Gerechtigkeit, des Vertrauens und Verstehens in ernster Zeit geschaffen hatte, verdichtete sich zu einer ganzen Reihe von Verschlechterungsanträgen.

Bei dieser Lage unterbrach der Herr Erzbischof seine Firmungsreise und erschien zu den Verhandlungen in der Ersten Kammer. Staatsrat Glockner deckte sein Vorgehen mit dem Hinweis auf die „Gewissenspflicht und Staatsinteressen". Darauf antwortete der Herr Erzbischof mit folgenden feinen prinzipiellen Ausführungen:

„Die wiederholte Berufung auf das persönliche Gewissen, das heute zum Ausdruck gekommen ist, gibt mir zunächst Veranlassung, einen grundsätzlichen Gedanken einmal auszusprechen: Die Kirche und der Staat sind Einrichtungen, die auf göttlicher Anordnung beruhen. Die Organisation der Kirche insbesondere ist für alle, die auf dem Boden des Christentums stehen, durch Christus selbst in ihren wesentlichen Grundzügen geschaffen. In diesem Sinne hat ein jeder Diener der Kirche die Gewissenspflicht, sein Amt in diesem Sinne zu verstehen und zu verwalten. Wir sind durchdrungen von dem Gedanken, daß von der Art und Weise, wie wir diese Pflicht auffassen und erfüllen, unsere Ewigkeit abhängt. Darum bitte ich, wenn von seiten der katholischen Kirche und der Geistlichen eine gewisse Zähigkeit, ein zähes Festhalten an diesen Grundsätzen betätigt wird, das nicht als Feindseligkeit gegen den Staat anzusehen, sondern als wirkliche Aeußerungen des Gewissens."

Die Antwort wurde verstanden. Die Antragsteller kamen nicht zum Ziel. Sie sahen die Aussichtslosigkeit ihres Vorstoßes, zogen ihre Anträge zurück und stimmten für das Gesetz, wie es die Zweite Kammer gestaltet hatte.

Die Frage, ob der Vorstoß noch einen höheren politischen Zweck verfolgte, wurde im Lande wiederholt aufgeworfen; sicheres wird darüber vorerst kaum zu sagen sein. Ob auch in der Ersten Kammer solcherlei Vermutungen bestanden, entzieht sich unserer Kenntnis; ebenso begegnet man der Frage, ob nicht hinter dem Führer der verkrachten Opposition noch andere Männer gestanden; hier kann man wohl vermuten; sicheres ist jedenfalls nicht festzustellen.

2. Das Fortbildungsschulgesetz mit seinem obligatorischen Religionsunterricht stieß in der Ersten Kammer ebenfalls auf eine anfängliche Opposition. Sie war abermals von Staatsrat Glockner geführt. Mit 16 Jahren ist die Religionsmündigkeit erreicht, also, so wurde argumentiert, darf über diesen Zeitpunkt hinaus kein obligatorischer Religionsunterricht gefordert werden.

Es war nicht schwer, das Falsche und Verführerische in dem Argument zu durchschauen. Die Erste Kammer stellte sich prinzipiell auf den Boden des obligatorischen Religionsunterrichtes. Dabei fand der Berichterstatter Geh. Rat Universitätsprofessor Dr. Fabricius prächtige Worte für die hohe Bedeutung der Religion und sohin des Religionsunterrichtes für die „sittliche Erziehung" des heranreifenden Geschlechtes.

3. Ein Initiativantrag des Zentrums verlangte die Aufhebung des § 137 des Schulgesetzes. Dieser Paragraph lautet in der heutigen Fassung also:

„Kirchlichen Korporationen und Stiftungen ist die Errichtung von Lehr- und Erziehungsanstalten nur auf Grund eines besonderen Gesetzes gestattet.

Die Erteilung von Unterricht an Lehranstalten durch Mitglieder religiöser Orden oder ordensähnlicher religiöser Kongregationen bedarf der Genehmigung durch die Staatsregierung."

Diese Gesetzesbestimmung stammt aus der Kulturkampfzeit, und zwar in ihrem ersten Teil aus dem Jahre 1868 und in ihrem zweiten Absatz aus dem Jahre 1872. Beide Teile waren von dem damaligen Staatsminister Jolly nicht beantragt. Die ganze Bestimmung des § 137 geht auf die Initiative der Zweiten Kammer zurück und findet ihre Erklärung in den damaligen kirchenpolitischen Kämpfen.

Das staatliche Schulaufsichtsrecht gegenüber nichtstaatlichen Schulen und schulähnlichen Unternehmungen ist durch die §§ 133 und 134 des Schulgesetzes grundsätzlich geregelt, und diese Bestimmungen werden nach Aufhebung des § 137 auch auf Lehr- und Erziehungsanstalten kirchlicher Korporationen und Stiftungen, sowie auf die Erteilung von Unterricht durch Mitglieder religiöser Orden oder ordensähnlicher religiöser Kongregationen Anwendung finden. § 137 unterstellt aber kirchliche Korporationen und Stiftungen, wie auch die Mitglieder religiöser Orden und ordensähnlicher religiöser Korporationen erschwerenden Bestimmungen, die nur als ein Ausfluß verletzenden Mißtrauens oder bedauerlicher Abneigung bezeichnet werden können. Wir haben es also bei dieser Bestimmung mit einem Ausnahmegesetz zu tun, das erbitternd wirkt. Der Ausnahmecharakter tritt seit der Reform des Jahres 1910 noch schärfer hervor als ehedem, weil diese die weltlichen Stiftungen und Korporationen von den beschwerenden Ausnahmebestimmungen der Staatsgenehmigung für Errichtung von Lehr- und Erziehungsanstalten befreite und die kirchlichen Stiftungen und Korporationen allein noch unter den alten Ausnahmebestimmungen stehen ließ.

Die Zweite Kammer hat nun beschlossen, den § 137 zu „beanstanden", die großherzogliche Regierung zu ersuchen, Abs. 2 aufzuheben, Abs. 1 so zu regeln, daß der Ausnahmecharakter fällt. Zugleich soll die Regierung einen Entwurf über die nichtstaatlichen Erziehungs- und Lehranstalten vorlegen. Dabei sollen dann die Beschlüsse hinsichtlich des § 137 berücksichtigt werden.

Kam hier das Zentrum auch nicht zum Ziel, so kam es doch dem Ziele bedeutend näher. 1910 stand der Großblock geschlossen gegen jede Aufhebung des Paragraphen, leugnete sogar den Ausnahmecharakter, und heute hat der Abg. Muser, der Führer der Demokraten, an der Hand eingehender Studien über die Frage noch schärfer und energischer den Ausnahmecharakter des Paragraphen dargetan. Der Abg. Geck, der einzige radikale Sozialdemokrat in der Zweiten badischen Kammer, bekannte bei dieser Gelegenheit, daß er 1910 nur durch „die Fraktionsfuchtel" gezwungen worden sei, dem Programm zu Trotz, für das Ausnahmegesetz zu stimmen.

4. Das Stiftungsgesetz erfuhr in der Zweiten Kammer noch wesentliche Verbesserungen. Wie das Kirchengesetz wurde auch dieses von der Volksvertretung einstimmig angenommen. In der Kommission stimmten die Sozialdemokraten unter Vorbehalt noch gegen das Gesetz; im Plenum schlossen sie sich der bestehenden Mehrheit an und stimmten alle mit „Ja". In der Ersten Kammer war die Lust zur Opposition vielleicht infolge der bei den anderen Gesetzen gemachten Erfahrungen bedeutend gesunken. So ist auch diese Vorlage mit ihren Verbesserungen im Hafen eingelaufen.

Dieser Gang der Dinge hat in weiten Kreisen große Befriedigung hervorgerufen. Die Gesetze sind „ein Friedensdenkmal, gebaut von einer Regierung und einem Volke, die in schweren Zeitläufen sich gegenseitig vertrauen und verstehen lernten".

Probleme des katholischen Arbeitervereinswesens in Deutschland.

Von Dr. K. Neundörfer, Mainz.

Am 22. und 23. Mai d. J. fand in Mainz ein erster allgemeiner Präsidestag des Kartellverbandes katholischer Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine West-, Süd- und Ostdeutschlands statt. An 250 Geistliche, meist aus West- und Süddeutschland, hatten sich am Grabe Kettelers eingefunden, um im Geiste Kettelers sich über die Aufgaben zu beraten, welche die katholischen Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine gerade in gegenwärtiger Zeit zu lösen haben. Ueber den Verlauf dieser Tagung im einzelnen wurde in der Presse berichtet. Hier sollen im freien Anschluß an die Folge der gehaltenen Vorträge die Probleme herausgestellt werden, welche die Tagung beherrschten und auch außerhalb des Kreises der geistlichen Präsides ernste Beachtung verdienen.

Das Grundproblem dessen, was wir „die soziale Frage" nennen, läßt sich mit den Worten kennzeichnen: Arbeiterschaft und andere Stände. Die Lohnarbeiterschaft ist ja der neue Stand, den die wirtschaftliche Entwicklung des letzten Jahrhunderts hervorgebracht hat. Neue Stände haben sich aber noch immer nur unter Schwierigkeiten und Kämpfen gegenüber den Ständen zur Geltung gebracht, welche vor ihnen bestanden und das öffentliche Leben beherrschten. So war es beim gesellschaftlichen und politischen Aufstieg der zünftigen Handwerker gegenüber den städtischen Geschlechtern. So war es bei der Befreiung der hörigen Bauern von der Gebundenheit an den Boden und dessen Eigentümer. So ist es jetzt bei dem Bestreben der Lohnarbeiterschaft, sich gegenüber den kapitalbesitzenden Unternehmern größeren Anteil am Produktionsgewinn und gegenüber den alten Ständen gesellschaftliche Gleichberechtigung zu erringen. Von diesem geschichtlichen Standpunkt aus sollten alle Gebildeten die moderne Arbeiterbewegung ansehen. Sie würden dann verstehen und anerkennen, daß sie geschichtlich notwendig und sittlich berechtigt ist. Sie würden dann auch über die unleugbaren Auswüchse dieser Bewegung verständiger urteilen. Was daran wirklich Uebertreibung, Mißgriff, Unrecht ist, sollen wir gewiß mit aller Offenheit auch so nennen und mit aller Entschiedenheit als das behandeln. Dies fordert das Interesse des Ganzen, dem die Arbeiterschaft eingegliedert werden soll, und letzten Endes das Interesse der Arbeiterschaft selbst. Diese Kritik und Korrektur der Arbeiterbewegung muß aber stets getragen sein von überzeugter Anerkennung und williger Förderung ihres berechtigten Strebens. Sonst weckt und stärkt sie gerade die revolutionären Instinkte, die man kritisieren und korrigieren möchte.

Dieses revolutionäre Element, welches in der modernen Arbeiterbewegung, ebenso wie in früheren ähnlichen Standesbewegungen, enthalten ist, erzeugt ein zweites Problem: Christentum und Sozialdemokratie in der Arbeiterbewegung. Die Sozialdemokratie billigt grundsätzlich die Revolution, das Christentum verwirft sie. Revolution heißt ja: aufsteigende Macht will herrschende Macht überwältigen und sich an ihre Stelle setzen. Auf dem Glauben und Vertrauen auf die Macht beruht aber die ganze sozialdemokratische Bewegung: auf dem Glauben an die Macht einer naturhaften Wirtschaftsentwicklung und im Vertranen auf die Macht der eigenen politischen Organisation. Das Christentum dagegen stellt unbedingt das Recht über die Macht, glaubt an einen überirdischen Hüter des Rechtes und vertraut auf den endlichen Triumph des Rechtes. So stehen sich in der Arbeiterschaft wirklich zwei Weltanschauungen entgegen. Dieser Umstand gibt aber dem Kampf zwischen Christentum und Sozialdemokratie innerhalb der Arbeiterbewegung einen ganz besonderen Charakter. Nur weil die Sozialdemokratie eine Weltanschauung ist, wirkt sie so auf die Massen, wie wir es beobachten. Die Masse will glauben und kann im Grunde nur glauben. Macht ist aber auch ein „Evangelium", eine „frohe Botschaft", an die man glauben kann. Weil die Sozialdemokratie eine Weltanschauung ist, kann sie aber auch nur vom Boden und mit den Mitteln einer überzeugungskräftigen Weltanschauung wirksam bekämpft werden. Mit bloßer Kritik und Verachtung oder mit staatlichem Zwang wird man der Sozialdemokratie niemals Herr werden, zumal jetzt nicht, wo sie während des Krieges viel von ihrem revolutionären Gebaren, wenn auch nichts von ihrem revolutionären Wesen, abgelegt hat. Dieses Revolutionäre in der Arbeiterbewegung müssen wir innerlich zu überwinden suchen, indem wir glaubensstark und willenskräftig das Recht zur Geltung bringen, und zwar nicht nur gegen die Arbeiterschaft, wo sie das Recht gegen sich, sondern auch für die Arbeiterschaft, wo sie das Recht auf ihrer Seite hat.

Dieser christliche Eifer für das Recht muß sich aber mit Macht umkleiden, wenn er wirklich das Recht durchsetzen will. Macht im öffentlichen Leben gibt aber bloß die Organisation. Die Organisation der christlich gesinnten Arbeiterschaft ist so das dritte Problem der sozialen Frage von heute. Und diese Organisation ist wirklich ein Problem. Das haben wir im letzten Jahrzehnt nur zu sehr erfahren. Und zwar liegt das Problematische dieser Organisation darin, daß sie Macht sammeln, diese Macht aber nur für das Recht gebrauchen soll. Machtvoll kann nun eine Organisation nur dastehen, wenn sie groß ist; groß kann sie aber im allgemeinen nur werden, wenn sie bei ihren Mitgliedern nicht viel voraussetzt. Unentwegter Kampf für das Recht auf der anderen Seite setzt viel voraus, nämlich wirkliche Glaubensüberzeugung und Bereitwilligkeit zum Opfer. Es dürfte schwer sein, dieser doppelten Anforderung an eine wirksame christliche Arbeiterbewegung in einer Organisation nachzukommen. Sähe eine solche einzige Organisation hauptsächlich auf den Zusammenschluß aller noch „christlich" gesinnten Arbeiter zu einer machtvollen Interessenvertretung, so würde der christliche Wille zum Recht vor dem natürlichen Willen zur Macht doch zu leicht verdrängt. Verlangte eine solche Organisation anderseits ein ausdrückliches Bekenntnis zum christlich-katholischen Glauben und pflichtgemäße religiöse Betätigung, so würden ihrem Umfang und damit auch ihrer Macht innerhalb der Arbeiterbewegung zu enge Grenzen gezogen sein. So kam man dazu, die mehr materielle und die mehr ideelle Aufgabe der christlichen Arbeiterbewegung zwei verschiedenen Organisationen zuzuweisen: der Gewerkschaft, die nur den christlichen Willen zum Recht, und dem Arbeitervereine, der kirchliches Bekenntnis und religiöse Betätigung voraussetzt. Durch die Begrenzung ihrer Aufgabe ist jede dieser Organisationen freier in der Befolgung derselben, ohne daß jedoch darunter der Einklang von Rechts- und Machtwillen zu leiden braucht, wie er in einer christlichen Arbeiterbewegung niemals fehlen darf.

Durch das Nebeneinanderbestehen und Zusammengehen von Gewerkschaft und Arbeiterverein sind die Aufgaben des letzteren schon in etwa bestimmt. Die Vertretung der materiellen Interessen der Arbeiterschaft fällt dabei hauptsächlich der Gewerkschaft zu, wenn der Arbeiterverein auch nicht ganz davon entlastet ist und sich nicht ganz davon entlasten lassen darf. Mit der Zuweisung wesentlich ideeller Aufgaben an den Arbeiterverein ist dessen Wirken aber doch noch nicht eindeutig bestimmt. Auch hier bleibt ein Problem. Denn innerhalb der ideellen Sphäre kann das Schwergewicht des Vereinslebens mehr auf der kulturellen oder mehr auf der religiösen Seite liegen. Es bestehen denn auch in dieser Hinsicht verschiedene Zustände und entgegengesetzte Bestrebungen. Hier tritt das Bildungsstreben, dort die religiöse Uebung mehr in den Vordergrund, — mancherorts auch keins von beiden, sondern unterhaltende Geselligkeit. Letztere hat ja nun sicher auch ihr Recht und ihre Bedeutung im Vereinsleben. Sein Gepräge muß dasselbe aber erhalten durch Bildung und Religion, und zwar so, daß diese beiden ideellen Lebenselemente sich in etwa das Gleichgewicht halten. Zwar ist von ihnen die Religion das vorzüglichere und notwendigere. Seine Pflege obliegt aber in erster Linie spezifisch religiösen Einrichtungen und Organisationen, wozu ein Arbeiterverein doch nicht in der Weise gehört wie etwa eine Bruderschaft, eine Kongregation, ein Apostolat u. dgl. Für ihr Bildungsstreben aber, das gerade in aufsteigenden Ständen sich stark fühlbar zu machen pflegt, ist die christliche Arbeiterschaft fast ausschließlich auf ihr Vereinswesen angewiesen. Geben die katholischen Arbeitervereine darum ihren Mitgliedern nicht genügend Gelegenheit, Kultur zu verstehen, zu schätzen und zu schaffen, so werden sie gerade die gewecktesten Elemente der Arbeiterschaft niemals gewinnen und sich so selbst zur Einflußlosigkeit in der ganzen Arbeiterbewegung verurteilen.

Damit, daß unsere Arbeitervereine nicht nur religiöse, sondern sehr wesentlich auch kulturelle Aufgaben haben, wird auch die Stellung des Geistlichen in diesen Vereinen zu einem Problem. Innerhalb der Kirche und bei allen rein religiösen Veranstaltungen, Einrichtungen und Organisationen ist diese Stellung des Geistlichen — wenigstens soweit die katholische Welt in Betracht kommt — klar und unabänderlich durch Dogma und Kirchenrecht bestimmt, somit kein Problem. Anders ist es, sobald weltliche, materielle oder kulturelle Aufgaben in Verbindung mit religiösen oder doch in Beziehung auf solche gelöst werden sollen. Hierbei ist die Mittätigkeit und Mitverantwortlichkeit von Laien unentbehrlich. Hier nun den geistlichen und den weltlichen Einfluß in das rechte Verhältnis zu bringen, ist oft nicht leicht, aber immer unbedingt notwendig. Und namentlich in unseren Arbeitervereinen drängen drei Umstände zu einer Lösung dieses Problems im Sinne weitherziger Heranziehung der Vorstände, Vertrauensleute und Mitglieder zur mitverantwortlichen Besorgung der Vereinsgeschäfte: das im Krieg gewaltig gestiegene Standesbewußtsein der Arbeiter — ihre auch im Krieg errungene volle politische Gleichberechtigung und — die schon lange vor dem Krieg vorhandene Ueberlastung der Geistlichen mit äußeren Vereinsgeschäften, die gerade so gut, manchmal vielleicht sogar noch besser, durch Laien erledigt werden können. Die Heranziehung der Vereinsmitglieder zu selbständiger Mitarbeit und Mitleitung entspricht so in gleicher Weise einem wirklichen — wenn auch nicht überall voll empfundenen — Bedürfnis der Arbeiter wie ihrer geistlichen Präsides. Sie mindert oder verdrängt den geistlichen Einfluß nicht, gibt diesem aber eine Form, die der Seele der modernen Arbeiterwelt und dem Geiste des priesterlichen Amtes am meisten angepaßt ist und darum auch am ehesten eine breite, tiefe und dauernde Wirkung verspricht.

Diese und verwandte Probleme des katholischen Arbeitervereinswesens wurden auf der Mainzer Präsides-Tagung in geistvollen Vorträgen und in anregender Diskussion erörtert. Es schwebte über dieser Tagung wirklich etwas vom Geiste Kettelers, der klaren Auges die soziale Frage in ihren zu seiner Zeit erfaßbaren Verzweigungen erfaßte, mit weitem Herzen jede Möglichkeit ihrer Lösung begrüßte und mit fester Hand selbst ins Werk setzte, was in seinen Kräften stand. Möge diese Tagung so in der katholischen Arbeiterwelt das Vertrauen zu ihren geistlichen Präsides stärken, in der übrigen katholischen Laienwelt aber Interesse für unsere Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine wecken. Denn diese können im Drang und Kampf der modernen Arbeiterbewegung nur dann die christliche Fahne hochhalten, wenn das ganze gläubige Volk hinter ihnen steht.

Notwendige und anwendbare Heilmittel gegen das Völkersterben.

Von Geistl. Rat Professor Dr. Hoffmann, München.

Es ist ein günstiges Zeichen, daß man den Gefahren für die Zukunft unserer Volkskraft ins Auge schaut und Maßregeln auf wirtschaftlichem, sozialem und gesellschaftlichem Gebiete nachsinnt, und daß die Behörden bereit sind, auch den kirchlichen Einfluß in Anspruch zu nehmen. Solange die vorgeschlagenen Heilmittel nicht einen unberechtigten Umsturz in privaten und öffentlichen Verhältnissen bringen und keinen in sittlicher Beziehung bedenklichen Charakter annehmen, sind sie gewiß zu begrüßen. Höchst erfreulich sind u. a. die Bestrebungen für die Säuglingsfürsorge und gegen die Kindersterblichkeit. Vorschläge, die einen wirtschaftlichen Ausgleich zugunsten kinderreicher Familien zum Gegenstande haben, sind bis zu einem gewissen Grade wohl zu beachten, doch dürfte von ihrer Ausführung nicht allzuviel zu erwarten sein. Begann doch gerade der Geburtenrückgang mit dem Steigen unserer wirtschaftlichen Lage und findet sich oder fand sich wenigstens bisher in den höheren, gutsituierten Bevölkerungsschichten. Nicht wird man Professor Notthafft folgen wollen, der als einziges Mittel, um dem „unheimlichen Gedanken, daß an die Stelle eines jeden nicht gezeugten Deutschen ein Slave einrückt", zu begegnen empfiehlt, die „Kultur und ihr Gift nach dem Osten zu tragen" (Geschlechtskrankheiten und Ehe, 1918, S. 74). Da das Hauptübel aber in der Mißachtung der Ehe liegt, der Wiege der Volkskraft, und in den Attentaten gegen ihren vorzüglichsten Zweck, muß auch die Hilfe zumeist hier einsetzen. Dieses würde am entsprechendsten geschehen, wenn der materialistische Geist zurückgedrängt und die Menschheit in Christo erneuert würde. Dieses Ziel liegt indes im allgemeinen für die Bevölkerungspolitik des Staates und sozialer Vereinigungen zu hoch; es verbleibt der Kirche. Aber die weltlichen Faktoren müßten und könnten Bestrebungen unterbinden und aufzuheben suchen, welche die Ehe an der Wurzel treffen und ihren ersten Zweck zu vereiteln geeignet sind. Dieses hat man, wie es scheinen möchte, noch zu wenig in den Kreis der Erwägungen gezogen, oder die Schwierigkeiten schrecken ab. Nur wenige Züge seien hervorgehoben aus dem Programme, das aufzustellen wäre.

Ungenügend ist die Stellungnahme der Behörden gegen den Geist der Unsittlichkeit, der sich mit Vollbewußtsein in heller Oeffentlichkeit geltend macht und der den Sinn zu einem opferreichen Eheleben nicht aufkommen läßt. Der Lebemensch findet den sinnlichen Genuß ohne die Beschwerden der Familie. Es sei nur hingewiesen auf die Nachtlokale, Varietés und selbst Theater, in denen auch bei den Studierenden der Hochschule, dem Nachwuchse in unseren höheren Kreisen, das sittliche Empfinden abgestumpft wird und gegen die Ehe Abneigung und Widerwillen großgezogen werden. Hier hätte die Polizei gar oft Gelegenheit und die Möglichkeit, der Entsittlichung entgegenzuarbeiten. Auch der Verführung, die auf der Straße unserer Jugend droht, dürfte ein wachsames Auge zugewandt werden. Da tritt die größte Gefahr selbst an Unmündige heran, z. B. an Halbwüchsige, die abends von den Uebungen der Wehrkraft nach Hause gehen. Der junge Mensch gewöhnt sich daran, die Erfüllung der sinnlichen Neigung auf diesem dunklen Wege zu suchen und wird unfähig zur reinen Liebe in der Ehe. Niemand wird aber bestreiten wollen, daß das Laster mehr in seine Schlupfwinkel zurückgedrängt werden könnte und daß seine Dienerinnen mehr Ueberwachung bedürften. Ihre Zahl ist in den größeren Städten zudem unheimlich gestiegen. Die Prostitution bringt der Ehe unübersehbaren Abtrag.

Damit steht in innerem Zusammenhang der Ausfall der Geburten infolge geschlechtlicher Erkrankungen. „Der furchtbarste Schädling der Ehe — — sind die Geschlechtskrankheiten" (Notthafft, S. 3). In Deutschland sind zirka 11 Prozent aller Ehen kinderlos; bei der Hälfte derselben soll der Grund in dem genannten Leiden liegen. Die Statistik setzt auf dieses Konto den Ausfall von mindestens 300 000 Geburten im Jahre. Zudem sind Kinder, die aus Ehen, in denen diese Krankheit besteht, hervorgehen, für die Volksvermehrung wertlos. In letzter Zeit wurden gegen das Uebel der venerischen Erkrankung Maßnahmen ergriffen, z. B. die Einführung von Beratungsstellen, die sich zu bewähren scheinen, Anträge auf Enthebung der Aerzte von der Schweigepflicht unter bestimmten Voraussetzungen werden befürwortet. Ein dem Reichstage vorliegender Gesetzentwurf wendet sich gegen eine nicht fachgemäße Behandlung der Krankheit und bedroht mit Strafen jene Personen, die mit Wissen ihres Zustandes Handlungen verrichten, die geeignet sind, das Uebel auf andere zu übertragen.

Alle Maßnahmen der staatlichen Behörden in dieser die Zukunft unseres Volkes so stark berührenden Sache gehen nur auf Verhütung physischer Infektion. Die sittliche Seite bleibt völlig unbeachtet, somit auch die innere Seite der Handlung selbst, die jene herbeiführt. So besteht insbesondere die Tätigkeit der „Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", die einen großen Einfluß in staatlichen maßgebenden Kreisen hat, zum allergrößten Teil in Mahnungen zum Gebrauch von Schutzmitteln und in Anweisung solcher. Davon aber kann die Hilfe nicht kommen; denn so wird das allgemein sittliche Bewußtsein herabgedrückt; der Niedergang aber breitet sich weiter aus und erreicht auch Kreise der Bevölkerung, die jene Schutzmittel nicht ständig in der Westentasche mit sich tragen.

Auch versagte bisher das Vorgehen der staatlichen Behörde in Sache der Antikonzeptionsmittel, die zu einem einträglichen Geschäftszweig geworden sind. Ein zweiter dem Reichstage zugegangener Gesetzentwurf sucht auch hier abzuhelfen. Derselbe will: Das gewerbsmäßige Herstellen oder Vorrätighalten, die Einfuhr, das Verkaufen, Feilhalten oder sonstige Inverkehrbringen von Mitteln oder Gegenständen, die geeignet sind, die Empfängnis zu verhüten oder die Schwangerschaft zu beseitigen, ferner das Aufsuchen von Bestellungen auf solche Mittel oder Gegenstände kann durch Verordnung des Bundesrates verboten oder beschränkt werden. Soweit solche Mittel oder Gegenstände aber geeignet sind, die Entstehung von Krankheiten, insbesondere von Geschlechtskrankheiten, zu verhüten, soll die Verordnung des Bundesrates auf die Bedürfnisse des Gesundheitszustandes Rücksicht nehmen. Auch wer Mittel, Gegenstände oder Verfahren zu obengenanntem Zwecke öffentlich oder in Schriften, Abbildungen oder Ausstellungen, wenn auch in verschleierter Form ankündigt, anpreist oder solche Mittel usw. an Orten, die allgemein zugänglich sind, ausstellt, verfällt in Strafe.

Der Gesetzesentwurf, der ja notwendiger Weise die Herstellung solcher Dinge zulassen muß, und der auch ihren Gebrauch zur Verhütung von Krankheiten, insbesondere von Geschlechtskrankheiten nicht glaubt hindern zu können, wird kaum eine weitgehende Aenderung in den bisherigen Gepflogenheiten bringen. Die Beschaffung solcher Gegenstände wird, wenn die Vorlage Gesetzeskraft erhält, nicht unmöglich werden, höchstens etwas schwieriger. Auch wird die Erlaubnis, zur Verhütung von Krankheiten derartige Mittel zur Anwendung zu bringen, vielen Aerzten reichlich Gelegenheit bieten, ihren Gebrauch in weitem Umfang zu einem legalen zu machen. Die Bedingung trifft z. B. zu bei jedem Verkehr mit Prostituierten.

Viel einfacher und leichter liegt für ein staatliches Eingreifen zu einem ergiebigen Schutze der Volkskraft die Sache beim künstlichen Abortus. Auf neun geborene Kinder kommen nach autoritativer Darstellung ein vor der Geburt getötetes; dieses soweit die Operation der Behörde bekannt wird; wieviele mögen nicht offenbar werden! Wir haben („A. R." Nr. 29) Zeugnisse dargeboten für die Ausdehnung, welche die operative Herbeiführung des Abortus genommen hat. Der Weltkrieg erfordert bei weitem nicht so große Opfer als diese Geschäftspraktiken, da sie fortgesetzt in Anwendung kommen. Da mutet es nun höchst sonderbar an, daß die Bevölkerungspolitik staatlicher Behörden und Kommissionen und der zur Verhinderung des Niederganges der kommenden Generation gegründeten Vereinigungen kein flammendes Verdikt gegen jenes Treiben haben, wenigstens ist mir in keiner Veröffentlichung ein solches begegnet. Man scheint dieses Spezialistentum als gegeben hinzunehmen. Der oben erwähnte Gesetzesentwurf nimmt allerdings auch Stellung gegen diejenigen, die sich öffentlich anbieten, zur Vernichtung keimenden Menschenlebens Hilfe zu leisten oder Mittel und Gegenstände, welche hierzu dienen, „wenn auch nur in verschleierter Form" ankündigen, anpreisen und an zugänglichen Orten ausstellen; aber wir vermissen eine Bestimmung für den Arzt über den § 54 St. G.-B. Wenn sich der Staat einmal nicht auf den streng christlichen Standpunkt glaubt stellen zu können, nach dem jede direkte Tötung untersagt ist, dann müßte er in eigenem Interesse wenigstens Sorge tragen, daß jener Paragraph des Strafgesetzbuches nicht in schmählicher Weise mißbraucht wird. Vielleicht wird die mit der Beratung der zwei bevölkerungspolitischen Gesetzentwürfe betraute Kommission auch auf diese Seite der Sache die Aufmerksamkeit richten. Die „energischen Gegenmaßregeln", die Notthafft nahelegt (S. 71), genügen nicht, da „vorherige Anzeige" der Operation keine Garantie gegen Mißbrauch bietet. Vernünftig und konsequent ist, was die „Deutsche Hochschul-Zeitung. Akademisches Wochenblatt" 1916 Heft 39/40 bemerkt: „Die Forderung, die sich aus diesem heute möglichen, gesetzlich vollständig gedeckten Vorgange ergibt, muß die sein, daß die Wegnahme einer Leibesfrucht überhaupt nur mehr auf Grund eines amtsärztlichen Gutachtens, wofür natürlich an den Arzt nichts zu bezahlen ist, geschehen darf. Wer ohne Beiziehung eines Amtsarztes den Eingriff macht oder machen läßt oder dazu in irgend einer Weise mitwirkt, muß strenger Bestrafung unterliegen."

Würde nun auch so der systematische Kindsmord nicht ganz aufhören, so würde er doch bedeutend eingeschränkt werden und der Bevölkerungsstand würde quantitativ und qualitativ sehr gewinnen. Gerade die Kreise, die diese Bestimmung träfe, hätten ja Mittel und meistens auch Zeit, die Kinder entsprechend zu erziehen.

Reichen Segen für den Bevölkerungsstand würde es weiter bringen, wenn der Staat trachtete, daß dem Worte Christi mehr Geltung verschafft würde: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen!" Infolge der Leichtigkeit der Ehescheidung wächst die Zahl der zerrütteten Familien und damit wird die Geburtenzunahme aufs stärkste bedroht. Wird die Ehe eingegangen mit dem Bewußtsein, verpflichtet zu sein, an der Seite des erwählten Ehegemahls auszuhalten, so würde dieses bereits eine günstige suggestive Wirkung haben. Darum dürften die Bevölkerungspolitiker einmal prüfen, ob nicht eine Revision des gesamten Ehescheidungsgesetzes, insbesondere der Scheidungsgründe, ins Auge zu fassen wäre, da ja eine Rückkehr zu den streng katholischen Grundsätzen nicht zu erwarten ist. Eine weitere große Gefahr gilt es schließlich noch von der Ehe, ihrem Ansehen und ihrem Bestande abzuwehren. Ein starker Zug hat bekanntlich eingesetzt, die uneheliche Mutter und ihr Kind den ehelichen und deren Nachkommen gleichzusetzen. Hier muß bei aller

Sorge für erstere der prinzipielle Unterschied aufrechterhalten bleiben. Sonst werden viele die Bindung und die Last der Ehe nicht auf sich nehmen wollen.

Wir achten alle ernsten Bestrebungen, dem drohenden Niedergange unseres Volkes entgegenzuarbeiten, und glauben, daß sie berücksichtigt werden müssen, auch wenn sie Opfer fordern. Doch möge man bedenken, daß das Uebel nur Heilung finden kann, wenn man seinen Hauptsitz zu fassen das Verständnis und den Mut hat.

Chronik der Kriegsereignisse.

Unter dieser Rubrik geben wir eine Zusammenstellung der wichtigsten amtlichen Aktenstücke und Meldungen, die dem Leser eine fortlaufende Orientierung und eine stets greifbare Nachschlagetafel über den Gang der Ereignisse darbieten soll.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Vergebliche und sehr verlustreiche Anstrengungen des Feindes.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

21. Juli. Heftigem Artilleriekampf an der Ancre folgten zwischen Beaumont und Hamel englische Infanterieangriffe, die unter großen Verlusten für den Feind abgewiesen wurden. Zwischen Aisne und Marne suchte der Feind gestern unter Einsatz neuer Divisionen die Entscheidung der Schlacht zu erzwingen. Der Feind wurde zurückgeschlagen. Er hat große Einbuße erlitten. Hilfsvölker der Franzosen, Algerier, Tunesier, Marokkaner und Senegalneger, trugen an den Brennpunkten die Hauptlast des Kampfes. Senegal-Bataillone, als Sturmbocks auf französische Divisionen verteilt, stürmten hinter den Panzerwagen den weißen Franzosen voran. Amerikaner, auch schwarze Amerikaner, Engländer und Italiener kämpften zwischen den Franzosen. Nach zwei schweren Kampftagen kam gestern die Angriffskraft unserer Truppen in Gegenstößen wieder voll zur Geltung. Sie hat sich dem unter Verzicht auf Artillerievorbereitung auf den Masseneinsatz von Panzerwagen gegründeten Angriffsverfahren des Gegners, das im Anfang überraschte, angepaßt. Der gestrige Schlachttag reiht sich in seinen Leistungen von Führung und Truppe und in seinem siegreichen Ausgang ebenbürtig den in diesem Kampfgelände früher errungenen großen Schlachterfolgen an. An den Höhen südwestlich von Soissons brachen die gegen die Stadt nach stärkstem Trommelfeuer gerichteten Angriffe des Feindes zusammen. Unter Führung von Panzerwagen stieß feindliche Infanterie bis zu sieben Malen gegen die Straße Soissons—Château-Thierry nördlich des Ourcq zum Angriff vor. Nordwestlich von Hartennes brach der feindliche Ansturm meist schon vor unseren Linien völlig zusammen. Südwestlich von Hartennes warfen wir im Gegenangriff den anstürmenden Feind zurück. Seine hier in dichten Haufen zurückflutende Infanterie wurde vom Vernichtungsfeuer unserer Artillerie, Infanterie und Maschinengewehre wirksam gefaßt und zusammengeschossen. Auch südlich des Ourcq brach unser Gegenangriff den feindlichen Ansturm. Nordwestlich von Château-Thierry haben sich die in den letzten Wochen immer wieder vergeblich angegriffenen Regimenter auch gestern gegen mehrfache starke Angriffe der Amerikaner siegreich behauptet. Der Amerikaner erlitt hier besonders hohe Verluste. In der Nacht legten wir, vom Feinde ungestört, die Verteidigung in das Gelände nördlich und nordöstlich von Château-Thierry zurück. Auf dem Südufer der Marne führte der Feind gegen die von uns in vergangener Nacht geräumten Stellungen gestern vormittag nach vierstündiger Artillerievorbereitung unter dichtem Feuerschutz und mit zahlreichen Panzerwagen einheitliche Angriffe, die an leere Stellungen verpufften. Unser vom Nordufer teilweise flankierend geleitetes Artilleriefeuer fügte dem Feinde Verluste zu. Auch südwestlich von Reims setzte der Feind starke Kräfte zum Angriff gegen die von uns eroberten Stellungen zwischen Marne und nördlich der Ardre an. Engländer waren hier den Franzosen und Italienern zu Hilfe gekommen. In unserem Feuer und in unseren Gegenstößen sind sie unter schweren Verlusten für den Feind gescheitert. Schlachtflieger griffen wiederholt mit Maschinengewehren und Bomben in den Kampf gegen angreifende Infanterie und Versammlungen von Panzerwagen und Kolonnen erfolgreich ein. Wir schossen gestern 24 feindliche Flugzeuge und 3 Fesselballone ab.

22. Juli. Trotz seiner schweren Niederlage am 20. Juli stieß der Feind unter Einsatz frischer Divisionen und neu herangeführter Panzerwagen erneut zu erbitterten Angriffen gegen unsere Linien vor. Seine Angriffe sind gescheitert. Gefangene bestätigen die schweren Verluste des Feindes. Auch der gestrige Kampftag führte wiederum zu einem vollen Erfolg der deutschen Waffen. Zwischen Aisne und südwestlich von Hartennes leitete stärkstes Trommelfeuer am frühen Morgen Infanterieangriffe des Feindes ein. Südwestlich von Soissons und südlich von Hartennes brachen sie schon vor unseren Linien zusammen. Nördlich von Villermontoire drangen Teile des Feindes vorübergehend über die Straße Soissons—Château-Thierry vor. Unser Gegenangriff warf sie wieder völlig zurück. Auch Villermontoire und Tigny waren Brennpunkte des Kampftages, den erfolgreiche Gegenstöße zu unseren Gunsten beendeten. Am Abend wurden erneute feindliche Angriffe südwestlich von Soissons schon in ihren Bereitstellungen getroffen. Wo sie noch zur Durchführung kamen, brachen sie verlustreich zusammen. Beiderseits des Ourcq stieß der Feind am Vormittag mehrfach vergeblich gegen unsere Linien vor. Nach Heranführung frischer Kräfte holte er am Nachmittag zu erneuten Angriffen aus. Nach schwerem Kampf brachten Gegenstöße den Ansturm des Feindes beiderseits von Oulchy le château zum Scheitern. Nördlich und nordöstlich von Château-Thierry erschwerten unsere im Vorgelände belassenen Abteilungen dem Gegner das Herankommen an unsere neuen Linien. Erst am Abend kam es hier zu starken Angriffen, die unter schweren Verlusten für den Feind zusammenbrachen. Zwischen Marne und Ardre setzten Engländer und Franzosen ihre Angriffe fort. Sie wurden blutig abgewiesen. Erfolgreiche Vorstöße in die feindlichen Linien bei Ancerviller.

23. Juli. Beiderseits des Ourcq und zwischen Ourcq und Marne führte der Feind fast in allen Abschnitten heftige Teilangriffe. Sie wurden abgewiesen. Südlich des Ourcq brachte sie unser Gegenstoß zum Scheitern. Feindliche Abteilungen, die beiderseits von Jaulgonne in unsere Vorpostenstellungen an der Marne eindrangen, wurden im Gegenangriff an den Fluß zurückgeworfen. Gestern wurden 52 feindliche Flugzeuge und 4 Fesselballone abgeschossen. Zwischen Soissons und Reims hat die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz erneuten einheitlichen Angriff starker feindlicher Massen zum Scheitern gebracht.

24. Juli. Auf dem Westufer der Avre stieß der Franzose bei örtlichem Angriff bei und südlich Mailly vorübergehend bis an die Avre vor. Unser Gegenstoß stellte die Lage wieder her und schlug am Abend aus Mailly und nördlich davon vorbrechende Teilangriffe des Gegners zurück. Zwischen Aisne und Marne setzte der Feind gestern früh nach Heranführung neuer Divisionen seine Massenangriffe fort. Die Armee des Generaloberstten v. Boehn brachte den mehrfach wiederholten Ansturm des Feindes völlig zum Scheitern. Franzosen und Amerikaner erlitten wiederum schwerste Verluste. Zwischen Noyant und Hartennes stürmte der Feind fünfmal vergeblich an. Beiderseits von Villermontoire gewann er vorübergehend etwas Boden. Unser Gegenangriff warf ihn über seine Ausgangslinien hinaus. Villemontoire wurde dem in dichten Mengen von unserer Artillerie beschossenen zurückflutenden Feind wieder entrissen. Nördlich des Ourcq zerschlug unser Vernichtungsfeuer feindliche Angriffe in ihrer Bereitstellung und bei ihrem ersten Ansturm. Panzerwagen, die unsere Linien durchstießen, wurden zusammengeschossen. Infanterie, die ihnen folgte, wurde im Gegenstoß zurückgeworfen. Auch die zwischen Ourcq und Marne kämpfenden Truppen wehrten starke feindliche Angriffe meist schon vor ihren Linien ab. Von der Höhe nordöstlich von Rocourt und aus dem Walde von Chatelet warfen wir den Feind im Gegenstoß wieder zurück. Südwestlich von Reims dauerten schwere Kämpfe tagsüber an. Zwischen Marne und Ardre stieß der Feind mehrfach vergeblich zu heftigen Teilangriffen vor. Nördlich der Ardre warf der Franzose neben weißen und schwarzen Truppen auch Italiener und Engländer in den Kampf. Der Angriff der in der Bereitstellung wirksam getroffenen Italiener kam nur schwach zur Entwicklung und wurde schnell zusammengeschossen. Auch Franzosen und Engländer wurden nach vielfach erbittertem Kampf und teilweise durch Gegenstöße zurückgeschlagen.

25. Juli. Zwischen Bucquoy und Hebuterne griff der Feind am Abend unter starkem Feuerschutz an. Er wurde abgewiesen. Ebenso scheiterten Vorstöße, die der Feind westlich von Albert und aus Mailly heraus führte. Südlich vom Ourcq und südwestlich von Reims führte der Feind heftige Teilangriffe, die wir in Gegenstößen zurückschlugen

26. Juli. Auf dem Schlachtfelde zwischen Aisne und Marne wurden heftige Teilangriffe des Feindes teils vor, teils in unserem Kampfgelände abgewiesen. Beiderseits des Ourcq dauerten die Kämpfe bis zum Abend an. Hier warfen wir nördlich von Oulchy le Château den Feind aus seinen vorderen Linien. Oestlich des Ortes und südlich des Ourcq schlugen wir im Gegenstoß die feindlichen Angriffe ab. Auch westlich von Vincelles (an der Marne) wurde der Feind im Walde von Ris nach heftigen Kämpfen vor unseren Linien abgewiesen. Südwestlich von Reims säuberten wir das Waldgelände westlich von Brigny und schlugen heftige Gegenangriffe weißer und schwarzer Franzosen zurück. In der Champagne griff der Feind zwischen dem Suippetal und Sousine am frühen Morgen an. Er wurde im Gegenstoß abgewiesen. In Luftkämpfen verlor der Feind gestern 28 Flugzeuge und einen Fesselballon.

27. Juli. Die Kampftätigkeit lebte am Abend auf. Sie war während der Nacht besonders beiderseits der Scarpe in Verbindung mit erfolglosen Vorstößen englischer Infanterie gesteigert.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Die U-Bootsbeute im Juni.

Im Monat Juni sind insgesamt 521 000 Brutto-Registertonnen Handelsschiffsraum vernichtet worden. Der Welthandelsschiffsraum hat sich seit Kriegsbeginn um rund 18 251 000 Brutto-Registertonnen verringert. Hiervon sind rund 11 175 000 Brutto-Registertonnen allein Verluste der englischen Handelsflotte. — Die Maibeute hat sich nachträglich noch um 48 000 Brutto-Registertonnen erhöht.

Prälat Hülskamp und Tony Jüngst.

Erinnerung von M. Herbert.

Welcher Kontrast, diese beiden echt Münsteraner Gestalten von altem Schrot und Korn. Prälat Hülskamp, ein kleiner, beweglich energischer und doch behäbiger Herr! Mit dem scharfen Geschau, der scharfen Feder und der Kampfbereitschaft des Politikers aus den Zeiten des Kulturkampfes verband dieser fromme Geistliche eine gute, freundliche Stimme, eine versöhnliche Art der Rede, eine schöne, herzliche Menschlichkeit, eine Fähigkeit zur Anteilnahme an fremdem Geschick, die bei seiner erstaunlichen Tätigkeit in Pädagogik, Literatur, Politik immer wieder überraschend wirkten. Er war keiner von den Egoisten, die keine Zeit für andere haben. Er liebte zu plaudern, sich auszutauschen. Er wurde warm und gemütlich, wo er sich vertrauend und freundschaftlich gab. Er machte gern den Wirt in seinem schönen Studio im Collegium Herde. Er war lebhaft, vielleicht ein wenig cholerisch. Buschig standen ihm die Augenbrauen, das Gesicht war von der anziehenden Häßlichkeit geistreicher Männer; ein markantes Gesicht, das sich nirgends wiederholen konnte.

Er hegte eine große, aufrichtige Verehrung für Antonie Jüngst. Seiner vielseitigen Regsamkeit, seiner geistigen Beweglichkeit war ihr wunderbar ruhiges, abgeklärtes Wesen eine Erholung. Es war ja auch eine Wohltat, mit Tony zu verkehren.

Schon diese weiche, leise Stimme, dieses ganz zutrauenswürdige Gesicht, diese guten, klaren Augen, in denen ein Strahl humorvoller Ueberlegenheit blitzen konnte, wenn es angebracht war! Prälat Hülskamp liebte es, dann und wann eine Stunde mit Tony zu verplaudern. Dann tauchten sie unter in der Vergangenheit. Beiden waren Luise Hensel und der blinde Professor Schlüter noch gewärtig, fast auch die Droste. In jungen Tagen war Tony Schlüters Vorleserin gewesen. Sie fußten auf den weiten katholischen Traditionen der alten Wiedertäuferstadt, sie besaßen eine Menge literarischer Anknüpfungspunkte und persönliche Interessen, die sich berührten.

In Hülskamps Briefen spielte Tonys Wohl und Wehe eine hervorragende Rolle. Einmal war er ganz unglücklich, weil Tonys alljährliche Romfahrt sich nicht verwirklichen wollte. Er wußte, welch ein Bronnen von Anregung und Verjüngung die ewige Stadt für Tonys Schaffen bedeutete. Er gönnte ihr alles Gute und Beste aus wärmstem Herzen, ihre Schicksale machte er zu den seinen. Ein anderes Mal war er außer sich, weil irgendein unartiger Rezensent Tonys Werke zerzaust hatte. „Mir ist zum Weinen!" schrieb er — „die gute liebe Seele! Wie wird sie es tragen?" Aber Tony trug dergleichen mit merkwürdigem Gleichmut und legte es ohne Wimperzucken ad acta. Sie war gefeit gegen alles, das von außen kam. Prälat Hülskamp dagegen blieb bis ans Ende der immer Kampfbereite, der den Hieb mit dem Hiebe parierte. Die beiden alten Leutchen waren so verschieden geartet, daß sie prachtvoll miteinander auskamen, sich herrlich ergänzten. Tony mußte wohl lächeln über des Freundes kleine Schrullen — aber für Prälat Hülskamp war Tony das Muster und die Krone aller Frauen wegen ihrer bewundernswerten Reife und Ausgeglichenheit.

Nun deckt sie beide die rote Erde, zu deren Getreusten sie zeitlebens zählten.

Künstlerische Gnadenbilder.

Was in den verschiedenen Wallfahrtsorten an Nachbildungen der Gnadenbilder verkauft wird, hat im allgemeinen mit Kunst wenig zu tun. Es liegt somit die Möglichkeit vor, durch künstlerische Wiedergabe ihrer Wirkung noch größere Tiefe und kräftigere Dauer zu verleihen, und es ist wahrscheinlich, daß das andächtige Volk solche würdige Nachbilder dankbar begrüßen, eine solche von echter Frömmigkeit getragene künstlerische Absicht unbewußt in sich zum Segen gedeihen lassen wird. Das in hohem Grade dankenswerte Verdienst, die bayerischen Mariengnadenbilder in solcher künstlerischen Art wiedergegeben zu haben, hat sich, in Gemeinschaft mit einer Kunstgenossin, die Malerin Anna Heger, eine Schülerin Angelo Janks und Max Feldbauers, erworben. Die vorliegenden elf Blätter bilden den Anfang einer Sammlung, die außer den deutschen auch die österreichisch-ungarischen und die polnischen Gnadenmadonnen umfassen soll. Bisher fertiggestellt sind die Gnadenbilder von Ettal, Andechs, Birkenstein, Altötting, Maria Eich, Ramersdorf, St. Maria Thalkirchen, aus München die der Herzogspital- und Dreifaltigkeitskirche, dazu auch die bronzenen Münchener Madonnen vom Marienplatze und von der Residenz. Alle diese Blätter sind in Schwarzweiß und auch in farbiger Behandlung ausgeführt und in Handdruck hergestellt. Die festlich mit Gold und Silber gehöhten Farben sind zum Teil von großer Feinheit, gleichwohl fehlt ihnen, wie den so vielartig verschiedenen Stilformen dabei nicht die Kraft tiefer Charakteristik. Das gehört zu den wesentlichsten und schönsten Eigenschaften dieser Blätter, den tiefen, schlichten, innigen Stimmungsgehalt aufs feinste nachempfindend zu ergründen und ihn mit frischer Herbigkeit, im besten Sinne modern volkskünstlerisch so herauszuarbeiten und fühlbar zu machen, wie ihn der Wallfahrer in sich aufnimmt und in der Erinnerung heimträgt. Den Bildern ist von berufensten Seiten (Münchener Staatsbibliothek u. a. m.) verdiente Anerkennung zuteil geworden. Dieselben sind direkt von der Malerin (Anna Heger), München, Prannerstraße 11, zu beziehen. Möchten sie auch dem Volke bekannt und lieb werden!

Dr. O. Doering.

Vom Büchertisch.

Die Bedeutung des neuen kirchlichen Rechtsbuches für die Moraltheologie. Von Dr. Ignaz Seipel, o. ö. Professor der Moraltheologie an der Universität Wien. 8°. 87 S. M 2.75. Innsbruck und München, Tyrolia, 1918. Professor Seipel gibt in diesem als akademische Antrittsvorlesung gehaltenen Vortrag einen Ueberblick über die belangreichen Beziehungen zwischen dem neugestalteten Rechtsbuch der Kirche und der Moraltheologie. Im ersten Teil werden die einzelnen einschlägigen Kanones in kurzer Darbietung ihres Inhaltes angeführt und die sich daraus ergebenden Neuerungen erläutert. Ein Anhang bringt den Wortlaut der im Vortrag namhaft gemachten Rechtssätze in systematischer Zusammenstellung — ein Verzeichnis sämtlicher zitierter Kanones ist noch S. 83—87 geboten. Zunächst nimmt Prof. Seipel Bedacht auf das Moralwerk seines Vorgängers Dr. Schindler. Diese praktische Darstellung des aus dem neu gestalteten Rechtsbuch in die Moraltheologie Einschlägigen wird jedem Seelsorger willkommen sein. O. Heinz.

Aus den Klostermauern. Von Otto Cohausz, S. J. 8°. 358 S. M 4.—. Warendorf, Schnell. 1918. Im Gesamtbild wird hier das Ordensleben in seiner Eigenart geschildert als Hingabe an Gott in beschaulichem Gebet und Betrachten, im Opferdienst der Seelen und Werken der Caritas oder, wie es uns am häufigsten entgegentritt, in wechselvoller Verbindung von Gebet und Arbeit. Hell erstrahlen so die in den evangelischen Räten der hl. Kirche vermittelten Gnadenreichtümer. Cohausz zeichnet aus reicher Erfahrung ein umfassendes Bild des Ordenslebens, das einseitig idealisierende Uebertreibungen ebenso die Willkürlichkeit entgegenhält wie unzulänglicher Auffassung oder gar verständnisloser Mißdeutung. In lebenswahren Bildern enthüllt sich da, was die Klostermauern bergen von der Berufung zu solchem Lebensstande, über die grundlegende Arbeit des Ordensneulings, zu den Mühen und Opfern aber auch dem tiefen Glück des im Ordensberuf erprobten Kämpfers bis zur seligen Vollendung. Ordensleute, an die sich diese Erwägungen in erster Linie wenden, finden hier ein Spiegelbild ihres Sehnens und Ringens, eine auf dem Goldgrund der Hl. Schrift aufgebaute Darstellung der Größe und Erhabenheit ihres Standes wie seiner Ziele und Segensfülle, einen erleuchteten starken Führer in schweren Lebensstunden, die auch hinter Klostermauern nicht erspart bleiben. Auch denen in der Welt, die das Klosterleben oft voll der Geheimnisse und nicht nur abseits der breiten Lebensbahn, sondern gesunden Lebensgrundsätzen zuwider finden, tut sich hier ein Blick auf, klar und ungeschminkt, ins wahre Wesen des Ordenslebens. O. Heinz.

Woher? Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Dr. Wasserzieher. 8° 158 S. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung, Berlin SW 68. geb. 6.— M. Die Besinnung auf das deutsche Wesen und die Vertiefung in die deutsche Eigenart, zu der der Krieg uns Gewissensmahner wurde, läßt auch Interesse für die Sprachgeschichte erwarten, die in dem tiefen Sinn vieler Worte zutage tritt. Die etymologischen Beziehungen liegen nicht immer klar und offen vor uns; ein Hilfsmittel zum Verständnis, wie es das vorliegende Buch darstellt, ist deshalb begrüßenswert. Das Verbreitungsgebiet für ein solches Werk sollte unbeschränkt sein: es hat auf dem Schreibtisch des gebildeten Mannes ebenso seinen Platz, wie in der Arbeitsstube des einfachen Mannes, der sich Interesse für Sinn und Geist unserer Sprache erhalten hat. Franz Weigl.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Münchener Schauspielhause. Als letzte Gastspielgabe der Hermine Körner wurde uns die deutsche Uraufführung von Leonid Andrejews Drama: „Du sollst nicht töten" geboten. Der russische Dichter ist, wie die meisten seines Landes, Novellist. Die Schilderung seiner Umwelt, das impressionistische Festhalten von Gefühlen und Stimmung, eine bis in feine Verästelung nachtastende Psychologie, Naturalismus, gesehen durch ein Temperament, das das erschaute Wirklichkeitsbild teils in das Düster einer hoffnungslosen Schwermut taucht, teils in dem Hohlspiegel der Satire auffängt, dahin gehen die Ziele ihres Schaffens, nicht nach einer von starken Willenskräften bewegten Handlung. Diese Grundzüge bleiben bestehen, wenn diese Dichter für die Bühne schreiben. Wir wissen es aus Tschechows brieflichen Bekenntnissen, wie hart er mit der Form der Bühne rang und fühlen es an seinen Stücken. Auch bei Gorki und den anderen. Tolstois „Macht der Finsternis" mag, wenn auch nicht unbedingt, als große Ausnahme gelten. Auch bei Andrejew findet man kein Drama im strengen Sinne. Als Dichtung war das in düstere Schwermut getauchte „Leben des Menschen", das wir vor mehreren Jahren hier sahen, weit stärker. „Du sollst nicht töten" läßt uns innerlich kalt; weil wir dem Fühlen und Tun dieser Menschen fremd bleiben. Wassilissa ist in tiefer Not und Bedrängnis. Sie hat einen alten Mann in Kost und Logis, der sie arm gegessen. Dieser hat ihr sein Riesenvermögen verschrieben, das ihr nach seinem Tode zufällt, wenn sie bis dahin ihre Vertragspflicht erfüllt. Ihre Mittel sind längst erschöpft, der Alte stirbt nicht, freut sich vielmehr, daß er noch recht lange die Menschen quälen kann. Ob wir den Alten als Narren oder als besonders unangenehme Spezies von Kapitalisten betrachten sollen, weiß ich nicht, gleichviel, in Wassilissa taucht der Plan auf, den Alten umzubringen. Sie weiß Jakow, den Hausknecht, zu der Tat anzustiften, der wohl halb und halb ihr Geliebter ist. Bei ihm ist nicht Geldgier das Motiv zur Tat. Er tut, was die Herrin ihm sagt. Er kennt kein Gewissen und keine Furcht, denn auch im Gefängnis leben ja auch Menschen, und wo Menschen sind, fürchtet er sich nicht. Dieses Sklaventum bleibt uns ein seelisches Rätsel. „Im Herzen des russischen

Menschen", klagt Gorki, bekämpfen sich von alters her zwei Strömungen des Blutes: die eine — asiatisch-slawische — ruft ihn zur Tätigkeit auf ... die andere — turanisch-mongolische Strömung drängt ihn zur untätigen Unterwerfung unter fremden Willen." — Die Reichgewordene kauft sich nun eine Fürstenkrone. Auf eine Heiratsannonce findet sich ein vertrottelter, stets berauschter Herr, der gegen entsprechendes Taschengeld nach der Hochzeit ins Ausland zu gehen verspricht. Diese Heiratsgeschichte wird viel zu breit ausgesponnen, insbesondere die Vermählungsfeier selbst, zu der allerhand zweifelhafte Existenzen von einem tätigen Impressario als vornehme Leute kostümiert werden. Sozialkritische Absichten haben hier dem Dichter die Hand geführt, aber das Ergebnis ist weder sonderlich satirisch, noch rein komisch. Zwischendurch wird Wassilissa von ihrem Gewissen und der Angst vor Entdeckung bedrängt. In einer nächtlichen Straßenszene beschwört sie Jakow angesichts der Kirchenkuppeln Moskaus, nicht nur die halbe, sondern die ganze Schuld auf sich zu nehmen, ein Mystizismus, der im Grunde darauf hinausläuft, dem Himmel etwas vorzulügen. Gorki spricht in den oben zitierten Aeußerungen über das russische Volk von „halb heidnischen Vorstellungen von Gott". Später wird die Mordsache doch noch kriminell. Die Fürstin bezichtigt, um sich zu retten, Jakow als Mörder, der sie erpresserisch der Mitschuld anklage, dann aber, als dieser im Kampf mit der Polizei erschossen wird, nimmt sie die Schuld auf sich und bricht wahnsinnig zusammen. Es war nicht ohne Interesse, Hermine Körner einmal in dem dürftigen Gewande des Proletariats zu sehen, wie sie mit dem Plan des Verbrechens ringt und den Willen zur Tat dann in das schwächere Gehirn ihres Handlangers hineinhämmert, das war eine schauspielerische Leistung, die eines dämonischen Zuges nicht entbehrte, blendender freilich ist die Körner, wenn sich die dürftige Puppe in den glanzvollen Schmetterling verwandelt, jeder Zoll eine Fürstin, so daß man manchmal vergißt, auf welch verbrecherische und platt schäbige Weise diese Metamorphose erfolgt. Die Ekstase halben oder ganzen (?) Wahnsinnes am Schlusse zeigt der Körner bravouröses Können in glänzendstem Lichte. Dem Umstande, daß die Figur der Verbrecherin sich zur Paraderolle auswächst, verdankt das Stück den Jubel, mit dem es nach dem letzten Akte aufgenommen wurde, dem erst das Fallen des eisernen Vorhanges ein Ende setzen konnte. Dr. Cramers Spielleitung tat viel für das figurenreiche Stück, Weydner machte uns den Mörder so verständlich, wie möglich, und Weigert ist zu danken, daß er den fürstlichen Operettentrottel von der Operette fernhielt. — Das Gastspiel der Körner war wie im vorigen Jahre eine Kette ununterbrochener Erfolge. Daß sie nur eine klassische Rolle brachte, ist begreiflich; als „Medea" konnte sie im Rahmen des Schauspielhauses nur als „star" wirken, aber die Heroine als Gast auf die Bühne der Klara Ziegler herüber zu bitten, wäre ein Plan, der unserem Hoftheater künstlerischen Gewinn bringen würde.

Kammerspiele. „Lili Grün", ein Lustspiel von E. Földes, hatte in der geplagten, geschmackvollen Darstellung der Berliner Gäste einen starken Erfolg. Es ist ein jüdisches Milieustück aus Ungarn, bewegt sich unter kleinen Leuten, bei denen sich in Gehaben und Gebräuchen die Eigentümlichkeiten der Rasse noch unabgeschliffen erhalten haben, während die gehobenen Schichten die Tendenz hegen, die Grenzen des ehemaligen Ghettos zu verwischen. Es handelt sich um die Verheiratung der Lili Grün, eines hübschen Backfisches. Daß das Judentum das Auffinden eines geeigneten Bewerbers nicht romantischen Zufällen überläßt, daß die Herzen erst sprechen, wenn eine solide materielle Basis gesichert ist, daß für den Nachweis einer passenden Partie Prozente von der Mitgift zu nehmen nicht als unanständig gilt, hat man oft gelesen. Diese geschäftsmäßige Behandlung von Angelegenheiten des Herzens ist die Quelle komischer Situationen. Lili bekommt 6000 Kronen mit; mit diesem Gelde kann man keine besonders hohen Anforderungen stellen, auch diese Einsicht gehört zu der nüchternen Auffassung, die von allen geteilt wird. Wenn Lili den ihr präsentierten Reisenden nicht ohne einigen passiven Widerstand nimmt, so entspringt dies einer romantischen Zuneigung zu einem älteren Herrn. Allein als sie sieht, daß dieser sie doch nicht heiraten wird, wendet sie sich, obwohl ihr der Reisende nicht sonderlich gefällt, doch diesem zu. Kaum haben sich die jungen Leute gefunden, da droht das ganze Projekt ins Wasser zu fallen, denn ein untreuer Sachwalter hat die Mitgift unterschlagen. Die Schwiegermutter zieht ohne sentimentale Hemmung Lili die Ohrringe wieder aus. Der Reisende hat sich aber in Lili verliebt und will sie nun auch ohne Mitgift; außerdem hilft ein guter Onkel, die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Es sind nicht diese Vorgänge an sich, es ist die Charakter- und Milieubildung, die dem Stückchen seinen Reiz gibt. Das Spiel enthält manch guten Witz, aber auch mehr, wirklichen Humor. Sehr gut ist die Rolle des Reisenden mit der dünnen Lackschicht von Bildung, der, an Erfolge gewöhnt, ganz ehrlich erstaunt ist, als Lili nicht ganz glücklich ist in der Aussicht, die Seine zu werden. Man kann das Stück spielen wie eine Posse, die Leute vom Berliner Residenztheater wußten, wie eingangs angedeutet, den Komödienstil zu wahren; besonders Falkenstein als Reisender war von psychologischer Feinheit, ohne durch übertriebene Masken und Gesten einer Witzblatttradition wirken zu wollen. Auch Paula Somany gab nur eine leise orientalische Untermalung. Famos war das Elternpaar durch Robert und die Valetti. Die harmlose Neuheit fand bei dem Publikum freundliches Interesse.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Zum Wirtschaftskrieg der Entente — Heimische Ersatzstoff-Industrie — Deutscher Wirtschaftsrat für Mitteleuropa — Lohnsteigerungen, Kohlen- und Eisenpreiserhöhungen.

Kennzeichnend für die Gesamtlage des Weltkrieges **zu Beginn des fünften Kriegsjahres** ist neben der Schärfe der militärischen Ereignisse vor allem auch die Zuspitzung im Wirtschaftskampfe. Mit seltener Offenheit verkündet die Entente ihr rastloses Bestreben in der Vorbereitung zum Wirtschaftskrieg. So hat beispielsweise das britische Kriegskabinett das System der Vorzugszölle für den Handel zwischen Grossbritannien, den Dominien und Kolonien genehmigt, ausserdem beschlossen, die Meistbegünstigungsklausel in den Handelsverträgen abzuschaffen und auch andere, auf den Pariser Wirtschaftskonferenzen gefasste Beschlüsse über den Handel nach dem Kriege zur Einführung zu bringen. Die Londoner Handelskonferenz der Alliierten beschliesst, gleichviel wie die Zukunft sich gestalte, weder den Neutralen, noch viel weniger den Feinden für die Zeit nach dem Kriege wirtschaftliche Gleichberechtigung zuzugestehen. Besondere Verständigungen über den Handelsverkehr und über das Versicherungswesen innerhalb der Entente sollen herbeigeführt werden. Zwischen der britischen Reichsregierung und den kolonialen Staatsmännern sollen bindende Verträge vorliegen, in denen eine strikte Weigerung, irgendeine der eroberten deutschen Kolonien in Afrika oder im Stillen Ozean an Deutschland zurückzugeben, ausgesprochen ist. England macht nebenbei ausserordentlich grosse Anstrengungen zur Förderung seines Aussenhandels, namentlich für eine lückenlose Ausdehnung des amtlichen Wirtschaftsdienstes. Der französische Botschafter Cambon in London hat als Plan einer wirtschaftlichen Weltbeherrschung die Bildung eines Wirtschaftsblocks **mit Ausschluss Deutschlands** bezeichnet. Englands Industrie versucht sowohl in punkto Chemikalien, als auch bezüglich Kalisalzherstellung unter staatlicher Beihilfe den „lästigen deutschen Bezugszwang" abzuschütteln. Nur waren die seitherigen Erfahrungen Englands in dieser Hinsicht sehr trübe.

Unsere Kriegswirtschaftskreise bemühen sich, diesen Bestrebungen entgegenzuarbeiten. Deutscher Erfindungsgeist, der während des Krieges unleugbare grosse Triumpfe gefeiert hat und das Rohstoffgespenst teilweise zu bannen verstand, verzeichnet in der Technik der Ersatzstoffe neuerliche Erfolge, namentlich in der Textilsparte. Naturgemäss muss erst die Zukunft lehren, ob und welches Ersatzsystem dauernden Wert, namentlich in der Güte des Urstoffes haben wird. Auch Bayerns Textilindustrie hat sich bereits mit der Herstellung von Garnen nach dem Zellulonverfahren befasst, besonders in Augsburg. Mit der Neugestaltung des deutschen Auslandsdienstes als einem wichtigen Punkt in der Wirtschaftsneuorientierung beschäftigen sich gerade in der jüngsten Zeit die deutschen Handelskammern. Die Handelskammer in München macht eine Reihe von Vorschlägen, so zur Reform des Konsulatswesens, zur schnellen und häufigen Berichtstätigkeit, zur Beibehaltung von speziellen Sachverständigen, zur Schaffung von deutschen Auslands-Handelskammern und zum Ausbau des Nachrichtendienstes. Auch den zwischenstaatlichen Vereinen, wie der deutsch-bulgarischen und der deutsch-türkischen Gesellschaft wird erhöhtes Interesse zugewendet. Die Berufung des früheren Staatssekretärs Dr. Helfferich zum Moskauer Botschafter wird, obwohl dieser unseren Finanzkreisen entstammt, von der deutschen Kriegswirtschaft nicht beifällig aufgenommen. Grössere Zustimmung fand die Bildung des deutschen Wirtschaftsrates für Mitteleuropa zur Wahrnehmung der Interessen von Industrie und Handel bei der beabsichtigten engsten Verbindung mit der österreichisch-ungarischen Monarchie und bei dem Aufbau der wirtschafts- und handelspolitischen Beziehungen der verbündeten Mittelmächte zu den übrigen mitteleuropäischen Staaten und Völkern. Industrie und Schiffahrt, Finanz und Handel, das Auswärtige Amt, das Reichsamt des Innern, das Reichsschatzamt, das Reichswirtschaftsamt, das Kriegsernährungsamt, das preussische Finanz-, Eisenbahn- und Kriegsministerium, das Kriegsamt, das Kriegspresseamt, der Bundesrat und der Reichstag sind durch verschiedene Mitglieder hierbei vertreten. Es verdient ausserdem Erwähnung die Bildung einer weiteren dauernden Messe in Stuttgart.

In der Festigkeit unserer Effektenmärkte ist trotz der inzwischen in Kraft getretenen Umsatz- und Stempelsteuererhöhung keine Aenderung eingetreten. Aktienmaterialknappheit, günstige Ernteaussichten, leichter Geldstand, die zuversichtliche Beurteilung der militärischen Lage liessen die vorherrschende anregende Tendenz an den Effektenmärkten immer wieder neu beleben. Mit den amtlichen Stellen geführte Verhandlungen über eine, und zwar beträchtliche Erhöhung der Kohlen- und Eisenpreise versprechen Erfolg und werden der Schwerindustrie den Ausgleich für eine der Arbeiterschaft zugebilligte, vielfach erhebliche Lohnsteigerung bringen. Die vorübergehenden Ernährungsschwierigkeiten werden von den einzelnen Kommunen dank deren Reserven und einer vorsichtigen Bewirtschaftung zumeist beseitigt. Den Lau- und Flaumachern wurde ihr übliches Handwerk dadurch rasch gelegt.

München. M. Weber.



Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Die Wallfahrt zur schmerzhaften Muttergottes im Weggental und ihre Heimat Rottenburg a. N. Von Gefängnispfarrer Eugen Sieber. ℳ 5.—. (Rottenburg a. N., W. Bader.)

Kreuz und Ring. Von Otto v. Schaching. 4. Aufl. 8°. IV u. 164 S. ℳ 1.— u. 1.35. — **Religion und Geburtenhäufigkeit.** Von J. C. Gwiß. 8°. VIII u 86 S. ℳ 1.50. — **Im Flug durch Feindesland bis ins Herz von Spanien.** Von A. Hecker. 8°. XII u. 658 S. ℳ 12.80 u. 16.—. (Regensburg, Verlagsanstalt Manz.)

Die Wahrheit des Christentums. Von Prof. Dr. Frz. Sawicki. 3. Aufl. ℳ 9.20. (Paderborn, Ferd. Schönnigh.)

Der hl. Benedikt. Von Abt Ildefons Herwegen. ℳ 6.50. (Düsseldorf, L. Schwann.)

Weltgeschichte. Von Dr. Rich. v. Kralik. 25. Bd. ℳ 12.60. (Graz, Styria.)

Der junge König. Trauerspiel von Raoul Konen. ℳ 6.60, geb. 8.80. (Bonn, Alb. Ahn.)

Dies Eucharisticus des Dekanates München-Gladbach. Von Pfr. Jos. Janssen. ℳ 2.50. (M.-Gladbach, B. Kühlen.)

Die russische Revolution. Von Dr. Richard Berger. 8°. 48 S. 60 Pf. — **Unsere Welt — Schöpfung oder Ewigkeit?** Von Dr. Johannes Bumüller. 8°. 32 S. 45 Pf. — **Dantes Göttliche Komödie.** Von Otto Euler. kl. 8°. 196 S. ℳ 2.80. — **Hausfrauen-Konferenzen.** Von Matth. Mauß. 60 Pf. — **Heimatgrüße an unsere Krieger.** 1917. VIII u. 360 S. Geb. ℳ 4.—, in Pergamentrücken ℳ 5.—. — **Unser täglich Brot.** Von Dr. Johs. Kleinpaul. 8°. 177 S. ℳ 2.70, Geb. 3.20. (M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag.)

Die Herkunft des Wortes Boche. 35 Pf. — **Die Prophezeiung von der Entscheidungsschlacht des Europäischen Krieges am Birkenbaum.** Von Dr. F. Rohr. ℳ 2.70. (Bocholt, J. & A. Temming.)

Am Wendepunkt des christlich-nationalen Buchhandels! Von J. Waibel. (Freiburg i. Br., Joseph Waibel.)

Die Zukunft der preußischen Volksschule. Von Univ.-Prof. DDr. K. Ziesché. ℳ 1.50. (Breslau, Verlag von Franz Goerlich.)

Wege des Wohltuns. Abhandlungen und Schilderungen aus dem Gebiete der gesamten Hilfstätigkeit. Von H. Schmitz-Proenen, Geleitwort von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. M. Faßbender, M. d. R. und des pr. Abgeordnetenhauses. 75 Pf. (Leutesdorf [Rhein], Morgen-Verlag.)

Papst und Vierverband. Von Friedrich Ritter von Lama. ℳ 1.50. (Augsburg, Haas & Grabherr, Verlag.)

Heidnische Greuel und christliche Liebe. Von P. Jos. Winthuis M. S. C. ℳ 1.50. (Hiltrup i. W., Verlag der Missionäre vom heiligsten Herzen Jesu.)

Frau Holle. Märchenspiel. Von Johanna Arntzen. ℳ 1.75. — **Fr. W. Foersters Stellung zum Christentum.** Von Domdekan Dr. Kiefl. 40 S. 8°. ℳ 2.—. (Donauwörth, Ludw. Auer.)

Edle Frauen unserer Heimat. Von Franz Dor. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.60. (Karlsruhe, Badenia-A.-G.)

Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers. Von Jak. M. R. Lenz. (Münster i. W., Frz. Coppenrath.)

Freimaurerei und Politik. Von Dr. Peter Gerhard. — **Trauerengel.** Kriegsgedichte. Von Brüder Böllmecke. ℳ 1.—. (Wien, Verlag „Reichspost").

Schluß des redaktionellen Teiles.



Münchner Opfertag 1918



An der Schwelle des fünften Kriegsjahrtages gilt es erneut, das Gelöbnis des treuen Zusammenhaltens aller Glieder des Volkes in Not und Gefahr nicht durch gute vaterländische Gesinnung allein, nein, auch durch die Tat zu bezeugen. Opfer über Opfer sind nötig in Feld und Heimat, wenn wir bestehen bleiben wollen; möge sich keiner darüber täuschen!

Der 5. Jahrtag der Mobilmachung soll zum **Weihetag der Erinnerung nud des Dankes an unsere toten nnd lebenden Helden** werden, ein Opfertag auch für befreiende Hilfe der Heimat! Ein jeder soll dabei mitwirken, auch die kleinste Hilfe ist willkommen!

Wege dazu sind:

Die Haussammlung

am **Donnerstag, 1. August.** Opfertag-Beginn. Nehmt Opfermarken! Geschäftsstelle: Marienplatz 21 (Tel. 24770).

Die Opferstock-Sammlung

am **Samstag, 3. und Sonntag, 4. August** bringt Standplätze mit Opferschalen und Opferbücher in allen Stadtbezirken. Jeder Spender erhält als Spender-Ausweis ein **Opfertag-Erinnerungszeichen.** Geschäftsstelle: Kaufingerstr. 7/II (Tel. 27970).

Das Opferbuch;

es wird als Vorläufer der Opfertage in allen Gesellschafts- und Geschäftskreisen in Umlauf gesetzt; das Opferbuch will auch die auswärts weilenden Münchner erfassen. Jeder Helfer ist willkommen! Geschäftsstelle: Neuhauserstraße 15/II (Tel. 53403).

Das Erträgnis des Opfertages 1918 wird zugute kommen: Dem „Roten Kreuz und seiner gewaltigen Verwundetenpflege", der „Schwesternspende", die als eigene Sammlung anderwärts gefördert wurde, um erkrankten und verwundeten Kriegsschwestern zu helfen, ferner der „Kriegsgefangenenfürsorge" und der dringlichen „Kriegswohlfahrtspflege der Stadt München" (Familienunterstützung, billigere Lebens- und Bekleidungsmittel usw.).

Jede dieser Nothilfen dient der Erhaltung der Heimat, der Sicherung dessen, was unsere Volksgenossen in starker Wehr und Wacht uns bis jetzt bewahren konnten und was sie bei unausgesetztem Rückhalt im Vaterlande der Heimat auch künftig verbürgen werden. Das Gebot der Stunde mahnt: Helft zum Opfertag!

Der Ortsausschuß des Opfertages München 1918:

Oberbürgermeister **Dr. v. Borscht,** Geheimrat; **Polizeipräs. Beckh;** Hofrat **Dr. May,** Geh. San.-Rat, Ehrenvorsitzende.

Komm.-Rat **Eugen Zens**, Vorsitzender im Arbeitsausschuß des Opfertages und Leiter der Haussammlung.

G. A. Baumgärtner, stellvertret. Vorsitzender und Leiter der Vorbereitung und Organisation des Opfertages.

Opferbuch-Sammlung:

Leiter: Landgerichtsrat Dr. **Gütermann** mit den Herren Kaufmann **Georg Weber, Otto Zimmermann,** Karl **Oschatz,** Direktor **Artur Borges,** Rechtsrat **Hörburger,** Bankier **Hugo Marx,** Ingenieur **Bösenberg.**

Opferstock-Sammlung:

Leiter: Architekt **Baumann** mit den Herren Kunstmaler **Fuchs,** Kaufmann **Gollfrank, Edmund Ziegler,** Hofl. **Robert Ballin,** Direktor **Dr. Ufrich,** Direktor **Heßling, F. Cattan,** Kunstmaler **Walther Ditz,** Ingenieur **Sporer,** Kaufmann **Ph. Mendelsohn,** Baronin **Tautphöus,** ferner die Herren Professor **Dr. v. Müller,** Oberlandesgerichtsrat **Heerberger** Kaufmann **Pradarutti,** Assessor **F. P. Lang,** Hauptmann **Korber,** Komm.-Rat **Schüffel, Josef Schottenhaml,** Architekt **Mensel,** Komm.-Rat **Ragaller,** Kaufmann **R. Meyer,** Professor **Schmidt** von der Kunstgewerbeschule, städt. Bauamtmann **Blößner.**

Haussammlung:

Kaufmann **Zink** und die Bezirksobmänner **Josef Dimpfl, Johann Mayer, P. Reber, Hirschböck, Karl Blersch, Jul. Sulzbacher,** Komm.-R. **Stierstorfer, Josef Beyer, R. L. Schmuzer, Anton Obermayer, Peter Allwang, Heinrich Schedl, Franz Cattan, Karl Sommer, Georg Daigele, Hans Schlumberger, Johann Beinrucker,** Baumeister **Müller, Johann Bund,** Kooperator **Alois Hager, Moritz Müller, Friedrich Loy, Franz Hiedl, Benedikt Klein, Johann Büchsenmann, Josef Schneeberger, Karl Link Ludwig Obermayer,** Polizei-Kommissär **Faltenbacher, Lorenz Hartl.**

Veranstaltungs-Ausschuß:

Hoflieferant Juwelier **M. Heinloth** mit **Herm. Roth,** Direktor **Dr. Warnecke,** Kunstmaler **G. v. Hamme,** Major **v. Rückert, Dr. R. Schiff,** Musikalienhändler **O. Bauer,** Frau **Deubele,** Frau Direktor **Wild.** Ferner die Herren: Kaufmann **Bloch, Johannes Mayer,** Dir. **Dr. Ustrich,** Armenrat **Ulrich, Rich. Wagner, Eugen Storr, Frz. N. Sagmiller, Aug. Riepold, Emil Michel, G. Ochsenreiter, Anton Loipolder, H. Hochreiter, Dr. med. Hans Wällnitz, M. Stehbeck, Frz. Fröhler, Otto Weltin, Hans Hoffmann,** Frau **Dr. Strauß, Hans Schwoyer, Friedrich Haindl, Georg Hagl.**

Werbebrief-Sammlung:

Komm.-Rat **Ernst Golf,** Baronin **Tautphöus, Prof. A. v. Müller,** Schriftsteller **Hermann Roth.**

Finanz-Abteilung:

Bankdirektor **Drausnick** und Bankdirektor **Wild.**



Todes-Anzeige.

Fern von der Heimat und seinen Lieben starb nach fast vierjähriger Felddienstzeit im 24. Lebensjahre an den Folgen einer Gasvergiftung den Heldentod unser innigstgeliebter, herzensguter und hoffnungsvoller Bruder, Schwager und Onkel

Leutnant d. R. Alois Schwaiger

beim 8. Bayer. Res.-Feldart.-Reg.

Studierender an der Kgl. Universität München

Inh. d. Eis. Kreuzes II. Kl., des Bayr. Militärverdienstordens IV Kl. mit Schwertern, sowie der Oesterr. Tapferkeitsmedaille.

Wir bitten unseres teuren Toten im Gebete zu gedenken.

Kaufbeuren, im Felde, Juli 1918.

In tiefster Trauer:
Familie Schwaiger, Schmid.

Die Leiche des lb. Verstorbenen wurde nach Kaufbeuren überführt und fand die Beerdigung statt am Mittwoch den 24. Juli, vormittags ½11 Uhr, mit daranfolgendem Trauergottesdienst.

Am 17. Juli starb im Stadtkrankenhause zu Darmstadt den Heldentod fürs Vaterland an den Folgen einer Verwundung, welche er am 16. Juni in Feindesland erhielt, unser heissgeliebter, unvergesslicher, hoffnungsvoller Sohn, Bruder und Schwager, der

Assistenzarzt

Wilh. Engelke

Regimentsarzt im Res.-Feldartillerie-Regiment Nr. 62

Ritter d. Eisernen Kreuzes I. u. II. Kl.

im Alter von 29 Jahren.

Im Namen der trauernden Hinterbliebenen:
Th. Engelke.

Wiedelah a. Harz, Gummmersbach (Rheinld.), St. Martial (Südfrankr.), Juli 1918.



Wer der grossen Lesenot im Felde steuern helfen will, **stifte Feldabonnements auf die „Allgemeine Rundschau“,** die von Offizieren u. Mannschaften mit gleich grossem Interesse gelesen wird.

Für die Redaktion verantwortlich: I. V.: A. Hammelmann; für die Inserate und den Reklameteil: I. V.: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespalt. Grundzeile 60 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf. Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend. Teuerungszuschlag 25%. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 32. München, 10. August 1918. XV. Jahrgang.

Die russische Kirche.

Von Geistl. Rat Professor Dr. **Hoffmann**, München.

Rußland hat eine Landeskirche, die namentlich in den letzten zwei Jahrhunderten bis in ihr Innerstes von der Staatsgewalt beherrscht war und die ihrerseits mit allen Fasern nationalen Interessen diente; dabei bedrohte sie die römisch-katholische Kirche aufs empfindlichste, nicht zuletzt in Asien, namentlich in Palästina. Im Abendlande riß sie von ihr Stücke weg wie in der Ukraine und im Orient hinderte sie beabsichtigte Unionen, wie es in Bulgarien 1861 geschah.

Im Gebiete der heutigen Ukraine scheinen die beiden Slawenapostel **Cyrill** und **Methodius** in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts mit der Missionierung begonnen zu haben. Doch der „Morgenstern vor der aufgehenden Sonne" war die Fürstin **Olga**, von den Russen als Heilige verehrt, die 955 sich in Konstantinopel hatte taufen lassen. Wohl suchte diese mit dem Westen Verbindungen anzuknüpfen; es residierte indes in Kiew, der Hauptstadt des Landes, ein griechischer Bischof. Erst Olgas Enkel, der „Apostelgleiche" **Wladimir** († 1015), dessen Charakterbild in der Geschichte sehr schwankt, entschied den Sieg des Christentums. Er führte das Volk zur Taufe. Gleich bei ihrem Entstehen gab der russischen Kirche Konstantinopel Mißtrauen und Abneigung gegen Rom und das Abendland mit auf den Lebensweg. „Nimm von den Lateinern keine Lehre an, denn sie ist verderbt!", sagten die Griechen nach der Taufe zu Wladimir, und als dieser eine Gesandtschaft an den Papst senden wollte, warnte ihn erneut der Patriarch vor den vermeintlichen Irrtümern des Westens. Wladimirs Sohn **Jaroslaw** († 1054) erwarb sich große Verdienste um die geistige Hebung seines Volkes; er stiftete Klöster und Kirchen, errichtete in Nowgorod eine höhere Lehranstalt und ließ theologische Bücher ins Slawische übertragen. Der Mittelpunkt des kirchlichen Lebens, die Pflanz- und Bildungsstätte des russischen Mönchtums, wurde das von Jaroslaw und dem vorzüglichen Abte Hilarion gegründete Höhlenkloster in **Kiew**. Seine ausgedehnten Katakomben mit mehr als hundert unverwesten Leibern russischer Heiligen machten diese Stadt zu dem bedeutendsten Wallfahrtsorte der östlichen Slawen.

Bald gab es mehrere russische Bischofssitze, für die Kiew die Metropole war. Die Oberhirten waren von Konstantinopel entsendet worden. Jaroslaw aber ließ, als der Stuhl von Kiew neuzubesetzen war, ohne Rücksicht auf den Patriarchen von Byzanz, den genannten Abt Hilarion wählen und weihen. In seine Regierungszeit († 1068) fiel die **Trennung der griechischen Kirche von Rom** (1054). Wohl war schon der unmittelbare Nachfolger Hilarions wieder von Konstantinopel aufgestellt; dennoch ließ sich die russische Kirche auch jetzt nur allmählich in das Schisma hineinziehen. 1299 wurde der Metropolitansitz von Kiew nach Wladimir verlegt und 1328 nach **Moskau**. Das Streben ging nun auf eine **Loslösung von dem Patriarchate Konstantinopel**; schon lange **bestand diese in Wirklichkeit, als die völlige Selbständigkeit der Kirche Rußlands auch formell anerkannt wurde** (1589). Der Patriarch von Byzanz wurde durch eine Geldentschädigung abgefunden.

Die **Russen nennen ihre Kirche „Pravosla"**, d. h. **Orthodoxie, auch Russische (Staats-) Kirche**. Sie übernahmen die Vorwürfe der Griechen gegen Rom und anerkennen nur die sieben ersten allgemeinen Konzilien, die kirchlichen Entscheidungen also einzig bis zum zweiten von Nicäa (787). Von den Griechen unterscheiden sie sich namentlich darin: daß sie die slawische Sprache bei der Liturgie verwenden und im Gegensatze zu diesen auch die Taufe anerkennen, die durch Begießung mit Wasser und nicht durch dreimaliges Untertauchen gespendet wird. Weiter besteht, wie unten noch ausgeführt wird, eine Abweichung in der Auffassung über den Priesterzölibat.

Die russische Kirche kam immer tiefer in die Fesseln der absoluten Staatsgewalt. Seit 1700 besaß sie keinen Patriarchen mehr. Peter der Große gab dem zuletzt verstorbenen keinen Nachfolger. Darum gebeten, soll er den Bischöfen, auf sich deutend, gesagt haben: „Hier steht euer Patriarch!" In Wirklichkeit war nun der Zar der Papst der russischen Kirche. Seine Stelle vertrat der „Heilige dirigierende Synod", den Peter 1721 einsetzte. In ihm war ihre gesamte Leitung geeint. Dieser Synod war als eine immerwährende Tagung von Bischöfen gedacht, bestand indes auch aus Laien. Die Mitglieder wurden vom Zaren ernannt und nach Belieben wieder abgesetzt. Sie leisteten ihm einen besonderen Eid der Treue. Die bedeutendste Persönlichkeit dieser Körperschaft war der Oberprokurator, ein Laie mit dem Range eines Ministers. Er vertrat die staatlichen Interessen, leitete die Vorarbeiten und legte dem Kaiser die Beschlüsse zur Bestätigung vor. Ohne seine Zustimmung erlangte keine Verordnung Gültigkeit; denn ihm stand die Gegenzeichnung der Verhandlungen zu; verweigerte er diese, dann fehlte ihnen die Gesetzeskraft. So kam es, daß der Synod nicht das Mindeste beschließen konnte, was dem Zaren mißfällig hätte sein können. Die Kirche war damit eine geistliche Macht, durch welche die Regierung, d. h. der Zar seine Herrschaft ausübte. Seit Paul I. (1796—1801) führte dieser auch den Titel „Oberhaupt der orthodoxen Kirche". Der Oberprokurator vermittelte auch die Bestimmungen des Synods, wenn sie die Zustimmung des Zaren gefunden hatten, den einzelnen Bischöfen. An ihn mußten diese die Mitteilung über ihre Verwaltung einsenden, er selbst legte dem Zaren jährlich den Gesamtbericht über den Stand der orthodoxen Kirche vor.

Von 1880—1905 hatte die Stelle als Oberprokurator Konstantin **Pobjedonoszew** inne. Nach ihm sind Absolutismus und Orthodoxie die Grundlagen des zu einer Weltmission nach zwei Erdteilen berufenen Russentums. Dieser Mann trägt einen guten Teil der Schuld an der Verfolgung der polnischen und ruthenischen Katholiken und der baltischen und finnischen Protestanten in jenen Jahren.

An der **Spitze der einzelnen Diözesen**, deren Zahl unmittelbar vor dem Kriege 69 war, **stehen die Bischöfe, Eparchen genannt**. Sie müssen ehelos sein, werden aus den Ordensgeistlichen genommen und wurden vom Zaren ernannt, nach Belieben versetzt oder auch wieder ins Kloster zurückgeschickt. Ihre Gewalt war bisher sehr eingeengt, namentlich durch den Synod und sonstige staatliche Anordnungen. Die **Pfarrer**, die Popen heißen, **müssen** verheiratet sein, während sie in der griechisch-orthodoxen Kirche verheiratet sein dürfen. Starb die Frau, so mußte früher der Pope seine geistliche Funktion aufgeben oder ins Kloster gehen, seit Peter dem Großen kann er mit Dispens in seiner Stellung verbleiben; schließt er eine zweite Ehe, dann scheidet er ohne weiteres aus dem geistlichen Stande aus und kehrt in die Ordnung des Laien zurück. Seitdem Katharina II. die reichen Kirchengüter eingezogen hat (1764), sind die Popen meistens sehr arm und auf die wenigen Stolgebühren sowie die Bewirtschaftung eines kleinen Gutes angewiesen, das ihnen etwa die Gemeinde überläßt. Ihre Bildung

ist gering; die Mehrzahl hat nur einige Klassen einer Vorschule zum eigentlichen Seminar besucht. Selbst dieses vermittelt nur oberflächliche Kenntnisse in der Gottesgelehrtheit. Die Popensöhne widmen sich in der Regel wieder dem Priestertum, die Töchter dem Berufe als Lehrerinnen oder caritativer Betätigung.

Neben den Weltgeistlichen, dem „weißen Klerus" — wegen der Farbe seines Gewandes so genannt —, gibt es den „schwarzen Klerus", die Ordensleute. Sie sind von der speziellen Seelsorge ausgeschlossen, aus ihrer Reihe werden aber die Bischöfe, Professoren und Inspektoren der geistlichen Akademien und Seminarien genommen. Die Ordensleute besitzen im allgemeinen bessere Bildung und höhere Achtung als die Popen.

Die religiösen Kenntnisse des russischen Volkes sind äußerst gering. Nur in den Kathedralkirchen, und zwar erst auf Anordnung des erwähnten Pobjedonoszew, findet eine Predigt statt, auf dem Lande niemals. Religionsunterricht wird einzig in den öffentlichen Schulen erteilt. Da nur wenige Bauern solche besuchen — 84 Prozent von ihnen sind Analphabeten —, so sind unter ihnen Unwissenheit und Aberglauben groß, dagegen findet man größte, nicht selten fanatische Hingebung an ihre Kirche. Mit sechs Monaten empfängt das Kind die erste hl. Kommunion, von da ab dann weiter, ohne Belehrung.

Der Russe betrachtet die Staatskirche seines Landes für berufen, der Menschheit das echte Christentum, die Rechtgläubigkeit zu vermitteln. Darum ist ihm seine Heimat das „heilige Rußland", in dem ein heiliges, orthodoxes, gotterwähltes und gottliebendes Volk wohnt. Es ist allgemeine Ueberzeugung, was vor wenig Jahren der russisch-orthodoxe Bischof Nikolai von Warschau aussprach: „Die historische Aufgabe des russischen Staates bestand und besteht heute noch in der Russifizierung alles Nichtrussischen sowie in der Bekehrung aller Andersgläubigen zur Orthodoxie". Ja, russisch und orthodox erscheinen jedem Russen als identisch. Er kann sich keinen echten Russen vorstellen, der nicht zur Staatskirche gehört. Nur von ihren Mitgliedern verspricht man sich Treue und Hingebung an den Staat.

So verbinden sich nationale Expansionssucht und religiöse Propaganda. Für auswärtige Missionen, die keine politische Bedeutung haben können, hat der Russe bisher noch keine Zeit gefunden, wo dagegen Ländergewinn und nationaler Einfluß erhofft werden dürfen, ist seine Tätigkeit äußerst groß und zäh. Diese Propaganda mußten im Westen Polen und die mit Rom Unierten des griechischen Ritus, also die Ruthenen in der Ukraine, schwer empfinden. Hilft keine Ueberredung zum Uebertritt in die russische Staatskirche, dann übernehmen die Kosaken die Bekehrungsarbeit; Gewalt, List, Treulosigkeit, Wortbruch und Tod erscheinen als passende Missionsmittel (vergl. „A. R." 1915, Nr. 43 ff.). Auch in den an Rußland angrenzenden Gebieten von Ostgalizien, Bukowina und Nordungarn war die Arbeit zur Gewinnung der unierten Katholiken mit griechischem Ritus seit vielen Jahren rührig. Die Wirkungen dieser Propaganda zeigten sich auf den dortigen Kriegsschauplätzen in der Hinneigung zu den Moskowitern und deren Begünstigung auch durch Verrat.

Stark zieht es den Russen nach Osten. So wendet sich seine politische und religiöse Propaganda namentlich dorthin. In Europa ist es der hl. Berg Athos auf der östlichsten der drei Halbinseln von Chalkidike mit seiner Mönchrepublik, die vor dem Kriege 752 Mitglieder zählte. Sie wurde dem russischen Einfluß auf dem Balkan dienstbar gemacht. Die größte Zahl jener Mönche sind Russen. Die Abhängigkeit von Rumänien, Bulgarien, Serbien, Bosnien und Montenegro von russischen Einflüssen ist bekannt und trat auch in dem Kriege grell hervor. In Asien sind Missionsfelder Syrien, Armenien, Persien, China, Korea und Japan. Vorzügliche Bemühungen wurden aber für Palästina aufgewandt. Daselbst besitzt die russische Staatskirche über 100 Schulen, sodann Klöster und Kirchen. So steht auf dem Oelberge eine Kirche mit Kloster in mächtigem weißem Baue, der das ganze Bild der Stadt Jerusalem überragt und ein Wahrzeichen des Russentums und seiner Orthodoxie ist. Ihnen wären die Christen des Orients fast gänzlich anheimgefallen, würden jene in dem gegenwärtigen Völkerringen Sieger geblieben sein. Rom wäre im Orient ziemlich ausgeschaltet worden.

Der Zusammenbruch des Zarismus wurde für die Staatskirche bedeutungsvoll, es war ja das Haupt gefallen. Geringe Treue zeigte der hl. Synod. Fast gleichzeitig mit der Entsetzung Nikolaus II. wurde auch die Anordnung dieser Kirchenbehörde bekannt, in der Liturgie die Gebete für den Zaren und seine Familie zu unterdrücken. Nach einer mehr als 200jährigen Unterbrechung erhielt die russische Kirche wieder einen Patriarchen in Moskau. Bisher war sie völlig mit dem Staate verwachsen, nun haben gleichsam über Nacht die jetzigen weltlichen Gewalthaber eine völlige, gründliche Trennung der beiden Faktoren ausgesprochen, alle Vorrechte der Staatskirche aufgehoben, ihr Vermögen als Volkseigentum erklärt, das bürgerliche Leben säkularisiert und den übrigen religiösen Riten vollkommene Freiheit zugesagt. Der Patriarch sprach über die Urheber dieser Neuerung den großen Kirchenbann aus. Es wird sich nun zeigen müssen, wieviel in Zukunft von diesen Maßregeln bestehen bleibt und wie sich die „Pravosta" in dieser ihr ungewohnten Lage wird bewegen können. Jedenfalls ist ihre für die römisch-katholische Kirche besonders im Osten bedrohliche Macht für die nächste Zeit unterbunden und geschwächt. Die Staatskirche zählte vor dem Kriege ungefähr 87 Millionen Bekenner, Katholiken lebten im russischen Reiche gegen 12 Millionen, zumeist im Westen, namentlich in Polen.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Zur Kriegslage.

Die Verluste unserer Feinde in den Julikämpfen an der Westfront werden auf 300 000 Mann geschätzt, auf ein Fünftel des riesigen Einsatzes von 1 1/2 Millionen alter und neuer Truppen, die von überallher zusammengeholt waren. Wir haben auch etwas „verloren", nämlich die vorspringenden Bogen unseres neuen Geländes südwestlich von Reims bis zur Marne. Wir haben diese sackartige Stellung ungezwungen wieder geräumt, weil unter den eingetretenen Umständen der strategische Zweck unseres Vorstoßens sich vorläufig nicht erreichen ließ und die weitere Behauptung des Geländes zu viel Gefahren und Kraftverschwendung herbeigeführt hätte. Der Unterschied zwischen den beiderseitigen Einbußen ist aber sehr wesentlich: Die Feinde haben, abgesehen von dem umfangreichen Kriegsmaterial Hunderttausende von Menschen verloren, die nicht wieder lebendig oder gesund zu machen sind und eine dauernde Schwächung des Heeres bedeuten; wir aber haben Gelände geräumt, das augenblicklich wenig Wert hatte und das wir immer wieder nehmen können, wenn wir es für die neue Offensive brauchen. Das deutsche Volk hat im Laufe der letzten Jahre volles Verständnis erlangt für derartige Maßnahmen unserer Heeresleitung. Es ist durch die Erfahrung belehrt, daß ein taktisches Zurückweichen kein Schwächebeweis, aber auch kein Fehlerbekenntnis zu sein braucht, sondern die richtige Einleitung zu einem strategischen Erfolge bilden kann. Der Feind hat abermals erkennen müssen, daß er auch bei dem äußersten Aufgebot aller seiner lebendigen und toten Kampfmittel keinen Durchbruch erreichen kann, und wir haben jetzt in einer vereinfachten und gesicherten Front die Möglichkeit, eine Offensive von unserer Seite gründlich vorzubereiten. Foch ist geschwächt und gelähmt, Hindenburg dagegen gestärkt und jetzt erst recht wieder im Vollbesitze der Initiative.

Die Entente wird sich nach dem Scheitern ihres westlichen Kriegsplanes umso eifriger den Bestrebungen zur Remobilisation Rußlands widmen. Kämpfe zwischen den Truppen der Bolschewiki-Regierung und den englisch-tschechisch-slowakischen Eindringlingen oder Mietlingen sind schon im Gange, sowohl in Mittelrußland als bei Archangelsk. Am Ural wollen die Friedensfreunde beträchtliche Fortschritte gemacht haben; auch die japanische Invasion vom äußersten Osten her soll jetzt endlich in rechten Fluß kommen. Anderseits melden die Sowjet-Leute örtliche Erfolge und Vermehrung ihrer Abwehrkräfte. Was bei dem Ringen in Rußland schließlich herauskommt, ist schwer abzusehen; nur das Elend des Volkes tritt in bejammernswerter Deutlichkeit hervor. Für uns bleibt die Gefahr eines neuen russischen Angriffsheeres nach wie vor minimal. Die Entscheidung liegt an der Westfront und auf dem Meere.

Mit tiefem Mitgefühl und großer Entrüstung haben wir die Trauerkunde von der meuchlerischen Ermordung des Generalfeldmarschalls v. Eichhorn, unseres Befehlshabers in der Ukraine, vernommen. Es ist die Fortführung des Mordplanes, der mit der Erschießung des deutschen Gesandten, Grafen Mirbach, in Moskau begonnen worden. Man wollte den Anschein erwecken, daß General v. Eichhorn der „Rache" der angeblich vergewal-

tigten Ukrainer zum Opfer gefallen wäre; aber es stellte sich alsbald heraus, daß die Mörder von Moskau nach Kiew gekommen waren, abgesandt und ausgerüstet von dem Zentralkomitee der Linken Sozialrevolutionären-Partei, die ihren programmäßigen Terror neuerdings praktisch werden läßt im Dienste der Entente. Die Ukraine ist unschuldig an dem Blute ihres Wohltäters und Beschützers; die Entente aber ist mitschuldig, wofür ein klarer Beweis vorliegt in der Tatsache, daß der Pariser „Matin" bereits kurz vor dem Attentat meldete, General v. Eichhorn und der Gesandte v. Mumm seien „zum Tode verurteilt". Hoffentlich werden wir bei den künftigen Friedensverhandlungen in der Lage sein, auch über diese Freveltat der Westmächte Aufklärung und Sühne zu fordern.

Die Drohungen mit dem Wirtschaftskriege.

Daß unsere Feinde dem Waffenglück nicht trauen und zur Stimmungsmache besondere Anstrengungen nötig haben, ersieht man auch aus der jüngsten Redeflut über den Krieg nach dem Kriege, der das militärisch unbesiegbare Deutschland wirtschaftlich erdrosseln soll.

Im englischen Parlament hat man sich grundsätzlich für Vorzugstarife im ganzen britischen Weltreich ausgesprochen, also für den Uebergang zum Schutzzoll, für den Chamberlain Vater um die Jahrhundertwende vergeblich agitiert hatte. Diese Schutzzollsuppe wird wohl nicht so heiß gegessen werden, wie sie gekocht ist, denn England ist als Weltgroßkaufmann durch den Freihandel reich geworden und würde durch den Schutzzoll an seiner lohnenden Gütervermittlung schwer leiden. Unsererseits können wir den Engländern nicht das Recht bestreiten, sich und ihre Kolonien durch Zölle zu schützen. Feindseligkeit liegt erst vor, wenn man aus den Schutzzöllen Trutz- und Kriegszölle macht, die zur Schädigung eines politischen Gegners dienen sollen. Gegen eine ungerechte Behandlung des deutschen Gewerbefleißes und Handels würden wir uns bei den Friedensverhandlungen Sicherheiten verschaffen müssen.

Weit bösartiger ist jedoch der Plan, den neuerdings verschiedene englische Minister zur „mitleidlosen" Unterdrückung Deutschlands empfehlen: die Vorenthaltung der Rohstoffe aus der von England beherrschten Welt, so daß diese Grundlagen der Industrie unter England und seinen Verbündeten verteilt werden sollen unter Ausschluß von Deutschland und dessen Verbündeten. Zielbewußte Fortsetzung des Hungerkrieges gegenüber dem deutschen Gewerbefleiß! Gegen diesen Plan der Auspowerung und wirtschaftlichen Versklavung müssen wir uns mit allen Mitteln wehren, auch unter Fortsetzung des Waffenkrieges. Glücklicherweise sind wir dazu in der Lage. Die offene und brutale Ankündigung dieser friedensfeindlichen Pläne ist dankbar zu begrüßen, weil das ganze deutsche Volk und namentlich auch die Arbeiterklassen klar erkennen, daß wir in dem Verteidigungskrieg nicht nur unsere politischen Grenzen, sondern auch unseren Wohlstand, unsere Arbeitslöhne, unser tägliches Brot gegen eine Welt von Todfeinden zu wahren haben.

Zugleich bestätigt uns Lloyd George in seiner schätzenswerten Offenheit, daß der Völkerbund, den Wilson als Friedensliga aufschminkte, nichts anderes sein soll, als die Fortsetzung der Entente zur Unterdrückung Deutschlands.

Das Leid.

O Stadt, in deiner Strassen ernstem Schweigen
Da wohnt das Leid... Es hockt an kranken Wiegen.
In grauen Schleiern steht's an Marmorstiegen
Und möchte sich auf Seidenbetten neigen.

In Lasterhöhlen muss es grämlich liegen.
Das Armenhaus umschwebt's in müdem Reigen.
Maschinen stöhnen bang als seine Geigen.
Im Tanzsaal seh' ich's um die Paare fliegen.

Es wandert selbst in hohe Kathedralen. —
Doch dort — am Kreuzesstamm wird es bezwungen.
Es steht und starrt — hat seine Kraft verloren...

Da fliesst der Trost wie Tau aus Silberschalen.
Und Seelen, die sich fast zu Tod gerungen:
Hier leuchten sie vor Glück wie neu geboren.

Theodor Seidenfaden.

Fehler und Versäumnisse der deutschen Politik in Oesterreich.

Von Dr. Michael Hechenblaikner, Schwaz (Tirol).

Es ist heute, wo mannigfache und unzweifelhafte Anzeichen der Gesundung, der Umkehr, Selbstbesinnung, Einigung in den deutschen Kreisen Oesterreichs wahrzunehmen sind, bedeutend angenehmer und leichter, dieses an und für sich traurige politische Kapitel zu erörtern. Es läßt sich nun einmal der Vorwurf nicht von der Hand weisen, daß am politischen Wirrwarr Oesterreichs die Deutschen selbst einen wesentlichen Teil der Schuld tragen, weil sie, in sich selbst in Splitter, Gruppen und Parteien zerrissen, keine einheitliche Politik verfolgten, sich gegenseitig bekämpften, ihre Kräfte so gegenseitig lähmten, weil sie unerreichbaren Idolen nachjagten, nicht Bedacht nahmen auf ihr eigenes nationales Wesen, auf ihr geschichtliches Werden, ihre Aufgaben. Klares Erkennen der einem zugewiesenen Aufgabe, vorsichtiges Abwägen und Bewußtwerden der vorhandenen Kräfte und Fähigkeiten und dann ein festes unbeirrtes, konsequentes Wollen gilt für den einzelnen, gilt aber auch ebenso für ein Volk, wie das deutsche in Oesterreich es ist, dem eine schwere und verantwortungsvolle, aber auch ideal schöne historische Aufgabe zugefallen ist. Diese Aufgabe war und ist jetzt, den alten Staat Oesterreich zu einem den allgemeinen politischen, sozialen, kulturellen Ideen der Neuzeit entsprechenden neuen Staat umzuformen.

Das aktiv treibende Element, welches die österreichischen Länder geschichtlich zusammenführte, war die Habsburgische Dynastie. Daß dies Zusammenfügen so leicht und schmerzlos geschah, hatte seinen Grund in der natürlichen geographischen Lage und Gestaltung Oesterreichs einerseits, anderseits in dem einigenden kulturellen Band, das gerade vom deutschen Volk als dem Träger westeuropäischer, abendländischer Kultur, durch die österreichischen Länder geschlungen und geflochten worden war. In dem Momente nun, wo die neuzeitliche politisch-kulturelle Entwicklung dazu führte, Regierungs- und Gesetzgebungsgewalt zwischen Fürst und Volk zu teilen und letzteres zur Leitung des Staates mit heranzuziehen, wäre es unbedingt notwendig gewesen, daß in Oesterreich der bisher passive, staatsbildende Faktor „deutsche Kultur" aktiv geworden und das deutsche Volk bewußt seiner Aufgabe und seines Wesens das Steuer des Staatsschiffes in die Hand genommen hätte.

Hier nun haben die Deutschen einen verhängnisvollen Fehler begangen, der sich fortschleppt bis in die jüngste Zeit herauf. Sie haben wieder einmal eine ihnen wesensfremde Idee aufgenommen, die Idee des romanischen, römischen Staatsrechts mit seiner bedingungslosen Zentralisierung unter eine allmächtige Staatsgewalt. Der germanische, historisch gewordene Staatsbegriff ist ein ganz anderer, sieht die gaugemäße, landsmannschaftliche Gliederung vor, strebt nach Dezentralisierung, fühlt sich nur wohl in einer lebhaften Wechselwirkung in sich selbst möglichst selbständiger politischer Gebilde, will im Wirtschafts- und Sozialleben die ständische, im Staatsleben dezentralisierte politische Gliederung. Der Zentralisierungsgedanke Schmerling—Bach—Vereinigte deutsche Linke mußte scheitern, wie auch die Einheitsbestrebung Joseph II., der noch die Vollkraft absolutistischer Fürstengewalt in die Wagschale werfen konnte, gescheitert war. So wie einmal ein Volk seiner nationalen Eigenart und Kultur bewußt geworden, ist es ganz ausgeschlossen, mit politischen Machtmitteln dasselbe seiner Eigenart entkleiden zu wollen. Das gelang und gelingt den Preußen gegen die Polen, den Engländern gegen die Iren nicht, den Russen gegen die Polen und Ukrainer nicht, konnte noch weniger den Deutschen in Oesterreich gegen Tschechen, Polen, Südslawen, Italienern gelingen. Unerreichbare Dinge anstreben, ist aber politisch unsinnig und unvernünftig, ist nutzlos vergeudete Arbeit.

Man vergegenwärtige sich nur die Folgen einer solchen Politik auch für den Fall, daß es gelungen wäre, die politische Oberherrschaft der Deutschen festzulegen. Es ist geradezu selbstverständlich, daß jeder Staatsbürger an den allgemeinen Gütern, welche der Staat innehat, die den Inhalt seines Lebens und seiner Tätigkeit, den Staatszweck selbst ausmachen, Anrecht und Anteil hat, daß somit jeder Staatsbürger an der Rechts-, Kultur-, Wohlfahrts-, Wirtschaftspflege den ideell gleichen Anteil hat, wie dies ja auch im österreichischen Staatsgrundgesetz mit den Worten „alle Nationen und Konfessionen sind gleichberechtigt" ausgedrückt

erscheint. Wird dem Staate nun in einer straffen Zentralisation die ganze Pflege dieser verschiedenen Zweige seines Lebens übertragen und wird ihm nicht durch die Nationen, Länder, Stände ein Teil, und zwar der möglichst größere Teil abgenommen, dann sind es gerade die Deutschen, welche zufolge ihrer Steuer- und Wirtschaftsleistung ihre politische Vormachtstellung schwer bezahlen müssen. Klassische Belege sind da überall zu finden auf dem Gebiete der Kultur wie der Wirtschaft. Man spricht z. B. von einer Verstaatlichung des Bildungs- und Schulwesens. Wir haben nun in den slawischen Gegenden Galizien, Bukowina, Krain, Kärnten, Istrien, Dalmatien hohe Prozentsätze von Analphabeten. Wird das ganze Schulwesen den Ländern abgenommen, dann ist es ganz klar, daß die zurückgebliebenen Gebiete mit den exorbitantesten Forderungen hervortreten und die baldigste Gleichstellung mit den innerösterreichischen und sudetenländischen Gebieten verlangen werden. Die Kosten trägt der Staat, und entsprechend der Steuerleistung stellt sich dann heraus, daß die Deutschen in einer ihrer Volkszahl ganz und gar nicht entsprechenden Weise herangezogen werden. Das gleiche ist mit Mittelschulen und Hochschulen, das gleiche auf dem Gebiete der Landeskultur, Gewerbe-, Verkehrs- und Handelspflege der Fall. Stellt man sich aber auf den Standpunkt, jeder Nation die freie kulturelle und soziale Entwicklung einzuräumen, womit natürlich eine gewisse politische Dezentralisation verbunden ist, dann kann man verlangen, daß jede Nation für diese Autonomie auch den größten Teil der Kosten selbst trage. Die Deutschen haben die Versuche der zentralistischen Politik schwer bezahlen müssen und nichts erreicht, ja geradezu das Gegenteil von dem, was sie erreichen wollten. Politik ist eben nicht nur eine Machtfrage, sondern zum guten Teil eine Geld- und Wirtschaftsfrage. Für die Deutschen dreht es sich darum, ihre wirtschaftliche und kulturelle Macht in politische Münze umzuprägen und das geschieht, wenn sie zielbewußt darauf hinarbeiten, ihre wirtschaftliche, kulturelle und soziale Position zu stärken und auszubauen, den deutschen Bauernstand als die Grundlage alles Volkstums zu festigen und zu erweitern, damit kein Stücklein deutscher Erde verloren geht, den deutschen Handwerker-, Gewerbe- und Mittelstand dem deutschen Volke zu erhalten, dem deutschen Arbeiter seine Existenz zu sichern, damit er nicht von anderen Nationalitäten verdrängt wird.

Und damit ist auch das schwerste Versäumnis der deutschen Politik in Oesterreich gekennzeichnet, für das gerade ein Deutschböhme die bezeichnenden Worte geprägt hat: Wenn man lernen will, wie man nicht national sein soll, gehe man hinauf nach Deutschböhmen. Es wurde nicht darauf gesehen, den deutschen Bauer zu erhalten, die deutsche Erde dem deutschen Volke, Hof um Hof ging und geht verloren in Süd-, West-, Nord- und Ostböhmen. Tschechische Banken betreiben zielbewußt Bodenpolitik, deutsche Geldinstitute klemmen und jagen dem momentanen Profit nach, in Kärnten und Steiermark finden wir das gleiche gegenüber den Slowenen, in Tirol drängt das Italienertum zielbewußt nach Norden und alle Schutzarbeit vermochte bisher nur den traurigen Entwicklungsgang aufzuzeigen und kaum irgendwie zu hemmen. Der deutsche Fabrikant zieht den billiger arbeitenden Tschechen vor und der wirtschaftlich selbständige Deutsche sinkt herab zum Lohnarbeiter oder wandert aus. Schöne Reden, Resolutionen helfen da nichts und die Gesangsvereinsrhetorik ist leeres Strohfeuer. Wenn heute z. B. in Böhmen das allgemeine gleiche direkte Wahlrecht für den Landtag käme, eine ganze Reihe bisher als rein deutschgeltender Bezirke wäre glatt verloren wie Brüx, Dux, Oberleutensdorf, andere wären höchst gefährdet. Ja, wer hat denn diesen Zugang ins deutsche Volksgebiet geöffnet? Deutsche selbst sind es gewesen.

Die Geschichte des deutschen Volkes zeigt uns klar und deutlich eine bemerkenswerte Tatsache. Wo der Deutsche als reiner Eroberer oder als wirtschaftlicher Profitjäger auftritt, verliert er seinen nationalen Halt, geht als Deutscher unter. All die Völkerstämme wie Goten, Vandalen, Burgunden, Langobarden usw. sind verschwunden, aufgegangen in einer andern Nation. Wird der Deutsche zum reinen Erwerbs- und Geldmenschen wie es heute die Deutschamerikaner sind, finden wir wieder das Gleiche. In Oesterreich ist das Gleiche in tausend Fällen zutreffend. Ehemals deutsche Ortschaften sind heute slawisiert oder italianisiert. Die wütendsten Gegner sind meist Abkömmlinge deutscher Geschlechter. Wo aber der Deutsche seine Kultur sich wahrt, den kulturellen Zusammenhang mit seinem Volke aufrechterhält, da ist er derjenige, der andere Völker in sich aufnimmt und germanisiert. Wir wissen das von den Preußen, wo die ordensmäßige Kulturarbeit dies zuwege brachte, wir sehen dies auch in Oesterreich und gerade in Böhmen, wo heute wie in Westböhmen rein deutsche Orte sind, deren Namen unzweifelhaft auf tschechischen Ursprung zurückweisen. Die Kulturarbeit eines deutschen Stiftes wie Tepl hat dies zuwege gebracht.

Der moderne profitgierige Zug, dessen Hauptträger in Oesterreich das Judentum ist, hat große Verheerungen im deutschen Volkscharakter angerichtet. Wir haben uns von wesensfremden Ideen und artfremden Elementen infizieren lassen und gerade die Deutschen in Oesterreich haben sich vielfach ihre Politik von Elementen beeinflussen lassen, die nicht deutsch denken und fühlen. In Böhmen hat man den mechanisch-materialistischen Erwerbsgeist großgezogen, die deutsche Jugend ihrer tiefen Religiosität entkleidet, die Folge war, daß Priestermangel allüberall zutage trat, daß wichtige deutsche Stifte verloren gingen, die notwendige weitere Folge draußen auf dem Dorfe die Entfremdung zwischen Kirche und Volk, das Eindringen tschechischer Elemente in deutsche Gebiete.

Zeichen der Umkehr sind da, gottlob. Die Mittelstandsbewegung, die Einigung der deutschen akademischen Kreise, die Einigung zwischen den deutschen Parteien, die unablässigen Bemühungen, die deutsche Art herauszuarbeiten, wie es in der Provinzpresse und in der christlichen, arischen Presse Wiens geschieht, der stärker werdende Antisemitismus, der nur eine natürliche Abwehraktion ist. Das alles läßt hoffen, daß die Zeit der Umkehr und Selbstbesinnung da ist. Stellt sich dann das deutsche Volk als Träger des Staatsgedankens bewußt und rückhaltlos zur Dynastie, bildet es die unbedingte Kaiserpartei, dann ist der Anfang gemacht, der dem deutschen Volke seine Stellung von selbst gibt, die es auf Grund seiner Leistungen beanspruchen kann, die aber auch Oesterreich aus den Wirren hilft, in denen es heute noch befangen ist.

Kodifikation des bayerischen Schulrechts.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Der Gresserſche Gesetzentwurf über das Volksschulwesen im Königreich Bayern vom Jahre 1867 mit seinen 122 Artikeln war der Versuch einer einheitlichen gesetzlichen Regelung des bayerischen Schulrechts. Er enthielt die grundsätzliche Festlegung des Schulwesens und dessen Ausgestaltung, das Lehrerbeamtenrecht und die Aufbringung des Schulbedarfs. Das Gesetz ist jämmerlich gescheitert wegen seines grundsätzlichen Gehalts und wurde eine starke Waffe zum Sturz der liberalen Vorherrschaft.

Seitdem hat die Staatsverwaltung eine heilige Scheu vor der Wiederholung eines zweiten Versuches. Die Gesetzentwürfe, welche in der letzten Juliwoche (27. Juli) dem Landtag zugegangen sind, scheiden das eigentliche Schulrecht aus. Normen über die Organisation des Schulwesens, über Begriff und Zweck der Schule, Festlegung des grundsätzlichen Charakters der Schule, Einrichtung der ordentlichen Leitung und Schulaufsicht, Vereinheitlichung der Schul- und Lehrordnungen fehlen gänzlich. Kultusminister Dr. v. Knilling hat wiederholt kundgegeben, daß er die Zeiten für die Ueberführung des Verordnungsrechts in Gesetzesform für das Schulwesen noch nicht für gekommen hält. Und so begnügt man sich mit dem Entwurf eines Volksschullehrergesetzes, der die Lehrerbesoldung neu regeln und das Dienstrecht gesetzlich festlegen soll. Damit wird auch eine Aenderung des Schulbedarfsgesetzes notwendig.

Es bleibt somit in bezug auf die Schule beim Verordnungsrecht. Soweit der konfessionelle Charakter der Volksschule in Betracht kommt, ist auf die Verordnung vom 26. August 1883 zu verweisen, welche erklärt, daß die Volksschulen „regelmäßig konfessionelle Schulen" sind. Auch das Schulbedarfsgesetz von 1902 enthält eine Konfessionsschulbestimmung im Art 5. Abs. 3, wonach unter bestimmten Voraussetzungen konfessionelle Minderheiten, deren Kinder in die Schulen anderer Konfessionen gehen müssen, die Einrichtung einer eigenen Konfessionsschule verlangen können. In dem jetzigen Entwurf eines neuen Schulbedarfsgesetzes, das notwendig geworden ist, weil die Lehrerbesoldung aus demselben herausgenommen wird und die Trennung des weltlichen Kirchendienstes vom Schuldienst erfolgen soll, ebenso eine anderweitige Verteilung der Schullasten notwendig wird, findet sich diese Konfessionsschulbestimmung (Artikel 10) ebenfalls in einer abgeänderten Formulierung, aber mit demselben Inhalt. Diese

Gesetzesbestimmung ist die erstmalige Einführung der Konfessionsschule in die Gesetzgebung, sie setzt die Konfessionsschule voraus und ist somit eine Festigung der Konfessionsschulverordnung von 1883.

Diese Konfessionsschulbestimmung des Schulbedarfsgesetzes hat 1902 harte Kämpfe verursacht, die im Reichsrat durch die Reichsräte Frhr. v. Würtzburg, der die Formulierung der Bestimmung, wie sie im Gesetze steht, beantragt hat, Graf Crailsheim, v. Auer und Dr. v. Kahr (Präsident des Verwaltungsgerichtshofs) zugunsten der Konfessionsschule entschieden wurde. Heute kann die Bestimmung ernstlich nicht mehr angefochten werden, weil dadurch das ganze vorgelegte Gesetzgebungswerk erschüttert, ja in Frage gestellt würde, denn ohne Abänderung des Schulbedarfsgesetzes ist auch das Volksschullehrergesetz nicht durchführbar.

Der Entwurf eines **Volksschullehrergesetzes** ist ein ganz dickleibiges Werk geworden. 209 Artikel! Eine sehr eingehende, in das Wesen des Gesetzes gut einführende klare und weitgehende Begründung ist beigegeben. Dabei ist die Denkschrift von 1914 vorausgegangen, welche die bestehenden Verhältnisse auf 398 Seiten erörtert und daraus Schlußfolgerungen für die Kodifikation zieht, von denen im Gesetzentwurf allerdings wieder einige fallen gelassen wurden. Man muß lobend hervorheben, daß mit großer Umsicht vorgegangen und das weitschichtige Gebiet gründlich durchforscht wurde. Ministerialrat Hezner, der die Riesenarbeit geleistet, hat sich den Dank und die Anerkennung aller für diese Leistung verdient.

Grundsätzliche Erörterungen wird vermutlich Art. 1 des Gesetzes wachrufen, der bestimmt: „**Der Volksschullehrer steht im Dienste des Staates**". Es wird sehr genau zu erwägen sein, ob dieser Grundsatz nicht Folgerungen in der Zukunft bringt, die dann der Schule selbst gelten und die rechtliche Natur der Volksschule als solcher ändern könnten. In der Denkschrift von 1914 finden sich darüber nähere Darlegungen. Sie kommen jenen Auffassungen, welche den Volksschuldienst als Staatsdienst erklären, schon recht weit entgegen, obwohl sie anderseits betonen, daß die Volksschule nicht als „eine Staatsschule" zu betrachten ist, und auch sagen, daß die Lehrer der Volksschule nicht zu den Staatsbeamten im engeren Sinne gehören. Kultusminister Dr. v. Landmann hat seinerzeit erklärt: „Die Volksschulen sind Anstalten gemischten Charakters" (Kammersitzung vom 11. März 1902). Es frägt sich doch, ob man unter solchen Umständen die vorerwähnte Bestimmung in Art. 1 beibehalten oder nicht wesentlich ändern soll. Es sollte alles vermieden werden, was die Wege zur Staatsschule öffnet. In der ganzen modernen Gesetzgebung gibt es Arbeiten genug, die der Staat organisiert und andere vollziehen läßt, ohne daß die betreffenden Organe „im Dienst des Staates" stehen. Kultusminister Dr. v. Landmann hat in dieser Hinsicht ein sehr treffendes Beispiel erwähnt (Abgeordnetenkammer 11. März 1902): auch die **Ortspolizei** steht ganz unter dem Einflusse und unter der Leitung des Staates, und doch sind die Bürgermeister keine Staatsbeamten. Wenn die Bestimmung in Art. 1 des Entwurfes eines Volksschullehrgesetzes gestrichen wird, geht man allen Konsequenzen aus dem Wege, ohne daß der Charakter und Inhalt des Gesetzes alteriert würde. Doch sollen diese Bemerkungen nur eine Anregung und keine Stellungnahme sein. In solchen Fragen kann man nicht vorsichtig genug sein; das auszusprechen ist der Zweck der Anregung.

Das Volksschullehrergesetz ist in vielen Dingen dem **Beamtengesetz** nachgebildet, natürlich unter Berücksichtigung der speziellen Verhältnisse des Schuldienstes. Das Wesentliche ist die Einführung des Lehrpersonals der Volksschulen in die Rang- und Besoldungsverhältnisse der **mittleren Staatsbeamten**, womit eine erhebliche Mehrung der Gehälter, Pensionen und ebenso der Hinterbliebenenversorgung verbunden ist. Die bisherigen Normativgehälter waren ja gänzlich unhaltbar geworden bei den Landschulen. In den Städten mit ortsstatutarischer Regelung der Gehälter war es nicht so, da sind die Besoldungen der Lehrer denen der Gemeindebeamten gleichen Dienstranges nachgebildet. Allein an den Fassionsschulen — das Fassionsschulsystem wird jetzt gänzlich beseitigt — sind die Lehrer mit ihrer Besoldung im Rückstand. Das Grundgehalt der Lehrer war 1200 M nebst Dienstwohnung, wozu dann noch die fort und fort besser gestalteten Alterszulagen kamen. Im neuen Gesetz wird das Gehalt der Hilfslehrkräfte beiderlei Geschlechtes schon auf 1200 M erhöht. Der Grundgehalt der Lehrer wird jetzt mit 1680 M angesetzt, der der Lehrerin mit 1620 M. Es wird außerdem eine Avancementsstufe durch Einführung des Hauptlehrerpostens, dessen Kosten der Staat trägt, geschaffen: Hauptlehrer 2400 M, Hauptlehrerin 2280 M. Zum Grundgehalt kommen dann noch sechs Vorrückungen nach je drei Dienstjahren, die für Lehrer und Hauptlehrer je 300 M, für Lehrerin und Hauptlehrerin je 180 M jährlich betragen.

Das ist ein großer Schritt vorwärts. Ob er aber weit genug ist? Die Lehrerverbände haben 1917 Forderungen aufgestellt, die 30 Millionen Mark **Mehrausgaben** im Jahre verursachen würden, während die Gesetzesvorlage 11'805,000 Mehrausgaben bedingt. Die Gehaltsätze sind nach dem Friedensstand von 1914 aufgestellt. Neben diesen sollen den Lehrern noch Kriegsteuerungszulagen und Kriegsteuerungsbeihilfen gewährt werden. Außerdem wird ihnen offiziös eröffnet, daß sie bei Neuordnung des Gehaltsregulativs der Beamten Erhöhungen ihrer Besoldung zu erwarten haben. Es ist schwer, in solchen Dingen etwas zu sagen, da man die finanzielle Tragweite von Vorschlägen ohne die Beihilfe der Regierung nicht bemessen kann. Allgemein aber darf wohl der Wunsch ausgesprochen werden, daß man, wenn irgend möglich, gleich **ganze Arbeit** machen und das, was man erreichen kann und will, sofort bei der Verabschiedung des Gesetzes geben sollte. Reichsrat Frhr. v. **Cramer-Klett** hat in dieser Hinsicht in der Reichsratskammer geäußert, man könne es ja auch einmal umgekehrt machen und für die Lehrerbesoldung Gehaltssätze normieren, denen man dann die Beamten gleicher Kategorien nachbilden könnte. Kultusminister Dr. v. Knilling ist dem entgegengetreten (17. Dezember 1917, Reichsratskammer). Allein da im Januar 1919 dem Landtag die neue Beamtenbesoldung vorgelegt wird, die zugleich mit dem Volksschullehrergesetz am 1. Januar 1920 in Kraft treten soll, kann der Widerspruch des Kultusministers nicht mehr aufrecht erhalten werden. Das Vorgehen pari passu ergibt sich jetzt von selbst.

Von grundsätzlicher Tragweite ist die **Vereinheitlichung des Lehrerbesoldungssystems** in ganz Bayern. Die Verschiedenheit der Besoldung in den Städten fällt weg, ebenso werden Stadt und Land gleichgestellt. Einen Unterschied macht nur die höhere Wohnungsentschädigung in den Städten aus, die so hoch gegriffen werden kann, daß sie den Charakter einer Gehaltsaufbesserung hat; allerdings wird bei der starken Aufwärtsbewegung der Mietspreise das kaum irgendwo geschehen; die Mietsentschädigung wird überall aufgebraucht werden. Nach Erreichung des Endgehalts hört dann die Gleichheit auf, denn die Städte dürfen dann noch weitere Vorrückungen von 300 und 180 Mark nach Zeiträumen von drei Jahren gewähren, deren Zahl gesetzlich nicht begrenzt ist. Doch sollen Ausführungsbestimmungen hierüber erlassen werden, welche Grenzen ziehen.

Eine Frage, die schon lange schwebt, die **Trennung des weltlichen Kirchendienstes vom Schuldienst**, wird jetzt gelöst. Seither war immer davon die Rede, den niederen Kirchendienst (Mesnerdienst) von den Obliegenheiten der Lehrstelle abzutrennen und den Chordienst (Organistendienst) beizubehalten wegen der musikalischen Ausbildung der Lehrer und der Schwierigkeit des Ersatzes. In der Denkschrift von 1914 wurde das noch geplant, allein jetzt will man die radikale Lösung herbeiführen. Daher spricht man jetzt auch summarisch vom „weltlichen Kirchendienst." Es wird künftig dem freien Belieben des Lehrers überlassen, ob er den weltlichen Kirchendienst übernehmen will oder nicht. In Vollzugsvorschriften soll ausgesprochen werden, daß den Volksschullehrern die Uebernahme und grundsätzlich auch die Weiterführung des Mesnerdienstes nicht zu gestatten ist, wenn nicht besondere Verhältnisse vorliegen, die eine Ausnahme rechtfertigen. Dagegen ist im Volksschullehrergesetz (Art. 15) bestimmt, daß die Anstellungsbehörde (Kreisregierung) auf Antrag der kirchlichen Oberbehörde den Volksschullehrer zur Uebernahme des Chordienstes **verpflichten** kann. So soll die Möglichkeit geboten werden, wenn die Verhältnisse im einzelnen Falle die Beibehaltung des Chordienstes durch den Lehrer erfordern, darnach zu verfahren.

Die Trennung des weltlichen Kirchendienstes vom Schuldienst macht eine wesentliche Umkrempelung des **Schulbedarfsgesetzes** notwendig in Bezug auf die **vermögensrechtliche Auseinandersetzung**. Denn die Fälle, in denen der Lehrer seine Wohnung im Mesnerhaus hat und in denen Gehaltsteile des Lehrers aus der Mesnerstiftung fließen, sind sehr häufig. Es ist darum eine **Uebergangszeit** von drei Jahren vorgesehen. Im Falle der Unlösbarkeit widersprechender Auffassungen ist schiedsrichterliche Entscheidung vorgesehen bei der vorgesetzten Behörde im ersten Rechtszuge und im zweiten und letzten beim Verwaltungsgerichtshofe. Die Auseinandersetzung wird durch eine ganze Anzahl von Artikeln geregelt, die man sich genau ansehen wird. Daß man, wenn Gemeinden und

Kirchenstiftungen sich in solchen Fragen nicht einigen können, die vorgesetzte Verwaltungsbehörde ausschließlich als Schiedsrichter einsetzt, ist jedenfalls geschehen, um einen weltlichen Instanzenzug zum Verwaltungsgerichtshof fortzusetzen. Man könnte sich diese Regelung auch anders denken, denn es stellt doch das Eigentum der Kirchenstiftungen in Frage.

Die anderen Seiten der Vorlagen betreffen die Ausbildung eines Beamtenrechts für das Volksschullehrpersonal, so daß wir künftig drei Dienstrechte (Staat, Gemeinde, Volksschule) in Bayern haben.

Kunst- oder Industriestadt?

Von Rechtsanwalt Dr. iur. Otto Hipp, zurzeit im Felde.

Selbst Leute, die sonst nicht gerade alles mit ungemischter Freude anzusehen pflegen, was der „Simplizissimus" an beißender Satire bringt, begrüßten ein Bild aus jüngster Zeit als einen richtigen Schlager berechtigtster Satire: München als qualmende Fabrikstadt und im Vordergrund mit den Gebärden des Entsetzens König Ludwig I., der München zur ersten Kunststadt Deutschlands machen wollte.

Gewiß, das Bild mag vorerst noch übertrieben sein; aber wer weiß, wie die kommende Entwicklung sein wird? Die Kruppwerke im Norden der Stadt haben den Anfang gemacht. Was wird das Ende sein? Muß denn ausgerechnet nach München Industrie her um jeden Preis? Muß einer Stadt aus noch dazu falsch verstandenen Finanzinteressen etwas künstlich aufgepfropft werden, was ihrem innersten Wesen widerspricht, muß München zu einer Industriestadt „hinauf" entwickelt werden?

Jede Stadt hat ihre Seele; jede Stadt ist ein lebendiges Wesen. Wunderschön und voll tiefster Wahrheit schreibt der Oesterreicher R. H. Bartsch in seinem letzten Buche „Lukas Rabesam": „Es gibt Hauptstädte von Ländern und Reichen, so da sind London, Neuyork, Berlin, Petersburg u. v. a. Und es gibt Hauptstädte der Menschheit: Paris, Rom, München, Zürich, vielleicht sogar Salzburg. Die einen sind von Kaufleuten, Politikern und Soldaten gebaut; von all den Berufen, welche der Zeitlichkeit dienen und dem ewig Vergänglichen. Die anderen sind geschaffen von Priestern oder von Künstlern oder heiligen Königen, die das vergängliche Volk krank nannte". Was macht man aus München, der Stadt der Künstler und heiligen Könige? Schon erläßt Dresden in den großen illustrierten Zeitschriften Anzeigen: „Die vornehmste Kunst- und Fremdenstadt Deutschlands!" Vor kurzem hat sich in Dresden eine Vereinigung für die Pflege neuer Kunst gebildet, nicht als fest gebundener Verein, sondern als lose Vereinigung von Freunden der Kunst, die besonders für neuaufstrebende Kunstrichtungen Verständnis suchen und Förderung bringen wollen. Namen von gutem Klang finden sich in dem Gründungsaufruf, u. a. Geheimrat Prof. Dr. Gurlitt, Geheimrat Prof. Gußmann, Geheimrat Prof. Dr. Walzel, Prof. Otto Hettner usw. Gleichzeitig betätigt sich rührig ein „Neuer Verein der Galeriefreunde", mit dem Dresdener Sammler Oskar Schmitz an der Spitze. Der Verein hat vor, Arbeiten von noch nicht allgemein anerkannten Künstlern zu mäßigen, aber anständigen Preisen zu erwerben. Die Arbeiten werden zunächst der Dresdener Galerie angeboten, die zehn Jahre Frist hat, sich über den Erwerb schlüssig zu machen. Von der Galerie nicht übernommene Werke werden weiter verkauft. Mit diesem „Neuen Verein" arbeiten nunmehr bereits drei Vereinigungen für die Ausgestaltung der Dresdener Galerie. Die beiden anderen sind die Pröll-Heuer-Stiftung und der Museumsverein. Durch die Neugründung wird die Dresdener Galerie nun auch in der systematischen Erwerbung von Kunstwerken der neueren Richtung unterstützt. Geheimrat v. Seidlitz ist Berater des neuen Vereins. Wie sehr die Dresdener Galerie bestrebt ist, mit kühnem Griff auch die Gebiete der neueren Kunst sich zu erschließen, zeigt ein kürzlich in einem Münchener Blatt veröffentlichter Bericht, der die reichhaltige Sammlung ägyptischer Oelskizzen Slevogts als begrüßenswerte Neuerwerbung besonders hervorhebt. Endlich ist es kein bloßer Zufall, daß auch die Leitung der Marées-Gesellschaft in Dresden ihren Sitz genommen hat.

Schon seit geraumer Zeit hört man von einem an sich höchst erfreulichen, für München aber bedenklichen Aufstreben Düsseldorfs in deutlich erkennbarem Wettkampf gerade mit München. In erster Linie ist es das Kunstgewerbe, das in Düsseldorf zu erstaunlichem Aufschwung gekommen ist; ein Zweig der Kunst, in dem München einstmals eine Art Monopolstellung zu haben schien. Abwanderung hervorragender Künstler und damit ganzer Schulen nach Düsseldorf gehört nicht gerade zu den Seltenheiten. Was tut's? München baut Fabrikschlote und schielt mit einem Auge nach der Großindustrie, während das andere noch offiziell voll edler Kunstbegeisterung strahlt. Geld braucht der Stadtsäckel, Geld braucht der Staat — —!

Gemach, so ist das Problem denn doch noch nicht! Nicht alles, was schön zahlenmäßig sich als „Stärkung der Finanzkraft" — so ist doch das Schlagwort? — herausrechnen läßt, ist wirklich und auf die Dauer eine Werterhöhung für das Gemeinwesen, nicht einmal rein kaufmännisch; abgesehen von den inneren Werten, die ein Deutschland, das nur infolge seiner starken Innenwerte im fünften Kriegsjahre standhält, doch auch nicht vergessen sollte. Gewiß, Bayern soll eine gesteigerte Industrie bekommen; aber muß die ausgerechnet nach München? Es gibt Städte, die auch ohne die im Uebermaße zusammenströmenden Geldmengen der Großindustrie nicht nur schön, sondern auch reich und glücklich sein können. München hätte das Zeug dazu. Der Hunger nach Gold kann aber nicht nur die Seele eines Menschen, auch die einer Stadt, eines Volkes erfassen. Was das für ein „Glück", für eine „Aufwärtsentwicklung" der Menschheit bringt, das hat mit grausamer Deutlichkeit der Krieg uns vor Augen geführt. Eine Finanzpolitik des Staates und der Stadt, die München auch nur zum Teil industrialisieren will, ist ungesund und letzten Endes auch unrentabel. München kann nie in aussichtsreichen Wettbewerb mit den großen Industriezentren treten; Gott sei Dank nicht! Und so ein bißchen Industrie angegliedert zur größeren Freude der gemeindlichen und staatlichen Finanzen wird sich bitter rächen. Allmählich verstärkt sich der Industriebetrieb. Die Industrieviertel schließen sich immer mehr an die eigentliche Stadt heran, und ohne Weltindustriestadt zu werden, vergißt München seiner Aufgabe, eine der Hauptstädte der Menschheit zu sein. Der zarte Schmelz der wunderbaren Bergblume ist verloren, verloren für immer. Warum nicht das Ureigenste festhalten? Wenn es schon gilt, die Finanzrücksichten bei Entwicklung einer Stadt walten zu lassen, warum nicht da einsetzen, wo München trotz Dresden und Düsseldorf immer noch eine Nasenlänge Vorsprung hat? Kunst, Kunst jeder Art und Gattung nach München! Zeigt nicht das Werk König Ludwigs I., Ludwigs II., daß auch die edelste, höchste Kunst nicht nur innere, unbezahlbare, unschätzbare Werte, sondern auch sehr reelle, münzbare Werte schafft? Man klagt so sehr, daß Berlin während des Krieges alles an sich gerissen, das ganze Wirtschaftsleben zentralisiert habe und zur wahren, beherrschenden Hauptstadt des Reiches geworden sei. Wie schreibt Bartsch?

Man hat schon gesagt, Bayern müsse in der kommenden Entwicklung zu einem Muster-Landwirtschaftsstaat werden, zur Hochschule der Landwirtschaft für das ganze Reich; da liege seine Stärke, nicht in einer ihm fremden Industrialisierung. Das mag richtig sein. Klar ist der Fall für seine Hauptstadt; die kann sich eine überragende Stellung im Reiche, in der Welt sichern, trotz Berlin und gegen Berlin durch Abkehr von dem gerade während des Krieges so typisch gewordenen Berliner Mammonismus, durch Schaffung von Menschheitswerten, als erste Stadt Deutschlands in Kunst und Wissenschaft. Da ist keine Gefahr, daß Berlin auch hierin die Führerrolle an sich reißt. Heilige Schönheit und wahres, rechtes Menschheitsglück — bei diesen Begriffen kommt das Geld erst zu allerallerletzt. Das scheinen nicht alle Menschen zu wissen; in Berlin einmal sicher nicht. Und in München?

Münchener Sommerausstellungen.

I. Neue Sezession und Juryfreie.

Kunst macht die Wahrheit zum Schein, den Schein zur Wahrheit. Kunst übersinnt die ungeschriebenen Gesetze des weltschöpferischen Denkens und lehrt bildend, selbstschöpferisch ihren Sinn und seine in sichtbare Erscheinung getretenen Folgerungen. Somit ist Kunst weltlicher und überweltlicher Art zugleich. Ein Gottesgeschenk, das in jedes Menschen Seele gelegt ward und in ihr wirkt als Drang zum Geistigen im Bunde mit dem Schönen. Künstler sind jene, denen es vergönnt ist, die Menschheit die Größe jenes Geschenkes ahnen zu lassen. Die Vervollkommnung handwerklicher Fähigkeiten befähigt sie zu breiterer, aber deshalb noch nicht immer zu überzeugenderer Beredsamkeit. Schlichtheit, Ursprünglichkeit sagt mehr und wirkt tiefer. Nunmehr aber kommt der falsche Schluß, den hieraus die Modernisten ziehen: „Also beruht das Heil der Kunst auf der Rückkehr zu den Formbildungen der Urvölker, der Bauern, der Kinder, ja auf der Ablösung von jeglicher Wirklichkeit überhaupt" — mit anderen Worten: Kulturentwicklung durch Abkehr von der Kultur, Förderung der Geister durch Preisgabe der geistigen Güter, welche die Menschengeschlechter seit Jahrtausenden gesammelt, geprüft, ausgesichtet haben, Gesetz durch Gesetzlosigkeit verkündet!

Darin liegt ausgesprochen, was die übermoderne Kunst will, was sie tut, und was sie zu bieten vermag, weil sie es in Erfüllung ihrer Grundsätze und Auffassungen eben bieten muß. Es kann bei aller Verwirrung nichts Folgerichtigeres geben. Aber auch wenige Irrtümer, die ergreifender wirken. Reinste Absicht, rühmlicher Zweifel, der zum Suchen nach neuen Idealen anfeuert, Streben zum Ueberirdischen, zur Abklärung des Einzelnen, Zufälligen ins Allgemeine (das alles natürlich nur von solchen gesagt, die bona fide handeln). Und nun sehen zu müssen, wie dies alles an Grundfehlern des Denkens scheitert! Wie aus dem Bunde hohen Gefühles und grübelnden Verstandes statt einer neuen herrlichen Kunst unabhängiger Geister nichts als ein Wechselbalg geboren wird. Ein Geschöpf recht eigentlich ohne Hand und Fuß, blind für Formen und Farben, stammelnd und schreiend, statt begreiflich sprechen zu können, ohne einen klaren Gedanken, aus lauter Theorien derart zusammengesetzt, daß ihm jeder

innerliche Zusammenhang mit der Natur fehlt, ohne Fassungsgabe für das Dauernde, im höchsten Sinn Gesetzliche des Schöpfungsgedankens, den zu ergründen und darzustellen es doch gerade auf die Welt gekommen ist.

Diese so geartete Kunst zeigt uns ihre Malereien, ihre Graphiken, ihre Bildnereien in den Werken einer ganzen Reihe von Mitgliedern der Neuen Sezession. Nicht aller, denn es herrscht auch in diesem Kreise keineswegs Uebereinstimmung. Zu denen, die in ihrer Rücksichtslosigkeit keine Grenze kennen, gehört Paul Klee. Seine mit wirren, zusammenhangslosen farbigen Punkten, Flecken, Strichen bedeckten Blätter stellen schlechterdings nichts dar. Daß Klee es für nötig hält, sie trotzdem mit Unterschriften zu versehen (z. B. „Erlebnis in den Lechauen", „Nördliche Küste" und dergl.), zeigt die Unklarheit des Denkens, das sich von dem Herkommen gegenständlicher Bedeutungen losmachen möchte, aber nicht weiß, wie. Ernster sind zweifellos solche Modernste zu nehmen, die dies fertig bringen. Auf der jetzigen Ausstellung begegnet man keinem dieser Art. Alle sind sie gegenständlich. Das wäre an sich natürlich kein Schaden. Wohl aber ist es einer, wenn der Gegenstand ohne Tiefe erfaßt, wenn er ohne gerechtfertigten Zweck absichtlich nachlässig und roh dargestellt ist; wenn er durch sein bloßes Dasein das Prinzip aufhebt und widerlegt, dem er seine kümmerliche Darstellung verdankt; schließlich wenn er so gleichgültig und alltäglich ist, daß er die von einzelnen Künstlern, die Besseres leisten könnten, geübte Selbstverleugnung als überflüssig erscheinen läßt. Stilleben, Tier, Landschaft u. dgl. sind hierfür weitaus zu bedeutungsarm. Da sie wenig und bei dieser Darstellungsart gar nichts sagen, so sieht man nur auf die Häßlichkeiten der Außenseite. Eingeflochtene Allegorisierereien und Phantastereien mag man nicht ernst nehmen (ich erinnere u. a. an Seewalds Triptychon „An die Tiere"!). Diese Erkenntnis veranlaßt zahlreiche Maler, von denen auch in dieser Ausstellung einzelne auftreten (z. B. Joseph Eberz) sich dem höchsten aller Gegenstände, der Religion, zuzuwenden. Was dabei herauskommt, sind Gebilde, die dem ernsten religiösen Gefühl meist gröblich widersprechen. Ich kann mit Rücksicht auf den Raum diesen sehr wichtigen Punkt jetzt nicht eingehender behandeln, gedenke es aber bald zu tun. Dann wird sich auch Gelegenheit finden, der Religionsmalerei Karl Caspars gerecht zu werden, der die Ausstellung mit mehreren solchen Gemälden beschickt hat. Auch auf profanem Gebiete verkennt so mancher dieser Maler die innere Größe des von ihm gewählten Gegenstandes und die seiner Begabung gestellte Unmöglichkeit, ihm gerecht zu werden. Als Beispiel Lehmbrucks Radierungen zu Macbeth. — Einige endlich malen vortrefflich, leisten wirklich Bedeutendes. So G. Jagerspacher und W. Nowack mit ihren charaktervollen, auch farbig interessanten Bildnissen, R. Sieck mit seinen feinen Landschaften, auch R. Püttner mit seinen kräftigen Stilleben. Man fragt sich nur, wie sie in diesen Kreis kommen, welchen innerlichen Zusammenhang ihre tüchtige, gesunde Art mit der kränklichen, unklaren dieser ihrer Umgebung besitzt.

Die Ausstellung der „Juryfreien" bildet zu der soeben besprochenen in mehr als einer Beziehung einen starken Gegensatz. Ein Lob soll damit jedoch nicht ausgedrückt sein. Schon in den so wichtigen Aeußerlichkeiten der Anordnung und Aufstellung unterscheidet sie sich von jener zu ihren beträchtlichen Ungunsten. Sie hat ferner das zu eigen, daß sie weder auf den ersten Anblick, noch etwa gar bei näherem Anschauen Erstaunen hervorruft, zu anregendem Widerspruch und frischem Tadel reizt. Lob verdienen ja diese und jene Leistungen auch hier, aber es ist auch damit eine andere Sache als drüben. Darum, weil etwas nicht schlecht ist, braucht es noch lange nicht gut, in künstlerischem Sinne bedeutend zu sein. An dergleichen fehlt es den „Juryfreien" — nicht nur diesmal! — gänzlich. Die vereinzelten erheblichen Talente, die in früheren Jahrgängen hier teilnahmen, haben sich längst zurückgezogen, was im Interesse der Mehrzahl der Uebriggebliebenen liegen, also für den kollegialen Sinn der Ausgeschiedenen sprechen mag, aber dem Ansehen dieser Ausstellungen und der Förderung der Kunst in dem ihnen zugehörigen Kreise nicht dienlich ist. So trägt also der Tadel mehr den Charakter interesseloser Ablehnung, das Lob den eines stillen Nachgebens, womit nur in einzelnen Fällen die Hoffnung verknüpft ist, daß die Betreffenden im Laufe der Zeit es noch zu etwas Rechtem bringen könnten. Die Landschafter F. Scherer, K. Vogelsang, E. Dargen, F. Klebe, J. Wallbaum, die Bildnismaler K. Wittek, E. Winterfeld, G. Berthold, die Blumenmalerin R. Biber gehören dazu. Vielleicht noch ein paar andere, die gut zu stilisieren und mit Licht und Schatten umzugehen verstehen, aber ihre Bilder durch unkultivierte Farbe verderben. Der Vortrag der meisten geht auf die Erreichung dekorativer Wirkungen, ihre Ergebnisse sind äußerlich, vermögen aber dabei doch nach der technischen Seite hin nur selten Interesse zu erwecken. Geistige Vertiefung fehlt diesmal so gut wie durchweg. Daß dem nicht immer so zu sein braucht, haben frühere Ausstellungen der „Juryfreien" bewiesen. Das figürliche Bild bringt etliche Ansätze zu romantischen Phantasien, über deren Aeußeres und Inneres Bemerkungen nicht zu machen sind, daneben gänzlich inhaltleere Stücke. Religiöses ist — soll man sagen leider oder zum Glück? — ganz vermieden. Man bleibt eben im Alltäglichen stecken, gibt sich mit diesem zufrieden — das ist vernünftig; man regt nicht an — das ist bedauerlich; aber man stiftet auch keine Verwirrung, läßt die Kunst zwar still stehen, bringt sie aber dafür auch nicht auf abschüssige Bahn — und das ist gut.

Dr. O. Doering.

Chronik der Kriegsereignisse.

Erlasse, Ansprachen, Aufrufe.

An das deutsche Volk!

Vier Jahre schweren Kampfes sind dahingegangen, ewig denkwürdiger Taten voll. Für alle Zeiten ist ein Beispiel gegeben, was ein Volk vermag, das für die gerechte Sache, für die Behauptung seines Daseins, im Felde steht. Dankbar die göttliche Hand verehrend, die gnädig über Deutschland waltete, dürfen wir stolz bekennen, daß wir nicht unwert der gewaltigen Aufgabe befunden wurden, vor die uns die Vorsehung gestellt hat. Wenn unserem Volke in seinem Kampfe Führer, zum höchsten Vollbringen befähigt, gegeben waren, so hat es täglich in Treue bewährt, daß es verdiente, solche Führer zu haben. Wie hätte die Wehrmacht draußen ihre gewaltigen Taten verrichten können, wenn nicht daheim die gesamte Arbeit auf das Höchstmaß persönlicher Leistung eingestellt worden wäre? Dank gebührt allen, die unter schwierigsten Verhältnissen an den Aufgaben mitwirkten, die dem Staat und der Gemeinde gestellt sind, insbesondere unserer treuen unermüdlichen Beamtenschaft, Dank dem Landmann wie dem Städter, Dank auch den Frauen, auf denen so viel in dieser Kriegszeit lastet. Das fünfte Kriegsjahr, das heute heraufsteigt, wird dem deutschen Volke auch weitere Entbehrungen und Prüfungen nicht ersparen. Aber was auch kommen mag, wir wissen, daß das härteste hinter uns liegt. Was im Osten durch unsere Waffen erreicht und durch Friedensschlüsse gesichert ist, was im Westen sich vollendet, das gibt uns die feste Gewißheit, daß Deutschland aus diesem Völkersturm, der so manchen mächtigen Stamm zu Boden warf, stark und kraftvoll hervorgehen wird. An diesem Tage der Erinnerung gedenken wir alle mit Schmerz der schweren Opfer, die dem Vaterlande gebracht werden mußten. Tiefe Lücken sind in unsere Familien gerissen. Das Leid dieses furchtbaren Krieges hat kein deutsches Haus verschont. Die als Knaben in junger Begeisterung die ersten Truppen hinausziehen sahen, stehen heute neben den Vätern und Brüdern selbst als Kämpfer in der Front. Heilige Pflicht gebietet, alles zu tun, daß dieses kostbare Blut nicht unnütz fließt. Nichts ist von uns versäumt worden, um den Frieden in die zerstörte Welt zurückzuführen. Noch aber findet im feindlichen Lager die Stimme der Menschlichkeit kein Gehör. So oft wir Worte der Versöhnlichkeit sprachen, schlug uns Hohn und Haß entgegen. Noch wollen die Feinde den Frieden nicht. Ohne Scham besudeln sie mit immer neuen Verleumdungen den reinen deutschen Namen. Immer wieder verkünden ihre Wortführer, daß Deutschland vernichtet werden soll. Darum heißt es weiter kämpfen und wirken, bis die Feinde bereit sind, unser Lebensrecht anzuerkennen, wie wir es gegen ihren übermächtigen Ansturm siegreich verfochten und erstritten haben. Gott mit uns! Im Felde, den 31. Juli 1918.

gez. Wilhelm I. R.

An das Deutsche Heer und die Deutsche Marine!

Vier Jahre ernster Kriegszeit liegen hinter Euch. Einer Welt von Feinden hat das deutsche Volk mit seinen treuen Verbündeten siegreich widerstanden, durchdrungen von seiner gerechten Sache, gestützt auf sein scharfes Schwert und im Vertrauen auf Gottes gnädige Hilfe. Euer stürmischer Angriffsgeist hat im ersten Jahre den Krieg in Feindesland getragen und die Heimat vor den Schrecken und Verwüstungen des Krieges bewahrt. Im zweiten und dritten Kriegsjahre habt Ihr durch vernichtende Schläge die Kraft des Feindes im Osten gebrochen. Währenddessen boten Eure Kameraden im Westen gewaltiger Uebermacht tapfer und siegreich die Stirn. Als Frucht dieser Siege brachte uns das vierte Kriegsjahr im Osten den Frieden. Im Westen wurde der Feind von der Wucht Eures Angriffes empfindlich getroffen. Die gewonnenen Feldschlachten der letzten Monate zählen zu den höchsten Ruhmestaten deutscher Geschichte. Ihr steht mitten im schwersten Kampf. Die verzweifelte Kraftanstrengung des Feindes wird wie bisher an Eurer Tapferkeit zunichte werden; das bin Ich sicher, und mit Mir das ganze Vaterland. Uns schrecken nicht amerikanische Heere, nicht zahlenmäßige Uebermacht. Es ist der Geist, der die Entscheidung bringt. Das lehrt die preußische und die deutsche Geschichte, das lehrt der bisherige Verlauf des Feldzuges. In treuer Kameradschaft mit Meinem Heere steht Meine Marine in unerschütterlichem Siegeswillen im Kampfe mit dem vielfach überlegenen Gegner. Den vereinten Anstrengungen der größten Seemächte der Welt zum Trotz führen Meine Unterseeboote zäh und des Erfolges gewiß, den Angriff gegen die dem Feinde über die See zuströmende Kampf- und Lebenskraft. Stets zum Schlagen bereit, bahnen in unermüdlicher Arbeit die Hochseestreitkräfte den Unterseebooten den Weg ins offene Meer und sichern ihnen im Verein mit den Verteidigern der Küste die Quellen ihrer Kraft. Fern von der Heimat hält eine kleine heldenmütige Schar unserer Schutztruppe erdrückender Uebermacht tapfer stand. In Ehrfurcht gedenken wir aller derer, die ihr Leben für das Vaterland hingegeben haben. Durchdrungen von der Sorge für ihre Brüder im Felde, stellt die Bevölkerung daheim ihre ganze Kraft in entsagungsvoller Hingabe in den Dienst unserer großen Sache. Wir müssen und wir werden weiterkämpfen, bis der Vernichtungswille des Feindes gebrochen ist. Wir werden dafür jedes Opfer bringen und jede Kraftanstrengung vollführen. In diesem Geist sind Heer und Heimat unzertrennlich verknüpft. Ihr einmütiges Zusammenstehen und ihr unbeugsamer Wille wird den Sieg im Kampf für Deutschlands Recht und Deutschlands Freiheit bringen. Das walte Gott! gez. Wilhelm I. R.

An meine Bayern!

Wider unsere Hoffnung geht auch das vierte Kriegsjahr zu Ende, ohne uns den Frieden gebracht zu haben. Deutschlands Heere haben in beispielloser Tapferkeit den feindlichen Anstürmen standgehalten, uns im Osten rückenfrei gemacht, im Westen den Feind in siegreichen Kämpfen geschlagen und die deutschen Lande vor Verwüstung und Elend bewahrt.



Aber nicht an uns liegt es, wenn wir nunmehr in das fünfte Kriegsjahr eintreten. Noch sind die Gegner trotz aller Mißerfolge nicht zum Friedenswillen bereit, noch betrachten sie Deutschlands Zerschmetterung als ihr Ziel. Kein Deutscher aber denkt an einen schimpflichen Frieden! Da gilt es denn weiterzukämpfen, alle Mühsale und Entbehrungen auch fernerhin auf uns zu nehmen, in der sicheren Zuversicht, daß Gott unsere gerechte Sache zum Siege führen wird. Dafür birgt nicht nur die unvergleichliche Tapferkeit und Widerstandskraft unserer Heere, sondern in gleichem Maße der unbeugsame Wille zum Durchhalten in der Heimat. Daß Heer und Volk sich bisher so mutig die Treue gehalten, die draußen ihr Blut und Leben, die drinnen ihr Gut und ihre Kraft so opferfreudig dem Vaterlande geweiht haben, dafür danke Ich in dieser ernsten Stunde von tiefstem Herzen. Ich weiß Mich eins mit Meinem Volke, daß es König und Vaterland nicht verlassen, daß es durchhalten wird bis zum glücklichen Frieden. Das walte Gott! München, den 28. Juli 1918.

Ludwig.

An Mein Heer!

Auf glänzende Waffentaten können Meine prächtigen Truppen auch im vierten Kriegsjahre zurückblicken. Heißen Dank ihnen für das, was sie im Dienste des Vaterlandes Großes geleistet haben! Bei dem unerschütterlichen Siegeswillen der Armee muß uns der schließliche Erfolg gehören; ihn zu erstreiten, wird auch die Heimat an Härte des Willens nicht nachstehen. Volle Zuversicht erfüllt mich beim Blick in die Zukunft! Ich entbiete beim Eintritt in das fünfte Kriegsjahr Meinem braven Heere Meinen Königlichen Gruß. Gegeben München, am 28. Juli 1918. Ludwig.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Der Feind setzt seine Angriffe bei blutigen Verlusten hartnäckig fort.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

28. Juli. Stärkere Vorstöße des Feindes nördlich der Lys, beiderseits der Somme und nordwestlich von Montdidier wurden abgewiesen. In der Champagne drang der Feind bei örtlichem Angriff in unsere vorderen Linien südlich vom Fichtelberg ein. Unser Gegenstoß warf ihn größtenteils wieder zurück.

29. Juli. Teilangriffe, die der Engländer nördlich der Lys, nördlich der Scarpe und in breitester Front auf dem Norduser der Somme führte, wurden abgewiesen. Am Nachmittage wurden nördlich von Villemontoire Teilangriffe des Feindes, denen heftiger Artilleriekampf voranging, im Gegenstoß abgewiesen. In der Nacht vom 26. zum 27. Juli haben wir etwa zwischen Ourcq und Ardre unser vorderes Kampfgelände planmäßig geräumt und die Verteidigung in die Gegend von Fère-en-Tardenois—Ville-en-Tardenois verlegt. Dem Gegner blieb unsere Bewegung verborgen. Am 27. Juli lag noch das Feuer seiner Artillerie auf unseren alten Linien. Nachhuten verhinderten seine, erst am Nachmittag zögernd vorfühlenden Truppen an kampfloser Besitznahme des von uns aufgegebenen Geländes. Gestern versuchte die feindliche Infanterie, sich unter starkem Feuerschutz an unsere neuen Linien heranzuarbeiten. Schwache, im Vorgelände gelassene Abteilungen empfingen den Feind auf nahe Entfernung mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer und fügten ihm empfindliche Verluste zu. Auch die seit dem Tage vorher eingerichtete Artillerie und Schlachtflieger fanden in anmarschierenden Kolonnen und Panzerwagen des Feindes lohnende Ziele. Vor starken Angriffen des Gegners bei und südöstlich von Fère-en-Tardenois wich unsere Vorfeldbesatzung nach Erledigung ihrer Aufgabe befehlsgemäß auf ihre Linien zurück. Die mehrfach wiederholten Angriffe des Feindes führten zu heftigen Kämpfen, die mit Zurückwerfung des Gegners endeten. Hierbei haben sich unter Führung des Generals Pachelin ost- und westpreußische Regimenter, die schon auf den Höhen nordwestlich von Château-Thierry und seit Beginn der Schlacht oft täglich mehrfachen Ansturm französischer und amerikanischer Divisionen zum Scheitern brachten, auch gestern wieder besonders hervorgetan.

30. Juli. An der Kampffront griff der Feind unsere neuen Linien nördlich des Ourcq und unsere Stellungen auf den Waldhöhen südwestlich von Reims mit starken Kräften an. Franzosen, Engländer und Amerikaner wurden unter schwersten Verlusten für den Feind auf ihrer ganzen Angriffsfront zurückgeworfen. Der Schwerpunkt des feindlichen Angriffes war gegen die Front Hartennes—Fère-en-Tardenois gerichtet. Hier stürmten dichte Angriffswellen des Gegners am Vor- und Nachmittage immer von neuem an. Vor und an unseren Linien, teilweise in unseren Gegenstößen, brach der Ansturm zusammen. Am Nachmittage dehnte der Feind seine Angriffe über Fère-en-Tardenois nach Osten bis zum Walde von Meunière aus. Sie hatten ebenso wenig Erfolg wie Teilangriffe, die er am Morgen im Walde von Meunière, in den Abendstunden in breiter Front westlich von Ville-en-Tardenois führte. Südwestlich von Reims wiederholte der Feind zwischen Chambrecy und Bligny an einzelnen Stellen bis zu fünfmalen seine Angriffe und setzte sie bis zum späten Abend in heftigen Teilangriffen fort. Er wurde überall blutig abgewiesen. In der Champagne vertrieben wir südlich vom Fichtelberge den Feind aus Gräben, die er seit seinem Vorstoß am 27. Juli noch besetzt hielt, und nahmen einen feindlichen Stützpunkt nordöstlich von Perthes.

31. Juli. Bei erneutem feindlichem Vorstoß gegen Merris blieb der Ort in Feindeshand. Zwischen Fère-en-Tardenois und dem Merrière-Wald stürmten Franzosen und Amerikaner gegen Mittag erneut in tiefer Gliederung an. Ihre Angriffe sind blutig gescheitert. Auch im Walde selbst brach sechsmal wiederholter Ansturm des Feindes zusammen. Unsere Infanterie stieß dem geschlagenen Feind vielfach nach und setzte sich im Vorgelände ihrer Linien fest. Oestlich von Fère-en-Tardenois erneuerte der Gegner am Abend und während der Nacht ohne Erfolg seine verlustreichen Angriffe. Ebenso scheiterten feindliche Teilangriffe bei Romigny. Wir machten in den Kämpfen der letzten Tage mehr als 4000 Gefangene. Damit steigt die Zahl der seit dem 15. Juli gemachten Gefangenen auf mehr als 24 000. Gestern schossen wir im Luftkampf 19 feindliche Flugzeuge ab.

1. August. Oestlich von Fère-en-Tardenois setzte der Franzose am Nachmittage wiederholt zu heftigen Teilangriffen an. Wir warfen den Feind im Gegenstoß in seine Ausgangslinien zurück. Nordöstlich von Perthes versuchte der Feind nach starker Feuervorbereitung den ihm am 30. Juli entrissenen Stützpunkt wieder zu nehmen. Er wurde unter Verlusten abgewiesen. Erfolgreicher eigener Vorstoß südlich vom Fichtelberge und in den Argonnen. Der Gegner verlor gestern an der Front im Luftkampf und durch Abschuß von der Erde aus 25 Flugzeuge. Weiterhin wurde ein im Angriffsfluge gegen Saarbrücken befindliches englisches Geschwader von sechs Großkampfflugzeugen von unseren Front- und Heimat-Jagdkräften, bevor es seine Bomben abwerfen konnte, vernichtet. Aus einem zweiten, ihm folgenden Geschwader schossen wir ein weiteres englisches Großkampfflugzeug ab.

2. August. Zwischen Soissons und Fère-en-Tardenois setzte der Feind gestern seine vergeblichen Angriffe fort. Nach ihrer Abwehr und nach Aufräumung des gestrigen Schlachtfeldes haben wir während der Nacht in der großen Nachhutschlacht unsere Bewegungen fortgesetzt. Starker Artilleriekampf ging feindlichen Angriffen voraus, die sich am Vormittag gegen unsere Front beiderseits von Villemontoire richteten und sich am Nachmittage bis südlich von Hartennes ausdehnten. Sie wurden vor unseren Linien, teilweise im Nahkampf, abgewiesen. Ohne jeden Geländegewinn hat der Feind hier wiederum einen vollen Mißerfolg erlitten. Unter Einsatz stärkster Kräfte griffen englische und französische Divisionen am frühen Morgen aus der Linie nördlich von Grand-Rozoy und Fère-en-Tardenois an. Beiderseits von Beugneux konnten ihre Panzerwagen über unsere vordere Linie hinaus die Höhen nördlich des Ortes gewinnen. Hier schoß unsere Artillerie sie zusammen. Nach erbittertem Kampf wurden auch die Infanterieangriffe des Feindes an den Nordhängen der Höhen zum Scheitern gebracht. Auch am Nachmittage erneute feindliche Angriffe wurden hier blutig abgewiesen. Zwischen Cramaille und Fère-en-Tardenois brachen die ebenfalls sehr starken Infanterie- und Panzerwagenangriffe des Feindes bereits vor unseren Linien zusammen. Starkem feindlichen Feuer zwischen Fère-en-Tardenois und dem Meunière-Wald folgten Infanterieangriffe nur nördlich von Cierges. Sie wurden abgewiesen. Wir schossen gestern 14 feindliche Flugzeuge und 4 Fesselballone ab. Unsere Bombenflieger vernichteten u. a. ein großes französisches Munitionslager nördlich von Châlons.

3. August. Südwestlich von Ypern schlugen wir gestern früh einen starken englischen Teilangriff ab. Die großen Erfolge der Armee des Generalobersten v. Boehn in der Schlacht am 1. August trugen zu vollem Gelingen der gestern durchgeführten Bewegungen bei. Auf unserem alten Kampfgelände lag bis zum frühen Morgen, an einzelnen Stellen noch bis 11 Uhr vormittags, Artilleriefeuer des Feindes. Seine Infanterie- und Kavallerieabteilungen folgten nur zögernd und vorsichtig unseren langsam ausweichenden Vorfeldtruppen. Im Kleinkampf fügten wir dem Feinde beträchtliche Verluste zu. In der Champagne machten wir bei erfolgreichem Kampfe nordwestlich von Souain etwa 100 Gefangene.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Kleinere Kampfhandlungen.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

22. Juli. In Albanien nahm vor drei Tagen der Feind nördlich von Berat und im oberen Devoli-Tal seine Angriffe wieder auf. Es gelang ihm nirgends, Vorteile zu erringen.

24. Juli. Auf dem albanischen Kriegsschauplatz haben unsere braven Truppen die anhaltenden Anstrengungen des Feindes, unsere Linien im Devoliabschnitt zu durchbrechen, durch zähen Widerstand vereitelt.

27. Juli. An der Tiroler Front haben Sturmtruppsunternehmungen im Conofitale und im Vallarsa dem Feinde blutige Verluste zugefügt.

In Albanien schlugen unsere Truppen bei Ardenica sieben feindliche Gegenstöße ab und erkämpften sich bei Kalmi den Uebergang über den Semeni.

Verschiedene Nachrichten.

Auszeichnung. Dem ältesten Sohne des † Dr. Armin Kausen, Herrn Oberingenieur Wilh. Hub. Kausen, welcher seit vier Jahren als Feldmagazin-Inspektor im Felde steht, wurde das Hamburger Hanseaten-Kreuz verliehen.



Ein neues Altarwerk.

Die Münchener christliche Kunst hat einen neuen schönen Erfolg zu verzeichnen: Der Bildhauer Professor Georg Busch hat ein hochmonumentales Altarrelief vollendet, das für eine Seitenapsis der St. Elisabethkirche in Bonn a. Rh. bestimmt ist. Das mit seinem Halbrund sich der Architektur bestens anschließende Werk ist in Lindenholz geschnitzt und gefärbt. Seine Bedeutung ist die Verherrlichung des göttlichen Herzens Jesu. Den Mittelpunkt bildet die vollrund gearbeitete Gestalt des vor einer mit Engelsköpfen geschmückten Nische thronenden Erlösers, auf dessen Brust das von goldenen Ornamenten umgebene Herz goldig erglänzt. Beide Hände reicht er den ihn anschauenden Gläubigen gnadenvoll entgegen. Von beiden Seiten nahen ihm anbetende Scharen von Heiligen. Kniend und stehend richten ihre Bewegungen und Blicke sich auf den Heiland. So schließt sich die Komposition fest zusammen. Unter den Prachtgestalten zeichnen sich verschiedene durch Bildnisähnlichkeit aus, so der hl. Vinzenz von Paul, der sel. Petrus Canisius, Bonaventura und andere. Sie wechseln in künstlerisch höchst wirksamer Art mit den Idealbildern der übrigen. Unter ihnen sind Gestalten von wahrhaft großartiger Wirkung, so der hl. Franziskus, die hl. Elisabeth, die wunderschön charakterisierte hl. Klara. Im ganzen sind es gegen 40 Heiligenfiguren, deren kräftiges, linien- und formenschönes Relief sich auf die konkaven Flächen zur Rechten und Linken des Erlösers verteilt. Auch sie sind farbig behandelt, jedoch nur ganz leicht, schwach lasierend. So wird zugleich der Eindruck der starkfarbigen Figur des in rote Gewänder gekleideten Heilandes gehoben und ein ungezwungener Anschluß an die Farbe des marmornen Altars erreicht. Die hellfarbigen Reliefs aber werden in ihrer Wirkung gefördert durch das Dunkelblau des Hintergrundes. Dieser bildet eine schlichte Wand, deren Pilastereinteilung die Dreizahl der beiderseits angeordneten Figurengruppen deutlich betont und die mit ihren goldenen Säulen und Ornamenten neben dem Grün der konstruktiven Teile das Ganze zu einem reichen und vornehmen Farbenakkorde vereinigt. Das neue Werk des bekannten Künstlers liefert wiederum den Beweis, daß Monumentalaufgaben gegenwärtig nur von der christlichen Kunst in wirklich würdiger Art gelöst werden.

Dr. O. Doering.

Vom Büchertisch.

Was soll ich lesen? Literarischer Ratgeber, herausgegeben von Hermann Acker. Dritte Auflage. Zweiter Band: Philosophie, Erziehungswissenschaft, Religiöse Bildung und religiöses Leben, Kirchengeschichte, Heiligenleben, Missionskunde. Trier 1918, Paulinusdruckerei. Preis 3.60 M. Es ist erfreulich, zu sehen, wie der Ratgeber mit jedem neuen Erscheinen besser wird. Zielbewußt steuert Acker darauf hin, die gebildete Welt, insbesondere die gebildete Jugend, für die Literatur zu interessieren, sie mit dem Besten auf den verschiedenen Gebieten bekannt zu machen und zu eigenem kritischen Lesen zu führen. In dem vorliegenden zweiten Bande nehmen die Einführungen einen noch breiteren Raum ein als im ersten Band. Wer nur einen Einblick in die Philosophie gewinnen will, wer sie privat oder auf der Universität als Studium betreiben will, findet in der trefflichen Einführung Viktor Cathreins die Wege vorgezeichnet, findet im Ratgeber die klar und scharf gekennzeichneten Werke, die zu dem gewünschten Ziele führen. Das gilt auch von den übrigen Abteilungen. Namen, wie L. Habrich, J. Rabeneck, K. Kirch, B. Arens, bieten die Gewähr für gediegene, wissenschaftliche Arbeit Der erste Band der dritten Auflage war in wenigen Monaten vergriffen, seine vierte Auflage ist schon angezeigt, ein erfreuliches Anzeichen dafür, daß bei unseren katholischen Gebildeten das Verständnis für die Wichtigkeit der Literaturkenntnis in starkem Wachsen begriffen ist. — **Religion und Leben.** Literarischer Ratgeber, herausgegeben von Hermann Acker. Dritte Auflage. Trier 1918. Paulinusdruckerei. Preis 0.60 M. Diese Schrift enthält neben einem Auszug aus obigem Werk die empfehlenswerten Werke für die Jugend, nach Altersstufen geordnet. Die dritte Auflage bringt auch zum erstenmal mehrere Lebensdarstellungen und literarische Würdigungen hervorragender katholischer Schriftsteller. Mit diesen Lebensbildern soll in jeder neuen Auflage gewechselt werden, so daß die einzelnen Auflagen von „Religion und Leben" einen bleibenden Wert beanspruchen dürften. Dr. Josef Schwuerack.

Dr. **Jschirkoff,** Professor der Geographie an der Universität Sofia, **Bulgarien, Land und Leute.** 2 Bände kl. 8° 129 und 128 S. Leipzig 1916. Verlag von Dr. Jwan Parlapanoff. Vorliegende Bände bilden den Anfang einer „Bulgarischen Bibliothek". Der Herausgeber, Prof. Dr. Gustav Weigand in Leipzig, beabsichtigt mit derselben „dem deutschen Publikum eine Reihe von Hilfsmitteln zu bieten, die über alle Gebiete des öffentlichen Lebens, über Geschichte, Ethnographie, Volkskunde, kurz über alles spezifisch Bulgarische, das einen weiteren Interessentenkreis vermuten läßt, gediegene Auskunft geben sollen." Er hat sich zu diesem Zwecke mit einer Reihe von angesehenen bulgarischen Gelehrten und Schriftstellern in Verbindung gesetzt, welche in Sofia ein eigenes Redaktionskomitee bilden. So versprechen die geplanten Veröffentlichungen wissenschaftliche Gediegenheit der Darstellung und persönliche Vertrautheit der Autoren mit den behandelten Fragen auf das beste zu vereinigen. In diesem Sinne können auch die beiden ersten Bände der „Bulgarischen Bibliothek" nur empfohlen werden. Sie geben einen guten Ueberblick über Land und Leute, die unser Interesse wirklich verdienen; berücksichtigen, soweit das bei dem langen Kriegszustand möglich ist, die neuesten Verhältnisse und mögen durch die zahlreichen Abbildungen manchem einen Anreiz geben, in ruhigeren Zeiten die landschaftlichen Schönheiten Bulgariens selbst kennen zu lernen. Dr. K. Neundörfer.

Uve Jens Kruse. Ich will! Eine Schule des Willens und der Persönlichkeit. Felsenverlag, Buchenbach, Baden. M 12.50. In der Besprechung dieser Arbeit („A. R." Nr. 28) sagten wir: „Der Preis ist sehr hoch." Nun schickt uns nachträglich der Verlag einen Prospekt, in dem es heißt: „Der Preis des Werkes könnte auf den ersten Blick hoch erscheinen; er wird aber dadurch bestimmt, daß der Verfasser dem Willensschüler zu Rat und Sonderhilfe brieflich bereit steht." Somit wird die Bereitschaft des Verfassers zu Rat und Sonderhilfe an die Käufer des Buches, dessen Exemplare zu diesem Zwecke numeriert sind, gleich in den Preis des Buches eingerechnet, auch jenen, die von dem Anerbieten keinen Gebrauch machen. Geistl. Rat Dr. Hoffmann.

Geschichte der göttlichen Offenbarung. Bibelkunde für Schule und Selbststudium von Dr. Joseph Lengle, Professor am Friedrichsgymnasium zu Freiburg i. Br. Mit vier Kärtchen. 8° (XII u. 184 S.) Freiburg 1918, Herdersche Verlagshandlung. M 2.60; geb. M 3.20. — **Lehrbuch der Geschichte der göttlichen Offenbarung** für Lehrer und Lehrerinnenseminarien und höhere Lehranstalten, zugleich ein Wiederholungsbuch für die Hand des Religionslehrers in den Oberklassen der Volksschule. Von Professor Georg Lenhart, Religions- und Oberlehrer am Großh. Ernst-Ludwigs-Seminar zu Bensheim. Erster Band: Die alttestamentliche Offenbarung. Mit 24 Bildern und 4 Karten. 8° (XVI und 176 S.) Freiburg 1918, Herdersche Verlagshandlung. M 2.60; geb. M 3.20. Die beiden gleichzeitig erschienenen Neuarbeiten verfolgen denselben Zweck, nämlich eine Uebersicht zu geben über das Wort: „Nachdem Gott vormals vielfach und auf mannigfache Weise zu den Vätern geredet hat durch die Propheten, hat er zuletzt in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn." Die Ausführung ist in jedem der beiden Bücher etwas anders. Lengle arbeitet die Offenbarungsgeschichte fest in den Rahmen der Welt- und Kulturgeschehnisse hinein. Die wissenschaftlichen Resultate, welche die vorausgehenden Jahre in den verschiedenen unsere Sache berührenden Gebieten erzielten, sind herangezogen, so besonders werden die Ergebnisse der Ausgrabungen in Assyrien, Babylonien, Arabien, Aegypten und Palästina berücksichtigt. Das Buch wird zu einer auf die Geschichte sich stützenden Apologetik der Offenbarung. Es ist zunächst berechnet für die Untersekunda (6. Kl.) des Gymnasiums und für ähnliche Unterrichts-

Unter dem Protektorate des Hochwürdigsten Herrn Fürstbischofs von Breslau

haben die Unterzeichneten in Anbetracht der hohen Bedeutung, welche der sozialen Fürsorge zu Gunsten der **Bevölkerungsfrage** für unsere Zeit zukommt, sich zur Teilnahme an den einschlägigen vaterländischen Aufgaben mit der Leitung des **Vereins zur Ausbildung weltlicher katholischer Pflegerinnen E. V. in Breslau** vereinigt.

Wir beabsichtigen die Errichtung einer Heimstätte

I. für solche **Frauen**, welche ihrer Entbindung entgegensehen und bei uns gegen geringes Entgelt sachgemäße Pflege genießen wollen,

II. für **Säuglinge**, welche zwar nicht krank sind, indessen aus Gesundheitsrücksichten oder aus anderen Gründen von der Mutter getrennt werden müssen.

Zugleich soll die zu errichtende Anstalt Mädchen und Frauen aus den gebildeten Ständen, welche bereits in der allgemeinen Krankenpflege gründlich durchgebildet sind, Gelegenheit bieten, auch in der Wochen- und Säuglingspflege sich praktisch auszubilden.

Es werden Kurse über soziale Fürsorge in Aussicht genommen, um tüchtige Kräfte für Stadt und Land, insbesondere auch der Privat-Wochenpflege, zuzuführen.

Wir richten an alle Freunde dieser für die Gegenwart hochwichtigen Fürsorgetätigkeit die Bitte, unser Unternehmen zu fördern.

Im Juni 1918.

Der Ehrenausschuß:

Frau Herzogin **Dorothea von Schleswig-Holstein,** Frau Kommerzienrat **Güttler**-Reichenstein, Frau Gräfin **Willy Henckel von Donnersmarck,** Frau Kommerzienrat **Dr. Georg Heimann**-Breslau, Frau Fürstin **Ottilie von Drucki-Lubecka,** Frau Bergrat **Pieler**-Breslau, Frau **Gabriele von Ruffer-Kokoschütz,** Frau Geheime Sanitätsrat **Dr. Koerner**-Breslau, Frau Fürstin **Blücher von Wahlstatt**-Kriblowitz, Frau Gräfin **Agnes von Ballestrem**-Ober-Gläsersdorf, Frau Gräfin **Emma Strachwitz**-Groß-Reichenau, Frau Gräfin **Sophie Schaffgotsch**-Warmbrunn, Frau Gräfin **Bianca-Magnis**-Eckersdorf.

Der Vorstand und die Oberin des Charitasheim
Verein zur Ausbildung weltlicher katholischer Pflegerinnen.
Für die Geschäftsführung: Emmo Graf Matuschka.

Geldspenden werden auf **Postscheckkonto Nr. 15835** oder an das Bankhaus **E. Heimann** in **Breslau** erbeten;
Quittung wird in der **„Schles. Volkszeitung"** geleistet.
Nähere Auskunft erteilt Oberin Gräfin **Hoyos, Breslau 16,** Birkenwäldchen 5.

stufen an anderen Schulen. Lenhart zieht ebenfalls die Welt- und Kulturgeschichte heran, doch liegt die Eigenart seines Buches darin, daß es straffer und eindringlicher den inneren Zusammenhang und den äußeren Verlauf der Offenbarung faßt, die Glaubens- und Sittenlehren herausstellt, erläutert und insbesondere dartut, daß der Alte Bund Führer und Wegweiser auf Christus war. Die Einwände einer irregehenden Forschung finden weniger Berücksichtigung. Ein Lehrbuch der katholischen Religion zu sein, die katholische Glaubensüberzeugung zu stärken und für das katholische Glaubensleben zu begeistern, ist dem Buche als erste Aufgabe gestellt. Hier ist nicht der Ort, die Brauchbarkeit der beiden Werke für die Schule, wofür sie an erster Stelle geschrieben sind, zu erörtern, dieses muß in Fachzeitschriften geschehen. Wir glauben aber, ihnen ein günstiges Geschick vorhersagen zu dürfen. An dieser Stelle sei nur bemerkt, daß sie auch gebildeten Laien zur geistlichen Lesung und zum Selbststudium bestens empfohlen werden können. Bei der Auswahl mag die Rücksicht auf die obenerwähnten Prinzipien, nach denen jedes Büchlein gearbeitet ist, walten. Sie dürften von mancherlei Unsicherheiten, Zweifeln und Vorurteilen befreien und Liebe zur geoffenbarten Religion wecken.

Geistl. Rat Dr. Hoffmann.

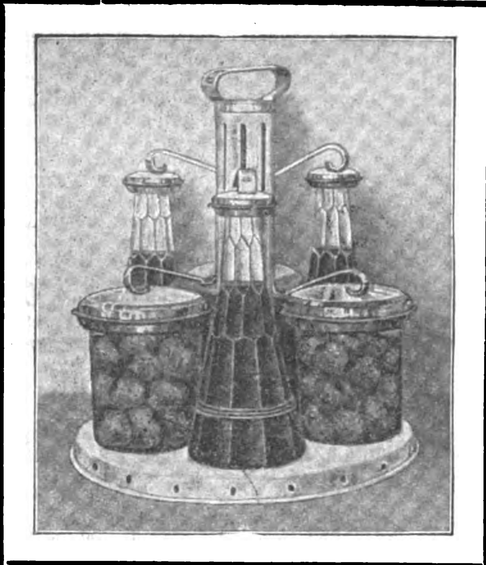
Handbuch für innerliche Seelen. Von P. Johannes Grou aus der Gesellschaft Jesu. Getreu nach dem Original ins Deutsche übertragen von M. Maria Gabriela vom heiligsten Sakrament (Hedwig von Liszt), Priorin des Karmelitinnenklosters zu Neubistritz in Böhmen. 3. Aufl. 16° 352 S. M 4.50. Münster i. W., Alphonsusbuchhandlung. 1918. Eine auf reicher Erfahrung gründende Darstellung der Grundsätze des geistlichen Lebens. Die ohne ersichtlichen systematischen Aufbau aneinandergereihten Abhandlungen bilden doch ein abgerundetes Ganzes, wie die auf S. 349/59 eingefügte Anleitung, das Handbuch als Grundlage zu zehntägigen Exerzitien zu machen, erläutert. Frühere Ausgaben dieses Werkes von einem ungenannten Uebersetzer unter dem Titel „Schatzkästlein" ließen die genaue Prägung der Gedanken des Verfassers vermissen. In dieser Ausgabe wird auf möglichst treue Wiedergabe der Urschrift besonderes Gewicht gelegt.

O. Heinz.

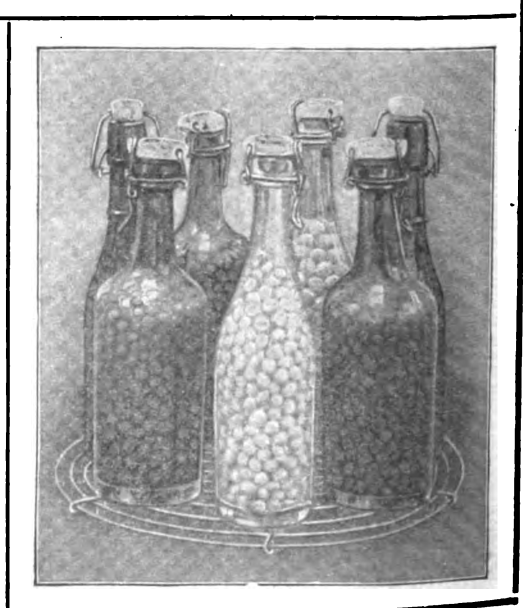
Bühnen- und Musikrundschau.

Das **„Neue Theater"** unter Dr. Schindlers Leitung beginnt am 31. August seine Winterspielzeit. Vorübergehend im Interesse der Wohltätigkeitszwecke des Opfertages hat es schon jetzt für einige Abende seine Pforten geöffnet, um uns eine Uraufführung zu bieten. Die Leitung derselben hatte Herr Pinegger vom Volkstheater inne und einige Mitglieder dieser Bühne verbanden sich mit anderen Künstlern zu einem abgerundeten Ensemble. „Fräulein Lotty" heißt das muntere Stückchen, das sein Verfasser Friedrich Haindl ein wenig anspruchsvoll eine Komödie nennt. Die volksstücksmäßige Handlung zeigt uns, wie Lotty, die hübsche Metzgerstochter, in den Augusttagen des Jahres 1914 eine Kriegstrauung eingeht, sehr zum Aerger des bejahrten Schweinehändlers und Kriegslieferanten Schmuttermeier, der Frl. Lotty selbst heiraten möchte und ihrem Vater nun aus Rache die Hypothek kündigt. 1915 sieht die Familie in Kummer und Bedrängnis. Die junge Frau Lotty, die ein Buberl in der Wiege schaukelt, hat seit vielen Monaten keine Nachricht von dem im Felde vermißten Gatten und dem Vater steht in Aussicht, von dem Blutsauger Schmuttermeier von Haus und Hof verjagt zu werden allein der Komödiendichter weiß zu rechter Stunde des Kriegsgewinnlers Herz zu erweichen und ihn zu einem wahrhaft guten Menschen zu wandeln. Auch der junge Gatte Lottys kehrt aus Kriegsgefangenschaft heil und froh zurück. Dadurch, daß der Verfasser den jungen Kriegshelden im Zivilberufe Akrobat sein läßt, ergaben sich mehr oder minder ungezwungen allerhand „Varietéeinlagen". Der Notstand des Hauses bringt Lotty und die alte Base und Haushälterin auf den Gedanken, sich auch den Künsten zu widmen. Der Austausch zwischen den Schauspielern und ihren Doppelgängern vom Varieté wurde auch in der Maske ziemlich täuschend durchgeführt, so sahen wir zwei sehr gewandte Fangkünstler, die man vor der Sprachreinigung „Jongleure" nannte, einen tüchtigen, leidlich witzigen Bauchredner und ausgezeichnete Akrobaten, deren verblüffende Kraftleistungen Unterernährungssorgen verscheuchen können. Man darf es dem Verfasser als Takt anrechnen, daß er darauf verzichtete, seine harmlosen Wirkungen mit der großen vaterländischen Geste zu verquicken. Neubert und Marie Mayerhofer boten famose Volksstücktypen, Frl. Kinadi in der Titelrolle, Hartl, Dor und Frl. Geßler konnten sich mit den Varietékünstlern und dem Autor in den Beifall teilen.

Theater am Gärtnerplatz. Die lange Reihe der Aufführungen der „Rose von Stambul" wurde anläßlich des Opfertages durch eine Erstaufführung unterbrochen. „Die erste Frau", Operette von A. M. Willner und R. Oesterreicher, Musik von Heinrich Reinhardt, wurde vom ausverkauften Hause mit lautem Beifall aufgenommen. Ein armer, junger Maler hatte ein armes, junges Mädchen geheiratet, er verdiente nichts und so litten sie Not und trennten sich wieder. Später hat er sich mit einer reichen Frau verlobt und als er diese in einen Modesalon begleitet, trifft er in der Probiermamsell seine „erste Frau". Holde Erinnerungen tauchen auf und nun steht der Mann zwischen zwei Feuern, ein unentschiedenes Hinüber und Herüber, bis dann endlich die erste Liebe obsiegt. Diese Handlung wird durch die üblichen Zutaten mehr oder minder komischer







Natur, durch allerhand Tänze und Gehopse verbreitert; die Musik bringt hübsche Lieder und flotte Tanzweisen, wie man sie von Reinhardt gewöhnt ist. Es ist mit einem Worte die Durchschnittsoperette, wie sie dem Durchschnittspublikum gefällt. Die beiden großen Frauenrollen wurden von den Damen Weißmann und Parla sehr flott und anmutig gespielt und gesungen. Auch Königs etwas steifer „Maler“ ist zu loben.

Verschiedenes aus aller Welt. Zum Generalintendanten der kaiserlichen Theater in Wien ist Freiherr Leopold v. Andrian-Werburg ernannt worden. Der im Anfang der Vierziger stehende Enkel Meyerbeers wurde vor Jahren als zarter lyrischer Dichter bekannt, trat dann in diplomatische Dienste und leitete bis zum Kriege das Generalkonsulat in Warschau. In Brest-Litowsk gehörte er zu dem Stabe des Grafen Czernin. Als Bühnenleiter hegt er das Ziel, daß die Wiener Hofbühnen beispielgebend für alle Theater, insbesondere der österreichischen Theater werden. Auch müßten die schaffenden und darstellerischen Künstler Oesterreichs wieder das Gefühl haben, in den Wiener Hoftheatern ein Heim zu finden; es solle nicht mehr gesagt werden dürfen, daß der Oesterreicher ins Ausland gehen müsse, um Anerkennung zu finden. — In Marienbad starb Sigmund Lautenburg. In den siebziger Jahren als Charakterdarsteller berühmt, wurde er später ein sehr erfolgreicher Theaterleiter; er hatte um Ibsen und die deutsche naturalistische Schule Verdienste, aber der Hauptnachdruck seines Wirkens lag auf der Einfuhr des französischen Sittenstückes. Seine im Berliner Residenztheater in bestechender Wiedergabe gebotenen Pariser Ehebruchskomödien hatten so große Erfolge, daß sie zahlreiche Bühnenleiter zu solch sittlich und national unerfreulicher Bühnenpflege verlockten. — Der besonders durch seine Stücke: „Die glückliche Ehe“ und „Kameraden“ bekannt gewordene Peter Nansen ist in Kopenhagen gestorben; als Leiter eines führenden Verlages hatte er einen großen Einfluß auf die Literatur seines Landes. Auch seine Romane werden gerne gelesen. Er selbst rühmte seine glückliche jüdisch-dänische Blutmischung als Quelle seiner Erfolge. — „Schatzhauser“, eine Volksoper von F. A. Köhler hatte in Erfurt Erfolg. Die Kritik rühmt die Melodienfülle und das unverfälschte, gesunde Naturempfinden des Tondichters. Das Buch schrieb H. Greiner nach einem Hauffschen Märchen. — Ludwig Nüdlings „Eva“, ein Stück vom ersten Sterben, ein Drama, das das Problem der Erbsünde in seiner ursprünglichen biblischen Form behandelt, fand in Offenbach a. M. starken Beifall. Der als Lyriker unseren Lesern bestbekannte geistliche Dichter wurde oft gerufen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

„Kein Deutscher denkt an einen schimpflichen Frieden“ — Wirtschaftslage und deutscher Arbeitsmarkt im fünften Kriegsjahre — Finanzielle Neubildungen.

Aus dem Aufruf und Tagesbefehl des Deutschen Kaisers, aus den Worten des bayerischen Königs an sein Volk und Heer, aus den Aeusserungen der übrigen Bundesfürsten, wie auch aus den Auslassungen der leitenden militärischen und amtlichen Zivilstellen ergibt sich Deutschlands unverminderte Kraft und Ausdauer im angebrochenen fünften Kriegsjahr. „Kein Deutscher denkt an einen schimpflichen Frieden“, betont der bayerische König. Naturgemäss haben die Ententeführer es in dieser Zeit nicht fehlen lassen, auch ihrerseits zu Worte zu kommen. Den grossspurigen Prophezeiungen Balfours, des Leiters der britischen Auslandspolitik und der Rede Lloyd Georges beim Empfang von 200 Grossindustriellen im englischen Unterhaus konnte der bayerische Ministerpräsident von Dandl in der bayerischen Abgeordnetenkammer, unzweideutig bezugnehmend auf den vorherrschenden britischen Imperialismus, erfolgreich begegnen. Unsere Kriegswirtschaftskreise verfolgen solche Rededebatten aufmerksam. Angesichts der militärischen Gesamtlage, der Beweise der Wirksamkeit des U-Bootkrieges — plötzliche Aufgabe des englischen Ackerbauprogrammes, Arbeiternot, Munitionsarbeiterstreik bei der Entente — sind sich diese Faktoren über den Ausgang des Weltkrieges noch nie im Zweifel gewesen. Dies umsoweniger, als gerade in letzter Zeit die Wirtschaftsverhältnisse bei uns sichtlich eine bedeutende Besserung zugeben. Sogar unsere Ernährungsfragen werden, wenn auch dieselben zurzeit zweifellos recht schwierig sind, für späterhin gebessert angesehen. Der bayerische Minister von Brettreich konnte dies in Verbindung mit den Wirtschaftsverhandlungen mit Oesterreich bestätigen. Auch die Aeusserungen des österreichischen Ernährungsministers von Paul über das kommende Wirtschaftsjahr betonen, dass die dortige Ernährungskrise fast überwunden ist und aller Voraussicht nach nicht wiederkehren wird. Im Zusammenhang damit verdienen Erwähnung die in letzter Zeit gemachten verschiedentlichen Vorschläge zur Aenderung unserer Ernährungswirtschaft durch Freigabe eines Teiles der Lebensmittel aus der jetzigen Zwangsbewirtschaftung (Antrag Rösicke). Dem gegenüber steht die völlig ablehnende Haltung des gerade auf diesem Gebiet führenden Dr. Heim. Von bayerischen Wirtschaftsmassnahmen der jüngsten Zeit sind bedeutungsvoll die eingebrachten Gesetzentwürfe über Vereinfachung der Staatsverwaltung

und über das Beamtenversicherungsgesetz. Während die von der Abgeordnetenkammer beschlossene Errichtung einer staatlich geleiteten Mobiliar-Brandversicherung von der Reichsratskammer abgelehnt wurde, genehmigte dieselbe einstimmig den Antrag des Zentrumsabgeordneten von Freyberg betreff Einführung eines staatlichen Hagelversicherungs-Monopols.

Das beste Spiegelbild in der günstigen Beurteilung unserer Kriegswirtschaft ergibt die Lage des deutschen Arbeitsmarktes der bei unverändert angespanntester Beschäftigung die Leistungsfähigkeit namentlich unserer Kriegsindustrie auf gleicher Höhe erhalten konnte. Besonders die heimische Schwerindustrie ist auf einen unvermindert festen Grundton gestimmt, nachdem der Bedarf der Heeresverwaltung und der ihr angegliederten Stellen derart umfangreich bleibt, dass für die Privatindustrie, namentlich zur Befriedigung von Baubedarf, nur wenig übrig bleibt. Verschiedene finanzielle Gründungen wurden neuerdings vorgenommen. Neben dem mannigfaltigen Kapitalneubedarf einzelner deutscher Industrieunternehmungen sind hier anzuführen: der Zusammenschluss des deutschen Fischeinfuhr- und Fischgrosshandels, namentlich West- und Süddeutschlands, die neue Verschmelzung zwischen Kohlenhandlung und Reederei innerhalb des Duisburger Hanielkonzerns, die Vereinigung dreier grosser Krefelder Sammetfabriken zu einer Aktiengesellschaft. Das unter Führung der Handelsvereinigung für Getreide, Futtermittel und Saaten vor kurzem gebildete ukrainische Einfuhrsyndikat hat die Vollbezahlung ihrer Syndikatsbeteiligten in Höhe von 43 Millionen Mark einberufen, ausserdem mit einem deutschen Bankenkonsortium einen Operationskredit von 120 Millionen Mark beschlossen. Zur Aufschliessung dieses Wirtschaftsterrains in der Ukraine sind ausserdem laut „Frankfurter Zeitung“ in Bildung begriffen: 1. eine G. m. b. H. mit insgesamt 100 Millionen Mark Kapital — Schwerindustrie, Maschinenfabrik, Elektrofirmen usw. unter Führung der Friedrich Krupp A. G. Essen —, 2. ein Studiensyndikat von deutschen Grossbanken mit zunächst 5 Millionen Mark Kapital. Bezeichnend für die aussichtsreiche Weiterentwicklung, besonders unserer Rüstungsindustrie, sind die vielfachen Meldungen über deren derzeit glänzende Geschäftsgestaltung und die Einzelheiten aus den herauskommenden Jahresabschlussziffern. Trotz der ursprünglichen Unklarheit über die Durchführung der neuen Börsensteuergesetze und der vom Bundesrat nicht erfolgten Verbilligung dieser Steuern konnte an den Börsen in überraschend schneller Folge die seither schon erstaunlich feste Grundstimmung neuerdings zum Durchbruch gelangen. Warenknappheit, die immer grösser werdende Geldflüssigkeit — diese trotz des flott gehenden Anlagegeschäftes, nicht zuletzt in Kriegsanleihen —, befriedigende Ernteaussichten trugen zu solcher Geschäftsverstärkung an unseren Börsen neben der Gesamtentwiklung der oben verzeichneten Wirtschaftsnachrichten bei. Hieran änderten nichts die anlässlich der politischen Mordtaten im Osten deutlich sich zeigenden schwarzen Wolken und die aus den bekannten Ursachen neuerdings verschärften Rückgänge am internationalen Valutenmarkt. M. Weber, München.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Scheffelbrevier. Von Karl Bertsche. M 1.50. (Münster, Fr. Seybold.)

Moralische Massenverseuchung durch Theater und Kino. K 1.—. — **Der moralische Schwachsinn.** K 1.20. Von Prof. Dr. Joh. Ude. (Graz, Verlag „Oesterreichs Völkerwacht“.)

Oesterreichs geschichtliche Sendung. Von Dr. Alfons Dopsch. — **Die nationale Kultur der österreichischen Völkerstämme.** Von Prof. Dr. M. Haberlandt. — **Oesterreich als Völkerstaat.** Von Rich. Carmatz. 1.—3. Bd. der Oesterreichischen Bücherei. (Wien und Leipzig, Carl Framme, G. m. b. H.)

Schluß des redaktionellen Teiles.

Fesselnde, lehrreiche Lebensbeschreibungen.

Aus unsern Verlagswerken empfehlen wir als Lektüre für jedermann:

Das Literatur-Apostolat eines Heiligen. Verdienste des hl. Klemens Maria Hofbauer um die katholische Literatur. Von F. Flinterhoff. 72 Seiten 8⁰. Preis geheftet M. —.80, gebunden M. 1.20.

. . Hier wird gezeigt, wie Klemens Hofbauer, mit klarem Blicke in seiner verworrenen Zeit die Bedeutung der Literatur für das religiöse Leben weiter Kreise durchschaute, und wie er alles tat, um die Pflege der Literatur im katholischen Sinne zu fördern.

Helden des Christentums. Heiligenbilder, herausgegeben von Konrad Kirch S. J. Vollständig in zwölf Bänden, jeder Band ca. 200 Seiten. — Die Sammlung zerfällt in drei Teile: I. Aus dem christlichen Altertum, II. Aus dem Mittelalter, III. Die neuere Zeit. Jeder Teil umfaßt 4 Bände. Preis des einzelnen Bandes vornehm gebunden Mk. 2.—.

Erschienen sind: I. Bd. 1.: **Die Kirche der Märtyrer.** I. Bd. 2.: **Glaubensstreiter im Osten.** I. Bd. 3.: **Lehrer des Abendlandes.** II. Bd. 1.: **Leuchten in dunkler Zeit.**

Das Werk ist auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebaut. Gestützt auf die besten und zuverlässigsten Quellen, schildert es die Heiligen ganz so, wie sie tatsächlich lebten und wirkten.

Der heilige Bonifatius, Apostel der Deutschen. Von L. Kuhlmann, Gymnasiallehrer. XII und 504 Seiten. Preis geheftet M. 3.60, gebunden M. 5.—.

In populärer Sprache schildert uns das Werk die segensreiche Tätigkeit des Apostels der Deutschen. Er erscheint wie eine andere Sonne, umkreist von einem Heere hellglänzender Sterne anderer Glaubensboten und Heiligen. Der Verfasser hat in seinem Werke alle Forschungen und Studien katholischer wie akatholischer Geschichtsschreiber verwertet.

Geschichte der hl. Kunigunde von Luxemburg, Kaiserin von Deutschland. Von J. P. Toussaint, Priester der Diözese Luxemburg. 136 Seiten kl. 8⁰. Preis gebunden Mk. 2.—.

In lebendiger Sprache und anziehender Darstellung wird uns hier ein treffliches Lebensbild der heiligen Kunigunde, der Gemahlin des Kaisers Heinrich II., dargeboten. Gleichzeitig werden interessante Einzelheiten aus dem Leben dieses heiligen Herrschers eingeflochten. Der kurzen und doch ausführlichen Lebensbeschreibung liegen die zuverlässigsten Quellen zugrunde.

Leben des hl. Johannes von Gott. Von Fr. Luziano del Pozo — Aus dem Spanischen übersetzt von Wilhelm Frank, Domkapitular. XVIII und 284 Seiten 8⁰. Preis gebunden Mk. 3.30.

Das Werk ist für jeden Katholiken von hohem Interesse, es schildert das Leben eines Heiligen, das angefüllt war von Werken heiliger Liebe und tiefer Weisheit zur Ehre Gottes und zum Heile der Kranken. Für die Genossenschaft der Barmherzigen Brüder, der der Heilige im Leben angehörte, hat das Buch einen ganz besonderen Wert.

Lebensbilder hervorragender Katholiken des neunzehnten Jahrhunderts. Nach Quellen bearbeitet u. herausgegeben von J. J. Hansen, Pfarrer. Acht Bände VIII u. 294 Seiten bis VIII u. 444 Seiten. 8⁰. Preis des einzelnen Bandes Mk. 4.60 bis M. 5.20.

Eine lange Reihe glänzender Gestalten aus allen Lebensständen und Lebensberufen wird hier vorgeführt, alle glaubenstreue und glaubensstarke Kinder der katholischen Kirche. Damit wird die so häufig vorgebrachte Behauptung von der „geistigen Rückständigkeit“ des Katholiken in ihrer ganzen Haltlosigkeit hingestellt. Ein solches Werk sollte Eingang in jede katholische Familie finden.

Roswitha von Gandersheim, die erste deutsche Dichterin. Von Joh. Schneiderhan. VIII und 208 Seiten kl. 8⁰. Preis geheftet M. 2.60, gebunden M. 3.30.

Eine hochinteressante Abhandlung über das Leben und Schaffen der edlen Ordensfrau, die bereits im 10. Jahrhundert es verstand, Nationales, Christliches und Humoristisches in ihren Dichtungen glücklich zu vereinen.

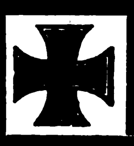
Daniel O'Connel, der Befreier, und seine politische Bedeutung für Irland und England. Von A. Zimmermann, S. J. XVI und 242 Seiten 8⁰. Preis geheftet M. 2.40. gebunden M. 3.00.

Gerade in unserer Kriegszeit wird es für jeden Deutschen von besonderem Interesse sein, von der gewissenlosen Unterdrückung der Iren durch die Engländer zu lesen und von dem großen Manne, der so furchtlos den Bedrückern entgegentrat, indem er für Irlands gerechte Sache kämpfte.

Professor Contardo Ferrini, ein Mann des Glaubens und der Wissenschaft. Autorisierte deutsche Ausg. Von P. Leo Schlegel, O. Cist. 32 Seiten 8⁰. Pr. geb. M. 0.25.

Das Werk schildert das Leben und Wirken eines hochgebildeten Mannes, den jeder Katholik, und zumal der Katholik in höherer Lebensstellung, sich zum Vorbilde nehmen sollte.

Paderborn **Bonifacius-Druckerei.**





Statt jeder besonderen Anzeige.

Bei den letzten schweren Juli-Kämpfen an der Marne fiel in treuester Pflichterfüllung im blühenden Alter von 29 Jahren unser innniggeliebter ältester Sohn und Bruder

Hugo Behrendt

Oberarzt d. R. in einem bayer. Infanterie-Regiment

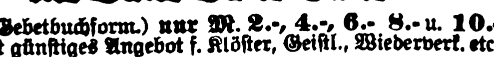
Ritter d. Eisernen Kreuzes I. u II. Kl. u. des bayer. Mil.-Verd.-Ord. IV. Kl.

Kainzenbad-Partenkirchen, den 31. Juli 1918.

Um ihn trauern seine schmerzgebeugten Eltern und Geschwister:

Dr. med. Theophil Behrendt, ärztl. Leiter und Besitzer des Kainzenbades
Frau Katharina Behrendt, geb. Sauer
Josef Behrendt, Leutnant d. Res.
Hans Behrendt, Leutnant d. R.
Theophil Behrendt, Vizefeldw. d. R.
Anton Behrendt, Vizewachtm. d. R.
Paul Behrendt, Leutnant d. R.
Margarete Behrendt.

Es wird herzlich gebeten, von Beileidsbezeugungen jeder Art absehen zu wollen.

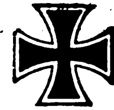


1000 Heiligenbildchen

sort. (Gebetbuchform.) nur M. 2.-, 4.-, 6.- 8.- u. 10.-
äußerst günstiges Angebot f. Klöster, Geistl., Wiederverk. etc.

Außerdem: **Reizende Neuheiten,**
Serie von 8 Bildchen vom Kunstmaler Huber—Sulzemoos,
sowie Patrona Bavariae vom gleichen Künstler.

Carl Poellath, Heiligenbilderverlag
Schrobenhausen.



Zum zweiten Male in diesem furchtbaren Kriege hat unser Herrgott ein schweres Opfer von uns gefordert. Am 19. Juli fiel durch Artillerievolltreffer unser wackerer ältester Sohn, lieber Bruder und Enkel

Herr Christian Schreiegg

cand. pharm.

Leutnant d. R. und Kompagnieführer, zuletzt in einem Res.-Inf.-Rgt.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. und II. Klasse.

Fast 4 Jahre diente er im Westen und Osten in eiserner Pflichterfüllung und nie ermüdender Tapferkeit seinem Vaterlande. Möge es ihm Gott lohnen durch Wiedervereinigung mit seinem Heldenbruder, dessen Leib seit mehr als 3 Jahren in galizischer Erde ruht!

Wir empfehlen den edlen Helden dem frommen Gebete.

In herbem Weh, aber die höhere Fügung anerkennend

Donauwörth, am 30. Juli 1918.

Josef Schreiegg, k. Gymnasialprofessor.

Danksagung.

Nur auf diesem Wege.

Für die uns anlässlich des Heldentodes unseres innigstgeliebten Bruders, Schwagers und Onkels

Leutnant d. Res.

ALOYS SCHWAIGER

Studierender an der K. Universität München

bewiesene überaus grosse Anteilnahme sagen wir innigsten Dank und bitten, des uns so früh Entrissenen im hl. Gebete gedenken zu wollen.

Kaufbeuren, im Felde, 26. Juli 1918.

In tiefster Trauer:

Familien Schwaiger, Schmid.

Für die Redaktion verantwortlich: J. V.: A. Hammelmann; für die Inserate und den Reklameteil: J. V.: H. Sell.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit aus[illegible] Genehmi- [illegible]rlage bei [illegible] Quellen- [illegible]stattet. [illegible] und Verlag: [illegible]nchen, Galeriestraße 35a, Gb. Ruf-Nummer 20520. Postscheck-Konto München Nr. 7261. Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

Anzeigenpreis: Die 8 X gespalt. Grundzeile 60 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf. Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend. Teuerungszuschlag 25%. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

№ 33. München, 17. August 1918. XV. Jahrgang.

Zur Frage der Thronbesetzung in Litauen.

Von Dr. J. Blesch, Berlin.

Die Frage der Thronbesetzung in Litauen ist der deutschen Oeffentlichkeit bis vor kurzem entweder als noch nicht spruchreif oder als bereits in einem bestimmten Sinne entschieden dargestellt worden. Während diejenigen, die die Zeit für die Lösung der Thronfrage noch nicht gekommen erachteten, eine bestimmte Stellungnahme zu der litauischen Staatsformfrage überhaupt vermieden, bemühten sich die anderen, die die Frage als schon entschieden darzustellen versuchten, um so mehr, die Oeffentlichkeit für ihr Projekt zu gewinnen, nämlich für den Plan einer Personalunion Litauens mit Sachsen. Die Kandidatur des Herzogs Wilhelm von Urach als König eines freien und selbständigen Litauens mußte nach den Meldungen aus Sachsen als erledigt betrachtet werden.

Wer sich nur an diese Mitteilungen der Presse hielt, mußte überrascht sein, als jüngst die Nachricht von der am 11. Juli in Wilna erfolgten Wahl des Herzogs Wilhelm von Urach zum König von Litauen sich verbreitete. Freilich wurde dieser Wahl — weil scheinbar ohne Vorwissen der deutschen Regierung vorgenommen — in der Presse kein freundlicher Empfang bereitet. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hatte bei der kurzen Besprechung der Königswahl die Ansicht vertreten, daß den Litauern nicht das Recht zustehe, in der Frage der Thronbesetzung eine selbständige Entscheidung zu treffen. Nach ihr gehörten die Fragen der Thronbesetzung und der Staatsform zu den Konventionen, die noch zwischen Deutschland und Litauen abzuschließen sind. Da von halbamtlicher Seite eine solche Auffassung verkündet worden war, verhielt sich die übrige Presse gleichfalls sehr zurückhaltend gegenüber der in Litauen erfolgten Königswahl. Nur kleinere Nachrichten drangen in den letzten Tagen in die Oeffentlichkeit. Bald wurde gemeldet, die Wahl des Herzogs Wilhelm von Urach könne als erledigt betrachtet werden; oder: Prinz Friedrich Christian von Sachsen sei zur Annahme derselben Bedingungen bereit, die der Herzog von Urach bei der Annahme der Königswahl habe eingehen müssen. Zuletzt hieß es noch: litauische Führer seien nach Dresden gekommen, um verschiedene Wünsche vorzubringen, die Sachsen aus Gründen der Zuständigkeit nicht erfüllen könne, zu deren Erfüllung aber gewisse Schritte getan würden.

Es war sehr zu bedauern, daß in den Tagen nach der Wahl keine Stimme aus Litauen zu uns kam, die näheren Aufschluß über die Ereignisse gegeben hätte. Mittlerweile ist dies nun geschehen. In der Nummer 387 des „Berliner Tageblattes" widerlegt Prof. A. Woldemar, einer der Vertreter des litauischen Staatsrates im Ausland, die Auffassung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", daß den Litauern nicht das Recht zustehe, in der Frage der Thronbesetzung selbständig zu entscheiden, indem er darauf hinweist, daß bei einer solchen Auffassung von einer Unabhängigkeit und Selbständigkeit Litauens, die doch durch den deutschen Kaiser am 23. März d. J. anerkannt worden war, nicht mehr die Rede sein könne, daß Litauen, wenn ihm die eigentlichen Souveränitätsrechte: Entscheidung der Staatsform- und Thronbesetzungsfrage nicht zustünden, nur ein halbsouveräner Staat wäre und man so zu dem widersinnigen Schluß kommen müßte, daß Deutschland als Oberstaat die mit Litauen abzuschließenden Konventionen letzten Endes mit sich selbst abschließen würde. Prof. Woldemar weist auch darauf hin, daß in der Umbildung oder vielmehr Umnennung des litauischen Landesrates in den litauischen Staatsrat nur die neue, durch den Akt vom 23. März geschaffene staatsrechtliche Stellung Litauens zum Ausdruck kommt. Der litauische Staatsrat stelle daher kein Novum dar. Vor der Anerkennung des unabhängigen Staates Litauen konnte die Volksvertretung Litauens sich nur als Landesrat konstituieren; mit der Anerkennung Litauens als freier und unabhängiger Staat war dieser Landesrat ohne weiteres zum Staatsrat geworden.

Aus dieser Klarlegung der rechtlichen Stellung des litauischen Staatsrates ergibt sich der Schluß, daß die durch diesen Staatsrat vollzogene Königswahl rechtlich einwandfrei und unanfechtbar ist. Angesichts dieser Tatsache erhebt sich die Frage, ob es opportun ist, das sächsische Projekt immer wieder von neuem zur Diskussion zu stellen. Man mache sich doch die volle Bedeutung klar, die in der Tatsache liegt, daß in der Wahl des Herzogs Wilhelm von Urach, gerade weil sie offenbar ohne Beeinflussung durch die deutsche Regierung erfolgt ist, der Wille des litauischen Volkes zum Ausdruck gekommen ist. Wollen diejenigen, die diesem Volkswillen einen anderen Willen entgegenstellen wollen, die Verantwortung der Folgen auf sich nehmen, die eine Mißachtung des litauischen Volkswillens mit sich bringen kann? Schon gelangte die Notiz von einem Zusammenschluß der polnischen Großgrundbesitzer in Litauen, die den Namen „Ordnungspartei" annehmen soll, in die Oeffentlichkeit. Sollten etwa vielleicht aus diesen Kreisen auch jene „litauischen Führer" hervorgegangen sein, die in Mißachtung der Beschlüsse des litauischen Staatsrates die oben erwähnten Schritte in Dresden unternahmen? An der deutschen Regierung ist es jedenfalls nicht, solche Dinge zu unterstützen und, angesichts der neuesten Ereignisse im Osten, möchten wir nachdrücklichst vor einem solchen Experiment warnen.

Die Litauer wollen selbständig sein und wollen ihre Selbständigkeit im engen Anschluß an Deutschland wahren. Dieser Anschluß an Deutschland kann sich nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich vollziehen, wenn Deutschland es nur versteht, die Litauer dadurch für sich zu gewinnen, daß es ihnen die Freiheit läßt, sich im Innern ihr Haus nach ihrer Ueberzeugung einzurichten, wie es den Litauern und den übrigen Randvölkern ja feierlich vom Reichskanzler am 29. November 1917 auch zugesagt worden ist, als er erklärte: Wir erwarten, daß sie (die Randvölker) sich selbst diese staatliche Gestaltung geben werden, welche ihren Verhältnissen und der Richtung ihrer Kultur entspricht." Werden diese Worte des Reichskanzlers verwirklicht, so wäre es übertriebene Furcht, einen aufrichtigen und ehrlichen Anschluß Litauens an Deutschland zu bezweifeln. Denn Litauen hat den besten Garanten seiner gewollten Selbständigkeit und Unabhängigkeit gerade im Deutschen Reich, da weder das nicht-bolschewistische Rußland noch irgendeine der Ententeregierungen die Selbständigkeit Litauens anerkannt haben. Man bringe also den Litauern Vertrauen entgegen, eingedenk, daß gegenseitiges Vertrauen die Staaten fester miteinander verbindet und sichert als militärische Grenzsicherungen und dergleichen. Das Vertrauensverhältnis, das im Interesse gedeihlicher Beziehungen zwischen dem deutschen und dem litauischen Volke erforderlich ist, kann nicht besser begründet werden, als indem man durch die Anerkennung des Beschlusses des litauischen Staatsrates den Beweis liefert, daß man dem litauischen Volke, das auch in seinem selbständig gefaßten Beschlusse das Interesse Deutschlands zu wahren beabsichtigt, voll vertraut.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die englische Offensive.

Nachdem Foch im Vorstoß gegen Soissons seinen Atem erschöpft hatte, griffen die Engländer zu beiden Seiten der Somme an. Weil sie nicht gleichzeitig mit Foch losgeschlagen hatten, dachte mancher, sie seien noch zu geschwächt in Folge ihrer Frühjahrsniederlage. Aber die Verzögerung muß wohl andere Gründe gehabt haben, denn neuerdings haben sie so bedeutende Kräfte eingesetzt, daß die Ausfüllung ihrer Lücken an Soldaten und an Kriegsgerät offenbar gelungen ist. Durch die Massierung an einer Stelle, durch den starken Einsatz von Tanks und durch das Ueberraschungsmoment, das der dichte Nebel begünstigte, konnten sie sogar südlich der Somme vorläufige taktische Erfolge erringen, während auf dem nördlichen Ufer die Offensive sofort stecken blieb.

Die englische Presse behauptet, ein Durchbruch sei nicht geplant gewesen, sondern nur die Entlastung von Amiens. Die Durchbruchstrauben werden immer für sauer erklärt, weil sie zu hoch hängen. Von einem Durchbruch kann aber gar keine Rede sein, — trotz der Ueberrennung der ersten deutschen Linien, die sowohl Foch als Haig gegönnt war. Ja, man kann sagen: Nach diesem Ueberwand erst recht nicht. Denn unsere Truppen haben sich aus den Vorstellungen, die nur mangelhaft ausgebaut und bewehrt waren, in ihre festen Stellungen konzentriert, wo das Gelände, die Schutzbauten und die Bestärkung ihnen gestatten, weitere Angriffe ohne Risiko und ohne erhebliche Verluste abzuweisen. Die Elastizität unserer Front macht ja bei dem zeitweiligen Zurückweichen keinen imposanten Eindruck auf die öffentliche Meinung, aber wer sich etwas vertieft in den Gang der Dinge, weiß diese sichere und sparsame Kriegsführung zu würdigen.

Augenblicklich halten wir uns in der Defensive und lassen die Feinde ihren Schweiß und ihr Blut in Anläufen vergießen, die auch bei einigen taktischen Erfolgen nicht zum strategischen Ziele führen können. Im Gegenteil: sie können bei weiteren örtlichen „Siegen" in eine ähnliche Lage geraten, wie sie uns durch die übergroßen Erfolge an der Marne beschert war.

Bei einem Rückblick stellt sich nämlich klar heraus, daß bei den Kämpfen um Reims unser westlicher Flügel im heißen Tatendrange zu weit vorgedrungen war. Es geht auf einem breiten Kampffelde ähnlich wie bei einem Geleitzuge auf dem Meere, das schnellste Schiff muß warten, bis die Schiffe mit schwächeren Maschinen oder mit gestörtem Lauf nachkommen können. Im vorliegenden Falle hatte der linke Flügel östlich von Reims nicht gleichen Schritt halten können. Die Heeresleitung machte noch den Versuch, die fehlende Ausbuchtung nach Südosten nachzuholen, aber es konnte nicht gelingen, wenn man nicht dort übermäßig viel Kräfte aufs Spiel setzen wollte. Das hätte nicht allein gegen das Sparsamkeitsprinzip verstoßen, sondern auch die Sicherheit gefährdet, da zu derselben Zeit Foch seine verfügbaren Kräfte zum Angriffe auf die deutsche Sackstellung von Westen her angesammelt hatte. So ergab sich, wie General v. Ludendorff öffentlich zugegeben hat, daß uns trotz bedeutender taktischer Erfolge das strategische Ziel unserer Offensive diesmal nicht glücken wollte. Daraus zog unsere Heeresleitung, wie sie das schon öfters mit Geschick und Glück in kritischen Augenblicken getan hat, sofort den Entschluß, zur vorläufigen Defensive auf einer verkürzten und sicheren Linie überzugehen. Daher die freiwillige Räumung der Vorsprünge, die zurzeit ihren Wert verloren hatten und bei weiterer Behauptung unsere Truppen zu verlustreichen Kämpfen in ungünstigem Terrain genötigt hätten. Dieses Verfahren wird gegenüber Haig ebenso eingehalten wie gegenüber Foch, d. h. an den gegebenen Stellen, wo sich im Hinblick auf die Gesamtlage das Festhalten der betreffenden Punkte nicht lohnt.

Dieses Wellenspiel auf dem großen Schlachtfelde darf uns nicht beunruhigen oder gar wankend machen in dem Vertrauen auf die Heeresleitung. Wir wissen aus wiederholten Erfahrungen, daß bei solchen Bewegungen Hindenburg immer derjenige ist, der zuletzt lacht.

Das augenblickliche Triumphgeschrei in der feindlichen Presse müssen wir sich austoben lassen. Beachtenswert ist, daß nicht nur in der neutralen Presse, sondern auch in mehreren englischen und französischen Blättern die wirklich sachverständigen Militärkritiker die deutsche Kriegsführung zu würdigen wissen und vor Ueberschätzung der taktischen Augenblickserfolge warnen. Hier und da taucht schon wieder die alte ängstliche Frage auf: Wo wird Hindenburg seine geschonten und gesammelten Kräfte zu einem neuen großen Angriffe ansetzen?

Die wankende Macht der Bolschewiki.

Wie die inneren Kämpfe in Großrußland im einzelnen verlaufen, ist schwer zu übersehen, da die Meldungen spärlich und meist tendenziös sind. Aber daß es der Moskauer Räte-Regierung schlecht geht, ist deutlich genug zu erkennen aus den Alarmrufen von Lenin und Trotzki und aus dem Zusammenraffen aller Truppen, die noch für den Kampf gegen die Tschecho-slowaken und deren gegenrevolutionären Genossen halbwegs brauchbar sind. Auch die lettischen Soldaten, die bisher die Gesandtschaften in Moskau beschützten, wurden zur Front beordert. Die Gesandten sollten auf die zweifelhaften Rotgardisten angewiesen sein, und das in einem Augenblick, als die Sozialrevolutionäre parteioffiziell die Fortsetzung des Terrors im Stile der Mordtaten gegen Mirbach und Eichhorn verkündet hatten. Infolgedessen ist die deutsche Gesandtschaft zunächst nach Petersburg gereist, und da in Petersburg die Verhältnisse nicht viel besser sind, ist die Ueberfiedelung nach Pleskau (Pskow) verfügt worden. Es heißt, daß die Sowjet-Regierung selbst in Kronstadt ihr Hauptquartier aufschlagen will. Die Lage ist also offenbar sehr ernst, obschon die japanisch-amerikanischen Truppen, die nach langen Verhandlungen zwischen Tokio und Washington in der Zahl von „etlichen Tausend" kommen sollen, noch nicht an Ort und Stelle sind. Trotzki hat den Kriegszustand erklärt; sein diplomatischer Kollege versichert freilich, das sei keine Kriegserklärung an die Ententemächte. Tatsächlich ist der Krieg aber gegen die bestehende russische Regierung in flottem Gange, und die Entente führt ihn teils mit eigenen Truppen, teils mit österreichischen Verrätern und russischen Meuchelmördern, wie sich das für die Schutzmächte der Mörder von Serajewo auch recht paßt. Wenn die Bolschewiki unterliegen, müssen sie nicht alles auf die Bosheit der Gegner schieben, sondern auch ihre eigene Torheit und Unfähigkeit anklagen. Die verunglückte Probe auf die Durchführbarkeit des sozialistischen Zukunftsstaates hat ja auch ihren klärenden und warnenden Wert; zu beklagen ist aber das arme Volk und die Störung unserer Handelsbeziehungen. Bis zu einer militärischen Belastung für uns hat es freilich noch weite Wege.

Vom katholischen Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von Franz Matt, Schönenberg, Pfalz.

Durch die Presse ging vor kurzem die Nachricht, daß der Deutsch-amerikanische Nationalbund seine Auflösung beschlossen habe. Durch Beschluß seiner Hauptversammlung hat er seinen Schulfond (!) im Betrage von 30000 Dollar dem amerikanischen Roten Kreuz vermacht. „Zugleich hat er — wir zitieren nach der „Köln. Volksztg." Nr. 446 vom 8. Juni — eine Resolution angenommen, die sich in kräftigen Worten für den Krieg entscheidet und erklärt, die Regierung in demselben energisch unterstützen zu wollen — im Interesse der „durch die amerikanische Konstitution gewährleisteten Freiheit". Dieses schmachvolle Verhalten — so bemerkte das rheinische Blatt hiezu — wird im ganzen deutschen Volke Schmerz und Entrüstung hervorrufen. Eine solche Felonie seiner entarteten Söhne hätte es nicht für möglich gehalten." In ähnlichem Sinne äußerte sich eine ganze Reihe anderer deutschländischer Zeitungen.

Und doch konnte diese Kunde einen Kenner der Verhältnisse nicht sonderlich überraschen. Der Deutsch-amerikanische Nationalbund, der fast alle — nicht alle, wie wir unten darlegen werden — deutschen Vereine der Vereinigten Staaten umschloß, litt gleich den in ihm vereinigten Korporationen an einem Uebel, das mir als die Hauptursache seiner jetzigen beschämenden Haltung erscheint: er hatte sich seinem ganzen Wesen und seinen Zielen nach allzusehr der in der Union allmächtigen Loge verschrieben! Ich will nur einiges herausgreifen. Viel von sich reden machten in der deutsch-amerikanischen Presse allezeit beispielsweise die Hermannssöhne und die Turner. Gerade in ihren Organen machte sich aber der ödeste Kulturkampfgeist geltend. Ich könnte hier Auslassungen zitieren, die so von Religions- und Kirchenhaß triefen, daß die Verwandtschaft mit der Freimaurerei gar grell in die Augen fällt. Folgen dieser Verwandtschaft waren ein Buhlen um die Freundschaft und Gönnerschaft der jeweils am

Ruder befindlichen amerikanischen Machthaber, die ja — wie allgemein bekannt — „drüben“ fast durchweg Logenbrüder sind. Von dem echten deutschen Geist, den der Deutsch-amerikanische Nationalbund pflegen wollte und sollte, blieb infolgedessen vielfach nichts übrig als ein großer Phrasenschwall. Die Propaganda fürs Deutschtum bediente sich mitunter Mitteln, die einem Amerikaner überaus fremdartig erscheinen mußten. Ich selbst erinnere mich, wie eigenartig es mich berührte, als ich seinerzeit auf bewaldeter Höhe bei dem Städtchen New-Ulm in Minnesota ein Denkmal Hermanns des Cheruskerfürsten emporragen sah. Was soll sich ein Yankee unter diesem Helden im Barbarenkostüm als Vertreter des Deutschtums vorstellen — wenn nicht höchstens einen Kerl, der den Kampf mit „Rom“ aufgenommen hat!

Mit der deutsch-amerikanischen Presse war es namentlich in den letzten Jahren sehr schlecht bestellt. Sie war vielfach nichts mehr als ein Abklatsch der geistlosen, verflachenden englischen Tagespresse. Ein Yankee, der sich nach ihr sein Urteil über Deutschland und deutsches Wesen bildete, mußte in den meisten Fällen eine sehr schiefe, zum mindesten eine sehr einseitige Vorstellung bekommen. In politischer Hinsicht wurde in den Spalten dieser Presse liberale Weisheit in ihrer entarteten Form verzapft, deutschländisches Militär- und Gerichtswesen z. B. waren durch Herausgreifen von krassen Einzelfällen nicht selten an den Pranger gestellt, Fälle von deutschem Bürokratismus waren häufig mit viel Breite geschildert und ins Lächerliche gezogen, deutsche Hof- und andere Klatschgeschichten mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit verbucht. Man wollte doch auch demokratisch sein! In religiöser Hinsicht ging ein Hauch von Gleichgültigkeit, wenn nicht von Kirchenfeindschaft — von welch letzterem sich übrigens die Mehrzahl der englisch-amerikanischen Zeitungen freihielt — durch viele deutsch-amerikanische Blätter. Von einem festen „deutschen“ Programm also in den Reihen des Deutsch-amerikanischen Nationalbundes und seiner Organe nur noch traurige Trümmerreste, die man bei „offiziellen“ Gelegenheiten mit großem Wortschwall ein wenig festlich herausputzte.

Damit soll nicht gesagt sein, daß sich in den Reihen des Deutsch-amerikanischen Nationalbundes nicht auch Männer befunden hätten, deren Ehrenhaftigkeit wir keineswegs zu nahe treten wollen. Bei der Größe des Landes, bei der Verschwommenheit der Prinzipien, bei der Verschiedenartigkeit der im Nationalbund zusammengeschlossenen Elemente kann man selbst die Leitung nicht für jeden Schritt verantwortlich machen. Sie mag vielleicht auch bei ihrem letzten, so folgenschweren Entschluß mehr der Geschobene als der Schiebende gewesen sein. Wir wollen auch keineswegs die wirklichen Verdienste des Nationalbundes um das Deutschtum der Vereinigten Staaten, namentlich in der Vergangenheit, verkleinern.

Jedenfalls aber war es kein Wunder, wenn viele katholische Deutschamerikaner von dem Gehaben und Gebahren in jenem Lager nichts wissen wollten. Daher hatten sich die zielbewußten Kreise derselben zusammengeschlossen im „Deutschen Römisch-katholischen Zentralverein.“ Und diesem möchte ich hier ein schlichtes Denkmal setzen. Es braucht dasselbe — das hoffe ich zuversichtlich — kein Grabdenkmal zu sein.

Ich wohnte im Jahre 1905 der 50. Generalversammlung desselben in Cincinnati, Ohio, bei und es war mir damals ein Genuß, zu sehen und zu hören, wie die dort versammelten Männer über Gegenstände berieten und zu Tagesfragen Stellung nahmen, die geeignet waren, das Interesse aller denkenden Kreise wachzurufen und von vornherein einer Verflachung den Boden zu entziehen. Da wurden erörtert die Sprachenfrage, die Einwandererfrage, die Schulfrage, die Pressefrage, die soziale Frage, die Missionsfrage, die Römische Frage usw. Nicht die nationale Phrase feierte da billige Triumphe, wohl aber wurde der Notwendigkeit der Erhaltung deutscher Sitte und deutscher Art in Familie, Schule, Presse und breiter Oeffentlichkeit durch zielbewußte Kleinarbeit, wenn nötig auch durch Opferbringen das Wort geredet. Dem Geiste des Materialismus, wie er sich ja „drüben“ besonders breit machte, wurde offen der Krieg erklärt, man suchte nicht durch allerlei Konzessionen das Wohlwollen der Machthaber im öffentlichen Leben zu erkaufen, sondern man stellte sich fest auf das von den deutschländischen Vätern übernommene religiöse und nationale geistige Erbe und zwang so auch den Gegnern Achtung ab.

Was ist dieser „Deutsche Römisch-katholische Zentralverein?“ Das lehrt am besten ein kurzer Rückblick auf seine Entstehung und Geschichte. Der Organisationsgedanke, in Deutschland zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts mächtig angeregt durch Jos. v. Görres und geistesverwandte Männer, war mit den deutschen katholischen Auswanderern hinübergezogen in die Neue Welt. Schon frühe schlossen sie sich zusammen zu Unterstützungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit; denn drüben bestanden schon damals allerlei „geheime Unterstützungsgesellschaften und Vereine, die man nicht alle nennen und zählen kann. Das Gefühl der Vereinsamung und das Bedürfnis der Zusammengehörigkeit führte Tausende und Abertausende, die vielleicht sonst nie im Traume daran gedacht haben würden, in die Logen der geheimen Verbrüderungen. Da traten, und das zunächst in den größeren Städten, wo auf der einen Seite das Bedürfnis eines solidarischen Zusammenstehens und auf der anderen die Gefahr, in das Netzwerk geheimer Verbrüderungen verstrickt zu werden, am größten war, edelherzige, glaubenstreue Männer zusammen und gründeten katholische Unterstützungs-Vereine. Ihre Zahl hat sich von Jahr zu Jahr gemehrt, und dadurch ist uns der Beweis geliefert, daß die Ursache sich bis zum heutigen Tage gleich geblieben ist.“ (Joh. Amend, Präsident des D. R. K. Zentralvereins nach der 5. Generalversammlung desselben in St. Louis 1860.)

Als dann zu Ende der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten mancherlei katholikenfeindliche Elemente eine rege Propaganda entfalteten, schlossen sich diese verschiedenen katholischen Unterstützungsgesellschaften und Vereine zum Zentralverein zusammen (1855). An dieser Stelle nur ein kurzes Wort über den katholikenfeindlichen Geist, wie er damals im vielgepriesenen Lande der Freiheit umging. Die Hauptlhetzer waren die wohlorganisierten „Knownothings“. Dieselben „suchten die Einwanderung mit aller Gewalt zu unterdrücken, die Katholiken zu entrechten und der katholischen Kirche in der Union den Todesstoß zu versetzen. In Cincinnati und Louisville veranstalteten rabiate „Nichtswisser“ Blutvergießen, mehrfach wurden katholische Kirchen und Anstalten demoliert, der deutsche Jesuitenpater Bapst wurde in Maine von einem fanatisierten Pöbelhaufen in barbarischer Weise mißhandelt, der päpstliche Delegat, Erzbischof Bodini, öffentlich beschimpft, es war für jeden mit Opfern verknüpft, öffentlich als Katholik aufzutreten, und wer in die Kirche zu gehen wagte, konnte darauf gefaßt sein, mit Steinen beworfen zu werden. Eine kräftige Organisation zur Hebung des katholischen Bewußtseins und nachdrückliche Verteidigung der bedrohten Rechte war darum eine dringende Notwendigkeit. Dieser Forderung wurde Rechnung getragen durch die Gründung des Zentralvereins, und dieselbe bildet einen Markstein in der Geschichte der katholischen Kirche Amerikas.“ (Jos. Matt, „Der D. R. K. Zentralverein, ein Beitr. zur Gesch. der deutschen Katholiken in den Ver. Staaten“, Cincinnati 1905.)

Unter Leitung tüchtiger, zielbewußter Männer ist seitdem die Organisation des Zentralvereins immer mehr ausgebaut worden. Mit den Generalversammlungen wurden in den letzten Jahren regelmäßig Katholikentage nach deutschem Muster verbunden.[1]) Keine die deutschen Katholiken der Vereinigten Staaten interessierende Tagesfrage blieb unbeachtet. Es gäbe wieder eigene Kapitel, wollte man insbesondere die Verdienste des Zentralvereins um die Einwanderer-, Sprachen- und Schulfrage erörtern. Auf der achten Generalversammlung zu Cincinnati 1863 erschien der um die Kirche Nordamerikas so hochverdiente Dr. Salzmann und legte den Delegaten das Lehrer-Seminar in St. Francis (Minn.) ans Herz und gewann den Zentralverein als Paten für seinen „Benjamin“. Gerade diese Gründung kann beispielsweise der Deutsch-amerikanische Nationalbund nichts gleiches an die Seite stellen. Sie ist, wie ich mich seinerzeit durch einen Besuch überzeugte, ein wahres Bollwerk zur Erhaltung des Deutschtums im Nordwesten der Vereinigten Staaten. (Nebenbei bemerkt, hat zum Bau desselben seinerzeit auch König Ludwig I. von Bayern einen namhaften Beitrag gestiftet.) Um die Erhaltung der (in einer großen Anzahl deutschen) katholischen Pfarrschulen hat sich der Zentralverein unvergängliche Verdienste erworben. Auch von dieser, der Schulfrage, hatten die Mitglieder des Deutsch-amerikanischen Nationalbundes eine viel laxere Auffassung. Aus religiöser Gleichgültigkeit schickten sie ihre Kinder in die staatlichen, „öffentlichen“ Schulen, in welchen Deutsch gar nicht oder sehr stiefmütterlich behandelt wurde. In den letzten

[1]) Die „Allg. Rundschau“ war vor dem Kriege bereits in der Lage, durch Originalberichte aus Amerika über diese Veranstaltungen sowie über Art und Wirken des Zentralvereins einiges mitzuteilen. Vgl. die Aufsätze von P. Franz Markert S. V. D., Techny (Ill.) in Nr. 40, 1911 und Nr 37, 1913 über die Generalversammlungen in Chicago und Buffalo. D. Red.

Jahren schickte der Zentralverein Mitglieder nach der Volksvereinszentrale zu M.-Gladbach zwecks Studium der Organisations- und Volksaufklärungsarbeiten daselbst. Zweifelsohne sind diese Männer als begeisterte Freunde und Verfechter des Deutschtums in ihre Heimat zurückgekehrt.

Auch der katholischen deutschamerikanischen Presse kann man fast durchweg ein gutes Zeugnis ausstellen. Es war mir schon öfter auffällig, daß man in den Quellenverzeichnissen zu Büchern oder sonstigen Veröffentlichungen über die Vereinigten Staaten, welche in Deutschland erschienen sind, gerade sie nicht oder äußerst spärlich vertreten sieht. Hätten manche Autoren auch diese katholischen Zeitungen zu Rate gezogen, so wären sie vielfach an dem und jenem darin gegeißelten Krebsschaden im amerikanischen Volks- und Staatsleben weniger achtlos vorübergegangen, ja, man kann wohl sagen, manche Enttäuschung wäre vielen Deutschen jetzt im Kriege erspart geblieben. Das Urteil dieser Zeitungen kann man eben fast durchweg als frei von jeglicher Abhängigkeit bezeichnen.

Diese kurzen Darlegungen mögen geeignet sein, den Leser zu überzeugen, daß unsere im Deutschen Römisch-kath. Zentralverein von Nordamerika zusammengeschlossenen Glaubensbrüder sich um unsere deutschländische Sache in der Neuen Welt Verdienste erworben haben, auf die wir mit berechtigtem Stolze hinweisen können.

Politische Ausblicke für Frankreich.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Das Kabinett Clemenceau ist für die nächste Zukunft Frankreichs richtunggebend. Er war es, der dem englischen Einflusse in seinem Lande erst den endgültigen Sieg verlieh; er kettete die dritte Republik an Großbritannien und verflocht ihr gesamtes Lebensinteresse mit Downingstreet. Clemenceau handelte folgerichtig; denn schon unter seinem früheren Kabinett 1905 erreichte in den Zeiten der beginnenden Entente cordial am Quai d'Orsay der Einfluß Eduards VII. einen anerkannten Höhepunkt. Freilich blieb die anglophile Politik damals nicht unwidersprochen, es wäre noch möglich gewesen, die Republik andere Wege zu steuern, aber eine außerordentlich geschickte Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch die von England beeinflußte französische Presse sorgte frühzeitig dafür, daß die unter Clemenceaus Ministerium so reich ausgestreuten Keime nicht verdorrten. Als Caillaux in entscheidender Stunde zur Macht gelangte, 1911, und er z. B. in der Frage Deutschland—Frankreich Bahnen, die denen seines Vorgängers entgegengesetzt waren, einzuschlagen sich bemühte, bewies der Mißerfolg deutlich, daß es schon zu spät geworden sei. Frankreich war damals bereits auf Großbritannien eingestellt, die Entente cordial war fester und populärer, als es diejenigen geglaubt hatten, welche in der anglophilen Politik den eigentlichen Schaden Frankreichs erblickten.

Und wodurch war es möglich geworden, die beiden Länder so nahe zusammenzubringen, daß die Republik lieber die Schmach von Faschoda erduldete, als daß sich ihre leitenden Staatsmänner von der Seite Großbritanniens abbringen ließen? Durch die klug genährte Revanchepolitik! Das Hinarbeiten auf die Befriedigung der Revanchegedanken des französischen Volkes ermöglichte es den britischen Staatsmännern, die gewandten Politiker des Quai d'Orsay immer fester sich zu verbinden.

Diese rein geschichtlichen Feststellungen haben durchaus aktuellen Wert. Es darf jetzt ausgesprochen werden, daß es der Entente nicht gelingen wird, ihre Ziele gegenüber Deutschland und dessen Bundesgenossen zu verwirklichen. Kein ernster Politiker in Frankreich glaubt heute daran, daß es in diesem Kriege möglich sei. Damit hat vor allem Frankreich sein vornehmstes Ziel nicht verwirklicht. Elsaß-Lothringen ist deutsch und wird deutsch bleiben. Frankreich hat für eine Chimäre, die Großbritannien klug zu nähren wußte, das Blut seiner Besten vergossen. Der Haß, der schon vor dem Kriege gegen Deutschland groß war, ist eben darum nicht nur nicht geringer, sondern wegen der vergebens gebrachten Opfer nur noch größer geworden.

Hier liegt einer der Angelpunkte zukünftiger englischer Politik. Es gilt für sie, den Nationalhaß Frankreichs gegen das Deutsche Reich gleichsam in eine politische Formel zu bringen, die den Interessen Großbritanniens dient. Man lasse sich durch gelegentliche scharfe französische Aeußerungen gegen England nicht irreführen. Gewiß; beide Völker lieben sich nicht, aber sie hassen Deutschland noch viel mehr; dieser Haß ist ein Bindemittel von gewaltiger realpolitischer Kraft. Man darf daher schon heute damit rechnen, daß zwischen diesen beiden Mächten eine engere Verbindung als früher die natürliche Folge sein wird. Bisher hat sich bekanntlich Großbritannien immer geweigert, in ein festes geschriebenes Bündnis mit der Republik einzutreten. Grey hielt stets daran fest, auch als in beiden Ländern, namentlich aber in Frankreich, sich Stimmen regten, die auf die Notwendigkeit schriftlicher Abmachungen in Form eines Bündnisses hinwiesen. Es entsprach der gelegentlich hinterhältigen, ja sogar direkt unzuverlässigen Art Greys sich völlige Freiheit der Entschließung in allen Fragen zu erhalten. Die Interessen seines Landes sind ja auch unendlich vielgestaltiger als die Frankreichs und es konnte der Fall eintreten, daß es für Downingstreets politisches Interesse zweckmäßig war, hie und da auch gegen Frankreich eine mindestens dilatorische Politik einzuschlagen.

Dieses System wird das Foreign Office nach dem Kriege kaum mehr aufrecht erhalten können, wenigstens nicht Frankreich gegenüber. Ueberdies wird London nach dem Kriege auch keineswegs mehr so allein Herr seiner Politik sein, wie vorher. Der Einfluß der Union auf London ist gewaltig gewachsen, erstere aber hat sich mit besonderer Wärme Frankreichs angenommen. Wir wollen nicht im einzelnen untersuchen, warum, aber wir weisen wenigstens kurz darauf hin, daß das menschenarme und an die Vereinigten Staaten tief verschuldete Frankreich ein ideales Ausbeutungsobjekt für Wallstreet sein wird.

Aber es bedarf vielleicht nicht einmal dieses Druckes. Großbritannien beweist ja durch eine Reihe von Maßnahmen selbst, daß es mit Frankreich in ein tunlichst enges Verhältnis eintreten will. Das zeigt die Besetzung von Calais und die lebhafte Projektemacherei, die man in bezug auf den Kanaltunnel Calais—Dover an den Tag legt. Diese Dinge sind gewiß nicht ehrenvoll für die eitelste Nation der Welt, aber Paris übersieht das, weil Großbritannien ihm vorstellt, es geschehe dies lediglich, um Frankreich gegen die deutsche Gefahr zu schirmen. Es ist zu befürchten, daß Downingstreet mit diesem Argument alles durchzusetzen imstande sein wird, was es will. Der Chauvinismus, der vom Quai d'Orsay aus jahrelang wie ein betäubendes Gift durch das Land verspritzt wurde, beraubt heute die Nation ihrer klaren politischen Einsicht und läßt sie unter dem schillernden Schein des Eigeninteresses im Dienste einer anderen Nation tätig sein. So trägt die seit Clemenceaus erstem Kabinett gepflegte Anglophilie ihre Früchte.

Unter diesem Gesichtspunkte wird auch der Prozeß Caillaux seine besondere und hochpolitische Note erhalten. Caillaux muß fallen als letzter einsichtiger Politiker, der die Anglomanie eines Clemenceau bekämpfte und einer reinen Interessenpolitik seines Landes das Wort redete. In seinem Programm konnte natürlich von einer Feindschaft wider Deutschland unter allen Umständen kein Raum sein! Der eigentliche Feind Caillaux ist Großbritannien, in ihm will es die Richtung treffen, die er vertritt; nur ein Frankreich, das ganz englandfromm geworden ist, wird ein williges Werkzeug Downingstreets für die ferneren Kämpfe sein. Der Ausgang des Prozesses wird daher auch innerpolitisch von Bedeutung sein; ist das Haupt unschädlich gemacht, so werden die Glieder sich nicht mehr zu regen wagen. Mit dem Caillauxprozeß greift Großbritannien schon jetzt auch energisch in das innerpolitische Leben der Republik ein, um auch von hier aus jeden weiteren Widerstand im Keime zu töten und einer Reaktion aus der Nation heraus vorzubeugen.

Man mag einen Augenblick betroffen darüber sein, wenn man sieht, wie sehr sich gerade Downingstreet um das menschenarme Frankreich bemüht, daß ja doch verglichen mit den übrigen Großmächten höchstens als mittlere Macht in Zukunft noch zu betrachten sei. Demgegenüber ist festzuhalten, daß Frankreich infolge seiner geographischen Lage für England unersetzlich ist und daß das Quai d'Orsay in jahrelangem eifrigen und erfolgreichen Bemühen ein Kolonialreich zustande gebracht hat, das imstande ist, den Menschenverlust Frankreichs im Weltkriege nicht nur zu ersetzen, sondern es fruchtbarer zu machen, als es je gewesen ist. Rechnen doch ernste französische Militärs damit, daß ihr Land in einem Jahrzehnt über ein ausgebildetes Kolonialheer von zwei Millionen Mann verfügen werde! Man sieht, die Ausblicke, welche die Republik unter dem ermunternden Zuspruch Großbritanniens bietet, sind dem Frieden nicht dienlicher als früher; Frankreich verdient unsere sorgfältigste Aufmerksamkeit trotz seiner eigenen Schwäche auch fürderhin.

Die Rüstung der bayerischen Landwirtschaft.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

In der Landwirtschaft Bayerns, die im Kriege so glänzend bestanden und trotz der herben Schwierigkeiten ihre Aufgaben so nachhaltig und zäh in echt vaterländischem Geiste gelöst hat, sind die Bestrebungen, die Grundlage der deutschen Volkswirtschaft zu erhalten und auf ihr aufzubauen, in lebhaftem Gang.

Die bayerische Regierung ist dabei in umsichtiger und reger Weise beteiligt. Besonders erfreulich ist, daß sie nun daran geht, eine öffentlich-rechtliche Vertretung der Landwirtschaft zu schaffen, durch welche die Landwirte in die Lage versetzt werden, den ihnen zustehenden Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung auszuüben.

Bayern hat noch keine Landwirtschaftskammern. Ein den landwirtschaftlichen Organisationen zur Vorprüfung im Sommer 1909 vorgelegter Entwurf zur Schaffung einer berufsständischen Gliederung der bayerischen Landwirtschaft ist infolge des Ministerwechsels von 1912 stecken geblieben. Dann hat der Krieg die Sache verzögert, deren Lösung der Minister des Innern Graf Soden sich vorgenommen hatte und die er, der gründliche Sachkenner, durchgeführt hätte, wenn er Minister geblieben wäre. Der frühere Minister des Innern Dr. von Brettreich ist inzwischen wieder auf diesen Posten gelangt und greift auch jetzt diese Angelegenheit wieder auf. Er hat den alten Entwurf, aufgefrischt nach den damaligen Beschlüssen landwirtschaftlicher Körperschaften, diesen wieder zur Ueberprüfung zugestellt. Berücksichtigt sind in dem neuen Entwurf die Wünsche der Bauernvereine in dreifacher Hinsicht. Das aktive und passive Wahlrecht ist, da sonst die kleinen Besitzer ausgeschlossen worden wären, nicht mehr an den Besitz von 2 ha geknüpft; die Besitzgröße wurde für die Landwirtschaft im Hauptberuf ganz fallen gelassen. Einbezogen sind ferner die landwirtschaftlichen Arbeiter und landwirtschaftlichen Frauenvereine, so daß auch Frauen wählbar werden. Endlich ist, wie es auch der Landwirtschaftsrat gewünscht hat, die Beitragsleistung nach der Fläche weggefallen und an deren Stelle die Leistung nach den Grundsteuerverhältniszahlen eingesetzt. Die Gutachten der landwirtschaftlichen Körperschaften werden also diesmal alsbald auf den neuen Entwurf eingestellt sein.

Ohne landwirtschaftliche Organisation war Bayern natürlich auch seither nicht. Es war eine halbamtliche, vom Staat geförderte Gliederung von Bezirks- und Kreisausschüssen mit der obersten Zusammenfassung im Landwirtschaftsrat, insgesamt Landwirtschaftlicher Verein genannt, allein diese Organisation hatte den Fehler, daß sie nicht den Bauernstand erfaßte. Bei Beratung des Entwurfs eines Landwirtschaftskammerngesetzes im Landwirtschaftsrat am 15. Juli 1909 sagte Prinz Ludwig, unser jetziger König: „Der Fehler, an dem der Landwirtschaftliche Verein kranke, sei, daß nicht die genügende Beteiligung an demselben vorhanden ist. In der Theorie könne jeder Landwirt dem Verein angehören, da ja die Mitgliederbeiträge minimal seien; in Wirklichkeit sei das aber nicht der Fall und das werde dem Landwirtschaftlichen Verein zum Vorwurf gemacht.“ (Protokoll der Sitzung Seite 327.) Die ungenügende Beteiligung des Bauernstands am Landwirtschaftlichen Verein ist nicht auf die Beitragsleistung zurückzuführen, sondern auf die behördliche Organisation des Landwirtschaftlichen Vereins. Die Bezirks- und Kreisausschüsse sind von den Bezirksamtmännern und Regierungspräsidenten geleitet und die ganze Verwaltung ist in der Hand der staatlichen inneren Verwaltung. Daneben sind die Christlichen Bauernvereine mächtig emporgeblüht, die sich in der Regensburger Zentrale unter Führung Dr. Heims und Dr. Schlittenbauers eine Organisation von imponierender Größe geschaffen haben. Nun soll eine öffentlich-rechtliche Vertretung der Landwirtschaft auf breiter Grundlage durch das Landwirtschaftskammerngesetz geschaffen werden. Das Gerippe des Landwirtschaftlichen Vereins wird beibehalten, die Gliederung in Bezirks-, Kreisausschüsse und Landwirtschaftsrat ebenfalls; nur heißt der Kreisausschuß (Zusammenfassung der Bezirksausschüsse einer Provinz) künftig Landwirtschaftskammer. Die Zugehörigkeit zur Organisation ist obligatorisch, jeder Bauer muß einen Jahresbeitrag leisten. Die Mitglieder der Organisation bestimmen durch ihr Wahlrecht die Vertretungskörper, so daß diese ja wohl künftig einen wesentlich anderen Inhalt bekommen werden.

Der Landtag ist für die Schaffung einer öffentlich-rechtlichen Vertretung der Landwirtschaft. Auf Antrag des Zentrums sind seinerzeit Richtpunkte hierfür festgesetzt worden. Auch die Christlichen Bauernvereine sind dafür. Im Jahre 1910 hat ihre Zentralstelle dem Entwurf grundsätzlich zugestimmt und Wünsche in bezug auf die Erhebungsart der Umlagen, das Wahlrecht und die Berufsvertretung der Dienstboten an das Ministerium des Innern gelangen lassen.

In der letzten Zeit hat Reichsrat von Buhl diese Frage wiederholt öffentlich behandelt. Zuletzt noch in seinem Referat zum Etat des Ministeriums des Innern (Reichsratskammer), in dem er zum Ausdruck brachte, Bayern habe allzulange gezögert. Und er gab als Richtpunkt, die ganze Landwirtschaft müsse in der berufsständigen Organisation vertreten sein, der Bauer, der selbst sein Feld pflügt, wie der Winzer, die Genossenschaft, der größere Besitz; auch die wissenschaftlichen Sachverständigen dürften nicht fehlen, ebenso müsse die enge Fühlung mit der Staatsregierung erhalten bleiben. Minister Dr. von Brettreich erklärte, die Angelegenheit sei wieder aufgegriffen worden. Und er fügte hinzu, es solle der Aufbau von unten stattfinden.

Neben dieser Organisation soll aber noch ein landwirtschaftlicher Beratungskörper im Ministerium des Innern errichtet werden. Der Minister stellte (Finanzausschuß der Reichsratskammer, 13. April 1918) in Aussicht, daß „ein besonderer landwirtschaftlicher Fachausschuß“ im Ministerium des Innern ins Leben treten soll, der im Benehmen mit dem Ernährungsbeirat die betreffenden Fragen zu begutachten hätte. Es soll eine ähnliche Organisation werden wie jene im Reiche, wo dem Reichswirtschaftsamt, wie überhaupt den in der Uebergangswirtschaft führenden Stellen ein sachverständiger Beirat beigegeben werden soll, wie ihn Reichsrat v. Buhl in seinem Referat befürwortet hatte.

Getrennt von diesen offiziellen Organisationen ist in diesem Frühjahr in Bayern eine Zusammenfassung aller bäuerlichen Körperschaften entstanden. Der Landwirtschaftliche Verein, der Christliche Bauernverein, der Bayerische Bauernbund, der Bund der Landwirte und der Deutsche Bauernbund haben zusammen eine Zentralstelle auf ihre Kosten errichtet. Diese Organisation wird mit den Verbänden der bayerischen Müller und Malzfabrikanten und den übrigen süddeutschen Bauernorganisationen in Verbindung treten. Sie bezweckt, zu der Frage unseres Wirtschaftsverhältnisses zu Oesterreich-Ungarn in der Zukunft Stellung zu nehmen und bei der Neulegung der Grundlagen für die deutsche Volkswirtschaft in einer Schlachtlinie zu marschieren, um nicht nur die Interessen der Landwirtschaft zu wahren, sondern ebenso die Interessen des Staates und des Reiches, die mit der Zukunftsfrage der deutschen Landwirtschaft zusammenhängen. Diese Organisation wurde am 9. Januar 1918 in München gegründet, sie trat am 27. Februar in München mit einer großen Kundgebung in die Erscheinung, bei welcher Geheimrat Dr. Heim die programmatischen Richtlinien in einer ausgezeichneten Rede klar legte. Ministerialdirektor Brand stimmte als Vertreter der Staatsregierung den Ausführungen Dr. Heims bei. Am 14. April haben in einer großen Versammlung zu Neustadt a. H. unter dem Vorsitz des Reichsrats v. Buhl die pfälzischen Landwirte und Winzer ihren Anschluß erklärt. In der Pfalz spielen die Weinbauinteressen noch eine besondere Rolle. Reichsrat v. Buhl, der in seinem Referat zum Etat des Ministeriums des Innern schon mit großem Nachdruck auf diesen Zusammenschluß der gesamten Landwirtschaft hingewiesen und erklärt hat, er werde bewirken, daß die Stimme der Landwirtschaft nicht verhalle im Lärm des politischen Kampfes, erklärte in der Neustädter Versammlung: Wachsam müssen wir sein, uns fest zusammenschließen und nach Kräften dafür sorgen, daß gerade in der Uebergangszeit nach dem Kriege, wann die Handelsverträge erneuert werden, die Landwirtschaft auch wirklich gehört werden muß. Für inneren Zwist ist jetzt keine Zeit.

So werden alte und neue Organisationsformen der bayerischen Landwirtschaft vereint den Kampf führen um die Sicherung und den Ausbau ihrer Existenz und dadurch die Forterhaltung einer deutschen Volkswirtschaft, welche die Grundlage für den Sieg des Vaterlandes war, ist und bleiben wird.

Rufe des Blutes.

Und Blut und immer Blut! Und alle Stunden
Vergeh'n voll banger Qualen. Mit Entsetzen
Schaut meine Seele rote Menschenfetzen.
Zerschoss'ne Heere stöhnen aus den Wunden.

Durch schönste Städte wilde Flammen hetzen.
Im Wahnwitz fliehen sich die Trauerkunden,
Als ob auch nichts mehr Gnade hält' gefunden.
So hört' ich nie den Tod die Sense wetzen...

Wie lange geht's schon so? Wie lange noch? —
Wollt, Völker, ihr nicht endlich wiederkehren
Zurück zum tiefen Born der Himmelsgnaden?

Aus jeder Wunde schreit es auf: „Und doch
Muss bluten ich? Willst du das Leid vermehren?"...
Hört, Völker, Gott auf diesen Donnerpfaden!

Theoder Seidenfaden.

Tempi passati.

Von Rektor Wilhelm Moock, Lippstadt.

In dem Artikel: „Auch ein Luthergedenken"[1]) kündigten wir eine Besprechung der Hoffnungen auf Ueberwindung des Kapitalismus an. Vielen erscheint indessen der Kapitalismus, wie so vieles andere in unserer Zeit gar nicht als etwas so Schlimmes, sondern als ein Beweis dafür, wie herrlich weit wir es gebracht haben. So sieht F. Keller[2]) in der kapitalistischen Unternehmung ein Mittel zur „Ueberwindung der sittlichen Stagnation des Mammonismus", spricht ihr „einen nicht hoch genug einzuschätzenden Nutzen" zu für die „Versorgung einer wachsenden Bevölkerung auf beschränktem Territorium mit Sachgütern" und glaubt in ihr sogar einen Ansporn zur „Arbeitsfreude und Arbeitswilligkeit" und damit zur Qualitätsarbeit zu sehen.[3]) Die kapitalistische Unternehmung ist ihm „gesellschaftbildend", „verkehrsfreundlich", „Verbindungen schaffend".

Demgegenüber wollen wir zeigen, daß der Kapitalismus **durchaus nicht eine notwendige Wirtschaftsform ist**, um alle die gepriesenen Errungenschaften: Mehrung des allgemeinen Wohlstandes, Vervielfältigung der Sachgüter, kulturellen (technischen) Fortschritt zu erzeugen, daß man ihn also weder als zu konservierende noch zu veredelnde oder, wo er noch nicht existiert, einzuführende Wirtschaftsform zu betrachten hat. Was das letztere angeht, so sagt Wilbrandt nach seiner Reise um die Welt:[4])

„Wieviel auch, um nur eins zu nennen, entbehrt der Heimkehrende von der ruhigen Farbigkeit des nahen und fernen Ostens in der öden Geschmacklosigkeit unserer typischen, nur von Geschäftsgeist zeugenden Umwelt: Ich verstand nun erst ganz, warum die alten Literaten in China jetzt weinen in ihren heimlichen Konventikeln: es ist die Unsumme von Werten, die verloren geht, bei ihnen nicht nur, sondern in der ganzen Welt, wo immer die unvermeidlich gewordene Europäisierung eintritt. Von Europa hängt es mit ab, was in der übrigen sich europäisierenden, weit größeren Ländermasse der Erde an die Stelle all der urwüchsigen eigenartigen Schönheit tritt, die dort in den Seelen ihren Halt verliert, sobald der europäische Geist hereinzieht."

Dieser Geist ist eben der Geist des Kapitalismus. Wilbrand spricht geradezu von einem Verfall der Oekonomie des **Konsums**, der er allerdings „die glänzend entfaltete Oekonomie der Produktion" gegenüberstellt.[5]) Das klingt nun wieder, als ob wenigstens dieser Glanz der **Produktion** ein besonderes Ergebnis der kapitalistischen Wirtschaftsweise sei, aber auch das ist nicht der Fall, wie wir sogleich erweisen werden. Dieser Erweis ist offenbar erbracht, wenn wir zeigen, daß irgend einer kapitalismusfreien Zeit gleiche Vorzüge anhaften. Wir wählen zu diesem Zwecke die der kapitalistischen Zeit voraufgehende Wirtschaftsepoche, die Zeit, — horribile dictu — des hohen Mittelalters. Von dieser „dunklen" Zeit erzählt uns F. Oppenheimer,[6]) den manche Kenner,

[1]) „Allgemeine Rundschau" 1917 Nr. 48, S. 823 f.

[2]) Franz Keller, Unternehmung und Mehrwert, eine sozialethische Studie zur Geschäftsmoral. Paderborn, Schöningh 1912, S. 85 ff.

[3]) a. a. O., S. 90.

[4]) Robert Wilbrandt, Als Nationalökonom um die Welt. Jena, Diederichs 1913, S. 78 f.

[5]) a. a. O., S. 76.

[6]) F. Oppenheimer, Die soziale Frage und der Sozialismus. 1913, S. 67 f. (Den Hinweis verdanke ich Herrn Hohoff).

wenn auch übertreibend, schlechtweg als den einzigen bedeutenden Nationalökonomen der Gegenwart bezeichnen:

„Die Zeit des hohen Mittelalters, etwa vom 11. bis 15. Jahrhundert, war für Westeuropa, und besonders auch für Deutschland nicht etwa eine Zeit des Stillstandes und der allgemeinen Armut, sondern im Gegenteil eine Zeit von so ungeheuer schnell steigendem Reichtum und von so reißendem Kulturwachstum, daß ihr, nach Gustav Schmoller, kaum das 19. Jahrhundert an die Seite gestellt werden kann. Die Bevölkerung, die Arbeitsteilung und daher die Reichtumserzeugung wuchs enorm schnell. Aber dieser Segen verteilte sich mit einer für unsere Begriffe unverständlichen Gleichmäßigkeit auf alle Mitglieder der Gesellschaft: wie es keine wachsende Grundrente gab, so gab es auch keinen Profit; es liefen immer zwei Meister einem Arbeiter nach und überboten sich, und der Lohn der Arbeit wuchs in voller Parallelität zu ihrem Ertrage."

Wir könnten zur weiteren Erhärtung unserer Behauptung Janssen[7]) heranziehen, aber man wirft ihm, wenn auch zu Unrecht, Schönfärberei vor. Wir wählen statt dessen einen zweiten unverdächtigen Zeugen, Werner Sombart. Wer könnte von einer modernen Stadt oder Staatsbürgergruppe behaupten, was er uns von der mittelalterlichen Stadt zu sagen weiß:

„So wundersam diese Erscheinung (der mittelalterlichen Stadt) ist, so ist sie doch durch tausendfaches Zeugnis als unzweifelhafte geschichtliche Tatsache uns verbürgt: jenes sonderbare Gemisch von Menschen, das, wie wir gesehen haben, sich in der Stadt des Mittelalters zusammenfand, wurde ergriffen von derselben starken Idee der Gemeinschaft, der Zusammengehörigkeit, der Gleichartigkeit in sich, der Fremdheit gegenüber allem, was draußen vor den Toren lag. Weltliche und Geistliche, Fürsten und Bettler, Reiche und Arme, Patrizier und Plebejer, Freie und Unfreie, Bauern und Handwerker umschloß das Band eines innerlichen, erlebten Einheits- und Gemeinheitsgefühls, das die ersten Menschengruppen gebildet, das dem Stamm, dem Dorf ihr Leben verliehen hatte. Wieder empfand eine große Anzahl von Menschen sich als eine organische Einheit, fühlten sich viele als Glieder einer Familie, war das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit so stark, daß es alle auflösenden, zersetzenden Mächte im Innern überwand und alle zu gemeinsamem Handeln, zu geschlossenem Auftreten gegen die Außenwelt hin führte."[8])

Und erst die Qualitätsarbeit!

„Die Arbeit des echten Bauern," sagt Sombart in dem angeführten Werke, „ebenso wie des echten Handwerkers ist einsame Werkschöpfung: in stiller Versunkenheit gibt er sich seiner Beschäftigung hin. Er lebt in seinem Werk, wie der Künstler darin lebt, er gäbe es am liebsten gar nicht dem Markte preis .... Kommt es aber zum Verkauf ..., so soll das erzeugte Gut seines Schöpfers würdig sein. Der Bauer wie der Handwerker stehen hinter ihrem Erzeugnis; sie vertreten es mit Künstlerehre. Aus dieser Tatsache erklärt sich z. B. die tiefe Abneigung alles Handwerkertums gegen Falsifikate oder selbst Surrogate, ja auch gegen Schleuderarbeit."[9])

Doch auch Sombart findet vor manchen Augen noch keine Gnade. Wir wollen daher noch eine Reihe von Zeugnissen beifügen, die wir Hohoff[10]) verdanken. Zunächst der ideentiefste aller Sozialisten, Henri de Saint-Simon[11]) sagt:

„Dem katholischen Klerus verdankt das Menschengeschlecht jeden Fortschritt, den die Zivilisation von Hildebrandt bis zum 16. Jahrhundert gemacht hat. Und das waren gewaltige Fortschritte. Sie haben den Menschengeist zu einer Höhe emporgetragen, die die glänzendste Epoche der griechisch-römischen Gesellschaft bei weitem überragt."

Hören wir auch den Juristen Wilhelm Arnold:[12])

„Im allgemeinen trat die höchste Blüte der Gewerbe im 14. Jahrhundert ein, und eine solche Blüte ist zu keiner Zeit wieder erreicht, am wenigsten in der Gegenwart mit ihren Maschinen und Fabriken."

Zum selben Urteil kommt Gustav Schönberg:[13])

„Die Geschichte des 14. und 15. Jahrhunderts berichtet uns von einem Aufschwung der gewerblichen Arbeit und einem allgemeinen Wohlstand der Handwerker, wie beides vereint wir zu keiner Zeit

[7]) Janssen, Geschichte des deutschen Volkes. Band I, drittes Buch, S. 265—494. Zitat bei W. Hohoff, Bedeutung der Marxschen Kapitalkritik. Paderborn 1908. Daselbst auch das folgende Zitat aus Pastor, Leben Janssens (er gibt hier) „ein großartiges Bild der wirtschaftlichen Blüte Deutschlands, bei dessen Ausarbeitung ihm sein Freund Hohoff große Dienste leistete."

[8]) Werner Sombart, Der moderne Kapitalismus. München 1916. I, S. 181.

[9]) a. a. O., S. 36.

[10]) Hohoff, War Luther in wirtschaftlichen Fragen rückständig? (Vierteljahrschr. f. Soz. u. Wirtschaftgesch. XIV 2 3 S. 353.) Hohoff feierte übrigens kürzlich seinen 70. Geburtstag. Zahllose Glückwünsche von nah und fern bezeugten dem verdienten Gelehrten die wachsende Hochschätzung, der er sich erfreut. Auch hier sei seiner dankbar und mit herzlichen Wünschen gedacht.

[11]) Oeuvres. Paris, Deutu 1868—75, X, 62—64.

[12]) Verfassungsgeschichte der deutschen Freistätte II, 214.

[13]) Zur wirtschaftl. Bedeutung des Zunftwesens 1868, S. 77, 51 f.



wiederfinden. Es ist Zeit, daß der Schleier, welcher noch über die wirtschaftlichen Zustände dieser Zeit gebreitet ist, zerrissen werde."

Das bestätigt Hohoff mit den Worten:[14])

„Es ist ein großer Irrtum, daß die scholastischen Anschauungen unnatürlich und schädlich für alles gesunde Wirtschaftsleben gewesen seien, wie man seit langer Zeit aus ungenügender Kenntnis des Mittelalters und liberalem Vorurteil fast allgemein behauptet hat. Die Zeit der rechtlichen Herrschaft der Zinsverbote ist zugleich die Zeit, in der die europäische Zivilisation die größten Fortschritte gemacht hat, welche die gesamte Geschichte der Menschheit kennt."

Er kann seine Ansicht aus John Stuart Mill[15]) belegen, welcher gesteht:

„Wenn die Geschichte jener Zeiten, die man die finsteren nennt, erst einmal so behandelt werden wird, wie sie es verdient, so wird das von allen eingesehen werden, was die großen historischen Forscher der Gegenwart bereits erkannt haben, daß in keiner Periode der Geschichte der menschliche Geist tätiger und die Gesellschaft unzweifelhafter im raschen Fortschritt begriffen gewesen sei als während eines großen Teiles der viel geschmähten Feudalperiode."

Ueber vergangene Zeiten berichten uns die Archive. Wer diese nicht selber studieren kann, muß sich auf Gelehrte von unanfechtbarer Wahrheitsliebe und Urteilsfähigkeit verlassen. Wir haben Zeugnisse von solchen angeführt, die unseren Satz unumstößlich machen: Der Kapitalismus ist keine notwendige Wirtschaftsform, um die Menschheit einer geistigen und materiellen Kulturhöhe entgegenzuführen. Wie anderwärts gezeigt,[16]) ist aber der Kapitalismus eine Wirtschaftsform, die einem großen Teil der Menschheit unsägliches Leid zufügt.

[14]) a. a. O. S. 352. Allwo weitere Literatur in Menge.

[15]) Gesammelte Werke Leipzig XI, 140.

[16]) „Allgemeine Rundschau" 1917 Nr. 23 „Die Ueberwindung des Kapitalismus".

Fehler der Brotbereitung.

Von Universitätsprofessor v. Notthafft, München.

Noch vor wenigen Jahren wußte bei den Prüfungen in Physiologie und Hygiene ein Student genug, wenn er seinem Examinator sagen konnte, daß man Nahrungs- und Genußmittel unterscheide, von welchen die ersteren die zum Leben notwendigen Stoffe enthalten, die letzteren eigentlich entbehrlich wären. Zu diesen wurde aber nicht nur Kaffee und Thee gerechnet, sondern auch „die Salze". Höchstens, daß man einigen unter ihnen noch einen bestimmten Einfluß auf die Knochen- und Zahnbildung und den Wert eines appetitanregenden Mittels zuerkannte. Die fortschreitende Wissenschaft hat aber gezeigt, daß den Salzen ein außerordentlich hoher Wert zukommt, indem sie erst die richtige Verarbeitung und Angliederung der Nährstoffe im Organismus möglich machen. So ist das reine Pflanzeneiweiß nicht geeignet, beim Menschen eine Gewichtszunahme zu erzeugen; wohl aber geschieht dieses, wenn kleine Mengen von wässerigen Auszügen aus Kleie, Stroh oder Gemüsen der Nahrung zugefügt werden. Es ist daher ganz falsch, das Wasser, in welchem man Gemüse weich gekocht oder gebrüht hat, wegzuschütten. Man muß es dem Gemüse oder der Suppe wieder zusetzen.

So hat man auch erkannt, daß in den Hülsen der Getreide Stoffe enthalten sind, welche für den Stoffwechsel unerläßlich sind. Das bekannteste Beispiel bietet der **Reis**. Das Reiskorn besitzt ein gelbliches Häutchen, welches aus „Schönheitsgründen" abgeschliffen wird. Bei starkem Reisgenuß entsteht bekanntlich eine schwere Krankheit, die Beri-Beri; aber sie entsteht nur bei geschältem Reis. Die Reishülsen besitzen also ein Gegengift. Die Sucht „schönes" weißes Mehl herzustellen, hat auch zu immer weitgehenderer „Entkleiung" unseres **Roggens** geführt. Dadurch wurde allerdings sein Mehl im Aussehen dem Weizenmehl ähnlicher, es wurde aber auch schlechter, duft- und geschmackloser, und 60% der natürlichen Nährsalze des Roggens und 40% der Eiweißstoffe wurden einfach als Viehfutter verwendet und der menschlichen Ernährung entzogen. Den gleichen Fehler hat man beim **Hafer** gemacht. Mit dem Oberhäutchen des Haferkorns entfernt man noch viele Eiweiß-, Fett-, Mineralstoffe und die so wichtigen Ergänzungsnährstoffe, ohne welche die Nährstoffe des Haferkorns nicht genügend verdaut werden können. Der Kriegsausschuß für Oele und Fette hat hier noch verschlechternd gewirkt, indem er, auf der Jagd nach Fetten und Oelen, das Haferschleimmehl zur Margarinegewinnung bearbeiten läßt. So wird zum Viehfutter, was durch seinen Gehalt an Mineralstoffen, als Zell- und Gewebsbildner, als Vermittler der osmotischen Spannung in den Geweben, Anreger der Blutbildung und der Fermentprozesse und Beeinflusser der Stoffwechsel-, Entgiftungs- und Vergiftungsvorgänge innerhalb der Körperzellen zu dienen geeignet ist.

Auf der anderen Seite sehen wir, daß besonders in Nordwest- und Teilen von Süddeutschland ein ganz grobes, zum Teil nur geschrotetes Korn hergestellt wird, dessen Nährwert zwar sehr bedeutend ist, das aber wegen der Beimengung ganz grober Kleienteile nicht für jeden Magen und Darmkanal geeignet ist. Unser Kriegsbrot leidet auch daran, daß ihm Kleie zugesetzt wird, und daß bei der Ausmahlung bis 94% grobe, den Magen und Darm belästigende Kleienstoffe unter das Mehl geraten.

Es würde sich also darum handeln, den Roggen so fein zu vermahlen, daß auch die mitvermahlene Kleie keine gesundheitlichen Störungen mehr auslösen kann. Das ist jedoch zunächst technisch nicht ausführbar, weil bei derartig feiner Vermahlung eine solche Erhitzung des Mehles entstehen würde, daß das Eiweiß gerinnt und die Backfähigkeit des Mehles geschädigt wird. „Verschliffene" oder „totgemahlene" Mehle nennt der Fachmann solche Mehle. Man muß daher nach dem bisherigen Mahlverfahren den Roggen zu 70—75% ausmahlen; den Rest von 20—25% Kleie aber für sich noch einmal feinst vermahlen. Auf diese Weise könnte man jährlich 70000 Doppelzentner mehr an Eiweiß erhalten. Die heutigen Mühleinrichtungen sind hierzu meist nicht in der Lage; sie müßten entsprechende ergänzende Apparate anschaffen. Am meisten scheint sich das Verfahren von Klopfer zu empfehlen, bei welchem das Vollkornmehl durch weitgehende Zertrümmerung der Kleberzellengewebe gewonnen wird.

Da der deutsche Boden vielfach nur für Roggenbau geeignet ist, ist eine Erhöhung des **Weizenbaues** auf Kosten des Roggenbaues nicht durchführbar, sondern man muß entweder den Roggen exportieren und Weizen dafür importieren, wie es leider im immersteigendem Maße in den letzten Jahrzehnten geschehen ist und von manchen Interessentenkreisen vielleicht auch nach dem Kriege nicht ungern gesehen würde, oder man muß eben den Weizenmehlverbrauch beschränken und wieder zur Ernährung mit dem einheimischen Roggen zurückkehren. Dieses geschieht am einfachsten dadurch, daß man beide Getreidearten im Verhältnisse ihres Anbaues in Deutschland verwendet, unser Brot hauptsächlich aus Roggen herstellt und diesen Roggen auch vollständig ausmahlt. Vom ernährungsphysiologischen Standpunkt aus wäre ja die Herstellung feiner Weizenmehle nicht so bedenklich wie die Herstellung feiner Roggenmehle. Denn beim Weizen sind die Nährstoffe ziemlich gleichmäßig über das Korn verbreitet, beim Roggen aber nehmen sie nach dem Korn zu beständig ab. Die Entkleiung geschieht also beim Weizen nicht in **diesem** Maße zum Schaden der menschlichen Ernährung und zum Vorteile der Tierfütterung wie beim Roggen. Dennoch bedeutet aber auch die Entkleiung des Weizens eine starke Einbuße an Nährstoffen. Für Gries- und Kuchenmehl sind daher stark kleberhaltige inländische Weizenmehle herzustellen. Nur unter der Voraussetzung stärkerer Ausmahlung stehen der Wiedereinführung von hellem (und zwar von **wirklich** hellem) Weizengebäck keine Bedenken entgegen. Die allerfeinsten Mehle brauchen wir nicht.

Zu den Fehlern der Mehlbereitung kommen heute Fehler des **Brotbackens**. Der Brotteig darf nicht zulange sich selbst überlassen bleiben. Denn sonst kommt es durch die Tätigkeit von Hefezellen, Milchsäurebazillen und anderen Spaltpilzen zu abnormen Zersetzungsprozessen. Diese können nicht nur unter Umständen verschlechternd auf den Geschmack wirken, sie wirken vielmehr vor allem dadurch schädlich, daß sie eine beträchtliche Anzahl von Nährstoffen (Stärke) zersetzen („veratmen"). Das Brot wird also im Brotteig allmählich geringer an Nährwert. Beim Backen des Brotes ist es notwendig, daß die Temperatur des Ofens sehr langsam ansteigt, damit die Fermente des Teiges Zeit haben, ihre das Eiweiß und die Kohlenhydrate, lösliche Malzbestandteile und eigentümliche Geschmacksstoffe aufschließende Arbeit durchzuführen. In der erzeugenden Bruttemperatur des Backofens steigert sich diese Tätigkeit, wenn aber einmal 70° erreicht, dann gehen diese Fermente zu Grunde. Je langsamer also das Brot gebacken wird, wie z. B. in den Bauernbacköfen, desto nahrhafter und schmackhafter wird das Brot; je rascher es gebacken wird, wie z. B. in den städtischen Schnellbäckereien, desto minderwertiger wird es. Durch das im Kriege entstandene Verbot des Nachtbackens sind die Verhältnisse noch verschlechtert worden. Denn der Teig steht dann vielfach zu lange und das Brot wird in Oefen von 300° (statt von 200°) geschoben. Hoffentlich wird nach dem Kriege wieder eine beschränkte Nachtarbeit eingeführt und begünstigt man nicht aus sozialen Rücksichten auf einen Bruchteil eines Standes die soziale Schädigung eines ganzen Volkes! Bei Neueinrichtungen von Bäckereien wird neben der Backstube ein Gärraum anzulegen sein, dessen Temperatur man ganz genau regeln kann, damit nicht durch intensive Gärung das Brot an Nährwert einbüßt. Also! Sorgfältige Ueberwachung des Sauerteiges und mehrstündiges Backen!

Eine weitere Verschlechterung des Brotes ist durch die Art, wie jetzt die **Kartoffel** zur Streckung verwendet wird, gegeben. Denn die durch vorheriges Kochen der Kartoffeln oder durch die Erhitzung in den Kartoffeltrocknungsanlagen aufgeschlossene Kartoffelstärke nimmt sehr große Wassermengen auf. Roggeneiweiß und Roggenstärke können nur begrenzte Wassermengen aufnehmen. Der Bäcker kann „beim besten Willen" nicht viel mehr als 45% Wasser in reines Roggenbrot hineinbringen. Mittels der Kartoffeln aber kann er den Wassergehalt um die Hälfte steigern. An Stelle der Kartoffel hat man auch das Kartoffelmehl, das ist eben die Kartoffelstärke, verwendet. Diese ist hierzu ganz unbrauchbar; denn sie enthält kein Eiweiß und keine Nährsalze. Mischbrot aus Roggen und Kartoffelstärke muß also eiweiß- und nährsalzärmer sein als reines Getreidebrot. Zur Streckung des Brotgetreides mit Kartoffeln zwingt uns der Krieg. Ja, sie sollte sogar noch Jahre lang nach dem Kriege fortgeführt werden. Auf diese Weise könnte nämlich nach und nach eine ganze Getreideernte angesammelt werden

Im Falle einer Mißernte und im Falle einer neuerlichen kriegerischen Verwicklung wären wir dann vor Hunger und vor dem auf Getreideeinfuhr folgenden Valutasturz, den man zu Zeiten außerpolitischer Krisen nicht brauchen kann, geschützt.

Aber muß deshalb das Kartoffelbrot minderwertig, schlecht bekömmlich und schlecht ausnutzbar sein? Gewiß nicht. Man nehme also rohe geriebene Kartoffeln! Die Stärke derselben ist noch nicht aufgeschossen; sie kann also auch nicht durch Quellung ungeheure Wassermengen aufnehmen. Oder man verbessere die Kartoffeltrocknungsverfahren! Ein solches Verfahren ist von Klopfer, dem wir diese Gedanken entnommen haben, angegeben worden. Die Kartoffeln werden hierbei unter gelinder Temperatur getrocknet. Am besten hat sich hierzu die gut regulierbare „Abwärme" von elektrischen Anlagen bewährt. Das geht nun allerdings nicht überall und geht auch nicht von heute auf morgen. Aber rohe Kartoffeln reiben, statt gekochter, könnte jeder Bäcker.

Chronik der Kriegsereignisse.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Fortgang der feindlichen Offensive.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

4. August. Beiderseits von Albert nahmen wir ohne feindliche Einwirkung unsere westlich der Ancre stehenden Posten auf das östliche Flußufer zurück.

5. August. In Flandern, nördlich von Albert und beiderseits der Somme wurden Vorstöße des Feindes abgewiesen. Nördlich von Montdidier nahmen wir unsere auf dem Westufer der Avre und des Dom-Baches stehenden Kompagnien ohne feindliche Einwirkung hinter diese Abschnitte zurück. Nach Abwehr feindlicher Teilvorstöße wichen unsere Nachhuten stärkerem Angriff des Gegners auf Fismes befehlsgemäß auf das nördliche Vesle-Ufer aus. Westlich der Mosel, in den mittleren und oberen Vogesen wurden Vorstöße des Feindes abgewiesen.

6. August. Württemberger erstürmten heute früh nördlich der Somme die vorderen englischen Linien beiderseits der Straße Bray—Corbie und brachten etwa 100 Gefangene ein. Nach erfolglosen Teilvorstößen ging der Feind gestern mit stärkeren Kräften zum Angriff gegen den Vesle-Abschnitt beiderseits von Braisne und nördlich von Jonchery vor. Aus kleinen Waldstücken auf dem Norduser des Flusses, in denen er sich vorübergehend festsetzte, warfen wir ihn im Gegenstoß wieder zurück. Einige hundert Gefangene blieben hierbei in unserer Hand. Im übrigen brach der Angriff des Feindes schon vor Erreichen der Vesle in unserem Artillerie- und Maschinengewehrfeuer zusammen.

7. August. Ein englischer Gegenangriff südlich der Straße Bray—Corbie brach vor unseren neuen Linien zusammen. Nordwestlich von Montdidier kam ein feindlicher Teilangriff in unserem Feuer nicht zur Entwicklung. Am Abend heftiger Feuerkampf beiderseits von Braisne und Bazoches. Starke feindliche Angriffe folgten. Sie wurden teilweise im Feuer, an einzelnen Stellen im Gegenstoß abgewiesen.

8. August. Beiderseits der Lys schlugen wir englische Teilvorstöße zurück. Nördlich der Somme führte der Feind heftige Gegenangriffe gegen unsere neuen Linien beiderseits der Straße Bray—Corbie. Sie wurden abgewiesen. Westlich von Montdidier scheiterte ein Teilangriff der Franzosen. In den Vogesen erfolgreicher Vorstoß in die feindlichen Linien am Schratzmännle.

9. August. Südwestlich von Ypern und südlich der Lys folgten stärkstem Feuer feindliche Teilangriffe, die abgewiesen wurden. Südlich Ancre und Avre griff der Feind gestern mit starken Kräften an. Durch dichten Nebel begünstigt, drang er mit seinen Panzerwagen in unsere Infanterie- und Artillerielinien ein. Nördlich der Somme warfen wir den Feind im Gegenstoß aus unseren Stellungen zurück. Zwischen Somme und Avre brachten unsere Gegenangriffe den feindlichen Ansturm dicht östlich der Linie Morcourt—Harbonniers—Caix—Fresnoy—Contoire zum Stehen. Wir haben Einbuße an Gefangenen und Geschützen erlitten. Durch Gefangene, die wir machten, wurden Engländer mit australischen und kanadischen Hilfskorps, sowie Franzosen festgestellt. Ueber dem Schlachtfeld schossen wir 30 feindliche Flugzeuge ab. Erfolgreiche Teilkämpfe beiderseits von Braisne und in der Champagne nordwestlich von Souain.

10. August. Rege Tätigkeit des Feindes zwischen Yser und Ancre. An vielen Stellen dieser Front führte der Feind Vorstöße und Teilangriffe, die vor unseren Linien und im Nahkampf abgewiesen wurden. Engländer und Franzosen setzten gestern unter Einsatz starker Reserven ihre Angriffe auf der ganzen Schlachtfront zwischen Ancre und Avre fort. Beiderseits der Somme und rittlings der Straße Foucaucourt—Villers Bretonneux warfen wir den Feind durch Gegenstöße zurück. Er erlitt hier schwere Verluste. In der Mitte der Schlachtfront gewann der Feind über Rosières und Hangest Boden. Unsere Gegenangriffe brachten ihn westlich von Lihons und östlich der Linie Rosieres—Arvillers zum Stehen. Während der Nacht nahmen wir die an der Avre und am Dom-Bach kämpfenden Truppen in rückwärtige Linien östlich von Montdidier zurück. Südöstlich von Montdidier schlugen wir einen starken Teilangriff der Franzosen in unseren Linien ab. Ueber dem Schlachtfeld schossen wir 32 feindliche Flugzeuge ab.

Luftangriff auf England.

In der Nacht vom 5. zum 6. August hat Fregattenkapitän Straßer mit einem unserer Luftschiffgeschwader erneut die Ostküste Mittelenglands durch gut wirkende Bombenangriffe, besonders auf Boston, Norwich und die Befestigungen an der Humbermündung, schwer geschädigt. Er fand dabei mit der tapferen Besatzung seines Führerschiffes den Heldentod. Alle übrigen an dem Angriff beteiligten Luftschiffe sind trotz starker Gegenwirkung ohne Verluste und Beschädigungen zurückgekehrt.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Erfolge an der albanischen Front.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

29. Juli. In Albanien wurde der durch unseren Vorstoß ausgelöste Gegendruck des Feindes stärker. Unsere Stellungen im Semeni-Knie waren fünfmal das Ziel heftiger Angriffe, die dank der tapferen Haltung der von der Artillerie kräftig unterstützten Verteidiger durchweg blutig zusammenbrachen. Auch im Gebirge Mali-Siloves griff der Feind viermal vergebens an. Er wurde zum Teil durch Feuer, zum Teil durch Gegenstoß zurückgetrieben.

30. Juli. An der albanischen Front erneuerte der Feind seine starken Angriffe gegen unsere Stellungen am südlichen Semeni-Ufer und auf dem Höhenrücken des Mali Siloves. Teils durch zähen Widerstand, teils im Gegenangriff wurden alle Anstrengungen der Angreifer zunichte gemacht.

1. August. Die von unseren albanischen Kräften vor Wochenfrist aufgenommenen Angriffe zwangen nach vergeblichen Gegenangriffen den Italiener nordwestlich und nordöstlich von Berat, seine ersten Linien und beträchtliches Gelände dahinter auf 30 Kilometer Frontbreite preiszugeben.

2. August. Die in Albanien beiderseits des Semeni-Knies vordringenden Truppen des Generalobersten Frhrn. von Pflanzer-Baltin gelangten in der Verfolgung bis knapp an die Linie Fieri—Berat. Weiter östlich, im oberen Devoli-Tale und auf den dieses begleitenden Höhen stießen unsere tapferen Bataillone auf heftigen Widerstand. Mehrere Stützpunkte wurden im Sturm genommen. Der Feind weicht nun auch hier zurück.

Verschiedene Nachrichten.

Erzbischof v. Faulhaber in der Schweiz.

Auf seiner Reise zum Besuch deutscher Internierter in der Schweiz kam Erzbischof Dr. v. Faulhaber, Feldpropst der bayerischen Armee, am 6. Juli in Rorschach an. Hier wurde er von dem Schweizer Feldprediger, Professor Caehanns, und von dem päpstlichen Konsultor, Geistl. Rat P. Coelestin Schwaighofer, empfangen. Beide Herren übernahmen das weitere Geleite Seiner Exzellenz. In Landquart begrüßten der Bischof von Chur, Schmid von Grüneck, und der Regionskommandant von Chur, Hauptmann Dr. Schmid, den hohen Gast; in Station Klosters der deutsche Feldkaplan P. Seb. Bachl. In Klosters waren die Internierten der Umgebung am Bahnhof aufgestellt. In Davos erfolgte die Begrüßung durch Regionskommandant Dr. Nienhaus, Konsul Burghard und das deutsche Offizierskorps, an der Spitze Major Finsterer. Am Sonntag hielt der Erzbischof Predigten und Ansprachen in Davos, besuchte die dort in 23 Hotels untergebrachten Kranken und hielt Gottesdienst in der Pfarrkirche und in der deutschen Heilstätte. Abends begab sich der Erzbischof nach dem bischöflichen Schloß Chur. Von dort aus hielt er am 8. Juli Gottesdienst, Predigt und patriotische Ansprachen für Internierte in Arosa. Am 9. Juli besuchte der Erzbischof Tiefenkastell, Berguen, Thusis, am 10. Juli Churwalden, Lenzerheide, am 11. Disentis, wo an diesem Tage ein kirchliches Volksfest des romanischen Volksstammes mit großer Prozession stattfand, geführt vom Erzbischof, der geleitet war von den Bischöfen von Chur und St. Gallen und dem Abt von Disentis. Am 12. Juli hielt der Erzbischof Gottesdienst, Predigt und patriotische Ansprachen für die Internierten in Chur, abends eine Friedensandacht im dortigen Dom und darauf eine allgemeine Predigt über den Völkerfrieden. Der Redner führte u. a. aus: „Der Friede sei eine Gabe Gottes und eine Aufgabe für die Menschen. Der Friede sei das größte Anliegen des Heiligen Vaters, der durch seine Bemühungen für den Austausch der Gefangenen mitten im Krieg ein Werk des Friedens geschaffen habe. Ueberhaupt habe sich die katholische Kirche gerade in dieser Zeit als eine Säule des Friedens und als überragende Großmacht Gottes erwiesen. Die päpstlichen Kommunionerlasse, durch welche die Völker für das Kriegskreuz seelisch gerüstet werden sollten, müßten unsere Rüstung auch für den Frieden werden." — Am 13. Juli traf der Erzbischof in Luzern ein. Am darauffolgenden Sonntag hielt er dort Gottesdienst für die Internierten Luzerns und des Unteren Sees und eine allgemeine Predigt mit Friedensandacht. Die folgenden Tage führten den Kirchenfürsten zu den Internierungsstationen am Südufer des Sees, nach Kloster Stans und Engel-

berg, dann nach **Weggis**, **Ingenbohl**, **Brunnen** und **Kloster Einsiedeln.** Hier versammelten sich die Schweizer **Feldprediger** im Internierungsgebiete mit ihrem Vorsteher **Hauptmann Savoy**, die angestellten deutschen Feldkapläne und 40 Schweizer Pfarrer der Internierungsstationen zu einer längeren Konferenz unter dem Vorsitz des Erzbischofs, der am 20. nach **Bern** weiterreiste. In Luzern hatte Exzellenz von Faulhaber Gelegenheit, 300 eben aus Frankreich zur Internierung in der Schweiz eingetroffene deutsche Offiziere zu begrüßen. Die in **Bern** für den Sonntag in Aussicht genommene Predigt mußte leider unterbleiben, da der Magistrat Bern aus hygienischen Gründen Versammlungen jeder Art, auch gottesdienstlich, untersagt hatte. Am Montag begab sich der Erzbischof nach **Zürich** zu den dortigen Internierten, hauptsächlich Akademikern besuchte dann die Internierungsorte des Toggenburgtals und hielt Gottesdienst für die Unterbringungsorte St. Gallen—**Oberweid**, **Speicher**, **Teufen**, **Herisau**, **Waldstatt**, **Trogen** und **Rorschach.** Weiter kam der bayerische Feldpropst als Gast des Bischofs nach **St. Gallen**, in dessen Diözese er auf Station **Heiden** die Internierten begrüßte. Die segensreiche und opfervolle Besuchsreise hatte damit ihr Ende erreicht, worauf der Erzbischof die Rückreise nach München antrat.

Die Erfolge der vier Kriegsjahre.

Von den Mittelmächten wurden 3 800 000 Gefangene eingebracht. An Kriegsmaterial wurde erbeutet: 23 000 Geschütze, 38 000 Maschinengewehre, 65 000 Fahrzeuge, 356 Panzerwagen. Dazu kommen seit dem 1. August 1917 rund eine Million Gewehre, über 6 Millionen Schuß Artillerie- und 200 Millionen Schuß Infanteriemunition, rund 3000 Lokomotiven und 28 000 Eisenbahnwagen. Zahlenmäßig gar nicht festzulegen sind die durch die deutschen Offensiven im Westen und Osten seit einem Jahre den Feinden zugefügten ungeheueren Verluste an eingebautem Material aller Art, Eisen, Beton, Draht, Baracken, Zeltlagern, Lazaretten, Pionierparks, Bekleidungs- und Ausrüstungsmagazinen, Feldbahngerät und Brennstoffen.

Die feindlichen **Flotten** haben in den vier Jahren verloren: 25 Linienschiffe, 26 Panzerkreuzer, 45 geschützte Kreuzer, 187 Zerstörer und Torpedoboote, 87 U-Boote, 73 Kanonenboote und Monitoren, 75 Hilfskreuzer.

Seit Kriegsbeginn haben die Mittelmächte 770 000 Quadratkilometer feindlichen Landes besetzt, d. h. etwa das eineinhalbfache Gebiet des gesamten Deutschen Reiches.

Die Gesamtkosten des Weltkrieges für die vier Jahre sind auf 650 bis 700 Milliarden Mark zu veranschlagen. Von dieser Riesensumme entfällt noch nicht ein Drittel auf die Mittelmächte. Am Ende des vierten Kriegsjahres betrugen die monatlichen Kriegskosten der Entente 15,3 Milliarden Mark, gegen nur 5,8 Milliarden-Mark bei den Mittelmächten.

Ausstellung in der Münchener K. Kunstgewerbeschule.

Die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der K. Kunstgewerbeschule zu München erhielt besondere Wichtigkeit durch eine leider nur kurz währende Ausstellung von Schülerarbeiten. In interessanter Art offenbarte sie die Vielseitigkeit und förderliche Tüchtigkeit der Anstalt, die ein verdienstliches Augenmerk auch der Ausbildung eines modernen kirchlichen Kunstgewerbes angedeihen läßt. Neben Architekturentwürfen der Klasse Dasio-Wirnhier boten nach dieser Richtung besonders die von der Klasse Diez ausgestellten Studien zu Monumentalmalereien Beachtenswertes. So einen Freskoentwurf eucharistischen Inhaltes, ferner eine Kirchenkuppel mit mächtigen stehenden Engeln um die in der Mitte thronende Gestalt des Heilandes. Strenge und Ruhe der Zeichnung, voller Ton der Farbe, Feierlichkeit der Auffassung vereinigten sich in diesen Werken. Weich und volltönig waren die dekorativen Malereien der Klasse Langenmantel. Ihnen gesellten sich stilgerechte, stimmungsvolle, ausgeführte Glasmalereien der Klasse Blaim, treffliche Entwürfe zu solchen, sowie zu Mosaiken der Klasse Engels. Weniger dem Sinne kirchlicher Kunst entsprach die Undeutlichkeit und Grellfarbigkeit der von der letztgenannten Klasse gebotenen, in dicker Wolle ausgeführten vielfigurigen Plattstichstickereien nach zum Teil religiösen Thematen. Besser, doch wieder zu sehr in der Tradition befangen, waren Entwürfe zu Meßgewändern. Die Klasse Wackerle zeigte sehr hübsche, herb aufgefaßte Kleinplastiken (Holzschnitzereien) religiösen Inhaltes. Die Klasse Schmidt zeigte u. a. ein mit grüner, weißer und blauer Schmelzarbeit geziertes, edel wirkendes Altarkreuz. Auch in den Bildnereien der Klasse Wadere kam der christliche Gedanke, u. a. in Grabmalentwürfen, zum Teil sehr schön und innig zum Ausdrucke. Gleiches kann man von den Gruppen der graphischen Techniken nur zum Teil rühmen; ihre figürlichen Leistungen leiden unter den Auffassungen des Expressionismus, ja des Futurismus. Sie verlieren dadurch in noch stärkerem Grade als verwandte Werke profaner Bestimmungen die Möglichkeit, den Beschauer seelisch zu beeinflussen und damit den besten Teil ihres Zweckes überhaupt. Und doch geht, wie auch diese Ausstellung augenfällig bewies, das Streben der modernsten Münchener Schule auf die Erschaffung einer neuen auf Tradition des Geistes, nicht der äußeren Form beruhenden volksmäßigen Kunst, die für einfaches Fühlen und Wollen begreiflich und zugänglich ist. Daß man auf dem Wege zu einer solchen sich befindet, braucht nicht angezweifelt zu werden. Aber einstweilen erreicht man zukunftverheißende Erfolge erst dort, wo figürliche Darstellungen nicht in Betracht kommen. Aus der großen Menge bedeutsamer Profanarbeiten seien noch einige herausgegriffen. So die Raumkunststudien der Klassen Diez und Berndl, die Buch- und Buntpapierkunst der Klasse Ehmcke, die Radierungen der Kurse Baldeweg und Langenmantel, die ausgezeichneten Leistungen des Schriftkurses Simons. Sehr schöne, einfach gezierte Gläser und Feintöpfereien brachte die Klasse Riemerschmid, trefflich modellierte Medaillen und Plaketten zeigten die Klassen Wadere und Schmidt. Wertvolles boten die Textiltechniken. Den breitesten Raum nahmen hier die z. T. in sehr vornehmen Farben und Mustern ausgeführten Batiststoffe ein. Im ganzen schuf die Ausstellung einen Erfolg, zu dem man die K. Kunstgewerbeschule beglückwünschen darf.

Dr. O. Doering.

Vom Büchertisch.

Außerdeutsche Länder im Lichte des Weltkrieges betrachtet eine mir vorliegende Schriftenreihe aus dem SSS-Verlag, M.Gladbach (8° jedes Heft 20—25 Pfg.) Sie alle sind gut gegründet auf Studium, Beobachtung, Logik, Gerechtigkeitssinn. Wer sich deshalb gegen ein geringes materielles Opfer zu eigenem und anderer Nutzen nach jener Richtung umschauen will, hat hier beste Gelegenheit. Ich führe an, was mir eben vorliegt: Aus der Sammlung **Die Flamen:** Die Organisation der flämischen Bewegung von Paul Rhenanus; aus der Sammlung **Der Kampf um Belgien:** Belgisch-Kongo von Joseph Wiese; aus der Sammlung **Der Weltkrieg:** Portugal und der Weltkrieg von Gustav Stezenbach; Die Griechen von heute (1. Teil) von Engelbert Drerup; Irland von Franz Meffert; Ist Italien ein Staat? von Richard von Kralik; aus der Sammlung **Polnische Fragen:** Polnische Könige von Kamillus Kantak; Aus Polens Geschichte und Kultur von Maria Maresch; Die Verwaltung in Polen von Wilhelm Essenbach; Die Warschauer Universität von Marceli Handelsman; Frankreichs gefährlichster Feind von Firmin Coar. Das letztgenannte Heft behandelt die Bevölkerungsfrage unter dem Zeichen der sinkenden Geburtenziffer, also unter dem der drohenden „Entvölkerung". Dem gleichen Thema tritt hinsichtlich Deutschlands nahe: Hans Rosts Der Krieg und die deutsche Mutter (aus der Sammlung Der Weltkrieg). Endlich sei auch Paul Beuschs treffliche Orientierung genannt: Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft vor und nach dem Kriege (Ebenda). Wir können wahrlich nicht dankbar genug sein für eine so reichlich gebotene Gelegenheit, unser Volk in breiten Kreisen dem weltpolitischen Wissen näher zu führen. E. M. Hamann.

Feuer kam ich zu senden. Gedanken über die „Geistlichen Uebungen" des **heiligen Ignatius von Loyola.** Herausgegeben von deutschen Jesuiten. Regensburg, Jos. **Habbel.** 8° 126 S. geb. 1.25 ℳ. — Ich wüßte kaum ein besseres „Exerzitien-Andenken" zur oft wiederholten Erinnerung und Erneuerung der in geistlichen Uebungen empfangenen Segnungen als dieses wertvolle Bändchen mit dem schönen Titelbilde Baumeisters: „Die Gründung der Gesellschaft Jesu." In erster Linie den Akademikern im Felde, in zweiter allen Gebildeten daheim und an der Front zugedacht, möchte das vom Geiste der Gottesliebe ganz und gar getragene Büchlein als eine Art Bekenntnisschrift des Ordens bei seiner Rückkehr nach Deutschland gelten, ebenso als Beweis, daß die Jesuiten nach wie vor, in Gegenwart und Zukunft, das ihnen von ihrem Stifter hinterlassene heilige Erbstück der Seelenrettung mit allen Kräften auszuwerten gewillt sind. Nicht des hl. Ignatius „Exerzitien"-Buch selbst bietet der Text, sondern eine zu dessen Verbreitung und Auswertung beitdienliche Beleuchtung des kostbaren Vermächtnisses durch elf verschiedene Autoren des Ordens in ebensovielen Kapiteln. Hier sehen wir eine helle Widerstrahlung des vom Heilande selbst „auf die Erde geworfenen", zu Gottes Ehre und aus Liebe zu den Brüdern entzündeten Feuers geistiger Erhebung und Erneuerung: desselben Feuers, das im hl. Ignatius und in seinen „Geistlichen Uebungen" so herrlich flammte und flammt. Im vorliegenden Bändchen aber haben wir einen hochwillkommenen Wegweiser zur Hebung der in Loyolas unvergleichlichem Werke geborgenen geistigen Schätze. E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hundert Jahre Münchener Hoftheater. Im **Theatermuseum** der Klara Zieglerstiftung hat der Hofschauspieler **Schwannecke**, der unermüdliche Sachwalter des Vermächtnisses der großen Heroine, eine **Sonderausstellung** veranstaltet. „100 Jahre Münchener Hoftheater"; im Oktober werden es 100 Jahre, daß am damaligen Ballplatz, dem heutigen Max Josephsplatz, das von K. von **Fischer** erbaute neue Haus eröffnet worden. Schon 1811 hatte der Kronprinz, der spätere König **Ludwig** I., den Grundstein gelegt, die schweren Zeiten ließen die Vollendung nur langsam gedeihen; aber der so machtvoll aufstrebende Kulturwille überwand sie, er erkannte nicht nur die Bedürfnisse des kleinen Münchens von 1818, er baute für die noch kaum zu ahnende Großstadt. Freilich schon 1823 ward das Haus ein Raub der Flammen. **Klenze** erbaute es wieder mit geringen Aenderungen nach den Plänen des inzwischen verstorbenen Karl v. Fischer in der Form, in der es uns noch heute dient und an die sich so viel stolze und gewaltige Erinnerungen knüpfen. Für die erste Zeit von 1818 ist die Ausstellung auf Theaterzettel angewiesen. Ein Festspiel mit einem großen Aufwand von Allegorien eröffnete das Haus, dann folgten „Egmont" in der „Bühneneinrichtung **Schillers**" und „Tell". Die Entwürfe zu Bühnendekorationen beginnen mit Quaglio und führen bis in unsere Tage. Zum ersten Male werden Dekorationsentwürfe von den Sonderaufführungen **König Ludwigs** II. gezeigt; in minutiöser Ausführung verbinden sie historische Strenge mit Prunkfülle. Es kann sich natürlich nur um Stichproben handeln, durch welche uns die Wandlung des Geschmackes und des Sehens, zwischen Ausstattungs- und Reformbühne dargelegt wird. Der Beschauer muß ja auch berücksichtigen, wie verschiedenartig die Beleuchtung war, für die diese Dekorationen geschaffen wurden. Ein reiches Bildermaterial zeigt uns die Bühnenkünstler, die in den 100 Jahren über unsere Bühne schritten, die Kapellmeister von Winter bis Mottl, die Intendanten von **Babo** (1799—1810) über **Küstner**, **Dingelstedt**, **Perfall**, **Possart**, **Speidel zu Franckenstein**, um nur die bekanntesten zu nennen. Bildnisse sagen freilich nicht immer viel, wenige Oelbilder ausgenommen, wie Possart als Franz Moor, die Ziegler als Medea künden etwas von dem Dar

stellungsstil ihrer Zeit. Auch die Handschriftensammlung fesselt. Bühnenkünstler wollen Urlaub zu Gastreisen, Intendanten im Vormärz sind im Zweifel, ob sie Uniform anziehen und das Haus festlich beleuchten sollen, das kann uns nicht sonderlich spannen, interessanter sind die königlichen Randglossen und Bescheide, durch die Ludwig I. und II. zeigen, welch' starken persönlichen Anteil sie an Kunst und Künstler nahmen. Die große Wagnerzeit ist m. E. etwas stiefmütterlich behandelt, auch die Schriftstellerwelt. Der Steckbrief gegen Dr. Sigl vom „Bayer. Vaterland" wegen Beleidigung durch die Presse mag in dem Gesamtbild als satirischer Schnörkel seine Geltung haben. Von Literatur ist manches schwer Erhältliche herbeigebracht, das für Spezialstudien von Nutzen sein wird. Viel Arbeit und Mühe steckt in dieser Ausstellung, für die man Schwannecke und seinen Helfern, Hofschauspieler Florath und Oberstabsrat Malyoth zu Dank verpflichtet ist. „Die Nachwelt flicht dem Mimen keine Kränze." Dieser Satz hat heute dank Theaterforschung und Sammeltätigkeit nur noch bedingte Gültigkeit. Freilich die künstlerischen Erlebnisse schwinden dahin mit dem Künstler, ja mit dem Augenblick des künstlerischen Genusses, aber wir können uns heute noch vergegenwärtigen, was nur zum Geschmacke der Zeit sprach und was dauernd fortwirkend unsere Gesamtkultur zu befruchten die Kraft besaß. Nicht wenig ist es, was „die hundert Jahre Münchner Hoftheater" an Mehrung unseres Besitzstandes an Kultur und Schönheit brachten. Wir dürfen die Hoffnung hegen, daß die Zukunft uns gleiche Wege führt.

Uraufführung im Schauspielhause. Ernst von Wolzogens Schauspiel aus der Gegenwart: „Die Peitsche" hatte im ersten Akte sehr guten Erfolg, man sah Konflikte, die Spannung weckten, hörte einen geschickt geführten Dialog, der zwar gelegentlich mit drastischen Aussprüchen kokettierte, im ganzen aber von urwüchsigem Temperament zeugte, allein die dramatischen Spannungen kommen nicht zu künstlerisch zwingender Entladung, was wir später erleben, wirkt wie ein paar dramatisierte Romankapitel, denen die psychologischen Verzahnungen fehlen. Aus proletarischen Niederungen ist der Bankdirektor Sylvester in die Höhe gestiegen; immer fühlte er die „Peitsche" im Nacken, die Not und die Angst trieben ihn immer weiter aufwärts. Noch gibt es höhere, als er, noch ist sein Ehrgeiz nicht gestillt und sein Sohn soll sein Lebenswerk fortsetzen; dies verlangt er als Pflicht von dem widerstrebenden Feldgrauen, der nach dem Kriege in finanzieller Unabhängigkeit wissenschaftlichen Problemen nachhängen möchte. Ein weiterer Konflikt besteht zwischen dem Bankdirektor und seiner Frau. Die letztere steht auf der Seite ihres Vaters, eines Bergwerkbesitzers, der sich dem Kohlensyndikat nicht angeschlossen hat. Sein Schwiegersohn aber fördert die Interessen des Syndikates. Während des Krieges soll der starrköpfige Alte noch Ruhe haben, stemmt er sich dann noch gegen die neuzeitliche Entwicklung, wird man ihn auf die Knie zwingen. Der unsentimentale Schwiegersohn hat bereits die erreichbaren Aktien der Grube in seinem Tresor. Als die Tochter des Bankdirektors sich mit dem Generaldirektor des Syndikates verlobt, in dem die Mutter den Henker ihres Vaters erblickt, verläßt sie das Haus ihres Gatten. Der Konflikt zwischen Vater und Sohn wird verstärkt, dadurch, daß der Sohn sich in eine Theaterschülerin verliebt, die sein Vater, wie er glaubt, aus selbstsüchtigen Beweggründen ausbilden läßt. Um die Verlobung zu verhindern, muß der Bankdirektor eingestehen, daß das Mädchen seine illegitime Tochter ist. Dieses Eingeständnis erweitert den Riß zwischen ihm und seiner Gattin, denn diese hat in dem festen Glauben gelebt, daß sie trotz ihrer Million Mitgift und ihres schiefen Rückens nur um ihrer selbst willen geheiratet worden sei. Durch den Heldentod seines Sohnes wird der Bankdirektor alt und müde, die „Peitsche" des Ehrgeizes fühlt er nicht mehr. Trotz gesellschaftlicher Schädigung legitimiert er das Mädchen. Nach mißglücktem Schauspielertum sitzt letzteres als Banklehrling im Büro einem mehrfach verwundeten Grafen gegenüber, der einst vergeblich um die rechtmäßige Bankdirektorstochter warb. Die beiden bemühen sich, die Unstimmigkeiten ihrer Kontokorrente und der Familie auszugleichen, sehr nette Szenen feuilletonistischen Zierrats, die bestimmt sind, die Rührung bei der Heimkehr der Frau Bankdirektor zu mildern. Sie kehrt zurück, es gibt nicht nur eine „Peitsche" der Not, sondern auch eine „Peitsche" der Liebe. Obwohl die Leute bis ans Ende recht natürlich (gelegentlich auch rüde) und lebendig reden, gelingt es ihnen nicht, uns zu erwärmen. Ihre Schmerzen dringen nicht zu unseren Herzen. Die Spannung, in die uns der Autor zu versetzen weiß, ist eine rein stoffliche. Löhr gab dem Bankdirektor den Reiz einer starken Persönlichkeit; seine Tochter soll das weibliche Gegenstück sein, mit der Devise: lieber shocking als alltäglich (!). Frl. Selbing brachte uns diese Figur in vielen Stücken nahe. Günther gibt unausgeglichene Jugendlichkeit, Scharwenka hinter Ironie versteckten Weltschmerz, Frau Glümer die verhaltenen Empfindungen einer würdigen alten Dame mit echter Lebensfarbe. Der Syndikatsgewaltige ist wohl bedeutender gedacht, als er durch Auzinger in die Erscheinung trat. Frl. Dielmann zeigt Vorwärtsentwicklung. Wolzogen leitete die Aufführung selbst, er wurde nach jedem Akt gerufen, nach dem letzten mischte sich jedoch Zischen in den Beifall.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Börsenausschreitungen — Beschäftigungsloses Kapital — Industrie- und Banken-Konzentration — Von Bayerns Industrialisierung.

Unsere Effektenmärkte befinden sich in einer ausgesprochenen Haussebewegung — trotz der sonst so sommerlichen Ferienstimmung, trotz des fünften Kriegsjahres und trotz der anscheinend nicht zum Schaden unserer Effektenmärkte funktionierenden schweren Steuerbelastung. **Vor Tisch las mans anders!** „Durch eine solch kurzsichtige Steuerpolitik werden unsere Börsen in ihren Grundfesten erschüttert, die Bank- und Börsenkreise in ihrem Element aufs schwerste geschädigt." Man vernahm noch schärfere Worte, man hörte von Börsenstreiks usw. Und nun — eitel Freude und Wonne in unverminderter Stärke beim Tanz ums goldene Kalb! Der erste Monat unter der Herrschaft der neuen Börsensteuern brachte nicht nur eine erhebliche Auftragsmehrung an den Börsenschaltern, sondern sogar, wie es in der Fachpresse heisst, „beängstigende Kurssteigerungen infolge Kaufansturm," dem gegenüber nur geringfügiges Material am Markte angeboten blieb. Diese Kursbesserungen — man darf fast ruhig behaupten, Ausschreitungen —, umfassten fast ausnahmslos alle Industrieaktienkategorien unter mehr oder weniger stichhaltigen Gründen. Gerade diese Unnatürlichkeit der Ursachen solcher Börsenzuckungen gibt auch deren Nichtgegnern zu verschiedentlichen Gedanken Anlass. Namentlich wiederholt sich deshalb des öfteren der Hinweis, wie wenig die Börsensteuerschraube solchem Effektentreiben Einhalt gebieten konnte. Ein Gutteil der Börsenspekulation ist allerdings zurückzuführen auf den gewaltigen Geldstrom, wie er zurzeit überall vorherrscht. Trotzdem für Hypothekenpfandbriefe, Industrieobligationen, Staatspapiere, ausländische wie heimische Renten und nicht zuletzt für Reichsschatzanweisungen und Kriegsanleihen eine lebhafte Nachfrage besteht, kommt doch ein erheblicher Teil dieser Millionensummen im Börsengeschäft, besonders am Industrieaktienmarkt, unter. Einen Beleg der ununterbrochenen Mehrung von beschäftigungslosen Kapitalien erbringt neuerdings das Amtsblatt des Deutschen Sparkassenverbandes. Demzufolge beträgt der Gesamtzuwachs bei den deutschen Sparkassen ohne die Abschreibungen der Zeichnungen der Sparer auf die achte Kriegsanleihe im ersten Halbjahr 3,65 Milliarden Mark gegen 1,86 bezw. 1,57 ½ Milliarden Mark in der gleichen Zeit der beiden Vorjahre. Dabei wird im besonderen darauf hingewiesen, dass an dieser Mehrung auch die kleinen Sparer teilnehmen. Befriedigende Ziffern erbrachte ebenfalls die Ausweisstatistik der deutschen Hypothekenbanken im ersten Halbjahr 1918. Hypothekenbestände und Pfandbriefumlauf der vier Münchener Hypothekenaktienbanken weisen einen Zuwachs von 20,52 Millionen Mark, bzw. 10,71 Millionen Mark aus. Dieses Verhältnis ist angesichts der veränderten grundlegenden Voraussetzungen bei den norddeutschen Instituten naturgemäss nicht gleichmässig geartet.

In besonders starkem Umfange setzt sich die Bankenkonzentration fort. Von bayerischen Instituten errichteten neue Filialen die Bayerische Vereinsbank in Neustadt an der Aisch, die Bayerische Handelsbank in Bad Aibling und die Bayerische Diskonto- und Wechselbank in Lichtenfels. Die Commerz- und Diskontobank Filiale Nürnberg hat zur Vornahme eines Bankneubaues fünf grosse Anwesen erworben. Auch in Baden, Mitteldeutschland und im Rheinland erfolgen solche Filialneugründungen. Gleichfalls von Wichtigkeit ist der Zusammenschluss in der Braunkohlenindustrie, namentlich innerhalb des Konzerns der deutschen Erdölgesellschaft und der oberschlesischen Kokswerke. Anschliessend hieran sei registriert die innerhalb sechs Monaten trotz aller technischen Schwierigkeiten durchgeführte elektrische Fernleitung aus diesen Braunkohlengebieten nach Berlin, wodurch der Reichshauptstadt elektrische Kraft etwa gleich aus zwei Millionen Zentner Kohle herrührend zugeführt werden kann. Börsen-

und Industriekreise verfolgen ausserdem die zunehmende Industrialisierung Bayerns. Die neugegründete Bayerische Glanzstoff-Fabrik A.-G mit 10 Millionen Mark Kapital und mit dem Sitz in München (verschiedentliche Fabrikanlagen sind in Aussicht genommen) erwirbt die Patente der Vereinigten Glanzstoff-Fabriken A. G. Elberfeld zur Erzeugung von künstlichen Textilfäden und -fasern. Auf dem Münchener Grundstücksmarkt werden neuerdings industrielle Erwerbungen bekannt. So errichten die Bergmann Elektrizitätswerke A.-G. Berlin im Norden Münchens ein grosses bayerisches Unternehmen zur Herstellung elektrischer Fabrikate mit vorläufig einer Million Mark Stammkapital. Den verschiedensten Terrainaktienunternehmungen kommt naturgemäss diese — vielfach übertrieben forcierte — Industrieförderung Münchens sehr zustatten. Und gerade unter diesem Gesichtspunkte berühren die verschleierten Vorkommnisse in der Finanzierung der Bayerischen Motorenwerke München ebenso merkwürdig wie die plötzlich abgebrochenen, ursprünglich als perfekt angesehenen Verhandlungen der Augsburger Maschinenfabrik vormals Riedinger hinsichtlich des Erwerbs des Mädler Motorenpatentes. M. Weber

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Redaktion verantwortlich: I. V.: A. Hammelmann; für die Inserate und den Reklameteil: I. V.: H. Sell. Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann). Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, A.-G., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25 %.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 34. München, 24. August 1918. XV. Jahrgang.

Lücken im Zentrumsprogramm?

Von Studienrat Kuckhoff, Mitglied des Reichstags.

In den „Neuen Zürcher Nachrichten" (Nr. 190 vom 12. Juli) ist über das neue Zentrumsprogramm, in dem einige wichtige Punkte vermißt werden, u. a. Folgendes zu lesen: „Darüber sollten alle christlichen und katholischen Parteien der Welt einig sein, daß die neue Zeit vom Joche des Militarismus befreit werden muß, der auf der Vorweltkriegszeit lastet, sollen die kommenden Dinge nicht viel ärger werden als die jetzigen. Und da hat man sich glatt und unumwunden zum großen Programm der Friedensnote Papst Benedikt XV. zu bekennen, der die allgemeine Abrüstung mit überlegener Weisheit zu einem Hauptpunkte für die Völker- und Menschheitszukunft machte." Das Blatt erkennt allerdings an, daß im Programm die Neugestaltung des Völkerrechts nach den christlichen Grundgesetzen verlangt wird. Es dürfe, so meint es, angenommen werden, daß darin eine freundliche Geste gegenüber einer anzustrebenden Völkerliga liege, und damit wäre dann allerdings indirekt ein Bekenntnis für durchgreifende Abrüstung zu Wasser und zu Lande abgelegt.

Das ist durchaus richtig. Denn wenn in dem Programm ein auf christlichen Grundsätzen sich aufbauendes Völkerrecht gefordert wird, wenn weiter von der Durchführung der Freiheit der Meere die Rede ist, so kann das doch nur bedeuten, daß sich das Zentrum voll und ganz zu der Friedensnote des Papstes bekennt, insofern darin die gleichmäßige und gleichzeitige Abrüstung als eigentliche Grundlage des zukünftigen Verhältnisses unter den Völkern verlangt wird. Die Durchführung des christlichen Völkerrechtes macht ein Schiedsgericht notwendig, und dieses sowohl wie auch die Freiheit der Meere ist eine Phrase ohne durchschlagenden Inhalt, wenn beide nicht durch gleichmäßige Abrüstung unter den Völkern gewährleistet werden, wenn nicht ohne Vorbehalt der Idee entsagt wird, die vor dem Kriege als oberster Grundsatz von allen Völkern und auch von uns vertreten wurde: Wenn du den Frieden willst, so rüste dich zum Kriege! Es soll damit nicht etwa die Politik unserer starken Rüstung vor dem Kriege verurteilt werden. Denn nicht wir waren es, die Absichten des Angriffs hatten, sondern wir glaubten — und die unmittelbare Vorgeschichte des Krieges hat uns darin recht gegeben —, daß unsere jetzigen Feinde nur das eine Ziel der Vernichtung Deutschlands hatten, daß sie desto eher über uns herfallen würden, je schwächer sie uns gerüstet sahen. Welches Unglück diese gegenseitige Rüstung über die Welt bringen mußte, das wissen wir heute, und aus der Weltrevolution, wenn sie nicht eine dauernde bleiben soll, gibt es nur eine Rettung, das ist die restlose Anerkennung der in der Friedensnote ausgesprochenen Grundsätze: „An die Stelle der materiellen Gewalt und der Waffen trete die sittliche Macht des Rechtes. Daraus ließe sich ein gerechtes und gemeinsames Abkommen ableiten betreffs der gleichzeitigen und gleichmäßigen Verminderung des Rüstungswesens . . . Ist einmal die Vorherrschaft des Rechtes festgestellt, mögen alle Schranken der Völkerverkehrswege fallen." Deshalb ist die Forderung eines christlichen Völkerrechts und der Freiheit der Meere zugleich ein Bekenntnis zu dem Gedanken der Abrüstung.

Das schweizerische Blatt vermißt sodann im neuen Zentrumsprogramm „eine stärkere Note zu gunsten der bürgerlichen Gleichberechtigung im Sinne der Verhältniswahl, eine Note des Sinnes, daß der Entscheid über Krieg und Frieden inskünftig von der Volksvertretung abhängig zu machen ist, ferner eine Note zu gunsten der Wahrung der bürgerlichen Freiheit gegenüber der Staatsomnipotenz, die nach dem Kriege überall mächtig anschwellen dürfte, sodann eine grundsätzliche Stellung zur Frauenfrage, welche nach Einkehr des Friedens auch in Deutschland in den Vordergrund gelangen dürfte." Das Blatt erwartet, daß in diesem Sinne das Programm durch die Massen des katholischen Volkes, durch das auch eine starke Freiheitswelle gehe, noch manche Erweiterung erfahren dürfte.

Zu diesen Ausstellungen ist im allgemeinen zu sagen, daß sich allerdings noch manche Probleme der inneren Politik werden finden lassen, die vor allem in Verfolg der Erschütterungen dieses Krieges nach einer Lösung verlangen. Es ist damit aber noch lange nicht gesagt, daß sie sich heute schon, wo noch alles im Fluß ist, restlos und bis auf den Grund ihrer Bedeutung durchschauen lassen. Manches wird man in seinen Einzelheiten noch der Zukunft überlassen müssen. Denn wir wollen doch der allmählichen Entwicklung die Wege ebnen und nicht revolutionär alles umstürzen. In manchen dieser Fragen scheiden auch in der letzten praktischen Anwendung die grundsätzlichen Erwägungen aus, und reine Zweckmäßigkeitsgründe geben da vielfach die Entscheidung.

Das trifft vor allem zu bezüglich der Frage der Einführung der Verhältniswahl. Mit dem Bekenntnis zu dieser Wahlform wäre keineswegs ein politischer Programmpunkt ausgesprochen. Man muß aber weiterhin bedenken, daß Deutschland nicht ein Einheitsstaat ist, daß die Zentrumspartei nicht für alle ihre Vertretungen in Einzelstaaten und Gemeinden solche Spezialfragen lösen kann. Wir haben jetzt im Reiche den Anfang mit der Verhältniswahl in ganz großen Wahlkreisen gemacht, in Preußen steht ein neues Wahlrecht zur Entscheidung, auch in den Gemeinden beschäftigt man sich eifrig mit dieser Frage.[1]) Aber uniformieren läßt sich das nicht. Das Verlangen nach der Einführung der Verhältniswahl in ganz Deutschland als Programmpunkt würde dem ersten Satze dieses Programms, wo die volle Wahrung des bundesstaatlichen Charakters des Reiches und die Aufrechterhaltung der Sonderrechte der Bundesstaaten gefordert wird, direkt widersprechen. Es genügt, wenn eine „volkstümliche und freiheitliche Ausgestaltung der Verfassung" verlangt wird.

Das Programm sagt weiter bezüglich der Verfassung, daß die „Erhaltung einer starken Monarchie und einer kraftvollen Volksvertretung" angestrebt werde. Auch da würde man zu sehr ins einzelne gehen, wenn man etwa mit aller Bestimmtheit, wie es die „Neuen Zürcher Nachrichten" verlangen, fordern wollte, daß der Entscheid über Krieg und Frieden zukünftig von der Volksvertretung abhängig zu machen sei. Man würde mit einer solchen Forderung den Dingen, die noch werden sollen, allzu sehr vorgreifen. Man kann sich allerdings denken, daß einmal in die internationalen Abmachungen über Abrüstung ein solcher Grundsatz für alle Völker aufgenommen würde. Aber es erscheint verfrüht und unzweckmäßig, diese Idee nunmehr seitens einer Partei in einem einzelnen Staate zu propagieren. Die Durchführung des Grundsatzes in einem Lande würde dessen Wehrlosmachung gegenüber allen denen bedeuten, die den Grundsatz nicht verfassungsmäßig festlegten.

---

[1]) Auch im bayerischen Landtag wurde ein Zentrumsantrag auf Einführung der Verhältniswahl für die großen Städte angenommen. Vgl. über diese Materie die eingehenden Abhandlungen in Nr. 14, 15, 16 und 18 der A. R. Die Red.

Was das schweizerische Blatt darüber sagt, daß sich das Programm nicht auslasse über die Wahrung der staatsbürgerlichen Freiheit gegenüber der Staatsomnipotenz, so kann man bei gerechter Beurteilung wirklich nicht finden, daß dieser Vorwurf berechtigt sei. Man lese doch nur einmal daraufhin die Sätze durch, die sich mit der sozialen und wirtschaftlichen Weiterbildung des Staatslebens befassen! Insbesondere wird doch gerade für die Zeit nach dem Kriege verlangt, daß möglichst bald die freie wirtschaftliche Tätigkeit durch Abbau der kriegswirtschaftlichen Organisationen wieder hergestellt werde. Es wird weiterhin der Wiederaufbau der durch den Krieg schwer geschädigten Erwerbszweige gefordert.

Und dann die Frauenfrage! Wenn in das Programm etwa der Satz aufgenommen worden wäre: Eine den neuzeitlichen Verhältnissen entsprechende Lösung der Frauenfrage! Wäre damit etwa den Wünschen der „N. Z. N." Rechnung getragen worden? Ich glaube, kaum. Denn ein solcher Satz besagt gar nichts. Und viel genauer kann man sich wirklich noch nicht aussprechen. Man konnte in dem Programm unmöglich auf Einzelheiten eingehen. Was insbesondere die rein politische Seite der Frauenfrage angeht, etwa die Teilnahme der Frau an den Parlamenten, so dürfte darüber vorläufig überhaupt eine einmütige Auffassung innerhalb der deutschen Zentrumspartei nicht vorhanden sein. Es dürfte doch wohl eine große Frage sein, ob sich eine volle Gleichberechtigung der Frau in der Politik mit den sonstigen Grundsätzen des Zentrums von Volks- und Familienwohl verträgt.

Natürlich soll ein Programm nie engherzige Beschränkung bedeuten, es soll weitere Entwicklung der Gedankengänge nicht hindern, sondern es soll nur den Geist umschreiben, in dem die Partei handeln will. Alle Dinge sind im Fluß und die Zukunft wird zeigen müssen, wo man das Programm zu ergänzen und genauer auszulegen hat. Schließlich kommt es in Einzelheiten doch auf den Geist und nicht auf die Worte an.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Feindliche Nachstöße und freundliche Verhandlungen.

Zum Schlusse der Berichtswoche haben die Franzosen und Kanadier noch verzweifelte Versuche gemacht, die stockende Offensive bei Noyon wieder in Gang zu bringen, aber nur weitere Verluste davongetragen. Inzwischen wurden im deutschen Hauptquartier unter persönlicher Beteiligung des Kaisers Karl wichtige Verhandlungen gepflogen, die in erster Linie den brennenden Fragen im Osten galten und noch fortgesetzt werden.

Die Entwicklung der Dinge an der Kampffront konnten die Staatslenker nicht stören. Nachdem unsere Truppen aus den beiden vorspringenden Bogen, die vorläufig mehr Last als Vorteil boten, auf die kürzere und feste Sehnenstellung sich geschickt zurückgezogen haben, ist das Scheitern der „großen Offensive" unserer Feinde vollends besiegelt. Wenn die gegnerischen Heerführer doch noch neue Massen von Soldaten und Tanks zu Nachstößen einsetzen, so zeigt das nur, wie schwer sie den Fehlschlag empfinden und wie sie immer noch der Versuchung erliegen, um eines effektvollen Tagesberichts halber von ihrem knappen Menschenvorrat noch weitere Hekatomben zu opfern. Die Zähigkeit kann eine Tugend sein, aber sie kann auch zum verhängnisvollen Laster werden, wenn sie in blindwütigen Starrsinn ausartet. Wir halten es mit der Geschmeidigkeit unserer Kriegführung.

Auch in Rußland halten unsere Feinde an dem zähen Versuch fest, den Leichnam dieses ehemaligen Verbündeten zu galvanisieren. Die dortigen Aussichten haben sich jedoch in der Berichtswoche wieder für sie verschlechtert, soweit sich aus den lückenhaften Berichten eine Uebersicht gewinnen läßt. Die Sowjettruppen zeigen mehr Widerstandskraft, wie man erwartet hatte, und haben sogar gegen die tschecho-slowakischen Truppen beträchtliche Vorteile errungen. Die feierliche Anerkennung, die von der Entente diesen Banden als „Nation" und als „rechtmäßig kriegführende Macht" zuteil geworden ist, hat nicht einschüchternd gewirkt. Es ist ja eine wunderliche Wendung der Dinge, daß Deutschland Interesse gewinnen mußte für den Fortbestand der extrem sozialistischen Bolschewiki-Regierung; aber Lenin und Genossen haben mit uns Frieden geschlossen, und die Erhaltung des Friedens im Osten ist der ausschlaggebende Gesichtspunkt für unsere Politik.

Lenin und Genossen wollen allem Anschein nach auch die friedliche Nachbarschaft mit Deutschland und Oesterreich weiter pflegen und sichern. Der russische Botschafter in Berlin, Joffe, war nach Rußland gereist, um über das Ergebnis der Verhandlungen wegen Ergänzung des Brester Friedens zu berichten, und ist nach einigen Tagen sofort zurückgekehrt, woraus man wohl schließen darf, daß die Verabredungen bei der russischen Regierung keine ernste Beanstandung gefunden haben.

Wenn wir mit Großrußland im reinen sind, haben wir klare Bahn und freie Hand für die Regelung der Verhältnisse in den Randstaaten. Die finnische Königsfrage und die litauische Herzogsfrage sind weniger brennend; aber die Zukunft Polens fordert ernste Entschlüsse. Das Ergebnis der Besprechungen im Großen Hauptquartier ist noch nicht veröffentlicht worden; doch wird es nach den bisherigen Nachrichten wahrscheinlich, daß Oesterreich-Ungarn auf die sog. austropolnische Lösung verzichtet und dafür sich mit der dynastischen Verbindung begnügt, die durch die Wahl des österreichischen Erzherzogs Karl Stephan zum polnischen König gegeben wäre. Graf Burian, der gegenwärtige Leiter der auswärtigen Politik in Oesterreich-Ungarn, hat sich freilich sehr für die Union mit der habsburgischen Monarchie eingesetzt; aber als Realpolitiker wird er doch den Bedenken Rechnung tragen, die dagegen vorliegen. Es handelt sich um die Gefahr für die Freundschaft der beiden Kaisermächte, die sich entwickeln könnte; ferner um die Stimmung der polnischen Bevölkerung, die keineswegs eine allgemeine Begeisterung für die Personal- oder gar Realunion zeigt; schließlich um die Rückwirkung, die ein solcher Anschluß auf das ganze Gefüge des habsburgischen Reiches haben würde, insbesondere auch auf das Verhältnis der Polen zu den Ruthenen (Ukrainern).

Der Osten hat bisher die Hoffnungen, die auf ihn gesetzt waren (namentlich auch von dem sanguinischen Grafen Czernin), leider nur zum Teil erfüllt. Mögen die Besorgnisse, die Schwarzseher an die dortigen Wirren geknüpft haben, durch die gründlichen Beratungen und sorgsamen Entschließungen der berufenen Staatsbeamten ausgeräumt werden.

Ob und wann der Hauptausschuß des Reichstages zu der Besprechung dieser Angelegenheiten zusammentreten wird, ist noch nicht entschieden. Bei allen „parlamentarischen" Neigungen muß man doch anerkennen, daß diese Dinge, die das Verhältnis der beiden Kaisermächte so tief berühren, sich zu öffentlichen Debatten im Reichstag wenig eignen.

Die Verurteilung des französischen Exministers Malvy.

In dem „Verratsprozeß" hat der Senat als Staatsgerichtshof ein Urteil gefällt, das an den Spruch des Kriegsgerichts von Rennes gegen den zurückgeholten Dreyfus erinnert. Er wollte gerne gründlich verurteilen, konnte aber nicht wegen des Mangels an Beweisen. Er wollte aber nicht freisprechen, da damit die befreundete Regierung und die eigene Politik geschädigt würden. Also ein Mittelding, ein Zwitterurteil, das dem Angeklagten kein volles Recht gibt, aber auch nicht sehr wehe tut. Der ganze verleumderische Klatsch wegen Verräterei und Meuterei brach jämmerlich zusammen; doch konstruierte sich der Senat aus eigener „Souveränität" einen Mißbrauch der Amtsgewalt, d. h. Malvy sollte im Interesse des Burgfriedens den Pazifisten zu große Nachsicht gewährt haben. Daher die „Verurteilung" zu fünf Jahren Verbannung, die der Lebemann Malvy vergnügt in dem spanischen San Sebastian zu verbringen gedenkt, bis die übliche Amnestie kommt. Clemenceau, der Verräterjäger, der in Malvys Verdonnerung die Verurteilung Caillaux's vorzubereiten hoffte, hat eine Schramme davongetragen, aber allem Anschein nach noch keine ernste Wunde. Die Sozialisten, gegen die sich das Urteil eigentlich richtet, sind entschluß- und kraftlos, wenn sie auch schimpfen, und die Exministerpräsidenten Ribot, Viviani und Briand, die in anerkennenswerter Ehrlichkeit sich mit der Malvyschen Geschäftsführung solidarisch machten, werden vorläufig Herrn Clemenceau auch nicht stürzen können. Das kann nur — Hindenburg besorgen.

Beachtenswert ist, daß in der Verhandlung nebenbei nachgewiesen wurde, wie schon in der vorletzten Juliwoche 1914, als noch keine Kriegserklärung oder Mobilmachungsordre vorlag, unter den französischen Parlamentsfraktionen die Unterstützung der kriegslustigen Regierung vereinbart war. Trotzdem werden die Feinde immer weiter behaupten, Frankreich sei das überfallene Lämmchen.



In England hat Lloyd George in einer seiner zahllosen Reden verraten, daß England schon vor der Krisis von 1914 durch Vertrag (oder wie er nachträglich vorsichtshalber sagte: in Ehrenpflicht) die Unterstützung Frankreichs im Krieg mit Deutschland übernommen hatte. Das hindert ihn und seine Kollegen nicht, Deutschland als den weltherrschsüchtigen Anstifter des Krieges zu beschimpfen. Das gehört zum Lügenkrieg, der sich nicht durch widerlegende Worte, sondern nur durch luftreinigende Taten zu Ende bringen läßt.

Inzwischen können wir mit Genugtuung feststellen, daß bei uns zu Lande die Regierung keine Verräterprozesse oder Defaitistenverfolgungen braucht. Voriges Jahr ließ sich ja freilich der unerfahrene Kanzler Michaelis hinreißen, den „Unabhängigen" Mitschuld an Meuterei vorzuwerfen; aber das war eine minder haltbare Tagesleistung ohne Nachwirkung. Neuerdings hatten „Alldeutsche" durch den Heißsporn H. St. Chamberlain, den nationalen Konvertiten, die Anschuldigung gegen die „Frankfurter Zeitung" erheben lassen, daß sie im Dienste oder sogar im Eigentum feindlichen Kapitals stehe und eine vaterlandsfeindliche Politik treibe. Auf die Beleidigungsklage des angegriffenen Blattes hat jetzt der Gerichtshof entschieden, daß die Ankläger nicht die Spur eines Beweises beizubringen vermocht haben, und hat den Angreifer, indem er den guten Glauben des Fanatikers annahm, zwar mit der „normalen" Gefängnisstrafe verschont, aber zu der höchsten Geldstrafe verurteilt. Trotz aller sachlicher Gegnerschaft zur „Frankfurter Zeitung" kann man es doch begrüßen, daß die publizistische Verräterjagd gründlich mißglückt ist. Die Extremen von rechts sollten endlich die Taktik der persönlichen Verdächtigung aufgeben, und auf beiden Flügeln sollte man die gewissenhafte Mäßigung bewahren, die zur Erhaltung der Einheitsfront notwendig ist.

Ein sozialdemokratisches Aktionsprogramm.

Von Dr. Richard Berger, M.Gladbach.

Seit dem Parteitag zu Erfurt (1891) hat die sozialdemokratische Partei Deutschlands an dem Programm festgehalten, das sie sich damals gab. Die Genossen waren vor dem Kriege stolz darauf. Wir haben ein Programm, so sagten sie jedem, der es wissen wollte, und ihr Glauben und ihr Vertrauen zu ihm war so groß, daß sie meinten, damit Berge versetzen und die kapitalistische Produktionsweise in den sozialistischen Zukunftsstaat hinüberführen zu können. Heute ist dieser Glaube schwer erschüttert, denn die tönernen Füße, auf denen schon der theoretische erste Teil des Erfurter Programms stand, sind unter den Stürmen der vierjährigen Weltrevolution nahezu vollständig zermalmt worden. Die neue Theorie, der Neumarxismus, ist erst noch im Werden und erfreut sich noch nicht einer weiten Verbreitung, noch weniger einer allgemeinen Anerkennung in den Wählermassen. Ringt sie sich auch in den Köpfen der Führer mehr und mehr durch, so wäre es doch, wie sich offensichtlich die um Scheidemann sagen, sehr unklug, den Bankerott des wissenschaftlichen Sozialismus offen zuzugeben und in Konsequenz davon mit einem Mal vor die Massen mit einem neuen Evangelium hinzutreten. Angesichts der Parteispaltung müßte ein völliger Bruch mit den seitherigen Gedankengängen und dem ganzen Drey und Drill, auf den die sozialdemokratischen Massen eingeschworen waren, für den Wiederaufbau der Partei vollends verhängnisvoll werden. Sollen die Massen wiedergewonnen werden, dann ist ihrer ganzen Stimmung und Gesinnung Rechnung zu tragen. Somit haben die sozialdemokratischen Politiker nach der einen Seite hin äußerste Vorsicht und Klugheit aufzubieten, damit die alten Parteigänger nicht vor den Kopf gestoßen und am Ende gar ins dunkelrote Lager der Unabhängigen abgedrängt werden, anderseits aber ist nicht zu verkennen und wird auch nicht verkannt, daß ein starres Festhalten am Alten eine völlige Erstarrung des Parteilebens bringen müßte und die ganze sozialdemokratische Bewegung in Deutschland auf ein totes Gleise schöbe. Ueberdies läßt sich das, was seit dem 4. August 1914 geschehen ist, nicht mehr rückgängig machen. Die Mehrheit der Partei ist ja bewußt den neuen Weg gegangen und will ihn auch fürderhin weiter ziehen, weil sie an ihren guten Stern glaubt.

Aus diesen Gründen konnte das alte Erfurter Programm ebensowenig über den Haufen geworfen werden, wie es den Anforderungen der neuen Lage genügen konnte, und aus den gleichen Gründen war ein neues Parteiprogramm weder möglich, noch zweckmäßig, noch wünschenswert. Darum entschloß sich schon der Würzburger Parteitag zu einem Mittelweg, als er die Schaffung eines Aktionsprogramms für die nächste Zukunft anregte. Dieses liegt nun mehr in seinem Entwurfe als die reife Frucht langwieriger Kommissionsberatungen vor, an denen die Genossen Auer-München, Cunow-Berlin, Keil-Stuttgart, König-Dortmund, Landsberg-Magdeburg, Löbe-Breslau, Paeplow-Hamburg und Wissel-Berlin mitwirkten. Es umfaßt neun Abschnitte mit folgenden Titeln: Politische Forderungen, Forderungen für den Uebergang zur Friedenswirtschaft, Sicherstellung des Arbeitsmarktes nach dem Kriege, Beteiligung der Arbeiter an der Uebergangsorganisation, Maßnahmen gegen monopolistische Wirtschaftsgebilde, Handelspolitische Forderungen, Finanz- und Steuerreformen, Sozialpolitische Forderungen und Kommunalpolitische Forderungen. Da einleitend ausdrücklich erklärt wird, daß das neue Aktionsprogramm „das Erfurter Parteiprogramm nicht aufheben, sondern ergänzen soll", wird ein Vergleich beider Programme angeregt. In diesen Zusammenhängen sollen indessen nur zwei Fragen aufgeworfen werden, nämlich einmal, was an dem vorliegenden Aktionsprogramm neu ist und was für dasselbe vornehmlich als charakteristisch zu gelten hat.

I. Was bringt das Aktionsprogramm Neues?

1. Zunächst werden die demokratischen Forderungen der Linken proklamiert. Von der Durchführung der Volksherrschaft, von einer Mitbestimmung oder gar einer Entscheidung der Volksvertretung bei der Berufung und Entlassung des Reichskanzlers, der Staatssekretäre und Minister, sowie deren Verantwortlichkeit gegenüber den Volksvertretungen, von einer Entscheidung des Reichstages über Krieg und Frieden und Bündnisverträge, von der Beseitigung der Geheimdiplomatie (soll wohl heißen Geheimverträge), von der Schaffung internationaler Rechtsorganisationen (internationale Abrüstungsverträge, Schiedsgerichte usw.) und von der Forderung voller Selbstverwaltung in den Gemeinden, Kreisen und Provinzen ist im Erfurter Programm keine Silbe zu lesen. Jetzt werden diese Wünsche programmatisch in den Vordergrund gestellt.

2. Ihnen schließen sich unmittelbar die Forderungen für den Uebergang zur Friedenswirtschaft an: Vorläufige Beibehaltung der Lebensmittelrationierung und der Höchstpreisfestsetzung, soweit sich dies nach Friedensschluß für die ausreichende Versorgung der minderbemittelten Volkskreise mit den erforderlichen Nahrungsmitteln als nötig erweist, Organisation der Lebensmitteleinfuhr, des Rohstoffbezugs und der Rohstoffverteilung, staatliche Leitung der Ausfuhr, Beaufsichtigung und Kontrolle des Reedereibetriebs, Sicherstellung des Arbeitsmarktes nach dem Kriege durch geeignete behördliche Maßnahmen, Mitwirkung von Arbeitervertretern im Reichswirtschaftsamt, den Arbeitsämtern, den Arbeitsvermittlungsstellen, überhaupt bei der ganzen organisatorischen Umschaltung des Wirtschaftsbetriebs und schließlich die Errichtung von Arbeitskammern für die Arbeiterschaft.

3. Wirtschaftspolitisch wird verlangt, daß die Gesetzgebung den schon während der Kriegszeit in die Erscheinung getretenen Konzentrations-, Verschmelzungs- und Kartellierungstendenzen in der Industrie, im Handel und namentlich auch im Bankgewerbe Rechnung trägt und zwar so, daß dort, wo die wirtschaftliche Entwicklung bestimmte Privatmonopole geschaffen hat, zu deren Verstaatlichung geschritten wird, und dort, wo die Entwicklung noch nicht so weit gediehen ist, eine staatliche Beaufsichtigung durch ein dem Reichswirtschaftsamt angegliedertes Kartellamt erfolgt.

4. Die neuen handelspolitischen Forderungen der Partei decken sich völlig mit dem, was die freien Gewerkschaftsführer während der Kriegszeit immer wieder gefordert und verkündet haben: Wiederherstellung der früheren Handelsbeziehungen mit dem Auslande, Erweiterung der ausländischen Absatzmärkte für die deutsche Industrie, Vereinbarungen beim Friedensschluß gegen eine Fortsetzung des jetzigen Wirtschaftskrieges und sofortige Vorbereitungen für den Abschluß neuer Handelsabkommen, die das bisherige System der Absperrung des deutschen Inlandsmarktes durch hohe Lebensmittelzölle fallen lassen.

5. Das finanz- und steuerpolitische Programm, das infolge der sozialdemokratischen Forderung eines Friedens ohne Kriegsentschädigungen von vorneherein die Aufmerksamkeit des

Lesers auf sich zieht, bringt neben den alten Forderungen nach Ausbau der Vermögens-, Einkommens- und Erbschaftssteuern als Novum nur „die Aufhebung aller Verbrauchsabgaben auf notwendige Nahrungsmittel“. Das Erfurter Programm war darin weiter gegangen, indem es die „Abschaffung aller indirekten Steuern, Zölle und sonstiger wirtschaftspolitischer Maßnahmen“ forderte, welche die Interessen der Allgemeinheit den Interessen einer bevorzugten Minderheit opfern. Die „Leipziger Volkszeitung“ (Nr. 119 vom 25. Mai 1918) erblickt in der neuen Wendung der Dinge einen Sieg Bismarcks über die Umlerner und schreibt dazu: „Wenn nichts weiter gefordert wird, als diese Aufhebung, so ist damit erstens nicht gefordert die Aufhebung der Verbrauchsabgaben auf Genußmittel und zweitens ist dadurch zugestanden, daß die Einführung von Verbrauchsabgaben auf Genußmittel bei den Anhängern dieses Aktionsprogramms keinen Widerstand finden wird.“

6. Die sozialpolitischen Forderungen sind im neuen Aktionsprogramm weniger spezialisiert als im Erfurter Programm, doch gehen sie über dasselbe hinaus, wenn sie das Verbot der Nachtarbeit unter klarer Umgrenzung der Ausnahmen grundsätzlich fordern und das Verbot der Beschäftigung von Kindern bis zum fünfzehnten Lebensjahre ausgedehnt wissen wollen. Neu aufgenommen sind folgende Forderungen: Regelung der Wohnungsfürsorge durch ein Reichsgesetz, Schaffung eines wirklichen Koalitionsrechtes für alle Arbeiter, Ausbau und Vereinheitlichung des Arbeiterrechtes, einheitliche Regelung des Einigungswesens, der Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenfürsorge im ganzen Reichsgebiet, Schaffung eines Reichsamtes für Sozialpolitik und besondere Maßnahmen zum Wohle der Kriegsteilnehmer, der Kriegsbeschädigten und der Kriegerhinterbliebenen.

7. Der letzte Abschnitt des Entwurfes enthält ein ausführliches kommunalpolitisches Programm für die Uebergangszeit, das jedoch sehr an wünschenswerter Klarheit leidet und schwer mit bereits vorher gestellten Wünschen in Einklang zu bringen sein dürfte, doch ist besonders beachtenswert, daß die Regelung des Schulwesens den Gemeinden, und nicht etwa dem Staate, bzw. dem Reiche zugeteilt wird.

„Ueberblickt man diese Forderungen und stellt man sie sich als verwirklicht vor“, so schreibt Friedrich Stampfer im „Vorwärts“ (Nr. 147 vom 31. Mai 1918), „so bemerkt man, daß damit ein gewaltiger Schritt in der Richtung zur sozialistischen Gesellschaftsordnung vollzogen wäre. Noch ist die Vergesellschaftung nicht allenthalben durchgeführt, aber die Herrschaft des Volksstaates über die Volkswirtschaft ist auf allen Gebieten aufgerichtet. Man sieht das Ziel und man sieht den Weg. Die alte Frage „Reform oder Revolution“ wird zum bloßen Wortspiel vergangener Zeit, und umwälzende Reformtätigkeit an allen Ecken und Enden des Staates und der Gesellschaft ist die Forderung des Tages“. In der Tat! Die deutsche Sozialdemokratie will in zielbewußter Mitarbeit die Neugestaltung der politischen und wirtschaftlichen Lebensverhältnisse in ihrem Sinn beeinflussen. Dies kann sie aber nach eigener Ueberzeugung nur dann, wenn sie dem demokratischen Zuge der Zeitgenossen Rechnung tragend und zum Kristallisationspunkt möglichst weiter Volksschichten geworden, im neuen Deutschland als mächtiger parlamentarischer Faktor erscheint und auf die tatsächlich vorhandenen Machtgruppen in den Parlamenten, vornehmlich im Reichstag, die gebührende Rücksicht nimmt. Beides ist, wie die skizzierten Forderungen beweisen, jetzt in einem Umfange geschehen, wie es vor dem Kriege als ausgeschlossen gelten mußte. Heute schon ist im deutschen Reichstag für eine ganze Reihe der aufgestellten Wünsche eine Mehrheit vorhanden, für eine weitere Gruppe dürfte sich eine höchst beachtenswerte Minderheit ergeben, und nur für den weitaus kleineren Rest würde die Sozialdemokratie wohl allein dastehen.

Zusammenfassend ergibt sich folgender Tatbestand: Die deutsche Sozialdemokratie stellt sich mit ihrem neuen Aktionsprogramm mit beiden Füßen auf den Boden des geltenden Rechts und der bestehenden Staatsordnung. Sie will durch energische Mitarbeit und die damit gegebene Mitverantwortung die soziale, wirtschaftliche, finanzielle, politische und kulturelle Entwicklung des Reiches in der Richtung beeinflussen, die sie für die richtige hält. Dabei geht sie sowohl hinsichtlich der zu gewinnenden Volksmassen bei den nächsten Wahlen, wie rücksichtlich der voraussichtlichen Parteikonstellation im nächsten Reichstag nach bewährten Traditionen äußerst geschickt und klug zu Werke. (Schluß folgt.)

Vier Jahre deutscher Verwaltung in Belgien.

Von P. Wirtz, Brüssel.

Am 20. August 1914 zogen die Deutschen in Brüssel ein. Wenige Tage später wurde beim Generalgouverneur eine Zivilverwaltung eingerichtet und allmählich kam der durch die ersten Kriegswochen und die Flucht der belgischen Regierung ins Stocken geratene Verwaltungsapparat wieder in Fluß. Vier Jahre währt also jetzt die Tätigkeit der deutschen Behörden in Belgien und da lohnt es sich, einmal in großen Linien das Geleistete zu überschauen.

Wenn auch die Wiederaufnahme der Verwaltung in Belgien, wo vor dem Kriege geordnete Verhältnisse bestanden, nicht mit so großen Hemmungen verbunden war, als wie z. B. in gewissen Gegenden im Osten, stieß nichtsdestoweniger die deutsche Behörde auf nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten. Zunächst mußte selbstverständlich die ganze Verwaltung den militärischen Interessen Deutschlands angepaßt und ein für das weiter vorne kämpfende Heer vor Ueberraschung sicheres Hinterland geschaffen werden. Das war um so schwieriger, als der Durchschnittsbelgier, militärischer Schulung und politischer Erziehung bar, von den Erfordernissen einer militärischen Besetzung keine Ahnung hatte. Dazu kam dann der noch hell lodernde Haß gegen den Eindringling. Wo immer man die bestgemeinten und meist im Interesse der einheimischen Bevölkerung getroffenen Bestimmungen des Generalgouvernements hemmen konnte, tat man es und rechnete sich derartige Handlungsweise als Akt der Vaterlandsliebe an. Von allerdings wohlweislich im Hintergrunde bleibenden Elementen aufgestachelt, verhielten sich viele belgische Lokalbehörden allen deutscherseits getroffenen Bestimmungen gegenüber passiv, um so mehr als von unverantwortlichen leitenden Gesellschaftskreisen im Volke der Wahn aufrechterhalten wurde, die Alliierten würden über kurz oder lang die Deutschen wieder vertreiben. Denjenigen, welche sich im Interesse des Landes, ohne ihrer Vaterlandsliebe etwas zu vergeben, den neuen Verhältnissen anzupassen versuchten, wurden strenge Vergeltungsmaßregeln seitens der Regierung in Havre angesagt.

Das hinderte allerdings die deutsche Verwaltung nicht, unentwegt im Rahmen der Haager Konvention die Verwaltung durchzusetzen. Die größte Schwierigkeit entstand ihr aus der Lebensmittelversorgung und dem Kampfe gegen den Kriegswucher. Sobald Höchstpreise irgendeines Artikels bekanntgegeben wurden, verschwand dieser von der Bildfläche und wurde heimlich zu Wucherpreisen an den Mann gebracht. Wäre die deutsche Polizei nicht energisch aufgetreten, hätte wahrscheinlich seit lange schon kein Städter mehr weder Butter noch Kartoffeln gesehen. Schließlich wurden die Bewohner selbst der Sache überdrüssig und nicht selten hört man Belgier sagen: „Wenn die Deutschen nicht strenge Wache hielten, hätten wir schon seit lange nichts mehr von den Bauern erhalten. Die Bauern können übrigens von Glück sagen, daß deutsches Militär das Land besetzt hält, sonst wäre es manchem schon vielleicht vor seinen eigenen Landsleuten heiß geworden.“ Die Verwaltung hat besonders auch gegen die Zwischen- und Kettenhändler anzukämpfen und in dieser Hinsicht hat sich der Gouverneur von Brüssel, der bayerische General von Hurt, ein besonderes Verdienst erworben, indem er die bestraften Lebensmittelwucherer durch Maueranschlag an den Pranger stellt. Hervorgehoben zu werden verdient, daß, wo die deutsche Verwaltung in einigen Produkten die Versorgung der Zivilbevölkerung selbst in die Hand nimmt, wie dies z. B. für Zucker der Fall ist, jeder Haushalt das genügende Quantum allmonatlich erhält. Was immer auch die Ententepresse behaupten mag, die deutsche Verwaltung bezweckt in der belgischen Lebensmittelversorgung nichts anderes als den Schutz der Bevölkerung.

Ein nicht minder großes Arbeitsfeld fand die Abteilung für Handel und Gewerbe mit ihren zahlreichen Unterabteilungen, wie Rohstoffverwaltung, Güterverkehr, Innen- und Außenhandel. Allerdings hat der Krieg in das wirtschaftliche Leben mit grausamer Hand eingegriffen; er hat vor allem die Schwerindustrie und die Ausfuhr lahmgelegt. Dagegen ist aber ein nicht unbeträchtlicher Handelsverkehr erhalten geblieben, der aus den durch den Krieg nicht zu unterdrückenden Bedürfnissen der Bevölkerung gespeist wird. Und da die deutsche Besetzung nicht einfach genommen, sondern auch erhebliche Geldsummen ins Land gebracht hat, so hat sich das Land eine nicht zu unter-

schätzende Kaufkraft bewahrt. So blieb auch der Einfluß der Abteilung für Handel und Gewerbe kein geringer und dieser Einfluß kommt sogar in der laufenden Umgangssprache der Belgier zum Ausdruck, indem sich z. B. das urdeutsche Wort „Freigabe" endgültig Bürgerrechte erwarb. Die späteren Geschichtsschreiber dieser Abteilung dürften uns ferner auch zeigen, daß selbst die verbissensten Ueberpatrioten, die ja auf alle Dächer hinausschreien, man dürfe beileibe mit den Deutschen keinen Handel mehr treiben, es nicht verschmähen, eine Ausfuhrgenehmigung nach Deutschland nachzusuchen, wenn es sich darum handelt, ein gutes Geschäft zu machen. Bei der Rohstoffverwaltung verdient vor allem die Tätigkeit der geradezu mustergültig organisierten Kohlenzentrale Erwähnung, die es mit Hilfe der General-Militär-Eisenbahnverwaltung, die auch ihr Bestmöglichstes tut, um den Verkehr im Lande aufrechtzuerhalten, möglich gemacht hat, die nötigen Brennstoffe zu besorgen und zugleich eine der Hauptindustrien des Landes aufrechtzuerhalten, deren Arbeitern sie sogar nicht unbedeutende Lohnerhöhungen beschaffte.

Neben Handel und Gewerbe waren auch Finanz- und Versicherungswesen der Gegenstand der Fürsorge der deutschen Verwaltung. Von allen Belgiern, die mit ihr in Berührung kamen, wird das große Entgegenkommen der deutschen Bankabteilung hervorgehoben. Letztere erwarb sich besondere Verdienste dadurch, daß sie die Brüsseler Börse in neue Bahnen lenkte zum Wohle der kleinen wie der großen Kapitalisten.

Auch auf sozialem Gebiete blieb die deutsche Verwaltung nicht müßig. Sämtliche bestehenden sozialen Gesetze wurden streng gehandhabt. Die soziale Versicherung wurde auf neuer Grundlage eingerichtet zum Wohle des Arbeiter- und des Mittelstandes.

Unter der Fürsorge für die materiellen Bedürfnisse der Bevölkerung durfte das Volk der Denker und Dichter die Pflege der geistigen Güter des besetzten Gebietes nicht außer acht lassen. Die Bildungszentrale sorgte für Büchereien, Pflege der Wissenschaft und Forschung, für Kunst und Literatur. Den Deutschen blieb es vorbehalten, in Belgien den Schulzwang einzuführen und den Flamen schenkten sie die längst heiß ersehnte flämische Universität in Gent. Die von ihnen für die Presse eingerichtete Zensur ist jedenfalls für die einheimischen Blätter, die sich vor dem Kriege nie gesehener Auflagen erfreuen, bedeutend entgegenkommender, als es die französische Zensur im eigenen Lande für die Franzosen ist. Die belgischen Blätter können jeden Tag zu gleicher Zeit wie die deutschen Zeitungen die englischen, französischen und italienischen Tagesberichte veröffentlichen, während man in der französischen Presse vergeblich die deutschen Tagesberichte sucht. Die Erörterung innerpolitischer Angelegenheiten ist, wie schon aus der großen Anzahl der im besetzten Belgien erscheinenden flämischen und wallonischen Zeitungen erhellt, durchaus gestattet.

Die Kulturarbeit, welche die Deutschen in Belgien in den vier Jahren ihrer Verwaltung leisteten, steht in der Geschichte feindlicher Besetzungen einzig da. Selbst die verbissensten Deutschenhasser geben das unter vier Augen zu. Was dem an einen gewissen Schlendrian gewohnten Belgier am meisten imponiert, ist das großartige Organisationstalent der Deutschen. Sie begreifen z. B. nicht, wie es die Herren im Meldeamt anstellen, um an gewissen Tagen, wo mehrere Tausend Personen abgefertigt werden, jegliche Stauung zu vermeiden. Wenn in belgischen Bureaus Polonäse gestanden werden muß, hört man wohl die Aeußerung: „Geht zu den Deutschen, die werden euch zeigen, wie's gemacht wird." Gewisse Neuerungen, wie z. B. die Einführung des Personalausweises, finden, namentlich bei der belgischen Polizei, großen Anklang und Nachahmung.

Die Verwaltungstrennung zwischen Flandern und Wallonien, die in Belgien zum besten der beiden Volksstämme durchgeführt wurde, ist in diesen Blättern neben den anderen im vorstehenden gestreiften Fragen wiederholt in ihrer politischen und kulturellen Bedeutung gewürdigt worden.

Was endlich die letzte von den Deutschen angebahnte Neuerung anbetrifft: die Einrichtung der deutschen Gerichte, so sei nur folgendes, von einem nicht deutschfreundlichen Kollegen gespendete Lob angeführt: „Ich bezeuge auf Ehrenwort, daß ich niemals irgendein belgisches Gericht den Sachen so peinlich auf den Grund gehen sah, wie die deutschen Richter in Brüssel!" „Ja, so sind wir Barbaren", antwortete ich. Die vier Jahre deutscher Verwaltung in Belgien sind ein glänzendes Zeugnis für dieses „Barbarentum".

Seltsam Gesicht.

Heute sah ich, schweissgebadet, nächtens Bilder zieh'n,
ein gigantisch Teufelsblendwerk, greller als Böcklin:
Nebelschwaden, Trümmer schwelend, gelbe, gift'ge Glut,
Menschenglieder zuckend, elend, Rauch von Bruderblut,
Wildzerfetztes Nachtgewölke... Da, o sieh! Ein Stern,
Nein, sein Schemen nur, ein bleicher, traurig, stumm und fern,
Wie der Erde Trautgeliebter, mild, gedankenvoll.

Doch sogleich der Schlachtenbrodem, neidisch-trunkentoll
Wälzt wie wütend Dämpfe, Dünste vor das traute Licht,
Dass es matt verschwimmt und matter, doch verschwindet nicht.
Und — ob furchtbar fast ich fühlte fahle Finsternis,
Ob auch grausig hohles Stöhnen rings den Raum zerriss,
Ob die eigne Brust auch ächzte unter dem Vampir:
„Bergeschweres Weh der Menschheit" — kam die Frage mir:
Sag, wer hat dich angezündet? Namen sag und Herrn!

Feierlich ward mir verkündet klar und zweifelfern:
„Der die Hoffnung aller Hoffnung für Bedrängte gern
Hat begründet, sich verbündet Deutschlands Friedensstern!"

Alfred Wlotzka, S. V. D.

Schippach.

Ein Wort der Abwehr.

Von Subregens Dr. Brander, Würzburg.

Was ist der eigentliche Zweck der beiden neuesten Schippacher Broschüren: „Das Problem von Schippach und seine Behandlung in der gegnerischen Presse" und „Die Sakramentskirche in Schippach"? Es soll in Rom für die Appellation gegen das am 11. Februar 1918 gefällte Urteil des Würzburger bischöfl. Ordinariates Stimmung gemacht werden. Der Mainzer „Katholik" hat schon vor zwei Jahren die literarische Kampfweise der Schippacher treffend also gekennzeichnet: Mit bewußter Umgehung des Kernpunktes der Sache (bischöfliche Verbote!) und unter falschen Unterstellungen und beleidigenden Ausfällen soll die Sache auf ein falsches Gleise geschoben werden. Dies geschieht in den beiden Broschüren hauptsächlich durch die drei folgenden Behauptungen:

1. Barbara Weigand ist nur ein Opfer des modernistischen Zeitgeistes. „Ist es nicht für die Schippacher Schriften geradezu ein Wahrzeichen ihrer gesunden katholischen Lehre, daß sie aus der Metropole des deutschen Modernismus heraus (Würzburg) der Irrlehre beschuldigt werden?" Die arme Seherin wird verfolgt: „Weil Barbara Weigand das besitzt, was die Welt, vom liberal angehauchten Katholiken bis zum Gottesleugner, im letzten Grunde allein haßt, nämlich den genuinen kirchlichen, ultramontanen Glauben, den Katholizismus sans phrase, das katholische Denken und Leben ohne Abstrich und ohne Beistrich, die Religion der römisch-katholischen Kirche" (Probl. S. 79 f.). Auch sei der eigentliche und tiefste Grund für den Kampf gegen die Sakramentskirche in Schippach die Abneigung gegen die Kommuniondekrete Pius X. Rom möge sich daher nicht selbst desavouieren und jenen Recht geben, die den Kommuniondekreten zum mindesten einen passiven Widerstand entgegengesetzt haben (Sakr.-Kirche S. 170—3).

2. Den „Wirrwarr der Meinungen, der das Problem von Schippach zurzeit umgibt", hat „die überstürzte und einseitige Branderische Pressefehde" hervorgerufen (Probl. S. 34). „Dieser Feldzug Branders ist ja nur das Seitenstück zu dem Feldzug Merkles gegen den Exjesuiten Berlichingen" (S. 78). „Die Bekämpfung der bischöflichen Genehmigung des Werkes von Schippach war der Zweck seiner ganzen Agitation" (S. 75).

3. Die Bischöfe aber waren nicht zuständig, die Sache der Barbara Weigand zu verwerfen. „Bezüglich der Privatoffenbarungen steht das Recht der Prüfung dem Bischofe, das Recht der Entscheidung aber einzig und allein dem Papste zu!" (Sakramentskirche S. 61). Die Schippacher Frage sei somit noch eine offene, das Urteil der Kirche stehe noch aus. —

Die Schippacher Sache ruht jetzt in guten Händen und wir können mit aller Ruhe den weiteren Verlauf abwarten. Die Sache wird gehen, wie sie ihrer inneren Natur nach nicht anders gehen kann. Ohnedies haben die Schippacher Freunde so offenkundig die Tatsachen auf den Kopf gestellt, daß viele ihrer Behauptungen in den mit den betreffenden Personen und Verhältnissen bekannten Kreisen stürmische Heiterkeit hervorriefen, so z. B. ihre Entdeckung, daß Herr Prälat Dr. Zahn,

derzeitiger Rektor der Universität Würzburg, und der Schreiber dieser Zeilen verkappte Modernisten sind. Infolgedessen begnügen wir uns vorerst mit den notwendigsten Richtigstellungen.

Tatsache ist, daß Bischof Haffner von Mainz, woselbst Barbara Weigand wohnte, bereits unterm 18. Juni 1896 ihre Offenbarungen verwarf und die Niederschrift derselben verbot. Man gehorchte aber nicht; vielmehr quittierte die Seherin das Verbot des Bischofs am nächsten Tage mit einer neuen „Offenbarung“, wo der Herr zu ihr sagte: „Je mehr dir widersprochen wird, je mehr du verschmäht und verachtet wirst, desto herrlicher wird dein Lohn und deine Krone sein.“ Der Vorstand des Schippacher Kirchenbauvereins bringt in seiner Broschüre (S 102) angeblich den Wortlaut dieser Offenbarung vom 29. Juni 1896, nicht aber diesen Satz, ebensowenig den anderen, wo der Herr dem Bischof und der Geistlichkeit von Mainz zuruft: „Seid ihr nicht Schwachköpfe, daß ihr euch nicht beugen wollt vor einer Erscheinung?“ Infolge des Ungehorsams der B. W. und ihrer Freundin Luise Hannappel, welch letztere überhaupt in der Schippacher Sache die treibende Kraft war und ist, war der Bischof von Mainz vier Jahre später genötigt, sich wieder mit der Sache zu befassen. Da Weigand sich auf ein geheimnisvolles Leiden als das Himmelszeichen für die Echtheit ihrer Offenbarungen berief, wurde sie von einer Kommission, bestehend aus einem Arzt und zwei Theologen, geprüft. Der Arzt beobachtete sie drei Wochen lang in einem Krankenhaus. Unter dem 14. August 1900 fällte daraufhin das bisch. Ordinariat Mainz das Urteil. B. W. mache zwar durchaus den Eindruck einer braven Person, aber ihre Erscheinungen und Ekstasen trügen keinen übernatürlichen Charakter an sich, ihre Krankheit sei Hysterie. Es wurde ihr zugleich streng verboten, in der Oeffentlichkeit von den „Erscheinungen“ zu reden und die „Offenbarungen“ zu veröffentlichen; ferner dürfe niemand außer der pflegenden Person bei den „Ekstasen“ zugegen sein; sie dürfe nicht „Anfragen“ an den Herrn richten, noch über die „Aufträge“ des Herrn mit irgend jemand außer dem Beichtvater sprechen. Wiederum gehorchte die Seherin nicht, so daß am 15. März 1909 eine abermalige Vorladung der Weigand und Hannappel vor die bisch. Behörde in Mainz und ein nochmaliges Verbot der „Offenbarungen“ usw. erfolgte. Inzwischen hatte sich, besonders in Aachen, ein Kreis von Anhängern der Seherin gebildet, der bald mit der Geistlichkeit in Widerstreit kam. Das führte zur Untersuchung der Weigandschen Sache durch die erzbischöfliche Behörde in Köln in den Jahren 1907—10. Ihre Schriften wurden eingehend geprüft und wieder verworfen. Dem von der Seherin gestifteten „Eucharistischen Liebesbund“ wurde die erbetene Genehmigung versagt, und unter dem 25. Februar 1910 versprachen die Hauptbeförderinnen des Liebesbundes, zwei Damen in Aachen, schriftlich der erzbischöflichen Behörde in Köln dessen Auflösung. Aber bereits im Juli 1914 mußte im Auftrage des Erzbischofs von Köln in allen Kirchen Aachens vor dem Liebesbunde gewarnt werden. Am 2. Oktober 1917 konstatiert ein offenbar von der Aachener Geistlichkeit inspirierter Artikel im dortigen Blatt „Echo der Gegenwart“: „Mit tiefem Schmerze mußten die Seelsorger zusehen, wie der Liebesbund die Oberhoheit der Bischöfe und ihre Machtbefugnisse schmähte und verspottete. Viermal hat die erzbischöfliche Behörde in Köln im Laufe der beiden letzten Jahre den Liebesbund ausdrücklich verboten, dabei zweimal das Verbot von der Kanzel verkünden lassen. Im vorigen Jahre wurde er fast gleichzeitig auch von den Bischöfen in Mainz, Metz, Trier, Münster, Freiburg u. a. verboten. Der Liebesbund störte sich aber nicht im geringsten daran, sondern arbeitete weiter, es wurde weiter gesammelt und geoffenbart, bis in die letzten Wochen hinein.“ Auch der Bischof von Metz, in dessen Diözese sich ein in der Weigandschen Sache stark mitbelasteter Seelenführer der Seherin aufhielt, schloß sich dem Urteil von Mainz und Köln an. Unter dem 22. Juni 1914 erließ auch das Erzbisch. Ordinariat Freiburg i. Br. in der Schippacher Sache eine Verfügung an den Klerus, in welcher es heißt: „Die Offenbarungen“ in 3 Bändchen, welche zum Abschreiben weitergegeben werden, enthalten Sätze, welche sehr befremdlich und verdächtig klingen, da sie die kirchliche Ordnung durchbrechen und an die (zum Schippacher Kirchenbau) gespendeten Almosen Versprechungen knüpfen, welche sich mit der gesunden Lehre der Kirche nicht vertragen. Wir ersuchen den hochw. Klerus, nach Möglichkeit sowohl das Abschreiben der „Offenbarungen“ als auch die Spenden für die Sakramentskirche zu verhindern.“ Im kirchlichen Amtsblatt der Diözese Mainz Nr. 9 vom 14. August 1914 wurde dem Klerus offiziell mitgeteilt, daß diese „Offenbarungen“ nach wiederholter Prüfung durch die bisch. Behörden von Mainz und Köln abgelehnt wurden und daß den betr. Personen mehrmals untersagt wurde, sie aufzuschreiben und zu verbreiten. Es könne sich also niemand auf kirchliche Gutheißung der „Offenbarungen“ berufen. Der oberhirtliche Erlaß schloß: Wir warnen vor den Auswüchsen einer ungesunden Frömmigkeit.“ Unter dem 15. Juli 1914 untersagte auch das bisch. Generalvikariat Trier die Sammlungen zum Schippacher Kirchenbau für den Bereich dieser Diözese. Im April 1915 wurde seitens des bisch. Ordinariats Mainz unter Hinweis auf eingelaufene Anzeigen der Barbara Weigand und ihrer Freundin Hannappel ein strenges Verbot zugestellt, sich um Darlehen und Geldgeschenke für den Schippacher Kirchenbau unter Berufung auf vorgebliche Offenbarungen und Drohungen von Strafgerichten Gottes fürderhin zu bemühen, und es wurde binnen zwei Wochen eine diesbezügliche schriftliche Zusage verlangt. Die Antwort der Barbara Weigand an den Generalvikar von Mainz vom 25. April 1915 ist höchst charakteristisch; sie schreibt nämlich wörtlich: „Schreiben vom Bisch. Ordin. Mainz, 13. April, habe ich erhalten. Die Anschuldigungen, daß ich in Mainz und Diözese, auf Offenbarungen hin und mit Androhungen von Strafgerichten Gottes Geld sammle, weise ich zurück. Bitte: mir diejenigen zu nennen, die ich, um Geld zu erpressen, mit Strafgerichten Gottes bedroht haben soll. Tun Sie nicht, dann muß ich Ihnen sagen, was ich am 15. März 1909 bei einer Untersuchung einem Priester zu sagen genötigt war: „Hat ein Priester mehr Recht als andere Menschen, lieblos zu urteilen über seine Mitmenschen?“ Unter dem 20. Juli 1915 erhielt daraufhin die inzwischen nach Schippach verzogene Weigand folgende Antwort vom Mainzer Ordinariat: „Ihre briefliche Antwort vom 25. April auf unsere Verfügung vom 13. weisen wir als in Form und Inhalt ungehörig zurück. Es beweist eine bedauerliche Verwirrung der Begriffe, wenn Sie auf Grund einer rein sachlichen amtlichen Verfügung dem verantwortlichen Vertreter der geistlichen Behörde den Vorwurf persönlicher Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit machen. Das ist dieselbe Gesinnung, wie sie sich in zahlreichen Aeußerungen Ihrer angeblichen Offenbarungen aus den letzten 15 Jahren kundgibt, von denen uns Abschriften seit einiger Zeit vorliegen. Es spricht sich darin eine Erbitterung gegen die kirchliche Behörde, eine Unehrerbietigkeit gegen ihre Anordnungen, ein hartnäckiges Beharren auf dem eigenen Urteil aus, das wir mit dem Geiste demütigen Gehorsams, der ein Prüfstein von Gott kommender Offenbarungen ist, nicht in Einklang zu bringen wissen.“ Schließlich folgte mit der Verwerfung der Offenbarungen und dem Verbot des Liebesbundes und dem erneuten Verbot der Sammlungen für den Schippacher Kirchenbau das bischöfliche Ordinariat Würzburg, in dessen Diözese Schippach liegt; der betr. Erlaß vom 18. Februar 1916 wurde auf allen Kanzeln des Bistums verlesen. Die meisten deutschen Ordinariate schlossen sich seitdem diesem Verbote Würzburgs an. Der Weigand selbst wurde seitens der bisch. Behörde in Würzburg unter dem 24. Februar 1916 befohlen, sich durch Handgelübde zu verpflichten, die bisher gepflogenen Anfragen an den Herrn, das Niederschreiben und Verbreiten von Privatoffenbarungen, das Sammeln von Geldern für den Kirchenbau, das Werben für den Liebesbund zu unterlassen und die Auflösung des letzteren herbeizuführen. Ein zweimaliger Versuch ihres Pfarrers, die Weigand zu einer befriedigenden Gehorsamserklärung zu bringen, schlug fehl. Am 7. April 1916 wurde sie daraufhin so lange vom Empfange der hl. Sakramente ausgeschlossen, bis sie den auferlegten Verpflichtungen nachzukommen sich bereit erklärt habe, was endlich zwei Tage darauf geschah. Gleichwohl schreibt sie bereits wieder am 4. Dezember 1916 an eine sehr hohe kirchliche Stelle in Würzburg, welche Anfrage sie an den Herrn gerichtet habe und daß ihr die hl. Barbara und andere Martyrerjungfrauen erschienen seien und ihr gesagt hätten: „Es ist derselbe Kampf, den ihr (Weigand und Anhänger) für euere Glaubenstreue durchzukämpfen habt von euren geistlichen Vorgesetzten, wie wir ihn durchzukämpfen hatten durch die Römischen Kaiser . . . Wenn, wie es hier der Fall ist, die Seele von denen gerade gefoltert und gepeinigt wird, die Gott als seine Stellvertreter hingestellt hat.“ —

Man muß sich diese Tatsachen — diese strengen, oft wiederholten bischöflichen Verbote und den 20jährigen fortgesetzten Ungehorsam der Barbara Weigand und ihres engeren Freundeskreises — vor Augen halten, um zu erkennen, welche vollkommene Verdrehung der Wahrheit und zugleich welch schwere Beleidigung der verschiedenen gegen Schippach eingeschrittenen Bischöfe es ist, wenn die Schippacher Broschüren sagen: B. W. ist nur ein Opfer des modernistischen Zeitgeistes, sie wurde nur verfolgt wegen ihrer echt katholischen Glaubenstreue! Waren also die Mainzer Bischöfe Haffner und Brück und Kardinal Fischer von Köln Modernisten? Sind die Erzbischöfe von Freiburg, Trier, Metz, Fulda, Münster, Augsburg, Regensburg usw. Modernisten? Uebrigens sei bemerkt, daß auch die Mitglieder der Schippacher bischöflichen Prüfungskommission in Würzburg, sowie die Mitglieder des dortigen Domkapitels sämtlich aus der alten Würzburger Schule eines Hettinger und Hergenröther hervorgegangen sind.

(Schluß folgt.)

Die Diözese Soissons.

Von Ludwig Heilmaier, Feldgeistlicher.

Die Offensive über den Chemin des Dames trug unsere Massen mitten in das Gebiet der Diözese Soissons. Es ist Altfrankreichs ehrwürdiger Boden; malerisches Hügelland vor allem in der Gegend von Château—Thierry, teilweise von Laon, dessen mächtige und von den Geschossen ziemlich verschonte Kathedrale so weithin sichtbar ist. Ueberall wächst ausgezeichnetes Getreide. Im Süden ein angenehm leichter Wein; zwölf gewaltige Wälder von Villiers—Cotterêts, Saint Goubin, Nouvion u. a. m. bedecken eine Fläche von 103 000 ha. Das ganze Gebiet ist übersät mit Ortschaften, in denen Handel und Gewerbe blühen, unterstützt durch fünf vorzügliche Kanäle, zahlreiche Eisenbahnen und Nationalstraßen. Die reichen Flußnetze der Aisne, Oise und Marne, zum Seinebassain gehörend, bewässern das Land. Hunderte von herrlichen kirchlichen Monumenten üben auf den Wanderer eine mächtige Anziehungskraft aus und erzählen, so verstümmelt sie

sind durch vielfache Kriegsungewitter, von einer großen Vergangenheit. Der Bischof von Soissons hat uralte Vorrechte, offenbar wegen des unmittelbaren Ursprungs von Reims; er ist der erste Suffragan der Reimser Kirchenprovinz und assistierte einst bei der Königskrönung in Reims dem dortigen Erzbischof.

Kein anderer als der hl. Petrus selbst oder der hl. Clemens soll die hl. Sixtus und Sinicius nach Gallien gebracht haben, wo sie die Kirchen von Soissons und Reims gründeten. (M. Ravenez: Recherches sur les Origines de l'Eglise de Reims.) Jenes älteste Bistumsgebiet mit der Civitas Suessionum als Sitz erstreckte sich über den pagus Suessionicus, der Aisne entlang, den p. Vadensis (Valois), p. Orceius, den Ourcq entlang, den p. Tardanensis (zwischen Marne und Vesle) und den bedeutenden p. Briegensis (Brie).

Einen großartigen Aufschwung erfuhr das religiöse Leben, als um 560 die Söhne des hl. Benedikt anfingen, ihre Abteien zu bauen. Von den drei Abteien zu Soissons war besonders bedeutend St. Médard, begründet von König Klotar. Stätte mehrerer Konzilien, hochberühmt durch so viele Jahrhunderte, vor allem durch ihre Schule. Soissons ist auch bekannt durch die dortselbst von Karl dem Großen für Neustrien (wie in Metz für Austrasien) gegründete Gesangschule, wo römische Meister den gregorianischen Gesang lehrten.

Im 12. Jahrhundert wurde das kirchliche Leben wieder erneuert durch den Orden von Citeaux — der hl. Bernard gründete selbst die bis 1790 blühende Abtei Longpont — und Prémontré. Zu ihnen gesellte sich eine Reihe anderer Orden und Kongregationen; besonders verdient machten sich im 18. Jahrhundert die christlichen Schulbrüder. Auffallend zahlreich waren die Eremitagen, die aus der Hand der Bischöfe ihre Regel empfingen.

Die Revolution brachte eine wahre Umwälzung. Die konstituierende Versammlung erklärte am 12. Juli 1790 durch das Edikt „Constitution civil du Clergé“ die Grenzen der Departements als Diözesangrenzen, wodurch von den 153 Bistümern noch 83 übrig blieben. So wurde das Gebiet des Departements der Aisne als Bistum Soissons bestimmt mit Auflösung des Bistums Laon. Der Bischof von Laon, de Sabran, floh nach vergeblichem Protest und starb 1811 in Deutschland. Bourdeilles, der Oberhirte von Soissons, verweigerte der Regierung den Eid und trat zurück. Morette, der sich von Talleyrand in Paris weihen ließ, starb als Krankenwärter 1794 im Militärspital.

Unter Napoleon und Pius VII. erhob sich die Kirche Frankreichs wieder aus ihren Ruinen, doch auch das 1801 in Paris unterschriebene Konkordat ließ es dabei: das Bistum Soissons sollte das ganze Aisnegebiet, die Provincia seu regio Axenae umfassen, immerhin mit veränderten Grenzen. Es zerfällt in zwei Archidiakonate, fünf Archipresbyterate, 37 Dekanate, 39 Pfarreien und 536 Hilfspfarreien. Unter dem Hirtenstab des tatkräftigen Beaulieu erstand wieder eine herrliche Blüte christlichen Lebens, neue Körperschaften bildeten sich zum Zwecke der Erziehung, Jugendpflege, Krankenfürsorge. Selbst bis zur letzten Offensive muß allen Aufzeichnungen zufolge in der Diözese Soissons eine bedeutende Höhe reger und echter Religiosität unter der Bevölkerung bestanden haben, trotz der Auflösung der 13 segensreich wirkenden Kongregationen, trotz der Trennung von Kirche und Staat, Kirche und Schule, dank der bewunderungswürdigen Arbeit des Klerus, welcher in seiner völligen Verarmung und Entrechtung keine Entmutigung zeigt, sondern in großzügigen Verbänden, besonders der Familienväter, und in engster Zusammenarbeit (Ligue de défense sacerdotale du Diocèse de Soissons) alles um sich schart, was noch christlich ist. Seit Mai 1918, der Offensive über den Chemin des Dames, ist eine furchtbare Prüfung über das Bistum hereingebrochen, nachdem schon vorher im Laoner Gebiet eine Menge von Ortschaften samt ihren Heiligtümern zu Ruinen wurden.

Eine Ruine ist auch die Kathedrale von Soissons, deren Bau auf der Stätte einer Marienkirche des vierten Jahrhunderts im zwölften Jahrhundert begonnen wurde und bei den wunderbaren Verhältnissen ihrer reinen und graziösen Architektur zu den schönsten Gotteshäusern Frankreichs zählte. Im alten Stammgebiet des Bistumes jedoch erfreuen wir uns am Anblick der gut erhaltenen ehrwürdigen Heiligtümer.

Da ist Oulchy-le-Château z. B., heute das Ziel zerstörender Geschosse, das alte Ulcheium Castrum oder Castellum Ulciacum, auf einem Hügel des Ourcqgebietes; ein großes meisterhaftes Gemälde in der Kirche zeigt, wie Jeanne d'Arc im Triumph durch das Städtchen zieht: Oben am Berg St. Nicolas au Château innerhalb des Festungsgürtels, von welchem noch Reste stehen; neben der romanischen Basilika die trutzige Burg. An die stattliche Basilika schließt sich an ein Juwel frühgotischer Baukunst, ein hochragendes Querschiff und Chor und es gibt viel zu sehen an mannigfaltigen Kapitälen, Schnitzereien des Chorgestühls und der Kanzel usw. Darüber steigt der romanische massive Turm in drei Stockwerken auf.

Noch immer sind im französischen Volke, das jetzt eine der schrecklichsten Heimsuchungen seiner Geschichte erlebt, mächtige religiös-sittliche Kräfte wach. Noch ist Frankreich nicht verloren. Nur müssen ihm, um sich vor dem völligen Ruin seiner Volkskraft und Großmachtstellung zu bewahren, in dieser Heimsuchung die Augen darüber aufgehen, daß das Christentum, dem es seine ganze einstige Größe verdankt, wieder in voller Freiheit seine völkererhaltende und völkerbeglückende Wirksamkeit ausüben muß.

Vergessene Reichtümer unseres Bodens und unserer Wälder.

Von Ewald Paul, München.

Wir haben Reichtümer aufgedeckt, wo wir sie nicht erwarteten — Nahrung aus vielen Dingen geholt, die wir früher nicht beachteten, Stickstoff aus der Luft, Gewebe aus unseren Brennesseln und anderen einst mißachteten Pflanzen gewonnen und weitere Schätze harren noch der Hebung.

Betrachtet man die Kleinpflanzenwelt unserer Oedländereien, unserer Flüsse, Seen und Tümpel, so findet man darin ein Gewirr von ölhaltigen Kleinpflanzen, so z. B. den Kieselalgen, deren viele Tausende auf einen ccm gehen und die sich mit großer Rührigkeit entwickeln, so daß man zweimal im Jahre eine Oelernte bei ihnen vornehmen könnte.

Viele Forscher wiesen bereits auf den Reichtum dieser winzigen, so leicht in großen Massen zu sammelnden Kleinpflanzen an Fettstoffen hin. Neuerdings machte sich namentlich der Botaniker R. Francé darum verdient. Wenn man vordem keine Anstalten traf, diese Fettstoffe zu gewinnen, so geschah es wohl darum, weil man keine Not daran hatte. Es war bequem, dieselben fertig und billig aus dem Auslande zu beziehen. Der Krieg lehrte uns da Umkehr zu den heimischen Schätzen.

Versuche, Oel aus dieser Kleinpflanzenwelt herauszuholen, wurden auf Francés Anregung und mit meiner Hilfe zunächst in München unternommen und sie hatten ein sehr gutes Ergebnis. Das Oel erwies sich als ein solches von bester Beschaffenheit, als frei von schädlichen Beimischungen und wegen seiner überaus hohen Verseifungszahl durchaus geeignet, für die Seifenfabrikation verwendet zu werden. Was das in unseren Tagen der Seifennot besagen will, bedarf hier keiner Erörterung. Außerdem enthält das besagte Oel aber auch einen reichen Prozentsatz des kostbaren Ichthyols, das Monopolpreis hat und heute mit hunderten von Mark pro Kilo gezahlt wird. Ichthyol ist ein Hautnahrungsmittel ersten Ranges, es dient uns bei Gicht, Rheumatismus und Frauenkrankheiten und ist deshalb seine Gewinnung auf deutschem Boden freudig zu begrüßen. Alle Fachleute, mit denen ich hierüber sprach, gehen mit mir in dem Wunsche einig, daß diese Oelquelle so schnell als möglich erschlossen werden möge. Schon aus Rücksicht auf unsere Volksgesundheit! Wer einen Blick in die Lazarette und Krankenhäuser und Apotheken tut, weiß, wie sehr uns der Mangel an guten Salbenunterlagen plagt und wie viele Hautreizungen durch schädliche Ersatzmittel zustande kommen. Ich wies nun die Berufenen auf die Notwendigkeit hin, die Fettquellen des Bodenschlammes bzw. der in ihm wuchernden Pflanzen ehestens zu beheben, zumal sich als Nebenprodukt auch das nützliche Silizium ergab und der ganze Rückstand als stickstoffhaltiger Kunstdünger zu verwenden war. Auch fand sich, daß das Oel für Heereszwecke große Bedeutung habe, da es als Tiefentemperaturöl, wie es bisher noch nicht geboten werden konnte — es erstarrt nämlich erst bei etwa 37° unter Null — für Fliegermotoren und Gebirgsartillerie usw., auch für Schiffe im Norden verwendet werden könne.

Unsere und der Bundesgenossen leitende Heeresbehörden schenkten der Entdeckung, um die sich Francé, der Leiter des hiesigen Biologischen Institutes, wie gesagt, besonders verdient gemacht, ihre Beachtung. Ein Bevollmächtigter der schwedischen Regierung sprach vor, auch die ungarische Regierung schickte ihre Geschäftsträger und ebenso rühriges Interesse bezeugten Wiener Ministerien. Aus der Schweiz kamen von Fachleuten und Behörden dringliche Ansuchen um Bekanntgabe des Verfahrens, das nun — nach vielen Schwierigkeiten und dem Verlust etlicher kostbarer Monate — endlich von einer Gruppe von Fachleuten und Kapitalisten in München in die Wege geleitet wird, womit uns eine neue Industrie gesichert ist, aus der viele Kanäle befruchtend zu anderen Betrieben, vor allem der Seifen-, Parfümerie-, pharmazeutischen Industrie hinüberleiten werden. Es hat aber nicht viel gefehlt, daß die Sache außer Landes gegangen wäre, weil diejenigen, bei denen wir anfangs um Beistand anklopften, und die berufen gewesen wären, einen solchen zu leisten, in Gleichgültigkeit verharrten. Als es sich um die Herstellung größerer Muster handelte, wozu Extrakteur und hydraulische Presse erforderlich war, die im Laboratorium des Biologischen Institutes nicht bestanden, pochten wir an viele Türen vergebens. Bei großen Industriellen fanden wir einen überraschenden Mangel an Allgemeinsinn, was an dieser Stelle einmal gesagt sein soll.

Nun ist also die Entdeckung auf dem Wege in die praktische Welt, und zwar diese im breitesten Sinne genommen. Kieselalgen gibt es überall, bei uns in Bayern — wo man aus ihnen nach Francés Angaben etliche hunderttausend Kilo des kostbaren Oeles schnell herausholen kann — und im übrigen Deutschland, namentlich im Seegelände und an den Meeresküsten. Sehr reich daran ist auch Oesterreich-Ungarn und noch mehr Bulgarien, das aus seinem Dobrudschaschlamm Millionen von Kilo dieses Oeles holen kann. Je weiter wir nach dem Süden gehen, desto üppiger entwickelt sich eben auch die Alge und um so fettreicher ist also auch der von ihr durchsetzte Schlammboden.

Und noch eine andere Oelquelle decken unsere Forscher auf: aus dem Abfallholz und den Nadeln der Fichte läßt sich ebenfalls ein hochwertiges Fett ziehen. Ein solches, das gleichermaßen für die pharmazeutisch-kosmetische Industrie wichtig ist und aus dem sich auch das unserem Gewerbe- und Industriegetriebe heute so sehr fehlende

Terpentin abscheiden läßt. Dabei ist diese Oelgewinnung ebenso leicht zu betreiben als die früher erwähnte. Frauen- und Kinderhand können ergiebig mittun und mit hochgespannten Wasserdämpfen, also ohne das sonst übliche Alkoholverfahren, das ja bei der gegenwärtigen Spiritusnot gar nicht zu handhaben wäre, läßt sich das Oel herausziehen.

Auch in diesem Falle ist Francé ein schätzbarer Anreger und der bayerische Staat darf ihm Dank sagen, daß er auf die Möglichkeit hinweist, aus dessen ungeheueren Fichtenwaldungen große und unserer Zeit dringlich nötige Oelmengen herauszuholen. Und auch für diese Industrie haben sich bereits die nötigen Kräfte zusammengefunden, um ehestens das, was die Wissenschaft ergründete, ins praktische Leben zu tragen.

Deutschland voran! Neue Wirtschaftsgebiete werden in Bayern erschlossen und dank Bayern fürs gesamte Vaterland und in absehbarer Zukunft auch für die große Menschheit, die wiederum Lehren ziehen kann aus deutschem Geist, deutscher Technik und die der unerschöpflichen Quelle deutscher Arbeitstüchtigkeit Dank sagen muß.

Chronik der Kriegsereignisse.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Die feindliche Offensive kommt zum Stehen. Fliegerangriffe auf Frankfurt und Darmstadt.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

11. August. Stärkere Vorstöße des Feindes beiderseits der Lys wurden abgewiesen. An der Schlachtfront hat der Feind seine Angriffe bis zur Oise ausgedehnt. Zwischen Ancre und Somme brachen sie vor unseren Linien zusammen. Starke Teilangriffe des Gegners bei Rainecourt und gegen Lihons scheiterten in unserem Feuer und im Gegenstoß. Die Hauptkraft der gestrigen Angriffe war gegen unsere Front zwischen Lihons und der Avre gerichtet. Oestlich von Rosières und beiderseits der Straße Amiens—Roye schlugen wir die mehrfach wiederholten feindlichen Angriffe ab. In den beweglichen Kämpfen gegen feindliche Uebermacht und gegen den Masseneinsatz von Panzerwagen kam auch hier wiederum die unerschütterliche Angriffskraft unserer Infanterie voll zur Geltung. Vielfach brach der Ansturm des Feindes schon im Feuer unserer Artillerie zusammen. Vor einem Divisionsabschnitt liegen allein mehr als 40 zerstörte Panzerwagen. Zwischen Avre und Oise setzte der Feind nach heftiger Artillerievorbereitung zu starken Angriffen gegen unsere alten Stellungen von Montdidier bis Autheuil an. Er vermochte unsere gestern gemeldete neue Kampflinie östlich von Montdidier nicht zu erreichen. Unsere Nachhuten empfingen den Feind in unserer alten Stellung mit starkem Feuer und wichen darauf kämpfend über die Linie Laboissière—Hainvillers—Ricquebourg—Marest aus. Wir schossen wiederum 23 feindliche Flugzeuge und einen Fesselballon ab.

12. August. Zwischen Yser und Ancre scheiterten mehrfach Teilvorstöße des Feindes. Nördlich der Lys schlugen wir einen stärkeren englischen Angriff zurück. An der Schlachtfront führte der Feind am frühen Morgen heftige Angriffe nördlich der Somme und zwischen Somme und Lihons. Sie wurden meist im Feuer, teilweise im Gegenstoß abgewiesen. Bei den Kämpfen um Lihons stieß der Feind über den Ort hinaus nach Osten vor. Unser Gegenangriff warf ihn bis an den Nord- und Ostrand des Dorfes wieder zurück. Heftige Teilkämpfe zwischen Lihons und der Avre. Südwestlich von Chaulnes griffen wir den Feind an und nahmen Hallu. Beiderseits der Straße Amiens Roye wiesen wir feindliche Angriffe ab. Zwischen Avre und Oise dauerten starke Angriffe des Feindes bis zur Dunkelheit an. Sie sind völlig gescheitert. Besonders schwere Verluste erlitt der Franzose bei Tilloloy. Durch nahes Heranhalten seiner Artillerie, die den Panzerwagen dichtauf folgte, suchte er hier den Durchbruch zu erzwingen. Infanterie und Artillerie schossen den Feind vor unseren Linien zusammen. Gestern wurden 17 feindliche Flugzeuge und vier Fesselballone abgeschossen.

13. August. Südlich von Merris wurden mehrfach wiederholte englische Teilangriffe abgewiesen. Südlich der Somme griff der Feind am Nachmittag zu beiden Seiten der Römerstraße Foucaucourt—Villers-Bretonneux an. Er wurde abgewiesen. Nördlich der Straße Amiens—Roye schlugen wir am Abend starke feindliche Angriffe ab. Zwischen Avre und Oise tagsüber heftiger Kampf mit teilweise neu eingesetzten französischen Divisionen. Starke Kräfte griffen im Morgennebel dicht südlich der Avre, sowie zwischen Tilloloy und nördlich von Elincourt an. Sie brachen vor unseren Linien zusammen; an einzelnen Stellen warfen wir sie im Gegenstoß zurück. Zwischen Tilloloy und Canny, westlich und südwestlich von Lassigny setzte der Feind seine Angriffe bis zum späten Abend, südlich von Tilloloy bis zu fünf Malen fort; aus dem Matzgrund heraus stießen schwächere Kräfte vor. Wir schlugen den Feind zurück. Vielfach blieben seine Angriffe schon in unserem zusammengefaßten Artilleriefeuer liegen. Gestern wurden 29 feindliche Flugzeuge abgeschossen.

14. August. Erfolgreiche Vorfeldkämpfe zwischen Yser und Scarpe. Südlich von Merris und südlich der Lys scheiterten Vorstöße des Feindes. Teilkämpfe beiderseits der Somme und nördlich der Avre. Westlich und südwestlich von Lassigny griff der Feind von neuem an. Beiderseits von Canny brach der Angriff in unserem Feuer zusammen. Weiter südlich schlugen wir den Feind im Gegenstoß ab.

15. August. Südöstlich von Ayette scheiterte ein englischer Teilangriff vor unseren Linien. Nördlich der Ancre räumten wir in den letzten Nächten den scharf in den Feind einspringenden Stellungsteil bei Puisieux und Beaumont-Hamel. Er wurde gestern nachmittag vom Feinde besetzt. Teilangriffe des Feindes zu beiden Seiten der Avre und südlich von Lassigny wurden abgewiesen. Bei einem Vorstoß auf das südliche Vesle-Ufer nahmen wir die Besatzung des Bahnhofes Breuil gefangen.

Unsere Jagdkräfte stellten ein auf dem Angriffsfluge gegen das Heimatgebiet befindliches englisches Bombengeschwader vor Erreichen des Zieles (Frankfurt a. M.) zum Kampf und zwangen es unter Einbuße von fünf Flugzeugen zur Umkehr.

16. August. Stärkere Vorstöße des Feindes südlich der Lys, bei Ayette und nördlich der Ancre wurden abgewiesen. Westlich von Roye und südwestlich von Noyon heftiger Feuerkampf, dem beiderseits der Avre, gegen Lassigny und auf den Höhen westlich der Oise feindliche Angriffe folgten. Südlich von Thiescourt blieb das Gehöft Atteche in Händen des Feindes. Im übrigen schlugen wir seine Angriffe vor unseren Kampfstellungen, teilweise im Gegenstoß, zurück. Schwere Verluste erlitt der Feind in den Kämpfen um Lassigny. Hier stürmte er bis zu sechs Malen vergeblich an und wurde nach zehnstündigem erbittertem Kampf in seine Ausgangsstellungen zurückgeworfen.

17. August. Beiderseits von Roye setzte der Feind von neuem zu starken Angriffen an. Sie dehnten sich am Nachmittag nach Norden bis südwestlich von Chaulnes, nach Süden bis nordwestlich von Lassigny aus. Franzosen und Kanadier versuchten hier in immer wieder erneuten Anstürmen bis in die späten Abendstunden den Durchbruch durch unsere Stellungen zu erzwingen. Die Armee des Generals v. Hutier brachte ihre Angriffe völlig zum Scheitern. Die Franzosen, die die Hauptlast des Kampfes trugen, erlitten wiederum schwerste Verluste. Bei und südlich von Hallu traf unser zusammengefaßtes Artilleriefeuer Bereitstellungen des Feindes und Ansammlungen von Panzerwagen. Feindliche Angriffe, die hier in den Abendstunden zur Durchführung kamen, brachen vor unseren Linien zusammen. Der Schwerpunkt des gestrigen Angriffes lag beiderseits der Avre. Mehrfach wiederholte stärkste Artillerievorbereitung ging hier den tief gegliederten Infanterieangriffen des Feindes voraus. Bei Goyencourt gewann der Feind vorübergehend gegen Roye etwas Boden. Unser nördlich an der Stadt vorbei vorbrechender Gegenangriff warf den Feind wieder zurück. Teile unserer vorderen Kampflinie an der Straße Amiens—Roye, die nach Abschluß der Kämpfe am Abend noch im Besitze des Feindes blieben, wurden während der Nacht wieder genommen. Südlich der Avre brachen die mehrfach wiederholten französischen Angriffe vor unseren Kampflinien restlos zusammen. Vor allem kam hier die Wirkung unserer Maschinengewehre voll zur Geltung. Bei und südlich von Beuvraignes brach unser Artilleriefeuer die Kraft des feindlichen Ansturmes. Nur an einigen Punkten kam es zum Infanteriekampf. Wir schlugen den Feind zurück.

Unsere Jagdkräfte schossen aus einem Geschwader, das Darmstadt mit Bomben angriff, vier englische Großflugzeuge ab.

18. August. Beiderseits der Avre setzte der Feind gestern seine Angriffe fort. Mit starker Unterstützung durch Artillerie und Panzerwagen stieß er am frühen Morgen entlang der von Amiens und Montdidier auf Roye führenden Straßen vor. Seine Panzerwagen wurden zerschossen oder zur Umkehr gezwungen, die nachfolgende Infanterie durch Feuer und im Gegenstoß zurückgeworfen. Bei und südlich Beuvraignes, wo der Feind am 16. August nach nachträglichen Meldungen sechsmal vergeblich angegriffen hatte, scheiterten wiederholte Angriffe des Gegners. Gegen Abend nahm der Artilleriekampf erneut große Stärke an und dehnte sich bis in die Gegend nördlich von Chaulnes und südwestlich von Noyon aus. Nordwestlich von Chaulnes kamen feindliche Angriffe in unserem zusammengefaßten Feuer nur an wenigen Stellen zur Entwicklung; sie wurden abgewiesen. Beiderseits von Roye, zwischen Beuvraignes und Lassigny stieß der Feind in mehrfachen Angriffen vor; sie brachen vor unseren Linien zusammen. Vorfeldkämpfe südwestlich von Noyon. Nördlich der Aisne folgten heftigem Feuer Teilvorstöße der Franzosen zwischen Nampcel und Nouvron. Nördlich von Autreches faßte der Feind in unseren vordersten Linien Fuß; im übrigen wurde er durch Feuer und im Gegenstoß abgewiesen. An der Vesle erfolgreiche Infanteriegefechte. Erfolgreicher Vorstoß in die feindlichen Gräben bei Blamont. In den Vogesen wichen unsere im Favegrund bis Frapelle vorgeschobenen Posten feindlichem Teilangriff befehlsgemäß aus.

Der Luftkampf im Juli.

Im Juli wurden an den deutschen Fronten 518 feindliche Flugzeuge, davon 69 durch unsere Flugabwehrgeschütze, und 36 Fesselballone abgeschossen. Hiervon sind 239 Flugzeuge in unserem Besitz, der Rest ist jenseits der gegnerischen Stellungen erkennbar abgestürzt. Wir haben im Kampf 129 Flugzeuge und 63 Fesselballone verloren.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Seegefecht vor der Deutschen Bucht.

Am 11. August vormittags sichteten unsere auf den friesischen Inseln stationierten Aufklärungsflugzeuge sowie ein in See befindliches Luftschiff im Seegebiet nördlich Vlieland starke englische Seestreitkräfte, die sich aus mindestens 25 Linienschiffen, 6 Panzerkreuzern und zahlreichen Zerstörer- und Torpedobootsflottillen zusammensetzten. Sie führten außerdem 6 Schnellboote mit. Die englischen Flottenteile waren im Vormarsch nach der Deutschen Bucht begriffen. Unsere Flugzeuge sowie das Luftschiff griffen sofort mit Bomben und Maschinengewehren die Schnellboote und Torpedofahrzeuge an. Es gelang ihnen, drei Schnellboote zu vernichten und den Rest der Schnellboote bewegungsunfähig zu machen. Außerdem wurden auf einem Panzerkreuzer und einem Torpedoboot Bombentreffer erzielt. Das Torpedoboot wurde so schwer beschädigt, daß es zuletzt in sinkendem Zustand gesehen wurde. Sofort auf den Kampfplatz vorstoßende eigene Seestreitkräfte konnten den bereits abziehenden Gegner nicht mehr stellen. Unsere Verluste betragen: 1 Luftschiff und 1 Flugzeug.

Kriegskalender.

XLVIII.

1. Juli: U-Bootsbeute im Juni: 521 000 Bruttoregistertonnen; die Maibeute erhöhte sich noch um 48 000 Bruttoregistertonnen (446). Die Feinde verloren im Juni 468 Flugzeuge und 62 Fesselballone, eigener Verlust 153 Flugzeuge und 51 Fesselballone (422).

2. Juli: Englische Vorstöße bei Merris und Moysneville gescheitert (409). Die Italiener im Piavemündungsgebiet und an der venezianischen Gebirgsfront westlich des Asolone, nördlich des Col del Rosso und bei Asiago zurückgeschlagen (410).

3. Juli: Französische Angriffe östlich Moulins-sous-Touvent und westlich Châtheau-Thierry abgewiesen (409). Sultan Mohammed V. gestorben.

4. Juli: Abwehr feindlicher Angriffe östlich Ypern und beiderseits der Somme. Die Italiener bei Chiesanova und zwischen Piave und Brenta im Raume des Monte Solarolo zurückgeworfen (410).

5./6. Juli: Zurücknahme österreichischer Truppen vom Piavedelta (410).

6. Juli: Feindliche Angriffe westlich Château-Thierry gescheitert. Italienische Vorstöße östlich des Monte Pertica zurückgeschlagen; in Albanien zwischen dem Devoli und dem Osum Kämpfe mit wechselndem Erfolg (410). Ermordung des deutschen Gesandten in Moskau (404).

7. Juli: Feindliche Vorstöße bei Merris, südlich der Lys und am Clignon-Abschnitt zurückgeschlagen. Sieg der Oesterreicher im Ringen um die Tassonstellungen (422).

8. Juli: Französische Angriffe auf dem Nordufer der Somme abgeschlagen (422).

9. Juli: Die Franzosen setzen sich in den Gehöften Porte und des Loges, sowie nördlich Longton fest. Zurücknahme der österreichischen Front in Albanien (422).

10. Juli: Amerikanische Flugzeuge gegen Koblenz (422).

12. Juli: Feindliche Vorstöße bei Bailleul, Albert, Longpont und südlich des Ourcq erfolglos; die Franzosen setzen sich in Castel und Anchin fest (422).

14./15. Juli: Entwicklung einer neuen Großschlacht an der Marne. Der Feind südlich der Marne auf seine Linien bei Condé—La Chapelle—Combilzy—Mareuil zurückgeworfen, nördlich der Marne Vordringen gegen die Linie Chatillon—Cuchery—Chaumizy; Eroberung französischer Stellungen in der Champagne zwischen Prunay und Tahure (429, 433).

15. Juli: Italienische Sturmangriffe im Raume des Monte Pertica und des Monte Solarolo abgeschlagen (434).

16. Juli: Französische Gegenangriffe am Südufer der Marne zurückgeschlagen; der Feind am Nordufer der Marne bei Venteuil und beiderseits der Ardre auf das Reimser Bergland zurückgeworfen (433). Wechsel in den Kommandostellen der österr.-ungar. Armee (434). Exzar Nikolaus II. von Rußland in Jekaterinenburg ermordet (429, 440).

17. Juli: Die Schlacht südlich der Marne zu unseren Gunsten entschieden (434).

18. Juli: Beginn der französischen Gegenoffensive zwischen Aisne und Marne; französische Angriffe zerschellen in der Linie südwestlich von Soissons—Meuilly, nordwestlich von Château-Thierry (429, 434).

19. Juli: Feindliche Vorstöße südwestlich Soissons, östlich Neuilly und zwischen Aisne und Ourcq zusammengebrochen; Zurücknahme der südlich der Marne stehenden Truppen auf das nördliche Flußufer. Italienische Angriffe im Adamello-Gebiet abgewiesen (434).

20. Juli: Schwere Niederlage der Franzosen zwischen Aisne und Marne; feindliche Anstürme südwestlich Soissons, südwestlich Hartennes und bei Reims zusammengebrochen; erfolgreicher Gegenangriff südlich des Ourcq; der Amerikaner bei Château-Thierry zurückgeworfen (446).

21. Juli: Vergebliche feindliche Angriffe zwischen Aisne und südwestlich Hartennes, beiderseits des Ourcq bei Oulchy le Château, bei Château-Thierry und zwischen Marne und Ardre (446).

22. Juli: Feindliche Vorstöße am Ourcq und zwischen Soissons und Reims abgeschlagen (446).

23. Juli: Der Feind zwischen Aisne und Marne, zwischen Noyant und Hartennes, zwischen Ourcq und Marne und nördlich der Ardre zurückgeschlagen (446).

24. Juli: Abwehr feindlicher Angriffe zwischen Bucquoy und Hebuterne, westlich Albert, bei Mailly, südlich des Ourcq und bei Reims (446).

25. Juli: Der Feind nördlich Oulchy le Château aus seinen vorderen Linien geworfen; feindliche Angriffe westlich Vincelles im Walde von Ris und in der Champagne abgeschlagen (446).

26. Juli: Erfolglose englische Vorstöße beiderseits der Scarpe (446). Uebergang über den Semeni in Albanien (460).

26./27. Juli: Verlegung der Front zwischen Ourcq und Ardre in die Gegend von Fère-en-Tardenois—Ville-en-Tardenois (460).

27. Juli: Abwehr feindlicher Angriffe nördlich der Lys, beiderseits der Somme und nordwestlich von Montdidier (460).

28./29. Juli: Feindliche Angriffe im Semeni-Knie und im Gebirge Mali-Siloves zurückgeschlagen (474).

29. Juli: Zusammenbruch feindlicher Anstürme gegen die Front Hartennes—Fère-en-Tardenois und zwischen Cambrecy und Brigny (460).

30. Juli: Merris vom Feinde besetzt; feindliche Vorstöße zwischen Fère-en-Tardenois und dem Merrière-Wald gescheitert (460). Feldmarschall von Eichhorn in Kiew ermordet (454).

31. Juli: Vergebliche feindliche Angriffe nordöstlich Perthes; englisches Flugzeuggeschwader vor Saarbrücken vernichtet (460). Der Italiener gezwungen, bei Berat (Albanien) 30 Kilometer Frontbreite preiszugeben (474).

Vom Büchertisch.

Zertrümmert die Götzen! Zwölf Aufsätze über Liberalismus und Sozialdemokratie. Von Dr. Joseph Eberle. 8°. 245 S. M 5.60. München, Innsbruck, Tyrolia. 1918. — In seiner lebendigen Art geht Eberle hier mit falschen Lehrmeinungen und ihren Folgen ins Gericht, wie sie seit Jahrzehnten weite Schichten in ihrem Bann halten und hartnäckig, trotz offensichtlichen Unterliegens, weiter verfochten werden. Vorab kommt der Liberalismus des Geistes- und Wirtschaftslebens zur Darstellung. Ein eigenes Kapitel ist dem Kampf und Versagen der Wissenschaft gegenüber dem Wirtschaftsliberalismus gewidmet und es wird dargetan, wie er nur durch die im Christentum wirksamen Kräfte überwunden werden kann. Des weiteren werden die zum Aufbau einer neuen Weltordnung von der Sozialdemokratie dargebotenen Grundlagen in großen Zügen gezeichnet. Mit der Erörterung des Wesens der Sozialdemokratie verknüpft sich eine Darstellung ihrer Entwicklung und Auswirkungen, sowie namentlich der sie stark beeinflussenden Strömungen, die wie beim Liberalismus auf Judentum und Großkapital weisen. Der Verfasser hat in großer Zahl gut erhärtende Belege für seine Aufstellungen zusammengetragen, für die er im einzelnen S. 237—45 die Quellen nachweist. Diese Aufsätze sind eine kraftvolle Waffe in den Geisteskämpfen, die wie der Gegenwart, so noch mehr den kommenden Jahren das Gepräge geben werden. O. Heinz.

Krieg im Busch. Selbsterlebtes aus dem Kamerunkrieg. Von Hermann Skolaster, Pallottinermissionär. 8°. 160 S. M 1.25. Limburg, Pallottinerverlag, 1918. In diesem nach Art eines Kriegstagebuches gehaltenen Werkchen schildert uns ein Missionär als Augenzeuge Erlebnisse und Ereignisse jenes Ausschnittes des Weltkrieges, der die Kolonie und Mission Kamerun betraf. Bestürzt von der alles überraschenden Kunde, der Krieg schlage seine Wogen auch in die ihm vertragsmäßig verschlossenen Kolonien, wird dort eilig nach allen Kräften die Mobilmachung durchgeführt, hartnäckige Kämpfe, in denen großer Heldenmut zutage tritt, halten dem übermächtigen Feinde stand, erweisen sich aber schließlich wegen Mangels an Ausrüstung und Schießbedarf als fruchtlos. Begreiflich, daß dem Missionär bei dieser furchtbaren über die Kolonie hereingebrochenen Heimsuchung gerade das Schicksal der in langen Mühen zur Blüte gebrachten Mission am Herzen liegt. Gerade darin liegt ein besonderer Wert des Büchleins, daß es ein getreues Bild der Stürme zeigt, wie sie über unsere Missionen hingingen, düster zwar, doch nicht ohne Lichtstrahlen. Auch über die Militärseelsorge in den Kolonialkriegen ist mancherlei berichtet. Die Nachricht der letzten Kapitel über die Rückkehr des Missionärs und seiner Leidensgefährten klingt mit Recht wieder aus in den hoffnungsvollen Wunsch gedeihlicher künftiger Friedensarbeit.

O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kammerspiele. Die Gäste vom Berliner Residenztheater brachten ihr fünftes Stück. Es ist wohl keine chauvinistische Engherzigkeit, wenn man die Herrschaften daran erinnert, daß es auch deutsche Stücke gibt. Diesmal war es wieder ein ungarisches. Georg Ruttkay gehört zu denen, die stofflich und technisch von der Pariser Ehebruchskomödie beeinflußt sind. Auch im „Walzer" handelt es sich, natürlich, um Frau, Gatte und Hausfreund. Frau Else ist eine schöne, junge, elegante Frau, die nicht wußte, wie sie

ihre unnütze Zeit totschlagen könnte, wenn sie nicht Verehrer zum Spielzeug hätte. Dem Gatten sind diese Anbeter innerhalb gewisser Grenzen gar nicht unangenehm, je mehr die schöne Frau begehrt wird, um so stärker empfindet er das Hochgefühl des Besitzes. Als ihm jedoch ein anonymer Brief meldet, daß sich Frau Else zu einem Stelldichein begibt und er sie in der Tat in der Wohnung des Musikers findet, hat seine Gemütlichkeit ein Ende und die Scheidung erscheint unvermeidlich. Allein Frau Else hat ihn selbst auf die Spur gelockt, den ganzen Flirt angezettelt, um den sorglosen, bequemen Gatten ein wenig aufzustacheln. Das Paar versöhnt sich und der Verehrer erhält den Laufpaß. Diese oft dagewesenen Vorgänge erleben wir als Traum. Im Rahmenstück hören wir den Komponisten den Walzer spielen, den er aus den Leiden seiner enttäuschten Liebe geschaffen, und mit den Tönen steigen die Vorgänge vor seinem inneren Auge wieder empor, das soll dem Ganzen ein wenig „Poesie" geben. Am Ende haben wir die angenehme Gewißheit, daß Frau Else wieder einen neuen Anbeter hat. Den Walzer komponierte Franz Lehár, der von seinem Temperament diesmal sparsameren Gebrauch machte. Einige etwas lederne Gesellschaftsszenen sind schauspielerisch ohne Belang; die Kosten des Abends trägt lediglich das Trio. Das Publikum hielt seinen Beifall auf mittleren Wärmegraden; es war weder unzufrieden noch hingerissen.

Die **Leo-Filmgesellschaft**, welche eine Veredelung und künstlerische Hebung des Kino anstrebt, machte uns mit einem groß angelegten Filmwerk bekannt, das diese Bestrebungen zu fördern in hohem Grade geeignet erscheint. „Sebastian, der Tribun des Kaisers", ein Heldenleben aus der römischen Kaiserzeit, ist von Karl Frey verfaßt und sehr wirksam in Szene gesetzt. Zur Zeit der diocletianischen Christenverfolgungen spielend, bringt es Bühnenbilder von hohem Reiz. Landschaft und Architektur tragen durchaus den Charakter des alten Roms und die Darstellung ist von Natürlichkeit und Schönheit. Die bewegte Handlung ist in sehr wirksamen Szenen gestaltet. Die ganze Darbietung, von Orgelspiel und Gesangseinlagen wirksam unterstützt, war von einer ernstfeierlichen Stimmung getragen, wie sie dem Stoffe gemäß ist. Man gewann die Ueberzeugung, daß das hier gebotene Gute wohl geeignet erscheint, vieles Schlechte und Sensationell Aufgeputzte in der Filmkunst verdrängen zu helfen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

„Wirtschaftskrieg" und kein Ende. — Unverminderter Kapitalisten-Optimismus. — Ausdehnung der deutschen Markwährung. — „Haus der Landwirte".

Wenn sich gerade in jüngster Zeit die Folgen des Weltkrieges in besonders empfindlicher Weise der Gesamtheit bemerkbar gemacht haben, so hängt dies nicht nur — was ja natürlich ist — mit der Länge der Kriegsdauer, sondern viel mehr noch mit der auf beiden Seiten mehr und mehr zum Ausdruck kommenden Ermüdung und Nervenabspannung zusammen. Schwierigkeiten in der Ernährung sind hier und dort. Und wie bei uns, so pflegen auch im jenseitigen Lager gerade in diesen Tagen unsinnige Geschwätzigkeit und Verbreitung unwahrer Meldungen volle Blüten zu treiben. Unsere Kriegswirtschaft bleibt alle dem gegenüber unvermindert in ihrer seitherigen Zuversicht. Die aufsehenerregenden Auslassungen des bayerischen Kultusministers über die Lage der Festbesoldeten, namentlich der Beamtenschaft, änderte hieran nichts. Auch die militärischen und politischen Ereignisse der vergangenen Tage taten dem kaufmännischen und finanziellen Optimismus keinen Abbruch. Wohl aber fanden die unleugbar ernst zu nehmenden Ententevorbereitungen für den **Wirtschaftskrieg** und zur Herbeiführung einer möglichst lückenlosen Kontrolle der Rohstoffeinfuhr gebührende Beachtung. Doch auch hierin erblicken letzten Endes unsere Aussenhandelskreise keinen Grund zur Beunruhigung. Vor allem wird die Tatsache, dass Amerika für eine von Englands Führern diktierte imperialistische Vorzugspolitik nichts übrig hat, von unseren Kennern des Exporthandels entsprechend gewertet. Auch bei unseren Grossindustriellen herrscht die Meinung vor, dass gerade Deutschland durch seine infolge der Kriegsrüstungsbetätigung restlos entwickelte und konkurrenzlos gewordene Industrie in kommenden Friedenszeiten den sicherlich nicht geringfügigen Wettkampf wird erfolgreich aufnehmen können.

Von der Zuversicht unserer Kriegswirtschaft spricht nicht nur die unentwegt feste Gestaltung der heimischen Effektenmärkte — sowohl in Berlin, wie auch an den Lokalbörsen sind vielfach neuerliche Rekordsteigerungen von Industriewerten aller Sparten zu verzeichnen —, sondern vor allem die fortgesetzte Kapitalneubildung innerhalb der Industrie durch die ununterbrochene Folge von Neugründungen und finanziellen Beteiligungen. Deutsches Kapital wurde neuerdings im rumänischen Braunkohlenbergbau in erheblichem Umfang festgelegt. Beabsichtigt wird hierbei, Rumänien in absehbarer Zeit von der Einfuhr von Steinkohle unabhängig zu machen. Die grossen fürstlich Pless'schen Kohlenfelder wurden in eine neue Aktiengesellschaft umgewandelt zwecks Betrieb einer grösseren Kraftzentrale und Karbidherstellung. In München sind nunmehr nach Beseitigung der Differenzen die Bayerischen Motorenwerke, und zwar unter namhafter Beteiligung der Münchener Grossbanken — Bayerische Vereinsbank, Bayerische Handelsbank und Bayerische Hypotheken- und Wechselbank — in eine Aktiengesellschaft mit 12 Millionen Mark Kapital umgewandelt. Ein Spiegelbild von Deutschlands Wirtschaftsaufschwung im Krieg ist jeweils der Besuch der Leipziger Messe. Die kommende Herbstmesse wird mit 5000 Ausstellungsfirmen die bisher am stärksten besuchte Kriegsmesse sein und hat die letzte Friedensmesse mit ihrer höchsten Ausstellerzahl um 800 Firmen überschritten. Auch das Kapitel der Bankenerweiterungen erfährt eine neuerliche Mehrung durch Errichtung von Filialen in Mitteldeutschland, Württemberg und in Bayern durch solche der Bayerischen Diskonto- und Wechselbank in Aschaffenburg und Weissenburg. Geld ist andauernd flüssig. Die Nachfrage an den Börsen nach festverzinslichen Werten hält ebenso an, wie an den Bankschaltern der Absatz von Kriegsanleihen und Pfandbriefen, namentlich der bayerischen Hypothekeninstitute, rege bleibt. Der Bayerischen Handelsbank, der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank und der Bayerischen Vereinsbank wurde die Genehmigung zur Ausgabe von insgesamt 20 Millionen Mark 4%iger Kommunalobligationen erteilt. Für die Bewertung unserer Markvaluta ist von nicht geringer Bedeutung die Ausdehnung der Markwährung für das Oberostgebiet an Stelle der Rubelvaluta, die jedoch bis auf weiteres ihre Gültigkeit beibehält. Die Darlehenskassa Oberost erhält das Recht, auf Mark lautende Darlehensscheine auszugeben. Unter Errichtung einer rumänischen Devisenzentrale erfolgte ein rumänisches Valuta-Millionengeschäft mit Deutschland über Lieferung von rumänischem Getreide gegen Import von deutschen Industrie- und Gewerbe-Erzeugnissen. — Als eine Kriegsfolge von nicht zu unterschätzender Bedeutung verdient noch Erwähnung der Zusammenschluss aller bayerischen landwirtschaftlichen Organisationen in der Bildung des „Hauses der Landwirte" (vormals Hotel Terminus München) unter Ausschaltung finanzieller Mitwirkung von Handel, Industrie, Gewerbe und Banken. Die bayerische Landwirtschaft hat dadurch das seither fehlende zentrale Obdach und die gemeinsame Geschäfts- und Beratungsstelle gefunden. Verdienst hieran gebührt mit in erster Linie Geheimrat Dr. Heim, der namentlich die Interessen der bayerischen landwirtschaftlichen Genossenschaften aller Richtungen erfolgreich vereinigt hat.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

An die Katholiken Deutschlands!

Eine wertvolle Frucht des gegenwärtigen Weltkrieges ist die gewaltige Belebung des Zusammengehörigkeitsgefühles aller Deutschen. Die starken Bande, die Volk und Heimat um den Deutschen weben, haben sich unter den Einwirkungen dieses furchtbaren Ringens noch fester geschlungen. Sie sollen sich in Zukunft zu einem unlösbaren Knoten schürzen. Dies ist das erstrebenswerte Ziel für die Gestaltung des gegenseitigen inneren Verhältnisses aller unserer Volksgenossen ohne Unterschied, wo immer auf der Welt sie wohnen mögen. Unbeschadet der gebührenden Achtung vor der persönlichen Ueberzeugung aber wird dieses Einheits- und Volksgefühl durch die Glaubensgemeinschaft noch vertieft und gefestigt.

In diesem Geiste wollen wir Katholiken Deutschlands uns zur Lösung von Kulturaufgaben zusammenschließen, die aus dem Boden unserer treukirchlichen und treudeutschen Gesinnung uns erwachsen. Besonders nahe liegt uns heute die Sorge für unsere im Ausland lebenden deutschen Glaubensbrüder. Sie sind durch den Krieg in religiöser, kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht vielfach in schwere Bedrängnis geraten. Ja, es besteht die Gefahr, daß nicht nur ihr wirtschaftliches Dasein erschüttert und untergraben, sondern auch die Freiheit ihrer religiösen Betätigung unterbunden wird, wenn ihnen nicht von uns rasche und ausreichende Hilfe kommt. Das gilt vor allem für die Katholiken deutscher Zunge in Rußland, die über das ganze weite Gebiet des russischen Reiches in Siedelungen zerstreut leben, bisher als deutsche Kulturpioniere eine reichgesegnete Tätigkeit entfaltet haben und trotz aller Drangsale ihrer religiösen Ueberzeugung unentwegt treugeblieben sind. Diese in ihrem materiellen und geistigen Besitzstande zu schützen oder, wenn nötig, ihnen in jenen Gebieten, die nach dem russischen Friedensschluß in freundschaftliche Beziehungen zu Deutschland getreten sind, eine neue Heimat und eine sichere Stätte gedeihlichen Wirkens zu schaffen, erachten wir für eine unserer vornehmsten Pflichten. Wir hoffen dabei auf die Mithilfe der deutschen Reichsleitung und werden zur Erreichung gemeinsamer Ziele mit anderen Organisationen, wie dem katholischen Caritasverband, dem St. Raphaelsverein und dem Verein für das Deutschtum im Ausland gerne zusammenarbeiten. Wenn wir zu dem Tätigkeitsbereiche dieses letzteren Vereins ein Sondergebiet für unsere eigene Arbeit neu hinzugesellen, so geschieht es in der Ueberzeugung von der Notwendigkeit, die volle Freiheit in der Pflege des religiösen Lebens den katholischen Deutschen im Ausland in enger Fühlung und im inneren Zusammenhang mit unserer hl. Kirche zu sichern. Unsere Sorge

wird sich natürlich nicht in dem Wirken für die in Rußland lebenden deutschen Katholiken erschöpfen, sondern alle im Ausland wohnenden deutschen Glaubensbrüder umfassen.

Für diese wichtige Kulturaufgabe rufen wir die Katholiken Deutschlands zu engem Zusammenschluß und zu fruchtbringender Arbeit auf. Jeder wirke in seinem Kreis an der Durchführung unseres neuen zeitgemäßen Organisationsgedankens und der Erreichung unserer hochgesteckten Ziele. Da aber auch dieser Zusammenschluß, vor allem die materielle Fürsorge für die katholischen Auslandsdeutschen, auf einer gesicherten finanziellen Grundlage ruhen muß, so bedarf es der Erhebung von Beiträgen. Der Mindestbetrag soll 4 Mark im Jahre betragen. Die Anmeldung der Mitgliedschaft möge bei Hochw. Herrn Geistl. Rat Domkapitular Dr. Buchberger in München betätigt werden.

München, im August 1918.

Der vorbereitende Ausschuß:

Dr. **Abel**, Schriftleiter der „Allg. Rundschau", Dr. theol. **Buchberger**, Bischöfl. Geistl. Rat, Domkapitular, **v. Buhl**, Reichsrat der Krone Bayerns, **Eisenmann**, K. Geistl. Rat, M. d. K. d. Abg., Dr. **Einhauser**, K. Bezirksamtmann, M. d. K. d. Abg., Frhr. v. u. z. **Franckenstein**, M. d. R. u. Reichsrat, **von Frank**, K. Regierungsdirektor, Vizepräsident d. K. d. Abg., Dr. theol. **Friedrich**, Universitätsprofessor, **Held**, Geh. Hofrat, Verleger, M. d. K. d. Abg., Dr. **Matzinger**, K. Studienrat, M. d. R., **Muth**, Professor, Schriftleiter des „Hochland", Dr. **Panzer**, Rechtsanwalt, Dr. **v. Pichler**, Prälat, Dompropst, M. d. K. d. Abg., **Rumpf**, Justizrat, Rechtsanwalt, **Scharnagl**, Bäckermeister, M. d. K. d. Abg., Dr. **Schweyer**, K. Ministerialrat, Staatsminister a. D. Dr. **v. Soden-Fraunhofen**, **Speck**, K. Regierungsdirektor, M. d. K. d. Abg., **Stang**, K. Gymnasiallehrer, M. d. K. d. Abg.

Abel Dr. Hans, Bankoberinspektor und Gemeindebevollmächtigter, München, **Am Zehnhoff** Dr., Geh. Justizrat, M. d. R., Düsseldorf, **Bachem** Dr. Carl, Geh. Justizrat, Köln, **Bachem** Franz Xaver, Verleger der Kölnischen Volkszeitung, Köln, **Bayer. Gauverband** im Verbande Kath. kaufm. Vereinigungen Deutschlands, **Birkner** Dr. Ferd., Univ.-Prof., München, **Bissingen und Nippenburg** Graf von, Gutsbesitzer, Schramberg, **Bleyer** Josef, Oberbürgermeister, Regensburg, **Brentano** von, Geh. Justizrat u. M. d. II. Kammer, Offenbach, **Brettreich** Dr. von, K. Staatsminister des Innern, München, **Breunig** von, K. Staatsminister der Finanzen, München, **Dandl** von, K. Staatsminister des Äußern, München, **Denbeck** Dr. Karl von, K. Geh. Rat u. Ministerialrat, München, **Domkapitel** Würzburg, **Erzberger** M., M. d. R., Berlin, **Faulhaber** Dr. Michael von, Erzbischof von München und Freising, München, **Franckenstein** Moritz, Frhr. v., erbl. Reichsrat, M. d. R., Schloß Ullstadt, **Freyberg** Karl Frhr. von, K. Kämmerer und Gutsbesitzer, M. d. L., Jetzendorf, **Fugger-Glött**, Carl Ernst Fürst, Kronoberstmarschall, I. Präsident der Kammer der Reichsräte, Kirchheim, **Fuchs** Theobald v., Geh. Rat, Präsident der Kammer d. Abg., München, **Funke** Linus, Gewerkschaftssekretär, München, **Gerstenberger** Lib., M. d. R. und des d. L., Würzburg, **Giehrl** Ludwig, Oberzollinspektor, M. d. L., München, **Grauert** Dr. Hermann v., K. Geh. Rat u. Univ.-Prof., München, **Gröber**, Landgerichtsdirekt., M. d. R., Heilbronn, **Habbel** Jos., Verleger, Regensburg, **Habbel** Martin, Verleger, Regensburg, **Haitz** Dr. Wilhelm von, Präsident des Obersten Landesgerichts, Reichsrat, München, **Hauck** Jakobus von, Erzbischof von Bamberg, **Hecher** Dr. Joseph v., Prälat, K. Hofkapellendirektor und Stiftspropst, München, **Henle** Dr. Antonius von, Bischof von Regensburg, Reichsrat, **Herold**, K. Landesökonomierat und M. d. R., Haus Loevelinkloe bei Münster, **Hierl** J., Weihbischof und Dompropst, Regensburg, **Hitze** Dr. Franz, Apost. Protonotar, Univ.-Prof. und M. d. R., Münster, **Hoeber** Dr. Karl, Hauptschriftleiter, Köln, **Hohenlohe-Schillingsfürst** Moritz Fürst zu, erbl. Reichsrat, München, **Huber** Dr. Sebastian, Domdekan und Generalvikar, München, **Jaeger** Dr. Eugen, K. Hofrat und Mitgl. d. R., Speyer, **Jochner** Dr. Georg M., K. Geh. Hofrat u. Reichsarchivdirektor, München, **Kaufmann** Dr. Franz, Stiftspropst und M. d. Abg., Aachen, **Keppler** Dr. Paul von, Bischof, Rottenburg, **Kiefer** Dr. Karl, Domkapitular und Lyzealrektor, Eichstätt, **Knilling** Dr. Eugen von, K. Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, München, **Koenig** Dr. A., Dompropst und Universitätsprofessor, Breslau, **Kopf** Ferdinand, Rechtsanwalt und Präsident der 2. Kammer des badischen Landtags, Freiburg, **Kroher**, Oberbürgermeister und M. d. L., Ingolstadt, **Lampart** F. X., rechtsk. Bürgermeister, Schwandorf, **Lechner**, K. Landgerichtspräsident, Schweinfurt, **Lensing** L., Vorsitzender des Augustinusvereins, Dortmund, **Lingg** Dr. Maximilian von, Bischof, Augsburg, **Lochbrunner** Dr., prakt. Arzt und Magistratsrat, München, **Löbmann** Dr. Franz, Bischof, Bautzen, **Luxenburger**, K. Ministerialrat, München, **Mallinckrodt** Jos. v., fürstl. dir. Geh. Rat, Regensburg, **Malser**, Prälat und Domdekan, Rottenburg, **Matt** Franz, K. Ministerialdirektor, München, **Matzinger** Dr., Studienrat und M. d. R. u. d. L., München, **Mayer** Carl, Kommerzienrat u. M. d. L., Regensburg, **Mayer** Johannes, Kaufmann, München, **Mayer** Dr. Wilhelm, M. d. R., München, **Mayr** Dr Georg von, Univ.-Prof. u. K. Unterstaatssekretär a. D., München, **Melber** Dr. Johann, K. Geh. Rat und Ministerialrat, München, **Mergel** Dr. Leo von, Bischof von Eichstätt, **Metropolitankapitel** München, **Müller** Dr. L., Generalsekretär und Direktor, München, **Müller** Rich., Rentier und M. d. R., Fulda, **Neudecker** Johannes von, Weihbischof, München, **Neipperg** Reinhard Graf u. Herr v., erbl. Mitglied der I. K., Schloß Schwaigern, **Osel** Heinrich, K. Hofrat, Pasing bei München, **Ow** Sigismund Felix Frhr. v., Bischof, Passau, **Pestalozza** Graf von Jos., K. Kämmerer und M. d. L., Nürnberg, **Pfleger** Dr., Rechtsanwalt und M. d. R. Weiden, **Pohle** Dr. Joseph, Prälat u. Univ.-Prof., Breslau, **Pöll**, Regierungsdirektor, Regensburg, **Praschma** Graf, M. d. R. und des preuß. Abg.-H., Falkenberg (Oberschl.), **Preysing** Albert Graf von, Prediger, München, **Preysing** Dr. Konrad Graf von, Prediger, München, **Rechberg** Joseph Graf von, Mitglied der württ. I. K., Donzdorf, **Reisert** Friedrich. Justizrat u. Rechtsanwalt, Augsburg, **Reuter** Dr. Heinrich, Hochschulprof. und z. Zt. Rektor, Freising, **Rink** Dr. H., Verlagsdirektor, Augsburg, **Rücker** Dr. A., Univ.-Prof., Breslau, **Sachs** Dr. Joseph, Hochschulprofessor und z. Zt. Rektor, Regensburg, **Sailer** Georg, Domkapitular und K. Geistl. Rat, Passau, **Fürst Salm-Reifferscheidt**, Mitglied des Preuß. Herrenhauses u. M. d. R., Schloß Dyck, Rheinl., **Savigny** Dr. Carl v., Geh. Regierungsrat, M. d. R. u. d. Abg.-H., Schloß Trages, **Schlaffner** Heinrich, Landgerichtspräsident, Regensburg, **Schlegl** S., fürstl. Justizrat, Regensburg, Prof. Dr. **Schlittenbauer**, Direktor der landw. Zentralgenossenschaft u. M. d. L., Regensburg, **Schloer** Dr. Ferd. v., Bischof, Würzburg, **Schmidt** Hermann v., K. Geh Rat u. Ministerialrat, München, **Schönborn-Wiesentheid** Graf v., Reichsrat der Krone Bayern, Wiesentheid, **Schulte** Dr. Karl Joseph, Bischof, Paderborn, **Sebastian** Dr. Ludwig, Bischof, Speyer, **Seider** Dr. Andreas, Hochschulprofessor und z. Zt. Rektor, Passau, **von Seidlein**, K. Staatsminister für Verkehrsangelegenheiten, München, **Selbst** Dr., Domdekan und Generalvikar, Mainz, **Sickenberger** Dr. Joseph, Universitätsprofessor, Breslau, **Spahn** Dr. P. K., pr. Justizminister, Berlin, **Spindler** Wilhelm, Bürgermeister und M. d. L., Forst, **Stoeckle** Andreas v., Präsident des Obersten Rechnungshofes, München, **Sturm** Hermann, K. Geistl. Rat und Verleger, München, **Tewes** Dr. W., Generalsekretär, Essen, **Thaler** Dr. Johannes, Geh. Justizrat, Würzburg, **Trimborn** Carl, Geh. Justizrat und M. d. R., Unkel, **Wächter**, Oberbürgermeister, Bamberg, **Woeber** J., K. Regierungsrat, München, **Wörle** Aug., Landesschulrat, M. d. R. und des bayer. Landtages, Augsburg, **Zahn** Dr. Joseph, Univ.-Prof., Würzburg, **Zettler** Ludwig, K. Landgerichtsrat, Mitglied d. L., Regensburg.

Auf die neuen Bücherinserate des Verlags der J. Schnell'schen Buchhandlung, C. Leopold, Warendorf i. W., die in den Nrn. 32 u. 33 der „Allgemeinen Rundschau" auf der zweiten Umschlagseite veröffentlicht wurden, sei hiermit nochmals besonders aufmerksam gemacht.

An der Handelshochschule München beginnt die Immatrikulation für das Winter-Semester 1918/19 am Montag den 23. Sept und endet am 19. Oktober. Die Vorlesungen nehmen am 30. September ihren Anfang und schließen am 1. Februar 1919. Das Vorlesungsverzeichnis ist in größeren Buchhandlungen oder direkt durch das Sekretariat der Handelshochschule München erhältlich.

Die Allgemeine Rundschau wird an der Front, u. in den Lazaretten stets mit grösstem Interesse gelesen. Frei-Exemplare sind infolge der Papierknappheit verboten.

:::

Wer stiftet Abonnements für die so äußerst dankbaren Krieger?

Auskunft erteilt die Geschäftsst. der „Allg. Rundschau" in München.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 35. München, 31. August 1918. XV. Jahrgang.

Die Wurzeln des Uebels.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Der bayerische Minister des Innern hat neue Maßnahmen angeordnet, welche bezwecken, durch schärfere Erfassung der landwirtschaftlichen Produkte bei den Erzeugern und durch Unterdrückung des Schleichhandels mit Nahrungsmitteln die Volksernährung zu heben und sicherzustellen. Die Anordnungen werden gewiß ihr Gutes wirken, manches an den bisherigen Zuständen bessern und manche Mißstände beseitigen. Allein ein Radikalheilmittel stellen auch sie nicht dar, da sie nicht an die Wurzeln des Uebels vorzudringen vermögen, die nicht in der Organisation unserer Ernährung und ihrer Handhabung, sondern auf dem Boden der während des Krieges betriebenen allgemeinen Finanz- und Wirtschaftspolitik liegen, daher auch nicht von München, sondern nur von Berlin aus beseitigt werden können.

Es war eine ökonomische und vaterländische Großtat, als man die hauptsächlichsten landwirtschaftlichen Produkte der öffentlichen Bewirtschaftung unterstellte und dadurch die gleichmäßige Versorgung der Bevölkerung mit den wichtigsten Lebensmitteln zu erträglichen Preisen gewährleistete. Aber während so ein Teil der wirtschaftlichen Kriegführung der privaten Spekulation entzogen wurde, verblieb das übrige Gebiet der Rohstoffbeschaffung, die ganze Weiterverarbeitung und der Handel mit Industrieprodukten im wesentlichen dem freien Spiel der Kräfte, den Wirkungen des geschäftlichen Egoismus, dessen naturnotwendige Folgen in gewaltig steigenden Preisen, entsprechend anschwellenden Verdiensten und Löhnen und einer übermäßigen Geldansammlung bei den beteiligten Bevölkerungsschichten in die Erscheinung treten. Es soll nun gewiß nicht geleugnet werden, daß auch die zwangsläufigen Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse eine den Kriegsverhältnissen angepaßte, angemessene Vergütung der Produktionskosten und -arbeit darstellen; es soll auch nicht verkannt werden, daß die grundverschiedenen Produktionsverhältnisse nicht ohne weiteres eine schematisch-gleichmäßige Behandlung von Landwirtschaft, Industrie und Handel gestatten, daß insbesondere auch die Dringlichkeit des militärischen Bedarfs eine weitherzigere Preispolitik gegenüber den beiden letzteren Kategorien erklärlich machte. Allein die dadurch hervorgerufene tatsächliche Entwicklung hat doch zu einem vollständigen Umsturz der wirtschaftlichen Gleichgewichtslage geführt, zu einer Umschichtung der ökonomischen Kräfte, deren soziale Folgen erst später voll erkennbar sein und jedenfalls gewaltige Anstrengungen zur Sanierung des Gesellschaftskörpers erfordern werden. Die Untersuchung über die Entwicklung dieser Dinge im einzelnen und die Schuldfrage soll hier ausscheiden, auch sollen die finanzpolitischen, gesellschaftlichen und moralischen Schattenseiten derselben außer Betracht bleiben, es sollen lediglich die Tatsachen und ihre Einwirkung auf das eingangs angezogene Thema der Ernährungsfrage festgestellt werden.

Die Ueberfüllung, ja Uebersättigung der erwähnten Volksschichten mit Geld und Geldeswerten hat bei ihnen nicht allein neue, vom sozialen und moralischen Standpunkt aus oft sehr bedenkliche und zu verurteilende Bedürfnisse geweckt, sondern sie auch in die Lage versetzt, bei der Beschaffung der notwendigen Lebensbedürfnisse jegliche Rücksicht auf den Kostenpunkt außerachtzulassen. Daher die Erscheinung des hamsternden Fremden und Sommerfrischlers, der auf dem Lande die Nahrungsmittel zu jedem Preise zusammenkauft, daher die Figur des gewerbsmäßigen Schleichhändlers, der die für teures Geld auf heimlichen Wegen entführten Waren seinen potenten Auftraggebern oder Abnehmern zu Sündpreisen weiterverkauft. Dadurch werden dem Lande und in der Folge dem bedürftigen Städter eine Menge der notwendigsten Lebensmittel entzogen, die minderbemittelten Kreise gleichfalls zu unverhältnismäßig hohen, ihre Kaufkraft überschreitenden Ausgaben zwecks Befriedigung notwendiger Lebensbedürfnisse gezwungen und endlich das ganze System der amtlichen Bewirtschaftung und Preisgestaltung gefährdet und ins Wanken gebracht. Denn man kann es vom menschlichen Standpunkt aus immerhin begreifen, wenn auch aus moralischen und vaterländischen Rücksichten niemals entschuldigen, wenn ein Landwirt der lockenden Versuchung unterliegt und in die mit Geldscheinen reichlich bewehrte Hand des Hamsterers oder Schleichhändlers einen Teil seiner mit saurem Schweiße erarbeiteten Produkte gleiten läßt, anstatt sie dem staatlichen Aufkäufer zu dem geringeren amtlichen Preis abzuliefern, zumal wenn er Vergleiche anstellt zwischen den landwirtschaftlichen und den industriellen und handelsmäßigen Verdienstmöglichkeiten und wenn er diesen Unterschied am eigenen Leibe spürt in den Preisen, die er für seine Produkte erhält und die er für seine Bedarfsartikel zahlen muß. Oder könnte man es nicht verstehen, daß der Bauer seinen Wagen lieber mit Butter schmieren möchte, wenn das Kilo Wagenschmiere um ein Mehrfaches teurer ist als das Kilo Butter, oder daß er sein Hinterkorn seinen Hühnern gäbe, damit sie Eier legen, wenn das ihm gelieferte geringwertige Ersatzfutter viel mehr kostet?

Es treten da Widersprüche und Inkonsequenzen in der Kriegswirtschaftspolitik zutage, die ausgeglichen und beseitigt werden müssen. Naturgewächs und Treibhauspflanze vertragen sich nicht nebeneinander. Die Hypertrophie der einen nimmt dem andern Licht und Luft. Der übermäßige Geldzufluß in die Industrie oben und unten bringt den Mittelstand in die Gefahr, entwurzelt und weggeschwemmt zu werden. Die geldliche Ueberernährung einzelner Glieder wirkt wie eine ansteckende Krankheit und infiziert auch die gesunden Teile des Gesellschaftskörpers.

Hier ist also der Hebel anzusetzen, um das wirtschaftliche Gleichgewicht wieder herzustellen. Das läßt sich nicht erreichen durch künstliche Hinaufschraubung der notleidenden Schichten auf die Höhe der Uebersättigten, sondern durch Zurückführung der gesamten Wirtschafts- und Einkommensverhältnisse in gesunde, normale Grenzen. Werden so die Wurzeln des Uebels erfaßt und die Krankheitsursache beseitigt, dann werden auch die speziellen, auf die lokalen Symptome berechneten Mittel in der Ernährungsfrage ihre Wirkung tun. Es sind Nahrungsmittel genug vorhanden, um die Gesamtbevölkerung besser, als es durch die amtliche Belieferung heute geschieht, zu versorgen. Es muß nur dahin gewirkt werden, daß die Bevölkerung sich dieselben auf legalem Wege zu allgemein erschwinglichen Preisen beschaffen kann, statt wie jetzt auf Umwegen zu Wucherpreisen. Der Abbau des zu unnatürlicher Höhe getriebenen Preisgebäudes muß ja doch einmal kommen. Je zeitiger er in Angriff genommen wird, desto leichter wird er sein, desto besser für die Gesamtheit. Energische Sparsamkeit in Reich, Bundesstaaten und Gemeinden verlangen die neuen Richtlinien des Reichsausschusses der deutschen Zentrumspartei. Von der Tatkraft der Reichstagsfraktion darf man daher demnächst wohl energische Anregungen zur Verwirklichung dieser Forderung erwarten. Richtig und unparteiisch durchgeführte Sparsamkeit auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ist das einzige Mittel zur Heilung der Schäden unserer Zeit, sie packt das Uebel an den Wurzeln.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die große Schlacht im Westen.

Sie zieht sich nicht nur zeitlich in die Länge, sondern wächst auch an örtlicher Ausdehnung. Was die Gegner an Tiefe nicht erreichen können, suchen sie durch Verbreiterung zu ersetzen. Seit dem 21. August sind auch die Engländer am westlichen Flügel Herrn Foch durch einen Großangriff zu Hilfe gekommen. So entwickelte sich das Schlachtfeld von Arras bis Soissons. Man sieht immer deutlicher, daß die Gegner alles, was verfügbar war, aufgeboten haben, um eine wirkliche Entscheidungsschlacht herbeizuführen. Die Vorstöße an den beiden Flanken der gebogenen deutschen Frontlinie hätten, wenn sie bis zum Durchbruch gelungen wären, zur Abschnürung erheblicher Teile unseres Bestandes, also zur Erschütterung unserer Stellung in Nordfrankreich führen können. Unsere Heeresleitung machte zunächst den Versuch, durch die deutsche Offensive beiderseits von Reims die Vorbereitungen Fochs zu durchkreuzen. Das gelang nicht, weil östlich von Reims sich unserem Vorgehen Hindernisse entgegenstellten, die nur unter übergroßen Opfern und schwerstem Risiko hätten überwunden werden können. Foch sah sich nicht genötigt, seine angesammelten Kräfte nach Osten hin zu verschieben. Unsere Heeresleitung lenkte auf den sichereren Weg der vorläufigen Defensive ein. Daher die Abkürzung unserer Linie durch rechtzeitiges Aufgeben der vorspringenden Spitzen und Bogen, die Konzentration unserer Kräfte in festen Stellungen gegenüber den Punkten, die der Feind zum Massenangriff sich erkoren hatte. Diese Vorsicht hat sich bewährt. Wir konnten diesen gewaltigen Durchbruchsversuch auffangen und vereiteln, ohne unsererseits schwere Opfer zu bringen, während der Feind in den wiederholten Anläufen mit rücksichtslosem Einsatz von Menschen und Material riesige Verluste erlitt.

Wie hat das deutsche Volk sich bewährt in der Prüfung der letzten schicksalsreichen Wochen? Im ganzen gut; doch gewisse Anzeichen von Schwäche im Denken und Wollen dürfen wir nicht verkennen. Es liefen in Deutschland wieder einmal beunruhigende Gerüchte über große Verluste an Gefangenen usw. umher und fanden hier und da gläubige Ohren, so daß der preußische Kriegsminister v. Stein Anlaß nahm, vor diesem ebenso grundlosen als gefährlichen Geraune Einspruch und Warnung zu erheben. Wer selber nicht so viel Starkmut im Leibe hat, um über einen gelegentlichen und augenblicklichen Erfolg der Feinde sich hinwegzusetzen, der sollte wenigstens den Mund halten und nicht durch Weiterverbreitung von erdichteten Verlustzahlen oder sonstigen „Neuigkeiten" den Miesmachern oder gar den feindlichen Agenten Hilfe leisten. Die Berichte unserer Heeresleitung haben sich in den ganzen vier Jahren als klassische Urkunden der Wahrheit erwiesen. Sie übertreiben nicht unsere Erfolge und sie verschweigen auch nicht den Wechsel des Kriegsglückes, wenn er sich irgendwo einstellt. Wir wären ja eine Nation von Waschlappen, wenn wir bei jeder unangenehmen Einzelheit die Fassung verlieren wollten, während die gegnerischen Völker die schwersten Schicksalsschläge auf dem Kampfplatze ertragen haben und noch ertragen, ohne sich niederdrücken zu lassen. Als Volk der Denker müssen wir imstande sein, immer das Ganze, die Gesamtlage im Auge zu behalten und richtig zu beurteilen. Und wenn wir alles in allem nehmen, so ist unsere Stellung im Westen gegenwärtig so fest und sicher, wie jemals zuvor, ja im Hinblick auf die Zukunft sogar sehr gut, da uns bei dieser Art der Kriegsführung das materielle und das moralische Uebergewicht über die sich zermürbenden Gegner immer mehr zufällt. Inzwischen hat auch die politische Offensive erfolgreich eingesetzt mit der schlagenden Widerlegung der Balfourschen Anklagen durch Staatssekretär Solf und der Rede des Prinzen Max beim badischen Verfassungsjubiläum, welcher den Wert der christlich-monarchischen Staatsordnung Deutschlands wirksam ins Licht setzte.

Die Verhandlungen im Großen Hauptquartier.

Etwas Abschließendes liegt nun vor in dem Zusatzvertrage zum Brester Frieden mit Rußland, der paraphiert und vielleicht zur Zeit schon von beiden Regierungen unterzeichnet ist. Die Regelung unseres Verhältnisses zu Großrußland ist um so erfreulicher, je widerstandsfähiger die gegenwärtige Regierung sich gegen die inneren Gegenrevolutionäre und die von Norden und Osten eindringenden fremden Kriegstreiber erweist.

Der neue Friedensvertrag bedarf zur Ratifizierung der Genehmigung des Reichstags. Da letztere sicher ist, brauchte dieserhalb der Reichstag nicht vor dem geplanten Novembertermin einberufen zu werden. Es scheint aber, daß auch die Regierung Wert darauf legt, recht bald vor der Volksvertretung die politische Lage zur Erörterung zu bringen.

In einer Besprechung der Parteiführer mit dem Vizekanzler v. Payer und dem Staatssekretär v. Hintze hatte man sich (abgesehen von den allzeit parlamentssüchtigen Sozialdemokraten) dahin geeinigt, daß die sofortige Einberufung des Hauptausschusses nicht notwendig sei. Das war richtig; denn an dem vereinbarten Friedensvertrag hätte der Hauptausschuß nichts mehr ändern können oder wollen, und die übrigen Fragen wegen der östlichen Randstaaten befanden sich noch in dem Stadium der Vorberatung zwischen Deutschland und Oesterreich sowie der Vorbereitung in den betreffenden Ländern. Wenn nun das Plenum des Reichstages schon im September zusammentreten soll, so würde damit einerseits der Regierung die Möglichkeit gegeben, öffentlich mit dem besten Resonanzboden eine Erörterung der politischen und militärischen Gesamtlage herbeizuführen und zugleich die Ratifizierung des neuen Friedensvertrages zu beschleunigen. Vielleicht wird auch in der Zwischenzeit die polnische Zukunftsfrage so weit spruchreif, daß der Reichstag zu einem bestimmten Plane Stellung nehmen kann.

Die Klage der spanischen Regierung.

Das Kabinett Maura in Madrid ist zweifellos vom besten und festesten Neutralitätswillen beseelt. Wenn es trotzdem in Berlin eine Vorstellung in freundlichem Tone erhoben hat über die angeblich 20prozentige Einbuße der spanischen Handelsflotte im Kriege, so muß man sich das aus der Notlage erklären, in der sich die spanische Regierung zwischen der englischen Seetyrannei und der Agitation der deutschfeindlichen Linksparteien befindet. Die Klage ist nicht an die richtige Adresse gerichtet, da England die Schuld daran trägt, wenn spanische Schiffe das Sperrgebiet befahren oder Bannware verfrachten müssen und dabei mit unseren Abwehrschiffen in Konflikt kamen. Aber wir können gegenüber Spanien und den anderen bedrängten Neutralen unser gutes Recht nicht auf die Spitze treiben, sondern müssen ihrer Zwangslage möglichst Rechnung tragen. Das wird sich im vorliegenden Falle vielleicht durch eine Erweiterung des Geleitscheinwesens erreichen lassen, so daß Spanien wenigstens für den wichtigen Verkehr mit Amerika etwas mehr Sicherheit erhält. Vermutlich wird die spanische Regierung für jedes Zugeständnis dankbar sein und sich des Rückgriffes auf die dort lagernden deutschen Schiffe auch ferner enthalten.

Verlobung des bayerischen Kronprinzen.

An seinem Namenstag gab König Ludwig von Bayern die Verlobung des Kronprinzen Rupprecht mit der Prinzessin Antonia von Luxemburg, Schwester der regierenden Großherzogin und dritten Tochter des verstorbenen Großherzogs Wilhelm und seiner Gemahlin Maria Anna von Braganza, Infantin von Portugal, bekannt. Das bayerische Volk, das in Freud und Leid sich mit seinem Königshause eins weiß, nimmt auch an diesem freudigen Ereignisse mit herzlichen Wünschen Anteil, zumal die künftige Kronprinzessin, in Hohenburg bei Tölz geboren, mit dem Bayernlande bereits durch persönliche und verwandtschaftliche Beziehungen (sie ist die Nichte der Herzogin Karl Theodor und Kusine der ersten Gemahlin des Kronprinzen Rupprecht, Marie Gabriele) verbunden ist.

Der Heilige Stuhl, Portugal und China.

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Den Richtlinien getreu, welche ein anonymer italienischer Staatsmann in seinem 1916 erschienenen großen Werke über „die auswärtige italienische Politik von 1875—1916" aufzeichnete, hat die römische Konsulta in diesem Weltkriege konstant daran festgehalten, sich allen jenen diplomatischen Angelegenheiten fernzuhalten, „bei denen die Intervention des Heiligen Stuhles das Prinzip der Anerkennung einer politischen weltlichen Stellung seitens der anderen Mächte bedeuten würde". Sie hat auch redlich sich bemüht, wie es dort heißt, „die Machenschaften des Heiligen Stuhles, die darauf ausgehen, eine internationale, wenn auch nicht territoriale politische Autorität zu erwerben, ein für allemal zu beseitigen". Diesem Streben dient die famose Papstklausel, ihm dient Sonninos Weisung an die diplomatischen Vertretungen, Gnadengesuche dem spanischen Hofe zu überweisen, ihm diente auch der auf Sonninos Vorschlag hin gefaßte Beschluß der Verbandsmächte, die Friedensnote des Papstes unbeantwortet zu lassen und dadurch diesem die Möglichkeit zu entziehen,

weiterhin direkt für den Frieden zu wirken. Durch die seit 1870 geschaffene Lage ist auch sonst der Machtbereich des Papstes fast bis zur Bewegungslosigkeit eingeengt und diese Beschränkung trotz des fünfzigjährigen Protestes von vier Päpsten aufrechterhalten worden. Was in Italiens Macht lag, ist jedenfalls geschehen; aber diese hat ihre Grenzen. Wenn etwas imstande ist, zu beweisen, daß die politische Macht des Papsttums sich als Tatsache durchzusetzen gewußt hat, weil sie eben nichts weiter ist als der Ausdruck der unzerstörbaren religiösen Macht in den Angelegenheiten, deren Gesamtheit man als Politik bezeichnet, so ist es die politische Anziehungskraft des Heiligen Stuhles, welche durch zwei Vorkommnisse der jüngsten Zeit besonders augenfällig in Erscheinung tritt. Portugal hat nach siebenjährigem Bruche die amtlichen Beziehungen zum Papste wiederhergestellt, China hat bei ihm eine Gesandtschaft errichtet. Im ersten Falle haben wir das Ergebnis einer langsam bis zur Uebermacht anschwellenden Reaktion eines katholischen Volkes gegen die seinerzeit durch brutalste Gewalt aufgedrängte Freimaurerherrschaft vor uns, wodurch die sicherste Grundlage für den Fortbestand der Verbindung mit dem Papste geschaffen ist. Diese Umkehr des mit uns im Kriege liegenden Landes besitzt eine größere Bedeutung, als es auf den ersten Blick erscheinen möchte, denn sie beweist die Rückkehr zur christlichen Auffassung der Sittlichkeit des öffentlichen Lebens im Gegensatze zur neuen, alle Begriffe verkehrenden und fälschenden Freimaurermoral. Portugal tritt wieder auf einen Boden, auf dem eine Annäherung, ein Friede möglich sein wird, sobald es seine Kräfte frei von den Fesseln der Entente entfalten kann.

Läßt sich der Entschluß der portugiesischen Regierung durch den inneren Umschwung erklären, deren natürliche Folge er ist, so liegen im zweiten Falle die Dinge erheblich anders. Dort handelt es sich um eine katholische Nation, hier um eine solche, welche unter ihren 400 Millionen Bewohnern nicht ganz zwei Millionen Katholiken in weithin verstreuten Gemeinden zählt, sich also fast in ihrer Gesamtheit nicht einmal zum Christentum in irgendeiner Form, geschweige denn zur katholischen Kirche bekennt. Hier fällt also der religiöse Beweggrund vollkommen weg, so wie er weggefallen ist, als Großbritannien seine Gesandtschaft errichtete, als Holland dem Beispiele folgte, als die Türkei ihre Bereitwilligkeit, in direkte diplomatische Verbindung zu treten, bekundete und als Finnland durch seine Abordnung den gleichen Wunsch ausdrückte. Hier haben wir die Anerkennung jener politischen Autorität in solch' universeller Weise, daß neben ihr heute schon von einer Niederlage des italienischen Standpunktes gesprochen werden kann. Uebrigens läßt sich mit gutem Rechte behaupten, daß gerade der unentwegt feindselige Standpunkt der italienischen Regierung gegenüber dem Heiligen Stuhle sehr viel dazu beiträgt, das durch Gottes Fügung im italienisch-römischen Boden wurzelnde Papsttum als eine durchaus unabhängige, keinen italienisch-nationalen Zwecken dienende Macht erscheinen zu lassen und damit die Vorbedingung für die vertrauensvolle Annäherung fremder Mächte zu schaffen. Soviel zur allgemeinen Bedeutung der beiden Ereignisse.

Ueber ihr Zustandekommen liegen bereits zuverlässige Einzelheiten vor. Vergangenen Januar, unmittelbar nach dem Sturze der „demokratischen" Herrschaft am Tajo, konnte der portugiesische Episkopat, anscheinend im Besitze von unter der Hand erhaltenen bestimmten Zusicherungen der neuen Regierung, dem Papste voll froher Hoffnungen über die Besserung der Lage der Kirche berichten. „Nunmehr vertrauen Wir", erwiderte Benedikt XV., „daß mit der einmütigen Zustimmung des gesamten Klerus und Volkes zu eurem (der Bischöfe) beharrlichen Wirken mit Hilfe aller anderen Ehrlichen, nicht von Vorurteilen Verblendeten, insbesondere aber mit Hilfe der unbefleckten Jungfrau die Kirche baldigst wieder in ihre ursprüngliche Würde eingesetzt wird, ihre geheiligten Rechte ausüben und sich der ihr eigenen Vorrechte erfreuen könne, was zweifellos zur vollen und restlosen Versöhnung des Staates mit der Kirche, die alle Gutgesinnten wünschen müssen und dem portugiesischen Volke neues Ansehen und Wohlergehen bringen wird, erheblich beitragen dürfte". Dieses Schreiben scheint den Stein ins Rollen gebracht zu haben. Kurz darauf begab sich der Madrider Nuntius Msgr. Ragonesi zur Führung der weiteren Verhandlungen nach Lissabon, und am 7. Juli konnte der „Osservatore Romano" die Genehmigung des Papstes zur Ernennung Feliciano da Costas zum Gesandten der portugiesischen Republik melden. Ein Dekret vom 11. desselben stellte sodann die Vertretung beim Hl. Stuhle wieder her, während gleichzeitig der Brüsseler Nuntius Msgr. Locatelli zum Nuntius in Lissabon ernannt wurde. Die seinerzeit von der römischen „Idea Nazionale" verbreitete Nachricht, die portugiesische Regierung habe der Kirche und den vertriebenen Orden ihr Eigentum wieder zurückgegeben, scheint verfrüht zu sein, denn „Liberal" spricht in seinem Artikel, womit er die Wiederherstellung der Vertretung Portugals beim Papste und das Ende der Jakobinerherrschaft begeistert begrüßt, den Wunsch aus, daß der Kirche nunmehr auch ihr Eigentum wiedergegeben werde.

Auch die Errichtung der chinesischen Gesandtschaft beim Vatikan hat ihre Geschichte. Bekanntlich besitzt Frankreich auch ein Schutzrecht über die Katholiken des äußersten Ostens, das im Art. 13 des Vertrages von Tientsin erneut festgelegt wurde. Unter Berufung darauf hat die französische Regierung seinerzeit die Bemühungen des Vatikans, am Pekinger Hofe eine eigene Vertretung zu schaffen, noch im letzten Augenblicke durchkreuzt und die bereits so gut wie vollzogene Ernennung Msgr. Agliardis zum apostolischen Delegaten zu Fall gebracht. Ganz ohne Protest seitens Frankreichs ist es auch diesmal nicht abgegangen, doch scheint der Protest mehr der angeblich deutschfreundlichen Persönlichkeit des ausersehenen vatikanischen Vertreters Msgr. Petrelli gegolten zu haben, der bereits durch einen anderen der Pekinger und wohl auch der Pariser Regierung genehmen Kandidaten Msgr. Sincero ersetzt ist. Durch die Zustimmung zur Errichtung der chinesischen Gesandtschaft hat nunmehr der Heilige Stuhl mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit zum Ausdrucke gebracht, daß er ein französisches Alleinrecht zur Vertretung der Interessen der Kirche in China nicht anerkennt. Frankreich als ständiger Vermittler in den Beziehungen zwischen Papst und China ist damit beiseite geschoben und der natürliche und sicher für beide Teile vorteilhafteste Zustand hergestellt. Zweifellos ist die günstige Vorbedingung des nunmehr vollzogenen Ereignisses bereits durch das Sendschreiben geschaffen worden, durch das Benedikt XV. im Jahre 1914 Yuanschikai seine Thronbesteigung anzeigte. Bereits damals umging der Vatikan die französische Vermittlung und bediente sich des Pekinger Erzbischofs Msgr. Jarlin. Im folgenden Jahre wurden der chinesische Minister des Aeußeren Lusong Liang und der Präsident des Ausschusses zur Kodifikation des Verfassungsgesetzes in die katholische Kirche aufgenommen und damit an sehr maßgebender Stelle zum Oberhaupte der Kirche Christi ein für die weitere Entwicklung stark förderliches Verhältnis hergestellt. Am 10. Juli konnte nun der „Osservatore Romano" melden, daß der Papst seine Genehmigung für die Person des ehemaligen chinesischen Gesandten in Madrid und Lissabon Tai Tscheng Ling als außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers der chinesischen Republik beim Heiligen Stuhle gegeben habe. Die religiöse Macht des Katholizismus hat dadurch eine neue und höchst beachtenswerte Anerkennung erfahren.

Le Havres Winkelzüge.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Endlich haben die belgischen Parlamentarier (d. h. die im Auslande weilenden) Gelegenheit gehabt, sich zu versammeln und in einem Rumpfparlament sich zu den Fragen, welche den Staat interessieren, zu äußern. Es war doch ebenso beschämend, wie bezeichnend, daß gerade der Staat, auf dessen Verfassung im Zeitalter der beginnenden demokratischen Bewegungen als Muster dieser Art hingewiesen wurde, der einzige war, dessen Deputiertenkammer im Weltkriege bisher keine Gelegenheit gehabt hatte, zu den gerade hier so brennenden Problemen Stellung zu nehmen. Die Regierung allerdings konnte sich bei diesem Verfahren auf die eigenen Beschlüsse der Kammer berufen, welche bei Ausbruch des Weltkrieges ihr die Befugnis gegeben hatte, in allen Fragen, welche das Leben der Nation betreffen, selbständig und ohne lange die Deputierten zu befragen, Stellung zu nehmen. De Broqueville spürte denn auch niemals das Bedürfnis, das Parlament zusammenzurufen, er regierte nach eigenen Heften. Niemand weiß allerdings wie stark auf ihn nichtbelgische Einflüsse gewirkt haben. Die Tatsache, daß Cooreman seine Amtszeit sogleich mit der Berufung der Kammer begann, ist noch kein Gegenbeweis.

Denn Cooremans Berufung der Rumpfkammer ist ein Komödienspiel, nichts weiter! Bezeichnend ist es schon, daß man die Dauer der Session kurzerhand auf acht Tage beschränkte. Ferner sollten nur die Regierungsmitglieder teilnehmen, die gleichzeitig auch Kammermitglieder seien; so ist es gekommen, daß z. B. der Kriegsminister, welcher dieser Eigenschaft nicht entspricht, an der Sitzung überhaupt nicht teilnahm. Es scheint, daß man zu solchen merkwürdigen Maßregeln gegriffen hat, um nicht allzu deutlich vor aller Welt zu zeigen, daß es mit der union sacrée, dem Gottesfrieden, in Belgien nicht mehr weit her ist, zudem wünschte man natürlich nicht die Verhandlung von Problemen, die gerade durch und infolge der Besetzung besonders brennend und kitzlig geworden sind, also vor allem der Frage des vlämischen Aktivismus. Außerdem wies die Tagesordnung auch noch andere nützliche Dinge auf, wie Alkoholmißbrauch, Bodenreform, Probleme des Wiederaufbaus und der Heeresorganisation. Auch die Frage der Neutralität wurde von dem ersten Redner behandelt, ebenso die Stellung Belgiens zu den Alliierten und seine zukünftige Politik. Man kann sich denken, daß die Erörterung solcher Fragen in St. Andresse außerordentlich unbequem war. Deshalb kam es darauf an, die Verhandlung so zu leiten, daß möglichst wenig von den heiklen Dingen behandelt wurde. Da war allerdings Cooreman in seinem Element. Er ist ein geschickter Mann und vermittelnd seiner ganzen Natur nach. So konnte es ihm nicht schwer fallen, an den parlamentarischen Klippen glücklich vorüberzusteuern und überall dort, wo die Verhandlungen ein allzu sachgemäßes Gesicht zu bekommen drohten, mit ein paar glatten Bewegungen sich vorbeizudrücken. Daß die Stimmung der Abgeordneten dabei nicht gewonnen hat, bedarf keiner Auseinandersetzung, aber nach außen hin, das muß man Cooreman lassen, hat er das Ansehen gewahrt. Besonders in der heikelsten aller Fragen, der vlämischen, hat er es nach den alten Rezepten verstanden, die Schreier, die sich selbst in dieser erlauchten und ententefrommen Versammlung befanden, ruhig zu machen; er versprach allerlei harmlose Kleinigkeiten, womit sich die Vertreter der Vlamen begnügt zu haben scheinen.

Ebenso natürlich war es dann, wenn gegen die „schlechten“ Belgier Sturm gelaufen wurde; damit meinte man die aktivistische Bewegung. Ja man ging so weit, einen feierlichen Protest gegen sie vom Stapel zu lassen. Gleichzeitig wurden die „guten“ Belgier gelobt, welche den deutschen Verordnungen Widerstand leisten. All diese Probleme glaubte die Kammer mit der harmlosen Erklärung, die Sprachenfrage werde im Sinne der Gerechtigkeit gelöst werden, erledigen zu können. Man tat überhaupt so, als wenn die ganze deutsche Besetzung Belgiens mit all ihren tiefen Eingriffen in das Leben dieses, im Zeitalter der nationalen Gegensätze so unmodernen Staates gar nicht existiere. Diese Vogelstraußpolitik richtet sich natürlich selbst; denn geschichtliche Tatsachen von der Bedeutung, wie sie in Belgien geschaffen sind und seit Monaten, ja Jahren wirken, lassen sich nicht mehr einfach wegdisputieren.

Ueber den Kopf der tatenlosen Regierung hinweg hat das Land übrigens selbst sein Geschick in die Hand genommen. Während bisher die Wallonen wenig Aktivität in nationalen Fragen gezeigt hatten, beginnen auch sie sich zu rühren und haben in dem „Ausschuß zur Verteidigung Walloniens“ sich ein Organ geschaffen, das mit dem Rate von Flandern am besten verglichen werden kann. Sie streben einen Förderativstaat an, in dem die beiden Nationen sich auf kulturellem Gebiete einer weitgehenden Selbständigkeit erfreuen sollen. Damit taucht das alte Problem der „Vereinigten Staaten von Belgien“ wieder auf. Wir haben schon früher auf die Bedenken dieses Programms im Interesse der Vlamen aufmerksam gemacht, doch wird man mit den Tatsachen rechnen müssen, und es wäre unklug, sich gegen eine Bewegung stemmen zu wollen, welche anscheinend von der Mehrheit der Beteiligten selbst gewünscht wird. Natürlich sind wir, solange wir Einfluß in Belgien haben werden, also insbesondere bei den Friedensverhandlungen genötigt, scharf zuzusehen, um Schaden, der aus dem Programm erwachsen könnte, zu verhüten. Insbesondere aber ist darauf zu achten, daß Großbritannien nicht von hier aus durch die bekannten Mittel wieder in Flandern Einfluß gewinnt. Daß die belgische Frage unter diesem Gesichtspunkt St. James neuerdings zu beschäftigen beginnt, ist schon bezeichnend genug. Hat es doch den Passivisten Cauwelaert genötigt, über die Aussichten der vlämischen Bewegung sich zu verbreiten. Die Lösung des belgischen Problems ist und bleibt eine harte Nuß!

Schippach.

Ein Wort der Abwehr.

Von Subregens Dr. Brander, Würzburg.

(Schluß.)

Der Blick auf diesen 20jährigen Kampf der Bischöfe gegen B. Weigand und Anhang zeigt auch, wie albern und falsch die weitere Unterstellung der Schippacher ist, als ob es sich nur um eine „Pressefehde“ handle, in welcher der Schreiber dieser Zeilen der Hauptrufer sei. Die Weigandschen Offenbarungen waren längst von einer Reihe von Bischöfen verurteilt, bevor ich nur eine Ahnung von ihrer Existenz hatte. Ja, ich muß bekennen, daß ich selbst aus einem Saulus ein Paulus wurde und noch 1914 in Unkenntnis der Sachlage eher für als gegen die Sakramentskirche war. Auch habe ich mich nicht eigenmächtig an die Behandlung der Schippacher Fragen gemacht, sondern es wurden mir von amtlicher Seite die Weigandschen Schriften zur Prüfung übergeben. Nachdem aber der gegen Schippach gerichtete oberhirtliche Erlaß im Februar 1916 auf allen Kanzeln des Bistums Würzburg verlesen war — vorher schrieb ich für die Oeffentlichkeit in der Schippacher Sache keine Zeile —, schrieb ich mit Wissen und auf Wunsch der amtlichen Stelle die mit meinem Namen gezeichneten Artikel in die „Allgemeine Rundschau“ (Nr. 11 vom 18. März 1916) und die „Augsb. Postztg.“ („Stichproben“ in Nr. 164 vom 7. April „Ein modernes Orakel“ in Nr. 272 vom 14. Juni 1916). Sämtliche übrigen Artikel in der „Augsb. Postztg.“ über die Schippacher Frage stammen nicht von mir, wie jederzeit die Schriftleitung bestätigen kann. Ich schrieb, nicht um bischöfliche Maßnahmen zu bekämpfen, wie die Schippacher mir vorwerfen, sondern gerade um denselben zur wirksameren Durchführung zu verhelfen. Es war eine Ehrensache für den Würzburger Klerus, die Oeffentlichkeit über das Schippacher Skandalum aufzuklären. Die heimliche und trotz Verbot fortgesetzte Agitation der Anhänger der Seherin zwang förmlich dazu. Diese wußten recht gut, daß an eine gründliche Untersuchung der Schippacher Sache in Rom nach der Kriegserklärung Italiens und dem Weggang der deutsch sprechenden Theologen daselbst nicht zu denken war. Es wäre ja nicht einmal möglich gewesen, die etlichen 40 Bändchen der „Offenbarungen“ über die italienische Grenze zu bringen. Inzwischen hätte man die kirchlichen Behörden in der Heimat vor eine vollendete Tatsache gestellt. An der Sakramentskirche wurde nämlich auch nach der Zurücknahme der kirchlichen Baugenehmigung am 12. November 1915 ruhig weitergebaut, und „das Denkmal des Liebesbundes“ wäre heute wohl vollendet, wäre nicht die Polizei der kirchlichen Behörde zu Hilfe gekommen. Die beiden Schippacher Broschüren, welche so sehr eifern, daß man über die Weigandschen Privatoffenbarungen ein Urteil fälle, bevor der Apostolische Stuhl gesprochen, finden aber auch kein Wort des Tadels gegen die Broschüre des (unter einem auswärtigen Bischof stehenden) Priesters Kaspar Hutter, die eucharistische Friedenskirche in Schippach. In dieser Schrift wird nämlich B. W. schon zu ihren Lebzeiten wie eine Heilige gefeiert, Schippach als Gnadenstätte, die Offenbarungen, der Liebesbund und die Sakramentskirche beschrieben. Die Schrift sollte bereits im Oktober 1915 zu Aschaffenburg hergestellt werden; allein die Drucklegung wurde unter dem 30. Okt. 1915 von der bisch. Behörde in Würzburg verboten. Nach den früher und jetzt geltenden Vorschriften des kirchlichen Bücherverbotes (s. Kodex, Kanon 1399 n. 5) haben alle Bücher und Broschüren, welche von neuen Erscheinungen, Offenbarungen, Visionen, Prophezeiungen, Wundern erzählen, oder welche neue Andachten (Liebesbund!) einführen — auch unter dem Vorgeben, sie seien nur Privatandachten —, von vornherein als verboten zu gelten, wenn sie nicht vorher vom zuständigen kirchlichen Obern genehmigt wurden. Der Verfasser ließ aber seine Schrift nach dem Verbote Würzburgs in einem protestantischen Stuttgarter Verlag im Februar 1916 erscheinen ohne bischöfliche Druckerlaubnis und hatte noch die Stirne, im Schlußworte dieses kirchlich verbotenen Druckwerkes von 77 Seiten zu sagen, die liebe Mutter Gottes wünsche ausdrücklich, daß dieser Trostbrief wenigstens den vertrautesten Freunden von Schippach nicht länger vorenthalten werde. Den Wunsch der Mutter Gottes wird wohl der Verfasser durch Barbara Weigand selber erfahren haben. Die Schrift wurde dann heimlich an „vertraute Freunde“ vertrieben. Hiergegen protestiert der Verfasser der „Sakramentskirche“ nicht! Eine protestantische Druckerei darf natürlich B. W. als Heilige und Begnadigte verherrlichen! Anders wird die Sache, wenn „Zeitungen und Zeitschriften“ (gemeint sind die „Augsb. Postztg.“ und „Allgem. Rundschau“), „welche in jeder Nummer ganze Flöße modernistischer, interkonfessioneller Balken daherschwemmen, aus der Jagd auf die Splitter in den Schippacher Schriften ein Geschäft machen“ (Problem, S. 65). Die kirchliche Bücherzensur existiert für die beiden Verfasser nicht; man weiß, daß die Schippacher Frage eine theologische und kirchliche ist (Sakr. 13). Das neue kirchliche Gesetzbuch bestimmt in Kanon 1385 § 1 n. 2, daß ohne kirchliche Druckgenehmigung, auch nicht von Laien, diesbezügliche Bücher und Broschüren herausgegeben werden dürfen. Wenn der Verfasser so sehr von der „schrecklichsten Verantwortlichkeit“ für das geschriebene Wort durchdrungen ist, wie er im Vorworte sagt, warum hat er dann die beiden Schippacher Broschüren nicht von der kirchlichen Behörde überprüfen lassen? Meine Broschüre über die Seherin von Schippach hingegen erhielt die kirchliche Druckgenehmi-

gung von einer Stelle, die Barbara Weigand amtlich sehr genau kennt, nämlich vom Herrn Generalvikar von Mainz. In Mainz hatte sie an die 30 Jahre gewohnt. Freilich, es hatte wohl seinen Grund, warum man die beiden Broschüren nicht in Vorlage brachte. Denn der Kampf geht zwar formell gegen mich, vollinhaltlich aber gegen die bischöflichen Behörden, welche gegen Schippach Stellung nahmen. Daran ändern alle Versicherungen nichts, man wolle nur literarische Gegner treffen. So sagt das eine Büchlein: „Wie kann Brander wagen, die leichtfertige Behauptung in die Welt hinauszuschleudern, Barbara Weigand sei eine bedauernswerte Nervenkranke? Eine solche schwerwiegende Irreführung der Oeffentlichkeit ist nur aus einem Uebermaß von übelwollendem Vorurteil zu erklären" (Problem, S. 13). Hinter den Begnadigten, den Auserwählten des Hl. Geistes, in erster Linie den Irrenarzt hersenden, heiße den Hl. Geist lästern (Problem, S. 33). Ich frage: Wer hat denn zuerst Hysterie bei Barbara Weigand vermutet und später durch ärztliches Gutachten festgestellt? War es nicht Bischof Haffner von Mainz und das Mainzer bischöfliche Ordinariat? Lästern auch diese den Hl. Geist? Ein anderes Mal wird gesagt, „daß es doch nur ein von dem hoffärtigen Weltgeiste sehr getrübtes Auge sein muß, welches unter der schlichten Hülle, unter den oft eckigen Worten und schlecht gefügten Sätzen Barbaras nicht den Geist des Herrn gewahrt" (Problem S. 46). Das sind Hiebe, die mich nicht allein treffen sollen.[1])

Von dem beleidigenden Tone aber, in welchem die beiden Büchlein geschrieben sind, schweigt man am besten. Nur eine Kostprobe! Ich habe auch nicht mit einer Silbe gesagt, daß Barbara den „Geist" in sich mit Hilfe der Kognakflasche erwecke. Das wissen auch die Gegner selber recht genau (Problem, S. 72). Gleichwohl suchen sie durch ihre Darstellung den Anschein zu erwecken, als ob ich das gesagt hätte, und bemerken dazu: „Wir glauben nicht, daß Brander den Spirituosendampf für ein geeignetes Mittel hält, um mit demselben den Geist auch nur für eine richtige Betrachtung oder Predigt zu wecken" (Probl. S. 67).

Die „Pressefehde" soll geführt sein mit gefälschten, entstellten und mißdeuteten Zitaten aus den Schriften der Barbara Weigand. Das wagen Leute zu behaupten, die es nicht einmal übers Herz bringen, ihren Lesern richtig mitzuteilen, wieviel Seiten Schippacher Offenbarungen ich geprüft habe. Während ich im Vorwort meiner Schrift „Die Seherin von Schippach" die Zahl von 4000 Seiten angebe, unterschlagen sie die Hälfte und behaupten, ich hätte nach meiner eigenen Angabe 2000 Seiten geprüft (Probl., S. 28). Die Broschürenschreiber dürfen übrigens versichert sein, daß meine Zitate mit den von mir geprüften Originalen genau übereinstimmen. Wenn sie einen anderen Text in Händen haben, so sind verschiedene Möglichkeiten offen; die einfachste ist die, daß von den Schippacher Schriften eben verschiedene Lesarten zirkulieren. Es wurde auch anderwärts bereits längst konstatiert, daß manche Offenbarungen in der Rezension der Schreiberin Hannappel vorliegen und andere in der Rezension des Seelenführers P. Felix Lieber. Im übrigen freue ich mich, wenn alle meine Aufstellungen aufs schärfste von sachkundiger Seite nachgeprüft werden, je schärfer, desto besser!

Der Schippacher Anhang hat bisher seinen Ungehorsam gegen die Bischöfe mit der Ausrede bemäntelt, die Bischöfe seien nach einem Dekret Urbans VIII. nicht zuständig gewesen, die Schippacher Offenbarungen zu verwerfen. Wie oft wiederholen das die beiden Schippacher Büchlein! Auf niemand können sich aber die Schippacher weniger berufen, als auf Urban VIII. Denn dieser Papst wollte ja durch seine Dekrete gerade verhüten, daß die Bischöfe bei den im Rufe der Heiligkeit verstorbenen Personen Privatoffenbarungen leichthin als echt annehmen; deswegen bestimmte er, daß solche Offenbarungen und Weissagungen erst von einer bischöflichen Kommission geprüft und dann der Bericht an den Apostolischen Stuhl eingesandt werden sollte, der das weitere verfüge. Dies gilt aber, wohlgemerkt, nur dann, wenn es sich erstens handelt um die Offenbarungen von Personen, die im Rufe der Heiligkeit bereits verstorben sind, zweitens um Offenbarungen, die der Bischof für echt hält und als Beweismittel zur Einleitung des Beatifikationsprozesses benützen will. Beides trifft hier nicht zu.

Auch die Antwort der Kongregation des hl. Offiziums an den Bischof von Würzburg vom 25. Juli 1917: Episcopi utantur iure suo hätte dem Schippacher Anhang zeigen können, wie verkehrt ihre bisherige Meinung war. Der Broschürenschreiber verweist selber darauf, daß nach kanonistischer Auffassung diese Formel besagen will: „Die Kongregation weigert sich, in eine Sache sich zu mischen, die man anderweitig ebensogut entscheiden kann." Also entscheiden und nicht nur prüfen! Entscheiden kraft eigenen Rechtes! Darum drehte sich ja die ganze Frage! Nun hatten aber alle Bischöfe, die sich mit den Weigandschen Offenbarungen überhaupt befaßten, dieselben einmütig seit 20 Jahren als unecht verworfen. Es wurden somit durch diese Antwort Roms die Schippacher Anhänger, welche die bischöflichen Befehle bisher einfach als unzulässige Eingriffe in die Rechtssphäre des Apostolischen Stuhles verachtet hatten, nachdrücklichst unter die Autorität der Bischöfe zurückverwiesen. Das war ein großer Gewinn und in diesem Sinne eine tatsächliche „Entscheidung" gegen die Schippacher. Sollte nun Rom auf deren Appellation hin eine selbständige Prüfung der Sache vornehmen, so kann man sich nur darüber freuen. Dann wird dem Anhang der Barbara Weigand jeder Vorwand zum weiteren Ungehorsam hinweggenommen. Die Seherin indes hat sich bereits am 31. Mai 1911 vom Herrn offenbaren lassen: „Werdet nicht irre, wenn auch von dort (= von Rom) eine abschlägige Antwort kommt." Ihre Freundin L. Hannappel aber schreibt am 31. Dez. 1914: „In Rom sollen zwei Kardinäle dafür, alle anderen dagegen sein — wie P. Felix sagte. Wenn nur Gott dafür ist!"

[1]) Es erließ denn auch inzwischen das bischöfliche Ordinariat in Würzburg in Nr. 29 des „Würzburger Diözesanblattes" vom 18. Juli eine öffentliche Kundgabe, in welcher die in den beiden Schriften enthaltenen Unterstellungen und Verleumdungen zurückgewiesen werden.

Kreuz und quer-Gedanken.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg, München.

Bußprediger hatten noch nie einen wohlgefüllten Magen und so wird es auch bei denen sein, die das jetzt so nötige Durchhalten empfehlen. Die Heiligen Bernhard oder Franziskus haben nicht nebenher Geschäfte gemacht, der letztere hat sogar die reichen Tuchlager seines Vaters für die Armen geplündert.

Wer könnte sich vorstellen, daß der heilige Martin mit seinem römischen Soldatenmantel ein Geschäft machen wollte, oder daß irgendein Heiliger während eines Krieges sich große Güter kaufte und dort durch 200 Gefangene Holz fällen ließ? Bei den Phönikern mag es solche Heilige gegeben haben.

Wenn der heilige Franziskus das Tuch an die Armen verschenkte, tat er recht, denn diese Armen waren keine Munitionsarbeiter mit 20—30 Mark Tageslohn, sondern sie gingen in Lumpen einher. Der Heilige nahm das Tuch seines reichen Vaters und verschonte die Kleider minder besoldeter Beamter oder sonstiger Mittelständler mit kärglichen Einkommen. Es kam nach Predigten der Heiligen vor, daß „die Reichen" hingingen und den Armen ihre kostbaren Gewänder schenkten. Das sollte sich die Reichsbekleidungsstelle merken, aber in Berlin hat man mit den Gepflogenheiten der Heiligen sich nie befaßt. Die Heiligen gelten dort als etwas Süddeutsches, das man höchstens an Häusern im Jebirge sieht.

Ist es ein Akt der Heiligkeit, wenn z. B. die Zentralstelle für die Ausfuhrbewilligung der Eisen- und Stahlerzeugnisse in Berlin die Ausfuhrerlaubnis von 600 landwirtschaftlichen Maschinen aus Bayern nach Bulgarien verweigert und inzwischen einen Phönikerbrief in norddeutschem Sinne nach Sofia schreibt? Wohin müssen dergleichen bundesbrüderliche Lieblichkeiten führen? Wohin muß es führen, wenn ein geschminktes, diamantenbehängtes Kriegsgewinnlerweib schnarrend und überlaut in einem Konzertsaal Isar-Athens äußern darf: Die Bayern seien doch eine recht komische Rasse? Alltäglich liest man in den Blättern, die Sinn für Wahrheit und Recht besitzen, ähnliche Vorkommnisse.

Weder die Neuesten Nachrichten Münchens, noch die Beamtenzeitung haben uns schwer bedrängte Raucher darüber aufgeklärt, wer Tabak und Zigaretten in wucherischer Weise verteuert habe. Der Herr Justus Guckindluft der Beamtenzeitung wäre besser ein Guckindiewuchererbücher. Phöniker, auch getaufte und baronisierte, versündigen sich jetzt, während unsere Krieger schwerste Arbeit zu leisten haben, derart am deutschen Mittelstand, daß ein Satiriker durchaus nicht in die Luft zu gucken braucht.

Ich fragte, wohin das führen müsse?

Vor dem Kriege standen mir die Haare zu Berg, als ich las, ein pensionierter Offizier in Baden habe einen Wahlzettel für die Sozialdemokraten abgegeben. Nun — meine Haare vermehren sich bei der Unterernährung nicht besonders, und wenn das bei mir — dem eingefleischten Monarchisten — schon der Fall ist, wie steht es dann in den Herzen weniger beharrlicher Menschen aus?

Wenn an einem Familientische einer der Brüder sich mit besonderer Kunst breit macht, wenn er die Ellenbogen auf die Tischplatte stemmt, daß kein Platz mehr bleibt, wenn er das Benehmen verstärkt, während das Haus brennt, so ist das geringste Erzeugnis eines solchen Verhaltens: Unmut. Springt da der Hausvater nicht ein, so erwächst aus diesem Unmut: Zorn und Haß! Das pfeifen die Spatzen längst auf den Dächern, aber die Herren Guckindielüfte hören und sehen das nicht.

Verlorene Liebe — und sie war nie überreich — ist einfach unwiederbringbar. Anno 1871 sagte mir einer vor Paris: Nun erhalten wir Orb wieder, nun werden die 30 Millionen Gulden aus den Milliarden zurückgezahlt! Unsere Freude war ebenso groß wie unser Erstaunen darüber, daß etwas in Aussicht stehe, was der Historiograph Treitschke noch nicht einmal „erfunden" haben konnte. Statt dessen sollten wir Bayern schon nach Sedan gefangen gesetzt werden. Gerade während des ärgsten Kulturkampfes war ich dann nach Berlin kommandiert worden und ich besaß gute Bekannte in beiden Lagern. Bei einem Besuche in Potsdam vergaß man die Türe des Empfangszimmers zu schließen und so hörte ein Leutnant das ganze Gespräch des Grafen S. Der Graf war natürlich später von unglaublicher Liebenswürdigkeit.

Meine Ansichten haben sich seither nie geändert. Doch was tut das? Sympathie und Antipathie eines einzelnen sind ja nur Privatvergnügen, aber — — wenn sie die Volksseele deutscher Stämme erfassen, so ist das mindestens für unsere gute deutsche Sache nicht gleichgültig!

Soll unser Deutschland nicht geschädigt werden, sollen wir Deutsche bleiben können, ohne Großpreußen werden zu müssen, so ist es höchste Zeit, daß der sich übernehmende Bruder in deutsche Schranken gewiesen werde!

Wer aber könnte das zum Wohle Deutschlands erreichen?

Die Frage ist nicht so einfach beantwortet, weil man vorher feststellen muß, wer eigentlich die Haßerzeuger sind. Einst nahm ein Universitätsprofessor aus Berlin an meinem Tische in einem Hotel Salzburgs Platz. Wir unterhielten uns bis gegen Mitternacht ausgezeichnet und schließlich sagte er: Wie kommt es doch, daß wir Berliner in Süddeutschland so unbeliebt sind?

Darauf ich: Wären sie alle, wie Sie, sie wären sicher sehr beliebt. Graf Westarp hielt im Vorjahre eine Rede in München und ich war Zeuge, wie er die Zuhörer in der Zahl von einigen Tausenden für sich gewann. Wären sie alle — wie der! Es sind aber meistens Leu e, die den Tanz um das goldene Kalb in einen Veitstanz umgestalten. Kein Tag vergeht, der in süddeutschen Blättern uns nicht eine Ungezogenheit zu wissen machte. Hat man vielleicht gelesen, daß jene Kriegsgesellschaft, die von der „Provinz Bayern" sprach, gemaßregelt wurde? Hat man je gelesen, daß in Bayern selbst — mit Ausnahme von den Zeitungsberichten — gegen ähnliche Unarten eingeschritten wurde? Durch ein Vogelstraußspielen wird die Sache nicht besser, sondern nur schlimmer.

Auch jetzt geben die Tagesblätter die spöttischen Aufsätze mißvergnügter norddeutscher Hamsterer wieder. Wäre es da nicht am Platze, mit strengster Maßregel zu antworten? Es ist eine Fiktion, daß vom Fremdenverkehr lebende Leute durch den Krieg nicht verlieren sollen, wie es eine war, daß Theaterleute dadurch zugrunde gehen könnten. Aehnlich denken viele andere. Ja — warum soll denn ich, warum soll der Beamte, jeder Festbesoldete, jeder kleinere Kapitalist nicht nur verlieren, sondern zu einem freudelosen, ärmlichen Dasein verdammt sein?

Wir alle aber im Verein mit dem Volke ersehen in den hamsternden und schlemmenden Zugereisten einfach — den Preußen und schütten das Kind mit dem Bade aus. Wenn Zeitungen auf der ersten Seite gegen den Fremdenverkehr und auf der zweiten für ihn schreiben, so ist es nicht verwunderlich, daß sie von ihren Lesern mit Ausdrücken, wie sie der selige Dr. Sigl erfand, bedacht werden. Ein bisher gänzlich unbekannter Gerhardt Lehn-Berlin schreibt im „Vorwärts" Gehässiges über uns, so daß ihn selbst die süddeutsche sozialistische Presse kräftigst abschüttelt; der Kaufmann Krause aus Leipzig gründet in Ottobeuren einen „Mast- und Freßklub" mit Fahne; im Vorjahre benehmen sich in Ruhpolding Berliner wie die Hottentotten, schütten die Suppe ins Gras, weil ein Bayer vor ihnen bedient wird; irgendein verärgerter Kommerzienrat droht mit Maßregeln gegen Bayern — und allen diesen Leuten wurden und werden weder in Berlin noch in München gehörig die Köpfe gewaschen.

Ein verfolgter Strauß berge das Haupt im Sande, so geht die Sage, und schwer anzupackende Dinge erzeugen oft eine Vogelstrauß-Politik. Die Gefahr für den Strauß vergrößert sich nur durch sein sinnloses Gebahren und wer über Unbequemes hinweg hüpfen will, patscht immer in den — Schmutz.

Will man das Verhältnis zwischen Süd und Nord so gestalten, daß es endlich einmal deutsch genannt werden kann, dann muß der wendische Geist verschwinden, der sich sonderbarerweise für einen Deutschen erster Klasse hält, dann muß der Geist gebändigt werden, der das goldene Kalb als Symbol seines verhängnisvollen Daseins trägt. Einen Augiasstall können aber nur Herkulesse reinigen, und würden sie es unternehmen wollen, sie erfreuten sich einer Popularität, wie sie ein Bismarck nicht einmal im Jahre 1870 errang.

Ahasver.

Entsetzt wirst du der Zeiten Meer durchwallen.
Der Zweifel jagt und scheucht dich wild durch Not
Und Qual. Dich flieht das Glück. Dich hasst der Tod.
Dein Blick lässt Völker zagend niederfallen.

Jm Flug schaust du der Erde Tempelhallen,
Hörst donnernd aller Götter Machtgebot,
Siehst aller Völker reiches Opferrot,
Hörst trotzig kühnste Weisheitsworte schallen.

Doch — wie der Lenz aus dunkler Winterklage
Zum Himmel dringt, entfesselnd neues Licht —
So wirst, wenn Sonne, Mond und Sterne beben

Und dröhnend naht das Ende aller Tage,
Besiegt du rufen: „Der voll heil'ger Pflicht
Am Kreuz gestorben, ist allein das Leben!"

Theodor Seidenfaden.

Münchener Sommerausstellungen.

II. Glaspalast:
Die Münchener Künstlergenossenschaft.

Mit der Münchener Künstlergenossenschaft vereinigt erscheinen die Luitpold-Gruppe und der Bund Bayern — letztere beiden vielleicht im Durchschnitt etwas qualitätsreicher als jene, aber doch keineswegs so, daß sich daraus ein wirklich fühlbarer Gegensatz ergäbe. Der Gesamteindruck der Werke dieser drei Gruppen deutet nicht gerade auf Stillstand, aber die wahrzunehmende Bewegung ist die eines sanften Wellenschlages, der immer wieder an dasselbe Gestade zurückkehrt und es hübsch glatt macht, nicht aber es aufwühlt. Dazu fehlt allzu sehr ein frischer Wind — ich sage absichtlich nicht „Sturm", um nicht Erinnerungen an ein Schlagwort der Uebermodernsten rege zu machen. Mit diesen haben die drei in Rede stehenden Vereinigungen zum Glück nichts zu tun, kaum daß hier und da ein Vereinzelter einen schüchternen Blick dorthin wagt. So aber kommt es, daß diese Hälfte der Glaspalast-Ausstellung mit ihren 1900 Werken eine Wirkung übt, die im ganzen nicht sonderlich an-, geschweige aufregt. Jm einzelnen bietet sie aber freilich eine große Menge recht brauchbarer, eine kleine sogar bedeutender Werke dar, deren Wurzel zumeist im Jmpressionismus steckt. Daß neben den tüchtigen Leistungen auch viele von unbefriedigender Beschaffenheit, innerlich leere, nachahmerische, technisch mangelhafte herlaufen, darf nicht verschwiegen werden. Schärfere Beurteilung bei der Aufnahme wäre zweifellos nötig, damit die Glaspalast-Ausstellungen den Charakter großer Kulturtaten behalten, nicht aber immer noch mehr zu einer bloßen Anpreise- und Kaufgelegenheit herabsinken. Als solche werden sie ganz offen auch von Persönlichkeiten bezeichnet, die ihnen nahestehen.

Charakteristisch ist diesmal wie in all dieser neueren Zeit der Mangel an Schöpfungen monumentaler Art und Bestimmung. Von religiöser Kunst wird noch zusammenfassend die Rede sein, und wir werden bei ihr rühmliche Beispiele der Monumentalkunst finden. Auf profanem Gebiete aber sucht man vergebens nach dergleichen. Zwar liefert Leo Gruber eine Anzahl umfänglicher Malereien mythologischen Jnhaltes, und nach dem bevorzugten Platze, den man diesen Werken eingeräumt hat, könnte man glauben, daß die Ausstellungsleitung ihnen auch einen sonderlich hohen Rang in der Kunst zuerkenne. Dennoch hoffe ich, daß dies nicht der Fall und die Unterbringung lediglich aus äußerlich dekorativen Gründen erfolgt ist. Denn innerlich zu bieten haben tiefe kaltherzig aufgefaßten Werke wenig, und ebenso steht es um den Wert ihrer technischen Eigenschaften. Abzulehnen ist jene Bevorzugung auch aus dem Grunde, weil dadurch Darstellungen völliger Nacktheit in den Mittelpunkt der Ausstellung gerückt sind und ihr gewissermaßen einen Stempel aufdrücken. Gleich hier mit erwähnt sei, daß es auch heuer an derlei Kunst im Glaspalast eine gewaltige Menge gibt, die nicht verfehlen kann, ihren schädlichen Einfluß nach vielen Richtungen hin geltend zu machen! Doch bleiben wir bei der Frage nach der Monumentalität. Den nächsten Anspruch (nach der Religion) hätte auf monumentale Verherrlichung gegenwärtig der Krieg. Schauen wir aber im ganzen Kreise der diesem Thema geltenden Werke umher, so findet sich bei der Münchener Künstlergenossenschaft und den ihr angeschlossenen Gruppen diesmal nur ein einziges Werk, das sich jene hohe Aufgabe gestellt hat. Und doch ist A. Daumillers schöne Plastik „Streiter zu Pferde" (obgleich auch er nackt ist, denn es darf nicht alles nach einerlei Schema beurteilt werden) ein umfänglich kleines Werk, das aber infolge seiner Auffassung, Zeichnung und Empfindung den Charakter wahrer Größe trägt. Den unwürdigen Gegensatz dazu bildet eine kleine Plastik von M. Olofs, genannt „Friedensbubi", die den Wunsch, der Millionen erfüllt, um den sie beten und heiße Tränen vergießen, abgeschmackt ins Lächerliche zieht! Die Malereien verfolgen durchweg illustrative Zwecke. Die meiste Aufmerksamkeit erregt die große Sammlung von Marinebildern Claus Bergens. Mit prächtiger Technik, die alle Schwierigkeiten der Wasser-, Luft- und Lichtmalerei zu überwinden versteht und mit einer vorherrschend fein graublauen Aquarell-, seltener Delfarbe gediegene und harmonische Wirkungen erreicht, malt der Künstler die Typen unserer Hochseeflotte und ihre Erlebnisse, besonders die in der Skagerrak-Schlacht am 31. Mai 1916. Auch † K. Hassenkamps Gemälde feiern unsere Marine. Den Luftkampf schildert ein Gemälde von M. Zeno Diemer, A. Hoffmann die Heldentaten unserer Kavallerie und Artillerie, die des bayerischen Landsturms O. Frenzer, eine Szene aus den Verdun-Kämpfen 1916 C. Becker. Diesen Malereien schließen sich noch einige andere an — im ganzen ist die Zahl gering. Zu der Bedeutung des ungeheueren Welterlebnisses steht weder sie noch die Beschaffenheit der diesmal ausgestellten Werke im rechten Verhältnisse. Mag die Kriegsmalerei gegenwärtig Gedanken, Vorstellungen und Absichten auch noch nicht hinlänglich so abklären können, um sich mit ihnen über den Gegenstand zu stellen — das ist leicht erklärlich, und keinen Vorwurf kann es ihr bringen, daß sie einstweilen über illustratives Wesen noch nicht hinaus kann. Trüber aber ist der völlige Mangel, den alle ihre Erzeugnisse an innerlicher Wärme aufweisen. Sie sind gewissenhaft, geschichtsurkundlich wichtig, aber so gemalt, als ginge die Künstler das Ganze eigentlich nichts an — als seien sie lediglich hinausgegangen, um Motive zu sammeln und sie geschäftsmäßig auszunutzen. So kommt es, daß ihre Zeichnungen, Gemälde usw.

technisch und gegenständlich interessieren mögen, innerlich aber gänzlich kalt lassen.

Wo ist überhaupt in dieser fast Zweitausender-Zahl der Künstler, wo das Werk, dessen Erinnerung wir beim Scheiden mit uns nehmen als einen bleibenden Gewinn für Leben und Seele? Vielleicht bei den religiösen etwas dergleichen — wir sprechen noch davon. Aber bei den übrigen? Was sind sie uns, was können sie uns sein? Am tiefsten vermögen noch einige Landschaften zu wirken, Arbeiten von Künstlern, die mit dem Herzen bei der Sache sind und den großen Blick haben, um in den Formen, den Stimmungen der Landschaft das Abbild göttlichen Willens und seinen Widerklang in der menschlichen Seele zu erkennen. Solche Künstler sind † A. Splitgerber, zu dessen Gedächtnis man eine Sonderausstellung seiner besten, am tiefsten empfundenen Werke veranstaltet hat. Oder A. Stagura mit seinen schwermütigen, ganz großzügigen Malereien über Motive des bayerischen Gebirgsvorlandes. Oder H. Urban, der in erhabenen, stilisierten Landschaften Gedanken malt, die ihn als Dichter und Philosophen erkennen lassen. Es charakterisiert seine Auffassung, daß er das Bild einer in mächtigem Umrisse vom klaren Himmel sich abhebenden, gleich einer Vision dastehenden Felsenburg „Epos" nennt. Was gegenüber solchen Künstlern die anderen Landschaften bieten, tritt zurück, mag es auch an technischen Reizen nicht arm und an Empfindung nicht leer sein. Im ganzen ist dies sogar anzuerkennen, und die Gruppe der Landschaftsmalerei gehört deshalb zu den besten der Ausstellung.

Bei derjenigen, die uns näher angeht, bei der Menschendarstellung, macht sich der Mangel an innerer Bedeutung, an Höhe der Auffassung, an Beseeltheit einer Sprache, die zur Seele des Beschauers redet, besonders fühlbar. Es gibt Bilder, die ihre Wirkung darin suchen, den sittlichen Verfall auszumalen, wie die Arbeiten W. Schmakenbergs es tun; als psychologische Studien dürften sie Anerkennung finden, wenn ihre Gegenstände durch ihr Auftreten in der Oeffentlichkeit nicht das sittliche Gefühl verletzten. Darüber hilft auch glänzende Technik nicht hinweg. Wesentlich unter letzterem Gesichtspunkt interessieren auch die eleganten Genrebilder, Volksstudien und Historien von † F. Simm, dessen Gedächtnisausstellung zwei reizend im Empiregeschmack ausgestattete Kabinette füllt. An der Feinheit der malerischen Kultur, die sich in seinen Werken kundgibt, muß freilich jeder Freude haben, der nicht dem äußerlichen Kraftmeiertum vieler Moderner oder gar den Ausartungen Uebermodernster huldigt. Wirklich in die Tiefe ging Simm fast nur bei seinen Bildnissen. Auch bei der Sondergruppe zum Andenken von † Toby E. Rosenthal erweckt dessen Porträtmalerei tieferen Anteil als, trotz ihrer Tüchtigkeit, seine sonstigen gemalten und gezeichneten figürlichen Studien es tun. Beide Maler gehören Jahrzehnten an, über die ein neues Geschlecht glaubt hinwegsehen zu dürfen, während sie doch Leistungen zu bieten hatten, deren künstlerische Vorzüge unter ausgeprägt illustrativem Wesen nicht zu leiden vermochten. Einer, von dem dies auch gilt, ist Paul Hey mit seinen echt deutschen, poesiereichen Bildern, in denen Landschaft und Menschenschilderung einander so prächtig ergänzen. Ihre tiefsten Erfolge hat diese letztere in einigen Bildnissen, welche das Gebot eindringlicher Charakterschilderung und Erhebung des Individuums ins Allgemein-Menschliche wenigstens verstanden haben, wenn es auch an der rechten Erfüllung teilweise noch fehlt. Zu den besten Porträtwerken des hier besprochenen Teiles der Ausstellung gehören Malereien von W. Thor (I. M. Königin Marie Therese), C. v. Marr und F. v. Kaulbach (Damenbilder), W. Petersen (Tirpitz). Plastiken von A. Weckbecker (Roger Casement), W. v. Bartels (Damenbüste). Im übrigen bleibt die Bildniskunst zumeist in mehr äußerlicher Nachbildung befangen, oder streift stellenweise an das absichtlich Karikaturartige.

Von den noch nicht erwähnten Gegenstandsgruppen gibt die Tierdarstellung in Malerei und Plastik einiges Charakteristische. Am stärksten macht sich die von Slevogt beeinflußte großzügige Art O. Dills bemerkbar. Auch J. A. Sailer, H. Schütz, W. Tiedjen und einige andere liefern in flotter Technik gegebene Naturbeobachtungen. Mehr als diese reproduktiven Werke bieten die Stilisierungen der Plastiker, wenngleich auch die bedeutendsten von ihnen, wie L. Dasio und besonders F. J. Mayer, sich vom Naturalismus nicht völlig loszusagen vermögen. — Die Innenraummalerei interessiert mit Werken F. Multerers und anderer, unter denen Ilse Meyns Raum aus der Weimarer Großherzoglichen Bibliothek durch die Sorgfalt auffällt, mit der neben den Wirkungen des Lichtes die Einzelheiten durchgeführt sind. So vereinigt dies Bild in sich auch die Vorzüge feiner Stillebenmalerei. Die letztere ist noch durch manchen tüchtigen Künstler, wie H. Best, O. Porsche, vertreten. Blumenstücke, zum Teil von großer Schönheit, bieten H. Huber-Sulzemoos, Johanna v. Destouches, K. Thoma-Höfele u. a. Allen diesen Gruppen fehlt es nicht an vortrefflichen Leistungen. Auf den wirklichen Höhen der Kunst steht aber doch immer jene, deren Ziel es ist, geistiges Leben zu schildern oder im Gleichnisse widerzuspiegeln. Daß das Ergebnis auch der heurigen Ausstellung in dieser wichtigsten Beziehung so gering ist, kennzeichnet die Denkungsart unserer Zeit. Man werfe zum Vergleiche einen Blick auf die alten Meisterwerke, von denen die Ausstellung eine Menge von Kopien bringt. Da zeigt sich der Unterschied. Dr. O. Doering.

Chronik der Kriegsereignisse.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Neue feindliche Durchbruchsversuche durch Flankenstöße der Franzosen zwischen Oise und Aisne, der Engländer südlich Arras.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

19. August. Südwestlich von Bailleul folgten stärkstem Feuer englische Angriffe zwischen Meteren und Merris. Sie wurden in unseren vorderen Kampflinien abgewiesen. In örtlichen Gefechten nördlich der Ancre schoben wir unsere Linien vor und machten Gefangene. Südlich der Somme scheiterte ein Angriff australischer Truppen gegen Herleville. Nordwestlich von Roye hatte ein eigener Vorstoß Erfolg. Französische Angriffe beiderseits der Straße Amiens—Roye wurden überall, teilweise im Gegenstoß, abgewiesen. Mehrere Panzerwagen wurden zerschossen, einige von unserer Infanterie durch Handgranaten außer Gefecht gesetzt. Ebenso brach dicht südlich der Avre mehrfach wiederholter Ansturm des Feindes zusammen. Der Gegner drang in den Westteil von Beuvraignes ein; wir nahmen die dort kämpfende Truppe an den Ostrand des Ortes zurück. Nordwestlich von Lassigny schlugen wir feindliche Teilangriffe und mehrfach wiederholte Vorstöße ab. Weitere Angriffsversuche hielt unser Feuer nieder. Zwischen Oise und Aisne begann am frühen Nachmittag starker Artilleriekampf. Gegen Abend griff der Feind nach stärkster Feuersteigerung zwischen Carlepont und südöstlich von Nouvron an. Unsere vorderen Truppen hielten in mehrstündigem erbitterten Ringen den feindlichen Ansturm auf, der überall vor unseren Kampfstellungen zusammenbrach.

20. August. Auf dem Kampffeld des 18. August erneuerte der Feind gestern abends seine Angriffe. Sie kamen südlich von Meteren in unserem zusammengefaßten Feuer nicht zur Entwicklung; nördlich von Vieux-Berquin wurden sie im Nahkampf abgewiesen. Beiderseits der Lys nahmen wir vor einigen Tagen unsere westlich von Merville weit vorgeschobenen Posten ohne Kampf in eine Linie östlich des Ortes zurück. Merville wurde gestern nachts von feindlichen Abteilungen besetzt. Nördlich von Lihons griffen unsere Stoßtrupps die vorderen englischen Postenlinien an, nahmen ihre Besatzung gefangen und wehrten mehrfache Gegenangriffe des Feindes ab. Südwestlich von Chaulnes schlugen wir einen am Abend nach kurzem Feuerschlag vorbrechenden feindlichen Angriff zurück. Nordwestlich von Roye griff der Franzose erneut mit Panzerwagen an; er wurde abgewiesen. Zwischen Beuvraignes und der Oise tagsüber erbitterter Kampf. In breiter Front ging hier der Franzose, zum Teil mit frisch eingesetzten Divisionen, wiederholt zu starken Angriffen vor. Südlich von Crapeaumesnil brachen seine Angriffe vor unseren Linien zusammen. Beiderseits von Fresnières scheiterten sie in unserem Gegenstoß. In heftigem Nahkampf wurde der Feind zwischen Lassigny und Thiescourt abgewiesen; Teile unserer vorderen Linie, in die er vorübergehend eindrang, wurden wieder gesäubert. Ebenso hielten wir unsere bis zur Oise anschließenden Linien gegen hartnäckige Angriffe des Gegners; bis zum Abend war der Feind in seine Ausgangsstellungen zurückgeworfen. Zwischen Oise und Aisne nahm der Feuerkampf am Nachmittag wieder große Stärke an. Gegen Abend setzte der Feind seine Infanterieangriffe zwischen Carlepont und Nouvron fort. Auf beiden Angriffsflügeln wurde er im Nahkampf abgewiesen; in der Mitte der Front hielt unser Artilleriefeuer die Infanterie des Feindes vor unseren Stellungen nieder.

21. August. Bei Vieux Berquin, Merville und südlich der Lys schlugen die im Vorgelände unserer neuen Linien belassenen Infanterieabteilungen mehrfach englische Vorstöße und Teilangriffe zurück. Maschinengewehre und Artillerie fügten dem Feind hierbei empfindliche Verluste zu. Nordwestlich von Roye schlug eine seit dem 9. August an Brennpunkten des Kampfes fechtende, aus Garde- und niedersächsischen Reserve-Regimentern bestehende Division erneute starke Angriffe des Feindes ab. Im eigenen Vorstoß in die feindlichen Linien machte sie Gefangene. Beiderseits von Cravesumesnil, nördlich und südlich von Lassigny und auf den Höhen südwestlich von Noyon stieß der Feind mehrmals zu starken Angriffen vor; sie brachen in unserem Feuer oder im Gegenstoß zusammen. Auf dem Schlachtfeld zwischen Ancre und Avre wurden nach Meldung der Truppen seit dem 8. August bisher mehr als 500 feindliche Panzerwagen durch unsere Waffenwirkung zerstört.

Zwischen Oise und Aisne hat gestern der seit einigen Tagen erwartete, am 18. und 19. August durch starke Angriffe eingeleitete erneute Durchbruchsversuch des Feindes begonnen. Nach stärkster Feuersteigerung griffen weiße und schwarze Franzosen am frühen Morgen in tiefer Gliederung, unterstützt durch zahlreiche Panzerwagen, auf 25 Kilometer breiter Front an. Sie drangen stellenweise in unsere vorderen Linien ein. Gegen Mittag war der erste Ansturm des Feindes in unseren Infanterie-Kampfstellungen in der Linie Carlepont — südlich von Blerancourt—Vezaponin—Pommiers gebrochen. Kraftvolle Gegenangriffe deutscher Jägerregimenter warf den vorübergehend auf den Juvigny-Rücken vorstoßenden Feind auf Vieury zurück. Bis in die späten Abend-

stunden hinein setzte der Franzose seine erbitterten Angriffe fort. Sie brachen an der ganzen Front im Feuer unserer Artillerie, teilweise in unseren Gegenstößen, zusammen. Die Durchbruchsversuche des Feindes sind trotz rücksichtslosen Kräfteeinsatzes unter schwersten Verlusten am ersten Schlachttage gescheitert. Schlachtflieger hatten an der Abwehr der Angriffe wirksamen Anteil. In nächtlichen Flügen griffen unsere Bombengeschwader den im Angriffsgebiet dichtgedrängten Gegner in Ortschaften, auf Bahnen und Straßen erfolgreich mit Bomben und Maschinengewehren an.

22. August. Südlich von Arras haben die Engländer gestern mit neuen großen Angriffen begonnen. Englische Armeekorps und Neuseeländer waren zwischen Moyonville und der Ancre in Richtung auf Bapaume in tiefer Gliederung angesetzt. Das englische Kavalleriekorps stand hinter der Front zum Einsatz bereit. Durch stärkstes Artilleriefeuer und mehrere hundert Panzerwagen unterstützt, stieß die Infanterie des Feindes auf der etwa 20 Kilometer breiten Front zum Angriff vor. Vor unseren Schlachtstellungen brach ihr erster Ansturm zusammen. In örtlichen Gegenstößen nahmen wir Teile des dem Feinde plangemäß überlassenen Geländestreifens wieder. Der Feind setzte seine heftigen Angriffe den Tag über fort. Ihr Schwerpunkt lag auf den Flügeln des Angriffsfeldes. Sie sind völlig unter schweren Verlusten für den Feind gescheitert. Versuche des Gegners, bei Hamel die Ancre zu überschreiten, wurden vereitelt. Eine große Anzahl zerschossener Panzerwagen liegt vor unserer Front. Zwischen Somme und Oise verlief der Tag ruhig. Südwestlich von Noyon haben wir uns in der Nacht vom 20. zum 21. August kampflos vom Gegner etwas abgesetzt. Den ganzen Tag über lag das Artilleriefeuer des Feindes noch auf unseren alten Linien. Zögernd fühlten am Abend seine Erkundungsabteilungen gegen das Tal der Divette vor. Die im Charlepont-Wald kämpfende Truppe nahmen wir vom Feind unbemerkt hinter die Oise zurück. Angriffe des Feindes, die sich gestern früh durch stärkstes, mehrstündiges Artilleriefeuer vorbereiteten, kamen infolgedessen nicht zur Geltung. Zwischen Blerancourt und der Aisne setzte der Feind seine Angriffe tagsüber fort. Nur bei Blerancourt konnte er Boden gewinnen. Der gegen die übrige Front gerichtete und am Abend mit besonderer Kraft beiderseits der Morsain-Schlucht geführte Ansturm brach unter schweren Verlusten des Feindes zusammen.

23. August. Der Engländer hat gestern den am 21. August nördlich der Ancre begonnenen Angriff mit voller Kraft fortgeführt und unter Aussparung der Ancre-Front nördlich von Albert auf den Abschnitt von Albert bis zur Somme ausgedehnt. Der umfassend angelegte Durchbruchsversuch des Feindes ist in seiner ersten Entwicklung völlig gescheitert. Der Gegner hat gestern eine schwere Niederlage erlitten. Auf dem Kampffeld nordwestlich von Bapaume griffen in Erwartung feindlicher Angriffe preußische Divisionen mit sächsischen und bayerischen Regimentern den Feind zwischen Moyenville und Miraumont an. Sie stießen überall auf den feindlichen, in der Entwicklung begriffenen Angriff und auf starke Bereitstellungen des Gegners und warfen den Feind stellenweise bis zu zwei Kilometer Tiefe zurück. Damit waren die für den Morgen vorbereiteten englischen Angriffe zerschlagen. Im Laufe des Tages griff der Feind noch mehrfach im besonderen aus Richtung Puisieux—Beaumont—Hamel an. Er wurde überall unter schweren Verlusten abgewiesen. Starke Angriffe des Gegners aus Albert heraus brachen in unserem Feuer zusammen. Zwischen Albert und der Somme griff der Feind unter stärkstem Feuerschutz an und drang vorübergehend über die Straße Albert—Bray hinaus in östlicher Richtung vor. Kraftvoller Gegenangriff hessischer Truppen mit Teilen preußischer und württembergischer Regimenter warfen den Feind über die Straße hinaus in seine Ausgangsstellungen zurück. Offen auffahrende Batterien schossen zahlreiche Panzerwagen des Gegners zusammen. Nördlich Bray setzte der Feind Kavallerie zur Attacke an; sie wurde fast restlos vernichtet. Teilkämpfe dauerten auf dem Schlachtfeld bis in die Nacht hinein an.

Zwischen Oise und Aisne nahmen wir im Anschluß an die am 20. August erfolgte Verlegung unserer Linien hinter die Oise in der Nacht vom 21. zum 22. August unsere Truppen, vom Feinde ungestört, hinter die Ailette zurück. Starken Angriffen des Gegners zwischen Manicamp und Pont St. Mard wichen unsere, auf dem Westufer der Ailette noch verbliebenen Kompagnien hinter den Abschnitt aus. Teilangriffe des Feindes zwischen Ailette und Aisne scheiterten in unserem Feuer und im Gegenstoß.

24. August. Der Engländer hat seine Angriffe nach Norden bis südöstlich Arras, nach Süden über die Somme hinaus bis Chaulnes ausgedehnt. Die Armeen des Generals v. Below und von der Marwitz brachen den Ansturm des an Zahl überlegenen Feindes. Stärkster Artilleriekampf von Arras bis Chaulnes leitete mit Tagesanbruch die Schlacht ein. Dem beiderseits von Boyelles vorbrechenden Gegner wichen unsere Vortruppen befehlsgemäß auf Croisilles—St. Leger kämpfend aus. Nordwestlich von Bapaume nahmen wir den Kampf in der Linie St. Leger—Achiet-le-Grand—Miraumont an. Hier brachen die Frühangriffe des Feindes zusammen. Am Nachmittag erneuter Ansturm gewann in Richtung Mory Boden. Preußische Regimenter, aus nordöstlicher Richtung zum Gegenangriff angesetzt, warfen den über Mory vorgedrungenen Feind wieder zurück. Die in Richtung Bapaume geführten feindlichen Angriffe drängten unsere Linie auf Behagnies—Pys zurück. Hier brachten örtliche Reserven den Feind zum Stehen und schlugen am Abend noch mehrfach wiederholte starke Angriffe ab. Beiderseits von Miraumont zerschellte viermal wiederholter Ansturm vor unseren Linien. Vizewachtmeister Baumeister der 2. Batterie Reserve-Feld-Artillerie-Regiments 21 vernichtete hier mit einem Geschütz allein sechs Panzerwagen des Gegners. Oestlich von Hamel faßte der Feind auf dem östlichen Ancre-Ufer Fuß. Seine Angriffe aus Albert heraus brachen östlich der Stadt zusammen. Zur Gewinnung unseres Anschlusses bei Pys setzten wir unsere Linien von Miraumont bis östlich Albert von der Ancre ab. Südlich der Somme schlugen preußische Truppen, die schon am 9. August dort den englischen Durchbruch verhinderten, auch gestern die gegen Gappy—Foucaucourt—Vermandovillers gerichteten englischen Angriffe westlich dieser Linie zurück. Zwischen Ailette und Aisne setzte der Franzose seine Angriffe fort. Am Vormittag wurden Teilangriffe abgewiesen. Am Abend brach der Feind nach stärkstem Trommelfeuer zum großen einheitlichen Angriff vor. Er ist völlig gescheitert. Im Gegenangriff warfen wir den Feind auf seine Ausgangsstellungen zurück. Bereitstellungen und Kolonnen des Gegners wurden in den Schluchten von Bezavonin mit besonderem Erfolg von unseren Schlachtstaffeln angegriffen.

25. August. Zwischen Arras und Somme setzte der Engländer seine Angriffe fort. Starke, von Panzerwagen geführte Infanterie stieß am frühen Morgen zwischen Merville und St. Leger vor. Sie brach unter schweren Verlusten vor unseren Linien zusammen; in St. Leger stehende Posten wichen befehlsgemäß auf die Kampflinien östlich des Ortes aus. Auch vor Mory scheiterten Angriffe des Feindes. Starke feindliche Kräfte stürmten mehrfach gegen unsere nach den Kämpfen des 23. August westlich Behagnies—Bapaume—Warlencourt verlaufende Front an. Schwerpunkt der Angriffe unter Einsatz zahlreicher Panzerwagen war gegen Bapaume selber gerichtet. Die Angriffe brachen zusammen. Leutnant Eberhard schoß hier in den letzten Tagen acht Panzerwagen zusammen. Gegen unsere von der Ancre abgesetzten Linien drängte der Feind scharf nach und brach am Nachmittag aus Courcelette und Pozières heraus zum Angriff gegen Martinpuich—Bazentin vor. Preußische Truppen stießen im Gegenangriff in die Flanke des Feindes und warfen ihn über Pozières hinaus zurück. Von östlich Albert bis zur Somme suchte der Feind in mehrfachen starken Angriffen unsere Linien zu durchstoßen. In sechsfachem Ansturm gegen die Mitte der Kampffront führte der Feind wieder zahlreiche Panzerwagen voran. Preußen, Hessen und Württemberger schlugen den Feind zurück. Sie stießen ihm bis La Boiselle und über die Chaussee Albert—Bray hinaus nach und fügten ihm schwerste Verluste zu. Die hier nach Abschluß der Kämpfe aus der Gesamtfront weit in den Feind hinein vorspringenden Linien wurden während der Nacht zurückverlegt. Zwischen Ailette und Aisne folgten gegen Crécy-au-Mont und beiderseits von Chavigny kräftigem Feuer mehrfach starke, im besonderen bei und südlich von Chavigny in dichten Wellen vorgetragene Angriffe. Sie wurden unter schwersten Verlusten für die Franzosen abgewiesen. Kavallerie-Schützenregimenter taten sich hierbei besonders hervor.

Der Abendbericht meldet schwere englische Angriffe zu beiden Seiten von Bapaume. Der mit gewaltigem Kräfteeinsatz versuchte Durchbruch des Feindes ist gescheitert. Eigene Gegenangriffe zur Wiedergewinnung verlorenen Bodens sind noch im Fortschreiten.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Seegefecht vor Dünkirchen.

In der Nacht vom 22. zum 23. August haben leichte Streitkräfte des Marinekorps feindliche Seestreitkräfte auf Dünkirchen-Reede angegriffen. Gegen drei feindliche Torpedoboote wurden Torpedotreffer erzielt. Zwei der Fahrzeuge sind gesunken. Trotz starker Gegenwirkung sind unsere Streitkräfte vollzählig und ohne Verluste wieder eingetroffen.

Die U-Bootbeute im Juli.

Im Monat Juli sind insgesamt 550000 Brutto-Register-Tonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraums versenkt worden. Der ihnen zur Verfügung stehende Handelsschiffsraum ist somit allein durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte seit Kriegsbeginn um rund 18 800 000 Brutto-Register-Tonnen verringert worden. Hiervon sind rund 11 000 000 Brutto-Register-Tonnen Verluste der englischen Handelsflotte.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Scheitern sämtlicher feindlicher Angriffe. Siegreiche Kämpfe in Albanien.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

10. August. An der venezianischen Gebirgsfront kam es gestern wieder zu größeren Infanteriekämpfen. Zwischen Canove und Asiago gingen in den frühesten Morgenstunden Ententetruppen nach einem gewaltigen Feuerschlag in dichten Wellen zum Angriff über. Die feindlichen Sturmkolonnen wurden überall unter schweren

Verlusten geworfen. Wo es ihnen vorübergehend gelang, in unseren Linien Fuß zu fassen, trieben wir sie im Gegenstoß zurück. Ebenso scheiterten alle Versuche des Feindes, sich im Asolone-Gebiet auszubreiten, an dem tapferen Widerstand unserer Truppen.

11. August. Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden wiederholten die Ententetruppen gestern früh ihre schlagartigen Angriffe. Das Kampffeld dehnte sich von Canove bis an den Raum des Col del Rosso aus. Der Feind wurde nach erbittertem Ringen überall zurückgeworfen und erlitt sehr schwere Verluste. Es wurden Engländer, Franzosen und Italiener gefangen.

13. August. An der Tiroler Gebirgsfront führten Sturmpatrouillen des Schützenregiments Nr. 37 einen gelungenen und für den Gegner verlustreichen Ueberfall auf die feindlichen Stellungen auf dem Monte Corno aus.

14. August. Im Tonalegebiet schritt der Feind gestern zu den von uns seit längerer Zeit erwarteten Angriffen. Er leitete sie am Vormittag durch Vorstöße gegen die in den Quellengebieten des Noce und der Sarca di Genova stehenden Postierungen ein. Nachmittags folgte nach starker Artillerievorbereitung das Vorgehen auf unsere Tonalestellung. Die Kämpfe verliefen für uns günstig. Vom Zurückdrängen einiger vorgeschobener Hochgebirgspostierungen abgesehen, errang der Italiener nirgends Erfolge.

15. August. Wie die letzten Unternehmungen an der venetianischen Gebirgsfront, so führten auch die Angriffe gegen den Tonale für den Feind zu einem vollen Mißerfolg. Die nördlich der Paß-Straße vorgehenden italienischen Kolonnen brachen schon in unserem Abwehrfeuer unter schweren Verlusten zusammen. Südlich der Straße gelang es dem Feind nach mehreren vergeblichen Versuchen, einen Stützpunkt auf dem Monticello zu gewinnen, der ihm aber von den Südsteirern des 26. Schützenregiments sehr bald wieder entrissen wurde. Auch die in den Einleitungskämpfen aufgegebenen Hochgebirgsposten sind zum größten Teil wieder von uns besetzt. Der Feind ist in den wichtigsten Abschnitten in seine Gräben zurückgewichen. Unsere Flieger haben ihn mit Maschinengewehren verfolgt.

16. August. Neuerliche italienische Angriffe gegen die Montezza-Stellung scheiterten an der tapferen Gegenwehr von Abteilungen des 1. Kaiserschützen-Regiments. Auf dem Monte Cimone wurden feindliche Sturmtrupps abgewiesen.

24. August. In Albanien haben die Streitkräfte des Generalobersten Frhrn. v. Pflanzer-Baltin am 22. August zwischen Berat und Fieri die feindliche Linie durchstoßen und ihren Angriff bis auf die Höhen südlich von Kumani vorgetragen. Auch im Gebirgslande Silovés gewannen unsere Truppen Raum.

25. August. Nach erbitterten Kämpfen sind gestern nördlich von Fieri die italienischen Brückenkopfstellungen gefallen. Berat und Fieri sind genommen.

Verschiedene Nachrichten.

Auszeichnung. Dem Abg. Erzberger ist vom Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ritterordens das Komturkreuz des Deutschen Ritterordens verliehen worden. Das Eiserne Kreuz am weiß-schwarzen Bande hat Abg. Erzberger bereits vor mehr als zwei Jahren erhalten.

Vom Büchertisch.

M. Herbert: Sankt Erhards Haupt. Mit Zeichnungen von Lina Ammer. Regensburg, Joseph Habbel. 8°. 119 S. geb. ℳ 2.—. „Die Barmherzigkeit ist über dem Gericht“: diese uralte Wahrheitserkenntnis steht leuchtend über M. Herberts neuestem Werk, das die Verfasserin schlicht als „Erzählung“ kennzeichnet. Die von reicher, kulturhistorisch tief und fein wurzelnder Schilderung belebte Darstellung führt das 16. Jahrhundert herauf, da „der große Sterb“ mit dem mörderischen Gifthauch der Pest über dem Donautal hockte, da das Luthertum in die glanzvolle alte katholische Stadt eingedrungen war bis in die letzten Reihen der Einwohnerschaft und der bürgerlichen Gewalt. Ein junger Edelmann hat ein liebreizendes Geschöpf verführt und ihrer dann in der Lebewelt draußen vergessen. Als er sie aber bei der Rückkehr als Mörderin seines Kindes von nahem Henkertode bedroht findet, packt ihn heiß die Reue und die neuerwachte Liebe. Hier setzt die schwer bewegte, aber dichterisch trefflich bewältigte Handlung ein. In qualvollster innerer Not wendet sich der wohl leichtherzig, sonst aber edel Veranlagte an den einzigen Menschen, der noch retten kann: seine Schwester, Aebtissin des gefürsteten Damenstiftes Niedermünster. Wenn sie des Stiftes großes Heiligtum: St. Erhards Haupt, plötzlich der Verfemten auf dem Prozessionswege zur Richtstätte weist, ist die Verurteilte dem Leben zurückgegeben, sie selbst aber fortan ihrer hohen Würden und Herrschergewalt los und ledig erklärt. Vollbewußt bringt sie das Opfer: aus Liebe zum Bruder, zur Gerechtigkeit und zum allbarmherzigen Gott. Die von der äußersten Schmach Befreite stirbt alsbald an den Folgen der Folter, und er, der sie mit mächtigem Arm dem Zuge entriß und ins bergende Asyl trug, weiht sein Leben zur Stunde als „Pestbruder“ der leidenden Menschheit. Die edle Frau aber, die allem Segen ihrer Arbeit, aller Hoheit ihres Amtes, dessen Verantwortung sie als Krone trug, entsagte, um „eine Schuldige und Unreine, eine Verlorene und Verirrte“ vor dem Furchtbarsten zu bewahren, sieht nun, beglückt, den bedrohten Lilienschild ihres alten Geschlechtes „weiß und blank“ erhalten, den geliebten Bruder wundersam erhöht: „O dreimal selig, wer aus der Schuld des Lebens eine heilige Guttat macht, der vom tiefen Fall aufsteht zu höherem Aufstieg“. So schauen wir ein bedeutsames und bedeutendes Bild der Vergangenheit und des in den Grundzügen immer wesensverwandten menschlichen Erlebens in echt künstlerisch gemischten dunkelglühenden Farben packend überzeugend dargestellt — mit einer sieghaft beherrschten Ruhe des Vortrages, der aber den Puls des Göttlichsten auf Erden: der entselbsteten Liebe, tief innen bebt. E. M. Hamann.

P. **Bonaventura,** O. Pr. 1862—1914. Ein Lebensbild, gezeichnet von Dr. theol. Adolf Donders, Domprediger in Münster. Mit einem Bildnis. 8°. VIII u. 326 S. ℳ 6.—, kart. ℳ 6.80. Freiburg, Herder 1918. — Ein ungemein reiches und frisches Bild des Lebens und Wirkens des am 12. Mai 1914 verewigten weitberühmten Kanzelredners P. Bonaventura aus dem Predigerorden. Seit fast zwei Jahrzehnten sammelte der Verfasser Berichte über seine Person und Tätigkeit, dazu kommt der ihm von der Ordensleitung zur Verfügung gestellte, seine Reden, Predigten und Aufzeichnungen umfassende handschriftliche Nachlaß des Verewigten. Eine weitere ergiebige Quelle bieten die zahlreich eingestreuten kurzen Mitteilungen unmittelbarer Augenzeugen des Lebensganges, der Wirksamkeit P. Bonaventuras. Der Werdegang dieses durch sein vorbildliches, unermüdliches Seelsorgsschaffen hochbedeutsamen Sohnes des hl. Dominikus wird in anregender Weise verfolgt, besonders eingehend aber seine vielseitige tiefeinschneidende Betätigung als Priester und Ordensmann, als Missionär und bei Exerzitien, im Dienste der Caritas, in der aufreibenden Seelsorge der Großstadt und der wichtigen Obsorge für die Studentenwelt gekennzeichnet. Die Darstellung seines an Arbeiten und Erfolgen so reichen Lebens gewinnt hier wie an Reiz so an Wert durch die geschickte Verknüpfung mit dem dasselbe umgebenden zeitlichen und örtlichen Rahmen. Mit vielem Fleiße sind die einschlägigen Belege gesammelt und des öfteren auch in größeren Ausschnitten mitgeteilt. Einen breiten Einschlag bilden Hinweise auf P. Lacordaire. Für alle jene, die P. Bonaventura näher standen, und es sind nicht wenige, bietet Donders' Lebensbild eine recht fruchtbare Erinnerung an ihn und seine opfervolle Arbeit im Dienst der Kirche und der Seelen. Darüber hinaus soll das von himmelhohem Idealismus und arbeitsfrohem Optimismus getragene Schaffen dieses Predigermönches den Priestern und Seelsorgern der Gegenwart ein leuchtendes Vorbild in ihren Beurufsfragen sein, nicht zuletzt auch den jungen Theologen eine Wegweisung, die sie rechten Bahnen zuführt. O. Heinz.

Zauberwald. Bilder von Hans Thoma, Gedichte von Franzes Grun. Frankfurt a. M., Kunstanstalt Wüsten & Co. gr. 8° 115 S. 5 ℳ. — Das schön ausgestattete Buch ist voller Beziehungen: der reinsten und edelsten zwischen Dichter und Maler, der traute Erinnerungen weckenden zwischen dem Leser und dem greisen Künstler, der uns schon so viel Schönes, Lauteres, Edles geschenkt hat. Die Bilder sprechen uns alle wie Freunde an; die Verse ranken sich wie ein Organisches um sie, sind ganz und gar beseelt von der Kraft innerster Zugehörigkeit zu ihm, dessen Ruhm und Verklärung sie lichtvoll dienen.
E. M. Hamann.

Maria Köchling: 1. Die Heimarbeiterin im Weltkrieg; 2. Stadtkinder aufs Land. M.Gladbach, Sekretariat Sozialer Studentenarbeit, je 8° 37 und 38 S. geh. 40 Pf. — Heft 1 beleuchtet nach gut orientierendem Einführungskapitel in „Augenblicks“- und „Einzelbildern“ sowie „Skizzen aus dem Leben der Heimarbeiterinnen“ die segensreiche Einwirkung des Gewerkvereins. Noch eindringlich-anschaulicher gibt sich Heft 2 mit seinen oft dramatisch bewegten Darstellungen aus dem lebensfrisch gesehenen westfälischen Bauernstande in seinem Verhältnis zum Gemeindepfarrer und vor allem zu diesen prächtig gezeichneten, aufs Land gesandten und verlangenden armen Stadtkindern. Gerade dieses Heftchen hätte früher erscheinen sollen, aber auch jetzt kommt es nicht zu spät angesichts der noch immer unbestimmt sich dehnenden Kriegszeit und ihrer Wirkungen daheim. E. M. Hamann.

Bühnen- und Musikrundschau.

K. Residenztheater. Ohne Unterhaltungsliteratur kann der Spielplan keiner Bühne bestehen, aber in unserem Hofschauspiel ist sie mehr vorherrschend, als uns erfreulich dünkt; so galt die erste Neueinstudierung nach den Ferien einem Werke dieser Gattung. Raoul Auernheimers „Große Leidenschaft“ ist 1905 erstmalig gespielt worden. Die Idee war damals schon abgedroschen genug und ist inzwischen noch ungezählte Male behandelt worden. Sie stammt aus Sardous „Cyprienne“, die uns das „Neue Theater“ demnächst als Sonntagnachmittagsvergnügen zu bieten für nötig findet, und handelt von der unverstandenen Frau, die mit einer großen Leidenschaft liebäugelt, während der Gatte die Entwicklung der Dinge ruhig abwartet, in der Zuversicht, daß er am Ende den Vergleich mit einem hohlen Windbeutel aushalten kann. Das Auernheimerische an dem Stücke ist die Garnierung mit Aphorismen im Geschmacke des Wiener Feuilletons, deren schillernde Oberfläche das Publikum leicht blendet. Also Harmlosigkeiten, über die man mit ein paar Worten hinweggeht? Das hiesige sozialistische Organ denkt anders. Man lese: „Die Eheirrung ist nun einmal das unerschöpfliche Unterhaltungsthema der Gesellschaft, und wenn sie selber über ihren Anteil an der allgemeinen Familienzersetzung lacht, so brauchen wir darüber nicht zu weinen.“ (Münch. Post v. 20. Aug.) Die nichtkatholische bürgerliche Presse in ihrer überwiegenden Mehrheit bleibt diesen destruktiven Wirkungen gegenüber blind. Basil spielt den Gatten so frisch und flott, wie vor 18 Jahren. Frau von Hagen weiß solch elegante, junge Frauen stets gewinnend zu verkörpern, Waldau hat Gelegenheit, seinen vielbeliebten Schwerenöter auf die Bühne zu stellen, und das sonst wenig beschäftigte Frl. Pricken ist für lachfrohe Backfische sehr geeignet.

Schauspielhaus. Zum ersten Male: „Ein wahrhaft glücklicher Mensch“, Lustspiel von Hugo Engelhardt Schwarz. Das Publikum unterhielt sich, der Verfasser konnte bald erscheinen und auch am Ende blieb die Aufnahme sehr freundlich. Situationskomik mit

einem pikanten Anstrich entschied im ersten Akte den Erfolg und das gute Spiel Paul Marx', der psychologisch die dramatische Skizzierung ergänzte, trug die beiden anderen Akte. Ein Wiener Ministerialbeamter hat ein von einer braven Hausfrau betrautes stillbeschauliches Junggesellendasein. Durch ein falsches Firmenschild verirrt sich ein Mädchen in das Zimmer des Beamten; der Liebhaber Adelens findet sie hier nimmt die Eifersucht zum Vorwand, um mit ihr zu brechen. Das Mädel weiß nun angeblich nicht, unter welchem Dache die Nacht verbringen. Der gute Harmlose bietet ihr ein Asyl, damit sie sich nicht in die Donau stürzt, überläßt ihr das schöne Bett im Alkoven und nächtigt auf dem Sopha. Diese Situationskomik, die der Autor mit diesen recht unwahrscheinlichen Konstruktionen herbeigeführt hat, findet ihre Fortsetzung dadurch, daß der gute Eligius nun bei Freunden, Hausfrau und Vorgesetzten in den unverdienten Ruf eines Wüstlings gerät, ohne daß es ihm gelingt, sich zu reinigen. Wie er immer mehr in die Mißverständnisse verstrickt wird, zeigt lustspielmäßigen Humor, wie er die Wirrnisse löst, ist schwankhaft. Er heiratet nämlich das Mädchen, um seinen Ruf eines soliden Staatsbeamten wiederherzustellen. Ob diesem Zwecke die Ehe mit der verabschiedeten Maitresse eines Tenoristen förderlich sein kann, ist eine Frage, die nicht aufgeworfen wird. Der letzte Akt dient dazu, die Verstandesehe zu einem Liebesbunde und mithin dem Herrn Rechnungsrevidenten zu einem „wahrhaft glücklichen Menschen" zu wandeln. Gespielt wurde durchwegs sehr munter.

Verschiedenes aus aller Welt. Ob in Oberammergau 1920 altem Gebrauche getreu das Passionsspiel geboten oder auf ein späteres Jahr verschoben wird, wird von der politischen Lage abhängen; aber aus Rücksicht auf einen größeren materiellen Erfolg soll eine Verzögerung in der Erfüllung des uralten Gelübdes niemals eintreten. — Alfred von Bary, der bekannte große Heldentenor, sieht sich wegen seines Augenleidens genötigt, seinen Vertrag mit der Münchener Hofoper, der am 1. Oktober abläuft, nicht mehr zu erneuern. Die Bühne wird Barys bedeutende künstlerische Persönlichkeit schwer vermissen. Er wird seine Arbeitskraft wieder ganz seinem Berufe als Nervenarzt zuwenden, der auch während seiner Künstlerjahre nicht ganz geruht hat. — In Annaberg starb der Komponist Peter Gast. Bekannter wie als Musiker ist er als literarischer Vorkämpfer seines Freundes Nietzsche geworden. Zu seinen Liedern wählte er meist ganz unliterarische Reime; er suchte in letzteren keine gedankliche, sondern rein musikalische Anregung. Er hat sehr viel Rücksicht auf den bel canto genommen. Eine Aufführung seiner komischen Oper „Der Löwe von Venedig" haben seine Anhänger noch nicht erreicht. Sie sehen in Gast den Mittler zwischen Cimarosa und Wagner und rühmen die Melodienfülle von erquickender Frische und großzügiger Tragik. — Goethes Faschingsspiel „Pater Brey" wurde in Leipzig erfolgreich gegeben. Man gab die Personen in marionettenhafter Stilisierung. — In Dresden gefiel „Das Schloß am Wannsee" von Lothar Schmidt. Das Lustspiel behandelt mit harmlosem Spott einen zum Schloßbesitzer emporgestiegenen Kriegsgewinnler; allerhand aktuelle Anspielungen weckten dankbare Heiterkeit. — Eine neue Bühne eröffnet E. Ziegel, der frühere Leiter der Münchener Kammerspiele, in Hamburg. Diese Kammerspiele wollen ohne Zugeständnis an Seichtheit und fades Unterhaltungsbedürfnis in jedem Augenblicke ihrer hohen Mission eingedenk bleiben. Der neuen Kunst, den Baumeistern der Zukunft, soll Stätte und Gehör bereitet werden. Der Versuch, das Geistige rein auszulösen, soll den Aufführungen, die neben der Pflege zeitgenössischer Literatur auch Werke der Vergangenheit berücksichtigen, das Gepräge geben.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Politik und Börsen — Geldmarkt und kommende Kriegsanleihe — Ersatzstoffindustrie — Leipziger Messe — Zur Bewegung der Festbesoldeten.

Unsere Kriegswirtschaft wird seit einiger Zeit, mehr als früher, von den politischen Ereignissen beeinflusst. Neben der kräftigen und erfrischenden Antwort unseres Kolonialsekretärs Dr. Solf auf Balfours Niederboxungsrede verdiente berechtigterweise besondere Aufmerksamkeit die gemütstiefe Ansprache des Prinzen Max von Baden anlässlich der Karlsruher Jahrhundertfeier der badischen Verfassung. Dem auch vom Grossherzog von Baden zum Ausdruck gebrachten „gegenseitigen Verstehen unter den jetzt kriegführenden Völkern und einer inneren Versöhnung" wird man — und das ist zweifelsohne — bei der Entente wiederum mit kaltem Hohn oder Stillschweigen begegnen. Unsere Finanz- und Grosshandelskreise lassen sich aus ihrer zuversichtlichen Haltung nicht bringen. Seit den Besprechungen unserer führenden politischen Kreise mit dem österreichischen Kaiser im Deutschen Hauptquartier werden die Regelungen der Ostfragen besonders aufmerksam besprochen. Neben der Vereinigung des Baltikums erwartet man eine grundsätzliche Verständigung mit unseren Verbündeten hinsichtlich der schlesisch-polnischen Grenzregulierung und Hand in Hand damit auch der künftigen Rohstoffversorgung der deutschen Industrie. Vor allem betont unsere östliche Schwerindustrie die engen Beziehungen der Kohle-, Zink- und andere Metalle fördernden Kreise Polens zum deutschen Wirtschaftsgebiet und hofft, dass gerade nach dieser Richtung hin von österreichischer Seite kein ernsthafter Widerspruch erfolgen wird. Mit nicht geringerem Interesse vernahm man vom sächsischen Minister des Innern die neuerlichen klaren Hinweise über unsere Kriegsziele: „Wir müssen weiter kämpfen, bis wir England zwingen, uns zum freien Verkehr auf dem Weltmarkt zuzulassen und uns den Teil an Rohstoffen zu liefern, den wir brauchen."

Die Gestaltung an unseren heimischen Effektenmärkten ergibt eine bedeutende Mehrung in der Zahl der Kauflustigen und angesichts der zunehmenden Aktienknappheit geradezu schwindelhafte Rekordkurse. Erwiesenermassen tragen die unverändert glänzende Kriegskonjunktur, die nicht geringe Anzahl der Kriegsgewinnler, der fortgesetzte äusserst starke Anlagebedarf — dieser wachsend mit dem unausbleiblich vergrösserten Notenumlauf — zu solcher Börsentätigkeit bei. Dazu der bekannt flüssige Geldstand, der es auch mit sich bringt, dass neben der Nachfrage nach deutschen Anleihen in allen Gattungen heute schon der Betrag der bereits begebenen, sogenannten gebundenen Schatzwechsel mit einer hohen Milliardenziffer gegenüber den Vorgängerinnen wiederum einen Rekord zeigt. Dabei ist heute schon Gewähr für ein zufriedenstellendes Ergebnis der in Bälde herauskommenden zehnten Kriegsanleihe gegeben. — Zum Zwecke, „hauptsächlich gemeinschaftlich Gelder behufs Weitergabe zu übernehmen" — in Wahrheit, um gegenüber dem fortgesetzten Aufsaugungsprozess der deutschen Grossbanken gerüstet zu bleiben —, haben sich in Frankfurt a. M. und Köln die bedeutenderen Privatbankgeschäfte zu gemeinsamen Verbänden zusammengeschlossen. Dabei ist beabsichtigt, bei der oft recht gewinnbringenden Verwaltung der Gelder der zahlreichen Kriegsgesellschaften ebenfalls mitzuwirken. Trotz der allseitigen Verwarnungen hält **die Jagd der Spekulation nach mühelosen Gewinnen an** und schafft jene ungesunden Zustände, die von jeher unseren Börsen viele Widersacher brachten! Günstig beeinflusst wurde diese Börsentendenz auch von den Mitteilungen über die diesjährige Ernte, welche sowohl an Menge als auch an Güte die vorjährige auf fast allen Gebieten übertrifft. Angesichts der glänzenden Jahresergebnisse der verschiedensten „Julipapiere", namentlich der Schwerindustrie — Hösch-Eisen, Friedrichshütte, van Zypen-Wissen — erwartet man auch für andere Unternehmungen, wie bei diesen, neben der Jahresdividende gleichfalls Sonderausschüttungen. — Einen besonders grossen Umfang nimmt von Tag zu Tag die Ersatz-Stoff-Industrie an. Hier wiederum ist es die Textilsparte, die mit anscheinend erfolgreichen Versuchen von sich sprechen macht. Dass, wie vielfach erwähnt wird, damit die Stoffnot verschwinden soll, konnte jedoch nicht unwidersprochen bleiben. Immerhin beschäftigen sich unsere Grossbanken und verschiedene Kriegswirtschafts-Gesellschaften durch Neugründungen mit diesen Problemen. Die Deutsche Faserstoff-Ausstellung zu Leipzig zeigt gegenüber ihren Vorgängerinnen in Berlin und Düsseldorf laut Pressemeldung bedeutende Fortschritte. Von gleichfalls grossem Interesse für unsere Kriegswirtschaft war die Eröffnung des Deutschen Kriegswirtschafts-Museums zu Leipzig und die der Breslauer Messe. Unter deren Besuchern fanden sich viele bulgarische, türkische, polnische und baltische Industrielle und Kaufleute ein. Erfreulicherweise hat der Verlauf der Leipziger Herbstmesse dadurch in keiner Weise gelitten. Die Zahl der Aussteller und Besucher konnte bereits bei der Eröffnung seither nie gesehene Höhen aufweisen. — Von grosser Bedeutung für die von unseren Kriegswirtschaftskreisen gerade in jüngster Zeit besonders beachtete Bewegung der Festbesoldeten waren die Bonner Versammlung des Verbandes der katholisch-kaufmännischen Vereinigungen Deutschlands und die Stuttgarter Tagung des Süddeutschen Verbandes der Vereine katholisch-kaufmännischer Gehilfinnen und Beamtinnen. Bei ersterer behandelte Verbandsvorsitzender Dr. Tewes, bei letzterer Schriftleiter Götzel in vorzüglichen Referaten die wirtschaftliche Lage des kaufmännischen Mittelstandes, bzw. die Angestelltenbewegung.

München. M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Die nordische Brücke. Band 5 der russischen Gefahr Von R. Nairlander & S. Sarto. M. 1.50. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

Das Religionsbekenntnis der Beamten in Preußen. Bd. II: Die höheren Gemeindebeamten sowie die Gemeinde- und Kreisvertreter. Heft I: **Die Rheinprovinz.** Von Dr. A. Grunenberg. M. 5.80. (Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.)

Die politischen Grundlagen des Deutschen Reiches. Von Prof. A. Bauser, Nagold. 60 Pf. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.)

Die Letzten von Rötteln. Von K. Papke. M. 6.—. (Chemnitz, Gottl. Koezle.)

Das Herz Europas. Von Stefan Zweig. 80 Pf. — **Zentralismus und Föderalismus in der Schweiz.** Von Fritz Fleiner. M. 1.10. — **Leo Tolstoi Tagebuch.** M. 4.50. — **Das Joch des Krieges.** Von Leonidandrejew. M. 4.50. (Zürich, Max Rascher.)

Mehr Sonne. Von Ant. Fendrich. M. 2.25, gebd. M. 3.60. — **Vom Isonzo zur Piave.** Von Walter Oertel. M. 1.25. — **Gegen die Moskowiter.** 5. u. 6. Halbband: **Der Siegeszug in Polen.** Von Dr. Kurt Floericke. M. 2.50. — **Forscherfahrt in Feindesland.** Von Dr. Kurt Floericke. M. 1.25, gebd. M. 2.—. — **Der Nachwuchs an männlichen und weiblichen Hilfsbeamten und Facharbeitern im Maschinenbau unter besonderer Berücksichtigung Kriegsbeschädigter.** Von Ing. K. A. Weniger. 50 Pf. (Stuttgart, Franckhsche Verlagsbuchhandlung.)

Von stillversonnten Wegen. Gedichte. Von Ilse Bartels. M. 1.—. — **Klänge vom Niederrhein.** Verse. Von Karl Brand. M. 1.—. — **Der hohe Glanz.** Gedichte. Von Heinz Naymann. M. 1.—. — **Der heimliche Garten.** Verse. Von Elisab. Drügg. M. 1.—. — **Der Fliegerleutnant.** Von Karl Salm. M. 1.—. — **Kleines Kaleidoskop.** Gedichte. Von Th. A. W. Schröder. M. 1.—. — **Von Lenz und Herbst.** Gedichte. Von Willi Lindner. M. 1.— Flugblätter rhein. Dichtung. (Köln, Salm-Verlag.)

Meggendorfer Blätter. 2. Halbjahr 1917. M. 9.—. (München, Verlag der Meggendorfer Blätter.)

Deutschlands Zukunft bei einem Macht- und bei einem Rechtsfrieden. Von Dr. Oskar Stillich. M. 1.54. — **Wir Christen und das päpstliche Friedensprogramm.** Von Vikar Magnus Jocham. — **Nach dem Weltkrieg,** Schriften zur Neuorientierung der auswärtigen Politik. Heft 3: **Weltwirtschaftliche Fragen der Zukunft.** Von Gg. Gothein. M. 1.05. Heft 4: **Deutschland und die Entwicklung des Haager Friedenswerkes in Vergangenheit und Zukunft.** Von Reinh. Gast. M. 1.54. Heft 5: **Politik und Moral.** Von Dr. Max Adler. M. 2.—. (Leipzig, Verlag Naturwissenschaften, G. m. b. H.)

Sven Hedin „Jerusalem“. Feldpostausgabe. 160 S. 25 Abbildungen und 1 Karte. Geh. M. 1.50. (Leipzig, F. A. Brockhaus.)

Freie Bahn für den Tüchtigen. Vortrag von Oberstudienrat Dr. G. Kerschensteiner, M. d. R. 32 S. Brosch. 80 Pf. (Stuttgart, Jung & Sohn)

Der Verleumdungsfeldzug gegen Deutschland, eine zusammenfassende Antwort für Clemenceau, Lloyd George und Wilson. Von Geh.-Rat. Prof. Dr. Ed. König. M. 2.—. (Godesberg, Burgverlag.)

Der Geist Japans. Von Rabindranath Tagore. 8°. Geh. M. 1.20. — **Irland, Ein Beispiel der Machtpolitik.** Von Albrecht Mendelsohn-Bartholdy. 8°. Geh. M. 1.20. Der neue Geist, Eine Schriftenreihe 1. u. 2. Heft. (Leipzig, Der Neue Geistverlag.)

Vaterlandspolitik. Erste Auswahl aus der „Deutschen Korrespondenz“. Von Dr. Martin Hobohm. (Jena, Eugen Diederichs.)

Die ersten Menschen und Tiere. Auswahl aus den Sagen der Juden. Herausg. M. J. bin Gorion. M. 2.50. (Frankfurt a. M., Lit. Anst. Rütten & Loening.)

Irene oder Die Besinnung. Ein Gesang. Von Klabund. (Berlin. Erich Reiß.)

Führer zum Himmel. Gebet- und Belehrungsbuch für die reifere Jugend. Von Joh. Kox. 356 S. Gebd. M. 1.15. (A. Laumann, Dülmen i. W.)

Die Förderung des Kommunionempfanges. Pastorale und pädagogische Erwägungen. Von Religionslehrer Hermann Enzinger. 50 Pf. (Donauwörth, Auer.)

Auf dem Dornenwege des Friedens. 40 S. M. 1.—. (Volksbund-Verlag, Wien I, Predigergasse 5.)

Katholische Verteidigungsschrift des vlämischen Aktivismus. Von Prof. Dr. L. Dosfel. Uebersetzt von Prof. Dr. K. Beyerle. (Paderborn, Ferd. Schöningh.)

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Vergessenen im Felde hat der Münchener Kooperator F. Silbereisen eine **Sammlung** eingeleitet, die überall tatkräftige Unterstützung findet. Es werden in erster Linie solche Soldaten mit Gaben bedacht, die keine Angehörigen mehr haben, also in der Regel keine Feldpakete empfangen. Diese Vergessenen-Sammlung wird mit Unterstützung aller maßgebenden Stellen großzügig weiterbetrieben. Es gelangen jetzt viele Zehntausende von Bittschreiben an bekannte Persönlichkeiten zum Versand. Die Spenden sollen an die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, München, an die Bayerische Vereinsbank, München, oder an die Königliche Filialbank in München, unter dem Vermerk: „Zur Silbereisenschen Vergessenensammlung“ geschickt werden. Die Spenden werden in der Presse bestätigt und durch katholische, protestantische und israelitische Feldgeistliche an heimatlose arme Krieger verteilt. Die Gelder werden verwendet unter der Aufsicht des Herrn Domkapitulars Dr. Buchberger, München und des Herrn Justizrats Rumpf, München.

Wer spendet guten Lesestoff für die kämpfenden Truppen?

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M. 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren M. 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25%.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 36. München, 7. September 1918. XV. Jahrgang.

„Deutsch-Flämisch" oder „Englisch-Flämisch"?

Von Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. K. Beyerle, München.

I. Flämischer Aktivismus und Passivismus.

Unter Billigung der Reichsleitung haben die deutschen Generalgouverneure im besetzten Belgien die Flamenpolitik eingeleitet und hochgebracht. Wertvolle Früchte sind ihr schon zuteil geworden. Die flämische Hochschule in Gent steht aufrecht da. Die Verwaltungstrennung ist in vollem Ausbau. Der Rat von Flandern und seine Kommission der Bevollmächtigten sind zum Mittelpunkte des flämischen Aktivismus, d. h. der mitarbeitenden und sich organisierenden stammbewußten Flamen geworden. Seine Anhänger sind in steter Zunahme begriffen. Die flamenpolitische Betätigung, an der Flamen wie Deutsche mitarbeiten, festigte herüber und hinüber das Band des Vertrauens. Die feindselige Haltung der belgischen Regierung, welche diese noch während des Krieges gegenüber den berechtigten Forderungen der Flamen eingenommen hat, trug das ihre dazu bei, daß die flämischen Vorkämpfer den Aufbau Flanderns von deutscher Hilfe erwarten. Als Gegenleistung versprechen sie, daß ein freies Flandern der Freund Deutschlands und ein Damm gegen seine westlichen Feinde sein werde.

Lange Zeit versuchten die belgischen Regierungskreise und die ganze Ententepresse, den flämischen Aktivismus als nichtsbedeutend der Verachtung und Lächerlichkeit preiszugeben. Unter der Hand bekämpfte man ihn mit den starken wirtschaftlichen Machtmitteln, über die das alte Belgien bei dem Drucke der kriegswirtschaftlichen Entwicklung leider auch im besetzten Gebiete noch heute verfügt, bis aufs Messer, verfolgten ihn die politischen Spitzen der Kirche. Nicht zu verwundern, denn diese um ihr niederländisches Volkstum mit der französischen Unterdrückung ringende Bewegung war unseren Gegnern äußerst unbequem. Sie störte ihr durch die ganze Welt verkündetes moralisches Kriegsziel, das von Deutschland überfallene Belgien zu rächen. Denn sie enthüllte die Tatsache, daß dasselbe Belgien, dieser „Liebling der ganzen Welt", in seinem eigenen Innern seit Generationen darauf ausgegangen war, ein freies germanisches Volk politisch, kulturell und wirtschaftlich zu entrechten.

Trotz vielerlei Rückschlägen, die der Verlauf des Krieges und die politische Gesamtlage hervorriefen, trotz des Druckes einschneidender deutscher Kriegsmaßnahmen, trotz der wirtschaftlichen Notlage, trotz der im einzelnen noch unsicheren Gestaltung der flämischen Zukunft hat sich der flämische Aktivismus im besetzten Belgien zu einer von Freund und Feind beachteten Stellung durchgerungen. In allen Parteilagern zählt er seine Anhänger. Die Bureaux des Rates von Flandern werden von überallher aufgesucht, neben seiner politischen Tätigkeit bildet der Rat von Flandern eine Stätte vertraulicher Vermittlung für tausenderlei Anliegen des flämischen Volkes. Die Zahl der stillen Mitläufer, die unter dem Druck äußerer Umstände sich nicht offen zeigen dürfen, ist nach übereinstimmendem Urteil aller Sachkenner sehr groß. Auch die katholische Geistlichkeit Flanderns ist, namentlich in ihrer jüngeren Generation, im Gegensatz zu der unversöhnlichen deutschfeindlichen Haltung des Kardinals Mercier, überwiegend flämisch gesinnt. Dekane, Schuldirektoren, geistliche Lehrer, Jesuiten und Kapuziner, Missionare, vor allem aber zahlreiche Landgeistliche stehen in den Reihen des Aktivismus. In der Liebe zu ihrem flämischen Volkstum ergraute Priestergestalten hängen ihm an. Damit hat Deutschland auf dem umstrittenen belgischen Boden Freunde gewonnen, die auf das Wort seiner Kanzler vertrauen, die wir darum aber auch nicht enttäuschen dürfen.

Die Schöpfung eines germanischen Flandern ist, wie schon heute zum Gemeingut der politischen Ueberzeugung in Deutschland gehört, die wertvollste Garantie, die wir uns im Westen sichern können. Schon durch seine natürliche Abwehrstellung gegen den französischen Einfluß wird Flandern an Deutschlands Seite gedrängt. Es muß gelingen, die Männer, die jetzt allen Anfeindungen zum Trotz unter Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit an unserer Seite für die Rechte ihres Volkstums gekämpft haben, in den Frieden hinein als Freunde zu bewahren. Alsdann brauchen wir nicht zu befürchten, daß die Saat des Hasses jenseits der deutschen Grenze ohne Gegenwirkung ins Kraut schießt, wenn erst einmal Deutschland Belgien geräumt haben wird.

Um dies notwendige Ziel zu erreichen, gilt es aber auf der Hut zu sein. Nur eine entschlossene deutsch-flämische Politik kann uns die Früchte in die Scheune bringen. Möchte der Zeitpunkt nicht zu fern sein, wo die Reichsleitung auch offiziell und feierlich die Formen enthüllen kann, die ihr flämisches Mindestprogramm für den Friedensschluß darstellen. Die Feinde Deutschlands, besonders England, werden sich schließlich damit abfinden müssen. Denn es gilt ja nur die Anwendung ihrer eigenen Grundsätze auf einen durch die zentrale Lage Flanderns für alle Beteiligten gleich wichtigen Einzelfall. Es liegen Anzeichen vor, daß man auch in England allmählich beginnt, die Bedeutung und Berechtigung der Flamenfrage einzusehen, wenn auch jenseits des Kanals noch vielfach verkehrte Auffassungen darüber im Schwange sind. Die im deutschen Reichstag von einzelnen Gruppen vertretene Politik, Belgien möglichst wieder herzustellen, hat allen Anlaß, hier aufzumerken. Es ist nicht so, wie man in Deutschland oft hören konnte, daß die Flamenpolitik deutsche Mache sei, daß sie nur wenige Anhänger in Flandern zähle und daß daher eine Versteifung auf das flämische Kriegsziel angesichts der allgemeinen Schwierigkeiten nicht gerechtfertigt sei. Die flämische Bewegung steht als solche da. Sie ist nicht etwas, das wir während des Krieges künstlich geschaffen hätten, etwas, was man fördern oder untergehen lassen kann. Sie ist eine Sache, die zum größten Nutzen des deutschen Volkes ausschlagen wird, wenn eine feste deutsche Hand ihr unbeirrt den Weg in die Zukunft sichert. Schon heute steht sie so da, daß, falls eine zurückkehrende Regierung den Versuch machen sollte, das mit deutscher Hilfe zugunsten Flanderns Erreichte zu vernichten, dies zum Bürgerkrieg führen müßte.

Dem aktivistischen Lager des Flamentums, das seine Reihen täglich ausbreitet, steht das passivistische gegenüber. In blindem Gehorsam gegen die politischen Machthaber des alten Staates weist der Passivismus Deutschlands Mitarbeit an der flämischen Frage ab und betrachtet diese als eine rein innerbelgische Angelegenheit. Allerdings zählt er angesehene Flamenführer aus der Zeit vor dem Kriege in seinen Reihen, vor allem, soweit sie mit der belgischen Regierung in näheren Beziehungen standen. Im großen Ganzen hat sich aber im besetzten Gebiete das stammbewußte Flamentum immer mehr dem Aktivismus angeschlossen. Die unwahren gegenteiligen Behauptungen von flamenfeindlicher Seite wurzeln in der berechnenden Absicht, das in Deutschland hie und da noch vorhandene Mißtrauen in die Flamenpolitik zu nähren, um womöglich ihre Preisgabe zu erzielen. Die beste Bestätigung, daß der mit Deutschland marschierende Aktivismus

fest im Volke wurzelt, bildet die Entstehung der flämischen Frontpartei, wie sich die Anhängerschaft der flämischen Unabhängigkeit im belgischen Heere nennt. Aehnliches erlebte Flandern mit seinen kriegsgefangenen Söhnen in den deutschen Gefangenenlagern. Hier wie dort stützt die wehrhafte flämische Jugend den Rat von Flandern.

Für die deutsche Politik ist also die wichtigste Tatsache, daß die flämische Bewegung als solche auf alle Fälle steht. Es gilt nur die Frage, ob Deutschland mit dem erworbenen Pfunde zu wuchern weiß. Müßten wir unter dem Drucke äußerer oder innerer Schwierigkeiten die Flamen im Stiche lassen, dann wäre allerdings viel verloren. Denn wir würden auch das arbeitswillige Flamentum, das auf Deutschland vertraut, in die Arme unserer Gegner treiben. Wie ernstlich die Gefahr ist, zeigt sich seit geraumer Zeit. Durch die zögernde Haltung Deutschlands, durch die vorsichtigen Fassungen offizieller und offiziöser Erklärungen zum flämischen Problem, aber auch infolge der Hemmungen auf dem Kriegstheater entstand in den politisch weniger geschulten flämischen Kreisen Gedrücktheit und Mißtrauen. Dadurch wurde vorübergehend eine für Deutschland weniger günstige Stimmung erzeugt, wurden gewisse flämische Kreise veranlaßt, nach anderen Zukunftsmöglichkeiten sich umzusehen, falls die Flamenpolitik durch Deutschland preisgegeben würde. Mit wirklicher Begeisterung hatten breite flämische Volksschichten zu Beginn dieses Jahres die Ausrufung der flämischen Selbständigkeit gefeiert. Das Angebot des Kanzlers, mit der Regierung in Le Havre verhandeln zu wollen, blieb nicht ohne Rückwirkung. Unsere und der Flamen Feinde wußten aus dieser Sachlage Kapital zu schlagen.

Dazu treten noch gefährlichere Momente. Die englische Northcliff-Propaganda umwirbt von Holland aus das Flamentum und wird darin von holländischen Kreisen unterstützt, die aus einer Annäherung Flanderns an Deutschland für die eigene Zukunft fürchten. Man weiß, daß auch in Antwerpen neben einem deutschfreundlichen Flügel gewisse, wenn auch nicht allzubreite Kreise nach England hinneigen.

Heute liegt ein für diese Gedankengänge wichtiges politisches Dokument vor, das die Sachlage sehr gut beleuchtet. Vermutlich nicht ohne Fühlungnahme mit Kreisen, die der belgischen Regierung nahestehen, hat der flämische Abgeordnete von Antwerpen, Frans van Cauwelaert, unlängst eine Denkschrift an die britische Regierung gerichtet. Darin wird diese auf die hohe Bedeutung der flämischen Sache für die englische Politik hingewiesen und zur Unterstützung der flämischen Kulturforderungen eingeladen. Frans van Cauwelaert, der es schon in jungen Jahren zum vielbewunderten flämischen Katholikenführer, hinreißenden Redner und Parlamentarier gebracht hat, war bei Kriegsausbruch schon so mit den belgischen Regierungskreisen verkettet, daß er seine ganze Kraft der Verteidigung des belgischen Staatsgedankens und der Bekämpfung Deutschlands lieh. Von Holland aus gab er, zusammen mit dem liberalen Passivisten Hoste, das flämische Flüchtlingsblatt „Vrij België" heraus, das dementsprechend belgische Loyalität mit starker Deutschfeindlichkeit verbindet. Weil dieses in flämischer Sprache erscheinende Wochenblatt sich zugleich zur Aufgabe stellte, auch der Wahrung der flämischen Interessen vom passivistischen Standpunkte aus zu dienen, hatte „Vrij België" im Laufe dieser Kriegsjahre häufig genug Veranlassung, an den flamenfeindlichen Maßnahmen der belgischen Regierung harte Kritik zu üben. Bei den Flamengegnern machte es sich dadurch Feinde, ein Zusammengehen mit den Aktivisten verwehrte ihm jedoch bis heute seine grundsätzliche Ablehnung jeder Mitarbeit mit dem deutschen Besetzer. Dennoch konnte sich Frans van Cauwelaert der Tatsache nicht verschließen, daß sich der flämische Aktivismus immer gefahrdrohender ausbreitete. Durch Besuche an der belgischen Front und im Hauptquartiere des Königs lernte van Cauwelaert anderseits die dort herrschenden Zustände kennen. Seit Monaten weilt er in belgischen Regierungskreisen und gehört dem in Paris tagenden belgischen Rumpfparlament an. Soweit seit einigen Monaten ein Umschwung der belgischen Regierung zugunsten der Flamensache erkennbar wird, dürfte ihn van Cauwelaert mitbeeinflußt haben. Auch die passivistischen Kreise im besetzten Belgien richten sich nach ihm und erwarten von ihm ihre Winke. In Holland hat van Cauwelaert im Frühjahr dieses Jahres einen „flämisch-belgischen Verband" der Passivisten gegründet. All das verleiht seinem Memorandum eine erhöhte Bedeutung. Die flamenfeindliche belgische Flüchtlingspresse verurteilt natürlich die Ausführungen van Cauwelaerts, da dieser den Franzosen und den belgischen Franskiljons trotz allen Strebens nach einer versöhnlichen Form eben doch eine Menge unangenehmer Dinge sagen mußte. So wird man Cauwelaerts Denkschrift als den bis jetzt bedeutendsten Versuch auffassen dürfen, dem flämischen, an Deutschlands Seite marschierenden Aktivismus den Wind aus den Segeln zu nehmen, indem England eingeladen wird, statt Deutschlands den Bestand der flämischen Freiheiten zu gewährleisten. Die darin enthaltenen schweren Anklagen gegen die Unklugheit der belgischen Regierung in der Flamenfrage vor und während des Krieges, denen, weil sie von dieser Stelle ausgehen, auch in Deutschland besonderes Gewicht beizulegen ist, haben in der flamenfeindlichen Presse zu der Behauptung geführt, das Stück sei nicht echt. Nachdem jetzt das „Belgisch Dagblad" in seinen Nrn. 257 und 258 vom 18. und 19. Juli 1918 die Denkschrift im Wortlaute gebracht hat, sind diese Zweifel verstummt. Damit erwacht aber für uns die Pflicht, das Stück der breitesten deutschen Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. In Deutschland wird man daraus viel lernen können und mit seinem Inhalte auch da fertig werden, wo er gegen uns gerichtet ist. Bis jetzt ist es in der deutschen Presse nur auszugsweise oder referierend bekannt geworden. So in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 22. Juli 1918 wie im „Hamburger Echo" vom 30. Juli 1918. Wir geben im nächsten Heft hier erstmals den vollen Text und werden alsdann in kurzen kritischen Darlegungen die Bedeutung der Denkschrift für Deutschland beleuchten.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Friedensschluß und Attentat.

Auf die Unterzeichnung der deutsch-russischen Zusatzverträge folgte ein Mordversuch gegen Lenin, das Haupt der Sowjet-Regierung. Ein unmittelbarer Zusammenhang wird sich wohl nicht nachweisen lassen, vielleicht ist auch diese Fortsetzung des Terrors schon eine Zeitlang geplant gewesen, doch sicherlich hat die zähe Friedenspolitik der gegenwärtigen Regierung bei dem „Todesurteil" eine wesentliche Rolle gespielt. Die Mordlust der sozialrevolutionären Partei ist offenbar mehr durch hochpolitische als durch innerpolitische Tendenzen erregt worden. Deshalb haben sich auch die ersten Attentate in dieser neuen Periode des Terror nicht gegen Einheimische gerichtet, sondern gegen den deutschen Gesandten in Petersburg und den deutschen Befehlshaber in der Ukraine. Hinter den Meuchelmördern steckt das Geld und die Gunst der Entente, die den Frieden mit den Mittelmächten hintertreiben will. Bei der Wahl der Mittel sind die Verteidiger der Attentäter von Serajewo nicht skrupulös. Im selben Augenblick, wo man in Rußland die Meuchelmörder bewaffnet, hält man in London schöne Reden über den Kampf für Recht und Gesittung gegen das angeblich so gewalttätige Deutschland.

Ein Genosse von Lenin ist bereits tot; ob Lenin selbst mit dem Leben davonkommt, ist noch zweifelhaft, da der eine Schuß die Lunge verletzt hat. Lenin war unstreitig unter den bolschewistischen Wortführern der verhältnismäßig vernünftigste und geschickteste Mann. Im Vergleich zu Trotzki, Radek usw. hatte er einen realpolitischen Zug. Sein Tod würde vermutlich neue Wirren und taktische Schwankungen in die herrschende Partei bringen, wodurch die jüngsten Waffenerfolge gegen die Tschecho-Slowaken, die Gegenrevolutionäre und die Eindringlinge leicht aufgewogen werden könnten. Wir müßten das bedauern, obschon wir keine Sympathie für die kommunistische Wirtschaft haben.

Die Zusatzverträge zum Brester Frieden sind im Wortlaut noch nicht bekannt; aber die halbamtliche Inhaltsangabe läßt erkennen, daß sie im ganzen gut sind, — so gut, wie sie unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen waren. Es sind drei umfassende Verträge.

Der erste regelt die politischen Verhältnisse. Die Grenzlinie des deutschen Machtkreises wird zu unseren Gunsten über Estland und Livland hinausgeschoben, so daß wir auch für diese Länder, also für das ganze Baltikum, freie Hand bekommen. Dafür gewähren wir Rußland freie Handelswege und Freihäfen behufs seiner Verbindung mit der Ostsee. Ferner wird Georgien als neuer Grenzstaat anerkannt; in Kaukasien haben wir den Russen freilich den für sie schwer entbehrlichen Petroleumdistrikt

von Baku lassen müssen, doch uns die gebührende Naphtazufuhr gesichert.

Zweitens regelt das Finanzabkommen die Entschädigungsfrage in der zweckmäßigen Form der gegenseitigen Aufrechnung, wobei zu unseren Gunsten ein angenehmes Saldo von 6 Milliarden Mark sich ergibt. Die Pauschalierung vermeidet die nachträglichen Streitereien und die damit verbundene Verzögerung. Sechs Milliarden in der Hand sind offenbar besser, als die unsicheren Einkünfte aus tausenden von Einzelansprüchen. Ebenso wertvoll ist die ausbedungene Entschädigung für alle Deutschen, die von den Enteignungsmaßregeln der sozialistischen Regierung betroffen werden. Gegen die kommunistischen Experimente, die zur inneren Politik Rußlands gehören, können wir wegen des Grundsatzes der Nichteinmischung kein Veto einlegen; Entschädigung ist das einzig Erreichbare.

Drittens werden die privatrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschen und Russen geregelt, was dem zwischenstaatlichen Geschäftsverkehr sehr zugute kommen wird. Um so mehr, als an Stelle des langwierigen und in Rußland sehr unsicheren Verfahrens vor den Landesgerichten zwei internationale Gerichtshöfe in Berlin und Moskau eingesetzt werden, denen je ein Däne als Unparteiischer präsidieren soll.

Nachdem der Inhalt der Verträge bekannt geworden ist, begreift man vollends, daß die Parteiführer vom Reichstag auf die vorzeitige Einberufung des Hauptausschusses oder des Plenums verzichtet haben. Wenn auch diese oder jene Einzelheit bemängelt werden mag, so ist doch das Ganze der Zustimmung der großen Mehrheit des Reichstages sicher. Die Nachricht, daß der Reichstag schon im September zusammentreten solle, hat sich nicht bestätigt. Nach der Unterzeichnung des Vertrages ist die Ratifikation offenbar nicht so eilig.

„Friedensoffensive" und Waffenoffensive.

Ihren Ansturm auf der Westfront haben die Gegner erweitert und an mehreren Stellen auf das äußerste verschärft, auch wieder wertloses Gelände eingeheimst, aber die stragetische Lage haben sie nicht zu ändern vermocht und werden es bei der fortschreitenden Erschöpfung ihrer Kräfte auch nicht vermögen. Unsere federnde Taktik bei der Abwehr, die an wertlosen Stellen ausweicht und in starken Stellungen den Stoß auffängt, bewährt sich andauernd vortrefflich, wenn sie auch an die Einsicht und Geduld der Bierbank-Strategen starke Ansprüche stellt. Foch hatte, wie man immer deutlicher sieht, ein System von kleinen und großen Flankenstößen ausgeklügelt; unsere Heeresleitung hat rechtzeitig allen Abschnürungsversuchen vorgebeugt und die Feinde immer wieder zu verlustreichen, aufreibenden, nutzlosen Frontangriffen genötigt. Wir sparen unsere Kräfte; jene vergeuden sie. Das Ende trägt die Last für den Vabanquespieler.

Während der Dauerschlacht haben der Kolonialsekretär Solf und Prinz Max von Baden treffliche Reden gehalten über unsere Bereitschaft zur Verständigung und zur Einigung in der Menschheitsgemeinschaft. Mancher hatte sich von solcher Friedenspropaganda große Wirkungen versprochen. In den neutralen Ländern wurde auch hier und da ein günstiger Eindruck erzielt. Aber bei den feindlichen Machthabern zeigt sich kein Stimmungsumschwung. So hat der englische Minister Lord Cecil in Form eines Interviews eine Entgegnung gegeben, die sachlich eine Kampfrede ist, wenn sie auch den groben Ton des „Knock-out" zu vermeiden strebt. Die Tonart paßt sich dem Geschmack der pazifistischen und sozialistischen Wähler an. Der Inhalt kommt auf dasselbe hinaus, wie die Boxerreden von Lloyd George. Mit Deutschland zu verhandeln wird als Zeit- und Kraftverschwendung abgelehnt, solange sich nicht Deutschland in Ohnmacht und Buße dem englischen „Recht" unterwirft. England, das die halbe Welt zusammengeraubt hat, ist nämlich nach Lord Cecil der Mandatar des Rechts; aber Deutschland treibt teuflische Macht- und Eroberungspolitik. Warum? Weil ein Alldeutscher gesagt hat, eine Politik könne keine dauernden Ergebnisse haben, wenn sie keine Macht hinter sich habe. Das fälscht der edle Lord dahin, daß wir ausschließlich die Macht entscheiden lassen und das Recht ausschalten wollten. Wir alle, — denn er behauptet frischweg, in Deutschland regierten die Alldeutschen. Gegen solche Virtuosität im Entstellen und Heucheln kommen die deutschen Stimmittel nicht auf.

Was gesagt werden mußte, hat Graf Hertling sofort in einer Dankansprache bei Gelegenheit seines 75. Geburtstages eingeflochten. Gegenüber der Prahlerei mit der amerikanischen Massenhilfe verwies er auf unsere Entlastung im Osten und stellte ferner fest, daß in Deutschland keine Partei regiert, sondern der Kaiser unter verfassungmäßiger Mitwirkung des Bundesrats und des Reichstags. „Ich kenne", so schloß er, „auch als Kanzler des Deutschen Reiches lediglich deutsche Parteien und eine deutsche Politik; diese zu vertreten, ist meine Pflicht und wird es bleiben."

Hoffentlich auf lange Jahre noch! Die herzlichen Glückwunschtelegramme, die Graf Hertling von dem Kaiser, den Bundesfürsten und den Heerführern erhalten hat, bestätigen deutlich, daß Graf Hertling in den dreiviertel Jahren seiner Kanzlerschaft viel, sehr viel erreicht hat für die Wiederherstellung und Sicherung der Harmonie und Stetigkeit in den Faktoren des öffentlichen Lebens. Möge seine Mahnung Erfolg haben, daß die Deutschen sich nicht durch die Kriegspsychose in ihrer Neigung zur Kritik und zu Parteigefechten noch weiter bestärken lassen, sondern die einträchtige Stimmung kräftigen und die Einheitsfront auch weiterhin sichtbar ins Licht stellen.

Der Himmel erhalte uns den Kanzler, damit er auf den Frieden im Osten auch noch den Friedensschluß im Westen besorgen kann.

Die religiösen Verhältnisse in Polen, Litauen und den Ostseegebieten.

Von Geistl. Rat Prof. Dr. Hoffmann, München.

In nahe politische und wirtschaftliche Beziehungen werden, wie jetzt feststeht, Polen, Litauen und die Ostseegebiete oder das Baltikum zu uns treten. Bei der Durchführung der diesbezüglichen Pläne werden wenigstens bei dem einen oder anderen dieser neuen Staatengebilde die religiösen, bzw. konfessionellen Verhältnisse eine Rolle spielen.

Im Mittelpunkte des Interesses steht Polen, d. h. das ehemalige Kongreßpolen, nämlich die polnischen Territorien, die im Wiener Kongreß 1812 an Rußland gekommen waren. Polen wurde von Deutschland und Böhmen aus missioniert. Herzog Miecislaw († 992) war der erste christliche Fürst; er gründete das Bistum Posen, das zunächst der Metropole Magdeburg untergeordnet wurde. Sein Sohn und Nachfolger Boleslaw Chrobry († 1025) vollendete das Werk; im Jahre 1000 wurde das Erzbistum Gnesen errichtet und ihm als Suffragane Kolberg, Breslau und Krakau beigegeben. Auch Posen wurde ihm unterstellt; damit war die polnische Kirche von Deutschland frei.

Der Katholizismus gestaltete sich in Polen günstig. Religiöse Wirren brachte indes die abendländische Glaubenstrennung im 16. Jahrhundert. Von Böhmen her waren bereits die häretischen Ideen der Böhmischen Brüder eingedrungen. König Sigismund I. (1506—1548) widersetzte sich zwar der Verbreitung der lutherischen Lehre in seinem Gebiete. Dennoch wurden namentlich durch die Mithilfe des Adels neugläubige Gemeinden in Danzig, Thorn und Elbing gegründet. Sigismund II. († 1572) begünstigte die Reformation. So gelangten an den Papst auch aus Polen Forderungen, welche Feier der hl. Messe in der Landessprache, Laienkelch, Priesterehe, ein Nationalkonzil und Aufhebung der Annaten heischten; Paul IV. konnte auf diese Wünsche natürlich nicht eingehen. Der Warschauer Religionsfriede von 1573 aber sprach den Protestanten gleiche bürgerliche Rechte mit den Katholiken zu.

Der Säkularisierung und Protestantisierung der Deutschordensgebiete von Preußen, Livland und Kurland widersetzte sich Polen nicht; es überließ vielmehr dieselben als erbliche Lehen an abgefallene Würdenträger des Deutschordens.

Der Vorkämpfer des katholischen Glaubens war in dieser Zeit Stanislaus Hosius, Sohn eines aus Schwaben eingewanderten Beamten, von 1551 an Bischof von Ermland. Der größte Kanzelredner Polens, Peter Skarga, S. J., lebte damals († 1612).

Der Erzbischof Alexander Kakowski von Warschau stellt in seinem Hirtenbriefe vom 16. April 1917 Polen das Zeugnis aus: „Berühmt und mächtig war Polen; ergiebig und fruchtbar seine Länder, schön und tüchtig sein Volk. Groß und glänzend war seine Geschichte durch mehr als acht Jahrhunderte. In dieser langen Zeit waren wir ohne Unterbrechung ein freies, religiöses, katholisches Volk und mannhaft schützten unsere Vorfahren mit der eigenen Brust in 1000 Schlachten sowohl das Vaterland wie die Kirche gegen eroberungssüchtige Feinde." Sienkiewicz aber sagt in dem Dankschreiben an Benedikt XV., als dieser

eine Kollekte für Polen angeordnet hatte: „Die polnische Nation ist immer von tiefster Seele katholisch gewesen und ihr Glaube hat den schwersten Prüfungen standgehalten." Von politischen Schwankungen abgesehen gelten die angeführten Worte für die ganze polnische Geschichte, insbesondere aber seit den Tagen der schweren Heimsuchung, als Polen unter fremde Herrschaft kam und durch russischen Absolutismus und russische Orthodoxie Unerhörtes duldete (vgl. „A. R." 1915 Nr. 43 ff). Jetzt wurden die nationalen Ideen unlösbar mit dem katholischen Glauben verbunden. Darum stand auch der Klerus mitten im Kampfe für Heimat und Religion, stets bereit zu den schwersten Opfern an Gut, Freiheit und Blut. Und wenn auch Städte, Dörfer und Kirchen in Schutt verwandelt wurden, das polnische Volk hielt fest an der Treue zu seinem Lande und Glauben und ließ die Hoffnung auf endgültigen Sieg nicht sinken. „Volk", rief sein großer Freiheitsheld Kosciuszko († 1817), „deine Erde wird frei sein, möge nur dein Geist über allem stehen!"

Das religiöse Leben der Polen ist ausgezeichnet durch eine besondere Verehrung der Gottesmutter. Am 1. April 1656 hat König Johann Kasimir aus Dankbarkeit für die Rettung vor den Schweden in der Kathedrale von Warschau sich selbst und das ganze Land und Volk dem Schutze Mariens geweiht: „Große Mutter des Gottmenschen und allerseligste Jungfrau Maria," sprach der König kniend, „ich, Johann Kasimir, erwähle dich als Patronin und als Königin meiner Länder!" In der lauretanischen Litanei betet seitdem Polen: „Königin der Krone Polens. Bitte für uns!" Der vorhin genannte jüngst verstorbene polnische Dichter und Patriot Sienkiewicz sagte kurz vor seinem Tode: „Vielleicht sind alle polnischen Tugenden bei uns untergegangen, geblieben ist jedoch die Marienverehrung und auf diesem Fundamente werden wir die übrigen Tugenden wieder aufbauen in unserem schon freien Vaterlande."

In der Kirche Polens ist infolge der vergangenen harten Bedrängnis vieles zu ordnen. Der Hl. Vater hat ihr bereits die Hand geboten und einen Beweis seiner Liebe gegeben; er sandte einen Vertreter seiner Person. Mögen die Polen die Stunde erkennen, auf politischem Gebiete nicht Unerreichbares erstreben und sich nicht gegen diejenigen einnehmen lassen, in deren Verbindung sie einzig zu einer glücklichen Zukunft gelangen können!

In den Ostseegebieten waren für Christianisierung und Kultivierung hauptsächlich der Deutschorden, die Schwertbrüder und der Ritterorden von Dobrin im 13. Jahrhundert tätig. Namentlich lange widerstand Litauen allen von dort ausgehenden Bestrebungen. Erst durch die Heirat des Fürsten Jagello mit der Erbin Polens, Hedwig, wurde das Land dem Christentume zugeführt (1368). Litauen, zwischen Düna und dem Niemen, hatte sich im 12. Jahrhundert freigemacht und breitete sich allmählich zwischen Polen und Rußland von der Ostsee bis im Süden zum Schwarzen Meere aus. Im 14. Jahrhundert gelang es ihm, die vorzüglich durch die Tartareneinfälle zerrütteten Provinzen der Ukraine sich zu unterwerfen, behandelte sie recht milde, ja nahm von ihnen in geistiger und kultureller Hinsicht vieles an. Zugleich erwarb auch Polen im heutigen Galizien Besitz. 1386 wurden Litauen und Polen geeint und 1569 völlig verschmolzen. So wurden alle ukrainischen Provinzen Besitz des litauisch-polnischen Staates.

Die ukrainischen Lande gehörten dem griechischen Ritus an. 1596 gingen sie eine Union ein mit Rom. Die Ruthenen, wie diese Völker auch genannt wurden, durften die slavische Liturgie und alle Vorschriften der orientalischen Kirche beibehalten, insofern sie mit den katholischen Dogmen in keinem Widerspruch stünden. Die Geschichte der Union ist indes eine Geschichte des Leidens geworden.

Nach schweren Kämpfen wurde 1667 die Ukraine zwischen Rußland, Litauen und Polen geteilt. Das Gebiet rechts vom Dnjepr kam an dieses. Der Zarismus beseitigte mit Gewalt die Union in den ihm eigen gewordenen Territorien. Bei den Teilungen Polens kam Litauen, abgesehen von einem kleinen Bezirk, der Preußen zufiel, an Rußland. Nach dem Konkordate mit diesem von 1847 sollten für das ehemalige Litauen sechs Bistümer (Minsk, Luck i Zitomir, Kamenec, Samogitia (Tels), Tiraspol (Saratov und Wilna) unter dem Metropolitansitz Mogilev, dessen Inhaber in Petersburg residierte, bestehen. Zu Mogilev gehörten auch die Katholiken Sibiriens, ungefähr 10 000 in 10 Pfarreien.

Bei der zweiten Teilung Polens 1793 wurden diejenigen ukrainischen Gebiete, die zu Litauen-Polen gehörten, nämlich Podolien, Wolhynien und Kiew an Rußland zugeteilt. Cholm, polnisch Chelm, war die letzte unierte Diözese der Ruthenen. An sie reichte zunächst die Verfolgung des Absolutismus und Zarismus nicht heran; denn das Gebiet gehörte zuerst zu Oesterreich und später administrativ zu Kongreßpolen, das anfänglich ein eigene Verfassung hatte. Als diese 1832 aufgehoben wurde, teilte Cholm das schwere Los des übrigen Ruthenentums. („A. R." 1915, Nr. 45 ff.)

Falls Polen und Litauen die monarchische Verfassung erhalten, begreift es sich aus ihrer Vergangenheit und ihren jetzigen Verhältnissen, daß sie nach einem römisch-katholischen Fürsten sich umschauen.

In Estland, Livland und Kurland hatten zuerst Schweden und Dänen die Missionierung begonnen; sie erzielten jedoch keinen Erfolg. Glücklicher waren die von Deutschland aus unternommenen Versuche. Eine Reihe von Glaubensboten, begleitet von Kaufleuten aus Lübeck und Bremen, griffen das Werk auf. Da aber der Widerstand gegen den Anschluß an das Christentum ein hartnäckiger war und mitunter zu Gewalttaten führte, nahm man zum Kreuzzuge Zuflucht. Auch der Bremer Domherr Albert von Buxhövden kam dorthin mit einem Kreuzheer, gründete 1201 die Stadt Riga und machte sie zur Bischofsstadt. 1202 stiftete er den Orden der Schwertbrüder. Mit ihrer Unterstützung wurde die christliche Religion immer weiter ausgebreitet. Kurland wandte sich 1230 freiwillig dem Glauben zu. Ueber all diese Gebiete erhielt Riga 1253 die Metropolitanrechte, ebenso über Preußen. Der Deutschorden, seit 1237 mit den Schwertbrüdern verbunden, erlangte in den genannten Territorien die Regierung. 1245 eroberte er Kurland, erwarb 1346 Estland vom Dänenkönig Waldemar III. durch Kauf. Die mannigfachen Zwistigkeiten des Ordens mit den Bischöfen wirkten aber schädlich.

Unglücklich war hier die Politik Polens. Es sah in dem Orden lange Zeit hindurch den größten Gegner des Landes. 1525 wurde unter polnischer Zustimmung und Oberhoheit Preußen durch den Großmeister Albrecht von Brandenburg säkularisiert und protestantisiert. Dem abtrünnigen Heermeister des Deutschordens, Gotthard Kettler, gab es 1562 den bisherigen Ordensbesitz von Kurland und Semgallen (östlichste Teil von Kurland) als erbliches Herzogtum zu Lehen und setzte ihn über Livland als Administrator ein. In diesen Gegenden hatte die Lehre Luthers insbesondere durch den langen Zwist der Stadt Riga mit dem Erzbischofe Boden gewonnen. Der Heermeister Walter von Plettenburg machte Livland unabhängig von ihm. Als nun der Bruder Albrechts von Brandenburg, Wilhelm, Erzbischof von Riga geworden war (1539), war der Sieg des Protestantismus in den Ostseegebieten gesichert.

Die Ostseeländer gelangten nach und nach an Rußland. Estland, das sich von Polen nicht mehr geschützt sah, stellte sich freiwillig unter Schweden. Livland wurde zunächst polnisch, kam dann 1660 gleichfalls an dieses. Karl XII. verlor aber beide Provinzen an Peter den Großen. 1795 unterwarf sich unmittelbar vor der letzten Teilung Polens auch Kurland, das bisher noch zur polnischen Hoheit gehört hatte, freiwillig Rußland.

Nach dem damals geltenden Grundsatze cuius regio eius religio verlor der ehemalige geistliche Besitz völlig die katholische Religion. Die Ostseeprovinzen zählen auch jetzt nur wenig Katholiken, dagegen 3'573,000 Protestanten. Auch sie suchte Rußland, insbesondere der Oberprokurator Pobjedonoszew, in die Staatskirche zu zwingen. Ihr Martyrium ist ein Gegenstück zu dem der Katholiken mit lateinischem und griechischem Ritus, das sie in dem Zarenreiche erduldeten.

Die heidnischen Finnen veranlaßten den glaubenseifrigen Schwedenkönig, den heiligen Erich IX., zu einem Kriegszuge 1157. Bischof Heinrich von Upsala begleitete ihn. Doch dieser wurde bereits 1158 ermordet; so stockte die Missionierung. Erst dem Reichsverweser Thorkel Knutson, der 1293 einen neuen Heerzug dorthin unternahm, gelang es, die schwedische Oberherrschaft und das Christentum zu befestigen. 1300 wurde das Bistum Abo gegründet. Sehr bald wurde Finnland ebenfalls von Schweden aus durch die Reformation von der Kirche getrennt, schon unter Gustav Wasa. Ein vertrauter Freund des Schwedenkönigs, der abgefallene Dominikaner Martin Skytte, bestieg 1528 den Bischofsstuhl von Abo und begann mit der Aufhebung der Klöster das „Reformwerk", das unter seinem Nachfolger Michael Agricola, † 1557, vollendet wurde. Wie in Schweden, hat auch in Finnland der Protestantismus Bischöfe. 1721 und 1743 kam Finnland an Rußland. Wiewohl es nun ganz wenig Katholiken

zählt, wandte es sich nach seiner Befreiung auch an den Papst mit der Bitte um Anerkennung seiner Unabhängigkeit. Die Ostseegebiete erstreben die politische Verbindung mit einem protestantischen Fürstenhause, sei es in Personalunion, sei es mit eigenem Regenten.

Ein sozialdemokratisches Aktionsprogramm.

Von Dr. Richard Berger, M.Gladbach.

(Schluß. Vgl. Nr. 34).

II. Welche Tatsachen sind für das neue Aktionsprogramm besonders charakteristisch?

1. Das Aktionsprogramm bietet keinen vollen Ersatz für das Erfurter Programm, nicht einmal für dessen praktischen zweiten Teil. Es ist eine bloße Ergänzung des letzteren. Die Nichtaufführung vieler Forderungen des Erfurter Programms im Aktionsprogramm braucht darum, wie das „Hamburger Echo" (Nr. 122 vom 28. Mai 1918) bemerkt, nicht zu besagen, „daß sie fallen gelassen sind, wo nicht eine neue und veränderte Formulierung dafür gegeben ist". Da nun alte Forderungen neben den neuen weiter bestehen, kann von der Schaffung voller Klarheit und Zweifellosigkeit keine Rede sein. Hätte man eine volle Uebersichtlichkeit und plastische Anschaulichkeit herstellen wollen, dann wäre eine Revision auch des grundsätzlichen ersten Teiles des Erfurter Programms nicht zu umgehen gewesen. Ob diese, wie ein Teil der Parteipresse wünscht, schon in Bälde erfolgt, ist sehr fraglich und sehr unwahrscheinlich, denn es ist für die Theorie und Praxis, insonderheit für die Gewinnung der Arbeitermassen durch die Kleinarbeit der Agitation etwas ganz anderes, ob die Parteileitung oder das „Hamburger Echo" (Nr. 122 vom 28. Mai 1918) verkündet: „Die Tatsachen der Entwicklung haben gelehrt, daß diese nicht völlig den Verlauf genommen hat, wie vor bald drei Jahrzehnten angenommen werden mußte, und daß auch deren Wirkungen auf die Arbeiterklasse, zumal unter deren eigener kraftvoller Gegenaktion nicht die angenommenen gewesen sind; daß trotz allen kapitalistischen Drucks nicht eine weitere allgemeine Verelendung der Arbeiterklasse, sondern ein zwar langsamer, aber stetiger kultureller Aufstieg derselben stattfindet".

2. Das Aktionsprogramm verficht in einseitiger Weise den Konsumentenstandpunkt. Dies geht soweit, daß sich selbst der einflußreiche Herr Stampfer im „Vorwärts" (Nr. 147 vom 31. Mai 1918) darüber also lustig macht: „In einer Beziehung aber bedeutet das Aktionsprogramm eher einen Rückschritt gegenüber Erfurt als einen Fortschritt, denn der Fehler des Erfurter Programms, zu industrieproletarisch, städtisch gedacht zu sein, kehrt im Aktionsprogramm in verstärktem Maße wieder. Da liest man nämlich bei Punkt IX „Kommunalpolitik" die sehr schöne Forderung: „Versorgung der Bevölkerung mit gesunden und preiswerten Nahrungsmitteln". Nahrungsmittel wachsen aber nicht im Rathaus, sondern auf dem Acker und die beste kommunale Lebensmittelpolitik bleibt in der Luft hängen ohne Sicherung ihrer agrarischen Grundlage". Im Anschluß daran versucht Stampfer in großen Zügen ein sozialdemokratisches Agrarprogramm zu entwerfen, indem er sich durch seine Gegnerschaft gegen den Großgrundbesitz sich dazu verleiten läßt, schlechthin dessen Verwandlung in Ansiedlerland zu fordern. Ihm tritt scharf Arno Franke in der „Neuen Zeit" (Nr. 12 vom 21. Juni 1918) entgegen, wenn er zunächst feststellt, daß der Großgrundbesitz das ausschlaggebende Ueberschußgebiet an Brotgetreide ist, weshalb wir schon um unserer Ernährung willen ihn in Ruhe lassen müssen, und sodann darlegt, daß „der Großgrundbesitz in weitestem Maße die Möglichkeit der Ausnutzung landwirtschaftlicher Maschinen" bietet, „ein Umstand, der in Anbetracht des nach dem Kriege zu erwartenden Mangels an brauchbaren Kräften gerade die Daseinsberechtigung des Großgrundbesitzes erweisen wird". Schließlich weist er nach, daß eine Verwandlung der Großgrundbesitzdistrikte in Bauernland schlechterdings die bei uns vorhandenen wirtschaftlichen Kräfte überschreiten würde. Die Gegensätze, die aus dieser Gegenüberstellung aufleuchten, sind um so amüsanter, als die Vergesellschaftung der Produktionsmittel ja den ersten und notwendigen Schritt zur sozialistischen Gesellschaft bilden muß. Neben Stampfer bemüht sich auch die „Münchener Post" um eine ausführlichere Besprechung der Agrarfrage und selbst der sonst so kluge Hermann Kranold läßt sich in der Chemnitzer „Volksstimme" zu einem ähnlichen Versuch verführen. Alle diese Parteiliteraten übersehen, daß sie ein Aktions- und kein Parteiprogramm vor sich haben, eine für einen bestimmten Zweck verfaßte Werbeschrift und kein sozialistisches Evangelium. Für die Kommission handelte es sich im wesentlichen darum, den Wünschen des Würzburger Parteitages entsprechend, Forderungen aufzustellen, auf die sich die industriellen Massen, aus denen sich die Partei vornehmlich rekrutiert und die, von wenigen Ausnahmen abgesehen, durchgängig Konsumenten sind, vereinigen könnten und die gleichzeitig eine erfolgreiche Agitationstätigkeit garantieren würden. Aus diesen Gründen mußten alle von der Sozialdemokratie bisher noch nicht gelösten und ungeklärten Probleme unberücksichtigt bleiben. Ihre Hereinziehung in das Aktionsprogramm hätte dessen Zugkraft fraglos nur beeinträchtigt.

3. Das Aktionsprogramm drückt sich um eine Reihe offener und brennender Volks- und Arbeiterfragen glatt herum. Das geht soweit, daß Hermann Kranold das „Sichdrücken um die Entscheidung unangenehmer Probleme" als ein Hauptcharakteristikum des Entwurfes ansieht. Auf das gänzliche Fehlen jeglicher agrarpolitischer Forderungen — und dies bei der gegenwärtigen Lebensmittelnot — ist soeben schon hingewiesen worden. Vergebens sucht man auch nach einer Formulierung der sozialdemokratischen Kriegsziele, obwohl von deren Annahme oder Ablehnung doch die Gestaltung unserer ganzen Friedenswirtschaft wesentlich abhängt, bzw. günstig oder ungünstig beeinflußt wird. Ebenso wenig ist die Forderung des „Selbstbestimmungsrechtes der Völker" zu finden. Noch auffallender ist die Behandlung der außenpolitischen Probleme. Man liest da: „Beseitigung der Geheimdiplomatie, Schaffung internationaler Rechtsorganisationen (internationaler Abrüstungsverträge, Schiedsgerichte usw.)." Das ist alles! Ganz pikant ist das „usw." im Aktionsprogramm! Was sich die Kommissionsmitglieder darunter auch gedacht haben mögen! Nun, die Genossen können sich jetzt ans Rätselraten begeben. Einem Mitarbeiter der Chemnitzer „Volksstimme" ist dies jedoch zu töricht, deshalb schlägt er, um die „erschreckende Dürftigkeit und Leere" des Entwurfes auszufüllen, aus den Ideen Karl Renners Münzen und verlangt: Die Ausdehnung der Schiedsgerichte auf alle Streitigkeiten zwischen verschiedenen Staaten, die Bekanntgabe eines Modus, der den Entscheidungen des Schiedsgerichtes auch Respekt verschafft, die Einsetzung einer internationalen Polizeigewalt und eine unparteiliche Zusammensetzung des internationalen Gerichtshofes. Das klingt alles ganz hübsch, aber wie sollen die Forderungen im einzelnen Falle verwirklicht werden? Wie man sich die Sache auch denken mag, meint der Verfasser, „jedenfalls muß man sie sich irgendwie denken und es auch sagen", indem man über sie „diskret schweigt", werden diese Probleme nicht gelöst. Damit hat er fraglos recht, doch hat sich die Kommission bis zur Stunde auf diese Anregungen hin völlig ausgeschwiegen. Noch viel bedenklicher als diese Schwächen des Programms ist sein völliges Versagen in der Handelspolitik. Offenbar konnte sich Heinrich Cunow mit seinen Ideen in der Kommission nicht durchsetzen, sonst wäre es wohl ausgeschlossen, daß darin kein Wort der Abwehr enthalten ist gegen die englisch-amerikanischen wirtschaftsimperialistischen Ausbeutungsbestrebungen der deutschen Industrie und Industriearbeiterschaft. Falls sich nur die nachgerade allgemein bekannten Pläne verwirklichen würden, die Engländer und Nordamerikaner für die deutsche Textilindustrie ausgeheckt haben, dann wäre das Endergebnis, wie die Chemnitzer „Volksstimme" zutreffend sagt, „daß die Chemnitzer Textilarbeiter und Metallarbeiter (das Gleiche gilt für nahezu die ganze Textilarbeiterschaft) in eine wirtschaftliche Katastrophe hineingetrieben würden, deren Ergebnis ein so unsagbares Massenelend sein müßte, daß die Zustände, wie sie noch vor 50 Jahren unter der erzgebirgigen Arbeiterschaft gang und gäbe waren, der rückschauenden Phantasie als Zwielicht der Paradieseswonnen erscheinen müßten". Ist dem so, dann ist es um so auffallender, daß das Programm sich über die Schutzmaßnahmen, die für die deutsche Textilindustrie, die Lederindustrie und andere bedrängte Industrien bei und nach Friedensschluß zu treffen sind, vollständig ausschweigt, nur um der in Parteikreisen viel umstrittenen Frage, Freihandel oder Schutzzoll, aus dem Wege zu gehen. Unbekümmert um dieses taktische Verhalten erklären jetzt schon hellsehende Genossen, daß gerade im Interesse der Verwirklichung sozialistischer Grundsätze nach dem Kriege für sehr viele Industrien der freie Handel und für viele andere staatlich regulierter

Freihandel zweckmäßig ist, während für einige ein grundsätzlicher Schutz „mit den Machtmitteln der Staatsgewalt das einzig Erträgliche" sein wird. Der Weiterentwicklung des Literatenstreites über das Problem Freihandel oder Schutzzoll kann man auf Grund der bereits vorliegenden Aeußerungen mit Interesse entgegen sehen.

4. Das Aktionsprogramm rückt in der Schulfrage nicht mit der vollen Wahrheit heraus. Es enthält in seinen kommunalpolitischen Forderungen über das Schulwesen nur zwei Sätze: „Volle Durchführung des Grundsatzes der Unentgeltlichkeit des Unterrichtes und der Lernmittel; leichte Ermöglichung des Aufstieges der Begabten." Ueber die ungeheuren Kosten, die mit der Verwirklichung der ersten Forderung entstünden, machte sich die Kommission wohl keinerlei Kopfzerbrechen, noch weniger scheinbar über die Kostendeckung, und das trotz der Riesensteuern, die das deutsche Volk bei einem Frieden „ohne Annexionen und Kontributionen" aufzubringen hätte. Daraus ergibt sich der rein agitatorische Zweck dieser Programmforderung. Demgegenüber verdient die vorsichtige Formulierung des Schlagers „Freie Bahn für alle Tüchtigen" wohl vermerkt zu werden. Nichts bemerkt wird zu der heute im Mittelpunkt der Schulerörterung stehenden Frage der konfessionellen Schule. Eine neuerliche Stellungnahme dazu wurde offensichtlich nicht für wünschenswert und nicht für zweckmäßig gehalten. Indessen können über die tatsächliche Stellungnahme der deutschen Sozialdemokratie gerade zu dieser Frage keinerlei Zweifel aufkommen, da im zweiten Teil des Erfurter Programms die Ziffer 7 die unzweideutigen Worte enthält: „Weltlichkeit der Schule, obligatorischer Besuch der öffentlichen Volksschule." Diese Forderungen des Erfurter Programms sind durch das neue Aktionsprogramm nicht aufgehoben, denn dieses soll ja das erstere nicht beseitigen, sondern nur ergänzen.

5. Das Aktionsprogramm schweigt sich über die religiösen und kirchlichen Fragen völlig aus. Darum besteht die Nr. 6 der Erfurter Forderungen zu Recht, die da wörtlich lautet: „Erklärung der Religion zur Privatsache, Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken. Die kirchlichen und religiösen Gemeinschaften sind als private Vereinigungen zu betrachten, welche ihre Angelegenheiten vollkommen selbständig ordnen". Also Trennung von Staat und Kirche in Nr. 6, wie Trennung von Schule und Kirche in Nr. 7! Sollten an dem Fortbestehen dieser Forderungen noch irgendwelche Zweifel bestehen, so sei dem gegenüber auf die letzte Sitzung des sozialdemokratischen Parteiausschusses, die sich mit dem neuen Aktionsprogramm beschäftigte, hingewiesen. In dem Berichte des „Vorwärts" (Nr. 150 vom 3. Juni 1918) ist wörtlich zu lesen: „Genosse Scheidemann erstattet das Referat. Es könne gar keine Rede davon sein, daß dieser Plan (des neuen Aktionsprogramms) irgendwelche Forderungen des Erfurter Programms aufheben oder preisgeben oder gar das Programm als Unterlage unserer politischen Arbeit ausschalten wolle. Entsprechend der Auffassung des Würzburger Parteitages soll es vielmehr die Richtlinien geben für unser Handeln gewissen Notwendigkeiten gegenüber, vor die der Krieg die Partei gestellt habe."

Aus alledem ergibt sich, daß das neue Aktionsprogramm der deutschen Sozialdemokratie sowohl durch das, was es sagt, wie auch durch das, was es verschweigt, seine charakteristischen Merkmale erhält. Es ist, was es sein soll und will, ein Aktionsprogramm für die Partei in gegenwärtiger Zeit, zugeschnitten auf die Stimmung der Massen in der Heimat und die Psychologie der heimkehrenden Krieger einerseits, wie auf die politische Konstellation im Reiche anderseits. Der letzteren zuliebe sind eine Reihe programmatischer Forderungen zurückgestellt, aber nicht aufgegeben. Unsere politischen Freunde im Reichstage wie in den einzelnen bundesstaatlichen Parlamenten sind sich hierüber niemals im unklaren gewesen. Der Hauptzweck des Programms ist zweifellos agitatorischer Natur. Die sozialdemokratische Partei erwartet von ihm einen durchschlagenden Erfolg bei den nächsten Wahlen. Die Erfüllung dieses Wunsches hängt freilich nicht vom neuen Aktionsprogramm allein ab, sondern von einer ganzen Reihe von Faktoren und Imponderabilien, die heute noch völlig unübersehbar sind. Immerhin wird dabei auch das Aktionsprogramm ein gewichtiges Wort mitsprechen, Grund genug, daß auch die übrigen Parteien sich frühzeitig mit ihren programmatischen Forderungen befassen. Die Zentrumspartei hat das bekanntlich bereits getan.

Goldner Herbstabend.

Noch einmal will das Abendgold
Die Welt in Glanz und Schönheit tauchen
Und Strom und Hänge wunderhold
Mit Rosenschimmer überhauchen.

Um reife Früchte spielt das Licht,
Vereinzelt blüht am Strauch die Rose,
Und ihre lila Tupfen flicht
Ins Wiesenkleid die Herbstzeitlose.

Die schlanken Sonnenblumenfrau'n
In ihren goldverbrämten Hauben
Schau'n träumend über'n Gartenzaun,
Und hoch im Safte steh'n die Trauben.

Der Wind weht leis und düfteschwer,
Reseden blühen an den Steigen,
Vom Garten dringt es zu mir her
Wie Silberklang uralter Geigen ...

Als sei die Welt von Hass und Groll
Befreit, entsühnt mit einem Male —
Und so tiefinnern Friedens voll
Wie meiner Heimat stille Tale.

Josefine Moos.

Aufklärung in Nord und Süd.

Von Kgl. Rat Otto Hartmann, Regensburg.

Die richtige Aufklärung bringt die beste Beruhigung, denn wer etwas wissen will, gibt doch nicht nach, bis ihm alles klar erscheint, warum z. B. dies und jenes geschieht. Eine Fülle von Unklarheiten, zahllose Halbheiten bilden in dieser schaurigen Kriegszeit die Ursachen der gedrückten Stimmung, des großen Unwillens und des sinnlosen Schimpfens.

Kürzlich brachte die Presse folgende kurze Notiz: „Das bayerische Staatsministerium hat mit Rücksicht auf die zurzeit sehr beengte Ernährungslage in den bayerischen Groß- und Industriestädten den Staatssekretär des Kriegsernährungsamtes dringend um eine außerordentliche Zuweisung von Nährmitteln ersucht." Was ich beim Lesen gleich befürchtete, trat sofort ein. Die Mitteilung rief in Stadt und Land große Beunruhigung hervor. Auf der Straße hörte man die Leute schimpfen: „Da hamas wieda, all's wird z'erst nach Preuß'n g'schickt, und wenn nix mehr da is, müaß ma nach Preuß'n bett'ln geh'n. Die Preuß'n hab'n aber selba nix mehr, die kumma ja zu uns zum Hamstern." So und ähnlich, teilweise recht scharf, klangen die Volksstimmen. Eine kurze erklärende Ergänzung jener Preßnotiz hätte viel unnützes Gerede, viel Aufregung vermieden. Man gebe doch bei solchen Bekanntmachungen kurz und bündig gleich das „Warum" an. Warum haben wir so wenig Leder, solche Zuckerknappheit usw.? So lauten die täglichen Fragen Hunderttausender. Millionen wissen heute die wirklichen Gründe noch nicht. Vielfach herrscht die Anschauung, daß alles aufgespeichert wird, um die Preise hinaufzutreiben. Wahrheitsgetreue Aufklärung tut not. Das gilt für den Süden genau so wie für den Norden. Im Süden herrscht berechtigtes Mißtrauen wegen der Zentralisierung im Norden, und oben an der Spree klagt man über den Ueberfluß in Bayern, den niemand zu finden vermag.

Oft wird darüber gestritten, wo diese und jene Rohstoffe hingekommen sind? Zahlreiche derartige Fragen tauchen stündlich auf. Möchten doch die eingeweihten, wirklich maßgebenden Stellen kurze Merkblätter mit klaren Aufschlüssen herausgeben. Dies würde viel zur Beruhigung beitragen. Nach meiner Ueberzeugung ist es vollkommen falsch, wenn die Leute, wie es häufig geschieht, barsch abgewiesen werden, indem man ihnen kurzerhand sagt: „Das ist von Berlin so angeordnet!" oder „Das muß einfach sein." Das „Warum" liegt aber doch für jeden so nahe, es ist selbstverständlich. Die Werte der Menschlichkeit, nämlich Güte, Freiheit und Wahrheit sind durch den Krieg ohnedies geschwunden; denn der Krieg ist, wie wir täglich deutlich wahrnehmen, der natürliche Feind des Wirklichen und Erhabenen. Könnte das Volk das Wirkliche durch sachgemäße Aufklärung mehr erfassen, so würde es ganz anders um die Volksstimmung bestellt sein.

Kurze aufklärende Einleitungen wären auch bei allen Bekanntmachungen über Beschlagnahmen sehr vonnöten. Klare, einfache Sätze, die jedermann gleich versteht, ohne sie mehrere Male lesen zu müssen. Wer eine Verordnung über eine Beschlagnahme usw.

erläßt, muß doch am ehesten wissen, warum dies geschieht. Vor Ausgabe eines Erlasses, einer Bekanntmachung sollte man immer einen letzten prüfenden Blick darüber werfen und sich dabei in die Lage jenes versetzen, der damit betroffen wird. Kann dieser alles verstehen, weiß er, warum dies geschehen muß?

Außerdem könnte man noch Aufklärungsausschüsse in allen Kreisstädten einsetzen. Ich habe schon bald nach Kriegsausbruch auf die Notwendigkeit der Schaffung solcher Ausschüsse hingewiesen. Aus Willensunfähigkeit sind diese Anregungen offenbar in der Versenkung verschwunden, obwohl ich sie verschiedenen einflußreichen Personen eigens vorlegte. Was in vollem Einklang eines rechtschaffenen Gewissens steht, darf auch das breite Volk wissen. Der Dienst bei den Aufklärungsämtern müßte ehrenamtlich sein. Leute aus allen Berufsschichten wären zuzuziehen. Auch für die Uebergangszeit sind solche Aemter besonders wichtig, denn erst da brauchen viele Leute bei den sich immer mehr breitmachenden Nöten des Wirtschaftslebens guten Rat. Mehr Volksfühlen ist vonnöten, mehr eindringen muß man in die aufs äußerste beschränkte und erschwerte Erwerbs- und Lebensweise des Einzelnen im Staatsganzen. Natürlich kann man dies nicht von den Behörden bei dem ihnen zufließenden gewaltigen Arbeitsstrom allein verlangen, aber man könnte geeignete Männer bestimmen, die die Volksaufklärung nach wohlerwogenen Gesichtspunkten übernehmen und Auskünfte kostenlos und bereitwilligst erteilen. So bringen wir jenen die längst ersehnte Hilfe und den süßen Trost, die so oft ausrufen: Wir würden alles viel leichter und hoffnungsvoller ertragen, wenn uns die näheren Umstände, die Gründe, die zu dieser und jener Maßnahme führen, bekannt wären. In den Herzen unseres Volkes schlummert soviel Gemeinsinn, daß es schwere Opfer bringt, wenn es gilt, das eigene Volk einer glücklicheren Zukunft zielbewußt entgegenzuführen. Empfindet das Volk aus allem die Wahrheit und den richtigen Zweck des von ihm geforderten Handelns, so wird es sein Bestes hergeben, um alles zum Wohle der Gesamtheit zu gestalten.

Mehr Volksaufklärung in Nord und Süd tut dringend not, denn viele falsche Meinungen und Anschauungen findet man in allen Schichten der Bevölkerung. Alle Segnungen unserer Kultur werden hinfällig und die Gehässigkeiten nehmen immer mehr zu, wenn die wahre Aufklärung noch länger auf sich warten läßt. Das Gebot des Tages darf nicht in stummem Gehorsam allein bestehen, sondern man muß und will vor allem wissen, warum man dies und jenes tun und entbehren soll. Die wirkliche Macht des Staates baut sich nicht auf einen starren Militarismus, sondern auf eine durch Einsicht und Aufklärung gestützte Ordnung für die Untertanen auf. Das gilt für den Krieg noch mehr wie für den Frieden. Aus vertrauensvollem Zusammenleben mit allen Volksschichten kommt die Stärkung der Heimatliebe, jenes Wiedereinwurzeln in alles, was den Volksmann an seine Heimat bindet. Noch mehr als sonst muß uns, solange uns der Friede und so vieles fehlt, gegenseitiges Vertrauen den Tisch decken. Keine Nebelvorhänge — mehr Wahrheit, die uns am sichersten zum Frieden führt. Lagern über dem Zukunftsschicksal dunkle Wolken, die unsere leitenden Köpfe mit ernsten Sorgen erfüllen, so bedarf man zu deren Beseitigung vor allem die Mithilfe der Volksmassen. Nur mit ihr können wir das Hemmende und die Zwangswirtschaft glücklich beseitigen und durch Freiheit des Erwerbslebens der Unternehmungslust und Arbeitsfreudigkeit wieder Tür und Tor öffnen. Rufen wir das Volk, wir brauchen es in seiner ganzen Einigkeit, insbesondere auch nach dem Kriege.

Ein Völkerfriede, der doch auch ein Friede zwischen Nord und Süd sein muß, kann nur entstehen, wenn alle aufrichtigen, wahrheitsliebenden Menschen mehr in den Vordergrund treten. Offene, gerade Menschen gibt es bei uns in Hülle und Fülle, sie dürfen sich nur nicht unterdrücken lassen. Wer die täglichen Mühen und Leiden trägt und sich für die Herbeiführung eines allgemeinen Friedens draußen und daheim opfert, muß auch das Recht besitzen, über alles der Wahrheit gemäß unterrichtet zu werden. Am Steuerrad der Zeit darf es nur noch ein Vorwärts der Offenheit und Klarheit geben, das unsere Hoffnung auf baldigen Frieden am sichersten erfüllen kann.

Die „Sexualnot" im Weltkrieg.

Von Max Roeder, im Felde.

Wer den Anzeigenteil mancher für das Feld bestimmten Ausgabe großer Tageszeitungen durchliest, könnte zu der Meinung kommen, die sexuelle Frage sei eine der brennendsten, die zu lösen sei, und unter den vielen Nöten unserer Zeit sei die „Sexualnot" die größte. Ist diese Erscheinung schon an und für sich, gemessen an dem Ernst unserer Tage, eine recht betrübliche, so ist noch betrüblicher die Tatsache, daß der Absatz kein geringer ist und daß manche Mark der Löhnung gewinnsüchtigen Verlagen zuströmt. Es soll nicht geleugnet werden, daß mancher der Besteller sich zum Bezuge entschließt in der Erwartung, ein wirklich ernstes, wissenschaftliches Werk zu erwerben. Bei den meisten indes führt die Spekulation auf den „Instinkt der Massen" zum Erfolg; es wird bestellt in der Erwartung, eine lockere, sinnenkitzelnde Lektüre zu erstehen, welche Abwechslung in das öde Einerlei des Grabenlebens bringen soll. Und beide sehen sich getäuscht. Wissenschaftlich ist meist nur der Auf- und Ausputz und in der Flut von Fremdwörtern und Fachausdrücken muß der „enttäuschte" Leser durch den Schlamm waten, wenn er es nicht vorzieht, die wertlosen Hefte schon vorher einer ihrer würdigeren Bestimmung zuzuführen. Natürlich ist einer der Retter aus der Sexualnot unserer Zeit auch ein Graphologe, dessen Rat allen unentbehrlich ist, welche den oft so eiligen Weg zur Kriegstrauung zurücklegen wollen.

Völlig irreführend und wenig ehrend für Deutschland ist es, wenn die Sache so dargestellt wird, als sei die „Sexualnot", übrigens ein völlig unangebrachter Begriff, größer als vor dem Kriege. Gewiß werden Fragen berührt, die der ernstesten Erwägung wert sind; aber diese Erwägungen sind längst von berufenen Männern angestellt worden, und es wäre bedauerlich, würde unter dem vielfach lähmenden Einfluß des Krieges diese für die Zukunft wichtige Arbeit in Dilettantenhände gleiten. Die Wege, welche in dieser Art Literatur gewiesen werden, führen offenbar nicht zum Heile. Denn wie kann jetzt noch ein Vaterlandsfreund — von den religiös-moralischen Bedenken ganz zu schweigen — der künstlichen Verhinderung der Volksvermehrung das Wort reden? Gewiß — es wird der Reformen bedürfen, und mehr als angebracht waren die sehr erregten Stimmen der Entrüstung im Felde, als man in den Zeitungen las, daß in einem Weltbadeorte eine Kriegerfrau obdachlos umherirren mußte, weil sie kein Hausbesitzer wegen der großen Kinderzahl aufnehmen wollte. Die Behörde, welche jetzt sogar die Kleiderschränke kontrolliert, sollte vor allem in solchen Fällen auch das Recht der Zwangsunterbringung haben: das war das allgemeine Urteil hier im Felde. Aber mit „Sexualnot" hat diese Frage doch nicht das mindeste zu tun. Und ebensowenig ist es jetzt gerade notwendig, sich der Prostitution anzunehmen, was übrigens in höherem Maße schon geschehen ist, als angebracht war.

Wenn man von „Sexualnot" reden will, dann lese man nur gewisse Berliner Blätter. Da wird in feuilletonistischer Aufmachung erzählt, wie unter dem Decknamen einer „Gesellschaft zur Erforschung des Tibet" Zechgelage und Tanzlustbarkeiten abgehalten werden, bei denen das Geldausgeben seitens der Nichtstuer, unreifer Jugend in Gesellschaft fragwürdiger Frauenspersonen die Rolle spielt. Es ist geradezu ein Wettrennen im Erfinden neuer Vergnügungen, bei denen die „Sexualnot" ausgiebigste Berücksichtigung findet. Die „Not der Zeit" liegt darin, daß sich Schichten im Kriege gebildet haben, denen jedes Bewußtsein für den Ernst der Zeit abgeht und denen die Gunst der Zeit große Summen in die Hände spielt, mit denen sie nicht umzugehen wissen. Daß gerade die Jugend dazu gehört, ist bedauerlich. Dort lebt alles im Rausch, und es ist wohl zutreffend, was ein aus Urlaub zurückkehrender Kamerad sagte: man kann daheim mit den glücklich zu Hause gebliebenen Altersgenossen nicht mehr ausgehen; Fünfzigmarkscheine spielen bei denen gar keine Rolle mehr. Und jeder will genießen, den großen Herrn spielen, genießen in Sumpf und Schande: darauf spekuliert die Gewissenlosigkeit der Hinterhäuser, des Dirnentums, des Niedergangs in der Kunst. Es handelt sich um Feinde des Volkes größer als jene, denen wir mit den Waffen begegnen. Schlimmer mag es noch werden, wenn das Erwachen folgt; das Lasterleben ist zur Gewohnheit geworden, Ersparnisse sind keine da — wie gewonnen, so zerronnen — und dann heißt's leben, leben unter ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen. Das ist und wird die große Not der Zeit. Eine andere mag dazu kommen, hervorgegangen aus so mancher rasch und unüberlegt geschlossenen ehelichen Verbindung. Viele, allzuviele werden allen den Bestrebungen nicht dankbar sein, wenn einmal andere Zeiten kommen, den Bestrebungen, die sich nicht genug tun konnten in der Erfindung neuer Wege, die Eheschließungen zu erleichtern. Schon haben die „Sexualnöter" das Allheilmittel in der erleichterten Ehetrennung gefunden — aber damit verschone man das neue Deutsche Reich, vor allem die Millionen ehrbarer Mütter und Frauen, die Kriegsopfer gebracht, riesengroß, deren Brust kein Ehrenband schmückt. Gibt's eine Not, dann ist's die, daß die Heiligkeit der Familie und der Ehe gelitten hat, begünstigt durch die widrigen Umstände des Krieges und den Mangel rechtzeitiger und ausgiebiger Abwehr- und Besserungsmaßnahmen. Hier sind die starken Wurzeln der deutschen Volkskraft, und von hier aus können wir der Nöte Heilung erhoffen. Eine tiefe, sittlich-ernste Auffassung tut uns bitter not, so not wie der deutsche Waffensieg. Dazu gehört allerdings auch nicht die Ehe als aussichtsreiches, gesellschaftliches Versorgungsinstitut, wie sie aus der Anzeige sprach, in der ein angehender Gesandter eine entsprechend dotierte Lebensgefährtin suchte, um seinen Repräsentationspflichten genügen zu können. Danach scheint es mit der „freien Bahn für den Tüchtigen" noch gute Weile zu haben.

Die Herren daheim mögen sich aber beruhigen; uns da draußen stört die „Sexualnot" nicht. Wir haben andere Sorgen, wie den diese Not nicht drückt, der treu seine Pflicht erfüllt. Unsere Sorge ist die um Deutschlands Sein und Ehre und um die Zukunft der Unsern, die wir allerdings nicht in solchen Händen wissen möchten. Und nur den einen Wunsch noch: es möchte die Papiernot die Sexualnot vertreiben; das wäre ein Gewinn für Heimat und Front.

Chronik der Kriegsereignisse.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Fortgang der großen Schlacht. Die feindlichen Durchbruchsversuche gescheitert.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

26. August. Beiderseits von Bapaume setzte der Feind zwischen St. Leger und Martinpuich seine Angriffe fort. Hoher Einsatz an Infanterie und Panzerwagen sollte hier den Durchbruch durch unsere Front erzwingen. Wo der Feind im Feuer und durch Gegenstoß abgewiesen war, trugen frische Kräfte den Angriff immer wieder erneut vor. Seine Angriffe sind im großen gescheitert. Im einzelnen war der Verlauf der Schlacht etwa folgender: Der Feind drang in unsere westlich von Mory — westlich von Bapaume — Martinpuich verlaufende Linie ein. Nördlich von Bapaume brachten örtliche Bereitschaften und Reserven den Feind am Ostrand von Mory, Favreuil und westlich von Bapaume zum Stehen. Weitere Angriffe brachen vor diesen Linien zusammen. Südwestlich von Bapaume stieß der Feind zwischen Tilloy und Martinpuich auf Gueudecourt-Flers vor. Preußische Reserve-Regimenter und Marine-Infanterie warfen ihn in kraftvollem Gegenangriff in die Linie Tilley—Martinpuich zurück. Beide Orte wurden wieder genommen. Gegen unsere von der Ancre-Front abgesetzten Linien Bazentin—le Petit Carnoy—Suzanne arbeitete sich der Feind im Laufe des Nachmittags heran. Stärkere Angriffe, die am Abend zwischen Carnoy und der Somme erfolgten, wurden abgewiesen. Südlich der Somme setzte sich der Feind bei mehrfachen Angriffen in Cappy und Fontaine fest. Beiderseits der Römerstraße schlugen wir seine Angriffe zurück. Südlich der Ailette griff preußische Garde den Feind westlich von Crécy-au-Mont an, gewann die Höhe südöstlich Pont St. Mard und schlug im Verein mit deutschen Jägern sehr starke Angriffe weißer und schwarzer Franzosen ab. Etwa 400 Gefangene wurden eingebracht. Auch nördlich der Aisne brachen am Abend starke feindliche Angriffe zusammen.

27. August. Tagsüber schwerer Kampf zwischen Arras und der Somme. Oestlich von Arras griff der Feind beiderseits der Scarpe an. Nördlich des Flusses blieben seine Angriffe vor unserer auf Roeux zurückgebogenen Kampflinie im Feuer liegen. Südlich der Scarpe wichen unsere Vortruppen den mit zahlreichen Panzerwagen und starker Infanterie vorgetragenen feindlichen Angriffen auf Befehl auf die Höhen von Monchy aus. Dort empfing den Feind das Feuer unserer zur Abwehr bereitstehenden Infanterie und Artillerie. Nach erbittertem Kampf drang der Gegner über Monchy—Guemappe vor. Unser Gegenangriff warf ihn an die Ostränder der Orte wieder zurück. Mehrfach gegen Cherichy gerichteter Ansturm brach vor dem Orte zusammen. Unter starkem Einsatz von Panzerwagen setzte der Feind seine Angriffe beiderseits von Bapaume fort. Nördlich von Bapaume waren die Höhen südöstlich von Mory und Beugnatre Brennpunkte des Kampfes. Auf der Höhe faßte der Feind nach mehrfach vergeblichem Ansturm am Abend Fuß. Beugnatre blieb nach langem Kampf in unserer Hand. Südwestlich von Bapaume setzte sich der Feind in Tilloy und Martinpuich fest. Im übrigen brachen die hier auf breiter Front bis zum späten Abend wiederholten Angriffe des Feindes blutig zusammen. An ihrer erfolgreichen Abwehr haben preußische, bayerische und sächsische Truppen gleichen Anteil. Vor und hinter unseren Linien liegen die zerstörten Panzerwagen des Feindes; Leutnant Spielhoff schoß mit seinem Kraftwagengeschütz vier Wagen zusammen. Südlich von Martinpuich drang der Feind über Bazentin in Montauban ein. Im Gegenangriff warfen wir ihn aus Montauban wieder hinaus. Auch südlich von Montauban scheiterten feindliche Angriffe. Unsere Linie verläuft jetzt westlich von Flers — westlich von Longueval auf Mariecourt. Zwischen Somme und Oise lebte die Gefechtstätigkeit nur beiderseits der Avre auf. Bei örtlichen französischen Angriffen blieben Fresnoy und St. Mard in der Hand des Feindes. Nördlich der Aisne machten wir bei einem Vorstoß westlich von Juviany 100 Gefangene. Feindliche Angriffe brachen hier und nördlich von Pasly verlustreich zusammen.

28. August. Die Armee des Generals v. Below (Otto) stand gestern wiederum in schwerem Kampfe. Der Schwerpunkt der englischen Angriffe lag südlich der Scarpe. Durch Masseneinsatz von Panzerwagen, englischer und kanadischer Infanterie suchte der Feind beiderseits der Heerstraße Arras—Cambrai erneut den Durchbruch zu erzwingen. Unsere in Linie Pelves — östlich von Monchy-Croisilles kämpfenden Truppen — pommersche, westpreußische, hessen-nassauische und elsässische Regimenter — haben den mit gewaltiger Uebermacht an Menschen und Material am frühen Morgen geführten Stoß des Feindes in erbittertem Kampf dicht östlich von Pelves bei Vis-en-Artois und Croisilles aufgefangen. Im Verein mit württembergischen Bataillonen brachten sie die am Nachmittag mit erneuter Kraft in tiefer Gliederung an der Heerstraße vorgetragenen feindlichen Angriffe zum Scheitern. Auch mehrfach wiederholte Anstürme des Gegners gegen Boiry—Notre Dame und nordöstlich von Croisilles brachen zusammen. Der Feind hat gestern schwere Verluste erlitten. Viele Panzerwagen wurden durch Geschütze und Minenwerfer aus vorderster Linie vernichtet. Batterien des Reserve-Feld-Artillerie-Regiments Nr. 26 feuerten bei Via, offen vor unserer Infanterie auffahrend, aus nächster Entfernung in die dichten Linien des Feindes. Der Kampf griff gegen Mittag auch auf das Norduser der Scarpe und nach Süden bis Mory über. Viermalige Angriffe des Feindes wurden hier abgewiesen. Beiderseits von Bapaume blieb die Kraft der feindlichen Angriffe gegen die Vortage zurück. Der Engländer, der beiderseits der Stadt überraschend und mit Artillerievorbereitung, aber ohne Einsatz von Panzerwagen, mehrfach vorstieß, wurde überall zurückgeschlagen. Nördlich der Somme führte der Engländer heftige Angriffe gegen unsere neuen Linien zwischen Flers und Curlu. Wir wiesen sie ab und nahmen Flers und Longueval, wo der Feind vorübergehend eindrang, im Gegenangriff wieder. Südlich der Somme scheiterten Teilvorstöße des Gegners. Zwischen Somme und Oise haben wir unsere Linien vom Feinde abgesetzt, die Trümmerfelder Chaulnes und Roye ihm somit kampflos überlassend. Durch unsere erfolgreiche Abwehr war der Gegner seit dem 20. August zum Einstellen seiner Angriffe an dieser Front gezwungen worden. Dadurch wurde die reibungslose Durchführung unserer Bewegungen ermöglicht, die sich in den letzten Nächten, vom Feinde völlig ungestört, vollzog. An der Vesle brachten mecklenburgische Grenadiere dank tatkräftigen Eingreifens ihres Führers, Oberleutnant Boelcke vom Grenadier-Regiment Nr. 89, einen Angriff der Amerikaner gegen Bazoches zum Scheitern. Badische Truppen erstürmten Fismette im Vesle-Tal. Bei beiden Unternehmungen erlitt der Amerikaner schwere Verluste und ließ mehr als 250 Gefangene in unserer Hand.

29. August. Auf dem Schlachtfeld südöstlich von Arras brach am frühen Morgen dicht südlich der Scarpe ein englischer Angriff im Feuer zusammen. Am Mittag nahm der Feind seine Durchbruchsversuche mit neuer Wucht wieder auf. Zwischen Scarpe und Sensée-Bach setzte er fünfmal zum Angriff an. Pommersche und westpreußische Regimenter brachen auch gestern wieder den Ansturm des Feindes. Durch flankierendes Feuer ihrer Artillerie wirksam unterstützt, warfen sie jedesmal den Feind wieder zurück. Boiry-Notre Dame war Brennpunkt erbitterten Kampfes. Dreimal wurden die Trümmer des Ortes im Gegenstoß dem Feinde wieder entrissen. Bei erneutem feindlichem Angriff am Abend blieb der Ort in Feindeshand. Der Hauptstoß des englischen Angriffes traf württembergische Regimenter beiderseits der Straße Arras—Cambrai. Siebenmal stürmte der Feind vergeblich an. Panzerwagen fuhren auf und neben der Straße immer wieder von neuem heran, in tiefer Gliederung folgte die Infanterie. Sie blieb im Feuer unserer Maschinengewehre und in vorderster Linie auffahrender Geschütze liegen. Wo der Feind in unsere Stellung eindrang, warf ihn unser Gegenstoß wieder völlig zurück. Südlich von Croisilles und südöstlich von Mory wurden englische Angriffe abgewiesen. Nördlich der Somme erneuerte der Feind am frühen Morgen seine Angriffe zwischen Flers und Curlu. Bei Hardecourt drang er in unsere Linien ein. Im Gegenangriff warf ihn das Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 unter Führung seines Kommandeurs, Major Otto, im Verein mit hessischen Kompagnien wieder zurück. Zwischen Somme und Oise blieben Vortruppen vor unseren neuen Stellungen in Gefechtsfühlung mit dem Feinde, der am 27. August nur zögernd, gestern schärfer über Dompierre — Belloy — Nesle — Beaulieu — Suzoy folgte. Sie zwangen ihn mehrfach zu verlustreichem Angriff und wichen dann aus. Südwestlich von Noyon griff der Feind nach stärkster Feuervorbereitung unsere alten Linien an; sie waren von uns nicht mehr besetzt. Noyon lag unter schwerstem Feuer der Franzosen. Die Stadt liegt vor unserer Kampffront. Nördlich der Aisne nahm der Franzose unter Heranziehung von Amerikanern seine Angriffe wieder auf. Unter schweren Verlusten wurden sie abgewiesen. Am Pasly-Kopf schlugen Kavallerie-Schützenregimenter fünfmaligen Ansturm des Feindes zurück; mehrere Panzerwagen wurden zerschossen.

30. August. Südöstlich von Arras wurden Infanterie und Panzerwagen des Feindes beim Anmarsch auf das Schlachtfeld von Artillerie und Schlachtfliegern wirksam gefaßt. Gegen Mittag nahm der Feind seine Angriffe wieder auf. Ihr Schwerpunkt lag gestern südlich der Straße Arras—Cambrai. Den aus Cherley und von Fontaine heraus und gegen Haudecourt mehrfach anstürmenden Feind schlugen wir in hartem Kampf zurück. Weiter südlich drang der Engländer in Bullecourt und Riencourt ein. In dem Grabengewirr und Trichterfeld früherer Schlachten spielten sich hier erbitterte Kämpfe ab. Riencourt wurde dem Feind wieder entrissen, der Ostteil von Bullecourt wieder genommen. Am Nachmittag dehnte der Feind seine Angriffe bis nordöstlich von Bapaume aus. Sie brachen meist schon in unserem Feuer zusammen. Aus St. Leger und Mory heraus griff er fünfmal vergeblich an. Zahlreiche Panzerwagen wurden vernichtet. Nördlich der Somme haben wir in Verbindung mit den südlich des Flusses durchgeführten Bewegungen die Verteidigung in die Linie östlich von Bapaume — nordwestlich von Péronne verlegt. Der Feind ist gestern zögernd über Bapaume—Combles—Maurepas gefolgt. Zwischen Péronne und der

Oise Infanteriegefechte auf dem Westufer der Somme und des Kanals. Starke Angriffe, die der Feind südöstlich von Nesle und aus Noyon heraus gegen unsere neuen Linien nordöstlich der Stadt führte, wurden abgewiesen. An der Ailette faßte der Franzose westlich von Folersbray in geringer Tiefe auf dem östlichen Ufer Fuß. Zwischen Ailette und Aisne nahm er im Verein mit Amerikanern seine Angriffe wieder auf. Zwischen Pont St. Mard und Chavigny stürmte er seit frühem Morgen gegen unsere Linien an. Panzerwagen führten immer wieder von neuem die dichten Angriffswellen der Infanterie vor. Magdeburgische, hannoveranische, thüringische und Garde-Regimenter brachten die mit doppelter Uebermacht geführten schweren Angriffe des Feindes völlig zum Scheitern. 72 Panzerwagen wurden zerschossen. Der Franzose hat hier gestern eine schwere Niederlage erlitten. Seine Verluste sind ungewöhnlich hoch. Wir machten Gefangene von zehn verschiedenen Divisionen.

31. August. Auf dem Schlachtfeld südöstlich von Arras suchte der Engländer gestern erneut den Durchbruch zu erzwingen. Unter starkem Einsatz von Panzerwagen brachen am frühen Morgen auf einer Frontbreite von 20 Kilometern englische und kanadische Divisionen zwischen Straße Arras—Cambrai und südöstlich von Bapaume zum Angriff vor. Württemberger schlugen südlich der Straße den Feind vor ihren Linien ab. Im Verein mit rheinischen Bataillonen warfen sie den südlich von Hendecourt vorgedrungenen Feind wieder zurück. Südlich von Hendecourt brachten Kavallerie-Schützenregimenter den feindlichen Ansturm zwischen Vaulx—Vraucourt und Frémicourt zum Scheitern. Sie nahmen Hendecourt, das vorübergehend verloren ging, wieder, gingen nach Abwehr des Feindes selbst zum Angriff vor und warfen ihn beiderseits von Bullecourt über den Westrand des Ortes zurück. Südlich von Ecoust schlugen westpreußische Regimenter in erbittertem Kampf mehrfache Angriffe des Feindes ab. Selbständiges Eingreifen des Oberleutnants Mann mit Kompagnien des Inf.-Regts. Nr. 575 ermöglichte die Wiedernahme des vorübergehend verlorenen Ortes Ecoust. Beiderseits von Bapaume brachten preußische, sächsische und bayerische Regimenter den feindlichen Ansturm zum Scheitern. Am Nachmittag warf der Feind beiderseits der Straße Arras—Cambrai frische Divisionen in den Kampf. Erneuter Masseneinsatz von Panzerwagen und Infanterie sollte die Entscheidung herbeiführen. Am späten Abend war die Schlacht zu unseren Gunsten entschieden. Die aus dem Sensée-Grund heraus über Etervigny, Haucourt und südlich der Straße aus Vis—Cherisy anstürmenden dichten Linien des Feindes brachen in unserem Feuer und im erbittertem Nahkampf zusammen. Seine Panzerwagen wurden zerschossen. Die Infanterie des Feindes erlitt außergewöhnlich hohe Verluste. Nördlich der Somme wurden englische Angriffe zwischen Morval und Clery abgewiesen. Wo der Feind unsere Linien erreichte, warf ihn unser Gegenstoß in seine Ausgangsstellungen zurück. Nördlich der Oise griffen Franzosen den Kanalabschnitt zwischen Libermont und nordöstlich von Noyon mit starken Kräften an. Ihre Angriffe kamen meist schon auf dem Westufer in unserem Feuer zum Stehen. Aus Chevilly auf dem östlichen Ufer wurde der Feind nach hartem Kampf wieder geworfen. Mehrfach aus Noyon heraus geführte Angriffe scheiterten im Feuer und durch Gegenstoß. Nördlich von Soissons nahmen wir den zum Pasly-Kopf vorspringenden Frontabschnitt in die kürzere Linie Juvigny—Bucy-le Long zurück. Juvigny blieb bei gestrigen Angriffen des Feindes in seiner Hand.

1. Sept. Zwischen Ypern und La Bassée verkürzten wir unsere Front durch Aufgabe des auf Hazebrouk vorspringenden Bogens. Wir überließen dabei den Kemmel dem Feind. Die vor einigen Tagen durchgeführten Bewegungen blieben ihm verborgen. Gestern stieß der Engländer mit starken Kräften gegen unsere alten Linien vor. Unsere im Vorgelände der neuen Stellungen belassenen gemischten Abteilungen stehen mit ihm in Gefechtsfühlung. Der Feind hat den Kemmel besetzt und ist über Bailleul, Neuf Berquin und über die Lawe gefolgt. An der Straße Arras—Cambrai brachen englische Infanterieangriffe vor unseren Linien zusammen. Starke, bis zum Abend mehrfach wiederholte Angriffe des Feindes zwischen Hendecourt und Vaulx—Vraucourt scheiterten. In wechselvollen Kämpfen blieben Bullecourt und Ecoust in Feindeshand. Zwischen Morval und Peronne griffen englische und australische Divisionen nach heftigem Feuer an. Bei Morval und südwestlich von Bancourt wurden sie abgewiesen, Bouchavesnes wurde durch Gegenangriff gehalten. Weiter südlich verläuft unsere Linie nach Abschluß der Kämpfe an der Straße Bouchavesnes—Peronne. Uebergangsversuche des Feindes über die Somme bei Brie und St. Christ wurden vereitelt. Starke Angriffe der Franzosen zwischen Somme und Oise gegen die Kanalstellung und den Höhenblock nordöstlich von Noyon. Französische Divisionen, die am Abend beiderseits von Nesle vorstießen, blieben im Feuer vor unseren Linien liegen. Bei Noye wurde der Feind im Gegenstoß geworfen. Gegen Mittag zwischen Beaulieu und Marlincourt einheitlich geführte Angriffe brachen unter schweren Verlusten für den Feind zusammen. Am Abend erneut angesetzter Angriff zersplitterte sich in Einzelvorstößen, die überall abgewiesen wurden. Stärkere feindliche Kräfte, die nördlich von Baresnes und über die Oise bei Bretigny vorstießen, wurden zurückgeworfen. Zwischen Oise und Aisne hat gestern abend nach stärkstem Artilleriefeuer die Infanterieschlacht von neuem begonnen. Dicht südlich der Oise kamen Angriffe des Feindes im Artillerie- und Maschinengewehrfeuer nicht vorwärts. Beiderseits von Champs stieß der Feind mit starken Kräften aus der Ailette-Niederung vor. Durch Gegenangriff wurde die alte Lage wieder hergestellt. Zwischen Ailette und Aisne gingen den Angriffen Teilvorstöße des Gegners voraus. Am Abend brach der Feind mit starken Kräften zum einheitlichen Angriff vor. Bei und südlich von Crecy-au-mont schlugen wir den Feind, teilweise im Gegenstoß, zurück. Oestlich von Juvigny stieß er bis Terny-Sorny vor. Dort brachten ihn örtliche Reserven zum Stehen. Südlich anschließend bis zur Aisne sind die mehrfach wiederholten Angriffe des Feindes vor unseren Linien gescheitert.

Eine Ruhmestat katholischer Wissenschaft und Kunstpflege.

Katholische Wissenschaft und Kunst bearbeiten den Grund weiter, den das Streben, Denken und Können der Vorzeit gelegt und bereitet hat, und unter ihren Händen ersprießen neue herrliche Blüten, reifen Früchte unvergänglichen Wertes. Zu den schönsten, hervorragendsten, dringlichsten Aufgaben, die sie sich stellen kann, gehört die Erforschung der Ursprünge und der Entwicklung der christlichen Kunst. Deutsche und ausländische Gelehrte haben sich darum bemüht und zweifellos bedeutsam sind die Ergebnisse ihrer Studien. Daß sie dennoch eine große Zahl wichtiger Fragen unbeantwortet lassen mußten, liegt zum nicht geringen Teile daran, daß es ihnen unmöglich war, die Denkmäler jener alten Zeiten genauer zu untersuchen, teils weil diese unzugänglich für sie waren, teils wegen des übeln Zustandes sehr vieler, der zu den in der Materie selbst liegenden Schwierigkeiten äußerliche, unüberwindlich scheinende hinzuschuf. Der Wert der älteren Veröffentlichungen wird auch durch die Mangelhaftigkeit der damaligen Reproduktionstechnik beeinträchtigt.

Der Unermüdlichkeit und der Opferbereitschaft eines deutschen katholischen Gelehrten, der Freigebigkeit Kaiser Wilhelms, des Fürstbischofs Kopp und der Familie Krupp, der ausgezeichneten Leistungsfähigkeit deutscher und österreichischer Kunstanstalten, dem Wagemut eines deutschen Verlages ist es zu verdanken, daß wir jetzt auf den Besitz eines Werkes stolz sein dürfen, das mit seinem Inhalt und in seiner Form sich weit über alle jene früheren erhebt, in letzterer Beziehung sie überflüssig macht.

Jener Gelehrte ist der Prälat Joseph Wilpert, der sich schon vor Jahren als Erforscher der römischen Katakomben Ruhm erworben hat. Das von ihm in 13jähriger Arbeit geschaffene, jetzt in zweiter Auflage vorliegende Werk (Verlag von Herder in Freiburg i. B.) gilt den römischen Mosaiken und Malereien der kirchlichen Bauten vom 4. bis 13. Jahrhundert. Es beginnt mithin bei dem Zeitpunkt, wo das Christentum in freier Oeffentlichkeit sein Haupt erheben konnte, und reicht noch bis in die Regierungszeit des 1292 verstorbenen Papstes Nikolaus IV.; nach Epochen der Kunstgeschichte berechnet, umfaßt es alle von der Monumentalkunst altchristlicher Zeit bis zur Blütenentfaltung der italienischen Gotik. Von den vier mächtigen Foliobänden des Werkes enthalten zwei den Text, zwei andere die Tafeln. Der Text ist mit 542 autotypischen Abbildungen ausgestattet. Der farbigen Tafeln sind im ganzen 300. Von ihnen stellen 124 Mosaiken, 176 Wandmalereien dar. Nicht wenige sind von so großen Formates, daß sie zweifach und dreifach gefalzt werden mußten. Die Mosaiken wurden in Vierfarbendruck, die Malereien in Farbenlichtdruck wiedergegeben. Alle Tafeln sind von wunderbarer Klarheit, als Leistungen neuzeitlicher Nachbildungskunst unübertroffen. Was keiner früheren Veröffentlichung möglich gewesen ist — die Technik der alten Kunstwerke derart getreu zur Anschauung zu bringen, daß man sie am Nachbilde studieren kann — das ist hier erreicht.

Unendlich mühsam waren die Vorarbeiten. Auch kostspielig, denn sie beanspruchten rund eine halbe Million Mark; ein Drittel wurde von den zuvor genannten Spendern aufgebracht, während der Forscher zwei Drittel aus Eigenem zahlte. Mit Hilfe schwieriger photographischer Aufnahmen wurde die Grundlage für die Aquarellmalerei geschaffen, die der von Prälat Wilpert dazu angelernte Maler Carlo Tabanelli mit vorzüglicher Geschicklichkeit ausführte. Welche Schwierigkeiten er zu überwinden, welche Arbeit er zu leisten hatte, ahnt man, wenn man erfährt, daß er nach sorgfältiger Reinigung der Mosaiken jedes einzelne der nach vielen Millionen zählenden Steinchen genau in der Farbe des Originals wiederzugeben hatte. Der Herausgeber aber, der das alles überwachte, sorgte noch ferner dafür, daß in der Wiedergabe alle späteren Ergänzungen klar als solche hervorgehoben wurden. Diese, die man an den Originalen nicht ohne weiteres sieht, erkennt man bei den Nachbildern auf den ersten Blick, nicht minder die zerstörten Teile und den durch Linienzeichnungen des Verfassers einwandfrei unternommene Ergänzungen. Ein großer Teil der Bedeutung dieses Werkes beruht hierauf. Von größter Wichtigkeit ist auch, daß Prälat Wilpert die Möglichkeit gewährt wurde, eine Anzahl von Kunstwerken zu untersuchen und zum ersten Male zu veröffentlichen, die bisher unter strengstem Verschlusse gehalten wurden. So das Gnadenbild von Maria Schnee in S. Maria Maggiore, das Christusbild der Kapelle Sancta Sanctorum, das Franziskusbildnis in S. Francesco a Ripa und andere. Zu den großen Ergebnissen der Wilpertschen Forschung gehört auch die Untersuchung und Herausgabe des herrlichen Weltgerichtes von Cavallini in S. Cecilia, die Würdigung dieses bisher weitaus unterschätzten Künstlers und der Nachweis, daß Raffael jenem Gemälde wichtige Züge seiner Disputà entlehnt hat. Ich möchte darauf hinweisen, daß ein durchaus verwandter Kompositionsgedanke schon in dem aus der Zeit Johannes VII. (705) stammenden Fresko mit der Anbetung des Gekreuzigten durch Engel und Heilige in S. Maria Antiqua gegeben ist (Tafel 155).

Die mittelst vieler Tafeln erfolgte vollständige Veröffentlichung der künstlerisch in höchstem Grade wichtigen Malereien in dieser 1900 entdeckten uralten Kirche gehört ebenfalls zu den ausgezeichnetsten Verdiensten Wilperts. Weiter liefert er den unanfechtbaren Nachweis der bisher vielfach angezweifelten und bestrittenen Tatsache, daß Rom auch im frühen Mittelalter die Vorherrschaft auf künstlerischem Gebiete gehabt, und daß die griechisch-byzantinische Kunst unter diesem Einflusse gestanden sei — nicht, wie behauptet worden ist, umgekehrt. Von großer Bedeutung ist ferner das Ergebnis, daß die mittelalterlichen Kopien von Kunstwerken der alten Zeiten inhaltlich und auch stilistisch als wirklich getreue Nachbildungen anzusehen seien. Höchst wertvoll sind die Untersuchungen der alten Christusbilder und die negative Beantwortung der Frage nach der Existenz eines authentischen Bildnisses des Erlösers. Lebhaftestes Interesse muß Wilperts Wiederherstellung des Labarums des Kaisers Konstantin erregen. Auf weitere Einzelheiten einzugehen, ist an dieser Stelle unmöglich. Die von rastlosem Forschungseifer unterstützte staunenswerte Gelehrsamkeit Wilperts hat eine Unzahl von Resultaten geschichtlicher, kunstgeschichtlicher, ikonographischer, stilkritischer und sonstiger Art zutage gefördert, hat uns eine ganz neue Kenntnis jener Kunst vermittelt. Das alles in wunderschönem, von keiner Leidenschaftlichkeit getrübtem, köstlich schlichtem Vortrage, der von jenem so mancher viel weniger Bedeutenden erquickend absticht. Die Vorzüglichkeit der technischen Wiedergabe ist derart, daß, wenn nunmehr alle jene alten Originale zugrunde gingen, doch kein völliger Verlust mehr eintreten könnte. Auch für unsere moderne christliche Kunst ist dieses Werk in technischer wie inhaltlicher Beziehung von außerordentlichstem vorbildlichem Werte.

Am Schlusse sei die Anfrage gestattet, ob es nicht möglich, ja vielleicht empfehlenswert wäre, dieses oder jenes besonders wichtige Blatt einzeln herauszugeben, damit weite Kreise, denen das kostspielige Werk (2. Aufl. 1400 Mark) nicht zugänglich ist, doch auch ihren Augen- und Seelengewinn davon haben können. Ich weise in dieser Beziehung nur auf das Bildnis des hl. Franziskus, das Mariaschnee-Bild, das Cavallinische Weltgericht hin. Auch unter den Mosaiken eignen sich mehrere für die Zwecke häuslichen Schmuckes. Dr. O. Doering.

Vom Büchertisch.

Der russische Mensch. Zur Ideengeschichte und Psychologie des Ostens. Von Dr. Maria Maresch. 8⁰. 83 S. ℳ 2.40. Innsbruck, München, Tyrolia, 1918. — Hier sind eine Reihe von Aufsätzen gesammelt, die ihren Ursprung eingehenden Studien zur vergleichenden Literaturwissenschaft verdanken und der Völkererkenntnis und Völkerverständigung dienen wollen. Aus zahlreichen, leider nicht durchgängig genauer vermerkten Belegen wird Werdegang, Grundlage und Tragweite der Geistesverfassung Rußlands dargelegt und das Ergebnis jeweils in bündiger Form mitgeteilt. Die Darstellung klingt in das zusammenfassende Urteil aus (S. 83): Die Entscheidung für die Liebe gegen den Haß, für Christus gegen den Antichrist, für den sozialen Menschen gegen den Uebermenschen ist der Beitrag des religiösen Rußlands zur inneren Erneuerung Europas. In dankenswerter Weise ist in diesem Buch dem rechten Erfassen der so rätselhaft erscheinenden Vorgänge im Osten vorgearbeitet. Die vorliegenden Aufsätze sind nicht nur bedeutungsvoll als Beiträge zur russischen Literaturgeschichte; sie enthüllen zugleich manches Geheimnis der russischen Volksseele und geben, vorab in der Behandlung des slawischen Messianismus den Schlüssel zum Verständnis schwerwiegender Gegenwartsfragen. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Zu Goethes Geburtstag hat das K. Residenztheater die Erstlinge des jungen Dichters „Die Laune des Verliebten" und „Die Mitschuldigen" neueinstudiert. Die meisten Stimmen meinen, die Ausgrabung dieser Kleinlichkeiten sei keine ganz würdige Geburtstagsfeier. Ich bin bescheidener und freue mich, daß des zuweilen vergessenen Tages wieder gedacht wurde. Ich betrachte die Stückchen als das, was die Theatersprache unserer Feinde „lever du rideau" nennt, und hoffe, daß der Vorhang recht bald vor bedeutenderem in die Höhe gehen möge. Ist uns doch „Torquato Tasso" versprochen, auf dessen Fehlen im Spielplan seit manchem Jahre an dieser Stelle hingewiesen wurde. Was die beiden Stücke des achtzehnjährigen Leipziger Studenten betrifft, so fällt in ihnen auf, wie konventionell sie sich in Stil, Geschmack und Gefühl der Zeit bewegen; kaum eine Zeile kündet das „Genie" an, aber auch nichts von dem Genie-Ersatz, mit dem unsere jungen Autoren von heute gewaltsam ihren Jahren vorauseilen. Von den Herzenserfahrungen des Eifersüchtigen in seinem Verhältnis zu Käthchen Schönkopf, die Goethe „beschlossen" hatte in der „Laune des Verliebten" dramatisch zu behandeln, ist nicht viel individuelles übrig geblieben, es ist das typische Schäferspiel. Wie in der anakreontischen Tändelei seiner gleichzeitigen Lyrik gab Goethe das Schulbeispiel einer versinkenden Literatur; er, der sie später überwand, erreichte die Höhe ihrer Ausdrucksmöglichkeiten und formalen Kultur. Auch das Lustspiel ist sterbendes Rokoko selbst in der bequemen Duldung, mit der die „Mitschuldigen" über die Schuld des anderen wechselweise hinweg sehen. Goethe hat später in Weimar beide Stücke selbst gespielt; er gab Eridon und den Alcest, in welchen Figuren wir Herrn Henrich sehen. Die Rollen der Corona Schröter haben die Damen Wimplinger und Bierkowski inne. Sicherlich beherrschten jene den Alexandriner besser; dieser Vers der französischen Klassiker widerstrebte unserer Sprache stets, aber unseren heutigen Schauspielern, die den Rhythmus in impressionistische Fetzchen zerteilen, ganz besonders. Am besten behandeln ihn Schwannecke und Frl. Pregler. Der erstere schuf die farbigste Figur in der freilich dankbaren Rolle des Wirtes. Waldau weiß Lumpen einen Widerschein vergoldenden Humors zu geben. Roberts Spielleitung sorgte für ein leichtes, gefälliges Tempo, wie es der graziösen Rokokoumwelt entspricht.

Uraufführung in den Kammerspielen. Dem Gastspiel des Berliner Residenztheaters ist ein solches der Ida Roland gefolgt. Ihre persönliche Note liegt bekanntlich in einem heißen Temperament, einer gewissen Anmut, die eine lockende Koketterie teils verdeckt, teils besonders betont. Sie bevorzugt dekadente Geschöpfe, über die der Schimmer sittlicher Fäulnis glitzert. Man wunderte sich diesmal, sie in dem Kostüm einer Zeit zu sehen, die junge Frauen matronenhaft verhüllte, der spielerischen Koketterie zum Hemmnis; aber plötzlich huschte unter der schweren verunstaltenden Haube die Glut über die Züge, wir sehen die Leidenschaft wild emporschießen, die ganz Erotik und wenig Seele ist. Also doch die Rolandrolle! — Das Stück heißt „Anne Pedersdotter", Drama von M. Wierg—Jensen; übersetzt von Grete Gulbransson; für die deutsche Bühne bearbeitet von K. Vollmöller. Wiewohl Hexenprozesse unserem Gefühl sehr weit liegen, wußte der erste Akt zu fesseln. Die Exposition ist geschickt, man sieht, wie die Fäden verknüpft sind und gewinnt Interesse an ihrer Entwirrung, aber dieses Interesse ist doch nur rein stofflicher Art, seelisch wird man nicht in Mitschwingen versetzt. Wir sehen das Einfangen einer Hexe (das Stück spielt 1574 in Norwegen); dies bleibt zunächst Episode, doch zeigt es sich, daß auch Anne, der jungen Frau des alten Pfarrers, Gefahr droht; denn ihre Mutter hatte Beziehungen zum Bösen. Die Tote hatte es einst dem Pfarrer gestanden, doch dieser hatte geschwiegen, aus Liebe zu Anne. Dieses Verdecken der Schuld bedrückt des Geistlichen Gewissen, denn der Flammentod reinigt die Hexen, das Sterben in Sünde führt zur ewigen Verdammnis. Er gesteht Anne seine geistliche Schuld; diese, die immer zum Guten strebte, fühlt sich nun als Satanskind und erprobt, ob sie gleich der Mutter durch die Kraft ihres Wunsches herbeirufen kann, und sie ruft ihren Stiefsohn, zu dem eine wilde Leidenschaft sie erfaßt hat. Gerade ist er nach langen Jahren der Abwesenheit ins Vaterhaus zurückgekehrt, ist auf der hohen Schule zu Wittenberg ein gar gelehrter Theologe geworden, ein Kanzelredner von seltener Macht des Wortes. Daß dieser ernst geschilderte Mann nicht nur in den Ehebruch gerät, sondern auch ohne sonderliche Gewissensnot in dem Verbrechen gegen seinen Vater verharrt, ist ein Widerspruch in seinem Charakter; jedenfalls empfinden wir ihn als einen ganz erbärmlichen Wicht, was in den Absichten des Verfassers oder der Verfasserin nicht gelegen sein mag. Die Frau „wünscht" ihren Mann „fort" und ihr Wunsch findet Erfüllung. Als sie ihm ihre sündige Liebe eingesteht, trifft ihn der Schlag, wozu die Zauberei gar nicht nötig wäre. Der Sohn und Liebhaber läßt Anne schwören, daß sie den Tod nicht herbeigerufen, sie schwört. Allein die Mutter des Toten bezichtigt sie der Schuld; angesichts der Leiche soll sie den Eid leisten, da bricht bei Anne der Wahnsinn aus und sie gesteht. „Das Wunder" ruft die erschütterte Gemeinde und der Vorhang fällt. Ach, wir finden nichts wunderbares. Wir sehen die hysterische Frau eines Alten, die durch ihre Begierde zum Weibsteufel wird; das haben wir auf der Bühne genugsam gesehen, wozu der Hexenspuk und finstere Aberglauben? Vielen mag ja dieser Rahmen das ganze in ein romantischeres Licht rücken. Neben dem virtuosen Spiel der Ida Roland gab es noch verschiedene tüchtige Leistungen auf der stilisierten Bühne, deren Szenen nicht ohne Bildkraft waren.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Kriegspsychose im Börsenspiel — Das deutsch-russische Finanz- und Privatrechts-Abkommen — Wirtschaftskonjunktur im 50. Kriegsmonat — Unsere Wirtschaftsförderung am Balkan.

Die nun schon seit Monaten vorherrschende **Spekulationswut an unseren Börsen** hat auch im abgelaufenen Berichtsabschnitt noch keine Abschwächung erfahren. Das planlose Spekulationstreiben hat es den Börsenmaklern wiederholt unmöglich gemacht, die amtliche Börsennotierung und das reguläre Effektengeschäft richtig und innerhalb der vorgeschriebenen Zeit zur Erledigung zu bringen. Gefördert wurde dieses Börsenspiel durch Hinweise auf die Folgen der zur Unterzeichnung gelangten Zusatzverträge zum Brester Frieden. Die in diesem Finanz- und Privatrechtsabkommen enthaltenen Gutmachungen für das in Russland festgelegte Kapital — Zahlung von 6 Milliarden Mark für Schadloshaltung jeglicher Art, namentlich in Bezug auf die russische Enteignungs-Gesetzgebung, Herausgabe der beiderseitigen Bankdepots, Regelung des Erbrechtes — sind allerdings erfreulich und folgewichtig. Ob jedoch die an der Börse gehegte Erwartung der in Bälde erfolgenden Auszahlung der russischen Kupons und einer Schadloshaltung der deutschen Gläubiger für die Verluste am Rubelkurs eintreten wird, bleibt noch dahingestellt. Vor allem waren günstig beeinflusst die oberschlesischen Montanwerte und die in Russland interessierten Gesellschaften, da durch die mit Russland abgeschlossenen Verträge nicht nur den deutschen Eisenerzeugnissen und anderen Produkten neue Absatzgebiete erschlossen werden, sondern auch die dort ruhenden Aussenstände, Verkaufsdepots und Zweigbetriebe

ihrer Vollwertigkeit zugeführt werden können. Die in der bemerkenswerten Rede des deutschen Reichskanzlers beim Empfang der Vertreter des Verbandes Katholischer Studentenvereine Deutschlands zum Ausdruck gebrachten Hinweise über die deutsche Kriegspsychose treffen, mehr denn je, auch auf unsere Börsen- und Finanzkreise zu. Trotz der unsicheren politischen Verhältnisse in den russischen Ostrandstaaten, der Differenzen Deutschlands mit Spanien und der Grosskampfhandlungen im Westen gelingt es den Börseninteressenten immer wieder, Oberwasser zu bekommen und ihren Optimismus auf alle Kapitalisten zu übertragen. Von den deutsch-spanischen Verhandlungen erhoffen namentlich unsere hanseatischen Reedereien Vorteile durch Schiffsverkäufe an die Neutralen.

Die Börsenkurssteigerungen haben zum Teil einen gewissen realen Grund in der fortgesetzt hochgeschraubten Wirtschaftskonjunktur. Zahlreiche Werke erklären noch auf lange Zeit hinaus mit grossen und gewinnbringenden Kriegsaufträgen versehen zu sein. In der Preisgestaltung sind wiederum von den Behörden Zubilligungen erfolgt; weitere Erhöhungen für Kohle und Koks, im Zusammenhang damit günstigere Lohngestaltung für die Arbeiterschaft wurden ebenfalls zugestanden. Ueber die Lage des deutschen Arbeitsmarktes berichtet das Reichsarbeitsblatt, dass auch der Juli 1918, der 48. Kriegsmonat, keinerlei Anzeichen für ein Ermatten der Spannfähigkeit der deutschen Industrie erkennen lässt. Neugründungen und Kapitalfestlegungen für Industriezwecke sind wiederum bekannt. Aus Bayern verdienen Erwähnung die verschiedentlichen grossen Grundstückserwerbungen zu Industriezwecken und zu gemeinnützigen, namentlich Kleinwohnungsprojekten. In München wurden gegründet ein grosses Unternehmen der Nahrungsmittelbranche, ferner die Bayerischen Industriewerke A. G., diese für die chemische Industrie, beide unter Uebernahme bestehender Firmen. Im Aufsichtsrat dieser zwei Gesellschaften ist u. a. Geheimrat Dr. Georg Heim, Regensburg. Der Aufsaugungsprozess der Grossbanken geht weiter. Die Reichsbankleitung hat sich bereits gegen solche Verringerung von Genossenschaften deutlich ausgesprochen. Das Bestreben, für jetzt und in den kommenden Friedensjahren für alle Fälle gerüstet zu sein, nimmt auch in den übrigen Wirtschaftssparten, besonders in der Schwerindustrie, chemischen, Elektro- und Maschinenbranche zu und umfasst nunmehr auch die Brauereien. Neuerlich ist bekannt die Uebernahme der Münchener Kochelbrauerei durch die A.-G. Hackerbrauerei.

Die Abmachungen und Einrichtungen der Entente, namentlich die Neugestaltung des britischen Handelsamtes, welche Massnahmen bestimmt sind, den Handel und die Gesamtwirtschaft Deutschlands nach dem Kriege zu erdrosseln, zwingen allerdings zur grössten Vorsicht. Der Deutsche Ueberseedienst G. m. b. H., Berlin, bzw. deren führendes Mitglied Dr. Th. Schuchart weist in der Schrift: „Die Aussenhandelsförderung Englands in ihrer neuesten Entwicklung" in dankenswerter Weise darauf hin Es ist erstaunlich, mit welcher Vielseitigkeit und Zähigkeit britischer Neid alles zur wirtschaftlichen Unterdrückung Deutschlands vorzubereiten sucht. Und es ist begreiflich, dass schon deshalb die heimischen Kreise alles daran setzen müssen, dagegen gerüstet zu sein. Ein wichtiges Stück dieser Rüstung ist die Erweiterung und Festigung unserer Wirtschaftsbeziehungen zum Osten, namentlich zum Balkan. Den Besprechungen in Bad Nauheim zwischen dem Kaiser und dem bulgarischen König, den anlässlich der Rundreise bulgarischer Grosshandels- und Genossenschaftsvertreter durch Deutschland angeknüpften neuen Beziehungen bringt man neben der Entwicklung des gesamten Donauproblemes daher in Nord und Süd begreifliches Interesse entgegen. Die u. a. von Bayern beabsichtigte diplomatische Vertretung in Sofia ist schon aus diesen Gründen vonnöten. Irgend welcher Grund zu einer absprechenden Kritik von Berlin hierwegen ist nicht gegeben.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

VIII. Angebot antiquarischer Bücher.

Eine auserlesene kleine Bibliothek guter Bücher in Friedensausstattung. — Alle in tadelloser Verfassung.

Kirchliche Festgrüsse von Prof. Dr. Pfannschmidt. 10 Kompos. in Kupferdr. in Leinen gbd. m. Goldschn. Statt M. 10.— M. 6.50
☛ Ein Prachtwerk ersten Ranges, d. kath. Geiste entsprechend, als Geschenk sehr geeignet.

Neuwirth, Dr. Josef, Jllustr. Kunstgeschichte. 2 Bde. in Originalbd. mit mehr als 1400 Jllustr. Ganz wie neu. In Leinen M. 25.—
☛ Vom kath. Standpunkt das beste Handbuch der Kunstgeschichte.

Himmel u. Erde v. Prof. Plassmann, Pohle, Kreischgauer u. Wagen. 2 Bde. i. Halbfrz. mit 1215 Abbildgn. u. 113 Tafeln und Beilagen. . . Statt M. 45.— 35.—
☛ Zwischen Himmel u. Erde gehen Dinge vor sich, von denen wir wenig Ahnung haben. Das obige Werk gibt gemeinverständlich. Aufschluss darüber.

Im Rosenhag unserer lieben Frau. Rosenkr.-Betracht. u. Andachten von P. Leo M. Post. In Leder M. 5.—, in Leinw. M. 2.—
☛ Ein vornehm ausgest. Büchlein in Taschenformat, für jeden Kathol. eine willk. Gabe.

Was soll ich von meiner Kirche wissen. Ein Leitfaden f. kath. Zeitgenossen von Dr. v. Matthies. 140 Seiten gebd. in Leinen M. 2.40

Bekenntnisse eines Konvertiten v. Msgr. R. H. Benson, deutsch v. Lama. 140 Seiten geb. in Leinen M. 2.80, beide zusammen M. 4.—

Ansgar Albing. Gräfin Wera. Ein Kulturroman. 394 Seiten gebd. in Leinen . . . . M. 4.—

Reyenés Monlaur Jerusalem. Deutsch von L. Klinger. 262 Seiten br. M. 3.—. Beide zus. 6.—
Preisgekrönt v. d. französ. Akademie.

Weltgeschichte in Charakterbildern. Herausgeg. v. Dr. Kampes, Merkle u. Spahn. 22 Bde. gebunden in Leinen . M. 100.—
Verzeichn. a. Wunsch, einzelne Bände nur zum Preise von M. 5.50.

Schlosser's Weltgeschichte. Neu durchg. von Dr. O. Jäger und Dr. Frz. Wolff. 28. Aufl. 20 Bände in 10 geb m. zahlreichen Jllustrationen . . . M. 100.—

Herder's Konvers.-Lexikon. 3. neueste Aufl., 9 Bde. geb. in Orig.-Bd., gebraucht M. 120.—

Meyer's kl. Konvers.-Lexikon in neuest. Auflage in Halbleinenbänden gebd. jetzt M. 175.—, So gut wie neu für . . . 150.—

Brockhaus kleines Konvers.-Lexikon. Neueste revid. Ausg. 1914. 2 Bände in Leinen. . . . . , Statt M. 40.— M. 35.—

Die Kunst im Dienste d. Kirche v. Dr. G. Jacob. Ein Handbuch f. Freunde d. christl. Kunst. 5. Aufl. Mit 20 Tfln. geb. Statt M. 9.— 7.50
☛ Das altbewährte Buch gibt auch für unsere jüngere Generation eine Fülle von Anregungen.

Baumgarten, Paul Maria. Der Papst. Die Regierung und die Verwaltung der hl. Kirche in Rom. Mit mehr als 800 Abb., Tafelbilder etc. (Herausg v. d. Leo-Gesellschaft.) Gr. 4⁰. Gebunden in Orig.-Prachtband. Ganz neu. Statt M. 30.— . . . . M. 20.—
☛ Das Prachtwerk, eine Zierde jedes kath. Hauses, wird nicht mehr neu gedruckt und ist nur in wenigen Exemplaren noch vorrätig.

Roma sacra. Die ewige Stadt in ihren christl. Denkmälern. Erinnerung. v. A. de Waal mit 533 Abb., geb. in Leinen. Statt M. 15.— M. 12.—

Die Kunst zu beten. Ars orandi von Msgr. de Mathies. Gebd. in Perg. m. Goldschnitt . M. 3.60
☛ Wer bin ich, lieber Mitchrist, dass ich mich unterfange, dir die Kunst des Betens zu lehren . . . . so fragt der Verfasser in seiner Vorrede. Eine Frage, die heute mehr als je Berechtigung hat.

Bischof Korum, Das christliche Familienleben. 9 Hirtenbriefe. 258 Seit., geb. in Leinen M. 3.—

Eindrücke u. Stimmungen v. Joh. Jörgensen, deutsch v. Mayrhofer. 204 S. geb. in Leinen M. 4.30
Beide Bücher zusammen . M. 7.—

Albert M. Weiss, Liberalismus u. Christentum. 420 Seiten, brosch. . . Statt M. 5.50 M. 4.—
☛ Wir leben leider in einer Zeit, in der man nur zu leicht ein freundl. Gesicht macht u. gewisse Ideen v. einem Ausgleich m. d. mod. Geist sich zu eigen macht . . . .

Jllust. Weltgeschichte v. Widmann, Fischer u. Felten. 2. u. 3. Aufl., 4 Bände m. 1361 Jllustr. u. 133 Tfln. Orig.-Bd. Wie neu. . . . . Statt M. 60.— M. 45.—

Scobel, A., Geogr. Handbuch. Allgem. Erdkunde. Länderk. und Wirtschaftsgeographie. 5. neueste Aufl. Mit ca. 780 Abb., Karten, Tfln. etc. in 2 Halblederb. So gut wie neu. Statt M. 36.— M. 30.—

Deutsche Nationalliteratur. Histor. kritische Ausg. Hrsgg. v. Jos. Kürschner. Vollständ. in 222 Bänden mit Rotschnitt. Ganz wie neu. . . Statt M. 770 — M. 480.—
☛ Ausführl. Inhaltsverz. a. Wunsch.

Victor von Scheffel. Gesammelte Werke. Mit Anmerk und kurz. Aub. v. Dr. A. Kutscher. Reich ill. 1070 Seiten, 3 Bände. 4⁰. Elegant gebunden . . . M. 10.—
Vergriffen.

Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien.

I. Band: **Rom, der Papst, die Regierung u. die Verwaltung der kath. Kirche.** Mit 770 Bildern im Text, 4 mehrf., 52 einfarb. Tafelbildern. Gebunden in Prachtband mit Goldschn. . . . . . Statt M. 30.— M. 20.—

II. Band: **Die katholische Kirche a. d. Erdenrund.** Mit 770 Bildern im Text, 4 Farbenbildern, 3 Karten, 88 Tafelbildern. Gebunden in Prachtband mit Goldschnitt . . . . Statt M. 35.— M. 25.—

Beide Bände gleichmässig gebunden für M. 40.—.

☛ Ein monumentales Werk der die ganze Welt umspannenden Organisation der kathol. Kirche. Das Werk wird in dieser Ausgabe nicht mehr gedruckt. Die einzelnen Bände sind für sich abgeschlossen.

Von manchen Werken sind mehrere Exemplare vorrätig. :: Bestellungen werden franko zu Lasten des Empfängers erledigt.

Buchhandlung Heinrich Z. Gonski, Cöln, Barbarossapl. 7. Fernruf B 8471.

Neu erschien:

Dr. Augustin Wibbelt, Ein Skizzenbuch.

Elegant gebunden 1.80 Mk., nebst 30% K.-Aufschl.

Skizzen — das ist der rechte Titel. Es sind kleine Naturbildchen, mit ein zwei Strichen leicht aber sicher hingeworfen; sie haben den Reiz der Frische und Unmittelbarkeit und atmen ein liebevolles Verständnis für die feinsten und verborgensten Schönheiten der Natur. Die Skizzen von „Daheim" zeigen die heimische Natur im Wechsel der Jahreszeiten, die Skizzen von „Draußen" bringen Bilder aus der Fremde, in denen das Charakteristische mit überraschender Knappheit und Schärfe gezeichnet ist. Eine literarische Feinschmeckerei.

J. Schnellsche Buchhandlung, C. Leopold, Warendorf.

Mater dolorosa.

Der Monat **September** ruft uns das liebliche Bild der „**Schmerzhaften Mutter**" ins Gedächtnis. Ihr gehört der Herbst, ihr sei auch der Herbst unseres Lebens geweiht, bevor wir die Schwelle der Ewigkeit betreten. — Ein soeben erschienenes herrliches Buch, „**Mater dolorosa**", nach P. Fabers größerem Werk herausgegeben von B. Schuler, ist so recht geeignet, uns in den Rosengarten der schmerzhaften Mutter einzuführen. **Es ist ein wahres Trostbuch für Betrübte.** Durch die Betrachtung von Mariens Schmerzen wurden schon unzählige Tränen gestillt, und dürfte deshalb auch für **Leidtragende** sich kein sinnigeres und nützlicheres Geschenk finden lassen, als ein solches Buch von bleibendem Wert. Dasselbe kostet in elegantem Einband Mk. 3.50.

F. Pfeiffer's Verlag (D. Hafner) München
Herzogspitalstraße 6.

Soeben erschien:

Der erste politische Streik im deutschen Reich.

Oktav (32) Preis 25 Pfg.

Nach eingehender Erörterung der Stellung der freien Gewerkschaften und der Sozialdemokratischen Partei zum politischen Streik, wird der politische Streik von Anfang dieses Jahres in seiner Vorgeschichte, seinen Ursachen und Zielen und seinem Verlauf dargestellt und die Haltung der freien Gewerkschaften dabei geschildert. Die Broschüre ist für die breitesten Kreise bestimmt.

M.Gladbach, Volksvereins-Verlag (Postsch Köln 1217)



Im Kgl. Glaspalast München z. Zt. Krippe ausgestellt.

Abbildungen für Interessenten frei.

Staatlich geprüfte

Zeichenlehrerin

sucht Anstellung. Pensionat od. Seminar bevorzugt. Off. erbeten unt. J. 18545 an die Geschäftsstelle d. Allg. Rundsch., München.

Obstweine!

Ausführl. Anleitung z. Herstellung v. Obst- u. Fruchtweinen M. 2.50. Genaue Auskunft üb. Herstellung von **Likör** und **Branntwein.** Selbsterzeugung d Alkoholgehalts M. 2.25. Interess. Prosp L B. frei.

R. Sonntag Nachf., Leipzig-Gohlis 41 e.

Zur Vorbereitung auf das Abiturium

in Latein u. Griechisch sucht Volksschullehrer eine

philolog. gebildete Lehrkraft

Angebote mit Honoraransprüchen (ev. andere erwünschte Gegenleistung) an die Geschäftsstelle d „Allg. Rundschau", München, unter „Abiturium 18548".

TODES-ANZEIGE.

Nach Gottes heiligem Willen ist heute mittag 12 Uhr

die wohledle Jungfrau

Elisabeth Müller

wohlvorbereitet durch oftmaligen Empfang der hl. Sterbsakramente, im 93. Lebensjahre gar sanft entschlafen.

Kleinmünster, 20 August 1918.

In tiefster Trauer:

Rel.-Professor **Müller-Lohr a. M.**

zugleich im Namen der Verwandten.



Nachdem bereits im vorigen Jahre der schreckliche Krieg meinen ältesten Sohn zum Opfer forderte, erhielten wir am 20. August die tieferschütternde, fast unglaubliche Nachricht, dass unser jugendfrischer, inniggeliebter, jüngster Sohn, Bruder, Neffe und Onkel, der

Kanonier in einem Versuchs-Feldartillerie-Regt.

Konrad Laugwitz

Primaner

im blühenden Alter von noch nicht 19 Jahren in treuester Pflichterfüllung am 9. August den Heldentod fürs Vaterland starb.

Dies zeigen schmerzerfüllt an:

JAUER, FORST, LUBIE OS., LAMSDORF, August 1918.

Theodor Laugwitz,
Maria Laugwitz, } als Eltern,
Gertrud von Bergwelt Baildon, als Schwester,
Willi Laugwitz,
Alfred Laugwitz, } als Brüder, z. Zt. im Felde.

„Have anima candida, terra tibi levis sit."

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

By

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M. 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 6 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25%.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 37. München, 14. September 1918. XV. Jahrgang.

Fürstenrecht und Volksrecht.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Die Rede, welche der Präsident der Ersten badischen Kammer, Prinz Max bei der Karlsruher Jahrhundertfeier der badischen Verfassung gehalten hat, wird mit Recht nicht nur als bedeutsame innerpolitische Kundgebung, als Lob der Segnungen des badischen Verfassungslebens gewertet, sondern auch als weltpolitischer Akt, als Teil der jüngst eingeleiteten politischen Offensive gegen den Verleumdungsfeldzug unserer Feinde.

Baden erfreut sich neben Bayern, das bekanntlich Ende Mai ds. Js. das Zentenarium seiner Verfassung begehen konnte, unter den größeren deutschen Bundesstaaten am längsten einer neuzeitlichen Verfassung und hat diese gleich seinem süddeutschen Bruder mit am weitesten im freiheitlichen Sinne ausgebaut. Es wäre eine reizvolle und dankbare Aufgabe, auf dieser Grundlage in einer Parallele die Entwicklungslinien und -tendenzen des innerpolitischen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens in diesen beiden Staaten aufzuzeigen, die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, die jenem den Ehrentitel des „liberalen Musterländles“, diesem das mit den tatsächlichen Zuständen meist nicht übereinstimmende Prädikat des „klerikalen Bayerns“ eingetragen haben. Namentlich vom konfessionell-paritätischen Standpunkte aus wäre eine Durchmusterung der hundert Jahre badischen Verfassungslebens sehr interessant, angefangen von den ersten Regungen kirchenpolitischen Lebens seit Errichtung des Erzbistums Freiburg, hin über die Sturmjahre 1848/49 und über die schweren Zeiten des Kulturkampfs der 50er bis 80er Jahre, deren versöhnender Nachklang uns noch in den kirchen- und schulpolitischen Gesetzen der jüngsten Tage entgegenhallt. Ein solcher Rückblick würde zu einem Ehrenmal der Standhaftigkeit und Treue der badischen Katholiken, die sich in allen Lagen als treue Kinder ihrer Kirche, aber auch als zuverlässige Stützen der staatlichen Ordnung und des monarchischen Systems erwiesen haben.

Damit ist zugleich der Uebergang gegeben zu der im Augenblick weit wichtigeren Seite der Rede des Prinzen Max, ihrer weltpolitisch-apologetischen Bedeutung, die in dem Satze gipfelt, daß zwischen Fürstenrecht und Volksrecht kein Gegensatz besteht; vorausgesetzt natürlich, daß das Maß der jedem Teile zukommenden Rechte und Pflichten jeweils richtig erkannt und gewissenhaft und loyal gehandhabt wird. Und auch den Maßstab gibt der prinzliche Redner an, indem er sagte, daß die Gefahren des Krieges beschworen werden können, „wenn die geistigen Führer sich ihrer Aufgabe bewußt bleiben, in Platos Sinn Wächter und Aerzte der Volksseele zu sein. Schlimm würde es um die Nationen stehen, die glaubten, die Fackel der christlichen Gesinnung während des Krieges senken zu dürfen in der Hoffnung, sie nach dem Kriege noch lebendig stolz wieder erheben zu dürfen; ein solches Land hätte seinen Posten als Fackelträger der Gesittung verloren“. In seiner Erwiderungsansprache anerkannte Großherzog Friedrich ausdrücklich die Notwendigkeit des Festhaltens an der christlichen Gesinnung und den uns teuren und erprobten sittlichen Werten.

Diese Formulierungen sind von entscheidendem Werte. Denn nur auf dem Boden des christlichen Sittengesetzes lassen sich die Rechte und Interessen von Fürsten und Völkern zum Ausgleich bringen und die Forderungen der Staatsautorität und der persönlichen Freiheit miteinander vereinbaren. Aus jenem entspringt auch das Recht der Kritik des Staatsbürgers an öffentlichen Einrichtungen und Maßnahmen; es ist aber auch ihr Regulator. Daher hat Graf Hertling gewiß recht, wenn er in seiner Ansprache an die Vertreter des Verbandes kath. Studentenvereine Deutschlands die Verstärkung der Neigung zur Kritik gegen die Regierung und ihre Maßnahmen als eine Wirkung der Kriegspsychose beklagte und auf die darin liegende Gefahr hinsichtlich des Eindruckes bei unseren Feinden hinwies. Das gilt unbedingt von der namentlich seitens der äußersten Linken an der auswärtigen Politik fortgesetzt geübten Kritik, die unberechtigt ist und entschieden über das zulässige Maß hinausgeht. Die Kriegs- und Friedenspolitik des Reichskanzlers Grafen Hertling steuert einen solchen Kurs, daß sie weder der Peitsche von rechts noch des Zügels von links bedarf. Das bestätigt die Anerkennung, welche dem Grafen Hertling anläßlich seines 75. Geburtstages in der ganzen bürgerlichen Presse gezollt worden ist. In diesen Fragen ist das von Hertling geforderte einheitliche, feste Zusammenstehen von Kaiser und Reich, Regierung und Volk sachlich gerechtfertigt und in den gegenwärtigen bitterernsten Stunden eine politische Notwendigkeit.

Anders verhält es sich mit der Kritik der Oeffentlichkeit an manchen Regierungsmaßnahmen innerpolitischer, besonders wirtschaftspolitischer Natur sowie an dem Stande der öffentlichen Moral, die vielfach von nachgeordneten Stellen ausgehen bzw. deren Kontrolle unterstehen. Wer hier den Maßstab des christlichen Sittengesetzes anlegt, wird nur zu oft zu einer Verurteilung und zur Forderung durchgreifender Aenderungen und Verbesserungen im Interesse der Allgemeinheit kommen. Hier vor allem haben sich die Führer als Wächter und Aerzte der Volksseele zu fühlen, was voraussetzt, daß sie sich bestreben, diese Volksseele, ihr Denken und Wünschen, ihre Leiden und Bedürfnisse gründlich kennen zu lernen. Wie chinesische Mauern um Fürstenthrone in die heutige Zeit nicht mehr hineinpassen, so sind auch Staatskanzleien ein Anachronismus, die vom grünen Tisch aus kraft eigener Weisheit, ohne ausreichende Berücksichtigung der wirtschaftlichen und tatsächlichen Zusammenhänge oder ohne Information durch Sachverständige die Geschicke des Landes und Volkes leiten wollen. Die Distanz zwischen Fürst und Volk, zwischen Regierung und Staatsbürger ist tatsächlich kleiner geworden, ja in gewisser Hinsicht direkt am Verschwinden, dank der immer mehr zum Durchbruch gelangenden Ueberzeugung von der Gemeinsamkeit der Interessen und der daraus folgenden Hingabe an das Ganze. Die Entwicklung ist von der patriarchalischen zur sozialen Monarchie fortgeschritten, sie bedarf nur des rationellen Ausbaues in den einzelnen Teilen.

Diesen nach Kräften zu fördern liegt im eigensten Interesse beider Teile wie der Allgemeinheit, ist aber auch eine Notwendigkeit angesichts der nicht zu leugnenden Tatsache, daß der monarchische Gedanke in breiten Volksmassen im Schwinden begriffen ist infolge der planmäßigen Agitation grundsätzlich monarchiefeindlicher Parteirichtungen, welche alle Mißstände in unserem öffentlichen Leben auf das herrschende System zurückführt und das Heil von einer radikalen Demokratisierung erwartet, die in ihrem Ziel auf eine Republikanisierung der Staatsform hinausläuft. Dieser Umsturzbewegung müssen die Anhänger der Monarchie eine doppelte Abwehr entgegensetzen: den Beweis der Unrichtigkeit jener Theorien und ihrer Unfähigkeit zur Beseitigung der Mißstände und den Nachweis der Eignung des monarchischen Systems für die Regeneration der Gesellschaft, also eine Apologie des Wortes und

der Tat. Drängt sich hier aber nicht die Empfindung auf, daß in dieser Hinsicht in Zukunft mehr als bisher geleistet werden könnte und müßte? Es ist doch nicht schwer, dem Muster- und Idealbild, das die Sozialdemokratie von der demokratischen Staatsform entwirft, das Wirklichkeitsbild entgegenzuhalten, wie es uns in den feindlichen Demokratien und ihren Arbeitsmethoden entgegentritt. Kann die Forderung, Deutschland müsse erst völlig verdemokratisiert werden, um die Gegner friedensgeneigt zu machen, schlagender widerlegt werden, als durch den Hinweis auf Rußland, dem auch die weitestgehende Verdemokratisierung nichts genützt hat, dem vielmehr, weil es Frieden gemacht hat, die Entente mit allen Mitteln der Gewalt die demokratische Staatsform wieder nehmen und sogar das zarische Gewaltsystem wieder aufzwingen will, damit es williger Sklave der angloamerikanischen Gewalthaber bleibe? Und die Freiheit, die politischen und wirtschaftlichen Rechte der Staatsbürger in den Demokratien? Das holländische „Weekblad voor Stat en Land" berichtete dieser Tage über die in Amerika herrschende absolute Diktatur, Unterdrückung jeglicher Meinungsfreiheit durch die herrschende Klique, völlige Aufhebung der Demokratie, Erwürgung der Freiheit des Landes. Die sozialdemokratische „Münchener Post" (Nr. 202) veröffentlichte auf derselben Seite, auf der sie Nordamerika politisch als Vorbild hinstellte, die Enthüllungen des norwegischen Blattes „Socialdemokraten" über die Aussaugung des Landes durch die amerikanischen Industriebarone. Im „Tag" (Nr. 206) erinnert Walther Graef an das Buch „Die Volksherrschaft und die Finanziers" von dem französischen Sozialisten Delaisi, in dem der Nachweis geführt wird, daß die Massen in Frankreich gar nichts zu sagen haben, weil ihre parlamentarischen Führer samt und sonders am Gängelbande der Finanzplutokratie zappeln. Aus dem Geheimarchiv des russischen Ministeriums des Aeußern sind noch in diesen Tagen amtliche Belege für die Käuflichkeit und Abhängigkeit der wichtigsten französischen Zeitungen von den herrschenden Finanzkreisen veröffentlicht worden. Das sind nur einige Andeutungen, nur Hinweise auf das umfangreiche Material, dessen ausgiebige und geschickte Ausnützung gewiß vielen die Augen über das gepriesene demokratische Ideal öffnen und den Geschmack an ähnlichen Experimenten in Deutschland verleiden würde, zumal wenn sich dazu noch eine ungeschminkte Kennzeichnung der christentums- und kulturfeindlichen Ziele gesellt, wie sie gerade in jüngster Zeit durch die kirchenpolitischen Maßnahmen der Bolschewiken so drastisch enthüllt worden sind. Hier vor allem trennen sich die Wege zwischen Demokratie und Monarchie — nicht allein in den Ententedemokratien. Es ist kein Zufall, daß die deutsche sozialdemokratische Presse bei ihrer neuerdings stark in den Vordergrund tretenden antimonarchischen Stimmung nicht vergißt, auch ihre Gegnerschaft gegen das positive Christentum in Erinnerung zu bringen.

Bis jetzt hat die demokratisch-republikanische Staatsform noch nirgends den Befähigungsnachweis als Heilmittel für die Gebrechen der Gesellschaft erbracht. Ebensowenig ist der Beweis gelungen, daß die tatsächlich vorhandenen Schäden dem christlich-monarchischen System zur Last fallen. Im Gegenteil, die Ursachen und Träger vieler Mißstände, die wir heute beklagen, sind in Kreisen zu suchen, die keineswegs als Stützen der Monarchie oder des Christentums anzusprechen sind. Es sind Auswüchse, die beseitigt werden können und durch zeitgemäße Reformen ersetzt werden müssen, ohne daß das System geändert zu werden braucht, ohne daß das bewährte Alte preisgegeben werden darf. Man schaffe dem christlichen Geist freie Bahn zur Auswirkung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens — das ist die beste Apologie der Tat für die Monarchie.

Daneben muß einhergehen eine ausgedehnte Aufklärungstätigkeit in Wort und Schrift, die namentlich die Kreise zu erfassen sucht, die in erster Linie unter dem Einflusse der antimonarchischen Propaganda stehen. Es ist nicht gut, dieser systematischen Wühlarbeit mit verschränkten Armen zuzusehen; man muß ihr entgegentreten, nicht mit äußeren Machtmitteln, sondern mit den überlegenen Waffen des Geistes. Es ist ein Ringen um die Volksseele und der gewinnt, wer am tiefsten in dieselbe einzudringen vermag, wer ihre Sprache versteht, sich selbst ihr mitzuteilen und sie von der Güte seiner Sache zu überzeugen weiß. Die christliche Presse leistet in jener Aufklärungsarbeit Hervorragendes. Sie muß aber Unterstützung finden durch Parallelaktionen, besonders auch von seiten der Nächstinteressierten, für die ja gerade hier der Satz gilt: Tua res agitur. Wenn Fürsten, die selbst über den nötigen Weitblick und entsprechende Fachkenntnisse verfügen, außerordentliches Interesse und Verständnis für alle Fragen des öffentlichen Lebens zeigen und persönlich an Versammlungen und Tagungen wirtschaftlicher und sonstiger Korporationen aktiven Anteil nehmen, so werden sie diese wechselseitige Informationsgelegenheit gewiß gern auch auf andere Gruppen ausdehnen wollen, um nach Möglichkeit die Bedürfnisse aller Volksschichten kennen zu lernen; und wenn Minister in landwirtschaftlichen Versammlungen Reden halten, so werden sie auch die Tagungen von gewerblichen Verbänden oder Arbeiterorganisationen nicht umgehen mögen. Und wenn solches in München geschieht, sollte es beim nötigen guten Willen und Können in Berlin und anderswo ausgeschlossen sein? Wäre es nicht eine moralische Offensive vornehmster Art und tiefster Wirkung sowohl auf das neutrale und das feindliche Ausland wie auf die Konsolidierung und Klärung der inneren Lage, wenn etwa der Deutsche Kaiser gegenüber den Sophismen eines Wilson in einer großzügigen staatsmännischen Kundgebung das Programm der sozialen Monarchie, des Friedenskaisertums entrollen würde? Es gilt doch, sich gegenseitig kennen und verstehen zu lernen, es gilt, Gegensätze zu beseitigen, die ausgleichbar sind, Brücken zu schlagen über Klüfte, die nicht unversöhnliche Feindschaft gerissen hat, sondern die allmählich entstanden sind durch die soziale und wirtschaftliche Entwicklung, aber auch nicht ohne Schuld auf beiden Seiten, die jedoch bei gegenseitigem ernstem Verständigungswillen ausgefüllt werden können, kurz es gilt, ein Verhältnis herzustellen, das die Wahrheit des Wortes Großherzog Friedrichs I. von Baden bezeugt, daß zwischen Fürstenrecht und Volksrecht kein Gegensatz besteht.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die diplomatische Verschwörung.

Wie schon manches frühere Attentat hat auch das auf Lenin das Gegenteil des gewünschten Erfolges erzielt. Die Sowjet-Regierung sollte geschwächt und gelähmt werden; aber statt dessen hat sie die Kraft und den Mut gefunden, endlich einen festen Griff zu tun in das Nest der Verschwörer und Hetzer, das in der englischen Gesandtschaft mit englischem Gelde unter amtlicher Leitung eingerichtet war. Die Verhaftungen und die Beschlagnahme der Akten kamen gerade noch zur rechten Zeit, um einen raffinierten Umsturzplan zu vereiteln. Der Staatsstreich war nach allen Regeln der Kunst vorbereitet: Bestechung der Sowjettruppen, Festnahme der Volkskommissäre und Sowjetführer, Zerstörung der Brücken und Eisenbahnen, um Zufuhr und Hilfe aus der Provinz abzuschneiden, Errichtung der Militärdiktatur, neuer Krieg gegen Deutschland und Oesterreich. Regisseur und Geldgeber: der Chef der britischen Mission Lockhart. Als Lockhart und seine englischen, französischen und russischen Genossen gefaßt waren, erhob die englische Regierung ein großes Geschrei nach dem Muster des „Haltet den Dieb." Von ihrem eigenen schweren Verbrechen (dem Mißbrauch der diplomatischen Vorrechte zum Staatsstreich) schwieg sie in allen Sprachen, entrüstete sich aber mächtig darüber, daß die Sowjet-Regierung in das sakrosankte Verschwörernest eingedrungen war, machte die Volkskommissäre „persönlich" verantwortlich und drohte, sie dem Verrufe in der ganzen zivilisierten Welt preiszugeben. Die Sowjet-Regierung hat sich dadurch nicht bange machen lassen, sondern in einem flammenden Aufrufe „an die ganze zivilisierte Welt" das Prävenire ergriffen, um nicht allein die heimtückische Verschwörung, sondern auch die jüngsten Mordanfälle den Engländern und Franzosen zur Last zu legen und die Veröffentlichung der Aktenstücke über die amtliche Beteiligung anzukündigen.

Ob das Volk in England und Frankreich diese Kundgebung zu Gesicht bekommen und überhaupt den wahren Grund der Haussuchung im englischen Konsulatsgebäude in Moskau erfahren wird, ist freilich noch zweifelhaft. Die Entente verläßt sich auf ihre Lügenkunst. Damit hofft sie auch das Urteil der Welt über die diplomatische Verschwörung in Moskau und Petersburg zu fälschen.

Die englische Regierung hat sich auch schnell ein „Faustpfand" verschafft: sie hat den russischen Geschäftsträger in London Litwinow festgenommen und scheint in der Tat zu erreichen, daß die Sowjet-Regierung dafür im Austausch den Hauptschuldigen Lockhart und das übrige britische Gesandtschaftspersonal

über die Grenze gehen läßt. Damit wird die weitere Untersuchung gelähmt werden.

Während so die russische Regierung mit der Entente in einem Kriegszustande lebt, der ohne förmliche Erklärung des Krieges grimmig und blutig tobt, ist der

Ergänzungsfriede zwischen Deutschland und Rußland

bereits ratifiziert worden. Die Sowjets haben ihre Zustimmung nahezu einstimmig erteilt, was den klaren Beweis liefert, daß hier keine „Vergewaltigung" Rußlands vorliegt, wie die Entente zu Hetzzwecken behauptet, sondern eine freundnachbarliche Verständigung, die den russischen Interessen genügend Rechnung trägt und die goldene Mittellinie des gerechten und klugen Ausgleichs zieht, wie der jetzt vorliegende Wortlaut durchschlagend erweist.

Die Vollziehung und der Austausch der Urkunden mußte deshalb beschleunigt werden, weil die Verträge schon Leistungen vom 10. September ab vorsehen. An diesem Tage sollte nach dem Finanzabkommen die erste Anzahlung auf die Entschädigungssumme von 6 Milliarden erfolgen, wobei wir über 120 Millionen Mark in Gold und etwa 150 Millionen Mark in Rubelnoten (zu 1,5 Mk.) einzuheimsen hatten. Bis zum Ende des Jahres sollen noch vier Zahlungen in ähnlicher Höhe erfolgen, die zusammen 1,5 Milliarden Mark ausmachen. Den Russen wird die Deckung der 6 Milliarden erleichtert, indem nur 1½ Milliarden in bar verlangt, für 1 Milliarde Waren in Zahlung genommen, 1 Milliarde auf die Ukraine und Finnland abgeschoben (allerdings unter Haftbarkeit Großrußlands), 2½ Milliarden durch eine in Deutschland aufzunehmende sechsprozentige Anleihe geregelt werden. Die letztere Operation bedeutet eine Umwandlung der in deutschem Besitz befindlichen Titres der alten, für verfallen erklärten Russenanleihen in neue Schuldverschreibungen, die von der sozialistischen Regierung selbst ausgestellt sind. Gegen die Wiederholung eines Staatsbankerotts oder den Umsturz des dortigen Regiments ist noch Vorsorge getroffen durch die Stellung von Sicherheiten in bestimmten Staatseinnahmen und namentlich in den Pachtgebühren für wirtschaftliche Konzessionen an Deutsche. So bekommen wir die gebührende Entschädigung in praktischen Formen und Fristen, ohne Erschöpfung des russischen und ohne Uebersättigung des deutschen Geldmarktes.

Ebenso löblich ist der Abschnitt, der zwischen den beiderseitigen Wirtschaftssystemen den Ausgleich trifft, d. h. die deutschen Eigentümer vor weiteren sozialistischen Enteignungen schützt. Volle Entschädigung in bar, einseitige Konfiskation zu ungunsten einer Nationalität ausgeschlossen; Aufrechterhaltung der deutsch-russischen Nachlaßkonvention von 1874 und Ausdehnung derselben auf unbewegliches Eigentum, so lange in Rußland das Erbrecht abgeschafft oder wesentlich eingeschränkt ist.

Die neunte Kriegsanleihe.

Vom 23. September ab wird wieder die übliche halbjährliche Kriegsanleihe aufgelegt. Damit es wieder eine richtige Volksanleihe werde, muß von vorneherein der Irrtum ausgeschlossen werden, als ob die von Rußland zu erwartenden Gelder den Kriegsbedarf der Reichskasse einschränken könnten. Was Rußland leistet, ist keine Kontribution zur Deckung der Kosten für unsere Kriegführung, sondern die Entschädigung für Vermögensverluste während des Krieges. Diese Einkünfte müssen also den Geschädigten zugute kommen. Das Gold und die Rubelnoten, die wir von Rußland bekommen (1½ Milliarden), werden zur Hebung der deutschen Valuta und zur Erleichterung des Warenbezugs aus dem Osten nützliche Dienste leisten. Die laufenden Kosten der Kriegführung müssen wir aber nach wie vor aus der eigenen Tasche aufbringen. Das **können** wir auch, weil Geld im Ueberflusse im Lande vorhanden ist, und wir **wollen** es, weil jetzt jeder vernünftige Deutsche einsieht, wie besonders notwendig und heilsam die Kraftbekundung auf dem finanziellen Gebiete während des schwebenden Entscheidungskampfes ist.

Die Frontverkürzung im Westen braucht unsere Zuversicht nicht zu erschüttern. Von Tag zu Tag deutlicher zeigt sich der Vorteil dieser geschmeidigen Strategie. Der feindliche Plan scheitert an unseren verbesserten, festen Stellungen; seine Massenangriffe flauen ab unter den schweren, nutzlosen Verlusten, während unsere Kräfte geschont sind. Auf das **Friedensgerede**, das wieder in Schwang kommt, darf man noch keine Hoffnungen bauen. Aber die **Tatsachen**, die handgreiflich die Ohnmacht der Feinde zu einem militärischen Siege erweisen, werden dem Friedensgedanken endlich den Weg bahnen. Wir brauchen nur zähe Ausdauer zu bewahren. Auch an der Heimatfront in der Abweisung aller faulen Gerüchte und in der Werbung für die Kriegsanleihe.

Sie...

Sie geh'n in Seide, da die andern bluten,
Sie sitzen noch auf weichen Polsterthronen,
Indes die andern nur in Erde wohnen,
Das heisse Herz voll Not und Sehnsuchtfluten.

Sie leben lau — obgleich in Flammengluten
Die Weltgeschichte rauscht. Warum dies Schonen?
Zerfleischen müssten sie die Skorpionen
Und peitschen tausend scharfe Eisenruten.

Sie führen frech und stolz das alte Leben
Und schwingen seiner Lügen bunte Fahnen —
Obschon sie Gott und seine Wahrheit kennen.

Wann endet denn das faule Sündenstreben?
Wann wirst du Wahrheit tun auf reinen Bahnen
Und dich nicht scheuen, gläubig sie zu nennen?

Theodor Seidenfaden.

„Deutsch-Flämisch" oder „Englisch-Flämisch"?

Von Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. K. Beyerle, München.

II. Frans van Cauwelaerts Memorandum an die Britische Regierung.

In **Belgien besteht tatsächlich ein Sprachenkampf.**[1] Der Krieg hat ihn in verschärfter Form vor der internationalen Oeffentlichkeit enthüllt. Allein, es wäre ein großer Irrtum, zu glauben, der Krieg habe ihn geschaffen.

Indem sich die Deutschen seiner bemächtigten, haben sie nur sein Aussehen gefälscht. Die Sprachenfragen sind in Belgien **durch die grundsätzliche Zurücksetzung** hervorgerufen worden, der das Idiom der flämischen Bevölkerung seit 1830 ausgesetzt war. Die ersten belgischen Regierungen haben unbestreitbar das flämische Geistesleben ersticken wollen. Sie haben die flämische Sprache[2]) aus allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung, aus den Gerichtssälen, aus den Schulen und aus der Armee verbannt, indem sie sich dem Glauben hingaben, durch diese erkünstelte Einheit die politische Dauerhaftigkeit des belgischen Staates zu befestigen. Die folgenden Ministerien haben diese Tradition festgehalten, mußten freilich in den letzten Jahren in fortschreitendem Maße Zugeständnisse an die flämischen Forderungen machen, die allerdings **nur von untergeordneter Bedeutung** waren. Beim Kriegsausbruch gab es in Belgien noch **keine offizielle Schule mittleren oder höheren Grades**, in welcher die flämischen Schüler einen vollständigen Unterricht in ihrer Muttersprache empfangen konnten. Ja, in Brüssel und den wichtigsten Vorstädten der Hauptstadt existierte selbst **keine flämische Volksschule**, trotz einer flämischen Bevölkerung von mehreren hunderttausenden flämischen Einwohner. **Die flämische Sprache blieb vom ganzen inneren Dienste aller Zweige der Staatsverwaltung, auch in den flämischen Provinzen, ausgeschlossen**, und **in der Armee**, die normalerweise 65 Prozent, gegenwärtig selbst 85 bis 90 Prozent, flämische Soldaten umfaßte, **ist das Französische die Sprache des militärischen Befehls** und Unterrichts sowie des öffentlichen Verkehrs.

Bis in die letzten Monate herab war die Mehrzahl der aktiven belgischen Offiziere nicht imstande, sich unmittelbar mit ihren flämischen Mannschaften zu unterhalten, während 70 Prozent der letzteren nicht einmal die Elemente der französischen Sprache kennen.

Dieser Zustand der Dinge ist um so erstaunlicher, als die Flamen weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung von Belgien ausmachen: 4½ Millionen Flamen gegen 3¼ Millionen Wallonen.

Wohl wird leichthin in gewissen belgischen Kreisen die Behauptung aufgestellt, daß die Flamen in der Allgemeinheit beider Sprachen mächtig sind. **Das ist durchaus unzutreffend.** Nach der letzten offiziellen Statistik zählte Belgien am 31. Dezember 1910: 3 220 662 Einwohner über 2 Jahre, die nur flämisch sprachen, gegenüber 2 833 344, die nur französisch sprachen. In den vier flämischen Provinzen (Antwerpen, Ost- und Westflandern und Limburg) sprachen nur 47 288 Einwohner das Französische als ihre gewöhnliche Umgangssprache, gegenüber 2 934 657 Menschen rein flämischer Zunge. Die Bevölkerung der flämischen Provinzen ist daher ausschließlich flämisch, trotz des lange dauernden Regierungssystems sprachlicher Entartung, dem sie unterlag.

Es läßt sich leicht erraten, welche Folgen ein solches System der Verkennung, besser Feindseligkeit, nach sich ziehen mußte, dem die flämische Sprache und Kultur ausgesetzt waren. Die Flamen waren ur-

[1]) Die Sperrungen sind von mir vorgenommen. Beyerle.

[2]) Die flämische Sprache ist in ihrer literarischen Form identisch mit der niederländischen oder holländischen Sprache. Ihre Literatur ist dieselbe, ebenso ihre Grammatik, ihre Syntax und ihr Wortschatz. (Anmerkung des Originals.)

sprünglich beinahe völlig vom öffentlichen Dienst ausgeschlossen, und *bis in die letzten Jahre war für sie der Zutritt zu Staatsämtern und ihr Fortkommen im Staatsdienste im Vergleich zu den Wallonen bedeutend erschwert.* Einmal, weil die Vorherrschaft der französischen Sprache sie gegenüber den wallonischen Kandidaten ins Hintertreffen setzte; sodann, weil die mit Schöpfung der belgischen Unabhängigkeit einsetzende Ueberlieferung und die selbständige Abschließung der durch ein solches System begünstigten Kreise bis zur gegenwärtigen Stunde sich in Geltung behaupten konnte.

Dieses Uebergewicht der wallonischen und dabei allzuhäufig antiflämisch gesinnten Elemente in der öffentlichen Verwaltung zeigte sich auch *in dem oft schreienden Mißverhältnis der staatlichen Vorteile,* welche Belgien den beiden Landesteilen gewährte. Es ist überflüssig, bei den zahlreichen Ungerechtigkeiten zu verweilen, welchen die flämische Bevölkerung so lange ausgesetzt war, als die öffentlichen Beamten selbst in den flämischen Landbezirken nicht verpflichtet waren, im Verkehr mit der des Französischen unkundigen Einwohnerschaft sich des Flämischen zu bedienen.

Selbst nachdem durch das Gesetz von 1868 diese Frage im äußern amtlichen Verkehr zugunsten des Publikums gelöst wurde, konnte es nicht ausbleiben, daß *der für den inneren Dienst beibehaltene ausschließliche Gebrauch der französischen Sprache* für unsere flämische Bevölkerung eine Menge praktischer Unzuträglichkeiten und zahlreicher Mißbräuche zeitigen mußte. Niemals wurden die flämischen Provinzen durch unsere staatliche Zentralverwaltung mit gleicher Gunst wie die wallonischen Provinzen behandelt. *Ihre wirtschaftliche Ausrüstung hat schwer darunter gelitten.*

Die Lage der Flamen war nirgendwo schrecklicher, als in der belgischen Armee. Ich behaupte, daß trotz aller natürlichen Befähigung der Mannschaften es unmöglich ist, die volle militärische Kraftwirkung zu erzielen, wenn die Mehrheit der Offiziere einer Armee nicht imstande ist, sich in angemessener Weise in der Sprache der Mannschaften auszudrücken, wenn die Mehrheit der Rekruten in einer ihr unverständlichen Sprache angeführt und befehligt werden und wenn die zu denselben militärischen Einheiten gehörigen und mit denselben Aufgaben betrauten Leute sich nicht frei miteinander verständigen können. Dieser Zustand der Dinge war um so beklagenswerter, als bei einer *großen Zahl der belgischen Offiziere gegenüber dem flämischen Geisteswesen stets offene Feindseligkeit* herrschte. *Unseren Flamen sind oftmals himmelschreiende Ungerechtigkeiten und nichtsnutzige Beschimpfungen nicht erspart geblieben.* Man kann sich leicht vorstellen, daß in einem solch schrecklichen Kriege, wie wir ihn jetzt durchleben, ein solch außerordentlicher Zustand manchmal tragische Wirkungen auslöst und unabwendbar die Mannschaften, die darunter leiden, zur Empörung bringen muß.

Der gegenwärtige Kriegsminister hat aus innerer Anteilnahme über diese schlimmen Zustände einige Maßnahmen getroffen, die darauf abzielen sollen, den Verkehr zwischen Offizieren und Mannschaften durch eine verallgemeinerte Zweisprachigkeit zu erleichtern. Aber trotz aller guten Absichten ist diese Maßnahme kein wirkliches Heilmittel, ja sie dient nur als ein augenblicklicher Behelf, bis sie selbst zur Ursache neuer Konflikte wird. Tatsächlich unterstehen sich viele Offiziere, den Soldaten, welche des Französischen mächtig sind, das Recht zu verwehren, sich in amtlichen Schriftstücken, die sie zur Unterschrift vorlegen müssen, ihrer Muttersprache zu bedienen. Und die flämischen Soldaten, die sich auf die Ministerialverordnungen beriefen, um ihren flämischen Rechten Achtung zu verschaffen, wurden mit schweren Disziplinarstrafen belegt, weil festgestellt worden war, daß sie des Französischen mächtig waren. Eine verallgemeinerte Zweisprachigkeit läuft daher zum alleinigen Nachteil des flämischen Elements aus.

Die unglücklichen Folgen dieses sprachlichen Unterdrückungssystems, das in Belgien seit 1830 triumphierte, beschränken sich übrigens nicht auf die Tätigkeit der Staatsgewalt. *Die gesamte geistige, künstlerische, soziale und wirtschaftliche Entwicklung der flämischen Provinzen ist dadurch lahmgelegt worden.* Der künstlich hergestellte Bruch zwischen dem Volksschulunterricht und dem mittleren und höheren Unterricht, zwischen der Volksbildung und derjenigen der höheren Klassen, wie ihn die sprachliche Trennung schafft, indem sie den gebildeten Klassen den Gebrauch einer Adoptivsprache auferlegt, steht im Gegensatze zum natürlichen Charakter der Kultur unserer flämischen Provinzen und zu den dringendsten Forderungen ihres sozialen und kulturellen Fortschrittes. Diese Sachlage war eine der Folgen der heftigen Reaktion, die nach 1830 dem Niederländischen gegenüber einsetzte, zugleich aber auch eine Folge der in Belgien vorherrschenden französischen Sympathien und selbst weitergehender Hoffnungen. Ein großer Teil der ersten belgischen Beamtenschaft wie des Offizierkorps wurde aus Menschen französischer Nationalität gebildet, und die damals geschaffene Sachlage vermochte sich zu behaupten, dank einem hartnäckigen Konservatismus, dank dem übereinstimmenden Willen der politischen und religiösen Machthaber, dank auch der auf die Sinnesweise der leitenden Klassen durch einen fast ausschließlich französischen Unterricht ausgeübten Wirkung, mit welcher eine teilweise oder vollkommene Unkenntnis der flämischen Sprache Hand in Hand ging, dank endlich der Tatsache, daß die breiten Volksklassen — Arbeiter und Landbauern — auf das öffentliche Leben in Belgien nur einen sehr geringen Einfluß ausübten.

Dennoch ist der Widerstand hochgekommen. Er hat sich in fortschreitendem Maße organisiert in dem, was man die „*flämische Bewegung*" nennt und deren Anhänger gemeinhin unter dem Namen *Flaminganten* zusammengefaßt werden.

Welches ist das Ziel dieser Bewegung? Man kann es in die folgenden drei Punkte zusammenfassen:

1. Dem flämischen Volke in Belgien in sprachlicher Hinsicht „*die volle Gleichberechtigung nach Gesetz und Ausführung* neben dem wallonischen Volke sicherzustellen";[*])
2. dem flämischen Volke *die kulturelle Einheit zurückzugeben,* welche für jede wohlorganisierte Gemeinschaft unerläßlich ist und welche die Gemeinsamkeit der gedanklichen Aeußerung bei hohen und niederen Klassen erfordert;
3. das flämische Volk *mit dem besten Bildungsrüstzeug zu versehen,* damit es Belgien die volle Entfaltung seiner natürlichen Begabung zu geben vermöge.

Zur Verwirklichung dieses Programms sind *nur drei Dinge nötig:*

1. Man muß das flämische Volk auf eine höhere Stufe des Unterrichts emporheben und diesen Unterricht *in allen Graden in der Muttersprache der Schüler* erteilen, wie dies im wallonischen Teile Belgiens bereits der Fall ist und außerdem für alle anderen zivilisierten Völker Europas gilt.
2. Die flämische Sprache ist für *den inneren wie äußeren Dienst der öffentlichen Verwaltung* in den flämischen Provinzen und außerdem insoweit von den Zentralstellen anzunehmen, als sich diese mit den Angelegenheiten des flämischen Landesteils beschäftigen.
3. Es gilt, die belgische Armee zu reorganisieren, in der Art, daß *Flamen und Wallonen getrennte und sprachlich gleichgeartete Heereseinheiten* bilden und die verschiedenen Heereseinheiten in der Sprache ihrer Mannschaften unterrichtet und befehligt werden.

Dies und nichts anderes ist das flämische Programm in seinem ganzen Umfange, wie es schon vor dem Kriege durch alle Flamen angenommen war, die sich der Notwendigkeiten ihrer flämischen Sprache bewußt waren. In diesem Programm ist nichts enthalten, was dem inneren Zusammenhang oder der politischen Einheit Belgiens zuwiderliefe.

Um es zu verwirklichen, bedarf es selbst weder einer Verfassungsrevision noch auch nur eines einzigen neuen Gesetzes. Es ist zu verwirklichen durch die Zuständigkeiten der Regierung allein, sei es durch königliches Dekret, sei es durch einfache Ministerialverfügung. Allerdings *hat die belgische Regierung bisher nicht gewagt, die Verantwortung für diese Maßnahmen auf sich zu nehmen und hat es vernachlässigt, die öffentliche Meinung daraufhin vorzubereiten.* Im Gegenteil hat die Mehrzahl der Regierungsmitglieder in der Vergangenheit gegenüber den flämischen Grundforderungen eine feindliche Haltung angenommen. Dennoch hatte die flämische Frage während der letzten Jahre sich so entwickelt, daß sie, wenn nicht der Krieg ausgebrochen wäre, das nationale Leben Belgiens umgestürzt hätte. Und wenn nicht die deutsche Besetzung die freie Betätigung der belgischen Behörden gelähmt hätte, wäre die Mehrzahl der oben angedeuteten Reformen schon heute durch die Stimme der Gesetzgebung zum Siege gelangt.

Die deutsche Einmengung in die belgische Sprachenfrage zeigte sich hauptsächlich in der Einrichtung der *Verwaltungstrennung.* Aber die Verwaltungstrennung und noch viel weniger die politische Trennung haben niemals vor dem Kriege einen Teil des flämischen Programms gebildet. Die wirklichen Urheber des Trennungsgedankens befinden sich im Gegenteil auf wallonischer Seite; er verdankt seinen Ursprung hauptsächlich der Unzufriedenheit, welche die Linksparteien über die andauernden politischen Mißerfolge empfanden. Seine hauptsächlichen Vorkämpfer waren der ehemalige Senatspräsident Dupont, besonders aber Destrée, der gegenwärtige Gesandte Belgiens in Petersburg, der Abgeordnete Georges Lorand usw. Diese letzteren gründeten sogar eine Art separatistisches Ministerium, dessen Haupt Destrée war. Und heute noch sind die eifrigsten Vorkämpfer der Verwaltungstrennung außerhalb des besetzten Gebietes Wallonen, die die zu Paris erscheinende l'Opinion Wallonne" zu ihrem Organe haben und die sich offen als Anhänger eines Staatenbundes Flandern-Wallonien erklären.

Von flämischer Seite wurde im Gegensatz dazu vor dem Kriege die Verwaltungstrennung durch alle autorisierten Führer der flämischen Bewegung weit weggewiesen. Sie fand nur Anhängerschaft in einer kleinen Gruppe junger Leute und niederer Beamter, und dies, obwohl es das flämische Volk war, das alle Nachteile der künstlichen Spracheinheit und Verwaltungszentralisation über sich ergehen lassen mußte.

Wenn die wahre Natur und die wahren Endziele der flämischen Bewegung allzuoft verkannt wurden, so liegt ein großer Teil der Schuld daran auf ihren Gegnern, welche durch *die französische Presse Belgiens und des Auslandes* in den befreundeten Ländern *die gröbsten Irrtümer verbreitet haben.*

Einige dieser hauptsächlichen Irrtümer sind die folgenden:

1. *Die flämische Bewegung bedeute einen Angriff auf die Sprachrechte der Wallonen.* Das ist falsch. Die Flamen sind durchaus dagegen, die Rechte der Wallonen zu verletzen und sind sogar bereit, Rücksicht zu nehmen auf die leider zu große Abneigung, welche die Wallonen noch heute gegenüber dem Studium der niederländischen Sprache an den Tag legen. Sobald diese niederländische

*) Die Worte „*l'égalité absolu de droit et de fait*" sind der Formel entnommen, die schon 1916 durch die belgische Regierung in einer feierlichen Erklärung an den König der Belgier gerichtet wurde. (Anm. des Originals).

Sprache ihren gesetzmäßigen Platz in den flämischen Provinzen erobert haben wird, werden die gebildeten Wallonen sich zweifellos rasch überzeugen, daß die Kenntnis des Niederländischen ihnen ernstliche Vorteile bietet. Aber die Flamen wollen ihnen keinerlei Zwang auferlegen, solange die Wallonen nicht den Anspruch auf staatliche Stellen im flämischen Verwaltungsgebiet erheben.

2. Die flämische Bewegung soll für die politische Einheit Belgiens gefährlich sein. Auch das ist falsch. Wie schon oben gesagt ist, läßt sich das flämische Programm völlig verwirklichen, ohne daß man selbst nur bis zur Verwaltungstrennung gehen müßte. Belgien setzt sich aus zwei bemerkenswert gleichgroßen Gebieten zusammen, die durch eine seit Jahrhunderten unveränderte Sprachgrenze getrennt sind. Nördlich dieser Linie herrscht das Flämische, südlich das Wallonische. Man gewähre dort flämische Verwaltung und flämisches öffentliches Leben, während es sich hier französisch abwickelt, und die ganze Sprachenfrage ist aufgelöst.

Die Schweiz wendet diesen Grundsatz der Sprachverschiedenheit an. Darum sind Sprachenkämpfe dort unbekannt. Belgien brauchte dies nur zu adoptieren, so wird es zu Ruhe und Frieden kommen, und alle einander über die Sprachenfrage kämpfenden Bewegungen werden ihr Ende finden. Würde man aber im Gegenteil damit fortfahren, die moralischen Gesetze zu verkennen, die das Gewissen des flämischen Volkes wie das jedes anderen zivilisierten Volkes leiten, so würde die Entzweiung immer tiefer werden und mit der Schaffung eines unüberbrückbaren Gegensatzes endigen. Die flämische Bewegung trägt darum in sich keinerlei Tendenz, die der belgischen Einheit zuwiderliefe. Aber man darf sie nicht auf Abwege drängen, indem man ihren Anhängern die Ueberzeugung auferlegen will, daß die politische Einheit Belgiens mit der sprachlichen Einförmigkeit des Landes zusammenfallen müsse. Die flämische Seele könnte eine solche tödliche Gleichmacherei nicht ertragen und würde alle künstlichen Fesseln sprengen, durch welche man sie hindern wollte, zu ihrer freien moralischen Entfaltung zu gelangen.

3. Die flämische Bewegung widersetze sich zu Unrecht dem Studium der französischen Sprache. Das ist falsch. Die Flamen verstehen sehr wohl ihr Eigeninteresse, das ihnen nahelegt, ernstlich das Französische zu erlernen, dessen glänzende Literatur sie lieben. Im Gegensatz zu ihren Verkleinerern, die sich gerne in den Herrschafts-französischen Sprache einmauern, geben sich gebildete Flamen, nach dem Beispiel ihrer holländischen Sprachvettern, gerne dem Studium mehrerer Sprachen hin. Wenn in Zukunft das Geistesleben in Belgien mit seinen literarischen Schöpfungen sich gegenseitig vertraut zu machen wünscht, so kann das nur auf diesem in Flandern eingeschlagenen Wege glücken.

4. Die flämische Bewegung soll im Gegensatze zu Frankreich stehen. Dieser Vorwurf ist eine Nichtswürdigkeit. Die Flamen wünschen die aufrichtigsten Empfindungen gegenüber Frankreich zu pflegen und stehen vor niemand in Bewunderung und Dankbarkeit gegenüber dem Heroismus seiner Armeen während des Krieges zurück. Es wäre tief bedauerlich, wenn die französische Regierung in diesem Punkte irgendeinen Zweifel hegte.

5. Die flämische Bewegung sei durch Deutschland inspiriert worden und sei als „germanophil" einzuschätzen. Das ist eine Verleumdung, die durch den Krieg teilweise recht gehässig geworden ist. Ich werde sofort ausführen, in welchem Umfange Deutschland dazu gelangt ist, sich, unter dem Schirm der Besetzung des Landes, in die flämische Frage einzumischen. Vor dem Kriege war Deutschland niemals für die flämische Bewegung eingenommen. Gedanken, Literatur und alle anderen Auswirkungen der flämischen Bewegung haben sich völlig aus sich heraus entwickelt. Die großen Agenten der deutschen Durchdringung in Belgien haben sich vor dem Kriege im Gegenteil mit Vorliebe an die französisch sprechenden belgischen Kreise gewandt, weil der finanzielle Einfluß der letzteren und ihre Beziehungen zur Staatsverwaltung ihnen gestattete, erfolgreicher ihre Spionage zu betreiben und ihre Kraftanstrengungen auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Durchdringung Belgiens zu organisieren. Besonders in Antwerpen haben die Deutschen ununterbrochen durch ihre Zuwendungen Theater und andere Unternehmungen unterstützt, die der flämischen Bewegung zuwiderliefen.

* * *

Als der Krieg ausbrach, waren die Flamen übereinstimmend entschlossen, ihre Beschwerden und den ganzen Sprachenstreit schweigen zu lassen, um sich gemeinsam mit den Wallonen mit aller Tapferkeit der Verteidigung der Grenzen zu widmen. Die Deutschen haben übrigens niemals bei ihren Grausamkeiten, ihren Räubereien und ihren Beitreibungen zwischen den flämischen und wallonischen Gegnern einen Unterschied gemacht. Erst seit Mitte 1915 gaben sie sich Mühe, die Unzufriedenheit und das alte Mißtrauen gewisser flämischer Kreise im Dienste der Verwirklichung ihrer imperialistischen Ziele auszunutzen.

Diese Unzufriedenheit und dieses Mißtrauen sind unglücklicherweise auf ungerechte und unzeitgemäße Art durch eine gewisse belgische Presse, die in die Fremde geflüchtet war, und durch die Vorkämpfer der flamenfeindlichen Ideen wieder erweckt und aufgepeitscht worden. Die angesehensten Führer der flämischen Bewegung wurden seit Ende 1914 als Verräter oder deutsche Agenten dnanziert, während noch dieselben Personen sich mit aller Kraft der Verteidigung des Landes hingaben. Die flämischen Gedanken wurden als deutscher Import beschimpft. Man schrie siegeszuversichtlich bis in die englischen Zeitschriften hinein, daß es mit der flämischen Frage in Zukunft aus sei und daß Belgien lateinisch werden oder untergehen müsse. Auf der anderen Seite wurden die Flamen, wie immer, die Opfer erniedrigender Behandlung durch zahlreiche belgische Verwaltungsorgane. Es war unausbleiblich, daß sich die Eigenliebe der Flamen dagegen auflehnte und unglücklicherweise einige junge Hitzköpfe, die im besetzten Gebiet geblieben waren, daraus den Vorwand nahmen, bei den Deutschen Unterstützung zu suchen. Daraus entstand der Aktivismus.

Trotz dreijähriger Anstrengungen und ungeheuerer Werbemittel ist der Aktivismus bis heute eine schwache Minderheit in der flämischen Bewegung geblieben. Es ist ihm nicht geglückt, die vornehmsten Führer mit sich zu reißen, die vielmehr im Gegenteil mit größter Ausdauer den Aktivismus bekämpft haben, gleichgültig, ob sie sich im besetzten Gebiet oder außer Landes befinden. Dennoch hat der Aktivismus alles getan, um das Vertrauen des flämischen Volkes für sich zu gewinnen. Er bot sich zunächst dar unter der wenigst anstößigen Form. Die Schöpfung der sogenannten flämischen Universität in Gent durch den deutschen Besetzer wurde dem flämischen Volk als ein Akt dargestellt, der weder die Außenpolitik, noch die innere Verfassung Belgiens berühre, sondern lediglich eine Handlung der Vorsicht gegen die Verblendung der belgischen Regierung und gegen die in Zukunft zu erwartende Reaktion darstelle, mit der die Gegner der flämischen Bewegung drohten. Erst 1917 wurde die Verwaltungstrennung eingeführt, die zweite Phase der aktivistischen und deutschen Politik. Die dritte Phase, die politische Trennung, wurde erst zu Beginn dieses Jahres offiziell in Angriff genommen.

Das Verhältnis zwischen der Bedeutung der aktivistischen Bewegung und der wirklichen flämischen Bewegung läßt sich an folgenden Ziffern aus der Zeit vor dem Kriege ablesen: Mehr als 3000 diplomierte Akademiker unserer Universitäten erklärten sich damals als offene Anhänger der Ueberleitung der Universität Gent in eine niederländische Universität; die Aktivisten konnten nur 170 Unterschriften gleicher Art für dieselbe Reform, so wie sie dieselbe unter Mitwirkung der Deutschen durchgeführt haben, gewinnen. In den Volkskreisen hat der Flame Alphons Sevens von Gent, heute in Deutschland wegen seines Antiaktivismus gefangen gesetzt, vor dem Kriege 100 000 Unterschriften zugunsten der Verflamung von Gent gesammelt; die Aktivisten können dem kaum tausend Unter-

schriften gegenüberstellen. *Dennoch hat die flämische Idee keineswegs während des Krieges abgenommen. Sie hat sich im Gegenteil ausgebreitet und im Herzen der flämischen Bevölkerung noch mehr verankert.* Und die Verflamung der Universität Gent, vorgenommen nach dem Kriege durch die belgischen Autoritäten, bildet für sie den Schlußstein. Aber sie ist bisher dem belgischen Vaterlande getreu geblieben und wünscht so zu verbleiben und nicht schwach zu werden in dem Widerstande gegen den Losreißungsversuch, den Deutschland unternommen hat.

Indessen haben die deutschen Behörden, aber auch literarische, wissenschaftliche und politische Persönlichkeiten Deutschlands unter jeder Gestalt um die Sympathien des flämischen Geistes geworben und machen ihm unaufhörlich für die Zukunft die schmeichelhaftesten Versprechen. Doch gelingt es dieser trügerischen Politik nicht, allzuviele einzufangen.

Was ist das Ziel und die Gefahr dieser Manöver auf dem Gebiet der belgischen Sprachenfrage? Deutschlands Absicht begnügt sich nicht damit, die Belgier unter sich zu scheiden. Sein wahres Ziel geht dahin, Vorwände zu schaffen, um bei Gelegenheit der Friedensverhandlungen Ansprüche auf das innere Leben Belgiens zu erheben. Darum hat man sich wenig gekümmert, ob die flämische Bevölkerung mit den von Deutschland durchgeführten sprachlichen Reformen zufrieden sei oder nicht. Die Deutschen haben vielmehr im Gegenteil zu erkennen gegeben, daß sie extreme Reformen vorziehen, weil die von den Flamen selbst gegen die Tätigkeit einer Gruppe bedeutungsloser Aktivisten erhobene Opposition den Deutschen die scheinbare Verpflichtung auferlegt, ihre künstlich geschaffenen Einrichtungen durch den Friedensvertrag bestätigen zu lassen, und weil sie ihnen auf solche Weise ein gewisses Recht der Protektion über die Flamen und der Aufsicht über die inneren Angelegenheiten Belgiens leiht.

In vielfachen feierlichen Erklärungen haben Flamingganten, die dazu am meisten berufen waren, gegen diese Politik protestiert und erklärt, *daß die flämische Frage für Belgien eine Angelegenheit der inneren Politik sei* und daß sie energisch jede fremde Einmischung zurückweisen.

Aber das genügt nicht. Der Einfluß der patriotischen Flamen muß durch die eigene belgische Staatsautorität *und durch unsere Freunde* hochgehalten und nicht bekämpft werden.

Was ist dazu nötig? Herzlich wenig, aber dieses Wenige ist unentbehrlich.

Die Frage interessiert auch die Politik der großen Verbündeten Belgiens, besonders Frankreich und England, weil die mehr oder weniger heftigen Regungen des flämischen Geistes zugunsten seines ungeschmälerten Fortbestehens in der Zukunft unausweichlich ihre Rückwirkung auf die internationalen Gedanken jener Großmächte äußern müssen. Ich habe schon oben angeführt, daß die flämische Bewegung sich durchaus nicht gegen Frankreich oder die französische Sprache richtet. Aber es ist nicht zu leugnen, daß man in den flämischen Kreisen gegenüber gewissen herkömmlichen Tendenzen der französischen Politik von Mißtrauen beseelt ist. Man glaubt, nicht verstanden zu werden und durch die französisch gerichteten Leiter und ihre Mißgunst verraten zu sein. Dieses Gefühl hat seine historischen Gründe; es hat aber auch noch in der neuesten Zeit *durch gewisse ungeschickte Einmengungen von seiten Frankreichs neuen Nährstoff* erhalten. Ist es doch allgemein bekannt, *daß die offizielle französische Propaganda vor dem Kriege in Belgien Presseorgane, Vereine und Institute finanziell unterstützt hat, die sich stets durch ihre Feindseligkeit gegen die flämischen Gedanken auszeichneten.* Der Handelsminister David hat 1913 in der französischen Kammer erklärt, daß die glänzende Teilnahme Frankreichs an der Weltausstellung in Gent das eine Ziel habe, *die dortigen Freunde Frankreichs in ihrem Widerstand gegenüber den flämischen Fortschritten zu stärken, besonders was die Umwandlung der französischen Universität Gent in eine niederländische Hochschule angehe.* Der Uebereifer, mit welchem die belgischen Gegner des flämischen Programms während des Krieges *für den Gedanken einer Wirtschaftseinheit und einer engen politischen Allianz mit Frankreich gekämpft haben,* mußte notgedrungen diese peinlichen Erinnerungen aufs neue erwecken. Schließlich versichert man allenthalben in den flämischen Kreisen, daß gewisse Presseorgane, *die* — besonders in Holland — *auf die skrupelloseste Weise alles Flämische anfallen,* direkt oder indirekt französische oder englische Unterstützungsgelder beziehen. Ich verzichte darauf, diesen Gerüchten auf den Grund zu gehen. Das einzige, worauf es ankommt und was man nie vergessen darf, ist das, daß weder Belgien noch die Alliierten ein Interesse daran haben, den um die Zukunft ihrer Kultur und Rasse besorgten Flamen *den Hintergedanken zu lassen, als würden sie verachtet und verdächtigt,* wodurch sie ohne Gegengewicht der ausschließlichen Anziehungskraft Deutschlands ausgesetzt werden. Im Gegenteil, es gilt die kulturelle Unversehrtheit des flämischen Landes und seinen Widerstand gegen die deutsche Besetzung dadurch aufrecht zu erhalten, daß man dem flämischen Gedanken die Gunst bezeugt, die er verdient.

Dies ist vor allem die Pflicht der belgischen Regierung selbst. *Aber auch die Sympathien Englands können damit in wertvollen Wettbewerb treten.* Denn es ist natürlich, daß die Sympathien Frankreichs sich mit größerer Eigenkraft unserer wallonischen Bevölkerung zuwenden, die mit Frankreich durch die gemeinsame Sprache verbunden ist. *England seinerseits muß seine besondere Aufmerksamkeit auf den flämischen Teil Belgiens lenken.* Ich habe meine Gründe dafür, auszusprechen, daß man in gewissen politischen Kreisen Deutschlands fürchtet, daß England so handeln werde. Ich habe schon angedeutet, daß der Flame mit Leichtigkeit die englische Sprache erlernt, die in vieler Beziehung der seinigen ähnlich ist. Auch ist er gegenüber England von historischen Sympathien erfüllt und teilt mit ihm die begeisterte Pflege aller öffentlichen Freiheiten. *England hat aber auch seinerseits ein offenbares Interesse daran, daß die Westküsten der Nordsee durch kleine freie Völker bewacht werden,* blühend und stolz auf ihre Unabhängigkeit, zugleich voll Sympathien für den angelsächsischen Geist. Wenn es jemals Deutschland gelingen sollte, die öffentliche Stimmung in den flämischen Provinzen auf sich herüberzuziehen, so wäre das für England ein großer Verlust und eine steigende Gefahr. Wenn es aber im Gegenteil aus dem Widerstand und Hasse, welchen die flämische Seele so gut wie die wallonische in der gegenwärtigen Stunde gegenüber den Tyrannen von jenseits der Rheines empfindet, seinen Nutzen zu ziehen weiß, *indem es den belgischen Flamen zeigt, daß England nicht allein der unwandelbare Verteidiger der politischen Unabhängigkeit des belgischen Staates, sondern ebenso ein aufrichtiger Freund der vollen Wiedergeburt Flanderns auf der Grundlage der niederländischen Kultur ist, wird England eine Probe großen politischen Weitblicks abgelegt haben.* In der Tat, der flämische Teil Belgiens ist nicht allein dem Angriff Deutschlands am meisten ausgesetzt. Er bildet zugleich den stärksten und wichtigsten Teil des Landes, der am treuesten seinen Ueberlieferungen, seinen nationalen Einrichtungen und dem belgischen Throne anhängt. Er ist ebenso für die Zukunft der reichste Teil der belgischen Nation und seine internationalen Freundschaften werden nicht verfehlen, *mittelbar diejenigen Hollands zu beeinflussen,* das sich mit jedem Tage mehr für die literarischen Werke der flämischen Schwester begeistert.

III. Kritische Bemerkungen.

Die Denkschrift Frans van Cauwelaerts ist eine Rechtfertigung der deutschen Politik in Belgien. Sie beweist, wie ernsthaft und gefahrdrohend der flämische Aktivismus in maßgebenden belgischen Kreisen eingeschätzt wird. Sie will seiner weiteren Ausbreitung und der ihn fördernden friedlichen deutsch-flämischen Arbeit Halt gebieten, indem sie die flämische Sache unter den Schutz Englands stellen möchte. Was sie an Tatsachenmaterial über die ungerechte Behandlung des flämischen Stammes vor und während des Krieges vorträgt, erweist schlagend die Unhaltbarkeit der alten belgischen Zustände. Diese Tatsachen sind ebenso geeignet, bei uns den flämischen Aktivismus besser verstehen zu lernen, *wie sie die deutschen Maßnahmen zum Schutze des Flamentums als völkerrechtlich wohlbegründet* erscheinen lassen. Diese letzteren dienen allesamt der Gerechtigkeit und Volkswohlfahrt in einem völkerrechtlich besetzten Gebiete.

Die Verzeichnungen van Cauwelaerts zeigen sich in folgendem. Abgesehen von einigen scharfen Wendungen gegen Deutschland, wie sie sich bei einem auf Eindruck in England berechneten Schriftstück von selbst verstehen, sind es namentlich zwei Punkte: *Die flämischen Aktivisten als eine kleine Minderheit bedeutungsloser junger Hitzköpfe hinzustellen, ist heute eine bewußte Irreführung. Die flämischen Forderungen auf Verwaltungstrennung und politische Selbständigkeit Flanderns als imperialistische deutsche Ziele auszugeben, ist Lüge.*

Ein Blick auf die Zusammensetzung des Rates von Flandern allein genügt, um darzutun, daß *die aktivistische Vertretung des stammbewußten Flamentums Intelligenz, Ansehen und Lebenserfahrung in sich vereinigt.* Van Cauwelaerts beste Freunde aus den katholischen Kreisen der flämischen Bewegung zählen heute zu den mutigsten Vorkämpfern des Aktivismus. Van Cauwelaert könnte ihnen mit seinen Behauptungen nicht vor die Augen treten, ohne zu erröten. Er ist überhaupt in viel höherem Grade der Vertreter einer flämischen Minderheit, als er selbst weiß. Wenn übrigens wirklich der Aktivismus so nichtssagend wäre, wie van Cauwelaert glauben machen will, wozu dann der ganze höchst ungewöhnliche Schritt?

Daß sich bei der Verflamung der Universität Gent nicht die Stimmenzahl herauswagte, wie vor dem Kriege, versteht sich aus den Umständen von selbst. Die statistischen Gegenüberstellungen van Cauwelaerts besagen darum nichts. Wenn etwa *van Cauwelaert das blühende Universitätsleben in Gent jetzt mit eigenen Augen sehen könnte, so würde er rasch eines Besseren belehrt werden.* Er hätte Zeuge-

der Feststimmung sein müssen, die die Genter Jahrhundertfeier im November 1917 auslöste, hätte die prächtigen flämischen Reden hören müssen, die dort der „alte Reinhard", der ergraute Vorkämpfer des „National-flämischen Verbandes" und sein eigener Freund Hildward Van der Spuurt, heute Schöffe im verflamschten Magistrate der Stadt Gent, gehalten haben.

An sich, durch seine Tendenz und die Adresse, erweist darum das Memorandum F. van Cauwelaerts aufs deutlichste, wie ernst die Gefahr des flämischen Aktivismus für die alte belgische Regierung geworden ist. Dieser Aktivismus ist es aber auch, der seinerseits dem deutschen Besetzer die Forderung der Verwaltungstrennung zwischen Flandern und Wallonien als einziges Heilmittel, um aus den verrotteten Zuständen herauszukommen, nahegelegt hat und der die volle Verwirklichung der flämischen Rechte ausschließlich von einer staatlichen Verselbständigung Flanderns erhofft. Die Erklärung der flämischen Selbständigkeit durch den Rat von Flandern vom 22. Dezember 1917 ist ganz allein von diesem ausgegangen, mag die Tatsache den Herren in Le Havre auch noch so unbequem sein. Wo van Cauwelaert diese Punkte berührt, verliert er sich in Wortstreit und Halbheiten. Es ist wirklich nur ein Streit um Worte, wenn van Cauwelaert einerseits zwar die Verflamung des gesamten Unterrichts sowie der gesamten öffentlichen Verwaltung und Rechtspflege, und zwar für den äußeren wie für den inneren Dienst, fordert, auch getrennte Heereseinheiten für Flandern und Wallonien als notwendig hinstellt, anderseits aber behauptet, die Verwaltungstrennung abzulehnen. Denn diese besteht ja gerade darin, was van Cauwelaert selbst zur Verwirklichung des flämischen Programmes für nötig hält. Eine Halbheit ist es weiterhin, wenn van Cauwelaert solch grundlegende Aenderung der öffentlichen Zustände eines Staates ohne Gesetz herbeiführen will. Sie dient ihm nur dazu, die deutschen gesetzlichen Maßnahmen zur Durchführung der Verwaltungstrennung als völkerrechtswidrig zu bekämpfen und in Mißkredit zu bringen. Van Cauwelaert meint ja selbst, daß ohne Dazwischentreten des Krieges die flämische Bewegung ihre Forderung vielleicht schon heute durch die Stimme der Gesetzgebung durchgesetzt hätte. Viel Optimismus bei einem Schriftsteller, der in demselben Atemzug ausführt, daß die belgische Regierung es nicht gewagt habe, in der Flamenfrage Farbe zu bekennen und ganze Arbeit zu tun. Der Vorwurf der hier skizzierten Halbheit, dem der ganze flämische Passivismus heute in den Reihen der Aktivisten begegnet, ist darum nur zu begründet. Die Aktivisten vermögen heute den Glauben an die Ehrlichkeit der belgischen Regierung nicht mehr aufzubringen, der dazu gehört, um mit van Cauwelaert anzunehmen, daß trotz einer einheitlichen, natürlich überwiegend französischen Regierung die Regierungsleute mit den flämischen Provinzen nicht nur in flämischer Sprache verkehren, sondern eine wirklich gerechte Politik zugunsten Flanderns treiben werden.

Am meisten schlägt sich van Cauwelaert aber da ins Gesicht, wo er die Regelung der flämischen Angelegenheiten als innere Sache Belgiens vindiziert und dabei Frankreich und besonders England als Garanten der flämischen Rechte aufruft. Hier gibt es kein Entweichen. Was für England und Frankreich am Friedenstische recht ist, muß für Deutschland billig sein. Darüber gibt sich doch auch ein Frans van Cauwelaert als alter Leipziger Student keinen Täuschungen hin, daß der flämische Stamm völkisch, sprachlich und kulturell Deutschland viel näher steht als England. Mag darum auch die am Schlusse beigefügte Lockung, daß England durch die Förderung Flanderns auch Sympathien in Holland gewinne, für englische Ohren sehr wohl klingen, uns vermag sie nur von der Notwendigkeit des Durchhaltens in der mit Weitblick durch den Generalgouverneur v. Bissing eingeleiteten Flamenpolitik zu überzeugen. Das Deutsche Reich wird sich, so hoffen wir, in diesem Punkte nicht durch den angerufenen politischen Weitblick Englands übertreffen lassen. Wenn aber England wirklich für die gerechte Sache Flanderns Verständnis gewinnen und einmal seinen laut verkündeten Grundsätzen folgen sollte, so wäre damit, wie L. Schwering vor kurzem in der „Kölnischen Volkszeitung" (Nr. 572 v. 22. Juli 1918) andeutete, eine Hauptschwierigkeit des Friedensschlusses zwischen England und Deutschland ausgeräumt. Niemals aber wird sich Deutschland durch England um den Preis seiner aufbauenden Arbeit im stammverwandten Flandern bringen lassen.

Jugendämter.

Von Domkapitular Dr. M. Buchberger, München.

Der größte Schatz eines Volkes ist seine Jugend. Und nie war dieser Schatz für das deutsche Volk kostbarer und unersetzlicher als jetzt. Auf der Jugend von heute liegt die Hauptlast des Krieges, auf der Jugend von morgen liegt unser Geschick für die Zukunft. Eine Riesenaufgabe harrt ihrer. Ob sie ihr gewachsen ist, davon hängt das Los des deutschen Volkes ab. Wer würde bei einer Lage von so gewaltigem Ernst nicht mit Sorge und Bangen auf unsere heutige Jugend schauen! Ist sie körperlich, geistig und sittlich so tüchtig, ist sie so arbeitsfreudig und hochsinnig, daß wir auf sie bauen und vertrauen können? Der Kenner weiß, daß sie das nicht in alleweg ist. Groß ist die Zahl der körperlich oder geistig Minderwertigen; die Zahl der seelisch und sittlich Kranken, der Entgleisten und auf Abwege Gekommenen ist noch größer. Daran hat der Krieg einen Teil der Schuld; denn er hat Verhältnisse geschaffen, die vielen gefährlich und verhängnisvoll wurden. Es fehlt an Schutz, Führung, Zucht und Autorität; daher spielen die Jungen oft die Herren, kennen nicht Ehrfurcht und Gehorsam, hängen dem verbotenen Genuß nach, zum Teil mit verdientem, zum Teil mit gestohlenem Gelde. Aber auch schon vor dem Kriege war ein beträchtlicher Teil unserer Jugend, insbesonders der Großstadtjugend, auf dem Wege zum Abgrund, zu einem verfehlten Leben. Eine immer größere Schar fand sich ein vor den Jugendgerichten; die Räume der Gefallenen-Abteilung in den Krankenhäusern füllten sich immer mehr; die Allgemeinheit trug bereits schwer an den Lasten für die sittlichgefallene, die verwilderte und verwahrloste Jugend.

Caritas und Fürsorge verschlossen ihr Auge nicht vor diesen Notständen und schauten nicht mit verschränkten Armen zu. Viel wurde gearbeitet auf dem Gebiete der Jugendgerichtshilfe, der Vormundschaft und Schutzaufsicht, der Unterbringung gefährdeter, vernachlässigter und hilfsbedürftiger Kinder in Familien und Anstalten. Im Krieg kam dazu das große Werk der Unterbringung unterernährter und armer Kinder auf dem Lande, die Fürsorge für die Kriegerkinder und insbesonders die Kriegswaisen: Arbeiten, die von heiliger, opferfreudiger Liebe für die Kinder, für ihre Väter im Feld und für das Vaterland getragen waren.

Von der Größe und Mühseligkeit dieser Arbeit haben nur wenige eine Ahnung. Das ist vielleicht der Hauptgrund, warum so viele, mit der praktischen Arbeit nicht vertraut, das bisher Geleistete unterschätzen. Viele rufen erfahrungsgemäß nach Fürsorge-Organisationen, -Maßnahmen und -Einrichtungen, die bereits bestehen und nur Kräfte und Mittel brauchen, um ins Große zu wachsen. Aber wenn an die theoretisch so Begeisterten Opfer an Zeit, Kraft und Mitteln herantreten, dann hält die Begeisterung nicht an. Anregen ist sehr leicht und billig, wenn man anderen die Last der Ausführung überläßt. Gebt den bestehenden Organisationen die Mittel, die ihr den zu schaffenden geben wollt, und sie werden Großes leisten!

Die Entwicklung der Jugendfürsorge in den letzten Jahren steht einzig da. Auch der Ausbau zusammenfassender Organisationen ist weit fortgeschritten. So hat z. B. Bayern für jede Diözese einen Jugendfürsorgeverein, der durch seine Ortsgruppen in die einzelnen Pfarreien hineinreicht. Die gesamte katholische Jugendfürsorgearbeit ist wieder zusammengefaßt im Landesverband katholischer Jugendfürsorgevereine und -Fürsorgeerziehungsanstalten Bayerns. Die Vertretung sämtlicher Jugendfürsorge-Vereine Bayerns bildet ein Landesausschuß.

Die Klagen über Lücken in der Jugendfürsorge, über Zersplitterung und Vergeudung der Kräfte, über Nebeneinanderarbeit und Doppelarbeit sind nicht unbegründet, aber zu aufdringlich, unfruchtbar und durchsichtig. Das Rufen nach „unentbehrlichen Grundlagen geordneter Entwicklung der Jugendfürsorge" macht den Eindruck, als ob die Organisation und Arbeit auf diesem Gebiete ganz im argen läge. Handelt es sich hier um Uebertreibungen, die dem Geschaffenen und Geleisteten nicht gerecht werden, und die an eine Neuregelung zu große Hoffnungen knüpfen, so soll immerhin der Wunsch nach einer gewissen Kristallisation der Arbeit, nach festen Formen, klarer Ordnung, harmonischem Ineinandergreifen nicht als unberechtigt bezeichnet werden.

Einen sehr beachtenswerten Versuch zur Erreichung dieses Ziels stellt nun der preußische Gesetzentwurf über Jugendämter und Berufsvormundschaft dar. § 1—9 haben die Jugendämter, § 10—19 die Berufsvormundschaft und § 20—21 die Aufbringung der Kosten für die hilfsbedürftigen unehelichen Kinder zum Gegenstand. Ursprünglich sollte der Entwurf vertraulich behandelt werden, aber durch Besprechungen desselben auf Tagungen und in Fachorganen, neuestens auch in der Tagespresse, ist er zur allgemeinen Kenntnis gelangt. Er hat bei Fachmännern und in Fachorganen eine sympathische Aufnahme gefunden, wenn er auch im einzelnen arg zerpflückt worden ist. Die Gutachten und Verbesserungsvorschläge hatten eine neue Fassung zur Folge, die als „Entwurf eines Jugendfürsorgegesetzes" im „K. pr. Staatsanzeiger" vom 23. Juli 1918 veröffentlicht wurde. Sicherlich beruht der Entwurf auf einer intimen Kenntnis der Bedürfnisse der Jugendfürsorge, zeigt auch das ernste und ehrliche Streben, auf der Grundlage des Bestehenden und Bewährten weiterzubauen, die freie und freudige Mitarbeit der Caritas auch im Rahmen des Gesetzes sicherzustellen und die Grundsätze für eine religiös-sittliche Erziehung auf dem Boden des Glaubensbekenntnisses zur Geltung zu bringen. Freilich heißt es genau zusehen, nicht zu vertrauensselig sein, aller Folgen dieser gesetzlichen Regelung und insbesonders der Ausführung in der Praxis, die den Gemeinden und Kreisen überlassen ist, sich wohl bewußt werden, solange es Zeit ist.

Der Fundamentalsatz des Gesetzentwurfes ist der erste: „Zur Förderung der Jugendfürsorge ist für jede Gemeinde mit mehr als 10000 Einwohner ... ein Jugendamt zu errichten." Diese Jugendämter werden von bestimmter Seite in überschwenglicher und unkritischer Weise angepriesen und reichlichst mit Vorschußlorbeeren bedacht. Von den Jugendämtern allein erwarten wir das Heil für unsere Jugend nicht. Sie werden so viel leisten, als sie die Fühlung mit der Jugend und mit der persönlichen Arbeit halten, und dazu brauchen sie die freien Vereine, die Caritas, die bestehenden Jugendfürsorgeorganisationen und ihre bewährten Kräfte. Soweit sie diese weitschauend, hochherzig und großzügig in ihren Organismus aufnehmen, werden sie über eine tote Aktenarbeit, über Formelwesen und unververmeidliche Statistiken hinaus- und an die Jugend selbst herankommen. Die Jugendfürsorgearbeit ist Persönlichkeitsarbeit, Arbeit von Seele zu Seele, sie kann durch einen Beamten mit einigen Schreibkräften nicht geleistet werden. Auch in der Jugendfürsorge, und hier vor allem braucht man zuerst eine Truppe, dann erst hat eine oberste Heeresleitung Sinn und Zweck.

Jugendämter haben manche Gefahren, die sich bereits gezeigt haben. Leicht bilden sie eine neue Instanz gegenüber jenen Autoritäten, die nach Recht und Herkommen für die Erziehung der Jugend die erstberufenen sind. Leicht werden vom grünen Tisch aus Anordnungen und Entscheidungen gegeben, die eine planvolle, zielstrebige und nachhaltige Arbeit erschweren und verleiden. Leicht wird ein mühevoller Wiederaufbau eines zerrütteten Lebens dadurch jäh unterbrochen und zerstört; leicht wird das bisherige Nebeneinanderarbeiten, das man beseitigen will, zu einem Gegeneinanderarbeiten. Leicht werfen Parteiinteressen und Parteistreitigkeiten ihre Wellen dorthin, wo für alle Arbeit nur das Wohl der Jugend und des Vaterlandes Leitstern sein soll. Leicht werden, wie es in manchen Städten in engherziger und ungerechter Weise schon jetzt geschieht, die interkonfessionellen Vereine einseitig begünstigt und allein mit öffentlichen Mitteln bedacht, während die konfessionellen Vereine fühlen müssen, daß man sie als unvermeidliches Uebel betrachtet und daher ausschaltet, wo man kann.

Dessen alles haben sich die katholischen Jugendfürsorge- und Caritasvereine zu versehen und danach ihre Stellungnahme einzurichten. Es ist nicht gerade vertrauenerweckend, daß die Verbände, welche auf dem „Deutschen Jugendfürsorgetag" in Berlin am 20. und 21. September den preußischen Gesetzentwurf und näherhin die Jugendämter besprechen werden, es abgelehnt haben, den katholischen Caritasverband als Mitveranstalter aufzunehmen. Man kann nicht sagen, daß der Deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit oder der noch sehr junge und kleine Deutsche Kinderschutzverband mehr berufen sind, einen „deutschen Jugendfürsorgetag" zu veranstalten und als Vertreter der „deutschen" Jugendfürsorge den Gesetzentwurf zu besprechen als manche andere Vereine und Verbände, die bisher „die Last und Hitze des Tages" getragen und Jugendfürsorgearbeit im großen Stil betrieben haben. Mit einer Disharmonie sollten die Bestrebungen zum harmonischen Ausbau unserer Jugendfürsorge nicht beginnen.

Ein noch bedenklicheres Omen für die Zukunft ist die Stellungnahme eines Städtevertreters zum Gesetz-

entwurf. Er hat entgegen dem Entwurf den Geistlichen einen Anspruch auf Sitz und Stimme in den Jugendämtern rundweg aberkannt und — wiederum im Gegensatz zum Entwurf — bestimmt erklärt, daß bei der Auswahl des Amtsvormundes auf die Konfession aller Mündel keine Rücksicht genommen werden kann — selbstverständlich im Interesse des konfessionellen Friedens, für welchen diese Kreise immer viel mehr besorgt sind als die Vertreter der Konfessionen selbst.

Es ist mir unerklärlich, wie man eine durchgreifende Jugendfürsorge treiben will unter Ausschaltung der idealsten Faktoren und Motive. Soll denn die Jugendfürsorge nur Körperpflege, Gesundheitspflege und Versorgung auf allgemeine Unkosten sein? In materieller Hinsicht fehlt es bei vielen nicht, die gleichwohl gründlichst verwahrlost und verdorben, eine Last und Gefahr für das Volksganze sind! Wo das 4., 5., 6., 7. und 8. Gebot nicht zum Gesetz des Handelns und Unterlassens wird, dort hängt alle Jugendfürsorge in der Luft. Wenn die Jugendlichen keine Ehrfurcht haben vor dem göttlichen Gesetz, haben sie auch vor dem menschlichen keine. Ein großer Teil der Eltern und Jugendlichen lassen sich versorgen, ohne sich innerlich zu ändern. Es kann nicht genug gewarnt werden vor einer Bevölkerungspolitik, die nur auf die Zahl des Nachwuchses sieht, nicht auf die sittliche Qualität, die nur „Aufzucht", nicht Erziehung der Kinder im Auge hat. Traurig war das Los der meisten unehelichen Kinder bisher, das kann und soll besser werden, gut aber wird es im allgemeinen nie, denn dazu fehlt die Familie. Die Hauptquelle alles jugendlichen Elendes liegt im Mangel eines geordneten Familienlebens und einer guten Familienerziehung. Wenn die Familien sich nicht wieder auf solider christlicher Grundlage aufbauen, dann fehlt der Untergrund für die Jugendfürsorge. In einzelnen Fällen kann die Erziehungsarbeit der Eltern ersetzt werden, aber einen Massen-„Ersatz" gibt es hier nicht. Die zahllosen Eheirrungen, die traurigen Ehescheidungen, dieses furchtbare Krebsübel am Mark unseres Volkes und am Wohl tausender von Kindern, die wird man mit materiellen Mitteln — ohne religiöse und ideale Motive — mit Erfolg nie bekämpfen. Auch hier gilt das Wort: Manches frommt, aber eines ist notwendig. Möge den staatlichen Maßnahmen zur Regelung der Jugendfürsorge und vor allem der praktischen Geschäftsführung der Jugendämter nie das Verständnis für dieses „Eine Notwendige" fehlen!

Der katholische Caritas-Verband Deutschlands hat in sachgemäßer und sachkundiger Weise zum preußischen Gesetzentwurf Stellung genommen und verdient dafür allen Dank. Nun ist aber noch notwendig, daß auch überall — etwa nach dem Vorbilde Bayerns — eigentliche katholische Jugendfürsorgevereine gebildet werden, nicht bloß im Rahmen des Caritasverbandes, sondern selbständig, wenn auch in Angliederung an den Caritasverband. Caritas ist der unentbehrliche Goldgrund aller Jugendfürsorgearbeit, aber die öffentlichen und maßgebenden Stellen betrachten die Jugendfürsorge längst nicht mehr ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Caritas. Wir tun taktisch gut, wenn wir uns darauf einrichten.

Glocken und Denkmäler.

Im Verzichte liegt der Gewinn. Auf ewig ruhmeswürdige Art beweist unser Volk, daß es der Wahrheit dieser großen Lehre des Krieges sich bewußt ist. Unerquickliches, Engherziges, Verwerfliches taucht in diesen Zeiten auf, aber es wird und muß wieder vergehen. Denn das Volk als Ganzes kann seine deutsche Art nicht verleugnen. Es ist redlich, fern von niedrigem Eigennutz, jeglicher Aufopferung fähig. Ströme kostbaren, teueren Blutes hat es hingegeben und denkt mit Fassung, daß solchen Opfers noch kein Ende abzusehen ist. Was kann neben diesem Wertvollsten noch ernstlich in Betracht kommen? Alles andere ist geringer, und dient sein Verlust zur Abkürzung des Mordens, wie sollten wir zaudern? Darum konnte uns auch der Abschied vieler tausender unserer lieben Kirchenglocken wohl schmerzen, aber wir haben uns in ihn gefunden. Viel schwerer ist er uns geworden als das jetzt beginnende Einschmelzen einer Anzahl von öffentlichen Denkmälern. Das liegt zum großen Teile an der Verschiedenheit des Gefühles, das in diesem Falle in Anspruch genommen wird. Die Glocke ist ehrwürdig durch ihr Alter, geheiligt durch ihren Zweck, ein Gebilde edelster Kunst, zu höchster Vollendung gebrachten Handwerks, ihr der Anbetung Gottes und der Verehrung der Heiligen geweihter Klang hallt wider im Leben des Volkes wie des Einzelnen, tiefen Sinnes voll feiern tausend Sprüche, Lieder und Gebräuche ihr Dasein und ihre Bedeutung. Ganz gering aber ist die Zahl jener an Straßen und Plätzen aufgestellten Standbilder und sonstigen Erinnerungszeichen, die von allen jenen Zügen auch nur einen aufweisen. Als Ausnahme stehen die wenigen, aus alten, kunstbegnadeten Zeiten stammenden da, deren Schönheit bewußt oder unbewußt jegliches Gemüt anspricht. Ihnen gesellt sich eine kleine Schar von solchen neuen Denkmälern bei, die bei künstlerischem Werte einen unvergänglichen, in Wahrheit großen Sinn verkünden, die Erinnerung an einzelne Menschen festhalten, die dem Volke so lieb und teuer geworden sind, daß auch neuzeitliche Aenderung politischer und sonstiger Auffassungen daran nicht zu rütteln vermag. Alle Denkmäler, sie mögen noch so pathetisch auftreten, mögen darstellen was und wen sie wollen, die diesen Bedingungen nicht aufs strengste zu genügen vermögen, sind dem Volke nichts — es geht gleichgültig daran vorbei, wenn es nicht gar Witze darüber macht, die keineswegs durchweg schlecht sind. Die Verschiedenheit dieser Empfindungen ist die Ursache, daß dem Volke der Abschied von den Glocken hart ans Herz griff, während es der Einziehung der Denkmäler gelassen zuschaut, wofern nicht gerade ein Mißgriff passiert, der eins jener wenigen bevorzugten zu gefährden droht. Es ist auch sehr einverstanden damit, daß durch die Festlegung der Jahreszahl 1850, als terminus ante quem non, der Kunst der neueren und neuesten Zeit ein schlechtes Zeugnis ausgestellt wird. Es vertraut darauf, daß die leitenden Stellen den Rücksichten auf den seltenen wirklichen Kunstwert und die Ansprüche des Heimatschutzes zeitgemäß gerecht werden, vor allem aber für Imponderabilien Feinheit des Verständnisses bewahren werden.

Es ist nun sehr beachtenswert, daß, obgleich alle Gründe dafür hätten sprechen müssen, zunächst der Denkmäler sich zu bemächtigen, man dennoch mit den Glocken den Anfang gemacht, zur Einziehung eine Anzahl von Standbildern und dergleichen sich dagegen erst nach langem Zögern entschlossen hat. Daß man bei der Abwägung der Rechte von Welt und Mensch, Gott und Kirche der letzteren Partei gleichwie selbstverständlich mit größerer Freiheit gegenüber getreten ist. Während man die vor 1850 entstandenen Denkmäler grundsätzlich unberührt läßt, wozu ihr künstlerischer Wert keineswegs durchweg Anlaß gibt, hat man bei der Klassifizierung der Glocken tief in den alten kostbaren Bestand eingegriffen, indem man die Klasse b (Stücke, deren Auswahl von Fall zu Fall entschieden werden muß) bis 1600 zurückreichen läßt. Nur das verhältnismäßig Wenige, was über 1600 zurückdatiert, gehört zur unbedingt zu schonenden Klasse a; alles diesseits von 1800 zur Klasse c, die eingeschmolzen wird. Meinem Empfinden nach, von dem ich zu wissen glaube, daß es von anderen Seiten geteilt wird, hätte sich auch für die Glockenklasse c die Grenze 1850 gerechtfertigt, die Klasse a aber unbedingt bis 1700 ausgedehnt werden müssen. Und ferner dies alles erst dann, nachdem man von den Denkmälern nichts mehr ernten konnte.

Hat das öffentlich aufgestellte Bildwerk lediglich schmückenden Zweck, so muß von ihm verlangt werden, daß seine Beschaffenheit zu keinerlei Einwänden Anlaß gebe und daß es dazu beitrage, unsere künstlerische Kultur, deren Spiegelbild es ist, zu fördern. Höher aufgefaßt, soll es auch geistige Werte darbieten, soll in schöner, kennzeichnender Form große und edle Gedanken verkörpern. Die wichtigste Gruppe der öffentlichen Denkmäler, Darstellungen von Personen, soll ihre Entstehung und ihr Aussehen tiefster, echtester Dankbarkeit, Verehrung und Bewunderung verdanken und im Gemüte des nachsinnenden Beschauers die gleichen Empfindungen anregen und lebendig erhalten. Möglich aber ist dieses nur, wenn das Bild des Dargestellten demjenigen wirklich entspricht, das im Herzen und Gedächtnisse des Volkes weiterlebt, und wenn das Denkmal ihn, d. h. seine innerliche Art, wirklich richtig wiedergibt, seine Gedanken und Absichten, sein Wollen und Vollbringen klar kennzeichnet. Immerhin bleibt die Frage offen, ob große Tote solcher Gedächtnismäler überhaupt bedürfen. In der Schweiz unterläßt man es, Denkmäler von Staatsmännern u. dgl. Personen aufzustellen, und weiß, warum man dies tut. Es wäre zu erwägen, ob nicht auch außerhalb der Schweiz solche grundsätzliche Unterlassung ratsam wäre. Auf keinen Fall soll und darf ein Denkmal eine Sprache führen, die innerlich unwahr ist, die Lebenden irre macht und der Zukunft ein falsches Bild nicht etwa bloß der betreffenden Person, sondern unserer selbst, unserer Zeit und Denkungsart überliefert. Legt man diesen Maßstab an, so wird vieles verschwinden, was nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich unwichtig und unwert ist. Dem Gedanken des Staates und der Monarchie kann durch Beseitigung sehr vieler Denkmäler nur gedient werden, die Vaterlandsliebe, die von einem Steh-, Sitz- oder Reiterbilde, einer Germania (selbst wenn sie nicht so entsetzlich ausschaut wie die auf dem Niederwald) abhängig ist, hat geringen Wert. Durch die Beseitigung solcher Erzeugnisse, die so oft von mangelhafter Beschaffenheit sind, noch öfter durch ungeschickte Aufstellung Orts- und Landschaftsbilder verderben, kann unsere künstlerische Kultur nicht verlieren, sondern nur gewinnen.

Anders steht es mit solchen Denkmälern, die wahrhaft etwas Bedeutendes sagen und ihre niemanden verletzende oder gar herausfordernde Lehre in edler Form verkünden, und die daher dem Volke etwas sind, worauf es freudig blickt und woran sein Herz hängt. Das nachzufühlen und demgemäß zu entscheiden, das erfordert freilich Feingefühl. Nicht jedem ist es gegeben. Wir haben Entscheidungen erleben müssen, nach denen bei einem Haare das Kolping-

und das Windthorstdenkmal in den Schmelzofen gewandert wären. Uebrigens hat man nichts davon gehört, daß man Denkmäler, die auf protestantischer Seite hochgeschätzt werden, zu dem gleichen Schicksal ausersehen hätte. Der Kunstwert des 1868 aufgestellten Rietschelschen Luther in Worms dürfte für die Erhaltung dieses Denkmals kaum ernstlich in Frage kommen. Die Zahl der in Bayern einzuziehenden Denkmäler beläuft sich auf rund 300. Von den deutschen Glocken ist ungefähr die Hälfte des ganzen Bestandes aufgeopfert worden.

Spätere Erneuerung nimmt die offizielle Ankündigung für die Klasse 2 der Denkmäler in Aussicht. Sollte „erneuern" hierbei soviel heißen als „in derselben Form wiederherstellen", so wäre das für sehr viele Fälle nicht zu begrüßen. Ob aber eine Erneuerung in besserem Sinne je wird stattfinden können? Wer vermag nur zu ahnen, wie lange der Krieg noch währt? Und wenn er einmal vorüber ist, werden wir dann nicht einer unendlichen Menge von Aufgaben gegenüber stehen, die weitaus vordringlicher sein werden als die Wiederaufstellung von Denkmälern, denen überdies noch viele ganz neu zu errichtende den Vorrang streitig machen werden? Jetzt im Augenblick bedauert man den Hingang des einen oder andern, später wird man seiner kaum noch gedenken, geschweige große Summen (bei der zu erwartenden Finanzlage!) an etwas wenden wollen, was uns, ehrlich gesagt, zumeist recht gleichgültig gewesen ist. Wenn es ans Erneuern geht, so wollen wir lieber mit uns selbst anfangen.

Dr. O. Doering.

Chronik der Kriegsereignisse.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Fortgang der großen Schlacht. Die neuen Stellungen erreicht.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

2. September. Zwischen Scarpe und Somme setzte der Engländer auf der 45 Kilometer breiten Front seine Angriffe fort. Artilleriewirkung gegen die Bereitstellungsräume des Gegners südöstlich von Arras und beiderseits von Bapaume trug wesentlich zu ihrer Abwehr bei. Brennpunkte des Infanteriekampfes waren Hendecourt und Noreuil, die Trichterfelder östlich von Bapaume und zwischen Rancourt und Bouchavesnes. Der Feind, der nördlich von Hendecourt auf Cagnicourt Boden gewann, wurde durch Gegenangriff wieder auf Hendecourt zurückgeworfen. Um Noreuil wurde lange gekämpft; es blieb in unserem Besitz. Beiderseits von Vaulx-Vrancourt vorbrechende Panzerwagenangriffe scheiterten. Südöstlich vom Bapaume wiesen wir mit dem Schwerpunkt gegen Villers-au-Flos gerichtete Angriffe des Gegners ab. Nördlich der Somme brachten wir den Feind, der seit frühem Morgen mit starken Kräften vorstieß, in der Linie Sailly—St. Pierre Vaast-Wald und östlich von Bouchavesnes—Mt. St. Quentin zum Stehen. Peronne wurde vom Feind besetzt. Beiderseits von Nesle setzte der Franzose seine Angriffe fort. Nach stärkstem Trommelfeuer suchte er erneut in tief gegliederten Infanterieangriffen die Kanalstellung zu durchbrechen. Nördlich der Bahn Nesle—Ham brachte das Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 56 unter Führung seines Kommandeurs, Major v. Losbeke, jeden feindlichen Ansturm zum Scheitern. Bei erneuten Angriffen am Abend warf es im Verein mit hessischen Kompagnien den eingedrungenen Feind aus seinen Linien wieder heraus. Feldartillerie, die mit der vordersten Infanterie zum Gegenstoß vorbrach, hatte an dem Erfolg wesentlichen Anteil. Südlich der Bahn Nesle—Ham wiesen Brandenburger und Schlesier den Feind restlos vor ihren Linien ab. Auch südlich von Libermont brachen am Abend Angriffe der Franzosen zusammen.

3. September. Zwischen Scarpe und Somme setzte der Engländer seine Angriffe fort. Südöstlich von Arras gelang es ihm durch Einsatz stark überlegener Kräfte unsere Infanterielinien beiderseits der Chaussee Arras—Cambrai einzustoßen. In der Linie Etaing—Ostrand Dury — östlich Cagnicourt — nordwestlich Queant—Nordrand—Noreuil fingen wir den Stoß des Feindes auf. Mehrfache Versuche des Gegners, über die Höhen von Dury und östlich Cagnicourt gegen den Kanal weiter vorzudringen, scheiterten an dem Eingreifen unserer bereitstehenden Reserven. Beiderseits von Bapaume teilweise mit Panzerwagen, teilweise nach stärkster Artillerievorbereitung vorgetragene Angriffe des Feindes wurden abgewiesen. Nördlich der Somme haben wir nach heftigen Kämpfen die Höhen östlich von Sailly—Moislains—Aizecourt-le-Haut—Ostrand Peronne gehalten. Nach mehrstündiger stärkster Artillerievorbereitung griffen Franzosen, durch marokkanische und amerikanische Divisionen verstärkt, am Nachmittag zwischen Oise und Aisne an. Die aus der Ailette-Niederung gegen Pierremande und Felembray vorbrechenden Angriffe scheiterten in unserem Feuer. An einzelnen Stellen warf unser Gegenstoß den Gegner zurück. In den Waldstücken westlich und südlich von Coucy-le-Chateau drückte der Feind unsere vorderen Linien etwas von der Ailette ab. Zwischen Ailette und Aisne sind mehrfach wiederholte, sehr starke Angriffe des Feindes gescheitert. Gardekürassiere, Leibkürassiere und Achter-Dragoner unter Führung ihres Kommandeurs, Oberstleutnant Graf Magnis, haben mit dem heutigen Tage seit ihrem Einsatz 16 schwere feindliche Angriffe abgewiesen und die ihnen anvertrauten Stellungen stets restlos behauptet.

4. September. Beiderseits der Lys hat sich der Feind in ständigem Kampf mit unseren Vortruppen bis in die Linie Wulverghem—Nieppe—Mac St. Maur—Laventie—Richebourg vorgearbeitet. Unsere gemischten Abteilungen haben ihn in diesen Kleinkämpfen wirksam geschädigt und ihm durch Vorstoß und Angriffe Gefangene abgenommen. An der Schlachtfront zwischen Scarpe und Somme verlief der Tag ruhig. Wir hatten während der vorletzten Nacht unsere Truppen in Linie Arleux—Moeuvres—Manancourt zurückgenommen. Diese seit Tagen schon vorbereiteten Bewegungen wurden planmäßig und ungestört vom Feinde durchgeführt. Der Gegner ist erst am Nachmittag zögernd gefolgt. Beiderseits von Noyon führte der Franzose stärkere Angriffe, die sich im besonderen gegen das Höhengelände zwischen Campagne und Bussy richteten. Der Feind, der hier viermal am Vormittag und am Nachmittag vergeblich gegen die bewährte 231. Inf.-Division anstürmte, wurde ebenso wie an den übrigen Angriffsabschnitten restlos abgewiesen. An der Ailette Erkundungsgefechte. Vorstöße des Feindes gegen Coucy-le-Chateau scheiterten. Zwischen Ailette und Aisne setzte der Franzose im Verein mit Amerikanern und Italienern nach stärkster Feuerwirkung zu erneuten Angriffen an. Sie wurden, vielfach nach erbittertem Nahkampf, abgewiesen.

5. September. Zwischen Ypern und La Bassée drängte der Feind gegen unsere neuen Linien nach. Im Vorgelände belassene Abteilungen wichen dort befehlsgemäß auf diese zurück. Bei Wytschaete wurden Teilangriffe des Feindes abgewiesen. Zwischen Scarpe und Somme fühlte der Gegner gegen unsere neuen Linien vor. Infanteriegefechte mit unseren Sicherungsabteilungen. Zwischen Somme und Oise haben wir die am 26. August aus der Gegend von Roye begonnenen Bewegungen fortgeführt und uns in vorletzter Nacht ohne Kampf vom Feinde losgelöst. Die am Feind belassenen Nachhuten sind gestern nachmittag langsam gefolgt; der Feind hatte am Abend etwa die Linie Voyennes—Guiscard—Apilly mit schwächeren Teilen erreicht. In der Ailette-Niederung wurden Vorstöße des Feindes abgewiesen. Ebenso scheiterten starke feindliche Angriffe dicht südlich der Ailette bei Terny-Sorny, Clamecy und Bucy-le-Long. Oestlich von Soissons legten wir die Verteidigung von der Vesle zurück.

6. September. Erkundungsabteilungen des Feindes, die zwischen Ypern und La Bassée vorfühlten und nördlich von Lens unter starkem Feuerkampf vorbrachen, wurden abgewiesen. Am Abend schlugen hessische Truppen zwischen Ploegsteert und Armentières mehrfache Angriffe des Gegners zurück. Sie machten hierbei mehr als 100 Gefangene. Erfolgreicher Vorstoß in die englischen Gräben bei Hulluch. Im Vorgelände unserer neuen Stellungen kam es zu heftigen Infanteriekämpfen an der Straße Bapaume—Cambrai am Walde von Havrincourt und auf den Höhen östlich des Tortille-Abschnitts. Stärkere Angriffe, die der Feind aus der Linie Neuville—Manancourt—Moislains führte, wurden abgewiesen. Aus Peronne und über die Somme ist der Feind erst gestern zögernd unseren Nachhuten gefolgt. Zwischen Somme und Oise drängte er stärker nach und stand am Abend westlich der Linie Ham—Chauny. Auch zwischen Oise und Aisne hat sich die Loslösung vom Gegner plangemäß vollzogen. Unsere Posten stehen mit ihm in Gefechtsfühlung in der Linie Amigny—Barisis—Lassaux—Condé. Oestlich von Soissons ist der Feind über die Vesle gefolgt.

7. September. Nordwestlich von Langemarck machten bayerische Truppen bei örtlichem Vorstoß mehr als 100 Gefangene. Südlich von Ypern schlugen wir mehrfache Angriffe der Gegner zurück. An den Schlachtfronten entwickelten sich heftige Infanteriegefechte im Vorgelände unserer Stellungen. Unsere Nachhuten zwangen den Feind, in der Linie Fins—Liéremont—Longavesnes zur Entwicklung und zu verlustreichen Angriffen. Unsere Schlachtflieger griffen feindliche Kolonnen beim Uebergang über die Somme bei Brie und St. Christ mit Erfolg an. An der Somme und Oise ist der Feind über Ham und Chauny gefolgt und stand am Abend im Kampf mit unseren Nachhuten in der Linie Auvigny—Villequier-Aumont.

8. September. An der Schlachtfront stehen wir überall in unseren neuen Stellungen. Der Feind suchte gestern südlich der Straße Péronne—Cambrai mit stärkeren Kräften an sie heranzukommen. Nachhuten stellten ihn zum Kampf, wichen überlegenem Gegner kämpfend aus und schlugen am Abend westlich der Linie Gouzeaucourt—Epehy—Templeux heftige Angriffe ab. Beiderseits der Somme ist der Feind auch gestern nur zögernd gefolgt. Wir stehen mit ihm in Linie Vermand—St. Simon und am Crozat-Kanal in Gefechtsfühlung. Nördlich der Aisne hat sich der Artilleriekampf verschärft. Westlich von Premontre—Brancourt scheiterten starke Teilangriffe des Gegners. Südlich der Ailette hat sich der Feind an unsere Linie östlich von Vauxaillon herangearbeitet. Starke Angriffe zwischen Vauxaillon und westlich von Vailly, die sich bis zum Abend mehrfach wiederholten, wurden abgewiesen.

Gralsucher und Gralräuber.

Von W. Thamerus.

Bei den „Operettenfestspielen“, die Dr. Hagemann, der Intendant des Mannheimer Hof- und Nationaltheaters, zu Zwanzigmarkpreisen in Baden-Baden veranstaltete, haben sich einige Damen französisch im Zuschauerraum unterhalten. Diese grobe Taktlosigkeit hat mit vollem Rechte Entrüstung hervorgerufen. Das muß, so schrieben die Zeitungen, in einer Zeit, wo die Kanonen bis in unser Tal herübertönen, als eine Ungehörigkeit und als eine Mißachtung der Empfindungen der Mitmenschen bezeichnet werden. Dem kann man aus vollem Herzen beistimmen, allein nur einige Blätter bekümmerten sich um die Empfindungen, die die Mitmenschen bei der Veranstaltung dieser „Operettenfestspiele“ überhaupt hegen müssen oder wenigstens müßten. Lassen wir ganz beiseite, daß durch die Wahl des Titels, den Dr. Hagemann seiner Neuaufbügelung von leichtfertigen Operetten gab, der Festspielgedanke Richard Wagners auf das unerträglichste profaniert wird, nicht von einem beliebigen Inhaber eines Theateramüsementsgeschäftes für Kriegsgewinnler, sondern von einem Manne, der an der Spitze einer Nationalbühne von großer Vergangenheit steht, der unter den Führern unserer Theaterkultur von vielen Gläubigen mit an erster Stelle genannt wird. Halten wir uns an das Gegebene.

Die Festspiele begannen mit Heubergers „Opernball“. Man weiß, daß der Text, dessen liebevoller Ausfeilung und Neufazettierung sich Hagemann persönlich annahm, dem Pariser Schwank „Die Rosa Domino“ nachgebildet ist. Auf dem Pariser Opernball spielend bringt er die gewohnte, mit „Pikanterie“ durchseuchte Atmosphäre der ehebrecherischen Lebemannswelt. Das ist die deutsche Theaterkultur, die man zu bieten wagt, während die Kanonen von dem Westen herübertönen. Dem Heubergerschen Opernball ließ man „Orpheus in der Unterwelt“ folgen, die Operette des rheinischen Juden Offenbach, der ganz Franzose geworden, zu dem Cancan des zweiten Kaiserreiches den Takt schlug. Auch hier die leichtfertigste Kultur frivolen, durchaus undeutschen Charakters. Allerdings in Friedenszeiten hat man in München den Orpheus als „Volksfestspiel“ gegeben in einer Riesenhalle ausgewalkt ins Riesengroße; fürs Volk, der Gedanke war noch grotesker, als für Zwanzigmarkplätzler. Man meinte allerdings weniger das Volk, als die Fremden, für die man kurz zuvor in Offenbachs „Schöner Helena“ den Rekord des Ausgezogenseins geschlagen hatte. Aber das war im Frieden, wir reden eben von Kriegsauswüchsen.

Auch an der ständigen Stelle seines Wirkens begegnet Dr. Hagemann in letzter Zeit wieder starkem Widerspruch. Erst jüngst kam es daselbst, wie in diesen Blättern an anderer Stelle erwähnt wurde, zu scharfen Beschwerden, weil der Leiter der einstigen Schillerbühne einen pot de chambre über die Bretter tragen ließ. So geschehen in „Leonce und Lena“ von Büchner. Dieses Stück, Wedekinds „Erdgeist“ und Hasenclevers „Sohn“, die in Mannheim gegeben wurden, veranlaßten den evangelischen Stadtpfarrer Dr. Ernst Lehmann zu einem scharfen Protest und Austritt aus dem Theaterkulturverband. Er legte dar, daß man auf Hagemanns Wegen der volkserzieherischen Aufgabe des Theaters geradezu entgegenarbeite. Da er von der Mannheimer Theaterleitung diese Auffassung gewinnen mußte, habe er diesen Entschluß gefaßt. Da ihm als Geistlichen sittliche Volkserziehung oberstes Anliegen sein müsse, vermöge er im Verbande nicht mitzuarbeiten, solange dieser, wollend oder nicht wollend, durch die Person seines Vorsitzenden die Richtung decke. Hagemann ist nämlich Präsident des Theaterkulturverbandes in Mannheim, dadurch ist diesem Vereine eine Kritik der lokalen Bühnenverhältnisse unmöglich gemacht. Auf diese Weise kann der Verband allerdings seine Aufgaben nicht lösen. Die Zahl derer ist im Wachsen begriffen, die da meinen, daß „der Verband sofort versagen muß, wenn es gilt, zu einem beliebigen Stücke, über das die Meinungen geteilt sind, Stellung zu nehmen“ („Augsbg. Postztg.“ Nr. 384 vom 22. August). Für den Geist und die Richtung Hagemanns wird dem genannten Blatte ein sehr bezeichnender Ausspruch berichtet, wonach die Lulu in Wedekinds Erdgeist eine mindestens so gewaltige Erscheinung sei, wie das Gretchen im Faust. Der nationalliberale „Mannheimer Generalanzeiger“ sagt, die Bewegung gegen Hagemann gehe keineswegs von Philistern und Spießern, von literarisch und künstlerisch urteilslosen Leuten aus, wie eine außerordentlich aufgeregte und emsige Agitation zu behaupten suche. Ihre Wurzeln gingen vielmehr in die Tiefe der besten und reinsten Kräfte deutschen Wesens. In einer Schrift über das von Hagemann so geschätzte Stück Büchners (Leonce und Lena) schreibt Ernst Leopold Stahl: es wäre sehr interessant, einmal Lienhard, Eberhard König und Paul Ernst in Wettkampf mit den Jüngsten treten zu lassen und zu zeigen, wer der stärkere sei. Dieser seltsame Vorschlag veranlaßte Friedrich Lienhard, den bekannten Dichter und Vertreter einer idealistischen Kunst, zu einem offenen Brief im „Mannheimer Generalanzeiger“. „Ahnen Sie“, schreibt er an Stahl, „daß in dieser Wendung — „Es wäre sehr interessant!“ — eine Tragikomödie steckt? Es wäre sehr interessant, uns Fünfzigjährige mit den Fünfundzwanzigjährigen „in Wettkampf treten zu lassen“ — das heißt: uns endlich das Wort zu gönnen, das man im Uebermaß den Jüngsten gestattet?! Es wäre sehr interessant, wenn die Bühne den Bann des Totschweigens von uns nähme, nachdem wir seit 25 Jahren in der Literatur stehen? Es wäre sehr interessant, wenn ich, der Elsässer, auf der benachbarten Mannheimer Bühne auch nur ein einziges Mal zu Worte gekommen wäre? Das wäre in der Tat sehr interessant. Aber es wäre eine verspätete Interessantheit. . . . Da bin sich denn doch meinerseits zu stolz, mit Anfängern, die vom Modelärm auf einen Augenblick dem Publikum aufgedrängt werden, in Wettbewerb zu treten. Ein solches Schauspiel wäre mir nicht interessant, sondern unwürdig. Denn zwischen meiner Lebens- und Kunstanschauung und den Anschauungen jener Immer-Aufgeregten klafft ein Abgrund. Dort Lärm, Gruppen, Partei — hier ein Gralsucher, der seinen Weg für sich geht und die Seele des deutschen Volkes sucht, nicht aber sinnliche Aufpeitschungen. Interessant? Nein, es ist eine solche Totschweige-Taktik, daß man sich fast schämt, davon zu reden. Wir sind unbequem wegen unserer Weltanschauung und wir sind unbequem, weil man sich von uns keine Kasse verspricht. Die Leute sollen das doch offen heraus sagen, wie sie es sich untereinander zuraunen! Wir stehen unter der Herrschaft eines Bühnengeistes, dem man mit den tollsten Fratzen kommen darf, nur nicht mit nationaler Würde. Sie selbst, Herr Doktor, liefern zu dieser Verwaschenheit einen Beitrag. Sie schreiben: So haben wir jetzt im Ortsverein Heidelberg des Theaterkulturverbandes begonnen, eine Reihe von Weltanschauungsdramen nebeneinander zu stellen: ein aus zionistischem Geist geborenes Schauspiel begann, Arnold Zweigs Ritualmord in Ungarn, Szenen aus der Renaissance folgten“ — und so weiter, und Sie schließen: „Nicht um Propaganda für den einen oder anderen, sondern um Vermittlung eines Gesamtbildes handelt es sich auch für uns, aus dem jedem freistehe, sein Weltbild sich zu gestalten“. Dieser Standpunkt paßt vortrefflich nach Neutralien, nur nicht in das schwer auch um sein geistiges Edelgut kämpfende Deutschland. Sie wissen, ich bin aus Ihrem Thealerkulturverband ausgetreten. Die Lebens- und Kunstanschauung des großen Teils unseres deutschen Volkes kommt auf der modernen Bühne nicht zu Wort. Vom Theaterkulturverband hoffte ich, er würde unsern nationalen und religiösen Anschauungen ernster und edler Art — neben dem vielen, was wir von Strindberg bis Wedekind vorgesetzt bekommen — zu Wort verhelfen. Diese Hoffnung habe ich aufgegeben. Ich hoffe auf ein neues Geschlecht, auf einen wieder erstarkten deutschen Idealismus und seine Beseelungskraft. Und ich grüße die einzelnen tapferen und treuen Gralsucher, die von gleicher Zuversicht durchglüht sind.“

Zum Kapitel Gralsucher noch eine Anmerkung über die Gelassenheit, mit der wir die „heilige deutsche Kunst“ herabziehen lassen. Wir haben es glücklich so weit gebracht, daß das Kino sich des Gralsraubes schuldig macht. In Berlin werden zurzeit die deutschen Sagen verarbeitet. Der Film „Der fliegende Holländer“ ist fertig. Der sogenannte Schöpfer der Begleitmusik hat dazu, so liest man, die Wagnersche Musik benützt, aber unbedenklich auch Teile des Parsifal herangezogen, da die dem „Film notwendige Buntheit mit der Holländermusik nicht auskommt“. So ist dem religiösen Drama eine Erniedrigung zuteil geworden, die die Befürchtung Wagners weit übertrifft. Und wer spielt im Kino die Senta? Olga Desmond, über deren Nackttanzereien man die Berichte Otto v. Erlbachs nachlesen mag. Es bedarf immer wieder eines eisernen Besens. Wer hilft der deutschen Kunst?

Vom Büchertisch.

Das Glück des Kindes. Erziehungslehre für Mütter und solche, die es werden wollen. Von Nikolaus Faßbinder, Konrektor in Trier. Freiburg, Herder. 241 S. XII. 1918. ℳ 3.20; kart. ℳ 4.—. Ich kenne keine Erziehungslehre für Mütter, welche in der Art der vorliegenden gleicht. Ein solches Buch darf in kein gelehrtes Gewand gekleidet sein, muß aber doch eine gründliche Kenntnis von Leib und Seele des Kindes nach dem Stande der gegenwärtigen Forschung vermitteln; es darf kein trockener Leitfaden sein, muß aber doch das ganze Kindesleben umfassen und in übersichtlicher Form eine abgerundete Fülle der bedeutendsten Lebens- und Erziehungswahrheiten bieten; in klarer und flüssiger Sprache muß es zum Lesen reizen, durch Wärme des Tones das Interesse des Lesers festhalten, der durch den Reiz der Neuheit des Inhaltes gefesselt sich gerne vertieft, da nur ein klarer Kopf und ein warmes Herz erforderlich ist; für uns wird es erst dann wertvoll für das Leben, wenn die Erziehungsweisheit mit den unvergänglichen Lehren der katholischen Kirche übereinstimmt. Diesen Anforderungen entspricht das neue Buch von Faßbindor in hohem Grade. Es enthält: 12 Abschnitte über die Pflege des Kindes (körperliche Erziehung); 20 Abschnitte: Seelenleben des Kindes; 11 Abschnitte: Tugendführung des Kindes. Als besonders gelungenen Abschnitt bezeichnen wir: die Pflege der Nerven, die Phantasie, das Gedächtnis, der Verstand, die Sprache des Kindes, die Pflege des Gemütes, Bildung des Willens, Temperament, Erziehung zum Gehorsam, zur Frömmigkeit, zur Wahrhaftigkeit, Vaterlandsliebe. Der Verfasser veranschaulicht an treffenden Beispielen kurz die schwierigsten Seelenprobleme und gibt eine Fülle von erzieherischen Weisheiten für alle Einzelerscheinungen der kindlichen Entwicklung, die wohl der Erziehung der eigenen Kinder abgelauscht sind. Das Buch wünschen wir in die Hand jeder Mutter, in die Hand der Leiter und Leiterinnen von Müttervereinen, besonders aber zum Gebrauch in katholischen Frauenschulen, da es alle Anforderungen erfüllt, welche an die Pädagogik in Frauenschulen gestellt werden können. Jos. Heigenmooser, K. Seminardirektor a. D.

Dem Herrn entgegen. Eucharistische Monatsblätter für die weibliche Jugend. Herausgegeben von Franziskanern. Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden. Jährlich 12 Nummern, je 1 Pf.

1 Jahrgang 1918, 48 S. Es war ein vorzüglich praktischer Gedanke, dem eifrigen fruchtbaren Sakramentenempfang der weiblichen Jugend die Wege zu bahnen durch eine eucharistische Monatsschrift wie die vorliegende. Der fertige Jahrgang gestattet einen Ueberblick über seinen reichen Inhalt und zeigt zugleich, wie anregend diese äußerst preiswerte religiöse Zeitschrift ist. Gründliche Belehrung, die es vor allem auf die Bildung kerniger Lebensgrundsätze absieht, sucht hier den Sakramentenempfang zu dem zu machen, was er sein soll, zum Mittelpunkt des religiösen Lebens. Dazu kommen wirkungsvolle Beispiele mit Bilderschmuck, passende Erzählungen und Gedichte. Es ist Bedacht genommen auf das rechte Mitleben mit dem Kirchenjahr, kurz: eine religiöse Jugendschrift, wie geschaffen, um das hehre Ziel zu erreichen, die weibliche Jugend zahlreich um die hl. Eucharistie zu scharen. Religiöse Jugendvereinigungen können sich kein besseres Hilfsmittel zu diesem wichtigen Zweck wünschen; der Seelsorger wird es dankbar benützen. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Schauspielhausjubiläum. Meßthaler, Viktor Naumann, endlich Drach hatten versucht, in dem „Deutschen Theater" eine moderne Bühne zu schaffen, ohne das Publikum in die das Wort verschlingenden weiten Räume zu bannen, deren glitzernder Prunk später als Variété und als Ballsaal seinem wahren Berufe zugeführt wurde. Emil Drach improvisierte dann in dem nüchternen Saale eines Bierhauses ein Schauspielhaus, aber auch da gelang es ihm nicht, trotz seines glänzenden Ensembles — die von ihm entdeckte Irene Triesch, die Renier, Raabe, Stollberg — das Glück an sein Unternehmen zu ketten. Die Not des Lebenskampfes hatte diese schwärmerische Natur, die sich aus der gesicherten Bahn eines Münchener Hofschauspielers hinausgewagt, zermürbt. Sein Geldgeber Schmederer berief Stollberg an die Spitze. Verdienst und Glück verketteten sich bei Drachs glücklichem Erben. Das Publikum fand plötzlich den Weg in die Zentralsäle. Um die Jahrhundertwende konnte das neue Haus gebaut werden. Zur Erinnerung an die erste Vorstellung der Stollbergschen Leitung gab man Gg. Hirschfelds Schauspiel „Die Mütter", mit welchem Werke man vor zwanzig Jahren am 7. September 1898 begonnen hatte. Die Jubelfeier galt gleichzeitig dem zehnjährigen Bestehen der Pensionsanstalt der damals vereinigten Theater (Schauspielhaus und Gärtnerplatz) und der fünfundvierzigjährigen Bühnentätigkeit Stollbergs. Eine kleine Feier am Vormittage ward den Verdiensten der beiden Männer gerecht, Stollbergs, des begabten Künstlers und Theaterfachmannes und Schmederers, der einst gewaltige Summen an eine allen verloren dünkende Sache gewagt hatte und für die sozialen Pflichten eines künstlerischen Brotherrn stets opferwilliges Verständnis hegte. Es soll hier kein Ueberblick über die zwanzig Jahre gegeben werden. Sicherlich lag ihr Hauptgewicht in der ersten Zeit, als Ibsen und Hauptmann im Brennpunkte einer vorwiegend sozialkritisch orientierten Epoche standen. Damals war Stollberg für München, was Otto Brahm für das Theater Berlins gewesen. Später hat es zuweilen an der literarischen Zielsicherheit und besonders in den letzten Jahren an der glücklichen Hand in der Wahl und der Beschäftigung neuer Mitglieder gefehlt. In der Pflege Wedekindscher Stücke machte das Schauspielhaus den Schrittmacher für andere Bühnen und in dem Spielen übler Pariser Ehebruchsschwänke folgte es schlechten Beispielen. Blicken wir in die Zukunft. Wir sehen es immer deutlicher. Die sozialen Verschiebungen der Kriegsjahre haben ein neues Publikum gebracht, das wahllos bei Gutem wie bei Schlechtem die Theater füllt. Es fehlt die Tradition, aber auch die Verbildung. Eine künstlerisch zielbewußte Bühnenleitung hat viel mehr als früher die Möglichkeit zu „bilden". — Hirschfelds „Mütter": Gerh. Hauptmann hat einst dem Werk des Dreiundzwanzigjährigen den Weg auf die Bretter gebahnt und nun riefen die Zuschauer einen Feldgrauen mit schon leicht ergrauten Schläfen. Auch über das Stück hat die Zeit eine leise Staubschicht gelegt, die die frühere Wirkung ein wenig dämpft. Es ist schwer zu sagen, woran dies liegt, aber man fühlt, es ist so. Neu war ja der Gegensatz zwischen Vorder- und Hinterhaus, zwischen Vater und Sohn auch damals nicht. Die Vorgänge sind im Grunde nicht dramatisch, sondern novellistisch, die Lösung ohne zwingende Notwendigkeit. Der alte Frey war ein Familientyrann, dessen Frau in dreißigjähriger Ehe dreißigmal die Versuchung überwand, einfach davonzulaufen. Auch dann vermochte sie nicht sich aufzulehnen, als der Gatte den Sohn wider Willen in das Joch des kaufmännischen Berufes spannte. Dieser bricht die Fesseln und läuft davon, um Musiker zu werden. Der Bruch mit der Familie läßt in dem Vereinsamten eine Liebelei mit einem Proletariermädel zur Leidenschaft werden, die der Trotz verstärkt. Irgendwo tauchen sie unter in dem großen Häusermeer Berlins. Er komponiert und Marie arbeitet für zwei in der Zukunftszuversicht, die ihr die Liebe gibt; aber er muß erkennen, daß er nicht zu denen gehört, die in Not und Enge eines abstumpfenden Alltages zu schaffen vermögen. Als er den Tod seines Vaters in der Zeitung liest, schreibt er seiner Schwester einen Brief, aus dem es wie Sehnsucht klingt. Trotz anfänglichem Widerstreben werden die Beziehungen wieder aufgenommen und das Mädel verzichtet, obwohl es sich Mutter fühlt, und bahnt so großmütig dem Geliebten den Weg in eine bessere Zukunft. Dieser „Sohn" Hirschfelds ist kein Held, aber seine seelische Not ist vom Dichter empfunden und er tritt uns menschlich näher, als das Gegenstück von heute bei Hasenclever. Am stärksten dichterisch geformt ist die Gestalt der Marie. Ihm überlegen an Lebensklugheit und Willen, getrennt von ihm durch die große Kluft der Bildung, aber kraft ihrer Liebe ihm doch nahekommend durch Zartsinn und Opferfreudigkeit. In die stumpfe Armeleutemalerei des zweiten Aktes sind ein paar lyrische Momente eingeflochten, die von echter Poesie sind. Frl. Herterich wußte sie ergreifend zu spielen und Götz, ein neuer Darsteller, blieb dem Jüngling nichts Wesentliches schuldig. Die Gesamtaufführung war tüchtig, was nützt es zu sagen, daß die L'Arronge, Bré und Ida Müller, Stock und Sturm anno 1898 besser waren? Die jüdische Milieuzeichnung hat die Darstellung nahezu ausgewischt. Ich vermute, auf Wunsch des Dichters, der in einem anderen Stücke („Überwinder") die Schauspieler vor Judenmasken warnt, da dies in unserer Epoche der Assimilation „anders geworden" und der Jude die letzten Reste des Ghettos in seiner Seele schleppe.

Volkstheater. Gg. Kaiser ist ein Dramatiker, der heute maßlos überschätzt wird. Wenn so ein Mann einmal eine Posse zu schreiben sich herabläßt, so ist es in den Augen seiner Bewunderer natürlich keine Posse, sondern etwas „literarisches". Der Schriftsteller Feuchtwanger, der sich bei Keyserling und Hauptmann als ein sehr guter Spielleiter erwiesen hatte, glaubte auch diesen „literarischen" Charakter der „Komödie" besonders betonen zu müssen, indem er statt das Tempo zu beschwingen, alles dehnte, hinter jedem Scherz standen gleichsam drei Ausrufezeichen und so erfror alle Lustigkeit. Kaiser hat einmal gesagt, er habe die „Sorina" geschrieben, um sich an der Zensur zu rächen, aber in diesem aus eifersüchtiger Liebe zu einer Schauspielerin alle Stücke verbietenden Polizeigewaltigen wird das Wesen der Zensur nicht getroffen. Da ist keine „Satire", sondern lediglich Possenreißerei gehüllt in Pseudorussentum, das sich ein wenig von dem genialen Gogol inspirieren läßt.

Das neue Theater hat mit dem schon früher gespielten „idealen Gatten" Wildes die neue Spielzeit eröffnet. Das wohl eingespielte Ensemble Dr. Schindlers, das inzwischen auswärts mit gutem Erfolge gastiert hat, fand wieder starken Beifall. Die Einbauten, welche inzwischen in dem Theatersaal vorgenommen wurden, bewähren sich. Der Eindruck ist geschlossener und bühnengemäßer, und die Akustik hat gewonnen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Unsere neunte Kriegsanleihe — Geldfülle und Kriegsindustrie — Rekordauslandsbestellungen auf der Leipziger Messe.

Ein unwiderlegbares Zeichen der Stärke und Leistungsfähigkeit ist es, wenn in den jetzigen Tagen der militärischen Kampfesschwere an der Westfront an die deutsche Heimat **zum neunten Male** der Ruf ergeht: „Zeichnet die deutsche Kriegsanleihe!" Hindenburgs eindringliche Worte der Warnung an die Schwarzseher und Schwätzer waren eine wirksame Vorbereitung. Wie an der Westfront der Entente übermenschliche Kraftanstrengungen an der unerschütterlichen Siegfriedsstellung abprallen, so wird die in der zweiten Septemberwoche einsetzende Zeichnung das Zeichen unserer siegesbewussten Zuversicht für unsere Innenfront sein. Gerade diese neunte Kriegsanleihe ist demnach das Gebot der Stunde! Und dass an den Zeichnungsbedingungen auch diesmal nichts geändert worden ist, muss selbst für unsere hartnäckigen Gegner doch eine gewisse Warnung sein, wie sehr unsere führenden militärischen und wirtschaftlichen Kreise von Deutschlands nie versagendem Volkswillen zum Durchhalten überzeugt sind. Von Deutschlands Geldfülle brachten einen neuerlichen Beweis die Juli-Ausweisziffern des Amtsblattes des Deutschen Sparkassenverbandes. Danach wird die Zunahme der Spareinlagen in diesem Monat auf 650 Millionen Mark gegen 300 bzw. 255 Millionen im Juli der beiden Vorjahre geschätzt. Bei den deutschen Sparkassen hat somit seit Jahresbeginn dieser Zuwachs die Riesensumme von 4,3 Milliarden gegen 2,16 bzw

1,83 Milliarden in der gleichen Zeit der beiden Vorjahre erreicht, alles ohne Berücksichtigung der Zeichnungen der Spargäste auf die Kriegsanleihen. Bei der Sparkasse der Stadt Berlin allein wird die Zunahme im Juli-Monat auf 20 Millionen Mark und seit Jahresbeginn auf 156 Millionen Mark bezeichnet. Dabei stammen diese Zuflüsse ganz überwiegend aus den breitesten Schichten der Bevölkerung, was schon daraus ersichtlich ist, dass sich seit 1918 die Sparbücherzahl um nicht weniger als 87000 vermehrt hat. Die Stadt Berlin hat dieser Tage für industrielle Werke — Gas, Wasser, Kanalisation, Grossmarkthalle und Wohnungswesen — eine neue 60 Millionen-Anleihe bewilligt. Solche Daten deuten doch keineswegs auf eine rückläufige Bewegung, wenn naturgemäss ein grosser Teil der Spargelder auch aus beschäftigungslos gewordenen Gewerbekreisen stammt. Rüstungsbetriebe und die gewaltig ausgedehnte Kriegsindustrie wirken täglich mehr befruchtend über das ganze Land. Erhöhte Einnahmen hieraus, verhältnismässig leichter und rascher Gewinn lassen Spartätigkeit in Bevölkerungsschichten aufkommen, denen früher Kapitalerübrigungen fremd gewesen sind. Die gesamte Kriegsindustrie, Gross- und Kleinbetriebe in Nord und Süd sind für Kriegszwecke auf lange Zeit hinaus noch angespannt tätig. In Generalversammlungen und Prospekten über neu auszugebende Aktien wiederholt sich immer wieder der Hinweis auf diese Leistungsfähigkeit und die Millionen-Gewinne abwerfenden Ergebnisse der Unternehmungen. Der Börse wird es schon aus diesem Grunde leicht gemacht, immer wieder neue Nahrung für ihren erstaunlichen Optimismus zu schöpfen. Die Tagesbörsen melden in ununterbrochener Folge starke Kurssteigerungen. Spekulationssinn und die Sucht nach mühelosem Börsengewinn ziehen aus diesem Börsenspiel unverändert grossen Nutzen. Hoffentlich bringt demselben die Kriegsanleihezeichnung eine Eindämmung. Trotz der Hemmnisse am internationalen Devisenmarkt und der Schwierigkeiten in der Aufrechterhaltung der deutschen Valuta sind die Verhandlungen betreff Uebernahme von 150 Millionen Mark 5%iger Staatskassenscheine Oesterreich-Ungarns seitens der Berliner Mitglieder des sog. Rothschild-Konsortiums zum Abschluss gelangt. Diese österreich-ungarische Markanleihe dient zur Deckung der aus der Wareneinfuhr erforderlichen Mittel und zum Umtausch der zum 1. Oktober dieses Jahres fälligen Schatzscheine von 1916.

Wenn die diesjährige Leipziger Herbstmesse bis jetzt rund 3500 Anträge auf Warenausfuhrbewilligung mit einem Gesamtbetrag von über 180 Millionen Mark vom neutralen Auslande erbracht hat, so zeigt diese Ziffer den gewaltigen Umfang des — trotz Weltkrieg und trotz Weltabschnürung des deutschen Handels — bestehenden Warenhungers nach den anerkannt vorzüglichen deutschen Fabrikaten. Trotzdem unterschätzen die in Betracht kommenden Kreise, wie die jüngsten Auslassungen des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller beweisen, den unvermeidlichen Kampf Mitteleuropas um die Weltwirtschaft keineswegs. Sie stellen ihre ganze Rüstung hierauf ein. Die wirtschaftlichen Abmachungen der inzwischen ratifizierten deutsch-russischen Zusatzverträge bedeuten nach dieser Richtung hin einen beträchtlichen Schritt vorwärts.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Statt besonderer Anzeige.

Unser heissgeliebter, treubesorgter Gatte und Vater, unser lieber Bruder, Schwager, Onkel und Vetter,

Herr Kommerzienrat

EDMUND NEUNER

ist am 5. September abends $^{1}/_{2}$9 Uhr wohlvorbereitet zum ewigen Frieden eingegangen.

MÜNCHEN, September 1918.

Elise Neuner, geb. Brunotte
Edmund Neuner jr.
Lilly Neuner.

Die Beerdigung fand am Montag 9. Sept. nachm. 4½ Uhr im Waldfriedhof statt. Der Gottesdienst Dienstag 10. Sept. 11 Uhr im Dom z. U L. F. Von Beileidsbesuchen bitten wir dringend abzusehen.

Todes-  Anzeige.

Nach Gottes heiligem Ratschluss verschied am 2. September nach nur 8tägigem Krankenlager, versehen mit den hl. Sakramenten, der

hochwürdige und hochwohlgeborene Herr

Franz Ser. Holzmann

12 Jahre lang Pfarrer in Bobingen u. Kapitelskammerer
Inhaber des König-Ludwig-Kreuzes

im 62. Lebensjahre. Der hochverehrte Herr und edle Priester wird dem frommen Gebete und Memento in Sacris dringend empfohlen.

Oberigling, September 1918.

In tiefer Trauer

das Landkapitel Schwabmünchen
Andreas Schneider, B. G. R.

Die Beerdigung fand am Mittwoch den 4. September vorm. 9 Uhr in Bobingen statt, Siebentgottesdienst am Mittwoch den 11. September, Dreissigster am Mittwoch den 2. Oktober jedesmal um 9 Uhr, in der Pfarrkirche Bobingen.



Siehe, dein König kommt!
Dem Herrn entgegen
Eucharistische Monatsblätter für die weibliche Jugend
Herausgegeben von Franziskanern
SOMMER

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 × gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25 %.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 38. München, 21. September 1918. XV. Jahrgang.

Die Einheitsfront.

Durch die strategisch meisterhafte Konzentration unserer Streitkräfte an der Siegfriedstellung ist im Westen eine eherne Mauer geschaffen, an der alle Durchbruchsversuche unserer Feinde scheitern werden. Unerschüttert und unbezwingbar steht die militärische Einheitsfront.

Auch die Heimatfront muss ihre Reihen schliessen bis zum letzten Glied. In diesen Entscheidungsstunden soll jede vermeidbare Dissonanz zurücktreten hinter dem stahlharten Willen des ganzen deutschen Volkes zum Durchhalten, bis der Vernichtungswille unserer Feinde gebrochen ist und sie bereit sind zu Verhandlungen über einen Frieden, der den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebensnotwendigkeiten Deutschlands und seiner Verbündeten gerecht wird und eine dauernde Grundlage für das friedliche Zusammenleben und Wirken der Völker bildet. Wenn das deutsche Volk zu dieser Verteidigung seiner Existenz auch das Letzte zu wagen entschlossen ist, so darf es anderseits von seinen Regierungen verlangen, dass sie ihm das Durchhalten erleichtern durch Beseitigung aller ausräumbaren, die Kraft und Stimmung schwächenden Hemmnisse, vor allem der Misstände in der Wirtschaftspolitik und dem Ernährungswesen und der Aergernisse auf dem Gebiete der öffentlichen Moral. Der Reichstag, der im Bewusstsein der nationalen Notwendigkeiten die Mittel zur Kriegführung in reichlichem Masse bewilligt, und das Volk, das in nie versagender Opferfreudigkeit die Anleihen aufbringt und aus den Erträgnissen seiner Arbeit auch die Zinsen bestreitet, sie haben das Recht, Garantien zu verlangen, dass mit den Geldern auch haushälterisch gewirtschaftet, dass den unerhörten Preistreibereien und dem Wucher endlich Einhalt geboten wird, damit sich nicht einzelne Wirtschaftsgruppen auf Kosten der anderen und der Allgemeinheit masslos bereichern und eine völlige Umbildung unserer ganzen volkswirtschaftlichen Struktur herbeigeführt wird, deren Folgen für den Bestand der gegenwärtigen Staatsordnung gefährlicher werden können als manche politischen Umsturzbestrebungen. Die Zustände auf den erwähnten Gebieten haben sich derart entwickelt, dass für ein energisches, planmässiges Eingreifen die höchste Zeit ist. Um so mehr, als mit der fortschreitenden einseitigen Materialisierung und Mammonisierung eine bedenkliche Verwirrung der Moralbegriffe und ein Sinken des sittlichen Hochstandes als naturgemässe Folge Hand in Hand geht.

In der grundsätzlichen Forderung der Wiederherstellung normaler, gesunder Verhältnisse findet die Regierung die Gesamtheit der öffentlichen Meinung hinter sich — eine Einheitsfront des Willens zu zeitgemässen Reformen im öffentlichen Leben. Anderseits gewinnt gegenüber dem zunehmenden Radikalismus auf allen Gebieten der geistigen und materiellen Kultur die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Erhaltung der bewährten Grundlagen in Verbindung mit einem den Bedürfnissen der Zeit Rechnung tragenden organischen Weiterbau an Boden, eine Synthese, die sich am vollkommensten auf dem Boden des Christentums, durch Anpassung des gesamten öffentlichen und privaten Lebens an die Normen der christlichen Ethik verwirklichen lässt.

Daher haben wir Katholiken das allergrösste Interesse daran, den uns gebührenden Einfluss auf die Gestaltung der Verhältnisse im neuen Deutschland zu sichern. Zu dieser Forderung führt schon die einfache praktische Ueberlegung, dass eine hemmungslose wirtschaftliche Fortentwicklung in den bisherigen Bahnen die ohnehin nicht günstige materielle Lage der Katholiken im Verhältnis noch weiter verschlechtern würde. Denn es liegt nicht nur an der — gottlob — dem Katholiken eigenen schärferen Gewissensbindung, sondern auch an den bekannten, auch im Wirtschaftsleben sich geltend machenden Paritätsverhältnissen, dass der Ertrag der nationalen Arbeit — hier in Form der Kriegsgewinne — in höherem Masse seinen Weg in nichtkatholische Taschen findet. Die Eindämmung dieser Gewinne kommt daher indirekt der Stärkung des katholischen Volksteils zugute. Doch dies nur nebenbei. Die Hauptsache bleibt der Einfluss der im Katholizismus wirkenden sittlichen und kulturellen Kräfte auf das Staatsleben. Wer die Zeichen der Zeit versteht, wird sich keiner Täuschung darüber hingeben, dass diese Sicherstellung nur im Kampfe mit sehr starken, anders gerichteten Strömungen zu erreichen sein wird. Dabei besteht keineswegs Gewissheit, in welchem Masse selbst bei grösster Entfaltung unserer Kräfte und allen heute erreichbaren verfassungsrechtlichen Sicherungen es gelingen wird, auf die Dauer in Deutschland solche Zustände festzuhalten, wie sie nach unserer Auffassung und unserem Programm für die glückliche Fundierung der staatlichen Gesellschaft notwendig sind. Es ist immerhin mit der Möglichkeit einer Aenderung des Verhältnisses zwischen Staat, Kirche und Schule in dem Sinne zu rechnen, dass wir einmal, um unsere konfessionelle und kulturelle Eigenart zu wahren, auf uns allein angewiesen sind. Gewiss Grund genug, bei Zeiten auf die Sammlung aller Kräfte bedacht zu sein. Allein auch schon die Arbeit der Gegenwart und nächsten Zukunft verlangt, die Reihen fest zu schliessen, die Einheitsfront der deutschen Katholiken herzustellen.

Der katholischen Presse kommt hierbei als wichtige Aufgabe zu die Werbung, Sammlung und Unterrichtung der Massen, die Frischerhaltung des Korpsgeistes und der Disziplin, die Verbindung zwischen Führung und Truppe, der Aufklärungs- und Abwehrdienst nach aussen; sie muss die grossen, grundlegenden Gedanken unseres Glaubens und unserer Ethik der Allgemeinheit zum Bewusstsein bringen und bei Behandlung der jeweils auftauchenden Einzelfragen in gangbare Münze umprägen, um den Blick zu schärfen für die Prinzipien, nach denen eine aufbauende Politik im Innern und eine die friedliche Kulturarbeit der Völker fördernde Pflege der auswärtigen Beziehungen sich richten müssen.

Die „Allgemeine Rundschau“ hat in fünfzehnjähriger erfolgreicher Arbeit sich von diesen Grundsätzen leiten lassen; sie wird auf dieser Bahn weiterschreiten, stets bestrebt, dem Wohle von Kirche, Staat und Volk zu dienen durch Kritik und Mahnung, durch Aufklärung, Anregung und Wegweisung. Sie zählt dabei auf die Treue und Unterstützung ihrer Leserschaft und ihrer Mitarbeiter und hofft namentlich, dass diese Förderung sich auch in der Werbung neuer Freunde und Bezieher bewähren möge. Gerade in diesen ernsten und schweren Zeiten, in denen auch die Presse einen noch nie dagewesenen Existenzkampf zu bestehen hat, ist die materielle Kräftigung durch weitere Ausdehnung des Leserkreises eine Notwendigkeit, ganz abgesehen davon, dass diese wirtschaftliche Stärkung auch der gemeinsamen Sache wieder zugute kommt. Jeder unserer Leser wolle daher angesichts des Quartalswechsels in Freundes- und Bekanntenkreisen für unser Blatt werben.

Redaktion und Verlag der „Allgemeinen Rundschau“.

Aktivisten — Passivisten.

Von Studienrat Kuckhoff, Mitglied des Reichstags.

Der Weltkrieg hat unsere politische Phraseologie um ein neues Wortpaar vermehrt. Man spricht jetzt viel von Aktivisten und Passivisten. Unter den Begriff Aktivisten fallen alle diejenigen, die nach der jeweiligen Lage und entsprechend dem Fortschritte der Ereignisse die Gelegenheit nutzen wollen, um für ihren Volksteil und ihre politischen Forderungen feste Verhältnisse zu schaffen. Ihnen gegenüber wollen die Passivisten jede vorzeitige Ordnung der Dinge vermeiden. Sie glauben, daß etwas Dauerndes doch erst beim allgemeinen Friedensschlusse geschaffen werden könne. Deshalb wollen sie alle Entscheidungen bis zu einer allgemeinen europäischen Friedenskonferenz vertagen. Nachdem in diesem Kriege der Grundsatz des Selbstbestimmungsrechtes der Völker hüben und drüben wiederholt verkündigt worden ist, haben sich natürlich in all den Landesteilen, die auf staatliche Selbständigkeit hoffen können, Gruppen von Aktivisten und Passivisten gebildet. Je nach den Verhältnissen haben diese oder jene das Uebergewicht. In den neu entstehenden Staaten des Ostens sind die aktivistischen Strömungen im allgemeinen vorherrschend. Gesiegt haben sie in Finnland, wo die Wahl des Prinzen Friedrich Karl von Hessen zum König bevorsteht, in Livland und Estland und in der Ukraine. Die entschiedensten Aktivisten sind die Bolschewiki, die nur aus solchen Beweggründen heraus sich zu einem Frieden von Brest-Litowsk und zu den Berliner Zusatzbestimmungen haben entschließen können. Ihre Herrschaft beruht ja auf der sofortigen Schaffung fester Verhältnisse. Auch in Litauen sind die aktivistischen Elemente die maßgebenden, ohne jedoch bisher Erfolge erzielt zu haben. In Polen halten sich beide Richtungen die Wage, in Belgien gibt es unter den Flamen eine starke Bewegung, die aktivistisch tätig ist.

Rein theoretisch kann man sich weder für die eine noch für die andere Richtung grundsätzlich entscheiden. Es kommt da alles auf die jeweilige Lage und auf die Zweckmäßigkeit der Entscheidung an. In der Ostpolitik freilich kommt für Deutschland sowohl wie für Oesterreich alles darauf an, möglichst bald feste Verhältnisse zu schaffen. Deshalb ist unsere Politik dort eine aktivistische.

Auch in Polen wäre uns wohl schon längst eine Ordnung der Verhältnisse gelungen, wenn dort nicht die Interessen der beiden großen Zentralmächte in vielen Punkten widerstreitende wären. Die austropolnische Lösung der polnischen Frage scheint als unmöglich aufgegeben worden zu sein. Es scheint, als ob gerade deshalb die Führer der aktivistischen Richtung in Polen, Prinz Janusz Radziwill und Graf Ronikier, die Lösung in der Errichtung eines ganz selbständigen Polens suchen wollten, an dessen Bestand in gleicher Weise Deutschland und Oesterreich interessiert und, wenn man will, desinteressiert sind. So ist wohl die Nachricht zu deuten, die durch die Presse gegangen ist, daß das neue Königreich auf Galizien verzichten soll, um dafür durch das Cholmer Gebiet, das im Austausch gegen die Krim von der Ukraine zurückgegeben werden soll, entschädigt zu werden. So wie die austropolnische Lösung am Widerstande Deutschlands scheitern mußte, das in diesem Falle auf „Grenzsicherungen", das heißt auf die Erwerbung polnischer Landesteile nicht glaubte verzichten zu können, so scheinen die Voraussetzungen für die Schaffung eines ganz unabhängigen Polens bei beiden Mächten noch keineswegs vorzuliegen. Es ist auch zu natürlich, daß zuerst ein wirklich festes Verhältnis zwischen Oesterreich und Deutschland für alle Zukunft in militärischer, wirtschaftlicher und politischer Beziehung geschaffen sein muß, ehe Polen zum Staate erhoben wird, wenn dieser nicht ein gefährlicher Zankapfel zwischen beiden Mächten werden soll. Das neue Königreich wird und muß die reife Frucht dieser festen mitteleuropäischen Interessengemeinschaft sein. Die passivistischen Strömungen in Polen aber gehen darauf aus, die Bildung Polens einer Friedenskonferenz aller jetzt im Kriege befindlichen Mächte zu überlassen.

In Litauen sind die führenden Kreise Aktivisten. Sie haben sofort nach der Lostrennung des Gebietes vom alten Rußland auf die Bildung eines selbständigen Litauen als Königreich hingedrängt. Sie haben eine Verfassung entworfen, sich bereit erklärt, mit Deutschland in enge militärische, wirtschaftliche und politische Fühlung zu treten und die Wahl eines Fürsten in sichere Aussicht genommen. Es ist nicht recht erklärlich, weshalb die deutsche Reichsleitung hier nicht längst zugegriffen hat. Es wäre gerade in diesem Falle nicht schwer gewesen, zu einer festen Staatenbildung zu kommen. Die Wahl des Fürsten kann nicht entscheidend gewesen sein, wie überhaupt diese dynastischen Fragen in der Ostpolitik, die freilich am meisten in die Augen fallen, gar nicht von so großer Tragweite sind. Diese sollten bei der Bildung der Staaten zunächst überhaupt nicht entscheidend sein; man sollte anderseits bedenken, daß die Besetzung des einen oder anderen neuen Thrones mit dem Angehörigen eines deutschen oder österreichischen Fürstenhauses diese Staaten über ihre sonstigen wirklich entscheidenden politischen Interessen hinaus verpflichten kann. Ein überflüssiger Grund zu späteren Verwickelungen. Was sonst der Bildung des litauischen Staates im Wege steht, läßt sich nicht sagen. Vielleicht fürchtet man in deutschen Regierungskreisen, sich durch die feste Bildung desselben auch gegenüber Polen allzu sehr festzulegen, das man für den Fall von eintretenden „Grenzsicherungen" durch Entschädigungen im Norden (Wilna!) zu beruhigen hofft.

Jedenfalls ist die Hinauszögerung der Entscheidung in Polen sowohl wie auch in Litauen nicht ungefährlich. Es müssen im Osten vollendete Tatsachen geschaffen werden, ehe noch an die Zusammenberufung eines allgemeinen Friedenskongresses gedacht wird. Es wird uns durch die Lösung der Probleme im Osten ein hervorragendes Uebergewicht gegenüber allen anderen Staaten geschaffen. Und dieses Gewicht müssen wir beim allgemeinen Frieden in die Wagschale werfen. Wir würden diese Verhandlungen ungemein erschweren, wenn wir sie mit den gesamten Ostproblemen belasteten. Denn dann würde notwendig der Gesamtkomplex der Ostfragen aufgerollt werden, wenn auch nur eine der Fragen noch der Erledigung harrte. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker ist von allen Staaten anerkannt worden. Deshalb werden sie Verhältnisse, die wirklich in diesem Sinne geschaffen worden sind, nicht mehr rückgängig machen können. Es wäre darum wirklich an der Zeit, daß Oesterreich sich mit Deutschland über seine gemeinsame Zukunft verständigte und daß das wahr gemacht würde, was der Welt verkündigt wurde, als es nach der Kaiserzusammenkunft im Mai dieses Jahres hieß, daß nunmehr die Grundlagen der künftigen Einigung festständen.

Anders liegt meines Erachtens die Frage im Westen. Die Aktivisten im flämischen Landesteile Belgiens können die volle Befriedigung ihrer Wünsche unmöglich von Deutschland allein erwarten. Nachdem die deutsche Regierung ohne Rückhalt auf dem Standpunkte der vollständigen Wiederherstellung des belgischen Staates steht, wäre diese Wiederherstellung nicht möglich, wenn jetzt schon mit der Errichtung eines selbständigen Flamland vollendete Tatsachen in einer Form geschaffen würden, mit der sich der belgische Gesamtstaat nicht einverstanden erklären könnte. In diesem Sinne könnte eine Unterstützung der Aktivisten in Belgien leicht zu Verwicklungen kommen, die dem Abschluß des allgemeinen Friedens hinderlich sein können. Das hindert aber keineswegs, daß die vollberechtigten Bestrebungen der Flamen nach verwaltungsrechtlicher, wirtschaftlicher und kultureller Selbständigkeit durch Deutschland die verdiente Unterstützung finden.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der österreichische Friedensschritt.

Aus den zahlreichen Reden zur Friedensfrage hat sich jetzt eine diplomatische Aktion entwickelt. Die österreichisch-ungarische Regierung hat am 14. September durch ihren Gesandten in Bern den Vertretern der feindlichen Regierungen eine Note überreicht, in der sämtliche kriegführenden Mächte zu unverbindlichen Besprechungen an einem neutralen Ort aufgefordert werden. Selbstverständlich ist die Note auch den verbündeten Mächten überreicht und ebenfalls den neutralen Regierungen zur Kenntnisnahme übergeben worden. Sehr beachtenswert ist, daß auch der Heilige Stuhl in Kenntnis gesetzt und das Interesse des Papstes für den Frieden angerufen worden ist.

Ein Seitenstück zu dem Friedensangebot der Vierbundmächte vom 12. Dezember 1916. Der Unterschied ist freilich der, daß damals die vier Fürsten auf unserer Seite gemeinsam vorgingen,

während jetzt die Regierung in Wien die Initiative im eigenen Namen ergreift. Demgemäß hat auch der Antrag selbst eine andere Fassung erhalten, indem das allgemeine Angebot von Verhandlungen jetzt geschäftstechnisch genauer auf die Einladung zu einer vertraulichen und unverbindlichen mündlichen Aussprache an neutraler Stätte präzisiert ist.

Der Schritt vom 12. Dezember 1916 hatte bisher nicht den greifbaren Erfolg gehabt, daß es zu Verhandlungen gekommen wäre. Als moralischen und politischen Erfolg konnte man freilich die Klarstellung unseres Friedenswillens und die Förderung der Friedensbewegung in den anderen Ländern buchen. Die letztere hat sich allerdings nur langsam entwickelt. Die Regierung in Wien glaubt jedoch, daß der Friedensgedanke inzwischen schon einen größeren Umfang und so viel Kraft gewonnen habe, daß ein weiterer Schritt auf der eingeschlagenen Bahn unternommen werden könne. Die Absicht ist gewiß löblich; über die Aussichten werden die Meinungen leider noch auseinandergehen.

Die Wiener Regierung beruft sich bei ihrem Vorgehen nicht ausdrücklich auf die Bevollmächtigung seitens der verbündeten Mächte, sondern begnügt sich mit dem Hinweis, daß das stets enge Einvernehmen zwischen den vier verbündeten Mächten die Gewähr für die Zustimmung zu ihrer Auffassung biete. Die Ueberlassung der Initiative an Oesterreich allein erklärt sich in der Tat sehr wohl aus den obwaltenden Verhältnissen, ohne daß irgendeine Besorgnis wegen der Eintracht Platz zu greifen braucht. Auch solche Bedenken, wie sie gegenüber dem Briefe an den Prinzen von Parma auftauchen konnten, sind gegenüber diesem öffentlichen Schritt des verantwortlichen Ministers ausgeschlossen. Wenn Deutschland die Maßnahme nicht angeregt hat, so hat es doch sicherlich wenigstens sein tolerari posse ausgesprochen. Man kann sogar eine aktive Unterstützung der österreichischen Demarche finden in der friedensfreundlichen Rede, die vor wenigen Tagen der Stellvertreter des Reichskanzlers, Herr v. Payer in Stuttgart hielt, sowie in einer Ansprache des Reichskanzlers selbst, der darauf hinwies, daß der Friede vielleicht näher sei, wie man allgemein glaube.

Die Note Burians erinnert an die letzte Rede des Staatssekretärs v. Kühlmann. Es ist derselbe Gedankengang, daß die Waffenaktionen nicht die Entscheidung bringen und der Friede der diplomatischen Verhandlungen bedarf. Kühlmann ist damals gestolpert, aber über seine eigenen Beine; denn was er ausführte, erregte weniger Anstoß in der Sache, als vielmehr in der einseitigen und unvorsichtigen Form. Die Bereitwilligkeit zu Verhandlungen und den Wunsch nach einer diplomatischen Aussprache hat die deutsche Regierung vorher und nachher kundgegeben. Wenn sie sich jetzt der Aktion nicht sofort angeschlossen hat, so erklärt sich das vielleicht aus der verschiedenen Einschätzung der Opportunität des gegenwärtigen Augenblicks. Bei aller Solidarität der beiden Kaisermächte ist doch gegenwärtig deren Lage nicht ganz gleichartig. Der Ostfriede, der jetzt zustande gekommen ist, hat für die habsburgische Monarchie eine stärkere Entlastung herbeigeführt, als für Deutschland. Oesterreich-Ungarn hat es nur noch mit Italien zu tun; dieser Waffengang ist eine Episode im Weltkriege, aber er gibt nicht die Entscheidung in dem Maße, wie die gegenwärtigen Kämpfe an der Westfront, wo die deutschen Truppen den Gesamtvorstoß der Engländer, Franzosen, Amerikaner und ihrer Hilfsmannschaft aus aller Welt zu bestehen haben. Wir sind erfreut und dankbar, daß sich bei den jüngsten Kämpfen um St. Mihiel die Teilnahme von Oesterreichern herausgestellt hat. Doch bleibt die Hauptlast auf unsern Schultern, und die Massenhaftigkeit der feindlichen Kriegsmittel zwingt uns vorläufig zu einer defensiven Taktik. Infolgedessen haben wir die Hände nicht so frei wie das weniger belastete Oesterreich. Auch in diplomatischer Hinsicht nicht, da bei der augenblicklichen Lage der übliche Verdacht, daß das Friedensangebot aus Schwäche hervorgehe, zu ungunsten Deutschlands noch mehr Anklang finden könnte, wie sonst schon. Wenn unsere Regierung die Initiative ergreifen will, geschieht es besser nach einem neuen Waffenerfolg. Für den nächsten Zweck, die Sondierung der Geneigtheit zu einem vorläufigen Meinungsaustausch, genügt ja auch das Vorgehen Oesterreichs vollständig.

Was nun die Aussichten betrifft, so ist die öffentliche Meinung in Deutschland skeptischer, als Graf Burian. Bei unseren Verbündeten an der Donau herrschte ja in der Friedensfrage schon längst ein größerer Optimismus. Die eigentlichen Hindernisse des Weltfriedens stechen uns schärfer in die Augen; vielleicht weil sie uns etwas näher sind, vielleicht auch weil wir ein kälteres Temperament haben. Wir fürchten aber immer noch, daß unsere kritischere Einschätzung der feindlichen Willensrichtung sich als richtig erweise. Graf Burian führt mit vielen schönen Worten aus, daß der Friedensgedanke in den Völkern Raum gewinne. Leider hat er noch keinen Raum gewonnen bei den Machthabern auf der Gegenseite. Alle friedliche Beredsamkeit von unserer Seite, die Kundgebungen von Solf, Prinz Max, Payer und dem Reichskanzler selbst, haben dort drüben kein freundliches Echo gefunden, weder bei den Regierungen noch in der Presse. Lloyd George, der maßgebende Führer, hat noch gerade vor Eintritt seiner Heiserkeit mit alter Schärfe den Krieg bis aufs äußerste gepredigt, um seine „Gänse“ vor dem gefährlichen deutschen „Fuchs“ zu warnen. Auf dem Gewerkschaftskongreß der britischen Arbeiter haben freilich der amerikanische Kriegsbote Gompers und der diplomatische Arbeiterführer Henderson sich einer verhältnismäßig milden Form befleißigt, in der Sache aber hielten sie an dem Ziel der Niederwerfung Deutschlands fest. Die sanftere Tonart und die Ablehnung einer tollen Boykottresolution der Seeleute erklären sich aus der Wahltaktik; die friedenssehnsüchtigen Arbeiter sollen für die bevorstehenden Wahlen bei der alten Stange gehalten werden. Das dürfte leider in sehr weitem Maße gelingen. Lord Lansdowne sucht in den höheren Schichten für eine Friedenspartei zu werben, doch werden seine Aussichten wohl nach wie vor schlecht bleiben. Der leidenschaftliche Wunsch nach einem vollen Sieg Englands beherrscht noch die Gemüter, und die übertriebenen Berichte von der Westfront haben die Hoffnungen des gierigen Britentums frisch belebt.

So muß man leider sich darauf gefaßt halten, daß die Feinde der Einladung des Grafen Burian ebensowenig folgen werden, wie s. Z. der Einladung zur Teilnahme an den Brester Verhandlungen. Immerhin wird der österreichische Schritt nicht ohne Wirkung bleiben. Unsere bisherigen Friedensangebote haben dazu mitgewirkt, daß der Friedensgedanke doch immer etwas mehr Boden gewinnen konnte und daß die feindlichen Machthaber ihre Eroberungsziele nach und nach etwas einschränken mußten. Dieser Prozeß geht sehr langsam vor sich, aber er entwickelt sich doch, und die Wiener Anregung wird ihn weiter fördern, wenn man auch nicht sofort Früchte pflücken kann.

Es muß beides zusammenwirken: die Bekundung unseres guten Willens und die Bewährung unserer militärischen Unüberwindbarkeit. Die entscheidende Wendung wird wohl erst eintreten, wenn die große Offensive der Feinde vollends zusammengebrochen ist. Sie stockt jetzt schon, und man muß sich drüben zurzeit damit begnügen, daß ein nebensächlicher Vorstoß an der elsässischen Front uns zu der planmäßigen Räumung des vorspringenden Zipfels von St. Mihiel veranlaßt hat. Wir im Inlande wissen, daß durch die Verkürzung der Front und die Schonung unserer Truppen unsere Wehrkraft nicht geschwächt, sondern gestärkt ist. Die feindlichen Völker aber lassen sich noch blenden und täuschen durch die scheinbaren Erfolge der Massenstürme. Erst müssen überzeugende Tatsachen das richtige Verständnis für die militärische Lage wiederherstellen, ehe man ein Eingehen auf Friedensverhandlungen erwarten kann.

Wenn die Staatsmänner ihre Klugheit walten lassen, so wünschen wir ihnen herzlich Glück, halten aber fest an der Ueberzeugung und Pflicht, unsere Volkskraft in die Wagschale zu werfen gemäß der Mahnung des Kaisers in seiner Rede vor den Essener Arbeitern: „Deutsche, die Schwerter hoch, die Herzen stark und die Muskeln gestrafft.“

Wilson und der Mikado in Sibirien.

Von Dr. Leo *Schwering*, Köln.

Die Hilfsbedürftigkeit der Entente ist bekanntlich immer sehr groß gewesen; niemals hat sie ihren eigenen Kräften voll getraut. Italien, Rumänien, Amerika, sie alle sind dessen Zeugen und die japanische Hilfe schwebte bis vor kurzem als imaginäre Kraft ständig am Ententehimmel. Das neueste Versuchsobjekt für eine Hilfsaktion ist Sibirien, dessen Verwicklung in den Krieg für die Vielverbandsmächte als Vorstufe für ein neues Eingreifen Rußlands angesehen wird. Die Ententepresse wird noch immer nicht müde, im Zusammenhang damit von der Wiedererrichtung einer Ostfront zu fabeln; phantastische Pläne, welche neulich sogar der „Osservatore Romano" verspottete im Hinblick auf die Unerfüllbarkeit solcher Wünsche. Mit vollem Recht; denn an der sibirischen Aktion, mag sie angefaßt werden von wo man will, hängt das Bleigewicht des *japanisch-amerikanischen Gegensatzes*. Die Beziehungen zwischen beiden Mächten haben sich gerade an und wegen des sibirischen Problems außerordentlich verschlechtert. Man muß freilich die amerikanische Presse zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, um das zu erkennen. Aeußerlich sieht es nämlich so aus, als wenn alles in der schönsten Ordnung wäre und es zwischen Washington und Tokio überhaupt keine Gegensätze gäbe. Aber die ungeheuren Heeresvermehrungen, welche das Mikadoreich neulich durchsetzte, reden eine andere Sprache, und wenn man in der Tokioter Kammer das Flottenprogramm noch als zu klein kritisierte, so fragt sich der nachdenkliche Leser natürlich, warum und gegen wen? Doch dies alles ist nur ein Echo der Militarisierung der Union, die in vollem Zuge ist. Aber Wilson fühlt sich noch nicht stark genug und deshalb ist er überall der große Zauderer. Vornehmlich auch in Sibirien.

Was kümmern ihn die Wünsche seiner Bundesgenossen? Gar nicht; denn er betreibt ausschließlich *amerikanische Politik*. Selbst Großbritanniens Wünsche, so sehr ihn sonst die Rassengemeinschaft anzieht, vermögen den kühlen Blick des Amerikaners in Ostasien und Sibirien nicht zu trüben. Die besonderen Ziele Wilsons in Sibirien sind ebenso klar wie die Japans oder der anderen Alliierten; aber alle diese Bestrebungen haben nur den einen Nachteil, daß sie, zusammengenommen, sich nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen lassen, weshalb sie eben Stückwerk bleiben; sie können daher den Mittelmächten noch weniger Grausen einjagen wie die amerikanische Hilfe, die, so ernst sie auch gemeint ist, den Enderfolg nicht bringen wird. Wilson will aus *Sibirien einen amerikanischen Vasallenstaat* machen, der ihm eine sichere Stellung im fernen Osten geben soll. So würde er entschädigt für den Verlust Chinas, in dem sich Japan immer häuslicher einrichtet. Die ungeheuren Reichtümer Sibiriens zu entwickeln, ist das amerikanische Kapital heute schon tätig. Washington schwimmt ja im Golde und es gibt nicht Länder genug auf der weiten Welt, in dem sich nicht heute ein paar amerikanische Unternehmungen breit machten. Durch und mittels Sibirien aber hofft die Union nicht nur in Ostasien, sondern auf dem ganzen Kontinent ein Wort mitreden zu können und den unverschämten Japanern gelegentlich über den Mund zu fahren. Ja sie spinnt ihre Pläne noch weiter; denn sie nimmt auch bestimmt an, daß es ihr so möglich sein werde, selbst in *Europa* den amerikanischen Einfluß kräftiger zur Geltung zu bringen. Durch Sibirien soll auch Rußland beeinflußt werden; kurzum, Amerika möchte als *Weltdiktator* erscheinen!

Man braucht die Pläne Wilsons in Sibirien nur darzulegen, um zu erkennen, daß sie denen des Mikado geradezu entgegengesetzt sind und Tokio im eigenen Lande schwer bedrohen. Dem Imperialismus der Vereinigten Staaten, der unersättlich die ganze Erde verschlingen und durchdringen möchte, hält Japan sein: *Asien den Asiaten!* entgegen. Da liegt der Zwiespalt offen, der unüberbrückbar ist. Ein amerikanisches Sibirien oder auch nur ein Rußland, das amerikafreundlich ist, würde das Inselreich in seinen Lebenslinien bedrohen, die Erde, vor allem aber Ostasien, ist zu klein für die maßlosen Ansprüche der beiden Großmächte, die als letzte auf die Weltbühne getreten sind. Die Offensive der Vereinigten Staaten auf dem bisher russischen Ufer des Großen Ozeans kann das Herannahen des Krieges zwischen ihnen beiden nur beschleunigen. Nur weil beide Staaten im Augenblick dafür noch nicht gerüstet sind, wollen sie nicht. Dies ist der tiefere Grund für das Zögern in Sibirien, trotzdem die Alliierten rufen, wenngleich man freilich die Empfindung hat, daß auch Großbritanniens Verhalten in der sibirischen Frage nicht ehrlich sei. Es spielt mit Amerika unter einer Decke; nur Frankreich und Italien sind mit Rücksicht auf ihre schon bedrohte europäische Lage wirklich interessiert an der sibirischen Aktion großen Stils, daher auch in der Presse dieser Länder die Frage nicht zur Ruhe kommen wollte, bis Wilson und der Mikado sich zum Eingreifen entschlossen. Die Aktion ist zwar im Gang, aber das wache Mißtrauen der beiden Konkurrenten hindert eine Entfaltung großen Stils.

Die Ereignisse in Sibirien selbst sind nicht danach angetan, die Spannung zwischen Japan und Amerika zu lindern. Im Gegenteil! Tokio muß aus ihnen das Gefühl mitnehmen, daß *Washingtons Wühlereien fast noch gefährlicher sind als seine offenen Kampfhandlungen.* Die junge sibirische Ostrepublik, welche sich von den Sowjets losgerissen, hat sich unter dem Segen Wilsons gebildet. Das kam auf das deutlichste bei der Eröffnung der Kammer zum Ausdruck, wo erklärt wurde, daß die Union freundschaftliche Beziehungen zur neuen Republik habe; nebenbei wurde dann auch erwähnt, daß Japan ebenfalls gegen die Gründung keine Einwendungen mache. Man merkt den Unterschied! Und unterm 4. Juli gab dann eine offizielle Mitteilung der ostsibirischen Republik bekannt, daß sie ein Bündnis mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen habe. Zu gleicher Zeit ließ sie verlautbaren, daß sie ihre Beziehungen zur Sowjetrepublik in Moskau gelöst habe. Natürlich; sie bedarf deren nicht mehr, denn Wilson wird seine schützende Hand über sie halten! Die Entwicklung in Ostsibirien ist aber derart, daß Wilson kaum zufrieden sein kann; für die Entlastung der Verbündeten in Europa ist nichts geschehen und wird nichts Ernstes geschehen. Doch man erkennt, daß auch gleichzeitig der amerikanisch-japanische Gegensatz eine weitere Verschärfung erhalten hat; das Mikadoreich wird nicht ruhen, bis es Intrigen angesponnen hat, die den Bestand der neuen sibirischen Regierung in Frage stellen. Japan beginnt bereits Ostsibirien ebenso zu revolutionieren, wie es das bisher in China getan hat, der chaotische Wirrwar ist dessen Zeuge. Oder wird es versuchen, die ebenfalls neu gegründete Republik Westsibirien gegen die Schwesterrepublik auszuspielen? Dort ist man nämlich nichts weniger wie ententefreundlich und daher weder Amerika noch der ostsibirischen Republik sonderlich geneigt.

Man sieht, es fehlt überall das Vertrauen. Von Sibirien kann uns trotz der Tschecho-Slowaken niemals eine Gefahr drohen. Wohl aber ist hier der Boden, auf dem sich der Entscheidungskampf zwischen den beiden Mächten vorbereitet, die sich vom Blute Europas genährt haben!

Parität im preußischen Volksschuldienst.

Von A. *Ruppertsberg*.

Die traditionelle Zurücksetzung empfinden die Katholiken in Preußen gerade während des Krieges wie ein tief in ihr Fleisch einschneidendes und erniedrigendes Joch. Die Katholiken fallen und bluten vor dem Feinde und leisten in der Heimat in Gesinnung und durch die Tat dasselbe wie alle andern. Und doch behandelt sie der preußische Staat vielfach noch wie Stiefkinder. Die Zurücksetzung gegen seine protestantischen Mitbürger fühlt der Katholik besonders bitter auf dem Gebiete, das ihm wie kein anderes am Herzen liegt, auf dem Felde der *Volksschule*. Eine kurze Statistik[1]) mag den Tatbestand beleuchten.

Es gibt i. J. 1918 in Preußen 1818 *Kreisschulinspektionsbezirke*. Davon werden *nebenamtlich* verwaltet: 517 von evangelischen Seelsorgern, 50 von katholischen. Ferner werden nebenamtlich verwaltet: 192 Bezirke von Seminardirektoren, einer von einem Prorektor, einer von einem Landesrabbiner, einer von einem Gymnasialoberlehrer, drei von Direktoren höherer Lehranstalten. Die Frage, ob Kreisfachaufsicht besser sei oder nebenamtliche Aufsicht durch Kirchenorgane, scheidet hier aus. Verfasser ist Anhänger der Kreisfachaufsicht. Wir operieren nur auf dem Boden der nun einmal vorliegenden Tatsachen. Da ergibt sich die erstaunliche und betrübende Beobachtung, daß der Staat die Kreisfachaufsicht, statt sie gleichmäßig unter beiden Bekenntnissen zu verteilen, ganz überwiegend in katholischen Provinzen zur Entfernung des katholischen Klerus, aber nur sehr mäßig in evangelischen Provinzen zur Konservierung der evangelischen Geistlichen durchgeführt hat. Es liegt dem Staate also nicht so sehr an der Sache selbst, als an der Zurückdrängung des katholisch-kirchlichen Einflusses. So sind z. B. in folgenden

[1]) Zusammengestellt nach: H. *Werner*, Kalender für preußische Lehrerbildungsanstalten, Breslau 1918.



überwiegend evangelischen Regierungsbezirken von der Gesamtzahl der Kreisschulinspektoren folgende evangelische Geistliche Kreisschulinspektor im Nebenamte: Königsberg (34)[2] 19, Potsdam (88) 55, Frankfurt a. O. (60) 37, Stettin (46) 29, Köslin (37) 24, Stralsund (15) 11, Magdeburg (54) 36, Merseburg (39) 17, Hannover (32) 21, Hildesheim (39) 24, Lüneburg (38) 29, Kassel (73) 43, Wiesbaden (54) 46 u. dgl. In Regierungsbezirken mit vorwiegend katholischer Bevölkerung hingegen finden sich überhaupt keine katholischen Geistlichen als Kreisschulinspektoren im Nebenamt, so z. B. in den Regierungsbezirken Allenstein, Marienwerder, Posen, Oppeln, Münster, Düsseldorf, Köln, Trier, Aachen. Dort werden neben den nebenamtlich fungierenden Seminardirektoren nur Kreisschulinspektoren im Hauptamte angestellt. Ja, finden sich in katholischen Regierungsbezirken einige kleine evangelische Gebietsteile, so werden diese in Einzelfällen aus dem Bezirke des katholischen hauptamtlichen Laien-Kreisschulinspektors herausgenommen und einem evangelischen Seelsorger nebenamtlich unterstellt. Während überall in der Monarchie Hunderte evangelischer Theologen haupt- und nebenamtlich oft sehr viele katholische Schulen ihrer Aufsicht unterstellt sehen, kann es hier nicht geduldet werden, daß ein katholischer Laie evangelische Schulen beaufsichtigt. Solche exklavierte evangelische Bezirke sind die Mühlheim-Veldenzer und die Hunsrück-Hottenbacher Gegenden im Regierungsbezirk Trier. Während man in überwiegend katholischen Regierungsbezirken alle nebenamtlichen Inspektionen der katholischen Geistlichen durch hauptamtliche Kreisschulinspektoren ersetzt hat, wurden in denselben Bezirken — abgesehen von den oben erwähnten Exklaven — evangelische Geistliche in der nebenamtlichen Kreisschulaufsicht belassen, z. B. im Regierungsbezirk Aachen deren zwei, Koblenz zwei, Oppeln zwei u. dgl.

Es gibt in Preußen 432 hauptamtliche Kreisschulinspektionen, davon sind 254 mit Protestanten und 178 mit Katholiken besetzt. Unter den 254 hauptamtlichen evangelischen Kreisschulinspektoren finden sich 58 Philologen, 120 Theologen und 76 seminaristisch vorgebildete Herren. Unter den 120 evangelischen Theologen als hauptamtliche Kreisschulinspektoren haben 25 nur theologische Examina abgelegt, 25 theologische und philologische Staatsexamen, 14 theologische Examen, Mittelschullehrer- und Rektorprüfung, 56 theologische Examen und Rektorprüfung. Unter den 178 hauptamtlichen katholischen Kreisschulinspektoren finden sich 100 Philologen, sieben [!] Theologen[3]) und 71 seminaristisch vorgebildete Herren. Unter den sieben katholischen Theologen als hauptamtliche Kreisschulinspektoren haben einer theologische Examina und philologisches Staatsexamen abgelegt, vier theologische Examina, Mittelschullehrer- und Rektorprüfung, zwei theologische Examina und Rektorprüfung. Bei den Protestanten also rekrutieren sich die Akademiker unter den hauptamtlichen Kreisschulinspektoren in mehr als doppelter Anzahl aus den Theologen denn aus den Philologen; bei den Katholiken hingegen werden 14 mal mehr Philologen hauptamtliche Kreisschulinspektoren als Theologen.

Die Absicht des Staates bei diesem Vorgehen liegt auf der Hand: Unterbindung des katholisch-kirchlichen Einflusses, während er der evangelischen Landeskirche ungehemmt gewährt wird. Man sage nicht, es stehen keine katholischen Theologen als Anwärter zur Kreisschulinspektion zur Verfügung. Wenn die Pfarrer wüßten, daß diese Türe sich ihnen öffnete, würden manche schon anklopfen. Sodann: hat sich die Behörde jemals an die Hunderte Theologen an höheren Lehranstalten, die alle auch philologisches Staatsexamen abgelegt haben, gewandt? Ferner: im königlichen Seminardienste sind 74 katholische Theologen mit den nötigen Schulexamina beschäftigt. Während evangelische Pfarrer zu Dutzenden, oft ohne Schulexamina, in den Schulaufsichtsdienst übernommen werden, ist es ihnen bei besten Schulexamina und jahrelanger fachmännischer Amtsbewährung sozusagen unmöglich, Kreisschulinspektor zu werden.

Es stehen, wie gesagt, im Schulaufsichtsdienste als Kreisschulinspektoren 517 + 120 = 637 evangelische und 50 + 7 = 57 katholische Theologen. Wenn auch selbstverständlich sämtliche Aufsichtsbeamten ihr Amt nur im Auftrage des Staates ausüben, so ist doch auf evangelischer Seite bei solcher Anzahl von Theologen unter den Kreisschulinspektoren die Volksschule mit religiös-kirchlichem Ferment sehr kräftig durchsetzt, auf katholischer Seite dagegen nur äußerst dürftig. Kern und Stern der Volksschule ist anerkanntermaßen der Religionsunterricht. Auf protestantischer Seite sind für dieses wichtigste Fach bei der Schulbehörde überreichlich Fachmänner vorhanden; auf katholischer Seite fehlen solche im Hauptamte sozusagen ganz. In manchen fast ganz katholischen Regierungsbezirken, wie z. B. Düsseldorf, Köln, steht kein einziger Theologe (weder haupt- noch nebenamtlich) im Schulaufsichtsdienste. Man könnte doch erwarten, daß die Religionslehre wenigstens ebenso stark durch Fachmänner vertreten wäre, wie etwa Deutsch und Rechnen. Es soll gewiß der Laien-Philologe nicht herabgesetzt werden; er ist im Schulaufsichtsdienste ebenso nötig wie der Theologe. Aber, wird der Nichtfachmann den Lehrer in der wissenschaftlichen und in der methodischen Weiterbildung in der Religionslehre kräftig genug fördern können? Wird er die Revision in Religion mit der Sorgfalt vornehmen, wie etwa in Geschichte? Meist wird er das für ihn heikle Gebiet mixtae naturae nur ungern betreten. Viel wäre erreicht, wenn die katholischen Theologen an Zahl den Philologen wenigstens das Gleichgewicht hielten. Bei der zweiten Lehrerprüfung zur definitiven Anstellung wird in Religionslehre theoretisch in der Methodik meist überhaupt nicht geprüft, weil sich nur in äußerst seltenen Fällen (bei den Protestanten fast immer) ein Theologe in der Prüfungskommission findet. Es wurde kürzlich der recht gesunde Grundsatz aufgestellt: Der Weg zum Seminardirektor führt über den Kreisschulinspektor. Der katholische Theologe im Seminardienste, für den doch zu seiner eigenen allseitigen Ausbildung im Schuldienste die Verwaltung der Kreisschulinspektion ebenso wichtig wäre wie für den Philologen, könnte dann also, wenn überhaupt noch, nur auf dem Wege der Konzession und der Ausnahme zum Amte eines Seminardirektors befördert werden.

Es gibt in Preußen 103 schultechnische Mitglieder bei den Regierungen (91 hauptamtliche Regierungs- und Schulräte, 2 nebenamtliche, 10 Hilfsarbeiter). Von den 93 Regierungs- und Schulräten sind 64 evangelisch und 29 katholisch. Von den 29 katholischen Regierungs- und Schulräten ist 1 (!) Theologe, ferner ist von den 10 Hilfsarbeitern einer, der nebenamtlich beschäftigt ist, katholischer Theologe (Domkapitular). Wieviele unter den 64 evangelischen Regierungs- und Schulräten evangelische Theologen sind, läßt sich leider nicht feststellen. Die Regierungs- und Schulräte rekrutieren sich aus den Seminardirektoren und den Kreisschulinspektoren. Da in beiden Kategorien die evangelischen Theologen die Philologen um das Doppelte überwiegen und da die evangelischen Theologen mit oder vielleicht sogar vor den Philologen avancieren, darf man annehmen, daß sich unter den 64 evangelischen Schul- und Regierungsräten wenigstens 40—50 evangelische Theologen befinden.

Es gibt in Preußen 72 Provinzialschulräte; davon sind 53 evangelisch und 19 katholisch. Unter den Provinzialschulräten findet sich kein katholischer Theologe, während die meisten Dezernenten für evangelisches Seminarwesen evangelische Theologen sind.

Der Beamte im preußischen Volksschuldienste, der seiner privaten Qualität nach katholischer Geistlicher ist, findet sich in übler Lage. Während seine evangelischen, aus dem Theologenstande hervorgegangenen Kollegen in höherem Maße als die Philologen in die Schulverwaltungslaufbahn gelangen und dort avancieren, ist für ihn bei besten Examina, bei größter Tüchtigkeit und langer Amtsbewährung beim Seminardirektor, meist aber schon in tieferer Region, der Aufstieg einfach vermauert.

Die Schuld an diesen traurigen und folgeschweren Zuständen liegt in erster Linie auf seiten des Staates. Von katholischer Seite müssen allerdings die Hindernisse weggeräumt werden, die dem Staat als Vorwand für die unparitätische Behandlung dienen können.

[2]) Die Gesamtzahl der Kreisschulinspektoren steht in Klammern.

[3]) Es haben noch sieben Laien theologische Examina angegeben; es kann sich dabei aber nicht um die theologischen Abschlußprüfungen handeln, denn diese können nur nach Empfang der höheren Weihen abgelegt werden.

Wo?

Wo die Wahrheit wandert?
Weisst du den einsamen Saum?
Wo sie kauert, verachtet,
Wie ein Schatten, ein loser Traum?

Im Abgrund irgendwo
Magst du sie finden voll Leid,
Trauernd um die Gerechtigkeit,
Die drunten verschollen.

Ich hasse das Menschengeschlecht,
Das teuflisch Wahrheit und Recht
Vernichtet, verachtet.
Mein Herz wandert irgendwo
Und sehnt sich nach Völkern und Fürsten,
Die nur nach Recht und Wahrheit dürsten.

Seb. Wieser.

Das falsche Rezept.

Von Martin Mayr, München.

„Wir befinden uns auf dem Weg nach Paris." Mit Schrecken wird man sich des Sinnes dieser Worte, den ihnen Erzbischof Dr. v. Faulhaber seinerzeit in Speyer gab, jetzt auch in den übrigen deutschen Landen bewußt. Prompt setzt sich die amtliche Maschine in Bewegung. Ein Berg von Klagen, Aufrufen, Erlassen soll das Wunder tun und die Lawine zum Stehen bringen.

Die Arznei kommt spät, und das Rezept ist zudem falsch.

Dieses schreckliche Wort „zu spät"! Seit Wallenstein ist's nicht bloß tausend einzelnen, sondern Völkern zum Fluche geworden. In diesem Sinne klingt wie die erschütterndste Erkenntnis ein Satz in der Begründung des dem deutschen Reichstag vorliegenden Gesetzentwurfes zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten: „Die gesetzliche Regelung beruht auf der Erwägung, daß das Dirnentum ein Uebel ist, das sich durch strafrechtliche und polizeiliche Vorschriften nicht beseitigen läßt." (Seite 22). Noch besser wär's, wenn es hieße „nicht mehr" beseitigen läßt. Wer hat denn mitgeholfen, den bösen Geist des Dirnentums in dieser Schrecklichkeit heraufzubeschwören? Wer hat ihm die Flügeltüren geöffnet ins Künstleratelier, ins Theater, in die Literatur? Wer hat ihm Berufshäuser erbaut? Welche berufene staatliche Stelle hat den oft verlangten, wirksamen Protest erhoben, als bis tief in unsern Weltkrieg hinein, bis zum Generalkommandoerlaß vom 5. August 1916. „Versandhäuser" großer Städte, vor allem im Norden, das Reich überschlammten mit ihren hygienischen Bedarfsartikeln, als sie unter den Augen des Gesetzes mit „lobenden Anerkennungsschreiben aus allen Kreisen" gestempelte, „ärztlich empfohlene", „vielfach patentierte" Mittel als „Triumph der Volkshygiene" anpriesen und auf gelben Begleitreklamezetteln folgende Hauptvorzüge ihrer Fabrikate dreimal unterstrichen: „1. Absolute Sicherung vor Konzeption. 2. Für beide Teile weder schädlich noch genußstörend. 3. Ueberraschend bequem in Handhabung (siehe Abbildung). 4. Dauernd benutzbar, mithin das Billigste"?!

Wer hatte den Mut freimütigsten Widerspruchs, als in dem bekannten Prozeß gegen den Redakteur des so übel beleumundeten Witzblattes „Sekt" ein „Sachverständiger" (Dr. Hirth) den Freispruch herbeiführte durch seine kühnen, in den Konsequenzen und ihrer Dehnbarkeit ungeheuerlichen Aufstellungen: „Es sei das Recht der Erwachsenen, namentlich der von der Ehe ausgeschlossenen auf eine ihrem Bildungsgrade angemessene Befriedigung ihrer erotischen Phantasie anzuerkennen; prinzipiell müsse daher das Recht auf erotische Literatur anerkannt werden."!? (Rechtsprechung und Pornographie. Dr. Otto v. Erlbach.)

Wer hatte ein fruchtbares Wort des Unwillens dafür, daß ein Dr. Moldovan[1]) sich seines Rekords rühmen durfte in der medizinischen Fronttätigkeit: „Wir haben Bordelle mit einwandsfreiem Material unter strengster militärischer Kontrolle etabliert, verteilen, soweit es nur geht, unentgeltlich Prophylaktika an Offiziere und Mannschaft."!?

Wer hätte es für nötig gehalten, vor kurzem den giftigsten Literaturblüten aus den Treibhäusern Wedekind, Schönherr & Co. mit wohlgeschärfter Baumscheere zu Leibe zu rücken, wenn nicht nach den Alarmrufen der katholischen Presse der Münchener Erzbischof sich des Volkes und seines Wohles erbarmt hätte?

Man ruft nach dem Kadi. Aber nicht, weil Unsittlichkeit eine Sünde, sondern weil diese Unsittlichkeit anfängt, auch dem Leib dieses „man" gefährlich zu werden. Man holt den Arzt; nicht daß er mit Pinzette und Messer die Eiterbeulen aushebt bis auf den Grund, sondern bloß, daß er dem Laster die Unannehmlichkeiten und Schmerzen nimmt. Darin liegt das πρῶτον ψεῦδος, die große Selbstlüge in diesem Volkslazarett.

Der Bruch mit alten, verknöcherten, mächtigen Leidenschaften galt von jeher als größte und schwerste Tat der Seele. Und ein ewiges Gesetz dieser Seele verlangt dazu große, werbekräftige, energiestählende, lockende Motive. Die fehlen bei dieser Volkserziehung. Der Mensch, namentlich der durch solche Imperative in seiner Selbstliebe, in seinem Egoismus bedrohte Mensch, hat scharfe Augen. Längst hat er's schon durchschaut, daß das neue Spiel nicht um sein Glück geht, daß man schwere Opfer von ihm, von seinen „sechs" Sinnen, vom bisherigen Lebensgenuß nicht so fast in seinem Interesse, aus Liebe zu seinem zeitlichen und ewigen Wohl, sondern aus nüchterner, trockener Bevölkerungs- und Wirtschaftspolitik verlangt, um die Lücken der durch Kriegshekatomben und Opfer des bisher geduldeten und empfohlenen malthusischen Prinzips dezimierten Volksziffer auszufüllen. Die Erkenntnis dieser eigentlichsten Motive, die am Werke der sittlichen Völkerreform stehen, ist verhängnisvoll und stellt den Erfolg in Frage. Was kümmert den Menschen im Strudel der Triebe und des Lebens, den Ringer mit wirtschaftlicher Not, das um Jugendglück und Ehre betrogene Mädchen in der Gretchenstunde lichter Verzweiflung, was kümmert diese „Vaterland", „Volkswohl", „Bevölkerungsstatistik", „starke Generation"? Das Ich besiegt das Du, der Egoismus den Altruismus, Gewohnheit, Not, Leidenschaft den Idealismus.

Gibt's dann überhaupt keinen Meister mehr, der die Zauberformel in diesem Hexentanze kennt?

Doch! Nur darf er nicht allein kommen mit tönenden Appellen an die vaterländische Gesinnung, mit der Peitsche, mit Gefängnis, Polizeivorschriften, Reichstagsgesetzentwürfen, Generalkommandoerlassen. Von innen heraus muß das Heil kommen. Innere seelische Immunisierung, Interessierung und Straffung des Willens sind das Gebot der Stunde. Diese aber erfolgen nur durch Einrenkung des luxierten Verhältnisses von Geist und Fleisch, durch Rehabilitierung der Rechte des Geistes gegenüber den despotischen Anmaßungen materialistischer Sinnenkultur, durch moralische Hemmung entfesselter Triebe bei „den Starken", durch veredelnde natürliche und übernatürliche Beeinflussung der dekadenten Einzelseele, durch Wiederaufrichtung der Herrschaft der alten, durch Ursprung, Tradition und Erfolge legitimierten sittlichen Begriffe, durch Wiederschärfung der bis zu Zynismus und Empfindungslosigkeit abgestumpften Gewissen, durch Rückberufung jener geächteten Mächte, die allein den Weg zur Seele und zum Willen kennen und finden: Glaube an Jenseits und Vergeltung, Religion, christliche Sittenlehre, fünftes und sechstes Gebot Gottes und deren Interpretation durch die kirchliche Moral. Nach dieser Diagnose hat sich auch die Ordination zu richten. Das Messer muß die Wurzel des Uebels treffen. Ist das der Fall?

Seit Jahren sitzt die Wissenschaft in chemischen und medizinischen Laboratorien hinter Retorten und Reagenzgläsern und sucht nach einem Gegengift gegen Geschlechtskrankheiten. Diese Experimente haben nach der medizinisch-sanitären Seite bisher nicht besonders befriedigt, moralisch aber den Mut zur Sünde durch Aussicht auf körperliche Heilung gesteift. Nicht den Geschlechtskrankheiten muß der erste Hauptkampf gelten, sondern den Geschlechtssünden. Nicht Quecksilber und Salvarsan heißt die wichtigste Medizin, sondern: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben!", sexuelle Beherrschung. Also ein falsches Rezept.

Um die Geschlechtskrankheiten auf einen Herd einzuschränken, wurden Bordelle erbaut und die sogenannte „Reglementierung" eingeführt, welche einer Menschenklasse den Freibrief zur Sünde ausstellt. Kein Zweck heiligt die Mittel! Ganz zu schweigen von der Tatsache, daß die Bordellisierung das Gegenteil erreicht, weil das Lasterleben in den Augen vieler nicht bloß der notorischen Dirnen behördlich approbiert erscheint und weil der weitaus größte Prozentsatz, die noch nicht zur alleröffentlichsten Schamlosigkeit degenerierten Geschöpfe, der geheimen Prostitution sich in die Arme werfen. 5500 Dirnen stehen in Berlin unter Aufsicht, während die Zahl der heimlichen Dirnen nahezu auf das Zehnfache geschätzt wird. Wieder ein falsches Rezept!

Erst der „weiße Tod"! Was Schwangerschaftsverhütungen und Unterbrechungen an Opfern fordern, weiß bloß Gott. Jetzt auf einmal die Erinnerungen auf die Gefahren der Gesundheit, die Hinweise auf den Fluch des Uebels bei andern Völkern, die Appelle an die Bürgerpflichten, statt den Menschen ins Ohr zu rufen, wie schwer das Gewissen an einem vernichteten Menschenleben trägt hier und drüben. Freilich darf ein solches Prophetenwort in seiner Wirkung nicht weiterhin sofort wieder paralysiert werden durch das Beispiel und die unglaublichen Laxismen von Aerzten, die „auf ganz unverantwortliche Gründe hin eingreifen" (Schriftwechsel Dr. Krohnes mit Klinikleitern). Nochmal ein falsches Rezept.

Wir stehen noch unter dem peinlichen Eindruck des Verfahrens gegen den Direktor der Frauenklinik in Jena, Professor Dr. Henkel, der in der ersten Instanz auf Dienstversetzung verurteilt wurde, in der zweiten Instanz, wo neben verschiedenen Vergehen ihm vor allem unerlaubte Schwangerschaftsunterbrechungen und „ungenügende Rücksicht auf die weiblichen Patienten" zur Last gelegt waren, freigesprochen wurde. Dieser Freispruch im Häckelschen Jena war vom dritten Verhandlungstag an schon zu erwarten. Nicht weil etwa das Beweismaterial den Angeklagten salvierte, sondern weil die Zeugenaussagen teilweise unverständlich widersprechend waren unter sich und zu den Aussagen im ersten Verfahren und weil es sich hier wieder einmal um Fragen handelte, die dem moralischen Subjektivismus der Sachverständigen und des Richterkollegiums einen weiten Spielraum lassen. Dieser Spielraum wurde auch nach allen Dimensionen hin ausgenützt, so daß schließlich nicht bloß Philister und Laien die Köpfe schüttelten, sondern sogar die medizinische Fakultät Münchens sich veranlaßt sah, das Richterkollegium von Jena wissen zu lassen, daß sie etwas anderer Meinung sei, daß sie schon vom rein menschlichen Standpunkt der Rücksichtnahme auf die Empfindungen der Patienten aus niemals Laien als müßige schaulustige Neugierige zulasse.

Derartige Fälle wirken unbewußt beim Volke abbauend und errichten in manchem Hirn Gedanken- und Sophismenbarrikaden, hinter welchen sich durch ähnliche persönliche Schuld erschütterte Gewissen verschanzen und beruhigen. Diesem Volke, das beim Urteil vom 24. Juli 1918 in Erinnerung an das Gutachten des Geheimrates Dr. v. Binswanger: „Professor Henkel hätte seine sozialethischen Pflichten nach allen Seiten verletzt", sich an die Stirne griff mit der Frage, wessen moralische Prinzipien der Korrektur bedürften, die seinen oder die von Jena, diesem breiten Volke muß gesagt werden: „die deinen nicht!" Denn es bleibt ein Verbrechen wider das Leben, die Schwangerschaft zu unterbrechen.

Für die Moral ist überhaupt nicht die Anschauung der Richter, auch nicht einmal jener ernsten, hochverdienten, wohlmeinenden Aerzte maßgebend, welche soziale und eugenische (rassenhygienische) Gründe radikal ablehnen und nur bei medizinischen Fällen, wo es sich um das höchstgefährdete Leben der Mutter handelt, abortieren. Unverrückbar und in Hinsicht auf die gewünschte sittliche und physische Regeneration der Völker unumgänglich ist das Naturgesetz und die kirchliche Sittenlehre. Nach dieser Lehre hat das Kind im Mutterschoße vom ersten

[1]) Juliheft der „Aerztl. Blätter der k. u. k. Armee" 1917.



Tag des Lebens an das gleiche unveräußerliche Recht zum Leben wie die eigene Mutter und jeder andere Mensch.

Als Lady Macbeth mit wirren Reden und unverständlichen Gesten traumwandelnd durch die nächtlichen Räume des Schlosses Dunsinan zog, holte die bleiche Kammerfrau den Leibarzt. Der kam, sah und sprach: „Mehr not ist ihr der Priester als der Arzt."

(Macbeth V.)

Französische Kriegskirchenlieder.

Von Armeeoberpfarrer Dr. Langhaeuser, 1. Armee.

Bei den letzten Offensivkämpfen kam mir durch Vermittlung eines meiner Feldgeistlichen ein interessantes Büchlein in die Hände: „Chants de guerre des Enfants de France" von Jean Bézère, enthaltend „Cantiques" (Kirchenlieder) und „Rondes et Chansons" (Rundgesänge), Verlag Paris, rue Bayard 5.

Das Heft trägt an der Stirne das „Imprimatur" des Pariser Generalvikars G. Lefebvre. Sein Inhalt ist ein neuer Beweis zu vielen anderen dafür, wie der Franzose Religion und Politik verquickt und das Heilige in den Staub der Arena zieht. Diese Kirchenlieder und Gesänge sind nämlich Kampflieder gegen die Deutschen und triefen von Haß und Spott, von Unwahrheit und Verleumdung. Sie verdienen, an den Pranger gestellt zu werden.

Mit stolzer Ueberhebung wird Frankreich „die Blume der Welt", „die Tochter des Himmels", seine Heiligen und Helden „die Blume der Auserwählten" genannt und stolz gepriesen, wie „Christus immer die Franzosen geliebt." Im selben Atem aber wird des Heilands göttliches Gebot der Feindesliebe mit Füßen getreten und die Deutschen mit Titulaturen bedacht, die im Munde einer „Tochter des Himmels" und in Kirchenliedern und Kindergesängen eigenartig anmuten: „Die schwarzen Raben, Eulenbrut, Dämonen, Bösewichte, treulose Nachbarn, hochmütige Horden, Barbaren, Hunnen, Vandalenvolk, Unterdrücker, Einbrecher, Diebe, Räuber, Plünderer, Brandstifter, Boches." Die Franzosen sind natürlich die unschuldigen Lämmlein:

„Vergebens nennt dies Vandalenvolk
Sich auserlesen vom Allmächtigen,
Gott sieht unsre Kathedralen brennen
Und hinmorden ein unschuldiges Volk."

Ein Lied ist „Unserer lieben Frau von Lourdes" geweiht, „an welche die Deutschen eine Herausforderung gerichtet haben." (!) Es heißt da u. a.: „Ein wahnsinniges Volk wagte es, o Jungfrau, dir zu trotzen"; „die unseren küssen deine Medaille, die gottlose Horde aber, die Söhne Luthers, verlachen deine Macht." „Verwirf ihren Namen, hilf gegen den Zorn dieser Dämonen den tapferen Söhnen Frankreichs, gib ihnen die Revanche für 1870 und dazu Lothringen, Elsaß und den Rhein."

Besonders interessant und von einer gewissen historischen Komik sind die Lieder an „Jeanne d'Arc". Die Pucelle wird aufgefordert, sich „wieder an die Spitze der Regimenter zu setzen", „den letzten Deutschen aus dem Elsaß zu verjagen und die Hunnen weit vom alten Rhein, dem Fluß des Ruhms, zurückzuwerfen", denn „alles ist unser!" — und „in Deutschland haben sie keine Jeanne d'Arc."

„Gott behüte England", fleht ein anderes Lied, „das gegen die germanischen Barbaren, diese See- und Straßenräuber, kämpft." „Johanna von Arc bittet dich, o Gott, für seine Henker." „Der Engländer ist nun unser Freund, das Kind von Domremy vergibt ihm seine Schuld und segnet ihn." Ein drittes Jeanne d'Arc-Lied versetzt nach Rouen, in die Stadt der Hinrichtung Johannas. Der Engländer wird von seiner Mordtat an Johanna „entschuldigt, und der Franzose übernimmt ein Teil der Schuld." Hand in Hand treten beide vor Johannas Altar, um da zu beten und eine Kerze anzuzünden! „Johanna sieht's und ruft, entzückt von diesem Schauspiel", den Bundesbrüdern zu: „Seid einig, Engländer und Franzosen, ich verzeihe euch und segne euch; geht, meine Söhne, und zur Buße (!) werft die Germanen aus Frankreich hinaus." „Also sprach Johanna zu Rouen."

Auch die hl. Odilia, die Patronin des Elsaß, wird angesungen. „Hl. Odilia, erhebe dich, denn Frankreich ist's, das voll des Glaubens zu dir kommt..." „Die Stunde der Freiheit schlägt für dein Land; der Haß flieht, die alte Liebe kehrt zurück..." „Von deinem hl. Berg herab hilf uns im Kampf, daß Deutschland in die Weite flieht..." „Hörst du in deinen Dörfern nicht die Kinder französisch buchstabieren, Gottes Wort in den Kirchen französisch verkünden und die alte Kirchenuhr Berlin verspotten und hinausjubeln: Ich bin wieder französisch geworden! Hörst du nicht die alten Veteranen rufen: Das ist die Revanche, alle Preußen sind verjagt!?" „Hilf uns, gib uns Colmar, Mülhausen und Straßburg zurück..." „Johanna von Arc kämpft für den Lothringer Boden, von dir, Odilia, fordern wir Elsaß, das ganze Elsaß und den alten Rhein."

So müssen also die Muttergottes und die Heiligen den französischen Revanchegelüsten dienen!

In welch zynischer Weise in Kinderherzen der Haß großgezogen wird, zeigen besonders zwei Lieder, in welchen „der treulose, großsprecherische Kaiser Wilhelm, ein zweiter Ganelon," verspottet wird, „der Paris erobern, Herr der Erde werden und den Himmel bedrohen wollte,"(!) „dessen Reich man aber zerstückeln, dem man alles nehmen, dem man seinen frechen Schnurrbart" (in einem andern Vers „seine beiden Hauer") „abrasieren wird, wie einst dem Merowingerkönig, und den man auf einer Wiese mit Vergnügen hinschlachten wird."

Diese Proben genügen. Sie sprechen für sich selbst.

Der Schlußvers lautet:

„Immer schlägt man den „Boche" in die Flucht,
Wenn man nur Gott im Gebete sucht."

Wenig passend zu dem Inhalt ist als Schlußvignette ein Kruzifixbild angebracht.

Diese von blindem Haß erfüllten Kirchenlieder und Gesänge gehen also mit Billigung der obersten Pariser Kirchenbehörde durch die Kirchen, Schulen und Häuser Frankreichs! So sieht das Christentum der „ältesten Tochter der Kirche" aus!

Devisenkurse und Devisenpolitik.

Von Dr. Paul Beusch, M.Gladbach.

Zu den mißlichsten Erscheinungen während des Krieges gehört die außerordentlich starke Entwertung unserer Währung im Auslande. Wir haben im Anfang des Krieges nichts getan, um dem Sinken des Markkurses entgegenzuarbeiten. Erst 1916 wurde eine Devisenordnung erlassen. Es sollte damit erreicht werden, daß der Devisenverkehr, d. h. der Verkehr mit Wechseln, Geldsorten und sonstigen Zahlungsmitteln oder Forderungen, die auf eine ausländische Währung lauten, möglichst in den Händen der Reichsbank zentralisiert wurde. Doch diese Maßnahme hatte nur ganz geringen Erfolg. Denn die Devisenordnung von 1916 verhinderte nicht, daß Privatleute ihren Effektenbesitz ins Ausland brachten. Ebensowenig war verhindert, daß Marknoten ins Ausland gebracht wurden. Aber gerade die letztere Tatsache mußte ein weiteres Ueberangebot an deutscher Valuta im Auslande zur Folge haben und den Kurs der deutschen Mark drücken, den Kurs der Devisen auf das betreffende fremde Land naturgemäß im gleichen Maße steigern. Erst die Bundesratsverordnung vom 8. Februar 1917 griff energischer zu. Eine Reihe von Banken wurden als sogenannte Devisenbanken bestellt. Nur durch Vermittlung dieser Banken dürfen Käufe und Verkäufe von Schecks und Wechseln, von Geldsorten und Banknoten in ausländischer Währung vorgenommen werden. Ebenso bedarf es der Vermittlung dieser Banken bei der Verfügung über Guthaben und Kredite, über Wertpapiere und Forderungen, die auf ausländische Währung lauten.

Weiterhin sind eine Reihe von Geldgeschäften von der Genehmigung des Reichsbankdirektoriums abhängig; so der Versand von deutscher Währung (Geldsorten, Wechseln usw.) ins Ausland, die Einräumung eines Kredits in deutscher Währung an eine im Ausland lebende Person, das Eingehen von Verbindlichkeiten gegenüber einer im Auslande lebenden Person zum Zwecke des Waren- oder Wertpapier- oder Grundstückerwerbs usw. Doch wurde gleich eine Einschränkung gemacht, indem Geschäfte und Verfügungen über Beträge bis 1000 ℳ freigelassen wurden.

Durch diese Devisenordnung suchte man den Markkurs zu halten, ja ihn wieder in die Höhe zu bringen. Tatsächlich aber stiegen die auf das neutrale Ausland lautenden Wechsel auch nachher noch im Kurse und die deutsche Mark wurde noch geringer eingewertet als vorher. Erst gegen Ende des Jahres 1917 und besonders seit Beginn dieses Jahres ist eine stärkere Erholung der deutschen Valuta eingetreten. Es soll damit nicht gesagt sein, daß die Devisenordnung nichts genützt habe; nein. Denn es ist schwer zu sagen, wie ohne sie die Kursentwicklung erst geworden wäre. Die Ordnung ist allerdings zu spät getroffen worden. Auch kann selbst bei dieser scheinbar engsten Einschränkung des freien Verfügungsrechtes doch in einzelnen Fällen eine Umgehung der Verfügung eintreten. So soll es vorgekommen sein, daß einzelne Importeure an eine Reihe von Depositenbanken die Summe von 3000 ℳ — den monatlichen freien Höchstbetrag von Zahlungen an das Ausland — überweisen ließen und so statt 3000 ℳ ein Vielfaches davon unter Umgehung der Devisenordnung ins Ausland zahlten.

Der Hauptgrund aber, warum die Devisenordnung die Valuta nicht besonders stützen noch heben konnte, liegt in den inneren Ursachen der Kursbildung überhaupt. Die Gestaltung des Markkurses hängt von einer Reihe von Ursachen ab. Zunächst muß der Laie sich vergegenwärtigen, daß das Geld seine Eigenschaft als gesetzliches Zahlungsmittel verliert in dem Augenblicke, wo es die Landesgrenzen überschreitet. Will man im Auslande Zahlungen vornehmen, so muß man das normaler Weise mit ausländischer Währung, ausländischem Gelde tun. Dieses kann man in normalen Zeiten bei einer Bank erhalten, indem man einheimisches Geld hingibt und dafür das ausländische zu dem jeweiligen Kurse erhält. Dieser Geldkurs ist schwankend. Er unterliegt den Einwirkungen von Angebot und Nachfrage, ähnlich wie andere Waren. Doch wird ausländisches Geld nur in geringem Maßstabe zu zwischenstaatlichen Zahlungen gebraucht; man benützt dazu vielmehr den Wechsel. Darum ist der Handel mit diesen Devisen im engeren Sinne in Friedenszeiten so groß. Es muß



in erster Linie bezahlt werden der Warenaustausch von Land zu Land; sodann sind bei der Gestaltung der Zahlungsbilanz zwischen den einzelnen Ländern auch noch andere Posten (Zinsverpflichtungen, Kapitalrückzahlungen, Gewährung von Krediten, Leistung von Verkehrsakten usw.) wirksam. Je nach der Gestaltung dieser Zahlungsbilanz wird nun das eine Land an das andere mehr zu zahlen haben, als umgekehrt. Im allgemeinen aber wird, wegen des wechselseitigen Warenaustausches, nur ein mehr oder minder großer Saldo wirklich „bezahlt" werden müssen. Alles Uebrige regelt sich letzten Endes durch gegenseitige Aufgleichung der verschiedenartigsten Forderungen. Bei diesen Bezahlungen aber können Wechsel, lautend auf dritte Länder, benutzt werden, oder es kann sonst einer der vielen Wege des modernen Kreditwesens benützt werden, oder es wird Gold ausgeführt. Letzteres ist im Frieden immer dann der Fall, wenn der Wechselkurs so hoch gestiegen ist, daß es rentabler wird, die Kosten der Goldverschickung zu tragen, als einen Wechsel auf das andere Land zu kaufen. Hier liegt der Hauptgrund, weshalb in Friedenszeiten bei sonst soliden Staaten keine größeren Valutaschwankungen vorkommen.

Im Kriege ist das vollkommen anders geworden. Wir haben aus dem neutralen und befreundeten Auslande noch ganz erhebliche Warenmengen eingeführt; aber die Warenausfuhr reichte nicht mehr hin, um den Wert der Einfuhr auszugleichen. Die Folge mußte — unter sonst gleichen Umständen — sein, daß wir den Einfuhrüberschuß auf andere Weise bezahlen mußten. Dies konnte geschehen, indem wir deutsche Forderungen, die wir an das Ausland hatten, als Zahlung hingaben, ausländischen Wertpapierbesitz veräußerten, Kredite im Ausland aufnahmen oder — in Marknoten zahlten. Die gewöhnliche Art und Weise, die bei stärkeren Kursänderungen im Frieden einsetzt, die Goldzahlung konnte man nicht oder nur in beschränktem Maße wählen, weil das Gold als Deckung unserer Noten von höchster Bedeutung war.

Sehr stark mußte auch auf die Kurse drücken der wilde Handel, welcher an den Grenzen der neutralen Staaten durch Schmuggel mit Lebensmitteln und allen möglichen andern Dingen getrieben wurde. Die Schmuggelware wurde von den Wohlhabenden im Lande sehr gut bezahlt. Das hatte zur Folge, daß auch der Schmuggler selbst im Auslande immer höhere Preise bezahlen konnte. Die Schmugglerware aber bezahlte man nicht mit Auslandswährung, sondern mit deutschem Gelde. Der Schleichhändler, dem es um die Ware zu tun war, fragte nicht viel darnach, ob ihm die deutsche Währung um ein paar Prozent niedriger berechnet wurde, wie der Tageskurs war oder nicht. So wurde der Kurs der deutschen Mark rasch gedrückt, weil ein Ueberangebot an deutscher Valuta erfolgte.

Ein weiterer Grund für die so ungünstige Gestaltung der ausländischen Wechselkurse lag darin, daß bei uns in Deutschland am frühesten eine große Preissteigerung eintrat. Dadurch wurden einerseits noch eine Menge ausländischer, auch entbehrlicher Waren ins Inland gezogen und der Einfuhrüberschuß wurde vergrößert, andererseits aber mußte auch im Auslande eine Senkung des Markkurses erfolgen. Im Inlande war die Kaufkraft der Mark gesunken. Der Schweizer, der 100 000 Mark Reichswährung besaß, konnte mit diesem Gelde in Deutschland auch nicht mehr soviel Ware kaufen, wie in Friedenszeiten. Darum bot man für 100 ℳ auch eine geringere Anzahl an Franken. Das aber hatte naturgemäß selbst wieder zur Folge, daß auch die ausländischen Waren für uns immer teuerer wurden. Wenn der Nennwert einer Ware in der Schweiz 100 Frs. war, der Kurs der Reichsmark aber stand gerade auf 80, so mußte man für die Ware, die man für 100 Frs. kaufen konnte, 125 ℳ bezahlen, also 45 ℳ mehr als beim Zustand der Parität. Die Verschlechterung der Valuta mußte darum zu einer immer stärkeren Senkung des Kurses beitragen, weil für die gleiche Warenmenge eine immer größere Summe an Mark zu zahlen war.

Weiter trugen zur Verschlechterung der Valuta bei diejenigen, welche sich im neutralen Auslande aufhielten, Reisen dahin machten usw., denn sie alle mehrten das Angebot deutscher Valuta, resp. die Nachfrage nach Devisen. Manche ließen sich wohl, um keine zu starken Kursverluste zu erleiden, einen Kredit bei einer ausländischen Bank einräumen. Dafür mußten sie entweder Wertpapiere hinterlegen oder sonst Bürgschaft stellen und hohe Zinsen zahlen. Sie hatten die Kursschwierigkeit nur scheinbar umgangen; denn die Forderungen des Auslandes hatten sich doch erhöht. Diejenigen aber, welche zur Rückzahlung solcher Kredite nach kurzer Zeit sich verpflichteten, trugen dadurch erst recht zur Steigerung der Nachfrage nach ausländischer Valuta bei. Und solche Leute gab es selbst unter dem Kaufmannsstande nicht wenige, da ja alle Welt nur mit einer kurzen Dauer des Krieges rechnete.

Dazu kam nun der Luxus der Kriegsgewinnler, die ihren rasch gewonnenen Reichtum zum Ankauf von allerlei Luxusgegenständen, auch solchen, die aus dem Auslande stammten, benutzten. Als die Kriegsgewinnsteuer drohte, wurden Millionen und Millionen in Schmuck und Edelsteinen angelegt und wanderten zum großen Teil über die Grenze.

Vielleicht noch größer als die Unterbilanz im Warenverkehr waren die Kapitalsummen, welche von Privaten ins Ausland gebracht wurden, um der Steuer zu entgehen. Sachverständige schätzten bis Ende 1916 diese Summen auf 2 Milliarden Mark. Da diese Vermögen wohl größtenteils in Markwährung fortgeschafft wurden, so mußte im Ausland eine starke weitere Ueberfüllung mit deutscher Währung eintreten. Waren aber Zahlungsmittel einer ausländischen Währung über die Grenze gebracht worden, so mußte damit ebenso die Zahlungsbilanz verschoben werden, weil dadurch der heimische Vorrat an solchen Zahlungsmitteln verringert wurde.

Von großem Nachteil war es für unsere Währung, daß wir nicht gleich von Anfang an eine zielbewußte Devisenpolitik trieben. Während die Westmächte ihre Valuta aufrecht erhielten durch große Anleihen bei ihren Lieferanten, wurde bei uns etwas Derartiges nicht getan. Ebensowenig faßte man den gesamten Zahlungsverkehr mit dem Auslande einheitlich zusammen. Erst die oben erwähnte Devisenordnung von 1917 suchte dies Ziel zu erreichen. Aber da war schon ein sehr großer Teil der Devisen einschließlich der ausländischen Wertpapiere über die Grenze gewandert. Wäre die Ordnung zwei Jahre vorher gekommen, so hätte wohl manches anders werden können.

Auf keinem Fall hätten dann Börsenspekulationen der Kursentwicklung so schaden können, wie das geschehen ist. Denn daß auch spekulative Manöver unserer Valuta sehr geschadet haben, ist bekannt. Von seiten der Gegner Deutschlands wurden zuweilen größere Mengen deutscher Werte auf den Markt geworfen. Auch wenn diese Summen nicht sehr groß waren, drückten sie doch den Kurs der deutschen Mark über Gebühr, da von unserer Seite keine Maßnahmen getroffen wurden, den Baissemanövern zu begegnen. Die allerunangenehmste Erscheinung aber war, daß selbst von einheimischen deutschen und österreichischen Kapitalisten im neutralen Ausland solche Baissemanöver in der eigenen oder der Valuta des verbündeten Landes gemacht wurden (vgl. „Frkf. Ztg." 22. I. 17). Diese Subjekte spekulierten auf ein weiteres Niedergehen der deutschen Valuta, verkauften also deutsche Währung und drückten durch ihr Angebot die Kurse noch mehr herunter. Wenn sie dann nach einiger Zeit bei noch weiter gesunkenen Kursen deutsche Valuta zurückkauften, so konnten sie 20 und mehr v. H. gewinnen. Daß eine solche Handlungsweise an Landesverrat grenzt, ist klar.

Bei den Börsenmanövern spielte naturgemäß auch der englische Lügenfeldzug und die Flaumacherei im eigenen Lande eine große Rolle. Denn daß psychologische Gründe die Bewertung der Währung mitbestimmen, ist allbekannt. Die Erwartung von Sieg oder Niederlage muß naturgemäß die Kurse sehr stark beeinflussen. Es mag wohl nicht ganz zufällig sein, daß gerade im Sommer 1917 die deutsche Valuta am tiefsten während des ganzen Krieges stand. Als dann die großen Siege der deutschen und österreichischen Waffen kamen, da besserte sich auch die Valuta.

Was diese seelischen Momente anlangt, so wird der deutsche Sieg auch die Wechselkurse im günstigen Sinne beeinflussen. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß die Devisenkurse sich nach Friedensschluß wieder der Parität nähern werden. Abmachungen wie die jüngsten deutsch-russischen Zusatzverträge beeinflussen die Wechselkurse zu unseren Gunsten. Auch die möglichst rasche Ausfuhrförderung hilft unserer Währung wieder empor. Dagegen sollte man sich nicht darüber täuschen, daß nach dem Kriege mit künstlichen Mitteln nicht viel auszurichten ist. Eine Ueberschätzung bureaukratischer Maßnahmen könnte uns ungeheuer schaden.



Chronik der Kriegsereignisse.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Erfolglose feindliche Angriffe. Räumung des Bogens von St. Mihiel.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

9. September. Südlich der Straße Péronne—Cambrai setzte der Feind seine Angriffe unter Einsatz stärkerer Kräfte gegen die Linie Gouzeaucourt—Epehy, nördlich von Templeux, fort; sie scheiterten unter schweren Verlusten für den Gegner. Unsere Vortruppen verwehrten gestern überlegenem Feinde das Vordringen über St. Simon und den Crozat-Kanal. Zwischen Ailette und Aisne brach der Feind nach mehrfach vergeblichen Teilangriffen gegen Abend zum geschlossenen Angriff vor; er wurde auf der ganzen Front, teilweise im Nahkampf und durch Gegenstoß, blutig abgewiesen. Aus einem englischen Geschwader, das zum Angriff auf Mannheim vorstieß, wurden fünf Flugzeuge abgeschossen.

10. September. Bei Teilangriffen des Feindes nördlich von Merckem und nordöstlich von Ypern blieben kleinere Grabenstücke in seiner Hand. Beiderseits der Straße Péronne—Cambrai setzte der Engländer seine Angriffe fort. Ihr Hauptstoß richtete sich gegen Gouzeaucourt und Epéhy. Der Feind wurde abgewiesen. Auch am Abend aus dem Walde von Havrincourt und südlich der Straße Péronne—Cambrai erneut vorbrechende Angriffe des Gegners scheiterten. Unsere in vorletzter Nacht vom Crozat-Kanal zurückgenommenen Vortruppen hatten gestern westlich der Linie Essigny—Vendeuil nur mit schwachen feindlichen Erkundungsabteilungen Fühlung. Zwischen Ailette und Aisne nahm der Artilleriekampf gegen Mittag wieder große Stärke an. Heftige, bis zum Abend mehrfach wiederholte Angriffe des Feindes scheiterten. Brandenburgische Grenadiere zeichneten sich bei ihrer Abwehr besonders aus.

11. September. Südlich der Straße Péronne—Cambrai führten erneute Angriffe der Engländer wiederum zu heftigen Kämpfen südlich von Gouzeaucourt und um Epéhy. An einzelnen Stellen erreichte der Feind unsere vorderen Linien; im Gegenstoß schlugen wir ihn zurück. 300 Gefangene blieben in unserer Hand. Teilangriffe der Franzosen, die beiderseits der Straße Ham—St. Quentin überraschend und nach Artillerievorbereitung erfolgten, wurden abgewiesen. Zwischen Ailette und Aisne brach am Abend der Feind zu starken Angriffen vor. Sie scheiterten.

12. September. An den Kampffronten entwickelten sich während des Tages unter starkem Feuerschutz mehrfache Infanteriegefechte im Vorgelände unserer Stellungen. Englische Angriffe, die bei Eintritt der Dunkelheit gegen den Kanalabschnitt Marquion—Havrincourt vorbrachen, scheiterten vor unseren Linien. Auf den Höhen nordöstlich von Fismes wurden französische Teilangriffe abgewiesen.

13. September. Zwischen den von Arras und Péronne auf Cambrai führenden Straßen setzte der Feind gestern früh unter stärkstem Feuerschutz seine Angriffe fort. Sie sind unter schweren Verlusten für den Feind gescheitert. Gut geleitetes Artilleriefeuer hatte an der erfolgreichen Abwehr besonderen Anteil. Unsere Infanterie warf den Engländer, wo er in unsere Linien eindrang, im Gegenstoß wieder zurück. Havrincourt blieb in Feindeshand. Am Abend zwischen Moeuvres und Gouzeaucourt erneut vorbrechende Angriffe des Gegners wurden abgewiesen.

Heeresgruppe Gallwitz. Franzosen und Amerikaner griffen gestern den Bogen von St. Mihiel bei der Combres-Höhe und südlich, sowie zwischen der Côtes Lorraine und der Mosel an. In Erwartung dieses Angriffes war die Räumung des der beiderseitigen Umfassung ausgesetzten Bogens seit Jahren ins Auge gefaßt und seit Tagen eingeleitet worden. Wir kämpften den Kampf daher nicht bis zur Entscheidung durch und führten die beabsichtigten Bewegungen aus. Der Feind konnte sie nicht hindern. Franzosen, die auf den Höhen östlich der Maas vorstießen, wurden abgewiesen. Die Combres-Höhe, die vorübergehend verloren ging, wurde von Landwehr-Truppen wieder genommen. Südlich davon sicherten österreichisch-ungarische Regimenter in kräftiger Gegenwehr im Verein mit den zwischen Maas und Mosel kämpfenden Truppen den Abzug der bei St. Mihiel stehenden Divisionen. Zwischen der Côtes Lorraine und der Mosel gewann der feindliche Angriff auf Thiaucourt Boden. Reserven fingen den Stoß des Feindes auf. Dicht östlich von Thiaucourt und westlich der Mosel schlugen wir den Feind ab. Während der Nacht wurde die Räumung des Bogens, vom Feind ungestört, beendet. Wir stehen in neuen vorbereiteten Linien.

14. September. Am Kanal-Abschnitt führten eigene und feindliche Vorstöße zu heftigen Kämpfen bei Moeuvres und Havrincourt. Teilangriffe des Gegners gegen Gauzeaucourt, nördlich von Vermand und beiderseits der Straße Ham—St. Quentin wurden abgewiesen. Angriffe, die der Feind am Nachmittage zwischen Ailette und Aisne nach starker Feuervorbereitung führte, scheiterten vor unseren Linien. Ostpreußische Regimenter schlugen am Abend erneute Angriffe ab. Südlich von Ormes und an der Straße Verdun—Etain wurden Vorstöße des Feindes abgewiesen. An der Kampffront zwischen der Côtes Lorraine und der Mosel hat der Feind seine Angriffe gestern nicht fortgesetzt. Oestlich von Combres und nordwestlich von Thiaucourt fühlte er gegen unsere neuen Linien vor.

15. September. Bei Havrincourt griff der Engländer von neuem an. Sein erster Ansturm drückte uns vom Ostrand von Havrincourt zurück. Tagsüber mehrfach wiederholte Angriffe brachen zusammen. Stärkstes zusammengefaßtes Feuer unserer Artillerie bereitete den Gegenangriff vor, der uns am Abend wieder in vollen Besitz der vor dem Kampf gehaltenen Linien brachte. Der Feind erlitt hier schwere Verluste und ließ etwa 100 Gefangene in unserer Hand. Die Armee des Generals von Carlowitz stand zwischen Ailette und Aisne wieder in schwerem Kampf. Nach mehrstündiger Feuervorbereitung griff der Franzose seit frühem Morgen mit starken Kräften an. Beiderseits der Ailette wurde er von hannoverschen und bayerischen Truppen abgewiesen. Brandenburger und Garderegimenter haben nach neun schweren Kampftagen, an denen der Gegner fast täglich versuchte, sich in den Besitz der Höhen östlich von Vauxaillon zu setzen, auch gestern wiederum vier durch stärkstes Artillerie- und Minenwerfer-Feuer vorbereitete Angriffe in hartem Kampfe, teilweise im Gegenstoß, zum Scheitern gebracht. Ueber die Höhe östlich von Laffaux stieß der Feind in den Grund von Allemant vor. Unser Gegenangriff brachte ihn hier zum Stehen. Zwischen Sancy und Vailly brachen die mehrfach, teilweise mit Panzerwagen vorgetragenen feindlichen Angriffe vor unseren Linien zusammen. Südlich der Aisne griff der Franzose in der Hauptsache mit Senegalnegern zwischen Revillon und Romain an. Trotz schwerer Verluste, die der Feind bei vergeblichen Angriffen am Vormittage erlitt, stieß er am Nachmittag nach starker Feuervorbereitung von neuem vor. Wir schlugen den Feind zurück und machten mehr als 100 Gefangene. Zwischen der Côte Lorraine und der Mosel Vorfeldkämpfe vor unseren neuen Linien. Der Feind, der teilweise mit Panzerwagen gegen sie in Teilangriffen vorstieß, wurde abgewiesen.

Vom Büchertisch.

Prof. Dr. iur. L. Dosfel (Gent). **Katholische Verteidigungsschrift des Flämischen Aktivismus.** Berechtigte Uebersetzung von Prof. Dr. iur. K. Beyerle (München). Paderborn 1918. Ferdinand Schöningh. Ludwig Dosfel, bei Kriegsausbruch Rechtsanwalt in Dendermonde und jetzt Professor in der juristischen Fakultät der flämischen Universität Gent, ist aus der katholischen flämischen Studentenbewegung hervorgegangen und heute einer der Führer des flämischen Aktivismus. Diese Entwicklung prädestinierte ihn zum Verfasser einer Schrift, welche der Abwehr der gegen die flämische aktivistische Bewegung besonders von hoher geistlicher Seite gerichteten Vorwürfe und Angriffe und der Rechtfertigung der Haltung der katholischen Aktivisten gilt. Dadurch erhält die Schrift auch für deutsche Leser ein aktuelles Interesse; sie gewährt einen umfassenden Einblick in die Grundlagen, Entwicklungslinien und Ziele der gesamten flämischen Bewegung, da sie auch die Tendenzen des flämischen Passivismus in Parallele stellt. Dosfel untersucht die Berechtigung des Aktivismus unter dem Gesichtspunkt des Völkerrechts wie unter dem der Vaterlandsliebe, das letzte Kapitel enthält den Kern der ganzen Streitfrage. Die Ausführungen fesseln in hohem Grade, denn aus ihnen spricht in gleichem Maße der scharfsinnige Jurist, der warmherzige Patriot und der bekenntnistreue, den geistlichen Obern die schuldige Ehrerbietung nie versagende Katholik. Prof. Dr. Beyerle, der durch seine Kenntnis der flämischen Literatur und Sprache und durch seine tatkräftige, begeisterte Förderung der flämischen Sache wie kein zweiter zum Dolmetsch der Dosfelschen Gedankengänge berufen war, hat uns dieselben in engster Anlehnung an das Original in einer Form übermittelt, welche mit der Schlüssigkeit der juristischen Beweisführung auch die ganze Kraft und Schönheit der Sprache, die besonders in den Einleitungs- und Schlußkapiteln prächtige Blüten entfaltet, zum Bewußtsein bringt und daher vielleicht manchen in Deutschland veranlassen dürfte, nicht nur der flämischen Bewegung, sondern auch der Literatur und Sprache der Flamen sein Interesse zuzuwenden. Dr. Abel.

Sankt Michael, ein Buch aus eherner Kriegszeit zur Erinnerung, Erbauung und Tröstung für die Katholiken deutscher Zunge. Deutscher Sankt-Michaels-Verlag, G. m. b. H., Würzburg, Berlin und Wien. Preis der Volksausgabe: 18 M, der Ausgabe in Leinen 24 M, der numerierten Liebhaberausgabe auf echt Bütten in echt Pergament handgebunden, von Prof. Tiemann ausgestattet: 100 M. 1917. Aus der Menge der Kriegsliteratur erhebt sich dieses Werk als eines der großartigsten Denkmäler der Treue katholischer Bekenner. Eine Anzahl ausgezeichnetster Vertreter des geistlichen Standes, berühmt als Redner und Schriftsteller, redet und mahnt in diesem Buche. Der Bischof von Rottenburg, Dr. v. Keppler, spricht zur Einführung; Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, sowie viele andere Welt- und Ordensgeistliche schließen sich an. Ihre Betrachtungen gelten dem Kampfe fürs Vaterland, und ihre Gedanken reihen sich aneinander nach der Ordnung der hl. Kriegsmesse. So entsteht eine lange Folge von wundervoll tief empfundenen Abschnitten; sie beginnen mit dem Thema: In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti, enden mit der Behandlung des Wortes Benedicat vos Omnipotens Deus, klingen aus mit dem Amen und mit dem Friedensgebete des Heiligen Vaters. Zu den schönsten Abteilungen rechne ich die über das „Kampfgeleit", das „Gottvertrauen", den „Opfergeist", das „Totengedenken". Jedes der 15 Kapitel, deren Texte insgesamt 400 Seiten füllen, ist mit einem farbigen Meisterwerke der Kunst eingeleitet und mit schwarz-weißen Holzschnitten geziert. Der ganzseitigen Blätter enthält das Buch 16, der Textzeichnungen 50. Am Anfange steht ein mit seiner bewegten Zeichnung und vornehm zurückhaltenden Farbe gleich bedeutsames Bild des hl. Erzengels Michael von Martin v. Feuerstein. Derselbe Künstler bringt auch eine Pietà und eine seiner temperamentvollsten Schöpfungen, die Darstellung der Mütter, die den Krieg verwünschen. Gebhard Fugel, Georg Kau, Wilhelm Immenkamp, Philipp Schumacher, M. Schiestl, René Kuder bieten treffliche Beiträge. Von Leo Samberger sieht man sein majestätisches, düsteres Herz-Jesubild, von Felix Baumhauer zwei gewaltige Schöpfungen, die sich den bedeutendsten aller Zeiten anreihen. So findet sich eine Anzahl unserer ausgezeichnetsten katholischen Künstler zu gleichem Zwecke, im gleichen Sinne vereinigt. Dr. O. Doering.

Organum comitans ad Vesperale Parvum quod juxta editionem Vaticanam harmonice ornavit Petrus Ortmann, regens chori ad S. Joannem Baptistam et Petrum, Bonnensis. Ratisbonae, Romae et Vindobonae sumptibus et typis Friderici Pustet. MCMXVIII. Die gute Aufnahme, die Ortmanns dreistimmige Orgelbegleitung zum Graduale Parvum fand, hat als Seitenstück die vorliegende zum Vesperale Parvum bzw. zu Dr. Weinmanns Kleinem Vesperbuch veranlaßt. Dieselbe enthält außer der Sonntagsvesper und dem Kompletorium nur die Hauptfeste des Kirchenjahres und des Commune Sanctorum, für die meisten Kirchen also ausreichend. Der schlichte dreistimmige Satz wendet sich an diejenigen Organisten, die hauptsächlich auf eine leichte und dabei liturgisch vollständige Orgelbegleitung Wert legen; er ist auch für Kirchen geeignet, die nur über ein Harmonium verfügen. Ortmann hat hier ein Werk von großem praktischem Wert geschaffen, das vielen willkommen sein wird zur guten und korrekten Ausführung der liturgischen Vesper. L. G. O.

Bühnen- und Kunstrundschau.

Neues Theater. Die neue Bühne hat schon öfters gezeigt, daß sie die beschwingte Anmut eines feineren Komödienstiles gut zu treffen weiß, was selbst größeren Theatern durchaus nicht immer gelingt. An Lustspielen dieser Art ist freilich großer Mangel. Es war daher begreiflich, auf „Komtesse Guckerl" zurückzugreifen, die 1895 überall (bei uns im Kgl. Residenztheater) so großen Erfolg hatte. Ich war jedoch überrascht, wie frisch sich das Lustspiel Frz. von Schönthans und Koppel-Ellfelds gehalten hat. Es ist mit großem Bühnengeschick geschrieben und die Rollen sind dankbar, insbesondere wenn die Titelfigur mit so viel Frische und gewinnender Liebenswürdigkeit gegeben wird, wie Marietta Olly dies vermag. Die nach ihren schönen großen Augen „Guckerl" genannte Gräfin steht zwischen zwei Feuern. Sowohl der alte General, dem Nesselträger natürliche Vornehmheit gab, als sein jugendfrischer Neffe, von Staufen sehr hübsch gespielt, werben um sie. Natürlich siegt am Ende die Jugend. Das Diplomatengetriebe Karlsbads vor hundert Jahren gibt den Vorgängen den leise getönten Hintergrund und das Dekorative des Kostümbildes.

Volkstheater. Um einen Schwank zu dichten, dünkt vielen eines Mannes Kraft nicht groß genug. Herr Dr. Löwenfeld, dem dies ohne Mitarbeiter gelang, wollte jedoch als erfahrener Theatermann — er ist der Leiter des Hamburger Stadttheaters — gegen die Konvention nicht verstoßen und wählte deshalb als Decknamen eine Firma Hans Karl Anders und Paul Alexander. Auch darin hielt sich der Verfasser an die Konvention, daß in seinem Schwanke „Der Bräutigam seiner Frau" die Ideen und Typen von bewährtem Alter sind. Da ist das schrullenhafte Testament, das ein Pärchen wider Willen zur Heirat treibt, da ist eine Wette, die es zwingt, wegen einer Reise um die Welt sofort nach der Hochzeit auseinander zu gehen. Das Pärchen lernt sich in einer bayerischen Sommerfrische, die als Zerrbild gesehen ist, von neuem unerkannt kennen und lieben. Der ganze Schwank ist auf komische Situationen angelegt, zu deren Herbeiführung wir besonders im ersten Akt durch dürre Strecken wandern müssen, aber da man zuletzt lacht, ist das Publikum recht zufrieden. Gespielt wurde sehr munter. Besser, als in der „Sorina" konnten Elinor Büller und Herr v. Klinckowström, die neu in das Ensemble traten, sich als gewandte, flotte Darsteller erweisen.

Verschiedenes aus aller Welt. Der neue Wiener Intendant hat den Schriftsteller Hermann Bahr und den Tondichter Julius Bittner als Beiräte verpflichtet. Der erstere wird im Burgtheater die sophokleische „Antigone" inszenieren. — Auf der Waldbühne bei Cleve erzielte der Spielleiter Erich Eckert mit einem größtenteils nicht aus Berufsschauspielern gebildeten Ensemble mit Friedr. Lienhards „Wieland der Schmied" starke Erfolge. — Bogumil Zepler, der Komponist verschiedener komischer Opern, die sich trotz Feinheit der musikalischen Erfindung nicht lange auf der Bühne hielten, ist an seinem 60. Geburtstage im Riesengebirge verschieden. — Ella Tordek, die bis vor wenigen Jahren der Münchener Hofbühne als jugendlich dramatische Sängerin mit großem Erfolge angehörte, ist in einer Sommerfrische an Lungenentzündung gestorben. Schöne Mittel, eine sichere Musikalität, Anmut und Poesie ihres Spieles machten das dutzend Jahre ihrer Münchener Bühnenlaufbahn zu sehr erfreulichen. Obwohl sie sich verheiratete, wäre sie dennoch der Bühne zu erhalten gewesen, wenn bei dem Theater nicht vieles immer anders käme, als man gedacht hat. Das Publikum gedenkt der in der Vollkraft ihrer Künstlerschaft von der Bühne Geschiedenen mit herzlicher Sympathie. — Wenige Tage später verstarb ein weiteres verdientes früheres Mitglied der Hofbühne. Louise Höfer gehörte mit dreijähriger Unterbrechung von 1897—1914 der Hofoper an. Schöne Mittel und eine reiche künstlerische Kultur machten sie zu einer vielbewährten Stütze unserer Bühne, an der Amneris, Ortrud, Fides, Carmen, Jungfer Lene zu ihren bedeutendsten Rollen zählten. — Auf Java starb der Dichter Max Dauthendey. Auf einer Weltreise vom Kriege überrascht, zwang ihn Englands nutzlose Grausamkeit, fern der Heimat zu sterben. Seine Bedeutung liegt in seiner glutvollen Lyrik. Auch als Erzähler liebte er die leuchtenden Farben des Südens. Von seinen Bühnenwerken hatten die „Spielereien einer Kaiserin" durch das virtuose Spiel der Durieux große Darstellungserfolge. Sein „Drache Grauli" wurde in München auf einer Bühne uraufgeführt, die der Phantastik von Dauthendeys dichterischen Absichten nicht gerecht werden konnte. Wenn ihn seine Sehnsucht nicht in die Ferne trieb, lebte der Dichter in Würzburg, wo er 1867 geboren war. — Ueberall hat die Winterspielzeit der Bühnen mit großer Lebhaftigkeit eigesetzt. Die Leitung der Berliner Volksbühne ist von Reinhardt an Kayßler übergegangen. Der bedeutende Schauspieler eröffnete mit Immermanns „Merlin", dessen Symbolik einem unvorbereiteten Publikum unverständlich bleiben mußte. Reinhardts neue, dritte Bühne — Kleines Schauspielhaus — begann mit einer wirksamen Clavigoaufführung. — „Der Schrittmacher", ein Lustspiel von O. Ritschl und R. Overweg, erwies sich als Schlager im Berliner Komödienhaus. Das Stück handelt von einem Manne, der durch seine Reformideen die Behörden in Bewegung zu setzen weiß. Als schließlich herauskommt, daß er nur ein kleiner Subalternbeamter ist, will man ihn auf die Seite setzen. Doch nun wird er seine Pläne ins Volk tragen, indem er sich in den Reichstag wählen läßt. Es wird in dem Stücke so viel und tönend von Fortschritt und Freiheit geredet, daß das Premièrenpublikum diesem neuen M. d. R. ohne „literarische" Bedenken seine Stimme gab. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Deutsche Kriegszielreden und Friedensbewegung — Ukrainisches Abkommen mit den Mittelmächten — Deutsche Kriegswirtschaft im Auslande und in der Heimat.

Die innerpolitischen Fragen traten in den Hintergrund angesichts der **hochwichtigen Reden** der jüngsten Tage. Kaiser Wilhelms Ansprache an die **Arbeiterschaft** der Kruppschen Werke, Graf Hertlings Aussprache mit den deutschen Gewerkschaftsführern über die wirtschaftliche und politische Lage, des Vizekanzlers Payer hochbedeutsame Kriegszielrede können als Merkmale deutscher Entschlossenheit sowohl, wie auch des deutschen Friedenswillens angesehen werden. Oesterreich-Ungarns **Einladung zu unverbindlichen Friedensbesprechungen an** einem neutralen Auslandsort, die Auslassungen des Grafen Burian und des Freiherrn von Hussarek und das Wiener Interview des türkischen Grosswesirs Talaat Pascha bringen parallele Erklärungen unserer Verbündeten über die unveränderte Friedensbereitschaft der Mittelmächte. An der Entente liegt es nun, ihrerseits unzweideutig Farbe zu bekennen über die Weiterführung des Krieges oder die Mitarbeit zum Frieden. Unsere Grosswirtschaft, Industrie, Grossbankwelt und Grossgewerbe, konnte gerade in jüngster Zeit neuerdings belegen, wie deutsche Tatkraft und Fleiss im fünften Kriegsjahre hochbedeutsame Erfolge erzielen. Unsere Industrie, stets vor neue Aufgaben gestellt, schreitet in verschiedenen Zweigen zu finanziellen Erweiterungen. Kapitalmehrungen sind die Folge. Jahresergebnisse erbringen fast ausnahmslos Rekorderträgnisse. Eine Zusammenstellung der Berliner Börsenzeitung für das erste Halbjahr 1918 bestätigt den Optimismus unserer Börsenkreise: Kurserhöhungen für Bergwerks- und Hüttenaktien und auch für die übrigen Effektengruppen bis zu 150% und darüber werden aufgeführt. Inzwischen konnte dieses beispiellose Börsengeschäft neuerliche Ausdehnung gewinnen. Unsere überreiche Geldflüssigkeit wirkt hierbei mit und wird auch der neuen **Kriegsanleihe** den gewohnten Erfolg sichern.

Unsere Kriegswirtschaftskreise schöpften ihr Vertrauen nicht nur aus den oben erwähnten politischen Auslassungen, sondern vor allem aus den Tatberichten der Grossindustrie: Preiserhöhungen für Kohle und Braunkohle und der Zuschlag der de Wendelschen Werke an die Gruppe der Schwerindustrie, günstige Dividendenschätzungen für die Grossunternehmungen der Elektrobranche, die Hinweise auf die Neuaufträge der Gesamtindustrie, endlich die Mitteilungen des Kalisyndikates über dessen Geschäftstätigkeit; erwähnt sei im Zusammenhang damit das Bestreben der künstlichen Kalierzeugung im Zementgewerbe. Von grossem Einfluss auf die Börsengestaltung war ausserdem die Meldung, dass die erste russische Teilzahlung von 150 Millionen Mark in Gold und 90 Millionen in Rubelwährung gemäss dem deutsch-russischen Finanzabkommen von den deutschen Stellen in Empfang genommen werden konnte. Diese und später noch zu erfolgende Goldlieferungen Russlands steigern naturgemäss auch die Bewegungsfreiheit der deutschen Reichsbank auf dem Devisenmarkt. Eine ansehnliche Aufbesserung der Markvaluta im neutralen Auslande ist denn auch bereits zu verzeichnen. Für die Einlösung der rückständigen Zinsen und der verlosten Stücke alter Staatsschulden Russlands wird nach Erfüllung notwendiger Formalitäten wohl ebenfalls in Bälde eine für deutsche Finanzkreise günstige Lösung gefunden werden können. Nicht geringe Bedeutung umfasst das neue Wirtschafts- und Finanzabkommen zwischen der Ukraine und den Mittelmächten für das Wirtschaftsjahr 1918/19. Gegen Lieferung bestimmter Mengen Getreide, Vieh, Zucker und anderer Nahrungsmittel, sowie Rohstoffe seitens der Ukraine auf Grundlage fester Preisabmachungen werden die Mittelmächte ihrerseits der Ukraine Kohle und Mineralölerzeugnisse erlassen und vor allem in Verbindung mit diesem Wirtschaftsabkommen einen Finanzvertrag zur Gesundung der ukrainischen Geldwirtschaft eingehen. Eine Reihe anderer wichtiger Wirtschaftsereignisse — Ausbau des bulgarischen Lloyd mit deutschem Kapital, Erweiterung des belgischen Filialnetzes der Deutschen Bank durch Errichtung von Niederlassungen in Lüttich und Namur, Gründung einer Grossmontangesellschaft in Finnland durch Friedrich Krupp in Essen, eines deutschen Bankinstitutes in Rotterdam durch den Thyssen-Konzern und einer Ost-Handels-A.-G. zur Förderung der Wirtschaftsbeziehungen mit dem Balkan, diese durch die **bayerische Grossbankgruppe** — bezeugt ebenfalls die unverminderte Tatkraft des deutschen Wirtschaftsgeistes. Ihm entspricht auch die kriegswirtschaftliche Betätigung in der Heimat. Ein Reichskommissar für Wohnungswesen wurde ernannt; bedeutende Kleinwohnungssiedlungen in München, Mannheim und anderen Grossstädten sind bekannt. Teuerungszulagen im Reich, in Preussen und den übrigen Bundesstaaten bringen den Staatsbeamten und Bediensteten aller Kategorien berechtigte Mehreinkommen. Die Ausdehnung der Versicherungspflicht in der Angestellten-Versicherung und auch die Invaliden- und Altersrenten-Erhöhung verdienen Erwähnung im Bilde unserer Kriegswirtschaft. Die Rede des bayerischen Ministers des Innern Dr. von Brettreich und die Referate Dr. Schlittenbauers und Dr. Heims in der Generalversammlung des christlichen Bauernvereins in München ergänzten dieses Bild durch zahlreiche kräftige Striche.

München. M. Weber.



Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke bleibt vorbehalten.)

Hundert Jahre J. P. Bachem, Buchdruckerei, Verlagsbuchhandlung, Zeitungsverlag. Von Gg. Hölscher. Geleitwort von Dr. Karl Hoeber. (Köln, J. P. Bachem.)

Die Trösterin der Betrübten. Andachtsbuch für die Verehrer der schmerzhaften Mutter Mariä. Von P. Epiphanius Böschen O. F. M. 2. Aufl. 60 u. 80 Pf. — **Drei Tage bei Jesus im Altarsakrament** oder **Das Eucharistische Triduum.** Von P. Raphael Hüfner O. F. M. 320 S. ℳ 1.90, gebd. ℳ 2.85. — **Die neun Dienstage zu Ehren des hl. Antonius von Padua.** Von P. Epiphanius Böschen. 172 S. ℳ 1.25, gebd. ℳ 1.90. — **Die Seelenspeise des Kindes.** Ein Beicht- und Kommunionbüchlein für fromme Kinder. Von Pfr. Jos. Reiter. ℳ 1.20. (Wiesbaden, Hermann Rauch.)

Freiwillige vor! Eucharistischer Weckruf an die katholische Jugend, besonders an die Mitglieder der eucharistischen Sektionen. Von P. Irenäus Schönherr O. F. M. 115 S. 85 Pf. (Rottenburg a. N., W. Bader.)

Sonnseitige Menschen. Roman aus dem heutigen Tirol. Von Hans Schrott-Fiechtl. 4. bis 7. Aufl. 8°. IV u. 386 S. ℳ 6.40 u. 7.60.— **Roms letzte Tage unter der Tiara.** Erinnerungen eines römischen Kanoniers aus den Jahren 1868 bis 1870. Von Klemens August Eickholt, Päpstlichem Offizier a. D. Mit 8 Bildern. 2. u. 3. Aufl. 8°. VIII u. 320 S. Kart. ℳ 4.80. — **Waffen des Lichtes.** Gesammelte Kriegsreden. Von Dr. Michael von Faulhaber, Erzbischof von München. 5. Aufl. 12°. IV u. 244 S. Kart. ℳ 3.—. — **Wildes Land und deutsche Hand.** Eine Erzählung aus den deutschen Kolonien Südbrasiliens. Von W. Wiesebach S. J. 1. u. 2. Aufl. (Aus fernen Landen, 30 Bändchen.) 12°. VIII u. 118. S. ℳ 1.20 u. 1.50. — **Naturrecht und Völkerrecht.** Von Prof. Dr. J. Mausbach. (Das Völkerrecht. Herausg. von Prof. Dr. Godehard Jos. Ebers. 1. u 2. Heft.) 8°. VI u. 136 S. ℳ 2.80. — **Apologie des Christentums.** Von Dr. Franz Hettinger. 3. Bd. Die Dogmen des Christentums. 1. Abtg. 10. Aufl. Von Prof. Dr. E. Müller. ℳ 8.—, geb. ℳ 10.—. — **Das Schwert des Geistes.** Feldpredigten im Weltkrieg in Verbindung mit Bischof Dr. Paul Wilhelm v. Keppler und Dompredtiger Dr. Adolf Donders. Herausg. von Dr. Michael v. Faulhaber, Erzbischof von München-Freising. 3. u. 4. Aufl. 8°. XIV u. 526 S. ℳ 7.— u. 8.20. — **Was ich unter Palmen fand.** Aus dem Skizzenbuch eines Orientfahrers. Von P. Petrus Klotz O. S. B. 2. u. 3. Aufl. 8°. XII u. 156 S. ℳ 2.80, kart. ℳ 3.60. — **Ecclesia orans.** Zur Einführung in den Geist der Liturgie. Herausg. von Abt Ildefons Herwegen. 1. Bändchen: Vom Geiste der Liturgie. Von Dr. Romano Guardini. 12°. XVI u. 84 S. ℳ 1.60. (Freiburg, Herder.)

Die Gnadenkapelle von Maria-Einsiedeln. Gebetbuch für jeden katholischen Christen, zunächst für die Wallfahrer nach Maria-Einsiedeln. Von P. Konrad Maria Effinger. Neu bearbeitet von P. Leopold Stuberus O. S. B. 3. Ausg. 332 S. 77 : 129 mm. ℳ 1.90 u. höher zuzüglich Teuerungszuschlag. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. Elf., Verlagsanstalt Benziger & Co., A.-G.)

„Hinterwäldler.“ Ein Stück aus großer Zeit. Von A. Schott. Kart. ℳ 1.20. (Kunstanstalten Joseph Müller, München.)

Der papierne Feind. Die Weltpresse als Schürer des Deutschenhasses. Von Moritz Loeb. ℳ 2.—. (Haas & Grabherr, Augsburg.)

Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland der Welt. Von Karl Kuhn. 8°. VII u. 103 S. Brosch. ℳ 1.60 (Rottenburg, W. Bader.)

Der Spender des Bußsakramentes nach den Bestimmungen des Codex juris canonici. Von Domkapitular und Regens Bernhard Rasche. ℳ 2.—. — **Die Psalmen, des Priesters Betrachtungsbuch.** Von P. W. Meyer. 2. Band. Brosch. ℳ 3.50, gebd. ℳ 4.80. (Paderborn, Bonifatius-Druckerei.)

Politik u. Moral. Von Prof. Dr. Frz. Sawicki. ℳ 1.60. (Paderborn, Ferd. Schöningh.)

Das Sentire cum Ecclesia und die Gebildeten. Von Franz Borgias. 80 Pf. — **Der Friedenspapst** und das deutsche Volk. Von Präfekt Magnus Jocham. ℳ 1.80. (München, Verlag der „Deutschen Kirchenzeitung.“)

Kardinal Bettinger. Nach persönlichen Erinnerungen. Von Dr. Konrad Graf Preysing. 8°. 24. S. Geh. ℳ 1.—. (Regensburg, Verlagsanstalt Manz.)

Die Zensuren latae sententiae nach neuestem Rechte. Von Prof. Dr. Aug. Arndt S. J. 36 S. 8°. ℳ 1.—. (Innsbruck, Fel. Rauch.)

Das häusliche Glück. Ein Büchlein für Frauen und Mütter. Herausg. vom Verband „Arbeiterwohl“. 28. Aufl. Mit Nachtrag: „Was uns der Krieg für die Hauswirtschaft gelehrt hat.“ kl. 8°. 317 u. XVI S. ℳ 1.—. — **Lebensführung.** Eine Anleitung zur Selbsterziehung für die weibliche Jugend. Von A. Heinen. 8°. 192 S. 11.—22. Tausend. Kart. ℳ 1.—, Geschenkband ℳ. 2.—. — **Zum sozialen und moralischen Wiederaufbau der Völker nach dem Kriege.** Erwägungen eines Neutralen. Von Dr. F. Mack (Luxemburg). kl. 4°. 36 S. ℳ 1.—. — **Demokratische Forderungen und deutsche Freiheit.** Von Dr. August Pieper. kl. 4°. 64 S. ℳ 1.—. — **Die katholischen Arbeitervereine als kirchliche Bildungsvereine.** Von Dr. Otto Müller. 8°. 56 S. ℳ 1.25. (M.Gladbach, Volksvereinsverlag.)

Die Vesper-Hymnen für die Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres. (Auszug aus dem Vesperale Romanum.) Von Dr. Fr. X. Mathias. 80 Pf. Regensburg, Friedr. Pustet.

St. Konradskalender 1919. 60 Pf. (Karlsruhe i. B., Verlag Badenia.)

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München.
Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M. 8.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 96 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25 %.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 39. München, 28. September 1918. XV. Jahrgang.

Was ist der Katholizismus unserem deutschen Vaterland und der Welt?

Von Rechtsanwalt Nuß, Worms.

Ueber diese Frage ließe sich ein großes Buch schreiben. Man könnte namentlich an Hand der Geschichte nachweisen, daß der Katholizismus der Papstkirche jederzeit und überall Kulturträger und Segenbringer gewesen ist.

Auch im Weltkrieg? Trotz der Sünden des „katholischen Frankreich" und des „katholischen Italien"? Man komme uns nicht mit diesen Scheinbeweisen und Trugschlüssen. Nicht das „katholische" Frankreich ist mitschuldig am Krieg, sondern das Frankreich der Poincaré und Delcassé, d. i. das ungläubige, unkirchliche Frankreich. Nicht das „katholische" Italien verübte Treubruch und Verrat gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn, sondern das Italien der Salandra, Sonnino und Gabriele d'Annunzio, also das glaubenslose, papstfeindliche, freimaurerische Italien.

Ohne pharisäisch auf andere Kultur- und Geistesmächte herabblicken zu wollen, kann doch gesagt werden, daß der Katholizismus auf alle jene großen Menschheitsfragen befriedigende Antwort weiß, die uns heute auf der Seele brennen: Warum all' dieses Kriegsleid? Was ist der Sinn des Opfers? Wie führen wir die Völker aus Haß und Feindschaft zur Selbstbesinnung und Liebe zurück? Wie ordnen wir die Menschheit neu? Wie verbürgen wir der Welt den Frieden und die Versöhnung der Nationen? Wie arbeiten wir am besten an den Werken des Friedens? Was ist der Sinn des Lebens des Einzelwesens wie der Familie und Menschheit? Sind das Blut und die Tränen des Krieges wirklich Aussaat zu neuer besserer Ernte?

Wer das berühmte, ergreifende Friedensgebet Benedikts XV. jemals mit ganzer Seele gebetet und tief durchdacht hat, wird unmittelbar wie mittelbar Aufschluß auf diese brennenden Menschheits- und Schicksalsfragen finden. Und Benedikt XV. ist das gegenwärtige Haupt des Katholizismus.

So wird der Katholizismus Wegweiser zu neuen und doch alten großen Zielen für unser deutsches Vaterland wie für die Menschheit. Er ist Führer ins Land des Menschheitsfrühlings, ist Stab und Stütze beim Aufstieg der Welt zu reinen Höhen, die über allem Dunst und Nebel der Erdenniederungen zum Himmel ragen. Der Katholizismus will und kann vermöge der ihm innewohnenden sittlichen und völkererzieherischen Werte dazu beitragen, daß „aufhöre der Streit, der die Nationen entzweit", daß „die Menschen in Liebe sich wieder zusammenfinden". Hat doch der Katholizismus göttliche Sendung im Sinne des guten Hirten, ist er doch Feuer vom Himmel, das alle Menschenherzen erglühen machen möchte in heiliger Gottes- und Nächstenliebe, ist er doch Sauerteig im Geiste der heiligen Bücher! Wenn alle Führer der Völker und Staaten in den entscheidenden Sommertagen 1914 und vorher einen Funken vom Geiste des zehnten Pius und des fünfzehnten Benedikt in sich gespürt hätten, der entsetzliche Weltkrieg wäre nicht entstanden. Daß die außerordentlich friedenerhaltende Kraft der katholischen Kirche den Ausbruch des Riesenbrandes nicht verhindern konnte, lag nicht an ihrem Wesen und ihren Zielen, sondern an der materiellen Begrenztheit ihrer irdischen Wirksamkeit und an der dogmatischen Tatsache, daß Gott den Menschen den freien Willen gegeben hat.

Ein Umstand macht den Katholizismus zur stärksten Geistes- und Sittenmacht der Weltgeschichte, ein Umstand, der gerade vielen Unverständigen und Stolzen ein Zeichen des Aergernisses oder der Torheit ist: die Gebundenheit der Gewissen durch übersinnliche, unabänderliche, ewige Gesetze, die in Gott ihren Ursprung haben. Aus dieser inneren Gewissensbindung, aus dieser im Gewissen verpflichtenden außerirdischen Kraft entspringt jene wundervolle Harmonie zwischen Autorität und Freiheit, zwischen Disziplin und freiem Willen, wie sie als Lehre der katholischen Kirche seit fast 2000 Jahren segenspendend durch die Weltgeschichte geht. Diese die Gewissen aller verpflichtende Lehre schafft den richtigen Ausgleich zwischen Rechten und Pflichten, zwischen oben und unten, zwischen Regierenden und Regierten, zwischen Einzelmensch und Gesamtheit. Aus dieser Lehre geht das Gesetz der Ordnung hervor, der natürlichen wie der übernatürlichen. Dieses Gesetz der Ordnung schützt Throne und Altäre, schützt die staatliche Gewalt und den einzelnen Staatsbürger, schützt das heilige Saatkorn der Familie, schützt die Ehe, die Eltern und die Kinder, die Armen und Reichen, die Intellektuellen wie die Ungebildeten, schützt den einzelnen Staat und die Gemeinschaft der Völker. Man muß nur dieses Gesetz der heiligen Ordnung allenthalben achten und befolgen!

Der Katholizismus ist ein Hauptzentrum der Gewissen der Menschen und des Weltgewissens. Daher eignet ihm eine außerordentliche konservative und zugleich fortschrittliche Kraft. Denn das Gewissen verpflichtet nicht nur zum Behalten und Erhalten des bestehenden Guten, sondern auch zum Anbahnen und mutigen Ergreifen des vernünftigen Fortschritts, der als sittlich erlaubt in der von Gott gewollten Menschheitsentwicklung liegt.

Aus solchen zentralen, die ganze Welt umspannenden Kräften (katholisch heißt ja allgemein!) ergibt sich die große Bedeutung der katholischen Kulturwerte für die Menschheit und den Einzelstaat wie für den einzelnen Menschen. Auch unser deutsches Vaterland wird dieser Werte und Kräfte nicht entraten können. Es steht jetzt und später vor gewaltigen Aufgaben. Starke Mächte des Materialismus und Mammonismus, der Zersetzung und geistig-sittlichen Knochenerweichung, der Sinnen-„Kultur" und Genuß-„Philosophie", des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umsturzes, starke Kräfte eines hemmungslosen und leidenschaftlichen Radikalismus allerlei Art sind wie in der ganzen Welt so auch bei uns am Werke, um ein „Neudeutschland" aufzurichten, das von wahrem Völkerglück und echter Kultur so weit entfernt ist wie die Phrasen der Modernen von dem gediegenen Goldgehalt christlicher Volks- und Staatsauffassung. Das neue Deutschland wird sich im Angesichte all dieser destruktiven Strömungen den Luxus nicht leisten können, die katholische Kirche stiefmütterlich zu behandeln. Als vollberechtigtes, geschätztes und in ihrem wahren Wert erkanntes Kraftzentrum ersten Ranges wird in Zukunft der Katholizismus auch im deutschen Reiche bewußt und freudig in die Arbeit des Staatsorganismus eingereiht werden müssen, wenn das Staats- und Volksgefüge nicht ernstlich Schaden leiden soll.

Die ganze Welt sehnt sich heiß nach Frieden und kann ihn doch nicht finden. Welche Tragik, welch furchtbares Geschick! Wo ist die Taube mit dem Oelzweig, wo der Erretter aus dunklen Leidensnächten? Was Menschenkräfte übersteigt, die Religion mit ihrem Ewigkeitsklang wird selbst auf dieses Krieges Riesenfriedhof Blumen des Lebens erblühen lassen.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Ablehnung der österreichischen Note.

Das Nein der kriegssüchtigen Staatsmänner war zu er-
warten; interessant ist nur die Form, der Ton und die Reihen-
folge der Widersprüche.

Den Gipfel der Schnelligkeit (den Flieger-Rekord) erreichte
Nordamerika. Nur ein halbes Stündchen sollen Herr Wilson
und sein Schreiber Lansing gebraucht haben, um die Antwort
fertigzustellen. Sie ist auch darnach ausgefallen. Es wird
brüsk erklärt, die Regierung der Vereinigten Staaten habe
wiederholt ihre Bedingungen für den Friedensschluß festgestellt,
sie könne und wolle sich mit keinem Konferenzvorschlage über
eine Angelegenheit befassen, hinsichtlich welcher sie ihren Stand-
punkt und ihre Absichten so klar dargelegt habe. Das ist an-
maßend, aber nicht imposant. Die Ablehnung jedes Konferenz-
vorschlages schießt über das Ziel hinaus ins Blaue. Oder
glaubt Herr Wilson, daß der Friedensschluß überhaupt ohne
Konferenz zustande kommen kann? Wer an die militärisch-
politische Möglichkeit eines Diktierfriedens glaubt, muß doch
die technische Unmöglichkeit einer einseitigen Regelung
anerkennen. Auch die Unterwerfung unter die 14 Punkte Wilsons
würde noch von Verhandlungen über die Ausführung der Grund-
sätze begleitet sein müssen. Der Vierbund hat mit Rußland
lang und breit verhandeln müssen, obschon Rußlands Macht
vollständig gebrochen war. Hofft etwa Herr Wilson, daß er
Deutschland und den ganzen Vierbund noch ohnmächtiger machen
könnte, wie es Rußland geworden war? Allzu scharf macht
schartig. Wenn der böse Wille der Feinde, der uns den Knockout
zu versetzen gedenkt, ohne uns auch nur eine Verhandlungsmög-
lichkeit zu lassen, so klar in seiner ganzen Brutalität zutage
tritt, so ist das für unsere Politik schließlich vorteilhaft.

Die englische Staatskunst hat sich auch mit dem Wider-
spruch beeilt, doch etwas mehr Besonnenheit bewahrt. Der Minister
Balfour benutzte die nächste beste Gelegenheit, um den ver-
neinenden Speech loszulassen, sprach jedoch zunächst nur im eigenen
Namen, um noch Raum zu lassen für Kabinettsentschlüsse oder
Verhandlungen unter den Alliierten, und suchte nach sachlicher
Motivierung der Ablehnung, indem er diejenigen Punkte her-
vorhob, bei denen sich die schärfsten Gegensätze zeigen. In der
Form gemäßigt, kam die Rede freilich auf dieselbe Unversöhnlich-
keit hinaus, wie der kategorische Erlaß von Washington. England
will uns unsere Kolonien vorenthalten, weil wir sonst Flotten-
stützpunkte in den Weltmeeren haben würden, die nur der britischen
Flotte zustehen sollen. England besteht auf der Abtretung von
Elsaß-Lothringen, ohne sich um das Wilsonsche Prinzip der Selbst-
bestimmung des Volkes zu kümmern. Und damit unser Zu-
geständnis der Wiederherstellung eines selbständigen Belgien nicht
etwa dem Frieden Vorschub leiste, fordert England eine Ent-
schädigung für Belgien in der Erwartung, daß Deutschland eine
solche bußfertige Demütigung ablehnen werde. Auch Balfour
will jede Verhandlung hintertreiben, bis die Entente den End-
sieg errungen hat. Die gemäßigte Sprache ist auf die Be-
schwichtigung der Friedensfreunde in England, besonders der
Arbeiter angelegt. Für den chauvinistischen Teil der Bevölkerung
wird Lloyd George, wenn er wieder im Vollbesitz seiner Stimm-
mittel ist, die schärfere Tonart schon besorgen.

Allerdings wird er Herrn Clemenceau schwerlich überbieten
können. Thiers nannte seinerzeit den französischen Kriegstreiber
Gambetta eine fou furieux; Clemenceau ist der vieillard furieux.
Bei Eröffnung des Senats hielt er eine Haß-, Schimpf-, Brand-
und „Sieges"-Rede, die alles übertraf, was auf diesem Gebiete
jemals ein Minister geleistet hat. Und dieses Pamphlet wurde
dann in der diplomatischen Uebermittelung als die französische
Antwort bezeichnet.

Die Ueberstürzung der Absagen hat auf jener Seite eine
zweifache Wirkung. Einesteils wird die Eifersucht in den
regierenden Kreisen der verschiedenen Länder erregt; andern-
teils sind die Friedensfreunde gereizt und alle besonnenen Elemente
verstimmt wegen des Mangels an Sachlichkeit und Höflichkeit.

Die Engländer insbesondere empfinden es sehr bitter, daß
Wilson auch bei dieser Gelegenheit wieder die Präponderanz
Amerikas so rücksichtslos hervorgekehrt hat. Die Führung des
ganzen Kampfverbandes rutscht immer mehr von dem früher
weltbeherrschenden England auf den großen Bruder Jonathan hin-
über. Auch die wirtschaftliche Vorherrschaft Englands fällt un-
aufhaltsam den Vereinigten Staaten zu. Der Aerger des stolzen
Britentums hat sich in ihrem Weltblatt „Times" bereits Luft
gemacht in der Forderung, daß als Seitenstück zu dem einheit-
lichen militärischen Kommando Fochs eine diplomatische Zentrale
für die Entente geschaffen werden müßte. Die Engländer können
lange warten, bis Wilson mit seinen offenbaren Weltdiktator-
gelüsten sich einschränken läßt. Er weiß zu genau, daß seit dem
Zusammenbruch Rußlands das Heil der Engländer und Franzosen
vollständig von seiner Gnade abhängt. Demgegenüber darf man
freilich nicht außer Acht lassen, daß den europäischen Ministern
in diesem Augenblick das stürmische Vorgehen der amerikanischen
Diplomatie einen taktischen Vorteil zu bieten scheint. Ihre Völker
stehen nun unter dem Eindruck: Wenn Amerika keine Verhand-
lungen will, so bleibt uns nichts anderes übrig, als mit ame-
rikanischer Hilfe weiter zu kämpfen. Die vollendete Tatsache
von Washington wirkt insofern dämpfend auf die Friedensbe-
wegung. Dämpfend, aber nicht erdrückend! Von links her, ins-
besondere aus den Arbeiterkreisen, sind doch bereits recht lebhafte
Ausstellungen an der schroffen Ablehnung hervorgetreten. Man
fordert eine positive Antwort in der Aufstellung der Entente-
Kriegsziele, und zwar einheitlich für den ganzen Verband. Die
Erkenntnis, daß der Friede nicht durch die Waffen allein herbei-
geführt werden kann, sondern zur Beendigung des Weltelends
Verhandlungen nötig sind, verbreitet sich immer mehr.

Die deutsche (und die bulgarische) Regierung hat mit den
besten Wünschen und der Erklärung ihrer Bereitwilligkeit zum Ge-
dankenaustausch geantwortet. Deutschland mit dem Zusatz: „Die
Aufnahme, die früher ähnliche Schritte bei unseren Gegnern
fanden, ist nicht ermutigend." Auf einen unmittelbaren Erfolg
war ja von vornherein nicht zu rechnen. Den mittelbaren Erfolg,
daß die Gährung auf der Gegenseite in neuen Fluß kommt, wird
auch unsere Regierung gerne buchen.

Bei uns hat dagegen das brutale Verhalten der Gegner
bis in die breitesten und bedrücktesten Volkskreise hinein jedem
Mann und jeder Frau handgreiflich klar gemacht: Die Gegner
wollen überhaupt nicht verhandeln mit uns, sondern uns voll-
ständig erdrücken, unterjochen, ausbeuten, versklaven! Das war
und ist die wirksamste Unterstützung des Aufrufs Hindenburgs:
„Es gilt also, weiter zu kämpfen. Nur hierdurch tragen wir dazu
bei, daß der feindliche Vernichtungswille gebrochen wird."

Zur rechten Zeit kommen auch die erfrischenden Nachrichten
von der Front, wo alle erneuten Vorstöße der Feinde an unserer
Siegfriedstellung scheitern. Vor der Wochenwende ist noch eine
gewaltige Offensive der Engländer südlich von Cambrai, die mit
dem höchsten Aufgebot der Kräfte den Durchbruch erzwingen
wollte, unter schwersten Verlusten zusammengebrochen.

Die innerpolitische Lage.

In solchen Schicksalswochen sollte eigentlich die innere
Politik Nebensache bleiben. Vor dem Beginn der parlamenta-
rischen Verhandlungen ist aber leider eine unnötige Krisen-
stimmung ins Land getragen worden. Uebereifer und Ungeduld
auf der Linken haben Zweifel hervorgerufen an dem Fortbestand
der alten Reichstagsmehrheit und sogar an dem Bestand der
Hertlingschen Regierung. Das Gerede hat sich allmählich ver-
dichtet auf die Frage der weiteren „Parlamentarisierung der Re-
gierung" durch den Zuzug sozialdemokratischer Minister. Im
vorigen Herbst hat die sozialdemokratische Partei eine solche
Beteiligung abgelehnt. Wenn sie jetzt zur verantwortlichen Mit-
arbeit bereit ist, so wird Graf Hertling gewiß keinen grund-
sätzlichen Widerspruch erheben. Unmöglich wird eine solche
Erweiterung der Regierungsbasis, wenn die Herren von links
überspannte Bedingungen stellen, statt ihrerseits die notwen-
digen Vorbedingungen zu erfüllen. Ob der Artikel 9 abge-
ändert und die gleichzeitige Mitgliedschaft im Bundesrat und
Reichstag zugelassen wird, ist freilich nebensächlich. Aber wenn
die Eiferer von links verlangen, daß die Regierung sich in
Gegensatz zu der Obersten Heeresleitung setzen, die Friedens-
verträge im Osten preisgeben und die ganze Politik auf den
Kampf gegen die rechts stehenden Elemente orientieren, somit
zum Werkzeug einer einzelnen Partei werden soll, so zeigen sie
einen bedauerlichen Mangel von Verständnis und Treue gegen-
über der zwingenden Forderung der geschlossenen Einheitsfront.
Wir brauchen Staatsminister, doch keine einseitigen und eng-
herzigen Parteiminister. Die Entscheidung liegt, wie alle
Welt anerkennt, beim Zentrum. Das ist beruhigend, denn das
Zentrum wird sich nicht darauf einlassen, die Kauflust und die
Herrschaftsgelüste einer Gruppe auf Kosten des inneren Friedens
und der Wehrkraft des Vaterlandes zu begünstigen.

Deutschlands Ostpolitik — Finnland.

Von Hofrat Dr. Eugen Jaeger, Mitglied des Reichstags.

Auch die Finnen haben den Sturz des Zarismus und die russische Revolution benutzt, um wieder selbständig zu werden. Seit dem 14. Jahrhundert herrschte Schweden über Finnland, brachte ihm Christentum und Kultur und später das Luthertum. Tapfer fochten die Finnen die schwedischen Kriege gegen Deutschland und Polen mit. Die Schweden haben Finnland durchweg sehr milde behandelt, keine Entnationalisierung vorgenommen, die freiheitlichen und volkstümlichen Einrichtungen und den einheimischen Adel, sowie die Besetzung der höheren Kirchenämter durch Finnen beibehalten. Nur die Oberschicht wurde schwedisch, eine Vermischung der beiden Völker hat trotz des jahrhundertelangen gemeinsamen Geschickes nur sehr wenig stattgefunden. Die Schweden sind Nordgermanen, die Finnen sind den Ungarn und Türken verwandt. Wiederholt haben die Russen das Land erobert und furchtbar verwüstet, doch kehrte es immer wieder zu Schweden zurück. Erst als die schwedische Regierung im Dreißigjährigen Kriege eine unnatürliche Machtpolitik trieb und unter dem Vorwand, den Protestantismus zu retten, die deutsche Zentralmacht zertrümmern half, wuchs ihm die russische Gefahr über den Kopf. Seine Vormachtstellung im Norden wurde allmählich durch Rußland beseitigt, es verlor seine baltischen Länder. Die Gründung Petersburgs als neue Hauptstadt wies Rußland erst recht auf die Eroberung Finnlands hin. Stückweise wurde es russisch, bis der Friede von 1809 diesen Vorgang vollendete. Alexander I. erkannte Finnlands selbständige Stellung an, worauf die finnischen Stände ihm huldigten. Das Land war im Wesen nur durch Personalunion dem russischen Reiche angegliedert, behielt seine eigene Armee, eigene Volksvertretung und Gesetzgebung. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts begann aber in Rußland jene Wendung, die allmählich zum Weltkriege drängte, die Russifizierung der Fremdvölker mit gleichzeitiger Erkaltung der alten Freundschaft zu Preußen, verbunden mit panslavistischer Eroberungs- und Unterdrückungspolitik. Die wichtigsten Geschäfte wurden dem finnischen Landtag entzogen und in Petersburg erledigt, und allmählich sollte das ganze Land in Verwaltung, Kirche, Sprache, Schulunterricht sowie in der gesamten Oeffentlichkeit russisch werden, ein Treubruch, der nicht nur das Wesen des zarischen Systems kennzeichnet, sondern den auch das liberale russische Bürgertum in der Duma gegen die Finnen und alle anderen Fremdvölker eifrig mitmachte.

Die Natur Finnlands hat durch die nördliche Lage und die gebirgige Gestaltung eine düstere, erhabene Schönheit. Das Land ist wegen des Klimas und der Bodenverhältnisse schwach bevölkert, hat nicht ganz drei Millionen Einwohner, von denen etwa eine halbe Million schwedisch spricht. Finnland ist ausgesprochenes Gebirgs-, Wald- und Seeland, das waldreichste Land Europas. 60 Prozent gehören dem Wald, nur 3 Prozent der gesamten Fläche dem Ackerbau. Sonst ist der Boden Wasser, Sumpf und Moor, mit Weiden und Wiesen durchmischt. Viehzucht und Fischerei sind daher die Haupterwerbszweige. Das Land kann sich nicht selbst ernähren, es führt jährlich ungefähr 50 Prozent seines Getreidebedarfes ein, was vor dem Kriege Rußland besorgte. Die Finnen sind intelligent, wirtschaftlich fortschrittlich, überall besteht eine gute Schulbildung, Ehrlichkeit und Treue werden ihnen nachgerühmt.

Von alters her besaß Finnland eine Verfassung, die dem König, damals dem schwedischen, eine große Machtfülle einräumte, aber unter Mitwirkung des Landtages, ohne dessen Zustimmung keine Gesetze zustande kommen konnten. Dieser Landtag bestand aus vier getrennten Kammern, in welchen die gewählten Vertreter der vier Stände, des Adels, der Geistlichkeit (der lutherischen Staatskirche mit Vertretern der Universität und der höheren Lehrerschaft), des städtischen Bürger- und des Bauernstandes tagten. Die nichtansässige Landbevölkerung und die allmählich heranwachsende Industriearbeiterschaft hatten keine Vertretung. Infolge der russischen Revolution vom Herbst 1905 erwachte auch in Finnland eine mächtige Volksbewegung. Der Vierkammernlandtag beschloß, eine einzige Kammer ohne Unterschied der Stände zu bilden. Der Zar, durch die Revolution eingeschüchtert, genehmigte am 20. Juli 1906 die neue Landtagsordnung und das neue Wahlgesetz, das auf demokratischer Grundlage jedem 24jährigen selbständigen Finnen, ob männlich oder weiblich, das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht gibt. Die Zahl der Abgeordneten ist 200, die Wahl selbst vollzieht sich nach dem Verhältnissystem. Dazu ist das Land in 16 Wahlkreise zerlegt, der nördlichste, Lappland, wählt nur einen Vertreter, alle übrigen wählen je nach ihrer Bevölkerungsdichte 10 bis 25 Abgeordnete. Die Ersatzmänner werden zugleich mitgewählt. Die Wahlperiode ist dreijährig. Eine Erste Kammer besteht nicht, doch hat man die Notwendigkeit konservativer Hemmungen gegenüber der stark demokratischen Gestaltung der Volksvertretung anerkannt und das Zustandekommen wichtiger Gesetze, besonders der Steuer- und politischen Grundgesetze an eine Zweidrittel-Mehrheit geknüpft. Schwedisch und finnisch sind die beiden Landessprachen, der Abgeordnete darf sich jeder dieser Sprachen bedienen, jede Rede wird für den anderen Teil, der sie nicht verstanden hat, übersetzt.

Das breite Wahlrecht hat die Volksvertretung stark nach links geschoben. Eine starke Verbreitung bei den lutherischen Finnen hat die Sozialdemokratie gefunden, ähnlich wie bei den ebenfalls lutherischen Letten. Bei der Wahl vom August 1913 erhielt die Sozialdemokratie von den 200 Landtagssitzen 90, dazu kamen 35 Altfinnen, die man als konservativ ansprechen kann, 26 Jungfinnen (bürgerlich-demokratisch mit überspanntem finnischem Nationalismus, um den schwedischen Einfluß zurückzudrängen), 25 Schweden und 24 Bauernbündler. Die Sozialdemokratie hatte fast die Hälfte der Sitze. Das deutet aber auch auf starke soziale Mißstände, die vorwiegend in der ungesunden Verteilung des Grundbesitzes bestehen. Bei der Zählung von 1901 waren von den 478 142 landwirtschaftlichen Familien 110 629 oder 23 Prozent Eigentümer und 160 525 oder 34 Prozent Pächter des bewirtschafteten Landes, während die übrigen 206 988 oder 43 Prozent kein Land besaßen! Von dem Grundbesitz unter einem Hektar wurden 19 Prozent von Eigentümern, 81 Prozent von Pächtern bewirtschaftet! Bei den Landstücken von 1—3 Hektar sind diese Zahlen 37 und 63. Die Pächter müssen sich in der Regel verpflichten, die Pacht durch Arbeit abzutragen, ein Zustand, der viele Mißstände bringt. Die starke Stellung der Sozialdemokratie erklärt sich ferner dadurch, daß Südfinnland mit Industrie durchsetzt ist und einige Handelsstädte besitzt.

Das bedeutsamste Aktenstück der neuen russischen Geschichte ist die Erklärung vom 3. November 1917, in welcher die maximalistische (Bolschewiki-)Regierung den Völkern des ungeheueren Reiches das Selbstbestimmungsrecht mit all seinen Konsequenzen mit Einschluß des Rechtes der Loslösung und der Begründung eines unabhängigen Staates gewährt. Die Bedeutsamkeit dieser Erklärung liegt darin, daß sie die Selbständigmachung der russischen Völker nicht an eine einschränkende Bedingung oder die Zustimmung der russischen Regierung knüpft. Die Völker können im Reichsverband bleiben, können aber auch aus demselben ausscheiden, ohne die Zustimmung der jeweiligen russischen Regierung einzuholen. Dadurch wird der Staatsakt vom 3. November zum großen Freiheitsbrief, zur Magna Charta libertatis der russischen Fremdvölker. Auch der finnische Landtag machte von der neuen Freiheit Gebrauch und erklärte am 6. Dezember 1917 das Land zur unabhängigen Republik. Der russische Volkskommissar Trotzki hat bei den Verhandlungen zu Litauisch-Brest am 3. Februar 1918 die Selbständigkeit Finnlands ausdrücklich festgestellt, Deutschland und seine Bundesgenossen haben sie am 4. Februar anerkannt und im Friedensvertrag mit Finnland am 7. März bestätigt.

Bald aber brach die russische Regierung ihr Wort, mischte sich in die inneren Verhältnisse Finnlands ein, mit geheimer und später offener Mitwirkung der starken finnischen Sozialdemokratie, die das Land zur kommunistischen Republik machen wollte. Es war die Zeit, in welcher Trotzki und Lenin im Interesse unserer westlichen Feinde von ihrem kurzsichtigen Parteistandpunkt aus Deutschland Schwierigkeiten machen und den Osten nicht zur Ruhe kommen lassen wollten. Die russische Rote Garde wurde wie in das baltische Land, in die Ukraine und nach Finnland geschickt, um die Herrschaft des kommunistischen Proletariats zu errichten. Auch in Finnland hausten die Revolutionstruppen mit Mord und Brand. In diesem Bürgerkrieg erwartete Finnland von den benachbarten und vielfach stammverwandten Schweden kräftige Hilfe für seine Selbständigkeit und für soziale und bürgerliche Ordnung. Aus Furcht vor England tat Schweden aber keinen Schritt. Die finnische Regierung hat dann am 26. Februar die deutschen Waffen zu Hilfe gerufen. Wir mußten

dem Rufe Folge leisten, denn es handelte sich nicht bloß um die innere Ruhe Finnlands, sondern um die *Zukunft des ganzen Baltikums*. Wir durften nicht zugeben, daß *England* den finnischen Bürgerkrieg und die Unsicherheit der Zustände am baltischen Meer benutze, *um sich in der Ostsee festzusetzen* und auf den Aalandsinseln oder sonstwo ein *nordisches Gibraltar* als Zwingburg zu errichten. Die Anrainer der Ostsee sollen künftig allein über deren Geschick verfügen. Daher mußten wir auch Riga nehmen, um uns von dort eine feste Seestellung zu schaffen. Wir besetzten auch die Aalandsinseln, denn von diesen aus kann man den Bottnischen Meerbusen und die Verbindung zwischen Finnland und Schweden sperren. Damit ist nicht gesagt, daß wir dort dauernd bleiben. Der Feldzug war strategisch sehr schwierig, an der Küste für die Flotte wegen der zahlreichen Riffe, im Innern wegen der vielfachen Unzugänglichkeit des Landes. Das Wichtigste war rasches Zugreifen und Zurückwerfen des Feindes über die russische Grenze. Das geschah durch die Einnahme der Hauptstadt *Helsingfors* und der Festung Wiborg. In fünftägigem hartem Kampfe wurden die Feinde eingeschlossen und ihr verzweifelter Durchbruchsversuch vereitelt, 30 000 Gefangene und gewaltige Kriegsbeute beendeten so den Bürgerkrieg. Wie in der Regel haben auch hier bei der entscheidenden Wendung die *Führer die Verführten verlassen*. Ein Teil der sozialistischen Häuptlinge ist nach Norwegen, ein Teil nach Rußland geflüchtet, unter ihnen zahlreiche finnische Landtagsabgeordnete, von welchen etwa 90 daraufhin aus dem Landtag ausgeschlossen wurden.

Ohne das deutsche Eingreifen wäre in Finnland jede Kultur vernichtet worden. Die schlimmen Erfahrungen mit der sozialistischen Republik haben in Finnland eine starke *monarchische Bewegung* entfesselt. Von jeher hatte das Land einen König und der russische Zar war in dieser Beziehung nur der Nachfolger des schwedischen mit dessen Rechten und Pflichten. Der Landtagsbeschluß vom 6. Dezember 1917, die Republik einzuführen, war eine von den linksstehenden Parteien durchgeführte Ueberrumpelung gegenüber den Konservativen. Die Anhänger des Königtums berufen sich auf die Verfassung von 1772, die noch in Kraft steht. Im Juli stimmten nur 57 Abgeordnete für das Königtum, von den Jungfinnen traten dann viele zur Königspartei über, so daß am 10. August 75 Abgeordnete für die Monarchie stimmten, nur 32 für die Republik. Am hartnäckigsten für die letztere Staatsform sind merkwürdigerweise die *Bauern*, die doch sonst am meisten Verständnis für die Monarchie haben. *Gegen die Republik* wird besonders eingewendet, daß bei ihr der Streit um die oberste Spitze nie aufhören wird, weil stets ehrgeizige Parteiführer durch Versprechungen und Schmeicheleien sich dem Volke als Präsidenten der Republik aufdrängen werden. Hat das Land in dem erblichen König eine dauernde, feste Spitze, so ist der Kampf um die oberste Regierungsgewalt erledigt. Die Rechte des Königs sind durch die Verfassung beschränkt, das Land regiert durch seine Vertreter mit, kontrolliert Finanzen und Verwaltung. Das wollen die finnischen Bauern noch nicht begreifen. Sie verwechseln immer noch die schrankenlose brutale Alleingewalt, den *Absolutismus des Zaren*, dem gegenüber der Untertan vollkommen rechtlos war, mit dem durch eine Verfassung gemäßigten Königtum. Finnland befindet sich nach innen und außen in einer so schwierigen Lage, daß nur eine feste monarchische Hand Sicherheit für die Zukunft geben kann. Daher erklärte der finnische Ministerpräsident schon im Juni: „Die monarchistische Verfassung, wie sie sich nach der Regierungsvorlage gestaltet, würde in der Hauptsache alle diejenigen Vorzüge besitzen, die man von der *Republik* erwartet, würde aber unserem Staatswesen den mit der *Monarchie verbundenen Zuschuß von Stärke und Festigkeit* verleihen.“ Steht der König als ausgleichende Macht über den Parteien, trägt er einerseits das Banner der nationalen Wiedergeburt und politischen Selbständigkeit, anderseits das der sozialen Reform dem Volk voraus, so werden die Finnen bald einsehen, daß eine derartige Monarchie allen Republiken vorzuziehen ist. Den Schwager des Deutschen Kaisers, den Prinzen *Friedrich Karl von Hessen*, würden also in Finnland hohe und schwere Aufgaben erwarten.

Unsere Feinde, die auch Finnlands Feinde sind, wühlen mit allen Mitteln gegen das Königtum, weil die Republik ihnen leichter Gelegenheit bietet, Finnland wieder in den Bürgerkrieg zu stürzen und es dadurch sich untertänig zu machen. Die Befreiung Finnlands durch Deutschland ist für unsere Feinde ein schwerer politischer Schlag. Nachdem wir Kurland und Livland besetzt hatten, Finnland seine Selbständigkeit erklärte, ist die Ostsee freigemacht vom Union Jack. Damit ist England die Durchfuhrmöglichkeit nach Rußland abgeschnitten und es ist zu diesem Zwecke auf das Eismeer verwiesen. Finnland wird daher noch lange der Gegenstand heimtückischer Feindschaft und hinterlistiger Umtriebe unserer Feinde bleiben. Von großer Wichtigkeit ist daher das Ergebnis der englisch-französisch-amerikanischen Kriegführung an der *Murmanküste*. Auch hier hat Finnland bedeutende Interessen. Es ist durch Rußland und Norwegen vom Eismeer abgeschnitten, die uralten Fischerei- und Weiderechte seiner Lappen-Bevölkerung, für ihre Renntierherden, sind von den Regierungen dieser Staaten seit Jahrzehnten beschnitten und vernichtet worden. Es muß nicht nur diese Rechte wieder herzustellen, sondern auch an das offene Eismeer zu kommen versuchen. Zu diesem Zwecke erstrebt es *Ostkarelien*, das ohnedies von einer finnischen Bevölkerung bewohnt ist. Das Meer ist dort durch den Golfstrom eisfrei, das Land selbst reich an Eisen und Kupfer, sowie an unerschöpflichen Waldungen.

Gute Beziehungen zu Finnland sind für uns nicht nur wirtschaftlich sondern auch politisch sehr wichtig. Das Land ist reich an Holz und Bausteinen, auf welche besonders das östliche Norddeutschland angewiesen ist. Wenn wir Finnland mit Getreide versorgen, so kann es uns dagegen Butter in Menge liefern, ebenso Holzstoff zur Verbilligung unserer Zeitungen und zu den zahlreichen anderen Verwendungen, die der Weltkrieg dem Papier eröffnet hat, dazu Harz, Teer, Terpentin, besonders Eisen- und Kupfererze. Wir liefern ihm landwirtschaftliche Maschinen und sonstige Industriewaren, dazu Kali und Steinkohlen. Beide Teile werden dabei ihre Rechnung finden, was immer das beste ist, um dauernd freundschaftliche Beziehungen aufrecht zu halten. Unser Friedensvertrag *verpflichtet Finnland*, keinem Staat Rechte in seinem Gebiet einzuräumen, ohne sich vorher mit Deutschland zu verständigen. Wir haben also bei Ausnutzung der finnischen Waldungen und Erzlager das Vorrecht. Unser Ziel muß sein, *die Ostsee von der englischen Herrschaft frei zu halten* und den Randstaaten dieses für uns so wichtigen Binnenmeeres ihre Selbständigkeit zu sichern. Deutschland ist dabei der natürliche *Schützer des Rechtes und des Friedens im Norden*.

Das Doppelgesicht der Schulreform.

Von Otto Kley, Neuwied.

Begabungsschule und Erziehungsschule sind die Losungen hüben und drüben im Kampfe um die deutsche Schulreform. Die reine Begabungsschule als Zuchtanstalt des Intellekts kann niemals eine gute Erziehungsschule sein. Und doch verlangt die Sorge um Deutschlands Zukunft auf der einen Seite die allseitige Erfassung jedweder Begabung zur bestmöglichen Gemeinschaftsarbeit am Bau der deutschen Zukunft, auf der andern aber eine vertiefte christliche und deutsche Erziehung, damit unser Volk nicht absinkt aus den Höhen unserer Kultur in die Niederungen eines modernen Materialismus, der nur den Einzelnen und sein physisches Wohl im Auge hat und das Wohl des Ganzen nicht beachtet. Da tauchen Klippen auf für unsere deutsche Schulreform, die der weitsichtige Schulpolitiker beachten muß, wenn er nicht angesichts des Aufstiegs der Begabten den Aufstieg der Charaktere scheitern lassen will.

Im Wesen des Erziehungsliberalismus liegt seine besondere Vorliebe für den Intellektualismus. Dieser aber ist in Deutschland unbestritten auf dem Vormarsche zur Eroberung der deutschen Schule. Diese Entwicklung begann ehemals mit der in der Umbildung der Pflanzstätten allgemeiner Bildung zu Berufsschulen sich zeigenden Veräußerlichung der Bildung. Sind die Gymnasien nicht zu Vorbereitungsanstalten auf die engere Berufsbildung für die sogenannten gelehrten Berufe geworden? In der Abzweigung der Realanstalten, dann im Ausbau der verschiedensten Fachschulen nahm diese Entwicklung ihren weiteren Weg, überall, auch in den Lehrerseminaren, machte sich geltend, wie Otto Willmann in seiner Didaktik nachweist, ein Intellektualismus und Enzyklopädismus, der auch vor unserer Volksschule nicht Halt machen will.

Unsere Einheitsschulreformer möchten jeder Schulart nicht nur ihr eigenes Lehrziel, sondern auch ihr eigenes Erziehungsziel nehmen, sie alle nur einordnen in den mechanisierten Schuleinheitsbetrieb zur Pflege des Intellekts, des Aufstiegs der Begabten. Demgegenüber muß man auf positiv-christlicher Seite immer wieder betonen, daß es sich nicht so sehr darum handeln kann, „die Förderung Einzelner durch die Benachteiligung der großen Masse zu erkaufen", wie es mit Recht die Osterversammlung der Abteilung Preußen des Katholischen Lehrerverbandes (Berlin 1918) betont hat. In der Schrift „Die preußische Volksschule und ihre Lehrer nach dem Kriege" (als Handschrift gedruckt, Berlin, Germania) hat sie ihre Ansicht über das „Doppelgesicht der Schulreform" in überaus klarer Weise zum Ausdruck gebracht. Ziel muß vielmehr sein: Hebung der gesamten Volksschule, Erhöhung der Bildung der großen Masse der Schüler, damit Hebung der gesamten Volksbildung. Recht viele der bisher veröffentlichten oder auch schon verwirklichten Volksschulreformpläne, namentlich der großen Städte, haben dagegen zu einseitig die Förderung begabter Schüler im Auge und suchen sie durch Abspaltung einzelner Klassenzüge für Begabte, weiterhin auch solcher für Minderbegabte, zu verwirklichen. Wenn hierbei überall der Gedanke nicht außer acht gelassen wird, daß erstes Ziel Hebung der gesamten Volksschule ist, daß diese Abspaltungen wesentlich bloß Notbehelfe für die Jahre des Ueberganges sind, daß sie aber in steter und inniger erziehlicher und unterrichtlicher Verbindung mit den den Kern der Volksschule bildenden Normalklassen bleiben, so können sie zugelassen werden; vorausgesetzt, daß ihre praktische Wirkung nicht zu einer Auspowerung der Volksschule führt, zu einer weiteren Ableitung der für alle Stände und Berufe des Volkes nötigen Begabten in höhere Berufe. Man wird in den nächsten Jahren nach dem Kriege allerdings an einer vermehrten Begabtenauslese nicht vorbeikommen, wenn wir unser kulturelles Gewicht in der Welt erhalten und vermehren wollen. Aber man vergesse dabei nie, daß alle schulische Begabtenauslese stets unvollkommen sein wird, selbst unter Zuhilfenahme von Intelligenzmessungen oder Zuziehung von eigenen „Schulpsychologen", wie sie Prof. Dr. Stern (Hamburg) verlangt. Direktor Grünweller, der verdienstvolle Leiter des Verbandes evangelischer Schul-, Lehrer- und Lehrerinnenvereine (Rheydt), sagt in seiner neuesten Schrift „Schulreform, Volksschule und Volkswohl" (Verlag der „Deutschen Lehrerztg.", Berlin) sehr mit Recht: „Intelligenz ist doch nur eine Art der Tüchtigkeit und nicht die für das persönliche und soziale Leben wichtigste und wertvollste. Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe, Arbeitslust und Sorgfalt, Stetigkeit des Wollens, zähes Interesse für ein Unterrichtsfach, sinnige Ruhe und Gemütstiefe, Freude am Guten und Schönen, Begeisterungsfähigkeit, ein durch Kindesliebe belebtes Ehrgefühl, Einwurzelung in ein reines, ruhiges und inniges Familienleben sind weit stärkere Bürgschaften für eine sich im Leben bewährende Tüchtigkeit."

Die Neuorganisationspläne der Volksschule machen aber nicht Halt in den Großstädten, auch für die Landgemeinden hat man die „Segnungen" des Intellektualismus zur Hand. In seiner Schrift „Neuorientierung der Volksschule" (Langensalza 1917, Beyer u. Mann) kritisiert der Reichenbacher Seminaroberlehrer Dr. Walter Popp außerordentlich scharf und einseitig unsere wenig gegliederten ländlichen Schulen und hält die Bildung der ländlichen Bevölkerung, namentlich in staatsbürgerlicher Hinsicht, für „recht gering". Er kommt über die „Erkenntnis" nicht hinweg, „daß die unbefriedigenden kulturellen Verhältnisse der breiten Landbevölkerung entscheidend bestimmt werden durch die unbefriedigenden Verhältnisse ihrer Jugendbildung". Wenn Popp noch von Jugendunterricht auf dem Lande gesprochen hätte! Statt dessen redet er ruhig von Jugendbildung. Und die Jugendbildung, die doch ein Produkt von Unterricht und Erziehung darstellt, soll auf dem Lande so kläglich sein? Ja, der ländliche Unterricht geht nicht so in die Breite wie in der Stadt, aber er geht sicherlich ebenso tief oder tiefer als dort und ist dazu im Ganzen erziehlich bedeutend wertvoller als in der Stadt. Nach Popp ist die einklassige Schule „die schlechteste aller erdenklichen Schulformen", weil er aus dem Gedankenkreis des Intellektualismus heraus redet. Die treffendste Antwort gibt ihm, anscheinend ohne seine Ausführungen zu kennen, der Breslauer Universitätsprofessor D. Dr. Ziesché in seiner Schrift „Die Zukunft der preußischen Volksschule" (Breslau 1918, Goerlich Pr. ℳ 1.50), die als programmatische Darstellung dauernden Wert besitzt. Er zeigt dort das Wesen der Schule als Hilfsanstalt der Familie, die bloßen Intellektualismus ablehne, ausschließlich Werkerziehung biete, einen Lebenskreis darstelle. Daraus ergebe sich für die Schule: „Die Schule erweitert notgedrungen den Kreis der Familie. Daraus ergeben sich von vornherein die unvermeidlichen Schäden ihres bloßen Behelfes. Weise der Lehrer, der es versteht, die Volksschule davor zu bewahren, ein bloßer Lernkreis zu werden, und sie als Lebenskreis zu gestalten und zu erhalten weiß. Alle sachgemäßen Zukunftspläne mit der Volksschule müßten darauf zugeschnitten sein, ihm dies zu ermöglichen und zu erleichtern. Die Volksschulformung der Zukunft muß kleinere, dauernde, sittlich belebte und höchst angepaßte Lebenskreise zu schaffen versuchen. Die schülerarme einklassige Zwergschule ist kein Krüppel, sondern ein letzter gesund wachsender Baum in unserem zugestutzten pädagogischen Nutz- und Zierpark."

Stattdessen verlangt Dr. Popp: „Mehrere Dörfer müssen zu einem Schulverbande zusammengezogen werden, der eine einzige, eine Zentralschule erhält, die die Lehrkräfte, die jetzt noch über den ganzen durch die Zusammenfassung entstehenden größeren Bezirk verteilt sind, an einem Orte vereinigt und ebenso die Schüler." Der Unterricht soll auf die Vormittage verlegt, die Schüler zur Schule und nach Hause gefahren werden; kurz, die Großstadtschulsysteme aufs Land, wohin sie passen, wie die Faust aufs Auge, verpflanzt werden.

Nichts kennzeichnet die beiden Forderungen: Begabungs-(Intellekt-)schule und Erziehungsschule, besser als die Gegenüberstellung von Ziesché und Popp! Uns wird die Entscheidung nicht schwer fallen!

Kreuz und quer-Gedanken.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg, München.

Wenn ich mich recht erinnere, habe ich zweimal in den Kreuz und quer-Gedanken auf hohe Löhne von Munitionsarbeitern hingewiesen. Nun erhalte ich Einsicht in eine Zuschrift des christlichen Metallarbeiter-Verbandes — Ortsverwaltung München —, die mir genaue Aufschlüsse über das Tageseinkommen der Beschäftigten bietet.

Eigentlich handelt es sich nur um die von mir gewählte allgemeine Bezeichnung „Munitionsarbeiter", die übrigens von der äußersten Rechten bis zum „Simplizissimus" hinüber gewählt wurde, die jetzt gewissermaßen im Munde aller Leute liegt. Dinge, die ich von glaubwürdigen Leuten hörte, dann Selbstgeschautes wird man mir nicht



ableugnen wollen, ich habe aber nie behauptet, daß es sich um Angehörige einer christlichen Gewerkschaft handele. Ich nehme überhaupt von christlichen Arbeitern an, daß sie sparsame Leute sind, die ihre Löhne nicht in Champagner vertrinken, und ebenso wird es unter den anderen Arbeitern sparsame Menschen geben. Daß die infame Preistreiberei einen Arbeiter mit Familie ebenso schwer bedrückt wie den Mittelstand, ist sonnenklar. Wenn ich nun die mir zugestellte Liste der Löhne der Metallarbeiter in Bayern durchsehe, so finde ich kein „Vier-Wochen-Einkommen“, das mir zu überschwänglich erscheint. Selbst bei einem Monatslohn von über 300 Mark ist der Sektgenuß ausgeschlossen.

Da frage ich nun: Ja — wer sind denn die Leute, die teure Weine trinken und das Geld verschwenden?

Es wird niemandem einfallen, mich als Arbeiterfeind hinzustellen, denn, wenn ich polemisiere, geht's meist gegen geldgierige Händler, die durch den Krieg nicht nur nichts verlieren, sondern gewinnen wollen, es geht gegen Menschen, die mit rundem Bäuchlein das Durchhalten predigen, es geht gegen das Vorgesetztenspielen der Herren in der Zivil-uniform. Wer die „Allgemeine Rundschau“ genauer gelesen hat, wird schon vor dem Kriege gefunden haben, daß ich gegen die Ansammlung von Riesenvermögen in den Händen von emporgekommenen Fabrikdynastien bin. Diese Millionen entstammen dem Schweiße des Arbeiters. Auch der fürstliche Besitz, dann der des alten Adels und der des freien Landmannes sind historisch nicht immer streng rechtlich erworben worden, es sind aber die verschiedenen revoltierenden und evolutionierenden Ereignisse über ihn hinweggezogen, haben ihn eingeschränkt und rechtlich gestempelt. Da ergibt sich doch ein großer Unterschied zwischen einem Fideikommiß und dem neuzeitlichen Milliardenvermögen. Ich habe nun schon früher darauf hingewiesen, daß der Staat nur die Ansammlung eines persönlichen Vermögens bis etwa 5 Millionen erlauben sollte. Dadurch würde sehr viel Geld für den Staat frei. Einem Vater von zehn Kindern wäre also die Ansammlung von 50 Millionen erlaubt. Es wurde mir immer entgegnet, daß diese Idee eine Verstaatlichung der Fabriken bedinge. Das aber würde mir die größte Freude bereiten, wenn der Staat dann durch seine Direktoren — aber ohne muffige Beamtenherrlichkeit — den angestellten Arbeitern gerecht würde.

Man klagt jetzt darüber, daß auch die bäuerlichen Arbeiter, die Knechte, vielfach maßlos in ihren Ansprüchen würden. Ja — wer hat denn das Leben hinaufgeschraubt? Wer hat das tägliche Brot zu einem Butterbrot umgeformt? Wer hat es soweit getrieben, daß wir statt zur Erörterung unerlaubter Vermögen voraussichtlich zu Enteignungen in größerem Maße schreiten müssen? Wie viele des deutschen Volkes werden Beifall klatschen, wenn wir englisch-amerikanische Zustände von „arm oder reich“ haben werden? Und es ist fast schon so weit!

Wer aber sind jene Arbeiter, die teuere Weine trinken? Ich schrieb: ein Kettenschmied habe einen Verdienst von 23 Mark täglich angegeben. Das ist nun ein braver, fleißiger Mensch, der sehr spart, um später eine Schmiede kaufen zu können. Das schrieb ich aber im Vergleich mit meinem Einkommen, der ich zwei Feldzüge mitgemacht habe usw. Dann benötige ich jetzt mein volles Einkommen, um hamstern zu können, denn als 71jähriger Invalide kann ich mir nicht wie die Söhne eines bayerischen Residenzstadt-Bürgermeisters die Butter bei der Base landwirtschaftlich verdienen. Soll ich mit 71 Jahren von der Ration leben?

Wer aber waren jene Arbeiter, die ich selbst schon in besseren Weinhäusern sitzen sah?

Z. B. ging ich an einem Sonntag zur Kirche und bemerkte einen älteren Mann, dem Arbeiterstande angehörig, der immer ärgerlich mit dem Kopfe schüttelte. Als ich ihn nach der Ursache fragte, antwortete er: Ist's nicht ein Saustall da drinnen, wie das junge Volk frißt und sauft und seine Weibsbilder bei sich hat?

Das war also das Urteil eines Arbeiters! Eine andere Geschichte, die übrigens auch im „Volksfreund“ zu lesen war, wurde mir von einem Augenzeugen, der morgens 7 Uhr im Isartalbahnhof war, erzählt. Drei Arbeiter mit ihren Damen kamen von einem Gelage, bestiegen den Zug, hatten aber nach dem Sekt jenen bekannten Durst. Einer holt eine Maß Bier und springt in den schon fahrenden Zug, wobei er seinen neuen Anzug zerreißt. Das bemerkt die eine Schöne und macht darauf aufmerksam, worauf die lachende Antwort: Jetzt kriegst ja an Anzug — die werden ja abgeliefert. Der andere Arbeiter wirft ein: Ja — aber nichts Gescheits — no aber wir holen uns schon noch die Besseren.

Nun erinnere ich daran, daß ähnliche Dinge vielfach mitgeteilt werden, und daß man unwillkürlich vor Schaufenstern Ohrenzeuge solcher Zwiesprachen wird. Wenn ich mich aus Gerechtigkeitsgefühl jederzeit belehren lasse, dann steht mir auch die Frage zu: Ja — welchem Arbeiterkreise gehören denn diese Elemente an?

Ich forderte allzeit Kriegsernst — vor allem, wenn an einer der Fronten schwer gerungen wird. Der glückliche Umstand, daß wir den Feind nicht im Lande haben, sollte doppelten, dreifachen Kriegsernst erzeugen. So aber verschanzt man sich hinter die Not der Theaterarbeiter, die recht gut in Munitionsfabriken zu gebrauchen wären, und bietet den „Indifferenten“ sich überstürzende Gelegenheit zum Vergnügen. Der Wohltätigkeit muß der Mantel oft recht leichter Vergnügungen umgehängt werden. Kann der Vortrag eines sogenannten großen Künstlers erbauen, wenn er etwa als Militär und Künstler hohe Einnahmen hat, hinter der Front Bergpartien macht und sich eine eigene Moral über die Ehe ersinnt? Ist es Kriegsernst, wenn indifferente Dämchen in die Vorträge eines solchen Neumoralisten laufen, sich die Hände wund klatschen und allenfalls bedauern, daß ihnen ein romantischer, herzbrechender Eheroman versagt ist, weil sie Gesellschaftskreisen angehören, in denen noch alte Moral herrscht?

Ist es Kriegsernst, wenn die „Kgl. B. Staatszeitung“ ein Inserat enthält, laut dem ein Kgl. Hof-Solotänzer unter Hinweis auf seine Eigenschaft als Lehrer am Kgl. Hof, an der Pagerie und im Max-Josephstift jetzt während der schwersten Zeit Unterrichtsstunden „im Boston, im Onestep, im Marize brasilienne, im Tango, im Fox trott“ ausschreibt? Famoser Deutscher! Herrliches Weibsvolk, das brasilianisch und amerikanisch tanzen muß! Da sitzt der Weibsteufel und Aehnliches bildet eine Fabrik für ein unzufriedenes Volk.

Ist es fürs Durchhalten aneifernd, wenn man Bayern den Sommer über von Norden her aushamstern läßt und dann im Herbst sich auf Maßregeln dagegen besinnt? Man operierte besser den Krebs im Fleische des deutschen Michels, die gewissenlose Preistreiberei, und verteile dann Millionen unter die Armen.

Ich denke, daß die christlichen Arbeiter nun mit mir zufrieden sein werden, und ich betone, wie schon oft, daß ich keinem Leser meine Ansichten aufdrängen möchte. Ich bin auch dankbar, wenn man mich eines Besseren belehrt. Auch ich rufe: Durchhalten, denn es kommen sonst üble Zeiten! Aber, wenn ich alter Invalide durchhalten will, dann will ich auch keine fetten Phöniker — oder wer es sonst sei — vom Durchhalten schwätzen hören.

Das Wesen des Geburtenrückganges. Die künstliche Geburtenverhütung ein Laster.

Von Geh. Medizinalrat Dr. J. Borntraeger, Düsseldorf.

(Vorbemerkung der Redaktion. Mit diesem Aufsatz beginnt in zwangloser Folge eine Reihe in sich selbständiger Abhandlungen über das Gesamtthema: Die Wechselbeziehungen zwischen Volkssittlichkeit und Geburtenrückgang. Wir sind überzeugt, daß diese, die grundsätzlichen und tatsächlichen Details der weitschichtigen und komplizierten Materie in wohl einzigartiger Vollständigkeit zusammenfassenden und verwertenden, von hohem sittlichem Ernste getragenen Darlegungen eines hochangesehenen Arztes besonderes Interesse und dankbare Anerkennung finden und zugleich eine klärende Wirkung ausüben werden.)

Alle Welt ist heute einig in der Anerkennung der Verderblichkeit des Geburtenrückganges und der Notwendigkeit seiner kräftigen Bekämpfung. Auffallend schnell hat sich diese Erkenntnis im Verlaufe der erst mit dem Jahre 1912 allgemeiner aufgekommenen Bewegung gegen den Geburtenrückgang durchgesetzt, und der Krieg hat dieses Erkennen wesentlich erleichtert und mächtig gefördert, derart, daß sich in Verfolgung dieser Abwehrbestrebungen die praktische Wissenschaft der Bevölkerungspolitik als neuzeitliche hochwichtige völkische Errungenschaft entwickelt hat. So reichhaltig und vielseitig nun aber auch in dieser kurzen Zeit die Erörterung über den Geburtenrückgang bereits geworden ist, so merkwürdig muß es erscheinen, daß eine bestimmte Seite dieser Erscheinung, nämlich die sittliche, also, da Sittlichkeit die Seele der ganzen Weltordnung ist, die wichtigste von allen, bisher durchaus stiefmütterlich behandelt, ja, stellenweise geradezu als gar nicht vorhanden erklärt wird.

Dies sachlich ebenso falsche wie praktisch nachteilige Verhalten erklärt sich einerseits aus der ganzen vorherrschenden Auffassungsart unserer Zeit, anderseits aber auch aus dem wenig treffend gewählten Worte „Geburtenrückgang“, d. h. einem Worte, das die Erscheinung nur in ihrem zahlenmäßigen Auftreten, nicht nach ihrem wahren Inhalte kennzeichnet, aus einer Zeit stammend, in der man sich über deren innere Vorgänge und Zusammenhänge noch nicht allgemein klar war, und bei dem großen Einflusse, den Wortbildungen erfahrungsgemäß nun einmal auf die Vorstellungen der Menschen ausüben, den Gedanken an einen Zusammenhang mit „Sittlichkeit“ so leicht nicht aufkommen läßt.

Wollen wir über den wahren Zusammenhang ins Reine kommen, so müssen wir uns fest vor Augen halten, was denn eigentlich das Wesen des Geburtenrückganges ist. Die Erklärung, über die sich wiederum alle Welt einig ist, lautet: Der Geburtenrückgang ist der Ausdruck des immer allgemeiner gewordenen künstlichen Geburtenverhütens in den Ehen.

Jedes Wort in dieser Erklärung ist wesentlich.

Es handelt sich also nicht etwa um ein natürliches Ausbleiben der Nachkommenschaft, z. B. infolge von Nachlassen der Fortpflanzungsfähigkeit bei den Menschen, um Hinausschieben oder Verseltenerung der Eheschließungen; es handelt sich nicht etwa um eine Verminderung der unehelichen Geburten, auch nicht um ein Brachlegen der Fruchtbarkeit durch Enthaltsamkeit der Ehegatten; es handelt sich endlich auch nicht etwa um gelegentliche Einzelerscheinungen, nein, die Tatsache des Geburtenrückganges ist durchaus diese, daß eine immer zahlreicher

werdende große Menge von Ehegatten die Entstehung von Kindern trotz uneingeschränkt fortgeführten Geschlechtsverkehrs vermieden haben will und diese Absicht durch Anwendung künstlicher Machenschaften durchführt. Wir haben es also durchaus mit etwas allgemein Gewolltem, mit etwas aus Abneigung gegen Kinder in den Ehen Gewolltem und auf unnatürliche Weise Durchgeführtem zu tun; und wir sollten, um die üble Erscheinung richtig zu bezeichnen und damit ihre Beurteilung wie Bekämpfung zu erleichtern, besser in der Folge nicht mehr von „Geburtenrückgang", sondern unzweideutig von unnatürlichem Geburtenverhüten in den Ehen, von der künstlichen Kleinhaltung der Familie oder auch kurz etwa von der ehelichen Kinderscheu sprechen.

Haben wir so den Geburtenrückgang als das Ergebnis eines bestimmten Willens erkannt, so sind wir bereits ohne weiteres in das Gebiet des Sittlichen gelangt und haben uns nun zu fragen: Läßt sich ein derartiges künstliches Geburtenverhüten in den Ehen mit den Geboten der Sittlichkeit vereinigen? Eine nähere Betrachtung muß zur Verneinung dieser Frage führen.

Der Geschlechtstrieb ist jedem Lebewesen einschließlich dem Menschen als mächtiger Betätigungsdrang eingepflanzt, um den Fortbestand der Art zu sichern. Im Tierreich fällt die Betätigung des Geschlechtstriebes mit der Fortpflanzung ohne weiteres zusammen, vollzieht sich in durchaus natürlicher Weise; für das Wirken von Schamgefühl, Willenshemmung oder sonstigen sittlichen Momenten ist da kein Raum gegeben.

Anders ganz allein beim Menschen unter allen Lebewesen der Erde. Das Weib besitzt 30 Jahre, der Mann 50 Jahre lang Geschlechtstrieb und Fortpflanzungsfähigkeit und zwar ohne geregelte natürliche Pausen; die Regelung des Geschlechtsverkehrs erfolgt beim Menschen vielmehr lediglich durch das Sittengesetz, das wir als gottentstammt anzusehen haben. Dieses göttliche Sittengesetz hat die Betätigung des Geschlechtstriebes bei allen Völkern der Erde zwar als einen Akt von ausgesprochener Ursprünglichkeit belassen, aber gleichzeitig als einen solchen von absoluter Intimität und unbedingter Heimlichkeit hingestellt und die Ausübung grundsätzlich und ausnahmslos an die Ehe gebunden, die wir ebenfalls als eine göttliche Einrichtung zu betrachten haben, mit der dreifachen Folge:

einmal eignet dem Menschen geschlechtliches Schamgefühl und Geschlechtsehre, zu deren Wahrung er die Betätigung des Geschlechtsverkehrs von seinem sittlichen Willen abhängig zu machen hat; demgemäß hat

zweitens der Geschlechtsverkehr sich auf die Ehe zu beschränken, während jeglicher außereheliche Verkehr ein für allemal als unsittlich gebrandmarkt ist, wie das tatsächlich auch, mögen noch so häufig Verfehlungen hier vorkommen, von allen Beteiligten wie Unbeteiligten deutlich empfunden und beurteilt wird, und

drittens hat es als eine wesentliche Aufgabe der Ehen zu gelten, Kindern das Leben zu geben, sie groß zu ziehen, auf diese Weise Familien zu bilden und so für den Bestand, das Größerwerden und die Entwicklung des Volkes und damit schließlich des Menschengeschlechtes zu sorgen. Nur durch diese Beschränkung einerseits und Aufgabenerfüllung anderseits erhält der menschliche Geschlechtsverkehr seine sittliche Berechtigung. Ihm entsprechen die Bibelworte: „Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet die Erde" (I. Moses 9, 1), und „Ehrbar sei die Ehe in allem und unbefleckt das Eheleben, denn Gott wird die Unzüchtigen und Ehebrecher richten" (Hebräer 13, 11).

Aus dieser unanfechtbar feststehenden Bestimmung der Ehe ergibt sich ohne weiteres, daß ein künstliches Verhüten der Folgen des Eheverkehrs ebenso naturwidrig wie unsittlich ist. Denn eben nur als Quelle der Fortpflanzung erhält der Geschlechtsverkehr in der Ehe die sittliche Grundlage und die Note der Wohlanständigkeit; wird die Möglichkeit der Befruchtung absichtlich und künstlich ausgeschaltet, so entfällt das die Berechtigung und die Eigenschaft des Sittlichen gewährende Moment, es kommt zum Anschreißen eines Rechtes unter Ausschaltung der dazu gehörigen Pflichten, der eheliche Verkehr verliert das ihn Edelnde, er wird zum ganz gewöhnlichen Vergnügungs- und Genußakte erniedrigt, zur ehelichen Selbstbefleckung, wie man es treffend genannt hat, und unterscheidet sich in tatsächlicher Hinsicht kaum noch deutlich vom Prostitutionsverkehr, der auch nur der Lustbefriedigung dient; das Ehepaar sinkt mit einem solchen Vergehen nicht nur auf die Stufe des Tieres, nein, unter diese, da das Tier sich den Folgen des Geschlechtsverkehrs nicht entzieht, die Folgen vielmehr unter Umständen ausdrücklich herbeizuführen sich alle Mühe gibt.

Mit dieser Feststellung ist das künstliche Geburtenverhüten ohne weiteres als unsittlich, als Inhalt und Hoheit der Ehe, dieser Grundlage des Volksganzen, vernichtend gerichtet. Und das Ueble und Gemeine des Vergehens wird um so deutlicher, wenn man bedenkt, daß dies Geburtenverhüten die Mutterschaftssehnsucht des Weibes, diese normaler Weise von Kindheit an vorhandene und ausgeprägte schöne Eigenschaft des weiblichen Geschlechtes, als ertötet voraussetzen muß, gerade des Weibes, das dazu bestimmt ist, als Quelle und Hort der Sittsamkeit zu dienen und demgemäß auf Ehemann, Kinder, Sippe und Volk sittlich veredelnd zu wirken.

Damit ist es aber nicht genug. Welchen Grad sittlichen Niederganges das gewohnheitsmäßige künstliche Geburtenverhüten zur Voraussetzung hat, erkennt man erst vollständig, wenn man den Arten nachgeht, auf welche die natürlichen Folgen des Eheverkehrs verhütet werden.

Sonnenuntergang.

Auf schwindelndem Berg ein Wand'rer steht,
Zu seh'n, wie die Welt zur Ruhe geht.
Da spinnt ihre Fäden lang und breit
Jhm um Seele und Aug' die Unendlichkeit:

Das Firmament, das ein Riesenkristall
Jn den Farben der Jris sich wölbt über'm All;
Die Berge dort, die wie sprühende Eisen
Rotglüh'n, wenn sie Schmiede zusammenschweissen;
Die Gletscher in magisch blutender Pracht,
Als spiegeln sie wieder die Felder der Schlacht;
Des Tieflands Meer, das kein Ufer kennt,
Nur das Feuer, das dort am Horizont brennt;
Die heilige Stille der Regionen;
Die Lüfte, die nirgends auf Erden wohnen —
Diese Zauber alle mit donnernder Kehle
Rauschen „Ewigkeit"! Ihm in die schauernde Seele,
Dass er fiebernd die Hände zum westlichen Brande
Voll Sehnsucht streckt, zum unendlichen Lande,
Dass die glühenden Augen hin und her
Nach Brücken späh'n über's endlose Meer,
Dass die zitternden Lippen strömen über:
„Wer trägt mich zum leuchtenden Ufer hinüber?"

Keine Antwort! ... Er lauscht in gierigem Bangen ...
Doch sieh dort! ... Mit Pferden in schäumendem Prangen
Und feurigen Achsen der Sonnenwagen!
„Du," ruft er, „musst mich ins Jenseits tragen!"
Kein Säumen; schon zeigen's die Schatten an:
Zwei Meilen nur mehr auf der Sonnenbahn.
Doch sie hören's nicht, die Hengste; sie rauben
Die Sinne ihm schier, wie sie wetterschnauben.
Keine Meile mehr auf der Sonnenbahn!
Den Einsamen packt die Verzweiflung an.
Er schreit, er winkt in bebenden Zeichen,
Er muss des Fährmanns Ohr erreichen.
Die Pulse ihm jagen, die Arme winken,
Die Augen brennen, schon seh'n sie sinken
Die Rosse ... die Räder ... den ganzen Zug
Hinunter in jauchzendem, lohendem Flug ....
Von den Hufen noch glüht der Westen in Pracht
Und der Berg — doch im Fremdling ward's bittere Nacht.

Martin Mayr.

Münchener Sommerausstellungen.

III. Glaspalast: Sezession. Kunstgewerbe.

Den bisher besprochenen Künstlervereinigungen steht die Sezession als die älteste der Neubildungen gegenüber. Durchwandert man aber die mit ihren Darbietungen angefüllten Säle, so gewahrt man leicht, daß sie in sich nicht mehr fest geschlossen ist. Neben der älteren, noch aus der Gründungszeit unversehrt, schaffensfreudig und schaffenskräftig erhaltenen Generation wächst eine neue heran, die, obgleich bisher in der Minderzahl, mit Selbstbewußtsein auftritt und sich Ellbogenraum verschafft, ohne im allgemeinen dieses Vorgehen durch Bedeutsamkeit ihrer Leistungen rechtfertigen zu können. Immer breiter wird der Riß, der zwischen dem Volke und diesen Künstlern sich aufgetan hat, denen es zumeist versagt ist, mit jenem zu fühlen und in einer Sprache zu reden, die wenigstens verständlich ist, wenn sie schon nicht zum Herzen geht. Die Auffassungen Hodlers üben weiter ihre Wirkungen wie zu Lebzeiten dieses Malers, dessen Kunst eine Größe besitzt, die darum nur äußerer Schein ist, weil ihr die Wärme des lebendigen Gefühls fehlt. Monumentalität, die von keiner Begeisterung getragen wird. Gesuchte, ausgeklügelte Einfachheit. Auf Aeußerlichkeiten verzichten, und gerade dadurch in Aeußerlichkeit verfallen. Wenn dergleichen zur Absicht wird, hat es keinen Wert mehr. Mit der Einfachheit des Gedankens geht geflissentliche Fehlerhaftigkeit der Form Hand in Hand — eins der Rätsel, welche diese neueste Kunst uns und der Zukunft aufgibt. Die Vergangenheit hat einen Stilisten gehabt, dem es zugedacht war, Vorgänger unserer Modernsten zu werden — Fra Angelico. Gedachte man von ihm zu lernen, so hätte man auch die Augen dafür auftun müssen, daß seine Einfachheit untrennbar verbunden ist mit Strenge einer Schönheit, die den überirdischen Gedanken übernatürlich auszudrücken sucht, nicht aber ihn durch Häßlichkeit unter die Form des Irdischen erniedrigt, hohen Verstand der Idee durch Unverstand des Vortrages entwürdigt. Ich verzichte darauf, Einzelheiten zu nennen. Die Unmöglichkeiten werden von selbst wieder verschwinden, und das Brauchbare wird ebenso sich abklären. Wenn ich also den Namen Albin Egger-Lienz hierher schreibe, so will ich damit sagen, daß seine Art, die Leitgedanken menschlichen Daseins aufzufassen, trotz mancher äußerlichen Aehnlichkeit des Ausdruckes sich in anderen

Bahnen bewegt als jene Hodlers. Der Unterschied liegt nach meinem Empfinden darin, daß bei Egger der abstrakte, nach Verkörperung strebende Gedanke in einem reichen, alles mit offenem Blick und glühendem Herzen umfassenden Gemütsleben seinen Ursprung und Halt besitzt. So sind auch seine scheinbar unschönen Gebilde Ausdruck innerlicher Schönheit, ihre scheinbare Starrheit Abklärung der Idee der Lebensbewegung. Wer mit dieser Auffassung an die in schlichtesten Linien und Kompositionen und unter Verzicht auf allen Farbenreiz gegebenen Gestalten des neuerlichen Eggerschen Schaffens herantritt, für den schwindet, was sie dem ersten Anblicke häßlich und einförmig erscheinen läßt. Ueber den kleinlichen Zufall vielfältiger Einzelheit hinaus wächst die Riesengröße des einfachen Allgemeinen. So diesmal in der gewaltigen Missa eroica, mit ihrer Versinnbildlichung des Heldentodes; auch in den beiden Tageszeitbildern, von denen vor allem der „Abend" erschütternd wirkt. Mit diesen mächtigen Werken hält nichts einen Vergleich aus. Ganz und gar davon absehen muß man, wenn man Malereien wie den eigentümlich poetisch gedachten von C. Schwalbach gerecht werden will (besonders seine „Genesende Frau" sei hervorgehoben), oder den so gänzlich davon verschiedenen Th. Th. Heines, dessen dekorative Wandgemälde in ihrem Märcheninhalt eine dekadente Satire fühlbar machen. Tiefer und reiner Sinn spricht aus vielen Werken der Plastik. Hier gibt es einzelne, die sich zu sehr bedeutendem Werte erheben. So die beiden für die Freiburger Universität bestimmten Sitzstatuen (Homer und Aristoteles) von C. A. Bermann, die edel erfundenen Statuetten von H. Hahn. Viel Feines bietet auch die Medaillon- und Plakettenkunst. So gedenke ich der Rotkreuzmünze mit dem Bilde der Königin Marie Therese und einiger anderer solcher Arbeiten von H. Schwegerle, der Plaketten von H. Kaufmann, A. Feuerle, E. von Essö, L. Eckart.

Nicht bei den Werken der letzteren, aber bei den sonst genannten sieht man das Thema des **Krieges** in mannigfachster Weise behandelt. Fritz Erler hat den Ehrgeiz, die Gedanken des Krieges zur malerischen Monumentalität zu erheben. Was er trotzdem nur zu erreichen vermag, sind ins Große stilisierte Illustrationen. Die Zeichnung ist hart unter starker Hervorhebung des Umrisses, die Farbe hell, wesentlich verschieden von dem lebhaften Kolorit der früheren, vorwiegend dekorativen Malereien Erlers. Die Wirkung auf das Auge ebenso eiskalt wie auf das Gemüt — in dieser letzteren Beziehung ist die Art der Erlerschen Kunst sich gleich geblieben. Sie hat nie etwas wahrhaft Innerliches zu geben vermocht. Wie anders wirken die schwarzweißen Kriegsradierungen Erich Erlers in ihrer tiefen Auffassung, die bei ihrer ruhigen Absichtslosigkeit um so ergreifender ist. Zu wirklicher innerer Größe steigert sich bei ihm das illustrative Wesen, über das der Kriegsmaler inmitten der Ereignisse naturgemäß nicht hinaus kann. Das beweisen auch die Radierungen O. Grafs, die neben ihren technischen Vorzügen wesentlich ein kräftiges gegenständliches Interesse besitzen. Das gleiche gilt von den Orts- und Zustandsmalereien des unermüdlichen H. von Hayek.

Beachtet man wohl, daß, seitdem ich hier von ernsthaft zu nehmenden Kunstwerken rede, nur Namen von altem, bekanntem Klange uns begegnen? Lediglich den **Alten** verdankt die Sezession, daß sie noch immer eine Gruppe von hoher Bedeutung ist. Allen jenen, die wenigstens als scharfe Naturbeobachter und als ausgezeichnete technische Könner, vereinzelt daneben auch als Poeten etwas zu geben haben. Die **Neuen** sind tätig, das Werk jener zu verderben, etwas Anderes, keineswegs aber Besseres an dessen Stelle zu setzen. Wer von ihnen wäre imstande, ein so farbenglühendes, zeichnerisch vollendetes Historienbild zu liefern wie O. Hierl-Deronco mit seiner Darstellung des Papstes Pius X. bei einer Funktion in der Sistina? Wer von jenen bringt ein Werk fertig wie das kostbare Damenbildnis in Grau von A. von Keller? Man sehe die Historien und Bildnisse der Neuen dagegen, selbst solcher, die sich von Ausartungen des Vortrages frei halten. O. Wirschings warmtöniges Bild „Odysseus und die Freier", Th. Baumgartners gut charakterisiertes Porträt des Malers Gerhardinger, A. Spethmanns Damenporträt gehören zu den wenigen Ausnahmen. Die übrigen glauben sich beim Bildnisse ihrer Pflicht zur Schilderung des inneren Menschen dadurch entledigen zu können, daß sie dem Betreffenden irgendeine zwanglose Stellung, eine naturalistische Beschäftigung geben, die unter Umständen wohl dazu dient, von der Eigenart des Betreffenden eine verkehrte Vorstellung zu geben. Erst wenn wir wiederum die Angehörigen der älteren Generation anschauen, finden wir Bedeutendes. Vor allem andern die tiefgründig erfaßten, mit prachtvollem Kraftbewußtsein geschaffenen lebensprühenden Bildnisse von L. Samberger. Bedeutende figürliche Leistungen seien noch erwähnt von K. J. Becker-Gundahl, A. Jank, L. Putz; unter den Plastiken die herben, charaktervollen kleinen Schnitzereien von H. Mauracher, die Arbeiten von E. Kurz, E. Manz, L. Eberle.

Das gleiche wie von der Bildniskunst, gilt von der Landschaftsmalerei, die, weil sie nur selten aus freier Eingebung erwächst, sondern an den von der Natur gegebenen Motiven festhält, der Porträtkunst nahe verwandt, eine Seelenmalerei ist wie jene. Einige der neueren Künstler mögen sich vielleicht einmal herausarbeiten. So der kraftvolle F. Scherer, dessen Arbeiten an dieser Stelle besser und für sein Talent erziehlicher untergebracht sind, als bei den „Juryfreien". Aber wirkliches Genüge geben doch nur die altbewährten Meister. So F. Bürgers, der versonnene P. Crodel, der immer gleiche L. Dill, der naturfreudige R. Kaiser, W. L. Lehmann, C. Th. Meyer-Basel, R. Pietzsch, C. Reiser, E. Wolff-Filseck. Tiefe und feinste Genüsse schaffen die beiden großen Gruppen von Landschaften B. Buttersacks und † Toni Stadlers. Vor allem der letztere hat uns Meisterwerke von höchster Feinheit gegeben, die ihren Rang in der Kunstgeschichte behaupten werden. — Endlich sei der Vollständigkeit halber noch hingewiesen auf die wegen ihrer Charakterisierung und Beleuchtung unübertrefflichen Tierbilder H. von Zügels, die perlmutterhaft schimmernden Innenraumbilder von J. Kühn jun., ein wundervoll gemaltes dunkelblaues Stilleben von R. Nißl.

Um die Darbietung von Erzeugnissen der angewandten Kunst hat sich auch heuer der **Bayerische Kunstgewerbe-Verein** verdient gemacht. Was er zeigt, ist gewissermaßen eine Ergänzung zu dem, was unlängst die Kgl. Kunstgewerbeschule darbot. Insofern eine Ergänzung, als den im Glaspalast gezeigten Arbeiten der Edelschmiedekunst, Feintöpferei, Weberei, Stickerei usw. das Merkmal der Volksmäßigkeit fehlt, das für einen großen Teil jener andern so bezeichnend war. Was wir hier sehen, trägt mehr den Charakter großer **Luxuskunst**. So die reizend mit Gold und kleinen blauen Landschaften gezierten Porzellane von K. Böttcher, die interessanten silbernen Schmuckgegenstände und Tafelgeräte von A. von Mayerhofer und L. Wittmann; die auf edler Ueberlieferung beruhenden Schmuckkassetten von E. Steinicken; die koketten Teepuppen von K. Thurner und M. Lehner; die Batikarbeiten von C. Lottes, L. Dübbers und andern; die Lederarbeiten von W. und W. Ludwig. Originelle Auffassung zeigt das von der Münchener Künstlergenossenschaft ihrem Präsidenten C. von Marr gestiftete Ehrengeschenk, eine Arbeit F. Schmitts; zu beiden Seiten einer mit blauemaillierter Schrift bedeckten Tafel steht man je ein kleines Pergamentbüchlein, auf dessen Seiten die Namen sämtlicher Mitglieder verzeichnet sind. Ein Schrank enthält Adressen, Medaillen und andere Geschenke, die dem **bayerischen Königspaare** bei seiner **Goldenen Hochzeit** überreicht worden sind. Sehr schön ist die von A. Figel gemalte Adresse der Kgl. Hofglasmalerei F. X. Zettler; eine Seite enthält die Schrift, die andere außer Wappen eine entzückend gemalte Madonna in weißem Spitzenmantel. Andere Adressen sind von J. Diez; die des Bayerischen Kunstgewerbe-Vereins von M. Dasio und F. Schmitt. Ein Werk feinster Kleinplastik ist ein silberner Soldat, beschäftigt Handgranaten zu werfen, von H. Wadere. Große Pracht von Schmelzarbeit, Edelstein- und Korallenschmuck zeigt der von F. v. Miller geschaffene Tafelaufsatz, den der Landrat von Oberbayern gestiftet hat. Ein wächserner Tafelaufsatz mit den vor einer blühenden Laube stehenden Figuren eines Mannes und einer Frau in der Tracht des 17. Jahrhunderts stammt von der Kgl. Bayer. Hofwachswarenfabrik J. Gautsch. Wertvolle, fein modellierte Medaillen sind u. a. von M. Heilmaier, die vom Münchener Altertumsverein gestiftete stammt von M. Giese. Dr. O. **Doering**.

Chronik der Kriegsereignisse.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Heftige Kämpfe vor den neuen Stellungen, besonders zwischen Ailette und Aisne. Englische Niederlage südlich Cambrai.

Berichte der **deutschen** Heeresleitung:

16. September. Zwischen **Havrincourt** und **Epéhy** am frühen Morgen heftiger Artilleriekampf, dem bei und südlich von Havrincourt feindliche Teilangriffe folgten. Der Feind wurde abgewiesen. Heftige Teilkämpfe zwischen **Ailette** und **Aisne**. Nach vergeblichen Vorstößen am frühen Morgen brach der Feind am Abend erneut zum Angriff vor. Im allgemeinen wurde er abgewiesen. Er hat die Einbruchstelle aus den Kämpfen der Vortage etwas erweitert und faßte im Südteil von **Vailly** Fuß. Von der **Côte Lorraine** bis zur **Mosel** lebte der Artilleriekampf am Abend zeitweilig auf. Vor unseren neuen Stellungen entwickelten sich mehrfach heftige Infanteriegefechte, in denen wir Gefangene machten. Am Abend stand der Feind etwa in Linie **Fresnes**—**St. Hilaire**—**Haumont**—**Rembercourt** und am Walde von **Rappes**.

Als Vergeltung für das fortgesetzte Bewerfen deutscher Städte wurden auf **Paris** in vergangener Nacht durch die Bombengeschwader 22000 Kilogramm Bomben abgeworfen.

17. September. Südlich von **Ypern** scheiterten Teilangriffe des Feindes. In der Kanalstellung brachten **pommersche** Grenadiere von erneuten Vorstößen gegen den Feind bei **Sauchy-Cauchy** Gefangene zurück. Zwischen **Ailette** und **Aisne** dauerten die heftigen Angriffe des Feindes fort. Wir nahmen den Ostrand der Höhe östlich von **Vauxaillon**, auf der der Feind Fuß faßte, wieder. An der von **Laffaux** nach Osten führenden Straße drückte uns der Feind etwas zurück. Am Nachmittag nach stärkstem Artilleriefeuer erneut vorbrechende Angriffe des Feindes scheiterten an den Gegenstößen der hier kämpfenden **hannoverschen**, **braunschweigischen** und **oldenburgischen** Reserveregimenter. Sie schoben am Abend ihre Linien zum Teil wieder vor. Auch die südlich anschließende **brandenburgische** 5. Infanterie-Division schlug mehrfach durch Panzerwagen unterstützte Angriffe des Feindes ab. Im Südteil von **Vailly** dauerten Kleinkämpfe an. In der Champagne wurde ein nächtlicher Vorstoß des Feindes südlich von **Ripont** ab-

gewiesen. In der Côte Lorraine bei St. Hilaire und westlich von Jonville führten wir erfolgreiche Unternehmungen durch. Teilangriffe des Feindes gegen Haumont und nordöstlich von Thiaucourt wurden abgewiesen.

18. September. Bei Ypern wurden Vorstöße, beiderseits des La Bassée-Kanals mehrfach wiederholte Teilangriffe der Engländer abgewiesen. Versuche des Feindes, sich nördlich vom Holnon-Wald an unsere Linien heranzuarbeiten, sowie Teilangriffe gegen Holnon und Essigny-le-Grand scheiterten. Zwischen Ailette und Aisne setzte der Franzose seine Angriffe fort. Am Vormittag stieß er zwischen Vauxaillon und Allemant, am Nachmittag nach stärkstem Feuer auf der ganzen Front mit starken Kräften vor. Der Feind, der zunächst auf Vinon südlich der Straße Laffaux—Chavignon in unsere Linien eindrang, wurde im Gegenstoß wieder zurückgeworfen. Die gegen die übrige Front gerichteten Angriffe scheiterten vor unseren Linien.

19. September. Der Engländer nahm seine Angriffe gegen unsere Stellungen vor der Siegfriedfront im Abschnitt vom Walde von Havrincourt bis zur Somme wieder auf. Die nördlich von Gouzeaucourt und gegen den Ort selbst gerichteten Angriffe scheiterten vor unseren Linien. Deutsche Jäger-Regimenter haben Gouzeaucourt zäh verteidigt. Auch zwischen Gouzeaucourt und Hargicourt schlugen wir den Engländer, der mit starken Kräften und Panzerwagen mehrfach anstürmte, ab. Epéhy und Ronsoy blieben nach wechselvollem Kampf in seiner Hand. Am Abend wiederholte der Feind auf dieser ganzen Front seine Angriffe. Sie wurden überall abgewiesen. Zwischen Hargicourt und Pontruet drangen Australier in unsere Stellungen ein. Nach hartem Kampf gelang es, den über Hargicourt und Pontruet vorstoßenden Feind westlich von Bellicourt—Bellenglise zum Stehen zu bringen. Zwischen Omignon-Bach und der Somme griff der Engländer im Verein mit Franzosen an. Unter Einsatz starker Kräfte suchte er, auf St. Quentin und nördlich davon unsere Linien zu durchbrechen. Die bis zum Abend anhaltenden Kämpfe endeten mit vollem Mißerfolg für den Gegner. In heftigen Kämpfen wurde der Feind in seine Ausgangsstellungen zurückgeworfen. Auf der 35 Kilometer breiten Angriffsfront stellten wir durch Gefangene 15 feindliche Divisionen fest.

20. September. Infanteriekämpfe nordöstlich von Bixschoote und südlich von Ypern verliefen für uns erfolgreich. Ein Vorstoß der Engländer nordwestlich von Hulluch wurde abgewiesen. Bei örtlichen Unternehmungen bei Moeuvres und am Walde von Havrincourt machten wir Gefangene. In Moeuvres sprengten wir zahlreiche Unterstände des Feindes. Starke Teilangriffe, die der Feind gegen Gouzeaucourt und beiderseits von Epéhy mehrfach wiederholte, wurden abgewiesen. Bayerische Regimenter und preußische Jäger zeichneten sich hierbei besonders aus. Einheitliche Angriffe richtete der Feind nach stärkstem Feuer am frühen Morgen und in den Mittagsstunden gegen unsere Linien zwischen Omignon-Bach und der Somme. Sie sind hier auch gestern überall vor unseren Linien gescheitert. Nördlich der Aisne machten wir bei eigenen Unternehmungen am Gehöft Vaurains und westlich von Jouy 130 Gefangene. Infolge unseres Artilleriefeuers, das das Unternehmen westlich von Jouy vorbereitete, kam ein Angriff des Feindes nicht voll zur Entwicklung und wurde abgewiesen.

21. September. Oestlich von Merckem wurde ein belgischer Teilangriff abgewiesen. Bei Abwehr englischer Bataillone, die nördlich von La Bassée vorstießen, machten wir 50 Gefangene. Ein englischer Teilangriff nordwestlich von Bellicourt scheiterte vor unseren Linien. Südlich der Somme nahmen wir unsere noch weit vor der Stellung gelassenen Vortruppen auf diese zurück und räumten somit auch Essigny-le-Grand. Zwischen Vauxaillon und Jouy folgten am Abend heftigem Feuer feindliche Angriffe. Auf dem Höhenrücken westlich von Jouy faßte der Feind Fuß. Im übrigen wurde er abgewiesen.

22. September. Nach den vergeblichen Teilangriffen der beiden letzten Tage holte der Engländer gestern wieder zu großem, einheitlichem Angriff aus. Sein Ziel war der Durchbruch südlich von Cambrai. Unter dem Schutz einer dichten Feuerwalze trat die englische Infanterie, von Panzerwagen und Fliegern begleitet, zwischen dem Walde von Gouzeaucourt und Hargicourt am frühen Morgen zum Angriff an. Wir hatten in Erwartung des feindlichen Angriffes in der Nacht vom 19. zum 20. September die Verteidigung von dem freien Gelände östlich von Epéhy in die alten englischen Stellungen zwischen Villers-Guislain und Bellicourt verlegt. Als der zum Angriff tiefgegliederte Feind die Höhen hinab gegen unsere Linien anstürmte, empfing ihn das vorbereitete Abwehrfeuer unserer Artillerie, Infanterie und Maschinengewehre. Der Angriff blieb vor unseren Linien liegen. Nach stärkster Feuervorbereitung setzte der Feind zu erneutem Angriff an. Auch dieser zweite Ansturm scheiterte völlig. In den Südwestteil von Villers-Guislain und in das Gehöft Quennemont drang der Engländer vorübergehend ein. Hier warf ihn sofortiger Gegenstoß wieder zurück. Am Abend und während der Nacht folgten stärkstem Artilleriefeuer nochmals heftige Angriffe, die abgewiesen wurden. Der gestrige Kampftag war in dem schweren Ringen an der Westfront ein besonders erfolgreicher Tag. Deutsche Jäger und Kavallerie-Schützenregimenter, ost- und westpreußische, posensche, niederschlesische, westfälische, rheinische, bayerische Regimenter und Gardetruppen haben dem Engländer gestern eine schwere Niederlage zugefügt. An seiner ganzen Front hat er schwerste Verluste erlitten. Unserer Artillerie fällt ein Hauptanteil am Erfolge zu.

Beschießung von Metz.

Einer in den Metzer Blättern am 20. September veröffentlichten amtlichen Mitteilung zufolge hat der Feind nach kurzer Dauer die Fernbeschießung von Metz wieder eingestellt. Rund 40 Schuß hat er in drei Tagen gegen die Stadt abgegeben. Das schnelle Aufhören der Fernbeschießung danken wir unserer Fernartillerie, die dem weittragenden feindlichen Geschütz das weitere Verbleiben in seiner Stellung verleidete.

Feindliche Fliegerangriffe auf deutsches Heimatgebiet.

Städte am Rhein, in Baden und Lothringen und deren Umgebung waren um die Mitte September das Ziel zahlreicher feindlicher Bombenwürfe. Die Bomben waren ausschließlich gegen die friedliche Bevölkerung und bürgerliches Eigentum gerichtet. In Mainz warfen die Feinde Bomben auf die Johanniskirche und beschädigten sie schwer. Der Schaden an Privathäusern in den offenen Städten war gering. In Stuttgart wurden 11 Personen getötet, darunter 6 Frauen und 4 Kinder. Unter den 11 Verletzten befanden sich 3 Frauen und 4 Kinder. Sonst wurden vom 15. bis 17. September nur 2 Personen schwer und 11 leicht verletzt. Ihr völkerrechtswidriges Vorgehen büßten unsere Gegner mit schweren Verlusten. Aus dem am 16. September vom Fliegerangriff auf Mannheim zurückkehrenden feindlichen Geschwader wurden 3 Flugzeuge abgeschossen. Im lothringisch-luxemburgischen Industriegebiet und im Saargebiet wurden in der darauffolgenden Nacht 6 weitere Flugzeuge zum Absturz gebracht.

Der Luftkampf im August.

Im August wurden an den deutschen Fronten 565 feindliche Flugzeuge, davon 62 durch unsere Flugabwehrgeschütze, und 53 Fesselballone abgeschossen. Hiervon sind 251 Flugzeuge in unserem Besitz, der Rest ist jenseits der feindlichen Linien erkennbar abgestürzt. Wir haben im Kampf 143 Flugzeuge und 85 Fesselballone verloren.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Neue Kämpfe an der Gebirgsfront.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

17. September. Zwischen der Brenta und dem Monte Solarolo setzten die Italiener gestern früh nach starker, bis zum Trommelfeuer gesteigerter Artillerievorbereitung zum Angriff an. Ihre Sturmkolonnen wurden im Brentatale und vor dem Col Caprile durch unser Feuer zurückgetrieben. Auf dem Monte Pertica, dem Solarolo und dem Tasson-Rücken kam es zu erbitterten Kämpfen, in denen der Feind gleichfalls restlos weichen mußte.

18. September. Gestern lief der Feind gegen den Tasson-Rücken fünfmal Sturm. Er wurde jedesmal in erbitterten Nahkämpfen zurückgeschlagen.

20. September. Nördlich des Monte di Val Bella und des Col del Rosso gelang es gestern den Italienern, vorübergehend in unsere Gräben einzudringen. Ungesäumt einsetzender Gegenstoß warf sie sogleich wieder hinaus. Westlich des Asolone und im Gebiete des Col del Orso schlugen unsere braven Regimenter italienische Anstürme in erbitterten Nahkämpfen zurück.

Vom mazedonischen Kriegsschauplatz.

Kämpfe an der Cerna und bei Doiran.

Oestlich der Cerna stehen die Bulgaren seit dem 15. September im Kampf mit Franzosen, Serben und Griechen. Zur Abwehr des Feindes sind auch deutsche Bataillone eingesetzt worden. Nach den bulgarischen Berichten besetzten die Bulgaren am 17. September, vom Feinde ungestört, die neuen ihnen angewiesenen Stellungen. Am 17. September entwickelten sich südlich und westlich von Doiran erbitterte Kämpfe. Nach überaus kräftiger Artillerievorbereitung griffen drei englische und zwei griechische Divisionen in dichten Massen an. Es gelang ihnen an mehreren Stellen, in die bulgarischen vorgeschobenen Stellungen einzudringen. Sie wurden aber durch Gegenangriff zurückgeworfen. Am 18. September fanden östlich der Cerna den ganzen Tag über schwere Kämpfe mit wechselndem Erfolge statt. Zwischen Gevgheli und dem Doiransee erneuerte der Feind seine erbitterten Angriffe. Nach hartnäckigem Kampfe gelang es dem Feinde, zeitweilig in manche vorgeschobenen bulgarischen Stellungen einzudringen; aber durch einen schneidigen Gegenangriff wurde er vertrieben.

Vom türkischen Kriegsschauplatz.

Englischer Angriff in Palästina.

Nach heftigstem Artilleriefeuer setzte am 18. September abends der Kampf östlich der Straße Jerusalem—Nablus an breiter Front ein. Der erste Ansturm des Gegners zerschellte. Um Mitternacht führte der Feind neue Truppen zum Angriff vor. Bei Tagesanbruch war die Kraft des Angreifers gebrochen und der Stoß in der Linie Dschalud—Wadi—Abu—Zerka aufgefangen. Inzwischen eröffneten die Engländer auch im Küstenabschnitt stärkstes Artilleriefeuer, in das die Schiffsgeschütze von See eingriffen. Nach erbittertem Nahkampf gelang es ihnen, in die türkische Stellung zwischen Küste und Eisenbahn Liddul—Kerm einzudringen. Dem Druck des an Zahl weit überlegenen Gegners ausweichend, gingen die Türken in die Tul—Kerm-Stellung zurück.

Kriegskalender.

XLIX.

1. August: U-Bootsbeute im Juli: 550 000 Bruttoregistertonnen (498). Die Feinde verloren im Juli 518 Flugzeuge und 36 Fesselballone, eigener Verlust 129 Flugzeuge und 63 Fesselballone (486). Fortgang der französischen Offensive zwischen Aisne und Marne (460). Erfolge in Albanien beiderseits des Semeni-Knies und im oberen Devoli-Tal (474).

4. August: In Flandern nördlich Albert und beiderseits der Somme feindliche Vorstöße abgewiesen (474).

5. August: Die vorderen englischen Linien beiderseits der Straße Bray—Corbie erstürmt, feindliche Angriffe im Vesle-Abschnitt zusammengebrochen (474).

5./6. August: Erfolgreicher Luftangriff auf die englische Ostküste (474).

6./7. August: Feindliche Angriffe beiderseits der Straße Bray—Corbie und beiderseits Braisne und Bazoches abgeschlagen (474). Beginn der englischen Offensive beiderseits der Somme.

8./9. August: Feindliche Erfolge zwischen Ancre und Avre; die an der Avre und am Dom-Bach kämpfenden Truppen bis östlich Montdidier zurückgenommen (468, 474).

9. August: Italienische Vorstöße zwischen Canove und Asiago, sowie im Asolone-Gebiet zurückgeschlagen (498).

10. August: Feindliche Angriffe zwischen Lihons und der Avre östlich Rosières und beiderseits der Straße Amiens—Roye abgeschlagen; nach Abwehr feindlicher Vorstöße zwischen Montdidier und Autheuil über die Linie Laboissière—Hainvillers—Ricquebourg—Marest ausgewichen (486). Italienische Angriffe auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden gescheitert (499).

11. August: Feindlicher Vorstoß über Lihons hinaus; französischer Durchbruchsversuch zwischen Avre und Oise bei Tilloloy vereitelt (486). Seegefecht vor der Deutschen Bucht (487).

12. August: Abwehr feindlicher Angriffe beiderseits der Römerstraße Foucaucourt—Villers-Bretonneux, nördlich der Straße Amiens—Roye, südlich der Avre, zwischen Tilloloy und nördlich Elincourt (486).

13. August: Südlich Merris und südlich der Lys, sowie beiderseits Chauny scheitern feindliche Vorstöße (486).

13./14. August: Die Italiener im Tonalegebiet zurückgeworfen (499).

14. August: Räumung unseres Stellungsteiles bei Puisieux und Beaumont—Hamel; englisches Bombengeschwader vor Erreichung des Zieles (Frankfurt a. M.) zur Umkehr gezwungen (486).

15. August: Der Feind beiderseits der Avre, bei Lassigny und westlich der Oise zurückgeschlagen, südlich Thiescourt das Gehöft Attiche verloren (486). Italienische Angriffe gegen die Montezza-Stellung abgewiesen (499).

16./17. August: Französischer Durchbruchsversuch beiderseits der Avre, zwischen Chaulnes und Lassigny, gescheitert; vergebliche feindliche Angriffe bei Beuvraignes (480, 486).

18. August: Englische Angriffe südwestlich Bailleul abgewiesen; erfolgreicher Vorstoß bei Roye; französischer Ansturm an der Avre zusammengebrochen (497).

19. August: Merville vom Feinde besetzt; Abwehr feindlicher Vorstöße nördlich Vieux-Berquin, südwestlich Chaulnes, nordwestlich Roye, zwischen Beuvraignes und der Oise (497).

20. August: Französische Durchbruchsversuche zwischen Oise und Aisne gescheitert; feindliche Angriffe bei Vieux-Berquin, Merville, südlich der Lys, nordwestlich Roye, beiderseits Cravesumesnil, bei Lassigny und auf den Höhen südwestlich Noyon zurückgeschlagen. Verlegung unserer Linien hinter die Oise (498).

21. August: Vergebliche englische Anstürme südlich Arras nördlich der Ancre in Richtung auf Bapaume; französische Vorstöße beiderseits der Morsain-Schlucht zusammengebrochen (492, 498).

22. August: Niederlage der Engländer nördlich der Ancre zwischen Moyenville und Miraumont und in Richtung Puisieux—Beaumont—Hamel. Zurücknahme unserer Truppen zwischen Oise und Aisne hinter die Ailette (492, 498). Siegreicher Vorstoß in Albanien zwischen Berat und Fieri auf Kumani (499).

22./23. August: Seegefecht vor Dünkirchen (498).

23. August: Englische Vorstöße zwischen Arras und Chaulnes nordwestlich Bapaume in Linie St. Leger—Achiet-le-Grand—Miraumont zurückgeschlagen, in Richtung Bapaume unsere Linie auf Behagnies—Pys zurückgedrängt. Englische Angriffe gegen Gappy—Foucaucourt—Vermandovillers, französische zwischen Ailette und Aisne abgewiesen (498).

24./25. August: Englischer Durchbruchsversuch beiderseits Bapaume zwischen St. Leger und Martinpuich gescheitert; der Feind bei Bozières zurückgeschlagen; feindliche Anstürme von östlich Albert bis zur Somme, sowie zwischen Ailette und Aisne gegen Crécy-au-Mont und beiderseits Chavigny zerschellt (498, 510). Rückeroberung von Berat und Fieri in Albanien (499).

26. August: Der Feind dringt zwischen Arras und der Somme über Monchy—Guemappe vor; feindliche Vorstöße gegen Chericy zusammengebrochen; Verlegung unserer Linien beiderseits Bapaume auf westlich Flers — westlich Longueval auf Mariecourt (510).

27. August: Englische Angriffe zwischen der Scarpe und Mory, beiderseits Bapaume und zwischen Flers und Curlu zurückgeschlagen; Rückverlegung unserer Front zwischen Somme und Oise; Fismette im Vesletal erstürmt (510). Unterzeichnung der Zusatzverträge zum Brester Frieden (492, 504).

27./28. August: Scheitern feindlicher Durchbruchsversuche beiderseits der Straße Arras—Cambrai (510).

28. August: Der Feind besetzt die von uns geräumte Linie Dompierre—Belloy—Nesle—Beaulieu—Suzoy; feindliche Angriffe nördlich der Aisne und am Pasly-Kopf abgeschlagen (510).

29. August: Feindliche Vorstöße südlich der Straße Arras—Cambrai und nordöstlich Bapaume gescheitert; Verlegung unserer Verteidigung in die Linie östlich von Bapaume—nordwestlich von Péronne; französische Niederlage zwischen Pont St. Mard und Chavigny (510, 511).

30. August: Englische Durchbruchsversuche zwischen Straße Arras—Cambrai und südöstlich Bapaume gescheitert; vergebliche englische Angriffe zwischen Morval und Clery, französische zwischen Libermont und Noyon; der zum Pasly-Kopf vorspringende Frontabschnitt in die Linie Juvigny—Bucy-le-Long zurückgenommen (511).

31. August: Durch Verkürzung unserer Front zwischen Ypern und La Bassée der Kemmel dem Feind überlassen; Zusammenbruch englischer Angriffe an der Straße Arras—Cambrai, zwischen Hendecourt und Vaulx—Vraucourt zwischen Morval und Péronne, französischer zwischen Somme und Oise; Beginn einer neuen Infanterieschlacht zwischen Oise und Aisne (511).

Vom Büchertisch.

Heinrich Mohr: Die Rache des Herrn Ulrich und andere Geschichtlein. Herder. 12° 91 S. geb. 1.20 ℳ. — Eine „gute" Sieben, ein Siebengestirn trefflicher „Geschichtlein" — just dieser Untertitel gab die richtige Bezeichnung. Hier ist der „Ton" alles, er allein macht die wirkliche Musik. Es ist der Ton der Heimat, die Musik des kernig gemütsinnigen Deutschtums. Der Stoff liegt oft ganz nahe, wurde bisweilen wenig ausgeschürft. Für mich ist die Titelgeschichte das Schönste vom Ganzen. E. M. Hamann.

Anna Freiin von Krane: Die Sünderin. Ein Mysterium in fünf Bildern. Köln, J. P. Bachem. 8° 144 S. 2.40 ℳ. — Eine bühnenmäßige, ethisch und künstlerisch vertiefte Ausgestaltung des Maria-Magdalena-Vorwurfs, den die Dichterin schon früher in ihrem bekannten Roman „Magna peccatrix" durchgeführt hat. Die Vorzüge der Kraneschen Muse treten auch hier ins Licht; der Leser fühlt sich ergriffen, überzeugt — wie viel mehr der Zuschauer, wenn es gelingt, dem Stück die entsprechende gehobene dramatische Verwirklichung zu schaffen! Der Gedanke an hochstehende Vereinsbühnen liegt nahe. E. M. Hamann.

Aus dem Laumannschen Verlag, Dülmen i. W., liegen mehrere Neuerscheinungen auf dem Gebiete religiöser Literatur vor. **Erziehungswerte im Rosenkranz.** Rosenkranzgedanken über Jugenderziehung und Selbsterziehung. Von P. Mannes M. Rings, O. Pr. S. Theologiae Lector. 8°. 222 S. brosch ℳ 3.—. Der gelehrte Dominikanerpater will in diesem Buche vor allem dazu anleiten, beim Abbeten des Rosenkranzes in



der Betrachtung der einzelnen Geheimnisse praktische Früchte für das Leben zu gewinnen. So führt er uns zunächst zu den Füßen des göttlichen Meisters, stellt sein Leben und seine Mahnungen in den Vordergrund der Betrachtung, so daß sein Beispiel uns die Wege weist zu der für unsere Lebensverhältnisse geforderten Nachfolge Christi. In einer zweiten Betrachtungsreihe schauen wir vorzugsweise auf die Muttergottes, deren vorbildliches Tugendleben wiederum reiche, hier ins einzelne verfolgte Antriebe zur Nachahmung enthält. Weiterhin wird der Volkspsalter als „frohe Schule der Jugend“, als „ernste Schule des Lebens“, als „Schule des abgeklärten Alters“ durchgenommen und jeweils gezeigt, wie vielgestaltig die in seinem reichen Inhalt umschlossenen fruchtbaren Anregungen sind. Die kernige religiöse Unterweisung, wie sie hier an die einzelnen Rosenkranzgeheimnisse angeknüpft wird, ist recht geeignet, dem von der Kirche so sehr gewünschten betrachtenden Rosenkranzgebete die Wege zu ebnen. — **Das Opfer des Dankes.** Ein Festgruß dem dreieinen Gott nach den drei Hauptfestzeiten von M. Balder. 16°. 352 S. geb. ℳ 1.80. Ein treffliches Lese- und Gebetbüchlein, das sich insbesondere zum Ziel setzt, die Erfüllung der Dankespflicht gegen Gott ins Bewußtsein zu rufen und entsprechende Anleitung dazu zu geben. Zu diesem Behufe werden in den Lehrstücken die uns von jeder der drei göttlichen Personen gewährten Wohltaten im einzelnen vor Augen gestellt und dann in geeigneten Meßandachten und anderen Gebetstexten dem Dankgebet eine fruchtbare Unterlage geboten. — **Die überaus reichen Gnadenschätze der Ablässe zum Troste der armen Seelen im Fegfeuer.** Zusammengestellt von P. Fulgentius M. Krebs O. Cap., Dompönitentiar. 16° 159 S., ℳ —.60, geb. ℳ 1.—. 1918. Von der Ueberzeugung geleitet, daß der wirksamste Trost in Trauer um die Hingeschiedenen im Fürbittgebet für sie liegt, sowie namentlich in der durch die Gemeinschaft der Heiligen uns gebotenen Möglichkeit, für sie die reichen Ablaßschätze der Kirche fruchtbar zu machen, stellt dieses Werkchen die den Verstorbenen zuwendbaren Ablässe übersichtlich zusammen und erörtert die zu ihrer Gewinnung notwendigen Voraussetzungen.

D. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Volkstheater. Nach allzuviel Schwänken wieder einmal ein Schauspiel. Elinor Büller in der tragenden Rolle hatte Gelegenheit, sich als eine Darstellerin von starkem, ursprünglichem Empfinden zu zeigen, auch Klinckowström und die Damen Gypen und Weingast sind Künstler, von denen ernstere Aufgaben einwandfrei gelöst werden können. Möge man von dieser Möglichkeit reichlich Gebrauch machen! „Schwester Chrysantheme“, Schauspiel in 3 Akten und einem Vorspiel von Bruno Warden und Friedrich Löhner, strebt nach den volkstümlichen Wirkungen der Rührung und hat recht dankbare Rollen. Die Voraussetzungen sind freilich recht merkwürdige. Die Gräfin Torresani läuft ihrem kranken Mann davon; da kurz zuvor ein in sie verliebter Vetter das Schloß verlassen, glaubt der Gatte, daß sie mit jenem geflohen. Allein dies ist nicht der Fall. Erika flieht, weil sie eine sündige Leidenschaft zu ihrem Schwager erfaßt hat. Die Verfasser halten dies für einen ausreichenden Grund, Mann und Kind zu verlassen, statt den Konflikt des Herzens zu Hause auszukämpfen. Als der Schwager dreizehn Jahre später sein Mündel einem Kloster zur Erziehung übergibt, trifft er dort Erika, die unter falschem Namen den Schleier genommen. Da er dem sterbenden Bruder versprochen, das Kind niemals mit seiner verschollenen schlechten Mutter zusammenzubringen, läßt er sie schwören, niemals die Tochter aufzuklären und sich ihr fern zu halten. Doch das Mädchen fühlt sich ganz besonders zu der von allen verehrten Nonne hingezogen und empfindet es schmerzlich, daß diese gerade ihr gegenüber eine kühle Zurückhaltung zeigt. Dieses Werben und Abstoßen zwischen dem unklaren Fühlen des Mädchens und dem in Ketten gelegten Muttergefühl der Nonne verfehlt seine Wirkung nicht; hier ist manche liebenswürdige Wendung, aber auch manche rührsame, manch grelle Theaterei. Die Art der Charlotte Birch-Pfeiffer ist eben unsterblich. Natürlich kommt am Ende die Wahrheit zutage. Die ehrwürdige Mutter entläßt die Schwester Chrysantheme, damit sie sich ihrer Tocher widme, und auch der Graf verzeiht der Schwägerin, nachdem er erfahren hat, daß er der Anlaß gewesen, daß Gräfin Erika damals Heim und Herd verlassen. Die Aufnahme war gut, aber doch weniger laut als bei den Schwänken.

Verschiedenes aus aller Welt. Weingartner hat zu Shakespeares „Sturm“ eine neue Musik geschrieben, die in Darmstadt sehr gefiel. — „Timon von Athen“, in neuer Bearbeitung und Uebersetzung von H. Olden, machte in Wiesbaden Eindruck. — „Ihr stilles Glück“, ein Drama des unlängst verstorbenen Dichters H. Essig, welches das Dirnenschicksal einer Jüdin tragisch behandelt, hatte bei der Uraufführung in Pyrmont mittleren Erfolg. — In Leipzig hinterließ des indischen Dichters Rabindranath Tagore Bühnenspiel „Das Postamt“ durch die Kraft und Innigkeit seiner mystischen Sehnsucht starke Eindrücke. — Goethes „Erwin und Elmire“ ging in der Urfassung von 1775 mit der Musik von Joh. André in Frankfurt a. M. erfolgreich in Szene. — In Bayrischzell wird die Errichtung einer Bühne für Passionsspiele geplant. — Bernau, der neue Direktor des Deutschen Volkstheaters in Wien, begann mit einer lobenswerten Inszenierung von Grillparzers Drama „König Ottokars Glück und Ende“.

München. A. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Echo des Wiener Friedensvorschlages — Kriegsanleihe-Zeichnungsgeschäft — Deutschlands Schwerindustrie — Entente-Kriegswirtschaft.

Das eine hat wenigstens der Wiener Annäherungsversuch erbracht, dass die Mittelmächte und mit ihnen die ganze Welt von der Entente bestätigt erhielten, wie wenig dieselbe ernste Friedensgedanken trägt. Nach der Rede Balfours vor den englischen Pressevertretern und mehr noch nach der mit echt amerikanischer Fixigkeit bereits innerhalb einer halben Stunde nach Abgabe des Burian'schen Vorschlages erfolgten ablehnenden Antwort ist entschieden: **Der Krieg geht weiter.** Namentlich Amerika will nicht Frieden, sondern wie Wilsons Rede in Baltimore ausklang: „Gewalt bis zum Aeussersten, ohne Beschränkung und Begrenzung". Unsere Finanz- und Wirtschaftskreise sind von diesem Ergebnis des österreichisch-ungarischen Friedensvorschlages nicht im geringsten überrascht.

Die Wirkung dieser Tatsachen auf das begonnene Kriegsanleihezeichnungsgeschäft wird sich äussern in einem Zusammenfassen aller Kräfte für ein restloses Gelingen dieser Emission! Ein guter Erfolg ist fast mit Bestimmtheit anzunehmen. Schätzt man doch in Bankkreisen den Betrag der vorbegebenen, für diese Zwecke gebundenen Schatzwechsel auf über 5 Milliarden Mark. Dabei erbrachte der diesmalige Kuponszahlungstermin wiederum Millionenbeträge für Kriegsanleihezwecke. Mit gewisser Befriedigung verfolgte man die auf die österreich-ungarische Friedenseinladung kräftiger reagierende Besserung der Wechselkurse. So stieg in der Schweiz die Devise Berlin von 67¾ auf 71½, Wien von 37 auf 41½ Franken. Die Valuten der Ententestaaten erholten sich ebenfalls, wenn auch nicht in gleich starkem Masse. Kennzeichnend für die andauernd günstige Gestaltung unserer Kriegswirtschaft sind die Julibilanzen unserer Montanunternehmungen. Lothringer Hütten- und Bergwerksverein, Stahlwerke Lindenberg, Düsseldorfer Eisen, Façoneisen Mannstädt, Geisweider Eisen erhöhen ihre Dividenden. Auch die Abschlussziffern von Phönix Bergbau, Rheinische Stahlwerke und anderen Sparten befriedigen restlos. Anderseits verdienen Beachtung die Auslassungen in der Generalversammlung der Hasper Eisengesellschaft über die Lage des Eisenmarktes, der den Höchstpunkt der Erträgnisse erreicht, bei vielen Betrieben bereits überschritten haben soll. Von den finanzwirtschaftlichen Ereignissen ist mit in erster Linie zu erwähnen die wegen ihrer Vielseitigkeit in ihren Einzelheiten nicht mehr zu übersehende Expansionstätigkeit der Grossbanken. Von bayerischen Banken wurden innerhalb einer Woche an 14 Stellen Filialen errichtet! Ausserhalb Bayerns hat u. a. die Bank für Handel und Industrie vier Filialen gegründet! Auch im Transportversicherungsgeschäft hat sich eine mehr als genügende Ausdehnungs- und Neugründungsbewegung vollzogen. So sind z. B. innerhalb kurzer Frist in Köln ins Leben gerufen worden: Mitteleuropäische Versicherungs-A.-G., Allgemeine Versicherungs-A.-G., Köln-Hamburger Versicherungs-A.-G. Hoffentlich unterbleiben die im Zusammenhang damit vielfach vorhergesagten finanziellen Rückschläge.

Gleichzeitig mit unserer neunten Kriegsanleihe hört man von der neuen französischen vierten Kriegsanleihe. Die Unklarheit hinsichtlich des Ausgabekurses und die Vielseitigkeit in der Umtauschmöglichkeit — selbst Rückstände in russischen Werten werden hierbei in Zahlung genommen — geben im Vergleich zu unserer soliden Kriegsfinanzierung eine für uns günstige Parallele. Charakteristisch für die derzeitige Lage der Kriegswirtschaft unserer Feinde sind ausserdem der enorme Rückgang der englischen Ausfuhr nach Holland, vor allem bedingt durch den U-Bootkrieg, die Kohlennot der Westmächte und die Einzelheiten des spanisch-amerikanischen Handelsabkommens, demzufolge die seither geldreiche amerikanische Union von der spanischen Bank einen zwölfmonatlichen verlängerbaren Kredit von 70 bis 150 Mill. Pesedas, gedeckt durch Hinterlegung von amerikanischen Staatsschatzscheinen in gleicher Höhe bewilligt erhält. Eine Verbesserung des niedrigen Dollarkurses wird damit erstrebt. Man sieht, die Devisenfrage wird bei unseren Gegnern keineswegs leichter als bei uns gelöst.

M. Weber, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Aufruf!

„Es wird das Jahr stark und scharf hergeh'n. Aber man muß die Ohren steif halten, und jeder, der Ehre und Liebe fürs Vaterland hat, muß alles daran setzen." Dieses Wort Friedrich des Großen müssen wir uns mehr denn je vor Augen halten. Ernst und schwer ist die Zeit, aber weiterkämpfen und wirken müssen wir mit allen Kräften bis zum ehrenvollen Ende. Mit voller Wucht stürmen die Feinde immer aufs neue gegen unsere Front an, doch stets ohne die gewollten Erfolge. Angesichts des unübertrefflichen Heldentums draußen sind aber der Daheimgebliebenen Kriegsleiden und Entbehrungen gering. An alles dies müssen wir denken, wenn jetzt das Vaterland zur 9. Kriegsanleihe ruft. Es geht ums Ganze, um Heimat und Herd, um Sein oder Nichtsein unseres Vaterlandes. Daher muß jeder Kriegsanleihe zeichnen!

Um der 9. Kriegsanleihe zu einem vollen Erfolg zu verhelfen, können wir allen Lesern der „Allgemeinen Rundschau" auch den Abschluß einer Kriegsanleihe-Versicherung nur wärmstens empfehlen. Man hat hier den Vorteil, ziemlich hohe Summen zeichnen zu können, ohne direkt über entsprechende Barmittel verfügen zu müssen. Eine ganze Anzahl angesehener Versicherungen läßt in dem vorliegenden Heft und auch in den kommenden Nummern entsprechende Anzeigen veröffentlichen. Wir nennen folgende: Preußische Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft, Berlin W. 8, Mohrenstraße 62; K. u. K. pr. Lebensversicherungsgesellschaft „Oesterreichischer Phönix", München, Theatinerstraße 8; Karlsruher Lebensversicherung a. G., Karlsruhe; Friedrich Wilhelm-Lebensversicherungs-Akt.-Ges., Berlin; Deutsche Lebensversicherungsbank Akt.-Ges., München-Berlin, Gothaer Lebensversicherungsbank a. G., Gotha, „Janus", Hamburger Versicherungs-Aktiengesellschaft, München, Marienplatz 17. Prospekte und alles Nähere ist von den angegebenen Adressen unverbindlich und kostenfrei zu beziehen.

☞ Man beachte die Beilage der Verlagsbuchhandlung Friedrich Pustet, Regensburg, in dieser Nummer.

9te Kriegsanleihe

5% Deutsche Reichsanleihe
4½% Deutsche Reichsschatzanweisungen,
auslosbar mit 110% bis 120%.

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reichs und 4½% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Das Reich darf die Schuldverschreibungen frühestens zum 1. Oktober 1924 kündigen und kann daher auch ihren Zinsfuß vorher nicht herabsetzen. Sollte das Reich nach diesem Zeitpunkt eine Ermäßigung des Zinsfußes beabsichtigen, so muß es die Schuldverschreibungen kündigen und den Inhabern die Rückzahlung zum vollen Nennwert anbieten. Das Gleiche gilt auch hinsichtlich der früheren Anleihen. Die Inhaber können über die Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen wie über jedes andere Wertpapier jederzeit (durch Verkauf, Verpfändung usw.) verfügen.

Die Bestimmungen über die Schuldverschreibungen finden auf die Schuldbuchforderungen entsprechende Anwendung.

Bedingungen:

1. Annahmestellen.

Zeichnungsstelle ist die Reichsbank. Zeichnungen werden

von Montag, den 23. September, bis Mittwoch, den 23. Oktober 1918, mittags 1 Uhr

bei dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei allen Zweiganstalten der Reichsbank mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können auch durch Vermittlung der Preußischen Staatsbank (Königl. Seehandlung), der Preußischen Central-Genossenschaftskasse in Berlin, der Königlichen Hauptbank in Nürnberg und ihrer Zweiganstalten sowie sämtlicher Banken, Bankiers und ihrer Filialen, sämtlicher öffentlichen Sparkassen und ihrer Verbände, jeder Lebensversicherungsgesellschaft, jeder Kreditgenossenschaft und jeder Postanstalt erfolgen. Wegen der Postzeichnungen siehe Ziffer 7.

Zeichnungsscheine sind bei allen vorgenannten Stellen zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen.

2. Einteilung. Zinsenlauf.

Die Schuldverschreibungen sind in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen, zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres, ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. April 1919, der erste Zinsschein ist am 1. Oktober 1919 fällig.

Die Schatzanweisungen sind in Gruppen eingeteilt und in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000 und 500 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres ausgefertigt. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Januar 1919, der erste Zinsschein ist am 1. Juli 1919 fällig. Welcher Gruppe die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

Fortsetzung auf nächster Seite.

3. Einlösung der Schatzanweisungen.

Die Schatzanweisungen werden zur Einlösung in Gruppen im Januar und Juli jedes Jahres, erstmals im Juli 1919, ausgelost und an dem auf die Auslosung folgenden 2. Januar oder 1. Juli mit 110 Mark für je 100 Mark Nennwert zurückgezahlt. Die Auslosung geschieht nach dem gleichen Plan und gleichzeitig mit den Schatzanweisungen der sechsten Kriegsanleihe. Die nach diesem Plan auf die Auslosungen im Januar und Juli 1918 und Januar 1919 entfallende Zahl von Gruppen der neuen Schatzanweisungen wird jedoch erst im Juli 1919 mit ausgelost.

Die nicht ausgelosten Schatzanweisungen sind seitens des Reichs bis zum 1. Juli 1927 unkündbar. Frühestens auf diesen Zeitpunkt ist das Reich berechtigt, sie zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen die Inhaber alsdann statt der Barrückzahlung 4%ige, bei der ferneren Auslosung mit 115 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Frühestens 10 Jahre nach der ersten Kündigung ist das Reich wieder berechtigt, die dann noch unverlosten Schatzanweisungen zur Rückzahlung zum Nennwert zu kündigen, jedoch dürfen alsdann die Inhaber statt der Barzahlung 3½%ige mit 120 Mark für je 100 Mark Nennwert rückzahlbare, im übrigen den gleichen Tilgungsbedingungen unterliegende Schatzanweisungen fordern. Eine weitere Kündigung ist nicht zulässig. Die Kündigungen müssen spätestens sechs Monate vor der Rückzahlung und dürfen nur auf einen Zinstermin erfolgen.

Für die Verzinsung der Schatzanweisungen und ihre Tilgung durch Auslosung werden — von der verstärkten Auslosung im ersten Auslosungstermin (vgl. Abs. 1) abgesehen — jährlich 5% vom Nennwert ihres ursprünglichen Betrages aufgewendet. Die ersparten Zinsen von den ausgelosten Schatzanweisungen werden zur Einlösung mitverwendet. Die auf Grund der Kündigungen vom Reiche zum Nennwert zurückgezahlten Schatzanweisungen nehmen für Rechnung des Reichs weiterhin an der Verzinsung und Auslosung teil.

Am 1. Juli 1967 werden die bis dahin etwa nicht ausgelosten Schatzanweisungen mit dem alsdann für die Rückzahlung der ausgelosten Schatzanweisungen maßgebenden Betrage (110%, 115% oder 120%) zurückgezahlt.

4. Zeichnungspreis.

Der Zeichnungspreis beträgt:

für die 5% Reichsanleihe, wenn Stücke verlangt werden . . . . 98,— Mark,

für die 5% Reichsanleihe, wenn Eintragung in das Reichsschuldbuch mit Sperre bis zum 15. Oktober 1919 beantragt wird 97,80 Mark,

für die 4½% Reichsschatzanweisungen 98,— Mark

für je 100 Mark Nennwert unter Verrechnung der üblichen Stückzinsen.

5. Zuteilung. Stückelung.

Die Zuteilung findet tunlichst bald nach dem Zeichnungsschluß statt. Die bis zur Zuteilung schon bezahlten Beträge gelten als voll zugeteilt. Im übrigen entscheidet die Zeichnungsstelle über die Höhe der Zuteilung. Besondere Wünsche wegen der Stückelung sind in dem dafür vorgesehenen Raum auf der Vorderseite des Zeichnungsscheines anzugeben. Werden derartige Wünsche nicht zum Ausdruck gebracht, so wird die Stückelung von den Vermittlungsstellen nach ihrem Ermessen vorgenommen. Späteren Anträgen auf Abänderung der Stückelung kann nicht stattgegeben werden. *)

Zu allen Schatzanweisungen sowohl wie zu den Stücken der Reichsanleihe von 1000 Mark und mehr werden auf Antrag vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine ausgegeben, über deren Umtausch in endgültige Stücke das Erforderliche später öffentlich bekanntgemacht wird. Die Stücke der Reichsanleihe unter 1000 Mark, zu denen Zwischenscheine nicht vorgesehen sind, werden mit möglichster Beschleunigung fertiggestellt und voraussichtlich im April n. J. ausgegeben werden.

Wünschen Zeichner von Stücken der 5% Reichsanleihe unter 1000 Mark ihre bereits bezahlten aber noch nicht gelieferten kleinen Stücke bei einer Darlehnskasse des Reichs zu beleihen, so können sie die Ausfertigung besonderer Zwischenscheine zwecks Verpfändung bei der Darlehnskasse beantragen; die Anträge sind an die Stelle zu richten, bei der die Zeichnung erfolgt ist. Diese Zwischenscheine werden nicht an die Zeichner und Vermittlungsstellen ausgehändigt, sondern von der Reichsbank unmittelbar der Darlehnskasse übergeben.

6. Einzahlungen.

Die Zeichner können die gezeichneten Beträge vom 30. September d. J. an voll bezahlen. Die Verzinsung etwa schon vor diesem Tage bezahlter Beträge erfolgt gleichfalls erst vom 30. September ab.

Die Zeichner sind verpflichtet:

30% des zugeteilten Betrages spätestens am 6. November d. J.,

20% des zugeteilten Betrages spätestens am 3. Dezember d. J.,

25% des zugeteilten Betrages spätestens am 9. Januar n. J.,

25% des zugeteilten Betrages spätestens am 6. Februar n. J.

*) Die zugeteilten Stücke sämtlicher Kriegsanleihen werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin nach Maßgabe seiner für die Niederlegung geltenden Bedingungen bis zum 1. Oktober 1920 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt; der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

Fortsetzung auf nächster Seite.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts. Auch auf die kleinen Zeichnungen sind Teilzahlungen jederzeit, indes nur in runden durch 100 teilbaren Beträgen des Nennwerts gestattet; doch braucht die Zahlung erst geleistet zu werden, wenn die Summe der fällig gewordenen Teilbeträge wenigstens 100 Mark ergibt.

Die Zahlung hat bei derselben Stelle zu erfolgen, bei der die Zeichnung angemeldet worden ist.

Die zur Rückzahlung am 1. Oktober d. J. gezogenen Mark 200 000 000 5 % Reichsschatzanweisungen von 1914 (I. Kriegsanleihe) Serie VI werden bei der Begleichung zugeteilter Kriegsanleihen zum Nennwert in Zahlung genommen. Den Zeichnern werden auf die mit diesen Schatzanweisungen zu begleichenden neuen Anleihen, je nachdem sie Reichsanleihe oder Reichsschatzanweisungen gezeichnet haben, 5 % Stückzinsen für 180 Tage oder 4½ % Stückzinsen für 90 Tage vergütet. Die 5 % Reichsschatzanweisungen sind mit Zinsscheinen, die am 1. April 1919 fällig sind, einzureichen.

Die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzscheine des Reichs werden — unter Abzug von 5 % Diskont vom Zahlungstage, frühestens vom 30. September ab, bis zum Tage ihrer Fälligkeit — in Zahlung genommen.

7. Postzeichnungen.

Die Postanstalten nehmen nur Zeichnungen auf die 5 % Reichsanleihe entgegen. Auf diese Zeichnungen kann die Vollzahlung am 30. September, sie muß aber spätestens am 6. November geleistet werden. Auf bis zum 30. September geleistete Vollzahlungen werden Zinsen für 180 Tage, auf alle anderen Vollzahlungen bis zum 6. November, auch wenn sie vor diesem Tage geleistet werden, Zinsen für 144 Tage vergütet.

8. Umtausch.

Den Zeichnern neuer 4½ % Schatzanweisungen ist es gestattet, daneben Schuldverschreibungen der früheren Kriegsanleihen und Schatzanweisungen der I., II., IV. und V. Kriegsanleihe in neue 4½ % Schatzanweisungen umzutauschen, jedoch kann jeder Zeichner höchstens doppelt so viel alte Anleihen (nach dem Nennwert) zum Umtausch anmelden, wie er neue Schatzanweisungen gezeichnet hat. Die Umtauschanträge sind innerhalb der Zeichnungsfrist bei derjenigen Zeichnungs- oder Vermittlungsstelle, bei der die Schatzanweisungen gezeichnet worden sind, zu stellen. Die alten Stücke sind bis zum 21. Dezember 1918 bei der genannten Stelle einzureichen. Die Einreicher der Umtauschstücke erhalten auf Antrag zunächst Zwischenscheine zu den neuen Schatzanweisungen.

Die 5 % Schuldverschreibungen aller vorangegangenen Kriegsanleihen werden ohne Aufgeld gegen die neuen Schatzanweisungen umgetauscht. Die Einlieferer von 5 % Schatzanweisungen erhalten eine Vergütung von Mark 2,25 für je 100 Mark Nennwert. Die Einlieferer von 4½ % Schatzanweisungen der vierten und fünften Kriegsanleihe haben Mark 2,50 für je 100 Mark Nennwert zuzuzahlen.

Die mit Januar/Juli-Zinsen ausgestatteten Stücke sind mit Zinsscheinen, die am 1. Juli 1919 fällig sind, die mit April/Oktober-Zinsen ausgestatteten Stücke mit Zinsscheinen, die am 1. April 1919 fällig sind, einzureichen. Der Umtausch erfolgt mit Wirkung vom 1. Januar 1919, so daß die Einlieferer von April/Oktober-Stücken auf ihre alten Anleihen Stückzinsen für ¼ Jahr vergütet erhalten.

Sollen Schuldbuchforderungen zum Umtausch verwendet werden, so ist zuvor ein Antrag auf Ausreichung von Schuldverschreibungen an die Reichsschuldenverwaltung (Berlin SW 68, Oranienstr. 92-94) zu richten. Der Antrag muß einen auf den Umtausch hinweisenden Vermerk enthalten und spätestens bis zum 13. November d. J. bei der Reichsschuldenverwaltung eingehen. Daraufhin werden Schuldverschreibungen, die nur für den Umtausch in Reichsschatzanweisungen geeignet sind, ohne Zinsscheinbogen ausgereicht. Für die Ausreichung werden Gebühren nicht erhoben. Eine Zeichnungssperre steht dem Umtausch nicht entgegen. Die Schuldverschreibungen sind bis zum 21. Dezember 1918 bei den in Absatz 1 genannten Zeichnungs- oder Vermittlungsstellen einzureichen.

Berlin, im September 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.



Nach sehr schwerem Leiden, gegen welches er seit kurzem hier im St. Georgs-Krankenhause Heilung suchte, starb mein lieber Freund

Pfarrer

Bernhard Stull

Hauptschriftleiter und Direktor der „Neisser Zeitung“ Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Lange Jahre hat er seine reichen Geistesgaben auch der Leitung der Schlesischen Zentrumspartei unermüdlich und uneigennützig gewidmet.
Wir werden ihn immer in treuer Erinnerung halten.

Breslau, den 13. September 1918.

Der Vorsitzende der Schlesischen Zentrumspartei.
Dr. Porsch.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M. 8.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 40. München, 5. Oktober 1918. XV. Jahrgang

Wohin geht der Kurs?

Von Studienrat **Rudhoff**, Mitglied des Reichstags.

Das deutsche Reich und das deutsche Volk befinden sich in einer sehr schweren Krise. Nur eins ist uns klar: Es muß eine Wendung eintreten, und es ist nicht mehr möglich, daß wir uns je nach den Tagesereignissen mit der Lage abzufinden suchen. Ein gerader Kurs muß gesteuert werden von einem Steuermann, dessen Arm **alle** Kräfte des deutschen Volkes in sich fühlt. Unmöglich ist es, daß weiterhin neben der Reichsregierung Elemente sich geltend machen, die ihre Maßnahmen zu durchkreuzen imstande sind.

Der Steuermann, der nach Ansicht der Zentrumsfraktion des deutschen Reichstages und auch wohl der Mehrheit des Volkes das deutsche Schiff durch die wildwütenden Stürme hindurch zu lenken vermag, ist Graf **Hertling**. Vielleicht wäre aber auch ein anderer dazu imstande. Auf Personen kommt es gar nicht mehr an, und das weiß kein anderer besser als Graf Hertling selbst. Er klebt nicht am Amte, das ihm eine Last ist, die er trägt aus lauterster Vaterlandsliebe. Und auch die Zentrumspartei sucht ihn nicht deshalb zu halten, weil er ihr Parteifreund ist: Ueber der Partei steht das Vaterland. Es kommt jetzt nur auf das **System** an, und das muß geändert werden.

Der **Friedenswille des deutschen Volkes** ist klar und deutlich zum Ausdruck gekommen und umschrieben worden in der Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917. Auf ihr fußen wir; heute auch die, die sie in unseren Reihen und auf der Rechten bekämpft haben. Die Feinde haben sie zerschlagen. Aber auch sie werden sich zu ihr bekennen müssen, wenn die Verteidigung uns wieder Siege bringt. Und sie **wird** sie uns bringen. Wer nicht daran glaubt, der glaubt nicht an Deutschlands Zukunft. Unsere Feinde aber kennen nur ein Ziel: **unsere Vernichtung**. Nun ist die Zeit gekommen, wo die Reichsleitung nicht nur selbst sich zu dem in der Reichstagsresolution ausgesprochenen Friedenswillen und den sich daraus ergebenden Folgerungen für einen künftigen Völkerbund mit Worten bekennt, sondern auch durch Taten beweist, daß sie nicht je nach den militärischen Erfolgen schwankt. Sie muß rücksichtslos jeden Versuch mittlerer und unterer Verwaltungs- und vor allem von Militärorganen unterdrücken, durch Aeußerungen und Maßnahmen die innere Front, wie die Reichsleitung sie will, zu durchbrechen.

Ohne **geschlossene innere Front** können wir die Front draußen nicht halten. Nur dann ist die Sache der nationalen Verteidigung sicher, wenn eine **starke einheitliche Regierung** dahinter steht. Der Durchführung des gleichen Wahlrechts darf niemand, sofern er zu den ausführenden Organen der Regierung gehört, sich entgegensetzen. Die Völker im Osten müssen ihr Selbstbestimmungsrecht erhalten, müssen freie Staaten sein, dynastische Interessen können nicht ausschlaggebend werden. Das Wort des Kanzlers über Belgiens künftiges Geschick darf nicht zweifelhaft gemacht werden. Die Regierung darf nicht dulden, daß die Freiheit des Wortes unterdrückt werde, sofern die Aeußerungen sich mit der Sicherheit des Landes vertragen. Es darf nicht sein, daß ein Staatssekretär (v. Kühlmann) verabschiedet wird, weil er sich gegen die Theorie des Schwertfriedens ausgesprochen hat, daß aber ein anderer Staatssekretär bleibt (v. Stein), obwohl er durch einen Erlaß Versammlungen verbietet, in denen in freundlichem Sinne zur Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917 Stellung genommen wird. Das deutsche Volk will das Deutsche Reich retten und schützen, es will aber keinen Tropfen Blut vergießen für Eroberungen oder Sonderinteressen. **So steht es** — und wer das nicht einsieht, der verkennt die Gefahr.

Es muß im Reiche eine **homogene** Regierung geschaffen werden bestehend aus Trägern des Vertrauens einer großen Volksmehrheit, aus Männern, die im treuen Bekenntnis zu Deutschlands Größe und Zukunft die nationale Verteidigung führen wollen. Ob das durch den Eintritt einiger Sozialdemokraten in die Regierung erreicht wird, erscheint zweifelhaft, wenn nicht vorher ein Mindestprogramm aufgestellt wird, nach dem die Leitung der Geschäfte zu geschehen hat. Deshalb wäre an sich nichts dagegen zu sagen, wenn die Sozialdemokraten ihren Eintritt in die Regierung vor der Aufstellung eines solchen Programms abhängig machen. Aber es geht nicht an, daß sie **einseitige** Bedingungen festlegen und jeder Regierung die Gefolgschaft verweigern, die sich nicht zu diesem Programm bekennt. Sie haben ohne Fühlungnahme mit den anderen Parteien, mit denen sie doch schließlich zusammengehen müßten, Mindestforderungen aufgestellt, die ihre Presse als sehr bescheiden bezeichnet. Man kann ihrer Mehrheit den guten Willen, dem Vaterlande in der Not zu helfen, nicht absprechen. Aber ihre Forderungen gehen doch so weit, daß vor allem das **Zentrum in ihrer Annahme eine Verleugnung wichtiger Grundsätze erblicken müßte**. Und doch kann eine Mehrheit für eine feste Regierung nur gefunden werden, wenn das Zentrum zu ihr gehört. Unter ein derartiges kaudinisches Joch aber kann die Partei nicht gehen. Und auch Graf **Hertling** müßte seine Grundsätze bezüglich des bundesstaatlichen Charakters des Reiches aufgeben, wenn er sich zu diesem Programm, so wie es ist, bekennen wollte. Wenn also das Zentrum dieses Programm restlos übernähme, so wäre damit selbstverständlich der Sturz Hertlings, den es nicht will, doch herbeigeführt. **Unter einseitige sozialistische Forderungen kann sich das deutsche Volk nicht beugen.** Die sozialdemokratischen Bäume werden nicht in den Himmel wachsen, und die Herren werden sich auch zum Nachgeben bequemen müssen.

Die Sozialdemokraten sagen uns: Mit der Regierung Hertling werden unsere Feinde nie Frieden schließen, sondern nur mit einer deutschen parlamentarischen Volksherrschaft. **Sollen wir uns denn in rein inneren Fragen das Gesetz unseres Handelns von unseren Feinden vorschreiben lassen?** Sollen wir uns eine Regierungsform von außen aufzwingen lassen? Glaubt denn ein vernünftiger Mensch, daß damit der **Rachedurst** und die Wut unserer Feinde befriedigt wäre? Niemals! Und darum gilt auch hier nur eins: die **Ehre und Freiheit**! Um diese beiden Güter werden wir kämpfen. Wir wären ja sonst nicht wert, Deutsche zu heißen. Ein Wilson, ein Clemenceau, ein Lloyd George sollen uns nie die Grenzen unseres Verhaltens ziehen! Darum gibt es nur einen Kurs, den das deutsche Reichsschiff gesteuert werden muß: den Weg der Ehre, den Weg der Freiheit!

Das **Fazit** der ersten Woche der Verhandlungen des Hauptausschusses ist eine fühlbare **Entspannung der Lage** und die Anbahnung einer **Verbreiterung der Basis der Regierungsmehrheit** nach rechts durch Annäherung der Nationalliberalen an die bisherigen Mehrheitsparteien. Die nationalliberale Reichstagsfraktion hat in ihren neuen Richtlinien für die Innen- und Außenpolitik den ernsten Entschluß zur Mitarbeit bei der durch das Gebot der Stunde geforderten

Zusammenfassung aller Kräfte kundgegeben und zugleich beachtenswerte Unterlagen für die weiteren Verhandlungen der Parteien zur Herstellung einer gemeinsamen Plattform geboten. Zur Entspannung der Lage führten in der eingehenden Aussprache vor allem die klärenden Reden des Vizekanzlers v. Payer und des Reichskanzlers Grafen **Hertling**, namentlich dessen bündige Zusage von durchgreifenden Aenderungen in der Handhabung der Zensur und des Vereins- und Versammlungsrechts durch die militärischen Kommandobehörden, womit eine der Hauptursachen der Krisis aus dem Wege geräumt wäre. Die **persönliche Krisis** ist freilich zur Stunde, da diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht gelöst. Die Reise des Reichskanzlers ins Große Hauptquartier dürfte die Entscheidung bringen. (Im Augenblick der Drucklegung kommt die Meldung, daß der Kaiser das **Rücktrittsgesuch des Grafen Hertling angenommen** habe. D. Red.)

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von **Fritz Nienkemper**, Berlin.

Die bulgarische Extratour.

Herr **Malinow**, der seit drei Monaten bulgarischer Ministerpräsident ist, hat eine **wirkliche Krisis** herbeigeführt. Als die feindliche Saloniki-Armee bei ihrer jüngsten Offensive Boden gewann, nahm er das zum Anlaß, um bei der Entente Waffenstillstand und Friedensverhandlungen zu erbitten. Nach den bisherigen Nachrichten ist dieser Schritt, der an italienische und rumänische Vorbilder erinnert, nicht vom König Ferdinand autorisiert, allerdings bisher von ihm auch nicht redressiert worden. Der König scheint die Entscheidung der Sobranje abgewartet zu haben, die zum 30. September einberufen wurde. Malinow hat auf eigene Faust diese Bresche in die Bündnispolitik gerissen. Sein Regierungsblock, mit dem er sich verständigt haben will, hat für sich nicht die Mehrheit im Parlament. Freilich ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich schwankende Elemente zum Anschluß bestimmen lassen durch die Kriegsmüdigkeit nach den langen Kämpfen von 1912 an, durch die Nervosität angesichts der jüngsten Schlappe, durch die Zweifel an der Leistungsfähigkeit des teilweise demoralisierten Heeres und — last not least — durch die Verführungskünste der Entente.

Unsere Regierung und die österreichischen Verbündeten haben gegenüber dieser Gefahr das wirksamste Mittel ergriffen, das uns zu Gebote stand, indem sie sich nicht auf gutes Zureden oder sonstige diplomatische Einwirkungen beschränkten, sondern die **Truppen** marschieren ließen, die zur Wiederherstellung des Gleichgewichts auf dem Kampfplatze und im Notfall zur selbständigen Sicherung des Weges nach Konstantinopel ausreichen. Das schnelle und kräftige Eingreifen der Hilfstruppen, die bereits in **Sofia** eingerückt sind, wird hoffentlich den besseren Teil der bulgarischen Armee wieder auf den Weg der Treue und Ehre bringen und auch die bündnistreuen Elemente im dortigen Volk stärken.

Als vor drei Monaten das redliche Ministerium Radoslawow zurücktrat, bekam das Vertrauen zu Bulgarien bereits einen Stoß. Da jedoch Malinow seine Bündnistreue beteuerte, konnte man annehmen, der Ministerwechsel sei nur ein politischer Schachzug, um die noch schwebenden Fragen wegen der halben Dobrudscha und der Grenzregulierung mit der Türkei in besseren Fluß zu bringen. Allerdings erhoben sich schon warnende Stimmen, die u. a. auf den Fortbestand der diplomatischen Verbindung zwischen Sofia und Washington hinwiesen. In der Tat scheint der amerikanische Gesandte in Sofia die Leitung der Intrigue in der Hand gehabt und auch den Vermittler zwischen Malinow und der feindlichen Macht gespielt zu haben. Man kann sich dem Verdacht nicht verschließen, daß die jüngsten Schlappen auf dem mazedonischen Kriegsschauplatz nicht die Ursache, sondern vielmehr eine Wirkung der bereits beschlossenen Felonie waren, indem man angefaulte Truppenverbände zum Zurückweichen veranlaßte, um unter dem Eindruck der Niederlage die politische Wendung der Sobranje und dem Volk schmackhaft zu machen.

Der Vorfall gehört in das leider sehr umfangreiche Kapitel der Schwierigkeiten und Gefahren unserer Ostpolitik. Wir müssen dort Frieden schließen oder Freundschaft halten mit sehr zahlreichen Völkern, deren Interessen und Gefühle arg auseinandergehen. Wenn wir es dem einen recht zu machen versuchen, fühlt der andere sich zurückgesetzt oder gar geschädigt. Rumänien haben wir sehr schonend behandelt, um schnell zu dem erwünschten Friedensschluß und der Wiedereröffnung des Handels zu kommen. Bulgarien bekam sofort einen Teil dessen, was es wünschte; aber die vorläufige Zurückhaltung der halben Dobrudscha war Wasser auf die Mühlen der Ententefreunde. Zwischen der Türkei und Bulgarien mußten wir als Bundesgenossen beider zu vermitteln suchen; aber die ehrlichen Makler finden oft wenig Dank. Man sagt nun, unsere Diplomatie habe eher die Gefahr erkennen und bekämpfen müssen; doch ob da ein schuldhaftes Versehen vorliegt, läßt sich noch nicht beurteilen. Jedenfalls hat sie sich von den Ereignissen vollständig überraschen lassen. — Inzwischen dürften Malinow und Genossen aus dem Echo, das ihr Friedensangebot bei der Entente gefunden hat, bereits erkannt haben, welch törichtes und verderbliches Spiel sie treiben. Die Bulgaren sollen nicht nur völlig mit ihren bisherigen Verbündeten brechen, sondern ihr Heer sogar gegen dieselben verwenden lassen oder wenigstens völlig demobilisieren, ferner alles im Kriege gewonnene Land wieder herausgeben und die Gebietsregelung einer späteren Friedenskonferenz unter Zustimmung der Serben und Griechen überlassen, was zur Folge haben würde, daß sie **um sämtliche Früchte ihrer Teilnahme am Weltkriege betrogen** sein würden. (Inzwischen meldet „Havas", der Waffenstillstand sei bewilligt, nachdem die bulgarischen Bevollmächtigten die Bedingungen der Entente angenommen hätten.)

Trotz der schweren Kämpfe im Westen haben wir unsere östliche Front nicht voreilig von Truppen entblößt. Das war sehr gut; denn wir müssen unbedingt die kritische Stelle an Wardar und Strumitza halten. Im Notfalle müßten sogar Truppen aus dem Westen oder aus Oberitalien herangeholt werden. Denn es geht dort um unsere Verbindung mit der Türkei und dem ganzen Orient. Die Feinde spekulieren zugestandenermaßen auf die Durchschneidung unserer Balkan-Eisenbahnen, die Absperrung und Unterwerfung der Türkei, die Eroberung der Meerengen und des Schwarzen Meeres, die Aufpeitschung Rußlands von Süden her, die Wiederherstellung der Einkreisung und den Todesstoß gegen Oesterreich von Osten her. Im Zusammenhang mit diesen Plänen steht auch das scharfe Vordringen der Engländer in Syrien.

Die Gefahr darf nicht vertuscht werden. Sollte sich die Auffassung der Optimisten bestätigen, daß die bulgarische Regierung nicht einem vorbereiteten Verratsplan, sondern nur einem augenblicklichen Schwächeanfall Folge gegeben habe, um so besser! Darauf kann man sich aber nicht verlassen, sondern muß die Selbsthilfe an diesem Schicksalspunkt organisieren.

Auch in Oesterreich erkennt man den Ernst der Lage und ergreift die erforderlichen militärischen Maßnahmen. Zugleich wird dort zur Stärkung des Volksgeistes die volle **Solidarität** mit Deutschland von neuem verkündet.

Schließt die Reihen! Das ist die richtige Parole sowohl für unseren ganzen Völkerbund als auch für das deutsche Inland.

Die Berliner Krisis. Rücktritt des Grafen Hertling.

Bedauerlich war es schon, daß die aufregenden Verhandlungen über die innerpolitische Abwechselung einsetzten in einer Zeit, wo die furchtbaren Kämpfe im Westen, die fortgesetzten Massenstürme vom Meer bis an die Maas und unsere schwierige Defensive die Gemüter in Sorge setzten. Die neue Verwicklung im Osten fordert erst recht den Abschluß der inneren Krisis. Diese Folgerung ziehen auch die Sozialdemokraten, indem ihr „Vorwärts" unter recht schwarzer Ausmalung der Gefahren die Forderung einer „Regierung der nationalen Verteidigung" erhebt. In der Tat ist der enge und feste Zusammenschluß aller Volkskräfte jetzt das Gebot der Stunde. Wollte man nur **allseitig** daraus die Moral ziehen, daß jetzt die persönlichen oder parteipolitischen Sonderbestrebungen, aller Eigensinn und Eigennutz beiseite gestellt und nur der selbstlose Dienst für das kämpfende Vaterland maßgebend sein muß.

Die Verhandlungen im Hauptausschusse nahmen einen eigenartigen Verlauf. Die Regierung gab durch den Reichskanzler und vier andere Vertreter ausführlichen Bericht über die gesamte Lage. Die Wortführer der Fraktionen sprachen dann weniger von der Krisis, über deren Lösung immer noch verhandelt wurde, sondern richteten ihre Angriffe gegen die Mißgriffe und Aergernisse, die sich leider immer noch und an manchen Stellen im steigenden Maße aus dem Belagerungszustand ergeben, namentlich in der Behandlung der Versammlungen, der Vereine und der Presse durch die militärischen Inhaber der

Exekutive. Den Belagerungszustand, der für eine kurze Kriegszeit allenfalls erträglich ist, hätte man freilich schon längst den Verhältnissen anpassen sollen, die sich bei einem Kriege von vielen Jahren unter dem natürlichen Wiedererwachen des politischen Lebens ergeben. Der Reichskanzler hat nun sofort eine durchgreifende Reform auf dem Gebiete des Vereins- und Versammlungsrechts sowie der Zensur versprochen und in dieser Hinsicht einen Plan mit drei Hilfsmitteln entwickelt, der dem Reichstag bei seinem Zusammentritt im November zur Beschlußfassung vorgelegt werden soll. Das Entgegenkommen machte nicht den Eindruck, den es verdient hätte. Die radikale Strömung wollte sich nicht mit dem kurzfristigen Zukunftswechsel begnügen. Es wurde und wird weiter auf volle Parlamentarisierung hingearbeitet und auf den Sturz des Grafen Hertling, dem man teils sein Alter, teils offen seine konservative Gesinnung vorwirft. Graf Hertling ist zur Wochenwende in das Große Hauptquartier gereist. Dort ist nun am Montag die Entscheidung gefallen durch Annahme des Rücktrittsgesuches des Reichskanzlers. Hertling hat das Amt nicht erstrebt und sein Rücktritt ist für ihn die Befreiung von einer Last, die er nur aus vaterländischer Opfergesinnung auf sich genommen hatte. Es wird sich nun zeigen, ob ein anderer es besser machen kann wie er.

Was wir in dieser ernsten Zeit vor allem brauchen, ist eine stetige Regierung, die verhütet, daß das Volk auch von innerpolitischen Sorgen und Krisen belastet wird. Wäre es da nicht besser gewesen, zu stützen, statt zu stürzen? Könnte sich nicht vielleicht wiederholen, was uns im vorigen Jahre passierte, als nach dem Sturze des Herrn v. Bethmann eine Verwirrung einsetzte, die manchen Abgeordneten bedauern ließ, daß er zu dem Wechsel beigetragen hatte? Graf Hertling hat damals mit anerkanntem Geschick die verfahrene Sache in Ordnung gebracht. Er hat nicht alles erreicht, aber sehr vieles und sehr wertvolles.

Nachdem die Nationalliberalen in ihr Programm die Aufhebung des Art. 9 Satz 2 der Reichsverfassung, der die gleichzeitige Mitgliedschaft in Reichstag und Bundesrat verbietet, aufgenommen haben, scheint für die Beseitigung dieses gesetzlichen Hindernisses der Parlamentarisierung eine Mehrheit im Reichstag vorhanden zu sein. Damit war der Rücktritt Hertlings gegeben. Auch der Kaiser äußert in seinem Erlaß an den Grafen Hertling den Wunsch, „daß das deutsche Volk wirksamer als bisher an der Bestimmung der Geschicke des Vaterlandes mitarbeitet. Es ist daher mein Wille, daß Männer, die vom Vertrauen des Volkes getragen sind, in weitem Umfang teilnehmen an den Rechten und Pflichten der Regierung." Graf Hertling soll die Geschäfte weiterführen und die vom Kaiser gewollten Maßnahmen in die Wege leiten, bis ein Nachfolger für ihn gefunden ist. Dem deutschen Volke aus dem Herzen gesprochen sind die Worte des Kaisers an Graf Hertling: „Der Dank des Vaterlandes für das von Ihnen durch Uebernahme des Reichskanzleramtes in ernster Zeit gebrachte Opfer und die von Ihnen geleisteten Dienste bleibt Ihnen sicher."

Der Zukunft Werk.

Zerbrechen müssen wir in diesen Tagen,
Da durch die Erde Feuerwagen rollen,
Sich alles bäumt in eichenstarkem Wollen,
Was uns noch fesselt an die Friedensplagen.

Wie Berge, die im Sturm zum Himmel ragen,
Um deren Häupter wilde Blitze tollen —
So lasst uns furchtlos steh'n auf frischen Schollen
Und kühn der Zukunft hohen Dombau wagen.

Heran den Meissel! Scharf an jede Seele!
Dann wird das Ganze sicher, rein und wahr.
Der Lüfte Nächte müssen niedergleiten.

Das neue Werk soll leuchten ohne Fehle.
Sein Mittelpunkt sei Gottes Lichtaltar.
Dann wird es thronen über allen Zeiten.

Theodor Seidenfaden.

Wiedervereinigung aller getrennten christlichen Kirchen?

Von Geistl. Rat Prof. Dr. Hoffmann, München.

Wie die politischen Verhältnisse in Rußland einen Zusammenbruch erlitten, so auch die kirchlichen. Der Heilige dirigierende Synod mit seinem Haupte, dem Zaren, ist verschwunden und an der Spitze der Kirche jener weiten Gebiete steht nach einem Zwischenraum von über 200 Jahren wieder ein Patriarch. Nun wurde jüngst berichtet, das in Moskau tagende Konzil habe eine Abteilung eingesetzt, um auf die Wiedervereinigung aller christlichen Kirchen hinzuarbeiten. Es dürfte diese Nachricht wohl nur im beschränkten Sinne zu nehmen sein, nämlich daß Vorkehrungen getroffen wurden, um die Kirchen jener Volksstämme, die eben politisch von Rußland getrennt wurden, und solcher, die bisher in Abhängigkeit standen, wie die Balkanstaaten, bei dem Patriarchate Moskau zu erhalten, bzw. mit demselben wieder zu verbinden. In diesem Sinne ist man z. B. bemüht um die Kirche der Ukraine. Es gewinnt den Anschein, daß diese in Zukunft autonom werden, d. h. einen eigenen Patriarchen und selbständige Gesetzgebung haben wird und mit der russischen Kirche nur dadurch verbunden sein soll, daß sie sich an dem allrussischen Konzil beteiligt. Daß jenes neuerstandene Patriarchat in Moskau seinen Blick gleich so hoch richtete und eine Union aller christlichen Kirchen erstrebte, erscheint nicht wahrscheinlich. Eine solche Vereinigung aber würde sich erstrecken auf die römisch-katholische Kirche, die schismatischen Kirchen des Ostens, die zahlreichen protestantischen und die anglikanische Hochkirche. Sehen wir von vornherein von den beiden letzten ab und stellen wir nur die zwei ersten, also den Zusammenschluß aller schismatischen mit der römisch-katholischen in Diskussion.

Das Kirchenwesen im Osten weist ein recht buntes Bild mit einer reichen Geschichte auf. Im 5. Jahrhundert entstanden daselbst die Sekten der Nestorianer und Monophysiten, in Aegypten Kopten genannt, die bis zur Stunde ihre Sonderexistenz bewahrt haben. 1054 trennte sich der Patriarch von Konstantinopel von Rom und zog bald alle übrigen Bischöfe in dem damaligen griechischen Kaiserreiche in das Schisma. Später machten sich diese von Konstantinopel frei und begründeten selbständige Kirchengemeinden; dieses tat z. B. 1588 der Patriarch von Moskau für die ausgedehnten Gebiete Rußlands; in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden in den Balkanstaaten gleichfalls unabhängige Kirchen mit Cäsaropapismus; auch andere ehedem zur Türkei gehörige Gebiete richteten ihre Kirchen frei ein (vergl. „A. R." Nr. 23).

Seit den Tagen der Absonderung jener Glieder von dem Leibe der Kirche setzten auch die Bemühungen der Päpste ein, die Geschiedenen wieder zurückzuführen. Großzügig waren die Verhandlungen auf den Konzilien von Lyon 1274 und namentlich von Florenz 1439. Die Einigung, die hier zustande kam, war jedoch nicht von Dauer. Seitdem hörten die Versuche, zu einer dauernden Union zu gelangen, nicht auf. Sie waren indes beeinflußt von der aus Unwissenheit und Verhetzung hervorgehenden Abneigung der Schismatiker gegen Rom. Ganz ohne Erfolg blieben sie trotzdem nicht. So sind zurzeit ungefähr 6 ½ Millionen Christen im Osten, die nicht den lateinischen Ritus haben und deren Vorfahren ehedem in Kirchengemeinschaft mit Konstantinopel standen, mit dem Papste geeint. Ihnen stehen allerdings über 122 Millionen Schismatiker gegenüber.

In neuester Zeit zeigten die früheren Sekten, also Nestorianer und besonders Monophysiten, vielfach Neigung, zur Einheit zurückzukehren; tatsächlich taten dieses auch hervorragende Männer unter ihnen, doch äußere Einflüsse ließen die Bewegung nicht Kraft gewinnen. Dazu gehört auch die Unmöglichkeit, den Millionen die notwendige Hilfe zu bringen, nämlich geeignete Priester zu senden und Kirchen und Schulen zu errichten. Vorzüglich lag Leo XIII. diese Sorge am Herzen; 1894 erließ er eine Konstitution, die Anordnungen trifft, daß die gottesdienstlichen Formen der orientalischen Kirche beibehalten werden; Benedikt XV. errichtete vor kurzem ein eigenes Institut für das Studium der Angelegenheiten dieser Kirche.

Eine wichtige Rolle in den Unionsbestrebungen spielte bisher Rußland, allerdings durchaus negativ. Die Kirche war daselbst zu einer staatlichen Institution geworden unter dem Zaren als dem Oberhaupte und stand im Dienste

der nationalen Interessen. Darum konnte der Gedanke einer Einigung mit Rom gar nicht Platz greifen; im Gegenteil alles trieb an, derselben mit jeglichem Mittel entgegenzuarbeiten. Das offizielle Rußland sah schon in einer Union der schismatischen Kirchen außerhalb seiner Grenzen mit dem Papste eine Bedrohung seines Einflusses. So hintertrieb es eine solche u. a. mit den Sekten der Nestorianer und Monophysiten, so oft der Versuch gemacht wurde. Mit Gewalt wußte es auch die 1861 mit Bulgarien durch die Vermittlung des Bischofes Joseph Sobolski soviel wie vollzogene Union wieder rückgängig zu machen. Es gelang ihm, Sobolski nach Odessa zu entführen und in ein Kloster in Kiew einzusperren. Um so mehr unterdrückten die russischen Machthaber im eigenen Lande rücksichtslos jede Bewegung nach Rom hin. In den 1667 an Rußland gekommenen Teilen der Ukraine wohnten Ruthenen; es sind dieses Klein- und Weißrussen, die griechisch-katholischem Ritus folgten, sich aber 1596 auf der Synode von Brest mit dem Papste geeint hatten. Mit Gewalt lösten die Moskowiter diese Verbindung. Bei der Teilung Polens fielen später Rußland weitere Gebiete mit ruthenischer, dem Papste unierter Bevölkerung zu. Mit gleicher Brutalität ging man gegen diese vor. Katharina II. (1762—96) riß 8 Millionen von ihnen mit größter Grausamkeit und Willkür vom Haupte der Kirche weg. Aehnlich war das Verfahren ihrer Nachfolger, namentlich Alexanders I. (1801—1825), Nikolaus' I. (1815—1855) und Alexanders II. (1855—1881). Die letzte ruthenische Diözese wurde 1875 für erloschen erklärt. Das Volk wurde mit Gewalt in den schismatischen Gottesdienst gezwungen. Die Zahl wahrer Bekenner und Martyrer wurde beträchtlich. So war die ganze russische Kirchenpolitik zum Kampfe gegen Rom eingestellt; dieses ist die Atmosphäre, in der Klerus und Volk aufwuchsen und lebten.

Welche Möglichkeiten könnten wohl jetzt Unionsbestrebungen zwischen Rom und der russischen Kirche haben? Da bestehen unbestreitbar mannigfache und zwar sehr große Schwierigkeiten. Die bedeutendsten dürften wohl folgende drei sein: die Tradition der bereits erwähnten Feindschaft gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche. Eher war man bisher geneigt, mit den übrigen Religionsgesellschaften sich gegen dieses zu verbinden; besondere Sympathien bestehen für die anglikanische Kirche; davon legte u. a. Zeugnis ab eine Versammlung von Kiew 1888, an der russische und andere nicht unierte Bischöfe teilnahmen. In neuester Zeit suchen die englischen Bischöfe im Orient, z. B. in Palästina die schismatischen Kirchenobern zu gewinnen. Weiter nehmen der russischen Kirche klares Urteil und Unbefangenheit in der Sache ihre bisherige Abhängigkeit von dem Staate und die Gewöhnung, nur nationalen Interessen zu dienen. Es dürfte fraglich sein, ob die schlimmsten Gewalttaten der Nachfolger der Zaren gegen die ja gut gezogene Staatskirche die Gesinnung ihrer Bischöfe und Priester ändern. Schließlich sei noch die große Unwissenheit des Klerus erwähnt, der diese geistlichen Lehrer des Volkes hindert, den Blick zu höheren Idealen zu erheben, als wie sie die „Pravosta", d. h. die russische Rechtgläubigkeit bietet.

Diesen Schwierigkeiten für eine Annäherung treten wohl auch günstige Momente an die Seite. Vielleicht erkennen tiefer denkende Geister nach den Vorgängen der Neuzeit doch die Situation. Daß es aber solche auch im ehemaligen Zarenreiche gibt, bekunden die Konversionen zur katholischen Kirche, die angesehene Russen außerhalb ihres Vaterlandes auch früher schon vollzogen haben. Sodann ist der Gedanke eines Anschlusses an den Papst denn doch nicht etwas so ganz Fremdes. Wir wissen, wie ein solcher wiederholt versucht und nur mit Gewalt verhindert wurde. Nicht gering ist sodann die Hoffnung, die man auf die Ukraine setzen möchte, die ja zahlreiche Martyrer für die Einigung hervorgebracht hat. Urban VIII. sprach einmal: „O liebe Ruthenen, durch Euch hoffe ich wird der Orient sich bekehren." Diese Hoffnung hatten auch andere Päpste.

Die sachlichen Hindernisse scheinen nicht unüberwindlich zu sein, da die Unterscheidungslehren zwischen katholischer und russischer Kirche, genau betrachtet, in nur ganz wenigen Punkten als wesentlich angesehen werden können. Die Hierarchie besteht in der russischen Kirche; sie will allerdings dem Papste nur einen Ehrenvorrang, nicht aber die oberste Jurisdiktion in der Gesamtkirche zuerkennen. Die Grundanschauungen über Opfer und Sakramente sind in beiden Kirchen völlig gleich. Die wichtigste Unterscheidung dürfte hier sein, daß die Russen die gültig geschlossene Ehe unter bestimmter Voraussetzung als auflöslich betrachten. Auch in den Glaubenslehren finden sich nur Schwierigkeiten an der Peripherie. Die bekannteste ist die Verschiedenheit der Anschauung über das Hervorgehen des Hl. Geistes. Der Unterschied liegt indes mehr im Ausdruck als in der Sache. Beide Kirchen stehen sich in all den genannten Stücken näher, als die Russen glauben. So würde Rom auch die Ehe der russischen Priester nicht beanstanden, wie sie dieses auch bei der Union der Ruthenen und anderer Getrennten nicht getan hat.

Wohl möchten der Ausgang des Krieges mit der Katastrophe, die er über die russische Kirche brachte, und die grundstürzende Aenderung in ihrer Leitung den Gedanken an eine Einigung mit der großen verwandten römisch-katholischen Kirche nahelegen, doch darf billig bezweifelt werden, ob die Zeit hierfür schon gekommen ist. Wir glauben eher, daß Beziehungen zwischen der Kirche Rußlands und der anglikanischen herzustellen versucht werden.

Diese Zurückhaltung in dem Glauben an die Union der russischen Kirche mit Rom muß auch für die übrigen Kirchen des Ostens gelten, nicht zuletzt für die neuentstandenen Gemeinschaften auf dem Balkan, selbst Bulgarien nicht ausgenommen, trotz seiner früheren wiederholten Versuche, den Anschluß an Rom zu finden. Wie wenig Verständnis und Neigung für eine Rückkehr zur Mutterkirche man aber in Konstantinopel hat, bekunden die geringen Erfolge der Bekehrungsversuche des Dominikaners P. Hyazinth Marango, eines geborenen Griechen von der Insel Sira, mit seinen Genossen.

Freudigst würden wir die Union dieser ältesten von dem Haupte losgerissenen Glieder der Kirche begrüßen, doch wird man gut tun, der wenig optimistischen Anschauung von guten Kennern der Verhältnisse, wie sie z. B. Prinz Max von Sachsen früher ausgesprochen hat, sich anzuschließen.[1]) Wird einmal der von der göttlichen Vorsehung bestimmte Tag kommen, dann dürfte diese Vereinigung auch auf die durch die Vorgänge des 16. Jahrhunderts getrennten Kirchen vorbildlich wirken.

[1]) Vertrauensvoller urteilt Domdekan Kiefl in „Deutschland und der Katholizismus", herausgegeben von Meinertz und Sacher, Herder 1918, I. S. 423.

Der Treueste.

Die Wellen und Jahre hat der Wind,
Der lose, fortgetrieben,
Und fragst du, wo die Freunde sind?
Ist keiner mir geblieben!

Ich habe sie alle scheiden seh'n,
Den einen nach dem andern —
Muss einsam nun des Weges geh'n,
Ist ein trübselig Wandern.

Die Jungen springen vor mir her
Und schwenken ihre Hüte —
Auf mein „Grüss Gott!" kaum finden mehr
Sie Zeit zum „Gott behüte!"

Es singt der Wind sein altes Lied
Im Schnee, im Sonnenbrande,
Durch Wald und Heide der Pilger zieht
Zu dem gelobten Lande.

Und hat er nach des Tages Lauf
Im Zelte Ruhe gefunden,
Schlägt er sein gülden Büchlein auf,
Sein Licht in nächtigen Stunden!

Ist auch kein Freund, der mit ihm geht,
Er schaut getrost ins Weite,
Ihm gibt, wie's in der „Nachfolge" steht,
Der Treueste das Geleite.

Er, der einst Manna regnen liess,
Ist Stab ihm, Kraft und Speise —
Glück auf, du Alter! Zum Paradies
Geht ungesäumt die Reise!

Leo van Heemstede.

Der neue Kurs in den Niederlanden.

Von P. Wirtz, Brüssel.

Mehr als zwei Monate hat es gedauert, bis nach den am 3. Juli stattgefundenen Wahlen in den Niederlanden ein neues Ministerium zustande kam. Bei den bedächtig handelnden Holländern ist das nicht zu verwundern, zumal das neue Wahlgesetz und der Kriegszustand in allen angrenzenden Ländern die Niederlande auch innerpolitisch in ganz neue Bahnen lenkten.

Das neue Wahlgesetz, unter welchem sich die Wahlen vollzogen, kennt nur Wahllisten und Kandidaten, aber keine Parteien. Für die letzten Wahlen zählte man 1 516 720 Wähler; die Wahl ist obligatorisch. Der Wähler zeichnet einen schwarzen Punkt neben dem Namen des von ihm bevorzugten Kandidaten und er hat dann für den Kandidaten sowohl als für die Partei, auf deren Liste derselbe eingetragen ist, gewählt. Solche Stimmen wurden am 3. Juli 1 344 209 abgegeben; letztere Zahl wird durch die der zu vergebenden Mandate d. i. 100 geteilt und jede Partei erhält soviel Sitze in der Zweiten Kammer, als der Quotient von 13 442 in den von ihr im ganzen Lande erzielten Stimmen aufgeht. Wenn die so sich ergebende Zahl die Gesamtsumme von 100 Mandaten nicht erreicht, werden die übrigen Sitze auf die größten Reste und die Listen verteilt, die an Stimmen mehr als die Hälfte des obigen Quotienten erhielten. Mit diesem System gingen folgende Parteien aus der Wahlurne hervor: Katholiken 30 (bisher 25), Antirevolutionäre 13 (11); Christlich-Historische 7 (9); Liberale Union 6 (21); Freiliberale 4 (10); Freisinnige Demokraten 5 (8); Wirtschaftlicher Bund 3 (0); Sozialdemokratische Arbeiterpartei 22 (15); ferner an Parteien, die in der vorigen Kammer nicht vertreten waren, 2 Mandate für die sozialdemokratische Partei und je ein Sitz für die soziale Partei, die Christlichen Demokraten, den Bauernbund, die neutrale Partei, die christlich-soziale Partei, die Partei der Demokratisierung der Wehrmacht und den Bund der Christlich-Sozialen.

Das Charakteristische der diesjährigen Wahlen war eine ausgesprochene Schlappe der liberalen Weltanschauung. All die neuen nicht-christlichen Wähler, die infolge der verfassungsmäßigen Erweiterung des Wahlrechtes zum ersten Male dieses Recht ausübten, wandten sich der Sozialdemokratie zu, eine Erscheinung, die auch außerhalb Hollands schon beobachtet wurde. Das erklärt die Zunahme der sozialistischen Mandate. Die christlichen Fraktionen behaupteten ihren Bestand und die Katholische Partei, die geschlossen in den Wahlkampf zog, gewann noch 5 Mandate, ein Beweis, daß ihr die Erweiterung des Wahlkörpers nichts anhaben kann. Im Großen und Ganzen hat also Holland im Jahre 1918 rechts gewählt, denn die christlich-sozialen Abgeordneten haben sich offen zur christlichen Weltanschauung bekannt.

Es war infolge dieses Ausganges der Wahlen selbstverständlich, daß dem Geschäftsministerium Cort van der Linden, dem es während der Kriegszeit, einige Schwächen dem Vielverband gegenüber ausgenommen, gelungen war, unter unverkennbar schwierigen Verhältnissen das Staatsschiff über Wasser zu halten und die Neutralität zu wahren, ein Ministerium der Rechten folgen würde, wiewohl der greise Führer der Antirevolutionäre, Dr. Kuyper, sich einem solchen Kabinett nicht geneigt zeigte. Auch ist es begreiflich, daß es mehr als zwei Monate bedurfte, ehe eine neue Regierung zustande kam, daß viele politische Persönlichkeiten zögerten, in einem unter großen Verpflegungs- und finanziellen Schwierigkeiten leidenden, gegen immer neue Uebergriffe der „Beschützer der kleinen Nationen“ jenseits des Kanals ankämpfenden Lande die verantwortlichen Posten in der Regierung anzunehmen, und mit Recht meint ein niederländisches Blatt, daß, wer in derartiger Lage in die Bresche springe, den Dank der Nation verdiene, auch wenn ihm sein Bestreben nur halb gelinge. Diesen Dank erntet denn auch das Kabinett Ruijs van Beerenbrouck bereits heute. Die meisten Blätter und nicht zuletzt die der Opposition, wie das liberale Vaderland und das ebenso liberale Handelsblad, geben dem Kabinett ihre besten Wünsche mit auf den Weg.

Der neue Ministerpräsident Ruijs van Beerenbrouck, bisheriger Gouverneur der Provinz Limburg als Nachfolger seines Vaters, ist ein überzeugungstreuer Katholik; er wurde am 1. Dezember 1873 als Sohn des früheren Justizministers in Maestricht geboren, war Anwalt in seiner Vaterstadt, wo er 1899 in den Stadtrat gewählt wurde und seit 1905 den Wahldistrikt Gulpen in der Zweiten Kammer vertrat. Hier war er einer der Führer und stellvertretender Vorsitzender der katholischen Partei. Er zeigte sich auch Nichtkatholiken gegenüber stets äußerst tolerant und genießt deshalb auch bei politischen Gegnern große Achtung. Die Arbeiterwelt und namentlich die Limburgischen Bergarbeiter fanden in ihm einen energischen Vertreter ihrer Interessen.

Der neue Minister für äußere Angelegenheiten, Dr. van Karnebeek, ist der Sohn eines früheren Ministers des Aeußern und eines der besten Rechtsgelehrten der Niederlande. Er selbst veröffentlichte verschiedene Abhandlungen über völkerrechtliche Fragen. 1907 war er niederländischer Abgeordneter auf der zweiten Friedenskonferenz, wo er sich durch einen Bericht über Gebräuche des Seekrieges hervortat. Seit 1. August 1911 ist er Bürgermeister der Residenz Haag, wo er großes Verwaltungstalent an den Tag legte. Der liberale „Nieuwe Courant“ wirft dem neuen Außenminister vor, als deutschfreundlich bekannt zu sein, während man in Verbandskreisen ihn als Gesinnungsgenossen zu reklamieren versucht. In Wirklichkeit ist van Karnebeek ein richtiger Niederländer, der die Neutralität zu wahren wissen und die Ententebäume nicht in den Himmel wachsen lassen wird. Parteipolitisch ist er nie hervorgetreten; ein positiver Christ ist er nicht, schreibt ein Blatt; er ist freiliberal, hat aber nie der politischen Fraktion angehört.

Der Eintritt des früheren Ministerpräsidenten Heemskerk in das neue Kabinett als Justizminister kann als ein Sieg über Dr. Kuypers Ansicht, der von dem Beitritt der Antirevolutionäre in ein Kabinett der Rechten nichts wissen wollte, angesehen werden. Heemskerk ist als Justizminister der rechte Mann am rechten Platz. Als Mitglied der antirevolutionären Partei bildete er 1908, nach Abgang des liberalen Ministeriums de Meester, das damalige Kabinett der Rechten. Nach seinem Abschied 1913 wurde er Mitglied des Staatsrates als Nachfolger des zum Ministerpräsidenten ernannten Cort van der Linden.

Eine wichtige Neuerung in dem neuen Kabinett ist die Einrichtung eines eigenen Ministeriums für das Unterrichtswesen, das bisher dem Innenministerium unterstand. Der neue Unterrichtsminister gilt auf diesem Gebiete als Sachverständiger. De Visser ist Doktor der protestantischen Theologie und war als Prediger in Almelo, Rotterdam und Amsterdam tätig. 1896 war er Mitbegründer des christlich-historischen Wahlbundes und wurde nach Verschmelzung desselben mit dem Frei-Antirevolutionären Wahlbunde dessen Vorsitzender. So kam er 1897 in die Kammer. Bei den diesjährigen Wahlen wurde er als zweiter Kandidat der Christlich-Historischen Partei gewählt. Er ist Mitglied einer Reihe sozialpolitischer Vereine und Vorsitzender der Vereinigung für christlichen Volksunterricht. Er wird hoffentlich die Gleichstellung der christlichen mit der öffentlichen Schule in einer für beide Teile zufriedenstellenden Weise zu lösen verstehen.

Der Antirevolutionär Idenburg bekleidet schon zum dritten Male den Posten des Kolonialministers; die beiden ersten Male in den Kabinetten Kuyper und Heemskerk. Dazwischen war er Gouverneur von Surinam und General-Gouverneur von Niederländisch-Indien. Seine Verwaltung zeichnete sich aus durch energische Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonien und Verständnis für die kulturelle Hebung der Eingeborenen. In einer Zeit, wo die niederländischen Kolonien den Eroberungsgelüsten der Entente ausgesetzt sind, kann man es nur begrüßen, daß sich deren Leitung in energischer und sachverständiger Hand befindet.

In jedem Lande, aber besonders jetzt in den Niederlanden ist der Finanzministerposten ein sehr schwieriger, und man begreift, daß viele zögerten, denselben anzunehmen. Der frühere antirevolutionäre Abgeordnete de Vries hat sich als Verwalter der städtischen Finanzen in Amsterdam als guter Verwaltungsbeamter gezeigt. Auch der neue Ackerbauminister Ysselsteijn geht aus der städtischen Verwaltung, und zwar der öffentlichen Arbeiten der Hafenstadt Amsterdam hervor, wo er seit 1882 als Zivilingenieur tätig war. Heute, wo er die schwere Nachfolge des Ministers Posthuma antritt, wird er alle seine Erfahrung nötig haben, um es allen recht zu machen in den kritischen mit dem Verpflegungswesen zusammenhängenden Fragen.

Außer dem neuen Unterrichtsministerium wird auch ein neues Arbeitskabinett gegründet und für die Leitung ausersehen der Katholik Aalberse, Dozent an der Technischen Hochschule zu Delft. Als Lehrer für Handelsrecht, Staatskunde und Arbeitergesetzgebung bringt er für seinen neuen Posten die beste Vorbildung, zumal er auch mehrere Jahre hindurch in der Gemeindeverwaltung in Leiden die Abteilung für soziale Fragen leitete. In die Kammer wurde er 1903 von dem Bezirk Amelo

gewählt als Nachfolger des bekannten katholischen Führers und Dichters Dr. Schaepman. In der Kammer gab er die Initiative zu verschiedenen sozialen Gesetzen. 1904 wurde er in den staatlichen Ausschuß des Mittelstandes berufen und 1905 zum Vertreter der Regierung in dem in Brüssel errichteten Zentralverband zum Studium der Verhältnisse des Mittelstandes ernannt. Seit 1905 ist er Schriftführer der sozialen katholischen Aktion und Direktor des Zentralbureaus dieser Körperschaft. Er redigiert seit 1902 das „Katholiek Sozial Weekblad".

Der neue Kriegsminister Alting von Geusau war bisher Generaldirektor der Post- und Telegraphenverwaltung, ist aber Militär (Oberstleutnant). Er gilt als ein sehr sachkundiger Offizier und war viele Jahre im Generalstab tätig. Man hofft von ihm, daß er die Härten des mobilen Zustandes im Einklang mit den Erfordernissen der Lage zu vermindern imstande sein wird.

Ein den Niederlanden als Land der See- und Wasserstraßen eigenes Ministerium ist das des Waterstaats, dessen Leitung dem Katholiken Ingenieur König anvertraut wurde. Er hat stets in Staatsdiensten gestanden. Sein Vorgänger im Waterstaatsamt Lely hatte ihn zu seinem Nachfolger gewünscht und er wird die Trockenlegung des Zuyderzees nach den Plänen Lelys durchzuführen haben.

Im allgemeinen kann man also sagen, daß der niederländische Ministerpräsident, obwohl es sich um ein parlamentarisches Kabinett handelt, es verstanden hat, die verschiedenen Ministerposten sachverständigen Persönlichkeiten anzuvertrauen, was zu ersprießlicher Arbeit nicht wenig beitragen dürfte.

„Der Völkerbund, der Weg zum Frieden".

Von Dr. J. Blesch, Berlin.

Unter diesem Titel erschien dieser Tage eine 194 Seiten umfassende Broschüre aus der Feder des Reichstagsabgeordneten Matthias Erzberger, die geeignet ist, im In- und Ausland größtes Aufsehen zu erregen. Der Freimut und die Schärfe, mit denen alle Probleme behandelt werden, die das Zustandekommen eines dauernden Friedens ermöglichen sollen, können nicht überraschen bei einem Manne, der während des Krieges sich nie gescheut hat, seine Ueberzeugung, und wäre sie auch noch so sehr im Widerspruch mit der „öffentlichen Meinung", offen darzulegen.

Die Schrift zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster einen weitausholenden historischen Ueberblick über die Friedensbewegung ganz allgemein bringt. Am wichtigsten, weil das Erfordernis der Stunde nach allen Seiten berücksichtigend, ist der zweite Abschnitt, der vom obligatorischen Schiedsgericht, von der Abrüstung, der Freiheit des Weltverkehrs, der wirtschaftlichen Gleichberechtigung und der offenen Tür, den Kolonialfragen und den neutralen Staaten sowie von der Verfassung und den Machtmitteln des angestrebten Völkerbundes handelt, für den der Verfasser am Ende seiner Schrift einen Entwurf darbietet. Vielleicht ist nicht alles, was Erzberger in diesen Kapiteln sagt, angenehm zu hören, namentlich dürften u. a. seine freimütigen Aeußerungen zur belgischen Frage in dem Kapitel „Ewig neutrale Staaten" in Deutschland Erregung und Widerspruch hervorrufen. Aber gerade das macht die Schrift wertvoll und verspricht ihr, nicht ohne Wirkung zu bleiben, daß sie zu den Fragen, in denen bis jetzt keine Einigung zwischen den kriegführenden Parteien erzielt werden konnte und die deshalb heute ein Haupthindernis des Friedens bilden, ruhig und objektiv, unter Ausschaltung jedes durch den Krieg gegebenen parteilichen Moments, nur unter Berücksichtigung der vor und bei Beginn des Krieges und der heute gegebenen Sachlage Stellung nimmt in dem Bestreben, dadurch Steine aus dem Wege zu räumen, der zum Frieden führt. So sagt Erzberger auf Seite 158 seiner Schrift am Ende einer Darstellung der Vorgänge des Jahres 1914 und der vorhergehenden Jahre bezüglich Belgiens:

„Es muß einmal von deutscher Seite gesagt werden, wie ich es in der Zentrumsfraktion und im Reichstag schon seit Jahren getan habe, daß von einer belgischen Schuld nicht gesprochen werden kann, daß vielmehr Belgien so gehandelt hat, wie es handeln mußte, getreu den Verträgen seiner Neutralisation, und daß es falsch ist, den deutschen Einmarsch in Belgien mit einer Schuld Belgiens zu rechtfertigen. Diese Tatsache steht heute für den Wahrheitsfreund unerschütterlich fest. Die Folgerungen daraus ergeben sich von selbst... Der Fall Belgien ist ein tragisches Kapitel für Belgien selbst und für Deutschland. Belgien konnte nicht anders handeln. Deutschland hingegen glaubte der ungeheuren Gefahr, die die Gewißheit eines Zweifrontenkrieges in sich barg, nicht anders begegnen zu können, als durch schnelle Schläge den einen Gegner, Frankreich, niederzuwerfen, um dann zu versuchen, die russische Dampfwalze aufzuhalten. Deutschland glaubte, aus Notwehr den Einmarsch ausführen zu dürfen. Zweifelsohne ist der deutschen Regierung der Einmarsch in Belgien ein schwerer Entschluß gewesen, als sie sich vor die tatsächliche Entscheidung gestellt sah. Die Aeußerung der deutschen verantwortlichen Stellen, des Reichskanzlers und des Staatssekretärs des Auswärtigen, lassen erkennen, wie tief die moralische Bedeutung der Stunde ihnen bewußt war. Sie wußten, daß ein Unrecht geschah und sahen in dem Zwang der Verhältnisse keinen anderen Ausweg, als dies Unrecht auf sich zu nehmen. Sie haben es auch nicht zu bemänteln versucht und versprochen, das Unrecht wieder gut zu machen..... Belgien ist seine Freiheit und Selbständigkeit, sein Zustand vor dem Kriege wiederzugeben, und zwar kann diese Wiedererrichtung des belgischen Staates am Ende dieses Krieges nicht geknüpft sein an Bedingungen, die zwei andere Parteien zur Auseinandersetzung in ihren Streitfragen aufstellen."

Und in der Frage der Ostfriedenspolitik vertritt Erzberger die Ansicht, daß ein Friede, „der zum Teil auf Teilfrieden aufgebaut werden sollte, die nicht die Anerkennung aller Kontrahenten des zu schließenden allgemeinen Weltfriedens gefunden haben", nicht dem Ziel eines dauernden Friedens dienen könne, daß die verschiedenen Ostfrieden einer Revision bei dem allgemeinen Friedensschluß unterworfen seien. (S. 95). Eine solche braucht Deutschland nach Erzberger nicht zu scheuen, wenn es — wie er bereits in einer Reichstagsrede am 27. Februar ds. Js., auf die er auch hier hinweist, ausgeführt hat — „die Zeit benutzt, um die Zufriedenheit der Randvölker Rußlands herbeizuführen. Wenn kein Protest aus Polen, Livland, Kurland, Litauen beim allgemeinen Frieden kommt, wenn kein Ankläger vorhanden ist, dann wird auch kein Richter vorhanden sein. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker muß gewahrt bleiben".

Diese Ausführungen sind sichtlich von dem Bestreben getragen, zunächst einmal eine Annäherung in der Beurteilung der Fragen, in denen die Ansichten der beiden kriegführenden Parteien bis heute einander schroff gegenüberstehen, herbeizuführen, um dann erst an die Aussprache über den heute von allen geforderten Völkerbund zu gehen. In dieser Hinsicht weist Erzberger mit Recht darauf hin, daß mannigfach die Beweggründe sind, die die einzelnen Staaten die Idee des Völkerbundes propagieren heißen; nicht immer sind sie von dem lauteren Motiv der Schaffung und Aufrechterhaltung eines wirklich ehrlichen, dauerhaften Friedens geleitet, obwohl dies das alleinige Ziel des Völkerbundes sein kann. Von diesem Zielgedanken ausgehend stellt Erzberger im zweiten Teil seiner Schrift ein geschlossenes Programm auf, das in folgenden sechs Punkten das Minimalprogramm des Völkerbundes darstellt: 1. obligatorisches Schiedsgericht, 2. Abrüstung, 3. Freiheit der Meere und des Weltverkehrs, 4. offene Tür, 5. gemeinsame Aufschließung Afrikas, 6. neutrale Staaten. Von diesen Punkten heißt es (S. 100 ff.):

„Sie bilden ein geschlossenes Programm, auf Grund dessen die Völker sich zu einem Völkerbund zusammenschließen können, der jedem Staat völlige Unabhängigkeit nach außen im Rahmen der durch die Anerkennung des Schiedsgerichts erfolgten freiwilligen Absage an den Krieg und der freiwilligen Unterwerfung unter das Schiedsgericht gewährleistet. Damit wäre von den Staaten das Recht als ordnendes Prinzip anerkannt, und es entfiele für die Staaten die Notwendigkeit, starke Heeresmächte zu erhalten. Die Rüstungen fielen infolge des Vorhandenseins des Schiedsgerichtes und des Vertrauens in seine Rechtsprechung fort, damit das Mißtrauen, das die internationale Athmosphäre vergiftete. Die Abrüstung zur See brächte mit der Beseitigung der einseitigen Behauptung der Verkehrswege durch eine Macht die effektive Freiheit der Meere, die unbedingte Freiheit des Privateigentums auf hoher See für jede Nation, starke oder schwache. Der Verzicht auf eine Handelspolitik der Gewalt brächte die wirtschaftliche Gleichberechtigung, die Handelsfreiheit unter gleichen Bedingungen für jeden Staat gegenüber dem anderen Staat, und die Beteiligung Deutschlands am kolonialen Werk nach Maßgabe seiner kolonisatorischen Befähigung und seiner Bedürfnisse entspricht nur dem Gebote der Gerechtigkeit.

Jeder Staat hat unter solchen Bedingungen freie Entwicklungsmöglichkeit nach innen und nach außen. Der Verzicht auf die Gewalt würde zu einem gegenseitigen Vertrauen der Nationen führen, das Recht würde allmählich zum einzigen regulativen Prinzip werden und alle zwischenstaatlichen Beziehungen der Völker durchleuchten. Aber Voraussetzung ist, daß die Völker diese sechs Punkte als zusammengehörend erfassen. Es kann keiner aus dem Ganzen herausgenommen werden, ohne daß das ganze Gebäude zusammenstürzt.


Zeichnet!
Mark
5% Deutsche Reichsanleihe Stücke
(Neunte Kriegsanleihe)
3. Dezember
9. Januar
6. Februar
30 %
20 %
25 %
25 %
1918
Wohnung

Fehlt das obligatorische Schiedsgericht, so können die Völker nicht
abrüsten, die ungeheuren Lasten bleiben, die Völker müssen dann auch
weiterhin ihre Sicherheit auf die Bajonette stellen und eine rücksichtslose
Rivalitätspolitik treiben, die Freiheit der Meere fällt weg, und wirt-
schaftlich erhalten wir eine Abschließungspolitik, unter der die nicht-
beteiligten Staaten leiden. Bleibt die Rüstung, so wird sich das alte
Rivalitätssystem fortsetzen. Die Völker werden sich so stark glauben,
daß sie zur Verfechtung ihrer Interessen lieber zu den Waffen als zu
dem Rechtsgang greifen. Der „Militarismus“ und „Marinismus“
würden weiter auf der Welt herrschen, zu Koalitionsbildungen führen,
durch die die Welt wieder in getrennte Lager zerfiele, unter der Flagge
der Rüstung würde kein dauernder Friede zustande kommen. Würde
die grundsätzliche Freiheit des Verkehrs nicht proklamiert, so wäre jede
Seemacht in großem Vorteil gegenüber den anderen Mächten, die
großen Weltstraßen des Verkehrs blieben in der Hand weniger zu-
ungunsten der anderen, die dauernd das Damoklesschwert ihrer wirt-
schaftlichen Abhängigkeit über ihrem nationalen Leben schweben hätten.
Ohne die wirtschaftliche Gleichberechtigung würde ebenfalls keine System-
änderung eintreten, die Bevorzugung einzelner Staaten durch einzelne
Staaten schüfe verschiedene Wirtschaftslager, die sich politisch feindselig
gegenüberstehen würden, und die Beibehaltung der Gewalt als Ent-
scheidungsmittel wäre die natürliche Folge. Schließlich könnte sich ein
deutsches Reich ohne Kolonialbesitz niemals zu einer friedlichen Politik
verstehen. Die ungerechte Zurücksetzung, die darin läge, würde nach
dem Gesetz, daß sich die Ungerechtigkeit auch in der großen Politik in
irgendeiner Form rächt, zu fortwährenden Konflikten führen, über kurz
oder lang in einem Krieg explodieren. So folgt ein Punkt aus dem
andern, alle bedingen und tragen sich gegenseitig und kreisen um die
Achse des Schiedsgerichts. Es ist das Mininalprogramm des Völker-
bundes, das Programm, wie es beschaffen sein muß. Wenn die Welt
den Völkerbund ehrlich will, wird sie nicht anders können, als dieses
Programm anerkennen.“

Die Ausführungen über die einzelnen Punkte sind ge-
tragen von dem Geiste eines wahren und ehrlichen Ver-
ständigungswillens, d. h. eines Verständigungswillens, der
unabhängig von jedweder Kriegslage, also unbekümmert um das
Auf und Ab des Schlachtenglücks allein aus der Ueberzeugung,
daß auf andere Weise der von allen erstrebte Frieden nicht mög-
lich ist, an alle Nationen Forderungen stellt, die ein
teilweises Aufgeben der von ihnen bisher verfolgten
Politik bedeutet. Dieses Streben, ausgleichend zwischen den
sich heute noch feindlich gegenüberstehenden Parteien zu wirken,
ist ein großer Vorzug der Schrift und wird wohl auch allent-
halben anerkannt werden.

Die Ausführungen über die Programmpunkte des Völker-
bundes gipfeln am Schluß der Schrift in einem Verfassungs-
entwurf des Völkerbundes, der in drei Titeln und 40 Artikeln
von der Organisation, den Grundgesetzen und der Exekutive des
Völkerbundes handelt. Besonders ist dabei die starke Betonung
des demokratischen Elements im künftigen Völkerbunde
hervorzuheben. Erzberger räumt der Volksvertretung einen
wichtigen Platz bei allen Beschlußfassungen des Bundes ein,
womit künftig dem Volkswillen auch bei allen wichtigen zwischen-
staatlichen Angelegenheiten, die auf Krieg und Frieden entscheidend
einwirken, die ausschlaggebende Bedeutung zukommt. Berück-
sichtigt man, daß die vorgeschlagene Verfassung des Völkerbundes
die Wahrung der Interessen aller Staaten und Nationen, die
demselben angehören, gewährleistet, so kann man sagen, daß hier
in Wahrheit das Bild eines Völkerbundes gezeichnet worden ist,
das diesen Namen mit Recht verdient. Bei der in allen Ländern
und bei allen Völkern heute mit so großem Interesse geführten
Diskussion über den Völkerbund dürfte daher die Schrift Erz-
bergers allgemeiner Beachtung sicher sein.

Chronik der Kriegsereignisse.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Englisch-französische Angriffe zwischen Omignon-Bach und Somme.

Französisch-amerikanische Offensive in der Champagne und zwischen Argonnen und Maas.

Englisch-amerikanische Angriffe gegen Cambrai und die Siegfriedstellung, englisch-belgische in Flandern.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

23. September. Infanterieangriffe, die der Engländer gegen
unsere Linien südöstlich von Epéhy richtete, wurden abgewiesen. In
nächtlichen Angriffen östlich von Epéhy faßte der Feind in einzelnen
Grabenstücken Fuß. Westlich der Mosel trugen wir unsere Linien
etwas vor.

24. September. Westlich von Dixmuiden und nordöstlich von
Ypern machten wir bei erfolgreichen Unternehmungen 70 Gefangene.
Nördlich von Moeuvres wurden Teilangriffe des Feindes ab-
gewiesen. In örtlichen Gegenangriffen nahmen wir südlich von
Villers-Guizlain und östlich von Epéhy Teile der in den
letzten Kämpfen in Feindeshand verbliebenen Grabenstücke wieder und
machten hierbei Gefangene.

25. September. Bei Moeuvres scheiterten erneute Angriffe
des Feindes. Oestlich von Epéhy nahmen wir in örtlichem
Gegenangriff die vor den Kämpfen vom 22. September gehaltenen
Linien wieder. Zwischen dem Omignon-Bach und der Somme
nahmen Engländer und Franzosen ihre Angriffe gegen St. Quentin
wieder auf. Sie waren von starker Artillerie und Panzerwagen be-
gleitet. In Pontruet, Gricourt und Francilly-Se-
lency faßte der Gegner am frühen Morgen Fuß. Versuche des
Feindes, in heftigen, bis gegen Mittag fortgesetzten Angriffen die Ein-
bruchsstelle zu erweitern, scheiterten. Durch Artillerie und Flieger wirk-
sam unterstützte Gegenstöße unserer Infanterie und Pioniere brachten
gegen Mittag Pontruet und Gricourt wieder in unseren Besitz; die
zwischen beiden Orten gelegene Höhe wurde nach wechselvollem Kampf
wieder genommen. Francilly-Salency blieb in Feindeshand. An der
übrigen Front brachen seine Angriffe meist schon vor unseren Linien
zusammen. Wo er sie erreichte, wurde er im Gegenstoß zurückgeworfen.
Zwischen Vesle und Aisne brachen Sturmabteilungen in die feindlichen
Linien südlich von Glennes ein und brachten 85 Gefangene zurück.
Ein starker Gegenangriff, den der Feind nach Abschluß dieser Kämpfe
gegen unsere Ausgangsstellungen richtete, wurde abgewiesen.

26. September. Zwischen dem Omignon-Bach und der
Somme setzte der Feind seine Angriffe fort. Der erste Ansturm
brach in dem zusammengefaßten Feuer unserer Artillerie und In-
fanterie zusammen. Das Schwergewicht der am Vormittag mehrfach
wiederholten Angriffe richtete sich gegen die Höhe zwischen Pon-
truet und Gricourt. Vorübergehend faßte der Feind auf ihr
Fuß. Im Gegenstoß nahmen wir sie wieder. Am Nachmittag setzte
der Franzose zwischen Francilly und der Somme erneut zu
starken Angriffen an, die bis auf kleine Einbruchsstellen abgewiesen
wurden. Wir machten hier in den beiden letzten Tagen mehr als 200 Ge-
fangene. Nördlich von Bailly schlugen wir Teilangriffe des Geg-
ners ab. Oestlich der Mosel wurde ein Teilangriff des Feindes ab-
gewiesen. Die dort kämpfenden Truppen der 31. Landwehrbrigade
nahmen im Gegenstoß 50 Franzosen und Amerikaner gefangen.

Aus feindlichen Geschwadern, die Frankfurt am Main und
Kaiserslautern angriffen, wurden sieben Flugzeuge abgeschossen.

27. September. In der Champagne zwischen den Höhen
westlich der Suippe und der Aisne, sowie nördlich von Verdun
zwischen den Argonnen und der Maas haben Franzosen und
Amerikaner gestern mit starken Angriffen begonnen. Der
Artilleriekampf dehnte sich über die Höhen westlich der Suippe nach
Westen bis Reims, über die Maas nach Osten bis zur Mosel aus.
Dort folgten nur Teilangriffe; sie wurden nach heftigen Kämpfen ab-
gewiesen. Bei ihrer Abwehr östlich der Maas zeichneten sich auch öster-
reichisch-ungarische Truppen aus. An den Hauptangriffs-
fronten leitete gewaltiges Artilleriefeuer die Infanterieschlacht
ein. Westlich der Aisne brach der Franzose, östlich von den Argonnen
der Amerikaner unter Einsatz zahlreicher Panzerwagen gegen unsere
Stellungen vor. Befehlsgemäß wichen unsere Vorposten kämpfend
auf die ihnen zugewiesenen Verteidigungslinien aus. Bei
Tahure und Ripont gelang es dem Gegner in seinen bis zum
Abend fortgesetzten Angriffen über unsere vordere Kampflinie hinaus
bis auf die Höhen nordwestlich von Tahure und bis Fontaine-
en-Dormois hinaus vorzudringen. Hier riegelten Reserven
den örtlichen Einbruch des Feindes ab. Mit besonderer Stärke
führte er seine Angriffe gegen unsere Stellungen zwischen Aubérive
und südöstlich von Somm-Py. Sie brachen vor unseren Kampf-
linien unter schwersten Verlusten für den Feind zusammen. Auch
nördlich von Cernay scheiterten die bis zum Abend mehrfach wieder-
holten feindlichen Angriffe. In den Argonnen schlugen wir Teil-
angriffe des Gegners ab. Zwischen den Argonnen und der Maas stieß
der Feind über unsere vorderen Kampflinien hinaus bis Mont-
blainville—Montfaucon und bis an den Maasbogen nord-
östlich von Montfaucon vor. Hier brachten ihn unsere Reserven zum
Stehen. Der Feind konnte somit an einzelnen Stellen unsere
Infanterie- und vorderen Artillerielinien erreichen. Der mit weit-
gesteckten Zielen unternommene große französisch-amerikanische Durch-
bruchsversuch ist am ersten Schlachttage an der Zähigkeit unserer
Truppen gescheitert.

28. September. Der Engländer greift in Richtung auf Cam-
brai und südlich davon an. Der Franzose setzt in der Cham-
pagne, der Amerikaner östlich der Argonnen seine Angriffe fort.
Teilvorstöße und Teilangriffe zwischen Ypern und der Scarpe,
sowie zwischen Ailette und Aisne begleiteten die großen Angriffs-
operationen des Gegners.

Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und Boehn: Der
Feind, der zwischen Ypern und der Scarpe an mehreren Stellen gegen
unsere Linien vorstieß, wurde abgewiesen. Zu beiden Seiten und

zwischen den von Arras und Peronne auf Cambrai führenden Straßen brachen 16 englische und kanadische Divisionen nach heftigem Feuerkampf zum Angriff vor. Beiderseits von Marquion, zwischen Moeuvres und Graincourt, sowie zwischen Ribécourt und Villers-Guislain brach der erste Ansturm des Feindes vor unseren Linien zusammen. Bei Inchy stieß der Feind auf Bourlon, bei Havrincourt auf Flesquières vor. Es gelang ihm im Verlaufe der Schlacht, diese Einbruchsstelle zu erweitern und uns nördlich der Chaussee Arras—Cambrai bis zur Linie Oisy Verger—Haynecourt zurückzudrängen. Südlich der Chaussee war am Abend nach wechselvollem Kampf und nach erfolgreichen Gegenangriffen die Linie Bourlon-Wald—Ribécourt gehalten. Vor unseren Stellungen zwischen Ribécourt und Villers-Guislain sind alle Angriffe des Feindes gescheitert. Zwischen Epéhy und Bellicourt schlugen wir starke Angriffe englischer und amerikanischer Divisionen ab. Nach Abschluß der Kämpfe war der Feind überall in seine Ausgangsstellungen, bei Lempire über diese hinaus zurückgeworfen.

Heeresgruppen Deutscher Kronprinz und Gallwitz: Zwischen Ailette und Aisne wurden Teilangriffe des Gegners östlich von Vauxaillon und westlich von Jouny abgewiesen. In der Champagne setzte der Franzose, östlich der Argonnen der Amerikaner unter zeitweiligem Einsatz frischer Divisionen seine starken Angriffe fort. Der Franzose konnte in seinen mehrfach wiederholten Angriffen zwischen der Suippe und der Aisne nur wenig Boden gewinnen. Am Abend standen wir in der Linie Auberive — südlich von Somme-Py — Gratreuil—Bouconville—Wald von Cernay im Kampf. Der Angriff der Amerikaner östlich der Argonnen kam südlich der Linie Apremont—Cierges zum Stehen. Montfaucon wurde infolge drohender Umfassung geräumt. Die über Montfaucon und östlich davon vorbrechenden Angriffe scheiterten vor unseren neuen Linien. Franzosen und Amerikaner erlitten auch gestern wieder schwere Verluste.

29. September. Der Engländer hat im Verein mit Belgiern seine Angriffe auf Flandern ausgedehnt und gegen Cambrai fortgesetzt. Franzosen und Amerikaner stürmten erneut in der Champagne, sowie zwischen den Argonnen und der Maas an.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Engländer und Belgier griffen auf der Front von südlich Dixmuide bis Wulverghem an. Es gelang dem Feinde, unsere Trichterstellungen zu nehmen und teilweise in unsere Artillerie-Linien einzudringen. Der Angriff des Feindes kam am Nachmittage in der Linie Bahndamm südlich von Dixmuide—Clerken—Houthoulst—West Roosebeke—Paaschendaele—Becelaere—Zandvoorde—Hollebeke zum Stehen. Die am Abend gegen diese Linie geführten Angriffe wurden mit Hilfe der auf dem Schlachtfelde eintreffenden Reserven abgewiesen. Die Höhe von Wytschaete wurde gegen mehrfache Angriffe des Feindes gehalten. Westlich von Cambrai hatten wir gestern früh infolge des Verlustes der Kanalstellung beiderseits von Marquion in den Kämpfen am 27. September unsere Front aus dem freien Gelände in eine rückwärtige Stellung in der Linie Arleux—Aubigny westlich von Cambrai und hinter den Kanal südwestlich von Cambrai-Marcoing mit Anschluß über Gonnelieu in die alte Linie bei Villers-Guislain zurückgenommen. Die Bewegungen wurden während der Nacht ungestört vom Gegner durchgeführt. Der Feind hielt am Morgen noch lange Zeit das geräumte Gelände unter Feuer. In den Mittagstunden begann er scharf nachzudrängen und griff nordwestlich und westlich von Cambrai mit starken Kräften an. Er wurde abgewiesen. Ebenso scheiterten Angriffe, die sich am Abend gegen die Linie südlich von Marcoing richteten.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Zwischen Ailette und Aisne haben wir ohne feindliche Einwirkung unsere Linien hinter den Oise-Aisne-Kanal zwischen Anizy le Chateau an der Ailette und Bourg an der Aisne zurückgenommen. Die seit Tagen vorbereitete Bewegung verlief plangemäß und ungestört vom Feinde. Erfolgreiche Vorfeldkämpfe westlich der Suippe. Zwischen Suippe und Aisne, sowie zwischen den Argonnen und der Maas setzte der Feind seine starken Angriffe fort. Sie waren gestern besonders schwer und für den Feind außerordentlich blutig. Unsere dort kämpfenden Truppen aller deutschen Stämme, die sich auch gestern wiederum trotz der hohen Anforderungen, die die letzten Tage an sie stellten, hervorragend geschlagen haben, haben einen vollen Abwehrerfolg errungen. Der Franzose, der auf der ganzen Front zwischen Suippe und Aisne in teilweise bis zu sechsmal wiederholten, durch starke Panzergeschwader geführten Angriffen vorbrach, wurde in erbittertem Kampfe zurückgeworfen. Sein einziger örtlicher Erfolg beruht in der Einnahme von Somme-Py und in kleinen, geringfügigen Einbuchtungen unserer Abwehrfront. In den Argonnen haben wir in vorletzter Nacht infolge des Vordringens des Feindes im Aire-Tal unsere Linie bis in die Gegend südöstlich von Binarville, südwestlich von Apremont, zurückgenommen. Gegen den Ostrand der Argonnen und gegen die Linie Apremont—Cierges—Brieulle stieß der Amerikaner in mehrfachen Angriffen unter teilweisem Einsatz neuer Divisionen vor. Oertliche Erfolge konnte er bei Apremont und östlich von Cierges erzielen, wo er unsere Linie am frühen Morgen bis an den Wald von Camel und Fays zurückdrückte. Auch hier sind, wie an der ganzen übrigen Front, die Angriffe des Feindes unter sehr schweren Verlusten für ihn in unserem Abwehrfeuer, in zähem Nahkampf und in unseren erfolgreichen Gegenangriffen gescheitert. Unsere Schlachtstaffeln griffen den östlich der Aire anstürmenden Feind mit großem Erfolg an. Bei den gestrigen Kämpfen wurden mehr als 150 Panzerwagen des Feindes zerstört.

Der Abendbericht meldet: Neue Kämpfe östlich von Ypern. Gewaltiges Ringen zwischen Cambrai und St. Quentin. Der englische Ansturm ist hier im großen gescheitert. In der Champagne und zwischen Argonnen und Maas sind heftige Angriffe der Franzosen und Amerikaner bis auf örtliche Einbrüche beiderseits Ardeuil abgewiesen.

Luftangriffe auf das Heimatgebiet.

Im Monat August fanden insgesamt 46 feindliche Angriffe auf das deutsche Heimatgebiet statt. Von den Angriffen wurden fast nur offene Städte im Westen und Südwesten Deutschlands, sowie die Industriegebiete im Saargebiet, in Lothringen und in Luxemburg betroffen. Im einzelnen wurden mit Bomben angegriffen: Das lothringisch-luxemburgische Industriegebiet zwölfmal, das Saargebiet zehnmal, Trier und Umgebung fünfmal, Frankfurt a. M., Mannheim und Umgebung je dreimal, Koblenz und Umgebung, Karlsruhe, Offenburg und weitere Umgebung je zweimal, Düren, Hagenau, Worms, Darmstadt, Pirmasens, Zweibrücken und Köln je einmal. Dank der Wirksamkeit unserer Schutzmaßnahmen gelang es dem Gegner in keinem Falle, an militärisch wichtigen Anlagen oder Betrieben nennenswerten Schaden zu verursachen. Dagegen war der Sachschaden an privatem Eigentum bei mehreren Angriffen, vor allem in Trier, Köln und Düren, nicht unerheblich. Den Angriffen fielen im ganzen 79 Tote, 47 Schwer- und 66 Leichtverletzte zum Opfer. Der Gegner bezahlte seine Angriffe mit schweren Verlusten. Er verlor 26 Flugzeuge.

Vom See- und Kolonialkriegsschauplatz.

Die U-Bootsbeute im August.

Im Monat August haben die Mittelmächte rund 420000 Bruttoregistertonnen des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet. Der dem Feinde zur Verfügung stehende Handelsschiffsraum ist somit allein durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte seit Kriegsbeginn um rund 19 220 000 Bruttoregistertonnen verringert worden. Hiervon sind 11 920 000 Bruttoregistertonnen Verluste der englischen Handelsflotte.

Vom mazedonischen Kriegsschauplatz.

Fortgesetzter Rückzug der Bulgaren.

Oestlich der Cerna dauern die erbitterten Kämpfe am 19. September an. Die bulgarische Front wurde mehr nach Norden verlegt. Am 20. wurden mehrere serbische Abteilungen durch einen Gegenangriff zurückgeworfen. In dem Winkel zwischen Cerna und Wardar dauern die Kämpfe mit großer Erbitterung an. Am 21. bestanden die Bulgaren westlich der Tscherna schwere Kämpfe mit starken feindlichen Kräften um die Höhen südlich von Troiatzi und Drenowo. Infolge der Zurückbiegung der Front im Winkel zwischen Tscherna und Wardar wurden die benachbarten Truppenteile auf neue Stellungen südlich von Prilep und nördlich von Doiran zurückgenommen. Am 23. September griffen in der Gegend von Bitolia feindliche Einheiten mehrmals erbittert an, sie wurden aber blutig abgewiesen, zum Teil nach Handgemenge. Nördlich der Cerna zogen sich die Bulgaren, ungestört vom Feinde, planmäßig auf den Babuna-Berg zurück. Bei Kriwolak griff der Gegner mit starken Kräften an. Am 24. September sind die Bulgaren westlich des Wardar im Marsch nach Norden auf ihre neue Stellung. Der Feind hat seinen Druck gegen Istip verstärkt. Am 26. September führten die Bulgaren westlich des Wardar die ihnen vorgeschriebenen Bewegungen aus, vom Feinde nur schwach belästigt. Die feindlichen Berichte melden den fortgesetzten Vormarsch nach Norden, Einnahme der Städte Strumitza, Kocana, Veles, Prilep. Nach dem Wiener Bericht haben am 27. September österreichische Truppen westlich des Ochridasees in einem von den Bulgaren übernommenen Verteidigungsabschnitt feindliche Angriffe abgeschlagen.

Bulgarien macht Waffenstillstands- und Friedensangebote.

Die Bulgarische Telegraphen-Agentur meldet am 26. September: In Erwägung des Zusammentreffens der jüngst eingetretenen Zustände und nachdem die Lage gemeinsam mit allen zuständigen Stellen erörtert worden ist, hat die bulgarische Regierung in dem Wunsche, dem Blutvergießen ein Ende zu setzen, den Generalissimus des Feldheeres ermächtigt, dem Oberbefehlshaber der Ententeheere in Saloniki die Einstellung der Feindseligkeiten vorzuschlagen, um Verhandlungen mit dem Ziele des Abschlusses eines Waffenstillstandes und des Friedens einzuleiten. — In Uebereinstimmung mit den Parteien des Blocks hat die Regierung gestern, am 25. September, nachmittags 5 Uhr, den Gegnern ein amtliches Waffenstillstandsangebot gemacht.

Vom türkischen Kriegsschauplatz.

Weitere Rückverlegung der türkischen Front.

Nach den türkischen Berichten vom 21. und 22. September dauern die schweren Kämpfe an der Palästinafront fort. Die Engländer führen ihren Angriff mit besonderem Nachdruck zwischen der Küste und der Eisenbahn. Zur Verkürzung der Front gingen die Türken auch östlich der Eisenbahn und am Jordan nach tapferer Abwehr aller feindlichen Angriffe befehlsgemäß in neue Stellungen nördlich der bisherigen Linien zurück. Am 25. Sept. ist der Engländer gegen die neuen türkischen Stellungen über Nablus und im Jordantal im Anmarsch.

Literarische Gewissenserforschungen.

Von Maria Köchling, Hamm (Westfalen).

Der katholische Berufsschriftsteller ist eines der bedauerlichsten Geschöpfe im Hinblick auf seine soziale Lage. Hier und da klingt wohl der Hilfeschrei eines Dichters durch den Blätterwald. Aber — man hört das Echo, tut einen Seufzer, fühlt etwas wie Erbarmen in sich, und dann — ah, man greift zu einem Buch, blättert darin, gedankenlos — doch nein, grübelt über der Dichter Los, sieht sich das Buch näher an — merkwürdig, warum spielte der Zufall wieder eines dieser Ullsteinbücher in die Hand — um darüber Dichterelend und Dichterleid zu vergessen?

Wenn einsichtsvolle Kritiker auch aus dem anderen Lager den Ullsteinbüchern wenig ehrenvolle Namen geben, so ist es ebenso berechtigt, einer gewissen Art von Zeitungsromanen entgegenzuarbeiten. Diese Romane sind moralisch nicht so tiefstehend wie manche der Ullsteinbücher. Aber literarisch sind sie durchweg minderwertig. Diese literarischen Wassersuppen sind eine Art Fabrikware, die im literarischen Sinne ebensoviel Wert hat, wie manches andere „Kriegsersatznahrungsmittel" der Gegenwart. Die Romanfabriken blühen mehr denn je. Solche Feuilleton-Bureaus verbreiten ihre „Ware" in der raffiniert-einfachsten Weise. Braucht ein Blatt einen Roman, so genügt die telegraphische Anfrage nach einem „Ding" von soundsoviel Silben. Ein paar Stunden später liegt die Ware auf dem Tisch des Redakteurs, und je nachdem es um dessen Moralbegriffe bestellt ist, freut er sich über die kitzeligen Anekdötchen, über die sinnlich aufgebauschten Abenteuer in diesem Roman — oder er streicht allzu starke Sachen. Natürlich kann man auch zahme Sachen haben. Und es gibt Leute, die sich dadurch blenden lassen. Ob sich nicht auch mancher dahin verirrt, dessen Feder nie daran dachte, Wertloses und Banales zu schreiben, den aber die bittere Not zwang, sich hier seine Pfennige zu holen?

Wir brauchen jetzt leichte Kost im Unterhaltungsteil der Zeitungen, die vom Kriege ablenkt. Fort mit den blutrünstigen, phantasiereichen Kriegsgeschichten! Aber hin zu reinen, echt deutschen Erzeugnissen der Literatur für Herz und Gemüt. Das Volk liest, was man ihm vorsetzt. Diese Tatsache nützen gewisse Menschen aus und lassen das Volk die raffiniertesten sexuellen Süßigkeiten schlucken oder suchen es zu sättigen mit den Strömen ihrer literarischen Wassersuppen, die nichts in der Seele zurücklassen als eine Verbitterung den Reichen gegenüber. Es ist leicht, dem Volke Sand in die Augen zu streuen. Welcher lesehungrige Mensch liest nicht mit Wonne die in solchen Romanen dargestellten Idealzustände, die Schilderungen vom Wohlleben der Herrenmenschen, von der schrankenlosen Willkür der Gnädigen, von einem weichen, üppigen Leben mit all seinen Lüsten, in denen eine vielbeneidete, aber heute mehr denn je gehaßte Welt dahinlebt! Der Wurm der Unzufriedenheit aber ist ein gewaltiger Feind unserer Tage, der langsam aber ständig größer wird, Kräfte sammelt für seinen Tag.

Es ist sicher noch nicht zu spät, wenn ein reinigender, allen Unrat mit sich wegreißender Strom durch die zum Urwald gewordenen Gebiete der Literatur rauschen würde. Aber wir brauchen Wellenschieber, wir brauchen eine Sammlung der Kräfte, ein verständnisvolles, sich gegenseitig förderndes Hand in Handarbeiten zwischen Verlegern und Schriftstellern.

Katholische Schriftsteller, sammelt euch! Vorerst handelt es sich um die Grundlage, das Eingehen auf spezielle Fragen bleibt der weiteren Diskussion vorbehalten.

Es ist zunächst eine Tatsache festzustellen: Wir besitzen verhältnismäßig nur wenige Berufsschriftsteller, also solche, die von den Erzeugnissen ihrer Feder leben müssen. Die meisten Schriftsteller haben eine auskömmliche Beschäftigung im Hauptamt oder gehören einem Orden an, sind Geistliche usw. In Anbetracht dessen ist es selbstverständlich, daß bei einer Organisation nicht allein die dünngesäten Berufsschriftsteller in Betracht kommen.

Die Organisation der katholischen Schriftsteller müßte umfassen alle mit der Feder schriftstellerisch sich betätigenden Katholiken in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, außer Berufsschriftstellern also: Klerus, Universitätsprofessoren, Fachschriftsteller, Sozialpolitiker, Redakteure usw. Alle im „Reiter" Versammelten sollen sich unter das Banner der Organisation stellen. Wir sind nicht blind all den Schwierigkeiten gegenüber, aber die größte Schwierigkeit wäre wohl behoben, wenn erst die eigene stoische Ruhe der in Frage kommenden Kreise überwunden ist. Die Organisation hätte dafür zu sorgen, daß das wahre Talent sich frei und erfolgreich im Kampf um die Geltung in der deutschen Literatur entfalten kann. Auf dem Wege des Zusammenschlusses würde der Arbeit des Einzelnen die volle Verwertungsmöglichkeit erschlossen und auf der anderen Seite den Bedürfnissen der Zeitungsverleger und des Publikums nach guten, einwandfreien literarischen Erzeugnissen gedient. Auf diese Weise würden die erwähnten Feuilletons-Bureaus und Romanfabriken für unsere katholischen Verleger überflüssig und ein vielbeklagter Mißstand beseitigt.

Ich möchte wünschen, daß mein Ruf zur Tat nicht ungehört verhalle. Ein ehrlich Wort soll herzlich willkommen sein. Lassen wir den großen Gedanken nicht versanden in dem Grab der bisherigen Pläne!

Vom Büchertisch.

Uebungen des Geistes zur Gründung und Förderung eines heiligen Sinnes und Lebens von Bischof Johann Michael Sailer, neu herausgegeben von Dr. Franz Keller. Freiburg, Herder. 8° XII und 370 S. geb. 4 M. (Gehört zur Sammlung Bücher für Seelenkultur.) — Hier haben wir Bischof Sailers berühmte Bearbeitung der „Geistlichen Uebungen" des hl. Ignatius von Loyola, ein besonders für die Laienwelt bestimmtes Werk, das Sailer selbst zu den „gelesensten und beliebtesten" seiner Bücher rechnete. Die vorliegende Ausgabe trägt das Gepräge sorgfältigster Redigierung. Bis mitten hinein in den Protestantismus ist Sailers Bearbeitung gedrungen — wie denn auch bei den Nichtkatholiken sich immer mehr die Wahrheit durchsetzt, daß des hl. Ignatius „Geistliche Uebungen keinen anderen Geist als den des hl. Evangeliums atmen." E. M. Hamann.

Feldpredigten. Von Franz Brors, Feldgeistlicher. 3 Bde. 8° 84 S. M 1.—; 149 S. M 2.—; 156 S. M 2.—. Essen, Fredebeul und Koenen. In diesen unter dem Gesamttitel „Feldpredigten" veröffentlichten Bändchen begegnet uns in mehr oder minder ausführlichen Skizzen die Verkündigung des Wortes Gottes als religiöse Unterweisung bei Feldgottesdiensten, in Fastenpredigten, in Grabreden. Die Sprache ist sehr lebendig; vielfach bringen die starken Eindrücke durch, wie sie das Miterleben des Kriegsgeschehens in unmittelbarer Nähe bedingt. Der Gedankengehalt ist zumeist aus der hl. Schrift geschöpft, des öfteren dann an die sonntäglichen Evangelienperikopen angelehnt, wobei eine tiefergreifende Anwendung auf die seelischen Forderungen des Soldaten erstrebt wird. Eine manchmal kräftig mitklingende apologetische Note will sich mit den durch die harte Zeit aufgerollten Fragen und Zweifeln auseinandersetzen. Die „Feldpredigten" wollen durchaus auch dem Frieden dienen. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kgl. Residenztheater. Neueinstudiert erschien „Maß für Maß". Man hatte das Shakespearesche Lustspiel in der Inszenierung belassen, in der es 1908 erstmalig im Residenztheater erschienen war. Es galt damals, die Versuche, die in diesem Jahre mit der Reliefbühne des neuen Künstlertheaters begonnen waren, weiter auszubauen, und Eug. Kilian opferte ihnen zuliebe seine eigene, in Karlsruhe erfolgerprobte Bearbeitung von „Maß für Maß". Schon damals zeigten sich die Bühnenbilder nur als eine weitere Ausgestaltung der Perfall-Savitsschen Shakespearebühne. Deren Vorteile des schnellsten Szenenwechsels weit mehr als die „Reliefwirkung", deren Wert für die Bühne bildende Künstler anno 1908 so sehr überschätzten, bewähren sich heute wie damals. Wenn „Maß für Maß" vor zehn Jahren zum überhaupt ersten Male im Kgl. Residenztheater gegeben wurde, so erklärt sich dies aus der ethischen Beurteilung, die dem Werke in langen Jahren zuteil wurde. Der Dichter führt uns zwar zeitweise zur Hefe des Volkes hinab, aber er läßt uns nicht im Zweifel darüber, wie er über Kuppler denkt. Es fällt ihm nicht ein, schimpfliches Gewerbe sophistisch zu rechtfertigen. Diesen Gegensatz zu modernen Autoren hervorzuheben, schien uns schon damals angezeigt. Graf Angelo, während des Herzogs Abwesenheit zum Stellvertreter bestimmt, will durch starre Durchführung der Gesetze die Sitten bessern und gerät in die gleiche Schuld, die er bei anderen mit dem Tode bestraft. Der gute Ausgang des Stückes durch die Milde des Herzogs hat lange in der Shakespeareliteratur als ein künstlerischer, ja, als ein sittlicher Fehler gegolten; wir glauben heute den Absichten des Dichters näherzukommen, wenn wir den Charakter des Spieles symbolisch fassen. Der „Herzog" erscheint hier als eine Schicksalsmacht, die die Irrungen zum besten lenkt. Wie in „Ende gut, alles gut" verwendet Shakespeare hier das Motiv, daß statt der begehrten die verlassene Braut bei dem nächtlichen Stelldichein erscheint. Daß diese sich dazu hergibt, durch die Täuschung dem Ungetreuen die Heirat gleichsam aufzunötigen, widerspricht unserem sittlichen Gefühl. Besser als den Dichter mit Sophismen zu verteidigen, scheint es uns, anzuerkennen, daß auch das Genie gelegentlich sich dem Geschmacke seiner Zeit nähert, so turmhoch es auf seinen Höhepunkten denselben überragt. Da in unseren Tagen selbst Bücher nicht immer vorrätig zu sein pflegen, kann ich nur nach flüchtigem Hören über H. Oldens neue Übersetzung urteilen. Sie ist gewandt und flüssig; manche Wendung ernüchtert durch allzu modernen Ton. Ob damit etwas gewonnen ist, wenn die Frau Ueberley nun Frau Oberspeck heißt, der Gerichtsdiener Elbogen auf den Namen Knüppel hört, braucht nicht ernsthaft diskutiert zu werden. Lützenkirchen, einst Graf Angelo, ist jetzt zur herzoglichen Würde aufgerückt, für deren abgeklärte Weisheit er den rechten Ton fand. Sehr erfreuliche Aussichten erweckte Stieler. Der in Leipzig und Berlin gefeierte, nun an die Hofbühne seiner Vaterstadt berufene Neffe des Dichters der Hochlandslieder fesselte durch scharfe Charakteristik und Stärke des Gefühles; daß er gleich Lützenkirchen ein guter Sprecher ist, ist sicher nicht unnötig besonders zu betonen. Neu ist auch Frl. Kleinhruby, deren Isabella lobenswert war, wenn sie auch nicht an Lina Lossen heranreichte, die für solch herbe Frauencharaktere eine besondere Eignung besaß. Die zahlreichen kleineren Chargen fanden charakteristische Ausprägung. Wohlmuths feinkomische Gestaltung des Bierzapfers Pompejus, wie Graumanns in derberen Farben gehaltener Lucio mögen besonders genannt sein.

Schauspielhaus. Stollberg und Schmederer treten am 1. April nächsten Jahres ihr Schauspielhaus an Hermine Körner

ab. Bei dem Verkaufe gedenken sie mit dem sozialen Geist, der oft an ihnen gerühmt werden konnte, ihrer Künstler durch reiche Gaben. Die besten Jahre des Schauspielhauses lagen in der ersten Hälfte seiner 20 Jahre, denn die Stärke des künstlerischen Leiters lag in der Bühnengestaltung des Naturalismus und jener Stimmungskunst, wie sie unter anderem aus den Stücken des in diesen Tagen in München gestorbenen Dichters Ed. Graf Keyserling sprach. Der späteren dramatischen Entwicklung stand Stollberg nicht mit jener inneren Anteilnahme gegenüber; dies rief wohl jene Theatermüdigkeit hervor, die ihn zu dem Anerbieten der Körner geneigt machte. Als Darstellerin haben wir letztere während der Sommerzeit zweier Jahre kennen gelernt; als Bühnenleiterin ist sie ein unbeschriebenes Blatt. Schade, daß die Raumverhältnisse für das klassische Drama wenig geeignet sind, da in ihm die Rollen liegen, in denen die Körner heute wenig Nebenbuhlerinnen hat, die neben ihr bestehen können. — Einen künstlerischen Erfolg hatte das Schauspielhaus mit den „Bürgern von Calais". Weder bei „Von Morgens bis Mitternachts", noch bei der „Koralle", noch im „Frauenopfer", oder gar in der possenhaften „Sorina" habe ich in den Jubel von Gg. Kaisers Bewunderern einstimmen können. In diesem — älteren — „Bühnenspiel" ist die Bedeutung eines dichterisch ungewöhnlichen Vorwurfes nicht zu übersehen. Jene sechs Bürger, die sich dem König Englands als Sühneopfer überliefern, damit er Calais schone, hat der Bildhauer Rodin aus der Vergessenheit einer Chronik des 15. Jahrhunderts zu künstlerischem Leben wieder erweckt. Auch bei Kaiser herrscht eine Herbheit, die der Plastik verwandt ist und alles Nebensächliche ausschließt. Nichts lag ihm ferner, als ein historisches Drama zu schaffen von dem Ringen Frankreichs mit dem britischen Gegner; was ihn fesselt, ist nur die seelische Entwicklung; in knappster Form werden uns die Not der bedrängten Stadt, die grausame Bedingung des Engländers kundgetan. Auch nicht der heroische Entschluß der Männer, die bereit sind, ihr Leben für die Vaterstadt herzugeben, ist das, was den Dichter psychologisch fesselt. Durch den gleichzeitigen Beitritt zweier Brüder werden statt der geforderten sechs Opfer sieben. Mit dieser Abweichung von der historischen Ueberlieferung gelangt Kaiser zu der ihm eigenen Problemstellung. Das Los soll entscheiden, wer dem Leben erhalten bleiben darf; jeder hat die gleiche Möglichkeit, durch den Griff in die Urne dem Tod zu entrinnen. In den Männern, die zum Tode bereit gewesen, erwacht die Lebenshoffnung von neuem und mit psychologischer Feinheit zeigt dies der Dichter im Verhalten der einzelnen. Ein Abschiedsmahl, das der Dichter mit nicht ungewöhnlicher Kraft zu symbolischer Bedeutung emporhebt, vereinigt die Sieben. Vermöchte Kaiser seinen in feine Wortkunst gefaßten Gedanken noch mehr Tiefe des Gefühles zu geben, der parsifaleske Zug dieser Szene wäre von noch größerem Eindruck. Der greise Eustache de Saint-Pierre ist der einzige, der auf der Höhe seines ursprünglichen Entschlusses geblieben. Er sucht die Gefährten zur schrankenlosen Hingabe zu läutern; ein jeder zieht, wie er das Spiel eingerichtet hat, eine Todeskugel, und jener schlägt nun vor, daß derjenige frei sein soll, der sich als letzter zum Todesgange einfindet. Jeder soll die Möglichkeit der Rettung sehen, keiner aus freiem, reinem Entschluß sich der großen Tat entziehen. Mit dem ersten Morgenrot finden sich die Sechs ein. Eustache fehlt; schon sieht das Volk in seinem Fortbleiben einen schlauen Schachzug, da bringt man ihn auf der Bahre. Er ging freiwillig in den Tod, damit es den Genossen leichter werde, ihm zu folgen. Die Schar der Sechs steht nun geschlossen in nicht mehr wankendem Opferwillen, bereit in den Tod zu gehen. Doch der König, dem in dieser Nacht ein Sohn geboren, schenkt ihnen das Leben. Die Bürger von Calais tragen die Leiche auf die höchste Stufe des Altars, damit der einziehende Engländer vor seinem „Ueberwinder" knien muß, wenn er in der Kirche Gott danken wird. Der Grundgedanke seiner Hingabe ist in diesem Drama mit Nachdruck und Würde gestaltet; manches ist freilich in seiner Geistigkeit ohne restlose sinnfällige Plastik geblieben, so daß nicht alle Zuschauer sich der Tiefe bewußt wurden. Die Spielleitung hatte Sinzheimer. Sie war mit das beste, was man von dem früheren Leiter der Kammerspiele gesehen. Die Bühnenbilder waren in einer in ihrer Einfachheit suggestiven Ausstattung (von C. Kurz) von Eindringlichkeit und fast alle Darsteller trafen ohne hohles Pathos den Ton dieser vom Alltag weitabgerückten Dichtung.

Prinzregententheater. Die Spielzeit draußen geht zu Ende. Daß neben den Wagnerschen Musikdramen nun auch Pfitzners „Palestrina" sich auf unserer Festspielbühne eingebürgert hat, ist mit Freude zu begrüßen; aber auch Kloses „Ilsebill" setzt sich mehr und mehr durch. Letzteres Werk ist ja auch da und dort mit einigem Erfolg gegeben worden, aber sein bleibender Wert ist doch nur hier durch das Herausheben vom Bühnenalltag auf die Festspielbühne bewirkt worden. Die sehr schöne Wiedergabe sah wieder ein volles Haus.

Neues Theater. Bahrs „Wienerinnen" hatten einen schönen Erfolg. Was an dem Lustspiel Satire war gegen Modeästheten und Anglomanie, hat an Aktualität eingebüßt, aber die Zähmung einer launenhaften Frau durch den Ehemann ist von liebenswürdigem Humor. Wenn so reizvoll gespielt wird, wie von Marietta Olly und ihren Mitspielern, bieten die drei Plauderakte einen hübschen Genuß.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Bulgariens Abfall — Nervosität am Aktienmarkt, Festigkeit der heimischen Anleihen — Erhöhte Geldflüssigkeit und neunte Kriegsanleihe — Im Streite um die Wirtschaftsfreiheit.

Auf die Ueberraschung des Wiener Annäherungsversuches folgte diejenige des Waffenstillstands-Angebots des ententefreundlichen bulgarischen Ministerpräsidenten Malinow. Die Erregung hierüber in Verbindung mit den schweren Kämpfen unserer Westfront und den militärischen Misserfolgen in Palästina und Mazedonien hat das in langen Hausseperioden aufgerichtete Kursgebäude an unseren Börsen schwer erschüttert. Auf manchen Effektengebieten sind infolge des grossen Verkaufsandrangs Kurseinbussen von ungewöhnlichem Umfang eingetreten, welche an die Börsenkatastrophe bei Kriegsausbruch erinnern. Die Börsenberichte melden aber auch, dass die nervöse Ueberstürzung des wahllosen Verschleuderns der best fundierten Industriepapiere rasch einer beruhigteren Auffassung Platz machte, um so mehr, als die Neigung kapitalkräftiger Kreise, die geworfenen Kurse zu Deckungskäufen zu benützen, durchdringen konnte. Aber die Unklarheit an den Effektenmärkten bleibt bestehen. Kapitalisten werden dieselbe und die daraus sich ergebenden Risiken bei Neuerwerb von Industriepapieren berücksichten. Wohl aus diesem Grunde ergab sich angesichts der relativ gut überstandenen Börsenpaniken bei unseren sämtlichen fest verzinslichen Werten eine bemerkenswerte Widerstandskraft. Dieser Festigkeit des heimischen Anlagemarktes lässt auch für den ferneren Verlauf der mit grossem Erfolge eingesetzten Kriegsanleihe-Zeichnungen günstige Hoffnungen zu. Das reichliche Angebot der flüssigen Gelder, die zufriedenstellende Entwicklung der Reichsbank angesichts des gerade diesesmal überstarken Quartaltermines, auch die Zunahme des Goldbestandes unseres Zentralnoteninstitutes, die täglich bekannt werdenden Grosszeichnungen auch aus den Kreisen der landwirtschaftlichen Zentralkorporationen bestätigen das. Eine wichtige Neuerung im Kriegsanleihe-Zeichnungsgeschäft ist die von zehn Versicherungsgesellschaften erfolgte einheitliche Kriegsanleihe-Versicherung im Heere. Von der unverändert grossen Geldflüssigkeit spricht ausserdem die Mitteilung auf dem deutschen Hausbesitzer-Genossenschafts-Verbandstag, dass das Angebot von Hypothekgeldern von Woche zu Woche steigt und namentlich in den norddeutschen Grosstädten die Anfrage in einem seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr beobachteten Masse übersteigt. Von gewisser Bedeutung für die Beruhigung unserer Kapitalistenkreise ist die vom Reichsschatzsekretär zugesicherte Wahrung des Bankgeheimnisses bei Veranlagung der Banken zur Geldumsatzsteuer, namentlich hinsichtlich der für die Privatkunden geführten Konten.

Angesichts der politischen Vorgänge wurden die Meldungen aus der Kriegswirtschaft weniger beachtet, so die zufriedenstellenden Bilanzergebnisse unserer Schwerindustrie, die Aufhebung der Devisensperre zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn — eine amtliche deutsche Bestätigung hierüber fehlt immer noch —, die Einzelheiten der neuen deutschen Bankenanleihen in Norwegen nebst den damit zusammenhängenden Wirtschaftsbegünstigungen und die Nachricht über die Wiederaufnahme neuer Wirtschaftsverhandlungen mit den Niederlanden. Lediglich der neuerdings auflebende Streit um die Wirtschaftsfreiheit nach dem Kriege fand grösseres Interesse. Im Gegensatz zu der Anschauung der Reichsleitung und den vom Staatssekretär des Reichswirtschaftamtes von Stein in der Bremer Handelskammer dargelegten Grundlinien haben sich Vertreter der verschiedensten Wirtschaftsgruppen für den sofortigen Abbau der Kriegswirtschaft nach dem Frieden und für die Freiheit der Wirtschaft ausgesprochen. M. Weber, München.

Zeichnet die neunte Kriegsanleihe!

Auch diese Anleihe wird unbeschadet der hochpolitischen Vorgänge der jüngsten Tage den Charakter der Volksanleihe behalten. An den seither bewährten Zeichnungsbedingungen ist — und das ist ein Zeichen unserer Wirtschaftsstärke — auch dieses Mal nichts geändert worden Die Vorbedingungen für ein günstiges Gelingen des Zeichnungsgeschäftes sind unvermindert vorhanden. Neben den Rekordziffern an Depositengeldern und Sparkasseneinlagen bedingen vor allem die zu Zeichnungszwecken bei der Reichsbank gebundenen stattlichen Milliarden an Reichschatzwechseln allein schon den Zeichnungserfolg. Die ausserdem bereits in die Milliarden gehenden grossen Voranmeldungen der Banken, Grossindustrieunternehmungen und landwirtschaftlichen Vereinigungen bestätigen neben den unvermindert bei den Zeichnungstellen einlaufenden Anmeldungen aus den mittleren und kleinen Kapitalistenkreisen die rege Teilnahme der Gesamtbevölkerung am Zeichnungsgeschäft. Deutsche Hypothekeninstitute gewähren zu diesen Zwecken wiederum Hypothekendarlehen zu günstigen Bedingungen. Industriegesellschaften haben die Bereitwilligkeit zur vorzugsweisen Einlösung ihrer Obligationen und Schuldverschreibungen erklärt. Erfolgreich wirken auch die Kriegsanleihe-Versicherungen der verschiedensten Gesellschaften. Die Sicherheit der Anleihe durch das ganze Volksvermögen, die Regelung des Zinsenanleihedienstes durch eine geklärte Steuerpolitik und die Gesamtentwicklung unseres Wirtschaftslebens sind unerschütterliche Grundlagen für den Erfolg der neunten Anleihe. Dass es heute um das Ganze geht, weiss Jedermann. Das Kriegsziel unserer Gegner, die Vernichtung Deutschlands, gebietet deutlicher denn je die Zusammenfassung unserer gesamten Kraft, auch der finanziellen, durch einen vollen Erfolg der neunten Kriegsanleihe.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.



Bin ich ein Wicht,
Des Mühens und Scharrens
Und Wahrens nicht wert?
Wer schmiedet aus mir
Das deutsche Schwert?
Da hat ihn die „Neunte"
Schweigend genommen:
Er ist in die rechte
Schmiede gekommen.





Aus dem Verlage der J. Schnellschen Buchhandlung, C. Leopold, Warendorf

sind folgende Bücher wieder neu hergestellt und zu haben: (Bei allen Preisen tritt der Kriegsaufschlag hinzu.)

Flaskamp-Schriften.

Christoph Flaskamp, „Die deutsche Romantik". Mk. 1.—. brosch.
Die Schrift ist fein, die Abhandlung an sich übrigens das Größte, was über Romantik gesagt ist. (Jos. Feiten.)

Christoph Flaskamp, Die deutsche Romantik. Ein Nachwort. 40 Seiten. Mk. 0.50.
Abwehr eines katholisch-klassizistischen Literatur- und Kulturprogramms, aus Anlaß einer Besprechung der „Deutschen Romantik" durch Karl Muth.

Christ. Flaskamp, Weltkrieg u. Weltreligion. Mk. 1.—. karton.

Schöne Literatur.

Georg Timpe, P. S. M., „Von Verwundeten und Toten". Kriegsbilder. Mk. 4.— geb.
Wo einer Menschen trösten will, die einen teuren Toten draußen liegen haben, oder sich um einen Verwundeten quälen, da kann er mit diesem Buche Seelen stärken und Herzen wieder aufrichten. Sie werden es lesen mit heißen Augen als wär's ein Brief, ein letzter Bericht von dem, den sie nicht vergessen können. (Pfarr-Rektor Könn.)

Pfarr. Dr. Augustin Wibbelt, „Ein Sonnenbuch". Mk. 5.— geb.
Eine Tat ist dieses Buch, eine Tat in literarischer Hinsicht, noch mehr eine Tat im Dienste des religiösen Gedankens. — Es verdient das Weihnachtsbuch zu werden, zumal für die Kreise unserer studierenden Jugend. (Pfarr-Rektor Könn.)

Pfarrer Dr. Augustin Wibbelt, „Ein Herbstbuch". Mk. 4.50.
Das Buch birgt soviel Geist und Schönheit in seiner abgeklärter Form, daß man es jedem reifen Menschen in die Hand drücken möchte. Manchem, der das Fliehen der Jahre zu bemerken beginnt, wird es Licht und Sonne bringen, und manche irregegangene Weltanschauung mag es mit seinem tief christlichen Gehalt ganz unaufdringlich, aber um so nachdrücklicher berichtigen und klären. (Pfarr-Rektor Könn.)

Pfarrer Dr. Augustin Wibbelt, „Ein Heimatbuch". Mk. 5.— geb.
Hier ist ein wahrhaft deutsches Buch, schön und stark und fest, wie deutsche Art es sein soll, ein wahrhaft christliches Buch, wie es unserer Jugend frommt. (Köln. Volksztg.)

Prof. Dr. Wilhelm Capitaine, Drei deutsche Frauen. Mk. 3.25.
Das Buch enthält die Lebensbilder der drei großen künstlerischen Frauen Annette von Droste-Hülshoff, Amalie Fürstin von Gallitzin und Maria Droste zu Vischering. Es eignet sich besonders für erwachsene junge Töchter.

Pfarr-Rektor C. Henkel, Unsere liebe Frau von Lourdes. Mk. 1.25.
Das mit einem schönen Bilde geschmückte Buch gehört zu den besten, die jemals über den weltberühmten Wallfahrtsort geschrieben wurden. (Die Neue Ztg. Wien.)

Gedichte und Sprüche.

Otto Wohlgemuth, „Du bist das Land". Kriegsgedichte. Mk. 3.— geb.
Aus dem vorliegenden Bande Kriegsgedichte geht ein starker und echter Grundton hervor, so daß jeder Deutsche die Kriegslieder dieses jungen Bergmannes mit Begeisterung lesen wird. (D. Fr. Castelle.)

Augustin Wibbelt, Ein Spruchbuch. Elegant geb. Mk. 3.40.
Ein wahres Lebensbrevier bietet uns in diesem Aphorismenbuche der beliebte Verfasser der Freudenbücher. Das Buch birgt außerordentlich viel Geist und Schönheit in abgeklärter Form. Ein prächtiges ernstes Geschenk, wie geschaffen für unsere Zeit.

Pfarrer Dr. Augustin Wibbelt, „Was die Freude singt". Gedichte. Mk. 3.— geb.
In elf Abschnitten bringt uns Wibbelts Anthologie das Schönste und Beste, was die Freude durch den Mund deutscher Dichter gesungen hat. Man lese und — freue sich. (Unitas B.)

Dr. Adolf Trampe, „Nemt, frouwe, diesen Kranz". Mk. 2.— geb.
Der Wert liegt auch hier wieder neben der Form in der offenen Ehrlichkeit, dem überströmenden Gefühle des Dichters, das sich so mächtig Bahn bricht. (Dr. J. M. Faßbinder.)

Adolf Trampe, „Lenz". Gedichte. Mk. 2.50 geb.
Man kann nur wünschen, daß das Buch in die Hände recht vieler Leser gelange, ihnen in ruhevollen, feierlichen Stunden zur Erhebung und Aufmunterung gereichen und ihnen neuen Mut und neues Vertrauen zu sich, Welt und Leben spenden möge. Der Dichter ist im ersten Jahre des Weltkrieges als Offizier gefallen. (Neuer Emsbote.)

Hans Steiger, „Da draußen steht alles in Herrlichkeit". Mk. 2.40 geb.
In Steigers Gemüt schlummert ein Schatz tiefer Empfindung, dunkler Wärme und lyrischen Klanges. (Grazer Volksbl.)

Pfarrer Ludwig Nüdling, „Fallende Blätter". Gedichte. 3. Auflage. Mk. 2.— geb.
Vor allem die Verse, in denen der gereifte Mann die längst entschwundene Kindheit besingt, sind wunderhübsch und dürfen nicht wenig dazu beigetragen haben, daß das Buch schon so viele Abnehmer fand, wodurch bereits eine dritte Auflage notwendig war. (Allg. Rundschau.)

Christoph Flaskamp, „Von der Freiheit der Kinder Gottes". Mk. 2.—.
Christoph Flaskamp bietet uns hier Gedichte in fein abgeklärter Form. Seine neue Richtung setzt sich fort aus der alten Tradition.

Augustin Wibbelt, Ein Skizzenbuch. Preis geb. Mk. 1.80.
Inhalt: I. Daheim. II. Draußen.
Kleine anmutige Stimmungsbilder für sinnige Menschen.

Cohausz-Bücher.

Otto Cohausz, S. J., „Wege und Abwege". Kart. Mk. 1.80.
Aus dem ganzen Buche erstrahlt glanzvoll das Licht, womit das Christentum das Dunkel des Lebensproblems erhellt hat. Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne daraus Anregung, Belehrung und Erhebung geschöpft zu haben. (Cobl. Volksztg.)

Otto Cohausz, S. J., Aus den Klostermauern. Erwägungen für Ordensleute. Preis Mk. 4.— geb.
Ein zeitgemäßes Betrachtungsbuch.

Predigten.

Benef. A. Steeger, Zehnminutenpredigten. Sonntagspredigten vom 1. Oktober bis 1. Januar. Mk. 1.60.

Pfarrer Dr. Hermann Straeter, Männerpredigten besonders für die monatliche Kommunionfeier des Männerapostolats. Mk. 1.40.
Die kurzen und gehaltvollen Darlegungen dürfen einer dankbaren Aufnahme sicher sein. (Köln. Volksztg.)

Pfarrer Johann B. Knor, Männerapostolat, 12 Predigten über das allerheil. Altarssakrament im Anschlusse an einen Monatsheiligen. Mk. 1.40.

Kaplan W. Dederichs, Christi Leidensgang durch unsere Zeit. (Fastenpredigten.) Mk. 1.40.
Das Büchlein ist zu empfehlen und dürfte manchem jungen Seelsorger recht belehrende Winke geben. (Allg. Rundschau.)

Die Herrlichkeit des heil. Rosenkranzes. Sechs Predigten über Ursprung, Wert und Wirkung des Rosenkranzgebetes. Von G. P. Mk. 1.40.
Der erste Teil handelt von den Vorzügen des heiligen Rosenkranzes. Der Rosenkranz ist groß in seinem Ursprung, einfach in seiner Übung und mächtig in seiner Wirkung. Der zweite Teil spricht von dem Werte des heiligen Rosenkranzes für Gott. Dies Gebet ist wegen seiner Form und wegen seines Inhaltes Gott überaus wohlgefällig. Dann folgt eine Betrachtung vom Werte des heiligen Rosenkranzes für Maria und alle guten Christen, von den Früchten des Rosenkranzgebetes und endlich eine solche über den Rosenkranz als eine Schule der göttlichen Tugenden.

Apostolat.

Männerapostolat 1916. Zeitschr. f. Männervereine. Geheft. 1 Mk.
Kommet alle zu mir. 1917. Zeitschr. f. Müttervereine. Geheft. 1 Mk.

Jugendschriften.

Schwester Maria Paula, Kindlein, liebet die Liebe. Eucharistische Erzählungen für Kinder. Mk. 1.—.
Inhalt: Marienchen — General Georg von Pimodan und seine Familie — Eine kleine Gottesträgerin — Der Indianerhäuptling und sein Enkel — Die Rosen der kleinen Gertrud — Ihr Junge.

Friedrich Albert Meyer, Deutsche Helden der Luft. Mk. 1.40.
Dieses Jugendbuch über deutsche Luftschiffe und Flieger im Weltkriege sollte in jeder Jugendbibliothek zu finden sein. Auch geeignet für Borromäusvereine.

Anton Lübke, Hauptmann Bölcke. Ein Gedenkblatt für den ruhmbedeckten Heldenflieger. 50 Pf.
Dieses Büchlein sollte man der deutschen Jugend in die Hand drücken. Sehr geeignet für Jugendvereinbibliotheken.

Helene Pagés, Deutsche Mädchen. Preis Mk. 1.40.
So lustig und so rührend, so schalkhaft und so sinnig, so anspruchslos und so voll edelsten Gemüts, so herzig im schönsten Sinne des Wortes kann eben nur eine Frau schreiben.

Kleine religiöse Schriften.

Pfarrer Dr. Augustin Wibbelt, Die große Volksmission Gottes. Ein ernster Mahnruf in schwerer Zeit. 40 Pf.
Geistliche und Erzieher werden darin eine Fülle herrlicher Gedanken und Anregungen finden. (Starkenb. Bote.)

Benef. A. Steeger, Unser tägliches Brot gib uns heute! Die öftere und tägliche Kommunion. 20 Pf.

Seminarlehrer A. Rosenstengel, Liederbuch für Jünglings- und Jungfrauenvereine. 40 Pf.

P. Wendelin Meyer, O. F. M., Kreuzwegandacht für Priester. 20 Pf.
Das Büchlein enthält so viele auf das Herz eines Priesters mächtig einwirkende Erwägungen, daß es die wärmste Empfehlung verdient. (Amtsblatt d. Bistums Limburg.)

P. Wendelin Meyer, „Bereitet den Weg des Herrn". Gebete zur Vorbereitung auf Volksmissionen od. Exerzitien. 100 St. Mk. 1.40.

P. Athanasius Bierbaum, „Warum so viele Bedenken gegen die tägliche Kommunion". 20 Pf.

P. Athanasius Bierbaum, „Wie sorge ich für die frühzeitige und öftere Kommunion meines Kindes". 20 Pf.

„Glaubenswacht".

P. Otto Cohausz, S. J., „Kirchenaustritt oder Kircheneintritt". 20 Pf.

P. Otto Cohausz, S. J., „Männertugenden in Kriegszeit". 20 Pf.

P. Otto Cohausz, „Iphigenie, oder die große Zeitaufgabe der deutschen Frau". 30 Pf.

Universitätsprofessor Dr. Jos. Mausbach, „Der Kampf gegen die moderne Sittenlosigkeit". 20 Pf.

Wilhelm Langenberg, „Jugendpflege als Stütze für Thron und Altar". 20 Pf.

Gebetszettel für unsere Soldaten.

„Dein treuer Freund." Ermahnung zur monatlichen Kommunion von P. Haggeney, S. J. 100 St. Mk. 1.50.

„Der goldene Himmelsschlüssel." Die Erweckung der vollkommenen Reue für Soldaten. 100 St. 80 Pfg.

Gute Meinung. Gebetszettel 100 St. 80 Pfg.

Der heilige Kreuzweg unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. 10 Pf.

P. A. Dold, O. S. B., Eine Auferstehungsfeier nach alten Oster-Riten. 40 Pfg.

Kriegsaufschlag kommt auf alle Preise.





Wo bringen wir unsere erholungsbedürftigen Kinder hin?

Antwort Ins **Kinder-Erholungsheim „Waldesruhe,** nach dem schönen **Reichenhall.**

Gewissenhaft geführt von einer Dame aus ersten Kreisen und ärztlich geleitet vom grossen Kinderfreund, Herrn Hofrat und Oberstabsarzt Dr. Carl Schoeppner, wird das Heim stets die beste Erholungsstation bieten für Kinder, die sich kräftigen sollen. — Wer kennt nicht die herrlichen Bäder und die segensreichen Wirkungen der Inhalationen, diese, sowie Liege- u. Sonnenkuren — an sonnenlosen Tagen tritt für besonders schwache Kinder die heilende Quarzlampe in Kraft — sind Heilfaktoren, welche die Leiterin selbst in ihrer ganzen prachtvollen Wirkung erprobt hat, und die so recht geeignet sind, allen schwächlichen, sowie in der Rekonvaleszenz befindlichen Kindern die ersehnte Kräftigung zu geben. Das ganze Jahr und für jede Konfession geöffnet, soll das Heim allen Kindern besserer Stände so recht ein Zufluchtsort werden, wenn Vater oder Mutter, selbst auch erholungsbedürftig, für Wochen und Monate den Haushalt schliessen wollen. — Aeusserst kinderlieb, ist es der Leiterin eifrigstes Bestreben, ihren Pfleglingen durch viel Bewegung in frischer Luft, sorgfältige Behütung und kräftige Kost, geistige und körperliche Frische wieder zu verschaffen. — Unterstützt wird sie in diesem Bestreben durch den leitenden Arzt und liebevolle, mütterlich gesinnte bewährte Kräfte.

Näh. Auskunft erteilt die ***Leiterin Fräul. Lina Hassler, Reichsratstochter,*** *zurzeit in* ***Bischofswiesen b. Berchtesgaden, Landhaus Untertann.***

Unbezahlbar

für jeden Fabrikanten, Grossisten, Verkäufer oder Anfänger und sei er noch so gewiegt, ist das Werk

„Die Goldquelle“

8. Auflage, 400 Seiten stark, elegant gebunden! Einiges aus dem Inhalte: „Der Lizenzverkauf auf reeller leichter Basis“ — Firmengründung mit allen wichtigen Momenten — Organisation — Vertrieb — Versand — Schutzrechte.

Nur praktische Anleitungen, keine Hirngespinste, sondern eigene Erfahrungen, gestützt auf grosse Erfolge in vielen Gründungen! — Jeder Käufer dankbar! Viele Anerkennungen und Dankschreiben. — Verlangen Sie Prospekt, ehe Sie Verluste haben, das Werk schützt vor Reinfällen! Leicht verständlich und drastisch geschrieben!

„FRAPA-VERLAG“ G. m. b. H. Charlottenburg 5, General-Vertrieb J. Cernier, Berlin, Reinickendorferstr. 92.
Preis 6.50 Mk. exkl. 10% Kriegszuschlag u. Versandspesen.



Heinrich Federers neueste Novelle:
„Der Fürchtemacher“,

Paul Kellers schlesische Dorfgeschichte aus alter und neuer Kriegszeit:
„Vergrabenes Gut“,

Anna Preuß-Eckhels Roman von echt Wiener Farbe und Glut:
„Nanny Gschaftlhuber“

eröffnen den siebenten Jahrgang, Oktober 1918—1919, der von Paul Keller herausgegebenen Monatsblätter

„Die Bergstadt“

Bezugspreis vierteljährlich Mk. 4.—

Von belehrenden Aufsätzen, anregendem, ernstem und heiterem Unterhaltungsstoff bringt die „Bergstadt“ das erreichbar Beste. Neben sorgsam gepflegtem textlichen Bilderschmuck enthält jedes Heft noch **4 Kunstblätter** in Mehrfarben- und Tondruckausführung. In ihrer unerreichten Volkstümlichkeit wird die „Bergstadt“, deren Einwohner während des Krieges sich verdoppelten, auch fernerhin sich als Zufluchtsstätte für alle sich erweisen, die das Bedürfnis haben — und wer hätte das nicht — für eine Spanne der trüben Gegenwart zu entrinnen.

Probehefte stehen auf Verlangen kostenlos zu Diensten. — Alle Buchhandlungen und Postanstalten übernehmen die Lieferung; wo die Verbindung mit solchen fehlt, wende man sich direkt an den

Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn
Breslau, Schuhbrücke 84.

DAS LEBEN OHNE HUMOR

ist unzuträglich und schädlich, besonders in gegenwärtiger Zeit Bestellen Sie deshalb die **Meggendorfer Blätter,** Zeitschrift für Humor und Kunst, die Sie für den billigen Preis von Mk. 3 50 ohne Porto vierteljährlich durch jede Buchhandlung bekommen könnnen. Die einzelne Nummer kostet 40 Pfg. Das Abonnement direkt vom Verlag durch die Post bezogen kostet Mk. 3.75 viertel-jährl., das Feldpostabonnement Mk. 1.35 monatlich, und Mk. 4.05 vierteljährlich.

Verlag der Meggendorfer-Blätter
München, Perusastrasse 5.

Hadern und Knochen

sortiert und unsortiert.
Strumpfwolle, Neutuch, Zeitungen
kauft zu reellen Preisen von Privaten und Händlern, Anstalten, Klöstern usw.

Adolf von der Heiden, München, Baumstr. 4.
Telephon Nr. 22285. — Bahnsendung. München-Süd. Bahnlagernd.

Sitz-Auflagen
aus Filz
Filztuche
Cölner Filzwarenfabrik
Ferd. Müller, Köln a. Rh.
Friesenwall 67.

Achtung!
!! Sommersprossen !!
Ueber ein vorzügl. Mittel dagegen an sich selbst erprobt und glänzend bewährt, gibt Auskunft:
Frl. Emma Schorisch,
Zittau i. S., Prinzenstr. 6.
Viele Dankschreiben und Anerkennungen.

Sendet die Allgem. Rundsch. ins Feld!





Am 13. September starb nach längerem Leiden, wohlversehen mit den hl. Sterbsakramenten,

Herr Pfarrer

Bernhard Stull,

Mitglied des Hauses d. Abgeordneten und Direktor der „Neisser Zeitung",

im 54. Lebensjahre und im 30. Priesterjahre.

Beinahe 25 Jahre hat er segensreich bei uns gewirkt und besonders auf sozialem Gebiete weit über die Grenzen der Gemeinde Segen verbreitet. Es war immer unser Stolz, ihn als Vertreter des Wahlkreises Neisse im Abgeordnetenhause tätig zu sehen. In dieser Hinsicht hat die Gemeinde und der ganze Kreis ihm viel zu danken.

R. i. p.

Der Kirchenvorstand. Die Gemeindevertretung.

Schindler, Pfarrer. **Herde.**

Preußische Lebens-Versicherungs-Actien-Gesellschaft

Den besten Weg, Kriegsanleihe zu zeichnen, bietet die

Kriegsanleiheversicherung

Keine Einzahlung außer der Versicherungsprämie :: Keine Wartezeit
Keine ärztliche Untersuchung :: Garantiert fallende Prämie

Aushändigung der Anleihestücke sofort beim Tode — ganz gleich wieviel Prämien gezahlt sind — spätestens nach 12 Jahren

Nähere Auskunft durch die Direktion, Berlin W 8, Mohrenstr. 62.

Handbuch für die katholischen Feldgeistlichen des preussischen Heeres

mit Genehmigung und Empfehlung der kath. Feldpropstei herausgegeben von Armeeoberpfarrer F. Albert.
Preis 5.50 Mark.

Das Buch enthält in äußerst übersichtlicher Zusammenstellung alle für das Seelsorgeamt in Frage kommenden Bestimmungen und außerdem eine Fülle praktischer Ratschläge und Winke von nicht zu unterschätzendem Werte.
Für jeden Geistlichen, der im militärischen Verhältnis steht, unentbehrlich.

Die St. Annenkirche und die Klosterkirchen von St. Bernhardin und St. Michael in Wilna

bearbeitet von W. Jäger, in zweifarbig. Umschlag mit 52 Seiten Text, 1 Lageplan u. 78 Abbildungen, Achtelgröße Preis 2 Mark.
Diese alten Denkmäler deutscher architektonischer Kultur im Osten haben eine Würdigung gefunden, die ihrerseits wieder ein Denkmal deutscher Kultur im Osten darstellt.
Gegen Voreinsendung des Betrages zu beziehen von der Zeitung der 10. Armee, Deutsche Feldpost 166.

Mehrere zur Zeit freie

Oberlehrerstellen

am hiesigen städtischen Realgymnasium
sollen alsbald vertretungsweise besetzt werden.

Bewerber oder Bewerberinnen wollen sich unter Beifügung der üblichen Unterlagen an den Unterzeichneten wenden.

Papenburg, den 18. September 1918.
Der Kuratoriumsvorsitzende;
Wolters, Bürgermeister.

Soeben erschien:

Marschner-Erinnerungen

von
Dr. med. Georg Fischer.
8°, 237 Seiten mit 6 Vollbildern und vollständigem Inhaltsverzeichnis.
Elegant gebunden 9 M.
Eine Fülle intimer Nachrichten und Briefe, die für seine Lebensgeschichte von größtem Wert sind.
Verlag der Hahnschen Buchhandl. Hannover.

Für katholischen Orden!

Landgut in der Oberpfalz

mit ungefähr 100 Tagwerk Grund, aller Oekonomieeinrichtung, eigener Kirche, in schöner, gesunder Lage, an kirchl. Genossenschaft um die Hälfte des wirkl. Wertes zu verkaufen. Tägl. Lesung der hl. Messe Pflicht. Anfragen an die Geschäftsstelle der Allgem. Rundschau, München, unt. A. 18619 erbeten.



G. m. b. H.

Wer Vorbeugung, Hilfe u. Linderung bei Leber-, Nieren-, Gicht-, Nerven-, Brust- u. Lungen-Leiden, Blutreinigung, Rheumatismus, Arterienverkalkung, Blutarmut finden will, mache eine **Trinkkur** mit

Godesberger heilbew. arom. Kräutern.

Preis je Orig.-Paket 3 M. Zu haben in den meisten Apotheken. Wo nicht erhältlich, wende man sich durch Postkarte an uns. Verl. Sie unsere Schrift „Ein Mahn- und Weckruf" gratis.
A. Dorfstecher & Co., Nachf., G. m. b. H., Godesberg a. Rh.
Vertreter an allen Plätzen gesucht.

Gesellschaft für christliche Kunst, GmbH.

München, Karlstraße 6.
Illustr. Verzeichnisse: Galerie d. christl. Kunst (6 Seiten, 25 Pfg.)
Künstler-Postkarten (gratis)
Plastiken (gratis).

Soeben erschien:

Nach dem Kriege.

Tatsachen und Forderungen unserer volkswirtschaftlichen und sozialen Zukunft. Von Dr. Fritz Rothe (Stuttgart) 8° Mk. 3.20.

Die Uebergangswirtschaft, der Wirtschaftskrieg, die Abbürdung der Kriegskosten, Kredit- u. Wohnungsfragen und der Friedensschluß mit seiner besonderen Wirkung für Arbeiter, Angestellte, für das Wohnungswesen, die allgemeine Sozialpolitik, die Jugend, den Mittelstand — das sind die Gesichtspunkte, unter denen der Verfasser, gestützt auf die Erfahrungen, die er in leitender Stelle der Kriegswirtschaft gesammelt hat, die Erscheinungen auf dem Gebiete der Volkswirtschaft beim Abschluß des Krieges einer eingehenden Darstellung unterzieht. Er schließt mit einem Ausblick auf die voraussichtliche Lage in den wichtigsten Berufs- und Gewerbezweigen.

M.Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. (Postsch. Cöln 1217)

In dieser ernsten Zeit kommt das **Harmonium-Spiel** ganz besonders zur Geltung. Es ist in der häuslichen Musik Tröster und Erbauer zugleich

HARMONIUM
d. König. d. Hausinstumente
HARMONIUM
sollte i. jed. Haus. z. find sein
HARMONIUM
m. edl. Orgelton v. 66-2400 M.
HARMONIUM

auch von Jederm. ohne Notenk. 4stimmig spielbar.
Prachtkatalog umsonst.
Alois Maier, Hoflief., Fulda.



kunstgerechte, historische Studien.
Im
Kgl. Glaspalast München
z. Zt. Krippe ausgestellt.
Abbildungen für Interessenten frei.

Rauchfaß-kohlen

und

Weihrauch

empfiehlt
Kerzenfabrik
Wilh. Vollmar
Bonn, Postfach 86.

J. Pfeiffer's

religiöse Kunst-, Buch- und Verlagshandlung [D. Hafner]
in **München**
Herzogspitalstrasse 5 u. 6
empfiehlt ihr grosses Lager in
Statuen, Kruzifixen Kreuzwegen
[in Hartgussmasse und in Holz geschnitzt.]
Alle Devotionalien als:
Rosenkränze, Medaillen, Sterbekreuze, Skapuliere usw. Heiligenbilder mit und ohne Rahmen.
Andenkenbilder für Verstorbene.
Alle guten Bücher u. Zeitschriften.

Katholischer Priester

sucht Stelle

in Schwesternkloster, Studienanstalt, Krüppelheim, Waisen- od. Krankenhaus, als Schloßgeistlicher oder zur Vertretung eines kranken Pfarrers zc.

Gefl. Offerten erbeten unt. B. H. 18603 an die Geschäftsstelle der Allgem. Rundschau, München.

Karbid

bis 10 kg wird ab 1. Jan. 1918 durch die Kommunalverbände zugewiesen. In Trommeln zu 50 u. 100 kg kann ich gegen Voranmeldung des Monatsbedarfes weiter liefern.

Karbid-Lampen

in grosser Auswahl
: stets auf Lager :
Saug- u. Tropfsystem
zu Mk. 2—10.
Sorgfältige Lieferung.
Man verlange Preisblätt.
Franz Danzer,
Waldkirchen (Niederbay.)

Mess- und Kommunion-Hostien

empfiehlt genau den kirchlichen Vorschriften entsprechend und in vorzüglichster haltbarer Qualität. Kunstvolle Prägungen, auch die Kommunionhostien haben eig. Prägungen. Muster und Prospekte gratis u. franko.

Franz Hoch Kgl. Bayer. Hoflieferant
Hostienbäckerei
Bischöfl. genehmigt u. beeidigt. Pfarramtlich überwacht.
Miltenberg am Main
(Bayern) Diözese Würzburg.

Es ist Vorsorge getroffen, dass in der Hostienbäckerei Franz Hoch in Miltenberg nur reinstes Weizenmehl zur Bereitung der Hostien verwendet wird.
Miltenberg, 27. Nov. 1914.
Bischöfl. Dekanat und Stadtpfarramt.
E. Roth, Geistl. Rat.
Dekanats- u. Pfarrsiegel.

Suche zu hohen Preisen

zu kaufen alte Briefmarken a. d. Zt. von 1849—1870 v. Bayern, Baden, Taxis, Oldbg. u. a. Ich kaufe die Marken am liebsten a. ganzem Brief oder gr. Briefstücken! In vielen Pfarrhäusern, Gemeindekanzl. befinden sich noch alte Briefschaften u. Akten m. Marken, deren Verkauf gerade in jetzg. Zeit mit beitragen könnte, viel Not u. Elend zu lindern! Zusendung eingeschrieben erbeten; strengste Verschwiegenheit zugesichert.
Martin E. Leimkugel,
München, Nymphenburgerstr. 108.
(Mit Markensammlern auch Tauschverkehr!)

Präfektenstelle.

Im K. Studienseminar Neuburg a. D. ist eine Präfektenstelle zu besetzen. Als Bewerber kommen kath. Geistliche und geprüfte Lehramtskandidaten in Betracht. Interessenten wollen sich alsbald an das Direktorat des Seminars wenden und hiebei vor allem über Vorbildung und Militärverhältnis Mitteilung machen.

K. Direktorat des Studienseminars Neuburg a. D.
Dr. Radlmaier.

Reinerz Grafschaft Glatz
Sommer- und Winterkur
Lesesaal des Bades



Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M. 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25%.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 41. München, 12. Oktober 1918. XV. Jahrgang.

An der Schwelle einer neuen Zeit.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Die Zeit schreitet in Eilschritt. Die Ereignisse überstürzen sich. Noch niemals ist ihre drängende Wucht so stark gewesen, wie in diesen Tagen. Was heute als beherrschendes Tagesereignis die Gemüter gefangen nimmt, ist morgen durch eine neue überraschende Tatsache überholt. Es ist, als wenn nach langer, oft schwüler Windstille ein Sturm durch die Atmosphäre braust, der mit Gewalt die Wolken und Nebel verscheuchen und klaren Himmel schaffen will. Aus dem Wirbel der Ereignisse tritt das Eine scharf und sicher hervor: Neues bricht sich Bahn, neue Ideen und neue Methoden, welche in ihrem Endeffekt einen radikalen Bruch mit wesentlichen Institutionen und Gepflogenheiten unserer inneren und äußeren Politik darstellen. Man mag den Gang dieser Entwicklung bedauern. Dem nüchternen Beurteiler kommt sie nicht überraschend und es hat im Augenblick wenig Zweck, den Gründen, die zu diesem Ende führten, im einzelnen nachzugehen und etwa zu untersuchen, ob und wie auf andere Weise der Hauptzweck der ganzen Aktion, die einem ehrenvollen Frieden entgegenstehenden Hindernisse aus der Welt zu schaffen, sich hätte erreichen lassen. Wir haben uns heute mit den gegebenen Tatsachen abzufinden und zuzuwarten, ob der gewählte Weg zu dem ersehnten Ziele führt.

Es ist ein pikanter Witz der Weltgeschichte, daß die erste nach parlamentarischer Methode unter ausschlaggebender Mitwirkung der Sozialdemokratie gebildete und mit Sozialdemokraten durchsetzte deutsche Regierung einen Prinzen von Geblüt, den nächsten Anwärter einer Fürstenkrone, als Spitze hat. Les extrêmes se touchent. Möge diese Synthese von guter Vorbedeutung sein in dem Sinne, daß Fürstenrecht und Volksrecht in der Tat keine Gegensätze sind und daß ein ersprießliches Zusammenwirken der Träger beider Kategorien wirklich möglich ist. Wenn Scheidemann erklärt, er sei Demokrat genug, um sich an dem Prinzen nicht zu stoßen, so zeigt Prinz Max, daß er Fürst genug ist, um an dem proletarischen Ministerkollegen keinen Anstoß zu nehmen. Schon ehe er den Reichskanzlerposten übernahm, hat er in seinem öffentlichen Auftreten bewiesen, daß er nicht in überlebten Vorurteilen befangen ist und für die Anforderungen einer neuen Zeit Verständnis besitzt. Möchte sein Beispiel vorbildliche Bedeutung haben. Freilich nicht jeder deutsche Thronerbe kann die praktische Schule des badischen Thronfolgers durchmachen, nicht jeder kann Reichskanzler werden. Aber die Erfahrungen des Weltkrieges und insbesondere die Vorgänge der Gegenwart müssen doch die Erkenntnis fördern, daß die Vorbereitung auf das Amt eines regierenden Fürsten einer wesentlichen Verbreiterung und Vertiefung bedarf im Sinne einer eingehenderen Praxis in allen Zweigen der Gesetzgebung und Verwaltung sowie einer innigeren Fühlungnahme mit dem Denken und Wollen des Volkes. Auch an die Tore der Fürstenschlösser pocht der Geist einer neuen Zeit. Besteht die Gewißheit, daß ihm geöffnet wird, so wird von manchem treumonarchischen Herzen die bange Sorge weichen, die es ob der Zukunft der monarchischen Ordnung beschleichen möchte.

Diese Sorge hat ihren Grund nicht so sehr in der Zunahme der antimonarchischen Stimmung im Volke, als vielmehr in der Befürchtung, daß die Träger der Dynastien selbst durch nicht genügendes Verständnis für die Aufgaben und Erfordernisse der Zeit die Grundlagen ihrer Position schwächen könnten. Wirkt doch auch die gegenwärtige Neuordnung, wenigstens soweit sie von den bürgerlichen Parteien mitgemacht und reguliert wird, im Sinne einer Festigung der Stellung der Krone in dem Maße, als sie die Ausschaltung unverantwortlicher Einflüsse zum Ziele hat, welche das reibungslose Zusammenarbeiten zwischen Krone bzw. Regierung und Parlament beeinträchtigen, die Stetigkeit des Regierungskurses gefährden und das Vertrauen in die Ehrlichkeit unserer Politik erschüttern. Die Tendenz geht auf eine innigere Arbeitsgemeinschaft zwischen den gesetzgebenden Faktoren unter umfangreicherer Anteilnahme des Volkes an der Bestimmung seiner Geschicke. Deshalb werden die jetzt in Preußen im Werden begriffenen verfassungsrechtlichen Aenderungen ihre Wirkung auch auf die Verwaltung ausüben mit dem Ergebnis, daß hier mit dem bisherigen System der Bevorzugung des altpreußischen Elements und der Zurücksetzung der Einheimischen bei der Besetzung der Staatsämter gebrochen und der Gerechtigkeit und Parität freie Bahn geschaffen wird. Auch hier muß wehen der Flügelschlag einer neuen Zeit.

Es liegt in der Natur der Neuordnung, daß Männer aus Süd- und Westdeutschland, Badener, Württemberger, Rheinländer, mit den leitenden Stellen im Reiche betraut wurden und das preußische Element in den Hintergrund trat. Denn gerade auf dem Gebiete der äußeren Politik vollzieht sich ein radikaler Bruch mit dem bisherigen System, das in der altpreußischen und der Bismarckschen Tradition seine Hauptstütze hatte. Die bedingungslose Einnahme des Standpunktes des Rechtsfriedens, wie sie der neue Reichskanzler Prinz Max am Samstag im Reichstag nicht nur als sein eigenes politisches Glaubensbekenntnis, sondern auch als das aller Mitglieder der neuen Reichsleitung und des weit überwiegenden Teils der deutschen Nation proklamierte, das Programm der neuen Regierung und endlich das von ihr an den Präsidenten Wilson gerichtete Friedens- und Waffenstillstandsangebot mit seiner ausdrücklichen Annahme des vom Präsidenten in seinen Kundgebungen aufgestellten Programms für die Friedensverhandlungen — dies alles sind Aeußerungen eines Geistes, der von dem seither in der hohen Politik maßgebenden grundstürzend verschieden ist — Zeugen einer neuen Zeit.

„Wir erhoffen von den Leistungen der neuen Zeit eine versöhnende und klärende Wirkung“, sagte Reichstagspräsident Fehrenbach am Samstag. Diese Wirkung muß sich zunächst in dem Echo auf unseren Waffenstillstands- und Friedensverhandlungsantrag äußern. Es muß sich zeigen, ob unsere Feinde, speziell Wilson, den gleichen Geist der Gerechtigkeit und Friedensbereitschaft durch die Tat zu dokumentieren bereit sind, ob sie vor allem sich dazu verstehen werden, die proklamierten Grundsätze auch für ihre eigene Politik und die von ihr betroffenen Völker und Länder gelten zu lassen und nicht nur für die Mittelmächte. Sollen die politischen Karten revidiert werden, dann nicht einseitig bloß diejenigen Mitteleuropas, sondern auch die anderen, die derselben Reform bedürftig sind.

Warten wir die Wirkungen der neuen Zeit und die Arbeit der neuen Männer ruhig wägend ab. Unsere Würde, Ehre und Existenz sind die Maßstäbe und die Grenzen unseres Verhaltens und Mitwirkens am Friedenswerk. Fest entschlossen und einig nach außen zu einem redlichen Frieden, oder aber, wenn man uns vernichten will, zum Endkampf auf Leben und Tod, werden wir auch im innern auf der Hut sein, daß durch die Entwicklung der Dinge schließlich nicht Lebensbedingungen der Einzelstaaten oder vitale kulturelle Interessen von Bevölkerungsgruppen gefährdet werden.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die weltgeschichtliche Woche.

So hat man sie pränumerando genannt. Ob der Titel in vollem Umfange berechtigt ist, muß sich erst noch an den Früchten zeigen. Große Wendungen liegen allerdings schon vor.

Erstens haben wir eine ausgeprägt parlamentarische Regierung bekommen unter dem Vorsitz des Prinzen Max von Baden als Reichskanzler.

Zweitens ist der Abfall Bulgariens aus unserer Front vollendete Tatsache geworden unter Rücktritt des Königs Ferdinand.

Drittens hat unsere Regierung im Verein mit den beiden verbliebenen Bundesgenossen sofort einen Friedensschritt getan, um dem andauernden Blutvergießen an der Kampffront, wenn es irgend möglich ist, ein Ende zu setzen.

Der Fortschritt in der innerpolitischen Entwicklung ist, obschon er auf dem vom Grafen Hertling angebahnten Wege bleibt, von außerordentlich großer Bedeutung; trotzdem tritt er gegenwärtig in die zweite Linie angesichts der hochpolitischen Aktion der neuen Regierung, die wirklich auf eine welthistorische Wendung hinzielt.

Prinz Max von Baden, der von allen Parteien unter den gegebenen Verhältnissen als der bestmögliche Nachfolger des Grafen Hertling anerkannt und begrüßt wird, hatte unter Beschleunigung der programmatischen und persönlichen Organisation seine Antrittsrede vor dem Reichstag auf den 5. Oktober anberaumt. Er wollte aber dem Parlamente und dem Volke nicht nur ein Programm, sondern auch eine bahnbrechende Handlung mitteilen. In der Nacht vorher hatte er bereits durch Vermittlung der Schweiz an den Präsidenten der Vereinigten Staaten das Gesuch gerichtet um

Herbeiführung von Friedensverhandlungen und Waffenstillstand.

Dieser Friedensschritt reiht sich an die gemeinsame Note der Vierbundmächte vom 12. Dezember 1916 und an die sonstigen Kundgebungen unserer Friedensbereitschaft, sowie an die jüngste Note des Grafen Burian. Er greift aber weiter aus als die bisherigen Anregungen. Graf Burian beschränkte sich zunächst auf vertrauliche Vorbesprechungen, jetzt werden sofort regelrechte Verhandlungen beantragt. Graf Burian wollte zunächst vom Waffenstillstand absehen; jetzt wird die sofortige Einstellung des Blutvergießens vorgeschlagen. Dem bisherigen Einwand der Gegner, daß keine geeignete Grundlage für Friedensverhandlungen vorliege, wird dadurch begegnet, daß von unserer Seite das Wilsonsche Programm für den Weltfrieden als Grundlage akzeptiert wird. Die Gemeinsamkeit der Friedenspolitik wird dadurch gewahrt, daß Oesterreich-Ungarn und die Türkei denselben Antrag an Wilson stellen.

Eine charakteristische Abweichung zeigt sich in der Adresse. Diesmal werden nicht die einzelnen feindlichen Mächte unmittelbar angerufen, sondern der Präsident der Vereinigten Staaten als Vermittler. Das ergab sich einerseits aus der Berufung auf das Programm Wilsons und entspricht anderseits der überragenden Stellung, die Nordamerika im jenseitigen Kampfbunde errungen hat. Die Führung der feindlichen Kriegsmacht liegt nicht mehr bei England. Nur durch die amerikanischen Truppen und Materialien haben die Gegner die günstige Wendung der militärischen Lage erreicht. Wenn Amerika seine Hand zurückzieht, sind alle Aussichten der Engländer, Franzosen und Italiener vollständig verloren.

Nordamerika gibt heute unbedingt den Ausschlag, und die ganze amerikanische Macht liegt in den Händen Wilsons, der eine persönliche Herrschaft besitzt, wie kein Monarch der Welt. Demgemäß fällt auch Wilson die Verantwortlichkeit zu für das Schicksal der Menschheit. Er wird jetzt beim Worte genommen. Er muß jetzt zeigen, ob es ihm Ernst war mit den Grundlagen, die er für den Weltfrieden erst in 14 Punkten, dann in 4 konzentrierten Leitsätzen und zuletzt — in der Rede vom 27. September — in fünf Klauseln aufgestellt hat. Diese Rede war trotz einiger Ausfälle gegen Deutschland eine Zurechtweisung seiner übereifrigen Bundesgenossen. Letztere redeten immer noch von dem Ausschluß oder der schlechteren Behandlung Deutschlands im künftigen Völkerbunde. Demgegenüber stellt Wilson seine 5 Punkte auf: 1. Rechtsgleichheit für alle ohne Abstufungen. 2. Kein abgesondertes Interesse im Gegensatz zum Gesamtinteresse. 3. Kein Sonderbündnis. 4. Kein wirtschaftlicher Boykott in irgend einer Form. 5. Oeffentlichkeit aller internationalen Abmachungen. Auf diesen Boden zu treten, war für uns leicht; für die englischen Machthaber ist es sehr schwer.

Anderseits dürfen wir uns nicht verhehlen, daß es sich hierbei nur um den Völkerbund der Zukunft handelt. Die Liquidation des gegenwärtigen Konfliktes hat Wilson in den 14 Punkten seiner Januarbotschaft erörtert, und nachdem wir des lieben Friedens halber diese Grundlage der Verhandlungen angenommen haben, werden wir noch mehrere harte Nüsse zu knacken oder auch bittere Bissen zu verschlucken haben. Die bessere Gruppe dieser Richtlinien bilden die Freiheit des Meeres, die Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken, Gleichheit im Handel unter Ausschluß jedes Boykotts, weitherzige und unparteiische Schlichtung der Kolonialansprüche. Kritisch sind:

1. Die belgische Frage. Die Wiederherstellung hatten wir schon früher versprochen; eine Entschädigung ist in dem neuen deutschen Programm grundsätzlich angeboten; deren Abmessung kann aber noch Schwierigkeiten machen und uns beträchtliche Geldopfer zumuten.

2. Die elsaß-lothringische Frage, da Wilson meint, das „Unrecht" von 1871 „sollte wieder gut gemacht werden." Unsere Regierung denkt aber nicht an die Preisgabe der Reichslande, sondern will sie vielmehr zu einem autonomen Bundesstaat machen. Es steht aber zu befürchten, daß man bei den Friedensverhandlungen wenigstens die Abtretung einiger Teile fordern wird. Ein Plebiszit nach dem Grundsatze der Selbstbestimmung könnten wir eher riskieren, als die Franzosen.

3. Die Unabhängigkeit Polens. Wilson will alle Gebiete mit unzweifelhaft polnischer Bevölkerung in den neuen Polenstaat bringen. Wie weit das in den deutschen Besitzstand in den gemischten Ostmarken eingreifen kann, ist noch unklar; ebenso die Form des „gesicherten freien Zuganges zur See". Diese Frage greift sehr tief in die österreichische Staatsordnung ein.

4. Oesterreich wird ferner in Anspruch genommen durch die Forderung, an Italien den „klar erkennbaren" nationalen Besitzstand zu überweisen, sowie durch die „Selbstbestimmung" der slawischen Natonalitäten.

5. Der Türkei wird Verzicht auf den größten Teil ihres asiatischen Besitzstandes zugemutet werden und obendrein die Neutralisierung der Dardanellen.

Diese beiden Bundesgenossen haben trotzdem, in Anbetracht der mißlichen militärischen Lage in Mazedonien und Syrien, unserem Appell an Wilson sich angeschlossen. Wir tun ihnen also kein Unrecht, wenn wir in die Verhandlungen auf dieser Basis eintreten.

Unsere Mauer im Westen steht noch fest, obschon die wütenden Angriffe der an Zahl und Kampfmitteln überlegenen Feinde Tag für Tag fortdauern und hie und da zu einzelnen Verkürzungen unserer Front nötigen. Deshalb können wir mit erhobenem Haupte in den Kongreßsaal treten — bereit zu einem Frieden des Rechts und der Versöhnung in Ehren, aber auch bereit zum Endkampf auf Leben und Tod.

Von unserer Seite ist in der Tat alles geschehen, um die Vorwände wegzuräumen, unter denen die Feinde bisher die Verhandlungen ablehnten. Ob es nun zum Verhandeln und zum Waffenstillstand kommt, hängt von der Entschließung Wilsons ab, der allein den Vernichtungswillen der übrigen feindlichen Machthaber brechen kann. Wilson ist nicht leicht zu berechnen. Daher ist es wohl berechtigt, wenn in Wien amtlich gewarnt wird vor überspannten Hoffnungen.

Die neue Epoche der inneren Politik.

Wir haben einen tüchtigen und verdienten Kanzler verloren, aber einen neuen Reichskanzler gefunden, der Vertrauen verdient und Respekt in der ganzen Welt findet.

Wir haben jetzt eine arbeitswillige und starke Mehrheit im Reichstag, deren Vorzüge in zwei Punkten gipfeln: 1) Anschluß der Nationalliberalen an den Regierungsblock, wodurch ein sehr gewichtiger Teil der Bevölkerung gewonnen, die Basis verbreitert und ein Ausgleichsgewicht gegen allzu radikale Forderungen geschaffen wird. 2) Die Vereinbarung eines umfassenden Programms, das sowohl die Kriegspolitik wie die Friedensarbeit regelt und die Zustimmung aller Faktoren, des Kaisers, der verbündeten Regierungen und der Heeresleitung gefunden hat. Die dringliche Aufgabe der Verbesserung auf dem Gebiete des Belagerungszustandes und der Zensur soll alsbald durch kaiserliche Verordnung angebahnt und gesetzlich fortgeführt werden.

Die Krisis in der Heimatfront scheint glücklich überstanden zu sein. Möge die Krisis in der Kriegslage und der Friedensfrage ebenso schnell und befriedigend sich lösen.

Artikel 9 Satz 2 der Reichsverfassung.

Von Landtagsabgeordneten Regierungsdirektor Speck, München.

Wiederum ein Wechsel in der Person des höchsten Beamten des Reichs. Um vieles ernster noch ist die Stunde heute als die ersten Tage des November 1917, in denen Graf Hertling die Würde und Bürde des schweren Amtes übernahm, das er nunmehr nach nicht ganz einjähriger Amtsführung in die Hände des Kaisers wiederum zurückgab. Und wie bei seinem Amtsantritt so scheint auch bei seinem Abgang der jetzt wieder viel besprochene Art. 9 der Reichsverfassung eine gewisse Rolle gespielt zu haben. Nach Zeitungsmeldungen soll einer der wichtigsten Gründe, die den Anlaß zum Rücktritt gegeben haben, die Notwendigkeit gewesen sein, das der Parlamentarisierung der Reichsleitung entgegenstehende Hindernis des Art. 9 zu beseitigen, eine Notwendigkeit, der sich Graf Hertling als früherer bayerischer Ministerpräsident aus ernsten Rücksichten auf den bundesstaatlichen Einfluß nicht zu fügen vermocht habe. Und in dem Wortlaut des von Kaiser Wilhelm an König Ludwig gerichteten Telegramms dürften diese Zeitungsmeldungen ihre Bestätigung finden.

Wenn diese Nachricht sich als richtig erweist, wäre es ein eigenes Zusammentreffen, daß gerade dieser Art. 9, durch dessen Verteidigung sich Graf Hertling sofort bei seinem Amtsantritt die Ungnade der Linksparteien zuzog, jetzt auch bei seinem Abgang eine entscheidende Rolle zu spielen berufen war. Graf Hertling mußte jetzt aus dem Amte scheiden, ohne daß es ihm vergönnt war, die ihm zugedachte Hauptaufgabe des Abschlusses eines guten, dauerhaften Friedens ihrer Erfüllung zuzuführen. Nichtsdestoweniger gebührt ihm aber der Dank des Vaterlandes für das große Opfer, das er durch die Uebernahme des Reichskanzlerpostens in seinen hohen Jahren der Allgemeinheit gebracht und für das, was er in dieser Stellung in der kurzen Zeit eines Jahres geleistet hat. Die deutschen Fürsten haben aber ganz besonderen Anlaß zu solchem Dank wegen der Entschiedenheit, mit der er sich jederzeit eingesetzt hat für die Wahrung der Rechte des Bundesrats, bis zuletzt in der Verteidigung des Art. 9 der Verfassung.

Es könnte ja nach der bisherigen weiteren Entwicklung der Dinge vielleicht zweifelhaft erscheinen, ob es demjenigen Teil der Mehrheitsparteien des Reichstags, der mit so großem Nachdruck bis vor kurzem die Beseitigung dieses Artikels als eine unbedingte Notwendigkeit forderte, mit der Dringlichkeit dieser Forderung — wenigstens für den Augenblick — so ganz ernst wäre. Denn am Tage nach dem Rücktritt Hertlings wurde der Welt verkündet, daß unter den Vereinbarungen, die die Mehrheitsparteien in den interfraktionellen Besprechungen getroffen haben, sich auch der Verzicht auf die Aufhebung des Art. 9 befinden dürfte. Entweder bestand also die Ueberzeugung von der unbedingten Notwendigkeit dieser Aufhebung bei den Linksparteien überhaupt nicht, oder es ist den maßgebenden Führern der Zentrumsfraktion gelungen, die Zurückstellung der ganzen Frage für den Augenblick zu veranlassen. Im ersteren Falle wäre also das ganze Vorgehen nur ein Mittel zum Zweck gewesen der Beseitigung des Grafen Hertling, dessen unabänderliches Festhalten an dieser Bestimmung man kannte.

Wie dem aber auch sein möge, die Entscheidung der ganzen Frage ist vorerst nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, die Beseitigung dieses angeblichen Hindernisses auf dem Wege zur Parlamentarisierung der Reichsleitung wird die Linke nicht aus dem Auge verlieren und früher oder später wird der Bundesrat vor die Notwendigkeit gestellt werden darüber zu entscheiden, ob er selbst auch künftighin noch im Rahmen des Reichsganzen diejenige Stellung einnehmen soll, die ihm bisher nach den Absichten des Reichsgründers Fürsten Bismarck und nach der Verfassung zukam. Herr v. Payer hat bereits erklärt, daß eine Aenderung der Reichsverfassung in Art. 9 augenblicklich ohne einen Beschluß der gesetzgebenden Faktoren nicht vorgenommen werden könne, man werde aber so bald als möglich an seine Aufhebung herangehen. Es gilt also, sich vorzusehen.

„Niemand kann gleichzeitig Mitglied des Bundesrats und des Reichstags sein." Dies ist der Inhalt des jetzt so viel umstrittenen Satzes 2 des Artikel 9, der mit unverändertem Wortlaut s. Zt. aus der Verfassung des Norddeutschen Bundes in die Reichsverfassung übernommen wurde. Klar und bestimmt ist diese Vorschrift. Gar mancher aber, der in das innere Getriebe der Reichsmaschine weniger Einblick hat, mag sie für nicht so wichtig erachten, daß ihre Beseitigung in dieser bitter ernsten Zeit, da der Kampf um Sein oder Nichtsein des Reiches tobt, Veranlassung zu scharfen Auseinandersetzungen und sogar zum Rücktritt des Reichskanzlers bieten könnte. Und doch bildet dieser kurze Satz der Reichsverfassung eine der Grundsäulen des Reichsgebäudes, deren Beseitigung das Gleichgewicht der im Reiche tätigen Kräfte ganz bedenklich erschüttern müßte.

Als beim Amtsantritt des Reichskanzlers Grafen Hertling die ganze Frage zum ersten Male brennend wurde, habe ich in diesen Blättern zu ihr Stellung genommen[1]) und diesen meinen früheren Ausführungen habe ich heute nur Weniges noch beizufügen.

Niemand wird leugnen wollen, daß die Berufung tüchtiger Parlamentarier in die Regierung dieser nur förderlich sein kann und insbesondere geeignet ist, die zwischen Regierung und Volksvertretung nicht selten auftretenden Reibungen zu vermindern und abzuschwächen. Ich kam aber damals zu dem Schlusse, daß es zur Herbeiführung einer stärkeren Einflußnahme der Volksvertretung auf die Führung der Reichsgeschäfte und auch auf die Besetzung der leitenden Regierungsstellen — und das ist ja wohl das eigentliche Endziel jeder Parlamentarisierung — der Aufhebung des Art. 9. nicht bedarf. Ich konnte dies damals aus den Vorgängen bei der Berufung der gleichzeitig mit Graf Hertling in leitende Stellen im Reich und in Preußen eingetretenen Parlamentarier beweisen.

Eine Mitwirkung bei der Besetzung von Regierungsstellen wird ja allerdings jetzt vielfach schon nicht mehr als genügend angesehen, um den Einfluß des Reichstags auf die Regierungsgeschäfte zu sichern. Jetzt wird direkt die Forderung erhoben, daß die Reichsleitung nichts anderes sein dürfe als das Vollzugsorgan des Parlaments. Eine so weit gehende Forderung ließe sich ja vielleicht in einem Einzelstaat erheben und durchsetzen, im Reiche erhoben, verkennt sie vollständig dessen Charakter als Bundesstaat und ihre Durchführung wäre hier nur unter vollständiger Beiseiteschiebung des anderen Faktors der Gesetzgebung, des Bundesrats, möglich. Deshalb steht aber auch eine solche Forderung im schärfsten Widerspruch mit dem bundesstaatlichen Charakter des Reichs.

Es wäre gerade im jetzigen Zeitpunkt von Interesse zu untersuchen, wie die Entwicklung solcher Strömungen in der deutschen Volksvertretung möglich war. Der Einfluß des Reichstags auf die Regierung war jahrzehntelang ein ganz verschwindend geringer. Der Reichstag hat es damals nicht verstanden, seinen Willen zur Geltung zu bringen. Die Folge war, daß in zahlreichen Fällen wiederholt mit großer Mehrheit gefaßte Beschlüsse des Reichstags immer wieder vom Bundesrat abgelehnt wurden. Daß natürlich eine solche Behandlung die Geduld der Volksvertretung einer auf die Dauer unerträglichen Belastungsprobe aussetzen mußte, liegt auf der Hand. Und wenn man jetzt in den Einzelstaaten beklagt, daß die Dinge so weit gekommen sind, wie sie jetzt stehen, dann möge man sich daran erinnern, daß man den Beschlüssen der Volksvertretung doch nicht immer diejenige sachliche Würdigung im Bundesrat hat angedeihen lassen, die sie verdienten. Und wenn man jetzt vor Bestrebungen steht, die dem Bundesrat selbst ans Leben gehen, dann möge man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß diese konsequente Nichtachtung der Wünsche des Reichstags nicht wenig zur Entwicklung dieser Strömungen beigetragen hat.

Die Richtung der derzeitigen Reichstagsmehrheit ist, wenigstens soweit die Linksparteien in Frage kommen, eine ausgesprochen unitaristische, auf möglichste Stärkung der Reichsgewalt gegenüber den Einzelstaaten abzielende. Das einzige Gegengewicht liegt im Bundesrat, namentlich in der Vormacht Preußen. Wird aber das Gewicht der preußischen Stimmen im Bundesrat abgeschwächt oder vielleicht ganz aufgehoben durch die Berufung von zentralistisch gesinnten Mitgliedern des Reichstags in den Bundesrat, die zudem noch als Mitglieder bestimmter Parteivereinigungen unter deren direktem Einfluß stehen, dann werden die Einzelstaaten jede Hoffnung aufgeben dürfen, in der Vormacht Preußen künftighin einen Schutz ihrer Interessen gegenüber den Ausdehnungsbestrebungen der Reichsgewalt zu finden. Das Parallelogramm der Kräfte, die sich bis jetzt in der Reichsgesetzgebung auswirkten, erfährt so

[1]) „Ein Wort zum Kanzlerwechsel" in Nr. 45 der „A. R." vom 10. November 1917.

eine Verschiebung zum Nachteil der Bundesstaaten, weil die gleichen Kräfte im Reichstag und im Bundesrat tätig werden, also zweimal in die Erscheinung treten und zwar in der Richtung des Einheitsstaates. Daß aus dieser doppelten Wirksamkeit solcher Kräfte in Reichstag und Bundesrat den Bundesstaaten, namentlich aber den nichtpreußischen, eine große Gefahr erwächst, liegt auf der Hand. Noch ist der Bundesrat der Schutz gegen die Welle des Einheitsstaates, diese droht aber bald jede Regung einzelstaatlicher Selbständigkeit zu ersticken, wenn jener Schutz versagt, und es wird dann um die bundesstaatliche Selbständigkeit geschehen sein. Auffallend ist ja bei dieser ganzen Entwicklung, daß ausgerechnet die Sozialdemokraten die lautesten Rufer sind im Kampfe gegen die Bundesstaaten, obwohl sie selbst doch in den preußischen Staatseinrichtungen und Regierungsgewohnheiten keineswegs das Ideal ihrer politischen Ueberzeugung erblicken können, vielmehr anerkennen müssen, daß namentlich die süddeutschen Staaten, auf deren Kaltstellung im Reiche sie hinarbeiten, was politische Rechte und persönliche Freiheiten anbelangt, ihren Ansprüchen weit mehr entsprechen.

Solche Erwägungen haben auch den Zentralausschuß der bayerischen Zentrumspartei veranlaßt, seine Stimme gegen den beabsichtigten Eingriff in das verfassungsmäßige Gefüge des Reiches zu erheben. Und sie werden auch geltend zu machen sein gegen den Ausweg, daß man die Anwendbarkeit des Art. 9 Satz 2 auf das Gesetz betr. die Stellvertretung des Reichskanzlers ausschließen will. Denn sachlich würde dieser Ausweg, soweit es sich um die Posten der Staatssekretäre, also um die ständigen Stellvertreter des Reichskanzlers handelt, der Aufhebung der Bestimmung vollständig gleich kommen. Damit wäre aber von den gegen die letztere erhobenen Bedenken keines beseitigt.

Die Aufrechterhaltung des bundesstaatlichen Charakters des Reiches ist einer der wichtigsten Programmpunkte der Zentrumspartei, an dem festgehalten zu haben stets der Stolz der Partei gewesen ist. Hoffentlich erinnert sich auch die Zentrumsfraktion des Reichstags in dieser entscheidungsschweren Stunde daran, was hier auf dem Spiele steht. Die vierzehn Stimmen, die im Bundesrat notwendig sind, eine solche Verfassungs-Aenderung zu verhüten, werden sich hoffentlich auch noch aufbringen lassen. Gewiß bedeutet die Verfassung auch nach Ansicht des bayerischen Zentrums nicht etwas für alle Zeiten Unabänderliches. Aenderungen dürfen aber nach unserer Ansicht nicht dazu führen, den Charakter des Reichs als Bundesstaat von Grund aus zu ändern und den Einfluß der einzelstaatlichen Regierungen auf den Gang der Reichsgeschäfte auszuschalten. Das wäre eine Entwicklung, die auch durch die jetzigen schwierigen Verhältnisse nicht gerechtfertigt werden könnte. Mit Recht wird jetzt so großer Wert auf die Geschlossenheit der inneren Front gelegt und gewiß ist jeder gerne bereit, Opfer zu bringen, um dieses Ziel zu erreichen. Diese Opfer dürfen aber ein gewisses noch erträgliches Maß nicht überschreiten und sie müssen ihre Grenzen finden in dem Fortbestand der Reichsgewalten in ihrer derzeitigen verfassungmäßigen Wirksamkeit.

Auch der bayerische Landtag hat das allergrößte Interesse daran, daß der Einfluß der bayerischen Regierung im Bundesrat nicht geschwächt wird; denn durch seine Regierung kann auch der Landtag einen gewissen Einfluß auf die Reichspolitik ausüben und gerade in der jetzigen Zeit, nach den wirklich betrübenden Erfahrungen, die wir in Bayern mit der zentralisierten Kriegswirtschaftspolitik gemacht haben, haben wir allen Anlaß gegen jeden Versuch entschieden Stellung zu nehmen, diese Möglichkeit dem bayerischen Landtag zu nehmen oder zu beschränken.

Und schließlich darf doch auch noch hervorgehoben werden, daß unser Volk von anderen Sorgen gedrückt wird als von dem Wunsche nach Parlamentarisierung der Regierung. Diesem ganzen Gedanken steht man in Bayern sehr kühl gegenüber. Unser Volk will, namentlich im jetzigen kritischen Augenblick, eine starke Regierung, die ihm einen baldigen guten Frieden bringt, die innere Ruhe und Ordnung aufrecht erhält und es namentlich schützt gegen die wucherische Ausbeutung, der es Tag für Tag und Schritt für Schritt ausgesetzt ist. Mögen die neuen Männer in der Reichsleitung vor allem hier zufassen, dann werden sie sich den Dank des Volkes verdienen und so am besten zur Geschlossenheit der inneren Front beitragen — auch ohne Aenderung des Art. 9!

Hertlings Rücktritt vom Reichskanzleramt.

Von Hofrat Dr. Eugen Jaeger, Mitglied des Reichstags.

Mit tiefstem Bedauern sieht die Zentrumspartei, sieht der deutsche Katholizismus den Grafen Hertling aus dem Amte scheiden. War er doch aus ihren Reihen hervorgegangen und Jahrzehnte hindurch, seit seinem Eintritt in den Reichstag 1875, einer ihrer besten Führer, sowohl was die erhaltende Seite des Katholizismus betrifft, als die andere ebenso bedeutsame, die Fähigkeit, sich allen berechtigten Bestrebungen der jeweiligen Zeitlage verständnisvoll anzupassen. Was Hertling in dieser Richtung als Hochschullehrer und Politiker geleistet, besonders auch sein Wirken in der Görres-Gesellschaft, wird für immer unvergessen und von nachhaltiger Bedeutung bleiben.[1]) Hertlings Ausscheiden aus dem Zentrum und dem Reichstage erfolgte am 9. Februar 1912, als Prinzregent Luitpold nach der schweren Erschütterung Bayerns durch die Landtagsauflösung vom November 1911 ihn an die Spitze des bayerischen Ministeriums berief. In dieser Eigenschaft hat Hertling sein Bestes eingesetzt, viel zur Beruhigung der tieferregten Gemüter beigetragen, dabei allerdings von der Sozialdemokratie mit ungerechtem Haß verfolgt. Parteipolitik lag ihm selbstverständlich in seiner Stellung als Ministerpräsident fern. Als im Sommer 1917 Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, von allen Parteien verlassen, zurücktrat, richteten sich die Augen auf Hertling als Nachfolger. Aber noch lehnte er ab. Dr. Michaelis übernahm das schwere Amt auf kaiserlichen Wunsch. Rasch aber erkannte man allgemein, daß selbst der beste Wille und die Befähigung zum höheren Staatsdienst noch nicht hinreichen, den Reichskanzler zu machen. Der Kaiser rief nun Hertling. Dieser brachte, obwohl schon 74 Jahre, dem Vaterland das schwere Opfer. Am 2. November 1917 wurde er ernannt, noch nicht ein Jahr darauf am 30. September 1918 nahm er seine Entlassung. Was Hertling in das Amt mitgebracht, war seine reiche Begabung, sein ausgebreitetes allgemeines Wissen, sowohl in seiner Anfangslaufbahn als Gelehrter und Philosoph her, noch mehr aber in seiner langen Beschäftigung mit der praktischen Politik erworben. Zu seinem Rücktritt mögen auch seine vorgerückten Jahre mitgewirkt haben. Aber auch jüngere Kräfte wären an der großen Aufgabe gescheitert, zwischen dem alten und neuen Preußen zu vermitteln und das neue, dem die Zukunft gehört, zum Siege zu führen. Hier liegt der tiefste Grund seines Rücktrittes.

Schon die Schaffung eines breiten parlamentarischen Bodens für Hertlings Kanzlerschaft begegnete großen Schwierigkeiten. Die Konservativen versagten sofort, ebenso etwa die Hälfte der Nationalliberalen. Die Grundlage der neuen Regierung konnte nur die Friedenskundgebung des Reichstages vom 19. Juli 1917 sein, die einen Frieden der Verständigung und des Ausgleichs der Völker mit vollster Wahrung der großen Lebensinteressen des deutschen Volkes verlangt hatte. Auf diesem Boden hatten sich Zentrum, Freisinn und Sozialdemokratie vereinigt, die Hälfte der Nationalliberalen huldigte denselben Grundsätzen und auf diesen Boden stellte sich nun auch Hertling. Als Realpolitiker vereinbarte er mit dieser Mehrheit vier Grundlagen als das neue Regierungsprogramm.

1. Die deutsche Antwort auf die päpstliche Friedensnote vom August 1917. Diese Antwort vom 19. September, die noch zwischen dem Reichskanzler Michaelis und dem Reichstage vereinbart worden war, hatte den päpstlichen Friedensschritt mit voller Sympathie begrüßt und mit dem Versprechen der Mitwirkung begleitet. Die Friedenskundgebung des Reichstages war als Grundlage dabei eingefügt worden. Dabei wurde gesagt, der Kaiser habe im Einverständnis mit dem deutschen Volk stets betont, daß das deutsche Heer dem Frieden dienen solle und auch Deutschland erstrebe, wie der Papst es vorschlage, eine Verständigung zwischen den kämpfenden Völkern. Auch die vom Papst vorgeschlagene Begrenzung der Rüstungen und die Einführung von Schiedsgerichten habe den Beifall der deutschen Regierung;

2. Durchsetzung des allgemeinen direkten und gleichen Wahlrechtes im preußischen Landtage als Einlösung zweier Kaiserworte, der Osterbotschaft und der Botschaft vom Juli 1917;

---

[1]) Vgl. dazu meinen Aufsatz „Zum 70. Geburtstag des bayerischen Staatsministers Dr. Georg Frhrn. v. Hertling“ sowie „Dem Philosophen Georg Freiherrn v. Hertling“ von Heinrich Ruster in ‚A. R.‘ 1913 Nr. 35.



3. Wiedereinbringung des seinerzeit wegen Meinungsverschiedenheiten zwischen Reichstag und Bundesrat liegen gebliebenen **Arbeitskammergesetzes** als Grundlage zur Erhaltung des in der Uebergangszeit doppelt wichtigen sozialen Friedens;

4. möglichster Abbau der Bestimmungen über **Zensur, Belagerungszustand** und **Schutzhaft**, soweit sie entbehrlich seien und unnütze Quälereien der Bevölkerung bringen.

Um eine noch breitere Grundlage zu schaffen, wurde die bisher rein bureaukratische Regierung teilweise **parlamentarisiert durch Aufnahme bisheriger Abgeordneter in die Regierung**. So sollte der Wille der Bevölkerung zum inneren Durchhalten verstärkt werden. Hertling erhielt in seiner Doppelstellung zwei Vertreter: der nationalliberale Abgeordnete **Friedberg** wurde Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums, der freisinnige Abgeordnete **Payer** Vizekanzler. Beide gaben ihre Parlamentssitze auf, weil nach Artikel 9 der Reichsverfassung niemand gleichzeitig Mitglied des Reichstages und des Bundesrates sein kann.

Die Sozialdemokratie trat wohl der Parteivereinigung bei, verweigerte aber den Eintritt in die Regierung und erklärte Payer als ihren Vertrauensmann, in der sicheren Hoffnung, daß auch ihre Zeit kommen werde. In der nationalliberalen Presse war damals zu lesen: der von **Bismarck** geschaffene Reichskanzler verschwinde, an seine Stelle trete ein Kabinettsvorsitzender als Präsident eines aus der Mehrheit der Parteien genommenen Ministeriums; nach einigen Uebergangsstellungen werde Deutschland in den **Weltbund der Demokratien** eintreten können. Hertling sei der Kanzler des Kompromisses zwischen den Rechten der Krone und den Ansprüchen des Parlaments auf Mitregierung, aber auch des Kompromisses zwischen den Anhängern des Schwert- und Annexionsfriedens einerseits, des Verzichtfriedens anderseits, um die einmütige Front gegen den äußeren Feind herzustellen und die inneren Schwierigkeiten zu beseitigen; es sei ein Treppenwitz der Weltgeschichte, daß ein ehemaliger Führer des Zentrums Reichskanzler werde, gerade in der Zeit, da das **protestantische Deutschland** sich anschicke, den 400jährigen Gedenktag zu feiern, an welchem **Luther** (am 31. Oktober 1517) durch die Hammerschläge zu Wittenberg den großen Abfall von der Kirche eingeleitet habe. Die bewußt protestantische Presse, die selbst in der ernstesten Zeit des Vaterlandes vom Kampf gegen den Katholizismus nicht lassen konnte, machte Hertling von Anfang an Schwierigkeiten, sie besitzt ihre Anhänger bis hoch hinauf.

Hertlings Kanzlerpolitik bewegte sich auf dem Boden der genannten vier Punkte. Die Zustimmung zur päpstlichen Note geriet leider durch den bösen Willen unserer Feinde auf ein totes Geleise. Die preußische Wahlrechtsvorlage wurde Ende November eingebracht und von Hertling selbst vertreten. Er tat dies wie immer in staatsmännischer Weise, wie alle seine Reden auch im Reichstag reifes Verständnis für die Lage und die Forderungen der Zeit verkündeten; sie zu hören war ein Genuß. Die Regierungsvorlage verlangte für das preußische Abgeordnetenhaus das direkte, allgemeine, **gleiche** Wahlrecht, wollte dem Herrenhaus einen verstärkten verfassungsmäßigen Einfluß geben und es zugleich aus einem Herrenhaus zu einer **Ersten Kammer** erweitern durch stärkere Aufnahme von bürgerlichen, industriellen und Arbeitervertretern. Die Stärke der Widerstände gegen das gleiche Wahlrecht sind bekannt. Doch eröffnen die jüngsten Beschlüsse des Herrenhaus-Ausschusses die Aussicht auf eine gangbare Lösung der schwierigen Frage. Der 3. Punkt, die Arbeitskammervorlage, liegt noch im Reichstag, weil noch Meinungsverschiedenheiten zwischen Reichstag und Bundesrat bestehen. Beim 4. Punkt, Abstellung der schweren Mißstände auf dem Gebiete der Zensur, des Belagerungszustandes und der Schutzhaft begegnete Hertling großen Widerständen, die in der Geschichte und Zusammensetzung des preußischen Staates tief verankert sind. Es ist die alte Klage von der **Neben- und Ueberregierung** unverantwortlicher Personen, die hinter den Kulissen walten, bei Hof aber großen Einfluß haben, der **Kampf zwischen dem Osten und Westen**, zwischen der bürgerlich-volkstümlichen und der feudal-aristokratisch-militärischen Richtung. Ein schwaches Zeichen dieser Widerstände bildete der **Geheimerlaß des preußischen Kriegsministers** v. Stein vom 8. Juli 1918, der nur als Beispiel erwähnt werden soll. Der Kriegsminister verbot hier die Versammlungen der Zentralstelle für Völkerrecht und der deutschen Friedensgesellschaft, die beschlossen hätten, „in Versammlungen für einen Verständigungsfrieden im Sinne der Reichstagsentschließung vom 19. Juli 1917 einzutreten". Das war ein Schlag in das Angesicht der Reichstagsmehrheit. Der bayerische Kriegsminister legte den Erlaß unbeachtet auf die Seite. Hertling hoffte durch Verhandlungen und im Laufe der politisch-militärischen Entwicklung die Partei des unbedingt alleinigen Schwertfriedens umzustimmen. Diese Schwäche hat ihm die Gegnerschaft der Sozialdemokratie und des Freisinns eingetragen und auch im Zentrum Verstimmung hervorgerufen. Inzwischen hat allerdings die Veränderung der Kriegslage an der Westfront und neuerdings im Orient sehr Viele, die sich bisher leidenschaftlich ablehnend verhielten, davon überzeugt, daß jene Friedenskundgebung **auf richtigen vorausschauenden politischen Gesichtspunkten beruhte und innerlich wohl begründet war**. Daher konnte Hertling Mitte September den Parteiführern mitteilen, daß auch die **Oberste Heeresleitung sich nun auf den Boden jener Kundgebung gestellt habe** und daß die Rede des **Vizekanzlers** v. Payer in Stuttgart vom 12. September, welche jene Friedenskundgebung des Reichstags als feste Richtlinie der deutschen Regierung verkündete, im Einverständnis mit der Obersten Heeresleitung gehalten worden sei. Der Abgeordnete **Gröber** hat das im Hauptausschuß am 24. September verkündet. Auch die Nationalliberalen traten nun dieser Auffassung bei. Endlich konnte Hertling auch bestimmte Zusicherungen über durchgreifende Aenderungen in der Handhabung der Zensur und des Vereins- und Versammlungswesens durch die Militärbehörden machen. Sein Programm, mit den Mehrheitsparteien zusammenzuarbeiten, hat Hertling treu gehalten und die Verdienste seiner elfmonatigen Kanzlerschaft werden erst voll erkannt und gewürdigt werden, wenn eine ruhigere Zukunft den Blick in die Tiefen des politischen Getriebes dieser aufgeregten Zeit freigemacht hat. Mit Recht sagt der **Kaiser**, der den scheidenden Kanzler mit seinem höchsten Orden, den Schwarzen Adlerorden, auszeichnete, in seiner Depesche an **König Ludwig von Bayern**: „Graf Hertling hat während seiner Kanzlerschaft dem Vaterlande Dienste geleistet, die ihm nicht vergessen werden. Ich trenne mich sehr schweren Herzens von dem von mir so hochgeschätzten, vornehm denkenden, echten deutschen Edelmann, der ein Beispiel der Selbstlosigkeit in Hingabe an das Vaterland, in die Dienste seines Kaisers darstellt." Seine Stellung wurde aber unhaltbar, als die schwierig gewordene Kriegslage gebieterisch die Bildung einer **vollkommen einheitlichen Regierung** verlangte.

Was wir heute brauchen, ist eine **Regierung der nationalen Verteidigung**, die alle Kräfte des Volkes zusammenfaßt **zur Erhaltung und Rettung Deutschlands vor seinen Todfeinden**. Es darf kein Zweifel mehr in die Einheitlichkeit unserer Außenpolitik aufkommen. Die Hindernisse dieser Einheitlichkeit liegen in den Schwierigkeiten mancher innerpolitischen Fragen, vor allem aber auf dem Gebiete der Außenpolitik, es sind jene Kräfte, welche die natürliche Lösung der **polnischen Frage** bisher verhinderten, indem sie an unserer Ostgrenze drei Millionen Nationalpolen mit den polnischen Kohlenlagern an Preußen annektieren wollen, was die polnische Frage, die ohnedies durch die preußische Polenpolitik zu einer großen Gefahr für uns im Osten geworden ist, noch mehr verwirren und den Haß der slawischen Völker gegen Preußen-Deutschland ganz unheilbar machen müßte. Es sind dieselben Kräfte, welche das **Selbstbestimmungsrecht der Völker**, das Hertling in seiner ersten Kanzlerrede im Reichstag mit Zustimmung der Reichstagsmehrheit ausdrücklich als Grundlage unserer auswärtigen Politik verkündet hatte, immer wieder zu hintertreiben suchen, es sind dieselben Leute, welche die vom Reichstag wiederholt beschlossene, vom Reichskanzler anerkannte **Selbständigkeit Litauens** immer wieder verhindern, das Land in Preußen einverleiben und protestantisieren wollten. Das hätte ein neues, noch viel gefährlicheres Elsaß-Lothringen geschaffen. Es sind dieselben Leute, die überall das Deutschtum unbeliebt machen, weil sie für die abstoßenden völkerpsychologischen Wirkungen ihres säbelrasselnden diktatorischen Herrenstandpunktes leider kein Verständnis besitzen. So sind trotz der vier Friedensverträge die wichtigsten Ostfragen ungelöst geblieben und es ist vielfach fraglich, ob das Versäumnis noch nachgeholt werden kann.

Noch am 23. September beschloß die Zentrumsfraktion einmütig, wenn irgend möglich, dem Sturz Hertlings entgegenzuwirken. Aber die Verhältnisse erwiesen sich stärker als dieser Wille. Die Weigerung der **Sozialdemokratie**, in das Ministerium Hertling einzutreten, zwang die andern Parteien angesichts der Notwendigkeit, ein allgemeines Sammelministerium zu bilden,

in diesem Punkt nachzugeben. Kein Kanzler wird auf die Dauer sich halten können, wenn es ihm nicht gelingt, eine einheitlich feste Innen- und noch mehr Außenpolitik im Sinne der Reichstagsmehrheit herzustellen, jede unverantwortliche Neben- und Ueberregierung unbedingt zu beseitigen.

Ob das Opfer des Art. 9 der Reichsverfassung zu umgehen sein wird, ist noch nicht gewiß. Jedenfalls müßte im Falle der Aufhebung des Artikels ein Weg gefunden werden, um den bundesstaatlichen Charakter des Reiches und die Rechte der einzelnen Staaten auf andere Weise zu wahren und zu sichern. Angesichts der Wirkungen, welche die Wendung der Kriegslage mit sich bringt, scheint die Parlamentarisierung, die das Zentrum noch vor einem Jahr abgelehnt hat, kaum mehr aufzuhalten zu sein. Der ungeheuere Ernst der Lage erfordert ein reibungsloses Zusammenwirken zwischen Regierung und Volksvertretung.

Die Konservativen haben von Anfang an sich jeder volkstümlichen Entwicklung entgegengestellt und damit auf die Möglichkeit verzichtet, bei dieser Entwicklung korrigierend und verbessernd einzuwirken. Sie haben es dadurch dem Reichstag außerordentlich erschwert, der Erpresserpolitik der Sozialdemokratie entgegenzuwirken. Die politische Entwicklung steht nicht still, wer sich in den Schmollwinkel stellt, hält sie nicht auf. Sie geht über den Widerspenstigen hinaus, aber seine Verantwortlichkeit vor der Nation und der Geschichte wird er dadurch nicht los. Am 2. Oktober beschloß die deutsch-konservative Fraktion im vaterländischen Interesse mit dem Opfer ihrer Ueberzeugung dem kaiserlichen Sammelrufe zu folgen und die neue Regierung zu unterstützen. Das hätte vor einem Jahre noch große Wirkung haben können, jetzt ist es immerhin anzuerkennen, aber zu spät.

Deutscher Jugendfürsorgetag.

Von Domkapitular Dr. Buchberger, München.

Im prächtigen Beethovensaal in Berlin tagte am 20. und 21. September eine große und glänzende Versammlung. Sie war einberufen von dem Deutschen Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit, vom Archiv deutscher Berufsvormünder, von der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge, von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, vom Allgemeinen Fürsorgeerziehungstag und vom Deutschen Kinderschutzverband. „Jugendämter als Träger der öffentlichen Jugendfürsorge im Reiche" war der Gegenstand der Beratungen. Der Einladung zu dieser Versammlung waren etwa 1400 Männer und Frauen aus allen deutschen Gauen gefolgt. Vertreter verschiedener Reichsämter, der preußischen Ministerien, der Bundesstaaten, der Provinz- und Kreisregierungen und zahlreicher Städte hatten sich eingefunden. Freilich das weitaus größte Kontingent für die Versammlung und die aufmerksamsten und ausdauernsten Teilnehmer an den Verhandlungen stellte die freie Liebestätigkeit.

Die Männer und Frauen, die hier auftraten, zeigten sich fast ausnahmslos als wirklich berufen, in dieser wichtigen und schwierigen Sache mitzureden. Man erkannte die Fachleute und die praktischen Arbeiter und hörte aus allem eine reiche Erfahrung heraus. Außer einem Jugendlichen, der lediglich dem Herzenswunsch Ausdruck gab, die Jugend möge von den Hemmungen des Elternhauses und gesetzlicher Bestimmungen möglichst befreit werden, hat eigentlich nur ein einziger Diskussionsredner, ein sozialdemokratischer Abgeordneter, bewiesen, daß er von der Arbeit nichts versteht, sondern mit Gemeinplätzen operiert.

Das erste Referat hatte der auf dem Gebiete der Jugendfürsorge wohlbekannte Professor Klumker aus Frankfurt. Er sprach über die „Notwendigkeit des Ausbaues der öffentlichen Jugendfürsorge im Reiche". Reichsgesetzliche Regelung der Jugendfürsorge und reichsgesetzliche Einführung von Jugendämtern war das Ziel, das sich seine Ausführungen gesteckt hatten. Daß ein solches Eingreifen der Reichsgesetzgebung notwendig sei, suchte er vor allem mit dem Hinweis auf die große Zersplitterung in den gesetzlichen Grundlagen und in der praktischen Arbeit der Jugendfürsorge zu zeigen. Der Vortrag war nur schwer verständlich und wirkte nicht gerade stark überzeugend. Die derzeitigen Verhältnisse wurden zu einseitig in den Schatten und die kommenden Jugendämter zu wohlwollend ins Licht gestellt.

Viel eindrucksvoller war der programmatische Vortrag des Verwaltungsdirektors Dr. Blaum aus Straßburg mit dem Thema: „Ein Reichsgesetz über Jugendämter." In ruhiger, klarer und sachlicher Weise legte er dar, was ein Reichsgesetz über Jugendfürsorge enthalten solle und was der landesgesetzlichen Regelung überlassen werden könne. Das Reichsgesetz dürfte nur ein Rahmengesetz sein und müßte als solches regeln 1. die Aufgaben der Jugendfürsorge im allgemeinen, 2. die Organisation der öffentlichen Jugendfürsorge, 3. die Verteilung der Kosten, 4. Aenderungen bestehender Reichsgesetze. Von Reichs wegen müßte auch die Einsetzung einer öffentlichen Behörde für die Jugendfürsorge, eines Jugendamtes, angeordnet werden. Als Aufgabe ist diesen Jugendämtern zuzuweisen die Tätigkeit des Gemeindewaisenrates, die Haltekinder-Aufsicht, die Fürsorge für die unehelichen Kinder, die Berufsvormundschaft, die Fürsorge für die armen Waisen, Vollwaisen, verlassenen Kinder und Findelkinder, der Mutterschutz, die Säuglingsfürsorge, die Kleinkinderfürsorge, die Schulkinderfürsorge, die Jugendgerichtshilfe, die Fürsorge für die gefährdeten und schutzbedürftigen Jugendlichen, die Mitwirkung bei der Fürsorgeerziehung, die Anstaltsfürsorge für Jugendliche. Außerdem „empfiehlt es sich, den Jugendämtern weitere Aufgaben der Jugendfürsorge und Jugendpflege anzugliedern, um möglichst alle, die Jugend betreffende (nicht unterrichtende) öffentliche Tätigkeit bei ihnen zu vereinigen".

An Arbeit wird es demnach diesen Jugendämtern nicht fehlen. Schwer wird es nur sein, die Personen zu finden, die ein so umfassendes Arbeitsgebiet überschauen und beherrschen können. Wenn hier die Wahl nicht glücklich ist, wenn eine auf dem Gebiete der Jugendfürsorge unerfahrene Persönlichkeit oder ein engherziger Bureaukrat oder ein gegen die freie Liebestätigkeit, besonders gegen konfessionelle Vereinstätigkeit, befangener Mann an die Spitze eines solchen Amtes gestellt wird, dann ist der Schaden für die Jugendfürsorge ganz unberechenbar. Dies hörte man auch aus dem Vortrage des Direktors Blaum heraus. Er hatte Worte wärmster Anerkennung für die freie Liebestätigkeit, erklärte mit wohltuendem Freimut, daß er auf dem Boden konfessioneller Jugenderziehung stehe und betonte in nachdrücklichster Weise, daß der Wert eines Jugendamtes ganz davon abhänge, wie die freie Liebestätigkeit dazu herangezogen werde. Und nicht bloß zur Arbeit sei sie heranzuziehen, sondern auch zur Leitung der Arbeit, zum Amte selbst. Aber auch die nächsten Redner, Bürgermeister von Hollander aus Mannheim, Frl. Dr. Kröhne aus Düsseldorf und der Direktor des Berliner Jugendamtes, Lic. Schultze, sprachen durchaus in diesem Sinne. Namentlich die aus dem Vollen geschöpften, von edler Liebe zu den hilfebedürftigen Kindern getragenen und in einem herrlichen Glaubensbekenntnis ausklingenden Worte von Hollanders machten tiefen Eindruck.

In der Theorie war demnach alles einig. Aber die Aussprache hat gezeigt, daß die Praxis mancher Jugendämter heute schon anders ist. In bitterer Weise haben Geistliche und Laien darüber geklagt, daß sie in ihrer Tätigkeit Dilettanten unterstellt wurden, die nicht das Abc der Jugendfürsorge verstehen, die aber wohl verstehen ihre „Macht" fühlen zu lassen und alles vor ihr Forum zu zwingen, so daß die freie Liebestätigkeit bevormundet und zum Handlanger herabgedrückt wird. Eine Dame erzählte, wie ein Verein, der ein Pionier auf dem Gebiete der Jugendfürsorge war, von einem Jugendamte mehr und mehr ausgeschaltet wird, weil die Sekretärin dieses Amtes für „konfessionelle Vereinstätigkeit keine Sympathien habe". So werde die Tätigkeit bewährter Vereine von Gunst und Gnade untergeordneter und unerfahrener Organe abhängig. Auch hätten jahrzehntelang die Gutachten des Vereins den Gerichten gegenüber als zuständig und verläßig gegolten, jetzt aber hole man diese Gutachten nur noch beim Jugendamte ein, wo niemand den fraglichen Jugendlichen auch nur je zu Gesicht bekommen hat. Der Aktenbureaukratismus verdrängt die persönliche Arbeit. Erfahrene und reife Männer bedauern solche Verirrungen; es ist aber zu befürchten, daß sie trotzdem nicht ausbleiben. Diese Befürchtung und ein großes Mißtrauen gegen den Betrieb bei den Geschäftsstellen der Jugendämter kam wiederholt und allgemein zum Ausdruck.

Oberlandesgerichtsrat Feisenberger aus Leipzig, der Vorsitzende des Deutschen Kinderschutz-Verbandes, fand großen Beifall, als er kraftvoll protestierte gegen die Behauptung, die derzeitige Jugendfürsorgetätigkeit der freien Vereine leide an Systemlosigkeit und Disziplinlosigkeit, als er sich im Namen der

Vereine verwahrte gegen jegliche Bevormundung und Beaufsichtigung durch Beamte der Jugendämter und als er sein Bedauern aussprach, daß man immer nur von Pflichten, nie aber von Rechten der Vereine rede. Frau Amtsgerichtsrat Neuhaus wies mit Recht darauf hin, daß man immer nur im allgemeinen von einer Heranziehung der freien Liebestätigkeit zu den Arbeiten der Jugendfürsorge spreche, nie aber auf die konkreten Fragen antworte: „Wo, wie und wann soll die freie Liebestätigkeit herangezogen werden?" Soll sie als Handlangerin dienen, wenn ihre Dienste als „zulässig" erscheinen, oder soll sie frei und ungehemmt bleiben auf ihrem Gebiet und die Stellung zu den Behörden und Gerichten wie bisher einnehmen? Wenn man demnach Jugendämter schafft, so wird alles auf die Verfassung, die Ausgestaltung und den Ausbau derselben, insbesondere aber auch auf die Wahl der rechten Persönlichkeiten ankommen.

Ueber viele Fragen waren die Ansichten geteilt. So vor allem über die Verfassung und den Aufbau sowie über Arbeits- und Kompetenzenkreis der Jugendämter. Die einen wollen weitgehende Selbstverwaltung unter Einbeziehung der Vereine, die andern wollen mehr Unterstellung unter die städtische Verwaltung; die einen wollen alle die Jugend betreffende öffentliche Tätigkeit, soweit sie nicht unterrichtend ist, den Jugendämtern zuweisen, auch die ganze Jugendpflege, andere aber sprechen sich aufs entschiedenste gegen diese Zusammenlegung von Jugendpflege und Jugendfürsorge aus. Manche wollen Gemeindewaisenrat und Vormundschaftsrichter durch die Jugendämter ausschalten, andere dagegen wollen beiden ihre Stellung und Tätigkeit in der Jugendfürsorge wahren. Als Leiter des Jugendamtes erscheint den einen ein Verwaltungsbeamter, den andern ein Pädagog am besten geeignet, während andere mit Recht sagen, es komme nicht auf die Stellung, sondern auf die Persönlichkeit an. Auch über die Aufbringung der Mittel ist man weder klar noch einig. Gleichwohl wurde eine Entschließung angenommen des Wortlauts:

„Der deutsche Jugendfürsorgetag hält die Errichtung von Jugendämtern in Stadt und Land als Träger der öffentlichen Jugendfürsorge (Fürsorge für Armenkinder, Waisenkinder, Kost- und Haltekinder, uneheliche Kinder, Fürsorgezöglinge) für unerläßlich. Ihre verwaltungsmäßige Organisation muß unter Ermöglichung weitgehender Mitarbeit der auf den gleichen Gebieten arbeitenden Körperschaften der freien Liebestätigkeit einheitlich durchgeführt werden. In Verbindung damit ist die Uebertragung der Berufsvormundschaft an die Jugendämter und die Uebernahme der Kosten für hilfsbedürftige Kinder auf größere Gemeindeverbände vorzusehen. Der Deutsche Jugendfürsorgetag beauftragt seinen Vorstand: 1. bei den Reichsbehörden und dem Reichstag dahin zu wirken, daß eine solche verwaltungsmäßige Organisation der öffentlichen Jugendfürsorge so bald wie möglich in die Wege geleitet und die Errichtung von Jugendämtern in Stadt und Land den Bundesstaaten durch Reichsgesetz zur Pflicht gemacht wird; 2. alle weiteren Schritte zu tun, um das Verständnis für die Notwendigkeit einer reichsgesetzlichen Regelung der Errichtung von Jugendämtern in allen Volkskreisen zu wecken."

Wir in Bayern haben keinen Grund, nach einer reichsgesetzlichen Regelung der Jugendfürsorgeorganisation und nach Jugendämtern zu rufen. Denn unsere Jugendfürsorge ist, wie auch in Berlin anerkannt wurde, vorbildlich organisiert. Die Mitgliederversammlung des Katholischen Jugendfürsorgevereins der Erzdiözese München hat daher am 26. September in folgender Weise zu der Frage Stellung genommen: „1. Die bayerische Jugendfürsorge hat im allgemeinen bereits den Rahmen zu ihrer zusammenfassenden Organisation und hält daher eine reichsgesetzliche Regelung der Jugendfürsorgeorganisation und die allgemeine Einführung von Jugendämtern zum mindesten nicht für vordringlich. 2. Wo in größeren Städten solche Jugendämter durch Ortsstatut eingeführt werden sollten, müssen sich die Jugendfürsorgevereine ihre volle Freiheit und Selbständigkeit, ihre ungehemmte Arbeit und ihren Platz im Jugendamte wahren. Unter dieser Voraussetzung sind sie gerne zur Mitarbeit bereit."

Die Neunte.

Frisch und froh zur Zeichnung geschritten,
Laßt euch nicht lange mahnen und bitten,
Schirmt mit Geldkraft Haus und Herd,
Zeigt euch der Brüder im Felde wert.

Das Gnadenbild von Kasan.

Zu Moskau in die Kathedrale
Zieh'n durch die ragenden Portale
Die Pilger zum Bilde von Kasan,
Dem sie mit Hoffen und Schauern nah'n,
Zum Bilde, dem Stolze der Nation,
Das vor Jahrhunderten Ahnen schon
Geschmückt mit kostbarsten Juwelen,
Die gleissen und sprüh'n, wenn die Kerzen schwelen.

Es küssen den heiligen Boden und halten
Die Arme zum Himmel die Betergestalten,
Die Gnadenmutter in Tränen fragend,
Bald hundert griechische Kreuze schlagend.
Bis alles starrt — Ein Schuss! . . . Und wild
Ein Räuber entreisst dem Priester das Bild
Und ist in den Rufen, die gellend klangen,
Und im Menschengewoge untergegangen.

Am Gnadenorte ward es Nacht.
Wo der Gottesmutter berühmte Pracht
Segnend noch eben geglänzt und geschienen,
Glühen düsterrote Blutrubinen
An den Händen des Priesters und am Ornat,
Als wären gewirkt sie in den Brokat.

Der Mönch fängt röchelnd zu bitten an:
„Verflucht nicht den Räuber von Kasan!
Flucht jenen, die noch Grösseres rauben:
Flucht dem Krieg, dem Mörder von Ehrfurcht und Glauben!"

Martin Mayr.

Chronik der Kriegsereignisse.

Deutsches Friedens- und Waffenstillstands-Angebot.

Der neue Reichskanzler, Prinz Max von Baden, hat im Einverständnis mit allen berufenen deutschen Stellen und unter Zustimmung unserer Bundesgenossen in der Nacht zum 5. Oktober durch Vermittlung der Schweizer Regierung an den Präsidenten Wilson folgende Note gerichtet:

Die deutsche Regierung ersucht den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen, alle kriegführenden Staaten von diesem Ersuchen in Kenntnis zu setzen und sie zur Entsendung von Bevollmächtigten zwecks Aufnahme der Verhandlungen einzuladen. Sie nimmt das von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika in der Kongreß-Botschaft vom 8. Januar 1918 und in seinen späteren Kundgebungen, namentlich der Rede vom 27. September aufgestellte Programm für die Friedensverhandlungen an. Um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, ersucht die deutsche Regierung, den sofortigen Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes zu Land, zu Wasser und in der Luft herbeizuführen. Max, Prinz von Baden.

Die österreichisch-ungarische Regierung hat den gleichen Schritt durch Vermittlung der schwedischen Regierung unternommen.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Fortgang der Schlachten in Flandern, zwischen Cambrai—St. Quentin, Oise—Aisne, in der Champagne, zwischen Argonnen und Maas.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

30. September. Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und Boehn: In Flandern setzte der Feind seine Angriffe fort. Der Einbruch des Gegners in unsere Stellungen am 27. September nötigte uns, den rechten Flügel unserer Abwehrfront hinter den Handzame-Abschnitt von nördlich Dixmuide bis Werken zurückzunehmen und auf dem linken Flügel des Kampffeldes den Wytschaete-Bogen zu räumen. Feindliche Angriffe gegen den Handzame-Abschnitt und gegen die Linie Zaren—West-Roosebeke wurden abgewiesen. Zwischen Paaschendaele und Becelaere drang der Gegner bis Moorslede und Dadizeele vor. Dort fingen wir seinen Stoß auf. Der am frühen Morgen von Houthem bis Komen an der Lys vordringende Feind wurde durch Gegenangriff wieder zurückgeworfen. Wir kämpfen hier an der Lys-Niederung. Gewaltiges Ringen an der Front zwischen Cambrai und St. Quentin. Gegen die Stadt und beiderseits der Stadt führte der Feind 16 Divisionen in den Kampf, um Cambrai zu nehmen und unsere Front beiderseits der Stadt zu durchbrechen. Nördlich von Cambrai sind die bis zu achtmal wiederholten starken feindlichen Angriffe vor unseren Linien bei Sancourt und Tilloy in erfolgreichen Gegenangriffen gescheitert. In den Vororten von Cambrai, Neuville und Cantimpre, faßte der Feind Fuß. Wir stehen hier am Westrand der Stadt hinter der Schelde und

schlugen dort erneute heftige Angriffe des Gegners ab. Die über den Kanalabschnitt nördlich von Marcoing geführten Angriffe des Feindes brachen vor und an der Straße Cambrai—Masnières zusammen. Südlich von Marcoing drückte uns der Feind hinter den Kanalabschnitt Masnières—Crevecoeur zurück. Mit gleicher Kraft griff er unsere Front von Gonnelieu bis südlich von Bellenglise an. Zwischen Gonnelieu und Bellicourt schlugen wir den mehrfachen Ansturm des Gegners restlos zurück. Villers-Guislain, das vorübergehend verloren ging, wurde wieder genommen. Oertliche Einbruchstellen wurden im Gegenstoß wieder gesäubert. Die an der Front bei Gonnelieu und Villers-Guislain schwer kämpfenden Divisionen warfen den aus Richtung Marcoing gegen ihre Flanke vorbrechenden Feind mit ihren Reserve-Bataillonen in entschlossenem Gegenangriff wieder zurück. Zwischen Bellicourt und Bellenglise stieß der Feind über den Kanal vor. Wir brachten ihn am Abend in der Linie Nordrand Bellicourt—Westrand Joncourt—Lehaucourt zum Stehen. Die nördlich von Gricourt sich aller Anstürme wehrenden Regimenter mußten am Abend ihren Flügel auf Lehaucourt zurücknehmen. An dem im großen erfolgreichen Abschluß der gestrigen schweren Kämpfe haben Truppen aller deutschen Stämme gleichen Anteil.

Heeresgruppen Deutscher Kronprinz und Gallwitz: Gegen unsere neue Linie am Oise-Aisne-Kanal drängte der Feind stark nach. Der Franzose setzte zwischen der Suippe und der Aisne, der Amerikaner gegen den Ostrand der Argonnen und zwischen den Argonnen und der Maas seine erbitterten Angriffe fort. Mehrere neue Divisionen warf der Feind auch gestern wieder in den Kampf. Zwischen Auberive und Somme-Py schlugen wir mehrfachen, nordwestlich von Somme-Py neunmaligen Ansturm des Gegners vor unseren Linien ab. Weiter östlich blieben Manre und Ardeuil in Feindeshand. Wir standen am Abend nach Abwehr des Feindes in der Linie Aure—nördlich Ardeuil—nördlich Séchault—Bouconville. Mit besonderer Kraft stürmte der Amerikaner gegen den Ostrand des Argonnerwaldes und gegen die Front zwischen Argonnen und der Maas an. Sein Ansturm ist völlig gescheitert. Beiderseits des Aire-Tales entrissen wir dem Feind Apremont und den Wald von Montrebeau und warfen hier den Amerikaner mehr als einen Kilometer zurück.

1. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Unsere neue Front in Flandern verläuft im Zuge der in der vorjährigen Flandernschlacht ausgebauten rückwärtigen Stellung von dem Handzame-Abschnitt westlich an Roeselare vorbei über Ledeghem—Geluwe nach Wervik und dann an der Lys-Niederung nach unserer alten Stellung bei Armentières. Beiderseits von Cambrai setzte der Engländer tagsüber seine heftigen Angriffe fort. Am Nachmittage gelang es einer neu eingesetzten kanadischen Division, vorübergehend nördlich an Cambrai vorbei auf Ramillies vorzustoßen. Unter Führung des Generalleutnants v. Fritsch warf die in den Kämpfen zwischen Arras und Cambrai besonders bewährte württembergische 26. Reserve-Division den Feind wieder auf Tilloy zurück. Auch südlich von Cambrai haben wir unsere Stellungen gegen den mehrfachen Ansturm des Feindes restlos behauptet.

Heeresgruppe Boehn: Beiderseits von Le Chatelet nahm der Feind am Nachmittag seine Angriffe zwischen Vendhuille und Joncourt wieder auf. Auch südlich von Joncourt und südlich der Somme entwickelten sich am Abend heftige Kämpfe. Die Angriffe des Feindes wurden überall abgewiesen.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Gegen unsere Linien zwischen Aisne und Vesle und über die Vesle zwischen Breuil und Jonchéry richtete der Franzose heftige Angriffe. Trotz mehrmaligen Ansturmes sind sie bis auf einen Teilerfolg, der den Feind auf die Höhen nördlich von Breuil führte, gescheitert. In der Champagne beschränkte sich der Feind auf Teilangriffe östlich der Suippe, gegen St. Marie-à-Py, nördlich von Somme-Py und gegen unsere neuen Linien, die wir in der Nacht nördlich von Aure und Marvaut bezogen hatten. Sie wurden abgewiesen; bei St. Marie-à-Py nahmen wir hierbei zwei französische Kompagnien gefangen. Mit stärkeren Kräften griff der Amerikaner östlich der Argonnen an. Brennpunkte des Kampfes waren wiederum Apremont und der Wald von Montrebeau. Wir schlugen den Feind überall zurück.

2. Oktober. In Flandern, beiderseits von Cambrai und in der Champagne wehrten wir heftige Angriffe des Feindes ab. In ruhigen Frontabschnitten, bei St. Quentin, nordwestlich von Reims und westlich der Argonnen nahmen wir Teile vorspringender Linien in rückwärtige Stellungen zurück.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Nördlich von Staden machten wir bei Abwehr feindlicher Angriffe etwa 100 Gefangene. Zu beiden Seiten der von Ypern auf Roselaere und Menin führenden Straßen griff der Feind mehrfach vergeblich an. In Ledegem faßte er Fuß. Im Gegenstoß nahmen wir den Ostteil des Ortes wieder. Der fünfte Tag der Schlacht um Cambrai endete wiederum mit einem vollen Mißerfolg für den Gegner. Nördlich von Sancourt schlugen schlesische und kurhessische Regimenter achtmalige Anstürme des Feindes ab. Weiter südlich drang der Feind vorübergehend über Abancourt, Bantigny und südlich von Blecourt auf Cuviller vor. Unser Gegenangriff, bei dem sich das Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 55 wiederum besonders auszeichnete, warf den Feind über Abaucourt und Bantigny hinaus zurück und befreite die tapferen württembergischen Verteidiger von Blecourt aus der Umklammerung durch den Gegner. Bei und südlich von Cambrai brachten Regimenter der bewährten 3. Marine-Infanterie-Division, sowie schleswig-holsteinische, brandenburgische und bayerische Regimenter den feindlichen Ansturm zum Scheitern. Rumilly blieb in Feindeshand.

Heeresgruppe Boehn: Zwischen Le Chatelet und der Oise verlief unsere Front seit der vorletzten Nacht östlich an St. Quentin vorbei nach Berthenicourt an der Oise. Gegen die Abschnitte von Estrées—Joncourt—Lesdin entwickelten sich im Laufe des Tages heftige feindliche Angriffe. Beiderseits von Sequebart drang der Feind ein. Gegenangriffe ostpreußischer und posenscher Bataillone warfen ihn wieder zurück. St. Quentin, in dem gestern nur noch Erkundungsabteilungen standen, wurde vom Feinde besetzt.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Nordwestlich von Reims nahmen wir unsere Truppen von der Vesle in rückwärtige Stellungen zurück. Der Feind folgte mit schwachen Abteilungen und stand am Abend in Linie Vantelay—Villers-Franqueux. In der Champagne nahm der Franzose seine einheitlichen Angriffe wieder auf. Sie richteten sich am Vormittag gegen die Front St. Marie-à-Py bis Monthois und im Laufe des Tages gegen unsere Linie zwischen Somme-Py und Aure. Seine Angriffe sind gescheitert. Oertliche Einbruchstellen wurden meist durch Gegenstöße wieder gesäubert. Die in vorletzter Nacht beiderseits der Aisne neu bezogene Stellung verläuft von Monthois, Challerange, Wald von Autry, nördlich von Binarville vorbei und quer durch den Argonnerwald nach Apremont.

Heeresgruppe Gallwitz: In örtlichen Angriffsunternehmungen warfen wir den Amerikaner aus dem Ognos-Wald und den anschließenden Linien zurück.

Zum Jubiläum des Münchener Hof- und Nationaltheaters.

Von L. G. Oberlaender, München.

Vor hundert Jahren, am 12. Oktober 1818, dem Namenstage des Königs Maximilian Josephs I., wurde in München das von Karl v. Fischer erbaute Hof- und Nationaltheater eröffnet. Wohl ward es schon nach wenigen Jahren ein Raub der Flammen, aber da es durch Klenze in fast exakter Nachschöpfung wieder erstand, genießen wir in der Idee die Meisterwerke unserer Bühnenkunst in den gleichen Räumen, wie die Münchener von 1818. So bedeutsam es auch war, daß der 1810 vom König gefaßte Plan trotz aller Stockungen, die der Zeiten Ungunst mit sich gebracht hatte, endlich der Vollendung entgegengereift war, so brachte der Neubau zunächst in der Pflege der theatralischen Kunst keine so einschneidende Aenderung oder Aufwärtsbewegung, daß wir uns einen Blick in die frühere Vergangenheit ersparen könnten. Von den Schwänken der Meistersinger, wobei der junge Hans Sachs (1514) half in München die „Schul' verwalten", den lateinischen Stücken der „Poetenschulen" und den Jesuitendramen, die hier (1560) durch fürstliche Freigebigkeit den Gipfelpunkt an blendendem Prunk erreichten, sei nur im Fluge gesprochen. Italienische, französische und englische Truppen „gastierten" in der Residenz.

Das erste ständige Theater entstand anläßlich der Vermählung Ferdinand Marias mit Adelaide v. Savoyen. Wie in der Baukunst bedeutete auch für die Bühne der Einfluß dieser Frau auf lange Zeit die ausschließliche Herrschaft welschen Geistes. In dem Opernhaus (am jetzigen Salvatorplatz) erhielt die seither nur geistliche Musik pflegende Hofkapelle, die unter Orlando di Lasso die erste in Deutschland geworden, neue Aufgaben. Daneben standen französische Truppen im Solde des Hofes, der Hof selbst spielte im Geschmacke der Zeit Komödie. Die Kurfürstin, dichtend nach den Mustern Molières, trat in ihren Rollen auf. Eine deutsche Truppe des Schauspielers Treu vermochte (1669) dem höfischen Geschmacke nichts zu sagen, aber auch der Bürgerschaft nichts, als sie Schloß mit Rathaussaal vertauschte. Eine Opernvorstellung in der Residenz führte zu einem Brande, der den Prachtbau Kaiser Karls VI. in Asche legte.

Dies war die Veranlassung, neben dem schon ziemlich baufälligen Opernhaus eine weitere Bühne zu errichten. Es entstand Cuvillié's herrlicher Rokokobau 1753, der uns noch heute als Residenztheater entzückt. Hier hatte die italienische Oper ihr Heim. Das bedeutsamste Ereignis war freilich die Uraufführung der Oper eines Nichtitalieners, des „Idomeneo", den Mozart selbst dirigierte. Die Gelegenheit, den Tondichter an München fesseln zu können, ließ man leider vorübergehen.

Seit 1746 besaß der Faberbräu in der Sendlingergasse einen Komödienstadl für Wandertruppen, in dem freilich der Hanswurst herrschte. Nachdem 1765 ein Versuch Max Josephs III., berühmte deutsche Schauspieler nach München zu ziehen, mißglückt war, griff die

Akademie der Wissenschaften den Plan auf. Man fand den richtigen Mann in Nießer, einem jungen Juristen und Theateramateur. Bald interessierte sich der Hof für das Unternehmen und Nießer erhielt die Erlaubnis, im Opernhaus deutsche Werke dreimal wöchentlich zu spielen. Er begann freilich mit einem Stück aus dem Französischen, das die Kurfürstin Anna bearbeitet hatte, dann folgte allerdings „Emilia Galotti". Die Bühne erhielt bald in der Person des Grafen Seau eine Oberdirektion. Mit Ballett suchte man der deutschen Bühne neue „Reizmittel" zu geben, also hat sie deren bedurft. Stella, Clavigo, Schickaneder als Hamlet zeigen immerhin einen fortschrittlichen Spielplan.

1777 wird die Nießersche Gesellschaft entlassen, denn der neue Kurfürst brachte aus Mannheim Oper, Ballett, Hofkapelle und die Marchandsche deutsche Truppe mit, die an Stelle seines abgeschafften französischen Theaters getreten war. Seau wurde vom Kurfürsten Karl Theodor als Hoftheater- und Hofmusikintendant bestätigt; die Nationalschaubühne ist nunmehr statt Privatunternehmen als eine Hofbühne anzusprechen. Der 6. Oktober 1778 ist der Geburtstag des Münchener Hoftheaters. Die Urteile über Seau lauten meist nicht sehr lobend, dagegen findet man über Marchand Aeußerungen, die sich mit der günstigen Ansicht decken, die der junge Goethe in Frankfurt über diesen Bühnenmann gewonnen (siehe „Dichtung und Wahrheit"). Jedenfalls war der Spielplan anfangs abwechslungsreich und gut. Ein gewaltiges Aufsehen machte ein Gastspiel Fr. L. Schröders, der als Hamlet, als Lear „Hof und Nation" erschütterte. Man spielte Calderon, Goldoni, Lessing, Iffland, Voltaire, sehr freie Bearbeitungen von Shakespeare; bei den Opern begegnen wir u. a. Gretry, Piccini, Paesiello und dem sehr fruchtbaren Münchener Kapellmeister P. Winter. Schärfer als früher wird unter Karl Theodor die Zensur gehandhabt. Marchand trat gekränkt zurück. Der Betrieb verschlechterte sich; die Ausstattung wird trotz höherer Zuschüsse ärmlich, die Gastspielreisen nehmen überhand, die Galerie lärmt, in den Gängen die wartende Dienerschaft. Die Klagen häufen sich über die ungesunden, schlechten, gefährlichen, schmutzigen Zustände im alten Opernhause. Sie scheinen berechtigt gewesen zu sein.

Max Joseph IV. verlegte schon im ersten Jahre seiner Regierung das deutsche Theater in das neue (jetzige) Residenztheater und erhöhte die Subvention, da das Haus weniger Menschen faßte. Seau, dennoch unzufrieden, trat zurück. Von 1799—1810 leitete Franz Marius v. Babo die Bühne. Viel unerfreuliche Notstände durch die schlechten Zeiten trotz wachsender Subventionen. Die Bürgerschaft besucht, so klagt er, teils aus Mangel an Kultur, teils aus Gewohnheit einer handgreiflicheren oder konsumtibleren Ergötzlichkeit das Hoftheater fast gar nicht. Man klagt Babo der Antipathie gegen Schiller an. Sie ergab sich aus den Kassenergebnissen. Die Wallensteintrilogie fand kein Interesse. Die auf Veranlassung des Kronprinzen Ludwig zum Besten von Schillers Witwe veranstaltete Erstaufführung der „Braut von Messina" ergab 400 fl. Auf die Ausstattung italienischer Opern verwendete Babo übergroße Summen. Die Zensur ward unter Max Josephs mildem Zepter freier. Der einst verbotene Kotzebue ward Liebling des Publikums, vaterländische Stücke werden wieder gegeben. 1810 legte der Kronprinz den Grundstein zu dem neuen Hoftheater. Der Verkauf der Aktien ging schlecht, so daß der König dieselben später zurücknehmen und die Kosten vom Staate tragen ließ.

Die Bemühungen Nießers um die Läuterung des guten Geschmackes, die vom Faberbräu zur Nationalbühne geführt hatten, hatten den Hanswursten im Süden ebenso wenig vertrieben wie einst Gottscheds feierliche Verbannung im Norden. Auf Bretterbuden behauptete er noch manches Jahrzehnt als dummdreister Diener „Lipperl" das Feld, um dann als „Staberl" auf eine kgl. Bühne zu steigen. Von König Max dem Hoftheater angegliedert, spielte die Truppe zuerst im Herzogsgarten, bis das Theater am Isartor gebaut war (1811—1825). Diese Pflegestätte volkstümlicher Spektakel- und Ritterstücke und derber Possen ist hauptsächlich durch den unkünstlerischen Geschäftssinn Carls, der später in Wien das noch bestehende Carltheater gründete, nicht geworden, was König Max vorgeschwebt haben mag. Wir können hier nur die Wirkung auf die Hofbühne streifen; sie war ungünstig; sie zersplitterte die Tätigkeit der da wie dort spielenden Künstler. Der Intendant mußte der von der Mode bevorzugten Vorstadtbühne besonderes Augenmerk widmen und der Geschmack des Publikums verwilderte wieder. Intendant war 1810—1820 Delamotte, der gleich seinen Nachfolgern Stich, Frhr. v. Weichs und Frhr. v. Poißl die Bühne, obwohl sie einzelne sehr gute Kräfte besaß, über eine lokale Bedeutung nicht hinausheben konnte. 1812 erschien erstmalig die „Jungfrau von Orleans", die einen ganz ungewohnten Erfolg davontrug und der merkwürdigen Zurückhaltung des Publikums gegenüber dem Genius Schillers wohl ein Ende bereitete.

Wir kommen zu dem denkwürdigen Tage, dessen Jahrhundertfeier der Ausgang unserer Betrachtung ist. Für die Oper ein großer Gewinn, waren die Riesenräume des neuen Hauses dem gesprochenen Wort nicht günstig. „Das Pathos der Tragödie hatte wieder die Klippe eines breiten Widerhalles zu fürchten, den das laute Wort erzeugte." Schon Küstner, der spätere Intendant, strebte den Bau eines eigenen Hauses für das Schauspiel an, ohne Erfolg. Es ist dies bis heute ein schöner Traum geblieben. Das gewiß reizende Residenztheater war und ist wegen seiner geringen Fassungskraft immer ein unwirtschaftlicher Betrieb. Perfall erwirkte (1871) die königliche Genehmigung, daß im Hoftheater nur mehr jene großen Schau- und Trauerspiele zur Aufführung gelangen, welche durch den in diesen Werken gebotenen volleren Redevortrag den Anforderungen der großen Räumlichkeiten entsprechen. Diese strenge Teilung zwischen den beiden Bühnen ist später durch die weitere Entwicklung der Schauspielkunst und eine auf leiseste Schattierungen eingestellte Dichtung noch notwendiger geworden. 1819 trat als tragische Liebhaberin Charlotte Pfeiffer in den Verband der Bühne; eine hochgeschätzte künstlerische Kraft, die dann später als Bühnendichterin Birch-Pfeiffer tiefe Spuren auf den Brettern des Bühnenalltages hinterlassen hat, die heute, 50 Jahre nach ihrem Tode, noch nicht völlig verwischt sind. Der Mode der Schicksalstragödien brachte auch unsere Hofbühne ihren starken Tribut. Shakespeare erscheint wieder häufiger, nur langsam tritt die Schlegelsche Uebersetzung an die längst überholten und die meist sehr freien Bearbeitungen. Fidelio, Tasso, Freischütz sind die bleibenden Premièren der nächsten Jahre. 1823 brannte das neue Haus nieder. Der Wiederaufbau wurde durch das Eintreten der Stadt ermöglicht, schon 1825 (am 2. Januar) war der Neubau vollendet. Im gleichen Jahre starb König Max. Ludwig I. hob die italienische Oper auf. Die Tätigkeit der Bühne nahm insbesondere im klassischen Drama zu. Mozart, Beethoven, Weber, Spontini erfreuen sich sorgsamer Pflege. Das Ballett wird eingeschränkt, Faust erstmalig gegeben, Raimund inszeniert während längerer Gastspiele seine Stücke. Die Leitung Küstners, der 1833 von Darmstadt kam und 1842 nach Berlin ging, zeichnete sich durch eine kluge Administration aus; er brachte ein stattliches Künstlerpersonal zusammen und hatte um die Einführung des Bühnenkartellvereins und der Dichtertantièmen bleibende Verdienste. Er bevorzugte die Oper (Glucks „Alkeste" zum ersten Male, das Einlösen einer langen Schuld!) und hatte für Raupach und die Birch-Pfeiffer besondere Vorliebe. Eine dekorative Neuerung bestand in der Einführung der geschlossenen Seitenwände. Die nächsten Intendanten waren Graf v. Yrsch und Frhr. v. Frays; an des letzteren Stelle trat vorübergehend nochmals Poißl. Laube und Gutzkow gewinnen im Schauspielrepertoir Raum, in der Oper Donizetti, Auber und als Bombenerfolg der „Prophet" Meyerbeers. Vom Theaterzettel verschwindet die französische Bezeichnung Demoiselle und Madame.

Machten sich noch Unsicherheiten des Geschmackes geltend, so wenn man (1850) „Wallensteins Lager" und „Harlequins Hochzeit" zu einem Theaterabend vereinte, so ward dies mit einem Schlage anders, als Dingelstedt zum Leiter der Hofbühne ernannt wurde. Trat im ersten Jahre (1851) nochmals ein Taschenspieler auf, so war wohl das Gastspiel schon früher vereinbart worden. Ja, Variétékünste hatten seither oft die Würde des Kunsttempels beeinträchtigt; noch gar nicht lange war es her, da hatten ein ausländischer Athlet und ein Münchener Hausknecht auf den Brettern gerauft, die die Welt bedeuten. Die Berufung Dingelstedts zeigte die Vorurteilslosigkeit Max II. im schönsten Lichte, zweifellos hat die literarische Vergangenheit dieses einst ultrademokratischen Lyrikers seine Stellung erschwert und auch wohl ihr frühes mit ungewöhnlichen Auszeichnungen verbrämtes Ende mit herbeigeführt. Es war ihm vergönnt, in Weimar und später in langen Jahren in Wien seine künstlerischen Absichten auszubauen. Sein großes dramaturgisches Geschick kam seinen Bühnenbearbeitungen (vorwiegend Shakespeares) zugute. Mit ihm kam das heute allgemein anerkannte Prinzip zur Geltung, daß der Bearbeiter die dichterischen Absichten auf das pietätvollste zu wahren hat, statt die Stücke auf gute Rollen und die Bequemlichkeit der Zuschauer zusammenzustreichen. Hebbels „Judith", Shakespeares „Heinrich IV." und die sophokleische „Antigone" mit Mendelssohns Musik sind neben einer ganz ungewöhnlich großen Zahl von Neueinstudierungen die wichtigsten Premièren des ersten Jahres. Die folgenden zeigen die gleiche Arbeitslust des Intendanten, wenn nicht innere und äußere „Kalamitäten" (Renovierung und Gaseinrichtung im Hoftheater, Choleraepidemie) Hindernisse brachten. 1854 (bei der so bedeutungsvollen Industrieausstellung) veranstaltete Dingelstedt 12 Vorstellungen klassischer Werke, bei denen sich 12 der namhaftesten auswärtigen Künstler mit nur zehn der Einheimischen in ersten Rollen verbanden. Ein Unternehmen, das gewaltiges Aufsehen erregte und als der Anfang jener Festspiele gelten darf, die später in langen Jahrzehnten (unter den Einschränkungen der Kriegszeit bis heute) freilich im Zeichen Mozarts und Wagners die Kunstfreunde in das sommerliche München zogen. „Tannhäuser" war die bedeutungsvollste Opernneuheit der Aera Dingelstedt („Lohengrin"-Première 1858). Cimarosa, Mozart, Spohr (Faust) werden jetzt mit Original-Rezitationen gegeben und bereiten den Wandel des Operngeschmackes vor. Im Schauspiel zeigen Erstaufführungen von O. Ludwig, Halm, Heyse, Bodenstedt die enge Fühlung mit den genanntesten Meistern der Zeit. Daß Hebbels „Bernauerin" die Gemüter zu so starken Ablehnungen aufpeitschte, können wir Besucher heutiger Vorstellungen nicht nachfühlen.

(Schluß folgt.)

Vom Büchertisch.

Franz Bichler: Luther in Vergangenheit und Gegenwart. Regensburg, Friedrich Pustet. Bücher der Stunde. 9. bis 10. Band. 12°. 240 S. 3 M. — Ein in seiner knappen, klar übersichtlichen organischen Geschlossenheit außerordentlich gewichtiges Buch, zur Massenverbreitung wie nicht leicht ein zweites wesensähnliches geeignet. Ein zum großen Teil auf Grisar klug und sicher eingegründetes, aber auch vielfach durch bedeutendere neuere und neueste Lutherliteratur seinen Stoff und sein Thema sachlich beleuchtendes Buch. Als solches ein Anwalt der Gerechtigkeit: durch Hervorhebung auch der Lichtseiten der Lutherpersönlichkeit, der glänzenden Gaben, der edlen Anlagen und Betätigungen, der einzigartigen Schaffensgewalt dieses Riesen, über dessen Gesamtwirkung der Protestant Friedrich Paulsen sagte: „Revolution ist der wirklich bezeichnende Ausdruck“. Niemals aber zielt der Verfasser des vorliegenden Werkes von vornherein auf Herabsetzung des Luthercharakters, dessen Fehler er freilich feststellt, sie aber nach Möglichkeit auf das Vielgespaltene, nicht zuletzt Pathologische einer stark ungezügelten Natur zurückführt. Selbstverständlich ohne jedwede Schädigung der geschichtlichen Wahrheit, unter deren heischender Forderung er rückhaltlos das verurteilende Wort spricht sowie dunkle Gründe und Abgründe durchleuchtet. Sehr interessant sind da u. v. a. die Ausführungen über den „wahren Gang von Luthers Abfall“, über die Doppelaxe der den „Subjektivismus entfesselnden“ Lutherlehre: den werkelosen Glauben und das unselige „Trennungsprinzip“, das — nach Friedr. Paulsen — „zu einer völligen Entfremdung und Isolierung der Kirche gegen das wirkliche Leben führte“, über die Bedeutung oder vielmehr Nichtbedeutung des „Ablaßstreites“ für Luthers Wandlung aus einem bloßen „Angreifer kirchlicher Mißbräuche“ in einen nicht selten anarchistisch sich gebenden (s. Fr. Paulsen) Todfeind kirchlicher Hauptlehren; über die bekannte, in pathologischer Selbsttäuschung vollzogene „Umdichtung“ dieses Entwicklungsganges durch den „älteren Luther“; über die von Bichler ungemein gerecht eingeschätzten „Tischreden“, über Luthers letzte Streitschriften, für deren „furchtbaren Ton“ nur die „geistige Ueberreiztheit“ des Autors, nicht aber Sitte, Sprache, Geist der Zeit zur Erklärung herangezogen werden kann. — Von besonderer Bedeutung für unsere Zeit sind die beiden letzten Kapitel des Buches: „Luthers schwankende Geltung vor dem Jubiläum 1917“ und „Wiederaufleben Luthers“. — Zum Schluß ein paar Wünsche für die Neuauflegung des Werkes: Ausscheidung minderwertiger Zeugnisse (S. 43); nachdrücklicherer Hinweis auf Luthers leidenschaftlichen Kampf gegen die damals herrschende Aristoteles-Ueberschätzung; Beseitigung des bösen Zahlendruckfehlers S. 232, 5. Z. v. o. E. M. Hamann.

Dr. **Franz Keller: Pflanzschule christlicher Liebestätigkeit.** Herder, 16° IV u. 47 S. kart. 80 Pf. — Dieser Wegweiser durch das caritative Vereinswesen“, mit 7 Textbildchen nach Schwind, verbreitet sich so ansprechend wie klar unterrichtend über die werktätige Liebe im Reiche Gottes als äußere und innere Glaubensverbreitung, als ausbauende, fürsorgende und rettende Vereinsarbeit, als Caritashilfe in der Seelsorge. Das Büchlein verdient weiteste Verbreitung, nicht zuletzt als Freund der christlichen Familie. E. M. Hamann.

Ueber katholische Weltanschauung. Zunächst für die Genossenschaft katholischer Edelleute in Bayern bearbeitet von Sigmund Freiherrn von Pfetten-Arnbach. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Geleitworte des hochwürdigsten Herrn Bischofes Dr. Sigismund Felix Freiherrn von Ow-Felldorf von Passau. 8° 20 S. 1918. In kurzen Umrissen, aber in vorzüglicher wirkungsvoller Klarheit wird hier die wesentliche Grundlage der katholischen Weltanschauung dargestellt, wie sie in der Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche verankert ist. Für alle, die sich zu ihr bekennen, bedeuten diese Richtlinien eine wirksame Erinnerung an die von ihnen vertretenen Grundsätze. Den abseits der katholischen Weltanschauung Stehenden vermögen sie zu einer unbefangenen Würdigung katholischer Religionsbetätigung zu verhelfen. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Kammerspiele. Große Kriege bilden den Hintergrund zu den beiden Stücken, die die Kammerspiele zu einem Abend verbanden. Im Siebenjährigen Krieg schrieb Lessing den „Philotas“. Der gefangene Königssohn tötet sich, damit sein Vater nicht in dem Wunsche, ihn auszutauschen, in seinen Entschlüssen zum Wohle seines Landes gehemmt werde. Die schwärmerische Tat eines Helden, der fast noch ein Kind, restlos zu verherrlichen, liegt nicht in der dichterischen Absicht, in den Reden des gegnerischen Königs kündigt sich das Humanitätsideal der Zeit. Falkenbergs Spielleitung drängte mit Recht auf Verinnerlichung. Für dies erreichte Ziel nahm man gerne in Kauf, daß Philotas äußerlich mehr jungsiegfriedmäßig gedacht ist. — „Seeschlacht“, Tragödie von R. Goering. Hier zittert das schwerste Erleben unserer Zeit nach. Die Handlung spielt im Panzerturm eines Kriegsschiffes in der Schlacht am Skagerak. Morgendämmerung, die Matrosen sollen schlafen. Sie reden miteinander; einer ahnt die kommende Schlacht, die anderen reden Gleichgültiges, keine großen Worte, sachlich, nüchtern, wie ihr Dienst, einen erfaßt der Gedanke zu meutern, er spricht davon, andere hören es und wollen ihn verhaften. Der Maat verhindert das; was gilt das Gerede, wenn die Gefahr kommt und die Schlacht naht plötzlich. Die Matrosen laden das Geschütz und schießen. Feindliche Granaten donnern gegen den Turm. Die Gefahr, die man nicht sieht, die um so schrecklicher ist. Sie arbeiten am Geschütz; wer denkt an meutern? Ein Treffer, der Tod bringt, und die anderen kämpfen weiter, schützen sich mit Gasmasken gegen die Dämpfe; wieder ein Treffer, wieder Tote, bis endlich eine Explosion die letzten zu Boden reißt. Diese Tragödie erschüttert oder vielleicht peinigt sie uns nur? Ob wir, wenn wir den Ereignissen ferner stehen, in der „Seeschlacht“ einen Ausschnitt kraß naturalistischer Darstellungskunst oder in dem Panzerturm ein Symbol des Schicksals sehen werden, steht dahin. Mir will scheinen, daß Goering in dem Bestreben, ohne jede Sentimentalität ungeschminktes Leben zu geben, die seelische Welt seiner Matrosen enger, ideelloser gegeben hat, als die rauhe Wirklichkeit bestätigt. Kalbeck führte die namenlosen Helden in dem überzeugend gebauten Panzerturm. Kalser und Marlé wußten zu packen.

Volkstheater. „Der Schrittmacher“, der neueste „Schlager“ Berlins, hat auch hier gefallen. Es steckt zweifellos in der Komödie ein guter Kern. Die Idee ist hübsch. Ein schon ergrauter Subalternbeamter benützt die Abwesenheit des Präsidenten, um seine Pläne und Reformen einem hohen Ministerium zu unterbreiten. Er findet Interesse und Beifall. Eine schöne Laufbahn könnte sich ihm erschließen, wenn sich nicht herausstellte, daß er nur ein ganz geringes Schreiberlein ist. Nun, die Gedanken des Herrn Puntsch werden uns dennoch nicht verloren gehen. Es wird ihm schon gelingen, die Tribüne des Reichstages zu besteigen, diesem Tüchtigen wird schon freie Bahn geschaffen werden. Die Autoren R. Overweg und O. Rietschl tragen neue Namen. Sie haben sich schon entschieden, statt des literarischen Pfades in die breite Bahn des Erfolges einzubiegen, deshalb übertreiben sie maßlos. Ihr „Held“ beträgt sich meist so derb und ruppig, daß man ihn eigentlich in keine Beamtenklasse einschätzen möchte, aber er hat damit die Lacher auf seiner Seite. Herr Schneider, der „Schrittmacher“, wußte als gewandter Darsteller zu interessieren und das Ensemble folgte mit Frische seinen Bahnen.

München. L. G. Oberlaender.

ei Verkäufen und Versteigerungen aus Beständen der Heeres- und Marineverwaltung, die für Kriegszwecke nicht mehr gebraucht werden, kann die Zahlung an Geldes Statt durch Hingabe von Kriegsanleihe geleistet werden. Diese Vorschrift erstreckt sich auf alles, was zur Abgabe an die Bevölkerung frei wird, also insbesondere auf Pferde, Fahrzeuge und Geschirre; Feldbahngerät, Motorlokomotiven und Kraftfahrzeuge nebst Zubehör; Futtermittel und sonstige Vorräte; landwirtschaftliche Maschinen und Geräte sowie Werkzeug; Fabrikeinrichtungen mit den zugehörigen Maschinen und Geräten; Eisen, Stahl und andere Metalle; Holz und sonstiges Baumaterial; Webstoffe und Rohstoffe aller Art.

Käufer, welche die Bezahlung in Kriegsanleihe leisten, werden bei sonst gleichen Geboten bevorzugt. Die Kriegsanleihe wird zum vollen Nennbetrage angerechnet und bis zur Höhe des Kauf- oder Zuschlagpreises in Zahlung genommen. — Als Kriegsanleihe in diesem Sinne gelten sämtliche 5%igen Schuldverschreibungen des Reichs ohne Unterschied sowie die seit der 6. Anleihe ausgegebenen 4½%igen auslosbaren Schatzanweisungen.

Also: Nur die Kriegsanleihe, nicht der Besitz baren Geldes, bietet Sicherheit dafür, daß der Landwirt und der Gewerbetreibende das, was er braucht, aus dem freiwerdenden Kriegsgerät erwerben kann.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Börsen-Paniken, die Vorboten eines Friedens? — Wilsons Völkerbund und unsere neue Reichsleitung — Das Kriegsanleihe-Zeichnungsgeschäft.

Unter dem Eindruck der Kriegsnachrichten, besonders vom Balkan, hat der Verkehr an den deutschen Börsen vorübergehend einen panikartigen Charakter angenommen, der sogar die Flauheit bei Kriegsausbruch weit übertraf. Auch Nichteingeweihte wissen zur Genüge, dass es an Warnungen und Mahnungen zur Besonnenheit und Zurückhaltung an die Adresse der Spekulanten keineswegs gefehlt hat. Nun hat der Windstoss aus dem Osten das Kartenhaus der Haussespekulation in den Industriewerten weggefegt. Auf das unsinnige Gebaren einer überhitzten Spekulation mussten Ernüchterung und Kursabschläge kommen. Dem wahllosen Verschleudern, selbst der bestfundierten Aktien und den Börsenausschreitungen anlässlich der scharfen Kursstürze, die jedes vernünftige Mass überschritten, folgten ebenso rasch unglaubliche Kursaufbesserungen tags darauf, um wieder zwangsweisen Liquidationen Platz zu machen. Grössere Zahlungseinstellungen sind an unseren Börsenplätzen unterblieben. Auch die von den Grossbanken zwecks Stützung der führenden Aktiengruppen gebildeten Interventionssyndikate sind soviel wie gar nicht zum Eingreifen gekommen. Solche schwankende Haltung der Börsen zeigt sich übrigens auch in Wien und Budapest und charakteristischerweise auch an den neutralen Börsen und an Plätzen der Entente. Eine namhafte Aufbesserung der Mark- und Kronendevise in Holland und in der Schweiz fand besondere Beachtung. Kaufsneigung starker Kapitalistenkreise, namentlich aus den rheinisch-westfälischen Industriebezirken, war bei uns angesichts des niederen Kursstandes der Werte gleichfalls zu beachten.

Eine Reihe günstiger Momente auf allen Gebieten, namentlich aus der inneren Politik, brachte schliesslich Besonnenheit und Ruhe auch den Wirtschaftsgebieten. Besonders die Lösung der innerpolitischen Krisis im Reiche stärkte den in unseren Finanz- und Handelskreisen stets hochgehaltenen Glauben an eine gute deutsche Zukunft. Der **neue Friedensschritt der Mittelmächte** wurde lebhaft besprochen. Im Zusammenhang damit erhielten die Auslassungen **Wilsons über den Völkerbund** besondere Bedeutung, namentlich dadurch, weil nunmehr Wilson sich gegen alle besonderen wirtschaftlichen Kombinationen innerhalb des Völkerbundes, auch gegen jeden Wirtschaftsboykott, also **gegen jeden Wirtschaftskrieg** ausspricht. Holländische Zeitungen melden überdies eine auffallende Aenderung des Tones in der britischen Presse gegenüber den Vorgängen in Deutschland.

Die scharfen Kurszuckungen an der Börse lenken von neuem die Aufmerksamkeit unserer Kapitalistenkreise auf das im besten Gange befindliche Zeichnungsgeschäft auf die neunte Kriegsanleihe. Die Einzahlungen haben bereits am 30. September, dem ersten Einzahlungstermin, trotz der beispiellos ernsten inneren Lage, einen gewaltigen Umfang angenommen, der die Parallelziffer bei der siebenten Anleihe erheblich überragt. Erfreulich sind die grossen Millionenanmeldungen der landwirtschaftlichen Korporationen. Auch die fortgesetzte Festigkeit am heimischen Anleihemarkt ist ein günstiges Moment. In den vor dem bayerischen König und einem zahlreichen Publikum in der Münchener Universität von berufenen Autoritäten abgehaltenen Aufklärungsvorträgen über unsere politische, militärische und wirtschaftliche Lage konnten die zahlreichen Belege, welche solche berechtigte Zuversicht begründen, ausführlich behandelt werden. Die deutsche Note an Wilson, welche in Verbindung mit Oesterreich-Ungarn und der Türkei den sofortigen **Abschluss eines allgemeinen Waffenstillstandes** bezweckt, der Erlass unseres Kaisers an Heer und Flotte, des neuen Reichskanzlers Prinzen Max von Baden grosszügige Einführungsrede im Reichstage, der Stand unserer ungebrochenen Front im Westen ergeben im Verein mit den täglich bekannt werdenden glänzenden Meldungen aus allen Wirtschaftsgebieten genügend Anlass zu neuer Zuversicht und berechtigtem Vertrauen auf die künftige kraftvolle Entwicklung des deutschen Volkes. Und es ist auch kein Zufall, dass die Auslandsbörsen, voran Newyork, seit wenigen Tagen Kurspaniken für Kriegswerte gleichzeitig mit aufsehenerregender Aufwärtsbewegung der Friedenswerte aufweisen!

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

„Einstehe für Pflichterfüllung

bis zum Aeußersten!“ Das hat einst ein deutscher Offizier dem Kaiser aus dem fernen Kiautschou gedrahtet, als schon der Tod an die Tore seiner Festung pochte.

Auch vor der Festung Deutschland steht der Tod. Acht Mal schon ist der Ausfall geglückt, der grinsende Schnitter zurückgetrieben. Jetzt wird zum neunten Male Sturm geblasen. Bis in die letzten Ecken und Winkel des Reichs dringt der Ruf zur neuen Offensive des Geldes, zum neuen Wettkampf der silbernen Kugeln, wie eitler Feindesdünkel sich einst ausgedrückt hat.

Spannung hält die Welt gefangen. Wird die Geschichte einst den Enkeln wieder erzählen: „. . . . und alle, alle kamen!?“ Sie dürfen nichts anderes hören und werden nichts anderes hören, unsere Enkel, wenn jeder für uns einsteht für

Pflichterfüllung bis zum Aeußersten.

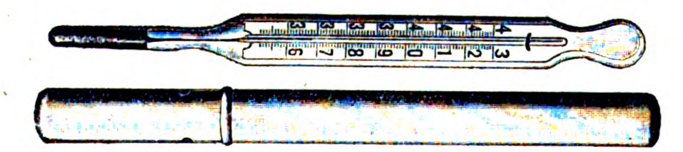
Darum zeichne!

Eine Kriegsanleihe-Verdoppelung hat die bekannte Lebensversicherungs-A.-G. Friedrich Wilhelm in Berlin eingeführt, nach der sie bei einer Einzahlung, die mit 5000 ℳ beginnt und nach oben hin unbegrenzt ist, nach 14 Jahren den doppelten Betrag in Kriegsanleihe auszahlt. Gegen eine zusätzliche einmalige Prämienzahlung zahlt die Gesellschaft auch für den Fall des vorzeitigen Todes den vollen doppelten Betrag der Kriegsanleihe und darüber hinaus noch eine Versicherungssumme aus.

Auf die Kriegsanleihe-Versicherung der altangesehenen Cölnischen Lebensversicherungs-Gesellschaft „Concordia“ in Köln möchten wir alle Leser auch noch ganz besonders aufmerksam machen. Man beachte die wiederholt erscheinende Inseratanzeige.



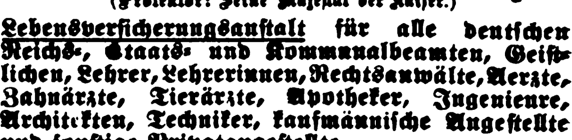
☛ Dieser Nummer liegt ein Prospekt der bekannten Zeitschrift „Die Bergstadt“ von Paul Keller in Breslau bei.













Durch das schwere Eisenbahnunglück in Dresden am Abend des 22. September haben der Katholische Pressverein für das Königreich Sachsen und die Saxonia-Buchdruckerei G. m. b. H. in Dresden einen tiefbetrauerten schweren Verlust erlitten. Der

Hauptschriftleiter der Sächsischen Volkszeitung und Geschäftsführer der Saxonia-Buchdruckerei G. m. b. H.

Herr Richard Laven

wurde ihnen nach fünfjähriger, emsiger und erfolgreicher Tätigkeit in seinem 47. Lebensjahre entrissen. Seine reiche Begabung und seine gewandte Feder, oft auch sein begeisterndes Wort stellte er mit gleichem Eifer in den Dienst des Vaterlandes wie in den der Katholiken Sachsens und der deutschen Zentrumspartei.

Ein treues, dankbares Andenken ist ihm gesichert.

Dresden, den 25. September 1918.

Der Katholische Pressverein für das Königreich Sachsen.
i. V.: Frhr. von Schönberg, 2. Vorsitzender.

Saxonia-Buchdruckerei G. m. b. H.
Der Aufsichtsrat.
Th. Wagner, Vorsitzender.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M. 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 42. München, 19. Oktober 1918. XV. Jahrgang.

Polens Wiedergeburt.

Von M. Geßner, München.

Die Zustimmung Deutschlands zu Wilsons Friedensprogramm hat, wie anscheinend die Kriegsfesseln überhaupt, so auch den circulus vitiosus, in dem sich bisher die polnische Frage bewegte, gesprengt. Der dreizehnte der bekannten vierzehn Punkte betrifft die Schaffung eines politisch und wirtschaftlich unabhängigen polnischen Staates aus allen von unbestreitbar polnischer Bevölkerung bewohnten Gebieten, eines Staates, der auch einen freien Zugang zum Meere haben soll. Auf die Zustimmungserklärung der Regierung und Volksvertretung des Deutschen Reiches hat der Regentschaftsrat in Warschau mit einer Promptheit und Entschlossenheit reagiert, die man, einerlei, wie man zu den Konsequenzen stehen mag, als vorbildlich anerkennen muß. Hätten die Staatsmänner und Diplomaten der Mittelmächte gewisse Gelegenheiten auch so frisch beim Schopf zu fassen verstanden, es könnte manches in diesem Kriege anders gekommen sein, nicht zuletzt mit Polen und auf dem Wege über Polen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Lösung der polnischen Frage sehr viel anders hätte ausfallen können und sollen, als sie jetzt zu werden verspricht, im Gegenteil: der größte Fehler, der gemacht wurde, bestand darin, daß man die in dieser Richtung liegende einzig mögliche wirkliche Lösung nicht nur nicht wollte oder wenigstens nicht rechtzeitig wollte, sondern daß man geradezu krampfhaft an ihr vorbeizukommen strebte. Die unerläßliche grundsätzliche Forderung war der in jeder Hinsicht freie und unabhängige polnische Staat auf einer territorialen Grundlage, die ihn existenz- und entwicklungsfähig gemacht hätte. Es wäre nicht unbedingt notwendig gewesen, daß diesem Staat auch Gebiete einverleibt worden wären, die bis heute zu Preußen und Oesterreich gehören, aber unerläßlich war in dem Falle erst recht, daß Polen aus dem Besitzstand Rußlands, dem vier Fünftel der ehemaligen polnischen Republik zugefallen waren, entsprechend ausgestattet wurde. Dagegen hätte auch die Entente nicht viel einwenden können, denn es kamen da nicht nur alte historische Rechte Polens, sondern auch ein ansehnlicher nationaler Besitzstand in Betracht, in Litauen wie in einem Teil Livlands, in Weißrußland wie in weiten Gebieten der sogenannten Ukraine, in Wolynien und Podolien.

Um zu dieser Lösung zu gelangen, die, zur rechten Zeit vorgenommen, Polen zufriedenstellen und uns einen Bundesgenossen bringen konnte, der mehr wert war als Bulgarien und die Türkei zusammengenommen, wäre freilich allerlei notwendig gewesen, was denen, die sich da übten, vollständig fehlte: vor allem entsprechende Kenntnis der Geschichte Polens und des polnischen Volkes und damit ein einigermaßen ausreichender Begriff von der Größe und Bedeutsamkeit des Problems. Dazu hätte dann kommen müssen wahre Großzügigkeit, die mit befreiendem Entschluß zu einer weltgeschichtlichen Tat geschritten wäre. Wie klein und kleinlich aber war das, was wir statt dessen wirklich gesehen haben. Von allen möglichen und unmöglichen „Lösungen" der polnischen Frage war die Rede, aber bis vor kurzem von keiner, die die Polen als wirkliche Kulturnation mit alter Tradition und glorreicher Geschichte, aber auch mit hochstehendem Kultur- und Geistesleben in der Gegenwart anerkennen und auf dem Fuße der Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung behandeln wollte. Man schwankte zwischen Aufteilung und „Angliederung", zwischen einer „Selbständigkeit", bei der Polen doch bestenfalls nur eine Satrapie gewesen wäre, und zwischen der sogenannten austropolnischen Lösung. Zu einer wirklichen Krönung des Befreiungswerkes, auf das sich die Mittelmächte soviel zugute taten, zu einer tatsächlichen Freigabe Polens im Rahmen eines ebenbürtigen Bündnisses konnten sie sich nicht entschließen. Noch weniger aber vermochten sie sich darüber zu einigen, an welchen der beiden Bundesgenossen das neue Polen am stärksten „angelehnt" werden sollte. So war die polnische Frage schließlich zu einem Problem geworden, das schwieriger zu lösen schien als der Gordische Knoten vor Alexander dem Großen.

Und erst die Einzelheiten gewisser Projekte! Wäre es nach den Plänen unserer Hakatisten und ähnlicher „Realpolitiker" und ihrer höheren Sachwalter gegangen, so hätte man Polen nicht nur Cholm genommen, in dem sicher dreimal soviel Polen als Ukrainer wohnen, sondern auch das Gouvernement Suwalki. Ferner sollten die überwiegend polnischen Gouvernements Wilna und Grodno nicht etwa Polen zufallen, sondern einem phantastischen Litauen, in dem schließlich mehr Polen als Litauer gewohnt hätten. Und zuletzt sollte im Westen der „strategischen Sicherung" wegen das Dombrowaer Industrierevier für Preußen abgetrennt werden. So wäre dann ein „Polen" herausgekommen, dem etwa ein Viertel aller Polen angehört hätte, ein Polen, das hinsichtlich der polnisch sprechenden Staatsbürger soeben noch mit Galizien, aber kaum mehr mit Preußen hätte konkurrieren können. Man hatte soviel von Mitteleuropa gesprochen, das man doch möglichst groß und mächtig hätte wünschen müssen. Dabei vergaß man, daß in der Vergangenheit Polen allein ein Träger abendländischer und damit zuverlässig mitteleuropäischer Kultur im ganzen Osten war. Sonst hätte man nicht all die Pläne schmieden können, die Polen nach allen Seiten abschnürten und einkesselten, so daß nach den verschiedensten Richtungen hin die Auswirkung der abendländisch-kulturellen Einflüsse, die Polen auch heute noch weit nach Osten hin hat, unmöglich gewesen wäre, Einflüsse, deren Erhaltung und Fruchtbarmachung, nebenbei bemerkt, auch dem Katholizismus zugute kommen müßte. Auch diese Möglichkeiten wären bei Verwirklichung gewisser Projekte mit einer Sicherheit ausgeschaltet worden, die bekanntlich oft gerade dem Zufalle eigen ist! So vertrieb man sich mit allerlei Unnatürlichkeiten die Zeit, bis eine normale Lösung der Frage gleichsam von selbst sich durchzuringen begann, eine Lösung, deren rechtzeitige Förderung dem ganzen Kriege und seinem Ergebnis für uns eine andere Wendung hätte geben können. Eine Lösung, auf die man vielleicht auch gekommen wäre, wenn man mehr auf den Rat derer gehört hätte, die aus mehrjähriger Erfahrung in Warschau und Polen selbst einen ganz anderen Einblick in das Problem hatten, als diejenigen, die da meinten, Gewalt und Gewalttätigkeit seien alles, ihnen müsse alles weichen, ihnen müßten sich auch Logik und Natur fügen. Es kann gewiß nicht verschwiegen werden, daß von polnischer Seite weit weniger, als möglich gewesen wäre, getan wurde, um diese Richtung ad absurdum zu führen, aber anderseits waren auch die Zugeständnisse, die den polnischen Kreisen, die von Anfang an entschlossen auf die Seite der Mittelmächte, und vor allem Deutschlands, treten wollten, gemacht wurden, nicht derart, daß ihr Beispiel zur Nachahmung reizen konnte.

Mehr als man gewöhnlich glaubt, hat sich in der Entwicklung der polnischen Frage die preußische Polenpolitik an Deutschland gerächt. Sie hat nicht nur in der preußischen „Ostmark", sondern auch in Galizien und Kongreßpolen eine Stimmung geschaffen, angesichts deren es auch einer geschickteren

Behandlung fremder Nationalitäten als der preußisch-deutschen gewiß nicht leicht geworden wäre, Mißtrauen und Abneigung in ihr Gegenteil zu verkehren. Von der Wirkung über die polnische Volksgemeinschaft hinaus, deren Bedeutung nicht zu unterschätzen ist, soll nicht weiter die Rede sein. Von Belang ist aber noch ein anderer Gesichtspunkt: die hakatistische Schule mit ihrer Gewalttätigkeit und Rücksichtslosigkeit hatte einen großen Teil der deutschen Beamtenschaft usw. in eine geistige Verfassung versetzt, in der es ihr auch dann, wenn man das vorhandene Mißtrauen auf einen Wink hätte beseitigen können, schwer werden mußte, mit den Polen in ein vertrauensvolles Verhältnis zu kommen. Gewaltpolitik schadet in der Regel eben nicht nur dem Opfer, sondern oft noch mehr dem, der sie übt, eine Erkenntnis, die auch ohne besondere Sympathie für Polen und abgesehen von anderen praktischen Rücksichten zu einer Ablehnung der preußischen Polenpolitik hätte führen müssen. Das allermerkwürdigste aber war, daß man sich in Preußen anscheinend einbildete, in Polen an der deutsch-polnischen „Verständigung" arbeiten zu können, während man in Preußen immer noch die alte „Ostmarkenpolitik" praktizierte, eine Praxis, die das Breslauer Generalkommando sogar dazu verführte, sich mit Philologie zu plagen. In Oberschlesien verbietet man bis in die letzte Zeit polnische Theatervorstellungen u. dgl., weil die Sprache, die da gesprochen wird, nicht das sogenannte Wasserpolnisch der Oberschlesier, sondern das Hochpolnische sei. Es handelt sich einfach um den Unterschied zwischen Volkssprache und Schriftsprache. „Hochpolnisch" ist übrigens auch die Sprache, in der der Oberschlesier betet.

Vom neuen Geist war also vielfach recht wenig zu spüren. Wir experimentierten in der polnischen Frage an der einzig möglichen Methode so gründlich vorbei, daß schwer zu sagen ist, wie die Lösung schließlich ausgesehen hätte, wenn nicht auf Grund einer für Deutschland recht unerfreulichen Entwicklung der Kriegsereignisse ein anderer Zug in die Sache gekommen wäre. Der Augenblick, in dem der Warschauer Regentschaftsrat aus dem Friedensangebot der Mittelmächte die sich ihm ohne weiteres aufdrängenden Folgerungen zog, indem er das unabhängige und geeinte Polen proklamierte und die entsprechenden Schritte zu seiner Verwirklichung ankündigte, hat welthistorische Bedeutung. Er hat grundsätzlich rückgängig gemacht ein Unrecht, das vor mehr als einem Jahrhundert Preußen, Rußland und Oesterreich an Polen begangen hatten, an demselben Polen, auf dessen Boden sie sich in diesem Weltkrieg so furchtbar zerfleischen mußten. Wer an den Widerwillen Maria Theresias gegen den Plan der Zarin und des Preußenkönigs denkt, wird sagen müssen, daß das Unheil, das sie ahnte, wirklich gekommen ist. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! Polen ist wiederhergestellt, Rußland aber ist die nach der Zerstückelung Polens von ihm eingeschlagene Politik zum Verderben geworden, wie es Johannes Janssen schon prophezeit hatte.

Wie weit die Wiederherstellung Polens im Sinne Wilsons den bisherigen Besitzstand Preußens berühren kann, ist einstweilen natürlich nicht zu beurteilen. Man muß hoffen, daß diese Frage im Geiste der Gerechtigkeit und des Verständnisses der beiderseitigen Lebensinteressen gelöst wird, eine Grundlage, die in einem Telegramm an den polnischen Regentschaftsrat der deutsche Reichskanzler für das gegenseitige Verhältnis empfohlen und der Regentschaftsrat angenommen hat. Jedenfalls entspräche es nicht einer sachlichen Politik, es den Polen übel zu nehmen, daß sie sich grundsätzlich auf Punkt 13 des Wilsonschen Programms berufen, nachdem Deutschland sich grundsätzlich zu diesem Programm bekannt hat. Gewiß sind auch im günstigsten Falle die Konsequenzen für den Deutschen bitter, aber Polen übt nur ein gutes Recht aus, auf das an seiner Stelle kein Land und Volk verzichten würde, am allerwenigsten diejenigen, die es ihm am allermeisten übel nehmen. Polen und Deutsche werden auch diese Grenzfrage leichter lösen, wenn sie sich eins vor Augen halten: daß sie für ewige Zeiten Nachbarn sein und bleiben werden und dabei am besten fahren, wenn sie dem Grundsatz huldigen: Leben und leben lassen! Das muß bei der Grenzfrage gelten wie bei allen anderen, nicht zuletzt bei der Behandlung der nationalen Minderheiten. Jeder der beiden Staaten muß die fremde Minderheit so behandeln, wie er wünscht, daß der andere sie behandle. In diesem Sinne soll der Vertreter der polnischen Regierung in Berlin bei der deutschen Regierung bereits vorstellig geworden sein. Wir hoffen, daß diese Selbstverständlichkeit ohne weiteres anerkannt wird. Der Hakatismus muß der Vergangenheit angehören. Wer ihm auch jetzt noch huldigen will, ist ein Schädling, der entsprechend geachtet werden muß.

Das Organ der polnischen Regierung in Warschau, der Monitor Polski, hat aus Anlaß der politischen Neuordnung in Deutschland in No. 167 vom 5. Oktober einen prächtigen Artikel gebracht, aus dem folgender Abschnitt hier wieder gegeben sei:

„Die innere Umgestaltung Deutschlands und der neue Kurs in der Behandlung der Fragen anderer Völker, also auch Polens, der damit kommen muß, wird, so glauben wir, rasch alles beseitigen, was heute noch Reibungen und Erbitterung hervorruft. Die zwei Völker, das deutsche und das polnische, werden einander ohne Haß und Mißtrauen gegenüberstehen, da sie endlich die Möglichkeit haben, offen ihre Gedanken darüber auszutauschen, welches die Berührungspunkte ihrer Interessen sind. Und die deutsche öffentliche Meinung ... wird sich rasch überzeugen, daß sich gegen Polen zu „sichern" kein Grund vorhanden ist, denn die beste Sicherung wird eine aller Eroberungssucht fremde ehrliche Politik bilden. Die Polen werden dafür Gegenseitigkeit üben, denn sie wissen, daß das deutsche Volk keinen Kampf mit ihnen will... Die deutsche Volksgemeinschaft ist an sich von nüchterner Denkart, gewissenhaft und fleißig, auf Irrwege geführt haben sie fremde, ihr aufgedrängte Bestrebungen. In der Entwicklung, die sich jetzt in ruhiger und ernster Weise vollzieht, wird jedoch diesen Bestrebungen sicher ein Ziel gesetzt werden, sie werden den guten Instinkten der deutschen Allgemeinheit Platz machen, Instinkten, die einst die Deutschen die Verteidiger unserer Freiheit herzlich und mit Bewunderung willkommen heißen ließen. Die Erinnerung an diese schönen Zeiten hat die Geschichte des letzten halben Jahrhunderts noch nicht völlig verwischt. An sie wieder anzuknüpfen, ist bei gutem Willen nicht so schwer. Es wird vielleicht die Zeit kommen, wo Deutschland für uns vor allem ein wertvolles Beispiel sozialer Opferwilligkeit, kluger gemeinsamer Arbeit sein wird, eine Quelle tiefen Denkens und Wissens. Dann wird das eintreten, was mit künstlichen Mitteln so schwer zu erreichen ist: das polnische Volk wird aufhören, der deutschen Macht zu mißtrauen..."

So könnte es werden, und darum soll es so werden. Möchte man auf beiden Seiten schon jetzt daran denken!

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Aditus ad pacem.

Wenn nicht unberechenbare Rückschläge eintreten, hat die letzte Woche wirklich die Bahn zum Frieden geöffnet. Drei kurze Noten sind zwischen Berlin und Washington gewechselt worden, in denen ein gewaltiges Stück Weltgeschichte konzentriert ist.

Die Note des deutschen Reichskanzlers vom 5. Oktober schlug Friedensverhandlungen auf Grund der Wilsonschen Bedingungen und Waffenstillstand vor.

Im Namen des Präsidenten Wilson gab der Staatssekretär Lansing am 8. Oktober eine Antwort, die als bedingtes Eingehen auf den Vorschlag gelten konnte. Es wurden zwei Fragen vorgelegt und eine Bedingung für den Waffenstillstand gestellt.

Unter dem 12. Oktober gab Dr. Solf, unser neuer Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, im Namen des deutschen Reichskanzlers die nachgesuchte Aufklärung in wenigen Zeilen, aber so klar und rückhaltlos, daß die Kriegstreiber auf der Gegenseite schwerlich noch einen Haken finden können.

Erstens wollte Wilson wissen, ob die Annahme seiner Friedensgrundsätze seitens der deutschen Regierung den Sinn habe, „daß ihr Zweck beim Eintritt in die Diskussion nur der sein würde, sich über die praktischen Einzelheiten ihrer Anwendung zu verständigen". Darauf antwortete unsere Note mit einem glatten Ja, indem sie wörtlich die erwähnte Zweckbestimmung wiederholt. Sie machte dabei jedoch den bedeutsamen Zusatz: „Die deutsche Regierung nimmt an, daß auch die Regierungen der mit den Vereinigten Staaten verbundenen Mächte sich auf den Boden der Kundgebungen des Präsidenten Wilson stellen." Die Anwendung der Grundsätze nach beiden Seiten hin sollte eigentlich selbstverständlich sein; angesichts der Rache- und Beutepläne, die auch jetzt noch in England und Frankreich laut werden, war es aber wohl angebracht, an die Vorbedingung der gleichmäßigen Selbstbeschränkung ausdrücklich zu erinnern.

Zweitens machte Wilson den Waffenstillstand abhängig von der sofortigen Zurückziehung der Truppen aus den besetzten Gebieten. Diese Räumungsfrage erforderte deutscherseits eine gründliche, vorsichtige Prüfung. Das Urteil der militärischen Führer wurde in dem weitesten Umfang eingeholt. Da wir auf die Annexion der besetzten Gebiete schon längst verzichtet

hatten, kam es wesentlich darauf an, ob das militärische Risiko einer Räumung gewichtiger sei, als der Segen eines baldigen Waffenstillstandes. Gemäß dem Votum der Sachverständigen entschloß sich die Reichsleitung, auch in diesem Punkte sofort klare Bahn zu schaffen und einfach sich bereit zu erklären, „zur Herbeiführung eines Waffenstillstandes den Räumungsvorschlägen des Präsidenten zu entsprechen." Die zur Räumung erforderlichen Vereinbarungen soll eine gemischte Kommission treffen, deren Zusammentritt der Präsident zu veranlassen hat. Das Einvernehmen der österreichisch-ungarischen Regierung mit diesem Plane wird ausdrücklich festgestellt.

Die dritte Frage Wilsons brauchte kein Kopfzerbrechen zu verursachen. Als Nachklang aus den alten Versuchen, einen Zwiespalt und Gegensatz zwischen Regierung und Volk in Deutschland zu konstruieren, tauchte in der Note von Washington schließlich die Frage auf, ob der Reichskanzler „nur für diejenigen Gewalten des Reiches spricht, die bisher den Krieg geführt haben." Vielleicht war diese Frage formuliert, ehe in Washington die genauen Berichte über die letzte Reichstagssitzung und die näheren Umstände der Regierungsbildung vorlagen. Zur Antwort genügte die tatsächliche Feststellung, daß die jetzige deutsche Regierung gebildet ist durch Verhandlungen und in Uebereinstimmung mit der großen Mehrheit des Reichstags, und daß der Reichskanzler, in jeder seiner Handlungen auf den Willen dieser Mehrheit gestützt, im Namen der deutschen Regierung und des deutschen Volkes spricht. Demgegenüber sind doch auch die „demokratischen" Vorwände, die bisher zur Ablehnung unserer Friedensvorschläge hervorgeholt wurden, nicht mehr brauchbar.

Der leitende Gesichtspunkt für Inhalt und Formulierung der deutschen Note war offenbar, allen Weiterungen von der Gegenseite vorzubeugen, um eine schnelle Beendigung des Blutvergießens und des Völkerelends herbeizuführen. Zu dem Zwecke muß die neue Volksregierung sich selbst und ihrem Volke empfindliche Opfer auferlegen. Die Räumung ohne vorherige Garantien ist ein Wagnis; die Auslieferung der elsaß-lothringischen und der polnischen Frage an einen internationalen Kongreß ist ein schwerer Verzicht. Der Kummer in vielen deutschen Herzen ist begreiflich; aber Protestkundgebungen, wie sie von konservativ-alldeutscher Seite versucht werden, können nichts helfen, sondern nur schaden. Es gilt jetzt, mit männlicher Ruhe und Würde in das Unvermeidliche sich zu fügen. Daß es wirklich unvermeidlich war und ist, ergibt sich zweifellos aus der rückhaltlosen Zustimmung der sämtlichen berufenen Faktoren. Alle sind sie vor Absendung der Note befragt worden: die Heerführer, der Rat der neuen Staatssekretäre, das preußische Staatsministerium, der Bundesrat und der Reichstagsausschuß. Das einhellige Votum muß auch dort, wo man auf alte, liebe Ansichten und Hoffnungen verzichten soll, als des Schicksals Stimme anerkannt werden. Wer den Verzicht als ein Uebel beklagt, darf nicht vergessen, daß unter Umständen das kleinere Uebel zur Vermeidung des größeren gewählt werden muß. Die sachkundigen Autoritäten haben einhellig diese Politik für das bestmögliche Mittel zur Erlösung der Welt und zur Sicherung der deutschen Zukunft erkannt, und da bleibt für die Bürger keine andere Pflicht und Schuldigkeit, als in geschlossenen Reihen und mit entschlossener Willenskraft die Bahn zum Frieden zu beschreiten, über die Steine und durch die Dornen hinweg.

Die Selbstregierungsfähigkeit unseres Volkes wird jetzt sofort auf eine schwere Probe gestellt. Wenn wir dieses examen rigorosum bestehen, werden auch diese oder jene unerwünschten Friedensbedingungen die deutsche Volkskraft nicht erdrücken können, sondern uns die alte hervorragende Stellung in der menschlichen Gesellschaft lassen müssen.

Unsere ganze Ostpolitik

wird durch die allgemeinen Friedensverhandlungen auf einen anderen Boden gestellt. Da die Grundsätze Wilsons sich auch auf den Osten beziehen, können wir die Einmischung der Westmächte nicht verhindern. Um so weniger, als sie am Balkan einen Keil in unsere bisherige Machtstellung getrieben haben. Auch die verbündete Türkei ist in eine bedrängte Lage geraten, die bereits zu einem Ministerwechsel geführt hat, damit nicht die bisherigen personae minus gratae die Verhandlungen erschweren. Bulgarien ist endgültig verloren, nachdem König Ferdinand durch seinen Thronverzicht den moralischen und physischen Zusammenbruch besiegelt und unsere Truppen das Land geräumt haben. Unser Vertrag mit Rumänien besteht vorläufig noch. Es war gut, daß wir auf die Absetzung des verräterischen Königs nicht bestanden haben, sonst würde jetzt die Agitation für dessen Wiedereinsetzung uns bedrohen. Was aus dem Brester Frieden und aus den ehemals russischen Randvölkern wird, vermag jetzt niemand zu sagen. Der finnische Landtag hat soeben den hessischen Prinzen Friedrich Karl zum König gewählt, doch ist die Durchführung jetzt ganz unsicher. Ebenso die Zukunft des Baltikums.

Das Königreich Polen, das bisher von der Gnade Deutschlands und Oesterreichs abhing, wird nunmehr ein Adoptivkind Wilsons. Es war ein Fehler, daß wir die Ordnung unter den Randvölkern zu lange beraten und verschoben haben. Die Schuld fällt freilich nur zum Teil auf uns, da unser Bundesgenosse an der Donau auch mitzusprechen hatte und an der austropolnischen Lösung zu zähe festhielt.

Das soll kein verspäteter Vorwurf sein. Denn die Natur der Dinge brachte es mit sich, daß die österreichisch-ungarischen Staatslenker nicht schnell beschließen und kühn handeln konnten. Gegenwärtig zeigt sich deutlich, daß die habsburgische Monarchie in einen grundstürzenden Umbildungsprozeß geraten ist. Das Reich scheint ein Bund von Nationalitätsstaaten werden zu sollen. Die revoltierenden Triebkräfte finden nunmehr den stärksten Rückhalt an dem Wilsonschen Selbstbestimmungsprogramm.

Wir können nach Osten hin nicht weiter eingreifen, da wir unter den gegebenen Verhältnissen genug zu tun haben mit unserer eigenen Selbstbehauptung. Den Ersatz für die militärischen und politischen Sicherheiten, die wir verlieren, müssen wir von dem Völkerbund erhoffen.

Inzwischen ist ein gewisser Trost, daß die

Demokratisierung der deutschen Politik

sich verhältnismäßig leicht und schnell, ohne erhebliche innere Erschütterungen vollzogen hat.

Als die weit und hoch greifenden Personalfragen glücklich gelöst zu sein schienen, kam freilich noch ein Stein des Anstoßes zum Vorschein. Die Entente hat in ihrer raffinierten Spionage einen alten Brief des gegenwärtigen Reichskanzlers an einen intimen Freund aufgetrieben und veröffentlicht. Der vertrauliche Herzenserguß scheint zu zeigen, daß Prinz Max damals über Parlamentarismus, Demokratie und Kriegspolitik noch nicht die abgeklärte Ansicht von heute hatte. Das mag für den Psychologen interessant sein; der praktische Politiker sollte solche Reminiszenzen, namentlich wenn sie vom Feinde serviert werden, einfach links liegen lassen. Hoffentlich besinnen sich die sozialdemokratischen Inquisitoren und bringen nicht zum Vorteil der Feinde die Stetigkeit und das Ansehen der neuen Regierung durch eine neue Krisis in Gefahr.

Die verfassungsrechtlichen Fragen sind auf gutem Wege. Die gefährliche Agitation auf Aufhebung des Artikel 9 der Reichsverfassung (gleichzeitige Mitgliedschaft in Bundesrat und Reichstag) ist endgültig aufgegeben. Man wird den neuen Bedürfnissen gerecht durch die ungefährlichere Aenderung, daß die Amtsübernahme nicht mehr den Mandatsverlust nach sich zieht und die Stellvertreter des Kanzlers im Reichstag jederzeit zu Worte kommen können, auch wenn sie nicht Mitglieder des Bundesrats sind.

In der preußischen Verfassungsfrage hat der Ausschuß des Herrenhauses durch Annahme des gleichen Wahlrechtes mit den kulturellen Sicherungen eine Basis zur friedlichen und befriedigenden Lösung geschaffen. Auch die Konservativen gaben ihren Widerstand auf. Jetzt brauchen wir alle Kräfte zu größeren Zwecken, als zu Wahlrechtsstreitigkeiten.

Fortschritte in der württembergischen Ordensfrage.

Von Redakteur Grießer, Stuttgart.

Der Art. 15 des Landesgesetzes vom 30. Januar 1862 über die Regelung des Verhältnisses der Staatsgewalt zur katholischen Kirche in Württemberg bestimmt:

„Geistliche Orden und Kongregationen können vom Bischof nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Staatsregierung eingeführt werden, welche auch erforderlich ist, so oft ein im Lande schon zugelassener Orden eine neue Niederlassung gründen will. Die Genehmigung ist jederzeit widerruflich."

Diese durch das Kirchengesetz von 1862 dem Bischof von Rottenburg erteilte Ermächtigung, mit Genehmigung der Staatsregierung Orden einzuführen, ist ein ausgesprochen verfassungsmäßiges Recht [cfr. Rede v. Kienes in der württembergischen Zweiten Kammer am 26. April 1895]. Die Regierung selbst

hat in den Motiven zum Gesetz durch den damaligen Kultminister von Golther erklären lassen, daß die Katholiken Württembergs „sich mit Recht über die Verletzung und Beeinträchtigung der ihnen nach der Verfassung garantierten freien Religionsübung beschweren könnten, wenn man ihnen auf die Dauer die Zulassung der männlichen Orden verweigern würde“. Doch dieser Standpunkt des Rechtes der Katholiken wurde von den Regierungen, die sich seit 1862 in Württemberg folgten, niemals geachtet. Diese Regierungen haben vielmehr durch ihre fortgesetzte Ablehnung der Zulassung der Männerorden es dahin gebracht, daß ein tatsächliches Ordensverbot herausgewachsen ist. Eine Genehmigung ist durch die Regierung wohl für die Barmherzigen Schwestern und in sehr engen Grenzen auch für Lehrschwestern, nie aber für einen Männerorden erteilt worden. Erst der Weltkrieg brachte den Anfang einer Wendung in diesem unerfreulichen Zustande.[1])

Am 16. Juni 1917 richtete der Zentrumsführer, Vizepräsident Dr. v. Kiene in der Zweiten Kammer namens seiner Fraktion anläßlich der Beratung des Kultetats die Anfrage an die Regierung, „ob sie geneigt sei, einem einkommenden Antrag des Bischofs im Sinne des Art. 15 Abs. 1 Kirchengesetz vom 30. Januar 1862 auf Zulassung von einigen Männerklöstern für die Zeit nach Kriegsende die Genehmigung nicht zu versagen.“ Daraufhin erteilte der Kultminister Dr. v. Habermaas namens der Staatsregierung folgende Antwort:

„An die Regierung ist von der gesetzlich allein zuständigen Stelle, dem Bischof von Rottenburg, bisher ein Ersuchen um Genehmigung zur Einführung von Männerorden nicht gelangt. Sollte dies geschehen, so würde sich die Regierung unter Würdigung der Zeitumstände mit dieser Frage beschäftigen. Aus naheliegenden Gründen hält sie aber während des Krieges die Erörterung derselben für unerwünscht.“

Diese Antwort bedeutet nun zwar keine unmittelbare sachliche Stellungnahme, gleichwohl kann aus der von dem Minister betonten „Würdigung der Zeitumstände“ auf ein Entgegenkommen der Regierung geschlossen werden, wenngleich nicht zu verkennen ist, daß die hessische und die badische Regierung in erheblich klarerer Weise Stellung zu ähnlichen Anfragen genommen haben. Der Anfragesteller erblickte immerhin in der Erklärung ein gewisses Entgegenkommen als in Aussicht gestellt und keine Ablehnung. Um so ehrlicher und klarer waren in der Hauptsache die Aeußerungen der Parteivertreter. Die Konservativen erklärten, daß sie, wenn auch die Bedenken und Befürchtungen des protestantischen Volksteils gegen die Einführung einiger Männerorden nicht geschwunden seien, diese doch nach den Erlebnissen des Kriegs „zurückstellen zu können glauben“. Die Nationalliberalen betonten, gegen die Erklärung der Regierung keine Einwendung erheben zu wollen. Seitens der Volkspartei wurde ausdrücklich festgestellt, daß sie die Gründe, die bisher gegen die Zulassung der Männerorden angeführt worden seien, nicht für ausschlaggebend halten könne; nur verlangte die Volkspartei eine „Sicherung der heimischen Volkswirtschaft“ und gewisse „Kautelen“ in der Richtung, daß die Männerorden nicht als Lehrer an Erziehungsanstalten wirken. Die Sozialdemokratie erhob keine Einwendung gegen die Regierungserklärung.

Mit dieser Stellungnahme der Parteien konnte man vorläufig zufrieden sein. Die Männerordensfrage in Württemberg scheint somit im Kriegsjahr 1917 endlich ins richtige Geleis gekommen zu sein und dürfte nach dem Krieg eine sachliche Lösung finden, mit der die Katholiken Württembergs sich zufrieden geben können.

Die Frage der Frauenorden kam bei der Beratung des Kultetats in der Zweiten Kammer (Finanzausschuß) im Juli 1918 zur Sprache. Die katholischen Barmherzigen Schwestern sind in Württemberg viel schlechter gestellt als die protestantischen Diakonissinnen. Das ist eine Ungleichheit, die in Widerspruch steht mit dem Sinn und Wortlaut der Verfassung, die „Gleichberechtigung der Konfessionen“ will. Die protestantischen Diakonissinnen können sich überall niederlassen, wo sie wollen, ohne die Genehmigung der Regierung vorher nachsuchen zu müssen. Die Barmherzigen Schwestern mußten, ehe sie überhaupt nach Württemberg kommen durften, die Zulassungsgenehmigung der Regierung erhalten; diese Zulassung erhielten sie nur unter beengenden Bedingungen. Außerdem bedürfen sie noch für jede einzelne Niederlassung der Genehmigung der Staatsbehörde, die ihrerseits diese Genehmigung erst erteilt, wenn die Gemeindebehörde des Ortes, wo eine Niederlassung gegründet werden soll, ihre Zustimmung erklärt. Es ergibt sich also folgende Situation: In überwiegend protestantischen Gemeinden hat die aus Nichtkatholiken zusammengesetzte Mehrheit eines Gemeinderats die Verfügung darüber, ob die von dem katholischen (in der Minderheit sich befindlichen) Bevölkerungsteil gewünschten Barmherzigen Schwestern sich in der Gemeinde niederlassen dürfen, während in überwiegend katholischen Gemeinden die Diakonissinnen bei der aus Katholiken zusammengesetzten Mehrheit des Gemeinderats nicht anzufragen brauchen, ob sie der Gemeinde genehm sind. Diese ungleiche Behandlung der protestantischen und katholischen Genossenschaften duldet der Staat, ja er fordert sie sogar. Aber noch mehr: auch wenn eine Erweiterung der Niederlassung der Barmherzigen Schwestern irgendwo stattfinden soll, wenn also auch nur eine Schwester über die genehmigte Zahl hinaus an einer schon bestehenden Filiale angestellt werden soll, oder wenn die Schwestern einer bestehenden Filiale eine weitere Tätigkeit, wozu sie bisher die Genehmigung noch nicht hatten, übernehmen sollen, so ist abermals in jedem einzelnen Fall Genehmigung vorher einzuholen. Da in den Bestimmungen keine Notfälle ausgenommen sind, dürften Schwestern streng genommen und nach dem Wortlaut auch nicht bei außerordentlichen Fällen (Epidemien und Kriegsfall) über die genehmigte Zahl hinaus helfen, ohne vorher die Genehmigung erhalten zu haben. Der Regierung ist ferner jedes Jahr ein Verzeichnis der Kandidatinnen, Noviz- und Profeßschwestern vorzulegen mit vollständiger Angabe der Personalien und des Tages des Eintritts, bzw. der Einkleidung und der Profeß. Bei einzelnen Kongregationen ist die Zahl derjenigen, die eingekleidet werden dürfen, genau vorgeschrieben. Die Mitgift der einzelnen Mitglieder darf 3000 M nicht überschreiten. Der Regierung ist jährlich ein detaillierter Vermögensnachweis zu liefern. Ueber alle Geschenke und Almosen an die Kongregationen muß ebenso der jährliche Nachweis vorgelegt werden.

Die württembergische Zentrumspartei tritt nun zwar grundsätzlich für die Aufhebung aller die Kongregationen beschränkenden Ausnahmebestimmungen ein. Doch da sie eine Abänderung des genannten Art. 15 des Kirchengesetzes vom 30. Januar 1862 leider auch in der heutigen Zeit für aussichtslos hielt, so hat die Zentrumsfraktion des Landtags, wie sie sich im Vorjahr auf die Anregung zur Ausführung des Gesetzes mit Zulassung einiger Männerordensniederlassungen beschränkte, dieses Mal auch nur ein Minimum für die Kongregationen der Barmherzigen Schwestern gefordert. Am 11. Juli 1918 brachte Vizepräsident Dr. v. Kiene im Finanzausschuß der Zweiten Kammer folgenden Antrag ein:

„Die Regierung um Aufhebung der Anordnung zu ersuchen, der zufolge im Falle einer Vermehrung der Zahl der Ordensschwestern für eine zu Zwecken der Kranken- oder Kinderpflege oder für eine Tätigkeit in sonstigen Wohlfahrtsanstalten an einem Ort bereits genehmigte Niederlassung barmherziger Schwestern die Regierungsgenehmigung und jedesmalige vorherige Anhörung der bürgerlichen Kollegien des betreffenden Ortes erfordert werden“.

Diese Vorschrift der Regierung, so hat v. Kiene in durchaus unwiderleglicher Weise nachgewiesen (wie das auch von Regierungsseite bestätigt worden ist), ist weder im Kirchengesetz von 1862 selbst, noch in einer Ministerialverfügung enthalten. Auch die Motive des Gesetzes enthalten nicht einmal eine Bezugnahme oder auch nur eine Andeutung auf eine so weitgehende Anordnung. In allen diesen Vorschriften ist lediglich gesagt, daß einer Gemeinde, für die nach der Mitteilung des Bischofs eine Niederlassung eines weiblichen Ordens geplant wird, Gelegenheit gegeben werden soll, sich darüber auszusprechen, ob sie den Orden in ihrer Mitte haben wolle, und daß ihr, wenn sie dies nicht wolle, derselbe nicht wider ihren Willen aufgedrängt werden solle. Darnach geht das Kirchengesetz (wie auch die Motive zu demselben) lediglich davon aus, daß die Regierungsgenehmigung (die übrigens jederzeit widerruflich ist) sowohl bei der Neueinführung eines Ordens oder einer Kongregation im Lande durch den Bischof als auch dann erforderlich sei, so oft ein im Lande schon zugelassener Orden eine neue Niederlassung an einem Orte, wo er bisher noch nicht bestanden hat, gründen will. Für den letzteren Fall ist auch die Anhörung der bürgerlichen Kollegien in Aussicht genommen, nicht aber für den Fall, wenn für die im betreffenden Orte bereits zugelassene und bestehende Niederlassung die Zahl der Schwestern um ein paar weitere erhöht werden soll. Wenn nun in

[1]) Ueber den langen Kampf der württembergischen Katholiken um ihr Recht vgl. den Aufsatz „Die Ordensfrage in Württemberg“ in „A. R.“ 1917, Nr. 25 S. 418.

Württemberg auch für letzteren Fall die Regierungsgenehmigung und die Anhörung der Gemeindekollegien verlangt wird, so ist man seitens der Regierung unleugbar über den Wortlaut und den Sinn des Gesetzes hinausgegangen und hat eine überaus beschwerende und einschränkende Bedingung nachträglich aufgestellt. Völlig unverständlich wirkte diese Bestimmung besonders in der Kriegszeit mit den großen Personalanforderungen.

Auf diesen Standpunkt stellte sich offenbar bei den Beratungen in der Zweiten Kammer der Kultminister Dr. von Fleischhauer. Er erklärte daher, daß diese durch die Zentrumspartei beanstandete Anordnung „lediglich auf der Praxis, nicht auf Gesetz oder Verordnung" beruhe; sie sei ihm schon früher als kleinlich aufgefallen und er habe auch bereits an eine Erleichterung gedacht. Darum erklärte er sich „geneigt und bereit, bei bloßer Aenderung der Zahl der Schwestern einer schon genehmigten Niederlassung eine wesentliche Erleichterung eintreten zu lassen, um für diesen Fall von der seither in der Praxis gestellten Bedingung abzusehen." Dagegen glaubte der Kultminister daran festhalten zu müssen, daß in einem paritätischen Land für die Neugründung die Einholung der Genehmigung begründet sei, weshalb er es begrüßte, daß das Zentrum nicht gleich eine völlige Aenderung des Gesetzes verlangte.

Sämtliche Parteien gaben hierauf ihr Einverständnis mit der Erklärung des Kultministers kund; infolgedessen sah die Zentrumsfraktion von der Stellung eines Antrages überhaupt ab.

Mögen diesem erfreulichen Fortschritte auch auf dem Gebiete der Frauenordensfrage bald weitere folgen.

Den Herrn gerettet und die eigene Seele.

(Kriegsepisode.)

Ein Trümmerfeld. In die von den Granaten
Zerschoss'ne Kirche tritt ein Offizier.
Er schaut sich um. Vielleicht ist einer hier
Von den Vermissten sterbend hingeraten ....

Ein Stöhnen trifft sein Ohr. Was regt sich dort?
Am Boden liegt, mit Blut und Staub bedeckt,
Der Aermsten einer kläglich hingestreckt
Und schleppt sich mühsam zum Altare fort.

Der Leutnant eilt herbei und fragt den Armen,
An seine Brust ihn lehnend voll Erbarmen:
„Was kann ich für Euch tun? Ihr leidet schwer —
Ich eile flugs zum Arzt und bring' ihn her ...."

„Nein, nein!" der and're leise flüsternd drauf,
„Zu spät, zu spät! Mein Stündlein hat geschlagen.
Der Himmel liess der Kugel ihren Lauf —
Es fallen Tausende — nicht darf ich klagen.

Doch wollt Ihr einen Trost mir schenken, steigt
Auf den Altar und seht, ob sich noch eine
Der heil'gen Hostien findet in dem Schreine,
Und bringt sie mir ..." Der Leutnant steht und schweigt.

„Um sie zu retten", haucht der and're matt,
Dem schon der Tod im Antlitz steht geschrieben,
„Schleppt ich mich fort, bis mich verlassen hat
Die Kraft — ein Priester bin ich — fortgetrieben ...."

Er kann nicht mehr — Da kniet zu seinen Füssen
Der Leutnant tieferschüttert hin und spricht:
„Hochwürden! lang versäumt ich meine Pflicht
Als Christ — in seiner Güte lässt zum Büssen

Der Herr mir Zeit. Nicht dürft Ihr sterben, eh'
Ich meine Sünden Euch bekannt — dann geh'
Ich zum Altar, dass in der Todesnot
Wir beide uns stärken mit dem Himmelsbrot!" —

Still ward's. Ein leises Raunen nur. Dann sprang
Der Krieger zum Altar. Mit beiden Händen
Voll Ehrfurcht er den Speisekelch umschlang,
Dem Sterbenden das Sakrament zu spenden.

Der schlug die Augen auf, schon halb entrückt
Der Welt und haucht: „Verzeih'n sind Deine Fehle....
Fällst Du im Kampf, so stirbst Du hochbeglückt —
Du rettetest den Herrn und Deine Seele!" —

Leo van Heemstede.

Bagdad—Damaskus.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Durch die Eroberung von Damaskus hat Großbritannien seine Orientpläne ohne Frage ganz erheblich weiter gefördert. Es würde Vogel-Straußpolitik sein, wollte man sich vor dieser Erkenntnis verschließen. Die militärischen Bestrebungen Großbritanniens im Orient sind damit zu einem gewissen Abschluß gelangt. Sie setzten gleich zu Beginn des Krieges ein, als Downing Street indische Truppen im Irak landete und von dort aus den Vorstoß auf Bagdad begann. Weit später, und nicht ohne gewaltige Rückschläge, hat sich die palästinensische Expedition entwickelt. Aus der Bedrohung des Suezkanals, die für die Türkei anfangs durchaus möglich war, wurde eine britische Bedrohung des Heiligen Landes und Syriens. Beide Unternehmungen, die auf Bagdad und die gegen Damaskus, aber sind nur Glieder eines großen Zieles, das den Imperialisten Großbritanniens lebhaft vor Augen steht; sie wollen den Indischen Ozean zu einem britischen Seemachen. Der Vollendung dieses sicherlich großzügigen Planes stand die unter türkischer Souveränität befindliche Arabische Halbinsel mit ihren beiden wichtigen Teilen Syrien und Mesopotamien im Wege. Die vollkommene Abriegelung des osmanischen Reiches von diesem Teile seines Herrschaftsgebietes ist jetzt zur Tat geworden. Damaskus war der Ausgangspunkt der sog. Hedschasbahn, welche nach den heiligen Stätten Arabiens führte. Gleichzeitig aber rückt der weitere britische Plan, über Arabien die beiden Kernstücke seines Reiches, Indien und Aegypten in unmittelbare Verbindung miteinander zu setzen, seiner Ausführung näher. Damaskus wird ohne Frage der Scheitelpunkt für sie werden. Die Eisenbahnverbindung Bagdad—Damaskus ist, falls Ereignisse anderer Art die augenblicklichen Verhältnisse nicht wieder annullieren werden, eine Tatsache geworden. Da auch Persien sich fast vollkommen in den Händen der Briten befindet und nur noch eine scheinbare Souveränität besitzt, so steht der Verbindung von Damaskus mit Bagdad—Kalkutta einerseits und Damaskus—Kairo—Kapstadt anderseits nichts mehr im Wege. Doch dies sind Zukunftspläne, deren Verwirklichung eben davon abhängen wird, ob Großbritannien seinen Raub in Sicherheit bringen kann oder nicht.

Aber die englischen Bäume werden trotzdem nicht in den Himmel wachsen. Ganz abgesehen davon, daß Foreign Office in den Franzosen in Syrien ein Konkurrent entsteht, der dort bereits Truppen stehen und die Hafenstadt Beirut als Zentrum des künftigen französischen Teils der syrischen Küste besetzt hat, ist es leicht, zwar die arabische Bevölkerung an den Hauptplätzen in seine Gewalt zu bringen, anders dagegen mit den in Wüsten und wenig zugänglichen Teilen. Wenn auch ein Teil der Araber, wie die britischen Berichte triumphierend verkündeten, dem Pfund erlegen sind und auf ihre eigenen Stammesgenossen und die türkischen Soldaten, mit denen sie zwar derselbe Glaube verbindet, denen sie aber in geschichtlicher Abneigung gegenüberstehen, geschossen haben, so beweist dies noch garnichts. Das Innere des Landes ist völlig unberührt von britischem Einfluß, und hier sitzen sehr kriegerische Stämme, die mit Waffen wohl versehen sind. Hier wird sich, wie Kenner Arabiens versichern, zweifellos ein ähnliches Insurrektionsgebiet bilden, wie gegen die Italiener in Tripolis. Mag auch die Küste überall und der Küstensaum von der britischen Flotte beherrscht sein, es ist ein gewaltiges Land mit etwa 20 Millionen Bewohnern. Somit ist auch für Großbritannien die Erreichung des großen Zieles Damaskus—Bagdad nur ein Beginn!

Dies erkennt man in Downing Street wohl. Schon ehe der Feldzug in Syrien begann, machte der „Manchester Guardian", der für orientalische Fragen nicht nur sehr interessiert ist, sondern auch gute Beziehungen zu Foreign Office besitzt, darauf aufmerksam, daß es jetzt darauf ankomme, die Türkei zu gewinnen. Er schlägt daher vor, ihr milde Bedingungen zu geben, wofern sie nur dem Bündnis mit den Mittelmächten den Rücken kehren werde. Man solle dem Sultan Anatolien und Konstantinopel lassen, dagegen müsse er die von den Briten eroberten Teile herausgeben, in die sich Briten und Franzosen teilen wollen, wobei den ersteren natürlich der Löwenanteil zufällt. Und was verspricht das englische Reederblatt dem Osmanentum für die verlorenen Gebiete? Die Ausübung des Kalifats, also der geistlichen Herrschaft über die Gesamtheit des Islams, also auch in den Gebieten, die Großbritannien gehören,

wobei man wohl in erster Linie an Indien mit seinen 60 Millionen Mohammedaner denkt. Gegen reale Verluste hätte Großbritannien also nichts anderes zu bieten als das, was die Türkei schon besitzt und ausübt, das Kalifat!

Daß diese Pläne in den Kreisen um Enver Pascha, welche davon überzeugt sind, daß die Türkei ohne die verlorenen Provinzen nicht mehr lebensfähig sei, entschieden abgewiesen werden, bedarf keiner Ausführung. Allein jetzt hat das Kabinett Talaat Pascha demissioniert und auch Enver Pascha hat das Kriegsministerium abgegeben. Der neue Großwesir Tewfik Pascha gilt als Anhänger der englischen Orientierung der türkischen Politik. Die briten- und franzosenfreundlichen Strömungen werden wohl größeren Einfluß gewinnen und die Pforte einem von der Entente diktierten Frieden geneigt machen, um zu retten, was noch zu retten ist. Auch im Orient befindet sich alles in einem Uebergangsstadium, dessen Ende noch nicht abzusehen ist.

Arten und Umfang der Geburtenverhütung.[1]

Von Geh. Medizinalrat Dr. J. Borntraeger, Düsseldorf.

Zwei Gruppen von Verhütungsarten sind zu unterscheiden:

a) die vorbeugende Tätigkeit, d. h. das Verhüten der Entstehung einer Empfängnis oder Schwangerschaft;

b) die beseitigende Tätigkeit, d. h. die Wiedervernichtung der bereits entstandenen Empfängnis, also die Zerstörung der im Mutterleibe in der Entwicklung begriffenen menschlichen Frucht, was in der Ausdrucksweise der Aerzte als „Unterbrechung", richtiger „Beseitigung der Schwangerschaft", gemeinhin sonst als „Abtreibung" bezeichnet zu werden pflegt.

Für beide Arten der Tätigkeit gibt es zahlreiche Methoden. Die vorbeugende, empfängnishindernde Tätigkeit wird teils beim Manne, teils beim Weibe angewendet. Aus Gründen, die zum Teil mit dem männlichen Egoismus zusammenhängen, ist die Handhabung dieser, gesundheitlich übrigens keineswegs ungefährlichen Methoden in steigendem Maße auf die Frau übergegangen, und diese bestehen da teils in operativer Entweibung, also in dauernder Verstümmelung und Unfruchtbarmachung, teils in allerlei, die Befruchtung erschwerenden oder unmöglich machenden Vorbereitungen, Zurechtmachungen oder Gegenstandsanwendungen, die nicht nur den weiblichen Körper entwerten, sondern im schreienden Gegensatze zu der Natürlichkeit und Intimität des ehelichen Verkehrs stehen und einen fortgesetzten Angriff auf das Schamgefühl der Frau bedeuten.

Noch schlimmer aber ist es mit der zweiten Art der Geburtenverhütung, nämlich der beseitigenden. Diese Abtreibung bedeutet die Vernichtung des werdenden Menschen, und zwar zu einer Zeit, in der die menschliche Form bereits deutlich erkennbar ist; sie ist ein Verbrechen wider das Leben, nach Religion, Sittengesetz, allgemeiner Anschauung und Strafrecht, hier mit schwerster Strafe, bis zu fünf Jahren Zuchthaus, bedroht. Ueber die Verwerflichkeit eines solchen Vergehens in den Ehen kann also füglich kein Zweifel bestehen.

Wir erkennen somit in zwingender Weise, daß das ganze künstliche Geburtenverhüten in den Ehen aufgebaut ist auf Ausschaltung des Muttergefühls, Entweihung und Vereitelung des Zweckes der Ehe, Schamlosigkeit und Verbrechen, mithin einen schweren Sittenschaden, eine deutliche sittliche Entartungsanschauung, mit einem Wort ein greuliches Laster darstellt.

In welchem Umfange dieses Laster in unserem deutschen Volke bereits Platz gegriffen hat, ergeben folgende Zahlen. Bekanntlich ist die Geburtenziffer, d. h. die Anzahl der Geburten im Verhältnis zur Zahl der um die Mitte des Jahres Lebenden, in Deutschland von 42,5 Promille im Jahre 1876 auf 86,7 Promille in 1900 und 27,6 Promille in 1914 gesunken. Das bedeutet, da wir 1914 eine Bevölkerung von fast 68 Millionen hatten, daß uns jetzt erheblich über 1 Million Geburten im Jahre oder, wenn wir den veränderten Aufbau des Volkes berücksichtigen, doch immerhin nahezu 1 Million Geburten fehlte, das ist, da wir 1914 fast 1 900 000 Geburten hatten, etwa ein Drittel. An diesem Ausfall sind nach verschiedenen, zu gleichen Ergebnissen kommenden Ermittelungen und Schätzungen die Abtreibungen mit rund 300 000 beteiligt, so daß auf die erfolgreichen Empfängnisverhütungen ein Rest von ganzen 700,000 entfällt. Also: Weit über eine viertel Million Vernichtungen im Mutterleibe befindlicher Menschenleben und fast 3/4 Millionen schwerster erfolgreicher Eheverschmutzungen jährlich bilden die Grundlage des so harmlos und farblos bezeichneten „Geburtenrückganges".

Dreierlei Einwände mögen erwähnt werden. Zunächst wird erklärt: Die Abtreibung sei gar nicht eine so schwere Verfehlung, Sünde oder gar Verbrechen, wie es hingestellt werde; diese Anschauungsweise sei nur ein Ueberbleibsel mönchischer mittelalterlicher Deutungsart; das Volk empfinde diese Tat auch gar nicht als verbrecherisch; schon das römische Recht habe der Mutter die Erlaubnis zugesprochen, über einen Keim in ihrem Körper, der nur einen Teil ihrer Eingeweide bilde, zu verfügen, und die meisten Staaten der Erde bestraften die Abtreibung auch gar nicht. Dies alles ist nicht richtig. Die fortgeschrittene medizinische Wissenschaft hat uns seit Jahr und Tag den klaren Beweis gebracht, daß aus dem befruchteten Menschenei von vornherein und in kürzester Zeit immer deutlicher der junge Mensch sich entwickelt. Insbesondere in der Zeit, in der Abtreibungen vorgenommen zu werden pflegen, ist der Mensch im Kleinen ausgesprochen vorhanden, für welchen der Körper der Mutter den Aufbewahrungsort, die Schutzhülle und die zur Ernährung und Entwicklung erforderlichen Säfte und Kräfte abgibt. Wie es unzweifelhaft verboten ist, ein menschliches Wesen irgend welchen Alters zu vernichten, so darf dies auch nicht an einem noch im Mutterleibe befindlichen geschehen, und ganz besonders die Mutter darf sich nicht an dem vergreifen, was unter ihrer Mitwirkung entstanden ist, und was zu schützen, zu entwickeln und zu betreuen sie bestimmt ist. Hat das römische Recht, das einmal aus der Zeit des sittlichen Verfalles, außerdem aus einer solchen stammt, in welcher die Entwicklungsgeschichte des Menschen noch nicht so erforscht war wie heute, das Menschendasein im befruchteten Ei von vornherein noch nicht erkannt, so ist diese Unkenntnis durch die Fortschritte der Wissenschaft längst beseitigt. Im übrigen haben die Religionen wie das unverfälschte Volksempfinden nie anders geurteilt. Auch heute empfindet das Volk hier völlig richtig und nimmt demgemäß diese unerlaubten Handlungen auch in den Ländern, in denen gerichtliche Straflosigkeit besteht, nur ganz verstohlen und im geheimen, mit offenbar bösem Gewissen vor. Auch ist in diesen Ländern die Abtreibung nur aus gewissen Zweckmäßigkeitsgründen und besonderen juristischen Erwägungen straflos geblieben, keineswegs aber deshalb, weil man diese Handlung als erlaubt ansähe; insbesondere verurteilen sie auch dort die öffentliche Meinung wie die Religion ganz bestimmt. Besonders hat die katholische Moraltheologie, die in diesen Ländern vielfach herrscht, sich dieser Frage eingehend angenommen und erklärt das Menschenei vom Augenblicke der Befruchtung an als beseelt, demgemäß seine Vernichtung als schwere Sünde. Und nicht anders urteilt grundsätzlich die evangelische Religion, wie solches ja auch der natürlichen und insbesondere der altgermanischen Anschauungsweise entspricht. Es ist und bleibt daher ein nach jeder Richtung feststehender, unumstößlicher, von der ganzen Welt anerkannter und althergebrachter, zur sittlichen Weltordnung gehöriger und demgemäß von Religion und Sitte und bei uns auch vom Strafgesetz getragener Grundsatz, daß die Abtreibung eine schwere Sünde gegen das Menschenleben darstellt.

Zweitens wird behauptet: Das Verhüten der Empfängnis sei schon gar nichts Unerlaubtes; das könne jeder machen wie er wolle; zudem diene es ja höheren Zwecken, nämlich der Vermeidung sozialen Elends, der Erhaltung der Gesundheit der Ehefrau, der Fürsorge um die bessere Erziehung und Förderung der Kinder, dem Aufstiege der Familie, und daß an der Verhütungsmethode nichts auszusetzen sei, ergebe schon die Tatsache, daß viele Hunderttausende, ja Millionen von Menschen diese Methoden heute ausübten, ohne Anstößiges daran zu finden. Ueber diesen letzten Einwand kann ich jedem normal und sittlich empfindenden Menschen das Urteil überlassen. Ob tatsächlich die vielen Ehepaare, die also handeln, das Bewußtsein des Unrechtes völlig verloren haben, möchte ich für sehr zweifelhaft erachten. Und wenn das heute wirklich vielfach der Fall zu sein scheint, so bildet das eben einen Beweis, in wie hohem Grade und weitem Umfange bereits das sittliche Gefühl gelitten hat, nicht aber dafür, daß die heutige laxe Auffassung die richtige sei. Darüber, ob das Geburtenverhüten wirklich in der Absicht häufig erfolgt, den Kindern Förderung angedeihen zu lassen, und weiter darüber, ob es tatsächlich zu den ihm nachgerühmten Vorteilen für Mütter und Kinder führt, soll in der Folge noch gesprochen werden; hier genügt es zu betonen: selbst wenn es Vorteile bringt, dürfen wir dann unsittlich und schamlos handeln? Dürfen wir den Grundsatz aufstellen: der Zweck heiligt die Mittel? Das ist ja doch gerade das Sittliche im Menschen, daß er trotz winkender Vorteile vom Wege der Tugend und von den Geboten der Sittlichkeit nicht abweicht!

Drittens wird eingewandt: Wir dürfen unser deutsches Volk, das sich in diesem furchtbaren Kriege so herrlich bewährt hat, aber doch nicht als sittlich angefressen hinstellen! Hierauf ist zu erwidern: Jeder wahre Deutsche wird den Heldenmut, den Opfersinn, die Standhaftigkeit, die Kameradschaftlichkeit, dabei die Menschlichkeit und gesamte Bravheit unseres Volkes in Waffen, unter unvergleichlicher Führung erreichen, aufs Höchste anerkennen und bewundern; auch die Ausdauer, Genügsamkeit und Geduld in unserer Heimbevölkerung, zumal im weiblichen Teile, muß durchaus lobend hervorgehoben werden. Daneben dürfen aber nicht die tiefen Schatten, die sich bereits in der Friedenszeit im Volke zeigten, vergessen werden, als da sind Religionsfeindlichkeit, Unsittlichkeiten und öffentliche Schamlosigkeiten in Wort, Bild und Tat, Vergnügungssucht, Genußsucht, Luxus und zunehmende Unehrlichkeit; und ebensowenig dürfen wir über die doch recht auffälligen üblen Erscheinungen achtlos hinweggehen, die der Krieg noch hat hinzutreten lassen, wie die Gewinnsucht, den Wuchergeist, das unsittliche Verhalten so mancher Krieger und Kriegerfrauen, die Verrohungen der Jugendlichen. Wenn wir das alles beachten, so müssen

[1] Vgl. „A. A." Nr. 39, S. 550.

wir, wenn wir ehrlich und wahrheitliebend bleiben wollen, leider zugeben, daß der sittliche Gehalt recht zahlreicher Volksgenossen doch offensichtlich bereits erheblich gelitten hat, daß die Volksteile, in denen sich diese unerfreulichen Erscheinungen vorzugsweise abspielen, nicht selten eben dieselben sind, die das Kinderbeschränken lehren und systematisch betreiben.

Kreuz und quer-Gedanken.

Von Major a. D. Friedrich Koch-Breuberg, München.

Zurück! du rettest den Freund nicht mehr, so rette das eigene Leben! Nicht etwa Schiller rief es — nein, der gesunde Menschenverstand herrschte die Mahnung neulich meinem Freunde Sumego zu. Sumego — was war noch von ihm übrig geblieben?

Fast nichts — ein Häuflein Elend! Welche Freude hatte er empfunden, als er in den Tagesblättern las, daß man endlich den Tabaks-, den Wein-Wucherern in die Geschäftsbücher sehen werde, daß man den Preistreibern das Handwerk legen wolle. Schon damals hatte ihm der gesunde Menschenverstand zugeraunt: Hoffen und Harren macht manchen zum Narren.

Wer aber wüßte nicht, daß der Mensch nun einmal die Hoffnung nicht aufgibt. Auf die Wiederkehr früherer Zeiten hofft man allerdings nur mehr in Irrenhäusern, aber an die Möglichkeit des Eintretens erträglicher Tage glauben Menschen noch immer, bei denen der gesunde Menschenverstand Einkehr hält. Hat man nicht in das Gebäude der Kgl. Regierung in der Maximilianstraße zu München einen Wagen voll bayerischer Zwetschgen fahren sehen? Sumego kam des Weges und fragte den Wagenführer, für wen dieser Obst-Kaviar seltenster Art bestimmt sei?

Schauen S', grad für die unteren Herren Beamten — so a 50 Pfund a jeder, antwortete der Kutscher.

O — welche rührende Fürsorge hoher Herren für niedere Beamte! rief es in Sumegos Seele, der im Jahre 1918 Zwetschgen zum ersten Male erblickte. Dann schlich er davon und murmelte vor sich hin: Früher warnte man vor dem Kirschenessen mit hohen Herren — ist es schon so weit, daß niedere Beamte mit ihren Vorgesetzten Zwetschgen verspeisen? Und wer gibt diesmal die Kerne von sich?

Damals begab er sich in ein Kaffeehaus, um deutschen Tee zu trinken, um eine Michel Raulino billigster Sorte zu rauchen, um Beschwichtigungen aus Tagesblättern sich zuzuführen. Die letzteren waren weitaus billiger als die Stückchen Kuchen, die man in dem Lokal eines gänzlich verarmenden Zuckerbäckers ausbot. Eine Phönikerfamilie nahm am Nebentische Platz. Die Eltern, ein wohlgenährtes Paar, die Jungen mit dem Gehaben verwöhnter Protzensprößlinge. Sie bestellten echten Mokka, die Tasse zu 1.30 *M.* Dazu verschlangen sie eine Unzahl Kuchen, und die Mutter blickte stumm auf dem ganzen Tisch herum und verteilte mit orientalischer Affenliebe holländische kleinfingergroße Sultaninenstangen, das Stück zu 1.60 *M*!! Kauend lasen sie dann ein sozialistisches Blatt und besprachen einen Leitartikel des Inhalts: Wer in Zukunft die Welt beherrscht.

Sumego dachte: Sind die denn allenfalls mit dem Besitzer des Blattes verwandt oder sehr gut bekannt? Dann geht es den Arbeitern in Kürze wohl recht gut.

Der älteste Junge bemächtigte sich dann der Münchener Neuesten und las vor: Berliner Theater „Metropol-Première" — das ist das sogenannte gesellschaftliche Ereignis für die sogenannte mondäne Welt Berlins.

Alles vermochte Sumego nicht zu hören. Er verstand erst wieder die Sätze: „Die Massary, als eine der wenigen Frauen der Berliner Bühne, die wirklich weiblichen Reiz zu üben wissen, spielte eine ungarische Witwe mit soviel heiterer Grazie, daß das böse Wort „pikant" hier zu Ehren und Wahrheit kommen konnte. Die Massary gab — den Rahmen einer Tanzoperette mit ihrem Talent weitend — einen Menschen, den man liebhaben konnte: eine Frau, die an der Hitze und Unruhe ihres heißen Blutes leidet, aber auch die Freuden des Blutes und der Sinne geradezu geistreich zu genießen versteht. Hier ist Tanztalent, durch Arbeit an sich zur stärkstmöglichen Kraft erhöht, zu beobachten gewesen, eine Erscheinung von seltenster Art in diesem Bereich. Einzelnes, z. B. ein getanztes Gebet an den lieben Gott, der nicht bös sein soll, weil einen der Fasching, die Liebe und ähnliches oft nervös macht, war Schauspielkunst, wie sie auch in ernsten Theatern selten genug angetroffen wird: halb fromme Helene, halb sinnliche Kreatur aus der Familie Ropsscher Weibchen, und dabei zurückhaltend, mehr Linie als Form, mehr Andeutung als dick aufgetragene Farbe."

Hier unterbrach der Papa: Hat nicht König David auch der Bundeslade vorgetanzt? Werden sie wieder schreien, daß die Neuesten verderben das Volk.

Sumego aber hatte in den Tagesblättern die Rubriken „Sport" durchgesehen. Allüberall Fußballspiel nach englischer Art und Pferderennen wie im Frieden. Man sieht zwar kaum einen zugkräftigen Gaul mehr an einem Arbeitswagen, aber für Rennpferde scheint es immer noch Hafer zu geben und Zucker dazu. Daß die bulgarischen Rösser zu frühe starteten, fehlte in den Berichten. Ja — wer läßt denn jetzt rennen? Ist es Ritter Sachs von Mainberg bei Schweinfurt? Ich glaube nicht, denn sein erster Ehrgeiz bestand wohl darin, Dr. h. c. der Universität München zu werden, und Doktoren rennen nicht. Aber warum sich darüber aufregen, wenn die Schweinfurter Kugelwerke sich einen Ritter leisten? Lloyd George verleiht ja Kriegsgewinnlern in England auch Baronie und Lordschaft. Praktisch sind sie, die Engländer, und ihr Adelsgesetz entspricht so ziemlich dem gesunden Menschenverstand. Dort laufen nicht fünfzig Grafen aus einer Familie herum, deren Grafschaften nur im Monde des Gothaer Kalenders liegen und die der Herr Vetter zu versorgen bestrebt ist, wenn unter der Neunzackenkrone keine Neigung zum arbeiten vorhanden ist. Die nachgeborenen Söhne eines Lords können ruhig Kommis werden, wenn die Mutter kein Vermögen besaß, und gab ihnen die Mutter Verstand mit, können sie es zu etwas bringen. Die Mütter eignen den Kindern überhaupt mehr zu, als die Väter. Wenn man jetzt in der Welt doch alles umkehrt, dann sollte man den Adel der Mutter auf die Kinder vererben. Doch nach Goethe: Nun dächt ich, lieber Herr Baron, wir blieben beide was wir sind. Ihr bliebet des Herrn Vaters Sohn und ich blieb meiner Mutter Kind. Wir lebten fürder ohne Haß, begehrten nicht des andern Titel — Ihr keinen Platz auf dem Parnaß und keinen ich in dem Kapitel.

Ja — aber wenn man Doktor und Ritter zugleich wird? In idealem Dualismus überbietet also der Leiter der Schweinfurter Kugelwerke die schönsten Verse eines Goethe. Schuf nicht einst die Säkularisation der Klöster manchen Adel? Ob verkitschte Kirchendächer, ob Kugelwerke — es kommt auf eins heraus. Ein neues gekröntes Geschlecht braucht gerade Beine, und ähnlich ist's bei der Pferdezucht. Die Stuten sind fast die Hauptsache. Schon im Roman Ben Hur kann man darüber nachlesen und Karl May hat dann später auch Hengste aus dem Tintenfaß gezüchtet.

Aber Sumego las weiter und er fand leider nur in einer Zeitung verzeichnet, daß jüngst die Minister in Oesterreich strengere Strafen für die Preistreiber beraten hätten. Preistreiberei sei einfach Landesverrat! Kurze Prozeßführung und drakonisches Urteil könnten allein helfen. Eine der Exzellenzen soll geäußert haben: An die Mauer stellen und erschießen! Ob das der Justizminister war, stand nicht dabei.

Als Sumego das gelesen hatte, war er hocherfreut, bezahlte den Korn-Kaffee und ging nach Hause. Er hoffte, der gesunde Menschenverstand würde sich einfinden. Statt dessen lag die Rechnung für gelieferten Tischwein da. 1.30 *M* per Flasche Steuer. Beinahe wäre der alte Veteran ohnmächtig geworden. Doch er besann sich eines Besseren und sagte vor sich hin: Die goldne Kette gib mir nicht; gib sie dem Kanzler, den du hast, und laß ihn diese goldne Last neuorientierend tragen. Doch darf ich bitten, bitt ich eins: Laß eine Flasche leichten Weins mir steuerfrei nur reichen.

Da trat der gesunde Menschenverstand ein und rief: Sechs Wochen Beratung, sechs Wochen Geschäftsordnung, sechs Wochen Bureaukratismus, sechs Wochen Entschließung — tröste dich unterdessen, denn es wird ja jetzt gegen die Preistreiber vorgegangen. Besonders die Juristen haben Bezugscheine für Siebenmeilenstiefel erhalten.

Zum Jubiläum des Münchener Hof- und Nationaltheaters.

Von L. G. Oberlaender, München.

(Schluß.)

Nach Dingelstedt führte die Geschäfte nochmals v. Frays, dann trat der seitherige Theatersekretär W. Schmitt (1860—1867) an seine Stelle, der sehr eifrig nach neuen Talenten fahndete, sich oft täuschte, aber auch Größen wie Vogl, Gura, die Mallinger gewann. Das lange geschlossene Residenztheater wurde (1857) restauriert und mit Calderon neu eröffnet. Geibel, Redwitz, Jordan und Putlitz kommen als namhafte Dichter zu Worte, 1864 dirigierte Wagner den „Holländer", im gleichen Jahre trat Possart ins Schauspielensemble. Das nächste Jahr brachte die Erstaufführung „Tristans" unter Hans v. Bülow, der Hofkapellmeister (1867) wurde.

Ludwig II. berief 1867 den Freiherrn v. Perfall, der schon einige Jahre Hofmusikintendant gewesen, zur Leitung der Hoftheater. Die langen Jahrzehnte seines Wirkens führten die Münchener Hofbühne auf die schon von Dingelstedt angebahnte Höhe. Karl von Perfall war als Komponist und Dirigent Fachmann, als zu einer oberen Hofcharge geeigneter Kavalier stand er gegenüber Augenblicksmeinungen der Zeitstimmung gesicherter als andere. Er besaß in hervorragendem Maße diplomatischen Takt, um der unsäglichen Schwierigkeiten eines Theaterbetriebes Herr zu werden. Als Tondichter älterer Schule zuneigend, war er doch durchdrungen von der Mission, die die Hofbühne in der Sache Richard Wagners durch den Willen des jungen Königs übernommen hatte. Scheiterte auch Ludwigs II. und Wagners gewaltiger Plan von Sempers Festspieltheater auf den Isarhängen,

für das „Bayreuth" nur ein Ersatz und Possarts Prinzregententheater nur die späte Anerkennung eines richtigen Prinzipes werden konnte, an dem stumpfen Widerstand der Menge, so bleibt der Endsieg der Wagnerschen Kunst dennoch dauernd mit München verknüpft. Das zweite Jahr der Perfallschen Aera brachte die Uraufführung der „Meistersinger", deren Halbjahrhundertfeier wir heuer begingen. Es folgten die Erstaufführungen von Rheingold (1869), Walküre (1870), Rienzi (1871), Siegfried und Götterdämmerung (1878), Feen (1888). Im ganzen brachte das Vierteljahrhundert Perfall-Intendanz über 700 Wagneraufführungen. Welch eine Fülle Namen großer Sänger, großer Dirigenten steigt dabei in unserer Erinnerung auf. Persönlichkeiten, die für immer mit der Geschichte der Wagnerschen Kunst verknüpft bleiben, deren Verdienste eine dankbare Nachwelt noch nicht vergessen hat. Diese Wagnerpflege führte keineswegs zur Einseitigkeit. Von Gluck bis Berlioz und hinab bis Neßler fehlt kein Genre. Schon bei seinem Amtsantritte hatte sich Perfall mit einer Einladung an die Dramatiker gewendet, Stücke zu senden, da die Hofbühne zu ihnen in eine isolierte, ja fast entfremdete Stellung gekommen sei. Perfalls Wille, der Entwicklung des modernen Dramas eine neue Bahn zu erschließen, kam besonders Ibsen zugute, der 1876 mit der „Nordischen Heerfahrt" zum ersten Male zu Worte kam. Zwei Jahre später folgten die „Stützen der Gesellschaft". Perfall ging in der Erkenntnis des Zukunftskräftigen allen Hofbühnen voraus, brachte „Nora", „Volksfeind", selbst „Hedda Gabler". Daß er dem von Ibsen befruchteten deutschen Naturalismus ablehnend gegenüberstand, ist bei dessen meist ephemerem Charakter verständlich. Einen zu breiten Raum nahmen die Franzosen ein, für die ein bestechend abgeschliffenes Ensemble zur Verfügung stand. Mit der Einführung von Vorstellungen zu billigen Preisen ging 1869 unsere Hofbühne den anderen deutschen Theatern auf dem Gebiete sozialer Kunstpflege weit voraus. Eine Großtat Perfalls war die mit Savits und Lautenschläger geschaffene Shakespearebühne, deren Wert einer gebildeten Leserschaft nicht mehr erklärt werden muß. Die Bewegung des „Künstlertheaters" (1908) und die Verbesserungen durch E. Kilian und Klein während der Intendanz des Frhrn. v. Speidel können den Wert der ursprünglichen Einrichtung nicht schmälern. 1880 ward Dingelstedts Versuch eines Gesamt-Gastspieles hervorragender Bühnenmitglieder mit glänzendem Erfolge wiederholt. Eine gewaltige Aufgabe erforderte die Durchführung der Separatvorstellungen für König Ludwig II. Mögen die auf königliches Geheiß geschaffenen Stücke bleibenden literarischen Wertes entbehren, so waren die Vorstellungen den Künstlern ein gewaltiger Ansporn und brachten an dekorativer Pracht und historischer Treue Leistungen, die nicht nur dem einen Zuschauer zugute kamen. Auch „Parsifal" sah damals als einziger außerhalb Bayreuths König Ludwig.

Als Perfall zurücktrat, ward die stärkste Persönlichkeit unter seinen Schauspielern, Possart, sein Nachfolger. Seine Epoche, die wir genießend, hier jubelnd zustimmend, dort kritisch streitend miterlebten, überblicken wir noch nicht mit der kühlen Objektivität der Geschichte. Wir grüßen den immer rastlos Strebenden, den wir sicherlich noch einige Male „zum letzten Male" auf den Brettern sehen; der große Darsteller, der geistreiche, suggestive Spielleiter, der Rezitator, Redner und Dichter ist eine so imposante Persönlichkeit, die auch Schwächen seiner Amtsführung zudeckte. Die Oper erhielt bei ihm, einer Zeitneigung folgend, über das Schauspiel ein Uebergewicht. Versuche, den Ausgleich wieder herzustellen, die sein Nachfolger v. Speidel unternahm, sind bis heute nicht völlig geglückt. Die mit Hermann Levi durchgeführte Reorganisation der Mozartwerke durch Befreiung von den Zutaten der „großen Oper" war eine Tat, die für alle Bühnen von Rang bahnbrechend war und auf deren Tradition fortzuarbeiten zu den schönsten Aufgaben der Nachfolger gehört.

Die Musteraufführungen und den Bau des Prinzregententheaters habe ich schon gestreift, Aufgaben, die nur zähe Willenskraft lösen konnte. Daß Prinzregent Luitpold den Betrieb dieser Festspielbühne der Hoftheaterleitung gestattete, zeigte den opferfreudigen Kunstsinn, den die Wittelsbacher, seit die Kosten der Hofbühne 1835 auf die Zivilliste übergegangen, stets bewiesen haben, dessen Bahnen auch König Ludwig III. wandelt. Was in aller Erinnerung noch ist, bedarf heute keiner Darlegung. Der zu früh verstorbene Freiherr von Speidel und Freiherr von Franckenstein, der begabte Komponist, waren bzw. sind sich in den großen Richtlinien der Pflichten stets bewußt geblieben, die ihnen aus ihrem schweren, aber erhabenen Amte erwachsen. — Es ist mir nicht möglich gewesen, die genialsten Künstler aufzuzählen, selbst eines Eßlair, Vespermann, Heigel, Pellegrini und einer Sophie Schröder, die Possart einmal mit den Münchener Größen der bildenden Kunst in geistvolle Parallele stellte, sei nur im Fluge gedacht.

Es war eine harte Zeit, als man zum Bau unserer Hofbühne schritt; härtere Zeiten sehen seine Jubelfeier. Bei dem Jubiläum von 1878 sprach Possart: „Wir wollen geloben, unsere Jugend zum Kultus des Schönen zu erziehen, denn auch er ist ein starker Halt im Leben, eine sichere Wehr gegen die zersetzenden Elemente, welche die heilige Ordnung, die segensreiche Himmelstochter zu zerstören drohen." Einen seiner Grundsätze formulierte Perfall: „Verweigerung jedes Zugeständnisses an das Publikum, welches den Einfluß der Bühne auf die Bildung und Veredelung des Volkes gefährden könnte." Bleibt unsere Hofbühne dieser Grundsätze stets eingedenk, so wird sie für die heil'ge deutsche Kunst, für die gesamte Kultur eine Quelle unermeßlichen Segens sein und bleiben!

Chronik der Kriegsereignisse.

Die amerikanische Antwort auf das deutsche Friedens- und Waffenstillstands-Angebot.

Der amerikanische Staatssekretär übergab dem schweizerischen Geschäftsträger in Washington folgende Antwort auf die deutsche Note:

Staatsdepartement, 8. Oktober.

Mein Herr! Ich habe die Ehre, im Namen des Präsidenten den Empfang Ihrer Note vom 6. Oktober zu bestätigen, die eine Mitteilung der deutschen Regierung an den Präsidenten einschloß. Ich bin von dem Präsidenten beauftragt, Sie zu bitten, dem deutschen Reichskanzler folgende Mitteilung zu machen:

Ehe er auf das Ansuchen der Kaiserlich Deutschen Regierung antwortet und damit die Antwort so aufrichtig und gradsinnig erteilt wird, wie die wichtigen Interessen, die darin eingeschlossen sind, es erfordern, hält der Präsident der Vereinigten Staaten es für notwendig, sich des genauen Sinnes der Note des Reichskanzlers zu versichern. Meint der Reichskanzler, daß die Kaiserlich Deutsche Regierung die Bedingungen, die vom Präsidenten in seiner Botschaft an den Kongreß der Vereinigten Staaten vom 8. Januar und in den folgenden Botschaften niedergelegt worden sind, annimmt, und daß ihr Zweck beim Eintritt in die Diskussion nur der sein würde, sich über die praktischen Einzelheiten ihrer Anwendung zu verständigen?

Der Präsident der Vereinigten Staaten fühlt sich verpflichtet, zu dem Vorschlage eines Waffenstillstandes zu erklären, daß er sich nicht berechtigt fühlen würde, den Regierungen, mit denen die Regierung der Vereinigten Staaten gegen die Mittelmächte verbunden ist, einen Waffenstillstand vorzuschlagen, solange die Heere dieser Mächte auf ihrem Boden stehen. Der gute Glaube bei jeder Diskussion (the good faith of any discussion) würde offensichtlich (manifestly) von der Zustimmung der Mittelmächte abhängen, sofort die Truppen überall aus dem gewaltsam besetzten Gebiet zurückzuziehen.

Der Präsident glaubt auch zu der Frage berechtigt zu sein, ob der Kanzler nur für diejenigen Gewalten des Reiches spricht (constituted authorities of empire), die bisher den Krieg geführt haben. Er hält die Antwort auf diese Frage von jedem Standpunkt aus für entscheidend.

Empfangen Sie, mein Herr, die erneute Versicherung meiner Hochschätzung. (gez.) Robert Lansing.

Deutschlands Erwiderung.

In Beantwortung der Fragen des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika erklärt die Deutsche Regierung:

Die Deutsche Regierung hat die Sätze angenommen, die Präsident Wilson in seiner Ansprache vom 8. Januar und in seinen späteren Ansprachen als Grundlage eines dauernden Rechtsfriedens niedergelegt hat. Der Zweck der einzuleitenden Besprechungen wäre also lediglich der, sich über praktische Einzelheiten ihrer Anwendung zu verständigen.

Die Deutsche Regierung nimmt an, daß auch die Regierungen der mit den Vereinigten Staaten verbundenen Mächte sich auf den Boden der Kundgebungen des Präsidenten Wilson stellen.

Die Deutsche Regierung erklärt sich im Einvernehmen mit der österreichisch-ungarischen Regierung bereit, zur Herbeiführung eines Waffenstillstandes den Räumungsvorschlägen des Präsidenten zu entsprechen. Sie stellt dem Präsidenten anheim, den Zusammentritt einer gemischten Kommission zu veranlassen, der es obliegen würde, die zur Räumung erforderlichen Vereinbarungen zu treffen.

Die jetzige Deutsche Regierung, die die Verantwortung für den Friedensschritt trägt, ist gebildet durch Verhandlungen und in Uebereinstimmung mit der großen Mehrheit des Reichstages. In jeder seiner Handlungen, gestützt auf den Willen dieser Mehrheit, spricht der Reichskanzler im Namen der Deutschen Regierung und des deutschen Volkes.

Berlin, 12. Oktober 1918.

(gez.) Solf, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Fortgang der großen Schlachten. Feindlicher Durchbruch nirgends gelungen. Stellenweise Zurücknahme unserer Front.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

3. Oktober. Heeresgruppen Kronprinz Rupprecht und Boehn: In Flandern wurden feindliche Angriffe nördlich von Staden, nordwestlich und westlich von Roeselare abgewiesen. Wir machten hierbei etwa 200 Gefangene. Ebenso scheiterten am Abend Teilangriffe des Gegners beiderseits der Straße Ypern—Menin. Armentières und Lens wurden in der Nacht vom 1. zum 2. Oktober kampflos geräumt. Wir bezogen rückwärtige Stellungen östlich dieser beiden Städte. Der Feind ist im Laufe des Tages, teilweise nach starker Artillerievorbereitung auf verlassene Stellungen, über die Linie Fleurbaix—La Bassée—Hulluch gefolgt. Vor Cambrai ruhiger Tag. Teilangriffe des Gegners aus der Scheldeniederung bei und südöstlich von Rumilly wurden abgewiesen. Stärkere Angriffe und Vorstöße gegen unsere neuen Linien nördlich und südlich von St. Quentin scheiterten.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Südöstlich von Anizy-le-Chateau und nördlich von Filain schlugen wir



Teilangriffe des Gegners ab. Schleswig-holsteinische Regimenter verteidigten ihre Stellungen auf dem Rücken des Chemin-des-Dames gegen starke feindliche Angriffe. Vorfeldkämpfe vor unseren neuen Linien nordwestlich von Reims. Der Feind stand hier am Abend in Linie Chaudarde—Cormicy und dicht vor dem Aisnekanal. In der Champagne setzte der Franzose mit starken Kräften seine Angriffe östlich der Suippe gegen St. Marie-à-Py sowie zwischen Somme-Py und Monthois fort. Oertliche Einbruchsstellen südlich von Orfeuil wurden in Gegenstößen verkleinert. Auf der übrigen Front sind die Angriffe vor unseren Linien gescheitert. Auch beiderseits der Aisne und in den Argonnen blieben Teilangriffe des Feindes ohne Erfolg.

4. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern griff der Feind mit starken Kräften zwischen Hooglede und Roeselare an. Beiderseits der Straße Staden—Roeselare drang er in unsere Linien ein. Bayerische und rheinische Truppen warfen ihn in schneidigem Gegenstoß wieder zurück und machten hierbei etwa 100 Gefangene.

Heeresgruppe Boehn: Auf breiter Front zwischen Le Chatelet und nördlich von St. Quentin setzte der Engländer erneut zu einheitlichem Durchbruchsversuch an. Beim ersten Ansturm gelang es dem Gegner, Le Chatelet zu nehmen, bis Beaurevoir und Montbrehain vorzustoßen und in Sequehart einzudringen. Beiderseits von Le Chatelet warfen wir den Feind wieder in und über seine Ausgangsstellungen zurück. Beaurevoir wurde wieder genommen. Umfassend angesetzter Angriff sächsischer, rheinischer und lothringischer Bataillone brachte uns wieder in den Besitz von Montbrehain. Sequehart blieb nach wechselvollem Kampfe in Hand des Feindes. Am Abend folgten starkem Feuer südlich von St. Quentin feindliche Angriffe, die vor unseren Linien scheiterten.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Auf dem Rücken und an den Hängen des Chemin-des-Dames dauerten die heftigen Vorpostenkämpfe auch gestern an. Stärkere Angriffe der Italiener wurden abgewiesen. An der neuen Aisne- und der Kanalfront, nordwestlich von Reims, stehen wir überall in Gefechtsberührung mit dem Feinde. In der Champagne griff der Franzose mit teilweise frisch eingesetzten französischen und amerikanischen Divisionen auf breiter Front zwischen der Suippe und der Aisne an. Seit Beginn der Schlacht östlich der Suippe und bei St. Marie-à-Py im Kampfe stehende westfälische und Jäger-Regimenter schlugen auch gestern wieder alle Angriffe des Feindes ab und machten hierbei mehr als 100 Gefangene. Nördlich von Somme-Py gelang es dem Gegner, auf dem Höhenzug zwischen St. Etienne und Somme-Py, am weißen Berge und der Medea-Höhe Fuß zu fassen. Im Gegenangriff warfen wir den Feind über die Höhen zurück. Kleinere Franzosennester sind zurückgeblieben. Auf der Front zwischen Orfeuil und der Aisne sind die Angriffe des Feindes vor unseren Linien gescheitert. Südlich von Liry und südwestlich von Monthois kam es hierbei zu besonders heftigen Kämpfen. Regimenter der Garde und aus Pommern, Rheinländer und Bayern warfen den Feind hier völlig zurück. Im Verein mit bayerischen Pionieren wurde dem in Challerange eingedrungenen Gegner der Ort wieder entrissen. Auch am Abend wiederholte Angriffe scheiterten. Heftige Teilangriffe des Feindes zwischen der Aisne und dem Argonnerwald wurden abgewiesen.

Vom Balkan-Kriegsschauplatz.

Waffenstillstand zwischen Bulgaren und Entente.

Nach dem bulgarischen Bericht sind entsprechend dem Abschluß des Waffenstillstandes, der vom 30. September ab gilt, die militärischen Operationen eingestellt.

Abdankung des Königs von Bulgarien.

König Ferdinand hat am 3. Okt. zugunsten des Kronprinzen Boris abgedankt. König Boris hat die Regierung angetreten.

Rückzug der Oesterreicher in Albanien.

Unmittelbar westlich des Ochridasees haben die Oesterreicher, der Lage an der bulgarischen Front Rechnung tragend, am 29. September nach örtlichen Kämpfen einen Geländestreifen geräumt. Am 2. Oktober nahmen sie in Albanien, durch die Ereignisse an der bulgarischen Front genötigt, ihre Divisionen zurück. Berat gelangte hierdurch kampflos in Feindeshand. Der Rückmarsch des Generalobersten Frhrn. von Pflanzer-Baltin geht ohne jedwede Störung durch den Gegner vor sich. Am 5. Oktober wurden südlich des Skumbi-Flusses nach schwersten Kämpfen an der serbischen Front die österreichischen Vortruppen von Vranje zurückgenommen. Am 10. Oktober wurden Prizren und Pristina geräumt. Auf den Höhen nördlich von Leskovac stehen deutsche Bataillone im Kampf mit den Serben. Franzosen und Serben sind in dem von den Oesterreichern geräumten Elbasan eingerückt. Am 11. wurde Mitrovica, am 12. Nisch vom Feinde besetzt.

Rückmarsch der deutschen Truppen.

Nach dem deutschen Tagesbericht vom 6. Oktober wurden unsere bisher im Rahmen des bulgarischen Heeres kämpfenden Truppen herausgelöst und sind im Rückmarsche in ihre Versammlungsräume. Sie haben den an sie gestellten hohen Anforderungen voll entsprochen und Hervorragendes geleistet.

Deutschland und der Katholizismus.

Der „Arbeitsausschuß zur Verteidigung deutscher und katholischer Interessen im Weltkrieg" läßt soeben ein neues bedeutungsvolles Werk erscheinen[1]). Dieses hebt die Ideen des Christentums und die reichen Kräfte des Katholizismus in ihrer positiv erneuernden und fördernden Art für die deutschen Verhältnisse und deren Zukunftsgestaltung hervor. Unter starker Betonung der ideellen und grundsätzlichen Sicherheit des katholischen Standpunktes werden vor allem die praktischen Aufgaben der deutschen Katholiken in großen Zügen dargelegt; es wird ihr Pflichtbewußtsein angeregt, überall tatkräftig mit Hand anzulegen und jeden lähmenden Pessimismus fernzuhalten. Auch jene Kräfte, die in der Aufregung der langen Kriegszeit bei manchen mehr in den Hintergrund getreten oder geschwächt sind oder gar in ihrem Werte herabgemindert scheinen, sind nach ihrer Beteutung für den einzelnen, das Volk und das Vaterland gewürdigt und stark unterstrichen. Das religiöse Leben mit allem, was seiner Förderung dient, ist besonders betont, auch den Schul- und Erziehungsfragen, sowie den Problemen des sozialen Ausgleichs ist ein verhältnismäßig breiter Raum zugestanden.

Der erste Band enthält 22 Aufsätze nebst dem gemeinsamen Hirtenschreiben der Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands am Feste Allerheiligen 1917; der zweite 24 Arbeiten, wobei die eine „Deutschland und seine Verbündeten", in drei Teile zerfällt. Die Verfasser sind Universitätsprofessoren oder sonstige führende Persönlichkeiten, Geistliche und Laien, Welt- und Ordenspriester, auch eine Frau (Hedwig Dransfeld) ist vertreten. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Schrift nicht wesentlich neue Gedanken bringen kann und will, sie lenkt vielmehr die Aufmerksamkeit auf die längst bewährten Grundsätze des Katholizismus und zeigt, wie seine sozialen, politischen, kirchenpolitischen und religiös-sittlichen Ideen, auf die namentlich im zweiten Bande die Aufmerksamkeit gelenkt wird, Richtlinien auch für die Zeit nach dem Kriege sein können. Manche von den hier behandelten Thematen fanden in letzter Zeit wiederholt Erörterungen. In „Deutschland und der Katholizismus" werden diese Aufsätze, von hervorragenden Autoritäten behandelt, mit einer gemeinsamen Zielrichtung im einzelnen und im ganzen uns vorgeführt.

Die Stimmung, die das ganze Werk durchzieht, ist fern von allem Kleinmut, zeigt vielmehr reichlich Optimismus und Vertrauen auf die siegreiche Kraft der katholischen Grundsätze. An einzelnen Stellen dürfte vielleicht der eine oder andere Leser zuviel Zuversicht sehen (vgl. z. B. I. 119 ff.; 254, 256 ff.). Nirgends Polemik, überall Sachlichkeit und Vornehmheit; allenthalben die Aufmunterung zur Aktivität und zum Anschlusse an den richtigen Fortschritt auf allen Gebieten des Geistes- und Gesellschaftslebens. Das Buch macht unserem Vaterlande für die kommende schwere Zeit starke Kräfte mobil. Folgt man dem Rufe, dann wird der Katholizismus die Zukunft nicht unwesentlich beeinflussen. Das Buch wird wie eine Apologie unserer Religion und Kirche wirken.

Geistl. Rat Prof. Dr. Hoffmann.

[1]) Deutschland und der Katholizismus. Gedanken zur Neugestaltung des deutschen Geistes- und Gesellschaftslebens. Herausgegeben von Dr. Max Meinertz und Dr. Hermann Sacher. 1. Band. Das Geistesleben XXVII und 446 S. 2. Band: Das Gesellschaftsleben XXIII und 515 S. Freiburg, Herder, 1918. 24 M, geb. 29 M.

Vom Büchertisch.

Seelenklänge. Neue Gedichte von Frz. Joseph Zlatnik. Verlag Hch. Kirsch, Wien I. Es ist eine Jubiläumsausgabe, die von dem Leserkreis des Dichters bewirkt wurde. Die Gedichte sind von einer Tiefe und einem Gehalt, der gerade in der eisenklirrenden Zeit des Krieges wundersam berührt. Schönheit und Mitleid sind die Leitsterne Zlatniks. In ihnen findet er die Bahn zu Menschenwürde, die frei macht von den jetzigen Verrohungen der Welt. Neben einer rührenden Naivität voll kindlichen Glaubens lesen wir Bilder von einer überreichen Pracht, von einer Empfindungsgewalt, die gar oft an Lenau erinnert. Auch der schwermütige Zauber der eigenartigen Lenauschen Melancholie liegt besonders über den Gedichten vom Herbst und Frühling. Dr. Decker.

Goldschmitt, Der Kulturkampf in Frankreich. 2. Aufl. Generalvertrieb: Verlagsbuchhandlung C. Ohlinger, Mergentheim a. T. 1918. XIX u. 238 S. 4.80 M. Das höchst zeitgemäße Buch führt die nationale Apostasie Frankreichs in den vier Kapiteln vor: die kirchenfeindliche Gesetzgebung von 1880 bis 1914, Ursachen des Kulturkampfes, Folgen des Kulturkampfes, Wiederaufleben des Katholizismus. Sie ist durch die Tätigkeit der Loge geschaffen worden, die mit ihren zirka 36 700 Mitgliedern durch 30 Jahre hindurch 12 Millionen Wähler unter dem Rufe: „Der Klerikalismus ist der Feind!" vergewaltigte. Die Kampfesweise der Freimaurerei wird aufgedeckt, aber auch die Fehler der Katholiken werden nicht verschwiegen. Diese hatten zwar eine Reihe trefflicher und opferbereiter Führer, doch es fehlte dem katholischen Frankreich an Einigkeit, an Organisation, an einer zielbewußten Presse; dazu kamen fortgesetzt politische Unklugheiten und chauvinistische Schwärmereien.

Unschätzbare Verluste hat der Kulturkampf Frankreich gebracht, Verluste an religiös-sittlichen, vaterländischen, auch materiellen Gütern; erschreckend ist die Statistik, die G. hierüber beibringt, entsetzlich die über die Schule. In etwas versöhnend wirkt der Schluß, der eine anbrechende Morgenröte zu melden vermag, die den ersehnten Tag für den Katholizismus ankündigt. Das Buch erhält besondere Lebendigkeit durch die eingefügten kurzen Zitate, in denen Hauptmomente aus Handlungen und Reden von Freund und Gegner unmittelbar zu dem Leser sprechen. Dr. Hoffmann.

Dr. **Arnold Pöschl**, O. ö. Professor an der k. k. Universität zu Graz: **Kurzgefaßtes Lehrbuch des katholischen Kirchenrechts auf Grund des neuen kirchlichen Gesetzbuches.** (8° X und 385 S.) Graz und Leipzig 1918. Verlag von Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff). Broschiert ℳ 11.50, gebunden ℳ 15.50. Unter den zahlreichen Abhandlungen, welche das neue kirchliche Gesetzbuch bereits veranlaßt hat, verdient für weitere Kreise dieses Buch besondere Empfehlung. Es gibt den ganzen Stoff in kurzer, klarer und übersichtlicher Darstellung, läßt allen fachwissenschaftlichen Ballast beiseite, legt dafür aber Wert auf gründliche Erläuterung der kanonistischen Grundbegriffe und setzt das neue Recht stets in Verbindung mit der geschichtlichen Entwicklung. Der Verfasser hatte „hauptsächlich die Bedürfnisse der Studierenden, und zwar besonders an den rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultäten im Auge.“ In der Tat sollten gerade letztere das neue kirchliche Gesetzbuch ernstlich beachten. Es würde das ihrer allgemeinen juristischen Ausbildung in mehr als einer Hinsicht zugute kommen. Dr. K. Neundörfer.

P. **Anton David** S. J., **Präfektenbuch.** Darlegungen für Präfekten in katholischen Erziehungshäusern und für alle, die mit Jugenderziehung zu tun haben. 254 S. Regensburg, Friedrich Pustet. 1918. 5 ℳ. — Das Buch handelt im 1. Teil vom Präfekten, seinen notwendigsten Eigenschaften und stellt eine Reihe von Typen auf, im 2. gibt es eine Darstellung der Zöglinge, ihrer Verschiedenheit, ihrem Freiheits- und Ehrgefühl, weist auf bedenkliche Arten derselben hin und macht mit Schwierigkeiten ihrer Behandlung bekannt, der 3. enthält mehr praktische Anleitungen, Ratschläge, Fingerzeige und Winke. Dem Verfasser steht eine vierzigjährige Erfahrung als Präfekt und Generalpräfekt in einem großen, weltbekannten Internat (Stella Matutina in Feldkirch) zur Seite. Diese bekundet sich aufs vorteilhafteste in der Heranziehung so vieler konkreter Einzelzüge, die dem Fernstehenden als Kleinigkeiten erscheinen möchten, die aber dennoch wichtig sind. Dem entspricht auch die einfache, volkstümliche und mit vielen drastischen Vergleichen und Sprüchen gewürzte Sprache. So atmet das Buch durchwegs Leben. Besonders möchte ich hinweisen auf das, was der Verfasser über die Behandlung der Zöglinge durch Rügen und Strafen an zahlreichen Stellen der Schrift sagt, sowie auf die Bemerkungen über Freundschaften, namentlich solche mit bedenklichen Zügen. P. D. hofft, daß sein Buch allen dienlich sein könne, die mit der Jugend zu tun haben, daß selbst Eltern darin des Brauchbaren in Genüge finden dürften. Wir sind dessen völlig überzeugt. Dr. Hoffmann.

Bühnen- und Musikrundschau.

Hoftheater. Es ist keine Zeit, Feste zu feiern. Kaum ein schwacher Nachhall des Jubels, der vor 100 Jahren das Haus durchbrauste. Der Theaterzettel nahm von dem Jubiläum keine Notiz, sondern meldete ganz schlicht: „Neu einstudiert: Die Schweizerfamilie.“ — Diese lyrische Oper war vor 100 Jahren allbeliebt. Sie ist hier noch 1872 gegeben worden, während die zahlreichen anderen italienischen und deutschen Opern, Lieder, Messen des Wiener Kapellmeisters vergessen sind. J. Weigl, bei dem Haydn wortwörtlich Pate gestanden, war von Salieri und Albrechtsdorfer gebildet. Frische, Anmut, Zartheit zeichnen seine liebenswürdigen Weisen aus und eine angenehme Temperatur des Gefühles erwärmt. Der Text (von Castelli) mutet uns heute ein wenig kindlich an. Rousseausche Naturschwärmerei, Empfindsamkeit und Wertherscher Weltschmerz zeigen sich hier in ihren Ausläufern in einer fast altjungferlichen Sentimentalität, die von den Tönen immerhin künstlerisch emporgehoben wird. Walter sorgte für eine stilvolle Wiedergabe. Die „Emmeline“, um die sich einst Größen wie die Schröter-Devrient rissen, sang Frl. Ivogün sehr reizvoll. Daß das Publikum heute nur freundliches Interesse zeigt, wo unsere Groß- und Urgroßeltern in helles Entzücken gerieten, dafür kann weder sie noch Schipper, Erb, Brodersen, Frl. Willer u. a., die für den hübschen Abend das Ihrige taten. Was nicht vom Genie kommt, veraltet; aber ein Meister war Weigl. „Verachtet mir die Meister nicht“ ....

Schauspielhaus. Ernst v. Wolzogen hat sein im August uraufgeführtes Schauspiel „Die Peitsche“ einer Umarbeitung unterzogen, aus der ich ersehe, daß der Autor genau dasselbe, was ich als dramaturgischen Grundfehler in meiner Besprechung (Nr. 33) erkannt zu haben glaubte, zu tilgen und zu verbessern bemüht gewesen ist. Er trachtet in der Neufassung danach, die zwischen dem sehr frischen und vielversprechenden ersten Akte und dem zweiten fehlenden psychologischen Verzahnungen herzustellen. Die rasche Verlobung der Bankdirektorstochter, die des Vaters Willen zur Macht geerbt und diesem Ehrgeiz alle anderen Gefühle und Bedenken unterordnet, kommt uns jetzt nicht mehr allzu überraschend und wirkt dadurch glaubhafter. Auch das Bekenntnis zur Vaterschaft, zu dem sich der Bankdirektor genötigt sieht, um eine Verlobung zwischen dem Sohne und der illegitimen Tochter zu verhindern, überfällt uns nicht mehr als Ueberraschung. Langsamer wird die Gattin des Bankdirektors aus ihren Täuschungen gerissen. Sie muß erkennen, daß der geliebte Mann schon lange Vorbereitungen traf, um ihren Vater geschäftlich niederzuringen, daß er

sie weder aus Liebe geheiratet, noch ihr, wie sie wähnte, die Treue gehalten hat. Der Konflikt zwischen Vater und Sohn bleibt unentschieden. Die frühere Fassung brachte eine rein äußerliche Lösung dadurch, daß der letztere im Kriege fiel. Sie war einen überflüssigen vierten Akt nicht wert; es ist auch erfreulicher, wenn der Bankdirektor seine Fehler einsieht, bevor er durch Trauer ergraut und vom Schicksal weichgehämmert ist; eines bleibt freilich in jeder Fassung: Das Stück hat ein Ende, aber keinen zwingenden Schluß, wenn es auch an Flüssigkeit des szenischen Verlaufes gewonnen hat.

Kammerspiele. Mit einem ungefähr gleichzeitig erschienenen Buche Lud. Thomas hat Sternheims Komödie „Perleberg" ein Motiv gemeinsam. Ein abgelegenes, durch keinerlei Naturschönheiten ausgezeichnetes Nest soll durch Reklameschwindel zum Kurort gestempelt werden. Leider fehlt es Sternheim an Humor. Die Figur des armen, lungenkranken Schulmeisters, des einzigen Kurgastes von Perleberg, der an den kargen Reizen des Ortes so herzliche Freude empfindet und durch die Reinheit seines Kinderherzens sterbend die streitenden Ichmenschen zu höherer Menschlichkeit modelt, ist klug ersonnen; allein nicht kalte Literatenarbeit, sondern „Gefühl ist alles" und so blieb das Publikum, obwohl Sladeck dem Schulmeisterlein aus eigenem einen Hauch Jean Paulschen Geistes gab, gelangweilt und zeigte sich ungnädig.

Neues Theater. Es ist begreiflich, daß das Neue Theater weiterhin nach Salonlustspielen sucht, denn zweifellos liegt hier seine Stärke. Die feine, geistreiche Kunst der Olly gibt hier den Ton an und eine kluge Regie folgt ihr. „Lady Windermeres Fächer" gefiel. Wie immer bei diesen leichtgeflügten Komödien Wildes wirkt nicht der Handlungsverlauf, sondern die leichte, anmutige Form, der geschliffene Dialog und das Glitzergold der Aphorismen. Daß die Mutter wegen einer längst bereuten Eheirrung für die Tochter immer tot bleiben muß, in ihrem Incognito der letzteren am Rande einer gleichen Gefahr beispringt, wobei die Wahrheit vor dem zärtlichen Gatten zugedeckt wird, entspricht dem Ethos der sich so wichtig nehmenden englischen „Gesellschaft" und man versteht, warum man zu dem Wahrheitsfanatiker Ibsen jenseits des Kanals niemals Fühlung gewinnen konnte.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Waffenstillstandsangebot und Wirtschafts-Neuorientierung — Für Börse und Kapital kein Grund zu Optimismus — Unnütze Geldaufspeicherung.

Angesichts der Fülle hochwichtiger Ereignisse, die sich in den letzten Tagen förmlich überstürzt haben und denen jedermann im Wirtschaftsleben **vollständig unvorbereitet** gegenüberstand, hören die Kurszuckungen an unseren Börsen noch nicht auf. Eine rechtzeitige amtliche Aufklärung der Oeffentlichkeit über die sicherlich schon längst vorbereiteten politischen und militärischen Tatsachen hätte die Verhinderung eines grossen Teiles der Börsenverluste bedeutet! Dies um so mehr, als die kommende Zeit des hoffentlich nicht mehr allzu fernen Friedens eine vollständige Neuorientierung für unsere Wirtschaft mit sich bringt. Mit Deutschlands zustimmender Antwort an Wilson zwecks **Herbeiführung eines Waffenstillstandes** zur Einleitung der Friedensverhandlungen tritt auch an unsere Wirtschaftsgebiete die Umstellung auf die Friedenszeit in greifbare Nähe. Die vierzehn Punkte von Wilsons Friedensprogramm enthalten auch die Grundlagen des wirtschaftlichen Wiederaufbaues: Freiheit der Schiffahrt, Gleichheit der Handelsbeziehungen unter allen Nationen innerhalb des zu bildenden Völkerbundes und nicht zuletzt Ausschluss jedes wirtschaftlichen Boykottes oder von sonstigen wirtschaftlichen Rivalitäten. Trotz der heftigen Kursschwankungen an unseren Börsen und der veränderten politischen Gesamtlage herrschen bei unseren Grossindustriellen immer noch überwiegend Zuversicht und Vertrauen auf die Zukunftsgestaltung unserer Wirtschaft. Unsere Industrie, während der Kriegsjahre in einem Masse entwickelt und gekräftigt, dass sie auch weniger guten Zeiten gewachsen sein wird, hat nach jeder Richtung hin Fürsorge für den Uebergang zur Friedenswirtschaft getroffen. Naturgemäss bildet die Frage der Herbeischaffung genügender Mengen von Rohstoffen und Betriebsmaterialien einen der Hauptpunkte der Anfangsschwierigkeiten, wozu in gleichem Masse der Abbau der Zwangswirtschaft gehört, an deren Stelle unsere Industrie den freien Wettkampf aufnehmen wird. Die ausfallenden Heeresaufträge werden

ersetzt durch die Beschäftigung für den Wiederaufbau und die Ergänzung in der Heimat.

Zu einem Optimismus besteht allerdings schon wegen der Unklarheit über die Friedensverhandlungen kein Grund. Der Höhepunkt der Ertragsfähigkeit der Industrieunternehmungen ist weitaus überschritten und bleibt stark beeinträchtigt durch die gewaltigen Mehrausgaben an Steuern, Löhnen und an Gesamtbedarf. Spricht man jetzt von immer noch angespanntester Hochkonjunktur innerhalb unserer Schwerindustrie, so bildet dieses Moment keinen Massstab für die spätere Gestaltung dieser Sparten. Auch die zufriedenstellenden Bilanzergebnisse der führenden Julipapiere, die hierbei ausgewiesenen Millionenrückstellungen sind Folgen einer Periode der vergangenen Höchstleistung. Rechnen unsere Börsenkreise auch mit einem weiteren Fortgang der Friedensverhandlungen mit Wilson und wird diese Tendenz namentlich in einer starken Steigerung unserer festverzinslichen Werte, sowie der Friedenspapiere und nicht zuletzt der Höherbewertung der Devisenkurse der Kriegführenden zum Ausdruck gebracht, so können doch die vielseitigen Warnungen von Fachpresse und Fachleuten an die Adresse der Kapitalisten unterstrichen werden: in jetzigen Zeiten mehr denn je sich vom Börsenspiel fern zu halten. Ueberraschungen der unangenehmsten Art sind auch weiterhin zu erwarten. Solche Vorsicht und abwartende Haltung ist naturgemäss nicht gleichbedeutend mit jener durch Entente-Wühlereien geschürten kopflosen Angsttendenz, welche sich neuerdings äussert in dem unvernünftigen Aufspeichern von Geld-Umlaufsmitteln.

Der erfreulicherweise zufriedenstellende Verlauf des Kriegsanleihe-Zeichnungsgeschäftes konnte durch solche Unvernunft, welche sich in einem vielfach planlosen Verkauf früherer Emissionen von Kriegsanleihe äusserte, nicht beeinträchtigt werden. Der neuerliche Hinweis, dass die Reichsbank eine Aktion vorbereitet, auch nach Kriegsschluss den Kurs dieser Anleihen nach jeder Richtung hin zu stützen, und dass bei den jüngsten Kursstürzen an der Börse die Kriegsanleihe im Gegensatz zu Industriepapieren nur eine kaum merkbare Einbusse erlitten, charakterisiert unsere Kriegsanleihe nach wie vor als unser bestes Anlagepapier.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.





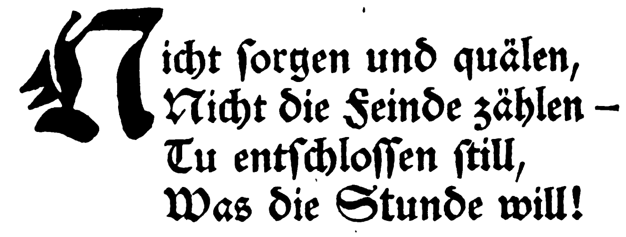
Zeichnet die 9. Kriegsanleihe!

Die Kriegsanleihe-Versicherung ist ein ausgezeichnetes Hilfsmittel, Kriegsanleihe zu zeichnen. Auf die bekanntesten Lebenversicherung-Gesellschaften und -Banken, die den Lesern der „A. R." für den Abschluß einer solchen Versicherung empfohlen werden können, sei daher nochmals besonders aufmerksam gemacht: Preußische Lebensversicherungs-A.-G., Berlin W 8, Mohrenstraße 62, — K. u. K. priv. Lebensversicherungs-Gesellschaft „Oesterr. Phönix", München, Theatinerstraße 8, — Karlsruher Lebensversicherung a. G., Karlsruhe, — Friedrich Wilhelm-Lebensversicherung-A.-G., Berlin W 8, Behrenstraße 58—61, — Deutsche Lebensversicherungs-Bank A.-G., Subdirektion München, Herzogstraße 61, — Gothaer Lebensversicherungsbank a. G., Gotha, — „Janus", Hamburger Versicherungs-Aktiengesellschaft, München, Marienplatz 17, — „Concordia" Cöln. Lebensversicherungs-Gesellschaft, Cöln, — „Wilhelma", Allgemeine Versicherungs-Aktiengesellschaft, Magdeburg.

Weihnachtskrippen. Zu den künstlerisch bedeutendsten Weihnachtskrippen gehören die des bekannten Münchener akademischen Bildhauers Sebastian Osterrieder. Diese Krippen werden in ganz verschiedenen Formen ausgeführt, vom großen figurenreichen mit landschaftlichem Hintergrunde und vielfältiger Ausstattung versehener Werke bis zur kleinen Gruppe, die doch in ihrer Art nicht minder reizvoll ist. Osterrieder hat seine Krippen dadurch berühmt gemacht, daß er die Figuren und Szenerien nach sorgfältigsten, an den heiligen Stätten selbst vorgenommenen Studien bis ins einzelste ausgestaltet hat. Der Wert der Krippen ist durch Persönlichkeiten vom höchsten Range, obenan von Sr. Heiligkeit dem Papste, dem Deutschen Kaiser und vielen anderen anerkannt worden. Ernstlichen Interessenten stehen Abbildungen und Preisanschläge zur Verfügung. Näheres ist noch aus dem Inserat auf Seite 609 ersichtlich.

Beim Ausbleiben oder bei verspäteter Lieferung

bitten wir unsere verehrl. **Postbezieher**, sich stets nur an den Briefträger oder die zuständige Postanstalt zu wenden. Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen, schreibe man unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an die Geschäftsstelle der „Allgemeinen Rundschau", München.



Ein Buch von bleibendem Werte

ist unser soeben in neuer Auflage erschienenes Verlagswerk

Der Katholik der Tat.

Ein Betrachtungsbuch für gebildete Katholiken. Von **G. Palán S. J.** Aus dem Spanischen verdeutscht von Professor Dr. E. Vogel. Mit einem Vorwort von Dr. Norbert Peters, Professor der Theologie an der bischöfl. theolog. Akademie zu Paderborn. 3.—5. Tausend. XXIV u. 224 Seiten. Kl. 8⁰. Preis gebunden in Pappband ℳ 3.80, in farb. Kaliko ℳ 4.80, in Kunstleder mit Goldschnitt ℳ 5.50.

Der Weltkrieg hat die deutsche Tatkraft in die Schranken gerufen. Die Gegenwart und nicht minder die Zukunft bedarf glaubensstarker, tatkräftiger Seelen, die in Wort und Wandel das Bewußtsein zum Ausdruck bringen: „Das Christentum ist Tat, ist Leben, ist selbstverleugnende Hingabe!" Der Katholik nach Christi Geist, der ist in Wahrheit „der Katholik der Tat", zu dem das Werk seine Leser heranbilden will. Das vortreffliche Buch, dessen erste hohe Auflage schon nach kurzer Zeit völlig ausverkauft war, ist nicht ein Betrachtungsbuch im landläufigen Sinne des Wortes, es ist vielmehr eine Sammlung religiöser Sentenzen und Aphorismen, es sind Ergebnisse von Betrachtungen eines Mannes, der nach den Stürmen des Lebens Halt und felsenfesten Grund in der göttlichen Wahrheit findet. Ein besonderer Vorzug des Werkes ist der, daß es noch vollständig aus gutem Friedensmaterial hergestellt werden konnte.

Paderborn. Bonifacius-Druckerei.

Ingenieure! Kaufleute! Eltern!

Kennet Ihr **Ferrol** und sein **„Neues Rechnungsverfahren"**, eine Umwälzung, **gewaltiger** und bedeutungsvoller als die einst durch **Adam Riese** hervorgerufene?

Frei von Gedächtnisarbeit u. Formelkram gestattet es dem Rechner, die Resultate sowohl einfachster Multiplikationen, Division. usw. als auch schwierigster, bisher gar nicht lösbar gewesen. hochmathematischer Operationen fast **unwillkürlich zu wissen**, anstatt sie erst mühsam errechnen zu müssen.

Glänzende Anerkennungen d. gesamten Fachwelt, von Hochschulen und Ministerien.

Ausführl. Druckschriften postfrei und unberechnet.

*

Mein

großer Handkatalog

gehört in jede, auch die kleinste Privat-Bibliothek, derselbe enthält in vorzüglich. system. Anordn. auf nahezu 2000 Seiten ca. 200000 versch. Werke **aus allen Gebieten** (Spezialität: Selbstunterrichtswerke) ist also ein höchst wertvolles

Handbuch der gesamten Literatur d. Gegenwart

Ich berechne denselben m. nur M.5.- und bringe diesen Beitrag bei der ersten Bestellung auf Bücher voll in Anrechnung.

Frz. Jos. Huthmacher, Bonn 48
Verlags- und Versandbuchhandlung
P.-S. Cöln 21653.

Für Allerseelen

= Allerseelen-Andacht =
sowie für Krieger-Feiern

Soeben erschienen und allen kathol. Kirchenchören bestens empfohlen:

Weitzel, W., op. 5. **Trauerklänge**. Sammlung von 10 Grabliedern für 1-, 2-, 3- u. 4stimm. Frauenchor, mit u. ohne Orgel, darunter 4 Trauergesänge für gefallene Soldaten bei kirchlichen und weltlichen Trauerfeiern, hoch 4⁰, 12 S. Mk. 1.50.

Berner, Otto A., **Drei leichte Grabgesänge** für den prakt. Gebrauch, hoch 4⁰, 8 S. 70 Pf.

Inhalt: 1. Berner, op. 334 . . . . . „Du hast's vollbracht." Für 4stimm. gemischten Chor bezw. für 2 Frauen- oder Knabenstimmen.

2. Berner, op. 332 . . . . „Wir stehen ums Grab." Für 3stimm. Frauen- od. Knabenchor.

3. Frey C., „Letztes Grüssen". Für 4stimm. Frauen- oder Knabenchor.

Badenia Verlag und Druckerei Karlsruhe.

Berlin
Mittelstr. 21-22
Hotel Stadt Kiel

2 Min. v. Bahnhof Friedrichstr. 4 Min. v. d. St. Hedwigskirche. Moderner Komfort :: Ruhiges u. angenehmes Wohnen :: Zimmer v. M. 3.— an. Bes. Franz Stützer.

Zeichnet die 9. Kriegsanleihe!

Die Leser der „A. R." bilden eine große Gemeinde der besten Gesellschaftsschichten im ganzen Deutschen Reiche und im verbündeten und neutralen Auslande. Warum sollte jeder Bezieher daher dieses einflußreiche Blatt nicht auch zu jeglicher Art Insertion stets an erster Stelle mitbenutzen? Wir weisen darauf hin, daß Gesuche von Erzieherinnen, Hausdamen, Gesellschafterinnen usw. stets sehr erfolgreich sind. Ebenfalls haben beste Wirkung alle anderen Arten von kleinen Anzeigen wie noch sonstige Stellengesuche und Angebote, An- und Verkäufe usw. Auch wer brieflichen Verkehr, Gedankenaustausch usw. wünscht, kann auf zahlreiche Offerten rechnen. Dann sollten die verehrl. Leser in der Rundschau auch sämtliche Familiennachrichten, die sonst in der Regel nur der Tageszeitung zugewiesen werden, erscheinen lassen zwecks weitester Verbreitung in den gebildeten katholischen Kreisen.

Unterhaltende u. belehrende Familienlektüre

Alte und Neue Welt

Mit den zeitgeschichtlichen Beilagen **„Rundschau in Wort und Bild"** und **„Für die Frauen"**. Vierteljährl. 3 Hefte mit ca. 250 Illustrationen zum Quartalpreise von Mk. 3.50.

Jung und alt bietet die in weitesten Kreisen des deutschen Sprachgebietes verbreitete schön ausgestattete und reich illustrierte Zeitschrift inhaltlich durchaus einwandfreie, künstlerisch hochstehende Romane, Novellen und Erzählungen, formvollendete Gedichte, gehaltvolle, meist reich illustrierte Aufsätze aus allen Gebieten des Wissens und der Praxis.
Erziehung und Unterricht, Hamm.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter

Verlagsanstalt Benziger & Co. A.-G., Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Strassburg i. E.

Deutsche Städte, deutsche Bürger, zeichnet die neunte Kriegsanleihe!

Von neuem geht der Weckruf an das deutsche Volk zur Zeichnung auf die Kriegsanleihe. Ernst ist die Zeit und ernst sei der Sinn, der sich äußern muß in der Tat. Die deutschen Städte, auf deren Schultern ein großer Teil der Lasten des Krieges ruht, haben die feste Zuversicht, daß ihre daheim gebliebenen Bürger in diesen Tagen schwerster Entscheidungen und größter Gefahren für unser Vaterland sich des Geistes der Väter von 1813 erinnern, welche in weit härterer Zeit durch ihre standfeste Opferfreudigkeit die Grundlagen gebaut haben für das Deutsche Reich. Was damals gebaut, muß heute aufrecht erhalten werden. Dazu ist nötig, daß jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau den Glauben und den Willen, die Kraft und die Zuversicht im Herzen tragen. Unser feldgraues Heer, das auch im 5. Kriegsjahr dem Ansturm der Feinde heldenmütig die Stirn bietet, bedarf immer wieder von neuem des wehrhaften Rüstzeuges, das ihm die Heimat liefern soll. Nicht besser kann den tapferen Kämpfern die Heimat danken, als daß sie die Mittel liefert zur Beschaffung von Schwert und Schild. Auch die deutschen Städte sollen und wollen alles aufbieten, was ihnen selbst, ihren Sparkassen und ihren Stiftungen an Mitteln zu Gebote steht. Sie richten aber auch an alle ihre Bürger die dringende Aufforderung zur Kriegsanleihezeichnung. Der Ruf, der jetzt von neuem an unser Volk ergeht, soll im Herzen tönen. Wer nicht freudig gibt, was er kann, der hat nicht teil an der Größe der Zeit, die wir mit unserem geliebten Vaterlande durchleben und erleben. Deutsch sein heißt mittaten an dem großen Werk des machtvollen Verteidigungskampfes, der Deutschland von seinen Feinden aufgezwungen ist. Wer den Weg zum wahren Frieden mitgehen will, der darf jetzt nicht dem Reich versagen, was des Reiches ist. Dem Vernichtungswillen des Feindes wollen wir entgegensetzen die ungeschwächte moralische Stärke, die unerschütterliche Entschlossenheit, die stolz auf die gerechte Sache ihren Ausdruck in dem Vertrauen auf den Endsieg findet. Die deutschen Städte wollen die Bannerträger des Gedankens sein:

Kriegsanleihezeichnung ist Heimatdank.

Der Vorstand des Deutschen Städtetages

Oberbürgermeister **Wermuth**-Berlin. Oberbürgermeister Dr. **von Borscht**-München. Oberbürgermeister Dr. **Ackermann**-Stettin. Oberbürgermeister **Adenauer**-Cöln. Oberbürgermeister **Blüher**-Dresden. Oberbürgermeister Dr. **Geßler**-Nürnberg. Oberbürgermeister Dr. **Gläßing**-Darmstadt. Oberbürgermeister Dr. **Körte**-Königsberg i. Pr. Oberbürgermeister **Lautenschlager**-Stuttgart. Oberbürgermeister **Liebetrau**-Gotha. Oberbürgermeister **Lindemann**-Kiel. Oberbürgermeister Dr. **Luther**-Essen. Oberbürgermeister **Matting**-Breslau. Stadtverordneten-Vorsteher **Michelet**-Berlin. Stadtrat Geh. Justizrat Prof. Dr. **Mosse**-Berlin. Oberbürgermeister Dr. **Oehler**-Düsseldorf. Oberbürgermeister **Reimarus**-Magdeburg. Oberbürgermeister Dr. **Rißmüller**-Osnabrück. Oberbürgermeister Dr. **Rive**-Halle a. S. Oberbürgermeister Dr. **Rothe**-Leipzig. Bürgermeister a. D. **Sahm**-Berlin, Geschäftsführer des Städtetages. Oberbürgermeister **Scholtz**-Danzig. Oberbürgermeister Dr. **Scholz**-Charlottenburg. Bürgermeister Dr. **Schwander**-Straßburg i. E. Oberbürgermeister **Siegrist**-Karlsruhe i. B. Stadtdirektor **Tramm**-Hannover. Oberbürgermeister **Voigt**-Frankfurt a. M. Oberbürgermeister Dr. **Wilms**-Posen. Oberbürgermeister **von Wolfram**-Augsburg.

Christus dem ewigen Hohenpriester hat es gefallen, seinen treuen Diener, meinen lieben Freund und eifrigen Mitarbeiter im Weinberge des Herrn

den hochwürdigen Herrn Feldgeistlichen

Sebastian Znaniecki

nach einem opferreichen Hirtenleben auf den Schlachtfeldern im Osten und Westen am 1. Oktober zu sich zu rufen.

Nach vierjähriger schwerer Kriegsarbeit im Felde erlag er einer tückischen Lungenentzündung, die er sich am 13. September bei einer Beerdigung zugezogen hatte. Wohlvorbereitet und gestärkt mit den hl. Sakramenten schied er von uns. Er ruht auf dem Soldatenfriedhof in Longuyon. Seine Seele wird dem frommen Gebete und Memento in Sacris empfohlen.

R. i. p.

Im Felde im Oktober 1918.

P. Eusebius Huchracki O. F. M.
F.-Div.-Pfarrer.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 × gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25 %.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 43. München, 26. Oktober 1918. XV. Jahrgang.

Kann Deutschland durch äußere Einflüsse niedergetreten werden?

Von Rechtsanwalt Nuß, Worms.

So sehr sich Deutschland bei der zu erwartenden Weltauseinandersetzung am Konferenztisch zu dem Grundsatz des Dauerweltfriedens bekennen und aus Ueberzeugung (nicht aus Taktik je nach wechselnden Umständen) an der Verwirklichung des Völkerbundgedankens mitarbeiten wird, ebensosehr wird dieses Deutschland die ganze Kraft und den sittlichen Adel seiner nationalen Seele hochhalten. Seine nationale Ehre und Würde wird das deutsche Volk in keinem Augenblick aus dem Auge lassen dürfen, wenn es gilt, die Forderungen des internationalen Menschheitsprinzips mit denjenigen der nationalen Selbsterhaltung und Entwicklungsfreiheit in Einklang zu bringen. Auch den gegnerischen Staaten und Völkern wollen und müssen wir das Recht ihrer Eigenart als Nation und Rasse aus Prinzip und Rechtsgefühl zugestehen. Wir können und müssen aber anderseits von den Gegnern verlangen, daß sie uns das gleiche Recht auf Grund des gleichen Prinzips und Rechtsgefühls einräumen. Der Grundsatz allseitiger Gegenseitigkeit ist eine allgemeine ethische Forderung, welche die gesamte Völkerfamilie angeht.

Deutschland ist nicht am Ende seiner Kraft. Ihm stehen nicht nur gedankliche, geistig-sittliche Mächte in Gestalt nationaler und internationaler Ideale zur Seite, sondern auch sehr reale Kräfte. Rein natürliche, praktische Erwägungen und die Erfahrungen der Geschichte sagen jedem Einsichtigen, daß ein Achtundsechzigmillionen-Volk von solcher geschichtlichen Vergangenheit und Leistungsfähigkeit durch äußere Machtmittel nicht niederzutreten ist. Wir Deutschen sind, das kann ohne Selbstüberhebung ausgesprochen werden, trotz aller Entgleisungen (Pariser Sitten!) ein so gesundes und naturfrisches Volk, daß wir als Nation und Rasse nicht untergehen können. Ein Volk, das bis zum Kriege etwa 375 Milliarden Mark Vermögen an realen Werten errungen und erspart hat, das jährlich rund 900000 Menschen mehr ernähren konnte, das trotz der Lasten und Opfer dieses Weltkrieges in acht Kriegsanleihen 88000 Millionen Mark aufzubringen vermochte, ein solch starkes Volk kann nicht zugrunde gehen. Nahezu 70 Millionen Menschen, die mächtig und heiß den Willen nach Leben und Freiheit in sich spüren und den Glauben an sich selbst und ihre Zukunft in sich tragen, können unmöglich zur moralischen, geistigen, wirtschaftlichen und nationalvölkischen Unfruchtbarkeit verurteilt werden. Ihnen kann man einfach die Lebensadern nicht abbinden. Hierzu kommen die Arbeitskraft, Unternehmungslust, Erfindergeist, Fleiß, Zähigkeit, Organisationstalent, Gründlichkeit, die Treue, der Familiensinn, Mut, Tapferkeit, der starke Glaube an Ideale, kurz: der ganze Kulturzustand des deutschen Volkes. Solche geistigen und ideellen Riesenkräfte lassen sich durch keine Macht der Erde, durch kein Friedensdiktat zu Boden schlagen!

Ein Beispiel für die Kulturhöhe des deutschen Volkes: Deutschland hat anerkanntermaßen das beste Schulwesen. Es hat die meisten Lehrer und gibt jährlich 878 Millionen Mark für seine Schulen aus, während England noch nicht die Hälfte (380 Millionen) und Frankreich noch weniger (260 Millionen) ausgeben. Unter 10000 deutschen Rekruten wurden denn auch nur 2 Analphabeten gezählt, gegen 100 in England und 320 in Frankreich. An wissenschaftlichen Nobelpreisen hatten wir vor dem Kriege 14, England und Frankreich dagegen nur je 3 errungen. Kann ein solches Volk durch äußeren Machtspruch geistig oder gar physisch als Nation zum Tode verurteilt werden?

Mit Schmerz und Ingrimm stellen sich viele unter uns die Frage, wie es gekommen ist, daß ein so gutmütiges und verträgliches Volk wie das deutsche (vgl. das Wort vom deutschen Michel!) so verhaßt und isoliert werden, daß ihm so mißtraut werden konnte, wie es leider tatsächlich der Fall ist. Es ist heute noch nicht an der Zeit, vielleicht auch noch nicht möglich, diese ernste Frage von allen Gesichtspunkten aus in tiefschürfender Weise zu behandeln. Am richtig verstandenen, in richtigen Bahnen sich bewegenden deutschen Wesen liegt diese tragische Erscheinung jedenfalls nicht.

Gestützt auf die materiellen und geistigsittlichen Kräfte, die im deutschen Volke unleugbar im reichsten Maße vorhanden sind, und vertrauend auf die Zuverlässigkeit der geschichtlichen Erfahrung werden unsere Vertrauensmänner aufrecht und stark an den Konferenztisch treten können, an dem auf Jahrhunderte über das Schicksal der Welt entschieden werden soll. Nicht als einseitige Internationalisten, die vor lauter Objektivität den Splitter im Auge ihrer eigenen Nation sehen, den Balken im Auge der Feinde aber nicht, nicht als Heimatlose, Entwurzelte, Entnationalisierte, sondern als Aufrechte, Freie, Stolze wollen wir unsere Führer in diesen weltgeschichtlichen Stunden sehen, als Männer, die mit heißem Herzen ihr Vaterland lieben und den Glauben an die deutsche Seele und ihre Zukunft als unerschütterliche Ueberzeugung mit Festigkeit und Klugheit zugleich zu vertreten wissen. Wenn ein starkes Nationalbewußtsein in ihrem Busen lodert, dann können und sollen sie ohne Zaudern und aus bewußter Ueberzeugung auch die ewigen, unverjährbaren Menschheitsrechte im Sinne eines idealen, auf voller Gegenseitigkeit beruhenden Völkerbundes für die Welt reklamieren. Dann fügt sich auf sicherem Untergrund ein Baustein zum anderen.

* * *

Die Anwendung der vorstehenden Gedanken auf die augenblickliche Situation ergibt sich von selbst: Ruhig Blut und Kopf hoch! Die Lage Deutschlands ist sehr ernst, aber nicht verzweifelt. Weder im Innern noch an der Front ist etwas geschehen, was uns zu einem Frieden auf Gnade und Ungnade zwänge. Die an Zahl und Material im Uebergewicht befindlichen Armeen der Alliierten haben unzweifelhafte Erfolge, besonders in der Mitte und am nördlichen Flügel der Westfront erzielt, allein das planmäßige, schrittweise Ausweichen unserer Heere gegenüber den feindlichen Anstürmen hat bisher jeden Durchbruchsversuch und damit einen entscheidenden strategischen Sieg der Gegner vereitelt. Es ist zu hoffen, daß die mit der Einnahme rückwärtiger Stellungen verbundene Frontverkürzung zur Stärkung der Widerstandsfähigkeit unserer Linien führen und die Rechnung Fochs auf Niederringung Deutschlands vor Beginn des Winters zu Schanden machen wird.

Wir haben keinen Anlaß, an der Kraft und dem Willen unserer Truppen zum Standhalten zu zweifeln. Die Heimat hat aber allen Grund, dafür zu sorgen, daß durch ihr eigenes Verhalten jene Kräfte nicht geschwächt werden. Es ist bekannt, welch nachteiligen Einfluß auf die Stimmung draußen und drinnen die vielen Fehler und Mißstände in der Heimat ausgeübt haben und wie berechtigt, aber meistens leider vergeblich die Forderungen nach Abhilfe gewesen sind. Die Zeit wird kommen, wo die Zuständigkeits- und Schuldfragen zu er-

örtern und zu bereinigen sein werden; heute wäre nicht der geeignete Augenblick dazu. In diesen schwersten Entscheidungstagen, die unser Vaterland jemals durchzumachen gehabt, heißt es, alle inneren Streitfragen und alles Trennende zurückstellen und sich einmütig zusammenscharen hinter die vom Vertrauen der Volksvertretung getragene Reichsleitung, um einen Frieden zu ermöglichen, der Deutschlands Würde und Ehre und Lebensnotwendigkeiten wahrt.

Als sich unsere Regierung vorbehaltlos auf den Boden des Wilson'schen Programms stellte, geschah es in der selbstverständlichen Voraussetzung, daß auch die Gegenseite dieses Programm ohne Einschränkungen und Nebenabsichten zu dem ihrigen mache, daß sie den Rechtsfrieden mit allen seinen Konsequenzen auch für sich selbst akzeptiere.

Es muß sich in den nächsten Tagen zeigen, ob die Entente jene Voraussetzung erfüllen will. Die in dem Augenblick, wo dieses Heft in Druck geht, bekannt gewordene deutsche Antwort auf die Note Lansings vom 14. Oktober ist so gehalten, daß die nächste Aeußerung der Gegenseite Klarheit über deren Absichten bringen muß. Indem die Note Solfs unter Berufung auf die an die Truppen ergangenen strengen Weisungen Verwahrung einlegt gegen den Vorwurf ungesetzlicher und unmenschlicher Kriegführung, die Nachprüfung des Sachverhalts durch neutrale Kommissionen anregt und die Torpedierung von Passagierschiffen einstellt, indem sie ferner in der Waffenstillstands- und Räumungsfrage dem Wilsonschen Standpunkt entgegenkommt und bezüglich der von Wilson geforderten staatsrechtlichen „Bürgschaften" auf den grundlegenden Wandel in unseren Verfassungsverhältnissen hinweist, hat sie bei vollster Wahrung unserer Würde ein Entgegenkommen bewiesen, das den Weg zur Einleitung von Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen frei macht, wenn anders die Gegner gewillt sind, auf einer Basis zu verhandeln, die mit der Ehre des deutschen Volkes und der Anbahnung eines Friedens der Gerechtigkeit vereinbar ist.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Krümmungen der Friedensbahn.

Keinen Fortschritt brachte die Berichtswoche. Die zweite Note Wilsons wurde wie Reif in der Frühlingsnacht empfunden. Unsere beiden Noten sowie die erste Antwort von Amerika waren kurz und sachlich; das vierte Aktenstück wurde leider länger und polemisch. Nach Inhalt und Ton mehr publizistisch geartet, als staatsmännisch. Man bekam den Eindruck, daß diese zweite Wilsonnote schon präpariert gewesen, ehe die rückhaltlos akzeptierende zweite deutsche Note eingegangen war. Offenbar hatten sich in Washington Einflüsse geltend gemacht, die eine Verschärfung und Verzögerung herbeiführten. Es wird wohl zweierlei zusammengewirkt haben: einerseits die Begier der englischen und französischen Machthaber sowie ihrer Generäle, die vorhandene Ueberlegenheit auf dem Schlachtfelde noch weiter auszunützen, anderseits die Agitation von Roosevelt, Taft und Genossen, die in Nordamerika selbst die Kriegspsychose gegen den „friedlichen" Präsidenten auszuspielen versuchen. So ließ sich Wilson bewegen, wiederum erschwerende Bedingungen zu stellen und dilatorische Seitensprünge zu machen.

Erstens schob er jetzt die Fragen des Waffenstillstandes und der Räumung den militärischen Autoritäten zu, obschon er vorher selbst die Räumungsfrage angeschnitten und dabei einen vollen Erfolg erreicht hatte. Die Verschiebung der Instanz hinderte ihn wiederum nicht, schon selber eine erschwerende Bedingung in den Vordergrund zu schieben, nämlich die Forderung auf „absolute und befriedigende Garantien und Sicherheiten für die Aufrechterhaltung der heutigen militärischen Ueberlegenheit der amerikanischen und alliierten Streitkräfte". Von der „Klarheit", die der Präsident gern seinen eigenen Auslassungen nachrühmt, ist hierbei nicht viel zu spüren. Ist die Räumung von Nordfrankreich und Belgien nicht schon eine übermäßige Garantie? Auf den konkreten Vorschlag unserer Note, eine gemischte militärische Kommission zu berufen, geht Wilson noch nicht ein.

Zweitens macht er eine Anleihe bei der seit Kriegsbeginn üblichen Agitation gegen die „deutschen Greuel." Daß er sich über den U-Bootkrieg beklagt, ist von seinem Standpunkt aus noch begreiflich, da er sich persönlich von vornherein für dessen Beschränkung eingesetzt hatte. Aber es ist doch ein starkes Stück, daß er in einer amtlichen Note den unbewiesenen und unbeweisbaren Vorwurf aufnimmt, wir beschössen die Rettungsboote. Ebenso steht es mit der Anschuldigung der „rücksichtslosen Vernichtung" bei unseren Rückzügen in Frankreich und Belgien. Unsererseits ist strenger Befehl gegeben, nur das zu zerstören, was von dem feindlichen Heere als Kampfmittel ausgenützt werden könnte, und das entspricht durchaus den Regeln der Kriegführung. Wenn die Bevölkerung aus diesen Gebieten flüchten muß, so ergibt sich das nicht aus einer deutschen Verschleppungstendenz, sondern aus der Angst vor der Beschießung und dem Einrücken der anderen Truppen. Für unsere Truppen ist die Betreuung der aufgescheuchten Bevölkerung eine Last, wir hätten Dank verdient, aber nicht den Vorwurf der Sklavenjägerei.

Im übrigen wird sich diese Angelegenheit, auf die der Präsident abschweift, verhältnismäßig leicht regeln lassen. In Sachen der „Zerstörung" haben wir ein gutes Gewissen und brauchen also eine ehrliche Untersuchung von unparteiischen Richtern nicht zu scheuen. In Sachen des U-Bootkrieges können wir vielleicht des lieben Friedens halber ein Zugeständnis machen, da bei den gegenwärtigen Verhältnissen, unter der Zuspitzung des Entscheidungskampfes zu Lande, die Fortsetzung des unbeschränkten U-Bootkrieges nicht mehr dieselbe praktische Bedeutung hat, wie vorher. Natürlich unter dem Vorbehalte, daß wir wieder zu allen Mitteln der Abwehr greifen, wenn die Feinde uns zu dem Kampfe aufs äußerste zwingen wollen.

Drittens kommt Wilson in der letzten Note auf seine Forderung zurück, es müsse „jede willkürliche Macht, die es in Händen hat, allein, geheim und aus eigener Willensbestimmung den Weltfrieden zu stören", vernichtet oder wenigstens ohnmächtig gemacht werden. Er fügt in unfreundlichem Ton hinzu, gerade „die Macht, die bis jetzt das Schicksal der deutschen Nation bestimmt hat", sei eine von denen, die er im Auge gehabt habe. Aus dem Schlußabsatz unserer zweiten Note hätte Wilson eigentlich ersehen müssen, daß in Deutschland eine solche „Macht", falls es sie überhaupt gegeben hätte, jedenfalls jetzt nicht mehr vorhanden ist. Der Appell an das deutsche Volk, „dies zu ändern", ist also zum mindesten verspätet.

Unter dem ersten Eindruck hatten manche den Verdacht, daß Wilson mit diesem Ausfalle gegen unsere monarchische Verfassung ziele. In Wirklichkeit wird er wohl dieselbe „Macht" im Auge haben, gegen die neuerdings der englische Parteiführer Asquith in einer angepaßten Rede zu Felde zog: der „preußische Militarismus, die Militärkaste, die militärische Autokratie" oder wie man sonst das Schreckgespenst nennt, dem man seit Jahren die Störung des Weltfriedens und Weltherrschaftsgelüste nachsagte. Ob eine militärische Neben- oder gar Uebergewalt bestanden hat, kann man der Geschichtsforschung überlassen. Keinesfalls besteht sie jetzt noch. Wenn Herr Wilson das aus den bisherigen Nachrichten noch nicht ersehen hatte, wird die weitere Note es ihm und der Welt leicht klar machen können. Die neue Regierung, die der Kaiser im Einvernehmen mit der Volksvertretung berufen hat, vereinigt in ihrer Hand alle Gewalt in Deutschland, sowohl die autoritäre als die demokratische. Zur Klarstellung und Sicherung sind bedeutsame Verfassungsänderungen getroffen oder vorbereitet, sogar für den Artikel 21, der fortan dem Reichstag neben Kaiser und Bundesrat die gleichberechtigte Mitwirkung bei Kriegserklärungen und Friedensschlüssen in aller Form gewähren soll.

So unfreundlich die zweite Wilsonnote auch ist, so kann man doch nicht sagen, daß sie auf einen Abbruch der Friedensaktion hinzielt. Wohl auf eine Verzögerung und Erschwerung. Daraus ergab sich für unsere Regierung die Pflicht, die berechtigte Gefühlswallung zu mäßigen und dem erforderlichen Protest gegen ungerechte Vorwürfe eine solche Form zu geben, daß kein Grund zum Abbruch der Verhandlungen gefunden werden kann.

Am Schlusse der amerikanischen Note war angemerkt, daß eine besondere Antwort an die österreichisch-ungarische Regierung ergehen werde. Die Zukunft des Habsburgischen Reiches schwebt überhaupt in phänomenaler Dunkelheit und Unsicherheit. Kaiser Karl hat ein Manifest erlassen, das die Umwandlung Zisleithaniens in einen Staatenbund ankündigt, ein Gedanke, der in diesen Blättern schon vor Monaten (vgl. die Aufsätze von Dr. Hechenblaikner in Nr. 27 und 31 der „A. R.") als beste Lösung empfohlen wurde, aber heute kaum mehr möglich ist, da er bei den Völkern, die mit der Selbständigkeit beglückt werden sollen, wenig Anklang mehr findet. Bei den Tschechen und den Südslaven fordert der nationale Egoismus und die sozia-



listische Agitation bereits die völlige Loslösung. Die deutschen Parteien haben sich zu einer Nationalversammlung zusammengeschlossen. Die Magyaren haben sich freie Hand gewahrt, um einerseits die volle Unabhängigkeit vom alten Reichsverband zu verkünden und anderseits die anderen Nationalitäten, die auf dem Boden der Stephanskrone wohnen, unter ihrer Oligarchie zu behalten. So sind zwei Hexenkessel am Brodeln. Unter diesen Verhältnissen hat das Bundesverhältnis der beiden Kaiserreiche vorläufig für uns keinen realpolitischen Wert. Graf Tisza hat es im ungarischen Landtag auch schon aufgekündigt mit der Berufung auf den Wilsonschen Grundsatz, daß im künftigen Völkerbunde Sonderbündnisse ausgeschlossen seien.

Eine solche Gärung und Auflösung des habsburgischen Reiches entspricht freilich alten Wünschen der **Entente**; und so lehnt denn **Wilson** in seiner Antwort an Oesterreich-Ungarn die bloße **Autonomie** der Völker der Donaumonarchie, die er in seiner Botschaft vom 8. Januar ds. Js. noch als Grundlage für den Frieden aufgestellt hat, ab und gibt den Trennungsgelüsten der verräterischen Tschecho-Slowaken, die er als „kriegführende Regierung" anerkannt hat, freien Lauf.

Aus der Verwirrung in Oesterreich, der Unsicherheit in den neuen Oststaaten, dem vollen Zusammenbruch Bulgariens und der bedrängten Lage der Türkei ergibt sich für uns, daß wir in der schweren Zeit auf nichts anderes uns verlassen können, als auf die **eigene Kraft**. Die neue Regierung hat eine furchtbare Last von Sorgen und Verantwortlichkeit zu tragen; glücklicherweise sind die Schultern wesentlich breiter geworden. Die Richtlinien für ihre Politik sind durch die Verhältnisse so klar und zwingend vorgezeichnet, daß kaum ein Fehltritt zu befürchten ist. Ueberdies sehen wir, daß die einzelnen Schritte, vor allem die Beantwortung der kritischen Wilsonnote, mit der größten Bedächtigkeit und Umsicht, unter Mitwirkung aller Sachverständigen und aller Instanzen vorbereitet wurden und werden. So ist **Vertrauen** jetzt die erste Bürgerpflicht.

Wo stehen wir in Bayern?

Von Wolfgang **Aschenbrenner**.

Bei der Hundertjahrfeier der bayerischen Verfassung nannte König Ludwig III. in seinem Erlaß die **Verfassung** den starken Grundstein, „auf dem sich die **staatsrechtliche Entwicklung des Landes machtvoll und segensreich** aufgebaut hat". „**Fest stehe ich zu ihr**", erklärte der König. Vor den beiden Kammern des Landtags sprach am Schlusse des Festaktes König Ludwig das Wort: „**Treue der Verfassung, Treue meinem geliebten Bayernvolke!** Das sind die Leitsterne meines Lebens." Beim Festmahl brachte der König einen Trinkspruch aus, dessen ersten Sätze lauten: „Auf das Wohl meines geliebten Bayernlandes! Auf das Wohl seines **ebenso freien wie treuen Volkes!**"

Reichsratspräsident Fürst **Fugger** bemerkte in seiner Ansprache an den König: „**Freiheit und Sicherheit** im Staatsleben zur harmonischen Ergänzung zu bringen unter gleichzeitiger **Vermeidung einseitiger Klassenmacht und schrankenloser Massenherrschaft**, das ist der richtig verstandene Zweck verfassungsmäßiger Mitarbeit an den Aufgaben des **Kultur- und Rechtsstaates**." Der Fürst wies darauf hin, daß im Volks- und Parlamentsleben Meinungsverschiedenheiten und Interessengegensätze, **Kämpfe und Konflikte** immer wiederkehren, daß sie ihre Berechtigung und sicher auch ihr Gutes haben. Daß sie aber die in bester Absicht gebauten Dämme nicht überfluten und zerstören zum Verhängnis von Land und Volk, dazu brauchen wir ein **starkes, in sich gefestigtes Königtum**, wie es der **monarchisch-konstitutionellen Staatsidee** entspricht. „Die Ohnmacht auf den Fürstenthronen, das **Scheinkönigtum**, war niemals zum Heile der Völker — und darum seien heilig und unverletzlich die **Rechte der Krone**, wie sie in der **Staatsverfassung** verbrieft sind." Aus der Rede des Präsidenten der Abgeordnetenkammer v. **Fuchs** seien folgende Sätze hierher gesetzt: „Das glückliche Verhältnis gegenseitigen **Vertrauens**, das die beiden Kammern unter einander sowie mit Regierung und Dynastie verbindet, hat auch in Tagen scharfer politischer Kämpfe nicht beeinträchtigt werden können. Die den Anforderungen der Zeit angemessenen **Veränderungen**, die das **Verfassungswerk** durch gemeinsame Arbeit im Laufe der Jahrzehnte erfahren hat, sind der klarste und lebendigste Ausdruck hievon."

Die hier vorgeführten Aeußerungen gehören der Geschichte an und werden in ihr als eine treffende Charakteristik des bayerischen Verfassungslebens fortwirken: Sie geben einen tatsächlichen Zustand wieder und enthalten grundsätzliche Richtpunkte für das staatliche Leben. „Die Geschichte des bayerischen Verfassungslebens," sagt der Historiker Döberl, „ist die Geschichte einer fortschreitenden Demokratisierung des Staates . . . Niemals wurde aber auch von seiten des bayerischen Volkes der monarchische Charakter des bayerischen Staates ernstlich gefährdet."[1])

Jetzt wird versucht, im Bayernlande eine Bewegung zu entfachen und vom Landtag aus zu speisen, welche an den Grundlagen der Verfassung rüttelt und mit dem Parlamentarismus zugleich den Republikanismus aufrichten möchte.

Der am 12. und 13. Oktober ds. Js. in München abgehaltene Parteitag der **bayerischen Sozialdemokratie** erglühte in machtpolitischen Umsturzbestrebungen und übte die heftigste Kritik an den staatsrechtlichen Zuständen Bayerns. Es ist ein Skandal, mit dem bisherigen System muß gebrochen werden, erklärte der Abg. Dr. Süßheim. Man verlangte unumwunden die Einführung der Republik.

Auch die **liberale Partei** ist in Schwingung gekommen, wie sich aus ihren Anträgen kundgibt. In der „M.-Augsburger Abendzeitung" hat „einer der angesehensten bayerischen Reichsräte" das Feuer ebenfalls angeblasen. Die Ausführungen bewegen sich indes auf einem so niederen Niveau, daß man die angegebene Herkunft fast bezweifeln möchte. Vielleicht erinnert sich die „M.-Augsburger Abendzeitung" an die Ausführungen, die Reichsrat v Auer im Finanzausschusse der Reichsratskammer über die schwere Schädigung der Staatsautorität durch das Ministerium Crailsheim im Sommer 1902 gemacht hat. Und mußte nicht zu den Zeiten dieses Ministeriums nachgerade alles, was vorwärts führen sollte, der Regierung immer erst aufgedrängt werden? In der ganzen liberalen Aera von 1861 bis zum Rücktritt des Ministeriums Crailsheim gab es fast durchweg kein Regieren, sondern lediglich ein Verwalten. Ein unaufhörliches Drängen und Schieben war nötig, um gesetzgeberisches Vorwärtsschreiten zu ermöglichen. Von einer zeitgemäßen Entwicklung des Verfassungslebens war überhaupt keine Rede.

Der plötzlich erwachte liberale Reformeifer setzt gleich mit der Forderung der **Umwandlung des Regierungssystems** ein. „**Alle Parteien des Landes** müssen unverweilt durch die notwendigen Reformen in die Lage versetzt werden, durch Männer ihres Vertrauens die Verantwortung für die Regierung mit zu übernehmen und haben anderseits die Verpflichtung, sich dieser gemeinsamen Verantwortung nicht zu entziehen" — das zu beschließen beantragt die liberale Fraktion in der Abgeordnetenkammer. Die Sozialdemokraten fordern das gleiche. Was soll daraus werden? Im Reichstag haben die Sozialdemokraten es abgelehnt, in eine **Koalitionsregierung** einzutreten, sie forderten eine **Mehrheitsregierung** der eine gleiche Kriegszielpolitik verfolgenden Parteien. Im bayerischen Landtag verlangen die Sozialisten eine Koalitionsregierung. Sie wissen, daß sie bei der Bildung einer Mehrheits-Regierung in Bayern in derselben keinen Platz fänden. Daher nimmt die Sozialdemokratie im bayerischen Landtag an, was sie im Reichstag verwarf. Im Reichstag wollten die Nationalliberalen nicht in eine Mehrheits-Regierung mit den Sozialdemokraten eintreten, im bayerischen Landtag dagegen machen sie den Vorschlag einer auch die Sozialdemokratie umfassenden Koalitions-Regierung. Und das, obwohl der nationalliberale Vorsitzende der liberalen Fraktion Dr. **Hammerschmidt** am 19. Dezember 1917 in der Abgeordnetenkammer erklärt hat, der sozialdemokratische Verfassungs-Antrag sei trotz aller Billigung einzelner Punkte als Ganzes abzulehnen, weil er den Versuch darstellt, im bayerischen Staate die republikanische Verfassung einzuführen. Die Sozialdemokratie wird den Antrag wieder einbringen. Wie soll sich dazu und zu dem ganzen roten Umsturzbetrieb eine Koalitions-Regierung bürgerlicher Parteien und der Sozialdemokratie stellen?

Eine **Landesregierung** hat andere Aufgaben als der Reichstag. Die grundsätzlichen Fragen der Weltanschauungen schaffen hier unüberbrückbare Gegensätze. Der Parlamentarismus ist hier lediglich als Mehrheitsorganismus einer oder gleichartiger Parteien denkbar. Es hieße die politische Erregung als Dauerzustand erklären, wollte man ungleichartigen Elementen die

[1]) Ein Jahrhundert bayerischen Verfassungslebens. Seite 162.

Regierung anvertrauen. Das Land Bayern ist auch nicht reich genug, um die finanziellen Verpflichtungen für fortwährend wechselnde Regierungskombinationen zu übernehmen, und es ist nicht groß genug, um ein die geistigen Kräfte rasch abnützendes Regierungssystem zu alimentieren.

Man denke an das Jahr 1911 zurück. Was haben damals Liberale und Sozialdemokraten angestellt, als das Zentrum das Parlamentsrecht gegen einen Minister wahrte und deshalb den Landtag auflöste! Sie ergriffen die Partei der Regierung und fochten im engsten Verein den Wahlkampf gegen die Partei durch, welche Volks- und Parlamentsrecht auf verfassungsmäßigem Boden gewahrt hatte. Und nun diese Wandlung, gleich der Sprung zum Parlamentarismus. Hinter diesem Begehren steht die Machtpolitik der Linksparteien, welche als drängende Zeitfrage ausstaffiert einhergeht.

Gegenüber solchen Bestrebungen seien die programmatischen Kundgebungen, die an die Spitze dieser Ausführungen gestellt sind, mit allem Nachdruck in den Vordergrund gestellt. An ihnen muß unter allen Umständen festgehalten werden. In seiner ausgezeichneten Rede, die Ministerpräsident v. Dandl klaren Blickes, kundigen Sinnes und mit festem Regierungs- und Führerwillen am 16. Oktober in der Abgeordnetenkammer gehalten hat, sprach er: „Die bayerische Regierung will festhalten an der unverrückbaren Grundlage des monarchischen Prinzips und festhalten an dem in unserem ganzen Verfassungsleben bewährten Grundsatz, daß nur ein ruhiger, wohlüberlegter Ausbau . . . den Interessen des Landes und Volkes dient". Ueberstürzte und planlose Nachahmung fremder Einrichtungen lehnte er ab. Wohlan, den Worten soll die Tat folgen. Daß dem Volke ein stärkerer Anteil an der Bestimmung und Leitung seiner Geschicke gegeben werden muß, ist ein Gebot der Zeit, das die Zentrumspartei stets gegenüber den liberalen Ministerien in Bayern vertreten hat. Sie muß auch jetzt dafür eintreten, daß dies Erfordernis organisch umgesetzt wird. Aber unabänderlich ist das Grundgesetz der konstitutionell-monarchischen Staatsidee und die Erhaltung eines lebenskräftigen Königtums, und fernzuhalten ist die Einrichtung eines Staatssystems, das mit einer Niederlegung der Selbständigkeit der Bundesstaaten gleichbedeutend wäre.

Wahlreform und Reichsratsreform bilden den weiteren Inhalt der heftigen Zeitungspropaganda. Es finden vertrauliche Besprechungen zwischen Regierung und Parteien statt, um eine Vereinbarung über Reformen auf diesen Gebieten zu treffen. Wenn fünf Abgeordnete dem Gesamtstaatsministerium gewissermaßen als staatsrätliche Koadjutoren beigegeben werden würden, so könnte man dieser Einrichtung vom grundsätzlichen Standpunkt aus zustimmen. Was es praktisch bedeutet, bleibt abzuwarten. Wenn mehrere Dutzend lebenslängliche Reichsräte aus den Erwerbsständen, Selbstverwaltungs- und wissenschaftlichen Körperschaften auf dem Weg der Präsentation in die Reichsratskammer eingefügt würden, so läge es im Zuge der Zeit. Die Landtagswahlreform neigt der Verhältniswahl mit Kautelen zu. In allem ist große Vorsicht geboten, damit später nicht bereut wird, was geschehen ist. Zu gesunden Reformen bietet die Krone die Hand.

Es geht zurzeit eine Strömung äußersten Radikalismus durch die Volkskreise. Auf ihre Ursachen und Berechtigung braucht hier nicht eingegangen zu werden. Sie ist da und die Sozialdemokratie ist bemüht, den Wind dieser Richtung in ihren Segeln aufzufangen für ihre machtpolitischen Bestrebungen. Es ist dem gesunden Sinn des Volkes zu vertrauen, daß es auch in Zeiten ärgster Erregung nicht vergißt, was es von der Sozialdemokratie zu erwarten hat.

An der Spitze der sozialdemokratischen Umsturzbewegung steht der Landtagsabgeordnete Dr. Süßheim. Es ist eine alte Erfahrung, daß das Judentum, so schätzenswert der einzelne unserer israelitischen Mitbürger auch ist, ein „Ferment der nationalen Dekomposition" ist, wie Mommsen sagte. Auf dem sozialdemokratischen Parteitag wurde von dem Vorsitzenden des Landesvorstandes Abg. Auer lebhafte Klage geführt über die Ausbreitung des Antisemitismus in der Sozialdemokratie sowohl Nord- wie Südbayerns. Auer sagte, es habe den Anschein, daß diese Bewegung „nach dem Kriege noch weiter von Bedeutung sein wird". Er trat entschieden dagegen auf und bemerkte: „Unsere Genossen dürfen sich zur Stärkung der zweifellos vorhandenen antisemitischen Welle nicht mißbrauchen lassen, unsere Organisationen dürfen nicht der Tummelplatz für derartige unwürdige Treibereien werden." Die Sozialdemokratie verspürt also den Antisemitismus bereits in ihren eigenen Reihen, allein sie bekämpft ihn entschieden und setzt damit eine Volksbewegung von sich ab, die ihr ins Gehege kommen wird. Daß die Sozialdemokratie in ihren Sturmläufen gegen die konstitutionell-monarchische Staatsidee und die organische Entwicklung unseres Staatslebens noch obendrein von einem Israeliten sich treiben läßt, verbessert ihre Situation keineswegs.

Dazu kommt die feindselige Haltung, welche die Sozialdemokratie während des ganzen Krieges gegen den Bauernstand eingenommen hat. Ihr Parteitag hat jetzt auch beschlossen, zu fordern „öffentliche Bewirtschaftung aller Gegenstände des täglichen Verbrauchs." Der Kriegssozialismus, welcher dem Bauernstand so grausam mitgespielt und das Landvolk in höchste Erregung versetzt hat, soll also forterhalten werden. Die Sozialdemokratie wird es verspüren, was ihre Forderung bedeutet, dem Bauernstand noch fernerhin dieses Joch aufzuerlegen.

Endlich sei verwiesen auf den stark hervortretenden Partikularismus, den berechtigten Partikularismus, welcher in der neuen Programmrede des Ministerpräsidenten v. Dandl vom 16. Oktober deutlich erkennbar ist: „Die Zentralisierung in Berlin hat Verhältnisse mit sich gebracht, durch die gerade die Bundesstaaten, und nicht zum wenigsten Bayern schmerzlich getroffen wurden." Der Ministerpräsident verlangte mit Entschiedenheit die Freiheit und Selbständigkeit der Wirtschaft im Lande und die Zurückerwerbung der bundesstaatlichen Selbständigkeit auf allen Gebieten: „So wenig die Einträchtigkeit zwischen Nord und Süd beeinträchtigt werden darf, so wenig soll die Selbständigkeit der Bundesstaaten zu Schaden kommen." Die partikularistische Bewegung geht heute durch ganz Bayern in scharfer Zuspitzung. In ihrem Kerne ist sie berechtigt und durch das begründet, was der bayerische Regierungschef sagte. Diese Bewegung richtet sich auch gegen die Sozialdemokratie. Unter der Führung Vollmars hatte sie einen Anflug bayerischer Bodenständigkeit. In den letzten Jahren, da Vollmar infolge seines Siechtums nicht eingreifen konnte, ist diese Färbung der bayerischen Sozialdemokratie völlig verblaßt. Auf dem jüngsten Sozialistentag deklarierte Dr. Süßheim: „Wir sind keine Partikularisten." Ganz richtig! Die Sozialdemokratie will ja vom Reiche aus in die Einzelstaaten hineinregieren, sie hat nach ihren Zielen einen ausgesprochen unitarischen Charakter.

Die Widerstände gegen die Sozialdemokratie sind in Bayern fest verwurzelt und können durch die staatsrechtlichen Kämpfe der Sozialdemokratie nicht ausgeschaltet werden. Daß das bayerische Zentrum die Zeichen der Zeit erkennt, das sieht man an seiner überaus emsigen, weitverzweigten Politik für die Erwerbsstände, insbesondere den Mittelstand und den Bauernstand. Auch die anderen bürgerlichen Parteien sind dieser Arbeit zugeneigt. Nur müssen diese Parteien sich auch einigen auf gemeinsame Ziele. Dann ist die Abwehr des Umsturzes der Verfassungszustände eine Arbeit mit sicherem Erfolge.

Herbst.

Die schwarzen Ackerfurchen starren
Wie Gräber, die auf Beute harren.
In Fieberleuchten bluten die Reben.
Die Buchenblätter bleichen und beben.
Und weit und breit so leer, so still
Wie immer, wenn jemand sterben will.
Einen Nebelschleier im öden Land
Webt eine graue geheime Hand;
Bindet ihn fest an kahlen Aesten,
Das Grau'n zu ersparen spät wandernden Gästen.
Doch kann sie Sterben und Tod nicht verhehlen.
Die fühlen es in fröstelnden Seelen,
Eilen heim, von Angst und Sehnen getrieben,
Zur Lampe, zum Herd und zu den Lieben.

Wie die Menschen frieren! Und dürfen noch nicht
In die Friedenshütten voll Wärme und Licht?

Martin Mayr.



Mißtrauische Verbündete.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Der heftige Kriegszielstreit, der sich innerhalb der italienischen Presse erhob, und sich unter der Devise: Sonnino oder Orlando, abspielte, ließ uns in Abgründe mißtrauischer Beobachtung unter den Alliierten blicken. Es ging aus ihm klar hervor, daß der Verband gute Gründe hat, wenn er mit seinen Kriegszielen nicht herausrücken will; denn diese würden die ohnehin hinkende Einmütigkeit vollends lahm machen. Es ist aus der Tagespresse bekannt, daß Sonnino dem südslavischen Großstaate, der nach dem Willen mancher Heißsporne auf dem Boden der heutigen Länder Kroatien, Slovenien, Bosnien, Herzogowina, Dalmatien und Serbien, um nur die wichtigsten zu nennen, entstehen soll, mindestens sehr abwartend gegenübersteht und der erwachten Liebe vieler seiner Landsleute, die ihm zu viel lediglich Oesterreichs Vernichtung, nicht aber die Zukunft Italiens zu sehen scheinen, für die Südslaven nicht beipflichten kann. Er hat diesem Mißtrauen in ziemlich deutlicher Weise Ausdruck gegeben und darüber erboste sich der „Corriere“ und begann gegen den Außenminister einen wochenlangen Kampf. Das Ende vom Liede ist, daß Sonnino wieder fest im Sattel sitzt. Es geht wie in einem Lustspiel: erst steht die Lage furchtbar ernst und tragisch aus und schließlich löst sich alles in eitel Wohlgefallen auf. Nicht einmal zwischen Orlando und Sonnino soll die geistige Meinungsverschiedenheit in den Zielen, höchstens im „Temperament“ bestehen.

Tatsächlich liegen die Dinge aber doch weit ernster. Sonnino ist sicher im Haß gegen die Donaumonarchie auch mit den abtrünnigen Südslaven vollständig eins, nur nicht über den einzuschlagenden Weg und das Endziel. Denn man mag noch so viel über die italienische Führung der Balkanangelegenheiten in der Zukunft reden, es läßt sich doch die Tatsache nicht bestreiten, daß ein südslavischer Staat, wie er von dessen Baumeistern gedacht ist, Italien praktisch von dem heiß erstrebten Ostufer der Adria ausschließen würde. Vor allem, wenn Serbien die Führung dieses Staates in die Hand bekäme. Der serbische Größenwahn, der namentlich einem Manne wie Sonnino wohl bekannt ist, würde alsbald derartige Forderungen stellen, daß Italien mit ihm auf die Dauer in den heftigsten Konflikt geraten müßte. Italiens Rolle auf dem Balkan wäre dann früher oder später völlig ausgespielt. Man kann unter solchen Umständen wohl verstehen, wenn der Außenminister gegenüber den Anbiederungen der Südslaven kühl bis ans Herz bleibt.

Hinzukommt, worüber die „Tribuna“ kürzlich mit Recht spottete, daß vorläufig alle die mit dem südslavischen Problem zusammenhängenden Fragen den großen Nachteil haben, daß sie Oesterreich zerstückeln wollen, dasselbe Oesterreich, das nicht nur noch lebt, sondern kräftigen Willen zum Leben zeigt und tief in der venetianischen Ebene steht. Das ist natürlich für Sonnino ein Grund mehr, sein Pulver trocken zu halten, und mag auch innerhalb des Verbandes die Heißsporne immer wieder zur Mäßigung treiben. Das südslavische Problem ist Sprengpulver für den ganzen Verband, nicht das einzige freilich und nicht das gefährlichste, aber doch eins, das genügt, um die Lage zu verschlechtern.

Man muß auch vom Standpunkte des Gegners aus Sonnino recht geben. Die Politik, welche die Verbandsstaaten in dieser Frage getrieben haben, ist derart, daß sie einen klarblickenden italienischen Staatsmann vom „sacro egoismo“ mit dem größten Mißtrauen erfüllen muß. Als Italien zerschmettert am Boden lag, da war es kein geringerer wie Wilson, der sogleich an eine Revision der italienischen Kriegsziele ging, und Lloyd George unterstützte ihn. Derselbe Wilson, der bis heute das sogenannte Londoner Abkommen noch nicht unterschrieben hat, in dem Italien die bekannten Raubziele, wozu auch Dalmatien gehört, zugesagt werden, also gerade die Teile, auf welche die Südslaven zur Errichtung ihres neuen Staates Anspruch erheben. Damals freilich hing das Wilsonsche Vorgehen zusammen mit dem Versuche, Oesterreich zu einem Frieden zu bringen. Jedenfalls glaubte der italische Außenminister schon damals von seinen Freunden verraten zu sein und er hat sich, nachdem die Versuche Kaiser Karls, zu einem Einvernehmen zu kommen, an dem Vernichtungswillen seiner Gegner gescheitert waren, von seinem Standpunkt aus sicher mit Recht, bitter über die Behandlung beklagt, welche man Italien, als man es schwach wähnte, zu teil werden ließ. Es ist sicher, daß Sonnino aus dieser Frage neue Veranlassung genommen hat, den Südslaven gegenüber sehr zurückhaltend zu sein. Allerdings muß auch ein objektiver Beobachter sagen, daß Großbritannien kühn und kühl über Italien hinwegging, als es glaubte, einen seinen Interessen dienenden Frieden erlangen zu können. Sonnino war der festen Ueberzeugung, daß in diesem Fall Italien glatt geopfert worden wäre, trotz des Londoner Vertrages. So ist das Mißtrauen des italischen Außenministers ein doppeltes. Aber Italien bekommt nur seinen Lohn; sein eigener Verrat hat es zwar noch immer nicht um allen Kredit gebracht, auch bei seinen Bundesgenossen noch nicht, solange sie seine Hülfe benötigten, aber sie zeigen doch deutlich, was sie von ihm halten. Es wird nicht nur als eine Macht zweiten Ranges eingeschätzt, sondern man springt mit ihm um, wie es ein Verräter verdient. Man wird das verstehen, denn in der Tat könnte die römische Politik weder wirtschaftlich noch militärisch den Krieg fortsetzen ohne die unmittelbare Hülfe ihrer Bundesgenossen, von denen die Union einen immer größeren Einfluß auf das ausgesogene Land gewinnt.

Die Lage Sonninos ist deshalb keine beneidenswerte. Aber er führt eine Erbschaft, für die er selbst verantwortlich ist. Er war es, der den Verrat an der Sache der mitteleuropäischen Bundesgenossen gemacht hat, er führt seit vier Jahren und länger das Ruder der äußeren Politik. Auch seine größten Feinde packen ihn gelegentlich an und setzen ihm hart zu, aber keiner wagt ihn zu stürzen. Ueber alle Kabinettwechsel ist er geblieben — weil niemand die Erbschaft Sonninos antreten will und kann. So muß er als die verkörperte Seele des verräterischen Italien mitten in einer Flut von Mißtrauen und Verrat seine Sache weiter führen. Dies Dilemma Sonninos wäre zu schildern eines Dante würdig. Hier bewahrheitet sich das Wort von dem Fluch der bösen Tat und ihren Folgen.

So bleibt Sonnino nichts anderes übrig, als den Eigensinnigen zu spielen und der Liebe des Verbandes gegenüber den Jugoslaven den Zurückhaltende und das retardierende Moment zu sein. Ohne Frage ist, daß dies Problem immer wieder aufgerollt und daß er daher immer wieder von neuem vor dieselben Konflikte gestellt werden wird. Die großen Neugestaltungen, die sich augenblicklich in der Donaumonarchie vorbereiten, werden Sonninos Politik in kurzem wieder vor schwierige Aufgaben stellen und es ist doch die Frage, ob er auf die Dauer sich halten kann. Jedenfalls können wir der Entwicklung an dieser Stelle mit Ruhe zusehen; die einander ausschließenden Ziele und Wünsche der Irredentisten und der verräterischen Jugoslaven sind unsere besten Bundesgenossen, und einer Meldung aus Paris, wonach Clemenceau einen Ausgleich zwischen den Streitenden herbeigeführt haben soll, dürfen wir vorläufig mit Grund mißtrauen. Die Lösung der südslavischen Frage im Sinne des Verbandes ist das Suchen nach dem Stein der Weisen!

Zeitgemäße Betrachtungen zum Familienproblem.

Von L. Heilmaier, Feldgeistlicher.

In wohltuend konservativem Geiste hat der auf seiner Frontreise inzwischen an der Ruhr gestorbene Prof. Th. Ziegler bei den Hochschullehrgängen der Heeresgruppe Albrecht gesprochen über „die deutsche Erziehungsarbeit“, wenigstens, was die Familie betrifft, — die Schule will er völlig simultanisieren, der Kirche ihre letzten Rechte auf die Schule nehmen. „Vor allem schafft tüchtige Mütter!“ Die Mädchen müsse man für ihren nächsten Beruf erziehen, Hausfrauen und Mütter zu werden. Trotz seines Eintretens für eine Staatspädagogik — die Grenzen der Wirksamkeit des Staates nach der spezifisch pädagogischen Seite sollen immer weiter ausgedehnt werden —, und obwohl die Erziehung eine Kunst sei, die gelernt werden müsse und also nur Sachverständigen anvertraut werden könne, erklärt Ziegler: „deshalb aber die Kindererziehung den Eltern abnehmen und Familienverbände bilden, wie Natorp und Rein es wollen, wäre eine Utopie“[1]).

Die christlich denkenden Kreise unseres Volkes haben allen Grund, dem mit obigen Worten berührten Familienproblem immer mehr ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Viele erschrecken vor jener radikal-sozialistischen Idee, nach welcher es eine Familie in unserem Sinne nicht mehr gibt und die ausschließlich gemeinschaftliche Erziehung den staatlich organisierten Erziehungshäusern vom zartesten Alter an überlassen ist. Aber doch gilt ihnen bereits die streng individualistische Familie im mittelalterlich-christlichen

[1]) Deutsches Recht, Deutsche Kultur. Teubner, Straßburg. S. 201.

Sinne als organisatorische Schöpfung der Vergangenheit: sie könne eben der sozialen Entwicklung, dem demokratischen Geiste der modernen Völker nicht mehr standhalten und müsse eine Umbildung erfahren. Die Umwälzungen vom Klein- zum Großbetrieb, von Handarbeit zur Maschinenarbeit, Nahverkehr zum Fernverkehr usw. führe naturnotwendig zur Befreiung der Familie von ihrer individualistischen Absperrung. Im Anschluß an die immer großartiger sich entfaltende Idee der Kindergärten würden sich unter dem Einfluß der erhöhten Arbeitsgemeinschaft Familienverbände bilden, zu deren vornehmsten Aufgaben die gemeinschaftliche Sorge um die Erziehung der Kinder gehöre. So besonders Paul Natorp und seine Schule[2]).

Jene neukantische Sozialpädagogik schwebt ständig in Gefahr, bei ihrer Verwandtschaft mit Hegelscher Spekulation einem Monismus im sozialen Leben zu verfallen und, ohne es zu wollen, in die Niederungen sozialistischer Parteidoktrin herabzusinken. Worin der tiefere Grund dieser Strömungen liegt, ist uns längst völlig klar: darin, daß unserem maßlosen Kulturstreben immer mehr die höhere Weihe zu mangeln beginnt und die Idee des christlichen Staates immer brüchiger wird. Insofern zeigt Th. Zieglers Richtung, welche die Religion vorerst in die Ecke, die Kirche aber tief unter den Staat stellt, genau auf Natorp hin, wo die starre Metaphysik, das Christentum aller Transzedenz entkleidet, in seinen rein menschlichen Kern verflüchtigt erscheint; hin auf Hegel, bei dem der Staat, der große Leviathan (Hobbes) die Kirche völlig verschlingt und auch die Familie, mit ihr die ganze Gesellschaft nur mehr als „Durchgangsmoment“ des Staates anerkennt. Die Familie ist selbstredend das Hauptopfer dieses historischen Relativismus, nach welchem „die Weltgeschichte nichts anderes ist, als das Werden des künftigen Staates“[3]), Hand in Hand mit der praktischen Anwendung des Entwicklungsprinzips auf die einzelnen Sozialverbände: die ganze natürliche und geistige Welt ist ein Prozeß in steter Bewegung, Veränderung und Umbildung[4]).

Im Rahmen des Christentums, mit der lex aeterna als Grundlage, sind Umwälzungen innerhalb der Gesellschaft, ist eine gewisse Entfaltung des demokratischen Gedankens sehr wohl denkbar, wenn dem Streben nach Betätigung des Eigenwillens und der freien Selbstbestimmung entsprechende Gegengewichte, wie Streben nach Selbstverleugnung, gegenüberstehen[5]). Es muß jedoch im Gefüge des Menschheitsganzen unveränderliche, in sich stabile, grundlegende Einrichtungen geben, „feste, starre, ein für allemal gegebene Gegenstände“, wenn sie auch Engels noch so nachdrücklich leugnet; dazu gehören in erster Linie Ehe und Eigentum. Die Familie ist die älteste Kraft- und Segensquelle der Menschheit, deren Verschüttung und Umbildung den Untergang des Ganzen bedeuten würde; sie stellt die Vermittlung her zwischen den alten und neuen Geschlechtern, sie muß darum eine unverletzliche, unwandelbare Verfassung besitzen.

Frankreich bietet der Gegenwart das klassische Beispiel dafür, daß ein Volk abtreten muß vom Schauplatz der Geschichte, wenn es die Familie dem Ruin überantwortet. An Frankreich dachte Leo XIII., als er die Worte schrieb: „Die Familie ist die Wiege der Gesellschaft und am häuslichen Herde bereiten sich zum größten Teil die Schicksale der Staaten vor.“ (Enc. Sapientiae.) Schon am 25. April 1872 konnte der Positivist M. E. de Pompéry auf einem Kongreß für Soziologie den Satz aufstellen: „Um dem modernen sozialen Mechanismus gerecht zu werden, muß man mit der Institution der Ehe Schluß machen.“ Er schlägt u. a. staatliche Zwangskinderhorte vor. Eine Menge junger Schwarmgeister, fanatischer Kirchenfeinde bearbeiteten das Volk in diesem Sinne. Der enteignete und entrechtete Klerus allein, von glühender Liebe zu Frankreich erfüllt, hat den Mut und das soziale Verständnis, den ungeheueren Krebsschaden aufzudecken und das einzig richtige Heilverfahren anzugeben. Wie ich aus den Pfarrbibliotheken ersehe, behandeln die großen Kanzelredner Frankreichs seit Jahrzehnten ununterbrochen dieses Thema. Die Negation der Familie durch die freie Liebe, ihre Laisierung durch die Zivilehe, ihre Profanierung durch Ehebruch und frevelhafte Ehescheidungen, ihre Verstümmelung durch gewollte Sterilität, ihre Auflösung durch das Leben ihrer Mitglieder außerhalb des häuslichen Herdes[6]), ihre innere Schwächung durch Gegensätzlichkeit der Weltanschauungen und Seelenverfassung, ihr Ruin durch Luxus und Wohlleben, ihre Erschütterung durch schlechte Kindererziehung; — sind diese Erscheinungen, welche allerdings die Ehe zu einer überlebten Organisation machen, etwa aus dem Naturgesetz der sozialen Evolution zu erklären? Sie sind allein die Schuld eines der Stählung und Veredlung fähigen, verderbten Willens: ein völlig entchristlichtes Staatswesen erzieht hier seine Bürger in einer Laienmoral, welche statt der beabsichtigten Charakter- und Willensbildung nur einen ungezügelten Egoismus großzieht; die Gnadenkräfte aus einer höheren Welt, welche notwendig sind, um die Familie im christlichen Sinne aufrechtzuerhalten, fehlen völlig. Erschütternd ist das Wehe, welches Gibier, der wackere Pfarrer von Saint Paterne in Orléans, in der 15. seiner 1901 dort gehaltenen Männerkonferenzen ausruft: „Wenn Gott sich wegwendet von einem Volk, von einem Haus, einer Seele, von der Kindheit und der Jugend, vom Kinde, dann Wehe diesem Volke, diesem Haus, dieser Seele, der Kindheit, der Jugend und den Eltern des Kindes!“[7]).

Dieses Wehe schallt auch warnend zu uns herüber! Auch für uns gilt das Wort, welches Poußielque 1894 auf der Kanzel von Notre Dame in Paris sprach: „Die einzige dringende Reform, welche durch keine andere zu ersetzen ist, welche allein allen anderen sozialen Reformen ihre Wirksamkeit verleiht, ist die Restauration der christlichen Sitte innerhalb der Familie“[8]). Soll sie gelingen, muß unsere Gesellschaft wieder daran glauben, daß es vor Jahrtausenden eine erste heilige Familie auf Erden gab als Schöpfung der göttlichen Liebe, daß die Familie in Verfall geriet durch die Abkehr der alten Völker von dem einen wahren Gott, daß die Kirche Christi kraft des ihr von ihrem göttlichen Stifter anvertrauten hl. Sakramentes allein die Ehe zu erhalten vermag in ihrer ursprünglichen Reinheit, Heiligkeit und Unauflöslichkeit. Vier Jahre bevor Natorp seine Idee von den Familienverbänden veröffentlichte, sprach Poußielque auf seiner Kanzel über die „théorie évolutionaire du mariage“. Er weiß, daß eine Wissenschaft, welche auch Religion und Sitte dem Entwicklungsgesetz unterworfen sein läßt, den Völkern zum Verderben gereicht. Das einzige, was Natorp veranlaßt, im Namen der Entwicklung einen neuen Familientypus zu weissagen: die Auflösung des Familienlebens innerhalb der großstädtischen Arbeiterschaft, „das kasernenmäßig roh und mechanisch zentralisierte Leben des Arbeiters“, beruht auf rein technischen Gründen und kann auch durch technische Mittel wieder gehoben werden, wie bessere Verkehrsmittel, streng geregelte Sonntagsruhe u. dgl. Es ist überhaupt nicht einzusehen, warum infolge der wirtschaftlichen Umwälzungen die christliche Familie sich nicht mehr aufrechterhalten lasse. Gerade das Christentum, sofern es sich frei auswirken darf, vermag den Ursachen zu begegnen, welche tatsächlich die Familie unterminieren; es besitzt heute noch sozialplastische Kraft genug, den modernen Egoismus, den Individualismus zu überwinden, der in unserer Zeit immer mehr Familie und Gesellschaft in eine Masse von autonomen, und durch die Staatsomnipotenz mühsam zusammengehaltenen Atomen aufzulösen droht. Nur durch die ungehemmte Fortpflanzung der spirituellen Güter, durch deren Anteilnahme alle soziale Arbeit ihren sittlichen Ernst und ihre Weihe empfängt, läßt sich jenes Ferment, jener wunderbare Hausgeist erzeugen, welcher die mittelalterliche Familie so innig zusammenhielt und sich fortsetzte in den gewaltigen Gilden-Familien, die heute noch unseren Neid erregen.

Das katholische Volk und seine Hirten stehen auf der Wacht. München kann sich rühmen, die Wiege des Vereins für Familienpflege zu sein in Verbindung mit der Vereinigung der Schwestern von der hl. Familie, welcher wir Gottes reichsten Segen und Verbreitung über unser ganzes deutsches Vaterland wünschen. Der Staat hätte das größte Interesse daran, ein solches Werk der Vorsehung im weitesten Maße zu unterstützen. Solches hängt freilich ganz ab von der Stellung des Staates gegenüber den übrigen Sozialverbänden, die, bereits mehrfach berührt, einer kurzen Betrachtung wert ist.

Selbst Rein, dessen Familienverbände und Elternparlamente Ziegler eine Utopie nennt, stellt, wenigstens was die Schulinteressen betrifft, Familie, Kirche, bürgerliche Gemeinde und Staat nebeneinander und beklagt es, daß der Staat, als der mächtigste unter ihnen, mit Hilfe der Bureaukratie des Schulgebietes sich immer mehr bemächtige. Die Familie sei vielmehr Vollinteressent, insofern ihr Interesse das Teilinteresse der Bürger, der Gemeinde, Kirche und des Staates einschließe. Es ist bemerkenswert, wie Rein für die Rechte der Familie eintritt, wie er auch der Kirche einräumt, daß sie „allein dem Staate die Alleinherrschaft über die Schule streitig machen könnte“; er will die rechte Mitte erstreben zwischen der mit Locke und Rousseau einsetzenden individualistischen Pädagogik und der zum Sozialismus neigenden Staatspädagogik.[9]) Die Uebermacht des Staates hat in Frankreich tatsächlich zu dem geführt, was Rein im Auge hat: Familienverbände, deren Mitglieder sich zum gleichen Erziehungsziel bekennen: die Associations des chefs de famille, in welchen vor dem Weltkrieg bereits weit über hunderttausend Familien zu Erziehungsgemeinden auf christlicher Grundlage organisiert waren.

Weit meisterhafter vertritt Otto Willmann gegenüber den Gefahren des straff zentralisierten Nationalstaates die Rechte der übrigen

[2]) Paul Natorp, Sozialpädagogik, Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft. Stuttgart, Frohmann, 3. Aufl. 1909 (1. Aufl. 1898), S. 217.

[3]) Hegel, Philosophie des Rechtes, 334.

[4]) Fr. Engels, Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft, 1891, S. 20. Siehe: Otto Willmann, Aus Hörsaal und Schulstube. Herder 1912. S. 349 ff.

[5]) Vgl. „Allg. Rundschau“ 1918 Nr. 20: „Ein politisches und soziales Weltprogramm.“

[6]) Die mit der Revolution einsetzende „prédominance des pensionnats“ wird von diesem Standpunkt aus sehr beklagt.

[7]) Abbé Gibier, Conférences aux hommes: La désorganisation de la famille. Paris, Lethielleux; p. 462.

[8]) Conférences de Nôtre-Dame. Paris 1894, Lebé.

[9]) W. Rein, Pädagogik in systematischer Darstellung I. Langensalza 1902

Sozialverbände.[10]) Die Schule steht zwischen Haus und Kirche. Schon bei den Alten stand im Haus der Herd, zugleich Altar für die Laren; noch in höherem Sinn ist die Schule ein Herd, der geistig-sittliche Nahrung spendet. Beide Sozialverbände arbeiten zusammen, die Jugend in die societas und respublica einzuführen. Doch die innerliche Verbindung, welche den Auseinanderfall von Individuum und Gesamtheit verhindert, kommt zustande durch die Zugehörigkeit zur societas perfecta, zur vollendeten Gesellschaft der Kirche. Lockert sich diese Verbindung, so ist vor allem „die von der Kirche losgerissene Schule in Gefahr, von dem Haus getrennt zu werden, in dem sie zum Spielball für Fanatiker des falschen Gemeingeistes herabsinkt". Der Staat soll ja nie vergessen, daß Ehe und Kirche Verbände sind, die er „nicht stiftet, sondern vorfindet",[11]) den einen als grundlegenden, den anderen als abschließenden Verband. Der Staat schadet sich selbst, sobald er jene Verbände an der freien Bewegung hindert, um die von ihnen kraft der ihnen eigentümlichen Ausrüstung erworbenen natürlichen bzw. geistigen Kulturgüter der Gesamtgemeinschaft zum Genusse zuzuführen. Jede Umbildung des Staates in einen unchristlichen Typus wird den einzelnen Zellen und damit dem Ganzen selbst zum Verhängnis. Eine christlich orientierte Politik muß in erster Linie dahin streben, daß an der Seite des Staates Familie, Schule, Gesellschaft und Kirche die ihnen gebührende Stellung behalten, daß sie alle zusammen, neben, mit und füreinander arbeitend, einen durch Gottes Gnade belebten organischen Leib bilden.

[10]) Ebenda.
[11]) Herbart, Werke, herausgegeben v. Hartenstein, II. 133.

Weltkrieg und Schundliteratur.

Von Theodor Seidenfaden.

Zu Anfang dieses Jahres regte in den Rheinlanden und weit darüber hinaus eine entsetzliche Mordtat die Gemüter aller sittlich empfindenden Menschen auf: In einem kleinen Dorfe, das fern der lauten Heerstraße der Welt liegt, erschlug ein neunzehnjähriges Mädchen mit der Axt den Pfarrer und seine Haushälterin und schnitt beiden mit einem scharfen Brotmesser den Hals durch. Die Gerichtsverhandlung ergab, daß es sich nicht etwa um die Wahnsinnstat einer Unzurechnungsfähigen, sondern um den vorsätzlichen Racheakt einer geistig Gesunden, die in der Schule als begabte Schülerin galt, handelt. Als ich letztere Zeugenaussage las, kam mir gleich der Gedanke: Welche Bücher mögen mit Schuld tragen an der furchtbaren seelischen Verrohung dieser Mörderin? Daß sie mit schuldig sind, ist für mich klar bei der unheimlichen Lesewut, die auch gewisse ländliche Kreise durchfiebert, und bei der heutigen Verbreitung des literarischen und moralischen Schundes, der auch vor den stillen Gefilden des Dorfes nicht zurückschreckt. Ja, wenn ich mir nach den Berichten über die Verhandlungen das seelische Bild der Verbrecherin zu vertiefen suche, so erscheint sie mir geradezu als ein Opfer des Buches. Sie wollte etwas Besseres sein, mochte nicht Bäuerin werden, knüpfte Beziehungen an, die über ihre häuslichen Verhältnisse hinausgingen, usw. Und das ist gerade typisch für begabte junge Landmädchen, die durch ihre Lektüre die Phantasie überhitzt und den Sinn fürs Tatsächliche getrübt haben, bis sie die Freude an ihrer Umwelt, die Kraft zur Lebensbetätigung im kleinsten Kreise verlieren und schließlich im Dirnenhause, im Zuchthause oder gar auf dem Blutgerüste enden.

Dieser Fall zeigt die Wirkung der Lektüre in einer so scharfen Art, daß er wie ein heißer Kampfruf gegen das schlechte Buch wirken müßte. Gleichzeitig lenkt er die Aufmerksamkeit auf den Schund, der den werdenden Männern und Frauen die Brandfackel des Verbrechens zuerst in die Seele wirft, der mit seinen Schlangenarmen das Herz unserer Jugend erdrücken möchte: auf die Abenteurerhefte. Mit Kriegsausbruch schlug für sie eine Stunde neuen „Aufschwunges". Und schon nach den ersten Schlachten traten die Sherlock Holmes, Nik Carter und wie sie heißen mögen, in „Feldgrau" auf, nun doppelt gefährlich, weil sich der Schund in einen vaterländischen Mantel hüllte[1]). Wie Pilze schießen diese Hefte aus der Erde. Die Spannung der Zeit, die manchmal hart ans Indianerbuch grenzenden Zeitungsberichte, das tägliche fiebernde Erleben machen die jugendliche Phantasie dem Schund gegenüber heute noch weitaus empfänglicher als früher. Eine Jugend, deren Einbildungskraft von diesem Gift ausgeglüht, deren Wirklichkeitssinn von solchen Ueberspanntheiten verzerrt ist, deren Nerven von diesen Kitzeln überreizt sind — wird in reiferem Alter nie zu Eichendorff und Mörike, zu Stifter und Greif hinfinden. Früh dagegen wird sie zur Gefolgschaft der modernen Sexual-Literatur und ähnlicher gehören. Der Schritt zum Verbrechen ist bei ihr dann gar nicht mehr so sehr schwer. Wie das gute Jugendbuch zum Wegbahner für das höchste Edelgut der nationalen Literatur wird, so ist das Abenteurerheft unbedingt der Schrittmacher des Schmutzes, der nach wie vor mit frechem Dirnenblick durchs Reich gehen und niederreißen darf, während draußen Tausende der Besten bluten, um aufzubauen.

[1]) Ueber Einzelheiten vgl. meine ausführliche Arbeit in dem „Wächter für Jugendschriften". Bachem, Köln, 8. Jahrg., Nr. 2: „Moderne Wegelagerer."

Man fragt sich nach den Ursachen mancher Erscheinungen des Weltkrieges, wo eine Greueltat die andere treibt. Ich meine, ein tiefer Blick in die Vorkriegsliteratur sagte uns genug. Denn die Literatur ist das klarste Spiegelbild der die Völker bewegenden Strömungen. Diese Einsicht dämmert auch Leuten, die sich früher aufregten, wenn ein katholischer Schriftsteller den Schund im literarischen Gewande bekämpfte. Die Zeitschrift „Der deutsche Wille" enthält, wie der „Gral" berichtet, im ersten Heft ihres 31. Jahrganges eine treffliche Verurteilung des Zola-Naturalismus, die meine Behauptung durchaus bekräftigt. Es sei nicht verwunderlich, heißt es dort, daß die entsetzenerregenden Schrecklichkeiten des Weltkrieges nacheinander auf Italien, Rumänien, Nordamerika usw. ganz und gar nicht abschreckend gewirkt haben, und daß ihr Anblick diese Länder und Völker nicht verhinderte, sich nacheinander in diesen Krieg zu stürzen. Man hätte schon vor einem Menschenalter sehen können, daß die möglichst getreue Abkonterfeiung alles Schmutzes, den Natur und Leben bieten, keineswegs abstoße und dadurch bessere, wie die kritischen Lobredner und Beschöniger dieses Kloaken-Naturalismus behaupten, sondern eher das Gegenteil bewirke.

Ja, man darf ruhig sagen: Der Weltkrieg ist in seinen häßlichsten Erscheinungen zum guten Teil ein Triumph der Schmutzliteratur und die Greuel, die uns von einzelnen gemeldet wurden, Gefangenenmißhandlungen in und hinter der Front, sind ein Ergebnis jener Verbrecherhefte, die Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, hervorgebracht hat, und die von dort aus fast die ganze Erde überschwemmt haben. Man regte sich über die spanischen Stiergefechte auf und vergaß, „daß in Paris und Berlin und anderen gepriesenen Kulturzentren ungleich zahlreicher und unedler Wesen hingeopfert werden, die noch mehr wert sind als Pferde und Stiere", wie Johannes Mayrhofer in seinem Buche über Spanien so treffend schreibt, an die Theaterzustände in den genannten Orten denkend.

Der Geist, der aus dieser Literatur weht, hat mit dazu beigetragen, uns in den blutigsten, härtesten Kampf zu zwingen, den jemals das Deutschtum auszufechten hatte — und dennoch schlagen wir diesen Geist nicht tot, gestatten im Gegenteil, daß er sein Haupt frecher und dreister erheben darf als zuvor. Die Schundhefte für die Jugend vermehren sich ungeheuer. Man untersuche nur, wie riesig die Auflageziffer gewisser Bücher gewisser Verlagsgeschäfte ist[2]). Wedekinds „Frühlings Erwachen" wird durch die „Weltliteratur" breitesten Massen zugänglich gemacht[3]). Hasenclevers preisgekrönte „Vatermord-Tragödie" und Schönherrs „Weibsteufel" werden aufgeführt[4]) — wie denn überhaupt eine ganze Reihe von Theatern heute immer noch „schlimmer wirkt als Bordelle"[5]). Und was der Dinge mehr sind.

Das Traurigste aber ist, daß der gewaltige Einfluß der bezeichneten „Massenlektüre" viel zu wenig erkannt wird. Was Dante zu seiner Zeit sagte: „Zum Kuppler ward das Buch und der's geschrieben", (Hölle 5, 73), gilt heute mehr denn je. Wie mancher Junge muß das sagen, wenn ihn das Verbrechen in seine Abgründe gezogen, wie manches Mädchen, wie manche Frau, die in der Schande endet. Heiß und brennend müßte das Wort heute die blutende, zerfetzte Welt durchschreien, die nicht weiß, wer ihr soviel des Elends gebracht hat.

Uns aber sollte es wachrütteln zum entschiedensten Kampfe gegen alles, was durch das Buch die Herzen unserer Jugend verderben und die Seele unseres Volkes in niederes Sklaventum schlagen will.

[2]) Man vergleiche den ausgezeichneten Bericht über die in Betracht kommenden Büchereien, den Albert Rumpf in den „Mitteilungen für die Vereine vom hl. Karl Borromäus" gibt. „Volksvergiftung. Ein Blick in moderne Romansammlungen." Bonn, April 1918.
[3]) Vgl. „Allgem. Rundschau" Nr. 23 (8. Juni 1918) „Volksvergiftung" von W. Thamerus.
[4]) Vgl. „Allgem. Rundschau" Nr. 25 (22. Juni 1918) „Parricida als Ethiker der Bühne" von W. Thamerus. „Schönherrs Weibsteufel doch in München?!" von Dr. Ferd. Abel.
[5]) So schrieb 1915 die Halbmonatsschrift „Welt und Bühne".

Chronik der Kriegsereignisse.

Die amerikanische Antwort auf die deutsche Note vom 12. Oktober.

Staatssekretär Lansing hat am 14. Oktober nachmittags dem interimistischen Geschäftsträger der Schweiz und Vertreter der deutschen Interessen in den Vereinigten Staaten folgende Note bekanntgegeben:

Staatsdepartement, 14. Oktober.

Mein Herr! In Beantwortung der Mitteilung der deutschen Regierung vom 12. Oktober, welche Sie mir heute übergaben, habe ich die Ehre, Sie um die Uebermittlung folgender Antwort zu ersuchen.

Die uneingeschränkte Annahme der von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten in seiner Botschaft an den Kongreß der Vereinigten Staaten vom 8. Januar 1918 und in seinen folgenden Botschaften niedergelegten Bedingungen von seiten der jetzigen deutschen Regierung und einer großen Mehrheit des Deutschen Reichstags berechtigt den Präsidenten, eine offene und direkte Erklärung seines Entschlusses hinsichtlich der Mitteilungen der deutschen Regierung vom 5. und 12. Oktober 1918 abzugeben.

Es muß Klarheit darüber bestehen, daß die Durchführung der Räumung und die Bedingungen eines Waffenstillstandes Angelegenheiten sind, welche dem Urteil und dem Rat der militärischen Berater der Regierung der Vereinigten Staaten und der alliierten Regierungen überlassen werden müssen, und der Präsident fühlt sich verpflichtet, zu erklären, daß keine Regelung von der Regierung der Vereinigten Staaten angenommen werden kann, die nicht völlig befriedigende Sicherheiten und Bürgschaften für die Fortdauer der gegenwärtigen militärischen Ueberlegenheit der Armeen der Vereinigten Staaten und der Alliierten im Felde schafft. Er hat das Vertrauen, daß er als sicher annehmen kann, daß dies auch das Urteil und die Entscheidung der alliierten Regierungen sein wird.

Der Präsident hält es auch für seine Pflicht, hinzuzufügen, daß weder die Regierung der Vereinigten Staaten noch er dessen ganz sicher ist, daß die Regierungen, mit denen die Vereinigten Staaten als Kriegführende assoziiert sind, einwilligen werden, einen Waffenstillstand in Erwägung zu ziehen, so lange die Streitkräfte Deutschlands fortfahren, die ungesetzlichen und unmenschlichen Praktiken auszuüben, bei denen sie noch verharren. Zu derselben Zeit, wo die deutsche Regierung an die Regierung der Vereinigten Staaten mit Friedensvorschlägen herantritt, sind ihre U-Boote damit beschäftigt, auf der See Passagierschiffe zu versenken und nicht nur die Schiffe, sondern auch die Boote, in denen ihre Passagiere und Besatzungen versuchen, sich in Sicherheit zu bringen. Die deutschen Armeen schlagen bei ihrem jetzigen erzwungenen Rückzug aus Flandern und Frankreich den Weg mutwilliger Zerstörung ein, der immer als direkte Verletzung der Regeln und Gebräuche der zivilisierten Kriegführung betrachtet wurde. Städte und Dörfer, wenn sie nicht zerstört sind, sind von allem, was sie enthalten, oft sogar ihrer Einwohner beraubt. Es kann nicht erwartet werden, daß die gegen Deutschland assoziierten Nationen einem Waffenstillstand zustimmen werden, solange die unmenschlichen Handlungen, Plünderung und Verwüstung fortgesetzt werden, auf die sie mit Recht mit Schrecken und empörten Herzen hinblicken.

Es ist auch notwendig, damit keine Möglichkeit eines Mißverständnisses entstehen kann, daß der Präsident mit großem Nachdruck (very solemnly) die Aufmerksamkeit der Regierung Deutschlands auf die Fassung und klare Absicht (to the language and plain intent) einer der Friedensbedingungen lenkt, welche die deutsche Regierung jetzt angenommen hat. Sie ist enthalten in der Botschaft des Präsidenten, die er am 4. Juli 1918 in Mount Vernon gehalten hat. Sie lautet wie folgt: „Die Vernichtung jeder willkürlichen Macht überall, die für sich geheim und nach eigenem Belieben den Frieden der Welt stören kann, oder wenn sie nicht vernichtet werden kann, mindestens ihre Herabminderung zu tatsächlichem Unvermögen und . . . ." (folgt eine Telegrammverstümmelung).

Die Macht, welche bisher die deutsche Nation beherrscht hat (controlled), ist von der Art, wie sie hier beschrieben wird. Die deutsche Nation hat die Wahl, dies zu ändern. Die ebenerwähnten Worte des Präsidenten bilden natürlich eine Bedingung, die vor dem Frieden erfüllt werden muß, wenn der Frieden durch das Vorgehen (by the action) des deutschen Volkes selbst kommen soll. Der Präsident hält sich für verpflichtet, zu erklären, daß die ganze Durchführung des Friedens seiner Ansicht nach von der Bestimmtheit und dem befriedigenden Charakter der Bürgschaften abhängen wird, welche in dieser grundlegenden Frage gegeben werden können. Es ist unumgänglich, daß die gegen Deutschland assoziierten Regierungen unzweideutig wissen, mit wem sie verhandeln.

Der Präsident wird eine besondere Antwort an die K. u. K. Regierung von Oesterreich-Ungarn absenden.

Empfangen Sie, mein Herr, die erneute Versicherung meiner Hochschätzung. gez. Robert Lansing.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Fortgang der Schlachten. Scheitern sämtlicher feindlicher Durchbruchsversuche. Rückverlegung unserer Fronten.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

5. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern wurden erneute Angriffe des Feindes gegen Hooglede und Roeselare abgewiesen. Gegen unsere neuen Linien östlich von Armentières ist der Feind über Bois Grenier—Fournes—Wingles und über die Bahn dicht östlich Lens gefolgt.

Heeresgruppe Boehn: Der Engländer setzte beiderseits von Le Chatelet seine starken Angriffe fort und nahm Le Chatelet. Die Höhen nördlich und östlich der Stadt wurden gehalten. Der in Beaurevoir eindringende Feind wurde im Gegenstoß wieder geworfen. Nördlich von St. Quentin griff der Franzose zwischen Sequehart und Marcourt an. In Lesdin und Marcourt faßte er Fuß. Lesdin nahmen wir wieder. An der übrigen Front und südlich von St. Quentin scheiterten die feindlichen Angriffe vor unseren Linien.

Heeresgruppen Deutscher Kronprinz und Gallwitz: Franzosen und Italiener griffen erneut in Teilvorstößen und in einheitlich geführtem Angriff unsere Stellungen auf dem Rücken und an den Hängen des Chemin-des-Dames zwischen Ailette und Aisne an. Schleswig-holsteinische und württembergische Regimenter brachten die Angriffe zum Scheitern. Oestlich von Reims haben wir in vorletzter Nacht unsere vorderen Stellungen zwischen Prunay und St. Marie-à-Py vom Feinde unbemerkt geräumt und rückwärtige Linien bezogen. Der Feind ist gestern über Prunay—Dontrien—St. Souplet gefolgt. Auf dem Schlachtfeld in der Champagne nahmen wir im Gegenangriff die noch in Besitz des Feindes verbliebenen Teile des Höhenzuges nordwestlich von Somme-Py wieder. Nach stärkster Feuervorbereitung griff der Feind beiderseits der von Somme-Py nach Norden führenden Straße in breiter Front an. Unter schweren Verlusten für den Feind sind seine Angriffe gescheitert. Brandenburger und Schleswig-Holsteiner Garde-Füsiliere, pommersche, badische und rheinische Regimenter zeichneten sich bei Abwehr des Feindes besonders aus. Zwischen Argonnen und Maas hat der Amerikaner gestern erfolglos angegriffen. In den Argonnen und am Ostrand des Waldes schlug württembergische Landwehr seinen mehrfachen Ansturm ab. Oestlich Aire stieß er bis in Höhe von Exermont vor. Der Ort selbst, der vorübergehend verloren war, wurde wieder genommen. Beiderseits von Gesnes wiesen badische, elsaß-lothringische und westfälische Regimenter jeden Ansturm vor ihren Stellungen ab. Besonders schwer waren die amerikanischen Angriffe, die sich beiderseits der Straße Montfaucon—Bantheville und gegen das Waldgelände südlich von Cuncel richteten. Wo der Feind vorübergehend in unsere Linien eindrang, warf ihn sofortiger Gegenstoß wieder zurück. Auch auf dem äußersten linken Flügel des Angriffsfeldes haben bayerische Reserve-Regimenter ihre Stellungen voll behauptet. Der Kräfteeinsatz des Amerikaners bei seinen gestrigen Angriffen an Panzerwagen, Infanterie und Artillerie war außerordentlich stark. Seine blutigen Verluste waren ungewöhnlich hoch.

6. Oktober. Heeresgruppe Boehn: Wir gaben in vorletzter Nacht den zwischen Crevecourt und Beaurevoir an dem Kanal in Linie Banteux—Le Chatelet vorspringenden Stellungsbogen auf und nahmen die dort stehenden Truppen in rückwärtige Linien zurück. Engländer und Franzosen setzten ihre Angriffe zwischen Le Chatelet und nördlich von St. Quentin fort. Beaurevoir und Montbrehain blieben in ihrer Hand. An der übrigen Front sind ihre Angriffe vor unseren Linien gescheitert.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Erneute Angriffe der Franzosen und Italiener am Chemin-des-Dames wurden abgewiesen. In Fortsetzung der am 3. Oktober begonnenen Bewegungen östlich von Reims und beiderseits der Suippe haben wir in vorletzter Nacht auch unsere Stellungen am Brimont und Berru geräumt und rückwärtige Linien bezogen. Der Feind folgte im Laufe des Tages. Wir standen am Abend mit ihm an der Suippe beiderseits der Straße Reims—Neufchatel, bei Lavannes—Epoye—Pont Faverger und an der Arnes in Gefechtsfühlung. Zwischen der von Somme-Py nach Norden führenden Straße und östlich von Liry griffen Franzosen und Amerikaner erneut mit starken Kräften an. Wir haben nach schweren Kämpfen unsere Stellungen restlos behauptet. Die 199. Infanterie-Division schlug den in 15 Wellen tief gegen die Liry-Höhen anstürmenden Feind mehrfach zurück. Der Feind erlitt hier schwerste Verluste.

Heeresgruppe Gallwitz: Zwischen den Argonnen und der Maas setzte der Amerikaner seine starken Angriffe fort. Oestlich von Exermont gelang es ihm, bis auf die Waldhöhe, etwa einen Kilometer nördlich des Ortes, vorzustoßen. Hier sind seine in den Nachmittagsstunden erneut vorbrechenden Angriffe gescheitert. Beiderseits der von Charpentry auf Romagne führenden Straße brachen die Angriffe wiederum vor den Linien elsaß-lothringischer und westfälischer Regimenter völlig zusammen. Weiter östlich drang der Feind in den Fays-Wald ein. Im übrigen wurde er abgewiesen.

7. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Nördlich von St. Quentin dauern die schweren Kämpfe seit Mitte September fast ununterbrochen an. Trotz wiederholten Einsatzes frischer Verbände hat der Feind hier bisher keine nennenswerten Erfolge erzielen können. Auch gestern sind seine Angriffe, die sich am Vormittag nordöstlich von Le Chatelet und beiderseits von Lesdins entwickelten und am Nachmittage auf breiter Front nördlich von St. Quentin vorbrachen, gescheitert. Der Feind, der am Somme-Kanal zunächst auf Essigny-le-Petit Boden gewann, wurde durch erfolgreiche Gegenstöße und nächtliche Unternehmungen wieder bis auf Remaucourt zurückgedrängt.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Der Feind folgte gegen unsere neuen Stellungen an der Aisne und Suippe zwischen Pontavert und Bazancourt stark nach und stieß vielfach im Angriff gegen sie vor. Kämpfe entwickelten sich bei Pontavert, Berry-au-Bac, beiderseits der Straße Reims—Neufchatel und bei Bazancourt. Der Feind wurde überall abgewiesen. Mit stärkeren Kräften griff der Gegner an der Arnes und westlich von Etienne an. Auch hier blieben seine Angriffe in unseren Gegenstößen ohne Erfolg. An der Schlachtfront in der Champagne trat gestern nach zehntägigen erbitterten Kämpfen Gefechtspause ein.

Heeresgruppe Gallwitz: Zwischen den Argonnen und der Maas setzte der Amerikaner seine heftigen Angriffe fort. Das Infanterie-Regiment „Generalfeldmarschall v. Hindenburg", Nr. 147, das schon westlich der Maas in erfolgreicher Abwehr und im Angriff entscheidend dazu beitrug, den Durchbruch des Feindes zu verhindern, schlug auf den Höhen östlich der Aire den Feind zurück. Der Schwerpunkt der feindlichen Angriffe lag auch gestern zu beiden Seiten der von Charpentry auf Romagne führenden Straße. Die dort seit Tagen im Kampf stehenden elsaß-lothringischen und westfälischen Regimenter brachten den mehrfachen Ansturm des Feindes völlig zum Scheitern.

Reichstag und Regierung über die Sicherheit der Kriegsanleihen.

Der Staatssekretär des Reichsschatzamts, Graf von Roedern, hatte mit Parteiführern des Reichstags eine Aussprache über die Kriegsanleihe. Es waren mit dem Reichstagspräsidenten Fehrenbach, vom Zentrum die Abgeordneten Gröber und Trimborn, von den Sozialdemokraten die Abgeordneten Ebert und Scheidemann, von den Konservativen die Abgeordneten Graf von Westarp und Dietrich, von der Fortschrittlichen Volkspartei die Abgeordneten Wiemer und Fischbeck, von den Nationalliberalen die Abgeordneten Stresemann und List, von der Deutschen Fraktion die Abgeordneten Freiherr von Gamp und Schultz-Bromberg erschienen.

Der Staatssekretär des Reichsschatzamts erklärte u. a. folgendes:

„Man fragt nach der Sicherheit der Anleihen. Die Anleihen sind gesichert, formell durch das Versprechen von Regierung und Reichstag; materiell durch das, was hinter ihnen steht, die Arbeits- und Steuerkraft des ganzen deutschen Volkes. Treffend hat man die deutsche Kriegsanleihe als eine Hypothek auf unser Volksvermögen bezeichnet. Unser Volksvermögen steht in der Hauptsache noch unangetastet da.

Das deutsche Volkseinkommen bietet eine Gewähr dafür, daß auch der Zinsendienst der Kriegsanleihen gesichert ist.

Bundesrat und Reichstag sind gewillt, den eingegangenen Verpflichtungen gerecht zu werden, insbesondere für Deckung der Kriegsanleihezinsen in voller Höhe Sorge zu tragen.

Bei allen Steuern, die noch kommen, wird der Besitzer von Kriegsanleihe nicht schlechter gestellt werden wie der, der seiner Pflicht zur Zeichnung in dieser schweren Zeit nicht nachgekommen ist. Ich trete sogar dafür ein, daß derjenige, der sein Vaterland in schwerer Zeit finanziell nicht im Stiche gelassen hat, bevorzugt werden soll.

Die Kriegsanleihe ist eine Volksanleihe im besten Sinne des Wortes geworden, sie ist bereits jetzt in den Händen von Millionen zum großen Teil wenig bemittelter deutscher Reichsangehöriger, sie bildet den Grundstock des Vermögens ungezählter Sparkassen, Genossenschaften, wohltätiger Stiftungen, die unseren Aermsten dienen. Und weil das der Fall ist, würde kein Parlament und keine Regierung es wagen können, durch gesetzliche Maßregeln an der Sicherheit ihres Zinsertrages zu rühren."

Die Parteiführer des Reichstages

erklärten ihre volle Uebereinstimmung mit der Auffassung, daß es weiter für Reichstag und Reichsregierung erste Pflicht sein muß, den Zinsendienst der Kriegsanleihen in zugesagter Höhe mit allen Mitteln sicherzustellen, und daß der Besitzer von Kriegsanleihe bei allen steuerlichen und sonstigen Maßnahmen keine Benachteiligung, vielmehr nach Möglichkeit eine Begünstigung erfahren soll. Für die Durchführung dieses Bestrebens bürgt schon die Tatsache, daß unsere Anleihen Volksanleihen im besten Sinne des Wortes sind, die sich zum größten Teil in den Händen von Millionen wenig begüterter Volksgenossen befinden.

8. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Nördlich der Scarpe griff der Engländer nach heftigem Feuerkampf beiderseits von Oppy an. In Neuvireul faßte er Fuß. Im übrigen brachten ihn unsere Vorposten zum Stehen.

Heeresgruppe Boehn: Südlich von St. Quentin setzten Engländer und Franzosen ihre starken Angriffe fort. Nördlich von Montbrehain schlugen hannoversche und braunschweigische Regimenter fünfmaligen Ansturm des Feindes ab. Weiter südlich brach der Angriff des Feindes in unserem Feuer zusammen. Bei und südlich von Sequehart haben posensche und hessische Regimenter nach hartem Kampf ihre Stellungen behauptet. Bei den Kämpfen an der Tilloy-Höhe brachten schlesische Bataillone und Pioniere im Nahkampf und durch Gegenstoß den feindlichen Ansturm zum Scheitern.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Das nördliche Suippe-Ufer wurde in örtlichen Unternehmungen vom Feinde gesäubert. Am Nachmittag stieß der Gegner in Teilangriffen zwischen Bazancourt und Selles, mit starken Kräften beiderseits von St. Clement an der Arnes, vor. Seine Angriffe scheiterten. Oertliche Kämpfe um St. Etienne, das von uns genommen wurde, im Gegenangriff des Feindes aber wieder verloren ging.

Heeresgruppe Gallwitz: Nach stärkster Feuervorbereitung setzte der Amerikaner erneut zum Durchbruch beiderseits der Aire an. Auf dem westlichen Ufer brachte württembergische Landwehr die südlich von Chatel vorbrechenden Angriffe zum Scheitern. Von der Höhe nördlich von Chatel, auf der der Feind vorübergehend Fuß faßte, wurde er im Gegenstoß wieder geworfen. Oestlich der Aire brachen die feindlichen Angriffe meist schon in unserem Artilleriefeuer zusammen. Gegen Abend nahm der Feind beiderseits der von Charpentry auf Romagne und der von Nantillois auf Cunel führenden Straßen, sowie westlich der Maas seine Angriffe wieder auf. Nach hartem Kampfe schlugen wir ihn, teilweise durch Gegenstoß, zurück.

Der Luftkampf im September.

Im Monat September wurden an der Westfront 773 feindliche Flugzeuge, davon 125 durch Flugabwehrkanonen, und 95 Fesselballone vernichtet. Hiervon sind 450 Flugzeuge in unserem Besitz, der Rest ist jenseits der feindlichen Linien erkennbar abgestürzt. Trotz der vielfach großen, zahlenmäßigen Ueberlegenheit des Gegners haben wir im Kampf nur 107 Flugzeuge und 103 Fesselballone verloren.

Vom türkischen Kriegsschauplatz.

Rückzug über Damaskus.

Nach dem deutschen Tagesbericht vom 6. Oktober mußten die in Palästina an der Seite unserer treuen türkischen Bundesgenossen kämpfenden deutschen Bataillone im Verein mit den schwachen türkischen Kräften erdrückender feindlicher Uebermacht weichen und sind im Rückmarsche über Damaskus in nördlicher Richtung.

Eine literarische Tat.

Die rührige Schriftleitung der „Bücherwelt“, Pfarrer Hermann Herz, hat den Musterkatalog für katholische Volks- und Jugendbüchereien in vierter, stark erweiterter Auflage neu herausgegeben unter dem Titel: „Literarischer Ratgeber der Bücherwelt“*), in einem Umfang von zirka 320 Seiten. Maßgebend waren folgende Leitsätze: 1. Auf die Konfession der Verfasser ist keine Rücksicht zu nehmen. 2. Verlangt wird, daß das aufzunehmende Buch der katholischen Glaubens- und Sittenlehre nicht widerspricht und geeignet ist, einer edlen Unterhaltung, sowie einer wahren Volksbildung und Volkserziehung, bzw. Jugendbildung zu dienen. 3. Vor allem sind die Referenten bemüht, möglichst viele Werke zu registrieren, die mit den genannten Vorzügen hohen künstlerischen Genuß gewähren.

Wollen wir die Arbeit auch von diesen Gesichtspunkten aus beurteilen!

Schon ein kurzer Blick belehrt uns, daß Schriftsteller aus jedem Lager berücksichtigt wurden. In alphabetischer Reihenfolge stehen friedlich beisammen die Huch, Helle, Jüngst, Keller, Kellermann, v. Krane, Lambrecht, Mann, Paquet, Lissauer, Wassermann, Schönherr, Rosegger, Pöllmann usw. Diese Weitherzigkeit scheint dem zweiten Leitsatze zu widersprechen, dient aber der Vollständigkeit des Ratgebers ungemein, da jeder Verfasser bis auf Herz und Nieren geprüft und treffend charakterisiert ist. Es ist kein Buch empfohlen, das irgendwie unpassend wäre für eine katholische Volksbibliothek; Vorsicht ward manchmal sogar zur Strenge — wohlweislich. Denn der Literat findet für sich noch Stoff genug. Ich glaube, der Ratgeber der Bücherwelt steht in seiner Art — gerade in dieser Beziehung — einzig da. Der dritte Leitsatz wurde in weitgehender Weise durchgeführt, weitgehend insofern, als Verzeihung geübt wurde nach rechts und nach links. Das konnte nicht anders sein, denn was den Kunstwert eines Buches betrifft, so sind die Urteile denn doch ziemlich verschieden, und man muß immerhin als Kritiker entgegenkommend sein.

Hoffentlich wird diese „Kriegsarbeit“ der Redaktion der Bücherwelt gebührend geschätzt! Sie bedeutet eine literarische Tat! Sie zu schaffen, dazu war ein intensives jahrelanges Studium nötig und gerade der Boden der „Bücherwelt“ ist für solche Saat und Ernte geeignet. Die Bücherwelt zählt 9000 Abonnenten, zum Aerger des jüdisch eingestellten literarischen Echos in Berlin, wohin sogar katholische Literaten ihre Kuckuckseier legen — allerdings pseudonym.

Den Löwenanteil des Ratgebers erhielt die schöne Literatur, die Hermann Herz selber behandelte. Es ist System in der Arbeit, und Herz beginnt mit der älteren deutschen Literatur und schließt mit den „Sammlungen zur schönen Literatur“. Joseph Karlmann Brechenmacher übernahm die „Jugendschriften“, Generalsekretär Johannes Braun „Geschichte“, „Erd-, Länder- und Völkerkunde und Reisen“. Dr. Aloys Schmitt stellte die „Naturwissenschaftliche Literatur“ zusammen, Friedrich Feder die religiöse. Das Referat von P. Remigius Boving O. F. M., umfaßt „Kunstlehre und Kunstgeschichte“, Dr. Froberger schrieb die „Literaturgeschichte“ sowohl des In- wie des Auslandes (letztere umfaßt Uebersetzungen und Urtext).

Der „Ratgeber“ ist in seiner Art eine umfangreiche Literaturgeschichte, keine bloße Nomenklatur, und ich wünschte nur, an Gymnasien und ähnlichen Schulen käme der Ratgeber in die Hände aller katholischen Schüler. Ich denke an meine Gymnasialzeit und staune darüber, wie wenig einem Gymnasiasten in zeitgenössischer Literatur geboten werden konnte. Wer in kurzer Zeit Versäumtes nachholen will, kaufe sich diesen Ratgeber der Bücherwelt! Selbstverständlich aber ist, daß jeder Leiter einer Bibliothek sich von diesem Mentor beraten läßt. Vielleicht findet später der Leiter von Vereinen auch noch ein Kapitel über Theaterstücke. Seb. Wieser.

*) „Literarischer Ratgeber der Bücherwelt“, 4. Aufl. Borromäusvereinsverlag Bonn, 1918.

Vom Büchertisch.

Dr. **Klemens Löffler: Elsaß-Lothringen.** Zeit- und Streitfragen der Gegenwart, herausgegeben von Dr. Karl Hoeber. Bd. 11: Brosch. 3.— M, geb. 3.60 M. Köln 1918, J. P. Bachem. Der derzeitige Stadtbibliothekar in Köln Dr. Kl. Löffler weist überzeugend nach, daß die nachgerade zur lächerlichen Manie sich verzerrende Revanche- bzw. Befreiungsgebärde der westnachbarlichen Kulturnation einen begründeten Rechtstitel (natürliche Grenzscheide, Nationalitätsprinzip, historische Ansprüche) gar nicht aufzeigen kann. Diese Teile des Buches sind wegen ihrer trefflichen Kürze und lückenlosen Beweiskette mit die besten. In der Frage nach der Gestaltung der zukünftigen Geschicke dieses umstrittenen, einzigschönen Grenzlandes möchte der Verfasser sich für eine Angliederung an das starke Preußen einsetzen. Man braucht diesem Vorschlag nicht ohne weiteres beizupflichten, denn einsichtige, die Verhältnisse nüchtern abwägende Kenner Elsaß-Lothringens haben, zumal beim Gedanken an die vorausgegangene Regierungspolitik, die bisher beliebt wurde, manche Vorbehalte zu machen. Doch wird L. auch den übrigen (inzwischen durch die Ereignisse gleichfalls überholten) Rufen nach Aufteilung usw. vollauf gerecht. Dr. O. Hipp hat in dieser Zeitschrift Nr. 26 und 27 1918 „Unser Elsaß“ beachtenswerte Fingerzeige gegeben. Die im Kriege seit langem eingetretene, durch beide Teile mitverschuldete, ungünstige Stimmung erfährt eine sachliche Würdigung. Der Satz auf S. 94 „Schulschwestern, Geistliche und Beamte mußten bestraft werden“ könnte in dieser durch keinen Zusatz gemilderten Form unbefangene Leser leicht irreführen. Jedermann weiß, wie viele bedauerliche Mißgriffe untergeordneter Behörden hier angeführt werden könnten. Das Buch ist in ruhig-vornehmem Tone gehalten, frei von jeglicher Spitze gegen die so viel verleumdeten Elsaß-Lothringer. Vielleicht hätte auch in Gegenüberstellung zur französischen Belletristik (Régamey, Acker usw.) der deutschen Versuche gedacht werden können, im Roman dem Wesen der elsaß-lothringischen Frage beizukommen. (R. Stratz, Ans. Heine, Stegemann, A. May, R. Bruck u. a.). Dies kleine Werk ist neben Al Schultes weit ausholender Darstellung wohl am meisten zu empfehlen. Laz.-Geistl. P. Peter Büffel C. S. Sp.

Alois Patin: Monime. Eine Geschichte von modernen Frauen im jonischen Kleinasien. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 16° IV u. 109 S. kart. 1.60 M. — Ein künstlerisch feines Büchlein mit kraftvoll entwickelter spannender Handlung und einer zielstarken, dichterisch ausgelösten Tendenz: Vergleichsziehung zwischen der klassisch-antiken und der modernen gebildeten Frau. Der Vortrag ist so plastisch lebendig, so von tiefem und tiefstem Wissen, von psychologischem „Allesverstehen“ zeugend, daß man dies Werk eines bewährten Kenners des Altertums als eine schöne Gabe neuzeitlicher Dichtung und Forschung wird begrüßen dürfen.
E. M. Hamann.

O. **Zimmermann** S. J.: **Warum Schuld und Schmerz?** Herder, Freiburg. 8° VII u. 115 S. 2 M. Ein wohltuendes, tiefgründiges, edelkühnes Führungs- und Trostbuch für alle am Weltkrieg seelisch Leidenden. Unter den neun Kapiteln: Die Weltgüte, Selbstentscheidung, Selbstvollendung, Größe, Bewährung, Ehren Gottes, Die Heiligkeit und Güte Gottes, Die Unendlichkeit Gottes, Unsere Aufgabe, rechnet der Verfasser zunächst ab

mit dem allzuweit ausholenden Optimismus sowie dem einschnürenden Pessimismus, um dann die innere Auffassung des Lesers heranzuziehen, zu klären, zu erheben, zu stählen, auszureifen für die im Lichte der Gotteswahrheit und -liebe zu vollziehende Selbstbetätigung an der als „Aufgabe" zu verwirklichenden Lösung der im Buchtitel gestellten gewaltigen Frage. E. M. Hamann.

Die Psalmen, des Priesters Betrachtungsbuch. Von P. Wendelin Meyer O. F. M. 2. Bd. 1. u. 2. Aufl. 8° XIV u. 179 S. ℳ 3.50. geb. ℳ 4.80. Paderborn, Bonifatiusdruckerei 1918. — Diese vortreffliche, schnell eingebürgerte Auslegung der Psalmen wurde bereits in Nr. 7 des laufenden Jahrgangs der „Allgemeinen Rundschau" (S. 89) näher gekennzeichnet. Nunmehr liegt der 2. Band vor, der die Lieder des zweiten hebräischen Psalmenbuches umfaßt. (Ps. 41 mit 71.) In gedrängter Darstellung werden jeweils die dem einzelnen Psalm zugrundeliegenden Zeitverhältnisse, seine nähere Veranlassung dargeboten, wobei auch die wichtigsten Fragen der Abfassung ihre Erörterung finden. In vorzüglich klarer Weise wird dann in leicht übersichtlichem Aufbau der Gedankengehalt der Psalmen zur Darstellung gebracht; dabei ist die deutsche Uebersetzung immer in die Erklärung des Textes hineinverwoben; für schwierigere Stellen werden zur Deutung die neuesten, bestbegründeten Erklärungen herangezogen. Das Werk ist ganz dazu angetan, den unerschöpflichen Reichtum des Psalmenbuches darzutun und seiner Auswertung die Wege zu weisen. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Schauspielhaus. „Das neue Leben", ein Schauspiel von Joachim Zimmermann, eines auf unseren Münchener Bühnen bisher unbekannten Berliner Schriftstellers, fand am Ende starken Beifall, der stärker war, als die Wirkungen, die verschiedene Szenen vordem ausgelöst hatten. Der Zuschauer vermag sich nicht im vorneherein in alle Empfindungen der Gestalten einzufühlen, da manche Beweggründe sich ihm nicht sofort in voller Klarheit erschließen; später teilen sich die Nebel; so ist z. B. die Figur des Selbstmordkandidaten im ersten Akte dramaturgisch sehr gefahrvoll, denn es liegt nahe, daß Affekte, deren Triebkräfte uns nicht in die Augen springen, zum Lächeln reizen. Für uns, die wir durch Lektüre (Berlin 1914, Hyperionverlag) vorbereitet waren, waren diese Schwierigkeiten, die anfangs das Mitfühlen des Zuschauers beeinträchtigen mochten, beseitigt, und wir gewannen den Eindruck in das Schaffen eines nicht alltäglichen, aber tiefpessimistischen Geistes. Martin Grambow träumte einst, ein „zweiter Beethoven" zu werden, aber den Jugendillusionen wich die herbe Erkenntnis, kein Genie zu sein. Des Zieles und damit des Haltes beraubt, brütete er dumpf dahin, bis ihm eine neue Lebensaufgabe und damit „neues Leben" sich darbot. Er verliebte sich in eine junge Schauspielerin; was bei dem leichtfertigen Ding einem anderen gegenüber eine Episode geblieben wäre, wird im Verhältnis zu dem Ethiker Schicksal. Wohl kennt Martin ihre Vergangenheit, aber er fühlt die Kraft in sich, sie in eine reine Sphäre emporzuheben, sie zu einer anima candida zu läutern und dadurch zu den höchsten Kunstleistungen fähig zu machen. Hierin erkennt er — mystisch, wie ein Spötter sagt — seine Lebensaufgabe. Sie trägt anscheinend reiche Früchte. Lilli hängt mit großer Dankbarkeit an ihm und erträgt die Trennung von dem lockeren Leben um seinetwillen. Sie wird eine der stärksten künstlerischen Individualitäten, aber was Grambow als sein Werk ansieht, ist doch nur die Kraft ihres Talentes. Sie ist nicht die zur Reinheit Emporgeläuterte, die Grambow erträumt, sie betrügt ihn, nicht mit einem nur. Diese Erkenntnis reißt ihn aus allen Himmeln, macht ihn zum Mörder. Diese Bluttat im Nebenzimmer will mir psychologisch nicht zwingend erscheinen, sie soll darlegen, daß Idealismus zum Fanatismus führen kann. Als Gegenstück zu Professor Grambow führt der Autor eine Schauspielerin ein, die aus einem übermütigen, heiteren Dasein plötzlich zur Heilsarmee ging. Auch ihre Weckrufe verhallen unerhört. Hier mag ein vor dem Kriege viel erörterter Fall den Dichter angeregt haben, ohne daß es ihm m. E. gelang, die seelischen Rätsel restlos zu lösen. Am meisten Plastik hat die Figur der Lilli, die aus innerem Spieltrieb gestaltet, naiv, ohne Reflexion, deren Kunst hohe Empfindungen zu wecken vermag, ohne deshalb, wie Grambow träumt, solch idealistischen Quellen zu entspringen. In satten Farben sind auch jene Theatergeschäftsleute gemalt, die gelegentlich auch das Gute fördern, wenn es gewinnbringend erscheint. Die Gesellschaftsszenen vertrügen noch größere Flüssigkeit, sonst bot Sinsheimers Spielleitung manch wirksame Abtönung. F. H. Gerhard gab den Ideologen mit viel Innerlichkeit und Verträumtheit. Hilde Herterich fand für das naive Künstlertum und das starke Temperament der Lilli bezeichnenden Ausdruck; auch sonst sah man manch lebensvoll gezeichnete Figur von dem eleganten Skeptiker Scharwenkas, zu dem mauschelnden Theaterbesitzer Wrydners und Annie Walders klug angelegter Dame von der Heilsarmee. Der anwesende Dichter wurde mehrmals gerufen.

Volkstheater. Keyserlings „Frühlingsopfer" war die erste Gabe gewesen, mit der vor einigen Monaten das Volkstheater seine „literarischen Abende" begonnen hatte. Zu des Dichters Totenfeier ward es nun wieder hervorgeholt. Sehnsucht klingt durch das „Frühlingsopfer", wie durch alle Bücher Keyserlings, und diese Töne verkünden das Poetentum des Grafen. So stand das ausverkaufte Haus wieder unter einem sehr starken Eindruck; zumal die Aufführung (insbesondere Frl. Meingast als „Ortl") das beste ist, was man im Volkstheater seit langem sehen kann. Vor der Vorstellung des „Frühlingsopfers" sprach Schriftsteller Halbe Gedächtnisworte.

Aus den Konzertsälen. Die Fülle der Darbietungen ist heuer noch größer geworden. Das Kunst- (oder Zerstreuungs-) Bedürfnis ist so gewachsen, daß ein jeder Künstler ohne Rücksicht auf andere gleichzeitige Unternehmungen auf Besuch rechnen zu dürfen glaubt. Der Musikreferent vermag keine Vollständigkeit der Berichterstattung mehr anzustreben. Bei oft Bewährtem mag ein kurzer Hinweis genügen, Schlechtes mag unerwähnt bleiben, wenn es sich nicht unbescheiden breit macht; werden ferner künstlerische Individualitäten von Zukunftsaussichten nicht übersehen, so ist getan, was unter diesen Umständen möglich ist. Die Uraufführung einer Violinsonate, der ersten, die Pfitzner geschrieben hat, bot der Pfitznerverein für deutsche Tonkunst. Ein feines, vornehmes Werk, das besonders auf die enge Verwandtschaft Pfitzners mit Schumann hinweist. Von starker Innerlichkeit und reiner Geistigkeit ist der erste Satz, wirksamer sind die empfindungsreichen und klangschönen weiteren Sätze. Pfitzner selbst saß am Flügel, die Violine meisterte Berber, es war eine geistige Harmonie von beglückender Reinheit in ihrem Zusammenspiel. Ganz auf Innerlichkeit gestellt war auch der Liederabend von Doris Frieß-Lanquillon. Sie sang ausschließlich Hugo Wolf, auch seltener gehörte Gesänge, deren geistige Werte sie mit feinem Charakterisierungsvermögen ausschöpfte. Die hohe Kultur ihres reizvollen Sopranes verband sich mit dem empfindungstiefen Vortrag zu schöner Wirkung. — Barbara und Harold Eldredge-Mahr boten Wagner- und Straußfragmente, wobei die pianistische Begleitung, die Raucheisen mit Gelingen durchführte, nur Ersatz für Orchester sein konnte. Die Sängerin besitzt die bedeutenderen Mittel, der Baritonist die überlegenere Ausbildung und die größere Reife des Vortrages. Von einer berückenden Klangschönheit, einem hinreißenden Feuer ist die Geigenkunst eines jungen Ungarn Duci v. Kerékjarto. Die begeisterte Aufnahme war durchaus verdient. Die Technik ist erstaunlich, aber Temperament und Musikalität sind ihr gleichwertig. — Max Pauers pianistische Kunst hat festgegründeten Ruf; bei Beethoven vereinigen sich seine technischen und geistigen Vorzüge zu tiefgreifender Wirkung.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Börsenkatastrophen — Die gesicherte Zukunft unserer Kriegsanleihen — Ministerpräsident Dr. von Dandl über die Friedensaussichten.

Die Ereignisse der jüngsten Tage sind so rasch aufeinander gefolgt, dass den Wirtschaftsfaktoren, vor allem der Börse, die Neuorientierung fast unmöglich gemacht wird. Aus den Börsenpaniken sind Katastrophen entstanden mit gewaltigen Umwertungsprozessen. Der Kurszettel der Industrieaktien zeigt grosse Verheerungen und Vermögensverluste. Zweifellos hat die Beunruhigung unter den Effektenbesitzern längst das zulässige Mass überschritten, namentlich im Hinblick darauf, dass mit solcher Reinigung der Effektenmärkte sicherlich eine Stärkung des jetzigen Aktienbesitzes erbracht worden ist. Eine rühmliche Ausnahme der Kurseinbussen bekunden allein die heimischen Anleihen, in denen nur ganz geringfügige Abschläge zu verzeichnen sind. Durch das Freiwerden der bisher in Industrieaktien festgelegten Gelder erfolgten sogar namhafte Anlagekäufe in festverzinslichen Renten. Namentlich profitierten rechtsrheinische und hiervon wiederum bayerische Hypothekenpfandbriefe und Kommunalanleihen. Die inzwischen eingetretene Besonnenheit machte sich auch in dem Nachlassen des planlosen Angebotes älterer Emissionen unserer Kriegsanleihen bei den Reichsbank-Anstalten bemerkbar. Die Annahmestellen für die inzwischen um vierzehn Tage, bis zum 6. November verlängerte Zeichnung auf die neunte Kriegsanleihe bezeichnen das Subskriptionsgeschäft befriedigend, was auch die hohen Einzahlungen bei der Reichsbank bestätigen. Zu solcher Auffassung trugen auch bei die wiederholten unzweideutigen Auslassungen der neuen führenden Staatsmänner über die Zukunft unserer Kriegsanleihen. So erklärte Staatssekretär Gröber: „Keine Regierung, kein Reichstag wird es jemals wagen dürfen, die Sicherheit der Kriegsanleihe anzutasten." Im Hinblick auf die Unklarheit und Ungewissheit der weiteren Gestaltung unserer aussen- und innerpolitischen Lage ist eine dauernde Erholung unserer Börsen vorerst ausgeschlossen. Kapitalistenkreise seien daher wiederholt vor allen Börsengeschäften gewarnt.

Folgen dieser Gesamtlage sind nicht nur die Börsenrückgänge, sondern auch Preisabschläge auf den übrigen Wertgebieten. So erfolgte sowohl in Deutschland, als auch im Auslande, namentlich in Amerika eine erhebliche Senkung in der seitherigen Notierung für Getreide, namentlich Mais; auch andere Gruppen zeigen inzwischen eine, wenn auch langsame Verbilligung. Der sicherlich eintretende allgemeine Umwertungsvorgang wird auch für unsere Industrie schwerwiegende Folgen erbringen, schon wegen der unausbleiblichen Steuerlasten und vermehrten Unkosten. Kennzeichnend aber für Deutschlands Zukunft ist der treffende Ausspruch des bayerischen Ministerpräsidenten Dr. von Dandl in der Abgeordneten-Kammer: „Der Wille zu leben ist beim deutschen Volke eben stärker als der Wille zum Vernichten bei unseren Feinden. Ein demütigender Friede wird nur zu neuen Kriegen führen. Wird aber der Krieg durch einen gerechten Frieden beendet, dann wird das Volk die Stärke finden, sich neu aufzurichten durch die eigene geistige und sittliche Kraft.“ Dass die Auslandsbörsen Rotterdam, London und vor allem Neuyork friedenszuversichtlich sind und sich auch auf Friedenszeiten bereits einrichten, sind immerhin bemerkenswerte Symptome.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.



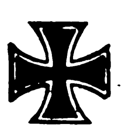


Bekanntmachung

Die Frist für die Annahme der Zeichnungen auf die 9. Kriegsanleihe ist um 14 Tage, d. h. bis einschließlich den 6. November, verlängert worden.

Berlin, im Oktober 1918

Reichsbank-Direktorium
Havenstein v. Grimm



Statt besonderer Anzeige.

Nach Gottes unerforschlichem Ratschluss ist unser lieber, hoffnungsvoller Sohn und Bruder

Oskar Erzberger

Fahnenjunker bei der Nachrichtentruppe

noch nicht 18 Jahre alt, im Reservelazarett zu Karlsruhe, versehen mit den Tröstungen unserer hl. katholischen Kirche, am 16. d. Mts. einer Lungenentzündung erlegen.

Wir empfehlen die Seele des lieben Verstorbenen dem Memento des hochwürdigen Klerus und den frommen Gebeten aller teilnehmenden Freunde.

Berlin, den 18. Oktober 1918.

Staatssekretär **Erzberger,** Mitglied des Reichstags
Paula Erzberger, geb. Eberhart
Maria und **Gabriele Erzberger.**

Renten-Anstalt

der

Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank

Nicht zu verwechseln
mit der Leibrentenversicherung der Bayerischen Versicherungsbank.

Der Rechenschaftsbericht für das Jahr 1917 **mit Tabelle der aus** 1918 fälligen, statutarisch **im Januar 1919 zahlbaren Zeitrenten** kann von den Mitgliedern der Rentenanstalt in unserem Bankgebäude, Promenadestraße 10, sowie bei unseren sämtlichen Filialen und Depositenkassen und den übrigen bekannten Zahlstellen in Empfang genommen werden.

Die Auszahlung der aus dem Jahre 1918 **statutarisch im Januar** 1919 **zahlbaren Renten** findet

ab Montag, den 16. Dezember 1918

an unserer Rentenkupon-Kasse — Promenadestraße Nr. 10, Schalter Nr. 7 — statt, werktags vormittags 9—12 Uhr und nachmittags 3—5 Uhr, an Samstagen und am 24. und 31. Dezember 1918 nur von 9—12 Uhr, gegen Abgabe des fälligen und mit einer glaubhaften Lebensbestätigung versehenen, vom Rentenanstaltsmitglied selbst abquittierten Rentenkupons, außerdem an den bekannten Zahlstellen.

Wenn ein Rentenanstaltsmitglied starb, wolle uns alsbald dessen Rentenschein samt allen Rentenkupons eingesandt werden unter Beilage irgendeines glaubhaften Sterbenachweises; dann wird unserseits für die Regel sofort die Sterberente (Rente aus dem Sterbejahr) ausbezahlt.

Den für unsere Rentenanstalt (nicht zu verwechseln mit der Leibrentenversicherung der Bayerischen Versicherungsbank A. G. hier) bestimmten Schreiben wolle immer Namen, Stand und Wohnort des Rentners (auch Straße und Hausnummer), sowie Nummer, Klasse und Jahresgesellschaft der Rentenscheine beigefügt werden.

München, den 22. Oktober 1918.

Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank.



Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25%.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 44. München, 2. November 1918. XV. Jahrgang.

„Was nur ein Volk Euch geben kann, das soll Euch werden!"

Von Rechtsanwalt Dr. J. Kausen, z. Zt. Leutnant d. Ref. im Felde.

„Unsere Soldaten haben es heute furchtbar schwer. Sie kämpfen mit der Sorge um die Heimat, sie kämpfen mit dem Gedanken an den Frieden, aber sie halten stand. Wir danken ihnen, wir vertrauen ihnen, wir rufen ihnen zu: Die Heimat läßt Euch nicht im Stich. Was nur ein Volk Euch geben kann, das soll Euch werden!"

Mit diesen eindrucksvollen, vielversprechenden Worten beendete Reichskanzler Prinz Max am 22. Oktober 1918 im Reichstage unter stürmischem Beifall seine große bedeutsame Rede.

Das deutsche Volk ist im Begriffe, sich Haus und Herd neu aufzubauen, nachdem über Nacht das von Wind und Wetter zerklüftete Gemäuer in sich zusammengestürzt war. In diesem weltgeschichtlichen Augenblick gilt es, die neuen Grundfesten derart ineinander zu verankern, daß sie jeglichen Sturm zu brechen vermögen. Das, was wir jetzt schaffen, lebt und wirkt fort und bildet die Grundlage unserer Zukunft als Volk. Wir werden nur stark sein, wenn das Gefühl des Zusammengehörens, der Liebe zum Vaterland, unausrottbar in unseren Herzen eingewurzelt ist, und das erreichen wir nur, wenn wir jetzt, in den Zeiten der Not, jeder dem anderen Opfer bringen, wenn wir das Wort des Reichskanzlers, das so unendlich verpflichtet, restlos einlösen, wenn wir allen denen, die am Kriege noch mehr Schaden gelitten haben als wir, in rastloser, zäher, trotziger Arbeit helfen, auf daß ihnen das deutsche Vaterland eine über alles geliebte Heimstätte werde, ihnen und ihren Kindern und Kindeskindern.

Wie ist bis jetzt für die Kriegsbeschädigten gesorgt? Die Heeresverwaltung verhilft, soweit es überhaupt die ärztliche Kunst und Wissenschaft zulassen, zur Wiederherstellung der Gesundheit und Erwerbsfähigkeit der im Dienst verwundeten und erkrankten Soldaten, sie stellt technisch vollkommene Stützapparate und Ersatzglieder zur Verfügung. Das Reich gewährt bei Beschränkung der Erwerbsfähigkeit eine Rente, deren Höhe den heutigen Verhältnissen allerdings nicht mehr entspricht. Bis zu der zu erwartenden Abänderung des Militär-Versorgungsgesetzes werden Rentenzuschläge und Kriegsbeihilfen gewährt.

Mit diesem Rentenschema hat das Vaterland seinen Dank an seine Verteidiger längst nicht abgetragen. Das Vaterland hat ein Interesse daran, daß seine Kriegsbeschädigten das zufriedene Gefühl haben, daß sie wieder tätige Teile des Volksganzen sind, daß sie im Verhältnis zu der Allgemeinheit nicht minderwertiger geworden sind, sondern in der sozialen Stellung, die sie sich vor dem Kriege in redlicher Arbeit erworben hatten, weiterleben und ihren Beruf ausüben können. Dieses Ziel läßt sich mit starren Gesetzen nicht erreichen. Hier muß die Fürsorge von Fall zu Fall Platz greifen.

Allenthalben sind Ausschüsse der Kriegsbeschädigtenfürsorge entstanden, welche wieder in dem Reichsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge zusammengeschlossen sind. Diese bürgerliche Kriegsbeschädigtenfürsorge befaßt sich mit den mannigfaltigsten Aufgaben:

Hebung der Erwerbsfähigkeit und Erwerbsmöglichkeit der Kriegsbeschädigten,

ergänzende Heilfürsorge im Vereine mit der Anstalts- und Bäderfürsorge des Zentralkomitees vom Roten Kreuz,

Vervollkommnung der theoretischen Kenntnisse derer, die ihr Handwerk oder Gewerbe nicht mehr in vollem Umfang auszuüben vermögen,

Umlernung zu einem neuen Beruf für diejenigen, die infolge von Verwundung und Krankheit zu ihrem alten Beruf untauglich geworden sind,

Zuschüsse während der Heilbehandlung oder Ausbildung an die Kriegsbeschädigten und deren Familien,

tätige Hilfe bei der Erziehung der Kinder der Kriegsbeschädigten,

Zuschüsse zum Unterhalt der Familien der mit unheilbarer Tuberkulose Behafteten,

Ansiedelung von Kriegsbeschädigten nebst Frau und Kindern auf kleinen ländlichen Anwesen.

Die Aufgaben der bürgerlichen Kriegsbeschädigtenfürsorge werden noch eine vielgestaltige Ausdehnung erfahren müssen, wenn nach Friedensschluß die Heere gesunder Arbeiter in die Heimat zurückströmen, ohne zunächst Arbeit vorzufinden, und wenn dann der Konkurrenzkampf in ungeahnter Weise zu entbrennen beginnt.

Ist die bürgerliche Kriegsbeschädigtenfürsorge mit den materiellen Mitteln genügend gerüstet, deren sie bedarf, um diesen Anforderungen in erschöpfender Weise zu genügen, in der Weise, in der es der Reichskanzler am 22. Oktober 1918 dem deutschen Volke versprochen hat?

Die bürgerliche Kriegsbeschädigtenfürsorge erhält Zuschüsse des Reichs. Darüber hinaus sollte die Ludendorffspende die weiteren Mittel beschaffen.

So reich das Erträgnis der Ludendorffspende war: die Mittel reichen bei weitem nicht aus.

Aber auch die zur Verfügung stehenden Quellen sind noch nicht ausgeschöpft. Die Ludendorffspende war der bisher erfolgreichste Schritt auf dem Wege der großzügigen Erfassung der Geldmittel. Aber es gab viele Drückeberger. Es braucht sich jeder nur in seiner nächsten Nachbarschaft umzusehen, um dies bestätigen zu können. Da gab es solche, welche an dem Wehrbeitrag sich den Maßstab nahmen, es muß aber sehr viele Kapitalkräftige gegeben haben, welche ganz erheblich hinter diesen Sätzen zurückgeblieben sind. Denn sonst hätte das Ergebnis der Ludendorffspende den Betrag von einer Milliarde Mark und mehr erreichen müssen.

Warum beschreiten wir nicht den Weg des allgemeinen Fürsorgebeitrags? Dann wäre den am Kriege reich Gewordenen, welche sich ihrer Pflicht gegenüber der Allgemeinheit noch nicht in dem erforderlichen Maße bewußt geworden sind, rasch nachgeholfen.

Die Leser der „Allgemeinen Rundschau" erinnern sich noch der am 15. September 1915 dem Reichstag überreichten Petition betr. Einführung einer einmaligen Abgabe vom Vermögen (Kriegsfürsorgebeitrag) nach dem Muster des Wehrbeitrages.

Unsere Kriegsbeschädigten sollen nicht durch öffentliche Sammlungen an Almosen erinnert werden, sondern sie sollen fühlen, daß sich das deutsche Volk seiner Dankespflicht bewußt ist.

Dieser Gedanke aus der damaligen Eingabe hat nichts an Berechtigung verloren.

Die erwähnte Petition fand damals aus dem Leserkreis der „Allgemeinen Rundschau" die Unterschrift von 4200 Angehörigen aller Parteien und Berufsschichten, sie wurde ferner unterzeichnet von rund 250 Vereinen und Verbänden mit einer

Mitgliederzahl von weit mehr als 1000000 Köpfen. Das war schon damals, als weite Kreise noch mit einer Kriegsentschädigung rechneten und die Last dieser Fürsorge nicht unseren Feinden abnehmen wollten. Um wieviel einstimmiger muß heute das Einverständnis aller Kreise zu einer solchen Ehrengabe des deutschen Volkes an seine Kriegsbeschädigten sein.

Die erwähnte Eingabe wurde am 18. Dezember 1915 von der Reichstagskommission für den Reichshaushaltsetat beifällig aufgenommen und am 17. Januar 1916 vom Reichstag dem Herrn Reichskanzler als Material überwiesen.

Die jetzige aus dem deutschen Volke geborene Reichsregierung hat es in der Hand, dem in so ernster Stunde feierlich abgegebenen Versprechen des Reichskanzlers vom 22. Oktober 1918 die Tat auf dem Fuße folgen zu lassen durch Einbringung eines Gesetzes, welches die allgemeine Aufbringung der gesamten Mittel für die Kriegsbeschädigten-Fürsorge nach einheitlichen, gerechten Grundsätzen (Fürsorgebeitrag) sicherstellt.

Videant Consules!

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Der Fortgang des Notenwechsels.

Wie weit sind wir denn nun gekommen? Wilson hat endlich unsere Anfrage über Waffenstillstand und Friedensverhandlungen an seine Verbündeten weitergegeben, und dort ist man in Beratung über die Bedingungen, die man zunächst für den Waffenstillstand und die Räumung aufstellen will. Immerhin ein Schritt vorwärts, wenn er auch nicht groß und noch nicht entscheidend ist. Geklärt ist die Lage leider noch nicht; denn die Auslassungen Wilsons waren bisher nicht derartig, daß die Rache- und Vernichtungsgelüste der Londoner und Pariser Machthaber in Washington ein genügendes Gegengewicht gefunden hätten.

Erledigt erscheint bisher nur einer von den Punkten, die Wilson behandelt hatte: nämlich die „Greuelfrage". Unsere zweite Antwortnote vom 21. Oktober hatte in dieser Hinsicht Verwahrung eingelegt gegen die falschen Beschuldigungen, auf die strengen Weisungen zur Schonung des Privateigentums und zur Fürsorge für die Bevölkerung hingewiesen, Prüfung des Sachverhalts durch neutrale Kommissionen vorgeschlagen (eine hat schon zu unseren Gunsten gesprochen!) und den Verzicht auf die Torpedierung der Passagierschiffe verkündigt. Wilson nahm in seiner Antwort vom 23. Oktober Akt von diesem „Versprechen", ohne auf die Sache selbst oder den Kommissionsvorschlag nochmals einzugehen.

Im Punkte der Friedensverhandlungen hatten wir die Voraussetzung kundgegeben, daß auch die Verbündeten Amerikas sich auf den Boden der Wilsonschen Grundsätze stellten, die von Deutschland rückhaltlos angenommen worden sind. Eine klare Antwort darauf ist noch nicht erfolgt. Wilson berührt in seiner Note vom 23. Oktober diese Frage nebenbei, indem er bemerkt, die Unterbreitung der Waffenstillstandsbedingungen würde erfolgen, „falls diese (verbündeten) Regierungen geneigt sind, den Frieden zu den angegebenen Bedingungen und Grundsätzen zu bewerkstelligen". Eine Ablehnung „dieser Regierungen" ist freilich bisher nicht erfolgt, vielmehr scheint die Aufstellung der Waffenstillstandsbedingungen im Gange zu sein.

Das fällt um so mehr ins Gewicht, als Wilson in der Note vom 23. Oktober überaus scharfe Bedingungen für den Waffenstillstand in Aussicht gestellt hatte. Was er da fordert, würde auf eine Waffenstreckung hinauslaufen, denn er will für sich und die Verbündeten eine solche Lage schaffen, „die eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten seitens Deutschland unmöglich machen würde." Ganz klar ist seine Sprache da freilich auch noch nicht. Denn am Schlusse der Note spricht er von der „Ergebung" Deutschlands unter der anderen Voraussetzung, daß er mit der alten „militärischen Beherrschung und der monarchischen Autorität, die Deutschland jetzt hat", verhandeln müßte.

Der vierte Punkt, den Wilson besonders ausführlich und schroff behandelt, ist damit schon berührt. Er kommt in der Note vom 23. in den schärfsten Tönen auf die politische Umgestaltung in Deutschland zurück, vermißt noch die Garantie für die Dauer der Neuordnung und für die Unterwerfung der deutschen Militärbehörden unter den Volkswillen, ja er versteigt sich zu der Bemerkung: „die Macht des Königs von Preußen, die Politik des Reiches zu kontrollieren, ist noch unerschüttert."

So berechtigt die Entrüstung ist über die nachbohrende Einmischung Wilsons in unser Verfassungsleben, so hilft uns in der gegenwärtigen Lage doch keine Gefühlspolitik. Zum Glück können wir die im Interesse des Friedens gebotene Aufklärung ihm geben, ohne daß wir erst von ihm in eine neue Bahn gedrängt werden. Denn der Systemwechsel, der jetzt bei uns durchgeführt wird, war schon in Gang gesetzt vor Jahr und Tag, als unsere militärische und weltpolitische Lage noch glänzend dastand. Nur das Tempo ist jetzt beschleunigt, nicht das Ziel geändert worden. Anderseits ist zu beachten, daß man auch die jetzigen Worte Wilsons, die er selbst als „schroff" erkennt, doch nicht so deuten braucht, als ob er eine Abdankung oder eine Abschaffung der Monarchie erpressen wollte. Seine Forderung spitzt sich dahin zu, daß er nur verhandeln will „mit denjenigen Vertretern des deutschen Volkes, die Sicherheit für eine verfassungsmäßige Haltung bieten, als wirkliche Beherrscher Deutschlands". Solche Verhandlungsfähigkeit kann er der ausgebauten und gesicherten Volksregierung nicht absprechen.

Von diesem Gesichtspunkt geht auch die neue deutsche Antwort aus, die am 27. Okt. über die Schweiz abgesandt worden ist. Sie ist kurz, weil sie nur den Kern der Sache berührt und die entscheidenden Tatsachen ohne viel wörtlichen Beiguß auftischt. Erst die Empfangsbestätigung; dann der Hinweis auf „tiefgreifende Wandlungen im Verfassungsleben, die sich vollzogen haben und vollziehen", — in der Wendung, daß der Präsident „sie kennt". Daraus wird die Schlußfolgerung gezogen: „die Friedensverhandlungen werden von einer demokratischen Regierung geführt, deren entscheidende Machtbefugnisse in der Verfassung des Deutschen Reichs dauernd verankert sind". Das genügt, um auch für Herrn Wilson, wenn er gerecht ist, die Verhandlungsfähigkeit unserer Regierung klarzustellen. Zur Waffenstillstandsfrage bemerkt unsere Note, die deutsche Regierung „sieht nunmehr" den Vorschlägen, und zwar, wie in wenigen inhaltsschweren Worten beigefügt wird: „den Vorschlägen für einen Waffenstillstand entgegen", nicht also für eine Waffenstreckung. Das ist eine Mahnung für die militärischen und politischen Machthaber der Entente, die Bedingungen nicht zu überspannen, da Deutschland für eine Entwaffnung nicht reif und gewillt sei. Dann folgt noch ein Appell an das Gewissen des Präsidenten Wilson; er wird in einer höflichen, aber deutlichen Wendung daran erinnert, daß er einen Rechtsfrieden verheißen hat und daß deshalb der Waffenstillstand nicht an Bedingungen geknüpft werden darf, die als Einleitung zu einem Frieden der Vergewaltigung erscheinen würden.

Nach dieser Antwort von unserer Seite werden die Vorschläge für den Waffenstillstand die Entscheidung bringen, ob der Friedenswagen vorwärts kommen kann oder stecken bleiben muß. Fallen die Vorschläge der Gegner für den Waffenstillstand erträglich aus, so darf man annehmen, daß die westlichen Regierungen sich auf den Boden der Wilsonschen Grundsätze stellen und Wilson selbst die Verhandlungsfähigkeit der deutschen Regierung nicht mehr anzweifeln will. Im andern Fall wird der Kampf bis aufs äußerste fortgesetzt werden müssen.

Für letzteren Fall ist es für uns beruhigend, daß in den letzten Tagen der Berichtswoche die ungebrochene Widerstandskraft unserer Truppen sich ruhmvoll bewährt hat, da die wuchtigen und wiederholten Angriffe der Feinde in Flandern und im Gebiete der Oise und Aisne abgeschlagen wurden. Der Sieg in dieser großen Schlacht zeigt, daß die moralische Kraft und die strategische Festigkeit unserer Truppen noch ausreicht, trotz der Preisgabe der flandrischen Küste, die zur Konzentration gegenüber der Uebermacht notwendig geworden war.

Ludendorff geht, Hindenburg bleibt.

Der geniale Gehilfe Hindenburgs hat seinen Abschied erbeten und erhalten, — vermutlich in Konsequenz des politischen Systemwechsels. Für einen preußischen General ist es ja schwer, sich in die Neuordnung zu fügen, die die gewohnte und beliebte „Kommandogewalt" einschränkt. Aber Hindenburg sowohl wie die anderen Heerführer tragen den Verhältnissen und der Entscheidung der Krone Rechnung Wenn General Ludendorff eine Ausnahme machte, so ist das wohl zu erklären aus seinem lebhaften Temperament, das von der klassischen Ruhe Hindenburgs sichtlich abstach, und aus der Tatsache, daß er bei allen Zwischenfällen, wo die Heeresleitung in das politische Gebiet eingriff, im Vordergrunde stand. Das Uebergewicht der militärischen Gewalt, das

sich vorwiegend an seinen Namen knüpft, wurde unhaltbar, als der bisherige Siegeslauf der Armeen an der Westfront ins Stocken kam und der Verzicht auf einen durchschlagenden Sieg die Anbahnung von Friedensverhandlungen notwendig machte. Allgemein wird das Bedauern sein, daß die vielfach bewährte militärische Begabung Ludendorffs bis auf weiteres ruhen muß.

Die Verfassungsänderungen.

Es traf sich gut, daß die verfassungswichtige „Verankerung" der neuen Regierung noch gerade vor Absendung unserer letzten Note durchgeführt werden konnte. Der Systemwechsel sollte eigentlich schritt- und stufenweise vor sich gehen. Da aber die Weltgeschichte jetzt im Galopp läuft, machte man schnell ganze Arbeit. Die von der Regierung vorgeschlagene Kontrolle des Parlaments über Krieg und Frieden wurde durch einen Antrag der Mehrheitsparteien dahin erweitert, daß die „militärische Nebenregierung" vollständig ausgeschaltet wird. Diese tief- und hochgreifende Wandlung berührt edle Gefühle und geheiligte Ueberlieferungen; aber über allen Einwänden und Bedenken steht das Gebot der Zeit, daß Deutschland unbedingt eine einheitliche Regierung mit der Konzentration aller Gewalten haben muß, wenn es seine Weltstellung und seine nationale Zukunft retten soll. Wenn die neue Regierung für alle Zweige und das ganze Gebiet der vollziehenden Macht die Kontrolle und die Verantwortlichkeit erhält, so ist damit keineswegs gesagt, daß die Wehrkraft des Reiches und die darin tätigen Personen einer gefährlichen „Parlamentsherrschaft" ausgeliefert würden. Das Militär wird auf seinem Gebiet in seiner natürlichen Eigenart sich weiter entwickeln können und von der Volksvertretung eher noch mehr als weniger Fürsorge zu erwarten haben. Die erweiterte Gegenzeichnung des verantwortlichen Reichskanzlers darf man nicht ausschließlich von dem Gesichtspunkte der formalen Einschränkung des „Kriegsherrn" betrachten, sondern muß auch erwägen, daß die Krone fortan geschützt wird gegen die Last der Verantwortlichkeit die nach dem alten System schließlich auf den Monarchen zurückfiel, wie sich ja in den Ausfällen der Feinde gegen die Person des Kaisers nur zu deutlich gezeigt hat.

Oesterreich-Ungarn ist zur Kapitulation bereit.

Während diese Blätter in Druck gehen, wird auch die Antwort Oesterreich-Ungarns an Wilson bekannt. Sie bildet allerdings eine Ueberraschung für uns: Der Verbündete ist zur Unterwerfung und Annahme eines Sonderfriedens bereit.

Die Finanzlage Bayerns.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Als volles Milliardenbudget schließt diesmal der vom bayerischen Landtag bewilligte bayerische Staatshaushalt ab. Davon entfallen 957 1/2 Millionen auf den ordentlichen und 72 1/2 Millionen auf den außerordentlichen Staatshaushalt.

Bei der Würdigung der Milliardensumme sind Betriebsverwaltung und Staatsverwaltung auseinander zu halten. In den 13 Etats der einzelnen Staatsbetriebe sind allein 603 Millionen Ausgaben verzeichnet, darunter die Staatseisenbahnen mit 425 Millionen und die Post mit 98 Millionen Mark. Auf die Staatsverwaltung (Zivilliste und die einzelnen Ministerien) entfallen nach Abzug von ungefähr 19 Millionen eigenen Einnahmen etwas über 319 Millionen Ausgaben. Hier stellt sich der reine Staatsaufwand dar, der durch die Reineinnahme der Betriebe und die Steuern zu decken ist. Ein Staatsaufwand von 319 Millionen Mark ist für einen Staat wie Bayern an sich nicht übermäßig hoch. Allein es müssen auch noch die Ausgaben der Gemeinden, Distrikte und Kreise gerechnet werden, um das Bild der öffentlichen Lasten zu vervollständigen. Nach der zuletzt erschienenen Statistik für 1913 betrugen die Gesamtausgaben der Kreise jährlich 47 Millionen, von denen 27 Millionen durch Umlagen zu decken waren. Die Distrikte gaben 1912 über 19 Millionen aus, hiervon waren 10 Millionen durch Umlagen zu bestreiten. Die Ausgaben der Gemeinden hatten 1907 schon 345 Millionen mit 57 Millionen Umlagen erreicht. Ausgaben und Umlagen sind seitdem rapid in die Höhe gegangen bei starker Verschuldung.

Auch die Staatsschulden sind in das Bild einzustellen. Ende 1917 hatte Bayern nach dem Rechenschaftsbericht des Abg. Held (Ztr.) 463 Millionen allgemeine Staatsschuld und 1960 Millionen Eisenbahnschuld. Der Zinsen- und Amortisationsdienst fällt schwer ins Gewicht, wobei allerdings zu bemerken ist, daß die Staatseisenbahnen den ihrigen für sich allein zu bestreiten haben.

Für Kriegsteuerungszulagen der Beamten sind bei den allgemeinen Rücklagen 75 Millionen Mark eingesetzt; dazu im Eisenbahnetat 34 1/2 Millionen und im Postetat 16 2/3 Millionen, insgesamt 126 Millionen Mark.

Der große Mißstand bei den Staatsausgaben ist das eng begrenzte Einnahmegebiet. Es sind nur fünf ergiebige Einnahmequellen vorhanden: Die Staatsforstverwaltung mit über 87 Millionen Mark Reineinnahmen, die beim Sinken der Holzpreise und bei vermindertem Einschlag wieder zurückgehen werden, die K. Bank mit 10 Millionen, die Gebühren, Stempel- und Erbschaftssteuern mit 31 Millionen und die direkten Steuern mit 105 Millionen Normalbetrag. Hinzuzufügen ist die vermutlich mit dem 1. April 1919 in Kraft tretende Biersteuer, aus welcher die Finanzverwaltung eine Reineinnahme für die bayerische Staatskasse von 110 Millionen Mark erwartet, um 74 2/3 Millionen Mark mehr als bisher aus der Malzsteuer. Auf diese neue Biersteuer ist schon ein Wechsel gezogen. Die beiden Finanzjahre 1914 und 1915 schließen nämlich mit einem Fehlbetrag von 47 Millionen ab, der nun gedeckt werden muß. Da nach provisorischem Rechnungsabschluß das Jahr 1917 einen Ueberschuß von 20 Millionen abwirft, sind 27 Millionen durch Anleihe zu decken, die aber wegfällt, da sie durch das Erträgnis der Biersteuer überflüssig wird.

Die Budgetlage hat sich im Verlauf der Landtagstagung gebessert, infolge der Ueberschüsse der Jahre 1916 und 1917 und der mit mustergültigem Eifer und Sachverständnis auf allen Seiten geförderten Steuerreform, deren Hauptstück die neue Vermögenssteuer mit 14 Millionen Mark Erträgnis ist. Es sind 140 1/2 Millionen durch direkte Staatssteuern zu decken. Da der Normalsteuerbetrag 105 Millionen macht, so sind 40 Prozent Steuerzuschlag im Jahre 1918 zu erheben. Am 1. Januar 1919 tritt die Steuerreform in Kraft, so daß sich die Normalsteuer auf 115 Millionen erhöht und dann nur noch 25 Millionen durch Zuschläge von 25 Prozent aufzubringen sind.

Durch die Steuerreform werden die unteren Klassen um 7 Millionen Mark entlastet, welche bei den Einkommen von 4400 Mark, langsam ansteigend bis zu 6 Prozent bei den hohen Einkommen, wieder eingebracht werden. Für das Jahr 1918 gewährt das Finanzministerium für diese Klassen einen Steuernachlaß dadurch, daß bei ihnen der Steuerzuschlag von 40 Prozent nicht erhoben wird.

Unter den gegebenen Umständen ist es Pflicht, Einbrüche des Reiches in die direkten Steuern der Einzelstaaten fern zu halten. Die Finanzminister der Einzelstaaten wehren sich solidarisch dagegen und der bayerische Finanzminister v. Breunig hat mit aller Umsicht und Energie in diesem Sinne gearbeitet. Ein besonderer Sachkenner, der Nationalökonom Reichsrat Dr. v. Schanz urteilt über die Lage: „Sollte das Reich die Vermögenssteuer dauernd in Anspruch nehmen, so wäre das der Beginn einer finanziellen Mediatisierung der Bundesstaaten, die im höchsten Maße zu beklagen und auch politisch von schweren Folgen wäre." (Steuerausschuß der Reichsratskammer am 11. Juli 1918.) Regierung und Parteien sind einig darin, daß mit allem Nachdruck dieser Gefahr entgegengearbeitet werden muß.

Bedeutungsvoll sind die in dieser Landtagstagung getroffenen Maßnahmen zur Entschuldung der Post und Eisenbahnen. Der 1910 geschaffene Ausgleichs- und Tilgungsfonds der Staatseisenbahnen lief Gefahr, aufgelassen zu werden. Das hat Verkehrsminister v. Seidlein nicht nur verhütet, sondern er hat auch erreicht, daß die Verwaltung dieses Fonds, die seither der Staatsschuldenverwaltung, deren vorgesetzte Stelle das Verkehrsministerium ist, zustand, ausschließlich an das Verkehrsministerium übergeht. Damit verbunden sind finanzielle Vorteile für die Staatseisenbahnen.

Für die Post war durch Finanzgesetz von 1914 ein Ausgleichsfonds geschaffen, zur Beseitigung der Schwankungen in der Höhe der jährlichen Posterträgnisse und der Ausgleichungsbeiträge an die Reichspost. Dieser Fonds ist jetzt zu einem Ausgleichs- und Tilgungsfonds erweitert und gesetzlich ausgestaltet worden. Die Schulden der bayerischen Post stehen zu denen der Reichspost in starkem Mißverhältnis; sie sind im Verhältnis, das 1:10 wäre, etwa viermal so hoch wie die der

Reichspost. Dagegen soll der Ausgleichs- und Tilgungsfonds Vorkehrungen treffen durch eine außerplanmäßige Tilgung neben der im ordentlichen Haushalt vorgesehenen planmäßigen Tilgung und Verzinsung.

Ebenso verhält es sich mit den Staatseisenbahnen. Nach den Angaben des Verkehrsministers v. Seidlein hatten 1912 von ihrem Anlagekapital getilgt: die preußischen Staatseisenbahnen 34,63, die sächsischen 39,07, die badischen 32,39, die württembergischen 23,02, die bayerischen 13,7 Prozent. Die Anlagekosten der bayerischen Haupteisenbahnen sind wegen des gebirgigen Terrains höher als anderwärts, groß sind auch die Ausgaben für das ausgedehnte Lokalbahnnetz. Der Verkehr aber ist geringer. Bayerns Eisenbahnen haben also eine höhere Zinsenlast als andere deutsche Bahnen zu bestreiten.

Es ist der Tatkraft des weitsichtigen Verkehrsministers v. Seidlein zu danken, daß die Widerstände gegen diese Emanzipation der beiden bayerischen großen Verkehrsanstalten, welche begreiflicherweise beim Finanzminister am stärksten waren, überwunden wurden. Diese beiden Ausgleichsfonds machen die Finanzgebarung der beiden Verkehrsanstalten selbständig und vom allgemeinen Staatshaushalt unabhängig, um so durch eine nachhaltige Finanzpolitik auf diesem Gebiete die bayerischen verkehrspolitischen Sonderrechte zu erhalten und damit die wirtschaftliche Befruchtung Bayerns sicherzustellen. Die Erhaltung der Verkehrshoheit fällt gleich schwer ins Gewicht wie die Erhaltung der direkten Steuern für die Einzelstaaten. Insofern haben der Verkehrsminister und der Finanzminister, wenn sie auch bei der Ausgestaltung der finanziellen Selbständigkeit der Verkehrsanstalten Gegensätze auszugleichen hatten, eine politische Parallelaktion vollzogen, jener durch Sicherung des Verkehrswesens, dieser durch Widerstand gegen die Schädigung der Finanzkraft der Einzelstaaten durch Zugriffe des Reiches.

Bayern hat bekanntlich zweijährige Budgetperioden. Ist es rätlich, sie in einjährige umzuwandeln? Der jetzt festgestellte Budgetvoranschlag ist fürs erste Jahr 1918 schon mit 7 Monaten abgelaufen, ehe er offiziell im Gesetz- und Verordnungsblatt verkündet ist. Es ist auch sachlich nicht möglich, bei den außerordentlich flüssigen, rasch sich ändernden Verhältnissen die finanziellen Bedürfnisse auf zwei Jahre festzusetzen. Die Etats der einzelnen Ministerien werden schon im Mai eingefordert. Dann beginnt die Ausarbeitung des Budgetentwurfs. Er ist mehrere Monate alt, bis er Ende September dem Landtag unterbreitet wird. Daher hat auch das Finanzgesetz heuer wieder ein wesentlich anderes Gesicht als nach der Budgetvorlage. Grundsätzlich spricht nichts gegen die einjährige Budgetperiode und in Rücksicht auf die sichere Gestaltung des Budgets wäre es wohl vorteilhafter, sie einzuführen. Allein allgemein ist das Bedenken, ja die Furcht, daß der Landtag dann faktisch sich in Permanenz erklärte. Die Budgetberatungen dehnen sich zu sehr aus. Es ist darum die Sorge nicht unberechtigt, daß bei einjährigen Budgetperioden die Landtagsverhandlungen nur eine kurze Unterbrechung im Hochsommer erführen. Ohne wesentliche Aenderung der Budgetberatung dürfte es sich kaum empfehlen, von der zweijährigen zur einjährigen Budgetperiode überzugehen.

Neues Leben im Verband der Windthorstbunde Deutschlands.

Von Verbandssekretär Dr. Heinrich Teipel, Köln.

Der Verband der Windthorstbunde Deutschlands, die Parteischule des Zentrums, gedenkt seine Tätigkeit wieder mit alter Kraft aufzunehmen und hat die Zentrale in Köln neu eröffnet. Der Krieg hat den Verband arg mitgenommen, nur ein geringer Teil der Bunde konnte seine Arbeit während der Kriegszeit fortsetzen. Die neu eingerichtete Zentrale will den Bunden, welche die Kriegsstürme überstehen konnten, die alte einheitliche Leitung wieder verschaffen, sie will aber auch jetzt die Windthorstbunde, welche der Krieg zur Untätigkeit verurteilt hat, neubeleben und damit eine systematische Werbearbeit verbinden.

Die noch bestehenden Bunde haben den Kriegsbedürfnissen entsprechend ihre Aufgabe vor allem in der eifrigen Pflege vaterländischer Gesinnung gesehen, die übrigens von jeher Bestandteil der Windthorstbundarbeit gewesen ist. Die Zentrale wird diese Tätigkeit einheitlich fördern, sie wird aber darüber hinaus ihr Streben und ihre Arbeit wieder mit altem Eifer der Partei widmen. Die Zentrumspartei steht heute ganz unter dem Druck der Aufgaben, welche das Kriegserlebnis für sie aufgerollt hat, vor Fragen der Neuregelung unseres nationalen Lebens in bezug auf Verfassung und soziale Organisation, vor Fragen des Friedens und der Friedenssicherung. Wie das Zentrum diese Aufgaben zu lösen gedenkt, hat es in seinen Richtlinien vom 30. Juni ds. Js. kundgetan. Sie sind allenthalben bekannt, aber das „Woher“ und „Wozu“, die innere Geschichte dieser Richtlinien bedarf für weiteste Kreise noch der Aufklärung und Begründung. Gerade die Dringlichkeit und hohe Bedeutung der in diesen Richtlinien aufgeworfenen Probleme machen die Wiederaufnahme der Windthorstbundarbeit zu einer fühlbaren Notwendigkeit. Wenn wir in der kommenden Friedensära die alte Geltung wieder erringen wollen, dann ist es nötig, die Kräfte rechtzeitig zu sammeln und auf die politischen Gegenwartsaufgaben einzustellen.

Die Partei hat die Arbeit der Windthorstbunde in der Vergangenheit schätzen gelernt und ihrer Achtung und ihrem Dank auf den Vertretertagen der Windthorstbunde wiederholt Ausdruck gegeben. Die Verbandsleitung gibt sich der Zuversicht hin, daß diese Wertschätzung des Windthorstverbandes durch die Partei auch in der Zukunft fortbestehen wird.

Das Arbeitsprogramm der Windthorstbunde[1]) bleibt das alte: Wir wollen eine systematische staatsbürgerliche Wissens- und Charakterbildung vermitteln auf dem Boden eines christlichen Kulturprogramms und zum Zwecke der Mitarbeit an der Verwirklichung einer christlichen Gesellschaftsordnung im Dienst der Zentrumspartei. Unsere Propaganda und Agitationsarbeit für die Partei soll von hier aus Kraft und feurige Begeisterung erlangen. Wir wollen aus der Erinnerung an die alte starke Organisation und ihre fruchtbare Arbeit im Dienste der Partei, wie sie das Organisationstalent Dr. Scharmitzels geleistet hat, Kraft und Zuversicht für unsere kommende Arbeit schöpfen. Wenn es uns wie früher gelingt, die Ideale der Zentrumspolitik in jedem Windthorstbundmitglied fruchtbar zu machen, wenn es uns wie früher gelingt, den politischen Eifer aller derjenigen Zentrumsanhänger, die in den Windthorstbunden zusammenströmen, mit der starken inneren Kraft des Zentrumsgedankens ganz zu durchwirken und zu begeisterter Ueberzeugungstreue und entschlossener zäher Arbeit auszuwerten, dann braucht uns um die Zukunft des Zentrums keine Sorge zu fassen.

Und es wird gelingen, weil es notwendig ist. Heute mehr, denn je! Hervor denn, Windthorstbunde! Es ist an der Zeit zu erwachen und zu wirken. Das bewährte Alte muß erhalten bleiben, groß ist das Feld zu neuem Gewinn! Vorwärts mit Gottvertrauen zu neuer Arbeit!

[1]) Das Generalsekretariat befindet sich im früheren Heim zu Köln, Am alten Ufer 47.

Deutschlands Totenklage.

Ernst und erschütternd klingt in diese Tage
Wie Glockenchor und dumpfer Grabgesang,
Voll herber Trauer Deutschlands Totenklage
Um seine Helden, die der Krieg verschlang.

Um jene Tapfern, die auf kampfumlohten
Gefilden starben, ruhmvoll vor dem Feind. —
Wer nennt die Namen all' der teuren Toten,
Der Heldensöhne, die das Land beweint?

Für Deutschlands Ehre liessen sie ihr Leben,
Verströmten für das Vaterland ihr Blut,
Sie wollten uns ein leuchtend Vorbild geben
Von Heldentum und starkem Opfermut.

Was sie vollbracht wird Deutschland nie vergessen. —
Es ehrt voll Dank die Märtyrer der Pflicht.
Nichts kann mit ihrer Glorie sich messen,
Die strahlend sie umschwebt im ew'gen Licht!

Josefine Moos.

Unsere Jugend nach vier Kriegsjahren.

Von Geistl. Rat Prof. Dr. *Hoffmann*, München.

Die deutsche Jugend konnte in den ersten Zeiten des Krieges dem Vaterlande ein Gegenstand größten Stolzes sein. Mit Genugtuung wurde dieses im Felde und in der Heimat anerkannt. Die Sache ist nun in beträchtlichem Grade anders geworden. Vier Jahre des großen Krieges zeigten sich mit all dem, was in ihrem Gefolge war, als eine zu schwere Belastungsprobe für den noch nicht gefestigten Charakter der Heranwachsenden, als daß nicht hätten Schäden entstehen müssen. *So sind jetzt die Klagen über den moralischen Stand unserer Jugend viel und schwer, die Befürchtungen für die Zukunft der jungen Leute selbst sowie für das Wohl des Vaterlandes groß geworden.* Wer sich etwas umsieht, wird Klagen und Befürchtungen nicht für grundlos erkennen.

Ein liebliches Dreigestirn im Leben der heranwachsenden Jugend, insbesondere der männlichen, ist der Zug zu Idealismus, Altruismus und Heroismus im Verhalten gegen Gott, Vaterland, engere Heimat, Familie und Freund. Diese schönen Eigenarten traten bei Beginn des Krieges in solchem Grade hervor, daß die Behörden zurückhalten mußten, da die Jugend ihre Stärke und Fähigkeiten überschätzte. *Diese ideale Gesinnung ist stark geschwunden.* An die Stelle der Begeisterung ist vielfach kühle Zurückhaltung, ja Drückebergerei und eine sehr selbstsüchtige und reale Erwägung getreten. Solches zeigt sich auch in Dingen, die nicht den Einsatz des Lebens oder andere große persönliche Opfer fordern. Früher glänzten die Augen der jungen Leute vor Freude und Hingebung, wenn ihre Dienste irgendwie in Anspruch genommen wurden, jetzt folgen viele den Anordnungen nur im Bewußtsein, daß sie dem Zwange sich fügen müssen.

So hat der Krieg unserer Jugend viel von dem Idealismus und dem Heroismus in seiner Betätigung entzogen, dagegen *hat er die ihr eigenen, weniger günstigen Sonderheiten zur anormalen Entwicklung geführt.* Zumal der männliche Jugendliche ist in seinem echten Typ peinlich bestrebt, seine Persönlichkeit durchzusetzen, den Eigenwillen geltend zu machen und rücksichtslos gegen andere, auch gegen die Vorgesetzten zu sein. Er möchte alle Schranken für das eigene Ich, für seine Triebe, Launen und Gelüste wegräumen. Es ist die Philosophie des „Herrenmenschen“, welche sich in dem Sturme der Entwicklungsperiode praktische Geltung verschaffen will. In Prahlereien offenbart sich eine lächerliche Großmannssucht. Dem entspricht das äußere Auftreten. Er ist mit Bewußtsein und mit Absicht derb und flegelhaft. In gewöhnlichen Zeiten werden derartige ungünstige Neigungen und Aeußerungen der entstehenden Männlichkeit durch Erziehung und die Macht der Verhältnisse des Lebens niedergehalten; während der langen Dauer des Krieges aber fallen vielfach die zügelnden Umstände weg und die wenig erfreulichen treten stark hervor. In den Familien, den Stätten der Arbeit und in der Oeffentlichkeit stößt jeder Schritt auf derartige Erscheinungen jugendlicher Ausartung, die bisweilen schwer erträglich sind.

Dabei sind ersichtlich die Fehler und Vergehen der Jugendlichen denen der Erwachsenen in der Art gleich, wenn sie auch deren geistigem Sinne entsprechend und im Verhältnisse ihrer noch wenig erweiterten Lebenssphäre sowie ihrer beschränkten Mittel meistens etwas Kindisches oder Bübisches an sich tragen. Viele Alte suchen Vergnügen in Theateraufführungen oder und schlüpfriger Natur, Jugendliche gehen in Zugstücke des Kino, jene bringen einen beträchtlichen Teil ihrer freien Zeit zu mit der Lektüre von Novellen und Romanen Gustav Meyrinks und gleicher Romanciers, diese mit Nick Carter und Detektivliteratur, jene veranstalten auch in der Passionszeit, während die heftigsten Kämpfe auf den Schlachtfeldern toben, maskierte Atelierfeste und schlemmen in Kurorten, umgeben von fremder Not, diese leisten sich Zigaretten und, wenn es geht, auch Wein und Sekt, jene bringen durch Wucher und übermäßigen Gewinn Reichtümer an sich, den sie zu protzenhaftem Auftreten verwenden, von diesen gehen einzelne gleichfalls unter die Schleichhändler und Kriegsgewinnler und machen Depots, andere kommen mit dem ihnen übermäßig gebotenen Verdienste zu Ausschreitungen, Direktoren der Kriegsindustrie drohen in für das Vaterland kritischen Tagen mit Minderung der Lieferungen, die jugendlichen Arbeiter lassen sich durch Demagogen zum Streik verleiten usf. Schlimme Handlungen auf beiden Seiten — doch wo wird die größere Schuld sein?

Noch beängstigendere Erscheinungen stellten sich ein: *Wir stehen vor einer unheimlich steigenden Kriminalität der Jugendlichen.* Mit energischer Inangriffnahme der Jugendpflege und -fürsorge und der segensreichen Tätigkeit der Jugendgerichte war sie seit 1910 gegen früher etwas gefallen. In den ersten Monaten des Krieges war dann ihre Mehrung nicht entschieden, sie schien im Gegenteil sich zu mindern; die jugendliche Begeisterung und die Anregung der idealen Gesinnung versprachen den niederen Mächten standzuhalten; es kam indes recht früh anders. Von vornherein ließen die zehn- bis dreizehnjährigen Jungen aus; dann wuchs auch bei den älteren die Kriminalität ununterbrochen und rasch, so daß sie jetzt im allgemeinen mehr als *dreimal* so hoch steht, wie vor dem Kriege; dabei ist noch zu beachten, daß infolge der Verringerung der Polizeibeamten viele Vergehen unentdeckt und ungeahndet bleiben. Nur wenige Belege für diese traurige Tatsache. Bei der Justizberatung im preußischen Abgeordnetenhause am 26. und 28. März dieses Jahres erklärte der Minister, von den männlichen Jugendlichen seien im Rechnungsjahr 1913 376, 1917 aber 835 Personen durchschnittliche Tagesbelegungen in den Gefängnissen gewesen. Gegen solche bis zu 18 Jahren seien 1914 etwa 51 500 Strafverfahren anhängig gewesen, 1917 ungefähr 177 000. Hieran seien die Heranwachsenden bis zu 14 Jahren folgendermaßen beteiligt: 1914 zirka 8750, 1917 etwa 35 900. Nach einer Zeitungsmeldung hat der preußische Kultusminister in der Sitzung des Staatshaushaltsausschusses vom 19. Februar 1918 nachstehende Zahl von Bestrafungen Jugendlicher genannt: 1914: 51 520; 1915: 75 785; 1916: 116 141; 1917 bis 30. Juni: 70 307 („Zentralblatt für Vormundschaftswesen, Jugendgericht und Jugendfürsorge“ vom 25. März 1918). Für einzelne Städte macht bereits Hellwig in seinem Buche „Der Krieg und die Kriminalität der Jugendlichen“, Halle 1916, bestimmte Angaben, neuestens auch der „Volkswart“ 1918 Nr. 1. Einzelne Prozesse gegen Jugendliche warfen unheimliche Schlaglichter in die Oeffentlichkeit. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß eigentliche kriminelle Handlungen, wie Eigentums-, Roheits- und Sittlichkeitsdelikte nicht ausgeschieden sind von den Straffällen, die mehr formale Gesetzesübertretungen darstellen und aus den zahlreichen Kriegsverordnungen sich ergeben, deren Zahl oft gewiß beträchtlich ist. Darin mag eine kleine Milderung gelegen sein.

Einige Vergehen in der von früher bekannten Statistik jugendlicher Kriminalität haben weniger Veränderungen erfahren, bei anderen ist die äußere Form beeinflußt und bei manchen von diesen und bei weiteren ist die Häufigkeit stark in die Höhe gegangen. Letzteres ist namentlich bei Gewalttaten gegen Personen und/Eigentumsschädigungen der Fall. Ganz besonders nahm aber das bandenmäßige Vorgehen zu, wie denn bei Verfehlungen überhaupt Zusammenschluß, Raubritterideale, Banditenromantik und Apachenheldentum sich offenbart. Auch von Natur aus gutmütige Jungen werden in diesen Strudel hineingerissen und lassen sich zu Diebstahl, Urkundenfälschung, Unterschlagungen verleiten, um sich die Mittel zur Anschaffung von Kriegsausrüstung oder auch zur Unterstützung von Kriegern zu verschaffen.

Nicht sind die Jugendlichen aller sozialen Schichten unseres Volkes an dieser schlimmen Führung gleichmäßig beteiligt. Es ist dieses naturgemäß. Die Stadtkinder sind für die Wirkungen des Krieges vermöge ihrer geistigen Empfänglichkeit im Guten und Verkehrten leichter zugänglich als die Jugend vom Land. Hierher schlugen im allgemeinen seine Wellen auch nicht so unmittelbar; zudem hat diese gleichbleibende Beschäftigung und wird von der Aufsicht, in welcher sie ständig in ihrer Umgebung steht, gehalten. Auch die gutsituierten Familien können ihre Kinder besser vor Gefahren bewahren als arme; letztere müssen die ihrigen vielfach sich selbst überlassen. Die Jugend höherer Lehranstalten steht mehr in Zucht als die werktätige. Darnach richtet sich der Prozentsatz der Vergehen. Er ist in größeren Städten, namentlich Industrieorten, viel größer als auf dem Lande, in den Häusern mit geordnetem Familienleben geringer als in denjenigen, in welchen der Krieg zerstörend einwirkt.

Die *weibliche Jugend* ist an der eigentlichen Kriminalität weniger beteiligt wie die männliche. So muß man es auch erwarten; aber dennoch wurde sie durch den Krieg noch ungünstiger beeinflußt als wie diese. Sehr früh bereits traten bittere Klagen hervor. Es griff sittliche Verwahrlosung Platz und Gewerbsunzucht nahm überhand. „Viele sonst anständige Mädchen verlieren allen Halt, sobald es sich um Soldaten handelt“, bemerkt Hellwig (a. a. O. 135). Namentlich bei Truppenansammlungsplätzen legen gerade jugendliche weibliche Personen ein aufdringliches und nicht selten ekelhaftes Benehmen an den Tag. Die Sittenpolizei in Dresden mußte bereits nach dem ersten Kriegsjahre melden, daß die Zahl der wegen Gewerbsunzucht und wegen liederlichen Umhertreibens vorläufig festgenommenen und vorgeführten Personen sich um 55 Prozent vermehrt habe. Schlimm steht es in sittlicher Beziehung namentlich mit Mädchen vom Lande, die in die Großstadt kommen.

Also mithin im Leben unserer Jugend ein üppiges Hervorwuchern von Unkraut und Gestrüpp und erschreckende Ruinen. Damit aber ist die Wurzel des Volkstums berührt. Aus diesem Grunde die Beängstigung, welche die berührten Tatsachen hervorrufen. Und doch kann derjenige, der tiefer blickt, nicht überrascht sein. Es sind eben Ursachen vorhanden, die naturgemäß zu diesen Wirkungen führen.

Farbenkräfte.

Von Ewald Paul, München.

Farbenfreude und Farbenverständnis in unserem Volke und der großen Menschheit zu erwecken war niemals nötiger als heute, wo das Grau der Sorgen über die Massen daher zieht. Wäre vor allem manchen wissenschaftlichen Kreisen das Verständnis dafür, daß auch Farben wohltätige Kräfte in sich bergen, nicht abhanden gekommen, so würde es um die Menschheit von heute besser stehen. Das Mittelalter und das Altertum wußten die Farben dem Volkswohl nutzbar zu machen. Wir aber haben uns dieser Wissenschaft entfrembet und tag-

täglich kann man Beweise dafür haben, wie nachteilig diese Beiseitestellung alter Weisheit für unsere Volksgesundheit wurde.

Schon in Nr. 23 vom 8. Juni ds. Js. hat Kunstmaler Erich Bamler („Ein unbeachteter Zweck der Kunst") auf die Heilkraft des farbigen Lichtes, speziell der Farben der Gemälde für gemüts- und nervenkranke Soldaten hingewiesen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß man unsere durch die Schrecken des Krieges gemütskrank gewordene Feldgrauen hinter kalkgrauen Wänden und Gitterfenstern hält, statt sie der belebenden Wirkung farbenfroher Räume auszusetzen.

Die Oberste Heeresleitung und einige unserer führenden Sanitätsbehörden brachten den durch die von mir ins Leben gerufene Münchner Gesellschaft für Lichtforschung — die eine namhafte Anzahl von Aerzten und Fachleuten ganz Deutschlands und auch aus Oesterreich-Ungarn u. a. Ländern umfaßt — gebotenen praktischen Forschungsergebnissen ihre Sympathien entgegen, aber dem Eingang dieser Erfahrungen in die breite Praxis stehen noch viele Hindernisse entgegen. Und inzwischen leiden die Menschen, denen auf diesem Wege so leicht zu helfen wäre. Ein Vorfall der letzten Zeit hat mich besonders erschüttert. Ein junger Oesterreicher, zarten Gemütes, zur Schwermut neigend, wurde ins Kriegsgetriebe gerissen, ins rauheste Kampfgetümmel geworfen. Als Offizier einer Sanitätskompagnie sah er die Schrecken der Russeninvasion in Galizien. Ob all dem Jammer brach auch er, der Zartbesaitete, zusammen und mit den Worten: „Ich kann das nicht mehr ertragen" wollte er sich mit seinem Dienstrevolver erschießen. Man entwand ihm den letzteren und brachte den Schwermütigen in eine — dunkle Zelle, um seinen Geisteszustand zu beobachten. Und er ging dort zugrunde! Würde dieser junge Mann nicht vielleicht zu retten gewesen sein, wenn man ihn in licht- und farbenfrohe Umgebung gebracht hätte, wo ihm Aufheiterung möglich war?

Jeder kann sich von der **Macht der Farben** sehr bald überzeugen. Wenn uns trübe Herbsttage umfangen, gibt uns ein gelbes Glas, das wir vor unsere Fensterscheiben stellen, den Eindruck der Sonne, trägt uns gebundene Lichtkraft zu und wir sind überrascht, wenn wir ins Freie treten, Grau ringsum zu sehen, während wir uns zuvor im Sonnenschein wähnten.

Der Glasmaler und Farbglastechniker Alois Will, der in dieser Sache auf meine Anregungen hin schöne Versuche machte, berichtet aus seinen früheren Erfahrungen in einem Briefe an mich das Folgende: „Durch langjährige Beobachtung in meiner Kunstanstalt habe ich an meinen Leuten und an mir selbst die Wirkung der Farben und des Farblichtes auf den Organismus und das Gemüt des Menschen feststellen können. An trüben, regnerischen Tagen, wenn Grau in Grau, d. h. graue Schatten auf graue und graublaue Gläser in unserer Glasmalerei gesetzt wurden, löste diese Tätigkeit fast beständig Arbeitsunlust und Mißmut aus. Auch legten die Leute Gereiztheit an den Tag, was sich aber sofort änderte, wenn sie auf gelben Gläsern (großen Draperiestücken, durch welche das Licht mußte) malten; sie wurden gut aufgelegt, sangen und pfiffen. Wenn sie dagegen auf kobaltblauen Gläsern angestrengt malten, kam es nicht selten vor, daß sie an der Staffelei einschliefen. Blau wirkt eben beruhigend und sollte deshalb bei Nervenüberreizung, in Lazaretten für unruhige Geisteskranke usw. angewendet werden. Auch in meiner Wohnung konnte ich die Wirkung der Farben beobachten. Meine Tante hatte ihr Schlafzimmer mit grauer Tapete und grauen Vorhängen an der Nordseite ihrer Wohnung und sie war stets in den ersten Morgenstunden schläfrig und übel gelaunt. Auf mein Anraten verlegte sie nun ihr Schlafgemach auf die Ostseite, schmückte es mit hellgelber Tapete und versah es nach unserem Beispiel mit gelben Vorhängen und seit dieser Zeit ist sie morgens immer frisch und gut aufgelegt, sodaß die Nachbarn von ihrer Munterkeit überrascht sind. Am besten eignen sich Vorhänge aus orangegelber Seide. Wenn durch die geschlossenen Vorhänge die Morgensonne dringt, so lösen die Strahlen einen wunderbaren Farbenschmelz aus, welcher erquickend und anregend auf die Nerven und den ganzen Organismus wirkt. In der Seide brechen sich die Sonnenstrahlen am schönsten, denn sie ist durchlässig wie die menschliche Haut. Wenn man ein Stück schwarzer Seide gegen die Sonne hält, so kann man beobachten, wie sich die prismatischen Farben in diesem Gewebe auslösen."

Soweit dieser Fachmann, dessen Berichten ich noch manche andere anfügen könnte. Ein Bauingenieur aus dem Elsaß, mit schwerer Jacksonscher Epilepsie behaftet, hat sich allein durch Farbenkräfte über die schwersten Klippen seiner Krankheit hinweggebracht und arbeitet heute mit großer Ausdauer und Tüchtigkeit — zur Verwunderung seiner Aerzte — in schwerem Dienste fürs Vaterland. Die Erfahrungen, die der Mann mit den farbigen Fenstern seiner heimatlichen Kirchen und Kapellen gemacht hat, wären allein wert, allgemein bekannt zu werden.

Bemerken will ich noch, daß ein holländisches Mitglied der Münchener Gesellschaft für Lichtforschung, der Dr.-Ingenieur Halbertsma zu Utrecht, vor kurzem meldete, daß in englischen Lazaretten seit einiger Zeit mit Zimmern in Frühlingsfarben, die von Künstlern und Fachleuten angeordnet seien, gute Erfolge bei Nervenkranken, namentlich durch schweres Geschützfeuer Erschütterten, erzielt würden. Das bestätigt, was ich vor mehr als zwei Jahren sagte und unseren Behörden mitteilte, nachdem unsere Fachleute mancherlei Erfahrungen gesammelt hatten. Aber leider haben wir es in unseren Lazaretten noch nicht eingeführt. Unsere Wissenschaft scheint sich dagegen immer noch ablehnend zu verhalten.

Seelenzeit.

Asternglanz, Mückentanz,
Sommers letzter Mummenschanz.
Letzter Kirchweihreigen
Vor dem grossen Schweigen
Sonnenstrand! Festgewand
Schenkt der rote Abschiedsbrand.
Lichtesfüllen fliessen
Schmelzend ob den Wiesen.
Goldverschäumt! Tief verträumt
Lauscht die Seele. Mächtig räumt
Schon der Tod die Matten
Für den Tag der Schatten.
Stiller Gang gräberlang.
Nachts des Sturmes Sterbesang.
Nebel senden Tropfen,
Sargesfinger klopfen:
Aufgetan! Gebt uns Bahn!
Siegend schweben sie heran
Aus dem Land Vergessen,
Die das Reich besessen.

M. Herbert.

Münchener Sommerausstellungen.

IV. Glaspalast: Kunst und Religion.

Daß zwischen allen den Werken, deren Art und Wert ich in den vorausgegangenen Besprechungen kurz zu charakterisieren versucht habe, sich auch eine Anzahl solcher befand, die sich mit **religiösen Gegenständen** beschäftigten, darf immerhin nicht unbemerkt bleiben. Wenn man dazu erwägt, daß ihre Menge etwa drei vom Hundert betrug, so wird man dies zwar kläglich wenig finden, aber dennoch sich über die große Zahl verwundern. Denn wohl hätte man mehr gewünscht, aber nicht so viel erwartet. Gewiß, man hat uns gewöhnt, uns zu bescheiden, hat uns einsehen gelehrt, daß es der heutigen Kunst genügt, weil sie für Erhabenheit, Klarheit, Größe, Schönheit fast kein Empfinden mehr besitzt, dies alles durch leere, äußerliche Gesten anzudeuten. Wie sollte sie dem erhabensten, klarsten, größten, schönsten aller Gegenstände gegenübertreten können mit Echtheit ehrfürchtig ahnenden Gefühls, heiligen inneren Erlebnisses, das die Seele so erschüttert, so zum Außerordentlichen hinreißt, daß der Drang des Schaffens sich nur in der Darstellung jenes Ideals genug zu tun vermag, während er doch gleichzeitig begreift, daß nichts Irdisches jenem Ideale jemals Genüge leisten kann? Was an der heutigen Kunst groß ist, das bleibt vereinzelt, beeinflußt nicht die Kleinheit des Ganzen, was sie Klares bildet, befreit sie nicht von ihrer allgemeinen Unklarheit, ihre mancherlei Wahrheiten führen sie nicht zu der einen alles umfassenden, alles durchdringenden Wahrheit.

Die Ausstellung im Glaspalaste gab, wie immer, eine bedeutende Anzahl von Kopien nach Werken alter Malerei. Nicht von dem Werte dieser Nachbildungen soll hier die Rede sein. Er war verschieden. Aber auch aus den weniger gelungenen sprachen die Urbilder. Ueber ihre Auswahl ließe sich manches sagen; es ist bezeichnend, daß bei weitem die meisten der Profankunst angehörten. Was sie aber auch darstellen mochten, selbst die profansten, sie strahlten jene Schönheit wider als sichtbare Erzeugnisse jener stählernen Festigkeit künstlerischer Grundsätze, die in langen Jahrhunderten auf dem Boden religiöser Kunst erwachsen und sich entwickelten. Noch nach der Religionsspaltung vermochte sie jahrhundertelang nachzuwirken; erst die Zeit der „Aufklärung" riß den Anker der Kunst los, gab auch das Schifflein der religiösen Kunst dem Spiel der Wogen und Winde preis. Zugrunde wäre es gegangen, wäre nicht Jesus selbst mit im Schiffe gewesen und hätte ihm seine Hilfe geliehen. Darum konnten die Nazarener Großes leisten, und heute sehen wir, daß die christlich-religiöse Kunst unter dem belebenden Einflusse katholischer Glaubens- und Lebensauffassung zu neuer Blüte gedeiht. Die Ausstellung im Glaspalaste gab hiervon bei weitem kein vollständiges Bild, aber wertvolle Proben. Zu ihnen lieferte die Sezession nur wenige Beiträge: Balthasar Schmitts Beweinung Christi, ein herrliches Marmorwerk, gleich bedeutsam in der künstlerischen Form wie in der Tiefe seiner Empfindung. Ferner F. Naagers schöne Darstellungen der Madonna auf der Flucht; eine sehr feine Madonnenplakette von L. Eckart. Im übrigen beschränkte sich die Sezession auf etliche genrehafte Arbeiten, unter denen Seches „Ausmarsch" sich in gesuchter Fehlerhaftigkeit der Zeichnung gefiel. Wenig der Erhabenheit des Gegenstandes entsprechend war eine „Versuchung des hl. Antonius" von W. Wohlgemuth. Für eine „Vogelpredigt", vermutlich des hl. Franziskus erschien dem Anfertiger R. Winkler eine mit der Schere geschnittene Silhouette ausreichend. Ein „Christus am Kreuz" von O. van Hout stieß durch Häßlichkeit der Zeichnung ab, entbehrte indes, besonders in der Farbenstimmung, nicht einer gewissen Großzügigkeit. Schwer in der Farbe, eindruckslos in der Darstellung war ein „Barmherziger Samariter" von R. Hause. Großgedacht war J. Exters „Totenklage", aber innerlich unbefriedigend, weil trotz des Kruzifixes das tröstliche Element des die Seele befreienden Glaubens fehlte. E. Baudrexels „Apokalyptische Reiter" vermochten infolge der Absichtlichkeit ihrer expressionistischen Zeichnung zwar Aufmerksamkeit, keineswegs aber jene tief erschütternde Wirkung zu erregen, die wir empfinden, wenn wir denselben Gegenstand von Dürer oder Cornelius in einer der Natur entsprechenden Art geschildert sehen. Die Betrachtung einer von vier Nackten an einem Heiligen vollzogene „Steinigung" (von P. Rößler) führte uns auf das

überaus unerquickliche Gebiet modernster Entweihung ehrwürdiger Dinge. Ich gedenke auf diesen Punkt in einem besonderen Artikel näher einzugehen. Hier verzeichne ich nur die Tatsache, daß die keusche Heldin Judith zweimal (von A. v. Keller und Th. Esser) zu einer Dirne herabgewürdigt war, und daß G. C. Bausch in einem umfangreichen Relief „Grablegung" sich nicht gescheut hat, sämtliche lebensgroße Gestalten in gänzlicher Nacktheit darzustellen! Auch die Münchener Künstlergenossenschaft hat sich von solchen Dingen nicht freigehalten. So zeigte sie eine in schwüler Stimmung gehaltene „Salome" von † Chr. Wild. Alles dies wurde überboten durch eine Zeichnung „Verkündigung" von G. Schröter-Ingo. Das Machwerk mußte wegen der darüber entstandenen Empörung aus der Ausstellung entfernt werden.

Auch abgesehen von solchen Verwerflichkeiten war, was die Künstlergenossenschaft von religiöser Kunst darbot, nur von einzelnen bedeutenden Leistungen durchsetzt. Sehr viele, die dergleichen heute schaffen, sind nicht mit in dem Schifflein gesessen, sondern haben nur seine Landung beobachtet und meinen jetzt, sich nach Belieben mit anschließen zu dürfen, auch ohne daß sie zu den Auserwählten gehören. Vielfach erhoben sich ihre Leistungen nicht über das Maß besserer Genrehaftigkeit. So eine „Prozession" von W. Hempfing, ein großformiges dreiteiliges Bild mit einer Verherrlichung des hl. Gral von A. M. May-Kerpen, „Für Wahrheit und Recht" (Christus einen Gefallenen tröstend) von † A. Ritzberger, „Hiob" von R. Mauch. Auch von den Madonnendarstellungen fehlte nicht wenigen die tiefe Gemütswirkung, über deren Mangel auch bedeutende technische Eigenschaften nicht hinweghalfen. So gedenke ich einer Madonna von † F. Simm, einer altertümelnden Pietà von E. Pfannschmidt, einer anderen mit Halbfiguren von L. Langenmantel, eines Marienaltars von T. Kosler.

Neben diesen Arbeiten stand erfreulicherweise eine Anzahl solcher, die den an religiöse Kunst zu erhebenden besonderen Ansprüchen vollauf gerecht wurden, also nicht nur durch Schönheit des Aeußern erfreuten, sondern auch wahrhaft zum Herzen sprachen. Echt deutsche Empfindung lebte in einem Votivbilde von J. Albrecht: es zeigte einen neben seinem Pfluge knieenden Landmann, der zur Muttergottes gewendet sein Ave betet. Von demselben Künstler stammte ein kräftig aufgefaßter Apostel Simon. In weichen Gouachefarben malte Ph. Schumacher mit zarter Auffassung eine hl. Jungfrau und eine hl. Barbara. Kräftigen Vortrag zeigten zwei musizierende Engel von H. Schultz. Ein edel empfundenes, in der Farbe vornehmes Werk war K. Schleibners St. Agnes. In grünen und goldwarmen Tönen schilderte M. Schiestl die Eva. Ein zweites Bild desselben Meisters zeigte in der für ihn kennzeichnenden, köstlich deutschen, innigen Art ein Paar von ritterlichen Wallfahrern, die beim Anblick der im Hintergrund sichtbar werdenden Kirche, ihres Zieles, betend in die Kniee gesunken sind. Ein freundlich erdachtes Werk war „Mariä Verkündigung" von J. M. Beckert-von Frank. Eine schöne Madonna gab F. Kunz. Dem Stile dieses Künstlers schloß sich auch eine Madonna von J. Madlener an. Eindrucksvoll war eine dunkelfarbige Pietà von O. Kreuner, nicht minder eine groß aufgefaßte, radierte Darstellung desselben Gegenstandes von F. A. von Kaulbach. Zu den herrlichsten Darbietungen der Ausstellung gehörte eine Pietà von M. v. Feuerstein; von demselben auch eine Reihe von feierlicher Stimmung erfüllter, klar formenschöner Schwarzweiß-Zeichnungen; es waren Monatsbilder mit Szenen aus dem Leben der hl. Jungfrau. Erhabensten Stil endlich zeigten die Schöpfungen F. Baumhauers. Seinem Talent ist es gegeben, zwischen der gewaltigen Ueberlieferung und dem Empfinden der Gegenwart eine Brücke zu schlagen. Jedes seiner Werke zeugt davon, am stärksten diesmal sein hochmonumentaler Entwurf zur Ausmalung einer Kriegsgedächtniskirche.

Auch die Bildnerei der Künstlergenossenschaft brachte eine Leistung von stärkster Bedeutung: ein wuchtig in sich abgeschlossenes Hochrelief von H. Wadere „Der Genius des Todes betrauert einen Helden". Formenschönheit und tief ergreifende Stimmung vereinigen sich in diesem Werke. Neben dieser Arbeit mußten andere in den Hintergrund treten. Immerhin war K. Mensers „Grablegung" eine Komposition voll Ernst und Kraft. Edle Linie und schöner Gemütsinhalt zeichnete ein von S. Liebl geformtes Grabrelief „Abschied" (Christi von seiner Mutter) aus. Gotisches Stilempfinden zeigte sich in dem aus Holz geschnitzten Marien-Altärchen von H. Frey. Eine schlichte, feine Figur war ein bronzener „Guter Hirte" von J. Franz. E. Beyrer brachte einen in Terrakotta geformten Christuskopf; er ließ einmal wieder zum Bewußtsein kommen, wie erfolgarm heutigentags das Suchen nach diesem Ideal ist. Das trifft nicht den einzelnen als Vorwurf, weil es unsere Zeit im allgemeinen kennzeichnet. Erreichbar ist ein Christusideal überhaupt niemals, aber die Künstler alter Zeiten vermochten ihm doch innerlich nahe zu kommen. Der eine oder andere heute bringt es fertig, die menschliche Natur Jesu zu charakterisieren, bei der Schilderung der göttlichen scheitern alle und so natürlich auch bei der Verschmelzung beider. Eine Arbeit voll freundlicher Anmut, dabei reich und bewegt war eine Weihnachtskrippe des als Künstler auf diesem Gebiete rühmlich bewährten S. Osterrieder.

Die Baukunst zeigte nur einige Kirchenarchitekturen. Zeichnerische Aufnahmen älterer volkstümlicher Werke brachte A. Leibinger. Kriegergedächtniskapellen hatten C. Jäger in schönem schlichten Barock und R. Steidle in feinstens verstandenem oberbayerischem Landstile entworfen. Große Monumentalität zeigte H. Hauberissers Wettbewerbentwurf für eine zweitürmige, in Barockformen gehaltene St. Magdalenenkirche in Nymphenburg. In diesen Zusammenhang gehörte auch eine Anzahl von Entwürfen zu Grabdenkmälern und ähnlichen Werken. Es seien Leistungen von J. H. Rosenthal, O. O. Kurz, A. Höhn, E. Drollinger, W. Erb, A. Blößner hervorgehoben. Kraft der Auffassung, Schlichtheit und Würde der Form, technische Vollendung zeichneten diese Arbeiten aus.

Die angewandte Kunst bewies, daß sie auf dem Gebiete kirchlichen Bedarfs nicht zurückzubleiben gedenkt. Von großer Schönheit waren die in mittelalterlicher Art gehaltenen Glasmalereien von F. X. Zettler, K. de Bouché, G. van Treeck, die mehr modern empfundenen von A. v. d. Heyot (Entwürfe von A. Figel), die von Kölmsperger. Nicht unerwähnt sei ein mit Reliefstickerei geziertes Meßbuch von E. Jaslolla und eine reizende Filigranarbeit von K. Mayr, den S. Bambino von Araceli darstellend.

Dr. O. Doering.

Chronik der Kriegsereignisse.

Die deutsche Antwort auf die amerikanische Note vom 14. Oktober.

Die deutsche Regierung ist bei der Annahme des Vorschlages zur Räumung der besetzten Gebiete davon ausgegangen, daß das Verfahren bei dieser Räumung und die Bedingungen des Waffenstillstandes der Beurteilung militärischer Ratgeber zu überlassen seien, und daß das gegenwärtige Kräfteverhältnis an den Fronten den Abmachungen zugrunde zu legen ist, die es sichern und verbürgen. Die deutsche Regierung gibt dem Präsidenten anheim, zur Regelung der Einzelheiten eine Gelegenheit zu schaffen. Sie vertraut darauf, daß der Präsident der Vereinigten Staaten keine Forderung gutheißen wird, die mit der Ehre des deutschen Volkes und mit der Anbahnung eines Friedens der Gerechtigkeit unvereinbar sein würde.

Die deutsche Regierung legt Verwahrung ein gegen den Vorwurf ungesetzlicher und unmenschlicher Handlungen, der gegen die deutschen Land- und Seestreitkräfte und damit gegen das deutsche Volk erhoben wird. Zerstörungen werden zur Deckung eines Rückzuges immer notwendig sein und sind insoweit völkerrechtlich gestattet. Die deutschen Truppen haben die strengste Weisung, das Privateigentum zu schonen und für die Bevölkerung nach Kräften zu sorgen. Wo trotzdem Ausschreitungen vorkommen, werden die Schuldigen bestraft.

Die deutsche Regierung bestreitet auch, daß die deutsche Marine bei Versenkung von Schiffen Rettungsboote nebst ihren Insassen absichtlich vernichtet.

Die deutsche Regierung schlägt vor, in allen diesen Punkten den Sachverhalt durch neutrale Kommissionen aufklären zu lassen. Um alles zu verhüten, was das Friedenswerk erschweren könnte, sind auf Veranlassung der deutschen Regierung an sämtliche Unterseebootskommandanten Befehle ergangen, die eine Torpedierung von Passagierschiffen ausschließen, wobei jedoch aus technischen Gründen eine Gewähr dafür nicht übernommen werden kann, daß dieser Befehl jedes in See befindliche Unterseeboot vor seiner Rückkehr erreicht.

Als grundlegende Bedingung für den Frieden bezeichnet der Präsident die Beseitigung jeder auf Willkür beruhenden Macht, die für sich unkontrolliert und aus eigenem Belieben den Frieden der Welt stören kann. Darauf antwortet die deutsche Regierung: Im Deutschen Reiche stand der Volksvertretung ein Einfluß auf die Bildung der Regierung bisher nicht zu. Die Verfassung sah bei der Entscheidung über Krieg und Frieden eine Mitwirkung der Volksvertretung nicht vor. In diesen Verhältnissen ist ein grundlegender Wandel eingetreten. Die neue Regierung ist in völliger Uebereinstimmung mit den Wünschen der aus dem gleichen, allgemeinen, geheimen und direkten Wahlrecht hervorgegangenen Volksvertretung gebildet. Die Führer der großen Parteien des Reichstages gehören zu ihren Mitgliedern. Auch künftig kann keine Regierung ihr Amt antreten oder weiterführen, ohne das Vertrauen der Mehrheit des Reichstages zu besitzen. Die Verantwortung des Reichskanzlers gegenüber der Volksvertretung wird gesetzlich ausgebaut und sichergestellt. Die erste Tat der neuen Regierung ist gewesen, dem Reichstag ein Gesetz vorzulegen, durch das die Verfassung des Reiches dahin geändert wird, daß zur Entscheidung über Krieg und Frieden die Zustimmung der Volksvertretung erforderlich ist.

Die Gewähr für die Dauer des neuen Systems ruht aber nicht nur in den gesetzlichen Bürgschaften, sondern auch in dem unerschütterlichen Willen des deutschen Volkes, das in seiner großen Mehrheit hinter diesen Reformen steht und deren energische Fortführung fordert.

Die Frage des Präsidenten, mit wem er und die gegen Deutschland verbündeten Regierungen es zu tun haben, wird somit klar und unzweideutig dahin beantwortet, daß das Friedens- und Waffenstillstandsangebot ausgeht von einer Regierung, die frei von jedem willkürlichen und unverantwortlichen Einfluß getragen wird von der Zustimmung der überwältigenden Mehrheit des deutschen Volkes.

Berlin, den 20. Oktober 1918.

gez. Solf,
Staatssekretär im Auswärtigen Amt.

Die amerikanische Entgegnung.

Vom amerikanischen Staatssekretär ist an den Geschäftsträger der Schweiz, der zeitweilig mit der Wahrnehmung der deutschen Interessen in den Vereinigten Staaten beauftragt ist, die nachstehende Mitteilung gerichtet worden:

Staatsdepartement, 23. Oktober 1918.

Mein Herr!

Ich habe die Ehre, Ihnen den Empfang Ihrer Note vom 23. Oktober zu bestätigen, mit der Sie eine Mitteilung der Deutschen Regierung vom 20. ds. Mts. übermittelten. Der Präsident hat mich mit der folgenden Antwort beauftragt:

Nachdem der Präsident der Vereinigten Staaten die feierliche und ausdrückliche Versicherung der deutschen Regierung erhalten hat,

daß sie die Friedensbedingungen in seiner Ansprache an den Kongreß der Vereinigten Staaten vom 8. Januar 1918 und die Grundlagen der Friedensordnung in seinen späteren Ansprachen, insbesondere der vom 27. September, rückhaltlos annimmt und

daß sie in Erörterungen über die Einzelheiten ihrer Anwendung einzutreten wünscht, ferner,

daß dieser Wunsch und Zweck nicht von denen ausgehen, die bisher die deutsche Politik diktiert und den gegenwärtigen Krieg für Deutschland geführt haben, sondern von Ministern, die für die Reichstagsmehrheit und die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes sprechen,

und nachdem er ebenfalls das ausdrückliche Versprechen der gegenwärtigen deutschen Regierung erhalten hat, daß die deutschen Land- und Seestreitkräfte die Gesetze der Menschlichkeit und einer zivilisierten Kriegführung beobachten werden,

glaubt der Präsident der Vereinigten Staaten, es nicht ablehnen zu können, mit den Regierungen, mit denen die Regierung der Vereinigten Staaten verbündet ist, die Frage eines Waffenstillstandes aufzunehmen.

Er hält es aber für seine Pflicht, zu wiederholen, daß der einzige Waffenstillstand, den er sich berechtigt fühlen würde, der Erwägung zu unterbreiten, nur ein solcher sein könnte, der die Vereinigten Staaten und die mit ihnen verbündeten Mächte in der Lage beließ, jede zu treffende Vereinbarung zu erzwingen und eine Erneuerung der Feindseligkeiten deutscherseits unmöglich zu machen.

Der Präsident hat deshalb seinen Notenwechsel mit den gegenwärtigen deutschen leitenden Stellen den Regierungen, mit denen die Regierung der Vereinigten Staaten als kriegführende Macht verbunden ist, übermittelt, mit dem Anheimstellen, falls diese Regierungen geneigt sind, den Frieden zu den angegebenen Bedingungen und Grundsätzen herbeizuführen, ihre militärischen Ratgeber und die der Vereinigten Staaten zu ersuchen, den gegen Deutschland verbundenen Regierungen die nötigen Bedingungen eines Waffenstillstandes zu unterbreiten, der die Interessen der beteiligten Völker in vollem Maße wahrt und den verbundenen Regierungen die unbeschränkte Macht sichert, die Einzelheiten des von der deutschen Regierung angenommenen Friedens zu gewährleisten und zu erzwingen, wofern sie einen solchen Waffenstillstand vom militärischen Standpunkt für möglich halten.

Sollten solche Waffenstillstandsverhandlungen vorgeschlagen werden, so wird ihre Annahme durch Deutschland den besten und bündigsten Beweis dafür liefern, daß es die Grundbedingungen und Grundsätze der ganzen Friedensaktion unzweideutig annimmt.

Der Präsident würde der Aufrichtigkeit nicht zu genügen glauben, wenn er nicht so freimütig wie möglich den Grund dafür angäbe, daß außerordentliche Sicherheiten verlangt werden müssen. So bedeutungsvoll und wichtig auch die Verfassungsänderungen zu sein scheinen, von denen der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen Amtes in seiner Note vom 20. Oktober spricht, so geht daraus doch nicht hervor, daß der Grundsatz einer dem deutschen Volk verantwortlichen Regierung bereits völlig durchgeführt ist, oder daß irgendwelche Bürgschaften dafür vorhanden sind oder erwogen werden, daß die jetzt teilweise vereinbarte grundsätzliche und praktische Reform von Dauer sein wird. Auch hat es nicht den Anschein, als ob der Kernpunkt der gegenwärtigen Schwierigkeit erreicht ist. Künftige Kriege sind jetzt vielleicht der Entscheidung des deutschen Volkes unterworfen, nicht aber der gegenwärtige, und mit dem gegenwärtigen haben wir es gerade zu tun. Es liegt auf der Hand, daß das deutsche Volk keine Mittel hat, die Unterwerfung der Militärbehörden des Reiches unter den Volkswillen zu erzwingen, daß der beherrschende Einfluß des Königs von Preußen auf die Reichspolitik ungeschwächt ist, daß die entscheidende Initiative noch immer bei denen liegt, die bis jetzt die Herren von Deutschland gewesen sind.

In der Ueberzeugung, daß der ganze Weltfriede jetzt von offener Sprache und geradem Handeln abhängt, hält es der Präsident für seine Pflicht, ohne alle Versuche das, was schroff klingt, zu mildern, auszusprechen, daß die Völker der Welt kein Vertrauen in die Worte derjenigen setzen und setzen können, die bisher die Herren der deutschen Politik gewesen sind, und zu wiederholen, daß beim Friedensschluß und bei dem Unternehmen, die unendlichen Gewalttaten und Ungerechtigkeiten dieses Krieges wieder gut zu machen, die Vereinigten Staaten einzig und allein mit den echten Vertretern des deutschen Volkes verhandeln können, die als wirkliche Beherrscher Deutschlands eine wahre, verfassungsmäßige Stellung zugesichert erhalten haben.

Wenn die Vereinigten Staaten jetzt mit den militärischen Beherrschern und monarchischen Autokraten verhandeln sollen, oder wenn es wahrscheinlich ist, daß sie später mit ihnen über die völkerrechtlichen Verpflichtungen des Deutschen Reiches zu verhandeln haben würden, müssen sie nicht Friedensverhandlungen, sondern Uebergabe verlangen. Es kann nichts dadurch gewonnen werden, daß diese grundlegenden Dinge unausgesprochen bleiben.

Empfangen Sie, mein Herr, die erneute Versicherung meiner Hochschätzung. gez. Robert Lansing.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Fortgang der Kämpfe. Erfolgreiche Abwehr und schwere Verluste des Gegners.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

9. Oktober. Zwischen Cambrai und St. Quentin ist die Schlacht von neuem entbrannt. Unter Einsatz gewaltiger Artilleriemassen und unter Zusammenfassung von Panzerwagen- und Fliegergeschwadern griff der Engländer hier im Verein mit Franzosen und Amerikanern unsere Front von Cambrai bis St. Quentin an. Auf dem nördlichen Angriffsflügel war der Ansturm des Feindes nach hartem Kampf gegen Mittag westlich der von Cambrai auf Bohain führenden Straße gebrochen. In den Abendstunden sind hier erneute Angriffe des Feindes gescheitert. Zu beiden Seiten der in Richtung Le Chateau führenden Römerstraße gelang dem Gegner ein tieferer Einbruch in unsere Linien. Wir fingen seinen Stoß in der Linie Walincourt—Elincourt und westlich von Bohaincourt auf. Auf dem Südflügel des Angriffes konnte der Gegner nur wenig Gelände gewinnen. Die südlich von Montbrehain kämpfenden Truppen schlugen alle Angriffe des Feindes von ihrer vorderen Infanteriestellung ab. Durch den Einbruch in der Mitte der Schlachtfront in ihrer Flanke bedroht, mußten sie am Abend ihren Flügel an den Westrand von Fresnoy-le-Grand zurücknehmen.

In der Champagne nahmen Franzosen und Amerikaner zwischen der Suippe und westlich der Aisne unter großer Kraftentfaltung ihre Angriffe wieder auf. Auch sie erstrebten nach aufgefundenen Befehlen erneut den Durchbruch unserer Front. Nur beiderseits von St. Etienne brach der Feind in unsere Linien ein. In den Nachmittagsstunden angesetzter Gegenangriff warf den Gegner hier wieder zurück. An der übrigen Front sind die Angriffe des Feindes völlig gescheitert. Oertliche Einbruchstellen wurden im Gegenstoß wieder gesäubert. Teilangriffe an der Aisne und sehr heftige Angriffe der Amerikaner am Ostrand des Argonnerwaldes und im Aire-Tal wurden abgewiesen.

Auf dem Ostufer der Maas griff der Franzose zwischen Brabant und Ornes nach starker Artilleriewirkung an. Der in den Wald von Consenvoye eindringende Gegner wurde dort zum Stehen gebracht. An der übrigen Front schlugen wir ihn vor unseren Kampflinien ab.

10. Oktober. Auf dem Schlachtfeld zwischen Cambrai und St. Quentin nahmen wir rückwärtige Stellungen ein. Cambrai wurde von uns geräumt. Durch erfolgreiche, von Panzerwagen unterstützte Gegenangriffe, die uns am Abend des 8. Oktober südöstlich von Cambrai wieder in den Besitz von Seranvillers und der Höhen beiderseits von Esnes brachten, haben in erster Linie bayerische und rheinische Regimenter, sowie Truppen der deutschen Jäger-Division die Loslösung vom Gegner wesentlich erleichtert. Im Laufe des gestrigen Tages ist der Feind beiderseits der Römerstraße in Richtung Le Chateau mit starken Kräften gefolgt. Unsere Vortruppen wehrten seine hier in Verbindung mit Panzerwagen angesetzte Kavallerie ab. Starken Infanterieangriffen wichen sie, schrittweise kämpfend, auf ihre neuen Stellungen aus. Am Abend stand der Feind östlich der Linie Vertry—Busigny-Bohain.

In der Champagne wurden feindliche Teilangriffe beiderseits von St. Etienne abgewiesen. Zwischen den Argonnen und dem Rücken von Ornes brach der Amerikaner am östlichen Maasufer in Verbindung mit Franzosen erneut zu einheitlichen Angriffen vor. Am Rande der Argonnen scheiterten sie unter schweren Verlusten für den Gegner. Cornay, in das der Feind eindrang, wurde wieder genommen. Der Hauptstoß der zwischen Aire und Maas geführten Angriffe war gegen Sommerance und Romagne gerichtet. Beide Orte blieben nach wechselvollen Kämpfen in unserer Hand. Den über Romagne und östlich davon bis Cunel vordringenden Feind warfen badische Regimenter wieder zurück. Auf dem östlichen Maasufer schlugen wir den Feind bei und östlich von Sivry ab und nahmen Sivry, das vorübergehend verloren ging, wieder. Nordwestlich und östlich von Beaumont ist der Ansturm des Gegners vor den Linien österreichisch-ungarischer Jäger und rheinischer Regimenter gescheitert.

11. Oktober. Südwestlich von Douai setzte der Feind zum Angriff gegen den Trinquige-Abschnitt südlich der Scarpe an. Kanadische Regimenter, die über Sailly hinaus vorzubrechen versuchten, wurden unter schweren Verlusten zurückgeworfen. An der Schlachtfront östlich von Cambrai und St. Quentin sind starke Angriffe des Feindes gegen unsere neuen Stellungen und ihre im Vorgelände belassenen Vortruppen gescheitert. Der Feind stand am Abend etwa in Linie Naves—St. Vaast—auf den Höhen westlich von Solesmes und Le Chateau — westlich der Linie Souplet—Vaux—Andigny—Aisonville und auf dem Westufer der Oise zwischen Origny und La Fère.

Teilangriffe des Gegners bei Berry-au-Bac an der Aisne, an der Suippe und an der Arnes wurden abgewiesen. Zwischen St. Etienne und der Aisne haben wir unsere Truppen in rückwärtige Linien beiderseits von Grandpré auf das Nordufer der Aire plangemäß, vom Feinde ungestört, zurückgenommen.

Auf dem westlichen Maasufer setzte der Feind erneut zu starken vergeblichen Angriffen beiderseits der Straße Carpentry—Romagna an. Auf dem östlichen Maasufer griff der Amerikaner tagsüber mit starken Kräften zwischen Sivry und dem Haumont-Walde an. Brandenburgische, sächsische, rheinische und österreichisch-ungarische Regimenter schlugen in hartem Kampf alle Angriffe des Feindes ab.

12. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Wir sind aus den Stellungen westlich von Douai in rückwärtige Linien zurückgegangen. Der Gegner ist langsam gefolgt und stand am Abend in der Linie Alt-Vendin—Harnes—Henin—Liétard und östlich der Bahn Beaumont—Brébières. Nordöstlich von Cambrai griff der Feind zwischen der Schelde und St. Vaast an. Angriffsziel der hier in schmaler Front eingesetzten Divisionen war der Durchbruch auf Valenciennes. Seine Absicht ist vereitelt. Es

gelang dem Feinde nur, in Iwuy und auf den Höhen östlich und südöstlich des Ortes Fuß zu fassen. Unsere durch Panzerwagen wirksam unterstützten Gegenstöße brachten hier den Ansturm des Feindes zum Stehen.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Südlich von Laon haben wir den Chemin-des-Dames geräumt. In dem Aisne-Bogen zwischen Berry-au-Bac und südlich von Bouziers haben wir neue Stellungen bezogen. Die Bewegungen, die seit mehreren Tagen eingeleitet waren, blieben dem Feinde verborgen und sind ungestört und plangemäß verlaufen. Auch in der Champagne ist der Feind nur vorsichtig gefolgt. Der siegreiche Ausgang der großen Schlacht in der Champagne, die die Armee des Generals v. Einem mit verhältnismäßig schwachen Kräften gegen eine gewaltige Uebermacht des französischen und amerikanischen Heeres in 14tägigem Ringen gewonnen hat, und die beim Feinde in der Champagne infolge der ungewöhnlich hohen Verluste eingetretene Erschöpfung haben die reibungslose Durchführung dieser schwierigen Bewegungen ermöglicht.

Heeresgruppe Gallwitz: Heftige Angriffe, die der Feind in den Kampfabschnitten der letzten Tage auf beiden Maasufern führte, sind unter schweren Verlusten für den Feind gescheitert. Cunel und der Ornes-Wald, die vorübergehend verloren gingen, wurden von sächsischen Bataillonen wieder gewonnen. Die seit 15 Tagen im Brennpunkt der Schlacht bei Romagne in schwerem Abwehrkampf stehende elsaß-lothringische 115. Infanterie-Division unter Generalmajor Kundt hat auch gestern die ihr anvertrauten Stellungen gegen alle Angriffe des Feindes gehalten.

Kriegskalender.

L.

1. Sept.: U-Bootbeute im August: 420 000 Bruttoregistertonnen (571). 46 feindliche Luftangriffe auf das Heimatgebiet im August (571). Unsere Feinde verloren im August 565 Flugzeuge und 53 Fesselballone, eigener Verlust 143 Flugzeuge und 85 Fesselballone (553). Französische Durchbruchsversuche beiderseits Nesle gescheitert (526).

1./2. Sept.: Fortgang der am 31. August begonnenen Schlacht zwischen Scarpe und Somme, unsere Infanterielinien beiderseits der Chaussee Arras—Cambrai vom Feinde durchbrochen; Rückverlegung unserer Front in Linie Arleux—Moeuvres—Manancourt (526).

2. Sept.: Französische Vorstöße zwischen Oise und Aisne zurückgeschlagen (526).

3. Sept.: Beiderseits der Lys Vordringen des Feindes bis in die Linie Wulverghem—Nieppe—Mac St. Maur—Laventie; Scheitern französischer Angriffe zwischen Champagne und Bussy, zwischen Ailette und Aisne (526).

4. Sept: Der Feind erreicht zwischen Somme und Oise die Linie Voyennes—Guiscard—Apilly; östlich Soissons die Verteidigung von der Vesle zurückverlegt (526).

7./12. Sept.: Feindliche Vorstöße gegen unsere neuen Stellungen südlich der Straße Péronne—Cambrai, westlich der Linie Gouzeaucourt—Epehy—Templeux, beiderseits der Somme in Linie Vermand—St. Simon und am Crozat-Kanal zurückgeschlagen (526, 540, 541).

7./14. Sept.: Vergebliche feindliche Anstürme gegen die Höhen östlich Vauxaillon (541).

12. Sept.: Räumung des Bogens von St. Mihiel (541).

15./17. Sept.: Feindliche Erfolge in heftigen Kämpfen zwischen Ailette und Aisne (552, 553). Feindliche Fliegerangriffe auf Mainz, Stuttgart und Mannheim (553).

15./18. Sept.: Feindliche Erfolge in Kämpfen gegen die Bulgaren an der Cerna und bei Doiran (553).

16. Sept.: Die Italiener zwischen der Brenta und dem Solarolo zurückgeschlagen (553).

17. Sept.: Italienische Anstürme gegen den Tassonrücken gescheitert (553).

17./19. Sept.: Beschießung von Metz (553).

18. Sept.: Der Engländer dringt über Hargicourt und Pontruet vor; englischer Durchbruchsversuch bei St. Quentin gescheitert (553).

19. Sept.: Vergebliche feindliche Vorstöße zwischen Omignon-Bach und der Somme. Italienische Angriffe nördlich des Monte di Val Bella und des Col del Rosso, westlich des Asolone und im Gebiete des Col del Orso zurückgeschlagen. In Palästina weichen die Türken in die Tul—Kerm-Stellung zurück (553).

19./26. Sept.: Rückzug der Bulgaren zwischen Cerna und Wardar (571).

20. Sept.: Räumung von Essigny-le-Grand südlich der Somme (553).

21. Sept.: Englische Niederlage südlich Cambrai (553).

21./22. Sept.: Rückverlegung der türkischen Front östlich der Eisenbahn und am Jordan (571).

24./25. Sept.: Englisch-französische Angriffe zwischen Omignon-Bach und Somme (570).

25. Sept.: Englischer Vormarsch gegen die neuen türkischen Stellungen über Nablus und im Jordantal (571). Bulgarien macht Waffenstillstands- und Friedensangebote (571).

26. Sept.: Beginn einer französisch-amerikanischen Offensive in der Champagne und zwischen Argonnen und Maas (570).

27. Sept.: Englisch-amerikanische Angriffe gegen Cambrai und die Siegfriedstellung drängen uns bis zur Linie Oisy—Berger—Haynecourt zurück; Räumung von Montfaucon östlich der Argonnen (570, 571).

28. Sept.: Englisch-belgische Angriffe in Flandern; Rückverlegung unserer Front in Linie Arleux—Aubigny westlich Cambrai und hinter den Kanal südwestlich Cambrai—Marcoing mit Anschluß über Gonnelieu in die alte Linie bei Villers—Guislain, ferner zwischen Ailette und Aisne hinter den Oise-Aisne-Kanal und in den Argonnen in die Gegend südöstlich Binarville, südwestlich Apremont (571).

29. Sept.: Amerikaner drücken unsere Linie bis an den Wald von Cunel und Fays (Argonnen) zurück (571). Räumung des Wytschaete-Bogens (588).

30. Sept.: Rückverlegung unserer Front in Flandern in Linie Handzame-Abschnitt—Roeselaere—Ledeghem—Geluwe—Wervik und an der Lys-Niederung bis Armentières; der Amerikaner bei Apremont und am Walde von Montrebau zurückgeschlagen (588). Waffenstillstand zwischen Bulgarien und der Entente ((603).

Vom Büchertisch.

Heinrich Zerkaulen: Die Spitzweggasse. Ein Tagebuch aus Sommer und Sonne. Kempten, Kösel. 8°. 83 S. geb. 3 M. — Dies rasch in erster Auflage vergriffene schmale Bändchen, nach dessen Erscheinen die Deutsche Schillerstiftung in Weimar den Dichter durch eine stattliche „Ehrengabe" auszeichnete, will vor allem verstanden sein, sonst folgt die bekannte „heillose Verwirrung". Man stelle sich vor: In den 28 Kapiteln sind ebenso viele Menschen, den Verfasser miteingerechnet, abkonterfeit. Und wenn die nun nach dem Rezept des verpönten Schlüsselromans „buchstäblich" genommen werden! Die Gefahr liegt zwar nahe, aber daran trägt der Verfasser „natürlich" selber Schuld — warum markierte er nicht ersichtlich die Grenze von „Dichtung und Wahrheit"? Kurzum: Man nehme ihn beileibe nicht allzu persönlich, auch nicht immer allzu ernst, trotz des nicht wenigen Ernsten, das seine Sammlung enthält. Denn — dies diene als Einwand — bisweilen streift der übermütige Spaßmacher den Dichter hart und färbt dann, leider, auf diesen ab. Sonst aber hält just der Dichter, was er verspricht: Sommer und Sonne, beide von erquickender Frische und reifender Wärme, beide auch von erfreulicher Hindeutung auf den künftigen Schönheits- und Erntesegen eines Dichtergartens, an dessen Eingang diese würzige Frucht inmitten eines zuvor erschlossenen Blütenkranzes winkt (s. „Hans Heiners Fahrt ins Leben", „Wandlung", „Liebe schöne Laute", „Allerlei Käuze"). Heinrich Zerkaulen wird seinen Weg nicht verfehlen, weil er weiß, daß er es nicht darf. Setzte er doch der „Spitzweggasse" den alten Spruch nach: „Ich leb', ich weiß nicht wie lang" mit dem tiefäugigen Schlußvers: „Ich weiß nicht, warum ich so fröhlich bin". Gönnen wir ihm seine Fröhlichkeit. Mehr noch: Freuen wir uns ihrer. Wir dürfen's. Sicher.

E. M. Hamann.

Willibald Rauscher: Goldfriedel. Ein Märchensingspiel. Verlag der Abtei Metten. 16° 60 S. 1.20 M. Der begabte junge geistliche Sänger hat in diesem Texte eines im kommenden Winter erstmals zu Würzburg aufzuführenden Musikwerkes eine liebliche kleine Dichtung dargeboten: melodisch, hervorragend sangbar, von goldener Reine und poetischem Wohllaut, herzerquicklich und vertieft. Die Verwirklichung dieser Musikdichtung dürfte nicht nur für die Jugend ein Fest werden. E. M. Hamann.

Staatliches Schulmonopol? Zulassung der Errichtung von Lehranstalten durch kirchliche Korporationen? Ist § 137 des badischen Schulgesetzes ein ungerechtfertigtes Ausnahme-Gesetz? Von Oskar Muser, Landtagsabgeordneter. 8° 80 S. In Umschlag geh. 1.20 M. Badenia, Karlsruhe. Baden hat als Frucht der schulpolitischen Kämpfe von 1868 und 1872 noch die schulgesetzliche Bestimmung, daß kirchlichen Korporationen und Stiftungen die Errichtung von Lehr- und Erziehungsanstalten nur auf Grund eines besonderen Gesetzes gestattet ist. Praktisch ist durch diese Bestimmung kirchlichen Genossenschaften die Unterrichts- und Erziehungstätigkeit völlig unterbunden. Der Mißstand führte neuestens zu Verhandlungen im badischen Landtag, wobei der Verfasser als Berichterstatter bestellt war. Das Ergebnis seiner Arbeit liegt nun in der angezeigten Broschüre vor. Sie ist eine vorzügliche Monographie zu der heute allenthalben brennenden Frage des staatlichen Schulmonopols, die an Bedeutung gewinnt, weil sie aus einem Bundesstaat die ganze Frage aktenmäßig darstellt und dabei auch die pädagogisch bedeutsamsten Gesichtspunkte heraushebt. Franz Weigl.

Der Spender des Bußsakramentes nach den Bestimmungen des Codex juris canonici. Von Regens Bernhard Rasche. 8° 80 S. 2 M. Paderborn, Bonifatiusdruckerei 1918. — Eine durch Uebersichtlichkeit und verlässige Erklärung ausgezeichnete Zusammenstellung der für die Verwaltung des Bußsakramentes in Betracht kommenden Kanones des neuen kirchlichen Rechtsbuches. Der Behandlung des weitschichtigen Stoffes ist folgende Gliederung zugrunde gelegt: Die Jurisdiktion in sich betrachtet; die Jurisdiktion über bestimmte Klassen von Personen: Mißbrauch der Jurisdiktion; Beschränkung der Jurisdiktion; die Reservation der Sünden; die Reservation der Sündenstrafen; die Dispensgewalt des Beichtvaters. Im einzelnen Abschnitt werden die einschlägigen Kanones teils im Wortlaut, teils im Hauptinhalt geboten und namentlich Gewicht gelegt auf eine zwar gedrängte, aber erschöpfende Erklärung. Ein Anhang (S. 72—79) trägt die wichtigsten Bestimmungen des Codex juris über die hl. Sakramente zusammen, mit Ausschluß jedoch des Ehesakramentes. Das beigegebene Inhaltsverzeichnis ist einläßlich gehalten und ermöglicht ein leichtes Auffinden der Einzelbestimmungen.

O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. In der weiteren Folge der aus Anlaß des Hoftheaterjubiläums gebotenen Vorstellungen spielte Possart den „Nathan", der den greisen Künstler in einer noch souveränen Beherrschung seiner Mittel zeigte, dann folgte die längst vermißte Neueinstudierung des „Tasso", die mit Stieler, Lützenkirchen, Steinrück, den Damen Berndl und von Hagen einen würdigen Verlauf nahm. Hierüber seien mir in nächster Woche, in der nicht eine Ueberfülle des zu Besprechenden allzusehr den Raum beengt, noch ein paar Worte grundsätzlicher Natur gestattet. — 35 Jahre hat Clara Weiß, die nun im Alter von 82 Jahren gestorben ist, unserer Hofbühne angehört. Als muntere Liebhaberin betrat sie 1866 unsere Bretter und als komische Alte hat sie von ihnen Abschied genommen. Sie durfte die Glanzzeiten unseres Hofschauspieles mitschaffend erleben und das spricht an sich schon für ihre reiche Begabung, die allzeit Anerkennung gefunden hat.

Neues Theater. F. Saltens Zyklus „Vom anderen Ufer" hat man vor Jahren bereits gesehen, aber kaum so gut gespielt, wie durch Schindler und seine Leute. Der Kellner, der sich durch falsche Papiere in eine Grafenrolle hineingeschwindelt hat und der Totgeweihte, der sich anmaßt, mit dem Revolver in der Hand die innere Erbärmlichkeit eines angesehenen Mannes vorzudemonstrieren, malen aus Lust am Aphorismus ein reichlich schiefes Weltbild; am besten ist das dritte Stückchen, in dem nicht ohne Witz gezeigt wird, wie die Gesundung eines Totkranken das Glück seiner Umgebung gefährdet. Die leicht wiegenden Stücke sind mit großem Bühnengeschick geschrieben und sie spielen sich dankbar. Die Aufnahme war eine sehr herzliche.

Volkstheater. „Mein alter Herr" von Franz und V. Arnold ist ein anspruchsloses, liebenswürdiges Lustspiel, dessen Verwechslungen und Verwicklungen viel Heiterkeit erregen. Der alte Herr, der dem Sohn viel Sorgen macht, ist ein allerliebster, aber ein wenig leichtfertiger Kavalier, der endlich durch die Heirat mit der Tochter einer jungen Witwe in geordnete Verhältnisse kommt, während seine Schwiegermutter seinem Sohne die Hand reicht. Außer diesen verwickelten Familienverhältnissen gibt es noch andere Umstände, die Heiterkeit zu wecken vermögen. Das lustige Stück wird frisch und hübsch und ohne Uebertreibung gespielt.

Aus den Konzert- und Vortragssälen Eva Plaschke — von der Osten, die bekannte Sängerin der Dresdener Oper, fesselt durch Innerlichkeit der Gestaltung auch im Konzertsaale. Die schönen Mittel, unterstützt von einer glänzenden Schulung, wissen das Publikum hinzureißen. An ihrem Abend hörte man auch E. Kronke, einen ausgezeichneten Lisztspieler, der sich auch als Komponist sehr geschickt gemachter, gutklingender Klavierstücke hören ließ, die er sehr werbend vorzutragen wußte. Etwas weniger als die Plaschke kam heuer die Stimme des Kammersängers Ernst Kraus zur Geltung, der drei Orchesterlieder von E. Pabsts sang, die freilich der Singstimme nicht sonderlich entgegenkommen, sondern das Hauptgewicht auf schwelgende Farbenpracht in der Richtung von Rich. Strauß (und darüber hinaus) legen. Der Komponist leitete mit Gelingen das neugefügte Konzertvereinsorchester, dessen Entwicklung man mit Zuversicht betrachten darf. Neu war uns der Pianist A. Horn-Nort, der über eine sehr ansehnliche Technik verfügt. Trug seine Beethoveninterpretation noch eine gewisse impressionistische Unruhe, so bot er bei Debussy sehr angenehme Eindrücke. — Das Münchener Klavierquartett der Herren Hch. Schwartz, Vollnhals, Haas und Disclez spielte an seinem ersten, leider nur schwach besuchten Abend die Quartette A-Dur op. 26 von Brahms und Es-Dur op. 47 von Schumann, dazwischen wurde die G-Moll Sonate op. 5 von Beethoven zu Gehör gebracht. Es war ein Musizieren von innigster Einfühlung und restlos zu bewunderndem Zusammenspiel. — Meta Karin ist eine sehr begabte Orgelspielerin, die leider diesmal nur ein wenig zahlreiches Publikum angezogen hatte. — Die Violincellistin Else Hilger, ein Wunderkind, verblüffte wieder durch die Virtuosität ihrer Technik. Sie spielt mit großer Tonschönheit und starkem Empfinden ihre hauptsächlich nach Virtuosenart ausgewählten Stücke. — Einen Wedekindabend veranstaltete der Hofschauspieler Steinrück. Er glaubt an dessen Poetentum und die Anhänger dieser „Kunst" können sich kaum einen besseren Interpreten wünschen. Sie waren denn auch sehr begeistert und laut. Zuvor las Br. Frank seinen längst in dem propagandistischen „Wedekindbuch" gedruckt vorliegenden Aufsatz. An Tanzabenden sah man außer der bekannten Frances Metz auch einen der hier neuen Hannelore Ziegler, die über musikalisches Gefühl und Anmut verfügt. Von seinem Reiz bei Joh. Strauß ließe sich über ihre Chopin- und Schubertauffassung, wie bei anderen Tänzerinnen von heute streiten.

München. L. G. Oberlaender.





Finanz- und Handels-Rundschau.

Börsenstimmungen — Wirtschaftszuversicht unserer Grossindustrie — Rentenfestigkeit und Kriegsanleihezeichnung — Geldhamster!

Wie alle Faktoren der deutschen Kriegswirtschaft, haben sich auch unsere Börsen von der Verstimmung, welche die geänderte Gesamtlage hervorgerufen hatte, erholt. Nach und nach ist es möglich, die Wirkungen der erlebten Effektenflucht und des Börsenzusammenbruchs zu übersehen. Die letzte Antwortnote Wilsons hat zwar einen neuen Rückschlag für die meisten Industriewerte geschaffen, immerhin konnte sich aber das vorhergegangene Zerstörungswerk am Aktienmarkt nicht in dem gleichen Umfange wiederholen. Erwiesenermassen begründete sich die Desorganisation der Börsen auf die reine Spekulationstätigkeit eines grossen Teiles des Börsenpublikums, welches trotz Verwarnung mit fremdem Geld an den Effektenmärkten tätig war. An den Kursrückgängen von 100%, 200% und mehr sind zum Teil auch die Werte unserer hochentwickelten Spezialindustrie beteiligt. Im Verlaufe dieses beispiellosen Entwertungsprozesses sind die wahllos weggeworfenen Aktien in die Hände kapitalkräftiger Erwerber übergegangen. Grossindustrie und Bankgruppen haben die Aktienmärkte gestützt und sich durch Erwerb grosser Posten hierfür auch finanziell interessiert. Solche Hinweise begründeten schliesslich an den Börsen die notwendige Beruhigung und eine nüchterne Auffassung von unserer Zukunftsgestaltung. Auch die Börsen richten sich, wie der Reichskanzler zum Ausdruck brachte, auf beide Möglichkeiten ein, sowohl „auf den Rechtsfrieden wie auf die nationale Verteidigung". Irgendwelche Lebhaftigkeit oder Tendenzbeständigkeit kam dadurch an den Börsen nicht hoch. Zu der allgemeinen Verstimmung tragen auch die Einzelheiten des politischen Zersetzungsprozesses in Oesterreich bei, sowie die zahlreichen unkontrollierbaren Gerüchte, wie solche in aufgeregten Zeiten stets im Umlauf sind. Die wichtigen Personalveränderungen und Umformungen in den führenden militärischen und politischen Kreisen bei uns und in Oesterreich, die Presseerörterungen in der Heimat und im Auslande über die Fortsetzung der Friedensverhandlungen und die Einzelheiten der militärischen Weitergestaltung an den Fronten waren ebenfalls mitbestimmend für eine starke Zurückhaltung unserer Wirtschaftskreise. Aehnliche Kursstürze sind übrigens nicht nur in Wien und Budapest, sondern neuerdings in starkem Masse auch in London, Paris und Neuyork zu registrieren.

Dass zu kopfhängerischen Betrachtungen über unsere Wirtschaftslage keine Veranlassung vorliegt, beweisen nicht nur die günstigen Bilanzergebnisse unserer führenden Aktienunternehmungen, sondern auch die fast einheitlich lautenden Hinweise in deren Generalversammlungen. Wiederholt wurde an diesen Stellen bekräftigt, dass die Gesellschaften zurzeit unvermindert angestrengt für Rüstungszwecke beschäftigt sind und dass auch für Friedenstage heute bereits auf Monate hinaus gesicherte Auftragsbestände vorliegen. Namentlich unsere Spezialindustrien, wie die Kali-, chemische und Elektrosparte, werden auch fernerhin ihre Führerrolle auf dem Weltmarkte behalten. Viele andere Gesellschaften können dann mit ihren bedeutungsvollen Erfindungen und Erfahrungen aus der Kriegszeit ebenfalls erfolgreich am Weltmarkt antreten. An unserer Industrie wird es jedenfalls nicht fehlen, trotz der sicherlich ganz beträchtlichen Steuerbelastungen an der Wiederaufnahme des deutschen Wirtschaftslebens an erster Stelle mitzuarbeiten. Von Wichtigkeit hierfür ist die fast bei allen Aktiengesellschaften zum Ausdruck gekommene Tendenz, durch beträchtliche Millionenbeträge für die kommenden Tage gerüstet zu sein. Ein befriedigendes Moment im Börsenverlauf der jüngsten Tage bildete die Befestigung des Anlagemarktes, der namentlich eine starke Nachfrage in Hypothekenpfandbriefen, Städteanleihen und auch in Auslandsrenten zeigte. Das Zeichnungsgeschäft auf die neunte Kriegsanleihe hat während der jüngsten Tage zugenommen, und das mit Recht. Unser gesamtes Volk begreift zur Genüge, dass es keine wichtigere Unterstützung aller Friedensbestrebungen geben kann, als ein günstiges Ergebnis der neunten Kriegsanleihe, das den Feinden die Unzerstörbarkeit unserer Innenfront beweisen soll. Im starken Widerspruch hierzu steht bedauerlicherweise die grossen Umfang angenommene und bereits zu bedenklichen Zuständen geführte Geldhamsterei, namentlich unserer besserbemittelten Kapitalistenkreise. Trotz der auch von Privatdruckereien unter Leitung der Reichsdruckerei vorgenommenen Geldzeichenvermehrung, der vom Bundesrat erfolgten Erklärung, dass die fälligen Januar-Kupons von Kriegsanleihen ebenfalls den amtlichen Charakter von Zahlungsmitteln tragen, der Herstellung von Notgeld seitens einer Reihe von Kommunen, hat sich die Bargeldknappheit vergrössert. Die Reichsbank und alle Grossbankinstitute sahen sich deshalb, um der Einsichtslosigkeit und Pflichtgefühlverletzung dieser Hamstergruppe entgegenzutreten, zu Auszahlungseinschränkungen veranlasst. In angenehmem Gegensatz zu diesen Kapitalsausschreitungen steht der zumeist vom Mittelstand und den Kleinsparern verursachte starke Zufluss zu den Sparkassen, welche Rekordeinlageziffern aufweisen.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck — Wien — München.

Empfehlenswerte

Weihnachtsgeschenke für Gebildete!

Werke von Richard von Kralik:

Die neue Staatenordnung in organischem Aufbau.
Brosch. Mk. 5.50, Kr. 7.—.

Mitteleuropa, die natürliche, auf geopolitischer Grundlage gefestigte und organisch erweiterte Fortsetzung des Römischen Reiches deutscher Nation. Eine Schöpfung, wie sie alle großen Männer des verflossenen Jahrhunderts — einschließlich Moltke und Bismarck — als Hort des Friedens für die Welt erschaut und ersehnt haben. Eine notwendige Ergänzung und Vertiefung des weltbekannten und vielgelesenen „Mitteleuropa" von Naumann.

Historische Studien zur älteren und neuesten Zeit.
Brosch. Mk. 4.80, Kr. 6 —.

Vom Weltkrieg zum Weltbund.
Abhandlungen. Aufsätze, Gedanken und Stimmungen. Brosch. Mk. 4.70, Kr. 5.50

Die Weltliteratur im Lichte der Weltkirche.
(Befindet sich im Druck.)

Auf alle Bücher wird ein Kriegsteuerungszuschlag erhoben.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



Reinerz Grafschaft Glatz
Sommer- und Winterkur
Lesesaal des Bades

Zeichnet die 9. Kriegsanleihe!

Das wichtigste Schriftwerk ist heute

Das kommende Reich

Entwurf einer Weltordnung aus dem deutschen Wesen

von F. Schrönghamer-Heimdal

Preis geh. M. 7.—.

Ein Führer- und Friedensbuch von bleibendem Wert für alle Deutschen, ein Werk, das die Ursachen und Wirkungen der heutigen Weltvorgänge restlos enthüllt und die Wege zum wahren Menschheitsfrieden zeigt.

Das Weihnachtsbuch des Wendejahres 1918

Haas & Grabherr, Verlag, Augsburg

Soeben erschien:

Anstands-, Verkehrs- und Lebensregeln.
Von Prof. W. Deuser. Dritte unveränderte Auflage 6.—8. Tausend. 8° (176) Gebd. M 2.40

Lebensspiegel.
Ein Familienbuch für Eheleute u. solche, die es werden. Von Rektor A. Heinen. Dritte unveränderte Auflage 15.—17. Tausend. 8° (539) Gebd. M 2.40

M. Gladbach, Volksvereins-Verlag (Postsch. Cöln 127)

Bauers Antidiabeticum für Zuckerkranke
Bauers Lithosanol gegen Gallen-, Nieren- und Blasensteine
(auch gegen Gicht und Harnsäure-Diathese) — Prospekte durch die Sanin Ges. m. b. H., Kötzschenbroda-Dresden 39/79
Fabrik chem.-pharmazeut. Präparate.

Wir haben sofort abzugeben:

4 Millionen Quartblatt Durchschlagpapier
Ia Qualität,

3 Millionen Hanfbriefumschläge

Muster stehen zu Diensten.

Ernst K. Heinz & Co., Hattingen-Ruhr.
Telegr. Heico, Hattingenruhr. Fernspr 690.

Berlin Mittelstr. 21-22
Hotel Stadt Kiel
2 Min. v Bahnhof Friedrichstr
4 Min. v. d. St. Hedwigskirche
Moderner Komfort :: Ruhiges u. angenehmes Wohnen :: Zimmer v. M. 3.— an. Bes. Franz Stützer

Offeriere gegen Nachnahme

Edel-Krebse

von 2 Schock an franko inkl. Verpackung „Dringend Eilboten"

Suppen-Krebse à Schock (60 Stück)	12 M.
Mittel-Krebse à Schock (60 Stück)	18 M.
Riesen-Solo-Speisekrebse à Schock (60 Stück)	36-60 M.
do. Allergrößte ca 12 Pfd. schwer à Schock (60 Stück)	80 M.

August Konopatzky
Krebserei Gollub Westpr.

Rauchfaß-kohlen und Weihrauch
empfiehlt
Kerzenfabrik
Wilh. Vollmar
Bonn, Postfach 86.

Mess- und Kommunion-Hostien
empfiehlt genau den kirchlichen Vorschriften entsprechend und in vorzüglichster haltbarer Qualität. Kunstvolle Prägungen, auch die Kommunionhostien haben eig Prägungen. Muster und Prospekte gratis u. franko.

Franz Hoch Kgl. Bayer. Hoflieferant
Hostienbäckerei
Bischöfl. genehmigt u. beeidigt. Pfarramtlich überwacht.
Miltenberg am Main
(Bayern) Diözese Würzburg.

Es ist Vorsorge getroffen, dass in der Hostienbäckerei Franz Hoch in Miltenberg nur reinstes Weizenmehl zur Bereitung der Hostien verwendet wird.
Miltenberg, 27. Nov. 1914.
Bischöfl. Dekanat und Stadtpfarramt.
E Roth, Geistl. Rat.
Dekanats- u. Pfarrsiegel

Auskunft unentgeltlich bei
Schwerhörigkeit
Ohrensausen Ueber bewährte Methode glänz. Anerkennungen.
Sanitas, Fürth i. B.
Flössaustrasse 23.

Karbid
bis 10 kg wird ab 1 Jan. 1918 durch die Kommunalverbände zugewiesen. In Trommeln zu 50 u. 100 kg kann ich gegen Voranmeldung des Monatsbedarfes weiter liefern.

Karbid-Lampen
in grosser Auswahl
: stets auf Lager :
Saug- u. Tropfsystem
zu Mk. 2—10.
Sorgfältige Lieferung.
Man verlange Preisblätt.
Franz Danzer,
Waldkirchen (Niederbay.)

Zum Vortrage in Andachten empfehle:
12 zweistimm. Lieder mit Orgelbegleitung
(je 3 zur hl. Eucharistie, des hl. Herzens Jesu, der hl. Gottesmutter, des hl. Joseph.)
Part. 2.—. St. 0.30 z. Ans. ber.
Karl Paus, Duisburg,
Nahestr. 16.

J. Pfeiffer's
religiöse Kunst-, Buch- und Verlagshandlung (D. Haiser)
in **München**
Herzogspitalstrasse 5 u. 6
empfiehlt ihr grosses Lager in
Statuen, Kruzifixen Kreuzwegen
(in Hartgussmasse und in Holz geschnitzt.)
Alle Devotionalien als:
Rosenkränze, Medaillen, Sterbekreuze, Skapuliere usw. Heiligenbilder mit und ohne Rahmen.
Andenkenbilder für Verstorbene.
Alle guten Bücher u. Zeitschriften.



Nach persönlichen Erinnerungen von **Dr. Konrad Graf Preysing.** Mit einer Kunstbeilage. 8. (24. S.) In Umschlag geheftet und beschnitten M. 1.–. (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.) **Augsburger Postzeitung, Augsburg:** So knapp und doch so erschöpfend konnte dieses literarische Denkmal nur einer gestalten, der den Kardinal so genau kannte, der so Einblick in sein Wesen, in sein Denken und Fühlen hatte, wie sein Sekretär Konrad Graf Preysing. In meisterhaften Zügen werden uns die verschiedenen Abschnitte eines reichen Lebens geschildert und durch bemerkenswerte persönliche Erinnerungen, die auch bedeutsame Schlaglichter auf manche Einzelvorgänge im öffentlichen Leben unserer Tage werfen, interessant gestaltet.

Jagd

Ein getreuer Ratgeber für Jagd-Kynologie usw. ist die älteste deutsche u. größte u. bedeutendste südd. illustr. Zeitschrift für Jagd, Forstwirtschaft, Schießwesen, jagdl. Hundezucht und Fischerei „Der Deutsche Jäger" (40 Jahrg.). Jede Postanstalt nimmt Bestellungen entgegen (M 3. vierteljährl. oder M 1.– p. Monat. Kreuzband-Sendg. M 4 p. 1/4 Jahr). Von besonderer Bedeutung ist für jeden Kynologen der umfangreiche

Hunde-

markt, ca. 70–80 Hundeanzeigen pro Nummer. Bewährtes Anzeigenblatt für sämtl. jagdliche u. kynologische Veröffentlichungen und sonstige Bedarfsanzeigen.

Soeben ist erschienen

Deutscher Jäger-Kalender 1919

280 Seiten dauerhaft gebunden, für Jäger u. Kynologen unentbehrlich. Preis M 4.–. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt durch den Verlag „Der Deutsche Jäger" (F. C. Mayer, G. m. b. H.) München, Reuslinstr. 9.

BANK FÜR HANDEL UND INDUSTRIE

(DARMSTÄDTER BANK)

Aktienkapital und Reserven 192 Millionen Mark

FILIALE MÜNCHEN

Lenbachplatz 4

Depositenkassen

Bayerstrasse 8 — Sendlingertorplatz 10 — Wörthstrasse 51

Niederlassungen in Bayern:

Amberg :: Aschaffenburg :: Augsburg :: Bamberg :: Fürth :: Landau
Ludwigshafen :: Neustadt a. d. H. :: Nürnberg :: Würzburg

Hauptniederlassungen

Darmstadt — Berlin

Weitere Niederlassungen in

Alsfeld	Giessen	Kreuzburg (O. S.)	Quedlinburg
Bensheim	Glatz	Lauban	Ratibor
Beuthen O.-S.	Gleiwitz	Leipzig	Rybnik
Biebrich a. Rh.	Görlitz	Leobschütz	Sangerhausen
Bingen a. Rh.	Greifswald	Mainz	Schweinfurt
Breslau	Guben	Mannheim	Senftenberg i. L.
Butzbach	Halle a. S.	Michelstadt i. O.	Sorau (N. L.)
Cottbus	Hamburg	Myslowitz	Spremberg (N. L.)
Cuxhafen	Hannover	Neustadt (O.S.)	Stargard i. P.
Dortmund	Heilbronn	Offenbach a. M.	Stettin
Düsseldorf	Herborn (Dillkr.)	Oppeln	Strassburg i. Els.
Forst (Lausitz)	Hindenburg (O.S.)	Pasewalk	Stuttgart
Frankfurt a. M.	Hirschberg	Pirmasens	Trier
Frankfurt a. O.	Jauer	Pforzheim	Wiesbaden
Freiburg (Brsg.)	Kattowitz (O.S.)	Prenzlau	Zeitz

Ausführung aller bankmässigen Geschäfte.

Internationale Verlagsbuchhandlung „Mercis", Amsterdam (Holland), Marnixstraat 148 c. Ausländisches Sortiment. Empfehlenswerte Adresse für die Bestellung von ausländischen wissenschaftlichen Buchwerken.

Neunte Kriegsanleihe

im Betrage von 1000 bis 400000 Mark kann

ohne besondere Anzahlung

gegen mäßige, vom 6. Jahre an **abnehmende** Jahres- oder Vierteljahrsbeiträge mittels der

Kriegsanleihe-Versicherung

der

Gothaer Lebensversicherungsbank a. G.

erworben werden.

Aufnahmefähig sind Personen beiderlei Geschlechts vom vollendeten 10. Lebensjahre an.

Näheres durch die Bank und ihre Vertreter an allen großen und mittleren Orten.

Josef Walraf jr. Rheydt

Bez. Düsseldorf.

Spinnerei u. Weberei

Papiergarne einfach und gezwirnt für alle Verwendungszwecke.

Papiergurte u. Bänder roh und gefärbt für Militär- und Privat-Bedarf.

Dochte für Lampen, Kocher, Feuerzeuge.

Königliche Filialbank, München

Telephon-Nrn.: 22621–22627. Promenadestrasse 1. Postscheck-Konto Nr. 120.

Annahme von Geldeinlagen zur Verzinsung
entweder auf **Scheckkonto** oder auf **Bankschuldschein** mit und ohne Kündigung.

Aufbewahrung und Verwaltung offener und geschlossener Depots.

Gewährung von Darlehen gegen Verpfändung von Wertpapieren oder Bestellung von Sicherheiten auf Liegenschaften u. zwar unter Eröffnung einer laufenden Rechnung (**Kontokorrent**) oder gegen **Schuldurkunde.**

Ausstellung von Kreditbriefen auf das In- und Ausland.

Vermittlung von Bayer. Staatsschuldbuchforderungen
insbesondere gegen Bareinzahlung zum jeweiligen Tageskurse der 3, 3½ 4 % Staatsschuldverschreibungen **ohne Spesenberechnung.** (Banken und Bankiers erhalten für die Vermittlung von Bareinzahlungen eine Vergütung von 1‰ vom Nennwerte der Schuldbuchforderungen.)

An- und Verkauf von Wertpapieren
sowie alle sonstigen Börsentransaktionen.

Ankauf von Wechseln und Devisen.

Vermietung von dieb- und feuersicheren **Schrankfächern** in der neuen **Stahlkammer.**

Die K. Filialbank beobachtet über alle Vermögensangelegenheiten ihrer Kunden unbedingtes Stillschweigen gegen jedermann und jede Behörde, insbesondere auch gegenüber dem K. Rentamt.

Der **Staat** hat für die K. Bank die **vollkommene Garantie** ohne alles Vorbehalt übernommen.

Prospekte werden an den Schaltern kostenlos abgegeben und auf Verlangen portofrei übersandt.

Neuheit! Grösste Erfindung!
100000 in kurzer Zeit verkauft.

Elektr. Magnet-Taschenlampe

brennt ohne Batterie jahrelang ohne 1 Pfg. Unkosten, durch Zug an der Kette. Einmalige Anschaffung, billigste Lampe der Welt. Solange noch lieferbar, Preis 20 Mark frko. Nachnahme.

Harcuba & Frackmann, Leipzig-Schleussig 27
Brockhaus-Strasse 42. Fernspr. 40519 u. 5700.

Jeder kann

Kriegsanleihe zeichnen

auch wenn er nicht über grössere Barbeträge verfügt, sobald er eine

Kriegsanleihe-Versicherung

bei der

Deutschen Lebensversicherungs-Bank, A.-G. in Berlin

eingeht.

Neuzeitliche Bedingungen. Niedrige Prämien.

Kostenlose Berechnungen u. Auskünfte durch die Bez.-Direktion Reinecke, München, Herzogstr. 61. Tel. 33490.

Friedrich Wilhelm

Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft

Gegründet 1866 * Berlin W 8 * Behrenstr. 58-61

Mit einmaliger barer Einzahlung von	erwerben Sie 5%ige 9. Kriegsanleihe nom.
M. 5000	10000 M.
M. 10000	20000 M.
M. 50000	100000 M.
M. 100000	200000 M.

durch Verwendung der Zinsen und Zinseszinsen belastungsfrei unter den jetzigen Kriegsanleihe-Bedingungen nach 14 Jahren durch unsere neue

Kriegsanleihe-Verdopplung

Mindesteinzahlung 5000 Mark * Höchstbetrag unbegrenzt

Statt Bareinzahlung auch Annahme von Stücken früherer Kriegsanleihen

Man verlange unsere Drucksachen.

Hadern und Knochen

sortiert und unsortiert.

Strumpfwolle, Neutuch, Zeitungen
kauft zu reellen Preisen von Privaten und Händlern, Anstalten, Klöstern usw.

Adolf von der Heiden, München, Baumstr. 4.
Telephon Nr. 22226. — Bahnsendung: München-Süd. Bahnlagerpl.

Pfälzische Bank Filiale München

Hauptgeschäft:

Tel. 55726 **Neuhauserstrasse 6** Tel. 55726

Depositenkassen und Wechselstuben:

Reichenbachstr. 1 (am Viktualienmarkt) Telephon 21815.
Prielmayerstr. 1 neben Café Arkadia Telephon 54138.
Max Weberplatz 4 (Ecke Ismaningerstr.) Telephon 40192
Sendling Lindwurmstrasse 196 Telephon 7450.

Bargeldloser Zahlungsverkehr.

Errichtung provisionsfreier Scheckkonti.

Kontokorrentverkehr.

Erledigung aller Effekten- u. Börsengeschäfte.

Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren und Wertsachen.

Stahlkammern.

Einlösung von Zins- u. Dividendenscheinen.

Vermögensverwaltung u. Vermögensberatung.

Auskünfte aller Art an unseren Schaltern.

Bruchleidende!

Lesen Sie unsere Broschüre:
Was soll ich über mein Bruchband wissen?





Gratis zu beziehen durch: **Bott & Walla**
München, Sonnenstraße 20
Spezialhaus für Chirurgie u. Orthopädie-Mechanik

Die „A. R." das Anzeigenorgan des Buchhandels!






Bayer. Hypotheken- und Wechsel-Bank

Promenadestr. 10 **München** Theatinerstr. 11

Zweigstellen in München:
Zenettistr. 3a am Schlacht- u. Viehhof (Viehmarktbank) - eigene Stahlkammer u. Tresoranlage - im Tal (Sparkassenstr. 2), in der Grossmarkthalle, in Schwabing (Leopoldstr. 21) u. in Pasing (Bahnhofstr. 1).

Filiale in Landshut.

Gegründet im Jahre 1835
Aktienkapital und Reserven
Mk. 140'000,000.—.

Hypothekdarlehen auf Haus- und Grundbesitz.

Ausgabe und Verkauf von Pfandbriefen, welche von der Reichsbank in erster Klasse beleihbar und seit ihrer ersten Ausgabe (1864) als Kapitalsanlage für Mündelgelder zugelassen sind. Auf Antrag können die Pfandbriefe kostenfrei auf Namen umgeschrieben werden. Solche umgeschriebene Pfandbriefe werden kostenlos auf Verlosung oder Kündigung kontrolliert.

Besorgung aller in das Bankwesen einschlagenden Geschäfte, insbesondere auch:

Entgegennahme von offenen Depots zur Aufbewahrung und Verwaltung.
Aufbewahrung von geschlossenen Depots.
Vermietung von eisernen Geldschränken (Safes).

Bei der Bayerischen Hypotheken- und Wechsel-Bank dürfen Gelder und offene Depots der Gemeinden und örtlichen Stiftungen, wie auch der Kultusgemeinden und Kultusstiftungen angelegt bezw. hinterlegt werden.

Die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank beobachtet über alle Vermögens-Angelegenheiten ihrer Kunden gegenüber jedermann, auch gegenüber Staatsbehörden, insbesondere gegenüber den Rentämtern, „unverbrüchlichste Stillschweigen".

Reglements stehen kostenfrei zur Verfügung.

: Druckarbeiten, Buchbinderarbeiten :
jeder Art
sowie allen Schreibedarf liefert vorteilhaft für Behörden, Handel und Industrie und für Private
Bayerische Geschäftsbücherfabrik und Buchdruckerei
Dietz & Lüchtrath K.G. München W 39 Telefon 60 251 : Trivastr 15 :

Gesellschaft für christliche Kunst, GmbH.
München, Karlstraße 6.
Illustr. Verzeichnisse: Galerie d. christl. Kunst (6 Seiten, 25 Pfg.)
Künstler-Postkarten (gratis)
Plakaten (gratis).

Bayerische Vereinsbank.

Hauptniederlassung in München

Zweigstellen: Augsburg, Bad Kissingen, Bayreuth, Erlangen, Freising, Fürth, Garmisch, Hersbruck, Ingolstadt, Kempten, Landsberg a. L., Landshut, Mainburg, Neu-Ulm, Nürnberg, Partenkirchen, Passau, Regensburg, Schwabach, Schwandorf, Straubing, Weiden, Würzburg

Aktienkapital: 51 000 000 Mk. | **Pfandbrief-Umlauf: 500 000 000 Mk.**
Reservefonds: 30 000 000 Mk. | **Hypotheken-Bestand: 510 000 000 Mk.**

Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren aller Art als

Offene Depots

Uebernahme von Wertgegenständen in geschlossenem und versiegeltem Zustande als

Geschlossene Depots

Vermietung von

Schrankfächern in den Stahlkammern (Safes)

in verschiedenen Größen auf längere oder kürzere Zeitdauer (Reisezeit). Den Gemeinden, örtlichen Stiftungen, Kultusstiftungen und Kirchengemeinden ist die **Errichtung offener Depots** bei der **Bayerischen Vereinsbank** gestattet.

Ueber alle Vermögens-Angelegenheiten der Kunden wird unbedingtes Stillschweigen gegen Jedermann und jede Behörde, insbesondere auch gegenüber den Rentämtern, bewahrt.

Reglements für alle Geschäftszweige stehen kostenfrei zur Verfügung.



In 24. verbesserter Auflage erschien das Buch:

„Die kaufmännische Praxis."

Ueber 200000 Exemplare verkauft! Tausende glänzende Anerkennungen! Enthält in klarer, leichtverständl. Darstellung: Einfache, doppelte u. amerikanische Buchführ. (einschl. Abschluss); Kaufm. Rechnen; Handelskorrespondenz; Kontorarbeiten (geschäftl. Formulare); Kaufmännische Propoganda; Geld-, Bank- u. Börsenwesen; Wechsel- u. Scheckkunde; Versicherungswesen; Steuern u. Zölle; Güterverkehr der Eisenbahn; Post-, Telegraphen- u. Fernsprechverkehr; Kaufmännische u. gewerbliche Rechtskunde; Gerichtswesen; **Kriegsrecht**; Die neuesten Steuergesetze; Die letzten Bestimmungen über Post- u. Verkehrswesen etc. etc.; Verschiedenes; Alphabet. Sachregister. — Das 384 Seiten starke, schön gebundene Buch wird franko geliefert gegen Einsendung von nur 6 Mk. oder unter Nachnahme von 6.30 Mk.

Richard Oefler, Verlag, Berlin SW. 29. N. I.

TODES ✝ ANZEIGE.

Nach Gottes heil. Willen verschied am 21. Oktober mittags 12 Uhr, versehen mit den hl. Sterbsakramenten, unser hochwürdiger Mitbruder

V. P. Leander Fick

O. M. Cap.

von Nürnberg im 33. Lebens-, 12. Ordens- und 8. Priesterjahre. Die Seele des lieben Verstorbenen wird dem frommen Gebete der Gläubigen und besonders der hochwürdigen Priester empfohlen.

Lohr, Oktober 1918.

Das Superiorat des Kapuzinerklosters.

TODES- ✝ ANZEIGE.

Nach Gottes heiligem Willen verschied am 22. Oktober früh 5 Uhr nach kurzem Leiden, versehen mit den hl. Sterbsakramenten, plötzlich und unerwartet mein innigstgeliebter Sohn, Schwager und Onkel, mein unvergesslicher Herr

der hochwürdige Herr

Augustin Denzinger

freiresignierter Pfarrer

im 47. Lebensjahre. Während seiner 22jährigen priesterlichen Tätigkeit wirkte er in Donauwörth, Ketterschwang, Oberbergen und resignierte 1913 als Pfarrer in Huttenwang, zuletzt bei St Ludwig in München. Die Seele des edlen Priesters wird dem frommen Gebete, besonders der hochw. Mitbrüder empfohlen.

München, Eichstätt und Buchloe, Oktober 1918.
Königinstr. 59/I.

Die schmerzgebeugte Mutter: **Kreszentia Denzinger.**
Familie Reisinger.
Balbina Schremmer,
Haushälterin.

Die Beerdigung fand am Donnerstag, den 24. Oktober 1918, nachmittags 3¼ Uhr im neuen Schwabinger Friedhof statt, der Trauergottesdienst Freitag, den 25. Oktober, vormittags 9 Uhr bei St. Ludwig.

✝

Am 9. Oktober ist im k. u. k. Spital Szeged (Polyklinik Elisabeth) nach kurzem, aber schmerzhaftem Leiden, versehen mit den heil. Sterbsakramenten, umgeben von geistlichem Beistande, selig im Herrn entschlafen, der H. H.

Paulus Wlotzka

Ehren-Kanonikus der Kathedrale v. Bukarest
Professor im Seminar daselbst

geboren zu Laurahütte OS. am 23. Januar 1864, zum Priester geweiht am 5. September 1886. — Die Exequien nebst feierlichem Pontifikal-Requiem hielt Se. Exzellenz der Hochwürdigste Herr Erzbischof Dr. Netzhammer.

Seine Freunde und Bekannten wollen des Verstorbenen im Gebete gedenken!

Bukarest, Oktober 1918,
das Erzbischöfl. Ordinariat.

Zahlmeister **Maximilian Wlotzka,** Neisse,
Gertrud Kowollik, geb. **Wlotzka,** Borsigwerk,
Georg Wlotzka, Laurahütte,
Alfons Wlotzka, Ob.-F.-Mt., Kiel,
Lydia Brossmann, geb. **Wlotzka,** Gleiwitz,
P. **Alfred Wlotzka,** S. V. D., Heiligkreuz.



Am 16. Okt. in der dritten Nachmittagsstunde verschied nach dreitägigem Krankenlager, gestärkt durch die hl. Sakramente, der

hochwürdige Herr
Stadtpfarrer von Schweidnitz,
act. circ., Erzpriester em.

Paul Jende

Ritter hoher Orden

im 60. Lebensjahre.

Wir verlieren in ihm einen liebevollen Vorgesetzten und väterlichen Freund und bitten, seiner Seele beim hl. Opfer und im Gebete gedenken zu wollen.

Schweidnitz, Oktober 1918.

F. v. Prondzynski, Kaplan. **J. Bleisch**, Kaplan.

Zeichnet die 9. Kriegsanleihe!

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Anzeigenpreis:
Die 5 × gespalt. Grundzeile 60 Pf., Anz. auf Textseite 90 mm breite Zeile 200 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25%.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 45. München, 9. November 1918. XV. Jahrgang.

Dem Weltfrieden entgegen?

Von Hofrat Dr. Eugen Jaeger, Mitglied des Reichstags.

Aus der neuen Welt kommt der alten, die jener Christentum, Gesittung und Kultur gebracht hat, ein Schiedsrichter, vielleicht auch ein Retter! Wilson, Präsident der Union, erscheint als Arbiter mundi, als Schiedsrichter der Völker. Er hat für den Völkerfrieden Grundsätze aufgestellt, welche Deutschlands Regierung und Reichstag wörtlich als Richtlinien der deutschen Zukunftspolitik angenommen haben. Grundlegend sind Wilsons Botschaft an den Kongreß vom 8. Januar in 14 Punkten, dann seine Aeußerungen vom 11. Februar, 4. Juli und 27. September 1918. Ein Teil dieser Richtlinien beschäftigt sich mit der Lösung des gegenwärtigen Kriegszustandes, ein anderer Teil mit einem künftigen Völkerbund als dauernder Bürgschaft für wirtschaftliche Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden. Wilson verlangt Räumung und Wiederherstellung der besetzten Gebiete, Wiederaufrichtung der Souveränität und Unversehrtheit Belgiens mit seinem gesamten Gebiete, vollkommene Selbstbestimmung Rußlands, „Wiedergutmachung des Unrechtes“, das Frankreich 1871 von Preußen in der elsaß-lothringischen Frage zugefügt worden sei; zur dauernden Sicherheit des Weltfriedens Befriedigung der italienischen Ansprüche „nach den klar erkennbaren nationalen Linien“, selbständige Entwicklung der österreichisch-ungarischen Völker, Wiederherstellung von Serbien mit freiem Zugang zum Meere, von Montenegro und Rumänien, politische Regelung der Balkanverhältnisse nach Geschichte und Nationalität, Oeffnung der Dardanellen für die Schiffahrt und den Handel aller Völker unter internationaler Bürgschaft, Sicherheit für das Leben und die selbständige freie Entwicklung der Fremdvölker im türkischen Reich, Zusammenschluß der „unzweifelhaft von Polen bewohnten Gebiete“ zu einem selbständigen nationalen Staat mit freiem Zugang zum Meere, ebenfalls unter internationaler Bürgschaft, Lösung der Gebietsfragen, die der Weltkrieg aufgeworfen hat im Interesse der betr. Bevölkerung, weitgehendste Befriedigung der „klar umschriebenen nationalen Ansprüche, damit nicht neue Ursachen von Zwist und Feindschaft den Frieden der Welt wieder stören“. Ein großer Bund der freien Nationen auf demokratischer Grundlage soll diesen Weltfrieden den Völkern für alle Zeiten gemeinsam bringen als Frieden der Gerechtigkeit, gleichmäßig für große und kleine Staaten, mit gegenseitiger Bürgschaft für politische Unabhängigkeit und Unversehrtheit ihres Gebietes. Keine Regierung darf bei diesem Völkerbund bestehen, die willkürlich und im geheimen aus eigener Wahl, also ohne Zustimmung des Volkes, einen Krieg herbeiführen kann. Dazu verlangt Wilson Wegfall der Geheimdiplomatie, Oeffentlichkeit aller politischen Verträge und Vereinbarungen zwischen den Völkern, freie Schiffahrt auf dem Meere in Krieg und Frieden, Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken zwischen den Völkern, Gleichheit der gegenseitigen Handelsbeziehungen, Herabsetzung der bisherigen Rüstungen der Völker auf die für die innere Sicherheit notwendigen Maßnahmen, unparteiische Verteilung des Kolonialbesitzes im Interesse der betreffenden Bevölkerungen, keine willkürliche Verschiebung von Völkern und Ländern von einem Staat zum anderen, als ob sie ein Haufen Steine wären, Lösung aller Streitigkeiten und sonstigen Schwierigkeiten zwischen den Völkern nach unparteiischer Gerechtigkeit, ohne Sympathie und Antipathie mit gleichen Rechten für die Beteiligten im gemeinsamen Interesse. In dem großen Völkerbund darf es keine besonderen Verträge und Vereinbarungen geben, keine besonderen selbstischen wirtschaftlichen Verständigungen, keinen wirtschaftlichen Boykott in irgend einer Form, außer wenn der Völkerbund ein ungehorsames Mitglied zur Strafe von den Weltmärkten ausschließt. Dazu müßten überall Wilsons Worte gelten, daß man sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Völker einmischen dürfe.

Der Gedanke des Völkerbundes ist wie der einer einheitlichen Weltmonarchie uralt. Beide sollten den Frieden verbürgen. Die katholische Kirche stellte den Völkerbundgedanken auf die Höhe der christlichen Auffassung. Im Mittelalter sollten Papst und Kaiser das geistliche und weltliche Oberhaupt der großen christlichen Völkerrepublik sein. Aber auch dieses Ideal hat im Sturm der Leidenschaften versagt. Was Wilson jetzt vorschlägt ist daher im Wesen nicht neu, ein guter Teil deckt sich mit den Vorschlägen der päpstlichen Friedensnote vom August 1917. Schon im Mai 1916 verlangte Wilson auf der Versammlung der Friedensliga eine allgemeine Verbindung der Völker zur Sicherheit und Freiheit der Hochstraßen der See. Am 22. Dezember 1916 wendete er sich an die kriegführenden Mächte das Blutvergießen zu beenden. In einer Botschaft an den Kongreß am 23. Januar 1917 betonte er, es müsse ein Frieden möglich sein, in dem es weder Sieger noch Besiegte gäbe, verlangte einen Frieden ohne Annexionen, einen Weltfriedensbund mit Selbstregierung der Völker, Freiheit der Meere und Abrüstung als Grundsätzen für die gesamte Menschheit. Graf Hertling hat im Reichstag am 25. Februar 1918 sein Einverständnis mit diesen Grundsätzen Wilsons kundgegeben, Wilson aber hat diesen Faden nicht ergriffen, wohl aber in seiner Rede vom 27. September den Völkerbund und dessen klar umschriebenen Wirkungskreis als den wesentlichsten Teil des künftigen Friedensvertrages erklärt. Der Preis eines dauernden Friedens sei die unparteiische Gerechtigkeit und die Zufriedenheit der verschiedenen Völker, um deren Schicksal es sich handelt, unbekümmert, wessen Interessen dadurch verletzt werden!

Wilsons 14 Punkte behandeln besonders auch die beiden nationalen Fragen, die eine Hauptursache des Weltkrieges sind. Er hat hier die Hoffnungen seiner Verbündeten sich ganz angeeignet, aber nicht die Folgerung gegen sie gezogen. Das „Unrecht“, das Frankreich in Elsaß-Lothringen zugefügt sei, soll wieder gutgemacht werden. Jedenfalls kann man über die elsaß-lothringische Bevölkerung nicht verfügen, ohne sie gefragt zu haben. Diese Abstimmung kann allerdings erst vorgenommen werden, wenn eine einheimische Regierung besteht und alle jene aufreizenden Elemente beseitigt sind, die, wenn auch in der besten Absicht, die Stimmung der Reichslande immer wieder zu Frankreich hintrieben. Manche reden auch von Elsaß-Lothringen als einem neutralen Staat nach dem Muster der Schweiz und Luxemburgs. In den Augen unserer Feinde soll allerdings gerade diese Frage den Geßlerhut bilden, unter welchen sich Deutschland beugen muß, als überall sichtbares Wahrzeichen seiner Niederlage. Aber gerade diese Demütigung Deutschlands und die Einverleibung Elsaß-Lothringens in einen Staat anderer Nationalität würde einen dauernden Zwist in den kaum geschlossenen Völkerbund hineintragen. Jedenfalls müßte man Wilson auch klar machen, daß jene Länder durch Frankreich mit Gewalt von Deutschland abgerissen wurden, daß ihre Bevölkerung sich zu 9/10 des Deutschen als Muttersprache bedient und daß er selbst verlangt, es dürften Länder und Völker nicht wie Haufen Steine von einem Staat zum andern geschoben werden. Will Frankreich nicht ohne Gebietsvergrößerung aus diesem Kriege hervorgehen, so möge man ihm die wallonischen Teile Belgiens überlassen und die flämischen an die Niederlande

geben, wohin sie nach Sprache und Geschichte gehören. Wenn Wilson den Fremdvölkern der Türkei und den österreichisch-ungarischen Nationalitäten selbständige Entwicklung bringen will, so darf er auch an den Flamen nicht vorbeigehen. Sie wieder unter die wallonische Unterdrückung zurückgeben, wäre, wie er selbst sagt, die Verewigung alter Elemente von Zwist und Gegensatz. Die Niederlande würden natürlich neutral werden, Englands Sorge wegen der flandrischen Küste und der Scheldemündung wäre dadurch gegenstandslos. Den Flamen aber wäre die nationale Entwicklung gesichert, das Holland der Gegenwart wird niemals wieder die katholischen Flamen, wie das bis 1830 der Fall war, durch religiöse Unduldsamkeit von sich stoßen.

Die Formel Wilsons zur Lösung der italienischen Frage widerstrebt Italiens Hoffnungen auf die Brennerlinie. Wilson spricht von den „klar erkennbaren nationalen Linien". Diese hören aber sofort auf klar zu sein, wo die Bevölkerung gemischt wird, also schon unterhalb Bozen, in einem Teil des Gebietes links und rechts der Etsch und in dem Gebiet von Triest, im Küstenland und in dem nördlichen Friaul. In den letztgenannten Gebieten ist die Volksmehrheit slowenisch, die Italiener bilden eine dünne Schicht, meist an der Küste und in den Städten. Ueberall wäre die Bevölkerung zu fragen.

Als Amerikaner kennt Wilson die Schwierigkeiten der europäischen Nationalitätsfragen nicht. Der Geist der Union gesteht keinem Einwanderer ein Sonderrecht zu, zwingt alle Stämme und Völker unter die englische Staatssprache, unter die gleichen amerikanischen Gesetze und saugt diese Völker allmählich auf. In Europa dagegen wohnen neben großen Nationen auch zahlreiche Kleinvölker. Am buntesten ist die Mischung in Ost- und Südeuropa, in Oesterreich-Ungarn und auf dem Balkan. Wohl verlangt Wilson, das das zweifellos von Polen bewohnte Gebiet ein unabhängiger Staat werden soll. Aber er sagt nichts über die gemischten Gebiete. Man kann doch diese nicht nach der Sprache der einzelnen Städte und Dörfer zerlegen; man müßte hier sogar vielfach die Dörfer und Häuser auseinanderreißen und die verschiedensten Teile je nachdem einem deutschen, polnischen, litauischen, griechischen, serbischen oder bulgarischen Staate zuschreiben. Wilson will dem künftigen polnischen Staat freien Zugang zum Meere geben. Aber an der Ostsee wohnen überhaupt keine Polen und wenn, so sind sie eine verschwindende Minderheit. Selbst wo sie in den deutschen Gebieten eine Mehrheit bilden, stehen ihnen ansehnliche deutsche Minderheiten gegenüber. Im Bezirke Posen, wo die Polen am stärksten sind, haben sie 67% gegen 31% Deutsche, in der Provinz Posen 60 gegen 33, in Westpreußen nur 34 gegen 64, in der Stadt Danzig sogar 2% gegen 98% Deutsche. Trotzdem verlangen die Polen nicht nur freien Zugang zum Meere, der ja leicht gegeben werden könnte, sondern einen größeren Anteil an der Küste, wo gar keine Polen wohnen. Die größte Schwierigkeit der europäischen Nationalitätenfrage liegt nicht in der Selbständigmachung der einzelnen Völker, wo sie geschlossen beisammen wohnen, sondern in der Unduldsamkeit, mit welcher diese Völker die bei ihnen wohnenden Minderheiten anderer Völker verfolgen und ihnen das verweigern, was sie für sich selbst verlangen. Diese Minderheiten sollen mit Gewalt ihrer Nationalität und Kultur beraubt und in der Mehrheit untergebuttert werden! Was die Polen mit Leidenschaft der preußischen Politik vorwerfen, treiben sie seit Jahrzehnten gegenüber den Ruthenen in Ostgalizien und den Litauern in den polnischen und litauischen Gebieten. Der künftige Völkerbund muß daher auch den Minderheiten, die in andere Völker eingesprengt sind, die nationale Sprache in Kirche und Schule, die nationale Selbstverwaltung und das gesamte Kulturleben verbürgen. Das betrifft in Polen neben den Litauern und Ruthenen auch die Deutschen und die Juden, in Ungarn die Rumänen, Deutschen, Serben und Slowaken, in Südtirol und an der adriatischen Küste die Deutschen, Slowenen und Kroaten, das betrifft die Deutschen in Böhmen, die Slowenen im italienischen Friaul. Der Zerfall Oesterreichs in Sonderstaaten mit oder ohne ein schwaches föderatives Band liegt sehr im Interesse Englands und Amerikas. Mitteleuropa, über das so viel geschrieben ward, ist damit zertrümmert, Oesterreich als Großmacht hört damit auf, es ist weder militärisch noch handelspolitisch eine Gefahr, der Orient gehört unbestritten England zur Beherrschung und Ausbeutung.

Die größte Schwierigkeit der Nationalitätenfrage aber liegt darin, daß die Völker keine Versteinerungen sind. Das eine Volk vermehrt sich stark, das andere schwach. Das führt zu ständigen Wanderungen. Die Magyaren und die Sachsen in Siebenbürgen haben das Zweikindersystem, die Rumänen und Serben, die in diesen Gebieten wohnen, sind kinderreich. Daraus kommen ständige Verschiebungen und andauernder Streit. Auch jede Gründung einer Fabrik, jede Entdeckung von Eisen und Kohle zieht die rasch wachsenden Volksstämme an. Daher die großen polnischen Kolonien in Rheinland-Westfalen, die italienischen in Lothringen. Auch hier müßte Sorge getragen werden, daß nicht immer wieder neue Beunruhigung entsteht.

Die Folgerungen aus der Selbstbestimmung der Völker zieht Wilson wohl gegen Mitteleuropa, nicht aber gegen seine Verbündeten! Seine Bedingungen zum Friedensbund sprechen kein Wort von Irland und dessen berechtigtem Verlangen nach Homerule, und doch schmachtet das irische Volk, wie Wilson wohl weiß, seit Jahrhunderten unter einer Mißregierung, die ihm nicht nur seine Nationalität und Religion, sondern auch seinen Wohlstand und jedes wirtschaftliche Leben zu rauben sucht. Wilson spricht kein Wort von Nizza, Korsika und Savoyen, italienischen Gebieten, die Frankreich besitzt, auch nichts von dem englischen Malta, von dem schweizerischen Tessin, die beide italienisch sind. Den Grundsatz „keine Regierung ohne Zustimmung der Regierten" will er auch nicht auf Aegypten, auf Marokko und die anderen französischen Kolonien anwenden, ganz zu schweigen von den arabischen Stämmen Vorderasiens, die England unterworfen hat und gar von Indien. Von den 250 Millionen Indiern hat nur eine dünne Schichte die Kulturstufe eines Durchschnittseuropäers. Auch in Indien drängen Hindu und Muhammedaner nach Befreiung. Die Mittelstände ringen nach höherer Bildung, überfüllen die Hochschulen, die so gebildete Jugend wird zum Sauerteig, der ihre Völker aus der seit Jahrtausenden herrschenden Erstarrung und Versteinerung heraustreibt. Die ganze indische Gedankenwelt kommt in Bewegung unter dem Drang nach nationaler, wirtschaftlicher und politischer Selbständigkeit.

Wilson steht ebenfalls, obwohl er sich besser unterrichten könnte, unter dem Eindruck der großen Weltlüge gegen Deutschland. Diese moralische Einkreisung Deutschlands durch einen systematischen Feldzug der Lüge und Verleumdung, das größte Hindernis für den Frieden und den Völkerbund, wird von England eigens für diesen Zweck seit 4 Jahren betrieben und organisiert. Die englische und amerikanische Presse erzählen Wilson und seinem ganzen Volk täglich von den Scheußlichkeiten, die die Deutschen überall begingen. Mit dem System der Lüge geht das des Totschweigens der Grausamkeiten auf Seiten der Entente Hand in Hand. In der Botschaft an den Kongreß als Einleitung zur Kriegserklärung im Frühjahr 1917 schilderte Wilson Deutschland als ein geknechtetes Volk, das aus den Reihen der Völker der Ehre gestrichen werden müsse. Daß England im Laufe dieses Krieges das ganze Völker- und Seerecht in Trümmer geschlagen hat, sieht er nicht. Das wenige aber, das wir auf diesem Gebiete in der Notwehr getan, verfolgt er mit einseitig geschärftem Blicke. Aufgabe der deutschen Diplomaten ist es, am Friedenstisch Amerika das Gewissen zu schärfen. Stoff genug liegt dazu vor.[1] Man braucht nur auf den Krieg gegen Spanien mit der Maine-Angelegenheit hinzuweisen, sowie auf das Verhalten der nordamerikanischen Generäle im großen Sklavereikriege von 1861–64. In dem Bericht des amerikanischen Generals Sheridan vom 7. Oktober 1864 an General Grant kann Wilson dessen Kriegsgrundsätze nachlesen. Was aber dort eine patriotische Tat war, ist bei uns ein Verbrechen gegen die Menschheit! Am Bismarcktische zu Versailles 1870 sagte der amerikanische General Sheridan, man müßte den Bewohnern der feindlichen Gebiete so viel Leid als möglich zufügen, damit sie ihre Regierung zum Frieden drängen. Es müsse den Leuten nichts bleiben als die Augen, um den Krieg zu beweinen! Aehnlich hat sich bekanntlich ein französischer General bei Verwüstung der Pfalz 1689 ausgedrückt.

Auch der Weltbund, den Wilson verkündet, wird das goldene Zeitalter nicht bringen. Es ist ein neuer Versuch, die Unvollkommenheit der menschlichen Einrichtungen durch Umgestaltung der äußeren Form zu heilen. Wie der Liberalismus das Glück der Völker im freien Spiel der Kräfte suchte, wie die Sozialdemokratie die Menschheit durch Atheismus und Kommunismus der Produktionsmittel zum Heil zu führen glaubt, so soll nun

[1] Man vergleiche dazu meinen Artikel „Wilsons Note im Spiegel der Tatsachen" in der „Allgemeinen Rundschau" vom 29. September 1917.

der Völkerbund die neue Zeit des Friedens und allgemeinen Glückes herbeiführen. Aber die Neigung der Menschen zu Streit und Zank, zu Neid und Gewalt, zu Hochmut, Herrschaft und Ausbeutung wird immer bleiben. Der Katholik weiß, daß die Grundursache dazu im Menschen selbst liegt, in der durch die Erbsünde geschwächten Natur, und daß daher nur die innere geistig-sittliche Wandlung dauerndes Heil zu bringen vermag. Doch ist Wilsons Ideal so hoch, daß es ein Verbrechen wäre, es abzulehnen. Der Versuch, auf diesem Wege einen dauernden Frieden zu erreichen, muß gemacht werden. Das deutsche Volk hat sich denn auch dem Wilsonschen Vorschlag sofort angeschlossen, weil in jedem Deutschen etwas Kosmopolitisches steckt. Daher enthält die Friedenskundgebung des Reichstages vom 19. Juli 1917 mit dem Frieden der Verständigung und des Ausgleichs bereits den Völkerbundgedanken.

Im Präsidenten der Union und seiner Politik vereinigen sich verschiedene Strömungen und Interessen. Zunächst die philanthropische Grundstimmung des amerikanischen Volkes, von den Puritanern her übernommen, und durch pazifistische Ideen verstärkt. Dieser Pazifismus Wilsons und seines Volkes sieht in Deutschland das stärkste Hindernis für den Weltfrieden. Sie sind der Meinung, Deutschlands autokratisch-militärische Regierung, die sich auf eine feudal-aristokratische Volksschichte stützt, sei der große Störenfried der Welt. Wenn also Wilson als Exekutor der Menschheit diesen deutschen Militarismus vernichtet, die deutsche Militärkaste um ihren Einfluß bringt, so erweist er der Menschheit einen ungeheueren Dienst, indem dieser Krieg dann zugleich der letzte aller Kriege sein werde und der Weltfriedensbund die Herrschaft ergreifen könne, der die Rechtseinrichtungen des bürgerlichen Lebens auf die Verhältnisse der Völker untereinander übertragen soll. Zu dieser Auffassung Wilsons gesellt sich die tiefe innere Verflechtung der nordamerikanischen Großindustrie, ihrer Großmillionäre und Großbanken mit dem englischen Weltkapital und dessen Ausbeutungspolitik, also mit dem Interesse des deutsch-feindlichen englischen Weltstaates, dazu der Yankee-Imperialismus, der zunächst die Monroe-Doktrin (keine Einmischung Europas in die amerikanischen, aber auch keine Einmischung Amerikas in die europäischen Verhältnisse) zum alten Eisen geworfen. Aber auch unsere Alldeutschen haben ihr Teil Schuld. Ihre maßlosen Reden und Beschlüsse, die nie Rücksicht nahmen auf die begrenzte Kraft Deutschlands und unsere bedrohte geographische Lage, haben die anderen Völker gegen uns aufgereizt. Wenn sie betonten, Deutschland müsse seine überschüssige Bevölkerung in Südamerika ansiedeln und dort deutsche Gebiete schaffen in politischer Verbindung mit dem Heimatland, so war das eine Herausforderung der Union und führte in Verbindung mit dem Gedanken, daß die deutsche Regierung unter alldeutschem Einfluß stehe und unberechenbar und unkontrollierbar mit plötzlichen Eroberungsplänen auftreten könne, Wilson dazu, daß er schon bei Kriegsbeginn den leitenden Gesichtspunkt hatte, Deutschland dürfe nicht militärisch gestärkt aus diesem großen Ringen hervorgehen, damit es keine Gefahr für das amerikanische Weltgeschäft werde.

Wilson hat sich von Anfang an seine politische Selbständigkeit gegenüber den Bundesgenossen bewahrt. Alles wird nun davon abhängen, ob er die sittliche und politische Kraft besitzt, den Gedanken des Völkerbundes und Weltfriedens, der auf dem Boden gleicher Freiheit, gleicher Rechte aller Völker beruht, durchzusetzen nicht bloß gegenüber England und Frankreich, sondern auch gegenüber den imperialistisch-kapitalistischen Kräften im eigenen Lande.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die „Kaiserfrage".

Wir warten auf die Waffenstillstandsbedingungen der Gegner; wir entrüsten uns über die Abfalleile unserer früheren Freunde. Inzwischen aber wird bei uns zu Lande etwas betrieben, was weder zeitgemäß noch würdig ist: man hat die sog. Kaiserfrage aufgeworfen. Scheidemann, der sich soeben zum Staatssekretär hat ernennen lassen, glaubte in einem Schreiben an den Reichskanzler darlegen zu müssen, daß die Regierung dem Kaiser empfehlen solle, zurückzutreten.

Die Erörterung dieser Angelegenheit in der Presse und in Versammlungen ist freigegeben worden. Ein Zeichen, daß die alte prophylaktische Zensur zu den Vätern versammelt ist. Erfreulicherweise hat die öffentliche Erörterung auch gezeigt, daß im deutschen Volke außerhalb der engeren Kreise um Scheidemann und der auf Umsturz abzielenden „Unabhängigen" sowie einiger Linksliberalen für einen solchen Vorstoß keine Stimmung vorhanden ist.

Am letzten Sonntag ist eine Kundgebung des Kaisers veröffentlicht worden, die bereits vom 28. Oktober datiert ist und sich an die Vollziehung der tief und hoch greifenden Verfassungsänderungen knüpft. Der Kaiser spricht sich darin entschieden im Sinne einer gesunden Demokratie aus. Er anerkennt „den Anspruch des Volkes, daß ihm kein Recht vorenthalten wird, das eine freie und glückliche Zukunft verbürgt". Er erklärt seine Zustimmung zu den Reichstagsbeschlüssen „in dem festen Willen, was an mir liegt, bei ihrer vollen Auswirkung mitzuarbeiten, überzeugt, daß ich damit dem Wohle des deutschen Volkes diene". Daran schließt er das lapidare Wort:

„Des Kaisers Amt ist Dienst am Volke".

Nach dieser hochherzigen und freimütigen Erklärung hat ein „Demokrat", der es gut meint, gewiß keine Veranlassung mehr, aus innerpolitischen Gründen gegen die Person des Monarchen oder gegen das monarchische System Sturm zu laufen. Wer da meint, ein Personenwechsel an der obersten Stelle werde für das bedrängte Vaterland bessere Bedingungen des Waffenstillstandes oder des Friedens herbeiführen, der traut unseren Feinden doch mehr Gutmütigkeit zu, als sie jemals bekundet haben. Die Herren werden uns unter keinen Umständen etwas schenken, sondern immer nur das gewähren, was sie der andauernden Widerstandskraft Deutschlands zugestehen müssen. Wenn Wilson den Rücktritt des Kaisers oder die Preisgabe unserer Dynastie gefordert hätte, so ständen wir vor der Ehren- und Gewissensfrage, ob wir uns einem solchen Zwange von außen zu fügen hätten. Er hat aber die Forderung nicht gestellt, sondern nach Kenntnisnahme von der bisherigen Neuordnung in Deutschland unseren Antrag an seine Verbündeten weitergegeben. Die Bedingungen, über welche die feindlichen Kampfgenossen die ganze letzte Woche hindurch verhandelten und noch verhandeln, werden auf Grund des gegenwärtigen status quo der deutschen Verfassung formuliert. Ein nachträgliches Personen- oder Systemopfer würde uns keinen Vorteil bringen. Im Gegenteil: die furchtbare Erschütterung, die dadurch in Deutschland sich einstellen würde, könnte die Gegner nur ermuntern, ihre Unterdrückungs- und Vernichtungspläne nun erst recht geltend zu machen.

Ein französischer Politiker hat seiner Zeit gesagt, ein Fehler sei schlimmer, als ein Verbrechen. Das Vorschieben der Kaiserfrage unter den gegenwärtigen Verhältnissen war ein politischer Fehler. Wie ist Herr Scheidemann zu diesem Mißgriff gekommen? Die Erinnerung an die früheren scharfen Wortwechsel zwischen Kaiser Wilhelm und der Sozialdemokratie kann doch kaum ausschlaggebend gewesen sein; denn dazwischen steht ja die Versöhnung und man kann sagen: die Verbrüderung vom 4. August 1914. Was damals vereinbart wurde, hat der Kaiser eingehalten. Die sozialdemokratische Fraktion hatte den Pakt bisher auch eingehalten in vier schicksalsschweren Jahren, obschon ihr die Erfüllung vieler Wünsche bis jetzt versagt blieb. Nun sind ihr wesentliche Zugeständnisse gemacht von weltgeschichtlicher Tragweite. Sie ist zur Teilnahme an der Regierung berufen worden; wir haben eine Volksregierung bekommen, wie sie vor Jahr und Tag kaum irgendwer erträumt hat. Und nun sollte der Dank dafür die Entthronung sein?

Oder sollte Scheidemann sich vom Wetteifer mit den „Unabhängigen" drängen lassen? Diese Taktik wäre gefährlich für die eigene Partei, denn jede Störung des inneren Friedens bringt den radikalen, verneinenden Elementen Wasser auf die Mühlen. Die alte sozialdemokratische Partei ist stark durch die positiven Errungenschaften, die sie aufweisen kann und deren Weiterentwicklung sie bei ruhigem Lauf der Dinge verspricht. Die Volksregierung selbst kommt in Gefahr bei Ueberspannung der Forderungen und der Methoden. Um so mehr, als die bolschewistische Agitation in Deutschland sich verstärkt, so daß in der Presse bereits scharfe Angriffe auf die russische Botschaft in Berlin erfolgt sind und die Regierung in einem halbamtlichen Artikel unter der Form der Beschwichtigung eine deutliche Warnung an die russischen Agitatoren richten mußte. Daher halten wir die Drohung des „Vorwärts", daß die Sozialdemokratie aus der

neuen Regierung eventuell ausscheiden werde, für einen bloßen Schreckschuß. Ein solches Manöver würde sicherlich zu einer neuen Sprengung der Sozialdemokratie führen; denn verschiedene Parteigenossen Scheidemanns haben schon öffentlich erklärt, daß sie die Attacke gegen die Person des Monarchen oder die monarchische Verfassung nicht mitmachen wollen.

Die christlichen Gewerkschaften haben sich mit Recht an die Seite des sozialen Kaisertums gestellt. Wenn Deutschland schon unter dem alten System des Obrigkeitsstaates an der Spitze der Sozialreform in der ganzen Welt marschiert ist, so wird das fortan unter der Volksregierung gewiß erst recht der Fall sein, und gerade Kaiser Wilhelm II. wird diese Entwicklung nicht hemmen, sondern vielmehr fördern.

Die Erschütterung der Monarchie würde unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur zur Vernichtung der keimenden politischen Saat, zu Unruhen und Zerstörungen im Innern und zur vollen Wehrlosmachung Deutschlands gegenüber den grimmigen und gierigen Feinden führen. Wir kämen in russisches Elend. Abschreckend genug wirkt ja auch der

jämmerliche Zerfall des habsburgischen Reiches.

Dort ist die Würde und die Macht der Krone zusammengebrochen, woran die Mißgriffe des Nachfolgers Franz Josephs wesentlich mitschuldig sind. Um die Dynastie schließlich noch zu retten, hatte Kaiser Karl sich in die Hände der Magyaren gegeben. Graf Andrassy, der neue Minister des Auswärtigen, überraschte die Welt mit einer Note an Wilson, die das Bündnis mit Deutschland in rücksichtsloser Weise löste und das habsburgische Reich auf Gnade und Ungnade den feindlichen Mächten auslieferte. Die erhoffte Gnade ist ausgeblieben. Die Waffenstillstandsbedingungen der Entente sind ebenso scharf, wie gegenüber Bulgarien und der Türkei. Oesterreich-Ungarn muß sich völlig entwaffnen lassen, den Gegnern sein ganzes Gebiet öffnen und soll dazu benützt werden, um Deutschland vom ganzen Osten und Süden her politisch und militärisch einzukreisen. Wenn wir uns über den Verrat Italiens, über die Schwäche Bulgariens und den Zusammenbruch der Türkei entrüstet und entsetzt haben, so sind solche Gefühle in gesteigertem Maße gerechtfertigt angesichts des Abfalles von Oesterreich-Ungarn, zu dessen Heil Deutschland in den Krieg eingetreten ist und ungeheure Opfer an Gut und Blut gebracht hat. „Dank vom Hause Oesterreich." Trotz aller Entrüstung bewegt uns herzliches Mitleid. Das alte stolze Reich der Habsburger ist in Trümmer zerfallen. Sollte Kaiser Karl auch förmlich abdanken, so wäre das nur die Besiegelung einer vollendeten Tatsache. Ein wahres Satyrspiel hat man in Budapest aufgeführt. Graf Karolyi, der alte Deutschenfeind, brachte sich auf revolutionärem Wege an das Ruder, ließ sich dann vom Monarchen ernennen, leistete ihm heute den Treueid, ließ sich morgen von dem Treueid entbinden, proklamierte eine Volksabstimmung über „Monarchie oder Republik" und leistete sofort dem revolutionären Nationalrat einen neuen Treueid. Kommt es zur Volkswahl, so wird unter dem Einfluß der heimischen und fremden Agitatoren die „Republik" wohl die Mehrheit erlangen. Inzwischen gibt es aber Bürgerkriege zwischen den Nationalitäten und den Parteien, und das arme Volk gerät abwechselnd unter die eine und die andere diktatorische Fuchtel. Die Abschlachtung des Grafen Tisza durch verbrecherische Soldaten wird nicht das einzige Seitenstück zu den russischen Attentaten bleiben. Der einzige Lichtfleck auf der düsteren Fläche ist der Zusammenschluß der Deutschen in Oesterreich. Wenn diese Eintracht nur Bestand hat und nicht an dem Radikalismus der Sozialdemokratie wieder in Scherben geht!

Mit allen unseren Bundesgenossen, für die wir uns redlich aufgeopfert haben, mußten wir verzweifelt schlechte Erfahrungen machen. Wir stehen heute für uns selber ganz allein. Unsere Westfront hält noch dank der zähen Tapferkeit unserer Truppen; auch die wuchtigen Angriffe der Feinde am Monatsende, die auf Ueberflügelung unserer belgischen Flanke und auf Durchbruch an der Maas abzielten, haben nur wenig Geländegewinn, aber keineswegs ihr Ziel erreicht. Die ungebrochene Widerstandsfähigkeit ist das letzte Gewicht, das wir zu unseren Gunsten in die Wagschale der feindlichen Bedingungen werfen können. Im letzten Grunde handelt es sich jetzt nicht etwa nur darum, ob eine Person oder ein System gerettet werden soll, sondern das Vaterland selbst, die Zukunft der deutschen Nation muß aus der Sintflut gerettet werden. Wenn das deutsche Volk in diesen Schicksalstagen nicht einig und verständig sein könnte, so wäre die Nation gewogen und zu leicht befunden. Fuit Ilium et ingens gloria Teucrorum.

Schlaflose Nacht.

Der Regen, der draussen vom Dache tropft,
Ans Ohr in schrecklichem Takte klopft.
Das Pendel der Uhr in der engen Kammer
Schlägt auf Nerven und Hirn wie ein folternder Hammer.
Aus Schweigen und Dunkel spinnt die Nacht
Das Grau'n um den Aermsten, der schlaflos wacht.
Stösst ins Traumesmeer seiner Seele Nachen,
Erschrickt mit der Frage sie immer zum Wachen:
„Wie weit ist die Nacht mit den bohrenden Sorgen?
Wer sagt mir's? Wann glüht der erlösende Morgen?"
Da horch!
Es rauschet in den Lüften.
Ein Bote aus des Dunkels Grüften
Steigt auf vom nahen Glockenhaus,
Wo zum Schlage holt der Hammer aus,
Um dem, der auf quälendem Lager sich wendet,
Zu künden, dass eine Stunde vollendet.
„Bring mir den Tag!" der Kranke stöhnt,
„Der bösen Nacht bin ich versöhnt."
Der erste Schlag!
Ha, wie Musik!
Gleich Verirrten, die mit horchendem Blick
Zu den Menschen schicken die Stimme fort,
Lechzt er nach der Glocke zweitem Wort,
Starrt fiebernd ins Aug' der ew'gen Sekunde
Mit vergess'nem Atem, weit offenem Munde . . .
Doch so sehnend die Seele auch fleht und ringt,
Ins Todesschweigen kein Schlag mehr klingt.
Langsam in den Lüften der Ton verweht,
Wie wenn ein Freund schon ganz ferne geht.

Da wühlt in die Kissen er sich hinein.
In der schrecklichen Nacht so ganz allein!

Martin Mayr.

Frankreichs „Gang nach Kanossa".

Von Friedrich Ritter von Lama, Füssen.

Das überraschende Schweigen des Papstes im gegenwärtigen Augenblicke der Friedensanbahnung erklärt sich durch die Rücksicht auf die Wiederherstellung amtlicher Beziehungen zu Frankreich, wozu Bemühungen im Gange sind. Diese Behauptung wurde in den letzten Wochen auch durch einige katholische Tagesblätter verbreitet. Sie steht aber mit den Tatsachen in schroffem Widerspruche und es wäre eine bedauerliche Verirrung, wenn dem Papste eine ihm unter Mißachtung seiner Rechte durch Zwang bereitete Lage zum Vorwurfe gemacht würde, gleich als sei sie das Ergebnis seiner freien Wahl. Denn durch die gemeinsam beschlossene Nichtbeantwortung des päpstlichen Friedensschrittes Benedikt XV. seitens der Verbandsmächte ist jeder diplomatischen Mitwirkung des Papstes ein von diesem nicht zu überwindendes Hindernis auf den Weg gelegt. Auf welchen Füßen jene Beweisführung steht, erhellt daraus, daß man z. B. den Versuch Chinas, amtliche Beziehungen zum Vatikan herzustellen, als ein Glied in einer angeblichen „Einkreisung" des Hl. Stuhles hinstellte, während gerade Frankreich es war, das in dem letzten Augenblicke durch Anwendung unlauterster Mittel das Vorhaben Chinas hintertrieb. Bestehen denn aber wirklich augenblicklich irgendwelche Bemühungen, den Faden mit Frankreich wieder anzuknüpfen? Sind etwa irgendwelche Spuren vorhanden, die darauf schließen lassen? Wer die Behauptung aufgestellt hat, müßte dafür doch auch die Spur eines Beweises erbringen, er müßte Anzeichen anführen, die seine Vermutung stützen könnten. Aber davon ist gar keine Rede. Wohl aber fanden sich in letzter Zeit da und dort gewiß gut gemeinte Stimmen, die sich jedoch durch ihre Ueberschätzung oder unzutreffende Auslegung längst geklärter Vorkommnisse selbst entwerteten.

Wir Katholiken hätten doch wahrhaftig keinen berechtigten Grund zu Unruhe, falls im Vatikan wieder ein französischer Vertreter ein- und ausginge, denn es wäre ja doch nur der normale Zustand, wenn der Papst zu allen Mächten in ständigem, geregeltem Verkehr stände. Doch sind wir heute noch weit davon entfernt und was gerade Frankreich betrifft, so zeigt sich nirgends die Spur des Ganges nach Kanossa. Aber, wird

man fragen, könnte der Weg nach Rom nicht auch Kanossa umgehen? Hat doch jüngst ein Franzose in einem Buche diesen Weg gezeigt! Ich habe nach mancherlei vergeblichem Bemühen jetzt über die Schweiz dieses Buch (Rome sans Canossa) erhalten und es soll dazu dienen, uns die Frage nach dem Stande der erwähnten Annäherung beantworten zu helfen.

Der Verfasser De Monzie, französischer Deputierter, war Unterstaatssekretär des Aeußeren im Kabinett Painlevé, er besitzt daher die nötige Eignung, ein gewichtiges Wort in der Sache mitzureden. Er schöpft aus zuverlässiger Quelle und da er, obwohl Freimaurer und Radikaler, für die Wiederherstellung der Beziehungen eintritt, die Anknüpfungsmöglichkeiten und ihre Hindernisse und Widerstände untersucht, entsteht ungewollt ein klares Bild des Tatbestandes. De Monzies Buch erschien im Mai, es berücksichtigt noch die Debatte im italienischen Parlament über das Londoner Abkommen und umfaßt daher den Zeitraum von Kriegsbeginn bis März 1918. Die Lücke von da bis heute wird sich anderweitig ausfüllen lassen.

„Delcassé gedachte — in einem hellen Augenblicke — für den Krieg die französische Gesandtschaft beim Vatikan wiederherzustellen. Er unterbreitete den Gedanken unauffällig dem Ministerrat unter Vivianis Vorsitz und im Beisein Ribots und Malvys. Die Idee entfesselte keineswegs die Begeisterung der Minister ... Wozu das, fragte man sich, wenn es möglich war, durch eine Masche über London sich mit Rom zu verbinden?" (S. 71.) So entstand die zwei Monate später errichtete englische Gesandtschaft beim Vatikan. De Monzie führt dann die Debatte im englischen Unterhause über die Errichtung dieser Gesandtschaft ausführlich an und kommt zum Schlusse: „Die Logik ersetzt, was uns an direkter Information mangelt. Sie gestattet uns, zu behaupten, daß Sir Henry Howard mit der Zustimmung, wenn nicht gar auf Veranlassung des französischen Ministeriums nach Rom gegangen ist. Nachdem unsere Diplomatie vom Ministerium Viviani nicht erreichen konnte, daß dieses selbst den Schritt wagte, ergriff sie den Ausweg, an Stelle Frankreichs die Entente vertreten zu lassen." (S. 61.) „Weshalb geben wir nicht gleich zu, daß die Operation von der britischen und französischen Regierung gewollt war? Das wäre einfacher, als die Enthüllungen der Geschichte abzuwarten." (S. 61.) Aus der erwähnten Unterhausdebatte ist in dieser Hinsicht besonders beachtenswert Kings Anfrage, „ob Mr. Howard die Interessen der Verbündeten oder nur die dieses Landes vertreten wird", worauf Sir Edward Grey eine ausweichende Antwort gab. Die an sich absurde Frage, ob ein Gesandter Englands die Interessen seines Landes, oder auch die anderer Länder vertritt, löste bei Grey weder Ueberraschung, noch sonst irgendwelche Gefühlsäußerung aus. Er erteilt eine halbe Antwort und beide verstehen sich. „Delcassé wußte im voraus um die Entsendung eines Vertreters Englands zum Vatikan, das steht außer Frage. Aber indem er darum wußte, hat der sie gutgeheißen, oder vielmehr im Einvernehmen mit Frankreich, wenn schon nicht auf Anregung der französischen Regierung entschloß sich die britische Regierung zu diesem Verstoße gegen die stärksten Ueberlieferungen des Anglikanismus. Die Veröffentlichung des diesbezüglichen Briefwechsels würde die Möglichkeit jeder Ableugnung beheben." (S. 69.)

Der Verfasser führt sodann gewissenhaft noch alle seitdem von Frankreich ausgehenden Stimmen an, die sich für den Gang nach Rom erhoben, aber für die Regierungen, die sich seitdem folgten, ist die Frage erledigt; Frankreich ist ja beim Vatikan vertreten, allerdings nur was die mit England gemeinsamen Interessen betrifft, und durch einen Gesandten eines anderen Staates. Denys Cochin erscheint im Vatikan, aber als Privatmann, und als er vor wenigen Monaten wiederkehrte, diesmal allerdings in halboffizieller Sendung, geschieht es nicht, um Beziehungen anzuknüpfen, sondern die Hintertreibung der Errichtung chinesisch-vatikanischer Beziehungen durch Frankreich anzukündigen. Und auch der Art. 15 des Londoner Abkommens, ein Kampfartikel gegen den Hl. Stuhl, vom „Osservatore Romano" als eine „Beleidigung und Beschimpfung" des Papstes bezeichnet, besteht noch. Im vergangenen Juni noch erklärte die englische Regierung, daß sie an ihm festhalte.

Wo sind also die Spuren einer Anknüpfung, die nicht gestört werden sollten? Man wird einwenden, solche Fäden würden ganz im geheimen geknüpft, es würde dafür gesorgt, daß nichts an die Oeffentlichkeit dringe. Zugegeben, aber wenn von solchen nichts bekannt ist und es sich also nur um noch durchaus unbegründbare Vermutungen handelt, so darf auch kein Schluß daraus gezogen und noch viel weniger eine Anklage gegen den Papst daraus konstruiert werden. Es sind in diesem Kriege der ungerechten Vorwürfe schon allzu viele gegen den Hl. Vater erhoben worden; wir deutsche Katholiken haben in diesem Chore bisher gefehlt. Wir wollen es auch weiter so halten.

Die Volksregierung in Bayern.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Durch Königliche Verordnung vom 2. November 1918 ist in Bayern die parlamentarische Regierung, soweit sie im konstitutionell-monarchischen Staate möglich ist, eingeführt worden.

Im Gegensatz zu der Einführung der Volksregierung im Reiche via facti und ohne verfassungsrechtliche Fundierung wird in Bayern die Volksregierung durch staatsrechtliche Bindung festgelegt. Bekanntlich ist die neue deutsche Regierung dadurch zustande gekommen, daß große Parteien sich zu einem Zweckverband für bestimmte Ziele zusammenschlossen und unter Zulassung durch Bundesrat und Kaiser die Regierung übernahmen. „Dieser Gedanke wird niemals erlöschen, diese Entwicklung niemals rückgängig gemacht werden", sagte Reichskanzler Prinz Max von Baden über die Regierungsbildung im Reiche in seiner Rede vom 5. Oktober. In seiner zweiten Rede vom 23. Oktober bemerkte der Kanzler, das neue System sei durch eine entscheidende Wendung in der Charakterentwicklung des Volkes gekommen, die unausbleiblich geworden war; darin liege eine bessere reale Garantie als in irgendwelchen Gesetzesparagraphen. Die realpolitische Erwägung führt in der Tat zu dem Schlusse, daß das neue Regierungssystem im Reiche ein Gebot eiserner Notwendigkeit und unwiderruflich ist, wenn es sich nicht selbst preisgibt durch schlechte Bewährung. In Bayern befestigt man es jedoch noch obendrein durch freie Selbstbeschränkung des Herrschers mittelst Königlicher Verordnung.

Dem Könige ist nicht verwehrt, außerhalb des Wirkungskreises des Landtags zur Regelung von Staatsaufgaben Bestimmungen zu treffen durch Königliche Verordnung unter Gegenzeichnung der Minister. Das Organisationsrecht, insbesondere das Recht der Behördeneinrichtung ist ein unbestrittenes Recht der Krone, das nur im Budgetrecht des Landtags oder in spezialgesetzlichen Vorschriften seine Schranke findet. Es wird jetzt durch Königliche Verordnung eine organisatorische Maßnahme getroffen, welche für die Zusammensetzung und innere Gestaltung einer Behörde, der Staatsregierung, rechtlich verpflichtend ist. König Ludwig nimmt in der Verordnung eine Einschränkung für die Ausübung der Herrschaft vor, durch welche die verfassungsmäßige Beschränkung der konstitutionell-monarchischen Regierungsform noch enger gezogen wird.

Die Freiheit der Krone in Bezug auf die Ernennung und Verabschiedung der Minister ist verfassungsmäßig gegeben. Tatsächlich war sie jedoch immerhin beschränkt durch die Rücksicht auf die politische Lage. Reichskanzler Graf Hertling hat diese Frage in seiner ersten Rede als bayerischer Ministerpräsident (5. März 1912, bayerische Abgeordnetenkammer) sehr treffend präzisiert. „Das konstitutionelle Staatsrecht schließt nicht aus, daß ein Ministerium gegen eine Parlamentsregierung zu regieren unternimmt.... Aber ein normaler Zustand ist das nicht. Wenn Regierung und Parlamentsmehrheit sich feindlich gegenüberstehen, so werden die besten Kräfte der gesetzgebenden Faktoren in unnützer Reibung aufgezehrt, so wird der gedeihliche Fortgang der Gesetzgebung, wie ihn die unaufhaltsame Entwicklung des gesamten Lebens gebieterisch erheischt, so wird der fruchtbare und leichte Gang der Verwaltung gehemmt, unterbunden, zerstört," führte Graf Hertling aus. Diese Sätze sind eine schwere Anklage gegen die Liberalen und die liberalen Regierungen, welche jahrzehntelang gegen die Mehrheit des Landes regierten. Damals wollten die Liberalen von einer Parlamentarisierung nichts wissen. Die Krone muß auf die Lage und Stimmung im Lande achten und darum ihren Herrscherwillen mit den wechselnden Mitteln der Politik zur Geltung bringen, das ist durch Ministerwechsel. Sie war also auch jetzt schon aus Gründen der Staatsraison nicht frei, Minister zu halten oder neue zu ernennen, welche in die gegebenen politischen Verhältnisse nicht hineinpaßten. Die Krone Bayern hat indes bis zum Jahre 1912,

auch unter der Reichsverweserschaft des Prinzregenten Luitpold, nie die Konsequenzen aus der jeweiligen politischen Gestaltung gezogen, sondern im wesentlichen den alten Obrigkeitsstaat mit liberal-konservativen Beamtenministerien weitergeführt.

Darin tritt jetzt grundsätzlicher Wandel ein. Die Königliche Verordnung vom 2. November schreibt „die Beteiligung des Volkes an der bestimmenden Leitung seiner Geschicke" vor. Grundsätzlich werden Vorschläge zur Neubesetzung von Staatsministerien „nur nach vorgängigem Benehmen mit beiden Kammern des Landtages der Krone unterbreitet". Dieses Vorschlagsrecht der parlamentarischen Körperschaften ist an sich ein Fortschritt gegenüber dem seitherigen Verfahren, aber es allein würde nicht genügen, um zur Volksregierung zu gelangen. Die Krone spricht nun zugleich aus, es sei notwendig, daß „die durch das Vertrauen der Krone berufenen Staatsminister als die höchsten verantwortlichen Beamten zugleich dauernd von dem Vertrauen des Landtags als der verfassungsmäßigen Vertretung des bayerischen Volkes getragen werden." Das ist von weittragender staatsrechtlicher Bedeutung. Die Staatsminister, welche nach dem Vorschlag des Landtags ernannt wurden, müssen sich „dauernd" im Besitz des Vertrauens des Landtags befinden. Wenn ihnen daher das Vertrauen des Landtags entzogen wird, können sie nicht mehr Minister bleiben und müssen zurücktreten. Hier tritt das parlamentarische Regierungssystem in die Erscheinung. Es ist dem Landtag jederzeit gegeben, den Wechsel in der Regierung herbeizuführen durch beschlußmäßige Erteilung eines Mißtrauensvotums, ein Vorgehen, das nunmehr wohl auch in die Praxis des bayerischen Landtags eingeführt werden dürfte.

Erschwerend tritt hier das Zweikammersystem dazwischen. Die beiden Kammern müssen einig sein in ihrer Vorschlagsliste und einig in der Gewährung oder Entziehung des Vertrauens an die Minister. Im Jahre 1870 hat die Reichsratskammer dem Ministerium Hohenlohe durch Annahme einer Adresse an den König ein gesalzenes Mißtrauensvotum erteilt, dem sieben Prinzen zustimmten, darunter Prinz Luitpold. Die Mehrheit der Abgeordnetenkammer schränkte in ihrer Adresse das Mißtrauen auf den Ministerpräsidenten Fürsten Hohenlohe ein, der dann zurücktrat, während die anderen Minister blieben. Als dann später die Mehrheit der Abgeordnetenkammer das ganze Ministerium abschießen wollte, war die Reichsratskammer nicht mehr zu haben. Diese Fälle können sich wiederholen bei der Präsentation von Ministerlisten wie beim Entzug des Vertrauens. In solchen Fällen ist dann die Krone frei in ihrer Entscheidung, wobei sie es auf sich nehmen muß, wenigstens annähernd die Situation auszugleichen, was nicht nur mißlich ist, sondern auch sehr odios werden kann.

Die zu ernennenden Minister müssen das Vertrauen der Krone besitzen. Sie sind gegenüber dem Landtag die verantwortlichen Vertreter des Herrscherwillens. Die Verordnung des Königs Ludwig weist darauf hin, daß die Minister durch das Vertrauen der Krone ernannt werden. Das könnte zu Komplikationen führen. Es könnten Fälle eintreten, in denen die Krone von den Vorschlägen des Landtags bei Ernennung von Ministern abwiche. Allein die Krone hat das Gebiet solcher Fälle selber vermutlich auf das Persönliche eingeengt durch die Verfügung, es sei notwendig, daß die Minister das Vertrauen auch des Landtags besitzen müssen. Dadurch bindet sich die Krone und sie wird auch gerade in Rücksicht auf die Staatsraison mit dem Landtag auf eine Linie sich stellen müssen.

Die Staatsminister sind nach wie vor die Beauftragten der Krone und nicht der Parlamentsmehrheit. Sie sind die obersten Regierungsorgane des Herrschers, welcher alle Rechte der Staatsgewalt in sich vereinigt. Allein der König ist, wie durch den Landtag, so auch durch die Minister bei Ausübung der Staatsgewalt beschränkt, weil er staatsrechtlich an die Mitwirkung der Minister gebunden ist. Die Königliche Verordnung vom 2. November 1918 macht diese Beschränkung noch enger durch die Parlamentarisierung der Minister in der hier besprochenen Tragweite.

Hier ist auch noch auf die Reform der Reichsratskammer hinzuweisen, in die durch Wahl von Körperschaften 42 lebenslängliche Reichsräte kommen. Die Gestalt der neuen Reichsratskammer kann man nicht voraussehen, aber sie wird wesentlich sein für die Besetzung der Regierung.

Daß der Proporz für die Abgeordnetenkammer restlos und ohne Sicherung durchgeführt werden soll, ist unter den Parteien abgemacht. Die acht Kreise Bayerns werden je einen Wahlkreis bilden.

Das Gesamtstaatsministerium ist zurückgetreten, um für die Parlamentarisierung der Staatsregierung Raum zur Entwicklung zu schaffen. Staatsminister v. Dandl ist mit der Neubildung beauftragt. Das Ministerium soll künftig folgende Gestalt erhalten: v. Dandl Aeußeres und Vorsitz, Dr. v. Knilling Kultus, Dr. v. Brettreich Inneres, v. Frank (Zentrum, Eisenbahnpräsident in München) Verkehr, Dr. v. Casselmann (liberal) Justiz, Speck (Ztr.) Finanzen, Timm (Soziald.) Soziale Fürsorge. Ausscheiden werden Verkehrsminister v. Seidlein, Justizminister v. Thelemann und Finanzminister v. Breunig. Das Zentrum stellt zwei Fachminister aus seinen Reihen, die Liberalen ebenfalls einen Fachminister. Für die Sozialdemokratie wird eigens ein Ministerium für Sozialfürsorge geschaffen. Dazu kommen noch 4 Minister ohne Portefeuille, also ohne bestimmten Geschäftskreis, je einer vom Zentrum — Held oder Frhr. v. Freyberg — von den Liberalen, Sozialdemokraten und Bündlern. Das gibt ein hypertrophisches Ministerium, allein zur Zusammenfassung aller Kräfte während des Krieges und für den Uebergang zum Frieden hat man es so für gut befunden. Die Forterhaltung eines eigenen Justizministeriums, das ja doch nur ein Personalreferat ist, und die Neuschaffung eines Ministeriums für Sozialfürsorge mit drei Staatsräten und einem Ministerialdirektor könnte zur Kritik anregen, allein die Zeit drängt zur Einigkeit und Geschlossenheit, so daß man schweigen soll. Für das neue Ministerium der Sozialfürsorge kommen die Durchführung der sozialpolitischen Reichsgesetze, welche eine gegebene Sache ist, die Wohnungsfürsorge und die Demobilisierungsfragen in Betracht. Darum hat man die vielen Staatsräte und noch einen Ministerialdirektor hineingepfropft, damit alle Parteien vertreten sind und gemeinsam diese Fragen verantwortlich behandeln.

Bayern hat jetzt 11 pensionierte Minister: Berr, Landmann, Crailsheim, Podewils, Frauendorfer, Miltner, Pfaff, Soden, Seidlein, Breunig, Thelemann, dazu die zwei Kriegsminister Graf Horn und Frhrn. v. Kreß. Man sieht, das Parlamentarisieren hat eine finanzpolitische Kehrseite sowohl hinsichtlich der aktiven wie der pensionierten Minister.

Niedergang der sittlichen Begriffe die Wurzel der Geburtenverhütung.[1]

Von Geh. Medizinalrat Dr. J. Borntraeger, Düsseldorf.

Wie ist die in der Geburtenverhütung zutage tretende Erscheinung geminderter Sittlichkeit in unser deutsches Volk gekommen? in das Volk, dessen reine Ehesitten Tacitus in seiner „Germania" lobt, wenn er bewundernd sagt: „So leben sie denn in wohlverwahrter Keuschheit." „Ueberaus wenig Ehebrüche fallen unter dem großen Volke vor, deren Strafe der Tat folgt." „Denn preisgegebene Keuschheit findet nicht Verzeihung: nicht durch Schönheit, Jugend oder Reichtum wird sie einen Gatten finden; denn niemand belacht das Laster, und nicht heißt verführen und sich verführen lassen der Lauf der Welt. Noch höher stehen die Stämme, in denen nur Jungfrauen heiraten und ein für alle mal Hoffnung und Gelübde der Gattin abgeschlossen ist." „Die Zahl der Kinder zu beschränken oder irgendeinen der Nachkommenschaft zu töten, gilt als Verbrechen; und mehr wirken hier gute Sitten als anderswo gute Gesetze."

Das Christentum hat die Heiligkeit und Ehrbarkeit der Ehe wahrlich nicht angegriffen; und noch viele, viele Jahrhunderte nach Tacitus hat die Scheu vor Eingriffen in die Zahl der Nachkommenschaft angehalten; wodurch ist in unseren Tagen eine Aenderung herbeigeführt worden?

Da wollen wir zunächst nicht vergessen, daß die Wurzeln des künstlichen Geburtenverhütens, wie die so mancher Niedergangserscheinungen, im westlichen Auslande liegen, also wälschen Ursprungs sind und von unserem Volke lediglich übernommen wurden: Das sittlich angefressene Frankreich um die Mitte des 18. Jahrhunderts war die Wiege der künstlichen Fernhaltung von Kindern und hat es darin bisher auch am weitesten gebracht; England gab einen neuen Antrieb auf wissenschaftlicher und sozialer Grundlage dazu und führte 1876 zur Gründung der „Internationalen neumalthusianischen Gesellschaft", deren Vorsitzende 1910 rühmte, die Liga habe bereits die Entstehung von 21 Millionen Proletarierkindern verhütet; Belgien und das charakterlose Nordamerika schlossen sich willig an; und leider folgte auch Deutschland in seinem bekannten Nachahmungstriebe, bildete mit der bekannten Gründlichkeit die wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sozialen Gründe für den „Präventivverkehr" aus und führte ihn

[1] Vgl. „A. R." Nr. 39, S. 550, Nr. 42, S. 600.

in einer Weise durch, daß wir schon jetzt die verhängnisvollen Folgen klar vor Augen sehen.

Fragen wir: Was hat denn für dieses wälsche Gewächs „Geburtenverhüten" den ursprünglich so völlig ungeeigneten kinderfreundlichen deutschen Boden so stark aufnahmefähig gemacht? so müssen wir antworten: Das ist die verstandesgemäß herbeigeführte Abkehr von Religion, Sitte und Ueberlieferung, der geistlose Atheismus, Materialismus, Naturalismus und Utilitarismus, die sogenannte Diesseitskultur unserer Tage, welche die hohen Ideale und geistigen wie sittlichen Imponderabilien, das Beste im Menschen, zerstört und durch öde Zweckmäßigkeitswerte zu ersetzen unternommen hat.

Gott? Rückständige Anschauungsweise beschränkter, von der Theologie in Verdummung gehaltener Volkskreise! Wir leben doch in der Zeit der „Aufklärung", und „die Wissenschaft" hat angeblich längst bewiesen, daß es keinen Gott gibt! „Natur ist alles und alles ist Natur" — so lehrt der Monistengründer Haeckel. Mit dem Vordringen dieser kurzsichtigen Anschauungsweise entfiel der Glaube an ein Jenseits, entfiel das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem höchsten geistigen Richter, es entfiel der göttliche Ursprung und damit das unbedingt Zwingende des Sittengesetzes, die Unfehlbarkeit des Gewissens. Es begann das bekannte „Umwerten aller Werte", in Wahrheit das Entwerten der gottentstammten, unabänderlichen, einen Teil der Weltordnung bildenden, dem Menschen im Diesseits wie im Jenseits allein das Heil gewährenden Sittlichkeitsgebote und ihr Ersetzen durch spitzfindig ausgeklügelte, von geistig Kurzsichtigen und einseitig Gerichteten, sich selbst aber „Intellektuelle" Nennenden mühsam ersonnene, nur das Nächstliegende berücksichtigende Zweckmäßigkeitsforderungen.

Sittlichkeit? Ein Nützlichkeitsbegriff! Sittlich ist, was sich im Laufe vieler Jahrtausende als dem Menschen bzw. dem Menschengeschlechte nützlich erwiesen hat. „Sittlich ist, was der Allgemeinheit nützt" — so wird mit platter Diesseitsweisheit gelehrt; und da über das, was jeweils nützlich ist, die Erkenntnis der Menschen angeblich fortschreitet, jedenfalls den Zeitverhältnissen sich anpassen soll, naturgemäß aber von verschiedenen Menschen verschieden beurteilt wird, so bleibt auch der Begriff „sittlich" nicht stabil, sondern wird ein labiler, sich ändernder, ein ebenfalls angeblich „fortschreitender". Als „freie Persönlichkeit" hat der einzelne Mensch zunächst selbst zu entscheiden, was „nützlich" und demnach „sittlich" ist, bis etwa ein „Mehrheitsbeschluß" für eine Weile dauernd entscheidet. Und damit sind wir denn alsbald so etwa auf dem Tasso'schen: „Sittlich ist, was gefällt" angelangt; das Zwingende, für alle Fälle Feststehende des Sittengesetzes war so gefallen.

Keuschheit? Lächerliche Forderung des weltfremden asketischen mittelalterlichen Mönchstums! „Warum sollen wir denn unsere gesunden Triebe bekämpfen? Wir bekämpfen ja auch nicht den Hunger." „Die Unterdrückung des Geschlechtstriebes wird sich an der Psyche bitter rächen" — also erklärte der ehemalige Geschäftsführer, jetzige Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft zur „Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten", der jüdische Dissident Prof. Dr. Blaschko am 16. Januar 1914 in einem Vortrage vor der abolitionistischen Gesellschaft zu Berlin. Sein Vorgänger im Vorsitz, der unlängst verstorbene Prof. Dr. Neißer, ebenfalls israelitischen Volkstums, schrieb in Nr. 23 der volkstümlichen Zeitschrift „Das neue Deutschland" 1915: „Nicht der außereheliche Geschlechtsverkehr als solcher ist unsittlich und unmoralisch, sondern derjenige, welcher ohne Berücksichtigung der sittlichen Pflichten, die jeder zu erfüllen hat, vorgenommen wird. Und diese sittlichen Pflichten bestehen in folgendem: 1. Jeder, Mann wie Frau, hat sich selbst gesund zu erhalten. 2. Es muß jede gesundheitliche Gefährdung oder Schädigung anderer ausgeschlossen sein. 3. Es darf keine soziale Schädigung anderer eintreten. 4. Es ist für gesunde Aufzucht und Erziehung eventueller Nachkommenschaft Sorge zu tragen." Man kann sich schwer eine größere Entwertung des Begriffes „sittlich" denken, als hier durch seine ausgeklügelte Gleichsetzung mit der Fernhaltung materieller, zumal gesundheitlicher Nachteile getrieben wird. Wie oft ist nicht auch in medizinischen Versammlungen das Thema „wissenschaftlich" erörtert worden, welche körperlichen und geistigen Nachteile die Keuschheit angeblich im Gefolge haben sollte! in völligem Gegensatze zu tausendjährigen Erfahrungen. Oeffentlich erklärte auch der Arzt Dr. Rohleder auf dem vierten internationalen Kongreß für Neumalthusianismus 1911: „Dieser Geschlechtstrieb ist für den reifen Menschen, Mann wie Weib, Bedürfnis und zwar natürliches Bedürfnis." Wir können „als Aerzte unsere Klientel nicht bis zur späten Ehe, resp. die Junggesellen und die unverheiratet bleibenden Mädchen nicht zur Abstinenz fürs ganze Leben verdammen" („Die neue Generation" Nr. 12, S. 545 u. 547 von 1911). Der Verband fortschrittlicher Frauenvereine hat u. a. folgende „These zur Sittlichkeitsfrage" aufgestellt: „Der Geschlechtstrieb und seine Befriedigung sind an sich weder moralisch noch unmoralisch, sondern nur natürlich." „Es ist das Recht jeder Persönlichkeit, ihr Geschlechtsleben unter eigener Verantwortlichkeit zu führen." Diese fortschrittlichen Frauenvereine waren gemeinsam mit dem konservativen und dem evangelischen Frauenvereine im „Bunde deutscher Frauenvereine". Und in dem Buche „Mutterschutz", herausgegeben von Adele Schreiber, wird von der „religiösen und bürgerlichen Ueberschätzung der Jungfräulichkeit" gesprochen.

Makel der Unehelichkeit? Ueberwundener Standpunkt! Die freie Betätigung des Geschlechtstriebes ist ja angeblich berechtigt, der „Schrei nach dem Kinde" ist berechtigt — anscheinend nur bei den Unverheirateten — warum sollte die außereheliche Geburt selbst dann nicht berechtigt sein? Und da „die Wissenschaft" angeblich gezeigt hat, daß uneheliche Kinder bei der Geburt etwa dasselbe Durchschnittsgewicht haben wie eheliche und sich ebenso gut entwickeln und ebenso gute Arbeiter und Soldaten werden können wie eheliche, so setzen manche Vereine für Säuglingsfürsorge u. dgl. ihren Stolz darein, öffentlich zu erklären, daß sie „selbstverständlich" zwischen ehelichen und unehelichen Müttern und Kindern keinen Unterschied machen. Man will doch vor allen Dingen nicht „prüde" oder „rückständig" sein! Auch die Gesetzgebung — Bürgerliches Gesetzbuch, Reichsversicherungsordnung, Familienunterstützung der Kriegsteilnehmer — hat sich diesen gleichmachenden Standpunkt immer mehr zu eigen gemacht; ja, die Stadt Dresden gab eine Zeitlang für ein eheliches Kind 6 M, für ein uneheliches aber 7 M Kriegsunterstützung! Das alles unterscheidet sich sachlich nicht mehr von den französischen Meldekarten von Kriegerangehörigen, in denen bei den Unterstützungsgesuchen die Frage vorgedruckt ist: „Ehefrau oder Genossin?" Gleiches Recht für alle! Es fällt daher schon kaum mehr auf, wenn der „Tag" vom 5. März 1916 folgende Gedankengänge einer „Schwester M." aufzunehmen für gut fand: „Ich meine, man sollte dem Mädchen, das mit 25 Jahren nicht verheiratet ist, das Recht auf ein Kind zugestehen. Doch müßte der Staat für solche Kinder einen jährlichen Erziehungsbeitrag aussetzen. Vor allem aber muß die Schande von der unehelichen Mutter genommen werden." Und Beifall erntete die bereits erwähnte Frau Adele Schreiber im Herbst 1916 im Verein für Frauenstimmrecht zu Frankfurt a. M., da sie meinte, jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, daß der Unterschied zwischen ehelichen und unehelichen Kindern und Müttern falle; man frage ja auch im Schützengraben nicht nach standesamtlichen Urkunden; auch in der Bevölkerungspolitik müßte es heißen: „Freie Bahn dem Tüchtigen". Oder meinte sie der Tüchtigen?

Schamhaftigkeit? Ebenfalls veralteter Begriff! Naturalia non sunt turpia! Alles ist nur „natürlich!" Und der moderne Mensch muß „alles" wissen, lesen, sehen, über alles sprechen! Scham ist Schwäche! So wird denn in unserem „modernen Kulturleben" und öffentlich vor und von Frauen und Mädchen über Unehelichkeit, Prostitution, Geschlechtskrankheiten, Geburtenrückgang, Kinderbeschränkung u. dgl. m. mit einer Selbstverständlichkeit geredet, die geradezu erschreckend ist. Ist es mir doch selbst begegnet, daß eine unverheiratete Dame verschiedene Geschlechtskrankheiten ganz ungeniert mit zum Teil deutschen Namen nannte! Schmutzbücher aller Art werden in Leihbibliotheken geholt und von jedermann ohne Scheu verlangt, gelesen, besprochen. Die „Kunst" darf in Dichtung und Darstellung jede Obszönität bringen, jeder und jede darf es „genießen". „Witzblätter" von der Art des „Simplicissimus", der „Jugend", der „Lustigen Blätter" mit ihrem unverfrorenen Inhalt und ihren anstößigen Inseraten finden sich in Damenkaffees wie in Familien und werden von alt und jung mit Behagen studiert. Und da wundert man sich über das Abhandenkommen von Schamgefühl, Sittsamkeit und Sittlichkeit!

Heiligkeit der Ehe? Was ist das? Die Ehe ist nichts weiteres als die vom Menschen nun einmal geregelte gebräuchlichste Art des Geschlechtsverkehrs! Auch die Tiere haben eine Ehe! Die „monogame Dauerehe" ist lediglich eine besondere Form der Ehe, wie sie in der Kulturmenschheit nun einmal Sitte ist, dabei keineswegs unanfechtbar! Freiere Formen, z. B. Ehen auf Zeit, werden bereits angestrebt. Auf der Generalversammlung des „Deutschen Bundes für Mutterschutz" 1911 sagte eine Rednerin: „Wie schon das römische Recht eine freie Ehe gekannt hat, so müssen wir auch zu einer anerkannten neuen Form kommen, welche den sogenannten außerehelichen Geschlechtsverkehr in die Sphäre der sittlichen Verantwortlichkeit hebt". Und der Monistenvater Haeckel erklärt die Ehe schlechtweg als einen „physiologischen Akt" auch „beim höchsten Kulturmenschen" (Lebenswunder S. 495).

Eheliche Treue? Im ganzen gut, doch geht es auch anders; jedenfalls nicht zu hohe Anforderungen stellen! Die Menschen sind doch verschieden veranlagt (hier verschwindet wieder die „Gleichheit"). Das französische Ehebruchsdrama wird mit allen seinen Variationen auf unseren Großstadtbühnen und Kinotheatern dem deutschen Volke vorgeführt; mit Vorliebe ist der betrogene Ehemann der „Trottel", der Ehebrecher ein „intellektuell" oder „künstlerisch" Hochstehender, die ehebrecherische Ehefrau die „Unverstandene"; Komik und geistreichelndes Wesen sollen über die Frivolität des Geschehens hinwegtäuschen.

Familiensinn? Heraus aus den Banden der Unterordnung und Abhängigkeiten! Frei ist der Bursch und das Mädchen! Frei wollen auch die Eltern sein! Also Uebernahme der Kinder in staatliche Erziehungsanstalten, mit dem Gebären ist es genug! „Was schert mich Weib, was schert mich Kind!"

In dieser Weise sehen wir die sittlichen Werte, diese Halt und Richtung gebenden Kräfte im Volksleben, ihres Ansehens und ihres Einflusses mehr und mehr beraubt.

Natürlich waren es nur Teile unseres deutschen Volkes, die über die sittlichen Pflichten so urteilten, wie es eben dargetan ist; aber diese Anschauungsweise breitete sich immer mehr aus; und durch das ungehemmte Vorbringen und demgemäße Vordringen derartiger Meinungen in der Tages-, Fach-, Frauen- und Vereinspresse, in öffentlichen Vorträgen, Versammlungen und Parlamenten ward dem Volke mehr und mehr alles, was ihm an ideellen und sittlichen Werten von alters her hoch und heilig war, in den Staub gezogen, heruntergerissen und entweiht, ihm selbst so der innere sittliche Halt und die Hemmung gegen Lockungen mehr und mehr genommen.

Chronik der Kriegsereignisse.

Deutschlands Antwort auf die amerikanische Note vom 14. Oktober.

Berlin, 27. Oktober.

Die Deutsche Regierung hat von der Antwort des Präsidenten der Vereinigten Staaten Kenntnis genommen.

Der Präsident kennt die tiefgreifenden Wandlungen, die sich in dem deutschen Verfassungsleben vollzogen haben und vollziehen. Die Friedensverhandlungen werden von einer Volksregierung geführt, in deren Händen die entscheidenden Machtbefugnisse tatsächlich und verfassungsmäßig ruhen. Ihr sind auch die militärischen Gewalten unterstellt.

Die Deutsche Regierung sieht nunmehr den Vorschlägen für einen Waffenstillstand entgegen, der einen Frieden der Gerechtigkeit einleitet, wie ihn der Präsident in seinen Kundgebungen gekennzeichnet hat.

gez. Solf,
Staatssekretär des Auswärtigen Amtes.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Fortgang der Kämpfe. Kein feindlicher Durchbruch. Räumung von Teilen Flanderns und Nordfrankreichs.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

13. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Im Kanalabschnitt beiderseits von Douai und am Westrand von Douai stehen wir in Gefechtsfühlung mit dem Feinde. Douai hat durch feindliches Artilleriefeuer und Fliegerbomben erheblich gelitten. Nordöstlich von Cambrai haben wir uns in der Nacht vom 11. zum 12. Oktober vom Feinde etwas abgesetzt. Der Feind ist gestern mittag gefolgt und stand am Abend bei Avesnes-le-Sec und auf den Höhen am westlichen Selle-Ufer bei Saulzoir und Haussy. Am frühen Morgen griff der Feind zwischen Solesmes und Le Cateau mit starken Kräften an. Es gelang ihm, beiderseits von Neuvilly in unsere Stellungen einzudringen. Unser, durch stärkste Artilleriewirkung vorbereiteter Gegenangriff führte zu vollem Erfolge und warf den Feind wieder zurück.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Nördlich der Oise setzte der Gegner zu starken Angriffen beiderseits von Vaux—Andigny, östlich von Bohain und bei Aisonville an. Bei und nördlich von Origny suchte er über die Oise in unsere Stellungen einzudringen. Die Hauptlast des Kampfes trugen thüringische Regimenter. Der Feind wurde überall, teilweise in hartem Nahkampf und im Gegenstoß, abgewiesen. Auf der Front zwischen Oise und Aisne ist der Feind unseren rückwärtigen Bewegungen auch gestern nur langsam gefolgt.

Heeresgruppe Gallwitz: Ernstere Kämpfe hielten tagsüber östlich der Maas zwischen dem Ormont-Walde und Wavrille nordöstlich von Beaumont an. Der Amerikaner, der unter starkem Kräfteeinsatz seine vergeblichen Angriffe immer wieder erneuerte, wurde von preußischen, sächsischen, württembergischen und österreichisch-ungarischen Regimentern in hartem Kampf zurückgeworfen.

14. Oktober. Nordöstlich von Cambrai sind stärkere englische Angriffe zwischen Bouchain und Haspres gescheitert. Nördlich von Laon und an der Aisne stehen wir in unseren neuen Stellungen. Die erfolgreichen Kämpfe der letzten Tage am Chemin-des-Dames und in den Stellungen an der Suippe, vor denen der Feind in fast täglich wiederholtem vergeblichem Ansturm schwere Verluste erlitt, haben hier ebenso wie auf dem Schlachtfeld in der Champagne die glatte Durchführung der Bewegung ermöglicht.

15. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern hat der Feind seine Angriffe auf breiter Front zwischen Zarren und der Lys wieder aufgenommen. Es gelang ihm, über unsere vordere Stellung hinaus vorzudringen. Gegen mittag kam der Kampf in der Linie Kortemark—östlich von Roeselaere, das nach hartem Kampf in Feindeshand fiel, südwestlich von Isegem und nördlich von Menen zum Stehen. Menen und Wervik wurden gegen starke Angriffe behauptet, Uebergangsversuche des Feindes über die Lys bei Komen vereitelt. Bei erneuten Angriffen am Nachmittage gingen Handzame und Kortemark verloren. Starke, mit Panzerwagen geführte Angriffe beiderseits von Gits scheiterten. Zwischen Isegem und Menen konnte der Feind am Nachmittag nur noch wenig Boden gewinnen.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Im dichten Morgennebel brach der Feind östlich von St. Quentin über die Oise vor und faßte vorübergehend auf den Höhen südlich von Macquigny und nördlich von Origny Fuß. Umfassend angesetzter Gegenangriff warf ihn von den Höhen auf die Oise wieder zurück.

Heeresgruppe Gallwitz: Zwischen der Aire und der Maas griff der Amerikaner mit starken Kräften an. Schwerpunkt der Kämpfe lag östlich der Aire und beiderseits der von Charpentry auf Bantheville führenden Straße. Die teilweise bis zu viermal wiederholten Angriffe sind bis auf örtlichen Geländegewinn beiderseits von Romagne gescheitert.

16. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern setzte der Feind seine Angriffe fort. Ihr Hauptstoß richtete sich auf Torhout und gegen die Bahn Isegem—Kortemark. Auch gegen die übrige Kampffront führte der Feind vielfach durch Panzerwagen unterstützte heftige Angriffe. An einzelnen Stellen haben unsere Truppen ihre Linien behauptet; an anderen Stellen wichen sie kämpfend aus und wehrten den Feind in rückwärtigen Stützpunkten, vielfach durch Gegenstoß, ab. Auf dem nördlichen Angriffsflügel blieb Torhout in unserer Hand. Südlich von Torhout haben wir die Linie Lichtervelde-Isegem gehalten. Nördlich von Isegem gelang es dem Gegner, über die Bahn Isegem—Kortemark hinaus vorzudringen. Oestlich der Bahn brachten wir ihn zum Stehen. Westlich und südwestlich von Lille setzten wir unsere Linien etwas vom Feinde ab.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Zwischen Bohain und der Oise griff der Feind erneut nach starker Artilleriewirkung an. Nördlich der Straße Bohain—Aisonville hielten wir ihn durch unser Feuer nieder. Aisonville wurde nach heftigem Kampf gegen den beiderseits des Ortes und gegen den Ort selbst mit starken Kräften mehrfach anstürmenden Gegner gehalten. Auch der nördlich der Oise vorbrechende feindliche Angriff scheiterte vor unseren Linien. Die seit Wochen fast ununterbrochen im Kampfe stehende 6. bayerische Infanterie-Division zeichnete sich wiederum besonders aus. Kämpfe vor unseren neuen Stellungen nördlich und nordöstlich von Laon und westlich der Aisne, in denen wir dem Gegner vielfach schwere Verluste zufügten. Der Feind steht hier südlich der Serre und etwa in Linie Liesse—Sissonne—le Thour—St. Germainmont. Der zwischen Olizy—Grandpré auf Mouron entlang der Aisne vorspringende Stellungsbogen wurde geräumt.

Heeresgruppe Gallwitz: Zwischen den Argonnen und der Maas sind erneut heftige Angriffe der Amerikaner in unserem Feuer und in unseren Gegenstößen gescheitert. Der Feind hat auch gestern trotz Einsatzes weit überlegener Kräfte, starker Artillerie und trotz Unterstützung durch Panzerwagen nur wenig Gelände gewonnen. Nördlich von Jovin, am Walde von Bantheville und nordöstlich von Cunel fanden die Kämpfe bei Einbruch der Dunkelheit ihren Abschluß. Auf dem westlichen Maasufer zersplitterten die zwischen der Maas und nordwestlich von Beaumont gerichteten Angriffe in dem unübersichtlichen Waldgelände, in dem heftige Teilkämpfe zu unseren Gunsten endeten.

17. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Auf dem Kampffeld nahmen wir unsere Front in die Linie östlich von Torhout—Koelskamp—Ingelmünster, im Anschluß hieran hinter die Lys zurück. Beiderseits von Koelskamp griff der Feind die neuen Stellungen mit starken Kräften, bei Torhout und Ingelmünster in Teilvorstößen an. Auch gegen die Lys-Front bei Kortrik und Menen führte er heftige Angriffe. Der Feind wurde überall abgewiesen. Gegen unsere neue Front zwischen Lille und Douai ist der Feind gestern bis in die Linie Capinghem—Allennes—Le Maraiz—Carvin—Dignies gefolgt. Am Selle-Abschnitt drang der Gegner bei Haussy in unsere Linien ein. Radfahrer-Bataillone warfen den Feind im Gegenangriffe zurück und nahmen die alte Stellung wieder. Die Beschießung der Stadt Denain durch englische Artillerie hält an und hat weitere Opfer unter den französischen Einwohnern und Flüchtlingen gefordert.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: An der Aisne und an der Aire scheiterten starke französische Angriffe vor unseren neuen Linien westlich von Grandpré.

Heeresgruppe Gallwitz: Oestlich der Aire wurden amerikanische Angriffe, deren Hauptstoß sich gegen Champigneulle und Landres richtete, abgewiesen. Beide Orte wurden gehalten. Die Höhe südöstlich von Landres blieb nach wechselvollem Kampfe in Feindeshand.

18. Oktober. In den letzten Tagen haben wir Teile von Flandern und Nordfrankreich mit den Städten Ostende, Tourcoing, Roubaix, Lille und Douai geräumt und rückwärtige Linien bezogen. Zwischen Brügge und der Lys stieß der Feind gestern vielfach mit starken Kräften nach. Er wurde abgewiesen. Englische Kompagnien, die nordwestlich von Kortrik über die Lys vordrangen, wurden im Gegenangriff wieder zurückgeworfen.

Zwischen Le Cateau und der Oise ist die Schlacht von neuem entbrannt. Engländer, Franzosen und Amerikaner suchten wiederum unter Einsatz gewaltiger Kampfmittel unsere Front zu durchbrechen. Beiderseits von Le Cateau sind Angriffe des Feindes vor unseren Linien gescheitert. Oertliche Einbruchsstellen wurden im Gegenstoß wieder gesäubert. Zwischen Le Cateau und Aisonville drang der Gegner an einzelnen Stellen in unsere Linien ein. Nach wechselvollem Kampf brachten wir den Feind vor unserer Artillerie an der von Le Cateau nach Wassigny führenden Straße, bei Le Vallée Mullatre und Menevret, sowie nordöstlich von Aisonville zum Stehen. Wo der Feind darüber hinaus vordrang, warfen ihn unsere Gegenstöße wieder zurück. Aisonville und die südlich anschließenden Linien wurden gegen mehrfachen Ansturm des Feindes gehalten. Auch am Nachmittage sind vor ihnen erneute Angriffe gescheitert.

An der Aisne setzte der Gegner seine heftigen Angriffe östlich von Olizy fort. In hartem Kampf wurde er abgewiesen.

19. Oktober. Zwischen Brügge und der Lys wiesen wir mehrfache feindliche Angriffe ab. Nordöstlich von Kortryk warfen wir Teile des Gegners, die sich seit den letzten Kämpfen noch auf dem Ostufer der Lys hielten, über den Fluß zurück. Südwestlich von Kortryk wurden Uebergangsversuche vereitelt. Oestlich von Lille und



Douai war der Feind gestern bis Linie Ascq—Templeuve—Flines—Marquette gefolgt.

Zwischen Le Cateau und der Oise dauerten die heftigen Angriffe des Gegners an. Südöstlich von Le Cateau drang er bis Bazuel, im Walde von Andigny bis an den Südrand von Wassigny vor. An der übrigen breiten Angriffsfront ist der Ansturm des Feindes vor und in unseren vordersten Linien gescheitert. Bazuel wurde im Sturm wieder genommen. Die bei und südlich von Aisonville kämpfenden Truppen schlugen auch gestern alle Angriffe des Feindes ab. In den Abendstunden und während der Nacht setzten wir hier unsere Linien vom Gegner ab.

An der Aisne setzte der Feind seine Angriffe bei Olizy und Grandpré fort und dehnte sie über Vouziers nach Norden bis zur Ourcq aus. Bei Vandy und bei Falaise faßte er auf dem östlichen Aisneufer Fuß. Seine Versuche, unter starkem Feuerschutz auf den Höhen östlich der Aisne weiter vorzudringen, wurden durch Gegenstöße vereitelt. Zwischen Olizy und Grandpré sind erneute Angriffe französischer und amerikanischer Divisionen vor unseren Linien gescheitert.

20. Oktober. In Flandern haben wir in Fortführung der am 18. Oktober gemeldeten Bewegungen Brügge, Thielt und Kortryk geräumt und neue Stellungen bezogen. Vor diesen fanden lebhafte Vorfeldkämpfe statt. Am Abend stand der Feind südöstlich von Sluis an der belgisch-holländischen Grenze, westlich von Maldeghem—Ursel, bei Poeke und Markegen. Nordöstlich von Kortryk stieß er mit Teilen über die Lys vor. Südlich von Kortryk hatte er die Straße Kortryk—Tournay erreicht und war beiderseits von Douai bis östlich von Linie Orchies-Marchiennes gefolgt.

An der Schlachtfront zwischen Le Cateau und der Oise trat gestern eine Kampfpause ein. Der Serre- und Souchezabschnitt war tagsüber das Ziel starker feindlicher Angriffe. Der nordöstlich von La Fère auf dem nördlichen Serreufer zum Angriff vorbrechende Feind wurde im Feuer und im Nahkampf abgewiesen. Ebenso scheiterten südlich von Crépy mit starken Kräften geführte Angriffe im Gegenstoß sächsischer Bataillone. An der Straße Laon—Marle faßte der Gegner in kleinen Teilen unserer Stellungen Fuß. Beiderseits der Souchezniederung wurde er nach heftigem Kampf abgewiesen. Auch auf dem Nordufer der Aisne griff der Feind nach starker Artillerievorbereitung an und drängte nordöstlich von St. Germaimont unsere vorderen Posten etwas zurück. An der Aisnefront zwischen Attigny und Olizy nimmt die Gefechtstätigkeit des Gegners zu. Beiderseits von Vouziers setzte er sich bei erneuten Angriffen auf den Höhen am östlichen Aisne-Ufer fest. Der Kommandeur der 199. Infanterie-Division, Generalleutnant v. Puttkamer, brachte durch persönliches Eingreifen den feindlichen Angriff auf den Höhen östlich von Vandy zum Stehen. Zwischen Olizy und Grandpré wiesen lothringische, schleswig-holsteinische Regimenter und Jäger-Bataillone erneut heftige Angriffe des Gegners vor ihren Linien ab.

21. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. In Flandern wurde vor und um den Lys-Abschnitt heftig gekämpft. Den in Zomergen vorübergehend eingedrungenen Feind warfen wir im Gegenstoß wieder zurück. Beiderseits von Deynze setzte sich der Gegner auf dem Ostufer der Lys fest. Teile, die südlich der Stadt über den Fluß vordrangen, wurden zum größten Teil gefangen genommen. Ein Franzosennest blieb auf dem östlichen Ufer zurück. Oestlich von Kortryk stieß der Feind über Deelijk und Zwevegem vor. Auf den Höhen westlich und südwestlich von Vichte brachten wir seine Angriffe zum Stehen; nördlich der Schelde wiesen wir den Feind vor unseren Linien ab. Nördlich von Tournai hat der Gegner die Schelde erreicht.

Beiderseits von Solesmes und Le Cateau griff der Engländer gestern in Ausdehnung seiner am 17. und 18. Oktober zwischen Le Cateau und der Oise geführten Angriffe mit starken Kräften an. Zwischen Somnaing und Vertain blieben seine Angriffe auf den Höhen westlich der Harpies-Niederung in unserer Abwehrwirkung liegen. Beiderseits von Solesmes brachten wir den über unsere vorderen Linien hinaus vordringenden Feind auf den Höhen östlich und südöstlich der Stadt zum Stehen. Romeries und Amerval gingen verloren und wurden im Gegenstoß wieder genommen. Beiderseits von Le Cateau haben wir unsere Stellungen nach harten, wechselvollen Kämpfen im allgemeinen behauptet. Der mit großen Mitteln unternommene Angriff des Feindes ist somit auf der ganzen 20 Kilometer breiten Front bis auf örtlich beschränkten Bodengewinn des Gegners an der Zähigkeit unserer durch Artillerie wirksam unterstützten Infanterie gescheitert.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Beiderseits der Straße Laon—Marle säuberten wir im Gegenangriff Teile unserer noch in Feindeshand gebliebenen Linien und wiesen starke Gegenangriffe ab. Auch westlich der Aisne nahmen ein ostpreußisches Bataillon und das Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 231 im Gegenangriff ihre Stellung wieder und schlugen feindliche Angriffe ab. Oestlich von Vouziers suchte der Feind seinen am 19. Oktober errungenen örtlichen Erfolg durch Fortsetzung seiner Angriffe zu erweitern. Sämtlich sind sie im Gegenangriff des Infanterie-Regiments Nr. 411 und an der zähen Abwehr der 7. Kompagnie bayerischen Infanterie-Regiments Nr. 24 gescheitert.

Vom Büchertisch.

Marie von Hutten: Des Weges Ende. Roman. Köln, J. P. Bachem. 8°. 238 S. geb. 5 M. — Wer dieses Buch liest, wird ähnlichen Gewinn wie aus seinen Vorgängern ziehen: den Romanen „Rufende Weite" und „Der Erbe". Denn auch hier haben wir es mit einer durchaus ethisch vertieften Darstellung von überraschendem Reichtum künstlerischer Mittel und vor allem scharfer Lebensbeobachtung sowie selbständiger, durchseelter Gedankenwege zu tun, zugleich mit einem packend fesselnden Vortrag. Das Thema ist kein alltägliches, wenn auch sicher der Erfahrung nach kein seltenes: Eine Mutter möchte ihre Söhne vor dem selbstverschuldeten Schicksal des Vaters, eines durch Selbstmord endenden leidenschaftlichen Lebensdurstigen, bewahren und ihnen das überschuldete elterliche Gut als Lebensheimat neugestaltend erhalten. Das Ungewöhnliche ist das „Wie" der Durchführung dieses an sich edlen Planes: Die Liebe zu den Kindern leidet unter der mählich in Leidenschaft übergehenden Liebe zur übernommenen Lebensarbeit. Fast geht der älteste Sohn, Erbe der Wesensanlage des Vaters, an diesem verfehlten Zweck zu Grunde; fast senkt sich auf die dem Lichte zustrebende Charakterentwicklung des jüngeren ein dauernder Schatten — da lernt diese aufs heroisch Edle veranlagte Frau ihren Irrtum erkennen und daraus die strenge Schlußfolgerung völliger Selbstentsagung ziehen. Ueber dem befreienden Schluß wölbt sich der Friedensbogen jener nur durch heißen Kampf zu erringenden Weisheit, die beseligend den Weg zum Ewigkeitsziele für immer erhellt.
E. M. Hamann.

Dr. **Karl Hoeber: Elisabeth Gnauck-Kühne.** Ein Bild ihres Lebens und Schaffens. Mit Bildnis. M.Gladbach, Volksvereins-Verlag. 8° 110 S. 1.90 M. — Ein Zug der Größe ging durch Leben und Persönlichkeit der edlen Frau, die soviel für die deutsche Frauenwelt, nicht zuletzt die katholische, getan hat, daß wir es ihr nie genug danken können. Dieser Zug der Größe spiegelt sich auch wider in der Darstellung Hoebers, eines nahen Freundes der Verstorbenen und genauen Kenners ihres Wirkens. Das Büchlein macht keinen Anspruch auf abschließende Vollständigkeit, verweist vielmehr nach dieser Richtung auf die Zukunft. Dennoch gibt es uns in seiner klaren, übersichtlichen Fassung und in seinem feinsinnigen, herzwarmen Eindringen in der Heldin Wesenheit und deren Ausprägung schon ein reiches Ganzes, das im Leser dankbar liebendes und ehrendes Verständnis weckt. Der Inhalt untersteht vier Kapiteln: Die Lehrerin; Die Sozialpolitikerin; Die Dichterin; Die Persönlichkeit. Das erste umschließt zugleich den Jugend- und Bildungsgang der künftigen Pädagogin und tief ins reale Leben eingreifenden idealen Frauenbewegungskämpferin; von den übrigen dürfte das zweite und letzte am meisten fesseln, so Wertvolles auch die Dichterin Gnauck-Kühne, vor allem die Märchendichterin, uns zu sagen hat. Hoebers Buch sollte in keiner Haus-, Instituts-, Vereins- und Volksbibliothek fehlen. E. M. Hamann.

Kirchliches Handbuch, herausgegeben von H. A. Krose S. J. VII. Bd. 1917/1918. Herder, Freiburg 1918. Es verdient alle Beachtung, daß es mitten im Weltkrieg überhaupt möglich war, dieses für das katholische Deutschland so wichtige Werk ununterbrochen herauszugeben. Mit Freude stellt darum der verdiente Herausgeber und Statistiker P. Krose fest, daß das kirchliche Handbuch die Wünsche, die ihm vor 10 Jahren beim erstmaligen Erscheinen mit auf den Weg gegeben wurden, in vollem Umfang erfüllt hat. Es ist im Laufe der Zeit zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk geworden für alle, welche sich über das katholische Leben in Deutschland unterrichten wollen, um die Wunden zu sehen, bei denen eine Heilung einsetzen muß, oder die Fruchtansätze erfreulicher Art, die zur vollen Blüte entfaltet werden müssen. In der Uebersicht über die Organisation der Gesamtkirche, von Domvikar Weber in Trier, sowie über die Organisation der katholischen Kirche in Deutschland, von Dr. Eitner (Köln), sind jeweils die neuesten Personalveränderungen aufgenommen, während die kirchenrechtliche Gesetzgebung und Rechtsprechung, von Professor Hilling bearbeitet, die wichtigen Entscheidungen rechtlicher Art behandelt, die einen lehrreichen Einblick in die Weiterentwicklung auf dem kirchlichen Rechtsgebiete geben. Mit gewohnter Meisterschaft behandelt Domdekan Selbst wiederum von hoher Warte aus die Zeitlage und das kirchliche Leben im Jahre 1917/18 sowohl nach der erfreulichen wie unerfreulichen Seite, während Alfons Väth S. J. unsere Blicke auf die Heidenwelt lenkt und vor allem auch den Aufschwung im heimatlichen Missionsleben in den letzten zwei Jahren gebührend ins Licht rückt. Ein Ruhmesblatt der deutschen Katholiken bilden jeweils die Berichte über die sozial-caritative Tätigkeit, von Weydmann bearbeitet, und die immer mehr hervortretende Wichtigkeit der Teilnahme der Katholiken am öffentlichen Schulwesen, bei welchem Brüning vor allem die Mädchenschulen in Preußen und Bayern behandelt. Einige neue Kapitel wurden trotz der Schwierigkeiten vom Herausgeber Krose in die Konfessionsstatistik aufgenommen: Diasporaverhältnisse, Austritte aus der Kirche und Konfession der Beamten sind Kapitel, welche unsere stete Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen müssen. Neu ist die wichtige Abhandlung über die Bestandsänderungen der Konfessionsgemeinschaften durch den Krieg und eine praktische Abhandlung über die Registratur der kirchlichen Handlungen. Die Mitteilungen der amtlichen Zentralstelle für kirchliche Statistik schließen den Band, den man mit Stolz und Freude in die Hand nimmt, da er immer mehr zu einem unentbehrlichen und zuverlässigen Hilfsmittel der Kirchenkunde der Gegenwart geworden ist. Dr. Rieder.

Hochadel in der Arbeit. Gedanken über die christliche Arbeit aus der praktischen Seelsorge. Von P. Mannes M. Rings O. Pr. 8° 224 S. 2.40 M. Dülmen, Laumann 1918. — Pflicht und Segen der recht erfaßten Arbeit will hier erläutert werden, namentlich auch ihr hoher Adel. In grundsätzlichen, fast skizzenhaft gehaltenen Darstellungen, durchsetzt mit lebensfrischen, zum guten Teil aus der Geschichte des Predigerordens geschöpften Beispielen wird das den Menschen gegebene Gesetz der Arbeit gekennzeichnet, die Voraussetzungen einer für Zeit und Ewigkeit fruchtbaren Betätigung und ihre Hemmnisse im einzelnen klargelegt, zugleich auch der Unsegen schuldbaren Müßiggehens gezeigt. Besondere Beachtung erfährt die Arbeit wie als kostbares Mittel der Selbstveredelung so als Hebel des Kulturschaffens, freilich in letzterem Sinne nicht als Selbstzweck, sondern in der Einordnung in Gottes Pläne, in der sie allein segenspendend wirkt. Dabei wird offengelegt, wie der „unabhängigen Kraftentfaltung in allen modernen Richtungen" der Fluch innewohnen muß.
O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Münchener Hoftheater. Auch die zweite Aufführung von „Torquato Tasso" sah ein volles Haus, doppelt erfreulich bei diesem Stücke, dem man von jeher die Bühnenwirksamkeit aus Mangel an Handlung immer wieder abgesprochen hat. Dieser Vorwurf ist nur richtig, wenn man unter Handlung nur äußere Geschehnisse nimmt, nicht wenn man einen Blick für innere Entwicklung besitzt. In dieser Hinsicht ist Tasso gewissermaßen modern, man könnte gewisse Parallelen zum heutigen Expressionismus ziehen, wobei denn freilich wieder Goethe turmhoch sich über andere erheben würde . . . Wenn ich diese Anmerkung mache, so geschieht es, damit man, wie es so häufig getan wird, diese Dichtung nicht aus falschem Gesichtswinkel betrachtet. Tasso ist kein historisches Drama, alle Vergleiche mit dem Dichter des befreiten Jerusalem sind müßig, aber es ist auch nicht nur Schlüsselstück. in dem statt Ferrara Weimar zu lesen wäre. Es stellt den Konflikt des künstlerischen Phantasiemenschen mit der Wirklichkeit dar, der immer besteht, auch in einem dem Künstler günstigen, ihm herzlich wohlwollenden Kreise. Die Darstellung ist nicht leicht. Hier, wo alle Leidenschaft in strenge Form gebändigt, kann keine Naturalistik bestehen; aber auch die kühle Deklamation wäre falsch; man muß die Stärke der Empfindung heraushören trotz aller Stilisierung. Nirgends mehr als im Tasso fühlt man die Aehnlichkeit zu dem Darstellungsstil, den Goethe als Spielleiter schuf; den man heute wieder gerechter beurteilt. Die Regie des Herrn Robert strebte nach intimen Wirkungen, das wurde äußerlich durch Verengerung des übergroßen Bühnenrahmens bewirkt, innerlich durch ein sehr feingefügtes Zusammenspiel. Die Deutlichkeit des Wortes blieb so ziemlich gewahrt. Die Idealbühne für Tasso wäre wohl das Residenztheater. Für die Rolle des Tasso haben wir jetzt zwei Anwärter, Janssen und Stieler; der letztere gab sie, warm und geistvoll, in psychologisch sehr glücklicher Ausdeutung und doch die große Linie wahrend. Dies war auch der Fall bei Steinrücks Antonio, gerade bei der Richtung seines Talentes ist das hohe Stilgefühl zu rühmen, mit dem er die klassische Figur abrückte von solchen etwa Strindbergs. Die reine Gestalt der Prinzessin, die sie ein wenig mit Empfindsamkeit untermalte, liegt Frl. Berndl gut, Frau v. Hagen traf den lichteren, leichteren Ton der anderen Leonore, nur einige Gesten wiesen auf die Bühne von heute; dies war auch bei Lützenkirchens jovialem Herzog der Fall, dessen Weisheit und Güte ich mir weniger onkelhaft gemütlich denke. — Die Vorstellung schuf eine Atmosphäre, in der man wohl für kurze Zeit die „Welthändel", um mit Goethe zu reden, vergessen konnte, und wieviel Theaterabende vermögen dies. heute?

Uraufführung im K. Residenztheater. Ueber die Richtung, die Lud. Thoma als Bühnenschriftsteller eingeschlagen, wird sich heute niemand mehr im Unklaren befinden. Ich habe schon früher von einem Benedix redivivus gesprochen; dies gilt nicht nur von den Bühnenwerken der letzten Jahre; wenn man aus den früheren satirischen die Bosheiten parteipolitischer Natur hinweg denkt, wird man reinkünstlerisch genommen selbst in der „Medaille" und der „Lokalbahn" Ansätze hierzu nicht verkennen. Zwischen die zwei uraufgeführten Stückchen hatte man eine Neueinstudierung von „Lottchens Geburtstag" gestellt. Diese derbe Satire auf die sexuellen Aufklärungsbestrebungen gab dem Abend einiges Gewicht, denn die anderen Stückchen wiegen doch zu leicht. Es genügt nicht, ein paar komische Käuze hinzustellen, ein Minimum an Handlung läßt sich nicht entbehren. Lottchens Vater ist von Steinrück an Basil übergegangen; vom Stil des „Simplizissimus" zu demjenigen der „Fliegenden Blätter", der dem Stückchen auch nicht übel steht. „Gelähmte Schwingen" zeigt uns einen ausgepfiffenen Dichter im Gegensatz zu seinen Schwiegereltern, Metzgersleuten, die eine bessere Anpassung desselben an den Geschmack seiner „Kundschaft" fordern. In etwas gezwungener Wendung kommt der Dichter dazu, eine Szene aus seinem Stücke vorzulesen, in der Thoma eine köstliche Satire auf die verlogene Sentimentalität der Volksstücke bietet; den braven Spießern treibt sie die Tränen in die Augen; sie können mithin dem Schwiegersohn nicht mehr vorwerfen, daß er ihren Geschmack nicht träfe. Das ist alles. — „Waldfrieden" bietet noch weniger Handlung. Xaver, einem reichen Münchener Privatier, ging es ausgezeichnet; er aß und trank, was ihm schmeckte und vergnügte sich behaglich mit seinen Freunden; da heiratete er eine „gebildete" Frau und seine Ruh war dahin. Nach langer Zeit hat er sich einmal wieder auf seine Jagdhütte gewagt und seinen Freund zum gemütlichen Mahl bestellt. Da erscheint die Frau Gemahlin und der geängstigte Pantoffelheld brüskiert seinen Spezi und eilt zur Gnädigen. Das ist alles. Waldau, Frau Ramlo und Nadler gaben Münchener Typen, die in Ton und Geste sehr echt wirkten; Stieler spielte den Dichter glänzend. Der humorvolle Dialog, der seine besten Wirkungen aus der Beherrschung des Münchener Dialektes zieht, ist kurzweilig genug zum flüchtigen Genuß einer Stunde. Das Publikum dankte dem anwesenden Dichter.

Verschiedenes aus aller Welt. Vielfach gerühmt wird die in Karlsruhe erfolgte Uraufführung einer komischen Oper „Meister Guido" von H. Noetzel; besonders gepriesen wird die Musik des zweiten Aktes, sie zeigt den Tondichter als selbständigen Schüler alter guter Kunst und Straußischer Technik. Seine Stärke liegt in Ensembleszenen und in Melodik von Klarheit und Schwung. Die Handlung im Renaissancegewande bringt einen harmlos lustigen Künstlerstreich. — Der Ungar Landvai hat seine Oper „Elga" (nach Hauptmann) umgearbeitet. Bei der Leipziger Uraufführung wirkten das klösterliche Kolorit und die palestrinensischen Chöre der Rahmenhandlung, dagegen ließ die Vertonung der polnischen Ehebruchsgeschichte kalt. — In Frankfurt a. M. wurden Busonis Turandot und das Capriccio „Arlechino" geboten. Der Tondichter hat Schillers Turandot geschickt umgestaltet und musikalisch mit viel Klangreiz ausgestattet. Der Einakter bietet satirische Kunst in wirksamer Art.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

In Erwartung der Entente-Bedingungen — Bargeldknappheit und Effektenflucht beseitigt — Zukunftsaussichten — Uebergangswirtschaft und Arbeitsbeschaffung.

Durch weitere Anspannung der Notenpresse, durch Bundesratsverordnungen über Vermehrung der Notenausgabe auch der deutschen Privatnotenbanken (bei der Bayerischen Notenbank von 70 auf 94 Millionen Mark), durch Notgeldausgabe seitens der grossen Industrieunternehmungen konnte die Knappheit an Zahlungsmitteln von der ersten Novemberwoche ab im wesentlichen beseitigt werden. Sowohl in der Besprechung des bayerischen Landtags über diese törichten Geldaufspeicherungen, wie auch in der Zentralausschusssitzung der Reichsbank durch Präsident von Havenstein wurde „diese völlig sinnlose Abhebung von Bankguthaben und Geldhamsterei" scharf verurteilt. Auch die Effektenflucht ist an unseren Börsen zum Stillstand gekommen. Unsere Bank- und Finanzkreise stehen naturgemäss unter dem Eindruck der von der Entente zu erwartenden Entscheidung über den Waffenstillstand, namentlich ob es Wilson gelingen wird, gegenüber seinen Verbündeten seine Theorien des annexionslosen Friedens durchzusetzen. Grund zu Optimismus liegt nicht vor. Die bekannt gewordenen Bedingungen des türkischen und österreichisch-ungarischen Waffenstillstandes besagen am deutlichsten, wessen wir uns vorzusehen haben! Der völlige Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie, die blutigen Vorgänge dortselbst, die restlose Auflösung jener Staaten verursachten naturgemäss an unseren Börsen vermehrte Reserviertheit. Oesterreich-ungarische Staatspapiere erlitten begreiflicherweise bei starkem Angebot erhebliche Kurseinbussen, trotz der klaren amtlichen Zusage hinsichtlich der ungefährdeten weiteren Zinszahlung.

Trotz dieser ernsten politischen Vorgänge, zu denen sich die Weiterentwicklung in der Innenpolitik im Reich und in den Bundesstaaten gesellt, konnten die Zeichnungen auf die neunte Kriegsanleihe einen zufriedenstellenden Erfolg aufweisen. Berliner Bankkreise schätzen das Gesamtergebnis in Höhe der Endziffer der siebenten Anleihe. — Einen Gradmesser über die Zukunftsstimmung unserer Grossindustrien ergeben die Auslassungen der verschiedensten führenden Gesellschaften aller Sparten, wie solche anlässlich einer Rundfrage seitens der „Neuen Berliner Börsenberichte" eingetroffen sind. Allgemein übereinstimmend ist der Hinweis, dass es nach Ueberwindung gewisser Störungen in der ersten Uebergangszeit an Beschäftigungsmöglichkeiten im allgemeinen nicht fehlen wird. In der Aufsichtsratssitzung der Deutschen Bank konnte trotz ausserordentlicher Steigerung der Bankunkosten von recht befriedigenden Erträgnissen des ersten Halbjahres berichtet werden. Die von unseren Industrien und Banken während der Kriegszeit gewonnene innere Kraft wird unseren Wirtschaftskreisen die Anpassung an die sicherlich schweren Zukunftstage erleichtern. Hoffentlich ergibt die weitere Steigerung unserer Währungsnotizen im neutralen Auslande einen richtigen Massstab für solches Urteil hinsichtlich der unbestreitbaren Wirtschaftskraft Deutschlands. Die allgemeinen Wirtschaftsaussichten hängen naturgemäss völlig ab von den Bedingungen des kommenden Friedensschlusses. Aussichtslos wird unsere Friedensarbeit nur dann sein, wenn wir uns Friedensvorschriften diktieren lassen müssen, die eine Abschneidung unserer Lebensquellen bedeuten. Die jüngste Kundgebung der Münchener Handelskammer zur Wirtschaftslage, das Wort des Unterstaatssekretärs Giesberts in seiner Frankfurter Rede: „bezüglich der wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Kriege bin ich erklärter Optimist, trotz der neuen Steuerlasten", die Vorbereitung der Zuführung von Friedensarbeiten für unsere sämtlichen Wirtschaftsgebiete sind keine Anzeichen zu Mutlosigkeit. Auch die bayerische Regierung — gestärkt durch die vom bayerischen König grosszügig angeordnete Demokratisierung

derselben — hat im Ausbau der bayerischen Wasserkräfte und, wie aus den Beratungen der Uebergangsmassnahmen (Ausführungen des Ministerpräsidenten von Dandl und des Abgeordneten Osel) ersichtlich ist, rechtzeitige Vorsorge im Ermächtigungsgesetz für die Uebergangswirtschaft getroffen. Die Arbeitsbeschaffung bei der Demobilmachung und Uebergangswirtschaft wurde in einer Tagung im Reichswirtschaftsamt eingehend beraten. Der Deutsche Handwerks- und Gewerbekammertag hat in seiner Sitzung zu Halle gleichfalls über Arbeitsbeschaffung für Handwerk und Kleingewerbe nach dem Kriege ein bemerkenswertes Programm aufgestellt. — Als ein Zeichen der veränderten innerpolitischen Zeit ist die nach fünfundzwanzigjähriger Weigerung seitens des deutschen Zechenverbandes erfolgte Anerkennung der Arbeiterorganisationen als vollberechtigter sozialpolitischer Faktor zu bezeichnen. Laut „Bergarbeiter-Zeitung" haben sich diesem Schritte die angesehensten Vertreter der deutschen Schwerindustrie — wie Krupp, Rheinisch-westfälischer Zechenverband, Stinnes usw. — angeschlossen.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.





Bekanntmachung.

Die **Zwischenscheine** für die **4½% Schatzanweisungen der VIII. Kriegsanleihe** und für die **4½% Schatzanweisungen von 1918 Folge VIII** können vom

4. November d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1919** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Mit dem Umtausch der **Zwischenscheine** für die **5% Schuldverschreibungen der VIII. Kriegsanleihe** in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen kann erst später begonnen werden; eine besondere Bekanntmachung hierüber folgt alsdann.

Von den Zwischenscheinen **der früheren Kriegsanleihen** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Oktober 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Mitbürger!

Was wollt Ihr!!!

Wollt Ihr, daß unser heldenmütiges Heer draußen an der Front trotz unsäglicher Opfer und Entbehrungen in unerschütterlicher Festigkeit und Treue standhält?

Wollt Ihr, daß unsere reichgesegneten heimatlichen Gefilde, unsere Familien von den namenlosen Greueln des entsetzlichsten aller Kriege bewahrt bleiben?

Wollt Ihr, daß von Euch wie von dem gesamten deutschen Volke ein Grabesfriede abgewendet werde, der für immer unsere Ehre und Freiheit, unsere Wohlfahrt in Gegenwart und Zukunft erstickt?

Wollt Ihr einen Frieden erringen helfen, der Euch aus der schwersten Not erlöst, die furchtbaren unserem Vaterlande geschlagenen Wunden heilen läßt und unsere Volkswirtschaft zu neuem gesunden Leben erweckt?

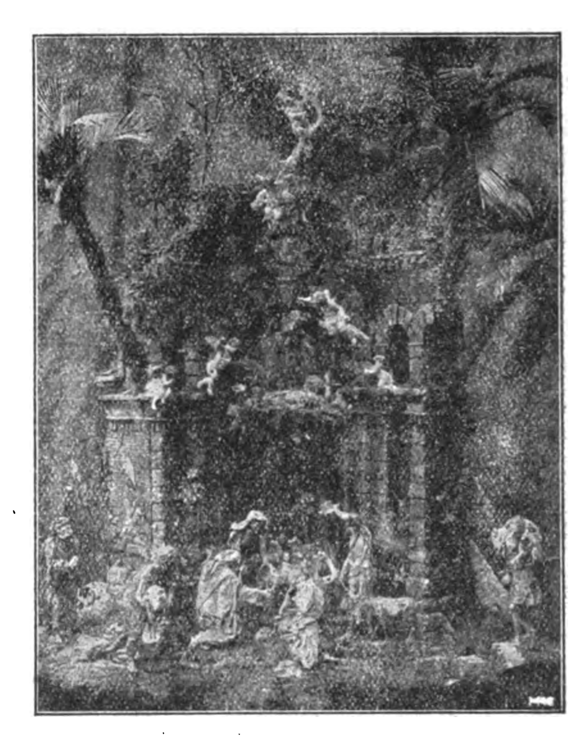
Wenn Ihr All dies um Euret- und des deutschen Volkes willen wollt, dann dürft Ihr nie und nimmer an Euch selbst verzweifelnd daheim zusammenbrechen und dem Vaterland im Innern die goldene Wehr verweigern, ohne die die eiserne Wehr draußen nicht bestehen kann!!!

Uebt Treue um Treue, Pflicht um Pflicht, stärkt unseren Rückhalt bei den Friedensverhandlungen durch einen unumstößlichen Beweis der wirtschaftlichen Kraft, der Zuversicht und des Vertrauens und tut, was Euch mehr Sicherheit für die Zukunft bietet als das lächerliche, Euch schädliche, nur dem Feinde nützende Papiergeldhamstern, zeichnet

die 9. Kriegsanleihe!

Namens einer Vereinigung von Mitgliedern aller Parteien:

Dr. Wilhelm von Borscht, Oberbürgermeister. — Ludwig Siehrl, K. Oberzollinspektor, Schriftführer der Kammer der Abgeordneten. — Dr. Josef Heigl, K. Sanitätsrat, Gemeindebevollmächtigter. — Karl Hübsch, Magistratsrat, Landtagsabgeordneter. — Josef Humar, Verleger und Gemeindebevollmächtigter. — Dr. Paul Jacob, K. Universitätsprofessor. — Dr. Hans Küfner, rechtsk. II. Bürgermeister. — Dr. Ernst Müller, K. Oberlandesgerichtsrat, Reichstags- und Landtagsabgeordneter. — Karl Scharnagl, Bäckermeister und Landtagsabgeordneter — Ludwig Wenng, Schriftsteller u. Verleger. — Sebastian Witti, Direktor, I. Vorstand des Gemeindekollegiums. — Fritz Wörz, K. Kommerzienrat u. Gemeindebevollmächt.



Für Jungfrauen-Kongregationen!

Maria und Martha!

Illustrierte Monatschrift für Jungfrauenkongregationen und Vereine.

Anerkannt gediegene, moderne Kongregationszeitschrift.
Nach kaum dreijährigem Bestehen rund 70000 Abonnentinnen.

Jahrespreis Mk. 1.30

bei gemeinsamem Bezug durch den Verlag; von 12 Stück an portofrei

Für Müttervereine!

Nazareth.

Monatsblatt für christliche Mütter nebst Kinderbeilage.
Ueberaus beliebtes Mütterblatt.
Nach zweijährigem Bestehen 106000 Abonnentinnen.
Jahrespreis bei gemeinsamem portofreien Bezug durch den Verlag
von 100 Stück ab 60 Pfg.

Die neuen Jahrgänge beginnen mit Januar. Man erbitte Probenummern.

Verlag: Erzbischöfl. Missionsinstitut, Freiburg i. B., Schlossbergstr. 26

Esslöffel!

Ia versilbert, Dutzend Mk. [illegible].50. Essgabeln vers M. 22.50, Kaffeelöffel vers Mk 15.—. Küchen-Esslöffel blank, schön Mk 12.— Sehr preiswert, daher ::: sofort bestellen :::

Neuheit! Elektr. Neuheit!

Magnet-Taschenlampe

brennt ohne Batterie jahrelang, ohne einen Pfg. Unkosten, durch Zug an der Kette. Einmalige Anschaffung, billigste Lampe der Welt. 10000 schon verkauft Unentbehrlich für Jedermann. Solange noch lieferbar Preis Mk. 20 franko Nachnahme

Harcuba & Frackmann, Leipzig-Schleuss. 27
Brookhausstrasse 4 . :: Fernsprecher 4619 und 5700.

Collegium Carolinum, Oberlahnstein

Kath. Internat unter geistl. Leitung für Schüler des Gymnasiums und Realprogymnasiums.

Fernruf Nr. 82. Nachhilfe durch Fachlehrer in reichstem Maße. Haushaltung durch Ordensschwestern Pr spekte durch die Direktion.

1000 Heiligenbildchen

größtenteils mit rückseitigem Text nur Mk. 6.—, Mk 8.—, Mk. 10.–, Mk. 15.— und Mk. 20.—. Außerdem reizende Neuheiten. Wunderbare Bildchen vom Kunstmaler Huber-Sulzemoos. Rosenkränze, Medaillen und alle sonstigen Devotionalien in verschiedener Preislage.

Carl Poellath, Schrobenhausen Obb.

Englisch, Französisch, Italienisch,

leichtfassl. gedieg. interessanter

Selbstunterricht.

Probengrat. Verlag Neue Fremdspr.

Anschauungsmethode

München C. 6, Sendlingerstr. 75.
Angabe d. gewünschten Sprache erbeten

Haselmayer's

Einjährig-Freiwill.-Institut in Würzburg

(staatlich genehmigt.)

Gewissenhafteste Vorbereitung für die Einj.-Freiw.-Prüfungen, bes. auch für junge Leute, welche in der Schule zurückgeblieben sind oder solche, die bereits in einem Beruf stehen. Vorzügl. Pensionat.

Eintritt jederzeit.
Näheres durch die Direktion

Gardinen

weiss. Ersatz, kein Papier.
Für hohe, breite, kleine und schmale Fenster, je nach Wunsch. Reizende Muster.
2 Fenster 12 Mk.
5 Fenster 27 Mk.
Prospekt und Abbildung gratis.

Frau Niebusch, Breslau
Clausewitzstrasse 26.



Ganz neuverbesserte Hand-Näh-Ahle „Einzig“

Jeder sein eig. Sattler u Schuster. Die Ahle näht Steppstiche wie eine Nähmaschine. Man kann Schuhe, Geschirre, Treibriemen, Pferde- u. Wagendecken, Sättel, Säcke, Segeltuch selbst flick. Nähahle „Einzig“ ist die beste, welche bis heute in den Verkauf gelangte. Stück mit 3 verschied. Nadeln, Garn u. Gebrauchsanweisung Mk. 4.50, 2 Stück Mk 8.50, 4 St nur Mk. 16. vers unt. Nachn. Porto u. Verpack. frei

Versandhaus Georg Bob
Strassburg i. E. Saargemünderstr. 49

Rauchfaß-kohlen und Weihrauch

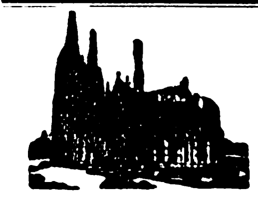
empfiehlt

Kerzenfabrik
Wilh. Vollmar
Bonn, Postfach 86.

Küchenschürzen

(Cellulose) hübsche dunkle Muster; gepunkt und gestreift,
gewöhnlich weit à St. 6 75 M.
extra weit . . à St. 9 80 M.
mit Träger . à St. 10.80 M.
versendet per Nachn. so lange Vorrat reicht

Versandgeschäft **W. Plath, Itzehoe i. H.**
(vorm. A. Meesen Ww.)



Kölner Dom-Weihrauch

Rauchfass-Kohlen Ia Fabrikat
Beste Bezugsquelle für Grossisten.
M. & J. Kirschbaum, Cöln a. Rh.
Richard Wagnerstrasse 83.

Mess- und Kommunion-Hostien

empfiehlt genau den kirchlichen Vorschriften entsprechend und in vorzüglichster haltbarer Qualität. Kunstvolle Prägungen, auch die Kommunionhostien haben eig Prägungen Muster und Prospekte gratis u. franko.

Franz Hoch Kgl. Bayer. Hoflieferant
Hostienbäckerei
Bischöfl. genehmigt u. beeidigt. Pfarramtlich überwacht.

Miltenberg am Main
(Bayern) Diözese Würzburg.

Es ist Vorsorge getroffen, dass in der Hostienbäckerei Franz Hoch in Miltenberg nur reinstes Weizenmehl zur Bereitung der Hostien verwendet wird.
Miltenberg, 27. Nov. 1914.
Bischöfl. Dekanat und Stadtpfarramt.
E Roth, Geistl. Rat.
Dekanats- u. Pfarrsiegel.

Woher?

Etymolog. Wörterbuch der deutschen Sprache.
von Dr. E Wasserzieher, 2 Aufl, geb. Mk. 6.—. Die 1 Aufl. war in 8 Monaten verkauft. Warm empfohlen in dieser Zeitschr. (1918 Nr 31.)
„Das ist ein wirkliches Geschenk an das deutsche Volk.“ (Rud. Herzog.)

F. Dümmlers Verlag
Berlin SW 68

Die armen Kinder des oberen sächsischen Erzgebirges

bitten mit Erlaubnis ihres Bischofs um eine Gabe zur Gründung einer Kommunikantenherberge. An der sächsisch-böhmischen Grenze der Pfarrei gehen sehr viele Kinder katholischer Eltern der kath. Religion verloren Manche haben bis zum 12. u. 13. Jahre noch keinen kath. Gottesdienst gesehen. Alle 200 Kinder der Unterrichtsstationen in Oberwiesenthal, Hammerunterwiesenthal, Bärenstein und Jöhstadt müssen protestantische Schulen besuchen, in denen sie nicht viel Erfreuliches über ihre Religion hören. Die Gründung einer Kommunikantenherberge mit einer kath. Lehrperson ist ein dringendes Bedürfnis. Bald beginnt auch der Kommunionunterricht, u. es muß für oft stundenweit entfernt wohnende Kinder für Nahrung und Quartier gesorgt werden. Die Armut der Pfarrkinder zwingt zu dieser Bitte Der göttliche Kinderfreund will den Barmherzigen mit Barmherzigkeit vergelten.

Das römisch-katholische Pfarramt Annaberg i. E.
Postscheckk. 8332 Leipzig.

Die Buch- u. Kunstdruckerei der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5 u. 6

übernimmt die Herstellung von Werken jeder Art, Dissertationen, Festschriften, Diplomen usw. und hält sich zur Uebernahme sämtlicher Buchdruckaufträge auf das beste empfohlen.

Stimmen der Zeit

Katholische Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart . 49. Jahrgang: 1918/1919

12 Hefte M. 18.—, vierteljährlich M. 4.50
Einzelheft M. 1 70.
Die Bestellung kann durch die Post oder den Buchhandel erfolgen

Inhalt des zweiten (November-) Heftes:

Petrus Johannis Olivi. Ein lange verschollener Denker. B. Jansen.
Der Doppelmord von Sarajevo als Ergebnis der verbrecherischen großserbischen Wühlereien der Narodna Odbrana. (H. Gruber.)
Der Kaiserkult unter Augustus. Der offizielle Kaiserkult. (H. Dieckmann.)
Weltrecht. (St. von Dunin-Borkowski.)
Der Nürnberger Arzt Dr. Hieronymus Münzer († 1508) aus Feldkirch als Mensch und Gelehrter. (J. Fischer.)
Besprechungen aus Biographie, Bildende Kunst und Sprachwissenschaft.
Umschau: Zur Ethik der Kriegsgebete. (H. Böse.) — Neue Kunde über Friedrich Schlegel A. Stockmann) — Ungarn als Vorbild im Kampf um die Presse. (J. Overmans.)

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 2361.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf.
Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25%.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 46. München, 16. November 1918. XV. Jahrgang.

Die Revolution im Reiche.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

In dem Augenblicke, da dieses Heft für den Druck fertiggestellt sein muß, ist die das Deutsche Reich erschütternde Bewegung noch in einem Flusse, der es unmöglich macht, ein einigermaßen festes Bild von der Lage zu gewinnen und zu einem vorläufig abschließenden Urteil zu gelangen. Jede Stunde bringt noch neue Erscheinungen und Ueberraschungen. Da muß sich der Chronist einstweilen mit einem Ueberblick über die entscheidenden Vorgänge begnügen als Grundlage für spätere Betrachtungen. Den Beginn mögen die zeitlich und örtlich uns nächstliegenden Ereignisse in **Bayerns Hauptstadt** machen.

Die sozialdemokratische Partei und die freien Gewerkschaften Münchens hatten am Donnerstag den 7. November, dem Jahrestag der russischen Revolution, nachmittags 3 Uhr auf der Theresienwiese eine Demonstrationsversammlung für Freiheit und Frieden veranstaltet, die gewaltige Menschenmassen zusammenführte. Für die Durchführung der Aktion als Symbol der angebahnten Wiedervereinigung der beiden getrennten Gruppen war mit den unabhängigen Sozialdemokraten ein Programm festgelegt mit Rednern aus beiden Gruppen und gemeinsamer Entschließung sowie Rückführung der Massen in Ruhe und Ordnung durch die Stadt zum Friedensdenkmal, wo auch tatsächlich die offizielle Kundgebung ihr Ende fand. Die Entschließung forderte: 1. Den sofortigen Abgang des Kaisers und den Verzicht seines Thronfolgers. 2. Die Vereidigung des deutschen Heeres auf die Verfassung. 3. Die Beseitigung aller Verfassungsbestimmungen, die der Freiheit des gesamten deutschen Volkes entgegenstehen und den Ausbau Deutschlands zu einem demokratischen Staatswesen hemmen. 4. Ausschaltung aller reaktionären Elemente aus der politischen Verwaltung und völlige Demokratisierung der Verwaltungsorganisation. 5. Annahme der Waffenstillstandsbedingungen; grundsätzliche Ablehnung des von den Alldeutschen propagierten Gedankens der nationalen Verteidigung. 6. Sofortige Ergreifung aller Maßregeln, welche die Ordnung, Sicherheit und Ruhe bei Abrüstung und Heimbeförderung der Truppen verbürgen. 7. Schaffung wirksamster Garantien für das Beschwerderecht der Soldaten. 8. Umfassende soziale Fürsorgemaßnahmen für die Notleidenden; Arbeitslosenversicherung; achtstündiger Arbeitstag.

Schon auf der Wiese hielten sich die Soldaten abgesondert und veranstalteten mitten unter den übrigen Demonstranten eine Kundgebung für sich, an welcher der Führer der Unabhängigen, der Schriftsteller Kurt Eisner und der bauernbündlerische Abgeordnete Gandorfer teilnahmen; ersterer forderte zur Tat auf, der Worte seien nun genug gesprochen. Die Soldaten, begleitet von einer Menge Zivilisten beiderlei Geschlechts, zogen nun nach den Kasernen, die gestürmt wurden, und holten ihre Kameraden heraus; auch zum Abtransport ins Feld bereitstehende Truppen schlossen sich den Demonstranten an. Schließlich war die ganze Garnison auf ihrer Seite. Sie besetzten, nachdem sie die gefangenen Soldaten in den Militärgefängnissen befreit hatten, das Telegraphenamt, den Hauptbahnhof und die übrigen staatlichen Gebäude. Im Matthäser wurde ein Soldatenrat und ein Arbeiterrat gebildet und beide traten dann zur Leitung der weiteren Aktionen zusammen.

Am Freitag früh wurde die Einwohnerschaft Münchens durch eine Proklamation von der politischen Umwälzung in Kenntnis gesetzt, die sich während der Nacht im Landtagsgebäude vollzogen hatte, dessen sich der Soldaten- und Arbeiterrat bemächtigt hatte. Um Mitternacht konstituierte sich im Sitzungssaale der Abgeordneten ein provisorischer Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat mit Kurt Eisner als Vorsitzendem, der Bayern als demokratische und soziale Republik und die Dynastie Wittelsbach als abgesetzt erklärte und selbst die Regierung in die Hand nahm. Polizeipräsident Beckh erklärte sich bereit, unter Aufsicht des Arbeiter- und Soldatenrates für die Sicherheit der Stadt zu sorgen, behielt sich aber den Rücktritt vom Amte vor.

Am Freitag nachmittag trat im Sitzungssaal des Landtags das provisorische Parlament der Republik Bayern zu seiner ersten Sitzung zusammen. Anwesend waren die Mitglieder des Arbeiter- und Soldatenrats, der sozialdemokratischen Landtagsfraktion, die Bauernbündler des Landtags und von der liberalen Landtagsfraktion Dr. Quidde, Hübsch und Kohl. Es wurde folgendes Ministerium gewählt: Ministerium des Aeußern und Präsidium Kurt Eisner; Vizepräsidium und Kultusministerium der bisherige (sozialdemokratische) Abgeordnete Hoffmann; Ministerium für militärische Angelegenheiten der seitherige (sozialdemokratische) Abgeordnete Roßhaupter; Ministerium des Innern der bisherige (sozialdemokratische) Abgeordnete Auer; Ministerium für Verkehrsangelegenheiten Exz. v. Frauendorfer (der bekannte frühere Staatsminister unter Prinzregent Luitpold); Ministerium der Justiz der bisherige (sozialdemokratische) Abgeordnete Timm; Finanzministerium Professor Dr. Jaffé; das neugebildete Ministerium für soziale Fürsorge Unterleitner (Unabh.); Polizeipräsidium der Arbeiter und Soldat Steimer.

In das Präsidium des provisorischen Parlaments wurden gewählt: Präsident der bisherige Abgeordnete Franz Schmitt; erster Vizepräsident das Mitglied des Soldatenrates Fritz Schröder; zweiter Vizepräsident Professor Dr. Quidde; erster Schriftführer der bisherige Abgeordnete Vogel (Fürth); zweiter Schriftführer Abg. Gandorfer; dritter Schriftführer Gustav Schiefer; vierter Schriftführer der bisherige Abgeordnete Bruno Körner (Ludwigshafen).

Auch im übrigen Bayern hat die revolutionäre Bewegung um sich gegriffen. Eine Anzahl von Städten, darunter die größeren wie Augsburg, Nürnberg, Passau, stehen unter der Herrschaft von Arbeiter- und Soldatenräten.

König Ludwig, dessen ehrwürdige Greisengestalt sich noch bis in die letzten Tage hinein in den Münchener Straßen und Anlagen bewegte, überall ehrerbietig gegrüßt und freundlich die Grüße erwidernd, hat sich, um die schwerkranke Königin den Aufregungen dieser Tage zu entziehen, in der Nacht zum Freitag mit der Königin nach Wildenwarth am Chiemsee begeben. Nur schwer will die Vorstellung Platz greifen, daß das tausendjährige Band zwischen Wittelsbach und dem Lande Bayern nun auf einmal soll durchschnitten sein. Ueberall, in Erz und Stein, in Bild und Wort stehen und reden die Zeugen der Herrschertätigkeit und -fürsorge der Wittelsbacher. Dafür ist ihnen der Dank von Millionen Bayernherzen sicher, die in Liebe ihres Königshauses gedenken.

Bekanntlich waren in der letzten Woche durch Beratungen zwischen den Parteien des Landtags und mit der Regierung und auf die Initiative des Königs hin die Vorbedingungen für eine auf breitester Grundlage aufgebaute demokratische, freiheitliche Regierung in Bayern gelegt. Durch die jetzige Umwälzung ist diese Kombination hinfällig geworden. Die revolutionäre Regierung baut sich auf wesentlich engerer Basis auf. Um so

schwerer ist die Verantwortung, welche die neuen Männer auf sich genommen haben, doppelt schwer und groß angesichts der gewaltigen Aufgaben, welche die Gegenwart und nächste Zukunft an die verantwortlichen Staatsleiter stellt. In einem in der Freitagssitzung beschlossenen Aufruf an das bayerische Volk erklärt sich die provisorische Regierung dieser großen Verantwortung auch bewußt und appelliert an jeden Bürger, sie zu unterstützen im organisatorischen, friedlichen, freiheitlichen Zusammenarbeiten. Als ihr weiteres Ziel bezeichnet sie die friedliche Entwicklung. Die strengste Ordnung soll gesichert und gewährleistet, die Sicherheit jedes Bürgers und des Eigentums geschützt werden. Die neue Regierung will sich auf die Mitarbeit des gesamten bayerischen Volkes stützen, das nunmehr zur Durchführung der weitgehendsten demokratischen, politischen und sozialen Aufgaben berufen sei. Es wird von dem Verhalten der neuen Regierung und von der Art und Durchführung ihres in Aussicht gestellten Programms abhängen, in welchem Maße jene Mitarbeit sich wird verwirklichen lassen. Unter Wahrung seines grundsätzlichen Standpunktes wird jeder Bürger die Bestrebungen nach Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung und nach Ueberwindung der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, soviel an ihm liegt, unterstützen. „Niemand wird", so sagt ein Aufruf der Zentrumspartei der Stadt München an ihre Mitglieder, „von den Anhängern der Zentrumspartei verlangen können, daß sie die Prinzipien ihrer Weltanschauung und die Grundsätze der Partei ändern. Wohl aber fügen wir uns den gegebenen Verhältnissen und fordern daher alle unsere Parteifreunde auf, die Ruhe zu bewahren. Das Wohl unserer Stadt verlangt ebenso wie früher die volle Hingabe an die Interessen unseres Volkes. Darum gehe jeder in gewohnter Weise seinem Berufe nach und tue seine Pflicht . . . Von den gegenwärtigen Leitern der Regierung erwartet die Zentrumspartei, daß sie jedem Mitbürger Leben und Eigentum schützen; daß sie die proklamierte Freiheit den Mitgliedern aller Parteien zukommen lassen, und daß sie gemäß ihrem Programm wie jeder Konfession, so auch der katholischen Kirche und ihren Einrichtungen den notwendigen Schutz und die volle Entfaltung aller ihrer Kräfte gewährleisten".

* * *

Im Reiche hat die Umsturzbewegung bereits mehrere Tage früher eingesetzt und zwar von Kiel aus, wo sich die Matrosen der Kriegsmarine zu ihren Trägern machten. Von dort ist sie auf eine Reihe von Städten, wie Hamburg, Bremen, Hannover, Magdeburg, Köln übergegangen. Auch die Bewegung in Berlin war von der Wasserkante beeinflußt. Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hatte am 7. November für ihr Verbleiben in der Regierung ein Ultimatum gestellt, in dem neben anderen Forderungen die Abdankung des Kaisers und Verzichtleistung des Kronprinzen verlangt wurde. Die Ereignisse kamen am 9. November in schnelle Entwicklung durch den Ausbruch des Generalstreiks, die Bildung eines Arbeiter- und Soldatenrates und den Uebergang der Truppen, speziell des Naumburger Jägerregiments und des Alexanderregiments zur revolutionären Partei. Dazwischen erfolgte die Bekanntmachung des Reichskanzlers Prinz Max daß der Kaiser und König sich entschlossen habe, dem Throne zu entsagen, der Reichskanzler noch so lange im Amte bleibe, bis die mit der Abdankung des Kaisers, dem Thronverzicht des Kronprinzen und der Einsetzung der Regentschaft verbundenen Fragen geregelt seien, und daß der Reichskanzler beabsichtige, dem Regenten die Ernennung des Abgeordneten Ebert zum Reichskanzler und die Vorlage eines Gesetzentwurfs wegen der sofortigen Ausschreibung allgemeiner Wahlen für eine verfassunggebende deutsche Nationalversammlung vorzuschlagen, der es obliegen würde, die künftige Staatsform des deutschen Volkes einschließlich der Volksteile, die ihren Eintritt in die Reichsgrenzen wünschen sollten, endgültig festzustellen.

Die Einsetzung einer Regentschaft wurde aber nicht abgewartet, noch am 9. November wurde die amtliche Meldung des Arbeiter- und Soldatenrats ausgegeben, daß Ebert mit der Bildung der Regierung beauftragt sei. In einer Kundgebung an die deutschen Bürger erklärt der neue Reichskanzler Ebert, der bisherige Reichskanzler Prinz Max von Baden habe ihm unter Zustimmung sämtlicher Staatssekretäre die Wahrnehmung der Geschäfte des Reichskanzlers übertragen; er sei im Begriffe, die neue Regierung im Einvernehmen mit den Parteien zu bilden. Indessen kam auch diese Kombination nicht zur Ausführung. Am 10. November erfolgte die Einigung zwischen den beiden sozialdemokratischen Richtungen, und zwar gemäß der Forderung der Unabhängigen auf ein rein sozialdemokratisches Kabinett. Die Sozialdemokratie hat die Herrschaft im Reiche allein in Händen, sie trägt daher auch allein die ganze Verantwortung für die Reichspolitik.

* * *

Es ist ein Schicksal voll tiefster Tragik, das Kaiser Wilhelm II. zwingt, nach 30jähriger Regierung an der Schwelle des 60. Lebensjahres am Ende eines verlorenen Krieges der Krone und Herrschaft zu entsagen, in völliger Ungewißheit über das weitere Schicksal seiner Familie, des Landes und des Reiches. Es ist im Augenblicke müßig, darüber zu streiten, ob durch einen früheren Verzicht des Kaisers die jetzigen Umwälzungen im Reiche vermieden und günstigere Waffenstillstandsbedingungen ermöglicht worden wären. Für die letztere Annahme spricht kein Moment aus den bisherigen Auseinandersetzungen mit Wilson, nur eine tatsächliche Milderung der jetzt bekannt gewordenen außerordentlich harten Waffenstillstandsbedingungen unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Kronentsagung könnte diesen Beweis liefern. Vielleicht erbringt ihn der Versuch der sozialistischen Regierung, von Wilson mildere Bedingungen zu erhalten. Und die jetzige Umwandlung des Reichsregiments würde wohl auch nicht aufgehalten worden sein, ist sie doch Zweck und Ziel der die Abdankung des Kaisers betreibenden Bestrebungen. Das zeigt die Tatsache, daß die Abdankung des Kaisers den Lauf der Revolution gar nicht aufgehalten hat und der Berliner Arbeiter- und Soldatenrat, ohne die Einsetzung einer Reichsregentschaft abzuwarten, die Bildung einer neuen Regierung vorgenommen hat. Wenn trotzdem der Rücktritt des Kaisers als eine Erleichterung der Gesamtlage und als die Lösung einer unhaltbar gewordenen Situation betrachtet wird, so wird man dem Kaiser für dieses Opfer seiner Person auch in den Kreisen Dank wissen, die aus Gründen prinzipieller Natur diesen Schritt nur mit Bedauern und Sorge gemacht sehen.

Der Rücktritt des Kaisers ist sachlich die Konsequenz des durch den Verlauf des Weltkrieges herbeigeführten Zusammenbruchs des Systems, des auf dem Militarismus und der überlieferten Staats- bzw. Beamten-Autokratie aufgebauten altpreußischen Systems, nach dessen Prinzipien der preußische Staat groß geworden ist, dessen Auswirkungen aber in der inneren wie der äußeren Politik im Laufe der Neuzeit Zustände schufen, die unter den Einwirkungen des demokratischen Zeitgeistes und der Prüfungen des Weltkrieges zum Zusammenbruch führen mußten. Es verdient alle Anerkennung, daß Kaiser Wilhelm, der unter den Traditionen seines Hauses und seines Staates groß geworden und sich im besten Glauben an ihre Richtigkeit und segensvolle Wirkung als Hüter und Vertreter jener Institutionen und Maximen berufen und verantwortlich fühlte und bekannte, doch auch den Forderungen einer neuen Zeit sich nicht verschloß und zu grundstürzenden Reformen auf dem Gebiete der preußischen wie der Reichsverfassung seine Zustimmung gab. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß unter jenen altpreußischen Traditionen sich auch Züge von hohem ethischem Wert befinden, nämlich der Geist der Arbeit, Ordnung und Pflichterfüllung und namentlich die in einer gottesgläubigen Weltanschauung wurzelnde Auffassung von Wesen und Aufgaben des Staates und seines Regenten, Momente, die in der Person Kaiser Wilhelms in besonders ausgeprägtem Maße in die Erscheinung traten und die Grundlage waren seiner Verdienste, die er sich tatsächlich um die Hebung des Reiches zu seiner kulturellen und materiellen Höhe während der Zeit des Friedens erworben hat. Wir Katholiken danken ihm manchen Akt persönlichen Wohlwollens, der Anerkennung und des Verständnisses für die erhabene Mission unserer Kirche, allein die Imparität, unter der wir als Staatsbürger litten, hat er nicht zu beseitigen vermocht, denn sie war ein Bestandteil des Systems, ein Ausfluß jener Auffassung, die Preußen als einen Staat protestantischen Charakters betrachtete. Das eine aber steht fest: alle Handlungen Kaiser Wilhelms waren von ehrlichen, reinen und edlen Absichten getragen, von dem Bestreben, nur die Größe des Reiches und die Wohlfahrt seiner Völker zu fördern im Frieden nach innen und außen. Allerdings hat ihn sein Temperament und die augenfällige Mischung gegensätzlicher Elemente in seiner Charakteranlage oft zu Aeußerungen und Handlungen veranlaßt, die den strengkonstitutionellen Rahmen über-

schritten und in ihrer Wirkung auf Inland und Ausland den friedlichen Zielen des Kaisers Abbruch taten. So kam, nicht nur durch der Parteien Haß und Gunst verwirrt, sein Charakterbild ins Schwanken, und einer künftigen ruhigeren Zeit wird es vorbehalten sein, dies Bild zu klären.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Woche der Revolution.

Mit unheimlicher Schnelligkeit ist das monarchische Deutschland zu einer Republik umgestaltet worden. Die Triebkräfte der Revolution waren so stark und so weit verbreitet, daß sich kein Widerstand mehr lohnte. Wenn unter den Ständen und Parteien des Volkes ein Ringkampf um die Macht entbrennt, sind die Führer der Arbeiterklasse von vornherein im Vorteil, da ihre Gefolgschaft in den Massen der Großstädte und Industriesitze konzentriert und gut organisiert ist, während die konservativ gerichteten Volksschichten zerstreuter wohnen und keine schlagfertige Einheit bilden. Die Verteidigung der bestehenden Autorität fällt also im Ernstfall dem Militär zu. Die Heereskörper haben nun zumeist versagt, teils unter dem Einfluß der inländischen und ausländischen Agitation, teils unter der Verdrossenheit und Ermattung, die sich nach dem langen Kriege mit seinen ärgerlichen Zwischenfällen und seinem niederdrückenden Ausgang einstellte. Von der „bewaffneten Macht" ist die Umsturzbewegung ausgegangen. Vor Jahresfrist wurde schon im Reichstag festgestellt, daß die Matrosen von den „unabhängigen" Sozialisten „organisiert" würden. In Kiel gaben die Matrosen, die durch das falsche Gerücht von einem Verzweiflungsvorstoß nach England aufgereizt waren, den Anstoß für die Lawine. Von den nordischen Küstengegenden ging dann die Bewegung mit einem überraschenden Sprunge nach Bayern über. München war auffallenderweise schneller revoltiert, als die rheinisch-westfälischen Industriebezirke.

Als die revolutionäre Bewegung sich übermächtig erwies, haben die militärischen und die bürgerlichen Behörden im Interesse des Volkes auf den aussichtslosen Widerstand verzichtet, um die Ordnung, die Sicherheit von Leib und Gut der Bürger nach Möglichkeit zu retten. Infolgedessen ist die ungeheuere Umwälzung unter verhältnismäßig geringen Verlusten vor sich gegangen.

Sonderbarerweise kam Berlin so ziemlich zuletzt an die Reihe. Das hatte den Vorteil, daß sich bei dem Ausbruch der Berliner Bewegung bereits die Gesamtlage im Reich übersehen und darnach die Aussichtslosigkeit des Widerstandes erkennen ließ. Die passive Taktik der Reichs-, Staats- und Gemeindebehörden in Berlin machte es möglich, daß am letzten Tage der Revolutionswoche in wenigen Stunden die gesamte Macht in der Reichshauptstadt den Trägern der roten Fahne zufiel. Schon am Nachmittag war die rote Fahne auf dem Schlosse und auf dem Brandenburger Tor aufgezogen. Die Proklamationen der bisherigen Regierung an den Anschlagsäulen waren kaum trocken, da wurden sie schon von Proklamationen des neuen sozialistischen Reichskanzlers Ebert abgelöst. Am Samstag abend gab es noch einen Straßenkampf am Marstallgebäude, und am Sonntag vormittag wurde in dem Lindenviertel noch ein Feuergefecht eröffnet, angeblich von königstreuen Offizieren. Die körperlichen und sachlichen Schäden blieben glücklicherweise bisher gering.

Scheidemann und seine Fraktion hatten in einem Ultimatum mit sehr kurzer Frist die Abdankung des Kaisers, den Thronverzicht des deutschen Kronprinzen, die Demokratisierung der preußischen Staatsregierung und sofortigen Waffenstillstand und Frieden gefordert. Die Postulanten gingen zunächst auf die Verlängerung der Frist ein; doch hatten sie inzwischen mit den „Unabhängigen" Verbrüderungsverhandlungen angeknüpft, und unter den Einfluß dieser Radikalen, die durchaus ganze Arbeit und zwar sofort machen wollten, zogen sie das Zugeständnis zurück und machten die Schilderhebung am Samstag mit, obschon der Reichskanzler Prinz Max die Abdankung und den Thronverzicht verkündet und die Wahl einer konstituierenden Nationalversammlung unter der Kanzlerschaft Eberts in Aussicht gestellt hatte. Nach der Umwälzung waren die persönlichen Entschlüsse des Kaisers und des Kronprinzen bereits überholt; die Monarchie selbst war für abgeschafft, die soziale Republik für eröffnet erklärt worden. Die Kontinuität, die Prinz Max zu wahren gesucht hatte durch eine Regentschaft für den minderjährigen Sohn des Kronprinzen, war durchschnitten.

Vorläufig könnte man sagen, wenn der Plan einer nationalen Konstituante noch Aussicht hätte. An diesem Gedanken, der dem demokratischen Prinzip offenbar entspricht, hielt augenscheinlich noch die alte sozialdemokratische Partei fest und anscheinend auch der Abg. Ebert, dem Prinz Max unter Zustimmung der Staatssekretäre die Kanzlerschaft übertragen hatte. Ebert hoffte nach seiner ersten Proklamation eine Regierung unter Beteiligung der bürgerlichen Elemente bilden zu können. Die „Unabhängigen" wollten aber die einseitige und unbeschränkte Klassenherrschaft durchsetzen. Sie stellten die Forderung, daß das neue Kabinett nur aus Sozialdemokraten zusammengesetzt sein dürfe. Die sozialdemokratische Partei gab nach und so wurde die neue Reichsregierung aus je drei Vertretern der beiden Richtungen gebildet.

Das ist die innere Seite der Schicksalsfrage, die uns heute belastet. Ihre äußere Seite bekundet sich in den

Waffenstillstandsbedingungen des Marschall Foch.

Die sind so hart, so grausam, daß man annehmen muß, die Feinde seien über die Zersetzung der deutschen Wehrkraft und die Zerrüttung unserer Staatsordnung nur zu gut unterrichtet gewesen. Als unsere Abordnung an der französischen Front erschienen war, brach gerade die Revolution aus. Was uns da zugemutet wird, paßt sich nur für einen Feind, den man vollständig besiegt zu haben glaubt. Allerdings war uns schon vorher angekündigt worden, daß uns die Wiederaufnahme des Kampfes unmöglich gemacht werden sollte. Man konnte aber immer noch hoffen, daß dies in gemäßigten Formen unter Schonung der alten Landesgrenzen erfolgen würde. Was aber jetzt über die Bedingungen bekannt geworden, zeigt eine erschreckende Maß- und Rücksichtslosigkeit. Das linke Rheinufer soll den Feinden eingeräumt werden; unsere Truppen sollen noch hinter eine neutrale Zone am rechten Rheinufer zurückgehen; 5000 Kanonen, 30000 Maschinengewehre, 100 Tauchboote, 5000 Lokomotiven, 150000 Waggons, 10000 Kraftwagen sollen ausgeliefert werden, und so weiter! Nichts wird uns erspart an Demütigung und Knebelung. Alles ist unbedingt anzunehmen bis Montag mittag, und der Waffenstillstand soll nur 30 Tage gelten, so daß wir bis dahin die Friedensbedingungen der Entente en bloc anzunehmen hatten. In welchem Umfange und unter welchen Belastungen sie uns das linke Rheinufer wiedergeben, ist bei dem fortdauernden Ringkampf zwischen der Wilsonschen gemäßigten Richtung und den Vernichtungspolitikern der Entente noch zweifelhaft.

Das Volk muß sein Haupt verhüllen und der neuen Regierung die Kapitulation überlassen. Diese ist am 10. November erfolgt durch Annahme der Waffenstillstandsbedingungen. Daraufhin wurden am 11. November mittags an **allen Fronten die Feindseligkeiten eingestellt.**

Die neue Regierung in Berlin hat eine Note an Wilson um Milderung der Waffenstillstandsbedingungen gerichtet, das Ministerium des bayerischen Volksstaates in einem eigenen Appell die feindlichen Regierungen aufgefordert, durch einen Akt weitausblickender Großmut die Versöhnung der Völker herbeizuführen.

Eine weitere deutsche Note an Wilson schlägt den Abschluß eines Präliminarfriedens und unverzüglichen Beginn der Verhandlungen wegen drohender Lebensmittelnot vor. Der Erzbischof von München hat die Vermittlung des Papstes zwecks Aufhebung der Blockade und Ermöglichung der Lebensmittelzufuhr angerufen. Eine Milderung der Waffenstillstandsbedingungen in dieser Hinsicht ist bereits eingetreten.

Den gefallenen Monarchen

wird die gebührende Würdigung ihres Wollens und Wirkens nicht versagt sein. Heute sei nur auf die ergreifende Tragik in deren Schicksal hingewiesen.

Kaiser Wilhelm II. hat in den dreißig Jahren seiner Regierung für die Sozialreform mehr getan, als irgendein Machthaber dieser Welt. Für seine sozialen Ideen riskierte er 1890 sogar den Bruch mit dem gewaltigen Bismarck. Nun wird er von den Sozialisten zur Abdankung gezwungen.

Wilhelm II. war in der Tat ein Friedenskaiser, wie er in 25 Jahren seiner Regierung trotz aller Kriegsgelegenheiten bewiesen. Er fällt jetzt als Opfer eines Krieges, der ihm und uns im vollsten Sinn des Wortes aufgezwungen wurde und den er bis zum letzten Moment zu verhüten trachtete.

Wilhelm II. hat dem deutschen Heer und ganz besonders der deutschen Marine stets die bestmögliche Fürsorge erwiesen.

Von der Marine ging die Revolution aus, vom Heere wurde ihr Erfolg besiegelt.

Wilhelm II. ist seinen Verbündeten treu geblieben bis aufs äußerste. Der Dank für diese Nibelungentreue war der Abfall der Verbündeten, um nicht das harte Wort Verrat zu gebrauchen.

König Ludwig III. von Bayern war das Muster eines freundlichen und friedlichen, für die Entwicklung seines Landes, besonders für den wirtschaftlichen Aufschwung rastlos strebenden Landesvaters. Er und sein Sohn, die im Kriege nur ihre nationale Pflicht der Vaterlandsverteidigung erfüllt hatten, fallen jetzt als Opfer der Uebermacht der Feinde.

Auch diejenigen, die nicht auf dem Boden des monarchischen Gedankens stehen, müssen bei ruhiger Ueberlegung die erschütternde Tragik dieser Herrscherschicksale empfinden. Auch die übrigen deutschen Bundesfürsten sind bereits ihrer Macht enthoben, auch Kaiser Karl hat abgedankt und Deutsch-Oesterreich sich der Deutschen Republik angeschlossen.

Möchte bald eine frei gewählte Nationalversammlung zustande kommen, die das Meinen und Wollen des ganzen Volkes gegenüber den Ereignissen bekunden kann!

Lernen wir aus unseren Fehlern?

Von Dr. Ernst Schwering, Köln.

Wenn auch das Interesse des gesamten Volkes zurzeit fast ausschließlich von den politisch-militärischen Ereignissen in Anspruch genommen wird, so haben darum doch die Fragen der Lebensmittel- und Rohstoffversorgung nichts von ihrer großen Bedeutung eingebüßt. Selbst wenn es in absehbarer Zeit zum Friedensschlusse kommen sollte, so wären damit doch noch keineswegs die Schwierigkeiten der Versorgung ausgeräumt. Alle Länder, nicht etwa Deutschland allein, werden riesige Mengen von Gegenständen des Lebensbedarfs dringend gebrauchen, denn auch unsere Feinde leiden bittern Mangel. Dafür haben unsere U-Boote schon gesorgt. Selbst bei gleichmäßigen Zufuhren an alle bisher kriegführenden Länder werden wir daher auch nach Friedensschluß noch vorwiegend auf die eigenen Vorräte angewiesen sein. Deshalb bleibt es auch heute noch eine lohnende Aufgabe, in der Vergangenheit begangene Fehler in der Versorgung aufzuzeigen und ihrer Abstellung für die Zukunft nachzuspüren.

Seit einiger Zeit schon erhält die Bevölkerung durchweg wieder die normalen Portionen. Die Kartoffel, dieser eine Grundpfeiler unserer Ernährung, hat sich allenthalben wieder eingestellt, 7 Pfund pro Kopf und Woche kommen überall zur Ausgabe. Auch die Brotration hat ihren alten Stand mit 4 Pfund erreicht, eine Schmälerung weist nur noch die Fleischration auf, die in den großen Städten 200 Gramm gegen früher 250 Gramm beträgt. Es ist auch recht fraglich, ob und gegebenenfalls wann wir wieder unsere 250 Gramm haben werden. Ja, wenn man genau rechnen will, so ist die Verringerung der Fleischmenge sogar noch erheblich höher, da uns ja noch eine Reihe ganz fleischloser Wochen auferlegt wurden, deren Beibehaltung auch für die nächsten Monate in Aussicht steht. Im ganzen wird man aber anerkennen müssen, daß der Stand der Ernährungsfrage zurzeit ein verhältnismäßig günstiger ist, zumal in den meisten Teilen unseres Vaterlandes Gemüse in fast überreichen Mengen zur Verfügung steht, wenn es auch an Obst — wieder ein Tropfen Wermut — fast gänzlich fehlt.

Blickt man aber jetzt, nachdem der Uebergang vom alten zum neuen Erntejahr hinter uns liegt, auf die schweren Sommermonate 1918 zurück, so vermag man sich eines leisen Schauderns nicht zu erwehren. Die Gefahr, die für die Donaumonarchie schon in diesem Jahre höchst bedenkliche Form annahm, ist zwar vorüber; aber wird sie uns nicht im nächsten Jahre ebenso unvorbereitet finden? Und doch hatten wir schon im Sommer 1917 Aehnliches erlebt, wir waren also gewarnt. Damals versagte die Kartoffel bereits im Frühjahr. Auch die Brotration mußte von Mitte April ab eine Verkürzung erfahren. Während aber 1917 die Fleischration für vier volle Monate verdoppelt werden konnte, gelang es in diesem Jahre nicht einmal, die einfache von 250 Gramm durchzuhalten. Freilich hielt das preußische Landesfleischamt hartnäckig daran fest, daß in den Großstädten unbedingt die volle Menge auszugeben sei, es gelang ihm aber nicht, die Lieferverbände zur Bereitstellung der erforderlichen Schlachttiere zu zwingen, so daß tatsächlich schon seit Monaten nirgendwo mehr als 200 Gramm verteilt werden konnten.

Das sind Dinge, die sich nicht wiederholen dürfen. Es muß schon jetzt für die Monate April bis August 1919 Vorsorge getroffen werden. Zunächst ist es höchstwahrscheinlich, daß uns auch im Jahre 1919, wenigstens für Juni und Juli die Kartoffeln fehlen werden. Wenn das verflossene Jahr trotz der vorausgegangenen recht guten Kartoffelernte in den genannten Monaten Knappheit, ja gänzlichen Mangel brachte, so wird es im nächsten bei der entschieden kleineren Ernte nicht anders sein. Diese Erscheinung ist mit dem Wesen der Kriegswirtschaft notwendig verknüpft. Die Großstädte — und um diese handelt es sich bei den Schwierigkeiten der Versorgung fast ausschließlich — haben ein natürliches Interesse daran, die ihnen zugewiesenen Kartoffelmengen möglichst bald aus den Lieferkreisen in das eigene Gebiet zu überführen. Nur was sie selbst lagern, das ist ihnen nach mehrjähriger Kriegserfahrung gewiß. Was nicht vor dem Winter zur Ablieferung gelangt, das pflegt sich im Laufe der Frostperiode zu verkrümeln und ist nur zum Teil und nur unter Unkosten und großer Mühe hereinzuholen. Die Lagerung dieser riesigen Mengen in den Bedarfskreisen bringt aber, sie mag auch noch so sorgfältig geschehen, erhebliche Verluste mit sich, die sich mit dem Ende des Frühjahrs so steigern, daß im Juni und Juli unbedingt Knappheit eintritt. Muß man so alljährlich mit einem Fehlbedarf an frischer Ware im Sommer naturnotwendig rechnen, so ist es geboten, vorzusorgen und zunächst einmal in Kartoffeltrockenpräparaten, soweit es geht, Ersatz zu schaffen. Besser ein erheblicher Teil der Ware wird von vornherein getrocknet, als die Schwundquote wächst zum Schluß des Erntejahrs ins ungemessene. In dieser Beziehung muß aber den großen Bedarfsgemeinden zunächst seitens der Zentralstellen etwas mehr Vertrauen entgegengebracht werden als das bisher geschehen ist. Auch da würde mehr Bewegungsfreiheit dem Tüchtigen die Bahn frei machen, statt daß unter dem Druck fortgesetzter Kontrolle die verantwortlichen Stellen auf weiten und oft kostspieligen Umwegen die unbedingt erforderlichen Reserven schaffen.

Soweit aber die Kartoffel nicht imstande ist, selbst die Mittel für die Uebergangszeit zu liefern, müssen andere leicht aufzubewahrende Nahrungsmittel wie Mehl, Nährmittel, Fleisch und Fett herangezogen werden. Was soll man aber dazu sagen, wenn es geht wie in diesem Jahre, wo das Fehlen der Kartoffel mit der Herabsetzung der Brot- und Fleischration zusammentraf? Und das, obwohl von Vertretern großer Kommunen Monate lang vorher auf diese Dinge aufmerksam gemacht worden war, und die Herabsetzung der Fleischration in einer viel früheren Zeit gefordert wurde, damit später die Senkung der Brotmenge von einer Erhöhung der Fleischportion hätte begleitet werden können. Die Getreideernte soll in diesem Jahre erheblich besser sein als im vorigen. Dann muß es sich ermöglichen lassen, im nächsten Jahre nicht nur die bereits in zwei Jahren notwendig gewordene Herabsetzung der Brotration zu verhindern, sondern auch noch Mehl oder Nährmittel an Stelle der fehlenden Kartoffeln im Juni und Juli auszugeben. Es hat Stellen im Deutschen Reiche gegeben, die auch in diesem Jahre ohne Schmälerung des Brotes ausgekommen sind. Aber nur deshalb, weil sie Politik auf eigene Faust getrieben und durch das ganze Jahr nur $3^1/_2$ Pfund Brot pro Kopf und Woche verteilt hatten. Und dennoch ist die Bevölkerung dabei zufrieden gewesen. Man gebe sich keinen Täuschungen darüber hin; nicht die Knappheit schafft in erster Linie die Unzufriedenheit, sondern der ewige Wechsel, das Schwanken und die Ungerechtigkeiten in der Verteilung. Vor allem Stetigkeit! Knappheit wird ertragen, wenn ihre Notwendigkeit erkannt ist. Erfolgt aber zu Beginn des Erntejahres eine Erhöhung auf vier Pfund, um zum Schlusse einer Herabsetzung auf drei oder noch weniger Platz zu machen, so ist große Erbitterung die notwendige Folge, die bei einer dauernden Zuteilung von $3^1/_2$ Pfund ganz vermieden würde. Deshalb ist vorsichtigste Einschätzung der zur Verfügung stehenden Vorräte unbedingt geboten. Die mehrjährige Erfahrung hat zur Genüge gezeigt, daß die amtlichen Voraussagen im Frühjahr regelmäßig eine schmerzliche Berichtigung nach unten erfuhren und daß meist selbst die Angaben der Pessimisten noch über dem blieben, was tatsächlich hereinkam. Damit soll keineswegs einer Kapitulation vor dem Schleichhandel das Wort geredet werden, ganz im Gegenteil! Kräftigste Bekämpfung dieses Auswuchses ist das Gebot der Stunde. Dazu gehört aber zunächst einmal,



daß man den Landwirt, soweit es nur angeht, von den schweren an ihn herantretenden Versuchungen befreit. Wer will über den kleinen Bauern den Stab brechen, wenn er dem Angebot ungeheurer Preise seitens zahlungskräftiger Großstädter erliegt, wer will den großen Landwirt verurteilen, der bei dem harten Mangel an Dünger den schwefelsauren Ammoniak der Städte oder Werke nimmt? Deshalb müssen diejenigen Vorräte, die der Ablieferung unterliegen, so bald als eben möglich der Verfügung der Erzeuger entzogen werden. Es würde dann gewiß nicht so viel Kuchen wie jetzt von Bäckern, Konditoren und Privaten mehr gebacken, es würde viel weniger Kornkaffee in Deutschland getrunken, es würde auch manches Schwein, das mit oder auch ohne behördliche Genehmigung geschlachtet wird, weniger Fett als bisher aufweisen, aber die Gesamtversorgung der deutschen Verbraucher und besonders die Ernährung der minderbemittelten Großstadtbevölkerung würde eine erheblich bessere werden. Es ist gewiß nicht erstaunlich, daß die mit großem Apparat in Szene gesetzten Revisionen bei den Landwirten so wenig Erfolg aufwiesen. Fanden sie doch regelmäßig erst im Februar statt. Wer mit den Verhältnissen auch nur einigermaßen vertraut ist, weiß, daß bis dahin die Verschleppung längst erfolgt ist.

Und noch eines. Ohne gewisse Reserven ist nicht einmal die Versorgung einer mittleren Gemeinde reibungslos durchzuführen, wie viel weniger die einer Großstadt oder gar des ganzen Reiches. Es war durchaus richtig, wenn Herr v. Grävenitz kurz nach Uebernahme der Reichsfettversorgung auf eine Wochenkopfmenge von nur einem achtel Pfund herabging. Nur dadurch ist Ordnung in die Fettversorgung des Reiches gekommen. Es konnten Reserven angesammelt werden, die bis zur Stunde die regelmäßige Ausgabe der gleichen Kopfmenge gewährleistet haben. So muß es auch mit den übrigen Nahrungsmitteln gehalten werden. Nach vorsichtigster Kalkulation der zur Verfügung stehenden Mengen muß, falls die Ausgabe der normalen Kopfanteile für das ganze Jahr nicht gesichert erscheint, die Einsparung der nötigen Vorräte möglichst zu Beginn des Versorgungsjahres, also etwa in dem Abschnitt von Oktober bis Ende Dezember erfolgen. In dieser Zeit ist es für die Bevölkerung immerhin noch erheblich leichter, sich durchzuhelfen als gerade im Sommer, wo nicht nur die Quantität, sondern auch die Qualität des zur Verfügung stehenden Materials durchweg zu wünschen übrig läßt.

Zu einer vorsichtigen Berechnung gehört endlich auch, daß mit **Zufuhren aus dem neutralen Auslande** nicht gerechnet wird. Kommen solche doch, so werden sie eine willkommene Erleichterung bringen, die von der gesamten Bevölkerung dankbar begrüßt wird. Bestimmt mit ihnen zu rechnen, wäre nach den Erfahrungen der letzten Jahre ein unverantwortlicher Leichtsinn.

Die neue Missionskonstellation.

Von Universitätsprofessor Dr. **Schmidlin**, Münster.

Wie vieles hat sich doch binnen kurzer Zeit in unserer Lage und unseren Aussichten **verändert**, wie ist es doch ganz anders geworden, als wir es uns dachten! Dies gilt auch für das Missionswesen, wenigstens das deutsche, auf welches die politisch-militärische Wendung und der Ausgang des Krieges zweifellos einen empfindlichen Rückschlag ausüben wird. Was mag nun aus unseren Missionen geschehen? So lautet die bange Frage vieler Missionsfreunde, von denen manche angesichts des eingetretenen Wechsels versucht sein mögen, entmutigt die Flinte ins Korn zu werfen und der Missionssache den Rücken zu kehren. Schon um diese falsche Schlußfolgerung zu verhüten und weil wir es als Fachleute den Interessenten schuldig sind, möchten wir eine Beantwortung wenigstens andeuten, soweit die vielfach noch unklaren und unsicheren Verhältnisse es erlauben. Denn auch in trüben Stunden, auch wenn wir einzelne unserer Missionshoffnungen wie der nationalen Erwartungen begraben müssen, gilt es der neugeschaffenen Situation beherzt ins Antlitz zu schauen und unsere daraus sich ergebenden künftigen Missionsziele ins Auge zu fassen.

Am gründlichsten werden wir wohl die Erweiterung unseres Missionsprogramms im **nahen Orient** aufgeben oder doch zurückschrauben müssen. Wir haben uns redlich bemüht, die von unseren türkischen Verbündeten zertrümmerten Orientmissionen und Orientkirchen teils durch Einspringen in die gelegte Bresche vor dem völligen Zusammenbruch zu bewahren, aber schon bisher habe ich angesichts des zähen Widerstands der türkischen Regierung immer wieder das Dilemma aufgestellt: entweder bleibt dieser Widerstand auch nach dem Kriege bestehen, und dann kommt keine katholische Missionsarbeit mehr hoch; oder er wird aufgegeben, und dann kehren die französischen und italienischen Priester zurück, ist also für die unsrigen wiederum kein Platz mehr. Nun ist eine dritte Alternative eingetreten, deren Möglichkeit man damals nicht aussprechen durfte: unsere Feinde haben die wichtigsten Teile des orientalischen Missionsgebiets besetzt und damit den Missionaren ihrer Länder den Zugang wieder eröffnet, so daß wir froh sein dürfen, wenn wir die bisherigen minimalen Ansätze deutscherseits wie z. B. des Vereins vom hl. Lande noch retten können.

Viel weniger dürften, wie durch den Krieg überhaupt, so auch durch sein Ergebnis die Missionen in den **selbständigen Reichen Ostasiens** betroffen sein. In China wie in Japan sind die deutschen Missionare unbehelligt an ihrer Arbeit gelassen worden und es besteht kein Grund zur Annahme, daß hierin nach dem Kriege eine Verschlimmerung eintreten sollte. Freilich wird die deutsche Missionsarbeit, wie sie schon während des Krieges speziell nach Eintritt dieser Staaten in die Reihe unserer Feinde unter dem Druck der öffentlichen Meinung sehr gelitten hat, moralisch und in ihrem Erfolge vom Kriegsresultat in starke Mitleidenschaft gezogen werden. Insofern müssen wir auch die chinesische Sympathie, die wir als positiven Faktor und förderndes Moment bisher in unsere Berechnung einbezogen haben, vorläufig davon ausschalten, da der Chinese wie der Japaner letzten Endes seine Liebe nach dem Erfolg bemißt und nur dieser ihm imponiert bei aller Bewunderungswürdigkeit unserer Leistungen, die er uns nicht absprechen kann. Dazu kommt der gesteigerte Wettbewerb der bisher uns feindlichen Nationen auch auf dem Missionsgebiet, besonders der katholischen Amerikaner und Irländer, die mittlerweile beide ein eigenes Missionsseminar speziell für China aufgerichtet haben; auf der andern Seite aber auch die verminderte Leistungsfähigkeit namentlich der französischen Gesellschaften, die bislang weitaus das Hauptkontingent für diese Missionsfelder lieferten. Inwieweit die deutsche Mission ihre ostasiatischen Arbeitsgebiete hier ausdehnen bzw. neue übernehmen kann, hängt wesentlich vom Entgegenkommen der römischen Kurie und der bisherigen Inhaber ab. Trotzdem hoffen wir, daß insbesondere das Reich der Mitte unser bevorzugtes Missionsland nach dem Kriege werden wird und wir uns in verstärktem Umfang an den dortigen Missionsaufgaben beteiligen können, namentlich auf dem Boden der Schule und Presse, für welche ich die am Vorabend des Völkerkonflikts auf den chinesischen Missionsschulkonferenzen in Verbindung mit dem Landesepiskopat gesponnenen Fäden wieder aufzugreifen gedenke.

Weit dunkler erweist sich der Horizont und war schon das Kriegsschicksal der deutschen Missionen in den nichtdeutschen, wenigstens den umfangreichen **britischen Kolonien**. Fast sämtliche Glaubensboten deutscher Nationalität sind aus Indien und auch einem Teil von Britisch-Afrika zuerst interniert und dann nach der Heimat deportiert worden, unter der ausdrücklichen Willensäußerung, sie auch nach dem Kriege nicht mehr zuzulassen. Mit Gewalt oder durch Verhandlungen werden wir die Rückgängigmachung dieses Entschlusses nicht erzwingen und unseren Religionspionieren die Rückkehr nicht freimachen können; aber gerade wenn Deutschland geschwächt aus dem Weltringen hervorgeht und insofern sein Einfluß draußen für die Engländer minder gefährlich wird, fällt der Grund ihrer Befürchtung und ihres Verdachts gegen die deutschen Missionare weg, die sie schon aus realpolitischen Erwägungen gerne wieder als brauchbare Bundesgenossen in der Christianisierung und Zivilisierung ihres Kolonialreichs heranziehen werden. Auch hierfür kann die Vermittlung bzw. Entscheidung des Hl. Stuhles wie der internationalen Ordensleitungen viel zu einer günstigen Lösung und zu einem Aufgeben des schroffen Niemals beitragen.

Das Gleiche trifft für unsere **deutschen Kolonien** zu, falls und soweit sie in Feindeshand bleiben sollten. Die einen wie Togo und Kamerun mußten von ihren deutschen Missionaren geräumt werden, in den anderen wie in Südwestafrika und der Südsee durften sie bleiben. Wir wollen zuversichtlich hoffen, daß Neudeutschland, für das wir missionarisch wie kolonisatorisch so viel getan und aufgewandt haben, uns ganz oder doch teilweise durch die Friedensbedingungen zurückgegeben werde, so daß dann das bisherige deutsche Missionspersonal seine unterbrochene

Tätigkeit mit verdoppeltem Eifer und Erfolg wieder aufnehmen könnte. Sofern uns diese Schutzgebiete dauernd entrissen werden sollten, hängt die Frage des Verbleibens bzw. der Rückkehr abermals von der Zulassung der Behörden ab, die hierin allerdings auf den Willen Roms und die Bedürfnisse des Landes Rücksicht nehmen müßten; freilich läßt sich anderseits nicht leugnen, daß ein solches Weiterwirken auf ehedem deutschen Gebieten sowohl für die fremden Kolonialregierungen, die mißtrauischer wären, als auch für die deutschen Missionare selbst, die mit viel größeren Schwierigkeiten als früher zu kämpfen hätten, bedeutend erschwert würde.

Eine weitere Frage ist, ob und inwieweit solche Veränderungen auf dem Missionsfeld auf die heimatliche Missionsbetätigung eine lähmende Rückwirkung ausüben könnten. Es ist bekannt, daß die Kolonialbewegung an erster Stelle zur Weckung des deutschen Missionsinteresses und zur Niederlassung der meisten Missionsgenossenschaften geführt hat; aber der Missionssinn hat sich inzwischen im katholischen Deutschland so bedeutend erweitert und so fest verankert, daß er m. E. durch Entziehung des äußeren Anstoßes wohl etwas (namentlich im nationalen Motiv) verringert, aber nicht in seinem Bestand erschüttert werden könnte, und auch für deutsche Missionstätigkeit auf außerdeutschen Gebieten aus rein kirchlich-religiösen Beweggründen heraus genug Verständnis übrig bliebe, schon weil nach wie vor unsere deutschen Missionen ein besonderes Anrecht auf unsere spezielle Unterstützung hätten. Viel empfindlicher müßte der Missionseifer zu Hause wie das Ehrgefühl unserer Missionäre draußen getroffen werden, wenn es der Entente gelingen sollte, die schon mehrfach ausgesprochene Forderung durchzusetzen, daß künftighin deutsche Missionen bzw. Missionäre nur noch unter nichtdeutschen, also etwa französischen oder englischen Obern arbeiten dürfen. Eine solche Herabwürdigung der deutschen Missionen und zugleich Bedrohung des internationalen Charakters der katholischen Weltmission sollte unter allen Umständen vermieden werden, sowohl seitens der maßgebenden kirchlichen Oberbehörde im Interesse des Missionswerkes als auch von seiten der deutschen und selbst der hierin mit uns solidarischen nichtdeutschen Missionskreise.

Im übrigen dürfen wir für die Aufrechterhaltung unserer innern Missionsfront auch nach dem Kriege unabhängig von seinem Endergebnis zuversichtlich sein. Wie glänzend und unerschütterlich sie sich selbst in diesen schwersten Tagen unseres Existenzkampfes bewährt hat, geht schon daraus hervor, daß nicht bloß die missionswissenschaftlichen Bestrebungen sich weiter betätigt haben (ich erinnere an den Priester- und den Lehrerinnenkursus), sondern auch praktisch z. B. der deutsche Kindheit-Jesu-Verein im verflossenen Jahr mit einer Einnahme von 2½ Millionen Mark den Höhepunkt gegenüber der Vergangenheit wie der übrigen Christenheit erstiegen und der Xaveriusverein sich mitten im Kriege zu einer Neubelebung aufgeschwungen hat. Hoffentlich kommt recht bald eine gesunde Klärung und Verständigung im Schoß des deutschen Missionslagers selbst wie nachher auch gegenüber den ausländischen Missionsvertretern, mit denen wir gern Hand in Hand arbeiten wollen, so daß gerade diese Seite der Weltaufgabe unserer Weltkirche wieder zu einer alles versöhnenden und verbindenden Völkerbrücke zu werden verspricht.

Nacht am Dom.

Auf Strom und Stadt sich nun die Ruhe breitet
Der sterngekrönten, stillen Mitternacht.
Die Kandelaber steh'n gebetentfacht,
Ihr Leuchten sanft zu hohen Stufen leitet.

Sonst schweigt das Leben. Aus den Fernen schreitet
Geheimnisvoller Kräfte tiefe Macht.
Hoch ragt des Domes schwarze Wunderpracht.
Das Irdische hat sich zum All geweitet.

Die Seele steigt verklärt in ew'ge Räume.
Sie schwebt dahin auf golddurchwirkten Bahnen.
Und alles, was ihr blieb an Angst und Sorgen:

Es sinkt hinab wie Blätter welker Bäume.
Und leis durchschauert sie ein heilig Ahnen
Der Weltgeschicke, die in Gott geborgen.

Theodor Seidenfaden.

Zum Fall „Masken" am Düsseldorfer Schauspielhaus.

Von M. R. Jünemann, Düsseldorf.

Im Verlag der Direktion Dumont-Lindemann des Düsseldorfer Schauspielhauses erscheint eine Halbmonatsschrift „Masken", die, bislang von dem Schriftsteller und Dramaturgen Hans Franck geleitet, dem abendlichen Stückverzeichnis beigegeben wird. Die Zeitschrift bringt neben Artikeln grundsätzlicher Richtung auch solche orientierenden Inhalts zur Einführung des Theaterbesuchers in den Schaffenskreis eines der jeweilig am Spielplan beteiligten Dichter. Unter der Leitung Francks war bereits einmal, im zweiten Kriegsjahr, eine Entgleisung durch die Wiedergabe eines obszönen Gedichts von Schmidtbonn, „Liebe im Gras", in der Oeffentlichkeit mißfällig aufgenommen und die Leitung nicht im unklaren über die Stimmung in weiten Kreisen gelassen worden. In einem der letzten Hefte der „Masken" nun hatte sich die Schriftleitung wieder eine Extratour dieser Art geleistet, und es traf sich, daß P. H. Muckermann, der zurzeit fünf nacheinanderfolgende Vorträge in dem von Zuhörern aus allen Schichten und Bekenntnissen dichtbesetzten Kaisersaal der städtischen Tonhalle hielt über das ernste Thema „Deutschlands Zukunft", hierbei pflichtgemäß das genannte Heft der „Masken" an den Pranger stellte und zum Kampf gegen die darin enthaltene „Brutalität niedrigster Sinnlichkeit" aufrief.

Aus allen Bevölkerungskreisen, die es mit dem Erzieheramt und mit unseres Vaterlandes Zukunft ernst meinen, regnete es scharfe Proteste dagegen, daß ein dermaßen widerwärtiger, anstößiger und das sittliche Gefühl wie den guten Geschmack gleich beleidigender Kunsterguß als Programm jedem Theaterbesucher, dazu den gerade heute stark vertretenen jugendlichen, quasi aufgedrängt werden darf. Der empörten Verwahrung von seiten der Eltern und der katholischen Presse — die übrigen Blätter beschränkten sich auf den Abdruck in referierendem Sinne — schloß sich die von der Kanzel verlesene Aufforderung der Geistlichkeit beider Konfessionen an, den Kindern den Besuch des Schauspielhauses zu verbieten, solange die Direktion keine Garantien zur Umkehr gebe. Vorher schon hatten sich die Direktoren der höheren Schulen Düsseldorfs zu demselben Verbot genötigt gesehen, da die Ausgabe des beanstandeten Heftes ruhig weiter vor sich ging, und die Direktion des Schauspielhauses sich damit aus der Affäre gezogen zu haben glaubte, daß sie Hans Franck als völlig selbständig verantwortlich für den Inhalt der Maskenhefte angab.

Auch in der Stadtverordnetensitzung kam das Aergernis zur Sprache, das um so peinlicher in der Zeit, die mit Gut und Blut um deutsche Ideale und deutsche Erneuerung ringt, und das um so unerhörter, wie der Stadtverordnete Justizrat Dr. Liertz es ausdrückte, empfunden wird, da die Stadt das Schauspielhaus mit einer jährlichen Subvention von 100 000 ℳ unterstützt. Er hatte dabei mit bezug auf die Entgleisung der „Masken" den Ausdruck „Scheinkunst" gebraucht, die unter dem Deckmantel der Kunst Gift in unser Volk und unsere Jugend bringe, und im Hinblick auf die Rückfälligkeit Entziehung der Subvention beantragt. Worauf sich die Mitglieder des Schauspielhauses in einer öffentlichen Erklärung an die Bürgerschaft wandten mit der Aufforderung, sie in der „Freiheit ihres Schaffens und in ihrer sozialen Existenz zu schützen." Aber sie hätten aus dem Arsenal die Waffen der „pflichtstrengen Auffassung ihres Berufes" und ihres „hohen künstlerischen Ernstes" gar nicht hervorzuholen brauchen. Denn nicht sie hatte man dort verantwortlich gemacht, wo sie naturgemäß gar keinen Einfluß haben, und wenn man sich schon mit dem Spielplan des Schauspielhauses nicht immer rücksichtslos einverstanden erklären kann, so steht doch die durchgebildete künstlerische Disziplin der Schauspielhauskräfte als anerkannt maßgebender Faktor im Kunstleben Düsseldorfs und der Rheinlande verbucht. Die häßliche Angelegenheit endete also damit, daß die Direktion Dumont-Lindemann die in Betracht kommenden Stellen mit folgender Entschließung bekannt machte:

„Nach den unliebsamen Vorkommnissen, hervorgerufen durch zwei in der Halbmonatsschrift abgedruckte Aufsätze H. W. Fischers, mit denen wir uns menschlich wie künstlerisch nicht einverstanden erklären, und deren Ton und Inhalt im Widerspruch zu einer ausdrücklichen Abmachung über das literarische Gesicht der „Masken" steht, haben wir den Vertrag mit dem ideell wie gesetzlich allein hierfür Verantwortlichen, mit dem bisherigen Leiter der „Masken", Hans Franck, gelöst. Herr Franck tritt mit dem heutigen Tage aus der Redaktion der „Masken", aus dem Verband des Schauspielhauses, dem er als Dramaturg angehörte, und aus der „Höheren Bildungsanstalt für Bühnenkunst" aus."

Der Text ist in dem von gewisser Seite angekündigten „energischen Strauß mit den Muckermännern" von Interesse. Der „Berl. B.-C." spöttelt, daß „einige sexuelle Stellen dieser längst in Deutschland von der Zensur unbeanstandet gelassenen Schriften" (die erste Veröffentlichung liegt zehn Jahre zurück) „den Unwillen unmaßgeblicher Beurteiler erregt" und eine „Hetze", einen „Entrüstungsfeldzug" verursacht haben. Daß der Schutzverband Deutscher Schriftsteller sich seines Mitgliedes Hans Franck annimmt, mag, da dessen soziale und wirtschaftliche Interessen in Mitleidenschaft gezogen sind, begreiflich sein.

Daß eine in „modernen Prinzipien" dahinsegelnde Presse sich in billigen Witzchen wider die „Sittlichkeitsschnüffler" — billig deshalb, weil in Ermangelung der beanstandeten Stellen dem Außenstehenden die Erkenntnis für die Schwere des Falles fehlt — ergeht, nimmt den Eingeweihten nicht weiter wunder. Schließlich, wer an „naturalistischen" Gedichten sexuellen Inhalts und an der zynischen und brutalen Behandlung der heiligsten Menschheitsprobleme künstlerische Freude und literarische Erbauung findet, der mag, soweit ihm der Zensor das erlaubt, den Erwerb dieser Lektüre sich leisten. Wogegen man sich im Fall „Masken" verwahrte, ist die Ueberschwemmung von wehrlosen Theaterbesuchern, denen mit dem Abendprogramm diese literarischen Schamlosigkeiten aufgedrängt werden, die in urteilslosen Köpfen eine heillose Verwirrung der Begriffe anrichten und für Ernstdenkende beleidigende Unflätigkeiten sind.

Der Fall „Masken" ist von mehr als lokaler, er ist von symptomatischer Bedeutung als Zeichen einer Strömung, die mit unerhörtem Reklameapparat weite Kreise an sich zu ziehen versucht. In diesem Zusammenhang ist die Zuschrift eines Arztes an das „Düsseld. Tagebl." von vielsagender Bedeutung: „Als ich vor Jahren einmal mit meiner 17jährigen Tochter das Schauspielhaus besuchte und dort beim Lesen der „Masken" einen von widerwärtig sinnlichen Bemerkungen strotzenden Aufsatz fand, schrieb ich darüber eine Beschwerde an die Leitung des Schauspielhauses, indem ich ausdrücklich auf meine Tochter hinwies, welcher das Heft ja ebensogut hätte in die Hand fallen können. Die eigenhändige Antwort des damaligen Dramaturgen lautete: Er könne in dem Aufsatz nichts Unrechtes finden. Wenn ein siebzehnjähriges junges Mädchen derartiges noch nicht lesen dürfe, so könne er das nur bedauern." (!)

Hier wird noch Vieles zu sagen und noch viel mehr zu tun sein von seiten einer klarsehenden und grundsatztreuen Führung in unserem Lager, die sich nicht in bloßer Abwehr erschöpfen kann, sondern ihrerseits unter den verfügbaren Kräften eine strenge Auslese treffen und alle moralischen und finanziellen Mittel mobilmachen muß, die geeignet sind, jener Geschäftsuntüchtigkeit ein wirksames Gegengewicht zu bieten. Den Kampf der Weltanschauung gegen eine verderbliche Strömung undeutscher Art zu führen, muß Ehren- und Gewissenssache aller sein, die die Herabwürdigung der Kunst zum Propagandamittel für eine laszive und zynische Lebensauffassung als Versündigung am deutschen Wesen empfinden und die sich, wie im Fall „Masken", gegen die Vergewaltigung ihrer Ideale und Ziele mannhaft zur Wehr setzen.

* * *

Nachschrift der Redaktion. Während diese Ausführungen für den Druck vorbereitet wurden, erschien in den „M. Neuest. Nachr." (Nr. 556 vom 3. Nov.), die sich an dem „Strauß mit den Muckermännern" selbstverständlich gleich beteiligten, folgende Erklärung der Direktion Dumont-Lindemann:

„Wir haben uns bisher der Oeffentlichkeit gegenüber in der widerwärtigen Angelegenheit der „Masken" so zurückgehalten, daß wir uns nicht wundern, daß der Oeffentlichkeit entscheidende Tatsachen nicht bekannt sind. Möchte doch die Presse uns in unserem ferneren Kampfe gegen die Dunkelmänner, denen der Fall „Masken" nur ein Vorwand war, um das verhaßte Düsseldorfer Schauspielhaus und seine Freiheit zu treffen, beistehen! Wir sind fest überzeugt, daß keine einzige deutsche Zeitung ihren Lesern das Gedicht und den Aufsatz Hans W. Fischers, wie sie das Heft 2 unserer „Masken" leider brachte, mitteilen würde: sowie Sie uns vom Gegenteil überzeugen, indem Sie die Veröffentlichung vornehmen, wollen wir uns schuldig bekennen. Aber auch dann läge der Fall noch anders: die „Masken" sind ein Organ, das jeder Theaterbesucher obligatorisch mit dem Programm erwirbt; wir geben oft Vorstellungen, die für halbwüchsige Menschen und geradezu Kinder geeignet sind, und wir beklagen aufs tiefste, daß einem so zusammengesetzten Publikum Brutalitäten und Deutlichkeiten krassester Art in die Hand gegeben wurden, die keineswegs für Unreife und Halbreife bestimmt sein können. Gegen Hans W. Fischer sagen wir damit gar nichts: die Behandlung brutaler Stoffe und ein kraß anspringendes Temperament sind Dichterrecht; aber nicht alles, sei es noch so originell und berechtigt, paßt an jeden Ort. Hans Franck kannte diesen Sachverhalt genau und hatte uns bei einer früheren Gelegenheit, wo er auch schon Staatsanwalt und Sittlichkeitsschnüffler gegen uns mobil gemacht hatte, fest versprechen müssen, Beiträge sexuellen Charakters von den „Masken" ganz fern zu halten. Diesmal brach ein Sturm und eine Hetze ohnegleichen los: den Schülern von ihren Schulbehörden, den Gläubigen beider christlichen Konfessionen von den Kanzeln herunter wurde der Besuch des Schauspielhauses verboten; ein Boykott wurde verhängt, der sofort so wirkte, daß unser Werk, das wir mit ganzer Kraft fortzuführen gedenken, in schwerster Gefahr stand. Trotzdem hätten wir zu Franck gehalten, obwohl er sich schwer gegen eine ausdrückliche Verpflichtung und allgemeine Menschenpflicht vergangen hat, wenn nicht sein Verhältnis zu uns und unserer Wirksamkeit schon lange so gewesen wäre, daß eine baldige Trennung ganz unausbleiblich war. Niemand verstehe falsch: Nichts sagen wir gegen Hans Francks unantastbare Ehrenhaftigkeit und seine Gaben oder seine Eignung für den Posten, den er bei uns einnahm, aber er wie wir wußten, daß die Harmonie zwischen uns entscheidend gestört war, und daß unsere Wege auseinandergingen. Unter diesen Umständen haben wir getan, was er selbst hätte tun müssen: wir haben uns von ihm getrennt, um unser Werk zu retten, das er in ernsteste Gefahr gebracht hat. Nichts soll uns künftig wie bisher hindern, Werke der Freiheit und des Schwungs aufzuführen; da wird auf keine Kategorie des Publikums Rücksicht genommen; es braucht niemand ins Theater zu gehen, ehe er nicht etwas von dem Charakter eines Stückes weiß; aber den Besuchern z. B. der „Minna von Barnhelm" unterschiedslos krasse sexuelle Brutalitäten obligatorisch in die Hand zu geben, war ein Unrecht, das wir wieder gut machen mußten."

Diese Erklärung, die eine bemerkenswerte Ergänzung zu der oben mitgeteilten, in Düsseldorf veröffentlichten Entschließung bietet, ist ein klassisches Zeugnis für den Seelenzustand der Direktion Dumont-Lindemann wie für die Stärke ihrer Logik, die sich aus einem Vergleich der von uns durch Sperrdruck hervorgehobenen Stellen ergibt. Die Direktion anerkennt ausdrücklich das schwere Unrecht, das Franck begangen, und trotzdem hätte sie zu ihm gehalten, wenn nicht andere Gründe die Trennung notwendig gemacht hätten, sie verurteilt selbst in schärfsten Worten das Vorgehen ihres Dramaturgen und bestätigt so ausdrücklich die Berechtigung der Protestbewegung und trotzdem der alberne Ausfall gegen die „Dunkelmänner" und „Sittlichkeitsschnüffler", denen unlautere Motive untergeschoben werden und fernerer Kampf angesagt wird! Vermutlich sind solche logische Sprünge ebenfalls Zeichen „der Freiheit und des Schwungs", welche die Direktion für ihren Spielplan in Anspruch nimmt. Sie wird damit rechnen müssen, daß ihr auch in Zukunft die „Dunkelmänner" ebenso energisch wie diesmal entgegentreten werden, wenn jene Freiheit und jener Schwung zu ähnlichen Exzessen führt.

Chronik der Kriegsereignisse.

Bereitschaft der Entente-Regierungen zum Friedensschluß.

Die durch Funkspruch in Berlin eingetroffene Note der Vereinigten Staaten vom 5. November 1918 lautet in der Uebersetzung:

In meiner Note vom 23. Oktober 1918 habe ich Ihnen mitgeteilt, daß der Präsident seinen Notenwechsel den mit den Vereinigten Staaten verbundenen Regierungen übermittelt hat, mit dem Anheimstellen, falls diese Regierungen geneigt sind, den Frieden zu den angegebenen Bedingungen und Grundsätzen herbeizuführen, ihre militärischen Ratgeber und die der Vereinigten Staaten zu ersuchen, den gegen Deutschland verbundenen Regierungen die nötigen Bedingungen eines Waffenstillstandes zu unterbreiten, der die Interessen der beteiligten Völker in vollem Maß wahrt und den verbundenen Regierungen die unbeschränkte Macht sichert, die Einzelheiten des von der deutschen Regierung angenommenen Friedens zu gewährleisten und zu erzwingen, wofern sie einen Waffenstillstand vom militärischen Standpunkt für möglich halten.

Der Präsident hat jetzt ein Memorandum der alliierten Regierungen mit Bemerkungen über diesen Notenwechsel erhalten, das folgendermaßen lautet:

„Die alliierten Regierungen haben den Notenwechsel zwischen dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und der deutschen Regierung sorgfältig in Erwägung gezogen. Mit den folgenden Einschränkungen erklären sie ihre Bereitschaft zum Friedensschluß mit der deutschen Regierung auf Grund der Friedensbedingungen, die in der Ansprache des Präsidenten an den Kongreß vom 8. Januar 1918, sowie der Grundsätze, die in seinen späteren Aussprachen niedergelegt sind.

Sie müssen jedoch darauf hinweisen, daß der gewöhnlich sogenannte Begriff der „Freiheit der Meere" verschiedene Auslegungen einschließt, von denen sie einige nicht annehmen können. Sie müssen sich deshalb über diesen Gegenstand beim Eintritt in die Friedenskonferenz volle Freiheit vorbehalten."

„Ferner hat der Präsident in den in seiner Ansprache an den Kongreß vom 8. Januar 1918 niedergelegten Friedensbedingungen erklärt, daß die besetzten Gebiete nicht nur geräumt und befreit, sondern auch wiederhergestellt werden müssen. Die alliierten Regierungen sind der Ansicht, daß über den Sinn dieser Bedingung kein Zweifel bestehen darf. Sie verstehen darunter, daß Deutschland für allen, durch seine Angriffe zu Lande, zu Wasser und in der Luft, der Zivilbevölkerung der Alliierten und ihrem Eigentum zugefügten Schaden Ersatz leisten soll."

Der Präsident hat mich mit der Mitteilung beauftragt, daß er mit der im letzten Teile des angeführten Memorandums enthaltenen Auslegung einverstanden ist. Der Präsident hat mich ferner beauftragt, Sie zu ersuchen, der deutschen Regierung mitzuteilen, daß Marschall Foch von der Regierung der Vereinigten Staaten und den alliierten Regierungen ermächtigt worden ist, gehörig beglaubigte Vertreter der deutschen Regierung zu empfangen und sie von den Waffenstillstandsbedingungen in Kenntnis zu setzen. Robert Lansing.

Beginn der Waffenstillstandsverhandlungen.

Berlin, 7. November. Folgender Funkspruch ist diese Nacht von deutscher Seite hinausgegangen:

„Die deutsche Oberste Heeresleitung auf Anordnung der Regierung an den Marschall Foch! Nachdem die deutsche Regierung im Auftrage des Präsidenten der Vereinigten Staaten benachrichtigt ist, daß Marschall Foch ermächtigt ist, beglaubigte Vertreter der deutschen Regierung zu empfangen, um ihnen die Waffenstillstandsbedingungen mitzuteilen, sind folgende Bevollmächtigte ernannt: General der Infanterie v. Gündell, Staatssekretär Erzberger, Gesandter Graf Oberndorff, General v. Winterfeld, Kapitän zur See Vanselow. Die Bevollmächtigten bitten um die Mitteilung durch einen Funkspruch, wo sie mit Marschall Foch zusammentreffen können. Sie werden, begleitet von Kommissaren und Dolmetschern, nebst dem Unterpersonal in Kraftwagen an dem zu bezeichnenden Orte eintreffen. Die deutsche Regierung würde es im Interesse der Menschlichkeit begrüßen, wenn mit dem Eintreffen der deutschen Delegation an der Front der Alliierten eine vorläufige Waffenruhe eintreten könnte."

Marschall Foch hat darauf gefunkt: „An das deutsche Oberkommando von Marschall Foch: Wenn die deutschen Bevollmächtigten mit

Marschall Foch wegen eines Waffenstillstandes zusammentreffen wollen, mögen sie sich bei den französischen Vorposten auf der Straße Chimay—Fourmies—La Capelle—Guise einfinden. Es sind Befehle erlassen, sie zu empfangen und an den für die Zusammenkunft bestimmten Ort zu geleiten."

Die Waffenstillstandsbedingungen.

Berlin, 10. November. Folgendes ist der Auszug aus den Waffenstillstandsbedingungen:

1. Inkrafttreten sechs Stunden nach Unterzeichnung.
2. Sofortige Räumung von Belgien, Frankreich, Elsaß-Lothringen binnen 14 Tagen. Was an Truppen nach dieser Zeit übrig bleibt, wird interniert oder kriegsgefangen.
3. Abzugeben 5000 Kanonen, zunächst schwere, 30 000 Maschinengewehre, 3000 Minenwerfer und 2000 Flugzeuge.
4. Räumung des linken Rheinufers, Mainz, Koblenz, Köln besetzt vom Feinde auf Radius von 30 Kilometer Tiefe.
5. Auf rechtem Rheinufer 30 bis 40 Kilometer tiefe neutrale Zone, Räumung in 11 Tagen.
6. Auf linkem Rheinufer-Gebiet nichts hinwegführen, alle Fabriken, Eisenbahnen usw. sind intakt zu belassen.
7. 5000 Lokomotiven, 150 000 Waggons, 10 000 Kraftwagen abzugeben.
8. Unterhalt der feindlichen Besatzungstruppen durch Deutschland.
9. Im Osten alle Truppen hinter die Grenze vom 1. August 1914 zurücknehmen; Termin dafür nicht angegeben.
10. Verzicht auf Verträge von Brest-Litowsk und Bukarest.
11. Bedingungslose Kapitulation von Ostafrika.
12. Rückgabe des Standes der belgischen Bank, des russischen und rumänischen Goldes.
13. Rückgabe der Kriegsgefangenen ohne Gegenseitigkeit.
14. Abgabe von 100 U-Booten, 8 leichten Kreuzern, 6 Dreadnoughts; die übrigen Schiffe desarmiert und überwacht von den Alliierten in neutralen oder alliierten Häfen.
15. Sicherheit der freien Durchfahrt durch Kattegat, Wegräumung der Minenfelder und Besetzung aller Forts und Batterien, von denen aus diese Durchfahrt behindert werden könnte.
16. Die Blockade bleibt bestehen. Deutsche Schiffe dürfen weiter gechartert werden.
17. Alle von Deutschland für Neutrale verhängten Beschränkungen der Schiffahrt werden aufgehoben.
18. Waffenstillstand dauert 30 Tage.

Berlin, 10. November 1918. Amtlich. Heute morgen fand eine Beratung der Staatssekretäre statt. Nach Bekanntgabe der Waffenstillstandsbedingungen wurden diese angenommen. Entsprechende Weisungen sind der Friedensdelegation gegeben.

Die Regierung ersucht Wilson um Milderung der Friedensbedingungen.

Berlin, 11. November 1918. Amtlich. Heute nacht ist folgende Note an Lansing gefunkt worden:

Herr Staatssekretär!

Ueberzeugt von der Gemeinsamkeit der demokratischen Ziele und der Ideale hat sich die deutsche Regierung an den Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten mit der Bitte gewendet, den Frieden wiederherzustellen. Dieser Frieden sollte den Grundsätzen entsprechen, zu welchen sich Präsident Wilson stets bereit erklärt hat. Er sollte eine gerechte Lösung der strittigen Fragen und eine dauernde Versöhnung der Völker zum Zwecke haben. Der Herr Präsident hat ferner erklärt, daß er nicht mit dem deutschen Volke Krieg führe und daß es in seiner friedlichen Entwicklung nicht behindert werden solle.

Die deutsche Regierung hat die Bedingungen für den Waffenstillstand erhalten. Nach einer Blockade von 50 Monaten würden diese Bedingungen, insbesondere die Abgabe von Verkehrsmitteln und die Erhaltung der Besatzungstruppen bei gleichzeitiger Fortdauer der Blockade die Ernährungslage Deutschlands zu einer verzweifelten gestalten und den Hungertod von Millionen von Männern, Frauen und Kindern bedeuten.

Wir mußten die Bedingungen annehmen. Wir machen aber den Präsidenten feierlich und erneut darauf aufmerksam, daß die Durchführung der Bedingungen im deutschen Volke das Gegenteil der Gesinnungen erzeugen muß, die eine Voraussetzung für den Neuaufbau der Völkergemeinschaft bilden und einen dauernden Rechtsfrieden verbürgen.

Das deutsche Volk wendet sich daher in letzter Stunde nochmals an den Präsidenten mit der Bitte, auf eine Milderung der Bedingungen bei den Alliierten hinzuwirken.

Der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes: Solf.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Fortgang der Kämpfe. Besonders schwer zwischen Oise und Aisne. Kein feindlicher Durchbruch.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

22. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. An der Lys und Schelde Infanteriegefechte. Mehrfach suchte der Feind mit kleineren und stärkeren Abteilungen die Flüsse zu überschreiten. Nordöstlich von Kortryk drang er mit Panzerwagen, südöstlich vor Kortryk mit starken Kräften gegen unsere Linien vor. Er wurde überall verlustreich abgewiesen. Engländer besetzten die von uns geschonten Kirchtürme von St. Amand mit Maschinengewehren.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Französische Angriffe, die am Morgen nördlich der Serre, am Nachmittag auf breiter Front zwischen Oise und Serre gegen unsere Linien vorbrachen, wurden abgewiesen. Nordwestlich von Mesbrecourt führten schlesische Truppen einen erfolgreichen Gegenangriff durch. Auf den Aisnehöhen östlich von Vouziers dauern heftige Kämpfe an. Württembergische Regimenter haben im Verein mit preußischen und bayerischen Bataillonen dem Feind in erfolgreichem Gegenangriff die Höhen östlich von Vandy, zwischen Ballay und Chestres und nördlich von Falaise wieder entrissen und gegen starke Gegenangriffe des Gegners behauptet.

Heeresgruppe Gallwitz. Nach heftiger Artillerievorbereitung griff der Amerikaner nördlich von Sommerance und in breiterer Front beiderseits von Bantheville an. Im Feuer und im Gegenstoß sind die Angriffe des Gegners gescheitert.

Aus einem Geschwader von etwa acht feindlichen Flugzeugen, das Ortschaften im Lahn-Tal angriff, wurden vier Flugzeuge abgeschossen.

23. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Die Kämpfe in der Lys-Niederung dauern an. Heftige Angriffe des Gegners beiderseits von Deinze; nördlich der Stadt wurden sie abgewiesen, südlich der Stadt nach anfänglichem Geländegewinn durch Gegenstoß westlich der Straße Deinze—Olsens zum Stehen gebracht. Oestlich von Kortryk wurden wir vom Westrand von Vichte auf den Ostrand zurückgedrückt. Beiderseits des Ortes sind starke feindliche Angriffe gescheitert. In erbittertem Kampf wurden die Höhen bei Keiberg vom schlesischen Reserve-Infanterie-Regiment Nr. 10 gegen vierfachen Ansturm des Gegners gehalten.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz. Südlich von Marle räumten wir den vorübergehend verteidigten Brückenkopf an der Serre und Souche und nahmen unsere Linien hinter die Bachabschnitte zurück. Auf dem östlichen Aisneufer beiderseits von Vouziers und östlich von Olizy haben die Kämpfe größeren Umfang angenommen. Unter stärkstem Artillerieeinsatz griff der Feind am frühen Morgen zwischen Terron und Falaise an. Auf den Höhen westlich von Ballay konnte der Angriff etwas Boden gewinnen. An der übrigen Front ist er vor unserer Linie gescheitert. Auch am Nachmittag brach der Feind nach erneuter stärkster Artillerievorbereitung zum Angriff vor. Das 1. bayerische Infanterie-Regiment unter Führung seines Kommandeurs, Major Schmidtler, hat in zäher Verteidigung die Höhe von Chestres gegen mehrfachen Ansturm überlegenen Gegners gehalten. Auch auf der übrigen Front wurde der Feind unter schweren Verlusten für ihn abgewiesen.

24. Oktober. In der Lys-Niederung dauern Teilkämpfe an. Beiderseits von Vichte setzten wir uns in letzter Nacht vom Gegner etwas ab und schlugen den Feind, der gestern in der Gegend von Katestraat angriff, zurück. Auf feindlicher Seite haben sich belgische Landeseinwohner an diesen Kämpfen beteiligt.

Beiderseits von Solesmes und Le Cateau nahm der Engländer mit frisch eingesetzten Divisionen auf fast 30 Kilometer breiter Front seine mit großen Zielen angesetzten Angriffe wieder auf. Am Harpiesrand ist der erste Ansturm am frühen Morgen gescheitert. In wiederholten Angriffen stieß er im Laufe des Tages beiderseits Roneries bis in Gegend von St. Martin und Solesmes und mit Teilen auf Beaudignies vor. In der Mitte der Schlachtfront brachten wir den beiderseits der Römerstraße Le Cateau—Bavai angreifenden Feind in der Linie Poi—Bousies zum Stehen. Südöstlich von Le Cateau sind mehrfache Anstürme des Gegners völlig gescheitert. Zwischen Pommereuil und Castillon konnten schleswig-holsteinische, mecklenburgische, hanseatische und württembergische Regimenter hier gegen gewaltige Uebermacht ihre Stellungen behaupten. Südlich von Catillon blieben die gegen den Sambre-Oise-Kanal vorbrechenden Angriffe vor diesem in unserem Feuer liegen.

Zwischen Oise und Serre teilweise Artilleriekampf, dem auch am Norduser der Serre feindliche Angriffe folgten. Sie wurden in unserem Feuer und durch Gegenstoß abgewiesen. Das eng bewohnte und mit Flüchtlingen angefüllte Monteornet liegt unter starkem französischen Feuer. Bayerische und württembergische Pioniere haben die Höhen nordöstlich von Vouziers gegen viermaligen Ansturm gehalten. Zwischen Olizy und Grandpré schlugen elsässisch-lothringische, thüringische und hessische Regimenter feindliche Angriffe ab.

Auf beiden Maasufern nahmen die Angriffe der Amerikaner wieder größeren Umfang an. Aus den Wäldern von Bantheville und nördlich von Cunel stießen sie mit starken Kräften und von Panzerwagen begleitet gegen unsere Linien vor. Sie wurden abgewiesen und erlitten in unserem zusammengefaßten Feuer besonders schwere Verluste. Oestlich der Maas dauerten heftige Kämpfe um die Waldhöhen beiderseits der Straße Consenvoye—Bavillers bis zum Abend an. In harten Kämpfen und in erfolgreichen Gegenstößen warfen brandenburgische und hessische Bataillone den mehrfach anstürmenden Amerikaner zurück.



25. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern dauern die Kämpfe in der Lys-Niederung an. Der Feind, der wieder zurückgeworfen. Südwestlich von Deynze nahmen wir in den Südwestteil von Deynze eindrang, wurde im Gegenstoß Teile des von den Franzosen über die Lys vorgeschobenen Brückenkopfes. Oestlich von Bijve St. Eloi schlugen wir einen stärkeren Angriff, zwischen der Lys und Schelde und an der Schelde Teilvorstöße des Gegners zurück. Die Zerstörung der Ortschaften in der Schelde-Niederung durch den Gegner schreitet fort. Auch das Stadtinnere von Tournai lag unter englischem Feuer. Die Abwanderung der Bevölkerung aus diesen Gebieten nach Osten nimmt zu.

Oestlich von Solesmes und Le Cateau setzte der Engländer seine großen Angriffe fort und dehnte sie nach Norden bis an die Schelde aus. Südlich der Schelde sind sie vor unseren Linien auf den Höhen östlich des Ecaillon-Baches gescheitert. Die gegen Le Quesnoy gerichteten Angriffe drangen bis zur Bahn nordwestlich und westlich von Le Quesnoy vor. Versuche des Feindes, westlich an Le Quesnoy vorbei in nördlicher Richtung durchzustoßen, scheiterten an dem Eingreifen unserer von Sepmieres und Villers-Pol aus angesetzten Truppen. Der in breiter Front gegen den Wald von Mervał anstürmende Feind konnte in Poir-du-Nord und in Fontaine-au-Bois Fuß fassen. Im übrigen wurde er westlich der Straße Englesfontaine—Landrecies nach heftigem Kampf zum Stehen gebracht. Die gestrigen Angriffe haben dem Feinde im ganzen einen Geländegewinn von 800 bis 1000 Meter Tiefe gebracht. Größere Erfolge blieben ihm trotz seines außerordentlichen Kräfteeinsatzes auch gestern versagt.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Zwischen Oise und Serre wurden stärkere Angriffe der Franzosen abgewiesen. Wo der Feind in unsere Linie eindrang, warfen wir ihn im Gegenstoß wieder zurück. Die Höhe östlich von Chestres wurde von bayerischer und württembergischer Besatzung gegen erneute heftige Angriffe des Feindes behauptet.

26. Oktober. Ein gewaltiges, dank der glänzenden Tapferkeit unserer Truppen erfolgreiches Ringen an vielen Teilen der Front.

Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In der Lys-Niederung südwestlich von Deynze und zwischen der Lys und der Schelde brach der Feind nach heftigem Feuer zu starken Angriffen vor. Vom nördlichen Flügel des Angriffes bis zu der von Kortryk auf Oudenaarde führenden Bahn wiesen wir ihn vor unseren Linien ab. Nördlich der Schelde brachten wir den Feind nach anfänglichem geringem Geländegewinn sehr bald zum Stehen. Die neue Linie zwischen Ingoeigen und Avelgen wurde gegen wiederholte Anstürme am Nachmittage behauptet. Auf dem Kampffelde hielt die feindliche Artillerie die hinter der Front liegenden, vom Kriege bisher unberührt gebliebenen Ortschaften unter Feuer. Zum großen Teil wurden sie hierdurch zerstört. Die belgische Bevölkerung hat schwere Verluste an Toten und Verwundeten erlitten. Zwischen der Schelde und der Oise beschränkte sich der Engländer gestern auf heftige Teilangriffe; südlich von Fanars warfen wir den Feind durch umfassend angesetzten Gegenangriff in seine Ausgangsstellung zurück. Südwestlich von Le Quesnoy und nordwestlich von Landrecies scheiterten seine Angriffe vor unseren Linien.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Zwischen der Oise und der Aisne großer einheitlicher Angriff der Franzosen auf mehr als 60 Kilometer breiter Front. Seinen Hauptstoß richtete er gegen unsere Linien zwischen der Oise und der Serre, sowie zwischen Sissonne und der Aisne. Die am frühen Morgen zwischen Oise und Serre vorbrechenden Angriffe scheiterten vor unseren Linien. Am Nachmittage faßte der Feind in Villers le Sec und auf der Höhe östlich des Ortes Fuß. An der übrigen Front wurde er auch am Nachmittage abgewiesen und erlitt in unserem Feuer schwere Verluste. Am Serre- und Souche-Abschnitt konnte der Feind nur bei Mortiers und Froidmont, bei Vesles und Pierrepont unsere Linien erreichen. Truppen des Generals Freiherrn v. Lüttwitz nahmen in einheitlichem Gegenangriff zwischen Vesles und Pierrepont ihre alte Stellung wieder. An der übrigen Front hat unser Feuer den Feind am Ueberschreiten der Abschnitte verhindert. Westlich der Aisne waren die Angriffe des Gegners von starken Panzerwagen-Geschwadern begleitet. Sie sind östlich von Sissonne und beiderseits von La Selve — hier trotz siebenmaligem Ansturm — völlig gescheitert. Besonders starke Kräfte setzte der Gegner zwischen Nizy le Cante und der Aisne an. Auf den Höhen westlich der Aisne drang der Feind in unsere Stellung ein, um deren Besitz tagsüber schwer gekämpft wurde. Trotz hohem Kräfteeinsatz konnte der Feind hier von seiner Einbruchstelle am Sachsenwalde (nordwestlich von Neroy) keinerlei Vorteile mehr erzielen. Teile unserer vorderen Linie blieben in seiner Hand.

27. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern keine besonderen Kampfhandlungen. Der Feind setzt die Zerstörung der belgischen Ortschaften hinter der Front fort. Die in Otegem und Ingooigen bei Beschießung durch Brandgranaten in die Keller geflüchtete Bevölkerung kam zum großen Teil um.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Von der Oise bis zur Aisne setzte der Franzose seine Angriffe fort. Beiderseits von Origny schlugen wir sie vor unseren Linien ab. Der Gegner, der bei Pleine-Selve in unsere Stellung eindrang, wurde auf der Höhe nordöstlich des Ortes aufgefangen. Seine Versuche, von hier aus durch Angriff in nördlicher Richtung unsere Front an der Oise zu Fall zu bringen, sind unter schwersten Verlusten für den Feind gescheitert. Origny und die Höhen südöstlich davon wurden behauptet. Am Serre-Abschnitt blieben feindliche Vorstöße aus Mortiers heraus vor unseren Linien liegen. Heftige Angriffe gegen den Souche-Abschnitt zwischen Froidmont und Pierre-Pont wurden von posenschen und württembergischen Regimentern abgewiesen. Auf den Höhen westlich der Aisne stieß ein eigener örtlicher Gegenangriff gegen den Sachsenwald mit starken Angriffen zusammen, die der Feind mit weitgesteckten Zielen zwischen Nizy-le-Comte und der Aisne angesetzt hatte. Schon beim Ueberschreiten der Höhe nordwestlich von Nizy-le-Comte erlitt der Feind in unserem Artilleriefeuer schwere Verluste. Hier, sowie westlich von Bacogne sind die Angriffe des Gegners völlig gescheitert. In dem schluchtenreichen und dichtbewaldeten Gelände westlich der Aisne dauerten erbitterte Kämpfe tagsüber an. Bis zum Abend waren sie zu unseren Gunsten entschieden. Sie fanden etwa an der Straße Bacogne—Chateau—Porcien und bei Herpy ihren Abschluß.

28 Oktober. Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Zwischen Oise und Serre nahmen wir die vorgestern noch in dem vorspringenden Bogen zwischen Origny und La Ferte stehenden Truppen in die Linien westlich von Guise—östlich von Crécy an der Serre zurück. Der Feind griff gestern unsere neuen Linien südlich von Guise an; unter Anwendung zahlreicher Panzerwagen wurde er abgewiesen. Am Souche-Abschnitt scheiterten am frühen Morgen erneute Angriffe der Franzosen zwischen Froicmont und Pierrepont.

29. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Teilangriffe des Gegners wurden abgewiesen. Der Feind setzt die Zerstörung der Ortschaften an und östlich der Schelde fort. Auch Valenciennes lag unter starkem feindlichen Feuer.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Angriffe der Franzosen gegen den Oise-Kanal zwischen Etreux und Lesquielles scheiterten in unserem Artilleriefeuer. Am Souche-Abschnitt beiderseits der Straße Laon—Marle wiesen posensche und westpreußische Regimenter am frühen Morgen starke Angriffe des Gegners ab.

30. Oktober. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In der Lysniederung, zwischen Lys und Schelde bei Famars und Englefontaine wurden heftige Teilangriffe des Gegners abgewiesen. Das englische Feuer gegen die Vorstädte von Tournai und die Ortschaften der Scheldeniederung forderte wieder erhebliche Opfer unter der Zivilbevölkerung.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Am Oise-Kanal scheiterten am frühen Morgen heftige feindliche Angriffe. Nach starkem Artilleriekampf nahm der Franzose zwischen Nizy-le-Comte und der Aisne unter Einsatz zahlreicher Panzerwagen seine Angriffe wieder auf. Die in den schweren Kämpfen der letzten Tage bewährten Truppen der Armeen der Generale v. Eberhardt und v. Below haben auch gestern wieder vollen Erfolg in der Abwehr errungen. Sie schlugen den Feind auf der 18 Kilometer breiten Angriffsfront völlig zurück.

31. Oktober. Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Südlich der Oise wiesen wir am frühen Morgen heftige Angriffe der Franzosen ab. Auch die bis zum Abend nach erneuter Feuerwirkung und unter Einsatz zahlreicher Panzerwagen mehrfach wiederholten feindlichen Angriffe scheiterten.

1. November. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern hat der Feind seine Großangriffe wieder aufgenommen. Zwischen holländischer Grenze und Deinze stießen Belgier und Franzosen gegen die Lys-Front, im besonderen gegen unsere Brückenkopfstellungen auf dem Westufer des Flusses vor. Beiderseits von Zomergem nahmen wir die vorübergehend verloren gegangenen Brückenköpfe im Gegenangriff wieder. An der übrigen Front wiesen wir den Feind vor unseren Linien ab. Den Hauptangriff führten Engländer und Franzosen zwischen Deinze und der Schelde. Südlich von Deinze, bei Zulte und Anseghem drang der Gegner in unsere Linien ein. Südlich von Deinze warfen Bataillone der 2. Garde-Infanterie-Division im Verein mit dem Füsilier-Regiment Nr. 80 den über die Straße Deinze—Kruishoutem vorstoßenden Gegner wieder zurück. Beiderseits von Anseghem brachten rückwärtige Kampftruppen den Feind vor unserer Artillerie zum Stehen. Die nördlich der Bahn Kortrik—Oudenaarde kämpfenden Truppen, die den Feind vor ihren Linien abwehrten, wurden im Laufe des Tages zur Wahrung des Anschlusses an ihre Nachbarn auf die Höhen beiderseits Nokere zurückgenommen. Die Kämpfe fanden am Abend ihren Abschluß westlich der Straße Deinze—Kruishoutem und auf den Höhen der Linie Nokere, somit 1 bis 3 Kilometer östlich unserer alten vordersten Postenlinie. In der Scheldeniederung dauert die Zerstörung der Ortschaften durch die Gegner fort. Die Städte Tournai, Valenciennes und Peruwelz lagen unter englischem Feuer.

Heeresgruppe Deutscher Kronprinz: Mit frischen Kräften setzte der Feind seine starken Angriffe nordwestlich von Herpy fort. Sie sind wiederum unter schwersten Verlusten für den Feind gescheitert.



Bühnen- und Musikrundschau.

Die königlichen Hofbühnen in München führen nunmehr den Namen: „Nationaltheater“ „Großes Haus“ — „Kleines Haus“. Nach zweitägiger Unterbrechung wurde der regelmäßige Betrieb wieder aufgenommen.

Neues Theater. Direktor Schindler ist als Teilhaber in das schon früher von ihm geleitete Intime Theater in Nürnberg eingetreten, er wird „vorerst“ die Führung des „Neuen Theaters“ beibehalten. Es würde uns leid tun, wenn Dr. Schindler, dem wir sehr gute Aufführungen zu verdanken haben, sein Münchener Unternehmen über kurz oder lang aufgeben oder in andere Hände legen wollte. Auch mit „Marys großem Herz“ hatte die neue Bühne starken Erfolg. Die Komödie des in München lebenden baltischen Schriftstellers erschien vor einem halben Dutzend Jahren im Münchener Schauspielhause, fand dort durch seine in leichten Pastelltönen aufgesetzte Münchener Atmosphäre viel Gefallen, wurde jedoch auch auswärts oft gespielt, selbst in englischer Sprache. Es ist das Lustspiel von dem ewig jungen Herzen einer schönen Frau, die sich sträubt, ins Alter der Großmütter einzutreten; es ist aber dem Dichter gelungen, diese Mary so gewinnend liebenswürdig hinzustellen, daß manche das Rokoko ihrer Moral etwas nachsichtiger zu beurteilen geneigt sind.

Aus den Konzertsälen. Eine Menge glanzvoller Liederabende, die in freundlichen Tagen sehr eingehende Würdigung hätten finden müssen. So muß es mit ein paar Andeutungen genug sein. Von der Berliner Hofoper konzertierten in rascher Folge zwei Künstlerinnen, die erste, Birgitt Engell hatten wir schon als Oratoriensängerin gehört; Emmy Leisner trat zum ersten Male vor eine hiesige Hörerschaft. Man hatte mancherlei Ueberschwengliches über sie gelesen und man war dennoch nicht enttäuscht. Ihre Altstimme ist nicht übermäßig groß, aber sie ist von hoher Klangschönheit, weich und vorzüglich gebildet. Die Sopranistin Engell hat eine leichte, reizvolle Stimme von glänzender Schulung. Ihr Vortragstalent ist anmutig, liebenswürdig, bestrickend. Raucheisen war ihr, wie so vielen, ein ausgezeichneter Begleiter. Slezaks imposante Stimme und Persönlichkeit wußte wieder hinzureißen. Man weiß, daß er zarte Lyrik und Effektstücke Verdis und Puccinis in gleicher Vollendung beherrscht. Auch ein Bühnensänger, der nicht nur „nebenbei“, sondern aus besonderer Hinneigung auf dem Konzertpodium steht, ist Erb. Der Münchener Sänger macht seine stimmlichen Mittel in jeder Schattierung der Charakterisierung dienstbar, ohne die Klangschönheit zum Selbstzweck werden zu lassen. Die Neuheiten von Ehrenberg und Suter verdienten gehört zu werden. In der geistigen Verfeinerung der Liederkunst ist Therese Schnabel-Behr Erb ähnlich. Für ihren intimen Vortrag ist das Odeon fast zu groß. A. Schnabel begleitete seine Frau prächtig; es ist hier eine genußbringende Einheit zwischen Gesang und Klavierpart. Neu war uns Helga Weele, die einen Alt von Weichheit und Klangfülle besitzt. Sie bot Lieder von Schubert, Brahms und Wolf, vom Anmutigen bis zum leidenschaftlich Bewegten und fand für jeden Ausdruck überzeugenden Vortrag. Eine Neuheit Zilchers, ihres ausgezeichneten Begleiters, zeigte dessen starke Begabung von neuem. Von bestechendem Klangreiz ist der Mezzosopran von Adele E. Gotthelft, in deren Vortragskunst der heiße Atem der Leidenschaft fühlbar wird. Ihre Partnerin Elsa Kraus ist eine Pianistin von Rang. Kraftvoll, wenn schon etwas herb zeigt ihr Spiel hervorragende Technik und Stärke des Empfindens. Eugenie Klebes Stimme hat eine reizvolle Höhe; die Schulung ist noch weiterer Ausbildung fähig. Die Sängerin fand gute Aufnahme; auch Marie Peregrinus ist eine Künstlerin von angenehmen Mitteln, tüchtiger Schulung und warmem Empfinden. Sehr liebenswürdig wußte Josefa Kruis ihre gutgewählten Lieder von Robert Franz zu singen, die ihrer anmutigen Stimme und ihrem gefühlswarmen Vortragsstil sehr gut liegen; sehr reiche und auch gutgeschulte Stimmittel besitzt Paula Werner-Jensen. Ihr Organ hat verschiedene Töne, die von großer Klangschönheit sind. Kammermusik edelster Art bietet uns das Wendlingquartett, die Feinheit und Wärme des Zusammenspieles bleibt immer von neuem zu bewundern. Neben Mozart und Brahms boten die vier Künstler Pfitzners Streichquartet in D-Dur op. 13, das in seiner lichten, gefühlsinnigen Schönheit zu dessen glücklichsten Eingebungen gehört. — Die Uraufführung einer Sonate von Aug. Reuß boten Erika v. Binzer und K. P. Edelmann. Der Tonsetzer zeigt entschiedene Fortschritte. Seine Musik wirkt heute mehr unmittelbar empfunden, als früher und bringt manche klanglich reizvolle Einzelheit. Alex. Schuster ist ein Violoncellist von gediegener Technik, vornehmem, sicheren musikalischen Geschmack, aber die Wärme des Gefühles tritt einigermaßen zurück. Etwas herb mutet auch das Spiel von Edelgarde Berg an; es fehlt aber dieser Pianistin keineswegs an Stärke des Empfindens und so scheint uns dieses neue Talent schöne Aussichten für die Zukunft zu bieten; über gute Technik verfügt auch Alice Haßler-Landolt, doch gewann man den Eindruck als sei die Künstlerin durch eine augenblickliche Indisposition gehindert, das Beste aus dem Flügel herauszuholen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Revolution u. Wirtschaft – Sicherstellung unserer Volksernährung – Zur Demobilmachung.

Der vom Osten Europas ansetzende **revolutionierende Sturmwind** hat nach Russland und den österreich-ungarischen Ländern nunmehr auch uns erreicht und ist anscheinend, ohne Halt zu machen, auch zu der Entente hinübergedrungen. Volk und Wirtschaftskreise finden sich mit der Tatsache ab. Handel und Wandel, allen voran unsere Finanzkreise, bekunden ihren unveränderten Glauben an die deutsche Zukunft und geloben gleich der Beamtenschaft und allen übrigen massgebenden Faktoren — siehe Dr. Heim und Dr. Schlittenbauer — im Interesse der Gesamtwirtschaft, namentlich der Sicherstellung unserer Volksernährung und der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, ihre Arbeitskräfte dem Vaterlande auch weiterhin zur Verfügung zu stellen. Neben dem vordringlichsten Punkte der Volksernährung — hoffentlich folgen der mit 1. Dezember beginnenden erhöhten Brotration auch allmählich weitere Erleichterungen — und den Vorbereitungen einer ungestörten Demobilisierung, welche auf alle Fälle in Bälde vor sich gehen dürfte, verfolgt man namentlich in Bayern den ordnungsgemässen Fortgang unserer Verkehrsverhältnisse, welche dem früheren Ressortminister v. Frauendorfer übertragen worden sind.

In unseren Industrie- und Finanzkreisen hat man sich durch die politischen Ereignisse nicht abbringen lassen, die Frage der Aufbringung der unermesslich grossen Mittel zur Demobilisierung und Durchführung des Friedens, wenn er überhaupt auf Grund der harten Fochschen Waffenstillstands-Bedingungen und der Wilsonschen 14 Punkte zustande kommt, weiterhin in rascheste Behandlung zu nehmen. Das Ergebnis der amerikanischen Kongresswahlen wird dabei weniger von Einfluss sein, als die vorerst noch unbestätigte, nicht geringere Zersetzung der Land und Seestreitkräfte bei unseren Gegnern. — Von Interesse hierbei sind die von den Stadtgemeinden, wie z B. München, inzwischen bekanntgegebenen **Vorbereitungen der Demobilmachung.** Für die Ueberführung der heimkehrenden Krieger ins Erwerbsleben sind Arbeitsgelegenheiten mit genauem Programm bereitgestellt. Daneben soll eine umfassende Erwerbslosenfürsorge und die Familienunterstützung noch drei Monate nach Friedensschluss zur Durchführung gelangen. Verschiedene Faktoren, darunter die Gewerkschaften, fordern die Rückführung des Kriegsgutes und dessen Ueberleitung in die Arbeitsstätten ebenfalls als besonders vordringliche Angelegenheit der Demobilisierung. Stadt und Land sollen hieran Anteil bekommen. Alles bisher in den Rüstungsbetrieben beschlagnahmte oder überwiesene Material soll der Industrie und dem Kleingewerbe zu freiem Verkehr überlassen werden. Wie in Oesterreich, so hofft man auch bei uns mit dem Kriegsende auf das Freiwerden seither verschiedentlich zurückgehaltener Rohstoffe, Halb- und Ganzfabrikate, so namentlich der Textilerzeugung. Ein Verwertungsamt, mit dem Sitz in Berlin als Reichsstelle, ist errichtet zwecks Verwertung und Verteilung der bei der Demobilmachung freiwerdenden Heeres-, Marine- und sonstigen reichseigenen Güter. Vertreter der Bundesregierung, des Handels, der Industrie und der Landwirtschaft sind hierzu abgeordnet. Ob die neuerliche, im ersten Vierteljahr 1919 zur Durchführung geplante Tariferhöhung im Güter- und Personenverkehr der deutschen Staatseisenbahnen bei den völlig geänderten politischen Verhältnissen zur Durchführung gelangen wird, bleibt abzuwarten Dass unsere Grossindustrien, namentlich die Schwersparte, laut den jüngsten Generalversammlungen, für die Friedenswirtschaft bereits grössere Aufträge in Rechnung haben und ihre Werke mit der Umstellung in den Friedensbetrieb bereits begonnen haben, wurde allgemein begrüsst. Verschiedentliche Beurteilung dagegen fanden die neuaufgestellten Volkswirtschafsthesen Walther Rathenaus, des bekannten Präsidenten des 60,000 Personen umfassenden Konzerns der A.-E.-G. über die internationale Bewirtschaftung aller Rohstoffe. Ob eine derartige Aufteilung und gemeinsame Verwaltung aller Rohstoffe, des internationalen Absatzes und der internationalen Finanzierung ebenfalls in das Programm der revolutionären Bewegung mitaufgenommen wird, ist heute noch nicht zu sagen. Mit der Frage einer internationalen Finanzkontrolle nach dem Kriege hat sich eine Gruppe führender amerikanischer Bankfachleute im Verein mit wissenschaftlichen Vertretern der Nationalökonomie schon seit Monaten beschäftigt. Der schädliche Wettbewerb zwischen den Banken der verschiedenen Länder soll dadurch aufgehoben werden.

Das günstige Zeichnungsergebnis auf die neunte Kriegsanleihe (über 10 Milliarden), die unvermindert grosse Geldflüssigkeit und die zufriedenstellenden Berichte aus unserer Gesamtindustrie veranlassten an unseren Börsen zu Beginn der Berichtswoche eine Tendenzdrehung nach oben bei grossen Meinungskäufen. Der Abbruch der Beziehungen zu der russischen Sowjet-Regierung, die revolutionären Vorgänge und die sonstige Zuspitzung der innerpolitischen Verhältnisse brachten naturgemäss diesen Umschwung zum Stillstand und führten zur zeitweiligen Einstellung des gesamten Börsenverkehrs an den deutschen Effektenmärkten.

München M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Statt jeder besonderen Nachricht.

Todesanzeige.

Nach Gottes heiligem Willen verschied am 7. November früh 7½ Uhr unsere liebe Schwester, Schwägerin und Tante

Fräulein Anna Hoffmann

nach langer, schmerzlicher, mit christlicher Geduld ertragener Krankheit, wohlvorbereitet mit den Tröstungen unserer hl. Religion.

Um stilles Beileid und Gedenken der teuren Verstorbenen im Gebete bittet

München, November 1918

Im Namen der tieftrauernden Verwandten:
Geistl. Rat Prof. **Dr. Hoffmann.**

Von Beileidsbezeugungen bitte ich, gütigst absehen zu wollen.

Statt Karten!

Nach kurzer, tückischer Krankheit, die ihn auf einer Dienstreise befiel, entriss uns der unerbittliche Tod am 23. Oktober, nachmittags 5½ Uhr, meinen ältesten, inniggeliebten Sohn, unsern herzensguten Bruder, Schwager, Onkel, unvergesslichen Bräutigam

Alfred Fiebag

Landwirt u. Leutnant d. R., kommandiert als Gasoffizier zum Kais. deutsch. Milit.-Gouvernement Czenstochau, Inh. des Eis. Kreuzes II. Kl.

Seit Beginn des Krieges nahm er an allen Strapazen teil.

Dies zeigt mit der Bitte um das Gebet für unseren teuren Verstorbenen an im Namen aller trauernden Hinterbliebenen

Leschnitz, Oppeln, z. Z. im Felde, Berlin

verw. Frau Apotheker,
Stadtältester **Clara Fiebag**
geb. **Ehr.**

Die Beerdigung fand am Dienstag, den 29. Oktober, 9¼ Uhr vormittags in Leschnitz statt.

Es sind erschienen:

Vergangenheit u. Gegenwart. Von Dr. A. Wirth.
Das religiöse Sehnen u. Suchen unserer Zeit. Von Dr. F. Zach.
Duell und Ehre. Von M. Erzberger.
Schule und Leben. Von Weigl.
Der Idealismus. Von G. Hartwig.
Individualität u. Persönlichkeit. Von Prof. Dr. Sawicki.
Gold und Tand in der heutig. Kultur. Von Dr. Lohr.
Lebenshemmungen und Kraftquellen. Blicke in das Ringen unserer Zeit. Von Dr. Strehler.

Ideal und Leben.

Eine Sammlung ethischer Kulturfragen

Herausgegeben von

Dr. J. Klug,

Verfasser der „Apologetischen Abhandlungen“ (Gottes Welt [Lebensfragen], Gottes Wort und Gottes Sohn, Gottes Reich), des „Sonntagsbuch“, von „Der kathol. Glaubensinhalt“, „Katechismus-Gedanken“, „Das ewige Heimweh“, „Die Schule Gottes, ein Buch vom sittlichen Heldentum“, „Kriegsbriefe“.

Die Sammlung bietet eine sorgfältige Auswahl wissenschaftl. Schriftwerke in leicht verständlicher Form.

Verlag von F. Schöningh, Paderborn

Politik u. Völkerleben. Von M. Erzberger.
Königtum u. Volk. Von Dr. A. Baumann.
Energie u. Erfolg. Von Tony Kellen.
Der Schriftsteller und das Publikum. Von Tony Kellen
Lebensaufgaben und Jenseitssinn. Von Prof. Dr. Kneib.

Jeder Band modern kartoniert M. 1.—

und 20% Teuerungszuschlag.



Eigene Werkstätten.

Bruchleidende!

Lesen Sie unsere Broschüre:

Was soll ich über mein Bruchband wissen?



Gratis zu beziehen durch: **Bott & Walla**
München, Sonnenstraße 20
Spezialhaus für Chirurgie u. Orthopädie-Mechanik

Ehrensache

eines jeden Katholiken ist, sich über den Sitz unserer hl. Kirche Rom, das für uns jetzt unerreichbar ist, zu unterrichten. Die beiden nachsteh. Werke sind die besten auf dem Gebiete, und in alter Friedensausstattung noch erhältlich:

Der Papst, die Regierung und Verwaltung der hl. Kirche in Rom. Herausgegeb. von der Leo-Gesellschaft. Ein Prachtband mit mehr als 800 Bildern, Taf. usw. in glänzend. Ausstatt. 567 S. Geb. in Leinen mit Goldschn. statt Mk. 30 jetzt Mk. 20.

Die katholische Kirche a. d. Erdenrund. Mit 770 Bildern im Text, 4 Farbenbildern, 3 Karten, 88 Tafelbildern, 620 Seiten. Gebunden in Prachtband mit Goldschnitt statt M. 35 . . jetzt M. 25

— Beide Prachtwerke zusammen M. 40. —

Porto zu Lasten des Empfängers. Auf kurze Zeit beide Werke zur Ansicht, mit der Verpflichtung, dass eins behalten wird. Garantiert neue Exemplare.

Buchhandlg. Heinr. Z. Gonski, Köln, Barbarossapl. 7.

Unbezahlbar

für jeden Fabrikanten, Grossisten, Verkäufer oder Anfänger und sei er noch so gewiegt, ist das Werk

„Die Goldquelle“

3. Auflage, 400 Seiten stark, elegant gebunden! Einiges aus dem Inhalte: „Der Lizenzverkauf auf reeller leichter Basis“ — Firmengründung mit allen wichtigen Momenten — Organisation — Vertrieb — Versand — Schutzrechte.

Nur praktische Anleitungen, keine Hirngespinste, sondern eigene Erfahrungen, gestützt auf grosse Erfolge in vielen Gründungen! — Jeder Käufer dankbar! Viele Anerkennungen und Dankschreiben. — Verlangen Sie Prospekt, ehe Sie Verluste haben, das Werk schützt vor Reinfällen! Leicht verständlich und drastisch geschrieben!

„FRAPA-VERLAG“ G. m. b. H. Charlottenburg 5, General-Vertrieb J. Cernier, Berlin, Reinickendorferstr. 92.
Preis 6.50 Mk. exkl. 10% Kriegszuschlag u. Versandspesen.

Hadern und Knochen

sortiert und unsortiert.

Strumpfwolle, Neutuch, Zeitungen

kauft zu reellen Preisen von Privaten und Händlern, Anstalten, Klöstern usw.

Adolf von der Heiden, München, Baumstr. 4.

Telephon Nr. 22285. — Bahnsendung. München-Süd. Bahnlagernd.

Mess- und Kommunion-Hostien

empfiehlt genau den kirchlichen Vorschriften entsprechend und in vorzüglichster haltbarer Qualität. Kunstvolle Prägungen, auch die Kommunionhostien haben eig. Prägungen. Muster und Prospekte gratis u. franko.

Franz Hoch Kgl. Bayer. Hoflieferant
Hostienbäckerei
Bischöfl. genehmigt u. beeidigt. Pfarramtlich überwacht.

Miltenberg am Main
(Bayern) Diözese Würzburg.

Es ist Vorsorge getroffen, dass in der Hostienbäckerei Franz Hoch in Miltenberg nur reinstes Weizenmehl zur Bereitung der Hostien verwendet wird.

Miltenberg, 27. Nov. 1914.
Bischöfl. Dekanat und Stadtpfarramt.
E Roth, Geistl. Rat.
Dekanats- u. Pfarrsiegel.

Collegium Carolinum, Oberlahnstein

Kath. Internat unter geistl. Leitung für Schüler des Gymnasiums und Realprogymnasiums.

Fernruf Nr. 82. Nachhilfe durch Fachlehrer in reichstem Maße. Haushaltung durch Ordensschwestern. Prospekte durch die Direktion.

Haselmayer's Einjährig-Freiwill.-Institut in Würzburg

(staatlich genehmigt.)

Gewissenhafteste Vorbereitung für die Einj.-Freiw.-Prüfungen, bes. auch für junge Leute, welche in der Schule zurückgeblieben sind oder solche, die bereits in einem Beruf stehen. Vorzügl. Pensionat

Eintritt jederzeit.

Näheres durch die Direktion

Auskunft unentgeltlich bei

Schwerhörigkeit

Ohrensausen. Ueber bewährte Methode glänz. Anerkennungen.

Sanitas, Fürth i. B. Flössaustrasse 23.

Katholischer Priester sucht Stelle

in Schwesternkloster, Studienanstalt, Krippenheim, Waisen- od. Krankenhaus, als Schloßgeistlicher oder zur Vertretung eines kranken Pfarrers usw. Gefl. Offerten erbeten unt. B. H. 18603 an die Geschäftsstelle der Allgem. Rundschau, München.

Die „Allg. Rundschau“ das Anzeigenorgan des Buchhandels!

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 47. München, 23. November 1918. XV. Jahrgang.

Revolution und Staatsrecht.

Von Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. K. Beyerle, München.

Die Frage, wie es so weit kommen konnte, ist in der harten Not der Stunde müßig. Verlorener Krieg und Staatsumwälzung, beides kam über Nacht mit der Gewalt des Schicksals. Auch die Frage, in welchem inneren Verbande beide stehen, tritt im Augenblick zurück. Viel wichtiger schon und in der Blitzesfolge der Ereignisse je nach den Nachrichten des Augenblicks bald so, bald so beantwortet, ist die, in welchem Verhältnis Tatsache und Verlauf der Revolution zur Gestaltung der Friedensbedingungen stehen. Sie führt in den Kern der ernsten Selbstbesinnung hinein, zu der uns der schreckliche Schlußakt des Völkerringens zwingt. Wir würden von unserem Standpunkte nie an eine solche Staatsumwälzung gedacht haben. Das erste versöhnende Element aber in der geschaffenen Tatsache ist, daß sie nicht, wie anfänglich befürchtet wurde, unser Los unter allen Umständen noch schlimmer gestaltet. Die radikale Demokratisierung, die sie gebracht hat, zwingt die fremden Machthaber, mit den daraus für sie selbst drohenden Gefahren zu rechnen, und gibt den gemäßigten Elementen in den feindlichen Ländern die Mittel in die Hand, ihre Regierungen auf deren feierlich verkündete Grundsätze festzulegen und sie mit ihren eigenen geistigen Waffen zu schlagen. Heute schon gehört es zum Gemeingut aller besonnenen Elemente in Deutschland, daß diese günstige Einwirkung sich nur dann dauerhaft erweisen wird, wenn die öffentliche Ordnung vor weiteren Erschütterungen bewahrt bleibt und unser Volk, das sich in 4 1/2jährigem Kampf und Leid durch Selbstzucht und Organisationsgabe groß erwiesen hat, mit diesen ererbten Tugenden seines Wesens einer neuen Zeit die Wege zu bereiten weiß.

Kaum je ist in einer großen Nation unter gleich unsagbaren äußeren Schwierigkeiten eine solch tiefgreifende Umwälzung im eigenen Hause erfolgt. Das Dasein des Staates und das Leben jedes einzelnen Staatsbürgers sind in Gefahr. Wir müssen in dem vollen Inhalt dieser zwei Worte die eisernen Klammern fühlen, mit denen das Schicksal uns zusammenschweißt; wir gläubigen Christen dürfen darin die Mahnung der Vorsehung erblicken, uns unentwegt in den Dienst der Gesamtheit, der Ordnung und der Wohlfahrt im Staate zu stellen, der derselbe Staat bleibt, mögen auch seine alten Formen zerbrechen. Als Staatsvolk werden wir nicht der Besiegte sein.

Wo stehen wir? Wohin steuern wir? Das Verpflichtende jener Erkenntnis läßt uns diesen Fragen guten Gewissens und mit ruhiger Ueberlegung ins Auge schauen.

Wo stehen wir? Gibt es einen rechtlichen Boden für die heutige Revolutionsgewalt? Gibt es Grenzen für ihre Befugnisse? So wird heute von vielen gefragt. Nachdem Abdankungen und hochherzige Eidesentbindungen deutscher Fürsten die schlimmsten Gewissenskonflikte beiseite geräumt haben und die Möglichkeit der Mitarbeit mit den Revolutionsmännern auch den treuen Anhängern der alten Ordnung eröffnet ist, treten jene Fragen um so mehr in den Vordergrund, als wir an der Neuordnung der Dinge lediglich um der Ordnung willen mitarbeiten, ohne von heute auf morgen unsere Grundsätze preiszugeben. Wir arbeiten mit, weil wir hoffen, daß eine wahrhafte Demokratie kommen müsse, in der die verschiedenen Meinungen und politischen Kräfte Heimatrecht genießen und sich zur Geltung bringen können. Darum schließen wir uns aus voller Ueberzeugung denjenigen an, die den heutigen Zustand als vorübergehend betrachten und die endgültige Regelung von dem unverfälschten Ausdrucke des deutschen Volkwillens erhoffen. Ob es möglich sein wird, die grundlegenden Fragen nach der staatlichen Ausgestaltung unserer Zukunft durch Volksabstimmung zu entscheiden, erscheint höchst zweifelhaft. Deshalb der allgemeine Ruf nach einem verfassunggebenden Parlamente.

Augenblicklich leben wir noch mitten in der Revolution, mag uns auch schon ein befreiendes Gefühl der Beruhigung beschleichen, wenn der Zustand nur ein paar Tage als dauernd sich erwiesen hat. Die Not der Stunde, deutscher Ordnungssinn und hingebende Pflichterfüllung haben es zuwege gebracht, daß weithin im Lande Ruhe herrscht. Bis hinauf in die höchsten Beamtenkategorien ist unentwegtes Weiterarbeiten die Losung geblieben. Wenn darum diese Staatsumwälzung Bestand haben wird, so kann schon heute gesagt werden, daß noch nie eine Revolution großen Stils mit so geringen Störungen in der Staatsmaschine vor sich gegangen ist. Ja, dem oberflächlichen Betrachter verdeckt dieses geordnete Weiterlaufen des Geschäftsganges geradezu das Grundstürzende und Neue. Dennoch darf uns dieser geordnete Fortgang der öffentlichen Verwaltung und Fürsorgetätigkeit nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir augenblicklich in einem staatsrechtslosen Zustand leben, was die Grundlage der heutigen Staatsgewalt angeht. Daran ändert nichts, daß die regierenden Männer sich bemühen, die Rechtmäßigkeit ihres Auftretens aus dem Volkswillen zu begründen. Es ist auch nicht viel mehr als ein vager Vergleich mit einem ordnungsmäßig begründeten Verfassungszustande, den uns soeben der Unterstaatssekretär Dr. David in seinem Exposé an die Berliner Pressevertreter dargeboten hat. Er will die heutige Reichsgewalt, die auf dem Willen des Vollzugsausschusses des Großberliner Soldaten- und Arbeiterrates beruht, in kühner Konstruktion durch den Gesamtwillen der deutschen Soldaten- und Arbeiterräte kraft ihrer geistigen Uebereinstimmung getragen sehen. Und dies in einem Zeitpunkt, wo sich bereits zeigt, daß die Grundauffassungen in den gewählten Soldaten- und Arbeiterräten noch weit von Uebereinstimmung entfernt sind, ja, daß der Kampf gegen den im radikalen Flügel der unabhängigen Sozialisten Gefahr drohenden Bolschewismus bereits die staatserhaltende Sozialdemokratie und die bürgerlichen Kreise zu gemeinsamer Abwehr zusammenführt. Fast noch unbegreiflicher und juristisch unfaßbarer ist das Zustandekommen der augenblicklichen Regierungsgewalt in Preußen, die gleichfalls nur aus Wahlen des Berliner Arbeiter- und Soldatenrats bzw. seines Vollzugsausschusses hervorgegangen und rein sozialistisch aufgebaut ist, während die Reichsleitung unter Reichskanzler Ebert doch wenigstens noch eine größere Anzahl bürgerlicher Staatssekretäre und Fachminister beibehalten hat. Daß mit der Abdankung des Kaisers und eines großen Teiles der Bundesfürsten Grundpfeiler der Reichsverfassung zusammengebrochen sind, ist nicht zu bestreiten. Oder wer wagt es, im Augenblicke anzunehmen, daß das alte Kaisertum und der alte Bundesrat unverändert zurückkehren werden? Der Vollzugsausschuß der Berliner Revolutionsgewalt ist aber noch weiter gegangen. Er hat kurzerhand Reichstag und bundesstaatliche Einzelparlamente in ihrer heutigen Zusammensetzung für verfallen erklärt, ohne daß auch nur im Rohen die Beziehungen der Zentralgewalt im Reiche zu den Revolutionsgewalten in den Einzelstaaten geklärt wären. Wieder ist es eine sehr anfechtbare Auffassung, wenn Dr. David den Wegfall des alten Reichstags mit der Unmöglichkeit seiner ver-

fassungsmäßigen Wirksamkeit infolge der Beseitigung von Kaiser und Bundesrat zu erklären versucht. Denn derselbe Dr. David weiß ja sehr genau, daß das ganze Streben des letzten Jahres dahin gerichtet war, das Schwergewicht der Reichsgewalt in den Reichstag zu verlegen. Man hätte also wahrlich den Reichstag nicht für verfallen erklären müssen, wenn es nicht so der Wille der Revolutionsgewalten gewesen wäre. Die Zentrumsfraktionen des Reichstags und des preußischen Landtags haben soeben in einem würdigen Protest ihre Rechte gewahrt. Ein gleiches hat der Präsident der bayerischen Kammer gegenüber der Münchener Revolutionsgewalt getan.

Ueberall also stehen wir, wenn wir staatsrechtliche Maßstäbe anlegen wollen, vor einem Trümmerfeld, aus dem erst Ansätze zur Neugestaltung hervorragen. Das ist eben das Wesen der Revolution, daß sie notgedrungen immer von einer Minderheit ausgeht, sich mit Gewalt und nicht kraft Rechts der Herrschaft bemächtigt und damit einen rechtlosen Zustand schafft, der nur dadurch zum rechtmäßigen werden kann, daß sich die Neugestaltung in der Rechtsüberzeugung des Volkes hinreichend breit verankert, um in neuen verfassunggebenden Staatsakten ihre Rechtsgrundlagen zu erhalten. In einem solchen Hiatus des Staatsrechtes, in einem Zustand höchster juristischer Unsicherheit leben wir heute, indes das Vaterland zwischen Waffenstillstand, Friedensschluß und Hungersgefahr erzittert. So gut das menschliche Rechtsbedürfnis sich darin zeigt, daß die schlimmsten Völkerrechtsbrüche mit dem Schein der Rechtmäßigkeit umgeben werden, so sehr versteht man, daß die Revolutionsgewalt, überzeugt, etwas Großes und Gutes geschaffen zu haben, von der ersten Stunde an ihre Tat als rechtmäßig hinstellt und so jene Rechtsüberzeugung des Volkes vorzubereiten sucht, ohne die sie nimmermehr Bestand haben kann. Und man wird ja zugeben müssen, daß die heutigen Revolutionsgewalten in breiten Volkskreisen und vor allem im schwer geprüften deutschen Heere einen solchen Anhang haben, ohne den auch nur das bisherige Gelingen des Umsturzes unerklärlich wäre.

Damit aber beantwortet sich auch die Frage nach den Grenzen der Befugnisse der heutigen Revolutionsgewalten ganz von selbst. So wenig die sozialistische Demokratie der augenblicklichen Regierungsform verfassungsmäßiges Staatsrecht ist, so wenig ist die heutige Revolutionsgewalt an Rechtsnormen und Kompetenzabgrenzungen juristisch gebunden. Die Revolution schafft zunächst nur einen faktischen Besitzzustand, kein Recht. Wir dienen diesem faktischen Zustand, weil es das Gebot der Stunde ist, und wir harren der endgültigen Neuordnung auf den Bahnen des Rechts entgegen. Die augenblicklichen Inhaber der Macht im Staate, etwa der Berliner Soldaten- und Arbeiterrat, sind daher aber auch an keine Gesetze gebunden, an die sie sich nicht selbst gebunden halten. Darum folgen sie lediglich dem Gebot der politischen Klugheit, wenn sie, nachdem der Träger der Staatsgewalt von Grund aus umgestürzt ist, den übrigen Behördenaufbau, dessen Mitarbeit sie nicht entraten können, aber auch die sonstigen inneren und äußeren Rechtseinrichtungen und Rechtsbeziehungen des Staates im weitesten Umfang bestehen lassen, eingedenk der Tatsache, daß der Zustand von heute wohl der einer im weiten Umfang geglückten Staatsumwälzung, aber doch nur der eines schnell geschaffenen Uebergangsstadiums ist, der seine rechtliche Sanktion und Ausgestaltung erst in der Zukunft erfahren muß. Es ist darum gewiß nicht mehr als billig und klug, wenn dem Beamtenkörper des Staates seine wohlerworbenen Rechte zugesichert werden, und es ist auch zu hoffen, daß die Revolutionsgewalten ihren demokratischen Prinzipien getreu bleiben und sich nicht zu Vergewaltigungen des Rechts nach innen und außen hinreißen lassen. Ihr wohlverstandenes Eigeninteresse und die gefährdete Gesamtlage unseres Volkes müssen von solchen Experimenten abhalten, wo nur durch einträchtige Zusammenarbeit aller das Schlimmste abgewendet und die Zukunft auferbaut werden kann.

Darum wollen wir uns auch ohne Vorbehalt und mit Gottvertrauen in den Dienst unseres Volkes stellen und uns durch die Revolutionsereignisse nicht zu untätigem Abseitestehen drängen lassen. Das schmerzvolle und tiefwahre Wort Ludwig III., stets mit dem Volke und für das Volk gelebt zu haben, sei uns hier eine ernste Mahnung. Und jenem harten Spruche im Goldenen Buch der Stadt München, von hoher Hand einst geschrieben, stellen wir den anderen gegenüber:

Salus populi suprema lex est!

Was wird aus der Kirche werden?

Von Domkapitular Dr. M. Buchberger, München.

Ein gewaltiger Orkan ist über das deutsche Land und Volk hinweggebraust. Jäh, blitzartig ist er hereingebrochen. Vieles hat er entwurzelt und zerstört, was für Jahrhunderte bestimmt schien. Das war nur möglich, weil die Fundamente des alten Bauwerkes längst unterspült und unterwühlt waren und weil auch manches an diesem Bauwerk gebrechlich und morsch geworden war. Schon lange konnte eigentlich niemand mehr die Vorzeichen und Vorboten des Sturmes übersehen, aber man täuschte sich selbst. Die unersättlichen Kriegsgesellschaften und Kriegsgewinnler insbesondere glichen dem Mann der biblischen Parabel, der eifrig sich Scheunen baut und dort gierig einhamstert, bis er plötzlich zusammenschrickt vor dem Worte: „Du Tor, heute Nacht wird man deine Seele von dir fordern".

Nun weicht allmählich die anfängliche Bestürzung und Betäubung; Besinnung und Fassung kehren zurück. Man sieht sich die neue Lage an und orientiert sich. Allgemein ist bei allen Besonnenen nur das eine Urteil: jetzt sich auf den Boden der Tatsachen stellen, nur von da aus arbeiten, das Rad nicht gewaltsam zurückdrehen wollen. Wir dürfen nicht übersehen und vergessen, in welcher Lage wir sind. Wir brauchen Ruhe, Ordnung und Sicherheit, insbesondere das Zusammenarbeiten aller, damit wir nicht dem Hungertode verfallen. Mitarbeiten wollen wir jetzt ehrlich und männlich, nicht als ob wir mit beiden Füßen in die neuen Verhältnisse springen wollten, nicht als ob wir möglichst schnell uns anschmiegen und möglichst gut uns anbiedern wollten, nein, um des Volkes willen, nicht aus Mangel an Grundsätzen und Charakter. Salus populi suprema lex esto. Um des Volkes willen darf jetzt niemand rütteln an dem, was nicht auf dem Wege des Rechtes, sondern auf dem Wege der Gewalt geworden ist, um des Volkes willen muß jedermann auch diese provisorische Regierung unterstützen in der Sorge um Ordnung und um das tägliche Brot. Das werden namentlich auch Bauern und Geistliche auf dem Lande tun. Kein Geringerer hat ja in beredten und wärmsten Worten dazu aufgerufen, als der Erzbischof von München selbst.

Aber der Mensch lebt nicht allein vom Brote. Trotz der Not der Zeit, trotz der jahrelangen Entbehrungen und Nahrungssorgen, sind doch viele Tausende mehr um die geistigen Güter besorgt und bekümmert, als um die leiblichen. Sie fragen sich bange: Was soll aus der Kirche werden in den neuen Verhältnissen? Die Persönlichkeiten, die an der Spitze stehen, zum Teil weder bayerisch noch christlich, die ganze Bewegung, die hinter jenen steht, dazu die große Verbitterung unserer Zeit, die Verrohung und Verwilderung, die der Krieg mit sich brachte, sie geben Grund zu ernsten, sehr ernsten Befürchtungen. Man hört auch bereits Sturmvögel in der Luft schwirren. So brachten die „Münchener Zeitung" und die „München-Augsburger Abendzeitung" die Notiz: „Es wird kein Geheimnis daraus gemacht, daß die provisorische Regierung noch vor der Wahl und Einberufung einer Nationalversammlung tiefgreifende gesetzgeberische Reformen, vor allem auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens vornehmen will." Die erste Reform war die Namensänderung des maßgebenden Ministeriums. Aus dem K. Staatsministerium des Innern für Kirchen und Schulangelegenheiten ist ein Ministerium für Unterricht und Kultus geworden, obwohl man jetzt vier Jahre lang in überfließendem Eifer die Fremdwörter bekämpft hat und obwohl die „Angelegenheiten" im Titel zweier anderer Ministerien — des Ministeriums für militärische und soziale Angelegenheiten — neu angeführt wurden. Da war es hauptsächlich doch wohl darum zu tun, die „Kirchen" zu beseitigen und den Kultus an die zweite Stelle zu bringen.

Das eben bekannt gegebene Programm der provisorischen Regierung fordert u. a.: „Gleiche Freiheit für die Schule wie für die Kirche, Schaffung eines Volksschulgesetzes mit fachmännischer Schulaufsicht, Neuregelung der Gehalts- und Rechtsverhältnisse der Volksschullehrer, Uebernahme der Volksschullasten auf den Staat" usw. Daß diese wohlgewählten und wohlklingenden Worte in ihrem nüchternen Inhalt die Trennung von Kirche und Schule in allen ihren weittragenden Folgen bedeutet, ist kaum zweifelhaft. Die provisorische Regierung hätte allen Grund, jetzt an vordringlichere

Dinge zu denken, so z. B. wie der schrecklich zunehmenden Verwilderung und Verrohung, der rapid steigenden Straffälligkeit, dem Streunertum, der Genußsucht, der Arbeitsscheu der Jugend zu begegnen ist, denn die werden schon bald zu einer Volksgefahr und Volksplage. Die provisorische Regierung hätte auch allen Grund, Neuerungen, die so tief ins Volksgewissen und Volksleben eingreifen, auch dem Volkswillen, der Nationalversammlung zu überlassen. Denn fürs erste hat dieses Provisorium gesetzgebende Gewalt doch überhaupt nur insoweit, als es für den Uebergangszustand unbedingt notwendig ist. Jede weitere Ausdehnung wäre ein Eingriff in den Volkswillen. Sodann wäre ein solches Vorgehen doch ein Hohn gegen alle Prinzipien der neuen Staatsordnung — Bayern soll doch Freistaat und Volksstaat sein, nicht aber Oligarchie, Tyrannis und Gewaltregiment. Eine Bewegung, die Bismarcks Gewaltpolitik mit Recht auf das schärfste bekämpfte, die deshalb auch noch in einer der letzten Nummern der „Münchener Post" den Kulturkampf entschieden verurteilt, kann doch nicht mit der gleichen Politik und mit gleichen Gewaltakten sich einführen. Die Regierung dürfte sich ein solches Uebergreifen in die Rechte des Volkes auch deshalb nicht gestatten, weil sie jetzt unbedingt Ruhe und Vertrauen braucht, die durch einen Mißbrauch der Gewalt aufs schwerste gefährdet und erschüttert werden müßten. Schließlich werden die besonnenen Elemente der jetzigen Regierung sich doch auch klar sein darüber, daß sie ohne die Gebote Gottes, ohne Religion und Kirche, die völlige Anarchie auf die Dauer nicht fern halten können. Auch der Volksstaat Bayern braucht die Kirche und ihr Wirken. Ich arbeite seit Jahren in der Jugendfürsorge mit Vertretern der verschiedensten Richtungen zusammen, aber darin waren stets alle einig, daß nur die christliche Erziehung unsere Jugend vor völliger Verwilderung bewahren kann. Ein gottloses Volk, eine gottlose, sittenlose und zügellose Jugend, das ginge dem deutschen Volke noch ab, um völlig zugrunde zu gehen. Daß sie eine solche furchtbare Verantwortung auf sich laden, trauen wir den besonnenen Elementen der provisorischen Regierung nicht zu. Es wäre auch sinnlos und zwecklos, denn durch Vergewaltigung war die Kirche nie niederzukämpfen, nicht im zaristischen Rußland, nicht im kulturkämpferischen Preußen, nicht im freimaurerischen Frankreich. „Ich sage euch, meine Freunde, habt keine Angst vor jenen, die euch verfolgen" — dieses Wort des Herrn ist unser sicherer Trost und unsere unversiegbare Kraft. Das deutsche Volk hat die Probe schon einmal glänzend bestanden. Es ist auch jetzt entschlossen, seine heiligsten Güter zu wahren und zu verteidigen. Arbeiter waren die ersten, die in öffentlicher, prächtiger Versammlung in München erklärten: „Wir fordern Freiheit der Kirche, wir fordern absolute Sicherheit der Rechte der Eltern auf die Erziehung ihrer Kinder. Noch steht die Fahne der christlichen Gerechtigkeit in der Welt unbesiegt da, noch steht auf dem Marienplatz die Patrona Bavariae." Und eine Vertreterin der Arbeiterinnen legte das herrliche Bekenntnis ab: „Vor allem fordern wir vollständige Freiheit in der Uebung unseres religiösen Bekenntnisses, sonst lieber sterben!" Das katholische Volk verläßt seine Kirche nicht. Und sollten die Zeiten der ersten Christen wieder kommen, so wird auch der Geist der ersten Christen im deutschen Volke neu aufleben. Und wie das Volk zur Kirche und zum Klerus steht, so wird der Klerus zum Volke stehen. Treue um Treue. Der katholische Klerus wird nicht dem Mietling gleichen, der seine Herde verläßt, um sich feige selbst in Sicherheit zu bringen. „Der gute Hirte gibt sein Leben für seine Schafe."

Im Münchener Rathaus erklärte ein sozialistischer Abgeordneter, daß ganze Stöße Plünderungsanzeigen dort eingelaufen sind. Man hat dagegen jetzt einen „Plünderungsschutz" organisiert. Einen solchen „Plünderungsschutz" wollen wir Katholiken auch organisieren, damit Rechte und Eigentum unserer Kirche nicht geplündert werden können. Wir wollen nur auf legalem Wege unsere höchsten und heiligsten Güter verteidigen und erhalten. Daher auf zur Arbeit für die Wahlen! Arbeit in der Presse, Arbeit in den Vereinen, Arbeit in den Standesorganisationen! Der „Arbeiter" hat jetzt das Wort, daher wollen wir Arbeiter sein! Organisiert überall die Arbeit! Schafft eine Arbeitszentrale! Werbet Laienapostel! Denn diesmal heißt die Parole: „Laien vor!"

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die geretteten Planken.

Wer aus dem Schiffbruch entkommt, sieht mehr auf das Gerettete, als auf das Verlorene; das nackte Leben erscheint ihm sogar als der Güter Höchstes. Wir haben in dem politischen Taifun die Monarchen verloren und die Monarchie selbst, die alten Regierungen, die alten Landtage, sogar den Reichstag, der freilich de jure noch besteht, aber de facto kaltgestellt ist. Wer über den Verlust klagt, darf nicht vergessen, daß es noch schlimmer hätte kommen können. Was wir gerettet haben (vorläufig wenigstens), ist auch von großem Werte. Die öffentliche Ordnung besteht noch; die Verwaltungsmaschine in Reich, Staaten und Gemeinden ist in besserem Gang geblieben, wie man in den kritischen Tagen erwarten durfte; der Waffenstillstand ist abgeschlossen, die Friedensverhandlungen werden vorbereitet; eine konstituierende Nationalversammlung wird uns in nahe Aussicht gestellt.

Ein neutraler Beobachter schrieb: Die Deutschen machten alles vernünftig; auch ihre Revolution. In der Tat hat sich bisher eine tröstliche Portion von Besonnenheit und Mäßigung geltend gemacht. Doch ist der Ringkampf zwischen der Vernunft und der Leidenschaft noch nicht zu Ende. Er spitzt sich besonders in Berlin zu, wo die radikaleren Elemente der Sozialdemokratie, die Spartakusgruppe und der linke Flügel der „Unabhängigen", immer noch bestrebt sind, die Macht an sich zu reißen und die Ebert-Scheidemannsche Partei ebenso unter die Füße zu bringen, wie das ganze Bürgertum. Was unsere weitere Entwicklung bedroht, ist nicht eine Gegenrevolution, auf die allseitig verzichtet ist, sondern die Ueberrevolution, die uns aus dem deutschen Gleise in den russischen Bolschewismus mit all seinen Greueln und seinem Elend stürzen würde.

Die entscheidende Position, um die jetzt gerungen wird, ist die Nationalversammlung. Die gegenwärtige Regierung (der „Rat der Volksbeauftragten") will sie. Die Meldung allerdings, daß die Wählerlisten zum 2. Januar aufgestellt, die Wahl selbst am 2. Februar vorgenommen werden solle, war noch verfrüht. Die Durchführung wird zunächst große technische Schwierigkeiten bieten, da die Aufstellung der funkelnagelneuen Wählerlisten, die alle Jünglinge, Männer und Frauen über 20 Jahre umfassen sollen, ein gewaltiges Stück Arbeit bildet für die ohnehin schwer belasteten Behörden. Gefährlicher noch sind die politischen Hindernisse von seiten der radikalen Agitatoren und terroristischen Wähler.

Wer gibt den Ausschlag? Allem Anschein nach bilden die Soldatenräte das Zünglein an der Wage. Die Soldaten haben den Ausschlag gegeben bei der Umwälzung in Berlin. Die Soldaten haben es auch dem Nachfolger des Prinzen Max ermöglicht, sich bisher zu behaupten. Ebert hat freilich seinen Titel als Reichskanzler aufgegeben und sich als primus inter pares an der Seite von „unabhängigen" Kontrolleuren in den „Rat der Volksbeauftragten" eingliedern lassen. Doch auf die formellen Zugeständnisse kommt wenig an, so lange die gemäßigte Richtung das Heft in der Hand behält. Das wurde ihr nur möglich durch die entschiedene Haltung der Großberliner Soldatenräte, die alle Putschversuche von Liebknecht und Genossen abfallen ließen. Kritisch wurde die Lage, als der sog. Vollzugsausschuß der A. und S.-Räte sich verleiten ließ, die Anwerbung einer „Roten Garde" von 2000 Mann auszuschreiben. Ein solches Korps von Fanatikern und Beutejägern hätte uns auf dem kürzesten Weg in die russische Schreckensherrschaft hineinstoßen können. Der Einspruch der standesbewußten Soldaten machte diesem gefährlichen Abenteuer ein schnelles Ende. Nun muß sich zeigen, ob die Regierung auch auf die Soldaten rechnen kann in der Abwehr der Wühlerei gegen die Nationalversammlung.

Die letztere ist das einzige Mittel, das uns wieder zu einer festen und breiteren Grundlage der ruhigen Entwicklung verhelfen kann. Auch zum Friedensschluß brauchen wir eine einwandfreie Vertretung des deutschen Volkes, wie ja auch im Jahre 1871 die Wahl einer französischen Nationalversammlung notwendig war, um das besiegte Land völkerrechtlich vertragsfähig zu machen.

Auf jeden Fall müssen alle Bürger in ihren sämtlichen Parteien, Korporationen, Vereinen usw. sich auf die entscheidenden Wahlen vorbereiten, und zwar unverzüglich mit dem Volldampf, den die rasend schnelle Zeitströmung von jedem verlangt, der nicht in das Hintertreffen geraten will. Das gilt vor allem

für die Zentrumspartei und den ganzen christlich gesinnten Volksteil, da die höchsten sittlich-religiösen Interessen neben den wirtschaftlich-sozialen vertreten werden müssen. In erster Linie gilt es, das weibliche Geschlecht zu „politisieren", d. h. über die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten zu belehren und zur richtigen Beteiligung an der Wahl anzuleiten. Die Sozialdemokratie hat von alters her große Hoffnungen auf das weibliche Stimmrecht gesetzt und die Frauen in ihrem Agitationsbereich schon längst mobilisiert. Das Gegengewicht gegen die roten Amazonen müssen die Frauen und Jungfrauen aus den christlich gesinnten Arbeiter- und Bürgerkreisen bilden. Also lautet die Parole des Tages: Frauen heraus! Es handelt sich nicht um diese oder jene politische Streitfrage, sondern um die Grundlagen der Familie, der Kindererziehung, des religiösen und sittlichen Lebens, um die ganze Zukunft des christlich-deutschen Volkstums.

Die Waffenstillstandsbedingungen.

Was die Feinde in Versailles aufgesetzt und unserer Abordnung diktiert hatten, war grausam und maßlos, nicht nur mit unerträglichen, sondern sogar mit physisch unmöglichen Forderungen gespickt. Da zunächst jede Verhandlung abgelehnt wurde, mußten unsere Vertreter auf jeden Fall unterschreiben. Aber sie brachten es doch zu einer „nicht offiziellen" Aussprache, und dabei wurden manche schätzbaren Verbesserungen erreicht, wobei neben der Geschicklichkeit und Zähigkeit unserer Vertreter auch die nach Washington gerichteten Notschreie wohl mitgewirkt haben. Die vorgeschriebenen Räumungsfristen wurden etwas verlängert, allerdings noch nicht in ausreichender Weise, aber doch mit der beruhigenden Klausel, daß die Ueberschreitung der Fristen infolge des Massenverkehrs bei schlechten Verkehrsmitteln kein Grund zur Kündigung des Waffenstillstandes sein soll. Auf die Besetzung des linken Rheinufers nebst Köln, Mainz und Koblenz wollten die Feinde nicht verzichten, aber sie sicherten doch den Fortgang der deutschen Verwaltung zu, worin eine Gewähr der Rückgabe liegt. Auch die Einschränkung der neutralen Zone am rechten Rheinufer wurde erreicht. Ferner wurde Elsaß-Lothringen aus der Reihe der pays envahis entfernt, d. h. die elsaß-lothringische Frage wurde im Waffenstillstand nicht präjudiziert, wenn auch die Besetzung durch die Franzosen unabwendbar war. In der Auslieferung von Kanonen, Schiffen, Lokomotiven, Wagen usw. wurden auch gewisse Erleichterungen erzielt, was zur Linderung der brennenden Verkehrsnot und zur Erhaltung der Ordnung beitragen kann. Von der größten Bedeutung ist die angebahnte Versorgung mit Lebensmitteln. Die volle Aufrechterhaltung der Blockade, die zuerst beschlossen war, hätte ein Todesurteil für Millionen unschuldiger Deutscher bedeutet. Von den amerikanischen Lebensmittelschiffen und von der zugesagten Bewegungsfreiheit für unsere Brotschiffe dürfen wir freilich nicht zu viel erwarten, doch bleibt die Hoffnung, daß bei Aufrechterhaltung der Ordnung und der sparsamen Wirtschaft unsere Vorräte ausreichen, um über die Hungergefahr uns hinwegzuhelfen.

Auch dieser Gesichtspunkt mahnt uns an die brennende Pflicht, trotz aller abweichenden Gefühle und unter Wahrung unserer Grundsätze, die bestehende Regierung in der Erhaltung der öffentlichen Ordnung kräftigst zu unterstützen. Auch in die Arbeiter- und in die Soldatenräte müssen unsere Gesinnungsgenossen eintreten. Besonders die Soldatenräte sind jetzt ein wertvolles Hilfsmittel. Was sie in Berlin zur Abwehr des Bolschewismus leisten, ist schon oben erwähnt. Ebenso wichtig sind sie als Stützen der Manneszucht im rückflutenden Heere. Bisher ist es gelungen, unter den Fronttruppen die Disziplin aufrechtzuerhalten. Aergernisse hat es dagegen in der Etappe gegeben, wo das sauve qui peut sich geltend machte und von schlechteren Elementen zu Plünderungen benützt wurde. Der überstürzte Rückzug von Millionen gedrückter Soldaten stellt die deutsche Vernunft und Tugend auf eine sehr schwere Probe. Beim Versagen der Manneszucht könnte das bolschewistische Verderben vom Westen her über Deutschland hereindringen. Und wenn die Terroristen und Beutejäger die Oberhand bekommen sollten, so würden schließlich die feindlichen Truppen als gewaltsame Ordnungsstifter in das Reich einrücken.

Wir schweben noch am Rande des Abgrundes. Unmöglich ist die Rettung nicht, doch sie erfordert das einträchtige, schnelle und kräftige Zusammenarbeiten aller vernünftigen Bürger. Sonst geraten wir schließlich doch noch unter die Schreckensherrschaft der fanatischen Wühler und ihres gewissenlosen Anhangs.

Umsturz und Aufbau.
Bayern und das Reich.

Von Landtagsabgeordneten Regierungsdirektor Speck, München.

Von dem gewaltigen Umwälzungsprozeß, dessen Zeugen wir jetzt sind, bleiben auch die politischen Parteien nicht verschont. Wenn sie auch an ihren grundsätzlichen Forderungen auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens festhalten, sind sie doch gezwungen, dem neuen Zeitgeist Rechnung zu tragen. Manchem alten Zentrumsanhänger, der unserer Sache jahrelang treu gedient hat, mag es ja schwer fallen, sich mit den neuen Verhältnissen zu befreunden. Einen Trost mag es uns bieten, daß in der Sache nichts Wesentliches geändert ist, daß die neue „Bayerische Volkspartei" die alten bewährten Ueberlieferungen der Zentrumspartei treu bewahren und zu Nutz und Frommen aller Stände ebenso wie ihre Vorgängerin betätigen wird. Schon die neue Bezeichnung der Partei beweist, daß namentlich die bayerischen Interessen bei ihr eine besonders nachdrückliche Vertretung finden werden. Dazu zwingen die schlimmen Erfahrungen, die wir in Bayern namentlich während des Krieges durch das rücksichtslose Hereinregieren in alles und jedes von seiten der Berliner Zentralstellen machen mußten. Zu solcher entschiedenen Stellungnahme gegenüber dem preußischen Unitarismus werden wir aber auch schon in naher Zukunft wohl besonders veranlaßt sein.

Die jetzt die Reichsgeschäfte leitenden Männer versuchen sich fortgesetzt den Anschein zu geben, als ob sie mit der in Preußen erlangten Macht gleichzeitig das Recht für sich in Anspruch nehmen könnten, über Reichseinrichtungen zu verfügen, die nicht durch Preußen allein, sondern durch den Willen des gesamten deutschen Volkes unter Zustimmung der einzelstaatlichen Parlamente geschaffen worden sind.

Auf die Anfrage des Reichstagspräsidenten Fehrenbach erwidert das deutsche „Kabinett", gezeichnet Ebert und Haase, kurzer Hand, daß durch die Umwälzung sowohl die Institution des deutschen Kaisertums als auch der Bundesrat in seiner Eigenschaft als gesetzgebende Körperschaft beseitigt sei und daß auch „der 1912 gewählte Reichstag nicht mehr zusammentreten könne." Nun ist ja wohl der Verzicht des Kaisers und des deutschen Kronprinzen auf ihre Rechte bekannt geworden, dagegen hat man nichts davon gehört, daß etwa das deutsche Volk oder die übrigen deutschen Regierungen auf die Mitarbeit des Reichstags oder des Bundesrats verzichtet hätten.

Der Reichstag ist also nach wie vor als die bevollmächtigte rechtmäßige Vertretung des deutschen Volkes anzusehen, ebenso wie der bayerische Landtag nicht aufgehört hat, einen zuständigen gesetzgebenden Faktor in Bayern zu bilden. Der Umstand, daß beide Körperschaften durch äußere Gewalt verhindert werden, von ihren verfassungsmäßigen Befugnissen Gebrauch zu machen, hat auf ihre Existenz ebensowenig Einfluß, wie dies nach Schluß oder Vertagung ihrer Beratungen bisher der Fall war. Der Protest, den der Kammerpräsident von Fuchs eingelegt hat, erscheint deshalb staatsrechtlich durchaus begründet. Die Rechte der Parlamente, die diesen durch das Volk übertragen sind, werden so lange fortbestehen, bis die durch den Willen des Volkes aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen konstituierenden Nationalversammlungen im Reiche und in Bayern an ihre Stelle gesetzt sind.

Bezüglich der Neugestaltung der Dinge im Reiche scheint ja eine weitgehende Meinungsverschiedenheit zwischen den Berliner und den Münchener Machthabern zu bestehen. Das am 15. November veröffentlichte Programm der vorläufigen bayerischen Regierung bezeichnet als einzig mögliche Lösung des nationalen Problems die Schaffung der „Vereinigten Staaten von Deutschland" einschließlich der deutsch-österreichischen Gebiete und will das Selbstbestimmungsrecht Bayerns innerhalb des Reichsganzen erhalten und gesichert wissen. Diesem Programmpunkt wird jeder Bayer, der es mit seiner engeren Heimat und auch mit der Zukunft des deutschen Volkes aufrichtig gut meint, nur zustimmen können. Die Forderung auf Errichtung eines deutschen Staatenbundes unter Ausschließung jeder Vorherrschaft eines einzelnen Staates und namentlich ohne Antastung der Freiheit und Selbständigkeit Bayerns deckt sich vollständig mit dem Zentrumsprogramm und mit den Leitsätzen der neuen bayerischen Volkspartei, die an dem Reichsgedanken festhalten, aber dessen föderative Ausgestaltung fordern.

Mit dieser Forderung lassen sich allerdings die Bestrebungen nicht gut vereinbaren, die in Berlin jetzt in die Erscheinung treten. Der dort regierende „Rat der Volksbeauftragten" nimmt für sich ohne jeden Auftrag des deutschen Volkes das Recht in Anspruch, unter Beiseiteschiebung der Einzelstaaten gesetzgeberische Befugnisse für das ganze Reich auszuüben, die ihm unter keinen Umständen zuerkannt werden können. Und es erscheint auffallend, daß die „Regierung des Volksstaates Bayern" noch keine Veranlassung genommen hat, die Rechte des bayerischen Volkes gegenüber solcher Vergewaltigung in aller Oeffentlichkeit mit Nachdruck zu vertreten. Noch haben wir z. B. in Bayern das ausschließliche Recht, die Form der Wahlen zu der bayerischen Nationalversammlung selbst zu bestimmen und dieses Recht darf sich auch die vorläufige Regierung nicht aus der Hand winden lassen, will sie nicht weiteren Eingriffen Berlins auch auf anderen Gebieten Tür und Tor öffnen. Wird hier nicht sofort beim ersten Uebergriff entschiedener Widerspruch erhoben, so besteht die große Gefahr, daß nicht nur dem „Rat der Volksbeauftragten" der Appetit beim Essen wächst, sondern daß auch die neu zu wählende deutsche Nationalversammlung in der gleichen Richtung weiter arbeitet.

Die künftigen bayerischen Mitglieder dieser konstituierenden Versammlung werden ja, daran ist nach den bitteren Erfahrungen dieses Krieges nicht zu zweifeln, ohne Unterschied der Parteirichtung — mit einziger Ausnahme vielleicht der unabhängigen Sozialisten — gegen jede beabsichtigte Vergewaltigung Bayerns durch den Berliner Unitarismus energisch Front machen. Ob dieser Widerstand aber dann noch Erfolg versprechen kann, wenn man jetzt im entscheidenden Stadium der Entwicklung den Unitarismus widerspruchslos hat ins Kraut schießen lassen, das erscheint doch sehr fraglich, davon hängt aber die ganze Zukunft und Entwicklungsmöglichkeit Bayerns ab.

Die alte Form des Reiches liegt zerschlagen in Trümmern. Der „ewige Bund", den die deutschen Fürsten seinerzeit geschlossen und die deutschen Parlamente durch ihre Zustimmung besiegelt haben, ist gesprengt. Etwas vollständig Neues soll an seiner Stelle geschaffen werden. Aufgabe der demnächst durch das deutsche Volk zu wählenden konstituierenden Nationalversammlung wird es sein, dem Willen aller deutschen Stämme nach künftiger gemeinschaftlicher Zusammenarbeit in neuer Form verfassungsmäßigen Ausdruck zu geben. Mit der Wahl zur Nationalversammlung wird die Zuständigkeit von Reichstag und Bundesrat erlöschen, durch die dadurch herbeigeführte Auflösung des Reiches wird aber der selbständige Fortbestand der Einzelstaaten nicht berührt werden können. Diese werden also durch ihre ebenfalls neu zu wählenden Volksvertretungen frei und unabhängig darüber bestimmen können, ob sie dem Reich in seiner neuen Form beitreten wollen und können oder nicht. Es wird ihnen also auch frei stehen, den Beitritt zum neuen Reich abzulehnen, wenn dessen Form ihnen für ihre freie und selbständige wirtschaftliche und politische Entwicklung nicht geeignet und ausreichend erscheint. Die bisherigen deutschen Einzelstaaten werden also bezüglich des Beitritts zum neuen Reich ebenso unabhängig sein wie die deutsch-österreichischen Länder, die durch ihre berufenen Vertretungen bereits den Wunsch nach Anschluß an das Reich ausgesprochen haben. Daß unter diesen Umständen Bayern natürlich nur dann den Beitritt zum Reich der allenfallsigen Bildung einer neuen Staatengruppe vorziehen würde, wenn die ihm in der alten Verfassung zugestandenen Sonderrechte auch im neuen Reich verbleiben und verfassungsmäßig sichergestellt werden, liegt auf der Hand.

Unter diesen Verhältnissen ist aber das dringende Gebot der Stunde, daß die Vorbereitungen zur Wahl der bayerischen Nationalversammlung möglichst beschleunigt werden, damit diese neue Vertretung des bayerischen Volkes schon bei Beratung der neuen Reichsverfassung das Gewicht ihrer Meinung entscheidend gelten machen kann. Was auf diesem Gebiete versäumt würde, wäre niemals wieder gut zu machen und müßte zu einer Zersplitterung der Kräfte führen in einem Zeitpunkt, in dem mehr als je einiges Zusammenarbeiten zur Wiederaufrichtung der darniederliegenden Volkswirtschaft dringend nottut.

Mögen aber auch die Berliner Machthaber jetzt den Bogen nicht überspannen und sich insbesondere von der Meinung frei machen, als ob ihnen mit der Gewalt in Berlin auch die Befugnis zustehe, in die Selbständigkeit der Einzelstaaten ohne weiteres einzugreifen. Der Reichsgedanke ist auch im deutschen Süden noch nicht erloschen, er hat hier vielmehr trotz allem kräftige Wurzeln geschlagen, aber ebenso hoch wie die Einheit steht uns die Freiheit des Selbstbestimmungsrechts in allen Dingen, deren Regelung nicht unbedingt durch das Reich erfolgen muß. Dahin gehören aber in erster Linie alle kulturellen Fragen, namentlich das Verhältnis zwischen Staat und Kirche und zwischen Kirche und Schule!

Der Thronsturz in Bayern.

Von Wolfgang Aschenbrenner.

Die Revolution im Deutschen Reich hat in Bayern ihren Ausgang genommen und den Thron der Wittelsbacher zuerst umgestürzt, in dem Lande, wo die Monarchie am allerfestesten begründet und tief im Bewußtsein des Volkes gewurzelt zu sein schien.

„Kein Mensch weiß den Ursprung der Dynastie. Es gibt Leute, die sie zurückführen auf den Markgrafen Luitpold, andere, die sie zurückführen auf die Agilolfinger", sagte einmal Prinz Ludwig, der jetzige König, am 12. März 1891 in einer Rede bei der Festfeier im alten Rathaussaal zu München anläßlich des 70. Geburtstags seines Vaters. Das Geschlecht der Wittelsbacher reicht in die Urzeit Bayerns hinein, es ist nicht eingewandert, sondern aus dem Volke hervorgegangen und hat mit dem Volke der Zeiten Lauf durchmessen. Markgraf Luitpold ist 907 im Kampf gegen die Ungarn gefallen. Schon damals war das Haus Wittelsbach im Besitz der Herrschaft, vor tausend Jahren. Dieses Herrscherhaus, das in der Geschichte Deutschlands eine hervorragende Rolle spielte und in allen Jahrhunderten durch seine unentwegte Kaisertreue anderen Herrscherhäusern voranleuchtete, hat das bayerische Volk aufwärts zu den Höhen geistiger und materieller Kultur geführt. Wandere durch Bayern wohin du willst, überall findest du die geschichtlichen Zeugen der Herrschaft der Wittelsbacher, welche der Entwicklung durch die Jahrhunderte hindurch ihren Stempel aufgedrückt haben. Die Herrschertätigkeit der Wittelsbacher ging, wie alles menschliche Getriebe, in Kurven dahin. Es waren auch schwache Fürsten unter ihnen. Aber sie werden überstrahlt von den hervorragenden Köpfen des Hauses, die zielbewußt und energisch die Wege gegangen sind, welche das Bedürfnis der Zeit und ein voraussehender Blick zu beschreiten geboten. Soll die Reihe der Herrscher aus diesem Geschlechte mit König Ludwig III. abgeschlossen sein?

König Ludwig III. gab dem bayerischen Volke als Mensch, Christ und Herrscher ein leuchtendes Beispiel. Er führte das Leben eines treuen Christen, der in seinem Streben nach innerer Heiligung und in der Ausübung seiner Pflichten gegenüber Gott und den Menschen konsequent und unermüdlich blieb durch die ganze Zeit seines Lebens. Selten ist ein Fürst auf den Thron gelangt, der in allen öffentlichen Dingen, in Gesetzgebung und Verwaltung so bewandert war wie König Ludwig. Alle Verhältnisse des Landes waren ihm ganz und gar vertraut, er hatte Fühlung mit allen Kreisen und eine außerordentlich große Personalkenntnis. Unablässig hielt er enge Beziehung mit dem Volke. „Zeit meines Lebens habe ich mit dem Volke und für das Volk gearbeitet. Die Sorge für das Wohl meines geliebten Bayern war stets mein höchstes Streben" — so sagt der König von sich in der Erklärung, die er nach dem Verlassen der Hauptstadt aus Anif (im Salzburgischen Gebiet) nach Bayern gelangen ließ. Das wird in Bayern nicht einmal die Revolutionsregierung bestreiten wollen.

Und dieses Fürstenhaus und dieser König wurden gestürzt durch einen den Verhältnissen des Landes fremden Berliner Juden, der seine revolutionäre Ideologie durchs Dasein schleppt und von der ganzen geistigen, kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Struktur Bayerns, von der bayerischen Staatsverwaltung sowie den bewegenden Gesetzen und Kräften derselben kaum einen Schimmer hat. Noch ein anderer norddeutscher Jude ist mit dieser Revolution in die Regierung eingezogen, in den Ministerien sieht man, wie die Münchener Tagesblätter betonen, zahlreiche Juden männlichen und weiblichen Geschlechts und norddeutsche Sozialisten. Drei Norddeutsche

sind jetzt Minister in Bayern. Auf dem Parteitag der bayerischen Sozialdemokratie am 12. Oktober ds. Js. hat der Sozialdemokrat Auer eine bewegliche Klage angestimmt über den allenthalben in der bayerischen Sozialdemokratie in die Halme geschossenen Antisemitismus, die Folge des Verhaltens der Juden im Kriege. Trotzdem machten Vertreter derselben mit der Sozialdemokratie die Revolution in Bayern und besetzen die wichtigsten Posten im bayerischen Ministerium. Wenn die Führer der Sozialdemokratie das mitmachen, das bayerische Volk läßt sich das nicht gefallen und wird seine Antwort schon geben. Wahltag — Zahltag!

München hat der verstorbene Sozialistenführer Bebel einmal mit Capua verglichen. Nach diesem Capua zieht es alle Leute des Umsturzes in Staat und Kirche. Es ist der Sammelpunkt aller, die mit der staatlichen und kirchlichen Ordnung zerfallen sind, und sie können dort unbehelligt treiben, was sie wollen. Das ist der schwerste Vorwurf, der gegen das Regime des umgestürzten Obrigkeitsstaates zu erheben ist, diese gemächliche, ja gemütvolle Duldung der Elemente des Umsturzes in der bayerischen Hauptstadt.

Der zweite schwere Fehler ist die falsche Beurteilung des Wirkens der bayerischen Sozialdemokratie, welche alle Ministerien seit Dezennien beherrschte, mit alleiniger Ausnahme des verstorbenen Kultusministers Dr. v. Wehner, der Grafen Hertling und Soden. Wie ansteckend das wirkt, ergibt sich daraus, daß selbst König Ludwig III. dieser Denkweise in den Ministerien nicht fern stand, wie man aus Aeußerungen von ihm entnehmen konnte. Ein bekannter bayerischer Politiker erwiderte ihm, daß gerade die Revisionisten am entschiedensten die Monarchie ablehnen und daß bei Erschütterungen der Radikalismus alle anderen Elemente mitreißt. Dieser Putsch in München beweist es. Die so mild beurteilte bayerische Sozialdemokratie wurde von den Radikalen nordischen und semitischen Ursprungs ins Schlepptau genommen und zu den von diesen gewollten Zielen geführt.

Man darf sich nicht wundern, daß bei dieser Mentalität die verflossenen bayerischen Staatsminister vollständig versagten und von dem Putsch in geradezu kläglicher Weise über den Haufen gerannt wurden. Die Revolutionierung der Soldaten war vorbereitet. Man konnte, wenn man an öffentlichen Plätzen, auf der Straßenbahn, in Wirtshäusern Soldaten sich unterhalten hörte, daraus entnehmen, daß zur Meuterei im Felde und in der Heimat nur der geringste Anstoß gegeben zu werden brauchte. Hat denn das niemand von denen, die es angeht, beobachtet? Die Minister waren so naiv in der Beurteilung der Lage, daß sie glaubten, wenn ein „Rummel" passiere, dies Gelegenheit gebe, Herrn Eisner einzusperren. Heute ist nach entschlossener Ueberrumpelung durch ihn die Monarchie gestürzt und er selber ist Ministerpräsident und oberster Lenker der Geschicke Bayerns.

Und nun das Verhalten der Minister gegenüber dem Könige. Wo sind die Minister gewesen, als der König und die Königin, die arme, schwerkranke Landesmutter, sich zur Flucht genötigt sahen, nachdem der König in einer Wagenremise Stunden verbracht hatte? Der Minister des K. Hauses war doch der allernächste, der sich um die Sicherheit des Königspaares zu kümmern hatte, ebenso war es Sache des Ministers des Innern, der als Polizeiminister für die öffentliche Ordnung verantwortlich ist.

König Ludwig hat in seiner landesväterlichen Fürsorge die Beamten, Offiziere und Soldaten des Treueides entbunden, um ein möglichst reibungsloses Fortarbeiten der Beamten und Offiziere unter den neuen Verhältnissen zu ermöglichen, damit Land und Volk keinen Schaden erleiden. Auf den Thron verzichtet hat der König nicht. Die Machthaber der Revolution haben sich bemüht, diese Thronentsagung vom Könige zu erhalten, und dafür haben sich auch frühere Minister einspannen lassen, die auf die Suche gingen, um den Aufenthalt des Königspaares ausfindig zu machen. Die Tendenz dieses Strebens der Revolutionsregierung ist klar. Sie hat den König gewaltsam der Herrschergewalt entkleidet, der Bestand dieses revolutionären Erfolges erscheint ihr jedoch unsicher. Deshalb möchte sie eine staatsrechtliche Fundierung der von ihr geschaffenen Gewalttat durch den Verzicht des Königs gewinnen, denn die Abdankung würde die Thronentsetzung verfassungsmäßig festlegen, den Revolutionsakt verschwinden lassen hinter einem rechtmäßigen Verlustgrund. Der Verzicht des Königs Ludwig III. hätte übrigens auch nur für ihn selbst gegolten, denn das Thronfolgerecht kommt den erbberechtigten Nachkommen des Königs kraft der Verfassung zu, die nach wie vor fortbesteht. Die Revolutionsminister haben aus der Erklärung des Königs über die Entbindung vom Treueid sofort einen Thronverzicht gemacht und dies in einer Kundgebung aller Welt mitgeteilt. „Der Ministerrat des Volksstaates Bayern nimmt den Thronverzicht Ludwigs III. zur Kenntnis" und erlaubt allergnädigst dem König, sich wie jeder andere Staatsbürger frei und unangetastet in Bayern zu bewegen. In der Erklärung des Königs befindet sich kein Wort, das als Thronverzicht gedeutet werden könnte. Der König erklärt, daß er „infolge der Ereignisse der letzten Tage nicht mehr in der Lage sei, die Regierung weiterzuführen." Der König stellt lediglich die gewaltsame Unterbrechung seiner Regierungstätigkeit fest. Wie ein Thronverzicht vor sich geht, sehen wir an dem Beispiel König Ludwig I., dessen Abdankungsurkunde vom 20. März 1848 ausdrücklich sagt: „Ich lege die Krone nieder zugunsten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian." Ein solcher Willensakt ist in der Erklärung des Königs Ludwig III. nicht enthalten. Die jetzigen Minister konstruieren eine Thronentsagung in ganz widersinniger Weise, wohl um Eindrücke im Volke zu erzeugen. Das agitatorische Moment tritt ersichtlich hervor. Unter dem ministeriellen Schriftstück mit seiner unhaltbaren Logik steht auch der Name — v. Frauendorfer. Das ist das Merkwürdigste daran! Wie kommt überhaupt der frühere Verkehrsminister v. Frauendorfer, der 1912 zurückgetreten ist, in dieses Revolutionsministerium hinein? Er hätte doch die Leitung des Verkehrswesens in seine kundige Hand nehmen können, ohne Minister zu sein. Allein er war schon in der ersten Sitzung des revolutionären Parlaments und saß da zwischen den Sozialisten Segitz und Timm. Zuerst in der Monarchie als Minister dienen und dann Minister einer Revolutionsregierung sein — dies Verhalten des Herrn v. Frauendorfer begegnet allgemeinem „Schütteln des Kopfes". Vielleicht bei einem nicht, dem Grafen Crailsheim, unter dem Frauendorfer nicht Verkehrsminister geworden wäre.

Was wird die Zukunft bringen? Die Frage ob Republik oder Monarchie kann einstweilen auf sich beruhen. Jetzt heißt es einig sein und energisch die Wahlen vorbereiten. Das Bürgertum in Bayern bemeistert ohne Schwierigkeit die Lage, wenn es die Erkenntnis auf sich einwirken läßt, daß es sich um seine ureigenste Sache handelt.

Um die Seele Flanderns.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Der Rückzug aus Belgien hat auch das von uns besetzte flämische Gebiet in die Hände der Briten gebracht. Englische Truppen sind es neben belgischen hauptsächlich, welche ins flämische Land hineinrücken. Was wird diese britische Besetzung für Folgen haben? Es mußte auffallen, daß Großbritannien seine frühere Zurückhaltung gegenüber der flämischen Bewegung in den letzten Monaten aufgegeben hat. Bekannt ist, daß einer der Führer der nationalen Bewegung, Cauwelaert sich gegenüber der britischen Regierung über die Gegenwarts- und Zukunftsaufgaben der flämischen Bewegung in einer eingehenden Denkschrift äußerte (vergl. Wortlaut und Beurteilung derselben in Nr. 36 und 37 der „A. R."). Er hat darin u. a. auf die bedeutenden Vorteile hingewiesen, welche Foreign Office auch rein politisch aus einer Begünstigung des Flamentums erwachsen würden; denn das dürfte auch einem Manne wie Cauwelaert kaum verborgen sein, daß das Interesse Großbritanniens an den Flamen ein ausgesprochen politisches ist, die Förderung rein nationaler Ziele der flämischen Bewegung kommen für die kühl denkenden Engländer erst in zweiter Linie in Betracht, wenn sie überhaupt einer Beachtung für wert gehalten werden.

Wie stark schon heute Großbritannien den Boden in Flandern propagandistisch präpariert, geht aus mancherlei weiteren Anzeichen hervor, und wir dürfen annehmen, daß mit der Besetzung der belgischen Küste das Interesse an Belgien und, wenigstens äußerlich, auch an den Flamen in London weiter wachsen wird. Was hat Großbritannien in Flandern vor?

Eine gewisse Antwort auf diese Frage gibt schon die Tatsache, daß Belgien seine Neutralität aufgeben will.



Wenigstens wurden die Ententekabinette davon verständigt. Dies ist natürlich nichts anderes, als eine britische Maßregel; wenn die übrigen Kabinette den Standpunkt Belgiens zu billigen sich beeilten, so kann man das bei dem überragenden Einfluß, den England bei seinen europäischen Bundesgenossen hat, verstehen. Wenn die belgische Presse bereits beginnt, davon zu schwärmen, wie viel sicherer der Weltfriede gewahrt bleiben würde, wenn Belgien ein starkes Heer haben und sein Geschick selbst in die Hand nehmen werde, so wird man diese Versicherungen und Hoffnungen nach den Erfahrungen, die man gesammelt hat, in Deutschland jedenfalls mit großer Zurückhaltung aufnehmen. Es wird sich zu zeigen haben, ob Belgiens Macht in Zukunft so gefestigt ist, daß es sein eigenes Geschick in die Hand nehmen kann oder ob die britischen Einflüsse so stark sein werden, daß ein Belgien herauskommt, dessen Fähigkeit, sich selbst zu bestimmen, von Englands Gnaden abhängen wird, also Schein ist.

Belgiens Stellung nach Außen hängt aber natürlich mit seiner Gestaltung im Innern auf das engste zusammen. Wilson, der als der große Schiedsrichter europäischer Streitigkeiten auftritt, hat das Selbstbestimmungsrecht der Völker ausdrücklich anerkannt. Es ist anzunehmen, daß auch Großbritannien es bei der Neugestaltung Belgiens berücksichtigen wird, schon um auf die Politik dieses Landes entscheidenden Einfluß zu gewinnen. Dies aber wird nur dann möglich sein, wenn England auch für die Flamen etwas tut. Es ist klar, daß Deutschlands Bemühungen um dieses Volk Großbritannien nicht schlafen lassen; würde es bei Seite stehen und den nationalen Bestrebungen keine Sorge zuwenden, so könnte leicht Entfremdung und Feindschaft zwischen Briten und Flamen entstehen; dies wird England vermeiden, nicht aus nationalen, aber aus politischen Gründen. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine Reihe von Gesichtspunkten vorhanden sind, die es Foreign Office leicht machen werden, seine Rolle als „Schützer" des flämischen Volksteils zu spielen. Einmal kommen die Engländer als „Befreier", und die mit geschickter Propaganda immer wieder betonte Rolle der Briten als der Macht, die nur der gebrochenen Neutralität Belgiens wegen in den Kampf eingetreten sei, spielt dabei eine nicht zu verachtende gefühlsmäßige Rolle. Das wird ihnen im Anfang ihre Propaganda erleichtern, aber auch nur im Anfang; denn da St. James zu der belgischen Frage ganz andere Stellung einnehmen muß, als Deutschland, so wird die Behandlung der wallonischen Frage eine derartige sein müssen, daß die Flamen damit so leicht nicht zufrieden zu stellen sein werden. Warten wir ab, ob sich hier nicht Reibungspunkte ergeben, welche einer glatten Erledigung der nationalen Fragen in Belgien stark im Wege stehen werden. Der kaltherzige Egoismus Großbritanniens ist auf die Dauer für den lebhaft und lebendig empfindenden Flamen nichts, und letzterer wird allmählich für Erinnerungen wie „Konzentrationslager" wieder zugänglich sein, an die er während der ausschließlichen Berührung mit den Deutschen nicht denken wollte. Es wird sich auch den Briten zeigen, daß das belgische Problem eine harte Nuß ist, und daß seine Lösung sich als Ei des Kolumbus darstellen wird, ganz gleichgültig, von welcher Seite man es anpackt.

Die Betätigung Großbritanniens auf dem Gebiete des flämischen Nationalismus in Konkurrenz mit Deutschland ist in gewisser Beziehung nur zu begrüßen. Sie wird manche Flamen allmählich nachdenklich machen, welche für die Maßnahmen der deutschen Verwaltung nur Kritik hatten. Die Leistungen Deutschlands für die Flamen sind so einzig, daß sie so leicht nicht übertroffen werden können. Nur das fabelhafte Ungeschick, mit dem sie teilweise ins Werk gesetzt worden sind, hat ihre Wirkung stark beeinträchtigt. Doch das wird man mehr und mehr vergessen und interessante Vergleiche ziehen können.

Unsere eigene Stellung zu den flämischen Fragen ergibt sich damit von selbst. Wenn auch naturgemäß infolge der Ereignisse das Interesse an ihnen erheblich abflauen wird, was übrigens aus manchen Gründen, die wir hier nicht erörtern können, schon früher der Fall war, so werden und dürfen wir schon mit Rücksicht auf Großbritannien die Flamen jetzt erst recht nicht vergessen. Ihre Bestrebungen wird auch das neue demokratische Deutschland weiter mit voller Sympathie verfolgen und nicht versäumen dürfen, auf dem Friedenskongreß sich in der Vertretung flämischer nationaler Fragen und Wünsche von niemanden übertreffen zu lassen. Das ist recht und billig, aber auch kluge Politik, deren Früchte uns die Zukunft reifen lassen wird.

Die Stimme der Vernunft.

„Nun gebt Gehör der Stimme der Vernunft,
Verbeisst den Grimm und harrt in Gottvertrauen
Getrost auf bessrer Tage Wiederkunft!

„Das Blutvergiessen ist dem Herrn ein Grauen;
Sein Auge wird mit väterlicher Huld
Auf sein friedfertig Volk herniederschauen.

„Was Er euch auferlegt, tragt's in Geduld!
Zum Heile dient's, mag's noch so hart erscheinen.
Greift Ihm nicht vor! — Es rächt sich jede Schuld —".

Als wenn von Bergeshöh'n, den staubesreinen,
Des heilgen Sehers Stimme klang, so drang
Der Ruf ans Herz der Armen, Zagen, Kleinen.

Sie schauten auf zum Himmel, der so lang
Von finsteren Wetterwolken war umzogen —
Ein Sonnenstrahl den Durchgang sich erzwang.

Und überm Dunst der giftgetränkten Wogen
Des Leichenfelds, der Trümmerstätte stand
Weit ausgespannt der siebenfarbene Bogen.

Und wieder liess von hohen Berges Rand
Die Stimme des Propheten sich vernehmen:
„Ob der Gewaltge seine Stirn umwand

„Auch mit des Sieges stolzen Diademen,
O neidet ihm den blutigen Lorbeer nicht!
Der eitle Ruhm ist flüchtig wie ein Schemen.

„Wer treu wie ihr erfüllte seine Pflicht,
Wird an der Ehre keinen Abbruch leiden,
Wenn das erträumte Glück zusammenbricht.

„Es hat den bessren Teil erwählt von beiden,
Wer seinem Feind die Hand zum Frieden beut —
An höchster Stelle wird der Herr entscheiden!

„Ein froher Morgen winkt dem trüben Heut,
Wenn hoch vom Dom und von den Türmen allen
Anhebt der Friedensglocken Trostgeläut'
Und das Te Deum braust in heilgen Hallen!"

Leo van Heemstede.

Der junge König.

Eine Erstaufführung in Köln.

Ein regendüsterer Abend, der 7. November. Matte Lichter. Schweigende Menschen. Schlimme, unruhendrohende Gerüchte irren durch die Stadt. Die Zeit lastet schwer. Das war der Augenblick, wo im Schauspielhause zu Köln „Der junge König" von Raoul Konen zum erstenmal vor die Oeffentlichkeit trat. Allzu gut ist der Zeitrahmen auf dieses Trauerspiel eingestimmt. Nur ein Dichter, der sich in hohem Grade die Gunst eines großen Kreises errungen, von dem man Ungewöhnliches erwarten durfte, konnte heute zu Worte kommen. Und der Abend brachte in der Tat einen unvergeßlichen Genuß; Dichter, Schauspieler, Szenerie, Regie wirkten zusammen in hingebendem Ernste.

Was ist der Dichtung innerster Kern? Kurz gesagt: des Ikarus Flug und Sturz. Oder: der uralte, ewig sich erneuernde Kampf zwischen lichtduftigem Idealismus, eingebettet in menschlich-irdische Unzulänglichkeit, und den finsteren Mächten, die gleich grinsenden Geistern aus den Klüften der Leidenschaft in den Menschenseelen aufsteigen und sich mit jenen verbünden, die aus Geschehnissen der Vergangenheit ihr Leben ziehen und heißhungrig auf erlösende Tat lauern. Heute müssen wir das verstehen und besonders tief davon ergriffen sein. Denn das ist ja nichts anderes als unseres Volkes augenblickliches Schicksal. Hierin liegt eine Zeitgemäßheit des Dramas, die den Dichter selbst erschaudern machen dürfte.

Der Ikarus unseres Dramas ist Konradin, der letzte Hohenstaufensproß. In der Ebene von Skurkola in Italien, seinem ersehnten Paradies, kämpft er eben um sein ererbtes Recht und Reich. Vom Schlachtfelde tritt er vor uns hin, umrauscht von der Freude über den Sieg, aber in seiner jugendlich zarten, schöngeistigen Seele tief erschüttert und ermattet von der Blutarbeit und dem Leichenfelde dort unten. Daher will er von Warnungen nichts wissen, deuten sie doch hin auf neue Blutopfer. Beklommen ist ihm die Brust, dem noch nicht Zwanzigjährigen, und er verlangt heiß nach seiner Mutter und gedämpfter nach seiner Braut. Im Königsschmucke fühlt er sich dann auf dem Gipfel der Macht, aber auch in der Eisesregion der Einsamkeit.

Schaudernd stößt er sie von sich, die geheimnisvolle Scheidewand zwischen sich und den anderen, um sich wieder an offener Freundesliebe zu erwärmen. Als sie seiner „minniglichen Fraue“ den Becher weihen, da zeigt sich, daß Konradin ein anderes Ideal der Schönheit und Liebe im Traume gesehen hat. Klar ringt sich jetzt in ihm empor, von welchen Kräften er sich als König leiten lassen muß: „Schönheit, Macht und Liebe! Eins durch das andere!“ ... Da bricht der Boden unter seiner Macht jäh zusammen. Sein ruhendes Heer wird überfallen, vernichtet, er selbst zur Flucht gezwungen. Einer seiner Freunde opfert sich, um den Fliehenden Vorsprung zu verschaffen. An ihm offenbart Karl von Anjou, König von Neapel, Konradins Gegner, die Niedertracht seiner Gesinnung. Dieser Franzose ist ein teuflischer Feind. Machtgier macht ihn zum erbarmungslosen Hasser. Eine Clemenceau-Natur, der Tiger im Franzosen, wie er jetzt gegen uns wüten möchte.

So entfaltet der 1. Aufzug mit voller Sicherheit gleich inmitten einer spannenden Handlung Vorleben und Gesinnung der Hauptpersonen in reichem Stimmungswechsel. Die Szenerie wird zum Symbol des Geschehenden: helle Sonne, strahlendes Abendrot, langsam hereinsinkende Nacht.

Der 2. und 3. Akt zeigt Konradin in der Maske eines Troubadours auf der Turmburg Astura am Meere im Banne der schönen Lucia Frangipani, in der er erschreckt sein Traumgesicht erkannt hat. Mit dämonischer Gewalt zieht es ihn zu ihr hin. Und sie, auf Wunsch ihres verarmten Vaters an einen ihr verhaßten reichen Lüstling, den Grafen von Bari, den Ratgeber Karls von Anjou, verschachert, wird von des Troubadours Schönheit zu heißer Liebe entflammt und sucht ihn festzuhalten. Ein harter Kampf entbrennt in ihm. Er erkennt entsetzt die Gefahr, und doch siegt die Liebe. Er empfindet das als zweite Niederlage. Aber er bleibt, um abzuwarten, bis das Samenkorn ihrer Liebe Wurzel schlägt und ihm hier während des weiteren Kampfes mit Anjou die schönste Lebensblume gedeihe. Sein Leben hält er im Schutze von Lucias Liebe für sicher. Und wirklich! Als die Häscher heransprengen, da zeigt sie ihm und seinen zwei Getreuen das Versteck ihres eigenen Bootes. Schon scheinen sie gerettet. Da legt man vor Lucia nieder die Leiche ihres erschlagenen Vaters, erschlagen von Konradin, als er vom Grafen Frangipani überfallen wurde. Wie ein plötzlich aufstobender Sturm übermannt naturhafte Liebe zum Vater, Schmerz, Leidenschaftlichkeit all ihr Denken und Fühlen, und sie liefert Konradin aus und — ihr Glück.

Es ist geradezu unmöglich, all die Gewalt, Zartheit, Fülle und Tiefe der Gefühle anzudeuten, die diese Aufzüge umschließen. An dieser Stelle hat der Dichter den geschichtlichen Stoff in einen tragischen verwandelt. Hier hat er dem Zufall die Kraft der Entscheidung genommen und sie in die Seele des Helden gelegt. Dadurch hat er die Quelle von Mitleid und Furcht in Lessings Sinne eröffnet. Diese Freiheit aus den Erfordernissen seiner Kunst heraus, die derselbe Lessing den Dichtern geschichtlicher Dramen gesichert hat, ist zum glänzenden Beweise der schöpferischen Kraft Raoul Konens geworden.

Die Handlung behauptet ihre Höhe und ihren dynamischen Gehalt auch durch die beiden letzten Akte. Der Rahmen aber weitet sich, die Zahl der Personen, Kräfte; der Pulsschlag wird rascher. Die glänzende Gabe des Dichters, Massen zu beherrschen, räumliche, numerische, psychische Massen, wie sie die berühmte Senatsszene seines Flavius Stilicho offenbart hat, sie feiert darin neue Triumphe. Die Aufzüge bringen den Kampf um Konradins Leben. Karl von Anjou will ihn tot zu seinen Füßen sehen, um ihn nie mehr als Nebenbuhler fürchten zu müssen. Die Gegenpartei sind Konradins Mutter, der päpstliche Legat und durch ihn der Papst, der spanische Gesandte, Lucia, der Graf von Flandern, ein Teil des Volkes, also Kräfte stark genug, die Hoffnung auf ihren Sieg zu stützen bis zuletzt. Die schrankenlose Bosheit ringt gegen alle Geister des Guten und — siegt. Was sie sich ersiegt, ist aber eine Welt voll Blut und Gewalt, ist Druck und Ekel und namenlose Oede. Und damit ist das Drama ein Menetekel, eine beredte Warnung an die Blut- und Gewaltmenschen, die heute das Schicksal der Welt bestimmen zu können glauben.

Von den Vorzügen des Dramas sei noch die Sprache berührt. Sie entfernt sich scheinbar nicht weit vom realen Leben, und doch ist sie überall edel und von plastischen Bildern durchsetzt, die oft geradezu überraschen durch Eigenart und Größe und immer durch vollkommene Angemessenheit bis zum Eindruck der Notwendigkeit. Sie bewegt sich natürlich fließend in glatten Jamben. Diese Eigenschaften kamen in Köln zu guter Wirkung. Leider dürfte die Länge des Stückes ihm schaden. Nicht als ob der Aufbau oder die Sprache es an Straffheit fehlen ließen, nein, alles ist bedeutsam, notwendig. Der Stoff ist eben dramatisch überaus reich. Doch bleibt infolge der inneren Spannung, der reichen Abwechslung und der malerisch reizvollen Bühnenbilder jede Ermüdung fern. Die Dichtung stellt einen Zuwachs zum Besten in unserer Bühnenliteratur dar. Es wäre schade, wenn der Sturm im Staatsleben sie verschüttete. Studienrat Dr. Wirtzfeld, Krefeld.

Chronik der Kriegsereignisse.

König Ludwig III. entbindet vom Treue-Eid.

Dem Ministerium des Volksstaates Bayern ging folgende Erklärung zu:

„Zeit meines Lebens habe ich mit dem Volk und für das Volk gearbeitet. Die Sorge für das Wohl meines geliebten Bayern war stets mein höchstes Streben.

Nachdem ich infolge der Ereignisse der letzten Tage nicht mehr in der Lage bin, die Regierung weiterzuführen, stelle ich allen Beamten, Offizieren und Soldaten die Weiterarbeit unter den gegebenen Verhältnissen frei und entbinde sie des mir geleisteten Treue-Eides.

Anif, den 13. November 1918. Ludwig.“

Auf diese Kundgebung wurde folgende Antwort erteilt:

„Der Ministerrat des Volksstaates Bayern nimmt den Thronverzicht Ludwigs III. zur Kenntnis. Es steht dem ehemaligen König und seiner Familie nichts im Wege, sich wie jeder andere Staatsbürger frei und unangetastet in Bayern zu bewegen, sofern er und seine Angehörigen sich verbürgen, nichts gegen den Bestand des Volksstaates Bayern zu unternehmen.

Der Ministerrat des Volksstaates Bayern: Kurt Eisner, Auer, v. Frauendorfer, Jaffé, Roßhaupter, Timm, Unterleitner.“

Deutschland schlägt einen Präliminarfrieden vor.

Berlin, 12. Nov. Die deutsche Regierung hat durch Vermittlung der schweizerischen Regierung an die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika folgende Note gerichtet:

Nachdem nunmehr der Waffenstillstand geschlossen ist, bittet die deutsche Regierung den Präsidenten der Vereinigten Staaten, den Beginn der Friedensverhandlungen in die Wege leiten zu wollen. Der Beschleunigung halber schlägt sie vor, zunächst den Abschluß eines Präliminarfriedens ins Auge zu fassen und ihr mitzuteilen, an welchem Ort und zu welchem Zeitpunkt die Verhandlungen beginnen können. Wegen drohender Lebensmittelnot legt die deutsche Regierung auf unverzüglichen Beginn der Verhandlungen besonderen Wert.

gez. Dr. Solf, Staatssekretär des Auswärtigen Amts.

Der Erzbischof von München ruft die Vermittlung des Papstes an.

München, 12. November. Der Erzbischof von München hat durch die Nuntiatur den Papst gebeten, er möge sein internationales Ansehen als Papst mit allem Nachdruck bei Wilson und den anderen Regierungen dahin geltend machen, daß die Blockade aufgehoben und die Zufuhr von Lebensmitteln aus dem Auslande ermöglicht werde, weil andernfalls für unser Volk die Gefahr einer schweren Hungersnot immer näher rückt.

Versorgung der Mittelmächte mit Lebensmitteln.

Auf die Anfrage des Reichskanzlers, ob er damit rechnen könne, daß die Regierung der Vereinigten Staaten bereit sei, ohne Zeitverlust Lebensmittel nach Deutschland zu schicken, wenn die öffentliche Ordnung in Deutschland aufrechterhalten bleibe und eine gerechte Verteilung der Lebensmittel verbürgt sei, hat Lansing am 14. November geantwortet: „In der gemeinsamen Sitzung der beiden Häuser des Kongresses hat der Präsident der Vereinigten Staaten am 11. November mitgeteilt, daß die Vertreter der alliierten Regierungen in der Sitzung des Obersten Kriegsrats in Versailles durch einstimmigen Beschluß den Völkern der Mittelmächte die Versicherung gegeben haben, daß unter den gegenwärtigen Umständen getan werde, was nur möglich sei, um diese Völker mit Lebensmitteln zu versorgen, um die ungeheure Not, die in vielen Fällen Menschenleben bedroht, zu lindern, und daß sofort Schritte unternommen werden, um diesen Versuch zur Hilfe in gleicher systematischer Weise zu organisieren, wie dies Belgien gegenüber geschehen ist. Weiter hat der Präsident seine Absicht dahin geäußert, daß es durch Benutzung des stilliegenden Schiffsraumes der Mittelmächte gegenwärtig möglich sein muß, die leidende Bevölkerung von der Angst vor dem übergroßen Elend zu befreien, damit sie ihre Vernunft und ihre Tatkraft nicht in gewagten Unternehmungen aufreibt, sondern für die Aufgaben des politischen Wiederaufbaues freimacht, denen sie sich jetzt überall gegenübersieht. Deshalb hat der Präsident mich beauftragt, zu erklären, daß er gewillt ist, die Sendung von Lebensmitteln nach Deutschland in wohlwollendem Sinne zu erwägen und diese Angelegenheit sofort den alliierten Regierungen unter der Bedingung anheimzustellen, daß in Deutschland nachweislich die öffentliche Ordnung besteht und fortbestehen wird, und daß eine gerechte Verteilung der Lebensmittel nachweislich garantiert werden kann.

Erklärung der deutschen Bevollmächtigten.

Die deutschen Bevollmächtigten gaben bei Unterzeichnung des Waffenstillstandes eine Erklärung ab, in der sie keinen Zweifel darüber lassen, daß insbesondere die Kürze der Räumungsfristen, sowie die Abgabe unentbehrlicher Transportmittel einen Zustand herbeizuführen drohen, der ohne Verschulden der deutschen Regierung und des deutschen Volkes die weitere Erfüllung der Bedingungen unmöglich machen kann. Die unterzeichneten Bevollmächtigten erachten es ferner für ihre Pflicht, unter Berufung auf ihre wiederholten mündlichen und schriftlichen Erklärungen noch einmal mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß die Durchführung dieses Abkommens das deutsche Volk in Anarchie und Hungersnot stürzen muß. Nach den Kundgebungen, die den Waffenstillstand eingeleitet haben, mußten Bedingungen erwartet werden, die bei voller militärischer Sicherung unserer Gegner die Qualen der am Kampfe Unbeteiligten, Frauen und Kinder, beendet hätten. Das deutsche Volk, das 50 Monate lang standgehalten hat gegen eine Welt von Feinden, wird ungeachtet jeder Gewalt seine Freiheit und Einheit wahren. Ein Volk von 70 Millionen leidet, aber es stirbt nicht.

Erzberger, Graf Oberndorff, v. Winterfeld, Vanselow.“

Aenderung der Waffenstillstandsbedingungen.

Laut Funkspruch der deutschen Bevollmächtigten vom 11. November sind in den Waffenstillstandsbedingungen folgende Aenderungen vorgenommen worden: Verkürzung der auf dem rechten Rheinufer vorbehaltenen Zone auf 10 Kilometer (statt 30 bis 40 Kilometer). Räumung der links- und rechtsrheinischen Gebiete in 30 Tagen (statt 25). Verminderung der auszuliefernden Lastkraftwagen auf 5000 statt 10 000. Ostafrika muß innerhalb eines Monats von allen deutschen Streitkräften geräumt sein. Auslieferung aller U-Boote einschließlich der U-Bootkreuzer und -Minenleger mit ihrer Bewaffnung und vollständigen Ausrüstung. Bezüglich der Blockade heißt es: Die Alliierten sind der Ansicht, daß die Fortsetzung der Blockade die Lebensmittelversorgung Deutschlands nach geschlossenem Waffenstillstand nicht verhindern wird. in dem Maße, wie sie es für nötig halten werden. Es wird jedoch im Art. 26 folgender Satz hinzugefügt: Die Alliierten und die Vereinigten Staaten beschäftigen sich mit der Frage der Lebensmittelversorgung Deutschlands während des Waffenstillstandes in dem für notwendig erachteten Maße. Dauer des Waffenstillstandes 35 Tage (statt 30) mit der Möglichkeit der Verlängerung.

Vom italienischen Kriegsschauplatz.

Neue Angriffe der Italiener in den Sieben Gemeinden, östlich der Brenta und an der Piave.

Berichte des österreichischen Generalstabs:

25. Oktober. Heftigstes Artilleriefeuer leitete vorgestern zwischen der Assaschlucht und der Adria den Angriff der Italiener ein, der gestern früh an der venetianischen Gebirgsfront und im Raume südlich des Montello losbrach. In gewohnter Tapferkeit, Pflichttreue und Manneszucht haben unsere braven Truppen den Ansturm abgeschlagen. Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden waren das Gelände südwestlich von Asiago, der Monte Sisemol und das Gebiet des Monte di Val Bella Stätten erbitterter Kämpfe. Es gelang dem Feinde, stellenweise in unsere Gräben einzudringen; aber er wurde überall wieder zurückgeworfen und mußte in der Nacht auch den am längsten behaupteten Sisemol wieder räumen. Zu noch größerer Heftigkeit steigerte sich das Ringen im Gebirgslande östlich der Brenta. Auch hier vermochte der Feind vorübergehend örtliche Erfolge zu erzielen.

26. Oktober. Oestlich der Brenta kam es erneut zu einem erbitterten, bis in die Nacht andauernden Ringen. Auf dem Monte Asolone und dem Monte Pertica konnte der Gegner Fuß fassen, alle übrigen Angriffe wurden abgeschlagen.

28. Oktober. Oestlich der Brenta tobt auf 60 Kilometer Frontbreite eine große Schlacht. Im Gebirge zwischen der Brenta und der Piave scheiterten wieder alle Anstürme des Feindes. An der Piave hat in der Nacht zum 27. Oktober der Entente-Angriff eingesetzt. Abwärts von Vidor gelang es dem Feinde, mit starken Kräften den Uebergang zu erzwingen. Unsere Truppen warfen sich ihm im Gegenangriff entgegen. Abends wurde bei den Dörfern Moriago und Sernaglia gekämpft. Von Papadopone aus stießen die Engländer bis Tezze und San Polo di Piave vor. Die 2 bis 3 Kilometer tiefe Einbruchstelle wurde durch unsere um jeden Fuß breit Boden tapfer fechtenden Truppen in den Flanken abgeriegelt.

29. Oktober. In der Schlacht an der Piave gelang es den Ententetruppen nirgends, unsere Stellungen zu durchbrechen, doch wurde gegen Abend der Entschluß gefaßt, die am stärksten angegriffenen Abschnitte in eine hintere Linie zurückzunehmen.

30. Oktober. In der venetianischen Ebene stießen Engländer und Italiener weiter vor. Es gelang ihnen, unter Einsatz aller Kampfmittel ihre Einbruchsstellen nördlich und südlich des Montello wesentlich zu erweitern.

Unserem mehrfach zum Ausdruck gebrachten Entschluß zur Herbeiführung eines das Völkerringen abschließenden Waffenstillstandes und Friedens Rechnung tragend, werden unsere auf italienischem Boden kämpfenden Truppen das besetzte Gebiet räumen.

Waffenstillstand an der österreichisch-italienischen Front.

31. Oktober. Das Armeeoberkommando hat bereits am 29. Oktober früh durch einen Parlamentär die Verbindung mit der italienischen Heeresleitung hergestellt. Erst am 30. Oktober abends konnte der General der Infanterie v. Weber mit einer Abordnung im Einverständnis mit dem italienischen Oberkommando die Gefechtslinie zur Einleitung von Verhandlungen überschreiten.

3. November. Auf dem italienischen Kriegsschauplatz haben unsere Truppen auf Grund des abgeschlossenen Waffenstillstandes die Feindseligkeiten eingestellt.

Vom Büchertisch.

Dr **Hermann Cardauns: Aus Luise Hensels Jugendzeit.** Neue Briefe und Gedichte. Zum Jahrhunderttag ihrer Konversion (8. Dezember 1818). Herder, Pr. kart. 4.— M. — Diese sehr wertvolle Ergänzung des trefflichen Binderschen Lebensbildes der unvergeßlichen Konvertitin und Religionslyrikerin sei weiten Kreisen angelegentlich empfohlen. Cardauns hat sich durch alle ihm möglichen Entdeckungswege gehende Herbeischaffung eines „weitaus überwiegend neuen Materials" ein schönes Verdienst erworben, denn es bleibt immer ein solches, das Bild einer weithin leuchtenden edlen Persönlichkeit — und das war die Dichterin von „Müde bin ich, geh zur Ruh" — nicht nur in den Haupt-, sondern auch in den feinsten Zügen betonend nachzuzeichnen. E. M. Hamann.

Die Ueberwindung der Plutokratie. Vierzehn Aufsätze über die Erneuerung der Volkswirtschaft und Politik durch das Christentum. Von Dr. Joseph Eberle. 8° XVI und 360 S. München, Tyrolia, 1918. Dieses Buch bedeutet eine Weiterführung der in dem Werke „Zertrümmert die Götzen" mit Freimut vorgetragenen Gedanken. Eberle deckt hier rückhaltlos die Zeitschäden auf sozialpolitischem und volkswirtschaftlichem Gebiete auf. Einleitend zeichnet er die Richtlinien christlicher Sozialpolitik in Anlehnung an seine Aufsätze über Liberalismus und Sozialismus. Dann kennzeichnet er Entwicklung und Stand der Industrie, des Handwerks und Bauerntums. Einläßlich wird das Bank- und Börsenwesen in seinen Auswüchsen klargelegt und die Voraussetzungen gesunder Weltwirtschaft umschrieben. Ebenso erörtert der Verfasser das Verhältnis von Kirche und Staat, die verschiedenen Staatsformen und ihre Bewährung. Durchgängig zeigt sich Eberles Art, mit dem Aufgebot zahlreicher Belege (die Literaturverweise S. 345—60) und verläßliger Zeugen ein umfassendes Bild der berührten Fragen zu bieten. Seine Ausführungen legen aber nicht einseitig den Finger an brennende Wunden der Gegenwart; er weist Wege der Besserung. O. Heinz.

Seelsorgsaufgaben der Gegenwart und der nächsten Zukunft. Von Dr. Michael Buchberger. 8° 96 S. M 2.—. Regensburg, Pustet. 1918. — Das Werkchen bringt zunächst drei ausführliche Aufsätze: Die Seelsorgsarbeiten der Gegenwart und der nächsten Zukunft; Die seelsorgliche Vorbereitung auf die Rückkehr der Krieger in die Heimat, die Familie, den Beruf; Die Aufgaben der Militärseelsorge in Gegenwart und Zukunft. Des weiteren sind die Grundgedanken einer Reihe wichtiger Vorträge festgehalten, wie sie auf der Konferenzbesprechung erprobter Feld- und Heimatseelsorger sich ergaben, die unter dem Vorsitz des hochwürdigsten Erzbischofs von Faulhaber im April dieses Jahres stattfand. Eine verlässige Quelle für die hier mitgeteilten Erfahrungen und Ausgangspunkt für die gemachten Vorschläge bilden die regelmäßig und allgemein eingeforderten Berichte der Feld- und Lazarettseelsorger. Das Büchlein stellt somit ein abgeklärtes, die Verhältnisse umfassend berücksichtigendes Arbeitsprogramm für die weitere Seelsorgsarbeit dar, das jedem Seelsorger willkommen sein wird. O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Nationaltheater. Der zum Obmann des Künstlerrates gewählte Schauspieler Viktor Schwanneke wurde von dem neuen Ministerium bis zur definitiven Regelung der einschlägigen Verhältnisse zur selbstständigen, alle Befugnisse eines Bühnenleiters enthaltenden Leitung der Nationaltheater ermächtigt. Opernleiter verbleibt Bruno Walter, die Leitung des Schauspieles wurde in die Hände Steinrücks gelegt. Als ich im vorigen Monat anläßlich des Jubiläums des Theaters am Max Josephplatz in kurzen Strichen einen Ueberblick über die Geschichte der Münchener Hofbühne (cf. Nr. 41, 42) schrieb, konnte ich nicht ahnen, daß ich damit gewissermaßen einen Epilog gab. Lag somit eine Tendenz meiner Arbeit völlig fern, so dürfte sie den Beweis erbracht haben, daß in den fast anderthalb Jahrhunderten seines Bestehens die zweite Bezeichnung im Namen unseres Hof- und Nationaltheaters kein leerer Schall und Rauch gewesen ist. Es ist ja schon lange Mode gewesen, über unsere deutschen Hofbühnen zu lächeln, obwohl eine objektive Betrachtung lehrt, daß von dem kleinen Weimar Goethes bis auf unsere Tage von den größten wie von den allerkleinsten immer und immer wieder eine Mehrung unserer künstlerischen Kultur hervorgegangen, während die ausländischen Theater außerhalb der Millionenstädte Provinzcharakter tragen. Diese Anmerkungen sollen nur der historischen Wahrheit dienen, sie sollen beileibe nicht ankündigen, daß ich meinen Kritikersessel in einem sentimentalen Schmollwinkel aufstellen möchte. Es gilt die Wahrung hoher Kulturgüter und wir erwarten die Taten der Männer, die die schwere Aufgabe auf ihre Schultern genommen, mit Zuversicht und legen deshalb einstweilen dem versprochenen Shakespeare und nicht dem (leider!) angekündigten Wedekind programmatische Bedeutung bei. Daß auf behördliche Anordnung im Großen Hause eine Revolutionsfeier stattfand, sei aus Chronistenpflicht erwähnt. Dem Feste beizuwohnen, erschien mir aus naheliegenden Gründen unmöglich. — Der oben erwähnte Künstlerrat hatte sich bereits am Tage vor der großen politischen Umwälzung gebildet. Unzufriedenheit mit verschiedenen Maßnahmen der Leitung soll den Anstoß gegeben haben. Entlassung im Felde stehender Künstler, die Kündigung bewährter Kräfte oft ohne halbwegs brauchbaren Ersatz sind von uns an dieser Stelle stets gerügt worden, während die Prüfung innerer Mißhelligkeiten nicht Sache des Theaterkritikers sein kann und sein konnte. Nach unseren Informationen schieben die Künstler die meiste Schuld dem Geh. Hofrat Zollner zu. In der letzten Zeit der Possartschen Verwaltung in die Intendanz berufen, ging ihm wohl der Ruf eines guten Juristen voraus, aber die psychologischen Voraussetzungen zur Behandlung von Künstlernaturen lagen dem fleißigen Beamten fern und durch Verordnungswesen, Bureaukratie, Sparsamkeitsbestrebungen am falschen Orte hat er in den letzten Jahren manches getan, was irrtümlich den Intendanten in die Schuhe geschoben werden konnte. Wenn es vor Zeiten einmal in dem Intendanzbureau hieß, man pfeife auf die Presse, so war es dann nur der damalige Generalintendant, der umlernte, was ja nicht jedermann gegeben ist. Zollner, der vor einem Jahre verpflichtete Spielleiter Robert, die künstlerisch verdienten Herren Klein (Maschineriedirektor),

Kirschner (Vorstand des Kostümwesens) und Zengerle (Chordirigent) sind zurückgetreten. Generalintendant Frhr. von Franckenstein wird der neuen Leitung seinen Rat und seine Erfahrung zur Verfügung halten.

Kammerspiele. Die Theaterzensur besteht nicht mehr; eine Tatsache, welche das ethische Verantwortungsgefühl der Bühnenleiter schärfen muß, sollen wir nicht zu sehr bedauerlichen Zuständen kommen. Es wird behauptet, die letzte Tat der Zensur sei gewesen, den Titel „Studentenliebe“ in L. Andrejews Drama in „Tage des Lebens“ umzuändern; nun wenn sie nicht auch einige höchst widerliche Einzelheiten in dem Hause einer Dirne (insbesondere der vorsichtige Familienvater, der sich versichern läßt, daß bei seinem Lotterleben seine Gesundheit nicht leiden könnte) gestrichen hatte, dann war das Institut nicht mehr lebensfähig. Das Russendrama ist, wie gewöhnlich, kein Drama, sondern lose Szenen in vier Aufzügen, wo ist der fünfte, warum begnügte sich der Autor nicht mit drei? Zu einem Ende kommen seine willensschwachen Menschen doch nicht. Ein armer Student und ein Mädel lieben einander, wahr und tief; allein sie ist durch den Zwang einer schlechten Mutter eine Dirne. Nikolai verachtet sie, kommt aber doch nicht von ihr los. Olga liebt ihn mit ganzer Seele, wenn aber die Mutter befiehlt, geht sie mit den Kavalieren, die die alte Kupplerin ihr zuführt. Gegen das „Schicksal“ kann man eben nicht ankämpfen; dazwischen spielt man ein wenig mit dem Selbstmord, aber es bleibt beim weinen und klagen. Wer Sorgen hat, hat auch Likör und ein russisches Stück ohne Alkohol und sich daraus ergebende Räusche gibt es nicht. Ich bin nicht blind gegen einzelne zarte Stimmungswerte, die die Spielleitung Falckenbergs fein einzufangen wußte. Frl. Binders Olga hatte Augenblicke dumpfer Hoffnungslosigkeit, die ergriffen, und Kalser fand für diesen wehmütigen Studenten echte Töne. Wir werden in letzter Zeit wieder sehr ausgiebig mit russischen Stücken versorgt. Aus grauen Tagen kommen wir zu noch graueren Bühnenabenden, aus denen die Hoffnungslosigkeit uns entgegenstarrt. Wir wollen uns gegen sie wappnen, wie gegen noch gefährlichere Gaben, die die russische Pandorabüchse birgt.

Neues Theater. Leider wird die neue Bühne immer noch nicht nach Verdienst vom Publikum besucht. Möglicherweise ist dies der Anlaß, daß sie es jetzt einmal versucht, ob es ihr besser gelingt, wenn sie literarisch eine Stufe tiefer steigt. „Der ungetreue Eckehart“ von H. Sturm ist ein Schwank, über den man lacht, den man aber nicht erzählen kann, ohne wie Herr Eckehart in den Verdacht zu kommen, eines Aufenthalts in einer Nervenheilanstalt zu bedürfen. Aus Gutmütigkeit nimmt der „Held“, den Fuchs-Liska mit diskreter Komik gab, die Rolle eines ungetreuen Ehemannes auf sich und gerät dadurch in die Situationen, die wir belachen dürfen. Gespielt wurde frisch und liebenswürdig, nur in der Rolle eines abenteuerlichen Versicherungsagenten und eines albernen Hofkavaliers wurde stark übertrieben, was man angenehmerweise sonst im „Neuen Theater“ nicht gewohnt ist.

Gärtnerplatztheater. „Der Glückspilz“, Operette von M. Juack und B. Granichstätten, Musik von J. Königsberger. Das Textbuch ist noch ein bischen ideenärmer als der Durchschnitt; die Musik anderer ist zwar auch oft nicht ursprünglicher, aber meist geschickter gemacht. Die gute Aufnahme, die den Spielern galt, war doch nicht stark genug, um das Glück des „Glückspilzen“ zu machen. Da das Stück schon absetzt, hat es keinen Wert, ihm längere Auseinandersetzungen zu widmen. Das Theater greift jetzt auf die Produktion besserer Jahrgänge zurück und es ist gut so.

Münchener Konzertverein. Als der Konzertverein den Entschluß faßte, nach jahrelanger Pause sein Orchester neu aufzubauen, da waren es Tage stolzer Zuversicht. Jetzt, da die Arbeit getan ist und der Verein uns zum ersten Abonnementskonzert lud, lasten die Ereignisse schwer auf uns. Das hat wohl den Besuch stark beeinträchtigt; die jedoch gekommen waren, fanden sich reich belohnt. Bruno Walter dirigierte; das sehr gut geschulte Orchester folgte feinsinnig seinen Anregungen. Der Abend war Brahms gewidmet. Lag über der „Akademischen Festouvertüre“ bei aller Schönheit der Wiedergabe noch eine gewisse Kühle, so wußte der Dirigent in den Variationen über ein Thema von Haydn und vor allem in der mit großer plastischen Klarheit herausgebrachten 4. Symphonie unmittelbar zu packen.

Verschiedenes aus aller Welt. Siegfried Wagners Oper „Sonnenflammen“ zeigt deutsche Tugend im Konflikt mit den schmeichelnden Lockungen des Orientes. Dichterisch und musikalisch hat nach Berichten der Verfasser seine künstlerischen Absichten nicht voll erreicht, dennoch war die Aufnahme der Oper bei der Darmstädter Uraufführung eine sehr herzliche. Etwas günstiger lauten die Urteile über S. Wagners Oper „Schwarzschwanenreich“, die wenige Tage später gleichfalls unter dem äußeren Zeichen des Erfolges in Karlsruhe erstmalig in Szene ging. In dem Textbuch hat der Autor allerhand Märchenmotive neu verwoben, ohne daß die Handlung dem Zuschauer menschlich besonders nahe tritt. Die Musik gibt in Chören und Walzern von frischer Rhythmik ihre stärksten Wirkungen und zeigt sich im übrigen als Verstandesarbeit. L. G. Oberlaender, München.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Börsen-Umformungen — Keine Beschlagnahmung der Bankguthaben und -Depots — Wirtschaftsfolgen der Waffenstillstandsbedingungen — Demobilisierungsämter.

Auch unsere Effektenmärkte haben in Anpassung an die neuen Regierungsformen „Revolution“ gemacht. Der seither rein kapitalistischen Organisation der Börsen werden demokratische und sozialistische Umformungen angefügt. Ein Wirtschaftsstab, bestehend aus je vier Abgeordneten des Bankstandes, der Makler und Angestellten ist gedacht. Die laufende Woche bringt unter Wiedereinführung des Ultimoverkehrs und der Herausgabe von auch in den Zeitungen zur Veröffentlichung gelangenden amtlichen Kurslisten den Fortfall der durch die Kriegsverordnungen erlassenen Beschränkungen. Ob und wie jedoch der so — nach vieler Meinung viel zu frühzeitig — wiederhergestellte Börsenapparat sich bewähren wird, ist recht zweifelhaft, schon mit Rücksicht auf die heute noch unabsehbaren Folgen der inneren Umwälzung, der Ausführung des vielseitigen Programmes der Reichsleitung und der bayerischen Regierung. Ungewiss sind ferner die Neuorganisationen für das Bank-, Währungs- und Industriewesen. Die Umformungen bei den Aktiengesellschaften, sowohl hinsichtlich der Aufsichtsratsvertretung, wie auch der Gewinnzuweisungen an Arbeiter- und Beamtenorganisationen können unmöglich voll übersehen und beurteilt werden.

Der Effektenverkehr war fernerhin stark beeinflusst und verstimmt durch die inzwischen aufgetretenen Arbeiterlohnforderungen bei der gleichzeitigen allgemeinen Einführung der verkürzten Achtstundenarbeitszeit. Gegen die nicht verstummenden **Gerüchte und Befürchtungen** der Beschlagnahme von Bank- und Sparkassen-Guthaben, Vorräten an Geld, Wertpapieren oder Depots irgend welcher Art richteten sich in strikten Erklärungen sowohl die bayerische wie auch die Reichsregierung. Ausdrücklich gewährleistet wurde jede Sicherheit dieser finanziellen Ansprüche, ferner der Zeichnungen auf Kriegsanleihen und der Gehalts-, Pensions- und sonstigen Rechtsforderungen aller im öffentlichen Dienste stehenden Personen. Stockend vollzieht sich der Rückfluss der gehamsterten Mengen Bargelder in die Bankkassen. Laut Reichsbankausweis ist der Zahlungsmittelbedarf im Zusammenhang mit dieser nur geringfügig verminderten Geldaufspeicherung weiterhin gestiegen. Gegen solche Zahlungsmittelnot beschloss der bayerische Volksstaat die Ausgabe eines staatlich genehmigten, befristeten Notgeldes innerhalb Bayerns und bestimmte ferner die Gleichstehung aller bis zum 1. April 1919 fällig werdenden Zinsscheine sämtlicher bayerischer Staatsanleihen als gesetzliches Zahlungsmittel bis zu deren Verfallstermin. Das endgültige Zeichnungsergebnis der neunten Kriegsanleihe mit 10,337 Milliarden Mark — Feldzeichnungen nicht inbegriffen — ist im Hinblick auf den militärischen Zusammenbruch und die politischen Umwälzungen sicherlich das relativ glänzendste Resultat aller seitherigen Kriegsanleiheausgaben. Darauf sind bereits rund 90 Prozent einbezahlt.

Die Folgen der Waffenstillstandsbedingungen machen sich nur langsam fühlbar, insbesondere lässt sich noch nicht beurteilen, welchen Einfluss die Räumung von Elsass-Lothringen, Luxemburg und des linken Rheinufers auf die dortige wie auf unsere Gesamtindustrie ausüben wird. Von finanz- und wirtschaftlichem Interesse bei der Neubesetzung der Reichsämter und der bayerischen Staatsstellen war die Uebernahme des Reichswirtschaftsamtes durch Dr. August Müller und des Reichsschatzamtes durch den früheren Staatssekretär Dr. Dernburg, dem als Unterstaatssekretär der unabhängige Sozialdemokrat Eduard **Bernstein** beigesellt wird. Der neue bayerische Finanzminister Professor Jaffé erhält als Finanzstaatsrat Dr. Freiherrn von Haller, den bekannten seitherigen sozialdemokratischen pfälzischen Abgeordneten und Bankdirektor. Die Königlich Bayerische Bank firmiert nunmehr „Bayerische Staatsbank“, für welche der bayerische Volksstaat nach wie vor volle Gewähr leistet.

Von den Massnahmen der **Demobilmachung** sind zu nennen die Errichtung einer obersten Reichsbehörde: des Reichsamtes für die wirtschaftliche Demobilmachung („Demobilmachungsamt“), mit dessen Leitung der bisherige Chef der Kriegsrohstoff-Abteilung Oberstleutnant Koeth beauftragt wurde. Zur Leitung der wirtschaftlichen Demobilmachung in Bayern wurde als Staatskommissär der sozialdemokratische Landtagsabgeordnete Segitz berufen. Zur möglichsten Abschwächung der unausbleiblichen Wirtschaftsfolgen der Demobilisierung ist vom Reichswirtschaftsamt eine Arbeitsgemeinschaft zwischen den Wirtschaftsgruppen und ihren Interessenvertretungen angebahnt. Gewerkschaften und Arbeitgeber haben ebenfalls ein Abkommen für die Uebergangswirtschaft gebildet.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Die Leser der Allgemeinen Rundschau bilden eine große Gemeinde der besten Gesellschaftsschichten im ganzen Deutschen Reiche und im Auslande. Warum sollte jeder Bezieher daher dieses einflußreiche Blatt nicht auch zu jeglicher Art Insertion stets an erster Stelle mitbenutzen? Wir weisen darauf hin, daß Gesuche von Erzieherinnen, Hausdamen, Gesellschafterinnen usw. stets sehr erfolgreich sind. Ebenfalls haben beste Wirkung alle anderen Arten von kleinen Anzeigen wie noch sonstige Stellengesuche und -Angebote, An- und Verkäufe usw. Auch wer brieflichen Verkehr, Gedankenaustausch usw. wünscht, kann auf zahlreiche Offerten rechnen. Dann sollten die verehrl. Leser in der Rundschau auch sämtliche Familiennachrichten, die sonst in der Regel nur der Tageszeitung zugewiesen werden, erscheinen lassen, zwecks weitester Verbreitung in den gebildeten katholischen Kreisen.

Die verehrlichen Feldpost-Abonnenten

werden höflichst um baldgefl. Bekanntgabe der neuen Adresse gebeten, damit in der Lieferung der Allgem. Rundschau keine unnötige Unterbrechung eintritt.

Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck — Wien — München.

Sehr spannende Romane als Weihnachtsgeschenke.

Ueber die Brücke.
Roman von Josef Weingartner. Geb. Mk. 6.—, Kr. 8.—
Der Bildungsroman eines Theologen. Er geht nicht alte Wege, sondern ergänzt stofflich die Priesterromane von Sheehan und Federer. Die Erzählung bringt prächtige Charaktere, ist voll seelischen Geschehens und von farbiger Stimmung getragen.

Seelen, die heim gefunden.
4 Novellen. Von Karl Bienenstein. Kart. Mk. 3.—, Kr. 4.—
In jeder Novelle ringt und reift sich eine in Können und Wollen reiche Seele, leidenschaftlich verirrt od. ein schweres Schicksal tragend, zur Läuterung, zur Wertigkeit durch.

Der schwarze Stein.
Roman. Von demselben Verfasser. (Erscheint zu Weihnachten.)
Der Verfasser erzählt von schwerer Schuld, aber auch von bitterer Buße und Sühne, wie nur edle Seelen sie zu leisten vermögen.

Jungmädchenjahre.
Erinnerungen. Von Paula Kravogl. Geb. Mk. 4.80, Kr. 6.—
Es sind köstliche Plaudereien aus ihrem Familien-, Schul-, und Gesellschaftsleben, die eine Fülle frohen Erzählertalentes und tiefen Gemütes umschließen.
Auf alle Bücher wird ein Kriegsteuerungszuschlag erhoben.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Mund und Rachen sind die Eingangs-Pforte ansteckender Krankheiten, deren Keime durch die bewährten Formamint-Tabletten vernichtet werden.

Broschüren kostenlos durch Bauer & Cie., Berlin SW 48

Für Dörrgemüse | Für Futtermittel

1900 Anlagen mit einer tägl. Verarbeitung von **380 000** Zentnern!

Dr. Zimmermanns Expreß-Darre mit sämtlichen Hilfsmaschinen

Dr. Otto Zimmermann & Heinrich Wetzel,
Ludwigshafen a. Rh. 17.
Generalvertreter Karl Prandtl, München SW. 4, Schwanthalerstr. 80.

Für Getreide | Lieferzeit 2-3 Wochen | Für Pflanzenmehl

Neu! Neu!

Ausgeführte Christenlehren
von J. B. Knor, Pfarrer.

I. Teil: Glaubenslehre. 42 Stunden. 8⁰. VIII. und 295 S. br. Mk. 5.50, gebd. Mk. 7.40. (II. Teil im Druck.)

Aus Gutachten: Praktisch, populär, übersichtlich und logisch aufgebaut; reichhaltig. Können auch als katech. Predigten verwendet werden, wozu dem III. Bd. ein eigener Plan für das Kirchenjahr beigegeben wird.

Verlag von **W. Bader, Rottenburg a. N.** (Württemberg).

Josef Walraf jr. Rheydt
Bez. Düsseldorf.

Spinnerei u. Weberei

Papiergarne einfach und gezwirnt für alle Verwendungszwecke.

Papiergurte u. Bänder roh und gefärbt für Militär- und Privat-Bedarf.

Dochte für Lampen, Kocher, Feuerzeuge.

10 Mille Zigarren
erstkl. Ware, Hamb. Fabr. Sum. u. Brasil., sort., ℳ 1000 pr. Mille. Proben von 200 Stück sort. vers. geg. Nachn. **Rudolf Jordan, Hamburg,** Große Bleichen 28 II.

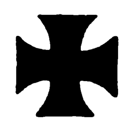
Druckarbeiten in jeder Art und Ausführung
vom feinsten Buntdruck bis z. billigsten Massenauflage liefert schnell und billig
Schnellpressen-, Rotations- und Setzmaschinenbetrieb.
Buchdruckerei „Unitas" Bühl (Baden).

Atemgymnastik Stimmbildung
für allgemeine Kräftigung :: und für Berufszwecke ::
Berlin S14, Sebastianstr. 44/451
A. Orthey, med. Privatgelehrter
Diplom von J. van Oldenbarnevelt.

Es empfiehlt sich, für Weihnachten bestimmte Bücherankündigungen baldigst in der Allgemeinen Rundschau zu veröffentlichen. :: :: :: ::

Für Eltern
u. Erzieher, die 10- bis 14jähr. Kindern ein **Weihnachtsgeschenk** [m]achen wollen, empfehlen sich die in unserem Ver[l]age erschienenen
„Märchen und Sagen"
von Robert Sabel.
Echt kindlicher, herzerquick. Inhalt ver[e]inigt sich hier mit farbenprächtigen Bildern voll köstlicher Naivität u. goldenem Humor. Schon bei ihrem erstmaligen Erscheinen haben Sabels „Märchen und Sagen" so begeisterte Aufnahme gefunden, dass die erste Auflage bald vergriffen war. Der erzieherische Wert guter Märchenbücher ist längst erkannt u. ihre volle Berechtigung als Jugendlektüre allseitig zugegeben worden. [N]icht nur Kindern allein, sondern allen, die Kinder lieb haben, wird unser Buch grosse Freude bereiten. Es erscheinen zwei prächtig ausgestattete, gut gebundene Bände. Band I Mk. 3.—; Band II Mk. 5.—; für Porto u. Verpackung 35 Pf pro Band mehr.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Kongregation d. Pallottiner Limburg a. d. Lahn.

Statt besonderer Anzeige.



Am 8. November morgens erhielten wir aus dem Feldlazarett 19.. telegraphisch die erschütternde Nachricht dass dortselbst am 5. November, nachmittags 4.50 Uhr, unser innigstgeliebter, unvergesslicher, herzensguter, einzigster Sohn und Bruder, Enkel und Neffe, der

Oberprimaner

Florentin Pottmeyer

Telegraphist der Ferna 238
Inhaber des Eis. Kreuzes II. Kl.

infolge Kopfschusses gestorben ist. Im jugendlichen, hoffnungsfrohen Alter von 19 Jahren besiegelte er seine Liebe zu Heimat und Vaterland mit seinem Blut und Leben.

Wir empfehlen unseren lieben Verstorbenen der christlichen Fürbitte und besonders den Priestern am Altare.

Bocholt, Stenern, Nov. 1918.

Familie Hermann Pottmeyer.

Das feierliche Seelenamt fand statt am Donnerstag den 14. November, morgens 8½ Uhr in Bocholt in St. Georg.

Sobald sich die Ueberführung der Leiche ermöglichen lässt, wird der Tag der Beisetzung bekanntgegeben werden.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 48. München, 30. November 1918. XV. Jahrgang.

Zur Heimkehr unserer Helden.

Nun öffnet die Tore im Heimathaus,
Kredenzt die Becher und schürt die Brände,
Deckt festlich die Tafel, streut Blumen rings,
Lasst Fahnen weh'n! Streckt aus die Hände!
Die Unbezwungenen kehren heut.
Mit ernsten Blicken! O lehrt sie lachen!
Dass sie vergessen das blutige Leid!
Es gilt, sie glücklich und freudig zu machen!

Lehrt sie verwinden den furchtbaren Streit,
Die unerhörten, die grausamen Tage!
Gebt ihnen der Liebe seligen Lohn,
Dann wird das Erlebte zur heiligen Sage.
Sie taten mehr als die Helden getan
Der Vorzeitkunde. Sie stemmten die Lanze
Ein gegen die Welt. Es lud sie der Tod
Aus allen Ländern zum grässlichen Tanze.

Bezwingt Euer Selbst dieses einzige Mal.
Lasst heute ruhen die bitteren Schmerzen
Um Tote, Vermisste! Den Lebenden gilt
Das Leuchten der Augen, das Schlagen der Herzen.
Die Zeiten sind schwer. In Schweigen ruhen
Die prahlenden Worte, die klingenden Lieder.
Die tiefste Seele des Volkes nur singt:
Ihr starken Söhne, wir haben Euch wieder.

Willkommen, willkommen im Vaterland!
Dem Morde, dem bitteren Hass entronnen!
Gepriesen sei Gott, der Euch Tapf're erhielt
Den Vätern, Müttern, Bräuten zur Wonnen.
Wir breiten die Arme so weit, so weit!
Wo fänden wir Worte, so hoch Euch zu ehren
Als Euer Gebühr? Wir fühlen es heiss:
Wir danken Euch Heimat, Ehre und Leben,

Wir danken Euch jedes heilige Gut
Und jede Hoffnung, das Morgen und Heute!
Wir schulden Eurer mutigen Wacht
Des Daseins Licht und des Daseins Freude! —
Den Glanz des Sieges auf Eurer Stirn
Soll Euch kein bitteres Schicksal verleiden.
Lodern soll Euer herrlicher Ruhm,
Solange noch deutsche Seelen sich weiten.

M. Herbert.

Grundsätzliches zur Frage der Trennung von Kirche und Staat.

Von Universitätsprofessor Dr. N. Hilling, Freiburg i. B.

Als vor reichlich einem Jahrzehnt die Trennung von Staat und Kirche in Frankreich vollzogen wurde, erregte diese Frage auch in Deutschland eine lebhafte Diskussion, namentlich in den wissenschaftlichen Kreisen. Gelehrte wie Sägmüller[1]), Rothenbücher[2]) und Kahl[3]) haben sich damals mit diesem Problem teils eingehender, teils kürzer beschäftigt. Infolge der jüngsten politischen Umwälzungen im Deutschen Reiche und in den Bundesstaaten ist der Gegenstand heute zu einer aktuellen kirchenpolitischen Tagesfrage geworden.

Wohin der Kurs unserer provisorischen sozialistischen Regierungen im Reiche und den Einzelstaaten steuert, kann nicht zweifelhaft sein. Das Erfurter Programm vom Jahre 1891 mit seiner Erklärung der Religion als Privatsache, den Forderungen der Abschaffung aller Aufwendungen aus öffentlichen Mitteln zu kirchlichen und religiösen Zwecken, der Weltlichkeit der Schule und des obligatorischen Besuchs der Volksschulen sagt es deutlich genug. Die völlige Trennung des Staates von der Kirche ist ein so wesentlicher Punkt des sozialistischen Programms, daß es niemanden gewundert hat, als sie vor einigen Tagen von der augenblicklichen preußischen Regierung, die bekanntlich im radikalsten Fahrwasser schwimmt, amtlich angekündigt wurde.

Welche Stellung müssen hierzu die Katholiken einnehmen? Die Antwort auf diese Frage ist leicht zu erteilen, soweit die grundsätzliche Lösung derselben in Betracht kommt. Es ist bekanntlich nicht das erstemal, daß das Problem der Trennung von Kirche und Staat, sei es von geistlicher, sei es von weltlicher Seite, auf den Markt der öffentlichen Verhandlungen geworfen wurde. Daher haben bereits die Päpste des 19. Jahrhunderts wiederholt als die obersten Wächter der kirchlichen Disziplin und Lehre zu ihm amtlich Stellung genommen. Gegenüber dem Programm des französischen Abbé de Lamennais der die Trennung der Kirche vom Staate befürwortete, erklärte Gregor XVI. in der Enzyklika „Mirari vos" vom 15. August 1832: „Wir könnten uns für Kirche und Staat keine erfreuliche Wirkung versprechen, wenn in Erfüllung gingen die Wünsche derer, die wollen, daß die Eintracht zwischen der weltlichen und geistlichen Macht gestört werden solle. Es ist nämlich offenbar, daß diese Leute mit ihrem maßlosen Streben nach Freiheit sich vor jener Eintracht fürchten, die immer für Staat und Kirche glück- und segenbringend war."[4]) Als sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Italien separatistische Strömungen von seiten des Staates gegen die Kirche geltend machten, verurteilte Pius IX. im Syllabus errorum vom Jahre 1864 den Satz: „Die Kirche ist vom Staate und der Staat von der Kirche zu trennen."[5])

Leo XIII. gebührt das Verdienst, die Frage des Verhältnisses von Kirche und Staat in seiner bekannten Enzyklika „Immortale Dei" vom 1. November 1885[6]) nach der grundsätzlichen

[1]) Die Trennung von Kirche und Staat. Mainz 1907.
[2]) Die Trennung von Kirche und Staat. München 1908. Dieses Werk ist wegen seines reichen juristischen Materials aus allen in Betracht kommenden Ländern als grundlegend zu betrachten.
[3]) Aphorismen zur Trennung von Staat und Kirche, in: „Internationale Wochenschrift" 1908, 1345 ff.
[4]) Denzinger—Bannwart, Enchiridion Nr. 1615.
[5]) a. a. O. Nr. 1603.
[6]) Acta Leonis XIII. II, 146 ff.

Seite ausführlich behandelt zu haben. Er betont zunächst, daß der Staat als juristische Person nicht minder zur Gottesverehrung verpflichtet sei, als die physischen Einzelpersonen. „Heilig", so sagt er, „muß daher bei den Fürsten der Name Gottes sein. Es gehört zu ihren vorzüglichsten Pflichten, die Religion gnädig aufzunehmen, mit Wohlwollen zu schützen, durch die Autorität und den Befehl der Gesetze zu decken und nichts einzuführen und zu entscheiden, was ihrer Unversehrtheit zuwider ist." Was sodann das Verhältnis von Staat und Kirche betrifft, so bemerkt der weise Papst: „Zwischen beiden Gewalten muß notwendig eine **geordnete Verbindung** (ordinata colligatio) bestehen, die nicht mit Unrecht mit jener verglichen wird, durch die Leib und Seele im Menschen miteinander vereinigt sind." Ueber die Art und Weise dieser Verbindung führt er sodann näher aus, daß hierbei die Natur der beiden Gewalten und ihre Würde berücksichtigt werden müssen.

Noch deutlicher hat sich **Pius** X. in der Enzyklika „Vehementer" vom 11. Febr. 1906 [7]) über das französische Trennungsgesetz ausgesprochen. Er sagt wörtlich: „Daß es notwendig sei, den Staat von der Kirche zu trennen, ist ein absolut falscher Satz, ein sehr verderblicher Irrtum. Er basiert auf dem Prinzip, daß der Staat keinen religiösen Kult anerkennen dürfe, und enthält somit eine schwere Beleidigung Gottes. Denn dieser ist zugleich der Schöpfer der einzelnen Menschen wie der Schöpfer der menschlichen Gesellschaft, die er auch beide erhält. Wir schulden ihm daher nicht nur einen privaten Kult, sondern auch einen öffentlichen." Weiterhin betont der Papst, daß die von Gott sehr weise in der Welt eingerichtete Ordnung eine **harmonische Eintracht** zwischen Staat und Kirche verlangt. „Diese beiden Gesellschaften, die kirchliche und die bürgerliche, haben in der Tat dieselben Untertanen, obwohl eine jede derselben in ihrer eigenen Sphäre ihre Autorität auf sie ausübt. Daraus folgt mit Notwendigkeit, daß es sehr viele Dinge gibt, mit denen sich beide beschäftigen müssen. Wenn nun aber Staat und Kirche getrennt sind, so werden aus den gemeinsamen Dingen die Keime von Streitigkeiten erwachsen, die auf beiden Seiten eine große Schärfe annehmen können. Der Begriff des Wahren wird dadurch getrübt und die Gemüter mit einer großen Angst erfüllt."

In den genannten Kundgebungen Leo XIII. und Pius X. sind auch die **Gründe** für das einträchtige Zusammenwirken von Kirche und Staat angegeben. Der Staat darf nicht religionslos sein, weil er Gott als seinem Schöpfer und Erhalter den gebührenden Kult schuldet. Er muß mit der Kirche harmonisch zusammenarbeiten, weil erstens ihre Mitglieder vielfach persönlich identisch sind und zweitens weltlich-geistliche Angelegenheiten existieren, die beiden Gewalten gemeinsam angehören. Wie es in der leblosen Natur keine absolute Trennung der Dinge gibt, so sind auch die Mitglieder der menschlichen Gesellschaft auf ein harmonisches Zusammenwirken angewiesen. Ein Auseinanderreißen von Staat und Kirche, von geistlichen und weltlichen Angelegenheiten würde dem höchsten Gesetze der Einheit widerstreben. Mit Recht hat deshalb der große **Görres** [8]) den kernigen Ausspruch getan: „Die Lehre der gänzlichen Sonderung von Kirche und Staat, wie man in neueren Zeiten sie aufgestellt, ist eine durch und durch nichtige, abgeschmackte, widersinnige und ganz und gar verwerfliche Irrlehre; verwerflich in der Theorie, weil sie aus leeren und nichtigen Abstraktionen hervorgegangen; verwerflich in der Praxis, weil sie von politischen und kirchlichen Revolutionären ersonnen, zum gleichen Verderben von Staat und Kirche führt."

Der deutsche Patriot Görres konnte nicht umhin, auch auf die **Schädlichkeit**, die dem **Staat** aus dem Prinzip der völligen Sonderung von der Kirche entsteht, aufmerksam zu machen. Auch der Staat hat gewissermaßen seine Seele, das ist ein inneres ethisches Leben, das nur gesund bleiben kann, wenn die Kirche an ihm die Pflichten eines Seelsorgers ausübt. Im Mittelalter hat die Kirche am meisten dazu beigetragen, die Gewaltstaaten in Kulturstaaten umzuwandeln. Sollte der kirchliche Einfluß heute überflüssig sein? Wer wollte es angesichts des größten Krieges und der erschreckenden inneren Unruhen und gewaltsamen Umwälzungen zu bejahen wagen? Vor gerade hundert Jahren schrieb der edle Graf Friedrich Leopold **Stolberg**: „Die bürgerliche Ordnung ist nicht nur gefährdet, sondern sie muß einstürzen, wo die natürliche Autorität untergraben ward. Der Bestand, die Ruhe, das Glück der Familien werden gesichert durch den Staat; aber auch der Staat kann nicht bestehen ohne häusliche Zucht, und diese beruht auf Ehrerbietung und Liebe. Ehrerbietung und Liebe sind die nicht fabelhaften Penaten, deren keine Familie, wenn ihr Vorsteher Hausvater oder Hausmutter genannt zu werden verdienen, entbehren kann. Die Gesetze vermögen nichts, wenigstens nichts Dauerndes noch Heilsames ohne Sitten. Ohne Ehrerbietung und Liebe keine Sitten!... So wie der Staat aus den Familienverhältnissen Bestand, Festigkeit und Würde bekommt, so die Familienverhältnisse durch die Religion, das heißt durch die Beziehung auf Gott, nach dem das ganze Geschlecht in den Himmeln und auf Erden genannt wird." (Ephes. III, 15.) [9])

Aus dem Gesagten folgt, daß die Katholiken aus staatlichem und kirchlichem Interesse niemals die Hand dazu bieten können, das Band des Zusammenhangs von Staat und Kirche, das in Deutschland seit mehr als tausend Jahren segensvoll bestanden hat, freiwillig aufzulösen. Nur wenn sie durch die Macht der Verhältnisse dazu gezwungen werden, müssen sie die Trennung als eine ihren Grundsätzen widersprechende Tatsache hinnehmen. In Uebereinstimmung mit diesen Prinzipien erklärten bereits die **deutschen Bischöfe** auf der Würzburger Bischofskonferenz im Jahre 1848, nachdem die Frankfurter Nationalversammlung die Trennung von Kirche und Staat beschlossen hatte: „Eine Trennung vom Staate selbst herbeizuführen wurde nicht als Aufgabe der Kirche erkannt; sollte aber der Staat sich von ihr lossagen, so würde sie, ohne es zu billigen, geschehen lassen, was sie nicht hindern kann; jedoch die von ihr selbst und in wechselseitigem Einverständnis geknüpften Fäden des Zusammenhangs ihrerseits nicht trennen, wo nicht etwa die Pflicht der Selbsterhaltung dies gebietet." [10])

---

[7]) Acta Sanctae Sedis XXXIX, 3 ff.

[8]) Athanasius (1838) 22.

[9]) In der Abhandlung „Ueber den Zeitgeist". Gesammelte Werke der Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg. Bd. X. Hamburg 1827, S. 329 ff.

[10]) Collectio Lacens IV, 1012.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Ueberschrift läßt sich leider noch nicht ändern. Trotz dem „Waffenstillstand" herrscht noch der Krieg und fordert Opfer. Die Lage hat sich insofern verschlimmert, als die Franzosen mit unerbitterlicher Rach- und Ruhmsucht die undurchführbaren Bedingungen des Waffenstillstandes ausnutzen, um einen Vorwand zu weiterem Eindringen in Deutschland zu schaffen.

Zu der traurigen Lage an der Westgrenze gesellen sich die Gewalttaten der Polen im Osten und auf innerpolitischem Gebiet die fortdauernde Zerfahrenheit in den Regierungsverhältnissen zu Berlin, die uns sogar mit einem Zerfall des Reichskörpers bedroht.

Die französische Grausamkeit.

Was unsere Unterhändler bei den Verhandlungen über den Waffenstillstand in einzelnen Punkten durchsetzen konnten, war nicht viel, aber man konnte doch hoffen, daß die Ausführung mit der nötigen Vernunft erfolgen und den klaren Unmöglichkeiten Rechnung getragen werde. Leider haben Foch und seine Franzosen die Ausführung in der Hand und sie verschärfen die unmöglichen Anforderungen aufs äußerste und zwar in so raffinierter Weise, daß auf die arglistige Absicht neuer Konflikte und Feindseligkeiten geschlossen werden muß. Alle Bitten und alle Proteste unserer Heeresleitung, unserer Regierung und unserer Volkskörperschaften stoßen auf eisige Unerbittlichkeit. Es ist so weit gekommen, daß auf deutscher Seite Befehl gegeben wurde, auf keinen Fall zu schießen, auch dann nicht, wenn die Franzosen schießen sollten. In der Tat würde jeder Widerstandsversuch nur Wasser auf die Mühle der grausamen Gegner liefern. Wir müssen uns widerstandslos die gröbsten Ungerechtigkeiten und tiefsten Demütigungen gefallen lassen, um noch Schlimmeres zu verhüten.

Der einzige Lichtblick in dem düsteren Bilde ist die löbliche Manneszucht der zurückflutenden Massen deutscher Soldaten. Die Unordnungen, die zunächst in der Etappe entstanden, sind glücklicherweise bald überwunden worden. Im großen und ganzen ist der überstürzte Rückzug bisher geradezu ruhmvoll verlaufen. Niemals in der Weltgeschichte sind so ungeheure Anforderungen an die Disziplin eines Heeres und an die Tugend des einzelnen Soldaten gestellt worden, wie jetzt an das deutsche

Millionenheer, das unter den größten physischen und psychischen Schwierigkeiten mit einer übermenschlichen Schnelligkeit den weiten Weg bis an den Rhein und über die wenigen Rheinbrücken zurücklegen muß. Die unmöglichen Bedingungen des Waffenstillstandes und ihre brutale Durchführung werden eine ewige Schande für die Gegner bilden, aber einen Ruhmestitel für die deutsche Armee, die zwar der Uebermacht weichen mußte, aber nicht gebrochen, nicht demoralisiert werden konnte. Auch dann nicht, als gleichzeitig mit dem militärischen Verhängnis die Revolution im Vaterlande ausbrach, die auch unter den Fronttruppen die Kommandoverhältnisse umgestaltete. Obschon Soldatenräte nach russischem Vorbilde entstanden, ist doch unser Heer nicht der russischen Auflösung verfallen. Wir haben doch ein Menschenmaterial, das intellektuell und moralisch viel höher steht, als die Russen. Auch höher, als die Franzosen, wie wir ohne Pharisäismus sagen dürfen. Denn zu einer solchen hinterhaltigen Grausamkeit gegenüber einem wehrlos gewordenen Feinde, wie sie dort jetzt unter Zustimmung des Volkes betätigt wird, wären die Deutschen, sowohl die Militärs wie die Bürger, wirklich unfähig.

Was kann uns nun retten aus der Schlinge des Waffenstillstands? Nur der Friedensschluß, bei dem hoffentlich nicht Foch, sondern Wilson das entscheidende Wort sprechen wird. Aber der Friedensvertrag steht noch in der Ferne. Die regelrechte Liquidation eines vierjährigen Weltkrieges läßt sich auch nicht in wenigen Wochen erledigen. Daher brauchen wir einen Präliminarfrieden, den schnellen Abschluß eines Vorfriedens, der einerseits an den Grenzen eine provisorische Beruhigung schafft und anderseits die brennende Versorgung mit Lebensmitteln sicherstellt. Auf einen Vorfrieden müssen wir mit allen Kräften hinarbeiten, damit wir vor weiteren französischen Gewalttaten verschont und von der Blockade erlöst werden. Die Vorbedingung ist aber, daß Deutschland seine politischen Zustände ordnet. Wilson hat bei allen bisherigen Verhandlungen betont, daß er wissen müsse, mit wem er es eigentlich zu tun habe. Diese kritische Frage wird er gewiß immer wieder stellen, solange Deutschland nicht eine einheitliche und vom sichtlichen Volkswillen getragene, allgemein anerkannte und gesicherte Regierung hat.

Die Unsicherheit in Berlin und im Reiche.

Die öffentliche Ordnung ist glücklicherweise nicht erheblich gestört worden; doch von einer Beruhigung kann man leider noch nicht reden. In Berlin geht der Ringkampf um die Macht weiter zwischen den zwei Richtungen in der herrschenden Partei. Ebert und Scheidemann, die Volksbeauftragten der Gemäßigten, müssen sich immer noch wehren gegen die Herrschaftsgelüste der Radikalen, die in dem „Vollzugsrat der Groß-Berliner A.- und S.-Räte" ihr Organ haben, und gegen die Umsturzgelüste der Spartakusleute, die durch Liebknecht gelegentlich Putsche veranstalten lassen. Zwischen der Ebertschen Regierung und dem Vollzugsrat ist nach langem Verhandeln eine Abmachung getroffen worden, die mehr nach einem mangelhaften Waffenstillstand, als nach einem Friedensschlusse aussieht. Der Kernpunkt des Streites bleibt noch bestehen. Die Regierung und ihr besonnener Anhang will die Nationalversammlung; der Matador des Vollzugsrats, Richard Müller, erklärt aber, der Weg zur Nationalversammlung gehe nur über seine Leiche. Bis auf verschwindende Ausnahmen ist die Bevölkerung in Stadt und Land entschieden für die Nationalversammlung. Die Berliner Minderheit bleibt jedoch hartnäckig in ihrem Widerstand; sie sagt auch offen, daß sie überhaupt keine demokratische Republik wolle, sondern nur eine proletarische, also ein einseitiges Klassenregiment und zwar unter der Diktatur dieser Berliner Fanatiker und Bolschewisten. Um die Volkswahlen zu hintertreiben, will man einen „Zentralrat" der deutschen Arbeiter- und Soldatenräte auf dem Delegiertenkongreß bilden lassen. Die Regierung macht gute Miene zu diesem Zwischenspiel, da sie hofft, daß die Mehrheit der Delegierten aus dem Reiche sich zur Fahne der Nationalversammlung stellen werden.

Gegen die Berliner Diktaturgelüste hat nun eine weite und starke Gegenbewegung im Reich eingesetzt. Das ist gut, soweit der Nationalversammlung vorgearbeitet wird; aber gefährlich würde die Sache durch separatistische Ansätze. Nicht nur in Süddeutschland, sondern auch im Rheinlande und an der Wasserkante wollen sich selbständige Republiken bilden. Wenn der föderalistische Gedanke gewahrt bleibt, so geht es; aber bei Ueberspannung des Selbständigkeitstriebes können wir zum Zerfall des Reiches, in ähnliche Zustände, wie sie der habsburgischen Monarchie beschert worden sind. Auch gegen dieses Uebel kann uns nichts anderes helfen, als die Nationalversammlung, d. h. eine einheitliche Konstituante für die deutsche Nation.

Dieselbe allgemeine Volksvertretung brauchen wir für den Friedensschluß. Wilson und die Entente werden nicht mit einzelnen Republiken verhandeln und abschließen. Soll das deutsche Volk noch etwas retten aus dem Schiffbruch, so muß es bei den Friedensverhandlungen sein ganzes Gewicht von einer anerkannten Hand in die Wagschale werfen lassen. Dazu genügen auch nicht Resümees und Resolutionen, wie sie die sog. Reichskonferenz in Berlin beschloß. Auch die unzeitigen „Enthüllungen" über die Schuld am Kriege und über angebliche Friedensangebote werden den Willen unserer Gegner nicht beeinflussen.

Die Nationalversammlung brauchen wir auch, um uns das tägliche Brot zu sichern. In zweifacher Hinsicht: einerseits um die Zufuhr aus dem Auslande durch Beseitigung der Blockade zu erreichen, anderseits um das Wirtschaftsleben in Deutschland wieder in Gang zu bringen. Die andauernde Unsicherheit der politischen Verhältnisse wirkt lähmend auf den Gewerbefleiß, und das gerade in dem Augenblick, wo wir alle Kräfte der Unternehmer und der Arbeiter auf das höchste anspannen müssen, um den Kriegsbetrieb wieder umzustellen in einen Friedensbetrieb, der den heimkehrenden Millionen von Soldaten Erwerbsgelegenheit gibt und der Nation selbst die Ausfuhr von Waren ermöglicht, womit wir die Einfuhr der notwendigen Lebensmittel und Rohstoffe bezahlen müssen.

Die Wahl der Nationalversammlung würde freilich noch wenigstens zwei Monate Zeit kosten. Aber diese technisch bedingte Verzögerung wäre nicht so schlimm, wenn nur endlich die Wahl in aller Form und voller Sicherheit für den nächstmöglichen Termin ausgeschrieben würde. Die Sicherheit schon bringt Heil und Segen.

Auf jeden Fall bereiten wir uns zur Wahl vor. Und zwar im alten Zentrumsgeiste, der auch in den neuen Richtlinien weht, die soeben unsere Abgeordneten und Vertrauensmänner zur Prüfung vorgeschlagen haben.

Und neues Leben blüht aus den Ruinen?

Von Landtagsabgeordneten Hofrat H. Osel, Pasing.

Hemmungslos wie die Sintflut kam die Militärrevolution über Deutschland und, was noch bitterer ist: das Erkennen. Das Reich, beherrscht von Berlin, ward unser Verderben. „Wir haben in 40 Jahren verdient, was wir in 100 hätten verdienen sollen", sagte mir 1917 ein preußischer Industriemagnat. Es war der Mammonismus Berlins, der uns die Neigung der übrigen Welt raubte. Der Krieg nahm den Umfang an, weil die fremden Staaten diesen Mammonismus haßten. Ihre Regierenden sahen den deutschen — preußischen — Militarismus. Er war nicht das Heer. Heere stellten auch unsere Feinde auf. Aber als aus dem entsetzlichen Verteidigungskrieg ein Eroberungskrieg werden sollte, da begann die Herrschaft des Militarismus über den Staat und das Bürgertum. Wir haben es zu lange nicht erkannt. Die Feldgrauen litten längst hart darunter. Auch das ist eine Frucht des Geistes von Berlin. Und nun droht uns zum Elend des uns aufgezwungenen Gewaltfriedens das größte Unheil von Berlin, das dritte: der Bolschewismus. Erst Herrschaft der oberen Militärkaste, nun Herrschaft der unteren — von Berlin. Von einer Rasse, die soviel, zuviel fremdes — slawisches — Blut in den Adern hat und die uns vom Rhein, von Westfalen, Hannover, Süddeutschland, die Franken, Schwaben, Bayern, Sachsen beherrscht hat und weiter beherrschen will. Obwohl diese Herrschaft keine des Geistes, sondern der Gewalt war und ist. „Das Volk der Denker" ist eine traurige Vergangenheit. Mammonismus, Militarismus haben es ausgehöhlt, der slawische Bolschewismus will es auffressen.

Kurt Eisners Soldaten haben die deutsche Kokarde von den Mützen genommen, die weißblaue blieb. Es war wohl zunächst eine kluge Spekulation auf die bayerische Vaterlandsliebe — es kann aber ein Zeichen sein, das in die Zukunft weist. Los von Berlin! Ich fand gar oft die öffentliche Zurechtweisung durch die K. bayer. Regierung, als ich das immer wieder aussprach. Man tat, als ob das gleich sei dem: Los vom Reich. Heute sprechen es alle bayerischen liberalen Gazetten aus, heute, da der Bolschewismus droht: Los von Berlin. Man erkennt, daß Berlin nicht Deutschland ist, nicht sein kann. Das echte, gemütswarme Deutschtum ist Liebe, Vertrauen, Achtung

des Nebenmenschen. Der Norden nannte das „Gemütlichkeit“, „Demokratie“ und verstand den tieferen Sinn nicht. Er blieb kalt-arbeitswütig, gewinnsüchtig. Der Zweiseelenmann W. Rathenau, Berlin predigte eine noch rationalistischere, noch mammonistischere Produktionsweise als Rettung Deutschlands aus der Kriegsnot! Berlin-Preußen kennt nicht die echte deutsche Psyche, wie es nie die des Auslands kannte.

Das neue Programm der Regierung des bayerischen Volksstaates betont die bayerische Selbständigkeit. Es steht im Gegensatz zu der Berliner Diktatur, die ein einheitliches Deutschland, keinen Staatenbund, will. Die neue bayerische Volkspartei kündet dagegen den schärfsten Kampf an. Die bayerische Regierung schweigt. Was ihr wirtschaftliches Programm angeht, so hält sie grundsätzlich an der Vergesellschaftung von Produktion und Handel fest. Aber sie hat erkannt, daß sie das Zeitmaß nicht von Rußland entlehnen darf. Sie hält sich an Marx, erweitert aber ihre Argumente dahin, daß auch die Stellung Deutschlands in der Weltwirtschaft es nicht zuläßt, bei uns zu vergesellschaften, solange eben nicht die Sozialisierungsbestrebungen zu einem Erfolg in allen Kulturstaaten geführt haben. Das ist vernünftig, und nur bis zur Gefahr verschrobene, extreme Literaten, wie Liebknecht und Mühsam wollen nicht erkennen, daß die „Verstaatlichung“ des ganzen Wirtschaftslebens in Deutschland allein dieses arme, todwunde Land endgültig vernichten würde. Die Entente nimmt uns Provinzen mit Kohle und Eisen, nimmt uns die Rohstoffe, auf denen sich unsere hoch gesteigerte Ausfuhr aufbaute, mit der wir die Textilien und andere fremde Rohstoffe bezahlten, und zwingt hierdurch schon das deutsche Volk, künftig wieder Menschen zu exportieren, statt Waren. Die Vergesellschaftung unseres Wirtschaftslebens wird die deutsche Arbeiterschaft noch gewaltig mehr zwingen wie die Italiener und die Polen im fremden Land ihr Brot zu suchen.

Indem nun, wie gesagt, die bayerische Regierung zwar das Tempo der Vergesellschaftung verlangsamen will, um konkurrenz- und arbeitsfähig zu bleiben, läßt sie die anderen wichtigsten Produktionsfaktoren außer allem Betracht: die Steuer und die Arbeitsintensität. Hier will sie steuerlich radikal vorgehen. Wenn das nur heißt: die leistungsfähigen Schultern kräftig belasten und die Kriegsgewinner schröpfen, so ist das auch unser Programm. Soll es aber ohne die geringste Rücksicht auf die Belastung, die der ausländische Wettbewerb wird erleiden müssen, und soll dies dauernd jetzt schon geschehen, so ist das ebenso der Tod unserer Arbeitsfähigkeit, wie es die einseitige Ueberführung der deutschen privaten — kapitalistischen — Produktion in die des sozialistischen Staates wäre. Die Anarchisten à la Mühsam, die nie die Not, die Seele des Arbeiters kannten, wollen oder können das nicht sehen. Die Sozialisten müßten es aber erkennen, denn sie sind zwar nationalökonomisch einseitig, aber sie sind doch orientiert. Vordringlicher als alles, weil menschlich am begrüßenswertesten, wäre die internationale Durchsetzung des Achtstundentages überall da, wo die Möglichkeit besteht, und die Beseitigung der Akkordarbeit. Einseitig geübt, wird die Folge die sein, daß die Theorie wieder einmal den Arbeitern Steine statt Brot gibt. Dann wird nicht neues Leben aus den Ruinen erblühen, sondern die letzten Reste brechen zusammen und ein Bettelvolk, zu Lohnsklaven des fremden Kapitals entwürdigt, wird — das deutsche Volk sein.

Bayern war immer noch ein starkes Bauernland. Wir haben fast nur Klein- und Mittelbesitz. Unser Großgrundbesitz, d. i. der mit mehr als 100 Hektar, umfaßt nur 0,1% der Betriebe und 2,2% des Kulturlandes. Man kann also nur wenig „Großgrundbesitz“, alte Fideikommisse, zerschlagen und noch weniger der Ansiedelung zuführen, denn es ist viel Waldland dabei. Oder will man auch den größeren Bauern an den Kragen? Ich rate nicht dazu. Dann hat man aber seitens der neuen Regierung eine Phrase gesagt, wenn man von neuer Schaffung „freier Bauern auf freier Scholle“ in Bayern sprach. Phrasen sind wirtschaftlich noch gefährlicher als in politischer Hinsicht, allwo sie aber auch schon Unheil genug angerichtet haben. In Preußen mag man die Riesengüter zerschlagen; Bayerns Landwirtschaft aber lasse man stehen. Wir vertragen auch hier keine Berliner Schablone. — So sehen wir überall, wie Berlin-Preußen und Bayern-Süddeutschland verschieden sind. Wir sehen auch, wie sicher Deutschland tot würde, wenn der Sozialismus seine Ziele einseitig bei uns rasch verwirklichen wollte. Laßt doch das ganze Volk bald entscheiden. Sorgt für ein frei gewähltes Parlament. — Die Soldatenräte von heute sind Bürger von morgen. Sollen Junge denn als Soldatenräte herrschen? Wird bald die Demokratisierung der Armee gesetzlich vorgenommen, dann ist der Soldat Bürger und der Bürger Soldat — alle Jahre ein paar Wochen das letztere. Wozu dann Soldatenräte? Ja wenn die Frontsoldaten Räte wählten, die armen tapferen Helden, unbesiegt und doch geschlagen, wenn sie jetzt bei der Neuschaffung dabei sein wollen, ist es begreiflich. Aber Soldaten und Arbeiter können nicht allein regieren und produzieren, auch nicht verlangen, daß die übrige, geistig mehr geschulte Bevölkerung nur lerne und studiere, um der Untergebene der Soldaten- und Arbeiterräte zu sein. So kommt Deutschland nicht mehr in die Höhe, wohl aber wird es das Irland der Welt und noch schlechter als das: das weiße Sklavenvolk der weißen und gelben Rasse. Los daher von Berlin, los vom Bolschewismus wie bisher schon vom Militarismus und hoffentlich vom Mammonismus. In Frankfurt entstehe, wie Dr. Heim vorschlägt, das neue Zentrum der freien deutschen Staaten deutschen Blutes. Dem freien Staate Bayern gilt die Arbeit der bayerischen Volkspartei, auf daß Bayern ein starkes Glied des neuen gewaltherrschaftsfreien christlich denkenden Deutschland sei.

Pflichten der Katholiken in der jetzigen Lage.

Von Domkapitular Dr. M. Buchberger, München.

Eine neue Zeit ist angebrochen. Es wird eine recht schwere, stürmische Zeit werden. Auf uns lasten die furchtbaren Folgen des Krieges; uns bedroht eine schreckliche wirtschaftliche Not: Geldnot, Arbeitsnot, Wohnungsnot, sogar Hungersnot; uns bedrückt die bange Besorgnis, daß unser letzter und heiligster Besitz, unser Glaube gefährdet ist. Gewaltige Stürme und Kämpfe im eigenen Vaterland stehen uns bevor. Nicht bloß auf wirtschaftlichem und politischem, sondern auch auf geistigem und religiösem Boden wird es zu heißem Ringen der Geister kommen. Wenn „Unabhängige“ und Bolschewisten die Gewalt an sich reißen, so ist Gefahr, daß die christliche Religion aus dem Staatsleben ganz verbannt wird, daß der christliche Geist und die christliche Sitte aus Gesetz, Verwaltung und öffentlichem Leben völlig ausgeschlossen werden. Neuheidnischer Geist und völlige sittliche Ungebundenheit drohen an deren Stelle zu treten. Die Reinheit und Hoheit der christlichen Sitte und Lebensauffassung werden wohl skrupellos bekämpft und verletzt werden. Schon jetzt halten viele nicht mehr zurück mit ihrem Gotteshaß und mit fanatischem Kampfruf gegen die Kirche. Blätter wie die „Süddeutsche Freiheit“, „Kain“, „Die neue Zeit“ sind der Ausbund des Christushasses. Libertinismus, Freimaurerei und christenfeindliche Freidenkerei werden herrschen und diktieren auf dem Gebiete des geistigen und sittlichen Lebens.

Es ist Gefahr, daß aller Religionsunterricht aus den Schulen verwiesen wird, daß es unmöglich gemacht oder doch unendlich erschwert wird, die Kinder in den Glaubenswahrheiten zu unterrichten und christlich zu erziehen. Die Folge wird das Heranwachsen einer glaubenslosen, sittenlosen und zuchtlosen Jugend sein. Das führt mit absoluter Sicherheit zu völliger Unordnung und Auflösung im Volksleben, zu völligem Zerfall aller Ordnung und Sitte, zur Zerrüttung und Verwilderung. Gewiß erwarten wir von der jetzigen bayerischen Regierung ein so radikales Vorgehen nicht. Aber ob sie sich wird halten können gegenüber den Elementen, die mit brutaler Rücksichtslosigkeit jede Ordnung und Vernunft verdrängen und das Volk schlechthin terrorisieren wollen? Uebrigens wäre es in jetziger sturmgepeitschter Zeit und Stimmung schon verhängnisvoll genug, wenn auch nur die Teilnahme am Religionsunterricht ganz allgemein freigegeben würde. Den Schaden hätte nicht allein und nicht zumeist die Kirche, sondern die Schule, die Jugend, die Familie. Leuten ohne eigenes Urteil und ohne eigenen Willen die Entscheidung über die letzten und höchsten Fragen des Lebens überlassen, heißt sie zum Spielball anderer machen, bedeutet für die Jugend nicht Freiheit, sondern klägliche Abhängigkeit, heißt auf eine von reifem Urteil und reicher Lebenserfahrung geleitete Zielstrebigkeit in der Erziehung ganz verzichten. Was soll aus Kindern werden, die schon in früher Jugend sich in den wichtigsten Angelegenheiten um keine

Autorität zu kümmern brauchen, sondern sich dem vorlautesten und frechsten Stimmungsmacher fügen können oder müssen? Eine solche Jugend wird direkt zur Autoritätslosigkeit erzogen, der rücksichtslosesten und zudringlichsten Aufwieglerei gegen jede Autorität und Ordnung ausgeliefert. Keine Staats- und Gesellschaftsordnung kann so bestehen, auch die demokratische und sozialistische nicht.

Es ist Gefahr, daß die Kirche entrechtet und ihres Vermögens, das ohnehin sehr bescheiden ist, beraubt wird. Schon ist für Preußen beschlossen, die pflichtmäßigen Leistungen des Staates an die Kirche einzustellen, das Kirchenvermögen einzuziehen, die Klöster aufzuheben, die Ordensleute zu vertreiben. Dringen diese Bestrebungen durch, dann wird es unmöglich, eine geordnete Seelsorge auszuüben. Bald werden viele Pfarrgemeinden ohne Seelsorger sein; der Nachwuchs an Priestern muß unter solchen Verhältnissen soviel wie aufhören. Die vielen klösterlichen Schulen müssen verschwinden; die Stiftungen und Anstalten, die tausende von armen Kindern ernährt, erzogen und ausgebildet haben, müssen ihre segensvolle Tätigkeit aufgeben. Die Folgen solcher Maßnahmen treffen nicht bloß die Kirche, sie treffen das Volk selbst aufs schwerste und im Innersten der Seele. Eine völlig zum Almosen, um nicht zu sagen zum Bettel verurteilte Kirche kann ihre Aufgabe nicht mehr erfüllen.

Wenn die radikalsten Elemente ans Ruder kommen, so ist selbst Gefahr, daß sogar die Kirchen als Staatseigentum erklärt werden, wie dies in Frankreich geschah. Frankreich ist durch solche Gewaltmaßnahmen in kurzer Zeit zum großen Teil glaubenslos geworden. Und doch ist die Lage der französischen Katholiken eine ungleich bessere als die unsrige würde. Denn dort gibt es viele reiche Leute, die für kirchliche Zwecke mit vollen Händen geben können und auch wirklich geben.

Was ist angesichts solcher Gefahren Pflicht jedes Katholiken? Unser Gewissen gebietet uns einzutreten mit allem Freimut und Bekennermut für unsere Kirche, ihre Stellung im Staate und öffentlichen Leben, ihre Rechte, ihr Eigentum. Wir verlangen keine Bevorzugung, aber wir dürfen auch keine Entrechtung und Vergewaltigung dulden. Die Regierung hat allen Eigentum und Leben zugesichert. Wir verlangen dies auch für unsere Kirche. Die Regierung hat in einem Aufruf an Soldaten erklärt: Es gibt nichts Ehrloseres als Rauben und Plündern. Wir hoffen, daß auch der Kirchenraub als ehrlos angesehen wird. Die Leistungen des Staates an unsere Kirche sind die Entschädigung für das vor 100 Jahren eingezogene Kirchengut, also kein Geschenk, keine Bevorzugung gegenüber andern, ein verfassungsmäßig verbürgtes Recht.

Die Regierung hat dem Volke die Freiheit versprochen. Wir verlangen diese Freiheit vor allem für das Heiligste, was der Mensch hat, für seine religiöse Ueberzeugung, für die Ausübung unserer Religion und für die Erziehung unserer Kinder nach den Wahrheiten und Geboten unseres Glaubens. Aus den Schulen dürfen Gott und Religion und Religionslehrer nicht vertrieben werden. Je schwerer unsere Lage in wirtschaftlicher und politischer Beziehung ist, desto mehr muß sich das Volk Kraft, Mut und Trost holen können aus den Quellen des Glaubens und der Gnade. Gerade jetzt soll man dem Volke nicht auch noch seinen letzten und heiligsten Besitz rauben, seinen Glauben und seine Hoffnung auf ein besseres Los und Leben. Man wird es sonst völlig lähmen und der Verzweiflung überantworten.

In manchen politischen Fragen waren die Katholiken bisher gespalten und ihre Ansichten geteilt. In den kirchlichen Fragen, die jetzt schweben, darf es keine Spaltung geben, denn es sind Existenzfragen, es handelt sich um Sein und Nichtsein der Kirche. Daß jeder Katholik die Pflicht hat, seine Kirche vor dem Untergang zu retten, das kann nicht zweifelhaft und strittig sein. Daher muß alle Katholiken das Band des Glaubens jetzt fester und inniger denn je zusammenschließen. Die Gefahr muß dieses Band von neuem schmieden und stählen. Alle sollen jetzt einem katholischen Verein beitreten, denn wer sich nicht organisiert, steht allein und hat nichts zu sagen. Die Reihen enger und fester schließen, werben von Mann zu Mann, von Frau zu Frau für unsere Sache und Vereine, keinen Zweifel lassen über unsere Treue und unseren Bekennermut, das muß jetzt Losung sein. Jetzt gilt mehr als je das Wort des Herrn: „Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich."

Aber nicht bloß der Kirche gegenüber haben wir Katholiken jetzt große und heilige Pflichten, sondern auch dem Staate und Volke gegenüber. Wir dürfen in dieser Zeit nicht bloß das Schwert in der Hand haben zur Verteidigung unserer Rechte, es bedarf auch der Kelle zum Aufbau einer neuen sozialen und wirtschaftlichen Ordnung. Auch von den gegenwärtigen Bestrebungen, soweit sie mit der christlich-sozialen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung vereinbar sind, gilt der Satz: „Prüfet alles und das Beste behaltet". Unser Lehrer und Vorbild in allen Lagen bleibt Christus, der ein so teilnahmsvolles, zartempfindendes Herz für die Armen und Kleinen hatte. Und es war immer eine Ehrenkrone unserer Kirche, daß sie sich der Mühseligen und Beladenen annahm. Und deren gibt es jetzt so viele. Sie zu trösten und aufzurichten, nach Möglichkeit auch mitzuhelfen, daß sie wieder ein irdisches Glück begründen können, das sei uns freudige Pflicht! So viel und gerne haben wir beigetragen zur Linderung der Kriegsnot, nun heißt es den Opfersinn und die Opferfreude auch im Frieden bewahren. Der Ausgang des Krieges verlangt auch das Opfer, daß wir nicht um jeden Preis und in jeder Form am Altgewohnten festhalten!

Zwischen Revolution und Nationalversammlung.

Von Universitätsprofessor Geh. Hofrat Dr. K. Beyerle, München.

Die Lage Deutschlands ist schlimm. Mit fortschreitender Durchführung des sog. Waffenstillstandes zeigt sich immer mehr, daß unser Schicksal in die Hände erbarmungsloser, siegestrunkener Feinde gelegt ist. All das, was wir über Elsaß-Lothringen, über das Schicksal unserer Flotte, über die Ausdehnung der Blockade auf die Ostsee, über die Bedrohungen von Süden, über die Proteste unserer Waffenstillstandsdelegation, über die Verzögerung der Lebensmittelzufuhr erfahren müssen, krampft dem Deutschen, der an sein Volk und Vaterland glaubt, das Herz zusammen; sein Mund schließt sich in verhaltenem Schmerze. Mit welscher Ueberhebung läßt der französische Kommandant in der alten Reichsfeste Metz die Proklamation anschlagen: Das Kaiserreich ist der Anarchie verfallen!

Die Vorgänge in Berlin, in Kiel, in Bremen und anderswo scheinen ihm Recht zu geben. Während am Straßburger Münster die Trikolore hochgeht und die feindlichen Heere offene Wege nach Deutschland finden, zerreißen wir uns in innerem Hader. Die Haltung radikaler Massen gefährdet schon heute ernstlich den Frieden und unsere Zukunft. Sie drängen die sozialistische Reichsleitung zur Nachgiebigkeit, indes im Bürgertum noch keine Einigung in Sicht ist, die bei der Wahl zur Nationalversammlung das Uebergewicht der nichtsozialistischen Wählerschaft gewährleisten könnte.

Der Kampf für und wider die Nationalversammlung ist die Tagesfrage nach innen und außen geworden. Die unabhängige Sozialdemokratie radikaler Strömung, Berlin an der Spitze, verwirft sie, sie will nur einen proletarisch-sozialistischen Klassenstaat. Die Arbeiterräte Großberlins haben in ihrer Resolution vom 19. November klar erkennen lassen, welch starke Kräfte am Werke sind, die Ausschreibung von Wahlen zur Nationalversammlung und damit eine neue Gestaltung der Staatsform nach dem Volkswillen zu verhindern. Heißt es doch in jener Resolution:

„Das Bestreben der bürgerlichen Kreise, so schnell wie möglich eine Nationalversammlung einzuberufen, soll die Arbeiter um die Früchte der Revolution bringen. Der Vollzugsausschuß der Arbeiter- und Soldatenräte Großberlins verlangt daher die Einberufung einer Delegiertenversammlung der Arbeiter- und Soldatenräte Deutschlands. Diese haben auf Grund eines von ihr festzusetzenden Wahlsystems einen Zentralrat der deutschen Arbeiter- und Soldatenräte zu wählen, der eine neue, den Grundsätzen der proletarischen Demokratie entsprechende Verfassung zu entwerfen hat. Diese Verfassung ist der von ihm zu berufenden konstituierenden Versammlung zur Beschlußfassung vorzulegen."

Eine gerechte Volksdemokratie mit Anerkennung aller Kräfte und Meinungen, garantiert durch ein unparteiisches Wahlrecht und Sicherung der Wahlfreiheit, wie sie die Revolution zunächst versprach, erscheint diesen Berliner Kreisen als ein mit aller Gewalt zu bekämpfendes Uebel. An die Stelle der verhaßten Militärautokratie will man die Gewaltherrschaft von unten setzen. Gott sei Dank hat der Berliner Beschluß der radikalen sozialistischen Arbeiterräte im ganzen Reich, besonders in Süd- und Westdeutschland, aber auch bei den Soldatenräten der zurückkehrenden Front-Armee eine starke Ablehnung erfahren und den

Ruf nach Einberufung der Nationalversammlung in weiten Kreisen verdoppelt.

Auch wo man es nicht offen eingesteht, möchte man in sozialistischen Reihen die Einberufung der verfassunggebenden Versammlung möglichst hinausschieben, um vorher nach Kräften die Zeit der sozialistischen Diktatur zu grundlegenden Umgestaltungen des Kultur- und Wirtschaftslebens zu benützen. Daß darunter auch Umwandlungen der Schul- und Kirchenverhältnisse mit in erster Linie stehen, durch die die Ueberzeugung weiter bürgerlicher Kreise an einem der empfindlichsten Punkte betroffen wird, ist leider zu befürchten. Das Versprechen des Revolutionsmorgens, dem Kulturkampf der Preußenherrschaft im deutschen Freistaat keinen neuen folgen zu lassen, droht, nicht lange vorzuhalten.

Durch all das hofft man den sozialistischen Wahlsieg zu sichern. Daß es einen Wahlkampf mit den äußersten Mitteln geben werde, nimmt übrigens die Sozialdemokratie selbst an, erwartet aber von der tiefen Depression des Volkes, von der Herabsetzung des Alters der Wahlberechtigung und vom Frauenstimmrecht den eigenen Endsieg. Fast erscheinen darüber die großen Fragen der Gesamtheit, Reichsschicksal und Volksernährung, in die zweite Linie gedrängt. Es besteht Hoffnung, daß die einen Augenblick schwer gefährdete sozialistische Reichsleitung durch Herstellung des Zusammenhanges mit den Revolutionsregierungen der Einzelstaaten sich nochmals festige.

Unsere Feinde verfolgen diese innere Entwicklung Deutschlands aufs genaueste. Sie werden innere Uneinigkeit oder gar Unruhen gegebenenfalls zum Anlaß zu militärischer Besetzung und zu tiefen Eingriffen in unser Staatsleben nehmen, um so mehr, als sie auf absehbare Zeit ernsthaften bewaffneten Widerstand nicht zu besorgen haben.

Eine Tatsache steht aber schon heute fest. Die Hoffnung, als habe die deutsche Revolution, der Sturz des Kaisers und was damit zusammenhängt, uns wirklich dem Frieden näher gebracht und die Hungergeißel von uns genommen, läuft Gefahr, an den Erschütterungen des Radikalismus und an der Verschleppungstaktik in der Frage der Volksvertretung zuschanden zu werden.

Trotz allem bleibt es Pflicht aller aufrechten Deutschen, mutig und treu zur Sache unseres schwergeprüften Volkes zu stehen. Wir hoffen auf eine Zeit der Beruhigung des Klassenhasses und der Durchsetzung einer wahren Volksdemokratie. Alles hängt davon ab, daß sich kluge und starke Wählermassen nichtsozialistischer Ueberzeugung zum großen Entscheidungskampfe über die verfassungsrechtliche Gestaltung des Vaterlandes rüsten, um mit Aussicht auf Erfolg in denselben treten zu können. Gewiß wäre der Zusammenschluß der ganzen nichtsozialistischen Wählerschaft das Richtigste, würde uns in Deutschland das Zweiparteiensystem bringen. Das ist aber ausgeschlossen. Die Weltanschauungsgegensätze durchkreuzen bei uns die Klasseninteressen zu tief, breite Schichten der bürgerlichen Linken sympathisieren zu sehr mit dem Sozialismus.

Das Zentrum wird dem sozialistischen Ansturm sicherlich eine starke Front entgegenstellen, wenn es, wie die neuen Programme und Programmvorschläge zeigen, die Grundsätze einer wahrhaft freien Volksdemokratie mit den Forderungen christlicher Zucht und Ordnung vereinigt und die rechten Worte als Wahlparole findet. Kernige Aufrufe aus Berlin und Köln, aus Baden und Bayern mahnen zur Sammlung der Kräfte. Das Zentrumsprogramm dient auch in seiner neuen Gestalt einer auf Selbstzucht, Pflichterfüllung und Gemeinsinn gegründeten Freiheit des einzelnen, wie der Gesamtheit. Mit zielbewußter Entschlossenheit hat namentlich die bayerische Volkspartei, die mit zeitgemäß erweitertem Programm das bisherige bayerische Zentrum in sich aufgenommen hat, diese Forderungen des Tages erfüllt. So wird das Zentrum, das sich auch außerhalb Bayerns als „freie deutsche Volkspartei" unseren Volksgenossen vorstellt, auch Persönlichkeiten verwandter Anschauung Aufnahme gewähren können, damit das Bürgertum seine Kräfte sammle und nicht in Zersplitterung untergehe. Es ist schon genug, daß die liberalen Parteien kaum sich einigen können. So werden dem sozialistischen Wahlansturm die bürgerlichen Parteien in zwei bis drei Heerlager gespalten gegenübertreten. Von der Zugkraft ihrer Wahlparole und der Disziplin ihrer Wählermassen wird alles abhängen.

Es muß gelingen, unser tiefbedrücktes Volk aufzurichten, ihm Vertrauen auf sich und seine Führer, ihm den geschwundenen Staatssinn zurückzugeben, seine soziale Verantwortlichkeit und seinen politischen Blick zu schärfen. Die Entstellungen des von der Revolution niedergeworfenen Deutschland von gestern und seiner politischen Handlungen müssen gerechter Beurteilung des vielen Guten und echt Deutschen, das wir bisher geleistet haben, weichen. Wir wollen weder unsere Lage, noch unsere Fehler beschönigen, aber auch die Beschönigung der Handlungen unserer Feinde sollte allmählich überall vor der grausamen Wirklichkeit ihrer vernichtungdrohenden Kriegszielpolitik verschwinden. Nüchterne Wahrheit, keine Illusionen, keine Sentimentalitäten ist das Gebot der Stunde!

In sich überstürzenden Ereignissen trüben sich die Vorstellungsbilder der zeitgeschichtlichen Wirklichkeit unglaublich von Stunde zu Stunde. Wahn und Trug finden Eingang in eine leidenschaftlich aufgewühlte, durch Not aller Art zermürbte Gemütsverfassung, die stets dem Ankläger glaubt und den Schuldigen in den eigenen Reihen sucht. Die Tatsachen und Hauptpunkte, auf die es für die Bildung eines politischen Urteils in diesen schicksalsschweren Tagen ankommt, müssen immer wieder von neuem betont und vor Verdunkelung bewahrt werden.

Wir alle kennen die endgiltige Staatsform des neuen Deutschland noch nicht. Wir rechnen damit, daß sie eine demokratische sein werde. Wir hoffen auf eine gerechte Demokratie und auf keine Klassenherrschaft. Wir müssen heute als sicher annehmen, daß das deutsche Volk nur bei gefestigten Verfassungszuständen den Frieden erhalten kann und daß er mit dem Sozialismus oder gar den unabhängigen Spartacusleuten allein nicht geschlossen werden wird. Wir vertrauen auf die im Staatsleben geschulten Elemente innerhalb der Sozialdemokratie, daß sie mit den bürgerlichen Parteien in dieser Erkenntnis zusammengehen und das einzig Notwendige befördern und nicht erschweren. Ihren Hoffnungen auf das Wahlergebnis stellen wir unsere gerechte Sache und die staatserhaltenden Kräfte unserer Grundsätze gegenüber und bauen auf die Besonnenheit und politische Schulung der alten treuen Zentrumsanhängerschaft und jedermanns, der guten Willens ist, daß ein neues, freies, lebenskräftiges Deutschland werde.

Volksstaat und Volksstimmung in Bayern.

Von Universitätsprofessor Dr. Anton Seitz, München.

„Bayern hat sich als Volksstaat proklamiert. Das ganze Volk begrüßt jubelnd seine Erlösung." So lasen wir in der Kundgebung des neuen Beherrschers von Bayern, Kurt Eisner, an die Entente in der Nacht vom 10. zum 11. November. Verwundert fragten wir uns, ob denn die bisher überwiegende Mehrheit der Königs- und Kirchentreuen über Nacht nicht mehr zum bayerischen Volke gehörte, da sie, statt über ihre „Erlösung" zu jubeln, in die herzergreifendste Betrübnis versetzt wurde durch die gewaltsame Loslösung von ihrem unvergeßlichen König Ludwig III., unter dessen Zepter sie sich so wohl gefühlt hatte, daß sie ihm in der Nationalhymne aus innerstem Herzen immer wieder zujubeln konnte als dem Muster eines Volksfürsten, „gerecht und fromm und mild — nach Gottes Ebenbild". Was trifft diesen guten König für eine Schuld daran, daß er durch das tragische Geschick des Weltkrieges mit seinem Volke so unerhört schwere Lasten tragen und Opfer der Treue bringen mußte für das weitere, deutsche Vaterland? Auf wen hat er persönlich einen Druck ausgeübt? Hat er nicht im Verein mit seiner als echte Landesmutter mit ihren schwergeprüften Landeskindern aufs innigste mitfühlenden hohen Gemahlin Marie Therese nach bestem Wissen und Vermögen sein Volk in der härtesten Heimsuchung aufzurichten sich bemüht und nur den einen Fehler begangen, daß er in allzu nobler Gesinnung unwahren und ungerechten Verdächtigungen im Volksmund nach außen hin nicht entschieden genug entgegengetreten ist, weil er sich innerlich davon nicht berührt gefühlt hat?

Von der wahren Stimmung des bayerischen Volkes über die wider alles Erwarten rasch und vollständig gelungene Umwälzung hat man sich in München einwandfrei überzeugen können schon in der am 12. November den großen Saal des Hotels Wagner überfüllenden Volksversammlung, in welcher die christlich-national gesinnte Arbeiterschaft Münchens, die ohne diplomatische Winkelzüge frei von der Leber weg redet und reden läßt, nach einem gediegenen Referat des Zentrumsabgeordneten Oswald die Frage zur öffentlichen Diskussion ge-

stellt hat: Was fordert die Not unseres Vaterlandes? Die einstimmige Antwort lautete: Unterstützung der provisorischen Regierung mit vereinten Kräften ohne Unterschied der Parteien und Konfessionen, jedoch unter selbstverständlicher Wahrung persönlicher Ueberzeugung und Gesinnung und gebührender Vertretung der verschiedenartigen Richtungen im Soldaten-, Arbeiter- und Bauernrat, damit die vordringlichste Gemeinschaftsarbeit geleistet werden kann: Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit und Regelung des Verkehrswesens zur Vorbeugung gegen eine Hungersnot.

Ueberraschend wirkte die Feststellung aus dem Munde eines erklärten Anhängers der sozialdemokratischen Mehrheitspartei (Schönbeck), daß die anfängliche Begeisterung rasch, wie ein Strohfeuer, verflogen und einer passiven Haltung gegenüber der neuen Regierung gewichen sei, weil ein sich vordrängender Jude, ein „bayerischer Trotzki", das Vertrauen der Münchener Bevölkerung nicht genieße; er hätte seinen Platz dem Führer der gemäßigten Sozialdemokratie in München, Auer, abtreten sollen. Auf den entrüsteten Protest des Rabbiners Dr. Isar wegen Aufpeitschung der niedrigsten Instinkte und Verletzung des eigensten sozialdemokratischen Prinzips der Gleichheit in bezug auf das religiöse Bekenntnis, entgegnete der Diskussionsredner, er sei gleichweit entfernt von Antisemitismus wie religiöser Intoleranz, aber eine politische Vorherrschaft und Gewaltherrschaft des Judentums brauche sich die in ihrer Mehrheit christliche Bevölkerung nicht gefallen zu lassen.

Die Versammlung durchwehte die Grundstimmung: Der „Volksstaat" Bayern ist noch nicht erreicht, solange nicht der Wille des gesamten Volkes zum Ausdruck gelangt durch eine unbehinderte Volksabstimmung in einer möglichst bald anzuordnenden allgemeinen Wahl und in der Gewährung uneingeschränkten öffentlichen Bekenntnisses der freien persönlichen Ueberzeugung ohne alles Spitzeltum und Spionagesystem. Den Höhepunkt der Diskussion stellte dar das mutige Eintreten der katholischen Arbeiterinnensekretärin Frl. Eberle als Frau für die Wahrung der persönlichen Freiheit und in erster Linie der religiösen Gewissensfreiheit, die sich die politisch mündig gewordene Frauenwelt nie rauben lassen würde; eher wollte sie sterben. Ihre monarchische Gesinnung hätten Münchens Frauen noch nicht fortgeworfen. Selbst die in den Gewerkschaften organisierten Frauen seien größtenteils im tiefsten Herzen noch nicht sozialdemokratisch gesinnt.

Diese erhebende Kundgebung der christlichen Arbeiterschaft hat den Auftakt gegeben zu weiteren Regungen des öffentlichen christlichen und nationalen Gewissens. Mittlerweile hat Kurt Eisner Gewährung der Preßfreiheit verkündigt.[1]) Schon vorher aber hat der „Bayerische Kurier" nebst dem im gleichen Verlag des Katholischen Preßvereins erscheinenden „Neuen Münchener Tagblatt" durch Freimut vor allen anderen Münchener Tagesblättern sich ausgezeichnet.

Der bayerische Löwe erwacht wieder aus seinem Schlafe. Aber nie und nirgends ist bei allem Freimut auch nur andeutungsweise die Rede von dem Frevelmut einer nicht auf den Boden der gegebenen Tatsachen sich stellenden Gewaltpolitik, von einer Entfesselung des Bürgerkrieges durch blutige Gegenrevolution. Die Abrechnung muß an der Wahlurne erfolgen nach den Grundsätzen wahrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Im Interesse des Volksfriedens, nach dem alles schmachtet, halten sich die noch königs- und kirchentreuen Elemente in Bayern trotz des Kraftbewußtseins ihrer überwiegenden Mehrheit oder vielmehr gerade wegen desselben in weiser Mäßigung und Selbstbeherrschung zurück, solange man sie nicht herausfordert durch Antastung ihrer heiligsten Güter, des Geistesgutes persönlicher Ueberzeugungstreue und des Gottesgutes der religiös-sittlichen Gewissensfreiheit sowie des Treubekenntnisses zur Kirche des Welterlösers. Der neue „Volksstaat" wird sich wohl hüten, daran zu rühren; widrigenfalls würde er ja nur sich selbst entlarven als falscher Prophet volksbeglückender Freiheit.

Das eigenste Interesse verbietet einer radikalen Gewaltherrschaft, den Bogen zu überspannen. Schon eine Vereidigung auf ihre Verfassung hieße eine unerträgliche Bedrückung anders gerichteter Denkart. Was hätte überhaupt für einen Sinn die Auferlegung eines Eides, d. i. einer feierlichen Anrufung Gottes als Zeugen der Wahrheit von seiten einer Regierung, welcher die elementarste Voraussetzung hierzu mangelt: das Bekenntnis zum Glauben an den persönlichen, lebendigen Gott des Christentums? Wie könnte eine Regierung, für welche die Religion Privatsache ist, in Widerspruch mit sich selbst, eine religiöse Handlung wie den Eid auf einmal zu einer öffentlichen Sache machen? Wie dürfte eine Regierung, welche Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit auf ihr Programm gesetzt hat, dem einen, dem religiös gesinnten Teil ihrer Untertanen den drückendsten Gewissenszwang auferlegen durch den von ihm heilig gehaltenen Eid, während sie den andern, eine Bindung durch Eid so wenig wie durch Gott anerkennenden Teil vollständig freiläßt?

Was sollte übrigens eine sogar extrem-sozialistische und atheistische Regierung verlieren durch Gewährung vollster Bekenntnisfreiheit an ihre überzeugten Gegner? Nicht diese ehrlichen Gegner hat sie zu fürchten, sondern höchstens hinterhältige, die sie sich erst schafft durch Schließung des wichtigsten eigenen Sicherheitsventils, durch Knebelung jeder freien Denkweise und Aussprache und Einschüchterung jeder freimütigen Opposition. Im letzteren Falle würde sie demselben verhängnisvollsten Fehler der Selbsttäuschung zum Opfer fallen, wie das von ihr abgetane bureaukratische und militärische Regime, welches über die im Volke bis zum Uebermaße vorhandene Mißstimmung durch Wegdekretieren und Wegdisputieren hinwegzukommen wähnte. Selbst die von ihr als „reaktionär" bestgehaßten monarchischen und „klerikalen" früheren Regierung Bayerns muß sie den Ruhm lassen: Durch engherzige Unterdrückung gegnerischer Agitation hat sie gewiß nicht gefehlt. Unter ihr haben sogar die Verfechter des nackten Atheismus und Anarchismus einer größeren Freiheit im öffentlichen Auftreten sich erfreut als die Diener der anerkannten Staatsreligion, von den Nachwehen der Jesuitenverfolgung gar nicht zu reden. Die Männer der neuen Zeit müssen wenigstens so viel aus der alten Zeit gelernt haben: Mit den verrosteten Waffen eines „Kulturkampfes" oder einer „Inquisition" ist weder auf religiösem noch auf politischem Gebiet auf die Dauer etwas zu erreichen, sondern wird erst recht Oel ins Feuer gegossen. Geistige Ideen und Ideale lassen sich nur bekämpfen auf gleichem Felde: durch Waffen des Geistes, nicht brutaler Gewalt.

Zu einem Mißtrauen wegen Anzettelung einer blutigen Gegenrevolution ist übrigens gerade vonseiten des katholischen Volkes in Bayern am allerwenigsten Anlaß gegeben. Die nach dem Leitstern der katholischen Weltanschauung sich orientierenden Volksführer haben von jeher vernünftige Realpolitik getrieben. Die ideale Theorie der katholischen Staatspolitik aber verurteilt zwar den ungesetzlichen Akt des Zustandekommens einer revolutionären Regierung, aber sie bildet kein Hindernis, die tatsächlichen Inhaber der Regierungsgewalt tatkräftig zu unterstützen in der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung als solcher, um das größere Uebel zu vermeiden, ein Versinken in völlige Unordnung, in das Chaos förmlicher Anarchie.

Auch die Theorie des monarchischen Legitimitätsprinzips ist nicht so blöde, in dem „Königtum von Gottes Gnaden" einen Freibrief für absolutistische Willkür mit göttlicher Sanktion zu erblicken. Sie unterscheidet vielmehr auch hier zwischen unmittelbar göttlicher Anordnung und bloß mittelbar göttlicher, unmittelbar aber menschlicher Ordnung. „Das Königtum ist von Gottes Gnaden" heißt keineswegs: Jeder einzelne König hat für jede einzelne Regierungshandlung sozusagen ein Patent auf göttliche Inspiration und Approbation, ja nicht einmal: „Das Königtum im allgemeinen ist eine über das allgemeingültige Gesetz menschlicher Fehlerhaftigkeit und irdischer Vergänglichkeit hinausgehobene und vor allen sonstigen gesellschaftlichen Einrichtungen privilegierte Form göttlicher Stiftung. Einzig und allein in der Theokratie des auserwählten Gottesvolkes, im Alten Bunde, hat Gott unmittelbar dem König Saul sein Amt gegeben und wieder genommen (1. Sam. 9, 17; 13, 13/4), im allgemeinen aber hat er „die Erde den Menschenkindern überlassen" (Ps. 113, 16) und damit auch die Bestimmung über die Herrschaft auf Erden im einzelnen. Positiv hat Gott nur im allgemeinen „jegliche Seele" zur Unterwerfung unter die im Rahmen der Ordnung Gottes selbst, das ist der ewigen und unverletzlichen religiös-sittlichen Weltordnung Bestand habende obrigkeitliche Gewalt verpflichtet und dabei ausdrücklich ebendieselbe bloß als „Gottes Dienerin" und „nicht zur Furcht für das gute Wirken", d. h. nur unter der Bedingung des Ausschlusses jeden Terrorismus und Tyrannenzwanges sanktioniert (Röm. 13, 1 ff.).

Die vielfach verkannte und bespöttelte monarchistische Wendung „von Gottes Gnaden" steht im Gegensatz nicht zu einer von Menschen gesetzmäßig geregelten Gewalt, sondern zu einer aus eigener Machtvollkommenheit

[1]) Vorliegender Artikel ist schon vorher geschrieben worden, hat jedoch aus technischen Gründen um eine Woche zurückgestellt werden müssen.

zur Verfügung stehenden Gewalt. Der König hat nicht in seinem Namen das Ganze sich unterzuordnen, sondern in Gottes Namen sich dem Ganzen unterzuordnen und beides, sich wie das Ganze, Gott, dessen sichtbarer Stellvertreter als höchster Herr auf Erden und Ebenbild in bezug auf Machtvollkommenheit in seinem von Gott anvertrauten Amt er ist; denn er übt gewisse Hoheitsrechte aus, welche keinem Menschen als Privatperson zustehen, wie das Recht der Bestimmung über Leben und Tod seiner Untertanen als oberster Gerichts- und Kriegsherr. Eben deshalb aber, weil er dieses Amt „von Gottes Gnaden“, nicht aus eigener Machtbefugnis überkommen hat, darf er es auch nicht nach menschlicher Willkür und persönlicher Laune ausüben, sondern bloß nach den göttlichen Normen der ewigen sittlichen und rechtlichen Ordnung und mit dem Vollgewicht persönlicher Verantwortlichkeit. Der Titel des Gottesgnadenkönigtums ist somit gerade ein Schutztitel zugunsten des Volkes, welches hiemit vor dem Drucke frevelhafter menschlicher Selbstüberhebung bewahrt, nicht umgekehrt letzterer auf Gnade und Ungnade ausgeliefert wird. Im tiefsten Grunde läuft die Herrschaft des verantwortlichen Monarchen „von Gottes Gnaden“ hinaus auf einen von Gott durch Ausstattung mit dessen Majestätsrecht auferlegten Dienst gegenüber dem seiner Oberherrschaft anvertrauten Volk.

Daraus ist zu ersehen, daß die dem äußeren Anscheine nach so weit auseinander klaffenden Gegensätze zwischen Monarchie und Demokratie im innersten Kern einander ganz nahe treten, wofern sie nur getragen sind von dem beide Formen erfüllenden innersten Gehalt, von dem rechten Geist ernstlichen Pflichtgefühls. Dieses aber ist nirgends fest verankert außer auf dem Felsenfundament der Religion. Das weist uns die Richtung auf die gedeihlichste endgültige Lösung des Problems vom Volksstaat in Bayern: Nicht Umsturz, sondern Aufbau von Thron und Altar als sicherstem Hort des wahren Volkswohls, demokratische Verfassung unter Aussöhnung mit der Monarchie im Geiste Christi kraft Selbstbestimmung durch freie Volksabstimmung. Möge aus den Ruinen der radikalen Umwälzung im Bayernland neues Leben erblühen unter dem weltüberwindenden und welterlösenden Zeichen der Kreuzesreligion Christi, deren Wahrheit alles freimacht (Joh. 8, 32)! Möge Bayerns himmlische Schutzfrau bei ihrem göttlichen Kinde, dem Welterlöser, diese beste Lösung und vollkommenste Erlösung aus der schweren Krisis der Gegenwart dem geliebten bayerischen Vaterland vermitteln! Dann wird nach dem Taumel der Kriegspsychose wieder Jubel herrschen im ganzen Volke.

Nichtkatholische Erzählkunst während der Kriegszeit.

Rundblicke von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Nachlese.

Den drei vorhergehenden Berichten unter obiger Hauptaufschrift, die nichtkatholische Erzählwerke auf geschichtlichem, weltkriegerischem und kulturellem Hintergrunde anzeigten, füge ich heute eine in knappsten Zügen gehaltene Nachlese an.

Walter von Molo trat hinsichtlich der Darstellungsweise mit seinem „Fridericus“ in die Spuren seines früher von mir hier erwähnten vierbändigen Schillerwerkes (dessen billigere Volksausgabe soeben erschien), nur daß er den hochdramatisch bewegten, von atemloser Spannung durchglühten Roman des Preußenkönigs in einen einzigen Band, die Handlung in einen Tag von 24 Stunden, in den allerdings Licht und Schatten anderszeitiger Geschehnisse fallen, zusammendrängt. — Mit Gustav Frenssens patriotischem Weltkriegsroman „Die Brüder“ empfingen wir mal wieder von diesem zeitweise arg in die Irre gegangenen Begabten ein erfreuliches Werk mit dem Kern der Tüchtigkeit, Mannhaftigkeit wie auch der — wahrhaftig! — Reinheit und Gottzugehörigkeit unseres Volkes, aus dem er eine dithmarsische Bauernfamilie hervorhebt und in den Mittelpunkt der Entwicklung stellt. Die mannigfaltig reichhaltige Personenzeichnung und herbduftige Naturschilderung befriedigen wieder sehr. Das Mitreißendste im ganzen Buche aber ist die in unmittelbarer Lebendigkeit vor uns aufgerufene Seeschlacht am Skagerrak.

In die Ostmark führt Georg Engels lebenstrotzender Grenzkriegsroman „Die Herrin und ihr Knecht“, eine symbolische Benennung für diese episch gefaßte Abrechnung mit dem Gegensätzlichen zwischen Deutsch- und Russentum kurz vor und in dem Beginn dieses Krieges. — Zur selben Zeit spielt Nikolaus Brucks Straßburger Roman „Ich warte . . .“, von einem fraglos gründlichen Kenner elsässischer Verhältnisse geschrieben, mit ernsten und vergnüglichen Einblicken in die Wesensart des Landes und seiner Bewohner: der städtisch-patrizischen, -bürgerlichen und der ländlichen, sowie in die infolge geschichtlicher Begebnisse entstandenen Verschiedenheiten zwischen dem Deutschtum des Reiches und dem des Elsaß. — Die eben diesem unter der welschen Neuschrift innehaftende echt deutsche Urschrift durchleuchtet mit tief dringenden ethnographischen, patriotischen, welt- und kulturgeschichtlichen Strahlen das den obengenannten Roman künstlerisch weit überragende Werk Anselma Heines: „Die verborgene Schrift“. Ein umfangreiches Buch, das aber von Anfang bis Ende fesselt kraft seiner farben- und gestaltenreichen Anschaulichkeit, die überall Ursache und Folge, Was und Wie rückhaltlos, nicht rücksichtslos, aufdeckt: immer aber unter dem übermittelten Eindruck deutscher Sachlichkeit (ein gelegentlicher konfessionell gefärbter Irrtum läuft wohl mal unter), Gründlichkeit, Gesinnungsreinheit und Vaterlandsliebe. — Genannt sei hier auch die hochstehende Novellenreihe „Heiliges Leben!“ von Armin Steinert, Verfasser des als „beste“ Kriegserzählung vielgenannten Romans „Der Hauptmann“. Die eben erwähnte Sammlung steht gleichfalls auf Weltkriegsboden — nicht durchweg. Gerade das beste Stück gehört, nebst einem zweiten, anderem Gebiete an.

Die Einwirkung des Weltkrieges zieht auch Artur Brausewetter in sein letztes spannendes und psychologisch tüchtiges Erzählbuch herein: „Die große Liebe“, die Geschichte eines Arztes, der aus Armut seine Studien nicht vollgültig hat abschließen können, sich später eines ungesetzlichen Uebergriffes bedient zur Erreichung einer angesehenen Stellung, in der er sich durch Tüchtigkeit und Berufsliebe Ruhm und bewundernd dankbare Gefolgschaft, sogar persönliches Glück erringt, bis das alles wieder von ihm abfällt und er einer äußerlich erniedrigenden, innerlich aber befreienden, weil sühnenden Zukunft entgegengeht. — Einen Ursprung und Entwicklung der gewaltigen Essener Kriegsverteidigungszentrale, zugleich das Aufkeimen und Blühen, das Ringen und Siegen eines großindustriellen Geschlechtes darstellenden Roman gab uns Rudolf Herzog in „Die Stoltenkamps und ihre Frauen“, einem Hoheliede deutscher Arbeit, deutschen Bürgersinnes und deutscher goldener Treue, nicht zuletzt deutscher erhabener Mutterliebe. Das Buch verliert leider gegen das Ende zu, wo die Handlung sich mit dem Kriegsgeschehen verwebt, erheblich an Wirkungskraft. — Deutsche Mannhaftigkeit und Gemütstiefe bekunden sich auch in dem mit einer verstiegenen Frau verbundenen Helden des zuletzt gleichfalls auf das Kriegsthema eingestellten Bodenseeromans „Wikings letzte Fahrt“ von Zdenko von Kraft. Der Verfasser hat, von einigen Unklarheiten und Uebertreibungen abgesehen, als Erzähler sehr erfreuliche Fortschritte gemacht, besonders in künstlerischer Wiedergabe des Naturlebens.

Die Kriegseinwirkung daheim nach der positiven, der guten, der fördernden Seite zeigt Max Geißlers prächtiger Roman „Das Storchnest“, die Geschichte der Mitglieder eines Einfamilienhauses: ein gesundes, tüchtiges, gemütvolles und vernunfttiefes Buch mit köstlich lebenstreuer, humordurchsonnter Personenzeichnung. — Ethisch durch und durch, zuletzt auch durchhallt von Kriegsruf, ist desselben Verfassers Erziehungsroman „Der Stein der Weisen“. Er macht die Idee des durch Erziehung, Beispielgebung und Selbstzucht erreichbaren Menschenglückes zur — der Hauptsache nach künstlerisch ausgelösten — Tendenz. Der Vererbungstheorie steht Geißler gegnerisch gegenüber. Wer sich damit abzufinden weiß, ohne der andersartigen eigenen Ueberzeugung wehe zu tun, wird noch immer viel Dauergut schürfen können aus dem gehaltvollen Buche, in dem der Dichter seinem hochverehrten Meister Adalbert Stifter an Sprache und feinstem Natursinn in edler Selbständigkeit nahekommt. — Erwähnt sei noch M. Geißlers Geschichte „Jodele und seine Frau“, des zweiten Teiles einer gedachten Trilogie, deren dritter leider unersetzlich verloren ging. Wer sich vielleicht mit dem ersten Bande: „Jodele und die Mädchen“ nicht einverstanden zu erklären vermochte, wird dies bei dem ganz in Anmut getauchten zweiten um so rückhaltloser tun können.

Während Max Geißler durch seine wertvollen Bodenkulturromane, die zugleich die Wege seelischer Volkskultur erhellen, berühmt wurde, leitete sein noch jugendlicher Sohn Horst Wolfram Geißler das ihm eingeborene vielversprechende Erzähltalent auf das Gebiet unweit zurückliegender deutscher Kulturzustände. Von Tiefe, Reinheit und Reichtum des Gemütes und der Gesinnung, von künstlerischem, historischem und psychologischem Feinsinn zeugen die drei Romane „Der letzte Biedermeier“, die Rokokoerzählung „Das Lied vom Wind“ und die Spitzweggeschichte „Der ewige Hochzeiter“, alle drei Dichtungen von humorgesättigtem, köstlich stillem Zauber.

Eine stille, nicht eben tiefe Geschichte von technisch meisterhaftem harmonischen Anreiz ist die des kürzlich verstorbenen E. von Keyserling: „Fürstinnen“. Traumstimmung durchzittert die zeitlos sanft bewegte Darstellung, Traumstimmung überkommt auch, bei Voraussetzung dichterischer Empfänglichkeit, den alsbald sich gefangen gebenden Leser. — Keinen Eindruck gefühlsstillen Gehaltenseins, wohl aber den technischer und psychologischer Meisterschaft machen Sudermanns „Litauische Geschichten“. An Bedeutung sowie Herzensanteilnahme des Verfassers stellen sie sich zu dessen erstem großen Erzählwerk: „Frau Sorge“, nur daß dieses als Ganzes noch erquicklicher, auch mitreißender wirkt.

Der Schweizer Ernst Zahn gestaltet seine aufs gehoben-volkstümlich Seelische zielende Begabung, bei großer Fruchtbarkeit, immer kostvoller aus. Das zeigt auch sein rein stofflich wenig anziehender Roman „Die Liebe des Severin Imboden", dessen zuinnerst aufs Heldische eingestellter Hauptcharakter an einer unglücklichen triebhaften Veranlagung scheitert — wenngleich nicht völlig rettungslos, wie das sein edler Opfertod bestätigt. Durch die ganze psychologisch prachtvolle Darstellung tönt ein ergreifender An- und Mahnruf für den Leser um entgegenkommendes und dadurch rettendes Verstehen gegenüber derartig von der eigenen Natur schwerst angepackten, ursprünglich fürs Große bestimmten Persönlichkeiten. — Ein Kleinod unmittelbar sich einfühlenden, einlebenden Verstehens seitens des Dichters ist Zahns zart-gesunde Blindengeschichte „Nacht", der nur das ob noch so leise Anschlagen des für einen derartig gezeichneten Frauencharakter einfach unerläßlichen religiösen Motivs zur Vollkommenheit fehlt. — Ein psychologisches und darstellerisches Meisterwerk ist auch Zahns Zuchthäuslerroman „Das zweite Leben", durchglüht von der alles verstehenden Liebe zu jenen zwar nicht unschuldig, aber doch hart Beraubten innerhalb der menschlichen Gesellschaft, die nur zu oft, trotz guten Willens, nicht mehr gegen die Satzungen und Hemmungen einer kalten Umwelt aufzuringen vermögen. Zahn zeichnet einen solchen Unglücklichen, der dennoch Sieger bleibt: aus dem schwer erkämpften Heldentum der Geduld und der Nächstenliebe heraus. — Auch der künstlerisch stark begabte Zuchthausdichter und ehemalige Zuchthauspfarrer Fritz Philippi schildert in „Wendelin Wolf" Charakter und Endschicksal eines solchen Verfehmten, der aber, im Gegensatz zum Helden Zahns, als Flüchtling nicht ein Leben wenigstens gesetzlich zugestandener Freiheit, sondern eines steten scheuen Verbergens führt. Hier spricht die Liebe zur Natur, zur (prachtvoll wiedergegebenen) Gebirgswelt neben dem heißen Freiheitsdrang das erste Wort in einem ersichtlich heroisch, vielleicht auch dichterisch veranlagten Gewaltmenschen, dessen irdischen Läuterungsweg ein — angesichts der Häscher — selbstgewählter Lawinentod unterbricht.

Zum Schluß ein Hinweis auf ein paar Entwicklungsromane zweier hervorragender psychologischer und gottinniger Erzählerinnen: Auguste Suppers „Der Herrensohn" und Anna Schiebers „Ludwig Fugeler". Der erstgenannte ist der außergewöhnlichere, realistisch gesättigtere, wuchtigere sowohl im Aufbau wie in logischer Weiterführung der reichlich schwer bewegten Handlung, wohl auch unmittelbarer im Erfassen und Ausgestalten einer bestimmten Weltanschauung, die — dies sei nebenbei gesagt — eine leichte mystische und wohl auch mal eine konfessionelle Trübung zuläßt. Der letztgenannte gibt sich gemütvoll ansprechender, dem Alltagsleben näher gerückt. Beide wirken als reich beseelt und fraglos überzeugend in ihrer schönen Ehrlichkeit, Lauterkeit und Vertieftheit der Gesinnung.

Wittelsbach und die Kunst.

Inmitten des durch die Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts eingeleiteten politischen und kulturellen Niederganges des alten Deutschen Reiches blieb Bayern unter seinen wittelsbachischen Herrschern die sichere Stütze des alten Glaubens und als solche der Hort und Schutz wahrer deutscher Kultur, der Staat, in dem Wissenschaft und Kunst in echtem, deutschtümlichem Sinne gehegt und gefördert wurden, nicht der Leichtfertigkeit verfielen, wie in dem Sachsen Augusts des Starken, und nicht der französelnden Philosophasterei, wie in dem aufklärerischen Preußen Friedrichs II. Was München im besonderen betrifft, so verdankte es vor allem den Regierungen Albrechts V., Wilhelms V., Maximilians I., Ferdinand Marias mit seiner Gemahlin Adelheid und Max' III. Joseph Gründungen und Verschönerungen von höchstem idealem wie realem Werte — Dinge von ausschlaggebender Bedeutung noch für die heutige Kultur, die ohne sie einfach nicht denkbar wäre, Grundlagen, ohne welche die Kultur der Zukunft keine Aussichten auf Entwicklung besäße. Was jene Fürsten auf dem Gebiete weltlicher wie kirchlicher Kunst schufen, zeigt gemäß den Anschauungen ihrer Zeiten höfische Art. Dennoch fehlt nirgends die innerliche, lebendige Verknüpfung mit dem Fühlen und Denken des Volkes. Und zwar liegt dies bei der kirchlichen Kunst nicht bloß an der den Fürsten mit allen seinen Untertanen bis zum Geringsten hinab vereinigenden Gemeinsamkeit des Glaubens, sondern es kommt als etwas überaus Wesentliches hinzu, daß Fürst und Volk bei uns einander immer viel näher standen, als dies in anderen Ländern der Fall war — daß kein bayerischer Fürst darauf verzichtet hat, mit seinem Volke zu leben, sich selbst als Sohn dieses einfach gebliebenen Volkes zu fühlen, für das zu sorgen, das zu leiten und zu fördern ihn Gottes Wille berufen hatte — und daß das Volk mit Freuden diese Blutsverwandtschaft anerkannt, mit Genugtuung diese hohe Aufgabe richtig verstanden und so in dem Glanze der fürstlichen Lebensführung und Kunstpflege sein eigenes, schlichtes Leben geehrt, verklärt, gehoben sah. Gerade dieser innerliche Zusammenhang, dieses innige, bereitwillig verständnisvolle Verhältnis zwischen Fürst und Volk ist für Bayern charakteristisch geblieben. Nicht als ob es in einzelnen anderen Staaten nicht gelegentlich Aehnliches gegeben hätte, aber darum von ungleich höherem Werte, wahrhaft bezeichnend, weil Bayern von Ursprung an ein großer Staat gewesen ist, dessen weit verzweigte innere und äußere Politik mit Leichtigkeit zwischen Regierenden und Regierten hätte eine Kluft aufreißen können, wie dies anderswo geschehen ist.

Als die Stürme der napoleonischen Zeit über Europa und damit auch über Bayern hinbrausten, verstand es Ludwig I. schon als Prinz, mitten in den Wirrnissen der revolutionär aufgeregten Zeit die großen, heilsamen, wahrhaft weltbürgerlich nutzbringenden neuen Kulturgedanken zu erkennen, festzuhalten und dadurch für Bayern segensreich zu machen, daß er als ein rechter Volksfürst eine frische Wechselbeziehung zwischen jenen Gedanken und dem Wesen und Bewußtsein des Volkes herstellte. Den Idealen des deutschen Volkes, als dessen Teil sich zu fühlen er seine Bayern lehrte, gab Ludwig I. Ausdruck mit der Sprache der Kunst — jener dem Herzen entquollenen Sprache, die er von seinen kunstbegeisterten Vorfahren ererbt hatte — jener echten und wahren Sprache, die das Volk versteht. So entkleidete Ludwig I. die von ihm geförderte Kunst ihres höfischen Wesens und machte sie zur Kunst des Volkes. Dieses — daß Schönheit der Form und Empfinden des Volkes sich gegenseitig durchdringen — ist der Hauptgrund, warum Ludwigs Lebenswerk bis auf den heutigen Tag lebendig weiter wirkt. Bayerns Kunst, die Unverfälschtheit ihres ehrlich arbeitenden, zum Höchsten strebenden, kühnsten Aufschwunges fähigen Wesens ist untrennbar von jenem uralten Zusammenhange zwischen Fürst und Volk. Ihm allein verdankt München seinen Rang und seinen Wert, mit dem es als Kunststätte den bedeutendsten der Welt ebenbürtig, für uns Deutsche aber, und vorab für uns Bayern die wichtigste von allen, unser gerechter Stolz ist. Wahr geworden ist das Wort Ludwigs I., daß niemand Deutschland kenne, der München nicht gesehen habe. Wir setzen hinzu, daß auch niemand Deutschlands Erhabenheit ganz kennt, wer nicht die Halle der Bavaria, nicht die Walhalla gesehen — diese unvergleichlichen Ehrendenkmäler, die Ludwigs I. herrliche Begeisterung den größten Männern unseres deutschen und bayerischen Volkes gestiftet hat.

Was sollte ich hier alles aufzählen, wodurch jener König sonst der Kunst Förderung und Segen gebracht hat? Jeder weiß es; schon den Kindern hat man es bisher beigebracht. Sollten die neuen Volksführer vielleicht anordnen, daß derartige Abschnitte fürderhin aus den Schulbüchern auszumerzen seien, so werden die Propyläen, die Pinakotheken und alle die übrigen Schöpfungen Ludwigs das Lehramt allein weiter führen.

Sichtbares und Unsichtbares wird auch das Gedächtnis an die unsterblichen Verdienste wachhalten, die sich Ludwigs I. Nachfolger, die würdigen Erben seines Geistes, um die Kunst erworben haben. Kein ehrlicher Mensch wird auch die Tatsache fortleugnen wollen, daß Maximilian II. und in strahlender Herrlichkeit Ludwig II., daß der Prinzregent Luitpold und daß endlich König Ludwig III. treue Hüter der großen wittelsbachischen Kunstüberlieferung gewesen sind. Sie konnten gar nicht anders, es war angeborene Erbschaft; Begeisterung und Pflichtgefühl gegenüber der Kunst lag ihnen im Blute. Enges, ja freundschaftliches Verhältnis zu den Besten der Künstlerschaft war ihnen ein Lebens- und Herzensbedürfnis. Die von ihnen ausgehenden Anregungen wirkten mit unwiderstehlicher Kraft zum Gedeihen der Baukunst, der Malerei, der Bildnerei, der angewandten Künste. Die wirtschaftliche Lage vieler Künstler legt Zeugnis dafür ab. Ist es nicht Dankbarkeit, die dazu verpflichtet, dies anzuerkennen, so muß Verstand doch die Tatsachen gelten lassen. Wem anders als der von seinen Königen geförderten Kunst verdankt München seine kulturelle Weltstellung, wem (außer der Nähe des Hochgebirges) den Aufschwung seines Fremdenverkehrs, wem auch die Hebung seines Wohlstandes?

Kunst kann nicht leben ohne wahre Freiheit. Darum weil sie bei uns lebt und gedeiht, bezeugt sie, daß ihre Freiheit niemals beschränkt und bestritten worden ist. Geistige Freiheit hat unter dem Königtum geblüht. Es ist das Sinnbild der Festigkeit segenbringender Tradition. Libertinismus ist keine Freiheit. Denn schon sieht man, wie die Kunst unter seinem Einflusse krank wird. Demokratisierung der Kunst ist gut und begrüßenswert, wo sie nötig ist. Bei uns ist sie dies nicht, weil wir die Demokratisierung von altersher schon hatten. Revolutionierung der Kunst aber ist ihr Tod, darum, weil Voraussetzungslosigkeit eine Phrase bleibt, mit der man urteilsarme Menschen betören, aber keinen Vernünftigen auf die Dauer überzeugen kann.

Und wir fragen mit schwerem Herzen: wer soll, wer kann die geistige Erbschaft der Wittelsbacher antreten, um eine Kunst zu fördern, die im Sinne ihrer Schöpfer sich gesund weiterentwickeln wird? Wer von denen, die Bayerns Geschicke in ihre an materielle Arbeit gewöhnten Hände genommen haben, wer von ihnen wird und kann Begeisterung und äußere Möglichkeit besitzen, wahrhaft große Aufgaben zu stellen und sie zum Segen des bayerischen Volkes und der ganzen Kulturwelt durchzuführen?

Dr. O. Doering.

Chronik der Kriegsereignisse.

Schritte des Hl. Vaters für Deutschland.

München, 23. Nov. Auf die Bitte des H.H. Erzbischofs v. Faulhaber, der Hl. Vater möge sich bei den Ententeregierungen um Aufhebung der Blockade und um die Einfuhr von Lebensmitteln nach Deutschland verwenden, ist nachstehende Antwort aus dem päpstlichen Staatssekretariat eingelaufen:

Seine Heiligkeit, welche sich bereits beim Präsidenten der Vereinigten Staaten um Milderung der Bedingungen des Waffenstillstandes und um die Lebensmittelversorgung Deutschlands verwendet hatte, hat jetzt sogleich auch diesbezüglich bei dem amerikanischen und französischen Episkopat, sowie bei der englischen Regierung Schritte getan. —

Ferner hat der Hl. Stuhl auf Ersuchen hoher deutscher Persönlichkeiten hin unverzüglich Schritte unternommen, um von den feindlichen Regierungen wenigstens die Heimbeförderung kranker und verwundeter deutscher Kriegsgefangener, sowie nichtwehrfähiger deutscher Zivilinternierter zu erlangen und für die in Gefangenschaft Zurückbleibenden eine menschenwürdige Behandlung sicherzustellen.

Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Durchbruchsversuche an der Aisnefront, zwischen Argonnen und Maas, sowie zwischen Schelde und Oise gescheitert.

Berichte der deutschen Heeresleitung:

2. November. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: Südlich von Deinze haben wir uns weiteren feindlichen Angriffen durch Ausweichen hinter die Schelde entzogen. Starke Angriffe der Engländer südlich von Valenciennes. Bei Aulnoy drang der Feind in unsere Linien ein und stieß bis an den Südrand von Valenciennes, auf Saultain und über Preseau vor. Der Gegenangriff badischer Regimenter, im Verein mit örtlichen Kampftruppen, brachte uns wieder in den Besitz der Höhen südwestlich von Saultain und des Ortes Preseau. Versuche des Feindes, am Nachmittag in umfassendem Ansturm von Westen über die Schelde und vom Süden her Valenciennes zu nehmen, scheiterten. In der Nacht haben wir die Stadt ungestört vom Gegner geräumt.

Heeresgruppen Deutscher Kronprinz und v. Gallwitz: Gewaltige Artillerieschlacht leitete Angriffe ein, die der Franzose und Amerikaner zur Oeffnung der Aisnefront und zwischen den Argonnen und der Maas führten. Auf den Höhen westlich der Aisne, zwischen La Selve und Herpy sind die Angriffe des Feindes gescheitert. Mit starken Kräften griff der Franzose in breiter Front beiderseits von Vouziers, sowie zwischen der Aisne und nördlich von Grandpré an. Bei Rilly nahmen wir unsere Vorposten auf das Nordufer der Aisne zurück. Bei Voucq stieß der Feind über die Aisne auf die Höhen auf dem östlichen Flußufer vor. Versuche des Gegners, den Durchbruch auf Le Chesne zu erzwingen, scheiterten. Die beiderseits von Vouziers teilweise sechsmal wiederholten Anstürme des Gegners scheiterten meist schon vor unseren Linien. Der Franzose hat auch auf dieser Angriffsfront trotz starken Kräfteeinsatzes nur bei Voucq und Falaise unbedeutenden Geländegewinn erzielen können. Auf der 10 Kilometer breiten Angriffsfront zwischen Terron und Falaise waren am Abend unsere Linien wieder voll in unserer Hand. An der erfolgreichen Abwehr des Feindes haben Württemberger und Bayern, Regimenter der Garde, Hannoveraner und Westfalen, thüringische und lothringische Regimenter, sowie Maschinengewehr-Scharfschützenabteilungen Anteil. Zwischen der Aire und der Maas gelang es den in dem schmalen Streifen angesetzten amerikanischen Divisionen, in unsere Stellungen zwischen Champigneulle und Aincreville einzudringen und beiderseits von Bayonville über unsere Artillerielinien hinaus Boden zu gewinnen. Versuche des Gegners, von Bayonville aus unsere Front in Richtung auf Thenorgues und auf Stenay aufzurollen, wurden vereitelt. Mit Einbruch der Dunkelheit kam der Kampf in der Linie Champigneulle—Givry — östlich von Buzancy und südwestlich von Villers devant Dun — nordöstlich von Aincreville zum Stehen.

3. November. Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht: In Flandern nahmen wir die an der Lys stehenden Truppen im Anschluß an unsere neue Front an der Schelde auf Gent zurück. Bei und südlich von Valenciennes setzte der Engländer seine heftigen Angriffe fort. In Vormittagskämpfen drückte er uns auf Saultain zurück und setzte sich wieder in Preseau fest. Villers-Pol wurde gegen mehrfache Angriffe gehalten. Erneute, am Nachmittage östlich von Valenciennes geführte Angriffe scheiterten.

Heeresgruppen Deutscher Kronprinz und v. Gallwitz: Der Franzose hat nach den schweren Verlusten, die er in der Schlacht am 1. November an den Aisne-Fronten erlitten hat, seine großen Angriffe nicht mehr fortgesetzt. Der Einbruch der Amerikaner westlich der Maas veranlaßte uns, die Front zwischen der Aisne und Champigneulle zurückzunehmen. Westlich der Maas setzte der Amerikaner seine Angriffe fort. Sie haben bei Tailly und über Villers devant Dun etwas Boden gewonnen, im übrigen wurden sie abgewiesen. Infolge des Zusammenbruches des französischen Angriffes blieben auch die amerikanischen Vorstöße zwischen Aire und Maas ohne Bedeutung. An der ganzen 95 Kilometer langen Angriffsfront ist lediglich zwischen den Dörfern Champigneulle und Aincreville an schmaler Stelle ein Einbruch bis zu 8 Kilometer Tiefe erreicht worden. Alle Anstürme der Amerikaner, um die deutsche Front von der Einbruchsstelle aufzurollen, scheiterten an der West- wie an der Ostfront an dem eisernen, entschlossenen Widerstand der Deutschen.

4. November. Im Anschluß an die gestern gemeldete Zurückverlegung unserer Front östlich der Aisne nahmen wir auch westlich der Maas unsere Linien etwas zurück. Starke Angriffe der Amerikaner zwischen Sommauthe und Belval brachten wir im Walde nördlich von Belval zum Stehen.

5. November. Zwischen der Schelde und Oise haben Engländer und Franzosen ihre großen Angriffe wieder aufgenommen. Durch gewaltigen Einsatz an Artillerie und Panzerwagen suchten sie den Durchbruch auf der mehr als 60 Kilometer breiten Front zu erzwingen. In schwerem, bis in die Dunkelheit währendem Ringen gelang es unseren, an Zahl weit unterlegenen Truppen, den feindlichen Angriff aufzufangen und den Durchbruch zu verhindern. Südlich der von Valenciennes nach Nordosten führenden Straße wiesen wir den Feind vor unseren Linien ab. Die gegen unsere neue Front Sebourg—Wargnies le Grand gerichteten Angriffe wurden durch erfolgreiche Gegenstöße auf den Höhen östlich dieser Orte zum Scheitern gebracht. Den beiderseits von Le Quesnoy vorbrechenden Angriff brachten wir südlich von Wargnies le Petit und bei Jolimetz zum Stehen. Le Quesnoy, durch beiderseitige Umfassung bedroht, wurde befehlsgemäß geräumt. Der gegen den Wald von Mormal gerichtete Ansturm des Gegners kam im westlichen Teil des Waldes zum Stehen. Nördlich des Waldes fingen wir den Stoß östlich von Jolimetz, südlich des Waldes am Sambre-Oise-Kanal auf. Südlich von Catillon stieß der Feind in etwa ein bis zwei Kilometer Tiefe über den Kanal vor. Vor der Kanalfront zwischen Fesny und nordöstlich von Etreux brachen alle Angriffe des Feindes zusammen. Zwischen Etreux und der Oise konnte er an einzelnen Stellen das östliche Ufer gewinnen. Auch hier gelang es ihm



nicht, über unsere vorderste Stellung hinaus vorzudringen. Auf den Amerikaner ab. Im Walde von Dieulet wichen unsere Truppen starken Angriffen befehlsgemäß auf das östliche Maasufer nördlich von Stenay aus. Auf den Höhen östlich der Maas scheiterten starke Höhen südlich von Beaumont wiesen wir heftige Angriffe der Angriffe, westlich der Mosel Teilvorstöße der Amerikaner.

6. November. Auf dem Schlachtfelde zwischen der Schelde und der Oise haben wir uns vom Gegner abgesetzt. Auch zwischen der Oise und der Maas haben wir größere Bewegungen durchgeführt. Südlich von Dun stieß der Amerikaner unter heftigem Feuerschutz über die Maas und drang in die Waldungen auf den östlichen Maashöhen zwischen Milly und Vilosnes ein. Das sächsische Jägerregiment Nr. 7 warf den in der Mitte der Kampffront auf Fontaine vordringenden Feind zurück und nahm den Epinoywald wieder. Auf dem Ostufer der Maas schlugen brandenburgische und sächsische Regimenter erneute Angriffe der Amerikaner auf den Höhen östlich von Sivry und in dem Wald von Straye ab.

7. November. Zwischen Schelde und Oise suchte der Feind die plangemäße Fortführung unserer am 4. November eingeleiteten Bewegungen durch heftige Angriffe zu verhindern. Der Schwerpunkt dieser Angriffe lag nordöstlich von Valenciennes, südlich der nach Mons führenden Straße bei Bavay und bei Aulnoye an der Sambre. In schweren, wechselvollen Kämpfen hielten unsere Truppen dem feindlichen Ansturme stand. Auf dem Ostufer der Maas setzte der Amerikaner seine heftigen Angriffe fort. Es gelang ihm, seinen Brückenkopf östlich von Dun zu erweitern.

8. November. Zwischen der Schelde und der Maas haben wir die Bewegungen in letzter Nacht plangemäß weitergeführt.

9. November. Der auf dem Westufer der Schelde gelegene Teil von Tournai wurde von uns geräumt und von Engländern besetzt. Zwischen der Schelde und der Oise und westlich der Maas haben wir unsere Linien plangemäß zurückverlegt.

Einstellung der Feindseligkeiten.

11. November. **Infolge Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrages wurden heute mittag an allen Fronten die Feindseligkeiten eingestellt.**

Vom Büchertisch.

Im Sonnenland. Ein Mädchen-Jahrbuch. Herausgegeben von Maria Domanig. Verlagsanstalt Tyrolia, Wien, Innsbruck, München, 1919. 206 S. nebst zwei Anhängen. Preis geb. 7 M. Die Herausgeberin der bekannten Zeitschrift „Sonnenland" hatte den glücklichen Gedanken, heuer ein „Jahrbuch" zu veröffentlichen, das als eine der erfreulichsten Erscheinungen der Mädchenliteratur begrüßt werden darf. Im Gewande eines vornehm ausgestatteten starken Oktavbandes umfaßt es eine stattliche Reihe vorzüglichster Textbeiträge. Eine Anzahl von Erzählungen sorgt für Unterhaltung, feinsinnig geschriebene Aufsätze führen in das Verständnis vaterländischer Dichtung (Eichendorff), Musik (Liszt) und bildender Kunst ein. Dazu gesellen sich formenschöne Gedichte edeln Inhaltes. Betrachtungen ethischer Art aus der Feder der Herausgeberin, sinnvolle Aussprüche deutscher Dichter und Denker vertiefen den Wert des Buches. Der Bilderschmuck ist von erlesener Schönheit; mehrere Gemälde (von Frauendorfer-Mühlthaler, Huber-Sulzemoos, Matthäus Schiestl, Ph. Schumacher) durften hier zum ersten Male veröffentlicht werden. Als willkommene Beigaben enthält der Band eine Reihe leerer Seiten, die von den Leserinnen während des Jahres zu eigenen Aufzeichnungen benutzt werden können, ferner ein Verzeichnis gediegener Literatur. Besonders auch als Weihnachtsgabe kann „Im Sonnenland" wärmstens empfohlen werden. — Die treffliche Zeitschrift „Sonnenland" bewährte auch 1918 ihre schönen Eigenschaften, mit denen sie sich die Herzen der Mädchenwelt erobert hat. Sie beginnt zu Neujahr ihren 8. Jahrgang. Neue Freundinnen dürften ihr sicher sein. O. Doering.

Bühnen- und Musikrundschau.

Die **verbotenen Früchte** unserer Theaterliteratur eilt man zu genießen. Bei dem Ernst der Zeiten hat es beinahe etwas Komisches, mit welcher Schnelligkeit man sich seiner „Freiheit" bedient. Schönherrs „Weibsteufel", gegen den, wie man sich erinnern wird, der Münchener Erzbischof Worte einer berechtigten Entrüstung, die sich mit einer literarhistorischen Sachlichkeit und Ruhe paarten, gesprochen hatte, war dem Schauspielhaus verboten worden. Jetzt, da vom Turme der Frauenkirche die rote Fahne weht (oder geweht hat), ist die Theaterzensur und damit auch jenes Verbot gefallen und eine Reihe voller Häuser ist Schönherr sicher. Die Aufnahme war jedoch nicht allzu begeistert, am Schlusse gab es allerdings viel Beifall, aber der mag vor allem den Darstellern gegolten haben. In den Mittelakten war der Beifall ziemlich lau, ich habe einen Teil des Publikums im Verdacht, als habe er Pikanterie erwartet und sei nun enttäuscht. Nein, pikant ist das Drama nicht, aber ohne jede seelische Hemmung enthüllt der „Weibsteufel" seine Instinkte. Will jemand leugnen, daß die allseitig beklagte Verwilderung der Sitten durch solche Stücke gefördert wird? — Wedekinds „Marquis von Keith" hatte sich, wie bekannt, vor ein paar Jahren in das königliche Residenztheater verirrt und es fiel nicht leicht, ihn daraus zu vertreiben. Herr Steinrück konnte die Titelrolle nur noch auf Gastspielfahrten spielen. Nun da er Schauspieldirektor, hat er das Stück in das einstige Haus des Königs zurückgeführt. Der Besuch war nicht schlecht aber keineswegs stark. Die Aufnahme just so, wie drüben beim „Weibsteufel" im Schauspielhause; sehr matt plätschernder Beifall, am Schlusse ein paar Hervorrufe vor schon dreiviertels entleertem Hause. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß es einem Hochstapler gelingt, auf kurze Zeit in die Höhe zu steigen, bis ihn dann das Geschick am Kragen packt und in die Tiefe zurückschleudert, derweil das Leben eine Rutschbahn ist nach Wedekinds tiefsinniger Erkenntnis. Was will dagegen der kleine Bohémien bedeuten, der mit seinem „Feenpalast" ein paar begeisterte Spießbürger und verrückte Frauenzimmer am Narrenseil führt, im Grunde ein kleiner Gauner, der mit seinen Tiraden sich zum Uebermenschen stempeln möchte! Steinrück bringt die moralfreien Erkenntnisse, wie Sünde sei nur eine andere Bezeichnung für schlechte Geschäfte u. dgl., bescheidener, mit weniger Nachdruck, als dies Wedekind tat.

Verschiedenes aus aller Welt. R. Göring, dessen Erstlingswerk „Die Seeschlacht" so großes Aufsehen erregte, hatte in Berlin mit den Strindbergischen Liebesproblemen seines „Einzigen" wenig Erfolg. — H. W. Fischer versucht in seinem in Düsseldorf uraufgeführten „Motor" die Tragödie der Entseelung des Menschen durch den Industrialismus zu geben, landet nach Berichten jedoch im Kinohaft-Sensationellen. — „Der Schöpfer", ein Schauspiel von H. Müller hatte in Wien, Leipzig und Dresden großen Darstellungserfolg. „Mensch oder Idee?", dieses Wort Carlyles hat der Dichter als Motto vorgesetzt und damit dessen Inhalt in Kürze gekennzeichnet. — In Frankfurt a. M. wurde ein 140 Jahre altes Lustspiel „Nicht mehr als sechs Schüsseln" von G. F. W. Großmann, einem damaligen Bühnenleiter, erfolgreich gegeben. Das einst auch von der Münchener Nationalschaubühne viel gespielte „Familiengemälde" ist von dem Dramaturgen Plotke maßvoll bearbeitet worden. Die Zuschauer zeigten sich von der einfachen Kost, die mit den modernen expressionistischen Küchengeheimnissen so gar nichts zu tun hat, vollauf befriedigt. — Drei Einakter, die aus den literarischen Anfängen des vielbeschrienen Gg. Kaiser stammen („Claudius" — „Friedrich und Anna" — „Juana"), behandeln das Aufeinanderprallen tierischer Instinkte und seelischer Gewalten. Nicht ohne gelindes Kopfschütteln, so schreibt ein sehr maßvoller Kritiker, konnte man sich mit den moralischen und philosophischen Spitzfindigkeiten abfinden. Der Beifall des Frankfurter Publikums ließ auf keine allzuwarme Anteilnahme schließen.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Kapitalentwertungen – Steuerfluchtgesetz, Finanzprogramm, „Vergesellschaftung" — Waffenstillstandsfolgen — Abbau der Kriegswirtschaft.

An den Effektenmärkten, deren vorschnelle Eröffnung man nun überwiegend bedauert, vollziehen sich gewaltige Vermögenszerstörungen als Folgen der allgemeinen unsicheren und beunruhigten Stimmung sowohl hinsichtlich der gegenwärtigen politisch-wirtschaftlichen Lage, wie der durchaus unklaren Zukunft. Finden auch die Ebert-Haaseschen Ankündigungen scharfer Vermögensbesteuerung — auch der bayerische Finanzminister Professor Dr. Jaffé bestätigt dies — und das vom neuen Reichsschatzsekretär Dr. Schiffer bekanntgegebene Finanzprogramm namentlich hinsichtlich scharfen Vorgehens gegen jede Steuerhinterziehung in dem demokratisch gewordenen Deutschland Verständnis und Billigung, so gehen über die sogenannte Vergesellschaftung aller Aktienunternehmungen die Ansichten vollkommen auseinander. Sogar das Münchener sozialdemokratische Blatt meint, „dass die Umstände ein gewaltsames Experimentieren mit noch nicht ausgereiften wirtschaftlichen Problemen derzeit verbieten". Und auch der bayerische Finanzminister betont, „dass eine völlig umstürzende Sozialisierung der Wirtschaft nichts als ein Versuch sei, hinter dem vielleicht das Nichts erstehen könne. Doch lässt sich durch ein neues Steuersystem mit Vermögensabgabe, Reichserbschaftssteuer, Erbrecht des Reiches usw. die Sozialisierung in weitgehendem Masse vorbereiten". Im Gegensatz zu dem bekannten radikalen Programm der Spartakusgruppe — Erklärung aller Banken, der Grossindustrie und des grossagrarischen Grundbesitzes als Nationaleigentum — werden nur solche Betriebe für reif für die Monopolisierung und Ueberleitung in den Staatsbetrieb erklärt, welche, wie beispielsweise das Versicherungs- und Hypothekenbankwesen, sich durch ihre technische Entwicklung „für die Uebernahme in gemischt-, bzw. gemein-wirtschaftlichen Betrieb oder Besitz eignen". Doch auch hierüber sind die Meinungen strittig. Hoffentlich findet die von fast sämtlichen neugebildeten politischen Parteien zum Ausdruck gebrachte Forderung der Ordnung und Gesetzmässigkeit auch auf diesen Gebieten Erfüllung.

Im Vordergrunde des Interesses stehen begreiflicherweise die Ausführungen der Waffenstillstandsbedingungen und die durch das Zurückströmen unserer Front- und Etappentruppen notwendigen Massnahmen. Zunächst gilt es, etwaigen verderblichen Folgen der Räumung der linksrheinischen, luxemburger und lothringischen Gebiete mit ihren Eisen- und Brennstoffgruben zu begegnen. Wohl hauptsächlich infolge der Mahnung des Reichsdemobilisierungsamtes zur Besonnenheit wurde namentlich durch die Mitwirkung des Zentralverbandes des deutschen Grosshandels dem fluchtartigen Verlassen der Okkupationsplätze seitens der Handels- und Industriebeteiligten ein Ziel gesetzt. Auch die in der bayerischen Rheinpfalz befindlichen Bankunternehmungen werden in vollem Umfang fortgeführt.

Von neuen Finanzmassnahmen ist zu erwähnen das erweiterte Steuerfluchtgesetz, welches jede Verbringung von Vermögensteilen ins Ausland — ob Wertpapiere oder Kontoübertrag — ohne die Inanspruchnahme einer Bank unter Aufgabepflicht derselben an die Steuerbehörden, sowie Konto-Errichtung, Wertsachenhinterlegung oder Schliessfächermieten unter falschem Namen bei hohen Strafen verbietet. An Kriegssteuerrücklagen haben die Gesellschaften für das fünfte Kriegsjahr 80% — im Vorjahr 60% — des erzielten Mehrgewinnes anzusetzen. Eine Folge dieser Massnahme ist naturgemäss die Herabminderung der Dividendenerträgnisse, wie sie bei spielsweise bereits bei den Viktoriawerken A.-G. Nürnberg — 17% gegen 35% im Vorjahre — zum Ausdruck gekommen ist. Bereits zeigen sich Wirkungen der Wirtschafts-Demobilmachung. In der Freigabe von Metallen und Maschinen, dem Ausfuhrverbot für Eisen- und Stahlerzeugnisse, dem Abbau der Bezugsscheinpflicht für Bekleidungsstücke und andere Textilerzeugnisse sind Erleichterungen getroffen und ein weiterer Abbau der einschlägigen Vorschriften angekündigt. Durch das Freiwerden der bisher für den militärischen Bedarf benötigten Mengen von Leder, Textilstoffen und anderen wichtigen Artikeln wird laut amtlicher Ankündigung die Deckung des hauptsächlichsten Massenbedarfs der Bevölkerung bedeutend erleichtert. Auch andere Artikel, wie Tabak und Zement, werden in erhöhtem Masse für den Konsum frei. Durch Bildung einer Vereinigung bayerischer Verbände für Handel, Industrie und Gewerbe, ferner eines deutsch-demokratischen Gewerkschaftsbundes, eines wirtschaftlichen Beirates beim Auswärtigen Amte hofft man ebenfalls in den beteiligten Kreisen manche Schärfe der Demobilmachungs- und Uebergangszeit zu mildern.

M. Weber, München.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, A.-G., sämtliche in München

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 49. München, 7. Dezember 1918. XV. Jahrgang.

Das Morgenrot des Christentums nach dunkler Nacht.

Von Rechtsanwalt Nuß, Worms.

Ein reißender Strom braust zerstörend mit furchtbarer Gewalt durch unser schönes Land. Trümmer ringsumher. Dunkle Leidensnacht rings. Ein verlorener Krieg. Revolution und in ihrem Gefolge politischer, moralischer, wirtschaftlicher Niedergang. Kein Licht in diesen schwarzen, freudlosen Tagen? Kein dämmerndes Morgenrot nach dunkler Nacht?

Der menschliche Egoismus hat einen Pyrrhussieg errungen. Der nackte Materialismus hat den Idealismus scheinbar erschlagen. Zügellose Erwerbsgier und entnervte Genußsucht richteten den Geßlerhut auf unter unseren Volksgenossen. Eine raffinierte Scheinkultur täuschte viele über die innere Hohlheit und geistig-sittliche Leere unseres Seins. Blendfeuerwerk und Phrasen umnebelten die Sinne. Die äußere Technik und das Mechanische regierten. Der alte Tanz um das Goldene Kalb steigerte sich zur Raserei, der Kapitalismus und selbstsüchtige Mammonsdienst galten als der Menschheit höchsten Güter. Der persönliche Ichkrampf wuchs sich zum nationalen Ichkrampf aus. Eine Machtkultur strebte unter Verkennung der Machtgrenzen nach unerreichbaren Zielen. Am Ende kam der Zusammenbruch. Die Gegenwirkung blieb nicht aus. Sie heißt Revolution. Soll sie zur Anarchie werden, zum entsetzlichen Chaos? Wenn die Wirtschaft unter den Kräften, die in Berlin und München dominieren, so weitergeht, dann sicher. Wer noch einen Zweifel darüber hegte, welch fürchterliche Verantwortung diejenigen auf sich luden, die in dem Augenblicke, da im Reiche und in den Bundesstaaten ein auf breitester Grundlage aufgebautes, wirklich demokratisches Regierungssystem geschaffen war und die politisch-militärische Lage eine geordnete, von der Gesamtheit des Volkes getragene Gewalt als unbedingte Voraussetzung eines noch erträglichen Friedens forderte, durch einen Gewaltstreich diese Ordnung umstürzten und an ihre Stelle eine Klassenherrschaft setzten, die von unseren Feinden nicht als verhandlungsfähig anerkannt wird — dem muß die Lage, in welche das revolutionäre Regiment in diesen drei Wochen unser Vaterland nach innen und außen gebracht hat, die Augen öffnen für die Größe der Schuld derjenigen, welche durch die Gunst des Augenblicks und die Gewalt der Maschinengewehre und Bajonette in den Besitz der Macht gelangten, aber sich als unfähig zur Bewältigung der usurpierten Befugnisse und Aufgaben erwiesen haben. Nur schleunige Ausscheidung dieser Elemente und Herstellung gesetzmäßiger Zustände kann uns vor dem völligen wirtschaftlichen Zusammenbruch und der Vergewaltigung durch die Feinde retten.

Menschenkräfte allein reichen nicht aus, um die verwirrte Lage zu entwirren und zu meistern. Sie sind in sich selbst unzulänglich und nur relativ. Absolute Gesetze, die unabhängig vom Menschenwillen und wechselnder Menschenlaune im Außerweltlichen, Uebersinnlichen wurzeln, vermögen allein die Unordnung in Ordnung und die Gewalttätigkeit in Gesetzmäßigkeit zu wandeln Diese ewigen, übernatürlichen Kräfte, die über dem Wandel der Zeiten und Völker stehen, können, da sie geistiger Natur sind, niemals durch Gewalt und Machtspruch unterdrückt oder ausgelöscht werden.

Es ist wahr und unsere einzige Hoffnung: Nach dunkler, leidverhangener Nacht winkt uns das Morgenrot. Dieses Morgenrot ist das Christentum. Der christliche Idealismus ist unsterblich, weil sein Schöpfer unsterblich ist und weil die tiefen geistig-sittlichen Ideen unsterblich sind, die seinen Inhalt bilden. Die christliche, gottgläubige Religion ist die Verkörperung der gewaltlosen Methode gegenüber der Gewaltmethode des Umsturzes. Sie ist die Religion der Nächstenliebe und Versöhnung, der richtig verstandenen Freiheit (der Befreiung des Menschen vom eigenen Ich, des Menschhaften vom Tierhaften im Menschen, des Geistes vom niederen Trieb, der Willenszucht von den Leidenschaften) und der Disziplin, von deren Notwendigkeit der Christ überzeugt ist. Sie errichtet und befestigt die Autorität gegenüber dem Mißbrauch der Freiheit. Der christlichen Religion kommt es nicht auf Augenblickserfolge an, die durch revolutionäre Gewalt hervorgerufen werden können, sondern auf Weckung, Erhaltung und Vertiefung der edlen Triebe im Menschen und in den Völkern. Sie will den Aufbau und nicht die Niederreißung der Menschheit. Sie hat schöpferische Kraft und dauerhafte konstruktive Gedanken, weil sie die Menschenseelen ihrer ewigen Zweckbestimmung entgegenführt. Sie trägt den Keim des Lebens in sich, weil der Schöpfer und Erhalter alles Lebens in ihrer Geburtsstunde ihr den Segen und die Kraft zum Leben gab. Sie enthält das göttliche Gesetz der Ordnung und ist die geborene Feindin der Unordnung. Sie will die Vergöttlichung des Menschen im Sinne sittlicher Vollkommenheit und verwirft die verhängnisvolle Vergötterung des Menschen im Sinne der stolzen Engel, die im Himmel die erste Revolution machten. Das Christentum gibt der Menschheit Brot statt Steinen und erhebt sie über die Niederungen des Alltäglichen zu den reinen Höhen der Jenseitsseligkeit, der das Irdische nicht Selbstzweck ist. Es umschmeichelt allerdings auch die Menschen nicht, indem es an ihre niederen Leidenschaften und Instinkte appelliert; es nimmt sie vielmehr in eiserne Willenszucht; weil große starke Menschen nicht in der Treibhausluft der Verweichlichung und Selbstvergötterung, sondern den Eichen gleich im Sturm der Lüfte und im natürlichen Sonnenlicht des hellen Tages reifen. Es stellt das vielfach so sehr abhanden gekommene große Prinzip der Verantwortlichkeit in monumentaler Unerbittlichkeit unter die Menschen und Völker und verankert die Beweggründe ihres Handelns in den Gewissen.

Das Christentum, das Morgenrot nach langer, dunkler Nacht!

Wohlan, ihr alle, die ihr euch Christen nennt, ob Mann oder Frau, ob gelehrt oder ungelehrt, ob Arbeiter, Bauer, Handwerker oder Kaufmann, euch ruft der dämmernde Tag zu neuer Arbeit! Es gilt, die typischen Kräfte der christlichen Ideale zur Geltung zu bringen. Seid eurer großen Verantwortung bewußt. Mittun, Hand anlegen! heißt die Parole. Sich nicht selbst ausschalten! Wir richten einen besonderen Appell an die katholische Intelligenz und unsere Frauen. Fort mit aller Verdrossenheit und kastenhafter oder überlieferter Zurückhaltung! Die ganze Lage schreit förmlich nach Betätigung aller positiven Kräfte, aller! So gut der zwanzigjährige Industriearbeiter und Kaufmann und Landwirt zur Wahlurne gehen, ebenso gut muß auch der zwanzigjährige Student die Zeichen der Zeit verstehen. So gut das zwanzigjährige Dienstmädchen und die gleichalterige Arbeiterin ihr Wahlrecht ausüben, ebenso gut kann und muß auch die Tochter aus sog. besserem Hause oder Studentin von gleichem Lebensalter erfassen, worauf es ankommt. — Die Fahnen der gottgläubigen Welt sind nicht zusammengerollt. Sie flattern hoch im Wind. Wir brauchen sie nicht auf Halbmast zu ziehen. Wir sind auch noch da! Glauben wir an die sieghafte Kraft unserer Ideen und wir werden es schaffen.

Stat crux, dum volvitur orbis!

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Nationalversammlung ausgeschrieben.

Ein Lichtblick in den Nebelschwaden. Der Leuchtturm ist allerdings noch etwas weit entfernt, und es frägt sich, ob das Blindfeuer nicht wieder ausgelöscht wird, ehe wir herankommen. Am 16. Februar soll nun endlich das überraschte und vergewaltigte Volk an der Wahlurne zu Worte kommen. Ein volles Vierteljahr nach der Revolution. Die Gegner der allgemeinen Wahl haben noch zehn Wochen Zeit, um störende Zwischenfälle zu schaffen. Der späte Termin beruht auf einem Kompromiß, wie ja überhaupt alle Maßnahmen der sozialdemokratischen Reichsleitung erst mühsam vereinbart werden müssen zwischen den divergierenden Elementen in den zahlreichen Berliner „Regierungspalästen".

Zum Ueberfluß hat man das Wahlausschreiben auch noch abhängig gemacht von der Zustimmung des Delegiertentages der Arbeiter- und Soldatenräte, der am 16. Dezember in Berlin zusammentreten und den „Zentralrat" einsetzen soll. Am nächsten Tage, dem 17. Dezember, läuft der Waffenstillstand ab. Auf der feindlichen Seite ist eine starke Strömung für Nichtverlängerung und weiteren Einmarsch in das wehrlose Deutschland. Wenn die Wahl der Konstituante bis dahin nicht unbedingt feststeht, haben diese „Leichenfledderer" den erwünschten Vorwand zur gewaltsamen Einmischung.

Die weitere Sorge ist: Wird die Nationalversammlung, wenn die Wahl ungestört vor sich ergeht, in Berlin tagen können? Oder droht ihr in Berlin das Schicksal der russischen Nationalversammlung, die sofort gewaltsam gesprengt wurde, als sie einen anderen Willen bekundete, wie die bolschewistischen Diktatoren? Für die Berliner Mißwirtschaft wäre es freilich eine gerechte Strafe, wenn die sog. Reichshauptstadt degradiert würde.

Die Wahlordnung für die Nationalversammlung bringt keine besonderen Ueberraschungen mehr, nachdem schon am Morgen der Revolution das Wahlrecht für alle Zwanzigjährigen beiderlei Geschlechts und die allgemeine Verhältniswahl verkündet worden war. Auffällig ist nur die geringe Zahl der Wahlkreise. Für ein Volk von 70 Millionen nur 38 Riesenwahlkreise, von denen jeder 8 bis 16 Abgeordnete zu stellen hat. Der Zweck dieser Einteilung ist offenbar, das platte Land und die Kleinstädte, also die Landwirtschaft und den bürgerlichen Mittelstand in den Hintergrund zu drängen durch die Massen aus den zugeteilten Großstädten und Industriebezirken. Dabei hofft die Sozialdemokratie auf ihre Parteirechnung zu kommen.

Die ungeschulten Wähler werden sich nur schwer zurechtfinden in den zahlreichen und langatmigen Kandidatenlisten, an die sie gebunden sind. Und gerade die neu hinzukommenden Wähler werden die übergroße Mehrheit bilden. Schon die weiblichen Wähler, die man auf 21 Millionen schätzt, bilden die größere Hälfte gegenüber den 18 Millionen männlicher Wähler. Zieht man von letzteren noch die Wahlrekruten der jüngeren Jahrgänge ab, so ergibt sich, daß wenigstens zwei Drittel der Wählerschaft diesmal den ersten Stimmzettel zu präparieren und abzugeben haben. Die Neulinge geben den Ausschlag. Sie müssen ihre Lehrlingsprüfung ausgerechnet in diesem komplizierten Verfahren der ausgedehnten Listenwahl ablegen. Um so dringender ist die Pflicht für uns alle, die Neulinge beiderlei Geschlechts zu sammeln, zu belehren, anzufeuern und lückenlos an die Wahltische zu bringen. Der persönliche Einfluß des Kandidaten tritt zurück; die Parteiliste muß erkoren werden; also muß das Parteibewußtsein geweckt, das Parteileben organisiert werden bis in die letzten Verästelungen der kleinsten Siedelungen hinein. Vor allem muß die Ansicht ausgeräumt werden, die bisher in den sog. bombensicheren oder ganz aussichtslosen Wahlkreisen herrschte: „Auf meine Stimme kommt es ja nicht an." Gerade bei dieser Verhältniswahl mit ihrer verzwickten Proportionalrechnung kann jede einzelne Stimme einen überraschenden Ausschlag geben für ein Mandat mehr.

Bereit sein ist alles!

Die Mißwirtschaft.

Wenn die Revolution ihre erste Monatsbilanz macht, so kann sie als Aktiva weiter nichts buchen, als daß die Nationalversammlung vorläufig ausgeschrieben und im ganzen die öffentliche Ordnung (dank der Mithilfe der nichtrevolutionären Volkskreise) erhalten geblieben ist. Im übrigen sieht man als „Errungenschaften der glorreichen Umwälzung" nur Unsicherheit, Verwirrung, Zwietracht, Streiks, Börsenderoute, Valutasturz, Lähmung des wirtschaftlichen Lebens, Beunruhigung der Gewissen, Beginn des Kulturkampfes, politischen Zerfall, soziale Not.

Am ärgsten tritt die Mißwirtschaft in Berlin zutage. Im Kabinett der „Volksbeauftragten", das die Regierung bilden soll, sitzen ebenso viele „unabhängige", wie gemäßigte Sozialisten, und die eine Hälfte will nicht, wie die andere will. Im „Vollzugsrat", der angeblich bloß kontrollieren soll, tatsächlich aber jeden Augenblick in die Exekutive eingreift, haben die Unabhängigen die Macht und neigen sogar zur Spartakusgruppe hin. Letztere setzt ihre Putschversuche fort. Die Quertreiber finden im Arbeiterrat von Groß-Berlin bedenklich viel Anklang und Rückhalt. Die besonnenen Elemente können sich nur auf den Berliner Soldatenrat stützen, der soeben auch zugunsten der Nationalversammlung einen entschiedenen Beschluß gefaßt hat, ebenso wie der Vertretertag der Frontsoldaten in Ems. Was bei dem Delegiertentag der deutschen A.- u. S.-Räte am 16. Dezember herauskommt, muß erst noch abgewartet werden.

Die Konferenz der einzelstaatlichen „Minister" in Berlin schien trotz heftiger Reden schließlich im Sinne der Reichseinheit verlaufen zu sein. Aber der bajuwarische Diktator Eisner ging nach München zurück, um ein neues Trommelfeuer zu eröffnen. Mit seinen Enthüllungen aus den Gesandtschaftsakten, die zu argen Mißverständnissen führen, glaubt er die Gunst der feindlichen Machthaber zu erringen, gibt ihnen aber leider nur neue Vorwände, wegen der angeblichen Schuld Deutschlands am Kriege uns recht grausame Bußen aufzuerlegen. Wenn er unter der Drohung mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen und mit Sonderfrieden die Entfernung von Scheidemann und David, sowie von Erzberger und Solf zu erpressen sucht, so kann dies nur die Berliner Mißwirtschaft fördern und die Aktionsfähigkeit der Regierung in diesen kritischen Verhältnissen weiter lähmen. Eisner ist das Verhängnis im Süden, Liebknecht im Norden. Im schreienden Gegensatz zu den sozialistischen und demokratischen Prinzipien regierte der Diktator Bayerns nach Methoden, die sich das von ihm gestürzte und geschmähte frühere Regiment nicht hat zuschulden kommen lassen und die selbst von dem Münchener sozialdemokratischen Blatt als ein unwürdiger und absolut unerträglicher Zustand gebrandmarkt worden sind und zu entrüsteten Protesten aus den eigenen Reihen im ganzen Lande Anlaß gegeben haben. Es scheint nun, daß in München die besonnenen Elemente die Oberhand über die Unfähigkeit, das Ungeschick und die Anmaßung des Diktators und seines Anhangs bekommen haben, denn am Montag erklärte die Volksregierung Bayerns, ihr Versprechen, eine Nationalversammlung so rasch wie möglich einzuberufen, erfüllen zu wollen. Auch hat sie eine neue Konferenz der Vertreter der deutschen Regierungen außerhalb Berlins angeregt zwecks Vereinbarung einer programmatischen Kundgebung der äußeren und inneren Politik. Es ist aber auch die höchste Zeit, denn das Schuldkonto, das die Revolution durch Verwüstung kultureller und wirtschaftlicher Güter der Nation auf sich geladen, wächst ins Ungemessene und stellt uns vor eine Katastrophe. Hoffentlich bringt die bestimmte Drohung der Entente mit der Okkupation auch die Berliner zur Einsicht.

Im Parteileben außerhalb der Sozialdemokratie sieht es auch noch wirr und dunkel aus. Der Versuch, die beiden liberalen Parteien zu verschmelzen, ist gescheitert. An Stelle der zwei alten gibt es zwei neue Parteien, eine deutsche demokratische Volkspartei und eine deutsche Volkspartei, was sich in der Hauptsache dadurch erklärt, daß die Großindustrie, die hinter der nationalliberalen Fraktion steht, zu der brennenden Frage der „Sozialisierung der Betriebe" sich ganz anders stellt, als die Handels- und Finanzkreise, die das Rückgrad der fortschrittlichen Volkspartei bilden.

Bedeutend besser steht es um die Zentrumspartei, die keiner Auflösung und keines Ueberganges in ein anderes Lager bedarf, sondern sich auf den zeitgemäß fortentwickelten Leitsätzen zu weiterer Tätigkeit im alten, bewährten Geiste aufschwingen kann. Zur Auffrischung unseres Parteilebens trägt ja auch Adolf Hoffmann bei, der im preußischen Kultusministerium Politik à la Eisner treibt. Die Ankündigung der Trennung von Kirche und Staat nach abschreckendem französischem Muster, die Eingriffe in den Religionsunterricht, die radikale Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht — das muß doch auf alle christlich gesinnten Wähler und Wählerinnen kräftiger wirken, als die schönsten Artikel und Reden!



Grundsätze Leos XIII. über die Erziehung und den Unterricht der katholischen Jugend.

Von Universitätsprofessor Dr. N. Hilling, Freiburg i. B.

Die größte Gefahr, die dem katholischen Deutschland durch die von den sozialistischen Regierungen angekündigte Trennung des Staates von der Kirche droht, beruht auf dem Gebiete der Schule. Denn durch die Verweltlichung der Schule und den obligatorischen Besuch der Staatsschulen wird der Einfluß der Religion auf das heranwachsende Geschlecht am empfindlichsten geschwächt und teilweise sogar ganz in Frage gestellt. Man tut den Sozialisten gewiß kein Unrecht, wenn man die Schwächung und womöglich gänzliche Zerstörung der Kirche als den Wunsch ihres Schulprogramms bezeichnet. Der Kampf um die Schule ist ein Kampf um die Weltanschauung, der jetzt mit staatlichen Machtmitteln gegen die christlichen Kirchen geführt werden soll.

In dieser kritischen Zeit, die somit die höchsten Güter der Glaubensgenossen in Frage stellt, ist es gewiß nicht unangebracht, auf die Grundsätze Leos XIII. über die Erziehung und den Unterricht der katholischen Jugend hinzuweisen, die allen Katholiken wegen der autoritativen Stellung und persönlichen Weisheit ihres Vertreters hoch und heilig sein werden und von ihnen unverbrüchlich beobachtet werden müssen. Während seines langen Pontifikats hat der große Papst und Völkerlehrer wiederholt Veranlassung gehabt, zu dem Schulproblem Stellung zu nehmen, die Rechte der Kirche zu wahren und religionsfeindliche Angriffe abzuwehren. Die von ihm in den mannigfachen Kundgebungen aufgestellten Grundsätze lassen sich hauptsächlich auf vier Hauptpunkte zurückführen: 1. Die katholischen Kinder müssen in katholischen Schulen unterrichtet und erzogen werden. 2. Die Erteilung des bloßen Religionsunterrichts ist für die Erziehung der katholischen Jugend nicht ausreichend. 3. Wo keine konfessionellen Staatsschulen vorhanden sind, sollen von der Kirche freie Schulen errichtet werden. 4. Die katholischen Eltern haben in erster Linie die Pflicht, für die Erziehung ihrer Kinder in katholischen Schulen zu sorgen.

Die ersten beiden Grundsätze hat der Papst am klarsten und ausführlichsten in der Enzyklika „Militantis Ecclesiae"[1]) vom 1. August 1897, die bei Gelegenheit der dritten Säkularfeier des Todestages des seligen Petrus Canisius an den deutschen Episkopat gerichtet wurde, entwickelt; sie sind daher für die deutschen Katholiken von speziellem Interesse. Mit allem Nachdruck tritt der Hl. Vater hier für die Erhaltung und Errichtung der katholischen Schulen ein. „Die Katholiken", so sagt er wörtlich, „sollen, namentlich für die Erziehung der Jugend, keine gemischten, sondern überall eigene Schulen haben und es sollen die besten und bewährtesten Lehrer für sie ausgewählt werden. Denn voll von Gefahren ist jene Erziehung, in der entweder eine gefälschte oder gar keine Religion gelehrt wird. Das zweite ist häufig der Fall bei jenen Schulen, die wir als die gemischten bezeichnet haben. Nicht leicht kann sich jemand einreden, die Frömmigkeit könne ungestraft von der Wissenschaft getrennt werden. Wenn keine Zeit des Lebens der religiösen Pflicht weder in den öffentlichen noch in den privaten Angelegenheiten entbehren kann, so darf sie am allerwenigsten von jenem Lebensalter fern gehalten werden, das noch der Erfahrung ermangelt, von Leidenschaften erglüht und so vielen Verlockungen des Verderbens ausgesetzt ist. Wer daher den Unterricht so gestaltet, daß er nichts mit der Religion gemeinsam hat, der verdirbt selbst die Samenkörner des Schönen und Guten, der bereitet dem Vaterlande keine Schutzwehr, sondern dem menschlichen Geschlechte Pest und Verderben. Wird Gott beiseite geschoben, was kann dann noch die Jünglinge bei ihrer Pflicht zurückhalten oder die bereits vom rechten Wege der Tugend abgewichenen und kopfüber in die Laster gestürzten zurückrufen?"

Der Papst hat in diesen markanten Sätzen ein treffendes Bild gemalt von der Jugend, die in den weltlichen Staatsschulen des sozialistischen Zukunftsstaates aufwächst. Er geht in seinen Ausführungen aber noch einen Schritt weiter und zeigt, daß der Religionsunterricht allein für die Erziehung der Jugend nicht ausreicht. „Sondern," so fährt die Enzyklika unmittelbar fort, „es ist zweitens notwendig, daß die Jugend nicht nur an bestimmten Stunden in der Religion unterrichtet werde, vielmehr muß die ganze übrige Unterweisung den Geist der christlichen Frömmigkeit atmen. Wenn dieser fehlt, wenn der heilige Hauch der Frömmigkeit nicht die Herzen der Lehrer und Schüler durchdringt, so wird aus jedem Unterrichte nur wenig Nutzen, öfters aber ein großer Schaden entstehen. Denn fast alle Fächer haben ihre Gefahren, die kaum von der Jugend vermieden werden können, wenn ihrem Denken und Wollen nicht gewisse göttliche Zügel angelegt werden. Es ist daher gar sehr zu verhüten, daß das, was die Hauptsache ist, die Pflege der Gerechtigkeit und Frömmigkeit, an die zweite Stelle gerückt werde. Sonst wird die Jugend, die bloß durch die augenfälligen Dinge in Schranken gehalten wird, alle Kräfte der Tugend verlieren, und die Lehrer werden zwar Widerwillen vor einer mühseligen Gelehrsamkeit erwecken und Silben und Punkte spalten, aber sich gar wenig um die wahre Weisheit bemühen, deren Anfang die Furcht Gottes ist und deren Vorschriften alle Teile des praktischen Lebens angepaßt werden müssen. Mit der Erkenntnis von vielerlei Dingen muß daher die Bildung des Herzens verbunden sein und jede Disziplin, welche immer es auch sein mag, von der Religion durchdrungen und beherrscht werden. Letztere soll durch ihre Erhabenheit und Süßigkeit so wirksam sein, daß sie in den Gemütern der Jugend unauslöschliche Spuren zurückläßt." Wer diese Worte liest, wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß der weise Leo hier mit Meisterhand die pädagogische Aufgabe der Religion im Schulunterrichte gezeichnet hat. Wie die Religion der Sauerteig ist, der das ganze menschliche Leben durchdringen soll, so muß sie auch den gesamten Unterricht geistig durchsäuern. Wer die Religion zu einem bloßen Appendix des übrigen Unterrichts macht, der gefährdet die ganze Aufgabe der Erziehung. Er kann die Schüler wohl abrichten und mit einer Menge von Kenntnissen ausstatten, aber keine für das bürgerliche und kirchliche Leben brauchbaren Menschen erziehen.

Am meisten ist die Erziehung der Kinder in den konfessionellen Staatsschulen zu empfehlen, da der Jugendunterricht eine gemeinsame Angelegenheit der Kirche und des Staates darstellt. Wo aber solche nicht vorhanden sind, muß der Kirche mindestens Gelegenheit geboten werden, freie katholische Schulen zu gründen. Das ist der dritte Grundsatz, den Leo XIII. in seinem Schulprogramm ausgesprochen hat. Wiederholt hat er darauf hingewiesen, daß dies das beste Mittel sei, um die Gefahren der religionslosen Staatsschulen von der katholischen Jugend fern zu halten. Allbekannt ist sein Verhalten im nordamerikanischen Schulstreite, in dem er den Versuch des jüngst verstorbenen Erzbischofs Ireland von St. Paul, in den beiden Städten seiner Diözese Faribault und Millwater die Pfarrschulen in Staatsschulen umzuwandeln, zwar tolerierte, weil die Regierung die erforderlichen Kautelen (Anstellung katholischer Lehrer und zweimaligen Religionsunterricht in der Woche) zugestanden hatte, aber jede weitere Ausdehnung untersagte.[2]) Den englischen Bischöfen sprach er in dem Schreiben „Spectata fides" vom 27. November 1885[3]) seine volle Anerkennung dafür aus, daß sie mit so großem Eifer für die Eröffnung katholischer Schulen tätig seien. Wiederholt, so bemerkt er, habe er die sog. freien Schulen, die in Frankreich, Belgien, Amerika und in den Kolonien des britischen Reiches durch die Hilfe und Freigebigkeit der Privaten errichtet worden seien, eindringlich empfohlen, und er wünsche, daß ihre Zahl möglichst vermehrt werde und ihr Besuch zahlreich sei. Nach dem neuen Codex iuris canonici c. 1374 ist den katholischen Kindern der Besuch der gemischten und neutralen Schulen grundsätzlich verboten. Nur unter gewissen Kautelen[4]) dürfen die Bischöfe den Besuch tolerieren. Auf alle Fälle erhebt aber die Kirche den Anspruch, eigene Schulen zu gründen. Denn c. 1375 lautet: Die Kirche hat ein Recht, Schulen für alle Fächer, nicht bloß für die elementaren, sondern auch für die mittleren und höheren zu errichten.

Endlich hat unser Papst in seinem vierten Grundsatze ausgesprochen, daß den Eltern die erste und unmittelbarste Pflicht obliegt, für die rechte Erziehung ihrer Kinder zu sorgen. „Die guten Eltern", so sagt er in seiner Enzyklika „Nobilissima Gallorum gens"[5]) vom 8. Februar 1884 an die französischen Bischöfe, „müssen unbedingt dafür sorgen, daß ihre Kinder, sobald sie vernünftig zu denken anfangen, die Vorschriften der Religion lernen und ihnen in der Schule nichts begegnet,

[1]) Acta Sanctae Sedis XXX, 3 ff.

[2]) Vgl. Siebengartner, Artikel Schulfrage, in: Wetzer und Weltes Kirchenlexikon. 2. Aufl. X, 1981 ff.

[3]) Acta Sanctae Sedis XVIII, 305 ff.

[4]) Vgl. die Instruktion der Congregatio de Propaganda Fide vom 30. Juni 1875, in: Acta Sanctae Sedis XI, 44 ff.

[5]) Acta Sanctae Sedis XVI 241 ff.

was die Unversehrtheit des Glaubens und der Sitten verletzen könnte. Durch göttliches und natürliches Gesetz sind die Eltern verpflichtet, dafür zu sorgen, daß ihre Kinder mit Sorgfalt erzogen werden, und aus keinem Grunde können sie von dieser Pflicht entbunden werden." In einem Rundschreiben an den kanadischen Episkopat vom 8. Dezember 1897[*]) über das kirchenfeindliche Schulgesetz der Provinz Manitoba sagt er: „Darauf zu achten, bei wem die Kinder unterrichtet werden und welche Lehrer sie haben, ist großenteils Sache der elterlichen Gewalt. Wenn daher die Katholiken wollen, was zu wollen und zu erstreben ihre Pflicht ist, daß die Unterweisung des Lehrers der Religion der Kinder angepaßt ist, so tuen sie es mit Recht." Mit diesem Grundsatze völlig übereinstimmend erklärt der Codex iur. can. in c. 1372 § 2: „Nicht nur die Eltern, sondern auch deren Stellvertreter haben das Recht und die schwerste Pflicht, für die christliche Erziehung der Kinder zu sorgen."

Es bedarf nicht noch des Beweises, wie sehr die dargelegten Grundsätze Leos XIII. den Prinzipien des sozialdemokratischen Programms widerstreiten. Wenn letzteres die Einrichtung der rein weltlichen, d. i. religionslosen Schulen verlangt, so erklärt ersterer in dem erwähnten Rundschreiben an die französischen Bischöfe vom 8. Februar 1884, „daß der Apostolische Stuhl die gemischten oder neutralen Schulen stets ausdrücklich verworfen und die Familienväter stets von neuem ermahnt hat, in einer so wichtigen Angelegenheit auf der Hut zu sein und Vorkehrungen zu treffen." Wenn ferner die Sozialdemokraten fordern, daß der Besuch der religionslosen Staatsschulen obligatorisch sein soll, so verurteilt das Oberhaupt der katholischen Kirche diesen unerhörten Gewissenszwang in der Enzyklika an den kanadischen Episkopat vom 8. Dezember 1897 mit den Worten: „Man kann nicht ungerechter mit den Eltern umgehen, als wenn man ihnen den Zwang auferlegt, zu wollen, daß ihre Kinder entweder roh und ungebildet aufwachsen, oder sich der offenkundigen Gefahr des größten Unheils aussetzen." Ja die Sozialdemokraten gehen noch über dieses Urteil des Papstes hinaus, indem sie den Eltern selbst die Möglichkeit, ihre Kinder gänzlich von der Schule fernzuhalten, rauben wollen.

[*]) Acta Sanctae Sedis XXX, 356 ff.

Lebensmittelbeschaffung und wirtschaftliche Zukunftsentwicklung.

Von Hauptmann a. D. Hartwig Schubart, Salenstein (Thurgau).

Die schwierigste Frage, vor der sich die Neuordnung der Verhältnisse gestellt sieht, ist die **Ernährungsfrage** — sowohl die unmittelbare Beschaffung der in nächster Zeit benötigten Nahrungsmittel, wie weiterhin das Schaffen der Arbeits- und Absatzgelegenheiten für unser Volk, die nötig sind, um in Zukunft die Nahrung bezahlen zu können.

Beide Fragen sind durchaus noch nicht gelöst — auch die der augenblicklichen Ernährung noch nicht, selbst wenn die Zeitungen von amerikanischen Vorräten berichten, die bereits unterwegs seien, selbst wenn man in Rechnung zieht, daß die ungemein kostspielige Heeresverpflegung jetzt bald fortfallen muß. So gern ich den armen geprüften Hausfrauen — aber auch allen ihren Tischgenossen — jede Sorge nehmen möchte, ich muß leider vor dem Optimismus warnen, der zum Teil bereits um sich greift. —

Die **amerikanische Hilfe** hängt zunächst ab von baldiger Konsolidierung der Verhältnisse in Berlin — und dort steigen noch allerlei Blasen empor. Jede Umwälzung, sei sie in reaktionärer, sei sie in demokratischer Richtung, muß ja auch vielerlei an die Oberfläche treiben — von utopistischen Schwärmern, die edel und gut sein mögen, denen aber der Realitätssinn fehlt, bis zu den skrupellosen und zweifelhaften Existenzen, die sich überall finden. Eine absolute Ordnung und Konsolidierung der Berliner und ganz allgemein der deutschen Verhältnisse, die sich gleich frei hält von anarchistischem Bolschewismus wie von Absolutismus, ist die Vorbedingung für Amerikas Hilfe, wie für Englands Freigabe der Seezufuhr.

Treten, wie zu hoffen ist, bald überall Besonnenheit und Ordnung in ihr Recht, so darf man von Amerika doch noch nicht zu viel erwarten. Die Ententegenossen, die Neutralen kommen vor uns an die Reihe, Rückbeförderung des amerikanischen Kontingents vermindert im Anfang den Schiffsraum, die Schiffe benötigen zum Teil für lediglicher Güterladung neuer Einrichtungen, und erst allmählich wird ein für die Versorgung genügender Raum verfügbar sein.

Daher möchte ich ganz allgemein für die augenblickliche Versorgung sowohl die günstigen wie die ungünstigen Momente gegenüberstellen. **Günstig** wirkt die Hilfe Amerikas, die Tatsache, daß wir mit unseren eigenen Vorräten nicht mehr bis zur nächsten Ernte reichen müssen, sondern bereits im Frühjahr auf reichlichere Zufuhr aus Südamerika rechnen können, und der Fortfall der Kriegsverpflegung, an deren Stelle für die Armee die weit sparsamere Friedensverpflegung tritt. **Ungünstig** wirkt der Fortfall der Zufuhr aus dem Osten, die weit reichlicher war, als die Hilfe, die uns jetzt von Amerika gewährt werden kann, und der Verlust vieler für die Armee aufgespeicherter Verpflegungsvorräte, sowohl im Westen, wie namentlich im Osten und Südosten, endlich die Beschränkung der Transportmittel durch Rückbeförderung der Truppen, wie durch Abgabe von Material. Zu einem weitgehenden Optimismus bietet also unsere Ernährungsfrage in der nächsten Zeit wahrlich keinen Grund, vielmehr ist im großen wie im kleinen noch äußerste **Sparsamkeit** vonnöten.

Wenn sich nun auch im allgemeinen die Frage der Nahrungsmittel von nächstem Frühjahr ab in bezug auf die Weltmenge und die zur Verfügung stehenden Transportmittel bessern wird, so bleibt für Deutschland speziell das Problem der **Zahlung** des **Lebensmittelimports** bestehen. Hierbei wird es sich erschreckend zeigen, daß die von Helfferich erfolgte, objektiv unwahre Vortäuschung einer Vermehrung des deutschen Volksvermögens im Kriege in Wirklichkeit eine Verminderung ist, daß sich nur die Zahlungsmittel vermehrt haben unter entsprechender Abnahme ihres Kaufwertes. Diese Entwertung ist aber ein Produkt der Güterverminderung und der Zahlungsmittelvermehrung, also prozentual noch höher als der lediglich Vermögensverlust. Das wird uns auch weiterhin die Valuta zeigen. Das deutsche Geld wird im Ausland nicht eher dauernd als vollwertig angenommen werden, als bis bei uns dasselbe Verhältnis zwischen wirtschaftlichen Gütern und Zahlungsmitteln eingetreten ist — also dasselbe Preisniveau im Innern — wie in den anderen Ländern. Erst eine weitgehende Beseitigung des Helfferichschen „Assignaten-Systems" wird uns in den Stand setzen, mit dauernd gebesserter Valuta im Ausland kaufen zu können, sowohl **Nahrungsmittel** wie die Rohstoffe für unsere Industrie. **Allerdings** wächst dadurch ja auch der innere Wert der gezahlten **Summen**, aber das Fazit wird doch zugunsten der **Valutabewertung ausschlagen.** Hierzu ist erforderlich, daß eine große **Menge** von **Geldsurrogaten** wieder eingezogen wird. Die augenblickliche **Geldknappheit**, die nur ein Angstprodukt ist und durch **Geldzurückhalten** hervorgerufen wird, ändert an dieser **Notwendigkeit nichts.** Ich verweise auf meine Vorschläge in Nr. 9 dieses **Jahrgangs**, die ich dahin ergänzen möchte, daß wohl überhaupt **eine Höchstgrenze für Privatvermögen** sich als nötig **erweisen wird.** Diese staatliche Einziehung wird vielfach als **staatliche Beteiligung** erfolgen müssen, wobei aber im allgemeinen **vor direkter „Verstaatlichung"** zu warnen ist; die staatliche **Betriebsform besitzt** stets zu wenig Elastizität, zudem fehlt ihr der **Ansporn privaten Gewinnes** zu sehr, als daß sie in schwierigen **Zeiten erfolgreich** konkurrieren könnte. Sie wird auf wenige **Ausnahmefälle beschränkt** bleiben müssen.

Einschieben möchte ich eine Warnung vor **zu radikalen Gleichheitsprinzipien** bei den an sich nötigen, sehr **hohen Vermögensabgaben.** Eine gewisse Vermögensabstufung **muß bleiben als** belebender Faktor des gesamten wirtschaftlichen **Betriebes; absolute** Gleichheit strebt überall zur Stagnation, **und gerade diese** müssen wir vermeiden.

Aber trotz aller Abgaben des Einzelnen **werden wir nur** dann die für unseren Unterhalt nötigen Mittel **aufbringen können,** wenn wir uns wieder auf dem **Weltmarkt beteiligen** können. Freilich, uns wirtschaftlich ganz **zu vernichten, liegt** nicht im Interesse irgendeines unserer Feinde — **„man ruiniert** nicht das Haus, auf dem man eine Hypothek **hat".** **Nur dieses** Interesse an uns würde uns aber dauernd **nur das nackte Leben** lassen, uns dauernd zu Lohnsklaven der **weiteren Erde stempeln.** Es ist das auch eine Forderung, die von **nicht unwesentlichen** Parteien Frankreichs, aber auch Amerikas **allen Ernstes** erhoben wird. Das größte Interesse für ein **gewisses Gedeihen** Deutschlands in Zukunft dürften wir wohl **bei England finden,**

das dann nicht nur als Bankier und als Verfrachter verdienen könnte, sondern das auch eine Kontinentalstütze brauchen wird zur Sicherung seiner durch den Krieg erlangten überragenden Machtstellung. Freilich müßten wir uns dann ihm ganz anschließen, uns in seine Gefolgschaft begeben.

Um nun in großen Zügen die neue Gelderwerbsmöglichkeit zu vergleichen mit derjenigen vor dem Kriege, so müssen wir uns zunächst damit abfinden, daß ein Teil unserer Exportrohstoffe direkt verloren gehen wird, so Kali und Kohle im Westen durch Abtretung von Elsaß-Lothringen, im Osten landwirtschaftliche Gebiete, die uns Roggenausfuhr gestatteten. Andere Rohstoffquellen werden in ihrer Arbeit für uns behindert sein, so voraussichtlich unsere gesamten Kohlenbecken durch in den Friedensbestimmungen auferlegte Lieferungen.

Die vor dem Frieden bedeutenden Einkünfte aus internationaler Lohnarbeit, insbesondere aus dem Seetransport, fallen zunächst ganz aus. Ihre Wiedergewinnung wird in erster Linie von unserem Verhältnis zu England abhängen.

Die Einnahmen der Halb- und Fertigzeugindustrie werden sehr schwierigen Bedingungen unterstehen. Auslandmärkte sind verloren, Konkurrenz ist erwachsen, der Rohstoffbezug ist noch abhängiger geworden. Wenn ich auf einzelne Industriezweige hinweise, so gebe ich damit eben nur Beispiele, durchaus kein erschöpfendes Bild, das sich zudem heute noch gar nicht geben läßt.

Die Schwerindustrie wird als erste vollauf Beschäftigung finden, schon für die Bedürfnisse des eigenen Landes, besonders der Transportmittelergänzung. Das gewährt den Arbeitern Verdienst und damit Lebensmöglichkeit, dem Staat Steuerquellen. Immerhin müssen wir diese Arbeit zum großen Teil selbst zahlen, und damit wird der Vorteil entsprechend wieder aufgehoben, wenn auch infolge der Ausnutzung der Arbeit und der durch sie erfolgenden Vermehrung der wirtschaftlichen Güter doch ein Vorteil bestehen bleibt. Auslandsmärkte werden zunächst nur wenig offen stehen; im aufnahmefähigen Osten sind die Verhältnisse noch nicht konsolidiert, zudem sind wir manchen nicht radikal genug, alle haben wir in Brest-Litowsk vor den Kopf gestoßen.

Die große Industrie der Spinnereien und Webereien braucht Wolle und Baumwolle. Erstere lieferte England — Australien. Letztere kam früher zum überwiegenden Teil aus Amerika. Der Krieg hat dort die Produktion stark beeinträchtigt. Die Hauptlieferanten der Zukunft werden das englische Aegypten, das englische Mesopotamien sein. Konkurrent in billigen Baumwollgeweben ist namentlich Japan geworden, die Märkte müssen alle neu erobert werden.

Wie bei Wolle und Baumwolle, werden wir in den meisten anderen Rohstoffen ganz von England abhängig sein, so im Bezug von Zinn, Kautschuk, die englisches Monopol sind, von Kupfer und vielem anderen.

Eine Hauptblüte unseres Wirtschaftslebens war früher die chemische Industrie, vor allem die der Farbstoffe. Ich lasse dahingestellt sein, wieweit wir von anderen Produkten, speziell amerikanischen Drogen, im Laufe des Krieges erreicht sind. Aber der für unsere Farbstoffe unentbehrliche Rohstoff ist Naphtalin — Batum und Baku sind in englischen Händen.

Schon die oberflächliche Betrachtung zeigt uns, daß wir bereits jetzt bei der augenblicklichen Lebensmittelbeschaffung, noch mehr aber in der wirtschaftlichen Zukunftsentwicklung abhängig sind von dem guten Willen Englands. Anderseits hat aber auch gerade England ein Interesse an einem starken Deutschland, falls wir uns ihm anschließen. Ich denke an unsere Bestrebungen zum Völkerbund; bildet nicht das englische Empire, in dem die verschiedensten Nationen, die verschiedensten Staatsformen miteinander leben und auskommen, bereits das Modell eines solchen? Ich denke an das Schicksal der Buren; möchte Deutschland bald einen Louis Botha finden, der es versteht, unter den modifizierten Verhältnissen doch in für uns entsprechender Weise einen Anschluß an England durchzusetzen, der bei uns bald ebenso die Wunden des Krieges vernarben läßt, wie in Südafrika.

Advent.

Die Wolken türmen sich voll Dunkelheiten,
Und Völker zerren an den alten Schranken.
Es ist, als sähen wir Dämonen schreiten,
Als fing der Erdkreis selber an zu wanken.

Umdüstert stehn der Dome Herrlichkeiten.
In allen Herzen brennen Leidgedanken.
Nach Sternen suchen wir in all dem Streiten,
Sind bang wie Schiffer, die auf Meeren schwanken.

Bis plötzlich sich ein Schrei der Brust entringt,
Ein Schrei der Not, der gellt in fernsten Schächten,
Ein Schrei, der übermannt der Menschen Tun,

Der gleich den Stürmen uns zu Höhen zwingt:
„Ihr Himmel, tauet, schenkt uns den Gerechten!
Lasst uns in Jesus endlich wieder ruhn!" ...

Theodor Seidenfaden.

Eilt die Schulreform?

Von Franz Weigl, München-Harlaching.

Bald nach Bildung des revolutionären Ministeriums in Preußen richtete jenes für Wissenschaft und Volksbildung einen Erlaß an die Provinzialschulkollegien und Regierungen, in dem die Trennung von Kirche und Staat in Aussicht gestellt war. Inzwischen ist schon die Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht angeordnet. Die provisorische bayerische Regierung wandte sich mit einer Proklamation an das bayerische Volk, in der eine Reihe von Forderungen als „die unmittelbar durchzuführenden Absichten der neuen Regierung" zusammengestellt wurden. Für das Kultusministerium wurde dort neben der Freiheit der Religionsgesellschaften und der Sicherung der akademischen Lehrfreiheit die Vereinheitlichung des Schulwesens auf freiheitlicher Grundlage mit fachmännischer Schulaufsicht und verschiedenen sonstigen Reformen als Ziel gesetzt. In objektiv urteilenden Fachkreisen hat diese Eile Besorgnisse ausgelöst, denen in der liberalen Presse der Vorsitzende der alle Richtungen umfassenden Münchener „Pädagogischen Gesellschaft", Universitätsprofessor Dr. A. Rehm, Ausdruck gab. In der „München-Augsb. Abendztg." (Nr. 579 vom 15. Nov.) schrieb er: „Reformiert, wenn es denn sein muß, alles was ihr wollt, im gegenwärtigen Augenblick nur gerade die Schule nicht!" Auch in katholischen pädagogischen Kreisen wurde ein selbständiger, sachlicher Protest beschlossen, der am 26. Nov. bei dem bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus eingereicht wurde. Der Verein für christliche Erziehungswissenschaft, die katholischen Lehrervereine in Bayern und in der Pfalz, der Verein katholischer bayerischer Lehrerinnen, der Münchener Katechetenverein, der Katholische Internatsverband, der bayerische Landesverband der katholischen Jugendfürsorgevereine, jener der katholischen Kinderhorte und Kleinkinderbewahranstalten, das Katholische Jugendwerk München für die männliche und jenes für die weibliche Jugendpflege, die Katholische Schulorganisation haben die Vorstellung formuliert. Es ist eine machtvolle Kundgebung, die hier entstanden ist, stehen hinter den genannten Vereinen doch über 6000 Lehrer, Lehrerinnen, Religionslehrer und Schulleiter aller Schulgattungen, sowie über 300000 sonstige Jugendfreunde. Es wurde vor allem darauf hingewiesen, daß die geistige und sittliche Entwicklung der Jugendlichen durch den Krieg ohnehin so vielfach gestört wurde, daß eine weitere Beunruhigung nur von „laienhafter Auffassung des Erziehungswerkes" gering geachtet werden könnte. Diesen allgemein erziehlichen Bedenken wurde aber noch ein besonderer Hinweis angefügt auf die besonderen Gefahren, die aus einer augenblicklichen Aenderung der religiösen Grundlagen unseres Erziehungswesens entspringen würden. Gerade in diesem Augenblick, in dem es sich um Wiederaufbau des sittlichen Empfindens in den jungen Seelen, um Erziehung zur Ein- und Unterordnung, um Unterdrückung der antisozialen Regungen und Eindämmung des ungezügelten Trieblebens handelt, würde eine Ausschaltung der religiösen Kräfte am verhängnisvollsten. Nur von der umfassenden göttlichen Autorität ausgehende

ewige Gesetze, nur starke Bindungen, die durch religiöses Verantwortlichkeitsgefühl geschaffen, nur Kraftquellen, die an großen religiösen Vorbildern und Idealen entspringen, können jetzt in der Jugend die Grundlagen für charaktervolles Handeln wieder aufbauen. Es wurde dann darauf hingewiesen, daß diese Ueberzeugung nicht bloß in konfessionellen Kreisen herrscht, sondern auch in solchen, die nur kalt verstandesmäßig den Wert des religiösen Einflusses schätzen. Jedenfalls haben die Fachvereine noch rechtzeitig, ihrer Gewissenspflicht folgend, eine Mahnung ergehen lassen, deren Nichtbeachtung zu heftigsten Kämpfen führen würde.

Es ist zu wünschen, daß dem Einspruch der pädagogischen katholischen Vereinigungen in Bayern so rasch Erfolg beschieden ist, wie dem Protest Kardinal von Hartmanns in Köln bei der preußischen Regierung gegen die Trennung von Kirche und Staat. Schon am 25. Nov. wurde nämlich durch den Volksbeauftragten Haenisch von Berlin berichtet, daß diese Trennung nicht etwa durch einen überrumpelnden Handstreich erfolgen solle, vielmehr im Benehmen mit den Vertretern der Kirchen, mit der Geistlichkeit, mit anerkannten Lehrern des Kirchenrechts und anderen juristischen Kräften. Werden diese Gutachten, namentlich aber auch jene ernster Erzieher eingeholt, dann wird man ja wohl auch erst die Zweckmäßigkeitsfrage überhaupt prüfen und im Sinne der oben registrierten bayerischen Kundgebung von Fachleuten zu einem abweichenden Ergebnisse kommen. Jedenfalls hat die Schulreform die überstürzende Eile nicht nötig und es verdient mehr Nachahmung das Verhalten der württembergischen Regierung. Der dortige Kultusminister Heymann hat im amtlichen Teil des „Staatsanzeigers" (Nr. 266 vom 12. November) eine Bekanntmachung erlassen, in der er ausspricht, er erblicke seine Aufgabe „lediglich in der geordneten Weiterführung der laufenden Geschäfte des Kultusministeriums". „Ich beabsichtige daher während der Dauer des Provisoriums keine Neuerung auf dem Gebiete des Schulwesens oder der Kirche in ihrem Verhältnis zum Staat einzuführen." Nur Unsicherheit gegenüber den eigenen Idealen könnte eine derzeitige Regierung veranlassen, eine andere Haltung einzunehmen. Die Schulreform möge also jener Zeit vorbehalten werden, in der die Regierung festen Boden unter den Füßen hat und wirklich den Willen des gesamten Volkes hinter sich weiß!

Die Erziehungsgrundsätze Wynekens.

Von Geistl. Rat Prof. Dr. Hoffmann, München.

Kaum hat die Revolution den Umsturz der öffentlichen Verhältnisse herbeigeführt und diesen im einzelnen auszubreiten begonnen, da stellt sich, ohne daß jemand davon überrascht wurde, auch Gustav Wyneken ein mit seinen Plänen und Forderungen zur Umwertung der Werte, die bisher auf dem Gebiete von Schule und Erziehung galten. In seinem Vortrage „Die Schule und die neue Zeit", den er am 16. November im „Bayerischen Hof" in München hielt, war sein Auftreten recht zuversichtlich und entschlossen; er redet wie einer, der zu wissen scheint, daß seine Stunde gekommen ist und er seinen Worten Nachdruck und Verwirklichung zu geben vermag. Seine Ideen haben in der modernen Jugendbewegung vor dem Kriege, namentlich bei der freideutschen Jugend, starken Anklang gefunden, anderseits bis tief in liberale Kreise Entrüstung und Zurückweisung hervorgerufen. Wir zweifeln nun nicht, daß das Erziehungsprogramm Wynekens den Beifall der jetzigen Machthaber finden wird; es dürfte dieses bei den geplanten Umgestaltungen eine große Rolle spielen. Bezeichnend ist der Zwang und die Eile, die er zur Durchführung desselben angewandt wissen will. Man muß, meint er, der Jugend auch einmal die Freiheit aufoktroyieren, selbst wenn in der Jugend noch gar kein ausgesprochenes Bedürfnis nach dieser Freiheit vorhanden ist. Hierin spricht sich die Konsequenz der Revolution in der Forderung nach Freiheit klassisch aus. Mit der Durchführung der neuen Erziehungsgrundsätze dürfe die Regierung nicht bis zur Nationalversammlung warten, jetzt gelte es, sie durchzusetzen. W. ist offenbar überzeugt, daß die Mehrheit des bayerischen Volkes von solcher Erziehung nichts wissen will, darum soll sie ihm unter der Macht der Revolution aufgezwungen werden. So will er ein „Führertum" heranbilden, das die übrige Jugend an sich reißt und, mag sie wollen oder nicht, ihren Ideen und Bestrebungen dienstbar macht. Verhaßt ist ihm die „Reformphilisterei", er wünscht ganze Arbeit, eine grundstürzende Aenderung und schreckt nicht zurück vor einem radikalen Kampfe gegen die Erziehungsfaktoren, Elternhaus, Schule und bis dahin auch wider den Staat, wenn diese anderer Meinung sind als er.

Die Familie ist nach W. unfähig zur Erziehung der Kinder. Unvernunft, Trägheit und Feigheit hindern sie an dieser Aufgabe. Es fehlt ihr die sittliche Bildung, „weil sie nicht nach dem Willen des Kindes handeln will". Zur Erziehung gehört „ein großes Herz, ein gütiger, milder Sinn, ein freier Blick". Weil dieses alles den Eltern in ihrer größeren Mehrheit abgeht, müßte der junge Mensch in dem Alter, wo die eigentliche Erziehung beginnt, an diese abgeliefert, „konfisziert und damit von der Familie isoliert" werden. An die Stelle der Familie muß eine andere Gemeinschaftsform treten, eine anders geartete Schulgemeinde. Die Familienerziehung kann nur „Notstandserziehung" sein. Die jetzige Schule versteht gleichfalls die Rechte der Heranwachsenden nicht, will sie wenigstens nicht anerkennen. Darum zwingt sie die Jugend zur „Passivität und Unlebendigkeit", schließt sie von dem geistigen Leben des Volkes ab und beschäftigt sie mit einer „welt- und lebensfremden Arbeit". Bis jetzt wollte W. auch den Staat, der wohl „die mächtigste und deutlichste Offenbarung des objektiven Willens" sei, nicht als Erzieher anerkennen; auch ihm müßten die Kinder weggenommen werden, und zwar schon in ihren ersten Lebensjahren, zugunsten von freien Schulgemeinden im Sinne von Wickersdorf, woselbst er vor seiner Uebersiedlung nach Bayern seine pädagogischen Pläne zu verwirklichen gesucht hatte. In den neuen Verhältnissen dürfte W. wohl über die staatliche Erziehung anders denken.

Als Grundzüge in den Einzelheiten seines Erziehungsplanes verdienen folgende hervorgehoben zu werden. In der körperlichen Erziehung eifert W. gegen den Sport, der da, wo er über die Anfänge hinausgekommen ist, zu einer Verrohung führe, sogar zu einer Verrohung des Körpers. „An die Stelle dieses Materialismus der körperlichen Ausbildung, zu dem besonders unsere Nachbildung des englischen Beispiels geführt hat, sollte ein System treten, das neben den selbstverständlichen Voraussetzungen von Gesundheit und Kraft die Erziehung körperlicher Schönheit und schöne Haltung und Bewegung vorschreibt." Körperliche Schönheit und die Kunst spielen bei W. eine große Rolle. Von der militärischen Jugendvorbereitung war er nie ein Freund.

Auf sexuellem Gebiete ist W. der Jugend gegenüber sehr offen und nachgiebig. Der Hauptvorwurf, mit dem ehedem die thüringische Regierung seine Entfernung von der freien Schulgemeinde in Wickersdorf begründete, war denn auch, daß unter seiner Führung die Jugend frühreif werde. Er verkündigt: „Der Erzieher, der auf dem sexuellen Gebiete irgendeinen natürlichen Vorgang dem natürlichen Wissenstrieb des Kindes verschleiern will, häuft in dessen Seele einen Gift- und Zündstoff auf, der irgendeinmal ausbrechen wird." Um zu einem feinen Gefühl für körperliche Werte zu kommen, ist es nötig, wieder mit dem Körper vertraut zu werden. Die Nacktheit soll nicht nur nicht gescheut, sondern, wo sich nur immer Gelegenheit bietet, zur Selbstverständlichkeit werden. Ein erotisches Bedürfnis nach Genossen des eigenen Geschlechtes findet W. für die erste Jugendzeit als „den biologisch fortgeschrittenen Typus". Anderseits ist auch der ungescheute Verkehr der beiden Geschlechter gewünscht, insbesondere gemeinsame Erziehung. „Es darf der Typus des anderen Geschlechtes nicht einfach aus der Gesichtsweite entrückt sein, es darf keinem die Möglichkeit einer ihm gemäßen erotischen Entscheidung unterbunden werden, einer Entscheidung, die nicht einmal unbedingt eine bewußte zu sein braucht." Als einem Freunde der Psychanalyse ist W. „alle höhere Erziehung im Grunde nichts als Transformierung des Geschlechtstriebes".

Auch für die wissenschaftliche Ausbildung der heranwachsenden Generation bezeichnet W. Ziel und Weg. Er erklärt, daß nun einmal die Aufgabe der Jugend sei „zu lernen, d. h. sich irgendwie den Geistesbesitz der Gegenwart und die Mittel, selber diesen Geistesbesitz zu verwalten und zu vermehren, anzueignen. Und die von der Gesellschaft geschaffene Institution, in der die Jugend dieser Aufgabe lebt, ist die Schule, wenigstens ihrer Idee nach. Darum ist es ganz ausgeschlossen, daß eine Jugendkultur an der Schule vorbeigehen kann". Welches ist die Aufgabe des Schulunterrichts? Er soll eine „Ausrüstung für den Lebenskampf" geben; darum muß er die allen gemeinsame Bildung vermitteln, die Teilnahme an der Gesamtkultur. Von dieser Aufgabe hat man gemeiniglich die zweite nicht scharf genug unterschieden: die Vorbereitung auf den künftigen Beruf und die Sonderarbeit des einzelnen. Der von W. vorgeschlagene Unterricht ist ein vielseitiger, aber oberflächlicher; er nimmt wie ein enzyklopädischer Leitfaden an Belehrung überall etwas, führt aber in kein Zentralfach gründlich ein, um die Schüler zu selbständigem Erfassen der wissenschaftlichen Methode zu befähigen, daß sie später selbsttätig arbeiten könnten. Die Resultate der einzelnen Fächer, die der Schüler sich aneignet, sollen ihm „ein zusammenhängendes Weltbild" vermitteln. Abneigung hat W. gegen die altklassischen Sprachen.

In der freideutschen Jugendkultur, von der unmittelbar vor dem Kriegsausbruche soviel die Rede war, ist das soziale Moment durch einen starken egozentrischen Zug gehindert. W. dagegen will den jugendlichen Lebensstil sozial orientieren. Seine Anschauungen sind eigentümlich, jedoch seiner ganzen Weltanschauung entsprechend. Etwa das Glück der gesamten Menschheit als letztes Ziel alles geistigen Fortschrittes zu proklamieren, wäre Atavismus, und wo dieses Bestreben den einzelnen beherrschte, Entartung und Krankheit. Das Wesen der Menschheit sei vielmehr, daß sie von sich und dem eigenen Lebenstriebe absehe, daß sie erkenne, daß im Physischen, Biologischen nicht mehr der Schwerpunkt liegt, daß dem Geiste zur Autonomie zu verhelfen sei. Kampf und Fortschritt des Geistes sei der eigentliche Sinn der Welt, unsere Beteiligung daran der Sinn unseres Daseins. „Alles menschliche Leben, alle menschliche Berufsarbeit empfängt ihren Wert je nach

dem Grade, in dem sie den Gesamtgeist der Menschheit fördert". Darum ist es heiligste Pflicht der Erziehung, die Augen für das höhere, absolute Ziel, die Förderung und Steigerung des Geistes zu öffnen. „Die höchste Offenbarung des Geistes, die reinste Offenbarung seines Wesens aber ist die Schönheit". Darum soll die Heranbildung in der Kunst den höchsten Dienst für die soziale Förderung der Menschheit leisten. Die Kunst preist W. in begeisterter und überschwenglicher Weise. „Es sind Blumen aus dem Paradiese". Die Musik erscheint ihm besonders wertvoll. „Gewiß kann das Künstlererlebnis das Leben nicht ausfüllen, aber es gewährt eine Bürgschaft dafür, daß der heilige Geist wirklich in der Welt waltet und unser harrt".

Die staatsbürgerliche und vaterländische Gesinnung wird von den freideutschen Jugendverbänden und ihren Vertretern nicht sonderlich gepflegt. In der Hauptsache folgt auch hier W., geht allerdings dann auch wieder eigene Wege. „Der Staat ist noch nicht moralisch; er ist konservativ, d. h. er verwechselt seine relative Bedeutung mit jener absoluten Aufgabe der Menschheit, er ist noch nicht vom Geiste der Zukunft, von der Liebe zum Fernsten erfüllt." Die große Aufgabe der staatsbürgerlichen Erziehung liegt darin: „Charaktere heranzubilden, die ohne Rücksicht auf die eigenen Interessen der Durchführung des Rechten und Guten in der Welt zustimmen und Hilfe leisten." Insbesondere weist W. in nationaler Hinsicht eine Gesinnungsbildung zurück. Auch bei der militärischen Erziehung dürfe kein Gesinnungsdrill, keine Gesinnungsbetätigung statthaben, kein Hinziehen vor ein königliches Schloß, um Huldigung darzubringen. Wohl kann sich W. eine nationale Erziehung denken und will auch „die Möglichkeit nicht ganz bestreiten, daß sie uns als Uebergangsstufe einmal nötig wird".

Mit aller Entschiedenheit tritt W. jeder religiösen Betätigung im Sinne der Anerkennung eines höchsten Wesens entgegen. „Die Aufgabe also, zur intellektuellen und praktischen Teilnahme an der herrschenden Volksreligion zu befähigen, darf der Religionsunterricht nicht mehr haben. Und da dieses der Zweck war, um dessenwillen man ihn eingerichtet hat, so können wir auch kurz die Folgerung ziehen: es darf keinen Religionsunterricht mehr geben, er hat keine Berechtigung mehr." So schrieb W. 1913 in der Schrift „Schule und Jugendkultur" (S. 165), in welcher er so eine Art Programm seiner Erziehungsgrundsätze gegeben hat. Mit größter Entschiedenheit und Hintansetzung jeglicher Rücksicht auf anders Denkende erhebt er auf der eingangs erwähnten Versammlung im „Bayerischen Hof" in München die Forderung: Hinaus mit der Religion aus der Schule! Wir wollen aufheben die Verpflichtung der Jugend zu religiösen Betätigungen und zum Religionsunterricht. Die Kirche hat im Staate gar nichts zu tun! An die Stelle der Religion soll die Kunst treten; sie ist dem Pädagogen Wyneken das Alpha und Omega der Erziehung. Früher war W. geneigt — ob auch jetzt noch, ist uns nicht bekannt —, den Eltern das moralische Recht auf private religiöse Erziehung ihrer Kinder zuzubilligen, selbst jenen Eltern, welche den „durch die Entwicklungslehre überwundenen" Gottesbegriff festhielten und „die mythologischen Vorstellungen (darunter sind die Offenbarungslehren zu verstehen) und transzendenten Begriffe" noch nicht aufgegeben hätten.

Gerade die prinzipiellen Erziehungsmaximen Wynekens sind mit der christlichen Weltanschauung unvereinbar. Auch diesen gebildeten Führer unserer Jugend müssen wir ablehnen.

W. geriet überall, wo er bisher seine Ideen verwirklichen wollte, in Kämpfe. Aus der freien Schulgemeinde Wickersdorf wurde er, wie schon erwähnt, wegen seiner Grundsätze selbst verdrängt, und zwar von der thüringischen Regierung. Wegen der Art seines Auftretens geriet er mit dem Wandervogel in heftige Fehde; sogar aus dem Bund der freideutschen Jugend mußte er austreten. Es wurde ihm vorgeworfen „ein aufredendes Werben unter Unreifen"; dieses Vorgehen sei umso schlimmer, als es sich um Ideen handle, die auch von Erwachsenen nicht ungeteilt angenommen wurden und die mit höchstwichtigen anderen Kulturfragen sich kreuzten. Dieses Werben Wynekens unter 15 und 14 jährigen stelle eine „vorzeitige Bindung" derselben dar. Ellen Key aber charakterisiert ihn also: „W. ist ein begabter Despot; er will Jungen, nicht Menschen erziehen."

Auch die Mehrzahl der Studierenden an der Universität will von ihm nichts mehr wissen. Nun wendet sich W. unter den gegenwärtigen ihm günstigen politischen Verhältnissen an die Mittelschulen Münchens; ihnen will er nur die Freiheit, wie er sie versteht, nach seinen eigenen Worten aufoktroyieren. Selbst diese wollen dem Zwange, womit er sie zur Freiheit führen möchte, größtenteils nicht gutwillig sich fügen, sondern suchen sich wacker ihm entgegenzusetzen. Darum wird in Versammlungen für ihn und seine Ideen geworben. „Der Vortrag soll über das aufklären, was Wyneken ist und was er für die Jugend bedeutet. Stellungnahme zu einer Sache, die man nicht kennt, ist unanständig", hieß es in einer Einladung an die Schüler und Schülerinnen Münchens zu einem Vortrage am 28. November.

Die Gegner Ws. sind ebenfalls auf dem Plane. So wogt zurzeit in München unter den Mittelschülern ein Streit für und gegen Wyneken. Aufklärung und Stellungnahme in dieser Sache scheint nun wichtiger zu sein als das Studieren. In diesen Kampf fällt die Gründung von Schülerausschüssen, bzw. steht unter seinem Einfluß. Auch durch sie wird in die stillen Schulsäle Unruhe und Aufregung getragen und die Schüler der einzelnen Klassen zumeist in Parteien getrennt. So haben die höheren Lehranstalten zurzeit eine schwere Belastungsprobe zu bestehen.

Zum Frauenwahlrecht.

Ein Wort an alle, zumal an die wahlberechtigte christliche Frau.

Von E. M. Hamann, Scheinfeld in Mittelfranken.

Noch vor wenigen Wochen, also vor einer räumlich knappen, inhaltlich aber schwerstgewichtigen Zeit hätte die obige Hauptaufschrift ein Fragezeichen versinnbildlicht. Nun ist dieses plötzlich Erfüllung geworden. Heute haben wir das Frauenwahlrecht. Sturmgeschüttelt fiel es uns zu. Ob berechtigt, ob unberechtigt, ob erwünscht oder unerwünscht — wer hat jetzt Zeit und Sinn, darnach zu fragen? Hauptsache ist, daß die Frau wählt und wie sie wählt.

Dazu gehört vor allem Klarheit. Was bedeutet für uns Frauen dieses Wahlrecht? Ein Recht, eine Freiheit und eine ungeheure Verantwortung. Ein Recht, das seit länger von Millionen deutscher Frauen ersehnt, zum Teil leidenschaftlich, aber bisher vergeblich angestrebt wurde. Eine Freiheit, die nach Goethe nicht mehr und nicht weniger bedeutet als die unbedingte Möglichkeit, unter allen Umständen das Vernünftige zu tun. Eine Verantwortung, die für die größere Hälfte des deutschen Gesamtvolkes als so weit wie hoch greifende dringende Pflicht bestehen sollte, als „Christenpflicht, weil eine Pflicht der Liebe". Also eine heilige Verantwortung gegen Gott und den Nächsten, gegen sich selbst als Einzelpersönlichkeit und Gesamtheit, gegen Familie, Gemeinde, Staat, Heimat, Vaterland, Kirche — gegen das ganze gegenwärtige und zukünftige Geschlecht, gegen alles, was der wirklichen Kulturwelt — jener, der „die Kultur der Seele die Seele der Kultur" ist, noch als hoch und heilig, als die teuersten Güter dieses und jenes Lebens gilt.

Werden wir Frauen dieser plötzlichen gewaltigen Anforderung gerecht werden? Auch hier muß es heißen: Reif sein ist alles. Es versteht sich von selbst, daß wir dies, zumal in politischer Hinsicht, lange nicht alle sind noch sein können, wie viele Mittel und Wege uns auch die Frauenbewegung dazu eröffnet haben mag. Auch auf katholischer Seite. Vor noch nicht zwei Jahrzehnten sind wir hier der Hauptsache nach wohlgerüstet in die große Bewegung eingesprungen — und haben uns bewährt. Wir wollen es auch jetzt tun. Aber: Eile tut not gegen das furchtbar drohende „Zu spät!" Und jede Stunde ist kostbar.

Wir sollen wissen, um was es sich in allererster Linie handelt: um die Rettung Deutschlands gegen Hunger und Vernichtung durch grausame äußere und innere Feinde; um die Rettung der christlichen Gesellschaft in Deutschland mit allen ihren zu verwirklichenden gottgewollten Idealen. Die nächste Forderung ist da die auf gesetzlichem Wege zu vollziehende Rückwandlung des staatsrechtslosen in einen staatsrechtlichen, also verfassungsmäßigen Zustand: kraft einer durch die jetzige Regierung verheißenen, baldigst einzuberufenden Nationalversammlung, der verkörperten freien Wahlstimme des ganzen deutschen Volkes. — Auf jede Einzelstimme kommt es da „brennend" an. Und zwar — seien wir ehrlich — nicht zuletzt auf jede bewußt abzugebende Stimme, denn die politische Ueberzeugung, wie alle anderen echter Gewähr, muß gewonnen, darf nicht irgendwie aufgezwungen werden. Darum heran mit den bislang politisch ausgeschalteten Frauen zur Erkenntnis, zum Wissen dessen, was die größere Hälfte unserer Nation lebenheischend, lebenerhaltend, lebenbestimmend mit zu entscheiden hat!

Springt die Frage auf: Mit wem gehen wir? Denn wie schon bisher jeder wahlberechtigte Mann, so gehört von nun an jede wahlberechtigte Frau in eine ihr politisches Leben zusammenfassende, bewahrende und ständig weiter schaffende Organisation: in eine politische Partei mit entsprechender Grundlage auf entsprechendem Boden. Dieser Boden sollte, meiner Ansicht nach, bis zur allseitigen Sicherung geordneter Verhältnisse für uns ein denkbar weitester sein: der des konfessionell uneingeschränkten, alle Stände umschließenden christlichen Bürgertums, ohne jene mit Recht als krankhaft bezeichnete Neigung der Eigenbrödelei, „Gruppen- und Grüppchenbildung", des zähen Starrsinns, des sich abschließenden sich Verbeißens usw. Das katholische Volk sieht aber jetzt mit Freuden, wie dieser Boden gewonnen, diese Partei gefestigt und ausgebaut wird. In Bayern erstand alsbald die Bayerische Volkspartei mit prachtvollem Programm nicht zuletzt für die auch künftig voll auszuwertende staatliche Frauenmitarbeit. Das rheinische Zentrum stellte als „demokratische Volkspartei" ebenfalls schon wesensähnliche Grund- und Leitsätze

auf. Hoffentlich einigen und vereinigen sich alle nach dieser Richtung zu Beteiligenden schleunigst und immer mehr. Der Hauptsache nach aber liegen die Richtlinien bereits fest: die einer christlichen Demokratie, einer Edeldemokratie, könnte man sagen, welche in einem Reich, einem Volksstaat der Tüchtigen allen Volkskreisen ohne Ansehen der Person und des Standes, vielmehr nur nach Fähigkeit und Leistung, ungehemmte Auswirkungsmöglichkeit gewährleistet, und zwar auf Grund des durch Wahlfreiheit ausgeprägten Volksmehrheitswillens.

Der Raum verbietet hier ein näheres Eingehen auf Einzelheiten des politischen Programms, das ausgesprochenermaßen ein „Sammelbecken" werden soll für alle edeldemokratisch, christlich Gesinnten im deutschen Staate. Aber die Stunde drängt zur Tat: zur Vorbereitung auf die zwar jetzt für den 16. Febr. geplante, aber immer noch gefährdete Nationalversammlung, die trotz Bolschiwismus, Anarchismus, Kommunismus stattfinden muß, soll unser Vaterland, unser Volk nicht in Versklavung, in Untergang versinken.

Wie steht es da mit der Vorbereitung für uns Frauen? Daß für den Augenblick nicht zur Anbahnung einer später unumgänglichen systematisch-gründlichen politischen Schulung vorgeschritten werden kann, liegt auf der Hand. Das Notwendigste wird zunächst sein, möglichst jeder unorientierten wahlberechtigten Frau das politische Gewissen, das Bewußtsein ihrer staatsbürgerlichen Pflicht wachzurufen und zu stählen. Das geschieht in weitem Maßstabe durch die bereits eingesetzte Partei-Agitation, die große politische Werbearbeit. Aber nicht annähernd jede Frau, die den Weg zur Wahlurne finden wird, findet ihn inzwischen zu den öffentlichen Versammlungen. Darum heißt es jetzt: „Ihr politisch unterrichteten Frauen, heran an die politisch werbende Kleinarbeit!"

Zu diesen politisch unterrichteten Frauen sollten sich aber jetzt alle gebildeten Frauen stellen, nicht nur — obwohl sie in erster Linie — die weiblichen „Vorstände", Lehrkräfte usw. Kraft des Vaterlandsgefühls, des heilig gebotenen Bewußtseins christlicher Zugehörigkeit sollte es für jede gebildete katholische Frau jetzt nicht nur als Unrecht, sondern als Schande gelten, politisch über die gegenwärtig schreiendste Not Deutschlands noch im unklaren zu sein. Der Mittel und Wege zur Selbstbelehrung gibt es da ja so viele! Ueberall Zeitungen, meinetwegen die Zeitung, Zeitschriften, Broschüren, Bücher, Flugblätter und vor allem zur „Orientierung" bereite Menschen: Männer und Frauen. Nur scheue man sich nicht, zu fragen, nur denke man auch hierin nicht zuerst an sich, sondern an die furchtbar und heilig drängende gemeinsame große Sache!

Man braucht nur die Augen aufzumachen, um das ungelöst Fragende auf vielen uns begegnenden Frauengesichtern zu entdecken. Ihr „Wissenden" unter den Frauen, geht den ersichtlich oder doch vermutlich Unaufgeklärten eurer Mitschwestern liebevoll, mit dem euch zumeist angeborenen Takt und Spürsinn, unermüdlich nach: bis in die Vereine, Bureaus und Fabriken, bis auf die Straße, bis in Familien und Häuser, nicht zuletzt bis in den Wechsel eurer näheren Umgebung. Forscht, klärt auf, kommt entgegen mit allbereitem Verstehen, denn es gilt ja unser Vaterland, unser Volk, unseren Bestand, unser nationales Leben — es gilt die Zukunft unserer Kinder, es gilt das Reich Gottes auf Erden, es gilt unser aller heiligste Ueberzeugung, für die auch wir, wie jene edle Münchener Arbeiterin, zu sterben bereit sind! (s. dazu Nr. 47 der „A. R.", S. 675).

Nochmals: Jetzt ist die Stunde! Alles was gegen uns ist — wir dürfen immer damit rechnen —, arbeitet schnell, sagen wir uns stets: wahrscheinlich schneller und, leider, als Ganzes sehr, sehr oft zweckischerer als wir. Darum jetzt vor allem Mut, Besonnenheit, Willensenergie, auch begeisterte, auf das unbedingt zu erreichende Ziel hin!

So bewähre sich die deutsche Frau schon jetzt als berufene Mitarbeiterin auch auf dem politischen Felde, von dem sie bisher — wie man annehmen darf: nicht zum Segen des Ganzen — ausgeschaltet war. So arbeite sie einmütigen Geistes, unter Wahrung ihrer Eigenart, ohne Uebergriffe in fremdes Wesen, Schulter an Schulter mit dem deutschen Manne, voll guten Willens zur Einigkeit des Wollens und der Tat. Im Kriege schon bewies sie in vielem eine vom Manne und ihr selbst ungeahnte, weil bis dahin unerprobte, Tüchtigkeit zu lebensgewandtem, rasch lebenskundigem Zupacken und Auswerten. Sie tat es unter dem sie anspornenden Drucke einer fast plötzlichen gewaltigen Anforderung, dadurch dem Einsichtigen oft hohes Lob und Bewunderung abnötigend. Dem Einsichtigen, denn der typisch Uneinsichtige gewahrte nur den Abschaum, der als solcher aufdringlich und weit sichtbar aufstieg: so quirlend im weiblichen Teile der Bevölkerung daheim wie im männlichen drinnen und draußen, hier vor allem in der Etappe. Sonst aber wurden mehr und mehr Stimmen laut über den sieghaften Heroismus der Frau im Ertragen und Leisten, in frommer Ergebung wie kühner Standhaftigkeit. Die deutsche Frau dieser Art aber ging ihres freiwillig übernommenen, nicht selten völlig ungewohnten Pflichtweges weiter, ohne Rücksicht auf Anerkennung oder Verkennung, — sie folgte dem Stern ihrer zur Verwirklichung rufenden Ideale, sie gehorchte ihrer Liebe und ihrem Gott.

Eben dieses wird sie, beispielgebend, des ferneren tun, wie schwer auch das Verhängnis auf uns lasten möge. Wird nach wie vor ausharren, wo mancher Mann wankte, wird anregen zum Guten und Schönen, wird ermutigen, trösten, erheben durch die Allgewalt ihrer geduldigen Liebe und hingegebenen Opferkraft. Wird ihren Teil beitragen zur Wiedererstehung eines blühenden Deutschlands, zum erneuernden Aufbau der Heimat und des Heimglückes.

Und dieser Teil wird kein kleiner sein, auch nicht im politischen Leben, in dessen bisher ausgeprägt männliches Gefüge nun der mildernde, läuternde, harmonisierende weibliche Einschlag kommen soll. Wohlberechtigt hat man wiederholt die Behauptung aufgestellt: Mit dem Frauenstimmrecht der Mütter und Mütterlichen hätte kein Weltbrand entstehen, wird nie mehr ein solcher aufkommen können. „Hätten wir Frauen im Reichstag gehabt," sagte unlängst ein früherer verbissener Herrenmensch, den die Ereignisse, neben der edlen Langmut seiner Lebensgefährtin, bekehrten, „manches wäre anders gekommen. Denn die Frauen sind doch in manchem klüger, weitsichtiger als wir." Vor allem sind sie enger auf die Verbindung mit dem Göttlichen eingestellt, haben daher ein unberührteres natürliches Gefühl, neigen unmittelbarer zur hellsichtigen Intuition, zur raschen Entschlußfähigkeit, zum spontanen Gerechtigkeitssinn, zur Milde, zur Liebe, zur Güte.

Keine Frage, wir Frauen werden noch viel zu lernen, auch umzulernen haben innerhalb unseres neuen Rechts- und Verantwortlichkeitsbereiches, niemals aber die Umwertung oder gar Verkehrung unserer besten natürlichen Veranlagung: zur Weiblichkeit, zur Mütterlichkeit. Bestehen bleibt auch forthin das möglichst ins Leben umzusetzende Idealbild der beiden Träger des Menschengeschlechts: der männlichste Mann und das weiblichste Weib. Aber beide gehören zusammen: zur gemeinsamen Anstrebung einer nach außen und nach innen ausgewirkten menschenwürdigen Völkerharmonie, einer Kulturwelt nach der Absicht Gottes.

Ein Stück Weges mit Heinrich Mohr.

Man erschaut über einer weichen Mulde gerade noch einen Kamin, aus dem Rauch aufkräuselt. Dort sitzt der Haldenhof an der Hügellehne, und weiterhin lagert ein giebelstolzes Dorf in der Sonne, und weiterhin dunkeln die Berge. Aber ehe du diese erreichst, mußt du Waldwanderer werden, und gehst du nach Norden oder Süden oder wohin du dich kehrst, so betrittst du Wald. Wald heißt das ganze Land, von ihm scheint es behütet.

Freilich, die Sorge, die nun einmal zum Menschenleben gehört — und vielleicht ist es gut so —, hat ihren Weg auch in den „Wald" gefunden, von jeher und seit einigen Jahren gar zu oft, und man hat sie mit ihren Muhmen: Unglück, Schmerz, Not und Herzweh geistergeschwinde durch den Wald nach den Dörfern und einzelstehenden Höfen huschen sehen. Z. B. gerade dort an der Halde — der Haldenbauer ist Landwehrmann gewesen. Gewesen . . . verstehst du? Und nun ist heute einer im Sprengwägelchen am Hofe vorgefahren und ist im Gange verschwunden, ehe der Gaul recht stillstand, und er hat eine Weile die herzkranke Bäuerin kopfnickend betrachtet und hat ihr eine bittere Medizin eingeflößt. Und nachmittags — hübsch zu Fuß — ist durch die Stube mit dem Herrgottswinkel ein anderer an die Bettstatt getreten, und der hat der Bäuerin eine süße Medizin gereicht. Und beide Heilmittel sind gut gewesen: das eine, damit das Herz leichter schlug, das andere, damit das Herz leichter war — für den Leib jenes, für die Seele dieses. Wenn nun die Kranke nur noch an die zweite Medizin denkt, so geschieht es, weil diese ihr stets geholfen hat und weil sie auch dann noch hilft, wenn alle anderen Tränklein nicht mehr frommen wollen, und besonders, weil sie nicht nur für ein langes, sondern für ein ewiges Leben kuriert.

Also deswegen denkt die Haldenbäuerin noch lange an den Besuch des Seelendoktors, den man im „Walde" weitum kennt — und darum begleitet sie im Geiste den Mann im schwarzen Rocke auf seinem Heimweg in die Stadt. Und das wollen wir auch tun!

Er hat die Fahrstraße, die lebendig talabwärts sich windet, beiseite gelassen und ist längs eines Baches dem Wiesenweg gefolgt, von dem der Geometer behauptet, daß er weiter und der Naturfreund sagt, daß er kürzer sei als die Straße. Recht haben beide — weil eben die kalte Uhr des Geometers und das warme Herz des Naturfreundes die Zeit anders ernten. Kurz, wir halten uns jedenfalls an den Fußweg und in einiger Entfernung vom Seelendoktor....

Seine Statur — na, für ihn hätte man im Kriege draußen keine besonders tiefen Schützengräben ausheben müssen, und rundlich ist er gerade nur wie der Stein im Waldbach, den des Wassers Unrast abschleift. Der Kopf fällt auf — hat gewichtige süddeutsche Prägung, scheint aus einem Würfel (aber einem, der Sechser wirft) herausgemeißelt und wäre dem Schein nach zum Stillhalten gemacht. Weit gefehlt! Denn ein rascher Geist gibt ihm merkwürdige Beweglichkeit; das geht nach links und rechts wie bei einer Amsel — und wem dieser Vergleich etwa zu ungeniert vorkommen will, der bedenke zu unserer Entschuldigung, daß dieser Mann mit der Amsel noch ein weiteres gemeinsam hat, nämlich: zu den besten Sängern unserer Heimat zu gehören. Ist auch diese von innen bewegte Lebhaftigkeit ein Merkmal seines Wesens, ihr ist keine Schönheit und keine Freude zu flüchtig oder entlegen, daß er sie nicht fing und fände, aber auch kein Leid so groß, daß er es nicht mit einem lebendigen Hag von Trost einengte. Er ist ein Entdecker von verschollenen Geistern, und er hat manche verstaubte Schönheit[1]) aus vergessenen Winkeln geholt, hat sie vom Staube befreit, einen einzig wirksamen Rahmen darum verfertigt und das Ganze so vorgestellt, daß man die Schönheit sehen mußte. Er hat mancher Weisheit die Fassung gegeben, daß sie gerade ums Menschenherz paßte.[2]) Beleben ist seine Kunst, so daß sich die Dinge mit den eindringlichen Augen unvergänglicher Jugend anstrahlen.

Doch während wir derart über ihn nachdenken, läuft er uns davon! Wie er dort vorn schreitet, gleicht seine Gangart dem quecksilbrigen Laufe des Waldbaches und ist doch gelegentlich recht besinnlich, wenn er an einer schönen Ecke oder am Ausblick auf ein friedvolles Erdenplätzchen vorbeigeht. Und manchmal steht er an: wenn ein Haus übern Talgrund grüßt, dessen Bewohner seinem Herzen Sorge und deshalb Arbeit gegeben haben — wenn ein Bubenjuchzer der schweren Zeit zum Trotz mit dem Zukunftsvertrauen der Unschuld sich hoch über die Stille schwingt — wenn ein sonnbraunes Mütterchen am Hange mühsam die Arbeit verrichtet, die sonst von ihren Söhnen getan wurde, den Söhnen, die an den Feind mußten, fremde Erde unter sich oder... schon über sich... wer weiß? Nun schau ihn an, unseren Seelendoktor! Sieh, wie sein Blick über das Weiblein hinweg in die Ferne zieht! Sieh, wie die Stimme der Heimat aus seinem Geiste klingt... und wie sie wandert mit dem Mutterfühlen dort über Wald, Berge und Strom in das fremde Land, wo Tröstung und Liebe[3]) nötiger waren als tägliches Brot! Der ferne Krieger erhielt den Mutterbrief voll Tränen der Liebe — und den Freundesbrief[4]) — voll stärkender Erhebung, die vertraute Stimme der beiden, die weit weg von ihm und dennoch ihm immerfort nahe den Himmel der Heimat, der diesseitigen und der jenseitigen, über seine treue Seele wölbten. Und fiel er als Held im Felde, so trug ihn dieser Gruß, der Gebet ist, aus einem Vaterland in ein anderes, das kein noch so mächtiger Feind mehr zu bedrohen vermag, kein Tod ihm mehr entreißen kann. Stimme der Heimat... Angelus im Waldtale... Angelus im Felde!

Wie er sich abwendet und weitergeht, hat das Gesicht des Seelendoktors einen versonnenen Ausdruck bekommen, und kaum mag er beachtet haben, daß der Wald ihn aufnahm. Er denkt an die unveränderliche Wiederkehr menschlichen Leides, das in der Tracht aller Zeiten dasselbe bittere Antlitz zeigt. Er denkt an jenen Trost, der einzig und allein seine Kraft nie verlor und heute nötiger ist denn je: an die Barmherzigkeit des Herrn im Glauben. Vielleicht macht er es wie weiland Martin von Cochem, der unvergeßliche Weise des 17. Jahrhunderts, der uns lehrte, wie jeder wahrhaftige Lebenssucher ein Gottfinder wird.[5]) Vielleicht sinnt er wie Pater Martin tapferen Geistes den Rosen nach, die überall blühen, wo ihre Dornen stehen. Vielleicht bildet sich in dieser nachdenklichen Stunde eine jener Lesungen, womit der Seelendoktor ins wirre Gerank des Lebens greift, um Gottes Blüten aus scheinbar dürren Zweigen zu treiben. Er hat dies von Martin von Cochem gelernt, der gerade aus den Schrecknissen des Krieges starkes Gottvertrauen schöpfte und deshalb heute noch so zeitgemäß wirkt, und er weiß durch dieses große Vorbild, daß „unsere gegenwärtige Trübsal" wie Wolken aufgelöst werden kann durch die Himmelssonne.

Er schreitet lebhafter vor uns her. Bald hat er ein paar Tannennadeln auf dem breitkrempigen Hute und ein paar fröhliche Sonnenkringel auf den Achseln. In seinen Ohren klingt die Weisheit des Seelenfriedens, der allen dauerhaften Frohsinnes Quelle ist, und die unerreichbare Schönheit biblischer Offenbarungen ergreift ihn. Dabei stört ihn gar nicht, daß der Wald sein Abendkonzert hat, daß die Tannen aufrauschen und die Meise zwitschert und der Kuckuck ruft — im Gegenteil. Manchmal, wenn ein besonders köstlicher Gedanke, angestrahlt vom Lichte, das der Herr vor zwei Jahrtausenden angezündet hat, in ihm lebendig wird, dann kehrt ihn hellschmetternder Vögeljubel und wispernde Waldesschönheit genau so wie der Knabenjuchzer am Hang, daß eine Freudenbotschaft aus dem Glauben an den Schöpfer hervorspringt und eine Wärme daraus strahlt, die den frierenden Herzen wohltut. Dann denkt er der Heimat und ihrer Menschen mit neuer Zuversicht und er sucht den schlichten Ausdruck für Trost und Schönheit, die er allen vermitteln möchte, und er beginnt: „Höre eine einfache Geschichte . . ." Auf diese Weise ist unser Seelendoktor ein Erzähler[6]) geworden, einer von besonderem Schlage, einer, der ein herzhaftes Grüß Gott! sagt zu Kunst und Leben.

Herzhaft und froh, ja! Brauchst nicht zu meinen, daß der Mann im schwarzen Rock keinen Spaß versteht. Was ein frischer Scherz und ein guter Schwank ist, hat alleweil offenen Weg zu ihm[7]). Hat er doch selbst einen Pfad gebahnt zum Narrenbaum, der seit altersher irgendwo im „Walde" steht, und hat lauter Lachen und Kichern heruntergeschüttelt aus den Zweigen. Paßt eben gut zusammen: frommer und fröhlicher Sinn — und wer's nicht glaubt, der geh zum Seelendoktor in die Sprechstunde und lasse sich das Rezept geben . . .

Wir sind inzwischen an den Waldrand gekommen und sehen unter uns die Stadt in den Abendschatten. Aus dem reizvollen Häusergeschachtel des Marktplatzes ragt der alte Dom feierlich, und über sein Dach steigt herrlich der Turm, und zuoberst grüßt das Kreuz hinüber, wo überm Strom ferne Hügelketten, rot angeglüht vom Sonnenuntergang, die Heimat[8]) vom fremden Lande trennen. Dort drüben ging soeben noch tausendfacher Tod um — o, wir wissen es! Aber stärker als Tod und Trauer ist der Kreuzgruß vom ewigen Leben und ewigen Wiedersehen!

Der Seelendoktor hat den Hut in Händen. Denkt er an seinen obersten Lehrmeister, der vom Heilen den Namen hat und dessen Heilkunde kein Sterben kennt? Sicherlich, denn das Letzte, was wir in der Dämmerung an ihm erkennen, ist ein tapferes Lächeln.

Dr. G. Keckeis.

---

[1]) Deutsche Volksbücher. Herausgegeben von Heinrich Mohr. Bis jetzt drei Bändchen.

[2]) In den beiden Sonntagsbüchlein für schlichte Leute: „Das Dorf in der Himmelssonne" und „Die Seele im Herrgottswinkel".

[3]) Der Held in Wunden. Gedanken und Gebete. Von Heinrich Mohr.

[4]) Die Stimme der Heimat. Feldpredigten von Heinrich Mohr. 194 Nummern

[5]) Der Rosengarten. Auslese aus den Werken des Martin von Cochem. Von Heinrich Mohr.

[6]) Die Rache des Herrn Ulrich und andere Geschichtlein von Heinrich Mohr.

[7]) Der Narrenbaum. Deutsche Schwänke aus vier Jahrhunderten. Für das Volk gesammelt und sprachlich erneuert von Heinrich Mohr. Der Kriegszug der sieben Schwaben. Eine ergötzliche Historie. Von Ludwig Aurbacher. Herausgegeben von Heinrich Mohr. Kriegsschwänke aus alter Zeit. Herausgegeben von Heinrich Mohr.

[8]) Die Heimat. Ein Buch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Heinrich Mohr.

Kriegskalender.

LI u. LII.

1. Okt.: Die Feinde verloren im September 773 Flugzeuge und 95 Fesselballone, eigener Verlust 107 Flugzeuge und 103 Fesselballone (622). Abwehr feindlicher Angriffe in Flandern, beiderseits Cambrai und in der Champagne, St. Quentin vom Feinde besetzt (588).

2. Okt.: Räumung von Armentières und Lens (602).

2./12. Okt.: Rückzug der Oesterreicher in Albanien, Mitrovica und Nisch vom Feinde besetzt (603).

3. Okt.: Erfolgreicher feindlicher Vorstoß zwischen Le Chatelet und nördlich St. Quentin, vergebliche feindliche Angriffe zwischen Suippe und Aisne. Abdankung des Königs von Bulgarien (582, 603).

4. Okt.: Vordringen des Feindes in Flandern über Bois Grenier—Fournes—Wingles und über die Bahn östlich Lens, sowie östlich Reims über Brunay—Dontrien—St. Souplet; die Amerikaner beiderseits der Straße Montfaucone—Bantheville und am Walde von Cunel zurückgeschlagen (620).

5. Okt.: Räumung des Stellungsbogens in Linie Banteux—Le Chatelet; Verlegung unserer Stellungen vom Brimont und Berru in die Linie Straße Reims—Neufchatel, Lavennies—Epoye—Pont Faverger; feindliche Anstürme auf die Liry-Höhen zurückgeschlagen (620). Friedens- und Waffenstillstandsangebot der neuen parlamentarischen Regierung Deutschlands auf Grund des Wilsonschen Programms (581, 582, 587, 645.)

6. Okt.: Gefechtspause in der zehntägigen Champagneschlacht; amerikanische Vorstöße beiderseits der Straße Charpentry—Romagne abgeschlagen (620). Rückmarsch der deutschen Truppen aus dem bulgarischen Heer (597, 603). Rückzug über Damaskus (622).

7. Okt.: Amerikanischer Durchbruchsversuch beiderseits der Aire vereitelt (622).

8. Okt.: Amerika antwortet auf das deutsche Friedens- und Waffenstillstandsangebot (596, 602). Feindlicher Einbruch in

unsere Linien zwischen Cambrai und St. Quentin gegen Walincourt—Elincourt, sowie beiderseits Etienne und in den Wald von Consenvoye (636).
9. Okt.: Rückverlegung unserer Front zwischen Cambrai und St. Quentin in die Linie Bertry—Busigny—Bohain (636).
10. Okt.: Rückzug zwischen Etienne und der Aisne nach Grandpré (636). Siegreicher Ausgang der am 26. September begonnenen Champagneschlacht (637).
11. Okt.: Rückzug unserer Truppen westlich Douai; feindlicher Durchbruchsversuch auf Valenciennes vereitelt; Räumung des Chemin des Dames (637).
12. Okt.: Deutschland erwidert die Wilson-Note vom 8. Oktober (597, 602). Rückzug nordöstlich Cambrai bis Avesnes-le-Sec und auf die Höhen bei Saulzoir und Haussy (652).
14. Okt.: Amerikanische Antwort auf die deutsche Note vom 12. Oktober (614, 619). Vordringen des Feindes in Flandern über Roeselaere, Handzame und Kortemark (652).
15. Okt.: Rückzug in Flandern bei Lille; südlich der Serre steht der Feind in Linie Liesse—Sissone—le Tour—St. Germainmont; Räumung des Stellungsbogens zwischen Olizy—Grandpré (652).
16./17. Okt.: Räumung von Teilen Flanderns und Nordfrankreichs mit den Städten Ostende, Tourcoing, Roubaix, Lille und Douai (652).
17. Okt.: Feindliche Durchbruchsversuche zwischen Le Cateau und der Oise gescheitert (652).
18. Okt.: Vordringen der Feinde südöstlich Le Cateau bis Bazuel und Wassigny und bei Vandy und Falaise auf das östliche Aisneufer (653).
19. Okt.: Der Feind erreicht an der belgisch-holländischen Grenze die Linie Maldeghem—Ursel, Poeke—Markegen, ferner die Straße Kortryk—Tournay und beiderseits Douai die Linie Orchies—Marchiennes; der Feind setzt sich auf den Höhen am östlichen Aisne-Ufer fest (653).
20. Okt.: Deutschland antwortet auf die amerikanische Note vom 14. Oktober (635). Der Feind gewinnt beiderseits Deynze das Ostufer der Lys, stößt über Deelijk und Zwevegem vor und erreicht nördlich Tournai die Schelde; Zusammenbruch englischer Angriffe beiderseits Solesmes und Le Cateau (653).
22. Okt.: Räumung des Brückenkopfes südlich Marle an der Serre und Souche (666).
23. Okt.: Amerikanische Entgegnung auf Deutschlands Antwort vom 20. Oktober (630, 635). Feindliche Angriffe beiderseits Solesmes und Le Cateau, sowie aus den Wäldern von Banthéville und Cunel und beiderseits der Straße Consenvoye—Bavillers abgewiesen (666.)
24. Okt.: Der Feind dringt gegen Le Quesnoy, bei Poix-du-Nord und Fontaine-au-Bois vor (667). Italienischer Angriff zwischen der Assaschlucht und der Adria abgeschlagen (681).
24./27. Okt.: Große Schlacht östlich der Brenta (681).
25. Okt.: Bulgarien als Volksrepublik proklamiert.
26. Okt.: Rücktritt des Ersten Generalquartiermeisters Ludendorff (630).
27. Okt.: Die deutsche Regierung teilt Wilson mit, daß sie den Vorschlägen für einen Waffenstillstand entgegensehe (630, 652). Zwischen Origny und La Ferte stehende Truppen in die Linien westlich Guise — östlich Crecy an der Serre zurückgenommen (667). Oesterreich-Ungarn zur Kapitulation bereit (614, 631).
27./28. Okt.: Zurücknahme der österreichischen Truppen nach der Schlacht an der Piave (681).
29./31. Okt.: Waffenstillstandsverhandlungen an der österreichisch-italienischen Front; Räumung des besetzten italienischen Gebietes (681).
31. Okt.: Feindliche Angriffe zwischen holländischer Grenze und Deinze gegen die Lysfront gescheitert; unsere Truppen nördlich der Bahn Kortryk—Oudenaarde auf die Höhen beiderseits Nokere zurückgenommen (667). Waffenstillstand zwischen Türkei und Entente (648). Ausrufung der Republik in Wien und Budapest; Ermordung des ungarischen Ministerpräsidenten Graf Tisza (648).

*

1. Nov.: Zurückgehen südlich Deinze und bei Valenciennes hinter die Schelde; feindliche Durchbruchsversuche an der Aisnefront gescheitert (694).
2./3. Nov.: Rückverlegung unserer Front zwischen Aisne und Champigneulle und westlich der Maas (694).
4. Nov.: Feindliche Durchbruchsversuche zwischen Schelde und Oise vereitelt (694).
4./9. Nov.: Rückzug zwischen Schelde und Oise und westlich der Maas (695).
5. Nov.: Die Entente-Regierungen erklären ihre Bereitschaft zum Friedensschluß (665).
7. Nov.: Beginn der Waffenstillstandsverhandlungen (665).
7./8. Nov.: Revolution in Bayern (659, 676, 677, 687).
9. Nov.: Sturz der parlamentarischen Regierung in Berlin durch die Revolutionäre. Bekanntgabe des Thronverzichts Kaiser Wilhelm II. (647, 660, 661, 673, 675, 687).
10. Nov.: Bekanntgabe und Unterzeichnung der vom Feinde diktierten Waffenstillstandsbedingungen (666, 680).
11. Nov.: Einstellung der Feindseligkeiten an allen Fronten (661, 695). Bekanntgabe von Aenderungen der Waffenstillstandsbedingungen (666, 681).
12. Nov.: Deutschland schlägt einen Präliminarfrieden vor (680).
13. Nov.: König Ludwig III. von Bayern entbindet vom Treu-Eid (680). Kaiser Karl von Oesterreich legt die Regierung nieder (662).

Vom Büchertisch.

Ecclesia Orans. Herausgegeben von **Abt Ildefons Herwegen**. Freiburg, Herder. I. Bändchen: **Vom Geist der Liturgie**, von Dr. Romanus **Guardini**. 12° 81 S. 1.60 ℳ. — Die betende Kirche! Sie ist das gewaltige Thema der obengenannten Monographiensammlung, die den Laien den „großen Laienkatechismus", die Liturgie, wieder nahebringen soll: zur Auslösung und Umsetzung der in ihm beschlossenen „religiösen Gemütswerte und erzieherischen Kräfte". Der Name des Herausgebers bürgt für das Gelingen des lebhaft zu begrüßenden Unternehmens, und das vorliegende Bändchen liefert gleich den ersten trefflichen Beweis. Liturgisches Beten, liturgische Gemeinschaft, liturgischer Stil, liturgische Symbolik, Liturgie als Spiel, der Primat des Logos über das Ethos, und zu all diesem die Stellungnahme der Einzelseele innerhalb einer mächtigen geheiligten Gesamtheit: das sind die hier durchgeführten Grundgedanken von hoher Gewichtigkeit und Bedeutung. — II. Bändchen: **D. Casel** O. S. B. **Das Gedächtnis des Herrn in der altchristlichen Liturgie**. Preis 90 Pfennig. Hier haben wir einen sehr interessanten, auch erhebenden Einblick in die Entwicklung der Liturgie aus der Feier des „Herrenmahles", in den „Herzpunkt des eucharistischen Gottesdienstes, den Meßkanon." Dieser historische Verlauf findet außerordentlich anregende Beleuchtung, auch für den Laien, an den als „gebildeten Katholiken" sich ja überhaupt die Sammlung ausgesprochenermaßen wendet. Da aber Kenntnis des Griechischen nicht zum wesentlichen Bestandteile katholischer Laienbildung gehört, so dürfte sich die Bitte um Rücksichtnahme auf eben diesen Umstand bei der 2. und 3. Auflage (die nach Mitteilung des Verlages bereits nötig wurde) gewiß nicht als unbescheiden aufdrängen.

E. M. Hamann.

Prälat Dr. Franz Xaver Lender. Ein Lebensbild von Franz Dor. Mit 12 Abbildungen. Unitas, Bühl (Baden). ℳ 4.20. Auch das jüngste Werk des durch seine Biographien katholischer Männer (Lindau, v. Andlaw, v. Buß) und andere Schriften rühmlichst bekannten Volksschriftstellers Pfarrer Dor von Langenbrücken, dessen vor zwei Jahren erschienenes Büchlein „Edle Frauen unserer Heimat" einen besonders durchschlagenden Erfolg erlebte, gehört zu denen, welche Anspruch darauf haben, gelesen zu werden. Ein Mann wie Lender, welcher durch Charakter und Talent die erste Stelle im badischen Klerus einnahm, dessen Leben stete Arbeit für die Nächsten war, ein Geistlicher, welcher aus Liebe zu Kirche und Vaterland die dornenreiche politische Walstatt betrat, bald zum Führer aufstieg und in jahrzehntelanger parlamentarischer Tätigkeit allgemeinste Achtung sich erwarb, ein Menschenfreund, der im Nebenberuf zum Segen von Hunderten junger Leute Gründer und Leiter einer großen einzigartigen Erziehungsanstalt wurde, verdient wohl im Andenken der Nachwelt, insbesondere aber des katholischen Volkes fortzuleben. Das Buch zeigt alle Vorzüge Dorscher Schreibweise. In warmer, naturgetreuer Schilderung, frei von Ballast, aber anschaulich in die Zeitgeschichte hineinverwoben, wird das Bild des Prälaten gezeichnet, der vom revolutionären Parteigänger des Jahres 1848 bis zum Anwärter auf den Erzbischofsstuhl einen merkwürdigen Entwicklungsgang nahm und auch in der Politik seine eigene Auffassung hatte, die im Jahre 1887 zu dem Gegensatz mit Wacker führte. Ein geschichtlich lesenswertes Kapitel.

Oberamtsrichter Diez, Heidelberg.

Deutsche Kunst. Zu den Dingen, die von der Höhe der künstlerischen Kultur in Deutschland Zeugnis ablegen, gehören auch unsere Kunstzeitschriften. Das Ausland vermag sie uns nicht nachzumachen, weder Frankreich, noch England, noch Italien bieten in textlicher, bildlicher und buchtechnischer Beziehung ähnlich Vorzügliches. Unsere Kunstzeitschriften geben den Vielen, die am Besuche von Ausstellungen verhindert sind, Ersatz für diese, führen in das Verständnis alter und neuer Kunst ein und sind so eine unerschöpfliche Quelle edelsten Genusses, gediegenster Anregung und Belehrung. Es ist klar, daß solche Zeitschriften oft nur für den gereiften Beschauer sich eignen, nicht alles paßt für alle; es gehört rechtes und ruhiges Urteil dazu, um zu entscheiden, inwieweit jedes Heft solcher Zeitschriften allgemein zugänglich gemacht werden kann. Das gilt auch von einer Veröffentlichung, deren vortreffliche Eigenschaften im übrigen nicht bestritten werden sollen, der jetzt ihren 22. Jahrgang beginnenden Zeitschrift „Deutsche Kunst und Dekoration" (Darmstadt, Verlagsanstalt Alexander Koch). Trotz der Schwierigkeiten der Zeitverhältnisse erscheint sie in vorbildlicher Ausstattung, der illustrative Teil ist überaus reich (das Oktoberheft hat 110 Abbildungen nebst vielen Beilagen), die Texte sind voll Geist und Klarheit. Inhaltlich berücksichtigt die Zeitschrift alle Gebiete der bildenden und angewandten Künste und legt besonderen Wert darauf, die Kunst der Gegenwart zu leiten, zu fördern und verständlich zu machen. Bester Geschmack ist durchweg maßgebend. Von dem Inhalte des eben erschienenen ersten Heftes seien hervorgehoben Aufsätze über den Maler Jul. Hüther, über die Berliner Freie Sezession, über Landhäuser von Prof. Em. v. Seidl, über Innenräume von Lucian Bernhard. — Gleichwertig steht dieser Zeitschrift eine andere des gleichen Verlages zur Seite: die „Stickerei- und Spitzenrundschau" (19. Jahrgang). Ihr Name bezeichnet ihren Inhalt, mit dem sie sich ganz besonders für kunstliebende und kunstübende Damenkreise eignet. Von Inhalt und Ausstattung auch dieser Zeitschrift gilt, was von der anderen zu rühmen war. Die Preise beider sind anerkennenswert bescheiden.

Dr. O. Doering.

Bühnen- und Musikrundschau.

Nationaltheater. Für Januar ist Wedekinds „Herakles" vorgesehen. Man scheint also diesen Dichter für ein Nationaltheater ganz besonders geeignet zu halten. Nachdem er gerade mit dem „Marquis von Keith" zu Worte gekommen, schien mir das Bedürfnis nach Wedekind reichlich gedeckt. Ist anzuerkennen, daß die marktgängige seichte Lustspielware, gegen deren Ueberwuchern wir uns oft vergebens gewandt haben, unter der neuen Leitung zurückgedrängt wurde, so wäre auch das literarische Experimentieren nach einer Richtung vom Uebel. Die unlängst erwähnte Revolutionsfeier im Großen Hause wurde zweimal wiederholt. Ich könnte mir auch überzeugte Republikaner denken, denen die Verwendung des Nationaltheaters zu politischer Propaganda bedauerlich erscheint. In der Vorstellung, zu der Mittel- und Hochschüler geladen waren, wurde der wiederum als Festredner auftretende Ministerpräsident mit lebhaftem Zischen empfangen, das sich besonders an den Stellen wiederholte, an denen Herr Kurt Eisner der „alten Zeit" seine heftigen Anklagen ins Gesicht schleuderte. Die Jugend bereitete der Politik auf den Brettern, die die Welt bedeuten, eine empfindliche Schlappe. Politische und pädagogische Betrachtungen gehören nicht in meine Bühnenschau. Nur gegen Eisner, den Dichter, kann ich mir ein paar Worte nicht versagen. Einer Revolutionshymne die Weise des altniederländischen Dankgebetes unterzulegen, zeugt von einer Unsicherheit des Stilgefühles und des künstlerischen Geschmackes, die bei einem ehemaligen Theaterkritiker nicht vorkommen dürfte. Wenn Eisner zu diesen Klängen dichtet: „Es krallte das Alte — ins Herz junger Zeit — da mußten die Bleichen — den Schreitenden weichen — du Volk wurdest erweckt — der Tod war besiegt", so ist dies ästhetisch genau so, als wenn man Schubertmelodien zu einem „Dreimäderlhaus" zusammenquirlt.

Uraufführungen von Rudolf Eger. Das Schauspielhaus und das Volkstheater brachten Uraufführungen eines uns neuen Bühnendichters. Da sie an einem Abend erfolgten, Eger Eger Konkurrenz machte, scheint dies ein Zufall zu sein. Beide Stücke betiteln sich etwas anspruchsvoll Komödien. „Doris und ihre Männer" ward im Schauspielhause sehr freundlich, „Die große und die kleine Welt" im Volkstheater mit überaus lebhaftem Beifall aufgenommen. Dieser Erfolg wurde mitbestimmt durch das Gastspiel Poldi Müllers vom Deutschen Volkstheater in Wien. Das ist in der Tat eine Künstlerin, deren Naivität noch wie Natur aussieht, aus dem Klang der Stimme und dem Leuchten der großen Augen spricht Gefühl, das noch nicht Routine geworden ist. Selbst wenn der Autor recht süß wird, läßt uns die frische Liebenswürdigkeit der Künstlerin die Sentimentalität noch genießbar erscheinen. War da ein schon ein wenig bejahrter Graf in Wien, der sich nach reiner Liebe sehnte, die dem Menschen, nicht seinem Rang und seiner Stellung gilt. Sie findet er bei einem kleinen Mädchen aus dem Volke. Die Franzi hält ihn nämlich für den Geschäftsführer eines Tapezierers, da durch einen Zufall (beim Arrangement einer Jagdausstellung) sein Rock bestaubt ist. Er heiratet unter titellosem Namen das Mädchen und baut sich ein bescheidenes Nest, in dem beide sehr glücklich sind. Durch das Dazwischentreten einer eifersüchtigen Salonschlange aus der „großen Welt" findet das Idyll in der „kleinen" ein Ende. Franzi freut sich in naiver Natürlichkeit auf das Gräfinwerden mit allem eleganten Zubehör. Dieser Akt ist — unwahrscheinlich oder nicht — recht hübsch gebaut, gute Traditionen des Wiener Volksstückes werden wirksam, man redet, wie einem der Schnabel gewachsen ist, während man in der „großen Welt" sich in papiernen Romanphrasen ergeht. Der letzte Akt ist leider übles „Theater". Gräfin Franzi ist nun enfant gâté der „großen Welt". Ein fescher Baron sucht sie ihrem Gatten abspenstig zu machen. Der letztere meint, daß ein junger Leutnant für eine junge Frau geeigneter sei, als ein ergrauter Herr und will resignieren mit einem Edelmut, der mit Waschlappigkeit eine verzweifelte Aehnlichkeit hat. Als die Gräfin aber hinter die Schliche ihres Galans kommt, flieht sie zu ihrem Manne und in den Armen liegen sich beide. Wer etwa nach dem zweiten Akt fortgegangen, durfte auf einen Volksstückdichter hoffen, die sentimentale Mache des Schlußaktes hat die Erwartungen herabgestimmt. Auch aus „Doris und ihre Männer", einem Stücke aus der Umwelt der Schauspieler, spricht mehr kühle Berechnung der Wirkung als Empfinden und Menschengestaltung. Das Stück hat eine Doppelgängerrolle, die Herrn Günther Gelegenheit gibt, den äußeren und inneren Menschen mit verblüffender Taschenspielerschnelligkeit mehrmals zu wechseln und durch diese Virtuosenleistung zu blenden. Das meiste war unterhaltend, in einigen Szenen — ich hatte diesen Eindruck auch bei dem anderen Stücke — plätschert der Dialog gezwungen und müde. Einstweilen erscheint uns Eger als ein ganz brauchbarer Unterhaltungsschriftsteller.

Neues Theater. H. Müller-Schlösser ist durch seinen „Schneider Wibbel" bekannt geworden als ein Komödiendichter, der angenehmer Weise mehr durch die Beleuchtung von Charakteren, als durch Situationsäußerlichkeiten seine Wirkungen sucht. Auch der „Glückskandidat", der kurz nach der Düsseldorfer Uraufführung hier erschien, hat eine ganz nette Fabel. Ein armer Kanzlist wird aus Ulk in die Täuschung versetzt, ein reicher Erbe zu sein; es ist mit feinem Humor geschildert, wie dieser scheinbare Umschwung der Verhältnisse die Charaktere modelt, aber im ganzen ist die Erfindung doch ein wenig zu kurzatmig; immerhin gehört das Stück zu den anzuerkennenden Versuchen, den Stand des Lustspieles zu heben. Leider fehlen nicht einige Entgleisungen; so erscheinen mir die Szenen mit dem Klosetschlüssel eher geschmacklos als lustig und die Darstellung trumpfte hierbei noch auf, statt zu mildern. Das Publikum nahm die Neuheit sehr dankbar auf.

Aus den Konzertsälen. Der Geiger W. Davisson gab mit dem Pianisten Pembaur einen Sonatenabend, an welchem er sich eines so außerordentlichen Partners würdig erwies. Mit Brahms und Thuille erzielten sie sehr starke Eindrücke. Neu war uns die Sonate in D Dur von O. Schoeck, einem jungen, nach einer einfachen Formsprache strebenden jungen Schweizer. — Von einer herrlichen Fülle und Weichheit ist der Tenor A. Ebners. Ihm wurde wieder lauterster Beifall. Der Vortrag könnte noch an Vertiefung gewinnen. Die Koloratursängerin Rozsi B. Hasenauer überrascht durch ein paar hohe Töne, sonst ist die Stimme aber nicht reizvoll genug, um über die mangelnde Beherrschung des Deutschen hinwegsehen zu lassen. — Gutes Material, dessen Ausbildung noch nicht ganz vollendet erscheint, besitzt die Liedersängerin Else v. Dulong. — Sehr angenehme Eindrücke hinterließ der Trioabend der Damen Gisela v. Paszthory, Palma Erdmann-Paszthory und Elisabeth Bokmayer. Das Zusammenspiel der Künstlerinnen war von feinster Nüancierung. Der früher bisweilen harte Anschlag der Pianistin hat an Klangpoesie gewonnen, die Tonschönheit der Geigerin und die treffliche Kunst der Cellistin bewährten sich bei Beethoven und Brahms, sowie an dem erstaunlich reifen „op. 1" Pfitzners. — Einige neue Lieder A. Trunks hörte man in geschmackvoller Interpretation Hußlas, dessen schöne Mittel und sympathischer Vortrag durchaus angenehme Eindrücke hinterließen. Neben Trunk, der ein idealer Begleiter, war auch Mabel Martin pianistisch mit Gelingen an dem Abend beteiligt. — Das starke Können E. Riemanns kam auf dessen sehr beifällig aufgenommenem Romantikerabend wieder zu schöner Geltung; man kennt die Wucht und das Temperament seines Spieles. — Liedern und Balladen aus alter Zeit hat G. Stolzenberg eine geschickte und stilgemäße Klavierbegleitung gegeben, die er selbst ausführte. Gesungen wurden die alten Weisen von Auguste Hartmann-Rauter, die über recht angenehme stimmliche Mittel verfügt. Auch Dora Gebert, die sich besonders modernen Meistern des Liedes widmete, zeigte aussichtsvolles Material und wirksamen Vortrag. Eine technisch reife Pianistin von Geschmack, starkem Gefühl und einem tonschönen Anschlag ist Therese Diehu-Slottko, die besonders bei Chopin, Schumann und Schubert Zwingendes zu geben wußte.

München. G. L. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Ueber 28 Milliarden Papiergeldumlauf — Durch Streiks verschärfte Wirtschaftskrisen — Fördert Deutschlands Kreditwürdigkeit! — † Ballins Schiffahrtsprogramm.

Die in unseren Wirtschaftskreisen seit den Revolutionstagen herrschende gedrückte Stimmung musste sich angesichts der andauernden Unklarheit der innerpolitischen Lage und vor allem unter den Folgen der Streiks in den Kohlenrevieren erheblich vertiefen. In der Fortsetzung der Kursverheerung unserer Industrieaktienmärkte spiegelte sich diese Tendenz am deutlichsten. Jede Zuversicht, jedes Vertrauen ist an unseren Börsen geschwunden. Entente-Erörterungen über Kriegsentschädigungsforderungen, die Auslassungen des Reichsbankpräsidenten von Havenstein über die Zahlungsmittelnot und über den derzeit enormen Papiergeldumlauf in Höhe von über 28 Milliarden Mark, Ernährungsschwierigkeiten und eine Reihe von weiteren ungünstigen Wirtschaftsbetrachtungen verschlechterten die Stimmung. Besondere Sorge bereiten die Frage der Rohstoffversorgung, verschärft durch die Unterbindung der Erzausfuhr aus Schweden — durch den Kaperparagraph der Waffenstillstandsbedingungen — und das Fehlen der Erze aus den besetzten Westgebieten, und ferner die Folgen der durch die unsinnige Streikbewegung plötzlich scharf einsetzende Kohlennot. Wir besitzen im Augenblick fast nichts, was wir als Gegenwert für die schon mit Rücksicht auf die Arbeitsversorgung der Millionen zurückströmenden Krieger unbedingt notwendigen Rohstoffe den fremden Ländern anzubieten hätten. Wir sind auf den Kredit des Auslandes angewiesen und gerade dieser Kredit leidet und schwindet angesichts der bei uns vorherrschenden Zerfahrenheit und Undurchsichtigkeit der Innerpolitik. **Vertrauen zu schaffen und zu erhalten, bleibt im Interesse unserer Gesamtwirtschaft Grundbedingung!** Düstere Bilder der ernsten

Wirtschaftslage Deutschlands erbrachten u. a. die Ausführungen des Berliner Regierungsmitgliedes Barth in der Sitzung der Arbeiterräte von Gross-Berlin, des Staatssekretärs des Reichsdemobilmachungsamtes Koeth und vor allem der vom bayerischen Staatskommissar für Demobilmachung Segitz veröffentlichte Bericht über dessen Tätigkeit in der dritten Novemberwoche. Fast gleichheitlich wird von diesen Stellen betont, „dass die meisten von uns sich den furchtbaren Ernst unserer wirtschaftlichen Lage nicht hinreichend klar machen"!

Auch die Unklarheit über die von den sozialistischen Machthabern geplante Nationalisierung der Industriewerke wirkte hemmend. Verrieten zwar die Auslassungen in der Reichskonferenz die vorherrschende Scheu vor „unberechtigten Eingriffen in den feinen Apparat des Geld- und Kreditwesens" und bezeichnete die dortselbst einstimmig angenommene Entschliessung das „Fortarbeiten aller Banken, Sparkassen und sonstiger Kreditinstitute auf der bisherigen Grundlage und Form als unbedingte Notwendigkeit der Aufrechterhaltung des deutschen Wirtschaftslebens, der Sicherung der ungestörten Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen aus dem Auslande und der Erhaltung der Kreditfähigkeit der deutschen Volksrepublik im In- und Auslande", so zeugen doch anderweitige Strömungen von dem Fortschreiten des Monopolisierungsgedankens, der auch in den von Italien inzwischen eingeführten Staatsmonopolen für Kohle, Petroleum, Benzin, Zucker, Kaffee, Thee, Sprengstoffe neuerliche Verstärkung erfuhr.

Planlos gestaltete sich auch die Dividendenpolitik unserer Industrieunternehmungen. Während die Aktienbrauerei zum Löwenbräu und die Unionsbrauerei Schülein & Co, beide München, zu den Vorjahrsdividenden noch die in den ersten drei Kriegsjahren einbehaltenen insgesamt 6% bzw. 3% vorschlagen, die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft Berlin 14% Dividende auf 200 Millionen Mark gegenüber 12½% auf 184 Millionen Mark Aktienkapital erklärte auch die Berliner Schwartzkopff-Maschinenbau — also eine Kriegsrüstungsgesellschaft erster Klasse — die gleich hohe Vorjahrsdividende in Ansatz bringt, verlautbaren von einer Reihe anderer Gesellschaften, beispielsweise Daimler Motoren, nur geringe Erträgnisse. Die Veröffentlichung des von dem Hamburger Hapag-Generaldirektor Ballin — wenige Stunden vor seinem gewaltsamen Tode — entworfenen Programmes für die deutsche Schiffahrt nimmt in hohem Masse das Interesse unserer Grosswirtschaftskreise in Anspruch. Die laut „Täglicher Rundschau" in dieser Denkschrift ausgearbeiteten Grundlagen, dass Deutschland seine Handelsflotte zur freien Verfügung halten, wogegen es auf Grund bestimmter Vereinbarungen bezüglich Preise und Lieferfristen für eine gewisse Zeit ausschliesslich für die Handelsflotte der Entente und insbesondere für England bauen soll, hat inzwischen die deutsche Regierung im allgemeinen auch zu den ihrigen gemacht.

München. M. Weber.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Die Frage der Trennung von Kirche und Staat ist für die Katholiken zurzeit so brennend, daß das Studium einschlägiger Literatur nicht dringend genug empfohlen werden kann. Es sei hier u. a. auf die im Jahre 1912 im Verlag von Karl Ohlinger in Mergentheim erschienene Broschüre von Dr. jur. Karl Neundörfer, betitelt: „Die Frage der Trennung von Kirche und Staat nach ihrem gegenwärtigen Stand", besonders hingewiesen. — Der Verlag von Wilhelm Bader in Rottenburg a. Neckar bringt seine von Dr. J. B. Sägmüller herausgegebene Broschüre: „Der rechtliche Begriff der Trennung von Kirche und Staat" in Erinnerung.





Von dem Büchlein „Mehr Freude" des Herrn Bischofs Dr. Paul Wilhelm von Keppler ist das 126.—150. Tausend (kart. M 3.—) erschienen, worauf wir alle Leser besonders aufmerksam machen möchten.

Aus dem Verlage der J. Schnellschen Buchhandlung, C. Leopold, Warendorf

sind folgende Bücher wieder neu hergestellt und zu haben: (Bei allen Preisen tritt der Kriegsaufschlag hinzu.)

Flaskamp-Schriften.

Christoph Flaskamp, „Die deutsche Romantik". Mk. 1.—. brosch.
Die Schrift ist fein, die Abhandlung an sich übrigens das Größte, was über Romantik gesagt ist. (Jos Feiten.)

Christoph Flaskamp, Die deutsche Romantik. Ein Nachwort. 40 Seiten. Mk. 0.50.
Abwehr eines katholisch-klassizistischen Literatur- und Kulturprogramms, aus Anlaß einer Besprechung der „Deutschen Romantik" durch Karl Muth.

Christ. Flaskamp, Weltkrieg u. Weltreligion. Mk. 1.—. karton.

Schöne Literatur.

Georg Timpe, P.S.M., „Von Verwundeten und Toten". Kriegsbilder. Mk. 4.— geb.
Wo einer Menschen trösten will, die einen teuren Toten draußen liegen haben, oder sich um einen Verwundeten quälen, da kann er mit diesem Buche Seelen stärken und Herzen wieder aufrichten. Sie werden es lesen mit heißen Augen als wär's ein Brief, ein letzter Bericht von dem, den sie nicht vergessen können. (Pfarr-Rektor Könn.)

Pfarr. Dr. Augustin Wibbelt, „Ein Sonnenbuch". Mk. 5.— geb.
Eine Tat ist dieses Buch, eine Tat in literarischer Hinsicht, noch mehr eine Tat im Dienste des religiösen Gedankens. — Es verdient das Weihnachtsbuch zu werden, zumal für die Kreise unserer studierenden Jugend. (Pfarr-Rektor Könn.)

Pfarrer Dr. Augustin Wibbelt, „Ein Herbstbuch". Mk 4.50.
Das Buch birgt soviel Geist und Schönheit in seiner abgeklärter Form, daß man es jedem reifen Menschen in die Hand drücken möchte. Manchem, der das Fliehen der Jahre zu bemerken beginnt, wird es Licht und Sonne bringen, und manche irregegangene Weltanschauung mag es mit seinem tief christlichen Gehalt ganz unaufdringlich, aber um so nachdrücklicher berichtigen und klären. (Pfarr-Rektor Könn.)

Pfarrer Dr. Augustin Wibbelt, „Ein Heimatbuch". Mk 5.— geb.
Hier ist ein wahrhaft deutsches Buch, schön und stark und fest, wie deutsche Art es sein soll, ein wahrhaft christliches Buch, wie es unserer Jugend frommt. (Köln. Volksztg.)

Prof. Dr. Wilhelm Capitaine, Drei deutsche Frauen Mk 3.25.
Das Buch enthält die Lebensbilder der drei großen münsterischen Frauen Annette von Droste Hülshoff, Amalie Fürstin von Gallitzin und Maria Droste zu Vischering. Es eignet sich besonders für erwachsene junge Töchter.

Pfarr-Rektor C. Henkel, Unsere liebe Frau von Lourdes. Mk. 1.25.
Das mit einem schönen Bilde geschmückte Buch gehört zu den besten, die jemals über den weltberühmten Wallfahrtsort geschrieben wurden. (Die Neue Ztg. Wien.)

Gedichte und Sprüche.

Otto Wohlgemuth, „Du bist das Land". Kriegsgedichte. Mk 3.— geb.
Aus dem vorliegenden Bande Kriegsgedichte geht ein starker und echter Grundton hervor, so daß jeder Deutsche die Kriegslieder dieses jungen Bergmannes mit Begeisterung lesen wird. (D. Fr. Castelle.)

Augustin Wibbelt, Ein Spruchbuch. Elegant geb. Mk. 3.40
Ein wahres Lebensbrevier bietet uns in diesem Aphorismenbuche der beliebte Verfasser der Freudenbücher. Das Buch birgt außerordentlich viel Geist und Schönheit in abgeklärter Form. Ein prächtiges ernstes Geschenk, wie geschaffen für unsere Zeit.

Pfarrer Dr. Augustin Wibbelt, „Was die Freude singt". Gedichte. Mk. 3.— geb.
In elf Abschnitten bringt uns Wibbelts Anthologie das Schönste und Beste, was die Freude durch den Mund deutscher Dichter gesungen hat. Man lese und — freue sich. (Unitas B.)

Dr. Adolf Trampe, „Nemt, frouwe, diesen Kranz". Mk. 2.— geb.
Der Wert liegt auch hier wieder neben der Form in der offenen Ehrlichkeit, dem überströmenden Gefühle des Dichters, das sich so mächtig Bahn bricht. (Dr. J. M. Faßbinder.)

Adolf Trampe, „Lenz". Gedichte. Mk. 2.50 geb.
Man kann nur wünschen, daß das Buch in die Hände recht vieler Leser gelange, ihnen in ruhevollen, feierlichen Stunden zur Erhebung und Aufmunterung gereichen und ihnen neuen Mut und neues Vertrauen zu sich, Welt und Leben spenden möge. Der Dichter ist im ersten Jahre des Weltkrieges als Offizier gefallen. (Neuer Emsbote.)

Hans Steiger, „Da draußen steht alles in Herrlichkeit". Mk. 2.40 geb.
In Steigers Gemüt schlummert ein Schatz tiefer Empfindung, dunkler Wärme und lyrischen Klanges. (Grazer Volksbl.)

Pfarrer Ludwig Rübling, „Fallende Blätter". Gedichte. 3. Auflage. Mk. 2.— geb.
Vor allem die Verse, in denen der gereifte Mann die längst entschwundene Kindheit besingt, sind wunderhübsch und dürfen nicht wenig dazu beigetragen haben, daß das Buch schon so viele Abnehmer fand, wodurch bereits eine dritte Auflage notwendig war. (Allg. Rundschau.)

Christoph Flaskamp, „Von der Freiheit der Kinder Gottes". Mk. 2.—.
Christoph Flaskamp bietet uns hier Gedichte in fein abgeklärter Form. Seine neue Richtung setzt sich fort aus der alten Tradition.

Augustin Wibbelt, Ein Skizzenbuch. Preis geb. Mk. 1.80.
Inhalt: I. Daheim. II. Draußen.
Kleine anmutige Stimmungsbilder für sinnige Menschen.

Cohausz-Bücher.

Otto Cohausz, S. J., „Wege und Abwege". Kart. Mk. 1.80.
Aus dem ganzen Buche erstrahlt glanzvoll das Licht, womit das Christentum das Dunkel des Lebensproblems erhellt hat. Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne daraus Anregung, Belehrung und Erhebung geschöpft zu haben. (Cobl. Volksztg.)

Otto Cohausz, S. J., Aus den Klostermauern. Erwägungen für Ordensleute. Preis Mk. 4.— geb.
Ein zeitgemäßes Betrachtungsbuch.

Predigten.

Benef. A. Steeger, Zehnminutenpredigten. Sonntagspredigten vom 1. Oktober bis 1 Januar. Mk 1.60.

Pfarrer Dr. Hermann Straeter, Männerpredigten besonders für die monatliche Kommunionfeier des Männerapostolats. Mk. 1.40.
Die kurzen und gehaltvollen Darlegungen dürfen einer dankbaren Aufnahme sicher sein. (Köln. Volksztg.)

Pfarrer Johann B. Knor, Männerapostolat. 12 Predigten über das allerheil. Altarssakrament im Anschlusse an einen Monatsheiligen. Mk. 1.40.

Kaplan W. Dederichs, Christi Leidensgang durch unsere Zeit. (Fastenpredigten.) Mk. 1.40.
Das Büchlein ist zu empfehlen und dürfte manchem jungen Seelsorger recht belehrende Winke geben. (Allg. Rundschau.)

Die Herrlichkeit des heil. Rosenkranzes. Sechs Predigten über Ursprung, Wert und Wirkung des Rosenkranzgebetes. Von G. P. Mk. 1.40.
Der erste Teil handelt von den Vorzügen des heiligen Rosenkranzes. Der Rosenkranz ist groß in seinem Ursprung, einfach in seiner Übung und mächtig in seiner Wirkung. Der zweite Teil spricht von dem Werte des heiligen Rosenkranzes für Gott. Dies Gebet ist wegen seiner Form und wegen seines Inhaltes Gott überaus wohlgefällig. Dann folgt eine Betrachtung vom Werte des heiligen Rosenkranzes für Maria und alle guten Christen, von den Früchten des Rosenkranzgebetes und endlich eine solche über den Rosenkranz als eine Schule der göttlichen Tugenden.

Apostolat.

Männerapostolat 1916. Zeitschr. f. Männervereine. Geheft. 1 Mk.
Kommt alle zu mir. 1917. Zeitschr. f. Müttervereine. Geheft. 1 Mk.

Jugendschriften.

Schwester Maria Paula, Kindlein, liebet die Liebe. Eucharistische Erzählungen für Kinder. Mk. 1.—.
Inhalt: Marienchen — General Georg von Pimodan und seine Familie — Eine kleine Gottesträgerin — Der Indianerhäuptling und sein Enkel — Die Rosen der kleinen Gertrud — Ihr Junge.

Friedrich Albert Meyer, Deutsche Helden der Luft. Mk. 1.40.
Dieses Jugendbuch über deutsche Luftschiffe und Flieger im Weltkriege sollte in jeder Jugendbibliothek zu finden sein. Auch geeignet für Borromäusvereine.

Anton Lübke, Hauptmann Bölcke. Ein Gedenkblatt für den ruhmbedeckten Heldenflieger. 50 Pf.
Dieses Büchlein sollte man der deutschen Jugend in die Hand drücken. Sehr geeignet für Jugendvereinbibliotheken.

Helene Pagés, Deutsche Mädchen. Preis Mk. 1.40.
So lustig und so rührend, so schalkhaft und so sinnig, so anspruchslos und so voll edelsten Gemüts, so herzig im schönsten Sinne des Wortes kann eben nur eine Frau schreiben.

Kleine religiöse Schriften.

Pfarrer Dr. Augustin Wibbelt, Die große Volksmission Gottes. Ein ernster Mahnruf in schwerer Zeit. 40 Pf.
Geistliche und Erzieher werden darin eine Fülle herrlicher Gedanken und Anregungen finden. (Starkenb. Bote.)

Benef. A. Steeger, Unser tägliches Brot gib uns heute! Die öftere und tägliche Kommunion. 20 Pf.

Seminarlehrer A. Rosenstengel, Liederbuch für Jünglings- und Jungfrauenvereine. 40 Pf.

P. Wendelin Meyer, O. F. M., Kreuzwegandacht für Priester. 20 Pf.
Das Büchlein enthält so viele auf das Herz eines Priesters mächtig einwirkende Erwägungen, daß es die wärmste Empfehlung verdient. (Amtsblatt d. Bistums Limburg.)

P. Wendelin Meyer, „Bereitet den Weg des Herrn". Gebete zur Vorbereitung auf Volksmissionen od. Exerzitien. 100 St. Mk. 1.40.

P. Athanasius Bierbaum, „Warum so viele Bedenken gegen die tägliche Kommunion". 20 Pf.

P. Athanasius Bierbaum, „Wie sorge ich für die frühzeitige und öftere Kommunion meines Kindes". 20 Pf.

„Glaubenswacht".

P. Otto Cohausz, S. J., „Kirchenaustritt oder Kircheneintritt". 20 Pf.

P. Otto Cohausz, S. J., „Männertugenden in Kriegszeit". 20 Pf.

P. Otto Cohausz, „Iphigenie, oder die große Zeitaufgabe der deutschen Frau". 30 Pf.

Universitätsprofessor Dr. Jos. Mausbach, „Der Kampf gegen die moderne Sittenlosigkeit". 20 Pf.

Wilhelm Laugenberg, „Jugendpflege als Stütze für Thron und Altar". 20 Pf.

Gebetszettel für unsere Soldaten.

„Dein treuer Freund." Ermahnung zur monatlichen Kommunion von P. Haggeney, S. J. 100 St. Mk. 1.50.

„Der goldene Himmelsschlüssel." Die Erweckung der vollkommenen Reue für Soldaten. 100 St. 80 Pfg.

Gute Meinung. Gebetszettel 100 St. 80 Pfg.

Der heilige Kreuzweg unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. 10 Pf.

P. A. Dold, O. S. B., Eine Auferstehungsfeier nach alten Oster-Riten. 40 Pfg.

— **Kriegsaufschlag kommt auf alle Preise.** —

Neue Werke

aus dem Verlage von J. P. Bachem, Köln.

Wettertannen. Tiroler Roman aus der Gegenwart von Hans Schrott-Fiechtl. 1.–4. Tausend. Geh. Mk. 4.—, Geb. Mk. 5.—

Des Weges Ende. Roman von M. von Hutten. Geheftet Mk 4.—, Gebunden Mk. 5.—.

Der Meister. Der Roman eines Spiritisten. Von Franziska Bram. Geheftet Mk. 4.—, Gebunden Mk. 5.—.

Wenn Irland dich ruft. Der Roman eines Fliegers. Von Karl Finding. Geh. Mk. 4.—, Geb. Mk. 5.—.

Ihr Vermächtnis. Roman von Stephanie Bergmann. Geh. Mk. 4.—, Gebunden Mk. 5.—.

Der blutige Lehrpfennig. Erzählung aus dem Leben eines Priesters. Von M. Herbert. Geheftet Mk. 1.50, Gebunden Mk. 2.—.

Die Sünderin. Ein Mysterium in fünf Bildern von Anna Freiin von Krane. In steifem Umschlag kartoniert Mk. 3.—.

Eva. Ein Spiel vom ersten Sterben in fünf Aufzügen. Von Ludwig Nüdling. In steifem Umschlag kartoniert M. 3.—.

Gaesdonck. Jugenderinnerungen eines alten Soldaten. Von Anton von Kersting, General der Artillerie z. D. Geh. M. 2.80, Geb. M. 3.60.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bayerische Staatsbank, München

Telephon-Nrn.: 22621–22627. Promenadestrasse 1. Postscheck-Konto Nr. 120.

Annahme von Geldeinlagen zur Verzinsung
entweder auf **Scheckkonto** oder auf **Bankschuldschein** mit und ohne Kündigung.

Aufbewahrung und Verwaltung offener und geschlossener Depots.

Gewährung von Darlehen gegen Verpfändung von Wertpapieren oder Bestellung von Sicherheiten auf Liegenschaften u. zwar unter Eröffnung einer laufenden Rechnung **(Kontokorrent)** oder gegen **Schuldurkunde.**

Ausstellung von Kreditbriefen auf das In- und Ausland.

Vermittlung von Bayer. Staatsschuldbuchforderungen
insbesondere gegen Bareinzahlung zum jeweiligen Tageskurse der 3, 3½ 4 % Staatsschuldverschreibungen **ohne Spesenberechnung.**
(Banken und Bankiers erhalten für die Vermittlung von Bareinzahlungen eine Vergütung von 1‰ vom Nennwerte der Schuldbuchforderungen.)

An- und Verkauf von Wertpapieren
sowie alle sonstigen Börsentransaktionen.

Ankauf von Wechseln und Devisen,

Vermietung von dieb- und feuersicheren Schrankfächern
in der neuen **Stahlkammer.**

Die Bayerische Staatsbank beobachtet über alle Vermögensangelegenheiten ihrer Kunden unbedingtes Stillschweigen gegen jedermann und jede Behörde, insbesondere auch gegenüber dem K. Rentamt.

Der **Staat** hat für die Bayerische Staatsbank die **vollkommene Garantie** ohne allen Vorbehalt übernommen.

Prospekte werden an den Schaltern kostenlos abgegeben und auf Verlangen portofrei übersandt.

Esslöffel!

Ia versilbert, Dutzend Mk. 22.50. Essgabeln vers M. 22.50, Kaffeelöffel vers Mk 15.—. Küchen-Esslöffel blank, schön Mk 12.— Sehr preiswert, daher ::: sofort bestellen. :::

Neuheit! Elektr. Neuheit!

Magnet-Taschenlampe

brennt ohne Batterie jahrelang, ohne einen Pfg. Unkosten, durch Zug an der Kette. Einmalige Anschaffung, billigste Lampe der Welt. 100 000 schon verkauft. Unentbehrlich für Jedermann. Solange noch lieferbar Preis Mk. 20 franko Nachnahme

Harcuba & Frackmann, Leipzig-Schleuss. 27
Brockhausstrasse 42. :: Fernsprecher 40519 und 5700.

Sitz-Auflagen
aus Filz
Filztuche

Cölner Filzwarenfabrik Ferd. Müller, Köln a. Rh. Friesenwall 67.

Ein neues hervorragendes Buch für die Männerwelt.

Der Mann nach dem Herzen Gottes.

Gebetbuch für die katholische Männerwelt

von **Fr. X. Brors S. J.**

610 Seiten 83×143 mm.

Halbleinenband Rotschnitt ℳ 4.—, Kunstlederband Goldschnitt ℳ 6.—, echt Bocklederband Goldschnitt ℳ 7.50 zuzüglich 25% Teuerungszuschlag.

Wieder ein neues Gebetbuch! Jawohl! Und zwar für unsere Männerwelt. Es gliedert sich in 3 Teile: **Belehrungen** zur religiösen Bildung des Verstandes, **Betrachtungen** zur religiösen Bildung des Willens, **Andachtsübungen** zur religiösen Bildung des Herzens. Auch der gebildete Mann findet hier seine Wünsche erfüllt.

Die „Betrachtungen" enthalten alle Sonn- u. Festtagsevangelien. Dies mag wohl der größte Vorzug des Gebetbuches sein. Für Kranke ist dieser Vorzug besonders wertvoll.

Das Gebetbuch, das die Herz-Jesu-Andacht besonders berücksichtigt, eignet sich für alle Männer und Jünglinge, namentlich aber für die Mitglieder des Männerapostolates, denen wir dasselbe angelegentlichst empfehlen können.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag Butzon & Bercker, G. m. b. H. Kevelaer (Rhld.)

Politiker! Geistliche! Vereinsvorstände! Gebildete aller Kreise!

Tretet der „Kath. Presse-Union" bei!" Lest das kirchliche Zentralblatt „Deutsche Kirchenzeitung" (Katholikenzeitung). Fördert das Zeitungsnachrichtenbüro „Kath. Welt-Correspondenz", unterstützt das „Kath. Archiv" und das Inseratenbüro Kapu. Verlangt Prospekt.

Lest die von höchster kirchlicher Stelle warm empfohlene Schriften „Das Sentire cum Ecclesia und die Gebildeten" (ℳ —.80) sowie die Abwehrschrift „Der Friedenspapst und das deutsche Volk" (ℳ 1.80) **Geschäftsstelle der Kath. Presse-Union, München 9.**

Preiswürdige Paramente, Fahnen, Baldachine
u. sonstige Kirchl. Bedarfsgegenstände
noch immer vorrätig bei:
Joh. Bapt. Düster, Köln a. Rh. :: Gegr. 1795.
Telephon B 9004. — Post-Scheck-K. 2317.

Pfälzische Bank Filiale München

Hauptgeschäft:
Tel. 55726 **Neuhauserstrasse 6** Tel. 55726

Depositenkassen und Wechselstuben:

Reichenbachstr. 1 (am Viktualienmarkt) Telephon 21315.
Prielmayerstr. 1 neben Café Arkadia Telephon 54133.
Max Weberplatz 4 (Ecke Ismaningerstr.) Telephon 40192.
Sendling Lindwurmstrasse 195 Telephon 7230.

Bargeldloser Zahlungsverkehr.
Errichtung provisionsfreier **Scheckkonti.**
Kontokorrentverkehr.
Erledigung aller Effekten- u. Börsengeschäfte.

Aufbewahrung und **Verwaltung** von **Wertpapieren** und **Wertsachen.**
Stahlkammern.
Einlösung von **Zins- u. Dividendenscheinen.**
Vermögensverwaltung u. Vermögensberatung.
Auskünfte aller Art an unseren Schaltern.

Bekanntmachung.

1. **Die Zwischenscheine** für die **5 % Schuldverschreibungen der VIII. Kriegsanleihe** können vom

2. Dezember d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **15. Juli 1919** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. **Der Umtausch der Zwischenscheine** für die **4½ % Schatzanweisungen der VIII. Kriegsanleihe** und für die **4½ % Schatzanweisungen von 1918 Folge VIII** findet gemäß unserer Anfang d. Mts. veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem

4. November d. Js.

bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung statt.

Von den Zwischenscheinen **der früheren Kriegsanleihen** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im November 1918.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Weihnachten im Frieden!







Die „A. R.“ das Anzeigenorgan des Buchhandels!

Vorzügliche Geschenkwerke

Die Sommerfrische. Eine Geschichte vom biederen Landvolk, von vornehmen Herrenleuten und allerlei Lumpen. Erzählt von F. Schrönghamer-Heimdal. Mit vielen Bildern von Karl Sigrist . . . . (M. 3.— geh., M. 4.— geb.)

„. . . Mit urwüchsigem, überschäumendem Humor berichtet der Dichter, was alles in einer bayerischen Sommerfrische sich ereignen kann, wobei er seiner Satire gegenüber gewissen Kulturerscheinungen freien Lauf läßt. . . . Schrönghamer-Heimdal ist ein echter Volksschriftsteller, der in ungezwungener Weise den richtigen Ton zu finden weiß." (Köln. Volksztg.)

Weißblau u. Feldgrau. Kriegsbilder aus Bayerland. Von F. Schrönghamer-Heimdal . . . . (M. 2.— geh., M. 2.50 geb.)

„Es ist Schrönghamers Stärke, das Volksleben zu zeichnen, so wie es in Wirklichkeit ist, und das brachte er hier prächtig zuwege." (Sonntag ist's.)

Mutter Bruckners Nachlaß. Humoristischer Dorfroman von F. Kaltenhauser. Mit vielen Bildern von Karl Sigrist. (M. 4.— geh., M. 5.— geb.)

„Unsere heimische Dichterin F. Kaltenhauser hat uns in ‚Mutter Bruckners Nachlaß' ein prächtiges Buch geschenkt, einen Bauernroman, wie er sein soll, voll Lebenswahrheit und Frische." (Salzb. Volksbl.)

Heimgartengeschichten. Harmlos geplaudert v. Ferdinand Feldigl. (M. 2.—)

„Wirklich harmlose Geschichtlein, keine geschliffenen Kabinettstücke, sondern prachtvolle, gut erzählte Geschichten. Kein Kriegslärm stört die Behaglichkeit und den goldenen Humor des Buches." (Allg. Rundschau, München.)

Haas & Grabherr, Verlag, Augsburg

Empfehlenswerte Festgeschenke

aus dem Verlage der

Kongregation der Pallottiner, Limburg (Lahn).

Für öfters Kommunizierende!

Das Lebensbrot des Christen.

Ermunternde und belehrende Worte über den häufigen und täglichen Empfang der hl. Kommunion nebst einer Auswahl schöner Kommunion-Andachten und Gebete.

von P. Karl Jos. Dick, Priester der Kongregation der Pallottiner.

Das 610 Seiten starke, hübsch gebundene, und mit einem farbigen Titelbilde geschmückte Buch zerfällt in drei Teile, von denen der erste ermunternde Worte, der zweite belehrende Worte und der dritte eine reiche Auswahl von Kommunionandachten, täglichen Gebeten und Litaneien enthält.

Ausgabe I.
Kunstl. mit Rotschnitt und abger. Ecken Mk. 2.40
Kunstl. mit Goldschn. und abger. Ecken Mk. 4.25
biegs. Lederband mit Rotschnitt zc. . . . . Mk. 4.50
biegs. Lederband mit Goldschnitt zc. . . . Mk. 4.80

Ausgabe II.
(extra dünne Ausgabe speziell für Herren)
biegs. Kunstlederband mit Rotschnitt . . . Mk. 3.—
biegs. Lederband mit Goldschnitt . . . . . Mk. 4.50

Ausgabe III.
(Großdruckausgabe)
Kunstl. mit Rotschnitt Mk. 3.70
Kunstlederband mit Goldschnitt . . . . . Mk. 4.—
Lederband mit Rotschnitt . . . . Mk. 4.60
Lederband mit Goldschnitt . . . . Mk. 5.25

Für Marienkinder!

Das mütterliche Herz Mariens,

eine Quelle der Liebe, der Tugend und der Freude,

von P. Prévot, Priester der Kongregation des hhl. Herzens Jesu. Nach dem Französ. frei bearbeitet von P. Konrad Mohr, Priester der Kongregation der Pallottiner, welches gleichfalls in neuer Auflage erschien. Die Preise für dieses Werk sind jetzt, soweit die einzelnen Ausgaben vorrätig sind:

Einband I: Leinenband mit Rotschnitt Mk. 2.50, Einband II: Lederband mit Goldschnitt Mk. 4.25.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bruchleidende tragen Sie unsere bestbewährten, schmerzlos sitzenden

Spezial-Bruchbänder.

Aufklärende Broschüre gratis durch

Bott & Walla

München, Sonnenstraße 20

---

†

Am 20. November nachmittags gegen 1/43 Uhr entschlief sanft im Herrn nach schwerem Leiden, gestärkt durch die hl. Sterbesakramente, unsere gute, liebe Mutter,

verw. Frau Kantor und Hauptlehrer

Ida Arnold

geb. Herold,

im Alter von 67 Jahren.

Wir bitten um das Almosen des Gebetes für die Entschlafene.

Lauban, Trautliebersdorf, Werder a. H., Lossen, Kr. Brieg, November 1918.

Helene Arnold.
Karl Arnold, Pfarrer.
Margarete Arnold.
Johannes Arnold, Kuratus.
Christoph Arnold, Kaplan.

Das Neue Testament

in Taschenausgaben

nach der klassischen Uebersetzung von

Dr. Jakob Ecker

weil. Professor am bischöfl Priesterseminar zu Trier, besonders empfohlen durch d. Hl. Vater Papst Benedikt XV., ist ein

überaus zeitgemässes u. willkommenes Geschenk

für jedermann.

Es liegen fünf Ausgaben vor:

1. **Taschenausgabe A.** (Evangelienharmonie und Apostelgeschichte.) Kart. M. 1.20, in Leinenband M. 2.55, in Lederband M. 6.75.
2. **Taschenausgabe B.** (Die vier Evangelien u. die Apostelgeschichte.) Karton. M. 1.85, in Leinenband M. 2.85, in Lederband M. 7.5[illegible]
3. **Taschenausgabe C.** (Die apostolischen Briefe und die Geheime Offenbarung) mit 2 Karten. Kart. M. 1.35, in Leinenbd. M. 2.85, in Lederbd. M. 7.50.
4. **Taschenausgabe D.** (Die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, die apostolisch. Briefe u. d. Geheime Offenbarung) mit 2 Karten. Einfach geb. M. 2.55, in Leinenbd. M. 4.85, in Lederband M. 9.—.
5. **Die vier Evangelien und die Apostelgeschichte in fünf Einzelbändchen.** Jedes Bändchen 45 Pf.

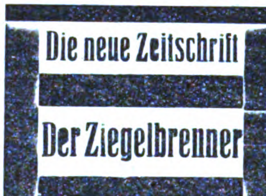
Gerade diese Eckerschen Ausgaben haben wegen der herrlichen, tiefempfundenen Sprache, den vorzüglichen Anmerkungen, dem reichhaltigen Register und der schmucken gediegenen Ausstattung bei billigsten Preisen überall, in der Fach- und Tagespresse, in den Kreisen der hochwürdigen Geistlichkeit sowie der Laienwelt die beste **Beurteilung gefunden.**

Pater Holsmeister bezeichnet in Heft 2, Jahrgang 1917 der Zeitschrift für katholische Theologie in einer wissenschaftlichen Abhandlung über die katholischen deutschen Uebersetzungen des Neuen Testamentes die Eckersche Uebersetzung als solche „mit der kaum eine andere Uebersetzung sich völlig messen kann."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Mosella-Verlag G. m. b. H., Trier.









Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Auf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis: Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 Pf., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 Pf. Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend. Teuerungszuschlag 25%. Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit. Rabatt nach Tarif. Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig. Erfüllungsort ist München. Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt. Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer.

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 50. München, 14. Dezember 1918. XV. Jahrgang.

Am Beginn des Kulturkampfes.

Harte Zeiten sind über unser Vaterland gekommen. Was der verlorene Krieg und die demütigenden, unmenschlichen Bedingungen unserer Feinde nicht brachten, das vollendete die Revolution.

Aber während jene nur unser körperliches Dasein in Fesseln legen, bedroht der Umsturz auch unser geistiges Leben. Das Kulturprogramm des Sozialismus legt die Axt an die Wurzeln unserer ganzen christlichen Kultur, es bedeutet in seinen praktischen Konsequenzen Beraubung und Entrechtung der Kirche, Vernichtung der christlichen Schule, Entziehung des heiligsten Rechtes der Eltern, über die Erziehung ihrer Kinder zu bestimmen — schlimmste Gewissensknechtung.

Die Tatsachen zeigen, daß es den Umstürzlern ernst ist mit der Verwirklichung ihres Programmes. Der Kulturkampf hat begonnen.

Die Geister scheiden sich in zwei große Heerlager nach dem Heilandsworte: Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. Alles, was noch auf christlichem Boden steht, sammelt sich rechts. Erweiterte Parteiprogramme dehnen den Rahmen zur Aufnahme breitester Massen. Sie müssen herangezogen werden durch intensivste Aufklärungsarbeit in Wort und Schrift. Christliche Presse vor die Front!

Auch die „Allgemeine Rundschau“ hat ihre Arbeit auf die neue Zeit eingestellt. Fußend auf den unveränderlichen Grundlagen ihres in fünfzehn Jahren erprobten Programmes, trägt sie den neuen Forderungen und Bedürfnissen in entsprechendem Maße Rechnung.

Zu den bewährten treuen Mitarbeitern aus den verschiedensten Berufskreisen gesellen sich neue Kräfte, Namen von bestem Klang, um den Problemen der Gegenwart und Zukunft in richtunggebenden Abhandlungen nachzuforschen und vorzuarbeiten.

Die „Allgemeine Rundschau“ will die Tagespresse nicht ersetzen, sondern ergänzen. Sie sucht aus der Flucht der Tageserscheinungen das Wesentliche, das Bleibende festzuhalten und zu vertiefen, indem sie das Grundsätzliche herausarbeitet und von höheren Gesichtspunkten aus Wege und Ziele weist.

Mit der Verbreiterung und Vertiefung ihrer Aufgaben und ihrer Arbeitsleistung erhofft die „Allgemeine Rundschau“ auch eine Ausdehnung ihres Leserkreises. Jeder bisherige Leser werbe für sie durch Empfehlung, durch Weitergabe und durch Uebermittlung von Adressen für Probenummern.

Insbesondere gilt es auch, die Frauenwelt, die jetzt in die öffentliche Arena eintritt, zu interessieren für die „Allgemeine Rundschau“ als ein vorzügliches Mittel zur Schulung für die Arbeit im Dienste des Vaterlandes.

Helfen wir uns gegenseitig, dann werden wir die schweren Zeiten und Kämpfe, die uns bevorstehen, erfolgreich bestehen.

In diesem Sinne allen Lesern, Freunden und Mitarbeitern herzliche Weihnachtsgrüße!

Redaktion und Verlag der „Allg. Rundschau“.

Trennung von Staat und Kirche?

Von Universitätsprofessor Dr. Eichmann, München.

Kaum sind bei uns „die Kronen und Krönlein“ gefallen, so verkünden schon die Männer der Revolution, daß die Trennung von Staat und Kirche eine ihrer nächsten Aufgaben sein werde. Für organische Entwicklung und für Ehrfurcht vor dem Gewordenen hat noch keine Revolution Verständnis aufgebracht: gewaltsam muß mit dem Bestehenden gebrochen und in die natürliche, den Dingen ihre Zeit lassende Entwicklung eingegriffen, muß der angeblich rückständigen Mehrheit der Wille einer Minderheit aufgezwungen werden. So will man also eine Ehe scheiden, welche so lange besteht, als das deutsche Volk in der Geschichte lebt. Gewiß: „der Geist der Zeit und der Geist des Volkes ist auch der Geist des Rechts“. Die Trennung von Kirche und Staat wäre nicht aufzuhalten, wenn sie dem Geist der Zeit und dem Geist des Volkes entspräche, d. h. wenn der religiöse Indifferentismus die breitesten Volksmassen erfaßt hätte. Solange dies aber nicht der Fall ist, wäre es ein gefährliches Experiment, der großen Volksmehrheit etwas aufzuzwingen, was ihr fremd ist, was sie nur schwer ertragen könnte und daher eines Tages wieder von sich abschütteln würde. Die Gewalthaber fragen freilich nicht darnach, so wenig als sie dies bisher getan haben. Allein wir wissen auch, daß keine Zwangsherrschaft auf die Dauer Bestand hat: vincit veritas, die Wahrheit, die Vernunft und das Recht ringen sich doch immer wieder durch!

Wie die einzelnen Volksgenossen zum alten Christenglauben stehen, ob die große Mehrheit sich innerlich noch zu ihm bekennt, läßt sich natürlich zahlenmäßig nicht feststellen, weil der einzelne nicht die innersten Kammern seines Herzens den Augen der großen Welt bloßlegen will. Unser Landvolk hängt aber jedenfalls in seiner überwältigenden Mehrheit an der Religion, welche es gesund und stark in seiner Eigenart erhalten hat. In den Städten, besonders in den Industriezentren mag es anders liegen. Geflissentlich ist hier die Arbeiterbevölkerung von sozialistischen Agitatoren einem trostlosen Atheismus und krassen Materialismus überantwortet worden; es ist ihr zielbewußt und systematisch der Haß gegen Religion, Kirche und ihre Diener eingeimpft, der Lebensgenuß gepredigt, die Unzufriedenheit in ihre Herzen gesenkt worden. Alles, was die vorbildliche deutsche soziale Gesetzgebung für die Arbeiter tat, wurde als Stümperei und Flickwerk verdammt. Unsere Arbeiter wurden so um ihr Bestes betrogen, was ihnen Trost und Seelenstärkung geben konnte, man gab ihnen Steine statt Brot. Wie viele haben, angeekelt von dieser trost- und liebeleeren Lebensweisheit, den Weg zu Gott und Kirche wiedergefunden: die erstarkende christliche Arbeiterbewegung legt hiervon untrügliches Zeugnis ab. Hunderttausende unserer Arbeiter werden infolge des Zusammenbruchs unserer Industrie leider auswandern müssen, um in den Ententeländern ihr hartes Brot zu verdienen; die Zurückbleibenden werden nur zu bald erkennen, daß auch der Sozialismus ihnen nicht das Paradies bringen kann, sie werden im vergessenen und verlassenen Vaterhaus wieder den Trost suchen, den sie, verbittert oder verführt, verschmäht hatten. Auch in weiten Kreisen der Intellektuellen hat man ja schon begonnen, dem öden Materialismus das Urteil zu sprechen. Diese Lebensanschauung hat keine Zukunft, wenn sie auch eine zeitlang die Gemüter gefangen nahm; man wird von den trüben Zisternen wieder zu den frischen, gesunden Quellen zurückkehren. In Frankreich, welches 1905 die Trennung von Staat und Kirche durchgeführt

und die offizielle Absage an Christentum und Kirche erklärt hat, will man heute schon einen starken Zug nach rechts wahrnehmen und der Ruf nach Rückkehr zum Konkordat hat dort schon ein starkes Echo gefunden. Also, so fest steht es mit der Welt- und Lebensanschauung nicht, auf welche sich der Sozialismus eingestellt hat, auch wenn sie so allgemein wäre, wie seine Anhänger vorgeben. Wo wir trostlosen Zuständen und Entbehrungen entgegengehen, wird sich eine Religion der Trostlosigkeit und des Lebensgenusses nicht bewähren.

Die Männer der Revolution empfehlen uns die Trennung unter dem Schlagwort: „Freiheit der Kirche", „Freiheit der Religion", „Weg mit dem Staatskirchentum!" Das *Staatskirchentum*, welches mit alten, verrosteten Waffen wie Placet, recursus ab abusu und ähnlichen Maßnahmen in das innere Leben der Kirche eingriff, hat allerdings abgewirtschaftet, man sollte die lächerlichen Ueberreste desselben ehestens beseitigen, den Kirchen und Religionsgesellschaften es überlassen, ihre inneren Angelegenheiten selbständig zu regeln. Damit ist indessen nicht gesagt, daß *alle und jede Beziehung* zwischen Staat und Kirche abgebrochen werden müßte. Selbstverständlich können und wollen wir nicht einer Verbindung das Wort reden, bei welcher der eine Teil, der Staat, nur zu geben, die Kirche nur zu empfangen hätte. Dem Staate verbleibt, auch wenn er die Kirchen aus der Vormundschaft entläßt, immer noch ein weites Gebiet der Kirchenherrschaft, man denke an die Befugnisse, welche im bayerischen Konkordat dem Staate eingeräumt sind, z. B. das so wichtige Recht der Besetzung der Bischofsstühle und anderer Kirchenämter. Man denke an den ungeheuren moralischen Einfluß, den die Kirchen immer noch auf ihre Bekenner üben. Dem Staate fließen aus einer Verbindung mit den Kirchen unschätzbare Kräfte zu, die er nutzen kann und die denn auch von allen Staaten in diesem Weltkriege ausgiebig und erfolgreich genützt worden sind.

Man hält uns entgegen: „Religion ist Privatsache". So zu lesen in allen sozialdemokratischen Parteiprogrammen. Religion sei Sache des einzelnen, nicht der Gesamtheit; der Staat als solcher sei religiös neutral, er habe als solcher mit der Religion nichts zu tun. Für einen überzeugten Christen ist dieser Standpunkt unmöglich. Auch das *Volksganze*, nicht bloß der einzelne, muß Gottes Majestät und Gottes Rechte anerkennen. Das um so mehr, als erfahrungsgemäß eine Volkskultur, welche sich von den großen, bewährten Grundsätzen des Christentums loslöst, der intellektuellen und sittlichen Ungebundenheit die Zügel schießen läßt, nicht aufwärts, sondern *abwärts führt* und im Schlamm ersticken muß. Wie sagt doch Goethe? Alle Perioden der Geschichte, in welchen der Unglaube eine vorübergehende Herrschaft gehabt, seien öde und unfruchtbar, alle Perioden, in welchen der Glaube geherrscht, seien herzerquickend für Mit- und Nachwelt geblieben! Sehen wir es denn nicht heute schon mit Schrecken vor unseren Augen, wohin diese Ungebundenheit, dieser „holde Leichtsinn" führen muß? Wir können uns nicht teilen und als Christen etwas anderes wünschen denn als Staatsbürger: wir können nicht als Christen wünschen, daß das alte Gesetzbuch der zehn Gebote in allem beobachtet werde, und zugleich als Staatsbürger ruhig zusehen, daß sie ungescheut und ungestraft mit Füßen getreten werden. *Christlich denkt die übergroße, noch gesund empfindende Mehrheit des Volkes* und sie vermag nicht einzusehen, warum sie einer von Juden und Logenbrüdern geführten Minderheit, die den Staat und das öffentliche Leben terrorisieren und mit ihren grobmaterialistischen, einseitig auf Produktion und Lebensgenuß eingestellten Lebensanschauungen verseuchen, das christliche Familienleben mit der sog. freien Liebe vergiften will, das Feld räumen solle. Denn das ist doch offensichtlich: man will die Kirche nur entlassen, um sich mit einer anderen, nämlich mit dem *Freidenkertum* zu verbinden; dieses will sich an die Stelle setzen, welche bisher die christlichen Kirchen im öffentlichen Leben eingenommen haben. Das Freidenkertum wird das öffentliche Leben zu beherrschen, den Staat seinen Zwecken und Zielen dienstbar zu machen suchen. Und so intolerant und herrschsüchtig ist keine christliche Kirche jemals gewesen als das Freidenkertum werden wird, wenn es einmal die legitime Lebensgefährtin des neuen Staates geworden sein wird. Wenn die Anhänger der Trennungsidee ehrlich sind, so werden sie zugestehen müssen, daß ihr Schlagwort „Religion ist Privatsache" das eigentliche Ziel nur vorsichtig verhüllen soll. *Die Kirche soll aus dem öffentlichen Leben ausgeschaltet werden, um dem materialistischen Idol des Sozialismus Platz zu machen.* Nicht aus Wohlwollen und Freundschaft wollen sie Religion und Kirche „freimachen", sondern aus ausgesprochener Abneigung, aus Feindseligkeit gegen sie. Ihre französischen Freunde sind 1905 bei der Durchführung der Trennung sogar soweit gegangen, das Anbringen von religiösen Symbolen, Kruzifixen und Bildern an öffentlichen Straßen und Plätzen, an Privathäusern, in Feld und Wald zu verbieten! Man will die Religion tötlich treffen, sie in die Ecke stellen oder in das stille Kämmerlein verweisen, wo sie ihr Dasein fristen mag, man will sie vor allem aus der *Schule* verbannen, damit sie die Jugend nicht gewinnen könne. Der Kirche darf bange sein um die „Freiheit", die ihr da beschert werden soll.

Die Anhänger des Trennungsgedankens wollen die Kirchen auf die Stufe von gewöhnlichen Privatvereinen, wie z. B. eines Sport- oder Wohltätigkeitsvereines oder einer Handelsgesellschaft herabdrücken. Wird das überhaupt *möglich sein?* Kirche und Religion sind die öffentlichste Angelegenheit von der Welt. „Man kann die Kirche nicht zu etwas machen, was sie nach ihrem ganzen Wesen, nach ihrer Entstehung und ihrem gegenwärtigen Bestand, nach Zweck und Bedeutung tatsächlich nicht ist und nicht sein kann", sagt der bekannte Berliner Jurist *Kahl*. Das haben wenigstens unsere Rechtsliberalen richtig erkannt, die sich gerade aus diesem Grunde bisher gegen die Trennung von Staat und Kirche gewehrt haben, weil sie fürchteten, daß die von dem Staate losgelöste, ungebundene Kirche erst recht ihre Macht entfalten und eine allzugroße, gefährliche Ellbogenfreiheit erlangen würde. Darum ist ja bisher *nirgends die Trennung rein und ehrlich durchgeführt worden*; überall, besonders aber in Frankreich hat man Vorbehalte gemacht und Vorsichtsmaßregeln gegen die „freie" Kirche aufgerichtet, aus Angst, sie könnte zu mächtig und dem Staate gefährlich werden. Man hat dort wohl den Staat erlöst von der Kirche, aber nicht die Kirche vom Staate, man hält sie weiter in Unterordnung und Vormundschaft. Und darin liegt die beste Anerkennung, daß die Kirche eine *öffentliche Macht* ist, und daß man sie nicht zu einem gewöhnlichen Verein degradieren *kann*. Der protestantische Jurist *Kahl* will sogar voraussehen, daß der Staat die Kirchenfreiheit gar nicht ertragen und früher oder später wieder zum Staatskirchentum zurückkehren würde!

Eine fast unüberwindliche Schwierigkeit würde die *Vermögensauseinandersetzung* zwischen Staat und Kirche bieten. Der Staat hat zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Kirchenvermögen säkularisiert, dem Staatsvermögen einverleibt; er übernahm dafür im Reichsdeputations-Hauptschluß § 35 die selbstverständliche *Rechtspflicht*, diese Güter zur Bestreitung des Aufwandes für Gottesdienst und Unterricht zu verwenden. Was also der Staat bisher zu Kultuszwecken geleistet hat, sind Zinsen des säkularisierten Kirchengutes. Wenn das Kultusbudget gestrichen wird, dann hat der Staat die Rechtspflicht, jene Kirchengüter an die Kirche *zurückzugeben*, und zwar nach ihrem *heutigen* Werte. Aber der Staat besitzt jene Güter zum großen Teile gar nicht mehr, er hat sie damals zu Schleuderpreisen veräußert. Abgesehen von der Schwierigkeit, welche diese Auseinandersetzung gerade jetzt bieten würde, wo wir so viel zu zahlen haben werden: Haben wir die Gewißheit, daß diese Rechtspflicht auch erfüllt werden wird? Wenn die Sozialisten die Mehrheit durch die Wahlen erlangen, wer will sie zur Gerechtigkeit zwingen? Trauen wir ihnen nicht allzu viel Großmut zu! Ihre Abneigung gegen die Kirche ist zu stark, als daß sie etwas für sie übrig hätten. Viele Kultusgebäude, bischöfliche Residenzen und Pfarrhäuser sind in das Eigentum des Staates gelangt. Wird der Staat diese Gebäude der Kirche wenigstens zum unentgeltlichen Gebrauch überlassen wie bisher? In sehr vielen Fällen wird es schwer sein und die langwierigsten Prozesse verursachen, das Eigentumsverhältnis, das Bestehen von Berechtigungen und Lasten festzustellen. Ein so verwickeltes und weitverzweigtes Verhältnis kann man nicht im Handumdrehen und mit einem Federstrich lösen! Und selbst, wenn die Kirche wieder in den Besitz und Genuß der ihr entzogenen Güter käme, so würden diese den seither gewachsenen und fortwährend wachsenden Bedürfnissen nicht genügen. Es müßten freiwillige Kirchensteuern in großem Maßstabe eingeführt werden, um Gotteshäuser, Pfarrwohnungen, christliche Schulen zu errichten und zu unterhalten, um den Kultus aufrechtzuerhalten, um die Kirchenbediensteten und Jugenderzieher zu besolden.

Wer noch auf dem Boden christlicher Weltanschauung steht, kann eine Trennung von Staat und Kirche, diese Ehescheidung im großen Stil, nicht begrüßen, weil er nicht wünschen kann, daß das öffentliche Leben und die Volkskultur entchristlicht werde;

er kann nicht wünschen, daß die Kirche mit einem Schlauche Wasser in die Wüste geschickt werde; er muß fordern, daß die Verbindung, welche so lange besteht, als das deutsche Volk in die Geschichte getreten ist, bestehen bleibe zum Segen beider.

Trennung von Kirche und Staat ist nicht das Zauberwort, um das christlich empfindende Volk mit der neuen Ordnung der Dinge zu versöhnen, denn jenes Wort atmet einen Geist, der dem Volke fremd und abhold ist und das schärfste Mißtrauen wecken muß. Wir begrüßen aufrichtig den wahren demokratischen Geist, denn es ist echt christlicher Geist; aber man mache es dem christlichen Volk nicht unmöglich, mitzutun! Die Staatsweisheit sollte sich jetzt darauf einstellen, alle Staatsbürger zu gewinnen, zu versöhnen und zu einigen und nicht einen neuen Kampf an Stelle des alten zu setzen. Will aber der Radikalismus einen neuen Kulturkampf — die Parole ist ja von der Loge der Ententeländer bereits ausgegeben worden —, so werden wir ihn aufnehmen und mit all der Ueberzeugungstreue und dem Opfermut durchhalten, der die Christen seit der ältesten Zeit in solchen Lagen geführt und beseelt hat. Stat crux, dum volvitur orbis!

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die unfähigen Umstürzler.

Unruhen und Hilflosigkeit in Deutschland; bei den Gegnern dagegen grimmige Entschlossenheit und schärfste Tatkraft.

Ueber das Satyrspiel, das dem revolutionären Heldenstück folgt, könnte man hohnlachen, wenn das wirre Treiben nicht Menschenblut kostete und nicht das ganze Volk in so furchtbare Gefahr brächte.

Die Putsche waren bisher eine Spezialität der Radikalen. Nun haben am 6. Dezember, der bereits „blutiger Freitag“ getauft ist, in Berlin zwei abenteuerliche Jünglinge im Auswärtigen Amt es auch mal mit einem Handstreich versuchen wollen. Nicht etwa behufs Gegenrevolution; an so etwas wagt niemand auch nur zu denken; die Waghälse wollten nur etwas Ordnung in die Regierungsverhältnisse bringen und deshalb den „Vollzugsrat“ beseitigen, der sich als Neben- und Ueberregierung störend und lähmend betätigt. Sie benutzten den Umstand, daß heutzutage, im Namen der „Freiheit“, ungeheuer viel befohlen wird und schließlich keiner recht weiß, wer zu befehlen hat. So wurde der „Befehl“ ausgegeben, den Vollzugsrat zu verhaften, und es fanden sich gutgläubige und wohlmeinende Soldaten, die ihn auszuführen versuchten. An demselben Nachmittag zog eine Schar Frontsoldaten vor das Reichskanzlerpalais, um Herrn Ebert zum Präsidenten der deutschen Republik auszurufen. Diese Männer hatten die richtige Erkenntnis, daß wir unbedingt eine einheitliche und feste Regierung gebrauchen; ihr Mittel zum Zweck war aber nicht überlegt und nicht vorbereitet. Ebert lehnte den improvisierten Titel natürlich ab, und zwar in der höflichen Form, daß er seinen Kollegen, dem Rat der Volksbeauftragten, die Entscheidung in solchen Dingen vorbehielt. Nun tagten zur selben Zeit die Radikalen in mehreren Versammlungen, wie das so tagsüblich ist. Als dorthin das Gerücht von der Verhaftung und von dem Präsidentschaftsangebot drang, wurden Straßenumzüge zum Protest in Gang gebracht. An einer belebten Ecke, wo man Verkehrsstörungen erwartete, waren Ordnungsmannschaften von dem Füsilierregiment aufgestellt. Als die Aufforderung zum Auseinandergehen erfolgt war, fielen Schüsse. Die eine Seite behauptet, es sei zuerst von den Soldaten geschossen worden; die andere Seite sagt, aus der demonstrierenden Menge seien die ersten Schüsse gefallen. Letzteres ist wahrscheinlicher. Der Führer der Soldaten kommandierte nun Feuer, und es lagen einige Dutzend Opfer auf dem Pflaster. Diese bedauerlichen Zwischenfälle benutzten nun schleunigst die Spartakusleute, um die Parole des Generalstreiks und der Massendemonstration für den folgenden Samstag auszugeben. Der Streikparole leisteten nur einige Munitionswerke und die bereits als bolschewistisch bekannte Arbeiterschaft eines großen Eisenwerks von Schwartzkopf Folge. Einige tausend Leute fanden sich aber zur Demonstration ein und so konnte Liebknecht eine Art Parademarsch veranstalten vom Reichstagsplatz bis zum Schlosse und zwar unter Schaustellung von Maschinengewehren, die sich in den Händen dieser Ueberrevolutionäre befinden. Diese Parade verlief Dank der Zurückhaltung der Polizei ohne Blutvergießen. Die Bürgerschaft holte Atem; doch mit großer Besorgnis sah man dem Sonntag entgegen, für den alle drei roten Rivalen mobil gemacht hatten. Die Ebert-Scheidemann'sche Sozialdemokratie hatte 13 größere Säle besetzt; die „Unabhängigen“ hatten mehrere öffentliche Plätze belegt und die Spartakusleute wollten in dem weiten Treptower Park östlich von Berlin ihre Truppen mustern. Aus diesem dreiseitigen Aufmarsch konnten die ärgsten Zusammenstöße entstehen. Doch ist die Sache ohne Blutvergießen verlaufen. Es wurde nur geredet und demonstriert.

Aber was bisher geschehen ist, genügt auch wahrlich schon, um das deutsche Volk in Entsetzen und unsere Feinde in Behagen zu versetzen. Die Regierungsunfähigkeit der Leute, in deren Hand die Macht gefallen ist, zeigt sich immer heilloser. Alle möglichen Räte und Ausschüsse wollen befehlen; jede Richtung sucht ihr Heil weniger in der Arbeit, sondern im Reden und Demonstrieren; die Straßenpolitik wird immer wirrer und wilder. Die Ebert-Scheidemannsche Sozialdemokratie, die den ersten Anspruch auf die Macht hätte, besitzt zu wenig Wagemut, wenn auch Scheidemann am Sonntag sehr kräftige Worte gegen die Spartakus-Leute fand und das Treiben der Internationalisten in München als das Treiben einer gewissenlosen Räuberbande bezeichnete. Die eigentliche Schuld an der Zerfahrenheit tragen die Unabhängigen, die ein Doppelspiel treiben. Sie sitzen mit den Gemäßigten anscheinend kollegialisch im hohen Rat, aber zugleich tauschen sie Händedrücke mit den Bolschewisten.

Wie kommen wir heraus aus dem Sumpf?

Ein Rettungsseil könnte der alte Reichstag bilden, der zwar behindert, aber nicht aufgelöst ist. Ebert hat sich aber durch die Unabhängigen verleiten lassen, dem Reichstag die Geltung abzusprechen. Der Präsident Fehrenbach hat diese gesetzwidrige Willkür gebührend zurückgewiesen. Trotz seiner bürgerlichen Mehrheit würde der Reichstag unter den obwaltenden Verhältnissen sicherlich Herrn Ebert ein legales Regierungsmandat geben. Damit wäre dann auch den feindlichen Machthabern der Vorwand genommen, daß es in Deutschland keine richtige Regierung gäbe, mit der man Friedensverträge oder Abkommen über Lebensmittel schließen könnte.

Wenn der Reichstag, die vorhandene Volksvertretung, ausgeschaltet bleibt, so kann nur die neue Nationalversammlung helfen. Aber die steht ja leider noch im weiten Felde. Von allen Seiten erhebt sich der Ruf, die Wahlen dürften nicht bis Mitte Februar hinausgeschoben, sondern müßten noch im Dezember oder doch sofort nach Neujahr vorgenommen werden. Diese Forderung wird nachdrücklich unterstützt durch den Bericht des Reichsernährungsamtes. Darnach reichen unsere Lebensmittel nur bis Anfang Februar aus. Wenn bis dahin nicht erhebliche Zufuhren kommen, so fängt die Hungersnot an. Auf den Hunger würde mit Naturnotwendigkeit die Anarchie folgen. Dann würden wir als das kleinere Uebel die Besetzung Deutschlands durch die fremden Truppen zu betrachten haben. Wir sind ja leider auf dem Wege, russisch zu werden, und da müssen wir uns darauf gefaßt machen, von der Entente ebenso behandelt zu werden, wie Rußland.

Nur die Nationalversammlung kann die Gefahren überwinden. Je schneller, desto besser! Ob die Wahl „technisch“ nach allen Feinheiten der Kunst geordnet wird, ist bei der drängenden Zeitlage nebensächlich. Wir brauchen zum Jahreswechsel noch eine Autorität, die auch von Herrn Wilson und seinen Verbündeten anerkannt und menschlich behandelt wird.

Putsche in München.

Auch in München hat die von der Regierung Kurt Eisners geduldete anarchistisch-bolschewistische Wühlerei ihre traurigen Früchte getragen. Die Terroristen hatten sich die Presse, gegen die Kurt Eisner vor einigen Tagen in Worten gewütet, zum Angriff durch die Tat erkoren. In der Nacht vom 6. zum 7. Dezember drangen Soldaten unter Führung des Anarchisten Mühsam in die Geschäftsräume verschiedener Tagesblätter ein, um sie unter die Gewaltherrschaft der Kommunisten zu stellen. In den Räumen der beiden Zentrumsblätter konnte Mühsam eine kurze zweistündige kommunistische Herrlichkeit etablieren, bis er durch die republikanische Schutzwache und Eisner selbst wieder expropriiert wurde. Bei den anderen Blättern wurde der Versuch meist in früheren Stadien erstickt. Zugleich zwang eine Schar den sozialdemokratischen Minister des Innern, Auer, in seiner Wohnung zur Erklärung seines Rücktritts, die allerdings

vom Ministerrat als null und nichtig erklärt wurde. Sind diese Putsche unblutiger wie die Berliner verlaufen, so eröffnen sie gleichwohl einen Blick in die Gefährlichkeit und Unhaltbarkeit der Lage. Es bleibt abzuwarten, ob die Regierung Eisners, die jetzt Waffengebrauch der zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit bestimmten Truppen in Aussicht stellt, der radikalen Elemente Herr werden wird. Die Bürgerschaft hat den Terror und die Vernichtung ihrer letzten kulturellen und wirtschaftlichen Güter satt. Nur wenn man endlich Ordnung schafft, wird der Entente jeglicher Vorwand zum Einschreiten genommen und werden die Wahlen zum neuen bayerischen Landtag am 12. Januar in Ruhe stattfinden können. Lehnt doch die Entente nicht nur jede Verhandlung mit den A.- u. S.-Räten ab, sondern auch jede endgültige Regelung mit den gegenwärtigen einseitig sozialistischen Regierungen, die sie nicht als legitimiert erachtet, um im Namen des deutschen Volkes zu sprechen. Sie verhandelt bisher nur mit der von der früheren ordnungsmäßigen Regierung bestellten Waffenstillstandskommission und der obersten Heeresleitung.

Die Länder am Rhein im neuen Deutschen Reich.

Von Studienrat Kuckhoff, Köln.

„Die Länder diesseits des Rheines haben seit Beginn der geschriebenen Geschichte dem deutschen Stamme angehört; öfter ihre Regenten wechselnd, haben sie durch alle Jahrhunderte Sitten, Sprache, Nationalcharakter unverändert beibehalten. Als die Gewalt der Revolution die Waffen Frankreichs nach Deutschland trieb, wurden sie erobert: welches auch damals der Gegensatz der Parteien sein mochte, alle waren sie eins darin, die Vereinigung mit einem fremden Volke als ein großes Uebel zu betrachten . . . sie hörten nie auf, Deutsche zu sein.“ So zu lesen in der ersten Nummer des Görresschen Rheinischen Merkur vom 23. Januar 1814.

Als die Gebiete am Rhein nach den Freiheitskriegen an Preußen kamen, haben sich ihre Bewohner nur ganz allmählich in die neue Lage gefunden. Man war sich immer bewußt, daß man „in eine arme Familie hineingeheiratet“ hatte, und eigentliche Preußen sind die Rheinländer nie geworden. Genau wie in Elsaß-Lothringen hat Preußen allzu lange die Länder als eroberte Gebiete betrachtet, hat der Eigenart der Bewohner nicht Rechnung getragen, landfremde Beamte ins Land geschickt und vor allem die religiösen Gefühle übersehen oder auch verletzt. Deshalb ist der Hang zur Stammesselbständigkeit im Rheinländer immer lebendig geblieben. Man war sich stets der kulturellen und wirtschaftlichen Ueberlegenheit im zentralistischen Preußen bewußt und haßte und verspottete den Talmiglanz des Wasserkopfes Berlin.

Nun ist die Revolution gekommen, und sie hat wider Erwarten derjenigen, die ihre Führer waren, die zentrifugalen Strebungen in ganz Deutschland geweckt. Der Ruf: Los von Berlin! ist am Rhein heute noch viel vernehmlicher als etwa in Süddeutschland. Das ist durchaus erklärlich. Denn die starke militärisch-bureaukratische Zentralinstanz Berlin, die Vormacht Preußens im Reiche, ist gefallen. Damit müssen sich natürlich die durch die bisherige Zentralgewalt zusammengeschweißten Teile lösen. Das haben die Männer der Revolution, die eben auch nur Berliner sind und nur berlinerisch denken können, nicht bedacht. Man wird eine neue Art der Verbindung unter den deutschen Stämmen suchen müssen. Daß die Bewohner der Länder am Rhein als besonderer Stamm geachtet sein wollen, versteht sich von selbst. Denn es erscheint ausgeschlossen, daß eine vollkommen zentralistische Republik Deutschland zustande kommt. Es kann nur an eine Föderativrepublik gedacht werden. Jedenfalls werden die deutschen Stämme niemals eine republikanische Zentralgewalt in Berlin anerkennen können. Natürlich wird man nicht etwa die Bewohner aller bisherigen Bundesstaaten als gesonderte Stämme betrachten können. Aber die Rheinländer sind neben den Bayern, Alemannen, Schwaben sicher ein besonderer Stamm.

Weil man sich dessen bewußt ist, deshalb empfindet man gerade am Rhein die augenblickliche Gewaltherrschaft in Berlin als so unerträglich. Es ist undenkbar, daß man hier auch nur einen Funken Verständnis aufbringen kann für die staatsrechtlichen Deduktionen der Berliner Regierung, die sich auf den Vollzugsausschuß der ASR Berlins aufbaut. Diese Berliner Zentralisation ist unendlich viel schlimmer als die frühere. Berlin ist, nachdem die Vormacht Preußen in Deutschland gesunken ist, nicht mehr der kulturelle und wirtschaftliche Mittelpunkt Deutschlands. Nirgendwo in Deutschland ist auch der demokratische Sinn so ausgeprägt wie am Rhein. Deshalb ist uns eine Diktatur, wie sie auch heißen mag, schlechterdings unerträglich. Darin sind sich alle Schichten der Bevölkerung, sofern sie rheinisches Blut in den Adern haben, einig.

Der Rheinländer ist stolz auf seine Vergangenheit, deshalb ist er aber nicht weniger ein guter Deutscher. Es ist deshalb verkehrt, wenn die Regungen der Selbständigkeit und der Ruf: Los von Berlin! der jetzt so vernehmlich erschallt, dahin gedeutet werden, als ob die Rheinländer die augenblickliche Lage Deutschlands benutzen wollten, um sich von ihm zu trennen. Nichts liegt ihnen ferner als dieses. Wohl aber müssen die Gefahren der fremden Besetzung beachtet werden. Wir wissen, daß die Feinde die Zeit der Besetzung dazu ausnutzen werden, das Volk durch Zuckerbrot und Peitsche so zu behandeln, um der Welt den Willen der Rheinländer zu einem Anschluß an Frankreich vorzutäuschen. Man wird die öffentliche Meinung in Rede und Schrift knebeln und Zeit und Mittel werden voraussichtlich hinreichen, um schwache Elemente hinüberzuziehen.

Die Rheinländer aber wollen Deutsche bleiben. Unser Recht der Mitbestimmung kann uns aber nur bleiben, wenn die Nationalversammlung sobald wie möglich einberufen wird. Gerade während der Zeit der Besetzung durch die fremden Truppen ist ein einheitliches Organ der gesamten öffentlichen Meinung in Deutschland notwendig. Sonst muß Deutschland zerfallen, und Generationen werden arbeiten müssen, um die Einheit wieder herzustellen.

Die Länder am Rhein wollen und müssen innerhalb des Verbandes der künftigen deutschen Republik bleiben, sie können und werden aber nimmermehr unter einem diktatorischen Druck Berlins bleiben. Um das zu erreichen, wird man zurzeit der fremden Besetzung die kulturelle Eigenart dieser Länder betonen müssen. Um aber frei zu sein und zu bleiben gen Westen, wird man ihnen die politische und kulturelle Selbständigkeit gegen Osten garantieren müssen. Sonst sind alle guten und schönen Worte in den Wind gesprochen. Die Berliner Regierung aber scheint den umgekehrten Weg der unbedingten Zentralisation gehen zu wollen. Sie macht dieselben Fehler, wie früher die preußische Regierung. Anders wäre es gar nicht erklärlich, daß man in Berlin jetzt schon in der Uebergangszeit daran geht, Verordnungen mit Gesetzeskraft zu erlassen und so das Mitbestimmungsrecht aller Landesteile zu unterbinden. Ob man denn wirklich in Berlin nicht fühlt, daß z. B. die Drohung mit der Trennung von Kirche und Staat, mit der Abschaffung der konfessionellen Schule für die überwiegend katholischen Rheinländer geradezu aufreizend wirken muß, vor allem, so lange ein Mann wie Adolf Hoffmann an der Spitze des Kultusministeriums steht? Das wird die gleichen Wirkungen haben wie der Kulturkampf unseligen Angedenkens.

Deshalb soll die Berliner Regierung die Gefahr nicht verkennen, die der Einheit Deutschlands droht durch die straffe Zentralgewalt. Sie stößt ab, statt zu vereinigen. Wir am Rheine werden auch unter der fremden Besetzung unser Deutschtum wahren. Bei uns wird die Parole lauten: Ein freies Rheinland im freien Deutschland![1]) Diejenigen, die den starken Brennpunkt Deutschlands, der im deutschen Kaisertum lag, benötigt haben, mögen dafür sorgen, daß sie möglichst bald wieder einen anderen Brennpunkt finden.

[1]) In diesem Sinne ist auch die Kundgebung zweier Riesenversammlungen in Köln am 4. Dez. zu verstehen, die nach Ansprachen des Reichstagsabgeordneten und früheren Staatssekretärs Trimborn, des Reichstags- und Landtagsabg. Marx, sowie des Hauptredakteurs Höber die baldige Proklamierung einer dem Deutschen Reiche angehörigen selbständigen rheinisch-westfälischen Republik forderten. Es wurde folgende Entschließung angenommen: „In Anbetracht der tiefgreifenden politischen Umwälzungen im Deutschen Reich, in der Erkenntnis der völligen Unmöglichkeit, in Berlin eine geordnete Regierung zu schaffen, in der Ueberzeugung, daß die Länder am Rhein nebst Westfalen politisch, kulturell und wirtschaftlich ausreichende staatsbildende Kräfte besitzen, gibt die Versammlung ihrem festen Willen Ausdruck, die Einheitlichkeit des Reiches zu wahren und den Wiederaufbau eines neuen deutschen Staatswesens von den Ländern am Rhein und in Westfalen aus aufzunehmen. Die Versammlung fordert deshalb die anerkannten Vertreter des Volkswillens aller Parteien im Rheinland, in Westfalen und den anderen Ländern am Rhein aufs baldigst die Proklamierung einer dem Deutschen Reiche angehörigen selbständigen rheinisch-westfälischen Republik in die Wege zu leiten.“

Freiheit des Staates, der Kirche, der Schule.

Von Domkapitular Dr. M. Buchberger, München.

Vor dem Zentral-Soldatenrat hat am 2. Dezember das bayerische Ministerium sein Programm entwickelt. Ueber die Ausführungen des Kultusministers berichten die Blätter:

„Kultusminister Hoffmann bedauert, daß er die neue Firma des Kultusministeriums nicht noch besser habe kürzen können. Am liebsten hätte er auch das Wort „Kultus" hinweggelassen. Aber später, wenn einmal die Trennung von Staat und Kirche erfolgt ist, könne auch dieses Wort in Wegfall kommen, und es soll dann nur Ministerium für Volksbildung heißen. Mein Programm ist kurz gesagt: Freier Staat, freie Schule, freie Kirche! Die Kirche hat es seit Hunderten von Jahren ausgezeichnet verstanden, ihre Fäden zu spinnen um Staat und Schule. Dadurch ist alles verfilzt worden, und ohne etwas Gewalt wird es dabei nicht abgehen, wenn alle diese Fäden wieder entwirrt werden sollen. Ich verlange auch eine freie Kirche. Wir haben eine solche nicht, weil sie vom Staate subventioniert ist. Das Oberaufsichtsrecht des Staates läßt sich zwar die Kirche gefallen, aber nur so lange, als sie eine Macht im Staate ist. Der Geist unserer Schule muß ein anderer werden. Bisher herrschte der autokratische der Kirche und des Militärstaates. Ein Mitschuldiger an diesem Krieg ist auch unsere Schule. Der Schule muß der Geist der Selbstverwaltung durch Mitregierung der Schüler gegeben werden."

Um ein Kultus- und Unterrichtsprogramm richtig würdigen zu können, muß man es prüfen an den Aufgaben und Bedürfnissen der Zeit, an der Lage und Verfassung des Volkes. Das bayerische Volk ist, von wenigen Kurzsichtigen und Leichtsinnigen abgesehen, durch die Ereignisse und Erlebnisse der letzten Zeit vergrämt und verbittert, von Sorge und Leid zu Boden gedrückt, aller Ideale und frohen Hoffnungen beraubt, in seiner Kraft gelähmt und gebrochen, zermürbt und zerschlagen wie kaum je im Laufe der Geschichte. Ein solches Volk braucht Oel für seine tiefen Wunden, Kraft für seine schweren Lasten und Aufgaben, lichte Sterne, zu denen es hoffend emporblicken kann, Ausblick auf neue Ideale, auch wenn sie sich jetzt noch so ferne schauen mögen. Trägt das Kultusprogramm dem nun auch Rechnung? Mit tiefem Schmerze muß man die Frage verneinen. Nein, der Minister verriet in dieser Stunde keinen Sinn und kein Herz für die äußere und innere Not des Volkes. Statt eines klaren Programms gab er seinen Zuhörern längst abgenützte, kraft- und inhaltslose Schlagwörter und Phrasen.

„Freier Staat, freie Kirche, freie Schule"! Man glaubt Töne aus Frankreich herüberzuhören. Den „Kultus" hätte der Minister am liebsten gestrichen aus seiner „Firma". Wann hat je ein bayerischer Minister so geringschätzig gedacht über die Bedeutung des Kultus und mit so wenig Würde geredet von seinem hohen Amte! Ist das Kultusministerium bereits in den Bereich eines Handelsgeschäftes, einer „Firma" herabgesunken? Ein Ministerium für „Volksbildung" schwebt dem Minister als Ideal vor. Soll diese Volksbildung ihres Fundamentes und Fermentes, der religiösen und der Herzensbildung entraten? Wohin solche „Bildung" führt, davon redet doch gerade unsere Zeit eine überlaute Sprache. Volkserziehung wäre jetzt ein dringenderes Gebot als Volksbildung. Ein Volk, dem die Schwingen fehlen zum Fluge nach oben, das keine innere Verpflichtung mehr kennt, das in nackten Egoismus und Materialismus herabzusinken droht, hat den Weg zum Niedergang und Untergang eingeschlagen.

Der Minister kündigt offen die Trennung von Staat und Kirche an. Der Volkswille scheint ihm hierin entweder schon festzustehen oder keine Bedeutung zu haben. Es handelt sich hier für Katholiken und Protestanten um ihre heiligsten Rechte, die in der Grundlage des Staates, in seiner Verfassung, sanktioniert und verankert sind. Diese Grundpfeiler des Staatsgebäudes werden nicht ausgehoben, ohne daß der Bau selbst aufs schwerste erschüttert wird. Gewiß ist das derzeitige Verhältnis zwischen Staat und Kirche in Bayern weder in allem ideal noch auch unabänderlich. Aber es ist etwas anderes, in gütlicher Vereinbarung einen modus vivendi zu finden, als die Fäden „mit Gewalt" zu zerreißen.

Jeder Kenner des bayerischen Volkes und der bayerischen Geschichte wird zugeben, daß die jahrhundertelange innige Verbindung zwischen Staat und Kirche in Bayern — trotz mancher Schatten auf beiden Seiten — dem Lande eine Quelle des Segens war. Woher hat Bayern seine selbst nach der Verschleuderung und Verwüstung der Säkularisation einzig dastehenden Schätze an Kunst und Wissenschaft? Wer hat unsere Kunst- und Büchersammlungen mit den kostbarsten Kleinodien gefüllt? Wer hat die herrlichen Bauten aufgeführt, die Bayerns Stolz bis heute sind und die einen Strom von Pilgern aus aller Welt anziehen? Wem verdanken wir die großen Schöpfungen und Leistungen im Dienste der Volkswohlfahrt und Caritas? Wer hat den Grund gelegt zu unserm Bildungswesen? Die Kirche war es. Man möchte meinen, es gäbe schönere, dankbarere und dringlichere Aufgaben als den Quell zu verschütten, der so befruchtend und erquickend über das Bayerland geflossen ist.

Der Minister verspricht der Kirche die Freiheit. Die „freie Kirche" gehört zu seinem Programm. Die Botschaft wäre freudig zu begrüßen, denn wahre Freiheit brauchen beide Gewalten, der Staat wie die Kirche. Königinnen sollen sie sein in ihrem Bereich, nicht Dienerinnen. Doch im Zusammenhang der Rede bekommt das Wort Freiheit einen bitteren Geschmack. Es erinnert allzusehr an das französische Trennungsgesetz vom Jahre 1905. Auch dieses Gesetz beginnt mit der Versicherung der Freiheit, denn Artikel 1 lautet: „Die Republik sichert Gewissensfreiheit. Sie gewährleistet die freie Ausübung der Kulte unter den einzigen Beschränkungen, die nachstehend im Interesse der öffentlichen Ordnung verfügt werden." Und dann wird in den „nachstehenden" 43 Artikeln als Hohn auf den ersten verfügt: Aufhören aller Staatszuschüsse (Art. 2), Aufhebung aller öffentlichen Kultusanstalten (Art. 2), Wegnahme aller beweglichen und unbeweglichen Güter der bischöflichen Mensen, Kirchenstiftungen, Presbyterialräte, Konsistorien und anderen öffentlichen Kultusanstalten (Art. 4), Uebergang sämtlicher Kirchen, Pfarrhäuser, Seminarien usw. samt allem Zubehör, sogar mit den hl. Geräten und Gewändern, ins Eigentum des Staates oder der Gemeinde (Art. 12 u. 13), Unterdrückung sämtlicher Lehrorden (Ges. v. 7. Juli 1904), Verbot des Religionsunterrichtes in den Schulen, Entfernung aller Kruzifixe aus den Schulen (Karfreitag (!) 1904), Entchristlichung aller Schulbücher, so daß das Wort Gott und Christus in der Schule nicht genannt werden darf. Das sind „die einzigen Beschränkungen" für die „Freiheit" der Kirche und der Gewissen. Solls auch in Bayern so werden?

Auch für die Schule verlangt das neue Kultusprogramm Freiheit und zwar Freiheit nicht bloß von der Kirche, sondern auch möglichste Freiheit von der Autorität der Eltern und Lehrer, den „Geist der Selbstverwaltung durch Mitregierung der Schüler." Mit der Ausführung dieses Programms wurde auch bereits begonnen, obwohl die angesehensten Fachleute und die erfahrensten Lehrer dringend davor warnten (so Prof. Rehm in Nr. 579 der „M.-A.-Abendzeitung") und obwohl die Eltern ganz bestürzt sind darüber. Aber es scheint, daß nach Wynekens Vorschlägen auch die Kinder „enteignet" werden sollen. „Unsere Jugend ist durch die zahllosen Schädigungen, die der Krieg gebracht hat, schon schwer genug betroffen. Soll sie nun noch zum Opfer eilfertiger und vielleicht vergänglicher Neuerungsversuche werden?" (Prof. Rehm.) Ja, sie soll es. Statt der so notwendigen Sammlung kommt neuerdings Aufregung und Ablenkung, statt der notwendigen Festigung eine neue Lockerung der Bande, statt Ehrfurcht und Bescheidenheit unreife Selbstüberschätzung und Pietätlosigkeit. Die Schüler werden zur Regierung herangezogen, die Eltern aber haben nichts zu sagen; reife und fertige Menschen scheiden aus. Wohin soll diese Verkehrung aller Bildungs- und Erziehungsgrundsätze führen?

In der Kriegswirtschaftlichen Beilage zum „B. Kurier" hat A. Franz jüngst das Schulprogramm des Kultusministers aus seinen Landtagsreden zusammengestellt. Nimmt man die dort entwickelten Gedanken rein theoretisch — denn praktisch sind sie unausführbar — so verspürt man in manchen Ideen und Grundsätzen den belebenden Hauch des Frühlings; aber das Programm, das vor dem Soldatenrat entwickelt wurde, deutet nur auf rauhe Winterstürme.

Wohl noch zu keiner Zeit

lag die umgehende Erneuerung des Bezugs der „Allgemeinen Rundschau" so im Interesse unserer Leser, wie jetzt, wo es für die gebildeten Katholiken gilt, sich scharfe geistige Waffen für die Zukunft zu erhalten. Neubestellungen nehmen alle Postämter vom 15. Dezember ab entgegen. Der Bestellzettel liegt der Postauflage dieser Nummer bei.

Gemeinsame Interessen der beiden Konfessionen.

Von Kirchenrat Stadtpfarrer Julius Schiller, Nürnberg.[1])

I.

Es war im August 1902, da drängte es mich, angesichts der leidigen konfessionellen Kämpfe im engeren und weiteren Vaterlande in einem süddeutschen Blatt Vorschläge zu machen, wie dieser Streit, welcher auf die Dauer schädigend, ja verderblich wirken mußte, begraben werden könnte. Die Folgen der kleinen Abhandlung überwältigten mich. Ganze Stöße von Briefen und Karten flogen ins Haus. Prinzessinnen und Landgeistliche, Kleriker und Laien jubelten mir zu und aus der einen Betrachtung entstanden in wenigen Tagen deren sechs. Seitdem arbeite ich unausgesetzt im Dienste des konfessionellen Friedens und habe mich dessen nicht zu schämen; denn ein stattliches Gefolge hat sich im Lauf der Jahre angeschlossen: Erzbischöfe, Universitätsprofessoren, Geistliche, Redakteure u. a. Professor Harnack in Berlin hielt an Kaisers Geburtstag (1907) in der Akademie eine bedeutsame Rede über das gleiche Thema, welches seitdem nicht mehr abgesetzt worden ist. Zwar gelang es mir nicht, einen eigentlichen Verein zu gründen, der die Sache weiter verfolgt, in die Wege geleitet und ausgebaut hätte. Dazu erwies sich Nürnberg, meine Wirkungsstätte, als nicht geeignet. Die vorbereitenden Schritte blieben ohne Resultat. Sie mußten es bleiben, weil die protestantische Stadt und das gute Verhältnis zwischen den Konfessionen gerade an diesem Platze den Versuch einer Vereinsgründung scheitern ließen. Aber der entstehende Weltbrand brachte es von selbst mit sich, daß der Burgfriede einerseits, die gemeinsame Not und die dadurch hervorgerufene Verbrüderung der verschiedenen Konfessionsangehörigen anderseits die konfessionellen Unterschiede in den Hintergrund drängten und die häßlichen Fehden nahezu ganz verstummen ließen. Darum läßt sich auch erhoffen, daß die Streitaxt jetzt nach Beendigung des Krieges nicht wieder aufs neue hervorgeholt wird. Wir haben so viele schwierige Aufgaben zu lösen, daß wir für konfessionelle Kämpfe weder Zeit noch Stimmung übrig haben. Hat sich doch heute schon die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die Interessen der beiden Hauptkonfessionen auf vielen Gebieten sich berühren, ja direkt zusammengehen.

Von den gemeinsamen Aufgaben in Fragen der Schule und in der Abwehr der Kirchenfeinde war in meiner letzten Betrachtung („A. R." Nr. 52/1917) die Rede. Heute wollen wir den Blick auf anderes lenken. Das Kapitel der Jugenderziehung wird stets ein aktuelles bleiben. Nicht in trotziger Auflehnung wider göttliche und menschliche Gebote wächst ein tüchtiges Volk heran, sondern im Gehorsam gegenüber göttlichen und menschlichen Autoritäten, in strenger und bewußter Pflichterfüllung, in ernster Gottesfurcht. Solchen Geist unseren Söhnen auf den Lebensweg mitzugeben, unsere Töchter in schlichter, frommer Sitte des Hauses zu erziehen, daran liegt unsagbar viel. Aus der Familie quillt beides, Segen und Verderben. An diese alten Wahrheiten immer wieder zu erinnern, tut heute doppelt not, zumal die jahrelange Entfernung zahlloser Väter solch tieftraurige Erscheinungen zur Folge hatte, daß wir noch lange darunter zu leiden haben werden. Welche unheimliche Steigerung hat nur die Kriminalität der Jugendlichen unter dem Einfluß des Krieges erfahren! Und zwar war es nicht etwa die Not der Zeit, sondern die abnorm hohen Einnahmequellen brachten es mit sich, daß Leichtsinn und Sittenlosigkeit der Jugend in erschreckendem Maße sich vermehrten. War in Preußen die Zahl der anhängigen Strafverfahren gegen Jugendliche im Jahre 1914 51500, so stieg dieselbe im Jahre 1917 auf 177000. In welchen Abgrund von Verderbnis schauen wir hinab, wenn uns die Statistik der Gerichte von den Ehescheidungsprozessen erzählt, welche seit Beginn des Krieges in solch rapider Weise zunahmen, daß wir aus dem Entsetzen nicht herauskommen. Wäre es für die Kirche nicht geradezu ein Verbrechen, angesichts solcher tieftraurigen Zustände die Hände müßig in den Schoß zu legen, statt alle Kräfte anzuspannen, um zu retten, was irgend noch gerettet werden kann?

„Es mag die Stadt, die auf dem Berge liegt, nicht verborgen sein." Ist es richtig, daß nach der Erfahrung das sittliche Verderben meist in den oberen Schichten der Gesellschaft zu beginnen pflegt, um dann früher oder später in die eigentlichen Volkskreise hinabzusickern, dann muß es das Bestreben der Kirche sein, vornehmlich die Kreise der sogenannten Gebildeten bei dem Rettungswerk ganz besonders im Auge zu behalten. Darüber hat der Leipziger Kirchenhistoriker Hauck noch kurz vor seinem Heimgang in beachtenswerter Weise sich verbreitet. Während vor hundert Jahren im deutschen Geistesleben die Philosophie einen breiten Platz einnahm, wurde sie im neunzehnten Jahrhundert mehr und mehr von der Naturwissenschaft verdrängt. Deren Forschungen verschoben und veränderten das Weltbild. Seitdem ist unsere Erde aus dem Zentrum des Kosmos in die Peripherie gerückt. Der Abgrund, die Tiefe der Natur hat für uns nichts Grauenerregendes mehr, sondern etwas Erhabenes und Erhebendes. Die Forschungen, welche bis in die dunkeln Tiefen des Meeresgrundes hinab, bis in die kleinsten mikroskopischen Gebilde hineinreichen, stellen uns Christen das Weltall als ein Werk unergründlicher Schöpferweisheit dar, als einen Abglanz unendlicher Schönheit. Freilich nur den Christen. Die Einsicht in die Naturgesetze gewährte eine Besitzergreifung der Natur, eine Herrschaft über die Natur, von welcher unsere Großväter keine Ahnung haben konnten. Man spricht heute davon, daß es kaum ein unlösbares Rätsel, kaum eine unlösbare Aufgabe in Zukunft geben würde. Welche Leistungen hat allein der deutsche Erfindergeist in den Kriegsjahren vollbracht. Dies alles ist gewiß etwas Großartiges. Wäre nur nicht die Kehrseite dieser Naturbewältigung: die Diesseitigkeitskultur, die Weltvergötterung. Der Mensch von heute, der nur auf sich selber sich stellt, krankt an Hochmut, an Selbstüberschätzung. Ist er für ethische Einflüsse überhaupt noch empfänglich, so kommt er über Autonomie und Selbsterlösung nicht hinaus. Von den Anschauungen unserer Väter will er gar nichts wissen. Ist die Erde aus dem Zentrum der Welt gerückt, wo bleibt dann noch Raum für die Vorstellung, daß die Entwicklung der Menschheit Zweck und Ziel des unendlichen Weltgeschehens bildet? Ist damit nicht der Glaube hinfällig, daß in der Erlösung der Menschheit die Vollendung der Welt liegt? Ist nicht der Glaube an Jesus Christus ein eitler Wahn, eine Projektion der Sehnsucht nach dem, was der Menschheit ewig versagt bleibt? Wer wüßte nichts von solchen Fragen, die in der Bildung der Gegenwart auf und ab wogen, von den einen trotzigstarr bejaht; wieder andere werden von ihnen geängstigt und gequält, während das Häuflein der Bekenner immer mehr zusammenzuschmelzen droht und kaum einer ganz unberührt davon bleibt. Was hat die Kirche da zu tun? Diese Frage ist sehr wichtig, sehr ernst. Die Kirche darf die Fühlung mit den Gebildeten nimmermehr verlieren, sonst würde sie auf ihren Weltberuf verzichten. Ja sie wird gut tun, im Hinblick auf ihre Versäumnisse ihre Schuld einzugestehen. Man hat der Verkommenen und Verwahrlosten sich angenommen, aber die „Gebildeten" hat man sich selber überlassen. Man hat sich viel zu wenig um sie gekümmert. Dabei hat man vielfach übersehen, daß nicht überall Hochmutsgeist oder gar Frivolität die Ablehnung der Kirche mit sich brachte, sondern zuweilen aufrichtiges Streben nach Wahrheit, offener Wahrheitssinn. Wir dürfen keinem Gebildeten zumuten, in großen, entscheidenden Fragen leichthin ein Ja auszusprechen, während er lieber Nein sagt. Vielmehr haben wir uns auf andere Mittel und Wege zu besinnen, wenn die zuerst versuchten nicht zum Ziele führten. Falsche Kompromisse sind freilich nicht am Platz. Wer keinen Unterschied von gut und böse zugeben, anerkennen kann, dem ist nicht zu helfen. Die Kirche darf nie auf einer Abschwächung, Verhüllung, Verleugnung betroffen werden, wenn es sich um fundamentale Wahrheitspunkte handelt. Sie darf nie auf Anschauungen verzichten, welche sie mit gutem Gewissen nicht preisgeben kann. Und doch darf sie darin nicht müde werden, trotz aller widrigen Erfahrungen, trotz aller Enttäuschungen, die Gebildeten für das Reich Gottes zu gewinnen.

Der Gebildete mag zur Kirche stehen wie er will, eines muß er ihr lassen, eine Anerkennung kann er ihr nie versagen: ihre Arbeitsleistung auf dem caritativen Gebiet. Und zwar

---

[1]) Anmerkung der Redaktion: Der Friede unter den Konfessionen in Deutschland ist ein so hohes Gut, seine Erhaltung angesichts der schweren Gegenwart und Zukunft eine so zweifellose Notwendigkeit, daß jede Stimme, die für ihn wirbt, und jeder Hinweis auf Mittel und Wege, die ihn zu fördern geeignet sind, zu begrüßen ist. Der wegen seines unerschrockenen Eintretens für den konfessionellen Frieden weithin geschätzte, hochangesehene Nürnberger evangelische Stadtpfarrer ist in der „Allgemeinen Rundschau" schon mehrfach zu Worte gekommen; zuletzt in Nr. 52, 1917 mit der Betrachtung über „Gemeinsame Aufgaben der beiden Hauptkonfessionen in Deutschland". Auch die folgenden Ausführungen, die sich inhaltlich als Ergänzung jenes Aufsatzes darstellen, werden bei unseren Lesern verständnisvoller sympathischer Aufnahme sicher sein, als die Herzensmeinung eines Mannes, der vom Boden des Bekenntnisses seiner Kirche aus die Lage betrachtend die Hand zum friedlichen Zusammenwirken im Dienste des Vaterlandes reicht.

Und es auch hier wieder die beiden Hauptkonfessionen, welche seit langem darin wetteifern und in Einzelverzweigungen sich die Hände reichen. Die protestantische „Innere Mission“ ist auch im katholischen Lager wohlbekannt. Von konfessionellen Kämpfen hat sie sich je und je ferngehalten und sie hat gut daran getan. Ihre Aufgabe sieht sie darin, die sittlichen Notstände zu beseitigen und das gesamte sittlich-religiöse Volksleben zu heben und zu fördern. Dem barmherzigen Samariter gleich zieht sie durch die Länder, um dem tausendfachen geistlichen und leiblichen Elend der Menschen zu steuern und zu wehren und baut so, bewußt oder unbewußt, Brücken zwischen den beiden Hauptkonfessionen. Hier, in den vielseitigen Werken der Inneren Mission, haben wir Einheit im Geist, eine Einigung, die uns anderwärts fehlt, im Schatten und Vorbild eine Erfüllung des Christuswortes von der einen Herde unter dem einen Hirten. Oder ist es nicht also, daß bis heute zahllose evangelische und katholische Pfarrer Tröster der Betrübten, Helfer in Not und Armut sind, Gottvertrauen, Liebe und treue Pflichterfüllung predigen und auf diese Weise zur Milderung der konfessionellen Gegensätze beitragen? Während die Innere Mission verhältnismäßig jungen Datums ist, geht die Liebestätigkeit der katholischen Kirche auf Jahrhunderte zurück. In ihrem Organisationstalent steht sie fast einzigartig da. Der Verbände sind so viele, daß nur einzelne herausgegriffen werden können. Der Vinzenzverein unterstützt Arme und Kranke. Die katholischen Gesellenvereine entsprechen den protestantischen Jünglingsvereinen. Der Bonifaziusverein hat zum Gegenstück den Gustav Adolfverein, welcher für die Glaubensgenossen in der Diaspora Sorge trägt. Die Vereinigung der „Barmherzigen Schwestern“ hat sich im Weltkrieg auf's neue glänzend bewährt. Während ihre Zahl 1880 von der der evangelischen Diakonissen überflügelt wurde, hat sich das Verhältnis seit 1885 merklich verändert. Neuerdings hört man wohl am meisten von dem Caritasverband (1897 organisiert), welcher viel Segensreiches wirkt und seinen Aufgabenkreis immer weiter spannt.

Aber auch außerhalb der religiös-sittlichen Zwecke fehlt es nicht an gemeinsamen Beziehungen im bürgerlichen und sozialen Leben. Dahin gehören die christlichen Gewerkschaften und Arbeitervereinigungen, welche auf gemeinsamem christlichen Boden stehen. Vorbildlich wirkt nicht minder ein großer Chor protestantischer und katholischer Forscher und Gelehrter, welche zusammenarbeiten und sich ergänzen, mit Volldampf schaffend, daß man seine Freude daran haben muß. Durften wir doch im Herbst 1917 aus Anlaß des Reformationsjubiläums mit Dank und Freude konstatieren, daß Kiefl in Regensburg und andere tiefes Verständnis für diese geistige Bewegung offenbarten. Harnack wiederum und andere haben schon seit Jahren die Bedeutung der katholischen Kirche gern anerkannt und gewürdigt. Auch dies ist nichts Neues, daß protestantische und katholische Kirchenhistoriker sich friedlich die Hände reichen, um große wissenschaftliche Aufgaben gemeinsam zu erledigen. Lauter erfreuliche, dankenswerte, bedeutsame Symptome für die Zukunft.

Vorweihnacht.

Das ist des Jahres holdheimlichste Zeit
Voll seligem Harren und Hoffen,
Die Herzen und Hände zum Geben bereit,
Dem Glück und der Freude weit offen.

Es leuchtet mit hellem, verheissendem Schein
Verklärend vom Himmel hernieder
Ein Stern in das finsterste Dunkel hinein. —
Es rauscht wie von Engelsgefieder.

Es legt eines Kindleins versöhnende Hand
Sich heilend auf schmerzende Wunden,
Da muss, was im Feuer des Hasses entbrannt,
Im Lichte der Liebe gesunden.

Kommt, reicht euch in Eintracht die Hände zum Bund
Und lasst wie die Kinder uns werden,
Ersehnter klang nimmer aus Engelsmund
Die Botschaft vom Frieden auf Erden!

Josefine Moos.

Eine religiöse Bewegung unter den Gebildeten.

Von Rechtsanwalt Dr. A. Kneer, Trier.

Nicht unsere Bildung wird uns retten,
sondern allein das Evangelium. (Sohm.)

Im kirchlichen Leben der Gegenwart steht der gebildete Laie nach der landläufigen Schätzung nicht sonderlich hoch im Wert. Gewiß, in der Schicht der einfachen Leute findet sich verhältnismäßig mehr gediegene Frömmigkeit und treukirchlicher Sinn, obwohl es auch dort an kahlen Stellen und dürren Strecken nicht fehlt. Auf der anderen Seite gibt es doch auch einen stattlichen Prozentsatz gebildeter Katholiken, die ihrem Gotte treu sind und redlich zur Kirche halten, und darunter manche, die in religiöser Beziehung geradezu als Muster hingestellt werden können. Aus diesen Kreisen heraus ist nun im Laufe der letzten Jahre eine bemerkenswerte Bewegung entstanden.

Will man sich an äußere Daten halten, so mag man den Beginn dieser Bewegung in das Jahr 1908 setzen, wo sich während der Düsseldorfer Katholikenversammlung eine kleine Schar führender Geistlichen und Laien über das Verhältnis der gebildeten Katholiken zur Kirche austauschte. Die Wurzeln der Bewegung greifen aber wohl tiefer: sollte die Saat, die hier aufgeht, letzten Endes nicht auch gesät sein von der Segenshand des großen eucharistischen Papstes Pius X., dessen Dekret von 1905 sich so auch in dieser Hinsicht als eine „Großtat der göttlichen Erbarmung“ erweisen würde? In der Folgezeit ist das Thema mehrfach in Zeitungen und Zeitschriften erörtert worden, auch wiederholt an dieser Stelle (seit 1910). Der geistvolle Kirchenfürst Bischof von Faulhaber bezeichnete 1911 die Wiedergewinnung der gebildeten Schichten unseres Volkes für das praktische Christentum als „das Königsproblem der Gegenwart“. Von wesentlicher Bedeutung war, daß man sich gleich anfangs zu organisatorischen Maßnahmen entschloß, indem man (wir folgen hier dem noch zu besprechenden Jahrbuch S. 5) „zur Gründung von Vereinen und Gruppen anregte, die sich zur Aufgabe stellten, die gebildeten Katholiken auf rein religiöser Grundlage zu sammeln und ihnen in Ergänzung der ordentlichen Seelsorge eine ihrem eigenartigen Bildungsgange und den besonderen Glaubensgefahren sorgsam angepaßte Belehrung über die Glaubenswahrheiten zu vermitteln. Der Versuch gelang. Der Winter 1908—1909 sah bereits eine Reihe von Vereinen, die im Sinne jenes Düsseldorfer Beschlusses begeistert und erfolgreich arbeiteten. Die Bewegung, die sich ganz organisch und ohne laute Anpreisung fortpflanzte, erwies sich als lebensfähig, ja vielfach als ein Bedürfnis. Im Jahre 1913 schlossen sich die bereits gegründeten Vereine zu dem „Verband der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung“ zusammen. Kurz vor ihrem hoffnungsvollen Aufstieg wurde die Bewegung durch den Ausbruch des Krieges jäh gehemmt. Trotzdem entschloß sich die Generalversammlung des Verbandes vom Jahre 1916, die Arbeiten in vollem Umfange wieder aufzunehmen und dieselben durch Schaffung eines Generalsekretariates in ihren Erfolgen zu sichern“. Als Generalsekretär wurde Divisionspfarrer Dr. Franz Xaver Münch bestellt.[1])

Was will nun die Bewegung im einzelnen, und was hat sie erreicht? Hierüber unterrichtet uns in vorzüglicher Weise das jüngst vom Generalsekretär herausgegebene „Jahrbuch“[2]), das in drei Teile zerfällt: I. Aufsätze,[3]) II. Mitteilungen der Verbandsleitung und III. Berichte aus dem Vereinsleben.[4])

[1]) Sitz des Verbandes ist Köln am Rhein (Viktoriastraße 15, Postscheckkonto Köln 52 517 [Geheimrat Gussone]).

[2]) Verband der Vereine katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung. Jahrbuch 1918. Druck von L. Schwann, Düsseldorf. Nach S. 122 des Jahrbuchs steht dasselbe den „Stiftern“ (einmaliger Beitrag von wenigstens 500 M, auch in Jahresraten zahlbar), den „Förderern“ (jährlicher Beitrag von wenigstens 20 M) und den „Gönnern“ des Verbandes (jährlicher Beitrag von wenigstens 3 M) zu.

[3]) Generalsekretär Franz Xaver Münch: Was wir wollen! Abt Ildefons Herwegen O. S. B.-Maria Laach: Der heilige Benedikt und die Germanen; P. Friedrich Kronseder S. J., Stab der 9. Landwehrdivision: Die Seelsorge der Gebildeten im Felde; Leutnant Dr. phil. Hermann Platz-Düsseldorf: Ueber die religiöse Beeinflussung katholischer Akademiker; Universitätsprofessor Dr. theol. Arnold Rademacher-Bonn: Die religiöse Lage der heutigen Akademiker und ihre Forderungen.

[4]) Ortsgruppen sind bisher entstanden (wir fügen in Klammern Gründungsjahr und Mitgliederbestand hinzu) in Aachen (1908, 200), Barmen (36), Berlin (1917, 162), Bonn (1908, 113), Braunschweig (1914, 29), Bremen (1909, 28), Cleve (1909, 70), Koblenz (1918), Köln (420), Dortmund (1916, 108), Dresden (1918, 10), Duisburg (1912, 106), Düsseldorf (1909, 322), Elberfeld (50), Essen (1918, 300), Frankfurt a. M. (1918, 63), Hagen (1918), Hamm (1916, 70), Hildesheim (1913, 59), Metz (1911), Neuß, Recklinghausen (1913, 120), Rheydt (1917, 52), Zwickau (1917, 31). Ueber alle Einzelheiten gibt das Jahrbuch eine ebenso ausgiebige wie übersichtliche Auskunft.

Nach seinen „Leitsätzen" (S. 67) bezweckt der Verband einen engeren Zusammenschluß der Gebildeten zur wirksamen Verteidigung und Vertretung der katholischen Weltanschauung. Als Ziele dieses Zusammenschlusses werden bezeichnet: Stärkung des Einzelnen in seiner religiösen Ueberzeugung, Anregung zu praktischer Betätigung dieser Ueberzeugung, Wiedergewinnung der Schwankenden und Abseitsstehenden. Politische Bestrebungen sind strengstens ausgeschlossen. Eine Erläuterung und praktische Ausgestaltung erfahren diese Leitsätze in den „Ratschlägen und Wünschen der Verbandsleitung" bei Gründung und Aufbau der Ortsgruppen (S. 85—87), wo als Mittel zur religiösen Belehrung und Belebung in den Kreisen der Bildung insbesondere empfohlen werden: Vorträge; systematische Unterrichtskurse oder Zirkel; monatliche Andachten, Exerzitien und liturgische Einführungen.

Das „Jahrbuch" ist eine Lektüre besonderer Art. Würden die fünf einleitenden Abhandlungen mit ihrem Gedankenreichtum und in ihrer edlen Form schon für sich ein wertvolles Buch darstellen, so haben wir in den praktischen Abschnitten Dokumente religiösen Lebens vor uns, die nicht alltäglich sind, Dokumente, die besagen, daß es in den Kreisen der Gebildeten um das Christentum so schlecht nun doch noch nicht bestellt ist, wie man vielfach angenommen hat, daß hier noch aufrichtige Frömmigkeit nach Verstehen und Helfen verlangt, und daß hier bei rechter Saat noch schöne Ernten einzubringen sind. Man hat das früher nicht recht glauben wollen. Man hat zu sehr Klagen als Anklagen, aufrichtiges Begehren als hochmütiges Aufbegehren empfunden. Freilich, seitdem im Jahre 1912 der Kapuzinerpater Dr. theol. Joh. Chrysostomus Schulte in Münster i. W. sein ausgezeichnetes Buch über „Die Kirche und die Gebildeten, zeitgeschichtliche Erwägungen und pastoraltheologische Anregungen" (Freiburg i. Br., Herder) herausgegeben hat, kann sich niemand entschuldigen, er habe die Verhältnisse nicht gekannt. Das (schon in 2. Auflage vorliegende) Buch gibt ebenso erschöpfend wie anregend, ebenso sachlich wie vornehm alles an die Hand, dessen man in dieser Frage bedarf. Aber auch dieses Werk und sein eindringlicher Hinweis auf die „religiöse Notlage" dieser Kreise hat nichts daran ändern können, daß man das Gebiet der speziellen Pastoration der Gebildeten ebenso unbewirtschaftet gelassen hat wie bisher, und daß man in einer Zeit, wo alles angebaut werden sollte und gar manches mit spezieller Intensität gepflegt worden ist, hier ein großes Brachfeld hat liegen lassen. Wenn es heute in dieser Beziehung anders ist oder wird, so ist das nächst der besondern Gnade Gottes im wesentlichen der Selbsthilfe der Gebildeten zu danken — ein erfreulicher Beweis für ihr Gottsuchen und eine tröstliche Zuversicht für ihr Gottfinden. Daß der Verband nur „im Anschluß an die Kirche" arbeiten will, liegt in der Natur der Sache und ist im Programm ausdrücklich festgelegt. Der Episkopat begleitet die Bewegung mit seinem Segen. Mit Dank muß der Mitarbeit des Ordensklerus sowie der Hochschullehrer und der Religionslehrer an den höheren Schulen gedacht werden. Das besagt auch, daß die Bewegung nichts zu tun hat mit Eigenbrödelei oder Hochmut. Die Gebildeten wollen mit den Scharen des Volkes gehen, die dem Heilande und seinen Jüngern folgen. Soll ihnen, deren „Bildungsgang mit den schwersten Glaubensgefahren verbunden" ist, nicht eine Nikodemusfrage den Weg erleichtern dürfen? Stand der Herr nicht auch am späten Abend noch liebevoll dem fremden Besucher Rede und Antwort? Freilich müssen wir, wie der vornehme Pharisäer, „bescheiden, ehrlich, aufrichtig, forschend voll Begierde, das Heil zu finden" (Meschler), zu Jesus kommen.

Will die Bewegung, die sich im „Verbande katholischer Akademiker" verkörpert, ihres Erfolges auf die Dauer sicher sein, so wird sie getreu ihrem Programm zweierlei ganz besonders im Auge behalten müssen. Einmal wird alles zu vermeiden sein, was auch nur im Entferntesten nach Vereinsmeierei schmeckt. Mit vollem Recht betont der Generalsekretär in seiner programmatischen Einleitung (S. 6), daß „der Bewegung nichts ferner liege, als in lauter Form und unter Anwendung aller Organisationstechnik sofort weite Scharen zu gewinnen. Was wir erstreben, ist: Wirkliche, ernste und gediegene Kleinarbeit in kleinen und kleinsten Kreisen an den Seelen der gebildeten Katholiken". Und dieser fundamentale Gedanke ist in den „Ratschlägen" (S. 87) dahin ausgeführt: „Einen sichtbaren Erfolg wird unsere Bewegung nur dann zeitigen, wenn wir eine genügende Zahl von Persönlichkeiten für eine persönliche Propaganda begeistert haben. Die Werbetätigkeit von Seele zu Seele ist das Geheimnis des Erfolges, namentlich in der Seelsorge der Gebildeten. Hier sitzt das Herz der Bewegung, und hier gerade hat die Tätigkeit des Laienapostolates einzusetzen. Wir müssen um die einzelne Seele ringen." Mit der Gründung einer Ortsgruppe zur Veranstaltung von Vorträgen und Diskutierabenden und liturgischen und anderen religiösen Wochen ist es allein nicht getan. Ohnehin werden auch hier — Menschenwerk — die guten Vorsätze, die schönen Worte üppiger gedeihen als die Seelenarbeit, die Tat. Wohl aber erscheint (nach den „Ratschlägen" S. 85) die Gründung und gedeihliche Entwicklung einer Vereinigung dann gesichert, wenn auch nur „ein Laie oder Geistlicher in Liebe zu Christus und seiner Kirche verständnisvoll und selbstlos für die Bewegung eintritt". Selbstlos. Dieses Moment der von Selbstsucht, Ehrsucht, Eitelkeit freien Hingabe an die Sache, an eine ideale Bestrebung, die der demütigen Vertiefung und Verinnerlichung dienen will, kann nicht stark genug betont werden. Gott suchen .... „Was wir sind, ist nichts; was wir suchen, ist alles."

Das Zweite, was zu beachten ist und mit dem Vorgesagten im engsten Zusammenhange steht, ist das: die Bewegung muß eine rein religiöse sein und bleiben. Selbstverständlich muß jede Politik ausgeschlossen sein. Aber auch der Gesichtspunkt der Geselligkeit muß zurücktreten. Gegenüber dem natürlichen Bestreben der Unternehmung, zu allgemein kulturellen Erörterungen abzugleiten, wird der Nachdruck immer wieder auf die aszetische Seite zu legen sein. Aszese richtig verstanden als Kampf mit sich selbst, Selbstüberwindung, als seelische Veredelung. Die Beteiligten sollen sich nicht nur an den Abenden zu ernstem Tun zusammenfinden, sondern auch, und mindestens ebenso oft, in der Frühe an der Kommunionbank. Weltanschauung und Lebensführung in harmonischem Bunde. Es sollen gewiß auch die „Schwankenden und Abseitsstehenden" wiedergewonnen werden, aber das Hauptgewicht wird doch auf das Wiedergewinnen der eigenen Seele zu legen sein. Sentire et vivere cum ecclesia. Aus Gedankenlosigkeit, Bequemlichkeit, Unwissenheit, Lauheit aufstehen, sich veredeln und damit die Umwelt, „die Welt" verbessern. Das eigene gute Beispiel — das muß das nächste Ziel sein, es darf das höchste Ziel bleiben. „Geht einer noch so leisen Gang, er zieht doch stille Herzen mit."

Aus dem Gesagten ergibt sich ohne weiteres, daß wir es hier mit einer religiösen Bewegung innerhalb der gebildeten Männerwelt zu tun haben. Insbesondere das Problem des verheirateten Mannes, das sich keineswegs in sexualmoralischen Fragen erschöpft, der Mann als Ehemann und als Vater, als Haupt der Familie, wird zu den wichtigeren Themata gehören. Für die Frauenwelt gibt es ja andere Veranstaltungen.

Wenn wir schließlich an der Hand des Jahrbuches aus dem Leben der Vereinigungen noch einige Einzelheiten anführen sollen: In Aachen finden wir im Vorstande u. a. den Regierungspräsidenten, den Oberbürgermeister, den Landgerichtspräsidenten. In Berlin hat den Ehrenvorsitz im Vorstande der Propst bei St. Hedwig; Vorsitzender ist ein Geheimer Postrat. Der von einem Landgerichtsdirektor erstattete Gründungsbericht bekundet den reichen Segen Gottes, der auf den Bestrebungen ruht: „Die Zahl der Mitglieder unserer Vereinigung ist seit ihrer Gründung um das Dreifache gestiegen, der Besuch unserer Veranstaltungen hat von Sitzung zu Sitzung zugenommen, die Beteiligung an den Aussprachen wurde eine immer regere. . ." In Köln hat die Vereinigung in den Tagen von Palmsonntag bis Karsamstag 1918 eine „religiöse Woche" veranstaltet; man rechnete mit einer Beteiligung von etwa 100 Herren, es meldeten sich über 300 Akademiker und schließlich sah der Vortragende, Jesuitenpater H. Muckermann, 356 zu seinen Füßen sitzen, die ihn hören wollten über: Die Deutung des Erdenganges, Der Seelenfriede und die Friedensformel, Sittliches Siechtum, Die Erlösung zum Leben und die Eucharistie usw. Wir könnten noch so manche Einzelheit hier wiedergeben, Dinge mitteilen, die einem überzeugten Katholiken das Herz warm machen; davon berichten, daß im Verbande Akademiker aller Schattierungen vertreten sind, Geistliche und Laien, Jung und Alt, Männer die in Kirche und Staat ein hohes Amt bekleiden, vielbeschäftigte Aerzte und Anwälte, Diener der Wissenschaft, Träger weitbekannter Namen, wie stille Alltagsmenschen, alle einig in Beantwortung der alten schlichten Katechismusfrage „Wozu sind wir auf Erden?", gewillt, Gott zu suchen und ihm zu dienen, das Lebensglück zu erringen, das nach des geistvollen Schweizers Hilty Wort beruht auf der Verbindung von Arbeit und Gottesnähe.

Das Jahrbuch wird hoffentlich fortan regelmäßig erscheinen. Es ist ein ausgezeichnetes Werbemittel für den Verband und darüber hinaus für die Idee, die es vertritt.

Man wird vielleicht geneigt sein, der ganzen Bewegung um deswillen keine übermäßige Bedeutung beizumessen, weil die in Frage kommende Schicht nicht allzugroß sei. Dem gegenüber ist zu bemerken: Die Bewegung braucht sich keineswegs auf Akademiker zu beschränken; es kann das nach den örtlichen Verhältnissen verschieden gehalten werden. Es gibt Gebildete auch weit über die akademischen Kreise hinaus; wir denken z. B. an die Kaufmannschaft. Aber auch wenn man nur die Akademiker heranzieht: wer möchte die hohe Bedeutung eines guten Verhältnisses dieser gebildeten Laien zur Kirche für die Allgemeinheit verkennen?

Wir wissen nicht, wie sich unsere Zukunft, die Zukunft des Katholizismus gestalten wird. Nur das wissen wir: wir gehen schweren Zeiten entgegen. Unsere Mutter die Kirche wird dann mehr denn je auf die Treue aller ihrer Söhne angewiesen sein. Seien wir gebildeten Laien uns unserer Pflicht gegen die sancta mater ecclesia voll bewußt. Wir sind ja auch erst dann ganz gebildet, wenn wir gute Katholiken sind. Mangel an Religion ist Mangel an Bildung.

Zur Psychologie Eisners.

Von Dr. Philipp Funk.

Bayern erfreut sich seit der Nacht vom 7./8. November einer persönlichen Herrschaft, wie es sie unter dem Königtum nicht einmal annähernd erlebt hat. Gewohnt, in einem jedenfalls die Stetigkeit der Politik gewährleistenden Zusammenwirken des konstitutionellen Monarchen mit der Volksvertretung regiert zu werden, sieht sich jetzt das Land ganz den Einfällen eines einzelnen überantwortet, dem die wesentlichsten Eigenschaften eines Staatsmannes abgesprochen werden müssen. Es ist hemmungslose Dilettantenpolitik, der wir ausgeliefert sind. Man kann auch noch deutlicher sagen, daß es Literaten-Politik ist, ja fast die Politik des Café Stephanie. Stehende Typen dieser Zentralstätte des „geistigen" München spielen gewichtige Rollen im neuen Staat.

Literatenpolitik! Zum Ausdruck dieser neuen Stufe der Staatskunst dichtet der führende Staatsmann in Knittelversen eine neue Revolutionshymne, die er der ehrwürdigen Weise des niederländischen Dankgebetes unterlegt. Zur Bekundung der Tatsache, daß Literaten den Staat leiten, tritt er auf der Bühne des Nationaltheaters auf, um selbst seine eigene Heroengestalt in einem neu zu bildenden Sagen- und Legendenkreis der Nachwelt zu überliefern. Er malt im Freskenstil sich „Arm in Arm mit dem blinden Bauern", wie sie durch die Revolutionsnacht stürmen. Er stellt sich als den von allen körperlichen Bedürfnissen unabhängigen Heros der neuen Zeit dar, der so sehr im verzehrenden Wirken und im Opfern des eigenen Wohles aufgeht, daß er nicht einmal Zeit hat, einen Bissen Brot zu essen. Mit Recht wurde dieser Versuch, heroisierende Geschichte zu machen, mit allgemeinem Hohngelächter begleitet. Es ist das Pathos des Café Stephanie, das stets dem Fluch der Lächerlichkeit verfällt, ohne daß die Träger es selbst merken.

Statt von sachlichen Erkenntnissen und Zielen ist Eisners Politik in erster Linie von seiner Persönlichkeit und deren gehobenem Bewußtsein getragen. Deswegen unterschreibt er jede amtliche Kundgebung mit seinem vollen Namen, ohne je den Vornamen zu vergessen, so wie der seiner persönlichen Eigenart bewußte Schriftsteller stets seinen Vornamen, am wirkungsvollsten einen doppelten, unter den Titel setzt. Eisner will damit sagen: glaubt nicht, daß hier ein unpersönlicher Amtsträger spricht, sondern eine volle, ungebrochene Persönlichkeit, die ihre ganze Kraft und ihren vollen Wert in jede ihrer Kundgebungen legt, selbst dann, wenn sie, wie am ersten Morgen der Revolution, nur Ausweise zu unterzeichnen hat. Prophetenbewußtsein, Messiasgeste ist das Tragende bei Eisners Politik. Sachlichen Kleinkram haltet fern, damit Bahn bleibt für die Entladungen der genialen persönlichen Schöpferkraft!

Nun ist es das Verhängnis aller Literatenseelen, daß sie nicht ungebrochen und ursprünglich schöpferisch sind, daß vielmehr neben allen den oft krampfhaften Anläufen zu schaffenden Taten die zergliedernde Analyse, das Nachschaffen der genießenden Phantasie nebenher läuft. Meist ist die analytische Begabung, der Zwang und Fluch zum psychologischen Wiederkauen, das Beherrschende in solchen Persönlichkeiten, zumal wenn das eigentlich Schaffende nur andeutungsweise, im unkräftigen Wollen und Wünschen vorhanden ist. Da kommen dann leicht Typen heraus wie Peer Gynt, der nur im Traume seine Reiche baut und vor lauter beglückenden Träumen nie zur Tat kommt.

Eisner ist nicht ganz Peer Gynt, aber doch zu einem großen Prozentsatz seiner seelischen Zusammensetzung. Er hat ja einmal eine Tat gewagt; es mag ihm krampfhafte Explosionen seiner Willenskräfte genug gekostet haben, bis er seine unschöpferische Seele soweit peitschte. Es war keine Auswirkung ruhiger, überquellender Kraft, sondern ein überanstrengter Anlauf. Erschöpft fiel seine Seele zurück, als der Schritt getan war. Das weitere ging ja nun wieder im Gleise des Gegebenen. Krämpfe waren jetzt nicht mehr nötig. Aber die Ermattung, das Herabsinken aus dem genialen Sturm war jetzt die Gefahr. Da setzte nun die Hilfe ein in Form des beschauenden Nachkostens und Mitgenießens. Eisner ließ alle seine analytischen Kräfte spielen, meditierte die Lage und seinen Anteil an ihr voll aus. Er ruhte im Gedanken und im Anschauen des Großen, das er vollbracht. Er fühlte seine weltgeschichtliche Bedeutung. Seine Literaten- und Kritikerseele schrieb sich selbst innerlich die Rezension. Von ihr lebt er jetzt innerlich. Von dem Anblick seiner heroischen Gestalt, die er auf die Weltenwände der Geschichte, Sage und Legende geworfen sieht, bezieht er die tägliche Inspiration für seine weiteren Schritte. Er fühlt sich als Messias, der den Tempel reinigen muß. Sein Besen fährt eisern durch alle Räume der bayerischen und deutschen Politik; seine Geißeln sausen; die Wechslertische sieht er umstürzen; jähe Flucht jagt einher vor dem Sturm seines Zornes.

Aber, o Unglück, Eisner sieht das alles nur in seiner erregten Phantasie. In der Wirklichkeit rührt sich nichts. Die sachlichen Kräfte üben Widerstand gegen seine Phantasien. Er nennt das „verbrecherisch", er rast und tobt gegen „Unverstand" und „Lüge". Er hat die Ruhe längst verloren, die allein dem Politiker Bauen und Organisieren möglich macht. Er fügt zum Fluch der Lächerlichkeit noch den vernichtenden Eindruck des zusammenbrechenden Neuropathen hinzu, der Mitleid erregte, wenn er nicht mit den Ansprüchen des Propheten und Welterlösers auftreten würde.

Der Fall Eisner wird dem Darsteller der politischen Geschichte weniger Stoff geben, als dem Psychologen und Psychopathologen.

Kreuz und quer-Gedanken.

Von Friedrich Koch-Breuberg, München.

Nun ist sie da! — Wer? — Die goldene Freiheit, die ich meine. So sagte der Schemen Wahrheit und trat mit dem gesunden Menschenverstand bei Sumego ein. Der Letztere sah eben so abgehärmt wie die beiden Schemen aus und meinte: Es ist wohl kein Wunder, daß man mir die Aufregungen der letzten Tage ansieht. Ich bin ein alter Mann und muß nun umlernen. Aber ihr habt nun freie Bahn, eure Zeit scheint gekommen. Wird nicht der gesunde Menschenverstand jetzt der Liebling aller Menschen werden, wird nicht seine Schwester die Wahrheit von nun an auf allen Lippen thronen?

Sie gaben keine Antwort, sondern setzten sich und fragten zurück: Bist du heute bei Tisch gesättigter gewesen wie früher und hast du dir als alter Mann wieder einmal ein Glas Wein erlauben dürfen?

Ich? Seid ihr nicht recht bei Sinnen? fragte Sumego zurück und wies mit der Hand nach den Tagesblättern mit ihren öffentlichen Bekanntmachungen, wobei er meinte: Ich habe mich an schönen Sprüchen gesättigt, auf die wohl die liebe Wahrheit ihren Stempel zu drücken beliebt? O, wer so gute Dinge verspricht, der hat wohl auch die Kraft, sie durchzuführen!

Der gesunde Menschenverstand lächelte trübe vor sich hin und die Wahrheit meinte: Ich setze voraus, daß jetzt recht fleißig von mir Gebrauch gemacht werde. Ungefähr so wie der verflossene Stadtkommandant Arnold von den Zigaretten. Früher schminkte man mich, daß ich oft ächzte, hoffentlich streicht man mich jetzt nicht an. Eine Puderquaste ist manchmal noch erträglicher wie ein Pinsel.

Wir wollen nicht vorschnell urteilen. Siehst du nicht dort das ABC liegen? Nach ihm wird Freund Sumego jetzt umlernen. Das darf man ihm nicht erschweren; denn nach meinen Ideen soll man Vergangenem nicht läppisch nachweinen, man soll ihm aber auch nicht Steine nachwerfen, äußerte der gesunde Menschenverstand.

Nun sagte Sumego: Seit wir uns nicht mehr sahen, hat sich Ungeahntes ereignet. Ungeahnt, weil jene, die sich berufen fühlten, sich um ihren Fürsten zu scharen, auch wirklich gar nichts ahnten. Das war, weiß Gott, doch allzuwenig! Ein Monarch brauchte noch stets eine Szenerie, um mit Würde abzutreten. Ist nicht Napoleon in Fontainebleau und selbst 1815 in Malmaison von Feinden bewundert worden? Wenn ihm nun 1814 die treuen, weinenden Garden gefehlt hätten, wenn 1815 kein Lavalette, kein Gourgaud gewesen wäre, wenn ihm niemand gesagt hätte, daß aus Arbeitermund noch immer der Ruf: Vive l'empereur! ertöne, wenn er sich einfach hätte fortstehlen müssen, die gute Klio würde ihn anders auf ihren Tafeln eingezeichnet haben. Und jetzt in unseren Tagen?

Wo blieb die Garde? Wo steckten die beratenden Minister? Wo hielten sich die Ordensritter auf? Wo blieben in Preußen die Ritter vom „Hohen" schwarzen Adlerorden, dem man dort einst aus selbstherrlicher preußischer Ueberkraft jenes Epitheton beigelegt hatte, obwohl es in der Welt Hausorden gab, die viele Jahrhunderte vorher gestiftet waren?

Und wegen dieses kläglichen Verhaltens hat der monarchische Gedanke schwer gelitten, warf der gesunde Menschenverstand ein und nach einer Pause meinte er: Nicht durch den Staatsstreich wurde Louis Bonaparte der dritte Kaiser der Franzosen. Ohne den unvergänglichen Ruhm des großen Oheims wäre er nicht einmal Präsident der Republik geworden. Der Speck für den eitlen französischen Adler war allzu süß. Aber ihr Deutschen? Wollt ihr jetzt auf den Speck eines großen Kurfürsten, auf den Speck Friedrichs des Großen hereinfallen?

Was geht der preußische Speck denn den Bayer, den Badenser, den
Württemberger an? Wie schildert denn die echte Klio diese Urväter
der preußischen Macht? Fünf Jahrzehnte mußte selbst in bayerischen
Schulstuben die Königin Luise an gebrochenem Herzen statt an einer
Erkältung beim Schlittenfahren sterben. Alles, was das Fürstenhaus
des eigenen Volksstammes Gutes geschaffen hatte, wurde von den
Großtaten preußischer Herrscher, die für das deutsche Volk keinen Sinn
besaßen, niedergestampft. Und dabei sollte ein einheitliches, gesundes,
monarchisches Fühlen erzogen werden! So wurde an dem Ast gesägt,
auf dem man saß. Wer klar dachte, wurde als Vaterlandsfeind ver-
fehmt. Hatte nicht Preußen im Bundesrat leichtes Spiel? Wußte es
nicht, daß, sobald ein größerer Staat in Deutschland einen vernünftigen
Gedanken durchsetzen wollte, schnell alle Stimmen der jährlich neujahrs-
befohlenen Fürstlein ihm wie Sternschnuppen zufallen würden?
Und Berlin!

Auch in Berlin hat Isadora Duncan getanzt. Unter dem Titel
„Grober Tanz-Unfug" bespricht Paul Marsop diese patriotische Kunst-
leistung in den „Neuesten Nachrichten" und schildert, wie Persönlich-
keiten, die zu geistigen Führerrollen berufen waren, jauchzten, als eine
schamlose Dirne edelstes Kulturgut durch den Gassenstaub schleifte.

Ja — Paul Marsop hat da sehr in meinem Sinne geschrieben,
warf die Wahrheit ein; er äußert sogar, daß ein Volk, das der Ehr-
furcht vor dem Großen, als heilig zu Verehrenden verlustig geht, den
inneren Halt verliert und auf schiefer Ebene abwärts gleitet. Ist es
nicht erfreulich, daß ein Blatt, das uns noch vor wenigen Jahren die
„dummdreisten Hanswurstereien" einer strumpflosen Amerikanerin als
Kunst-Idol pries, endlich dieses Symphonie-Tanzen als das bezeichnet,
was es von jeher war?

Zornig sprang der gesunde Menschenverstand empor und rief:
Und dieses Berlin will Deutschland noch immer knechten und beherrschen!
Aus diesem Spree-Babel ergoß sich alles Verwerfliche über euer gesundes
Vaterland. Von ihm aus verbreitete sich der schamlose Tanz um das
goldene Kalb schon nach 1871 durch Deutschland, in ihm wurden da-
mals die Träger historischer Namen zu Gründern, in ihm wurde das
hehre Antlitz der Kunst zur geschmacklosen Fratze, in ihm wucherte der
Byzantinismus und zugleich begann der Autoritätshaß sein herostratisches
Werk. Unter dem Titel „evangelisches Kaisertum" hetzten Fanatiker
die Konfessionen gegeneinander, germanisierte man auf eigene Art
Polen und die Reichslande, bis sie von Haß gegen euch alle erfüllt
waren. Ist denn diese Stadt wirklich das Herz oder das Gehirn Deut-
lands? Wer hat es denn zur Reichshauptstadt erhoben? Jetzt, wo ihr
durch barbarisch harte Friedensbedingungen niedergeschmettert seid,
könnt ihr beweisen, daß in euch noch ein guter Kern steckt, daß euere
Kinder noch nicht an der Zukunft zu verzweifeln brauchen, aber das
beweist ihr nur durch eine Tat: Entreißt der schuldbeladenen Stadt
das Zepter für immer und regiert das befreite Deutschland von anderer
Stätte aus. Preußen ist nicht Deutschland; seit den Uranfängen der
Mark war es immer nur preußisch und preußisch allein.

Der gesunde Menschenverstand schien erschöpft und sank auf seinen
Sitz zurück.



Vom Büchertisch.

Otto Hartmann (Otto von Tegernsee): **Friedensfreudenquelle.**
Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. Gr. 8° XII u. 356 S.
geb. 6.80 M. — Der Verfasser des wunderschönen Prachtwerkes „Im Zauber
des Hochgebirges" legt uns hier ein — auf den ersten Blick — völlig
anders geartetes Buch vor. Der genauer Zuschauende aber findet bald
Verknüpfungsfäden zur Schaffensart und zur Persönlichkeit des Autors,
wie sie sich in jenem Hohelied auf Gottes herrliche Bergwelt kundtat.
Denn selbstverständlich konnte ein Otto Hartmann nicht die Naturschön-
heit als eine der wirksamsten Friedensfreudenquellen übergehen. In seiner
Einführung zu dem vorliegenden Bande bemerkt er, daß in diesem nur das
gesagt werden solle, was die Freudenquelle und die andauernde Erhaltung
des Friedens darstellt. Denn ihm gilt reine Freude als unumgänglich zur
sieghaften, schöpferischen Bewältigung des Greuels der Verwüstung, den
der „abscheuliche, jahrelange Weltkrieg" gebracht hat. „Unter dem Sieges-
banner der Freude wollen wir unserem jungtreibenden Leben ohne
Gespreiztheiten ein glänzendes Geleite geben." Wie er sich das als Ver-
wirklichung denkt, zeigt dieses sein Buch, das als ein „ernstfroher Haus-
schatz" kommen möchte, um dem Leser Erhebung und Freude ins Heim
zu bringen, damit auch er sich beteilige am „Wollen und Schaffen, den
jugendfrischen Freude-Geist des Friedens zu stärken und zu verbreiten".
Kein Wunder, daß Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rotten-
burg, in einem „Begleitworte" Otto Hartmanns Werk als einen Treu-
gesellen und Weggenossen, ja als einen Milchbruder seines eigenen Bänd-
chens bezeichnet: des „Mehr Freude!", das soeben im 126.—150. Tausend
erschien. Möchte ein ähnlicher Erfolg dem trefflich ausgestatteten Buche
„Friedensfreudenquelle" beschieden sein, denn es verdient ihn. Wer einmal
angefangen hat, aus ihm zu schöpfen, wird sobald nicht damit aufhören,
denn hier winkt ihm Klarheit, Stärkung, Trost, Erhebung. Kühn und
klug, weil zielsicher und „wissend", beleuchtet der Verfasser das Was, Wie,
Warum und Woher des Weltbrandes, an dem alle beteiligten Völker
mitschuldig sind, wenn auch das gerechte Urteil dieses und jenes härter
treffen muß, als die anderen. So schafft Otto Hartmann Wahrheitserkennt-
nis, mit der Hand des weisen Arztes, der die Sonde einführt in die
Wunde, um desto leichter heilen zu können. Und zu eben diesem bietet
er die einzig richtigen Mittel. Er zeigt das Uebel, aber er weist auch
Möglichkeit und Wege, um ihm zu begegnen, es zu bewältigen, jetzt und
für immer. Das Beste ruft er in uns an und auf: die Liebe zu allem
Wahren, Guten, Schönen. Und er weckt in uns die Gewißheit, daß es
eine wahre Glückbestimmung für uns gibt, daß aber deren Verwirklichung
uns selbst in die Hand gegeben ist: inwiefern und wie immer, sage uns
der schöne Band selbst, der für sich schon eine Friedensfreudenquelle dar-
stellt.

E. M. Hamann.

Fr. W. Foerster. Politische Ethik und politische Pädagogik. Dritte
stark erweiterte Auflage der „Staatsbürgerlichen Erziehung." Verl. von
Ernst Reinhardt in München 1918. 12 M. Der Verfasser stellt ein
schönes Idealbild der Demokratie auf; mit der Psychologie der politischen
Organisationen sucht er eine mehr persönliche und innerliche Begründung
alles bürgerlichen Verantwortlichkeitsbewußtseins im Anschluß an den
Drang der Natur nach Eigenleben und Selbstverantwortlichkeit und an
das in der Neuzeit gewachsene persönliche Leben zu geben. Die alte ger-
manische Freiheit habe sich bei den Angelsachsen am besten erhalten. Er
will den Anhängern der alten Richtung, namentlich den christlichen, zu
bedenken geben, daß sie der tiefen, neuen Strömung Rechnung tragen
sollen; den Parteigängern dieser rät er, daß sie sich nicht zu Gewalttätig-
keiten und zur Unterdrückung der Rechte und Freiheiten anderer, auch nicht
der geringsten Mitbürger, verleiten lassen möchten. Was F. über die Art der
bisherigen staatsbürgerlichen Erziehung sagt, daß fast einzig Wissen, aber
keine im Rahmen einer allgemeinen tüchtigen Erziehung liegende Willens-
bildung berücksichtigt wurde, ist durchaus wahr. In glänzender Weise
spricht er an vielen Stellen des Buches über den unvergleichlichen Wert
der Religion bzw. des Christentums in dieser Erziehung und überhaupt
im staatlichen Leben. Sie sei das höchste politische Bildungswesen; die
einzig wahre Staatsraison bestehe in der Unterordnung des Gemeinwesens
unter das Sittengesetz; alle staatlichen Organisationen setzen ja einen
staatsbildenden Seelenzustand voraus, eine Oberherrschaft der geistig-
sittlichen Energie über die zentrifugalen Leidenschaften. Wir möchten nur
wünschen, daß die leitenden Männer in den jetzigen und kommenden
Demokratien Deutschlands diese Ausführungen Foersters befolgen. — Den
Hauptpunkt der Erörterungen bilden die Darlegungen über die Irrtümer
des Machiavellismus. Im Anschlusse hieran behandelt F. Bismarck und
die neuere deutsche Realpolitik, die „deutsche Politik" des Fürsten Bülow,
Machtglauben", daß „Bismarck den Rechtsgedanken mit fast rücksichtsloser
schen Kritik. Diese und einige angegliederte Kapitel werden das Buch
Foersters in manchen Kreisen zum Gegenstand des Widerstreites machen.
Furchtbar sind die Anklagen, die hier der Verfasser erhebt gegen die
„Konzentration auf die Methoden der äußeren Gewalt", „den einseitigen
Machtglauben", daß Bismarck den Rechtsgedanken mit fast rücksichtsloser
Offenheit aus der Politik herausgeworfen hat", gegen das „politische
Preußentum" mit seinem „Militarismus" und seiner „Annexionspolitik".
Dieses alles habe einen Koalitionskrieg der ganzen Welt gegen „die
drohende Faust" hervorrufen müssen. Demgegenüber wird auf die An-
wendung des Machiavellismus der übrigen Völker nur gelegentlich hin-
gewiesen, so seitens Englands. Daß sich hier immer einige Männer
gegen einen derartigen Imperialismus erhoben, habe eine Sühne bewirkt.
Die Imitatio Christi sei mit der Imitatio Bismarck unvereinbar. Darum
wendet sich F. in dem Kapitel „Cäsar und Christus" gegen die Verknüpfung
von Theologie und sogenannter Realpolitik der protestantischen Gottes-
gelehrten und auch einiger Katholiken, namentlich M. Spahns. Die Dar-
stellung ist sehr interessant und anziehend, sie bietet keine abstrakten
Deduktionen, sondern bewegt sich in dem Konkreten der letzten Vergangen-
heit und der Gegenwart. Ueber die Richtigkeit ihrer Deutung und Ver-
wertung muß eine weitere Diskussion sich auseinandersetzen. Gewiß werden
auch prinzipielle Gegner viele herrliche Gedanken Foersters anerkennen.

Prof. Dr. J. Hoffmann.

Der Mann nach dem Herzen Gottes. Gebetbuch für die katholische
Männerwelt. Von Fr. X. Brors S. J. 16° 610 S. M 4.—. Kevelaer,
Butzon & Bercker. 1918. Ein sehr reichhaltiges Unterrichts- und
Gebetbuch für die Männer aller Stände, gemeinverständlich, kernig und
praktisch. Das erste Hauptstück zeigt die Tugenden des Mannes nach dem
Herzen Gottes, der in der Furcht des Herrn charakterfest auf dem Wege
seiner Gebote wandelt. Der umfassende zweite Teil stellt das Leben in
das Licht des geoffenbarten Wortes Gottes. An der Hand der Sonn-
und Feiertagsevangelien des Kirchenjahres, zu deren tieferem Erfassen
eine kurze Anleitung zur Betrachtung eingeschaltet ist, werden die Stan-
despflichten des katholischen Mannes und die Richtlinien seines Glaubens
wie dem Verstande so dem Herzen nahegebracht und der Willensschulung
dienstbar gemacht. Der eine gute Auswahl religiöser Andachtsübungen
und Gesänge zur religiösen Bildung des Herzens darbietende dritte Teil
enthält auch in vollem Wortlaut mit Uebersetzung die lateinische Messe
vom Feste der heiligsten Dreifaltigkeit und mehrere andere liturgische
Gebete.

O. Heinz.

Konvertiten-Unterricht. Praktische Anleitung zur Unterweisung oder
zum Selbstunterricht im Glauben der hl. katholischen Kirche für solche, die
zu ihr übertreten wollen. Von F. Bitter, Pfarrer in Gelsenkirchen-
Hüllen. 8°. 216 S. M 3.50. Dülmen, Laumann 1918. Eine Sonder-
art religiöser Unterweisung ist zweifellos der Konvertiten-Unterricht und
seine Wichtigkeit läßt eine eigene Anleitung dazu, wie sie vorliegendes Werk
aus reicher Erfahrung bietet, aufrichtig willkommen heißen. Die Unter-
weisung beschäftigt sich zunächst mit den unmittelbaren praktischen
Uebungen des Gebetes und führt in das Verständnis des Gotteshauses
ein. Die Darlegung der katholischen Glaubenslehre stellt die Erklärung
der Kirche an den Anfang in ausführlicher Form. Dann werden die
Heilsveranstaltungen des dreipersönlichen Gottes für die Menschen erläutert.
Im Rahmen der Sakramentenlehre ist die Vorbereitung auf den Erst-
empfang des hl. Bußsakramentes und der hl. Kommunion gebührend her-
vorgehoben. Ein vierter Abschnitt handelt von den guten Werken und der
Eschatologie. Den Abschluß bildet ein zusammenfassender Ueberblick über
das ganze Kirchenjahr. Die Darstellung wählt durchgängig eine leicht
faßliche, das Wesentliche hervorkehrende Form. Begründung sowohl wie
Erklärung weisen immer wieder auf die Hl. Schrift hin. Der Verfasser
hat zugleich für die Hand der Konvertiten ein kleines praktisches Büchlein
(32 S. M —.10) zusammengestellt: Konvertitenführer. Kurze
Zusammenstellung der wichtigsten Gebete und Lehrstücke unserer hl. katho-
lischen Kirche, die von solchen dem Gedächtnis einzuprägen sind, die katho-
lisch werden wollen.

O. Heinz.

Bühnen- und Musikrundschau.

Nationaltheater. 1906, auch im Weihnachtsmonat, hat das Hoftheater die Uraufführung des Christelfleins von Ilse von Stach gebracht, ein Märchen, das Hans Pfitzners Musik melodramatisch umrahmte. Es ging dem Komponisten wohl ähnlich, wie Humperdinck mit den „Königskindern", diese Form befriedigte ihn künstlerisch nicht auf die Dauer und so ist schließlich auch aus dem Christelflein eine Oper geworden. Diese hat nun nach dem Vorgang der Dresdner Bühne Bruno Walter in einer recht schönen Aufführung geboten, die dem anwesenden Tondichter an den beiden Aktschlüssen rauschenden Beifall brachte. Den Text der Spieloper hat Pfitzner mit freier, teilweise wörtlicher Benutzung des Stachschen Märchens gestaltet. Dramatische Stärke war nicht der Vorzug des Buches und daran hat auch die neue Fassung nichts geändert, aber es besitzt Poesie und Märchenreiz, die es mit ganz schlichten Mitteln zu geben weiß. Weihnachtsstimmung und der Zauber des verschneiten Waldes sprechen unmittelbar zu unserem Herzen. Den Einwand, ob es gerade glücklich erdacht war, das frohe Leuchten der Christbaumkerzen durch die Schatten des Todes zu verdüstern, hat die Neufassung als berechtigt anerkannt. Das brave Trautchen wird durch ein Wunder dem Leben zurückgegeben, wobei damit freilich auch die liebliche Szene fällt, in der die Englein das Trautchen auf die Engelswiese tragen; aber das ist ja schließlich nur Beiwerk, das Hauptmotiv ist Waldelfleins Sehnsucht nach Höherem über ein spielerischfrohes Dasein Hinausgreifendem, die in seiner schließlichen Wandlung zum Christelflein ihre Erfüllung findet. Pfitzners einfache, liebliche Musik hat in dem Ausbau zur Spieloper nichts von ihren schlichten Reizen eingebüßt. Die innere Verwandtschaft mit Schumann, die ja schon sein opus 1, die erst jüngst wieder gehörte prächtige Cellosonate kündet, zeigt sich deutlich, wie überhaupt sein Zusammenhang mit der älteren Romantik, der ihn u. a. zu einem der berufensten Vertoner Eichendorffs machte. Er bringt uns eine Fülle reizvoller Melodien, seine Musik umfaßt mit innigem Gefühl jeden kleinen Einzelzug der kindlichen Handlung und greift doch darüber hinaus ins Weite, wo das schlichte Märchen vom Christelflein zum „Gleichnis" wird. Diese Musik konnte nur ein Deutscher schreiben, wir müssen sie lieben; anderwärts wird man sie hochachten, etwa wie wir der Romantik Claude Debussys unseren Respekt bezeugen, ohne warm zu werden. Walters eindringendes Verständnis hat dem Werke eine stimmungsvolle musikalische Wiedergabe gesichert. Die Titelrolle, im Schauspiel einst von Maja Reubke sehr liebenswürdig gegeben, wurde von Frl. Ivogün, die die sehr hoch geschriebene, dankbare Gesangspartie spielend meisterte, nicht minder anmutig verkörpert. Das Christkindlein sang Frl. Jerabek recht hübsch, ohne daß innerlich und äußerlich die einst von Frl. Brünner gezeigte Poesie erreicht worden wäre. Brodersens prächtiger Knecht Rupprecht, Bauberger (Tannengreis), Schützendorf, Gruber u. a. boten recht gutes, auch die von Kröller einstudierten Tänze fügten sich in die Märchenstimmung, die auch die dekorative Ausstattung so ziemlich festzuhalten wußte.

Uraufführung im Schauspielhaus. Roda Roda, der sich das gelegentliche Pseudonym Aaba Aaba zugelegt hat, um im Literaturkalender die „erste" Stelle zu behaupten, zeigt jetzt auch als dramatischer Verarbeiter von Zeitereignissen den Ehrgeiz, als erster durchs Ziel zu gehen. Seine Improvisation „Der Minister" spielt im November 1918 in einem Schweizer Hotel, wohin eine verjagte deutsche Königsfamilie geflohen ist; dort sucht den Monarchen ein Minister der neuen Regierung auf, um die Unterzeichnung der Abdankungsurkunde zu fordern. Der neue Staatsmann ist ein einfacher Handwerker, ein Ofensetzer, und da die Majestäten frieren, ist er bereit, die nötige Reparatur sogleich gegen 40 Pfennige Arbeitslohn vorzunehmen. Das ist eine recht ergötzliche Szene, zumal Herr Auzinger die Figur zu echtem Humor erhob. Roda Roda gießt seine Bosheiten paritätisch über die neuen und alten Herrschergewalten aus. Wahrscheinlich tut sich der Autor auf seine Parteilosigkeit etwas zugute; aber dem Zuschauer von Geschmack bleibt doch der Eindruck, als würden große Dinge zu herzloser Witzjägerei mißbraucht. Das Stück erschien im Rahmen eines Groteskenabends. „Den Herrn mit der grünen Kravatte" von Billard, einen Scherz, der nur verblüffen will, hat man einst in den Kammerspielen gesehen, als diese noch zum großen Wurstl hießen, was auch die stilgemäßere Umwelt war. „Der Arzt seiner Ehre", eine Duellsatire von Mongre, schildert, wie Ehemann und Ehebrecher sich berauscht versöhnen, während die Dame mit einem Dritten durchgeht. Die Personen der Farce gehören jener früheren Simplizissimuswelt an, die das feindliche Ausland mit Behagen als unser Selbstporträt nimmt.

Volkstheater. „Der blinde Schuß", ein Lustspiel (lies „Schwank") von M. Neal. Man hat in zahllosen Schwänken gesehen, daß abenteuerlustige Ehemänner den Trauring in die Westentasche stecken. Warum sollte nicht einmal ein Junggeselle, der vor Müttern heiratsfähiger Töchter seine Ruhe haben möchte, einen falschen Ring an den Finger stecken. Der Anlaß zu Verwechslungen, Verlegenheiten und Wirrnissen ist gegeben, und wird da so munter gespielt wie im Volkstheater, so lacht man eben.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Ordnung oder Hungersnot — Stockung heimischer Unternehmungslust — Angespannter Reichsbankstatus — Der deutsche Anleihemarkt.

Unter den düsteren Betrachtungen massgebender Stellen über Deutschlands Wirtschaftslage unterstreicht die neuerliche Darlegung des Reichsernährungsamtes die Tatsache, dass wir infolge der Entwicklung der letzten Tage, besonders im Hinblick auf die Lebensmittelversorgung, vor einem jähen Abgrund stehen: **„Ordnung oder Hungersnot!"** — Retten kann uns wohl nur eine möglichst rasche Einfuhr von täglichen Bedarfsartikeln aus neutralen und bisher feindlichen Ländern. Grundbedingung hierfür ist und bleibt die Schaffung von Ruhe und geordneten Verhältnissen als Voraussetzung des Staatskredites und des Vertrauens in die Gestaltung unserer Staatsverhältnisse. Weder die grossen in München und auch vielfach in Norddeutschland aufgedeckten Bewucherungen und Schleichhandelgeschäfte, noch die radikale politische Bewegung, die Putschversuche und blutigen Zusammenstösse trugen zur Beruhigung bei. Die Furcht vor einem völligen Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft, zum Teil bedingt durch die unkontrollierte Finanztätigkeit der republikanischen Machthaber — ein Vortrag des Reichsschatzsekretärs Schiffer hat hierüber volle Aufklärung gebracht —, die neuerliche Verschlechterung der deutschen Auslandswährung und die infolge des obwaltenden berechtigten Misstrauens gezeitigte **Stockung jeder Unternehmungslust** unserer Industrien erbrachten namentlich an unseren Aktienmärkten eine neuerliche Mutlosigkeit. Heftige Kurserschütterungen bei drängendem Verkaufsangebot waren die Folge. Scharfe Steuerpläne, Gerüchte über harte Friedensbedingungen und über Kündigung des Waffenstillstandes verschärften diese Börsentendenz, wenn sie auch zeitweise durch gebesserte Effektenmärkte abgelöst werden konnte. Die Selbständigkeitsbestrebungen von Rheinland-Westfalen, die Ententeforderungen hinsichtlich der finanziellen Waffenstillstandsbedingungen haben vielfach Befürchtungen über die Zukunftsgestaltung unserer Schwerindustrien, sowie hinsichtlich des staatlichen und privaten Kredites zum Ausdruck gebracht, letzteres namentlich infolge der weitgehenden Entente-Beschränkungen des Verfügungsrechtes über den deutschen Kapitalbesitz. Erhofft man zwar anderseits von Wilsons Eingreifen ein Gegengewicht gegen den masslosen Hass Frankreichs, so bleibt trotzdem die Gefahr einer starken Einengung unseres wirtschaftlichen und finanziellen Lebens in den Friedenstagen.

Die Befürchtungen wegen eines Gewaltfriedens werden genährt durch die feindliche Gewaltherrschaft im besetzten Lande, die schlimmen Verletzungen der Waffenstillstandsbedingungen, namentlich des Schlussprotokolles, die Ausfuhrverhinderung deutscher Fertigwaren nach Schweden und Holland durch britische Einwendungen und die amtlichen englischen Auslassungen, dass für die Wiedereröffnung der deutschen Bankfilialen in London während der ersten fünf Jahre nach dem Friedensschluss und noch darüber hinaus keine Möglichkeit bestehe. Wie sehr sich unsere Wirtschaftsfaktoren auf solche Zukunft einrichten, bezeugen die trüben Betrachtungen hinsichtlich der Exportbetätigung. In der Generalversammlung der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg wurde betont, dass die künftige Gestaltung des Unternehmens davon abhängt, was „Deutschland noch an innerer Kraft nach Durchführung des Friedensschlusses besitzt." Auch über die Verhältnisse der chemischen Grossindustrie, namentlich in der Uebergangswirtschaft und über die Lage unserer seither führenden Schwersparte verlautbaren ähnliche Aeusserungen.

Trotz der neuerlichen ausserordentlichen Anspannung der Reichsbank — in der letzten Novemberwoche 716,6 gegen 240,7 Millionen Mark im Vorjahre —, der fast unverminderten Zahlungsmittelnot konnte die schon seit einiger Zeit eingetretene erhebliche Kurssteigerung am heimischen Anlagemarkt, vornehmlich der Pfandbriefe und der übrigen Obligationen mit hypothekarischen Unterlagen weitere Fortschritte machen. Knappheit an diesen fest verzinslichen

Werten und die von der Reichsbank nunmehr nach verschiedener Richtung hin ausgebaute Aufnahmeorganisation für Kriegsanleihen, hinsichtlich derer übrigens die Reichsregierung den verschiedentlichen unbegründeten, wahrheitswidrigen Gerüchten entschieden und vorbehaltlos entgegentrat, liess für alle deutschen Staatsanleihen erhebliche Kurserhöhungen aufkommen. Die Festsetzung der Wahltermine für die Berliner Nationalversammlung und den bayerischen Landtag trug zu dieser Vorliebe für unsere Staatspapiere ebenfalls bei.

München. M. Weber.

Vom Büchermarkt.

(Unter dieser Rubrik werden die bei der Redaktion eingelaufenen Bücher jeweils aufgeführt. Durch diese Veröffentlichung übernimmt die Redaktion keinerlei Verantwortung für den Inhalt. Die Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Der große Portiunkula-Ablaß nach den neuesten Bestimmungen. Von Franziskanerpater Raphael Hüfner. 60 Pf. (Wiesbaden, Hermann Rauch.)

Volk und Krone. — Der Sonne zu. Gedichte. Von Richard Kranz. Je ℳ 1.50. (Leipzig, Xenien-Verlag.)

Der Eichenkranz. Bd. 5: Kriegsflagge am Heck! Seekriegsgeschichten. Von Kurt Küchler. (Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.)

Peter Storms Tramp-Fahrten. Seemanns-Erlebnisse. Von A. Schmidt-Brake. ℳ 2.—. (August Scherl, G. m. b. H., Berlin.)

Jan Günt. Eine frohe Brüsseler Ehegeschichte. Von Hans Fr. Blunck. Brosch. ℳ 5.—, geb ℳ 6.—. (Hamburg, Gg. Westermann.)

A. Damaschke: „Die Bodenreform“. Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Ueberwindung der sozialen Not. 512 S 71.—85. Tausend. Brosch. ℳ 4.—, gebd. ℳ 5.50. — **„Geschichte der National-Oekonomie“**, eine erste Einführung. 10. Aufl. 2 Band. 400 S. ℳ 4.50. (Jena, Gustav Fischer.)

Das goldene Buch vom deutschen Heiße. Von Prof. R. von Raumer. Herausg. von Direktor E. Abigt. ℳ 2 50 u. 3.60. (Wiesbaden, Verlagsanstalt Emil Abigt.)

Martin Spahn: Die Großmächte. Richtlinien ihrer Geschichte. Maßstäbe ihres Wesens. Mit 6 Karten. ℳ 5 50. (Ullstein & Co., Berlin.)

Elsaß-Lothringen und die internationale Lage. Von Geh. Justizrat Dr. H. Ruland. ℳ 1.—. (Freiburg i. Br., J. Bielefelds Verlag.)

Gefahren und Verhütung der Erkältungskrankheiten. Von Dr. med. Fr. Engelmann. ℳ 2.—. (München, Verlag der „Aerztlichen Rundschau“.)

Politische Weltkunde. Ein Beitrag zur Volksbildung Von Dr. Hans Offe. (Leipzig, Chr. Herm Tauchnitz.)

Theaterelend und kein Ende! Der Theaterdirektor künstlerischer Leiter oder Unternehmer? Die Rechte und Pflichten des Theaterpublikums. Dezentralisation der Theater. Ein Wort zur Einkehr und Umkehr von Chefredakteur F. Hinsmann. ℳ 3.—. — **Deutschland über alles.** Gedichte von Hugo Köster. (München, Schwabinger Eigenverlag.)

Grundriß des Eherechts. Bearbeitet auf Grund des Codex Iuris Canonici. Von Prof. Dr. August Knecht. 8° VIII u. 208 S. Kart. ℳ 3.40. — **Die Mischehe eine ernste Pastorationssorge.** Von Dr. Joseph Ries, Regens. 3. Heft: Hirt und Herde. 8°. IV u. 76 S. ℳ 1 70. — **Leben der seligen Margareta Maria Alacoque** aus dem Orden der Heimsuchung Mariä. Nach dem vom Kloster Paray-le-Monial herausgegebenen Original. 2. u. 3 Aufl. 8°. VIII u. 228 S. ℳ 3.50, kart. ℳ 4.50. (Freiburg, Herder.)

Vom Ende der Zeiten. Das Wissen vom Weltende nach Edda, Wissenschaft u. Offenbarung. Von F Schrönghamer-Heimdal, 2 Aufl. ℳ 2 20. (Augsburg. Haas & Grabherr.)

Eva. Ein Spiel vom ersten Sterben in 5 Aufzügen. Von Ludwig Nübling, ℳ 3.—. **Die staatskirchenrechtliche Lage der Katholiken in Preußen.** Herausgegeben von Dr. Karl Hoeber. Brosch. ℳ 2.60, geb ℳ 3.20. (Köln, J. P. Bachem.)

Der deutsche Protestantismus 1817—1917 Von Dr Joh. B. Kißling. 2. Band. Geh. ℳ 6.50, gebd. ℳ 7 50. — **Joh. Altenstaig.** Ein Gelehrtenleben aus der Zeit des Humanismus und der Reformation. Von Dr. Friedr. Zoepfl. ℳ 2.—. (Münster i. W., Aschendorff.)

A. K. Emmerichs Charismen und Gesichte. Von Pfr. Dr. Joh. Niessen. ℳ 4.50. (Trier, Petrus-Verlag.)

Zerstörtes Glück. Erzählung. Von R. Fabri de Fabris. ℳ 1.—. — **Die wahrhaftige Pepi** und andere Erzählungen. Von Ilse Franke-Oehl. ℳ 1.—. (Saarlouis, Hausen.)

Der Meister ist da. Betrachtungen für Seminaristinnen und Lehrerinnen. Von Ludwig Koch S. J. II. Osterfestkreis. Brosch. ℳ 4 —, gebd. ℳ 5 50. (Paderborn, Bonifatius-Druckerei.)

Schluß des redaktionellen Teiles.

Deutsche Bank

Hauptsitz in Berlin

Grundvermögen und Rücklagen: 505 000 000 Mk.

Im letzten Jahrzehnt [1908—1917] verteilte Dividenden: 12, 12½, 12½, 12½, 12½, 12½, 10, 12½, 12½, 14%.

Niederlassungen in Bayern:

München-Nürnberg-Augsburg.

Verwaltung von Wertpapieren als

offene Depots.

Vermietung von Schrankfächern [Safes] in den für diesen Zweck besonders eingerichteten

Stahlkammern.

Annahme von Bareinlagen zur Verzinsung.
Amtliche Annahmestelle von Zahlungen für Inhaber von Scheck-Konten bei dem K. K. Oesterr. Postsparkassen-Amte, Wien.
Uebernahme von Vermögensverwaltungen für Personen, die infolge des Krieges an der eigenen Wahrnehmung ihrer Interessen verhindert sind.

Die Bank beobachtet über alle Vermögensangelegenheiten ihrer Kunden unbedingtes Stillschweigen gegen jedermann und gegen jede Behörde.

Alle näheren Bedingungen werden an unseren Schaltern verabfolgt, auf Wunsch auch zugesandt.

Deutsche Bank Filiale München

Lenbachplatz 2 und Depositenkasse: Karlsstrasse 21.
Postscheck-Konto: München Nr. 150.

Seidenhaus

Meyer & Lissmann

München, Weinstraße 14

Praktische Weihnachtsgeschenke

Seidenstoffe / Marabuts-Kragen / Blusen
Strauß-Colliers / Unterröcke / Aparte Kragen
Schleier

Durch Zufall

versenden wh unt. Nachn. solange Vorrat ist, hochelegante schwarze
Damen-Pelz Kragen
à Stück nur 54 Mk.
Rote Fuchs-Damenpelzkrag.
à Stück nur 98 Mk.
Pass. Muff dieselb Preise.
Preisliste gratis.
A. Klass & Co., Berlin N.
Rosenthalerstr. 40/41.

Kriegsanleihe

sowie alle sonstigen an der Börse gehandelten Wertpapiere kaufen wir zu Tageskursen. Rückporto. Kapitalkräft. Vertreter gesucht.
Hartung & Co.,
Osnabrück, Krahnstr. 41.

Gesellschaft für christliche Kunst, GmbH.
München, Karlstraße 6.
Illustr. Verzeichnisse: Galerie d. christl. Kunst (6 Seiten, 25 Pfg.)
Künstler-Postkarten (gratis)
Plakaten (gratis).

Auskunft unentgeltlich bei **Schwerhörigkeit**
Ohrensausen. Ueber bewährte Methode glänz. Anerkennungen.
Sanitas, Fürth i. B.
Flössaustrasse 23.

Junger Mann, ledig, bislang im Hilfsdienst (Post), **sucht** gestützt auf prima Zeugnisse, **Stellung in größerer Buchhandlung,** Expedition oder sonst ähnl. Posten. War früher schon bei Zeitschriften-Expedition tätig. Gefl. Off. unter A 18779 an die Geschäftsstelle der Allgem. Rundschau, München.

Die armen Kinder des oberen sächsischen Erzgebirges

bitten mit Erlaubnis ihres Bischofs um eine Gabe zur Gründung einer Kommunikantenherberge. An der sächsisch-böhmischen Grenze der Pfarrei gehen sehr viele Kinder katholischer Eltern der kath. Religion verloren. Manche haben bis zum 12. u. 13. Jahre noch keinen kath. Gottesdienst gesehen. Alle 200 Kinder der Unterrichtsstationen in Oberwiesenthal, Hammerunterwiesenthal, Bärenstein und Jöhstadt müssen protestantische Schulen besuchen, in denen sie nicht viel Erfreuliches über ihre Religion hören. Die Gründung einer Kommunikantenherberge mit einer kath. Lehrperson ist ein dringendes Bedürfnis. Bald beginnt auch der Kommunionunterricht, u. es muß für oft stundenweit entfernt wohnende Kinder für Nahrung und Quartier gesorgt werden. Die Armut der Pfarrkinder zwingt zu dieser Bitte. Der göttliche Kinderfreund will den Barmherzigen mit Barmherzigkeit vergelten.

Das römisch-katholische Pfarramt Annaberg i. E.
Postscheckk. 8882, Leipzig.

Weihnachten im Frieden!



kunstgerechte, historische Stellen.
Erste Referenzen.
Abbildungen für Interessenten frei.

Sebastian Osterrieder
akadem. Bildhauer
München, Georgenstrasse 13
Telephon 31947.

Moselwein-Punsch
Mk. 10.— die 1/1 Flasche
Wermuth-Wein
vorzüglicher Magenwein,
Mk. 9.— die 1/1 Flasche
(ohne Weinsteuer 20%)
versendet unter Nachnahme
Weinhandlung
P. Andreas, Trier.

Katholischer Priester sucht Stelle

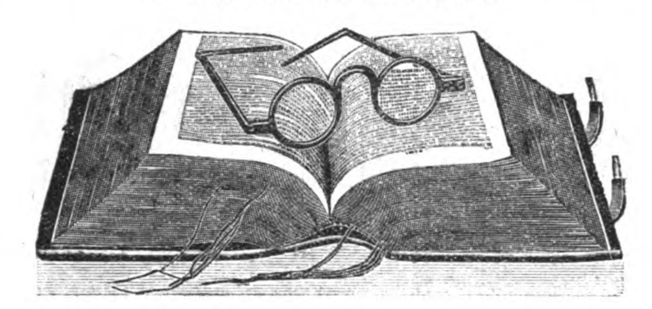
in Schwesternkloster, Studienanstalt, Krüppelheim, Waisen- od. Krankenhaus, als Schloßgeistlicher oder zur Vertretung eines kranken Pfarrers usw. Gefl. Offerten erbeten unt. B. H. 18603 an die Geschäftsstelle der Allgem. Rundschau, München.

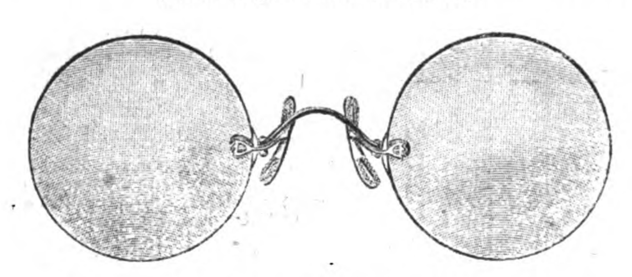
Mess- und Kommunion-Hostien

empfiehlt genau den kirchlichen Vorschriften entsprechend und in vorzüglichster haltbarer Qualität. Kunstvolle Prägungen, auch die Kommunionhostien haben eig. Prägungen. Muster und Prospekte gratis u. franko.

Franz Hoch Kgl. Bayer. Hoflieferant
Hostienbäckerei
Bischöfl. genehmigt u. beeidigt.
Pfarramtlich überwacht.
Miltenberg am Main
(Bayern) Diözese Würzburg.

Es ist Vorsorge getroffen, dass in der Hostienbäckerei Franz Hoch in Miltenberg nur reinstes Weizenmehl zur Bereitung der Hostien verwendet wird.
Miltenberg, 27. Nov. 1914.
Bischöfl. Dekanat und Stadtpfarramt.
E. Roth, Geistl. Rat.
Dekanats- u. Pfarrsiegel.





Pro patria mortuis.

Der Weltkrieg ist beendet und Deutschland steht trauernd an den Gräbern von fast 2 Millionen seiner Heldensöhne. Wie dunkel auch die Zukunft unseres Vaterlandes dräut, eins ist gewiss: Deutschlands Söhne sollen nicht vergeblich gestorben sein. Ihnen ein treues Angedenken zu wahren ist Ehrenpflicht der Ueberlebenden.

Der **Akademische Bonifatiusverein** wird in einer Universitätsstadt der Diaspora — es kommen in Betracht: Berlin, Leipzig oder Göttingen — eine Kirche bauen, die **dem Andenken der im Weltkrieg gefallenen katholischen Akademiker** geweiht ist.

Wir bitten daher alle Katholiken, insbesondere diejenigen, welche einen Akademiker dem Vaterland geopfert, für diese Kirche ein Scherflein zu spenden. Die Namen der Gefallenen werden in einem besonderen Ehrenbuch der Kirche aufgeführt. Beträgt das Almosen wenigstens 500 Mk. so wird der Name derjenigen, deren Andenken durch dies Almosen geehrt werden soll, in die Urkunde der Gründer der Kirche eingetragen.

Auch können Meßstiftungen für gefallene Akademiker bei dieser Kirche errichtet werden.

Wir bitten um so dringender dies schöne Werk zu unterstützen, als dadurch dem allgemeinen Bonifatiusverein, dessen Aufgaben bei den veränderten Zeitumständen unübersehbar werden, ein grosser Dienst erwiesen wird.

Alle Gaben für die **Akademiker-Gedächtniskirche** sind zu senden an das Generalsekretariat der Akademischen Bonifatiusvereine in Paderborn, Giersstrasse 29 (Postscheckkonto Köln Nr. 37950) Auch Kriegsanleihen werden angenommen.

Hermann Graf zu Stolberg-Stolberg,
Präsident des Generalvorstandes des Bonifatiusvereins,

cand. theol. A. Bücker,
V.O.P. der Akad. Bonifatiusvereine,

Dr. H. Weinand,
Generalsekretär der Akad. Bonifatiusvereine.

Vorzügliche literarische Weihnachtsgeschenke!

Aus unserem Verlage empfehlen wir:

Katholische Lebenswerte.

Monographien über die Bedeutung des Katholizismus für Welt und Leben.

Bisher sind erschienen:

Bd. I: Der Sinn des Lebens. Eine katholische Lebensphilosophie. Von Dr. **Franz Sawicki,** Professor der Theologie in Pelplin. Vergriffen. Dritte Auflage in Vorbereitung.

Bd. II: Die Kulturkraft des Katholizismus. Von Dr. oec. publ. **Hans Rost,** Schriftsteller in Augsburg. Vergriffen. Neuauflage steht vor dem Erscheinen.

Bd. III: Die Wissenschaft vom Gesichtspunkte der katholischen Wahrheit. Von Dr. **O. Willmann,** k. k. Hofrat in P. XVI und 188 Seiten 8⁰. Preis gebunden 4.40 M.

Bd. IV: Das Seelenleben der Heiligen. Von Universitätsprofessor Dr. **A. Rademacher.** Zweite vermehrte Auflage. XVI u. 272 Seiten 8⁰. Preis gebunden 6.— M.

Weitere Abhandlungen aus der Feder hervorragender Autoren folgen.

Helden des Christentums. Heiligenbilder, herausgegeben von **Konrad Kirch** S. J. Vollständig in 12 Bänden. Jeder Band umfaßt ca. 200 Seiten kl. 8⁰. Drei Teile zu je vier Bänden. I. Teil: Aus dem christlichen Altertum; II. Teil: Aus dem Mittelalter; III. Teil: Die neuere Zeit. Preis des einzelnen Bandes in elegantem Originaleinband 2.50 M.

Bis jetzt sind erschienen: I. Band. 1. **Die Kirche der Märtyrer.** 2. Aufl.
I. „ 2. **Glaubensstreiter im Osten.** 2. Aufl.
I. „ 3. **Lehrer des Abendlandes.**
II. „ 1. **Leuchten in dunkler Zeit.** 2. Aufl.

Hier handelt es sich nicht um eine Heiligenlegende im landläufigen Sinne des Wortes, sondern um ein streng wissenschaftliches Werk, das die Heiligen so darstellt, wie sie tatsächlich lebten und wirkten.

Der Meister ist da! Betrachtungen für Seminaristinnen und Lehrerinnen. Von P. Ludwig Koch S. J. I. **Weihnachtsfestkreis.** VIII u. 304 S. kl. 8⁰. Preis vornehm gebunden M. 4.00. — II. **Osterfestkreis.** VIII u. 310 S kl. 8⁰. Preis gebd. M. 5.50.
Lehrreiche, für den Unterrichtsberuf vorbildende Erwägungen, auch der gereiften Lehrerin willkommen und für Mädchenpensionate zu empfehlen.

Der Katholik der Tat. Ein Betrachtungsbuch für gebildete Katholiken. Von **G. Palau** S. J. Aus dem Spanischen verdeutscht von Prof. Dr. Eberhard Vogel. Mit einem Vorwort von Dr. Norbert Peters, Professor der Theologie. Zweite Auflage. XXIV. u. 224 S. kl. 8⁰. Preis gebd. M 3.80, in Kaliko mit Rotschnitt M. 4.80; in Kunstleder mit Goldschnitt M. 5.50.
Eine lehrreiche Sammlung religiöser Sentenzen und Aphorismen, deren rechte Beherzigung den Leser zu glaubensstarker Tatkraft erzieht.

Lebensbilder hervorragender Katholiken des neunzehnten Jahrhunderts. Nach Quellen bearbeitet und herausgegeben von **J. J. Hansen,** Pfarrer. Band I—VIII. 294—444 Seiten 8⁰. Preis gebunden 4.80—5.40 M.
Das Werk will der heutigen Generation beweisen, daß wir Katholiken auf allen Gebieten bedeutende Männer aufzuweisen haben, und daß für den Katholizismus gar kein Grund vorhanden ist, vor der marktschreierischen modernen Richtung die Segel zu streichen.

Auf Gottes Spuren. Von **Joseph Rüther.** 94 Seiten 8⁰. Preis gebunden 2.60 M.
Gleichsam auf einem festen Punkte stehend, sieht der Verfasser die Natur vor sich ausgebreitet und greift bald diese, bald jene Einzelheit heraus, die er ebenso praktisch wie tief wissenschaftlich zu erörtern weiß.

Die große Sehnsucht. Gedanken über des Glaubens Sinn und Glück. Von Prof. Dr. Wilh. Liese. VIII u. 288 Seiten kl. ⁰. Preis gebunden 3 80 M.
Das Buch belehrt in fließender, eindringlicher Sprache über den alleinigen Weg zum wahren Frieden.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Die Preise verstehen sich gegen 10% Teuerungszuschlag.

Paderborn. Bonifacius-Druckerei.

Spannende Romane u. Erzählungen

A. von Wehlau

Stille Helden Roman aus dem Weltkrieg. 338 Seiten. 120:185 mm. Broschiert. Mk. 4.—. Gebunden Mk. 5.20. — „Stille Helden" führt uns aus dem lebensfrohen Genießen der letzten Friedensstunden in die Russengreuel von Lemberg und die kampfdurchtobten Waldgebirge der Siebenbürgischen Karpathen, läßt das verborgene Heldentum der „Ungeschmückten" im Feld und hinter der Front, vorab den Opfermut deutscher Mütter und einer edlen Braut bewundernd miterleben. Ein Gegenwartsroman!

Von derselben Verfasserin sind früher erschienen:

„Isa-Maria" Roman aus Ostpreußens schwerer Zeit. 1914—1915. 452 Seiten. 8⁰. Broschiert. Mk. 4 —. Gebunden Mk. 5.20. — . . . Die Heldin dieser wahrhaft ergreifenden Dichtung, die tapfere hochgemute Isa-Maria, ist eine wirkliche Heroin an Seelengröße und Opfersinn. **Echo der Gegenwart, Aachen.**

Die Rydbergs Ein Kriegsroman aus unserer Zeit. 442 Seiten. 8⁰. Brosch. Mk. 4.—. Gebunden Mk. 5 20. — Das heiße Leben wogender Aktualität spiegelt sich in der geschickt aufgebauten und durchgeführten Handlung mit ethischem Hintergrund wieder. Wie Gluthauch schaffenden Werdens haucht es uns wiederholt daraus an. Das Buch dürfte Aufsehen erregen . . .
Allgemeine Rundschau, München.

Graf Strachwitz (Kurt von Leyden)

Die Brücke der Liebe Eine Erzählung aus Berlin. 326 Seiten 120:185 mm. Broschiert Mk. 4.—; gebunden Mk. 5.—. — Eine fesselnde Erzählung! Der Verfasser richtet dabei sein Augenmerk auf das gesteigerte demokratische Empfinden und auf die sozialen Aufgaben unserer Tage. Seine Erzählung gewährt uns überraschende Einblicke in das Leben des Adels und der Berliner Hof- und Künstlerkreise unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges. Das Buch ist ein herrliches Weihnachtsgeschenk für den Familientisch.

Von demselben Verfasser ist früher erschienen:

Dem Frieden entgegen! Roman aus 1914/16. Der deutschen Frau gewidmet. 304 Seiten 8⁰ Broschiert Mk. 3.60. Gebunden Mk. 4.50. — Des Dichters Werk ist geboren aus der Not der Zeit: es führt uns die läuternde Wirkung des Krieges vor Augen, der die dumpfe Welt wie ein reinigender Wettersturm durchbraust . . .
Deutsches Adelsblatt, Berlin

Romane von P. A. Sheehan:

Miriam Lukas Roman aus dem sozialen Leben Irlands. Genehmigte Uebersetzung von Oskar Jakob, 123:181 mm, 612 Seiten. Broschiert Mk. 5.50. Geb. Mk. 6.60. — Das Buch gewährt spannendes, hohes Interesse und verdient weiteste Verbreitung.
Vaterland, Luzern.

Lisheen oder der Prüfstein der Geister. Agrarsozialer Roman aus Irland. Autorisierte Uebersetzung von Oskar Jakob. 476 Seiten. 8⁰. Brosch. Mk. 5.50. Gebund. Mk. 6.60. — Das Buch ist unstreitig eine bedeutende literarische Leistung und bildet einen würdigen Abschluß der verdienstvollen Schriftstellertätigkeit des allzufrüh verstorbenen genialen Dichters . . . **Stimmen der Zeit, Freiburg, Br.**

Von Dr. Grays Blindheit Eine Erzählung aus dem irischen Priesterleben. Genehmigte Uebersetzung von Oskar Jakob. 602 S. 8⁰. Brosch. Mk. 5.50. Gebunden Mk. 6.60. — Wir wollen keine Rangliste der Werke Sheehans aufstellen, müssen aber doch gestehen, daß das vorliegende Buch des gefeierten Autors uns das tiefste und edelste zu sein scheint.
Prakt. Führer durch die Geschenkliteratur, Paderborn.

Auf vorstehende Preise kommt ein Teuerungszuschlag.

Durch alle Buchhandlungen.

Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. Einsiedeln
Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. Els.

Hadern und Knochen
sortiert und unsortiert.
Strumpfwolle, Neutuch, Zeitungen
kauft zu reellen Preisen von Privaten und Händlern, Anstalten, Klöstern usw.
Adolf von der Heiden, München, Baumstr. 4.
Telephon Nr. 22285. — Bahnsendung. München-Süd. Bahnlagernd.

Redakteur
sucht
bei katholischer Zeitung
entspr. Beschäftigung.
Offerte unt. T. Z. 9419 an **Rudolf Mosse, Berlin,** Schiffbauerdamm 4.

Die „Allg. Rundschau" das Anzeigenorgan des Buchhandels



Wer Vorbeugung, Hilfe u. Linderung bei Leber-, Nieren-, Gicht-, Nerven-, Brust- u. Lungen-Leiden, Blutreinigung, Rheumatismus, Arterienverkalkung, Blutarmut finden will, mache eine Trinkkur mit
Godesberger heilbew. arom. Kräutern.
Preis je Orig.-Paket 3 M. Zu haben in den meisten Apotheken. Wo nicht erhältlich, wende man sich durch Postkarte an uns. Verl. Sie unsere Schrift „Ein Mahn- und Weckruf" gratis.
A. Dorfstecher & Co., Nachf., G. m. b. H., Godesberg a. Rh.
Vertreter an allen Plätzen gesucht.

Bekanntmachung.

Die untenstehend zeichnenden, dem **Industrieverband der Lederwarenfabrikanten Südbayerns E.V.** angeschlossenen Firmen geben bekannt, daß sie infolge

Freigabe von Leder

mit dem heutigen Tage in die Lage gesetzt sind, ihre Friedensbetriebe wieder aufzunehmen.

Im Hinblick auf die Beschäftigung ihrer zahlreichen bisherigen Arbeiterschaft, sowie zur Erlangung von Beschäftigung für die aus dem Felde heimkehrenden berufsangehörigen Arbeiter, bitten die Unterzeichneten um Erteilung von namhaften Aufträgen.

Die nachbenannten Firmen fertigen alle in die Lederwarenfabrikation bezw. Sattlerei einschlägigen Gegenstände von volkswirtschaftlicher Bedeutung und ersuchen staatliche und städtische Behörden, Industrie, Export, Gross- und Kleinhandel sowie Spezialgeschäfte Angebote einholen zu wollen.

München, den 27. November 1918.

Industrieverband der Lederwarenfabrikanten Südbayerns E.V., München.

F. & A. Diringer, Lederwarenfabrik, München, Herrnstr. 23 u. 36, Hochbrückenstr. 13, Telephon 21774, 21775.

Max Hahn, Lederwaren- und Gamaschenfabrik, München, Kyreinstr. 1, Tel. 14229.

S. Kellendorfer, Lederwarenfabrik, München, Adlzreiterstrasse 12, Tel. 25328.

Georg Kleinheinz, Sattler und Lederwarenfabrik, München, Briennerstr 31/32 Tel. 55095.

Leder- und Treibriemenfabrik N. Burghard, Pasing, unt. Kanalstr. 26, Tel. 5, eigene Abteilungen für Sattlerwaren und Sportartikel.

Oskar Rosner, Schuh- und Gamaschenfabrik, München, Tumblingerstr. 32, Tel. 22118.

G. Schröter's Nachflg., Sattler- und Lederwarenfabrik, München, Reichenbachstr. 34, Telephon 21906

Max Sterr, Lederwaren- u. Sattlerwarenfabrik, Straubing (Niederbayern).

Reinhold Spitz, München, Tel. 53648, **Sportartikel- und Lederwaren-, Koffer- und Reiseartikelfabrik,** Fabrik: Augustenstr. 40, Verkaufslokal: Dachauerstr. 1.

Lorenz Stanko, Fabrik für Lederwaren, München, Schillerstr. 28, Tel. 51727.

J. C. Weill, München, **Lederwarenfabrik,** Gotzingerstr. 52—54, Tel. 21788.



Bücher für den Weihnachtstisch!

Der Kreuzweg des Magnus Segnewald und andere Novellen. Gebdn. Mk. 4.80.

Eine neue Dichtergabe der gefeierten Autorin! Fünf Novellen voll Seele, Phantasie und tiefen Wahrheitsgehaltes. Schon die Titelnovelle „Der Kreuzweg des Magnus Segnewald" bringt in so wunderbarer Vertiefung in das traumhafte Ringen einer erwachenden Knabenseele ein, daß der Leser vom Zauber und der Spannung dieser Erzählkunst im Innersten ergriffen wird. Und mit welch kühner Sicherheit weiß nicht die Verfasserin die psychologischen Brücken zu bauen! In der mit hervorragender Technik herausgearbeiteten Novelle „Die Jugend der Elisabeth Traugott" verbindet sich romantikgesättigte Phantasie mit überlegener Gestaltungsgabe zu einem wahrhaft funkelnden Meisterwerke der Erzählkunst.

Höhenleuchten.

Novellen und Skizzen. Gebunden Mk. 6.75. Alle Achtung vor Richlis wunderbarer Lust zu fabulieren! Manche schriftstellerische Größe kann sie um ihre Einbildungskraft beneiden. Richli ist mehr wert, als daß man mit einer alltäglichen Verbeugung an ihr vorbeiginge. Sie erregt Interesse und fordert ehrliche Stellungnahme heraus. (Bund, Bern.)

Der kleine Abenteurer

und andere Geschichten. Ein fröhlich-ernstes Buch für die studierende Jugend. Von Johannes Mayrhofer. Mit 7 Bildern. Gebdn. Mk. 4.—.

Mayrhofer kennt unsere Gymnasiasten und Studenten ganz vorzüglich, er kennt die Gefahren für Glaube und Sitte, die sie bedrohen, er kennt ihre Seelenkämpfe, ihre tiefen Leiden und er kennt auch die unendliche Fülle heiterer Situationen, die sich in Lateinstunden und deutscher Grammatik, auf dem Schulhof und in ärmlichen und doch so reichen Pennälerbuden abspielen können. Mit prächtiger Erfindungsgabe, mit einem Erzählertalent, dem man gespannt lauscht, und in anschaulicher, schöner Schilderung entrollt er vor uns eine Fülle ernster und köstlich humoristischer Szenen, die nicht nur eine fesselnde Unterhaltungslektüre darstellen, sondern auch den Leser in seiner Bildung und seiner Schönheitsfreude bereichern.

Ratgeber in Rechtsfragen. Von Dr. Hans Lieske. Gebunden Mk. 4.50.

Der bekannte Verfasser hat hier den neuartigen und ihm glänzend geglückten Versuch gemacht, den Laien ein gutes Teil unerläßlicher Kenntnisse des alltäglichen Rechtslebens so mundgerecht und angenehm zubereitet vorzusetzen, daß diese sonst meist verschmähte Kost diesmal mit fröhlichem Lachen und wachsendem Appetit genommen wird. Jedem Leser der lustigen Geschichten wird das, was er für sein Verhalten in Rechtslagen daraus gewinnt, ein unvergeßliches Gut bleiben, weil die Erinnerung immer durch eine famose, kleine Erzählung wach gehalten wird.

„Stille Nacht, heilige Nacht!" Die Geschichte des Liedes zu seinem 100. Geburtstag.

von **Professor Dr. Karl Weinmann,** Direktor der Kirchenmusikschule Regensburg. Mit 7 Bildern Mk. 1.80.

Die zwei neuesten Bändchen der Sammlung „Bücher der Stunde":

Franz Bichler, Luther in Vergangenheit und Gegenwart Mk. 3.—

Tony Kellen, Die Presse als Verleumderin . . . . . . Mk. 1.50

Arthur Achleitner, Unsere Eisenbahner im Felde Wahrheitsgetreue Erzählungen. 15. Bändchen der Sammlung „Hausschatzbücher". In farbigem Umschlag **Mk. 1.50.**

Rechtzeitig vor Weihnachten erscheint:

„Da war auch ich dabei." Ein Denkmal für das deutsche Kind mit farb. Umschlag und 14 Bildern von **A. Untersberger** nebst Begleittext von **Laurenz Kiesgen.** Querquart, geb. voraussichtl. **Mk. 4.—.**

Verlag von Friedrich Pustet, Regensburg ▪ Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Verlag von Dr. Armin Rausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann)


Digitized by Google

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gb.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Wochenschrift für Politik und Kultur. ✱ Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 51. München, 21. Dezember 1918. XV. Jahrgang.

Ein Stern, der nicht untergeht.

Weihnachten 1918.

Von Domprediger Ignaz Landgraf, München.

Ein wundersames Weihnachtsbild hat uns Ludwig Richter geschenkt: Auf der Galerie eines Kirchturms stehen im Schein der Kerzen und Windlichter singende Kinder, deren Gesichter unter den Pelzkappen trotz der Kälte fröhlich hervorlugen, hinter ihnen Stadtmusikanten mit ihren Instrumenten; unten die Stadt, in der eben die Fenster sich erhellt haben, und droben am dunklen Firmament der große leuchtende Weihnachtsstern. — Und nun jauchzt es in die Gassen, in die Häuser und in die Herzen: O du fröhliche — —!

Können wir heute einstimmen in das Lied von der fröhlichen, seligen Weihnachtszeit? Schmetternde Kinderchöre werden es auch heuer singen, aber finden sie ein Echo? Schwer liegt es auf den Gemütern. Verloren! Ein verlorener Krieg! Verloren in unermeßlichen, blutigen Opfern, nach unsäglich großem Heldentum. Ein gebrochenes Volk, enttäuscht, entehrt, mißhandelt, zertreten. Können wir uns freuen?

Wie hatten wir uns danach gesehnt, wieder einmal Weihnacht feiern zu können im Frieden! Wie verlangten wir nach diesem Frieden, gerade unser friedliebendes Volk! Und nun? Können wir uns freuen? Frieden auf Erden? Wohl hat das entsetzliche Morden im Feld ein Ende gefunden, aber noch tobt der Haß der Feinde. Wann sind einem großen und bis zum Schluß unbesiegten Volke drückendere Waffenstillstandsbedingungen auferlegt worden? In unerhörten Gewaltmärschen unter Verlust von Millionen-Werten mußte unser Heer über den Rhein zurück. Weite Gebiete urdeutschen Bodens nimmt der Feind für sich in Anspruch.

Aber nicht genug. Zur schlimmen äußeren Lage treten unheilvolle Wirren im Innern. Droht nicht Hungersnot, finanzieller Zusammenbruch, Auflösung aller Ordnung, schlimmster Terror, Bürgerkrieg? Unsere heimkehrenden Krieger glauben in ein freies Deutschland zurückzukehren und sie finden ein hilfloses, führerloses, durch innere Unruhen zersetztes und zerfetztes Vaterland. Jeden Tag stürzt es tiefer in Chaos und Knechtschaft. Und kein Retter! Können wir uns freuen? Bei all dem denken wir noch gar nicht an den Verlust der inneren Werte, der sittlichen Güter, an die Gefährdung der Religion, alles Hohen und Heiligen, was uns bisher teuer war. Noch einmal: können wir uns freuen?

Worüber wir so oft hinweggesungen haben in dem alten Weihnachtslied, heute verstehen wir es in seiner ganzen unheilvollen Bedeutung, das furchtbare Wort: Welt ging verloren. Verloren in Sünden, in Sorge und Leid, in Gram, Trauer und Verzweiflung.

Doch über all dem Dunkel steht ein Stern der Hoffnung: Christ ist geboren. Und dieser Stern erfüllt uns mit unendlicher Freude. Weihnachten hat an Bedeutung und Kraft nichts eingebüßt. Sein Stern strahlt heute noch so hell wie vor Jahrhunderten, ja strahlt gerade in dunkelster Nacht am hellsten. Aus der Tiefe der Not blicken wir aus nach dem Stern von Bethlehem. Gerade weil die Macht der Finsternis so groß, so übergroß geworden ist, sehnen wir uns nach einem Schimmer des Lichtes aus ewigen Höhen, nach einem Stern, der nicht untergeht. Gerade weil es so weit gekommen ist, weil wir am Rand der Verzweiflung stehen, rufen wir mit letzter Hoffnungsglut nach Gott, nach Christ dem Retter. Ja nie hatte die Welt Den so nötig, der zu Bethlehem geboren war, wie in dieser Stunde äußerster Not. Könnten wir uns jetzt aus dieser Welt des Greuels und des Grauens nicht flüchten in eine bessere, reinere Welt, könnten unsere zermarterten Herzen den Trost des Gottesfriedens nicht finden, könnten wir keine Weihnacht feiern, ja dann wären wir in der Tat die Aermsten in diesem dunklen Erdental. Weihnachten aber durchhellt dieses Tal des Elends und des Jammers mit Himmelsglanz. Auch zu den Menschen von heute in dieser düstersten Zeit dringt die Himmelsbotschaft: Fürchtet euch nicht! Ich verkünde euch eine große Freude: Heute in dieser Nacht ist euch der Heiland geboren.

Weihnachtsfreude ist unendliche Freude. Größer als alle Wehmut und Traurigkeit, als alle Sorge und Angst. Weihnachten erinnert uns ja an die Liebe des Vaters, der sein Höchstes, sein Liebstes der Welt schenkte. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab, damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben.“ Gott gibt die Welt nicht verloren. Er läßt sie nicht aus seiner Hand. Das kündet der Stern von Bethlehem. Das sagt uns das Kindlein in der Krippe. Der Herr ist nahe, und wo die Not am größten, ist Gott am nächsten. Gott kennt unsere Sorgen. Ihm ist nichts verborgen und er weiß für alles Rat. Gott behält das letzte Wort in der Geschichte und seine Gedanken sind nicht Gedanken des Leides sondern des Friedens. Diese Gewißheit gibt uns Weihnachten. Freilich ist es kein Wort des Zwanges, das Wort vom Frieden auf Erden. Gott will den Völkern und den Menschen seinen Frieden nicht aufzwingen. Sonst müßte er dem Menschenherzen Gewalt antun, ihm seine höchste Würde, die Freiheit, nehmen, den Menschen zur willenlosen Maschine machen. Gottes Führung vernichtet keine Freiheit, sondern erzieht zur wahren Freiheit, zur Freiheit der Kinder Gottes. Gottes Absichten und Zulassungen sind immer voll weiser Liebe. Darauf können wir vertrauen. Darauf verwies auch Hindenburg, als er jüngst sagte: „Daß alles anders gekommen ist, als wir es wünschten, wer weiß, wozu es gut ist“. Nacht mußte es wieder werden über der Welt, damit so manche Augen den Stern von Bethlehem wieder erkannten. Das ist der Sinn der Zeit, ihr weihnachtlicher Sinn: der Zug der Sehnsucht zur rettenden Gottesliebe. Das ist der Grund unserer Weihnachtsfreude; der Stern, der nicht untergeht, der durch das tiefste Dunkel leuchtet, so hell, daß die in die Irre gegangene Menschheit, soweit sie guten Willens ist, ihren Weg wieder zurückfinden wird. Wo die Sünde mächtig geworden, ist Gottes Liebe noch viel mächtiger geworden. Der Haß wird sich austrasen, aber die Liebe wird bleiben.

Christ ist geboren. Die Macht des Christkinds ist größer als die Macht aller Gewalthaber, aller Volkstribunen, aller Gotteshasser. Sie sinken in den Staub, in gegenseitige Vernichtung. Das Kind aber bleibt und ladet alle Menschen, alle Völker, Russen und Engländer, Deutsche und Franzosen, Slawen, Romanen und Germanen, vor seine Krippe. Allen tönen die Weihnachtsglocken, allen leuchtet das Weihnachtslicht, allen, die guten Willens sind. Wir beten zu demselben Gott wie die anderen Nationen. Wenn ein Völkerbund von Dauer geschlossen werden soll, dann muß er geschlossen werden unter dem Stern von Bethlehem. Der Vatername, mit dem wir alle Gott rufen, macht uns untereinander zu Brüdern. Wir können das erstere nicht in Ernst und Wahrheit tun, wenn wir das zweite ablehnen. Wir lauschen alle der gleichen Weihnachtsbotschaft und von dieser Weihnachtsbotschaft geht das große, stille Leuchten

aus", das uns alle, die guten Willens sind, zusammenführt oder doch zusammenführen kann und das in der dunklen Nacht unserer Trübsal nicht verlischt. Das ist der freudige Trost dieser Stunde. „Sei guten Muts", sagt einmal Matthias Claudius — „unser Herr Jesus Christus ist auch heute geboren". Sein Thron steht auch heute fest und unerschüttert, seinen Szepter entreißt ihm keine frevelnde Hand. **Das Christentum bleibt lebensstark.** Man mag das Christentum leugnen, verspotten, verfolgen, zurückdrängen, zurückstoßen in äußere Armut, vom öffentlichen Leben auszuschließen versuchen — **man wird doch von seinem Geiste leben, an seinem Geist sich orientieren müssen, wenn nicht die Menschheit in Barbarei versinken soll.** Nach den Ausartungen der französischen Revolution und schon mitten in derselben ergriff der religiöse Idealismus, das lebendige Christentum mit doppelter Gewalt die enttäuschten Herzen. Die christlichen Kulturideale vermögen allein auch in das Chaos der jetzigen Kulturzustände Licht und Ordnung zu bringen.

Darum hat der gläubige Christ kein Recht, zur Stunde verzagt zu sein, sondern die Pflicht, **im Geiste Christi zu arbeiten**, zu kämpfen, zu helfen, zu hoffen, zu trösten, zu lieben. Je mehr wahres Christentum in uns und in anderen Wurzeln faßt, desto mehr werden Mammonismus und Bolschewismus verdrängt, desto mehr werden Menschenwürde, Familienglück, Arbeitstüchtigkeit und Volkswohl erblühen. Just sind es 100 Jahre, daß zum erstenmal das weihevolle Lied von der stillen, heiligen Nacht erklungen ist. Am Heiligenabend 1818 hat dieses Lied dem grambeschwerten Herzen des oberösterreichischen Dorfschullehrers diese Wunderklänge entlockt. Ein doppeltes Unglück hatte ihn getroffen. Der Verlust seines einzigen Kindes und die Sorge um seine schwermütig gewordene junge Frau. Da aber die Töne dieses Liedes zum Himmel drangen, ward es hell in seinem Innern, heilige Freude zog in Haus und Herz ein: Durch der Engel Halleluja tönt es laut von fern und nah, Christ, der Retter ist da.

So sei es auch heute. Wenn wir betend vertrauensvoll zu Gott die Hände heben, weicht das Nebelmeer der Sorgen dem Weihnachtslicht. Beseligend durchströmt es die trauernden Herzen und ruft uns auf zur heiligen Freude, zur nutzigen Arbeit, allem Volke zum Heil. Neue Zeit braucht neue große Herzen, ernste Zeit braucht große starke Herzen. Gnadenbringende Weihnachtsfreude muß alles überstrahlen, beleben, ermutigen.

Welt ging verloren, Christ ist geboren, **freue, freue dich Christenheit!**

Gemeinsame Interessen der beiden Konfessionen.

Von Kirchenrat Stadtpfarrer Julius **Schiller**, Nürnberg.

II.

Noch müssen wir die Sprache auf ein Kapitel bringen, welches gerade in der allerneuesten Zeit viele Denker beschäftigt, viele Gemüter bewegt, viele Gewissen beunruhigt: wir meinen das **Verhältnis von Kirche und Staat.** Trafen bisher die beiden Kirchen in ihren Anschauungen zusammen, daß man nicht gut daran tue, das Band, welches seit vielen Jahrhunderten Staat und Kirche verbinde, zu durchschneiden, so bringt es die große Umwälzung, in deren Mitte wir heute stehen, mit sich, daß wir nicht mehr mit der Möglichkeit, sondern mit der Wahrscheinlichkeit einer völligen Trennung von Kirche und Staat zu rechnen haben, und zwar in der allernächsten Zeit. Haben die Kirchen demnach auf jegliche finanziellen Zuwendungen seitens des Staates, die sich auf Millionen beliefen, künftig zu verzichten, dann sind sie auf **Selbstverwaltung und Selbstbesteuerung** angewiesen, dann dürfen sie auch nicht einen Tag verlieren, um sich für alles **vorzubereiten und zu rüsten**, was das kommende Jahr bringt. Zum Glück ist ja der Anfang schon gemacht. Wir kennen schon seit Jahren das System der Landeskirchensteuer und der Kirchengemeindeumlage. Dieses System muß weiter ausgebaut, das Netz weiter ausgedehnt werden. Die größten und folgenreichsten Veränderungen und Verschiebungen haben wir bei der beabsichtigten Trennung auf dem Gebiet des **Schulwesens** zu gewärtigen. Ist der neue Staat völlig ohne Interesse für die Kirche und deren Angelegenheiten, dann kümmert er sich natürlich auch nicht um die religiöse Unterweisung unserer Jugend und überläßt dieselbe ausschließlich der Kirche. Kurz, wohin wir blicken, bereitet sich ein Neues vor und wenn schon vor dem Einsetzen des Weltkrieges die Aufgabe unserer Kirchen keine geringe war, so wachsen die neuen Verpflichtungen, welche nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges bevorstehen, zu einer ganz unheimlichen Riesenhöhe an, daß uns angst und bange werden müßte, wenn wir uns nicht auf den Hüter verlassen könnten, der nicht schläft noch schlummert, der auch seine Kirche nie verlassen wird.

Welche **Zukunft** werden unsere Kirchen haben? Welches Geschick wird ihnen zufallen? Wird unser Volk wieder ein christliches werden? Wird die Entkirchlichung aufhören? Werden Glaube und Bekenntnis, Kirche und Gottesdienst, christliche Zucht und gemeinschaftliche Liebe wieder Mächte in unserem Volkskörper werden? Werden die Kirchen erkennen und die Kraft besitzen, auszuführen, was ihnen obliegt? Wenn die Kirche es nicht versteht, Volkskirche zu werden, mit dem Volksleben sich zu verbinden, dann gehen wir trüben Zeiten entgegen. Ganz ungeheuer, völlig unübersehbar werden die Aufgaben sein, vor welche das deutsche Volk im Frieden sich gestellt sehen wird. Wissenschaft und Technik, Industrie und Handel, Stadt und Land, alles wird herangezogen werden, um auf den Trümmern des Alten ein Neues zu bauen. Aber das Fundament muß die **religiöse Erneuerung** bilden. Nur wo sittliche Kraft, da gibt es ein Aufwärts, ein Vorwärts des Volkes. Die stärksten Mächte der Geschichte sind die sittlichen. In dem verborgenen Innenleben ruhen die Haupttriebkräfte, die letzten Wurzeln der nationalen Macht. Nicht Panzerschiff, nicht Luftschiff, noch Kanonen, nicht Reichtümer begründen die Größe und Macht eines Volkes, sondern sein Ewigkeitskern, sein Ewigkeitsgehalt. Wird der Weltkrieg zum Wecker deutscher Eigenart und Kraft, deutscher Tiefe und deutschen Gewissens geworden sein oder werden jene Stimmen recht behalten, welche daran verzweifeln, daß unser Volk die echten Früchte der harten Prüfungszeit hervorbringen werde, weil so manchfach Pflichtbewußtsein und Gewissenhaftigkeit verschwunden sind und statt dessen Unredlichkeit und Diebstahl, Profitgier und Wuchergeist, Ueppigkeit und Verschwendung, eheliche Untreue und Unbotmäßigkeit der Jugend in schrecklicher Weise um sich gegriffen haben? Die Gefahr ist groß, daß das deutsche Volk gerade bei der furchtbaren Not der Gegenwart darauf vergißt, dem die Ehre zu geben, der ein solch ernstes Menetekel unserem Volke zugerufen hat. Dennoch wird der furchtbare Krieg nicht ohne tiefgehende Nachwirkungen sein. Die schwere Bluttaufe wird uns neue Lebenskräfte schenken. Die Heere von Gefallenen werden eine ernste Erinnerung an die Ewigkeit hinterlassen. Nicht wenige unter den Lebenden, welche zurückkehren dürfen, werden einen neuen Geist mitheimbringen. Und dieser Geist wird auch die Kirche stärken und ihr zugute kommen. Notwendiger als je wird nach dem Krieg ein **besseres Einvernehmen beider Kirchen** sein, eine Beseitigung der Kampfesstellung, ein Zusammenarbeiten in allen sittlichen und religiösen Fragen, unbeschadet der Eigenart jeder Kirche. Religiöser Unglaube, materialistische Weltanschauung, sittliche Laxheit sind unsere gemeinsamen Feinde, welche niederzuwerfen sind. Sie werden zerschellen, wenn die Kirchen zusammenstehen. Wer des Geistes Wehen aus der Höhe in der Gegenwart versteht, dem drängt sich der Gedanke auf, daß das Johanneische Zeitalter — das dritte nach Petrinismus und Paulinismus — nicht mehr allzufern sein kann. In diesem werden die konfessionellen Fehden völlig schweigen. Noch werden die beiden Hauptkirchen mit Wahrung ihrer Sonderart in Erfüllung ihrer Missionen nebeneinander das Reich Gottes auf Erden bauen. Haben die Pforten der Hölle die Kirche bisher noch nicht überwältigen können, so werden auch die künftigen Versuche scheitern. Freilich arg zerstückelt, dezimiert, umdroht, bedrängt von tausend Feinden schien gar oft der Kirche letztes Stündlein gekommen zu sein. Wie oft schon hat der Geist der Welt seine Fangarme in ihre Reihen hineingestreckt! Wie oft schon mag der brüllende Löwe ausgegangen sein, sie zu verschlingen! Zehntausende ihrer Glieder hat sie zuweilen eingebüßt. Aber ein Kern blieb immer wieder zurück. Siebentausend Jehovabekenner waren übrig zu den Zeiten des Elias. Sie hatten ihre Knie nicht gebeugt vor Baal, und Elias, welcher alles verloren glaubte, konnte sich aufrichten, gestärkt durch diesen Hoffnungschimmer. Auch die Endzeit wird ein Häuflein Christgläubiger erleben. Sie werden sich nicht auf **eine Kirchengemeinschaft** beschränken. Wir glauben im Ernst an eine „Gemeinschaft der Heiligen", die nur Gottes Auge kennt und die weit verstreut sind auf dem Erdenrund. Diese Gemeinschaft, die sich zusammensetzen wird aus vielen kirchlichen

Gruppen, wird dann auch das Katechon bilden, jene aufhaltende, hemmende Macht, welche das Hereinbrechen des Endgerichts nach St. Paulus im Thessalonicherbrief noch eine Weile verzögern wird. Zuletzt aber, wenn diese Zeit vollendet ist, wird der Einzug in die Perlentore des himmlischen Jerusalems folgen, ein Heerzug sonderlicher Art. Es sind die, welche ihre Kleider gereinigt, hellgemacht haben im Blut des Lammes. Dann werden auch die letzten Dissonanzen sich auflösen in eine ewige Harmonie, all' Fehd', auch die konfessionelle, hat nun ein Ende, weil die Ruhe des Volkes Gottes sich ausbreitet über alle, welche, dazu auserkoren, ihrer würdig befunden worden sind.

Damit kehren wir zum Anfang unserer Betrachtung zurück, indem wir uns in Uebereinstimmung mit dem Hirtenbrief der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe vom 1. November 1917 wissen, in dem es heißt: „Immer haben wir den konfessionellen Frieden als ein hohes nationales Gut gewertet und angestrebt; daß er auch im neuen Deutschland nach dem Krieg erhalten bleibe, soll unsere ganz besondere Sorge sein. Seit vier Jahrhunderten zieht sich die religiöse Spaltung durch das deutsche Volk. Das können wir nicht ändern. Wir können die Kluft nicht schließen. Wir können und dürfen die grundsätzlichen Unterschiede und Gegensätze, die uns in unserem ganzen religiösen Denken und Leben von unseren andersgläubigen Mitbürgern trennen, nicht auflösen, nicht verschleiern, nicht verwischen. Wohl aber können wir für das bürgerliche und wirtschaftliche, das staatliche und nationale Zusammenleben und Zusammenarbeiten die Kluft überbrücken durch gegenseitige Achtung, durch ein Wohlwollen, das sich nicht mit kühler Toleranz begnügt, sondern von christlicher Liebe erwärmt und beseelt ist, durch Vermeidung und Verhütung von allem, was andere in ihren religiösen Anschauungen und Gefühlen kränken könnte. Wir können auch Vorkehrungen treffen, daß nicht mehr aus jener Kluft die üblen Gase alter Mißverständnisse und Vorurteile aufsteigen und sich als giftige Wolke zwischen die Konfessionen legen. Gebe Gott, daß auf solcher Grundlage auch ein dauerhafter innerer Friede zustande komme, der die so wünschenswerte konfessionelle Entspannung bringt und alle einigt zur Arbeit an den großen Zukunftsaufgaben unseres Volkes!"

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Verlängerung des Waffenstillstands.

In unserer Notlage müssen wir schon froh und dankbar sein, wenn uns beim Ablauf des Waffenstillstands ein weiteres Moratorium bewilligt wird. Sei es auch unter erschwerten Bedingungen. Das feindliche Oberkommando hat sich vorbehalten, die neutrale Zone auf dem rechten Rheinufer nördlich von Köln zu besetzen, wenn es neue Sicherheiten für angezeigt hält. Unsere Unterhändler konnten das nicht abwehren; denn bei Ablauf des Waffenstillstands am 17 Dezember könnten schließlich die Gegner alles besetzen, was ihnen gefällt, da wir vollständig wehrlos sind. Es war nur zu erreichen, daß die Besetzung sechs Tage vorher angezeigt werden soll; diese Frist ist für die Sicherung von besonders gefährdeten Personen und Sachen wertvoll. Das Damoklesschwert der weiteren Okkupation im Industriebezirk wird hoffentlich den Sinn für Erhaltung der Ordnung und Konsolidierung der Regierung beleben. Zugestanden haben uns die Feinde zunächst einen weiteren Monat Waffenstillstand, sowie die Verheißung einer weiteren Ausdehnung bis zum Vorfrieden, unter Vorbehalt der Zustimmung der verbündeten Regierungen.

Von großem Wert ist ferner die Erklärung, daß die in Deutschland liegenden 2½ Millionen Tonnen **Schiffsraum** unter der Kontrolle der Alliierten zur Versorgung Deutschlands mit **Lebensmitteln** zur Verfügung gestellt werden sollen. Unsere Unterhändler konnten natürlich der Brotzufuhr keine Hindernisse bereiten, sie mußten sich auch die „Kontrolle der Alliierten" gefallen lassen, setzten aber durch, daß die Schiffe deutsches Eigentum bleiben und deutsche Besatzung behalten. Welch ein Trost gegenüber der drohenden Hungersnot, wenn nunmehr der Rest unserer Handelsflotte für die Volksversorgung mobil wird!

Die deutsche Waffenstillstandskommission hat auch noch Milderungen für die Ablieferung des Eisenbahnmaterials durchgesetzt. Was unsere Unterhändler mit Geschicklichkeit und Ausdauer erreicht haben, ist unter den obwaltenden Verhältnissen als bedeutender diplomatischer Erfolg zu werten. In welchem Lichte erscheint nun die stürmische Forderung der Berliner und auch der Münchener Radikalen, daß **Erzberger**, der verdiente Vorsitzende der Kommission, alsbald zum alten Eisen geworfen werden soll! Diese Fanatiker der Partei- und Klassentyrannei treiben es so toll, daß sie die Feinde geradezu einladen zur Besetzung des Vaterlandes bis an die Spree und die Isar.

Reichstag und Nationalversammlung.

Der Präsident des Reichstags, Abg. **Fehrenbach**, hat lange genug gewartet, ob nicht die Regierung endlich erkennen würde, welch' wertvoller Nothelfer der noch bestehende Reichstag für sie und das Vaterland sein kann. Als die Verwirrung immer ärger und die Gefahr einer Friedensverzögerung wegen mangelnder Verhandlungsfähigkeit immer drohender wurde, hat Präsident Fehrenbach einen Warnungsschuß abgefeuert. Er verkündete die Einberufung des Reichstags in Ausübung seiner zweifellosen Vollmacht; aber er sprach sich vorsichtiger Weise zunächst nur im Prinzip aus, indem er sich die Bestimmung über Zeit und Ort noch vorbehielt. Den Zeitpunkt will er bestimmen, wenn amtlich klar gestellt ist, daß die Alliierten die Friedensverhandlungen wegen der mangelnden parlamentarischen Beglaubigung der Regierung verweigern. Der Ort der Reichstagstagung müßte gewählt werden gemäß dem Verhalten der Berliner Regierung, die den Reichstag nur dann für die „Reichshauptstadt" erhalten kann, wenn sie den Wallotbau säubert und für die Sicherheit der Volksvertreter sorgt.

Die „Volksbeauftragten" halten nach wie vor an ihrer fixen Idee fest, daß der Reichstag nicht mehr existiere. Ebert und Scheidemann werden wohl wissen, daß der Reichstag **ihnen** Vorteile bringen könnte; aber sie sind gebunden durch den Pakt mit den „Unabhängigen", die von der alten Volksvertretung nichts wissen wollen und am liebsten auch die Nationalversammlung vereiteln möchten.

Uebrigens hat der Schreckschuß Fehrenbachs schon eine günstige Wirkung gehabt. Alsbald erschien die offiziöse Ankündigung, daß infolge der allgemeinen Lage und der lebhaft geäußerten Wünsche des Volkes die Wahl der Nationalversammlung zu einem **früheren Termin** stattfinden solle; die Vorbereitungen der Behörden würden bereits darauf eingestellt. Wenn diese Ankündigung ehrlich gemeint ist, so wird es vielleicht möglich, die Konstituante noch vor Ablauf des verlängerten Waffenstillstandes (17. Januar) zuwege zu bringen. Bei der Unschlüssigkeit der sog. Regierung wird die Entscheidung wohl bei dem **Reichskongreß** der A.- u. S.-Räte liegen, der am 16. Dezember in Berlin zusammengetreten ist. Dieses Parlament von Vertretern der Arbeiter und Soldaten war von den Unabhängigen als Volksvertretung gedacht und sollte die Nationalversammlung ausstechen, damit die sog bürgerlichen Wähler überhaupt nicht zur Geltung kämen. Dieser Plan der Klassendiktatoren ist bereits gescheitert; nach den vielfachen Erklärungen der auswärtigen Regierungen, daß sie mit diesen „Räten" überhaupt nicht verhandeln wollen, ist kein Friedensschluß möglich, wenn die Regierung nur von solchen Räten gestützt wird. Die Reichskonferenz dieser wilden und wirren Organisationen kann also

nichts Besseres tun, als vor ihrem unvermeidlichen Ende die schnelle Wahl einer Nationalversammlung befördern. Das müssen auch die verständigeren Arbeiter einsehen, denn ohne richtige Ordnung im Innern kommen wir weder zum Frieden noch zu gedeihlichem Arbeitsverdienst.

Herr Scheidemann, der Genosse Eberts im Rate der Volksbeauftragten, hatte an dem „kritischen Sonntag in Berlin" gesagt, er würde höchstens noch acht Tage den Wirrwarr ansehen, dann ginge er. Nach der abgelaufenen Woche hat er entdeckt, daß die Dinge besser geworden seien. Leider merken wir andern Leute noch nichts davon. Wohlklingende Bekanntmachungen gibt es freilich, z. B. über Errichtung einer Ordnungswehr zur Verfügung der Regierung, über Arbeitspflicht und dergl. Aber die wirksamen Handlungen fehlen noch immer. Die Beschlagnahme der Waffen wird angekündigt; aber die Spartakusgruppe ist nach wie vor im Besitz von Waffen, hat sie nicht allein am kritischen Sonntag in Berlin spazieren geführt, sondern auch noch durch Ausplünderung einiger Sicherheitswachen vermehrt. Nicht nur in den Vororten von Berlin, sondern auch in Dresden setzen diese Bolschewisten ihre Putsche fort. Wenn ein paar Studenten sich zu einer Ordnungswehr zusammenschließen wollen, so werden sie alsbald mit rauher Hand gefaßt; doch niemand wagt sich an die bewaffneten Ultrarevolutionäre heran. Auf das alberne Geschwätz eines Kellners hin verhaftet man hervorragende Industrielle des Rheinlandes, entzieht sie ihren gesetzlichen Richtern, schleppt sie nach Berlin, verzögert die Untersuchung ohne Rücksicht auf die grauen Haare und gestörten Betriebe. Den Böswilligen zu Gefallen wird das klare Recht gebrochen; der gutwillige Bürger wird drangsaliert. Kein Wunder, daß die fremden Regierungen mit den Leuten nicht verhandeln wollen, die für solche Wirtschaft verantwortlich sind; kein Wunder, daß der Ruf „Los von Berlin" angesichts der Früchte der Revolution in diesen sechs Probewochen immer lauter ertönt.

Die Mitglieder der künftigen Nationalversammlung sind nicht zu beneiden. Sie haben eine fürchterliche Masse von Schutt und Trümmern aufzuräumen; sie sollen einen Neubau aufführen auf einem zerwühlten und versumpften Boden, und das alles unter dem Druck der Okkupationsgefahr und der Hungersnot.

Dabei hat Herr Adolf Hoffmann, als preußischer Kultusminister ein Kollege von Ebert und Scheidemann, in öffentlicher Versammlung erklärt, die Nationalversammlung werde mit Gewalt auseinandergejagt werden, wenn sie keine proletarische Mehrheit habe. Herr Scheidemann hat das als gemeingefährlichen Unsinn bezeichnet, wie er auch Herrn Liebknecht die Geisteskrankheit bescheinigt hat. Aber Herr Hoffmann ist noch immer Kultusminister, und Herr Liebknecht ist im Besitz seiner Geisteskräfte und zettelt weiter Streiks und Massendemonstrationen an. Die „Regierung" ist nur stark mit dem Munde, während die Not der Zeit Taten und abermals Taten fordert. Wie lange soll noch das Schicksal des deutschen Volkes den Launen jener Radikalen überantwortet sein?

Ein Gedenktag des Hl. Vaters.

Am 21. Dezember vollendet Papst Benedikt das vierte Jahrzehnt seines Priestertums, ein Tag, an dem die katholische Christenheit mit besonderer Liebe und Dankbarkeit ihres geistlichen Oberhauptes zu gedenken Anlaß hat. Verehrt sie in ihm doch den unermüdlichen Friedenspapst, dessen unablässige Sorge darauf gerichtet war, die Schrecknisse des Weltkrieges zu mildern und das Ende des grausigen Mordens zu beschleunigen. Zeuge dessen sind seine eindringlichen Ermahnungen an alle Kriegführenden, seine große Friedensnote und nicht zuletzt die vielen, von Erfolg begleiteten Schritte zur Erleichterung der Lage der Opfer des Krieges, wie der Kriegsgefangenen, Internierten, Kranken und Verwundeten. Deutschland speziell hat soeben wieder einen solchen Beweis erhalten, indem der Papst auf Bitten der Erzbischöfe von Köln und München seinen Einfluß bei den feindlichen Regierungen geltend machte, um Hilfe in den drohenden Ernährungsschwierigkeiten zu erreichen. Der Hl. Vater hat sich nicht bloß an die feindlichen Regierungen gewendet, er hat auch den Gesamtepiskopat der Deutschland feindlichen Länder aufgefordert, seine humanitären Bestrebungen zu unterstützen. Auf diese Bitten hin hat Wilson nun den Kardinal Gibbons, Erzbischof von Baltimore, gebeten, dem Kardinalstaatssekretär in Rom zu versichern, daß die äußerst schwierige Lage Deutschlands bezüglich der derzeitigen Ernährungsfragen so ernst wie möglich in Erwägung gezogen werde. Die deutschen Katholiken werden daher am 21. Dezember ihrem Wohltäter auf Petri Stuhl durch besonders inniges Gebet ihre Dankbarkeit bezeigen.

Weihnacht.

Ob auch der Weihnachtsjubel schweigt,
Die Christnachtglocken schwingen.
Der grosse Traum von Frieden steigt
Herab, die Welt zu zwingen.

Bethlehems Stern schaut gross und klar
Herab auf weisse Pfade.
Und auf das hartbedrängte Jahr
Legt still er seine Gnade.

E. Taufkirch.

Frankreich und die Rheinlande.

Von Dr. Leo Schwering, Köln.

Die Besetzung des linken Rheinufers durch den Verband ist beendet; in drei Brückenköpfen greift er auch noch auf das rechte Rheinufer über. Die Frage, was aus den rheinpreußischen Gebieten des linken Stromufers, einschließlich der bayerischen Pfalz, werden soll, wird natürlich in den Kreisen der Nächstbeteiligten lebhaft erörtert. Veranlassung dazu geben die zahlreichen Kommentare der französischen Presse, die deutlich erkennen lassen, daß die imperialistischen Kreise nicht übel Lust haben, die Westgebiete des Reiches in irgendeiner Form von dem Mutterstamm loszureißen. Uns wundert dies Gebaren der französischen Presse nicht; denn wir wußten aus den Veröffentlichungen der Bolschewisten längst, daß seinerzeit Geheimverträge zwischen der zarischen Regierung und Poincaré abgeschlossen waren, welche auf nichts Geringeres hinausgingen, als eben das linke Rheinufer Frankreich in die Hände zu spielen! Man sage nicht, die russische Regierung des Zaren existiere nicht mehr, mithin seien auch ihre Abmachungen illusorisch! Nirgendwo hat je etwas davon verlautet, daß die damaligen Abmachungen von irgendeiner Seite für ungültig erklärt worden sind, und Briand hat seinerzeit in der Kammer betont, das revolutionäre Rußland werde Frankreich halten müssen, was das zarische versprochen habe.

Auf jeden Fall hat man den Eindruck, als wenn noch diese Abmachungen bestünden; die Haltung der französischen Blätter bestätigt das, und die gemäßigt liberale britische Wochenschrift „Nation" hat ganz recht, wenn sie fragt, ob die damals abgeschlossenen Verträge noch heute in Geltung wären. Das britische Blatt deutet damit wohl an, daß seine Partei kein Interesse daran habe, die Annexionsabsichten der dritten Republik in dieser Frage zu unterstützen. Aber die „Nation" ist eine Wochenschrift, die heute kaum die Anschauungen der herrschenden Kreise Großbritanniens vertritt; und aus der übrigen englischen Presse, von der konservativen bis in die liberale hinein, erklingen Stimmen, die in ihrer dunklen Art nicht geeignet sind, die Besorgnisse der Rheinländer bezüglich Englands Ansichten über dieses Problem zu zerstreuen.

Es ist sehr bemerkenswert, daß in Frankreich die gesamte Boulevardpresse und vor allem auch die katholische die Rheinuferfrage erörtert. Wenn dabei Blätter wie die „Aktion Française" und der „Gaulois" ihr annexionslüsternes Herz schlecht verbergen können, so wundert uns das nicht, bedenklicher aber ist, daß auch radikale Kreise sich an dieser Erwerbung berauschen. Die Lockungen, mit denen man die Rheinländer zu ködern sucht, sind raffiniert. Insbesondere spielt die Erwägung eine Rolle, daß, falls sie sich entschlössen, für Frankreich zu optieren, sie an den schweren Kriegsentschädigungen, die man dem Reiche auferlegen werde, nicht mitzuzahlen haben würden; weiter wird ihnen vor Augen gestellt, wie rasch die Wiedergesundung des rheinischen Wirtschaftslebens sich vollziehen werde, wenn die Rohstoffbeschränkungen, die man dem übrigen Deutschland auferlegen würde, für dessen Bewohner keine Geltung haben würden. Diese Sprache ist sehr deutlich, und man darf es den Franzosen zutrauen, daß sie alles versuchen werden, wahr zu machen, was sie aussprechen!

Neben dem wirtschaftlichen Element wird auch neuerdings geschickt die religiöse Frage in die Debatte hineingeworfen. Selbst ein radikales und antiklerikales Blatt wie der „Cri de Paris" ruft aus, Frankreich müsse sich im Interesse seines Wach-

tums mit dem Vatikan wieder versöhnen, eine Verständigung werde ohnehin schon im Elsaß nötig sein, würde die volle Versöhnung erreicht, so sei es auch ein leichtes, die Geistlichkeit in den Rheinlanden für Frankreich zu gewinnen! Es ist klar, worauf die französische Presse dieser Art rechnet. Die unglaublichen Streiche des Herrn Hoffmann in Berlin werden auf diese Weise von den Franzosen beantwortet. Daß die gesamte Presse der Katholiken in Frankreich schon aus innerpolitischen Gründen in ebendieselbe Kerbe haut, ist verständlich. Man sieht, das ganze Manöver ist klug angelegt. Aber selbst dort, wo man von einer mehr oder minder verschleierten Annexion nichts wissen will, geht man doch wenigstens mit dem Plane um, aus den Rheinlanden einen neutralen Pufferstaat zu machen. Wenn daher der „Homme libre", bekanntlich das Blatt des französischen Ministerpräsidenten, erklärt, die Verbündeten wollten das linke Rheinufer nicht annektieren, so wäre es voreilig, daraus den Schluß zu ziehen, Clemenceau sei gegen alle Annexionsgelüste bezüglich Rheinpreußens. Es erhellt, daß sich seine Aeußerung sehr wohl unter den Gedanken eines rheinischen Pufferstaates unterbringen läßt! Dieser würde natürlich ein Vasall Frankreichs werden wie Belgien. Gefahr besteht also auf jeden Fall, und sie wird in allen politischen Kreisen unserer rheinischen Heimat voll gewürdigt. Es hat auch nicht an Gegenwirkungen gefehlt. So ist vor kurzem der Bund für die rheinische Freiheit ins Leben getreten, der sich aus Männern und Frauen aller Volkskreise ohne Unterschied der Partei zusammengesetzt. Sein Zweck ist die Stärkung des Heimatgedankens, der rheinischen Kultur und des rheinischen Volkstums; also eine Vereinigung, die letzten Endes auf die Stärkung des deutschen Nationalgefühls hinausgeht.

Im Kreise dieser Vereinigung tauchte auch wohl als Abwehrmaßregel gegen französische Annexionsgelüste zuerst der Gedanke der rheinischen Republik auf, die in zwei riesigen Versammlungen der Kölner Zentrumspartei am 4. Dezember, am Tage bevor die englische Besatzung eintraf, bereits gefordert wurde. Ob die Ausrufung einer rheinischen Republik in einer Parteiversammlung für die Verbreitung des Gedankens richtig war, möchten wir bezweifeln. Jedenfalls aber muß mit aller Deutlichkeit gegenüber Verdrehungen festgestellt werden, daß es sich bei der Frage der Gründung einer rheinischen Republik um ein Gebilde handelt, das im engsten Anschluß an das Reich entstehen und innig mit ihm verbunden bleiben sollte. Diese rheinischen Partikularbestrebungen als separatistische in dem Sinne hinzustellen, es sei auf eine Loslösung vom deutschen Mutterstamm abgesehen, geht nicht an und entspricht nicht den Absichten der Väter dieses Gedankens. Unter den Umständen aber, wie der Gedanke einer rheinischen Republik an die Oeffentlichkeit trat, löste er starke Gegenwirkungen aus, die, sicherlich nicht immer ganz rein, der Idee als solcher und ihrer Ausbreitung in der Zukunft kaum genutzt haben. Es muß sich erst zeigen, ob der Gedanke der rheinischen Republik lebensfähig ist, ob sie den elementaren Widerhall in den Massen findet, der notwendig ist, um heute ein Staatsgebilde zu formen.

Frankreich aber möge aus all diesen Bestrebungen ersehen, daß das Rheinland fest entschlossen ist, gegenüber der gallischen Kultur nicht nur seine Eigenart, sondern auch seine politische Selbständigkeit zu wahren. Der Rheinländer ist und bleibt deutsch, ganz gleichgültig, welcher Partei er angehört!

Die Rechtsgrundlagen des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche in Bayern.

Von Rechtsanwalt Dr. L. Ebert, München.

Die Trennung von Staat und Kirche gehört zu dem „republikanischen Naturrecht". Die Revolution, die jetzt in Deutschland die Republik geboren hat, scheint dieses Wort eines berühmten Staatsrechtslehrers zu bestätigen. Die Trennung würde ein neues, in Deutschland bisher unbekanntes System in der Geschichte des Verhältnisses von Staat und Kirche bedeuten, in ihrer Wirkung und äußeren Erscheinung aber auch einen gewaltsamen Bruch mit dem historisch gewordenen und rechtlich bestehenden Zustand darstellen, namentlich, wenn bei der Bestimmung von Art und Maß der Trennung — ich denke dabei an eine Neuordnung der kirchlichen Gesellschaften auf der Grundlage des gemeinen Vereinsrechts — die letzten Konsequenzen aufrichtig und unerbittlich verfolgt würden: Die Privatgesellschaft mit religiöser Zweckbestimmung löst in diesem Falle die öffentlich rechtliche Kirchengesellschaft ab.

Begünstigt durch die Privilegien einer solchen, ausgestattet mit dem Zwange, aber auch ausgerüstet mit dem Schutz des Staates, besteht mit den beiden großen evangelischen Kirchen in Bayern die katholische Kirche als Korporation des öffentlichen Rechts. Gleichordnung von Staat und Kirche im Rahmen der staatlichen Souveränität ist das allgemein entscheidende Merkmal des bestehenden Rechtszustandes. Und dieser Rechtszustand ist gesichert durch das Gewicht der Verfassung und des völkerrechtlichen Vertrags. Die erschwerenden Bedingungen, welche nach der Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 (Titel X § 7) für die Abänderung dieses Staatsgrundgesetzes gelten — Mehrheit von zwei Dritteilen der Stimmen und Anwesenheit von drei Vierteilen der Mitglieder der beiden Kammern des Landtages — schützen diese Rechtsstellung der Kirche. Dem Konkordat vom 5. Mai 1817, als Anhang zur zweiten Verfassungsbeilage Bestandteil der Verfassung, kommt mit dem doppelten Rechtscharakter als Staatsgrundgesetz und völkerrechtlichem Pakt doppelter Rechtsschutz zu. Aenderungen der rechtlichen Beziehungen zwischen Staat und Kirche bedürfen daher der Mitwirkung der gesetzgebenden Körperschaft und des Papstes als völkerrechtlichen Kontrahenten aus dem Konkordat. Nach Ueberwindung des gegenwärtig revolutionären Zustandes wird die neue Regierung versuchen müssen, den verfassungsmäßigen Weg zu beschreiten. In der neuen Verfassung aber wird der frühere Zustand kaum mehr zu erkennen sein, auch wenn die Trennung von Staat und Kirche nicht als Prinzip durchgeführt werden sollte; die Rüstkammer der staatlichen Kirchenhoheit, wie sie in der zweiten Verfassungsbeilage, dem Religionsedikt, eingerichtet ist, wird von Waffen entleert, die in der Geschichte in ihrer Wirkung versagt und bei den gegenwärtigen Auffassungen des Verhältnisses von Staat und Kirche sich als unzeitgemäß erwiesen haben. Die Verfassung des neuen Staates wird den bereits von ihrer Vorgängerin verkündeten Grundsatz der Gewissensfreiheit (Verf.-Urkunde Titel VII § 8, Religionsedikt § 1) aufs neue proklamieren; die antiquierten Bestimmungen des Religionsedikts z. B. über die Aufnahme von Religionsgesellschaften, die Unterscheidungsmerkmale von öffentlichen und privaten Kirchengesellschaften, die Abgrenzung der Beziehungen von Staat und Kirche in innere Kirchenangelegenheiten, gemischte und weltliche Gegenstände, die jura majestatica, Placet und Recursus ab abusu werden daraufhin geprüft werden, ob sie mit der Staatsidee des 20. Jahrhunderts noch vereinbar sind. Eine loyale Regierung wird an Stelle der zum Teil von der zu Anfang des 19. Jahrhunderts vielfach vertretenen Staatsomnipotenz beherrschten Grundsätze die Grundrechte rezipieren, welche die Frankfurter Nationalversammlung 1848 proklamiert hat: „Jeder (Deutsche) ist unbeschränkt in der gemeinsamen und öffentlichen Uebung seiner Religion; jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen". Wenn der mit der Verfassung von 1818 begründete Rechtszustand als ein noli me tangere sich über 100 Jahre bis zur Gegenwart erhalten hat, so liegt der Grund darin, daß eine Aenderung auch in einzelnen Punkten nicht möglich war, ohne daß das grundsätzliche Verhältnis von Staat und Kirche erörtert wurde; ein solches Problem war aber zu allen Zeiten geeignet, die schwersten kirchenpolitischen Kämpfe auszulösen. Ich will davon absehen, den bestehenden Rechtszustand auf seine Reformbedürftigkeit zu prüfen, und mich darauf beschränken, eine kurze Darstellung der Rechtslage der katholischen Kirche in Bayern zu geben.

Als öffentlich-rechtliche Körperschaft genießt die katholische Kirche mit den beiden protestantischen Konfessionen gegenüber den privaten Religionsgesellschaften umfassende Rechte und Vorrechte: Ihr Eigentum steht unter dem besonderen Schutz des Staates, sie besitzt das Recht, Vermögen nach den bestehenden Gesetzen zu erwerben, die für den Gottesdienst bestimmten Gebäude genießen den Strafschutz öffentlicher Gebäude; ihre Diener haben die Rechte und Achtung von öffentlichen Beamten, der Staat leistet Zuschüsse zu den kirchlichen Anstalten, Beiträge zu den Besoldungen der Geistlichen und Bestreitung der Kultuskosten. Die Kirchengemeinde besitzt Besteuerungsrecht. Die Kirchenumlagen werden mit den Staatssteuern eingehoben. Die staat-

lichen Universitäten haben theologische Fakultäten. Der Kirche ist weitgehender Einfluß auf die Volksschulen, die als Konfessionsschulen eingerichtet sind, eingeräumt. In den Mittelschulen ist der Religionsunterricht Pflichtfach. Die Kirche ist beteiligt an den Aufgaben der Staatspflege, u. a. durch die Handhabung der Schulaufsicht. Der Staat wirkt mit bei Errichtung und Veränderung von Kirchenämtern, bei der Ausbildung und Anstellung der Kirchendiener, bei Durchführung kirchlicher Strafen. Der Staat nimmt Rücksicht auf die kirchliche Sonntagsfeier und Festtagsordnung. Im übrigen wird der staatliche Schutz ausgeglichen durch die staatliche Aufsicht.

So im allgemeinen die rechtliche Stellung der katholischen Kirche nach den andeutungsweise wiedergegebenen Bestimmungen, welche die Rechtsverhältnisse der öffentlichen Kirchengesellschaften überhaupt regeln. Im Rahmen dieser gleichheitlichen Grundsätze werden für die katholische Kirche besondere Rechtsbeziehungen zum Staat durch das Konkordat begründet. Das Konkordat stellte die durch die Säkularisation vollständig zerstörte Hierarchie wieder her durch die Organisationen der Bistümer und Domkapitel, durch die Festsetzung der königlichen Rechte bei Besetzung der Kirchenämter, Anerkennung der bischöflichen Rechte und Befugnisse. Nach Artikel I wird „die römisch katholisch-apostolische Religion unversehrt mit ihren Rechten und Prärogativen erhalten werden, welche sie nach göttlicher Anordnung und den kanonischen Sätzen zu genießen hat". Artikel XII umschreibt die Befugnisse der Bischöfe im allgemeinen: „Die Bischöfe sind befugt, in der Leitung der Diözesen alles dasjenige auszuüben, was ihnen vermöge ihres Hirtenamtes kraft der Erklärung oder Anordnung der kanonischen Satzungen nach der gegenwärtigen und vom Heiligen Stuhle bestätigten Kirchendisziplin zusteht." Aus Artikel XIV ist die Stelle bemerkenswert: „Seine Majestät werden nicht zugeben, daß die katholische Religion, ihre Gebräuche und Liturgie durch Worte, Taten oder Schriften verächtlich gemacht, oder daß die Vorsteher oder Diener der Kirche in Ausübung ihres Amtes, besonders in Wahrung der Glaubens- und Sittenlehre und der Kirchenzucht gehindert werden."

Freilich ist für die Durchführung dieser Rechtssätze von Bedeutung, daß das Konkordat nur insoweit Staats- und Verfassungsgesetz ist, als sein Inhalt nicht mit dem Religionsedikt, einem Abbild der berühmten organischen Artikel Napoleon I., in Widerspruch steht; und die Widersprüche sind viel, groß, grundsätzlich und rechtlich wie politisch unlösbar. Die neue Verfassung wird und muß sie lösen; es ist hier nicht der Ort, Richtlinien hierzu aufzustellen; aber auf Art. 18 des Konkordats sei verwiesen: „Seine königliche Majestät versprechen für sich und ihre Nachfolger, nie aus irgendwelchem Grunde an den Artikeln der Uebereinkunft etwas abzuändern ohne Dazwischenkunft und Mitwirkung des Apostolischen Stuhles." Durch das Konkordat ist dem Könige und seinen katholischen Nachfolgern auf „ewige Zeiten" das Indult verliehen, zu den erzbischöflichen und bischöflichen Stühlen würdige und taugliche Geistliche zu ernennen, welche die nach den kanonischen Satzungen dazu erforderlichen Eigenschaften besitzen. Die Frage der Ausübung dieses dem König nicht für seine Person, sondern in seiner Eigenschaft als Staatsoberhaupt zukommenden Nominationsrechtes bei der gegenwärtigen Verfassung des Staates soll nicht weiter untersucht werden, da sie praktische Bedeutung bis jetzt nicht beansprucht hat. Die beiden Erzbischöfe von München-Freising und von Bamberg, ferner ein vom König zu ernennender Bischof sind nach der Verfassung Reichsräte der Krone Bayern, d. h. Mitglieder der Ersten Kammer des Landtags. Die Einkünfte der Bischöfe sollten nach dem Konkordat auf Güter und ständige Fonds gegründet werden, wurden aber bis jetzt vom Staatsärar als Geldbesoldung bezahlt. Ihre Höhe ist durch die Verfassung festgelegt.

Eine Dotation in liegenden Gütern hat die Verfassung auch für die Domkapitel in Aussicht genommen; die Einkünfte fließen aber heute noch aus dem Staatsärar als Geldbesoldungen. Die Domkapitel zählen 2 Würdenträger, Propst und Dechant, 10 Kanoniker bei den erzbischöflichen und 8 bei den bischöflichen Kirchen und 6 Vikare. Dem Könige steht in den 6 päpstlichen Monaten die Ernennung zu den Kanonikaten zu; die Propstei verleiht der Papst, die Dechantei der König; im übrigen ist auch das Wahlrecht der Domkapitel anerkannt. Die Domkapitel, deren Mitglieder den Bischöfen als Räte in der Verwaltung der Diözesen dienen, besitzen juristische Persönlichkeit und das Recht der Selbstverwaltung ihres Vermögens.

Nach dem Konkordat Artikel XI steht dem König das Präsentationsrecht zu auf alle Pfarreien und Kuratien und einfache Benefizien, auf welche seine Vorfahren aus gleichem Patronatsrecht präsentiert haben; ferner auf alle jene Benefizien, zu welchen die säkularisierten Stifter und Korporationen präsentierten. Für die übrigen Pfarreien besteht das freie Besetzungsrecht der Bischöfe; die Vergebung der Pfründe durch die Bischöfe ist aber an die königliche Genehmigung gebunden. Aus der Verfassung wird das Recht des Staates hergeleitet, Vorschriften über die Befähigungsnachweise der Pfründebewerber zu erlassen. Die kanonische Einsetzung der Bepfründeten steht dem Bischof zu gleich der Disziplinargewalt über die Geistlichen.

Für die Zulassung von Orden und Kongregationen und zur Errichtung von Klöstern ist königliche Genehmigung erforderlich. Mit der Zulassung erwerben sie die juristische Persönlichkeit und damit die Fähigkeit, Vermögen zu erwerben und zu besitzen. Der Staat hat von der in der Verfassung begründeten Befugnis, Anordnungen über die Aufnahme der Novizen und über das Alter für die Ablegung der Gelübde zu erlassen, Gebrauch gemacht. Die Amortisationsgesetzgebung macht u. a. den Erwerb von Gegenständen im Wert von über 10000 *M* von der landesherrlichen Genehmigung abhängig.

Steht die Ordnung der kirchlichen Verfassung überhaupt in engster Verbindung mit der Säkularisation von 1803, so treten die rechtlichen und moralischen Wirkungen der Säkularisation ganz besonders auf dem Gebiete des kirchlichen Vermögensrechtes in der Verfassungsurkunde zutage. Die aus Artikel 35 des Reichs-Deputations-Hauptschlusses sich ergebende Verpflichtung des Staates besteht, wenigstens moralisch, auch in der Zukunft. Mit einer Feierlichkeit, die an Genesis 9/11 [1]) erinnert, versichert die Verfassungsurkunde, daß keine Säkularisation mehr kommen soll: „Allen Religionsteilen ohne Ausnahme, ist das Eigentum der Stiftungen und der Genuß ihrer Renten nach den ursprünglichen Stiftungsurkunden und dem rechtmäßigen Besitz, sie seien für den Kultus, den Unterricht oder die Wohltätigkeit bestimmt, vollständig gesichert." (Verf. Ur. Tit. IV § 9.) „Das Kirchenvermögen darf unter keinem Vorwande zum Staatsvermögen eingezogen und in der Substanz zum Besten eines anderen als des bestimmten Stiftungszweckes ohne Zustimmung der Beteiligten, und soferne es allgemeine Stiftungen betrifft, ohne Zustimmung der Stände nicht veräußert oder verwendet werden." (Rel. Edikt 47.) „Die Güter der Seminarien, Pfarreien, Benefizien, Kirchen-Fabriken und aller übrigen Kirchen-Stiftungen werden stets und ungeschmälert erhalten, und können weder veräußert, noch in Pensionen verwandelt werden." „Die Kirche wird auch das Recht haben, neue Besitzungen zu erwerben, und was sie neu erwirbt, soll ihr Eigentum und gleicher Rechte mit den älteren Kirchenstiftungen teilhaftig sein, welche so wenig als die künftig zu errichtenden ohne Zustimmung des apostolischen Stuhles jemals eingezogen, oder vereinigt werden können, jedoch mit Vorbehalt der Rechte, welche den Bischöfen nach dem heiligen Konzilium von Trient zustehen." (Konk. Art. VIII.)

Die katholische Kirche ist als öffentlich-rechtliche Korporation vermögensfähig. Ueber ihre Finanzgewalt enthält die Verfassung keine Bestimmung; dagegen hat die Kirchengemeindeordnung vom 24. Sept. 1912, welche dem bisherigen lückenhaften und unklaren Rechtszustand ein Ende gemacht, ihr die Befugnis zur Erhebung von Kirchensteuern eingeräumt. Die nach dem Vorbilde der politischen Gemeindeverfassung geschaffenen Kirchengemeinden sind nach dem Gesetz organisierte Beitragsverbände zur Befriedigung örtlicher Kirchenbedürfnisse. Die ihnen eingeräumte Finanzgewalt besteht in der Befugnis der Erhebung von Kirchenumlagen und Anordnung von Gemeindediensten zur subsidiären Deckung von Ortskirchenbedürfnissen. Als solche sind im Gesetz u. a. bezeichnet die Herstellung, Einrichtung und der Unterhalt von Pfarrkirchen, kirchlichen Friedhöfen, Pfarrgebäuden, Aufbringung des Diensteinkommens der weltlichen Kirchendiener. Die Kirchenumlagen sind Zuschläge zu den Staatssteuern. Die frühere staatliche Kuratel über die Verwaltung des Ortskirchenvermögens ist beseitigt. An ihre Stelle ist die dem Gemeinderecht nachgebildete Staatsaufsicht getreten. Den kirchlichen Oberbehörden wurde eine wesentliche Erweiterung ihrer Einflußnahme auf die Verwaltung der Kirchenstiftungen und Kirchengemeinden teils in der Form der Zustimmung, teils der Einvernahme eingeräumt. Die Kirchengemeinde-

[1]) „Meinen Bund will ich mit euch errichten und nimmermehr soll alles Fleisch durch eine Wasserflut getötet werden, niemals soll hinfür mehr eine Flut kommen, die Erde zu verwüsten."



ordnung hat die Eigentumsverhältnisse im Ortskirchenvermögen mit Absicht nicht berührt und geregelt, ja sogar bestimmt, daß bei katholischen Ortskirchenvermögen möglichst darauf hinzuwirken sei, daß neu hinzukommendes Grundstockvermögen Eigentum der Kirchenstiftung, nicht der Kirchengemeinde werde. Die berühmte Streitfrage über den Eigentümer des Kirchengutes ist auch jetzt gesetzlich nicht geklärt. Die Kirchengemeindeordnung wurde als Vorläufer der Trennung von Staat und Kirche bezeichnet; es soll hier nicht untersucht werden, welche Bedeutung ihr jetzt im Interesse der Kirche beizumessen ist. Von der Loyalität der neuen Regierung muß erwartet werden, daß im Falle der Trennung von Staat und Kirche die Kirchengemeindeordnung staatliche Geltung behält.

Die Begründung des staatskirchenrechtlichen Systems, wie es in der Verfassung festgelegt ist, steht, wie wiederholt bemerkt, zeitlich und sachlich im Zusammenhang mit der großen Säkularisation zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Mag man die Mißachtung des Eigentumsrechts, die in der Säkularisation gelegen, dem vorkonstitutionellen Staate in einigem nachsehen, der Staat des 20 Jahrhunderts aber darf sich, will er den Namen und den Ruhm eines Rechtsstaates sich erhalten, vor der Geschichte nicht mit diesem Makel beflecken.

Was soll heute die Frau?

Von Marie Amelie Freiin von Godin.

Plötzlich und unsanft ist die politisch und sozialpolitisch indifferente Mehrzahl der Frauen aus ihrer Indolenz geweckt, geweckt durch die tiefste nationale Erniedrigung, durch die Erschütterung aller Grundfesten unserer Gesellschaftsordnung. Sie, die glaubten nur ins Heim, nur an Kochtopf und Toilettentisch zu gehören, sehen dies Heim bedroht, wollen es schützen und haben nicht gelernt, wie es geschehen soll. Die Mehrzahl der deutschen Frauen, die — wie die Frauen allerorts — von der Zeitung bis heute vielfach nur die lokalen Nachrichten und die Gerichtssaalnotizen lasen, können sich nicht einmal klar machen, was eigentlich geschah. Sozialismus, Vergesellschaftung, Verstaatlichung, Kommunismus, Trennung von Kirche und Staat sind ihnen Begriffe, deren Wesen und Folgen sie noch nicht erfaßt haben.

Ihre Unwissenheit ist nicht allein ihre Schuld. Bis gestern wehrten sich gerade die staatserhaltenden Schichten unseres Volkes — genauer gesagt, deren maßgebende Männerwelt — gegen jede politische Betätigung der Frau. Das Wahlrecht der Frau galt ihnen in Stadt und Land als die verstiegene Forderung aus ihrem natürlichen Beruf geworfener, emanzipierter Frauenrechtlerinnen. Ueber Nacht fiel mit dem Throne auch dieser Widerstand. Die ehedem triftigsten Gründe gegen die politische Betätigung der Frau verschwanden zwischen der letzten Stunde des Königtums und der ersten des Volksstaats. Nicht einer scheint sich ihrer mehr zu entsinnen. Jede Partei, jede Richtung fordert das Wahlrecht der Frau, die Sozialdemokratie aus Prinzip, die bürgerlichen Parteien, um ihr Prinzip, um Vaterland, Familie und Besitz vor der roten Flut zu retten.

Nun aber sind infolge dieser früheren Haltung der konservativen Kreise gegenüber dem Wahlrecht der Frau im Wesentlichen nur die Frauen der Sozialdemokratie für die politische Tätigkeit vorbereitet.

Gottlob sie sind doch nicht ganz allein. Auch in bürgerlichen und gläubigen Kreisen sahen einzelne den heutigen Stand der Dinge voraus, haben sich organisiert und für den heutigen Kampf geschult, in der richtigen Erkenntnis, daß die Frauen ein öffentliches Leben, in das die Maschine sie unnachsichtlich getrieben hat, nach ihren Bedürfnissen auch bestimmend müssen beeinflussen können. Die Frau war ja längst nicht mehr nur im Hause und — man verzeihe mir den Hinweis — in Animierkneipen, also dort, wo auch der Mann sie anerkennen wollte, sie konnte durch die Struktur unseres Erwerbslebens nicht mehr nur im Hause sein, gerade die katholische Frau mußte also die Oeffentlichkeit so zu gestalten suchen, daß sie dort nicht in jeder Hinsicht unter die Räder kam.

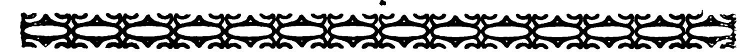
So schlossen sich, um sich wirtschaftlich zu stützen und zu schützen, die Arbeiterinnen zusammen, die Heimarbeiterinnen, die Dienstmädchen, die weiblichen Angestellten, die Lehrerinnen. Dann aber entstanden folgerichtig auch Frauenorganisationen, die den Einfluß der Frau auf alle Kulturgebiete, ihren Schutz gegen seelische wie materielle Gefahren, ihre Förderung auf allen Wegen und in jeder Hinsicht bezweckten. Diese Frauenorganisationen sind es, die heute in erster Linie vor der Aufgabe stehen, ihre durch die Tatsachen, durch die furchtbaren, herzerschütternden Tatsachen aufgeschreckten, bestürzten, weg- und ratlosen Geschlechtsgenossinnen zu sammeln, aufzurichten und aufzuklären. Es handelt sich hier vor allem auch um die Frauen aller Schichten des Mittelstandes. Die christlichen Arbeiterinnen sind in den christlichen Gewerkschaften schon vereint und geschult. Für die Frauen des Mittelstandes aber, der sogenannten besseren Stände, die der Umsturz am unmittelbarsten in allen Grundlagen ihres Lebens bedroht, für ihre Sammlung, ihre Aufrichtung und Rettung kann nicht genug geschehen. Ihnen muß die Pflicht der Wahl nicht länger als eine Last erscheinen, gegen die sie sich sträuben, sondern als ein Recht, kraft dessen es ihnen möglich sein wird, die Not Deutschlands, die Not unseres in Glauben und Sitte und Besitz bedrohten Geschlechtes zu lindern. Zum Glück besteht schon eine Organisation, die geeignet ist, die katholische Frauenwelt aller sozialen Schichten zu sammeln: Der Katholische Frauenbund. Er umfaßt heute in Bayern rund 24000 Frauen (die Mitgliederzahl im Reich wird mit 120000 angegeben). Ihm entspricht für die Protestanten der auch seit Jahren geschaffene Evangelische Frauenbund, für die Israeliten der Jüdische Frauenbund. Ihnen gemeinsam muß es gelingen, alle konservativ gesinnten, positiv gläubigen Frauenkreise Deutschlands zur Wahl zu organisieren. Wir Frauen Deutschlands durchleben jetzt eine Zeit bittersten Schmerzes um unser Vaterland. Unsere Lippen haben das Lächeln verlernt, unsere Lippen beben vor Gram über die Erniedrigung unseres Volkes. Nichts kann uns trösten, als der Gedanke, daß wir an Deutschlands Wiedergeburt mit Hand anlegen können, daß Deutschland dennoch, dennoch nicht untergehen kann, weil wir mit all unserer Kraft zu ihm stehen wollen, es vor Umsturz und Verelendung zu behüten. Wir sahen von der Nacht zum Morgen alles zusammenfallen, was uns teuer war. Fürsten und Reich sind uns genommen. Wofür starben uns Mann und Söhne? Der Glaube ist uns bedroht. Wir sehen unsere Kinder den Gefahren des Hungers und der Erniedrigung, der Vaterlandslosigkeit, der Unsitte, des Unglaubens und der Roheit preisgegeben. Wer ist's, der uns versichern kann, daß nicht das Leben all unserer Teuren von dem entsetzlichen Chaos verschlungen werden wird, das in diesen Tagen Deutschland zur Hölle aller Grauen, Erniedrigungen, Verbrechen und Torheiten macht! Wir Frauen fürchten die Revolution, fürchten sie, weil sie alles bedroht, was unser Herz, was unser Glaube uns zu lieben heißt.

Wenn wir diese Marter überleben wollen, wenn wir den Haß überwinden wollen gegen die Feinde und alle, die uns diese Stunde bereitet haben, müssen wir arbeiten. Nur die Arbeit, nur das Bewußtsein, dem maßlos drohenden Unheil entgegenzuwirken, wird uns vor dem Untersinken in Verbitterung bewahren. Ehedem mußten wir Frauen schweigend und tatenlos die üblen Wege mitgehen, die uns zu dieser Stunde äußerster Not geführt haben, heute gilt es handeln! Schließen wir uns zusammen, bilden wir mit unserem Willen den Wall, über den der Umsturz nicht hinweg kann! Wir gläubigen Frauen sind, wenn es uns gelingt rechtzeitig all unsere Schwestern aufzuklären, noch lange nicht überwunden! Diese Erkenntnis muß uns mit Zuversicht erfüllen, aber auch mit Verantwortlichkeitsgefühl. Jede von uns sollte sich vornehmen, hundert bis heute Lässige über die Fordernisse dieser Tage zu unterrichten.

Wir wissen auch, welche Partei uns alles schützt, was wir lieben. Die Partei, zu der wir katholischen Frauen stehen müssen, gewährleistet jedem Stand, jeder Schicht unseres Volkes die fortschrittliche, die moderne Entwicklung, die sie braucht. Wer veraltete Standesvorrechte, wer überholte Wirtschaftsformen vor der gesunden Neuerung behüten will, der bleibe ihr fern. Aber sie vertritt die Ordnung gegen die Unordnung, die Selbstzucht im Interesse der Allgemeinheit gegenüber dem Terrorismus, die folgerichtige Weiterentwicklung gegenüber dem Umsturz. Weder Verstaatlichung, noch Sozialismus brauchen uns an sich zu erschrecken. Was an diesen Systemen, an diesen Ideen brauchbar und heilsam ist, wird sich gegenüber dem Einzelegoismus durchsetzen, aber nicht von heute auf morgen, nicht durch Verordnungen einiger Weniger, sondern im Einklang mit dem Willen der Mehrheit, unter Berücksichtigung der tatsächlichen Verhältnisse. Was unserem unglücklichen Vaterlande an Gut, an wirtschaftlichen Werten noch bleibt, darf nicht, während

es aus tausend Wunden blutet, durch die tollen Experimente einiger Fanatiker vernichtet, die Existenz unseres Volkes nicht durch Radikalismus zertreten werden. All das gewährleistet das Programm der Partei, die für gläubige Frauen allein in Betracht kommt, — in Bayern die Bayerische Volkspartei, im übrigen Reich das Zentrum. Wenn wir Frauen alle einig sind, wenn wir gemeinsam all unsere Kraft einsetzen, den Geist des deutschen Volkes im Glauben, in der Schlichtheit, in der richtigen Einschätzung irdischen Gutes, in pflichttreuer Arbeit für Gesamtheit und Familie zu erneuern, dann wird der Umsturz Deutschland letzten Endes nicht gefährden können, dann wird Deutschland sich auf sich selbst besinnen und vor dem Chaos durch die gläubige Frau, den gläubigen Mann gerettet, eine Erneuerung, eine Selbstaufrichtung erleben, wie es nach tiefster Erniedrigung sie schon einmal erlebte.

Es liegt auf der Hand, daß unseren Frauen vielfach zur politischen Betätigung noch das nötige Wissen fehlt. Es gilt also Aufklärungs- und Schulungsmöglichkeiten für die Frauen so schnell als tunlich zu schaffen. Das hat der Katholische Frauenbund Münchens — wie von seiner vorzüglichen Leitung vorauszusehen war — richtig erkannt. Er veranstaltet zwei Vortragsfolgen, die von jetzt bis Februar alle einschlägigen Fragen behandelnd, die staatsbürgerliche Betätigung der Frauen vorbereiten sollen. Möchten viele, möchte jede diese Gelegenheit für sich selbst nutzen und andere auf sie hinweisen! Dann, wenn durch diese Schulung, durch den Anschluß an den Katholischen Frauenbund, im Frauenbund an die Bayerische Volkspartei, an das Zentrum die katholischen Frauen unseres Vaterlandes vorbereitet sind, dann sollen sie in geschlossener Reihe, mit dem Bewußtsein Deutschland, und seine Einheit, alle unsere höchsten Güter, unseren Glauben, unser Familienleben, unser Recht auf Besitz zu schützen, zur Wahl schreiten. Dann getrost, dann kann uns nicht Schlimmes geschehen, dann kann uns nur treffen, was Gott will, was wir selbst wollen!



Finanzielle Rückwirkungen.

Von Dr. Paul Beusch, M.Gladbach.

Der Weltkrieg hat uns bis zum Waffenstillstand an direkten Ausgaben rund 140 Milliarden Mark gekostet; eine Riesensumme, über deren Bedeutung sich die wenigsten Staatsbürger klar sind. Aber so groß auch die Summe sein mochte: volkswirtschaftlich würde sie uns nicht niedergedrückt haben. Denn die Anleihen waren fast ganz im Inlande aufgenommen und darum flossen die Zinsen wieder zurück in dieselbe Volkswirtschaft, welche die Summe aufgebracht hatte.

Die Lage ändert sich in dem Augenblicke, wo wir einen Frieden auf uns nehmen müssen, der schwere Einbußen für uns bedingt. Deutschland muß Kriegsentschädigung bezahlen. Am Vorabend der deutschen Revolution hatten die Gegner erklärt, daß sie zu einem Frieden auf dem Boden des Wilson-Programmes bereit seien. Nur bezüglich der Freiheit der Meere behielten sie sich die näheren Bestimmungen vor. Bezüglich der Kriegsentschädigung aber wurde gesagt, die verbündeten Gegner seien der Ansicht, daß Deutschland die Schäden ersetzen müsse, die durch seinen Angriff am Privateigentum entstanden seien. Genau ausgedeutet hieß das: über den Ersatz der Privatschäden lassen wir mit uns reden. Selbst wenn alle Beschädigungen des Privateigentums im Westen zu Deutschlands Lasten geschrieben worden wären, so wäre die Summe doch nicht entfernt so hoch ausgefallen, wie sie jetzt ausfallen wird. Vor nicht zu langer Zeit wurden die Gesamtschäden des Krieges in Nordfrankreich und Belgien von französischer Seite auf 18 1/2 Milliarden Franken oder rund 15 Milliarden Mark geschätzt. Diese Schätzung dürfte wohl richtig sein. Denn abgesehen davon, daß in Belgien nur ein verhältnismäßig schmaler Streifen vom Kriege verwüstet wurde und auch der nordfranzösische Kriegsschauplatz doch nur dort ein vollkommenes Bild der Zerstörung bietet, wo die Kämpfe ausgefochten wurden, betrug das gesamte Volksvermögen Frankreichs vor dem Kriege nur 240 Milliarden Mark.

Auch wenn die Entschädigungssumme wesentlich höher als die eben genannte würde, wäre sie zwar überaus drückend, aber doch noch nicht ruinös für uns.

Infolge der Revolution und der daraus erfolgten vollständigen Wehrlosmachung des deutschen Volkes wird eine ganz andere Kriegsentschädigung von uns gefordert werden, als wir sie auf der Grundlage der Antwortnote vom 5. November hätten zahlen müssen. Von den wahnwitzig hohen Forderungen, welche in letzter Zeit in einzelnen feindlichen Zeitungen erhoben werden, wollen wir schweigen. Wenn aber selbst ernstere Leute in England von annähernd 100 Milliarden Mark Kriegsentschädigung sprechen, so gibt das einen Begriff von der Geistesverfassung unserer Feinde. Was 100 Milliarden, wenn sie ins Ausland gegeben werden sollen, bedeuten, wird erst recht klar, wenn man sich die Größe dieser Summe an einem Beispiel klar macht. Nach den Berechnungen jener Statistiker, welche das deutsche Volksvermögen am höchsten eingeschätzt haben, ist der Wert des ganzen land- und forstwirtschaftlich genutzten Grund und Bodens in Deutschland mit 50 Milliarden anzusetzen. Eine Kriegsentschädigung in Höhe der Hälfte der oben genannten Summe würde also gerade soviel bedeuten, als wenn die Feinde uns alle Aecker, Wiesen, Weinberge und Wälder im ganzen Deutschen Reich einfach wegnehmen würden.

Es ist notwendig, dies auszusprechen, damit das Volk einmal zur Erkenntnis kommt, was denn eigentlich auf dem Spiele steht. Die Tatsache, daß wir in Deutschland fast 100 Milliarden Mark durch Kriegsanleihen aufgebracht haben, hat eine ganz falsche Vorstellung von den finanziellen Zusammenhängen erzeugt. Man hat vergessen, daß diese Gelder zum allergrößten Teil sich darstellen als Arbeitsleistung, welche das deutsche Volk dem Reiche während des Krieges gestundet hat, daß es sich in der Hauptsache um eine Umschichtung von Forderungsrechten innerhalb des Volksvermögens handelte. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn an das Ausland Riesensummen bezahlt werden müssen. Die können nur aus dem Volksvermögen, aus dem Stamme bezahlt werden, falls der Gegner auf sofortige Bezahlung dringt.

Wie aber denkt man sich eine sofortige Bezahlung solcher Riesensummen? Darüber scheint man sich bei uns noch gar keine Gedanken gemacht zu haben. Mit Geld können Millionensummen gar nicht nach dem Auslande auf einmal gegeben werden. Was ist überhaupt „das Geld", besonders in seiner papierenen kriegswirtschaftlichen Erscheinungsform? Doch nichts anderes als ein Schuldschein des Staates. Wir nehmen den Geldzettel für den Verkauf einer Ware oder die Betätigung einer Leistung und können uns dann im Inlande dafür andere Waren und Leistungen kaufen. Darin besteht die volkswirtschaftliche Bedeutung des Geldes. Inneren Wert hat das Papier selbst keinen. Einen Stoffwert hat nur das Metallgeld, vor allem das Gold, das Zwanzig-Markstück ist auch wirklich 20 ℳ an Gold wert.

Solches Gold haben wir aber nur in beschränktem Maße im Lande, etwa 2 1/2 Milliarden. Und die können wir durchaus nicht ganz entbehren, weil wir einen gewissen Goldvorrat brauchen, um unseren Zahlungsverkehr mit dem Auslande zu stützen.

Würden wir aber Milliarden an Papierscheinen ins Ausland geben, so würde dadurch unsere Valuta in den Grund und Boden hinein verdorben werden. Außerdem würden die Geldscheine wieder zurückströmen wollen, da ja sonst das Ausland nichts damit anfangen kann. Das Ausland würde für die Geldscheine deutsche Waren kaufen. Die sind aber noch nicht da. Es würde auch deutsche Güter erwerben können, Grund und Boden, Fabriken, Anteile an Gesellschaften. Dadurch aber würde ein sehr großer Teil unserer Sachgüter in die Hände des Auslands kommen und wir würden wirtschaftlich versklavt.

Finanztechnisch am einfachsten wäre die Kriegsentschädigungsfrage zu lösen, wenn das Ausland eine große Schuldverschreibung des Reiches in Zahlung nehmen würde, die wir dann verzinsen und in einem gewissen Zeitraum abstoßen würden. Aus der Sprache des Kapitalismus in die Sprache der nackten Tatsachen übersetzt würde dies lauten: Wir müssen dem Feinde auf Jahrzehnte, ja vielleicht auf Menschenalter hinaus Tribut zahlen. Ist die Summe sehr hoch, so könnte es geschehen, daß das deutsche Wirtschaftsleben unter dieser Last zusammenbrechen würde. Wie eine Ueberladung des deutschen Volkes mit Entschädigungsgeldern wirken würde, ist gar nicht abzusehen. Auf keinen Fall würde sie vereinbar sein mit den Forderungen eines europäischen Völkerfriedens.

Weit besser wäre es meines Erachtens, wenn ein großer Teil unserer Auslandsforderungen und unseres Auslandskapitals, das heute zum Teil beschlagnahmt ist, zum anderen Teil noch nicht hereingeholt werden konnte, durch Aufrechnung oder Zession zur Bezahlung der Kriegsentschädigung benutzt und den heimischen Gläubigern dafür deutsche Kriegsanleihen ausgehändigt würden. Dadurch könnte ein sehr großer Teil einer Kriegsentschädigung, falls dieselbe nicht wahnwitzig hoch gestaltet wird, abgetragen werden. Immerhin ergeben sich auch dann noch ungeheure Schwierigkeiten. Vor allem wird in diesem Zusammenhang eine Valuta-Anleihe notwendig werden.

Doch all diese Riesenfragen können nur erledigt werden, wenn wir aus dem Zustand des Interregnums und der Verfassungslosigkeit herausgekommen sind und wieder ein einiges Reich dasteht, dem auch die Außenwelt Vertrauen entgegenbringen kann. Die ungeheuere Schwächung, die wir durch den inneren Zusammenbruch des Reiches infolge der Revolution erfahren haben, wird auch dann ihre finanziellen Folgewirkungen geltend machen und das deutsche Volk wird erst später einsehen, was ihm die Revolution kostete.

Das große Rätsel des Isenheimer Altars.

Von Dr. Alois Wurm.

Der jetzt in der Alten Pinakothek (nach Restaurierung) für einige Monate ausgestellte Isenheimer Altar von Matthias Grünewald wird für Deutsche weiterhin auf Jahre kaum mehr zugänglich sein. Man begreift das hier in München sehr wohl und so geht denn Tag für Tag und insbesondere am freien Sonntag eine große Wallfahrt zu dem großen Werk des deutschen Meisters, das wie eine Revolutionierung der Kunst des ausgehenden Mittelalters wirkt. Darüber indessen vielleicht später. Hier sei nur eine Deutung der **Madonna mit dem Engelkonzert** wiedergegeben, wie sie mir vor dem Bilde aufstieg und durch Hinzukommen und Aussprache mit den Herren P. Hege, F. Wolter und Konservator Dr. Buchheit geklärt und befestigt und zu Hause weiter ausgebaut wurde. Sollte sich die Deutung in der Grünewaldliteratur der letzten Jahre, die ich im Augenblick nachzusehen keine Zeit finde, vorgeahnt finden, so wäre das eine willkommene Bestätigung. Jedenfalls wurde sie von mir selbständig erarbeitet. Von einer Beschreibung des doppelteiligen, aber als künstlerische Einheit gedachten Bildes sehe ich zwecks Raumersparnis ab. Das Nötige ergibt sich aus dem Folgenden.

Würde die Gestalt der in dem offenen gotischen Portal betenden jugendlichen weiblichen Figur fehlen, so würde niemand zweifeln, daß es sich in dem ganzen Bilde um nichts als eine Weihnachtsdarstellung handeln würde mit einigen ikonographischen Besonderheiten. Die Verkündigung an die Hirten ist da, allerlei Utensilien von Geburtsszenen sind da, wie sie allerdings sonst bei der Mariengeburtsdarstellung gern gebraucht werden. Das sonst häufige Engelkonzert wäre hier verstärkt zu selbständiger Bedeutung gelangt. Es bezöge sich auf die große, ihr Kind selig zu sich emporhebende Gottesmutter. Dennoch, die lichte, zarte, von einer Nüance in die andere flüchtig huschende Farbe der vorderen Engel, die mystisch starken Farbenkreise der rückwärtigen gäben auch so zu denken. Mit der angezeigten weiblichen Figur mit ihrer großen, gelben Gloriole, dem märchenhaft blonden Haar und dem himmlischen Gesicht bildet aber der Engelbezirk eine von der starkfarbigen und starkgeformten Madonna mit Kind entschieden sich abhebende Welt von einer wunderbaren ätherisch-visionären Farbendynamik. Schneider empfand also etwas sehr Richtiges, als er die rechte Seite von der linken wie Irdisches und Himmlisches schied: er fand hier die Welt der inneren Erlösung, dort die der historischen Verwirklichung des Erlösungsplanes. Die Erlösten, siehe die Engel, wären, meint er, mit dem Kinde, als dem Erlöser, durch die betende Gestalt verbunden, in der er die christliche Seele, die anima fidelis der Mystiker sieht. (F. Bock, M. Grünewald, München 1909, S. 84 — mir gerade zur Hand.)

Vor dem Bilde selbst aber wird klar, daß diese Gestalt nur **Maria selber** sein kann, und zwar die gesegnete Gottesmutter. Der gesegnete Zustand ist stark betont nicht nur physisch durch die Form, sondern auch religiös durch das hell rötliche Licht, das den sonst blauen Mantel über dem Schoß gelb-rötlich färbt. Dieses Licht ist wie ein Ausfluß des mystisch-göttlichen Lichtkreises, der den Oberkörper der Jungfrau-Mutter einhüllt, ja sie selbst durchdringt. Denn die himmlische Verschönung, Verklärung und zarteste Beseelung dieses Kopfes erscheint hier fraglos als eine Wirkung der göttlich lichten Gnadenkraft, die Haupt und Brust umflutet, und der nach unten ausgeströmte Lichtstreifen weist auf die reale Ursache dieser Gnadenkraft, auf den, der nun in ihr ist und sie zur Mutter Gottes gemacht hat, ohne daß ihre Jungfräulichkeit verletzt wurde. Denn beides sollte hier offenbar dargestellt werden, das göttliche Wunder der Gottesmutterschaft und jenes der Jungfrauschaft in und nach der Empfängnis, worüber ja die mittelalterliche Theologie ausführlich handelte. Der zart jungfräuliche Kopf in seiner kindhaften Reinheit zeigt deutlich genug die Absicht des Künstlers, gerade hier das Jungfräuliche im höchsten Sinne zu betonen. Man braucht hierzu nur die Marien der Verkündigung und der Geburt zu vergleichen. Und nun werden auch die beiden Kronen verständlich: Die rote, die auf diesem jungfräulichen Scheitel aufgeflammt ist, bezieht sich irgendwie auf ihre Jungfrauschaft und die andere goldene, die neben dem Zepter von den Engeln oben für sie in Bereitschaft gehalten wird, wird ihr als Mutter zuteil, wenn sie das mütterliche Werk, das sie über Bethlehem nach Golgatha führen wird, vollendet hat. Als gotterkorene Jungfrau für das Erlösungswerk ist sie zugleich Braut des Hl. Geistes. Und in der Tat, der Eindruck dieser Gestalt ist wirklich der einer mystischen Gottesbraut, was wieder zeigt, daß Schneiders Deutung auf die christliche Seele von richtigen Eindrücken geführt wurde. Nur ist es nicht die Seele als Gottesbraut, sondern Maria selbst als Braut des Hl. Geistes, eine Auffassung, die der alten Theologie geläufig war. Man wird das starke Rot der Krone und den roten Streifen, der den Lichtkreis abschließt, schon auf Grund allgemein kirchlicher Symbolik, auf die Liebeskraft des Hl. Geistes (siehe die liturgische Pfingstfarbe) deuten dürfen. Die Untersuchung der symbolischen Bedeutung der Farben bei Grünewald, wozu die verschiedenen Farbkreise der Engel sehr lebhaft einladen, würde wohl nicht ohne bemerkenswertes Ergebnis bleiben. Zu beachten wäre auch die große göttliche Lichtkraftzone des Auferstandenen in Beziehung zu der kleineren unserer Gestalt: hier die göttliche Gnadenkraft des Grundgeheimnisses der Menschwerdung, dort die sieghafte Gotteskraft in der Vollendung der Erlösung durch die Auferstehung.

Daß der Gedanke der **Jungfrauschaft** der Gottesmutter bei diesem Werke sehr maßgebend war, ergibt sich sozusagen authentisch aus der Inschrift des Buches auf der Darstellung der Verkündigung. Hier ist nicht wie so oft der englische Gruß zu lesen, sondern die Isaiasstelle (Is. 7, 14, vgl. Matth. 1, 23): Ecce virgo concipiet etc. Diese Stelle figuriert aber in der alten Theologie immer als ein Kronzeuge dafür, daß Maria in der Empfängnis Jesu Jungfrau geblieben sei. In der Verkündigungsszene konnte nur der wirkliche, historische Vorgang mit der Engelbegrüßung und der (wieder in einem hier allerdings sehr leicht angedeuteten göttlichen Kraftkreis) niederschwebenden Taube des Hl. Geistes dargestellt werden. So ergab es sich, daß dem von den Auftraggebern offenbar, und vielleicht nicht ohne Zeitbeziehung, sehr stark betonten Gedanken der Jungfrauschaft in der Mutterschaft das folgende Bild gewidmet werden mußte. Denn es ist wohl keine Frage, daß dem ganzen Werk ein ausgebildetes theologisches Programm zugrunde liegt. Die vorhandenen Inschriften in der Versuchung des hl. Antonius, in der Verkündigung, in der Kreuzigung lassen einen Schluß auf Geist und Richtung dieses Programmes zu, und es wäre von Interesse, zu verfolgen, in welchem Geiste der **Künstler** sich damit abgefunden hat. Jedenfalls wird man sagen dürfen, daß er in dem Gottesbraut- und Mutterschaftsbild der Idee seiner Auftraggeber wohl am nächsten gekommen ist.

Noch aber ist die Situation des näheren zu klären. Maria kniet am Ausgang des gotischen Kapellenraumes, in dessen offener Langseite man oben einen doppelt geschweiften Baldachin mit Quasten sieht, worauf P. Hege S. J. im Verfolg meiner Idee sehr glücklich hinwies. Diese Beobachtung ist wichtig. Denn es handelt sich hier keineswegs um einen kirchlich-sakralen Baldachin, sondern um einen Bettbaldachin, wie er zu jener Zeit in vornehmen Häusern vorkommen mochte. Wir haben also hier die Kammer der hl. Jungfrau in gotischem Kirchenrahmen vor uns. Diese Kombination ist für Grünewald gar nicht auffallend. Auch in der Verkündigungsszene ist die Verbindung von gotischer Kirche und Wohngemach in merkwürdiger Weise gegeben. Die Situation ist also diese: Maria hat in ihrer Kammer den Engelsgruß empfangen, ihr „Ecce ancilla Domini, fiat mihi secundum verbum tuum" (Luk. 1, 38) gesprochen, und in diesem Augenblick den Sohn Gottes empfangen. Nun wendet sie sich dem Ausgang zu (Uebergang der Kammer zur Kirche), um im Bewußtsein der ihr geschenkten unendlichen Begnadung Gott zu danken. Der Engel Gabriel folgt ihr wohl und kniet gleichfalls nieder und ein Heer anderer Engel gesellt sich dazu, um das vollzogene wunderbarste Werk der Menschwerdung Gottes in der Jungfrau jubilierend zu feiern.

Diese Auffassung entspricht aber nicht nur dem Befund auf dem Bilde vollkommen, sondern läßt sich auch literarisch belegen. Ich führe hier einige Stellen aus dem „Leben Jesu Christi" des hl. Bonaventura (Uebersetzung von einem Mitglied des Benediktinerordens, München, Verlag des kath. Büchervereins 1890) an, einem Erbauungs- und Betrachtungsbuch, das das ganze spätere Mittelalter hindurch und weit darüber hinaus ungemein viel gelesen wurde. Es heißt da: „Gabriel aber kniete zugleich mit seiner Herrin nieder." (Dann läßt ihn Bonaventura allerdings verschwinden, um im Himmel Bericht zu erstatten.) „**Die Jungfrau aber war von Liebe Gottes ganz entzündet und noch vielmehr, als gewöhnlich entflammt; und als sie sich bewußt ward, daß sie empfangen habe, sagte sie Gott auf ihren Knien Dank für die so große Gabe, demütig und andächtig zu Ihm flehend, daß Er Sich würdigen wolle, sie zu unterweisen, damit sie Alles, was sie für Seinen Sohn zu tun habe, ohne Mängel vollbringen möge.**" Dann fordert Bonaventura auf zu erwägen, „wie groß das Fest dieses Tages" sei. „**Juble** in deinem Herzen und feiere diesen Tag der **Freude**; denn **unerhört bis auf heute ist dieses Fest**, noch war jemals ein solches zu allen **Zeiten**. . . . Das heutige Fest wird gefeiert von dem Sohne; es ist **Sein Geburtstag im Schoße der Jungfrau, dann aber wird auch der Tag kommen Seiner Geburt aus dem Schoße.** Heute ist Festfeier des Hl. Geistes wegen dieses Seines wundervollen und besonderen Werkes der Menschwerdung . . . Der heutige Tag ist ein glorreiches Fest unserer lieben Frau, welche von dem Vater als Tochter, von dem Sohne als Mutter, von dem Hl. Geist als **Braut** anerkannt und angenommen worden ist. Heute ist **Festfeier des ganzen himmlischen Hofes**; denn es beginnt die Wiederherstellung der vollzähligen Himmelsbürger . . . Heute ging Er (der Sohn) aus von dem höchsten Himmel . . und **Er verschloß Sich in dem Garten des jungfräulichen Schoßes** (Baruch 3, 38) . . . Heute ist vom Himmel das wahre Licht herniedergestiegen, welches hinwegnimmt die Finsternisse und sie verscheucht. Heute beginnt das lebendige Brot, welches der Welt das Leben gibt, zubereitet, zu werden **an der Feuerstätte des jungfräulichen Herzens** . . . Heute wurde erhört und gestillet das Geschrei und das Verlangen der **Patriarchen und Propheten**, welche mit unaussprechlicher Sehnsucht gerufen und geschrien: „Sende, o Herr, das Lamm!" (Isaias 16, 1) ingleichen: „Tauet Himmel den Gerechten Jehovas!" (Is. 45, 8) und: „O daß Du die Himmel zerrissest und herniederstiegest!" (Is. 64, 1). Und wiederum: „Neige Deine Himmel und steige hernieder" (Psalm. 143, 5). Und abermals: „Herr, zeige uns Dein Angesicht" (Psalm. 79, 4. 8. 20) . . . Heute wird gesagt, daß **die Fülle der Zeit gekommen sei**. Du siehst **dieses wunderbare Werk** und wie höchst feierlich es gemacht worden ist; **durchaus ist es wonnevoll, durchaus**

freudenreich, durchaus erfehnlich; und mit aller Andacht aufzunehmen, mit Freude, Jubel und Frohlocken zu begehen und ist voller Verehrung höchst würdig." Soweit Bonaventura in dem Kapitel „Von der Menschwerdung Christi" (S. 10—16).

Liest man dies, so kann man fast nicht anders als glauben, die Auftraggeber hätten zur Darstellung dieser Szene dem Künstler das Buch des hl. Bonaventura in die Hand gedrückt. Die Stimmung des mystischen Wunders, die verklärte Atmosphäre der göttlichen Liebe, die Verherrlichung der Jungfräulichkeit der Gottesmutter, die Klänge der Freude und des Jubels beherrschen hier wie dort das Ganze. Genau stimmt die Verherrlichung des jungfräulichen Schoßes, stimmt die Situation der knieend (denn zweifellos kniet sie — wohl auf einem Schemel, vor dem die Mantelfalten sich am Boden stauen, was Kunstmaler Herr F. Walter mir vor dem Bild bestätigte) „mit gefalteten Händen" (wie Bonaventura kurz vorher berichtet) für die Begnadung Dankenden, stimmt die Auffassung als „Braut des hl. Geistes". Die „Festfeier des himmlischen Hofes" ist in den jubelnden Engeln auf die Erde verlegt, deren verschiedene Chöre gekennzeichnet erscheinen. Die alttestamentlichen Verkünder des hier vollzogenen Geheimnisses finden sich an den Wänden der Kirche (wie Isaias in der Darstellung der Verkündigung). Ein weiteres Verwundern, das die flammenartige Krone der Jungfrau hervorrief, löst sich nun auch: In ihr schlägt „die Liebe Gottes"; von der „die Jungfrau ganz entzündet und noch viel mehr als gewöhnlich entflammt war", wie eine krönende Lohe empor. Die jungfräuliche Braut des hl. Geistes vollendet sich durch die innere Herrlichkeit der mystischen Krone der Liebe; diese allein ist die natürliche Krönung ihrer Jungfräulichkeit. Die Krönung ihrer Mutterverdienste wird anderer Art sein. Natürlich ist nun auch näher zu verstehen, warum der göttliche Lichtkreis um die Jungfrau in Rot endet.

Noch aber ist Eines zu beachten. Maria dankt bei Bonaventura Gott für die große Gnade, zugleich aber fleht sie, „daß Er Sich würdigen wolle, sie zu unterweisen, damit sie alles, was sie für Seinen Sohn zu tun habe, ohne Mängel vollbringen möge". Sie denkt sich also in diesem Augenblicke schon als Mutter, die ihr Kind mütterlich zu hegen und zu pflegen hat. Eine Beziehung, die Bonaventura auch der Betrachtung des Lesers empfiehlt, indem er sagt, dies Fest sei des Sohnes „Geburtstag im Schoße der Jungfrau, dann aber wird auch der Tag kommen Seiner Geburt aus dem Schoße". Maria sieht sich also in dem Licht und der Glut ihrer Liebe und ihres Dankes schon als Mutter mit dem Kinde. Dies scheint mir nun sehr wichtig zur Klärung der Beziehung zwischen der rechten und der linken Bildhälfte. Was Maria im Geiste sich vorstellt, ist rechts in Wirklichkeit gemalt; sie kost mit dem Kinde, alles ist zu dessen Pflege bereit, und recht bezeichnend ist es, daß hier die Dinge auf die linke Hälfte übergreifen, daß vor der betenden Jungfrau das große Wasserschaff mit dem Tuche, ja die Kanne unmittelbar vor ihr auf der Stufe steht. Und ebenso bemerkenswert ist, daß man von dem sonstigen Zubehör des Weihnachtsbildes weder den hl. Joseph, noch den Stall mit Ochs und Esel und Krippe findet, dafür aber einen umschlossenen Garten mit (wunderbar gemalten!) roten Rosen neben der hl. Mutter, eine breite Wiege mit reichlich ausgestattetem Kinderbettchen. So wohl faßte der Künstler die Vorstellung der lieblichen betenden Gottesmutter von ihrem künftigen Muttertun auf. Das Jubelfest im Himmel (vgl Bonaventura, a. a O. S. 27) und die Verkündigung an die armen Menschen (Hirten) schied er nicht aus ihrer Betrachtung aus, weil beide in die Stimmung der liebeverklärten begnadeten Jungfrau sich vortrefflich einfügen. Eine Andeutung, daß die Wirklichkeit rechts zugleich eine Schau der knienden hl. Maria ist, darf man auch in dem schmalen Vorhang erblicken, der die linke und die rechte Bildhälfte im Hintergrund von einander scheidet. So wird es möglich, daß sich die Anbetung der Jungfrau und der spielenden und jubelnden Engel auch auf den Emanuel in den Armen der Gottesmutter rechts bezieht, worauf die ganze künstlerische Anordnung führt. Denn dem Auge der in göttlichem Liebeslicht erhellten Jungfrau und der Engel ist die Schau der künftigen Wirklichkeit gegeben.

Dem Künstler Matthias Grünewald mit seiner immens lebendig arbeitenden Phantasie konnte die künstlerische Ausgestaltung der Vorstellungen, Betrachtungen, Stimmungen, wie sie Bonaventura und die ganze christliche Volksfrömmigkeit des Mittelalters liebte, keine Schwierigkeiten machen. Dennoch muß man sich auf das äußerste verwundern, daß er diese ganze ausgebildete Welt in dieser Vollendung wie eine aus dem eigenen Innersten schöpferisch hervorbrechende Vision darzustellen vermochte. Daß dabei eben doch das seelische Grundwesen eines starken Menschen des 16 Jahrhunderts sich deutlich von der franziskanischen Stimmung des Frommen des 13. Jahrhunderts unterscheidet, wäre interessant zu verfolgen. Hier aber sollte nur das größte Rätsel für das geistige Verständnis des Bildes, worauf Dr. Buchheit mit mir großen Wert legt, einer, wie ich hoffe, endgültigen Lösung zugeführt werden.

In der Entscheidungsstunde.

Einer nie erlebten Katastrophe treibt unser Vaterland zu, wenn nicht schleunigst der politischen und wirtschaftlichen Unordnung ein Ende gemacht und gesetzliche, von dem Gegner als verhandlungsfähig anerkannte Regierungsgewalten hergestellt werden. Unsere Existenz steht auf dem Spiel.

Auch unserem Geistesleben drohen die schwersten Gefahren.

Das Kulturprogramm des Sozialismus legt die Axt an die Wurzeln unserer ganzen christlichen Kultur, es bedeutet in seinen praktischen Konsequenzen Beraubung und Entrechtung der Kirche, Vernichtung der christlichen Schule, Entziehung des heiligsten Rechtes der Eltern, über die Erziehung ihrer Kinder zu bestimmen — schlimmste Gewissensknechtung.

Die Tatsachen zeigen, daß es den Umstürzlern ernst ist mit der Verwirklichung ihres Programmes. Der Kulturkampf hat begonnen.

Die Geister scheiden sich in zwei große Heerlager nach dem Heilandsworte: Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. Alles, was noch auf christlichem Boden steht, sammelt sich rechts. Erweiterte Parteiprogramme dehnen den Rahmen zur Aufnahme breitester Massen. Sie müssen herangezogen werden durch intensivste Aufklärungsarbeit in Wort und Schrift. Christliche Presse vor die Front!

Auch die „Allgemeine Rundschau" hat ihre Arbeit auf die neue Zeit eingestellt. Fußend auf den unveränderlichen Grundlagen ihres in fünfzehn Jahren erprobten Programmes, trägt sie den neuen Forderungen und Bedürfnissen in entsprechendem Maße Rechnung.

Zu den bewährten treuen Mitarbeitern aus den verschiedensten Berufskreisen gesellen sich neue Kräfte, Namen von bestem Klang, um den Problemen der Gegenwart und Zukunft in richtunggebenden Abhandlungen nachzuforschen und vorzuarbeiten.

Die „Allgemeine Rundschau" will die Tagespresse nicht ersetzen, sondern ergänzen. Sie sucht aus der Flucht der Tageserscheinungen das Wesentliche, das Bleibende festzuhalten und zu vertiefen, indem sie das Grundsätzliche herausarbeitet und von höheren Gesichtspunkten aus Wege und Ziele weist.

Mit der Verbreiterung und Vertiefung ihrer Aufgaben und ihrer Arbeitsleistung erhofft die „Allgemeine Rundschau" auch eine Ausdehnung ihres Leserkreises. Jeder bisherige Leser werbe für sie in Bekanntenkreisen, namentlich auch unter den jetzt aus dem Heeresdienst Entlassenen durch Empfehlung, durch Weitergabe und durch Uebermittlung von Adressen für Probenummern.

Insbesondere gilt es auch, die Frauenwelt, die jetzt in die öffentliche Arena eintritt, zu interessieren für die „Allgemeine Rundschau" als ein vorzügliches Mittel zur Schulung für die Arbeit im Dienste des Vaterlandes.

Helfen wir uns gegenseitig, dann werden wir die schweren Zeiten und Kämpfe, die uns bevorstehen, erfolgreich bestehen.

In diesem Sinne allen Lesern, Freunden und Mitarbeitern herzliche Weihnachtsgrüße!

Redaktion und Verlag der „Allg. Rundschau".

Blumen reiner Schönheit.

Peter Dörfler hat in seiner Sammlung „Dämmerstunden" (Freiburg, Herder, 11.—16. Tauf. Geb. M 4.—) eine Geschichte geschrieben, die wir dem Literaturfreunde wie ein verborgenes Bekenntnis des Dichters ans Herz legen möchten. „Die Blumenmissionarin" heißt die Erzählung. Es wird darin mit viel feinsinniger Kunst geschildert, daß droben in irgendeiner Hochebene ein freudloses, windumbraustes, wüstes Dorf lag, dessen Bewohner, jeder edleren Regung arm, verschlossenen Herzens nur ans Geld und ähnliche Dinge dachten. Steinig war der Boden, steinig waren die Gemüter, Steindorf hieß das Dorf weit umher. Wie ein

Herd trost- und freudlosen, aber begierdsvollen Materialismus stand das Dorf da, der Anmut bar, leer an Liebe, entblößt von Heiterkeit, die reinem Gemüte entsprießt. . . Kennst du das Dorf, lieber Leser? Trafst du es nicht überall an? Kennst du die Menschen von jener Art? Steindörfler, wie zahlreich ist euer Geschlecht!

Ins Steindorf nun kam einmal eine Frau aus sonnigem Lande und sah mit traurigem Mitleid die öde, wüste Gemeinde. Sie schmälte und tadelte nicht, sie regte sich über die stumpfe, ungläubige Art der Bewohner nicht auf. Aber sie begann eifrig Blumen zu pflanzen um ihr Häuschen, duftige, zarte, schönfarbige Blumen — von denen die Bewohner geglaubt hatten, daß sie kein Fortkommen finden könnten und daß sie unnötige Zierde seien im Steindorfe. Aber die Blumen gediehen in liebevoller Pflege, strömten ihren edlen Duft aus, breiteten reine Schönheit um die mürrischen Häuser, verklärten die wüste Trostlosigkeit des Dorfes — und da ein neuer Frühling anbrach, stand das Steindorf, mehr und mehr verwandelt, wie eine anmutsvolle, herzensheitere, heimatliche Siedelung droben auf der Hochebene. Und die Blumen wurden der Menschen Lehrmeister, lehrten sie unschuldige Lebensfreude und Sinn fürs Schöne und Liebe zum Nachbarn und Liebe zur Heimat — und da die Frau starb, die Blumenmissionarin, bereiteten ihr Dankbarkeit und Verehrung ein legendäres Andenken . . .

Ist es Frau Poesie gewesen, die ins Steindorf kam? Nicht die lüsterne, entnervende Schilderin niederer Begierden, sondern die stille, im Mantel der Reinheit, im blumenbesternten Kleide einherschreitende Veredlerin des Lebens? Ja, sie war es, die heute so selten gewordene, die uns die Heimat der Seele wie die Heimat des Leibes, das Jenseits wie ein verklärtes Urbild unseres diesseitigen Strebens nahebringt. Und an der Hand Peter Dörflers schreitet diese Poesie: die Missionarin echter, unverlierbarer, weil innerlich reiner Schönheit. Dr. Keckeis.

Vom Büchertisch.

Paul Keller: Hubertus. Ein Waldroman. 1.—66. Tausend. Breslau, Bergstadtverlag Gottlieb Wilh. Korn. 8°, 276 S., geb. 7.50 M. — Nach dem Erstabdruck in der „Bergstadt" erfolgte rasch die Buchvorbestellung des vorliegenden Werkes bis fast zur angegebenen Auflagehöhe — man sieht, wie zündend dieses Dichters vertiefst gesunde, quellfrische Art auf weite Kreise unserer Leserschaft wirkt. Waldwürze und -schönheit, man dürfte sogar sagen: Waldethik, d. i. die Ethik, die ein empfänglicher Mensch als richtunggebend aus dem vertrautesten Verkehr mit der Waldnatur schöpfen kann, macht uns „Hubertus" lebendig. Der Held badet sich in diesem intimen Offenbarungsleben gesund von allem Krankheitsstoff, den er in einem rückhaltlos hingegebenen Umgang mit Frau Welt in sich aufgenommen hatte. Nur dieser Gesundungs-, nicht der vorhergehende Erkrankungsprozeß wird geschildert, und so bleibt „Hubertus" ein lauteres Buch, das in die Familienbibliothek unseres Hauses paßt, ohne den reifen und reifsten Leser auszuschließen. Denn auch das Waldgebiet weiß von Leidenschaft und Leid, vom Menschentum in mannigfach verschiedener Ausprägung. Der Held selbst wird nur als Berichterstatter eines im Waldbereich sich abspielenden Stück Lebens geschildert, aber er steht doch in der Mitte des Ganzen und hilft so dieses zielsest zusammenschließen. Paul Kellers echt belebender Humor, voll weltreifen Ernstes und goldener Heiterkeit, durchflutet und durchsonnt auch dieses sein jüngstes Werk, das abermals seine Gemeinde an Zahl und innerem Gewinn um vieles erweitern wird. E. M. Hamann.

M. Herbert: Der blutige Lehrpfennig. Erzählung aus dem Leben eines Geistlichen. Köln, J. P. Bachem. Pr. geb. 2 M. — Eine der psychologisch tiefstschürfenden unter den vielen meisterhaften kleineren Erzählungen, die wir M. Herbert danken. Ein junger Geistlicher zahlt die in schroffer, ein Leben vernichtender Härte sich auswirkende Unerfahrenheit seiner Jugend nach schmerzlichst gewonnener Einsicht durch gewiß eindringendste, ihn selbst umwandelnde und in der Folge für viele segensreiche Reue — das ist das Endergebnis dieser von einer wundervollen Heilandsgefolgschaft, wie wir sie längst an M. Herbert kennen, zeugenden Darstellung. Sie kündet die Bedeutung jener einst schwer fündigenden „Wertvollen, die sich selber nicht verzeihen" können und die eben dadurch „das Gewissen der Menschheit retten" helfen. Ihnen, den „modernen Büßern, modernen Heiligen, die Hand zu leihen, ist Menschen-, ist vor allem Priesterpflicht". Dem schwer zu lösenden „brennenden und lebendigen Problem dieser Verpflichtung" ging M. Herbert in erschütternder Weise nach. Die Erfüllung ihres eigenen Wunsches kann nicht ausbleiben: „Möchte der Weg nicht vergeblich gegangen sein!" E. M. Hamann.

Hugo Gnielczyk: Der Riese vom Huhlberge. Schlesisches Volksmärchen. Buchschmuck von Erich J. Gottschlick. Schlesiengrube O.-S. Schlesischer Musenalmanachverlag, 16° 73 S. Man merkt, ein echter Kinderdichter hat dies allerliebste Märchen in 5 Kapiteln geschrieben, das auch der Erwachsene, wenn er Kinder, und was zu ihnen gehört, lieb hat, mit froher, gespannter Erwartung hinsichtlich der hier sich darbietenden echt „märchenhaften" Ueberraschungen lesen wird. Wir haben Ursache, uns den Namen dieses Dichters für unsere Lieblinge zu merken. E. M. Hamann.

M. Herbert: Das Buch der Natur; das Buch der Kunst. M.-Gladbach, Sekretariat Sozialer Studentenarbeit. 8°, je 23 S. u. 25 Pfg. — Diese beiden kleinen Sammlungen unserer hervorragenden Lyrikerin bedeuten wiederum eine schöne Bereicherung. Wir kennen M. Herberts dichterische Naturvereinigung im Geiste des großen Heiligen von Assisi. Hier kommt sie in packender, bisweilen fast herber Unmittelbarkeit zum Ausdruck, am bedeutendsten vielleicht in „Mutter Erde", „Daseinsflucht" und „Der Kreuzbaum". Vom „Buch der Kunst" ist mehr als die Hälfte Michelangelo geweiht, den M. Herbert seit lange als echte Verstehetin erfaßte. Das Schlußgedicht: „Die große Kunst" zeigt uns das Worum des durch die Dichterin selbst vollzogenen Aufstiegs auf den ihr heiligen Berg wahrer Kunst. E. M. Hamann.

„Stille Nacht, heilige Nacht!" Die Geschichte des Liedes zu seinem 100. Geburtstag von Prof. Dr. Karl Weinmann, Direktor der Kirchenmusikschule Regensburg. 70 Seiten mit sieben Bildern und dem Lied für vierstimmigen Chor nach dem Original. Preis 1.80 M. Regensburg, Rom, Wien. Friedrich Pustet. Die schlichte Weise ist zum Volkslied geworden; von all den Tausenden, die sie singen, denkt kaum einer einmal an den, der sie erfand. Die Kirche in Oberndorf an der Salzach, in der 1818 die innige Weise zum ersten Male erklungen, ist zerfallen. Feuchtigkeit hatte schon 1818 die Orgel unbrauchbar gemacht, das war der unmittelbare Anlaß, daß der sonst der Poeterei unkundige Hilfspriester Jos. Mohr zur Feder griff, um die Verse niederzuschreiben, die so vielen ans Herz greifen sollten. Auch der befreundete Lehrer Frz. Gruber, dem er die Strophen zur Vertonung übergab, war sich auch nur bewußt, eine Gelegenheitsarbeit zu leisten; da die Orgel schwieg, sollten wenigstens 2 Solostimmen, Chor und Gitarre die heilige Nacht musikalisch verschönern. Wie viele Schöpfer von Volksweisen hat auch Gruber späterhin nichts geschaffen, was ihn überdauert hätte. Als Chordirigent von Hallein hat er zwar viele Kirchenkompositionen geschrieben, scheint jedoch ihnen nur lokale Bedeutung beigelegt zu haben. Das hübsch illustrierte Büchlein macht uns mit dem Lebenslauf der beiden wackeren Männer bekannt, verteidigt das Lied gegen die Angriffe gelehrter Kunstrichter, stellt gegenüber willkürlichen Varianten der Urform fest und verfolgt den Siegeslauf des Liedes durch alle Länder und Sprachen bis nach China selbst. So wird das Heft, das zum ersten Male alles Material gesichtet und verarbeitet hat, zu einem kleinen, aber deshalb nicht geringen Denkmal deutscher Kultur! L. G. Oberlaender.

Hugo Zuschneids Vertonungen: 1. Aus der Seele Jungbrunnen. Acht dreistimmige Frauenchöre. Inhalt: Morgenpsalm, Frühlingswanderung, Die Knospe, Frei!, Im Heimatland, Der Seele Abendlied, Die Nacht, Abendgang. Texte von P. Thimotheus Kranich, Anna de Crignis, Stauffacher, Ludwig Nüdling. Dritte Aufl. Offenburg i. B. H. Zuschneid-Verlag. Pr. 1 M; 2. **Gruß an das Christkind.** Fünf dreistimmige Weihnachtslieder, Texte von Zuschneid, Kranich, E. J. Schmitz, Kordula Peregrina. Ebenda. Partitur 1 M. Jede der drei Singstimmen 25 Pf.; 3. **Dreistimmige Lieder.** Ausgabe A. Fünfte Aufl. Inhalt: O Christkindlein, komm!, Abendgebet, Abschied von der Heimat, Märzveilchen, Es schläft das Meer, Lieb' ist ein Blümelein, Texte von Nüdling, Eugenie Tauffkirch, Kranich, Wilhelm Floto, H. v. d. Elz. Ebenda. Pr. 30 Pf. Ausgabe B hauptsächlich für Schulen Nr. 1—4, Pr. 20 Pf. Dritte Aufl. Sonderabdruck: Abendgebet. Pr. 5 Pf.; 4. **Dem Herzen Jesu.** Gedicht von P. Thimotheus Kranich. Für dreistimmigen Chor mit Harmonium- oder Orgelbegleitung. Ebenda. Pr. mit Ausgabe der Begleitung 40 Pf. Pr. der drei Singstimmen auf einem Blatt 20 Pf.; 5. Gesänge und Reigen zu **Puppenliesel**, Singspiel in zwei Aufzügen für die Mädchenbühne. Nach einer Idee Hugo Zuschneids bearbeitet von Paul Körber, Warendorf i. Westf. Franz Wulf-Verlag. Text kart. 1.25 M, 7 Stück 7.— M, Musikbeilage 5.— M. Den öffentlichen Bühnen gegenüber Manuskript. — Hinsichtlich Nr. 1—4, die eine wertvolle Bereicherung für den geschulten Chor und nicht zuletzt für das musikalische Haus bedeuten, gilt Dr. Karl Storcks Urteil im „Türmer", daß hier mit den einfachsten musikalischen Mitteln rein künstlerische Wirkungen erstrebt und erreicht worden seien. Die wiederholten Auflagen sprechen für den bereits erzielten schönen Erfolg. — Nr. 5 ist als bemerkenswerter Gewinn für die Mädchenbühne zu bezeichnen. Dem Text liegt eine ethische Idee (die der Mütterlichkeit) zugrunde. Wo der Dialog, örtlichen Verhältnissen gegenüber, als hie und da etwas hoch gegriffen wirken sollte, kann mit geringer Mühe eine entsprechende Aenderung vorgenommen werden. Die Gesänge und Reigen, zwölf an der Zahl, schmeicheln sich dem Ohr und der Auffassung leicht und liebenswürdig ein. Besonders werden sich unsere Mädcheninstitute das anmutige kleine Werk nicht entgehen lassen dürfen. E. M. Hamann.

Bodo Ebhardt: Die zehn Bücher der Architektur des Vitruv und ihre Herausgeber. 96 S. 4° mit 100 Abb. Burgverlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald. 1918. Preis M 28.—. Von der Bewunderung und Verehrung, die seit den Zeiten des Altertums bis in die Gegenwart herein dem großen Theoretiker der Baukunst Marcus Vitruvius Pollio zuteil geworden, legt die große Zahl der Ausgaben seiner „Zehn Bücher der Architektur" Zeugnis ab. Der Künstler, der aus Verona gebürtig gewesen zu sein scheint, lebte zur Zeit des Cäsar und Augustus; sein Werk hat er um das Jahr 20 v. Chr. verfaßt. Eine Originalschrift des Altertums ist leider nicht mehr vorhanden, was besonders wegen der darin enthalten gewesenen Zeichnungen zu beklagen ist. Die ältesten uns erhaltenen Handschriften des Vitruv stammen aus dem 9. Jahrhundert; die Zahl aller bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst entstandenen Manuskripte beläuft sich auf 55. Der Text des Werkes ist uns mithin sorgfältig genug überliefert. Seit dem 15. Jahrhundert gewann der römische Autor erst wahre Volkstümlichkeit, beeinflußte er das baukünstlerische Schaffen erst mit erhöhter Stärke, weil nun die Buchdruckerkunst sein Werk zu vervielfältigen begann. Jedes Kulturland nahm sich seiner an, jede wichtige europäische Sprache lieferte Uebersetzungen der berühmten Schrift, und die Herausgeber waren beflissen, durch geeignete Abbildungen für die Erläuterung der zum Teil schwerverständlichen Darlegungen zu sorgen. So erhielten diese Vitruv-Ausgaben zugleich einen hohen Wert als Denkmäler neuzeitlicher architektonischer Theorie und Praxis. Von den Handschriften gab es bereits ein Verzeichnis (von Prestel, Straßburg 1912). Das bisher Fehlende der Druckausgaben liefert das vorliegende Werk des Berliner Architekten Prof. Bodo Ebhardt. Die auf Grund erfolgreicher eigener Sammeltätigkeit entstandene Schrift zeugt von außerordentlicher Sorgfalt. An eine eingehende Inhaltsangabe der zehn Bücher reiht sich die beschreibende Aufzählung der Hunderte von nachweisbaren Ausgaben. Die älteste ist die des päpstlichen Archäologen Johannes Sulpicius von 1484 (oder 86), die bedeutendste der alten deutschen Ausgaben jene des Rivius, erschienen 1548 zu Nürnberg. 100 vorzüglich ausgeführte Abbildungen, die den verschiedensten Vitruvausgaben entnommen sind, dienen zur Ausstattung des Ebhardtschen Werkes, dem man einen hohen wissenschaftlichen Wert zuerkennen muß. Dr. O. Doering.

Bühnen- und Musikrundschau.

Theater. Die letzte Woche bot nichts, was einen gesonderten Bericht rechtfertigen könnte. Es genügen ein paar Notizen. Der 70jährige Caesar **Beck** vom **Volkstheater** beging sein halbhundertjähriges Bühnenjubiläum. Er ist der älteste dreier Brüder, Söhne unserer Stadt, die sich in längeren Jahrzehnten an vielen ansehnlichen deutschen Bühnen einen künstlerischen Ruf errangen. Wie Otto Beck, der Direktor des Volkstheaters, hat auch Caesar im Münchener Hoftheater seine ersten kleinen Rollen gespielt, um dann später an großen Stadt- und Hofbühnen in die Liebhaberpartien des klassischen und neuzeitigen Dramas hineinzuwachsen, die er ziemlich frühzeitig mit den Charakterrollen von Gewicht vertauschte. Beck weiß immer eine Gestalt hinzustellen, die mit jedem Zuge echt anmutet, alle Mätzchen eines eitlen Komödiantentums liegen ihm ferne. An seinem Ehrentage, der ihm viele Beweise der Hochschätzung und Freundschaft einbrachte, spielte er den „Pfarrer von Kirchfeld", ein Stück, in dem er mit seinen Brüdern (Otto Beck ist ein ausgezeichneter „Wurzlsepp") schon früher aufgetreten ist. Eine weitere Neueinstudierung sah man im **Schauspielhaus**: Schönherrs „**Glaube und Heimat**". Es war wohl kaum notwendig, die längst geschlossenen Akten über diese schroff einseitige Schilderung des Zeitalters der Gegenreformation wieder zu öffnen, vermutlich ist die Einstudierung auch nur erfolgt, weil man infolge der zahlreichen „Weibsteufel"aufführungen dem Namen „Schönherr" wieder besondere Zugkraft zutraut. Von Frau Aulinger abgesehen, erreichte die Darstellung durchaus nicht die frühere. — Das **Neue Theater** brachte eine sehr gute Aufführung von des Ungarn' **Ruttkay**'s Komödie: „**Walzer**". Mit dem Stücke haben uns im vorigen August erst die Gäste vom Berliner Residenztheater in den Kammerspielen bekannt gemacht. Der Erfolg war diesmal stärker, als damals. Dies machte Marietta **Ollys** Gestaltung der jungen Frau, die mit dem Ehebruch spielt, um ihren Mann wieder fester an sich zu ketten, eine schauspielerische Leistung von virtuosem Können, Eleganz und Liebenswürdigkeit. Daß diese ungarischen Autoren ihre Lehrmeister in Paris haben, habe ich schon oft gezeigt. Es muß gefordert werden, daß wir uns mit solcher **ausländischer** Bühnenliteratur **mehr Zurückhaltung** auferlegen. Dieser Tage mußte Max Reinhardt in Berlin unter dem Zwang der öffentlichen Meinung auf das Spielen eines albernen **französischen** Schwankes verzichten, wahrlich, ein Gebot nationaler Wünsche.

Aus den Konzertsälen. Die Schwierigkeit des Reisens gestattet nicht das Eintreffen jedes Gastdirigenten. Das 2. und 3. **Abonnementskonzert des Konzertvereins** leitete **Pfitzner**. Da hat man keinen Grund, die Programmänderung zu bedauern. Man höre die Freischütz- und Oberonouvertüre, gerade diese hundertmal gehörten Stücke und man wird inne, was dieses feurige Musikertemperament aus ihnen herauszuholen vermag; aber auch in der Schubertschen C-dur-Symphonie und in der D-moll-Symphonie Schumanns entlockte der Dirigent dem Instrumentalkörper klangliche und beseelte Schönheit. Die Wiedergabe der dritten Symphonie Bruckners war recht ansehnlich, wenn auch der Dirigent diesem Komponisten innerlich etwas ferner steht, als den Romantikern. Braunfels öfter gehörten, geschickt und geschmackvoll gesetzten Variationen über ein französisches Kinderlied brachten dem anwesenden Komponisten starken Beifall. Eine in den dramatischen Akzenten hinreißende, in den Klangfarben etwas herb gehaltene Wiedergabe der Tannhäuserouvertüre bildete die imposante Krönung des diesmal besser besuchten Abends, an dessen Ende Pfitzner wieder mit jubelndem Beifall überschüttet wurde. — **W. Bülau** haben wir schon früher als einen strebsamen Dirigenten von ernsten Kunstzielen kennen gelernt. Das Konzertvereinsorchester spielte unter seiner Führung besonders Liszt schön. Den Haupterfolg des Abends hatte der Solist Duci v. **Kerekjarto**, dieser unlängst erwähnte junge Ungar hat sich mit seinen berückend schönen, weichen Geigentönen so rasch in das Herz des Publikums eingespielt, daß er mehrere Abende bei ausverkauftem Saal auftreten konnte. — Zu den stärksten Eindrücken, die man lange von Liederabenden hatte, gehört das Konzert von Sigrid **Hoffmann-Onegin**, die eine Altstimme von seltener Fülle und Schönheit des Klanges besitzt, der jedoch niemals zum Selbstzweck wird, sondern immer dem Ausschöpfen von des Kunstwerks geistigen Gehalt dienstbar gemacht wird. Sie sang u. a. auch einige Lieder ihres Gatten, des Komponisten Onegin, der ihr ein ausgezeichneter Begleiter ist. — Brahms waren die Sonatenabende gewidmet, die Elly **Ney** mit ihrem Gatten Willy **van Hoogstraten** darbot. Die glanzvollen Eigenschaften dieser temperamentvollen Künstlerin kamen wieder zu starker Wirkung. Der Geiger ist ein vornehmer Künstler, der durch vertieften Vortrag gewinnt. Sehr erfreulich war auch der Kammermusikabend von Fritz **Peter**, der in **Schmid-Lindner** einen ausgezeichneten Partner hatte. Seine treffliche Technik und sein empfindungsvolles Spiel bewegen sich in aufsteigender Richtung. — Die stimmlichen und stilistischen Vorzüge von Maria **Philippi** sind bekannt; für die eigenkräftigen geistlichen Lieder von Courvoisier kann man sich nicht leicht eine bessere Interpretin wünschen. — Baldis **Zerener** bot heuer einen Hugo Wolf-Abend, in dem wieder ihre treffliche Schulung und ihre angenehmen Mittel zu bester Geltung kamen. — Das Quartett in d-moll von Max Reger gehört wenigstens im ersten Satze, noch zu den Werken, die sich noch nicht so völlig durchgesetzt haben, wie andere dieses Meisters. Es war dankbar zu begrüßen, daß das **Hößlquartett** diese Musik darbot und durch seine klare, eindringende Interpretation, die sich jeder Nüance mit liebevollem Verständnis annahm, in die eigenwillige Schönheit dieses Werkes einführte. Auch bei Brahms zeigten die Künstler ihr einfühlendes Nachschaffen. Von trefflichem Zusammenspiel ist auch die **Neue Bläservereinigung**, die die Herren Wagner, Kaleve, Uffinger und Baumeister vom Nationaltheater mit dem Pianisten Gg. **Stöber** gebildet haben. Sie zeigten bei Mozart und Thuille viel Klangschönheit. Zwischen diesen Werken sang mit gutem Gelingen Elsa **Berny** Lieder von Spohr zu Klavier und Klarinette. — Maria **Thaler** spielt die Altolola. Dieses im Konzertsaal selten gehörte Instrument hat in ihr eine recht tüchtige Vertreterin. **Zilcher** war ihr ein vorzüglicher Begleiter. Einen Regerabend mit **Schmid-Lindner**, dem zu Reger eine feine Fühlung besitzenden Pianisten, gab Fanny **Lehner**. Sie bot Lieder, die besonders dem Gefälligen, Liebenswürdigen zuneigen, wie dies ihrer Stimme entspricht, aber nicht gerade das Charakteristischste am Schaffen Regers bedeutet.

München. L. G. **Oberlaender**.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Börsenbesserung trotz Reichsmarkentwertung und Wirtschaftsnot — Programm der Finanz- und Handels-Sozialisierung — Fortschritte in der Kriegsabrüstung

Mit der **Verlängerung des Waffenstillstandes**, der in Aussicht gestellten **Einfuhr von Lebensmitteln** durch deutsche Schiffe unter Ententeleitung und mit der Hoffnung, dass der in Europa angekommene **Präsident Wilson** bei den Ententekonferenzen sein **bekanntes Friedensprogramm** zur Grundlage der Verhandlungen machen wird, konnte die Besserung der Börsen verhältnismässig überraschende Fortschritte verzeichnen. Die Kursfestigkeit der Industriemärkte nahm wiederum zu, trotz der ungeschwächten Streikbewegungen, der sich widersprechenden Wirtschaftsnachrichten und der unverminderten Unlust aller Faktoren des heimischen Handels und Wandels. Zur **Besserung der Börsenstimmung** trug namentlich bei die Verschärfung der Lieferungsbedingungen zur Eindämmung der Baissespekulation und die anscheinende Beendigung der seitherigen Angstverkäufe des Publikums. Auch die Wahrnehmung, dass dasselbe allmählich die gehamsterten Banknotenbeträge an die Bankschalter zurückbringt und einen Teil dieses Bargeldes zu Anlagen in Renten und Industriewerten benützt, wurde viel bemerkt. Namentlich die Massnahmen zur Kursfestigung der heimischen Renten, insbesondere der **Kriegsanleihen**, konnten Erfolge verzeichnen.

In Deutschlands Finanzlage und Steuerpolitik gab der Vortrag des Reichsschatzsekretärs Schiffer bei dem deutschen Industrie- und Handelstag genügende Einblicke, um zu erkennen, wie nahe wir dem Abgrund des Staatsbankerottes kommen können, wenn nicht **Ordnung und Arbeitssinn** unsere Gesamtbevölkerung beherrschen. „Alles ist unsicher, sicher nur der Ruin, wenn es weitergeht, wie es jetzt getrieben wird." Noch sind Hungersnot und Kohlenkrisis nicht gebannt und die Gefahren der Unordnung, Uneinigkeit und Streitlust nicht vorüber. Es darf nicht verwundern, wenn das Ausland, voran natürlich unsere Kriegsgegner, das allergrösste Misstrauen der weiteren Wirtschaftsentwicklung Deutschlands entgegenbringen. In der fortgesetzten **Entwertung der Reichsmark** an den neutralen Plätzen spiegelt sich dies am deutlichsten! Und solange in unserer Gütererzeugung keinerlei Besserung ersichtlich ist, sehen Entente und Neutrale das sich auf 32 Milliarden Mark beziffernde Papiergeld der deutschen Republik als unnormalen Wert an. Das bekanntgegebene **Programm der Sozialisierungskommission** giesst zwar viel Wasser in den revolutionären sozialistischen Wein, erbrachte aber noch immerhin weitere Beunruhigung für Handel, Gewerbe und Industrie, dieses verschärft durch die Ungewissheit der Lohnregelung und der Arbeitszeit. Auch in sozialdemokratischen Lagern wird zugegeben, dass die „gegenwärtige Wirtschaftslage so zerrüttet sei, dass man in der Sozialisierungsfrage schon unter der Einwirkung der revolutionären Lohnpolitik zu ganz anderen Ergebnissen gelangen müsse."

Die **Kriegsabrüstung** und der Aufbau der Friedenswirtschaft macht weitere Fortschritte. In der planmässigen Verwertung von Heeresgut durch amtliche Demobilmachungsstellen, in dem Abbau der Lederzwangswirtschaft und in der Aufhebung einer grossen Reihe von Kriegsverordnungen, namentlich der Textilsparten, der Umgestaltung der Rüstungsindustrie, auch der staatlichen Betriebe auf die Friedenstätigkeit, der vermehrten Bekanntgabe von umfangreichen Notstands-

arbeiten — in Bayern Ausbau der Wasserkräfte — sieht man solche greifbare Ergebnisse. Von bayerischen Massnahmen sind ausserdem zu nennen der wirtschaftliche Ausbau der Gesandtschaften und Konsulate durch Ernennung von in der Praxis stehenden Männern als Beiratsmitglieder, die Berufung des bekannten Nationalökonomen Professor Dr. Lujo Brentano zum bayerischen Kommissar für Handel and Industrie (zu Vorarbeiten über die Sozialisierung und die Konsumvereinsfrage), sowie die Zusammenfassung aller Wirtschaftsverbände Bayerns für Handel, Industrie und Gewerbe zu deren Vertretung in den politischen Parlamenten. Unsere Industrie- und Handelskreise beharren jedoch in ihrer Zurückhaltung, die angesichts der Ungewissheit über den Verlauf und das Ergebnis der Friedensverhandlungen begreiflich ist. M. Weber, München.

Vom Büchermarkt.

Taschenkalender und Kirchlich-Statistisches Jahrbuch für den kath. Klerus 1919. ℳ 1.80. (Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.)

Die Geschichte vom hölzernen Bengele. Von Ant. Grumann. ℳ 4.20, 8.–10. Aufl. — **Zur Höhe!** Eines Jesuitennovizen Ringen und Sterben. Von Konstantin Kempf S. J. 8° IV u. 126 S. ℳ 3 –, kart. ℳ 3.80 **Eucharistische Funken.** Blütenlese frommer Gedanken und Gespräche zu Füßen Jesu im allerheiligsten Altarssakrament. Aus dem Italienischen von Ottilie Bödiker. 16° VIII u. 140 S. ℳ 2.60. — **Die christliche Demut.** Ein Büchlein für alle Gebildeten. Von Viktor Cathrein S. J. 8° VIII u. 188 S. ℳ 3.40, kart. ℳ 4.40. — **Im Heerbann des Priesterkönigs.** Betrachtungen zur Weckung und Förderung des priesterlichen Geistes im Anschluß an das Evangelium des hl. Lukas. Von Karl Haggeney S. J. Sieben Teile; 6 Teil: **Ehret Gott und seine Heiligen.** (Die Festtage des Kirchenjahrs I.) VIII u. 314 S. ℳ 4.—, kart. ℳ 5.—; 7. Teil: **Ehret Gott und seine Heiligen.** (Die Festtage des Kirchenjahres II.) VIII u 418 S. ℳ 5.20, kart. ℳ 6.20. – **Die „Lesung" der Mutter Klara Fey,** Stifterin der Genossenschaft vom armen Kinde Jesus. 3. u. 4. Aufl. 12° VIII u. 98 S. kart. ℳ 1.60. —, **Menschensorge für Gottes Reich.** Gedanken über die Heidenmission. Von Norbert Weber O. S. B., Erzabt.. 2. u. 3. Aufl. Buchschmuck von G. Kölnsperger. 8° VIII u. 310 S. ℳ 4.40, kart. ℳ 5 60. — **Des Priesters Heiligung.** Erwägungen für Seelsorger. Von Dr Jakob Schmitt, Prälat. Herausgegeben von Dr. Wilh. Burger. 8° XII u. 348 S. ℳ 6.50, kart. ℳ 7.50 — **Die römische Frage.** Dokumente und Stimmen. Herausgegeben von Prof. Dr. Hubert Bastgen 2. Band ℳ 30.—, geb. ℳ 32.50; **Die hl. Sakramente der kathol. Kirche.** Für Seelsorger dogmatisch, liturgisch und aszetisch erklärt von Dr. Nik. Gihr. I. Bd.: Allgemeine Sakramentenlehre: Taufe Firmung und Eucharistie. 3. Aufl., ℳ 13.—, geb. ℳ 16.— (Herder, Freiburg i B)

Die Glocke in Geschichte, Sage, Volksglaube, Volksbrauch und Dichtung. Von Rektor Joh. Pesch. ℳ 1.80. — **Das katholische Mädchen** im Spiegel Biblischer Charakterbilder. Von M. Kreuser. 3. Aufl. ℳ 3.40. — **Hochadel in der Arbeit.** Von P. Mannes M. Rings. ℳ 2.40. — **Erziehungswerte im Rosenkranz.** Von P. Mannes M. Rings. ℳ 4.20. — **Konvertiten-Unterricht.** Von Pfr. F. Bitter. ℳ 3.50. — **Der Tabernakel von Rosen umrankt oder Eucharistie und Rosenkranz.** Von P. Mannes M. Rings. 5. u. 6. Aufl. ℳ 4 20. — **Marienlob im Rosenkranz.** Von P. Mannes M. Rings. 3. u. 4. Aufl. ℳ 4.20. — **Sühnende Liebe** im Leben und in der Gründung der **Mutter Dominika Klara Moes.** Von P H. Wilms. 2. Aufl. ℳ 1.50. — **Signale zum inneren Leben.** Von M. Kreuser. 2. Aufl. ℳ 2 25. — **Rosenkranzkalender 1919.** 80 Pfg. (Dülmen i. W., A. Laumann'sche Buchhandlung.)

Die Brücke der Liebe. Erzählung aus Berlin. Von Graf Strachwitz (Kurt von Leyden.) 326 S. 8°. Brosch. ℳ 4 —, gebd. ℳ 5.—. — **Stille Helden.** Roman a. d. Weltkriege. Von A. v. Wehlau. 338 S. Brosch. ℳ 4.—, gebd. ℳ 5.20. — **Steh' auf, werde Licht!** Ein Messiasbüchlein Von G. v. Mann. Titelbild von Prof. M von Feuerstein. 144 S Brosch. ℳ 1.60, gebd. ℳ 2.50 — **Vergißmeinnicht der katholischen Frau.** Von P. Jakob Scherer. Titelbild von Prof. M. von Feuerstein. 80 S. Brosch. 60 Pf. — **Die Liebesjünger in Jesu.** Herz-Jesu-Lehrbuch für Jungfrauen in Welt und Kloster. 352 S. ℳ 3 65. (Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger & Co.)

Politik und Geschichte der Zentrumspartei. Von Dr. Karl Bachem. Kart. ℳ 6.—. (Köln, J. P. Bachem.)

Schluß des redaktionellen Teiles.

Pro patria mortuis.

Der Weltkrieg ist beendet und Deutschland steht trauernd an den Gräbern von fast 2 Millionen seiner Heldensöhne. Wie dunkel auch die Zukunft unseres Vaterlandes dräut, eins ist gewiss: Deutschlands Söhne sollen nicht vergeblich gestorben sein. Ihnen ein treues Angedenken zu wahren ist Ehrenpflicht der Ueberlebenden.

Der **Akademische Bonifatiusverein** wird in einer Universitätsstadt der Diaspora — es kommen in Betracht: Berlin, Leipzig oder Göttingen — eine Kirche bauen, die **dem Andenken der im Weltkrieg gefallenen katholischen Akademiker** geweiht ist.

Wir bitten daher alle Katholiken, insbesondere diejenigen, welche einen Akademiker dem Vaterland geopfert, für diese Kirche ein Scherflein zu spenden. Die Namen der Gefallenen werden in einem besonderen Ehrenbuch der Kirche aufgeführt. Beträgt das Almosen wenigstens 500 Mk. so wird der Name derjenigen, deren Andenken durch dies Almosen geehrt werden soll, in die Urkunde der Gründer der Kirche eingetragen.

Auch können Meßstiftungen für gefallene Akademiker bei dieser Kirche errichtet werden.

Wir bitten um so dringender dies schöne Werk zu unterstützen, als dadurch dem allgemeinen Bonifatiusverein, dessen Aufgaben bei den veränderten Zeitumständen unübersehbar werden, ein grosser Dienst erwiesen wird.

Alle Gaben für die **Akademiker-Gedächtniskirche** sind zu senden an das Generalsekretariat der Akademischen Bonifatiusvereine in Paderborn, Giersstrasse 29 (Postscheckkonto Köln Nr. 37 950) Auch Kriegsanleihen werden angenommen.

Hermann Graf zu Stolberg-Stolberg,
Präsident des Generalvorstandes des Bonifatiusvereins,

cand. theol. A. Bücker,
V.O.P. der Akad. Bonifatiusvereine,

Dr. H. Weinand,
Generalsekretär der Akad. Bonifatiusvereine.

An unsere bayerischen Mitbürger in Stadt und Land!

Mitbürger, Mitbürgerinnen!

Am 12. Januar 1919 soll zum Bayerischen Landtag gewählt werden. Von dem Ausfall dieser Wahl hängt alles ab; für jedes Einzelschicksal wie für die Zukunft von ganz Bayern, auch darüber hinaus unabsehbar viel für die Zukunft des Deutschen Reiches, des deutschen Volkes.

Die überwältigende Mehrheit des Volkes, nicht nur das Bürgertum im engeren Sinne, will die Rückkehr von der Gewalt zum Recht, von Unordnung und Unsicherheit zu gesicherter Ordnung, von Partei- und Klassenherrschaft zu demokratischer Freiheit. Die überwältigende Mehrheit will, daß der Auflösung Einhalt getan werde, in welcher, was der Krieg übrig gelassen hat, die Revolution verzehrt und zerstört; sie will den Wiederaufbau des staatlichen, des wirtschaftlichen, des sittlichen Lebens; sie will die Wiederherstellung der internationalen Geltung, welche das Reich und seine Glieder verloren haben, der Achtung des Auslandes und unserer Selbstachtung.

Wird aber aus den Wahlen ein Landtag hervorgehen, der diesem Volkswillen entspricht? Wir wissen es nicht. Aber soviel wissen wir: die Wahlen können nur dann so ausfallen, wie es Bayerns Zukunft verlangt, wenn auch das Bürgertum sich auf den vollen Ernst dieser Schicksalsstunde besinnt und wenn nach dem Vorbild anderer Stände auch im Bürgertum jedermann seine Pflicht tut.

Der letzte Mann, die letzte Frau zur Wahl!

Das ist selbstverständlich. Aber es genügt nicht. Der letzte Mann, die letzte Frau, hinein in die Partei, in die Parteiarbeit und nicht zuletzt in die Opfer für die Partei. Darauf kommt es an. Wenn dies geschieht, wird es wieder Tag werden; wenn nicht, so sind wir hoffnungslos, rettungslos verloren.

Wir wollen keine neue Partei gründen. Wir verlangen auch nicht eine Verschmelzung der bürgerlichen Parteien.

Nur das eine rufen wir ins Land: jetzt kein Bürger mehr ohne Partei! Keine kleinlichen Bedenken, keine Eigenbrödelei! Auf die Hauptsache gesehen und auf das Nächste! Und das Andere: keine Zersplitterung. Und das Dritte: unter den bürgerlichen Parteien kein unnötiger Streit! Wenn je, so gilt es heute: Altes vergessen, Neues lernen und vor allem endlich lernen, daß dessen mehr ist, was uns eint, als dessen, was uns trennt. Oder ist es nicht so? Sind nicht alle dringendsten und wichtigsten Forderungen, um die es heute sich handelt, uns allen gemeinsam? Wir erinnern nur an die folgenden:

1. Sofortige energische, durchgreifende Sorge für die öffentliche Sicherheit, für Versammlungs- und Preßfreiheit und zum 12. Januar für unbedingte Wahlfreiheit.

2. Sofortige wirksame Abhilfe gegen Vergeudung von öffentlichen Geldern, gegen Verschleuderung und Verwahrlosung von Staatsgut!

3. Auf die Dauer des gegenwärtigen Provisoriums Vermeidung aller Eingriffe in das bestehende Rechts-, Verwaltungs- und Wirtschaftsleben, soweit es sich nicht um unbedingt nötige und ganz unaufschiebliche, vorübergehende Maßnahmen handelt. Kein „neues Staatsrecht" der Revolution nach dem Diktat der Berliner Bolschewisten! Keinerlei dilettantische Experimente, auch nicht unter Mitwirkung irgendwelcher einseitig und willkürlich zusammengesetzten „Räte" oder eines „Nebenparlaments", von dem ungleich mehr zu fürchten als zu hoffen ist!

4. Reichseinheit auf streng föderativer Grundlage! Anschluß von Deutsch-Oesterreich! Kein Uebergewicht eines einzelnen Bundesstaates! Berlin kann und darf nicht mehr der Mittelpunkt deutscher Einheit bleiben. Der Reichsbestand ist nicht partikularistisch bedroht, umsomehr aber bolschewistisch.

5. Möglichst rascher Abbau der Kriegswirtschaft, Beseitigung der unseligen Kriegsgesellschaften, Befreiung unserer Wirtschaft in Handel und Verkehr von allen drückenden Fesseln!

6. Wiederherstellung des wirtschaftlichen Lebens, insbesondere der lebenswichtigen Produktion und der Wettbewerbsfähigkeit auf dem Weltmarkte; Festhalten an den Grundlagen unserer wirtschaftlichen Ordnung (Privateigentum!), gesunde Sozialpolitik, aber nicht die Sozialisierung unseres Staats- und Wirtschaftslebens.

7. Wiederaufrichtung aller durch den Krieg vernichteten und durch die Revolution bedrohten Existenzen, vor allem des gewerblichen Mittelstandes; Wiedereinordnung der Kriegsteilnehmer und Kriegsbeschädigten in das Erwerbsleben unter Wahrung und Sicherung ihrer Rechte. Die Kriegsanleihen sind unbedingt in ihrem Werte sicherzustellen.

8. Endlich aber verlangen wir für den in einem gerechten Wahlverfahren und in Freiheit gewählten

Landtag die volle, unbeschränkte Souveränität.

Er allein hat dafür zu sorgen, daß auf demokratischer Grundlage die

Staatsform

rechtsgültig festgestellt wird. Von der provisorischen Regierung und ihren „Räten" verlangen wir die bündige Erklärung, daß sie sich den künftigen Beschlüssen des Landtags vorbehaltlos und rückhaltlos unterwerfen. —

In so vielen, in so wichtigen, in allen für die nächste Wahl wesentlichen Dingen sind wir also einig. Wenn wir aber einig sind und wenn das Bewußtsein dieser Einigkeit uns alle erfüllt, dann werden wir auch stark und unbesiegbar sein.

Wir bitten Euch, bayerische Mitbürger und Mitbürgerinnen, werbt mit uns überall, an allen Orten und in allen Organisationen, für eine

Verständigung innerhalb des Bürgertums

in diesem Sinne. Sie wird in der tiefsten Not unseres Volkes die Erhaltung des Bürgertums, die Erhaltung des Vaterlandes bedeuten.

München, den 14. Dezember 1918.

Universitätsprofessor Dr. Fr. W. Frhr. v. Bissing; Landesökonomierat Aug. Buchner, Gemeindebevollmächtigter; Rechtsanwalt Hanns Dahn; Bankdirektor Dr. H. Chr. Dietrich; Bezirksschulinspektor Heinrich Eber; Geheimrat Th. v. Fuchs, Präsident der Kammer der Abgeordneten; Oberzollinspektor Ludwig Giehrl, Mitglied des L.; Prof. d. Techn. Hochschule Dr S. Günther, M. d. L.; Hauptlehrer K. Gutmann, G.-B.; Großhändler K. Hartlmaier; Sanitätsrat Dr Jos. Hergl, G.-B.; Bäckermeister Matth. Hofmann, G.-B.; Kommerzienrat H. Ilgen, I. Vors. des Rabatt-Spar-Vereins, Landesverband Bayern; Kommerzienrat Dr M. Jodlbauer, Mag.-Rat; Kaufmann Frz. Kaufmann; Rechtsrat Dr Ad. Konrad; Malermeister Jos. Leipfinger; Auskunfteibesitzer G. Liedl; Kaufmann Alban Mayer, G.-B., Vors. des Verbandes bayerischer Kolonialwarenhändler; Dr W. Freiherr v. Pechmann; Kaufmann Ed. Rau; Schulinspektor a. D. Fr. Rudelsberger; Justizrat Aug. Rumpf, G.-B.; Bäckermeister K. Scharnagl, M. d. L.; Rentner G. W. Schenk, M.-R.; Bäckermeister Jos. Schöfer, G.-B., Obermeister der Bäckerinnung; Kommerzienrat J. Schoen, M. d. L., II. Vorstand des Gem.-Koll.; Rechtsanwalt Ph. Seuffert; Regierungsdirektor K. Speck, M. d. L.; Oberstleutnant z. D. K. v. Spies; Glasermeister A. Wagner, I. Vors. d. Bayer. Handwerker- und Gewerbebundes; Obermeister Jos. Würz, G.-B., Präsident der Handwerkskammer.

Soeben gelangte zur Ausgabe.

Heinrich Friedjung, Das Zeitalter des Imperialismus 1884–1914

Der berühmte Historiker schildert die Weltgeschichte der letzten 30 Jahre und das Zusammen- und Gegenspielen der verschiedenen Kräfte, die die Ereignisse zum Ausbruch des Weltkrieges herbeiführten.

2 Bände gebunden 42.— + 10% Teuerungszuschlag,
Band I: 20.— + 10% Teuerungszuschlag.

Der zweite Band erscheint Anfang des nächsten Jahres. Das Werk wird nur vollständig geliefert, so dass die Abnahme des ersten Bandes den Bezug des zweiten sichert.

HERMANN TIETZ, MÜNCHEN.

Herausgegeben von einer **Kommission von Geistlichen** der Erzdiözese München und Freising sind folgende

Flugblätter (zu je 4 Seiten)

erschienen und durch die Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, München, Hofstatt 5, zu beziehen

1. **Gruß und Bitte an unsere heimgekehrten Krieger**
2. **Was soll aus uns werden?** (Aufruf an die katholischen Männer und Frauen)
3. **Ehret die Frauen!** (Aufruf an katholische Frauen und Mädchen)

Bezugspreis bei freier Zustellung:
100 Stück 3 Mk., 1000 Stück 28 Mk., 5000 Stück 125 Mk.

Im gleichen Verlag und zu gleichem Bezugspreis werden weitere Flugblätter über „Geistlichkeit und Krieg", „Orden und Krieg" usw. erscheinen.

Die Rhapsodien von der Freude

Von Paul Steinmüller

Sechsundvierzigstes bis sechzigstes Tausend. Preis steif geheftet 1.50 M.

Eine Welt voll starker Gedanken, eine Fülle künstlerisch geschauter Bilder, verklärt durch die sonnige Weisheit eines tapferen und großen Herzens! In den Blättern des Buches spiegelt sich Sonne und weht ein Hauch der göttlichen Allseele. In keinem Tornister sollte dieses herrliche Büchlein, das auf den Weg der Freude führt, fehlen!
Die Wacht im Westen, Kriegszeitung der 1. Armee.

Die Rhapsodien des Lebens

Von Paul Steinmüller

Sechsundzwanzigstes bis vierzigstes Tausend. Preis steif geheftet 1.75 M.

Immer wieder kann man diese feingeschliffenen, seelenvollen Rhapsodien lesen, und schließlich schwingt unsere Seele in ihren Melodien und ihr wird leicht und froh zumute, und eine helle Stärke erfüllt sie. — Ist das nicht Segens genug, der von diesem Büchlein ausgeht, die Carlos Tips so anmutig mit Titelzeichnungen versah? **Echte Feld- und Lazarettbüchlein, echte Haus- und Herzbümlein.** Reinhold Braun in der **Deutschen Warte.**

Türmer-Verlag Greiner & Pfeiffer Stuttgart

Hadern und Knochen

sortiert und unsortiert.
Strumpfwolle, Neutuch, Zeitungen
kauft zu reellen Preisen von Privaten und Händlern, Anstalten, Klöstern usw.
Adolf von der Heiden, München, Baumstr. 4.
Telephon Nr. 22285. — Bahnsendung. München-Süd. Bahnlagernd.

Reinerz Grafschaft Glatz
Sommer- und Winterkur
Lesesaal des Bades

Graue Haare
erhalten Naturfarbe u. Jugendfrische, ohne zu färben. Seit 12 Jahren glänz. bewährt. Näheres unentgeltlich.
Sanitas, Fürth i. B. Flössaustrasse 23.

Bestens empfohlene Geschenkwerke:

Tagebuch für die Ewigkeit. Religiöse Betrachtungen für alle Tage des Jahres mit Tugendübungen von Maria Gonzaga. 370 Seiten. Solider Pappband Mk 3.20.

Gedanken u. Aussprüche von Schwester Maria vom göttlichen Herzen, Droste zu Vischering. Herausgegeben von M. Gonzaga. 138 Seiten mit 14 Bildern. Hübsch gebunden Mk. 2 20.

Eucharistische Woche. Gebetbuch für alle, die täglich oder öfter in der Woche kommunizieren. Von Korbinian Kirmeier, Kommorantpriester. 666 Seiten. Preis gebunden Mk. 4 80 und höher.

Zuzüglich 10% Teuerungszuschlag.

J. Pfeiffers relig. Kunst-, Buch- und Verlagshandlung (D. Hafner), **München**, Herzogspitalstr. 6.

Rauchfaß-kohlen und Weihrauch

empfiehlt
Kerzenfabrik Wilh. Vollmar
Bonn, Postfach 86.

Magenleiden.

Magenkrampf, Seitenschmerz, Stuhlbeschwerd. entstehen nur, weil im Magen zuviel Säure ist. **Mixtur Magnesia** nimmt die Säure fort, dann hört jeder Schmerz auf, was über 15000 Dankschreiben, auch 30jähr. Magenleid. bezeugen. In Apotheke erhältlich, wo nicht, gibt Fabrik **H. Welter, Niederbreisig** 89 Rh. an, oder kann gegen Nachnahme von Mk. 2 50 die Dose zugesandt werden. Betrieb steht unter Aufsicht eines prakt. Arztes.

Collegium Carolinum, Oberlahnstein

Kath. Internat unter geistl. Leitung für Schüler des Gymnasiums und Realprogymnasiums.
Fernruf Nr. 82. Nachhilfe durch Fachlehrer in reichstem Maße. Haushaltung durch Ordensschwestern. Prospekte durch die **Direktion.**

Die armen Kinder des oberen sächsischen Erzgebirges

bitten mit Erlaubnis ihres Bischofs um eine Gabe zur Gründung einer Kommunikantenherberge. An der sächsisch-böhmischen Grenze der Pfarrei gehen sehr viele Kinder katholischer Eltern der kath. Religion verloren. Manche haben bis zum 12. u. 13. Jahre noch keinen kath. Gottesdienst gesehen. Alle 200 Kinder der Unterrichtsstationen in Oberwiesenthal, Hammerunterwiesenthal, Bärenstein und Jöhstadt müssen protestantische Schulen besuchen, in denen sie nicht viel Erfreuliches über ihre Religion hören. Die Gründung einer Kommunikantenherberge mit einer kath. Lehrperson ist ein dringendes Bedürfnis. Bald beginnt auch der Kommunionunterricht, u. es muß für oft stundenweit entfernt wohnende Kinder für Nahrung und Quartier gesorgt werden. Die Armut der Pfarrkinder zwingt zu dieser Bitte. Der göttliche Kinderfreund will den Barmherzigen mit Barmherzigkeit vergelten.



Das römisch-katholische Pfarramt Annaberg i. E.
Postscheckk. 8832, Leipzig.

Weihnachtsbitte!

Wer hilft jungem, verheirateten,
kath. Akademiker,
dem Gelegenheit geboten wird, die akademische Laufbahn zu ergreifen, durch einmalige, mäßige Beihilfe die Schwierigkeiten der ersten Zeit zu überwinden.

Angebote unter H. H. 18822 an die Geschäftsstelle der Allg. Rundsch., München.

Mess- und Kommunion-Hostien

empfiehlt genau den kirchlichen Vorschriften entsprechend und in vorzüglichster haltbarer Qualität. Kunstvolle Prägungen, auch die Kommunionhostien haben eig. Prägungen. Muster und Prospekte gratis u. franko.

Franz Hoch Kgl. Bayer. Hoflieferant
Hostienbäckerei
Bischöfl. genehmigt u. beeidigt.
Pfarramtlich überwacht.
Miltenberg am Main
(Bayern) Diözese Würzburg.

Es ist Vorsorge getroffen, dass in der Hostienbäckerei Franz Hoch in Miltenberg nur reinstes Weizenmehl zur Bereitung der Hostien verwendet wird.
Miltenberg, 27. Nov. 1914.
Bischöfl. Dekanat und Stadtpfarramt.
E. Roth, Geistl. Rat.
Dekanats- u. Pfarrsiegel.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).

Nachdruck von Artikeln, Feuilletons und Gedichten nur mit ausdrückl. Genehmigung des Verlags bei vollständiger Quellenangabe gestattet.
Redaktion und Verlag: München, Galeriestraße 35a, Gh.
Ruf-Nummer 20520.
Postscheck-Konto München Nr. 7261.
Bezugspreis vierteljährlich M 3.50.

Allgemeine Rundschau

Anzeigenpreis:
Die 5 X gespalt. Grundzeile 50 ., Anz. auf Textseite die 95 mm breite Zeile 250 .
Beilagen einschl. Postgebühren M 12 d. Tausend.
Teuerungszuschlag 25%.
Platzvorschriften ohne Verbindlichkeit.
Rabatt nach Tarif.
Bei Zwangseinziehung werden Rabatte hinfällig.
Erfüllungsort ist München.
Anzeigen-Belege werden nur auf bes. Wunsch gesandt.
Auslieferung in Leipzig durch Carl Fr. Fleischer

Wochenschrift für Politik und Kultur. * Begründer Dr. Armin Kausen.

№ 52. München, 28. Dezember 1918. XV. Jahrgang.

Die Errungenschaften der Revolution.

Von Dr. Ferdinand Abel, München.

Nicht allein in der sozialdemokratischen Presse, sondern auch in Blättern der bürgerlichen Linken, die, wie beispielsweise die „Münch. Neueste Nachrichten", sich vermöge der ihnen eigenen Elastizität über Nacht zum Verteidiger der revolutionären Republik umgewandelt haben, wird mit dem Schlagwort „Errungenschaften der Revolution" operiert. Dies Schlagwort ist selber eine solche Errungenschaft, denn wir leben in einer Zeit der Ueberernährung durch Schlagworte. Noch nie ist die Phrase so im Schwunge gewesen wie heute; aber man kann, wie der sozialdemokratische Minister Auer sagte, die Massen nicht mit Phrasen füttern; der knurrende Magen verlangt feste Nahrung und die wissen die Revolutionsmänner nicht herbeizuschaffen. Noch nie ist so viel geredet worden wie in der Zeit der Tagungen und Kongresse aller möglichen und unmöglichen Räte, und noch nie ist so schlecht und so *gewöhnlich*, ja *gemein* geredet worden. Wenn die Ebert, Scheidemann, Auer ihren radikalen Genossen die rednerische Freundschaft und Gemeinschaft kündigen, wenn sogar ein Eisner, der selber in der Beschimpfung seiner Gegner, vor allem der Presse, bisher Unerreichtes leistete, die Versammlung seiner Spartakusfreunde unter Protest verläßt und mit ihnen nicht mehr reden will, so gibt das eine Vorstellung von dem Niveau, auf das die *öffentliche Diskussion herabgesunken* ist — eine Errungenschaft der Revolution.

Die Anhänger der Revolution verweisen nun auf ihre Arbeit, auf ihre *Leistungen*. Eisner behauptete sogar im sog. provisorischen bayerischen Nationalrat, sie hätten in vier Wochen soviel geleistet, als früher in ebensoviel Jahrzehnten. Man pflegt die dringlichsten Erfordernisse der Gegenwart zusammenzufassen in die Worte: Frieden, Ordnung, Brot. Was hat die Revolution auf diesen Gebieten geleistet?

Frieden. Der Waffenstillstand ist durch die von der *früheren* Regierung beglaubigte Kommission abgeschlossen, auch die bekannten Milderungen der Bedingungen sind von ihr erreicht worden, desgleichen wurde die Verlängerung des Waffenstillstands mit ihr vereinbart. Die Alliierten ignorieren konsequent die Regierung Ebert-Haase sowie alle Anbiederungen und Friedenswinseleien der Revolutionsmänner in Berlin und München und verhandeln nur mit der bisherigen Kommission. Anderseits lehnen sie in bestimmtester Form jegliche Anerkennung der A.- und S.-Räte ab und haben sie in den besetzten Gebieten einfach aufgehoben. Die einzige sichtbare Wirkung, die einzige *Errungenschaft* der Revolution ist die *völlige Wehrlosigkeit* unseres Vaterlandes durch Demoralisation der Heimat-Armee und seine Auslieferung an die Feinde auf Gnade und Ungnade; die Folgen äußern sich in der Handhabung der Waffenstillstandsbedingungen, in der Erschwerung und Verzögerung der Friedensverhandlungen.

Ordnung. Seitdem die durch die Verfassung und Gesetzgebung geregelte, durch eine auf der Beamtenpflicht beruhende Exekutive und Rechtsprechung gesicherte staatliche Ordnung von einer revolutionären Minderheit über den Haufen geworfen wurde, ist Deutschland in ein Meer von Unordnung, Zügellosigkeit, Gewalt und Willkür gestürzt. Die Freiheit der Meinungsäußerung und die Sicherheit der Person ist ebensowenig gewährleistet, wie die Unversehrtheit des Eigentums, denn die revolutionären Behörden zeigen nicht die Macht oder den Willen, den Elementen, deren Argumente Handgranaten und Schießeisen sind, das Handwerk zu legen. Wie wenig freundliches Zureden da hilft, lehren die Ereignisse in Berlin, München und anderswo täglich, und wenn Eisner im bayerischen sog. provisorischen Nationalrat im selben Atemzuge, da er beruhigendes Zureden auf die Massen als den einzig richtigen Weg erklärt, ausruft: „Fürchten Sie sich nicht vor geschwungenen Stühlen und stellen Sie die Unruhestifter fest. Ich verstehe nicht, warum das Bürgertum nicht zur Selbsthilfe greift (Zuruf: Handgranaten!), auch wenn Handgranaten vorhanden sind", so muß eine solche Mephistogeste um so lächerlicher wirken, als er unmittelbar vorher und auch sonst bei jeder Gelegenheit die in Frage stehenden Gewalttaten als die Folgen „von der Konterrevolution inspirierter Unruhestiftung" hinzustellen sucht. Die wirkliche Betätigung einer solchen Selbsthilfe des Bürgertums würde zum Bürgerkrieg führen. Will Eisner diesen? Nicht allein die Sicherheitsorgane, auch die Rechtsprechung versagt. Wo ist der Staatsanwalt, wo das Gericht, das alle die Delikte des Landfriedensbruches, der Erpressung, Bedrohung, Körperverletzung, Beschädigung vor ihr Forum zieht? Wer bürgt dafür, daß die Stimmung der Radikalen, Bolschewisten und Kommunisten sich nicht in Taten entlädt, daß nicht eines Tages Ernst gemacht wird mit Drohungen, wie: „Die tonsurierten Gauner sind die Zuhälter der Machthaber", (Anarchist Sontheimer) oder: „Die größte Verbrecherin ist die Kirche, man zwingt noch das Volk, mit der Waffe in der Hand gegen das Pfaffengesindel vorzugehen, die Bischöfe gehörten an die nächsten Laternenpfähle. Wir bekennen uns zum Terror" (Kommunist Bösenberger)? Mögen das Aeußerungen extremster Fanatiker sein, sicher ist, daß weite Kreise der sozialdemokratischen Massen eine seit langem systematisch genährte antikirchliche Stimmung beherrscht, und vergleicht man damit die kirchen- und schulpolitischen Programmpunkte sowie die diesbezügliche Literatur der Sozialdemokratie, so versteht man, daß der *preußische* und der *bayerische Episkopat* gegen die von den Revolutionsregierungen verfügte *Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht*, wodurch die langjährige und treue Mitarbeit der Kirche im Erziehungswesen der Volksschule ausgeschaltet werden soll, feierlichst und nachdrücklichst Verwahrung einlegten, denn das ist nur der *erste Schritt* auf dem Wege zur *völligen Entchristlichung* der Schule und des ganzen öffentlichen Lebens. Diese Errungenschaft der Revolution muß, wie der bayerische Protest mit Recht sagt, unser Volk mit großer Besorgnis für die Zukunft erfüllen.

Nun sollen die künftige *Nationalversammlung* im Reich und die nach der gleichen Methode zu wählenden *Landtage* in den Gliedstaaten der Unordnung ein Ende machen. Wenn man aber sieht, welch großen Schwierigkeiten allein schon die Festlegung der Wahltermine begegnete, welch harte Widerstände auch heute noch gegen die Wahlen sich geltend machen und mit welchem Terror der Wahlkampf seitens der Radikalen geführt wird, dann muß man schon Zweifel hegen, ob überhaupt Wahlen zustande kommen werden, die als *unverfälschter Ausdruck der Volksmeinung* gelten können. Die Sozialdemokraten waren immer diejenigen, die sich am meisten und lautesten über Wahlbeeinflussung von bürgerlicher Seite beklagten. Was aber an Terror von *ihrer* Seite *jetzt* schon in diesem Wahlkampfe verübt wird, übersteigt alles, was jemals von bürgerlicher Seite geleistet worden ist. Ist es doch z. B. in München schon weit gekommen, daß jede bürgerliche Wahlversammlung damit zu rechnen hat, mit Gewalt gesprengt zu werden. Auch diese Errungenschaft belastet das Schuldkonto der Revolution.

Kommt nun die Nationalversammlung oder der Landtag wirklich zustande, so besteht keineswegs die Gewähr für ein ungestörtes

Arbeiten. Es sei ganz abgesehen von den Leuten um Liebknecht und Levin, die grundsätzliche, unversöhnliche Feinde dieser Parlamente sind und alles tun werden, um ihre Arbeit zu stören. Aber soll nicht auch ein Adolf Hoffmann, Minister der Republik Preußen geäußert haben: „Wenn die Wahlen zur Nationalversammlung nicht eine sozialistische Mehrheit ergeben, würde die konstituierende Nationalversammlung ebenso wie in Rußland mit Waffengewalt auseinandergetrieben werden.“? Und wenn auch die preußische Regierung demgegenüber erklärte, daß sie auf dem Boden der Demokratie stehe und den durch das Ergebnis der Wahlen zur Nationalversammlung zum Ausdruck gebrachten Willen des Volkes respektieren werde, so kann sie doch nicht leugnen, daß weite sozialistische Kreise ebenso denken wie Hoffmann. „Wenn die Nationalversammlung keine sozialistische Republik bringt, kommt es zu einer neuen Revolution in Deutschland,“ erklärte der unabhängige Sozialdemokrat Simon-Nürnberg im bayerischen Nationalrat. Man will auf alle Fälle Deutschland zu einer sozialistischen Republik machen und arbeitet deshalb mit allen Mitteln darauf hin, die Wählermassen derart mit dem sozialistischen Geist zu infizieren, daß die Wahlen eine sozialdemokratische Mehrheit ergeben. Das Mittel zu dieser Bearbeitung der Wähler sind die Arbeiter- und Soldatenräte. Daher ihre Organisation über das ganze Land bis ins kleinste Dorf hinein, daher ihre Ausstattung mit Agitationsmaterial und Personal, daher auch das lange Sträuben der Machthaber gegen die baldige Ansetzung der Wahltermine. Die A.- u. S.-Räte sollen aber auch später neben den Parlamenten bestehen bleiben und als Kontroll- und Ueberwachungsorgane über dieselben funktionieren. „Die Arbeiterräte müssen,“ so erklärte Eisner am 9. Dezember vor den Delegierten der bayerischen Arbeiterräte, „die Grundlage aller politischen Entwicklung bilden und bleiben. Der Landtag wird die Arbeiterräte nicht entbehrlich machen, eher ist der Landtag entbehrlich. Unmittelbare Demokratisierung und Politisierung der Massen ist die Aufgabe der Arbeiterräte.... Ich halte es für ein Weltunglück, wenn in Deutschland ein Parlament gewählt würde, das nicht sozialistisch und demokratisch ist. Ich staune über den Mut der Träger des alten Systems, daß sie auch jetzt wieder dabei sein wollen. Die Arbeiterräte haben die Aufgabe, wachsam und tätig zu sein. Das ist kein Terror. Ist es ein Terror, dann ist es der Terror der Wahrheit, der Zukunft, des Werdenden. Die herrschenden Klassen von gestern haben abgewirtschaftet, es kümmert uns nicht, wenn man uns der Unduldsamkeit anklagt.“ („M.-Augsb. Abendztg.“ Nr. 623). Und am 17. Dezember sagte derselbe Eisner im sog. provisorischen Nationalrat: „Die Arbeiterräte sollen das öffentliche Leben kontrollieren wie bisher kein Parlament der Welt.... Demokratie ist nicht das zufällige Ergebnis von Wahlen und das Wahlergebnis ist kein Dogma. Gegen ein reaktionäres Parlament brauchen wir keine Handgranaten. Die Räte sind eine moralische Macht, die es ausschließen, daß irgendeine andere Nationalversammlung zustande kommt.“ („M.-Augsb. Abendztg.“ Nr. 638.) Nach der sozialdemokratischen „M. Post“ (Nr. 295) lautete der Satz: „Ich sehe in den Räten eine moralische Macht, die eine Nationalversammlung unmöglich macht, die die revolutionären Errungenschaften gefährdet.“ Noch deutlicher ist eine Stimme aus Braunschweig. Die vom A.- und S.-Rat herausgegebene „Braunschweigische Sozialistische Landeskorrespondenz“ schreibt in ihrer ersten Nummer: „Die Regierung des Landes Braunschweig wird auch nach den Landtagswahlen in den Händen des Arbeiter- und Soldatenrates bleiben: der Landtag hat lediglich eine gesetzgebende Tätigkeit auszuüben. Diese gesetzgebende Tätigkeit des Landtags kann nur darin bestehen, die Ziele der Revolution durchzuführen und zu verwirklichen. Jeder Landtag, der dieser Aufgabe nicht gerecht werden und der sich anmaßen würde, darüber zu debattieren, ob der Sozialismus durchgeführt werden soll, würde sich in Widerspruch mit der Regierung des Landes setzen. In diesem Falle würde nicht die Regierung abtreten, sondern der Landtag würde abtreten.“ (Zitiert nach „M. N. Nachr.“ Nr. 642). Hält man hinzu, mit welcher Zuversicht und Selbstverständlichkeit auch in der Presse der Mehrheitssozialisten die Durchführung der sozialistischen Republik erwartet wird, so wird man sich keiner Täuschung hingeben über Natur und Aufgaben der A.- und S.-Räte als Errungenschaft der Revolution. Nach den soeben durch Verfügung des bayerischen Gesamtstaatsministeriums in Kraft gesetzten neuen Bestimmungen über Organisation und Befugnisse der Arbeiterräte stellen sich diese dar als eine aus Staatsmitteln unterstützte Organisation mit der Aufgabe, die Gesinnung und Haltung der Bevölkerung und die Tätigkeit sämtlicher Organe der Staats- und Gemeindeverwaltung, also das ganze öffentliche Leben in den Bann des sozialistischen Staatsgedankens zu zwingen und jede gegenteilige Regung zu unterdrücken.[1]) Die Revolution war in ihrem bisherigen Verlauf eine Gewaltherrschaft, ihr letztes Ziel aber ist die Aufrichtung der einseitigsten Klassenherrschaft.

Brot. Die Ernährungsorganisation des alten Systems hatte gewiß ihre Fehler und Schäden, aber sie hat uns das Durchhalten durch vier Kriegsjahre ermöglicht und uns vor dem Hunger bewahrt. Sie würde sicher auch unsere Ernährung fernerhin sichergestellt haben. Wie aber stehen wir heute? Unsere eigenen Vorräte reichen nur noch wenige Wochen. Wie der sozialdemokratische Minister Auer im Münchener Arbeiterrat am 17. Dezember feststellte, ist die Getreideernte auf 5,2 Millionen Tonnen geschätzt, aber erst 1'900,000 Tonnen sind erfaßt. Nicht einmal die Hälfte des als aufbringbar Geschätzten wird erfaßt werden können. Die Vorräte an Brotgetreide reichen für das gesamte Reich bis zum 7. Februar. Dann stehen wir vor der Hungersnot, wenn unsere Feinde uns nicht helfen. Auer mußte aber selbst gestehen, er habe zuverlässige Nachrichten aus dem Auslande erhalten, daß die letzten Vorgänge in München außerordentlich betrüblich und hindernd für die Lebensmitteleinfuhr aus dem Auslande gewirkt und die Valuta geschädigt haben. Eine Hauptursache dieser trostlosen Lage ist die heillose Wirtschaft der Revolutionäre. „Die Meisten haben keine Ahnung, was in den Revolutionstagen zerstört worden ist“, sagte Auer bei der erwähnten Gelegenheit. Noch schlimmer steht es mit unseren Finanzen. „Miserabel“, antwortete Auer am 17. Dezember im bayerischen provisorischen Nationalrat auf die diesbezügliche Frage des Demokraten Hübsch, „unübersehbar“ nannte Reichsschatzsekretär Schiffer die Finanzlage in seinem Vortrag am 9. Dezember vor dem deutschen Industrie- und Handelstag, um dann festzustellen: „Wir leben von der Hand in den Mund. Alles ist unsicher. Sicher ist nur der Ruin, wenn es so weiter geht, wie es jetzt getrieben wird.... Wir vergeuden Geld durch unsachgemäße Staatswirtschaft und wenn auch nicht etwa die 800 Millionen Mark, von denen in der letzten Zeit soviel die Rede war, in die Taschen der zahlreichen neuen Regierungsorgane geflossen sind, so ist doch tatsächlich sehr viel Geld verausgabt worden, das selbst unter Berücksichtigung der anormalen Verhältnisse nicht hätte verausgabt zu werden brauchen. Dazu kommen die Materialvernichtungen, die Wegnahme von Heeresmaterial durch Plünderungen und unerlaubte Auktionen und dergleichen. ... Die Arbeit versagt und damit versagt auch der Kredit im In- und Auslande. Es ist tieftraurig, wenn man jetzt hört, daß Bankkredite gekündigt, deutsche Wechsel zurückgewiesen werden. Das Ausland hat eben die Besorgnis, es gehe in Deutschland alles drüber und drunter.“ Vernichtender kann das Urteil gar nicht lauten und es erübrigt sich, den Einzelheiten der revolutionären Finanzwirtschaft nachzugehen, die verausgabten Riesensummen im einzelnen nachzuzählen, die ja die Oeffentlichkeit bereits hinreichend beschäftigt haben. Wenn diese Wirtschaft so weiter geht, stehen wir nach dem Urteil von kompetenten Finanzleuten in kurzer Zeit vor der Gefahr des Staatsbankrotts.

---

[1]) Die einschlägigen Stellen dieser Bestimmungen lauten: „Die Arbeiterräte bilden mit den Soldaten- und Bauernräten bis zur endgültigen Regelung durch die Nationalversammlung die revolutionäre Grundlage des neuen Regierungssystems. Sie haben durch ihre Tätigkeit, die auch die propagandistischen Aufgaben nicht außer acht zu lassen hat, dahin zu wirken, daß der neue demokratische und sozialistische Geist in Staat und Gesellschaft so fest und tief Wurzel faßt, daß die kommenden Wahlen die provisorische Ordnung der Dinge bestätigen und befestigen werden.“ „Den Arbeiter- und Bauernräten sowie den Ausschüssen steht keine Vollzugsgewalt zu. Sie vermeiden jeden Eingriff in die staatliche oder gemeindliche Verwaltungstätigkeit. Kommen örtliche Arbeiterräte zu der Ueberzeugung, daß sie in ihrer Tätigkeit für die Interessen des Volksganzen durch Organe der Staats- und Gemeindeverwaltung gehemmt werden, so sollen sie beim Kreisausschusse Anträge auf Entsetzungen und Einstellungen von Beamten stellen, der sie nach Prüfung an die Zentralregierung des Volksstaates zur endgültigen Entscheidung weiterleitet.“ „Wird der Volksstaat gefährdet, so haben die Arbeiterräte gemeinsam mit den Soldaten- und Bauernräten alle notwendigen Maßnahmen sofort zu treffen, die zur Erhaltung und Sicherung der Regierung des Volksstaates erforderlich sind.“

Hinzukommt die trostlose wirtschaftliche Lage, in die wir durch den verlorenen Krieg, die harten Waffenstillstandsbedingungen und die revolutionäre Wirtschaftspolitik gelangt sind. Unerhörte Lohnforderungen, wilde Streiks und Arbeitskürzungen bringen unsere Industrie dem Untergange nahe. Selbst der „Vorwärts" weist auf die fürchterliche Krise hin, vor der die industriellen Riesenbetriebe stehen, indem „unter dem Druck der Arbeiter Löhne fortgezahlt werden, ohne daß die Möglichkeit wäre, eine entsprechende Produktion aufrechtzuerhalten. Die Zertrümmerung des Betriebskapitals aber muß die Not in späteren Tagen aufs ungeheuerlichste verschärfen und eine unerträgliche Situation auf dem Arbeitsmarkt schaffen." Das sozialdemokratische Zentralorgan spricht von der „heillosen Verängstigung und Beunruhigung von Industrie und Gewerbe durch die übelverstandene Propaganda eines unsinnigen und phantastischen Wortkommunismus", von „wahnsinnigsten Lohnforderungen", von der bei einem Teil der Arbeiterschaft ausgebrochenen „blinden Jagd nach Geld, die alles zerstören muß, was für den Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens notwendig ist." So sehen die Errungenschaften der Revolution auf dem wirtschaftlichen Gebiete aus.

In diesem Zusammenhange darf auf die Einführung des Achtstundentages in den gewerblichen Betrieben, die ja als eine der ersten Errungenschaften der Revolution gefeiert wird, kurz eingegangen werden. Gewiß wird niemand den Arbeitern und Angestellten die durch die verkürzte Arbeitszeit gewährten Vorteile und Annehmlichkeiten mißgönnen. Allein wenn sich diese Maßnahme wirklich als ein Segen für unsere Volkswirtschaft und damit auch für die Arbeiter selbst erweisen soll, muß sie durch die finanzielle Lage der Betriebe gerechtfertigt und möglich, andernfalls aber mit einer Erhöhung der Produktivität der Arbeit verbunden sein, die ihrerseits wieder durch technische und organisatorische Verbesserung der Produktion erreicht werden muß. Sind diese Voraussetzungen nicht gegeben, so wirkt jene Maßnahme verteuernd auf das Produkt und in der Folge auf die Lebenshaltung und gleicht die Vorteile für den Arbeiter wieder aus. Dasselbe gilt von Lohnerhöhungen und sonstiger verstärkter Beteiligung der Arbeiter an den materiellen Erträgnissen, wie sie die Sozialisierung der Wirtschaft anstrebt. Bei der Verwebung der nationalen Wirtschaften in die Weltwirtschaft und bei der speziellen Dienstbarkeit, in die unsere Volkswirtschaft zu der Entente leider treten muß, ist eine internationale Regelung all dieser Fragen nicht zu umgehen und daher wird, so hart das uns auch sein mag, letzten Endes die Entente das entscheidende Wort sprechen. Soweit wir selbst aber im Rahmen unserer Volkswirtschaft mitzuwirken haben, ist Voraussetzung verständiges Einfühlen und Einfügen, Einordnen und Unterordnen beider Teile, der Arbeitnehmer wie der Arbeitgeber, also Solidarität und Autorität.

Damit kommen wir auch zu der letzten Ursache der Erscheinungen, die im Vorstehenden als Errungenschaften der Revolution kritisch beleuchtet wurden, nämlich dem Fehlen jener Voraussetzungen. Man hat die alte Ordnung und Autorität gestürzt, aber keine neue an ihre Stelle gesetzt. Auf den guten Willen, die Freiwilligkeit kann man keine menschliche Gesellschaft gründen, zumal wenn gleichzeitig die moralischen und religiösen Gewissensbindungen gelockert und gelöst werden. Ist man nicht in der Lage, dem Gesetze nötigenfalls Gehorsam zu erzwingen, so artet die Freiheit in Zügellosigkeit aus, die moralische und gesellschaftliche Ordnung geht aus den Fugen und versinkt schließlich im Chaos.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Beschleunigung der Wahl.

Der Reichskongreß der A.- und S.-Räte war freilich nicht zuständig; aber gut ist es doch, daß sein Beschluß der Regierung den Mut gegeben hat, die Wahlen zur Nationalversammlung bereits auf den 19. Januar anzuberaumen. So kommen wir volle vier Wochen früher zu einer festen und verhandlungsfähigen Regierung, — immer vorausgesetzt, daß nicht die Bolschewisten einen neuen Umsturz anzetteln.

Auf dem erwähnten Kongreß wurde darüber gestritten, ob für die sozialdemokratische Agitation die Abkürzung oder die Verlängerung der Wahlfrist vorteilhafter sei. Die einen meinten, man müsse reichlich Zeit haben, um die Wähler „aufzuklären". Die anderen sagten, je länger die Unsicherheit dauere, desto mehr Enttäuschung über den Segen der Revolution werde sich geltend machen. Wir möchten die letzteren für die klügeren Wahltaktiker halten. In den Kreisen, auf welche die rote Partei rechnet, ist der erste Rausch infolge der unfruchtbaren Mißwirtschaft im Verfliegen, und anderseits verfügt diese Partei über eine tüchtige Organisation, die ihr ermöglicht, die Wahlvorbereitungen schneller durchzuführen, wie die bürgerlichen Parteien.

Umso dringender ist auf unserer Seite schnelle und kräftige Wahlarbeit geboten. Was bis zum 16. Februar geplant war, muß jetzt in der Hälfte der Zeit erledigt werden. Die Belehrung und Sammlung der Frauenwelt ist schon im flotten Gange. Auf die Werbung unter dem männlichen Nachwuchs, den 20 bis 30jährigen Neulingen an der Urne, könnte vielleicht noch mehr Sorgfalt verwendet werden. Im allgemeinen steht die Zentrumspartei besser gerüstet da, als die andern bürgerlichen Parteien. Als alter Zentrumsmann bedauere ich freilich sehr, daß die früheren Genossen in Bayern jetzt als Bayerische Volkspartei neben dem Zentrum Platz nehmen wollen. Aber ich hoffe, daß auf das getrennte Marschieren doch wieder ein vereintes Schlagen folgt und die gemeinsamen Ideale die zentrifugalen Tendenzen schließlich überwinden. Wir andern begrüßen in dem Festhalten des alten Namens, der ruhmvollen Parteiüberlieferungen und des bewährten Programms unter zeitgemäßer Fortentwicklung die Gewähr für eine gute Werbekraft und einen günstigen Ausfall der Wahlen. Den Anschluß an die neuen Verhältnisse und Bedürfnisse hat das Zentrum schneller und leichter gefunden, wie die liberalen Parteien. Am schlimmsten ist die nationalliberale Partei gefahren, die unter den Fusionsbestrebungen von links her den schon lange brüchigen Zusammenhang ihrer beiden Flügel verlieren mußte. Auch die Konservativen, die von dem Umsturz am schärfsten betroffen wurden, müssen eine neue Organisation improvisieren. Das alles erschwert die Gewinnung einer bürgerlichen Mehrheit in der Nationalversammlung. Dagegen verbessert sich die Aussicht, daß die Zentrumspartei wirklich das Zentrum, der Mittel- und Drehpunkt in der neuen Volksvertretung werden dürfte. Windthorst hat schon vor 37 Jahren einmal erklärt: Wir sind in der Tat das Zentrum des Reichstags. Sein Nachfolger Dr. Spahn, der



Arbeiten. Es sei ganz abgesehen von den Leuten um Liebknecht und Levin, die grundsätzliche, unversöhnliche Feinde dieser Parlamente sind und alles tun werden, um ihre Arbeit zu stören. Aber soll nicht auch ein Adolf Hoffmann, Minister der Republik Preußen geäußert haben: „Wenn die Wahlen zur Nationalversammlung nicht eine sozialistische Mehrheit ergeben, würde die konstituierende Nationalversammlung ebenso wie in Rußland mit Waffengewalt auseinandergetrieben werden.“? Und wenn auch die preußische Regierung demgegenüber erklärte, daß sie auf dem Boden der Demokratie stehe und den durch das Ergebnis der Wahlen zur Nationalversammlung zum Ausdruck gebrachten Willen des Volkes respektieren werde, so kann sie doch nicht leugnen, daß weite sozialistische Kreise ebenso denken wie Hoffmann. „Wenn die Nationalversammlung keine sozialistische Republik bringt, kommt es zu einer neuen Revolution in Deutschland,“ erklärte der unabhängige Sozialdemokrat Simon-Nürnberg im bayerischen Nationalrat. Man will auf alle Fälle Deutschland zu einer sozialistischen Republik machen und arbeitet deshalb mit allen Mitteln darauf hin, die Wählermassen derart mit dem sozialistischen Geist zu infizieren, daß die Wahlen eine sozialdemokratische Mehrheit ergeben. Das Mittel zu dieser Bearbeitung der Wähler sind die Arbeiter- und Soldatenräte. Daher ihre Organisation über das ganze Land bis ins kleinste Dorf hinein, daher ihre Ausstattung mit Agitationsmaterial und -Personal, daher auch das lange Sträuben der Machthaber gegen die baldige Ansetzung der Wähltermine. Die A.- u. S.-Räte sollen aber auch später neben den Parlamenten bestehen bleiben und als Kontroll- und Ueberwachungsorgane über dieselben funktionieren. „Die Arbeiterräte müssen,“ so erklärte Eisner am 9. Dezember vor den Delegierten der bayerischen Arbeiterräte, „die Grundlage aller politischen Entwicklung bilden und bleiben. Der Landtag wird die Arbeiterräte nicht entbehrlich machen, eher ist der Landtag entbehrlich. Unmittelbare Demokratisierung und Politisierung der Massen ist die Aufgabe der Arbeiterräte.... Ich halte es für ein Weltunglück wenn in Deutschland ein Parlament gewählt würde, das nicht sozialistisch und demokratisch ist. Ich staune über den Mut der Träger des alten Systems, daß sie auch jetzt wieder dabei sein wollen. Die Arbeiterräte haben die Aufgabe, wachsam und tätig zu sein. Das ist kein Terror. Ist es ein Terror, dann ist es der Terror der Wahrheit, der Zukunft, des Werdenden. Die herrschenden Klassen von gestern haben abgewirtschaftet, es kümmert uns nicht, wenn man uns der Unduldsamkeit anklagt.“ („M.-Augsb. Abendztg.“ Nr. 623). Und am 17. Dezember sagte derselbe Eisner im sog. provisorischen Nationalrat: „Die Arbeiterräte sollen das öffentliche Leben kontrollieren wie bisher kein Parlament der Welt.... Demokratie ist nicht das zufällige Ergebnis von Wahlen und das Wahlergebnis ist kein Dogma. Gegen ein reaktionäres Parlament brauchen wir keine Handgranaten. Die Räte sind eine moralische Macht, die es ausschließen, daß irgendeine andere Nationalversammlung zustande kommt.“ („M.-Augsb. Abendztg.“ Nr. 638.) Nach der sozialdemokratischen „M. Post“ (Nr. 295) lautete der Satz: „Ich sehe in den Räten eine moralische Macht, die eine Nationalversammlung unmöglich macht, die die revolutionären Errungenschaften gefährdet.“ Noch deutlicher ist eine Stimme aus Braunschweig. Die vom A.- und S.-Rat herausgegebene „Braunschweigische Sozialistische Landeskorrespondenz“ schreibt in ihrer ersten Nummer: „Die Regierung des Landes Braunschweig wird auch nach den Landtagswahlen in den Händen des Arbeiter- und Soldatenrates bleiben: der Landtag hat lediglich eine gesetzgebende Tätigkeit auszuüben. Diese gesetzgebende Tätigkeit des Landtags kann nur darin bestehen, die Ziele der Revolution durchzuführen und zu verwirklichen. Jeder Landtag, der dieser Aufgabe nicht gerecht werden und der sich anmaßen würde, darüber zu debattieren, ob der Sozialismus durchgeführt werden soll, würde sich in Widerspruch mit der Regierung des Landes setzen. In diesem Falle würde nicht die Regierung abtreten, sondern der Landtag würde abtreten.“ (Zitiert nach „M. N. Nachr.“ Nr. 642). Hält man hinzu, mit welcher Zuversicht und Selbstverständlichkeit auch in der Presse der Mehrheitssozialisten die Durchführung der sozialistischen Republik erwartet wird, so wird man sich keiner Täuschung hingeben über Natur und Aufgaben der A.- und S.-Räte als Errungenschaft der Revolution. Nach den soeben durch Verfügung des bayerischen Gesamtstaatsministeriums in Kraft gesetzten neuen Bestimmungen über Organisation und Befugnisse der Arbeiterräte stellen sich diese dar als eine aus Staatsmitteln unterstützte Organisation mit der Aufgabe, die Gesinnung und Haltung der Bevölkerung und die Tätigkeit sämtlicher Organe der Staats- und Gemeindeverwaltung, also das ganze öffentliche Leben in den Bann des sozialistischen Staatsgedankens zu zwingen und jede gegenteilige Regung zu unterdrücken.[1]) Die Revolution war in ihrem bisherigen Verlauf eine Gewaltherrschaft, ihr letztes Ziel aber ist die Aufrichtung der einseitigsten Klassenherrschaft.

Brot. Die Ernährungsorganisation des alten Systems hatte gewiß ihre Fehler und Schäden, aber sie hat uns das Durchhalten durch vier Kriegsjahre ermöglicht und uns vor dem Hunger bewahrt. Sie würde sicher auch unsere Ernährung fernerhin sichergestellt haben. Wie aber stehen wir heute? Unsere eigenen Vorräte reichen nur noch wenige Wochen. Wie der sozialdemokratische Minister Auer im Münchener Arbeiterrat am 17. Dezember feststellte, ist die Getreideernte auf 5,2 Millionen Tonnen geschätzt, aber erst 1'900,000 Tonnen sind erfaßt. Nicht einmal die Hälfte des als aufbringbar Geschätzten wird erfaßt werden können. Die Vorräte an Brotgetreide reichen für das gesamte Reich bis zum 7. Februar. Dann stehen wir vor der Hungersnot, wenn unsere Feinde uns nicht helfen. Auer mußte aber selbst gestehen, er habe zuverlässige Nachrichten aus dem Auslande erhalten, daß die letzten Vorgänge in München außerordentlich betrüblich und hindernd für die Lebensmitteleinfuhr aus dem Auslande gewirkt und die Valuta geschädigt haben. Eine Hauptursache dieser trostlosen Lage ist die heillose Wirtschaft der Revolutionäre. „Die Meisten haben keine Ahnung, was in den Revolutionstagen zerstört worden ist“, sagte Auer bei der erwähnten Gelegenheit. Noch schlimmer steht es mit unseren Finanzen. „Miserabel“, antwortete Auer am 17. Dezember im bayerischen provisorischen Nationalrat auf die diesbezügliche Frage des Demokraten Hübsch, „unübersehbar“ nannte Reichsschatzsekretär Schiffer die Finanzlage in seinem Vortrag am 9. Dezember vor dem deutschen Industrie- und Handelstag, um dann festzustellen: „Wir leben von der Hand in den Mund. Alles ist unsicher. Sicher ist nur der Ruin, wenn es so weiter geht, wie es jetzt getrieben wird.... Wir vergeuden Geld durch unsachgemäße Staatswirtschaft und wenn auch nicht etwa die 800 Millionen Mark, von denen in der letzten Zeit soviel die Rede war, in die Taschen der zahlreichen neuen Regierungsorgane geflossen sind, so ist doch tatsächlich sehr viel Geld verausgabt worden, das selbst unter Berücksichtigung der anormalen Verhältnisse nicht hätte verausgabt zu werden brauchen. Dazu kommen die Materialvernichtungen, die Wegnahme von Heeresmaterial durch Plünderungen und unerlaubte Auktionen und dergleichen. ... Die Arbeit versagt und damit versagt auch der Kredit im In- und Auslande. Es ist tieftraurig, wenn man jetzt hört, daß Bankkredite gekündigt, deutsche Wechsel zurückgewiesen werden. Das Ausland hat eben die Besorgnis, es gehe in Deutschland alles drüber und drunter.“ Vernichtender kann das Urteil gar nicht lauten und es erübrigt sich, den Einzelheiten der revolutionären Finanzwirtschaft nachzugehen, die verausgabten Riesensummen im einzelnen nachzuzählen, die ja die Oeffentlichkeit bereits hinreichend beschäftigt haben. Wenn diese Wirtschaft so weiter geht, stehen wir nach dem Urteil von kompetenten Finanzleuten in kurzer Zeit vor der Gefahr des Staatsbankrotts.

---

[1]) Die einschlägigen Stellen dieser Bestimmungen lauten: „Die Arbeiterräte bilden mit den Soldaten- und Bauernräten bis zur endgültigen Regelung durch die Nationalversammlung die revolutionäre Grundlage des neuen Regierungssystems. Sie haben durch ihre Tätigkeit, die auch die propagandistischen Aufgaben nicht außer acht zu lassen hat, dahin zu wirken, daß der neue demokratische und sozialistische Geist in Staat und Gesellschaft so fest und tief Wurzel faßt, daß die kommenden Wahlen die provisorische Ordnung der Dinge bestätigen und befestigen werden.“ „Den Arbeiter- und Bauernräten sowie den Ausschüssen steht keine Vollzugsgewalt zu. Sie vermeiden jeden Eingriff in die staatliche oder gemeindliche Verwaltungstätigkeit. Kommen örtliche Arbeiterräte zu der Ueberzeugung, daß sie in ihrer Tätigkeit für die Interessen des Volksganzen durch Organe der Staats- und Gemeindeverwaltung gehemmt werden, so sollen sie beim Kreisausschusse Anträge auf Entsetzungen und Einstellungen von Beamten stellen, der sie nach Prüfung an die Zentralregierung des Volksstaates zur endgültigen Entscheidung weiterleitet.“ „Wird der Volksstaat gefährdet, so haben die Arbeiterräte gemeinsam mit den Soldaten- und Bauernräten alle notwendigen Maßnahmen sofort zu treffen, die zur Erhaltung und Sicherung der Regierung des Volksstaates erforderlich sind.“

Hinzukommt die trostlose wirtschaftliche Lage, in die wir durch den verlorenen Krieg, die harten Waffenstillstandsbedingungen und die revolutionäre Wirtschaftspolitik gelangt sind. Unerhörte Lohnforderungen, wilde Streiks und Arbeitskürzungen bringen unsere Industrie dem Untergange nahe. Selbst der „Vorwärts“ weist auf die fürchterliche Krise hin, vor der die industriellen Riesenbetriebe stehen, indem „unter dem Druck der Arbeiter Löhne fortgezahlt werden, ohne daß die Möglichkeit wäre, eine entsprechende Produktion aufrechtzuerhalten. Die Zertrümmerung des Betriebskapitals aber muß die Not in späteren Tagen aufs ungeheuerlichste verschärfen und eine unerträgliche Situation auf dem Arbeitsmarkt schaffen.“ Das sozialdemokratische Zentralorgan spricht von der „heillosen Beängstigung und Beunruhigung von Industrie und Gewerbe durch die übelverstandene Propaganda eines unsinnigen und phantastischen Wortkommunismus“, von „wahnsinnigsten Lohnforderungen“, von der bei einem Teil der Arbeiterschaft ausgebrochenen „blinden Jagd nach Geld, die alles zerstören muß, was für den Wiederaufbau unseres Wirtschaftslebens notwendig ist.“ So sehen die Errungenschaften der Revolution auf dem wirtschaftlichen Gebiete aus.

In diesem Zusammenhange darf auf die Einführung des Achtstundentages in den gewerblichen Betrieben, die ja als eine der ersten Errungenschaften der Revolution gefeiert wird, kurz eingegangen werden. Gewiß wird niemand den Arbeitern und Angestellten die durch die verkürzte Arbeitszeit gewährten Vorteile und Annehmlichkeiten mißgönnen. Allein wenn sich diese Maßnahme wirklich als ein Segen für unsere Volkswirtschaft und damit auch für die Arbeiter selbst erweisen soll, muß sie durch die finanzielle Lage der Betriebe gerechtfertigt und möglich, andernfalls aber mit einer Erhöhung der Produktivität der Arbeit verbunden sein, die ihrerseits wieder durch technische und organisatorische Verbesserung der Produktion erreicht werden muß. Sind diese Voraussetzungen nicht gegeben, so wirkt jene Maßnahme verteuernd auf das Produkt und in der Folge auf die Lebenshaltung und gleicht die Vorteile für den Arbeiter wieder aus. Dasselbe gilt von Lohnerhöhungen und sonstiger verstärkter Beteiligung der Arbeiter an den materiellen Erträgnissen, wie sie die Sozialisierung der Wirtschaft anstrebt. Bei der Verwebung der nationalen Wirtschaften in die Weltwirtschaft und bei der speziellen Dienstbarkeit, in die unsere Volkswirtschaft zu der Entente leider treten muß, ist eine internationale Regelung all dieser Fragen nicht zu umgehen und daher wird, so hart das uns auch sein mag, letzten Endes die Entente das entscheidende Wort sprechen. Soweit wir selbst aber im Rahmen unserer Volkswirtschaft mitzuwirken haben, ist Voraussetzung verständiges Einfühlen und Einfügen, Einordnen und Unterordnen beider Teile, der Arbeitnehmer wie der Arbeitgeber, also Solidarität und Autorität.

Damit kommen wir auch zu der letzten Ursache der Erscheinungen, die im Vorstehenden als Errungenschaften der Revolution kritisch beleuchtet wurden, nämlich dem Fehlen jener Voraussetzungen. Man hat die alte Ordnung und Autorität gestürzt, aber keine neue an ihre Stelle gesetzt. Auf den guten Willen, die Freiwilligkeit kann man keine menschliche Gesellschaft gründen, zumal wenn gleichzeitig die moralischen und religiösen Gewissensbindungen gelockert und gelöst werden. Ist man nicht in der Lage, dem Gesetze nötigenfalls Gehorsam zu erzwingen, so artet die Freiheit in Zügellosigkeit aus, die moralische und gesellschaftliche Ordnung geht aus den Fugen und versinkt schließlich im Chaos.

Das fünfte Kriegsjahr.

Wochenschau von Fritz Nienkemper, Berlin.

Die Beschleunigung der Wahl.

Der Reichskongreß der A.- und S.-Räte war freilich nicht zuständig; aber gut ist es doch, daß sein Beschluß der Regierung den Mut gegeben hat, die Wahlen zur Nationalversammlung bereits auf den 19. Januar anzuberaumen. So kommen wir volle vier Wochen früher zu einer festen und verhandlungsfähigen Regierung, — immer vorausgesetzt, daß nicht die Bolschewisten einen neuen Umsturz anzetteln.

Auf dem erwähnten Kongreß wurde darüber gestritten, ob für die sozialdemokratische Agitation die Abkürzung oder die Verlängerung der Wahlfrist vorteilhafter sei. Die einen meinten, man müsse reichlich Zeit haben, um die Wähler „aufzuklären“. Die anderen sagten, je länger die Unsicherheit dauere, desto mehr Enttäuschung über den Segen der Revolution werde sich geltend machen. Wir möchten die letzteren für die klügeren Wahltaktiker halten. In den Kreisen, auf welche die rote Partei rechnet, ist der erste Rausch infolge der unfruchtbaren Mißwirtschaft im Verfliegen, und anderseits verfügt diese Partei über eine tüchtige Organisation, die ihr ermöglicht, die Wahlvorbereitungen schneller durchzuführen, wie die bürgerlichen Parteien.

Umso dringender ist auf unserer Seite schnelle und kräftige Wahlarbeit geboten. Was bis zum 16. Februar geplant war, muß jetzt in der Hälfte der Zeit erledigt werden. Die Belehrung und Sammlung der Frauenwelt ist schon im flotten Gange. Auf die Werbung unter dem männlichen Nachwuchs, den 20 bis 30jährigen Neulingen an der Urne, könnte vielleicht noch mehr Sorgfalt verwendet werden. Im allgemeinen steht die Zentrumspartei besser gerüstet da, als die andern bürgerlichen Parteien. Als alter Zentrumsmann bedauere ich freilich sehr, daß die früheren Genossen in Bayern jetzt als Bayerische Volkspartei neben dem Zentrum Platz nehmen wollen. Aber ich hoffe, daß auf das getrennte Marschieren doch wieder ein vereintes Schlagen folgt und die gemeinsamen Ideale die zentrifugalen Tendenzen schließlich überwinden. Wir andern begrüßen in dem Festhalten des alten Namens, der ruhmvollen Parteiüberlieferungen und des bewährten Programms unter zeitgemäßer Fortentwicklung die Gewähr für eine gute Werbekraft und einen günstigen Ausfall der Wahlen. Den Anschluß an die neuen Verhältnisse und Bedürfnisse hat das Zentrum schneller und leichter gefunden, wie die liberalen Parteien. Am schlimmsten ist die nationalliberale Partei gefahren, die unter den Fusionsbestrebungen von links her den schon lange brüchigen Zusammenhang ihrer beiden Flügel verlieren mußte. Auch die Konservativen, die von dem Umsturz am schärfsten betroffen wurden, müssen eine neue Organisation improvisieren. Das alles erschwert die Gewinnung einer bürgerlichen Mehrheit in der Nationalversammlung. Dagegen verbessert sich die Aussicht, daß die Zentrumspartei wirklich das Zentrum, der Mittel- und Drehpunkt in der neuen Volksvertretung werden dürfte. Windthorst hat schon vor 37 Jahren einmal erklärt: Wir sind in der Tat das Zentrum des Reichstags. Sein Nachfolger Dr. Spahn, der

für die Partei wieder vollends gewonnen ist, nachdem man ihn aus dem Justizministerium hinausgeekelt hat, stellte unlängst dieselbe Prognose für unsere Partei in der Nationalversammlung.

Der Konflikt zwischen dem Reichstagspräsidenten und der Regierung ist beiseite gestellt, da nach der erfolgten Verlängerung des Waffenstillstandes auf die sofortige Einberufung des Reichstags verzichtet werden konnte. Der Schreckschuß des Präsidenten Fehrenbach hat aber in dankenswerter Weise dazu mitgewirkt, daß die leitenden Kreise sich zu dem vernünftigen Entschluß der Wahlbeschleunigung durchrangen.

Rechtzeitig die Wählerlisten prüfen und verbessern; rechtzeitig die Wahlvorschläge einreichen und rechtzeitig die vorteilhafte Verbindung mit angemessenen Kandidatenlisten von anderen Parteien herbeiführen; rechtzeitig die Belehrung der Wähler und Wählerinnen mit aller Kraft betreiben; rechtzeitig den Schlepperdienst am Wahltage überall organisieren: das sind die Gebote der Zeit. Bereit sein, ist alles!

Der sogenannte Rätekongreß in Berlin.

De mortuis soll man gnädig urteilen. Die deutsche Nachbildung der russischen Sowjets ist freilich noch nicht ganz tot, aber doch zum Sterben verurteilt. Einen „Kongreß“ der A.- und S.-Räte wird es sicherlich nicht mehr geben, es sei denn, daß die Nationalversammlung gewaltsam gesprengt würde. Sonst verträgt sie nicht die Konkurrenz eines derartigen Klassenparlaments mit seiner wirren und wilden Zusammensetzung. Dem jüngsten „Kongreß“ muß man zu seiner Ehre nachsagen, daß er die Inkomptabilität erkannt und sich selber auf dem Altar des Vaterlandes geopfert hat. Der Berliner Vollzugsausschuß, der am radikalen Strange zog, hatte die Frage klar und scharf gestellt: Nationalversammlung oder Rätesystem? Mit einer Mehrheit von 400 gegen ein halbes hundert Verbissener entschied sich der Kongreß für die beschleunigte Wahl zur Nationalversammlung.

Die starke Mehrheit der Gemäßigten war überhaupt das Kennzeichen des Kongresses. Das Pendant dazu bildeten die Tumulte, die von den geschlagenen Radikalen durch tollen Lärm, durch Demonstrationen auf den Galerien und vor dem Hause, sowie durch Eindringen von allerhand Deputationen in den Sitzungssaal planmäßig arrangiert wurden. So gingen ein paar Tage in abscheulichen Zänkereien und Obstruktionsversuchen verloren. Doch das Ende vom garstigen Liede war der Sieg der Gemäßigten. Wenn Ebert und Scheidemann, die relativ Vernünftigen unter den Volksbeauftragten, überhaupt den Mut und die Kraft zum wirklichen Regieren haben, so müssen sie es jetzt zeigen, denn die Macht der gegenwärtigen Regierung ist besser gestärkt worden, als man erwarten konnte. Sie ist befreit von dem Bleigewicht des Berliner Vollzugsrates, der sich verwirrend in die Exekutive mischte. An Stelle dieser radikalen Quertreiber ist ein Zentralrat getreten, der zwar kontrollieren soll, aber bei der Zusammensetzung aus lauter Mehrheitssozialisten unschädlich bleiben dürfte. Auch die oberste Kommandogewalt ist den „Volksbeauftragten“ verblieben, wenn auch den örtlichen Soldatenräten die Leitung in den Garnisonen vorbehalten ist. Wir können der Ebertschen Regierung diese Stärkung ehrlich gönnen; denn es handelt sich ja nur um ein Provisorium für die nächsten Wochen. Man kann nur wünschen, daß sie ihre Machtmittel recht kräftig gebraucht zur Erhaltung der Ordnung und namentlich auch zur Bekämpfung des Streikfiebers und der Sabotage, die in unserem Wirtschaftsleben sich so verhängnisvoll geltend machen, während wir doch gerade jetzt die regelmäßige Arbeit so dringend gebrauchen, wie das tägliche Brot.

Der „Kongreß“ hat schließlich auch noch die Sozialisierung der dafür reifen Betriebe, insbesondere des Bergbaues beschlossen. Es ist nicht recht- und gesetzmäßig, wenn durch solche Experimente der Nationalversammlung vorgegriffen wird. Die Verstaatlichung der Betriebe ist mit einem kühnen Wort „grundsätzlich“ schnell auszusprechen; doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. Die natürlichen Schwierigkeiten einer solchen wirtschaftlichen Revolution erfordern viel Zeit und Arbeit.

Unsere Position gegenüber dem Auslande hat sich leider noch nicht weiter gebessert oder auch nur geklärt. Die Franzosen setzen ihre grausame Erpressungstaktik fort. Präsident Wilson ist in Paris eingetroffen und will nach London gehen, nebenbei auch nach Trier. Er hat vorsichtige Gelegenheitsreden gehalten, aber noch nichts merken lassen, was als ein entschiedener Eingriff in die Vernichtungspolitik der französischen und englischen Machthaber zu deuten wäre. Das ohnmächtige Deutschland kann nur geduldig abwarten.

Der Papst und das deutsche Volk.

Von Friedrich Ritter von Lama.

Von wem kann das deutsche Volk heute noch Hilfe erwarten? Diese bange Frage hat sich gewiß ein jeder von uns schon oft gestellt. Seitdem wir erkennen mußten, daß wir durch die Ententehilfe der Revolution uns auf Gnade und Ungnade einem erbarmungslosen Feinde ausgeliefert haben, der nicht daran denkt, den Voraussetzungen unserer Kapitulation gerecht zu werden, seitdem wir in ungehört verhallenden Protesten gegen die den Vereinbarungen zuwiderlaufenden zahlreichen Maßnahmen des Feindes das mühsam und gewaltsam noch einmal aufgerichtete Vertrauen in das gegebene Wort von neuem wanken fühlen, schaut wohl jeder verzweifelt aus, ob sich denn nicht irgendwo eine Hand für uns rührt oder sich uns bietet, ob nirgends mehr auf der weiten Welt sich einer finde, der noch menschliches Empfinden für seine Mitmenschen deutscher Zunge besitzt und, da man schon nicht mehr auf uns hören will, seine Stimme für uns erhebt und für uns fordert, worauf wir berechtigten Anspruch haben. Wohin mit unserem Hoffen? Zur roten Internationale vielleicht? Wo hat sie die Macht, wo den Willen, wo hat sie für uns eine Hand erhoben? Wo, so frage ich, ist sie für unsere Menschenrechte eingetreten und zwar rückhaltlos ihr Gewicht in die Wagschale werfend, nicht nur in einer schüchternen, wässerigen und papierenen Resolution? Gehören nicht Branting, Thomas, Vandervelde, Bissolati, Gompers gerade zu den allerverbissensten unter unseren Feinden? Aber es gibt ja ein Land, in dem der Sozialismus in seiner fortgeschrittensten und ungehemmtesten Form auch die ausschließliche Macht besitzt: Rußland. Gewiß, Rußland gibt, es gibt mit vollen Händen, aber nur Flugblätter, die zu neuen Gewalttaten hetzen, die zu Mord und neuer Unordnung drängen und den letzten Rest von Ordnung noch unterwühlen wollen, und dafür gibt es auch Geld, Hunderttausende von Rubeln, aber nur zu dem Zwecke, unsere Lage noch viel elender zu machen, die entsetzlichen Zustände Rußlands auch nach Deutschland zu verpflanzen und uns gleichfalls in einem Meere von Blut und Unglück zu ersticken, Hunderttausende bewußt dem Hungertode zuzuführen und die Herrschaft von ein paar Blutmenschen und Ungeheuern aufzurichten. Das ist die russisch-sozialistische Hilfe.

Mit Grausen wendet sich der Blick in der Runde zum zweiten Nothelfer, zu Wilson. Geschieht es mit vollem, mit festem, von keinem Zweifel angekränkeltem Vertrauen auf die Selbstlosigkeit des Präsidenten der Vereinigten Staaten? Wohl niemand ist unter uns, der keinen leisen Zweifel an die absolute Reinheit der Absichten dieses Mannes setzt; wir hoffen, aber wir vertrauen nicht. Wir wissen, soweit eine Besserung unserer Lage den amerikanisch-politischen Weltinteressen entspricht, können wir wohl auf ihn zählen. Aber insbesondere unsere Sozialdemokratie möge sich vor Augen halten: Wilsons Hilfe ist eine bedingte. Wir wissen, wir bekommen Brot, aber nur unter Voraussetzungen politischer Natur. Nur bei einer Staatsform, wie sie ihm entspricht, nur bei einer Regierung, wie er sie will, erhalten wir, wessen wir zum Leben bedürfen, wird uns Recht und Gerechtigkeit zuteil, d. h. eine subjektive Gerechtigkeit und ein subjektives Recht, nicht das vollster Unparteilichkeit, nicht Gerechtigkeit ohne Ansehen der Person. Stillschweigend hat z. B. Wilson der Verschärfung der Blockade zugestimmt, um uns den Hungerriemen noch enger zu schnallen, nur damit — die „Times“ gestand es — der Verband ein neues wirksames Mittel erhalte, nach seinem Gutdünken im Innern Deutschlands zu schalten und zu walten. Wir hoffen auf Wilson, aber nur mit Zagen, ohne Vertrauen und ohne Zuversicht. Wir hoffen, daß Amerikas Interessen nicht die Vernichtung Deutschlands fordern, aber wer von uns wagt, Wilson als Freund des deutschen Volkes anzusprechen?

Bleibt noch einer übrig, der Papst. In seinem Munde nehmen Recht und Gerechtigkeit einen ganz anderen Sinn an, als in dem unserer Feinde. Der freimaurerische „Radical“ schrieb vor knapp einem Jahre: nur für den Fall einer Niederlage der Entente kommt für uns die Zulassung des Papstes zur Friedenskonferenz in Frage. Weshalb? Weil seine Anwesenheit selbst den französischen Freimaurern, die den Papst am wütendsten hassen, als Bürgschaft dafür galt, daß er sich bei dem siegreichen Gegner im Sinne der Mäßigung und gerechten Ausgleichung einsetzen würde. „Radical“ haßt den Papst, aber ungewollt wird er ihm gerecht.

Auch bei uns gab es fanatische Papstgegner. Ich frage: ist einer unter ihnen, der heute nicht glaubt, der Papst werde seinen ganzen Einfluß in jenem Sinne verwenden? Wem heute Deutschlands Wohl und Wehe am Herzen liegt, der muß, sei er Katholik oder nicht, sei er Anhänger der Ordnungsparteien oder der nicht-anarchistischen Sozialdemokratie, sich mit aller Kraft dafür einsetzen, daß der Papst auf der Friedenskonferenz vertreten ist, denn von ihm allein ist eine Politik der sittlichen Grundsätze im christlichem Sinne zu erwarten. Die deutschen Bischöfe haben dem Papste die Not des deutschen Volkes vorgestellt, sie haben insbesondere auf die drohende Verhungerung hingewiesen und ihn gebeten, er möge seinen ganzen Einfluß daransetzen, um diese Gefahr zu beschwören. Was tat der Papst? Hat er sich auf den ihm so oft unterschobenen Standpunkt gestellt, Deutschland als Vormacht des Protestantismus zu behandeln? Hat er danach gefragt, ob Deutschland ein monarchischer oder republikanischer Staat, ob seine Regierung eine katholische, christliche, liberale oder sozialistische ist? Hat er gegenüber dem drohenden und schon einsetzenden Kampfe gegen die Kirche, gegenüber der Gewissensvergewaltigung eines Adolf Hoffmann und Konsorten seine Hilfe an die Bedingung geknüpft, dieser gegen die Kirche, deren Oberhaupt der Papst ist, sich richtende neue Kulturkampf müsse zuerst eingestellt werden? Nein! Er hat sich an Wilson mit der Bitte gewandt, die Blockade gegen Deutschland zu mildern. Alle Ententeregierungen hat er gebeten, die Aushungerung Deutschlands einzustellen. Alle Bischöfe der allierten Länder wurden aufgefordert, den päpstlichen Schritt zu unterstützen.

Deutsches Volk, merke es dir, das ist die Hilfe des Papstes! Er spendet seine Wohltaten, ohne zu fragen, ob man sie ihm lohnt; er gibt, aber seine Gabe ist nicht Handelsobjekt, nicht ein Mittel zu neuer Vergewaltigung und Entrechtung. Der Papst gibt und der Papst hilft. Maßgebend ist für ihn nur die Bedürftigkeit, rein und selbstlos ist seine Absicht, er gibt, wie Christen geben sollen.

Wären die gegenwärtigen Machthaber in Deutschland einer sachlichen Politik fähig, wäre ihre Stellung zur katholischen Kirche wirklich von jener Objektivität getragen, die man uns heute vor den Wahlen vielfach glauben zu machen sucht, so müßten sie einfach und zwar sofort dort Anschluß suchen, wo bei der kommenden Entscheidung über unser Geschick als Staat und Volk, nämlich auf der Friedenskonferenz, wir allein Unterstützung erwarten dürfen, nämlich beim Hl. Stuhle.

Einziehung der Kirchengüter.

Von Dompropst Prälat Dr. von Pichler, Passau.

Unter den vielen Schlagworten der Revolution spielt die Einziehung der Kirchengüter ein große Rolle. Der radikale Bauernbündler Gandorfer hat am 24. November ds. Js. in einer Versammlung zu Passau verlangt, daß die Kirchen 50% ihres Vermögens zur Deckung der Kriegskosten abgeben müssen. Das hat manchen Leuten gefallen. Um die Agitation gegen das Kirchenvermögen richtig zu würdigen, dürfte es gut sein, einige verlässige Angaben über den wirklichen Bestand des kirchlichen Besitzes in Bayern zu machen.

Das kirchliche Vermögen besteht in Gebäuden, in Grundstücken und in Kapitalien. Die Grundstücke spielen eine ziemlich untergeordnete Rolle. Meist handelt es sich um Friedhöfe oder um kleine Plätze um die Kirche; einzelne Kirchenstiftungen besitzen auch Waldungen oder landwirtschaftliche Grundstücke, letztere meist zum Diensteinkommen des Mesners gehörend. Die größten Vermögenswerte liegen in den kirchlichen Gebäuden, zum Teil Kunstwerken von unschätzbarem Werte. Das gleiche gilt von einem Teil der kirchlichen Einrichtungsgegenstände an Altären, Gemälden, Statuen usw. Ein Blick in die vom Generalkonservatorium herausgegebenen Bände zur Inventarisierung der Kunstdenkmäler Bayerns zeigt, daß die ältesten und wertvollsten Kunstdenkmäler unseres Vaterlandes in den Kirchen zu finden sind. Auf dem Lande sind sie, abgesehen von einigen alten Schlössern, meist die einzigen Kunstwerke. Und diese Kunstdenkmäler in den Kirchen sind in der Hauptsache auch die einzigen, welche dem ganzen Volke, gerade auch dem Manne aus dem gewöhnlichen Volk Tag für Tag offen stehen, an denen er sich erfreuen und von seinem schweren Alltagswerk sich zu höheren Gedanken erheben kann. Diese Gebäude und ihre Einrichtungen dem eigentlichen Zwecke, dem öffentlichen Gottesdienste entziehen, würde, abgesehen von der tiefsten Verletzung der religiösen Gefühle und der schweren Beeinträchtigung der gottesdienstlichen Bedürfnisse, nichts anderes heißen, als dem Volk in brutaler Weise und ohne jeden Zweck den einzigen Kunstgenuß rauben. Da diese Gebäude und ihre Einrichtungen zu einem großen Teil nur durch die Wohltätigkeit der Gläubigen erhalten werden können, so würde die Säkularisierung derselben vielfach auch gleich bedeutend sein mit ihrem allmählichen Verfall, wie dies in Frankreich in so trauriger Weise zutage tritt, als Schande für die angeblich hohe Bildung unseres Jahrhunderts.

Der bayerische Staat hat in den letzten Jahrzehnten aus den im Kultusetat angewiesenen Mitteln in Erfüllung der durch die Säkularisation übernommenen Pflichten große Summen aufgewendet, um diese kirchlichen Kunstdenkmäler zu erhalten, sie zum Teil aus dem eingetretenen Verfall wieder zu erretten. Das wurde bisher von Leuten aller politischen und religiösen Richtungen dankbar anerkannt. Herrliche Beispiele dieser Kunstfürsorge sind z. B. in Niederbayern die alte Benediktinerkirche in Niederalteich und der herrliche Rokokobau der Zisterzienser in Aldersbach. Es würde bloß vom Standpunkt der Kunstpflege aus betrachtet einen großen Verlust bedeuten, wenn in Zukunft diese Mittel für kirchliche Gebäude und kirchliche Einrichtungsgegenstände nicht mehr verfügbar gemacht werden könnten. Geradezu als Barbarei aber müßte jeder Kunstfreund es beklagen, wenn diese Gebäude ihrem Zwecke entzogen oder den kirchlichen Stiftungen die Mittel genommen würden, welche sie zur Instandhaltung dieser Bauwerke unbedingt nötig haben. Wenn man mit Gandorfer die Forderung erheben wollte, daß etwa die Hälfte des Wertes dieser Gebäude und Einrichtungsgegenstände in Geld abgelöst werde, so würde dies für alle Kirchenstiftungen den finanziellen Ruin bedeuten. Der Dom in Passau z. B. wird mit den Altären und sonstigen festen Einrichtungsgegenständen auf etwa 5 Millionen geschätzt; die Ablösung der Hälfte dieses Wertes brächte den vollen Bankrott aller Kirchenstiftungen der Diözese, die Unmöglichkeit der Erfüllung der Stiftungsobliegenheiten.

Politische Parteien denken bei ihren Forderungen auf Einziehung der Kirchengüter wohl zunächst an die den Kirchenstiftungen gehörigen Kapitalien, über deren Höhe sich manche recht schwindelhafte Vorstellungen machen. In Bayern steht die Verwaltung des kirchlichen Vermögens bekanntlich unter der Aufsicht des Staates, die jährlichen Rechnungen werden von den Bezirksämtern revidiert, alle Ausgaben von der Staatsaufsichtsbehörde genehmigt. Ich möchte hier nur einiges über die mir genau bekannten Verhältnisse der Diözese Passau sagen; in den übrigen Diözesen werden die Verhältnisse im Durchschnitt nicht günstiger liegen.

Für die Diözese Passau besteht seit vielen Jahren die Bestimmung, daß die vermöglichen Kirchenstiftungen jährlich 50% ihres Einnahmeüberschusses zur Unterstützung armer Kirchen abgeben müssen. Die Summe wird von der Regierung festgesetzt im Benehmen mit dem bischöflichen Ordinariat, welches naturgemäß ein hohes Interesse daran hat, möglichst große Mittel für die dringenden Bedürfnisse armer Kirchenstiftungen in armen Gemeinden herauszubringen. Diese Summe hat für den niederbayerischen Anteil der Diözese nach amtlichen Ausschreibungen im Jahre 1914 im ganzen 6924 ℳ, im Jahre 1915 6032 ℳ ausgemacht. In den vorausgehenden Jahren fielen ähnliche Beträge an. Von der Stadt Passau war keine Kirchenstiftung beitragepflichtig, alle reichen mit ihren Mitteln knapp aus, eine neuerbaute Pfarrkirche hat noch eine schwere Schuldenlast zu tragen. Die Domkirche selbst reicht mit den Zinsen ihrer Kapitalien für den laufenden Bedarf, der durch verschiedene alte Anordnungen auf das mindeste bemessen ist, nicht aus, so daß neben den durch allgemeines Kirchenrecht festgesetzten jährlichen Abgaben der Pfarrer (Cathedraticum) die an der Domkirche angestellten Geistlichen jährliche Beiträge leisten müssen, um die notwendigen Ausgaben zu decken. Die übrigen bayerischen Domkirchen sind zum Teil noch schlimmer bestellt. Der Staatshaushalt hat beim Kultusetat einen Posten von 70,800 ℳ als „Beitrag zum Sachbedarf der Domkirchen"; beim Anfall irgendwelcher größerer Ausgaben mußten in den letzten Jahren wiederholt außerordentliche Zuschüsse aus staatlichen Mitteln erbeten werden; die Domkirche in Passau ist an diesem „Beitrag" nicht beteiligt.

Die Säkularisation hat bekanntlich der katholischen Kirche in Bayern große Vermögenswerte entzogen. Inzwischen hat das kirchliche Vermögen durch sparsame Verwaltung, durch zahlreiche Schenkungen und Stiftungen sich wieder vermehrt. Aber die Zinsen der kirchlichen Stiftungskapitalien im Zusammenhalt mit den Gebühren und sonstigen Einnahmen reichen bei weitem nicht hin, um die stetig steigenden Bedürfnisse für Bauunterhaltung, Gottesdienst, Vollzug der Stiftungen usw. zu befriedigen. Um wieder auf die Diözese Passau zu kommen, so wird ein erheblicher Teil dieser kirchlichen Bedürfnisse Jahr für Jahr durch freiwillige Beiträge der Gläubigen gedeckt. Der Diözesan-Schematismus enthält eine kurze Zusammenstellung dieser Gaben, welche jedesmal viele Tausende ausweist. Für Kirchenbauten in der Diözese sind in den letzten Jahren etwa 9000 ℳ jährlich an freiwilligen Staatsbeiträgen gegeben worden. Andere Mittel wurden durch Kirchenkollekten und Kirchenbaulotterien aufgebracht. Nach amtlichen Mitteilungen an den Landtag hatten 1917 11 neugebaute Kirchen der Diözese noch eine Schuldenlast von zusammen 284,000 ℳ. Mehrere Gemeinden erheben Kirchenumlagen bis zu 30 und 35, eine Gemeinde 44% des Steuersolls. Gesuche um Kirchensammlungen für notwendige Neubauten oder Erweiterungen liegen so viele vor, daß es 30 oder 40 Jahre dauern wird, bis die letzten befriedigt werden können. Wenn man für unsere kleine Diözese nur die allervordringlichsten rechnet, müßte mindestens eine Million an Baukosten aufgebracht werden. In anderen Diözesen sind die Verhältnisse teilweise noch schlimmer, besonders in der Erzdiözese Bamberg, in deren Diasporabezirken schreiende seelsorgliche Bedürfnisse bestehen, zu deren Befriedigung die Mittel nicht aufgebracht werden können.

Was ich hier geschrieben, kann von jeder zuständigen Staatsaufsichtsbehörde bestätigt werden. Die katholische Kirche in Bayern wird vom Staat nicht subventioniert; was der Staat leistet, ist nur ein kleiner Ersatz für die in der Säkularisation eingezogenen Vermögenswerte.

Wie schon erwähnt, stammt das Vermögen der Kirchen fast ausschließlich aus freiwilligen Gaben der Gläubigen und aus Stiftungen, deren Obliegenheiten erfüllt werden müssen. Was die Sozialdemokraten verlangen, daß diejenigen, welche ein gottesdienstliches Bedürfnis haben, auch die Mittel dafür aufbringen sollen, das haben die bayerischen Katholiken schon bisher in weitgehendstem Maße erfüllt und erfüllen es auch jetzt mit einem staunenswerten Opfersinn. Der kleinste Bauer gibt gerne für die Kirche; er betrachtet sie als **seine** Kirche, auf deren Schmuck alle in der Gemeinde stolz sind. Ein Angriff auf dieses Vermögen bedeutet einen **Raub an dem, was die Gläubigen aus ihrem Privateigentum für den ihnen am Herzen liegenden frommen Zweck gegeben haben.** Bei Einziehung des Kirchengutes müßten die notwendigen Ausgaben durch Kirchensteuern aufgebracht werden; zu den Lasten, welche der grausame Krieg bringt, würde eine **neue schwere Belastung** einer jeden Kirchengemeinde, insbesondere auch **aller kleinen Leute** kommen. Der Raub an Kirchengut würde zum großen Teil dem **religionslosen Großkapital zugute kommen.**

Es ist Tatsache, daß bisher bei allen Beraubungen des Kirchenvermögens unersetzliche Werte an Kunstgegenständen vernichtet worden sind; es ist weiter Tatsache, daß hierbei für den Staat jedesmal nur ein ganz kleiner Betrag abgefallen ist, während der **größte Teil des Raubes in die Tasche von Leuten geflossen ist, welche für die Einziehung des kirchlichen Vermögens sich am lebhaftesten betätigt hatten.** So war es bei der Säkularisation in Bayern vor 100 Jahren, so war es vor 20 Jahren in Frankreich; es sind die schamlosesten Beispiele von Betrug und Unterschlagungen bekannt worden. Auch jetzt fragt man sich vielfach, ob gegen das Kirchengut deshalb so lebhaft gehetzt wird, damit gewisse Leute einen großen Gewinn bei dem Geschäfte machen oder ihren Kriegsgewinn inzwischen in Sicherheit bringen können. Die radikalsten Revolutionsschreier Sontheimer und Mühsam in München waren bekanntlich so hochherzig, zuzugestehen, es könnten die Kirchen am Vormittag den gläubigen Christen für ihren Gottesdienst belassen werden, nachmittags aber müßten sie für Abhaltung von wissenschaftlichen Vorträgen und Konzerten zur Verfügung stehen; Theater und Tanzunterhaltungen würden wahrscheinlich bald nachfolgen. Auch in München scheinen manche Kreise schon ganz toll geworden zu sein.

Heilige Nacht in ernster Zeit.[1]

Schwer von dunkeln Banden ist die Welt umsponnen,
Schwarze Schatten steigen aus des Abgrunds Bronnen,
Tot, erloschen scheinen alle Himmelssonnen.

Nur mit unerbittlich mitleidlosen Händen
Schliesst die Nacht uns ein in ihren ehrnen Wänden,
Dass wir keines Sternes tröstend Leuchten fänden.

Da und nun im atemlosen tiefen Schweigen
Sieht die Welt im roten Flammenschein sich zeigen
Jene Reiter, denen alle Macht zu eigen!

Einer naht als Richter auf dem weissen Pferde,
Rotes Kriegsross eines zweiten stampft die Erde,
Hunger droht vom schwarzen Ross mit Hohngebärde,

Furchtbar schrecklich, taub für alles Flehn und Bitten,
Kommt der Tod zuletzt auf fahlem Ross geritten,
Und Gespenster folgen grinsend seinen Schritten.

Da zur Erde sinkt die Menschheit qualbezwungen,
Sieht der letzten Tage Schrecknis eingedrungen,
Und das Richtschwert strafend über ihr geschwungen.

.... Da horch, erklingt ein wunderholdes Tönen
In aller Schreckensnächte Graus hinein,
Die bangverstörten Herzen zu versöhnen
Und sanfte Labung ihrer Not zu sein.
Schon uns're Mütter kannten diese Weise
Und deren Müttern war sie wohlvertraut,
Ja, Tausende schon sangen sie im Kreise
Der Ihren, frommgemut und stillerbaut.
Wie viele Andachtsflammen hat's entfacht,
Das liebe Lied von stiller heil'ger Nacht!

Vor hundert Jahren ward's zuerst gesungen
In sternenklarer heil'ger Weihnachtszeit.
In einem stillen Kirchlein ist's erklungen,
Fernab in grüner Bergeseinsamkeit.
Zwei gläubig schlichte Männer sind's gewesen,
Aus deren Herzen Wort und Weise quoll,
An deren Süsse manches Herz genesen,
So manche Seele Trost gewinnen soll.
Sie ahnten kaum, wie Grosses sie erdacht
Mit ihrem Lied von stiller heil'ger Nacht.

Und heute? Wie dereinst vor hundert Jahren
Weht milder Gottestrost aus diesem Lied.
Umdräut von Sorgen, Aengsten und Gefahren,
Preis allem Uebel, das vom Glück uns schied,
So sind wir doch von Gott nicht ganz verlassen,
Horch auf das Lied, du vielgeprüftes Herz!
Kannst du die frohe Botschaft nicht erfassen?
Die Gnade stieg ja einmal erdenwärts
Und hat ein Gotteskindlein uns gebracht
In wunderbarer stiller heil'ger Nacht.

Drum seid getrost in allen bittern Leiden,
Drückt auch die Last des Lebens noch so schwer!
Nichts kann uns ja von Gottes Liebe scheiden,
Ist's noch so schwarz und finster um uns her.
Ein Sternlein leuchtet uns von Gottes Gnaden,
Der Heiland führt uns aus der Nacht zum Licht,
Nur mutig weiter auf den rauhen Pfaden,
Dann mangelt uns die wahre Hilfe nicht!
Und endlich wächst für uns in voller Pracht
Des Himmels Glück aus dieser heil'gen Nacht.

Anna, Freiin von Krane.

[1]) Zum Gedächtnis der Hundertjahrfeier des Liedes: „Stille Nacht, heilige Nacht."

Wirkungen des Frauenwahlrechts.

Von Dr. Stölle, Ulm a. D.

Die allermeisten, seien es Gegner oder Freunde des Frauenwahlrechts, Männer oder Frauen, sind sich nicht klar über die **ungeheuere Tragweite** dieser Neuerung über die Folgen für unsere ganze künftige Kultur, Folgen, die zwar nicht sofort eintreten werden, aber in der Linie folgerichtiger Weiterentwicklung liegen und ihren Einfluß geltend machen werden auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete.

In politischer Hinsicht werden die Frauen zunächst in Eile auf die Wahlen vorbereitet, und das Nächstliegende ist, daß sie sich einfach den politischen Parteien der Männer und deren Parteiprogramm anschließen. Ausnahmen davon sind zu-

zeit noch nicht zu erkennen. Die einzelnen Parteien nehmen auch Frauen unter die Zahl ihrer Abgeordneten auf. Es werden deshalb bei den kommenden Wahlen, die streng genommen reine Parteiwahlen sind, auf den einzelnen Parteiwahlzetteln Männer und Frauen als Abgeordnete nebeneinander stehen und ebenso werden beide sowohl von Männern als von Frauen gewählt werden. Das dürfte jedoch nur ein mehr oder weniger langer vorläufiger Zustand bleiben. Es ist möglich, daß die Frau, sich ihres Eigenrechts und Eigenwerts auch in politischer Hinsicht bewußt, zu eigener Parteigründung und eigenem Parteiprogramm schreitet, um die spezifisch weiblichen Werte und Ideale zu betonen. Dabei ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen, daß solche weibliche Parteien auf weiten Gebieten mit den Männern zusammengehen. Wahrscheinlicher ist vielleicht die andere Entwicklung, daß die Frauen innerhalb der Männerparteien ihren Einfluß in oben genanntem Sinne geltend machen und dieselben auf diese Weise umgestalten. Auf welche Art und Weise die Frau ihren spezifisch weiblichen Einfluß geltend macht, damit unsere ganze Kultur, die seither fast nur auf rein männlichen Werten und Idealen aufgebaut war, einen weiblichen Einschlag erhält, ist schließlich Nebensache. Die Hauptsache ist, daß die künftige Kultur das Produkt zweier Komponenten sein wird, eines männlichen und eines weiblichen.

Sind wir einmal soweit, oder auf dem Wege dazu, dann wird im Verhältnis des Fortschritts in dieser Richtung, so verwunderlich diese Behauptung auf den ersten Augenblick klingen mag, der virile Frauentypus, das „Mann-Weib“ verschwinden und der rein weibliche Typus erhalten bleiben. Diese paradox klingende Behauptung wird in ihrer Richtigkeit erst erkannt, wenn man die Entstehung jenes „Mann-Weib“-Typus ins Auge faßt.

Jede Bewegung, die sich gegen herrschende Zustände und Werte wendet, braucht zur Durchführung ihrer Ziele Personen, die sich im herrschenden System als tüchtig und brauchbar, als ausgezeichnet bewährt haben. Da nun unsere Kultur in ihren Werten, Aufgaben und Zielen vorwiegend männliche Züge trägt, muß die dagegen kämpfende Frau zunächst mit den gleichen Waffen kämpfen, muß männliche Züge annehmen, um sich durchsetzen zu können, damit jene Kulturwerte, -Aufgaben und -Ziele einen den weiblichen Eigenschaften entsprechenden Einschlag erhalten. Diesen Kampf besorgt der virile Frauentypus, der folgerichtig verschwinden wird, wenn die Bewegung, für die er kämpft, sich ausbreitet und festsetzt und damit das Ziel erreicht ist.

Damit ist der Haupteinwand, der gegen das Frauenwahlrecht geltend gemacht wird, auf das tote Gleise geschoben. Es entfällt die Besorgnis, die von bevölkerungspolitischer Seite gegen die von ihrem „eigentlichen Beruf“ abgefallenen Frauen geltend gemacht wird, daß diese nämlich die Unfruchtbarkeit befördern. Daß das für den virilen Typus im allgemeinen zutrifft, wird nicht bestritten. „Die Gedanken- und Arbeitskontinuität dieser Frauen ist wenig durchbrochen und abgelenkt durch einen stärker empfundenen Fortpflanzungstrieb, durch leidenschaftliches Gefühl durch erotische Ideen und Phantasien, durch Schwangerschaft, Kinderernährung, durch erotische und mütterliche Sorgenbelastung; diese Frauen weisen, damit einhergehend, von vornherein meist wenig ausgeprägt scharfe psychische und physische sekundäre Geschlechtsmerkmale auf.“ (Scheler.) Mit dem Verschwinden des „Mann-Weib“-Typus verschwindet auch diese üble Folgeerscheinung.

Hier kann mit einem Wort die verderbliche Koedukation an vielen höheren Bildungsanstalten gestreift werden, in deren Schulklassen unter 30—40 Schülern 2—5 Mädchen sind. Sie ist, wie aus der Entstehung des virilen Typus der Frau hervorgeht, mehr eine Folge, als eine Ursache jener Unweiblichkeit. Um mit dem Mann konkurrieren und einen Männerberuf angemessen ausfüllen zu können, mußte der männliche Bildungsgang eingeschlagen werden. Das Mädchen besucht die Knabenschule, Gymnasium oder Realschule, beide in jeder Hinsicht auf dem rein männlichen Ethos aufgebaut: 95—98 % der Mitschüler, alle Lehrer sind männlich; der Lehrplan, die Methoden, die erzieherischen Momente — alles rein männlich. Was kann da von der weiblichen Eigenart übrig bleiben? Das Mädchen lebt sich einfach mit seinem Denken, Fühlen und Wollen ganz in das männliche Ethos ein. Die spezifisch männlichen Ideale, männlichen Werte, männlichen Ziele werden auch von der Schülerin auf- und angenommen. Das ganze Benehmen wird viril, vielfach bis zur Nachahmung männlicher Kleidung und auf der Hochschule bis zur Nachäffung studentischer Unsitten, bis zum Wirtshausgehen, Biertrinken und Zigarettenrauchen. So wird die weibliche Eigenart vollends unterdrückt und es erscheint der „Mann-Weib“-Typus. Paulsen („System der Ethik“ 2, 278) schildert ihn einmal in seiner extremsten Aeußerung als „das gebildete Frauenzimmer, das nur mit Büchern und Bildern Umgang haben mag . . . als die emanzipierte Dame, die raucht, Zola liest, mit Pferden und Hunden umgeht, ihr Haar kurz schert und am liebsten Männerkleider anzöge.“ Soweit geht ja die Vermännlichung für die Regel nicht. Allein mit der Aufnahme männlicher Ideale und Werte geht einher die Mißachtung des häuslichen Berufs und der häuslichen Arbeiten und der Frauen, die solche Tätigkeit ausüben. So kommt das studierende Mädchen leicht in einen ihrem innersten Wesen völlig fremden, ungesunden Intellektualismus hinein, der völlig übersieht, um mit Förster („Lebensführung“ 285) zu reden, „daß der wirkliche ganze Hausdienst, wenn er mit Wille, Geist und Liebe erfaßt und studiert wird, eine Lebensaufgabe bedeutet, die sich an alle Fähigkeiten des Menschen wendet und jedenfalls weit mehr innerlich bildende Kraft besitzt als alle gelehrten Berufe.“ Dazu kommt ein Weiteres! Durch Auslese kommen in der Regel nur die begabteren Mädchen in die Knabenschulen, konkurrieren also mit einer Mehrzahl von durchschnittlich weniger begabten männlichen Mitschülern. Sie zeichnen sich vor diesen aus durch größere Aufmerksamkeit, raschere Auffassungsgabe und anhaltenden Fleiß. Das Mädchen nimmt bald unter seinen männlichen Konkurrenten den ersten Platz ein. Dadurch wird der an und für sich schon dem männlichen Mitschüler gegenüber stärkere Ehrgeiz geradezu ins Maßlose gesteigert. Hochmut und Geringschätzung der männlichen Mitschüler sind die Folge. Letzteres um so mehr, als das Mädchen rascher reif wird als der Knabe und als Oberprimanerin mit ihren etwa 19 Jahren schon im heiratsfähigen Alter steht, m. a. W. in der öffentlichen „Geltung“ schon eine Rolle spielt, in der der gleichaltrige männliche Mitschüler verschwindet. Das kommt z. B. unbewußt zum Ausdruck, wenn das Rektorat einer derartig zusammengesetzten Schule (nur von solchen, nicht von gleichmäßig aus männlichen und weiblichen Schülern bestehenden Schulen ist hier die Rede) die Liste der Abiturienten veröffentlicht und dabei die 15—20 männlichen Schüler einfach mit Vor- und Zunamen bezeichnet, während die 3—4 gleichaltrigen Mädchen die Bezeichnung „Fräulein“ erhalten. Welche Konflikte werden in einem solchen Frauenleben fast unausbleiblich eintreten, wenn die Stunde kommt, in der diese Frau erkennt, daß ihre weibliche Eigenart verkümmert und sie trotz ihrer virilen Bildung doch nicht imstande ist, die männlichen Ideale und Ziele zu erreichen und zu verwirklichen. In einem solchen Frauenleben liegt eine ergreifende Tragik. Es ist die Erkenntnis und das Bewußtsein, daß die harmonische Einheit ihrer Persönlichkeit, vielleicht unheilbar, zerrissen ist. Hat die Frau Anteil an der Gestaltung des Staatswesens, so wird diese Erscheinung verschwinden. Die Frauen werden das Recht in Anspruch nehmen, eine ihrer Eigenart und ihren Eigenwerten entsprechende Ausbildung zu verlangen und damit dann mit den nach ihrer Eigenart und ihren Eigenwerten ausgebildeten Männern gleichberechtigt zu sein. Die spezifisch männliche Bildung wird ihre dominierende, allein gültige Stellung als Wertmesser verlieren, nicht etwa um durch die spezifisch weibliche ersetzt zu werden, sondern beide werden in harmonischer Ergänzung ein Neues schaffen, eine Kultur, die zu gleichen Teilen aus männlichen und weiblichen Eigenwerten besteht.

Von hier aus eröffnet sich uns ein Blick in die Zukunft von unabsehbarer Tragweite. Max Scheler bringt das hier mehr Geahnte als Geschaute zum Ausdruck: „Jede endgültige Steigerung der Berechtigungen der Frau in sozialer, politischer und ökonomischer Hinsicht muß notwendig zu einer inneren Begrenzung der Stoßkraft aller der Werte und Kräfte führen, auf denen unsere gegenwärtige Zivilisation sich erhebt“. Nach ihm ist die Frau „das von Hause aus konservative Wesen, die Hüterin der Tradition, der Sitte aller älteren Denk- und Willensformen, und die ewige Bremskraft eines nach den Zielen bloßer Nationalität und bloßen ‚Fortschritts' dahinstürzenden Zivilisations- und Kulturwagens“. Er erwartet von dieser Entwicklung „eine gewaltige Beimischung konservierender, sammelnder, erhaltender und alle jene Werte neustützender Kräfte, über welche der anarchische, revolutionäre, zersplitternde Geist der Neuzeit wie über etwas ‚Veraltetes' hinwegzuschreiten gewohnt war“. Das

Prinzip der Autorität werde in jedem Betracht, in Staat, Kirche, Gemeinde gewaltig gewinnen, ebenso das Prinzip der Tradition in bezug auf alle nur gedenkbaren Inhalte, Sitte, Recht, Religion, Kunst, Wissenschaft usw. und werde gegenüber dem der „Vernunft" gewaltig gewinnen, wenn auch die männliche Autorität z. B. über die Frau sich verringern und der traditionelle „Gehorsam des Weibes" mehr und mehr verschwinden würde.

Diese Entwicklung vorausgesetzt, welche Behandlung würden z. B. die folgenden Fragen erfahren: eheliches Güterrecht, Ehescheidung, uneheliche Kinder, Prostitution, Geschlechtskrankheiten, Bekämpfung der doppelten Moral, Duell, nicht zuletzt Krieg u. a.? Welche Neuformationen das Frauenwahlrecht in politischer Hinsicht bringen wird, werden wir für Deutschland in absehbarer Zeit erleben. Man kann aber mit Scheler weiter ausgreifen und die Fragen stellen: „Wie würde die politische Gleichstellung der Frauen in Italien auf das Verhältnis des Papsttums zum Staate und zum König einwirken? Wie auf das Verhältnis Frankreichs zum römischen Stuhl?"

Aus diesen wenigen Andeutungen ist schon zu erkennen, daß wir vor etwas ganz Neuem stehen. Eine siegreiche Frauenbewegung bedeutet den Bruch mit der ganzen Vergangenheit und den Anfang einer neuen Zeit. Wir werden geneigt sein, der Ueberzeugung Schelers beizupflichten, nach der es in der gesamten Geschichte keine einzige friedliche Bewegung gegeben habe, die eine so durchgreifende Veränderung aller menschlichen Verhältnisse vollziehen wird wie eine siegreiche Frauenbewegung. Ihr gegenüber werde die Befreiung des dritten Standes in der französischen Revolution — und, fügen wir hinzu: die des vierten Standes in der jetzigen — ihrer dauernden Wirkung auf die Menschheit nach ins Bedeutungslose verschwinden.

Zum Schlusse wollen wir noch mit wenigen Worten von einigen begründeten Bedenken gegen das Frauenwahlrecht reden. Selbst O. Baumgarten (in seinen sonst vortrefflichen „Erziehungsaufgaben des neuen Deutschland", Tübingen 1917) will den Frauen wohl Einfluß in Kirchen- und „vielleicht auch" bürgerlichen Gemeinden einräumen, nicht dagegen in Staat und Reich. Der entscheidende Gesichtspunkt gegen das Frauenstimmrecht in letzterem Umfang sei die Bedrohung der Familienhaftigkeit. Durch das Hereinzerren der Frauen in den öffentlichen Parteikampf werde nicht bloß der Friede des häuslichen Lebens bedroht, sondern vor allem das Vorrecht der Frau geschmälert, sich dem Sturm und Drang des öffentlichen Lebens fernzuhalten und die stillen, zarten Beziehungen des Gemüts und persönlichen Lebens zu pflegen, in denen ihre Stärke und ihre Anziehungskraft auf alle Glieder der Familie beruhe. Dieses durchaus nicht leicht zu nehmende Bedenken bei einem Mann, der in seinem genannten Buche so scharf und klar die Zeitverhältnisse zu beurteilen versteht, ist aber offenbar beeinflußt von der Vorstellung des virilen Frauentypus, den der Verfasser an das Ruder kommen sieht bei Einführung des allgemeinen Frauenwahlrechts. Wir haben oben gezeigt, daß wir im Gegenteil dessen Verschwinden erwarten und zugleich eine Aenderung des seitherigen Parteikampfes durch den starken weiblichen Einschlag, den die ganze Politik bekommen wird. Wie auf allen anderen Gebieten, so ist wohl auch hier die Möglichkeit in Aussicht, daß das „öde Parteigezänk" ganz anderen Formen Platz machen wird, wenn einmal die echtweibliche, nicht die vermännlichte Frau, wie vielleicht anfangs, mitreden wird.

Auch Förster (a. a. O. 300) will vom Frauenwahlrecht nichts wissen. Denn in den Parlamenten würden die Geschicke der Kultur nicht entschieden. Dort werde nur in Rede und Gegenrede dargestellt, was in den Tiefen der Volksseele längst entschieden sei. Darum sei der Einfluß auf letztere, „die stille Wirkung auf die öffentliche Meinung", die Aufgabe der Frau. Die Grundlage, auf der sich Försters Meinung aufbaut, war bisher zweifellos richtig. Sie ist heute völlig erschüttert und die Parlamente werden künftig eine ganz andere Bedeutung haben als seither. Will die Frau entscheidenden Einfluß gewinnen auf die Geschicke der Kultur, so wird ihre Mitwirkung in den Parlamenten nicht zu umgehen sein.

Das Gesagte gilt ähnlich für Paulsens Argumentation (a. a. O. 2, 271 f.), die sozusagen auf dem Militarismus aufgebaut ist. Wer politische Gleichstellung der Frauen fordere, der müsse auch die militärische Gleichstellung fordern. Könne man die Frauen nicht zu Soldaten und Polizisten machen, so könne man sie auch nicht zu Landräten, Richtern, Regierungspräsidenten und Ministern machen. Denn alle obrigkeitliche Gewalt beruhe zuletzt immer darauf, daß sie bewaffneten Männern gebiete. Das war für die vorrevolutionäre und die alte Friedenszeit richtig, allerdings mit der seltsamen Ausnahme, worauf schon J. St. Mill aufmerksam gemacht hat, daß Frauen zu Staatsoberhäuptern berufen wurden, die wie Elisabeth, Maria Theresia, Katharina II. ihre Regierungsfähigkeit hinlänglich bewiesen hätten. Mit dem Zusammenbruch des Militarismus und der kommenden allgemeinen Abrüstung bricht auch die Folgerung Paulsens zusammen.

In Gegensatz zu den Genannten tritt Max Scheler, dessen Aufsatz: „Zum Sinn der Frauenbewegung" (Abhandlungen und Aufsätze 2, 265—292) wiederholt angezogen worden ist. In seiner tiefgründigen, tiefschürfenden Art ist er, den wir einen der Unseren nennen dürfen, dem tiefen Sinn der Frauenbewegung nachgegangen und zu dem oben genannten Resultate gekommen, dem wir uns angeschlossen haben. Seine Ausführungen entstammen der Zeit vor dem Krieg und vor der Revolution, wo man noch keineswegs auch nur ahnen konnte, daß die Verwirklichung jener Gedanken gerade in Deutschland so unmittelbar bevorstünde. Seine damals ausgesprochene Meinung wird uns heute zum heißen Wunsch, daß nämlich „die Vorteile, die sich der Sache der katholischen Kirche aus einem Fortschritt der Bewegung endgültig — wie jeder konservativen Sache — ergeben müssen, in Deutschland unmittelbar praktisch fruchtbar werden" möchten. Es ist eine merkwürdige Erscheinung der Geschichte, daß die Frauen gerade in dem Augenblick zur Mitentscheidung eintreten, wo es sich in letzter Linie um den Kampf zweier Weltanschauungen handelt, um Christentum oder Sozialismus, die nach einem Worte Bebels sich zu einander verhalten wie Wasser und Feuer. Mögen sich alle Frauen der ungeheuren Bedeutung dessen bewußt sein, wofür sie ihren Stimmzettel zum erstenmal zur Wahlurne tragen.

Woher die veränderte Haltung unserer Jugend?

Von Geistl. Rat Prof. Dr. Hoffmann, München.

Die Entwicklung, welche die Jugend während des Krieges durchgemacht hat, ist betrübend. Und doch kann sie nicht wundernehmen; unter den gegebenen Verhältnissen mußte sie so verlaufen. Die Ursachen sind mannigfach; sie liegen teils in der jugendlichen Natur selbst, sind also psychologisch, teils treten sie von außen heran und haben zumeist sozialen Charakter.

Wenn ein Krieg lange dauert, dann bringt er mehr die ungünstigen Instinkte in der Menschennatur zum Aufleben als die edlen Regungen und Strebungen; er trägt zur Verrohung bei. Dieses gilt namentlich für die heranreifende Jugend. Sie hat gleichsam eine seelische Einstellung auf seine schlimmen Seiten und besitzt Eigenarten, die von demselben stark berührt werden und sich unter seinem Einflusse ausbilden.

Ein Zug der jugendlichen Natur geht auf Betätigung, namentlich auf Verrichtung hervorragender Werke, die Ruhm zu finden vermögen, wenigstens im Kreise der Kameraden und Freunde. Wäre der Krieg nach kurzer Zeit beendigt gewesen, er hätte ein hervorragendes Ruhmesblatt in der Jugendbewegung der Neuzeit gebracht. Da aber die Heranwachsenden nicht durchaus und namentlich nicht in den unteren Alterslagen Gelegenheit zu den Heldentaten des Krieges fanden, wandte sich die einmal angeregte gesunde Energie unter dem Einflusse widriger innerer und äußerer Umstände, von denen die letzteren größtenteils sozialer Art sind, zu schlimmen Trieb- und Zweckhandlungen. Es kam zu Vergehen, ja Verbrechen, die zumeist mit Vorkommnissen im Kriege Aehnlichkeit haben. Das Requirieren wurde zum Diebstahl, wobei in vereinzelten Fällen Mord hinzutrat. Charakteristisch war der Zusammenschluß zu Banden.

Die noch unreife jugendliche Natur hat ein nur unentwickeltes Auffassungsvermögen und wird durch ein stetes Schwanken in Stimmung und Willen hin- und hergetrieben. Darum erliegt der Pubeszent gar leicht suggestiven Einflüssen, besonders dann, wenn sie in der Richtung seiner Wünsche und Strebungen gehen. Die Nachahmung spielt eine unheimliche Rolle; dieses offenbart sich außer den Kriegszeiten vorzüglich bei den Selbstmordfällen. Solche Abhängigkeit von der Macht des Beispiels läßt sich auch bei den Verfehlungen der Jugendlichen in der Kriegszeit feststellen. Es bekundet sich eine Nachahmung von Taten unserer Krieger, auf die Verhältnisse des jugendlichen Lebens übertragen, eine Wiederholung von Handlungen der Kameraden und anderer Altersgenossen. Eine „Heldentat" ruft regelmäßig eine Reihe anderer ähnlicher hervor. Fehlt dem Heranwachsenden aber die Energie oder die Möglichkeit zur Ausübung, dann begnügt er sich, solche zu erdichten und seiner Umgebung vorzuspiegeln. Die tollsten Romanbildungen traten auf, in denen

Orden und Auszeichnungen, insbesondere die Erlangung des Eisernen Kreuzes, einen weiten Raum einnehmen.

Der *Nachahmungstrieb erhält eine eigenartige Anregung und Richtung seitens der jugendlichen Phantasie.* Diese ist lebendig, aber auch ausschweifend und phantastisch. Man hat konstatiert, daß gerade Uebeltäter aus der Pubertätszeit an einem Uebermaß der Einbildungskraft leiden, die ihnen grauenvolle, verbrecherische Bilder vorzaubert. Hemmungsvorstellungen hindern in normalen Verhältnissen die Auswirkung solcher Vorstellungen in Handlungen. Hier brachte der Krieg eine recht ungünstige Folge. Die häufig bluttriefenden Berichte vom Kriegsschauplatz, mündliche und schriftliche, ihre Verwertung in Kino und Schundliteratur mit Ausschmückung und Zudichtung beseitigten nach und nach jene Hemmungen. So stellte sich der ganze jugendliche Vorstellungskreis unter das Kriegsleben und nimmt entsprechend dem Zuge der Pubeszenten das Gepräge von Roheit, Auflehnung und auch kriminelle Formen an.

Solche seelische Sonderarten der Jugendzeit finden während des Krieges in äußeren Umständen reichlich Anregung und Ausbildung. In den obersten Volksschulklassen oder auch mit der Entlassung aus der Schule ist die Erziehung des jungen Menschen keineswegs abgeschlossen; man möchte fast sagen, daß sie jetzt erst recht einzusetzen hat. Dazu erfordert sie in diesen Jahren größtes Verständnis und die Fähigkeit, die Mittel nach der jedesmaligen Lage finden und anwenden zu können; nicht selten ist eine feste Hand notwendig. Nun aber brach mit Beginn des Krieges die Erziehung bei vielen jungen Leuten ab, bei anderen setzte, wenn man so sagen darf, eine höhere Erziehung gar nicht ein. In nicht wenigen Familien fehlte ja der Vater, in manchen war zudem die Mutter infolge der Führung des Geschäftes oder aus anderen Gründen verhindert, sich um die heranwachsenden Söhne zu bekümmern, falls diese überhaupt etwas nach ihr frugen. Der Junge war sich vielfach selbst überlassen, beschäftigte sich in seiner freien Zeit mit dem Lesen von Schundschriften, besuchte das Kino oder plante im Kreise von Kameraden die Ausübung von „Taten". Die Zucht der Schule, unter der der Junge noch gestanden wäre, ließ ebenfalls nach oder fiel weg, da die Schulhäuser vom Militär in Anspruch genommen und die Lehrer zahlreich einberufen waren; Knaben, die in der Lehre waren, wurden frei, da der Meister gleichfalls unter den Waffen stand.

Den höchsten *erzieherischen Einfluß auf den Jugendlichen übt eine gute Umgebung aus.* Wie segensreich wirkten da früher die Innungen und Zünfte und in der Jetztzeit noch religiös-sittliche Landgemeinden! Der Krieg hat den Heranwachsenden vielfach und mancherorts gründlich diese Erziehungshilfen weggenommen. Was sahen diese? Der materialistische und selbstsüchtige Geist, der sich vorher nur versteckt und verschämt geltend machte, feierte jetzt Orgien. Ein großes Vermögen auf Kosten der Allgemeinheit erwerben, gleich mit welchen Mitteln, und die Genußsucht zu befriedigen um jeden Preis, war das Bestreben vieler Leute. So geschahen Ungerechtigkeiten, Diebstahl, Bewucherungen; man wandte sich Vergnügungen zu, die selbst in geordneten Zeiten stärksten Anstoß erregen müßten. Die Jugend kam nun auch teilweise mit all diesen Dingen teils in der Wirklichkeit in Berührung, teilweise erlangte sie Kenntnis davon durch Hören und Lesen. Nur Heuchelei, eine pädagogische Lüge kann die Jugend darum darin sehen, wenn die Erwachsenen sie zu einem mäßigen, selbstlosen, idealen und sittlich geordneten Leben anleiten wollen. Nicht wird man sich wundern dürfen, wenn nun die Jungen nicht den Lehren sondern dem Beispiele der Alten folgten, um so mehr, als dieses ja Strebungen und Wünschen der reifenden Natur völlig entsprach.

Auch *wirtschaftliche Ursachen wirkten zum Niedergange mit.* Anfänglich bestand für viele Jugendliche Arbeitslosigkeit und infolgedessen Not. Dann bekamen sie Geld, reichlich Geld, in die Hand. Dieses benützten sie nun vielfach, um den großen Herrn zu spielen. Die Zahl jener jungen Leute, die, teilweise ohne Wissen der Eltern, sich ein Depot bei einer Bank anlegten, ist gewiß nur gering. Das Geld wurde meistens verschwendet und führte auf Abwege, zu Handlungen, die mit dem Gesetze und der Sittlichkeit im Widerspruche stehen. Solche Jungen, die reiche Einnahmen haben, erlangen damit in vielen Fällen einen großen Einfluß auf die Familie. Mütter und jüngere Geschwister sind von ihnen abhängig. Damit glauben sie auch das Recht zu besitzen, den Haustyrannen zu spielen.

Bei entarteten Jugendlichen fällt jede höhere Betrachtungsweise weg. Ein starker Zügel, der sie von ungerechtem Tun zurückhalten könnte, ist gelockert, indem die Furcht vor Entdeckung und Bestrafung geringer geworden ist; der Grund liegt zum Teil daran, daß viele Polizeibeamte einberufen waren. Auch bestand die Möglichkeit, in einer Amnestie eine auferlegte Strafe wieder erlassen zu erhalten.

Vielleicht dürfte auch, um noch einen Punkt anzuführen, *erwogen werden, ob denn die Art, wie man die Jugendlichen von schlimmen Wegen fernhalten und auf gute führen wollte, wohl richtig war.* Zahlreiche behördliche Erlasse hatten für mancherlei Verfehlungen Bestrafungen angedroht. Jugend- und Volksfreunde haben diese begrüßt und gewünscht, daß sie in der Friedenszeit beibehalten würden. Doch bei nüchterner Erwägung und mit Berücksichtigung der jugendlichen Eigenart wird man sicherlich bekennen müssen, daß solche Maßregeln vielmehr den Trotz der Heranwachsenden herausfordern und sie anreizen zur Ausführung des Verbotenen. „Ich will einmal sehen, wer mich hindert, auf der Straße Zigaretten zu rauchen und in das Kino zu gehen!" usw., ist der Gedankengang vieler dieser jungen Männer. Und sie durften bald die Erfahrung machen, daß sie Recht hatten. Manche jener Erlasse sind nur schwer durchzuführen und um andere kümmern sich jene nicht, denen es zukommen würde, über die Ausführung zu wachen. Wir wollen indes nicht unterlassen, zu betonen, daß wir mit dem Gesagten keineswegs die Tätigkeit der genannten Stellen als durchaus unrichtig bezeichnen und der gänzlichen Beseitigung ihrer Anordnungen das Wort reden wollen. („A. R.", Nr. 6.)

Auch der *Strafvollzug* an Jugendlichen darf zum Gegenstand der Ueberprüfung gemacht werden. Tatsächlich sprechen Pädagogen und Jugendrichter die Ueberzeugung aus, daß Gefängnisstrafen nicht geeignet seien, um „dem massenhaften Verbrechertum Jugendlicher, einer der schlimmsten Begleiterscheinungen des Krieges", zu steuern. Schwer scheint es allerdings, etwas Geeignetes in Vorschlag zu bringen.

Gewiß entschieden ist die Ueberzeugung, daß unserem Volke eine schwere Gefahr droht, wenn seine Jugend entartet, und ernste Bestrebungen wurden bereits gemacht, die „Jugendnot", wie sie der langdauernde Krieg gebracht hat, zu heben. Die Wendung aber, welche die politische Lage in unserem Vaterlande in den letzten Wochen genommen hat, droht die guten Absichten zu vereiteln. Die Verhältnisse sind ja derart, daß sie die *ungünstigen Instinkte und Neigungen der Jugendlichen geradezu hervorlocken* und kräftigen. Wer noch an die Zukunft unseres Volkes glaubt und den Mut besitzt, an seiner Hebung mitzuarbeiten, wird in der Tätigkeit zur Erziehung der heranwachsenden Generation eine der vorzüglichsten Aufgaben erblicken müssen. Auf eine Unterstützung durch die staatlichen Behörden dürfte kaum zu rechnen sein; man wird bereits zufrieden sein müssen, wenn von da aus nicht die wichtigsten Erziehungsmittel: *Zucht und religiöse Förderung,* beseitigt oder doch ausgehöhlt werden.

Unter der Trikolore.

Stimmungsbilder aus dem „befreiten" Metz.

Metz jubelt und zittert vor Freude. Was 48 Jahre lang unter fremder Decke heimlich fortglühte, was auf Speichern an Trikoloren und in den Herzen an französischem Nationalismus aufgespeichert war, das kann sich jetzt frei nach außen entfalten in der ganzen warmen Leidenschaft des Romanen. Und wir können es ihnen nicht verübeln.

Wir, die wir vor einem zerschlagenen Vaterlande stehen, ahnen, was es heißt, eine durch fast 50 Jahre getragene Hoffnung endlich der Erfüllung zugeführt zu sehen, wenn es uns auch hart ankommt, Stammesbrüder, deren Herzen wir nicht erobern konnten, von uns wieder scheiden zu sehen — durch die Schuld der Berliner Regierung.

Am 19. November zogen die ersten französischen Truppen unter General Pétain in die Moselfeste ein. Der General ließ unter frenetischem Jubel der Menge am Marschall Ney-Denkmal die „glorreiche Armee vorbeiziehen und wusch so die Schmach ab, die Metz, die Jungfräuliche, getroffen hatte".[1]) Alle Glocken der Stadt läuteten, die „Mutte" dröhnte dazwischen, auf der Symphorieninsel donnerten französische Salven. Luftgeschwader führten ihre Kunststücke auf. Ein Flieger verfing sich in den Telegraphendrähten am Kaiser Wilhelm-Platz (place Royal) und stürzte in die Menge. Im Stadthaus wurde Pétain vom Deputierten Herrn Jung begrüßt. Es folgte der Einzug in die Kathedrale. „Der Paradeplatz (place d'Armes) nahm ein strenges, aber großartiges Aussehen an, als der Marschall und sein Gefolge vom Stadthaus zur Kathedrale hinüberzogen. Der Nebel verfinsterte den alten Platz, der ein so ausgesprochen französisches Gepräge hat; die Kathedrale reckte sich ernst und herrlich empor, ihre Formen tauchten in die sinkende Nacht. Sie öffnete weit ihr großes Portal, um den „großen Soldaten Frankreichs zu empfangen." Generalvikar Pelt sprach die Begrüßungsworte. Die Schüler der Domschule sangen das Te Deum. Am Grabe des letzten französischen Bischofs wurde ein Vaterunser gebetet.

Dann begab sich der Zug zum Bezirkspräsidium. Die Militärkapelle spielte die Marseillaise. „Welch ein Gegensatz zwischen den flammenden Tönen des französischen Nationalgesanges und dem nüchternen, gemachten „Heil Dir im Siegerkranz", das so oft seit 48 Jahren an demselben Platze bei den Kaiserempfängen gesungen wurde. Vor der Besitznahme des Bezirkspräsidiums durch M. Mirman sollte die Marseillaise an diesem öffentlichen Gebäude widerhallen, um die deutschen Echos zu verjagen, die sich dort seit fast einem halben Jahrhundert angesammelt haben." Der General Maud'Any, Gouverneur von Metz, setzte Mirman, den commissaire de la République, in sein Amt ein.

Marschall *Foch* wurde am 26. November in Metz empfangen. Auf der Chambière Insel hielt er die Truppenschau der „zivilisierten Armee mit den sanften Sitten, der männlichen Disziplin, geschult durch ein volkstümliches, höfliches Kommando". An die 39. Division richtete

[1]) Die Zitate sind entnommen den Nummern 2—12 der französischen Metzer Presse, die seit dem 18. November unter dem Titel erscheint: „Le Messin" — „Le Lorrain" — „Le Courrier". Journal intérimaire, édité à titre provisoire et en commun par les trois journaux de Metz, interdits le 31. juillet 1914.

der Feldherr unter anderem diese Worte, kurz, befehlsmäßig, imponierend: „Die 89. Division hat herrliche Regimenter. Ich mußte sie sehen. Gedenken wir der Toten. Ihr Andenken bleibt. Ich bin befriedigt. Ich habe Euch bewundert.“ Beim Empfang in der Kathedrale fand Msgr. Pelt dem alten Schüler von St. Clément (dem bischöflichen Gymnasium in Metz) gegenüber besonders herzliche Worte.

Die trunkene, wahnsinnige Freude der Metzer schien den Nancyern noch nicht laut genug zu sein. So rechtfertigt denn die Metzer Presse die lothringische Art: „Der Lothringer ist kein geräuschvoller Macher, er ist in sich verschlossen, vorsichtig, zögernd (Qui s'y frotte, s'y pique). Wem der Siegesjubel über die Rückkehr zu Frankreich kein Freudejauchzen entlockte, dem preßte er Tränen aus den Augen.“ Mirman gesteht: „Als ich auf den geliebten Domplatz kam, flossen mir Tränen aus den Augen. Ich will nicht versuchen zu schildern, was ich empfand. Ich bin ein Mann der Wissenschaft, bin Mathematiker, ich verfüge nicht über Kunstmittel, meine Gefühle auszudrücken; ich konnte nur leise weinen.“ Von einem Bäcker wird erzählt, aus der Goldkopfstraße, der bei der Ankunft der ersten französischen Soldaten nur die Worte sagte: „Ah! Da sind sie endlich. Oh, mir ist nicht wohl!“ Und er sank auf einen Stuhl und verschied. Die Freude der Metzer beim Einzug der Franzosen war eine der tiefen Freuden, die töten. So meint das Lokalblatt.

Nach all diesen Paraden und Empfängen setzte Mirman die französische Verwaltungsmaschine in Gang. Der Gemeinderat wurde konstituiert. Herr Prevel ist Bürgermeister, unter den sechs Beigeordneten ist eine Dame, was in der französischen Politik eine Neuerung bedeutet. Mirman gibt als Richtlinien seiner Politik die Weisung Clémenceaus an: „En deux mots, mes enfants, vous allez administrer là—bas avec toute votre tête et tout votre coeur.“ Er führt in seinen Erlassen die stolze Sprache des Siegers. Den in Lothringen zurückgebliebenen Deutschen verkündet er: „Wenn auch Frankreich in dem edlen Stolz seiner Siege Dienerin des Rechtes bleibt, so vergißt es doch nicht — vielmehr macht dieses Recht es ihm zur Pflicht, nicht zu vergessen — die Verbrechen, deren Opfer seine Kinder wurden. Diejenigen, die sich damit begnügten, diesen Verbrechen zuzustimmen, werden nicht verfolgt werden; wenn Ihr heute die moralische Verirrung erkennt, in die Euch Eure Gewissenslenker gezogen haben, so überläßt Euch Frankreich voll Mitleid Euren Gewissensbissen; wenn Ihr noch nicht einsichtig geworden seid, so überläßt Euch Frankreich mit Verachtung Eurer Verworfenheit. Aber denen, die an irgend einem Verbrechen teilnahmen, wird es anders ergehen . . .“

Denselben anmaßenden Ton finden wir wieder in dem interessanten Antwortschreiben, das Mirman an Bischof **Benzler** richtete, der das Unglück hatte, ihn zu dem feierlichen Te Deum einzuladen. Mirman lehnte ab, nicht aus religiösen Gründen (Mirman ist Jude). In Lothringen wird es bald keinen Priester und keine Schwester mehr geben, deren Freund er nicht ist. Wie oft hat er nicht die Wangen eines alten Lothringer Pfarrers geküßt, der von den Deutschen verfolgt wurde. Weiter heißt es in dem Brief: „Im deutschen Klerus gab es hohe Würdenträger, die all diese Verbrechen, all diese Schmach verherrlicht haben. „Ich und Gott“ proklamierte der Exkaiser, und sie haben es gewagt, diese Sakrilegien zu segnen! Es ist mir nicht bekannt, daß die Stimme eines einzigen Bischofs, Pastors oder Rabbiners Deutschlands sich erhoben hätte, um öffentlich im Namen des Guten gegen das Böse, im Namen des Wahren gegen das Falsche, im Namen Gottes selbst gegen diese verbrecherische Aneignung seiner göttlichen Hoheit zu protestieren. Ich weiß jedoch, Herr Bischof, daß Sie sich im Schatten bemühten, mehr als einmal die verbrecherischen Hände zurückzuhalten; ich weiß auch, daß Sie unter all dem Uebel gelitten haben, das Sie nicht verhindern konnten. Für diese Bemühungen und diese Leiden haben Sie Anspruch auf meine Hochachtung, die ich Ihnen hiermit öffentlich erweise.“ Nun gibt er die Erklärung, weshalb er nicht kommen kann. Der Bischof singt das Te Deum nur zum Dank für das **Kriegsende**. Der Franzose aber singt es zum Dank für das niedergeschlagene Verbrechen und das triumphierende Recht. Deshalb kann Mirman mit seinem feinen Gewissen das bischöfliche Te Deum nicht mitsingen. — Im übrigen sucht man allgemein Bischof Benzler gerecht zu werden, „der alles Deutsche hintanstellte, um nur Bischof zu sein“.

Auch der Bezirkspräsident von Lothringen, Freiherr v. **Gemmingen**, wird mit einem Lobe abgespeist, weil er die Verteidigung der Zivilbevölkerung übernommen habe. Und das ist sein Glück, sonst hätte ihn Mirman noch schlechter behandelt, wie er es tat. Er erklärte dem Präsidenten, daß der „commissaire de la République“ im Bezirkspräsidium vollständig zu Hause sei. So wurde der verdienstvolle Präsident auf die Straße gesetzt, und Mirman feierte in dessen Räumen seine Feste, als sei er da wirklich ganz zu Hause. In mehr oder weniger fadenscheinige Höflichkeit gekleidet folgt so die Tyrannis im nationalistischen Regime. Alle deutschen Beamten werden entlassen, die Bürgermeister, auch in den deutschen Sprachgebieten, werden durch französische ersetzt. Die französische Umgestaltung der Schule wird kräftig in Angriff genommen. Das Minimum, das zu leisten ist, setzt Mirman folgendermaßen an: 1. Den Schülern müssen Wörter der französischen Umgangssprache als Schriftmuster gegeben werden. 2. Allen Schülern muß die Geographie Frankreichs, seiner Kolonien und seiner Verbündeten gelehrt werden. 3. Die Schüler müssen die Melodie der Marseillaise lernen, wenigstens 2 Strophen dieses „himmlischen Gesanges, deren Unsterblichkeit der große Krieg geweiht hat“.

Diesen positiven Forderungen entspricht das Verbot, deutsche Geschichte, Geographie und Gesang zu lehren. So ignoriert Frankreich den **deutschsprechenden Teil der lothringischen Bevölkerung vollständig** und geht ohne Zucken und Wägen seinen nationalistischen Weg. Zur Erreichung seiner Zwecke kommt ihm der deutsche Schulzwang sehr gelegen. Mirman läßt ihn in seiner ganzen Strenge fortbestehen.

Die deutschen Straßenschilder, denen erst kürzlich der deutsche Militarismus zur Alleinherrschaft verhalf, werden wieder durch französische abgelöst. Alles, was an die Hohenzollern erinnert, wird vernichtet. Le Démaquillage (Entschminkung) ist lebhaft im Gange. Marschall Ney und Fabert blieben unangetastet unter deutscher Herrschaft. Den Hohenzollernstandbildern schlingt französischer Haß ein Drahtseil um, ein Auto zieht daran und die Menge umjubelt die gestürzten Herrscher und kühlt seinen Haß daran in gemeinster Weise. Am Domportal steht der bekannte Prophet Daniel, der die Züge des Kaisers trägt. Französischer Witz legt ihm Handschellen an und hängt ihm ein Schild um: Sic transit gloria mundi. In einem Gedicht heißt es:

„Sur le sol, gisent abattues
les abominables statues
de l'oppresseur cent fois maudit:
L'illustre Guillaume, en prophète,
porte, enchaîné, cette étiquette“:
«Sic transit gloria mundi!»

Auch wirtschaftlich tobt sich der französische Haß aus. Es wird eine Sauvegarde gegründet zur Boykottierung der deutschen Geschäfte. Der „Poète“ eines Regiments ruft selbst die Kinder zum Wirtschaftskrieg auf. Sie sollen keine deutschen Spielzeuge annehmen. „Petits, luttez aussi . . .“

„Sur l'article maudit qui portera la trace
des doigts toujours sanglants de la plus vile race;
levez vos pieds mignons et soyez vaincus
que les boches par là . . . seront deux fois vaincus.
— Debout, petits soldats, pour la lutte future
brisez dans ses produits la fameuse culture.“

Die Wogen des Nationalismus gehen hoch.

In dem ganzen Bilde haben wir noch die hübschen jungen Metzerinnen vergessen, die mit ihrer schmucken Lothringertracht einen frischen, liebenswürdigen Ton in das Treiben bringen. Im Rathaus kredenzen sie vin gris. Im Bezirkspräsidium schmeichelt ihnen Mirman mit den Worten: „Sie haben das heilige Feuer unterhalten, ich neige mich tief vor Ihnen.“ Marschall Foch begrüßen sie auf der Coambière Insel, die Arme voll Blumen, durchbrechen sie die Posten und huldigen dem französischen Kriegskönig. „Mes demoiselles, vous êtes trop belles, vous allez faire peur à mon cheval.“ Am Abend nach Pétains Einzug ziehen lachende Gruppen junger „poilus“ Arm in Arm mit den Metzer Mädels durch die Straßen und singen halbvergessene alte Lieder: „Marguerite, prête moi ton cœur . . . Flotte, flotte, petit drapeau . . .“

Und alle diese jungen Menschen fühlen sich zu Hause, endlich zu Hause. „Das ist nicht mehr die Steifheit, der eitle Dünkel der Deutschen. Das ist die wohlwollende Art, sich den Hof zu machen, die vollendete Höflichkeit, die süße Milde der romanischen Sitten. Gewisse deutsche Elemente, die noch hier sind, stoßen sich an dieser völkischen Herzlichkeit. Sie sind zu steif und unbeholfen, um uns zu verstehen.“ So schreibt die Metzer Tagespresse und beweist, wie wenig sie deutsche Art kennt. Um die Freudenfeuer auf der place Royale (Kaiser Wilhelm-Platz) tanzen noch tief in die Nacht hinein die Lothringerinnen mit den Soldaten den Rundtanz, den einst ihre Großmütter um die Johannisfeuer aufführten. So feierte das weibliche Metz seine Wiedervereinigung mit Frankreich. —

Metz jubelt und zittert vor Freude. — Metz trauert und weint mit verhülltem Haupte. Das Metz der Deutschen, die dort ihre Heimat haben.

Elisabeth Ernst.

Nochmals: Literarische Gewissenserforschungen.

Meine Erörterungen unter diesem Titel in der Nummer 40 der „Allgemeinen Rundschau“ haben in den **weitesten Kreisen einen derartigen Widerhall gefunden**, daß es mir unmöglich war, auf die Zuschriften hin jedem einzelnen Schreiber zu danken. Das Beweismaterial für die absolute Notwendigkeit einer Organisation katholischer Schriftsteller wächst noch täglich. Führende Persönlichkeiten aus katholischen Kreisen haben in heller Begeisterung sich bereits zum Beitritt bereit erklärt. Es steht zu erwarten, daß gerade diese Kreise es unternehmen werden, eine kraftvolle Propaganda für die Organisation in die Wege zu leiten. Leider ist **im Augenblick** der Boden für eine derartige Tätigkeit nicht frei. Wir wissen, daß unsere organisatorischen Kräfte sich heute mit aller Macht den politischen Arbeiten zur Verfügung stellen müssen. Da schweigen Sonderinteressen. Und darum bitte ich heute alle diejenigen, die mein Aufruf entflammt hat zu sofortiger Tat, Geduld zu haben. Wenn die Stunde kommt, wenn die Kräfte, die wir brauchen, frei werden, dann werden wir geschlossen eintreten für die große, ernste Sache. Es sei mir vergönnt, an dieser Stelle allen denen zu danken, die in ihren Briefen praktische Anregungen gegeben haben. Sobald unsere Organisations-Arbeit einsetzt, werden sie verwertet werden.

Maria Köchling, Hamm (Westfalen).



Vom Büchertisch.

Hugo von Schelver: Eisenwurzen. Ein Maria-Zeller Roman. Innsbruck, Verlagsanstalt Tyrolia. 8°. 246 S. 4 ℳ. — Ein lyrisch-episches Erzählwerk von feinem, poetischem Reiz und gottinniger Beseelung. Die nicht gerade lebhaft bewegte, immer aber fesselnd gestaltete Handlung spielt im 10. Jahrhundert. Die Sprache, ohne Anspruch auf archaistische Anschmiegung ist edelschön, das Ganze hoffentlich eine Verheißung auf weiteres, das den fortgesetzten Aufstieg des Dichters bekunden wird. E. M. Hamann.

Can. P. A. Sheehan: Miriam Lukas. Roman aus dem sozialen Leben Irlands. Einsiedeln, Verlagsanstalt Benziger & Co. Pr. geb. 6.60 ℳ. Den Kampf der modernen Kultur (Zivilisation) gegen die allzeitliche des Christentums unter der Losung: „Man darf nicht rückwärts gehen, nicht einmal zurück zu Christus!", beleuchtet dies interessante Buch des verst. berühmten Iren. Das Irische in völkischer und individueller Eigenart ist wiederum prachtvoll lebenstreu gezeichnet, zugleich das Elend des Klassenkampfes zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber; das Elend der Sünde unter den Beraubten und räuberischen Lebensausbeutern; der Hochmut der sich überhebenden „Besseren"; die teilweise Neigung zur Ueberschätzung der herrschenden sozialen Not; der Charakter der schwerflüssigen „guten alten" und der starkbewegten neuen Zeit. Der Verdeutschung merkt man zwar die Uebersetzung an, doch dient eben ihre Art, über das Ganze einen antikisierenden Hauch zu werfen, der des Reizes nicht entbehrt. E. M. Hamann.

Johannes Mayrhofer: Der kleine Abenteurer und andere Geschichten. Ein fröhlich-ernstes Buch für die studierende Jugend. Mit Zeichnungen von Franz Müller-Münster. Regensburg, Friedrich Pustet. 8° 212 S. geb. 4 ℳ. — Johannes Mayrhofer, der Jugendfreund und lebendig frische Erzähler und Schilderer, beweist wieder einmal, daß er die Jugend, zumal die der Pennäler und Akademiker, aus dem Grunde kennt und sie auch mit fröhlichem und ernstem Humor packend darzustellen weiß. Der schmucke Band sollte daher zahlreiche Gabentische zieren. Er wendet sich übrigens an verschiedene Jugendalter: Knaben und Jünglinge. So wird er zur Auswahl-Familienlektüre treffliche Dienste leisten. Der Vortrag ist frisch, flott sogar, und läßt immer den Grund ethischer Vertiefung durchschimmern. Man sieht von neuem klar, ohne das Gefühl aufdringlichen Anstoßes zu solcher Erkenntnis, daß der „einzige Himmel, unter dem alles gedeiht, nur kein Gift", der jener „heiteren" Sicherheit ist, die Gesundheit und wahres Glück vorbedeutet und sich nur unter der Führung christlicher Ueberzeugung gewinnen läßt. E. M. Hamann.

Otto Kley, Die deutsche Schulreform der Zukunft. J. P. Bachem, Köln. Preis: geh. 3.— ℳ, geb. 4.20 ℳ. — Angesichts der Zwiespältigkeit der Auffassungen, die in der Frage der Schulreform in pädagogischen und den übrigen interessierten Kreisen herrscht, ist es zu begrüßen, daß ein Mann, der die verschiedensten Bestrebungen auf diesem Gebiete sicher und klar überschaut, dabei fest auf dem Boden der katholischen Wahrheit steht und mit der Gabe ausgerüstet ist, das Irrige von dem Richtigen zu unterscheiden, daran ging, die ganze Materie zusammenfassend darzustellen. Unter allen Schriften, die bisher über diesen Gegenstand erschienen sind, ist die Arbeit von Kley die vollständigste und beste. Das gesamte einschlägige Material ist in der Schrift systematisch verarbeitet. Dem Verfasser kommt es darauf an, zu zeigen, warum der Gedanke einer Schulreform jetzt so lebhaft die Gemüter bewegt, was an ihm berechtigt, was Ueberspannung ist und wie vom Boden der Wirklichkeit aus zielbewußt der Verwirklichung eines gesunden Reformgedankens näher getreten werden kann und ihm bereits näher getreten worden ist. Er zeigt den Willen zu freudiger Mitarbeit von seiten des katholischen Volkes, das die Beseitigung von Wider- und Mißständen fordern muß und erwartet, daß das Wort: „Freie Bahn dem Tüchtigen!" auch ihm gegenüber in die Tat umgesetzt wird. Kley wendet sich an alle Kreise, die an der Schule interessiert sind; seine Schrift kann daher nicht nur allen Lehrpersonen, sondern auch den Politikern in Staat und Gemeinde nicht dringend genug empfohlen werden. Peter Kind, Kgl. Seminarlehrer i. R.

Dr. **Friedrich Zoepfl: Frauenwürde.** Ein Jahrgang Frauenpredigten. Herder. Pr. kart. 5.40 ℳ. — Man kann unserer deutschen Frauenwelt aller Stände und Glaubensrichtungen kaum etwas Besseres wünschen. Scheinbar den Kreis des Alltags nicht verlassend, umschließen diese Ansprachen alle einschlägigen wichtigen sozialen und religiösen Themen für Zeit und Ewigkeit, rücken das zu Erörternde dem Verstande und Herzen ganz nahe, rütteln auf, schärfen und weiten den Blick für Nahes und Fernes, gehen der Wahrheit mutig, auch unnachsichtig zu Leibe, tun aber immer endgültig wohl. Denn dieser edelsinnige Mann kennt für die Frau nicht nur das gebieterische „Du sollst!", das gönnerhafte „Du darfst", sondern vor allem das wahrhaft gütige „Hier ist deine Würde — wahre sie!" Ich verweise da auf das eine vielumstrittene Thema „Die Frau und das staatliche Leben" S. 285 ff. Dr. Zoepfl kommt, angesichts des gänzlich veränderten neuzeitlichen Lebens, zu dem Schluß, es sei nicht bloß der Frauen Recht, im öffentlichen Leben mitzureden und mitzutun, es sei sogar ihre Pflicht, ihre Christenpflicht, weil „eine Pflicht der Liebe". Also hinein mit dem Buch in alle Frauen-, Erzieher und Seelsorgerbüchereien! E. M. Hamann.

Eucharistische Funken. Blütenlese frommer Gedanken und Gespräche zu Füßen Jesu im allerheiligsten Altarssakramente. Aus dem Italienischen übersetzt von Ottilie Bödiker. 8° (139) Freiburg i. B., Herder, 1918. Geb. ℳ 2.60. Es werden die Gerechten glänzen und wie Funken im Röhricht hin- und herlaufen, heißt es im Buche der Weisheit, 3, 7, und im Neuen Testamente spricht der Herr: Ich bin gekommen, um Feuer zu senden auf die Erde, und was will ich anders, als daß es angezündet werde? Luc. 12, 49. Diese beiden biblischen Sprüche bilden gleichsam die Leitsätze für das obige Betrachtungsbuch. Aus der Feder eines gottbegnadeten italienischen Priester-Dichters herfließend und in ein anmutiges deutsches Sprachgewand gekleidet, können die schlichten und doch warmen Anmutungen dazu dienen, das Feuer der eucharistischen Liebe in den Herzen des katholischen Volkes, namentlich der gebildeten Frauenwelt, anzuzünden. Besonders hervorzuheben ist die praktische Anwendung der Betrachtungspunkte auf das tägliche Leben, wodurch der pädagogische Wert des Büchleins nicht wenig gehoben wird. Prof. Dr. N. Hilling.

Das Bild Christi im Wandel der Zeiten. Einhundertdreizehn Bilder auf 96 Tafeln, gesammelt und mit einer Einführung, sowie mit Erläuterungen versehen von Hans Preuß. 215 S. 8°. R. Voigtländers Verlag. Leipzig. Preis 3.50 ℳ. Das Buch des Erlanger Theologieprofessors versieht seine Zusammenstellung von Bildern des Heilandes mit einer kritisch gehaltenen ikonographischen Einleitung und begleitet überdies jedes Bild mit einer kurzen Erläuterung. An Veröffentlichungen ähnlichen Inhaltes fehlt es nicht; eine der bedeutendsten ist das im Bachemschen Verlage zu Köln erschienene Werk von Dr. W. Rothes. Zu den Eigenschaften dieses Buches verhalten sich die des Preußschen in wesentlichen Beziehungen entgegengesetzt. Der konfessionelle Standpunkt, der bei einer kunstgeschichtlichen Arbeit — und gar bei einer über dieses höchste Thema — zurückzutreten hätte, macht sich in der allgemeinen Auffassung des protestantischen Autors, in der Auswahl der den Zeiten seit der Religionsspaltung angehörigen Bilder, sowie in gar manchem Urteil wenig zum Nutzen des wissenschaftlichen Wertes der Publikation fühlbar. Gewisse Anzeichen lassen aber auch darauf schließen, daß die Einseitigkeit des vom Verfasser eingenommenen Standpunktes sich nicht lediglich aus Gründen konfessioneller Natur, sondern auch daraus erklärt, daß er sich ein Thema gestellt hat, das er nicht in vollem Umfange überblickt. Hierauf ist es vielleicht mitzuschieben, daß wichtigste Erscheinungen gänzlich fehlen. So das Christusidealbild der Beuroner Kunst; auch solcher Künstler wie Fugel oder Samberger geschieht keine Erwähnung. Ferner bleiben Bildhauer wie Georg Busch, Wadere, Schmitt unerwähnt, während den braven Schnitzern des Grödnertales immerhin ein Lob zuteil wird. Oberammergau aber hat er vergessen. Die Urteile über die Byzantiner, aber auch über Rubens, Cornelius u. a. m. sind zum Teil überaus anfechtbar. An tatsächlichen Versehen ist kein Mangel. Mit seiner Auffassung modernster Malereien dürfte der Verfasser auch in weiten protestantischen Kreisen wenig Zustimmung finden. — An wissenschaftlichem Werte steht zu diesem Buche in anerkennenswertem Gegensatz eine gleichfalls von einem protestantischen Verfasser herrührende kleine Schrift kunstpolemischen Inhaltes: **Die „ältesten Porträts" Christi und der Apostel** von D. Dr. Georg Stuhlfauth, Hutten-Verlag, Berlin. Anlaß zu der Schrift gab die 1910 in Antiochia angeblich gemachte Entdeckung einer Anzahl frühchristlicher Goldschmiedewerke. Zu ihnen gehört auch ein großer silberner Kelch, dessen getriebener Reliefschmuck zweimal den Heiland und außer ihm zehn Apostel zeigt. Dieser Kelch ist von seinen Pariser Käufern nach Neuyork befördert worden. Daselbst hat sich ein gewisser Gustavus A. Eisen gefunden, der im „American Journal of Archaeology" die Auffassung zu vertreten unternahm, jene kleinen Figuren trügen die bildnismäßig authentischen Gesichtszüge der Dargestellten. Somit hätten wir endlich die längst gesuchten Porträts Christi und der meisten Apostel. Stuhlfauth weist voll überzeugend nach, daß es sich bei der Eisenschen Schrift um das Erzeugnis eines Mannes handelt, dem im ganzen wie im einzelnen jede Grundlage des für die Behandlung solcher Dinge nötigen Wissens fehlt. Daß es kein Bildnis des Erlösers gibt und geben kann, ist längst von katholischen wie protestantischen Gelehrten festgestellt und weiteres Nachdenken über diesen Punkt nicht mehr nötig. Es wäre überhaupt überflüssig, der Eisenschen Schrift Beachtung zu schenken, wenn ihre Behauptungen nicht den Weg in die deutsche Presse gefunden und bei uns bereits allerlei Verwirrung angerichtet hätten. Unter völliger Ablehnung der Eisenschen Ideen kommt Stuhlfauth zu dem Ergebnisse, daß der Kelch nicht vom Jahre 57, sondern aus dem 5. bis 6. Jahrhundert n. Chr. stamme. Mir scheint die Sache indes damit noch nicht abgeschlossen, ich vermute vielmehr aus guten Gründen, daß der Tag kommen werde, wo der Kelch sich als Erzeugnis moderner Fälschung herausstellen wird.

Dr. O. Doering.

Was nicht alles gedruckt wird!

Im zweiten Augustheft des „Türmer" las man eine bittere Klage, daß trotz der strengen Papierverteilung, dank welcher manches ernste Werk nicht erscheinen könne, „St. Bureaukratius seinem Vetter Snob natürlich nichts zu leide tue. Zeuge dessen einige neue Zeitschriften, die im Krieg überhaupt erst entstehen konnten," wie eine anscheinend für Kriegsgewinner bestimmte, deren Abonnement 600 ℳ koste. Der „Türmer" hätte seine Klage getrost auch auf andere Erzeugnisse des Snobismus ausdehnen können, z. B. auf Johannes R. Bechers „Päan gegen die Zeit", der in guter Ausstattung unter den Neuen Dichtungen (Leipzig, Kurt Wolff, 1918) gedruckt worden ist. Als Pröbchen einige Zeilen aus den schlechterdings unsinnigen „Vorstrophen", die den Kram einleiten:

Arm-Eicheln fegt Schlucht-Straßen hoch!
Kopf-Distel zischt Wolk-Schwamm ... Mond-Loch — ...
Fleisch schwält Morast. O Glieder! Haut-Haar-Brei!
Entwurzelt Mensch. Zerstampft im Raum-Geschrei.
Kautschuk-Gesindel finsteres manövrirt usw.

Und die „Nachstrophen" machen den würdigen Beschluß:

Nie Frieden so: prallt heftigst gens Gezücht.
Wir Brüder knallend in die Böden schlicht ...
Gezücht in jedem restlos ausgetilgt:
Eröffnet euch zum heil'gen Menschheitsbund.

Auf dem Titel aber prangt ein angeblich der Zeitschrift für Bücherkunde entnommenes Zitat, dessen Echtheit ich im Interesse dieser sonst doch ernst zu nehmenden Zeitschrift beanstanden möchte: „Hier ist ein Dichter von elementarster Kraft, schneidendstem Pathos, zukunftskündender Erwartung unter den Deutschen auferstanden ... Einer aus der Schar junger Dichter und Denker, die das gemeinsame Ziel eint: aus dem Chaos ist das Paradies zu erarbeiten." Ach, wie teuer ist das Papier geworden, und wie geduldig ist es geblieben!

H. Cardauns, Bonn.

Bühnen- und Musikrundschau.

Uraufführung im Nationaltheater. Ueber acht Jahrzehnte hat Christian Dietrich Grabbes Tragödie „Hannibal" auf ihre Uraufführung warten müssen, es war ein Unrecht, daß diese Schuld an den Dichter nicht früher eingelöst wurde, und nun da man dies Versäumnis nachholt, hat man sich einen Augenblick gewählt, da die Aufführung dieses Stückes als ein Unrecht empfunden werden muß, ein Unrecht an den Empfindungen des Volkes in diesen Zeiten schwerer Heimsuchung. Freilich unsere Aestheten, also wohl auch die, die unsere Nationalbühnen berieten, lehren, daß die Kunst Selbstzweck sei und so banale Dinge, wie die gemeine Wirklichkeit auf den Kunstgenuß ohne Einfluß bleiben müßten. Man glaubt wohl, mit dem „Vergnügen", das wir an „tragischen Gegenständen" empfinden, sähen wir hier, wie ein von genialen Feldherrn geführtes Volk trotz glänzender Siege in die Lage kommt, schwere Friedensbedingungen anzunehmen. Dem Feinde aber genügt der halbe Sieg nicht und er verschärft immer weiter dem Ohnmächtigen gegenüber seine Forderung, zerschneidet die Wurzeln seiner Existenz, bis das verzweifelte Volk nochmals zur Waffe greift zu seinem heroischen Untergang. Und da sollen wir wirklich nur an Rom und Karthago denken, wie wir es getan hätten, wenn man uns diese Uraufführung in freieren Tagen gebracht hätte. Es wäre wahrlich ein kaltherziges Aesthetentum, wenn wir es täten; dabei gleichgültig im nationalen Gefühl; ich hoffe, daß man ein so beschaffenes Publikum nicht als das ideale für ein Nationaltheater hält. — Die Zuschauer zeigten, wie mich dünkt, ziemlich Zurückhaltung und der Jubel an dem Ende galt wohl hauptsächlich Steinrück, der als Darsteller des Hannibal und als Leiter der Aufführung Bedeutendes leistete. Die Wiedergabe eines Stückes von Grabbe gehört zu den schwierigsten Problemen. Dieser Dichter war groß, Geniefunken blitzen auf, aber ihm fehlte jede Harmonie in der dramatischen Architektur. Ein betrunkener Shakespeare, witzelte Heinrich Heine von dem Mann, der als Theoretiker die Shakespeare-Manie bekämpfte und doch in seinem Besten ihm viel verdankt. Freilich er vermochte sich nie über seinen Stoff zu stellen, er spiegelt sich auch im „Hannibal" als das Genie, das an der Tücke der Kleinen zugrunde geht. Seine Tragik ist gellendes Hohnlachen. Er verachtete die Menschheit und so schuf er keine Menschen, sondern verzerrte Uebermenschen und Untermenschen. Vermögen wir in Augenblicken sie zu verstehen, so können wir sie doch nicht lieben. Es fehlt ihnen alles, was die Herzen gewinnt. Rom und Karthago treten in Szenen von gewaltiger Unmittelbarkeit vor uns, aber die unbehauenen Steine formen sich zu keinem harmonischen Mosaikbild. Der schnelle Wechsel der Szenen, wie ihn Grabbe erfordert, braucht die Shakespearebühne, wie sie uns Savits einst aufbaute, die nun durch die malende Wirkung des Lichtes manchen Stimmungsreiz gewann. Eine Umwälzung, wie das erste Heft des vom Nationaltheater herausgegebenen „Zwischenaktes" meint, ist dies für uns eigentlich nicht mehr. Das Stück erfordert eine große Zahl von Darstellern. Es stand so ziemlich jeder an richtiger Stelle. Die Volksszenen waren voll Farbe und Leben, gelegentlich etwas laut und in zu scharfer Hervorhebung des Grotesken; aber dies soll nur ein Geschmacksurteil sein, denn es liegt im Wesen Grabbes begründet und findet somit seine Rechtfertigung.

Volkstheater. „Die Steiner-Mädeln", Lustspiel von Eugen Heltai. Wieder ein ungarisches Stück! Wir haben uns schon oft gegen die Einfuhr dieses geistigen Brotes gewendet, dessen Nährwert gleich null ist und dessen Würze einen fatalen Nachgeschmack hat. Diesmal täuscht nicht einmal eine gefällige äußere Form. . . . . Eine saubere Familie diese Steiners! Der Papa starb eben zu früh. Was soll Mama und ihre vier Mädeln machen? Boriska, die älteste, „opfert" sich für die Familie. Damit die Schwestern „anständig" bleiben können, wird sie — nun ja, die Freundin eines geadelten Finanzmannes, der sich die Ansprüche der Familie Steiner viel Geld kosten läßt. Die „brave" Boriska spendet der einen Schwester eine Mitgift und um der anderen eine Stelle zu verschaffen, „soupiert" sie sogar mit einem anderen Lebemann. So wären die Steiners alle sehr zufrieden, wenn das Herz der Boriska nicht einen Streich spielte. Sie verliebt sich in einen armen Dichter, heiratet sie diesen, dann ist das schöne Leben der anderen vorbei. Mutter und Schwestern werden bei diesen Aussichten brutal. Nur Lotte, das Nesthäkchen, nicht. Sie liebt hoffnungslos den Dichter und kommt auf den Gedanken, sich als Familienopfer dem Baron als Ersatz anzubieten. „Machen Sie mich rasch zu Ihrer Geliebten, damit ich bald vergnügt nach Hause gehen kann". Solche Aussprüche mutet uns der „Dichter" zu als Naivetät eines reinen Herzens zu nehmen. Der Baron ist gerührt; Boriska, die Edelmütige verzichtet auf ihr Liebesglück und bleibt dessen Geliebte. So bleibt das Lottchen „rein" und bekommt wahrscheinlich den Lyriker, der sich in seinem Herzen selbst nicht auskennt. Man hat angeblich auch die Stellen gesprochen, die seither (in Wien?) der Zensur zum Opfer fielen. Wir sind eben jetzt frei und jeder Dichter kann sich so kulturlos geben, als er ist. Sittliche Fäulnis, wie diejenige der Familie Steiner, hat man uns schon oft gezeigt, was sie besonders unerträglich macht, ist, daß Heltai sie uns mit soviel verlogener Sentimentalität überzuckert. Das Publikum schien dies anfangs nicht so sehr zu fühlen, vielleicht durch das gute Spiel Poldi Müllers, der Naiven des Deutschen Volkstheaters in Wien. Die ersten zwei Akte wurden sehr freundlich aufgenommen, der letzte aber nur lau. Wir tun die Leute leid, die solch ein Stück als Feiertagsvergnügen wählen werden, leid diejenigen, die enttäuscht von dannen gehen und noch mehr diejenigen, denen es gefallen sollte.

Kammerspiele. Strindbergs Märchenspiel „Schwanenweiß" stammt aus der letzten Periode des Dichters, in der er versuchte, über die verneinenden Tendenzen seines verbitterten Pessimismus zu aufbauenden Gedanken durchzudringen. Es wird im nächsten Hefte, das mehr Raum bietet, hierüber noch einiges zu sagen sein. Die Kammerspiele wissen der problematischen Kunst Strindbergs mit dem nachschaffenden Verständnis zu dienen, das ihnen der Glaube an die Sendung dieses Dichters gibt.

Weihnachtsspiele. Ueber allem steht das jüngst gewürdigte „Christelflein" Pfitzners. Schade, daß das Nationaltheater jetzt die Puppenfee als Anhängsel bietet, deren vergnügte Banalität die Stimmung dieser Romantik auswischen muß. Die Künstlerische Volksbühne bringt wieder das alte aus Ungarn stammende Spiel von der Geburt Christi. Die die schlichte, naive Volkspoesie sehr glücklich verkörpernde Darstellung wurde schon früher gerühmt. Bringen Gärtnerplatztheater und Neues Theater als Kindervorstellung die Dramatisierung von Märchen zu der kleinen Belustigung auf üblichem Niveau, so zeigt „Peterchens Mondfahrt" von G. v. Bassewitz, die Weihnachtsgabe des Volkstheaters, die Stimmungskunst dichterischen Empfindens.

Aus den Konzertsälen. Sehr groß war wieder die Zahl der Klavierabende. Ihr allererstes Konzert gab Sophie Mößmer. Die sehr beifällig aufgenommene Künstlerin, die gute Technik und Geschmack besitzt, wußte besonders bei Chopin sehr Ansprechendes zu geben. Man wird von ihrem künstlerischen Wachsen mit Anteil Notiz nehmen. Freundliche Aufnahme fand wiederum K. Roesger, der als ernst strebender Pianist schon länger bekannt ist. A. Höhn, der bereits im vorigen Winter durch seinen Zyklus Beethovenscher Sonaten sich als ein starkes musikalisches Temperament erwiesen hatte, zeigte sich wieder als ein von tiefem Empfinden beseelter Künstler, der sich auf eine glänzende Technik zu stützen vermag. Auch der Grieche Lambrino besitzt ungewöhnliche musikalische Qualitäten. Impulsives Gefühl vereinigt sich mit großer Feinfühligkeit der Schattierung und plastischer Klarheit. Dieses plastische Gestaltungsvermögen ist ja auch stets an dem schönen, wenn auch minderstark vom Gefühl durchpulsten Spiel von W. Backhaus zu rühmen, der wiederum großen und vollberechtigten Erfolg hatte. Erfreulich ist die Vielseitigkeit seiner Vortragsfolge. Viel Beifall fand auch Gg. Krug, der über eine tüchtige Technik verfügt und durch seine ausgesprochene Begabung sicherlich zu schönen Erfolgen gelangen wird. Der Bioncellist Maurits Frank, der durch einen schönen, großen Ton erfreut, bot u. a. die Uraufführung einer Sonate in D-Dur von B. Seklos. Dieser Komponist ist durch mehrere Werke bekannt geworden, die durch exotische Farbenreize Wirkung erzielen. Die Farbe überwiegt an Stelle einer klaren Linienführung. Die Erfindung ist nicht groß oder schwerwiegend, aber es ist äußerlich nicht ohne Eindruckskraft, was Seklos, der selbst erfolgreich am Klavier saß, schreibt.

München. L. G. Oberlaender.

Finanz- und Handels-Rundschau.

Wirtschafts-Demobilmachung — Britisches Ausfuhrverbot für deutsche Waren — Friedrich Krupp A.-G. dividendenlos — Die kommende grosse Kriegsabgabe.

In Nord und Süd mehrt sich der Ruf nach einer geordneten Zentralgewalt und nach innerpolitischer Ruhe, um endlich durch Arbeit und Schaffensgeist geregelten Friedenstagen näherzukommen. Die letzte Woche erbrachte in wirtschaftlicher Hinsicht nur geringfügige Besserung! Im Zusammenhang mit den unverantwortlichen Arbeiterausständen übten die grosse polnische Bewegung in Oberschlesien, die innerpolitischen Vorgänge, namentlich in den Arbeiter- und Soldatenparlamenten, die erheblichen Arbeiterdemonstrationen in den Grossberliner Betrieben und die Wühlereien der Spartakusleute einen starken Druck auf die Gesamtstimmung aus. Die warnenden Stimmen gegen die Bestrebungen der Sozialisierung unserer Wirtschaft mehren sich. Namentlich die Ausführungen des Aufsichtsratspräsidenten der A. E. G., Walter Rathenau, wurden beachtet. Derselbe erblickt u. a. in den der Industrie entstehenden Belastungen durch die hochgeschraubten Lohnforderungen, auf den achtstündigen Arbeitstag umgerechnet, den Grund zu schweren politischen Gefahren. Voraussetzung für eine Industriesozialisierung müsse eine weiter ausgestaltete und gestärkte Tragfähigkeit unserer Wirtschaft sein.

Wieweit wir von diesem Stadium entfernt sind, bekunden nicht nur die neuerlichen Arbeiterbewegungen und die zu grosser Zurückhaltung mahnende Lage unserer Schwerindustrie, in erster Linie hinsichtlich Kohlenbelieferung, sondern mehr noch der **Stand der Wirtschaftsdemobilmachung**, wie er aus dem jüngsten Wochenbericht des bayerischen Staatskommissärs ersichtlich ist. Trotz der von Staat, Kommunalverbänden und privaterseits vorliegenden Notstandsarbeiten — im Verkehrsministerium allein schon solche mit einem Arbeitsbedarf von 2 Millionen Tagschichten und einer Gesamtausgabe von etwa 300 Millionen Mark — herrscht in der Unter-

nehmungslust von Industrie und Handel, bedingt durch die Unsicherheit der Verhältnisse, unveränderte starke Hemmung. Durch das britische Ausfuhrverbot für deutsche Ware nach den skandinavischen Ländern wird der Industrie und namentlich dem Exporthandel ein weiterer Schlag versetzt. Infolge der Truppentransporte und der jetzt verschärft einsetzenden Ablieferung von Lokomotiven, besonders Güterzugsmaterial, blieb die Verkehrslage derart unbefriedigend, dass gerade in der Weihnachtswoche eine scharfe Einschränkung im Personenverkehr erforderlich war. Auch der Mangel an Rohstoffen ist besonders für die Gewerbetreibenden sehr drückend. — Der seither so üppig blühenden Kriegsindustrie fällt es schwer, sich auf den Friedensbetrieb restlos umzuschalten Dass die Friedrich Krupp-A.G. Essen dividendenlos bleibt, wurde in der gewisse Widerstandskraft bekundenden Effektenbörse nur wenig beachtet. Vielfache Aufmerksamkeit schenkt man den Vorbereitungen zur Einberufung eines deutschen Wirtschaftkongresses, der alle schaffenden Kreise, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Kapitalisten und Gewerbetreibende, zu einer gemeinsamen Front ordnen will. Auch die von merklichem Erfolg begleiteten praktischen Massnahmen der Reichsbank zur Nutzung und Hebung des Kursstandes unserer Kriegsanleihen wurden, ebenso wie die zwecks Kursregelung für Industriewerte von Berliner Grossbanken mit 24 Millionen Mark Kapital gebildete „Trustbank für Interventionskäufe" vielfach besprochen. Anderseits fanden die bekannt werdenden Einzelheiten des Trierer Finanzabkommens, das Deutschland im Punkte Metallbestand und Volksvermögen schwerwiegende Verpflichtungen auferlegt, begründete Beachtung. Namentlich Auslandsrenten erfuhren hierdurch empfindliche Kursabschläge. Die vom Reichsschatzsekretär Schiffer gemachten Mitteilungen über „die grosse Kriegsabgabe" in schätzungsweiser Höhe von 30—50 Milliarden Mark blieb, da sie als notwendig erachtet wird, einflusslos, wie die Ankündigung, dass den Bundesstaaten und Gemeindebehörden nunmehr der Zugang zum Kapitalmarkt wieder geöffnet wird. Die Einzelstaaten dürften jedoch auch fernerhin ihren Geldbedarf möglichst durch kurzfristige Schatzanweisungen befriedigen. Einer der wenigen Lichtblicke ist der gegenseitige Versuch der Wiederanknüpfung unserer Handelsbeziehungen zu der amerikanischen Union. Vor Klärung der Friedensbedingungen wird jedoch auch hierin keinerlei sichtlicher Fortschritt zu erzielen sein. Auch eine unbedingt erforderliche Hebung unserer Reichsmarkdevise wird hierbei vorausgesetzt. Die Errichtung einer neuen Behörde für den Aussenhandel und die Herausgabe von „Nachrichten für Handel, Industrie und Landwirtschaft" sind nur vorbereitende Schritte. Vorerst heisst die Parole unverändert: „Ruhe und Ordnung" und dies um so mehr, als die sich mehrende Arbeitslosigkeit besonders in den Grosstädten die Schaffung geregelter Verhältnisse fordert. Hoffentlich bringt das neue Jahr bald eine Wendung zum Bessern!

München M. Weber.

Vom Büchermarkt.

Frankreich und das linke Rheinufer. Von Prof. Aloys Schulte. Geh. M 10.—, gebd. M 12.—. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Jos, der Feigling und andere Novellen. Von Hans Steiger. Geh. M 3.50, gebd. M 5.— — **Mari Madlen.** Roman aus der Rhön. Von Dr. Leo Weismantel. Geh. M 5 —, gebd. M 6.50. (Kempten, Jos. Kösel.)

Sonnenblicke. Walten und Wirken einer Mar. Kongregation. Von Maria Müller. M 2.90. — **Höhenwege.** Erzählungen aus dem Leben. Von E. Frohgemut. M 3.05 (Sodalenbücher Bd. 2 und 4). — **Warum Zölibat unserer Priester?** Von Prof. Dr. Joh. Chrys. Gspann, brosch. M 2 31. — **Aesthetische Literarische Arbeiten.** Von Dr. Oskar Katann. Brosch. M 10.—. (Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck, Wien, München.)

Benedikt Patzenberger. Aus der Komödie seines Lebens. Ein Roman in 3 Büchern. Von Roland Betsch. 6.—10. Aufl. M 5.50. (Breslau, Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn.)

Glückhafft Schiff. Jahrbuch Lübeckischer Dichter. Herausgeg. von Kurt Ziesenitz. Brosch. M 4.50, gebd. M 5.75. — **Wie gewinnen wir unser Volk für gute Literatur?** Von F. W. Brepohl. M 1.25. (Bad Nassau, Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur.)

Der Pfarrer als Pfleger der wissenschaftlichen und künstlerischen Werte seines Amtsbereichs. Von Paul Bretschneider. (Breslau, Franz Goerlich.)

Männerschande — Frauenknechtschaft. Die Prostitution vom Standpunkte der Frau. Von Helene Eiert. — **Friede auf Erden.** Aufruf zur Völkerversöhnung. Von Dr. Max Joseph Metzger. (Graz, Verlag Volksheil.)

Durch Ukraine und Krim. Von Dr. Fritz Wertheimer. Mit 1 Karte u. 18 Abbildungen. Geh. M 3.20, gebd. M 4 50. (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung.)

Ausgewählte Werke. Von Pfr. Xaver Herzog. V. Bändchen. Fr. 2.50. (Luzern Räber & Cie.)

Aus Deutschlands Waffenschmiede. Mit vielen Bildern und Tafeln. Von Dr. J. Reichert M 2 50. (Berlin-Zehlendorf-West, Reichsverlag.)

Gedichte. Von Lisl Berg. M 2.—. (Augsburg, J. W. Himmer.)

Hinter dem Stacheldraht. Kriegsgefangenenlager Münsingen. M 3—. (Stuttgart, Hugo Matthäs.)

Schluß des redaktionellen Teiles.

Berichtigung.
In dem Inserat des Verlags Badenia betr. Morgen- und Abendgruß zum Herzen Jesu in Nr. 51 ist ein Druckfehler zu berichtigen. Der Einzelpreis der Ausgabe B beträgt nicht 50 Pfg., sondern 5 Pfg.

Das Inhaltsverzeichnis des Jahrganges 1918 der Allgemeinen Rundschau liegt dieser Nummer bei.

Die „A. R." das Anzeigenorgan des Buchhandels!



Statt besonderer Anzeige.

Am 21. Dezember abends ist unser innig geliebter Vater, Grossvater, Bruder, Schwager und Onkel

Herr Geh. Hofrat
Dr. Adolf von Stroell
Direktor der Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank a. D.

einem Schlaganfall erlegen.

München, 22. Dezember 1918.

Im Namen der tieftrauernd Hinterbliebenen:
Elisabeth Hemmer, geb. Stroell
Fritz Hemmer, Major
und zwei Enkel.



Die armen Kinder des oberen sächsischen Erzgebirges

bitten mit Erlaubnis ihres Bischofs um eine Gabe zur Gründung einer Kommunikantenherberge. An der sächsisch-böhmischen Grenze der Pfarrei gehen sehr viele Kinder katholischer Eltern der kath. Religion verloren. Manche haben bis zum 12. u. 13. Jahre noch keinen kath. Gottesdienst gesehen. Alle 200 Kinder der Unterrichtsstationen in Oberwiesenthal, Hammerunterwiesenthal, Bärenstein und Jöhstadt müssen protestantische Schulen besuchen, in denen sie nicht viel Erfreuliches über ihre Religion hören. Die Gründung einer Kommunikantenherberge mit einer kath. Lehrperson ist ein dringendes Bedürfnis. Bald beginnt auch der Kommunionunterricht, u. es muß für oft stundenweit entfernt wohnende Kinder für Nahrung und Quartier gesorgt werden. Die Armut der Pfarrkinder zwingt zu dieser Bitte. Der göttliche Kinderfreund will den Barmherzigen mit Barmherzigkeit vergelten.

Das römisch-katholische Pfarramt Annaberg i. E.
Postscheckk. 8832, Leipzig.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Ferdinand Abel, für die Inserate und den Reklameteil: A. Hammelmann
Verlag von Dr. Armin Kausen, G. m. b. H. (Direktor August Hammelmann).
Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- und Kunstdruckerei, Akt.-Ges., sämtliche in München.






UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05603 1381


Digitized by Google